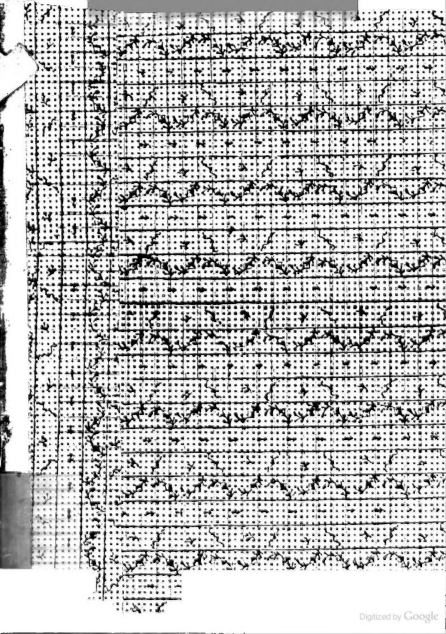
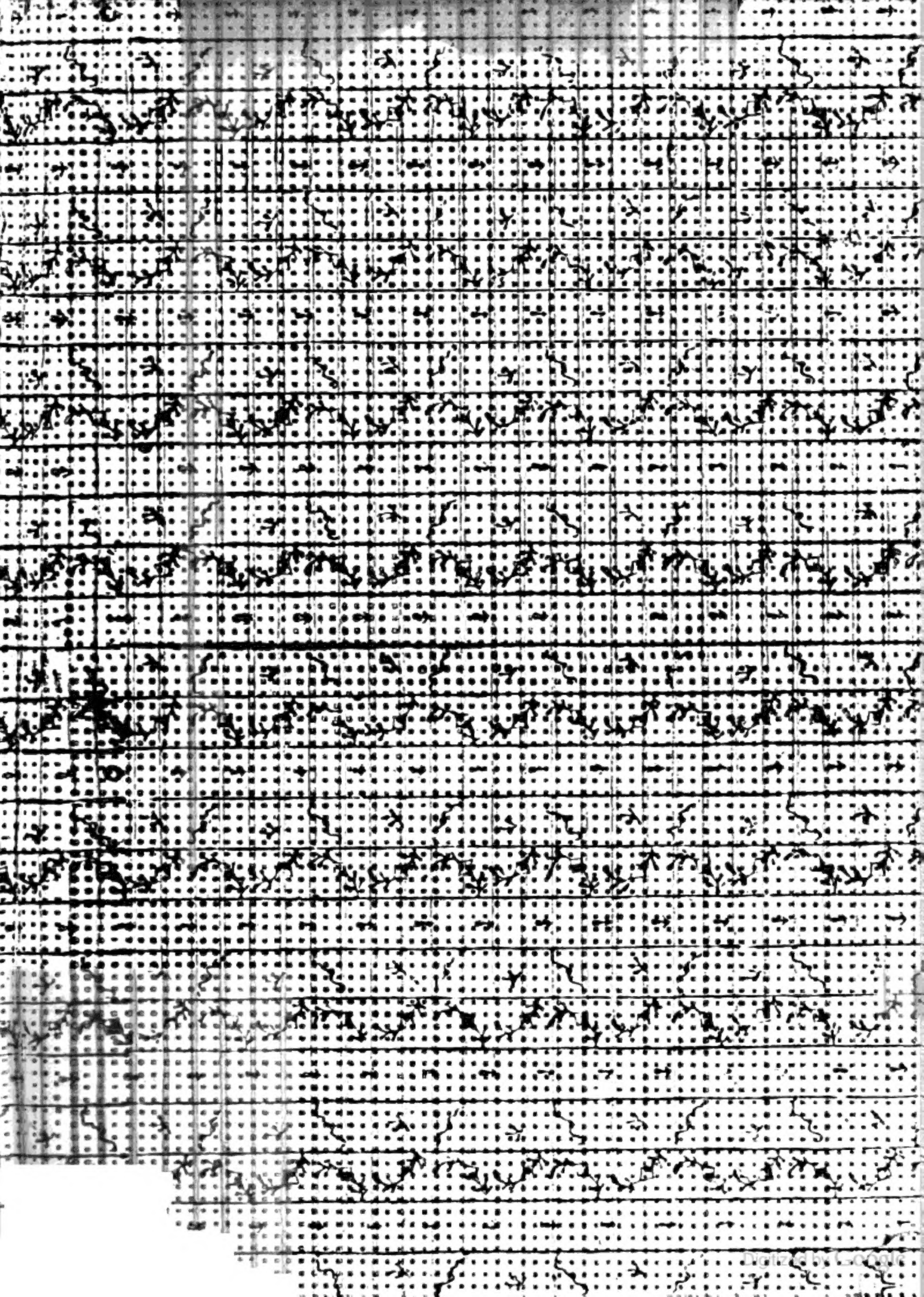
Digitized by Google


Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google

<36609428950016
<36609428950016
Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

~~O. 5.5.93~~

~~Hist lit. Encyclop. 35.~~

2° Enc. 13. (8

Digitized by Google

Deutsche

Encyclopädie

oder

Allgemeines

Real-Wörterbuch

aller Künste

und

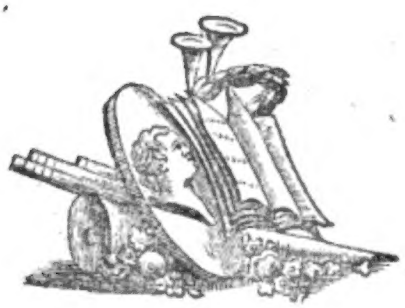
Wissenschaften

von

einer Gesellschaft Gelehrten.

Achter Band.

Ei —— Erz.



Frankfurt am Mayn,
bey Varrentrapp Sohn und Wenner,
M DCC LXXXIII.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Sechste Fortsetzung

der Herren Subscribenten auf dieses Werk.

Herr d'Alberti, Handelsmann in Arbonne.

Herr Aschoff, Apotheker in Bielefeld.

Herr Baron von Autenried, Beysitzer des Kaiserl. und Reichskammergerichts in Wetzlar.

Herr Johann Daniel Bonn, des Raths allhier.

Herr Baron von Gebsattel, zu Lebenhahn, K. K. erster Kreiscommissarius in dem Rzeszover Kreise der Königreiche Gallizien und Ludomirien.

E. Hochwürdige Abtey Hummerath, im Trierischen.

Herr Joh. Christoph Karg, Handelsmann in Nürnberg.

Herr Loskant, B. R. D. und Advocat am Kaiserl. und Reichscammergericht in Wetzlar.

Herr Johann Heinrich Mappes, Handelsmann in Mainz.

Herr Joh. Georg Mösle, Buchhändler in Wien.

Herr Baron von Münchhausen, K. Grosbrittan. und Churbraunschweig lüneburgischer Oberststallmeister in Hannover.

Herr Du Plat, K. Grosbrittan. und Churbraunschweig-lüneburgischer Generalmajor bey dem Ingenieur Corps in Hannover.

Herr Georg Rühl, Handelsmann in Frankfurt.

Herren Sonnleitner und Hörling Buchhändler in Wien.

Herr Joach. Sigmund Tiefbrunner, Buchhändler in Schwobach.

Herr Franz Salesius Wiedemann, Fürstl. Augsburg. Hofcammerrath in Dillingen.

Die Hochlöbl. Wiener Universitäts-Bibliothek.

Digitized by Google

Deutſche Encyclopädie,

oder

Allgemeines Real-Wörterbuch aller Künſte und Wiſſenſchaften.

E.

Eiaramber, (botan.) iſt ein Beyname der Röhre Caſſie, (*Caſſia fiſtula* Linn.) (9)

Eibenbaum, (botan.) iſt der altdeutſche Name des Baumes der unter dem Namen *Taxus* von den Botaniſten beſchrieben wird. Da dieſer letzte Name bekannter iſt, ſo werden wir unten davon handeln. ſ. Taxus. (9)

Eibiſch, (botan.) (*Althea* Linn.) Obgleich Hr. Planer dieſes Geſchlecht mit dem Namen Hemſt, das Geſchlecht *Hibiſcus* hingegen mit dem Namen Eibiſch belegt: ſo können wir ihm doch hier nicht folgen, da der Name Eibiſch gewöhnlicher der Althee gegeben wird. Der Kelch dieſes Pflanzengeſchlechts iſt gedoppelt, der äuſſere einblättrig in neun ungleiche ſehr ſchmale Abſchnitte geſpalten, fortdaurend, und kleiner als der innere. Dieſer beſtehet ebenfalls aus einem Stück und iſt bis zur Hälfte in fünf breitere ſpitzere und fortdaurende Abſchnitte eingetheilt. Die Crone hat fünf an der Baſis verwachſene umgekehrt eyrunde platte am Rande abgebiſſene Blätter. Die faſt nierenförmige Staubbeutel ſitzen in groſſer Anzahl auf Trägern, welche unten in eine Röhre verwachſen, oben aber locker und an der Crone befeſtiget ſind. Der Stempel beſtehet aus einem tellerförmigen Fruchtknoten, einem kurzen walzenförmigen Griffel und vielen (bis zwanzig) borſtenförmigen Narben, die ſo lang als der Griffel ſind. Auf die Blüthe folgt eine Frucht, welche aus vielen rings um den ſäulenförmigen Fruchtboden ſitzenden, und einwärts aufſpringenden Saamenkapſeln beſtehet. Jedes derſelben enthält ein nierenförmiges plattes Saamenkorn. Man zählt folgende Gattungen dieſes Geſchlechts:

Hanfartiger Eibiſch, (*Althea cannabina* Linn. Iacq. auſtr. t. 101. Mill. dict. n. 4. *Alcea cannabina* C. Bauh.) Der rauhe äſtige Stengel wird Mannshoch. Die unterſten Blätter ſind in fünf eingekerbte Lappen zerſchnitten, die oberſten fingerförmig in drey Abſchnitte getheilt, und haben zwo Blattſtützen. Die Blumen entſpringen auf langen äſtigen Stielen aus den Blattwinkeln, und haben purpurfärbige Cronen. Ungarn, Languedoque und Italien ſind das Vaterland.

Officineller Eibiſch, (*Althea officinalis* Linn. Oed. Flor. dan. t. 530. Ludw. ect. t. 1. Blackw. t. 90. *Dioſcoridis et Plinii* C. Bauh. Ibiſch, Heilwurz, weiſſe Pappel, Sammetpappel, *Biſmalva*.) Die Wurzel iſt dickäſtig, lang und weiß; der Stengel

zwo bis drey Ellen hoch, ästig, wollig, wechselsweise mit breiten gestielten länglichen in fünf bis sieben Lappen getheilten weißwolligen Blättern besetzt. An jeder Seite des Blattstieles sitzt ein schmaler gespaltener Blattansatz, die röthlichen Blumen stehen auf Stielen in den Blattwinkeln. Er wächst in Frankreich, England, Deutschland und andern Reichen wild, wird aber meistens in Gärten gezogen. Man hat diese Pflanze als ein Heilmittel schon von den ältesten Zeiten her in die Apotheken aufgenommen. Sie hat in allen ihren Theilen einen zähen schleimigen Saft, und wird als ein erweichendes schmerzstillendes versüssendes Mittel in allen Krankheiten gebraucht, welche von einem scharfen die Nerven reizenden Blut entstehen. Innerlich wird die Wurzel am meisten gebraucht. Auch äusserlich kommt das Kraut der Blumen und Wurzel unter erweichende Aufschläge, zur Zeitigung der Geschwüre.

Raucher Eibisch, (*Althea hirsuta* Linn. Mill. dict. n. 3. Iacq. austr. t. 170. *Althea hirsuta*. C. Bauh. *Alcea villosa* Dalech.) Er wächst in Oesterreich und andern südeuropäischen Reichen. Die Stengel sind wie die ganze Pflanze ausgebreitet, mit Haaren besetzt, die Blätter dreyspaltig, rauchhaarig oben glatt; die Blumen stehen einzeln auf besonderen Stielen, haben einen achtspaltigen äussern und einen zugespitzten inneren Kelch, der so lang als die Crone ist. Die Kronen sind hellfleischfarben.

Sicilianischer Eibisch, (*Altheae Ludwigii* L.) Er hat ganz nackende in Lappen getheilte Blätter, haarige Stengel, Blumen- und Blattstiele. Die Blumen stehen auf besondern Stielen nahe beysammen. Sicilien ist sein Vaterland. (9)

Eibischabsud, (*Decoctum altheae*,) (Pharmacie) ein herrliches Mittel, das als Trank, Bähung und Klistir gebraucht werden kann, wo erweichende und die Schärfe aller Art einhüllende Mittel nöthig sind. Am besten wird er, wann man zwo Loth Eibischwurzel mit einem halben Quartier Wassers kocht, und, wann er zum innerlichen Gebrauche ist, noch etwas Eibischsaft darin zergehen läßt. (12)

Eibischbaum, (botan.) ist ein Beyname des Vogelsbeer Sperberbaumes, (*Sorbus Aucuparia* L.) (9)

Eibischsaft, (*Syrupus de althea*,) (Pharmacie.) Ein Syrup, der, welcher Vorschrift man auch bey seiner Zubereitung folge, erweichende und die Schärfe aller Art einhüllende und unschädlich machende Kräfte hat; vorzüglich in Brustkrankheiten empfohlen, und wo diese Spannung der festen Theile oder Schärfe zum Grunde hat, etwa mit etwas Salzgeist gesäuert, von guter Wirkung ist: Fernel, dessen Vorschrift viele Apothekerbücher gewissenhaft beybehalten haben, machte seine Zusammensetzung ohne Noth weitläuftig: er ließ drey Quintchen Eibischwurz, eben so viel Graswurzel, eben so viel Spargelwurz, eben so viel Süßholz, eben so viel Eibischkraut, eben so viel Glaskraut, eben so viel Libenellenkraut, eben so viel Wegerich, eben so viel schwarzes und weisses Frauenhaar, ein Loth ausgekernter und gereinigter Corinthen, und zwey Loth rother Küchern, alles klein geschnitten mit vier Pfund Wassers so lange kochen, bis nur noch sechs und funfzig Loth Flüssigkeit übrig waren, diese dann durchseihen, und dann vier Pfunde weissen Zucker darin zergehen: die edinburgische Aerzte warfen schon längst die meiste dieser Bestandtheile heraus, und behielten ausser Eibischwurz, Wasser und Zucker nur noch Süßholz und Frauenhaar bey; aber in der letztern Ausgabe ihres Apothekerbuchs lassen sie mit den übrigen brittischen Aerzten auch diese beyde letztere aus, die gewiß die Arzneykraft der Eibischwurz, und die Annehmlichkeit des Safts nicht erhöhen oder verbessern.

Sie lassen achtzehen Loth Eibischwurz, die etwas getrocknet ist, mit acht Pfunden Wassers so lange kochen, bis nur noch die Hälfte zurück ist; da sie die Flüssigkeit durchpressen und durch ein Tuch seihen, einige Zeit lang stehen, damit sich das Unreine daraus wieder setze, dann das Klare abgiesen, und durch Kochen über einem schwachen Feuer vier Pfund weissen Zucker darin zergehen lassen. (12)

Eibischsalbe, (*Unguentum de althea*) (Pharm.) eine erweichende, und aus diesem Grunde zuweilen auflösende und die Schwürung befördernde Salbe, die aber nicht nach dem Eibisch benannt werden sollte, der nur einen geringen Antheil daran hat. Man schmelzt ein Pfund gelben Wachses und zwölf Loth gemeinen Harzes über einem ganz schwachen Feuer zusammen, rührt sie nach und nach unter vier Pfund ungesalzener Butter, die man mit einem Pfunde des aus Eibischwurz, einem halben Pfunde des aus Fönugrec, und einem halben Pfunde des aus Leinsaamen gezogenen Schleims, so über einem schwachen Feuer so lange gekocht hat, bis alle Feuchtigkeit abgedunstet ist, vermenge, mische noch zwey Loth Gilbwurzpulver darunter, nimmt das ganze Gemenge vom Feuer und seihet es durch, und rührt noch ein Loth Terpentin darunter. (12)

Eiceten, waren eine Art syrischer Mönche, die sich von andern dadurch unterschieden, daß sie ihr Gebet tanzend verrichteten. Wenn sie in die Kirche kamen, so nahm ein jeder Mönch eine Nonne unter den Arm, tanzte mit solcher, und sang Loblieder. Sie beruften sich auf das Beyspiel des Moses und der Miriam, welche, nach ihrem Vorgeben, nach ihrem Durchgang über das rothe Meer, getanzet, und Gott ein Loblied sollen gesungen haben. Sie bezogen sich auch auf das Beyspiel Daniels, der vor der Lade des Bundes her tanzte. Ob nun gleich bey vielen alten Völkern der Tanz ein Theil des öffentlichen Gottesdienstes war; so war doch der Tanz dieser Schwärmer etwas ganz anders als der heilige Tanz der alten Morgenländer, (s. Tanz) und sie werden daher vom Joh. Damascenus unter die Ketzer gerechnet. Sie entstanden gegen das Jahr 830 nach Christi Geburt. (22)

Eichapfel, (botan.) heißt man die runde Auswüchse an den Blättern der Eichen. s. Gallapfel. (9)

Eichbaum, s. Eiche.

Eichbilz, s. Eichenschwamm.

Eiche. (botan.) (*Quercus* Linn.) Mit diesem Namen wird ein Pflanzengeschlecht belegt, welches in die achte Ordnung der ein und zwanzigsten Linneischen Classe (*Monoecia polyandria*) gehört. Männliche und weibliche Blumen wohnen auf einem Stamme. Jene die männliche sind in ein lockeres Kätzchen vereinigt. Ihr Kelch bestehet aus einem Stücke, welches in vier bis fünf spitze, zuweilen gespaltene Abschnitte getheilt ist. Die Krone fehlt. Die grossen zwillingsförmige Staubbeutel, an der Zahl fünf bis zehen, stehen auf sehr kurzen Trägern. Die weiblichen Blumen sitzen in den Knospen platt auf. Der Kelch bestehet aus einem Stücke, ist lederartig, halbkugelförmig, krazend, völlig unverletzt, und in der Blüthe kaum sichtbar. Die Krone fehlt. Der Stempel bestehet aus einem eyrunden sehr kleinen Fruchtknoten, einem einfachen zwey bis fünfspaltigen Griffel, und eben so vielen einfachen fortdaurenden Narben. Auf

die Blüthe folgt die Eichel, eine eyrunde, nußartige platte, mit einer lederartigen Schaale bedeckte Frucht, welche unten in dem groß und hart gewordenen Kelche feſt ſitzt. Es giebt folgende Gattungen:

Augſteiche. ſ. gemeine Eiche.

Cerr Eiche, (*Quercus cerris* Linn. Mill. dict. n. 5. Du Roi harpk. 2. p. 259. t. 5. f. 1. *Phagus ſ. Æſculus.* T. Bauh. Burgundiſche Eiche.) Sie wächſt in Oeſterreich, Spanien und Bourgogne. Ihre Blätter ſind dick, klein, länglich, oben zugeſpitzt, mit ſtumpfen ungleichen Zähnen verſehen, oberwärts glänzend und hellgrün, unterwärts weißlich, etwas wollig, und kurz geſtielt. Die Rinde der jungen Zweige iſt grün, gefurcht, an den älteren Aeſten aber grün, am Stamme geriſſen und ungleich. Zwiſchen den Blättern befinden ſich dünnere, büſchelförmige, blättrige Faſern. Der Kelch an den Eicheln iſt rauh und ſtachlich. Die Eicheln ſelbſt ſind in der Aſche gebraten eßbar.

Gemeine Eiche, (*Quercus robur* Linn. Mill. dict. n. 1. du Roi harpk 2. p. 237. du Ham. arb. 1. *Quercus latifolia mas, quae brevi pediculo eſt.* C. Bauh. gemeine Wintereiche, Viereiche, Steineiche, Trufeiche, Traubeneiche, Rotheiche, Knopereiche, Dürreiche, Libeneiche.) Die Blätter ſind länglich, oben breiter als an der Baſis, mit ſtumpfen Zähnen oder Lappen, und ſpitzen Winkeln verſehen. Die Eicheln haben ganz kurze Stiele, und ſitzen traubenweiſe zu 4 bis 12 beyſammen. Das Holz iſt röthlich, mürbe und brüchig. Die Früchte werden ſpat im November reif, die andere Sorte der gemeinen Eiche führt den Namen Sommereiche, Augſteiche, Ferkeleiche, Frübeiche, breitblätterige Eiche, Haſeleiche, Rotheiche, Tanneiche, Stieleiche (*Quercus robur β femina* L. Mill. dict. n. 2. du Roi 240. *Quercus cum longo pediculo* C. Bauh. du Ham. arb. 3.) Sie treibt früher das Laub, und trägt ſchon im September reife Früchte. Die Blätter ſind vorne nicht ſo breit und etwas dunkelgrüner. Die Eicheln haben lange Stiele, und ſtehen gemeiniglich einzeln oder zu zwey bis drey beyſammen. Das Holz iſt weiſſer, zäher und feſter. Auſſer dieſen beyden Arten giebt es noch eine Spielart mit weißgeflecktem Laub, welche die ſcheckige Eiche (*Quercus variegata*) genennt wird, und leicht wieder ausartet. Verſchiedene andere Sorten, z. B. die Zirneiche und Hageneiche ſind nicht genau zu beſtimmen.

Kaſtanienblättrige Eiche, (*Quercus Prinus* L. Mill. dict. n. 9. du Roi harpk. 2. p. 276. t. 6. f. 3. Pluk. alm. 309. t. 54. f. 3. du Ham. arb. 18.) Sie wächſt in Nordamerica in niedrigen Gegenden auf gutem Boden. Die Blätter ſind umgekehrt herzförmig, an beyden Enden zugeſpitzt, mit rundlichen Zähnen und Einſchnitten verſehen, einen Zoll lang, auf der Oberfläche glatt und hellgrün, auf der Unterfläche rauh und adrig. Die Früchte ſind ſehr groß, bis anderthalb Zoll lang und einen Zoll dick. Der Stamm wird ſehr hoch, wächſt ſchnell und liefert ein ſehr brauchbares Holz zum bauen.

Kermes Eiche, (*Quercus coccifera* Linn. Mill. dict. n. 15. *Ilex aculeata cocciglandifera* C. Bauh. Garid. aix. 245 t. 53. Scharlachbeerbaum, Scharlacheiche.) Sie wächſt in Provence, Languedoque und Italien, und ſtellt einen kleinen äſtigen Strauch vor, deſſen Wurzel mit einer ſchwarzen oder rothen Rinde nach Verſchiedenheit des Bodens bekleidet iſt. Die Aeſte aber haben eine weißliche graue Rinde. Die Blätter ſind eyrund ungetheilt, auf beyden Flächen glänzend, am Rande mit ſtachlichen Zähnen beſetzt, den Blättern der Stechpalme ähnlich. Dieſer Baum trägt auſſer ſeiner Eichelfrucht die ſogenannten Scharlachbeeren, (grana kermes) welche ein Auswuchs von dem Stiche eines Inſectes ſind, das in einem beſonderen Artikel wird beſchrieben werden.

Kork Eiche, (*Quercus ſuber* Linn. Mill. dict. 17. du Roi harpk. 2. p. 262. du Ham. arb. 2. t. 80. Blackw. t. 193. *Suber latifolium ſempervirens* C. Bauh. Korkbaum, Pantoffelholzbaum, Sohlenholzbaum.) Dieſer Baum gehört ebenfalls unter die Eichen, und wächſt in den ſüdlichen europäiſchen Reichen, in Italien, Frankreich, Spanien und Portugall. Seine Blätter ſind eyrundlänglich, am Rande mit ſcharfen Sägezähnen beſetzt, unten filzig, immergrünend, geſtielt und wechſelsweiſe geordnet. Die Blumen und Früchte ſind von der gemeinen Eiche in nichts verſchieden, wohl aber die Rinde des Stammes, welche unter dem Namen Korkholz allenthalben bekannt iſt. Sie kann von Zeit zu Zeit abgeſchält werden, und erzeugt ſich, ohne daß der Baum dadurch Schaden nimmt, von neuem, wenn nur der Baſt unverletzt bleibt. Zehen oder zwölfjährige Bäume können ſchon geſchält werden, und der Kork iſt von jungen Stämmen zärter und dichter, als an den alten. Mehreres ſiehe unter Kork.

Maryländiſche Eiche, (*Quercus marylandica* du Roi harpk. 2. p. 274. t. 6. f. 2. Catesb. car. 19. t. 19. *Quercus nigra β* Linn.) Herr von Linne hält dieſe für eine Spielart der ſchwarzen Eiche, andere berühmte Schriftſteller hingegen machen eine beſondere Gattung daraus. Die Blätter ſind in der Mitte faſt bis auf die Hauptader eingeſchnitten, und alſo faſt dreyfach, zuweilen auch vierfach, auſſerdem kleiner als bey der ſchwarzen Eiche, dicker, feſter und lederartiger, auf der Oberfläche dunkelgrün, auf der Unterfläche mit gelbgrünlicher Wolle überzogen. Die äuſſere Rinde des Stammes, und der Aeſte iſt grau. Der Wuchs wird in hieſigen Gegenden niemals hoch und gerade, ſondern bleibt zwergartig. Doch verträgt ſie das hieſige Clima ſehr gut.

Moluckiſche Eiche, (*Quercus molucca* Linn. Rumph. amb. 3. p. 85. t. 56.) Sie hat lanzetförmig, eyrunde, glatte und völlig unverletzte Blätter. Die Moluckiſchen Inſeln ſind ihr Vaterland.

Rothe Eiche, (*Quercus rubra* Linn. Mill. dict. n. 8. du Roi 2. p. 265. t. 5. f. 2. Pluk. alm. 309. t. 54. f. 4. Catesb. car. 1. p. 23. t. 23.) Die Blätter ſind mit ſtumpfen Buchten und ſteifen Borſten verſehen, ſechs bis acht Zoll lang, bis 5 Zoll breit, auf beyden Flächen hellgrün und glatt, die Unterfläche hat eine ſtarke äſtige Ader. Die Stiele ſind einen Zoll lang. Die Früchte ſitzen einzeln ohne Stiele an den Seiten der jährigen Zweige, und ſind über einen Zoll lang. Das Holz hat nicht die Güte des gemeinen Eichenholzes, ſondern iſt ſchwammig, gröber, nicht ſo dauerhaft und röthlicher von Farbe. Der Wuchs iſt ſehr ſchnell. Die Blätter werden im Herbſte ſehr ſchön roth. Virginien und Canada ſind das Vaterland. Hier zu Lande kommt ſie gar gut in den Pflanzungen fort, und erlangt nach Munchauſens Bericht in Zeit von 19 Jahren eine Höhe von 30 Fuß, und eine Dicke von 3 Fuß im Umfange.

Schwarze Eiche, (*Quercus nigra* Linn. Mill. dict. n. 10. du Roi harpk. 2. p. 272. t. 6. f. 1.) Sie

wächst ebenfalls in Nordamerica. Die Blätter sind überaus groß, 13 bis 14 Zoll lang und 10 Zoll breit, unten schmal, oben breit, mehrentheils in drey unordentliche Abschnitte getheilt, auf der Oberfläche dunkel, fast schwarzgrün, auf der Unterfläche rauh, dickadrig, am Rande mit einzelnen steifen Spitzen besetzt. Das Holz hat viele Adern. Die Früchte sind klein, und kaum einen halben Zoll lang. Man kann diese Eiche hier zu Lande in dem schlechtesten Boden fortbringen, und sie wächst schnell, daß sie schon im zehenten Jahre eine Höhe von 14 Schuhen und eine Dicke von 3 Zoll erlangt.

Sommer Eiche, s. gemeine Eiche.

Spieß Eiche, (*Quercus Esculus* Linn. Mill. dict. n. 6. *Quercus parva s. Fagus graecorum & Esculus* C. Bauh.) Sie wächst in den südlichen Reichen von Europa. Die Blätter sind schmäler als bey der gemeinen Eiche, glatt, gefiedert, ausgehöhlt, auf der Unterfläche weißlich. Die Früchte stehen meistens einzeln, haben einen Stachel, aber keinen Stiel. Sie sind süß, und schmecken wie Kastanien, daher man sie in Spanien gebraten häufig ißt.

Stech Eiche, (*Quercus Ilex* Linn. du Roi l. c. 2. p. 261. *Ilex oblongo ferrato folio* C. Bauh. *Ilex coccigera* Blackw. t. 106. Steineiche.) Die südlichen Reiche von Europa sind ihr Vaterland. Ihre Blätter sind eyrundlänglich, lang gespitzt, mit spitzen Sägezähnen versehen, oberwärts dunkelgrün und glatt. Sie hat viele Aehnlichkeit mit der Korkeiche, die schwammige Rinde aber fehlt ihr. Mit dem von ihr bereiteten Lohe wird in Frankreich ein beträchtlicher Handel getrieben, weil es zum Ledergerben vorzüglich dienlich ist. Es giebt einige Spielarten dieser Gattung (*Quercus Smilax* Linn. Mill. dict. n. 13. und *Quercus gramuntia* Linn. Mill. n. 14.) Die erstere hat eyrundländliche, unten wollige ganz glatträndige Blätter, bey der andern aber sind sie mit Buchten und Stacheln versehen, unten filzig, ohne Stiele und etwas rundlicher.

Sumpf Eiche, (*Quercus palustris foliis cauceolato denticulatis, denticulis acutis* Muinchh. *Quercus palustris, foliis oblongis pinnatifidis laciniis dentatis acuminatis, setaterminatis* du Roi. Rothe Wassereiche, niedrige rothe Sumpfeiche, Zwergsumpfeiche, mit dem Kastanienblatt.) Die Gestalt der Blätter kommt mit der rothen Eiche überein, werden auch im Herbste roth. Der Wuchs bleibt niedrig und zwergartig.

Virginische Eiche, (*Quercus Virginica* Mill. n. 16.) Sie wächst in Carolina und Virginien. Der Stamm wird 14 Schuh hoch. Die Blätter sind eyrundlänglich, 3 Zoll lang, 1½ Zoll breit, am Rande unverletzt, mit kurzen Stielen versehen, dick und fest; die Früchte haben eine dünne Schaale und süssen eßbaren Kern. Die Wilden nutzen sie zur Speise, und pressen ein Oehl daraus, welches dem Mandelöhl gleichgeschätzt wird. Das Holz ist fest und zähe. Hier zu Lande hält sie unsere Winter nicht leicht aus.

Weidenblättrige Eiche, (*Quercus Phellos* Linn. du Roi harpk. 2. p. 278. n. 12. Catesb. car. 1. p. 16. t. 16. Mill. dict. n. 12. *Quercus Virginiana salicis longiore folio fructu minimo* Pluck.) Die Blätter gleichen den Weidenblättern, sind 1½ breit und 3 bis 4 Zoll lang, lanzettförmig zugespitzt, am Rande nicht gezahnt, kurzstielig und hellgrün. Die Früchte sind klein und völlig rund, mit einer harten Spitze versehen. Das Holz ist nicht anderst zu nutzen, als zu brennen. Die Höhe des Stammes wird auch nicht beträchtlich. Nordamerica ist ihr Vaterland.

Weisse Eiche, (*Quercus alba* Linn. Mill. dict. n. 11. du Roi harpk. 2. p. 270. t. 5. f. 5. Catesb. car 1. p. 21. t. 21. f. 2. *Quercus alba Banisteri* du Ham. arb. 16.) Stammt ebenfalls aus Virginien und andern nordamericanischen Provinzen. Die Blätter kommen ziemlich mit unserer hiesigen Eiche überein, sind mit stumpfen Lappen und Buchten versehen, und gleichsam in Queerstücke zerschnitten, auf beyden Flächen hellgrün, 6 bis 7 Zoll lang, 4 Zoll breit, mit kurzen Stielen versehen, und rings um die Zweige herum gesetzt. Gegen den Frost ist diese Eiche ziemlich empfindlich, giebt ein sehr feines und dauerhaftes Holz, kann aber hier nicht wohl angebauet werden.

Ziegenbart Eiche, (*Quercus Aegylops* L. Mill. n. 7. ic. t. 215. *Quercus calyce echinato glande majore* Bauh. pin. 420. Rothe orientalische Eiche.) Die Blätter sind eyrundlänglich, glatt, sägezähnig ausgeschweift, unter allen Gattungen am größten, nemlich 12½ Zoll lang und 5½ Zoll breit. Ihr Wuchs ist nicht allein schnell, sondern wird auch sehr hoch und dick. Auch die Früchte sind süsse, eßbar und sehr groß. Das Holz ist brauchbar zum bauen, obwohl nicht so fest, als bey der Steineiche. Sie stammt aus Ostindien. Dennoch läßt sie sich an unser Clima nach und nach gewöhnen, und ist zum Anbau sehr zu empfehlen.

Zwerg Eiche, s. Sumpfeiche. (9)

Eiche, Stecheiche, ist ein Beyname einer Gattung Hülst, (*Ilex aquifolium* Linn.) (9)

Eiche, (Forstwissenschaft) ist der nützlichste und größte Baum unserer Wälder. Man wird sie meistens in gemäßigten Himmelsstrichen finden, weil sie weder ein allzuhitziges noch allzukaltes Clima liebt. Sie hat eine tiefgehende und zugleich ausbreitende Pfahlwurzel. Ihre Rinde ist rothlichbraun und die äussere aufgesprungene Haut grau. Ihre Blätter sind dunkelgrün, und wellenförmig ausgezackt. Ihr Holz ist fest und bräunlich. Sie trägt auf einem Stamme männliche und weibliche Blüthen, wovon die erstern in gelbgrünen Fasern, die andern aber in rothen Drohnen bestehen. Die Zeit der Blüthe ist im Monat May. Ihre Frucht sind Eicheln oder Eckern, die bey der Sommereiche an langen Stielen hangen, und bey der Wintereiche auf kurzen noch am Holze traubenweise beysammen sitzen (Botanik). Die Frucht der Sommer- oder Stieleiche reift öfter schon zu Ende des Septembers, und der Winter- oder Traubeneiche oft einen ganzen Monat später; daher taugt die erste weniger in kalte Gebirge. Auch das Holz der Wintereiche ist fester als jenes der Sommereiche. Wozu dieses und wozu jenes am schicklichsten sey, suche man im Fache der Technologie. Die Eicheln werden von denen, die die Kunst verstehen, sie den Winter über so zu verwahren, daß sie nicht erfrieren und nicht keimen, mit mehr Nutzen als im Spatjahr gesäet; allein die meisten folgen der Natur und säen sie, wann sie aus Reife vom Baume fallen. Der beste Boden für diese Saat ist jener, der schwarz, leimig und mit Sand gemischt ist. Die Eiche kommt aber auch in thoniger mit Sand vermengter Erde fort. In einem schwarzen Sandboden wächst sie mittelmäßig; allein in sandkiesigem Grunde will sie gar nicht gedeihen. Sie erreicht ein Alter von mehreren Jahrhunderten. Jene Eichen, die es nach Berechnung einiger Forstverständigen bis auf 8 bringen, mögen Seltenheiten seyn. In dem besten Boden

wird dieſer Baum in hundert Jahren an dem Stammende nicht über 30 Zoll dick werden; er muß alſo wenigſtens 200 Jahre wachſen, bis er zu allen Gattungen von Nutzholz brauchbar iſt. In Gebirgen kommt er langſamer als in flachen Lande fort; dagegen iſt das Holz dauerhafter. Auch hat die Wintereiche feſteres Holz als die Sommereiche. Bäume, die in ſonſt gutem dabey aber ſteinigen Boden ſtehen, und darum ſehr langſam wachſen, haben das feſteſte Holz. (31)

Eiche, (Medicin.) Obgleich die Eichen hauptſächlich in der Oeconomie zum Bau- und Brennholz und zur Maſt benutzt werden; ſo hat man doch in den älteren Zeiten verſchiedene Theile auch in der Heilkunſt angewendet. Die Rinde, die Früchte, das Laub, die Auswüchſe von Inſecten (Galläpfel) werden hin und wieder von älteren Aerzten angeprieſen. Daß der ganze Baum in allen ſeinen Theilen zuſammenziehende Beſtandtheile beſitzt, iſt bekannt. Hieraus läßt ſich dann ſeine Kraft, die Eingeweide und Blutgefäſſe zu ſtärken und gelind zu reitzen, herleiten; und folglich iſt leicht zu erachten, daß ſowohl die Rinde als andere Theile, beſonders aber die Galläpfel eine ſtopfende Eigenſchaft bey Durchfällen, Blutflüſſen und andern zu ſtarken Ausleerungen äuſſern. Die Früchte oder Eicheln beſitzen überdas auch noch eine eröfnende zertheilende Kraft, und werden in Verſtopfungen der Drüſen mit Nutzen gebraucht. Auſſerdem liefert Hr. Schröder noch ein ganzes Verzeichniß von Krankheiten, in welchen die Eicheln eine heilſame Kraft bewieſen haben ſollen (ſ. deſſen Abhandlung vom Nutzen der Eicheln.) (9)

Eiche, (antiq.) Unter den Eichen trieben die Iſraeliten, als ſie ſich der Abgötterey ergaben, ſo wie die heydniſchen Völker, einen abgöttiſchen Dienſt. Daß es unter den Heyden gewöhnlich war, ſagen uns viele von den alten Schriftſtellern. Von den Druiden, den Prieſtern der Celten, iſt es bekannt, daß ſie dieſe Art von Bäumen heilig hielten, um ihre Opfer und übrige gottesdienſtliche Gebräuche unter denſelben verrichteten. Von den alten Perſern wird ebenfalls erzählt, daß ſie keine andere Tempel, als unter den Eichbäumen gehabt haben. Daß aber die Iſraeliten unter andern abgöttiſchen Gebräuchen auch dieſen angenommen haben, erhellet ganz deutlich aus Joſ. 1, 29. wo von den abgöttiſchen Juden geſagt wird: ſie müſſen zu Schanden werden über ihren Eichen. Hoſeas ſagt ganz deutlich von ihnen: oben auf den Bergen opfern ſie, auf den Hügeln räuchern ſie, unter den Eichen, Ulmen und Buchen Cap. 4, 13. Sie glaubten hiedurch der Gottheit näher zu ſeyn. Die Dunkelheit unter den Schatten derſelben hatte für ſie etwas Ehrwürdiges; der Schatten war für ſie bequem, weil der Rauch von den Opfern durch die Zweige gieng, ſich länger daſelbſt aufhielte, und ihrer Meynung nach, den Göttern, welche ſich daſelbſt aufhielten, angenehm war. Fragen wir nun, welchen Götzen die abgöttiſchen Iſraeliten hier beſonders Dienſt erwieſen haben, ſo wird uns zwar hievon nichts namentlich gemeldet; aber es ſcheint, daß die unter den Iſraeliten damals gewöhnliche Götzen hier verehrt worden ſind, der Baal und die Aſtarte geweſen. An der Jeſabel erhielt dieſe Art des Götzendienſtes eine beſondere Beſchützerin. 1 B. der Kön. 16, 31. ſ. Berge, Bäume, Haine.

Auch bey den Griechen und Römern ſtanden die Eichen in groſſem Anſehen. Sie waren dem Jupiter heilig, theils wegen ihrer Gröſſe, theils weil ſie ſo oft vom Blitz getroffen werden. Die alten Deutſchen und andere nordiſchen Völker hielten die Eichbäume in groſſen Ehren; ſie dienten ihnen zu Verſammlungsörtern, wenn ſie Berathſchlagungen anſtellten, und ihre Götzen wurden auch gemeiniglich darunter aufgeſtellt. Daher waren ehemals in Deutſchland, Preuſſen und andern Ländern viele berühmte Eichbäume, welche gröſtentheils bey der Einführung des Chriſtenthums zerſtört wurden, um die Abgötterey, welche bey ihnen vorgieng, auszurotten. Von den Eichenmiſpeln, beſſer Eichenmiſteln, welche bey den alten Celten, Galliern, Deutſchen u. ſ. f. beſonders geachtet worden. ſ. Miſteln. (1)

Eiche, oder auch **Eicher**, iſt ein gewiſſes Maas, ſo wie Eichmaas ein von der Orts Policey feſtgeſetztes Maas iſt, wornach die im Gebrauch ſeyende Maaſe geeichet, oder geeichtet werden müſſen. Derjenige, welcher dazu beſtellt iſt, das Maas zu eichen, oder ein Gefäß darnach auszumeſſen, führt auch den Namen eines Eichers. (19)

Eiche, iſt in einigen Gegenden der Name eines platten Schiffes auf Flüſſen. (1)

Eichel, (botan.) ſ. Eiche.

Eichel. (antiq.) Die Römer verſtanden unter dem Namen Eichel, *Glans*, mehrere Arten von Baumfrüchten, als wir, nemlich alle mit Schalen und harten Häuten bedeckte Früchte der Bäume. In der Sprache der römiſchen Rechtsgelehrten wird dieſer Begriff des Worts Glans noch mehr ausgedehnt. Die Eichel im ſtrengſten Verſtande, wie auch die Bucheichel, glans fagea, die man am Rhein Bucheckern, mit dem auf die Mittelſylbe fälſchlich geſetzten Accent heißt, ſind von jeher Erzeugniſſe nicht blos des ſüdlichen, ſondern auch des nördlichſten Europa geweſen: und die Eiche ſtand bey den älteſten Völkern Nordens, den Celten und deren Prieſtern, den Druiden, in der gröſten Verehrung. ſ. Druiden. Die übrigen Früchte, welche die Römer unter dem Namen der Eichel verſtunden, haben erſt nach und nach aus Griechenland, Aſien, Africa und den Inſuln des Archipelagus durch die ausgebreitete Macht dieſes Volks den Weg nach Italien und von da nach Deutſchland und den nördlichen Gegenden Europens gefunden. Die Caſtanien z. B. die Nüſſe, die Mandelkerne und Haſelnüſſe, ſind von Orient hergekommen. Die Caſtanien ſind zuerſt zu Sardes, der Hauptſtadt Lydiens, bekannt geworden. Daher holten ſie die Griechen und nennten ſie ſardiſche Eicheln: und man glaubt, daß der Name Caſtanien von einer Stadt in Phocis herkommt, welche einen ähnlichen Namen hatte, und deren Erdreich mit Caſtanienbäumen angefüllet war. Die Nuß, welche die Römer die Eichel des Jupiters, Juglans, d. i. Jovis glans nennten, kam auch aus Orient nach Griechenland, von da nach Italien und von hier nach Deutſchland, das ſie daher die wälſche Nuß genennt wurde.

Nicht blos die Dichter, ſondern auch glaubwürdige Geſchichtſchreiber des Alterthums erzählen uns, daß die älteſten Menſchen, vor Erfindung des Getraidebaues, von Wurzeln und Eicheln gelebt. Aelian beſtimmt die Früchte, welche die Nahrung der älteſten Menſchen ausmachten, noch genauer, und ſagt, die Argiver hätten Birnen, die Athenienſer Feigen, die Tirynthier, wilde Birnen, die Indianer Schilf (oder vielmehr, gleich den Egyptiern, die Stengel des Schilfs) die Carmanier Palmblätter, die Sauromaten Hirſe, die Perſer Naſturtium, die Arcadier Eicheln gegeſſen, und waren deswegen *βαλανοφαγοι*, d. i. Eicheleſſer, genennt worden.

Diese βαλανοφαγια, oder bey den Alten so berühmte Eichelkoſt hat ganz und gar nichts befremdliches, wenn wir dem Worte Eichel jene oben angeführte so weitläuftige Bedeutung geben. Aber auch selbſt im strengsten Verſtande genommen, verliert ſich bey der Eichelkoſt das Auffallende, ſobald wir bedenken, daß die Eicheln in den ſüdlichen Provinzen Europens den bey uns gewöhnlichen herben Geſchmack nicht haben, ſondern ſich zu unſern Eicheln, wie die zahmen Caſtanien zu den wilden, verhalten. So fand Baretti die Eicheln in Eſtremadura ſehr ſüß und den Caſtanien ähnlich. (ſ. auch Dillons Reiſe durch Spanien 2ter Th. S. 307. der deutſchen Ueberſetzung.) Aber auch unſre Eicheln ſind in neuern Zeiten als eine ſehr nahrhafte und geſunde Speiſe der Menſchen durch die neuerlichen Unterſuchungen der Aerzte, z. B. Hrn. Dr. Marx beſtättigte Kräfte der Eicheln, angeprieſen worden. Vermuthlich aß man ſie in den alten Zeiten nicht alle roh, ſondern gekocht oder geröſtet. Noch jetzt eſſen die armen Tartarn in der Crimm Eichelbrod, und nach Shaws Zeugniſſe werden auch in Aſien und Africa bisweilen Eicheln in Waſſer abgeſotten, gegeſſen. Die Athenienſer hatten wegen dieſer in den älteſten Zeiten vor dem Triptolemus bey ihnen üblich geweſenen Balanophagie bey ihren Hochzeiten die Gewohnheit, daß ein Knabe Aehren mit Eicheln und einen mit Brod angefüllten Korb trug. Bey den Römern ward die Bürgercrone aus Eichenlaub gemacht, weil Eicheln das älteſte Nahrungsmittel der Menſchen waren; und Iſidor meint, daß die eichelntragenden Bäume, der Buchbaum φαγος, fagus, und der Eſculus aus eben der Urſache ihre Benennung vom Griechiſchen φαγειν, eſſen, und dem Lateiniſchen Eſca, die Speiſe, erhalten haben. (21)

Eichel, (Conchyl.) ſ. Drathſchnecke.

Eichel des männlichen Gliedes, ſ. männliches Glied.

Eicheln, (Conchyl.) Meereicheln, ſ. Balaniten, wo zugleich die Originale derſelben, nemlich die Meereicheln beſchrieben ſind. (10)

Eicheln, (Verſteiner.) dieſe Frucht der Eichenbäume will man auch unter den Verſteinerungen gefunden haben. Die philoſophiſchen Transactionen Num. 275. S. 980. und deren Auszug Vol. IV. S. 212. ſagen, daß man dergleichen in den engliſchen Steinkohlengruben finde. Dies möchten auch wohl die einzigen unverdächtigen Beyſpiele ſeyn, denn der *Glandites* deſſen Lange *Hiſtor. lapid. figur. Helvet.* tab. 19. Scheuchzer *Herbar. diluv.* Num. 380. 301. und Hellwing *Lithogr. Angerburg.* P. II. p. 99. gedenken, ſind bloſſe Steinſpiele, die eine Aehnlichkeit mit einer Eichel haben, oder ſo es ja Verſteinerungen ſind, ſo ſind es wenigſtens keine verſteinten Eicheln. Walch, Bertrand und Schröter gedenken der gegrabenen Eicheln auch, aber blos aus den angeführten Schriften, und keiner unter ihnen hat davon ein Beyſpiel geſehen. Sie gehören daher unter die ſeltenſten Körper des Steinreichs. Von einigen werden ſie Balaniten genennet, welches wir darum bemerken, damit man ſie nicht mit den verſteinten Meereicheln verwechſele, die auch den Namen der Balaniten führen. (10)

Eichelcamp, nennt man einen zur jungen Eichzucht beſaamten Platz. Man läßt ihn ein Jahr vor der Saat vor Winter herumackern, damit er durch den Froſt mürbe gemacht werde, beſäet ihn alsdann im Spätjahre mit Eicheln, und läßt ſie leicht unteregen, ſo daß ſie nicht erſticken. Die Eichel liegt nach Beſchaffenheit der Lage manchmal 26 bis 28 Wochen in der Erde, ehe ſie keimt. Nach Verlauf von 7 bis 8 Jahren werden die ſtärkſten Setzlinge herausgenommen, und weil dadurch die Pfahlwurzel verletzt wird, in dem Eichelcamp wieder friſch ausgeſetzt, wo die Hauptwurzel ſich in einigen Jahren wieder ausheilt und alsdann das Stämmchen in den Wald auf lichte Plätze verpflanzt wird. Jedoch iſt dieſes Verſetzen nur bey jenen Stellen anzurathen, wo es unmöglich iſt, das Holz durch Beſaamung aufzubringen. Verpflanzung taugt nur für das Ausbeſſern; denn bey dem Eichenholze muß man auf die einträglichſte Gattung, nemlich auf Werk- und Bauholz die Abſicht haben, welche wir bey verpflanzten ſelten erreichen, weil 1) ſehr wenige ohne Verluſt oder Beſchädigung der Wurzeln ausgehoben werden, und 2) ſelbige nicht ſo geſchloſſen verſetzt werden können, als ſie von der Saat aus fortgewachſen wären; dieſer Schluß allein verhilft ihr zu der für Nutzholz tauglichen kegelförmigen Höhe. Beym Verpflanzen muß man aufmerkſam ſeyn, daß man jene Seite, die der Nordluft gewohnt iſt, wieder gegen Norden ſetze. Zum Schutze gegen Vieh und Wildprett umſetzt man den ganzen Eichelcamp mit Planken. (31)

Eichelbrod. Aus Eicheln Brod zu verfertigen, war ſchon in den älteſten Zeiten bekannt. Man dörret die ausgeleſene reife Früchte, ſchälet, kochet ſie mit Waſſer, daß ſie den herben Geſchmack verlieren, verfertiget alsdenn nach vorhergegangener Abtrocknung ein Mehl, welches mit gewöhnlichem Fruchtmehl vermengt ein nahrhaftes Brod giebt. (24)

Eicheleckerich. Die Frucht des Eichbaums heiſſet Eichel, und iſt eine vortreflich mäſtentende Speiſe vor das Rindvieh, ſonderlich vor die Schweine. Wann die Eichbäume viel Eichel haben, ſo ſagt man: es giebt ein Eicheleckerich, und dann treibt man die Schweine in den Wald, oder welches eben ſo viel iſt, in das Eicheleckerich; dieſes Eicheleckerich ſteht alſo dem Büchelecherich entgegen: ein Büchelecherich iſt, wann die Blatbuchenbäume viele ihrer Früchte, die Büchel heiſſen, und welche die Schweine ſehr gerne freſſen, woraus auch gutes und vieles Oel zum Verſpeiſen geſchlagen wird, abwerfen; man druckt ſich alsdann ſo aus: es iſt ein Büchelecherich, welches ebenfalls den Schweinen preis gegeben wird. Der Landwirth bedienet ſich dieſes Reichthums der Wälder ſeine Schweine entweder dahin laufen zu laſſen, oder die Eichel und Büchel aufzuleſen und ſie zu Hauſe zu verfüttern, mit ſehr groſſem und gewiſſem Vortheil; dann ſein Vieh friſſet dieſe Früchte gerne und wird von ihnen ſehr frühe ſehr fett. Das nicht zu vergeſſen, daß der Speck des Schweines, ſo mit Eichel gemäſtet wird, den Speck deſſen, ſo Büchel gefreſſen hat, an Güte bey weitem übertrift, und daß die Schweine im Wald, wo ſie Eichel und Büchel untereinander vorfinden, die letzten ſo lange nicht freſſen, als ſie die erſtern haben können. Ein Schwein, ſo ins Eicheleckerich gelaſſen wird, heiſſet man ein Eichelſchwein, und wann man ſagen will, man laſſe ein Schwein in das Eckerich, ſo druckt man ſich ſo aus: ich ſchlage mein Schwein in das Eckerich ein. Wann man Rindvieh zum Mäſten mit den Eicheln füttern will: ſo dörret und ſchrotet man dieſe Frucht, und giebt ſie mit Heckerling vermiſcht. Auch Federvieh mäſtet ſich, wann man ihm die Eicheln zerſtoſſen und mit Kleyen vermiſcht, giebt.

Eichelheher, iſt ein Beyname des Holzheher Raben (*Corvus Glandarius* Linn.) (9)

Eichelkaffe. Unter vielerley Saamen Früchten und Wurzeln welche man anſtatt des ausländiſchen Kaffes vorgeſchlagen hat, ſind auch die Eicheln beſonders angerühmt worden. Auch einige Aerzte haben ſolchen inländiſchen Kaffe, als ein vortrefliches ſtärkendes und zugleich auflöſendes Heilmittel bey verſtopften Eingeweiden und andern Krankheiten erhoben. Man röſtet die zuvor von der Schaale befreyten Eicheln, und bereitet ſolche eben ſo wie auch den Kaffe, zum Trank. Daß dieſer Trank ökonomiſch betrachtet ganz vortheilhaft ſey, bedarf keines Beweiſes, daß er aber ſo groſſe Heilkräfte beſitze wie ihm zugeſchrieben werden, davon haben wir uns durch gemachte Verſuche nicht überzeugen können. (9)

Eichelkrabbe. (*Cancer nucleus.* Linn. Fabr.) Ein Sägeſchildkrebs aus dem mittelländiſchen Meer. Er hat die Statur der Hirnſchalkrabbe, die Gröſſe einer Eichel und eine gelbe Farbe; der Bruſtſchild iſt glatt, kugelrund, hat einen zweymal gezähnten Schnabel und zwey obſolete Zähne am Rand nach hinten, allein über den Hinterfüſſen einen ſtärkern koniſchen Zahn. Der Schwanz iſt rundlich und glatt: die Vorderärme haben erhöhte Punkte. Die Klauen ſind ſcharf, die Hände glatt, mit langen, fadenförmigen, gleichen und mit Wimmerhärchen beſetzten Fingern. (24)

Eichelleſe, Eichelleſungsrecht, Geäcker, *jus glandis legendae*, iſt im weitläuftigen Verſtande das Recht alle auf den Bäumen eines Waldes wildwachſenden Früchte nach Gutdünken zu benutzen. Unter dem Wort Eichel werden nemlich bey den Rechtsgelehrten nicht nur die Frucht des Eichbaums, ſondern auch die, welche der Buchbaum, der wilde Obſt- und Kirſchbaum und andere im Walde ſtehende Bäume tragen, verſtanden. Als zween beſondere Gattungen dieſes Rechts betrachtet man das eigentlich ſogenannte Eichelleſungsrecht und das Maſtungsrecht. Jenes wird durch Aufſuchung ſolcher Früchte ausgeübt, welche alsdann zur Fütterung des Viehes, oder in Anſehung der Buchäckeren und Haſſelnüſſe zum Oelſchlagen verbraucht werden. Dieſes hingegen beſteht darin, daß das Vieh an Ort und Stelle getrieben wird, um mit den abgefallenen Früchten gemäſtet zu werden. Von beyden Arten des Eichelleſungsrechts können aber die Rechtsgrundſätze übereinſtimmend vorgetragen werden, und die genaue Verwandſchaft der Materien macht es deshalb nöthig hier von beyden zugleich zu reden. Man bemerke davon folgende Lehrſätze: 1) Wenn jemand ein ausſchließliches Eigenthumsrecht eines Waldes hat, und ihm namentlich auch die Forſt- und Jagdgerechtigkeit in ſelbigen zuſteht, ſo kann er auch die Eichelleſe und Maſtung nach freyen Gutdünken benutzen, und über ſelbige verfügen, was und wie er will. Dieſes iſt eine natürliche Folge ſeines Eigenthums. 2) Hat der Eigenthümer jemanden durch einen Vertrag die Eichelleſe und Maſtung zugeſtanden, ſo kommt es in Beſtimmung der Grenzen, wie weit ſolches ausgeübt werden dürfe, vorzüglich auf den Inhalt dieſes Vertrags an. 3) Iſt die Ausübung der Eichelleſe und Maſtung unbeſtimmter Weiſe (ſimpliciter) darin geſtattet, ſo wird ſolche in zweifelhaften Fällen nur von der vollen nicht aber von der halben oder Sprengmaſt verſtanden, weil nicht zu vermuthen ſteht, daß der Eigenthümer ſich deſſen habe ganz berauben wollen, was er ſelbſt bedarf. 4) Hat jemand die Eichelleſe und Maſtung durchs Herkommen in eines anderen Walde erworben, ſo muß eben dieſes Herkommen auch die Grenzen beſtimmen, wiefern ſolches ausgeübt werden könne. 5) Wenn ein anderer als der Eigenthümer des Waldes Forſtherr iſt, und als ſolcher die Jagdgerechtigkeit darin ausübt, ſo darf jener ſeine Eichelleſe nur ſo weit darin ausüben, daß für das Wild noch die nöthige Nahrung darin übrig bleibt, und dadurch alſo der Wildbahn kein Nachtheil zugefügt werde. Wenn endlich 6) eine ganze Gemeinde das Eigenthum des Waldes, und mit demſelben die Maſtungsgerechtigkeit hat, oder wenn einer ſolchen Gemeinde durch Privilegia und Verträge in herrſchaftlicher Waldung dieſelbe zugeſtanden iſt, ſo muß unter den Gliedern der Gemeinde in Benutzung der Waldfrüchte das billige Verhältniß zwiſchen Reichen und Armen beobachtet werden, daß dieſer jenem nicht ganz gleich geſetzt werde, jener aber auch dieſen nicht etwa ganz verdränge. (15)

Eichelmaus, ſ. Maus.

Eichelſteine, (Verſteiner.) ſo heiſſen bey verſchiedenen Schriftſtellern die verſteinten oder gegrabenen Meereicheln. ſ. Balaniten. (10)

Eichelweiſe ſuccediren, heißt bey den deutſchen Rechtsgelehrten die ganze Erbſchaft ungetheilt allein erhalten; oder was im römiſchen Recht heres ex aſſe genannt wird. (15)

Eichenbeere. *Cynips quercus baccarum.* ſ. unter Galleninſekten.

Eichenblattſpinner, Eichenblatt, Eichblatt, dürres, *Phal. bomb. querciſolia.* ſ. Frühebirnſpinner.

Eichencikade, gelbe, *Cicada flavescens.* Göze. *Cicada quercus* Fabr. Eine von den kleinſten Cikaden mit abhangenden Flügeln, welche ſich häufig auf der Eiche findet. Sie iſt gelblich, hat ſchwarze Augen und 4 bluthrothe längliche Flecken auf den Flügeldecken; die Spitze derſelben aber decket ein braunſchwarzer gezähnter groſſer Flecken. Die Flügel ſind weiß. (24)

Eichenfalter. *Pap. pleb. rur.* ſ. Blauſchiller, kleiner. (24)

Eichenfarrn, ſ. Punctfarrn, (*Polypodium vulgare* Linn.) (9)

Eichenfliegenkäfer. *Cantharis minima.* ſ. Warzenkäfer, kleinſter.

Eichenholz, (ökonom. und technol.) ſo feſt und dauerhaft daſſelbige iſt, ſo dient es doch nicht zu Balken und Trägern. Es kann nicht allein keine Laſt tragen; ſondern wird auch vermöge ſeiner eigenen Schwere in wenig Jahren ſo krumm, daß ein Gebäude, worin Eichenholz auf dieſe Weiſe unrecht angebracht worden, in kurzem verdorben wird. Auch iſt zu merken, daß ſich beynahe keine Holzart ſo gerne wirft, oder ſeine Fläche verändert, als dieſes. Es wäre denn, daß es entweder beſtändig im Trokenen, oder beſtändig im Waſſer läge. Eben ſo wenig taugt es zu Waſſerkäſten, bey welchen auf die Reinlichkeit des Waſſers geſehen werden muß, oder zu Ciſternen zum Trinkwaſſer; weil dieſes Holz das darinnen ſtehende Waſſer ſchwarz färbt. Man hat auch bemerkt, daß die Fiſche von der ſchwarzen Materie, welche ſich aus ſolchen ziehet, abſterben. Folgende Werkzeuge und Geräthſchaften hingegen werden am beſten aus Eichenholz gemacht; als allerhand Arten von Wellen, als Oehl- Mahl- und Papiermühlenwellen, Wellen in die Hammerhütten, Puchwerke, Hüttenwerke und dgl. Da eine Hammerwelle zu ihrem Wachsthum ein

Alter von 300 bis 400 Jahren erfodert, so hat man bey der Forsthaushaltung in einem Lande, wo zum Behuf der Hütten und anderer Werke dergleichen starke, gesunde und wohlgewachsene Bäume oft nöthig sind, mit grosser Sorgfalt nicht allein auf die Erhaltung der bereits erwachsenen, sondern auch auf den Zuwachs solcher jungen Stämme, von welchen man Hoffnung hat, daß daraus dergleichen Bäume werden können, sorgfältig zu sehen, um einem auf etliche Menschenalter unersetzlichen Mangel vorzubeugen. Zu Wellen bey solchen Werken hingegen, wo die Welle 30 bis 40 Fuß lang, dabey aber nicht gar stark, und etwa im Durchschnitt nur 20 bis 28 Zoll seyn muß, taugt das Eichenholz aus eben der Ursache nicht, aus welcher wir es oben zu Balken und Trägern verworfen haben. Zu Schaufeln, Riegeln und Boden in die oberschlächtige Räder sind Bretter aus Eichenholz zwar am dauerhaftesten. Weil sie sich aber, obenbemerktermassen, gern krumm werfen, so muß man die eichene Bohlen nicht gar zu breit schneiden lassen, wenn es schon die Stärke des Baums gestattete.

Sohlhölzer zu Hammer- Balg- und andern Gerüsten, welche in oder auf die Erde gelegt werden, soll man, wo möglich, aus Eichenholz machen; weil sie eine grosse Gewalt ausstehen können, und der Fäulniß trotzen. Zu Trögen in die Oehl- und Papiermühlen, und zu andern dergleichen Gebrauch ist das Eichenholz vorzüglich zu wählen; auch hat solches zu Schwellen und Säulen aller Art, sonderlich an den Ecken der Gebäude, vor allem andern Holz den Vorzug.

Für den Schiffbau ist das Eichenholz ebenmässig das vornehmste, und kann, wo man Gelegenheit hat, solches zu diesem Behuf abzusetzen, um einen weit höhern Preis angebracht werden, als auf irgend eine andere Art.

Für die Böttger giebt die Eiche das beste Holz, weil die daraus gemachte Fässer, die Tonnen und andere Gefässe, in welchen nasse Sache aufbehalten werden, sehr dauerhaft sind. Zu diesem Behufe kann man auch nicht nur die gesunde, sondern selbst die anbrüchige oder angefaulte Eichen noch an den Mann bringen; weil dieses Handwerk zu seinen unterschiedlichen Arbeiten Holz von beynahe jeder Grösse gebrauchen, und also das taugliche von dem verdorbenen heraushauen kann. Man hat dahero das abständige Eichenholz nicht sogleich zu Kohl- oder Brennholz zu schlagen, welches immer der letzte und geringste Nutzen bleibt, sondern vorher wohl zu untersuchen, ob noch dergleichen nutzbares Holz darunter stecke.

Auch die eichene Reifstangen werden gesucht, weil sie an feuchten Orten sich vor andern Reifen erhalten. Jedoch werden eichene Reifen niemals zu kleinen, sondern nur zu den größten Gefässen gebraucht, weil gar schwaches Eichenholz ebenfalls von keiner Dauer ist. Es versteht sich aber, daß man zu dieser Absicht nur da die junge Eichen anweise, wo solche so dick stehen, daß sie einander am Wachsthum hinderlich seyn würden; sonst gehörte es unter die abscheulichste Forstwirthschaft, wenn man dergleichen junges Holz, da es im besten Wachsthum steht, und der Gefahr, welcher das junge Eichenholz vor anderem so sehr unterworfen, bereits entgangen ist, zu Reifstangen verderben wollte.

Nicht weniger gebrauchen die Rademacher oder Wagner das Eichenholz zu Rüstern oder Pflugstürzen, Streichbrettern, Pflugladen, Klappen, Speichen u. dgl. wobey sich aber ein Forstbedienter wohl in Acht zu nehmen hat, daß er, ohne die höchste Noth, kein gesundes, wohlgewachsenes, oder noch im besten Wachsthum stehendes Holz hierzu nehme; sondern dergleichen Nutzholz in abständigen oder solchen Bäumen suche, die von ausgeschlagenen Stämmen entstanden sind. Eben dieses ist zu merken wo Pallisaden erfodert werden, welche nicht wohl von anderm als Eichenholze genommen werden können, weil sie hart, und gegen die Fäulniß dauerhaft seyn sollen. Zu Trögen, Hacke- oder Haublöcken sind kurze, knorrigte Eichen gut genug: welche ohnehin zu nichts bessers verwendet werden mögen.

Eichenholz, (Versteiner.) *Lignum quercinum fossile s. petrefactum*, *Dryites* franz. *Bois de Chene*, holländ. *versteend Eykenhout*. Eine grosse Menge Schriftsteller, als Luid *Lithophyl.* p. 228. Scheuchzer *Herbar. diluv.* p. 105. 109. 110. Büttner *rud. diluv. test.* p. 188. Volkmann *Silef. subterr.* p. 93. Lesser Lithotheol. p. 701. Baier *Oryctogr. Nor.* p. 25. Helwing *Lithogr. Angerb.* P. II. p. 202. Langhanß von einem bey Landshuth entdeckten Baume. Davila *Catal.* P. III. p. 239. *Muſ. Chaiſianum* p. 114. Argenville *Oryctol.* p. 355. *Muſ. Richterian.* p. 262. 263. Walch Naturgesch. Th. III. S. 17. Schulze von versteinten Holze S. 24. von Born *Index foſſil.* P. II. p. 62. 63. Schröter Lithologisches Realler. Th. II. S. 385. Schröter vollständ. Einleit. Th. III. S. 188. gedenken des versteinten Eichenholzes. Man kennet es nicht nur an seinen eignen Jahrwüchsen und Zügen, sondern vorzüglich in seiner schwarzen oder schwarzbraunen Farbe, die es in Wasser annimmt, und in dem Steinreiche größtentheils beybehält; ob man gleich auch zu übereilt schlieſſen würde, wenn man ein jedes versteintes Holz von schwarzer Farbe für Eichenholz ausgeben wollte. (s. Holz verst.) (10)

Eichenholzdattel, (Conchyl.) franz. *Bois de Chene*, holländ. *Eykenhouts Daadel*, Knorr Vergnügen Th. V. tab. 27. fig. 4. Martini Conchyl. Th. II. tab. 47. fig. 502. Eine überaus seltene Conchylie. Ihre Farbe spielt aus dem Orangegelb in das Braune, oder in das Rothbraune, und über den ganzen Rücken hinweg laufen regelmäßige dunklere Querbänder, die der Conchylie einige Aehnlichkeit mit den Jahrwüchsen des Eichenholzes geben. Die obern Windungen sind nicht hoch, aber stark ausgekehlt, fast wie die Mohrin; und ihre Mündung ist gelb oder gelbroth. Fast scheinet es, als wenn sich die Holländer diese Dattel allein zugeeignet hatten, denn sie kommt beynahe in allen Auctionen vor, wo sie indessen mit fünf und mehr Gulden bezahlt wird; in deutschen Cabineten hingegen ist sie eine ausserordentliche Seltenheit. (10)

Eichenholzduplett, (Conchyl.) So nennet Valentyn, deutsch S. 31 diejenige Venusmuschel, welche Rumph in der amboinischen Raritätenkammer tab. 43. fig. K. abbildet. Er sagt von ihr, sie sey mit Ringen besetzt, habe eine dicke, bräunliche und gleichsam beräucherte Schaale, und sey mit breiten weissen Strahlen besetzt. Dem Bau nach sey sie mehrentheils rund, bäuchicht, und einer kleinen Hand breit, und werden auf Makaßar gefunden. Wahrscheinlich geben Farbe und Ringe dem Valentyn Gelegenheit, sie das Eichenholzduplett zu nennen. (10)

Eichenholztute, (*Conus ſigulinus* Linn. Liſter *Hiſt. Conchyl.* tab. 785. fig. 32. Rumph Amboin. Raritätenk. tab. 31. fig. V. tab. 33. fig. I. Valentyn tab. 4. fig. 34. Gualtieri *Ind. Teſt.* tab. 20. fig. E. Argenville Conchyl. tab. 12. fig. A. Se-

da *Thesaur.* Tom. III. tab. 54. fig. 1. 2. 3. 4. 8. Knorr Vergn. Th. III. tab. 11. fig. 2. Th. V. tab. 25. fig. 2. Regenfuß Th. I. tab. 10. fig. 47. Martini Conchyl. Th. II. tab. 59. fig. 656. 657. 658. Muſ. Gottwaldt. tab. 13. fig. 98. a. bis f. franz. *La Minime*, *La Fileuſe*, holländ. *Eykenhouts-Tooten*, Linn. XII. p. 1169. Gen. 319. Spec. 303. *Conus teſta baſi emarginata rugoſa, ſpira acuminata, anfractibus planiuſculis* L. Nach Linne gehört die Eichenholztute, unter die birnförmigen Tuten, die eine abgerundete Baſin haben, und die mehr als noch einmal ſo lang als breit ſind. Ihr unterer Theil, der nemlich der Endſpitze gerade gegenüber liegt, und den Linne die Baſin nennt, iſt geſäumt und mit ſchrägen ungleichlaufenden Queerlinien belegt, welche Linne Runzeln nennet, und die auch dieſen Namen verdienen, der Wirbel iſt etwas flach gewunden aber zugeſpitzt. Der Leib iſt etwas aufgeblaſen, und mit lauter dunklen Queerlinien umlegt, die den jährigen Anſätzen des Eichenholzes gleichen, und daher der Conchylie den Namen gab, den ſie führet. Argenville nannte ſie geradezu die Braune, woraus Linne fälſchlich *Minimus* und ſogar eine eigne Gattung machte. Die braune Farbe iſt auch ihre gewöhnliche Farbe, allein ſie iſt bald heller, bald dunkler, bisweilen faſt gar gelb, und eine ſeltene Abänderung die ich ſelbſt beſitze, iſt olivenfarbig. Die Linien ſind allemal dunkler als die Grundfarbe, und laufen in der regelmäſigſten Ordnung alſo bis zum Wirbel fort. Der Wirbel iſt noch dunkler gefärbt als die Linien, doch brechen hin und wieder hellere Flammen hindurch. Die Mundöfnung iſt weiß, und nur an den olivengrünen auch olivengrün. Die Windungen des Wirbels ſind etwas gewölbt, ſchlieſſen aber dicht aneinander. Einige haben hellere weiſſe oder gelbliche Queerbänder, mehrentheils zwey, ſeltener eins, welches ſich dann gewöhnlich in der Gegend des Wirbels befindet. Ihre höchſte Gröſſe iſt drey Zoll. Sie ſind gar nicht gemein, und in Indien und beſonders in Amboina zu Hauſe. (10)

Eichene Kohlen, (ökonom.) gehören, ſo wie auch das eichene Brennholz, zur ſchlechten Gattung. Sie geben eine matte Hitze, und löſchen, wenn ſie nicht einen ſtarken Zug von Luft haben, gern aus. Man nimmt ſie bey Hüttenwerken nicht gern. Sie werden ſchiefrig, und zerfallen oft, ehe ſie ins Feuer kommen. Dieſes iſt aber hauptſächlich von Baumkohlen zu verſtehen; denn die eichene Stangenkohlen ſind bey der hohen Ofenarbeit auf Eiſenhütten noch ziemlich brauchbar.

Eichenkraut, (botan.) iſt ein Beyname des Vergißmeinnicht Mausohr (*Myoſotis arvenſis* L.) (9)

Eichenlangſchnauze. *Aphis quercus.* ſ. Blattlaus, langgeſchnauzte.

Eichenlaub, (ökonom.) iſt zur Streuung für das Vieh, zur Düngung und zum Fleiſchräuchern wirthſchaftlich zu gebrauchen.

Eichenlaubwaſſer, *Aqua foliorum quercus*, (Pharmac.) wird aus dem noch ganz jungen ſo eben aus ſeinen Knoſpen ausgebrochenen auf die gewöhnliche Art gebrannt, hat, wenigſtens ſo lange es ganz friſch iſt, etwas von einem balſamiſchen Geruch und vielleicht auch balſamiſche Kräfte, und wird von einigen Aerzten in den Perioden und Arten der Schwindſucht, welche gelinde anziehende und ſtärkende Mittel zulaſſen und erfordern, ſehr gerühmt. (12)

Eichenlaus. *Aphis roboris.* ſ. Blattlaus an der Eiche.

Eichenmeſſer. *Phal. geom. dolabraria.* ſ. unter Spanner.

Eichenmiſpel, ſ. Miſtel.

Eichenmotte. *Phal. tinea ramella.* ſ. unter Motte.

Eichenrinde, (ökonom.) wird von den Lohgerbern geſucht, kann aber nicht wohl geriſſen werden, als wenn der volle Saft in die Eiche getreten iſt. Man hat demnach zu verhüten, daß man kein Eichenholz hierzu wähle, woraus oben erwähnte Gattungen von Bau- und Nutzholz gehauen werden ſollen; weil es, wenn es in der Saftzeit gehauen wird, diejenige Härte und Dauerhaftigkeit nicht hat, welche ſonſt den Vorzug des Eichenholzes ausmacht. Verminderte Dauer von dergleichen Geräthſchaften aber vermehrt die Conſumtion, verurſacht oft zu wiederholende Baukoſten, und macht dünne Wälder.

Eichenroſe. Mit dieſem Namen wird ein Gewächs belegt, welches ſich zuweilen an den Eichbäumen findet, und von dem Stiche eines Inſektes herrühret, welches ſein Ey in die Blüthenknoſpen der Eiche leget. Das Gewächs ſiehet faſt aus wie die Dolde oder Aehre des Hopfens, und iſt auch ſo lang und dick. Auswendig beſtehet es aus vielen breiteren und ſchmalen wolligen braungelblichen Blättern und Faſern. Inwendig findet ſich ein kleines rundes Körperchen, welches noch die Kennzeichen einer mißgeſtalteten Eichel trägt. Oefnet man dieſelbe, ſo findet ſich eine kleine Made, welche ſich nachher verwandelt und ſich einen Ausgang ſeiner Wohnung verſchafft. (9)

Eichenſauger. *Chermes quercus* L. An den jungen Trieben und Blättern der Eiche findet ſich dieſer Blattſauger von gelbweiſſer Farbe; an dem äuſſern Rand der Flügeldecken ſiehet man 4 braune Striche, und an dem innern Rand einen anderen. (24)

Eichenſchild oder **Eichenſchildlaus.** *Coccus quercus.* ſ. unter Schildlaus.

Eichenſchmetterling. *Pap. N. Iris.* ſ. Schillerſchmetterling.

Eichenſchwärmer. *Sphinx leg. quercus.* ſ. unter Sphinx, ächter.

Eichenſchwamm, (botan.) iſt ein Beyname des Feuerfangenden Löcherſchwamm, (*Boletus igniarius* L.) welcher an allen Eichſtämmen wächſt. (9)

Eichenſpinner, Eichenſteiger, Heckenkriecher, Graßmotte. *Phal. bomb. quercus* Linn. Fuesl. Gled. Fabr. Mull. Scop. Geoffr. Roeſ. Inſ. I. *phal.* 2. t. 35. a. f. 1. 2. 3. Raupe, Coccon und Puppe. t. 35. b. f. 4. 5. 6. die Phaläne. Man findet die Raupe dieſes Nachtſchmetterlings im Frühling faſt auf allen Arten von Stauden, als Schlehen, Birken, Eichen, Quitten, Weiden, Haſſel, Quetſchen, Ginſtern. Weilen ſie ſehr dichthaarig iſt, nennt man ſie die Filzraupe. Sie iſt braungrau wollicht; an den Seiten, Hals, Kopf und Hintern fuchsroth haarig. In allen Abſätzen erſcheint die Haut wie ſchwarze Ringe, in welchen auf dem Rücken ein weiſſer Flecken iſt. Wo das fuchsrothe an den Seiten angeht, befindet ſich ein weiſſer aus Flecken und Linien beſtehender Streif der Länge nach; der Bauch iſt ſchwarz. Da der Schmetterling ſchon im Julius ausgeht, ſo iſt die Raupe vor Winter da, bekommt aber erſt im folgenden Jahr ihre Vollkommenheit, und verwandelt ſich im Junius in ein faſt gleichdicken cylindriſchen an beyden Enden runden und feſten Coccon. Wenn man die Raupe erziehen will, ſo müſſen nicht viele zuſam-

mengesperrt werden, viel Luft haben, und kein nasses Futter bekommen, weilen sie sonst einen tödtenden Durchfall bekommen, daß oft nichts als die Haut übrig bleibt. Auch andere Insekten stellen diesen Raupen sehr nach: ohngeachtet des dichten Filzes bringen Ichneumonen auch gewisse Fliegen ihnen ihre Eyer bey, und verursachen durch ihre Brut, die sich in ihnen nähret, ihren Tod. Der Schmetterling ist ein unzüngiger Spinner von der grössern Gattung unter den europäischen: Männchen und Weibchen unterscheiden sich merklich in der Farbe. Die Männchen sind kleiner, rothbraun; alle Flügel mit einer schönen gelben breiten und sich mit der Hauptfarbe nach aussen verwischenden Binde. Sonst sind die Flügel ohne Zähne und der Saum der Hinterflügel gleichfalls gelb. In der Mitte der Vorderflügel steht ein weisser Punkt mit einem schwärzlichen Ring. Das Weibchen ist grösser, und seine Farben neigen sich mehr ins blasse bräunlich gelbe. Wann ein Weibchen in dem Zimmer ausgegangen, so sind oft die Männchen, die im freyen ausgegangen, zu Dutzenden um die Fenster geflogen, bis sie einen Eingang gefunden. Konnten sie zu dem Weibchen kommen, so gienge sogleich zwischen einem Männchen und denselben die Paarung vor. Der Sinn, der ihnen die Nähe des Weibchens bekannt macht, muß daher überaus fein seyn. (24)

Eichensteiger. *Phal. bomb. quercus.* s. Eichenspinner.

Eichentraube, mit diesem Namen wird ein schwammiger Auswuchs belegt, welcher sich im Frühling an den Wurzeln der Eichen unter Erde findet, und von dem Stiche eines Insektes herrühret. Er bestehet aus vielen runden aneinander hängenden herzförmigen Körperchen, welche von aussen roth, inwendig weiß sind. (9)

Eichenwald, ist bald ein grösserer, bald ein kleinerer mit lauter Eichen bestandener Distrikt, der als Hochwald, oder als Niederwald, oder als Hoch- und Niederwald zugleich behandelt wird.

Unter den hohen Waldungen verstehen wir nichts anders als jene Hölzer, die vom Saamen zu Stämmen aufgewachsen sind, und worin die Bäume, wie schon gesagt, nicht vor 200 Jahren geschlagen werden sollten, wenn man die wirthschaftliche Absicht erreichen will, sie zu allen Gattungen von Nutzholz brauchbar werden zu lassen. Es versteht sich, daß dringende Noth der Holzbedürftigen und Krankheiten der Bäume hierin eine Ausnahme machen. — So oft als eines dergleichen Gehaue abgetrieben wird, läßt man so viele Saamenbäume und Laßreiser stehen, daß die Seitenäste einander fast berühren, um den fallenden Saamen beym Aufgehen wider Frost und Hitze schützen zu können; und dieses so lang, als der Aufwuchs deren Hülfe nöthig hat. Man muß aber nicht glauben, daß hierauf alle Schößlinge bis zum Baume aufwachsen sollten. Die Erfahrung überzeugt uns, daß in den ersten 40 Jahren auf jeden Morgen wenigstens 20, und von 40 bis zu 60 Jahren wieder 20 Stück Abgang zu rechnen sey, wenn der Wald so, wie es sich gebührt, geschlossen steht. Der Boden würde sonst für alle weder Raum noch Nahrung genug haben.

Niederwaldungen sind jene, wo das Holz nicht vom Saamen zu Bauenholz aufwächßt, sondern von Stock und Wurzel ausschlägt, welche folglich in Buschholz bestehen und weiter hier als Schälholz, da als Hackwaldung und an einem andern Orte als Reisigholz traktirt werden. Alle Buschhölzer pflegen nicht im November und December, wie das Stammholz, sondern zu Ende des Hornungs oder Anfangs März nach vorüberseyenden stärksten Fröſten und wann der Saft noch meistens in den Wurzeln gährt, abgetrieben zu werden. Das Schälholz macht hierin eine Ausnahme, und muß etwas später, nemlich zu einer Zeit, wo der Saft im Stamm flüssig und vorher die Rinde leicht abzuschälen ist, geschlagen werden. (s. Eichenrinde wie auch Schälholz und jedes in seiner Rubrike.) Schälholz wird nach Beschaffenheit der Lage alle 14, 18 oder 20 Jahre haubar.— Reisigholz wird alle 12 bis 15 Jahre hiebig. — Eine Hackwaldung, die nach dem Hiebe zwey Jahre zu Fruchtfeld verwendet wird, wird alle 14 bis 15 Jahre abgetrieben.

Waldungen, die als Hoch- und Niederwald zugleich behandelt werden, sind eigentlich solche, die aus Ober- und Unterholz, oder was einerley ist, aus Baum- und Buchholz bestehen, doch aber von erstlerem weniger als von letzterem haben. Zu dergleichen Waldung kann man auch alle Buschholzungen machen, wenn man von denen vom Kern aufgegangenen Stämmchen so viele zu Bau- und Waarholz aufwachsen läßt, als ohne das Unterholz zu verdämpfen können stehen gelassen werden. — Auf flachem Lande pflegt man in einem Gehaue nur 4 5 bis 6 Saamenbäume zu lassen, und in den Gebirgen, wo vom Schnee viele unterdruckt werden, 10. 15. bis 20. solcher Laßreiser nebst 4 bis 5 Oberständern, um desto geschwinder zu Nutzholz zu kommen. — Wo das erste Gehau seinen Anfang nehmen und wie breit ein solcher Gehau seyn soll, suche man unter dem Worte Gehau. (31)

Eichenwickler. *Pyralis quercana* Fabr. *Tortrix fagana* Wiener Schmett. 128. n. 13. t 1. a. f. 5. t. 1. b. f. 5. Ein europäischer Blattwickler mit weissen fadenförmigen Fühlhörnern, die länger als der Körper sind. Er hat gelbliche Vorderflügel mit 2 kleinen braunen Punkten in der Mitte, und 2 schwefelgelben Flecken an dem Vorderrand, davon der eine an der Wurzel, der andere in der Mitte liegt, und fast viereckicht ist. Der hintere Rand ist schwefelgelb, und endiget sich mit einem purpurfärbigen Strich. (24)

Eichgebäude. (Wasserbauk.) Ein öffentliches Gebäude in Städten, welches zu Eichung der Wein- und Bierfässer auch andrer Geschirre in denen flüssige Dinge und Waaren aufbehalten und verkauft werden, bestimmt ist. Die schicklichsten Oerter wohin diese Gebäude gesetzt werden sollen, sind öffentliche Brunnen — damit das zum eichen nöthige Wasser dahin mit leichter Bemühung geleitet werden kann. Bey der Anlage eines solchen Gebäudes hat man zu sehen, 1) auf die Leitung des Wassers in die Eichgefässe und Ableitung aus solchen, 2) auf die Grösse, Gestalt und Lage der Eichgefässe, 3) auf den schicklichsten äussern Bau des Eichgebäudes selbsten.

Was die Wasserleitung betrift, so ist darauf zu sehen, daß das Eichgebäude so tief angelegt werde, damit das Brunnenwasser, welches zu Füllung der Eichgefässe nöthig ist, abgereichet werden könne. Die Leitung selbst geschiehet durch einen Teucherlauf, an dessen Ende im Eichgebäude ein hohler Stock gesetzt wird, in welchem das Wasser in die Höhe steigen und durch die an solchem angebrachte Seitenröhren ausfliessen kann. Die Eichgefässe werden also gesetzt, daß das Wasser aus diesen Seitenröhren in solche fliesse. Damit nun von einem Eichgefässe ins andere das Wasser fliessen möge, so werden sie Stufenweiß tiefer gesetzt. Von der letzten Kufe wird der Ablauf des Wassers in einer Candel, Rinne oder Dohl aus dem Gebäude ge-

führt, das aber mit einem engen eisernen Rechen versehen, wo des Wassers Einfluß ist, damit nicht durch vom Wasser fortgeflößte Unreinigkeit dieselbe verstopft werden mögen. Die Grösse der Eichgefässe selbst ist local — in diesem Lande grösser in jenem kleiner, je nach den zu eichenden Gefässen. Ihre Gestalt ist bald ein Kessel oder Halbkugel, bald ein Parallepipedum, bald ein Cylinder, bald ein Conus — da die vortheilhafteste Gestalt noch nicht bestimmt angegeben worden. Gemeiniglich werden die Eichgefässe von Kupfer gemacht, und mit messingenen Abflußhahnens versehen, um desto mehr versichert zu seyn, daß nicht das mindeste Wasser verlohren gehe, weil sonst die Eich mangelhaft werden würde.

Was den äussern Bau der Eichgebäude betrift, so werden sie bald ein- bald zweystöckigt — gemeiniglich wie Pavillons gebaut. Hier kommt die Eich ins 2te Geschoos, dort ins Grundgeschoos, und dort gar unten in Boden; alles nach der Erforderniß der Wasserleitung. Bey einigen ist die Stadtwaag mit angebracht, bey andern die Gewichteich, das Sprizenhaus, und bey noch andern gar die Stadtnachtwache. Es wird auf den Marktplätzen, auf andern Nebenplätzen, an Strasenbrunnen, an den Stadtthoren und andren Orten mehr angetroffen. (18)

Eicher, s. Eiche.

Eichhaase, (botan.) wird eine Gattung von Löcherschwamm genennt. (9)

Eichhorn, (Naturgesch.) *Sciurus*. Mit diesem Namen wird ein Geschlecht von Säugethieren belegt, welches in jedem Kiefer zween lange Nagezähne hat, wovon die obersten keilförmig, die untersten etwas platter sind. Ausser der gemeinen hier zu Lande bekannten Gattung giebt es noch mehrere, welche aber noch nicht so genau und vollständig beschrieben sind, daß nicht noch einige Dunkelheit und Widerspruch in ihrer Geschichte herrschen sollte. Wir wollen zuerst unser gemeines Eichhörnchen, und dann die ausländischen kürzlich anführen.

Das gemeine **Eichhörnchen**, (*Sciurus vulgaris, palmis solis saliens* Linn. Klein. quadr. p. 53. Briss. regn. anim. p. 150. Buffon. Tom. IV. 1. p. 145.) Hat einen etwas dicken an den Seiten platten Kopf, eine spitze hervorragende gebogene Nase, eine schreg rückwärts gehende Oberlefze und kurze Unterlefze. Die Augen sind schwarz, rund und ziemlich groß; die Stirne ist flach, die Ohren mit Haarbüscheln verlängert, der Hals kurz, der Rücken in die Höhe gebogen; der Schwanz lang, an beyden Seiten mit langen Haaren versehen, meistens am Rükken hinaufgeschlagen. Die Schenkel sind kurz, die Füsse zum Sprung eingerichtet; denn die Fersen der Hinterfüsse berühren die Erde, und dienen zugleich, wie beym Bären, zum Aufrechtsitzen auf denselben. Die Vorderfüsse haben vier Zehen und einen stumpfen Fortsatz; statt des Daumens an den Hinterfüssen befinden sich fünf Zähen. Die gewöhnlichste Farbe dieses Thieres ist rothbraun, bald heller, bald dunkler, zuweilen schwarz. Die Untertheile aber, der Bauch, die Brust, Kehle, innere Seite der Beine, sind weiß. Die ganze Länge des Körpers von der Schnauze bis an den Hintern beträgt ohngefähr acht bis neun Zoll, und seine Höhe vier bis fünf Zoll.

Die Wohnungen und der Aufenthalt der Eichhörnchen ist auf den Bäumen. Hier bauen sie ihr Nest gewöhnlich an den Astwinkeln aus Reissig, bedecken es mit einem kegelförmigen Dache, und füttern es mit Moos aus; vorne bleibt eine kleine Oefnung, wo man kaum eine Hand hineinbringen kann. Sie halten ihre Wohnung, so wie ihren Körper sehr reinlich, lecken und putzen beständig daran. Den Tag über gehen sie nicht leicht heraus, Morgens und Abends aber schweifen sie umher. Ihre natürliche Bedürfnisse zu befriedigen, bestehet blos aus Früchten und Pflanzen, als Eicheln, Buchekern, Nüssen, Obst und Knospen von den Bäumen u. dgl. welches sie auch auf den Winter einzusammlen pflegen. Wenn sie fressen, setzen sie sich auf die Hinterfüsse, und bedienen sich der Vorderfüsse statt der Hände. Sie können eine Wallnuß oder Haselnuß gar geschickt öfnen, indem sie mit ihren scharfen Zähnen die Schaale durchnagen. Sie haben ausserdem eine überaus grosse Fertigkeit im Klettern und Springen. Von einem Wipfel zum andern springen sie so behende, als ob sie flögen, da denn ihr Schwanz die Stelle der Flügel einigermassen vertritt. Ihre Fruchtbarkeit ist eben sogar groß nicht, denn sie werfen im Frühling nur einmal 3 bis 4 Jungen. Wenn sie in Freyheit leben, so sind sie äusserst scheu und furchtsam. Greift man sie aber in ihrem Neste an, so vertheidigen sie sich mit ihren Zähnen aufs äusserste. Indessen kann man sie doch sehr zahm machen, wenn man sie jung aufziehet, ehe sie der Freyheit gewohnt worden. Sie pflegen sich in Gesellschaft der Menschen nicht leicht zu begatten. Wir haben einige vergebliche Versuche gemacht, obgleich das Männchen aus dem Neste genommen worden, da es erst einige Tage alt war. Wir gaben ihr zur Stiefmutter eine Katze, welche es nebst ihren Jungen saugte und keinen Mangel leiden ließ; zum Beweise, daß die Katzen und andere Raubthiere gegen die Eichhörnchen keine so lüsterne Feindschaft hegen, wie gegen andere Nagethiere. Der Nutzen der Eichhörnchen ist hier zu Lande nicht beträchtlich; hingegen thun sie auch nicht viel Schaden. Sie sind so häufig nicht, daß sie der Mast oder dem Obste viel schaden könnten. Ihre Haut oder Pelz ist von keinem Belang. Von ausländischen Eichhorngattungen sind folgende bekannt:

Africanisches **Eichhorn**, (*Sciurus Getulus, fuscus, striis quatuor albidis longitudinalibus* Linn. *Barbaresque* Buffon.) Diese Gattung hält sich in den innern Theilen von Africa auf, und ist kleiner als das gemeine Eichhorn. Seine Grundfarbe ist braun, aber vier weisse Streifen laufen der Länge nach über den Rücken herab. Mitten zwischen diesen Streifen ist der Raum auf dem Rückgrate schwarz und röthlich. Die Ohren sind klein und rund. Uebrigens ist die Lebensart von dem gemeinen Eichhörnchen nicht verschieden.

Aschgraues **Eichhorn**, (*Sciurus cinereus* Linn. Müller, Linn. Natursystem. I. S. 386.) Obgleich Herr Müller einige Kennzeichen von dieser Gattung angiebt, welche mit dem Feeneichhörnchen nicht übereinstimmen, so glauben wir doch, daß beyde einerley Thier sind. Barbaresque, s. das zuerst angeführte africanische Eichhorn.

Coquallin **Eichhorn**, (*Coquallin* Buff. Quaulucallotquapachli, oder Coztiocotequallin Fernandez. Das pomeranzenfarbene Eichhorn.) Obgleich Herr von Büffon diese Gattungen nicht zu Geschlecht des Eichhörnchens rechnet, so müssen wir ihm doch einen Platz darunter anweisen, da ihm kein Hauptkennzeichen fehlt. Es hat die Figur, das Gebiß, den Schwanz eines Eichhörnchens, ist aber weit

gröſſer, als das gemeine. Der Bauch iſt ſchön gelb, der Kopf und der Leib weiß, ſchwarzbraun und orangenfarb melirt. Die Schnauze und die Ohren ganz weiß; auch haben dieſe keine lange Haare, ſondern ſind glatt und rundlich. Dieſe Thiere klettern nicht auf die Bäume. Sie machen ſich Löcher und Höhlen an die Wurzeln der Bäume, in welchen ſie ſich aufhalten und ſich fortpflanzen, auch ihren Winterproviant einſammeln. Die ſüdlichen americaniſchen Reiche ſind das Vaterland.

Feeneichhorn, (*Petit gris* Buffon. *Sciurus cinereus* Linn.) Das kleine Grauwerk, oder die Feenpelze, welche in Menge zu uns und andern Völkern gebracht werden, ſind die Häute dieſer Gattung von Eichhörnchen. Nicht allein Virginien, ſondern überhaupt alle nordiſche Reiche in der neuen und alten Welt ſind das Vaterland dieſer Thierchen. Sie bleiben im Sommer, ſo wie im Winter, grau, ſind etwas gröſſer als die gemeinen braunen Eichhörnchen, (welche in manchen Ländern unter ihnen wohnen) und haben weit zärtere Haare. Sie leben in Geſellſchaften vereinigt, und ziehen zuweilen in ganzen Herden aus einer Landſchaft in die andere. Stoſſen dergleichen Armeen auf einen Fluß oder See, ſo ſucht ſich jedes ein Stück Baumrinde, und bedient ſich deſſelben ſtatt eines Schiffes. Sein Schwanz dient ihm zum Segel, und ſo fährt die ganze Flotte über breite Flüſſe und Seen, welche zuweilen drey bis viertauſend Segel ſtark iſt. Die Menge dieſer Thiere iſt ſo groß, daß die Jäger, welche ſie fangen oder erlegen, oft vierzig Häute für einen Thaler verkaufen. Aus allen angeführten Umſtänden erhellet, daß es ein Irrthum ſey, wenn man vorgiebt, das Feeneichhörnchen ſey unſer gemeines braunes Eichhorn, welches in den Nordländern und im Winter ſeine Farbe verändere, und aſchgrau werde.

Fliegendes Eichhorn, (*Sciurus volans* Linn. Seba thef. 1. p. 67. t. 41. *Le Polatuche* Buffon. *Sciurus petauriſta*, fliegende Katze.) Die Nordländer von Europa und den andern Welttheilen ſind ſein Vaterland. Es iſt kleiner als das gemeine Eichhorn; denn ſeine ganze Länge macht nicht mehr als vier Zoll, und ſein Gewicht nur einige Unzen aus. Die Ohren ſind dünne, kahl, rund und durchſichtig; der Schwanz iſt nicht ſo lang haarig, wie beym gemeinen Eichhorn. Das Hauptunterſcheidungszeichen beſtehet in der Haut, welche die Vorderfüſſe mit den Hinterfüſſen verbindet. Sie iſt dünne, durchſichtig, mit feinen Haaren beſetzt, und erſtreckt ſich ohngefähr einen Zoll breit von dem Leibe an, bis an die Fußſohlen. Im Sitzen und Laufen legt ſie ſich ziemlich an den Leib an, im Sprung aber, wenn die Füſſe ſich voneinander ſpreitzen, dehnt ſie ſich in Form eines Segels aus, und ſiehet faſt den Flügeln der Fledermäuſen ähnlich. Uebrigens können die Thiere ſie nicht in der Luft ſchwingen und wirklich fliegen, ſondern ſie thun nur einen ſehr weiten Sprung, indem ſie dieſe Haut in der Lauft ſchwebend erhält. Die Farbe des Pelzes iſt auf dem Rücken dunkelgrau, an dem Bauche und den unteren Theilen blaß und weißlich, der Schwanz grau. Sein Aufenthalt iſt auf den Bäumen, ſeine Nahrung beſtehet in Eicheln. Sie haben übrigens nicht das lebhafte muntere Temperament des gemeinen Eichhörnchens, ſondern liegen den ganzen Tag über in ihren Neſtern und ſchlafen. Sie laſſen ſich leicht zahm machen, und können auf dem Waſſer gut ſchwimmen. Eine andere Art von fliegenden Eichhörnchen, welche ſich in Virginien aufhalten ſoll, beſchreibt Seba (1 Band 72 Seite), welche, wenn ſie exiſtirt, eine beſondere Gattung ausmachen würde; denn die Flügelhaut reicht vom Kopfe an bis an die Hinterfüſſe, auch iſt die Farbe und Gröſſe verſchieden.

Gelbes Eichhorn, (*Sciurus flavus* Linn.) Es iſt nur halb ſo groß als das gemeine. Die Ohren ſind rund, die Füſſe haben fünf Zehen, der Schwanz kürzere Haare, als beym gemeinen. Die Haare des Leibes ſind gelb mit weiſſen Spitzen. America, beſonders Carthagena iſt ſein Vaterland.

Geſtreiftes Eichhorn, (*Sciurus ſtriatus* Linn.) Dieſes iſt wahrſcheinlicher Weiſe die Gattung, welche Herr von Büffon unter dem Namen des Schweizers (le Suiſſe) beſchreibt. Es iſt nach dieſer Beſchreibung vier und einen halben Zoll lang. Die Ohren ſind ſehr kurz. Der Schwanz hält 3½ Zoll, und iſt nicht wedelförmig. Der Pelz auf dem Obertheile des Leibes und an den Seiten des Kopfes, hat eine ſchwarze, graue und braunroth gemiſchte Farbe. Vom Kopf bis an den Schwanz laufen neun Streifen; der mittelſte iſt ſchwarz, von der an den Seiten befindlichen iſt der erſte röthlich, der andere ſchwarz, der dritte weißlich mit röthlichen Flecken, der vierte wieder ſchwarz. Die untern Theile des Leibes ſind weißlich. Der Aufenthalt dieſer Gattung ſind die nordiſchen Theile von Europa und Sibirien. Es hält ſich unter der Erde in Höhlen auf, und wird daher auch das Erdeichhörnchen genennt.

Maus Eichhorn, (*Sciurus Glis* Linn.) Es iſt 5½ Zoll lang, und hat einen langhaarigen Schwanz. Die obere Theile des Leibes ſind weißgrau, die unteren weiß. Es lebt von Früchten und Saamenkörnern, niſtet in hohle Bäume, und ziehet im Winter haufenweiß in unterirdiſche Höhlen.

Pfeilſchwanz Eichhorn, (*Sciurus Sagitta* L.) Dieſe Gattung ſtammt aus Oſtindien von Java und andern Inſeln des indiſchen Meeres. Es iſt ſo groß, als ein kleines Caninchen, der Kopf verhältnißmäßig dicker und runder, als am gemeinen Eichhorn, der Bart lang und ſchwarz, der Schwanz länger als der Körper, mit weichen, wolligen, langen Haaren beſetzt. Der Pelz des Körpers iſt rauh, rothbraun, mit ſchwarzen Flecken bey dem Weibchen. Bey den Männchen iſt der Schwanz ſchwarz, der Leib ſchwarz und weißgefleckt. Es hat wie das fliegende Eichhörnchen eine Haut, welche die Vorder- und Hinterfüſſe verbindet.

Schwarzes Eichhorn, (*Sciurus niger* Linn.) Es iſt gröſſer als das gemeine Eichhorn, ganz ſchwarz, zuweilen aber hat es einen weiſſen Ring um den Hals, auch eine weiſſe Schnauze und eine weiſſe Spitze an den Ohren und dem Schwanze. Südamerica, beſonders Mexico iſt das Vaterland.

Surinamiſches Eichhorn, (*Sciurus aeſtuans* L.) Es iſt grau, unten gelb, 5½ Zoll lang. Die Ohren ſind eyrund, der Schwanz iſt ſo lang als der Körper. Die Vorderfüſſe haben ebenfalls fünf Zehen. Surinam iſt ſein Vaterland.

Wieſel Eichhorn, (*Sciurus palmarum* Linn. *le Palmiſte* Buff. *Muſtela africana* Cluſ. *Rat. palmiſte* Briſſ.) Die obere und äuſſere Seite des Körpers iſt röthlichgrau und ſchwärzlichbraun gemiſcht; die Bruſt und übrigen untere Theile ſind weiß, hin und wieder gelb ſchattirt. Ueber den Rücken laufen drey weißgelbe Streifen herab. Der Schwanz iſt federförmig, ſolang als der Körper, der Länge nach

mit ſchwarzen, röthlichen und weiſſen Streifen bezeichnet. Die Gröſſe kommt mit der Ratze überein. Seine Ohren ſind kurz, breit und inwendig mit Haaren beſetzt. Sein Aufenthalt iſt in America und Africa, wo es ſich von den Datteln und Cocosnüſſen nährt. (9)

Eichhorn, Eichhornſpinner, (*Phal. bomb. fagi*) ſ. unter Spinner.

Eichhörnchen, (*Phal bomb. grammica.*) ſ. Streifflügel.

Eichhornaffe, (Naturgeſch.) iſt eine Gattung von Geſpenſtthier, (*Lemur Catta* L.) ſ. auch Meerkatze. (9)

Eichhornhaare, braucht der Bürſtenbinder aus dem Schwanze des Eichhorns, ſowohl zu Malerpinſeln, als zum Auftragen der Schminke beym Frauenzimmer. (19)

Eichhornſchwanz, (eine Coralline.) ſ. Eichhörnleinſchwanz, vorzüglich aber Cypreſſencoralline.

Eichhörnleinſchwanz, ſo wird in der Ueberſetzung des Ellis von den Corallen S. 9. N. 4. die Cypreſſencoralline genennet, wegen ihrer Aehnlichkeit, die ſie mit dem Schwanze des Eichhorns haben ſoll. ſ. Cypreſſencoralline. (10)

Eichpfahl, (Maſchinenbau) iſt ein vor dem Fachbaum der gehenden Werke in den Boden geſetzter eichener Pfahl der die Höhe des Fachbaums angiebt, damit den darüber liegenden Maſchinen durch die Stauung des Waſſers kein Schaden geſchehen möge. Man nennt ihn auch den Mahl- auch Mühlpfahl, weil er bey den Mühlen zur Abwendung alles Zanks und Streits zwiſchen den ober- und untereinander liegenden Müllern am nothwendigſten iſt. In einigen Ländern nennt man ſolchen auch Sicherpfahl, weil er zur Sicherheit der gehenden Werke dienen, und ihre Gerechtſame in ihrer Waſſerſchwellung beſchützen und vor habſüchtigen Nachbarn ſicher ſtellen ſoll. Ein guter und richtiger Eichpfahl ſoll aus folgenden Theilen beſtehen; aus dem Grundroſt, dem Pfahl und der Krappe oder Kopf. Der Grundroſt beſtehet aus vier über creutz miteinander verbundenen Grundſchwellen, die mit Nadeln auf den Grund geheftet werden, wo dieſe einander durchcreutzen, wird eine viereckigte Oefnung zu 12 Zoll im Quadrat gelaſſen, in die man den Pfahl alſo ſetzet und einläßt, daß er weder tiefer eingeſchlagen noch auch durch ausziehen erhöhet werden kann. Iſt dieſer in der erforderlichen Höhe einmal oben abgeſchnitten worden, ſo wird der Kopf deſſelben mit einem Kupferblech, welches man die Kappe deſſelben nennt, beſchlagen. (18)

Eichſchälgen, (Metallurgie) ſind kleine Schaalen gemeiniglich von Silber, auch von Meſſing, und haben immer unter einem Zoll im Durchmeſſer, man hat immer mehrere von gleicher Schwere, und bedient ſich ihrer, um die Sachen deſto bequemer in die Waagſchaale der Probirwäge zu bringen, und wieder hinwegzunehmen, ohne daß dieſe, weil ſie ſehr dünne ſind, gebogen oder beſchmuzt werden, da ſie gar zu leicht bey dem Reinmachen einen Fehler bekommen könnten. In dieſe Eichſchälgen trägt man alſo die Körper, welche gewogen werden ſollen, mit einer Zange, oder wann ſie klein gemacht ſeyn ſollen, mit einem Löffelchen oder Schäufelchen ein, und ſetzt ſie mit dieſen in die Waagſchaalen. (12)

Eid, ſ. Eyd.

Eidbroſt, iſt ein Beyname der gemeinen Creutzwurz (*Senecio vulgaris* Linn.) (9)

Eidechſe, (Naturgeſch.) mit dieſem Namen belegen die Naturforſcher ein Thiergeſchlecht, welches in die Claſſe der Amphibien gehört. Herr von Linne beſtimmt es durch das Kennzeichen eines vierfüſſigen nackten geſchwänzten Körpers. Dieſe Thiere können ſich eine Zeitlang im Waſſer aufhalten, doch leben die meiſten auf dem Lande; ſind meiſtens mit einer etwas ſchuppigen Haut bekleidet, und legen Eyer, welche eine pergamentartige Haut haben, und ohne Brüten von ſelbſt ausgehen. Da die Linneiſchen Kennzeichen ziemlich allgemein ſind, ſo werden im Naturſyſtem 48 Gattungen angeführt, welche in ſechs Ordnungen eingetheilt ſind. Die erſte begreift acht Gattungen in ſich, deren Schwanz an den Seiten platt gedruckt, und deren Körper mit Schuppen bekleidet iſt. Die zwote enthält eilf Gattungen, deren Schwänze in ringliche Ringe oder Gelenke eingetheilt ſind (*cauda verticillata.*) Die dritte hat fünf Gattungen, deren Schwanz länglich rund, kürzer als der Körper, und ziegelweiſe geſchuppt iſt. Die vierte hat 17 Gattungen mit länglichrunden geſchuppten Schwänzen, welche länger als der Körper ſind. Die fünfte enthält ſechs Gattungen, welche an den Vorderfüſſen vier Zähen, aber keine Schuppen haben, oder die ſogenannte Molche; die ſechſte Claſſe enthält nur eine Gattung, deren Füſſe keine Zähen haben, und deren Körper wurmförmig iſt. Wir wollen hier nur fünf Ordnungen beſchreiben. Eine aber werden wir in einem beſonderen Artikel Molch anführen.

Aaleidechſe, (*Lacerta anguina* Linn.) Sie hat einen ſehr langen aalförmigen Körper, welcher mit einigen Reihen Schuppen der Länge nach bekleidet iſt; am Bauche ſtehen ſolche ziegelweiſe. Der Schwanz iſt noch einmal ſo lang als der Leib. Die Beine haben keine Finger und ſind als Floſſen zu betrachten. Die vorderſten ſtehen am dichteſten beyſammen und ſind mit ſpitzen Schuppen bedeckt. Die Farbe des Leibes iſt von oben dunkel gelbgrau, am Bauche bläulich. Das Vaterland dieſer Gattung iſt Africa, wo ſie ſich am Vorgebürge der guten Hoffnung in der Tafel Bay in den Felſenriſſen aufhält.

Algieriſche Eidechſe, (*Lacerta Algira* Linn.) Die Barbarey iſt ihr Vaterland. Ihr Schwanz iſt ziemlich lang, der Körper kaum eines Fingers lang, oben braun, unten gelb; an den Seiten mit einem gelben Streifen bezeichnet, welcher den Rücken gleichſam einfaßt; beſſer herunter nach dem Bauche zu, laufet wieder ein ſolcher Streif.

Argoseidechſe, iſt oben im Artikel Argoseidechſe (1 Band) beſchrieben.

Bandirte Eidechſe, (*Lacerta faſciata* Linn.) Der Schwanz iſt lang und hochblau, der Rücken mit fünf gelben Bändern belegt. Carolina iſt ihr Vaterland.

Barbar Eidechſe, (*Lacerta Mauritanica* Linn.) Der Körper iſt braun und der Geckoeidechſe ähnlich; der Schwanz kürzer als der Leib. Die Seiten des Kopfs, der Nacken, Hals, Rücken und die Schenkel ſind mit ſcharfen Spitzen oder Stacheln beſetzt. Sechs Reihen dergleichen Stacheln ſitzen bis an die Mitte des Schwanzes. Die Barbarey iſt ihr Vaterland.

Baſiliſkeidechſe, (*Lacerta Baſiliſcus* Linn.) Was die Alten unter dem Namen Baſiliſke verſtanden haben, iſt eine ziemlich bekannte Fabel. Der Haushahn ſollte nemlich, wenn er ſehr alt würde, ein Ey legen, aus welchen denn eine erſchreckliche Schlange mit Flügeln und einer Crone auf dem Kopf ausgebrütet würde, welche ſo giftig wäre, daß ſie blos durch das Anſehen tödte. Da man jezt dergleichen Mähr-

chen längst in der Naturgeschichte vergessen hat, so wird blos zum Andenken eine Eidechsengattung mit dem Namen Basilisk belegt, welche 1½ Schuh lang ist. Am Hintertheil des Kopfs sitzt eine Art von Hohlenkamme, welchen das Thier aufblasen kann. An der Kehle stehen kammartige Lappen. Vom Nacken bis zur Mitte des Schwanzes lauft eine Art von Flossen mit hervorstehenden Finnen. Der Schwanz ist doppelt so lang als der Leib. Die Füsse haben fünf Zähen mit scharfen krummen Klauen. Die Haut ist bläulich aschgrau mit weißlichen Flecken und feinen Schuppen besetzt. Das Vaterland dieses seltenen Thieres ist Südamerica, Egypten und Palästina. Es hält sich in Wüsteneyen und zwar auf den Bäumen, auf der Erde und im Wasser auf. Der Kamm und die Flosse dienet ihm von einem Baum zum andern gleichsam zu fliegen, und im Wasser zu schwimmen.

Blasenträger Eidechse, (*Lacerta bullaris* Linn.) Jamaica ist ihr Vaterland. Sie unterscheidet sich durch eine rothe Blase, welche an der Kehle sitzt und die sie einziehen und aufblasen kann. Die Farbe der Haut ist grün.

Blaue Eidechse, (*Lacerta azurea* Linn.) Sie stammt aus Africa und hat mit der Stachelschwanzeidechse gar viele Aehnlichkeit. Der Schwanz ist kurz, mit spitzen Schuppen bekleidet und wirbelartig. Die Farbe ist himmelblau, über den Rücken laufen schwarze Bänder herab. Die Schuppen sind fein. Hin und wieder sind erhabene weisse Punkte eingesprengt. Der Kopf und die Füsse haben schwarze Ringe. Africa ist das Vaterland.

Burgermeister Eidechse, (*Lacerta principalis* Linn.) Der Kopf ist etwas spitz, der Körper mit feinen Schuppen bekleidet, bläulich, der Schwanz doppelt so lang als der Leib und graulich mit braunen Streifen. Südamerica ist das Vaterland.

Bunterlequan Eidechse, (*Lacerta marmota* L.) An der Kehle befindet sich ein kleiner gezähnter Kamm. Der Leib ist platt gedrückt, der Schwanz gestreift mit reihenweise gesetzten Schuppen besetzt. Die Farbe ist auf dem Rücken schön röthlich, schwarz, weiß und grün marmorirt. Die Schuppen sind klein und viereckig. Spanien und Südamerica sind das Vaterland.

Chamäleon Eidechse, (*Lacerta Chamaeleon* L.) Diese Gattung ist wegen der Eigenschaft alle Farben anzunehmen, die man ihm beygeleget hat, sehr bekannt. Neuere Beobachtungen haben gelehrt daß das Thier die Farbe verändert wenn es zum Zorne gereizt wird, daß es aber die Farbe der Gegenstände annehme, welche sich in der Nähe befinden, ist gänzlich falsch. Die ganze Länge des Thieres macht nicht über 8 Zoll aus. Der Kopf ist dick und breit, an einigen Orten mit einer aus Knochen und Haut gebildeten Crone geziert. Die Augen sind sehr lebhaft, mit goldgelben Ringe und dicken Augenliedern versehen. Der Hals ist kurz und dick, der Bauch und Rücken gewölbt, der Schwanz verhältnißmäßig gegen andere Gattungen dünn und gekrümmt, so daß der ganze Leib sammt dem Schwanze spindelförmig vorn dick, und hinten dünne erscheint. Die Füsse haben fünf Zähen, wovon immer zwey und drey verwachsen sind, nemlich an den Vorderfüssen stehen drey inwärts und zwo auswärts an den Hinterfüssen aber zwo inwärts und drey auswärts. Nach Verschiedenheit des Vaterlandes giebt es einige Abartungen welche wir kürzlich anführen:

Der egyptische Chamäleon hat eine schwärzliche stachelgraue Farbe.

Der mexicanische ist grau. Die Seiten des Kopfs sind winkelig gleichsam mit Perlen besetzt. Die Kehle, der Rücken und Unterleib sind zackig.

Der Ceylonische Chamäleon ist safrangelb, die Crone mit grossen hervorragenden Schuppen besetzt.

Der africanische Chamäleon ist eine der größten Arten, schwärzlich von Farbe, mit einem weissen Kamme auf dem Rücken welcher bis an die Schwanzspitze herablauft.

Der Chamäleon vom Vorgebürge der guten Hoffnung ist blau und weiß marmorirt, zuweilen weiß, an den Seiten etwas dunkler.

Aus dieser Verschiedenheit erhellet schon daß die Beschreibungen, welche die Alten von diesem Thiere machen, gar nicht übereinstimmen können. — Der Aufenthalt desselben ist in Wüsteneyen an feuchten Plätzen, in Felsenrissen, Höhlen und auf den Bäumen. Seine Nahrung bestehet in allerley Insekten, als Fliegen, Ameisen, Raupen u. dgl. Die Ameisen soll es mit der Zunge nach Art des Ameisenbärs sehr geschickt auffangen. Es kann wohl vier bis fünf Monate lang hungern, doch wird es endlich sehr dadurch abgemattet. Die merkwürdigste Eigenschaft desselben ist die Veränderung der Farbe, welche sich nicht nach den nahen Gegenständen, sondern nach den Gemüthsveränderungen richtet. Wenn es schläft oder gar tod ist, so hat es eine gelbe glänzende Farbe. Die gewöhnliche Farbe beym Wachen ist dunkelgrau. Wenn es zornig wird ist diese Farbe grünlich und gelb, jedoch bleiben einige Stellen braun und grau. Diese Abwechslung der Farbe rührt von der sehr zarten dünnen Oberhaut her, welche sich zuweilen ausspannt und wieder zusammen ziehet, und auf solche Weise durch den Zufluß der Säfte bald gelb, bald grün, bald grau oder schwarz gefärbt wird.

Der Chamäleon läßt sich leicht zahm machen, weil er überhaupt ein unschädliches Thier ist, das niemand beleidiget. In Ostindien wird er deswegen in den Zimmern erhalten, um sie von den Insekten zu reinigen. Die Indianer halten es für eine Sünde ein so nützliches Thier zu tödten.

Crocodilleidechse, s. Crocodill.

Doppelkeil Eidechse, (*Lacerta bicarinata* L.) Sie lebt auch in Indien, ist klein und grau von Farbe. Auf dem Rücken laufen zwey erhabene Näthe der Länge nach herab. Der Bauch hat 24 Reihen Schuppen, deren jede aus sechsen bestehet. Der Schwanz ist länger als der Leib, an den Seiten platt, unten gestreift, und wie der Rücken mit einem doppelten Kiele versehen.

Dorn Eidechse, (*Lacerta stellio* Linn. *Lacerta coelordilos* Tournef. it. 1. p. 119. t. 120.) Die Araber nennen sie Hardun. Sie wohnt in Syrien, Natolien und Palästina im Schutt von Mauern. Die Länge des Leibes beträgt kaum eine Spanne, der Schwanz ist etwas länger. Die Farbe ist braun mit schwarzen und weißlichen Flecken, zuweilen nimmt sie aber auch glänzend grüne Flecken an, welche wieder verlöschen wie bey dem Chamäleon. Der Hals ist runzlich und die Kehle mit einem dünnen platten Sack der Länge nach versehen. Der Leib platt gedrückt und eyrund mit hervorragenden Seiten. Der Rücken gefurcht und mit zugespitzten Schuppen besetzt. Auf beyden Seiten des Bauches sind drey Reihen Stacheln oder spitzigen Schuppen. Die Türken verfolgen und

tödten dieſes Thier, weil ſie vorgeben, es ahme ihre Stellung beym Gebete nach, indem es den Kopf herabbeuget.

Drachen Eidechſe, (*Lacerta dracaena* L. *Cordylas*, *Candivertera*, *Uromaſtix*.) Sie hat den Namen von ihrer Geſtalt, welche einem Drachen (wie man ſolchen gewöhnlich abbildet) ähnlich iſt. Sie gehört unter die größten Gattungen und lebt in Amerika. Der Körper iſt länglichrund, mit kleinen Schuppen bedeckt. Die Hüften, Füſſe und Zehen ſind ſafrangelb gefleckt; der Schwanz iſt dick, bis zwey Ellen lang, mit einem gezackten kammförmigen Saume von obenher verſehen. Das Fleiſch wird von den Amerikanern als eine gute Speiſe gegeſſen.

Erdſalamander Eidechſe, (*Lacerta vulgaris* L.) ſ. Molch.

Faltenträger Eidechſe, (*Lacerta Plica* L.) Der Körper iſt nur einen Zoll lang, der Schwanz zwey Zoll. Unter der Kehle befindet ſich eine doppelte Falte. Die Haut iſt mit kleinen kegelförmigen Schuppen wie Chagrin beſetzt. Sie wohnt in Indien.

Fechter Eidechſe, (*Lacerta cololes* Linn. *Aſtalobotes*, *Ephiomachus*, Kämpfhahn, Streithahn, Soaajer, Waſſerleguan.) Der Hintertheil des Kopfs und der Vordertheil des Rückens iſt mit langen Stacheln wie ein Kamm bewaffnet, welche ſie in die Höhe richtet, wenn ſie zornig iſt. Daher kommt der Name. Der Schwanz iſt ſehr lang, der Körper oben blau, mit ſcharfen Schuppen beſetzt, unten geſtreift oder weißlich, oben bandirt. Die Inſel Zeylon iſt das Vaterland.

Feuerſalamander Eidechſe, (*Lacerta Salamandra* Linn.) ſ. Molch.

Fünfſtreifige Eidechſe, (*Lacerta quinquelineata* Linn.) Der Schwanz iſt rund, und anderthalbmal ſolang, als der Körper. Ueber den Rücken laufen fünf weißlich gelbe Streifen auf einem ſchwärzlichen Grunde, bis zur Hälfte des Schwanzes herab. Der Kopf iſt mit ſechs kurzen gelben Linien bezeichnet, deren zwo zwiſchen den Augen, und auf jeder Seite eine über und unter dem Auge befindlich ſtehet. Die Bauchſchuppen liegen reihenweiſe, und machen den Unterleib geſtreift. Carolina iſt das Vaterland.

Gecko Eidechſe, (*Lacerta Geko* Linn. Haſelquiſt Reiſe nach Paleſt. S. 356.) Ihre ganze Länge vom Kopf bis zur Schwanzſpitze beträgt nur vier Zoll. Der Kopf, der Leib und die Beine ſind glatt und eben. Ueber den ganzen Rücken ſind ganz kleine, erhabene, glänzende Punkte zerſtreut. Am Bauche befinden ſich kleine Löcherchen. Der kleine Raum unterwärts der hohlen Seiten bedecken breite weiche Schuppen. Der Rücken, der Kopf und der Schwanz ſind oberwärts weißlich, mit grauen unregelmäßigen querſtehenden Flecken beſetzt; unterwärts iſt die Kehle, der Bauch und Schwanz weißlich. Sie wohnt in Egypten, auf der Inſel Java, Ceilon und Madagaskar, und hält ſich bey und in den Häuſern zum Schaden der Einwohner auf; denn ſie iſt giftig. An den Häuten oder Lappen, welche die Zähen vereinigen, ſchwizt ein ſehr ſcharfer Saft aus, welcher alles vergiftet, worüber ſie weglaufen. Da ſich nach ſalzigen Speiſen, als Käſe u. dgl. ziehen, ſo geſchiehet öfters Schaden, wenn man die Speiſen nicht wohl verwahret. Sie haben eine heiſchere Stimme, faſt wie die Fröſche, und ſollen bey Regenwetter einen Ton von ſich geben, der dem Wort Gecko ähnlich iſt. Die oſtindiſchen ſind gröſſer, als die egyptiſchen, und wohl einen Schuh lang.

Gemeine Eidechſe, (*Lacerta agilis* Linn. Der Springer, Müller Linn.) Es giebt hier zu Lande zweyerley Arten, welche Spielarten, oder wohl gar verſchiedene Gattungen ſind. Die eine davon, welche der Springer genennt wird, iſt auf dem Rücken grün, mit einem goldartigen Glanz, an den Seiten gelblichgrün, mit ſchwärzlichen Flecken oder Augen; am Bauche weißlichgelb. Ihre ganze Länge beträgt keine Spanne. Die andere Art iſt etwas gröſſer, an den Seiten braungrau, und auf dem Rücken nicht ſo ſchön grün. Sie thun auch ſo keine ſchnelle Springe, wie die grüne, ſondern man kann ſie gar leicht mit den Händen greifen. Die grüne läßt ſich ſchwer erhaſchen, und iſt ſo ſcheu, daß ſie nur ſelten dem Menſchen nahe kommt; die graue hingegen fliehet die Menſchen nicht, und man kann ſie ſogar in ihrem natürlichen Aufenthalte, durch Futter ſo zahm machen, daß ſie auf ein gegebenes Zeichen herbeykommen. Der Schwanz dieſer Eidechſe iſt geringelt, und hat die beſondere Eigenſchaft, daß er wieder wächſt, wenn man ihn abſcheidet. Man kann dieſe Thierchen in einem Glas mit Früchten, Moos und Sand lange Zeit erhalten, wenn man ihnen zuweilen einige Inſecten giebt. Sie haben ein ſehr hartes Leben, und können in einen luftleeren Raume einige Tage leben.

Giftige Eidechſe, (*Lacerta Chalcides* L.) Sie hat ſehr kurze Füſſe, mit fünf Zähen. Die Gröſſe vom Kopf bis zum Schwanze iſt ohngefähr 6 - 8 Zoll, die Farbe grau. Die Alten hielten ſie für ein Mittelgeſchöpf zwiſchen Schlange und Eidechſe, und nennten ſie Seps. Die Südländer von Europa, hauptſächlich aber Africa ſind das Vaterland.

Gold Eidechſe, (*Lacerta aurata* Linn. Müll. Linn. N. S. Th. 3. S. 109. Taf. 3. Fig. 4.) Der Schwanz iſt länglichrund, mit übereinander liegenden Schuppen bedeckt, und länger als der Körper. Dieſer iſt dick, und gleichſam ausgeſtopft, mit einer ſchönen goldartig glänzenden Farbe geziert, an den Seiten bräunlich. Die Inſel Cypern und Jerſey ſind ihr Vaterland; in Südamerica giebt es eine Art davon, welche an den Seiten breite blaue Streifen hat.

Kammrücken Eidechſe, (*Lacerta ſuperciliosa* Linn.) Die Augenlieder ſind erhoben, mit ſtumpfen in die Höhe ſtehenden Schuppen beſetzt. Vom Kopfe bis zum Schwanze lauft ein gezackter Kamm. Der Kopf iſt zurückgebogen, mit geradeſtehenden Schuppen bekleidet, der Schwanz oben keilförmig geſchärft, der Körper ziemlich ſchuppig; die Füſſe und Zähen ſind lang und dünne. Die Farbe iſt roſtbraun. Sie wohnt in Oſtindien, beſonders in Amborina.

Kammleguan Eidechſe, (*Lacerta Iguana* L.) ſ. Leguan Eidechſe.

Kropfſalamander Eidechſe, (*Lacerta ſtrumoſa* Linn. Müll. N. S. 3. S. 108. T. 3. F. 3.) Sie hat an der Kehle eine dicke, rothe, kropfförmige Blaſe. Der Kopf iſt zurückgebogen, und das Bruſtbein ragt vorne in einem ſtumpfen Winkel hervor. Die Farbe des Körpers iſt aſchgrau und ſchwarz gefleckt, der Schwanz mit grünen Ringen bezeichnet. Sie wohnt in Südamerica.

Krötenſalamander Eidechſe, (*Lacerta orbicularis* Linn. Müll. S. 100. T. 3. F. 7.) Der Körper iſt ſehr kurz, dick und aufgeblaſen, wie eine Kröte, gefleckt wie der Salamander, der Kopf erhaben, rund, mit ſpitzen Erhöhungen auf dem Wirbel. Das

gang Thier hat ebenfalls ſeine Eidechſelein, mit Haubenlerchen, Fliegen ꝛc. in Aſpecte mit.

Leguan Eidechſe, (*Lacerta Iguana L. Yeama, Amemiri, Jammeriguan, Camacuiba, Schwager.*) Es giebt verſchiedene Arten von Leguan Eidechſen, nach Verſchiedenheit des Vaterlandes. Derowegen, wenn der Name von Linne aufgiebt, hat einen runden Schwanz, der mit übereinander liegenden Schuppen bedeckt und länger als der Leib iſt. Der Kopf iſt klein, oben flach, mit runden perlenartigen Schuppen belegt. Die Augen ſind mit einem runden Ring umgeben, und ihre Farbe rung. Der Hals iſt lang, mit einer Falte unter, an der Seite mit einem tiefen breiten Spalte vom Kopf bis hinten, der das Ohr Oeffnung verſchließbar bedeckt. Die Zunge iſt dick, faſt nur halb lang als der Schwanz, mit einer knollenförmigen Haut überkleidet, auf welcher unter Rachen bis zur Falte des Schwanzes häufige perlenartige Schuppen ſtehen, welche gegen hinten ſpitzig werden. Die Füße haben gröbere Schuppen, und ſind mit krummen Klauen verſehen. Die Farbe iſt ſehr ſchön und lebhaft verſchieden, auch zuweilen bräunlich. Die ganze Länge beträgt in Weſtindien wohl drey Schuh. Sie bekommen haben die eine Schuh breiter. Auf dem Rückgrate ſteht eine Reihe beinerner ſpitziger Schuppen, die einer Zacken gleichen. Der Unterſchnitt ſeiner Eidechſe iſt weniger, den Rachen auf den Schwanz, doch geht er auch mit Waſſer, beſonders wenn es von den Bergen herkommt, ſie iſt ſehr flüchtig, und entwiſcht bald, wo ſie Zähnen ſtehen, als mit den Klauen. Derowegen auch wenn ſie Jungen aufgezogen, und den Klauen mit übereinander Schlingen gefangen und getödtet. Ihre Fleiſch iſt eine beſonder Speiſe, und auch die Eyer, welche es in Menge in den Sand legt, werden als ein leckerbiſſen an Speiſen gehalten.

Grün Eidechſe, auch ſchwarz Leguan Eidechſe, welche in weſtindien oft und verſchiedene Gegenden gefunden werden, haben offters auch die Eidechſe, welche Schleifer einen dem Namen Lacerta canadensis longa, planis canalis radiatis ſtriata Eidechſe benennt, beſchreibt, deren Vaterland Amerika iſt, die iſt ſtreifig lang. Der Kopf und der Leib ſind grünlich und weiß gefleckt, der Rücken und Schwanz ſchwarzlich, der Bauch grün, Füße und aber mit großen und kleinen weißen Flecken bin und wieder bezeichnet. Die Füßen der langen beynahe runde Eidechſe, auf dem Schwanz ſteht eine Art von kammförmiger Fleiſch, mit ſchwarzen kleinen und 120 Zähnen.

Linirte Eidechſe, (*Lacerta lemniſcata L. Mill. Tt. 8. f. 11. L. 2. f. 6.*) Die hat ſich auf der Füße von Guinea auf. Der Rücken iſt mit acht breiten weißen Linien der Länge nach, den Rachen bis zum Schwanz begleitet. Die Seite ſowohl, als die Zwiſchen Rücken Farbung variiret nach Verſchiedenheit der Vaterlander. Sie hat viele Aehnlichkeit mit der folgenden.

Marmor Eidechſe, (*Lacerta Amiena L.*) Der Schwanz iſt runderlinnig, zwey bis dreymal länger als der Leib. Der Bauch hat dreyzig Schilder. Der Rücken iſt mit einer doppelten Runzel über Zungen vorgeben. An den Schenkeln ſitzt eine Reihe Narben. Die Farbe des Körpers iſt gar perlich mit Rothſchwarz und Weiß auf blauem Grunde marmoret. Im Rücken überwiegt diese Farbung die gemeine Eidechſe. Ihr Vaterland iſt Brasilien.

Mauth Eidechſe, (*Lacerta Tiguixina L.*) Sie hat einen Leib und ein Vorderfüßen, wie die gemeine Teiguacu. Auf beyden Seiten des Bauches, vom Kopfe bis an die Hinterfüße läuft eine Bank von einigen Nangeln. An der Kehle befindet ſich ein breyter Falte. Der Rücken und Schwanz ſind durch die Lage der Schuppen dicht gepanzert. Die Farbe des Körpers iſt dunkelblau, mit hellblauen und weiſſen Flecken gemiſt. Sie wohnt in beyden Indien.

Mit Eidechſe, (*Lacerta mitica Linn. Lacerta cauda teretiſſima, corpore ſubtus glabro, squamis angulo obtuſo notatis Hafſelq. Itin. p. 386.*) Der Leib iſt rund, der halb ſo lang als der Leib, und der Schwanz rund, oben mehrlinnig, gegen das Ende hin dreyeckig, und ſo ſtappel förmig als der Leib mit glatten Schuppen bedeckt, hin paarigt. Der Rachen hat 2 Knochenfortſätze, die gezähnt ſind. Neben oben in der Mitte ſtehen erhabenen. Hinter dem Ohr ſteht ein Loch, nach vornen hin ein paar Spitze erhaben, am Rande mit weiſſen Punkten um den Augen. Die Knochenplatten ſind glatt, mit einem hinlänglichen Höckergen versehen. Ueber den Rücken laufft ein breiter Streif herab, der aus vier Reihen Knochenplatten beſteht, welche mit einer Spitze besetzt, und den Bauchſchuppen gleich ſind. Der ganze Körper iſt über blaulich, und mit Knochenplatten besetzt, der Bauch weißlich. Die ganze Länge von der Schnauze bis an das Ende des Schwanzes beträgt ungefehr drey Schuh. Der Unterſchied ſeiner Eidechſe iſt in der Länge des Schwanzes, Farben und über der Haut.

Drey Eidechſe, (*Lacerta punctata L.*) Gefleckte Eidechſe.

Punctirte Eidechſe, (*Lacerta punctata L.*) Die hält ſich auf der Inſel Ceylon auf. Der Leib iſt mit breiten Bunden und Streifen gezeichnet, in welchen ſich viele weiſſe Schuppen befinden, die Fußzehen punctirt.

Gemeine Eidechſe, (*Lacerta Spr. L.*) Der Leib iſt lang und geſtreift. Der Bauch platt, die Beine kurz, der Kopf klein. Der Schwanz ſtappelförmig eine Schuppen Reihe von dem Bauche abgetrennt, die Füße ſtappelförmig; zwischen jeden Reihen eine Ring um den Körper. Der Schwanz hat fünfzig Reihen, und 2 Reihen ſtehen auf die Zehe. Die Farbe des Körpers iſt blaulichgrau, auf dem Rücken braun. Die Mexikaniſche Eidechſe, (*Lacerta Mexicana L. Samabar, Lacerta argentea Hafſelq. Gronnoſius Kal. Die Darmſeite.*) Der Schwanz iſt rundlich, dreymal, auch zwey Mal ſo lang als der Leib, und mit den Schuppen. Der Kopf iſt etwas breyeckig, oftwerts, etwas erhoben als der Leib; die Augenlinie braun, ſehr klein. Die Augen ſtehen an den Seiten des Kopfes. Der Schwanz, der Leib, die Augenlinie, ſo faſt als der Kopf, oder doppelt ſtappelförmig, ſo daß an den Seiten jeder Schuppe, auch vorne und hinten zu ſtehen. Der Schwanz laufen als der Leib, und trägt mit dunklichen ſtreifen durchen Schuppen bedeckt, welche gegen das Ende hin länglich und ſpitzer werden. Die Füßen ſind klein. Die vier Füße haben jeder fünf Zehen, mit platten krummen Klauen. Der Kopf, Leib und die Beine sind mit Schuppen bedeckt. Die Haut iſt dünne und ſchuhlt ſich leicht ab. Der Kopf, der Rücken und die Beine sind braun, der Bauch, die Zehen und der Schwanz, weißlichbraun, der Rücken und braun meiſt. Die ganze Länge von der Schnauze bis an Ende des Schwanzes beträgt 2

Spannen. Das Vaterland dieſer Art ſind die Felder von Egypten.

Sechsfachgeſtreifte Eidechſe, (*Lacerta ſexlineata* L.) Auf beyden Seiten des Rückens laufen drey weiſſe und drey ſchwarze Linien herab, welche wechſelsweiſe ſtehen. Der Rückgrad oder die mittlere Erhabenheit iſt grau. Unter dem Halſe befinden ſich zween ſchuppige Ringe und an den Schenkeln reihenweiſe geſezte Warzen. Der Aufenthalt iſt in Carolina.

Schleuderſchwanz Eidechſe, (*Lacerta caudiverbera* L. Müller L. III. S. 83. T. 2 F. 3.) Nach Seba iſt der Kopf länglich, die Augen gros und rund, die Ohren weit hinten faſt im Nacken, der Hals kurz und dick, der Rachen mit kleinen Zähnen beſezt; der Rücken weich ſammetartig, ohne Schuppen, dunkelgelb, hin und wieder mit kleinen Puncten beſezt; der Schwanz an beyden Seiten niedergedrückt und mit wagerechten runden häutigen corallenrothen Floſſen beſezt, welche nach der Spize zu länger und breiter werden, ſo daß der Schwanz am Ende gleichſam blättrig iſt. Die Füſſe haben fünf mit einer Schwimmhaut und mit Nägeln verſehene Zähen. Die Farbe iſt dunkelblau. Pater Feuille beſchreibt eine andere Art, die ſich in Peru und Chili aufhält und 14½ Zoll lang auch ſonſt ziemlich verſchieden iſt. Die erſtbeſchriebene Gattung lebt in Arabien und Egypten.

Stachellegnan Eidechſe, (*Lacerta agama* L.) Der Hinterkopf und Hals ſind ſtachlich indem die Schuppen in die Höhe gerichtet, und alle ſpizig ſind. Der Kopf gleicht dem Chamäleon, der Körper dem Salamander; der Schwanz iſt länglich rund und ſchuppig. Die Farbe iſt bläulich. Sie lebt in America.

Stinkus Eidechſe, (*Lacerta Stincus* L. *Stincus ſeu Scincus marinus oſt.*) Dieſe ſchon längſt bekannte Eidechſe iſt ohngefähr ſieben Zoll lang und eines Daumens dick. Der ganze Leib iſt mit glatten glänzenden Schuppen bedeckt. Der Wirbel hat eine gelbliche hellgrüne Farbe. Der Leib iſt bis mitten an die Seiten mit ſchwärzlichen und glänzend grauen Linien wechſelsweiſe bezeichnet, der übrige Theil der Seiten, die Kehle, der Bauch und andern Theile ſind weißlich. Man findet dieſe Gattung in dem ſteinigen Arabien am rothen Meere, und in Oberegypten am Nile. Schon von ſehr langen Zeiten her, hat man dieſes Thier in der Arzneykunſt aufgenommen, und ihm eine Kraft beigelegt, die Begattungstriebe zu erwecken. Jezt wird es ſelten von Aerzten gebraucht, aber die Morgenländer bedienen ſich deſſen noch immer in dieſer Abſicht. Vielleicht ſind ſeine Kräfte merklicher, wenn es friſch und in groſſer Quantität gebraucht wird.

Sumpf Eidechſe, (*Lacerta paluſtris* L.) ſ. Molch.

Türkiſche Eidechſe, (*Lacerta turcica* L.) Der Schwanz iſt ſo lang als der Körper und etwas runzlich; der Körper klein, aſchgrau, mit braunen erhabenen warzenförmigen Puncten bezeichnet und ſchön gefleckt. Die Morgenländer ſind das Vaterland.

Vieleck Eidechſe, (*Lacerta angulata* L.) Die Schuppen haben einen erhabenen ſcharfen Rücken und ſtehen reihenweiſe, daher erſcheint der ganze Leib und der Schwanz nicht rund, ſondern vieleckig. Der Kopf iſt kahl und runzlich. Unter der Kehle befinden ſich zwo groſſe runde Schuppen, welche einen Halskragen vorſtellen. Die Farbe des Körpers iſt braun. Sie wohnt in America und iſt klein.

Vierfachgeſtreifte Eidechſe, (*Lacerta 4 punctata* L.) ſ. Molch.

Wachthalter Eidechſe, (*Lacerta Monitor* L.) Sie iſt eine der gröſten Gattungen und ſoll in Surinam bis auf 20 Schuh in der Länge halten. Ihre Geſtalt iſt geſchmeidig. Der Körper iſt mit kleinen länglichviereckigen Schuppen oder Schilden bedeckt; der Schwanz dick an den Seiten platt gedrückt; der Kopf einem Schlangenkopfe ähnlich und ſo wie der Rücken ohne Schuppen, und glatt. Die Farbe des Rückens iſt bläulich ſchwarz mit reihenweiſe geſezten weiſſen Augen bezeichnet, der Bauch hat weiſſe Bänder, die mit ſchwarzen Flecken unterbrochen werden. Die Füſſe haben fünf Zähen mit ſchönen rothen Nägeln. Der Aufenthalt iſt in Indien, wo ſie meiſtens die Flüſſe bewohnt. Sie thut niemand was zu Leide, ſondern lebt von Vogeleyern und todten Thierkörpern. Das Crocodill iſt ihr Feind und Verfolger. Sie erheben ein Geſchrey ſo bald ſie ihren Feind bemerken, welches den Indianern zum Zeichen dienet, ſich zu entfernen.

Waſſerſalamander, (*Lacerta aquatica* L.) ſ. Molch.

Wolkenſchatten Eidechſe, (*Lacerta Umbra* L.) Sie hält ſich in den Südländern auf. Ihre Farbe iſt dunkel wolkig oder nebelich; der Kopf ſtumpf und rundlich; der Schwanz länglich rund und lang. In dem Nacken ſizt ein kleiner Kamm oder nackende Schwiele, und an der Kehle hängt eine lange Falte. Der Rücken iſt mit kielförmig zugeſpizten Schuppen bedeckt und ſcheint daher geſtreift zu ſeyn. (9)

Eidechſe, (jüd. Alterth.) Dieſes Thier wird unter denjenigen genennt, welche Moſes den Iſraeliten zur Speiſe unterſagt, 3 B. Moſ. 11. 4 B. Moſ. 14. Es iſt wahrſcheinlich, da Moſes einige Gattungen derſelben nennt, daß verſchiedene davon in einigen ägyptiſchen Provinzen müßen gegeſſen worden ſeyn. Von dem Crocodill ſagt es Herodot gewiß, daß er in einigen Cantons für eßbar gehalten worden iſt. Was Moſes für Eidechſen-Arten für verboten erklärt, iſt heut zu Tag ſchwer, wo nicht unmöglich zu beſtimmen. Er nennt ſie im hebräiſchen, Anaka, Coach, Letaah, Chometh und Tinſchemeth. Die erſte Gattung Anaka, hält Bochart für diejenige, die man im Lateiniſchen Stellio nennt. Die zweyte Coach, hält er für den Chamäleon, von welchem die alten Schriftſteller ſo viel wahres und erdichtetes erzählen. Sie heiſt heut zu Tage bey den Arabern Taitah-Buja. Haſſelquiſt in ſeiner Reiſebeſchreibung nach Paläſtina, beſchreibt ſie genau. Was die dritte Gattung, Letaah, anbelangt, ſo überſezen es die Ausleger gemeiniglich durch Eidechſe; aber es iſt die Frage, von was für einer Gattung hier die Rede ſey, da es andern Arten beygefügt iſt. Bochart meint, es ſey diejenige, welche die Araber Wachara nennen. Chometh, ſoll ihren Namen vom Sand haben, weil ſie ſich gern in demſelben aufhält; die Araber nennen ſie Chuloa. Tinſchemeth, endlich ſoll der Salamander ſeyn. Dieſe Gattungen von Eidechſen müßen nicht vergiftet geweſen ſeyn, ſonſt würde Moſes nicht nöthig gehabt haben, ſie zu verbieten. Daß außer den hier genannten Arten von Eidechſen, noch verſchiedene andere, die wirklich giftig ſind, in Aegypten und den dortigen Gegenden gefunden werden, iſt ausgemacht. Eine Gattung davon, welche Gecko genennt wird, iſt ſo giftig, daß ihr Gift, wenn er unter die Speiſen kommt, tödtet. Haſſelquiſt erzählt, daß zu Cairo et-

liche Personen beynahe gestorben wären, welche Käse, auf welchen diese Eidechse etwas von ihrem Gift habe fallen lassen, gegessen hätten. Eben dieser erzählt, daß die Ausdünstungen ihrer Füße so scharf wären, daß da einstens jemanden eine solche Eidechse über die Hand gelaufen wäre, sogleich kleine Pusteln, als wenn man jemand mit Brennesseln gepeitscht hätte, aufgefahren wären. Zu diesem Gesez macht Moses noch einen Zusaz, er verbietet nicht nur diese Arten von Eidechsen zu essen, sondern erklärt auch, daß ein jeder, der sie todt berühren würde, unrein sey, ingleichen, daß ein jedes Gefäß, Trinkgeschirr, und dergleichen darein sie fallen würden, unrein sey. Daß die Aeser dieser Thiere wegen ihres sehr volatilischen Salzes sehr schädlich seyen, ist höchst wahrscheinlich. Die alten Aegyptier hielten daher diejenigen Raubvögel, die sich von den Aesern dieser Thiere nährten, in grossen Ehren. Und sie hatten es auch Ursache. Denn da nach den Ueberschwemmungen des Nils auf den Aeckern eine Menge todte und verfaulte Eidechsen liegen bleiben, so kann es nicht anders seyn, als daß eine Menge schädlicher Ausdünstungen in die Luft kommen. Einige wollen daher hier auch die Ursache finden, woher Aegypten gleichsam das eigentliche Vaterland der Pest sey. Ob nun gleich das Land wo Moses seine Israeliten hinführte, mit einer so grossen Menge solcher Thiere nicht geplagt war, so sorgt er doch dafür, daß wenn dergleichen angetroffen würden, sie nicht offen liegen bleiben durften. Er befiehlt zwar nicht geradezu solche zu begraben, er verbindet aber mit der Berührung ihres Aases eine solche Unbequemlichkeit, die jeden antrieb, auf Mittel zu denken, solche weg zu schaffen. (22)

Eidechse, Eider, Meereidechs, *Lacertus peregrinus* sind Beynamen des Seeeidechs-Salm, (*Salmo Saurus* L.)

Eidechsen, (Versteiner.) *Amphibiolithus totalis lacertæ* L. *Amphibiolithus lacertæ*, Wallerius. Unter das Eidechsengeschlecht rechnet man auch nach Linne die Crocodille, von denen wir aber hier in Rücksicht auf das Steinreich nicht reden, weil es im sechsten B. S. 519. geschehen ist. Hier rede ich von den eigentlichen Eidechsen, die man in dem Steinreiche theils ganz, theils in ihrem Beingerüste will gefunden haben. Scheuchzer hat in seinen *Vindiciis & querelis piscium tab. IV.* eine Eidechse aus dem Valkenerischen Cabinet abgebildet, die ihm Büttner in seinen *ruderibus diluvii testib. tab.* 23. *fig.* 9. hat nachzeichnen lassen, an welcher alles Fleisch vorhanden ist und zugleich mit versteinert seyn soll. Allein dies macht eben dieses Stück verdächtig, weil man weiß, daß das Fleisch eines Thieres eher verfaulen muß, als versteinern kann. Ein ander Beyspiel führet Cronstedt Mineral. S. 254. aus den Chardin an, von einer Eidechse, die in einen persischen Alabaster soll eingeschlossen gewesen seyn. Allein hier macht die Mutter den Körper verdächtig, da der Gyps wohin der Alabaster gehöret, wegen seiner eignen Säure und Schärfe, die fremden Körper, sonderlich die fleischigen, ehe verzehret als versteinen läßt, daher auch Cronstedt selbst eingestehet, das Gypsversteinerungen nicht bekannt sind. Von einer mineralisirten Eidechse redet Kundmann in seinen *rarioribus naturæ et artis p.* 80. die ich übergehen muß, weil ich den Kundmann nicht nachschlagen kan. Aber das bemerke ich noch, daß Vogel in seinem practischen Mineralsystem S. 231. versichert, daß er ein Stück Schiefer aus dem Meinungischen erhalten habe, auf welchem das Rückgrad einer Eidechse deutlich zu sehen wäre, und daß auch der eisenachische Schiefer von Kupferstahl dergleichen auch bisweilen zeige. Wenn man es bey dergleichen Beyspielen darthun kann, daß sie nicht etwa von Fischen sind, so lassen sie keinen Zweifel übrig, daß sich auch das Eidechsen-Geschlecht im Steinreiche finde, welches ausserdem die gröste Seltenheit ist. (10)

Eidechsennatter, (*Coluber saurita* L.) s. Natter. (9)

Eidechsenschwanz, (botan.) (*Saururus* L.) Mit diesem Namen wird ein Pflanzengeschlecht belegt, welches in die dritte Ordnung der siebenden Linneischen Classe (*Heptandria trigynia*) gehört. Die Blumen sind in ein längliches Käzchen vereinigt. Der besondere Kelch jedes Blümchens ist länglich, gefärbt, fortdaurend, und bestehet aus einem an der Seite sizenden Stücke. Die Krone fehlt. Die sieben längliche aufrechte Staubbeutel sizen auf langen haarförmigen Trägern. Der Stempel bestehet aus vier eyrunden zugespizten Fruchtknoten, und eben so vielen länglichen Narben welche seitwärts an die Spizen der Fruchtknoten befestiget sind. Auf die Blüthe folgen vier eyförmige einfächrige Beeren, welche ein eyrundes Saamenkorn enthalten. Man kennt nur zwo Gattungen:

Herabgebeugter Eidechsenschwanz, (*Saururus cernuus* L.) *Serpentaria repens floribus stamineis spicatis bryoniæ nigræ folio ampliore pingui*, Pluk. alm. 343. t. 117. f. 4.) Der Stamm ist mit vielen grossen herzförmigen gestielten Blättern versehen. Die Schuppen der Käzchen sind gestielt, weiß, nach der Blüthe grünlich. Die Staubfäden lassen sich kaum zählen, ausser nach der Blüthe, wo sie in dem Käzchen stehen bleiben. Virginien ist das Vaterland.

Schwimmender Eidechsenschwanz, (*Saururus natans* L. *Parya Kelanga* Rheed. mal. 11. p. 31. t. 15.) Er hat keinen Stengel, sondern einen langen, mit einer einzigen Aehre versehenen Schaft. Die Blätter entspringen aus der Wurzel, sind eyrund, herzförmig, dreynervig, schwimmend an sehr langen Stielen befestigt. Die Aehre ist länglich und so wie die ganze Pflanze dem schwimmenden Samenkraute ähnlich. Sie hat auch nur drey fadenförmige Stempel. Die ostindischen Gewässer sind ihre Heimath. (9)

Eidechsentödter, (*Sphex lacerticida.*) Pallas Reisen, 1 Anhang, N. 69. Eine Bastardwespe aus der Gegend des Samaraflusses, welche daher den Namen hat, daß sie die kleinen Eidechsen tödtet und begräbt. Sie ist so groß als unsere gemeine Wespe, und schwarz. Der Kopf hat vor und hinter den Augen ein gelbes Linchen. Der Bogen des Brustschildes ist vor den Flügeln auch gelb, der Leib klein, schwarz, glänzend und seine 3 mittlere Ringe sind auf beyden Seiten mit einem überzwerchen gelben Linchen gezeichnet. Die Fühlhörner sehen grauziegelfarbig, die Füsse ganz ziegelfarbig und die Wurzel der Schenkel schwarz aus; die Flügel braungelb und endigen sich mit einem schwarzen Rand. (24)

Eidechsfisch, (Naturgesch.) *Ellops.* Diesen Namen legt Hr. v. Linne einem Fischgeschlechte bey, dessen Kennzeichen folgende sind: Der Kopf ist glatt, der Rand der Kiefer und der Gaumen sind mit kleinen Zähnchen besezt, und rauh. Die Keimenhaut hat dreyssig Strahlen. Die einzige bekannte Gattung wird von Müller Lanzettenschwanz (*Ellops saurus*

L.) genennt, weil er im Schwanze ein paar lanzettenförmige Spizen hat. Der Körper ist sehr lang, der Kopf groß, glatt glänzend, zusammengedrückt und oben etwas flach; die Augen durch die Haut des Körpers zum Theil etwas bedeckt. Der rauhe Plaz des Oberkiefers, der die Zähne vorstellt, ist länger als am Unterkiefer. In der Mitte der grossen Kiemenhaut befindet sich eine kleinere von fünf Strahlen. Die Rückenflosse stehet in der Mitte, die Bauchflosse etwas vorwärts, die Afterflosse dichte an der Schwanzflosse, welche sehr tief eingeschnitten und gabelförmig ist. So wohl oben als unten hat sie eine knotige Schuppe oder einen wagerecht liegenden lanzetförmigen Dorn. Die Zahl der Finnen beläuft sich in der Rückenflosse auf 24, in der Brustflosse auf 17, in der Bauchflosse auf 14, in der Afterflosse auf 16, und in der Schwanzflosse auf 30. Die Gewässer von Carolina sind die Wohnung. (9)

Eidechsmesser, Eidechsschwanz, Eidechsmotte, *Phal. geom. lacertinaria.* s. Hangelbirkenspinner. (24)

Eiderdunen, sind zarte und weiche, theils weisse, theils graue Federn von dem Bauche des Eidervogels, welche unter allen Flaumfedern die gröste Elasticität haben, und aus Island, über Dännemark zu uns kommen, jedoch füglich entbehrt werden könnten, da es uns gar nicht an inländischen Materialien, zu weichen, warmen, gesunden Betten gebricht, die Eiderdunen auch in sehr hohem Preise stehen, und das dafür ausgegebene Geld niemals zurück kommt. (19)

Eiderente, Eidergans, Eidervogel, s. Ente.

Eienbaum oder **Eifenbaum,** s. Eibenbaum. (9)

Eier, und was mit diesem Wort zusammen gesezt ist s. unter Ey.

Eifer, heist erstlich so viel als eine jede ernstliche Bemühung etwas zu Stande zu bringen; zum andern eine Bemühung, vermöge welcher man einem andern in einer gewissen Sache gleich zu kommen, oder ihn gar zu übertreffen sucht. s. hiervon weiter: **Nacheiferung.** Drittens bedeutet es einen jeden heftigen Unwillen und Zorn, über etwas, das man überhaupt für böse hält. Viertens, einen Unwillen über gekränkte Gerechtsame, so wohl der Ehre als auch insonderheit der Liebe. s. **Eifersucht. Eifer für die Wahrheit** ist eine ernstliche Bemühung die Wahrheit auszubreiten, zu vertheidigen, und die Hindernisse derselben aus dem Wege zu räumen. Hieraus ist unschwer abzunehmen was der Eifer für das Gute sey. Ein heiliger Eifer ist derjenige, welcher wegen Uebertrettung göttlicher Gesezе an den Tag gelegt wird. Er begreift den Eifer für die Ehre Gottes und die Religion, wovon in den Artickeln: Ehre Gottes und Religions-Eifer nachzusehen ist.

Der Eifer, er mag in einer ernstlichen Bemühung oder in einem ernstlichen Unwillen bestehen, kann sowohl löblich als verwerflich seyn. Er wird das lezтere erstlich, wenn er Gegenstände betrift, die es nicht verdienen, z. E. heftiger Unwillen über das was nicht böse, oder Bemühung nach dem, was nicht gut ist. Zum andern, wenn das gehörige Maaß überschritten, und insonderheit nicht auf die Umstände der Zeit, des Orts, und der Personen Rücksicht genommen wird. Daher entsteht der übertriebne Eifer, welcher sich entweder auf Kleinigkeiten und gleichgültige Dinge erstreckt, oder bey wirklich wichtigen Dingen doch einen ausschweifenden Affect bey sich führt; der ungegründete, unkluge oder unverständige Eifer, wenn man sich entweder in seinem Urtheil über das Gute oder Böse, das man zu erreichen oder zu verhindern sucht, betrügt, oder da, wo man an sich selbst richtig geurtheilt hat, doch nicht in den gehörigen Schranken der Klugheit verbleibt. Ein falscher Eifer ist bald ein unverständiger oder übertriebener Eifer, wie derselbe so eben beschrieben worden; bald aber auch nur ein vorgeblicher Eifer, wo man sich das Ansehen giebt, als sey es um Beförderung des Guten und Verhinderung des Bösen zu thun, im Grunde aber ganz andere Absichten hat, und unter diesem Schein seinen eigenen Nuzen, seine eigne Ehre und dergleichen für sich zu erreichen sucht. (1)

Eiferopfer, war dasjenige Opfer, welches bey dem Reinigungseid, den eine von ihrem Manne des Ehebruchs beschuldigte Frau schwören muste, gebracht wurde. Es bestund solches aus dem zehnten Theil eines Epha Gerstenmehls, worauf kein Oel gegossen, und kein Weihrauch darauf gethan wurde, 4 B. Mos. 5, 11 folg. Wenn ein Mann seine Frau im Verdacht hatte, daß sie die eheliche Treue gebrochen habe, so konnte er ihr den Reinigungseid auferlegen. Dieser durfte an keinem andern Ort geschworen werden, als wo Gott auf eine feyerliche Art wohnte. Es war dieses kein Versöhnopfer, sondern ein Rüge- oder Strafopfer, die Gottheit zu bewegen, daß sie durch ihre Allmacht die Strafbare überführen möchte, daß sie das Laster, weswegen er sie in Verdacht hielt, begangen hätte. Seitdem Jerusalem der Mittelpunct der jüdischen Religion war, pflegte es auf folgende Art zu zu gehen. Nachdem der Mann bey der Obrigkeit angesucht hatte, daß man seiner Frau auferlegen möchte, die Probe der Weiber, welche Ehebruchs wegen verdächtig waren, auszustehen, so führte man ihn mbst seinem Weibe nach Jerusalem. Man nahm hierauf die Frau besonders, und suchte sie auf alle Art zum Bekenntniß zu bringen. Wenn sie darauf beharrete, daß sie rein und unschuldig sey, so führte man sie an die Thüre des Tempels, und da muste sie die Probe ausstehen, davon wir unter dem Art bitteres Fluchwasser, geredet haben. Während dieser Zeit muste die Frau das Opfer in der Hand halten, und wenn die Ceremonie vorbey war, so nahm der Priester das Opfer aus der Hand der Frauen, und verbrannte es auf dem Altar. Die Umstände hieben waren der Sache so angemessen, daß nicht zu besorgen war, daß eine Frau so leichtsinnig seyn würde, einen falschen Eid zu schwören. Auch die frechste Ehebrecherin würde nicht so viel Contenance gehabt haben, einen falschen Eid, ohne sich zu verfärben, oder durch Minen zu verrathen, daß es dem Priester, der ihr den Eid abnahm, nicht in die Augen gefallen wäre. Das Verbrechen selbst war in dem Eide so deutlich beschrieben, daß eine Unschuldige nicht Ursache hatte, sich vor dem Eid zu entsezen, zumal da sie die deutliche Versicherung bekam, daß ihr die Flüche, wenn sie unschuldig wäre, nicht schaden würden. Moses hatte gute Gründe zu dieser Verordnung. Denn weil der Beweiß eines wirklichen Ehebruchs sehr schwer zu führen war, gleichwohl aber eingewurzelte Eifersucht die schlimmsten Folgen nach sich zu ziehen pflegt, so hat Moses dadurch allen Ungemächlichkeiten auf einmal abgeholfen: Die Verbrecherin wurde augenscheinlich gestraft, und die Ehre der Unschuldigen gerettet. (22)

Eifergeseß, s. Eiferopfer, bitteres Fluchwasser.

Eifersucht, ist so viel als Eifer überhaupt, insonderheit aber eine Art von Verdruß, welcher aus der Vorstellung entsteht, daß wir den Besitz oder die Zuneigung einer geliebten Person, vornemlich des andern Geschlechts verlieren, und solche jemand anders zu Theil werden dürfte. Wer eine Person nicht liebt, ihren Besitz nicht verlangt, und sie dennoch einem andern nicht gönnt, der ist nicht so wohl eifersüchtig, als neidisch; er haßt blos den, der sich durch sie glücklich machen will. Eifersucht aber setzt immer Liebe zu der Person voraus, über welche sie entsteht. Mit dieser Liebe ist nun ein gewisser Verdruß verknüpft, welcher, je nachdem es die Umstände mit sich bringen, bald auf die geliebte Person selbst, bald auf einen andern, bald und meistens auf beyde zugleich fällt. Wenn man an der fortdauernden Zuneigung und Rechtschaffenheit der geliebten Person nicht zweifelt, und doch eifersüchtig ist: so geschiehet es weil man einen andern im Verdacht hat, daß er uns um sie zu bringen gedenke. Glaubt man aber, daß die geliebte Person geneigt sey, sich einem andern zu überlassen, so ist es natürlich, daß sich der Unwille auch auf sie erstrecke. Eifersucht entsteht so wohl, wenn uns die geliebte Person würklich abwendig gemacht wird, als auch schon alsdann, wenn wir dieses nur noch befürchten. Sie entsteht nicht nur wenn man sie ganz verliert, sondern auch, wenn man sie mit einem andern theilen muß. Unter der Voraussetzung, daß die geliebte Person mit Schuld habe, kann man die Eifersucht als einen Unwillen über die Untreue einer geliebten Person beschreiben, welches jedoch die Sache nicht erschöpft.

Gemeiniglich hält man die Eifersucht überhaupt für tadelhaft, ohne zu bedenken, daß die Bewegungen derselben in der menschlichen Natur gegründet sind. Wer eine Person liebt, dem kann es unmöglich gleichgültig seyn, wenn sie ihn nicht wieder, wenn sie sogar einen andern liebt; wenn ein anderer sich um ihre Liebe bewirbt, wenn er darinn glücklich ist; oder wenn er auch wider ihren eigenen Willen allenfalls zum Besitz derselben gelangt. Er muß nothwendig verdrüßlich und unwillig werden, daß ihm eine Person, deren Zuneigung oder Besitz er für ein wichtiges Stück seiner Glückseligkeit hält, entzogen werden soll, oder wirklich entzogen wird. Nur alsdann wird die Eifersucht, wie so viele andere Gemüthsbewegungen mehr sträflich, wenn sie sich auf Personen erstreckt, auf welche man keinen gerechten Anspruch hat; wenn die geliebte Person in einen ungegründeten Verdacht gezogen wird; wenn endlich, falls die Eifersucht an sich auch rechtmäßig wäre, die gehörigen Schranken überschritten werden.

Es ist **Thorheit** über eine Person eifersüchtig zu werden, auf welche man ganz und gar keine Rechte hat, die mit uns in keiner Verbindung steht, die uns ihre Liebe noch nicht zugesagt hat. Es ist keine Beleidigung für uns, wenn sie, so lange sie Meisterin ihres Herzens und ihrer Person ist, einen andern begünstigt, oder andere sich um sie bewerben. Wie können wir mit Recht unwillig oder zornig werden, wenn uns niemand beleidigt! Betrüben können und dürfen wir uns wohl, wenn uns etwas entgeht, was wir für ein Gut halten. Aber dieses kann uns keine Befugniß geben, diejenigen zu hassen, die hieran keine Schuld haben, und eben so wohl als wir dazu berechtiget sind. Allein so denkt der Verliebte nicht. Er haßt einen jeden den er im Verdacht hat, daß er sich um seine Geliebte bewerbe; er haßt ihn um so mehr, je mehr er glaubt, daß er von derselben begünstigt werde. Er bildet sich ein, einen gerechten Anspruch zu haben weil er sie liebt; und nun wird er auch wohl unwillig über die Person selbst, daß sie einen andern begünstigt, oder auch nur mit ihm umgeht, und ihn nicht von sich entfernt hält. Diese Art der Eifersucht beruht auf dem Vorurtheil, daß die bloße Liebe die wir zu einer Person tragen, uns einen gerechten Anspruch auf sie gebe, welches, wenn sie sich nicht gegen uns verbindlich gemacht hat, ungegründet ist. Sie kann geheilt werden, wenn die Nichtigkeit des Anspruchs gehörig eingesehen wird.

Es ist **unbillig**, eine unschuldige Person, auf welche wir wirklich, es sey nun vermöge der Ehe oder eines andern Vertrags, ein Recht haben ohne hinlängliche Ursachen im Verdacht der Abneigung gegen uns, oder der Zuneigung zu jemand anders zu haben. Dieses aber kann auf mancherley Art geschehen. Oft wissen wir keinen Menschen nahmhaft zu machen, den wir im Verdacht hätten, daß ihm die geliebte Person zugethan sey, oder er sich um sie bewerbe; und doch sind wir eifersüchtig. Wir glauben, daß uns die Person gar nicht oder doch nicht in dem Grade liebe, als wir fordern könnten. Weil nun Liebe ein ziemlich allgemeines Bedürfniß des menschlichen Geschlechts ist, so vermuthen wir, daß irgendwo ein Gegenstand vorhanden seyn müße, den sie insgeheim liebe, ob wir uns gleich auf niemand besinnen können. Wir thun aber der Person vielleicht unrecht; es ist möglich, daß sie uns wirklich liebt: aber ihre stille Gemüthsart und ihr Temperament erlauben ihr keine feurigern Beweise der Liebe, als sie würklich giebt, und wir, die wir etwa ein lebhafteres Temperament haben, fordern. Es ist möglich, daß eine Frau ihren Mann würklich nicht liebt, und nicht lieben kann; sie hat sich wider ihren Willen mit ihm verbinden müssen, ihre beyderseitige Gemüthsart stimmt schlechterdings nicht miteinander überein. Aber sie ist dabey tugendhaft, und erfüllt alle ihre sonstigen Pflichten einer getreuen Ehegattin; sie liebt niemand anders, sie erlaubt sich nicht einmahl den Gedanken dazu. Der **Mangel der Liebe** ist also noch kein Grund, sie im Verdacht der Untreue zu halten. Vorsicht aber ist hierbey noch immer nöthig, daß dieselbe keine Gelegenheit überkomme, auf einen andern Gegenstand zu verfallen. Denn eine Person, die gegen uns ursprünglich gleichgültig war, oder uns abgeneigt geworden ist, öfnet ihr Herz leicht einem andern. Sogar wenn sie tugendhaft ist, ist sie in Gefahr, so bald sich ein Verführer findet, der schlau genug ist, die Larve der Tugend auf eine Zeit lang anzunehmen, und sich nach und nach bey ihr einzuschmeicheln. Diese Vorsicht ist noch nöthiger, wenn die Person von einem sehr lebhaften Temperament und einer freyen Lebensart ist. Alsdann entzündet sie nur allzuleicht ein Feuer in andern, ohne ihr Wissen und Willen. Diese suchen dann ihre Begierden zu befriedigen, und da sie lebhaft ist, so ist immer um so mehr Eindruck von der Verführung zu besorgen.

Dergleichen Umstände berechtigen zur **Vorsicht**, aber noch nicht zum **Verdacht**, welcher sich nicht auf bloße Möglichkeiten, sondern auf Wahrscheinlichkeiten gründen muß, wenn er gerecht seyn soll. Eben diese Vorsicht ist nöthig, wenn die Person mit andern Leuten Umgang hat, denen man nicht viel Gutes zutrauen kann; es mögen nun Leute des andern Geschlechts seyn, die auf Verführung ausgehen, oder

Leute ihres eigenen Geschlecht die durch Kupplerey oder böse Beyspiele eben so wohl verführen können.

Das beste Mittel in allen diesen Fällen ist, daß man sich der Gegenliebe der Person zu versichern, und ihr rechtschaffene Grundsätze von der Tugend und ihren Pflichten beyzubringen sucht. Wer rechtschaffen gesinnet ist, wird sich ein Gewissen machen, seine Pflichten zu übertreten; wird den Verführungen widerstehen, wird die Gelegenheiten zum Bösen, so viel möglich, von selbst meiden. Wer eine Person von Herzen liebt, wird sich scheuen, sie durch Untreue zu beleidigen; er wird keine andere Liebe in sich aufkommen lassen, da er weiß, daß dieselbe nicht getheilt werden kann. Da aber so viele Ehen aus unlautern Absichten geschlossen, und oft nur auf äusserliche Vortheile, aber nicht auf die Liebe, nicht auf die Uebereinstimmung der Gemüther, noch auf Rechtschaffenheit gesehen, auch manche Ehen gar erzwungen werden: so ist es nicht zu verwundern, daß Zerrüttungen und Vergehungen, und mit diesen natürlicher Weise auch Eifersucht entstehen, welche bey mehrerer Behutsamkeit und Klugheit bey der Eheverbindung hätten vermieden werden können.

Um den Umgang mit verdächtigen Personen zu unterbrechen ist Klugheit nöthig. Man muß sichs nicht merken lassen, daß man ein Mißtrauen auf die geliebte Person selbst setze, sondern ganz andere Ursachen vorschützen, und dieselben glaublich zu machen wissen. Eben dieses gilt in dem Fall, wenn man sie an ihre Pflichten erinnert, und zur Rechtschaffenheit gewöhnen will. Dieses muß unvermerkt, nur gelegenheitlich, nicht zu oft, nicht in einem gebieterischen Ton geschehen; noch weniger müssen Vorwürfe mit eingewischt werden. Läßt man seine Absichten zu deutlich merken, so verfehlt man sie gemeiniglich. Eine Person, gegen die man unverdienterweise Mißtrauen äußert, wird empfindlich. Sie kommt auf Gedanken, worauf sie sonst nicht gefallen wäre. Sie hängt ihnen nach, wird vertraut mit ihnen, und findet endlich Lust sie ins Werk zu richten. Schränkt man sie nun gar noch über die Gebühr ein, so sinnt sie auf Mittel, ihren Liebhaber, der sich hiermit klug dünkt, zu überlisten. Dieses schmeichelt ihrer Eigenliebe, und wenn sie eine reizende Gelegenheit findet, so läßt sie sich zu Handlungen herab, die sie anfänglich selbst verabscheut hatte. Ein Verführer, welcher merkt, daß ihr Ehegatte sie ohne Ursache in Verdacht hat, benutzt dieses, schmeichelt ihr, giebt ihr Recht, und findet nach und nach Eingang. Endlich entsteht eine neue sträfliche Liebe, deren lezter Grund in dem Verdruß, welchen ihr das unbillige Mißtrauen oder gar die harte Begegnung ihres Gemahls verursacht hatte, und in der Freude sich vor diese Beleidigungen an ihm rächen zu können, zu suchen ist. Durch ein solches unzeitiges Mißtrauen und unkluges Verfahren, sind nach dem Zeugniß der Erfahrung und der Geschichte unzählige Ausschweifungen veranlaßt worden, welche sehr leicht hätten verhütet werden können, da der ausschweifende Theil ursprünglich nicht daran gedacht hatte. Sogar wenn man gerechte Ursachen hat, argwöhnisch zu seyn, muß man solches so viel möglich zu verbergen suchen, und indessen die nöthigen Maasregeln nehmen, dem Vergehen vorzubeugen. Je mehr man sich blos giebt, desto mehr ermuntert man die andere Person zu listigen Ränken; und eine Sache, wozu sie vielleicht nur einen Grund hatte, nemlich die Neigung zur Abwechselung in der Liebe und Wollust, wird ihr hernach um so angenehmer, weil noch ein anderer Grund, die Begierde ihren Gemahl zu betrügen und an List zu übertreffen, hinzukommt.

Um sich von einer ungegründeten Eifersucht zu heilen, bedarf es weiter nichts, als daß man billig sey; daß man alle Umstände genau prüfe, alle Gründe, die man zum Mißtrauen zu haben glaubt, gehörig untersuche, nicht gleich auf den ersten Anschein urtheile, und nicht ohne Ueberlegung zufahre. Will man einem andern eine ungegründete Eifersucht benehmen, so ist es im Wesentlichen das nemliche. Man muß ihm die Gründe, die er vorbringt, auf eine freundschaftliche Art zu entkräften suchen. Ueber beydes ist nicht nöthig weitläuftig zu seyn, indem hier eben das gilt, was bey der Besänftigung einer jeden Gemüthsbewegung zu beobachten ist, und wovon in den Artikeln: Bewegungen des Gemüths, Begierden und Affecten gehandelt worden.

Indessen bleibt beydes immer eine sehr schwere Sache, worüber sich keine ganz genaue und allgemeine zuverläßige Regeln geben lassen, da hier das Meiste auf den jedesmaligen Umständen beruht. Der Hauptknoten liegt darinnen, den andern dahin zu bringen, oder auch selbst einzusehen, daß man keinen hinlänglichen Grund zum Mißtrauen habe. Wer gewohnt ist, alles gehörig mit kalter Vernunft zu betrachten, der ist bald wieder zurecht gebracht. Aber diese Vernunft herrscht nicht bey allen Menschen; die meisten werden von gewissen Leidenschaften und Neigungen, oder von ihrem Temperament beherrscht, für welchen die Vernunft nicht aufkommen kan. Der Phlematische wird nicht leicht eifersüchtig; es macht ihm wie andere Gemüthsbewegungen mehr, zu viele Mühe, als daß er dem Mißtrauen nachhängen sollte. Der Sanguinische ist schnell in seinen Entschliessungen, und fängt bald Feuer. Aber dieses verraucht auch oft eben so geschwind; wenigstens läßt er sich leicht besänftigen. Und daher ist es auch zu erklären, warum zwischen Verliebten, die noch in den Jugendjahren sind, und wo das sanguinische Temperament gemeiniglich die Oberhand hat, so leicht Eifersucht und Zänkereyen entstehen, die aber eben so geschwind wieder beygelegt zu werden pflegen. Der Cholerische ist schon beständiger, ob er gleich auch geschwind in seinen Entschliessungen ist. Am hartnäckigsten aber ist der Melancholische, welcher sich erst nach langer Ueberlegung entschließt, und daher berechtigt zu seyn glaubt, auf seiner Meynung zu beharren. Der Ehrgeitzige hat noch einen Grund weiter als die bloße Liebe; er achtet die Untreue einer geliebten Person für eine Schande, die zugleich auf ihn zurück falle. Bey dem Geitzigen kommt, wenn er noch nicht mit der Person verbunden ist, oft die Besorgniß hinzu, ein gewisses Vermögen zu verlieren, wenn sie ihre Liebe einem andern zuwenden würde. Und so finden sich in einzelnen Fällen noch manche besondere Ursachen, welche mitwürken. Bey den meisten Menschen ist die Liebe im Anfang sehr heftig, und dann entsteht leicht Eifersucht und Furcht, die geliebte Person auf irgend eine Art einzubüßen. Nach und nach wird sie gelaßner; und dieses ist die Ursache, warum Eheleute oft in den ersten Jahren sehr mißvergnügt miteinander leben, und über die geringsten Kleinigkeiten eifersüchtig werden, nachher aber ganz ruhig und vernügt sind. Ein Gut, das man erst seit kurzem in Besitz bekommen hat, reizt wegen seiner Neuheit mehr; und je größer es scheint, desto leichter entsteht die Besorgniß, es zu verlieren. Nach und nach lernen sich auch die

Leute beſſer kennen, und ſo werden der Sorgen, Unruhen und Stürme immer weniger.

Wenn die Ehen in Anſehung des Alters zu ungleich ſind, ſo iſt es beynahe unvermeidlich, daß nicht Eiferſucht entſtehen ſollte. Der alte Mann hat eine junge Frau. Die Natur bringt es mit ſich, daß junge Perſonen ihres gleichen lieber haben, als alte. Der Alte iſt vielleicht nicht mehr im Stand, die Wünſche der jungen noch feurigen Frau zu befriedigen. Dieſes weiß er ſelbſt; und ſo entſteht die Vermuthung, die Frau werde anderſtwo ſich ſchadlos zu halten ſuchen. Nun wird er eiferſüchtig, beobachtet alle ihre Tritte, ſchränkt ihren Umgang ein, läßt niemand mehr zu ihr und begegnet ihr mit Härte. Aus der Ungleichheit des Alters ſind ſchon mancherley Ausſchweifungen erfolgt, und oft iſt der eine Theil blos durch die Härte des andern dazu veranlaßt worden. Indeſſen iſt dieſe Ungleichheit an ſich ſelbſt noch kein hinlänglicher Grund des Argwohns; der andere Theil kan rechtſchaffen, er kann auch aus andern Gründen, aus Furcht, vermöge des Temperaments, und ſo ferner an Ausſchweifungen einen Mißfallen haben. Es bleibt alſo unbillig, ohne anderwärtige Urſachen Verdacht zu ſchöpfen, obgleich hier mehr Wachſamkeit, Vorſicht und Klugheit nöthig ſind, als in andern Fällen, wo beyde Theile einander gleich ſind.

Niemand iſt mehr zur Eiferſucht geneigt, als Leute, welche ihre beſten Jahre in Ausſchweifungen zugebracht haben, und nachhero erſt heurathen. Sie beurtheilen andere Leute nach ſich ſelbſt, und trauen ihnen den nemlichen Hang nach Wollüſten zu, von welchem ſie ſich ehedem haben regieren laſſen. Sie haben wohl gar manche unſchuldige Perſonen verführt, und kennen daher alle geheimen Gänge der Bosheit; und dies macht ſie, wie es allen Betrügern ergeht, gegen jedermann mißtrauiſch. Sie fürchten das Recht der Vergeltung, welches ſie auch nicht ſelten trift. Kommen nun noch gar Schwächlichkeiten des Körpers von den vorigen Unordnungen dazu, ſo wird ihre Furcht größer und gewiſſermaßen auch gegründeter. Anſtatt nun ein Schickſal, das ſie verdient haben, ob es gleich den andern Theil nicht entſchuldigt, geduldig zu ertragen, werden ſie eiferſüchtig und vermeynen durch Wachſamkeit und Härte allem Uebel vorzubeugen, welches ſie aber gemeiniglich dadurch am erſten veranlaſſen.

Was von einzelnen Perſonen gilt, das gilt in ſeiner Art auch von ganzen Nationen. Die nemlichen Urſachen, wodurch jene zur Eiferſucht geneigt werden, finden auch bey dieſen Statt; nur daß noch einige andere hinzu kommen. Dahin gehört die einmal unter einer Nation eingeführte Lebensart. Wo die Gewohnheit herrſcht, daß die Frauensperſonen wenig unter die Leute kommen, da iſt, wie in Spanien und Italien, die Eiferſucht beynahe allgemein. Dieſe Gewohnheit mag nun entſtanden ſeyn, woher ſie wolle, entweder aus einzelnen ſehr auffallenden Fällen von Ausſchweifungen, aus einem übelverſtandnen Männerrecht, aus der Meynung, daß die Vielweiberey, als welche ſich ohne Sclaverey der Frauensperſonen kaum gedenken läßt, erlaubt ſey, oder aus andern zufälligen Urſachen: ſo iſt ſie doch ein Grund von der unter ſolchen Nationen ſo allgemein üblichen Eiferſucht, der Sclaverey und Einſperrung der Weiber und der daher rührenden liſtigen und kühnen Ausſchweifungen, welche, wenn ſie an den Tag kommen, um ſo auffallender, und daher auch gemeiniglich härter gerochen werden. Auch das Clima mag hierzu das ſeinige beytragen. Doch iſt hierauf nicht allein zu rechnen. Die Römer waren nicht eiferſüchtig, und die in dem nehmlichen Clima wohnenden Italiäner ſind es in einem hohen Grade. Die meiſten aſiatiſchen Nationen ſind es; und doch giebt es in dem heißeſten Aſien Völker, wie z. E. die Peguaner, welche es nicht im mindeſten ſind, ſondern einem jeden fremden ihre Weiber anbieten, und es höchſt übel aufnehmen, wenn ſie derſelbe verſchmäht. Dieſe Gewohnheit herrſcht auch unter verſchiedenen nördlichen und wilden Völkern, als z. E. den Kamtſchakaten; wogegen andere unter eben dem Clima wiederum anderſt geſinnt ſind.

Viele plagen ſich ſelbſt mit einer ungegründeten Eiferſucht; aber viele laſſen ſich auch von andern Leuten dazu verführen. Es giebt Leute, welche aus Unbeſonnenheit, Leichtſinnigkeit und Schwatzhaftigkeit wider ihren Willen den Saamen dazu in mißtrauiſche Gemüther ausſtreuen. Es giebt andere, die es aus Vorſatz thun, um die Zufriedenheit einer Ehe zu zerſtören, wovon oft eine fehlgeſchlagene Hoffnung, oft die Begierde ſich bey einem oder auch beyden Theilen nothwendig zu machen, oft aber auch blos eine neidiſche Gemüthsart die Urſache iſt. Es giebt Böſewichter, die ihre innige Freude daran haben, wenn ſie Uneinigkeit unter Eheleuten anrichten, und Schaden ſtiften können, von welchem ſie oft für ſich ſelbſt weder Nutzen haben, noch auch einmal erwarten; allenfalls blos damit ſie hernach etwas zu lachen und zu ſpotten haben mögen. Es giebt endlich auch Verführer, die eben dadurch, daß ſie Eheleute gegen einander mißtrauiſch machen, ihren Zweck, den einen Theil zur Untreue zu verleiten, und ihre unreinen Begierden zu befriedigen, erhalten wollen, auch würklich oft erhalten. Gegen alle dieſe Leute hat man Urſache auf der Hut zu ſeyn; man muß ſie gleich abweiſen, und ihren übeln Nachreden kein Gehör geben, damit nicht etwas davon in dem Gemüthe hängen bleibe, welches hernach Unruhen verurſachet, wie nur gar zu leicht geſchieht. Wenn aber auch kein Verdacht einer Verläumdung oder ſonſtiger unlauteren Abſicht vorhanden iſt, ſo muß man ſich doch nicht gleich einnehmen laſſen. Es iſt möglich, daß auch die redlichſten Leute ſich irren, oder mit falſchen Berichten hintergangen worden ſind. Auf den erſten Anſchein der oft ſehr widrig ſeyn kan, iſt in einer ſolchen wichtigen Sache nicht zu bauen. Man muß ſie mit gehöriger Vorſicht unterſuchen, und bey einer ſchon lange als rechtſchaffen erkannten Perſon nicht gleich auf die erſte Nachricht, oder den erſten verdrießlichen Gedanken urtheilen. Hält man eine ſolche Nachricht auch gleich für wichtig, ſo muß man ſich ſolches doch nicht merken laſſen, ſondern vielmehr ſeinen Zweifel daran zu erkennen geben. Denn es iſt möglich, daß hinter der Larve eines Freundes ein Betrüger und Böſewicht ſteckt, dem man durch die Bezeugung ſeiner Empfindlichkeit ſich blos giebt, und ein weites Feld zu mehrern Verläumdungen eröfnet. Es iſt möglich, daß der allenfalls auch redliche Freund die gehörige Klugheit oder Verſchwiegenheit nicht beſitzt, und wenn er ſieht, daß wir ihm Glauben beymeſſen, die Sache ſelbſt für ausgemacht hält, und vielleicht zu unſerm gröſten Nachtheil ausbreitet.

Manche haben den unſeligen Einfall, ihre Ehegatten, wenn ſie auf einen Argwohn kommen, auf die Probe zu ſtellen. Zu dem Ende ſuchen ſie ihnen

wohl gar allerley Gelegenheiten zur Untreue zu verſchaffen, wo ſie dann zur rechten Zeit bey der Hand ſeyn, den würklichen Ausbruch verhüten, und die Untreue beſchämen wollen. Allein dieſes iſt äußerſt gefährlich. Der zu prüfende Ehegatte kan die Abſicht merken, ſich verſtellen, und uns nachher deſto ſicherer betrügen. Eine Frau hat bisher nichts arges gedacht; nun aber giebt man ihr ſelbſt Gelegenheit dazu, und ſchlägt ihr ihre Abſicht einmal fehl, ſo ſucht ſie ſolche auf einandermal zu erreichen. Iſt ſie rechtſchaffen, ſo vermindert ſolches wenigſtens die Liebe zu ihrem Gemahl, der ſie unverdienterweiſe im Verdacht hatte und auf die Probe ſtellen wollte. Wird ſie in der Falle gefangen und beſchämt, ſo ſucht ſie ſich auf alle Art zu rächen, und ergreift gerade das Mittel, durch welches ſie ihrem Gemahl am weheſten thun kan; ſie überläßt ſich weitern Ausſchweifungen, weil er an ihrer Treue zweifelte, und ſie einer Probe ausſetzte, in welcher ſie nicht bewährt erfunden wurde.

Aber wie, wenn die Eiferſucht gegründet wäre; wenn man ſichere Anzeigen oder gar Beweiſe von der Untreue einer geliebten Perſon hätte? Was ſoll man denn thun?

Das Beſte wäre, wenn man ſich ſelbſt die Eiferſucht ausreden, oder es doch dahin bringen könnte, ſich ſchlechterdings nichts aus der Untreue eines Ehegatten zu machen. Aber beydes iſt ſo leicht nicht möglich; lezteres auch noch dazu gefährlich. Wie kann man ſich einbilden, daß man keine Urſachen zur Eiferſucht habe, wenn man ſie würklich hat, und wenn ſie offenbahr und handgreiflich ſind? Wie kann man ſich überreden, daß die Untreue nichts zu bedeuten habe, da dadurch unſere ungezweifelte Rechte offenbahr gekränkt werden; der vielen andern traurigen Folgen, der daraus entſtehenden Schande und Verachtung, der Zerrüttung des Hausweſens, der Vernachläſſigung der Kinderzucht, und anderer oft häßlicher zuweilen gar tödtlicher Uebel nicht zu gedenken.

Indeſſen hat man dieſes lezterе in ſo vielen Schriften und Schauſpielen inſonderheit angeprieſen. Unzählichemal werden Eiferſüchtige, ungeachtet ſie offenbahre gerechte Urſachen gehabt haben, als lächerlich vorgeſtellt. Es könnte ſeinen Nutzen haben, wenn das Ungereimte und Schädliche einer ungegründeten oder aus den Schranken geſchrittenen Eiferſucht lebhaft abgeſchildert würde. Aber gemeiniglich wirft man alles durcheinander; man ſucht Eiferſucht überhaupt lächerlich zu machen; alle mögliche Ränke werden angewendet, einen würdigen Ehegatten zu betrügen; die Untreue behält den Sieg, und der beleidigte Theil, der die gerechte Sache hat, wird am Ende ausgelacht. Was will man hiermit anders, als den Leuten den Gedanken einprägen, daß Untreue, wo nicht gar eine rühmliche doch wenigſtens eine gleichgültige Handlung ſey? Und da die Untreue zulezt ſiegt, wie kann es verhütet werden, daß nicht andere Leute ſich dergleichen vorgeſtellte Perſonen zu Muſtern nehmen, und ihnen die Ränke ablernen, womit ſie ihre Ehegatten betrügen? Was kann anderſt daraus erfolgen, als eine allgemeine Verderbniß der Sitten, Geringſchäzung und Verletzung der ehelichen Treue, Uebertretung der heiligſten Verbindlichkeiten, ohne welche weder das Glück der Familien, noch auch das Wohl des Staates beſtehen kann; andrer Gründe hier nicht zu gedenken. Würklich iſt es auch bey der franzöſiſchen Nation dahin gekommen, daß die eheliche Treue verächtlich geworden iſt; daß man denjenigen, welcher zur Uebertrettung ſo wichtiger Pflichten, deren Erfüllung er mit dem vollkommenſten Recht verlangen kan, nicht grosmüthig ſchweigen will, für einen Menſchen erklärt, welcher nicht zu leben wiſſe; ſo wie man im Gegentheil einen Ehegatten, der ſich alle Ausſchweifungen des andern Theils gefallen läßt, wenn man ihm nicht gar zumuthe, daß er ſie ſeiner ſeits noch ſoll befördern helfen, mit dem Namen eines guten Mannes (bon homme) oder einer guten Frau belegt. Dieſes Verderben iſt auch in viele andere Länder eingedrungen; wenigſtens leben die meiſten in großen Städten nach dieſen Grundſäzen. Leute nun, die dieſen zugethan ſind, ſind gleich mit ihrem Rath fertig. Sie meynen, man ſolle über die Untreue eines Ehegatten lachen, und ſich dadurch ſchadlos halten, daß man es eben ſo mache; gleich als wenn dieſes einen Ehegatten berechtigen könnte, laſterhaft zu werden, weil es der andere Theil iſt.

Man lobt diejenigen welche nicht eiferſüchtig ſind, wenn ſie auch die gerechteſten Urſachen dazu haben, ohne hinlängliche Gründe. Denn bey vielen iſt es Hang zur Lüderlichkeit; ſie wollen in ihren Ausſchweifungen nicht gebunden ſeyn, und da ſie dieſes nicht erlangen können, wenn ſie dem andern Theil nicht die nehmliche Freyheit verſtatten: ſo ſind ſie auch hierzu bereitwillig, geben wohl ſelbſt Gelegenheit und Aufmunterung dazu, und machen ſich alſo einer zweyfachen Sünde theilhaftig, indem ſie den andern Theil mittelbarer Weiſe verführen. Sie ſchweigen zu allem, damit der andere auch ſchweigen ſoll, und ſind höchſtens nur bedacht, daß die Ausſchweifungen damit nicht allzuſehr in die Augen fallen, ſondern der äußerliche Anſtand noch beobachtet und gerettet werde. (ſauver les apparences.) Leute dieſer Art können unmöglich eine wahre Liebe gegen einander tragen, auf welcher doch das ganze Glück des Eheſtandes beruht. Mancher Ehegatte denkt zwar anderſt, allein die Furcht als ein Eiferſüchtiger gebrandmarkt und verſpottet zu werden, hält ihn ab, die Ausſchweifungen des andern Theils zu mißbilligen und zu verhüten. Viele ſind auch, vermöge ihres phlegmatiſchen Temperaments, zu faul, um auf die Bewegungen ihrer Ehegatten Acht zu haben, und darüber unwillig zu werden. Und noch andere ſind entweder zu einfältig oder zu verliebt, als daß ſie ein Mißtrauen haben könnten; oder wenn es ja einmahl entſteht, ſo laſſen ſie ſich durch Schmeicheleyen die Augen bald wieder verblenden. Wie kann aber eine Sache rühmlich ſeyn, die aus offenbahren Laſtern, aus Vorurtheilen, aus Faulheit oder Einfalt entſteht?

So gegründet indeſſen die Eiferſucht in manchen Fällen ſeyn mag, ſo wenig berechtigt doch dieſes zu Abſcheulichkeiten, welche ſie ſich nach dem Zeugniß der Geſchichte und Erfahrung ſo oft, auch ſogar alsdann erlaubt hat, wenn ſie auf einer bloßen Einbildung beruht. Jedermann weiß, daß Eiferſüchtige bald ſich ſelbſt, bald ihre eigne Geliebten, bald andere oft ganz unſchuldige Perſonen, ohne alle weitere Unterſuchung ermordet; daß Mütter ſogar ihre eigne Kinder getödtet haben, weil ſie ſich an ihrem Gemahl nicht beſſer rächen zu können glaubten, und was dergleichen Unmenſchlichkeiten mehr ſind. Niemand aber iſt befugt, einen andern, geſezt er habe ihn auch würklich beleidigt, um das Leben zu bringen, wofern nicht ſein eigenes Leben in Gefahr gekommen iſt, zu deſſen Vertheidigung und Erhaltung kein anderer Ausweg mehr war. Auch entſchuldigt dabey der Affect nicht, weder die heftige Liebe, noch der an ſich ge-

rechte, aber übertriebene Zorn, wie etwa in den Fällen, wo die Furcht, das Leben einzubüßen, uns zu der gehörigen Ueberlegung unfähig gemacht hat. Denn die Beleidigung, die uns durch die Untreue widerfährt, iſt keineswegs auf unſer eignes Leben gerichtet. Einige Völker verſtatten dem beleidigten Theil, den andern Theil ſowohl als den Mitſchuldigen alsdann umzubringen, wenn er ſie in der würklichen Begehung der gröbſten Untreue antrift. Die Gerichte pflegen den Mörder in einem ſolchen Fall, der freylich nicht ohne die heftigſte Gemüthsbewegung angeſehen werden kan, wohl auch zuweilen zu entſchuldigen, und nicht gerade als einen Mörder zu beſtrafen. Allein eine ſolche That iſt doch offenbahr wider das Naturgeſetz, welches dem beleidigten Theil, wenn keine Lebensgefahr vorhanden iſt, keine weitere Rechte als Schadloshaltung und Sicherheit für die Zukunft verſtattet, zu welchen beyden der Tod des ſchuldigen Theils nicht erforderlich iſt. Noch weniger kann es alſo entſchuldigt werden, wenn jemand außer dem angeführten Fall, und wohl gar auf einen bloßen noch lange nicht ausgemachten Verdacht zu dieſer Abſcheulichkeit ſchreitet.

Alles was man in dem Fall, da die **Eiferſucht gegründet** iſt, thun kann, weil man ſie ſich doch weder ausreden noch einbilden kan, daß Untreue eine unbedeutende Kleinigkeit ſey, beſteht in folgendem: Eine jede Untreue iſt ein Bruch des Vertrags, der zwiſchen zwey verliebten, verlobten oder verehlichten Perſonen errichtet worden; und folglich iſt ſie eine Beleidigung desjenigen Theils, welchem das Verſprechen nicht gehalten wird. Dieſem kommen nun alle die Rechte zu, die ein Beleidigter gegen ſeinen Beleidiger haben kan. Er iſt befugt eine zukünftige Beleidigung abzuhalten, wegen einer bereits erfolgten Schadloshaltung, und weil auf eine Beleidigung mehrere folgen können, auch Sicherheit auf die Zukunft zu fordern.

Sind beyde Perſonen **noch nicht würklich verehlicht**, ſo iſt es das Kürzeſte und Sicherſte, daß der Theil, welcher gegründete Beſorgniße hat, alle Anſprüche auf eine Perſon aufgiebt, bey der voraus zu ſehen iſt, daß er mit ihr unglücklich ſeyn werde. Auf dieſe Art wird er alle Beleidigungen für die Zukunft von ſich abhalten; und wenn noch kein würklicher Ausbruch der Untreue erfolgt iſt, ſo fällt die Forderung einer Schadloshaltung von ſelbſt weg. Aber auch alsdann, wenn die Untreue würklich ausgebrochen iſt, bleibt es, ungeachtet man wegen der gebrochenen Zuſage Schadloshaltung fordern könnte, doch auch hier das Beſte, ganz davon abzuſtehen, da doch immer Perſonen genug in der Welt ſind, mit welchen man eine Verbindung eingehen, und ſich Hoffnung machen kan, beſſer zu fahren.

Sind beyde Perſonen **würklich verehlicht**, ſo hat eine **Trennung** ſchon mehrere Schwierigkeiten. Ein gegründeter Verdacht einer nur noch zukünftigen Untreue, berechtigt zwar nach dem Naturgeſetz den unſchuldigen Theil den eingegangenen Vertrag aufzuheben, welchen der andere durch den Verdacht, den er veranlaßt hat, und welcher als gegründet vorausgeſetzt wird, ſeinerſeits bereits würklich gebrochen hat. Denn wenn jemand alle Anſtalten macht, einen andern zu beleidigen, ſo iſt dieſer nicht verbunden, abzuwarten, bis der Streich würklich geſchieht, ſondern befugt ihm zuvorzukommen. Weil aber bey aller Wahrſcheinlichkeit es doch immer möglich bleibt, daß man ſich geirrt habe, und auch noch gelindere Auswege übrig ſind: ſo iſt es beſſer, und in ſo fern auch Pflicht dieſe gelindere Mittel zuvor zu verſuchen, und nur alsdenn zur Trennung zu ſchreiten, wenn man ſieht, daß dieſelben vergeblich ſind.

Aber welches ſind denn die **gelindern Mittel**? Sie beſtehen vornemlich im folgenden: Man muß ſich bemühen der Perſon beſſere Grundſätze beyzubringen, und inſonderheit den Irrthum zu benehmen, als könnte die eheliche Liebe doch beſtehen, wenn ſie gleichwohl mit andern getheilt würde; ein Irrthum, den viele aus einer in der ſogenannten feinern Welt genoſſenen Erziehung mit in den Eheſtand bringen. Man muß ihr bey ſchicklichen Gelegenheiten die abſcheulichen Folgen vorſtellen, welche dergleichen Ausſchweifungen in Anſehung des Hausweſens, der Kinderzucht, des Vermögens, der Geſundheit, und aller zeitlichen und wohl gar ewigen Wohlfahrt nach ſich ziehen; wobey man die Fehler ſowohl der Männer als der Weiber immer zuſammen nehmen muß, theils weil würklich auf beyden Seiten gefehlt wird, theils um ſeine Abſicht zu einer Zeit zu verbergen, wo man noch nicht rathſam findet, ganz deutlich heraus zu treten. Man muß ferner alle Vorſicht anwenden, daß die Perſon keinen ſchlechten Umgang überkommt oder unterhält; ſondern ſie, weil doch Umgang ſchwerlich ganz unterſagt werden kan, in Geſellſchaften rechtſchaffener Leute bringen. Man muß keine ſchwelgeriſche Haushaltung führen und alles vermeiden, wodurch der Hang zur Wolluſt gereizt werden kan. Man muß ihr nützliche und ernſthafte Beſchäftigungen geben, und den Müſſiggang, aus welchem auch dieſes, wie ſo viele andere Laſter, entſtehet, zu verhüten ſuchen. Man muß ſie allenfalls merken laſſen, daß man fein genug ſey, ihre Abſichten und Bewegungen zu entdecken; daß man Mittel in Händen habe, alle ihre Schritte zu beobachten; daß man Entſchloſſenheit und Standhaftigkeit genug beſitze, ihr alle Achtung zu entziehen, ſich gänzlich von ihr zu trennen, und ſie hernach ihrem Schickſal, der Verachtung, der Schande, dem Spott und dergleichen, ohne weiteres Mitleiden zu überlaſſen; daß man ſich weder durch Ränke noch durch Schmeicheleyen werde hintergehen laſſen; daß man, ſo ſehr man ſie bisher geliebt habe, doch ſeiner Neigungen und Leidenſchaften ſo weit Meiſter ſey, um ſie, ſo bald hinlängliche Urſachen eintreten, vergeſſen und alle Liebe zu ihr aus ſeinem Gemüthe vertilgen zu können, und was dergleichen mehr iſt, welches von ſelbſt aus dem Geſagten abgezogen werden kan. Hierbey muß man ſich nach den Umſtänden richten, nicht alles auf einmal auskramen, ſondern die Vorſtellungen und Bewegungsgründe wohl wählen, ſie zur rechten Zeit mit gehöriger Freundlich- und Ernſthaftigkeit, auch wohl nur gelegentlich und im Vorbeygehen, als ob man ganz und gar kein Mißtrauen habe, anbringen, und überhaupt auch die übrigen Neigungen der Perſon zu Hülfe nehmen. Hält ſie z. E. noch etwas auf Ehre, ſo müſſen die Vorſtellungen mit Ehre gleichſam angeſtrichen werden, und ſo verhält es ſich in ſeiner Art mit den übrigen Neigungen.

Bey dem allen iſt es möglich, ſeinen **Zweck zu verfehlen**. Der Aſiat macht nicht ſo viele Umſtände, er ſperrt ſeine Weiber ein, und läßt ſie nur von Sclavinnen und Verſchnittenen bedienen. Der Italiäner hat ein anderes Mittel, wodurch er den würklichen Ausbruch einer Ausſchweifung verhindern zu können glaubt. Allein beydes hilft nicht in allen Fällen; es

giebt Ränke, wodurch alle Vorsicht vereitelt werden kan. Schlösser und Riegel sind für eine Person die ihren Gemahl nicht liebt, nicht feste genug. Die meisten übrigen Nationen sind daher auch anderst gesinnt; sie wollen nicht blos des körperlichen Besitzes ihrer Weiber, sie wollen auch ihrer Liebe und Zuneigung versichert seyn, worauf bey jenen Vorkehrungen nicht zu rechnen ist. Unsere Sitten leiden auch keine gewaltsame Anstalten; und selbst in Asien können nur die Großen und Reichen solche Dinge, wozu viel Vermögen gehört, ausführen. Die meisten können dagegen nur eine Frau unterhalten, und dieser müssen sie ihre Freyheit lassen. Am Ende sind dergleichen Mittel nur für einen Theil brauchbar. Denn die Weiber, die auch oft genug Ursachen haben, eifersüchtig zu seyn, können die Männer doch nicht einsperren; und wenn dergleichen in Reisebeschreibungen erzählt wird, so sind es Fabeln oder Satiren.

Es bleiben also zulezt keine andere Mittel übrig, als Trennung oder Gedult. Die Trennung ist, wenn die Untreue würklich erwiesen werden kan, nach den natürlichen und göttlichen Rechten erlaubt. Auch menschliche Gesetze stimmen hiermit überein, ob sie gleich manche Zusätze haben, die sich auf die Art des erforderlichen Beweises oder auf die Trennung selbst beziehen, als welche nicht allenthalben, noch auch in allen Fällen mit der Erlaubniß einer anderwärtigen Heyrath verbunden ist. Nach diesen muß man sich freylich auch richten; wodurch dann manches eine andere Gestalt bekommt. Der erforderliche Beweiß hat seine grossen Schwierigkeiten, und wer dabey das Unglück hat, der Chicane in die Hände zu fallen, der kann auch die gerechteste Sache verlieren. Oft kommen noch anderwärtige Schwierigkeiten wegen des noch zu hoffenden oder bereits verzehrten Vermögens, wegen der Erziehung der Kinder, wegen einer besorglichen Schande und dergleichen, hinzu, welche dann die Trennung verhindern.

Wer es also nicht so weit bringen kann, dem kann nichts weiter empfohlen werden, als Gedult; und hier tretten die nehmlichen Gründe ein, durch welche man verpflichtet ist, ein jedes andere Unglück, das man nicht mehr abzuwenden vermag, zu ertragen, worüber aber hier nicht nöthig ist, weitläuftiger zu seyn, da solches in den Artickel: Gedult gehört. Ist aber jemand im Stande eine Ungetreue los zu werden, und sich also aller daher entstehenden Sorgen und Verdrüßlichkeiten zu überheben, er will aber aus andern Gründen nicht: so sieht er natürlicherweise die Beybehaltung einer solchen Person für das geringere Uebel an, das er also um so mehr zu ertragen verbunden ist. Wer aus Eigennutz oder einer noch fortdauernden Liebe, oder andern dergleichen Gründen sich von einer Person nicht trennen will, der muß nicht über seinen Zustand klagen. Es ist beynahe lächerlich, wenn Leute, so gemein es ist, vorgeben, daß sie die Liebe gegen eine ungetreue Person nicht ausrotten könten, und daß gerade dieses ihnen den meisten Verdruß verursache. Man kann und soll der Liebe so gut mächtig seyn oder werden, als man einen jeden andern heftigen Affect, z. E. den Zorn in den Schranken halten kann und muß. Freylich ist solches schwer, wenn der Affect auf den höchsten Grad gestiegen ist. Aber ein solcher Affect dauert, vermöge seiner Natur nicht lange mit der nehmlichen Heftigkeit, sondern es giebt manche Zwischenräume, wo die Seele gelaßner ist, und wo man die erforderlichen Vorstellungen zu Hülfe nehmen muß. (I)

Eifersucht (histor.) ist bey den Morgenländern eine der heftigsten Leidenschaften; ihre Rache kennet beynahe keine Gränzen. Wer das Unglück hat bey den Persern die Gemahlin eines vornehmen Herrn nur in der Ferne zu sehen, wird, er mag so unschuldig seyn als er immer will, von den Bedienten mit Stockschlägen behandelt. Chardin sagt, daß es zu seiner Zeit ein Halsverbrechen gewesen, den Concubinen des Königs zu begegnen. Es geschah, daß als einstens eine von ihnen auf der Jagd von einem Gewitter überfallen wurde, und in ein Dorf einkehren mußte, sie niemand aufnehmen wollte, aus Furcht er möchte unglücklich werden. Wenn vornehme Weiber in Persien ausgehen, welches gemeiniglich nur des Nachts geschieht, so gehen gewisse Personen vor und nach, und diese rufen beständig: curuc, curuc, d. i. entfernt euch. Jedermann hat für dieses Wort solchen Respect, daß man es sich nicht zum zweytenmal sagen läßt. Gehen sie bey Tage durch die Strassen, so wird es vorher bekannt gemacht, damit sich niemand daselbst sehen läßt. Gehen die Concubinen des Königs auf das Land, so muß ein Regiment Soldaten vorher ausrücken, die alle Personen auf eine Stunde Weges weit, abhalten an den Ort zu kommen, wo sie den Weg hinnehmen. Die Eifersucht ist bey den Türken nicht geringer. Die Sultaninnen dürfen von keinen Mannspersonen gesehen werden. Die Alleen in den Gärten, wo sie spatzieren gehen, sind deßwegen so dicht bewachsen, daß man auch nicht einmal in einer gewissen Entfernung durchsehen kan. Sie werden ausserdem noch von gewissen Keuschheitswächtern, den Verschnittenen bewacht. Diese Creaturen, deren sich keines von beyden Geschlechtern anmaßet, verrichten ihr Amt mit der strengsten Genauigkeit. Nichts soll infamer seyn, als die Gemüthsbeschaffenheit dieser Unmänner. Weil man ihnen dasjenige genommen hat, wodurch die Natur beyde Geschlechter von einander unterscheidet; so verrathen sie bey aller Gelegenheit, daß sie mit dem Zeichen des Geschlechts auch die Menschheit ausgezogen haben. Alle diejenigen, die unter ihrer Aufsicht einige Neigung der Zärtlichkeit äußern, sind der gehässige Gegenstand der Eifersucht und des Neides. Daher bedienen sich die Großen derselben, als getreuer Wächter über die Keuschheit ihrer Weiber. So groß nun auch immer die Eifersucht der Türken ist, so gehet sie doch nicht so weit als bey den Persern. Wenn auch ein Türk Unrath bey seiner Frau merkt, so straft er sie entweder mit Stockschlägen, oder jagt sie fort; aber bis zum Mord wird ihre Eifersucht niemals getrieben. Aber als etwas besonders merkt man von den Arabern, daß Vater und Brüder weit eifersüchtiger auf die Keuschheit ihrer Schwester und Töchter sind, als auf die Keuschheit ihrer Weiber; sie geben zur Ursache hievon an, weil der Mann seine Frau im Fall einer Unzucht von sich jagen könne, Tochter und Schwester aber nie aufhöre Tochter und Schwester zu seyn. Daher ihre Rache auf die Verführte eben so stark gehet, als auf den Verführer, und die Beyspiele sind gar nicht selten, daß in beyden Fällen die Rache nicht anders als mit Blut gestillet werden konnte. Niebuhr erzählt hievon einige auffallende Beyspiele. Ein angesehener Araber hatte seine Tochter an einen andern Araber verheyrathet. Nicht lange nach der Hochzeit fragte ihn jemand, ob er der Vater dieser jungen und schönen Frau sey. Dieser vermuthete, daß

man die Ehre seiner Tochter in Zweifel ziehe, und verlies sogleich die Gesellschaft, um den Kopf seiner Tochter zu holen. Dem Manne ist es verboten, seine Frau um eines Ehebruchs willen zu tödten, aber ihr Vater, Bruder, oder einer ihrer Anverwandten darf es ungestraft, oder doch wenigstens für eine kleine Geldbuße thun. Zu Basra traf ein reicher Kaufmann einen jungen Menschen bey seiner Anverwandtin an, und hieb nicht nur sie auf der Stelle in Stücken, sondern brachte es auch bey der Obrigkeit dahin, daß der junge Mensch noch in derselben Nacht gehangen ward. Die Eifersucht scheint auch die Ursache gewesen zu seyn, daß die morgenländischen Frauenzimmer sich nicht anders, als nur von den nächsten Anverwandten ohne Schleyer sehen lassen durften. Als die Perser den Georgiern die schönsten Frauen wegnahmen, so kam auch bey diesen der Gebrauch auf, daß verheyrathete Frauenzimmer nicht ohne Schleyer öffentlich erscheinen durften. s. Schleyer. (22)

Eigen, Eigenthum, Eigengut, Eigenhab, bedeutet ursprünglich das Recht eine Sache ausschließlich zu besitzen, zu benutzen, und darüber nach Gefallen zu disponiren. In so fern sind also auch sogar Lehen mit unter dem begriffen, was man eigen nennt; wie denn deshalb bey ihnen ein zweyfaches Eigenthum, nämlich ein nutzbares und ein Obereigenthum (dominium utile & directum) statt findet. Im eigentlichen Verstande aber werden bey den Rechtsgelehrten unter dem Worte Eigen diejenigen Güter begriffen, welche keine Lehen sind, und mit dem besondern Namen der Allodien bezeichnet zu werden pflegen. Sind diese Güter nicht erst von dem jetzigen Besitzer erworben, sondern von seinen Vorfahren ererbt: so nennt man sie Erb und eigen; wiewohl das Wort Erbe überhaupt bisweilen auch alle Allodien, oder alles was eigen genannt wird, unter sich begreift. Der Unterschied der Rechten von beyden besteht darinn, daß man über das, was eigen ist, freyer, sowohl unter Lebendigen, als auf den Todesfall disponiren kann, als über Lehen. Jedoch ist in illustern Familien, so wie auch nach den Gesetzen mancher Städte, das Recht über ererbte oder angestammte Güter Verfügungen zu machen, fast eben so eingeschränkt; und bleibt nur das zu freyer Disposition übrig, was im eigentlichsten Sinne eigen genannt, und so wohl den Lehen als Stammgütern entgegen gesetzt ist. Bisweilen wird das Wort eigen auch von Menschen gebraucht, und alsdann ist es mit eigenbehörig oder leibeigen von gleicher Bedeutung. (15)

Eigenarme sind diejenigen Leibeigenen, welche gar nichts Eigenthümliches haben, sondern für ihre Person selbst ein Eigenthum ihres Herrn sind. Sie heissen sonst auch schlechthin arme Leute. (15)

Eigenbehörig ist zwar nach dem Sprachgebrauche der Rechtsgelehrten häufig mit den Ausdrücken, eigen, leibeigen, halseigen, *homo proprius*, gleichbedeutend; wenn man aber sich bestimmt und genau ausdrücken will, so versteht man darunter diejenige Classe der Leibeigenen, welche in den gelindesten Pflichten gegen ihre Leibherren stehen. Die Leibeigenschaft ist nehmlich, wie in dem davon handelnden Artickel mit mehrerem gezeigt werden muß, in Deutschland nicht überall von gleicher Härte und einerley Beschaffenheit. Da wo sie am strengsten ist, kann der Herr den Leibeigenen nach Gutdünken von einem Guthe aufs andere versetzen; ihn mit oder ohne Guth verkaufen oder sonst veräußern; und eine Freylassung ist eine unbedingte Wohlthat die er dem Leibeigenen erweiset. Wo sie am gelindesten ist, wie in Hessen, Bayern, Schwaben, im Bißthum Hildesheim und der Grafschaft Hoya, da kann der Herr den Laßbrief nicht verweigern, wenn der Leibeigene das Geld dafür bezahlt, er kann ihn nicht seines Guths berauben, oder ihn anweisen, ein anderes Guth zu cultiviren, auch nicht ohne sein Guth veräußern. Die einzigen Kennzeichen wodurch sich diese Art der Leibeigenen von freyen Personen unterscheiden, sind diese, daß der Leibeigene nicht nur für seine Güther, sondern auch für seine Person zinspflichtig ist; daß bey Sterbefällen von seinem Nachlassen das Besthaupt (s. dies. Art.) entrichtet wird; und daß er zu Erlangung einer völligen Freyheit einen Laßbrief bezahlen muß. Diese Gattung der Leibeigenen nennt man aber im eigentlichen Verstande Eigenbehörige. (15)

Eigenbrödler, ist ein Provinzialausdruck einiger teutschen Landesgesetze, und bedeutet einen, der einzeln seine eigne Wirthschaft führt. Einige alte Polizeygesetze wollen insonderheit keine Eigenbrödlerinnen geduldet, oder eine scharfe Aufsicht auf sie gehalten wissen, weil einzeln lebende Weibspersonen der Versuchung ausgesetzt sind, polizeywidrige Nahrung zu treiben. (33)

Eigendünkel ist eine übertriebene Einbildung von sich selbst; insbesondere aber von der Richtigkeit seiner Meynungen. s. weiter Hochmuth und Rechthaberey.

Eigene Leute, *homines proprii*, werden in deutschen Rechten diejenigen Bauern genannt, welche für ihre Person und Vermögen einem Herrn eigenthümlich zugehören. Wie schon unter dem Artikel Eigenbehörig angemerkt ist, und unter Leibeigenschaft mit mehreren ausgeführt werden soll, ist der Zustand, worinn sich dieselben in Deutschland befinden, sehr verschieden; daß man also ihre Rechte und Verbindlichkeiten nicht nach völlig gleichen Grundsätzen abhandeln kann, sondern man muß dabey auf das in jeder Provinz herrschende besondere Herkommen Rücksicht nehmen. Die Benennung homines proprii ist erst seit dem zwölften und dreyzehenten Jahrhunderte aufkommen. Vorher nannte man sie Litos oder Servos. Allein der erste Name fieng damals an auch andern Personen geringen Standes beygelegt zu werden, war also kein unterscheidender Name der Leibeigenen mehr. Und was den Namen Servos anbetrift, so bemerkte man in dem um eben diese Zeit gebräuchlich werdenden römischen Rechte, daß die römischen Knechte von einer ganz andern Beschaffenheit wären, als die deutschen, und enthielt sich sehr vernünftiger Weise einer Benennung, welche zu einer verkehrten Anwendung der römischen Rechte auf die deutschen Leibeigenen hätte verführen können. Eben so wenig brauchte man auch von ihnen das deutsche Wort Knecht. (15)

Eigenen, heißt im Gerichtsstyl des mittlern Zeitalters dem Gläubiger unter richtlicher Autorität seines Schuldners Güter eingeben. (15)

Eigene Waaren sind bey denen Kaufleuten diejenige Waaren, welche sie für ihr eigen Geld, Gefahr und Rechnung einkaufen und damit Handlung treiben, und unterscheiden sich dadurch von denen Commissions- und Spedizions-Waaren, mit welchen man nicht nach eigenem Willen und Gefallen handeln kan, sondern sich hiebey nach Vorschrift desjenigen, so sie für seine Rechnung und Gefahr übersandt hat, rich-

ten muß; — mit eigenen Waaren handeln, wird auch von Fabrikanten gesagt, die ihre verfertigende Waaren selbsten zum Verkauf ausbieten, und damit handeln. — (28)

Eigene Wechsel sind solche Wechselbriefe, die eben nicht zur Wechselhandlung gehören, sondern eigentlich als kurz gefaßte mit einer bestimmten Zahlungs-Zeit versehene Handlungs-Schuldscheine anzusehen sind. —

Der Schuldner stellet solche von und auf sich selbsten zahlbar aus, und da sie meistens ohne Ordre gerade an den Glaubiger zahlbar ausgefertiget werden, so kann und darf man sie in der Verfallzeit, bey ausbleibender Bezahlung nicht protestiren lassen, — sondern sie werden gleich bey des Orts Wechselgericht, wenn anders eines vorhanden, eingeklagt, und um promte Justiz-Uebung gebeten, die auch nach den strengen Regeln des Wechselrechts, nach welchen bey denen Wechselgerichten, ohne Ansehen der Person gesprochen werden muß, gleichbalden dem Kläger zugestanden wird, so daß der beklagte Aussteller des Wechselbriefs entweder gleich bezahlen oder in Arrest gehen muß. Hat der Beklagte aber gerechte Ursachen die Bezahlung des Wechselbriefs zu verweigern, so muß er entweder die Bezahlung oder hinlängliche Caution an das Wechselgericht leisten, und sein Recht gegen den Innhaber, nach denen in dem Wechselrecht fürgeschriebenen Ordnungen, bey der Behörde suchen. —

Ein solcher eigener Wechselbrief muß auch, nach der in der Wechselordnung angezeigten Form gefertiget seyn, widrigens solcher nicht als ein gültiger Wechsel, sondern als ein gemeiner Schuldschein angesehen wird, worüber bey dem Wechselgericht keine Klage statt findet, vielmehr wird der Kläger ab und an denjenigen Gerichtshof verwiesen, wo die gemeine Schulden eingeklagt und abgeurtheilt werden. —

Es ist schon mehrmalen geschehen, daß um der bloßen Auslassung des Worts **Wechsel** ein sogenannter eigener Wechselbrief oder Handlungsschuldschein für unrichtig erkannt, und die dißfällige Klage nicht angenommen, weilen das Wort **Wechsel** einem Wechselbrief eigentlich die Kraft nicht giebet, sondern allein **der Name des Glaubigers und das Wort Ordre**, und besonders die Clausul **den Werth baar oder in Waaren empfangen**, giebt dem Wechsel seine Kraft, denn da der Aussteller einmal durch seine Unterschrift den Werth der Schuld empfangen zu haben, und die Wiederbezahlung in der, dem Scheine oder Wechsel einverleibten bestimmten Zeitfrist zu leisten sich anheischig gemacht hat, so kann ihn die Auslassung des Worts **Wechsel**, wenn der übrige Inhalt der Ordnung gemäß ist, gegen die Wechselklage nicht schützen. —

Diese Art Schuldscheine sind eigentlich zur Bequemlichkeit der Handlung eingeführt worden, um die viele Weitläuftigkeiten bey Verfertigung gerichtlicher Schuldscheine zu umgehen, und da also denen Negozianten die Zeit sehr kostbar ist, so hat man auch zu Erlangung einer promten Justiz, das Wechselgericht aufgestellt, um dem Innhaber eines solchen Schuldscheins ohne Weitläuftigkeiten zu der Bezahlung, wenn solche verweigert worden, zu verhelfen, und den Negozianten auf diese Art zu unterstützen; es sollte also die bloße Auslassung des Worts **Wechsel** als eine unbedeutende Sache, wenn an den oben angezeigten wesentlichen Stücken, in dem Schuldscheine sonsten nichts ermangelt, niemalen hinlänglich seyn, solchen für einen gemeinen Schuldschein zu halten, und ihme die Würde eines ordentlichen eigenen Wechselbriefs abzusprechen, wenn besonders der Empfang des Werths deutlich darinn ausgedrückt worden; wenigstens ist mir durch lange Erfahrung nicht erinnerlich, daß jemalen ein trassirter Wechselbrief, womit eigentlich der Wechselhandel getrieben wird, wegen Auslassung des Worts **Wechsel**, wenn die angezeigte wesentliche Stücke ordentlich darinn ausgedruckt waren mit Protest zurück gekommen wäre. —

Sind sonsten dergleichen eigene Wechselbriefe oder Schuldscheine an Ordre ausgestellt worden, so können sie endoßirt und an andere übertragen, auch von dem lezten Innhaber protestirt und mittelst des Protests von seinem Cedenten die Wiederbezahlung gefordert, von diesem leztern aber die Klage gegen den Aussteller wegen nicht Bezahlung bey dem Wechselgericht erhoben werden. — (28)

Eigene Wechsel, (jurist.) sind solche Wechsel, (s. dies. Art.) bey welchen nur zwo Personen, nemlich der Glaubiger und Schuldner vorkommen, und durch deren Ausstellung sich der Schuldner selbst zur Bezahlung auf die Verfallzeit, und zwar nach der Schärfe des Wechselrechts anheischig macht. Ihre Form ist ohngefähr diese:

„Frankfurt den 20ten Dec. 1782.
Gulden 200.

„Sechs Monat nach dato zahle ich für diesen meinen Solawechselbrief an Herrn N. N. oder Ordre „Gulden zweyhundert hiesiger Währung; Valuta von „ihm wohl empfangen, leiste zur Verfallzeit gute „Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe.

„Auf mich selbst N. N.
N. N.
„zu Frankfurt.

Man nennt diese Art Wechsel auch ein *Cambium ficeum* oder **trockenen Wechsel**. Ihm ist der **trassirte Wechsel**, worauf die bestimmte Summe von einem andern nach Wechselrecht bezahlt werden soll, entgegen gesetzt. Weil auch die eigentliche und erste Absicht des Wechselgeschäfts, Zahlung an entfernten Orten von einer dritten Person zu erhalten, dadurch nicht bezielt wird, so wird ein solcher **eigener Wechsel** deshalb ein **uneigentlicher Wechsel**, *Cambium improprium* genannt. Man hat diese Art eigener Wechsel aus doppelter Ursach eingeführt: 1) Weil sie kürzer und geschwinder zu entwerfen sind, als die gewöhnlichen mit vielen Clausuln überladenen Schuldverschreibungen; und 2) weil geschwindere gerichtliche Hülfe nach Wechselrecht gegen den saumseligen Schuldner zu erhalten steht. Ein solcher Wechselcontract ist nach dem Sprachgebrauch der Rechtsgelehrten ein contractus accessorius, das ist, er setzt einen andern Hauptcontract voraus, wodurch der Schuldner oder Aussteller des Wechsels die benannte Summe schuldig geworden ist. Gewöhnlich ist dieses ein Darlehen; es kann derselbe aber auch zu Verstärkung einer aus andern Contracten entstandenen Verbindlichkeit gebraucht werden. So kann zum Beyspiel über rückständiges Kaufgeld ein solcher Wechsel ausgestellt werden. Hieraus folgt aber, daß wenn dieser Hauptcontract nichtig ist, und solches ohne Anstand auf der Stelle erwiesen werden kann, auch die Wechselverbindlichkeit wegfalle. Wenn hingegen der Hauptcontract gültig ist, und der hinzugekommene Wechsel nur fehlerhaft abgefaßt ist, so kann zwar deshalb nicht nach Wechselrecht geklagt werden, der Hauptcontract aber bleibt

dennoch bey Kräften. Man muß alſo in Beurtheilung ſolcher Streitigkeiten allezeit wohl unterſcheiden, ob ſolche die Verbindlichkeit des Hauptcontracts, oder nur die Natur der Wechſelverbindlichkeit betreffen. Jenes zu beſtimmen können auch die bey uns üblichen fremden Rechte in Anwendung kommen; dieſes hingegen hängt allein von den Grundſätzen des deutſchen Wechſelrechts ab. Der Gebrauch des Stempelpapiers iſt bey dieſen Wechſeln nur alsdann nothwendig, wenn derſelbe in den Wechſelordnungen eines Landes ausdrücklich vorgeſchrieben iſt. Es können aber ſolche Wechſel auch indoſſirt werden, und es iſt zur Verfallzeit einerley, ob der erſte Glaubiger ſelbſt, oder der Indoſſatarius die Zahlung fordert. Eine beſondere Präſentation und Acceptation iſt bey dieſen Wechſeln eben ſo wenig nöthig, als eine Proteſtation dabey vorfallen kann. Wenn aber zur Verfallzeit die Zahlung nicht erfolgt, ſo muß wenigſtens binnen einem Jahre geklagt werden, weil ſonſt die Strenge des Wechſelrechts nicht mehr ſtatt findet. (15)

Da dieſe Strenge bekanntlich in der beſchleunigten Verfahrungsart, in der Verwerfung aller Einwendungen, welche nicht ſogleich erwieſen werden können, derſelben Verweiſung in die Gegenklage vor dem ordentlichen Richter, und der ſtarken Vollziehung der Urthel durch Angriff der Güter oder der Perſon des Schuldners beſteht, und daher nicht vermuthet wird, daß ſich ein Schuldner ſolchen harten Geſetzen habe unterwerfen wollen, wenn er ſich hierüber nicht deutlich erklärt hat: ſo wird vornehmlich bey eigenen Wechſeln, als ein Eſſentiale deſſelben erfordert, daß das Wort **Wechſelbrief**, oder, **nach Wechſelrecht**, darinn ausdrücklich zu finden ſey, und in deſſen Ermanglung ein ſolcher eigener Wechſel für einen ſimpeln Schuldſchein angeſehen; ungeachtet bey traſſirten oder eigentlichen kaufmänniſchen Wechſeln, wenn die übrigen Weſenheiten eines Wechſelbriefs ihre Richtigkeit haben, die Auslaſſung des Worts **Wechſel** nicht leicht einen Proteſt veranlaſſen möchte. Endlich iſt noch zu bemerken, daß in unterſchiedlichen Ländern, z. B. im Herzogthum Würtemberg, den eigenen Wechſelbriefen bey entſtehenden Concurs der Gläubiger ein Unterpfandsrecht beygelegt iſt, weil in dieſem Fall die übrigen, oben angezeigte Vorzüglichkeiten eines Wechſelbriefs aufhören, und die Sache vor den ordentlichen Richter kommt. Es verſteht ſich aber, daß die Wechſelordnung jedes Landes hierinn Maas und Ziel geben müſſe, und die erwähnte Verjährungszeit der Wechſelkraft noch nicht derogirt habe, mit welcher ſonſt auch dieſes Unterpfandsrecht erloſchen wäre. Wenn auch oben geſagt worden, daß bey dieſen Wechſeln ordentlicher Weiſe die Präſentation, Acceptation und Proteſtation nicht vorfalle, ſo iſt ſolches von dem Falle zu erklären, daß der Wechſelbrief noch in der erſten Hand ſich befinde; wenn er aber durch Indoſſation in andre Hände übergegangen wäre, ſo kann ſolcher von dem letzten Innhaber proteſtirt, und mittelſt des Proteſtes von dieſem die Wiederbezahlung von ſeinem Cedenten gefordert, von dieſem aber die Klage gegen den Ausſteller bey dem Wechſelgericht erhoben werden. Ein ſolcher Proteſt wird jedoch alsdann zur Nothwendigkeit, wenn während der Zeit, biß der Wechſelbrief von dem letzten Innhaber an den erſten Cedenten zurück kommt, und dieſer ſeine Klage inſtituiren kann, ſich die Kraft des Wechſels präſcribiren könnte, welche durch den Proteſt ſalvirt, oder die Präſcription gehemmt wird. (33)

Eigengericht, iſt eine im Hinterlande in Heſſen, beſonders im Grunde Breitenbach übliche Art Gerichte, welches alle ſieben Jahr unter freyen Himmel gehalten wird. Es müſſen vor ſelbigem alle in dieſer Gegend wohnenden oder darinn gebohrnen landesherrliche Leibeigene erſcheinen. Alle ihre Namen werden verleſen, und jeder der genannt iſt, geht, wenn er eine Perſon geheyrathet hat, die auch eine Leibeigene des Landgrafen iſt, durch die Hütte; wenn er aber ſich mit einer Leibeigenen eines Adelichen verehlicht hat, ſo muß er bey Seite treten, und ein gewiſſes Geld als eine Strafe entrichten. Es gründet ſich dieſer Gebrauch auf das alte Recht, vermöge deſſen ein Leibeigener ſich nicht ohne Einwilligung ſeines Herrn verheyrathen durfte; welches man das jus maritagii nannte. Heutzutage iſt die Hauptabſicht dieſes Gerichts eine Muſterung des neuverheyratheten jungen Bauervolks vorzunehmen, und dabey ein gewiſſes Geld von ihnen zu erheben, welches ehemals zwar den Namen einer Strafe hatte, jetzt aber nur ein alter Titel Abgaben zu nehmen iſt, der aber eben deßwegen weil er einmal eingeführt iſt, nicht leicht wieder ausgeſtrichen wird, da man ein gröſſeres Verdienſt darein ſetzt, neue Titel zu Abgaben zu erfinden, als die veralteten auszulöſchen. Weil dieſes Gericht übrigens eine Muſterung des guten Fortgangs der Ehen iſt, ſo wird es davon auch judicium cunnagii, das **Mutzen- oder Meutzen-Gericht** genannt. Denn **Mutze** iſt nach einem deutſchen Provinzial-Ausdruck eben ſo viel als das lateiniſche cunnus. (15)

Eigengut, ſ. Eigen.

Eigenhab, ſ. Eigen.

Eigenhändiges Schreiben, heißt ein Brief, welchen der Schreibende ganz mit eigner Hand geſchrieben, und nicht nur unterſchrieben hat. Man muß ſie nicht mit den ſogenannten Handſchreiben groſſer Herrn verwechſeln, da zu einem Handſchreiben keineswegs nöthig iſt, daß es durchaus ſelbſt geſchrieben worden ſey: ſondern die Gnade eines Handſchreibens nur darinn beſteht, daß der große Herr ſich nicht der Form eines Canzleyſchreibens, das iſt, der vorausgeſchickten Begrüſſung oder ſeines Titels bedient, oder von ſich ſelbſt in der mehrern Zahl ſchreibt, vielmehr ſich blos der gemeinen Briefsform bedient. Ein eigenhändiges Schreiben iſt folglich eine noch größere Ehre für denjenigen, an welchen geſchrieben wird: bisweilen aber iſt es auch weiter nichts, als ein gnädigſtes Mißtrauen in den geheimen Secretär des Schreibenden. (33)

Eigenheit, iſt in der Sprache der Myſticker ſo viel als alles, was dem Menſchen zugehört, und ihm lieb und werth iſt. Wenn ſie fordern, daß der Menſch, um glücklich zu ſeyn, ſeine Eigenheit ablegen oder ausziehen ſoll: ſo wollen ſie, daß er alle ſeine Begierden unterdrücken, nichts verlangen, hoffen, wünſchen und fürchten, ſich über nichts freuen, betrüben oder unwillig werden ſoll; welches dann eben das iſt, was man mit einem andern Wort Ausrottung der Begierden nennt; wovon in den Artickeln: Begierden, Affecten und Myſticker weiter nachzuſehen iſt. (1)

Eigenknecht, wird der Gerichtsdiener des Eigengerichts zu Obereiſenhauſen im Darmſtädtiſchen genannt, ſ. Eigengericht. (15)

Eigenliebe, iſt in gutem Verſtande die Liebe, welche ein Menſch zu ſich ſelbſt trägt. Gemeiniglich aber wird das Wort in böſem Verſtande genommen, und dann bedeutet es eine unmäßige Liebe gegen ſich ſelbſt.

ſ. von beyden Bedeutungen den Art. Selbſtliebe. Endlich heißt Eigenliebe auch oft ſo viel als eine übertriebne Einbildung von ſich ſelbſt und ſeinem eigenen Werth; welches ſonſt Hochmuth genennt wird. (1)

Eigenlob, iſt das Lob das ſich jemand ſelbſt giebt. Es kann Fälle geben, wo es nöthig iſt, ſeine Verdienſte zu erzählen, oder dasjenige nahmhaft zu machen, was man Gutes gethan hat, oder noch zu leiſten im Stande iſt, wenn uns jemand dazu gebrauchen, uns ein Amt oder dergleichen anvertrauen wollte. Dieſes aber muß doch immer mit einer gewiſſen Beſcheidenheit und ohne alle Uebertreibung geſchehen; und dann iſt es eine Art von edlem Stolz, wovon unter Stolz weiter nachzuſehen iſt. In allen andern Fällen iſt Eigenlob eine Folge eines tadelhaften Hochmuths; welchem daher auch ſehr ſelten Glauben beygemeſſen wird. (1)

Eigenlöhner, Kunſtwort der Bergverſtändigen, worunter ſie eine Perſon verſtehen, die ein Feld oder Zeche des Bergbaues für ſich allein oder auf ſeine alleinige Gefahr übernimmt; ſo wie im Gegentheile eine Geſellſchaft ſo dergleichen Unternehmung macht, unter dem Namen von Gewerkſchaft bekannt iſt. (19)

Bey Salzwerken nennt man eben ſo diejenige Perſonen, welche auf ihre eigene Koſten ein Salzwerk nebſt Salzbronnen haben bauen laſſen. Sonſt nennt man ſie auch Eigenthumsherrn. (18)

Eigennutz, heißt ſo viel, als die Begierde ſeinen eigenen Nutzen zu befördern. Wenn ſolches auf eine rechtmäßige Art, in der gehörigen Ordnung, ohne Verabſäumung anderer höherer Pflichten, und vornehmlich ohne Beſchädigung eines andern geſchieht: ſo iſt dieſes nicht nur erlaubt, ſondern ſogar Pflicht. Im Gegentheil aber iſt es Sünde; und in dieſer übeln Bedeutung wird das Wort in der gemeinen Sprache meiſtens genommen. Weil Nutzen im weitläuftigen Sinn nicht blos Geld, oder andere ſogenannte zeitliche Güter, ſondern auch eine jede Sache bedeutet, die wir für eine Vollkommenheit halten, ſo heißt eigennützig oft ein jeder, der nur auf die Beförderung ſeiner eigenen Vollkommenheiten, es ſey nun Geld oder Ehre, und dergleichen bedacht, und dabey ganz unbekümmert iſt, ob er die vielleicht größern Vollkommenheiten eines andern dadurch verhindert oder zerſtöhret. Eigennutz iſt alsdann eben ſo viel als eine unordentliche Eigenliebe, oder eine übertriebene Selbſtliebe; daher auch unter dem leztern Wort weitläuftiger hiervon gehandelt werden muß. (1)

Eigenrichter, heißt derjenige, der ſich ſelbſt zu ſeinem Rechte zu helfen ſucht. Welches den Geſetzen zuwider iſt und beſtraft wird. ſ. Selbſthülfe, Selbſtgerichte. (15)

Eigenrichterſchaft, eigenrichterlich, wird die Handlung genannt wodurch ſich jemand ſelbſt Recht zu ſchaffen ſucht. ſ. Selbſthülfe. (15)

Eigenſchaft, heißt in der Sprache des Umgangs eine jede, auch zufällige Beſchaffenheit eines Dinges, ein jedes Prädicat deſſelben. In der beſtimmtern philoſophiſchen Sprache aber bedeuten Eigenſchaften nur ſolche Beſchaffenheiten, welche einem Dinge beſtändig zukommen, und in dem Weſen deſſelben gegründet ſind. Hiervon ſ. den Art. Attributum. (1)

Eigenſchaft, bedeutet in rechtlichen Urkunden oft ſo viel als Eigenthum; was alsdann darunter zu verſtehen, lehrt der Artikel Eigen. (15)

Eigenſchaften Gottes, ſ. Attributum. (1)

Eigenſinn, iſt die unglückliche Gemüthsart, vermöge welcher man ſich zu einer Sache ohne gehörige Unterſuchung nach bloßem Belieben entſchließt, oder auch auf einem ehemaligen Entſchluß, ungeachtet aller beſſern Gegengründe beharret. Der Eigenſinn zeigt ſich alſo auf eine gedoppelte Art; einmal bey dem Faſſen des erſten Entſchluſſes, und hernach durch das Beharren auf einer Meynung, wenn wichtige Urſachen zu deren Abänderungen vorhanden ſind. In beyden Fällen wird die gehörige Unterſuchung mit Vorſatz nicht angeſtellt, weil man ſich einbildet, daß es mit dem bloßen Belieben genug, und man nach demſelben zu verfahren, berechtigt ſey. Hierdurch unterſcheidet ſich der Eigenſinnige von dem Leichtſinnigen. Dieſer iſt auch kein Freund von Unterſuchungen, und entſchließt ſich bey der erſten Gelegenheit ohne viele Umſtände; aber nicht deswegen, weil er vorſezlich keine Unterſuchung anſtellen wollte, ſondern nur weil er zu flüchtig iſt um es zu thun. Er iſt nicht zum Nachdenken und Ueberlegen geneigt, weil die Dinge einen ſtarken Eindruck auf ihn machen, dem er dann ſogleich nachgeht. So wie aber dieſer Eindruck verliſcht, oder ein anderer an ſeine Stelle tritt, ſo vergißt er ſeine vorige Entſchlieſſung, faßt eine andere, und ſo fährt er fort von einem auf das andere zu fallen. Der Eigenſinnige aber beſteht feſte auf demjenigen, was er ſich vorgenommen hat, und verſchließt ſein Gemüth gegen alle Gegengründe, weil er die hohe Meynung von ſich hegt, daß alles was ihm zu thun einfällt, recht und gut ſey, daß er nur allein recht habe, und andere nicht ſo weit ſie ſähen, um ihm Rath geben zu können.

Der Eigenſinn entſpringt aus mancherley Quellen. Meiſtens iſt es eine verzärtelte Erziehung, welche ihn hervorbringt. Man läßt den Kindern bald aus einer thörichten Affenliebe, bald aus Gemächlichkeit, um ſich der Mühe der Vorſtellungen und der Beſchwerlichkeiten der Zucht zu überheben, ihren Willen in allen Stücken. Hierdurch entſteht gar bald eine Gewohnheit, immer nach ſeinem Kopf, und nach dem erſten Einfall zu handeln. Weil man ſo oft das erhalten und durchgeſezt hat, worauf man gefallen iſt, ſo meynt man endlich, daß es ſo ſeyn müße, und wird unwillig, wenn ſich jemand unſern Entſchlüſſen entgegen ſezt. Wer nicht angeführt wird, bey allen ſeinen Handlungen nach Gründen zu verfahren, dem wird es hernach beſchwerlich, Gründe aufzuſuchen, oder vorgehaltenen Gründen Gehör zu geben. Jeder Menſch liebt ſich nicht nur ſelbſt, ſondern dieſe Liebe iſt auch, wie die Erfahrung lehrt, urſprünglich niemals in den gehörigen Schranken. Es iſt eine durch irgend eine Urſache verdorbne Eigenliebe, vermöge welcher man eine höhere Meynung von ſich und ſeinen eignen Einſichten hat, als man haben ſollte. Der natürliche Trieb zur Liebe gegen ſich ſelbſt iſt ſtark; und wenn man nicht angewöhnt wird, die Vernunft dabey zu Rath zu ziehen, ſo ſchweift er, wie alle andere Triebe des Menſchen aus.

Man ſieht hieraus bald, wie groß die Pflicht ſey, den Kindern den Eigenſinn abzugewöhnen, und wie man dabey zu verfahren habe. Erſtlich muß man ſie angewöhnen, daß ſie von allen ihren Handlungen Rechenſchaft geben können. Man muß ſie zum öftern fragen, warum ſie dieſes oder jenes für gut oder böſe halten, um ihnen nicht allein richtige Grundſätze, den Werth einer Handlung zu beurtheilen, unter der Hand zu verſchaffen, ſondern ſie auch anzuweiſen, die Gründe ſelbſt aufzuſuchen. Eben ſo muß man ſie oft fragen, warum ſie dieſes oder jenes gethan haben oder

noch thun wollen. Man muß ihre Erzählung freundlich und liebreich anhören, sie loben und ihre Gründe billigen, wenn sie recht gehabt haben, und eben so liebreich zurecht weisen, wenn sie sich geirret haben. Dieses muß ihnen mit solchen Gründen gezeigt werden, die ihnen faßlich und einleuchtend genug sind; man muß keine bloße Machtsprüche thun, deren Ursachen sie nicht begreifen können; man muß sie nicht mit Strenge und Bitterkeit tadeln: sonst gehen sie nicht aufrichtig zu Werk; sie geben ihre wahren Bewegungsgründe nicht an, und weil man diese also auch nicht entkräften kan, so bilden sie sich ein, recht gehabt zu haben. Sie werden verdrüßlich, hören nicht aufmerksam genug zu, oder verhärten sich gegen unsere Vorstellungen, wenn sie glauben, daß wir selbst eigensinnig seyen, daß wir ihnen ein gewisses Vergnügen nicht gönnten, daß wir blos aus Begierde zu tadeln und zu zanken so mit ihnen verführen. Der Erzieher muß also weder selbst eigensinnig seyn, noch auch Gelegenheit geben, daß man ihn deßwegen in Verdacht zieht, sonst löscht sein eigen Beyspiel alle die guten Eindrücke aus, welche er von seinen sonst vernünftigen Vorstellungen noch hätte erwarten können. Da Beyspiele so viel in der Erziehung bewürken, so muß man sich nicht nur hüten, böse Beyspiele zu geben, sondern auch den Kindern allerley sonstige Beyspiele vorhalten, dieselben mit ihnen untersuchen und zergliedern. Man muß ihnen die traurigen Folgen des Eigensinns in mancherley Beyspielen, die bald von ihren Gespielen, bald von andern Leuten, bald aus der Fabel, bald aus der Geschichte hergenommen sind, vorstellen; jedoch sichs nicht geradezu merken lassen, daß man seine Absicht auf sie gerichtet hat, zumahl wenn sie schon verzogen sind. Endlich muß man auch selbst Hand anlegen, ihnen gewisse Sachen versagen oder anbefehlen, bald mit, bald aber auch ohne weitere Gründe, um sie auch daran zu gewöhnen, daß sie sich nach andern Leuten richten lernen, ohne welches man in der Welt schlechterdings nicht fortkommen kann. Man muß sich, sonderlich in den ersten Zeiten, in ein solches Ansehen setzen, daß Kinder, denen man nicht immer die Gründe, die man hatte, begreiflich machen kann, uns auf unser bloßes Wort gehorchen. Dieses Ansehen aber wird nicht blos durch Strenge erlangt, wie man gemeiniglich glaubt. Bey kleinen Kindern, wo Vorstellungen noch nicht thunlich sind, muß man freylich durch einige Züchtigungen sich Furcht verschaffen. Aber so bald sie einiger Ueberlegung fähig sind, muß man Vorstellungen gebrauchen, und zwar in den meisten Fällen, und so oft, daß endlich die Kinder überzeugt werden, der Erzieher handle nicht aus Eigensinn, sondern aus Gründen; worauf es ihnen dann nicht so schwer mehr fällt, auch in denjenigen Fällen, wo keine Gründe angegeben werden, dergleichen vorauszusetzen, und also um so williger zu gehorchen. Es ist der menschlichen Natur gemäß, daß wir demjenigen gerne nachgeben, von welchem wir wissen, daß er vernünftig handelt, und uns aufrichtig liebt. Haben Kinder diesen Begriff von ihren Eltern nicht, sondern sehen sie dieselben vielmehr selbst eigensinnig, sehen sie solche beständig mit Machtsprüchen um sich werfen, und bey jeder übeln Laune zuschlagen: so kan keine Liebe, welche doch die sicherste Stütze des Gehorsams ist, bey ihnen entstehen. Sie gehorchen ungern, und werden selbst eigensinnig. Viele Eltern, welche so gerne über einen unbezwinglichen Eigensinn ihrer Kinder klagen, sind hieran selbst Schuld; ihr Beyspiel, ihre Erziehung, ihre Art zu befehlen und zu strafen, erwecken gerade die Fehler in den Kindern, die sie verhüten wollten. Wenn das Kind wirklich ungehorsam gewesen ist, so muß bey der Bestrafung ebenfalls viele Vorsicht angewendet werden. Ganz muß man keinen Ungehorsam, und noch weniger eine Hartnäckigkeit, ungeahndet hingehen lassen. Allein die Bestrafung kan oft blos mit freundlichen und ernstlichen Worten geschehen; wobey man nicht vergessen muß, dem Kind begreiflich zu machen, warum sein Ungehorsam, selbst auch in dem Fall, wo kein Grund des Befehls angegeben worden ist, sträflich sey. Man muß allenfalls hintennach die Gründe, warum man einen solchen Befehl gegeben hatte, anzeigen, und hinzusetzen, daß man solches aus guten Ursachen, um die Liebe und den Gehorsam des Kindes zu prüfen, vorher nicht gethan habe. Und wenn dieses nicht wohl thunlich ist, so muß doch dem Kinde vorgestellt werden, wie liebreich man ihm bisher begegnet, wie viel Gutes man ihm erzeigt habe, so daß man also hätte erwarten können, das Kind würde auch ohne weitere Gründe, blos aus Liebe und Dankbarkeit, den gegebenen Befehl, von dem es die Ursachen bey seinem Alter noch nicht begreifen könne, die es aber zu seiner Zeit erfahren oder von selbst einsehen würde, befolgt haben. Daß freylich auch zuweilen eine strengere und thätliche Züchtigung mit zu Hülfe genommen werden müße, wobey gewisse Ermahnungen vor oder nachher damit zu verbinden sind, wird niemand läugnen, der die Kinder kennt, und weiß, daß oft die besten und mehrmals wiederholten Vorstellungen keine Würkung thun. Nur muß dieses nicht zu oft, und nicht auf eine blos despotische und tyrannische Art geschehen, als wodurch der Eigensinn nur mehr bestärkt oder ursprünglich erweckt wird. Da aber hier die ganze Materie von der Bestrafung der Kinder nicht vorgebracht werden kann: so müssen wir wegen des Uebrigen auf den Artikel: Zucht verweisen, und hier noch das einzige bemerken: daß man Kinder mit ihrem Eigensinn zuweilen widerlaufen lassen muß, wenn der daraus entstehende Schaden nur nicht so beträchtlich ist, daß dieselben in Gefahr kommen, ein grobes Verbrechen zu begehen, oder sich und andere um ihre Gesundheit zu bringen. Dieses kann bald stillschweigends geschehen, so daß man sie für sich allein handeln läßt, bald kann man eine Warnung vorhergehen lassen, die Sache aber doch dem Willen der Kinder anheim stellen. In beyden Fällen machen sie die bösen Folgen von selbst aufmerksam und nachdenklich; ein gebrenntes Kind scheuet das Feuer. Es kann auch nicht schaden, wenn man eine Ermahnung hinten drein dazu fügt, und ihnen begreiflich macht, daß ein gewisser Schmerz oder Verdruß die Folge von ihren eigensinnigen Handlungen gewesen sey. Eben dieses Mittel kann auch oft sehr gut mit Erwachsenen, bey denen vielleicht alle andere Mittel vergeblich gewesen sind, angewendet werden. Narren müssen durch eigenen Schaden klug werden.

Eine andere Quelle des Eigensinns ist die Dummheit, oder der Mangel des Verstandes. Wenig Leute sind ganz dumm, sondern sie beweisen in andern Fällen, wo ihr Eigensinn nicht mit ins Spiel kommt, oft viel Verstand. Bey diesen liegt der Fehler nicht eigentlich in dem Mangel des Verstandes, sondern vielmehr in der Einbildung, daß sie mehr Verstand besitzen als sie würklich haben, und daß derjenige, welcher ihnen Vorstellungen macht, an ihren Einsichten

zweifle. Wer nicht Verstand genug hat, eine Sache zu überlegen, und die ihm gemachten Vorstellungen zu durchschauen, der bleibt auf seinem Sinn; und es ist weiter nichts mit ihm anzufangen, wenn man ihn nicht durch faßliche oft kindische Beyspiele und Erläuterungen dahin bringen kann, daß er unsere Vorstellungen begreift. Mit demjenigen aber, der eine allzuhohe Meynung von seinem Verstande zu einer Zeit hat, wo es ihm gerade daran fehlt, muß man anderst zu Werke gehen. Man muß ihm schmeicheln und recht geben, und unvermerkt allerley Gründe einstreuen, die ihn zum Nachdenken bewegen, aber ihn schlechterdings nicht merken lassen, daß man an seinem Verstand und seinen Einsichten zweifle. Kann man es durch allerley Erzählungen von berühmten und grossen Leuten, welche doch zuweilen auch geirrt oder sich übereilt haben, dahin bringen, daß er einigermassen mißtrauisch gegen sich selbst wird, so hat man schon viel gewonnen. Aber diese Erzählungen müssen nur gelegenheitlich und ohne eine allzumerkliche Absicht angebracht werden.

Hiermit ist der Eigensinn nahe verwandt, welcher aus falschen Begriffen von der Ehre entsteht. Ein Ehrsüchtiger läßt sich nicht gerne rathen, weil er glaubt, daß dieses seiner Ehre nachtheilig sey, aus welchem Grund er dann auch nicht gerne wieder von einem gefaßten Schluß abgeht. Bald bildet er sich ein, daß ihm die Leute blos deßwegen rathen wollten, weil sie schlechte Begriffe von seinen Einsichten hätten, wie so eben errinnert worden. Bald schöpft er Verdacht, der andere wolle sich einer Art von Oberherrschaft (Ascendant) über ihn anmassen und ihm vorschreiben, welches er nicht vertragen kan. Bald vermuthet er nur überhaupt, der andere wolle ihn zu gewissen Handlungen verführen, welche seiner Ehre, als womit sein ganzer Kopf angefüllet ist, nachtheilig seyen. Mit einem solchen Menschen muß man auf eben die Art verfahren, wie in dem vorhergehenden Fall. Man muß ihm den Verdacht zu benehmen suchen, als wenn man seine Ehre auf irgend eine Art antasten wolle; und das ist in manchen Fällen schon hinlänglich. Oft aber muß man noch einen Schritt weiter ins Allgemeine thun, und ihm zu zeigen suchen, daß die Ehre nicht darunter leide, wenn man eine Sache gehörig überlege, und dabey allenfalls auch die Einsichten eines andern, insonderheit eines Freundes und eines Mannes, der eben so wohl auf Ehre halte, zu Rathe ziehe; noch auch, wenn man bey veränderten Umständen von einem ehemaligen Schluß wiederum abgehe, wie dann auch die grösten und trefflichsten Männer, deren Beyspiele man anführen muß, mehrmalen gethan hätten. Man muß ihm den Unterschied zwischen einer wahren oder vermeintlichen Standhaftigkeit, welche letztere eigentlich Eigensinn ist, zu zeigen suchen; jedoch so, daß man das letztere Wort schlechterdings nicht gebraucht, als wodurch man alles auf einmal verderben würde. Wirklich wird beydes im gemeinen Leben oft verwechselt. Was in der That Eigensinn ist, wird oft mit dem ehrwürdigen Namen der Standhaftigkeit belegt, um es wenigstens zu entschuldigen. Im Gegentheil giebt es Leute genug, welche einen andern eigensinnig nennen, weil er feste auf den Grundsätzen der Tugend und Ehre beharret, den Mantel nicht nach dem Winde hängen, nicht aus fälschlich sogenannter Klugheit andern zu gefallen sich zu lasterhaften unrühmlichen und andern Leuten schädlichen Handlungen herablassen, nicht schmeicheln und kriechen, nicht eigennützig seyn, nicht verläumden, seinen Freund nicht verrathen, das Unrecht grosser und mächtiger Leute nicht billigen, nicht lobpreisen, ihre Gunst nicht ängstlich suchen, nicht von der einmal erkannten Wahrheit abweichen, sondern mit einem Wort ein rechtschaffener Mann seyn und bleiben will, ohne sich von dem Winde der Schmeicheley, der Gunst oder andrer Vortheile, hin und her treiben zu lassen. In diesem Fall ist Eigensinn eine Tugend, und es ist ein Mißbrauch, daß man Rechtschaffenheit und Standhaftigkeit unter diesem Namen verhaßt zu machen sucht.

Ein schon lange angehaltenes Glück kann auch eigensinnig machen. Wem alles nach Wunsch gegangen ist, der bildet sich nur gar zu leicht ein, daß es so fortgehen müße, und verachtet alle Vorstellungen, die ihm etwa gegen seine vorhabende Handlungen gemacht werden. Dieser Fehler zeigt sich bey unzählichen Leuten. Alle ihre Unternehmungen sind ihnen bisher geglückt; sie sind bey allen Stürmen auf ihre Gesundheit gesund blieben; wie sollten sie ihrer Meynung nach krank werden können, und die Warnungen dafür zu achten Ursache haben? Sie sind von Tag zu Tag ohne Unglücksfälle oder andern Einbußen reicher geworden. Wie sollten ihnen ihre folgende Unternehmungen fehlschlagen und Schaden bringen können? Sie sind plözlich von einer Ehrenstelle zur andern aufgestiegen, wie sollte es möglich seyn, daß sie wieder fielen, daß sie die Achtung oder die Gnade die sie bisher genossen, verlieren, daß ihre Verdienste, denen sie doch am Ende alles allein zuschreiben, nicht mehr erkannt werden sollten? Dieser Fehler findet sich häufig bey Leuten von vornehmen Stand und ansehnlicher Geburt. Wird ihnen auch in der Erziehung nicht gerade geschmeichelt, wie es doch gemeiniglich auch der Fall ist, so geschieht es doch hernach. Niemand widerspricht ihnen. Niemand ist auch vielleicht im Stande, ihnen etwas in den Weg zu legen. Alles was ihnen einfällt, wird ins Werk gerichtet und bewundert. Kommen nun nicht etwa Unglücksfälle von einer höhern Hand hinzu, so ist es kein Wunder wenn sie alles vornehmen, was ihnen beliebt, ohne um die bösen Folgen, die sie oder andere betreffen möchten, bekümmert zu seyn; wenn sie alles durch Machtsprüche durchsetzen wollen, über die geringsten Kleinigkeiten aufgebracht werden, und andere oft sehr rechtschaffene Leute über eben solche Kleinigkeiten, und weil sie sich, obgleich auf das glimpflichste, unterstanden haben, einmal anderer Meynung zu seyn, dem grösten Elend überlassen, oder aussetzen. Dieser Eigensinn ist um so stärker, je mehr gemeiniglich noch die so sehr gewöhnlichen übertriebenen Begriffe von den Vorzügen ihres Standes hinzukommen; und um so gefährlicher, weil sie zugleich viele Macht besitzen um andere unglücklich zu machen. Auch findet er sich, wie die Geschichte bezeugt, nicht selten bey grosen Helden, die eine zeitlang, wie König Carl XII. in Schweden, bey allen, auch den kühnsten Unternehmungen Glück gehabt haben, und nun sich in den Kopf setzen, alles auszuführen, und die entgegenstehenden oft handgreiflichen Unmöglichkeiten im geringsten nicht zu achten. Und dieser Eigensinn wird um so grösser, je mehr sich die Ehrsucht mit einmischt, nach welcher viele Leute glauben, daß ihnen die verwegensten Handlungen gerade die meiste Ehre machen werden, wenn sie gleich oft wenig Nutzen bringen. Wenn diesen Leuten gleich ursprünglich ein kleiner Un-

glücksfall begegnet wäre, wenn sie zuweilen etwas hätten leiden müßen, und zuerst gehorchen gelernet hätten, ehe sie befehlen durften: so würde der Eigensinn nicht so mächtig geworden seyn. Es ist schwer mit ihnen umzugehen, und oft unmöglich, sie eines bessern zu belehren. Man muß dieses vielmehr von der Zeit und von der Veränderung ihrer Glücksumstände erwarten. Je vornehmer und mächtiger sie sind, desto weniger ist mit ihnen auszurichten. Alles was man noch zuweilen thun kann, ist, eine Sache dahin einzuleiten, daß sie auf eine gewisse Entschliessung, die man in ihnen hervor bringen will, von selbst fallen, welches aber oft sehr schwer ist. Zuweilen glückt es auch, wenn man ihnen gerade das Gegentheil von demjenigen vorstellt, was man haben will, worauf sie dann sich schmeicheln, selbst, aus eignem Antrieb, und nach eigner Wahl zu handeln. Diese Maximen sind auch bey andern Arten von Eigensinnigen oft mit Nutzen zu befolgen.

Das Alter ist nicht selten eine Quelle einer eigensinnigen Gemüthsart. Was man so oft gedacht, gut befunden und gethan hat, davon geht man nicht gerne ab, obgleich die Umstände oft gerade das Gegentheil erforden. Zu dem Alter gesellt sich nur gar zu gerne ein gewisser Stolz, vermöge dessen man sich durch die viele Erfahrung geschickter glaubt, Rath zu geben, als anzunehmen, und sich nach eignen Einsichten allein zu entschließen. Das Alter macht mürrisch und verdrüßlich. Man denkt nicht gerne mehr von neuem nach, sondern handelt lieber nach dem, wie man es einmal gewohnt ist.

Eben so machen gewisse **Umstände des Körpers** oft eigensinnig. Wer schwächlich ist, wer große Schmerzen leidet, der wird verdrüßlich; er hört nicht gerne Vorstellungen an. Es giebt auch gewisse **Temperamente**, welche den Eigensinn begünstigen; wobey verschiedenes auf der Beschaffenheit des Körpers, manches aber auch auf der bisherigen, theils durch die Erziehung, theils durch die Gewohnheit angenommenen Handlungsweise beruht. Der Cholerische ist vermöge seines Temperaments heftig, und entschließt sich schnell, aber er ist auch zugleich beständig, und deswegen geht er nicht gerne von seinen Entschliessungen ab. Der Melancholische ist zwar langsam in seinem Entschluß, aber hernach um so weniger davon abzubringen, je mehr er sich vorher Zeit zur Ueberlegung genommen hatte. Wenn bey dem Sanguinischen Eigensinn ist, so ist er nur flüchtig und vorübergehend, da derselbe überhaupt in allen seinen Sachen geschwind und unbeständig ist. Ist es der Phlegmatische, so ist er es aus Faulheit, weil er sich die Mühe nicht nehmen mag, über Vorstellungen, die ihm gemacht werden, nachzudenken. Man darf ihm nur ein wenig Zeit lassen, so vergißt er seine erste Absicht von sich selbst. Eben die Mittel die wir bisher angegeben haben, den Eigensinn zu entkräften, gelten auch in diesen Fällen.

Ueberhaupt aber muß man den Menschen mit dem man zu thun hat, **genau kennen**. Man muß die oft mancherley Quellen wissen, woraus sein Eigensinn geflossen ist. Denn es können mehrere Ursachen zugleich gewürkt haben. Man muß seine übrige Beschaffenheit, sein Temperament, seine Vorurtheile, seine herrschende Neigungen und Leidenschaften und die Verhältniße kennen, in welchen man mit ihm steht. Allen diesen Dingen gemäß, muß man seine Vorstellungen und Maasregeln einrichten, anderst bey vornehmen, als geringen oder untergebenen, anderst bey alten als jungen verfahren, und so ferner. Auch muß man Acht haben, ob der Eigensinn ein eingewurzeltes Uebel, oder nur die Folge eines Affects ist, mit dessen Endigung er vielleicht von selbst aufhört; ob er eine beständige Richtung hält, oder ob er wandelbar ist, von einer Sache auf die andere fällt, und also der vermeynte Eigensinnige nicht so wohl eigensinnig, als vielmehr blos wunderlich ist. In dem letzten Fall kan man seine Absicht oft dadurch erreichen, daß man ihm einen andern Gegenstand vorwirft, an welchem er seinen Unmuth ausläßt, worauf er, wie es theils bey sanguinischen theils bey alten Leuten oft geschieht, das Vorige wieder vergißt, und hernach, wenn es zu einer andern Zeit auf die Bahn gebracht wird, ohne Bedenken nachgiebt und einwilligt. Doch von dieser eigentlich nur bösen Laune muß in dem Artickel: **Laune** weiter gehandelt werden. Wenn man indessen alle mögliche Mittel angewendet, und nach aller erforderlichen Klugheit gehörig auf Zeit, Umstände und übrige Verhältnisse gesehen hat, und doch am Ende seinen Zweck verfehlt; so muß man bedenken, daß es eben so wohl unheilbare Seelenkrankheiten, als unheilbare Krankheiten des Körpers giebt. Alsdann muß man nachgeben, und den Eigensinnigen geduldig ertragen; oder man muß, wenn man kann, sich von ihm entfernen, und ihn seiner Thorheit allein überlassen. (1)

Eigenstuhl, ist eine Benennung des **Eigengerichts**. s. dies. Art. (15)

Eigenthätig, Eigenthätigkeiten, sind solche Handlungen die jemand ohne dazu berechtigt zu seyn unternimmt. (15)

Eigenthum, (Naturrecht) das Eigenthumsrecht ist nach dem Sprachgebrauch ein Recht über eine körperliche Sache nach Gefallen, und mit Ausschließung anderer zu disponiren. Der Ursprung dieses Rechts ist nicht, wie einige ältere Philosophen träumen, in einer Schenkung, die Gott dem ersten Menschen gemacht haben soll, zu suchen. Auch hat man nicht nöthig einen Vertrag des menschlichen Geschlechts, wodurch man das Eigenthum einzuführen, erlaubt hätte, anzunehmen. Eben so wenig läßt sich behaupten, daß das Eigenthumsrecht erst im gesellschaftlichen Zustande entstanden sey. Die **Occupation** vielmehr ist die Handlung, durch welche das Eigenthum in der Welt seinen Ursprung erhalten hat. (Man siehe diesen Art.) Alle Dinge waren im Anfange, als die ersten Menschen auf der Erde lebten, herrenlos, res nullius. So bald als ein Mensch eine dieser Sachen in seine physische Gewalt brachte, mit der Absicht, sie als seine eigne zu behalten: so war er Eigenthumsherr davon. Auf diese Weise wurden dann immer mehrere herrenlose Sachen, zu eigenthümlichen gemacht; und noch jezt bedient man sich dieses Mittels, um res nullius zu acquiriren.

Der Eigenthümer kann alle Handlungen mit der Sache vornehmen, welche sich damit vornehmen lassen; auf jede derselben hat er ein Recht. Man kann daher das Eigenthum als einen Inbegriff vieler einzelner Rechte ansehen. Indessen lassen sich alle diese Rechte auf zwey Classen zurück bringen. Wann ich nehmlich über meine Sache disponire: so geschieht es entweder so, daß ich Eigenthümer bleibe, und daß auch die Sache bleibt, wie sie ist; oder nicht; d. i. ich verliehre das Eigenthum, oder lasse die Sache nicht, wie sie war. Im ersten Fall sagt man, ich disponire über die Substanz; im zweyten, ich gebrauche die Sache.

Also das Eigenthumsrecht faßt a) das Recht über die Substanz zu disponiren, (*proprietatem*) und das Recht die Sache zu gebrauchen, (*usum fructum*) in sich. Zu jenen gehört das Recht, die Sache zu veräußern, zu derelinquiren, destruiren, consumiren, deterioriren, und meliorіren; zu diesem aber das Recht, alle Nutzungen davon zu ziehen, welche sich davon ziehen lassen. Man s. den Art. Zuwachs. Eine Folge des Eigenthumsrechtes ist das Recht, die Sache zu besitzen. Dann wer ein Recht auf den Zweck hat, ist auch zu den Mitteln berechtiget; ohne Besitz aber kann man die Eigenthumsrechte nicht ausüben.

Das Eigenthumsrecht wird in das eingeschränkte und uneingeschränkte, Allein- und Miteigenthum, vollständige und unvollständige eingetheilt. Wann nehmlich die Ausübung der Eigenthumsrechte in gewisse willkührliche Gesetze gebunden ist, d. i. an Gesetze, welche nicht aus der Natur der Sache fliessen, so heißt es ein eingeschränktes Eigenthum. Ein solches habe ich z. E. auf meinen Hof, wenn ich dem Nachbar versprochen habe, nichts dahin zu bauen, was ihm seine Fenster verdunkelt. Wann das Eigenthum auf eine Sache einem Menschen allein zukommt: so heißt es Alleineigenthum, (*dominium solitarium.*) Kommt es mehreren zu, und zwar dergestalt, daß jeder dieser mehreren an beyden im Eigenthum enthaltenen Hauptrechten, d. i. an der Proprietät und dem Nießbrauche gleichen Antheil nimmt: so ist die Sache im Miteigenthume. Wann aber A. und B. Eigenthümer sind, so daß A. nur an der bloßen Proprietät participiret; B. hingegen Proprietät und Nießbrauch zugleich hat: so ist ein unvollständiges Eigenthum vorhanden. So sehr einige gegen die Distinction des Eigenthums in vollständiges und unvollständiges geifert haben: so sind doch ihre Gründe nicht so beschaffen, daß man sich genöthiget sähe, diesen Unterschied aus dem Positiv- und aus dem natürlichen Rechte zu verweisen.

Das Eigenthumsrecht hört auf, wann die Sache völlig zu Grund gehet; wenn man sie derelinquirt oder alieniret. Man streitet darüber, ob das Eigenthum nicht auch mit dem Besitz aufhöre? Nemlich einige Gelehrte haben behauptet, das Eigenthum habe ein Ende, so bald man die Sache nicht mehr körperlich besitze, ihr nicht mehr gegenwärtig sey. Daß dies eine Grille sey, ist erwiesen. Wie aber, wann aller Besitz aufhört, wenn ich die Sache verliere, wann sie mir entwendet wird? u. s. w. Das römische Recht giebt dem Eigenthümer in diesem Falle die Befugniß, die Sache von jedem Besitzer zu vindiciren; und viele Philosophen glauben, daß er auch dazu nach dem Naturrecht befugt sey. Allein man kann dieses Recht aus der Natur der Dinge schwerlich beweisen; sondern man muß vielmehr folgende Fälle unterscheiden. Der erste ist: die Sache ist nicht in fremden Händen, aber in solchen Umständen, daß es dem Eigenthümer nicht mehr möglich ist, darüber zu disponiren; z. E. sie ist in die See gefallen. Jezt ist sie eine herrenlose Sache. Der zweyte: ein unredlicher Besitzer hat die Sache; d. i. jemand, welcher sie mir entweder selbst entwendet, oder doch wissend, daß sie mein sey, an sich gebracht hat. Daß dieser schuldig sey, sie mir herauszugeben, ist wohl außer Zweifel. Aber wann drittens die Sache in den Händen eines redlichen Besitzers ist: so bin ich nicht befugt, von ihm dieselbe zu vindiciren. (3)

Eigenthum, Dominium, Proprietas, (juriſt.) ist im weitläuftigern Verstand dasjenige Recht auf eine Sache, kraft dessen ich über dieselbe nach meinem Gutdünken verfügen, und allen Vortheil aus derselben beziehen kann; und in diesem Sinn giebt es auch ein Eigenthum unkörperlicher Sachen, wann z. B. eine Schuldforderung, eine Klage, eine Erbschaft, ein Dienstbarkeitsrecht mir zusteht; im engern Verstande aber setzt das Eigenthum eine einzelne körperliche Sache voraus, da hingegen das Eigenthum einer unkörperlichen Sache in den römischen Gesetzen nur quasi Dominium genannt wird; es scheint auch von den Römern das Eigenthum im weitläuftigern Verstande durch Proprietas, im engern Verstand aber durch Dominium ausgedruckt worden zu seyn.

Die Arten, das Eigenthum zu erwerben, theilten die Römer in die bürgerliche und natürliche; (modos acquirendi civiles & naturales) mit jenen wird entweder eine Universitas, eine ganze Sammlung von Rechten und Sachen zugleich, oder nur einzelne Sachen erworben. Zu den bürgerlichen Erwerbungsarten, durch welche eine Universitas erworben wurde, gehören z. B. die Erbfolge ohne oder durch ein Testament, die Arrogation, die Convention der Ehefrauen in Manum Mariti; die Additio bonorum, libertatum servandarum causa, der Kauf verschuldeter Güter, die Erwerbung aus dem Claudianischen Rathschlusse, die Nachfolge des Fiscus in das Vermögen der Verurtheilten, oder in vacantes Vermögen, und in gewissen Fällen der Eintritt in ein Kloster; unter die Arten, durch welche nur gewisse einzelne Sachen erworben wurden, wurden z. B. die Usucapion, Schenkung, Vermächtnis, Particularfideicommiß, Mancipation gerechnet. Die natürliche Erwerbungsarten betreffen entweder, 1. eine Sache, die niemand zugehört, oder 2. eine Sache, die einem andern gehört, oder 3. eine jede Sache, ohne Rücksicht, ob sie jemand oder niemand zugehört; oder 4. die Früchte einer Sache. Die erste Gattung macht die Occupation aus, und ihre Untergattungen sind die Jazd und Fischerei, die Eroberung im Krieg, und die Findung. Die zwote Art der Erwerbung geht entweder mit Wissen und Bewilligung des vorigen Eigenthümers vor, nemlich durch die Uebergabe; oder ohne dessen Bewilligung, und dahin gehören die Specification, Adjunction und Commixtion; die dritte Erwerbungsart geschieht durch die Accession, bey welcher entweder die erworbene Sache ein Theil der meinigen wird, wie in der Alluvion, in der Coalition dessen, was durch Gewalt des Wassers an meinen Grund hingeworfen wird, und durch Veränderung des Flußbeets; oder nicht ein Theil der meinigen wird, wie eine auf dem Fluß entstandene Insul, und das Kind meiner Sclavin; die Früchte endlich erwerbe ich eigenthümlich entweder aus einem dinglichen Recht, z. B. als Eigenthümer, als Besitzer bonâ fidâ, als Nutznieser; oder aus einem persönlichen Recht, z. B. als Pachter oder Pfandgläubiger. Der Titel der Erwerbung wird nur alsdann erfordert, wann ich eine fremde Sache durch Uebergabe von dem Eigenthümer erhalte; dann wann mir der Eigenthümer seine Sache nur geradezu, oder um sie mir zu leihen, sie bey mir zu hinterlegen, sie mir zu vermiethen, u. s. w. übergibt, so werde ich durch eine solche Uebergabe niemals Eigenthümer, sondern hiezu wird erfordert, daß mit der Uebergabe ein zu Uebertragung des Eigenthums tauglicher Titel, z. B. der Schenkung, des Kaufs, Tausch und dergleichen verbunden seye. (s. Titel.)

Die Wirkungen des Eigenthums oder die Befugnisse des Eigenthümers sind: 1. daß er jeden andern von der Sache und der Verfügung über dieselbe ausschließen kann, 2. daß er alle Früchte und Nutzungen seiner Sache bezieht; 3. daß er seine Sache als seine eigene besitzen, und jeden andern von diesem Besitz ausschliessen kann; daß 4. er über die Sache nach seinem Belieben verfügen, sie auf jegliche Art veräussern, verpfänden, oder auf derselben einem andern ein Dienstbarkeitsrecht geben, daß er sie 5. von einem jeden Besitzer vindiciren kann, zu welchem Ende ihm die Rei Vindicatio gegeben wird; und daß er endlich 6. seine Sache auf seine Erben überläßt. Dannoch können diese Befugnisse des Eigenthümers durch Gesetze, durch Verträge oder letzten Willen öfters eingeschränkt werden; so kann z. B. ein Unmündiger, ein Sinnloser oder Verschwender niemals frei über seine eigene Sache verfügen; so kann der Eigenthümer durch ein Versprechen, die Sache nicht zu veräussern, durch ein Wiederkaufgeding, durch eine Verpachtung seiner Sache u. s. f. oder durch den Befehl des Erblassers, eine gewisse Sache nach seinem Tod auf einen andern kommen zu lassen, sehr eingeschränkt werden. (38)

Eigenthum, nach deutschen Rechten, s. Eigen und Allodium. (15)

Eigenthum, (ökon.) wann Feldgüter eines Landes wohl und tüchtig gebaut werden sollen, so müssen sie des Bauern Eigenthum seyn, und ihme eigenthümlich überlassen werden, so nehmlich, daß er sie nach eigenem Willkühr bauen, verkaufen und vererben kan. Hiebey hat er zwo Ursachen, die ihn mit Gewalt anspornen, sie aufs beste zu pflegen: seinen und seiner Kinder Nutzen; so lange er sie nicht eigenthümlich besitzet, ist er ein Miethling, ein Miethling besorget aber alles schlecht. Die Ursache, warum noch so viele Länder im Ruin liegen! (13)

Eigenthum, alleiniges, Dominium solitarium, wird dasjenige genannt, welches jemand allein, mit Ausschluß aller andern auf einer Sache hat; und ist dem Condominium oder Sammteigentum entgegen gesetzt.

Eigenthum, Bonitarium, naturale, war bey den Römern dem Dominium Quiritarium entgegen gesetzt, welches ein eigenes Vorrecht der römischen Burger war; nur diese, wann sie eine Sache auf eine in den Gesetzen bestimmte Art erwarben, erhielten das Dominium Quiritarium derselben, konnten sie vindiciren, und waren von allen Ansprüchen eines andern gesichert; wann aber ein Bürger auf eine nicht in den Gesetzen bestimmte Art, oder ein Fremder eine Sache erwarb, so hieß dieses nur Dominium bonitarium, oder naturale, und wann ein solcher seine Sache nicht im Besitz hatte, konnte er sie nicht vindiciren; sondern nur, wann er sie besaß, exripiren. So wurde z. B. durch die Usucapion nur von einem römischen Bürger das Dominium Quiritarium einer Sache, durch die Präscription aber, welche auch einem Fremden zu statten kam, das Dominium Bonitarium erworben. So wie schon Caracalla allen, die unter dem römischen Scepter lebten, die Rechte der römischen Bürger ertheilte, so hob endlich Justinian den ganzen Unterschied unter dem Dominium Quiritarium und Bonitarium auf. (38)

Eigenthum, civile, wird von den Römern öfters das Dominium Quiritarium genannt, s. Eigenthum, Bonitarium, öfters auch dasjenige, welches der Ehemann auf dem Heirathgut seiner Ehefrau hat. (38)

Eigenthum, Directum, Mehrereigenthum, Grundeigenthum. Es geschieht in mehrern Fällen, daß derjenige, welcher das Eigenthum einer Sache, und das Recht sie zu vindiciren hat, nicht zugleich das Recht der Benutzung, sondern dieses mit einigem Recht über die Sache zu verfügen, einem andern zusteht; in diesem Fall wird das Recht, welches dem erstern zusteht, Dominium directum, das welches dem letztern zusteht, Dominium utile genannt; der erstere hat zwar das wahre Eigenthum, und in dieser Rücksicht mancherley Rechte über die Sache; der zweyte aber hat das Recht, die Sache auf alle Weise zu benutzen, unter gewissen Einschränkungen über dieselbe zu verfügen, und sogar sie von jedem Besitzer utiliter zu vindiciren, aber ein wahres Eigenthum hat er doch nicht, und mehrere Rechtsgelehrte nennen daher sein Recht nur Jus Dominio proximum. Die Fälle dieses getrennten Eigenthums zeigen sich 1. bey dem Lehen, wo der Lehensherr das Dominium directum, der Vasall aber oder Lehensmann das utile hat; 2. bey der Emphytheosis, wo dem Erblehenherrn das Dominium directum, dem Emphytevta aber das utile zusteht; und 3. bey der Superficies, wo dem Grundeigenthümer das Dominium directum, dem Superficiarius aber das utile gehört. (38)

Eigenthum, eingeschränktes, Dominium restrictum, ist dasjenige, wobey der Eigenthümer durch Gesetze, Verträge oder letzte Willensverordnung in Ansehung seines Rechts der freyen Verfügung eingeschränkt ist; so wird z. B. durch jede auf der Sache haftende Dienstbarkeit das Eigenthumsrecht eingeschränkt, so hat derjenige, welcher nach einer letzten Willensverordnung die ganze Erbschaft oder eine gewisse einzelne Sache einer andern zurück geben solle, ein eingeschränktes Eigenthum, weil er das Fideicommiß nicht veräussern darf. (38)

Eigenthum, getheiltes, Dominium divisum, heißt, wann mehrere eine Sache so miteinander eigenthümlich haben, daß jeder das alleinige Eigenthum eines abgesonderten Theils der Sache hat, wann z. B. von einem Haus einem das obere, einem andern das untere Stockwerk eigenthümlich zugehört; in diesem Fall können auch die mehrere Eigenthümer unter sich eigentlich nicht Condomini genannt werden, sondern jeder ist alleiniger Eigenthümer seines Antheils, und kann darüber frey verfügen, was er will, in so ferne er nicht durch Gesetze oder Verträge eingeschränkt ist. (38)

Eigenthum, minus plenum, s. Eigenthum plenum.

Eigenthum, natürliches, Dominium naturale, war bey den Römern so viel als das Dominium Bonitarium, und in diesem Sinn dem Dominium Quiritarium oder Civile entgegen gesetzt; in einem andern Sinn heißt es dasjenige Eigenthum, welches eine Ehefrau auf ihrem Heirathgut beybehält, in Beziehung auf das Dominium civile, welches auf dem Heirathgut dem Ehemann zugeschrieben wird. (38)

Eigenthum, plenum, die vorzüglichste Bestandtheile des Eigenthums sind die freye Verfügung über eine Sache mit dem Recht, sie zu vindiciren, und das Recht alle Vortheile jeder Art aus derselben zu beziehen; wer diese beyde Rechte auf einer Sache beysammen hat, dem steht das plenum; wer aber nur eines derselben hat, dem steht das minus plenum Dominium der Sache zu. (38)

Eigenthum, quasi, Quasidominium, wird von

den Römern das Eigenthum unkörperlicher Dinge genannt; gleichwie sie überhaupt den Grundsatz hatten, daß unkörperliche Dinge oder Rechte, z. B. Forderungen, Dienstbarkeitsrechte nicht existirten, sondern nur verstanden werden, so glaubten sie auch, daß dieselbe nicht besessen, nicht übergeben werden könnten, und also auch nicht in einem wahren Eigenthum wären; sie nahmen daher kein wahres, sondern nur ein Quasi Dominium dieser Dinge an, unerachtet sie in Proprietate waren, und zum wirklichen Vermögen gerechnet wurden; sie konnten auch niemals mit der Rei Vindication, sondern mußten mit andern Klagen, z. B. der confessorischen gefordert werden. (38)

Eigenthum, ungetheiltes, unzertrenntes, Dominium indivisum heißt, wann mehrere eine Sache also miteinander haben, daß jedem Theilhaber auf jeden Theil der Sache das Miteigenthum zu einem gewissen Antheil zusteht; in diesem Fall können zwar alle Miteigenthümer miteinander frey über die Sache, wie jeder andere Eigenthümer verfügen, aber keiner derselben kann ohne gemeinschaftliche Bewilligung der andern irgend eine Veränderung mit der Sache vornehmen, so daß der Widerspruch eines einzigen, wann auch alle andere in die Veränderung einwilligen, dieselbe hindert. (38)

Eigenthum, unwiderrufliches, Dominium irrevocabile, ist dasjenige, welches dem Eigenthümer aus einer mit der Erwerbung verbundenen Ursache nicht wieder entzogen werden kann, welches im Zweifelsfall immer vermuthet wird; was ein solcher unwiderruflicher Eigenthümer über seine Sache verfügt, bleibt auch unwiderruflich gültig, wann er gleich nach einer solchen Verfügung seine Sache veräussert, oder wider seinen Willen verliert. (38)

Eigenthum, widerrufliches, Dominium revocabile, ist dasjenige, welches jemand also erhält, daß in der Erwerbung zugleich der Grund liegt, aus welchem er sein Eigenthum wieder verlieren kann; ich verkaufe z. B. einem andern mein Haus, und übergebe es mit dem Beding, daß wann mir innerhalb eines Jahrs ein anderer einen grössern Kaufschilling dafür geben, oder wann mir der Käufer innerhalb eines Jahrs den Kaufschilling nicht bezahlen würde, der ganze Kauf wieder aufgehoben, und das Haus wieder mein eigen seyn sollte; alsdann hat der Käufer ein widerrufliches Eigenthum; wann Titius, dessen Erbe ich bin, einem andern etwas unter einer gewissen Bedingung vermacht, welche erst in Erfüllung gehen soll, so bin ich so lange, als die Bedingung noch in Erfüllung gehen kann, widerruflicher Eigenthümer.

Ein solcher widerruflicher Eigenthümer hat zwar auch die freye Verfügung über seine Sache, aber wann der Fall wirklich sich zuträgt, da ihm sein Eigenthum aus einer mit der Erwerbung verbundenen Ursache entzogen wird, so wird auch dasjenige ungültig, was der widerrufliche Eigenthümer darüber verfügt hat, und wann z. B. in den angeführten Fällen der Käufer oder Erbe die gekaufte oder vermachte Sache verpfändet hat, und sein Eigenthum verliert, so wird auch das indessen bestellte Unterpfand aufhören. (38)

Eigenthum nutzbares, Dominium utile, s. Dominium directum.

Eigenthümer, (Handlung) nennet man denjenigen, dem eine gewisse Sache dergestalten zugehöret, daß er nach eigenem Willen und Wohlgefallen damit

schalten und walten kann, ohne jemand davon Rechenschaft zu geben. Die Erlangung des Eigenthums einer Sache kann zwar auf vielerley Arten geschehen, als z. E. durch Schenkung, Tausch, Kauf, Erbschaft und dergleichen, doch mag sie geschehen wie sie will, so kann dem Eigenthümer sein Recht hierauf niemand entziehen, und dahero ist es bey und unter Kaufleuten nicht nur gebräuchlich, sondern auch in denen Rechten besonders verordnet, daß, wenn einer bey einem verunglückten Handelsmann, seine ihm zugesandte Waaren, sie mögen hernach Commissionsweise anvertrauet oder auf Credit verkauft worden seyn) in Natura vorfindet, ihme solche ohne mindesten Anstand verabfolget werden müßen. Doch wird bey denen auf Credit verkauften Waaren die Ausnahme gemacht, daß die Waare noch in ganzen Stücken vorhanden, und besonders was Ellenwaaren sind, nicht bereits angeschnitten seyn muß, dann in solchem Falle wird sie zu der Concurs-Masse gezogen. (28)

Eigenthümer, einer Handlung. s. Handlung.

Eigenthümer, eines Schiffes. s. Rheder.

Eigenthümliches einer Sprache. Hierdurch verstehen wir diejenige bestimmte Art des Ausdrucks in einer Sprache, welche derselben so eigen ist, daß sie sich von allen andern unterscheidet. Die Lateiner nennen es idioma. So sagt der alte Grammatiker Sosipater Charisius: quæ proprietate latinæ linguæ præter consuetudinem Græcorum dicuntur, appellantur idiomata. Einige nennen es auch idiotismus; aber wir werden an seinem Orte zeigen, daß dieses etwas ganz anders ist. Das idioma einer Sprache in seiner eigentlichen Bedeutung begreift dasjenige in sich, was eine Sprache von andern, sie mögen nun verwandt oder nicht verwandt seyn, unterscheidet. Jede Sprache hat gleichsam ihr eigenes Gepräge, und es gehört mehr als eine grammaticalische und lexicalische Kenntniß dazu, um solches gehörig zu beurtheilen. Man kann alle Regeln einer Sprache kennen, und dennoch das Eigenthümliche derselben nicht wissen. Wir wollen festsezen, auf welche Puncte man zu sehen habe, wenn man das Eigenthümliche einer Sprache bestimmen will. Der erste betrift die Aussprache und den Ton derselben, der von der besondern Organisation der Sprachwerkzeuge abhängt. Jedes Volk hat seinen eigenthümlichen Character, eigenthümlichen Bau des Körpers, liegt unter seinem besondern Himmelsstrich, hat seine besondere Nahrungsmittel und dgl. Sollte dieses nicht einen starken Einfluß in die Bildung der Sprachwerkzeuge, und durch diese, in die Bildung der Worte haben? Es giebt Völker, die mit weitgeöffnetem Mund, aus voller Brust reden, andere thun kaum die Zähne voneinander. Der Hauchlaut der Oberdeutschen, und der Zischlaut anderer Völker beweist es deutlich. Einige Völker können viele Mitlauter zugleich aussprechen, ohne daß ein den Ohren unangenehmer Ton daraus entsteht, da andere das Maul fürchterlich verzerren müssen, wenn sie ihnen nachsprechen wollen; man lasse z. E. einen Franzosen oder Engländer die Worte schlecht, Zecht ꝛc. aussprechen, und gebe Achtung welche Mühe dazu erfordert wird; man lasse einen Deutschen die englischen Worte: our knowledge, that fine thing, sprechen, und gebe Acht, ob er sie so sprechen kann, wie ein gebohrner Engländer, u. s. w. Es kommt dabey oft auf eine ausserordentliche Kleinigkeit an, die in die Bedeutung eines Worts den stärksten Einfluß hat: the third, ist etwas ganz anders, als the dirt. Der zweyte Punct,

worauf es bey dem Eigenthümlichen einer Sprache ankommt, betrift die Worte und ihre Bedeutung. Zwischen dem Ton, den wir aussprechen, und dem Gedanken, den wir damit verbinden, ist allemal ein Zusammenhang, und dieser ist entweder unmittelbar oder mittelbar, d. i. die Bedeutung ist entweder eigentlich oder uneigentlich. Beyderley Worte sind in einer jeden Sprache wunderbar mit einander vermischt; doch hat immer eine Sprache vor der andern etwas zum voraus. Eine Sprache hat eine gröſsere Menge eigentlicher Worte, da man in einer andern mehr uneigentliche antrift. Diesen Character einer Sprache muß man kennen, wenn man ihr Eigenthümliches richtig beurtheilen will. Der Nationalcharakter eines Volks zeigt sich auch hier ganz deutlich. Ein Volk, das eine sehr lebhafte Imagination hat, ist auch in seinem Ausdruck sehr bilderreich. Was ein anderes Volk in sehr planen und eigentlichen Worten vorträgt, das hüllt dieses in lauter Bilder ein, und sagt deswegen nicht mehr, als das andere. Ein Ausdruck kann bey einem Volk eine sehr kühne Metaphor seyn, der bey dem andern sehr gewöhnlich ist. In der gemeinen Sprache der Morgenländer kommen viele Worte vor, die der Abendländer kaum in der poetischen Sprache sich zu gebrauchen getrauet. Nach diesem Grundsatz müssen manche Ausdrücke in der Bibel beurtheilt werden, die bey uns fremde klingen, die aber dem Morgenländer eigen sind. Der dritte Punct des Eigenthümlichen einer Sprache betrift die Verbindung einzelner Worte oder die Wortfügung. Es sind wenig Sprachen worinnen die einzelnen Worte so miteinander verbunden sind, wie sie der Natur des Zusammenhangs der Begriffe gemäß seyn sollten, gesetzt werden. Wir reden hier blos von dem natürlichen Gang der Sprache, wie man sich bey kaltem Blut auszudrücken pflegt; denn in der Hitze der Leidenschaften oder in der Begeisterung, wenn sich die Einbildungskraft der übrigen Seelenkräfte bemeistert hat, pflegt man ganz anders zu reden, als es der ordentliche Ton der Sprache erfordert. Die Regeln der Wortfügung sind durch den langen Gebrauch so bestimmt, daß man sie beobachtet, ohne daran zu denken, ob sie mit der Natur der Begriffe, die man miteinander verbindet, gemäß sey oder nicht. Einige Sprachen folgen der Ordnung der Natur, andere gehen davon ab. So setzt man in einigen Sprachen die Ursache der Würkung, die Bedingniß der bedungenen Sache, vor, in andern setzt man sie nach. Der Lateiner sagt z. E. hostes, ut faciliorem aditum haberent, loca editiora occuparunt; der Deutsche im Gegentheil: die Feinde besetzten die Anhöhen, damit sie ꝛc. Es ist dieses ein Eigensinn der Sprachen, der sich nicht immer durch Gründe rechtfertigen läßt. Eine gewisse Wortfügung kann eine zeitlang blos willkührlich seyn, ihre Regeln können weitschweifig und unbestimmt seyn; bis endlich der geschäftige Fleiß der Sprachlehre dazu kommt, und sie genauer bestimmt. Daher kann sich das Eigenthümliche einer Sprache auch gar oft ändern, und wir müssen bey der Beurtheilung der Sprachen auch auf das Zeitalter sehen, in welchem sie gesprochen wird. Endlich gehört auch viertens die ganze Wendung und der Schwung der Rede zu dem Eigenthümlichen einer Sprache. Und dieses ist das wichtigste Stück desselben. Man betrügt sich, wenn man das Eigenthümliche einer Sprache in Worten und Redensarten sucht. Viele von unsern neuen lateinischen Schriftstellern, schreiben in lateinischen Worten und Redensarten, die in den besten Autoren vorkommen, ohne eigenthümlich lateinisch zu schreiben, sondern sie schreiben deutschlatein, das in den Ohren eines alten Römers eben so burlesk klingen würde, als bey uns das Judendeutsch. Dieses offenbart sich nicht nur in einzelnen Sätzen, sondern in der Verbindung der ganzen Rede.

Nachdem wir nun die einzelnen Stücke, die das Eigenthümliche einer Sprache ausmachen, aus einander gesetzt haben, so müssen wir nun auch die Gründe aufsuchen, auf welchen solches beruhet. Hierzu gehört erstlich der Original-Character eines Volks. Jedes Volk hat sein eigenes Genie, handelt nach gewissen ihr allein eigenen Maximen, hat ein gewisses besonderes Temperament, welches die Triebfeder nicht nur von groſsen Unternehmungen ist, sondern auch seinen Einfluß in Kleinigkeiten hat. Bey der Bestimmung dieses Characters hat man alle Klugheit nöthig, damit man nicht auf der einen Seite dasjenige, was einzelnen Personen eigen ist, auf die Rechnung der ganzen Nation schreibe; aber auf der andern Seite auch nichts anmerkungswürdiges übersehe. Besonders muß hier auf die herrschende Leidenschaft einer Nation gesehen werden; denn gleichwie diese einen starken Einfluß auf die ganze Bestimmung eines Menschen haben, also kann auch ihre Stärke in Ansehung der Sprachen nicht geläugnet werden. Die Lacedämonier aus der alten Welt geben uns einen deutlichen Beweiß hievon, und erläutern dasjenige, was wir gesagt haben. Sie waren ein stolzes, gebieterisches und dabey äuſserst argwöhnisches Volk. Dieser ihr Character leuchtet auch aus ihrer Sprache hervor. Sie liebten die Kürze im Ausdruck, sie verbanden damit viele Bitterkeit, Stolz und Rauhigkeit. Je weniger sie redeten, desto mehr dachten sie dabey. Von ihnen hat deßwegen der laconische Styl den Namen und den Character. Der asiatische Styl ist gerade das Gegentheil hievon. Er ist weitschweifig, trägt unter vielem Gepräng der Worte wenig wichtiges vor, liebt Vergröſserungen, und macht aus Kleinigkeiten wichtige Dinge? Ist dieses nicht das Bild der asiatischen Weichlichkeit. Eine Nation, die eine Sache nur obenhin ansiehet, die an der Fläche hängen bleibt, ohne sich um den Kern zu bekümmern, ist auch in ihrer Sprache um die genaue Bestimmung der Ausdrücke unbekümmert; dabey aber hat sie die Gabe eine Sache in mancherley Gestalten vorzustellen. Es werden sich also auch in einer solchen Sprache viele Anspielungen und Wortspiele, die nur an dem Aeuſsern hängen bleiben, finden. Im Gegentheil eine Nation, welche tiefsinnig ist, und welche bis auf den innern Grund gehet, wird in ihrer Sprache wenig unbestimmte Ausdrücke haben. Ob nun gleich dieser National-Character überall hervor leuchtet, so kann er doch durch Vermischung mit andern Völkern leicht verändert werden; und eben diese Veränderung zeigt sich in der Sprache. Die Geschichte liefert uns hiezu die fruchtbarsten Anmerkungen. So lange Griechenland nach seinen eigenen Gesetzen lebte, und sich mehr um die innere Einrichtung seiner Staaten, als um die Erweiterung seiner Macht bekümmerte; so herrschte auch die edelste Einfalt in seiner Sprache. So bald aber die Griechen die asiatischen Gegenden besuchten, und sich die Einwohner dieser Länder nach Griechenland zogen, so veränderte sich auch die Sprache der Griechen immer mehr, nachdem sie mit andern Völkern mehr Gemeinschaft hatten. Eben dieses sahen wir auch an den Lateinern. Die Römer hatten denen von ihnen überwundenen Völkern nebst ihren Gesetzen

auch ihre Sprache aufgedrungen; es wurde zwar in allen Provinzen des römischen Reichs lateinisch gesprochen; aber in einer jeden Provinz blieb etwas von dem Eigenthümlichen der ältern Landessprache zurück. So wie nun die lateinische Sprache die alten Sprachen der Abendländer verdrungen hatte, so wurde diese wieder durch mitternächtige Völker besiegt. Ein jedes von den einfallenden barbarischen Völkern vermischte seine Landessprache mit der lateinischen, und hieraus entstunden eine Menge Sprachen, in deren jeden der National-Character der nordischen Völker mit hinein gebracht wurde. Die Gothen und Vandalen, ein hochmüthiges steifes Volk, vermischten sich mit den Lateinern in Spanien, und so entstund aus der zärtlichen Sprache der Römer die zwar stolze Sprache der Spanier, in welcher doch auch noch lateinische Zärtlichkeit angetroffen wird. Der Hauptsitz der lateinischen Sprache, Italien, wurde nach und nach ein Raub mehrerer Völker. Gothen, Heruler, Longobarden und Franken lösten einander ab, und jedes ließ etwas von ihrem Eigenthümlichen zurück. Daher sagt Alembert, ist die italiänische Sprache unter allen cultivirten Sprachen die beugsamste, weil man alles aus ihr machen kann, was man will. Wenn auch gleich die Hauptsprache der einen Nation die Hauptsprache bleibt, so gehen doch allerhand Veränderungen damit vor. Und dieses geht so weit, daß man es sogar bey einzelnen Personen gewahr wird, die sich durch häufigen Umgang mit andern Nationen, und starke Lektüre ihrer Schriften, eine Sprache angewöhnen, in welcher das Eigenthümliche ihrer Sprache durch Beymischung des fremden sehr modificirt wird; daher sagt man z. E. von manchen Deutschen: man merkt es an seiner Sprache, daß er die Franzosen und Engländer stark gelesen habe. Ein anderer Grund, wodurch das Eigenthümliche einer Sprache stark modificirt werden kann, ist, wenn der wissenschaftliche Sprachgebrauch mehr allgemein wird. Viele Ausdrücke, die im gemeinen Leben vorher unbestimmt und weitschweifig waren, werden nunmehr genauer bestimmt, unrichtige werden abgeschaft, und neue dagegen eingeführt. Je ausgebreiteter die Wissenschaften werden, desto mehr Veränderungen gehen in der Sprache vor. Seit Leibnitzens und Wolfens Zeiten hat sich die deutsche Sprache sehr geändert. Da die schönen Wissenschaften in Athen vorzüglich blüheten, so erfolgte auch in der Sprache des gemeinen Lebens eine Aenderung; da die Schriften der alexandrinischen Weltweisen stark gelesen wurden, so änderte sich auch die Sprache des Lebens darnach. Die Dichtkunst insonderheit hat sich von jeher das Recht zugeeignet, Veränderungen in der Sprache vorzunehmen. Ein Dichter, der sich in der Stunde der Begeisterung über die Gränzen des gemeinen Sprachgebrauchs erhebt, der Gedanken hat, zu deren Bezeichnung der gegenwärtige Vorrath von Worten nicht hinreichend ist, maßt sich des Rechts an, neue Worte zu bilden. Aus altem Stoff, den er auf eine ihm eigene Art bearbeitet, macht er neue. Anfänglich sieht man diese als ein Eigenthum des Dichters an, nach und nach bemächtigt sich der Redner derselben, und von diesen kommen sie in die Sprache des gemeinen Lebens. Endlich pflegt auch die bloße Mode oft eine Veränderung in der Sprache hervorzubringen, ohne daß man im Stande ist, nähere Gründe davon anzugeben. Ihre Herrschaft ist so allgemein, daß sie sich solche nicht leicht streitig machen läst. Alles dieses, was wir hier angeführt haben, muß man abrechnen, wenn man das Eigenthümliche einer Sprache im Ganzen bestimmen will. Man vergleiche die Artickel: Schreibart, Idiotismen, terminus familiaris, Provinzial-Ausdrücke. (22)

Eigenthumsherr, s. Eigenlöhner. (18)

Eigentliche Bedeutung. Derjenige Gedanke, den wir mit einem Wort bezeichnen, ist seine Bedeutung. Zwischen beyden, Schall und Gedanke, muß also, wie zwischen dem Zeichen und der bezeichneten Sache eine Verbindung seyn. Ist diese unmittelbar, d. i. ist der Schall ursprünglich dazu erfunden worden, um gerade diese Sache und keine andere damit zu bezeichnen, so wird es in seiner eigentlichen Bedeutung genommen; wird aber dieser erste und ursprüngliche Schall entweder aus einer Aehnlichkeit, oder aus andern Gründen gebraucht, noch eine andere Sache damit zu bezeichnen, so wird solches seine uneigentliche Bedeutung genennt. Das erste sind eigentliche Worte, das andere uneigentliche. In einer jeden Sprache sind beyderley Arten von Worten miteinander vermischt; doch hat immer eine Sprache vor der andern den Vorzug. In dem ersten Alter der Sprache, da man die sinnlichen Gegenstände, die man zu seiner Bedürfniß brauchte, benennte, begnügte man sich mit wenigen eigentlichen Worten: so wie aber die Menge der Begriffe wuchs, so brauchte man auch mehrere Worte; nun aber wollte man nicht immer neue schaffen, deßwegen leitete man entweder aus den alten durch einige Veränderung andere ab, oder man gab ihnen eine neue Bedeutung. Jenes sind abgeleitete Worte; dieses uneigentliche. Beyde muß man sorgfältig von einander unterscheiden. Es kann ein Wort ein Stammwort seyn, und dennoch in einer uneigentlichen Bedeutung genommen werden, z. E. das Licht der Allwissenheit, das Auge des Verstandes. So kann umgewendt, ein Wort hergeleitet, und dennoch ein eigentliches Wort seyn, z. E. beaugenscheinigen. Es kann aber auch beydes zugleich seyn, z. E. der Mensch hat eine hündische Seele. Wir wollen einige Anmerkungen darüber machen. Eine Sprache, in welcher sehr viele uneigentliche Worte angetroffen werden, ist besonders zu den Werken der Dichtkunst und sinnlichen Erkenntniß geschickt; wo im Gegentheile viele eigentliche und bestimmte Ausdrücke vorkommen, da wird die Philosophie einen bessern Fortgang haben. Es kann ein und eben dasselbe Wort so wohl eine eigentliche, als uneigentliche Bedeutung haben; allein in Ansehung der Nettigkeit und Feinheit des Ausdrucks ist ein groser Unterschied. Wir wollen nur einige Beyspiele aus der lateinischen Sprache anführen. Das Wort insolens, in seiner uneigentlichen Bedeutung, da es so viel als stolz heißt, ist gemein, und hat nichts vorzügliches; heißt es aber ungewöhnlich, so hat es viele Zärtlichkeit. Mit dem Wort satietas, hat es gerade eine umgekehrte Beschaffenheit. Die Nebenbegriffe, die damit verbunden sind, müßen auch mit in Betrachtung gezogen werden. Ochs, Rind und Stier, werden häufig in uneigentlicher Bedeutung genommen, aber man verbindet doch jedesmal einen andern Nebenbegriff damit. Oftmal ist das eigentliche Wort beleidigend und niederträchtig, das uneigentliche nicht, und so auch umgewandt. Die eigentliche Bedeutung pflegt man auch sonst die Grundbedeutung, und die andern die Nebenbedeutungen zu nennen. Letztere sind einem Wort nicht auf gerathewohl gegeben worden, sondern sie sind durch allerley Vergleichungen, und durch alle Figuren der Rede entstanden. (s. Tropus.)

Wir haben vorhin angemerkt, daß die eigentlichen oder Grundbedeutungen nicht allemal die gewöhnlichſten ſind; und dieſes iſt aus dem Gang einer jeden Sprache begreiflich. Die Sprache iſt, wie alle menſchliche Dinge, einer beſtändigen Veränderung unterworfen; und ein großer Theil dieſer Veränderung beſtehet darinnen, daß die Worte neue Bedeutungen bekommen, und die alten ſich verlieren, oder doch ſeltener werden: Horaz ſagt:

Ut ſilvæ foliis pronos mutantur in annos
Prima cadunt, ſic verborum vetus interit ætas
Et juvenum ritu florent modo nata, vigentque.

Es iſt alſo in der Philologie eine der ſchwerſten Arbeiten, die erſte oder Grundbedeutung eines Worts aufzuſuchen. Die bekannte hermeneutiſche Regel, daß man von der eigentlichen Bedeutung eines Worts nicht ohne dringende Noth abweichen müße, bedarf einer genauen Einſchränkung. Soll ſie ſo viel heißen, man ſoll von der erſten oder Grundbedeutung eines Worts nicht abweichen, ſo iſt ſie falſch; denn dieſe iſt häufig die ſelteniſte, oder hat ſich bey einigen Worten wohl gar verlohren. Soll dieſe Regel alſo wahr ſeyn, ſo muß ſie auf dieſe Art ausgedruckt werden: 1) man darf eine uneigentliche oder metaphoriſche Bedeutung nicht ohne Grund annehmen; 2) wenn ein Wort eine ſehr gewöhnliche, dabey aber auch eine andere nur gar ſeltene Bedeutung hat, ſo muß man es auch ohne Noth nicht anders, als in der gewöhnlichen nehmen; 3) in manchen Dingen haben gewiſſe Worte eine beſtimmte Bedeutung, ſo oft nun von ſolchen Sachen die Rede iſt, ſo iſt es zu vermuthen, daß es in ſeiner beſtimmten Bedeutung genommen werden müße. Hieher gehört der Gebrauch gewiſſer wiſſenſchaftlicher Worte.

Von den erſten oder Grundbedeutungen der Wörter iſt es in allen Sprachen ſehr vermuthlich, daß ſie Dinge bezeichnet haben müßen, die in die äußern Sinne fallen, und daß ſie anfangs nicht viel unter ſich begriffen haben. Denn wie hätte ſich der erſte Erfinder eines Worts andern verſtändlich machen können, wenn die damit bezeichnete Sache blos in ſeinen Gedanken geweſen wäre, und den äußerlichen Sinnen gar nicht hätte gezeigt werden können. Hatte aber ein Wort erſt eine in die Sinne fallende Bedeutung, ſo konnte man hernach moraliſche Dinge, abſtracte Ideen und allerhand unſehbare Dinge, die eine gewiſſe Aehnlichkeit mit der Grundbedeutung hatten, damit benennen. Die deutſchen Worte, Begriff, Vorſtellung und noch unzählbare andere, rechtfertigen dieſe Anmerkung. So konnte man ſchäumen für zürnen, Weißheit für Geſchmack, Erſtaunen für Verfärben, Zittern für Furcht ꝛc. ſetzen. Je weiter wir in der Etymologie zurück gehen, deſto einfacher und ſinnlicher werden die Bedeutungen der Worte. Die erſte Bedeutung aber iſt oft ſo früh verlohren gegangen, daß wir ſie nicht wieder finden können. Die Etymologie wird dadurch in vielen Fällen äußerſt ſchwer. ſ. Bedeutung, Etymologie. (22)

Eigentlicher Styl, iſt diejenige Art des Ausdrucks, der in Anſehung ſeines Gegenſtandes vollkommen beſtimmt iſt. Ein Redner und Dichter muß ſolche Worte und Redensarten gebrauchen, die gerade das bedeuten, was ſie bedeuten ſollen, zugleich aber dem Character der Vorſtellung, wozu die einzelne Begriffe, als Theile gehören, gemäß ſind. Und dies iſt dasjenige, was die Lateiner Proprietät nennen. ſ. Ausdruck, Styl. (22)

Eigenwille iſt eben ſo viel als Eigenſinn. (1)

Eiland. ſ. Eyland.

Eilen, (Muſical.) dieſe Untugend meiſtens junger Tonkünſtler (gleichwie das Zurückhalten meiſtens den Alten eigen iſt) verdient eine beſondere Erinnerung in der Muſik. Die ſanfteſte Stellen werden verbrauſet, die Harmonie verdunkelt, und es bleibt nichts als ein Geräuſche vom ganzen Satze über.

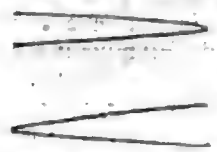
Um jungen Leuten das Eilen abzugewöhnen, muß man ſie ſtark an Kirchenmuſiken oder an die Coelliſchen Frescobaldiſchen)(Compoſitionen halten.

Aber Eilen und Zurückhalten können als Tugenden empfindungsvollen Vortrags empfohlen werden, wenn es die Eigenſchaft des Stücks erfordert.

Mathematiſchen Takt haben wir keinen in der Muſik; um ſich hiervon zu überzeugen, darf man nur auf einen Perpendikel einer Uhr während einer Muſik acht geben, und fühlen, wie weh es thut, bey einem empfindſamen Vortrag wo man dem feinen Gefühl ganz überlaſſen iſt, von einer einförmigen Bewegung fortgezerrt zu werden.

Alles gebundene (legato) in der Muſik macht die Bewegung langſamer, und alles abgeſtoſſene (staccato) hingegen treibt unaufhörlich.

Tonſetzer, die ſehr genau in ihrer Vorſchrift ſind, ſetzen slargando il tempo wenn die Bewegung allmählig langſamer; und Steingendo il tempo, wenn ſie vergeſchwindert werden ſoll, auf eben die Art als:



diminuendo, oder ſmorzando den ſtufenmäßigen Abfall der Stärke und ihre gleichmäßige Zunahme

das creſcendo ausdrücket.

Das kann aber einem jeden Chordirektor zur ſichern Regel dienen, daß eine Beſatzung von verſchiedenem Alter und Temperamenten der Spieler, wo die Alten zurückhalten und die Jungen eilen, nie in Harmonie zu bringen ſey. (25)

Eilfecke, heißet eine Figur, die in eilf gerade Linien eingeſchloſſen iſt, und zwar wird es, wenn alle Seiten und Winkel gleich ſind, ein reguläres, im gegentheiligen Falle aber ein irreguläres Eilfeck genennt. Die Summe aller Winkel deſſelben beträgt 9. 180=1620 Grade, alſo hält einer im regulären $147\frac{1}{11}$, und der Winkel am Mittelpunkte deſſelben $32\frac{8}{11}$. Aus dieſen Winkeln und entweder der Seite oder dem Halbmeſſer des Kreiſes, worinn es beſchrieben wird, iſt das reguläre Eilfecke ſo leicht als jede andere reguläre Figur zu beſchreiben. Eine geometriſche Auflöſung dieſer Aufgabe aber, dergleichen wir z. E. an ſeinem Orte vom Achtecke gegeben, ſetzt die Conſtruction einer Gleichung vom eilften Grade voraus. Die Verhältniß des Halbmeſſers zur Seite des Eilfeckes iſt ſehr nahe 1000000000000 zu 563465 1368:85.

Eilfmänner zu Athen. So hieß zu Athen ein Collegium von obrigkeitlichen Perſonen, die von ihrer Anzahl den Namen οἱ ἕνδεκα führten. Sie wurden aus dem ganzen Volke gewählt, ſo daß jeder von den zehen Stämmen einen gab, worzu noch ein γραμματευς oder Regiſtrator kam, dadurch alſo dieſe Zahl voll wurde. Bisweilen heißen ſie auch νομοφυλακες, Hüter der Geſetze; eine Benennung, die von ihrem Amte hergenommen iſt, welches in einigen Stücken dem Amte der Sherifs in England nahe kam.

Denn ſie mußten dahin ſehen, daß das über Miſſethäter geſprochene Urtheil vollzogen wurde, und hatten die Aufſicht über die, welche ins öffentliche Gefängniß gelegt wurden. Sie hatten auch die Macht, ſich deren zu bemächtigen, welche des Diebſtahls, Kinderraubs und Straſſenraubs verdächtig waren, und, wenn ſie die That geſtunden, ſolche zu tödten. Geſtunden ſie aber die That nicht, ſo waren ſie verbunden, mit ihnen nach dem Wege Rechtens zu verfahren.

Der Ort, wo ſich die Eilfmänner verſammelten, um Recht zu ſprechen, hieß *νομοφυλακιον*, in deſſen Hintertheile eine Thür, die man *καφωνιον* nennte, war, durch welche die Miſſethäter zum Tode geführt wurden; ungefähr wie im Lager der Römer die Ueberläufer und andere lüderliche Soldaten durch die portam decumanam zum Gericht geführt wurden. Wenn übrigens dieſe Eilfmänner *νομοφυλακες* genennt wurden, ſo muß man ſie nicht mit andern athenienſiſchen Obrigkeiten, die auch *νομοφυλακες* genennt wurden, verwechſeln, die das in Anſehung der obrigkeitlichen Perſonen thaten, was die Eilfmänner in Anſehung des Volks thun mußten. ſ. Nomophylakes. (21)

Eilfpunkt, *Coccin.* 11 punctata. ſ. unter Sonnenkäfer. (24)

Eilfſtraal, (*Silurus undecimalis* L.) ſ. Wels. (9)

Eimarmene, war die Tochter des Uranos und Schweſter des Cronos, und ward bey den Griechen als die Göttin des Schickſals angebetet. (21)

Eimer, iſt ein von hölzernen Dauben zuſammengeſetztes, mit hölzernen oder eiſernen Reiffen gebundenes, oben mit einem Bügel in Geſtalt eines halben Zirkels verſehenes Gefäß, Waſſer damit aus dem Brunnen zu ſchöpfen, und darinn zu tragen; daher ſie auch Brunnen oder Waſſereymer heißen; oder wenn ſie etwas kleiner, wie man ſie zum Tränken des Viehes zu gebrauchen pflegt, Pferde- oder Tränkeymer genennt werden. In ähnlicher Geſtalt werden auch die bey entſtehenden Feuersbrünſten zum Waſſerſchöpfen und Löſchen gebräuchlichen Gefäße bereitet, welche um ihres Gebrauchs willen Feuereymer genennt werden. Nicht weniger hat man in Anſehung des verſchiedenen Gebrauchs, Fiſcheymer und Milcheymer. (19)

Fürs andere belegt man mit dem Namen Eimer ein gewiſſes Maas flüßiger Dingen, und wird beſonders bey dem Wein gebraucht. Es iſt nach jeder Landesart von verſchiedenem Innhalt; z. E. in Wien hat ein Eimer 40 Maas, und 32 Eimer machen ein Fuder. In dem Würtembergiſchen hat ein Eimer 160 Viſier-Maas und 170 Schenkmaas, und 6 Eimer geben ein Fuder. Ein Leipziger Eimer hält 54 Viſierkannen, und ein Fuder hat 12 Eimer. In Nürnberg hat ein Eimer 68 Schenkmaas oder 64 Viſiermaas, und 12 Eimer geben ein Fuder. In Berlin hält ein Eimer 64 Maas, und ein Fuder 12 Eimer. (28)

Eimer, (Salzwerkswiſſenſchaft) wird in zweyfachem Verſtande gebraucht. Einmal verſteht man darunter ein Maas wornach in einigen Ländern die Flüſſigkeit gemeſſen wird; ein andermal aber ein Gefäſe worinnen man Waſſer aufbewahren, auch von einem Orte zum andern tragen kann. Im erſten Verſtande als ein Maas betrachtet hat der Eimer nicht immer gleichen Werth. Im Herzogthum Würtemberg hat der Eimer $6\frac{1}{2}$ Würtemberger Cubicfuß. Bey der Saline zu Schwäbiſchhall hält der Eimer 2_{88}^{7} Hälliſche Cubic-Fuß. Bey der Saline Weisbach im Hohenlohiſchen aber $4\frac{1}{2}$ Cubicfuß Halliſch. Bey der Mainziſchen Saline zu Orb 4_{11}^{1} Cubicfuß Hälliſch. Bey den Salinen wird das Salzwaſſer damit gemeſſen und deren Menge ſonach beſtimmt. Zum Gebrauche macht man ſich in jedem Salzwerk eine Tabelle zu dem aus dem Salzwaſſer zu erhaltenden Salze; zum Beyſpiel kann nachſtehende Tabelle der Saline zu Weisbach dienen:

Das Pfund wird zu 32 Loth gerechnet.

Löthigkeit der Sohle. Loth.	Der Eimer hält an Salz Pf.	Loth.	Löthigkeit der Sohle. Loth.	Der Eimer hält an Salz Pf.	Loth.	Löthigkeit der Sohle. Loth.	Der Eimer hält an Salz Pf.	Loth.
1	1	28	11	20	20	21	39	12
2	3	24	12	22	16	22	41	8
3	5	20	13	24	12	23	43	4
4	7	16	14	26	8	24	45	—
5	9	12	15	28	4	25	46	28
6	11	8	16	30	—	26	48	24
7	13	4	17	31	28	27	50	20
8	15	—	18	33	24	28	52	16
9	16	28	19	35	20	29	54	12
10	18	24	20	37	16	30	56	8

Der Eimer als Gefäß und Geſchirr betrachtet, hat verſchiedne Geſtalten, und darnach ſowohl als nach deſſen Gebrauch verſchiedene Benennungen. Man hat den Brunnen, Pfütz, Schöpf- und Waſſereimer. Alle dieſe Eimer werden am dauerhafteſten von Eichenholz gemacht und mit eiſernen Reifen gebunden. Ihrer Geſtalt nach ſind ſie höher als weit, und beynahe gleichweit. Der Boden wird mit übers Kreuz gehenden Banden an die Seitenwände verbunden. Dem Gebrauch nach ſind ſie allein verſchieden, und wovon ſie auch ihre Benennung erhalten. (18)

Eimerhölzer, (Salzwerkswiſſenſchaft) heißen die Gewöhrdſalzſieder, diejenige über die Salzpfannen liegende Hölzer, worauf ſie ihr Geſchirr oder Kufen ſtellen. Jedes dieſer Hölzer iſt einen Fuß länger als die Salzpfanne breit und 5 Zoll dick. Wenn die Sohle in der Pfanne gar gekochet, werden die Eimerhölzer aufgelegt und 2 bis 3 Kufen darauf geſtellt, um die Sohle aus der Pfanne ſchöpfen und in dieſe Kufen gieſen zu können, damit ſie ſodenn in ſolchen geläutert werden möge. (18)

Eimerkolben, (Maſchinenbau) ſ. Kolben. (18)

Eimerkunſt, (Maſchinenbau) alſo benennet man im allgemeinen Verſtande eine jede Waſſermaſchine, welche das Waſſer durch Eimer aus der Tiefe in die Höhe hebt. Da die Waſſerkunſt aus einem oder mehrern Eimer, durch einen Wellbaum oder durch Schwengel und Balken gehoben werden kann, ſo entſtehen daraus vielfache Zuſammenſetzungen zu verſchiedenem Gebrauche, mit mancherley Namen. Beſtehet die Maſchine aus einem Geſtelle, worauf lange Waagbäume liegen an deren einem Ende jedesmal ein Eimer hängt, ſo nennt man die Eimerkunſt eine Schwengel- oder Schnielkunſt. (ſ. dieſen Art.) Hangen zwey Eimer an einem Wellbaum, davon der eine aufgezogen wird, wenn der andere in die Tiefe gehet, ſo nennt man es eine Haſpelkunſt. Werden aber an dem Wellbaum mehrere Eimer angehängt, ſo nennt man es eine Kaſtenkunſt. Davon die Artikel Schnielhaſpel und Kaſtenkunſt weiter nachgeleſen werden können. (18)

Einackern, ſagt man, wenn man den ausgebreiteten Miſt oder den Saamen vermittelſt des Pflugs unter die Erde bringt; auch bedienet man ſich dieſes Worts zum öftern anzuzeigen, daß ein intereſſirter Ackermann ſeinem Nebenläger ein Stück weggeackert. (24)

Einäſchern, ſagt man, wenn die Hausmutter das Garn zu weiterem Gebrauch mit Aſche kochet. (24)

Einäſcherung, *Incineratio*, (Chemie) nennt man bey Pflanzen und ihren Theilen, auch bey weicheren thieriſchen Theilen diejenige Veränderung, wenn ſie durch die Gewalt eines offenen Feuers alle flüchtigere Theile, ſelbſt ihren brennbaren Grundſtoff, und mit dieſen ihre Farbe und ihre Veſtigkeit verloren haben, ſo daß nur noch die feuerbeſtändigſte Salze und Erde zurückbleiben. (ſ. übrigens Aſche.) Sie erfordert durchaus die Mitwürkung der äußern gemeinen Luft; wo dieſe nicht Zutritt zu den Körpern hat, kann ſie das Feuer allein nicht zuwege bringen, wenn es auch mit noch ſo vieler Heftigkeit und noch ſo anhaltend darauf wirkt, weil ſie es iſt, die den bey dieſer letzten Veränderung austretenden brennbaren Grundſtoff an ſich ziehen und in ſich ſchlucken muß. Daher geht ſie auch in einer reinern, durch natürliche Winde und Blaſebälge bewegten und öfters erneuerten Luft beſſer und ſchneller von ſtatten. (12)

Einäſcherung, (Kirchlich) ſ. Aſchermittwoch.

Einart, iſt eben ſo viel als Indigenat, oder die Eigenſchaft eines Menſchen, da derſelbe in einem Staat für einheimiſch gehalten, und ihm das Burgerrecht darinn zugeſtanden wird. (15)

Einathmen, ſ. Athem holen.

Einauge, man giebt dieſen Namen verſchiedenen Tagſchmetterlingen, dem Pop. Dan. F. Aeropus, Druſis und dem Pamphilus bey, die alle unter Nymphen mit Augen vorkommen, ferner einer Wanzen-Art Cimex lynceus, die unter Langwanzen beſchrieben wird, und endlich einem Inſektengeſchlecht Monoculus das im Artikel Schildfloh abgehandelt werden ſoll. (24)

Einäugigte Binde, ſ. Binde einäugigte.

Einbalſamiren, war eine beſondere Ehre, die man in Morgenland den Verſtorbenen erwieß. Außer dem, was oben unter dem Artikel balſamiren iſt geſagt worden, merken wir noch folgendes an. Daß die Gewohnheit Körper einzubalſamiren, ſchon uralt ſey, ſehen wir aus der Geſchichte Jacobs, bey deſſen Tod es als etwas gewöhnliches angeführt wird, die Körper vierzig Tage lang zu balſamiren. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die alten Hebräer die Gewohnheit des Balſamirens von den Aegyptiern angenommen haben, ohne deßwegen Theil an dem Aberglauben den jene damit verbanden, zu nehmen. Doch aber iſt die hebräiſche Einbalſamirung von der ägyptiſchen in vielen Stücken verſchieden. Die Hebräer begnügten ſich nur mit einer äußern Salbung, da die Aegyptier auch den innern Körper ſalbten; jene bedienten ſich hierzu der Myrrhen und Aloe, da dieſe Myrrhen und Caſia dazu brauchten. Vermuthlich haben ſie auch noch andere Specereyen dazu gebraucht. Wenigſtens ſagt Strabo ausdrücklich, daß ſie Asphalt dazu gebraucht hatten. Daher mag es kommen, daß die Perſer heutiges Tages behaupten, die Aegyptier hätten ehedem zu ihrem Balſamiren nichts als Durabeniſches Erdpech gebraucht; desgleichen bediente man ſich auch des Pechs der libanotiſchen Ceder. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die alten Hebräer ihre Todten beym Balſamiren ausgeſtopft haben; wenigſtens kann man keine Spur finden, die zu erkennen geben könnte, daß die Hebräer den Todten die Eingeweide ausgenommen, wie die Aegyptier thaten, ſo daß Mumien daraus geworden wären. Was vom Jacob und Joſeph erzählt wird, 1 B. Moſis 50. davon iſt noch kein Schluß auf die Hebräer überhaupt zu machen. Dieſen beyden Patriarchen wurde deßwegen dieſe Ehre erwieſen, weil ihre Körper lang aufbehalten, und mit nach Canaan ſollten gebracht werden. Wäre dieſe Gewohnheit hernach allgemein eingeführt worden, ſo würden gewiß die Körper großer Könige und Propheten balſamirt und aufbehalten worden ſeyn. Da die ſtolzen Phariſäer zu den Zeiten unſers Erlöſers, den alten Propheten Grabmäler errichteten, ſo würden ſie gewiß keine Mühe geſpart haben, ihre Mumien aufzuſuchen. Wäre es ja unter den Hebräern Sitte geweſen, ſo würden wir entweder in ihren hiſtoriſchen Büchern einige Nachricht davon finden, da uns die Beerdigung verſchiedener vornehmer Perſonen weitläuftig beſchrieben wird, 2 Chron. 16, 14. oder ihre heiligen Dichter würden Anſpielungen darauf gemacht haben, da ſie oft von weniger wichtigen und merkwürdigen Gebräuchen, Bilder und Vergleichung entlehnen. Tacitus ſagt zwar, daß die Juden ihre Todten begrüben, wie die Aegyptier; aber daraus folgt noch nicht, daß ſie ihre Todten zu Mumien gemacht haben. Tacitus ſagt nur ſo viel, die Juden verbrennen ihre Todten nicht, wie die Römer, ſondern ſie beſtatteten ſie unter die Erde, wie die Aegyptier; er redet alſo blos von der Leichenbeſtattung, nicht aber von der Art, wie der Todte zubereitet wurde. Ihre Salbung war blos äußerlich; ſie wuſchen den Leichnam und beſtrichen ihn mit wohlriechenden Sachen; ſie umwickelten ihn mit Tüchern und legten ihn ſo in das Grab. Sie hatten dabey blos die Abſicht, dem Verſtorbenen nach ſeinem Tode Ehre zu erweiſen, nicht aber ſeinen Körper zu verhärten, um von der Verweſung zu befreyen; daher haben ſie auch nicht die Gewohnheit gehabt, wie die Aegyptier, die Tücher, worein der Todte gewickelt wurde, mit einer klebrichten zähen Materie zu überſtreichen, und ſolche, wie bey den ägyptiſchen Mumien geſchah, an den Körpern gleichſam anzuleimen. Dasjenige, was bey der Beerdigung Chriſti vorgegangen iſt, und welches Luc. 23, 56. und Joh. 19, 40. erzählt, beſtättigt dasjenige, was ich hier geſagt habe. Man nahm den Leichnam Jeſu und wickelte ihn in Tücher mit den Specereyen; von einer Einbalſamirung ſteht hier kein Wort. Was waren es für Specereyen? Myrrhen und Aloe. Werden dieſe Specereyen etwa zur Einſalbung gebraucht? Nein; man beräucherte damit blos den Leichnam. Unter der Aloe nemlich muß man nicht das bittere Gewächs verſtehen, welches in der Medicin gebraucht wird, ſondern es iſt das Agalochum, jenes koſtbare wohlriechende Holz. Beyde Specereyen, Agalochum und Myrrhen wurden auch ſonſten blos zum räuchern gebraucht. Pſalm 45, 9. 2 Chron. 16, 14. Chriſtus iſt alſo bey ſeiner Beerdigung nicht geſalbet worden, ſondern dieſes wollten die Weiber erſt nach dem Sabbath thun, und bereiteten die Salben dazu. Wenn wir aber geſagt haben, daß vielleicht die Juden die Gewohnheit ihre Todten einzubalſamiren, von den Aegyptiern entlehnt haben, ſo muß dieſes nicht von dem Ausſtopfen, ſondern blos von der äußern Salbung zu verſtehen ſeyn. Es hat alſo der Verfaſſer der recherches philoſophiques ſur les Americains, geradezu ohne Beweiß angenommen, die Juden hätten ihre Todten zu Mumien gemacht, und ſolches von den Aegyptiern gelernt, und daraus zieht er die Folge, die Juden müſten auch die Lehre von der Auferſtehung der Todten von den Aegyptiern angenommen haben. Welche Schlußfolge!

Die neuere morgenländische Art, die Verstorbenen einzubalsamiren, ist ohne Zweifel von derjenigen, die in den ältern Zeiten üblich war, sehr verschieden. Heutzutage wäscht man in Aegypten den Leichnam verschiedenemal mit Rosenwasser, welches bey ihnen viel wohlriechender ist, als bey uns. Hernach beräuchern sie ihn mit Weihrauch, Aloe, und andern Räuchwerk; hernach legen sie ihn in ein Tuch, welches mit wohlriechenden Wasser, oder einer andern wohlriechenden Materie, angefeuchtet ist, bedecken ihn mit kostbaren Kleidern, und bringen ihn zu seiner Ruhe. (22)

Einbansen, s. Einpansen.

Einbau, (Wasserbau) wird ein von dem Ufer aus nach einem Winkel in den Strohm gebautes Werk oder Damm genennt, der angelegt wird, dasselbe vor dem Abbruch zu verwahren. Was die Kraft betrift, womit ein Strohm solchen anfällt, so kann man hier nicht rechnen, als wenn die Kraft des Strohmes nach der Grösse eines Einfallwinkels auf den schiefen Einbau wirke; denn der Strohm kann nicht als ein einzelner zusammenhängender Körper betrachtet werden, welcher unter dem Winkel, womit er anstösset, wieder abfällt; sondern er ist gleich lauter parallel laufenden Strichen anzusehen. Wenn nun der hinterste Strich wieder abfallen will, so wird er durch den zweyten gehindert und wieder mit angedränget. Der gemeinschaftliche Abfall des ersten und zweyten wird durch den dritten gehindert, und wieder mit hingepresset. Der Abfall des ersten, zweyten und dritten durch den vierten, und so ferner. Daher entstehet dann zu hinderst eine Stauung, nach vorne aber ein allmählig zunehmender, mit dem Einbau parallel gehender Strohm, welcher am Ende die Gewalt haben muß, so aus dem durch die obere Aufstauung vor dem schrägen Einbau vermehrten Falle berechnet werden kann. Bey einem solchen schrägen Einbau hat man also zuhinderst fürnemlich denen Wirkungen eines aufgestauenden Druckes, und nach vorne des verstärkten Strohmes entgegen zu sehen. Nachdem jedoch die Schräge sich mehr einem Winkelrecht eingebaueten Gegenstande, oder der Parallellinie des Strohmes nähert, ist entweder die Stauung gröſſer, und der Strohm nur gegen das Ende, jedoch daselbst so viel stärker, oder erstere geringer, und der Strohm wo er sich in die Länge ziehet, doch etwas schwächer. Der Einbau wird hierdurch zwar den Strohm nöthigen hinter demselben anzulegen, er wird aber auch zugleich den übrigen Theil desselben beengen, schneller machen und vertiefen. Man hat die Erfahrung, daß von einem Ufer, an dem sich der Strohm nach dessen Länge dränget, das Reiben und die Scheurung an solchem sich weiter hinaus, als an einem Einbau erstrecket, auch daß der stärkste Strohm und Vertiefung wenigstens auf ein $\frac{1}{4}$ der Breite des gepreßten Strohmes abgehalten werde. Da nun aber ein Einbau dagegen schmal, und die Scheurung daran nur kurz ist, auch sich das nach seiner Länge gestaute Wasser gleich darhinter wieder ausbreiten kann, so vermag die Retardation von der Scheurung sich nicht so weit hinaus zu erstrecken. Man kann daher auch nicht rechnen, als wenn der ganze Strohm vorne hinaus die Beendigung von dem Einbau empfände; dazu gehöret ebenfalls eine längere Scheurung, die den nächsten Theil des Strohmes auf einen parallelen Abstand entfernen kann, wornach dieser wieder den folgenden Strich, und so ferner einer den andern abdränget. Wie denn auf gleiche Weise mit einer genugsamen Anzahl eingebaueter Werke solches zu erlangen ist; und nur in dem Falle, wenn des Strohms eigene Neigung zu verstärken ist, kann dieses mit einem einzelnen Einbau öfters mit guter Wirkung geschehen. Allein der, an einem einzelnen Einbau sonsten wieder einfallende, obgleich heftig gemachte Strohm, (welcher daher entstehet, daß an einem eingebauten Werke die Anstauung oder Anschwellung sogar mit einem Schwunge etwas in die Höhe aufgethürmet wird) dringet zwar in den vorbeygehenden Strohm mit einem dadurch erlangten Schusse hinein, jedoch da die schmale Höhe dieser Aufstauung sich bald über die grosse Breite nach allen Seiten verlieren kann, so lässet sich der durch den Einbau beengte Theil eines Strohmes, (worin loser Grund ist, daß die Pressung in die Tiefe wirken kann,) nicht weiter, als ohngefähr in einer dem Abstande des Einbaues vom Ufer gleichen Entfernung anschlagen; mithin kann man rechnen, als wenn nur dieser Theil um die Hälfte, und nach dem der Strohm noch andringender ist, um zwey Drittheil beenget würde. Folglich wenn in einem losen Grunde, der von selbst bis auf 30 Fuß vertiefet werden müßte, ein Einbau angeleget wird, so kann die Vertiefung nahe vor demselben sich auf 45 bis 75 Fuß vergrössern, und dieser Kolk bis auf eine solche Länge vorne hinaus wieder auslaufen, welche ohngefehr der Länge des Einbaues, (jedoch diese nur im Wasser, und winkelrecht vom Ufer abgerechnet) gleich ist. Nachdem aber entweder der Grund feste ist, daß der gepreßte Strohm keine verhältnißmäßige Tiefe gewinnen kann, oder der Andrang nicht stark ist, muß sich die Wirkung der Beengung von einem Einbaue auch weiter in die Breite eines Strohms erstrecken, so daß in einem geraden Strohme solche an dem gegenseitigen Ufer zu spüren ist, und von einem sich ohne dem ablenkenden sogar ein grosser Theil hinüber versetzt werden kann. Denn je schwächer ein Strohmstrich anfällt, desto leichter ist er umgebogen; hingegen die andringenden machen mit den abgewiesenen zwischen beyden nur wie zwey Ströhme eine schmale Pressung, welche sich mehr durch den Widerstrohm hinter dem Einbaue, als nach der Seite des grossen Strohmes bey dem Voneinanderfallen verlieret. Die allgemeine Eigenschaft eines solchen Gebäudes ist: 1) daß er standhaft angelegt werden könne, nicht allein dem Strohme, Drucke und Schlage des Wassers hinlänglichen Widerstand zu thun, sondern auch, daß das Werk nicht zu vergänglich in Luft und Wasser sey, und fürnemlich gegen den Eißgang bestehen könne. 2) Daß jedoch das Werk sich so leicht als möglich anlegen, und wenn eine Beschädigung daran entstehet, sich solche auch leicht ausbessern lasse. 3) Daß die Materialien und Arbeit nicht gar zu kostbar seyn mögen. 4) Daß das Werk dem Endzwecke gemäß, mithin gegen alle Anfälle, so dasselbe, und zugleich die Wirkung vernichten könnten, standbar seyn müsse, fliesset unmittelbar aus dem Begriffe und der Absicht eines Einbaues. Allein, wenn man auch die allerstärkste Verbindung erdächte, und die dauerhafteste Materie darzu nähme; so würde beydes doch nicht in der Ausführung dienlich seyn, wenn die Anlage entweder an sich ohnmöglich, oder doch so schwer und kostbar wäre, daß sie mit dem erzieleten Nutzen nicht im Verhältniß bleibe; und wenn das Werk bey entstehendem Schaden zu schwer und kostspielig herzustellen wäre; so würde es deswegen ebenmäßig, entweder unbestandbar, oder zu hoch zu stehen kommen, mithin muß es die vorerwähnten drey Eigenschaften im gleichen Verhältnisse an sich haben. (18)

Einbauen, wenn die Biene in einen Korb, oder Hohlenbaum bauen. (24)

Einbeere. (*Paris* Linn. & Tournef. 177.) Mit diesem Namen belegen die Botanisten ein Pflanzengeschlecht, aus der vierten Ordnung der achten Classe (Octandria tetragynia). Der Kelch ist aus vier lanzettförmigen, spitzen, ausgebreiteten Blättchen zusammengesetzt, und dauert fort. Die Crone hat vier ausgebreitete, pfriemenförmige, fortdaurende Blätter, von der Grösse der Kelchblättchen. Die acht langen Staubbeutel sitzen mitten an den pfriemenförmigen Trägern. Der Stempel bestehet aus einem rundlichvierseitigen Fruchtknoten, vier ausgebreiteten Griffeln und eben so vielen einfachen Narben. Auf die Blüthe folgt eine rundlichvierseitige, vierfächrige Beere, mit vielen paarweise geordneten Saamenkörnern. Die einzige bekannte Gattung wächst hier zu Lande und in andern europäischen Reichen in dichten Buchwäldern und heißt:

Vierblättrige Einbeere. (*Paris quadrifolia* L. Blackw. t. 268. Flor. dan. t. 139. *Solanum quadrifolium baccifèrum* C. Bauh. *Aconitum salutiferum* Tabernam. Wolfsbeer, Augenkraut, Sternkraut, Pariskraut.) Aus der dicken knotigen Wurzel entspringet ein einfacher niedriger Stengel, welcher oben mit vier Blättern rund umgeben ist. Diese sind ganz glatträndig, einer handbreit lang, lanzettförmig, etwa einen Zoll breit. Ueber den Blättern endiget sich der Stengel mit einer Blume, deren Crone hellgrün ist. Ehedem hat man diese Pflanze gepülvert als ein Heilmittel gegen den Wahnwitz, die Fallsucht und die Colik gebraucht. Es ist so viel gewiß, daß die Pflanze etwas narcotisches hat, und ihre Wurzel erreget Brechen. Indessen ist doch ihr Gebrauch nicht genug aus Erfahrungen bestimmt. (9)

Einbeeren, (Jäger.) heißt die von Vögeln ausgefressene Beere in dem Geschneide wieder mit frischen Beeren ergänzen. Wer hierin unfleißig ist, wird einen schlechten Vogelfang thun.

Einbehaltungsrecht, nennt man die Befugniß der Wittwe eines Vasallen, wie auch seiner Allodialerben, das Lehngut so lange im Besitz zu behalten, bis eine Absonderung des Lehns vom Erbe erfolgt ist. (15)

Einbeizen, Fleisch, oder Getraide zum säen. s. Beize und Beitzen.

Einbettung, (Wasserbau) nennt man die Verwahrung des Grundes bey tiefen Stellen im Wasser, damit dieselben nicht noch tiefer werden. Da, wo entweder schlechter Grund an dem Flußbette, oder das Wasser mit Gewalt von der Höhe herunter kommt, daß es den Boden oder Grund angreift, wie unterhalb der Wehre, oder in und unter den Schleusen, hinter den Wasserrädern u. dgl., ist die Einbettung sehr nöthig. Diese wird bald nach der Natur, bald nach der Kunst gemacht. Die erstere Art wird da gewählt wo die Schwellung nichts schadet, die andere aber im entgegengesetzten Falle. Die natürliche Einbettung geschiehet, wenn man Faschinen flicht, mit Weyden und Reisern, sodenn aber sie auf den Boden heftet und mit Steinen beschwert. Sie wachsen aus, fangen den von Wasser darüber geführten Schlick auf, und legen eine Erhöhung an. Die künstliche aber bestehet in queer über den Fluß gelegten Balken, welche auf Schwellen ruhen und mit Pfählen auf den Grund befestigt sind, die man Nadeln nennt. Die Zwischenräume oder Fache zwischen den Balkens werden entweder mit grossen Steinen ausgepflastert, oder aber mit Letten ausgedammt, und darüber gebrettert. (18)

Einbildung. Dieses Wort wird in sehr mancherley Bedeutung genommen. Einmal heißt es die Vorstellung einer abwesenden, aber vorher empfundenen Sache. In dieser Bedeutung ist der jetzigen wirklichen Empfindung dieser Sache entgegen gesetzt. So habe ich das Bild eines meiner längst verstorbenen Freunde, noch gegenwärtig in meiner Seele. Zuweilen versteht man auch darunter die Vorstellung eines abwesenden, aber niemals von mir empfundenen Gegenstandes, das aber aus einzelnen Theilen, die ich empfunden habe, zusammengesetzt ist. Ich bin niemals in London gewesen, aber ich bilde mir ein, wie diese Stadt aussehen mag. So ist Einbildung und Erdichtung einerley. Ferner ist auch Einbildung, die Vorstellung von etwas, das nicht vorhanden ist, oder auch wohl gar nicht vorhanden seyn kann. So denke ich mir einen vollkommen guten, vollkommen tugendhaften Menschen, den ich aber nirgends finde. Und so ist Einbildung der Wahrheit entgegen gesetzt und so viel als Irthum. Die erste Bedeutung ist die Grundlage von allen übrigen. s. den Art. Einbildungskraft. (22)

Einbildungen, (med.) (*imaginationes, phantasmata*,) werden, wiewohl uneigentlich, gewisse Erscheinungen genennt, welche den Patienten vor Augen schweben, die aber weder mit den äussern Gegenständen übereintreffen, noch wirklich, ausser der Einbildung vorhanden sind. Sie sehen z. B. Spinnengewebe, Schnee- oder Wollpflocken, Punkte, Schatten, Fliegenflügel, Wasser, Flüsse, u. dgl. Dies sind öfters Zeichen, die einen bald entstehenden Staar vermuthen lassen, oder welche aus einem andern Fehlern des Auges, nach einem Druck, Schlag, Stoß, oder bey anfangender Entzündung desselben zu entstehen pflegen. Unter dem Artikel Staar wird hiervon mehreres vorkommen. (4)

Einbildungskraft, Phantasie, wird von den Philosophen durch das Vermögen der Seele erkläret, ehedem empfundene jetzt abwesende Dinge wiederum vorzustellen, also Begriffe, die ehedem in unsrer Seele waren, von neuem hervorzubringen. Johann Locke hat das Gesetz entdecket, wornach sie sich in ihrer Wirkung richtet. Nemlich wenn wir einmal zwey Dinge zugleich empfunden oder überhaupt zugleich gedacht haben, und das eine kommt uns wieder vor, so fället uns auch das andre dabey eine Wenn wir z. B. auf einer Reise in einem gewissen Walde von Räubern angegriffen und mißhandelt worden sind, so werden uns, wenn wir den Wald von weitem sehen oder davon sprechen hören, alsbald die Räuber einfallen. Eine natürliche Folge hieraus ist, daß, wenn wir ehedem ein gewisses Ganzes, z. E. eine ganze Porcellanschnecke betrachtet haben, und uns ein Theil derselben, z. E. ein zu einer Tabaksdose bereitetes Stücke derselben wieder zu Gesicht kommt, die Idee des Ganzen wieder in uns hervorgebracht wird, wie auch daß, wenn wir eine Sache z. B. einen Menschen, der einem ehemals gesehenen ähnlich ist, erblicken, uns jener ehemals gesehener wieder in die Gedanken kommt. Weil der Grund, vermöge dessen die Einbildungskraft, wirket, vielerley Grade zuläßet, z. B. wir zwey Dinge öfters, längere Zeit über, mit mehrerer Aufmerksamkeit, mit heftigerer Gemüthsbewegung zugleich sehen können; so ist daraus begreiflich, warum uns gewisse Vorstellungen bey den Ideen, die dazu Gelegenheit geben, leichter,

lebhafter und nach längerer Zeit wiederum einfallen als andere. Ja man siehet auch hieraus, daß, wenn die Seele zwey Ideen, die sie zugleich hat, nur eine kurze Zeit flüchtig ohne Aufmerksamkeit betrachtet, der Grund, dessenthalben uns die eine bey der andern wieder einfallen sollte, gar nicht mehr dazu zureichet, und daher auch uns eine bey der andern wirklich nicht einfällt. Das obenangeführte Gesetz der Einbildungskraft ist also nicht so zu verstehen, als sagte es, wenn wir ehedem zwey Dinge zugleich gedacht und uns das eine wieder vorkommt, müßte uns nothwendig und allemal das andre dabey auch einfallen; sondern vielmehr so: wenn uns etwas einfällt, so kommt es allemal daher, weil wir es ehedem mit einem andern zugleich gedacht, welches wir jetzo wieder vor Augen haben.

Aus dem Gesagten fliesset ferner, daß, wenn wir einmal eine gewisse Sache, die A heissen mag, mit einer andern, die wir B nennen wollen, zugleich gedacht; ein andersmal B zugleich mit C; vor oder nach C zugleich mit D und wieder zu andrer Zeit D zugleich mit E u. s. w. und A uns wieder vorkommt, uns alsdenn dabey B, darauf C, ferner D, und endlich E einfallen werde, und daß folglich die Einbildungskraft eine lange Reihe von Ideen nach einander auf den Schauplatz stellen, den Anfang derselben aber nicht machen könne, sondern ihn von den Sinnen erwarten müsse. Das Letztere erhellet daraus, weil die Einbildungskraft immer eine Idee, die Gelegenheit zu ihrer Wirkung giebt, voraussetzet, folglich diejenige, die von ihr hervorgebracht wird, niemals die erste ist. Eben dieses gilt von allen übrigen Vermögen der Seele, die Sensationen allein ausgenommen, die keinen vorläufigen Gedanken erfordern, sondern in uns entspringen, so bald die äusserlichen Dinge in unsre Gliedmassen wirken, wenn wir auch in unserem Leben nie vorher einen andern Gedanken gehabt hätten.

Die Einbildungen haben weit weniger Klarheit und Leben als die Empfindungen und werden, wie es auch den schwächeren Empfindungen von den stärkeren wiederfahret, von denselben noch mehr verdunkelt. Daher trachtet man die Empfindungen abzuhalten, verschließt die Augen, sucht einsame stille Oerter, wenn man mit der Einbildungskraft was vorzügliches auszurichten gedenket. Doch beweisen die Phantasien derer, die an hitzigen Krankheiten darnieder liegen, und der Verrückten, daß bey widernatürlichen Zustande des Gehirnes die Einbildungen hohe Grade der Klarheit erreichen und den Empfindungen gleich kommen oder sie gar übertreffen können. Desgleichen lehret die Erfahrung, daß durch einen heftigen Fall oder Schlag auf den Kopf, durch sehr starke Kopfschmerzen u. dgl. das Vermögen die vorher gesammelten Ideen wieder hervorzubringen geschwächt auch wohl gänzlich benommen wird. Und daraus ist sichtbar, daß im Gehirne etwas mit den Wirkungen der Einbildungskraft übereinstimmendes vorgehen muß, (s. Idea Materialis) bey dessen Ermangelung jene nicht erfolgen und bey dessen Verwirrung jene schief ausfallen. Daher ist es kein Wunder, daß Getränke und Arzneyen, die auf das Gehirn wirken, nachdem sie sind, die Einbildungskraft in Unordnung bringen oder herstellen.

Die Einbildungskraft hat bey verschiedenen Menschen sehr verschiedene Grade. Denn einige können sich nach längeren Zeiten kaum gleichsam im Vorbeygehen betrachtete Dinge sehr lebhaft wieder vorstellen, andre müssen sich lange dabey aufhalten, um sie nur noch nach wenigen Tagen ziemlich trüb und dunkel wieder vorstellen zu können. Die Natur selbst thut zwar das meiste hiebey und theilet diese Gabe nach Belieben aus. Inzwischen kann doch auch der Fleiß nicht wenig ausrichten. Denn die Uebung macht, wie alle Vermögen der Seele, so auch besonders dieses vollkommner. Z. E. der sich fleißig übet, im Kopfe zu rechnen und die Zahlen, die er dazu nöthig hat, sich recht lebhaft vorzustellen, als wären sie ihm gegenüber an die Wand geschrieben, dem lehret die Erfahrung, daß seine Einbildung nach und nach zu mehreren Kräften kommet.

Dieser Fleiß hat seine reichliche Belohnung. Denn die meisten übrigen Vermögen der Seele hängen von der Einbildungskraft ab und nehmen mit ihr zu, wie aus den Artikeln: **Dichtungskraft, Gedächtniß, Erinnerung, Vernunft, Vernunftschlüsse** u. s. w. ersichtlich ist.

Desgleichen werden von ihr die Träume hervorgebracht und den übrigen Vermögen der Seele Gelegenheit gegeben, darin mitzuwirken. s. **Traum.**

Wie weit die Einbildungskraft in unserer Gewalt sey und also dem Menschen imputiret werden könne, daß ihm durch sie dieses oder jenes einfällt, ist aus dem gesagten abzunehmen. Denn hat er ehedem zwey Sachen zugleich empfunden und die eine kommt ihm wieder vor, so dependiret es nicht von ihm, ob das Bild der andern sich nun ihm auch darstellen solle oder nicht, sondern er muß geschehen lassen, was das oben angeführte Gesetz mit sich bringt; wie er sich muß gefallen lassen, daß er dem Gesetze der Empfindungen gemäß die Sache siehet, die vor seinen offenen Augen liegt. Lag es aber ehedem an ihm, ob er die beyden Sachen empfinden wollte oder nicht, ob er sich bey ihnen aufhalten und Aufmerksamkeit auf sie wenden wollte; ist er jetzo schuld daran, daß ihm die eine wieder vorkommt, läßt er sich angelegen seyn, sie wohl zu betrachten; so muß er sich auch beymessen, daß ihm die andre beyfällt und seine Schuld vergrössert sich, jemehr er sich damit beschäftiget, daran Lust hat, u. s. w. Diese Wahrheiten sind werth erwogen zu werden. Denn sie haben grossen Einfluß in unsre Glückseligkeit, indem sie uns auf der einen Seite verwahren, daß wir unser Gewissen nicht leichtsinniger Weise einschläfern und uns in Fällen entschuldigen, worin wir strafbar sind, und daß wir auf der andern Seite uns nicht melancholischer Weise mit Gewissensbissen martern in Fällen, da wir dazu in der That nicht Ursache haben.

Warum man Einbildungen erkennet und sie von Empfindungen unterscheidet, ist eine Frage, die um so mehr eine Antwort verdienet, als nicht ein jeder vor sich selbst auf sie verfällt. Denn wer da sagen wollte: abwesende Dinge bilde ich mir ein, gegenwärtige empfinde ich, der examinire sich. Woher er weis, welche Dinge gegenwärtig und welche abwesend sind. Er wird die gegenwärtig nennen, die er empfindet, und die abwesend, die er sich einbildet, und daraus abnehmen, daß die Antwort, die er gegeben, nichts sagt. Ein Merkmal, das besseres Genüge leistet, ist unter dem enthalten, was bereits oben vorgetragen worden. Nemlich die Einbildungen sind im natürlichen Zustande viel trüber und todter, als die Empfindungen, und werden von den letzten, wenn sie zugleich zugegen sind, noch mehr verdunkelt. Wenn man sich neben einem gegenwärtigen Menschen, den man siehet, einem abwesenden einbildet; so verhält sich die Vor-

ſtellung des letzten zu der Vorſtellung des erſten kaum wie ein blaß tuſchirtes Bild zu einem mit lebhaften Farben illuminirten. Daher nehmen wir ab, welcher da und welcher nicht da iſt, welchen wir wirklich ſehen und welchen wir uns nur einbilden. Dieſes relative Kennzeichen wird uns in den Träumen entzogen, wo die Empfindungen fehlen, die wir mit den Einbildungen vergleichen müßten, und die letzteren zugleich, weil ſie von den erſten jetzo nicht verdunkelt werden, mehr Leben und Klarheit haben als ſonſt. Daher halten wir im Traume die Einbildungen vor Empfindungen und meynen, die Dinge, womit wir uns beſchäftigen, ſeyen wirklich zugegen. Beynahe eben ſo gehet es dem, der im hitzigen Fieber phantaſiret. Die Hitze oder überhaupt der widernatürliche Zuſtand, worin er ſich befindet, macht die Bewegung ſeiner Säfte um ſo viel heftiger, alſo auch dasjenige, was vermöge des obigen im Gehirne vorgehet und mit den Wirkungen der Einbildungskraft übereinſtimmt, ſo viel lebhafter, als es ſonſt in natürlichem Zuſtande zu ſeyn pfleget; daher ſind auch die daran gebundenen Bilder der Einbildungskraft ſelten ſo viel klarer und ſtärker, als ſie ſonſt zu ſeyn pflegen. Sie kommen alſo den Empfindungen wirklich oder beynahe gleich, das Unterſcheidungszeichen verſchwindet, man hält die Einbildung vor Empfindungen und die blos gedachte Dinge deswegen vor wirklich gegenwärtig. Auſſer dieſem relativen Kennzeichen giebt es noch ein abſolutes, welches darin beſtehet, daß die Einbildungskraft, wie es ihr Geſetz mit ſich bringet, die Dinge hinter einander hinſtellet, wie ſie jedesmal ehedem zugleich empfunden worden, oder eins dem andern ähnlich iſt, ohne ſich darum zu bekümmern, ob ein zureichender Grund vorhanden, vermöge deſſen die Sachen kommen ſollten, oder nicht; Empfindungen hingegen nur wirkliche Dinge vorſtellen, die nie ohne zureichenden Grund vorhanden ſind. So bald man alſo Begebenheiten auf einander folgen ſiehet, ohnerachtet offenbar iſt, daß kein Grund vorhanden, deſſenthalben das zweyte auf das erſte, das dritte auf das zweyte folgen ſollte; ſo nimmt man daraus ab, daß die Begebenheiten nicht wirklich geſchehen, ſondern blos eingebildet ſind. Durch dieſes Kennzeichen geſchiehet es zuweilen, daß man im Traume ſelbſt weis, daß es uns nur träumet und die Geſchichten ſich nicht wirklich zutragen.

Eine andre ſchwerer zu beantwortende Frage iſt, ob die Einbildungskraft der Mutter auf den Bau des Körpers ihrer Frucht wirken könne. Wir werden ſie dem Arzte überlaſſen, dem die nähere Kenntniß der Theile des Körpers und ihrer Zuſammenſetzung mehrere Gründe, als uns, darreichet, wovon eine vernünftige Entſcheidung abhänget. Nur die einzige Anmerkung ſey uns erlaubt. Vorausgeſetzt, daß die Erfahrungen, die man anführen höret, ihre Richtigkeit haben, deswegen dieſe Wirkung leugnen, wie heutzutage meiſtens geſchiehet, weil man keinen Uebergang derſelben von den Körper der Mutter in den Körper des Kindes entdecken kann, heißt aus unſrer Unwiſſenheit ſchlieſſen, und dieſer Schluß ſtehet bey den Philoſophen in ſchlechtem Credit. Man verwirft die vorherbeſtimmte Uebereinſtimmung des Leibes und der Seele und giebt dem phyſikaliſchen Einfluß allgemeinen Beyfall, ohngeachtet man den Uebergang aus dem Leibe in die Seele und aus dieſer in jenen nicht begreift. Man denkt; wenn z. E. der Schall ins Ohr fällt, ſo höret man, geſchiehet jenes nicht, ſo fällt auch dieſes weg, darum muß doch das hören von dem ins Ohr fallenden Schalle als von ſeiner wirkenden Urſache wahrhaftig hervorgebracht werden, und es iſt abgeſchmackt, andre Urſachen aufſuchen zu wollen. Warum ſchlieſſet man in dem Falle, wovon die Rede iſt, nicht eben ſo? Spricht man: nicht immer, wenn die Einbildungskraft der Mutter rege gemacht wird, zeiget ſich ein Effect derſelben an dem Körper des Kindes; das macht den Unterſchied zwiſchen den beyden Fällen; ſo antworten wir: auch nicht immer, wenn der Schall ins Ohr fällt, hören wir, z. E. wenn wir ſchlafen, und die Urſache, die im letzten Falle die Wirkung vernichtet, vernichtet ſie vielleicht auch im erſten. Eine ähnliche Antwort paßt auf alle ähnliche Einwendungen. Von der Wirkung der Einbildungskraft auf andre Weſen z. E. Menſchen und Vieh ſprach man zu den Zeiten, da man noch Hexen verbrannte, welche längſt vorüber ſind.

Wir wollen dieſen Artikel damit beſchlieſſen, daß wir das Gebiete der Einbildungskraft über diejenige Schranken, die wir in der anfänglichen Erklärung der Gewohnheit zufolge vorgeſchrieben haben, erweitern. Man würde nemlich nicht fehlen, wenn man ſie ein Vermögen nennte, wodurch ſich die Seele bey Gelegenheit einer ihr vorſchwebenden Idee wieder in die Verfaſſung ſetzt, worin ſie, als ſie dieſe Idee vormals hatte, ſich damals befunden. War der Anblick eines gewiſſen Gegenſtandes ehedem mit Furcht und Angſt vergeſellſchaftet, ſo wird uns, wenn wir davon ſprechen hören, wieder Furcht und Angſt befallen. Die Einbildungskraft bringt alſo nicht nur Ideen, ſondern überhaupt Gemüthszuſtände wieder hervor. Doch wir wollen den Leſer überlaſſen, dieſer Sache nach Gefallen wieder nachzudenken. (6)

Einbildungskraft. (med.) Daß die geſunde, oder fehlerhafte Beſchaffenheit des Gehirns einen groſſen Einfluß auf die Einbildungskraft habe, iſt nach den Beyſpielen, welche uns die mediciniſche Geſchichte und die Oeffnungen der an ſolchen Krankheiten, verſtorbenen Menſchen, in welchen die Einbildungskraft vorzüglich Noth gelitten, aufſtellen, ganz unleugbar. Wie die Phyſiologen die Einbildungskraft, von den in das Gehirn gemachten Eindrücken, und daſelbſt verwahrten Ideen herleiten, wird im Zuſammenhang, in dem Artikel: Gehirn, und inneren Sinnen weitläuftig erörtert werden. Eben ſo werden wir in den Artikeln: Narrheit, Wahnwitz, Raſerey, Melancholie die Fehler und Verletzungen der Einbildungskraft, die von materiellen Urſachen abhangen, z. E. von allzuharten Hirnſchädelknochen, von zu harten, oder verknöcherten Hirnhäuten, von Geſchwüren des Gehirns, und dem in demſelben angehäuften Eyter, von einer Trockenheit, Leichtigkeit deſſelben u. ſ. w. zu entwickeln ſuchen, und nicht weniger die in den neuern Zeiten ſo berühmt gewordene Materien, die Wirkungen nemlich, welche die Einbildungskraft der Schwangern auf die Frucht, beſonders in dem höchſten Grade bey den Muttermälern äuſſern ſoll, unter dem Artikel: Muttermäler abhandeln, und den Grund oder Ungrund deſſelben, ſo viel in dieſer noch zur Zeit dunklen Sache thunlich iſt, anzeigen. (5)

Einbildungskraft, (ſchöne Künſte) ein herrliches Vermögen, ohne welches unſere Seele bis unter das Thier würde erniedrigt ſeyn, ohne welches alles nur auf den gegenwärtigen Genuß ankäme, ohne daß wir weder Vergnügen aus dem Vergangenen, noch Troſt für die Zukunft haben würden. Sie iſt das Vermö-

gen Empfindungen, die wir ehemals gehabt haben, wieder zurückzurufen; sie aus der Dunkelheit zur Klarheit zu erheben, (reproduciren) Begriffe, die wir schon einmal gehabt haben, wieder zu erzeugen, und ihnen eine idealische Existenz zu geben. Der Akt selbst ist Einbildung, und das Vermögen solche hervorzubringen, die Einbildungskraft. Man nennt es im Lateinischen, Imagination, und im Griechischen Phantasie; doch wird das letztere Wort, zuweilen in einer etwas eingeschränktern Bedeutung genommen, und man versteht darunter, nicht sowohl das Vermögen, vorhergehabte Ideen wieder hervorzubringen, als vielmehr das Vermögen, die einzelnen Einbildungen von einander abzusondern, und wieder zu neuen Vorstellungen zu verbinden. Alsdenn wählet sie gewisse Theile aus dem Ganzen, und vereinigt zu einem neuen Ganzen. Sie wird Schöpferin idealischer Wesen. Davon hernach.

Die wesentliche Grundkraft der Seele ist, ein beständiges Bemühen, Ideen hervorzubringen; sie bringt sie aber nicht allein hervor, sondern nährt sie, gleich einem fruchtbaren Boden, und bringt sie zum Wachsthum, sie überdenkt sie, vergleicht sie, und bringt neue heraus. In der Verbindung der Ideen liegt das erste Gesetz der Einbildungskraft. Eine jede Idee, die die Seele mit andern in Verbindung gedacht hat, zieht die andern mit sich aus der Dunkelheit heraus. Dieses ist der sonst so bekannte Satz: recurrenti idea partiali, recurrit totalis, d. i. wenn die Seele eine Idee hat, die sie schon einmal mit einer andern in Verbindung gedacht hat, so hat die Seele eine Bemühung solche wieder hervorzubringen. Es ist dieses kein erworbenes Talent, sondern eine Gabe der Natur, eine nothwendige Folge der ursprünglichen Kraft der Seele, der man sich vergeblich wiedersetzen würde. Die Grundlage der Einbildungskraft, und gleichsam der Stoff und die Materialien, die sie bearbeitet, sind vorhergegangene Empfindungen. Von diesen allem, bekommen alle Einbildungen ihr Licht und Stärke. Es ist also unleugbar, daß von dem Eindruck, den ehemalige Empfindungen auf uns gemacht haben, auch eine mehrere oder geringere Stärke der Einbildungskraft abhänat. Wer demnach die Einbildungskraft verbessern will, muß den Anfang von den Empfindungen machen. (s. Empfindungen) Aber man muß auch noch weiter gehen, und dieses Vermögen auch noch durch besondere Uebung stärken. Wenn auch scharfe Empfindungen von scharfen Sinnen abhängen, und diese eine Folge einer glücklichen Organisation sind; so können sie doch durch Uebung ungemein geschärft werden. Durch sie erlangt der Maler ein schärferes Gesicht, mißt Verhältnisse, sieht feinere Abänderungen der Umrisse, und Schattirung der Farben, wo ein andrer, der nicht daran gewöhnt ist, wenig oder nichts beobachtet. Durch sie bekommt der Tonkünstler ein feines Gehör, daß er die Modificationen der Töne schärfer fühlt, als ein anderer. Ohne schärfere Uebung der Sinnen wird die Einbildungskraft immer mittelmäßig bleiben. Je mehr sich die Seele von der groben Sinnlichkeit entfernt, und sich sinnlichen Eindrücken so überläßt, daß sie alles reizbare darinnen bemerkt, desto mehr Nahrung verschaft sie der Einbildungskraft. Sie überläßt sich nicht der angenehmen Empfindung, die der Gegenstand im Ganzen in ihr erweckt, sondern sie sucht jedes Einzelne dieser Empfindung besonders auf, und doch zugleich alles zu empfinden. Wir wollen die Sache mit einem Beyspiel erläutern. Wir wollen uns drey Menschen denken, die alle drey die Empfindung von einem Regenbogen haben. Der eine sieht ihn an, wie die Kuh ein neues Thor, empfindet die Sache im Ganzen, ohne seine Aufmerksamkeit besonders anzustrengen. Der zweyte denkt bey seiner Empfindung als Naturlehrer an die Entstehung der Farben, und die geometrische Bestimmung der Rundung der Wassertheilchen, durch welche der Regenbogen entsteht. Der dritte fühlt die Harmonie und die zarte Annäherung der Farben eine an die andere, die zarte Rundung des Bogens. Man wird keinem Augenblick anstehen zu glauben, daß der letztere die meiste Nahrung für seine Einbildungskraft habe. Der erste empfindet grobsinnlich, und indem der zweyte alles allzudeutlich von einander absondert, so denkt er zwar deutlich, aber seine Einbildungskraft hat keinen Vortheil davon. Es kommt hiebey sehr viel auf die Lage an, in welchen wir bey einer jedesmaligen Empfindung sind. Gegenstände, die uns neu und interessant sind, verursachen lebhaftere Empfindungen, und diese können alsdenn auch um so viel leichter wieder reproducirt werden. Daher kommt es, daß diejenigen Empfindungen, die wir in zarter Jugend, wo unsre Seele von Begriffen noch gleichsam leer war, wo uns jeder Gegenstand neu und wichtig ist, lebhafter sind, als diejenigen, die wir bey zunehmenden Jahren haben. Alte Leute reden immer von ihrer Jugend, weil ihnen die Empfindungen damals so lebhaft waren. Die Einbildungskraft giebt uns keine neue Ideen, sondern sie erweckt nur diejenigen, die wir schon gehabt haben. Daraus folgt also, daß wir auf diejenigen Empfindungen, die wir oft, leicht und gerne durch die Einbildungskraft erneuern wollen, eine besondere Aufmerksamkeit richten müssen. Ein Mensch sieht ein reizendes Gesicht, er heftet seine ganze Aufmerksamkeit auf sie, und seit dieser Zeit schwebt ihm das Bild beständig vor Augen; seine Aufmerksamkeit hält ihm dasselbe so lebhaft vor, als das Original. Je öfter wir eine Empfindung gehabt haben, in desto mehr Verbindungen haben wir sie gedacht, und folglich hängt sie gleichsam an vielen Vorstellungen an, wodurch sie wieder in die Seele zurückgebracht werden kann. Eben dieses kann geschehen, wenn eine Empfindung oft durch die Einbildungskraft erneuert wird. Diejenigen, die eine Geschichte oft erzählet haben, erinnern sich sehr oft wieder an eben dieselbe. Wir hören oft, daß Leuten die in Gesellschaften sich besonders mit Erzählung von Anecdoten beschäftigen, einerley Geschichte einerley Personen erzählen, weil sie ihnen so geläufig sind, manchmal merken sie es selbsten, und sagen: ich weiß nicht, ob ich ihnen diese Historie nicht schon erzählt habe. Holbergs geschwätzigen Balbierer, mit seiner Reise von Hadersleben nach Kiel, erläutert diesen Satz. Allein diese Regel hat auch ihre Ausnahme. Dinge, die wir sehr oft, entweder in der Empfindung, oder in der Einbildungskraft gedacht haben, werden uns gewöhnlich, und verlieren ihren Reiz der Neuheit und des Interesse. Daher kommt es, daß Dinge, die wir selten empfunden haben, aber jedesmal in einem hohen Grad von Lebhaftigkeit, leichter können reproducirt werden, als andre, die wir oft gedacht haben. Was auf der einen Seite durch die öftere Gegenwart des Gedanken erhalten wird, das geht auf der andern Seite durch den Mangel der Lebhaftigkeit wieder verlohren, und so auch umgewandt. Im gewöhnlichen und natürlichen Gang sind die Empfindungen allemal lebhafter, als die Einbildungen.

Letztere sind übergebliebnes Licht, abgefallener Schein von dem ersten, und können also unmöglich so stark und lebhaft seyn, als die Empfindungen selbsten. Nun bey Abwesenheit wirklicher Empfindungen, wenn die Zugänge der äusserlichen Eindrücke verschlossen sind, wenn die Einbildungskraft allein in der Seele herrscht, wenn die Seele nur sich sieht; alsdenn erhebt sich die Einbildungskraft zum Licht wirklicher Gegenstände, weil die Vergleichung zwischen dem einem und dem andern nicht statt finden kann. So sind des Nachts, wenn wir im Bette liegen, die Vorstellung der Einbildungskraft im Finstern ungemein lebhaft, so phantasiren wir im Wachen, wenn wir die Augen zuschliessen, und den äussern Empfindungen den Eingang in die Seele verschliessen, stärker, als wenn wir die Augen offen haben; so wirken im Traum täuschende Nachahmung der wirklichen Empfindung, blos eingebildete Gegenstände so stark auf die Seele, als wenn sie wirklich da wären; so wählen Verliebte, die sich mit der Vorstellung ihres geliebten Gegenstandes unterhalten wollen, so suchen Traurige, die in der Melancholie ihr Vergnügen finden, die Einsamkeit, damit sie nicht durch äussere Empfindung, an ihren Einbildungen gestört werden. In dem natürlichen Zustand ist also die Klarheit der Ideen ein hinreichendes Unterscheidungsmerkmal zwischen Empfindungen und Einbildungen. Es können aber letztere oftmals so stark werden, daß sie die Empfindungen schwächen. Ein Künstler, der bey Verfertigung eines Werkes der Kunst, alle seine Kräfte dermassen aufbietet, daß er von dem, was um ihn herum vorgeht, nichts sieht und hört, hat Einbildungen, die wirklich klärer sind, als seine Empfindungen. In diesem Fall muß der Unterschied zwischen beyden in den begleitenden Ideen und Umständen gesucht werden, so daß man Schein und Wirklichkeit von einander unterscheidet. Ein Künstler, der ein Bild der Schönheit noch so klar im Kopf hat, weiß doch immer, daß es nur Bild ist. Auch die lebhafteste Vorstellung eines vor vielen Jahren verstorbenen Freundes, kann ich doch für nichts anders halten als für ein Bild, wenn ich ihn auch eben so klar denke, als den Freund, mit dem ich täglich umgehe. Allein, wenn auch dieses Unterscheidungsstück wegfällt, daß der Mensch in einem Zustand ist, daß er Schein und Wahrheit nicht mehr von einander unterscheiden kann, wenn die Einbildungen lebhafter, als alle Empfindungen sind; so gränzt der Mensch nahe an Wahnsinn; so kann eine überspannte Einbildungskraft den Menschen wirklich zum Narren machen. Wie viele Beyspiele dieser Art haben wir!

Die durch die Empfindung in die Seele gekommene Ideen sind nun gleichsam ein Depot der Einbildungskraft. Aber, so lang sich die Seele derselben nicht bedient, so sind sie gleichsam nur schlafende Ideen, deren die Seele nicht wirklich bewußt ist, sie nicht wahrnimmt, sie nicht unterscheidet. Sie sind also im Grunde betrachtet, nichts als Dispositionen der innern Organen, die sich leicht wieder in ähnliche Bewegungen setzen lassen, wie sie solche vorher von den sinnlichen Gegenständen empfangen hat; oder diejenige modificirte Bewegung wieder an sich zu nehmen, welche bey Anwesenheit des sinnlichen Gegenstandes einen bestimmten Begriff vermittelt. Hieraus ist begreiflich, warum sich solche durch die begleitende Umstände wieder zum Bewußtseyn erheben lassen, sie mögen nun entweder durch innerliche Gründe, oder durch äussere Umstände damit verbunden seyn. Und daraus läßt sich die Associatio Idearum erklären. (s. diesen Artikel.) Und insofern hat die Seele den ganzen Vorrath dieser Begriffe in ihrer Gewalt. Hier übt die Seele gleichsam ihre geistige Mechanik aus. Bonnet vergleicht die Bemühung der Seele bey ihrem Bestreben, einen gehabten Begriff zu erneuern, mit dem Bemühen eines Tonkünstlers, der um einen gewissen Ton, oder verlohrne Melodie wieder zu finden, durch Greifen und Stellen der dazu eingerichteten Theile seines Instruments es so lange versucht, bis er eben dieselbe, dem bestimmten Ton genau entsprechende Berührung zu finden glaubt. So machen wir es im gemeinen Leben, wenn wir uns z. E. auf einen Namen besinnen wollen; wir laufen so viele Namen durch, bis wir endlich auf einen kommen, der mit dem gesuchten eine gewisse Aehnlichkeit, oder Verbindung hat, und alsdenn erwacht der schlafende Begriff auf einmal. Von dem Unterschied der Einbildungskraft, und des Gedächtnisses und Erinnerungsvermögens, soll unter beyden letzten Artikeln gehandelt werden. So lang die Seele noch Kraft und Thätigkeit genug hat, müssen dergleichen gesammelte Ideen in Munterkeit und Leben erhalten werden. Sie stehen mit den eigentlichen Empfindungs-Ideen in umgekehrten Verhältnisse. So wie diese durch mehrmalige Wiederholung den Reiz der Neuigkeit verlieren, und eben dadurch geschwächt werden; so werden die Einbildungen im Gegentheil durch öftere idealische Darstellung immer in mehrere Reihen von Ideen verflochten, in einen ausgebreitetern Zusammenhang geführt, und eben dadurch, indem sie gleichsam vermehrte und vervielfältigte Berührungspunkte bekommen, leichter wieder reproducirt, und zu fernerer Erscheinung vorbereitet. Wessen Einbildung nun leicht und schnell bey einer jeden natürlichen Veranlassung, das, was er einmal von sinnlichen Dingen mit vorzüglicher Wirkung gefühlt hat, wieder erkennt, der kann, fast allezeit, wenn er gehörige Uebung dazu hat, Empfindungen in sich hervorbringen, welche er will. Kommt nun zu dieser Gabe noch die Fertigkeit durch schickliche Zeichen dergleichen Vorstellungen auch in andern zu erwecken, so ist die Anlage zu einem schönen Künstler, entweder in redenden oder bildenden Künsten, da. Und so ist die Einbildungskraft die Mutter der schönen Künste. Durch sie liegt eine ganze Welt in der Seele, dadurch wird sie Schöpferin von einer Menge zusammengesetzter Ideen. Durch sie schaft sich der Mensch paradisische Aussichten mitten in der Wüste, und bildet sich eine Menge von Menschen, die er handeln und sprechen läßt, wie er will.

Es ist demnach für den Fortgang der schönen Künste und Wissenschaften äusserst wichtig, daß diese Kraft in ihre gehörige Thätigkeit gesetzt werde. Von Natur ist sie blosses Vermögen, das an sich betrachtet nicht wirkt, aber durch den Gebrauch muß sie erst in Thätigkeit gesetzt werden. Thätigkeit des Geistes, und also auch der Einbildungskraft, gehört zu den Grundlagen eines schönen Geistes, und folglich muß sie auch eine gewisse Leichtigkeit haben, d. i., sie muß eine besondere Fertigkeit haben, sich bey der geringsten Veranlassung eine grosse Menge sinnlicher Gegenstände vorzustellen. Aber jede Seele kann durch Hemmung der Thätigkeit träge werden. Man gebe nur auf diejenigen Menschen Achtung, bey deren Erziehung das vornehmste Gesetz ist, alles dasjenige, was ihnen einige Mühe machen könnte, und wozu er eigene Ueberlegung und Anstrengung nöthig hätte, von ihm zu-

rück zu halten; was entſteht daraus? Alle männliche Kraft der Seele wird weggeſchnitten, alle Nerven werden ſchlaff, und es wird aus dem Menſchen eine Mißgeburt, der die weſentliche Eigenſchaft eines vernünftigen Geſchöpfes benommen iſt. Im Gegentheil durch fleißige Uebung der Vorſtellungskräfte erlangt der Geiſt ſeine Thätigkeit, ſeine bisher unentwickelte Seelenkräfte bekommen hinlängliche Reizung zur Wirkſamkeit, und er lernt frühe fühlen, daß durch Aufforderung ſeiner Kräfte das Gebiet ſeiner Wirkſamkeit erweitert wird. Dadurch bekommt er ſeine Lebhaftigkeit, daß er unaufhörlich gegen alle ihm vorkommende Gegenſtände wirkſam wird. Und das iſt auch der Weg, auf welchen ſich die Einbildungskraft der Vollkommenheit, deren ſie fähig iſt, nähern muß. Es wird zwar kein Menſch ohne Einbildungskraft gefunden, aber bey einem Künſtler muß ſie vorzüglich lebhaft wirken. Man theilt deswegen die Einbildungskraft in die natürliche, und willkührliche. Dieſe hänget von unſrer Freyheit ab, ob und wie wir ſie gebrauchen wollen, jene aber nicht. Es reden auch einige von einer leidenden Einbildungskraft, und verſtehen darunter die materiellen Bilder, oder die Bewegungen der Nerven und des Gehirns, die unſre Einbildungen begleiten. Mit dieſen haben wir hier nichts zu thun; ſondern wir reden hier blos von der willkührlichen Einbildungskraft. Da die natürliche Einbildungskraft, welche durch eine gewiſſe natürliche Nothwendigkeit durch die Empfindung empfangene Vorſtellungen erhält, und zu ſeiner Zeit wieder hervorbringt, die Grundlage von der willkührlichen iſt, die ſich nur nach eigenen Gutbefinden äuſſert, ſo muß der Künſtler auch allerdings auf dieſe ſeine Aufmerkſamkeit richten. Da ſie nun gemeiniglich ſtärker iſt, als die willkührliche, ſo würden wir gewiß nichts ausrichten, wenn wir ſie auf ſolche Sachen wenden wollen, von denen ſie die Natur zurückzieht. Ein trübſinniger melancholiſcher Menſch wird ſich vergebens bemühen die Freuden des Lebens zu ſchildern, er wird überall ſchwarze Decken auf Blumen finden.

Die Vollkommenheiten der Einbildungskraft laſſen ſich in Abſicht auf den Künſtler auf folgende Punkte ſetzen. Erſtlich ſchreibt man ihr eine Ausdehnung zu, wenn ſie viel Vorſtellung auf einmal mit Klarheit mit einander verkleidet. Soll ein Menſch hiezu geſchickt ſeyn, ſo muß er viel geſehen und gehört haben, damit ſich ſeine Einbildungskraft auf viele Gegenſtände ausbreiten kann. Hierzu trägt der Umgang mit Menſchen, viele eigene Erfahrung, vieles Reiſen, vieles Leſen der Geſchichte ungemein viel bey. Homer hat in ſeinen beyden Gedichten eine bewundernswürdige Menge und Mannichfaltigkeit der Bilder angebracht; allein ehe er ſeine Gedichte verfertigte, reiſte er in der Welt herum, und ſahe die Sitten und Gebräuche vieler Menſchen. Der ſeelige Kleiſt nennte ſeine Spaziergänge nur ſeine Bilderjagd. Hiezu gehört noch eine andere Vollkommenheit, daß man einer jeden Einbildung ſo viel Reichthum zugeben ſucht, als es möglich iſt. Man leſe die Gefechte beym Homer, ein jedes zeichnet ſich von dem andern, durch gewiſſe verſchiedene Züge aus, und eine jede Vorſtellung iſt als ein eigenes Bild beſonders ausgemalt. Hiedurch erlangt die Hauptvorſtellung hauptſächlich Ordnung, Plan und Ebenmaaß, und der Künſtler kann aus der Menge der Vorſtellungen diejenigen auswählen, die zu ſeiner Abſicht die bequemſten ſind. Hiebey aber ſind auch einige Fehler zu vermeiden. Bey einigen iſt die Einbildungskraft ſo fruchtbar, und ſie können ſo wenig Ziel und Maaß halten, daß ſie bey einer Vorſtellung allen Reichthum verſchwenden, den ſie geſammelt haben. Von ſolchen Künſtlern redete Boileau.

Un Auteur quelque fois plein de ſon objet
Jamais ſans l'epuiſer n'abandonne un ſujet.
S'il rencontre un Palais, il m'en depeint la face
Il me promene après de teraſſe en teraſſe
Ici s'offre un perron, là regne un corridor,
Là ce balcon s'enferme en baluſtre d'or.
Il compte des plafonds, les ronds & les ovales
Ce ne ſont que Feſtons, ce ne ſont qu'aſtragales
Je ſaute vingt feuillets pour en trouver la fin
Et je me ſauve en peine au travers du jardin.
Fuyez de ces auteurs l'abondance ſterile
Et ne chargez point d'un detail inutile.

Künſtler, die eine auf dieſe Art zu ſehr ausgedehnte Einbildungskraft haben, laſſen ſich durch den Strom derſelben fortreiſſen, und wiſſen in ihren Bildern kein Ende zu finden. Ovid fällt häufig in dieſen Fehler. Die zweyte Vollkommenheit der Einbildungskraft eines Künſtlers iſt die Stärke derſelben; wenn man ſeine Einbildungen in hohem Grad der Klarheit vorbringt, ſo daß der Leſer, Zuhörer, Zuſchauer, vieles auf einmal zu überdenken bekommt. Hiedurch wird der Eindruck derſelben auſſerordentlich ſtark; der Verfaſſer geräth darüber in Begeiſterung, und ſein Feuer theilt ſich auch den andern mit. Doch muß er ſorgfältig bemühet ſeyn, daß ſeine Einbildungen mit den zugleich gegenwärtigen Empfindungen übereinſtimmen. Er muß daher ſuchen die Herrſchaft über ſeine Einbildungskraft zu behaupten. Die Einbildungskraft an ſich genommen, iſt leichtſinnig, ausſchweifend und abentheuerlich, wie die Träume, die ihr Werk ſind. Daher muß ſie ein feines Gefühl der Ordnung und Uebereinſtimmung beſtändig begleiten, um dem Werk, das ſie hervorbringt, die gehörige Wahrheit und Ordnung zu geben. Sie muß durchgehends mit einer durchdringenden Beurtheilungskraft begleitet ſeyn, und dieſe muß über alle Aeuſſerungen derſelben die Wahrheit behaupten. Wenn dem Künſtler dieſe Begleiter fehlen, ſo wird ſein Werk nichts anders, als ein Traum ſeyn, und ſeine Vorſtellungen werden mehr Abentheuer einer bezauberten Welt, als Bilder einer wirklichen Natur ſeyn. Wenn man den Arioſt und Homer mit einander vergleicht, ſo ſieht man wie viel eine durch Beurtheilungskraft regierten Einbildungskraft, vor einer ſchwärmeriſchen voraus hat. Was würde nicht Homer für ausſchweifende Dinge von ſeinen Helden erzählt haben, wenn ſeine auſſerordentliche ſtarke Einbildungskraft nicht durch jene hohen Gaben wäre regiert worden! Wie abentheuerlich iſt Arioſt gegen ihn! Eine Lehre, die vielen von unſern neuern dramatiſchen Dichtern inſonderheit nöthig iſt, die eine ſchwärmeriſche Einbildungskraft faſt für das einzige Kennzeichen des Genies halten. Will der Künſtler dieſe Gabe recht gebrauchen, ſo muß er die Einbildungskraft gleichſam als das Zeughaus anſehen, aus denen er die Waffen nimmt, um den Sieg über die Gemüther der Menſchen zu erhalten; allein die Beurtheilungskraft zeigt ihm die Art ſolche recht zu gebrauchen.

Es entſteht nunmehr ganz natürlich die Frage, wie man es anzufangen habe, daß man die Wirkungen der Einbildungskraft, entweder befördere, oder verhindere? eine Frage, deren Beantwortung in mancher Betrachtung wichtig iſt. Die Einbildungskraft bauet auf dem Boden der Sinne. Ihre Früchte werden alſo auf ſinnlichem Boden erzogen und genährt. Je beſſer

also dieser gepflegt und geordnet ist, desto besser gedeihen die Werke der Kunst und des Geschmacks. Niemals wird man es also in den Werken der Kunst zu einiger Vollkommenheit bringen, wenn man es bey den Empfindungen versehen hat. Wer seine Einbildungskraft also verbessern will, muß seine Empfindungen nach den Regeln einer richtigen Erfahrung anstellen. Wenn die Einbildungskraft glücklich wirken soll, so muß er zu der Zeit, wenn sie wirken soll, und unmittelbar vorher, die Sinne zur Ruhe gebracht werden. Was man durch die Einbildungskraft gut und richtig vorstellen will, muß man oft unter die Empfindung bringen, um zu sehen, ob sie damit harmoniren, oder nicht. Dabey muß man sein Gemüth von allen demjenigen befreyen, was die Aufmerksamkeit stören kann. Eben so nöthig ist es, die Wirkungen der Einbildungskraft zuweilen zu hindern. Es ist dieses sowohl für den Künstler, als den Sittenlehrer wichtig. Ein Gemüth ist aufgebracht; das Bild, wodurch seine Leidenschaft entstanden ist, schwebt ihm beständig vor Augen. Wie hat man es anzufangen, solches wieder in Ruhe zu bringen? Was heist dieses anders, als wie hat man es anzufangen, daß die Wirkungen seiner Einbildungskraft geschwächt werden? Oder auf der andern Seite, ein Künstler, soll aus der unendlichen Menge von Einbildungen nur diejenigen auslesen, die für seinen jedesmaligen Zweck die besten sind. Wie hat er es also anzufangen, daß er seiner Einbildungskraft denjenigen Schwung gebe, daß sie ihm nur diejenigen Materialien reicht, die er nöthig hat, die andern aber zurückhalte? Beyde Fragen verlangen einerley, nemlich, wie man die Wirkungen der Einbildungskraft schwächen soll. Wir wollen die Beantwortung dieser Frage in lauter kurzen Sätzen vortragen, und die Wendung derselben dem Künstler und Sittenlehrer überlassen. Wer die Wirkungen der Einbildungskraft schwächen will, muß 1) die Empfindung solcher Gegenstände, von denen man die Einbildungskraft abwenden will, verhindern. Vergebens wird man einem Verliebten das Bild seiner Geliebten aus dem Kopf zu bringen suchen, der sie beständig vor Augen hat. 2) Muß man alles dasjenige aus der Empfindung entfernen, was nur einige Beziehung auf denjenigen Gegenstand hat, davon man die Einbildungskraft abziehen will. Man erinnere sich an die Geschichte des Manlius, den seine Richter nicht zu verurtheilen wagten, so lang dem Volk die Aussicht nach dem Capitol, das er errettet hatte, frey stund. 3) Man muß seine Aufmerksamkeit mit andern würdigern, und wenigstens eben so interessanten Gegenständen beschäftigen. Diese Regeln sind um so viel nöthiger, je eigensinniger diese Kraft unsrer Seele ist. Oft verläßt sie uns da, wo uns ihr Beystand am nöthigsten ist, und oft kommt sie uns gerade zu der Zeit, wo sie uns am ungelegensten ist. Es wird daher viele Mühe und lang anhaltende Uebung erfordert, wenn man der Herrschaft über sie versichert seyn will. s. Begeisterung. (22)

Einbildungskraft, (music.) ist das Vermögen der Seele, dessen sich der Künstler bedient, um alles was er irgend gesehen, gehört, oder sich hat erzehlen lassen, dem Verstand so deutlich vorzustellen, daß er hievon durchdrungen gleiche Wirkung, sey es durch Farben oder Töne oder durch redende Bilder, bey seinen Lesern, Zuhörern oder Zuschauern erziele. Ein Tonkünstler wird sich nicht nur eine angehörte Musik deutlich vorstellen, nicht allein eine Musik, die er erfschaft, mit all ihrer Wirkung sich hörbar machen, sondern irgend eine Scene aus der Natur, das Fächeln säuselnder Winde, das Lispeln des Baches, das Rauschen des Stroms, das Rollen der Donner,)(sich so lebhaft eindrücken können, daß diese Nahrung in seine Substanz übergegangen ein deutliches Gepräg hievon in Tönen zur Welt bringe. Nur die ersten und seltenen Köpfe eines ganzen Jahrhunderts, deren Nerven aufs reizbarste gespannt sind, deren Geist mit einer lebenden Gallerie von Bildern ausgezieret ist, dörfen hierauf Anspruch machen. Es ist also wohl zu bedauren, daß unsere junge Tonsetzer, ohne mit den Musen in Vertraulichkeit gelebt zu haben, ohne einiger Bildung fürs Theater arbeiten wollen. Gleich als wenn ein Clavierspieler, oder ein Notenleser schon alle Gaben besäß, die einen grossen Gesangdichter ausmachen.

Gute Singmeister, kennen nicht nur beym ersten Anhören eines Tons, in welchem Ton man sey, sondern sie können mit Gewißheit auch den Chaton, wenn es ihnen beliebig ist, mit eben so viel Genauigkeit als eine stählerne Stimmgabel angeben.

Diese Einbildungskraft ist lang jene nicht; denn ein erfindungenreicher Kopf bildet sich eine neue Welt ein, die er schaffen will. (25)

Einbinden (Jäger.) wird genennt, wenn man Garne in die Spindeln oder Reife, und Schlingen in die Geschneidebögen festmacht.

Einbindschienen nennen die Artilleristen diejenigen beyden Eisen, durch welche die Axe mit den Laffetenwänden einer Canone verbunden wird. (6)

Einblättriger Kelch, Krone, (botan.) (*Perianthium monophyllum*, *Corolla monopetala*,) heissen diese Theile, wenn sie nur aus einem Blatte bestehen. (9)

Einblasen; (Bergwerksmaschinen) nennt man bey den Bergwerken, wenn mittelst der durch die Kunst angelegten Maschinen und geführten Bäue frische Luft in die Gruben gebracht wird. So wie die Wettermaschinen die bösen Wetter hinwegziehen, also hat man Mittel erfunden, frische Luft einzublasen. Wo lange Stollen oder Feldörter zu treiben sind, da häufen sich in der stille stehenden Luft Dämpfe, die von dem Grubenlicht, oder der Dünstung der Arbeiter, oder der Erde selbst herrühren, und die Luft zur Unterhaltung des Lichts und der Respiration untauglich machen. Dieses geschiehet auch in denen Schächten, die mit keinem tiefen Stollen, oder mit keinen andern Schächten in der Nähe durchschlägig sind, auch, wenn ein oder mehrere Schächte unter dem Stollen, oder einer Strecke, sehr tief abgesunken sind. Hier wird auf verschiedene Art frische Luft eingeblasen; eine der ältesten geschiehet durch den Getrepperich und die Windfänge, welche schon in alten Zeiten auf den Böhmischen, Sächsischen, und Harzischen Bergwerken in Gebrauch gewesen. Wenn diese ihre Dienste nicht länger thun wollen; so müssen **Windschächte** oder Lichtlöcher gebauet werden. Da aber solche gleich andern Schächten, grosse Kosten und viel Zeit erfordern; so hat der An. 1721. verstorbene Zellerfeldische Maschinendirector, Johann Just Bardels, eine Bohrmaschine mit aushauenden eisernen gestählten Meiseln an einem Kolben erfunden, welche vermittelst eines Rades von zwey Menschen aufgezogen werden, und durch ihre eigene Schwere wieder hart niederfallen sollte. Als es 1713. dem Rabenstollen auf dem Clausthalischen Thurme, Rosenhöferzuge, an Wettern fehlte,

hat

hat er zuerſt geäuſſert, daß er ſich getraue, mittelſt dieſer Maſchine das Geſtein 5 bis 6 Zoll im Durchmeſſer auf 50 und mehr Lachter ſenkrechter Tiefe binnen Jahresfriſt zu durchbohren, daß dieſes Bohren bey Ermangelung der Wetter auf Stollörtern, anſtatt der Lichtlöcher dienen, und friſche Wetter vom Tage dadurch zugeführt werden könnten. Da die Getreppriche oder Treckwerke nicht überall die nöthigen Dienſte thun, die Windſchächte aber oder Lichtlöcher über den Stollen koſtbar ſind, und viel Zeit erfordern, auch überdem öfters die Wetter in Schächten und Grubengebäuden mangeln, ſo hat man ſchon in alten Zeiten verſuchet, mit Blaſebälgen bald friſche Wetter durch Röhren einzublaſen, bald die faulen und ſtehenden abzuziehen, und zwar das erſte mit einer Art von Schmidteblasbälgen, das letztere durch Blaſebälge mit 2 Fendillen, wovon das eine in dem engern Theil des Balges ſich einwärts öfnet, um die unreine Luft aus dem Schachte einzulaſſen, das andere aber auf dem obern Blatte des Balges auswärts gehet, um die faule Luft beym Niedergehen des Balges heraus zu laſſen. Dieſer Bälge hat man zwey, drey und mehrere bey einander gelegt, und ſie mittelſt einer Welle und Hebebaums, oder durchs Treten wie an den Orgeln, bald auch durch Pferde oder durch ein Waſſerrad aufgezogen. Die Blaſebälge von der erſten Art ſind ehemals auf dem Harz gebraucht worden, wie Löhneiſen im dritten Theile berichtet. Auch nachhero iſt zum Clausthal A. 1676. auf dem Gegend rum, und noch A. 1711. in der Communion auf dem Stufenthals Glück und kleinen Merten, im Schulenberge, ein lederner Blasbalg angelegt worden, womit man friſche Wetter hinblaſen wollen, jedoch ohne den nöthigen Luftwechſel zuwege zu bringen. Im Jahr 1701. hat man das Zublaſen friſcher Luft mit der ſo bekannten Aeolipila oder Windkugel zum Clausthal auf der Sarepta verſuchet, weil man Nachricht gehabt, daß mit Hülfe dieſes Inſtruments zu Annenberg in Meißen ein Stollen 550 Lachter lang ohne Lichtloch getrieben worden. In den Breßlauiſchen Sammlungen findet man eine Beſchreibung und Abzeichnung einer Maſchine, die in Schleſien am Polderberge, Luft vor einen Stollort zu bringen, mit guten Nutzen vorgerichtet worden. Dieſe Maſchine iſt damals nicht neu erfunden, ſondern nur zuerſt zum Bergbau gebraucht worden. Man findet ſie in Wolfs nützlichen Verſuchen Tom. II. §. 80. beſchrieben, wobey aus dem Fr. de Lamis angemerket wird, daß man ſie bey Schmelzöfen brauche, wie ſie denn auch wirklich auf der Kupferhütte zu Ußlar eine Schmiedeſſe zum glühen der Kupferſcheiben anbläßt. Zu ihrer Einführung bey den harziſchen Bergwerken hat Calvör die erſte Veranlaſſung gegeben, als er ſie aus den Breßlauiſchen Sammlungen bekannt machte, worauf ſie A. 1732. von einem Bergmeiſter auf dem Zellerfelde, auf der neuen Weintraube im Hütſchenthal, zum erſtenmal unter dem Namen einer Waſſertrummel vorgerichtet worden. (18)

Einblatt, (botan.) (*Parnaſſia* L. & Tournef.) Dieſes Pflanzengeſchlecht gehört in die vierte Ordnung der fünften Linneiſchen Claſſe (Pentandria Tetragynia.) Der Kelch hat fünf längliche ſpitzige ausgebreitete fortdauernde Abſchnitte. Die Krone beſtehet aus eben ſo vielen rundlichen geſtreiften vertieften ausgebreiteten Blättern. Jedes derſelben iſt mit einem beſondern Honigbehältniß verſehen, welches herzförmig vertieft und mit 13 Haaren beſetzt iſt, auf denen oben ein Kügelchen ſitzt. Die fünf platten Staubbeutel liegen auf pfriemenförmigen Trägern. Der Stempel beſtehet aus einem eyrunden großen Fruchtknoten, der ſtatt des Griffels mit einem Loch verſehen iſt. Die vier Narben ſind ſtumpf, und werden nach der Blüthe größer. Die Saamenkapſel iſt eyrund viereckig, einfächrig, vierklappig, der Fruchtboden vierfach an die Klappen angewachſen. Die Kapſel enthält viele länglichte Saamenkörner. Es iſt nur eine Gattung bekannt, das Sumpf-Einblatt, (*Parnaſſia paluſtris* L. Ludw. ect. t. 110. *Gramen Parnaſſi albo ſimplici flore* C. Bauh. *Hepatica alba* Cord. *Pyrola rotundi folia paluſtris, flore unico ampliore* Moriſ. hiſt. 3 p. 505. F. 12. t. 10. f. 3. Leberblume, weiſſes Herrenblümchen, weiſſes Herzblümchen.) Es wächſt in Europa an ſumpfigen Plätzen wild. Die Wurzel iſt fortdauernd, der Stengel einfach einen Schuh lang mit einem Blatte umgeben, die übrigen Blätter ſitzen an der Wurzel. Die im Herbſte hervorkommende Blume ſitzt einzeln am Gipfel des Stengels und iſt weiß. Der Saame dieſer Pflanze ſoll eine harntreibende Kraft haben, und der Saft der Blätter in Augenkrankheiten dienlich ſeyn. Von beyden fehlen hinlängliche Proben. (9)

Einblatt, iſt auch ein Beyname der zweyblättrigen Mayblume (*Convallaria bifolia* L.) (9)

Einböckeln, Fleiſch einböckeln, ſ. Pöckelfleiſch. Der Heringe. ſ. Hering. (24)

Einbohrigte Röhren, (Architect. Hydraul.) ſ. Röhren.

Einbrechen, ſagt man auch von den Früchten, als Hafer und Gerſte, wenn ſie überreif von ſelbſten auf dem Acker einbrechen. (24)

Einbrennen, ein bey mancherley Gegenſtänden vorkommender Ausdruck; z. B. man brennt mit einem glühenden Eiſen Zeichen ein, bald ins Holz, bald den Pferden in den Geſtüten, bald den Schweinen ſo in die Maſt getrieben werden: man brennt auf den Blechhämmern die Bleche ein, wenn ſie zum Verzinnen in das flüſſige Zinn gelegt werden: man brennt in der Landwirthſchaft dem Viehe ein, wenn man ihr Futter mit ſiedenden Waſſer begießt, oder anbrühet. Man brennt in der Küche mit Mehl ein, wenn man daſſelbe mit Butter über dem Feuer vermiſcht, und ſodann gewiſſen Speiſen zuſetzt. (19)

Einbringen, hat bey den Rechtsgelehrten viererley Bedeutungen, denn es wird gebraucht: 1 Vom Heyrathsgut, welches die Frau dem Manne zu oder einbringt; welches daher auch ſelbſt das Eingebrachte genennt wird. 2. Von gerichtlich übergebenen Schriften der Parthien, oder auch mündlichen Vortrage derſelben, welches überhaupt das Einbringen des Klägers und Beklagten heißt. 3. Von einer Erſetzung oder Nachholung des Verſäumten, da man durch Verdoppelung ſeines Fleißes das Verſäumte einbringt. 4. Von den Geſellen, welche an einem Orte Arbeit bekommen, und durch den Altknecht oder Jungmeiſter eingebracht werden. (15)

Einbringen der Advocaten heißen beſonders nach dem ſächſiſchen Gerichtsſtyl diejenige Sätze der Advocaten, welche ſie bey dem mündlichen Verfahren miteinander wechſeln. (38)

Einbringen der Ehfrauen, Illata, wird überhaupt alles dasjenige Vermögen einer Ehfrau genennt, welches ſie entweder im Anfang der Ehe oder während derſelben, als Heyrathgut oder ſonſten dem Manne zugebracht hat. Wenn über des Mannes Vermögen bey ſeinen Lebzeiten oder nach ſeinem Tod ein Concursprozeß entſteht, ſo hat die Frau das Recht, dieſes

Einbringen aus der Concursmaſſe, und zwar, was noch davon vorhanden iſt, mit dem Abſonderungsrecht, das übrige aber in der Ordnung der Glaubiger zurückzufordern, auch wegen deſſelben das Vermögen ihres verſtorbenen Mannes einzubehalten, und ſo lange ſie wegen ihrer Forderungen nicht befriedigt iſt, ihren Unterhalt daraus zu beziehen, nur muß ſie das Einbringen dieſes Vermögens gehörig beweiſen; wozu aber niemals das Geſtändniß des Mannes hinreichend iſt, und nur alsdann etwas beweiſen kann, wenn der Mann in einer lange zuvor ausgeſtellten Handſchrift ein ſolches Bekenntniß abgelegt hat. (9)

Einbruch iſt, wenn bey einem Diebſtahl mit Einſteigen und Erbrechen gefährliche Gewalt gebraucht wird, und vermehrt die Strafe des Diebſtahls ſehr. ſ. gefährlicher Diebſtahl. (38)

Einbringung der Erbſchaft, iſt eben das was nach römiſchen Rechte Collatio bonorum genennt wird. ſ. den Art. Collation. (15)

Einbringen, das Getraide einbringen, iſt nichts anders, als wenn man die Früchte einführet; auch braucht man dieſes Wort wenn man von einem Guth ſagen will, was es erträgt: es bringt ſo und ſo viel ein. (24)

Einbringen, (Salzwerkswiſſenſchaft) nennt man, wenn man die um Salzbrunnen geführte Ableitung, Dohlen und Tagerösche noch tiefer legt, um das tiefer gehende und eindringende wilde Waſſer zu faſſen, woferne die ſchon vorhandene nicht tief genug geführt ſind. Mehreres ſ. beym Art. Tagerösche. (18)

Einbruch, (Salzwerkswiſſenſchaft) ſagt man von den bey Salinen nahe vorbey flieſenden Waſſern und Flüſſen, wenn ſolches unter dem Boden und deſſen lockern Lagen, Ritzen auch Höhlungen durch und der Faſſung des Salzbrunnens zudringt. So bald man einen Einbruch vermerkt, hat man nicht wie gewöhnlich geſchiehet, ſolchen nur zu verdammen indeme dies von ſchlechter Dauer erfunden worden, ſondern ſogleich darauf Bedacht zu nehmen, wie die wilde Waſſer abzuleiten ſeyn möchten. Ein Einbruch der von der Höhe geſchiehet übet um ſo mehr Gewalt aus, je höher er kommt, und wird auch um ſo viel gefährlicher, wenn man lange verzögert, weil das Waſſer mit groſer Geſchwindigkeit herbey flieſt und groſe Höhlungen auſſer der Faſſnung macht. (18)

Einbruchbock, (Waſſerbau) wird ein von Holz verbundenes Geſtelle genennt, ſo man in Flüſſe ſtellt, um die Einriſſe des Waſſers im Ufer abzuhalten. Man bedient ſich deſſen zu Bozen in Tyrol, wann die Etſch anlauft. Sie haben vornen *) zwey Füße a. welche ins Waſſer zu ſtehen kommen, und ſind mit Bändern b. an das vierkandigte Holz c. ſo auf dem feſten Erdboden lieget, befeſtiget. Damit aber dieſe Böcke in dem Waſſer einen feſten Stand haben, ſo wird durch die Bänder b. ein Bohlen- oder Ladenſtuck geſchoben, auf welches man groſe Steine c. leget. Die Böcke werden ſo weit von einander geſtellt, als die Länge einer 1½ bis 2 Zoll ſtarken Bohle iſt. Dieſer Bohlen werden ſo viel übereinander an die Füße der Böcke genagelt, als nöthig; ſo wird das Ufer von fernerem Einbruche verwahret, und das Waſſer abgehalten.

Andere halten vor beſſer, wenn man auf die Böcke das Querholz f. auflegte, und mit Klammern befeſtigte. Darauf könnte man die beſchriebne Rahm daran hinunter ſtoßen, und an das Querholz f. nageln, und die Bretter einſchieben, und in den Boden des Schlauchs einſchlagen, ſo wird das Waſſer noch beſſer als nach voriger Art abgehalten werden können. Es würde an vielen Orten rathſamer ſeyn, ſich dergleichen Böcke zu bedienen, um einen weitern Uferein-bruch zu verwehren, beſonders wenn keine gar zu groſe Tiefe an ſolchen hinſtreichet, als ſich der eingeworfenen und eingehängten Bäume zu bedienen, da man ohnehin hinter dieſem Verſchlage eine beſſere Einbettung machen, und andere Arbeiten behandeln kan. (18)

*) ſ. Tafel Waſſerbau, fig. 22.

Einbrühen. In vielen Ländern iſt man gewohnt, die kurze dürre Fütterung vor das Rindvieh einzubrühen, das iſt, über daſſelbe heiſſes Waſſer zu ſchütten; wenn aber alles laue Waſſer, Tränke und Speiſe die Gedärme von ihrer Elaſticität und Aufſpannung abſpannet, ihnen den Ton nimmt, und ſie ſchlaff und folglich zur beſſeren Verdauung untüchtig machet, ſo begreift man für ſich, daß dergleichen Fütterungsart dem Rindvieh nichts tauget, und vornemlich deßwegen, weil es nicht lauter dergleichen leicht zu verdauendes Futter bekommt.

Man gebraucht auch dieſes Wort von der Wäſche, über welche man ſiedendes Waſſer ſchüttet, um den Unrath zu erweichen, und zur Wäſche vorzubereiten. (13)

Einbuß, iſt nach Würtembergiſchen Landrecht dasjenige, was der Mann oder die Frau von dem zuſammengebrachten Vermögen während der Ehe zugeſetzt haben, oder durch Unglücksfälle verlohren gegangen iſt. Wenn annoch erworbenes Vermögen da iſt, ſo ſoll der Einbuß daraus vor allen Dingen erſetzt werden. Iſt aber nichts erworben, ſo ſollen beyde Ehegatten den Verluſt des Eingebüßten jedes an ſeinem Theil zur Hälfte tragen; es ſey denn, daß der vorherige Eigenthümer deſſelben an dem Verluſte allein ſchuld iſt, oder durch richterliches Urtheil ihm das behauptete Eigenthum abgeſprochen iſt; in welchen Fällen derſelbe den Schaden allein tragen muß. (15)

Einbuß, wird an denjenigen Orten, wo eine Gemeinſchaft des Errungenen unter den Eheleuten ſtatt hat, der Ueberſchuß der gemeinſchaftlichen Schulden über das, was die Eheleute mit einander erworben haben, genannt. An ſolchen Orten iſt zwar die ſogenannte Errungenſchaft (ſ. unter dieſem Art.) unter den Eheleuten gemein, und jedem wird davon nach Vorſchrift der Geſetze ſein Antheil, bald jedem Theil die Hälfte, bald dem Man zwey und der Frau ein Drittel zugeſchieden; allein wenn die Eheleute auch gemeinſchaftliche Schulden miteinander gemacht haben, ſo müſſen dieſe zuerſt aus der Errungenſchaft, und ſo weit dieſe nicht zureicht, aus dem eigenthümlichen Vermögen eines jeden Ehegatten nach Verhältniß ihres Antheils an der Errungenſchaft bezahlt werden, und die hindurch entſtehende Verminderung des zuſammengebrachten Vermögens macht die Einbuß aus. Wenn die Frau zu dem Vermögenszerfall des Mannes nichts beygetragen, und ſich für die geſellſchaftliche Schulden nicht beſonders verbunden hat, ſo kann ſie ſich von der Mitleidenſchaft an der Einbuße meiſtentheils durch die ſogenannte weibliche Freyheiten, oder durch den Verzicht auf die Errungenſchaft befreyen. (38)

Eincaſſiren, ſ. caſſiren.

Eindammung, (Waſſerbau) wird in zweyerley Verſtand gebraucht, einmal verſtehet man die Einſtoßung der Erde und deren Dichtmachung darunter, und ein andermal die Umſchlieſſung eines Landes oder Feldes mit einem Damme. Mehreres ſiehe unter Deich und Damm. (18)

Eindeichen, (Waſſerbau) nennt man, wenn ein Land mit einem Deiche umſchloſſen wird. Es werden Binnerſeen, Marſchen, Groden, Inſeln und Ufer der Flüſſe eingedeichet, davon unter den Wörtern Deich, Deichbau, Binnerſeen, Marſchen ꝛc. Groden, Inſuln und ſo weiter mehr nachgeleſen werden kann. (18)

Eindicken, ſ. einkochen.

Eindickung der Sohle. (Salzwerkswiſſenſchaft) Verdickung der Sohle, Inſpiſſation geſchiehet, indem man die wäſſerichten Theile der Sohle abdämpfen läßt. Es geſchiehet ſolches durch das Einkochen, wenn die Hitze des Feuers die Ausdünſtung der in der Siedpfanne befindlichen Sohle alſo befördert, daß die wäſſerichten Theile immer mehr in die Höhe ſteigen, wo ſodenn, weil die feſteren Theile jederzeit zurück bleiben, die Sohle nothwendig ſchwerer, folglich auch dichter werden muß. (18)

Eindingen. Dieſes Wort hat in dem altdeutſchen Gerichtsſtyl folgende Bedeutungen: 1. das Gericht eindingen ſagte man, wenn das Gericht durch die Frage des Richters und Antwort der Schöpfen gehörig eröfnet wurde. 2. Die Schöffen eindingen oder in den Schöffenſtuhl dingen hieß, die neuerwählten Schöffen im Gericht einführen, daß ſie auf eine feyerliche Weiſe ihr Amt antreten ſollten. Man nannte dieſes auch ſich zwiſchen die Bank dingen; ſ. Bank wie auch einleiten. (ſ. dieſen Art.) 3. Sich eindingen oder andingen heißt den Richter um Erlaubniß bitten, etwas vortragen zu dürfen; denn es war nicht erlaubt ſeinem Gegner in die Rede zu fallen, oder ohne Ordnung ſeine Sache vorzubringen. (15)

Eindruck. Wir urtheilen meiſtens die Tonſtücke vom Eindruck den ſie auf uns gemacht, und ſey es Nothdurft oder Eigenliebe, jeder mißt äuſſere Gegenſtände nach ſeiner Aufnehmlichkeit ab.

Dies zum voraus geſetzt: ſo muß man von einem ſchwärmeriſchen Eindruck ſich niemal verleiten laſſen, die Urſach mit eben dem Enthuſiasmus zu betrachten. Wenn ſchon die Folge ab effectu ad cauſam von der erzielten Wirkung zur wirkenden Urſache richtig iſt: ſo muß es doch einem kalten Philoſophen erlaubt ſeyn, die Dispoſition der Zuhörer, auf welche man gewirkt hat, zu unterſuchen, deren Blindheit meiſtens den Schimmer des Gegenſtandes erhoben hat. Man ſagt nicht unrecht in Frankreich, daß im Königreiche der Blinden, der Einäugige Herr und Meiſter ſey, und es muß einem geſunden Denker wohl weh werden, wenn er von dem Eindruck der griechiſchen Muſik im Einklange, und vom unharmoniſchen Geſchlecht mythologiſche Erzählungen zu verdauen bekommt, da niemand der die Geſchichte kennt, in Abrede ſtellen kann, welchen Eindruck auf empfindſame Nerven eine auch wenig bearbeitete ſchöne Kunſt machen müſſe, wenn nur die ſeltenſten Feſttäge mit unerhörtem Pomp und zufälliger Feyerlichkeit eine Muſik aufgeführt werde, ſtatt daß man jetzo vom täglichen Geklirr nur zu ſehr ermüdet worden.

Zu einem augenfälligen praktiſchen Beyſpiel darf jener Eindruck citiret werden, den zu Rom in der Charwoche Miſerere macht, das von 5 Sängern andächtig vorgetragen wird. Laſſe man es in einem Zimmer abſingen, vergeſſe man auf dem Pomp und Pracht, auf die Gegenwart des ganzen Kirchenſtaats, und dann urtheile man.

Es werden hoffentlich einmal die griechiſchen Sprachmeiſter von jenem Enthuſiasmus geleitet, aufhören, die Erzählungen von dem Eindruck der griechiſchen Muſik uns zu überſetzen.

Um ſich ferner zu überzeugen, wie viel conventionelles beym Eindrucke mit unterlaufe: ſo darf man nur in Frankreich die Beluſtigung tauſend Clavier- und Harfenſpielerinnen und eben ſo viel Sängerinnen unterſuchen. Man wird unter ihren Papieren meiſtens Auszüge aus Opern petites airs, recueils des airs choiſies &c. antreffen: freylich kann ſich kein Ausländer hievon einen Begriff machen, wenn er nicht mehrere Jahre unter ihnen ſelbſt gelebt, ihre Theater beſucht, alle Lieblingsſtücke am rechten Orte mit angeſehen, mit angehört und ſich zu der Empfindung vorbereitet hat. Alsdenn wird er auch von der kälteſten Arie in Verzückung geſetzt werden: was iſt aber die Urſach hievon, nicht wahr? er bildet ſich das Theater, die Actrice ein, er verſetzt ſich in jene Lage, fängt an von neuem jene Scene wiederzukauen, ſich die ganze Handlung lebhaft einzudrücken, das Clavier täuſcht ihn nicht, er hört aber das ganze Orcheſter, er hört die Liebhaberinn nicht am Clavier, ſiehet aber die Prinzeß Iphigenie, und ſiehe dieſes Ganze, die nirgends als in ſeiner Vorſtellungskraft exiſtirt, wirkt auf ihn in voller Stärke, von dieſer Illuſion durchdrungen macht ein außer dieſer Lage unbedeutendes Geklimper, und die erbärmlichſte Naſenſtimme einer Franzöſin auf ihn den bezauberndſten Eindruck. (25)

Eindrücke der Hirnſchale, ſ. Kopfbeſchädigungen.

Einebnen, (Steinbrecher) wird eine Arbeit des Steinbrechers genennt, nach welcher derſelbe den Abraum, Mulm, Thamerde in die Gruben wirft, aus welchen die Steine gebrochen worden. Gemeiniglich geſchiehet ſolches mit derjenigen Erde, mit welcher man aufs neue durch Aufgraben einen Felſen entblöſet, das iſt, abraumet. (18)

Einegen, den ausgeſtreuten Saamen vermittelſt der Ege mit Erde bedecken. ſ. Egen. (13)

Einer, Fingerzahlen, digiti. Um eine Menge, vornemlich eine groſe Summe, deutlich überſehen zu können, ſammelt man ſie gleichſam in Haufen, die Haufen in gröſſere Haufen, die gröſſeren in noch gröſſere und ſo weiter, und giebt die ganze Menge nachgehends dadurch an, daß man ſagt, wie viele der gröſten, wie viele der nächſt gröſten, wie viele der folgenden Haufen, u. ſ. w. und endlich wie viele Dinge, die keinen der kleinſten Haufen mehr zuſammen ausmachen, vorhanden ſind. Jede Zahl, die eine Menge, welche noch keinen der kleinſten Haufen ausmacht, ausdrückt, heiſſet im allgemeinſten Verſtande des Wortes Einer. Z. E. Wenn wir ſprechen: drey tauſend fünf hundert ſiebzig ſechs, ſo geben wir zu verſtehen, daß drey der dermaligen gröſten, fünf der nächſt kleinern, ſieben der kleinſten Haufen und noch ſechs übrige Dinge vorhanden ſind, die nicht mehr einen kleinſten Haufen ausmachen. Die Zahl 6 iſt alſo dermalen die Einerzahl. In dieſem Beyſpiele, und gewöhnlich, rechnet man 10 auf einen kleinſten Haufen, 10 dieſer Haufen auf einen gröſſern, 10 der gröſſern auf einen abermals gröſſern u. ſ. f. Gewöhnlich heißet man daher die Zahlen, die kleiner ſind als 10, Einer, die Haufen aber Zehner, Hunderter, Tauſender u. ſ. w. Nimmt man eine andere Gränze des Zehlens an, wie z. E. Herr Bernoulli in ſeiner Centeſimal-Rechnung (Aſtron. Jahrb. 1779. Th. II. S. 49 u. f.) die geringſte Haufen aus hundert beſtehen laſſet, ſo ſind alle Zahlen, die weniger als hundert ausdrü-

cken, Einer. Bey der gewöhnlichen Art, Zahlen zu schreiben, bedeutet die Ziffer auf der rechten Hand die Einer, die folgende die kleinsten Haufen, d. i. nach unserer Art zu zählen Zehner, die abermals folgende die gröſſern Haufen oder die Hunderter, u. ſ. w. (6)

Einer für alle, ſammt und ſonders, iſt eine Formel mit welcher ſich mehrere Bürgen für einen Schuldner zu verpflichten pflegen, und welche die Würkung hat, daß wenn auch nur einer zu bezahlen im Stande iſt, ſelbiger ſtatt aller inſolvent gewordenen belangt werden kann; da auſſerdem jeder der mehreren Bürgen uns für ſeinen Antheil der übernommenen Bürgſchaft zu ſtehen, ſchuldig iſt. (15)

Einerley, nennt man das eine und das andere, ſo fern die Beſtimmungen des einen auch die Beſtimmungen des andern ſind, oder ſofern die Sätze, die man von dem einen ausgeſagt hat, wahr bleiben, wenn man das andere in ſeine Stelle ſetzet. Z. B. Gott und die menſchliche Seele ſind in ſo fern einerley, als beyde immaterielle Weſen, beyde Geiſter, beyde mit Verſtand und freyem Willen begabet ſind, u. ſ. w. So fern die Beſtimmungen des einen nicht Beſtimmungen des andern ſind, ſo fern alſo das eine nicht in die Stelle des andern geſetzt werden kann; ſo fern ſind ſie **verſchieden**, z. E. Gott und die Seele des Menſchen ſind verſchieden, ſo fern Gott ewig, ſelbſtbeſtändig, unveränderlich, allmächtig, u. ſ. w. iſt, die Seele aber nicht iſt. **Gänzlich einerley** würden alſo zwey Dinge ſeyn, wenn ſie ohne einige Ausnahme in allen Beſtimmungen überein kämen, und **gänzlich verſchieden**, wenn ſie in keiner einzigen überein kämen. Daß jene in der Welt nicht ſtatt haben, wird der Artikel: **Nichtsunterſcheidendes** erweiſen. Daß dieſe gar nicht möglich ſind, erhellet daraus, daß alle Dinge möglich, der Wirklichkeit fähig, ein gewiſſes Weſen und gewiſſe Eigenſchaften haben, u. ſ. w. alſo einige gemeinſchaftliche Beſtimmungen bey allen ſtatt finden müſſen.

Daß Dinge, die in Anſehung der Qualitäten einerley ſind, ähnlich, und die in Anſehung der Quantitäten einerley ſind, gleich genennet werden und was ſonſt von dieſen Dingen noch merkwürdig ſeyn möchte, findet man unter ihren eigenen Titeln. (6)

Einerley der Zahl nach, *idem numero*, eins und daſſelbe hat man vor ſich, wenn das Erſte das Zweyte und das Zweyte das Erſte iſt. Sind ſie wirklich zwey, ſo daß das Erſte nicht das Zweyte iſt, ſondern jedes ſeine eigene Wirklichkeit hat, ſo ſind ſie **der Zahl nach verſchieden**, geſetzt auch, daß ſich nicht das mindeſte an dem einen wahrnehmen ließe, was ſich nicht auch am andern fände, in welchem Falle ſie **blos der Zahl nach verſchieden** (*ſolo numero differentia*) heiſſen. Von dieſen Begriffen hängt mancherley ab, z. B. der Unterſchied zwiſchen dem Leihen und dem Darlehn (*commodatum*, *mutuum*,) wenn das erſte ſtatt hat, wenn ich mich anheiſchig mache, nach genoſſenem Gebrauche, eben dieſelbe Sache ſelbſt, keine andere, ihrem Eigenthümer wieder zuzuſtellen, das andre aber, wenn die Sache durch den Gebrauch verzehret wird, und ich alſo ſchuldig bin, eine andere von eben der Güte wiederum zurück zu geben. Im erſten Falle bleibt die Sache ihrem Eigenthümer zuſtändig, wenn ſie alſo durch einen Zufall zu Grunde gehet, iſt der Verluſt ſein. Im andern Falle gehet das Eigenthum über, und wenn die Sache zu Grund gehet, hat der den Schaden zu tragen, der das Darlehn empfangen, u. ſ. w. woraus man ſiehet, daß auf den Unterſchied etwas ankommt. (6)

Einfach, nennt man im genaueſten Verſtande, was gar nicht zuſammen geſetzt iſt, und alſo in mehrere nicht aufgelöſt werden kann, theils in weitläuftigerm Verſtande, worinn ein Zuſammengeſetztes zerfället wird; geſetzt auch, daß es ſelbſt noch ferner in mehrere aufgelöſet werden kann. Im letzten Sinne nennet man **einfache Begriffe** oder Vorſtellungen diejenigen, worinn ein zuſammen geſetzter Begriff zergliedert wird; z. E. die Vorſtellungen des Kopfes, der Bruſt, der Arme, u. ſ. w. ſind einfache Vorſtellungen in Anſehung der zuſammengeſetzten des ganzen Menſchen; ohnerachtet z. E. die Vorſtellung des Kopfes wiederum zuſammen geſetzt iſt, aus den Vorſtellungen der Stirne, der Naſe, der Augen u. ſ. w. als ihren einfachen, welche von neuem als zuſammen geſetzt betrachtet werden können, indem z. E. die Vorſtellung des Auges aus den Vorſtellungen der Augenlieder und ihren Wimmern, der Augenkugel, des Regenbogens, des Sternes u. ſ. w. als abermals ihren einfachen beſtehet. Man findet mehr hieher gehöriges im Artikel: **Begriff**. So heiſſet auch ein **einfaches Wort** eines von denen, woraus ein zuſammen geſetztes, wie z. E. das Wort: grade Zahl, aus zweyen einfachen beſtehet, (ſ. **Wort**, *terminus*.) Eben ſo verſtehet man auch unter **einfachen Urtheilen** oder **Sätzen** diejenige, worinn zuſammengeſetzte zerleget werden können, z. E. der zuſammengeſetzte Satz: Gott iſt die Wahrheit und die Liebe, hält die zwey einfachen in ſich: Gott iſt die Wahrheit, und Gott iſt die Liebe. Man findet hievon abermals mehrers in den Artikeln: **Urtheil**, **Satz**. (6)

Einfach, (Muſic.) nennet man diejenige Muſik, die aus wenigen weſentlichen Stimmen ohne mannichfaltigen Figuren und verſchiedener Wendungen beſtehet.

Einfachheit und **Einfalt** ſind von einander unterſchieden. Das Einfache kann groß und erhaben ſeyn, dasjenige Tonſtück aber, worinn die Einfalt und meiſtens eine edle Einfalt herrſchet, nähert ſich ſchon dem naiven.

Man hat recht, wenn man ſagt, das Stabat mater von Pergoleſe ſeye einfach, man kann aber mit eben dem Grunde dreiſt unſern Anbethern der Alterthümer ins Geſicht ſagen, daß dieſe Einfachheit nur zu oft in Trockenheit ausarte. Das Einfache iſt dem complicirten, und die Einfalt dem verzierten entgegen geſetzt.

Dieſe feinen Nuancenkenntniſſe ſind ſehr vortheilhaft für einen Geſangdichter der im dramatiſchen Fache arbeitet, und Charaktere zu ſchildern hat.

Junge Tonſetzer überladen die Stimmen mit Noten, die Tonfolge den edeln Gang ihres Stücks mit Ausweichungen: ſo wird die Einfalt und Einfachheit zugleich verdrängt; denn man hat ſehr ſelten ſtarke Combinationen nöthig, wie etwa ein Donnerwetter mit rauſchenden Meereswellen, pfeifenden Winden ꝛc. fodern ſollte: und das Aengſtliche, Geſuchte, die eitle Verbrämungen verrathen einen kleinen Geiſt, einen noch unverſuchten Künſtler.

Selbſt groſe Leute, wenn ſie ſich in meiſterhaften Combinationen zu ſehr vertieft und verliebt haben, ſind nicht allerdings von dieſem Fehler frey, ins Mühſame ohne Noth zu verfallen, und die edle Einfalt auch das Einfache aufzuopfern: man erzählt von Jomelli, deſſen Feder ein Zauberſtab heiſſen dürfte, daß er bey allen ſeinen Combinationen und Meiſterzügen

doch die Simplicität des verehrungswürdigen Sachsen Hasse bewundert, und gefühlvoll ausgerufen, daß er sich dessen Enthaltsamkeit wünsche, o se io potessi avere quella continenza! (25)

Einfach, (botan.) *simplex*, heißt man eine Wurzel oder Stamm, welche unvertheilt und ununterbrochen bis an den Gipfel lauft; eine Blume, welche in dem Kelche oder Krone nur einen Fruchtboden bildet; ein Blatt, das besonders auf seinem Stiel sitzt; eine Haarkrone, welche aus vielen ungetheilten im Kreise stehenden Haaren bestehet; einen Kelch, wenn er bey zusammengesetzten Blumen nur aus einer Reihe von Schuppen bestehet; eine Aehre, welche nur einen Grad hat; eine Dolde, welche aus ungetheilten in einen Punct gesetzten Blumenstielen bestehet. (9)

Einfache, elliptische Hypothese, s. Elliptische Hypothese.

Einfache Maschinen, s. Maschinen.

Einfacher Punct, versteht sich von selbst aus dem, was oben vom doppelten und dreyfachen Puncte gesagt worden. Er ist nemlich derjenige, der nur in einem Schenkel, nicht in zweyen oder mehreren, einer krummen Linie liegt. Weil wir die andern Puncte mit dem Beyspiele der Muschellinien erläutert haben, so wollen wir jetzo wiederum dabey bleiben. Alle Puncte der obern Muschellinien, die beständige Linie NA *) seye so groß oder so klein als sie will, hat lauter einfache Puncte, eben so wie die untern F b a W B K, wenn die beständige Linie NB kleiner als der Abstand des Drehungspunctes NC ist. Es ist schon angemerket worden, daß die Linien der zweyten Ordnung oder die Kegelschnitte keinen doppelten, noch vielweniger mehrfachen Punct haben. (6)

Einfaches Ding, s. Monaden.

Einfache Zahl, s. Zahl.

Einfache Wechsel, s. Wechsel.

Einfälteln, gebraucht die Rätherin wenn sie z. E. Manschetten und dgl. in kleine Fältlein legt. (24)

Einfältig, nennt man Leute, die man leicht etwas falsches überreden kann, und die folglich leicht zu berücken sind. Die Einfalt, als Fehler betrachtet, hat ihren Grund in der Dummheit, (s. Dummheit) und ist von desto höherem Grade, je sichtbarer falsche Dinge man jemand glauben machen kann. Hingegen wann jemand auf Credit eines Kunstverständigen, etwas falsches für wahr annimmt, dessen Beurtheilung Gründe erfordert, welche zu wissen man ihm nicht zumuthen kann, so thut man ihm unrecht, wenn man ihn vor einfältig hält. Auch ist Einfalt nicht immer Mangel der Einsicht. Ein rechtschaffner redlicher Bidermann hält, so lange er nicht vom Gegentheil überzeugende Beweise hat, jeden andern auch vor aufrichtig und ehrlich, glaubt dem andern Unrecht zu thun, wenn er ihm nicht trauete, und wird daher leicht von denjenigen hintergangen, welche dergleichen einfältige Leute um sich zu haben nicht werth sind. (6)

Einfahren, (Jäger.) sagt der Jäger, wenn die Füchse, Hasen oder Caninchen in die Garne, oder auch wenn ein Hühnerhund unter die Hühner springt.

Einfahren. (Salzwerkswissenschaft) Ein Salzwerksbedienter, welcher täglich den Salzbrunnen, die Stollen und unterirrdische Gebäude besteigt, sie besichtiget, nachsiehet wo was fehlt, und alsdann der Inspection mündlich Bericht erstattet. (18)

Einfahren, (Salzwerkswissenschaft) heißt bey Salzwerken, wenn man sich entweder auf dem Stollen oder auf den Färthen in den Schacht zu der Salzquelle begiebt. Bey einigen geschiehet solches von dem Kunststeiger täglich zweymal, bey Anbruch des Tags und der Nacht, damit so etwas an der Kunst, an dem Bau oder der Quelle sich ereignen sollte, solches alsbald wahrgenommen und abgeholfen werden kann. Damit man um so gewisser versichert seyn möge, daß der Kunststeiger oder Brunnenwärter alle Tage richtig einfahre, hat solcher bey Salzwerken wo der Salzbrunn bey der Saline liegt, alltäglich Rapport zu erstatten, wo aber der Salzbrunnen von dem Salzwerk entlegen, so muß solches alle Wochen ein oder zweymal geschehen. (18)

Einfahren, s. Einführen.

Einfall. Dieses Wort bedeutet in seiner allgemeinen Bedeutung so viel als ein unvermutheter Gedanke; in einer besondern eingeschränktern Bedeutung aber ist es ein kurzer, durch Witz und Scharfsinn hervorgebrachter Gedanke. Enthält er eine wichtige allgemeine Wahrheit, so heißt er eine Sentenz oder Denkspruch; ist er im Stand, ein unvermuthetes sinnliches Vergnügen zu erwecken, so heißt er ein artiger, witziger Einfall, oder bon Mot; ist er geschickt Lachen zu erregen, so heißt er ein Scherz; man sehe diese Artikel besonders. (22)

Einfall, (Music.) ist ein Kunstwort bey den Lautenisten oder denjenigen die die Mandor, Gallichon, Mandolin ꝛc. spielen. Wenn man zum Beyspiel auf einer Saite die a klinget, das b greifet, alsdann, anstatt das a mit der rechten Hand besonders anzuschnellen, den Finger der linken Hand von der noch klingenden Saite wegziehet, so nennet man es Abzug; schnellet man aber mit der rechten Hand die Saite a, und ohne noch einmal anzuschnellen, setzt man auf die noch klingende Saite den Finger um den Ton b vorzubringen: so sagt man Einfall. Diese zwey Bindungsarten werden folgendermassen geschrieben ⌣ ⌒ und da sie einem c gleichen, so ist dieser Buchstabe in der stufenmäßigen alphabetischen Benennung, die manchesmal bis zu m, n reichet, ausgelassen, und statt dem c wird zwischen b und d, r eingeschaltet. Man verstehet auch unter dem Worte Einfall, musicalischen Einfall in gemeiner Sprache eine Idee, einen Gedanken ꝛc. ꝛc. (25)

Einfall, (milit.) ist das gewaltsame Einrücken eines Kriegsheeres in fremdes Land, mit der Absicht sich desselben zu bemächtigen. In diesen beyden Stücken bestehet der Unterschied des Einfalls oder der Invasion, von der Incursion oder den Einbrüchen der Streifereyen. Denn letztere geschehen nur durch ausgeschickte Partheyen, und ihre Absicht ist nicht festen Fuß zu fassen, sondern das feindliche Land mitzunehmen. (6)

Einfall, (Jäger.) heißt der Jäger die Röhre, in welcher ein Dachs oder Fuchs aus und eingeht. Auch die Zeit, wenn das wilde Geflügel sich zur Ruhe begiebt, wird von dem Jäger der Einfall genennt, und von sich selbst sagt er, er stehe auf dem Einfall oder stelle sich auf den Einfall, wenn er diesen Zeitpunct abpaßt.

Einfallen, (Jäger.) sagt man, wenn ein Hirsch, Thier, Sau oder Reh in den Zeug springt.

Einfallendes Licht, (Baukunst) heißt in der Baukunst die Oeffnung, durch welche das Licht aus der Höhe in die Tiefe gebracht, und daselbst ein beschlossener finsterer Raum erleuchtet wird. Man nennt es auch Hohelicht. In den Grundgeschooßen hat man dergleichen Licht nöthig, und nennt solche Fenster als-

*) Algebr. Taf. fig. 27.

denn Abajour. (ſ. dieſen Artikel.) Wo mitten in einem Hauſe von der Seite her kein Taglicht zu haben, und man ſolches von dem Dache her, durch die geöfneten obern Fußböden fallen laſſen muß, ſo nennt man diejenige Läden in dem Dache, durch welche das Licht einfallen ſoll, Hohelichtläden. (18)

Einfallender Stral heiſſet derjenige, welcher in oder auf den Körper fället, worin er gebrochen oder wovon er reflectiret wird. Ein Stral alſo, der aus dem erſten Glas ins zweyte oder vom erſten Spiegel auf den andern fähret, heißt in Anſehung des erſten Glaſes oder Spiegels der gebrochene oder zurücke geworfene, in Anſehung des andern Glaſes oder Spiegels aber der einfallende Stral. (6)

Einfallhaken, iſt ein Haken in den Spieluhren, der, wenn dieſelben aufhören ſollen zu ſpielen, in eine Kerbe der Schlagſcheibe einfällt, und dadurch die Bewegung des Räderwerks hemmet. An der Welle dieſes Hakens, die bis in das Laufwerk reichet, befindet ſich ein wagrechter Arm, den ein in einen Wechſel des Laufwerks eingeſetzter Stift zu gehöriger Zeit in die Höhe hebet, und dadurch den Einfallhaken aus der Kerbe der Schlagſcheibe auslöſet, worauf die Räder anfangen zu laufen und die Uhr anfängt zu ſpielen. (6)

Einfallröhre, (Bergwerksmaſchinen) wird jede Röhre, welche das Waſſer in ein Gefäſſe oder hohles Geſchirr fallen läßt, genennt. Bey der Waſſerſäulenmaſchine, wird alſo die engſte Röhre genennt, durch welche das Waſſer gehen muß, welches zu unterſt bey dem Hahnenſtück und alſo im Wirbel iſt. Wenn nun das Waſſer, ſo durch dieſe engſte Oeffnung geht, die gröſſeſte Würkung, die ihm möglich iſt, leiſten ſoll; ſo müßte dieſe Oeffnung voll bleiben, wenn man das Waſſer ohne einigen Widerſtand herausſchieſſen lieſſe, das iſt, es müßte in einer Secunde eine Quantität Waſſer herauslaufen können, die dem Product aus 2. V. gleich wäre. Dieſes aber zu erlangen, müßten alle Producte aus der Fläche der Röhren und der Geſchwindigkeit, in allen beliebigen Horizontal-Durchſchnitten der Höhe, wenigſtens dem Product 2. V. gleich ſeyn. Da nun die Geſchwindigkeit in geringerer Höhe abnimmt, ſo muß daher die Fläche der Röhre dagegen zunehmen, und folglich dieſe Ordnung bey den Einfallröhren beobachtet werden. Es heiſſe daher die Höhe des ganzen Falles wieder H, und die dadurch zu erlangende Geſchwindigkeit V. Die Höhe von einem beliebigen Durchſchnitt, bey welcher man den Durchmeſſer der Einfallröhre wiſſen will h. Die dieſer Höhe zukommende Geſchwindigkeit aber u, und der Durchmeſſer der Röhre bey h, heiſſe D. Wie nun die Flächen ſich verhalten, wie die Quadrate der Durchmeſſer, und die Producte aus dieſen Flächen und den Geſchwindigkeiten allezeit gleich ſeyn ſollen, ſo iſt beſtändig $Vd^2 = uD^2$, und daher $u : V = d^2 : D^2$ oder

quadrirt — — — — $uu : V^2 = d^4 : D^4$

Nun iſt auch n. d. Geſ. desſ. $uu : V^2 = h : H$,

daher auch — — — $d^4 : D^4 = h : H$,

folglich $Hd^4 = hD^4$ und $\frac{\sqrt[4]{Hd^4}}{h} = D$, $\frac{Hd^4}{D^4}$ aber $= h$.

Wenn man daher vorräthige Röhren hätte, und man wollte wiſſen, in welcher Höhe ſolche angebracht werden dürfen, ſo darf man nur das Product aus der ganzen Höhe und der vierten Dignität des Durchmeſſers vom Wirbel durch die vierte Dignität des Durchmeſſers der vorräthigen Röhren theilen, ſo giebet der Quotient die verlangte Höhe h. Und wenn man den Durchmeſſer einer Röhre wiſſen will, die in einer gegebenen Höhe h angebracht werden ſoll; ſo darf man nur das Product aus H und d^4 durch h theilen, und aus dem Quotienten die Biquadratwurzel ziehen, um durch ſolche den verlangten Durchmeſſer D zu finden. Sie wird 30 bis 40 und mehr Lachter hoch, und 6 bis 7 Zoll weit genommen. Oben beſteht ſie aus hölzernen, unten aber aus eiſernen Röhren, daran das Eiſen ein Zoll dick iſt. Dieſe eiſerne faſſet man an den Wechſeln mit einem Aufſatz, wie einen Satz ein, und mache über dieſe Röhre einen Waſſerkaſten, damit beſtändig hinlänglich Waſſer über derſelben ſtehet. (18)

Einfallsaxe, ſ. Axe des Einfalls.

Einfallſchnalle iſt ein Theil des Repetierwerkes, welches an einem Ende ein Loch hat, womit es auf einen Stift geſetzt iſt, um den es ſich drehen läſſet; am andern Ende auf der Auslöſung aufliegt, die es in die Höhe hebet, wenn die Uhr ſchlagen ſoll, und zwiſchen beyden Enden mit einer Spitze, der ſogenannten **Einfallſpitze**, verſehen iſt, die, wenn das Schlagwerk ſtille ſtehet, in dem äuſſerſten Zahne des Rechens lieget und denſelben dadurch unbeweglich erhält. Hebt nun die Auslöſung die Einfallſchnalle, ſo wird die Einfallſpitze aus dem Rechen ausgehoben, der letzte bekommt die Freyheit ſich zu bewegen und die Uhr fängt an zu ſchlagen. Umſtändlicher wird hievon im Artikel: Repetierwerk, geſprochen. (6)

Einfallslinie iſt eben das, was ſonſt einfallender Stral genennet wird, weil man die Stralen durch Linien vorſtellet. (6)

Einfallsloth. Wenn *) DE die Spiegelfläche vorſtellet, A den ſtralenden Punkt, woraus der Stral AB kommt; ſo nennet man den Perpendikel AF, der vom ſtralenden Punkte auf die Spiegelfläche gezogen wird, das Einfallsloth oder cathetum incidentiæ. Man bedient ſich ſeiner um den Ort des Bildes im Spiegel dadurch zu beſtimmen, wie aus dem Artikel: Spiegel zu erſehen. (6)

Einfallsperpendikel. ſ. Einfallsloth.

Einfallſpitze. ſ. Einfallſchnalle und Repetierwerk.

Einfallſpitze des Uhrmachers, iſt ein zugeſpitztes Eiſen, welches unter der Einfallſchnalle einer Repetierſtubenuhr in der Mitte lieget, und mit der Spitze in dem äuſſerſten Zahn des Repetierrechens ruhet, wenn das Schlagwerk ſich nicht beweget. (19)

Einfallspunkt, nennt man in der Catoptrik und Dioptrik den Punkt auf einem Spiegel oder Glaſe, auf welchen der einfallende Stral auftrift, z. E. den Punkt B **), in welchem der einfallende Stral AB eintrift. (6)

Einfallsriegel. (Artillerie) ſ. Axenriegel.

Einfallswinkel, iſt der Winkel ABD ***), den der einfallende Stral AB mit der Spiegelfläche DBE macht. Iſt der Spiegel convex oder concav, ſo iſt es der Winkel CBD ****), den der einfallende Stral CB mit der den Spiegel HBE die Einfallspunkte berührenden Fläche KBD macht. Er iſt allemal dem Winkel CBE oder FBE gleich, unter welchem der Stral zurücke geworfen wird und durch dieſen Grundſatz wird der Einfallswinkel zum Fundament der ganzen Catoptrik. Man könnte auch in der Dioptrik unter dieſem Namen den Winkel denken, unter welchem der einfallende

*) Catoptr. Tafel. Fig. 1. **) Ebendaſ. Fig 1. ***) Ebendaſ. Fig. 1. ****) Ebendaſ. Fig. 3.

Stral in die brechende Fläche eintritt. Allein man bedienet sich in dieser Wissenschaft statt seiner des Neigungswinkels, wovon an seinem Orte. (6)

Einfalt. s. Einfältig.

Einfalt ist auch eine der herrlichsten Eigenschaften der Werke des Geschmacks. Horaz sagt: sit simplex quoduis duntaxat & unum. Man versteht darunter den Mangel aller überflüßigen nur durch Kunst in ein Werk gebrachte Verzierungen. So schreibt man einer Sache Einfalt zu, wenn die Wirkung, die sie thun soll, durch wenig Umstände erhalten wird; wenn sie nur durch das Wesentliche, das in ihr angetroffen wird, gefällt, so daß alle zufällige Verschönerungen wegfallen. So schreibt man einer Figur eine edle Einfalt zu, wenn sie blos durch ihre Gestalt und ihre sanfte Umrisse gefällt, ohne durch ausgeschweifte Zierrathen, und künstlich angebrachtes Schnitzwerk. An einem Gebäude lobt man die Einfalt, wenn die ganze Masse desselben eine einzige, untheilbare, wohl in die Augen fallende Figur vorstellt. In einem Gedanken herrscht edle Einfalt, wenn mit Weglassung aller zufälligen Verschönerungen, blos dasjenige darinnen enthalten ist, was dem Zweck nach da seyn muß. In den Sitten eines Menschen herrscht edle Einfalt, wenn er in allen Umständen nach einem wahren und richtigen Gefühl ohne Umschweife den geradesten Weg gehet, und so handelt, wie es die Natur der Sache mit sich bringt. Die Einfalt einer Maschine besteht darinnen, wenn sie ihren Zweck erreicht, ohne daß sie aus viel entbehrlichen Rädern zusammengesetzt ist. Aus diesen einzelnen Fällen läßt sich der allgemeine Begriff, den wir angeführt haben, vollkommen rechtfertigen. So bald ein Gedanke, der seine Schönheit und Erhabenheit aus dem Objekt selbst empfängt, zu sehr ausgebildet und geschmückt wird, so siehet man vor lauter Zierrathen dasjenige nicht, was man sehen sollte. Ein erhabener Gegenstand bedarf unsrer Verzierung nicht. Aber das ist eben die Kunst ihn auf einer solchen Seite sehen zu lassen, wo man dasjenige, was man sehen soll, in dem rechten Gesichtspunkt zu sehen bekommt. Wenn der Künstler zu freygebig ist, und seine Werke mit unnöthigen Verzierungen überladet; so zeigt er uns die Natur im Reifrock, da wir doch gern ihre natürliche Taille sehen wollten. Hieher gehört die Beschreibung eines Mädchens, die blos durch ihre simple Schönheit gefiel, beym Terenz:

> Nil aderat adjumenti ad pulchritudinem
> Capillus passus, nudes pes, ipsa horrida,
> Lacrumæ, vestitus turpis, ut ni vis boni
> In ipsa ineßet forma, hæc formam ipsam extinguerent.

Ueberhäufte Verzierungen verwirren nur das Auge und verhindern den Eindruck, den der Gegenstand als ein vollständiges Ganze machen sollte. Ein Künstler, dem es an Genie zur Hervorbringung grosser Gedanken fehlt, sucht diese Armuth des Geistes durch kleine Verschönerung zu ersetzen. Frauenzimmer, die von Natur nicht schön sind, suchen der Natur durch Verzierungen zu Hülfe zu kommen, und gefallen desto weniger. Uebertriebener Zierath verkleinert auch noch den Gegenstand. Einer grossen See, giebt eine in derselben angelegte Insel, ein grösseres Ansehen; aber eine gemachte See in einem Garten, die immer klein seyn muß, scheinet noch kleiner, wenn eine Insel darinnen angelegt ist. Wenn ein Maler auf seiner Leinwand keinen Winkel ohne Decoration, ein Tonkünstler keinen Takt in seinen musicalischen Compositionen ohne künstliche Touren, ein Dichter keine Strophe ohne Kostbarkeiten, läßt; so sündigt er gegen die Regel der edlen Einfalt, und verfehlt seines Zwecks. Ueberhäufte gothische Zierathen haben noch eine andere schlimme Wirkung; unsere Aufmerksamkeit wird dadurch nicht nur von der Hauptsache abgezogen, sondern es wird auch das Interesse, das ein Werk der Kunst auf uns haben könnte, geschwächt. Wir verlangen von dem Künstler nicht, daß er uns alles vorerzähle, was er gedacht hat, sondern wir wünschen, daß er auch uns etwas zu denken übrig lassen möge. Er muß also gewisse Zwischenräume leer lassen, die wir selber ausfüllen wollen. Ist dieser nun allzu freygebig gewesen, alle Lücken auszufüllen, so bleibt uns nichts übrig, und wir werden verdrüßlich.

Diese Einfalt der Natur zeigt sich auf verschiedenen Seiten. Erstlich in der Anlage des ganzen Werks, oder in dem Plan eines Werks. Die besten Werke der Kunst sind allemal diejenigen, deren Plan nicht aus vielen Theilen zusammengesetzt ist. Die Trauerspieldichter der Alten, besonders Sophokles und Aeschylus, haben ihre Plane so einfach eingerichtet, daß man sie in wenig Worten vollkommen ausdrücken kann. Zwischen wenig Personen die sich nicht weit von der Stelle bewegen, geht eine wichtige Handlung vor, dadurch sich ihre Charaktere vollkommen entwickeln. Der Plan in der Iliade des Homers ist so einfach, daß man ihn mit unverwandten Augen vollkommen fassen kann. Die Künstler der Alten unterscheiden sich durch ihre edle Einfalt von den meisten neuern, und die letztern nähern sich den Alten in dem Maaß, wie sie die Simplicität studiren. Jedes Werk der Kunst, soll seiner Absicht nach, in der Einbildungskraft, oder dem Herzen der Menschen einen gewissen bestimmten Eindruck machen. Alles was diesen Eindruck nicht befördert, ist der Absicht der Kunst entgegen; was ihn gar hindert, ist Unsinn. Edle Einfalt ist eine Wirkung der unverdorbenen Natur. Erst zu der Zeit, da in Athen und Rom die natürliche Freyheit verlohren gieng, suchte man unnatürliche Mittel den Grossen zu gefallen, es kam eine gezwungene Art zu denken auf, und diese verbreitete sich nachgehends auf alle Producte des menschlichen Geistes. Und nun verdrang das Wiukührliche und Gezwungene die Natur dermassen, daß alles nach weit hergesuchten Regeln der Kunst mußte abgepaßt werden. Aus dieser Ursache verschwand die edle Einfalt der Natur immer mehr; und die durch Mühe erlernte Kunst kam an ihre Stelle. Dichter und Redner suchten durch kleine Zierathen und witzige Bilder ihre Werke auszustaffiren, und überstreuten sie so mit Glanz, daß man den Hauptinhalt darüber vergaß, so wie man über einer üppig reichen Kleidung vergißt, daß ein Mensch darunter steckt. Man kann oft vor allem Glanz der Farben und falscher Lebhaftigkeit dasjenige nicht erkennen, was vorgestellt werden soll. Deswegen ist es unsern heutigen Künstlern so schwer, sich der Einfalt der Alten zu nähern, weil sie sich erst aus einem falschen Geschmack mit vieler Mühe heraus arbeiten müssen, da man damals in allen Stücken viel einfacher war, als heutzutage. Nun aber ist es eine ausgemachte Sache, daß der gute Geschmack nur an der edlen Einfalt ein Vergnügen finde, und sich an dem Wesentlichen der Sache halte. Wenn in dem Plan eines Werkes alles dasjenige ist, was da seyn muß, wenn nichts da ist,

das man weglaſſen könnte; wenn alle Theile in einander paſſen, wenn nichts da iſt, das die Vorſtellung von dem Weſentlichen des Gegenſtandes abzieht; ſo iſt der Plan einfach und vollkommen. Es iſt dieſes der gerade Weg der Natur. Wir alle haben einen Trieb alles dasjenige zu entfernen, was uns an der Erreichung unſerer Abſicht hindert, wir wünſchen immer einzuſehen, warum ein jedes Ding da iſt, und eilen dahin, wo wir unſre Wißbegierde befriedigen können. Führt uns nun der Künſtler durch Nebenwege, hält er uns mit ſolchen Dingen auf, die auf die Hauptſache keine Beziehung haben, ſo halten wir uns für beleidigt; es iſt uns äuſſerſt unangenehm, daß wir uns ſo vielen Zwang haben anthun müſſen. Stoſſen wir aber im Gegentheil auf ein Werk, das uns ohne Künſteleyen die Wahrheit ſogleich in ihrer nackenden Geſtalt zeigt, ſo verachten wir alle Künſteleyen, und ergötzen uns an der einfältigen Natur. Da man einmal von der edlen Einfalt der Natur in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften abgewichen war, ſo hatte dieſes auch einen Einfluß auf die ganze Lebensart und Sitten der Menſchen. Die Tanzmeiſter brachten allerhand unnatürliche Leibesbewegungen auf, die Schauſpielerinnen brachten gezwungene und gezierte Stellungen in das gemeine Leben, und alles wurde von der Kunſt verſtellt. Soll die edle Einfalt der Natur wieder zurückkehren, ſo müſſen zuerſt die Künſtler anfangen, ſolche in ihren Werken wieder herzuſtellen. Damit nun dieſes geſchehen kann, ſo müſſen ſie ihr Augenmerk auf folgende Stücke richten. Sie müſſen das Groſſe nicht in einer überflüßigen Menge der Theile, ſondern in der innerlichen Groſſe in der Vollkommenheit und Verbindung des Ganzen ſuchen. Es kann zwar auch ein Werk aus vielen Theilen zuſammengeſetzt ſeyn, aber nur alsdenn, wenn der Inhalt die Menge der Theile nothwendig macht. So iſt die Ilias aus vielen zuſammengeſetzt, und doch im Ganzen höchſt einfach; alles beziehet ſich auf den Zorn des Achills, und kann in wenig Grundzügen gezeichnet werden. Bey einem jeden Werke der Kunſt muß nur eine Hauptvorſtellung ſeyn, mit welcher die übrigen alle mit einander ſo harmoniren, daß nichts ohne Verſtellung und Entkräftung weg bleiben kann, im Gegentheil alles, was nicht nothwendig zum Weſen der Sache gehört, weg bleibe. Die meiſten Künſtler fehlen darinnen, daß ſie ſich ihre Materie bey Anlegung des Plans im Anfang nicht beſtimmt genug vorſtellen, und hernach unnütze, überflüßige oder wohl gar widerſprechende Dinge mit einmiſchen, nur daß ſie durch Ueberhäufung mancherley Gegenſtände die Einbildungskraft in Bewegung ſetzen. Es muß nicht nur dasjenige, was das Hauptintereſſe des Gegenſtands nicht unterſtützet, ſondern auch, was nicht unumgänglich dazu gehört, weg bleiben.

Zweytens zeigt ſich die edle Einfalt in der Ausführung, wenn ſich alle Gedanken auf den einzigen herrſchenden Gedanken beziehen. Alle Erläuterungen müſſen ihre Beziehung hierauf haben. ſ. Ausführung.

Endlich zeigt ſich auch die edle Einfalt im Ausdruck, wenn alle Zeichen nicht mehr und nicht weniger enthalten, als zur Bezeichnung des Gedankens erfordert wird. Alle witzigen Einfälle, alles Glänzende in den Worten, das blos die Menge der Theile vermehrt, ohne die Hauptvorſtellung zu verſtärken, müſſen wegbleiben. ſ. Ausdruck. (22)

Einfalt des Herzens oder des Glaubens. Man nimmt das Wort Einfalt im guten und böſen Verſtande. Im letztern iſt es Schwäche des Verſtandes und Mangel der Beurtheilungskraft, die zum theil natürliche Unvollkommenheit der Seele, zum theil verſchuldete Vernachläßigung der Cultur und Verbeſſerung der Seelenkräfte ſeyn kann. Eine ſolche Einfalt iſt nicht viel beſſer als Dummheit und eine Mutter von Aberglauben und Thorheit, wobey man ohne hinreichenden Beweis glaubt, und ohne tüchtige Bewegungsgründe ꝛc. handelt. Gegen dieſelbe ſtreitet die chriſtliche Moral oder die Schrift, indem ſie die Erhöhung und den richtigen Gebrauch der Seelenkräfte, die Verbeſſerung unſerer Erkenntniß, und Ueberzeugung von der Wahrheit einſchärft.

Im guten Verſtande iſt es Tugend, und ſo kommt es in der Bibel vor, wo Chriſtus die Einfalt der Tauben, Matth. 10, 16. und die Apoſtel Einfalt des Geiſtes und des Glaubens befiehlt. 2 Cor. 1, 2. Hier iſt es zuerſt ſo viel als ungemiſchter Charakter des Herzens, Aufrichtigkeit und Bewahrung von aller Zweydeutigkeit. 2 Cor. 8, 2. (ſ. Aufrichtigkeit.) Zum andern iſt es die Richtung des Gemüths auf den einzigen und höchſten Zweck, ohne alle Nebenabſichten, oder die vollkommene Harmonie aller Neigungen der Menſchen auf das was gut und recht iſt, auf Gottes Ehre und Verherrlichung, und auf das allgemeine Wohl der Menſchen. Drittens beſteht ſie darin, beſonders wenn von der Einfalt des Glaubens geredet wird, daß man allein auf das Zeugniß Gottes bauet, wenn man gleich alle Schwierigkeiten, welche die Vernunft etwa machen könnte, nicht beantworten kann; und da iſt ſie denen Raiſonnements und der Klügeley der Menſchen entgegengeſetzt, welche in der Religion nicht weiter glauben wollen, als was ſie mit ihrer Vernunft völlig begreifen können, oder doch ihr ganzes Geſchäfte und ihren Ruhm darin ſuchen, um Schwierigkeiten aufzuſuchen. Auf dieſe Art ſetzt Chriſtus, Matth. 11, 25. den Weiſen und Klugen der Welt, die Unmündigen entgegen, und Paulus die Weisheit und Klugheit der Welt der thörichten Predigt des Evangeliums. Nicht als wenn die Religion nur ein Werk eines ſchwachen Kopfs, und ihre Lehren mit der Scharfſinnigkeit und Feinheit des Verſtandes nicht beſtehen könnte; ſondern im Gegenſatz der Klüglinge, welche alles für Thorheit halten, was nicht aus Vernunftgründen erwieſen werden kann. Dieſe Klugheit wird aber auch die eigentliche Thorheit genennt, weil ſie, zu der Zeit, da ſie in den wenigſten Dingen Vernunftbeweiſe haben, und die ſie dennoch glauben, die allerklärſten Zeugniſſe GOttes verwerfen, und nicht einſehen wollen, daß in den Dingen der Religion, und in der Erkenntniß des höchſten Weſens, ſeiner Eigenſchaften und Rathſchlüſſe manches ſeyn müſſe, was über unſere Grenzen der Vernunft geht, und es Ehre für die Menſchen ſey, ſich da zu beruhigen, wo man überzeugt weiß, daß man göttliche Ausſprüche und Zeugniſſe vor ſich habe. (20)

Einfalt. ſ. Einfach.

Einfältige Leute, ſtupidi, ſimplices, werden von den Rechtsgelehrten Leute genennt, welche zwar nicht gänzlich ihrer Verſtandeskräfte beraubt ſind, aber doch ſehr ſchwache Einſichten und Seelenkräfte haben; ſie können daher nicht wie Sinnloſe und Raſende, Dementes, Mente capti oder Furioſi angeſehen und behandelt werden, jedoch hat ihr Seelenzuſtand immer auf die Gültigkeit ihrer Handlungen vielen Einfluß. Wenn ſie es verlangen, oder ihr Verſtand äuſſerſt gering iſt, ſo werden ihnen von der Obrigkeit

Pfleger gegeben, ohne deren Einwilligung ſie alsdenn keinen giltigen Vertrag ſchlieſſen können; ſonſten können ſie zwar giltige Verträge ſchlieſſen, jedoch können die mit ihnen geſchloſſene Verträge leichter wegen eines gegen ſie gebrauchten Betrugs oder wegen Irthums als nichtig erklärt werden; ihre letzte Willensverordnungen ſind zwar im Zweifelsfall giltig, jedoch können auch dieſe wegen eines gegen den Teſtirer gebrauchten Zwangs oder boshafter Ueberredungen leichter, als andere letzte Willensverordnungen umgeſtoſſen werden.

Wegen begangener Verbrechen können ſie zwar geſtraft, jedoch muß nach dem Grad, in welchem es ihnen an Einſicht und Ueberlegung fehlt, ihre Strafe gemildert werden. (38)

Einfaltspinſel. (Naturgeſch.) ſ. **Pelecan Fiſcher-** (*Pelecanus Piſcator.* L.)

Einfang, iſt in den deutſchen alten Rechtsbüchern eben das, was man im römiſchen Rechte die Occupation nennt, oder Ergreifung und Einnehmung einer Sache in der Abſicht, dieſelbe ſich zuzueignen. Einfangen bedeutet alſo auch ſo viel als Occupiren. (15)

Einfangen (Jäger.) heißt, ein Wild mit Garn oder Zeug umſtellen, oder auch das bereits umſtellte Wild mit Garn fangen. Will man das Wildpret alſo lebendig bekommen, ſo müſſen die Netze oder Garne ſo geſtellt werden, daß ſie ſogleich bey dem Einfall des Wildprets von den Stellſtangen herabfallen und das Wild bedecken. Dieſe müſſen alſo keinen Haken haben. Wenn auch ein Hund oder Raubthier in das andere gebiſſen hat, wird ſolches ebenfalls Einfangen genennt.

Einfangſchauffel. (Salzwerkswiſſenſchaft) Eine hölzerne Sauffel bey den Dornſteinmühlen, womit man ſolchen ausfaßt, und welche muldenförmig vornen ausgebogen iſt. (18)

Einfaſſen geſchiehet wenn man eine Sache in einen verſchloſſenen Raum bringt, oder mit einem Rande umgiebt. Hieher gehöret folglich das Einfaſſen in Säcke oder in Fäſſer, die Einfaſſungen der Schreiner und Bildhauer um Fenſter, Thüren, Spiegel, Gemählde; die Einfaſſungen der Gärtner mit Buchsbaum, Lavendel und dergleichen; die Einfaſſungen der Frauenzimmerkleidungen, der Hüte, der Treſſen, der Gallonen u. ſ. w.; die Einfaſſungen der Juweliter und dergleichen Künſtler. Endlich bedienen ſich auch die Tuchmanufacturen dieſes Ausdrucks, wenn ſie mit ſtarkem Zwirne, kleine Schnüre die Länge hin an einem Stück Waare, welches in die Farbe geſchickt werden ſoll, zwiſchen dem Zeuge ſelbſt und dem Saalbande annähen, damit der bedeckte Theil nicht die Farbe annehmen, ſondern ſeinen Grund behalten möge. Auch die Kupferſtecher heiſſen einfaſſen, wenn ſie einen wächſernen Rand um die Kupferplatte machen, damit das zum Beitzen beſtimmte Scheidewaſſer nicht von der Platte laufe, damit aber dieſes Wachs geſchmeidig, und dadurch geſchickt werde, ſich zwiſchen den Fingern kneten und formen zu laſſen, ſo wird es mit etwa den fünften Theil Baumöl verſetzt. (19)

Einfaſſen. Dies Wort wird gebraucht, wenn der Gärtner um ſeine Beete herum, oder auf den Seiten an den Gängen des Gartens irgend ein Gewächſe z. E. Buxbaum, Ringelblumen, Salbey, Iſopen u. dgl. an einander in geraden oder krummen Reihen oder Linien pflanzet, um ſie dadurch nur zu verſchönern, oder daraus zugleich auch Nutzen zu ziehen. Das letztere erlanget er, ſo er ſolche Gewächſe wählet, die neben ihrer Schönheit auch einen andern nützlichen Gebrauch haben.

Wenn man Korn oder andere Früchte in Säcke ſchüttet oder füllet, ſo bedient man ſich eben dieſes Worts: Früchte einfaſſen. (13)

Einfaſſung, ein bey mancherley Gegenſtänden vorkommender Ausdruck, der aber wenn von Einfaßarbeit die Rede, gemeiniglich nur beym Bortenwirker üblich iſt, und eine Treſſe bedeutet, die an einer Kante ausgeſchweift iſt, und welche bey dem Weben dadurch entſtehet, daß die Hochkämme des Stuhls dergeſtalt eingerichtet ſind, daß ſie die Ausſchweiffäden, an ſolchen Stellen wo ſie ausgeſchweift werden ſollen, heben. (19)

Einfaſſung, (Baukunſt) wird dasjenige genennt, womit eine Sache an ihren äuſſerſten Theilen, bald zu einer Zierde, bald zu einer Nothwendigkeit umſchloſſen und beſetzt wird. Zu dieſen ſind zu rechnen, die aus gewiſſen Gliedern der Ordnung beſtehende Rahmen und Spiegel, Fenſter, Thüren, Camine, der Gardenbeete und mancherley Oeffnungen. Die Einfaſſungsbreite wird gemeiniglich von der Breite oder Weite des Fenſters oder Thüre im Lichten genommen. Es läßt ſich aber darwider vieles einwenden. Denn gleichwie man von der Höhe der Säulen und nicht von der Breite der Zwiſchenweiten, auch nicht von der Weite des Lichts anderer Bogen die proportionirte Höhe ihres Gebälkes nimmt; ſo iſt auch gleiche Art bey den Fenſtern und Thüren zu halten, und zugleich mehr auf die Höhe als Breite zu ſehen. Allein da im erſten Fall, eine niedrig aber wohl breite eine eben ſo ſtarke Einfaſſung als eine ſchmale dabey aber ziemlich hohe Oeffnung gegeben, ſo entſtehet in beyden Fällen eine unförmliche und unmäſig breite Einfaſſung; würde die Breite der Einfaſſung aus dem Quadratinhalt der einzufaſſenden Fläche beſtimmt, ſo wäre allen dieſen Schwierigkeiten abgeholfen. Aus der Erfahrung bemerkt man, daß $\frac{1}{20}$ des Quadratsinhalt die beſte Breite der Einfaſſung geben dörfte, das iſt, die Breite der Einfaſſung wird in Füſſen erhalten, wenn man den Quadratinhalt der Oeffnung im Lichten mit 40 dividirt. Z. B. ein Fenſter ſey im Lichten weit $3\frac{1}{2}$ Fuß hoch 5 Fuß, ſo wird deſſen Quadratfläche $= \frac{7}{2}$. Wird nun hier mit 40 dividirt, ſo erhält man $\frac{35}{2.X40.} = \frac{35}{80} = \frac{7}{16}$ Fuß oder an Zollen $\frac{7X12}{16} = 5\frac{1}{4}$ Zoll. Bey einer Thür deren Breite 4 Fuß und Höhe $7\frac{1}{2}$, iſt der Quadratinhalt $= 38$; wird nun hiermit 40 dividirt, ſo erhält man $\frac{38}{40} = \frac{19}{20}$ Fuß oder $\frac{19\ X.\ 12.}{20}$ $= 11\frac{2}{5}$ Zoll. Die Glieder der Einfaſſungen müſſen mit dem Baue ſelbſten und deſſen Ordnungen übereinſtimmen. So erfordert ein Joniſch Gebäude, nach Joniſcher Art verzierte Fenſter. (18)

Einfaſſungen nennen die Buchdrucker die Zierathen, womit ſie manchmal z. E. an Gelegenheitsgedichten die Columnen oder Seiten einfaſſen. Sie werden aus mehreren einzelen Stücken zuſammengeſetzt, die theils in grader Linie fortlaufen, theils rechte Winkel formiren. Alle insgeſammt heiſſen **Rösgen,** letztere in beſondre Eckſtücke. (6)

Einfaſſungsbeete. (Gartenbau) Um die Luſtſtücke in den Gärten, ſind theils 4. 5. bis 6 Fuß breite Beſetzungen, welche ſie rings umſchlieſſen und dieſen Namen erhalten. Man beſetzt dieſe theils mit Blumen, theils mit Zwergbäumen, und grünen Geländerwerk. Die Ecken der Einfaſſungsbeete werden auf allerley Art in einander geſchlungen, daß, ſo wie ſie ſich wenden, jederzeit Schnecken oder Irrzüge heraus

kommen. Sonſt hat man die Blumen in ſolchen Einfaſſungsbeeten ſo wie der in Unordnung geſtreute Saamen oder Verſetzung ſie aufgehend machte, geſehen. Allein, auch hier herrſcht nun zu unſern Zeiten mehr Ordnung und Fleiß. Sie ſtellen gewiſſe Auszierungen vor, die in dem guten Geſchmacke von den Griechen und Römern aufgenommen worden; man ſiehet ſie hier à la grec, in Geſchlungwerken, in Feldwerk und Kränzen, die Einfaſſungsbeete verzieren. (18)

Einfeder. (*Alucita monodactyla.*) ſ. unter Federmotten.

Einfiſch, iſt ein Beyname des Finnwallfiſches. (*Balæna Phyſalus.* L.) (9)

Einfleck. (*Coccin. unipunctata.* L. Mull.) Ein europäiſcher ſchwarzer Sonnenkäfer, deſſen Flügeldecken und Seitenränder des Bruſtſchilds gelblich ſind, und erſtere einen gemeinſchaftlichen ſchwarzen Punkt mitten auf der Nath haben. Die Füſſe ſehen roſtfarbig aus. Das ganze Inſekt iſt zweymal ſo groß als eine Laus. Fabricius zehlt es unter *Scarabæus*: vielleicht iſt ſein Exemplar, dem er blätterichte Fühlhörnerkolben giebt, ein anders, indem nicht zu vermuthen, daß obige 2 groſſe Entomologen dies Kennzeichen ſollten überſehen haben. (24)

Einflügel. (*Tipula monoptera.*) ſ. unter Langfuß.

Einfluß nennt man den in der einen Sache wirklich und in der That, nicht nur dem Scheine nach, enthaltenen Grund von einer Veränderung, die in der andern vorgehet. So ſchreibt man dem Wetter einen Einfluß in unſern Körper und deſſen Geſundheit zu, weil die in der Luft ſchwimmenden feuchten Dünſte machen, daß unſre Fibern ſchlapp werden, die allzu groſſe Hitze die Ausdünſtung übermäßig vergröſſert, die Reſpiration erſchweret u. ſ. w. daher.

Einfluß des Leibes und der Seele in einander iſt eine von den dreyen Hypotheſen, wodurch man die vermöge der Erfahrung unleugbare Uebereinſtimmung dieſer beyden Subſtanzen erkläret, und zwar diejenige, vermöge welcher man einer einem wahren und reellen Einfluß in die andre einräumet, und alſo behauptet, wenn wir z. E. ſehen, ſo ſeyn die von den Lichtſtralen im Auge und dadurch im Gehirne hervorgebrachte Veränderung die wahrhafte, nicht nur ſcheinbare Urſache, von der in der Seele Statt habenden Idee, und, wenn wir dagegen einen Arm bewegen, ſo ſey die Kraft der Seele die wahre und wirkliche Urſache von der auf ihren Willen erfolgenden Bewegung. Unter den angeführten Hypotheſen iſt dieſe ſowohl die älteſte als die gemeineſte, weil ſie ſich einem jeden gleichſam vor ſich ſelbſt anbietet, wie er den erſten Gedanken auf die Frage richtet, die er beantworten ſoll, und ſie daher die natürlichſte und ungekünſtelteſte zu ſeyn ſcheinet. Daß ſie aber nicht ſo ſehr natürlich ſey, als ſie anfänglich ausſiehet, wird man gewahr, wenn man anfängt weiter zu denken und zu unterſuchen, auf welche Weiſe dieſe wechſelſeitige Einwirkung geſchehen könne oder müſſe. Denn nun entdeckt ſich eine groſſe Unwiſſenheit, die uns lehret, daß wir ſprechen, ohne zu verſtehen, was wir ſprechen. Warum lacht man über die Scholaſtiker, die die Bildung der Frucht in Mutterleibe einer plaſtiſchen Kraft zuſchrieben? Weil ſie nicht wußten, worin die plaſtiſche Kraft beſtehen ſollte; weil ſie uns mit einem Worte abſpeiſeten, bey dem man nichts denken kann. Und nun ſagt man, der Leib wirkt in die Seele, ohne zu wiſſen, worin dieſe Wirkung beſtehet; man iſt mit dem Worte: Einfluß, Einwirkung, zufrieden, ohne was dabey zu denken, und dieſe Nichterklärung, dieſes gedankenloſe Wort ſoll die natürlichſte Erklärung ſeyn. Man hat geſucht, eine Idee von dieſer Einwirkung zu geben, iſt aber damit noch nicht ſehr glücklich geweſen. Die Scholaſtiker ſagten, es flöſſe aus den körperlichen Dingen etwas aus, das ſie ſpeciem ſenſibilem hieſſen; dieſes dringe in unſre Gliedmaſſen der Sinne, falle z. E. in unſre Augen; paßire durch die Empfindungsnerven ins Gehirn; werde dort von dem leidenden Verſtande (ab intellectu paſſivo) aufgefangen; von dem wirkenden Verſtande erleuchtet, ſpiritualiſiret und in ſpeciem intelligibilem verwandelt. Allein man ſiehet leicht, daß man mehr Ehre von der Bekenntniß ſeiner Unwiſſenheit als von einer ſolchen Art zu philoſophiren hat. Martin Knutzen, der in einer 1735. zu Königsberg gehaltenen Diſputation vielen und groſſen Fleiß angewendet hat, dieſes Syſtem zu vertheidigen, hat, wenn man ihm alles zugiebt, erwieſen, daß der Nervenſaft die Seele aus einem Winkel des Gehirns in andern ſtoſſe. Das heißt aber noch lange nicht, der Seele Begriffe beybringen, und darnach war die Frage; wie das zugehe, und nicht wie die Seele herüber und hinüber geſtoſſen werde, wollte man wiſſen. Weiter ſind diejenigen, die die Seele vor immateriel halten noch nicht gekommen und mit der irrigen Meynung derer, die die Seele vor materiel erkennen, iſt es jetzo nicht nöthig ſich aufzuhalten. (ſ. Materialiſten.)

Das bisher vorgetragene hat nicht zur Abſicht, den Influxus phyſicus als falſch und abſurd vorzuſtellen, wie der Schluß dieſes Artikels überzeugend darthun wird, ſondern dem in dieſen Dingen unbewanderten Leſer das Vorurtheil zu benehmen, als ſey er eine ſo vorzüglich natürliche Erklärung der Uebereinſtimmung des Leibes und der Seele, wie man gemeiniglich denkt, und ſey deswegen den groſſen Männern, Carteſius und Leibnitz, zu verdanken, daß ſie ſich nach andern Erklärungen umgeſehen. Wir wollen den Anfang des Beweiſes, daß wir ihm nicht entgegen ſind, dadurch machen, daß wir trachten wollen, wenigſtens um einen Schritt, ſollte er auch nicht groß ſeyn, näher zu einem vernünftigen Begriff der Einwirkung dieſer beyden Subſtanzen zu tretten.

Die Bewegung iſt das Mittel, wodurch blos körperliche Dinge in einander wirken. (ſ. Erſcheinung.) Sowohl die Seele aber, als diejenigen Beſtandsanfänge, worinn ſich die Säfte, durch deren Vermittelung die Seele mit dem übrigen Körper in Verbindung ſtehet, zuletzt auflöſen, ſind keine Materie. (ſ. Elemente, metaph.) Daher geſchiehet der Einfluß der Seele in den Leib und des Leibes in die Seele nicht durch Bewegung. Vielmehr iſt erweislich ſowohl, daß die Seele in ſich ſelbſt eine Kraft hat, Vorſtellungen hervorzubringen, die nur nöthig hat durch etwas beſtimmt zu werden, das vorſchreibt, was und mit welchem Grade der Klarheit es ſoll vorgeſtellet werden, (ſ. Seele) als daß der Nervenſaft durch die äuſſerlichen Dinge, die wir empfinden, im Gehirne ſchon in diejenige Bewegung geſetzet wird, deren Fortſetzung in die Muſkeln die Bewegung der Gliedmaſſen nach ſich ziehet, und nur etwas nöthig iſt, das jene beſtimmt, damit dieſe und keine andre, ſonſt unter denſelben Umſtänden gleich mögliche, daraus werde. Wirken alſo Leib und Seele in einander, ſo kann dieſe wechſelſeitige Einwirkung in nichts anders als in einer wechſelſeitigen Beſtimmung der Kraft, die ſchon in

einem ist, durch die Kraft des andern, oder in einer Direction der Kraft des einen durch die Kraft des andern bestehen. Es ist wahr, daß wir wiederum nicht wissen, wie es die Elemente der zunächst mit der Seele in Verbindung stehenden Portion unsers Körpers machen, oder auf was für eine Weise jene ihre Kraft an diese appliciren und dadurch die Kraft dieser dirigiren und umgekehrt; unterdessen wird sich doch zeigen, daß dieser ganz kleine Schritt, um welchen wir in unserer Erkenntniß vorwärts gegangen und den schon Cartesius zuerst gethan, uns aus einigen Schwierigkeiten helfen wird, aus welchen man sich ohne denselben nicht würde heraus zu winden wissen.

Wir wollen nun das Hauptsächlichste von dem überlegen, was man vor und wider dieses System anzuführen pfleget. Manche glauben, es werde durch die Erfahrung bestättiget, begehen aber dadurch eine beträchtliche Uebereilung. Denn wer auf sich selbst wohl Achtung giebt, bemerket sehr deutlich, alles, was ihn die Empfindung lehret, bestehe blos darin, daß in dem Augenblicke und wie die äusserlichen Dinge die Gliedmassen der Sinne afficiren, in dem Augenblicke und so die Seele sich dieselben vorstelle, desgleichen in dem Augenblicke und wie die Seele eine gewisse Bewegung der Glieder verlanget, in dem Augenblicke und so dieselbe erfolge: ja es liesse sich selbst hierüber noch manches sagen, worein wir uns der Kürze halber nicht einlassen dürfen. Genug, wir mögen auf unsre Empfindungen acht geben, wie wir wollen, so fühlen wir weder eine Wirkung der Seele in den Leib, noch eine Wirkung des Leibes in die Seele, sondern schliessen sie aus der beständigen und genauen Uebereinstimmung. Was aber nicht die unmittelbare Empfindung selbst lehret, was wir daraus schliessen, richtig oder unrichtig, ist nicht Erfahrung. Damit man nicht meyne, es komme nicht darauf an, ob es die Erfahrung selbst, oder eine richtige Folge daraus sey, so fügen wir noch zweyerley Erinnerungen bey. Erstlich, wer Schlüsse aus der Erfahrung vor die Erfahrung selbst hält, wird nicht gewahr, daß er schliesset. Es ist aber leicht geschehen, daß man fehlet, wenn man mit Wissen und Bedacht schliesset; wie viel grösserer Gefahr setzet man sich also aus, wenn man schliesset, ohne es zu wissen? Zweytens, der in gegenwärtigem Falle unterlaufende Schluß ist eben nicht der zuverläßigste; denn sein Obersatz: zwey beständig und genau übereinstimmende Dinge wirken in einander, hat viele Beyspiele gegen sich, auf welche sich aufmerksame Leser selbst besinnen werden.

Andere sehen die Uebereinstimmung dieses Systemes mit den gemeinen Begriffen als ein gutes Zeichen vor dasselbe an. Allein wer sich mit Wissenschaften bekannt gemacht hat, der weis, daß die Sachen selten sind, wie sie scheinen, und stehet daher im Zweifel, ob er diese Uebereinstimmung für ein gutes oder böses Merkmal annehmen soll.

Die dem physischen Einflusse zuwider sind, sagen, er bestehe nicht mit den Gesetzen der Bewegung. Cartesius war der erste, der auf diesen Einwurf verfiel und ein gewisses Gesetz, vermöge dessen immer einerley Quantität der Bewegung in der Welt verbleiben sollte, dem Einflusse entgegen setzte. Man fand dieses Gesetz zwar nachmals falsch, aber dagegen nicht allein wahr, daß immer einerley Quantität der aus dem Produkt der Masse in das Quadrat der Geschwindigkeit geschätzten bewegenden Kräfte, sondern auch, daß immer dieselbe Direction in der ganzen Summe der in einander wirkenden Körper, nemlich dieselbe Direction des gemeinschaftlichen Schweerpunktes verbleibe, davon zumal das letzte selbst der durch Cartesius verbesserten Idee des physischen Einflusses entgegen zu seyn schiene. Allein folgende Antwort scheint diesen und andern ähnlichen Einwürfen ein Genüge zu thun. Die Gesetze der Bewegung gelten, wo Körper vermittelst der Bewegung in einander operiren. Hier wirken nicht Körper sondern immaterielle Wesen in einander und, wie wir schon erinnert haben, nicht durch Bewegung. Daher liegt unser Fall ausserhalb dem Gebiete der Gesetze der Bewegung, und man kann nicht sagen, daß diesen durch das, was in jenem geschiehet, zu nahe getretten werde.

Der berühmte Bilfinger macht folgenden Einwurf wider den physischen Einfluß. Wo nicht immer so viel erhalten, als ernstlich intendiret wird, da muß eine Verhältniß zwischen der auf die Wirkung verwendeten Kraft der Ursache und der dadurch erhaltenen Wirkung selbst statt haben, weil sonst nichts vorhanden wäre, aus dem verstanden werden könnte, warum so viel, nicht mehr oder weniger, Wirkung erhalten werde. Nun erfolget nicht allemal eine so grosse Bewegung, als man im ganzen Ernste zum Zweck hat, z. B. einer, der in der Flucht ist, thut alles was er kann, um über einen Graben zu springen, stürzt aber hinein, weil er zu breit ist. Also mußte auch hier eine Verhältniß zwischen der Kraft der Seele auf der einen, und dem Widerstande und der Bewegung des Körpers auf der andern Seite seyn, wenn die Seele die wirkende Ursache der Bewegungen des Körpers wäre. Es ist aber keine Verhältniß zwischen den Eigenschaften eines Geistes und eines Körpers, zwischen dem Begehren der Seele und der Bewegung des Körpers möglich, denn sie lassen sich gar nicht mit einander vergleichen. Daher ist die Seele nicht die wirkende Ursache der Bewegungen des Körpers, und eines ähnlichen Schlusses halber der Körper nicht die wirkende Ursache der Vorstellungen der Seele. Alles, was er sagt, ist wahr; allein die Seele soll, vermöge des obigen, nicht die wirkende, sondern die dirigirende Ursache der Bewegungen des Körpers seyn, und hierwider kann das Argument nicht gedrehet werden. Denn zwischen der Kraft, die die dirigirende Ursache anwendet und zwischen der Grösse der Wirkung wird diese Verhältniß nicht erfordert. Z. B. zwischen der wirkenden Gewalt des Windes und der Bewegung des Schiffes ist Verhältniß, aber zwischen der dirigirenden Kraft des Steuermanns und der Stärke der Bewegung des Schiffes ist keine Verhältniß.

Ehe wir diesen Artikel beschliessen, müssen wir noch kürzlich anzeigen, warum wir ohnerachter wir die wechselseitige Einwirkung des Leibes und der Seele nicht erklären können, ihr dennoch unsern Beyfall nicht entziehen. Im Artikel: **Uebereinstimmung des Leibes und der Seele**, wird erwiesen werden, daß eine von den dreyen Hypothesen, der physische Einfluß, die gelegentheitliche Ursachen, oder die prästabilirte Harmonie, nothwendig wahr seyn muß und keine vierte mehr erfunden werden kann. Im Artikel: **Gelegentheitliche Ursachen**, wird dargethan werden, daß diese gar nicht zugelassen werden können, und von der vorherbestimmten Uebereinstimmung, die sich sonst sehr wohl erklären lässet, schreckt uns folgender unsrer Einsicht nach unauflöslicher Einwurf ab. Wenn die Seele durch ihre eigene Kraft ganz vor sich selbst, wie ihre Begierden und alle übrige Vorstellungen, so auch

ihre Empfindungen, desgleichen der Körper durch seine eigene Kraft ohne alles Zuthun der Seele alle seine Bewegungen hervorbringt, und Gott in einer Seele, um sie zu bessern, eine Veränderung vornimmt; so muß er nicht nur im Körper derselben eine correspondirende Veränderung vornehmen, damit die Uebereinstimmung fortdaure, sondern er muß, da nun die Handlungen dieses Menschen nicht mehr dieselbe bleiben, welche sie sonst würden gewesen seyn, also andre von diesem Menschen dependirende Dinge in die Sinnwerkzeuge derer, die mit ihm zu thun haben, wirken, als sonst in dieselbe gewirket haben würden, auch die Seelen dieser andern auf eine correspondirende Weise verändern, damit sie abermals mit den anderst afficirten Körpern in der Uebereinstimmung verharren. Von diesen andern Seelen werden hierüber auch wiederum andre Handlungen als sonst beschlossen und daher müssen ihre Körper wiederum darauf gestimmet werden, daß sie diese andre Handlungen thun. Darüber fallen abermal andre Thaten und dadurch hervorgebrachte Dinge in die Sinnwerkzeuge dritter Menschen, die mit jenen andern in Connexion stehen. Die Seelen dieser dritten Menschen müssen also zur Unterhaltung der Harmonie mit ihren Körpern gleichfalls gewissermassen geändert werden, eben sowohl als deßenthalben ferner auch ihre Leiber u. s. w. ins unendliche. Eine einzige göttliche Besserungswirkung auf eine einzige Seele ziehet also eine unendliche Reihe dadurch nothwendig gemachter andrer göttlicher Wirkungen nach sich. Daher reimet sich dieses System nicht mit der Regierung Gottes und dessen auf das Wohl der Menschen gerichteter Vorsorge; ja selbst nicht mit dem ächten Begriff der vorherbestimmten Uebereinstimmung, wie aus dem davon sprechenden Artikel ersichtlich seyn wird. Fället aber auch dieses System hinweg, so bleibt kein andres übrig, als der physische Einfluß, und wir müssen ihn vor statt habend erkennen, wenn wir ihn schon nicht erklären können, wie es mehr Dinge selbst in der Natur giebt, deren Wirklichkeit wir nicht läugnen können, wenn wir schon nicht begreiffen, wie es damit zugehet.

Einfluß der Gestirne. Daß der Mond Ebbe und Fluth auf der Erde und ähnliche Veränderungen in der Atmosphäre hervorbringt; daß die Sonne hieran gleichfalls Antheil hat, ist im Artikel: **Ebbe und Fluth**, gelehret worden. Daß die Sonne Licht und Wärme und dadurch mehrere Veränderungen auf unsrer Erde hervorbringt, lehret die tägliche Erfahrung und daß endlich Planeten, auch wohl Cometen, wenn sie der Erde nahe kommen, durch ihre anziehende Kraft auf ihre Bewegung wirken, wird im Artikel: **Planet**, gezeiget werden. Daß der Mond die Nächte hell macht, daß man die Sterne von der Erde aus siehet, davon zu allerley theils vernünftigen theils unvernünftigen Handlungen Anlaß nimmt, und dergleichen ist unleugbar, und so viel Einfluß muß also ohne Widerrede zugegeben werden. Vor diesem aber schrieb man den Sternen, zumal den Planeten, und ihren Stellungen gegen einander und gegen die Erde noch andre Wirkungen auf die Pflanzen und ihren Wachsthum, ja selbst auf die Menschen, ihre Körper, ihre Gemüthsverfassung und ihren Willen zu. Daher prophezeyte man in den Kalendern, wenn gut und bös Aderlassen, schröpfen und purgiren, wenn gut säen und pflanzen sey, man stellte den Menschen die Nativität, sagte Krieg und Frieden voraus und was dergleichen noch mehr war. Heutzutage verwirft man alle diese Einfälle, ohne sich mit ihrer Widerlegung aufzuhalten, und thut daran ganz recht. Denn man kann weder die Erfahrung noch irgend einen Beweis aus der Natur und den Beschaffenheiten der Gestirne zu ihrer Bestätigung anführen; die ganze Sache hat also nichts vor einem jeden andern Traume zum voraus, und man hätte viel zu thun, wenn man einen jeden alberen Traum widerlegen wollte. (6)

Einflußröhre, (Bergwerksmaschine) wird bey Luftmaschinen, durch welche man frische Luft in die Stollen und Schächte bringt, eine lange eiserne Röhre genennt, durch welche man das Wasser aus dem Wasserkasten in den metallenen Kessel leitet. Sie werden gewöhnlich 6 Zoll weit und 1 Zoll im Eisen dick gegossen, auch aus 5 bis 7 Schuh langen Stücken zusammengesetzt. s. den Artikel: **Luftmaschine**. (18)

Einförmig, (botan.) (*uniformis*,) heißt eine Crone, Kelch oder Dolde, wenn ihre Theile in Absicht der Grösse und Figur übereinkommen. (9)

Einförmige, gleichförmige, (Baukunst) wird von Dingen gesagt, die einfach und nicht von andern Nebensachen zusammengesetzt sind. **Lambert** hat seinen Begriff des Einförmigen mehr auf die gesammte Mathematik als auf die Baukunst angewendet. (18)

Einförmigkeit (schöne Künste) ist, wenn alle Theile eines Ganzen, nach einerley Form, d. i. nach einerley Regeln bestimmt sind, sie mögen nun neben einander seyn, oder auf einander folgen. Durch diese Regel können sie alle in einem Begriff zusammengefaßt, und als ein Ding gedacht werden, und hiedurch wird die Vorstellung einer Sache die aus vielen Theilen besteht, ungemein erleichtert, so daß man sie wenigstens in Absicht auf diese Eigenschaft auf einmal übersehen kann. So kann man sich z. E. eine Reihe Zahlen, die immer nach der Ordnung, 1. 2. 3. 4. 5. 6. oder nach der, 1. 2. 4. 8. 16. 32. fortschreitet, als ein Ganzes vorstellen, und wenn sie auch noch so lang seyn sollte. Hierdurch wird der Begrif des Mannichfaltigen gewisser vernichtet, und wir sehen nur immer eben dasselbe Ding. Sie zerstört aber auch zugleich den Reiz, den wir durch die Mannichfaltigkeit bekommen, und ist die Mutter der Langenweile. Was für ein unangenehmes Leben ist es, wenn man einen Tag wie den andern ohne Abwechselung zubringt. Da nun beyde Eigenschaften, Einförmigkeit und Mannichfaltigkeit in einem jeden Gegenstande des schönen Denkens beysammen seyn müssen, und gleichwohl einander entgegen zu seyn scheinen, so wird allerdings viel Beurtheilungskraft dazu erfordert, einerley Gegenstand so zu bearbeiten, daß er beyde Eigenschaften bekommt. Unsre Sinnen haften nicht lange an einem Gegenstand, dessen Theile entweder mit dem Ganzen, oder unter sich gleichartig, und allzu einfach sind, um eine anhaltende sinnliche Belustigung zu wirken. Durch den Fortgang von einem Object zum andern aber, wird das Gefühl einer angenehmen Abwechselung erzeugt. Wir wollen gerne immer etwas neues empfinden. Ein langes Gedicht mit Versen ohne Abwechselung, eine Satire mit einerley Gemälden, ein Drama mit Characteren ohne Contrast, eine Gallerie von Bildern, wo man, um alle zu sehen, nur eines gesehen zu haben braucht, sind ermüdend und unangenehm. Der Himmel, mit Sternen besäet, ist angenehmer als das einförmige Blaue desselben. Aber eben so unangenehm ist der Fortgang unsrer Ideen, der sich von der Einförmigkeit zu weit entfernt, und allzu mannichfaltig ist. Ein Gegenstand,

deſſen Theile auf eine widrige Art mit einander vermiſcht ſind, iſt entweder unangenehm oder lächerlich. Horaz ſagt:

Humano capiti cervicem pictor equinam
Jungere ſi velit, variasque inducere plumas,
Undique collatis membris, ut turpiter atrum
Deſinat in piſcem mulier formoſa ſuperne.

Hier iſt ein Ganzes, deſſen Theile zu uneinförmig ſind.

Spectatum admiſſi, riſum teneatis, amici.

Will man dieſen Widerſpruch glücklich vermeiden, und Einförmigkeit und Mannichfaltigkeit miteinander verbinden, ſo gehören dazu drey Stücke: 1) Abwechſelung und Mannichfaltigkeit, 2) Verbindung des Mannichfaltigen nach einer Regel, und 3) Verbergung dieſer Regel, wodurch das Mannichfaltige hervorſtechender wird, als die Regel ſelbſt. Der Künſtler muß alſo einen großen Zufluß von Ideen haben, und in ſich Vorrath genug finden, einen Stoff auszubilden, und unter verſchiedenen Formen vorzuſtellen. Er muß die Gabe verſtehen, aus der Sache ſelbſten hinlänglichen Reichthum zu ziehen. Für einen kurzſichtigen Menſchen würde der Zorn Achilles nichts anders geweſen ſeyn, als Zorn, aber was für einen reichen Stoff zu mannichfaltigen Scenen gab er einem Homer. Dieſe Ideen nun, die ſich der Künſtler geſammelt hat, müſſen ihm auf jeden Wink zu Gebote ſtehen, er muß Meiſter über alles dasjenige ſeyn, was zur Sache gehört. Dabey betrachtet er ſeinen Gegenſtand von verſchiedenen Seiten, er verändert den Geſichtspunct, ſo oft es die Sache befiehlt, jederzeit aber wendet er ihn ſo, wie es ein zuſammenhängendes Ganze ausmacht. An der Baukunſt und an der Muſik haben wir zwey in die Augen fallende Arten, wie Gleichförmigkeit und Mannichfaltigkeit zugleich erhalten werden, und dieſe geben uns zugleich einen Fingerzeig, wie eben dieſes in den übrigen ſchönen Wiſſenſchaften erhalten werden kann. Der Tact und die Reinigkeit der Harmonie ſind das Einförmige, die das Gehör immer in gleicher Faſſung erhält; die verſchiedenen Empfindungen von hellern und dunkeln Tönen ſind das Mannichfaltige, das ihn reizt. Hieraus folgt, daß ein Künſtler in dieſer Abſicht zwey Hauptfehler vermeiden müſſe. Der eine iſt die Trockenheit, und der andere die Weitſchichtigkeit. Der erſte beſteht in dem Mangel der Mannichfaltigkeit, und wird von denen begangen, die nicht Genie genug haben, das Mannichfaltige einer Sache zu entdecken. Der andere iſt ein Fehler ſonſt fruchtbarer Köpfe, die aber nicht Beurtheilungskraft genug haben, den Reichthum ihrer Vorſtellungen zu muſtern, und unter einem Geſichtspunct zu bringen. Sie ſchiffen über das Meer und erſchöpfen das ganze Naturreich, und ſchmücken damit ihre Ausführung aus; variant rem prodigialiter, ſagt Horaz. Fällt die Einförmigkeit zu ſehr in die Sinne, ſo erzeugt ſie einen ſteifen Schulton; iſt ſie gar nicht da, da ſchwadronirt man auf Geradewohl zu. Die Natur iſt auch hierinn unſere eigne Lehrmeiſterin. In ihren Werken unterſcheidet ſich die Einförmigkeit ſo ſehr, als die Mannichfaltigkeit. Beyde ſind mit erſtaunender Kunſt mit einander verbunden. So groß auch die Mannichfaltigkeit immer ſeyn mag, ſo iſt ſie doch allemal mit einem gewiſſen Grad von Einförmigkeit verbunden; und bey der gröſten Einförmigkeit iſt ein gewiſſer Grad von Mannichfaltigkeit. Dies ſey auch hierinnen das Geſetz des Künſtlers. (22)

Einförmigkeit in der Muſik, iſt die Einheit der Formen. Es iſt unmöglich die Achtſamkeit der Zuhörer bey einerley Formen lang zu erhalten: das Ohr ſucht Mannichfaltigkeit; einerley Spannungen der Nerven, dieſelbigen oft wiederholten Schläge auf den nemlichen unzertrennbaren Theil des Hörhäutchens (Timpanum auris) ermüdet unfehlbar. Deßwegen iſt die Mannichfaltigkeit bey der Einheit in der Muſik unentbehrlich. Die Einheit der Formen kann bis zu einem gewiſſen Grad das Gehör in eliſiſcher Wonne ſchlummern laſſen, dauert aber dieſer Eindruck zu lang, ſo werden die Nerven ſchlaff, man fängt an zu gähnen: und ſiehe dies iſt die Harmonie einer rieſelnden Quelle, eines murmelnden Baches, einer zwitſchernden Nachtigalle, die alle mit keiner Muſik zu vergleichen ſind, weil hier Einheit und Mannichfaltigkeit miteinander verbunden ſeyn muß. Diejenigen, die dieſe einförmige Muſik ſo ſehr anzupreiſen, die Güte haben, mögen nur einmal antworten, ob ſie nicht mit allen Kräften ihre Nerven zum Denken anſpannen, ob ſie nicht tauſend Gegenſtände in ihrer Vorſtellungskraft aufſuchen um ſich damit zu beſchäftigen, und was zeigt das anders als eckle lange Weile an.

Der Artikel von Einförmigkeit in des berühmten Sulzers Theorie enthält ſicher viel unrichtiges. „Der Tact und die Reinigkeit der Harmonie ſind das Einförmige die das Gehör in gleicher Faſſung oder in ruhiger Lage erhalten. . . . Man folget gleichſam einem von gewiſſen Empfindungen gerührten, und hievon ſprechenden Menſchen in all ſeinen Aeuſſerungen nach, ſo lange die völlige Einförmigkeit des Tacts und die Reinigkeit der Harmonie das Gehör in einer ruhigen Faſſung laſſen: aber jeder Fehler gegen dieſe Einförmigkeit des Tacts oder gegen die reine Fortſchreitung der Harmonie unterbricht die Ruhe des Gehörs. . . Man glaubt einen bisher groſen Redner auf einmal ſtottern zu hören.„ Die Idee von Einheit und Mannichfaltigkeit in Abſicht auf Töne und Noten ſind hier gar nicht, wie ſie ſeyn ſollten, auseinander geſetzt. Wenn wir lauter Dritten und nichts anders haben, wenn wir immer in dem nemlichen Ton bleiben: ſo haftet die Einförmigkeit auf den Tönen, man mag eine Tactart wählen, welche man wolle: ſo wird der Zuhörer gähnen, es mögen auch noch ſo verſchiedene Tanzrythmen vorkommen: wenn man aber tauſend die gelehrteſte Modulationen einſtreuet und die nemliche Bewegung beybehält: ſo daß die Geiger den rechten Arm ſteif halten, und die Geige hin und herſchieben können, ſo wird jedermann lange Weile haben; und dieſe Einförmigkeit haftet auf den Noten und der Bewegung.

Alſo kann man nicht ſagen, daß der Tact und die Reinigkeit der Harmonie das Einförmige ſeyen, weil hieraus folgt, daß die Fehler gegen den Tact und Reinigkeit die Mannichfaltigkeit ausmachen. Groſe ſtarke Züge die zur Abwechslung dienen, können noch lange nicht einem ſtotternden Redner verglichen werden.

Ferner wird in dem nemlichen Artikel Tact und Harmonie dem Körper verglichen, und dann heißt es, daß der Ausdruck den Geiſt in Wirkſamkeit ſetze.

Wenn man doch Vergleichung anſtellen will: ſo ſage man Töne und Harmonie ſind der Körper, Noten und Bewegung befördern die Wirkſamkeit. Töne ſind das Fleiſch, und die Noten das Gerippe; Töne ſind die Farben, Noten die Zeichnung, forte Licht und piano Schatten u. ſ. w.

Wer die Gleichheit in Formen, die wahre Einförmigkeit im Beyſpiele kennen lernen will, muß eine und

mehrere italienische Opern anhören, wo jede Arie über dem nemlichen Laiste angemessen ist. Und die nemliche Einförmigkeit herrscht in den Grauischen Compositionen, die leider mit einem niedrigen Partheygeist in Sulzers Theorie alle Augenblicke citiret werden. Es darf zu einem Beyspiel einer ekelenden Einförmigkeit dienen, daß in einem unverbesserlichen Werke unsers grosen Philosophen Sulzers für die Musik kein anderer als Herr Kirnberger Rathgeber gewesen, der nichts als Grauische Theater- Bachische Clavier- und Quanzische Flötenstücke zu Mustern anempfiehlt. (25)

Einfrieren, Bronnen, Teiche, Wasserröhren u. dgl. frieren im Winter ein, und nehmen öfters grosen Schaden, setzen auch Bauern, Müller, Fischer, Gärtner in grose Verlegenheit. Sich darwider zu schützen, umgiebt man oder deckt man die Bronnen bey Zeiten mit Mist zu. Man hauet in solcher Zeit des Frosts die Teiche hin und wieder öfters auf, den Fischen die nöthige Luft zu verschaffen. Der Gärtner nimmt vor solcher Zeit seine Gewächse aus den Beeten und Gärten, und bringt sie in den Keller und in die Gewächshäuser; im December soll er auch bey Wurzelgewächsen damit nicht mehr zaudern. (13)

Bey Mühlen sucht man sich an einigen Orten durch angelegte Radstuben zu helfen, in denen ein Ofen angebracht, mittelst deme im Winter durch Holz eingeheizt werden kann, welches die Müller das Räuchern nennen. An andern Orten bedient man sich eines bey dem Rad angebrachten Eißhammers (s. diesen Art.) um mittelst demselben das Eiß, so wie es sich ansetzen will, abzuklopfen. (18)

Einführen. Man muß alle Gewächse des Feldes, die abgedorret heimgebracht werden sollen, nie anders, als wohl abgedorret, einführen. Sind sie naß, und man sorgt, daß sie deßwegen auf dem Felde verderben möchten, so verderben sie gewiß auch so beschaffen in der Scheune; es ist also weniger Schaden und wenigere Arbeit, wenn sie auf dem Felde, als erst zu Hause verderben, und überdies noch, sagt der Bauer: Das Wetter lößt einander ab; regnet es etliche Tage, so wird es drauf auch etliche Tage wieder schön bleiben; man muß dem Wetter nur auswarten. (13)

Einfuhre, wird von fremden Producten oder Waaren gesagt, wenn solche aus einem Land in das andere, oder auch aus einer Stadt in die andere einzuführen erlaubt sind, denn viele auswärtige Producte und Waaren dürfen nicht überall frey in ein Land gebracht werden, zumalen wenn dergleichen selbsten daselbst erzeuget und fabricirt werden, damit durch die Einfuhr fremder Waaren der Verschließ der im Lande verfertigenden nicht gehindert werde, und aus diesem Grunde wird entweder die Einfuhr gänzlich verboten, oder es werden starke Eingangszölle und Aceiße darauf geschlagen, doch giebt beedes zu Contrebanden Anlaß; wird aber bey innländischen Fabriken genaue Aufsicht gehalten, daß gute Waaren in billigen Preißen verfertiget werden, so hebt sich andurch die Einfuhre von dergleichen ausländischen Waaren von selbsten auf. s. Ausfuhr. (28)

Einfuhr ausländischer Materien und Waaren, ist ein Gegenstand, über dessen Einschränkung und Erweiterung dermalen viel gesprochen, aber wenig entschieden wird. Möchte man gewissen Stubenpolitikern, die sich Physiokraten nennen, glauben, so ist eine uneingeschränkte Einfuhr von absoluter Nothwendigkeit zur Glückseligkeit der Staaten.

Ohne mich auf dieses, ungemein groser Einschränkungen bedürftige System einzulassen, bemerke ich nur, daß es Entwürfe und Vorschläge giebt, die eine blendende oft eine fürtreffliche Seite haben, auch gewissen Classen nützlich, denen Staaten aber höchst nachtheilig seyn können.

Die uneingeschränkte Einfuhr ist von dieser Art, sie läßt sich nicht allgemein und ohne Bedingungen einführen; ja wenn es auch möglich wäre, so würde doch der Eigennutz, diese souveraine Leidenschaft des Menschen-Geschlechts, nicht erlauben, daß sich die Europäer über eine allgemeine Handelsfreyheit verglichen, und wenn sie es könnten, würden sie wohl einander Wort halten?

Bey so bekannten wahren Umständen, deren weitere Ausführung aber nicht zu meinem Plan gehört, ist es nöthig, daß der Staatsmann mit Vorsichtigkeit und Sachkenntniß über die Einfuhr fremder Waaren, Verordnungen mache, die jedoch nicht alle gemein seyn können, sondern unterscheiden müssen, was nothwendige, entbehrliche, und schädliche Materien und Waaren sind.

Die nothwendige Waaren und Materialien lassen sich zwar in enge Gränzen einschränken, da man aber dabey auf die heutige Lebensart der Welt, auf die Bequemlichkeit der Menschen Rücksicht nehmen, die wahren von den eingebildeten Bequemlichkeiten unterscheiden muß; so erfordert das Wohl der Einwohner, alle unter diese Rubrik gehörigen Waaren und rohen Producte, einführen, und selbige mit sehr gelinden Eingangsrechten belegen zu lassen, mithin dadurch die Einfuhr zu erleichtern, den Verkaufspreiß niedriger, folglich dem Publikum erträglicher zu machen.

Zu den entbehrlichen fremden Waaren gehören alle diejenigen, die nur zu Unterhaltung des Luxus dienen, oder die uns fehlen, um zärtlich zu leben, und es Personen unsers Standes zuvorzuthun. Die Einfuhr aller dieser Dinge, gereichet dem Staat mehr oder weniger zum Nachtheile, jedoch ist deren Verboth nicht anzurathen, weil dieses den Menschen einen Theil ihrer eingebildeten Glückseligkeiten rauben, ja ihre Freyheit beleidigen hieße; alles was sich hierbey mit gutem Erfolg thun laßt, wird darinn bestehen, die Leidenschaft der Einwohner, für dieses oder jenes Kunst- und Naturproduct, durch andere Leidenschaften zu besiegen und unschädlich zu machen; zumalen sich der herrschende Geschmack eines Volks nicht durch absolute Befehle zwingen läßt, wovon die Geschichte Beyspiele im Ueberfluß liefert, die noch in unsern Tagen durch das Verbot des Caffegebrauchs, und durch andere unbefolgte Aufwandsgesetze, bestätiget worden sind. Das zweyte Mittel ist, die Zölle und Abgaben von dergleichen Waaren, nach den Graden der Entbehrlichkeit zu erhöhen, und der Nation mit Geschicklichkeit einen Geschmack an innländischen Natur- und Kunstproducten beyzubringen.

Die Classe der schädlichen Waaren begreift alle unter sich, welche der Aufnahme der Landesmanufacturen und Fabriken, der Landwirthschaft u. s. f. zum Nachtheil gereichen; allein auch hier finden sich wenig Fälle wo ein gänzliches Verboth, theils in Rücksicht der Bequemlichkeit des Publicums, theils in Betracht der Nationen, welche uns dergleichen Dinge liefern, statt hat. Hohe, nach dem Verhältniß der Schädlichkeit bestimmte Auflagen und gänzliche Befreyung ähnlicher innländischer Waaren mit Verstand angewendet, sind die zuverläßigsten Mittel gegen dergleichen Staatskrankheiten. (19)

Einführung der Appellation, Introductio Appellationis, ist der Vortrag, durch welchen die bey dem Unterrichter gegen dessen Spruch oder Verfahren eingelegte Appellation bey dem Oberrichter angezeigt, und um deren Zulassung gebeten wird. s. Appellation. (38)

Eingang einer Rede. Hierunter verstehet man eine kurze Rede, wodurch der Redner gleich im Anfang seine Zuhörer zur Aufmerksamkeit und Theilnehmung an der Sache, von welcher er reden will, vorbereitet. Cicero sagt: exordium est oratio animum auditoris idonee comparans ad reliquam dictionem. Aristoteles nennt ihn, ὁδοποίησιν ἐπιόντι, gleichsam eine Zubereitung des Wegs, damit der Redner in die Gemüther der Zuhörer desto leichter Eingang findet. Es ist sehr natürlich, daß sich der Redner, ehe er seinen Hauptsatz vorträgt, der Gesinnungen seiner Zuhörer versichere. Auch diejenigen, welche niemals die Rhetorik studirt haben, machen, wenn sie einen Vortrag halten sollen, einen Eingang dazu. Um so viel nöthiger ist es, wenn man zu einer Menge Volks reden soll, welches von verschiedenen Gesinnungen und unterschiedener Gemüthsart ist, wo es sehr widersinnisch seyn würde, wenn man ohne alle Vorbereitung gleich zur Hauptsache schreiten wollte; man würde gewiß Gefahr laufen, daß derjenige, mit welchem man zu reden hat, nicht sogleich Achtung gebe, und den Vortrag der Hauptsache überhöre. Jeder Zuhörer hat seine eigene Gedanken, jeder ist nach einem besondern Ton gestimmt. Man muß sie also so viel möglich unter einem Punct zusammen bringen, daß sie anfangen ihre zerstreuten Gedanken zu sammeln, oder sie von andern Gegenständen abzuziehen, damit sie solche auf dasjenige richten können, was wir sagen wollen. Ohne Vorbereitung aber, ist dieses unmöglich. Man gebe nur Achtung was im gemeinen Leben geschieht. Wenn wir von etwas reden wollen, so fangen wir niemals ex abrupto an, sondern wir bahnen uns allemal erst einen Weg; z. E. was wollt ich doch sagen? aber nun auf etwas anders zu kommen; bey dieser Gelegenheit fällt mir etwas ein, das ich sagen will, u. dgl. Lauter kleine Eingänge der Rede. Aber diese Regel leidet auch ihre Ausnahme. Es giebt Fälle wo man eines förmlichen Eingangs überhoben seyn kann; wenn man nemlich weiß, daß der Zuhörer schon hinlänglich vorbereitet ist, und der Aufmerksamkeit des Zuhörers gewiß seyn kann. Da Cicero in dem Senat gegen den Catilina aufstund, so waren schon aller Augen auf ihn gerichtet, jedermann war begierig zu hören, was er sagen würde. Hier hatte Cicero nicht nur keinen Eingang nöthig, sondern er würde auch vielleicht seine Zuhörer verdrüßlich gemacht haben, wenn er nicht sogleich ihre Erwartung befriedigt, sondern sie durch einen Eingang aufgehalten hätte.

Quintilian setzt die Absicht der Eingänge auf folgende drey Stücke, sie sollen die Zuhörer dem Redner gewogen (benevolum,) auf die Sache aufmerksam (attentum) und für dieselbe eingenommen (docilem) machen. Soll diese Absicht erreicht werden, so muß der Redner seine Zuhörer vorher kennen, er muß ihre Gesinnungen und Neigungen, auch ihre schwache Seite wissen, wo er am leichtesten Eingang finden kann. Die Alten haben sehr viele Regeln gegeben, wie man bey der Erfindung der Eingänge zu Werke zu gehen habe; allein das meiste kommt auf das Genie des Redners und auf seine gesunde Beurtheilungskraft an, daß er sich alle Umstände zu Nutze zu machen weiß, seine Zuhörer an sich zu ziehen. Es hängt oft von einer unmerklichen Kleinigkeit ab, daß ein Redner schon zum Voraus ein gutes Urtheil von seinen Zuhörern erlangt. Er muß also Zeit, Ort, Umstände, Veranlassung der Rede, die Personen die dabey interessirt sind, ihr Alter, Geschlecht, Stand, Lebensart, Leidenschaften und Verbindungen kennen, und wissen, was aus allen diesen Dingen den glücklichen Ausgang seiner Rede befördern oder hindern kann. Cicero zeigt unter andern auch hierinnen seine Gröse, seine Eingänge sind meisterhaft, und fast immer glücklich gewesen. Es kommt oftmals mehr auf die Vorbereitung des Zuhörers als auf die Sache selbst an. Die Urtheile der Menschen sind nicht immer Folgen der Ueberlegung und der richtigen Bemerkung der Dinge; sie gründen sich nicht immer auf Wahrheit. Oftermals entstehen sie aus einem dunkeln Gefühl, welches die Nebensachen mehr, als die Hauptsache angehen. Solche dunkle Gefühle, wenn sie dem Redner nachtheilig sind, muß er aus dem Wege räumen; sind sie ihm vortheilhaft, so muß er sie zu erwecken suchen, und überhaupt mehr das Herz, als den Verstand des Redners angreifen. Bisweilen kommt es mehr auf den Ton an, worinnen er anfängt zu reden, als auf die Sachen, die er sagt. Die Quellen, aus denen der Redner seinen Eingang herleitet, liegen entweder in der Sache oder in den äussern Umständen. In Ansehung des ersten kann der Redner Gelegenheit nehmen zu sagen, ob die Sache neu oder alt, wichtig oder gering, leicht oder schwer sey. Hiernach muß er seinen Eingang richten, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer entweder auf die eine oder die andere Art zu reitzen; er muß zugleich bey ihnen eine Vermuthung erregen, daß er die Sache so vortragen werde, daß sie ihrer Erwartung entspreche; doch muß er sich hüten, daß er nicht in den Ton der Großsprecherey verfalle, sonsten denken seine Zuhörer gleich: quid dignum tanto feret hic promissor hiatu. Aus den übrigen Umständen muß er dasjenige heraus ziehen, was ihm und seiner Sache vortheilhaft seyn kann.

Wir wollen nun noch die Regeln anführen, welche die Lehrer der Beredsamkeit von den Eingängen geben. Der Eingang einer Rede muß erstlich natürlich und ungezwungen zur Rede passen, so daß er sich nicht nur dazu schicke, sondern auch bey keiner andern Rede gebraucht werden kann. Er muß zweytens nicht gemein seyn, daß man ihn bey jeder Gelegenheit brauchen könne. Cicero redet in mehrern Eingängen seiner Rede von sich, aber jedesmal auf eine so eigene Art, daß, wenn man sie vertauschen wollte, der gröste Mißstand entstehen würde. Hingegen fehlen viele von den neuern Rednern, die in ihren Eingängen einen hübschen locum communem ausführen, und ihn sodann, schicklich oder unschicklich, an ihre Rede anketteln. Drittens muß der Eingang mit der Rede so genau verbunden seyn, daß er nur ein Glied von dem ganzen Körper ausmache. Und endlich muß er nicht zu lang seyn, sondern mit seiner Absicht genau abgemessen seyn. Er soll die Zuhörer nur vorbereiten, nicht aber die Sache selbst vortragen.

Auch die Dichter bedienen sich zuweilen eines Eingangs, aber seltener als die Redner, weil sie durch ihre stärkern Vorstellungen die Seele sogleich zur Aufmerksamkeit reitzen, ohne erst Vorbereitungen nöthig zu haben. Sind aber die Eingänge nicht genau in das Hauptgedicht eingepaßt, so sind sie fehlerhaft.

Milton ist deßwegen von vielen getadelt worden, daß er den dritten Gesang seines verlohrnen Paradieses mit einem Eingang von seiner Blindheit anfängt, einer Sache die unleugbar in dem verlohrnen Paradiese fremd ist. Von dem Eingang eines Heldengedichts wird unter diesem Artikel mehr geredet werden. (22)

Eingang, (Jäger.) nennt der Jäger diejenige Fährte oder Spuhr, welche vom Feld zu Holze geht.

Eingangsgeld, wird bey Handwerkern dasjenige Geld genennt, was ein neuaufgenommener Meister nach dem Inhalt der Artikel oder Handwerksgebrauch zur Lade bezahlen muß. Es wird nebst andern Einkünften einer Innung zu Bestreitung ihrer gesellschaftlichen Bedürfnisse gebraucht. (15)

Eingebaute Werke, (Wasserbau) werden alle in Flüssen und Ströhmen innerhalbs der Normalbreite derselben angelegte Werke genennt. Die Länge derselben, nach welcher sie in den Fluß gehen müssen, muß nach der Normalbreite, der Lage und den Wendungen desselben, auch der Weite der Entfernungen der eingebauten Werke von einander jederzeit proportional bleiben. Je schärfer die Grösse der Krümme ist, desto näher müssen die Werke aneinander liegen. Nach Beschaffenheit der Krümme ist ausfindig zu machen, wie vielmahl die Länge des Einbaues winkelrecht vom Ufer genommen, die Weite ausmache, wo selbst der Strohm, wenn er ungesteuert, nach seiner natürlichen Richtung den Einbau vorbey schösse, wieder ins Ufer fallen würde. Denn bey vielen nahe genug liegenden eingebauten Werken wird er noch weiter abgelenket, wo hingegen er bey einem einzelnen Einbaue früher wieder zurück fällt. Wenn nun daselbst ein folgender Einbau angeleget wird, so verursachet dessen Verstauung auch rückwärts, daß schon auf dem halben Wege zwischeninne der Anfall sich ablenken muß. Um die andringende Direction in einer Krümme zu finden, kann man sich keiner treibenden Sachen bedienen. Denn ausser, daß sich der Wind leicht einmischen kann, so hat der freye Strohm in der Krümme schon eine doppelte Richtung, die andringende, und die ihn vom Ufer zurückstossende, aus welchem, wie bey dem Artikel Einbau gezeigt worden, der krumme meist mit dem Ufer parallele Zug entstehet, wenn man aber von einem einzelnen Einbaue etwas antreiben lassen wollte, so würde solches durch den Widerstrohm viel eher das Ufer erreichen, als wo der Strohm nach seiner ungestaueten Richtung aufstossen müßte. Um nun die mittlere Richtungslinie, die ihn von selbst ans Ufer treibet, zu finden, und welche demnächst vom Ufer umgebogen wird; so kann man dafür den Tangenten des Ufers, an dem Orte, wo der erste Einbau gelegt werden soll, nehmen, und mit demselben vom Haupte des Einbaues eine Parallele ans Ufer ziehen, so schnedet sich der Ort ab, wo ein zweyter Einbau gelegt werden muß, um nach oben erwehnten durch seine Verstauung auf dem halben Wege schon, oder etwas darüber den Strohm abzuziehen, und unterm Ufer eine Stauung zu machen.

Je kürzer folglich die eingebaueten Werke sind, desto näher müssen sie hintereinander liegen, und je länger sie seyn können, desto weiter können sie von einander geleget werden.

Es ist also hiebey zu bemerken, daß in Bestimmung so wohl der Länge eines Einbaues in den Strohm, als der Weite von einander, die Gestalt und Rändung des Ufers und der Krümme nicht nach dem obersten Ufer, insonderheit, wenn zugleich Abschahlung an selbigen ist, gerechnet werden müsse, sondern nach dem untersten Ufer oder Rande des Schlickwattes bey hohler Ebbe, und wenn kein Schlickwatt vorhanden wäre, nach der auf hohler Ebbe herum gezogenen runden Linie, welche der Strohm im Großen bildet, wobey man insonderheit die Figur der Tiefe, welcher zufolge die Pegelung der Strohm machet, zu Rathe ziehen muß. Die obere unordentliche Gestalt des Ufers, welche entweder vom aufstehenden Winde, oder ungleichen Grunde, oder kleinen Ausflüssen verursachet werden kann, kommt nicht weiter in Betracht, als daß die Verlängerung und der Anschluß der einzubauenden Werke darnach anzuordnen ist. Hingegen die durchgängige Linie, welche auf hohler Ebbe gezogen werden kann, bestimmet so wohl die Parallele zur Länge im Wasser, als die nach dieser anzuordnenden Weite von einander. Bey der erforderlichen Weite sind insbesondere noch folgende Anmerkungen zu machen: In einer grosen Tiefe lassen sich die Werke nicht immer so lang hinaus legen, als sie, um die nöthige Abflächung im Grunde zu erlangen, damit das Ufer nicht mehr abbrechen könne, angelegt werden sollten. Bey Anordnung der Weite ist aber darauf mit zu achten, damit selbige weder zu klein noch zu groß werde. Sie brauchen nicht so nahe zu liegen, daß, nach der anfänglichen Kürze zu rechnen, eins das andere erreiche. Man muß sie aber auch nicht völlig so weit von einander legen, als nur nöthig wäre, wenn sie mit eins die völlige Länge erhalten könnten: denn dadurch würde verursachet werden, daß der Strohm zu stark sich an den Hauptern umdrängte, und zu weit zwischen solchen ans Ufer fiele, daß folglich die eingebaueten Werke in der Folge auch länger, als sonst nöthig gewesen wäre zurück verlängeet werden müßten, und vorne zugleich schwächer zu halten wären. Man leget sie also zwischen beyden inne herum. Ferner ist auch daraus von selbst leicht die Folge zu ziehen, daß man die erforderlichen Werke alle auf einmal, und auf den gehörigen Abstand auswärts bis an die Parallele legen müsse; der Strohm wird dadurch nicht allein mit einmal in einen geraden Lauf abgelenket, sondern die Werke selbst lassen sich auch so viel leichter und besser in der Linie anlegen. Anstatt sonst, wenn der Strohm hinten oder zwischen den Einbauen einmal zu tief eingefallen ist, die nachher auszulegenden Werke mit ungleich grössern Kosten so weit hinaus, als nöthig, zu Stande gebracht werden müssen, oder gar nicht die erforderliche Länge hinaus erhalten können, wobey der Strohm einen beständigen krummen Lauf behält, sich vor den weiter hinaus liegenden Werken zu stark umdränget, und die weiter einwärts springenden desto stärker anfällt, mithin nicht die allmählige gleichförmige Abstauung, gleichwie an einem natürlichen Ufer erlanget, welche er doch dadurch erhalten sollte. (18)

Eingebildete Säulen, (Baukunst) s. Säulen.

Eingebildete Wurzel, s. Wurzel der Gleichung.

Eingebogene Augenliederhaare, s. Augenliederhaare, eingebogene.

Eingebogene Binde, s. Binde stumpfe.

Eingebohren, Eingeburth, s. Indigenat.

Eingebrachte Gesellen, unterscheiden sich bey den Handwerkern, von uneingebrachten Gesellen dadurch, daß erstere vom Jungmeister oder Altgesellen beym Meister eingeführt, leztere hingegen entweder von dem Meister aufgefangen oder verschrieben worden,

den, oder doch nicht nach Handwerksgewohnheit eingekommen sind.

Die Ursache dieses Handwerkgebrauchs ist, daß alle Meister, folglich nicht bloß einige derselben hinlängliche Gesellen bekommen; daß jeder Meister nur so viel erhalten, als er zu setzen berechtiget ist; daß das Handwerk wisse, wie viel und was für Gesellen vorhanden, folglich von ihnen Kundschaften fodern, und sie in Ordnung halten könne. (19)

Eingebrachtes, s. Einbringen der Ehefrauen; auch Brautschatz.

Eingebrachtes, der jüdischen Weiber. s. Ehe, Eheverlöbniß, eheliche Rechte.

Eingebung. Im Allgemeinen heißt dieses Wort so viel als Mittheilung gewisser Vorstellungen, die ein Mensch dem andern auf dem gewöhnlichen Weg beybringt. Insbesondere aber versteht man darunter eine solche Mittheilung, welche von einem höhern Wesen, entweder von Gott selbst oder andern Geistern herrührt; so daß ohne äußere Hülfsmittel, z. E. einer vernehmlichen Rede, unmittelbar in der Seele des Menschen Vorstellungen hervor gebracht werden. Daß Gott auf eine solche unmittelbare Art in die Seele würken könne, kann nicht bezweifelt werden. Man sehe hierüber den gleichfolgenden Artikel: Eingebung der heiligen Schrift. Ob aber andere redliche Geister dieses Vermögen besitzen, das muß im Artikel: Geist untersucht werden: und was insbesondere die Eingebung oder Würkung böser Geister auf die Seele betrift, davon s. den Art. Versuchung (teuflische.) (1)

Eingebung der heiligen Schrift. Die Heiden schrieben ihre Orakelgesetze, sybillische Bücher, u. s. w. die Juden ihre alttestamentischen Bücher, und die Christen sowohl diese als die Schriften des neuen Testaments, der Eingebung und Einwürkung Gottes, in ihren Verfassern zu. Die Schrift selbst redet davon, daß die Männer, von welchen sie aufgezeichnet worden, von Gott getrieben seyn, und den Geist Gottes gehabt haben, durch welchen sie mündlich gelehrt, und die schriftlichen Aufsätze, welche wir die heiligen Büchen nennen, verfaßt haben, und nennt diese Schriften von Gott eingegeben oder eingeblasen, (θεοπνευστος) 2 Petr. 1, 21. 2 Tim. 3, 16. Es gründet sich auf diese Eingebung die Hochachtung, welche die Juden sowohl als besonders die Christen für diese Bücher hegen; und auch die Gewißheit oder Ueberzeugung von den darinn enthaltenen Wahrheiten: denn wenn Gott sie selbst eingegeben, oder durch die Verfasser der Bücher durch seine Einwirkungen selbst geredet und geschrieben hat, so muß der Inhalt derselben unwidersprechlich wahr und gewiß seyn. Inzwischen ist hier unter den Christen eine grose Verschiedenheit wie diese Würkung Gottes zu erklären sey, und selbst in der lutherischen Kirche sind die Vorstellungen von dieser Sache mancherley, sowohl wenn die Frage davon ist, ob sie eine natürliche oder übernatürliche Würkung sey, als auch wenn davon die Rede ist, wie weit sich die leztern erstrecken? Ob auf alle oder nur einige Sachen der Bibel? auf die Sachen allein, oder auch auf die Worte? auf einige oder alle Worte? u. s. w.

Nicht allein Naturalisten, solche nehmlich welche nicht gar die Sache für einen Betrug halten, sondern auch sozinianische und arminianische Christen, ja wohl gar manche Theologen der protestantischen Kirche haben bey diesen Schriften nichts weiter als allgemeine göttliche Regierung angenommen, und in so ferne hätten sie keine grössere Auctorität als die Schriften eines Seneka, eines Plato, eines Epiktets und überhaupt anderer heydnischer oder christlicher Schriftsteller, und würden nur höchstens dadurch vor diesen einen Vorzug haben, daß sie einen nüzlichern, wichtigern und vortrefflichen Innhalt hätte, und mehr zur Erweckung und Beförderung guter moralischer Gesinnungen geschickt wäre. Nach solchen Voraussezungen ist es wohl natürlich, daß eben diese Männer manche ganze Bücher oder doch ganze Abschnitte und Stücke der heiligen Schrift als uns nunmehro gar nicht mehr angehende und aus dem Verzeichnisse christlicher Religionsbücher auszuweisen suchen. Nach dieser Meynung hat also jeder Verfasser nur das geschrieben, was er erfahren hatte, worauf er durch seine natürliche Kräfte des Verstandes im Nachdenken gefallen war, oder was er durch Unterricht und andere natürliche Wege menschlicher Erkenntniß erlangt hatte: und blos die gewöhnliche Veranlassungen und Umstände nöthigten ihn diesen oder jenen Aufsatz zu machen, daher werden denn auch diese Schriften nicht für fehlerfrey gehalten, und es konnten sowohl in dem Ausdrucke, der Art des Vortrags als auch der Sache selbst manche Unrichtigkeiten entstehen. Auf diese Art möchte nun wohl die Bibel kein zuverläßiger und sicherer Erkenntnißgrund für die Religion bleiben, und es nicht viel besser seyn, als wenn sie ganz und gar abgeschaft würde.

Die gewöhnliche und herrschende Lehre der Christen aber ist, daß die Schriftsteller der Bibel bey der Verfertigung dieser Schriften eine übernatürliche Einwürkung Gottes erfahren haben. Ehe wir das anführen, was zum Beweise dieser göttlichen Eingebung dient, wollen wir bemerken, was sie unter derselben verstehen oder begreifen. Die gewöhnliche Erklärung der Eingebung ist diese, daß Gott auf eine übernatürliche Art in der Seele der heiligen Schriftsteller diejenige Gedanken hervorgebracht, welche sie aufsezen oder auch mündlich vortragen sollten, und auf eben so übernatürliche Art ihm den Antrieb oder Befehl gegeben, oder sie doch von seinem Willen überzeugt habe, daß sie eben diese in ihren gewürkten Gedanken reden und schreiben sollten, wobey er denn auch nach seiner Regierung alle Umstände so eingerichtet, daß sie diese oder jene Veranlassung zur Bekanntmachung der Gedanken erhielt, so und nicht anders redeten und schrieben. Hiebey kommt es nun auf den Beweiß in der Schrift an. Zwar kommt das Wort Eingebung (theopneusis) und getrieben werden vom heiligen Geist, u. s. w. in der Schrift von der Bibel vor, allein doch muß näher gezeigt werden, daß damit übernatürliche Würkungen, so wie sie angegeben worden, ausgedruckt werden.

Was die eigentliche Eingebung oder die Hervorbringung derjenigen Gedanken betrift, welche die Verfasser der Schrift aufzeichneten, so muß man den Unterschied machen unter denjenigen Sachen und Wahrheiten, die sie nicht durch sich selbst wußten noch wissen konnten, und wieder denenjenigen, welche sie selbst erfahren hatten, oder doch durch eignes vernünftiges Nachdenken wissen konnten. In Ansehung der erstern hatten sie eine Offenbahrung nöthig, oder Gott mußte sie denen Menschen erst bekannt machen. Sie konnten dieselbe aber so wohl mittelbarer als unmittelbarer Weise von Gott erhalten, oder sie konnten solche auch von denenjenigen Menschen, welchen sie Gott unmittelbar geoffenbaret hatte, mündlich oder schriftlich aus ihren eigenen Mund und Händen, oder durch mehrere

auf einander folgende Nachrichten und Traditionen haben, ſich alſo auch alter Urkunden, Denkmäler, Lieder u. ſ. w. bedienen, wie einige auch in verſchiedenen Abſchnitten der Bibel und zwar des alten Teſtaments annehmen. Doch mußten die Verfaſſer der Schrift ſelbſt hinreichend von der Göttlichkeit derſelben überzeugt ſeyn, und andere davon überzeugen können, daß ſolches wahre Belehrung von Gott ſey. Sie konnten aber auch durch unmittelbare Würkungen Gottes an und in ihnen ſelbſt dieſe verborgenen und unbekannten Dinge erhalten, und zwar auf verſchiedene Weiſe. Nehmlich Gott konnte durch Träume den Menſchen etwas bekannt machen, und that es würklich mehrmalen, 1 Moſ. 28, 12. 37, 5. 1 Kön. 3, 5. Daniel 2, 4. 7. Matth. 1, 20. 2, 12. Hiebey kam es nun freylich darauf an, daß man menſchliche Träume, die oft ſonderbar genug ſeyn, von göttlichen unterſcheiden konnte: daher ſchreibt man denſelben die wenigſte Gewißheit zu; inzwiſchen müſſen doch mit demſelben ganz beſondere Eindrücke und Charactere verbunden geweſen ſeyn, aus welchen ihre Göttlichkeit erkannt werden konnte. Dieſe Art der Offenbarung war in den ältern Zeiten nicht ungewöhnlich, und betraf gröſtentheils Anzeigen von gewiſſen Begebenheiten, welche ſich durch ihre Erfüllung bewieſen. Eine andere Art, wie Gott den Menſchen etwas bekannt macht, war durch Engel, und auch dieſe war zu den Zeiten des alten Teſtaments nicht ſelten. 4 Moſ. 22, 22. Richt. 13, 3. Dan. 9, 21. ff. auch Luc. 1, 26. 2, 9. Dieſe Erſcheinungen der Engel waren von der Art, daß man ſie leicht von Einbildung und Betrug unterſcheiden konnte, und geſchahen unter außerordentlichen und wunderbaren Umſtänden, z. E. bey der Geburt Chriſti u. ſ. w. Drittens erhielten die Menſchen Geſichter, oder Gott ſtellte ihnen unmittelbar gewiſſe Gegenſtände vor Augen, wenn z. E. Moſes einen feurigen Buſch ſahe, 2 Moſ. 3. wenn er das Modell von der zu errichtenden Stiftshütte erhielte, c. 25, 9. deßgleichen c. 26, 30. 1 Kön. 22, 17. Jeſ. 16, 1. Heſek. 8. und 11. Viertens wurden ſie zuweilen in eine Entzückung verſetzt: das iſt, ſtatt daß die Menſchen ordentlicher Weiſe nur das ſehen und hören was um ihnen iſt, ſo ſahen und hörten ſie dagegen ganz andere Dinge als diejenigen waren, von welchen ſie wirklich umgeben waren. Dieß war eine Würkung Gottes in ihrer Einbildungskraft, dergleichen Petrus hatte, Apoſt. Geſch. 10, 10. ff. und Paulus 2 Cor. 12, 2. 3. 4. Fünftens erhielten ſie eine Offenbahrung zuweilen durchs Loos, Joſ. 7, 14. Apoſt. Geſch. 1, 26. Sechſtens hörten ſie zuweilen eine deutliche und vernehmliche Stimme, dergleichen z. E. Moſi widerfuhr, mit welchem Gott von Angeſicht zu Angeſicht redete, 2 Moſ. 33, 11. deßgleichen bey dem Berge Horeb, dem Elias in der Wüſten, und vielleicht den Propheten, wenn es heißt: der Herr ſprach, die Juden reden auch von einer Bathkol, Tochter der Stimme, oder einer Rede Gottes, welche zur Zeit des zweyten Tempels ſich zuweilen hören laſſen. Daher kommt bey ihnen das Urim und Thumim, wovon die Meynungen ſehr verſchieden ſind. Es mußte das Bruſtſchild von dem Hohenprieſter angelegt und Gott gefragt werden. Wie aber die Antwort erfolgt ſey, iſt ungewiß. Einige glauben, daß ſich eine vernehmliche Stimme habe hören laſſen; andere, daß an dem Bruſtſchilde die Edelſteine deſſelben einen ſtarken Glanz erhalten haben, wenn die Antworten bejahend geweſen, aber ſich verdunkelt haben, wenn ſie verneinend geweſen, und daß die Antwort

nur in Ja und Nein beſtanden habe, u. ſ. w. Endlich brachte Gott unmittelbar in der Seele des Menſchen Begriffe und Vorſtellungen hervor, und dieß war die Art der Offenbahrung, welche die Schriftſteller der Bibel hatten, die ſie denn entweder ſogleich oder nach der Zeit aufſchrieben.

Zu dieſen Sachen und Wahrheiten welche durch übernatürliche Offenbahrung bekannt gemacht werden mußten, gehören aber nicht allein die eigentliche Geheimniſſe, ſondern auch diejenigen, welche zwar ein Menſch durch natürliches Nachdenken oder angewandten Fleiß wiſſen kann, aber doch die heiligen Männer welchen es an allen Vorbereitungswiſſenſchaften, an allem Unterricht und gehöriger Cultur des Verſtandes fehlte, nicht anders wiſſen konnte, als durch göttliche Offenbahrung; und dahin gehören ſelbſt viele moraliſche Wahrheiten und Tugendlehren, welche in der damaligen Zeit ſelbſt nicht von den gelehrteſten und weiſeſten Männern unter den Heiden, und eben ſo wenig von den Juden erkannt waren. Alle dieſe vorher bemerkten Dinge und Wahrheiten gehören zur beſondern Offenbahrung im eigentlichen Verſtande.

Eine andere Bewandtniß aber hat es mit dem Theil des Innhalts der heiligen Schrift, welcher aus ſolchen Sachen beſteht, welche die Männer ſelbſt erfahren hatten, oder durch die natürlichen Kräfte des Verſtandes wiſſen konnten. Hier brauchte es nun keiner beſondern Offenbahrung oder übernatürlichen Bekanntmachung. Es entſteht daher die Frage, ob die Verfaſſer der Bibel ſolche nach eigner Wahl und Ueberlegung ausgeſucht und aufgeſchrieben haben, oder ob ihnen alles oder doch ein Theil, und wie viel? von Gott übernatürlich eingegeben ſey. Hierinn ſind die Meynungen ſehr getheilt. Manche überlaſſen alles den heiligen Verfaſſern, welche nach den Umſtänden der Zeit und den beſondern Veranlaſſungen die ſie hatten, ſchrieben, was die Nothdurft der Kirche überhaupt, oder einer Gemeinde beſonders erforderten. Sie beruffen ſich zum Beweiſe ihrer Meynung auf folgende Gründe: daß es unnöthig und alſo auch der göttlichen Weißheit zuwider ſey, die Wunder zu thun, wo die natürlichen Kräfte ſchon hinreichten; daß die heiligen Männer ſich auf ſich ſelbſt mehrmalen berufen und in der erſten Perſon reden: ich ermahne, ich ſage euch, nicht der Ehre u. ſ. w. daß ſie anführen wie z. E. Lukas im Anfang ſeines Evangeliums, daß ſie ſich um alles erkundigt, daß ſie mit Fleiß oder ſorgfältiger Auswahl und Nachdenken geſchrieben haben; oder das ſie wie Johannes im Anfang ſeines erſten Briefs ſagt, dasjenige aufgezeichnet was ſie ſelbſt geſehen, gehört und erfahren haben: daß zuweilen einige Sachen mehrmalen und in mehrern Briefen oder Schriften eines und eben deſſelben Verfaſſers vorgetragen worden, da andere wichtige Materien nur einmal oder ſeltner vorkämen, ja daß manche Dinge in der Schrift aufgezeichnet ſeyn, welche die Religion gar nicht betreffen, ſondern häusliche Privatangelegenheiten u. ſ. w. z. E. Grüße, Beſtellungen von einem Mantel und dergleichen; beſonders finden manche in den Geſchichtsbüchern des alten Teſtaments viele uns gar nicht angehende, ja wohl gar unnütze und unſchickliche Erzählungen, wie z. E. von Laban, Thamar, Simſon und mehrere, u. ſ. w. Andere aber ſchreiben auch dieſe bekannten Dinge einer göttlichen Eingebung zu, und zwar weil die Schrift ſelbſt keinen Unterſchied mache, ſondern alles dem Geiſte Gottes zuſchreibe; weil dieſe Wahrheiten in genauer Verbindung mit den eigentli-

chen Offenbahrungen ſtünden, und mit denſelben gleichſam verwebt ſeyn, daß immer eben das, und ſo viel von den bekannten Sachen vorgetragen werden mußte, als zum Vortrage, Erläuterung, Einſchärfung, Gebrauch u. ſ. w. der Offenbahrungen gehörte; weil die Schrift ein Religionsbuch aller Zeiten ſeyn ſolle, woraus die Menſchen alle ihre Religionskenntniſſe herzunehmen hätten, und da komme ſehr viel darauf an, daß dieſen Männern nicht alles allein überlaſſen werde, wodurch die Sicherheit der Religionswahrheiten ſehr leiden würde, ſondern ihnen die Wahl von den mehrern und vielen Begebenheiten und natürlich bekannten Sachen an die Hand gegeben werde, um gerade dasjenige und zwar auf die Art zu ſchreiben, was und wie es ſich zu dem Zweck der Aufzeichnung ſchicke. Eben daher ſey die Eingebung dieſer Theile der Schrift kein unnöthiges und überflüſſiges Wunder, und wenn Gott durch die Offenbahrungswahrheiten übernatürlich würke, warum ſolle nicht auch das ganze einem Wunder zugeſchrieben werden. Wenn ſich aber die heiligen Männer auf ſich ſelbſt berufen, und von eignem Nachdenken reden, ja wenn ſie Gebete aufzeichnen, ſo könnte das der Eingebung ſo wenig widerſprechen, als es widerſprechend ſey, daß jemand einen Brief geſchrieben habe, wozu gleichwohl ein anderer den Innhalt angegeben oder angerathen, oder wohl gar dictirt und ſich nur nach der Lage des Schreibenden gerichtet habe. Ueberdem müßte man nicht denken, als wenn die Verfaſſer der Schrift nicht ſelbſt nachgedacht, überlegt, nachgeforſcht, ſich erkundigt, und ſchon vorhandener ſchriftlicher oder mündlicher Offenbahrungen und Nachrichten ſich bewußt geweſen und gebraucht haben: ſie waren freylich nicht bloße Schreiber, welchen alles in die Feder dictirt wird, und nichts thaten als nur maſchinenmäßig ſchrieben, aber ſie waren auch nicht ſolche Schreiber, welchen man allein überließ was ſie ſchreiben wollten, oder auch welchen man nur den Innhalt im allgemeinen bekannt machte, und welchen denn die ganze Ausführung überlaſſen blieb; denn da wäre der Irrthum wenigſtens in manchen Stücken unvermeidlich, und die Untrüglichkeit ſehr zweifelhaft geweſen ſeyn: ſondern es hätte ſich hiebey der unmittelbare Einfluß Gottes bewieſen, daß unter ihren Gedanken und Vorſtellungen beym Aufſchreiben alles berichtigt, alles verbeſſert, manches weggelaſſen, manches zugeſagt worden wäre. Zeige ſich Gottes Leitung und Regierung bey unſern Anſchlägen, Vorſätzen und Gedanken auf mancherley Art, warum ſollte nicht auch hier bey einer ſo wichtigen Sache als die göttliche Offenbahrung iſt, eine unmittelbare und beſondere Einwirkung Gottes ſtatt finden.

Was diejenige Dinge in der heiligen Schrift betrift, welche uns unnütz und unnöthig ſcheinen, und bloß das Privat- und häußliche Leben angehen: ſo muß man bedenken, daß die Schrift nicht für uns allein, ſondern für alle Menſchen aller Zeiten geſchrieben ſey, und uns daher manches unnöthig ſeyn oder ſcheinen könne, was für die vorigen auch wohl künftigen Zeiten wichtig war oder werden kann; daß dieſe Nebenſachen von großer Wichtigkeit für uns dadurch würden, weil ſie das Alter der Schriften ſelbſt, und die Wahrheit und Gewißheit der Hauptſachen mit beweiſen, z. E. jene Familienanecdoten im alten Teſtament zeigen an, daß der Verfaſſer von dem Volk ſey und in jenen Zeiten gelebt; manche Erzählungen beweiſen hintenher die Erfüllung göttlicher Verheiſſungen und Weiſſagungen, dahin die Nachricht von den Nachkommen Abrahams durch verſchiedene Völker gehören, deßgleichen die Genealogien die theils eben dazu, theils zur Ableitung des Geſchlechts Chriſti gereichen, und auch die Nebenumſtände in den evangeliſchen Schriften, welche in der damaligen frühen Zeit gebraucht werden konnten, die Erzählung von Chriſto und ſeinen Thaten genau zu unterſuchen. Zudem ſey manche Erzählung welche man mit Verachtung anſehe, für einen bedachtſamen Menſchen immer ſehr nützlich, und enthalte beſondere Beweiſe der weiſen Regierung Gottes, ſeines beſondern Schutzes über die Frommen, ſeiner Strafgerechtigkeit u. ſ. w. Einige wenige häußliche und Privatangelegenheiten aber, welche in der Bibel vorkommen, ſind zuweilen die Veranlaſſungen zu den Schriften ſelbſt, oder zu gewiſſen nöthigen Belehrungen, oder konnten wie z. E. die Grüße und Warnungen für manche Perſonen, in der damaligen gefahrvollen Zeit der erſten Kirche als Regeln der Vorſichtigkeit in dem Umgange mit andern angeſehen werden, und überhaupt ſey auch das immer wichtig, daß man dadurch belehrt werde, wie das Chriſtenthum auch auf das Privatleben des Menſchen gehe.

Die Meynung einiger anderer lauft im Grunde auf eben daſſelbe hinaus, daß nehmlich die heiligen Männer in dieſer ihnen bekannten Sache ſelbſt gewählt, aber wo es nöthig war, Gott durch ein Wunder den Irrthum oder das Unnöthige verhindert, und alles nach der wahren Abſicht befördert habe.

Es kommt nun aber auf den eigentlichen Beweiß einer ſolchen göttlichen Offenbahrung und auch Eingebung der Schriften an. Die Juden zweifeln in Anſehung des alten Teſtaments daran nicht, inzwiſchen würde das nichts beweiſen, ſondern für jüdiſchen Aberglauben gehalten werden, wenn man ſonſt keine Beweiſe hätte. Es kommt hier hauptſächlich auf folgende Stücke an.

Es verſichern dieß die heiligen Schriftſteller ſelbſt von ſich und von andern Verfaſſern der Bibel. Moſes bekam nicht nur von Gott das Geſetz und überhaupt den Innhalt ſeiner Schriften, ſondern auch den Befehl ſolches aufzuſchreiben, und übergab ſeine Bücher zur Aufbewahrung bey der Bundeslade, 2 Moſ. 17, 14. 34, 27. 5 Moſ. 31, 19. 24. 25. 26. David ſagt, der Geiſt des Herrn habe durch ihn geredet und ſeine Rede ſey durch ſeine Zunge geſchehen. Der Gott Iſrael habe durch ihn geſprochen, und der Hort Iſrael habe durch ihn geredet, 2 Sam. 23, 2. 3. Die Propheten ſagen: dieß iſt das Wort des Herrn. Der Herr ſpricht, und berufen ſich dabey auf einen göttlichen Befehl zum Schreiben, Jeſ. 30, 8. Jerem. 30, 2. 36, 2. Hiob 2, 2. Petrus ſagt von jenen Verfaſſern des alten Teſtament, 2 Br. 1, 21, daß ſie geredet und geſchrieben hätten, getrieben von dem heiligen Geiſt, und Paulus, 2 Tim. 3, 16. daß Gott die Schrift eingegeben, und Chriſtus ſelbſt hat dieß beſtätigt und die Juden, Joh. 5, auf dieſe Bücher als die ſichern und untrüglichen Erkenntnißquellen der wahren Religion verwieſen. Er verſichert aber auch ſeinen Jüngern, welchen er den Auftrag oder Befehl gab, das Evangelium unter den Menſchen bekannt zu machen und auszubreiten, und dadurch ſeine Kirche anzupflanzen, welches denn nicht allein durch mündliches Predigen, ſondern auch, weil ſie vor ihre Perſon weder allenthalben hinkommen, noch auch bis ans Ende der Welt predigen konnten, ihre mündliche Lehre aber in der Folge der Zeit, wenn keine ſchriftliche Documente vorhanden wären, verfälſcht und verunſtaltet worden

wären, durch schriftliche Aufsätze geschehen sollte; daß er ihnen den heiligen Geist geben wolle, der sie in der Wahrheit unterrichten, erleuchten, und ihnen geben werde was und wie sie predigen sollten, und daß diese Einwirkung des heiligen Geistes nicht allein auf Offenbahrung der ihnen noch unbekannten Wahrheiten, die ihnen Christus, weil sie es noch nicht ertragen konnten, noch nicht vorgetragen hatte, gehen werde, sondern auch auf die ihnen bereits bekannten Sachen und Wahrheiten, indem derselbe sie auch an alles das erinnern werde, was er ihnen gesagt habe, Matth. 10, 19. 20. Luc. 12, 12. Joh. 14, 16. 17. 15, 26. 16, 13. Auf diese Eingebung berufen sich auch die Verfasser des neuen Testaments, 1 Cor. 2, 4. 5. 10. 13. 2 Cor. 3, 5. 6. Offenb. Joh. 1, 19. 2, 1. 8. 12. 18. 3, 1. 7, 14. 14, 13. 21, 5. Wie denn auch wirklich am Pfingsttage der Geist Gottes auf eine wunderbare Art über sie ausgegossen wurde. Diese Männer haben aber alle Zuverläßigkeit, da sie nicht nur hinreichend den Character rechtschaffener und ehrlicher Männer haben, sondern auch durch ihre Wunder die Zuverläßigkeit ihrer Behauptungen vor der Welt ausser allen Zweifel gesetzt.

Gesetzt also auch, daß besonders Moses alte Volkslieder, oder die in gewissen Liedern, welche bey dem Volke von ältern Zeiten im Gebrauch waren, aufbehaltene Nachrichten in seine Schriften mit eingewebt, oder die Bücher der Chronik, der König Samuelis aus alten Annalen genommen seye, so würde dabey die göttliche Eingebung so wenig verlieren, als sie dadurch aufgehoben wird, daß die heiligen Männer bey jedesmaligen Vorträgen selbst dachten und fremde Nachrichten zugleich gebrauchten: inzwischen ist doch die Meynung von den Volksliedern und Annalen, obgleich einige Männer sie so zuversichtlich behaupten, als wenn sie selbst solche in den ältern Zeiten mitgesungen hätten, noch eine bloße Muthmassung, die noch lange nicht erwiesen worden ist. Es kommt hier nur immer darauf an, daß die Männer bey dem Schreiben die gewisse Ueberzeugung hatten, daß sie dieses oder jenes nach Gottes Willen aufschreiben sollten, und alles göttliche und ohnfehlbare Wahrheit sey.

An der Möglichkeit einer solchen Einwirkung Gottes in den Menschen, kann nun zwar ein vernünftiger Mensch nicht so leicht zweifeln, der es bedenkt, daß unsere Gedanken nicht allein zufällig sind, und statt der Reihe der natürlichen Vorstellungen andere in uns hervor gebracht werden können, sondern auch überhaupt unser Denkungsvermögen von Gott herkommt, und dieser nothwendig unmittelbar in der Seele werde wirken können: aber das scheint einigem Zweifel unterworfen zu seyn, daß die heiligen Männer ihre Gedanken von denen von Gott eingegebenen Vorstellungen jederzeit haben unterscheiden, und sich bewußt seyn können, daß eben diese Gedanken von dem höhern und unmittelbaren Einwirken Gottes herrühren. Allein ob wir gleich dieses Wunder nicht erklären können, und auch die Schrift selbst solche nicht erklärt, so ist doch an sich in der Sache nichts unmögliches, daß wir wie bey menschlichen Unterredungen eigne Gedanken von den durch die Reden des andern mitgetheilten Sachen unterschieden werden, auch etwas ähnliches bey den heiligen Männern vorgefallen sey, und daß sowohl die ganz besondere und eigne Lebhaftigkeit dieser Gedanken selbst, als auch dazu gekommene besondere auch wunderbare Umstände sie von dem göttlichen Ursprung überzeugt haben.

Hier aber haben wir noch die Frage zu berühren, ob die Eingebung blos auf den Innhalt oder auch auf die Worte und Redensarten gehe. Einige behaupten es, andere verwerfen es als eine jüdische Meynung, und noch andere suchen einen Mittelweg. Diejenigen, welche die Worte lediglich den heiligen Männern überlassen, sagen, daß die Verschiedenheit des Styls, die Hebraismen, die Nachläßigkeit und Fehler im Schreiben, die bald metrische bald prosaische Abfassung der Schriften dieß schon an den Tag legen, und überdem kann man, wenn man die Verfasser der Bibel nicht zu bloßen Maschinen machen wolle, ihnen die eigne Wahl des Ausdrucks nicht absprechen. Es komme hier auf die Worte nicht an, sondern auf die Sache, die durch verschiedene Worte und dennoch richtig vorgetragen werden könne. Alle diese Fehler und Arten des Styls und Ausdrucks durch Herablassung Gottes und durch ein gewisses Schicken und Richten nach dem Genie und Denkungsart der Verfasser erklären wollen, sage im Grunde nichts. Warum solle sich der Geist Gottes nach den Fehlern der Menschen richten? und wenn man auch annehmen wolle, daß zuerst die Menschen über die Wahl der Worte nachgedacht, und denn der Geist Gottes hinterher aus diesen selbst gewählten Worten und Redensarten eine neue Auswahl getroffen; so mache man das eigne Nachdenken und Wählen der Verfasser gänzlich unnöthig. Wir würden auf die Art auch sehr viel verlieren, da die Lesearten so verschieden sind, und ohnehin die Ursprache ausgestorben ist, und man zu den Uebersetzungen, deren doch keine vollkommen die Urworte ausdrückt, seine Zuflucht nehmen muß, wenn wir die Göttlichkeit jedes Worts und jeder Redensart behaupten wollten.

Andere, welche die Eingebung aller Worte behaupten, berufen sich theils auf die Schrift, theils auf allgemeine Gründe. Sie sagen: es komme bey einem Vortrage sehr viel auf die Worte an, wodurch der Sinn oft sehr verstellt werden könne, und in einer so wichtigen Sache habe Gott die Wahl derselben den Verfassern, welche ohnehin ungelehrte und geringe Leute waren, nicht überlassen können. Bey vorübergehenden Reden komme nicht so viel auf die Worte an, als bey schriftlichen Aufsätzen, die überdem für alle Zeiten aufbehalten werden sollen. Unstreitig habe Gott doch gewollt, daß seine Meynung auf das beste und wichtigste verstanden werden solle: zudem lasse sich nicht einmal wohl bey Menschen eine Mittheilung von Gedanken ohne Worte denken, weil die Menschen nicht anders als unter gewissen Zeichen denken. Ja es verliere sonst die Schrift vieles an ihrer Zuverläßigkeit, und jeder würde mit schädlicher Dreistigkeit die Worte nach Belieben ändern wollen. 1 Cor. 2, 13. sagt Paulus, daß er mit Worten rede, die der Geist Gottes auszusprechen gabe; und Matth. 10, verhieße Christus den Aposteln, daß der Geist ihnen geben werde, was und wie sie reden sollen, welches Lucas durch Mund und Weißheit ausdrücke. Zwar sey da nur die Rede von der Zeit, wo sie von den Gerichten reden würde: allein man könne richtig schliessen, wenn dieß im vorübergehenden Reden von Gerichten gelte, wie vielmehr müße das von bleibenden und für alle Zeiten und die ganze Kirche gehörenden Schriften gesagt werden; und so wurde auch von heiligen Schriften geredet. Doch werden von andern die Worte (λογοι) in 1 Cor. 2, von Gründen, und das Wie oder der Mund in der Verheissung Christi,

von der Gemüthsfreudigkeit verſtanden, und ohnehin nur auf die Reden vor den Gerichten gedeutet. Jene vorgeworfene Sprachfehler haben zwar manche ganz wegleugnen wollen, ſo wie ſie von andern übertrieben worden ſind, doch werden ſie gemeiniglich dadurch erklärt, daß es dem Geiſt Gottes allerdings anſtändig geweſen ſey, ſich zu der auch unvollkommenen Art des Ausdrucks u. ſ. w. herabzulaſſen, indem dadurch deſto mehr die Aechtheit der Schriften, ihr Alter, und daß ſie von mehrern und verſchiedenen Perſonen abgefaßt worden, erwieſen werde. Noch andere wählen eine Mittelſtraſſe und ſagen, daß bey ſchweren und beſonders geheimnißvollen Sachen die Worte den Verfaſſern mit den Sachen eingegeben ſeyn, bey leichtern Sachen und Wahrheiten aber hätten ſie ſelbſt gewählt, oder Gott habe ihnen ſelbſt den Ausdruck überlaſſen, aber doch, wo es nöthig war, auch wohl durch ein Wunderwerk verhindert, daß ſie keine unſchickliche Worte und Redensarten gewählt, und dafür geſorgt, daß jederzeit der wahre Sinn richtig ausgedruckt worden ſey. Inzwiſchen ſcheint die genaue Beſtimmung der Eingebung der Worte, ganz unnöthig und überflüßig zu ſeyn. Hatten die heil. Männer zur ſchriftlichen Abfaſſung der Religionswahrheiten den heiligen Geiſt, und deſſen höhern und übernatürlichen Beyſtand, ſo waren auch ihre Kräfte und Fähigkeiten in dieſem Geſchäfte ſo ſehr erhöhet, daß ſie fehlerfrey ſchreiben, und die göttliche Abſicht, uns einen untrüglichen und ſichern Unterricht zu geben, vollkommen erreicht wurde: und in dieſem Betrachte können wir denn auch ſagen, daß die Worte und Redensarten der Schrift mit zur Eingebung gehören.

Bishieher haben wir von der übernatürlichen Mittheilung deſſen was die heiligen Männer geſchrieben haben gehandelt, und es iſt nun noch übrig, daß wir von dem übernatürlichen Antrieb oder Impuls, den ſie zum Schreiben erhielten, das Nöthige anführen. Nicht alle Offenbahrungen Gottes ſind aufgeſchrieben, weil manche nur für die damalige Zeit und für einige Menſchen nöthig waren, aber der Nachwelt nicht nothwendig gehörten. Manche können auch aufgeſchrieben geweſen ſeyn, welche wir nicht mehr haben, weil ſie nur für dieſe oder jene Zeitumſtände erforderlich waren, ob man gleich den Verluſt ſolcher ehemaligen Offenbahrungsſchriften nicht erweiſen kann. Wenn aber eine erhaltene Offenbahrung aufgeſchrieben, und auf die folgende Zeiten ſchriftlich aufbehalten werden ſollte, ſo kam dazu ein Befehl oder eine unmittelbare Einwirkung Gottes, wodurch ſie belehrt wurden, daß ſie dieſelben aufſchreiben ſollten. Jeſ. 48, 1. Jer. 1, 17. Ezech 3, 17. Amos 7, 14. 15. 2 Petr. 1, 21. Offenb. Joh. 1, 10-12. Dieſer Impuls zum Schreiben, gieng zuweilen ſchon vor der Eingebung und Mittheilung der zuſchreibenden Wahrheiten vorher, und wohl einige Zeit vorher, 2 Moſ. 17, 14. 34, 27. zuweilen folgte er nach, und wohl einige Zeit nachher. Jerem. 30, 2. Sollte der Prophet ſchreiben, was der Herr mit ihm geredet hatte, und auch was er noch mit ihm reden würde, und ſo ſollen auch Johannes, Offenb. 1, 11. 19. ſchreiben, was er geſehen und gehört hatte, und was er noch ferner ſehen und hören würde. Dieſer Befehl konnte von Gott, wie aus den eben angeführten Beyſpielen erhellet, entweder mit ausdrücklichen Worten gegeben ſeyn, oder ſie konnten einen gewaltigen und übernatürlichen innern Trieb empfinden, der ſich von allen natürlichen Neigungen und Entſchlieſſungen deutlich unterſchied; zuweilen konnte dazu eine gewiſſe äuſſere Veranlaſſung kommen, wie z. E. die Anhängigkeit an dieſe oder jene Lehrer in Corinth und die daſelbſt gährende Spaltung; die Vorfälle bey den Liebesmahlen, da denn die Apoſtel bey ihrer Abweſenheit ihre Zuflucht zum Schreiben nahmen, und in ſich den göttlichen Willen erkannten, daß ſie ſolches thun ſollten. Wodurch denn freylich manches einfloß, was ſich beſonders auf die damaligen Gemeinden bezog, welches aber doch wieder zur Erläuterung der in den Schriften vorgetragenen allgemeinen Lehren gehörte: und manches öfter, manches weniger vorgetragen, überhaupt aber doch alles, was zum Glauben und geiſtlichen Leben gehörte, abgehandelt wurde.

Man muß dabey den Unterſchied unter den heiligen Männern nicht vergeſſen. Einige waren einmal für allemal dazu beſtellt, daß ſie die Religionswahrheiten allenthalben, wohin ſie nur kamen, vortragen ſollten, bey dieſen ſchien es alſo nicht eines jedesmaligen Antriebes oder Befehls zu bedürfen, dergleichen waren die Apoſtel des Herrn, doch war wohl bey ihnen eben ſo als wenn ſie ein Wunder verrichteten jedesmal eine innere Empfindung von der Genehmigung in dem Willen Gottes. Dieſer allgemeine Impuls ſcheint auch daraus zu erhellen, daß ihnen zuweilen durch den Geiſt Gottes gewährt wurde zu reden, wo ihre Lehre keinen Nutzen ſtiften konnte. Indeſſen war die Eingebung auch bey ihnen keine beſtändige Gabe, die ſich auf alle ihre Reden und Handlungen überhaupt erſtreckte, ſondern in andern Dingen, und bey andern Handlungen konnten ſie ſowohl irren als andere Menſchen, und konnten in andern ſchriftlichen Aufſätzen, die ſie in weltlichen und privat Angelegenheiten ſchrieben, eben ſo gut als jeder Menſch Fehler begehen.

Ein anders war es aber bey denenjenigen Männern, welche auſſerordentlich oder nur in dieſem und jenem Fall reden und ſchreiben ſollten, und daher auch jedesmalen einen eignen Befehl und Antrieb zum Schreiben nöthig hatten. Von dieſer Art waren die Evangeliſten Lukas und Markus, und im alten Teſtament die Propheten. Manches andere was mit der Eingebung Verwandſchaft ſ. in Offenbahrung. (20)

Eingedömte; dieſer Ausdruck bedeutet in einigen deutſchen Provinzen eben das, was ſonſt mit den üblicheren Namen Auoſteuer oder Hausſteuer und Berathung bezeichnet wird. ſ. die davon handelnden Artikel. (15)

Eingedrücktes Blatt, (botan.) (*Depreſſum folium*,) heißt ein Blatt deſſen Scheibe oder mittlere Fläche mehr vertieft iſt als die Ränder. (9)

Eingehängter Träger. (Zimmermannskunſt) ſ. Träger.

Eingehen. (Salzwerkswiſſenſchaft) Der Salzſtein und das Bergſalz, welches aus dem Salzgebürge gebracht wird, ſchüttet und ſchichtet man in den Magazinen auf einander. Wenn nun ſich ſolches feſte in einander ſetzet, ſo nimmt deſſen Höhe ab, und nennt man alsdenn ſolches das Eingehen. (18)

Eingehender Winkel. ſ. Einſpringender Winkel.

Eingehende Waaren. ſ. Einfuhr.

Eingefüllt, (botan.) (*involuta vernatio*) heißt man die jungen Blättchen, welche in der Knoſpe mit den Seitenrändern ſpiralförmig nach innen eingewickelt ſind. (9)

Eingekerbter oder gekerbter Seeſtern. ſ. Aſtropeeten.

Eingekerbtes Blatt. ſ. Blatt, gekerbtes

Eingelaſſener Kopf, (Baukunſt) heißt, wenn der Kopf eines Nagels oder Schraube dergeſtalt in ein Brett oder in andere Sachen eingetrieben und angezogen wird, daß deſſen Oberfläche der Oberfläche des Holzes oder Dings in welches er eingelaſſen iſt, einander gleiche. Manchmal wird er noch tiefer eingelaſſen, und oben mit einem Spündigen, welches man einleimt oder einkittet, bedeckt, damit man denſelben nicht ſiehet, als bey Getäferwerk und eingelegten Fußböden. (18)

Eingelegte Arbeit nennt man diejenige, da aus Marqueterie einem ganzen Stücke von Stahl, Eiſen, Holz u. ſ. w. einige Theile herausgeſchnitten, und an deren Stelle andre z. E. von Bernſtein, ſeltene Hölzern, Elfenbein eingelegt, und in einander gefüget werden. Es wird nicht weniger dergleichen eingelegte Arbeit aus Schmelz und Glaſe von unterſchiednen Farben, auch aus Edelſteinen, und koſtbaren Marmorarten gemacht; endlich hat auch das Frauenzimmer unter ihrer Galanterie-Näh- und Stickarbeit ebenfalls mancherley eingelegte Arbeit. Die aus Steinen eingelegte Arbeit wird moſaiſche oder maſſive genennet. ſ. dieſen Artikel. (19)

Eingemachte Sachen. ſ. Conditum.

Eingerichtetes Jagen (Jäger.) wird dasjenige genennt, welches vorher durch den Leithund verſichert, und nachher mit dem Zeug umſtellt worden.

Eingeſalzen Leder, (*Cuir ſalé*) bedeutet rohes oder grünes Leder, welches mit mancherley Salzen beſtreuet worden, um es bis zum gahr machen für den Verderb zu bewahren. Hat das Leder noch ſein Haar, ſo nennt man es eingeſalzne Häute. (19)

Eingeſchlafenes Schiff, heißt man zur See ein Schiff, das auf Abwegen iſt, weil es ſeine Fahrt verfehlet hat. (6)

Eingeſchneitel wird alles dasjenige genennt, was ein Mann ſeiner Frau, auf dem Fall wenn ſie Wittwe werden ſollte, noch über den feſtgeſetzten Wittum, an Naturallieferungen, welche in Vieh, Korn, Holz, Bier, Wein, Obſt, Heu und dergleichen beſtehen, anweiſet oder vermacht. Es iſt dergleichen Eingeſchneitel vorzüglich bey den ſächſiſchen Adel üblich; und man nennt ſolches im Lateiniſchen Superulta oder Supraulta. Es iſt daſſelbe, der Regel nach, der Wittwe aus den Allodialgütern, keinesweges aber aus den Lehngütern zu entrichten; und wenn eine Wittwe den Wittwenſtuhl verrückt, oder zur zwoten Heyrath ſchreitet, ſo verliert ſie ſolches. Dieſe Präſtationen fallen alſo dem Allodialerben zu leiſten anheim; doch können ſie auch mit Einwilligung des Lehenherrn, und des nächſten Agnaten, oder ſonſtigen Lehensnachfolgers, auf das Lehen gelegt werden. Sind dieſe Einwilligungen aber nicht geſucht worden, ſo iſt weder dieſer, noch jener dazu gehalten, er wäre dann zugleich der Erbe des Eigenthums. Bisweilen vermachen auch wohl Eltern ihren adelichen Töchtern, auſſer ihrem Erbtheile, auf den Fall, wenn ſie ſich verheyrathen würden, ein gewiſſes Eingeſchneitel, welches den in ſeiner Beſtimmung von den erſteren ſehr abgeht, und alſo auch erſt unter der erfolgten Bedingung einer Verheyrathung präſtirt wird. (15)

Eingeſchnittenes Blatt. ſ. Blatt.

Eingeſchoſſen, (Jäger.) ſagt der Jäger von einem Gewehr, welches recht probiert worden. ſ. Einſchieſſen.

Eingeſchränkt. (*limitatus*) ſ. Schranken.

Eingeſchränkte Monarchie. ſ. Monarchie.

Eingeſchriebene Figur. *) Wenn eine krummlinichte Figur z. B. der Kreis IKLM oder die Umfangslinien einer gradelinichten Figur, z. B. die Seiten des Quadrates EFGH durch alle Ecken einer gradelinichten z. B. durch alle Ecken des Quadrats ABCD laufen, oder eine gradelinichte Figur z. B. des Quadrat EFGH eine krummlinichte z. B. den Kreis IKLM mit allen ſeinen Seiten berühret; ſo ſagt man die erſte ſey der andern umſchrieben und die andre ſey in der erſten eingeſchrieben (circumſcripta, inſcripta figura). Alle reguläre Figuren laſſen ſich ſowohl um als in einem Kreiſe beſchreiben (ſ. Figur.), doch giebt es auch irreguläre, von denen eben dieſes geſagt werden kann. Eine reguläre Figur wird im Kreiſe beſchrieben, wenn man deſſen Peripherie in ſo viele gleiche Theile theilet, als die Figur Seiten bekommen ſoll, und die Theilungspunkte durch grade Linien zuſammenhängt. Wenn man dieſe Theilung mit geringerer Mühe verrichten will, ſo darf man nur die Zahl der Grade, die auf die Peripherie des Kreiſes gehen, d. i. 360. durch die Zahl der Seiten dividiren und einen Winkel z. B. CND, der ſo groß iſt, als der Quotient ausweiſet, an den Mittelpunkt N anſetzet, um die Gröſſe des Bogens CMD zu beſtimmen, der der verlangte Theil iſt. Einen Kreis aber um die reguläre Figur zu beſchreiben, theilet man zwey Winkel derſelben z. E. C und D, in zwey gleiche Theile durch die Linien CN und DN. Der Schneidungspunkt N iſt der Mittelpunkt und die Linien CN, DN ſind Halbmeſſer. Ziehet man mit den Seiten der eingeſchriebenen Figur Linien, die den Kreis berühren, gleichlaufend, ſo erhält man eine um den Kreis beſchriebene Figur. Richtet man aber auf der Mitte zweyer Seiten GH, EH, perpendikal, CN, DN auf, ſo iſt der Schneidungspunkt N der Mittelpunkt, und NC, ND ſind Halbmeſſer des darin zu beſchreibenden Kreiſes. Soll eine reguläre Figur um eine andre von gleich vielen Seiten beſchrieben werden, ſo ziehe man mit der Diagonale AC durch B, mit der Diagonale BD durch A und ſo weiter Parallelen, die ſich in den verlängerten Perpendikeln NO, NP auf der Mitte der Seiten AB, BC ſchneiden werden, und ſoll endlich eine reguläre Figur in der andern beſchrieben werden, ſo theile man alle Seiten EF, FG u. ſ. w. der erſten in zwey gleiche Theile in A, B u. ſ. w. und ziehe von jedem Theilungspunkte zum nächſten andern grade Linien AB u. ſ. w.

Daß der Inhalt der umſchriebenen Figur gröſſer, der eingeſchriebenen Figur kleiner iſt, als der Inhalt des Kreiſes, fället in die Augen. Daß aber auch der Umfang der eingeſchriebenen kleiner ſey, als der Umfang des Kreiſes erhellet daraus, weil jede Seite der eingeſchriebenen z. E. AB als eine grade Linie kürzer iſt, als der zwiſchen eben den Punkten begriffene krumme Bogen AKB. Und endlich daß der Umfang der umſchriebenen gröſſer iſt als der des Kreiſes, kann man daraus beweiſen, weil der Umfang der umſchriebenen heraus kommt, wenn man ihren kaum bemerktermaſſen gröſſeren Inhalt durch $\frac{1}{4}$ ND, und der Umfang des Kreiſes, wenn man ſeinen kleineren Inhalt durch eben daſſelbe $\frac{1}{4}$ ND dividiret. Daß ſchon Archimedes die Weiſe, wie er die Verhältniß des Durchmeſſers zum Umkreiſe gefunden auf beyde letzte Sätze gegründet, iſt im Artikel: Durchmeſſer des Kreiſes, angezeiget worden. (6)

*) Geometriſche Tafel. Figur. 34.

Eingeſeſſen, iſt derjenige, welcher an einem Orte mit unbeweglichen Gütern angeſeſſen iſt. (15)

Eingeſtändniß. ſ. Bekenntniß.

Eingeſtändniß. (Redekunſt) Es iſt dieſes eben die rhetoriſche Figur, die die Lateiner Conceßio nennen. (ſ. dieſen Artikel) Sie wird mit beſondern Vortheil gebraucht, wenn man merkt, daß dem Zuhörer noch ein Zweifel übrig bleibt, der aber gehoben werden kann. Man ſteht ſein Gewicht zu, thut einen Schritt rückwärts, um deſto weiter vorwärts zu ſpringen. Zuweilen geſchieht es, daß man noch einen Spott damit verbindet; und alsdenn wird ſeine Kraft noch ſtärker. Je lächerlicher man den Zweifel macht, den man eingeſtanden hat, deſto mehr wird er geſchwächt, und der Zuhörer vom Gegentheil verſichert. In den Reden des Cicero kommen eine Menge Beyſpiele hievon vor; nur einziges: in der achten Philippiniſchen Rede ſagt er: „Wir ſind, wie du vorgiebſt, in unſern Meynungen nur wenig und geringer Urſachen halber aus einander. Ich bin dieſem gewogen, du jenem. Freylich hat die Sache weiter nichts auf ſich, als daß ich für den D. Brutus, und du für den M. Antonius redeſt.“ Man denke ſich die Situation in welcher Brutus und Antonius gegen einander waren; man gedenke den perſönlichen Charakter von beyden, ſo wird man empfinden, wie beiſſend Ciceros Eingeſtändniß war. (22)

Eingeweide nennt man diejenige Theile im thieriſchen Körper, welche aus andern, als Gefäſſen, Nerven, Muſkelfibern, Drüſen u. ſ. w. zuſammengeſetzt ſind, und meiſtens zur Abſonderung beſtimmter Feuchtigkeiten dienen. In engerem Verſtande, werden die innerlichen weichen Theile alſo genennet, welche in der Höhle des Kopfes, der Bruſt und des Unterleibes liegen, als das Gehirn, die Lungen, das Herz, der Magen, Leber, Gedärme, Nieren u. ſ. w. Derjenige Theil der Zergliederungskunſt, in welchem die Eingeweide beſchrieben werden, heißt Splanchnologie. Im gemeinen Leben verſtehet man gewöhnlich nur die Theile, welche in der Höhle des Unterleibes enthalten ſind, unter dem Namen der Eingeweide. Wir werden jedes Eingeweide unter ſeinem beſondern Namen einzeln beſchreiben. (9)

Eingeweide der Opferthiere. Dies war bey Römern und Griechen eine ſehr ergiebige Quelle, aus welcher der Aberglaube gute oder böſe Vorbedeutungen ſchöpfen zu können, ſich ſchmeichelte. Wenn ein Opferthier gefället war, ſo öffnete man ihm den Bauch und unterſuchte ſein Eingeweide, vornemlich die Leber, das Herz, die Milz, die Nieren, die Zunge und nach einem alten Scholiaſten des Marcianus Capella und nach dem Seneca Oedip. 2. 366. auch die Lunge. Man gab auf die Farbe dieſer innern Theile Achtung, und beobachtete ſehr genau, ob nichts daran verſchrumpft wäre und ob jedes derſelben ſo beſchaffen wäre, wie es ſeyn ſollte. Unter andern war es ein gutes Vorzeichen, wenn die Eingeweide ein wenig zitterten, weil man, wie Statius Thebais B. 5. v. 176. ſagt, glaubte, daß ſie ein Gott belebte; weswegen denn auch, wie man aus dieſer Stelle ſchlieſſen kann, ein gewiſſes Zeichen an der Leber den Namen Gott geführt.

Ehe man ein Opferthier öffnete, eignete man den einen Theil der Leber denen zu, die das Opfer darbrachten, den andern aber den Feinden des Staats. Derjenige, der roth und friſch, weder gröſſer noch kleiner, als er ſeyn ſollte, ohne Wandel, ohne Flecken war, kündigte denen, welchen er zugeſprochen war, die glücklichſten Dinge an; da im Gegentheile der magre, ſchwarzgelbe u. ſ. w. die ſchlimmſte Bedeutung gab. Lucan, der das ganze Verfahren der Haruſpizen — denn dieſe Prieſter beſchäftigten ſich mit dieſer Art von Wahrſagerey — Pharſ. B. 1. v. 626. u. f. beſchrieben, hat dieſen Umſtand nicht vergeſſen. Ein gewiſſer Theil der Leber hieß *Caput jecinoris*, das Haupt; und es ward für eine ſehr üble Vorbedeutung gehalten, wenn dieſer Theil der Leber fehlte. Dergleichen Eingeweide hießen exta ſine capite, von denen Cicero de divinat. 2. 15. und Plinius B. 11. C. 37. reden.

Nach der Leber war das Herz dasjenige, was man am ſorgfältigſten beobachtete. Wenn es ſtark ſchlug, mager und kleiner, als gewöhnlich war, ſo war alles dies ein ſchlimmes Vorzeichen: wenn man aber gar kein Herz im Opferthier fand, welches durch einen heiligen Prieſterbetrug ſich zuweilen eräugnete, ſo zog man daraus die unglücklichſten Vorbedeutungen, und glaubte, daß dadurch, das Herz während der Immolation verſchwunden wäre, wie dies, nach dem Valerius Maximus bey einem Opfer des Cäſars an dem Tage ſeiner Ermordung, und des Kaiſers Pertinax als er kurz darauf getödtet worden, ſich zugetragen, die Götter ihren Zorn deutlich zu verſtehen gegeben.

Eben ſo verfuhr man bey der Milz, der Galle und der Lunge. Die Milz wurde für ein übles Zeichen gehalten, wenn ſie mit der Leber ihren Platz verändert hatte. Die Galle ward von den Haruſpizen dem Neptun zugeeignet, und daher kündigte ſie, als ſie doppelt war, dem Auguſt im Seetreffen bey Actium den Sieg an. Bey der Lunge ſahe man vornemlich darauf, daß ſie auf der rechten Seite ſäſſe, geſund und friſch wäre. Wenn die Eingeweide dem, der ſie unterſuchte, aus den Händen fielen, wenn ſie einen üblen Geruch von ſich gaben, wenn ſie ſchwarzgelb, verſchrumpft oder allzu aufgeſchwollen waren; ſo ſagte der Haruſpex nichts als lauter Unglück daraus vorher.

Folgendes waren in der Kunſtſprache der Haruſpizen die merkwürdigſten Benennungen der Eingeweide. Exta bona, d. i. gute Eingeweide, hieſſen diejenige, welche Glück verſprachen: Exta triſtia, traurige Eingeweide, waren die, welche Unglück droheten. Exta muta, ſtumme Eingeweide, waren, aus denen ſich nichts prophezeyen lies; adjutaria oder hülfreiche aber, die vor bevorſtehendem Gift oder andern Unglücksfällen warnten. Den Namen der Königlichen, *regalium*, führten diejenigen, welche den Mächtigen eine unverhoffte Ehre, Privatperſonen und Leuten von geringem Stande Erbſchaften und dem Sohne vom Hauſe verhieſſen, daß er Herr werden würde.

Was von den jüdiſchen Opfern in dieſem Punkt merkwürdig iſt, ſ. unter dem Artikel: Opfer. (21)

Eingießgalgen. (Salzwerkswiſſenſchaft) In den Gewörd-Siedhäuſern zu Halle in Schwaben, nennt man alſo ein Geſtelle ober dem Raach; worauf der Salzſieder ſtehet, welcher mittelſt der Raachſchuirl, die Sohle aus der Bütte ſchöpft und in den Raach gieſſet. Dieſes Geſtelle iſt von zwey Balken gemacht, welche auf kleinen Stützen ſtehen, und mit Bohlen belegt ſind. (18)

Eingraben, heißt auch oft ſo viel als ausgegrabene Bäume, Gewächſe ꝛc. zum Aufbewahren an der Wur-

zel mit Erde bedecken, oder wie man gewöhnlicher zu reden pflegt, dieſelbe einſchlagen. (24)

Eingraben, (Jägerey) wird von allem Wilde geſagt, das ſich einwühlt. Z. B. bey Dächſen ꝛc. Bey Säuen heißt es beſſer Brechen. (31)

Eingreifen (Jäger.) iſt ein Kunſtwort des Jägers, welches er braucht: 1) wenn der Leithund mit der Naſe gut zu Boden ſucht, wo ihm ſodann das Lob beygelegt wird: der Hund greife gut ein. 2) Wenn das Wild tiefe Fährten in den Boden macht. Bey angeſchoſſenem Wildpret iſt es ein Zeichen, daß ſolches gut verwundet, und nicht nur leicht getroffen ſey.

Eingriff iſt beſonders, wenn ſich jemand der Rechte, die nicht ihm, ſondern einem andern zuſtehen, ungebührlich anmaaßt; ſo heißt es z. B. ein Jurisdictionseingriff, wenn eine fremde Obrigkeit oder ein Privatmann ſich der Rechte anmaaßt, die nur der Obrigkeit des Orts zuſtehen; ſonſten heißt auch Eingriff die Handlung eines Unterrichters oder des Appellaten, wodurch ſie die durch Appellation von der Rechtskraft aufgehaltene Urtel zu vollziehen ſuchen. ſ. Attentat. (38)

Eingriff nennen die Uhrmacher die Tiefe, auf welche die Zähne eines Rades zwiſchen die Stöcke eines Getriebes reichen. Je geringer die Kraft iſt, welche das Uhrwerk treibet, je mehr iſt daran gelegen, daß die Zähne der Räder nicht zu tief zwiſchen die Stäbe des Getriebes einſtechen, ſich alſo dazwiſchen fangen und das Werk zum ſtecken bringen. Hingegen dürfen ſie auch nicht zu wenig eingreifen, weil ſie ſonſt leicht über dem Getriebe hinſtreifen und daſſelbe nicht in Bewegung ſetzen. Man hat deswegen zur Regel gemacht, daß die Zähne der Räder um ihre halbe Höhe in das Getriebe eingreifen ſollen, und es kommt alſo nur darauf an, daß man in der Ausführung dieſes Maas genau beobachte, oder die Zapfenlöcher grade gegen einander über dergeſtalt in die beyden Platten bohre, daß Rad und Getrieb in der verlangten Tiefe in einander greifen. Ein eigenes Werkzeug, welches dieſe Abſicht zu erreichen dienet, führt den Namen des Einhängezirkels, und wird unter dieſem Titel beſchrieben. Wer mit dieſem Inſtrument nicht verſehen iſt, zeichnet auf der Uhrplatte für jedes Rad und jedes Getrieb einen Kreis, beſtimmt dadurch dem Eingriff der Zähne in das Getriebe, und macht Rad und Getrieb genau ſo groß, als die davor gezeichnete Kreiſe, welche gehörig zuſammen paſſen müſſen, wenn die Zapfenlöcher in die Mittelpunkte der Kreiſe gebohret werden. Andre Uhrmacher hängen die fertigen Räder und Getriebe an ihren Wellen zwiſchen zwey verlohrnen Platten auf, erweitern die Löcher nach Beſchaffenheit der Umſtände, und beſtimmen hernach aus den Löchern der verlohrnen Platten die Löcher der eigentlichen. (6)

Einguß, Inguß, (*Lingo*,) (Chemie) ſo nennt man ein Werkzeug das mit einem langen Stiele verſehen, und aus einer Eiſenplatte gemacht iſt, und in dieſer eine oder mehrere der Länge nach laufende halbcylindriſch und wohl auspolirte Vertiefungen, (zu Arbeiten im kleinen) etwa einen halben oder ganzen Zoll breit, eben ſo tief, und ſechs bis zehen Zolle lang hat. Man gebraucht ihn, um geſchmolzenen Metallen und Halbmetallen eine länglichte nicht allzudicke Geſtalt von Stäbchen zu geben. Zu dieſer Abſicht müſſen die angezeigte Vertiefungen kurz vor dem Gebrauche mit Talg ausgeſchmiert werden. (12)

Einguß, (Salzwerkswiſſenſchaft) nennt man dasjenige Waſſer, welches aus einem Kaſten, Gefäs oder Röhre in ein anderes von oben fließt. In verſchiedenen Fällen kommt es darauf an, den Einguß zu beſtimmen, und deſſen Gröſſe nach den Maas anzugeben, wie bey dem Ausguß einer Pompe in einen Kaſten. (18)

Einguß iſt bey dem Münzweſen und Wardinagen eine eiſerne Form, die Zayne oder Schienen (Lamellen) zu groben Geldſorten, oder auch die Barren, Plantſchen oder Lingots darein zu gieſſen; auch die Silber- und Goldarbeiter, bedienen ſich derſelben, ſie werden warm gemacht, und mit Unſchlitt oder Talg beſtrichen oder beſtreuet, daß das Metall ſich nicht anſetze. Auch auf Hüttenwerken hat man dergleichen zum Eingieſſen des ſogenannten Mollenbleyes. (29)

Einguß der Gold und Silberarbeiter, beſtehet in einem ſtarken viereckigen Eiſen, mit einem Handgriff von dem nemlichen Metall, in welchem ſich eine Vertiefung 1½ Schuh lang, 3 Zoll breit und tief befindet, wo hinein das geſchmolzne Silber gegoſſen wird; in welcher Abſicht denn der Boden der Aushölung etwas ſchmaler als die obere Oeffnung iſt, um das Herausfallen des erkalteten Silbers zu erleichtern. Der Einguß wird heiß gemacht, und die Aushölung mit Unſchlitt beſchmiert, wenn man flieſſendes Silber hineingieſſen will.

An den Gießinſtrumenten der Schriftgieſſer, und den Formen der Metallarbeiter, iſt der Einguß der Ort durch welchen das flüßige Metall in die Form hineingegoſſen wird.

In den Münzen und Schmelzhütten, beſtehen die Eingüſſe aus Eiſen mit Rinnen, um die Silberzayne hinein zu gieſſen. (19)

Eingußrohr. (Bergwerksmaſchinen). Bey den Ungariſchen Feuermaſchinen, wird alſo ein Rohr genennt, welches von den Waſſertrog aus in den Stiefel gehet. Es hat einen Hahn, den man den Eingußhahn nennt, durch welchen der Lauf des Waſſers in dieſem Rohr nach Belieben gehemmt werden kann. Dieſer Hahn wird dem auf- und abſteigenden Behrbaum, mit der Klappermühle wechſelsweiſe geöffnet und geſperret.

Eingußrohr. (Salzwerkswiſſenſchaft) Bey Salzwerken leitet man das Salzwaſſer von einem Gradierhauſe nach dem andern; da nun, wo daſſelbe in den Kaſten des Gradierhauſes laufen ſoll, wird *) in den Teucherlauf eine gebohrte Röhre B ſenkrecht geſetzt, damit in ſolcher das Salzwaſſer in die Höhe ſteigen möge. In dieſer Röhre geht eine andere kleine C aber dem Gradierkaſten D horizontal, woraus die Sohle flieſſen könne. Dieſe letztere C nun nennt man das Eingußrohr. (18)

Einhägen, heißt ſo viel als ein Stück Land mit einem Hag oder Zaun umgeben. (24)

Einhängen, (Salzwerkswiſſenſchaft) ſagt man bey Salzwerken, wenn man mittelſt eines Seils etwas in den Schacht der Salzbrunnen hänget, welches gemeiniglich geſchiehet wenn man in demſelben etwas auszubeſſern hat, und die Schachthölzer, Plompenſtücke und andere benöthigte Dinge, damit in ſolchen läßt. Das Seil, welches um das Holz gebunden wird, wird oben noch einmal umſchlungen, welches man ein Maulband heißt. Damit nun auch das Seil nicht rutſchen oder los werden möge, ſo werden Klammern vorgeſchlagen die es halten. (18)

Einhängen einer Hau; (Forſtw.) ſ. Vorhängen.

*) ſ. Tafel Salzwerkswiſſenſchaft. Fig. 24.

Einhängeſtuhl. ſ. Einhängezirkel.

Einhängezirkel. Es kommt viel darauf an, zumalen bey kleinen Uhren, daß die Kammen der Räder weder zu flach noch zu tief in die Stäbe der Getriebe eingreifen. (ſ. Eingriff) Um die Punkte recht genau zu beſtimmen, wo die Zapfenlöcher in die Platten eingebohret werden müſſen, damit dieſer Eingriff aufs beſte erhalten werde, hat man ein Werkzeug erdacht, das Einhängezirkel oder Einhängeſtuhl genennt wird. Zwey kleine ſtarke meßingene Pfoſten A, B*) ſtehen ſenkrecht auf einer kleinen ſtarken meßingernen Queerbalken C; ein paar andre ähnliche Pfoſten D, E ſtehen auf einem ähnlichen Queerbalken F und beyde Queerbalken C und F ſind unten vermittelſt einer wohl ſchlieſſenden Charniere, die man bey G ſiehet, mit an einander verbunden. Unten an dem Pfoſten E iſt bey H mit einer Schraube ein kleiner Bügel HI, der ſich ein wenig um die Schraube H drehen läſſet, angeſchwulet, und an dem Pfoſten D ein andrer ähnlicher, der bey K hervorſtehet. Dieſe Bügel haben bey I und K ſchmale länglichte Löcher, in welchen eine etwas ſtarke ſtählerne Feder mit beyden Enden eingeſtecket iſt. Dieſe Feder hat in ihrer Mitte unter C ein länglichtes keilförmiges Zäpfchen, womit ſie wider den Queerbalken C drücket. Durch den Queerbalken F dem angeführten Zäpfchen gegenüber, doch ein wenig weiter oben, gehet eine Schraube L. Schraubet man dieſe Schraube weiter ein, ſo entfernen ſich die Pfoſten B und D, A und E oben weiter von einander. Schraubet man die Schraube zurück, ſo tretten die genannten Pfoſten oben näher zuſammen. Daß die Feder und die Charniere dazu dienen und die Pfoſten in der verlangten Stellung ſolchergeſtalt wohl feſte gehalten werden, fället in die Augen. Die vier Pfoſten A, B, D, E haben oben vier gleiche und ähnliche lange Köpfe, durch welche der Länge nach runde Löcher gebohret ſind, in welchen ſich die Stifte MN, OP, QR, ST verſchieben laſſen. Dieſe vier Löcher müſſen vollkommen grade, gleichweit durch aus und glatt ſeyn, und es iſt höchſt nothwendig ſowohl, daß die Axen der Löcher vor die Stifte MN und OP, und vor die Stifte QR und ST aufs genaueſte in einer graden Linie liegen, als daß die letzten Axen mit den erſten aufs genaueſte gleichlaufend ſind. Die vier Stifte ſind vollkommen grad, glatt, gleich dicke durch aus und paſſen ſehr wohl in die Löcher, daß ſie ja auf keine Seite bewegt, ſondern nur vor und rückwärts geſchoben werden können. An den Enden M, Q, P, T ſind ſie wohl zugeſpitzet, an den Enden N, R, O, S aber grade abgeſtutzt, und in der Mitte der Grundflächen kleine Löchelgen eingebohrt, worin die Zapfen der Uhrräder paſſen. Um die Stifte in jeder beliebigen Stellung feſt zu halten, gehen Stellſchrauben V, W, X, Y durch die vier Köpfe, und damit die Schrauben nicht die Stifte ſelbſt berühren und ihre Glätte verderben, ſind Federn, worauf die Schrauben drücken, inwendig in den Löchern angebracht, deren Befeſtigung in den Köpfen bey Z, Z ſichtbar iſt. Die Köpfe ſind auf den Seiten, die ſie einander entgegen kehren, ziemlich platt, damit die Löcher vor die Stifte OP und ST und vor die Stifte MN und QR ſehr nahe zuſammen gebracht und dadurch der Eingriff auch ſehr kleiner Räder reguliret werden kann. An den äuſſeren Seiten ſind die Köpfe deſto dicker, damit die Stellſchrauben wohl haften.

Will man nun den Eingriff beſtimmen, ſo ſchraubt man die Schraube L ziemlich tief ein, damit die Köpfe der Pfoſten weit genug von einander abſtehen, bringt ein Rad an ſeiner Welle zwiſchen die Stifte MN und OP, indem man ſeine Zäpfgen in die Löchelgen bey N und O einſetzt und deswegen die Stifte in der Entfernung feſtſtellet, daß das dazwiſchen geſetzte Rad willig herumgehet. Eben ſo bringt man das andre Rad zwiſchen die Enden R und S der beyden andern Stifte und ſorget davor, daß die Zähne des Rades zwiſchen einem paar Stifte den Stäben des Getriebes zwiſchen dem andern paar Stifte gegen über ſtehen. Nun läſſet man die Schraube L ſo lange nach bis die Zähne des Rades aufs beſte in die Stäbe des Getriebes eingreifen, und wenn man dieſes erhalten, ſo ſetzt man die feine Spitze eines der Stifte z. E. Q in ein bereits gebohrtes Zapfenlöchelgen auf der Uhrplatte und ſticht mit der Spitze des andern M den Punkt vor das Zapfenlöchelgen des andern Rades ab, oder beſchreibt mit M einen Kreis, in deſſen Umfang man das Löchelgen bohren kann, wo man es für gut befindet.

Wollte man auch auf der andern Uhrplatte die Punkte vor die Zapfenlöcher mit demſelben Inſtrumente beſtimmen, ſo würde man Gefahr laufen, daß die Löcher einander nicht recht grade gegen über zu liegen und die Wellen der Räder nicht recht ſenkrecht zwiſchen beyden Platten zu ſtehen kämen. Wenn daher die Löcher in der einen Platte gebohrt ſind, ſo hat man ein ander Werkzeug, wodurch man ſie auf die andre Platte überträgt, das noch keinen eigenen Namen hat, füglich aber Tranſporteur oder deutſch Uebertrager genennt werden könnte. An einer runden ſtarken und oben vollkommen ebenen Tafel A*) befindet ſich unten ein vierkantiger ohngefehr zollanger Anſatz BC und daran eine Walze D, durch welche der Länge nach ein rundes, überall gleich weites Loch gebohret iſt, worin ſich der harte ſtählerne, runde, gleich dicke platte Stift EL zwar auf und abſchieben aber im mindeſten auf keine Seite biegen läſſet. Auf der Tafel A ſtehet ein Bügel G mit einer Röhre H, die in allem der Röhre D ähnlich iſt, und in welchem ſich ein ähnlicher ſtählerner Stift IK vorſchieben läſſet. Auſſer dieſen Stiften iſt alles übrige Meßing. Die Axen der Löcher in beyden Röhren müßen aufs genaueſte in einer graden Linie liegen, und die feinen Spitzen der beyden Stifte K und L müſſen genau in einem Punkte auf einander treffen. Der untere Stift wird von einer ſtählernen Feder F in die Höhe gedruckt, die vermittelſt eines zähen Fadens oder einer Saite MM an die untere Röhre D befeſtiget iſt.

Soll das Inſtrument gebraucht werden, ſo ſpannt man es in einem Schraubeſtock, der den vierkantigen Anſatz BC mit ſeinem Munde packt, dergeſtalt daß die Tafel A waagrecht ſtehet, und ziehet den oberen Stift IK um etwas heraus. Auf die Tafel A ſetzt man die beyden Platten oder Boden der Uhr, die durch ihre Pfeiler mit einander vereiniget ſind, nachdem man die feine Spitze L des unteren Stifts EL in ein gebohrtes Zapfenlöchelgen gebracht und ihn der Feder F entgegen herunter gedruckt hat. Nunmehr ſchiebt man den Stift IK wieder herunter und bezeichnet dadurch den Punkt, durch welchen das correſpondirende Zapfenlöchelgen gebohret werden muß. Auf eben dieſelbe Weiſe verfähret man mit den übrigen allen. (6)

Einhäſſen, (Jäger.) heißt die Operation, wenn man ein geſchoſſenes Reh, Haaſen, Fuchs ꝛc. an ei-

*) ſ. Tafel zur Uhrmacherk. Fig. 11.

*) ſ. Tafel zur Uhrmacherk. Fig. 12.

nem hintern Lauf öffnet, durchfangt, und einen Lauf durch die Flechſen des andern ſteckt.

Einhauen, (Jäger.) heißt auch, was ſonſt, eine Sau zerwirken, genennt wird. In der Falknerey wird es auch von einem Raubvogel, und inſonderheit von dem Geyer geſagt, wenn er den Raub mit ſeinen Klauen aufhebt, und davon führt.

Einhauige Wieſen. ſ. Einmähdige Wieſen.

Einheimiſch. Rechte der Einheimiſchen. ſ. Indigenat.

Einheimiſche Götter. Jedes Volk, das ehedem in der Abgötterey lebte, hatte, auſſer denen mit andern Völkern gemeinſchaftlichen Göttern, auch noch ſeine eigenthümlichen. Dies fand beſonders bey den Griechen und Römern ſtatt. Auch einzelne Städte hatten ihre beſondre Götter; es ſey nun, daß man glaubte, ſie wären in dieſen Städten und bey dieſen Völkern gebohren, oder daß man ſich einbildete, ſie lieſſen denſelben einen beſondern Schutz angedeihen. Kurz, die ganze Erde war unter gewiſſe Gottheiten vertheilt, und, die groſſen Götter ausgenommen, die überall dafür erkannt wurden, ob man ſie gleich an gewiſſen Orten auf eine beſondre und ausnehmende Art verehrte, dieſe, ſage ich ausgenommen, wurden die andern nur bey gewiſſen Völkern und in gewiſſen Gegenden angebetet. Daher kam es, daß dieſe Götter topiſche oder einheimiſche genannt wurden und ihre Namen meiſtens, wie man aus ihrer Geſchichte ſiehet, von den verſchiedenen Orten bekommen hatten, wo man ſie verehrte. So verehrte man den Jupiter beſonders auf der Inſel Creta, wo er, der gemeinen Meynung nach, erzogen ſeyn ſollte, auf dem Berge Dicte, auf dem Berge Ida, auf dem Berge Olympus, zu Piräeus, in Epirus, zu Dodona: die Juno zu Argos, zu Mycene, zu Faliſci, zu Samos, zu Carthago; die Ceres in Sicilien und zu Eleuſis; die Veſta oder Cybele in ganz Phrygien, vornemlich zu Berecynthus und Peßinus; Minerva zu Halalcomene, zu Athen und zu Argos; Apollo zu Chryſa, einer Stadt in Phrygien, zu Delphi, zu Cylla, in Claros, einer von den cycladiſchen Inſeln, auf dem Berge Cynthus, zu Lesbus, zu Milet, zu Patara, zu Rhodus, zu Tenedos, zu Cirrha, bey den Hyperboreern; die Diana zu Epheſus, zu Delos, zu Mycen, zu Brauron in Attica, auf dem Berge Mänalus, zu Magneſia, zu Segeſta; die Venus zu Amathus in Cypern, zu Gnidus, zu Paphos, in Idalium, auf dem Berge Eryx in Sicilien, auf dem Berge Ida in Phrygien; den Mars zu Rom, bey den Getben, bey den Scythen und Thraziern; den Vulcan in den Aeoliſchen Inſeln, in Lemnos, bey dem Berge Aetna, und noch älter war ſein Dienſt in Aegypten, wo er die erſte Gottheit und der erſte König war; Mercur wurde auf dem Helicon, auf den cylleniſchen Gebürgen, zu Nonacris und in ganz Arcadien vorzüglich geehrt; Neptun im corinthiſchen Iſthmus, auf dem Vorgebürge Tänarus und auf allen Meeren; der Nereus an den Meerküſten und von den Seeleuten; Saturn an verſchiedenen Orten Italiens; Pluto bey allen Opfern, die man den Todten darbrachte; Bacchus zu Theben, zu Nyſa, zu Naxos: Aesculap zu Epidarus, zu Rom; Pan auf dem Mänalus, in Arcadien; die Fortuna zu Antium; der Aeolus in den Inſeln, die ſeinen Namen führten u. ſ. w. (21)

Einheiſchen, heißt im altdeutſchen Gerichtsſtyl, jemanden vor Gericht laden oder citiren. (15)

Einheit (arithmetiſch) iſt der allgemeine Begriff, worin die Dinge, die gezählet werden, mit einander übereinkommen. Wenn ich ſage: hundert Mann, ſo kommen die Dinge, die gezählet werden, in dem allgemeinen Begriffe des Mannes überein, und der Mann iſt hier die Einheit. Durch ſie wird die Gröſſe der Zahl beſtimmt, womit eine gewiſſe Quantität auszudrücken iſt, und nachdem man andre und andre Einheiten zum Grund ſetzet, nachdem wird dieſelbe Quantität mit andern und andern Zahlen ausgedrückt. Z. E. dieſelbe Summe Geldes, die, wenn man den Gulden zur Einheit annimmt, durch 6 ausgeſprochen wird, iſt 4, wenn die Einheit ein Thaler iſt; 18, wenn die Einheit ein Kopfſtück iſt; 90, wenn die Einheit ein Batzen iſt, u. ſ. w. ſ. Eins.

Einheit (metaphyſiſch) iſt die Unzertrennlichkeit deſſen, was zu einer Sache gehört. So bald man nemlich getrenntes findet, hat man mehreres vor ſich und die Einheit, die der Mehrheit entgegengeſetzt iſt, bringt alſo mit ſich, daß keine Trennung ſtatt habe. Damit man ſich nicht an dem Ausdruck: Unzertrennlichkeit, ſtoſſe, der mehr ſagt, als die bloſe Läugnung der wirklichen Trennung; iſt nöthig zu erinnern, daß nicht allein die abſolute Unzertrennlichkeit hier verſtanden werde, vermöge deren jede Trennung, die man ſich denken möchte, unmöglich iſt; ſondern auch diejenige, durch welche man blos anzeiget, daß die Sache, wenn man etwas von ihr abſondert, nicht mehr bleibe, was ſie vorher war. Es fällt in die Augen, daß das Letzte von jedem Dinge, wie es Namen haben mag, wahr iſt. Daher haben die älteren Philoſophen die Einheit unter die allgemeinen Eigenſchaften aller Dinge gerechnet. Und der Satz: jedes Ding iſt eins, iſt ſo gänzlich mager nicht, wie er denen ſcheinet, die ihn nicht genau genug betrachten. Es wird nemlich dadurch mit jeder Sache ein fixer und unveränderlicher Begriff verbunden, an dem man alles laſſen, nichts zuſetzen, nichts wegnehmen, nichts verwechſeln muß, wenn man von dieſer Sache reden will. Jene erſte Art der Einheit, die in einer abſoluten Unmöglichkeit aller Trennung oder Theilung beſtehet, hieß bey den Scholaſtikern unitas ſimplicitatis und wurde Gott und allen immateriellen Weſen zugeſchrieben. (ſ. Monade) Die andre war die unitas compoſitionis, die man bey Dingen antrift, welche etwas trennbares an ſich haben, das aber wirklich nicht getrennet iſt, von welcher Art der menſchliche Körper ſelbſt ein Beyſpiel abgiebt. Dieſe letztere theilten ſie von neuem in unitatem per ſe und per accidens. Jene fand ſtatt, wenn die Vollkommenheit der Sache, die von einem Dinge dieſer Art zu erwartenden Handlungen erfoderten, daß von dem, was ſie an ſich hatte, nichts weggenommen werden durfte, wie ein menſchlicher Körper ſeine Vollkommenheit verliert und nicht mehr alle Handlungen, wozu ein andrer aufgelegt iſt, vollbringen kann, wenn er eins und das andre Glied verlieret. Dieſe beſtund, wo nur die wirkliche Trennung ausgeſchloſſen blieb, ob ſie ſchon unbeſchadet der Vollkommenheit der Sache und aller von ihr zu erwartenden Handlungen geſchehen könnte. Letztere Einheit iſt z. E. die Einheit einer Heerde Vieh, die zwar an Gröſſe nicht aber an Vollkommenheit abnimmt und zu allen Handlungen, wie vorher, geſchickt bleibet, wenn eins und das andre

Stück davon getrennet wird. Der oben angeführte Grund, vermöge deſſen jedes Ding, wie es beſchaffen ſey, eins iſt, bringt mit ſich, daß man dieſes ſowohl von einzelen als von allgemeinen Dingen ſagen könne. Im erſten Falle nennten es die Scholaſtiker unitatem ſingularem, im andern Falle univerſalem. Sie ſprachen auch von einer unitate rationis, die in einer fingirten oder erdichteten Einheit, die in der That nicht ſtatt hat, beſtehen ſollte, wie z. B. im Bilde eines Thieres, das man durch die Einbildungskraft aus den Gliedern von allerley andern Thieren zuſammenſetzt. Mit der Erzählung noch mehrerer Abtheilungen möchte vielleicht wenigen Leſern gedienet ſeyn. (6)

Einheit. (ſchöne Künſte.) In der allgemeinen Bedeutung heißt Einheit, wenn alle Theile eines Ganzen ſo mit einander verbunden ſind, daß man augenſcheinlich einſieht, daß keiner von dem Ganzen getrennt werden könne, und jeder durch den andern beſtimmt ſey ſo, daß nichts Ueberflüßiges und nichts Unverbundenes in dem ganzen Umfang einer Sache ſey: kurz, wenn wir uns viele Dinge, als Theile eines Ganzen vorſtellen.

Wenn wir viele Dinge neben einander ſehen, ohne ſie in Verbindung mit einander zu betrachten, ſo ſehen wir jedes, als etwas für ſich beſtehendes an; iſt aber ihre Verbindung ſo beſchaffen, daß wir keines als ein Ganzes für ſich, alle zuſammen aber für ein Ganzes anſehen können; ſo iſt dieſes Einheit. Z. E. viele Gefäſſe ſtehen auf einem Tiſch, die man blos hingeſetzt hat, um ſie aufzubewahren; jedes für ſich kann man als ein Ganzes, ohne Verbindung mit den übrigen betrachten; haben aber im Gegentheil auf einer garnirten Tafel alle Gefäſſe eine Beziehung auf einander, daß ſie nicht mehr einzeln betrachtet werden, ſondern jedes als ein Theil der garnirten Tafel angeſehen werden, ſo iſt Einheit unter ihnen. So kann auch bey einer Menge Gedanken, die nicht mit einander in Verbindung ſtehen, ein jeder von den andern abgeſondert, als ein beſonderes Ganze angeſehen werden; und inſofern iſt keine Einheit unter ihnen; ſind ſie aber ſo beſchaffen, daß einer ohne den andern nichts iſt, ſondern machen alle zuſammen eine ganze Vorſtellung aus; ſo iſt Einheit unter ihnen. In der Metaphyſik lehrt man, daß das Weſen eines Dinges der Grund ſeiner Einheit ſey, weil in dem Weſen der Grund liegt, warum ein jeder Theil da iſt, und die Sache nicht mehr dieſe Sache und keine andere wäre, wenn ein Theil nicht da wäre. Dieſen Begriff können wir auch auf die Einheit der Gedanken anwenden. Dieſe iſt der Grund der Vollkommenheit und Schönheit. Es kann uns kein Product des Geiſtes gefallen, in welchem keine Einheit der Gedanken zum Grund liegt, wenn auch gleich die einzelnen Stücke noch ſo ſchön wären, weil wir alsdenn nicht beurtheilen können, ob die Sache dasjenige ſey, was ſie ſeyn ſollte. Gedanken aber, welche ſo mit einander verbunden ſind, daß ſie nur ein Ganzes ausmachen, ſetzen uns eben dadurch in Stand, ſie als Theile eines Ganzen mit einander zu vergleichen, und ihre Wahrſcheinlichkeit und Schönheit zu empfinden. Wenn es alſo den Gedanken an der Einheit fehlt, ſo wird zwar vieles zuſammengeſetzt, aber da keine Verbindung zwiſchen ihnen iſt, ſo wiſſen wir nicht, was die Sache ſeyn ſoll. Wenn uns ein Werkzeug gezeigt würde, von deſſen Gebrauch wir uns keine Vorſtellung machen könnten; ſo würden wir niemals ein Urtheil fällen können, ob es vollkommen oder unvollkommen ſey. So oft wir unſre Aufmerkſamkeit auf einen Gegenſtand richten, ſo haben wir entweder ſchon einen hellen, oder dunkeln Begriff, von dem, was er ſeinem Weſen nach ſeyn ſoll; oder wir machen uns erſt einen ſolchen Begriff. Hiemit vergleichen wir nun die vorhandene Sache. Treffen wir eine Uebereinſtimmung aller einzelnen Stücke mit dieſem Ideal an, ſo vergnügen wir uns darüber; ſtimmen ſie aber nicht damit überein, ſo erweckt uns ſolches Mißvergnügen, weil es uns unmöglich iſt zwey ſich widerſprechende Dinge als Eines vorzuſtellen. Man lauft alsdenn gleichſam in einem Irrgarten herum, ohne zu wiſſen, welchen Weg man halten ſoll. Die Aufmerkſamkeit wird zerſtreut, und indem man das Ganze nicht überſehen kann, ſo fehlt diejenige Uebereinſtimmung, welche das Weſen aller Schönheit ausmacht. Die Einheit iſt alſo mit Recht die Grundlage aller äſthetiſchen Schönheiten. Dieſe Einheit ſchildert Horaz ſehr ſchön in ſeiner *arte poetica* v. 1 — 24. Ein jedes Werk der Kunſt, das ſchön ſeyn ſoll, muß ein beſtimmtes Weſen haben, wodurch es zu einem Dinge wird, davon man ſich einen beſtimmten Begriff machen kann; die mannichfaltigen Theile deſſelben müſſen ſo beſchaffen ſeyn, daß dadurch dieſes Ding eben dazu wird, was es ſeyn ſoll. Wir wollen einige Anwendung machen. Wenn einem Baumeiſter aufgetragen wird, ein Gebäude zu entwerfen, ſo wird er ſich zuerſt bemühen, den Begriff deſſelben beſtimmt zu bilden; hernach wird er die mannichfaltigen Theile des Gebäudes ſo erfinden, und zuſammen ordnen, daß daraus ein Ganzes entſteht. Der Mahler, der Dichter wird zuerſt ſich angelegen ſeyn laſſen, den Begriff, den er vorſtellen ſoll, feſt zu ſetzen, und hernach wird er erſt in ſeiner Einbildungskraft diejenigen Bilder aufſuchen, die zuſammen genommen, das Ganze ausmachen. Es kann alſo auf eine doppelte Art gegen das Geſetz der Einheit gefehlt werden; erſtlich, wenn man gar keinen beſtimmten Begriff von dem, was man verfertigen will, hat; und hernach, wenn man nicht ſolche Theile wählet, und ſie ſo ordnet, wie ſie dieſes Ganze ausmachen. Wie mancher Stribler ſetzt ſich, und fängt an zu ſchreiben, ehe er noch weiß, was er ſchreiben will; er haſcht Gedanken auf, wie ſie ihm von ohngefehr in den Weg kommen. Allein, was kommt auch heraus? rudis indigeſtaque moles, ein Bild, um mit dem Horaz zu reden cuius, velut ægri ſomnia, vanæ finguntur ſpecies, ut nec pes, nec caput uni reddatur formæ; ein Monſtrum! Hieraus folgt nun noch ferner, daß jeder einzelne Theil eines Werks, das in den Begriff eines Ganzen nicht hinein paßt, und keine Verbindung mit den übrigen hat, der Einheit entgegen ſtehe, und alſo eine wahre Unvollkommenheit ſey. So macht in einer Erzählung ein Umſtand, der zu dem Geiſt der Sache nicht gehört, einen Fehler gegen die Einheit. Wenn in einem Drama eine Perſon vorkommt, die zu den übrigen nicht paßt, wenn eine Scene auſſen gelaſſen werden kann, ohne daß man im Ganzen eine Aenderung wahrnimmt; wie in dem Cid des Corneille, die Liebe der Urraca zu Rodrichen; ſo iſt es Fehler gegen die Einheit. Solche einzelne Stücke können noch ſo gut ausgearbeitet ſeyn, wenn ſie nicht zum Ganzen weſentlich gehören, ſo ſind ſie gleich einem ſchlechten Kleid, das mit Purpurlappen verbrämt iſt. So oft man ſagen kann: nunc non erat his locus, da iſt es ein Fehler gegen die Einheit.

Bisher haben wir die Einheit überhaupt angeſehen. Aber es giebt noch verſchiedene Aeuſſerungen derſelben

in zufälligen Umſtänden. Hieher gehört die Einheit der Handlung, der Zeit des Orts beym Drama; da wir aber hiervon ſchon unter dieſem Artikel gehandelt haben, ſo können wir unſere Leſer dahin verweiſen. (22)

Einheit (muſic.) iſt eine Haupteigenſchaft eines Tonſtücks: ſo unentbehrlich in der Muſik als in der Rede- und Dichtkunſt. Man hat leider den Vergleich mit der Rede- Dicht- und Tonkunſt noch völlig unbearbeitet gelaſſen, und das iſt es eben, warum man ſo wenig Leute antrift, die ſich des Zergliederungsgeiſtes rühmen dürfen. Alle ſuperficielle ſchöngeiſterische Schriften langen dazu nicht hin; man muß wiſſen, wie viel Töne mit einem Haupttone in Verbindung ſtehen, wie man die Mannichfaltigkeit erzielen könne, ohne die Einheit zu verfehlen. Von unſeren neuen Tonſetzern, die ſich durch bizarre, geſchwülſtige Neuheiten auszeichnen wollen, giebt es nicht wenige, die glauben, dann ſey das Stück ſtark, bearbeitet, und meiſterhaft, wenn es alle Augenblicke aus und in andere Töne vom Haupttone weit abweicht: ſie ſparen dieſe Hülfsmittel, die nur allein und mit Wahl zu groſſen Hauptſätzen angewendet werden müſſen, und vernachläßigen dadurch die Einheit, eine Tugend, die in grader Heerſtraſſe zum Herzen zielet.

Es giebt Einheit in den Tönen und Noten: Einheit in den Tönen verbietet andere fremde einzuführen, und lehrt uns wie die 6 Töne der Leiter (ſie ſey hart oder weich) verſchiedentlich in die Reihe und Obergewaltſchaft eintreten können, wie lang ſie dieſe behalten dürfen, man ſehe im Artikel: Ausweichung nach, wo hievon ſehr viel praktiſches und beſtimmtes iſt geſagt worden.

Einheit in den Noten hält uns an gleiche Bewegung, und zeigt uns wie auffallend die mancherley Figuren dem Ohre ſeyn müſſen, das ein Ganzes, nicht Schneiders abfällige Flecken — ein Ganzes, ich wiederhole es, haben will: ich kann zur Probe hier eine Muſik anführen, zu deren Aufführung ich ſelbſten geholfen, und wo ohne aller ſcheinbarer Schwierigkeit der ganze Chor auf einmal in eine entſetzliche Verwirrung gerathen iſt. Hieran war niemand als der Tonſetzer und ſeine confuſe Art Schuld die Figuren zu wechſeln, der Takt war $\frac{3}{4}$, und lange Zeit bewegten ſich die Violinen mit 9 Triolen, alſo eigentlich $\frac{9}{8}$ Takt, auf einmal brachte er wie eine Marktenderin 12 Sechzehnteln zu Markt, und dieſes Miſchmaſch brachte jedermann in Unordnung. Für dergleichen Unordnung müſſen ſich hauptſächlich diejenigen hüten, die Clavierſtücke ſchreiben. In der Mannheimer Monatſchrift findet ſich eine Frage eines betagten Claviermeiſters beantwortet, wie man die Schüler lehren ſolle, wenn in einem Clavierſtücke z. B. die rechte Hand Achteltriolen und die linke 4 Sechzehntel zu jedem Viertel vorgeſchrieben hat.

Einheit der Charaktere iſt eine Haupttugend für einem dramatiſchen Tonſetzer, dies iſt ein Studium, wovon man noch nirgends etwas weis, als auf dem einzigen franzöſiſchen Theater: in Italien macht man die Concerten auf dem Theater; denn es giebt ſonſten keine, in Deutſchland hat man leider noch kein groſſes Nationaltheater, und wo ſoll man denn anderſt ein feines Raiſonnement ſuchen, als in Paris, wo ein Theaterſtück, es mag die Muſik himmliſch ſeyn, wenn das Gedicht ein wenig ſchwach iſt, ausgepfiffen wird. Man begnügt ſich mit keiner Arie, die ſchön iſt, wenn ſie auch den Worten aufs beſte, nur dem Charakter nicht anpaſſet. Dieſe feine Beurtheilung hat ſich neulich erſt bey einer Arie eines Invaliden geäuſſert, die das Donnern der Canonen, die aufwallende Hitze ſtreitender Krieger aufs beſte ſchilderte, aber dem gebrechlichen Alter und einer ſchwächlichen Geſundheit eines Invaliden zu ſtark war. Auf die nemliche Art muß der Geſangdichter jeder Perſon, dem zärtlichen Vater, der unſchuldigen Tochter, dem liebenden Jünglinge, dem häßlichen Tyrannen immer die nemliche Schilderung mit ſteigender Stärke beybehalten. (25)

Einheit Gottes. ſ. Einigkeit Gottes.

Einheit der Kirche. ſ. Kirche.

Einheizer. (Salzwerkswiſſenſchaft) ſ. Geuder.

Einhelfer, iſt bey der Aufführung eines theatraliſchen Stücks derjenige, der den Schauſpielern einbläſet, wenn ſie in ihren Rollen anfangen wollen zu ſtocken, daher er im Franzöſiſchen *ſouffleur* heißt. Ein geſchickter Schauſpieler hat zwar dieſer Hülfe nicht nöthig; allein, weil ihm doch leicht etwas menſchliches begegnen kann, ſo hat man dieſes Mittel erdacht, um das Unanſtändige, das aus dem Stocken entſtehen würde, zu vermeiden. Er muß einen ſolchen Platz haben, wo er von den Schauſpielern leicht verſtanden, aber von den Zuſchauern weder geſehen noch gehört werden kann. Daß es bey einen Schauſpieler die Action ſehr hindern muß, wenn er dieſe Hülfe nöthig hat, verſteht ſich von ſelbſten. (22)

Einhemmen, oder **Hemmen**, **Hemmei:llegen.** Wenn der Fuhrmann oder Bauer einen Berg herabfähret, ſo rollt ihm der Wagen mit vier Rädern, oder der Karre mit zwey Rädern heftig nach und das Vieh iſt, wenn die Ladung ſchwer iſt, auſſer Stand, ihn aufzuhalten; es kann alſo dabey leicht groſſes Unglück geſchehen, dies abzuwehren hemmt er ſeinen Wagen und Karren, das iſt: er legt vorn an die Lenkwied des Vorderwagens eine ſtarke Kette mit dem einen Ende an, und läßt ſie an ein hinteres Rad gehen, wo er das andere Ende auch feſte machet, ſo, daß das Rad nicht mehr herum gehet, ſondern ſchleifet; oft, wenn die Laſt ſehr groß oder der Berg ſehr ſteil iſt, thut ers an beyden hintern Rädern zugleich. Hat er einen Karren, ſo bindet er einen Büſchel Stecken oder Ruthen, queer unten an, ſo, daß ſie auf beyden Seiten in die Räder eingehen, und ſolche ſich dadurch beſchwerlicher herum drehen.

Manches Unglück iſt bey An- und Auslegung ſolcher Sperren oder Hemmen ſchon entſtanden, wenn der Bauer hinten am Wagen dies beſorgte, ſo gieng ſein Vieh fort, entlief, ſchmies den Wagen um, oder der Fuhrmann kam unter die Räder und wurde zerquetſcht. Niemals ſollte der Fuhrmann ſolche Sperre anderſt ein oder auslegen, es wäre denn jemand unterdeſſen bey ſeinem Vieh, der es hielte. Hat er niemand dazu, ſo ſollte er die Pferde mit dem Zügel, ſo viel möglich feſt anlegen, die vordern gegen die hintern Pferde herdrehen, oder ſonſt auf irgend eine Weiſe ſich vorſehen; ſäſſe jemand auf oder in einem Wagen, oder in einer Kutſche, ſo ſollte er bey jedem Abſteigen des Fuhrmanns den Zügel in die Hand nehmen, oder indeſſen ausſteigen und zu den Pferden hintretten, um ſich und ſeinen Führer vor Unglück zu wahren. (13)

Einherbſten, ſagt man von allen Früchten, welche man im Herbſt aus dem Feld in ihre Verwahrungsorte bringt. (24)

Einhetzen. (Jägerey). ſ. Fanghund.

Einholen. (Jägerey) ſ. Fanghund.

Einhorn. (Naturgeſch.) Es iſt eine längſt bekannte Sache, daß dieſes Thier, welches die älteren Schrift-

ſteller als eine Art von Pferd mit einem langen geraden Horn auf der Stirne beſchreiben, ein bloſes Geſchöpf der Phantaſie ſey. Wir wollen daher den Leſer nicht mit langweiligen Beſchreibungen aufhalten. Das Thier, welches die neueren mit dem Namen Einhorn belegen, iſt ein Fiſch, und wird in folgenden beſchrieben werden. (9)

Unterdeſſen findet man in Leibnitzens Protogäa die Abbildung eines 1663. aus einem bey Quedlinburg gelegenen Kalkberge, der Zeunickenberg genannt, ausgegrabenen Skelets eines Einhorns, davon der berühmte Erfinder der Luftpumpe, Otto von Gericke Burgemeiſter zu Magdeburg, die Nachrichten aufbehalten. Das Skelet hatte eine aufrechte auf den vier Füſſen ſtehende Stellung. Die Hinterfüſſe ſind durch die Unachtſamkeit der Arbeiter verlohren gegangen; der Kopf aber ſammt dem ſonderbaren aus der Stirne ſtrak herausragenden langen Horn, der Hals, die Bruſt, die Vorderfüſſe, ein Theil des Rückgrades und einige Rippen waren vollkommen wohl erhalten. Ob dieſe Thierart gänzlich untergegangen, wie wahrſcheinlich mehrere, z. B. das Ammonshorn unter den Conchylien, oder ob ſie, wie Leibnitz aus den Nachrichten zweyer Portugieſiſchen Reiſenden Lubus und Tellas erzählet, noch wirklich im Mohrenlande zu finden iſt und die Gröſſe eines Pferdes hat, laſſen wir dahin geſtellet ſeyn, und merken nur noch an, daß man das Bild des angeführten Skelets auch in Hrn. Hofr. Sacks Schrift, die Sündfluth mit forſchendem Auge betrachtet, antrifft. (6)

Einhorn. Das hebräiſche Wort, welches insgemein durch Einhörn überſetzt wird, iſt רְאֵם Reem. Die Ausleger ſind bey weiten nicht einig, was eigentlich für ein Thier darunter verſtanden werde. Die gemeine Meynung iſt, daß es ein Thier von der Gröſſe eines gemeinen Pferdes ſey, das mitten an der Stirn ein weiſſes Horn, ohngefehr drey Queerhände lang habe. Ob man gleich an der Exiſtenz eines ſolchen Thieres zweifelt, und es unter die erdichtete Thiergeſtalten rechnet; ſo behauptet ſolches doch Bartholinus, und beruft ſich auf das Zeugniß eines Abgeſandten des Königs von Guinea, welcher behauptet, er habe eines in Africa, aber todt geſehen. Andere verſtehen alſo unter dem Reem das Naſehorn, oder Rhinoceros: Dieſe Meynung hat der berühmte Ludolf angenommen, welchem noch andere gefolgt ſind. Andere aber verſtehen darunter ein Thier nicht mit einem, ſondern zwey Hörnern, die ihm auch 5 B. Moſ. 33, 17. ausdrücklich zugeſchrieben werden; aber, was es gerade für ein Thier ſey, darinnen ſind ſie nicht einerley Meynung. Einige halten es für den Urus der Alten, weil es in der heiligen Schrift meiſtentheils dem Ochſengeſchlecht beygeſellt wurde, Hiob 39, 12. Andere aber wenden dagegen ein, der Urus ſey ein in den Morgenländern unbekanntes Thier, deſſen weder ein griechiſcher, noch perſiſcher, noch arabiſcher Schriftſteller Meldung thue, welches ſogar die Römer nicht eher, als zu Cäſars Zeiten, in dem Schwarzwalde hätten kennen lernen. Bochart verwirft deswegen den Urus, und wählt dafür eine Art wilder Ziegen, oder Gemſen, welche die Griechen Ὀρύξ nennten, und welcher Oppianus eine Stärke zuſchreibt, welche die Stärke der Löwen, der Bären und der wilden Schweine übertreffen ſoll. Zur Beſtättigung dieſer Meynung führt man an, daß die Araber die wilde Ziege wirklich Rim, oder Aram nennten. Von allen dieſen Meynungen geht endlich Schultens ab, und erklärt das Reem, durch den africaniſchen und ſyriſchen Bubalus. Dieſer wilde Büffelochſe hat ausnehmende Stärke. Man wendet zwar dagegen ein, daß man in Italien jezo zahme Büffelochſen habe, die in ganzen Heerden gehen, und ſogar zum Fuhrwerk gebraucht werden; allein von der Folgſamkeit eines zahmgemachten Thieres auf den wilden Büffelochſen kann man eben ſo wenig ſchlieſſen, als von unſern zahmen Ochſen auf den Auerochſen, der zuweilen wild in den Waldern in Preuſſen angetroffen wird, und äuſſerſt feindſelig gegen die Menſchen iſt. Der wilde Büffelochſe im Orient fällt wirklich Menſchen an, und verfolgt ſie. Daß das Reem zu dem Ochſengeſchlecht gehöre, möchte auch wohl noch dadurch einigermaſſen können erläutert werden. Hiob 39. wird er dem wilden Eſel an die Seite geſtellt. Wenn die heilige Schrift von zahmen Thieren überhaupt redet; ſo bringt ſie ſie unter das Bild der Eſel und Ochſen zuſammen. Wenn daher unter den wilden Thieren in der angeführten Stelle, der wilde Eſel unſtreitig müſſe verſtanden werden, ſo iſt vermuthlich das ihm an die Seite geſetzte Reem, der wilde Ochſe, zumal da beyde Thiere, wenn ſie von den Menſchen erzogen werden, zahm ſind; leben ſie aber in der Wildheit, ſo iſt kein Thier unbändiger und freyheitsliebender, als ſie. Nun leſe man die Stelle aus dem Hiob im Zuſammenhang, ſo wird der wilde Ochſe weit beſſer in den Zuſammenhang paſſen, als das Naſhorn, und die wilde Ziege. (22)

Einhorn. (Naturgeſch.) ſ. Hornfiſch. (*Baliſtes Monoceros.* L.)

Einhorn, (*Monoceros*) iſt ein neues Geſtirn, das der Aequator durchſchneidet, und ſeine Stelle zwiſchen dem Orion, den Zwillingen, dem kleinen Hunde, der Hydra, dem Schiff, dem groſſen Hunde und dem Haaſen hat. Es beſtehet aus 2 Sternen von der dritten, 10 von der vierten, 4 von der fünften und 7 von der ſechſten Gröſſe.

Einhorn iſt eine Art Kammerſtücke mit kegelförmigen Kammern *). Das Rohr iſt gemeiniglich 10 Caliber lang. Die Mittelpunkte der Zapfen ſtehen in Anſehung der Länge auf der Mitte und von unten herauf im vierten Theile der Höhe. Die Ruſſen führten dergleichen viele in dem Feldzuge 1758. wider den König in Preuſſen von 3 bis zu 96 Pf. und die Dragoner und Grenadier a Cheval hatten dergleichen von 2 Pfund Eiſen bey ſich, die auf der Achſe neben der Gabellaffete noch zwey Coehorniſche Mörſer auf 6 Pfund Eiſen zu Granaden führeten. Die Einhörner tragen ſehr weit, ſchieſſen aber nicht ſehr genau und ſind ſehr beſchwerlich zu laden. Wenn man ſehr weit damit reichen will, leget man ſie auf beſondre Wurflaffeten, welche deswegen die Ruſſen gleichfalls nachführten und beynahe die Figur der Schiffslaffeten ohne Räder hatten. Die Wände derſelben waren von ſtarken genau auf einander gepaßten Balken aufgeſetzt und durch Queerriegel verbunden. Die Würfe ſind aber ſehr ungewiß.

Die Einhörner werden zuweilen mit den Schuwalowiſchen geheimen Haubitzen verworren. Worin der Unterſchied beſtehe, kann man durch die Vergleichung dieſes mit dem Artikel: Schuwalows, erkennen. (6)

Einhorn, präparirtes, (*Unicornu marinum præparatum,*) (Pharmacie) hat, wie andere harte thieriſche Theile, wenige und durchaus vor dieſen keine vorzügliche Kräfte; es iſt eigentlich der Zahn des Einhornfiſches, welcher gefeilt, und nachher noch zu einem ſehr feinen Staube zerrieben wird. (12)

*) ſ. Tafel zur Artillerie. Fig. 21.

Einhorn, (Conchyl.) dieſen Namen führen in der Conchyliologie zwey ganz verſchiedene Conchylien, die zu den Schnecken gehören:

1) Eine weitmündige Schnecke, die zu den weitmündigen oder zu den Rudolphuſſen gehöret, und daher auch der gehörnte oder gezahnte Rudolphus, der Haken, franz. *le Licorne* holländ. *getaande Rudolphus* genennt wird. Davila Catal. tab. 9. fig. B. Knorr Verg. Th. IV. tab. 30. fig. 1. Martini Conchyl. Th. II. tab. 69. fig. 761. Die Conchylie iſt faſt wie die Rudolphushörner *Buccinum perſicum* L. gebaut; folglich iſt ſie kurz, ziemlich dick und aufgeblaſen, und gehet in eine ſtumpfe Spitze aus. Sie beſtehet aus fünf Mündungen, hat eine weite um den Rand herum gezackte Mundöfnung, und unten in der Gegend der Spindellefze einen langen zugeſpitzten mehr oder weniger gekrümmten Zahn oder Haken, von dem ſie auch das Einhorn heißt. In der Gegend der Spindellefze iſt ſie gerunzelt und mit einem engen langen Nabel verſehen. Auf dem Rücken iſt ſie geribbt, ſtärkere und ſchwächere Ribben wechſeln hier beſtändig ab, alle Ribben ſind ziegelförmig geſchuppt, und daher iſt auch die Oberfläche überaus rauh. Die Farbe iſt braun oder grau, die Mündung aber ſilberweiß, doch ſchimmern die äußern Ribben wie Bänder durch. Sie werden nicht leicht über zwey Zoll lang. Sie ſind ſelten, und werden in Holland wenn ſie ihre ganze Schönheit beſitzen, bis auf 10 Gulden bezahlt.

2) Eine Schraubenſchnecke, *Turbo terebra* L. weil ſie ſo gerade und ſpitzig zuläuft, wie man ſich das Horn des ſogenannten Einhorns ehedem gedachte. ſ. Bohrer Num. 6. (10)

Einhorn, nennt man auch den Mondſchild, (*Scarab. lunaris* L. Einhorn, kleines, fliegendes den *Scar. Gideon*, Einhorn, groſes, fliegendes den *Scarab. Hercules* oder Herkuleskäfer.) Auch eine *Phalaena bomb. potatoria*, oder der Treſpenſpinner kommt wegen ſeiner Raupe unter dem Namen Einhorn vor. Endlich giebt man dem *Attelabus monoceros* eben denſelben Namen. Linne zehlte dieſes Inſect ehedem zu *Attelabus*, nachgehends aber zu *Meloë*. Fabricius glaubte Urſache zu haben, es mit dem *Attelabus mollis* L. zu verbinden, und daraus unter dem Namen *Notoxus* ein eigenes Geſchlecht zu machen. Er lauft hin und wieder auf den Blättern und Blüthen herum, iſt ſchmal und ohngefähr 3 Linien lang, auch kleiner und größer und dabey geflügelt. Das beſonderſte an dieſem Inſect beſteht darinnen, daß der Bruſtſchild vorn in ein gerades Horn über den Kopf hinaus ſich ausſpitzet: die Flügeldecken ſind allezeit gelblich, mit ſchwarzer Nath und einem ſolchen Band nach hinten und einem ſchwarzen Punct nach vornen: das übrige iſt oft in ſchwarz und gelb abwechſelnd; man findet es auch bey Fueßl. Geoffroi *Inſ.* I. t. 6. f. 8. Schrank nennt es den gehörnten Blaſenzieher. (24)

Einhornzwerg, (*Scarab. Tityus* L. Fabr. Degeer *Inſ.* IV. t. 18. f. 10.) Die Größe dieſes ausländiſchen Käfers mit einem gehörnten Bruſtſchild gleichet dem europäiſchen Naßhornkäfer. Der Kopf trägt ein zugeſpitztes etwas zurückgekrümmtes ungezähntes Horn, das länger als der Kopf iſt. Vorn in der Mitte des Bruſtſchilds befindet ſich ein faſt gleichlanges vorwärts geſtrecktes, unter ſich gekrümmtes zugeſpitztes ſchwarzes Horn, und an jeder Seite deſſelben noch ein kleineres an eben dieſem Bruſtſchild. Degeer giebt die Farbe des Kopfs, und das Vordertheil des Bruſtſchilds zwiſchen den Hörnen ſchwarz an; das übrige iſt grau oder olivenfarbig mit einem ſchwarzen Rand und Punct auf jeder Seite des Auſſenrands. Die Flügeldecken haben die Farbe des Bruſtſchilds, ſind mit einer ſchwarzen Linie eingefaßt, und mit ſchwarzen runden ungleichen Flecken beſtreut. Der Bauch iſt caſtanienbraun. Er hat viel ähnliches mit dem *Hercules*, und Degeer citirt zu ihm *Voëts Scar. le petit Hercule* t. 12. f. 99. und *Gronovii Zooph.* t. 14. f. 8. welcher leztere das gröſte Bruſtſchildhorn auf der untern Seite gebärtet angiebt. (24)

Einhorn gegrabenes, (Verſteiner.) ſ. Elfenbein, gegrabenes.

Einhornfiſch, (*Monodon* L.) die einzige bekannte Gattung dieſes Geſchlechts führt den Namen Narwal (*Monoceros* L.) Obgleich die äuſſere Figur dieſes Thieres mit den Fiſchen übereinkommt, ſo gehört es doch mit Recht zu den Säugethieren, eben ſo wie der Wallfiſch. Es bewohnet die nordiſchen Gewäſſer und man findet um Iſland und Norwegen ſeine Zähne am Strande, ſehr ſelten aber kommt es ſelbſt ſo weit ans Land. Die ganze Länge deſſelben beträgt 18 bis 60 Schuh. An der Bruſt ſitzen zwo Finnen, am Rücken aber fehlen ſolche. Der Schwanz liegt wagerecht. Aus dem Kiefer ragen zwo lange, ſchneeweiſſe, gewundene, ſehr harte Zähne oder Hörner, welche man unter dem Namen *Unicornu marinum* oder *verum* in die Apotheken aufgenommen, und ihnen wer weiß welche Kräfte beygelegt hat. Mehrentheils iſt einer von dieſen Zähnen abgebrochen, und daher iſt der Name Einhorn entſtanden. Die Länge der Zähne beträgt 2 bis 4 Ellen und ihre Dicke an der Wurzel 2 bis 3 Zoll im Durchſchnitt. Sie laufen mit der Länge des Fiſches faſt in gerader Linie. Oben auf dem etwas ſtumpfen Kopfe befindet ſich eine Röhre, wodurch der Fiſch das Waſſer nach Art der Wallfiſche ausſprizet. Die Haut iſt weiß mit ſchwarzen Flecken beſezt. (9)

Einhornteufel, (Naturgeſch.) ſ. Seeteufel (*Lophius Veſpertilio* L.)

Einjagen, (Jägerey) ſ. Parforcejagd.

Einigkeit des Glaubens, kann in einem doppelten Verſtande genommen werden, entweder kann dadurch die geiſtliche Verbindung mehrerer Menſchen durch den Glauben an Chriſtum und daher entſtehenden heiligen Geſinnungen verſtanden werden, und ſo braucht es Paulus Epheſ. 4, 3. 4. wenn er die Einigkeit im Geiſt durch das Band des Friedens empfiehlt, und von einem Leibe oder einem Geiſte redet. In dieſem Verſtande iſt eine Einigkeit des Glaubens unter allen heiligen in der ganzen Welt, ohne Unterſchied des Orts und der Zeit und auch der äuſſerlichen Bekenntniſſe ſelbſt. Es ſind gleiche Geſinnungen, gleiche Abſichten, und gleiche Glückſeligkeit durch Chriſtum bey allen und jedem. Oder ſie iſt die Einigkeit in der Glaubenslehre ſelbſt. Auch dieſe empfiehlt die Schrift, Epheſ. 4, 5. Ein Glaube. Es iſt zu dem Zwecke allen eben derſelbe Erkenntniß-Grund der Religion gegeben, nach welchem alle Gott verehren und anbeten ſollen, und wodurch die gleichen Geſinnungen und die innere geiſtliche Einigkeit befördert werden ſoll. Die Abweichung von dieſer göttlichen Norm macht Trennung und Spaltung, Irrthum und Ketzereyen, wobey kein gemeinſchaftlicher Gottesdienſt, und keine äußere Kirchengemeinſchaft beſtehen kann. Nach der Schrift ſoll unter den Chri-

sten diese Kirchengemeinschaft und gottesdienstliche Einigkeit erhalten werden, und es ist nicht gleichviel, ob man Gott nach der Wahrheit oder nach unrichtigen Vorstellungen und nach Aberglauben diene; nur daß die Regel, worinn alle übereinkommen, keine andere als die heilige Schrift sey. Deßwegen finden wir, daß Christus selbst die Irrthümer, die Pharisäer und Schriftgelehrten rüget, und daß die Apostel eben das, besonders auch bey den einschleichenden Irrthümern, in der christlichen Kirche thun: daß Christus seine Jünger sehr warnet, nicht unter sich mehrere Secten zu stiften, sondern in ihm als in dem Herren alle eines zu seyn, und daß Paulus bey den Corinthern so eifrig den Spaltungen vorzubauen sucht. Bey einerley Glaubensregel sollte also auch einerley und eine äusserliche Kirche seyn. Inzwischen ist doch, ohngeachtet alle Christen die heilige Schrift annehmen, die Lehrform so verschieden, und ein so mannichfaltiger Unterschied der Kirchengesellschaften. (s. Kirche.) Jede glaubt, daß ihre Kirche die wahre sey, und der Anordnung Christi und der Apostel am nächsten komme, alle andern Kirchen aber von der Glaubensregel abweichen, und irrig sind. Daher sowohl die Catholiken als Griechen behaupten, daß außer der Gemeinschaft ihrer kirchlichen Gesellschaft keine Seeligkeit zu hoffen sey. Die Protestanten aber haben gemässigtere Grundsätze: Erstlich sagen sie, kann man in gewissen Nebensätzen, welche das Wesen der Religion nicht betreffen, und in manchen Gebräuchen von andern abgehen, ohne daß deßwegen die Gemeinschaft mit der wahren christlichen Kirche und Christo selbst aufgehoben werde. Ja es ist unmöglich zu denken, daß jeder Mensch nach der verschiedenen Fähigkeit, Geschmack, Cultur u. s. w. gerade eben die Vorstellungen von der Wahrheit habe, als der andere. Genug, wenn nur das wesentliche der Religion Christi bleibt, und man der Schrift und ihren Aussprüchen seinen aufrichtigen Beyfall giebt. Daher kommt es, daß man in den protestantischen Kirchen und beynahe in allen protestantischen Ländern in Ansehung des Rituals und äuserer Einrichtung des Gottesdienstes so mannichfaltigen Unterschied wahrnimmt. Es ist daher auch noch keine wahre Trennung von der Kirche, wenn die Theologen untereinander über solche Nebensätze verschiedentlich urtheilen und streiten. Es ist also auch weder möglich noch nothwendig, daß alle Christen in dem äußern Gottesdienst vollkommen einstimmig sind.

Zweytens: Was die Abweichung von einander in wirklichen Hauptsätzen der Religion, und nicht sowohl in den wesentlichen Puncten solcher Artikel als vielmehr deren weitere Ausführung, Folgerungen, mancherley Beweißarten betrift, so kommt es immer darauf an, ob ein Irrthum dieser Art verschuldet, und mehr oder weniger verschuldet ist, und wie viel vorgefaßte Meynungen, Erziehung, Gewohnheit, Fähigkeit und andere Umstände in die Erkenntniß der Wahrheit oder den Irrthum einen Einfluß haben oder nicht. Darnach muß man es auch beurtheilen, ob ein Glied einer irrigen Kirche von der Gemeinschaft der wahren und einigen unsichtbaren Kirche Christi ausgeschlossen werden könne. Wir behaupten deßwegen, daß ein Catholik, ein Grieche u. s. w. wenn er aufrichtige Liebe zur Wahrheit hat, und nach derselben Gott aufrichtig dient, mit allen wahren Christen und Verehrern Gottes in der Einigkeit des Glaubens stehe, wenn gleich die äußere Kirche noch so sehr getheilt ist.

Die Bemühung, alles gleichsam unter einen Hut zu bringen, und eine Uebereinstimmung in dem äuserlichen Bekenntniß zu befördern, ist zwar an sich rühmlich, aber doch nicht nothwendig und möglich. Soll es mit Aufopferung wahrer Grundlehren des Christenthums geschehen, so ist es schändliche Verrätherey und Untreue gegen die Wahrheit, und schädliche Religionsmengerey; soll es durch Zwang geschehen, so ist es wider den Geist des Christenthums und eine Intoleranz die höchstens Heuchler bildet. Menschen aber durchaus zu einem Grad der Einsicht erheben, durchaus von allen Nebenabsichten, Vorurtheilen und Unredlichkeit zu reinigen, ist hier in der Welt nicht leicht möglich, und man muß es der Regierung Gottes überlassen, wie sie ihre weise Absichten ausführen werde. (20)

Einigkeit Gottes, wird von älteren und neueren Philosophen aus mancherley Gründen, die nicht alle von gleichem Gewichte sind, bewiesen. Einige sagen: Gott muß nothwendiger Weise als das allervollkommenste, gröste, mächtigste u. s. w. Wesen gedacht werden. Also muß kein gleich vollkommenes, gleich großes u. s. w. Wesen seyn und seyn können. Ein zweyter Gott aber muß eben so vollkommen seyn als der erste, sonst wäre er kein Gott. Also giebt es keinen zweyten Gott und kann keinen geben. Allein es ist ein Unterschied zwischen dem absolut und zwischen dem vergleichungsweise vollkommensten, gröstem, mächtigsten Wesen. Jenes ist, was alle mögliche Vollkommenheit u. s. w. besitzt, so daß keine gedacht werden kann, die es nicht hätte. Dieses ist, was alle andere Wesen an Vollkommenheit übertrift. Der erste Begriff schliesset sichtbarlicher Weise andere gleich vollkommene Wesen nicht aus, oder deßwegen, daß das eine alle mögliche Vollkommenheiten hat, ist es nicht widersprechend, daß auch ein anders alle mögliche Vollkommenheiten habe. Hat man aber den andern Begriff vor Augen, so setzet man voraus, was man beweisen will. Gott übertrift alle andere Wesen an Vollkommenheit, kann man nicht eher sagen, biß man weiß, daß er nicht seines gleichen hat.

Eben so wenig beweiset folgender Schluß: Wenn zwey Götter wären, so könnte entweder der erste den andern vernichten, oder nicht. Könnte ers, so wäre der zweyte kein Gott, weil er vernichtet werden könnte. Könnte ers nicht, so wäre der erste kein Gott, weil er nicht allmächtig wäre. Denn freylich könnte ers nicht, aber ohnbeschadet seiner Allmacht, als welche sich nicht auf das Unmögliche erstrecket. Einen Gott aber zu vernichten ist unmöglich. Es ist nichts weniger als unnütze, solche untaugliche Beweise zu beleuchten und zu verwerfen, damit nicht diejenigen, die sich klüger als andere dünken, glauben, dergleichen Beweisen eine andere Wendung geben, und sie zur Widerlegung der Wahrheit brauchen zu dörfen. Denn diesesmal könnte der Atheist sagen, er lasse den Schluß gelten und ziehe aus ihm noch eine fernere Folge: Wenn ein Gott wäre, so könnte er entweder sich selbst vernichten oder nicht. Im ersten und andern Falle seye er aus den zugegebenen Gründen nicht Gott. Also gebe es auch nicht einen Gott. Deßgleichen dürfte der Polytheist nur erschaffen vor vernichten setzen und schließen: der Gott, der da seyn soll, kann entweder einen andern Gott schaffen, oder nicht. Kann ers, so ists nicht abgeschmackt, daß mehrere Götter seyen, kann ers nicht, so ist er nicht allmächtig. Also muß man entweder Gott gänzlich läugnen, oder zugeben,

daß mehrere seyn können. Die Antwort die auf einen dieser Schlüsse passet, passet auch auf die andern.

Ja sie passet auch auf ein anderes Argument, daß, wenn zwey Götter wären, entweder einer den andern in seinen Handlungen hindern könne oder nicht, welches ein angesehener Philosoph noch in den neuern Zeiten allen andern vorgezogen. Denn wenn der zweyte Gott den ersten hindert, so wirket er auf ihn; also leidet der erste von dem zweyten. Leiden aber widerspricht dem Begriffe Gottes, der gänzlich unabhängig seyn muß. Also einen Gott im handeln hindern ist so unmöglich, als ihn schaffen oder vernichten. Wollte man sagen, der eine könne den andern hindern ohne auf ihn selbst zu wirken, wenn er nur vernichtet was der andre schaft; so wollen wir nicht untersuchen, ob das Wort: hindern, auch dieses ausdrücken könne, sondern nur zu überlegen geben, daß vernichten eine negative Handlung, eine Unterlassungsthat ist. Vernichten heißt aufhören zu erhalten. Kann denn der aufhören eine Sache zu erhalten, der sie nie erhalten hat? Also ist es ein Widerspruch, daß der zweyte vernichte, was der erste erschaffen hat und erhält. Kurz, wenn man sich zwey Götter denkt, so muß man sich jeden eben so souverain in allem Verstande denken, als er seyn würde, wenn er allein wäre.

Um nicht zu weitläuftig zu werden, wollen wir gleich zu einem Argumente fortschreiten, das noch viele Patronen hat, und sich auf den Satz des nicht zu unterscheidenden gründet. Zwey in allen innerlichen Bestimmungen übereinkommende Dinge können nicht statt haben. Aber zwey oder mehrere Götter müssen in allen innerlichen Bestimmungen überein kommen. Daher können sie nicht statt haben. So wahr der Untersatz ist, so wenig lässet sich der Obersatz hier anwenden, wie wir uns vorbehalten im Artikel: Nichtzuunterscheidende Dinge, zu beweisen.

Eben der Gedanke, worauf der kaum angeführte Untersatz beruhet, giebt in einer andern Verbindung einen Beweiß ab, der nicht widersprochen werden kann. Wer einen zweyten Gott statuiren will und Grund davon angeben, muß so denken: Wenn ein Ding nützlich ist und ich denke dieselbe Bestimmungen, die es an sich hat, ohne einige Aenderungen wieder zusammen, so muß es wieder möglich seyn. Wenn ich einen zweyten Gott gedenke, so thu ich jenes, ich denke wieder die nehmliche Bestimmungen zusammen, die der erste ohnfehlbar möglich an sich hat. Also ist auch dieser möglich. Das ist aber einer der bekannten Vorzüge Gottes, daß er deßwegen wirklich ist, weil er möglich ist. Also ist auch dieser wirklich. Beweise dieses in der That den zweyten, so beweise es auch den dritten, denn man siehet leicht, daß sich alle Worte ohne Ausnahme und mit eben demselben Rechte von ihm widerholen lassen. Eben so beweise es den vierten, den fünften u. s. w. Also ist klar, daß keine endliche und bestimmte Zahl von Göttern angenommen werden darf; weil, wer ihrer z. E. fünfe annehmen will, den sechsten, wer sieben annehmen will, den achten zugeben muß. Daher, wenn es eine Mehrheit an Göttern gäbe, so müßte entweder eine unbestimmte oder eine unendliche Zahl derselben statt haben. Jene nicht, weil nichts unbestimmtes wirklich seyn kann. (s. Einzeles Ding) Diese nicht, weil eine unendliche Zahl unmöglich ist. (s. Unendlich) Also kann es nicht mehrere Götter geben, und im anfänglichen Schlusse fehlte man in so fern, als man annahm, der Gott, zu dem man in Gedanken fortschreitet, seye ein andrer als der, von welchem man ausgehet, also ein zweyter, da er doch derselbe erste ist, der zum zweytenmal gedacht wird. So bald man dieses einsiehet, erkennet man, daß alles, was die Fortsetzung von wahrer Folge in sich enthält, darinn bestehet: wenn man denselben Gott zum hunderten und tausendenmale denket, so bleibt er immer das einmal so möglich, als das andere, und seine Möglichkeit bringt immer seine Wirklichkeit mit sich, welches in allen Stücken seine Richtigkeit hat. (6)

Einigkeit Gottes. (theologisch) Die heilige Schrift erklärt sich über die Lehre von der Einigkeit oder Einheit Gottes sehr deutlich und positiv. Sie leitet das Entstehen und die Veränderung der Welt von einem einigen Grundwesen ab, sie spricht, es ist nur ein Gott, und in der Religion der Bibel ist es der erste Grund und Hauptsatz: wir sollen neben diesem wahren und einigen Gott keine andere Götter haben und anbeten. Zur Zeit des alten Testaments war die Vielgötterey nicht allein über den gröſten Theil des Erdbodens ausgebreitet, sondern das jüdische Volk, welches Gott als sein besonderes Volk ausgesondert hatte, um unter ihnen die wahre und rechte Verehrung von ihm als dem einigen Gott zu erhalten, war auch mit lauter Völkern umgeben, welche dem unvernünftigsten Götzendienst ergeben waren, und von diesen Nachbarn nahmen sie öfters eben diese Gründe an, und oft wurden aus politischen Ursachen, wie z. E. nach der Theilung des Landes in Judea und Israel in dem letztern Königreiche geschehe, und oft durch Verheyrathung der Könige mit heydnischen Weibern, oft auch aus einem dummen Nachahmungsgeist und Stolz, Götzen aufgestellt und angebetet. Daher kamen die nachdrücklichen und ernstvollen Bestrafungen des Götzendienstes und die öftere Einschärfung des einigen und wahren Gottes: biß nach der babylonischen Gefangenschaft, womit Gott die Juden wegen dieser und anderer Sünden gezüchtiget hatte, dieses Volk auf diese Wahrheit sehr strenge hielte, und von der Zeit den gröſten Abscheu gegen alle Vielgötterey bezeugte, und noch bezeugt. Durch die christliche Religion hat endlich die Lehre von der Einigkeit Gottes in der Welt sich endlich auf eine besonders herrliche Art ausgebreitet. Man muß daher nothwendig die Wohlthätigkeit der Bibel überhaupt und der christlichen Religion besonders erkennen. Eigentliche Beweise führet zwar die Schrift nicht an, denn diese Aussprüche sind als wahre und göttliche Aussprüche hinreichend bewiesen, und weil bey dem vielen Bösen in der Welt, doch leicht der Gedanke von einem bösen und guten Grundwesen entstehen möchte, so hat die Schrift diesen Irrthum durch die Erklärung von dem Ursprung des Bösen in der Welt, von der Regierung desselben von Gott, und von der Verbindung dessen, was wir böse nennen, mit der Vollkommenheit des Ganzen gezeigt. Die Philosophen haben sich dagegen viele Mühe gegeben auch aus der Vernunft die Einheit Gottes zu beweisen; doch ist das immer sehr schwer hergegangen, und die Gründe sind nicht alle von der Art, daß man vieles damit ausrichten könnte, und wenn sie auch wirklich bündiger wären, so setzen sie doch allzuviele philosophische Kenntniß und Scharfsinnigkeit voraus, als daß man gegen abgöttische Nationen viel ausrichten würde, und gleichwohl ist die Lehre als die erste anzusehen, welche man bey der Religion vorzutragen hat. Wäre sie nicht schwer zu beweisen, so wäre es beynahe unmöglich gewesen, daß die Welt, und zwar auch sogar der

bessere Theil derselben, wo Wissenschaften und Künste blüheten, und wo es an Männern von durchdringenden Verstande nicht fehlte, dergleichen man besonders unter Griechen und Römern antrift, diese Lehre so lange verkennt hat. Zwar findet man, daß die Heiden sich immer ein höchstes Oberhaupt unter den Göttern dachten, welchem die andern gewissermaßen subordinirt waren, und in diesem Betracht, doch noch immer die ursprüngliche und erste Idee von einem einzigen Wesen sich von den ersten Menschen an erhalten hatte; doch setzten sie demselben so viele Nebengötter an die Seiten und schrieben diesen so vieles zu, daß man die Wahrheit von dem einigen höchsten Gott beynahe nicht mehr darunter finden konnte, geschweige daß man bey dem gemeinen Haufen noch Spuren davon hätte antreffen können.

Indessen ist es doch auffallend, daß die Religionslehrer des alten und neuen Testaments theils von der Abgötterey abschröcken, theils Abgötter zur Erkenntniß des einigen Gottes gebracht haben, und da es besonders die Apostel oft mit bloßen Heiden zu thun hatten, so mußte doch etwas in ihrem Vortrag seyn, was der Vernunft einleuchtend war, wenn sie diese Heiden von der Einheit Gottes überzeugten. Sieht man auf die Art und Weise, wie sie diese Sache vortrugen, so findet man, daß sie erstlich die Thorheit und Unvernunft der Götzen und Götzenbilder zeigten, die von Holz, Stein, Metall u. s. w. aufgestellt, von Menschen selber gepflegt, und dennoch als Wohlthäter der Menschen als Wesen die böses und gutes thun könnten, angesehen wurden. Jerem. 3. Jes. 44. Apost. Gesch. 17, 25. Denn diese Vorstellung von Gott als einem körperlichen sinnlichen Wesen und die Abbildung unter körperlichen Dingen war die vornehmste Hinderniß der Einheitslehre von Gott, und der stärkste Grund, daß der Götzendienst sich so feste setzte. Der Begriff eines unsichtbaren, allmächtigen, ewigen und unabhängigen Gottes, oder vielmehr der richtige Begriff von Gott schien daher auch schon ein Beweiß der Einigkeit Gottes selbst zu seyn. Zweytens verbanden sie mit dem Vortrage von Gott allezeit die Idee von der Schöpfung aller Dinge, der Erhaltung und Regierung der Welt wie man nicht nur aus den angeführten prophetischen Stellen, sondern auch aus der Rede Pauli in Athen, Apost. Gesch. 17, 23. sieht, da er den noch unbekannten Gott vorstellet, welcher ein Schöpfer Himmels und der Erden, unsichtbar sey, nicht in Tempeln wohne, der daher auch nicht in sichtbaren Dingen gefunden, sondern aus demselben vielmehr geschlossen werde; weil in und durch ihn alles lebt, webt und ist, womit auch Röm. 1, 20. übereinstimmt.

Wenn man diese Handlungsweise der Apostel bemerkt, so haben sie, obgleich in keiner syllogistischen Form, doch in der That die Schlüsse der Vernunft vorgelegt: wenn das göttliche Wesen von der Welt als der Schöpfer der Welt unterschieden ist, so könnt ihr ihn nicht in Menschen, nicht in Steinen u. s. w. verehren und anbeten, und damit fiel der Götzendienst als das Haupthinderniß der Einheitslehre von Gott weg. Wenn die Vielgötterey keinen Grund in der Vernunft und keine wahre Beweise hat, so ist sie unvernünftig, den Menschen höchst unanständig und ein schimpflicher Irrthum; ihr findet aber keinen Grund und keinen Beweiß, daß es so viel und nicht mehrere oder weniger giebt, daß es mehr als einen Gott giebt, und also ist diese Vielgötterey unvernünftig. Wenn das der wahre und erste Character der Gottheit ist, daß er Schöpfer und Erhalter der Welt ist, aber ein einiger Gott hinreichend ist, wegen seiner Eigenschaften alles hervorzubringen, so ist es unvernünftig mehrere anzunehmen. Die Betrachtung der Welt führt uns zwar auf einen Urheber der Welt, aber nicht auf mehrere. Die Einrichtung der Welt und die Verbindung aller ihrer Theile und aller Veränderungen in derselben, welche eine Einheit in dem ganzen anzeigen, zeigen auch ein einiges Wesen und einen einigen Urheber der Welt an, der alles zu einem Zwecke dirigirt, aber nicht mehrere dergleichen Wesen. Alles lehrt also einen einigen aber nicht mehrere Götter. Sind mehrere, zwey oder drey Götter, so habt ihr eben so viel Schöpfer der Welt, und hat jeder seine besondere Welt, welche von der andern ganz abgesondert ist und in keiner Verbindung mit ihr steht, erschaffen, so habt ihr entweder euch um denjenigen nicht zu bekümmern, welcher der Schöpfer einer Welt ist, wozu ihr nicht gehört, oder es ist keiner das wahre göttliche Wesen, in welchem der Grund aller andern Dinge enthalten wäre. Hat jeder nur einen Theil eben dieser einigen Welt gemacht, so würde keiner von beyden den vollständigen und wahren Grund der Welt enthalten, und nicht alles zufällige von demselben allein abhängen. Haben sie aber gemeinschaftlich und keiner ohne den andern alles zufällige und die ganze Welt in ihren Theilen gemacht, so würde keiner allein den Grund der Welt in sich halten. Hat einer sich aber ganz müßig dabey verhalten, so kann er auch nicht Gott seyn. Ueberhaupt ist, wenn Gott allmächtig, allwissend, allgütig, allweise u. s. w. ist, kein Grund da, warum er nicht allein oder warum vielmehr mehrere Schöpfer und Erhalter der Welt seyn sollten. (20)

Einigkeit Gottes. (jüdisch) Die Einigkeit Gottes ist eine von den Grundmaximen der mosaischen Einrichtung, und wer diese nicht behauptete, konnte kein Mitglied des israelitischen Staates werden. Zu den Zeiten Mosis herrschte die Vielgötterey bey allen Völkern, die mit den Israeliten Umgang hatten. Dieser dumme Aberglaube war allgemein ausgebreitet, und war so ansteckend, daß bey allen ernstlichen Anstalten Gottes, die Lehre von einem einigen Gott rein zu erhalten, wir dennoch die Verehrung eines einzigen Gottes mit der Abgötterey, von den Zeiten Mosis an bis auf die babylonische Gefangenschaft ringend finden, so daß es scheint, die Israeliten wären im Kopfe verrückt gewesen, und durch einen Wahnwitz getrieben worden, mehrere Götter zu glauben. Nicht strenge Gesetze, nicht Wunder, deren historische Wahrheit das Volk annahm, waren im Stand die Gesinnungen der Juden fest an den einzigen Gott zu erhalten, bis eine gewisse Veränderung in der Welt vorgieng. Nun fragt sich, wie hat Moses die Lehre von dem einigen Gott vorgetragen, und wie ist solche durch seine bürgerliche Einrichtung unterhalten worden, das heißt, wie hat Moses durch Staatsgesetze die Vielgötterey auszurotten gesucht. Der erste Gedanke der einem hiebey einfallen möchte, würde vielleicht dieser seyn: wie können Meynungen durch Gesetze gezwungen werden? Allein, wenn man die Einrichtungen Mosis ansiehet, so leuchtet die gröste Weisheit daraus hervor. Das Heidenthum, welches unzählige Götter glaubte, machte dem von Mose gepredigten Jehovah die Gottheit nicht streitig, sie hatten aber ihre eigne Götter, und jedes Land hatte seine eigene Gottheiten. So fand Moses die Umstände vor

ſich. Die Iſraeliten waren ſchon von Abrahams Zeiten her durch die Beſchneidung dem Jehovah geheiligt. Moſes erklärte das Land Paläſtina für das dem Jehovah beſonders geheiligte Land, und vielleicht war es unter allen dortigen Ländern das letzte, wo noch der wahre Gott Himmels und der Erde verehret wurde, wenigſtens hatte Gott Jehovah noch zu Abrahams Zeiten zu Salem einen Prieſter, Melchiſedek, und es kann ſeyn, daß Gott eben deßwegen den Abraham aus ſeinem Vaterlande in dieſes Land gerufen hat, wo noch ein Dienſt des einzigen wahren Gottes übrig war. In dieſes Land führte Gott auch nachher die Iſraeliten mit mächtiger Hand, und ſagte: „Ich Jehovah, ich bin dein Gott, der dich aus Aegypten geführt hat; du ſollſt keine andere Götter neben mir haben,“ d. i. in dieſem Staat ſoll kein anderer Gott, als der einzige Jehovah verehret werden. Nunmehr konnte Moſes auf den Götzendienſt, und alles was demſelben nahe kommt, Lebensſtrafe ſetzen. Moſes gab dieſer Sache noch einen andern Geſichtspunct. Er machte Gott durch freye Einwilligung der Iſraeliten zum Könige über ſie, und dadurch wurde die Abgötterey ein den Staat unmittelbar betreffendes Verbrechen, Rebellion. Gott war der Stifter ihres Staats, der ſie aus Aegypten erlöſet, und ſie in ſein geheiligtes Land durch Wunderwerke geführt hatte. Er bekam hiedurch noch ein beſonderes Recht ihr König zu ſeyn. Nun aber ließ es Moſes noch überdies auf die freye Wahl der Iſraeliten ankommen, ob ſie dieſen König annehmen, und ſich ſeinen Geſetzen unterwerfen wollten, 2 B. Moſ. 19, 4. 5. Da ſie dieſes gethan hatten, ward Gott wirklich als ihr König angeſehen, obgleich ſchon die ganze Welt unter ſeiner Herrſchaft ſtund. 5 B. Moſ. 33, 5. 1 Sam. 8, 7. 10, 18. 19. 12, 12. 5 B. Moſ. 6, 20-24. Man hätte glauben ſollen, die Iſraeliten würden hiedurch faſt genug an Jehovah gezogen worden ſeyn, ohne andere Götter zum Gegenſtand ihrer gottesdienſtlichen Verehrung zu machen. Allein, die Geſchichte der Juden zeigt uns, wie von Zeit zu Zeit die Abgötterey unter ihnen ihr Haupt empor hob, ſo daß zu manchen Zeiten, die Zahl der Abgötter größer war, als die Verehrer des einzigen Jehovah. In den Büchern der Könige finden wir Beweiſe genug hievon, ſo daß auch ein weiſer König Salomon davon hingeriſſen wurde. Dieſe Krankheit des jüdiſchen Volks blieb in ihrer völligen Stärke bis auf die Zeit, da Cyrus ſein Reich durch das ganze weſtliche Aſien ausbreitete. Die Perſer waren Feinde des Götzendienſtes, und glaubten nur einen einzigen unſichtbaren Gott, deſſen ſchwaches Bild das Feuer ſey. Sie waren daher den Juden, die gleichfalls nur den einzigen Jehovah, den Gott des Himmels verehrten, gewogen, und es koſtete dem Cyrus keine ſchwere Religionsänderung durch ein öffentliches Manifeſt zu bekennen, Jehovah, der Gott des Himmels, der durch Jeſaias von ihm habe weiſſagen laſſen, habe ihm alle ſeine Siege verliehen; er ſey der einzige, der als Gott zu verehren ſey. Nun wurde der Gedanke, daß Gott der König der Iſraeliten ſey, der ſie wunderbar geführt, aber auch wegen ihrer Rebellion und Abgötterey ſo hart gezüchtigt habe, lebendig; ſie ſahen in ihrem Exilio in Babel keine Vielgötter um ſich, durch deren Beyſpiel ſie hätten können verführt werden; mit dieſen geſtärkten Geſinnungen von der Einigkeit kehrten ſie in ihr Land zurück, und wir finden ſie von nun an als die eifrigen Diener eines einzigen Gottes, denen die Griechen auch durch die heftigſten Verfolgungen die Religion der geſunden Vernunft nicht wieder nehmen konnten. Und in dieſem Glauben ſind ſie bis auf den heutigen Tag, bey allen Veränderungen, die mit ihnen vorgegangen ſind, unverrückt geblieben. Daher ſteht auch in ihren Glaubensartikeln, welche Moſes der Sohn Maimon aufgeſetzt hat, folgendes: ich glaube mit einem vollkommenen Glauben, daß der Schöpfer, deſſen Name gebenedeyet ſey, alleine, und niemand außer ihm anzubeten ſey. Daher beten ſie auch die Stelle aus 4 B. Moſ. 5, 1. höre Iſrael ꝛc. bey allen Gelegenheiten. (22)

Einigsmann, iſt ein Glied der Einigung oder Gemeinde. ſ. Einigung.

Einigung, heißt bey den Rechtsgelehrten erſtlich ſo viel als Vereinigung oder ein Vergleich ſtreitender Partheyen; ſodann verſteht man hin und wieder auch darunter eine Geldbuße wegen begangenen Frevels, zu deren Bezahlung man von Gerichtswegen angehalten wird. Drittens bedeutet es ſo viel als eine Gemeinde; und viertens wird auch jede vertragsweiſe errichtete Verbindung Einigung genennt. (15)

Einigungsherren, ſind zu Halle in Schwaben ſieben Rathsperſonen, welche auch Schiedungsherren genennt werden, und über geringe Beleidigungen gerichtlich zu ſprechen haben. (15)

Einigungsleute, Einigsleute nennt man die, welche Glieder der Einigung oder der Gemeinde ſind. ſ. Einigung. (15)

Einigungsmeiſter, iſt der Vorſteher einer Einigung oder Gemeinde. ſ. Einigung.

Einkauf, geſchiehet von und unter Kaufleuthen auf verſchiedene Arten:

1) Entweder per Content, das iſt gegen baare Bezahlung, oder

2) auf Credit, das iſt auf eine gewiſſe Zeitfriſt, von 6. 9. 12. bis 18 Monathen, oder auch von einer Meß zu der andern zu bezahlen.

3) Zum Theil auf Credit, und zum Theil für baares Geld, wenn nemlich an dem Betrag ſogleich eine gewiſſe Summe baar bezahlt, für den Ueberreſt aber eine gewiſſe Borgfriſt bedungen wird; und endlich

4) geſchiehet der Einkauf zuweilen auch gegen einen Theil baares Geld, einen Theil Wechſelbriefen, und einen Theil auf gewöhnliche Zeitfriſt, überhaupt aber kommt es bey dem Einkauf darauf an, wie ſich Käufer und Verkäufer miteinander hierüber vergleichen, es geſchehe hernach mündlich oder ſchriftlich.

Der Einkauf geſchehe nun für eigene oder für eines andern Rechnung, das iſt in Commiſſion, ſo wird von dem Einkäufer erfordert, daß er eine gute Kenntniß von den Waaren beſitze, und beſonders auch von denen Preißen ziemlich wohl unterrichtet ſeye, damit er weder ſchlechte Waare für gute, noch zu theuren Preißen einkaufe; es laſſen ſich diesfalls nicht wohl Generalregeln geben, ſondern man muß ſich durch eine genaue Nachforſchung von denen beſten Fabriken, und in welchen Ländern und Oertern ſolche angelegt ſind, dieſe Kenntniß erwerben, und ſich überhaupt nach Zeit und Umſtänden richten. (28)

Einkaufbuch, iſt bey denen Kaufleuthen ein beſonderes Buch, worein ſie die auf dem Platz erkaufte Waaren aufzeichnen laſſen. Es gehört unter die Auxiliar- oder Hülfsbücher, und iſt nur bey Handlungen eingeführt, wo man viele Waaren auf dem Platz einkaufet, und faſt täglich Partheyen darüber zu formiren hat, wo ſonſten bey wenigern dergleichen Ge-

schäften, die Partheyen geradezu auf die prima Notä oder das Memorial gebracht werden. (28)

Einkaufen, heißt im sächsischen Gerichtsstyl bey Verkaufung eines Hauses oder Guths sich eine freye Wohnung oder Einsitz vorbehalten. Der Eingekaufte kann kein Vieh halten, wenn er sich solches nicht ausdrücklich bedungen hat. Er ist aber dagegen auch von allen auf dem verkauften Hause liegenden öffentlichen Abgaben und Lasten frey. (15)

Einkaufsrechnung, wird sonsten auch Factura genennt, und ist diejenige, welche ein Freund dem andern über die für seine Rechnung erkaufte und versandte Waaren mittheilet; sie werden wenn sie groß sind, auf ein fliegendes Pappier besonders aufgemacht, oder aber, wenn sie klein sind, zu Ende des Correspondenzbriefs angebracht. (28)

Einkehle, (Baukunst) wird auf den Dächern der Ort genennt, an welchem zwey Dachflächen in einem Winkel aneinander stossen, so daß dort das Regenwasser zusammen fließet und herunter läuft. Man nennt ihn auch Kehle; s. diesen Artikel. (18)

Einkeilung, Enclavement, Incunnatio, Inclavatio, hierinnen ist der Kopf des Kindes, der mehr oder weniger tief ins Becken getretten ist, dergestalt zwischen die Beine des Beckens eingeklemmt, daß er weder durch die Wehen allein, noch durch die unbewaffnete Hand des Geburtshelfers, kann frey gemacht und zur Geburt befördert werden. Man muß aber die wahre Einkeilung nicht mit demjenigen Zustande verwechseln, wo der Kopf aus gewissen Ursachen nur in seinem Durchgang durchs Becken aufgehalten wird. Ehedem hatte man die Meynung, daß der Kopf auf folgende Art eingekeilt würde: er trette mit Gewalt zwey seiner im Durchmesser entgegen gesetzten Flächen, entweder zwischen die Schoßbeine und das Heiligebein, oder zwischen die Seitentheile des Beckens, oder er würde mit seinem ganzen Umfang, in die Höhle des Beckens so eingezwängt, daß zwischen demselben und dem ihn umgebenden Becken auch nicht der mindeste leere Zwischenraum übrig bliebe. Nach der Meynung aller Geburtshelfer, kann aber die letzte Gattung nie statt finden, und kann keine andere Art der Einkeilung im allgemeinen angenommen werden, als wenn sich der Kopf nur mit zwey Puncten seiner Oberfläche welche Puncte im Durchmesser sich einander entgegen gesetzt sind, im Becken fest stellt. Diese einzige Art der Einkeilung hat aber noch verschiedene Gattungen unter sich, weil der Kopf weder einmal wie das anderemal gestellt ist, noch immer zwey entgegen gesetzte Puncte des Beckens mit den nemlichen Flächen berühret; denn bald steht er nach seiner Länge zwischen dem Heiligenbein und dem Schoßbogen, bald mit seiner Dicke. Im ersten Falle berühren die Stirne und das Hinterhaupt zwey Puncte der Beckenhöhle, im letzten aber die Seitentheile des Kopfs. Dieser Fall ist aber sehr selten, und kann nur in einem sehr engen Becken statt haben, wo der kleine Durchmesser der obern Oeffnung nur drey Zoll und etliche Linien mißt, vorausgesetzt, daß der Kopf eine gewöhnliche Größe hat. Die andere Gattung kann sich in einem Becken finden, dessen Durchmesser drey und einen halben Zoll, auch wohl mehrere Linien hat. Wenn man auf den Gang der Natur Achtung giebt, so sieht man durch eine vernünftige Theorie unterstützt, daß eine wahre Einklemmung nie anders, unter der Voraussetzung eines engen Beckens, oder einer übermäßigen Grösse des Kopfs, geschehen könne, als wenn der Kopf mit dem Scheitel vorne zur Geburt eintritt, liegt er aber mit einem andern Theil, z. B. einem Seitentheile vor, so wird dies wohl eine Hinderniß in der Geburt, nie aber eine wahre Einkeilung geben. Wenn eine wahre Einklemmung geschehen soll, so stellt sich das Hinterhaupt in den ersten Zeiten der Geburtsarbeit, an den obern und innern Rand des Schoßbogens und bleibt hier einigermassen unbeweglich, während dem sich die Stirne hinterwärts an der Hervorragung des Heiligenbeins nach unten zu steigen, und der Kopf mit seinem größten Durchmesser, durch den kleinen des obern Beckens zu dringen bemüht. Die fordere Fontanelle zeigt sich alsdann immer mehr und mehr, je weiter der Kopf an der Hervorragung des Heiligenbeins herunter kommt, und an derselben entsteht eine starke Kopfgeschwulst, die zu der Zeit am stärksten ist, wenn der Kopf völlig zwischen den Schoßbogen und den Winkel des Heiligenbeins eingezwängt ist, und nicht weiter mehr herunter steigen kann. Der Kopf kann sich gleichermassen zwischen der Hervorragung des Heiligenbeins und dem Schoßbogen einkeilen, wenn er mit seinem großen Durchmesser eintritt, und das Hinterhaupt an dem Winkel des Heiligenbeins unbeweglich ansteht, während die Stirne hinter den Schoßbogen zu steigen genöthiget ist.

Wenn wir auf die Ursachen Acht haben, welche eine Einkeilung zuwege bringen, so entsteht eine solche durch die Wirkung der Wehen, und andere Kräfte, welche zur Geburt des Kindes beytragen. Diese Ursachen müssen aber heftig und lange anhaltend wirken. Die Einkeilung ist bey einer schwächlichen und an Kräften erschöpften Frau nicht zu befürchten. Die Einklemmung hängt aber auch sowohl von der Mutter als dem Kinde zugleich ab, und zwar im allgemeinen von einem fehlerhaften Verhältniß der Durchmesser des Beckens der Mutter auf der einen, und des Kopfs des Kindes auf der andern Seite. Oft entsteht dieses üble Verhältniß nur von der schlechten Lage des Kopfs, in andern Fällen von seiner ausserordentlichen Größe, oder dem fehlerhaften Bau des Beckens. Der Grad der fehlerhaften Verhältnisse, welche die Durchmesser unter sich haben, und welche zur Einklemmung Gelegenheit geben können, ist aber so schwer durch die Untersuchung vorher zu bestimmen, daß man ohne Furcht sich zu betrügen, von Anfang der Geburtsarbeit nicht sagen kann, ob sich der Kopf einklemmen werde, oder nicht, oder ob er nur in seinem Durchgang werde aufgehalten werden. Dies ist wenigstens ausgemacht, daß sich der Kopf in einem Becken nicht einklemmet, der zu seiner Größe sich entweder allzugroß, oder allzuenge verhält.

Das wesentliche Kennzeichen einer wahren Einkeilung des Kopfs, ist die Unbeweglichkeit desselben, die Geschwulst seiner Bedeckungen des Halses der Gebärmutter, der Mutterscheide und der äußerlichen Theile der Mutter, sind nur Zufälle, welche stets mit oft ohne eine wahre Einklemmung zugegen sind, und welche jedesmal entstehen, so oft der Kopf jene Theile bey seinem Durchgang stark reibet und druckt, und wenn er wiederum gedruckt wird; woran auch nicht selten eine übel angebrachte Hülfleistung der Hebammen schuld ist. Oft kann auch der Kopf wirklich in seinem Fortgang gehemmt seyn; er läßt sich aber in diesem Fall noch auf seiner Axe, wie auf einer Thürangel bewegen, und in diesem Fall ist er nicht wirklich eingekeilt, und er ist es in keinem Falle, wenn er nicht von allen Seiten unbeweglich ist, und alsdann

kann ein Instrument, welches es auch sey, nicht mehr als ungefehr den vierten Theil seines Umfangs und jenen des Beckens durchlaufen, weil es an diejenige Orte nicht durchdringen kann, wo er mit dem Becken in Berührung ist. Eine wahre Einkeilung läßt sich nicht vorher bestimmen. Die Zeichen, welche bey diesem vorhergehen, sind mit jenen, die den Fall begleiten, wo der Kopf in seinem Durchgang aufgehalten wird, und sich einzukeilen droht, ein und eben dieselbige. Wenn sich der Kopf einkeilen will, so stellt er sich sehr schwer zur Geburt, und wird in seinem Durchgang entweder früher oder später gehemmt, oder er durchlauft in der Folge auf einmal in so kurzer Zeit einen so grossen Raum, daß er in einer Minute weiter vorruckt, als er sonst in fünf Stunden würde gethan haben. Dieser Unterschied rühret aber von der Gestalt des Beckens her. Wenn er sich bey seinem Durchgang in der Mitte des Beckens hemmt, so ist das Becken nicht nur in seiner obern Aushöhlung, sondern auch in seinem mittlern Theil verengert, die untere Eröfnung ist aber um so viel weiter. Wenn nun der Kopf eingekeilt gewesen, und die mittlere Eröffnung einmal durchbrochen hat, so verschwinden alle Zufälle und die Geburt geht nun leicht von statten. Die Folgen der Einkeilung können sowohl für das Kind als die Mutter höchstgefährlich, und wenn sie einige Zeit dauert für das erstere tödlich werden. Die Knochen der Hirnschale werden ihm eingedruckt, oft gebrochen, das Blut sämmelt sich an, tritt in die Hirnhöhlen, unter den Hirnhäuten und dem Gehirne, oder zwischen diesen Häuten und den Knochen des Kopfs, selbst unter der Knochenhaut aus, und läßt sie loß. Unter den Stirn- und Hinterhauptsmuskeln entstehen grosse Ergiessungen. Aber auch die Mutter leidet von ihrer Seite von dem starken Druck des Kopfs auf die weichen, das Becken umkleidenden Theile, die übelsten Zufälle. Die Theile, welche so wohl über als unter dem Ort liegen, wo der Kopf mit den Knochen des Beckens in Berührung ist, schwellen auf und entzünden sich, als der Hals der Blase, der Uringang, der Muttermund, die Häute der Mutterscheide, der Mastdarm und selbst die äussern Theile sind diesen Zufällen unterworfen. Der Urin hört auf zu fliessen, und man kann ihn mit dem Catheder nicht abzapfen, weil die Harnröhre ganz herunter und zusammen gedruckt ist. Die Mutter erschöpft ihre Kräfte bis sie nicht mehr kann, oder bis die Wehen aufhören. Es entstehen Fieber und Congestion des Bluts nach oben.

Die Entzündung der innern weichen Theile des Beckens vertheilt sich zuweilen, meistens aber läßt sie den kalten Brand zurück, und wenn desselben Borken abfallen, so entstehen grosse und hartnäckige Geschwüre und Oeffnungen am Mastdarm und der Urinblase, welche sich ihres Unraths in die Mutterscheide entledigen, und die Fäulniß der Geschwüre unterhalten. Wenn wir die Gefahr, worein die Mutter und das Kind durch die Einkeilung gerathen, durch eine künstliche Geburt nicht abwenden können, so müssen wir doch unsere Hülfe, so bald wir den Zustand erkannt haben, keinen Augenblick aufschieben, und auch diejenige Mittel nicht verabsäumen, welche als eine Vorbereitung zu unserer Hauptabsicht, der künstlichen Entbindung dienen, welche Mittel in Aderlässen, Bädern, erweichenden örtlichen Aufschlägen u. dgl. bestehen. Die Mittel, die Geburt des Kindes durch die Kunst zu befördern, müssen nach dem verschiedenen Zustand, worinnen sich das Kind oder die Mutter befinden, abgeändert werden. Wir haben schon oben den Unterschied angegeben, um zu urtheilen, ob der Kopf eingekeilt sey, oder ob er nur in seinem Durchgang durchs Becken aufgehalten werde, und eingekeilt scheine. Es giebt aber doch einen Fall, wo die Bewegung des Kopfs auf seiner Axe sehr eingeschränkt ist, und wo der Geburtshelfer verleitet werden könnte zu glauben, daß er wirklich eingekeilt sey. Wir wollen z. B. annehmen, daß die natürliche Weite der obern Beckenhöhle sich zu den Durchmessern des Kopfs etwas zu enge verhält, die mittlere und untere aber dagegen desto weiter ist, welches oft geschiehet, wenn das Heiligenbein etwas zu sehr ausgebogen ist. Wir wollen die Weite des Schooßbogens sowohl vom obern als untern Theil des Heiligenbeins auf drey Zolle und etliche Linien setzen. In diesem Falle wird der Kopf, dessen Querdurchmesser von einem Schlafbein bis zum andern gemeiniglich vierthalbe Zolle mißt, um etliche Linien in seiner Dicke verringert werden müssen, wenn er durchs obere Becken steigen soll, selbst kann er nicht durchs untere Becken steigen, wenn er nicht vom Scheitel bis auf seine Grundfläche in seiner Dicke vermindert wird, weil er mit diesem Durchmesser zwischen dem untern Rand des Vereinigungsorts der Schooßbeine und der Spitze des Heiligenbeins gehen muß. In diesem Fall ist sein Durchgang durchs obere Becken sehr langsam, und es stellt sich hier eine Kopfgeschwulst ein, die jener bey der wahren Einkeilung sehr ähnlich ist, welche aber sogleich verschwindet, so bald er das obere Becken durchbrochen hat. Wenn er aber in das untere Becken gekommen ist, so wird der Scheitel auf die Spitze des Heiligenbeins, auf das Schooßbein und den Damm gedrückt. Die vorher eingedruckte Seitentheile des Kopfs, erlangen alsdann wieder ihre natürliche Biegung, und der Kopf seine Dicke, und wenn die Wehen stark anhalten, so vermindert sich die Kopfgeschwulst nicht, sondern nimmt vielmehr stärker zu, so daß man glauben könnte es sey eine wahre Einkeilung vorhanden, wenn sich der Kopf nicht noch ein wenig auf seiner Axe bewegen, und wenn er nicht noch einigen Raum zur Anlegung der Instrumente zwischen sich und den Seiten des Beckens frey ließe. Wir werden unter dem Artikel **Kopfgeburten, schwere**, davon reden, welche anzeigen wie man dergleichen Fälle zur geschickten Hülfleistung nehmen sollen.

Roonhuysen ein holländischer Geburtshelfer, glaubte an dem von ihm erfundenen — aber erst nach seinem Tode bekannt gewordenen — Hebel, ein Werkzeug zu besitzen, durch dessen richtige Anlegung die Einkeilung könne gehoben werden, aber er gebrauchte ihn nur in derjenigen Art von Einkeilung „wo die Stirne gegen das Heiligebein, das Hinterhaupt gegen den Schoosbogen, so geklemmt wäre, daß der Kopf durch die Kräfte der Natur nicht weiter zur Geburt befördert werden könnte.“

Er beugte diesen Hebel am Heiligenbeine der Mutter ein, und führte ihn von der Seite hinter den Schoosbogen auf das Hinterhaupt des Kindes; er hobe alsdenn die Extremität desselben, so aussen war, gegen den Leib der Frau in die Höhe, um das Hinterhaupt zu lösen, und zum Heruntersteigen zu nöthigen. Die Mitte des Instruments war alsdenn gegen den untern Rand der Vereinigung der Schoosbeine gestützt, und rollte hierüber, wie über den Mittelpunkt seines Ruhepunktes. Man siehet aus dieser kurzen Beschrei-

bung der Hülfleiſtung, welche Roonhuyſen hier will angewendet haben, daß dies nie der Fall einer wahren Einkeilung geweſen ſey; denn es iſt aus obigem bekannt, daß man auch nicht das geringſte Inſtrument zwiſchen die Punkte, wo der Kopf das Becken berührt, bringen kann, und der Hebel iſt doch ein Werkzeug das wenigſtens einen Zoll breit und 4 Linien dick iſt. Wir werden Gelegenheit haben, unter dem Artickel: Hebel, mehreres hiervon zu ſagen. Wir wollen jezt von einem gewiſſern Mittel reden, den eingekeilten Kopf nicht nur zu löſen, ſondern auch heraus zu ziehen, und dieſes Mittel iſt die Zange. Wir haben oben geſagt, daß der Kopf ſich entweder nach ſeiner Länge, oder nach ſeiner Dicke zwiſchen dem Heiligebeine und dem Schoosbogen einkeilen könne. Wenn er der Länge nach eingkeilt iſt, ſo kann entweder die Stirne oder das Hinterhaupt nach dem Schoosbogen zu ſtehen. Dies macht zwey weſentliche Lagen aus, die aber in Abſicht der Verhältniſſe der Durchmeſſer des Kopfs zum Becken und der Art zu verfahren, um die Geburt zu beendigen einerley ſind. In dem einen und andern Fall iſt der lange Durchmeſſer des Kopfs, dem kleinen Durchmeſſer des obern Beckens gleich; Stirn und Hinterhaupt ſind jedesmal die berührende Punkte, und die Seitentheile ſind frey. Wenn ſich der Kopf einklemmen ſoll, ſo muß der kleine Durchmeſſer des obern Beckens eine ſolche Gröſſe haben, daß der Kopf ohne groſſe Schwierigkeiten in einer Queerlage durch ihn ſteigen kann, und dies zeigt uns die Art und Weiſe, an welchen Weg wir ihn mit der Zange führen müſſen. Man bringt alſo die Finger der rechten Hand den Daumen ausgenommen, in die Mutterſcheide bis auf den Rand des Muttermundes, vor der Vereinigung des rechten Darmbeins mit dem Heiligenbeine. Man faßt darauf mit der linken Hand den Stiel des männlichen Arms der Zange und bringt den Löffel auf der rechten Hand bis über die Fingerſpitzen genau auf der Seite des Kopfs und des Beckens ein, ſo daß das Inſtrument noch weiter hinauf ſteigt. Zu gleicher Zeit muß der Stiel nach unten gebogen werden, ſo lange und ſo viel, bis der Geburtshelfer ſieht, daß die Hölung oder innere Biegung der Zange auf die Convexität des Kopfs paßt. Wenn dieſer Arm ſo angelegt worden iſt, läßt man ihn in dieſer Lage halten, und legt unterdeſſen den weiblichen Arm auf der andern Seite der Mutter und des Kopfs mit der nemlichen Sorgfalt an, ſo daß man die linke Hand in die Mutterſcheide bringt, den Arm ſelbſt aber mit der rechten Hand führet. Die beyden Aerme werden alsdenn im Schloß gehörig vereinigt. Man umwindet überdies die Zange an dieſem Ort, mehrerer Feſtigkeit wegen, noch mit einem ſtarken Band; die rechte Hand kommt an den Stiel der Zange die linke aber an das Schloß derſelben zu liegen, ſo daß der kleine Finger dabey in die Mutterſcheide gebracht wird, und beſtändig den Scheidel des Kopfs des Kindes fühlen könne. Man ſucht alsdenn nicht den Kopf in einer geraden Linie herunter zu ziehen, ſondern giebt demſelben ſogleich eine Tranſverſallage, ſo daß ſein kleinſter Durchmeſſer in den kleinſten Durchmeſſer des oberen Beckens kommt. Um dies leichter zu bewerkſtelligen, faßt man ihn mit der Zange feſt, und fährt um ihn zu löſen und beweglich zu machen, mit der Zange verſchiedenemal, bald nach dem rechten bald nach dem linken Schenkel der Mutter. Wenn er auf dieſe Art frey gemacht iſt, ſo dreht man das Hinterhaupt oder die Stirne, nachdem dieſe oder jenes unter dem Schoosbogen liegt, in eine der beyden Seiten der Pfanne gegen über, vornemlich aber in die linke, und zieht den Kopf an, und ſobald er in die untere Eröffnung des Beckens gekommen iſt, dreht man ihn wieder unter die Vereinigung der Schoosbeine, und endigt alſo die Geburt auf die Art wie in natürlichen Geburten zu geſchehen pflegt, wovon wir unter dem Artikel: Durchgang des Kopfes durchs Becken, geredet haben.

In der dritten und vierten Lage des Kopfs bey der Einkeilung liegt derſelbe queer in dem obern Becken. Dieſe Gattung kann aber nicht ſtatt haben, wenn der kleine Durchmeſſer des obern Beckens nicht vierthalbe Zoll mißt, oder wenn der Kopf nicht gröſſer iſt als er gemeiniglich zu ſeyn pflegt. Wenn der Kopf auf dieſe Art ſich eingeklemmt hat, muß man nach Smellie's Rath mit der Hand ihn zurück zu ſtoſſen ſuchen, und alsdenn die Arme der Zange auf folgende Art anlegen. Wenn das Hinterhaupt in der linken, die Stirne aber in der rechten Seite ſteht, ſo bringt man die linke Hand in die Mutterſcheide unter den Rand des Muttermundes vor der Vereinigung des Heiligebeins mit dem rechten Darmbein, und führt den weiblichen Arm der Zange auf dieſer Hand ſo weit hinauf, bis der Löffel eine von den Seiten der Stirne genau umfaßt. Darauf führt man dieſen Arm über das Geſicht und den Schlaf des Kindes unter die Vereinigung der Schoosbeine. Um dieſen Weg leichter zu machen, legt man die Finger der eingebrachten Hand auf den convexen Rand des Löffels der Zange, und treibt ſie hiermit in dem Becken von hinten nach vorne, während dem man mit der andern Hand den Stiel des Inſtruments ſo viel als möglich niederläßt, und die Spitze des Hakens, der die Zange endigt, unmerklich nach unten ſo lange dreht, bis ſie perpendikulär nach dem Boden ſteht. Ehe man die Hand aus der Scheide zieht, bringt man den zweyten Arm der Zange auf der Hand die Länge des Heiligebeins und auf dem hintern Rand des Muttermundes dem vorigen Arm gegen über ſo weit hinauf, daß beyde Aerme im Schloſſe können vereinigt werden. Liegt das Hinterhaupt auf der rechten und die Stirne auf der linken Seite, ſo ſind die Verhältniſſe der Durchmeſſer des Kopfs zu dem Becken die nemlichen wie die in der vorigen Lage. Man bringt alsdenn die rechte Hand in die Mutterſcheide, und fährt mit der linken Hand den männlichen Arm vor der Vereinigung des linken Darmbeins mit dem Heiligebein ſo weit hinauf, bis der Löffel deſſelben die Stirne umfaßt, und läßt ihn nach und nach hinter der Vereinigung der Schaambeine und auf das rechte Ohr des Kindes ſteigen, indem man ſich den in der Mutterſcheide eingebrachten Finger wie in der vorhergehenden Lage bedient, und die dabey angegebenen Handgriffe in umgekehrter Lage beobachtet. Darauf bringt man den weiblichen Arm der Länge des Heiligenbeins nach ein, und ſo weit hinauf, bis er ſich mit dem andern Arm im Schloſſe vereinigen kann. Man faßt alsdenn das Ende der Zange mit der linken Hand, an die Vereinigung derſelben aber legt man die rechte und ſtellt den Zeigefinger zwiſchen den beyden Aermen an den Kopf des Kindes, zieht wie in der erſten eben angeführten Queerlage nach unten und nach dem linken Schenkel der Mutter. Wenn der Kopf ins untere Becken gekommen iſt, hebt man ein wenig die Stiele der Zange in die Höhe, aber immer gegen den linken Schenkel der Mutter hingerichtet. Liegt der Kopf aber in der andern Lage, ſo hält man die Stiele nach dem

rechten Schenkel der Mutter, und zieht so lange in der nemlichen Richtung bis der Kopf ins kleine Becken gekommen ist, worauf man die Stiele mehr oder weniger erhebet um das Hinterhaupt unter das Schoosbein zu bringen und die Geburt auf die gewöhnliche Art zu beendigen. Wenn sich der eingekeilte Kopf aber auf diese Art nicht lösen wollte, so räthet Hr. Baudelocque ein Blatt der Zange auf das Gesicht, das andere aber auf das Hinterhaupt in gleicher Entfernung anzulegen, daß dieselbe können vereinigt werden. So bald der Kopf aber durchs obere Becken gekommen ist, muß man die Lage der Zangenblätter ändern, und sie auf die Ohren anlegen, so daß die neue Biegung derselben nach den Seiten des Beckens, oder nach dem Hinterhaupt hinsieht und daß dasselbe unter den Schoosbogen gebracht und der Kopf auf die gewöhnliche Art zur Geburt befördert werden könne. Wenn diese Handgriffe frühzeitig und wohl angewendet werden, so wird der gute Erfolg davon nicht fehlen. Sollte derselbe aber durch die hier vorgeschlagene Mittel nicht zu erhalten seyn, so schlagen die meisten Schriftsteller die Perforation des Kopfs vor. Allein diese kann unter keiner andern Bedingung statt finden, als bis unleugbare Beweise des Todes von Seiten des Kindes zugegen sind, und in diesem Falle ist sie sogar der Anlegung der Zange noch vorzuziehen, wenn auch mit dieser, aber zu grosser Gefahr der Mutter, die Geburt beendigt werden könnte. (4)

Einkeilung des Kopfs nach der Wendung, Einkeilung der Schultern, und Einkeilung des Hintern. Nach den wahren Begriffen einer wirklichen Einkeilung, gehört dieser Zustand nicht unter die wahren Einkeilungen, sondern nur unter die widernatürliche Geburten. s. **Geburt, widernatürliche.** (4)

Einkindschaft. Wenn ein Witwer und eine Witwe, welche beiderseits aus ihren vorhergehenden Ehen schon Kinder haben, sich mit einander verheyrathen, und besorgen, daß es zwischen diesen und denen Kindern, die sie mit einander in ihrer zwoten Ehe noch gewinnen könnten, wegen der künftigen Erbfolge zu Processen kommen mögte: so können sie diesem Uebel durch einen Vertrag vorbeugen, welchen man die **Einkindschaft, die Einsetzung zum rechten Vater und zur rechten Mutter,** und lateinisch die *Unionem prolium* nennt. Die bereits vorhandenen Kinder, welche zusammengebracht werden, heissen alsdenn die **Vorkinder;** diejenigen aber, welche aus der zweyten Ehe erwartet werden, die **Nachkinder.** Die Eltern selbst, welche den Vertrag schliessen, werden der angesetzte **Vater oder Mutter** genennt. Der Hauptinhalt eines solchen Vertrags geht dahin, wie es in Ansehung der Erbfolge dieser verschiedenen Kinder gehalten werden solle. Es steht aber in der Eltern freyen Willen dieselben, in Ansehung alles dessen, was von ihnen selbst dereinst auf die Kinder vererbt werden könnte, einander vollkommen gleich zu setzen, und damit den Unterschied der Güter, oder die Untersuchung von wem sie herkommen aufzuheben und überflüßig zu machen, wenn nur kein Theil die Seinigen dadurch in dem **Pflichttheil** (s. diesen Artikel.) verletzt. Wenn aber der angesetzte Vater oder die angesetzte Mutter ihr etwa stärkeres Vermögen auch vorzüglich ihren eigenen, und nicht den gegenseitigen Stiefkindern zuwenden wollen, so können sie jenen auf den Fall einer künftigen Erbfolge gewisse Vortheile bedingen, welche das **Vorgus** benennt werden. Diese ganze Einrichtung ist ein Ueberbleibsel einer alten treuherzigen deutschen Denkungsart, welche sich weder von Stiefältern, noch von Erbverträgen überhaupt etwas Böses versahe. Der Römer kannte dieselbe nicht, und sie ist überhaupt mit dem ganzen System seiner Rechtsgelahrtheit unvereinbar; daraus denn von selbst folgt, daß man sie nicht nach römischen Gesetzen beurtheilen müsse, als welche alle Erbverträge für ungültig erklären. In solchen Provinzen Deutschlands, in welchen der Gebrauch des römischen Rechts vorzüglich stark eingerissen ist, da ist die Einkindschaft entweder ungewöhnlich, oder wohl gar verboten worden. Die Verfasser solcher neueren deutschen Landesgesetze behaupten nemlich von derselben, daß sie theils überflüßig sey, indem man auch seinen Stiefkindern durch Adoption, oder testamentarische Verfügungen etwas zuwenden könnte, ohne sich durch ein ausdrückliches Geding die Hände zu binden; theils könne sie auch gar leicht selbst zu einer Quelle mancher Processe werden. Ja einigen dieser Gesetzgeber war selbst das schon ein Grund die Einkindschaft zu verbieten, daß sie dem römischen Rechte zuwider sey. Hingegen hat man sie insonderheit in solchen Landen beybehalten, und die Rechte derselben durch besondere Gesetze näher bestimmt, in welchen unter den Ehegatten eine Gemeinschaft der Güter statt findet; welche freylich sehr natürlich darauf führen mußte, auch die vorhandenen Kinder darin aufzunehmen, gleichwie die noch kommenden in dieselbe treten. Wenn ein solcher Vertrag auf eine rechtsbeständige Art errichtet werden soll, so ist nöthig 1) daß beyderseits Eltern darin willigen, weil ohne solche Einwilligung kein Vertrag bestehen kann; und wo die Weiber nichts ohne Rath ihrer Curatoren thun dürfen, wie in Sachsen rechtens ist, da muß auch dafür gesorgt werden, daß ein solcher der Frau beystehe. 2) Müssen auch die vorhandenen Kinder, wenn sie bereits zu ihren Jahren kommen sind, den Vertrag genehmigen. Für minderjährige aber müssen Vormünder bestellt werden, die solches in ihren Namen thun. 3) Muß auch der nächsten Verwandten Bewilligung eingeholt werden, weil auch ihren Erwartungen und Gerechtsamen durch ein solches Erbfolgspactum auf eine mannichfaltige Weise zu nahe getreten werden kann. Und endlich 4) muß die Bestätigung der Obrigkeit gesucht werden, welche nicht anders, als nach genauer Untersuchung des ganzen Vorhabens und der Gerechtsame aller dabey interessirten Personen, erfolgt; woraus nach rechtlichen Grundsätzen schon abzunehmen ist, daß diese Bestätigung von keinem andern, als einen competenten Richter geschehen könne. Die Wirkung einer solchen Einkindschaft besteht darin, daß erstlich die Stiefkinder ohne Unterschied dem angesetzten Vater, oder der angesetzten Mutter, wie die rechten Kinder ihren natürlichen Eltern dereinst succediren, und zweytens, daß die Stiefeltern über die ihnen zugebrachten Kinder eben die Gewalt erwerben, welche ihnen über ihre rechten Kinder zukommt, insofern nemlich solche durch natürliche und deutsche Gesetze bestimmt ist; denn die väterliche Gewalt des römischen Rechts kann, aus eben erwähnten Grunde, hier nicht in Betrachtung kommen. Eltern haben hingegen nur nach den besondern Rechten einiger Provinzen die Erbfolge in den Vermögen der durch Einkindschaft ihnen zugebrachten Kinder; der Regel nach aber in andern Ländern eben so wenig, als die vereinigten Geschwister einander beerben. Denn die Erbfolge gründet sich hier blos auf ein Pactum, und es wird durch die Einkindschaft keine wahre Verwand-

ſchaft geſtiftet; daher ſie denn auch nicht hindert, daß die zuſammengebrachten Kinder einander heyrathen können. Auf der andern Seite verlieren die Eltern, welche eine ſolche Einkindſchaft ſtiften, ſowohl das Recht Teſtamente zum Nachtheil ihrer Stiefkinder zu machen, als auch die Freyheit unter Lebendigen über dasjenige Vermögen zu diſponiren, worüber durch die Einkindſchaft ſchon vertragsmäßige Verfügungen getroffen ſind.

Wenn die Einkindſchaft einmal zu Stande gebracht iſt, ſo kann die aus ſelbiger entſtehende Verbindlichkeit nicht leicht anders wieder aufgehoben werden, als durch einen freywillig und rechtmäßig geſchloſſenen entgegenſtehenden Vertrag aller dabey intereßirten Perſonen. Indeſſen wird es doch auch von den Rechtsgelehrten für billig erkannt, die Undankbarkeit der Kinder gegen ihre Eltern als einen Grund zu Aufhebung der Einkindſchaft anzuſehen; und inſofern dieſe Einkindſchaft dem undankbaren Kinde vortheilhaft war, tritt zur Begründung dieſer Billigkeit eine ſehr gute Rechtsanalogie ein; indem man auch wegen Undankbarkeit Geſchenke zurückfordern, und den Vertrag, worauf ſie ſich gründen gegen des Undankbaren Willen aufheben kann; und da dieſes auch gegen fremde Undankbare ſtatt findet, warum ſollte nicht auch gegen undankbare Kinder ein gleiches behauptet werden können. (15)

Einklang. Der Einklang iſt der erſte und vollkommenſte Wohlklang, der von zwey gleich dicken und gleichmäſig angeſpannten Saiten ertönet.

Wenn man unter Wohlklänge nur diejenigen rechnen will, die in der Höhe und Tiefe von einander unterſchieden ſind: ſo iſt der Einklang beym Wohlklang: ob man aber Urſach habe, eine ſolche Definition feſtzuſetzen, daran iſt ſehr zu zweifeln.

Nach dem Syſtem, welches der Verfaſſer dieſes Artikels der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vorgelegt, und welches derſelben Approbation erhalten hat, iſt der Grund alles Wohl- und Uebellautes in dieſer Action enthalten:

Je näher die Verhältniß eines Tons zum andern iſt, deſto wohlklingender aber einfacher iſt die Wirkung; je weiter die Verhältniß eines Tones zum andern, deſto übelklingender, aber mannichfaltiger, iſt die Wirkung. Will man nun in die äuſſerſte Mannichfaltigkeit herausgehen, ſo hat man Uebelklänge; will man in die gröſte Einfachheit zurückkehren: ſo hat man Wohlklänge nöthig. Dieſe Miſchung aber vom Einfachen und Mannichfaltigen, von Wohlklingenden und Uebelklingenden, vom Zufriedenſtellenden und Aufhaltenden iſt das Reſultat von jeder praktiſchen Compoſition. Eine richtige Fortſchreitung, die von der Einheit der eingetheilten und durch das Tonmaß ausmeßbaren Saite bis zum letzten harmoniſchen Antheil ſich erſtreckt, läßt uns alle Wirkungen, aller möglichen Combinationen durchdringend zergliedern, und wer wird nun noch zweifeln mögen, daß, eine im Einklang geſtimmte Saite zur andern conſonire, wer wird behaupten wollen, daß ſie die nemliche ſey?

Umſonſt beſtrebt man ſich dieſen ſo einfachen Wohlklang unter die Einheit zu verſtecken, wenn man zum Beyſpiel citiret, daß niemand zwiſchen den zwey erſten Geigen im Orcheſter einen Unterſcheid bemerke. Kann nicht eine Glocke ſelbſt mit dem ſanfteſten Clavichord im Einklag tönen, zeichnet ſich nicht der nemliche Ton den eine Sopraniſtin und ein Baſſiſt ſingen von einander unwiderſprechlich aus? Merkt man nicht, daß eine enge Kehle ſich weit aufthue, und eine weite ſich ſehr zuſammendrucke?

Wenn der Einklang kein weſentliches Intervall oder kein Wohlklang heiſſen darf: ſo kann es die Achte um ſo weniger ſeyn, da ſie eben von der Verlegung der Stimmen entſpringt, wie die Vierte von der Umwendung der Fünfte.

Der Einklang gründet ſich auf die gleiche Zahl von Schwingungen, inſofern es gleiche Körper ſind — wohlgemerkt — es müſſen gleiche Körper ſeyn, ſonſt muß eine noch einmal ſo dicke Saite eine ganz andere Zahl von Schwingungen haben, als eine noch einmal ſo dünne Saite. Von den Schwingungen hat der berühmte Euler in Petersburg bis hieher die beſtimmteſte Erläuterungen gegeben, auf welche alle Liebhaber der phyſiſchen Klanglehre zu verweiſen ſind.

Daß der Einklang groſſe Wirkung thun könne, daß durch unnöthige Anhäufung der Stimmen manchesmal der Hauptgeſang verſtellt werde, iſt nicht zu leugnen. Er wird daher noch immer im Choralgeſange beybehalten, und die 6 Choraltonarten (ſ. Tonarten) ſind der begleitenden Stimmen nicht wohl fähig.

Von den Schwingungen, die eine Saite auf die andere mit ihr im Einklang geſtimmte Saite wirket, iſt noch nachzuholen, daß man hier am beſten es vernehmen kann, wenn man auf eine Saite ein Papier legt, und denn ihren Einklang anſchlägt: wo ſogleich das Papier von der erzitternden obſchon unberührten Saite abſpringen wird.

Hierauf gründet ſich ein Kunſtſtück, wie man eine Geige, nach einer andern die auf dem Tiſche liegt, ſtimmen könne, ohne ſelbige zu berühren; denn man ſtimmet ſo lang, bis man durch weghüpfen eines Papiers oder ſonſten durch bloſes Sehen abnehmen kann, wenn die neugeſtimmte Schwingungen in ihr erreget.

In Italien ſtimmet man in die Orgeln ein gewiſſes Regiſter nicht im Einklang ſondern um eine Schwebung (wie ſich die Orgelmacher ausdrucken) tiefer, dieſe ungleiche Erzitterung bewirkt einen Tremulant, ohne daß man einen Windbeutel nöthig habe, und obſchon er die Wirkung nicht thut, deren Namen ſie ihm geben, denn ſie heiſſen ihn voce umana, ſo iſt er doch ſehr angenehm, und bey ſanften Adagios äuſſerſt rührend.

Wenn die Flöten, Hoboen, zweyte und erſte Geigen mit einander gehen ſollen: ſo ſchreibt man in die Partition all' uniſono, ſollen aber die Bratſchen mit den Geigen, Fagotte mit den Hoboen gehen: ſo heißt es all' ottava.

Wer wiſſen will, welche Stimmen mit einander im Einklange gehen, wird in dem Artikel **Inſtrumenten** eine Tabelle erhalten, die alle mögliche Inſtrumenten in ihrem ganzen Umfange und Vorſchrift begreifet. (25)

Einkleiden. (Kirchengebr.) Wenn Supplicanten zu einem Orden an dem ihnen beſtimmten Tage ins Kloſter eingetreten ſind, ſo werden ſie erſt einige Tage als Gäſte bewirthet. Darauf läßt ſie der Novicenmeiſter 8 Tage lang die ſogenannten geiſtlichen Uebungen (Exercitia ſpiritualia) machen, d. h. verſchiedene Betrachtungen von göttlichen Dingen anſtellen, um ſich zur Einkleidung und zu dem damit anfangenden Probierjahre (Noviciat) vorzubereiten. Zu Ende dieſer geiſtlichen Uebungen werden ihnen die Haare geſchnitten nach der Form, die einem jeden Orden eigen iſt und die die Crone Chriſti vorſtellen ſoll. Der Novicenmeiſter betet zuvor, Gott wolle dieſen angehenden

Mönchen, die die Welt verlassen und aus Liebe Christi die Haare ablegen wollten, seinen heiligen Geist senden, der in ihnen das Wachsthum der Tugend beförderte und ihr Herz von allen weltlichen Begierden abwende und bewahre u. s. w. Alsdenn wird die Einkleidung vorgenommen, entweder heimlich in den Capitelhäusern vor der ganzen versammelten Geistlichkeit des Klosters; oder bey und während dem öffentlichen Gottesdienste. Wo dies letztere gebräuchlich ist, da werden nach dem Credo im Hochamte, das zu dem Ende gehalten wird, die neuen Novicen vor das hohe Altar geführt, wo sie sich zur Erde niederwerfen müssen, mittlerweile die Geistlichkeit den Hymnus: Veni sancte spiritus &c., abbetet. Nach Endigung dessen segnet der celebrirende Abbt oder Provincial die Habite, die den neuen Mönchen sollen angelegt werden, und betet zum Herrn JEsus: Er, der sich gewürdiget, die Decke unserer Sterblichkeit anzulegen, wolle diese Art Kleidung, die die heil. Väter denen, die sich zur Beobachtung ihrer Vorschriften verpflichten würden, zu tragen befohlen, so segnen, daß diese seine Diener, die sich dieses Kleides nun wirklich bedienen wollen, Ihn anziehen und Ihm als ihrem Schöpfer getreulich dienen mögten. Worauf die Candidaten aufstehen und sich dem Celebranten nähern, der ihnen denn die weltlichen Kleider abnimmt und die Habite anleget. Bey dem ersten Stücke saget er zu jedem: der Herr wolle an dir den alten Menschen mit seinen Handlungen ausziehen; und bey dem zweyten: der Herr umkleide dich mit dem neuen Menschen, der nach Gott in der Gerechtigkeit und Heiligkeit erschaffen ist. Nach diesem werfen sich die Novicen wieder zur Erde und der Chor betet den 50 Psalm, nach dessen Endigung der Celebrant betet., Gott wolle diese seine Diener, denen nun das Prüfungskleid gegeben sey, segnen, daß sie in dem Orden verharren und das ewige Leben erreichen mögen, u. s. w. Von dieser Zeit fängt alsdenn das Noviciat an, welches genau ein Jahr dauren muß. Daher bemerkt man sorgfältig die Stunde, in welcher die Einkleidung ist vorgenommen worden. (37)

Einkleidung, heißt in den schönen Künsten und Wissenschaften die Art eine Vorstellung auszudrucken, damit sie sich desto vortheilhafter zeige. Weil sich diese hauptsächlich mit der Sinnlichkeit beschäftigen, so müssen sie sich auch um die Einkleidung der Gedanken bekümmern. Es kann dieses entweder im Ganzen, oder in einzelnen Theilen geschehen. Hievon hängt die Form des ganzen Werks ab. So kann man einen Hauptgedanken entweder in eine Fabel, oder in eine Allegorie, oder in eine Elegie, oder in ein Drama einkleiden. (22)

Einkleidung der israelitischen Priester. Hierunter verstehet man in weitläuftiger Bedeutung alle diejenigen Ceremonien, die bey der Einweihung und Einweisung eines jüdischen Priesters vorgenommen wurden. Gott hatte den Aharon und seine Nachkommen ausgesondert, daß nur sie allein, die Priesterwürde begleiten durften, so daß die übrigen Familien davon ausgeschlossen waren. Ob diese nun gleich vermöge ihrer Geburt ein gewisses Erbrecht darauf hatten; so mußten sie doch, ehe sie wirkliche priesterliche Handlungen verrichten konnten, auf eine feyerliche Weise dazu eingeweihet werden; weil nun die Anlegung der priesterlichen Kleider eines der vorzüglichsten Stücke dabey war, auch in dem zweyten Tempel solche allein ausmachte; so nennte man die ganze Feyerlichkeit, Einkleidung. Moses beschreibt uns die Einkleidung Aharons und seiner Söhne umständlich, 2 B. Mos. 29, 1. folg. und es scheint, nach diesem Formular wurden in Zukunft alle Priester eingeweihet. Erstlich wurde ein Kalb oder junger Stier von der Heerde, nebst zween Widdern ohne Tadel, abgesondert, und zum Opfer bereit gehalten. Nächst diesem wurde ungesäuertes Brod, ungesäuerte Oelkuchen, und ungesäuerte mit Oel gesalbte Fladen von dem feinsten Weizenmehle zurecht gemacht, und vor die Hütte des Stifts gebracht. Hierauf wurde der einzuweihende Priester nebst seinem Opfer und Gabe vor den Eingang der Stiftshütte gestellt, und dadurch als ein besonderes Eigenthum des Herrn erklärt. Alsdenn mußten sie sich waschen, aber nicht blos Hände und Füsse, wie sie sonsten bey gewöhnlichen priesterlichen Verrichtungen allemal thun mußten; sondern am ganzen Leibe. Hierauf wurde die eigentliche Einkleidung vorgenommen. Wir wollen hier diejenige Kleider, die sowohl den gemeinen Priestern, als dem Hohenpriester eigen waren, etwas umständlich beschreiben. Gott hatte zur Verherrlichung seiner Priester ihnen eine besondere Kleiderordnung vorgeschrieben, welche 2 B. Mos. 28. umständlich zu finden ist. Dazu gehörten erstlich, die Beinkleider, oder Unterhosen מכנסים die unmittelbar auf dem blosen Leibe getragen wurden. Diese waren von ⲃⲩ, dem köstlichsten ägyptischen Leinwand. Die Ursache, warum den Priestern dieses Kleidungsstück vorgeschrieben war, führt Moses selbst 2 B. Mos. 28, 42. an, damit das Fleisch ihrer Schaam bedeckt würde. Denn weil sie oft und in der Geschwindigkeit den Altar auf und ablaufen mußten, so hätte leicht eine Entblösung erfolgen können. Sie sollen von den Beinkleidern der andern Israeliten darinnen unterschieden gewesen seyn, daß jene wie ein Schurz um den ganzen Leib herum gegangen, diese aber, nach Art unsrer Beinkleider, in zwey Theile getrennt gewesen, daß sie mit einem jeden Bein in eines schlupfen konnten. Das zweyte Kleidungsstück der Priester war, eine Art eines Hemdes, oder Talars, das sie über den Beinkleidern auf dem Oberleib blos trugen, und womit sie den ganzen Leib von dem Hals bis an die Füsse bedeckten. Es hatte enge Aermel, die bis an die Hände giengen. Oben hat es eine grosse Oeffnung, wo sie mit dem Kopf durchkommen konnten. Die Rabbinen sind über die Form dieses Talars nicht einig. Gemeiniglich halten sie es für gestickte Arbeit; einige sagen, dieses Stückwerk habe Augen vorgestellt; andere meynen es wären viereckigte Figuren, oder gewürfelte Leinwand gewesen. Das dritte Stück war ein Gürtel, gleichfalls von gestickter Leinwand. Diesen mußten sie etlichemal um den Leib und die Brust herumwickeln. Nach der Beschreibung des Josephus war er vier Finger breit, und zwey und dreyßig Ellen lang, inwendig ganz hohl, daß man meynen sollte, es wäre eine Schlangenhaut; er sey mit schönen Blumenwerk von Leinen, Scharlach- Himmelblau- und Purpurfaden gestickt, der Grund aber ägyptischer Leinwand gewesen. Wenn die Priester beschäftigt waren, so schlugen sie den Schweif über die Schulter, ausserdem aber, liessen sie ihn herunter hängen. Das vierte Kleidungsstück war endlich eine Mütze, oder Turban, wie ihn die heutigen Morgenländer zu tragen pflegen. Diese wurde in langen Bändern um den Kopf herum gewickelt, und zwar nicht zugespitzt, sondern in gewölbter Form. Damit man nun die Streifen nicht sehen möchte, so wurde diese Mütze mit subtilen Leinwand

über-

überzogen; hinten auf dem Kopf aber war sie zusammen gezogen.

Dieses sind nun die Kleider der gemeinen Priester, die sie bey ihrer Einweihung anziehen mußten. Ausser diesen aber hatte der Hohepriester noch besondere Kleidungsstücke, die er bey seiner Einweihung gleichfalls das erstemal anzog. Diese theilet man ein, in güldene Kleider, und weisse Kleider. Jene waren diejenigen, die der Priester an hatte, wenn er seinen Dienst ausser dem Allerheiligsten verrichtete, und bestunden in einem Obermantel mit Granaten und Schellen, dem Ephed, dem Brustschild, und Stirnblatt; diese waren diejenige, die er trug, wenn er am grossen Versöhnungstag in das Allerheiligste gieng. Wir werden unter dem Artikel: Hohepriester, davon umständlich handeln. Wenn sie nun auf diese Art eingekleidet waren, so erfolgte die erste Salbung, welche noch vor der Schlachtung der Opferthiere geschehen mußte. Es wurde ihm aber das Salböl nicht auf den Kopf gegossen, nachdem er bereits die Mütze aufhatte, sondern die Rabbinen halten dafür, man habe ihm forne auf dem Haupte, zwischen dem goldenen Stirnblatt und der Mütze, gesalbet, worauf das Oel in den Bart des Hohenpriesters heruntergelaufen wäre. Sie setzen hinzu diese Salbung sey vorne auf der Stirne כמין כי יונית d. i. wie ein griechisches Chi, Χ, oder in der Form eines Creutzes, verrichtet worden. Hier wird nun gefragt, ob die Söhne Aarons, die damals nur noch gemeine Priester gewesen sind, mit ihrem Vater zugleich gesalbt worden. Hier sind die Meynungen getheilt. Einige glauben, diese Salbung sey nur an dem Aaron allein vollzogen worden. Die Gründe, die sie anführen, sind folgende: erstlich sagen sie, werde 2 B. Mos. 29, 7. nur von Aaron gesagt, daß er gesalbt werden sollte, von seinen Söhnen aber werde nur gesagt, v. 9. daß sie durch Anlegung der Kleider geweihet worden, und v. 21. werde ihnen nur die zweyte Salbung zugeschrieben; zweytens berufen sie sich, auf 3 B. Mos. 8, 12. wo gleichfalls nur gesagt werde, daß das Salböl auf das Haupt Aarons gegossen worden, und durch diese Salbung sey Aaron von seinen Brüdern, d. i. von den gemeinen Priestern, unterschieden worden. 3 B. Mos. 21, 10. Hieraus schliessen sie, daß diese erste Salbung blos an dem Hohenpriester verrichtet worden, und Aaron nach dem Opfer mit seinen Söhnen noch einmal gesalbt worden. Andere aber schreiben diese erste Salbung sowohl dem Aaron als seinen Söhnen zu, und führen hievon folgende Gründe an: erstlich berufen sie sich auf 2 B. Mos. 40, 15. wo ausdrücklich stehe, Moses habe von Gott den Befehl bekommen, die Söhne Aarons eben so zu salben, wie er ihren Vater gesalbt habe. Und daß hier nicht blos von der zweyten Salbung v. 21. als von welcher kein Streit ist, sondern auch von der ersten, v. 7. die Rede sey, wollen sie aus der Ordnung der Worte beweisen, wenn man Cap. 29, 8. 9. mit C. 28, 40. 41. zusammen hält, wo die Salbung unmittelbar nach der Anziehung der Kleider, und vor der Füllung der Hände gesetzt werde. Wenn man nun bedenkt, daß vom Eleazar gesagt wird, daß er blos durch die Anlegung der Kleider seines Vaters, ohne daß der Salbung Meldung geschieht, in die Würde seines Vaters eingesetzt worden, so möchte hieraus nicht undeutlich zu schliessen seyn, daß er schon vorher gesalbt worden sey, man müßte denn annehmen, daß bey der Einweihung Aarons, sein Sohn, als präsumtivischer Nachfolger seines Vaters die hohepriesterliche Salbung zugleich mit bekommen habe. Einige Rabbinen schlagen einen dritten Weg ein, und sagen, die Söhne Aarons wären damals in der Wüste, als gemeine Priester einmal für allemal gesalbt worden, und die Kraft dieser Salbung hätte sich nachher auf alle ihre Nachkommen erstreckt; hingegen die Hohenpriester hätten allemal bey Antrettung ihres Amtes aufs neue gesalbt werden müssen. Dieses sagen sie ferner, sey ununterbrochen bis auf die babylonische Gefangenschaft beobachtet worden; weil aber Josias das heilige Oel an einen so geheimen Ort versteckt habe, daß man es nach der Zurückkunft aus Babel nicht mehr habe finden können; so habe man sich bey der Einweihung der Hohenpriester blos der Einkleidung bedient; man nenne deswegen die Einweihung derjenigen Hohenpriester, die durch die Salbung geschah, מרובה משיחה, die andere aber, die blos durch Einkleidung geschah, מרובה בגדים. Was die Einkleidung der gemeinen Priester anbelangt, so wurde solche in der folgenden Zeit, nach der Meynung der ältern Juden, mit wenig Feyerlichkeiten vollzogen. Sie wurden zuerst sorgfältig untersucht, ob sie von allen Fehlern und Unreinigkeiten, die jemanden zum Priesterthum unfähig machten, frey waren; wenn sie tüchtig befunden wurden, so führte man sie in den Hof des Tempels, wo sie sich in reinem Wasser wuschen, hierauf wurden sie in ihre priesterliche Kleider gekleidet, und zu dem Hohenpriester geführt; dieser stellte sie dem Herrn dar, und nach einigen von Mose befohlnen Opfern, wurden sie sogleich zu einigen priesterlichen Verrichtungen gebraucht, und nun waren sie geweihete Priester. Dieses wird insgemein das Füllen der Hände genennt. Hiebey gieng es nach der Beschreibung Mosis auf folgende Art zu. Erstlich wurde der junge Stier, der bereits vorher schon vor den Eingang der Stiftshütte gestellt gewesen war, nebst den beyden Widdern, herbey gebracht, und es wurden die drey vornehmsten Arten der Opfer, die in dem Gesetz vorgeschrieben waren, von den neuen Priestern verrichtet, nemlich ein Sündopfer, ein Brandopfer, und ein Dankopfer. Das erste brachten sie zur Versöhnung ihrer Sünden, damit sie in Zukunft im Stande seyn möchten, für sich und andere zu opfern; das zweyte, damit sie vermöge desselben dem höchsten Gott huldigten, und das dritte, daß sie ihre Dankbarkeit gegen Gott dadurch an den Tag legten. Bey dem ersten legten sie dem Stier die Hände auf den Kopf, und bekannten ihre Sünde; hernach wurde er geschlachtet, das Blut ihm abgezapft, etwas davon auf die Hörner des Rauchaltars gesprengt, das übrige aber an den Fuß des Brandopferaltars gegossen. Hierauf wurde das Fett über dem Eingeweide, der Lappe über der Leber, die beyden Nieren nebst dem Fett, das sie bedeckt, herausgenommen, und auf dem Altar verbrannt; das übrige aber wurde aussen vor dem Lager zu Asche verbrannt. Und dieses war das Sündopfer. Hierauf wurde einer von den beyden Widdern genommen. Sie legten ihre Hände auf den Kopf desselben, schlachteten ihn, sprengten sein Blut auf den Altar, zerlegten ihn, wuschen die Eingeweide und Füsse, und verbrennten hierauf den ganzen Widder auf dem Altar. Dies war das Brandopfer. Hierauf kam die Reihe an den zweyten Widder, den sie ebenfalls die Hände auf das Haupt legten, und ihn hernach schlachteten. Mit dem Blute wurde den neuen Priestern der rechte Ohrknorpel, der rechte Daume, und die grosse Zehen an dem rechten

Fuß beſtrichen, das übrige aber um den Altar herumbeſprengt. Von dieſem Blut wurde etwas genommen, und mit heiligem Oele vermiſcht; hiemit wurden ſowohl die Prieſter, als auch ihre Kleider beſprengt. Hiedurch wurden ſie nun zum Dienſte eingeweiht. Da es nemlich das erſte Einweihungsopfer war, ſo wurde der Fettſchwanz, das Fett womit die Eingeweide überzogen ſind, der Lappen der Leber, die beyden Nieren, nebſt dem Fett daran, ingleichen die rechte Schulter, und von dem ungeſäuerten Brode, nebſt den Oelkuchen, aus dem Korbe, der von Anfang her da ſtund, genommen, und den Prieſtern auf ihre Hände gelegt, (ihre Hände damit gefüllt) mit dem Befehl, ſolches Gott darzubringen: hierauf wurde ſolches auf dem Altar verbrannt. Das Bruſtſtück aber, nebſt der rechten Schulter bekamen die Prieſter, und wurde von ihnen verzehrt. Allein, kein Fremder durfte dabey ſeyn, und davon eſſen. Blieb etwas übrig, ſo durfte es nicht aufgehoben werden, ſondern es mußte noch an dem nemlichen Tage verbrennt werden. Dieſe Ceremonien dauerten ſieben Tage hintereinander, während welcher Zeit die Prieſter beſtändig im Tempel bleiben mußten. Und hiemit wurde die Einkleidung oder Einweihung der Prieſter beſchloſſen. (22)

Einklemmung der Brüche. Wenn die in einen Bruch herabgefallenen Theile im Halſe des Bruchſacks, oder an einem andern Ort im Bruche, entweder vom Bauchringe, welches der gewöhnlichſte Fall iſt, oder von irgend einem andern Theil, ſo feſt, als von einem zugeſcheurten Band zuſammen gedruckt werden, ſo iſt der Bruch eingeklemmt, oder incarcerirt. Durch dieſe Einſcheurung wird verhindert, daß die vorgefallenen Theile nicht zurückgebracht werden, noch der Koth und die Winde durch die Gedärme zurückgehen können, wodurch die hartnäckigſte Leibesverſtopfung, Entzündung und Brand entſtehen. Der Bruch, welcher vorher unſchmerzhaft war, fängt an zu ſchmerzen. Die Schmerzen, welche vorher örtlich waren, nehmen nach und nach den ganzen Bruch, und endlich den ganzen Unterleib ein. Beyde werden zuletzt geſpannt, und aufgetrieben, und bey der geringſten Berührung, oder Erſchütterung des Körpers heftig ſchmerzhaft. Endlich wird der Bruch ſogar äuſſerlich roth. Die Leibesverſtopfung wird unbezwinglich, daß auch zuletzt die ſchärfſten Klyſtiere nichts mehr wirken. Der Kranke bricht bald darauf Speiſe, hernach Galle, endlich Koth aus, und verfällt alſo in ein wirkliches Miſerere. Der Kranke bekommt bey dieſen Umſtänden ein Entzündungsfieber, wobey aber der Puls gemeiniglich klein und zuſammengezogen iſt. Bey der höchſten Stufe der Krankheit ſtellt ſich der Schlucken ein, die äuſſern Gliedmaſſen werden kalt, der Othem wird ſchwach, der Puls klein, und der kalte Schweis ſteht im Geſichte in groſſen Tropfen. Erhält der Kranke nun nicht bald Hülfe, ſo erfolgt der Brand, oder eine Kothfiſtel. Eingeklemmte Netzbrüche ſind ſelten mit ſo heftigen Zufällen und mit der Gefahr verbunden, die bey eingeklemmten Darmbrüchen iſt. Zuweilen entſtehen bey einem groſſen Bruche Leibesverſtopfung und Erbrechen, ohne daß eine wahre Einklemmung wirklich vorhanden iſt. Klyſtiere, Purgier- und öhligte Mittel ſchaffen alsdenn die ſchleunigſte Hülfe. Eben dieſe Zufälle eräugnen ſich bey ſchnell entſtehenden Brüchen, und werden durch die nemlichen Mittel gehoben. Es kann auch jemand, der einen Bruch hat ein Miſerere bekommen, welches vom Bruch gar nicht abhängt, zumal wenn er ſich leicht zurückbringen läßt. Oft hängt dieſes Miſerere von einem kleinen Bruch ab, wie wir unter einem eignen Artikel geſehen haben. Die Därme können ſich auch entzünden, und ſo aufſchwellen, daß der Bauchring, welcher ſonſt weit genug war für ſie zu enge wird. Vielleicht geben der Bauchring, der nicht wie gewöhnlich geſpannt und voll iſt, der Schmerz der im Bruche, nicht im Bauchringe iſt, die vorhergehende Urſachen, und der Anfang der Krankheit ſelbſt zuweilen einiges Licht, und die Winke, wie zu verfahren iſt. — Was die Urſachen der Einklemmung anbelangt, ſo liegen dieſelben entweder im Bauchringe, oder im Bruchſacke, oder in denjenigen Theilen, welche in denſelben enthalten ſind. Wir werden unter den verſchiedenen Gattungen der Einklemmung weitläuftiger davon handeln. Es giebt drey, weſentlich unterſchiedne Gattungen der Einklemmung, nemlich die langſame, die hitzige inflaminatoriſche, und die krampfhafte Einklemmung. Die langſame Einklemmung entſteht meiſtens bey alten und groſſen Brüchen von einer Anhäuffung des Koths und der Winde. Die groſſe Menge der Gedärme, welche hier im Bruchſacke verſammelt liegen, haben die lebhafte wurmförmige Bewegung nicht, die ſie in ihrem vorigen Lager hatten, ſie werden von den Bauchmuſkeln nicht unterſtützt, das Zwergfell wirkt nicht mehr auf ſie. Der Koth häufet ſich alſo an, wird hart und trocken, und kann theils wegen ſeiner eignen Schwere, theils wegen des Widerſtandes des Bauchrings nicht zurückſteigen; der Bruch ſchwillt daher an, verurſacht Leibesverſtopfung, und zuweilen erſt nach vielen Tagen entzündet er ſich, wird ſchmerzhaft, und der Puls fieberhaft. Der Bruch iſt hier nicht, wie in andern Fällen leicht und elaſtiſch, Einklemmung und Entzündung ſind nur Folge der Anhäufung des Koths, und der gewaltſamen Ausdehnung der Gedärme. Die Zufälle ſind nicht ſo heftig und dringend, die Operation kann oft noch nach 2 - 3 Wochen unternommen werden, und der Fall erfordert überhaupt eine ganz andere Behandlungsart, als die übrigen Gattungen, und die dringendſte Anzeige iſt, den Bruch von dem verhärteten Kothe zu befreyen. Bey der hitzigen Einklemmung entſtehen Schmerz, Entzündung und Fieber gleich von Anfang. Die Entzündung iſt die vornehmſte Urſache, wovon alle Zufälle abhängen, und welche weggeräumt, wenigſtens gemindert ſeyn muß, wenn man ihre unmittelbare Folge, die Einſcheurung heben will. Der Schmerz entſteht zuerſt, und die Geſchwulſt wird gröſſer und elaſtiſch. Die Urſache der Entzündung liegt entweder in dem Bauchringe, oder in dem Bruchſacke. Der Bauchring iſt es meiſtens in folgenden Fällen. Wenn der Bruch noch neu und klein iſt, und folglich die Oeffnung des Bauchrings noch wenig erweitert hat, ſo iſt dieſer ſehr elaſtiſch und zieht ſich leicht zuſammen. Bey alten und groſſen Brüchen aber verliert derſelbe dieſe Eigenſchaft, und verurſacht ſelten eine Einklemmung von hitziger Art. Dieſe iſt beſonders bey ſtarken Mannsperſonen zu befürchten, weniger hitzig iſt ſie in Kindern und Frauenzimmern, deren Körper weniger elaſtiſch iſt. Sie pflegt ſich auch oft zu eräugnen, wenn ein alter, nicht groſſer Bruch zurück gebracht wird, und wieder vorfällt, ſo daß die Därme nicht in die Lage kommen, worinnen ſie vorher waren, ſondern mehr Platz einnehmen, oder wenn ein Darm eine Falte macht, und durch den Bauchring eingekneipt wird. Es kann aber auch der Bauch-

ring eine gewisse Menge Därme in sich haben, so viel er bequem fassen kann, ohne sie einzukneipen, und nun kann durch eine Gewalt noch ein neuer Theil in denselben gedruckt werden. Er wird daher zu enge, und klemmt sie so lange ein, bis er erweitert wird. In seltenen Fällen kann der Bauchring entzündet werden, und hierdurch eine Einklemmung veranlassen. Die Schuld der Einklemmung kann aber auch im Bruchsacke liegen, ohne daß der Bauchring Ursache daran hat, und alsdenn ist es meistens der Hals desselben, welcher durch einen langen Gebrauch eines Bruchbands zum Theil, aber nicht ganz geschlossen worden. Wird der Bruch durch eine Gewalt wieder hervorgetrieben, so kann er sich hier so gut, wie in dem Bauchringe einklemmen. Selbst an mehreren Stellen kann der Bruchsack verengert seyn, und an einem solchen Ort Einklemmung verursachen. Fremde Körper, welche verschluckt worden sind, können auch diese Wirkung hervorbringen, wenn sie in den Bruch kommen, aber weder durch den zu engen Hals des Bruchsacks, noch durch den Bauchring zurücksteigen können. Zuweilen schlingt sich auch das Netz um die Därme, und umgiebt sie wie ein Band, wodurch sie zugeschnürt werden. Verschiedner Ursachen, die sich seltner ereignen, nicht zu gedenken. Die dritte Gattung der Einklemmung ist die krampfhafte. Beweise und Zeichen dieser Einklemmung sind folgende. Sie entsteht oft von einem heftigen Schrecken, und nach dem Gebrauch des Mohnsaftes hört sie auf. Manche Personen wissen es zum voraus, wenn sie kommen will, weil sie vorher eine gewisse Empfindung im Unterleibe spühren. Die Zufälle derselben intermittiren zuweilen, und diese Intermissionen kommen nothwendig von Nervenzufällen, und weder vom Bauchringe noch vom Bruchsacke her. Der Puls ist oft ganz klein, oft fehlt er ganz. Die Extremitäten werden steif und kalt, Angst und Beklemmung stellen sich im höchsten Grad ein. Im Bruche selbst sind wenige oder gar keine Schmerzen. Der Bauchring wird convulsivisch zusammengezogen, eine Wirkung der Bauchmuskeln, wodurch der Unterleib gleich einer Trommel gespannt wird, aber nicht schmerzhaft ist. — Bey der Kur der eingeklemmten Brüche, braucht man entweder gelindere Mittel, oder, wenn diese nicht helfen können, so ist die Operation nöthig. Ist die Einklemmung von der langsamen Art, so muß die erste Absicht des Wundarztes dahin gehen, den Bruch von den verhärteten Exkrementen, und Winden zu befreyen, und wenn Entzündung vorhanden ist, auch zugleich dieser entgegen zu gehen. Ein altes berüchtigtes Mittel ist das Tobaksklystier, welches als Rauch, oder als eine Abkochung von Tabaksblättern beygebracht wird. Hat man keine Maschine bey der Hand um den Rauch einzubringen, so kann man sich mit ein paar kurzen irdenen Tobakspfeifen behelfen, die eine füllt man mit Tabak, und bringt, nachdem man sie angezündet hat, ihr mit Oel bestrichenes Ende in den Hintern. Darauf setzt man den Kopf der zweyten, auf den Kopf der ersten, umwickelt beyde Köpfe mit feuchtem Papier, und bläßt durch die Röhre der zweyten Pfeife. Dieses Klystier muß aber eine halbe, ja ganze Stunde fortgesetzt werden, wenn man sich Wirkung davon versprechen will. Dieses Klystier wird von noch gröfserem Nutzen seyn, wenn man den Patienten dabey in ein lauwarmes Halbbad setzen läßt, und hierinnen die Zurückbringung des Bruchs versucht. Andere Klystiere als von der Aqua benedicta Rulandi, oder vom Brechweinstein leisten ebenfalls die gewünschtesten Dienste. Doch muß man immer bey diesen wirksamen Mitteln auf die Entzündung Rücksicht nehmen, und in diesem Falle behutsam damit umgehen, weil es diese vermehren kann. Es ist daher immer eine starke Aderlässe vorher nothwendig. Von eben so vortreflichem Nutzen, besonders um die harten Exkrementen zu verdünnen, sind die Purgiermittel, worunter sich das englische Salz für andern auszeichnet. Es wird in Wasser aufgelöst löffelweise gegeben; kann der Patient nichts mehr vertragen, so kann man Opium, und um es wirksamer zu machen, auch Baumöl zusetzen. Nach neueren Beobachtungen ist das Castoröl (ol. Ricini) allen andern Arzeneyen vorzuziehen. Ein anderes Mittel ist die Lage des Patienten. Derselbe muß beständig auf dem Rücken liegen. Diese Lage ist zur Zurückbringung des eingeklemmten Bruchs durchaus nothwendig. Um die Zurückbringung der vorgefallenen, und eingeklemmten Theile desto leichter bewerkstelligen zu können, muß die Bauchhöle so viel, als möglich erweitert werden. Der Patient muß daher oft den Urin lassen. Die Bauchmuskeln und vorzüglich die geraden Muskeln dürfen nicht gespannt seyn. Diesen Endzweck erreicht man durch folgende Lage. Der Hintere und folglich der Bruch muß am höchsten liegen. Daher ists nöthig, daß der Patient auf einer Seite etwas höher liege, als auf der andern, damit der Bruch der erhabenste Theil sey. Der Schenkel muß auf der Seite, wo der Bruch ist, gebogen seyn. Der Kopf und die Brust des Kranken müssen etwas hoch liegen, und durch Kissen wohl unterstützt seyn, das Kinn muß nach der Brust zu stehen, doch Brust und Kopf müssen niedriger als der Bruch liegen. Der Kranke muß sich in dieser Lage ganz leidend verhalten, und alle Bewegungen unterlassen. Wenn diese Umstände genau beobachtet werden, so gelingt die Zurückbringung der vorgefallenen Theile, weit öfter als man gemeiniglich beobachtet. Gelingt aber durch die Handgriffe, und durch den Druck, wovon wir bald mehr sagen werden, die Zurückbringung nicht, so muß man den Kranken in folgende Lage bringen, wovon der herrlichste Nutzen zu erwarten ist. Ein starker Mann stellt sich an den Rand des Bettes zu den Füssen des Kranken, in eine bequeme Stellung, worinne er es lange aushalten kann, bückt sich ein wenig, zieht den Kranken an sich, und legt dessen beyde Füsse dergestalt auf seine beyden Schultern, daß auf jeder derselben ein Kniegelenk des Kranken ruht, und die Füsse an seinem Rücken herabhängen, hebt sich langsam auf, und zieht also die Schenkel des Kranken mit sich in die Höhe, so daß der Körper des Kranken an ihm herab hängt, und der Kopf und die Brust desselben auf dem Bette liegen, und durch Kissen wohl unterstützt werden. Es ist nöthig, daß der Kranke auch in dieser Lage den Körper vorwärts krümme, damit die Bauchmuskeln nicht angespannt werden. Wenn er sich nun in einer dieser Lagen befindet, so ist ein regelmäßiger Druck, der auf den Bruch, in Rücksicht auf seine Zurückbringung angewendet wird, das Hauptmittel, und diese Operation wird Taxis genannt. Nachdem der Bruch groß oder klein ist, umfaßt ihn der Wundarzt mit einer oder mit beyden Händen, so daß der Boden desselben in der Fläche der Hand liegt, die Finger aber einzeln, an den Seiten des Bruchs liegen, hebt ihn in die Höhe, und druckt ihn nach denjenigen Winkel des Bauchrings, welche nach dem Hüftbeine gerichtet ist. Geht er aber in dieser Richtung nicht zurück, so muß er auch alle andere Richtungen versuchen.

Ein wirksamer Druck muß anfangs gelinde seyn, allmählich vermehrt, und lange fortgesezt werden. Hat man mit diesen Handgriffen wenigstens eine Stunde lang fortgefahren, ohne daß der Bruch zurückgetretten, oder sich in seiner Masse verkleinert hat, so räthet Hr. Richter folgendes Manual an. Man legt an jede Seite des Bruchs eine Hand umfaßt denselben, zieht ihn gleichsamaus dem Unterleibe noch mehr jedoch behutsam heraus, beugt und bewegt ihn bald zu dieser, bald zu jener Seite, bald aufwärts, bald unterwärts, und druckt, und welgert ihn zu gleicher Zeit mit den Fingern, wodurch Koth und Winde fortgedruckt, und die Falten, welche die Gedärme gemacht haben, vielleicht entwickelt werden. Wenn man diesen Handgriff eine Viertelstunde lang fortgesezt hat, so wiederholt man die Taxis sogleich auf die obenbeschriebene Art. Von den zusammenziehenden Bähungen, derer sich mancher in dieser Gattung der Einklemmung bedienen, ist keine grosse Wirkung zu erwarten, wohl aber von den kalten Umschlägen, die jedoch mit Behutsamkeit zu gebrauchen sind. Ist die Einklemmung noch neu, und die Entzündung noch nicht heftig, so kann man bei ihrem Gebrauch ziemlich sicher seyn. Sie werden auf folgende Art gebraucht. Man taucht eine dicke Compresse in eiskaltes Wasser, bringt sie auf den Bruch und erneuert solche wenigstens alle 6 Minuten. Schnee, oder Eis wann man dergleichen haben kann, sind vermöge ihrer grössern Kälte noch wirksamer. Wird nach einem stundenlangen Gebrauch dieses Mittels der Bruch nicht kleiner, und gelingt die Taxis nicht, so ist nichts mehr als die Operation übrig. Hat die Entzündung schon mehr überhand genommen, wenn man zum Patienten gerufen wird so sind die meisten der angezeigten Mittel nicht mehr sicher, ohne die Gefahr des Brandes zu vermehren. Von einer recht starken Aderlässe ist alsdann zu erwarten, ob sich die Entzündung heben lasse, und ob Clystiere, Purganzen, Compreßion, Taxis, und kalte Umschläge noch versucht werden dürfen, oder ob man sogleich zum Messer greifen müsse. — Bei der inflammatorischen Einklemmung der Gedärme, muß die Taxis die erste Verrichtung des Wundarztes seyn, wenn er noch frühe genug hinzukommt. Bei Schenkelbrüchen ist dieselbe in den beiden oben beschriebenen Lagen zu versuchen, und die Handgriffe sind auf die nemliche Art auch hier zu verrichten, wie oben schon gesagt worden. Um den Bauchring mechanisch zu erweitern, sezen einige zu beiden Seiten desselben trockne Schröpfköpfe an, und ziehen dieselbe aufwärts nach dem Nabel hin. Von diesem Mittel wird wenig zu erwarten seyn, allenfals kann es noch zulezt bei magern Personen versucht werden. Eine äusserst starke Aderlässe bleibt das kräftigste Mittel, und wenn eine Ohnmacht hinzukommt, so ist dieser Zustand der allgemeinen Erschlaffung der günstige Zeitpunkt für den Wundarzt sogleich die Taxis zu verrichten. Weicht aber auch auf dieser die Einklemmung noch nicht, so muß doch ein mäßiger Druck auf den Bruch, wenn er nicht zu schmerzhaft ist, unterhalten werden. Zuweilen hat die Einklemmung ihre Remißionen. Diese sind die schicklichste Zeit zu der Taxis. Zu der Zeit der Exacerbation legt man unterdessen zusammenziehende Arzneien auf. Wenn das Fieber, und alle Zufälle wieder steigen, so muß die Aderlässe wiederholt werden. Vielleicht gelingt jezt die Taxis, wo nicht, so seze man unverzüglich eine Tobacksklystier; lege aufs Neue zusammenziehende Mittel auf, und stelle auch wohl die dritte Aderlässe an, wenn der Puls sie erlaubet, ja selbst unter den gehörigen Umständen die vierte. Wenn alle diese Mittel zur Zurückbringung des Bruchs noch nicht hinreichen, so sind noch zulezt die kalten Umschläge anzuwenden übrig. Purgierende Mittel dürfen hier nicht gebraucht werden, um aber den Krampf zu lindern, kann man dem Patienten eine Mischung aus Leinöhl, Citronensaft, und Syrup geben. Zuweilen ist noch die Taxis nach dem Gebrauch eines lauen Halbbades gelungen. — Um die Taxis bei der krampfhaften Einklemmung zu verrichten, sind die nemliche Handgriffe, und die nemliche Lage, deren oben gedacht worden, nothwendig, und sie muß die erste Bemühung des Wundarztes seyn. Das lauwarme Halbbad ist, so wie in der entzündungsartigen, so auch in dieser Gattung der Einklemmung ein vortreffliches Mittel. Wenn der Kranke die Gelegenheit zu baden nicht hat, oder wenn er aus dem Bade kommt, so kann man einen Theil Salmiakgeist mit sechs Theilen Baumöhl vermischet auf dem Unterleib einreiben, um die Schmerzen, Spannung, und Entzündung zu mindern. Selbst kann es in den Bruch eingerieben werden, und ist es nöthig, so öffnet man auch zuvor eine Ader. Gleich nachdem das Liniment eingerieben worden, legt man erweichende Bähungen, oder einen erweichenden Brei aus Kamillenblumen, Leinsaamen, Bilsamkraut, und Kamillenöhl, und dieser Brei muß so oft erneuert werden, als er kalt geworden. Erweichende krampflindernde Klystiere in die Därme eingespritzt, sind eine innere sehr hilfsame krampf- und schmerzlindernde Bähung. Die Hypecacuanha, alle halbe Stunden zu einem viertel Gran gegeben, ist ein sicheres Mittel, das man in allen Gattungen der Einklemmung, vorzüglich aber in der krampfhaften mit einer sehr gegründeten Hoffnung eines vorzüglich guten Erfolgs versuchen kann. Das Leinöhl innerlich als ein krampfstillendes Mittel gegeben, verursacht oft Erbrechen, welches ohnehin meistens schon da ist. Man vermischt es daher mit gutem Nuzen mit Citronensäure. Der Mohnsaft ist ein Mittel, welches so lange keine Entzündung vorhanden ist, sicher empfohlen werden kann. Es muß aber in kleinen Gaben gereicht werden. Auch ein spanisches Fliegenpflaster nahe an den Bauchring gelegt, ist sehr krampflindernd. Wenn aber alle diese Mittel nicht zureichend sind, um die Taxis mit Erfolg verrichten zu können, so ist die Operation das das lezte Mittel. Gemeiniglich hören alle Zufälle der Einklemmung so bald auf, als die Taxis glücklich verrichtet ist. Oft halten sie aber noch so lange an, bis der Kranke Leibesöffnung bekommen hat. Daher thut man immer wohl, gleich nach der Taxis englisches Salz in abgebrochenen Gaben, und ein Klystier zu geben. Hat die Entzündung lange angehalten, und ist sie vornehmlich inflammatorischer Art gewesen, so sind Aderlässe, und alle Mittel gegen die Entzündung der Gedärme so lange zu gebrauchen bis die Entzündung gehoben ist. Oft glaubt man den Bruch glücklich zurückgebracht zu haben, und nun sicher zu seyn. Diese Sicherheit kann aber üble Folgen nach sich ziehen. Es kann noch ein kleines Stückchen von einem Darm im obersten Theil des Halses des Bruchsacks liegen, und eingeklemmt seyn. Schaffen englisches Salz und Klystiere keinen Stuhlgang, kann man den Bauchring nicht deutlich fühlen, empfindet der Kranke an diesem Ort vorzüglich oder allein Schmerzen, so ist wahrscheinlich der Fall da, wovon wir reden. Der Kranke muß noch immer wie vorher behandelt werden, und helfen gelindere Mittel nicht, so ist die

Operation nöthig. Zuweilen können auch die Därme allein, oder die Därme und das Netz durch die Zurückbringung, dergestalt unter einander verwickelt werden, daß der Darm an irgend einer Stelle ganz zusammen geschnürt wird. Dieß geschiehet vornehmlich wenn die vorgefallenen Theile hinter dem Bauchringe durch widernatürliche Bänder miteinander vereiniget, oder sonst auf andere Art angewachsen sind. Dieser Fall ist gemeiniglich sehr schwer zu entdecken, und zu heben, weil er keine eignen Kennzeichen hat. Jedoch ist er zu vermuthen, wenn nach glücklich geschehener Taxis, die Zufälle fortdauren, Purgiermittel und Klystiere sie nicht heben, wenn der Bauchring frei, der Druck auf denselben nicht schmerzhaft ist, wenn die Stelle, wo der Kranke den Schmerz fühlt, oder wo er wenigstens am heftigsten wüthet, vom Bauchringe mehr oder weniger entfernt ist, wann die vorhergehende Einklemmung nicht heftig gewesen ist, und nicht lange gedauret hat, und wenn Aderlässe, und andere antiphlogistische Mittel ganz und gar keine Linderung schaffen. Der Kranke muß in diesem Falle alles thun, um es dahin zu bringen, daß der Bruch wieder hervorfällt. Vielleicht geschiehet dieses, wenn er auf die Füsse tritt, hustet, niesset, springt, den Athem an sich hält, wodurch sich vielleicht im Herabfallen die Verschlingung entwickelt. Die Taxis muß alsdann aufs Neue verrichtet werden. Verschwinden aber die Zufälle nicht, so muß man die Operation machen, und die Verwickelung entwickeln, und jeden Theil einzeln zurückbringen. Wenn der Bruch aber aller Bemühungen ungeachtet nicht wieder vorfällt, so ist der einzige Weg übrig, den leeren Bruchsack zu öffnen, den Bauchring wenns nöthig ist, zu erweitern, die widernatürlichen Bänder hinter dem Bauchringe, welche den Darm einschnüren, zu zerschneiden, die Därme mit den Fingern hervorzuziehen, und wenn die verwickelte Stelle zum Vorschein kommt, zu entwickeln, und die Theile alsdann sorgfältig und einzeln zurückzubringen. Die Zufälle der Einklemmung können auch fortdauren, wann die Einklemmung allein im verengerten Halse des Bruchsacks liegt, und dieser bei der der Taxis zugleich mit den Gedärmen durch den Bauchring zurückgetretten ist. Der Kranke hat in diesem Falle immer lange vorher ein Bruchband getragen, wodurch der Hals des Bruchsacks ist verengert worden. Der Bruch tritt bei der Reposition nicht nach und nach, sondern plötzlich zurück, ohne das gewöhnliche Kollern eines Darmbruchs. Der Hodensack ist nach der Zurückbringung kleiner, schlaffer und leerer, als gewöhnlich, wenn der leere Bruchsack in ihm zurückbleibt. Die Zufälle der Einklemmung dauren nach der Zurückbringung des Bruchs fort, der Bauchring ist ungewöhnlich weit, und wann man den Finger in denselben druckt, und der Kranke hustet, fühlt man eine harte gespannte Geschwulst, welche gegen den Finger stößt, welches der volle hinter dem Bauchringe liegende Bruchsack ist. Der zurückgebrachte volle Bruchsack hebt die Gegend des Bauchrings in eine ungewöhnliche Geschwulst auf, und wenn man diese Geschwulst druckt, empfindet der Kranke, dieselben Schmerzen, die er vorher empfand, wenn man seinen Bruch druckte. Der volle zurückgetrettene Bruchsack druckt verschiedene nahe Theile, und daher entstehen verschiedene Zufälle, und eine Verhaltung des Urins, wenn die Blase gedruckt wird, eine Unempfindlichkeit im Schenkel, wenn die grossen Gefässe des Schenkels gedruckt werden. Der Kranke muß in diesem Falle alles thun, damit der Bruchsack wieder herabfällt. Er muß auf die Füße tretten, und alles anwenden, was wir oben gerathen haben, um den Bruch wieder hervorzubringen. Sobald dieser wieder hervorgebracht ist, muß sogleich die Operation verrichtet, und bei derselben vornehmlich der Hals des Bruchsacks bis in seine obere Oeffnung nachgeschnitten werden, weil dieser die Ursache der Einklemmung ist, fällt der Bruch, ohngeachtet aller Bemühungen ihn zum Vorfalle zu zwingen nicht wieder herab, so ist es nicht möglich den Kranken zu retten, wenn man nicht den Hodensack öffnet, den Bauchring erweitert, der dahinter liegenden, vollen Bruchsack faßt, herabziehet, öffnet, und seinen Hals aufschneidet. — Wir haben oben gesagt, daß die Operation müße verrichtet werden, wenn die angewendete Mittel zur Zurückbringung der Gedärme nicht hinreichend sind. Um die rechte Zeit abzumessen, wo dieser Bruchschnitt erforderlich ist, muß sich unser Urtheil auf die Beschaffenheit der Zufälle gründen. Er muß nicht allein verrichtet werden, ehe der Bruch brandig ist, sondern auch ehe er heftig entzündet ist. Die Gedärme gehen sonst in Brand über, so bald sie einen gewissen Grad der Entzündung erreicht haben, wenn sie auch wirklich glücklich durch die Operation in den Unterleib zurückgebracht worden sind. Sobald der Bruch so schmerzhaft ist, daß auch ein gelinder Druck die Schmerzen sehr vermehrt, und wenn die Schmerzen, welche sowohl im Unterleibe, als im Bruche herumschweifen, sich festsetzen, so ist der Brand nahe, und die Operation keinen Augenblick länger aufzuschieben. Wir können der Kürze wegen nicht wiederholen bei welchen Gattungen der Einklemmung diese Zufälle früher oder später zu befürchten sind. Ausser diesen Zeichen muß man auch bei der Bestimmung der Zeit zur Operation auf die Kräften des Kranken sehen. Der beständige Schmerz, das Fieber, der Mangel an Ruhe, die entkräftenden Mittel, das Unvermögen einige Nahrung zu sich zu nehmen, und zu behalten, entkräften den Kranken, vornehmlich wenn er alt und schwächlich ist, oft dergestalt, daß er blos aus Mangel der Kräften, noch ehe der Brand gegenwärtig, oder die Entzündung heftig ist, unterliegt.

Wenn die Operation vorgenommen werden soll, so ist es nöthig, daß der Kranke vorher den Urin lasse, und sich mit dem Hintern auf dem Rand des Bettes in die nehmliche Lage begebe, die oben bei der Taxis empfohlen worden. Die Füße sind ausserhalb dem Bette, und derjenige, auf dessen Seite der Bruch ist, wird mit gebogenem Knie auf einen Schemmel gelegt. Der Wundarzt sezt sich zwischen die Füße des Kranken auf einen Schemmel. Zuerst werden die Haare von den Geburtstheilen abgeschoren. Darauf schneidet der Wundarzt die Haut des Bruchsacks sowohl, als des Hodensacks an der vordern Seite auf, so daß der Schnitt vom Bauchringe, vorn, mitten, und längst der Geschwulst herunter bis auf den Boden des Hodensacks lauft. Hierzu bedient er sich folgenden Handgriffs. Er hebt die Haut des Hodensacks in eine Queerfalte, so stark als möglich in die Höhe, welche er mit dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand an einer, und ein Gehülfe an der andern Seite hält. Darauf durchschneidet er diese Falte mit einem Bistouri. Es ist gleichviel, ob diese Hauptfalte, oben über dem Bauchringe, oder tiefer unten auf dem Hodensacke gemacht wird. Nur darf der Bruchsack dabei nicht verlezt werden. Sobald der Einschnitt geschehen ist,

muß er verlängert werden, ſo daß er ſich heraufwärts über den Bauchring, und herunterwärts bis an den Boden der Geſchwulſt erſtreckt. Statt des Biſtouris kann man ſich auch einer Scheere bedienen, die ein ſchmales faſt ſondenförmiges Blatt hat, die aber weder zu ſpizig noch zu ſtumpf iſt. Wenn man ſich aber ſtatt derſelben einer gerinnten Sonde, die halb ſpizig iſt, und des Biſtouris bedienet, ſo iſt dies nicht ſo ſchmerzhaft für den Kranken. Der Saamenſtrang liegt zwar meiſtens hinter dem Bruchſacke, doch iſt es gut, vorher zu unterſuchen, ob er ſorne liege, um ihn nicht zu verletzen. Ehe der Bruchſack eröffnet werden kann, muß die Wunde mit einem Schwamme, der mit Brandtenwein befeuchtet iſt, gereiniget werden, um das Bluten zu ſtillen, und den Grund derſelben ſehen zu können. Stillet ſich aber das Bluten hierdurch nicht, ſo muß ein Gehülfe die zerſchnittenen Gefäſſe mit den Fingern zuſammen drucken, oder beſſer, ſie unterbinden. Den Bruchſack ſelbſt öffnet man am bequemſten und ſicherſten auf folgende Weiſe. Ein Paar Gehülfen ziehen mit den Fingern, oder mit ſtumpfen Zacken die Ränder der Hauptwunden auseinander. Einer derſelben hat einen mit Brandtenwein befeuchteten Schwamm in Bereitſchaft, womit er die Wunde vom Blute reiniget, ſo oft es nöthig iſt. Der Wundarzt reiniget eine Stelle vom Bruchſacke vom Zellengewebe, etwa ſo groß, als ein halber Louisd'or, und zwar faßt er ſie mit einer Pincette, hebt ſie in in die Höhe, und ſchneidet ſie ſchief ab; er muß aber immer nur wenig faſſen, und die Fläche der Klinge des Meſſers nach dem Bruchſacke hinrichten, damit er dieſen nicht verlezt. Sobald die Stelle glatt und glänzend iſt, iſt er auf dem entblößten Bruchſacke. Dieſen faßt er nun mit einer Pincette, ſo fein, als möglich, hebt die gefaßte Stelle in einen Berg auf, und ſchneidet mit dem Biſtouri, welches auch hier platt geführet wird, die Spize des Bergs nahe an der Pincette ab, worauf die eroffnete Stelle niederſinkt. In dieſe Oeffnung ſteckt er eine gerinnte Sonde, und ſchneidet ſie mit der Vorſicht, daß er die Gedärme nicht verlezt, ſo weit auf, bis ſie groß genug iſt, um den Zeigefinger einbringen zu können, den er gleich einführt, und auf demſelben mit dem Biſtouri die Schlize ſo weit öffnet, als der Grund des Bruchſacks herunter geht. Es iſt beſſer den obern Theil des Bruchſacks nicht ſogleich bis oben an den Bauchring aufzuſchneiden, weil er die Inſtrumente ſehr bequem zwiſchen den Sack, und die Därme zur Erweiterung des Bauchrings leitet. Wenn man bei der Operation den Hals des Bruchſacks offenbar verenget findet, und nach derſelben den Finger leicht in den Bauchring einbringen kann, ſo iſt in dieſem ganz offenbar die Urſache der Einklemmung nicht, und die Zurückbringung der Gedärme wird ſo gleich gelingen, wenn nicht andere Hinderniſſe da ſind. Iſt der Bauchring aber bei der Unterſuchung ſo feſt um die vorgefallenen Theile zuſammengezogen, daß der Finger auch nicht ein wenig in denſelben eindringen kann, ſo iſt er wahrſcheinlich die Urſache der Einklemmung; doch ehe man ihn erweitert, faſſe man den Darm nahe am Bauchringe mit ein paar Fingern an, ziehe ihn ein wenig, und behutſam aus dem Bauchringe hervor, damit, wenn er, oder das Gekröſe mürbe iſt, nichts zerreiße. Gelingt hierauf die Zurückbringung nicht, ſo iſt die Erweiterung des Bauchrings wahrſcheinlich unumgänglich nothwendig. Bei der langſamen Einklemmung gelingt die Taxis oft blos durch ein gelindes drucken und ſtreichen nach dem Bauchringe hin. Um den Bauchring zu erweitern, ſind viele Inſtrumenten erfunden, die man in Heiſters lat. Chirurgie S. 796. Tab. 24. und S. 850. Tab. 25. beſchrieben, und abgebildet findet. Sie ſind aber theils unbequem, theils unnüz. Die leichteſte, und ſicherſte Methode dieſe Operation zu verrichten, beſchreibt Hr. Richter folgender Maſen: „Man ſezt den Zeigefinger der linken Hand innerhalb dem Halſe des Bruchſacks, feſt auf den obern Rand des Bauchrings, und druckt ihn in den Bauchring, ſo viel ſichs ohne groſſe Gewalt thun läßt. Dieſer Finger leitet das Meſſer, indem die übrigen Finger, und die Hand die Därmen zurück drücken, und vom Meſſer abhalten. Auf dieſen Finger bringt man ein gekrümmtes an der Spize ſtumpfes Scalpel, den Rücken nach dem Finger gekehrt ein, und drückt es zwiſchen dem Finger, und dem obern Rande des Bauchrings in den Bauchring. So wie das Meſſer eindringt, läßt man die Hand ein wenig ſinken, damit die Schneide innerlich auf dem Darmfelle liegt, und ſich nicht davon entfernt. Indem es eindringt, ſchneidet es den obern Rand des Bauchrings durch, und in demſelben Augenblicke muß der Wundarzt den Finger hinter her in den Bauchring ſtoſſen, und mit demſelben das Meſſer bedecken.“ Es läßt ſich kein Maas angeben, wie groß der Einſchnitt ſeyn muß. Sobald der Finger im Bauchringe Platz hat, iſt er groß genug. Einige rathen, man ſolle den Schnitt nach dem Nabel, andere aber nach dem obern Rande des Hüftbeins hinrichten. Da die Bauchſchlagader aber gemeiniglich am obern und auſſern Winkel des Bauchrings vorbei lauft, ſo iſt es beſſer den Schnitt nach innen zu machen, um ſich nicht der Gefahr auszuſezen, dieſe Schlagader zu verletzen, deren ſchwer zu ſtillende Blutung, durch nichts anders als durch die Unterbindung zu ſtillen iſt. Richtet man den Schnitt nach dem obern Rande des Hüftknochens, ſo trennt man die Fleiſchfibern des Bauchrings nur der Länge nach von einander, ſo ſchaft er ſelten Platz genug, und muß ſehr groß ſeyn, wenn er die eingeſchnürten Theile befreyen ſoll. Ein kleiner Schritt hingegen, durch den obern Rand des Bauchrings ſchaft ſogleich Raum, weil ſich die in die Quer durchſchnittenen Fibern alsbald ſtark von einander entfernen. Wenn auch die zerſchnittenen Fibern des Bauchrings nicht wieder mit einander verwachſen, ſo wird ſich der Schnitt doch wieder mit jungem Fleiſche ausfüllen, wodurch die Hoffnung zur Radikal nicht verlohren geht. Nachdem der Bauchring erweitert worden, muß der Wundarzt den Finger nochmals hineinbringen, und unterſuchen, ob auch hinlänglich erweitert iſt, um die Gedärme zurückbringen zu können, ſonſt iſt es nöthig das Meſſer zum zweitenmal anzuſezen. Hr. Le Blanc hat verſchiedene Inſtrumente zur Ausdehnung des Bauchrings erfunden, um den Schnitt entbehrlich zu machen. Da aber dieſe ohne groſe Quetſchung mit den vorgeſchlagenen Werkzeugen nicht vor ſich gehen kann, ſo rathet Hr. Richter ſtatt derſelben, einen mit einem langen und ſtarken umgebogenen Griffe verſehenen, glatten, kurzen, dünnen, etwa ein paar Linien breiten Hacken, unter dem obern Rande des Bauchrings einzubringen, und hiermit dieſen obern Rand ſtark aufwärts gegen den Nabel zu ziehen. Freilich wenn der Bauchring widernatürlich hart, oder knorpelartig iſt, auch wenn die Urſache der Einklemmung hinter dem Bauchringe liegt, oder wenn hinter demſelben eine andere Hinderniß iſt, ſo muß der Bauchring aufge-

ſchnitten werden. So bald die Einklemmung gehoben iſt, muß der Wundarzt eilen, um die vorgefallene Theile ſo bald als möglich zurückzubringen, um ſie nicht der Berührung der äuſſern Luft auszuſetzen. Dieſe Zurückbringung kann unterdeſſen durch mancherley Urſachen verzögert werden. In groſſen Brüchen findet man oft das Netz und die Därme unordentlich untereinander verwirret und verwickelt. In dieſem Fall müſſen alle dieſe Theile entwickelt, und jeder beſonders zurück gebracht werden. Das Netz hat ſich auch zuweilen ſo um die Gedärme gelegt, daß es gleichſam einen Sack bildet, der die Därme umfaßt und verbirgt. Hier iſt es nöthig das Netz von den Därmen abzuwickeln, alle Theile einzeln zu unterſuchen und zurück zu bringen. In manchen Fällen findet man nach Eröfnung des Bruchſacks die Gedärme dunkelroth und ſo heftig entzündet, daß es wegen des Brandes, oder einer Rothergieſſung gefährlich ſcheinen könnte, ſie in die Bauchhöhle zurück zu bringen. Allein die Erfahrung hat gezeigt, daß auch die heftigſte Entzündung hier ſehr ſelten in den Brand übergeht, ſondern ſich glücklich vertheilt, wenn die Gedärme in die Bauchhöhle zurück gebracht werden. Gewiß kann man freylich dieſen guten Ausgang nicht verſprechen, und man muß daher, ehe ſie zurück gebracht werden, die verdächtigſten Stellen, die vorzüglich dunkelroth, braun, oder gar ſchwärzlich ſind, mit den Fingern unterſuchen, und wenn dieſelben ihre natürliche Conſiſtenz und Feſtigkeit haben, ſo kann man ſie ohne Anſtand reponiren. Sind ſie widernatürlich mürbe, ſo laſſe man ſie auſſerhalb dem Bauchringe liegen. Wir werden hiervon unten mehr ſagen. Ehe der Wundarzt die Därme reponirt, muß er allezeit dieſelben ein wenig aus dem Bauchring hervor ziehen, damit er ſieht ob der Theil, der im Bauchringe gelegen hat, entweder geſund oder brandig, oder verengert ſey. Wenn die Stelle blos verengert und nicht geſchloſſen iſt, ſo kann man ſie ohne Anſtand in die Bauchhöhle bringen, und hoffen, daß ſie durch die warme Feuchtigkeit in der Bauchhöhle, und die Winde und den Koth nach und nach werde erweitert und ausgedehnt werden. Nur muß ſich der Kranke hüten, noch eine zeitlang nachher nichts hartes niederzuſchlucken, was im Magen nicht verdauet werden, und in der verengerten Stelle ſtecken bleiben kann, und ſich ſtets einer dünnen und wäſſerichten Diät bedienen. Wenn aber dieſe Stelle am Darme nicht nur verengert, ſondern auch verhärtet, oder wenn ſie zwar weich, doch in einem ſolchen Grade verengert iſt, daß der Koth nicht durchgehen kann, oder wenn ſie ganz geſchloſſen iſt, ſo räthet Herr Richter nahe an der verengerten Stelle den Darm durch einen Schnitt von der Länge eines halben Zolls zu öffnen, und durch dieſe Oeffnung Darmſaiten in die verengerte Stelle zu bringen, und dieſelbe vermittelſt dieſer Saiten auf einen ſolchen Grad zu erweitern, wo man nicht weiter eine tödtliche Verſtopfung zu befürchten hätte. Wäre die Stelle aber ganz verhärtet, ſo würde er ſie ganz ausſchneiden. Wenn man die vorgefallenen Theile zurück bringen will, ſo geht dies ſehr ſchwer, wenn man nicht die Regel beobachtet, daß man das Gekröſe eher als die Därme, die Därme eher als das Netz, und von allen dieſen Theilen immer diejenige Portion zuerſt zurückdruckt, die dem Bauchringe zunächſt liegt. Sind die Därme aber zu ſehr mit Koth und Winden angepfropft, daß die Zurückbringung nicht gelingt, ſo muß man dieſelbe gelinde drucken und welgern, und gegen den Bauchring hinſtreichen, um dadurch den Koth und die Winde nach und durch den Bauchring zu drucken. So bald dies geſchehen iſt, geſchieht gemeiniglich die Zurückbringung ohne groſſe Mühe. Ehe man an die Zurückbringung der Därme denkt, muß man allemal den Bauchring aufs genaueſte mit dem Finger unterſuchen, um die Hinderniſſe zu entdecken, die ſich der Zurückbringung der Gedärme entgegen ſtellen können. Zuweilen ſind die im Bauchringe liegenden Därme an dem Umfange des Halſes des Bruchſacks angeklebt. Dies läßt ſich aber mit dem Finger leicht heben, wenn die Vereinigung noch nicht zu feſt iſt. Wenn die robuſte Oeffnung des Halſes des Bruchſacks, welche hinter dem Bauchringe liegt, verengert iſt, daß ſie die Zurückbringung der Gedärme hindert, ſo muß dieſe innere Verengerung durch einen zweyten Schnitt mit dem gekrümmten Biſtouri, auf dieſelbe Art, als die Erweiterung des Bauchrings, erweitert werden. Iſt der Darm durch widernatürliche Fäden ans Darmfell befeſtigt, und laſſen ſich dieſe mit dem Finger nicht zerreiſſen, ſo können ſie leicht mit einer Scheere mit ſtumpfen Blättern, die auf dem Finger eingebracht wird, zerſchnitten werden. Wenn der ſchiefe, und der Querbauchmuskel zuweilen Theil an der Einklemmung haben, ſo müſſen dieſe Theile nothwendig eben ſo, als die äuſſere Muskel eingeſchnitten werden. Nicht alle Brüche, die zurück gebracht werden können, dürfen zurück gebracht werden; denn bey alten und groſſen Brüchen ſchwellen Netz und Gekröſe dergeſtalt auf, ſo wie ſich im Gegentheil die Bauchhöhle verengert, daß ſie zuletzt gleichſam ihr Hausrecht im Unterleibe verlieren. Werden ſie zurück gebracht, ſo wird dadurch eine ſolche Preſſung verurſacht, daß, wenn der Kranke nicht in augenſcheinliche Gefahr gerathen ſoll, der Bruch wieder muß hervorgebracht werden. Auch wenn ein Bruch dieſer Art ſchon gänzlich operirt wäre, und die hervorgefallenen Theile könnten entweder gar nicht zurückgebracht werden, oder wenn ſie zurück gebracht wären, Schmerz, Verſtopfung, Entzündung, Miſerere u. ſ. w. verurſachten, ſo muß man den Erfolg abwarten. Mindern ſich nach einer kurzen Zeit die Zufälle, ſo hat man Hoffnung, daß ſich dieſelben gänzlich verlieren werden, welches man vielleicht durch Wärme, öhlichte Bähungen auf den Unterleib, wodurch die Erſchlaffung und Erweiterung der Bauchhöhle erleichtert, und durch windtreibende und gelinde abführende Mittel befördert wird. Selbſt kann auch eine Aderlaß verordnet werden. Halten die Zufälle aber ununterbrochen und heftig an, ſo darf der Wundarzt keinen Anſtand den Bruch wieder hervor fallen zu laſſen, nehmen. So bald der Bruch wieder hervor gefallen iſt, muß der Wundarzt bedacht ſeyn, durch erſchlaffende und erweichende Salben auf den Unterleib, durch Bähungen und Breye, durch eine fortgeſetzte vorwärts gekrümmte Lage des Kranken, durch eine ſtrenge Diät und öftere Abführungen und durch den Gebrauch eines Tragebeutels, die Bauchhöhle zu erweitern, und die Gröſſe der im Bruche liegenden Theile zu vermindern. — So bald die vorgefallenen Theile zurück gebracht ſind, ſcarifizirt man den Hals des Bruchſacks, in der Abſicht ſein Zuſammenwachſen, und hierdurch eine Radikalkur zu bewirken. Der Verband, welcher alsdann angelegt wird, könne auf folgende Art beſchaffen ſeyn. Man lege ein rundes, plattgedrucktes, aus weicher Leinwand verfertigtes, und mit Wolle oder feiner Charpie ausgeſtopftes Kiſſen, das etwa ein

Drittel gröſſer iſt, als der Umfang des obern Theils der Wunde, auf den Bauchring und den obern Theil des Bruchſacks, fülle den übrigen untern Theil der Wunde mit Plümaſſeaux, bedecke das Ganze mit einer vierfachen Kompreſſe, und befeſtige es mit der T-Binde. So wie der obere Theil der Wunde im Fortgange der Kur kleiner wird, muß auch die Gröſſe des Kiſſens vermindert werden. Nach 10 bis 12 Tagen iſt daſſelbe gemeiniglich gar nicht mehr nöthig. Die Plümaſſeaux, womit der untere Theil der Wunde angefüllt wird, müſſen ſo groß ſeyn, daß ihrer zwey, höchſtens drey die Wunde bedecken. So muß auch die Compreſſe ſo groß ſeyn, daß ſie über die ganze Wunde geht. Die T-Binde muß in dem jetzigen Falle auf folgende Art verfertigt ſeyn und angelegt werden. Derjenige Theil, welcher um den Leib gelegt wird, heißt das Leibſtück, der andere, der zwiſchen den Füſſen durchgezogen wird, heißt das Beinſtück. Das Leibſtück muß ſo angelegt werden, daß ſeine beyden Enden vorne auf der geſunden Seite ſich begegnen, und auf einander vereinigt werden. Dies geſchiehet am beſten mit Bändern, die man feſter anziehen oder loſer machen kann. Das hintere ſchmale Ende des Beinſtücks wird hinten am Rücken ans Leibſtück feſt angenähet, und das breite vordere Ende des Beinſtücks vorne in der Gegend der Leiſten bey jedem Verbande vom Leibſtücke abgelöſet, und wieder befeſtigt. Dieſer vordere breite Theil des Beinſtücks muß ſo groß ſeyn, daß er die ganze Wunde vom Bauchringe an, bis an den Boden des Hodenſacks bedeckt, aus doppelter Leinwand beſtehen, und hier und da durchſtochen ſeyn, daß er ſich nicht ziehet. Dieſe Binde muß nur ganz locker angelegt werden. Der Kranke muß ſich übrigens ruhig verhalten, keinen verſtopften Leib leiden, und nach erfolgter Heilung der Wunde nicht eher wieder zu ſeinen Geſchäften zurückkehren, bis er ein Bruchband angelegt hat. Nach geendigter Operation pflegt ſich gemeiniglich, beſonders nach groſſen Brüchen, in dem Hodenſacke eine ſtarke inflammatoriſche Anhäuffung der Säfte einzufinden, die gewöhnlich eine ſtarke Eiterung zur Folge hat, wobey leicht im Zellengewebe deſſelben Eiterbeulen entſtehen, die geöffnet werden müſſen. Daher iſts gut, dem vordern breiten Theile des Beinſtücks der T-Binde durch einen durchgezogenen breiten Faden die Geſtalt eines offenen halben Sacks zu geben, und durch einen gelinden Druck deſſelben das ſtarke Andringen der Säfte zu verhindern. Wenn die Wunde ihrer Heilung nahe iſt, kann man einen ordentlichen Tragebeutel anlegen. Vor dem vierten Tage darf man den Verband, wenn es nicht beſondere Umſtände erfordern, niemals abnehmen. Nachher aber muß man täglich einmal verbinden, und ſich hierbey blos trockner Carpie bedienen. So bald die Wunde geheilt iſt, muß der Kranke ein Bruchband anlegen, und dieſes beſtändig forttragen. Wenn die Einklemmung von der Anhäuffung des Koths hergerühret hat, ſo ſind die Därme nach der Operation gemeiniglich noch ſo geſchwächt, daß ſie ſich des Koths nicht entladen können, wobey ſich der Kranke übel befindet. Engliſches Salz in kleinen Doſen, und ein paar Clyſtiere heben gemeiniglich in wenig Stunden alle üble Zufälle. Der Kranke muß während der Heilung der Wunde, ja noch eine Zeitlang nach derſelben eine genaue und behutſame Diät führen. Ueberhaupt aber, und in allen Fällen ſind die erſten Tage nach der Operation, lindernde, krampfſtillende, öhlige Bähungen auf den ganzen Umfang des Unterleibs ſehr nöthig und heilſam. Wir wollen nun noch kürzlich von den Zeichen und der Heilart der in Brand übergegangenen Brüche handeln. Höchſtſelten entſteht der Brand in Brüchen von freyen Stücken. Er iſt gemeiniglich eine Folge der Einklemmung. Die Zeichen und Zufälle, unter welchen ſolches geſchieht, ſind folgende. Der Bruch, welcher vorher geſpannt und hart war, wird weich, und zuletzt ſo teigicht, daß der Druck des Fingers eine Grube in demſelben hinterläßt. Der Schmerz vermindert ſich geſchwind, und gänzlich, daß der Kranke ſich oft plötzlich von aller Gefahr befreyet zu ſeyn, ſchmeichelt. Der Bruch wird klein, welk, bleyfarbig, da er vorher roth war. Das Erbrechen und Schluchſen hört auf, der Puls ſinkt, die Augen werden matt. Oft bekommt der Kranke von freyen Stücken öffnen Leib, ja oft tritt der Bruch von freyen Stücken zurück. Endlich zeigen ſich auf dem Bruche äuſſerlich blaue und ſchwarze Flecken, die zuletzt aufbrechen, und Koth, Winde und Fäulniß von ſich geben. Auch erfolgen äuſſerſt ſtinkende Stuhlgänge. Die Vorherſagung des Ausgangs iſt in dieſen mißlichen Umſtänden ſehr ungewiß. Doch hat die Wundarzneykunſt auch in dieſem Falle noch ſehr kräftige Rettungsmittel. In einem brandigen Bruche iſt entweder alles geſund; nur eine Stelle am Darme iſt verdächtig, und ſcheint dem Brande nahe zu ſeyn, oder die Därme insgeſammt ſind heftig entzündet, und dem Brand nahe. Am beſten entziehet man in dieſem Falle die Därme aufs geſchwindeſte der Berührung der äuſſern Luft, und bringt ſie in die ſanfte feuchte Wärme der Bauchhöhle zurück. Die verdächtige Stelle muß jedoch mit den Fingern vorher wohl unterſucht werden, ob ſie ihre natürliche Feſtigkeit noch hat. Findet ſich dieſelbe, ſo ziehet man einen Faden durchs Gekröſe, dergeſtalt, daß er den Darm umgiebt, und bringt den Darm darauf zurück, die zwey Enden des Fadens aber befeſtigt man auf der äuſſern Haut mit einem Heftpflaſter. Dieſer Faden hält die verdächtige Stelle des Darms immer nahe hinter dem Bauchringe; damit wenn ja nach der Zurückbringung der Brand die innere Haut des Darms noch angriffe und öffnete, der Koth nicht in die Bauchhöhle, ſondern durch den Bauchring abfließt. Findet ſich aber bey Eröffnung des Bruchs ein Flecken am Darm, der durch und durch brandig iſt, ſo darf der Darm nicht zurück gebracht werden. Iſt der Darm nirgends angewachſen, ſo muß die Einſchnürung gehoben, und der Darm ſo weit er geſund iſt, zurück gebracht werden. Der Theil des Darms, an welchem der Brandflecken iſt, bleibt aber auſſer dem Bauchring, und wird mit einem Faden, wie eben geſagt worden, befeſtigt. Der Brandflecken ſelbſt wird geöffnet und mit einer Scheere ausgeſchnitten, ſo daß der Schnitt im todten geſchiehet, und der lebendige Rand nirgends verletzt wird, und im ganzen Umfang ein ſchmaler Rand vom lebendigen am todten ſitzen bleibt. Die Därme werden darauf mit engliſchem Salz und durch Clyſtiere gereinigt. Den folgenden Tag kann auch dieſer ſchadhafte Theil des Darms zurück gebracht werden, jedoch ſo, daß die Oeffnung deſſelben unmittelbar hinter dem Bauchringe liegen bleibt. Das übrige hängt gröſtentheils von der Natur ab. Wenn der Koth durch die Wunde weniger, durch den Hintern aber häufiger abgeht, ſo iſt die Hoffnung da, daß ſich die Wunde bald ſchlieſſen werde. Der Kranke muß aber eine genaue Diät halten, öfters Clyſtiere gebrauchen, wenn er entkräftet iſt, China mit Glauberſchem

Wundersalze nehmen, und jeden dritten Tag abführen. Ist der brandige Darm aber angewachsen, wie sichs gewöhnlich findet, so wäre derselbe nicht abzusondern und zurückzubringen, weil ihn diese Absonderung aufs Neue reitzen, verwunden und entzünden würde. Er wird sich ohnehin bey anhaltender Lage des Kranken auf dem Rücken nach und nach in die Bauchhöhle zurück ziehen, und sich endlich schliessen. Die Einklemmung muß aber auch in diesem Falle gehoben werden, doch so, daß nur der Bauchring, nicht aber der obere Theil des Halses des Bruchsacks aufgeschnitten werde, wenn nicht in diesem die Ursache der Einklemmung liegt. Wenn ein kleiner Bruch von derjenigen Gattung, wo nur von einer Seite des Darms eine kleine Stelle eingeknetet ist, brandigt wird, so ist er gemeiniglich im Bauchringe angewachsen, und ist er ganz brandig, so öffnet er sich gemeiniglich von freyen Stücken. Der Wundarzt hat hier gar nichts zu thun, als die gehörige Besorgung des Verbandes, die Anordnung einer genauen Diät und der nöthigen Abführungen, und am Ende, was zur Wiederherstellung des Kothabgangs, und der Heilung der Darmöffnung nöthig ist. Wären bey Eröffnung des Bruchsacks im Darme mehrere dergleichen Brandflecken und Oeffnungen, und dieselben wären klein, so könnte man eben so verfahren, wie eben gesagt worden. Wären aber dieser Oeffnungen viel, so schneidet man besser das ganze durchlöcherte Stück Darm aus, und verfährt wie in dem folgenden Falle, wenn nehmlich der ganze Kanal des Darms in einer geringen, oder in einer beträchtlichen Länge brandig ist. So bald der Bruchsack geöffnet ist, müssen alle faule verrottete feste und flüssige Theile mit dem Messer oder der Scheere, so viel als möglich und behutsam weggenommen, der Bauchring erweitert, alle Theile sorgfältig entwickelt, und Netz und Gekröse auseinander gebreitet werden, damit man allenthalben die Grenzen des todten und lebendigen siehet, und nirgends das Lebende verletzt. Ist der Darm nicht an den Bauchring verwachsen, so muß, wie schon mehrmals gesagt worden, jedes Darmende mit einem Faden befestiget werden. Man reiniget darauf die Wunde und den Bruch, mit einem in Essig getauchten Schwamm, und bedeckt sie mit Carpie und Compressen, die mit Chinadekokt und andern ähnlichen Mitteln gegen den Brand, befeuchtet sind. Gleich darauf verordnet man ein gelindes Purgiermittel und Klystier, während deren Wirkung der Verband fleisig muß geöffnet, und die Wunde von dem Unrathe gereiniget werden. Nach geendiater Wirkung des Purgiermittels wird der Verband fleisig mit Chinadekokt befeuchtet, und dasselbe Mittel auch dem Kranken zum innern Gebrauche verordnet. Scheint der Brand weiter zu kriechen, so befeuchtet man die Plümasseaus mit Terpentingeist. So bald alles brandige abgesondert ist, und die Wunde sich gereinigt hat, hat der Wundarzt drey Wege die Darmenden zu vereinigen. Entweder vereinigt er sie künstlich, oder er verschaft dem Kranken einen künstlichen After, oder er überläßt alles der Natur. Es hängt aber nicht immer von seiner Willkühr ab, welchen er von diesen Wegen wählen will. Vornehmlich muß er darauf achten, ob die brandige Stelle nahe oder weit vom Magen entfernt ist. Ist sie nahe am Magen, so muß er alles versuchen, um die Därme zu vereinigen; ist er aber an einer sehr entfernten Darmstelle, so hat er noch die Freyheit, zwischen dem künstlichen After und der Vereinigung der Därme zu wählen, wenn nicht der Theil des Darms, der zwischen der brandigen Stelle und dem Hintern ist, sich schon allzusehr verengert hat, und einen künstlichen After nöthig macht. Man hat mancherley Mittel, Handgriffe und Heilmethoden zur Vereinigung des brandigen Darms vorgeschlagen; wir können sie aber der Kürze wegen nicht beschreiben, zumal da sie zum Theil sehr unvollkommen, zum Theil gefährlich sind. Herr Richter räthet blos den Darm nach der Absonderung des Schadhaften im Bruchsacke liegen zu lassen und die Vereinigung desselben ganz der Natur anzuvertrauen. Diese einfache Behandlungsart hat Autorität und Erfahrung gerechtfertigt. Der Brand sondert gemeiniglich alles was ausser dem Bauchringe liegt, ab, und hinter dem Bauchringe liegen nun die zwey gesunden unbeschädigten Darmenden unbeweglich mit ihren beyden Oeffnungen gegen einander. Sie sind durch die vorhergegangene Entzündung in ihrem ganzen Umfange an die nahe liegenden Theile angeklebt, wodurch der Patient für aller Kothergiessung gesichert ist, ausser einer solchen, die durch den Bauchring geschiehet. Auch in dem Falle, wo nur ein Theil des im Bruche liegenden Darms brandig ist, und wo nach Absonderung des brandigen die zwey gesunden Darmenden mehr oder weniger lang aus dem Bauchringe hervor hängen, und nebeneinander liegen, ziehen sich dieselben nach und nach, besonders bey anhaltender Lage des Kranken auf dem Rücken, durch den Bauchring in die Bauchhöhle zurück, und so bald sie zurück getretten sind, ist dieser Fall dem vorhergehenden ähnlich. Einen Fall giebt es doch, wo es dem Wundarzt erlaubt ist eine künstliche Vereinigung der Darmenden zu unternehmen, nehmlich wenn dieselbe aus dem Bauchringe hervor hangen, und nirgends angewachsen, sondern allenthalben frey sind. Hier müßten sie aber sogleich, ehe sie sich noch verengern, wenn sich auch der brandige Rand noch nicht abgesondert hätte, nach der Rahmdorischen Art vereinigt werden; das heißt, daß man das obere Stück des Darms in das untere einsteckt, und beyde Enden mit einem Nadelstiche auf einander befestiget, und so zurück bringt. Damit man aber nicht das obere Stück für das untere halte, muß man dem Kranken vorher ein paar Löffel voll süßes Mandelöhl geben, durch dessen Ausfluß man sogleich erkennt, welches das obere und das untere Ende ist. Wenn man die Vereinigung der Darmenden der Natur allein überläßt, so verfährt man am besten auf folgende Art. Nach geschehener Eröffnung des Bruchsacks nimmt man das brandige mit einer Scheere auf die Art weg, wie wir oben schon gesagt haben. Hängen nach geschehener Absonderung die gesunden Darmenden aus dem Bauchringe hervor, so muß dieser, gesetzt, daß er die Ursache der Einklemmung wäre, durch einen Schnitt erweitert werden. Ist aber der Brand bis in den Bauchring gedrungen, so daß nach geschehener Absonderung des brandigen ausserhalb dem Bauchringe nichts vom Darme zu sehen ist, so ist die Erweiterung des Bauchrings nicht nöthig. So bald dieses geschehen ist, muß der faule Unrath, womit die Gedärme gemeiniglich überhäuft sind, durch ein gelindes Purgiermittel und Klystier abgeführt werden, und dann verordnet man zum innern und äussern Gebrauch eine Abkochung von der China. Auf die brandigen Stellen kann man allenfalls Carpiebauschen, die mit Terpentingeist benetzt sind, legen. So bald die Wunde rein ist, und alles brandige sich abgesondert hat, verbindet man mit trockner Carpie. Damit sich der

Darm nicht verengere, müssen gelinde Abführungen, und Klystiere oft wiederholt, und eine freye Diät von Seiten des Kranken beobachtet werden. — Wir haben nun einiges von dem künstlichen After zu sagen. Dieser entsteht, wenn das obere Darmende im Bauchringe anwächst, offen bleibt, und der Kothabgang durch den Hintern gänzlich verschwindet, durch die neue Oeffnung aber beständig ausgeleeret wird. Er pflegt nach brandigen Brüchen zu erfolgen, oft ohne Zuthun, oft wider Willen des Wundarztes. Wir haben oben schon gesagt, daß ihn der Wundarzt befördern müsse, wenn er schliessen darf, daß das untere Darmende bereits sehr verengert oder geschlossen sey, ihn aber hindern, und die Vereinigung der Därme suchen, wenn der Darmkanal in einer nicht zu grossen Entfernung vom Magen geöffnet ist. Zuweilen darf er wählen, welchen Weg er einschlagen will, wenn z. B. die Brandstelle am mittlern oder am untersten Theil des Ileums oder am Anfang des Colons ist. Unterdessen hängt hier meistens alles von der Natur ab, und der Wundarzt handelt am klügsten der die Wahl derselben überläßt. Diese vereiniget entweder den Darm, oder sie bildet einen künstlichen After, ohne daß der Wundarzt etwas dazu beyträgt. Alles was er thun kann, ist, daß er bey herannahender Heilung, durch den Gebrauch der Wieken verhindert, daß die Darmöffnung nicht zu enge, und der Kothabgang in der Folge sehr erschwert wird. Die gröste Beschwerde, welche mit einem künstlichen After verbunden ist, entsteht durch den beständigen und unwillkührlichen Abgang des Koths und der Winde. Man hat deßwegen auf Mittel gedacht, dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen. Das gewöhnlichste dieser Mittel ist eine Flasche von Horn oder starkem Leder, die vermittelst eines Riemens dergestalt am Leibe befestiget wird, daß ihre Oeffnung auf dem künstlichen After ruhet, und allen Unrath auffänget. Allein eine solche Flasche verrückt sich leicht, läßt gerne einen Theil des dünnen Unraths vorbey fliessen, reibt und drückt leicht den Umfang des künstlichen Afters, und ist oft schwer anzulegen. Herr Richter räthet daher ein elastisches Bruchband, unter dessen Kopf ein bischen Schwamm befindlich ist, anzulegen, welches obigen Unbequemlichkeiten abzuhelfen scheint. Da der künstliche After keinen Schließmuskel hat, so kann leicht ein Darmvorfall entstehen. Daher ists auch aus diesem Grunde das angeführte Bruchband sehr nöthig. Zuweilen lassen sich dergleichen Vorfälle leicht mit der Hand zurück drücken, ja oft tretten sie von sich selbst, bey anhaltender Lage auf dem Rücken, zurück. Oft lassen sie sich aber nicht so leicht zurück drücken, und müssen wie angewachsene Brüche behandelt werden. Die Kothfistel ist vom künstlichen After nur dem Grade nach unterschieden. Bey dieser ist der Kothabgang durch den Hintern nicht gehemmt, und der Ausfluß aus der Darmöffnung nicht so häufig, als beym künstlichen After. Zuweilen bemerkt man diesen Ausfluß täglich, zuweilen ist er einige Tage sehr sparsam, dann eine zeitlang wird er sehr häufig, ja zuweilen schließt und öffnet sich die Kothfistel wechselsweise. Es sind diese Kothfisteln meistens die Folge eines kleinen eingeklemmten Bruchs, wo nur eine Seite des Darms eingeklemmt worden, doch zuweilen auch eines grössern brandigen Bruchs. Darmwunden hinterlassen auch oft Kothfisteln, und zuweilen fressen sich die Würmer durch die äussern Bedeckungen des Unterleibs, und erregen sie. Oft schliessen sie sich von freyen Stücken. Ihre Heilung wird entweder durch Klystier oder die Compression bewerkstelligt. Die Klystiere verdünnen den Koth, und verhüten alle Anhäuffung am offenen Ort, und erweitern das untere Stück des Darmkanals. Der Kranke muß deren, während der ganzen Kur täglich wenigstens zwey nehmen, und alle verstopfende Nahrungsmittel meiden. Sind diese nicht hinreichend, die Oeffnung zu schliessen, so thut ein äusserer, durch graduirte Compressen und eine Binde auf dieselbe angebrachter Druck, oder besser ein elastisches Bruchband, die vortrefflichsten Dienste. Ist die Fistel alt und ihre Oeffnung mit Härte und Unreinigkeit stark besetzt, so reinigt man dieselbe mit dem Messer, ehe man den Druck auflegt. — Wenn die im Bruche liegenden Theile aneinander oder an den Bruchsack angeklebt, oder verwachsen sind, so nennt man dies einen angewachsenen Bruch. Es giebt drey Gattungen dieser widernatürlichen Vereinigung. Die erste Gattung, welche die fadichte heißt, entsteht durch einzele Fibern oder Fäden, welche aus einem Theil in den andern gehn, und beyde gleichsam in einander heften. Diese Fäden sind von verschiedener Gestalt und Festigkeit, und scheinen von einem in die Höhle des Bruchsacks ausschwitzenden gallartigen Safte zu entstehen. Die zweyte Gattung ist die fleischige, wo die Theile so genau miteinander vereiniget, und gleichsam vernarbt sind, daß sie eine gleichartige fleischige Masse vorstellen. Die dritte Gattung ist die schwammichte, wobey die Theile durch ein weiches schleimiges Gewebe nur leicht aneinander geklebt sind, und mit dem Finger oft allein voneinandert abgesondert werden können. Es entstehen diese widernatürlichen Veränderungen meistens in allen vernachlässigten, doch wohl auch zuweilen in kleinen und neuen Brüchen. Vorzüglich klebt das Netz vor andern Theilen leicht an, Darmbrüche weniger. Alte, lange vorhangende und vernachlässigte Brüche, schwellen gemeiniglich widernatürlich auf, die Eingeweide verhärten sich, und es erzeugen sich in ihnen Geschwülste von verschiedener Art und Grösse, und bey einem Anfall von Einklemmung kleben sie leicht aneinander und an den Bruchsack. Sie lassen sich daher selten zurückbringen, und wenn dieses geschehen kann, so finden sie selten Platz genug in der Bauchhöhle. Durch die Aufschwellung des Gekröses, und durch die hierinnen entstehenden Knoten kann Eiterung, Schwindsucht, ja der Tod, und wenn eine solche verhärtete Geschwulst im Bauchringe liegt, eine wahre Einklemmung entstehen. Ist ein angewachsener Bruch blos unter sich verklebt, nicht aber am Bruchsacke anhängend, so kann er oft ohne Schwierigkeit zurück gebracht werden, im andern Falle aber nicht, und daher muß der Kranke den Bruch sich selbst überlassen, und befindet sich in beständiger Lebensgefahr. Da sich aber selten mit Gewißheit voraus sagen läßt, welche Gattung der widernatürlichen Vereinigung im Bruche ist, so ist es immer ungewissenhaft von einem Wundarzt gehandelt, einen solchen Bruch zu operiren, ehe sich derselbe einklemmt. Dies geschiehet ohnehin selten, und die Zufälle nehmen so langsam zu, daß es immer noch Zeit genug ist die Operation vorzunehmen, wenn gelindere Mittel nichts vermögen. Man hat beobachtet, daß alte, grosse, angewachsene Brüche von freyen Stücken nach und nach zurück getretten sind, wenn der Kranke wegen Krankheiten oder aus andern Ursachen genöthigt gewesen, lange im Bette auf dem Rücken zu liegen. Diese Beobachtungen hat man oft mit einem vortrefflichen Er-

folge nachgeahmt. Um in seinen Bemühungen aber glücklich zu seyn, muß man erstlich die widernatürliche Gröſſe der im Bruche liegenden aufgeschwollenen Eingeweide zu mindern, die speckichten und schwielichten Verhärtungen im Netze und Gekröse zu zertheilen, und dadurch die Zurückbringung der vorgefallenen Theile zu erleichtern, und zweytens die Zurückbringung des Bruchs selbst durch einen anhaltenden äussern Druck und eine anhaltende Lage auf dem Rücken zu bewirken suchen. Das erste geschieht durch eine sehr sparsame, wenig nahrhafte Diät, ein paar Aderlassen, den täglichen Gebrauch des versüßten Queckſilbers und purgirender Klyſtier, und die öftere Wiederholung eines Purgiermittels. Der Druck von aussen muß sehr gemäſſigt aber anhaltend seyn. Iſt der Bruch groß, so leget man am besten einen Tragbeutel um denſelben, der mäßig angezogen wird, und so wie der Bruch kleiner wird, muß der Tragbeutel von Zeit zu Zeit fester angezogen werden. So bald der Kranke Schmerzen an oder im Bruche empfindet, muß er losgelaſſen werden. So bald der Bruch zurück iſt, muß der Kranke ein elaſtiſches Bruchband tragen. Wenn aber ein Kranker, der einen angewachſenen Bruch hat ſich dieſer beſchwerlichen Kurart nicht unterwerfen wollte oder könnte, kann man ihm die Unbequemlichkeit des Bruchs durch den Tragbeutel gar sehr erleichtern und die Gefahr verringern. Die Einklemmung eines angewachſenen Bruchs iſt gemeiniglich von derjenigen Art, die wir oben die langſame genennt haben. Die Mittel dagegen haben wir dabey angeführt. Aber die Abſicht den Bruch zurück zu drucken, kann und darf der Wundarzt nicht haben. Wenn aber die gelindern Mittel die Einklemmung nicht heben können, so iſt die Operation dennoch zuweilen nothwendig. Dieſe iſt aber mit manchen Schwierigkeiten verbunden, welche wir nebſt den Mitteln, wodurch ſie zu heben ſind, hier anzeigen wollen. Wenn die fadichte Verwachſung im Bruche angetroffen wird, so braucht der Wundarzt nur die Faden, welche die widernatürliche Vereinigung ſtiften, aufzuſuchen und zu durchſchneiden. Weiter hat der Fall nichts ungewöhnliches. Zuweilen iſt der Darm oder das Netz hinter dem Bauchringe durch einen oder mehrere Fäden ans Darmfell befeſtiget. Der Bruch läßt ſich alsdann nicht eher zurück bringen, bis ſie der Wundarzt mit einer Schere die ſtumpfe Aeſte hat, oder mit einem Biſtouri, die auf dem Finger geleitet werden müſſen, entzwey geſchnitten hat. Die ſchwammichte Verwachſung läßt ſich gemeiniglich mit den Fingern leicht trennen. Das Meſſer muß man nie eher gebrauchen, als wenn man hier oder da Stellen findet, wo die Vereinigung ſehr feſt iſt. Sind brandige Stellen vorhanden, wovon man vorher keine Anzeigen hatte, so bringt man das geſunde nach vollendeter Abſonderung zurück, und verfährt mit den brandigen Theilen, wie oben geſagt worden. Wenn aber der Wundarzt eine fleiſchichte Verwachſung im Bruche findet, so können die Därme ohnmöglich mit dem Meſſer getrennt werden, ohne ſie ſelbſt zu verletzen, oder die heftigſten ja tödtlichen Zufälle zu erregen. Da die Fälle verſchieden ſind, muß auch das Verfahren des Wundarztes verſchieden ſeyn. Herr Richter räthet deßwegen, wenn der Darm nur an einer Seite verwachſen, übrigens aber gröſtentheils frey wäre, die Abſonderung mit der nöthigen Behutſamkeit zu verſuchen. Wenn die im Bruche liegenden Theile unter ſich, nirgends aber an den Bruchſack angewachſen wären, so ſolle man ſie unabgeſondert zurück bringen. Wäre in dieſem Falle eine Stelle am Darme durch die Verwachſung verengert, oder in eine Falte zuſammen gezogen, so würde er ſie blos von der Verengerung befreyen, und den übrigen Theil unabgeſondert zurück bringen. Wären die Theile im Bruchſacke allenthalben frey, nur im Bauchringe angewachſen, so ſolle man ſie wo möglich abſondern, wenn es aber allzuſchwer hielte, davon abſtehen. Wäre der Bruch groß, und die Verwachſung unter ſich und an den Bruchſack allgemein, ſolle man die Abſonderung unterlaſſen, den Bauchring aber, wenn er die Urſache der Einklemmung wäre, erweitern, den Bruch trocken verbinden, in einen Tragbeutel legen, den Kranken auf dem Rücken liegen, öftere Abführungen nehmen, und eine ſparſame Diät beobachten laſſen. Wenn ſich eine ſo feſte Verwachſung vorher vermuthen ließe, ſolle man den Bruchſack gar nicht öffnen, ſondern nach Eröffnung der äuſſern Haut in der Leiſtengegend den Bauchring auſſerhalb dem Bruchſacke einſchneiden, wenn der Bauchring die Urſache der Einklemmung, und der Bruch nicht brandig wäre. Bemerkte er beym erſten Einſchnitte in den Bruchſack dieſe fleiſchichte Verwachſung der in ihm liegenden Theile, so würde er dieſen erſten Schnitt in den Bruchſack nicht erweitern, ſondern ſogleich, wie vorher den Bauchring auſſerhalb dem Bruchſacke aufſchneiden. Fände man die Därme und das Netz unter ſich ſtark verwachſen, an den Bruchſack aber nur wenig oder leicht angeklebt, so könnte man die Theile vielleicht vom Bruchſacke abſondern und zurück bringen, ohne ſie von einander abzuſondern. Hat man Urſache zu glauben, daß die Einklemmung durch ein neu herabgeſunkenes Stück Darm verurſacht wird, so kann man die Haut des Hodenſacks ſowohl als den Bruchſack nahe am Bauchringe öffnen, und das Stück Darm, welches die Urſache der Einklemmung iſt, zurück bringen, ohne im übrigen den Bruch anzutaſten. — Wenn die Einklemmung gehoben iſt, so iſt der Kranke dadurch für einem neuen Vorfalle und einer neuen Einklemmung noch nicht geſichert. Dieſe Zufälle, und die Unbequemlichkeit immer ein Bruchband zu tragen, zu verhüten, iſt der Endzweck der Radikalkur der Brüche. Dieſen erreicht man dadurch, daß man entweder den Hals des im Hodenſacke liegen gebliebenen Bruchſacks verſchließt, und den Weg verſperrt wodurch die Eingeweide wieder herunter ſteigen können, oder daß man den leeren Bruchſack wieder in die Bauchhöhle zurück bringt, und einen neuen Vorfall deſſelben verhindert. Dieſen Endzweck zu erreichen gehört das Bruchband zuerſt hieher, welches durch einen langen und ununterbrochnen Druck oft eine Radikalkur bewirkt. Wenn kleine Kinder einen neuen und kleinen Bruch haben, so kann man ſich dieſen glücklichen Ausgang faſt immer verſprechen; bey alten Brüchen aber und bey erwachſenen Perſonen höchſt ſelten. Ein anderer Weg zur Radikalkur, iſt das Ezmittel. Herr Majet ſagt, daß unter allen Ezmitteln das Vitriolöhl zu dieſer Abſicht das ſicherſte und bequemſte ſey; daß aber, ehe daſſelbe gebraucht wird, zuvor die äuſſere Haut durch einen Schnitt geöffnet, und der Hals der Bruchſacks entblößt wird; daß das Vitriolöhl nur eine Minute lang auf dieſen entblößten Bruchſackhals, entweder ſogleich nach gemachtem Schnitte, oder den folgenden Tag gelegt wird, daß die Zufälle darauf höchſt unbedeutend ſeyen. Es iſt bey dieſer Methode zur Erreichung des Endzwecks der Radikalkur gar nicht nöthig, daß das Ezmittel den Hals des Bruchſacks durchfrißt und in Eiterung ſetzt;

es iſt genug wenn es ihn nur in heftige Entzündung bringt, und das thut es ſicher, wenn es ſeine äuſſere Seite berühret. Es verſteht ſich, daß der Wundarzt allezeit, nachdem die Haut durchſchnitten iſt, den entblößten Hals des Bruchſacks genau mit dem Finger unterſucht, ob noch ein Stück Darm darinnen, und wenn er ein ſolches findet, es vorher zurück bringt. Bey der gewöhnlichen Bruchoperation, ſo wie ſie bisher beſchrieben worden iſt, kann leicht noch ein Handgriff angebracht werden, der ein Mittel zur Radikalkur des Bruchs werden kann. Wenn nemlich die Operation geendigt iſt, und die Eingeweide zurück gebracht ſind, ſo muß man den Hals des Bruchſacks ſcarificiren, oder mit einem Biſtouri flache Einſchnitte in demſelben machen, doch nur auf ſeiner fordern Fläche, damit man auf der hintern den dahinter liegenden Saamenſtrang nicht verletzt. Nachdem dies geſchehen iſt, legt man eine mit Wolle gefütterte Pelotte, die mit der T-Binde angedruckt wird, äuſſerlich auf den Hals des Bruchſacks, damit ſeine Seiten aneinander gedruckt werden, und ſich in allen Punkten berühren. Dieſe Handgriffe leiſten alles. Sie machen die Seiten des Bruchſackhalſes halb wund und entzündet, und bringen ſie in Berührung. Man hat auch den Vorſchlag gethan, den Bruchſack aus dem Zellengewebe des Hodenſacks abzuſondern, und nahe am Bauchringe zu unterbinden. Dieſe Abſonderung iſt aber ein ſehr langweiliges und ſchmerzhaftes Geſchäft, wodurch ſtarke Eiterung und viel wildes Fleiſch erzeugt wird, und ſo hoch man auch die Ligatur am Bruchſackhalſe anlegt, wird man, und vornehmlich bey fetten Perſonen, ſie nie nahe genug an die innere Oeffnung des Halſes des Bruchſacks, welche innerhalb und oft ziemlich weit hinter dem Bauchringe iſt, legen können, und es bleibt nach der Operation immer ein kleiner Sack zurück, der ſich in der Folge zu einem groſſen Bruche wieder ausdehnen könnte. Die Entzündung kann auch bey manchen Subjecten zu ſtark, bey andern zu ſchwach werden, und durch dieſe Unterbindung wird auch der Ausfluß irgend einer Feuchtigkeit aus dem Bauchringe, die eine zeitlang unterhalten werden muß, gehemmet. Wir wollen die Methode der Marktſchreyer, welche den Hodenſack mit dem Saamenſtrange unterbinden, und beyde unter der Ligatur abſchneiden, deßgleichen den ſogenannten goldnen Stich und die königliche Nath mit Stillſchweigen übergehen, um ſie nicht nach Würden zu ſchildern. Der Vorſchlag, den Bruchſack vom Hodenſacke abzuſondern, und ſo wie die Eingeweide durch den Bauchring in die Bauchhöhle zurück zu bringen, und darauf durch innere und äuſſere trocknende und zuſammenziehende Mittel nicht nur das ausgedehnte Darmfell, ſondern auch das verlängerte Gekröſe und alles was geſchwächt iſt, zu ſtärken, zu verkürzen und zuſammen zu ziehen, hat auch ſeine groſſe Mängel und Schwierigkeiten. Die Abſonderung deſſelben iſt ſchwer, und ein alter Bruchſack wird in der Bauchhöhle nie gänzlich verſchwinden, und der Kranke würde doch, wenn auch dieſes geſchähe, für der Wiederkehr des Bruchs nie ſicher ſeyn, wenn er kein Bruchband tragen wollte. (4)

Einkochen, (*Inſpiſſare*) (Chemie) ſagt man von Flüſſigkeiten, denen man durch Ausdünſtungen über dem Feuer etwas von ihren flüchtigen und flüſſigen Theilchen, und mit dieſen den gröſten Theil ihrer Flüſſigkeit nimmt: dies geſchieht entweder in offenen Gefäſſen, da denn dieſe flüchtigere Theile in die Luft gehen, oder in verſchloſſenen Diſtillirgefäſſen, da ſie in der Vorlage wieder geſammelt und genützt werden können. (12)

Einkochen, ſ. Einſieden.

Einkorn, (botaniſch) (*Phryma* L. *Leptoſtachis* Mich. 11.) Dieſes Pflanzengeſchlecht, welches von der Weitzengattung (*Triticum monococcum* L.) wohl zu unterſcheiden iſt, gehört in die erſte Ordnung der vierzehnten Claſſe. (*Didynamia gymnoſpermia*) Der Kelch beſteht aus einem Stück und iſt cylindriſch, an der Baſis oben bucklicht, geſtreift, an der Mündung mit zwo Lippen verſehen, deren obere ſchmäler und länger iſt, und drey pfriemenförmige zuſammengelehnte Zähne hat; die untere iſt ſtumpf und geſpalten. Die Krone beſtehet gleichfalls aus einem Stück und iſt larvenförmig, ihre Röhre ſo lang als der Kelch, die Oberlippe kürzer, ziemlich enrund, ausgehöhlt und aufrecht; die Unterlippe gröſſer, ausgebreiteter dreyſpaltig, der mittlere Abſchnitt etwas länger. Die vier Staubbeutel ſind rundlich, aneinander gelehnt, in dem Kornſchlunde. Sie ſitzen auf vier Trägern, in zwey Paaren verwachſen, und davon die oberſten kürzer ſind. Der Stempel beſtehet aus einem länglichen Fruchtknoten, einem fadenförmigen Griffel von der Länge der Staubfäden, und einer ſtumpfen Narbe. Auf die Blüthe folgt keine Saamenkapſel, ſondern der unveränderte geſtreifte angelehnte Kelch enthält das längliche walzenrundliche an einer Seite gefurchte Saamenkorn. Die einzige bekannte Gattung dieſes Geſchlechts iſt:

Das americaniſche Einkorn. (*Phryma Leptoſtachya* L. Mich. gen. 9. *Amaranthi ſpiculi boccomi ſpica* Pluk. amalth. 59. t. 380. f. 5. *Verbenaca mariana* Pet.) Der Stengel iſt einen Schuh lang mit vier ſtumpfen Ecken verſehen, ziemlich glatt, armförmig. Die Blätter ſind geſtielt, enrund, ſpitzig, etwas krazend mit groſſen Sägezähnen verſehen, gegen über geſetzt. Die Blumen ſtehen gegen einander über, abgeſondert, in einer einzigen am Gipfel befindlichen Aehre. Sie haben drey pfriemenförmige Ohren, deren mittlere ſo lang als der Kelch, die andern aufrecht und kurz ſind. So lange die Blumen blühen ſtehen ſie wagerecht, nachher hängen ſie herab. Der Kelch iſt cylindriſch geſtreift, die Crone weißlich, wie bey der Dodartie, aber klein; ihre Oberlippe iſt auswendig ſo wie auch die Oberlippe des Kelches purpurfarbig. Nordamerica iſt das Vaterland. (9)

Einkreiſen. (Jägerey) ſ. Kreiſen.

Einkünfte der iſraelitiſchen Könige. Die erſten Einkünfte ſowohl der iſraelitiſchen als anderer morgenländiſchen Könige beſtunden blos in freywilligen Geſchenken, die ſie von ihren Unterthanen bekamen. Als Saul König war, bekam er von allen, die ihn dafür erkannten, Geſchenke. Dem Könige Salomo brachte das ganze Land bey dem Anfange ſeiner Regierung Geſchenke, die in goldenen und ſilbernen Geräthen, Kleidern, Waffen, Pferden und Mauleſeln beſtunden. Ja es durfte niemand vor dem König erſcheinen, der ihm nicht Geſchenke brachte. In den folgenden Zeiten aber verſicherten ſich die Könige anderer Einkünfte, die nicht von dem freyen Willen ihrer Unterthanen abhiengen. Unter den Rechten, die ſich der iſraelitiſche König nach 1 B. Sam. 8, 15. über ſeine Unterthanen anmaſſen würde, wird der Zehente von den Aeckern und Weinbergen genennt. Es ſcheint, es muß dieſes unter andern Völkern, die damals unter Königen geſtanden haben, Sitte geweſen ſeyn. Dieſer Zehente war von demjenigen unterſchieden, den die Iſraeliten nach Moſis Verordnung an die Leviten abgeben mußs

ten. Ein jedes anderes Land, das nicht so fruchtbar, als Palästina, gewesen wäre, würde solches nicht haben ertragen können. Einen wichtigen Theil der königlichen Einkünfte machte die Beute aus, die von den überwundenen Völkern gemacht wurde. David unterhielt davon anfangs sein kleines Kriegsheer da es mit ihm gegen die mit ihm in Unfrieden lebende Araber ausgieng. Bey den Kriegen der damaligen Zeit sah man nicht sowohl auf Eroberungen neuer Provinzen, deren Einwohner Mitbürger des siegenden Staates werden sollten, sondern alles was dem Sieger in die Hände fiel, war sein Eigenthum, Männer, Weiber und Kinder wurden in die Sclaverey geschleppt, und entweder verkauft, oder zu allerhand Diensten gebraucht. Nach den mosaischen Gesetzen bekamen diejenigen, die mit zu Felde gegangen waren, die Hälfte von der lebendigen Beute, mußten aber, das fünfhundertste Stück an den Priester abgeben, die andere Hälfte bekamen diejenigen, die nicht mit zu Felde gegangen waren, mußten aber das funfzigste Stück an die Leviten abgeben. In den folgenden Zeiten aber hatten nur diejenigen Theil daran, die mit zu Felde gezogen waren, sie mochten nun mit dem Feinde geschlagen haben, oder nicht. Nach 1 B. Sam. 30, 20. folg. theilt David die Beute, zwischen denen, die gegen den Feind gegangen waren, und denen, die im Lager zur Bewachung der Bagage zurück geblieben waren. Wie groß der Antheil des Königs an der Beute gewesen, läßt sich nicht bestimmen. Aus 2 Sam. 8, 10. 11. läßt sich schliessen, daß David die ganze gemachte Beute, als sein Eigenthum ansah, solche aber nicht behielt, sondern dem Herrn heiligte, d. i. den größten Theil davon in den Schatz Gottes brachte, und zum künftigen Tempelbau hinterlegte. Hieraus ist auch zu erklären, wie David so ungeheure Summen Goldes und Silbers habe hinterlassen können, da er den größten Theil seiner Regierung in Kriegen mit auswärtigen Völkern verwickelt war. 1 Chron. 20, 14. Ausser der gemachten Beute wurde zuweilen auch den überwundenen Königen ein Tribut auferlegt. In die Schatzkammer des Königs kamen auch die confiscirten Güter der Staatsverbrecher. Bey dem Tode Naboths, welcher gesteinigt wurde, weil er Gott und dem Könige ungetreu gewesen seyn sollte, finden wir ein offenbares Beyspiel hievon, und es ist leicht zu begreifen, daß diese Art der Vermehrung der Einkünfte bösen oder schwachen Königen eine grosse Versuchung geworden sey, öfters so zu verfahren; wir finden daher in den Geschichten der Könige von Juda und Israel, daß so oft unschuldig vergossenen Blutes Erwähnung geschieht. Salomo erfand eine neue Art seine Einkünfte zu vermehren, und dieses war der Handel in auswärtige Lande. Er schickte Schiffe nach Ophir, welche eine unglaubliche Menge Goldes und anderer Kostbarkeiten in das Land brachten. Er trieb auch einen Handel mit ägyptischen Pferden. Es scheint, daß Aegypten damals reichlich damit versehen gewesen seyn muß, und daß diese Pferde vor andern vorzüglich gut müssen gewesen seyn. Da nun die phönicischen Könige auf der Nordseite von Palästina viele Pferde theils zum Krieg, theils zum Staat gebrauchten; sie aber aus Aegypten nicht anders, als entweder zu Land durch Salomons Gebiet, oder zur See haben konnten; letzteres aber zu gefährlich und kostbar war, so trieb Salomo selbsten einen Handel damit, und gewann auf diese Art grosse Summen Geldes. Durch sein Exempel ermuntert, trieben auch seine Unterthanen Handlung, ob solche gleich von Mose nicht begünstigt war; sie mußten von den eingeführten und ausgeführten Waaren Abgaben entrichten, und auch hiedurch wurden seine Einkünfte ansehnlich vermehrt. 1 Buch der Könige 10, 15. Endlich hatten auch noch die israelitische Könige noch einige Ländereyen für sich zu benutzen. Aus 1 Chron. 27, 28. sieht man, daß die Oelbäume und Sycomoren, (eine Art von Bäumen, die eine den Feigen nicht unähnliche Frucht trugen, und deren Holz zum Bauen sehr brauchbar ist) in dem Theil des Stammes Juda, der zunächst an der See lag, ein Eigenthum des Königes waren. Wie er dazu gekommen, läßt sich so gewiß nicht sagen. Vielleicht hatten sie zu der Zeit, da die Könige aufkamen, noch keinen Besitzer, und wurden folglich als gemeines Gut angesehen? oder waren es wüste Plätze, die ein König zuerst bauete, und brauchbar machte? Indessen schickte doch David einen Amtmann hin, der den Vorrath von Oel einsammeln und berechnen mußte. Auch die Wüsten Arabiens stunden dem Könige zur Viehweide offen, und David unterließ nicht, grosse Heerden daselbst zu halten. Hieraus ist allerdings zu ersehen, daß die Einkünfte der israelitischen Könige so gering nicht waren, als sie mancher zum Nachtheil der biblischen Geschichte macht, daß sie aber auch nicht allemal durch Bedrückung der Unterthanen vermehrt wurden, obgleich Salomo nicht ganz davon frey gesprochen werden kann. 1 B. d. Kön. 12, 4. (22)

Einkünften der Leviten und Priester. Da der Stamm Levi bey der Vertheilung des Landes Canaan kein Erbtheil bekam, so sorgte Gott auf eine andere Art für dessen Unterhaltung, und wieß ihnen gewisse Einkünfte an, wodurch dasjenige, was ihnen hier abgieng, reichlich ersetzt wurde. Erstlich wurden ihnen 48 Städte, die hier und dar im Lande zerstreuet lagen zur Wohnung angewiesen, die sie nebst den dazu gerechneten Feldern benutzen konnten. 4 B. Mos. 35, 4. Zweytens mußten den Priestern die Erstlinge von allem Getraide und Früchten gebracht werden. Drittens bekamen sie den Zehenten von allen Früchten und Thieren des Landes. Viertens hatten sie an der im Krieg gemachten Beute ihren Antheil. Fünftens bekamen sie von jedem Teig, welcher gebacken wurde, eine freywillige Gabe, oder Hebe. Sechstens bekamen sie das Lösegeld von allen Erstgebohrnen. Siebentens war alles, was verbannet worden war, ein Eigenthum der Priester. Achtens hatte der Priester von jedem Opfer, das in das Heiligthum gebracht worden war, seine bestimmte Portion, und so lange die Israeliten in der Wüste waren, ward diese Einkunft dadurch sehr beträchtlich, daß zu Vermeidung der Abgötterey, schlechterdings verboten war, Schaafe, Rinder und Ziegenvieh zu schlachten, ohne es zugleich zum Opfer zu bringen. 4 B. Mos. 18. Ueber diese Einkünfte, die wirklich sehr groß sind, ist verschiedentlich geurtheilt worden. Ein Stamm, der schwerlich über 12000 erwachsene Mannspersonen hatte, bekam, um nur von einem Punkt zu reden, die Zehenten von 600000 Israeliten, folglich hatte ein einziger Levite, ohne für Aussaat und Unkosten zu sorgen, so viel als fünf Israeliten einernteten, oder von ihrem Vieh erzogen. Sieht man die Leviten als bloße Diener der Religion an, so möchten diese Einkünfte zu groß scheinen. Der bekannte englische Freygeist, Morgan, hat sie wirklich aus diesem Gesichtspunkt hämisch beurtheilt. Er stellt sich den Stand der Leviten blos als

einen Staat der Priester, der sich mit der Religion beschäftigte, ohne auf eine andere Art dem gemeinen Wesen nützlich zu werden. Und hierinnen irrt er offenbar. Die Leviten waren nicht blos Geistliche, sondern sie waren die Gelehrten aus allen Facultäten, und durch die Geburt verbunden, sich den Wissenschaften zu widmen. Wenn man nun berechnet, was in andern Ländern diejenigen, die sich von der Gelehrsamkeit nähren, unter dem Namen von Salarien, Honorarien, Accidenzien, bekommen; wenn man dabey bedenkt, daß bey den Juden ungemein viel daran gelegen war, Richter und Schreiber, auf deren Activität und Redlichkeit das ganze liegende Vermögen aller Bürger beruhete, durch einen reichlichen Unterhalt, über die Versuchung, Geschenke zu nehmen, oder saumselig zu werden, wegzusetzen, so wird man sich über die Grösse dieser Einkünfte nicht verwundern. Ausserdem ist es offenbar, daß Morgan durch eine willkührliche Berechnung diese Einkünfte über die Gebühr vergrössert. Er nimmt an, daß die Städte der Leviten, nebst den dazu gehörigen Feldern, den Zehnten, ja gar den siebenten Theil des Landes ausgemacht haben. Man lese die Verordnung davon, welche 4 B. Mos. 35, 2-5. steht; so wird man von der Unrichtigkeit dieser Angabe überzeugt werden. Nach der größten Berechnung enthielt das Land Canaan, etwas über neunzehen Millionen Morgen, und nach der kleinsten, eilf Millionen. Man nehme eine Berechnung an, welche man will, so ist Morgans Vorgeben unrichtig, und im höchsten Fall verhält sich der Distrikt der levitischen Städte zu dem Umfang des ganzen Landes, wie 1 : 100. Zweytens behauptet er, die Israeliten hätten von ihrem ganzen Eigenthum jährlich zweymal den Zehenten abgeben müssen. Auch das ist falsch. Erstlich wurde der erste Zehent nur gegeben, von den jährlichen Einkünften des Feldbaues und der Viehzucht, und vom zweyten Zehenten kam den Leviten nicht mehr zu, als was ihnen die Gastfreyheit der Israeliten gab. (s. Zehent) Nun höre man Morgans feine Berechnung: „Der Zehente war von aller Arbeit und Unkosten frey; er muß also wenigstens als ein dreyfacher Zehente von dem jährlichen Zins des Landes angesehen werden. War dieser Zehent gezogen, so hatten die Priester einen Zehent von allem Vieh, und die Erstgeburt von demselben. Dies muß einen Zehent weit überstiegen haben. Weil nun der Zuwachs einer Heerde Vieh auf einem Landgute sich wenigstens so hoch belaufen muß, als ein doppelter jährlicher Zins beträgt, so war es so viel als vier Zehenten; folglich zogen die Leviten von dem Ertrag des ganzen Landes $\frac{1}{10}$ Q. E. D. Man darf nur mittelmäsig öconomisch rechnen können, so sieht man das Uebertriebene dieser Rechnung ein. Drittens sagt Morgan, haben den Leviten die jährliche Kopfsteuer, oder der halbe Seckel, den Moses 2 B. Mos. 30, 11. verordnet, und den er auf sieben Millionen Thaler berechnet, gehört. So viel Worte so viel Unwahrheiten. Der halbe Seckel, den Moses verordnet, war damals nichts weniger als eine jährliche Kopfsteuer, sondern wurde nur einmal für allemal zum Bau der Stiftshütte gegeben, und obgleich in der folgenden Zeit von den Pharisäern eine jährliche Abgabe daraus gemacht wurde, so fiel er doch nicht den Priestern und Leviten zu Theil, sondern er gehörte in die gemeine Casse des Tempels, und wurde zur Bestreitung öffentlicher Ausgaben gebraucht. (s. Seckel.) Was die übrigen Einkünfte anbelangt, so hatten die Leviten das Lösegeld der Erstgeburt so wenig als die Erstlinge, die noch dazu von willkührlicher Bestimmung abhiengen, als ein Eigenthum, sondern solche waren theils dem öffentlichen Gottesdienst, theils auch zu Opfermahlzeiten gewidmet. Dem sey nun wie ihm wolle, die Einkünfte mögen auch nach vernünftiger Erklärung angenommen werden, wie sie wollen, so wird man doch nichts unbilliges dabey finden wenn man bedenkt 1) daß der Stamm Levi sein Erbrecht an ein eigenthümliches Antheil in Palästina verlohren habe, 2) die sonst dem ganzen Volk obliegende Bedienung des Heiligthums, Aufwartung beym Gottesdienst, Verwaltung der politischen Geschäfte, übernommen; 3) eben dadurch ausser Stand gesezt worden, anderweitigen Unterhalt zu erwerben; 4) durch die Zerstreuung unter alle übrige Stämme nicht nur fähig gemacht worden, dieselben im Gesetz zu unterrichten, sondern auch unter eine Verbindlichkeit, sich nach denselben in erlaubten Dingen zu richten, ja in eine Unmöglichkeit gekommen, sie zu unterdrücken; so fällt aller Schein einer Unbilligkeit hinweg. (s. Leviten) Von den Einkünften die der Tempel, als Tempel hatte, s. Zinsgroschen, vergl. Priester, Tempel. (22)

Einkünfte der mahomedanischen Moskeen. Diese bestehen größtentheils in Vermächtnissen, die von den Stiftern derselben, oder andern Personen dazu vermacht werden. Wenn sich einer in seinem Hause oder Besitzungen nicht sicher glaubt, so vermacht er solche an eine ihm gefällige Moskee, unter Bedingungen, wie er will, z. E. daß jährlich so und so viel an den ehemaligen Eigenthümer bezahlt werden soll; oder er versichert sich und seinen Nachkommen den Besitz, nur daß jährlich etwas gewisses an die Moskee, gleichsam als ein Grundzins, bezahlt werden soll. Diese Güter werden alsdenn ordentlich berechnet, und muß dem Großherrn die Rechnung davon abgelegt werden. Von diesen Einkünften der Moskeen darf er nichts nehmen, als höchstens nur zum Krieg gegen die Ungläubige. Diese Vermächtnisse werden Vakus genennt. Hievon werden Schulen bey den Moskeen gehalten, und täglich Allmosen ausgetheilt, und die Moskee in Bau und Besserung unterhalten. Man sagt, daß sich die Einkünfte der Sophien Moskee in Constantinopel jährlich auf 400000 Gulden belaufen. Was von den oben bemeldten Einkünften übrig bleibt, wird aufgehoben, um ausserordentliche Ausgaben damit zu bestreiten. Dieser Schatz wird in dem Schloß der sieben Thürme verwahrt. Jede Moskee hat einen gewissen Grundzins, der ihr angewiesen ist. So zieht die Sophienmoskee den Grundzins von der Stadt Smirna, die Valida von Rodosto, die Moskeen in Adrianopel von Galata. Wenn die Griechen, Juden und Armenier ohne männliche Erben sterben, so bekommt die Moskee die Häuser, auf welchen bisher ein Grundzins gehaftet hat; bey den Türken aber erben die Unverwandten das Haus, und bezahlen den Grundzins. Wenn ganze Dörfer den Moskeen gehören, so genieſſen die Einwohner derselben grosse Freyheiten, sie sind von Kriegsdiensten und Unterdrückungen der Pachas frey. (22)

Einkünfte der Kirche. Nachdem jene Güter, welche fromme Christen zur Erhaltung des Gottesdienstes zusammengetragen hatten, vertheilt wurden, wie wir schon (s. Ecclesiastica bona) gesagt haben: so ist auch den Kirchen ein gewisser Theil davon angewiesen worden. Dergleichen Einkünften haben die Heiligenpfleger unter der Aufsicht des Pfarrers zu verwalten.

Sie müssen jährlich ihre Rechnung darüber bey der geistlichen Regierung, oder bey dem Consistorium ablegen. (14)

Einkünfte der morgenländischen Könige. Nach dem Despotismus, der in den meisten morgenländischen Staaten herrscht, durch welchen die Könige Herrn über das Leben und die Güter ihrer Unterthanen sind, ist es gar nicht zu verwundern, wenn ihre Einkünfte ungeheuer groß sind. Unter vielen andern zeichnet sich der Gros-Mogul, besonders aus. Sein Land ist ausserordentlich fruchtbar an Getreide, Früchten, Baumwolle, Seiden, Vieh, Diamanten und andern Edelgesteinen. Da nun der König der einige Eigenthümer aller Ländereyen ist, so läßt sich daraus schon vorläufig eine Idee von seinen Reichthümern machen. Aber aus eben dem Grund wird es bey weitem nicht so gebauet, als es gebauet werden könnte. Dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen, wollte der Mogul Akber seine Finanzen auf einen bessern Fuß setzen, und wieß den Statthaltern statt ihrer Besoldung Ländereyen an, um sie zu ihrem Vortheil anbauen zu lassen, und hielt sie an, für den übrigen Theil, nach Verhältniß ihrer Fruchtbarkeit eine gewisse Summe zu bezahlen. Da aber die Ackerleute für ihre Arbeit nichts als nur ihren Unterhalt hatten, so hielt es schwer, ohne Zwang Leute zu dieser Arbeit zu bekommen. Und dadurch geschieht es, daß das Land nicht so viel einträgt, als es eintragen könnte. Allein, das Gold und Silber, das durch den Handel nach Indostan gebracht wird, ersetzt diesen Abgang, und macht den Souverain erstaunlich reich. Man sagt, daß alles Gold aus Peru, und Silber aus Mexico, nachdem es in Europa circulirt hat, zuletzt in das Reich des Gros-Moguls kommt, ohne jemals wieder heraus zu kommen. Ein Theil von den aus der neuen Welt gezogenen edlen Metallen geht in die Türkey, damit die aus diesem Lande geführten Waaren zu bezahlen; von da geht es über Smyrna nach Persien für Seide, von da lauft es durch den Handel zu Mecca, Babel Mandel, Bender Abassi, nach Indostan. Ausserdem geht auch vieles Geld durch die Hände der Holländer und Portugiesen aus Europa nach Indostan. Das bewundernswürdigste dabey ist, daß von den ungeheuern Summen, die beständig nach Indostan gehen, bey Privatpersonen wenig angetroffen wird. Wenn man aber bedenkt, daß der Souverain nur darauf bedacht ist, grosse Schätze zu sammeln, und solche unter die Erde zu vergraben, damit der Ueberfluß unter den Unterthanen, den sie für schädlich halten, verhütet werde, so wird man sich nicht länger darüber verwundern. Der Ertrag aus den Verpachtungen der Provinzen allein, soll über fünfhundert Millionen Gulden ertragen. Ausser diesen hat der Gros-Mogul noch folgende Quellen der Einkünfte: 1) die Kopfsteuer von allen Unterthanen; 2) der Zoll von allen ausgehenden Waaren, fünf vom hundert; 3) der Zoll von der Leinwandsbleiche; 4) Diamantgrüfte; 5) der Zoll aus den indianischen Häfen; 6) das Vermögen der mahomedanischen Unterthanen, von denen er Erbe ist, und 7) die Tribute, die von den Ragihs erhoben werden. Aus gleichen Quellen fliessen in den meisten asiatischen Staaten die Einkünfte. In Siam muß von jedem angebauten Acker dem König etwas entrichtet werden; von allen aus- und eingehenden Waaren muß Zoll gegeben werden; auf alle fruchtbare Bäume ist ein Impost gelegt; das Vermögen der Verbrecher wird confiscirt; jeder Unterthan muß sechs Monate lang dienen, oder die Zeit mit Geld abkaufen; ausserdem bekommt der König ansehnliche Geschenke und Vermächtnisse; fällt es dem Könige ein, so macht er ausserordentliche Auflagen nach eigenen Belieben; und endlich ist er der einzige Kaufmann in allen seinen Staaten, und aller der Vortheil der aus der Handlung entsteht, ist sein eigen. Die Einkünfte des Kaisers von China sind gleichfalls ungeheuer groß. Die Abgaben werden meistentheils in Naturalien bezahlt, welche insgesammt nach der Residenz gebracht werden müssen. Man zählt 10000 Barken, die zum Transport derselben gebraucht werden. Die Aecker sind zwar nicht ein Eigenthum der Crone, aber es muß ein sehr hoher Tribut davon bezahlt werden. Ausserdem muß eine jede Mannsperson zwischen 20 und 60 Jahren Kopfgeld bezahlen, welches über 600 Millionen Gulden betragen soll. Ausserdem kann auch der Kaiser, wenn es die Noth erfordert, ausserordentliche Abgaben ausschreiben. (22)

Einkünfte des Staats, oder mit einer gewissen Einschränkung **bereitestes Vermögen** des Staats, wovon dieser Artikel nachzusehen ist, sind der grosse Gegenstand des Finanzwesens, den wir unter dem Titel: **Finanzwesen**, ausführlich zu bearbeiten, hier aber nur bey allgemeinen die Einkünfte des Staats interessirenden Gegenständen stehen zu bleiben gedenken.

Der allgemeine Grundsatz, woraus alle übrige Regeln abzuleiten sind, bestehet in folgenden wenigen, aber sehr wahren Worten. **Man muß in allen Geschäften mit den Einkünften des Staats, die gemeinschaftliche Glückseligkeit des Regenten und der Unterthanen bewirken.**

Aus diesem allgemeinen aber leider so oft verkannten, so sehr vernachläßigten Grundsatz folget ganz ungezwungen, 1) das bereitste Vermögen des Staats soll auf eine dem allgemeinen Vermögen sowohl, als der Wohlfahrt des Regenten und der Unterthanen unnachtheilige Art zusammen gebracht und erhoben werden.

2) Die Substanz des Vermögens der Unterthanen muß niemals, oder höchstens nur in solchen Nothfall, wenn die Kostbarkeiten des Regenten und der Kirchen nicht mehr zureichen, angegriffen werden; folglich das bereitste Vermögen des Staats einen mäßigen, mit gleichen Schultern getragenen Theil von der Unterthanen Gewinst ausmachen.

3) Die Anwendung der Einkünfte, oder die Ausgaben des Staats, müssen sich nach der Beschaffenheit der Einkünfte und des Staats-Vermögens überhaupt richten, folglich sich nicht nach der Phantasie, und den oft eingebildeten Bedürfnissen der Regenten bequemen.

4) Alle das Revenuenwesen betreffende Geschäfte müssen in einem genauen Zusammenhange, Ordnung und Richtigkeit geführt werden.

Die Einkünfte des Staats können ganz wohl nach ihren Fonds eingetheilt werden. Land und Leute sind der allgemeine Fond. Je blühender der Nahrungsstand ist, um so grösser und reichhaltiger ist die Quelle und der Grund des bereitsten Vermögen des Staats. Die besondern Fonds der Staatseinkünfte bestehen,

1) Aus den Domainen- und Cammergütern.

2) Aus den Regalien.

3) Aus den Steuren und Abgaben der Unterthanen die gewisse Lehrer der Finanzwissenschaft, sehr zur Ungebühr, unter die Regalien rechnen.

Ist das bereitste Vermögen des Staats nach richtigen Grundsätzen gegründet, so müssen auch die gegründete Summen wirklich erhoben, und zu Bestreitung

des Staatsaufwandes in die dazu verordnete Cassen zu den gesetzten Zeiten richtig eingehen, aufbewahret, und berechnet werden, und da die Glückseligkeit des Staats niemals zu groß werden kann, so werden auch die Einkünfte des Staats niemals zu hoch anwachsen, insofern der Regent sie anwendet, die Wohlfahrt des Staats und die Glückseligkeit der Unterthanen zu befördern.

Die Einkünfte des Staats sind auf dreyerley Hauptarten zu vermehren. 1) Durch die Aufnahme des Nahrungsstandes, und die grössere Bevölkerung der zum Staate gehörigen Länder. 2) Durch die Ersparung; endlich 3) durch die Wege des Glücks.

Zum besseren Aufnehmen der Unterthanen und stärkerer Bevölkerung gehöret Toleranz, unpartheyische Gerechtigkeit, Belohnung der Guten und Bestrafung der Bösen, mäßige mit gleichen Schultern getragne Auflagen, Beförderung des Ehestandes, Verbesserung der Ackercultur, der Manufacturen, der Commercien, ein lebhafter Umlauf der Güter und des Geldes u. s. f.

Die Sparsamkeit die einen wohleingerichteten Etat der Ausgaben voraussetzt, und vom Geiz ganz unterschieden, ist eine sehr sichere wiewohl uneigentliche Vermehrung der Einkünfte, wenn man die Verkürzung der Ausgaben da vornimmt, wo sie ohne Nachtheil des Staats anzubringen sind.

Die Wege des Glücks, kommen auf Erbschaften, und friedliche Theilungstractaten, zuweilen auch auf Eroberungen im Kriege an, wiewohl letzteres die mißlichste, und den alten Unterthanen allezeit schädliche Vermehrungsart ist, weil sie durch den Krieg in ihren Gliedern geschwächt werden, und durch den Zufluß neuer Einkünfte keine Erleichterung erhalten. (19)

Einländsche Waaren, Produkte, sind Sachen so in einem Lande erzeuget, oder auch durch Fleiß und Mühe der Einwohner verfertiget werden.

Das Aufnehmen des Landes, die Beförderung der Manufacturen und Fabriken verlangen, alle Arten roher Waaren nach Möglichkeit im Lande selbst zu erzeugen, ohne jedoch Sachen so sich für unser Clima nicht schicken, oder keinen Vortheil abwerfen erzwingen zu wollen. Man muß nicht weniger die einheimische Waaren beständig zu vermehren und zu verbessern trachten. Um diesen Endzweck zu erreichen soll man die Eigenschaften des Erdreichs, das Genie, die Fähigkeiten der Einwohner kennen lernen, auch erforschen was im Lande wächst, und fabricirt wird, oder woran es noch fehlt; sodann ist der Absatz der einländschen Waaren möglichst zu befördern, und selbige denen ausländschen überall vorzuziehen, im Fall sie in eben der Güte, und Preisen zu verschaffen sind. Rohe einländsche Waaren welche vollkommen gemacht, und von uns selbst verarbeitet werden können, sind entweder gar nicht, oder doch mit Schwierigkeiten aus dem Lande zu lassen; man muß aber genau wissen wie viel davon theils im Lande zu haben, theils daselbst verarbeitet und consumirt werden kann, nicht weniger was etwa für das roh hinausgehende vor eine unentbehrliche ausländsche Waare erlanget werden muß. Man hat auszumitteln, ob nicht in die Stelle einer unentbehrlich scheinenden, oder schwer zu erhaltenden ausländschen Waare, eine einländsche gesetzt werden kann. Man muß endlich den Absatz einländscher überflüßigen Waaren und Produkte, an auswärtige auf alle ersinnliche Art zu befördern, dadurch die relativen Reichthümer des Landes zu vermehren, und den geschwinden Umlauf des Geldes zu begünstigen suchen. (19)

Einläuftiger werden unter den Bauren in der Wetterau den Hubner entgegengesetzt; so wie in anderen Gegenden, die Bringsetzer von den Anspännern unschieden werden. Es sind also Bauren ohne Geschirr. (15)

Einläuflinge s. Bauer und Bringsaß.

Einlage, (Wasserbau) nennt man, wenn um des vermehrten Abbruchs willen, die Deichlinie zurückgezogen, und besser landwärts ein neuer Deich angelegt wird; im Gegentheil nennt man eine Auslage, wenn dieser Deich gegen das Wasser gesetzt, und somit die die Deichlinie auswärts gebogen wird. Wenn ein Abbruch an einem grosen Strohme ist, woselbst sich der Deichfuß nicht mit Befestigungen von Holz, Stein, und Busch erhalten lässet, und der Abbruch so nahe heran gekommen ist, daß er auch durch einen Einbau sich nicht mehr vom Deichfuße abhalten läßt, sondern dem ungeachtet bis an diesen eindringen würde, daß der Deich nachstürzen, und Bracken entstehen müßten, so ist kein anderes Mittel übrig, der gegenwärtigen und zuweit eingerissenen Gefahr vorzubeugen, als den Deich zurückzulegen. Gleicher Gestalt ist eine Einlage nicht zu vermeiden, wenn eine Abschählung so stark an einen Deich heran gedrungen, und der Vorgrund dadurch so sehr erniedriget ist, daß der Deich weder mit Bollwerk noch Steinbänken mehr erhalten werden kann, auch das Ausspielen der Doßirung bei solchen Umständen so stark wird, daß dagegen nicht zu füllen, noch genugsame Erde dazu mehr zu bekommen, über dem mit abzulegenden Werken auch so bald, oder überall nicht die Erhöhung des Vorgrundes wieder zu erhalten ist, daß das Ausspielen dadurch gemindert werden könne. In beiden Fällen ist sodann eine Einlage unvermeidlich, und bei deren Unordnung kommt es nur noch darauf an, 1) wann man dazu schreiten müße, und 2) wie groß sie zu machen sey. Was den ersten Punct anbetrift, so muß eine Einlage weder zu früh gemacht, noch zu lange damit gewartet werden. Legt man den Deich früher als nöthig zurücke, und überläßt zugleich den alten dem Wasser, so verlieren vor der Zeit die herrschaftliche Einkünfte, der Deichband den Beitrag zu gemeinen Lasten, und die Eigenthümer den Nutzen vom Lande. Wollte man aber aus Vorsicht den Deich als einen Schlaffdeich zurücke legen, und den alten dabei noch so lange als möglich erhalten; so belohneten die Kosten des letztern, in so ferne sie zur Beibehaltung des Nutzens von dem wenigen zwischen den beiden Deichen befindliche Bänden nur dieneten, dieses wiederum nicht. So lange der alte Deich mit Sicherheit unterhalten werden kann, muß solches geschehen, denn so lange ist ein jeder Deichbands Interessente den gemeinschaftlichen Schutz davon zu fodern, berechtiget. Wann aber solches nicht mehr angehet: so muß sofort, mit Verlassung des nicht mehr haltbaren, ein neuer Deich zurück gelegt werden. Und ausserhalb diesem ist der Deichband, ohne selbsten Nutzen davon zu haben, keine Kosten mehr anzuwenden schuldig. Nach der angemerkten jährlichen Erfahrung von dem Fortgange des Abbruches, und den neuerlich etwa beobachteten Veränderungen, muß demnach erwogen werden, erstlich, wann es ein fortgehender Abbruch vom Strome oder Winde ist, wogegen gar keine Verkehrungen gemacht sind, wie bald er am Deichfuße kommen, und bis in die Anlage unter dem Deiche eindringen werde. Wenn zu befürchten ist, daß dieses in dem nächst bevorstehenden Winter geschehen werde; so muß im Sommer vorher die Einlage zu Stande gebracht

bracht werden. Iſt andern Theils der Deich bisher mit Hölzung und Bollwerk ſchon verwahret geweſen, die Tiefe vor ſelbigem aber ſo groß, und die Ausſpielung ſo ſtark worden, daß er nicht länger gehalten werden kann; ſo läßt ſich der Zeitpunct, wenn er zu verlaſſen ſey, nicht wohl mit gleicher Genauigkeit beſtimmen, und wird mannichmal viele Jahre lang darüber geſtritten. Die Eigenthümmer des beſchwerlichen Deiches dringen ſehr zeitig auf eine Einlage; denen muß indeß mit erforderlichem Beiſtande geholfen werden. Wenn denn aber zugleich die Holzung mehrentheils alt und abgängig wird, oder wenn ſie auch an ſich noch nicht unſicher wäre, dennoch, wegen der Vertiefung davor, zu hoch bloß zu ſtehen kommt, daß Pöſte, Anker und Schaaren nicht mehr halten wollen, bei ſolcher Beſchaffenheit keine Erde mehr dahinter zu behalten iſt, eine Verſtärkung des Holzes aber zu machen, um deswillen nicht rathſam iſt, weil es ſchon an Erde zu gebrechen anfängt, ſo daß, wenn auch die Hölzung noch hielte, der Deich doch nicht mehr vollſtändig und zuverläßig gemachet werden könnte: ſo iſt es ebenfalls Zeit, ſich zurücke zu ziehen. Darauf entſtehet denn die zweyte Frage: wie groß die Einlage gemacht werden müße. Bei Entſcheidung derſelben kommt der verſchiedene Umſtand wieder in Betrachtung, ob zugleich ſchon Werke angelegt ſind, oder mit angeleget werden, um den fernern Fortgang des Abbruches zu hemmen, oder nicht. Im erſten Falle muß man nach dem Verhalten des Strohmes, und der Beſchaffenheit und Wirkung der eingebaueten Werke, imgleichen bei einer Abſchalung nach der Größe des Waſſers, Entfernung der Tiefe, Breite und Höhe des Wattes beurtheilen, wie weit der Abbruch, oder die Erniedrigung des Wattes, inſonderheit wenn auch mit einem Gründbruche zugleich eine Abſchalung verknüpfet wäre, wie weit dieſe am hohen Ufer noch fortgehen könne, bis daſſelbe Ständ halten werde, oder bis das Ufer gegen einen bloſſen Grundbruch mit eingebaueten Werken, und der Deich auf dem Watte mit Steinbänken erhalten werden können. Wenn denn darnach eine Parallele mit dem Abbruche entworfen, und für die Erde zur Anlage und künftigen Unterhalte des neuen Deiches, ſamt deſſen Berme, das nöthige hinzu geſchlagen iſt, ſo ergiebet ſich die neue Deichslinie, und die Gröſſe der Einlage. Wenn aber andern Falles keine andere Beſchützungswerke gegen das fernere Abbrechen angeleget ſind, noch angeleget werden ſollen, und man genöthiget iſt, die Größe der Einlage nur ſo anzuordnen, daß nicht in kurzer Zeit eine abermalige dergleichen Arbeit vorgenommen werden müße, ſo muß man auf verſchiedene andere Umſtände das Augenmerk richten, und hernach ein ſolches Mittel zu treffen ſuchen, daß alle, ſo dabei Theil nehmen, ſo viel möglich, auf gleiche Weiſe beitragen und der eine nicht vor dem andern verletzet werde. Von der einen Seite iſt dabei der Bedacht zu nehmen, daß die Deichbandsintereſſenten weder zu früh und bald aufeinander, wiederum eine doppelte Einlagsarbeit übernehmen müſſen, da ſie mit wenig Arbeit mehr auf einmal ſich ungleich länger davon hätten befreyen können, noch auch zum Voraus das Werk ſo groß angeleget werde, daß ſie vors erſte nur einen Theil der Arbeit zu bewerkſtelligen, und die andre Helfte erſt nach dem Verlauf nach einigen Jahren nachzuholen nöthig gehabt hätten. Dieſer Ueberſchlag kommt fürnehmlich alsdann zu Handen, wenn die Gegend ſo beſchaffen iſt, daß die folgenden Einlagen ungleich größer und länger werden müſſen, als die vorhergehenden. Wenn dieſes aber nicht iſt, ſondern nur mit etwas längern Anſchlieſſen eine Einlage gemacht werden könnte, welche auch in der Folge hinlänglich bliebe; ſo wäre zwar für den Deichband deſto vortheilhafter, jeweiter einwärts gegangen würde. Allein dann kommt hauptſächlich dagegen die Angelegenheit der Landeigenthümmer in Betracht. Zweitens darf auch die Einlage nicht ſo ſchmal gemachet werden, daß darüber bald hernach, theils der neue Deich in die vorigen unſichern Umſtände gerathe, theils in Abſicht auf die Eigenthümmer deſſelben die beſchwerlichen Herſtellungsarbeiten wieder von neuem angehen. Von der andern Seite hingegen muß drittens die Einrichtung darauf gemacht werden, daß weder die Landeigenthümmer zu viel Land, noch auch viertens, die Herrſchaft ihre Einkünfte von ſelbigen vor der Zeit verliere, ſondern daß inſonderheit den erſtern ſo viele Jahre eingeräumt werden, worinn ſie von der Nuzung des nach gerade herzugebenden Landes erſt gleichſam die Bezahlung deſſelben noch gewinnen können. (18)

Einlager, Innlager, Einreiten, die Leiſtung, Obſtagium, iſt ein Vertrag, welcher zwiſchen einem Gläubiger und Schuldner geſchloſſen wird, und worinn ſich dieſer zu Sicherheit ſeines gethanen Verſprechens anheiſchig macht, im Fall die Bezahlung nicht zur geſetzten Zeit erfolgen würde, ſich ſelbſt, oder ſtatt ſeiner die vorher benannten Perſonen, an einem beſtimmten oder alsdann vom Gläubiger zu benennenden Orte zu ſtellen, daſelbſt auf ſeine eigenen Koſten zu zehren, und bei Straffe der Ehrloſigkeit nicht eher von dannen zu weichen, bis alles bezahlt iſt. In alten Zeiten war bei den Deutſchen, wenn jemand nicht bezahlen konnte, eben das üblich, was auch bei anderen Völkern geſchähe, — man machte den böſen Schuldner zum Sclaven. Dieſes kam im zwölften Jahrhunderte bei uns auſſer Gebrauch, und das Einlager ſcheint ein Erſatz dafür geworden zu ſeyn. So wie hier mit den Schuldner verfahren wurde, ſo konnte es auch mit den Bürgen gehalten werden, wenn ſich dieſe bei Strafe des Einlagers oder zur Leiſtung verpflichtet hatten. Beſonders war dieſes Recht in mittlerem Zeitalter unter dem hohen und niedern Adel überall üblich, wovon man unzählige Beiſpiele in den Urkunden aller Provinzen antrift. Allein man fand im ſechszehenden Jahrhunderte nach vielen Erfahrungen, daß dieſes Recht vielen Mißbräuchen ausgeſetzt und dem Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft nachtheilig ſey. Denn wenn der Schuldner nicht ohnehin im Stande war zu bezahlen, ſo gewann der Gläubiger durch dieſes Hülfsmittel eigentlich gar nichts. Ueberdem aber war das Einreiten der geradeſte Weg einen ohnehin ſchon verſchuldeten Mann gänzlich zu Grunde zu richten; weil er an dem beſtimmten Orte nicht nur für ſeine Perſon und das beſtimmte Gefolge, welches oft aus mehreren Wagen und Knechten beſtand, eine ſehr koſtbare Zehrung ſtehen mußte, ſondern überdem auch noch häuffig von ſeinen Freunden beſucht wurde, die auf ſeine Unkoſten nach alten deutſchen Brauch nicht wenig ſoffen. Verließ er etwa aus gänzlichen Unvermögen zu bezahlen den beſtimmten Platz, ſo verfolgte die Beſchimpfung der Ehrloſigkeit alle ſeine Schritte, und veranlaßte ſehr viele die öffentliche Ruhe ſtörende Auftritte, in den hieraus entſtehenden Befehdungen. Ueberdem kam auch im ſechszehenden Jahrhunderte durch den mehr ausgebreiteten Handel die Wechſelverbindlichkeit immer mehr und mehr in Gebrauch, und machte eine Art der Selbſthülfe, welche im Einlager geſtat-

tet war überflüßig. Dieses gab die Veranlassung, daß dasselbe in der Reichspolicenordnung vom Jahr 1577. Art. 17. §. 10. gänzlich aufgehoben wurde. Holstein ist die einzige deutsche Provinz, worinn das Einlager gegen diese Verordnung des Reichsgesetzes sich nicht nur erhalten hat, sondern worinn es sogar durch den Westphälischen Frieden Art. 8. §. 5. und durch den jüngsten Reichsabschied von 1654. §. 170. ausdrücklich bestätigt ist. Es ist daher in dieser Provinz noch in strenger Uebung. Der Schuldner muß seinen Aufenthalt gewöhnlich nicht einmal in guten Zimmern, sondern im Stalle, in der Scheuer, in einem Gewölbe nehmen; darf nach der Abrede wohl keinen Fuß über die Schwelle setzen; und wenn er die Leistung bricht, so ist er ehr- und rechtlos, darf sich im Lande nicht weiter sehen lassen, und seine eigenen Verwandten streichen seinen Nahmen aus ihren Stammregistern. (15)

Einlaß (Baukunst) nennt man das kleine Thürlein, welches in einen Flügel eines grossen Thors eingeschnitten ist, ingleichem auch die Thorklappe. Zu Aug purg ist ein sehenswürdiger Einlaß gebaut, der sich selbst öffnet.

Bei dem Maschinenbau wird unter dem Einlaß auch ein Grieswerk verstanden. (18)

Einlassen, ein bei vielen Gegenständen gebräuchlicher Ausdruck, denn so nennt z. B. der Goldschlager den dünnen eisernen Stab, der vor den beiden Walzen seines Ziehewerks befestiget ist, und in der Mitte ein Loch hat, durch welches der ausgeschmiedete Gold oder Silberzahn hineingesteckt, und in gerader Richtung nach den Walzen geleitet wird, den **Einlaß**; so nennt der Englische Stuhlmacher, **Einlassen**, wenn er die Triftriegel und Hinterstopfen des Sitzes eines Stuhls miteinander vereiniget und bildet; so spricht der Salzsieder von **Einlassen**, wenn er die Sole aus der Siedpfanne in die Wärmpfannen fliessen lässet; so bedient sich der Weißgerber besagten Kunstworts wenn er die von Haaren entblößte Haut in den Kalchäscher einbreitet, ausschlägt, und mit verstärktem Kalchwasser abermals einbreitet; so nennet man bei Hüttenwerken einen sichren zu den Krummöfen gehörigen Schmelzofen, den **Einlaßofen**. Wir würden nicht fertig werden, wenn man alle Gegenstände verzeichnen sollte, bei welchen die Ausdrücke, **Einlaß** und **Einlassen** im Gebrauch sind. (19)

Einlaßofen (Metallurgie), so heißt bei Brixlegen in Tirol der Ofen, wodurch der Kupferrost verschmolzen wird. Er ist drei Schuhe und acht Zolle lang, und zween Schuhe und acht Zoll weit, der Schicht wird von vornen aufgetragen, und es setzt ein Mann davor auf. (12)

Einlaßrinnen (Salzwerkswissenschaft) Sind kleine hölzerne Rinnen, in welchen die Sohle von den Plompen in die Fässer gelassen wird. Bei einigen Salinen hat man Fuhrkarren, worauf Fässer sind die man bei den Salzbrunnen mit Sohle füllt. Um nun in den Spund derselben oben die Sohle von den Saugwerken leiten zu können, so hat man eine kleine Einlaßrinnen nöthig, die an dem Einen Ende die Sohle aus dem Saugwerk erhält, und an dem andern die Sohle in das Faß liefert. Damit hiebei nichts von Sohle verlohren gehe, so hat die Rinne einen Hohlzapfen, der in das Spundloch des Fasses gesteckt wird. *) (18)

Einlaßschlauch (Salzwerkswissenschaft) s. Schlauch.

*) Siehe Tafel Salzwerkswissenschaft fig. 23.

Einlassung, heißt bei dem Proceß jede Erklärung einer Parthie, womit sie die Forderung der andern Parthie beantwortet; so heißt z. B. die Antwort des Beklagten auf die Klage, in welcher er ausführt, warum er zu dem, was in der Klagschrift gebeten worden, nicht verbunden seye, im summarischen Proceß die Einlaßung auf die Klage, sonsten aber im ordentlichen Proceß Kriegsbefestigung; so heißt die Erklärung einer Parthie, ob sie dem ihr zugeschobenen Eid annehmen, zurückschieben, oder ihr Gewissen mit Beweis vertretten wolle, die Einlassung auf die Eideszuschiebung. Oefters wird unter den Partheien darüber gestritten, ob sie zur Einlassung auf die Klage oder Eideszuschiebung verbunden seyn, wenn z. B. der Beklagte eine den Gerichtsstand abwendende, einer den Eingang des Rechtsstreits hindernde Einrede zu haben, wann der, welchem ein Eid zugeschoben worden, die Unerheblichkeit oder Unstatthaftigkeit der Eideszuschiebung behauptet, in welchen Fällen der Richter zuvorderst durch einen Bescheid zu bestimmen hat, ob der Beklagte auf die Klage, Eideszuschiebung u. s. w. sich einzulassen verbunden seye? (38)

Einlaufen, ist ein Seewort, wenn man in einem Hafen Anker wirft, um daselbst, die Güter zu löschen, oder auf einen günstigen Wind zu weiterer Fortsetzung seiner Reise zu warten, wie es dann öfters geschiehet, daß ein Schiff wegen widrigem Wind und Wetter seine Reise unterbrechen, und entweder auf einer guten Rhede Anker werfen, oder in eine Bucht oder Hafen einlaufen muß, um sich für der Gefahr zu sichern. — Ueberhaupt ist es der gewöhnliche Ausdruck wenn ein Schiff oder eine Flotte in den Hafen kommt, daß man sagt, das Schiff oder die Flotte ist eingelaufen, so wie man im Gegentheil von einem Schiff oder einer Flotte sagt, wenn sie abgefahren ist, daß solche ausgelaufen seye. (28)

Einlaufen. (Zimmerkunst.) Die Zimmerleute sagen von einem Stück Zimmerholz welches sie von der Höhe in die Tiefe geben, wenn es auf etwas als einer Unterlage rutschen kann, einlauffen lassen. Die Unterlage wird mit Wasser begossen, damit es auf solcher glatten Fläche desto besser einlauffen möge. (18)

Einlaufen, (Jäger) wird von Feldhünern, Lerchen, Wachteln ꝛc. gebraucht, wenn sie in die aufgestellte Garne einrennen.

Einlaugen, Wäsche oder Garn in die Lauge legen.

Einlegen. Wenn man Bäume, Sträuche, Weinstöcke und dergleichen von ihren und durch ihre Aeste und Schossen und Reben fortpflanzet und vermehret, so legt man sie ein. Dies geschiehet folgendermassen beim **Baum**: man wählt sich oben unter den Aesten oder unten am Stamm eine frische, schlanke, gewächsige, junge Schosse, in solche schneidet man bis aufs Mark oder den Kern ein, spältet sie einen Zoll lang auf, steckt darzwischen ein dünnes Hölzgen, daß der Aufschnitt von einander und offen bleibt, sodann biegt man die, welche man unten genommen hat, so tief zur Erde nieder, daß der Aufschnitt wohl unter dieselbe gebracht wird, man heftet sie mit einem Hacken von einem Dorn fest an, überdeckt sie mit Erde und begieset sie öfters mit Wasser, nach einem oder zweyen Jahren hat die Schosse am Aufschnitte Wurzeln genug, sie wird sodann abgeschnitten und sonst wohin nach Willkühr verpflanzet; die oben gewählte Schosse kann man in den Boden nicht herabbringen, daher nimmt man einen Topf, macht unten am Boden ein Loch von der Größe als man es bedarf, schiebt

die gespaltene Schosse über den Aufschnitt wohl ein, füllt den Topf mit Erde, bindet ihn fest und unbeweglich an, begießt die Erde öfters und handelt alsdann mit den Einlegern so, wie oben gesagt wurde. Fast auf gleiche Weise mag man auch eine Hecke, einen Baum von einem Ort in den andern nahen Ort versetzen, ohne daß man sie ausgrabet. Man verfährt dabey also: man grabt einen kleinen Graben von dem Stamm des Baums oder des Strauchs der Hecke, auch der ganzen Hecke, bis zu dem Ort, der zwey drey und mehrere Schuhe entfernt seyn kann, wo sie stehen sollen, ein, ist der Baum, der Strauch, die Hecke noch jung, daß sie sich biegen lassen, so biegt man sie in diesen Graben ein, macht sie mit einem oder zween Hacken feste und überschüttet sie mit Erden.

Dieses Einlegen geschiehet auch am Weinstock auf zweyerley Arten: einmal so, daß man von den besten Reben, die im Frühling abgeschnitten werden, nimmt, sie an einen besondern Ort des Weinbergs zusammen so tief in die Erde einleget, daß von solchen nur die obersten drey Augen herausseben, innerhalb zwey Jahren haben sie sich die besten Wurzeln angesetzt, und können verpflanzt werden. (s. Weinberg! Sohn, Söhnen) oder so, daß man die Rebe am Stocke läßt und sie so einleget, wie die Schosse des Baums. (13)

Einlegen, sagt auch die Haußmutter, wann sie ihre schwarze Wasche in die Bütte zur Bauche zusammenlegt. Ferner wann Schweine in dem Stall gemästet werden, so pflegt man zu sagen, man habe die Schweine eingelegt. (24)

Einlegen ein Kunstwort, so bei vielen Gegenständen anwendbar ist, hier aber nur in Ansehung des Strumpfwürkers bemerket wird, welcher, wenn er den sogenanten Schiebselzwickel einwürkt, der unten breit oben aber spitz zulaufen muß, nach jeder verfertigten doppelten Reihe Maschen die jedesmalige dritte Reihe Maschen, um sechs Nadeln schmäler macht, oder einlegt, wodurch allmählig die Spitze dieser Zwickel entstehet. Mehreres s. unter Eingelegte Arbeit. (19)

Einlegen, nennt der Setzer in der Druckerey die Beschäftigung, womit er neu gegossene Typen in ihre Gefächer vertheilet. Der Drucker nennt auch seine Arbeit, womit er die Bogen in den Deckel, zumalen bei dem Wiederdrucke über einander leget, mit diesem Namen. (6)

Einlegmesser, ein sehr bekanntes Taschenmesser, welches man mehrerer Bequemlichkeit wegen zusammenlegen, d. i. die Scheide in die Schale einlegen kann.

Die Klinge zu diesen Messern wird wie alle andere Messerklingen geschmiedet; bloß daß sie statt der Angel einen Druck und Schale haben, welche mit zwey eisernen Plättlein gefüttert, und mit einer elastischen Feder versehen sind. (19)

Einleiten, wurde im alten Gerichtsstyl von den Schöffen gebraucht, wenn sie nach der auf ihre Person gefallenen Wahl ins Gericht eingeführt wurden um den Schöffenstuhl einzunehmen. s. auch Eindingen. (15)

Einleitung ist ein technisches Wort, und bedeutet zweyerley: einmal ist es eben so viel, als Unterricht, Anweisung zu einer gewissen Sache, in welchem Verstand es auf den Titeln so vieler Bücher vorkommt; hernach bedeutet es auch so viel als Vorbereitung, und dann begreift es diejenigen Stücke, die man vorherwissen muß, wenn man eine Wissenschaft erlernen, oder ein Buch mit Nutzen lesen will. Da alle Wissenschaften mit einander connex sind, und in einer jeden etwas vorkommt, das zur völligen Erlernung der andern erfordert wird, so pflegt man dieses Stücke heraus zu ziehen, und vor dem eigentlichen Unterricht herzuschicken, und dieses nennt man eine Einleitung dazu. Auch rechnet man zuweilen die Erklärung der Methode dahin, deren man sich beim mündlichen oder schriftlichen Vortrag bedienen will. So viel separate Wissenschaften man hat, so viel Einleitungen kann man entwerfen. Man hat auch Einleitungen in die heilige Schrift, und in die classischen Autoren, man handelt darinnen, z. E. von der Sprache, darinnen sie geschrieben sind, von ihrer Autenticität, von Lesearten und deren Entstehung und Berichtigung in Absicht auf den Schriftsteller, den man unter den Händen hat, von den litterarischen Nachrichten, vom Verfasser und dessen historischen Umständen von den Handschriften und Ausgaben, von dem Besondern in seiner Schreibart, von dem Innhalt und der Eintheilung eines jeden Buchs, und dergleichen. Die Absicht des gegenwärtigen Werks erlaubt uns nicht hier in das Detail zu gehen; man muß die Hauptartickel hierüber zu Rathe ziehen. (22)

Einlesen s. Einfältelen.

Einlesen bei den Webern, die Fäden bei dem Aufzuge in Ordnung zu bringen. Die Cattunweber haben ein Einlesebrett mit zwanzig Löchern, wodurch die Fäden auf den Scheerrahmen geleitet werden. (19)

Einlesemaschine der Seidenwürker, bestehet aus zwey Wänden, mit drey Querstäben, und einem durchlöcherten Brette, sie dient die Patronen darinn einzuklemmen, soviel Linien als man der Länge nach auf dem Papier findet, soviel Bindfäden schlingt man über die Querruthen, und knüpft an jeden Bindfaden nach Beschaffenheit der zu verfertigenden Blume mehr oder weniger Schnüre an, diese Ziehschnüre werden durch das durchlöcherte Brett hinabgezogen. Man hebt sie endlich auf den Stuhl, und knüpft sie in gehöriger Ordnung, reihenweisse, an andere Schnüre über dem Stuhlgerüste an. (19)

Einlochung. (Zimmerkunst.) Nennt der Zimmermann, wenn er in ein Zimmerstück ein viereckigtes Loch zu dem Zapfen eines andern Zimmerstücks macht, welches in dasselbe gelassen werden soll. Ihre Tiefe, und Weite wird von der Größe der Zapfen bestimmt, mit welchen sie ein genaues Maaß halten muß, weil sonst der Zapfen niemalen fest genug darinn halten würde. Eckigte Einlochung nennt man das Loch worein eine Eckſäule zu stehen kommt.

Einlösung der Aecker bey den Juden. s. Goel.

Einludlen ist ein an einigen Orten bei den Artilleristen gebräuchliches Wort, womit die Weise des Laufpulvers auf die Pfanne zu schütten ausgedruckt wird. Man steckt nemlich zuvor die Raumnadel in das Zündloch und ziehet sie während dem Einschütten des Laufpulvers wieder heraus. (6)

Einmachen: wird von dem sauren Kraut gebraucht, wenn es geschnitten, eingesalzen und zum Aufbewahren eingetretten oder eingestampft wird. Man sagt auch: rothe Rüben, Gurken u. dergl. einmachen. Dies Geschäfte ist in der Haushaltung allerdings nöthig, da man hiedurch viele Dinge der Fäulnis entzieht und lange zum Gebrauche und Nutzen vor Menschen und Vieh aufbehalten kann. s. sauer Kraut, Gurken, rothe Rüben. (13)

Einmachen, wird hier in dem Verstand genommen, wenn Früchte, Wurzeln, Rinden, u. s. w. in Zucker

der in Syrup verwandelt, eingeworfen werden, damit sie zum Aufbewahren tauglich seyn, auch einen angenehmen Geschmack erhalten.

Beim Einmachen mit Zucker, ist der feinste, der der vorzüglichste, auch gewissermassen der wohlfeilste. Das beste Verhältniß ist, eben so schwer Zucker als Früchte zu nehmen.

Die erste Arbeit ist die Läuterung des Zuckers. Zu diesem Endzweck wird der Zucker in Stücke zerschlagen, in kalt Wasser durchgezogen, in einen flachen Kessel gethan, über gelindes Feuer langsam gekocht, und fleißig geschäumt bis er ganz klar aufkocht.

Nun muß der geläuterte Zucker noch weiter durch das Ausdünsten des Wassers verdickt werden, jedoch erfodert eine Art von Confituren eine stärkere Verdickung als eine andere.

Der geringste Grad der Verdickung ist, wenn der Zucker spinnet, das heißt, wenn ein zwischen zwei Finger genommener Zuckertropfen sich ziehen läßt.

Der zweite Grad der Verdickung ist, wenn man das Wasser so lange abrauchen läßt, biß der Zucker im Kochen Perlen aufwirft, und ein zwischen den Finger genommener Tropfen sich ohne zu zerreißen in einen Faden ziehet: oder auch wenn ein in kalt Wasser gefallener Zuckertropfen, sich wie Wachs drücken und behandeln läßt. Dies ist der Grad der Verdickung welchen der Zucker haben muß, wenn er auf saftreiche und lange aufzubewahrende Früchte gegossen wird.

Der dritte Grad der Verdickung, und welcher in dem Fall erforderlich ist, wenn die Confecturen getrocknet werden sollen, wird erkannt, wenn der Zucker an einem eingetauchten Schaumlöffel in kleinen Blasen herabfließt.

Der vierte Grad ist, wenn der Zucker sich am Rande des Kessels ansetzt und weiß wird, als welches bei überzogenen Mandeln nöthig ist.

Der fünfte Grad ist, wenn man den Zucker mit hinzugefügtem Citronensafte über dem Feuer braun werden läßt. Es heißt alsdann braun gesottner Zucker, oder Caramel.

Zum Aufbewahren der eingemachten Sachen, sind die Confiturgläser, oder Töpfe von sogenannten Steingute gebräuchlich.

Die Früchten so eingemacht werden sollen, müßen langsam und nicht stark kochen. Fängt der Zucker beim Kochen stark zu schaumen an, und drohet mit dem Ueberlaufen, so wird er mit einer Erbse groß hineingeworfenen Butter, ohne Gefahr befriediget.

Von den gekochten Confituren verlangen einige warm, andre etwas kalt, in die Gefässe gethan zu werden. Im ersten Fall sind die Gläser trocken abzuwischen, und in eine Schüssel mit kalt Wasser zu setzen. Im andern Fall ist man blos besorgt, das Erkalten zu erleichtern, und dahin zu sehen, daß die Früchte in dem Kessel oder dem Geschirr in welchem sie sich befinden, keinen Geschmack annehmen.

Die mit dergleichen Confituren gefüllten Gefässe, müßen nicht erkalten, sodann mit einem durch Wachs gezogenen, die Form des Gefässes gemässen Papier belegt, ferner mit doppelten Papier zugebunden, und selbigem zuweilen einige Nadelstiche gegeben werden.

Möchte der Zucker aus den Früchten noch viel wäßriges an sich gezogen haben, und dadurch dünne geworden seyn, so muß er rein abgegossen, von neuem gekocht, und das wäßrige abgeraucht werden.

Wird das Eingemachte sauer, so ist kein anderer Rath, als den Zucker abzugiessen, etwa frischen Zucker und Wasser hinzuzufügen, noch einmal zu läutern, die Früchte selbst noch einmal abzukochen, und zu schäumen.

Sollte das Eingemachte vom Schimmel befallen werden, ist der Zucker ganz wegzunehmen, und frischer zu läutern.

Einige Früchte verlangen zuweilen frischen Zucker, der abgegossene wird zu Backwerk angewendet.

Wenn eingemachte Sachen sich candiren, so ist der Zucker zu dicke. Man macht die Candirung durch einen Zusatz von Wasser zergehen, und läutert sodann den Zucker aufs neue.

Die mit Confituren gefüllte Gefässe, sind für Sonne, Feuchtigkeit, Luft, Staub, und Ungeziefer in Sicherheit zu setzen. (19)

Einmähdige, einschärige Wiese. Eine Wiese, die des Jahrs nur einmal abgemähet wird. Entweder wann die Wiese vor sich nichts taugt, und kann nicht verbessert werden, oder sie wird nicht gedungt und nicht mehr als einmal gemähet werden, oder sie wird, wann sie auch gut ist, vorsetzlich nicht mehr als einmal gemähet; das erstere kann nicht seyn, dann ein jedes Land kann trächtiger gemacht werden; so muß eines von beeden letztern oder beede zugleich seyn; in beeden Fällen aber ist ein Beweis einer liederlichen Haushaltung. Gemeiniglich findet man dergleichen Wiesen da, wo die schädlichen Weidgänge noch im Gebrauche sind, oder wo der Bauer zu viele Feldgüter besitzet; ein guter Landwirth sollte nur durch den Schaden, der ihme daraus entstehet, bewogen werden, die Stallfütterung zu belieben. (13)

Einmännig, beim Bergwerkbau ein Kübel, oder auch ein Göpel, wodurch Berg und Erzt aus der Tiefe den Ziehschacht hinauf bis auf den Füllort der Treibeschachts, durch einen einzigen Haspelknecht gefördert wird; im Gegensatz des zweimännigen Kübels woran zwei Knechte ziehen müssen. (19)

Einmännige Bohrer heissen in Bergwerkern diejenigen Meißel, und Kolbenbohrer, welche durch einen einzigen Mann, vermittels des Fäustels ins Gestein hineingetrieben, und hernach herumgedrehet werden. (19)

Einmänniger Tuchmacherstuhl, ist ein solcher worauf schmale Tücher von einem einzigen Weber gewebet werden; im Gegensatz des zweimännigen Stuhls, worauf die breiten spanischen Tücher gewebet werden, und zwei Personen den Einschuß verrichten. (19)

Einmännisch, sagt man von einem Weberstuhl wenn er mit einem Mann besetzt ist, der stehend arbeitet, von einer Seite zur andern die Schützen auffängt, wohingegen da wo zwey Weber auf einem Stuhl arbeiten, sie sitzen und einander die Schützen zuwerfen.

Im Bergbau bedeutet einmännischer Kübel, einen solchen Kübel, der von einer Person aus der Grube gefördert werden kann. (19)

Einmariniren, s. Mariniren.

Einmaleins, oder der von seinem Erfinder sogenannte *abacus pythagoricus*, ist ein Täfelein, worinn man die Producte der Einer in einander finden kann. (s. Einer.) Man kann es erweitern, um auch die Producte grösserer Zahlen in einander daraus nehmen zu können, z. E. wie viel 13mal 19 macht, und nennet es alsdenn das grosse Einmaleins. Allein in den Artikeln: multipliciren und dividiren wird gezeiget, daß es überflüssig ist, indem kein Fall vorkom-

men kann, in welchem das gemeine oder kleine Einmaleins nicht zureichete.

Weil durch dessen Hülfe erst die Multiplication verrichtet werden soll, so muß es nicht selbst schon durch dieselbe construirt werden, und das kann sehr füglich geschehen. Denn, nachdem man die Einer in ihrer natürlichen Ordnung in eine Reihe hingeschrieben, addiret man jeden zu sich selbst, so kommt in der zweyten Reihe unter jeden das doppelte desselben. Das doppelte addirt man ferner zum einfachen in der obersten Reihe, so kommt in der dritten Reihe unter jeden Einer sein dreyfaches zu stehen. Eben so addirt man das Dreyfache zum Einfachen, so kommt in der vierten Reihe unter jeden Einer sein Vierfaches und so fort bis ans Ende. Weil nun in jeder Reihe die vorderste Zahl anzeiget, die wievielste Reihe sie seye, z. E. die dritte Reihe fängt mit 3, die vierte mit 4 an; so zeigt die erste Zahl der Reihe an, das wievielfache eine jede darinn stehende Zahl von der in der obersten Reihe darüber stehenden seye. Z. B. in dem gemeinen Einmaleins stehet in der Reihe die mit 4 anfängt, unter der Zahl 6 in der obersten Reihe 24 und daraus ersiehet man, daß 4mal 6 seye 24.

Wenn man nicht bis auf die gemeine 10 zählet, sondern weiter oder nicht so weit; z. B. wenn man nur bis 7 zählet, also die 7 zehne nennt und 10 schreibet, so muß man andere Einmaleins haben, die auf jede Zählungsart besonders eingerichtet sind. Wir wollen, weil doch das gemeine zu bekannt ist, das Einmaleins vor die Zahlungsart, da man bey 7 wendet, oder da der siebener zehen heißt, hieher setzen:

1	2	3	4	5	6
2	4	6	11	13	15
3	6	12	15	21	24
4	11	15	22	26	33
5	13	21	26	34	42
6	15	24	33	42	51

Sein Ursprung ist derselbige, der kaum erzählet worden, und sein Gebrauch ist gleichfalls derselbige. Will ich z. B. wissen, wie viel 5 mal 6 ist, so suche ich in der Reihe, die mit 5 anfängt, die Zahl die unter 6 in der obern Reihe stehet, und finde 42, welches mich lehret, daß bey dieser Zahlungsart 5 mal 6 = 42 seye. Weil es gleichviel ist, welcher von zweyen Factoren der Multiplicator und welcher der Multiplicandus genennet werde; so kann man, welchen man will von den beyden Factoren in der linken Columne und den andern in der obern Reihe aufsuchen. Z. E. in unserm Falle findet man in der Reihe, die mit 6 anfängt unter der obersten 5 wieder 42. Man lasse sich nicht fremd vorkommen, daß 5 mal 6 = 42 seye. Denn 40 sind viermal zehne, also jetzt viermal sieben, das ist, was man gewöhnlich 28 nennt. Also 40 und noch 2 sind die gemeine 30, als das Product von 5 in 6 nach dem gemeinen Einmaleins. Also die gemeine 30 heissen hier 42, und diese sind nicht mehr, als was so eben gesagt worden. Wollte man weiter z. E. bis 12 zählen, so könnte man den gemeinen Zehner a, den gemeinen Eilfer b nennen, damit der Zwölfer den Endnamen zehne behalte, und nach eben der Regel ein neues Täfelein construiren, worinn 5 mal 6 erst 26 seyn würde. Aber diese 20 wären zweymal 12, also diese 26 = 2. 12 + 6, wie es seyn muß. Je weiter man zählt, desto grösser wird das Einmaleins und desto grössere Mühe braucht man, es auswendig zu lernen.

In der Leibnizischen Dyadik hat man gar kein Einmaleins nöthig, oder vielmehr das ganze Einmaleins bestehet darinn, daß einmal eins eins seye. (s. Dyadik.) Allein man muß auch eine sehr kleine Menge mit einer sehr grossen Zahl ausdrücken, und z. B. 64 nach unserer Art zu zehlen sind 1000000 nach der Leibnizischen Art.

Wie die Neperische Rechenstäblein durch Zerschneidung des Einmaleins entstehen, und wie die Multiplication ohne Einmaleins verrichtet werden könne, wird an gehörigen Orten gelehret. (s. Rechenstäblein und multipliciren. (6)

Einmal eins. Hiezu hat **Weigel** das Siebengestirn oder die Gluckhenne, plejades, im Gestirne des Ochsen umgebildet, und es zum Wappen der Kaufleute gemacht. (6)

Einmündung, (Hydrotechnie) wird von Flüssen gesagt, die sich in einander ergiesen. Je spitziger der Winkel ist, unter dem sich der kleinere oder seichtere in den grössern und tiefern eingießt oder einmündet, desto ordentlicher wird der Lauf gesammter Flüsse nach der Einmündung werden. Wo Ströhme sich in einander ergiessen, daselbst entstehen aus mehreren Bahnen zusammengesetzte, jedoch nur da, wo sie zusammen stossen, zu beobachten sind; weiter herab sind sie wieder wie einzelne Bahnen zu behandeln. Das erste was hierbey zu untersuchen vorfällt, ist der Winkel, unter welchem beyde Ströhme sich miteinander vereinigen; das zweyte, die Geschwindigkeit oder die Kraft, mit welcher sie gegen einander kämpfen; das dritte die Tiefe, und das vierte die Verhältnißschwehre des Wassers. Alles dieses muß in Anschlag gebracht werden, wenn man die Vortheile oder den Schaden beurtheilen will, so aus der Einmündung entstehet. Die allgemeine Regel, nach welcher man sich in seiner Entscheidung zu richten hat, ist folgende. Jeder Strohm muß dem andern in seinem Laufe entweder gar nicht, oder doch so wenig als möglich hinderlich fallen. Ein Satz, der keines Beweises bedarf. Wem ist mit einer grössern Gefahr überschwemmt zu werden gedient! Je spitziger der Einmündungswinkel ist, desto weniger und je grösser er ist, desto mehr kämpfen die Ströhme, bey der Einmündung wider einander. Ein Lehrsatz der eines Beweises bedarf. Wenn ein Körper c, durch Kräfte von verschiedener Richtung, sondern erwählt die Diagonallinie c. f. zu seiner Bahn. Diese Diagonallinie entstehet, wenn man den Raum c. g. und c. h. welchen die einzelnen Kräfte a. b. in gleicher Zeit zurücke legen würden, in ein Parallelogram verwandelt, dessen Seite g. f. = c. h. und h. f. = c. g. nachmals e. f. zusammen ziehet. Alsdann ist nach den Grundsätzen der Mechanik f. der Punct, wo c. in eben der Zeit anlangen würde, wenn die einzelnen Kräfte a. und b. den Körper nach g. und die andern nach ihrer Direction denselben nach h. getrieben hätten. Nunmehro aber sollen diese Kräfte unter einem spitzigern Winkel d. c. e. den Körper c. anfallen; wird nicht das Parallelogramm, da der Winkel d. c. e. spitziger geworden, sich mehr verschieben! wird nicht die Linie c. l. länger werden? wird nicht der Körper e. einen geschwindern Lauf bekommen, weil c. l. länger worden, als c. f.? Man seze anstatt a. c. und

*) s. Tafel Wasserbau. Figur. 23.

b. c. die Bahnen zweyer Ströhme, so sieht man deutlich ein, daß der vereinigte Lauf desto schneller das Wasser in dem gemeinschaftlichen Canal fortschicken werde, je spitziger derjenige Winkel ist, unter welchem sie sich einander begegnen. Je grösser der Einmündungswinkel ist, desto gefährlicher wird die Einmündung, weil die vereinigte Geschwindigkeit abnimmt. Es giebt Ströhme, die nicht nur unter einem rechten Winkel eintretten, sondern auch manchmal unter einem stumpfen sich vereinigen, worauf ein ordentlicher Zweykampf entstehet, durch welchen der eintrettende Strohm aufgehalten wird, und weil er sich nicht seines Wassers entledigen kann, so lange aufschwillet, bis er das Uebergewicht über seinen Feind erhält, und wie über einen Wasserfall in den Kanal desselben hinein stürzet. Verändert man nun nicht die Einmündung, so entstehen ohne Unterlaß Ueberschwemmungen, zumal bey niedrigen Ufern. Es ist aber auch möglich, daß man zuweilen Canäle und Ströhme ohne allen Winkel vollkommen parallel mit einander verbinden kann. Denn so oft der Hauptstrohm mit einer Krümme dem eintrettenden entgegen kommt, so ist der Fall da, wo man sich dieses Vortheils bedienen kann, wie solches bey F. angedeutet worden, allwo der Strohm m. F. nach eben der Direction eintritt, nach welcher der andere fortfliesset. Dieser Vortheil ist so wichtig, daß man keine Unkosten zu scheuen hat, um ihn mitzunehmen, wofern nur die übrigen Umstände solches erlauben. Die Geschwindigkeit ist des Strohms Stärke, wenn nun der eintrettende sich schneller beweget als der Hauptstrohm, so ist solches ein Glück für alle Oberländer des eintrettenden, die keine sonderliche Stauung von Seiten des Hauptstrohms zu befürchten haben, als welcher von dem daher rauschenden Nebenstrohm weit genug zurück getrieben wird. Wenn aber der Hauptstrohm schneller fortstreichet als der Nebenstrohm, so hält er bey jeder Aufschwellung die Fluth des Nebenstrohms auf, treibt ihn wohl gar dergestalt in die Enge, daß er die Breite seiner Bahn verlieret, und genöthigt wird in die Tiefe zu wühlen. Z. B. Es waren a. c. und b. c. zwo Directionslinien zweyer Ströhme, deren Geschwindigkeiten gleich sind, so ist c. g. = c. f. und c. d. auf solchen Fall allemal die Diagonallinie eines Rombus. Wäre aber der Lauf von a. schneller, so entstehet die Rhomboide c. f. e. i. und c. e. ist die gemeinschaftliche Directionsline, welche also die vereinigte Wirkung vom Ufer entfernet, und was kann man mehr wünschen! Nun aber soll b. als der Hauptstrohm stärker wirken, alsdenn entstehet allemal eine Rhomboide c. g. h. f. deren Diagonallinie c. f. den eintrettenden Strohm zusammen presset, sich selbst aber dem Ufer nähert, welches denn von der Gewalt beyder Ströhme sehr mitgenommen wird. Die Tiefe, wenn sie in beyden Ströhmen nicht verschieden ist, oder wenigstens der eintrettende Strohm weniger Tiefe besitzet, als der Hauptstrohm, verändert in Ansehung des Abflusses nichts. Fliesset aber der Hauptstrohm schneller als der Nebenstrohm, so besitzet lezterer insgemein eine grössere Tiefe, weil seine Bahn wirklich geschmälert wird; dieses ist nun ein verdrüßlicher Umstand, sintemal der mächtigere Hauptstrohm, zumal wenn der Einmündungswinkel sehr groß ist, bey jeder Aufschwellung in das Bette des Nebenstrohms hinein stürzet, und auf dem Grund demselben entgegen lauft. Der schwache Nebenstrohm muß es sich gefallen lassen, daß er gehoben und zurück gedrängt wird, folglich sein Wasser nicht fortschaffen kann. Auf der Oberfläche offenbaret sich solches, wenn der eintrettende Strohm bey dem Abflusse, auch bey stillem Wetter, Wellen schlägt. Man sollte kaum glauben, daß die verschiedene eigenthümliche oder Verhältnißschwehre des Wassers auch das ihrige zu einem verhinderten Abflusse beytrüge, wenn nicht die Erfahrung solches bestättigte. Denn wenn das Wasser des Nebenstrohms schwerer ist, so wird solches desto stärker den Hauptstrohm, weil ein schwererer Körper den leichtern eher verdrängen kann, als umgekehrt, von sich stossen, womit man zufrieden seyn kann. Allein führet der Hauptstrohm schwerer Wasser, so erfolget gerade das Gegentheil, wofern nicht der Nebenstrohm durch seine mehrere Geschwindigkeit diesen Mängel ersezet. (18)

Einmündungscanal, (Wasserbau) wird ein Canal genennt, der sein Wasser in einen andern gleichgrossen oder wohl noch grössern liefert. Floßgräben, welche in Flüsse geleitet werden, Kunstgräben welche das Wasser wieder in den Fluß liefern, sind wahre Einmündungscanäle. Es werden auch Flüsse welche sich in andere ergiessen, Einmündungsflüsse genennt, so mündet sich zum Beyspiel zu Costheim bey Mainz, der Mayn in den Rheinfluß. Es richtet die Einmündung eines Flusses oder Canals oft in dem Hauptfluß und dessen Ufern grosses Unheil an, legt im ersten Insuln an, macht Kolke und Vertieffungen im Flußbette, in leztern aber greift er die Ufer an und wäscht solche aus. Beyspiele hievon sind nicht selten, sondern täglich. Gewöhnlichermassen trift man um solche zu verhüten die Anstalt, daß man die Ufer mit Faschinen, Bäuen, Mauern und Holzschahlungen faßt, — daß diese weit nicht hinreichen dem Uebel abzuhelfen, zeigt deren baldiger Einsturz, ihre öftere und unausgesezte Ausbesserung. Man baut sich arm daran, und schreit beständig über den bösen Flußnachbar, ohne daran zu denken, das Uebel aus dem Grund zu heben. Mündet sich ein Fluß unter einem rechten Winkel ein, so muß er billig das gegenüberstehende Ufer angreifen. Ist der Einmündungsfluß oder Canal da wo er sich einmündet überflüssig breit, oder auch der, in welchen er sich einmündet, so giebt es Insuln. Hat der erstere viel Gefälle und einen schnellen Fall, durch den er sich abstürzend ergießt, so giebt es Kolke. Will man also mit Sicherheit abhelfen, seine Ufer erhalten, keine Kolke und Insul haben, so gebe man der Einmündung durch abgraben und Buhnen in derselben eine solche Richtung, daß sie das Ufer nicht mehr unter einem rechten Winkel sondern schräge anfällt. — Verengert man den Fluß der sich einmündet da, wo er in den andern tritt, so wird man keine Insuln mehr sehen, und vermindert man den Sturz und die Gewalt des sich einmündenden Flusses an solchem Ort, so werden auch die Kolke und Vertiefungen unterbleiben. (18)

Einmündungsröhre, (Salzwerkswissenschaft) nennt man bey Sinkwerken der Salzbergwerke diejenigen hölzerne Röhren, welche in den Hahnekasten oder dem Tageschacht gehet, um das süsse Wasser aus solchem wieder zu empfangen, welches in dem Schachte durch Sinkröhren in das Salzgebürg zum auflösen des Steinsalzes geführt wird. Damit sich kein Unrath in solche mit dem Wasser ziehe, so wird ein kupferner Seiher vor solchen angebracht. Auch verstehet man hierunter jede in eine Röhrleitung gehende Röhre, welche einen Theil Wasser von derselben abzuleiten bestimmt ist. (18)

Einmündungswinkel, (Wasserbau) s. Winkel.

Einmuten, heißt um die Aufnahme in eine Innung oder Gewerk zum Meister bitten; daher sagt man von einem noch nicht wirklich zum Meister aufgenommenen Gesellen, er stehet in der Muthung. (19)

Einnahme, wird bey Kaufleuthen eigentlich die wahre Geldlosung genennet; es heißt aber besonders bey Rechnungsführern eine Summe in Einnahme bringen, so viel als solche in das Cassabuch an seine Behörde aufzeichnen, als welches bey der Handlung um so mehr mit aller Aufmerksamkeit und Ordnung bey allen Geldeinnahmen, geschehen muß, damit eine bezahlte Schuld nicht etwa zweymal gefordert werden möchte, welches bey unordentlichem Aufschreiben gar leicht geschehen kann, und einem Kaufmann in solchem Falle bey seinen Kunden und Correspondenten eine schlechte Empfehlung machet. (28)

Einnetzen, wird vor einwässern, einspritzen, einfeuchten gebraucht. (24)

Einpansen; Panse, heißt in andern Gegenden der Bahre, das ist der Theil der Scheune, welcher gleich unten neben dem Scheurentennen ist, worein das Getraide, Heu u. dgl. gelegt wird. Einpansen heißt also: das Getraide heim in die Scheune oder in die Pansen, Bahren, bringen. Ehe man es da einleget, muß man in diese Behältnisse altes Stroh streuen, damit das Getraide auf der bloßen Erde nicht anlauft oder schimmelt. Wohl thut der Landwirth, wenn er sie mit Steinplatten belegen läßt; besser! wenn er sie brettern läßt, dies verhütet den Schimmel und man kann das ausgefallene Getraide wieder wohl zusammen kehren und zum Gebrauch aufbewahren. (13)

Einpapieren, oder das Tuch zur Tasche einpapieren, heißt in der Sprache des Tuchbereiters, zwischen den Tuch- und Zeuglagen zum erstenmal Preßspäne legen, um das Tuch oder den Zeug nachher in die warme Presse zu setzen. In dieser Absicht leget man das Tuch nach der Länge folgender Gestalt zusammen. Das Tuch wird Lagenweise nach einem Zickzack übereinander gelegt, in jede Lage dieses Zickzacks Papier oder ein Preßspan gesteckt, so, daß die rechte Seite des Tuchs das Papier auf beiden Seiten berührt. Die Breite jeder Lage bestimmt die Größe des Packbogens, und das in einem Zickzack gelegte Tuch, wird mit den Preßspäne in die Preße gelegt. (19)

Einpapieren des Zuckers. Den in Hüten fertig gewordnen Zucker umschlägt man bis beinahe zur Spitze des Huts in ein mit weissem Papier gefüttertes blaues Papier, legt dieses auf der Grundfläche des Zuckerhuts in einige Falten zusammen, setzt sodann auf die Spitze des Huts gleichfals einen Deckel von gefüttertem blauen Papier, und drehet ihn oben in der Spitze zusammen; endlich wird der Hut mit Bindfaden eingebunden und befestiget. Weisses Papier wird angewendet, um den Zucker nicht zu beschmutzen, blaues oder violettes aber auf der äussern Seite genommen um dadurch die weisse Farbe des Zuckers zu erhöhen. (19)

Einpfänner. (Salzwerkwissenschaft.) Werden diejenige genennt, welche jährlich nur in einer Pfanne zu sieden haben. Zu Halle in Schwaben wird ein Salzsieder hierunter verstanden, der jährlich nur in einer Pfanne 6 Wochen zu versieden hat. Sonst wird auch dieses Wort denen gegeben, die eigentlich nur einen Theil von dem in gewisse Theile vertheilten Salzwerke zu genießen haben. Es haben die Einpfänner gegen den Zweypfänner betrachtet weniger Gerechtsame, so darf zum Beispiel der Einpfänner nur 3 Stück Brennholz jährlich zum Salzwerk flößen. (18)

Einpflügen, ist eben das was einackern heißt.

Einpfropfung der Pocken, s. Blatternpelzen.

Einpropfung der Kräze. Obgleich das Zurücktreten der Kräze nicht alsbald tödtlich ist, so können doch daraus verschiedene Krankheiten ihren Ursprung nehmen, welche dem Arzt viele Mühe machen. Wenn die innerlich gebrauchte Arzneimittel den Ausschlag nicht wiederherauszutreiben vermögen, so thut man am besten dem Patienten die Kräze von aussen wieder mitzutheilen, und den innerlichen Gebrauch der Arzneien damit zu verbinden. Die äußere Mittheilung der Kräze geschieht am füglichsten, wenn man den Patienten bei einem Krätzigen schlafen läßt, oder wenn er die Kleider anlegt, die ein Krätziger kurz vorher getragen hat. Manche suchen auch die Kräze dadurch wieder hervorzubringen, indem sie mit einer Lanzette, oder einer an der Spitze etwas breitgeschliffenen und in frisches von einem Krätzigen genommenen Eiter, getauchten Nadel, die Haut des Patienten hier und da auf der Oberfläche durchstechen. (4)

Einpropfung des Trippers. Wenn der Fluß des Trippers zu früh aufgehört, und sich diese Materie auf einen andern Theil, als die Weichendrüsen, oder die Augen hingeworfen hat, so suchen manche, wann er durch innerliche und äußerliche Mittel nicht wiederherzustellen ist, ihn durch Bougies, die mit Trippermaterie bestrichen sind, die sie in die Harnröhre bringen, gleichsam einzupropfen, oder wieder in Fluß zu bringen. (4)

Einpfropfen des Weisels. Wenn in einem Bienenstock keine Königin oder keine Weisel ist, so schneidet man aus demselben, wann er voll ist, eine Tafel aus, und nimmt von einem guten Stock eine Tafel, an welcher von Jungen gefüllte Weiselhäuser sind, setzt sie an jener Stelle, und macht sie feste; so bekommt jener Weisellose Stock wieder eine Königin, und diese Operation heiset man den Weisel einpfropfen:

Einpfropfen von einem Baum gebraucht ist eben das, was Pfropfen bedeutet. (13)

Einpfuzen. (Salzwerkswissenschaft) Auf einigen Salinen, bey denen dieser Ausdruck gebräuchlich, verstehet man hierunter eine Arbeit, welche darinnen bestehet, daß man mittelst dem Pfuzeimer das zusammengelaufene Regen- oder um den Salzbrunnen aufgefangene Dach- und wilde Wasser aus dem Sumpf schöpft, und in einen andern höher liegenden giesset. Zu Halle in Sachsen geschiehet solches durch die Pfuzeimer aus den Spuhlen in höher liegende Rinnen, welche das wilde Wasser in die Saale leiten. (18)

Einprofiliren, nennen die Perlensticker das Einfassen gestickter Figuren am Rande mit gedrehten Schnüren, die Stiche darunter zu verbergen. (6)

Einpunkt. (*Phal. tortrix Kakeriziana.* L. Wiener Schmetterl. 127. 1.) So heißt ein Blattwickler mit gelblichten Flügeln, in deren jedem fast in der Mitte ein kleiner rostbrauner Punkt steht. An dem Hintereck aber sieht man einen rostfarbigobsoleten Strich. Die Fühlhörner sind braun.

Einpunkt, amerik. (*Cicindela unipunctata.* Fabr. Ein Sandläufer, der dem gefleckten Sandläufer, *Cicinc. hybrida*, überaus ähnlich ist.) Er ist purpurfarbig und hat einen einzigen weissen Seiten

punkt auf den Flügeldecken, unten ist er grünlich; die Lippe weiß. (24)

Einquartierung. Wenn ein Regiment oder ein Theil desselben in einer Stadt oder Ort einquartieret werden soll, so trift der Regimentsquartiermeister mit den Fouriers der Compagnien einen Tag oder wenigstens etliche Stunden vor dem Einmarsch der Truppen daselbst ein, meldet sich bey der Obrigkeit und legt die von den Commissairs unterzeichnete Quartiersassignation sammt der Specification der Staabs- und übrigen Officiere und des ganzen Regimentes derselben vor. Hierauf nimmt der Quartiermeister die vornehmsten und bequemsten nicht von dieser Belästigung eximirten Häuser vornemlich vor die Staabsofficiere auf Vorschlag der Obrigkeit in Augenschein, und man verfertiget mit Zuziehung der Obrigkeit Billets vor die Hauptleute, Subaltern- und Unterofficiere, wie auch vor die Gemeine. Diese theilet man den Fouriers aus, welche sie den Officiers und Gemeinen bey ihrer Ankunft zustellen, damit ein jeder von seinem Quartiere Besitz nehme. Müssen die Gemeine an dem Orte ihre ordentliche Wachen verrichten, so werden drey Mann auf ein zweyschläferichtes Bett gerechnet, weil der dritte jederzeit auf der Wache ist. Nach Unterschied, ob die Einquartierung in Freundes oder Feindes Land geschiehet, wird verordnet, was und wie viel ausser Dach, Fach und Lagerstadt verabfolget werden muß, und es verstehet sich, daß jedermann sich mit dem begnügen lässet und ohngeahndet nicht mehr zu erpressen sich unterfänget, als verordnet ist. Wie bey allen Dingen in der Welt Unterschleif möglich ist, so geschiehet es auch hier zuweilen, daß die Quartiermeister gegen ein Stück Geld assignirte Quartiere entweder gänzlich verschonen oder mit wenigerer Mannschaft belegen und an Orte verlegen, die sie nicht hätten berühren sollen. Sowohl die Officiers müssen acht geben, daß dieses nicht geschiehet, als jedes Ort, Stadt oder Dorf, ist befugt, allen Verfügungen sich so weit es in jedem Falle die Klugheit zulässet, zu widersetzen, die nicht mit den von den Commissairs gemachten und verglichenen Repartitionen übereinstimmen. Mehreres s. im Artikel: Winterquartier.

In Frankreich sind durchgehends Casernen eingeführt, bey welchen sich in grossen Städten Pavillons vor die Officiere befinden. (6)

Einquartierungsrecht, (*jus metatorum, jus inhospitationis.*) ist das Recht die Unterthanen zu nöthigen, daß sie Soldaten in ihre Häuser aufnehmen, und ihnen Wohnung gestatten müssen. Wenn feindliche Armeen in ein Land kommen, so ist von keinem Rechte die Frage, sondern jedermann muß sich die Einquartierung gefallen lassen; denn: inter arma silent leges. Wie es im Reich mit der Einquartierung der Reichstruppen gehalten werden solle, bestimmt der Reichsabschied von 1641. §. 19-28. und gegen die Einquartierungen fremder Truppen verspricht der Kaiser in der Wahlcapitulation Art. 4. §. 18. die Stände des Reichs zu schützen. Daß aber jene gesetzliche Verfügung, so wie dieses Versprechen nach den jedesmaligen Zeitumständen mannigfaltige Abweichung leiden, zeigt die Erfahrung. In Ansehung der Reichsständischen Truppen ist eine zwiefache Art von Einquartierungen üblich, erstlich in Casernen, und wo diese sich befinden, da sind gewöhnlich alle Einwohner des Orts von den Einquartierungslasten befreyet; jedoch pflegen diese Befreyungen gemeiniglich auf irgend eine Art von dem Landesherrn erkauft zu seyn. Daß diese Einrichtung auf einem gegenseitigen Vertrag zwischen dem Landesherrn und den Unterthanen beruhe, versteht sich von selbst. Wo keine solche Casernen sind, da werden die Soldaten bey den Unterthanen einquartiert, und diese müssen sich den Rechten nach dieser Last unterziehen. Man betrachtet aber diese Last überhaupt als ein Onus reale, oder eine Last die auf dem Hause selbst haftet; mithin sieht man hieraus schon wer zu Tragung derselben verpflichtet sey. Indessen wird sie doch auch in manchen Landen als eine persönliche Last der Unterthanen betrachtet, und alsdenn kann sie freylich auch denen, die nur zur Miethe wohnen, aufgebürdet werden. In Ansehung der Befreyung von dieser Last kommt alles auf eines jeden Landes besondere Rechte und Verfassung an. An manchen Orten sind gewisse Häuser durch besondere Privilegia für Freyhäuser erklärt. Doch muß man sich in diesem Falle hüten, daß man nicht eine Steuerfreyheit für Einquartierungsfreyheit halte, oder von jener auf diese einen Schluß mache. Nach den Gesetzen und und Herkommen vieler Lande werden, Edelleute, Professores, Advocaten, Postmeister, Geistliche, Bauern u. dgl. von der Einquartierung befreyet gehalten. Bisweilen muß diese Befreyung durch gewisse Quartiergelder erkauft werden. Wiederum erstreckt sich auch das Recht der Einquartierten auf zweyerley Gattungen. Der Belegte giebt entweder nur Dach und Fach, oder ein warmes Zimmer und Bette, und muß dem Soldaten erlauben bey seinem, als des Belegten Feuer mit zu kochen: oder der Quartiersmann muß dem Soldaten auch Hausmannskost geben, oder ihn mit sich essen lassen, in welchem Falle der Soldat zufrieden seyn muß, wenn er eben so gut zu essen bekommt, als es der Quartiersmann und seine Familie selber geniessen. Getränk hat alsdenn hin und wider der Soldat gleichfalls zu fordern, an einigen Orten auch nicht; und bald bekommt der Belegte für das alles einen Ersatz, bald keinen. Auch kann ein Landesherr die bisherige Verfassung in diesem Stücke nach Gutbefinden ändern, wenn er nicht durch Verträge gebunden ist. (15)

Einquartierungszettel. s. Billet.

Einrammeln. (Baukunst) Ist eine Bauarbeit besonders bey den Wassergebäuden, welche mit der Rammmaschine geschiehet, und darin bestehet, daß man Pfähle in den Grund stößt und schlägt. Sonst nennen einige diese Verrichtung auch das Einstossen, Einschlagen, das was der Pfahl dabey thut, aber wird das Eindringen genennt. Ein Pfahl wird um so fester stehen, je tiefer er geschlagen oder eingerammet wird. So allgemein diese Erfahrung sich erstrecket, so richtig sie mit mathematischen Gründen zu erweisen stehet, so findet man doch einige Ausnahmen, welche durch physische Ereignisse gemacht werden. Man nimmt nemlich wahr, daß zu Zeiten derjenige Pfahl, der so fest gestanden, daß er nicht weiter mehr eindringen wollte, nun auf einmal anfangt nach noch etlich erhaltenen Stössen, ganz gerne und sehr leicht einzudringen. Ein andrer aber der sich nicht weiter mehr wird rammen lassen, wird bey jedem darauf erfolgtem Stosse aber lockerer als bey dem vorhergehenden zu stehen kommen, ja mit jedem Schlage dessen Festigkeit im Boden vermindert werden. Die Ursache der ersten Bemerkung kommt von der Beschaffenheit der Erdlagen und Erdschichten. Der Pfahl, welcher oben durch festere Erdschichten gedrungen, kommt nun auf lockere oder gar auf einen Sumpf, warum sollte er also in diesem leztern nicht leichter eindringen. Die zweyte

Bemerkung wird da gemacht, wo die Pfähle unten entweder keine eiſerne Schuhe haben, oder doch ſolche abgeſprungen ſind. Dieſe Pfähle wenn ſie im Grunde bey ihrem Eindringen auf Steine treffen, zerſplittern unten, breiten ſich aus, und dringen alſo nicht tiefer mehr ein; wird nun weiter darauf gerammt, ſo ſchlagen ſie ſich von dem andringenden Grunde an dem ſie ſich angeſchloſſen los, und ſtehen mit jedem Schlage weniger feſter im Boden. Man nennt dieſes das Losſchlagen der Pfähle. Das eigentliche Maas wie tief ein Pfahl einzuſchlagen, wird von den Practicis darin beſtimmt, daß ſie ſagen, ſo lange ſoll ein Pfahl eingerammt werden, bis der Schlegel oder Bäer der auf ihn ſtößt, zurückprallt, welches ſie das Jungfernſpringen nennen. Pfähle, die in das Waſſer gerammt werden ſollen, müſſen zur Zeit des kleinſten Waſſers eingeſtoſſen werden. Das Einrammen geſchiehet auf verſchiedenen Orten, welche die Arbeit dabey nicht gleich ſondern öfters ſehr beſchwerlich machen. Man hat Pfähle nicht blos im Lande, ſondern auch im Waſſer, am Ufer, im ſtillenden, im reiſſenden, im ſeichten und tiefen Waſſer einzurammen. Alle dieſe erfordern beſondere Anſtalten, die ich hier kürzlich durchgehen werde. Ein Pfahl auf einem Floß, oder Fach, einzurammen, machet man in dem mittlern Baum oben, mitten und unten Löcher durch, und ſchläget durch ſolche kleine Pfähle in den Boden; an den Seiten der zwey äuſſerſten Bäume kann man Einſchnitte machen, und an ſelbigen auch kleine Pfähle ſchlagen, damit der Floß vom Waſſer nicht hinweggeriſſen werden kann. So bald dieſes zu Stande gebracht, ſo ſchläget man mit einem von oben beſchriebenen Handrammler oder Schlegel die Gerüſtpfähle von ohngefehr 6 bis 8 Zoll ſtark, ſo hoch als es der Bau erfordert, befeſtiget auf ſelbige Queerhölzer, darauf die Lagerhölzer zu liegen kommen, und bedecket dieſe mit ſtarken Bohlen oder Läden, ſo kann das Schlagwerk ſicher darauf ſtehen, und die Umdämmungspfähle eingeſchlagen werden. Bey ſtarken und tiefen Flüſſen muß man ſich zweyer Schiffe bedienen, worüber Bohlen geleget, auf welche das Schlagwerk oder die Rammmaſchine aufgeſtellet wird. Hat man aber eine Uferbefeſtigung vorzunehmen, ſo kann man ein fliegendes Gerüſte folgendermaſſen verfertigen; indem man einen Floß mit Baſtſeilen an dem Ufer befeſtigt, und mit der Handrammel auf die Gerüſtpfähle, einen ſo weit von einander ſchläget, als es nöthig ſeyn wird. Machet man ferner an die Pfähle ein Queerholz mit Stricken und Klammern feſte, darauf aber Lagerhölzer, welche zugleich auf dem Landboden in kleinen Gräben mehrerer Veſtigkeit willen aufliegen, ſo befeſtiget man hierauf Bohlen, worauf das Schlagwerk die Umdämmungspfähle einzuſchlagen ſtehet. In ſehr tiefen Waſſern wie die See müſſen die Pfähle auf Schiffen eingerammt werden. Es werden zu dem Ende zwey kleine Fiſcherkähne oder Ever zuſammengekuppelt, darauf die Ramme geſetzt, und die Pfähle, ſo weit es nicht mit Pfaffenmützen und Handbecken mehr gut gehen will, damit eingeſchlagen. Wenn man ſonſt einen Prahm oder ander plattes und breites Fahrzeug haben kann; ſo iſt die Bequemlichkeit damit verknüpfet, daß, indem davon an einer Reihe längs geſchlagen wird, die bey der Fluth zu hoch ſtehen gebliebene Pfähle bey der Ebbe tiefer nachgeſchlagen werden können. Hingegen, weil von zwey Schiffen zwiſchen inne geſchlagen wird, ſo müſſen die Pfähle, wie ſie einmal ſtehen, gelaſſen werden, und es läßt ſich daher nicht vor halber Ebbe arbeiten. Wenn aber ein breites Waſſer und ſchlimmer Wind aufſtehet, daß für die ſtarke Brandung ſelten mit Schiffen zu rammen, und die Ramme bey entſtehender Unruhe nicht einmal in Sicherheit zu bringen iſt, ſo müſſen blos Stellagepfähle auf Schiffen vorausgeſchlagen, und von einer anzulegenden feſten Stellung demnächſt die Küſtreihen eingerammet werden. Es iſt auch dieſes nöthig, wenn der Grund ſo hart wäre, daß man die Pfähle nur ſehr langſam, und mit einem ſchweren Bocke eintreiben könnte, welches auf Schiffen, auſſer der Unruhe vom Winde, wodurch die Arbeit oft unterbrochen wird, auch um deswillen ſchwerlich und noch langſamer von ſtatten gehet, weil der Bock nicht zu hoch darauf, als auf einer Stellung gehoben werden und niederfallen kann. Denn indem die vorne auf den Schiffen ſtehende Mannſchaft den Bock der auf dem Hintertheile ruhenden Ramme in die Höhe ziehet; ſo verlieret ſich ſo viel von der erſtern ihrem Gewichte, als die Kraft beträget, womit der Bock aufgezogen wird, und hänget ſich im Gleichgewichte mit dem Bocke an der Ramme gleichſam wieder an. Da nun zu gleicher Zeit der Hintertheil der Schiffe, worauf die Ramme ſtehet, ſo vielmehr beſchweret, als der Vordertheil erleichtert wird; ſo drucket ſich bey jedem Zuge erſterer mit der Ramme ſo viel tiefer ein, als letzterer in die Höhe ſich giebet, mithin kann der Bock nicht ſo hoch von dem Pfahle abgehoben werden, und wieder darauf fallen, als wenn alles feſte ſtehet. (18)

Einräumen. ſ. Eingeſtändnis.

Einrechung, heißt die Vergleichung oder der Abzug einer Summe von einer andern, wenn man nemlich an einer Schuld, welche mit Intereſſen laufet, eine Zahlung auf Abſchlag empfangt, und hievon ſogleich den Rückſtand der verfallenen Intereſſe abziehet, das übrige aber alsdenn erſt auf das Capital einrechnet, damit dieſes immer wegen der fortlaufenden Intereſſen ſeinen reinen Beſtand behält. (28)

Einreden, nennt man im deutſchen Gerichtsſtyl eben das, was man lateiniſch Exceptiones nennt; nemlich die Einwendungen, welche der Beklagte gegen die Anſprüche des Klägers vorbringt. Von den mancherley Gattungen derſelben. ſ. den Art. Exceptio. (15)

Einreiben, Einſchmieren, iſt eine Operation, wo bey äuſſerlichen, oder innerlichen Krankheiten gewiſſe Arzneymittel von auſſen eingerieben werden. Bey der Grätze werden z. B. zur gehörigen Zeit gewiſſe Salben, in die Gelenke, oder an andere Orte eingerieben. Bey der Verſtopfung des Unterleibs werden auflöſende Mittel auf dieſe Art von auſſen gebraucht. Bey der Luſtſeuche bediente man ſich einer Salbe aus lebendigem Queckſilber und Schweinefett, die man von Zeit zu Zeit bis zu erfolgtem genugſamen Speichelfluß einſchmierte. (ſ. Schmierkur.) Nach der unterſchiedenen Art der Krankheit, wogegen das Einreiben dieſer Mittel gebraucht werden ſoll, können dieſe Arzneyen, öhligt, wäſſericht, geiſtig, balſamiſch, fett, ſalzigt u. ſ. w. ſeyn, und können ſowohl warm als kalt angewendet werden. Das trokne Reiben des Körpers muß mit dieſen naſſen Einreibungen nicht verwechſelt werden. (4)

Einreiber, Werkzeug des Zinngieſſers, aus einem vierkantigen Stück Zinn, an einem hölzernen Heft beſtehend. Der Künſtler bedient ſich des Einreibers, wenn er die beyden vereinigten Theile eines Gewindes einreiben will. Von dieſen mit einem zinnernen Nagel vereinigten Theilen eines Gewindes, wird die eine

Hälfte in einen Schraubenſtock eingeſpannt, die andre Hälfte aber ſteckt man in das Loch des Einreibers und bewegt dieſen Theil damit hin und her, wodurch das etwanige Spannen oder Reiben des Gewindes verhindert, oder das Auf- und Zumachen erleichtert wird. (19)

Einreihen der Kette, Geſchäfte des Leinewebers. Die Fäden der Kette oder des Aufzuges werden bey dem Leineweber nach den verſchiednen Arten des Leinenzeuges, die derſelbige verfertiget, auch verſchiedentlich in die Kämme oder Schäfte eingereihet. Alle diejenigen Kettenfäden, woraus gewöhnliche Leinewand gewebet wird, werden ohne alle Kunſt in die Schäfte eingezogen. Gemeiniglich wird die Leinewand mit zwey Schäften gewebet, und deswegen die Kette ein Faden um den andern durch die Augen der beyden Schäfte durchgezogen, ſo daß alle Fäden des Oberſprungs in die Augen des erſten Schafts, und die ſämmtliche Fäden des Unterſprungs in die Augen des zweyten Schafts eingezogen werden. (19)

Einreihen der Kette des Seidenwürkers und Zeugmachers. Die Zeuge dieſer Künſtler, theilen ſich in drey Hauptarten, nemlich in glatte, faconirte, und gezogene; man wird alſo auch nicht zweifeln, daß ſie verſchiedene Werkzeuge anwenden, und das Einreihen ſelbſt auf mancherley Art veranſtalten müſſen. Da aber die ganze Verfahrungsart bey jeder beſondern Manufactur umſtändlich beſchrieben wird, ſo will man um Wiederholungen zu vermeiden, den Leſer dahin verweiſen. (19)

Einreihen der Kette zum Tuch, wird auf eben die Art als beym Leineweber verrichtet, weil beyde Handwerker mit zwey Schäften weben. So bald aber der Tuchmacher geköpertes Tuch webet, ſo muß er ſeine Kette in vier Schäften einreihen, und zwar von hinten nach vorne. (19)

Einreiten, iſt eben ſo viel als das Einlager. ſ. dieſen Artikel.

Einrichten, Reponiren, Zurückſchieben, iſt eine chirurgiſche Operation, wodurch Knochen und Knorpel, die aus ihrer natürlichen Lage gewichen ſind, wieder in dieſelbe zurückgebracht werden. Es geſchieht dies entweder mit Inſtrumenten, oder mit den bloſen Händen, wovon unter dem Artikel: Verrenkung, weitläuftiger wird gehandelt werden. Auch kann man unter Beinbruch davon nachleſen. (4)

Einricht-Streck- oder Ziehebank, (die Hippokratiſche) Scamnum Hippokratis, iſt eine Maſchine, die ehedem zum Ausſtrecken und Einrichten der gebrochenen und verrenkten Glieder gebraucht wurde. Sie iſt heutiges Tages nicht mehr üblich. Wer eine Beſchreibung davon verlangt, findet dieſelbe in Sculetus W. A. Zeughauſe, S. 45., und ihre Abbildung auf der 23. Tafel, Fig. 5. (4)

Einrichtung der Brüche. ſ. Bruch (arithmetiſch.)

Einrichtung der Gleichung, (*reductio aquationis*) iſt dasjenige, deſſen im Artikel: Auflöſung einer Aufgabe, Th. II. S. 231. a. Num. 3. u. f. kürzlich Erwähnung geſchehen, und davon im Artikel: Gleichung, umſtändlicher geredet wird. (6)

Einrichtung der Rede. ſ. Anordnung, Rede.

Einrichtung der Weberſtühle, betrift die innere Zubereitung der Stühle zu den mancherley Zeugen. Wohin denn hauptſächlich gehöret, daß die Kämme oder Schäfte nach Maaßgabe des Zeuges, welcher auf dem Stuhl gemacht werden ſoll, eingerichtet werden, oder daß man einen Weberſtuhl in den Stand ſetzt, eine beſtimmte Zeugart darauf zu weben. (19)

Einriß. (Waſſerbau) An den Flüſſen die ſtarkes Gefälle haben, reiſſen ſie da, wo ſtarke Krümmen und Wendungen der Flüſſe ſind, gern in die Ufer ein, und machen einen Seitenſtrohm, welchen man alsdenn einen Einriß nennt. Da wo man das Waſſer im Fluß zur Schiffarth oder Betreibung der Mühlen und anderer gehenden Werke nöthig hat, wird er ſchädlich; wo aber ſolches nicht iſt, wo er aus dem krummen Weg einen kürzern von ſelbſt wählet, und wo oft viele Morgen und Tagwerke der beſten Wieſen erſpart und erhalten werden, da, wo dadurch mancher Ueberſchwemmung begegnet wird, kann ein ſolcher Einriß oft von den nützlichſten Folgen ſeyn. Man kommt in dieſem Fall den natürlichen Wirkungen öfters mit einem dem Einriß gegen über angelegten Einbau zu Hülfe, um das Waſſer beſſer in den neuen Graben und Canal zu zwingen ſuchen, damit der alte eben ſo wie dieſer erweitert wird, verlaufe, und wie dieſer verläuft, der Einbau verlängert, und dadurch immer mehr Strohm nach der neuen Oeffnung geleitet werden könne. (18)

Einritt, (*Intrada*) das Einreiten, iſt eben das, was gewöhnlicher Einlager genennt wird. ſ. dieſen Artikel. (15)

Einrittsrecht, nennt man das dem Landesherrn zuſtehende Recht, zu fordern, daß ſeine Unterthanen oder Vaſallen, ihn bey ſolennen Einzügen einholen, ihm den Thorſchlüſſel übergeben, ſeiner in Parade erwarten, und ihn beym Abzuge begleiten müſſen. Es iſt eine Art von Homagium; (ſ. dieſen Artikel) weshalb denn auch dieſe Schutzherrn dergleichen nicht zu fordern berechtigt ſind. (15)

Einrühren, gebraucht man, wenn man z. E. einen Teig zu einem Kochwerk oder Gebackenes zurecht macht, oder wenn man in eine Brühe Mehl, Eyer u. ſ. w. einrühret. (24)

Eins heiſet, was entweder wirklich etwas unzertrenntes iſt, oder davor angeſehen wird. (ſ. Einheit) Kommt dazu ein anders, noch ein anders u. ſ. w. von derſelben Art, ſo entſtehet daraus die Menge, deren Angabe oder Beſtimmung Zahl genennt wird. Eins iſt alſo ſelbſt keine Zahl, ſondern das, was der Zahl zum Grund liegt und woraus vorangezeigtermaſſen die Zahl wird. Inſofern man eine gewiſſe Menge als was Zuſammengehöriges, als was Unzertrenntes, anſiehet, z. B. inſofern man 60 Kreuzer als den Gulden betrachtet, macht man die Zahl zu eins. Als Gulden iſt es eins, als Kreuzer ſind es 60. Man ſiehet alſo, daß eine Zahl eins und eins eine Zahl ſeyn kann; aber in welcher Betrachtung es eins iſt, in derſelben iſt keine Zahl. Die Ziffer, womit wir eins bezeichnen, iſt 1 und, wenn man ſich der römiſchen Ziffern bedient, I. Andre Nationen, die ihre Buchſtaben als Ziffern brauchen, wählen gemeiniglich ihren erſten Buchſtaben zum einer, wie die Griechen ihr α.

Eine Zahl, welche eine Menge hingeſetzter, vorhandener, ſolcher Einheiten, dergleichen man zum Grund legt, angiebt, heißt poſitiv; welche aber eine Menge weggenommener, abgehender, ſolcher Einheiten angiebt, heißt negativ. Wenn 90 Thaler auf dem Tiſche liegen, wovon Titius jedesmal zwey und ich den dritten haben ſoll; ſo nenne ich, der ich meine Thaler zähle, oder den mir zugehörigen Thaler zur Einheit macht, die 30, die mir zufallen, poſitiv und die

übrigen 60 Thaler, die mir abgehen, negativ. Titius, der ſeine Thaler zählt, oder die ihm zugehörigen zur Einheit macht, nennt die 60 Thaler, die ihm zufallen, poſitiv und die übrigen 30 Thaler, die ihm an der vorhandenen ganzen Summe abgehen, negativ. Alſo eben dieſelbe Thaler ſind poſitiv und negativ, nachdem man die mir oder dem andern zufallenden zur Einheit macht, und das iſt poſitiv, worin die Einheit ſelbſt enthalten iſt, negativ, worin ihr Gegentheil, ihr Entgegengeſetztes, enthalten iſt. Mehreres hievon ſ. im Artikel: Gröſſe.

Meſſen iſt ſo viel, als eine Gröſſe vor eins annehmen und ihr Verhältniß gegen eine andre ſuchen, und die vor eins angenommene Gröſſe iſt das Maas. Wenn man alſo in der Gleichung vor eine krumme Linie eine gewiſſe beſtändige Gröſſe vor eins annimmt; ſo macht man dieſelbe dadurch zum Maaſe, womit man die übrigen Linien mißt. Z. E. gewöhnlich drückt man die Gleichung vor die Parabel ſo aus, $ax = y^2$. Nehme ich a vor 1 an und verwandle alſo jene in $x = y^2$; ſo iſt der Parameter das Maas, womit die Coordinaten gemeſſen werden. Wäre z. B. der Parameter 8 Zolle lang, damit, wenn die Abſciſſe 2 Zolle hält, die dazu gehörige Semiordinate 4 Zolle halte; ſo wird, wenn man nicht mehr den Zoll ſondern den Parameter zum Maaſe macht, die Abſciſſe $= \frac{1}{4}$ und die dazu gehörige Semiordinate $= \frac{1}{2}$. (6)

Eins und daſſelbe. ſ. Einerley der Zahl nach.

Eins und zwey. (*Pap. pleb. rur. Lara.*) ſ. unter Nymphen mit Augen.

Einſaamige Kapſel, (botan.) (*Capſula monoſperma*) heißt eine Saamenkapſel in welcher nur ein Saamenkorn enthalten iſt. (9)

Einſaat und Einſäen, iſt eine gewöhnliche Redensart, wenn ein Acker mit Saamen gehörig beſaet worden. ſ. auch Ausſaat. (24)

Einſage, heißt in den deutſchen Rechtsbüchern erſtlich ſo viel als Einreden, Ausflucht, Exception. Zweytens verſteht man darunter auch den Einſpruch gegen die vorſeyende Verheyrathung zweyer Perſonen, wenn jemand ſolche Hinderniſſe anzeigt, um derentwillen, dieſe Perſonen nicht als Eheleute bey einander wohnen können. (15)

Einſalzen. Alles Fleiſch hält ſich nicht lange und faulet ſehr bald; vor dieſer frühen Fäulniß aber verwahrt es das Salz; die Hausmutter will es nach und nach verkochen, daher ſalzt ſie es ein und weil ſie es doch aus dem Salz nicht alles verkochen, ſondern noch länger aufbehalten will, ſo hängt ſie es, wenn das Scheinefleiſch vorher 12 bis 14 Tage; das Rindfleiſch und Ochſenfleiſch 16 bis 20 Tage im Salze gelegen iſt, in den Rauch des Camins und dörret es ab. Das Einſalzen geſchiehet ſo: Man haue alles in gute Stücke, ſtreue unten in das hölzerne Gefäs, worein es gelegt werden ſoll, ein paar Hände voll Salz, lege eine Schichte Fleiſch genau zuſammen, denn ſtreue man wieder wohl Salz auf und fahre damit von unten bis oben fort, ſo daß immer auf jede Schicht Fleiſch Salz kommet: (das Fleiſch muß genau zuſammengepackt werden, ſonſt lauft es an) beſchüttet es mit Waſſer, ſo daß es oben über das Fleiſch gehet, alsdenn belegt man es mit Brettern und beſchweret es mit Steinen aufs beſte. Nimmt man zum gemeinen Salz, zur Maas vier Loth Salpeterſalz, ſo wird das Fleiſch ſchön roth und erhält ſich recht gut. Hat man groſſe Stücke Fleiſch, als Schweinskeulen, ſo muß man das Bein, ehe man ſie einleget, recht wohl mit Salz reiben, und denn auch damit gut überſtreuen. (13)

Einſalzen des Fleiſches. Es iſt eine Folge der heilſamen Wirkungen, welche durch die Errichtung der geſitteten bürgerlichen Geſellſchaften hervorgebracht worden, daß man durch eine künſtliche Aufbewahrung des Ueberfluſſes der Nahrungsmittel dem möglichen Mangel künftiger Zeiten hat ſuchen vorzubeugen: eine Vorſicht, welche den Wilden unbekannt iſt, die wegen der möglichen Noth der Zukunft keine Maasregeln zu ergreifen pflegen. Dieſer Vorſicht des geſitteten Lebens iſt unter andern auch die Kunſt zu verdanken, das Fleiſch und die Fiſche vermittelſt des Salzes zu erhalten, eine Kunſt, welche noch in neuern Zeiten in Abſicht der Handgriffe, die Heringe einzuſalzen, von Carl dem Fünften mit einer Ehrenſäule iſt belohnt worden, die er dem Erfinder derſelben, dem G. Bukel hat ſetzen laſſen.

Die Aegypter ſcheinen in den älteſten Zeiten ſchon die Eigenſchaft des Salzes gekannt zu haben, daß es die Körper, welche man damit beſtreuet und feucht werden läßt, für der Fäulnis bewahrt. Sie wußten dieſe Erfindung zu nutzen. Denn die Kunſt, Fleiſch und Fiſche einzuſalzen, ſteigt bey dieſem Volke bis in die älteſten Zeiten hinan. Von der Zeit des Moeris, eines der alten Beherrſcher Aegyptens, gab es, nach dem Diodor, eine ſehr groſſe Anzahl von Arbeiter, deren einzige Beſchäftigung es war, die Fiſche zu ſalzen, welche man im Canal, der auf dieſes Fürſten Befehl war gegraben worden, zu fangen pflegte. Von den Aegyptiern lernten ohne Zweifel die Iſraeliten die Kunſt, das Fleiſch mittelſt des Salzes zu erhalten; eine Kunſt, deren ſie ſich, nach dem Calmet über 4 Moſ. 11, 32. in der Wüſten bedienten. (21)

Einſamkeit. Obgleich der Menſch überhaupt betrachtet zur Geſelligkeit geneigt iſt, ſo giebt es doch hier und da einige, welche vermöge ihres Temperaments, oder der Erziehung, oder auch wegen gewiſſer vorhergegangner Schickſale ſich dem Umgang mit andern Menſchen entziehen, und die Einſamkeit ſuchen. Weil die Einſamkeit zum Nachdenken, und zur Andacht bequemer iſt, als der Aufenthalt unter andern Menſchen, ſo haben auch verſchiedne, ſowohl Philoſophen, als auch Glieder mancherley Religion aus dieſem Grund die Einſamkeit dem Leben unter andern Menſchen vorgezogen; manche freylich auch nur blos zum Schein, um ſich dadurch auf irgend eine Art über andere Menſchen zu erheben. Bereits ehe es Chriſten gab fanden ſich unter den Juden und Heiden allerley Leute, welche ſich aus der menſchlichen Geſellſchaft entfernten, und in Einöden begaben. Unter den Chriſten hielten auch ſchon im 2. Jahrhundert viele dafür, daß man in der Einſamkeit Gott beſſer dienen, ſich mehr mit der Betrachtung göttlicher Dinge beſchäftigen; und ſich deſto leichter vor den Reizungen zu allerley Laſtern verwahren könnte. Hierzu kamen noch die Verfolgungen der Heiden, durch welche viele in Einöden zu flüchten genöthigt waren, und von denen verſchiedne auch nachher, als die Verfolgungen aufgehört hatten, an einer ſolchen Lebensart Geſchmack fanden, und ſich ſchmeichelten, dadurch einen höhern Grad von Vollkommenheit zu erlangen. Und ſo ſtunden Aſceten, Einſiedler oder Eremiten, und bald darauf Mönche wie auch Myſtiker, welche alle die Einſamkeit, ein jeder Theil auf ſeine Art, anpreiſen; und wovon in eignen Artikeln weiter nachzuſehen iſt. (1)

Einſätze, Fiſchgruben, Winterung, Kös'ein, Stich; ſind kleine Teiche, gemeiniglich an gröſſern Teichen gegraben, in welche man aus dem groſſen Teich oder ſonſt woher ein fallendes Waſſer oder eine Quelle läßt, daß die Fiſche die Winters über oder ſonſt darin aufbehalten werden, ſtets friſches Waſſer haben, und die Grube nicht ganz zufrieret, und man auch zu allen Zeiten im Stand iſt, mit weniger Arbeit daraus Fiſche zu holen. Speisfiſche, Brut und Setzlinge werden darinnen aufbewahret, um jene zu verſpeiſen, dieſe wieder auf den Frühling in andere Teiche zu verſetzen. (13)

Einſammlungsfeſt. ſ. Lauberhüttenfeſt.

Einſatz. ſ. Einſetzung.

Einſatz, heißt bey dem Münzweſen, die beſchickte Maſſe von Gold oder Silber ſo auf einmal in den Tiegel kommt, um eine Sorte Geld daraus zu münzen. Kann 2000 Mrk. ſtark ſeyn, und in einem Paſſauer oder Hafnerszeller Tiegel geſchmolzen werden. (29)

Einſatzgewicht, ſo heißt in der Probierkunſt das gröſſere Gewicht von einem oder einigen Pfunden, das nicht ſowohl bey edlen Metallen, als bey andern Dingen gebraucht wird: Man ſetzt es vornemlich dem Richtpfenning entgegen. (12)

Einſatzgewicht. Unter dieſem allgemeinen Namen begreift man in der Probierkunſt, die groſſen Gewichte zuſammen. Insbeſondre das Mark- und Karatgewichte wovon gehörigen Orts das nöthige nachzuſehen iſt.

Mit dieſem Namen belegt man ferner ein von Meſſing gegoſſenes Gewicht, welches im Ganzen die Geſtalt eines abgekürzten Kegels hat, und aus neun in einander geſetzten, und ſich paſſenden Stücken von $\frac{1}{2}$ Pfund bis zum $\frac{1}{72}$ Loth beſtehet. Das halbe Pfundſtück hat einen Deckel, mit einem kleinen Riegel der in ein Stift fällt, und die eingeſetzten Stücke verſchlieſſet. Dieſe Gewichte werden von dazu beſonders authoriſirten Perſonen verfertiget, und nach einer veſtgeſetzten Eiche berichtiget. (19)

Einſaugende Gefäſſe, (*Vaſa reſorbentia, abſorbentia, inhalantia,*) werden diejenige kleine Gefäſſe des thieriſchen Körpers genennt, welche gleichſam Haarröhrchen ſind, jede Flüßigkeit einſaugen und den andern Säften des Körpers beymiſchen. Sie befinden ſich nicht nur auf der ganzen Oberfläche des menſchlichen Körpers, ſondern auch allenthalben auf der Oberfläche der Eingeweide, wo ſie den wäſſerigen Dunſt, der ſich in allen Höhlungen befindet anziehen und wieder ins Blut bringen. Ihre Gegenwart auf der äuſſeren Oberfläche des Körpers ſiehet man aus der Wirkſamkeit der äuſſerlich angebrachten Queckſilber und anderer geiſtigen Arzeneyen. (9)

Einſetzlöffel, ſo nennt man einen kleinen wohl polirten eiſernen Löffel, den man gebraucht, um kleingemachte Körper in die Gefäſſe, die im Feuer, vornemlich unter der Muffel ſtehen, einzutragen; er muß ungefehr ſechs Linien im Durchſchnitte haben, und mit einem zween Schuhe langen Stiele verſehen ſeyn. (12)

Einſetzen und Verpflanzung der Zähne. Man hat beobachtet, daß ausgenommene, und einige Zeit der Luft ausgeſetzt geweſene Zähne, wieder anwachſen, wenn man ſie wieder einſetzt. Dieſen Umſtand macht ſich der Wundarzt zuweilen zu Nutze, nimmt kariöſe Zähne aus, reinigt und plumbiert ſie, und ſetzt ſie wieder ein. Nur darf beym Ausziehen derſelben weder die knöcherne Zahnlade verletzt, noch etwas von dem Zahn abgebrochen worden ſeyn. Ein ſolcher eingeſetzter Zahn ſchmerzt nie wieder. Dergleichen Zähne werden aber durch die Bewegung leicht wieder loſe und wackelend gemacht. Daher befeſtiget man dieſelben mit einem Gold- oder Seidenfaden an die nebenſtehenden. Viel öfter ſetzt man geſunde Zähne an die Stelle der ſchadhaften. Ein ſolcher Zahn muß von einer geſunden Perſon genommen werden, und er ſelbſt muß unbeſchädigt ſeyn. Wenn der neue Zahn nicht kleiner iſt, als derjenige war, an deſſen Stelle er kommen ſoll, ſo iſt er untauglich. Wäre aber blos ſeine Wurzel etwas zu groß, ſo kann ſie etwas abgefeilt werden. Doch muß man dabey in Acht nehmen, daß der neue Zahn dem alten ſo ähnlich wird, als möglich. Zuweilen wird ein geſunder Zahn herausgeriſſen, in der Meynung, daß er krank ſey, weil er Schmerzen verurſacht; oder es werden auch Zähne durch einen Fall, oder einen Schlag los gemacht. Dergleichen Zähne muß man ſogleich wieder an ihren Ort bringen, wenn ſie noch völlig geſund ſind. Die Zahnhöhle wird ihn wieder ſo genau umſchlieſſen, als jemals, und er wird wieder ſo ſtark befeſtigt werden, als er je vorher geweſen iſt. Weil Zähne von lebendigen Perſonen zum Verpflanzen nicht immer zu haben ſind, ſo haben einige angerathen, ſich der Zähne aus einem Todtenkopfe zu bedienen. Dieſe pflegen aber meiſtens nach einiger Zeit eine braune Farbe anzunehmen. Manche Zahnkünſtler verfertigen auch Zähne aus Elfenbein, oder Waltroßzahn. Die letzten behalten am längſten ihre weiſſe Farbe. (4)

Einſchalten, Intercalation. (chronologiſch) Die Zeiten, die durch den Lauf der himmliſchen Körper abgetheilt werden, pflegen nicht aus Summen ganzer Perioden, die im gemeinen Leben allein attendiret werden können, zu beſtehen. Z. E. der mittlere ſynodiſche Monat iſt eine Zeit von 29 Tagen, 12 Stunden, 44 Minuten, 3 Secunden, 11 Tertien; Stunden, Minuten und Secunden aber können z. E. bey Ausſtellung eines Wechſels auf ſo viele und ſo viele Monate nicht in Betrachtung gezogen, ſondern die Monate müſſen in ganzen Tagen gerechnet werden. Wenn man nun auch immer einen Monat von 30 mit einem Monate von 29 Tagen abwechſeln läſſet, ſo gehet doch in 33 Monaten 1 T. 13′ 39″ 33‴ verlohren. Dieſem Unterſchiede kann man abhelfen, wenn man dem 33ten Monate, der ſonſt nur 29 Tage gehabt haben würde, auch 30 giebt. Allein ſolchergeſtalt gehen doch abermals in 33 Monaten 13′ 39″ 33‴ verlohren, welche mit der Zeit wieder einen ganzen Tag ausmachen, der alsdenn abermals zugeſetzet werden muß, wenn die bürgerlichen Monate nicht immer weiter von den aſtronomiſchen abweichen ſollen. Dergleichen Zuſätze oder in andern Fällen Abzüge von Zeit zu Zeit vornehmen, um die zur Bequemlichkeit bürgerlicher Geſchäfte eingeführte Abtheilung der Zeit mit der aſtronomiſchen, wovon ſie unterſchieden iſt, ſo genau, als zu erhalten ſtehet, übereinſtimmend zu machen, nennt man ein- oder im andern Falle ausſchalten. Man kann hiebey die Artikel: Schaltjahr, Schalttag, nachleſen. (6)

Einſchalten. (algebr.) ſ. Interpolation.

Einſchattige Völker, (*heteroſcii,*) nennt man in der Geographie diejenige, welche das ganze Jahr über des Mittags ihren Schatten nach einer Weltgegend werfen. Dieſe ſind diejenige, die auſſer den Wendekreiſen wohnen. Denn da die Sonne nie über

dieſe Kreiſe hinausrückt, ſo ſteht ſie uns Jahr aus Jahr ein des Mittags gegen Süden, denen auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung aber Jahr aus Jahr ein des Mittags gegen Norden. Wir werfen alſo unſere Schatten um 12 Uhr immer gegen Norden, die auf dem Vorgebürge gegen Süden. Wer unter dem Pol ſelbſt oder nahe dabey ſtehet, um den gehet der Schatten in 24 Stunden rings herum, und es iſt bey ihm immer 12 Uhr, weil ſich daſelbſt alle Mittagskreiſe kreuzen. Zwiſchen den Wendekreiſen wohnende Völker werfen den Schatten bald gegen Norden bald gegen Süden, und zu gewiſſen Zeiten gar keinen. ſ. Ohnſchattige und Zweyſchattige Völker. (6)

Einſchenken, bedeutet bey den ſogenannten geſchenkten Handwerkern die freye Zehrung, und Nachtlager auf der Herberge, welche den ankommenden und arbeitſuchenden Geſellen ertheilt wird. Wenn er keine Arbeit bekommt, ſondern weiter wandern muß, ſo wird er ausgeſchenkt, welches darin beſteht, daß er auſſer jenem auch noch etwas Geld bekommt. ſ. Geſchenkte Handwerke. (15)

Einſcheueren, die Früchte in die Scheure bringen. (24)

Einſchickung der Acten geſchieht, wenn der Unterrichter, von deſſen Ausſpruch appellirt worden iſt, die vor ſeinem Gerichtsſtand verhandelte Acten an den Oberrichter, an welchen appellirt worden iſt, einſendet, zu welchem Ende von dem Oberrichter Compulſoriales erlaſſen werden, und der Appellant um Ausfertigung der Acten bitten muß. (38)

Einſchiebleiſte, (Schreiner) heißt bey den Tiſchlern und Schreinern, wenn eine Leiſten auf der flachen Seite des Holzes queer über in einem Grade geſchoben wird, damit ſich das Holz nicht werfe. Man bedient ſich derſelben zu Dach- und Fenſterladen, einfachen Thüren, Verſchlägen u. dgl. Der Dauerhaftigkeit halber macht man ſie gemeiniglich von Eichenholz, leimt ſie auch ein. (18)

Einſchieben, ſagt der Büchſenmacher, wenn er die Hälfte der Ringe in einem Gewehrlaufe, womit derſelbe in den Schaft befeſtiget wird, nicht allein anlöthen, ſondern ſie auch in dem Lauf, da wo jeder Haft hinkommt, einzapfen will. In dieſer Abſicht ſchneidet der Künſtler, an der Stelle des Laufs, wo der Haft befeſtiget werden ſoll, mit der Feile eine Nuthe ein, und giebt dem Haft einen Zapfen, den er noch in eine Falze verwandelt. Dieſe Falze des Hafts wird in die Nuthe eingeſchoben und verlöthet. (19)

Einſchiebſel, (*Epentheſis*,) iſt eine grammaticaliſche Figur, da man in der Mitte eines Worts einen Buchſtaben, oder Sylbe hineinſetzt. Z. E. Mavors, für Mars, Induperator, für Imperator, poſſiem, für poſſim, Genade für Gnade, löbelich für löblich. (22)

Einſchiebung der Randgloſſen, ſ. Gloſſen, und Randgloſſen.

Einſchieſſen des Geſteins; (Steinbrecher) wird von dem Steinbrecher genennt, wenn das Geſtein nicht horizontal liegt, ſondern auf eine oder die andere Seite hängt und ſich ſenket. Jemehr das Geſtein einſchießt, deſto bälder gehet der Felſen aus — und bey einem ſtark einſchieſſenden Geſteine liegt der Felſen nicht tief oder mächtig. Nach dieſer Erfahrung beurtheilen die Steinbrecher die Mächtigkeit des zu erwartenden Felſens, und fangen nicht gerne da einen Steinbruch an, wo der Felſen zu ſtark einſchießt. (18)

Einſchieſſen, ein Gewehr, wird von Büchſenſchützen, und Jägern gebraucht, und heißt ſo viel, als eine Büchſe probieren, wie ſie ſchießt.

Einſchiffen, Truppen, die auf feindlichen Ufern landen ſollen. Um von dieſer wichtigen Unternehmung dem Leſer einen Begriff beyzubringen, wollen wir erſt von den nöthigen Vorbereitungen und hernach von der Einſchiffung ſelbſt kürzlich reden.

Das erſte erforderliche iſt, daß man ſo viele und ſo geräumige Tranſportſchiffe zuſammen bringe, als man brauchen wird. Theils gehören ſie dem Staate ſelbſt zu; theils legt man Beſchlag auf Kauffahrer, die man in den Häfen des Staats vorfindet; theils ſucht man ſie unter allerley Vorwand aus andern Ländern zu erhalten. Man wahret ſich, daß man keine alte, baufällige, mit ſchlechten Seegel- und Tackelwerk verſehene, ſondern feſte, brauchbare gut beſeegelte und mit der gebührenden Anzahl Matroſen beſetzte bekommt. In den benachbarten Häfen läſſet man ferner alles zu der vorhabenden Expedition nothwendige verfertigen und zuſammenſchaffen, um es mit den erſten nach dem Hafen, der zum Sammelplatz auserwählet worden, abgehenden Schiffen dahin zu tranſportiren. Man verſorget die Schiffe mit genugſamen Waſſer, Holz, Lebensmitteln und andern Bedürfniſſen, welche der Länge nach herzuzählen zu weitläuftig wäre. Damit dieſes alles deſto ordentlicher und richtiger geſchehe, werden einem gewiſſen Oberbefehlshaber eine Anzahl See- und Artillerieoffiziers desgleichen Commiſſairs beygegeben, deren jedem er ſein eigenes Geſchäfte aufträgt, welches er theils ſelbſt beſorgen theils durch die ihm untergeordnete Perſonen beſorgen laſſen muß. Man ſchreibet alles genau auf, was geliefert wird, notiret was und an wen es abgegeben worden u. ſ. w. damit man alle Stunden und Augenblicke wiſſen könne, wie weit man mit dem ganzen Geſchäfte gekommen, und was daran noch zurücke iſt.

Vor die Pferde der Reuterey werden eigene Schiffe ausgeſucht, die nicht ſehr tief im Waſſer gehen, damit man deſto näher an die Ufer anfahren könne und die Pferde nicht ſo weit ſchwimmen müſſen. Daher wählt man hiezu lieber kleine als groſſe Schiffe, zumalen darin das Abſteigeloch allen Enden näher iſt und die Thiere dadurch mehr friſche Luft erhalten. Dieſe Schiffe müſſen aber ziemlich breit ſeyn, damit zwey Reihen Pferde mit den Köpfen gegen einander ſtehen können und hinter ihnen Raum genug bleibe vor diejenige, die mit ihnen zu thun haben. Weil ſie viel Waſſer und Futter verzehren, müſſen ihren Schiffen andre zugegeben werden, die dasjenige nachführen, was jene nicht aufnehmen können, wie überhaupt Vorräthe an Lebensmitteln auf beſondre Fahrzeuge geladen und daraus Portionen auf gewiſſe Tage an die andre Schiffe abgegeben werden. Die Pferdeſchiffe müſſen hoch genung gebrückt ſeyn, damit die Pferde nicht mit den Köpfen oben anſtoſſen; jedes bekommt ſeinen eigenen Stand, wie in den Ställen auf dem Lande. ſ. Pferdeſchiffe.

Das Pulver ladet man gleichfalls auf beſondre kleine Schiffe, der Gefahr halber, welcher es auf den andern ausgeſetzet wäre, und in welche es die andern ſetzte. Eben deswegen nimmt man dazu lieber mehr kleine Schiffe als ein groſſes, damit nicht, wenn ein Unglück vorfällt, alles zu Grund gehet. Wenn es unten ins Schiff gebracht wird, legt man Bretter unter, die Feuchtigkeit abzuhalten. Sind einige Tonnen mit eiſernen Reifen beſchlagen, ſo ſetzt man andre dazwiſchen mit hölzernen Reifen, beſſer aber iſts, wenn alles

Eisen weggleibt, weil bey dem Schwanken des Schiffes leicht ein Anstoß desselben an ein Steinchen oder Sandkorn geschiehet, wodurch ein Funke entstehet, der grosses Unglück bringt. Die Bomben scheidet man durch Bretter von einander, daß jede gleichsam in eine eigene Küste zu liegen komme. Die Pulverschiffe bleiben immer in einiger Entfernung von den andern und werden mit besondern Fähnlein auf den Masten gezeichnet, damit sie jedermann zu meiden wisse. Auf ihnen darf kein Feuer angemacht, kein Licht angezündet, kein Taback gerauchet werden. Man giebt deswegen den Leuten, die sich darauf befinden und dem Officiere, der sie commandiert, bereits abgekochtes Fleisch, Würste, Käß u. d. gl. was gegessen werden kann, ohne weiter zu recht gemacht zu werden.

Noch ein besonderes und eigentlich darauf zugerichtetes Schiff ist das Hospitalschiff. Es muß groß seyn, und vielerley Oeffnungen und Thüren haben, durch die die Luft frey zufliessen kann. Statt der Brücken ist es in eben der Absicht mit einem Gitterwerk gedecket und mit Wachstuch wider den Regen verwahret.

Hat man bey diesem allen noch gute Lootsen, die die Küsten, an welchen man vorbeyseegelt, und diejenigen, an welchen man zu landen gedenket, wohl kennen, so ist alles, was zur Vorbereitung gehört, beysammen, und wir haben also nichts mehr davon anzuführen, als daß man dieselbe sowohl als die Einschiffung selbst in der größten Stille zu Stand zu bringen trachten muß, weil alles geheim gehaltene wider den in keiner Verfassung dagegen stehenden Feind glücklicher ausgeführet wird, und daß folglich, wenn es aller gebrauchten Vorsicht ohngeachtet ruchbar wird, man sich so viel immer möglich eilen muß, damit der Feind nicht Zeit bekomme, die Mittel vorzukehren, wodurch unsre Absicht vereitelt wird.

So bald man versichert ist, zu welcher Zeit alles in Bereitschaft seyn werde, wird den Truppen Ordre gegeben, sich auf dem Sammelplatze einzufinden, und so bald diese angelangt und die Witterung günstig ist, wird die Einschiffung selbst vorgenommen. Denn auf gutes Wetter kommt hier sehr viel an, theils weil Stürme, wovon die Schiffe während ihrer Fahrt überfallen werden, die grosse Convoy dergestalt aus einander streuen, daß wohl mehrere Tage verstreichen, ehe sie wieder zusammen kommen, auch manchmal einzele von kleinen in der Nähe befindlichen feindlichen Eskadern weggekapert werden; theils weil die Pferde nicht nur bey dem starken Schwanken der Schiffe viel leiden, sondern auch, wenn die Flotte nicht gleich nach ihrer Einschiffung abseegeln kann, viel Futter und Wasser aufzehren, das ersetzet werden muß, oder ihnen auf der Reise abgehet; theils die Landung bei unstätem Wetter entweder gar nicht, oder wenigstens nicht auf grossen frei liegenden Rheden, die man sonst am liebsten dazu aussucht, vorgenommen werden kann.

Kinder werden nicht und von Weibern nicht mehrere, als zur nothdürftigen Haußhaltung, dem Wäschen u. d. gl. erforderlich sind, eingenommen; desgleichen keine Pferde vor die Infanterie-Officier, ausser eins vor jeden Staabs-Officier. Wollen die übrigen dergleichen bei sich haben; so müssen ihrer mehrere zusammentretten, und sich kleine Fahrzeuge dazu miethen.

Kommt der Zeitpunct heran, da eingestiegen werden soll, so stellen sich die Schiffe in die Ordnung, in welcher sie abseegeln sollen. Die Truppen welche Abends vorher die Ordre dazu erhalten, marschieren des darauf folgenden Morgens frühe an die Küste, jedes Regiment an den ihm angewiesenen Ort, wo sie die vor jedes besonders bestimmte Schaluppen und Boote antreffen, in welchen sie, ein Theil nach dem andern, zu den ihnen angewiesenen Schiffen hingefahren werden, auf welchen sie alles, was sie auf ihrer Reise bedürfen vorfinden, als da sind, Pritschen und Matten zum liegen, Leisten vors Gewehr, Netze das gesalzene Fleisch ins Wasser zu hangen, hölzerne Löffel, Schüsseln u. d. gl. Der General der Landtruppen besteiget das Schiff des Admirals der Flotte, um mit ihm in allen unvorausgesehenen Vorfällen das nöthige verabreden zu können. Vor die Pferde sind eigene Brücken aufgeschlagen, über welche sie in die, bis hart daran fahrende Pferdeschiffe geführt werden. Können aber diese Schiffe wegen mangelnder Tiefe des Wassers nicht so dichte herbeikommen, so werden die Pferde auf andern kleineren unter Wind von den Brücken bis zu jenen gebracht. Ist der Hafen enge, so werden blos die Pferde in demselben und zwar bei vorzüglich günstiger Witterung, die Mannschaft aber in einer eben auf der Seite liegender Bay oder auf der Rhede eingeschift. Die Artillerie bringt man in die stärksten oder in die Kriegsschiffe, zuweilen statt des Ballastes, und zwar alles was zu jeder Kanone gehört, ihre Laffete, ihr Ladezeug, ihre Platteforme, einen Theil ihrer Kugeln zusammen in eins, damit nicht, wenn ein und das andere Schiff vom Winde verschlagen wird, man einen Theil davon habe und der andre fehle, also mit demvorhan denen nichts ausgerichtet werden könne.

Gleichwie einige Tage vor, so auch noch einige Tage nach der Einschiffung und der Abfahrt hält man den Hafen und andre benachbarte gesperrt und lässet nichts heraus, damit nicht die Spionen dem Feinde davon Nachricht geben. So bald alles an Bord ist, theilt man die Signale (s. Signal.) schriftlich und versiegelt aus mit dem Befehle, solche nicht eher als nach der Abfahrt in Gegenwart der Schiffofficiers zu eröfnen, desgleichen eine andere nicht eher als im Falle selbst zu erbrechende Ordre, nach welcher Küste oder nach welchem Hafen ein Schiff, wenn es durch einen Zufall von dem andern abgekommen, seegeln soll, um sich nach der Flotte zu erkundigen, und dieselbe wieder aufzusuchen. Von nun an wird allen Officieren bey Strafe der Cassation und geringern bey Galeeren Strafe verboten, wiederum den Fuß aufs Land zu setzen.

Jedes Kriegsschiff hat gewisse an dasselbe gewiesene Transportschiffe zu bedecken, die sich deswegen immer an dasselbe halten. Daher müßten jene, so bald sie den Hafen verlassen, so weit aus einander seegeln, damit die jedem Colonnenweis folgenden Transportschiffe Raum genug haben; nicht weiter, damit sie, wenn unversehens eine feindliche Eskadre zum Vorschein käme, nicht zu viel Zeit zu ihrer Vereinigung nöthig haben. Beym ausseegeln aus dem Hafen pfleget man bis man völlig aus dem Gesichte ist, nach einer ganz andern Gegend zu steuren, als die Lage des Landungsplatzes erfodert, damit man denselben verberge und seine Absicht nicht verrathe. Bey der Fahrt selbst richtet man die Stellung der Schiffe nach der Gefahr die bevorstehet. Nachdem die Avantgarde oder Arriergarde am meisten zu besorgen hat, nachdem giebt man dieser oder jener mehrere Kriegsschiffe. Ist die Gefahr an allen Seiten gleich, so lässet man die Kriegsschiffe zwey Colonnen formiren, und die Transportschiffe zwischen sich nehmen, damit der Feind komme

von welcher Seite er will, die Colonnen unter Wind beylegen, die nachfolgende die zweyte Linie formiren und die Transportschiffe hinter beyden zu stehen komme. Vor, hinter und auf den Flügeln der Eskadre segeln detaschirte Fregatten, die durch ihre Signale Nachricht von allem, was sie entdecken, geben, und die Transportschiffe, die sich bey Nacht oder durch Sturm von den übrigen getrennt haben, wieder herbey bringen. Kann man auf einer Fahrt längst freundschaftlicher Küsten hinseegeln, so gereichet es zum Vortheil, weil man zu den Häfen derselben im Nothfall seine Zuflucht nehmen, Kranke aussetzen, Erfrischungen einnehmen kann u. d. gl. In diesem Falle seegeln die Transportschiffe zu nächst am Ufer, und alle Kriegsschiffe auf der Seite, einige Fregatten ausgenommen, die bey den Transportschiffen auch wohl zwischen ihnen und der Kiste seegeln der feindlichen Kaper halben, die sich bey Nacht zwischen jene mischen könnten. Fährt man hingegen an feindlichen Küsten hin, so seegeln die Kriegsschiffe zwischen diesen und den Transportschiffen.

Was ferner vorzunehmen ist, wenn man an Ort und Stelle angekommen, findet man im Artickel: Ausschiffen. Wir haben also davon hier nichts weiter zu sagen, als daß man des ausschiffens halber viele Boote und Schaluppen mit sich führen müsse, die um dicht ans Land fahren zu können, ziemlich platt, doch nicht so platt seyn sollen, daß sie von geringem Winde leicht umgeworfen werden. Es ist gut, wenn sie vorne eine Art von Aufzugbrücken haben, mit Schießlöchern vor die Passen (s. Passen.) und über die man wenn sie niedergelassen sind, wegmarschieren kann. Einige wollen, sie sollen in zwey Hälften zerleget werden können, die leicht zusammen zu fügen seyn, damit man sie desto bequemer auf den Schiffen unterbringen mögte. Andre trauen der Festigkeit dieser Zusammenfügung nicht, und wählen lieber kleinere Boote. (6)

Einschiffungsplatz, (*embarcadere*,) bedeutet einen Ort, wo die, einer weiter im Lande gelegenen Handelsstadt zugehörige Waaren ein- und ausgeladen werden. Sie sind von dieser Stadt selbst zuweilen ziemlich weit, bis 20 und 30 Meilen abgelegen. (6)

Einschirren, die Pferde: ist eben das was aufschirren ist. (24)

Einschläger, wird bey den Salinen derjenige genennet, welcher das herbeygeschafte Holz nach dem vorgeschriebenen Maas misset. (18)

Einschlag und **einschlagen**, ist ein Kunstwort vieler Künstler, und gewerbtreibenden Personen, denn so nennt z. B. der Weber denjenigen Faden, der in Gemeinschaft mit dem Aufzuge, oder der aufgespannten Kette, ein Gewebe hervorbringt, den Einschlag. So unterscheidet der Seidenbereiter, die gröbere Einschlagseide, von dem Organsin, so nennet der Weinhändler, Einschlag wenn er den Wein durch Kräuter, oder Schwefel, verbessern, oder für dem Verderben bewahren will; so spricht der Ziegelbrenner von einschlagen, wenn er nach Ziegelerde sucht, oder einschlägt; so nennt der Schwertfeger einschlagen, wenn er an stählernen Degengefässen, einige figürliche Stellen mit Gold- oder Silberblätter vergoldet, und diese einschlägt, u. s. f. (19)

Einschlag, einschlagen, ist bey den Webern die Faden welche in dem Aufzug geschlagen werden, zuweilen auch den Eintrag heissen.

Auch bey den Schneidern und Nähterinnen wird an einem Kleide, oder einem Stück Zeug eingeschlagen.

Desgleichen sagt man dem Wein einen Einschlag geben, wenn etwas hineingethan wird, dessen Kraft, Geschmack und Farbe zu verbessern. (19)

Einschlag. (Forstwesen) s. Mast.

Einschlag. (Jägerey) s. Hirsch.

Einschlag. (Wasserbau.) Wird ein in die Queere durch einen Fluß geschlagener Damm genennt, welcher theils zu Versperrung eines Nebenarms theils zu Beförderung eines Anwachses in demselben und Aufschwellung des Wassers dienet. Bey der Versperrung ist nun zu beobachten 1) daß der Andrang des Wassers aus dem zu versperrenden Arme hinweg gelenket werde, 2) daß der Arm, woraus der Strohm hinweg gewiesen werden soll, der kleinste und krümmste Arm des Flusses, hingegen der andere, welcher mehr Strohm auffassen soll, der geräumigste und geradeste sey, damit derselbe blos durch die Vertiefung in der Mitten, (so allmählich nach beyden Seiten aufläuft) vergrösern könne, nicht aber durch eine verstärkte Richtung das Ufer angegriffen werden möge. Befinde sich nun kein Abbruch in dem kleinern Arme, ob schon dieser von erheblicher Grösse wäre; so dürfte solches ohne Zweifel ein Beweis seyn, daß der große Arm der krümmste, und zum Abbruche schon ohnehin geneigt sey. Weder dieser darf aber um des Anwachses willen verschlimmert, noch auch 3) zum Nachtheile der Fahrbarkeit einem Flusse ein noch krümmerer Lauf gegeben werden, als er schon hat, weil, nicht allein der krumme Lauf an sich der Schiffahrt hinderlich ist, sondern auch wie vorhin gelehret worden, daraus in den Krümmen ein zu schmaler und schneller Strohm, hingegen an andern Orten Plaaten und Versandungen entstehen, welches alles ein beschwerliches unordentliches Fahrwasser machet. Hingegen dienet es zur Erleichterung der Schiffahrt mit, wenn an rechten Oertern der Abbruch gehemmet, und Anwachs befördert wird Und in diesem Falle muß die Beförderung des letztern den gedoppelten Nutzen, so wohl in Absicht auf den abzuwendenden Abbruch, als die zu verbeßernde Fahrbarkeit haben, daher wäre es der ganz unrechte Ort, wenn aus einem ohnedem zuschlickenden Arme der Strohm noch mehr in einem abbrechenden und krummen hinüber gesetzet wird. Ferner kann mit einem Einschlag hinter einer Ecke ein Anwachs zuwegegebracht werden, wenn mit einem Höftwerke der Strohm entweder ganz, oder zum Theil daselbst verstopfet wird. Die erste über die Ecke fallende Ebbe hält nicht allein den Strohm zwischen derselben und dem Ufer offen, sondern kann so gar an dem obern Ufer eine Abschahlung verursachen. Wenn hingegen solcher Ueberfall angefangen wird, so muß sowohl vor dem desfals angelegten Werke, als hinter demselben auch bey der ersten Ebbe Stauwasser seyn. Und da dies bey der folgenden Ebbe von selbst ist, oder, wenn auch eine kleine Oeffnung durch gerissen wäre, doch nur ein schwacher Strom ziehet; so muß nachdem der Einbau ganz bis an die Ecke durchgeführet, oder nur ein Stückweges vom Ufer hinausgeschlagen ist, entweder die ganze Tiefe hinter der Ecke zuschlicken, oder ein Anwachs am Ufer sich ansetzen. Da aber das Werk nicht zur Abweisung oder weitern Absetzung des Strohmes, sondern nur zur Auffangung, Stauung oder Stopfung des Ueberfalles in der Höhe dienen soll; so muß es nicht so wohl die Eigenschaften eines Höftwerkes im Strohme, als vielmehr von einem Schlickfänger auf

dem Watte, oder eines Dammes an ſich haben, nemlich, es muß vorne nicht zu niedrig abfallen, ſondern allenthalben die Höhe gegen die erſte Ebbe behalten. Es muß auch nicht mit einem ſchiefen Winkel gegen den Strohm liegen, ſondern queer darinn, um denſelben, ſo viel möglich, zu ſtopfen. Denn von einem ſolchen obern ſchwachen Strohme iſt kein Wiederſtrohm ins Ufer zu beſorgen; hingegen kann derſelbe durch den an einem ſchrägen Einbaue erlangten Schuſſe doch einen gröſſern und längern Schnitt im Grunde machen, als der kurz herunterfallende Drang, welcher nur einen kleinen bald wieder auflaufenden Kolk aushöhlet, wogegen das erſtere einen ordentlichen Strohm nach ſich ziehen kann, der ſo gar eine Oeffnung durch die Ecke machet. Ein Einſchlag kann auf folgende Art gemacht, und der Durchbruch des Fluſſes oder Nebenarm geſperrt werden. Iſt der gewöhnliche Fluß ſo breit, daß ſich ein Einſchlag vor dem Durchbruch vor die Tiefe anlegen läſſet; ſo kann man dadurch den Strohm wieder in ſeinen ordentlichen Lauf leiten, und alsdann den Durchbruch mit Branken und Erde hinter dem gemachten Einſchlage wieder füllen. Kann oder darf man keinen Haacken vor dem Durchbruch in dem Fluſſe anlegen, ſondern man wäre benöthiget, dem Ufer gleich zu bleiben, ſo nimmt man, wenn das Waſſer ſtark durch den Durchbruch ſchieſſen ſollte, wohl zwey Balken, welche über das eingeriſſene Loch reichen, leget den erſten ohngefehr 8 oder 9 Fuß zurück über das eingeriſſene Loch, und befeſtiget denſelben auf beyden Ufern, und alsdann ſchläget man lange Pfähle vor dem Balken aufrecht in den Grund, ſo weit von einander, daß der anſchiſſende Strohm dadurch nicht aufgehalten wird, ohngefehr 1. Fuß von einander; dieſe Verpfählung dienet nur dazu, daß die davor zulegende Wellen aufgehalten, und nicht mit dem herunterſchieſſenden Strohm fortgeriſſen werden, ehe man dieſelben gehörig legen, beypfählen, und mit Erde überſchieben kann. Dann fänget man mit der Unterlage des Einſchlages vornen am Einbruche und zwar an beyden Ufern zugleich, die Stützen gegen dem Fluß gekehret anzulegen, damit der Druck des Waſſers zwiſchen die Faſchinen komme, und das Waſſer nicht weiter ins Ufer reiſſen möge, und fähret fort mit Grund und Ueberlagen zu legen, Beypfählung der Würſte, und Erde dazwiſchen und darauf zu ſchieben, wie angewieſen iſt. Die unterſten Wellen, werden mit den Stürzen etwas vorwärts in den Fluß geleget, und ſchräg in die Höhe aufgeführet, damit die oberſte Lage dem Ufer eben gleich komme. Vor denen Pfählen, welche vor den erſten Balken eingeſchlagen ſind, werden die Wellen gerade in die Höhe aufgeführet, und veſte an die Pfähle geſchoben. Durch dieſe Verbauung wird der Strohm mehrentheils in ſein altes Flußbette wieder geleitet werden. Das noch zwiſchen, auch unter den gelegten Faſchinen herlauffende Waſſer wird ferner völlig gehemmet, wenn man den zweyten Balken ohngefehr 10 oder mehr Fuß, nachdem man es nöthig erachtet, hinter dem erſten über dem Einbruch leget, und wiederum Pfähle veſt aneinander davor einſchläget, davor in die queere Wellen leget, und den zwiſchen beyden Verpfählungen befindlichen Raum mit Leimen oder Erde ausfüllet und veſte ſtampfet. Hinter dem zweyten Balken machet man, nachdem das Werk hoch, z. bis 4. Zäune, den nächſten hinter den Balken am höchſten, und die folgenden allemal niedriger, füllet die Zwiſchenräume mit Leimen und Erde, und ſtampfet es veſte, damit kein Waſſer durch das gemachte Werk dringen könne, worauf, wenn die Beſſerung völlig fertig gemacht worden, die beyden Balken wieder weggenommen werden. (18)

Einſchlagen. (Baukunſt.) ſ. Einrammeln.

Einſchlagen des Blitzes. ſ. Blitz.

Einſchlagen, man ſagt die Eyer einſchlagen, wenn man anzeigen will, daß man ſie gröfnet, und in den Tiegel zum Backen oder ſonſtigen Gebrauch laufen läßt, man ſagt auch Bäume, Reben, Kohl, Rüben oder dergl. einſchlagen, und dann bedeutet es ſo viel als eingraben. Schweine in die Maſt einſchlagen, iſt gleichfalls eine übliche Redensart, wann ſie in den Wald zur Maſt getrieben werden. (24)

Einſchleppen heißt ein Schiff vermittelſt einer Taue, die das Treckſeil heiſſet, und mit einem Ende an einen vorwärts eingeſenkten Ankers oder an ſonſt etwas befeſtiget iſt, dadurch fortbewegen, daß die Matroſen des Schiffes am andern Ende ziehen, oder, wie ſie ſprechen, haalen. Geſchiehet die Verkürzung des Seiles durch den Kabeſtan oder eine Winde, ſo heiſſet es einwinden. Wie beydes vom Bugſieren unterſchieden iſt, zeiget die Vergleichnng jenes Artickels mit dieſem. (6)

Einſchlief. (Waſſerbau.) Wird der obere Theil eines Stiefels bey Pompen genennt, der weiter als der innere Lauff deſſelben, und gegen dem obern Durchmeſſer ſchräge zu lauft. Es iſt ſolches ſehr nöthig, damit man die Kolben deſto beſſer in und aus der Kolbenröhre oder Stiefel bringen kann. Dann ſo weit der Kolben auf und abgehet, das iſt, ſo weit der Hub gehet, wird ſie ausgeſchliffen und erweitert. Da nun der Kolben weil er Luft halten ſoll, genau in ſolche paſſen muß, ſo wird er nicht wohl oben ohne Einſchlief ein und ausgebracht werden können. Der manglende Einſchlief an den Pompen gibt daher Gelegenheit zu vielen Kolben Ausbeſſerungen, und zu ſchlechtem Ziehen der Pompen. Iſt eine Pompe einmal ausgeführt, ſo muß auch der Einſchlief wieder erweitert werden. (18)

Einſchließungszeichen, ſind zwey krumme Hacken ( ) womit man einige Wörter in einer Rede, die eigentlich nicht dazu gehören, einſchließt. Einige reden von einer doppelten Art derſelben, wovon die eine die erſt angezeigte Figur haben, und da gebraucht werden ſoll, wenn die Worte von dem Schriftſteller ſelbſt herkommen, z. E. Quoties ego vidi hunc Archiam (utar enim veſtra benignitate) quoties ego &c. Die andern brauchen ſie, um anzuzeigen, daß die eingeſchloßene Worte nicht vom Verfaſſer herrühren, ſondern von einem andern als Gloßen zur Erklärung hineingeſetzt werden, und geben ihnen dieſe Figur [ ] z. E. niemand kann zweyen [nemlich widrig geſinnten Herrn] dienen. Man nennt ſie ſigna parentheſes. Einige neuern Schriftſteller bedienen ſich an deren ſtatt, der ſo beliebten Queerſtriche, z. E. Quoties ego vidi hunc Archiam — utar enim veſtra benignitate — quoties &c. (21)

Einſchluß oder *Parentheſis* iſt, wenn man einige Worte in eine Rede einſchiebt, die dem Sinn unbeſchadet wegbleiben können. Wenn ſolches die Rede zu ſehr unterbricht, ſo bezeichnet man das Eingeſchobene mit beſondern Zeichen ſ. Einſchließungszeichen. Einige verwirren oft ihre Gedanken dermaſſen in einander, daß ſie eine Parentheſin in die andere flicken, und endlich ſelbſt nicht wiſſen, wo ſie zu Hauße ſind. Sie wollen alles auf einmal, was

ihnen einfällt, auf das Papier bringen, ohne ihre Gedanken vorher, ehe sie anfangen zu schreiben, in Ordnung zu bringen. (22)

Einschluß, heißt man nicht gerade bey der Handlung sondern überall alle diejenige Briefe, welche einem Freund, zu weiterer Bestellung und Beförderung an andere beygelegt werden; es geschiehet zur Erspahrung des Briefporto; man muß sich aber gefallen lassen, wenn die Postexpedition, wo sie dergleichen Einschlüsse in einem Brief vermuthet, solchen wieder zurück giebt und nicht annimmt, und wird besonders in Holland darauf gesehen, weilen die Posteinnahme dadurch vermindert wird, welches auch ganz natürlich ist, denn wenn ein solcher Brief 4 oder mehrere Einschlüsse enthält, wovon ein jeder einzelner 8 kr. bezahlte, so würde das Porto 32 kr. ausmachen, wohingegen für den, mit den Einschlüssen angefüllten Brief, welche compreß und mit Oblaten zugemacht sind, deren Gewicht nach kaum 16 kr. gefordert werden könnte. (28)

Einschmalzen der Wolle, Geschäfte beym Tuchmachen, welches so viel heißt, als eine bestimmte Menge Oehls in die Wolle ziehen zu lassen, um sie dadurch weich, federartig, und zum krempeln geschickt zu machen. Zu diesem Endzweck breitet der Arbeiter die Wolle in eine Art von hölzernen Troge aus, auf welche er Oehl von seinen Fingern triefen läßt. Gemeiniglich nimmt man auf vier Pfund Wolle ein Pfund Baumöhl. Das Oehl muß klar, durchsichtig und ohne Geruch seyn. Hat es der Arbeiter zur Hälfte über die Wolle vertheilet, so kehrt er letztere mit einer hölzernen Gabel um, benetzt sie mit dem übrigen Oehle, jedoch so, daß die Wolle überall gleich eingeschmalzt werde. So bald das Oehl vollkommen eingezogen, nimmt der Arbeiter sie nach und nach auf den Schooß, ziehet sie zu verschiedenenmalen übers Knie, wodurch die Wolle ein wenig locker gemacht, und in Stand gesetzt wird gekrempelt zu werden. (19)

Einschmeichlung. Es ist dieses ein kurzes Compliment, das man zu Anfang einer Rede seinen Zuhörern macht, um sie auf den Vortrag aufmerksam, und sich geneigt zu machen. Wenn der Redner in dem Credit steht, daß er seinen Zuhörern Dinge sagen werde, die ihnen interessant sind; wenn er in einem gewissen Ansehen steht, daß sie ihm mit Vergnügen zuhören, so braucht er sich ihren Beyfall und Gewogenheit nicht zu erbitten: und ist dieses nicht, so hilft ihm auch seine Bitte um ein geneigtes Gehör nicht. Im Lateinischen nennt man dieses Compliment captationem benevolentiæ. Alles kriechende und niederträchtige muß wegfallen; denn dieses ist dem edlen Character eines Redners zuwider. (22)

Einschmieren, s. Einreiben.

Einschneiden, ist eine chirurgische Operation, wobey man in die Haut einen oder mehrere Schnitte macht, um eine stockende Feuchtigkeit heraus zu lassen, oder gewisse Theile zu entblößen, fremde Körper herauszuziehen, widernatürliche Vereinigungen zu trennen u. s. w. Diese Einschnitte können nach der Absicht des Wundarztes, bald gerade, bald kreuzförmig oder dreyeckigt werden. So lange uns keine Nothwendigkeit antreibt, von der Regel abzugehen, müssen die Schnitte, besonders bey stockender Feuchtigkeit nach dem Laufe der Muskelfibern gemacht werden. Sie haben in Quetschungen, dem Brand, und bey andern Gelegenheiten den größten Nutzen, und dienen auch zugleich, daß die Dünste der aufgelegten Bähungen und Arzneyen desto besser eindringen können. (4)

Einschneiden, ist eine Art Feldbefestigung, die von dem, vom sonst gewöhnlichen abweichenden Profile, ihren Namen hat. Wenn nemlich auf einem schwer zu ersteigenden Berge, oder vor welchem ein Fluß, Moraß oder ander Hinderniß liegt, wodurch der Feind in seinem Anrücken sehr aufgehalten wird, eine Verschanzung gemacht werden soll; so leget man vor der Brustwehre keinen Graben an, sondern hebt die Erde, die man zu ihrer Errichtung nöthig hat, hinter denselben aus, so daß die Verschanzung die Gestalt der Laufgräben bekommt. Muß man, um den nöthigen Raum im Graben, der Wallgangsdienste thut, zu erhalten, mehr Erde ausheben, als man zur Brustwehre braucht, so verstreuet man das übrige und sorget nur dafür, daß es dem Feinde nirgends einige Bedeckung gewähre, oder das Aufsteigen erleichtere. Der Graben ist in diesem Falle entbehrlich, weil die vor der Brustwehre befindliche steile Höhe und andere zuweilen mit derselben sich vereinigende Hindernisse nicht nur dessen Stelle vertretten, sondern auch noch bessere Dienste thun. Ja, wenn man, um einen Graben anbringen zu können, die Brustwehre auf der Anhöhe weiter zurück gerückt hätte, so hätte man wohl den Prospect an diejenigen Orte verlohren, z. E. auf die Brücken, auf die Stellen die durchwadet werden können, u. s. w. welche am meisten bedurften, wohl bestrichen werden zu können, und man hätte also über den Graben vielmal mehr verlohren als gewonnen. Damit nicht etwa vom Regen der hinter der Brustwehre ausgehobene Raum mit Wasser gefüllet, und darüber der Gebrauch verlohren oder wenigstens sehr vermindert worden, macht man diesen Graben auf einer oder beyden Seiten etwas abhängig und bringet am Ende eine Rinne an, durch welche das Wasser abziehen kann. Am Eingange giebt man dem Graben eine starke Abdachung oder legt Stufen an, damit man bequem hinein und heraus kommen könne, und der Krone giebt man, wenn man Zeit dazu hat, eine mit der schiefe der Anhöhe parallele Abdachung, um solche desto besser rasiren zu können, und schaffet die dieser Absicht im Wege stehenden Ungleichheiten und Erhöhungen weg. Die Figur hängt lediglich theils von der Figur des Berges, theils von den Stellen ab, die man vorzüglich beschiessen will.

Man sagt auch von den Schießscharten, daß sie eingeschnitten werden, wenn man sie in Brustwehren zubereitet, die vorher noch keine hatten, oder auch vorhandene darauf eingerichtet werden, daß man den Feind daraus besser beschiessen kann. (6)

Einschneider, ist ein gerader Bohrer, der aber nur auf der linken Seite schneidet, da im Gegentheil der Zweyschneider auf beyden Seiten schneidet. Die Spitze des Einschneiders ist aufgeschnitten, so daß der eine Lappen etwas vorgreift, damit der Bohrer desto besser eindringe. Man schneidet diesen Bohrer aus einer Stange Eisen, und läßt für die Schneide ein etwas stärkeres Stück stehen. Dieses wird flach ausgestreckt, auf die linke Seite ein schmales ausgeschmiedetes Stück Stahl aufgelegt, und beydes durch die Schweißhitze zusammen geschweißt. (19)

Einschnitt, s. Einschneiden.

Einschnitt, nennen einige im deutschen das Comma. s. Comma.

Einschnitt, werden im deutschen Gerichtsstyl die Früchte genennt, welche ein Grundstück im letzteren

Jahre seines bisherigen Besitzers hervor bringet. Wie nach dessen Ableben die Ansprüche seiner Allodialerben und des besondern Erbfolgers in dem Grundstücke, welches gemeiniglich ein Lehengut zu seyn pflegt, in Ansehung dieser Früchte auseinander zu setzen sind, davon siehe den Art. Egge. (15)

Einschnitt, sind kleine Perioden in der Musik. Es scheint als bezeichne man hiemit im eigentlichen Verstande solche kleine Stücker, die im halben, viertels auch achtels Tact anfangen, und deren Anleitung an andere gleiche Theilchen auf eben diese Art geschehen muß. Im allgemeinen Verstande aber können auch andere kleine Perioden, die mitten in der Rede statt haben, so benennt werden. Was man auch hierüber sagen möchte, wird immer willkührlich und unbestimmt bleiben, bis einmal ein fähiger Kopf eine musikalische Rhetorik schreibe, hierinn vermittelst musikalischer Beyspiele hören lasse, was Eingang, Vortrag, Fortführung, Ausführung und Schlußrede, was Perioden, Abschnitte und Einschnitte seyen. (25)

Einschnitte, sind diejenigen kleinern Theile einer Rede, die sich nicht durch merkliche Ruhepuncte unterscheiden; die Lateiner nennen sie incisa, und weil man sie durch das sogenannte Comma von einander absondert, so werden sie auch mit diesem Namen benennt. Eine Periode ist ein Ganzes, das aus mehrern Theilen oder Gliedern bestehet, davon die grössern Abschnitte, die kleinern aber Einschnitte genennt werden. Diese Einschnitte einzeln genommen, erwecken noch keine hinlänglich bestimmte Vorstellung; man muß sich zwar einen Augenblick bey ihnen verweilen, um sie zu fassen, aber auch zugleich zu den übrigen forteilen, um das, was bisher noch unbestimmt war, bestimmt zu sehen. Eine jede Periode, die man als eine ganze Rede völlig und bestimmt fassen kann, hat ihr Subject und Prädicat, welche beyde man sich durch mehr oder weniger zusammen gesetzte Begriffe mit einander verbunden, oder von einander getrennt, vorstellen kann. Zuweilen sind beyde ohne Einschränkung und umständliche Bestimmung mit einander verbunden, als z. E. Gott ist ewig, der Mensch ist sterblich: und alsdenn sind keine Einschnitte da. Werden aber zu dem einen der beyden Hauptbegriffe noch nähere Bestimmungen und Einschränkungen hinzu gefügt, so entstehen dadurch Einschnitte; z. E. auch der Mensch, der in dem höchsten Rang stehet, ist sterblich. Hier merkt der Zuhörer gleich, daß nicht von dem Menschen überhaupt die Rede sey, sondern nur von einer gewissen Gattung; er bleibt also gleichsam einen Augenblick stehen, um gleichsam zu vernehmen, was es denn für eine Gattung von Menschen seyen, von denen die Rede ist. Es entstehen also die Einschnitte allemal durch Nebengriffe, die man bey den Hauptbegriffen eines Satzes denkt, und wodurch man sie entweder erklärt, oder näher bestimmt, oder einschränkt, oder ausdehnt. Quintilian sagt: Utinitia clausulæque plurimum momenti habent, quoties incipit aut desinit sententia; sic in mediis quoque sunt quidam conatus, qui leviter insistunt, ut currentium pes, etiamsi non moratur, tamen vestigium facit. Wenn die Nebenbegriffe, die bey einem Satz eingemischt werden, machen, daß der Satz aufhört ein Ganzes zu seyn, so nennt man es einen Abschnitt; und wenn mehrere Abschnitte zusammen ein Ganzes ausmachen, so nennt man sie einen zusammengesetzten Perioden. s. Periode. (22)

Einschnitte, nennt auch der Entomolog die Ringe oder Absätze der Raupen, und besonders die Absätze des Hinterleibs der Insecten. (24)

Einschnitte, (Zimmerkunst) werden von den Zimmerleuthen in die Balken und Zimmerstücke ausgeschnittene Vertiefungen genennt, in welche man das Holz versetzen kann. Bey Reparaturen werden sie vorzüglich gebraucht, um darein mit einer Säule, Stock, Bug oder Riegel fahren zu können. (18)

Einschnittrinnen, (Salzwerkswissenschaft) sind kleine 3 Zoll breite und 1½ Zoll tiefe Rinnen mit Einschnitten, gewöhnlich jede 3 bis drey und einen halben Fuß lang, welche man unter die Tropfhähne in den Gradierhäussern setzet, damit die Sohle aus solchen desto ausgebreiteter auf die Dornwände gelassen werden kann. Sie müssen genau wagrecht gesetzt werden, damit sich die darein von dem Tropfhahn fallende Sohle gleich stark ausbreite, und durch die Einschnitte auf die darunter liegende Dornwände überall fallen möge, um durch den Fall durch solche, wie durch ein Sieb zu gradieren. Mehreres ist unter dem Artikel Dachwasserleitung zu lesen. Bey einigen Salzwerken werden die Einschnittrinnen aus schwachem Zimmerholze inwendig halbrund ausgearbeitet, so daß sie innen nur 3 Zoll weit. Einige ziehen diese Gestalt aus der Ursache vor, weil die Rinnen so wohl leichte zu machen, als auch von dem sich in solchen angesetztem Salzsteine gut zu reinigen sind; bey andern aber nur aus Fensterrahmenholz. Ferner hat man bey einigen Salinen auch an der Stelle der Einschnittrinnen Tropfgerinne, bey andern auch Ueberlaufrinnen. Die Länge der Einschnittrinnen ist nicht bey allen Salzwerkern dieselbe. Bey einigen gehen sie über 4, 3 auch 2 Balken, bey andern aber nur von einem Balken zum andern. Die langen haben in der Mitte querüber einen Steg, damit die Sohle nicht zusammen fliessen kann.

Die Breite der Einschnittrinnen ist aussen 3 Zoll, jeder Rand ¾ Zoll dick, innen weit, 1¾ Zoll hoch im Lichten 1⅛ Zoll. Die Einschnitte werden bald auf einer, bald auf beyden Seiten gemacht. Beyde Verfahrungsarten haben ihre Vortheile ꝛc. (18)

Einschränken, ist eine Figur der musikalischen Redekunst. Wenn man zu Ende eines Tonstückes alles dasjenige, was vorher schon vorgekommen, bündiger und enger zusammen zu ziehen weiß, so gewinnt der Styl unendlich; der Zuhörer wird ganz zufrieden gestellt, und er fühlet ein harmonisches End, wenn er schon es nicht ausführlich zu zergliedern weiß.

Es fehlt der Tonkunst nichts mehr, als eine thätige Zergliederung der musikalischen Redekunst, und Leute die auch 30 Jahre componiren, wissen nicht das mindeste von mechanischen Bau ihres Stückes.

Nur allein in der Fugenlehre hat man es zum Gesetze gemacht, daß das Ende enger zusammen gezogen seyn muß: was die Italiener lo stretto nennen. Hier befleißigt sich der Tonsetzer Eintritte mit Eintritten verschiedener Stimmen zu häuffen, Schlag auf Schlag zu wirken, und in einer gegründeten Masse sein Hauptthema den überzeugten Zuhörern mit gewisser Stärke einzuschärfen.

Dramatischen Tonsetzern kann der präcise Styl nicht genug anempfohlen werden, wenn sie sich nicht gewärtigen wollen, daß das Publikum zu Ende der grösten Schönheiten gähne. Alle kalte Ritornelle, da, wo es auf Handlung ankommt, machen lange Weile: unnöthige Wiederholungen, zu ausgedehnte Sätze ermüden den Zuhörer: er will nicht hören son-

dern empfinden, und deßwegen muß der Tonſetzer Meiſter vom Plane und vom Style ſeyn, ſeinen Faden, die angekettete Perioden wohl durchgedacht haben und deßwegen bey jedem Vorfalle ſeine Sprache aufs äuſſerſte einzuſchränken wiſſen. (25)

Einſchränkung, (logicaliſch) ſ. Limitiren.

Einſchränkung, (metaphyſiſch) ſ. Schranken.

Einſchränkung, (Waſſerbau) wird bey Flüſſen genennt, wenn die Ufer derſelben näher zuſammen gezogen werden. Da wo man Brücken zu bauen nöthig hat, wird eine Einſchränkung der Ufer gemeiniglich nöthig. Man hat auch ſolche da anzubringen, wo man die Flüſſe vertiefen auch das Waſſer aufſchwellen will. Sie geſchiehet durch an die Ufer gelegte Mauren, Zungen und Buhnen. Bey dieſen Werken iſt aber die Vorſicht zu gebrauchen, daß ſie wohl ins Land gehen, damit ſie nicht vom Waſſer hinterſpühlt und hinterwaſchen werden, weilen ſodenn das Waſſer hinter denſelben durchdringen würde. (18)

Einſchreibung, heißt nach hamburgiſchen Gerichtsſtyl die gerichtliche Handlung, wodurch jemand alſo zum Erben ernennt, oder ihm gewiſſe Renten hinterlaſſen werden, daß ſolches in das Stadt- Erbe- oder Rentenregiſter eingeſchrieben wird. ſ. Erbbücher. (15)

Einſchreibgeld, iſt dasjenige Geld, welches ein Lehrjunge beym Aufdingen zu einem Handwerke bezahlen muß. ſ. Aufdingen.

Ferner wird hierunten dasjenige Geld verſtanden, welches in verſchiedenen Handlungsplätzen dem Briefträger auſſer dem angeſetzten Porto, vor mit Geld beſchwerten oder recommendirten Briefen entrichtet werden muß, und welches als ein Theil ſeines Lohns mit angerechnet wird.

Einſchürig, einſcheerig, wird gebraucht wenn eine Wieſe nur einmahl gemähet, und bey Schaafen wenn ſie einmal geſchoren werden. (24)

Einſchwärzer, (*Ichneumon denigrator*) ſ. Schlupfweſpe.

Einſegnung. (cathol.) In der catholiſchen Kirche verſtehet man hiedurch eine Handlung, wodurch eine an ſich natürliche und zum weltlichen Gebrauche beſtimmte Sache durch gewiſſe vorgeſchriebene Gebethe und Ceremonien zum geiſtlichen und kirchlichen Gebrauche erhoben wird. Diejenige Sachen, welche bey den Catholiken pflegen geſegnet zu werden, und die Weiſe, wie die Einſegnung derſelben geſchiehet, ſind meiſtentheils beſchrieben in dem Artik. Benediction. Hievon iſt nur überhaupt zu merken, 1) daß die Kirche in der Einſegnung ſo vieler und verſchiedenen Dinge, ſich in den Worten des heiligen Paulus gründe, der in ſeiner erſten Epiſtel an den Timotheus 4. ſagt, Ein jedes Geſchöpfe könne durch das Wort Gottes und das Gebethe geheiliget werden. 2) Daß der Gebrauch der Einſegnung in der Meynung der Kirche nichts neues ſey. Denn der heilige Chryſoſtomus ſagt ſchon in ſeiner erſten Homilie in epiſt. 1 Timoth. „das Kreuzzeichen ſey ein bewährtes Heilungsmittel: man drücke es auf, ſegne, gebe Gott die Ehre, ſo werde alle Unreinigkeit bald weichen.„ Der heilige Cyrillus Catech. 3. beweiſet dies aus dem Gegenſatz: „Eine geſunde Speiſe, ſagt er, wird unrein, wenn man darüber den Teufel ruft: ſo muß wohl das Waſſer rein werden, wenn man Gott darüber anruft.„ 3) Daß man ſich davon keine unfehlbare Wirkung zu verſprechen habe. Denn ſie haben keine andre Kraft, als die aus dem Gebethe erwächſt, nun iſt aber dieſe nicht unfehlbar. Zum andern ſind

ſie keine practiſche Zeichen der Gnade, wie die heilige Sacramente; indem bey ihnen das meiſte auf den perſönlichen Verdienſt des Anwendenden und auf deſſen Vertrauen ankommt. „Das Zeichen Chriſti vertreibet den Vertilger, ſagt der heilige Auguſtinus, T. 50. *in Joan.* wenn ſich unſer Herz zuvor dem Seligmacher öffnet.„ Und endlich läßt ſich Gott die Wege ſeiner Vorſicht durch unzeitiges oder ſchädliches Begehren nicht verrücken. 4) Daß ihr rechtmäßiger Gebrauch nicht ganz ohne Nutzen ſey. Denn er erhebt das Gemüth zu allerhand Vorſtellungen der Glaubenszeichen. Er reitzet die einfältigen Gemüther zu löblichen Andachtsgeſinnungen. Endlich flöſſet er ein gewiſſes Vertrauen ein auf die Kraft des Namens Gottes und der Verdienſte des Erlöſers; welches, wenn es demüthig und erkenntlich iſt, niemals, wenigſtens ohne inwendigen Vortheil ablauft. Mißbrauch und Aberglauben ſind nicht mit zur Abſicht frommer Gebräuche zu rechnen.

Die feyerliche **Trauungshandlung** oder Copulation der ſich verehlichenden Perſonen, welche durch einen Prieſter verrichtet wird, wird insgemein die **Einſegnung der Brautleute** genennt. ſ. den Art. Copulation. Die Ceremonien, die dabey beobachtet werden, ſind beſchrieben in dem catholiſchen Art. Ehe. (11)

Einſegnung. Die Beerdigung des Verſtorbenen wird auch öfters angedeutet durch die **Einſegnung der Leiche**, weil ſie gemeiniglich von einem Prieſter unter heiligem Gebeth, mit Beſprengung des geweihten Waſſers vollbracht wird. Die Ceremonien derſelben ſind zu ſehen in dem Artikel Begräbniß. (11)

Einſegnung, (proteſtantiſch) iſt wenn man durch Gebet den Segen Gottes über Sachen oder Perſonen flehet, oder auch etwas Gott heiligt. So werden die äuſſerliche Stücke in den Sacramenten eingeſegnet, ſiehe Conſecration. Kinder, wenn ſie ihr Glaubensbekenntniß ablegen, ſ. Firmelung, Confirmation; angehende Eheleute, ſ. Copulation; Geiſtliche zum Predigtamte, ſ. Ordination, der Gemeinde, beſonders wenn ſie voneinander geht, und auch Kranke und Sterbende, welchen man Gottes Stärkung, Freudigkeit im Sterben und ſelige Auflöſung von Gott erbittet. Es geſchieht dies alles mit der gröſten Simplicität, und man erwartet hier nichts weiter davon, als was man ſich von einem jeden wahrhaftig glaubigen Gebethe zu verſprechen hat. Doch geſchieht es auch zuweilen unter Auflegung der Hände, weil dieſer alte, ſowohl im alten als neuen Teſtament vorkommende Gebrauch eine ſinnliche Vorſtellung von Mittheilung und Darreichung einer Wohlthat von Gott iſt, bey manchen Handlungen und an manchen Orten, werden ſtatt dieſes wirklichen Auflegens der Hände, die Hände gegen die einzuſegnenden aufgehoben. An manchen Orten wird auch das Zeichen des Kreuzes gemacht, zur ſinnlichen Vorſtellung, daß man alles Gute dem Verſöhnungstode Chriſti zu danken habe. (20)

Einſeitige Aehre, Riſpe, (botan.) (*Spica, Panicula ſecunda.*) ſagt man, wenn alle Blumen oder Blumenſtiele nach einer Seite gekehret ſind (9)

Einſeitige Geſchwiſter, ſ. Halbgeſchwiſter.

Einſeitiger Wille, voluntas unilateralis, iſt nach den Grundſätzen des römiſchen Rechts in der Regel niemals verbindlich, ſondern einem jeden ſteht es frey, von ſeinem einſeitigen Willen, auf welche Weiſe er auch denſelben erklärt habe, wieder abzuge-

hen; daher kann ein Teſtirer jederzeit ſeinen letzten Willen wieder aufheben oder abändern, wenn er auch ſolchen mit einem Eid beſtätigt, oder daß jede künftige Veränderung deſſelben ungiltig ſeyn ſolle, verordnet hätte; daher iſt auch jeder Vertrag, und ſelbſt z. B. eine Schenkung unverbindlich, ſo lange nicht das, was der eine verſprochen hat, von dem andern durch irgend eine Erklärung angenommen worden iſt. Nur bey der Pollicitation machen die römiſche Geſetze die Ausnahme, daß wenn jemand zum Beſten der Kirche oder des Staats etwas ernſtlich verſprochen hat, er dadurch verbunden wird, wenn er entweder aus wichtigen Urſachen das Verſprechen gethan, oder daſſelbe wirklich in Erfüllung zu bringen, angefangen hat. (38)

Einſenken, heißt ein Stück Holz, Metall oder Stein in einen andern Körper, worein man eine gleiche, eben ſo groſſe und ſo formirte Oeffnung ſenkrecht angebracht hat, als die Dicke, Länge und Figur des einzuſenkenden Theils erfordert, damit es darinne ruhen, oder das andere faſſen, und mit ihm ſich fügen könne, gleichwohl aber nicht durchgeſtoſſen, vernietet oder befeſtiget iſt. Bey Tiſchler, Schmiede, Maſchinenmacher u. dgl. kommt dieſe Arbeit oft vor. (38)

Einſenken, ſ. Einlegen.

Einſenkung, (Waſſerbau) wird bey dem Waſſerbau genennt, wenn man Steine, Sohden, Waſen und dergleichen in die Flüſſe ſenket, theils die Kolke, theils den Abbruch damit auszufüllen. Kleine Steine werden in Körbe gebracht, und mit ſolchen eingeworfen, groſſe Steine aber wirft man nur ſo ein. Die Körbe müſſen auf Schiffen, über eine Stellage, wovon ſie abgeworfen werden können, am Ufer mit Erde gefüllt, ſodenn nach dem Orte an den ſie geſenkt werden ſollen, gebracht, und abgeworfen werden; zu der Erde werden die bindigſten Sohden genommen, und feſte eingeſchlagen oder eingetretten, damit die Körbe beſtmöglichſt in der Ordnung und neben einander zu liegen kommen mögen; ſo geſchieht die Einſenkung, wenn der Strohm nicht gar ſtark iſt, nur von ein paar Bäumen, ſo bis über den Ort, wo die Körbe fallen ſollen, von der Schlenge oder den Schiffen hinaus geleget, und auf welchem die Körbe dahin gerollet werden. Iſt aber der Strohm ſtark, ſo kann man zur gewiſſen Richtung ein paar Sparren etwas gegen den Strohm, unten, da wo die Körbe zu liegen kommen ſollen, und oben entweder an der Schlenge oder an dem Schiffe lehnend einſetzen, und wenn die Körbe auf den Bäumen zwiſchen durchgerollt ſind, die Sparren dahinter zuſammen rücken, mithin jene daran hinunter fallen laſſen; zu welchem Behuffe denn auch eine von der Schlenge über Schiffen hingelegte Stellage nöthig iſt. Die Körbe werden ſo geworfen, daß ſie mit dem Einbau an der Strohmſeite parallel zu liegen kommen, denn der Hang iſt vorne hinaus ſtärker, als zur Seiten ab, daher ſie eher voraus drücken und rollen könnten, als ſeitwärts. Auch vor dem Haupte an der Ecke iſt es am beſten, die Körbe ſo zu werfen, daß ſie alle nach einerley Richtung, folglich winkelrecht ab, daſelbſt zu liegen kommen; nicht allein aber zur Vermeidung des Abrollens, ſondern auch weil ſie ſolcher Geſtalt allenthalben beſſer aneinander ſchlieſſen. Von hier aber drehet man ſie denn allmählig, daß ſie mit dem Haupte parallel kommen, damit ſie nicht in die durch die Abweiſung ſchräg hinaus gehende Vertiefung abſchieben mögen, und hinter der Schlenge können ſie denn winkelrecht ab, oder parallel geworfen werden. Recht gegen der äuſſerſten Ecke des Hauptes und der Strohmſeite über, wo die Abweiſung hinaus gehet, könnte aber beym Herannähern der Tiefe des Fahrwaſſers am erſten ein Einſchnitt der Höhlung, worinn die Körbe beſchloſſen ſind, entſtehen, wodurch dieſe, weil ſie allda recht zum Abrollen geneigt liegen, hinaus lauffen könnten. Solches zu verhüten, iſt dienlich, daß daſelbſt eine Einfaſſung von viereckigten Körben auſſen herum vorgeworfen werde; gleichwie dieſes auch inſonderheit nöthig iſt, wenn im harten Kley oder groben Sandgrunde weder nahe an den Höftern eine genugſame tiefe Höhlung auslauffen, noch der Grund überall im Verhältniß des Strohms ſo tief wegſchleiſſen kann, daß er um runde Körbe nicht zu rühren, hinlänglich geſchwächet werde. Bey ſolchen Umſtänden wirft man dann entweder zur Einfaſſung nur auswendig viereckige Senkeſtücke vor, oder brauchet dergleichen überall dazu, weil ein harter Grund keine ſo ſehr dichte Bedeckung erfordert. Alle an einem neuen Werke in der Folge nöthigen Körbe laſſen ſich aber nicht wohl auf einmal ſenken. Denn die Vertieffung erſtrecket ſich, wie vorhin geſagt, noch etwas breiter neben dem Senkwerke hinaus, wenn denn die Körbe dahinein rollen, oder auch vorher, kann entweder darüber auf oder darneben angedeichet werden, und demnächſt der Anwurf erſt Stand halten. Gleich anfangs muß jedoch die Vertiefung rundum, ſo weit ſie ſich erſtrecket, auf einmal und etwas höher aufgefüllet, hingegen nicht ſtückweiſe damit verfahren werden, daß man nachhero an einem Orte unnöthig viel, und fernerhin nichts einwürfe; denn dies könnte nur doppelten Verluſt verurſachen. (18)

Einſetzeiſen, Werkzeug des Silberſchmieds, in einem vierkantigen Eiſen beſtehend, ſo an einem Ende ein Loch hat, in welches man kleine Sperrhaken und Amboſſe zum Gebrauch einſetzet, um kleine Sachen auf dieſen letztern zu hämmern. (19)

Einſetzen, Kunſtwort vieler Profeſſioniſten. So ſetzt z. B. der Lohgärber ein, wenn er die aufgeſchwellten Häute in die Lohegrube einlegt oder einſetzt; ſo ſetzt der Schuhmacher ein, wenn er den Kropf des Schuhblatts an einem Stiefel in den Ausſchnitt des Schaftkropfs einſetzet; ſo ſpricht der Glaſer von einſetzen, wenn er eine Scheibe von Glas in das Fenſterbley einpaßt, und darinn befeſtigt; ſo nennt der Schmidt das Härten des Eiſens, einſetzen; ſo heißt beym Goldarbeiter einſetzen, ſo viel als einfaſſen; ja dieſes Wort wird bey hundert andern Gelegenheiten, ſo gar bey dem ſehr entbehrlichen Lotterieſpiele angewendet. (19)

Einſetzen, heißt bey dem Münzweſen ſo viel als härten, weil die Münzſtempel, Walzen, Randeleiſen und Unterlagen der Durchſchnitte, mit Sachen die dem Stahl eine Härte geben, in Tiegeln oder eiſernen Büchſen eingeſetzt werden. ſ. Härtung der Münzſtempel. (29)

Einſetzen, heißt nicht nur bisweilen ſo viel als verpfänden, ſondern man braucht dieſe Redensart auch bey Krämerey treibenden Handwerkern, wenn ſie auf einem Markt ihre Waaren nicht ganz verkauft haben und ſolche hernach bey jemanden in Verwahrung legen, um auch auſſer Marktzeit davon verkaufen zu können, welches aber wegen der Stadthandwerker nicht erlaubt iſt, ſo daß, wenn dergleichen eingeſetzte Waaren gefunden werden, man ſolche dem Eigenthümer hinweg nimmt und confiſcirt. (28)

Einſetzen, iſt gewöhnlich bey den Gärtnern wenn ſie

die Pflanzung der Bäume, Blumen u. dgl. anzeigen wollen. An manchen Orten gebraucht man es auch von allem Federvieh, das zum Mäſten in enge Behälter geſetzt wird. (24)

Einſetzlöffel, ſo nennt man in der Probierkunſt einen Löffel der einen bis anderthalb Zoll breit, und mit einem drey Schuhe langen Stiele, ſo dick, als ein Rührhacken verſehen iſt; man gebraucht ihn, um etwas auf die Scherben und Kapellen aufzutragen: hat er eine Weite von zween, drey oder mehreren Zollen, und eine Tiefe, ſo daß man Bley u. dgl. darin ſchmelzen und ausgieſſen kann, ſo heiſt er ein Gieslöffel. (12)

Einſetzöfen. (Baukunſt) ſ. Roſen.

Einſetzung, iſt nach dem deutſchen Gerichtsſtyl eben das, was nach römiſchen Rechten die *Miſſio ex primo & ſecundo decreto* genennt wird. Sie heiſſet auch Anleitung, Anſatz. ſ. dieſen Artikel. (15)

Einſetzung, Worte der Einſetzung bey den Sacramenten. ſ. Sacramenten. (1)

Einſetzung. ſ. Immiſſion.

Einſetzung zum rechten Vater und zur rechten Mutter, iſt eben das, was ſonſt Einkindſchaft genennt wird. ſ. dieſen Artikel. (15)

Einſetzen zum Erben. ſ. Teſtament.

Einshandgüter. ſ. Ainshandgüter.

Einſieden, durch langes Kochen eine Brühe vermindern, oder dicke machen. (24)

Einſieden, (chemiſch) (*Inſpiſſatio.*) ſ. Verdickung.

Einſiedler, (kirchlich) ſ. Eremiten.

Einſiedler, (Naturgeſch.) iſt eine Gattung von Krametsvogel, (*Turdus ſolitarius* L.) (9)

Einſiedler. (*Scarab. eremita.* L. Scop. Der Eremit Fueßl. *Cetonia eremita* Fabr. *Scarab. coriaceus* Degeer Inſ. IV. t. 10. f. 21. Bergſtr. Nomencl. I. t. 10. f. 1. Der Schuſterkäfer, Juchtenkäfer, der groſſe ſchwarzbraune Käfer. Roeſ. Inſ. Tom. II. Scar. I. t. 3. f. 6.) Man findet dieſen unbewafneten Käfer auf Weiden. Er iſt ſo groß als der groſſe Goldkäfer, iſt aber in der Statur dem *Scar. nobilis* ähnlich. Er hat eine glänzendſchwarze Farbe, braunrothe Fühlhornkeulen, zwey erhabene Längsfurchen auf dem Bruſtſchild, und ſehr wenige Haare. Das Hinterende des Hinterleibs iſt dick und rundlich. Er iſt etwas ſeltener in Deutſchland. (24)

Einſiedler. (Conchyl.) Man findet oft in Conchylien Krebſe, und ehedem glaubte man gar dieſer Krebs gehöre zur Schaale, wie das Thier zu dem Gehäuſe. Von dem ſogenannten Pinnenwächter von dem ich Chemnitz ſchöne Abhandlung im X. Stück des Naturforſchers S. 16. f. nachzuleſen bitte, rede ich jezo nicht, ſondern von dem Krebſe in Schnecken, den man ſeiner einſamen Wohnung nach den Einſiedler nennet. Es iſt nichts ſo abgeſchmackt als zu glauben, daß dieſer Krebs das Thier der Conchylie ſey, denn daß dieſes Thier ſollte aus ſeinen eignen Säften eine Schneckenſchale erbauen können, das iſt eben ſo ungereimt zu glauben, als anzunehmen, daß dieſer Krebs mit der Conchylie aus einem und eben demſelben Ey erzeugt würde, und doch ſcheint es faſt, als wenn einige Schriftſteller eine von dieſen beyden Meynungen angenommen hätten. Olearius bildet daher in ſeiner gottorfiſchen Kunſtkammer einen ſolchen Krebs in der Schale ab, und nennet ihn *Cancer teſtaceus*. Doch muß ich hier zum Ruhme dieſes ſonſt ſo abergläubiſchen Mannes ſagen, daß er hierinne richtige Begriffe hatte, und von dieſem Krebſe behauptete, daß er wie alle andere Krebſe aus ſeinem eignen Ey erzeuget wurde. Die Sache iſt es für unſre Tage nicht werth daß ſie weitläuftig unterſucht werde. Was die Sache nur allein widerlegen kann iſt dieſes, daß ſich dieſer Krebs nicht gerade an eine Schneckengattung bindet, ſondern das erſte beſte Haus was ſich für ihn ſchickt, nimmt er ein und wohnet darinne. Ich beſitze ſelbſt Trompeten, Flügelſchnecken, Schrauben, Kräuſel und Neriten, darinne Krebſe liegen. Einen ganz kleinen *Trochus veſtiarius* beſitze ich ebenfalls mit einem Krebſe. Die Natur, Bequemlichkeit und Sicherheit dieſer Art Krebſe machen es nothwendig, daß er ein Schneckenhaus ſuche und darinne wohne. Findet er ein leeres, das ſich zu ſeiner Gröſſe und Bequemlichkeit ſchickt, ſo nimmt er es mit Freuden an; auſſerdem pflegt er auch wohl den Bewohner ſo lange zu martern, bis er ſtirbt, und nun dem Krebſe das Haus zu ſeiner künftigen Wohnung überläßt. Es iſt daher auch wahrſcheinlich, daß ein ſolcher Krebs bey zunehmender Wachsthumsgröſſe ein Schneckenhaus verläßt, und ein gröſſeres ſucht. Allerley fabelhafte Nachrichten von dieſem Einſiedler hat Lemery in dem Materialien-Lexicon S. 216. f. zuſammen getragen. (10)

Einſiedley, Eremitage, (Baukunſt) wird eine einſame geringe Wohnung an einem entlegenen Orte genennt. Ehedem waren dergleichen Oerter die Wohnung der Einſiedler einzig und allein, heutzutage aber werden ſie auch in groſſe Gärten gebauet, und müſſen mit zum Vergnügen groſſer Herrn gereichen. Sie ſind eben ſo wie die Grotten, Werke der Nachahmung, nicht ſowohl zur Bewohnung, als vielmehr zum kurzen Genuß der Ruhe und der Einſamkeit. Sie ſind von Grotten, denen ſie ähnlich ſcheinen, noch in weſentlichen Stücken unterſchieden. Beyde haben eine verborgene Lage mit einander gemein; beyde ſind in Bergen, in Felſen, in Wildniſſen einheimiſch. Allein die Grotte kann zuweilen eine ſehr natürliche Lage am Waſſer haben; die Einſiedlerey ſcheint mehr für Waldung und öde Wildniß in Bergen zu gehören. Die Grotte iſt eine Nachahmung der Höhlen, wie ſie die Natur bildet; die Einſiedlerey iſt eine Hütte, ein einfältiges Haus, von der Hand des Menſchen gebauet, oder wenn ſie zuweilen in Felſen liegt, ſo iſt dieſer doch zu einem ſich der Regelmäßigkeit nähernden Zimmer bearbeitet, welches die Grotte nicht ſeyn kann, ohne in das Unnatürliche überzugehen. Ein Werk, von Holz erbauet und mit Schiefer bedeckt, würde eine ſehr unnatürliche Erſcheinung für eine Grotte ſeyn, aber nicht für die Einſiedlerey. Beyde trennen ſich in Abſicht auf die Bauart und die Materialien; aber ſie kommen beyde in der Einfalt wieder zuſammen. Die Grotte läßt in der Vorſtellung den Aufenthalt mehrerer Bewohnung zu; die Einſiedlerey iſt auf einen Einzelnen eingeſchränkt. Aus dieſem Grunde können mehrere Grotten dicht neben einander liegen, ohne unnatürlich oder ungeſchickt zu werden. Endlich iſt die Grotte, wie ſchon bemerkt iſt, ein Eigenthum des Romantiſchen; die Einſiedlerey gehört für die einſame und ſanftmelancholiſche Gegend, der ſie ungemein angemeſſen iſt. Denn ſie würde auf einem freyen Platze eben ſo unſchicklich ſeyn, als eine türkiſche Moſchee in unſern Gärten. Die erſten Eremiten baueten oft in Felſen, und noch in den neuern Zeiten haben ſie darin oft ihre Wohnung angelegt. Ein ſehr merkwürdiges Werk dieſer Art, das von einem Waldbruder bewohnt wird, ſieht man in der Schweiz zwi-

schen Bern und Freyburg eine Stunde von dieser Stadt. Die Gegend umher ist eine wahre melancholische Einöde; man erblickt weder Dörfer noch Landhütten; man siehet nichts als Wälder und Felsen, und in der Tiefe rauschet die Sana in einem urgestalten, von Steinen erfüllten Bett, vorüber. Diese Gegend ist für die Wirkung der Einsiedlerey, die sie berühmt macht, überaus günstig. Hier hat vor etwa hundert Jahren ein Einsiedler sich so vielen Raum ausgehauen, als er zu einem Lager und zu seiner Beschirmung vor dem Wetter nöthig hatte. Sein Nachfolger wollte sich mit dieser engen Wohnung nicht begnügen. Er unternahm es, die Einsiedlerey zu erweitern und nach einer Arbeit von 25 Jahren, die er mit einem Untergebenen unabläßig betrieb, brachte er eine Kirche mit einem Thurm, eine Sacristey, ein Refectorium, eine Küche, einen grossen Saal, zwo Seitenkammern, zwo Treppen, und unten einen Keller, alles in den Felsen gehauen, zu Stande. Auch eine grosse Höhe giebt Einsamkeit, und eine Aussicht auf weite und herrliche Landschaften, tief in die Ferne hin, verträgt sich mit der Bestimmung der Einsiedley, wenn diese nur dem Blick des Menschen sowohl als dem Geräusch entzogen ist, und sich in ihrem abgesonderten Bezirk verschließt. Der Rigiberg im Canton Schweiz hat die schönsten Aussichten, und seine berühmte Einsiedley dennoch eine angemessene Lage. Viele Fremde besuchen ihn wegen seiner unvergleichlichen Aussicht. Eine andere Einsiedley von einer überaus merkwürdigen Lage und Einrichtung ist das sogenannte Korkkloster auf dem Felsen *Cabi di Rora* bey Lissabon, das Baretti beschreibt. Das Erdbeben wüthete hier entsetzlich, konnte aber nichts ausrichten. Diese Wohnungen können nicht anders, als mit dem Berge selbst, über den Haufen fallen. Was diesen von der Natur gebaueten Ort noch sonderbahrer macht ist dieses, daß alle Wände und Fußböden mit Kork oder Pantoffelholzrinde bedeckt sind, wodurch die schädliche Feuchtigkeit abgehalten wird. Weil man in Gärten keine weitläuftige Gebirge, und selten auch verwilderte Berge hat, worin sich nachgeahmte Einsiedeleyen verbergen könnten, so legt man sie am besten in verwachsenen Winkeln und in schattigte Vertiefungen an, wo sie den Character der Einsamkeit, den sie verlangen, leichter gewinnen. Denn nichts kann ihrer Natur und Absicht mehr widersprechen als wenn man sie auf kleine offene Hügel oder auf freye Rasenplätze, wo sie von allen Seiten erblickt werden, verlegt; eine Anlage, die nicht unschicklicher seyn kann, ob man sie gleich noch oft genug antrift. Eine sehr glückliche Lage ist es, wenn sie sich an einem Berge oder an eine Felsenwand lehnen; und oft wird man in der Nachbarschaft des Gartenreviers, in einer angränzenden Wildniß, einen mehr angemessenen Ort für sie finden, als in dem Bezirk des Gartens selbst. Die zunächst umliegende Gegend oder die Scene muß nichts Prächtiges, nichts Reizendes noch Geschmücktes haben; sondern nachläßig und bescheiden seyn, in stiller Einfalt, ohne Lebhaftigkeit und ohne auffallende Schönheit. Ein ruhiges Gewässer oder eine Quelle mit leisem Gemurmel ist dem Character dieser Scene sehr gemäß. Man kann durch umhergepflanzte Bäume von tief herabhangenden Zweigen und dunklem Laubwerk, durch dicke Gebüsche ihre Einsamkeit verstärken, und ihr Ansehen finsterer machen. Das Gebäude mag aus Stein oder Holz bestehen; nur muß die Zusammensetzung die höchste Einfalt und Nachläßigkeit zeigen. Keine Kunst, vielweniger ein Anschein von Pracht; selbst die Vernachläßigung der Verhältnisse der Baukunst ist hier eher ein Verdienst, als ein Fehler. Das ganze Ansehen muß Einfalt, Dürftigkeit, Verleugnung ankündigen. Ein Dach von Strob ohne Schiefer, rohe Pfeiler, die es tragen, ein Gemäuer oder eine von laimigter Erde aufgeführte Wand, woran man die Spuren der Zeit und des Wetters, beschädigte Stellen und Ueberzüge von Mooß wahrnimmt, eine Thür, die, ohne Zierde zwischen den Pfosten, blos die Oeffnung schließt, Fenster mit trüben oder gemahlten Glasscheiben. — Alles dieses bezeichnet die äussere Gestalt der Einsiedley. Die innere Einrichtung ist auf Reinlichkeit und unentbehrliche Bequemlichkeit eingeschränkt; daher keine Merkmale eines verfeinerten Geschmacks, keine Einladung zur Weichlichkeit und irgend eine Art von wollüstiger Behagung, keine reiche Verzierungen mit Gemählden und ausgelegter Arbeit, die wider den Begriff der Dürftigkeit oder Mäßigkeit streiten. Ueberall Einfalt, Bescheidenheit, Ernst; alles, was lachend und fröhlich ist, tödtet den Eindruck, den das Ganze machen soll. Eine Bank, eine Ruhestelle in dem einen Winkel, ein Cappelchen in dem andern, eine Nische mit dem kunstlosen Bildniß eines Schutzheiligen, an der Wand einige Sprüche die in Worten voll Einfalt die hohe Weisheit des Lebens lehren, oben über die Thüre hinaus ein Glöcklein, das die Stunde des Gebets verkündigt — machen die anständige Verzierung einer Einsiedley aus, die aus dem Mönchsleben nachgeahmt ist. Andere Einsiedeleyen, die sich nicht ganz an diesen Character halten, müssen doch eine innere Einrichtung und Auszierung haben, die sich zum Genuß der Ruhe schickt, und das ernste Nachdenken unterhält. Und dazu sind Inschriften, die den Geist auf wichtige Betrachtungen leiten, von vorzüglicher Kraft. Einsiedeleyen müssen eine gewisse Dunkelheit haben, entweder durch wenig Fenster und Oeffnungen oder durch starke Beschattungen von Bäumen. In Gebäuden die eine Empfindung von feyerlicher Ruhe oder eine Art von heiligem Schauer erregen sollen, wird diese Wirkung am sichersten von der Verdunkelung erhalten; auch hilft hier der plötzliche Uebergang vom Licht zur Finsterniß; wir fühlen es sogleich, daß wir an einen Ort von einer andern Bestimmung gekommen sind. Selbst die äussere und innere Farbe ist, dieser Eindrücke wegen, nicht gleichgültig; sie muß den Ernst des ganzen Werks unterstützen, und entweder braun oder dunkelgrau seyn. Nichts ist mehr widersprechend, als eine Hütte der Melancholie oder der einsamen Betrachtung mit einer hellgrünen oder weissen Farbe zu bekleiden. Man glaubt zuweilen, daß man für Einsiedeleyen, als Gegenstände, die nur durch ihr Ansehen einen Eindruck machen sollen, genug gethan habe, wenn nur das äussere den Character der Eremitagen trägt, und daß die innere Einrichtung alle Schönheit eines Prachtsaals vertrage. Allein, ohne zu gedenken, daß die Einrichtung das Aeussere und das Innere des Gebäudes in einen Widerspruch setzt, so unterbricht sie doch beym Hereingehen und beym Heraustretten jedesmal den Eindruck, und macht, daß zuletzt die umliegende Scene selbst ihre Wirkung verliert. Es ist keine Nothwendigkeit da, die eine solche Anlage rechtfertigte; und die kleine Ueberraschung, die das erstemal bey dem Eintritt entstehet, ist zu vorüber eilend und unbedeutend, als daß sie die Wirkungen, die darüber verlohren werden, wieder ersetzen könnte. Ehe man eine Einsiedley anlegt, muß man den besondern Character

und die beſondere Beſtimmung des Gartens betrachten. Denn gewiſſe Arten von Gärten vertragen dieſe Gebäude nicht. In einem heiteren Luſtgarten, in einem Frühlingsgarten, ꝛc. würde eine Einſiedeley ſehr unſchicklich ſeyn. Aber ſehr gut ſteht ſie in einem Garten bey Clöſtern, bey Capellen, bey Begräbnißörtern, in dem einzelnen Garten von einem einfachen Character des Ernſtes oder der Melancholie; und wo ein Garten ſich in eine Folge von vielen verſchiedenen Scenen ausbreitet, da kann ſie auch die ihrige zur Verſtärkung ihrer Wirkung beſonders einnehmen. In Gärten, die mit Geſchmack angelegt ſind, findet man auch Einſiedeleyen, die wenigſtens in den weſentlichen Stücken die Anordnung haben, welcher dieſe Art von Gebäuden folgen muß. Die Eremitage des heil. Auguſtin zu Stowe iſt bekannt. Sie liegt an einem abgelegenen und dunklen Orte des Gartens, und iſt ganz von Gebüſch eingehüllt. Sie iſt eine kleine viereckigte, von Wurzel und Stämmen aufgeführte, mit Stroh gedeckte Hütte. Ihre äuſſern Verzierungen beſtehen blos in Kreuzen an den vier Ecken und oben auf der Spitze des Dachs. Einige Bänke in den Winkeln machen ihre ganze Auszierung. Die ſich verbergende Lage verräth eine glückliche Eingezogenheit, und ihr ganzes Anſehen kündigt eine fromme Armuth an. Nur Schade, daß die Inſchriften in das Unanſtändige ausarten, und allen Eindruck des Ehrwürdigen zerſtöhren. Die Einſiedeley in dem berühmten Park zu Hagley beſtehet aus alten Stürzen und zuſammengefügten Wurzeln, deren Zwiſchenräume mit Moos ausgefüllet ſind. Aus der Thür dieſer mooſigten Zelle hat man zwey perſpectiviſche Durchſichten über das entfernte Land, wovon eine über die gegenüberſtehenden Bäume wegſteigt, die andere unter ihnen durchſchleicht. Alles übrige iſt eingeſchloſſen. Vor ſich hat man einen Theil von einem tiefen waldigten Thal, worin ein Waſſerſtück liegt, das von dicken Bäumen umſchattet wird. Um eine Abwechslung zu erhalten, können die gewöhnlichen Einſiedeleyen auch mit andern Arten von Wohnſitzen der Melancholie oder einſamen Betrachtung vertauſcht werden. Man darf ſie nicht blos einem merklichen Eremiten der catholiſchen Kirche widmen, ſondern auch dem Andenken irgend eines alten Philoſophen, der die Einſamkeit liebte. So kann man dem Pythagoras eine Hütte weihen. Unter allen Weltweiſen des Alterthums ſcheint keiner ſich beſſer, als er, auf die Vorzüge des Landlebens verſtanden zu haben. Man hat in den brittiſchen Parks angefangen, Tempel der Druiden anzulegen. Es iſt eine ſchickliche Idee, dieſen Weiſen der Celten, die in dem tiefſten Schatten der Wälder die Geheimniſſe des Gottesdienſtes lehrten, Gartengebäude zu widmen. Allein es iſt zugleich zu bedauren, daß wir ſo wenig zuverläßige Nachricht von der Bauart ihrer heiligen Plätze haben; denn die Ueberbleibſel, die man davon in einigen Ländern, vornemlich in Schottland antrift, geben, von der Zeit verunſtaltet, nur einen ſehr unvollkommenen Begriff. Ohne Zweifel war ihre Baukunſt noch nicht über die Grenzen der erſten Rohigkeit geſchritten; und ein wilder Haufen von aufgeworfenen Steinen, mit Erde und Moos verbunden, und von hohen Eichen überſchattet war das ganze Werk, das den geweiheten Ort einſchloß. Man darf hier nichts von Zierlichkeit noch Richtigkeit der Verhältniſſe ſuchen; vielweniger eine Annäherung zu der Architectur der Alten. Dieſe Werke gehören indeſſen zu der ehrwürdigen und einfältigen Gattung von Gebäuden, wie die Einſiedeleyen, und der Name von Tempel, der mehr ankündigt, als was ſie waren, ſcheint ihnen weniger zu gehören. Inzwiſchen führt Young einen ſolchen Druidentempel in dem Park zu Halswell bey Bridgewater an, von deſſen Bauart er zu wenig und nichts mehr ſagt, als daß er in dem gehörigen Styl von Baumrinden ſey. (18)

Einſpänen, Ausdruck der Tuchſcheerer, welche das Tuch einſpänen, wenn ſie zwiſchen deſſen Lagen dünne Bretter oder Späne legen ehe ſie es in die Preſſe bringen. (19)

Einſpännig fährt man, ſo man nur mit einem Pferde oder Ochſen einen Wagen oder Karren ziehen läßt. (13)

Einſpänniger, hieß ehedem ein Reuter, welcher ſich nur mit einem Pferde ins Feld wagte, und Kriegsdienſte that. Jezt bedeutet dieſer Name einen Bauer der nur ein Pferd hält. Er iſt alſo von Vollſpännern und Halbſpännern unterſchieden. ſ. dieſe Artikel. (15)

In einigen Reichsſtädten heiſſen die zur Aufwartung und Begleitung der erſten obrigkeitlichen Perſonen beſtellten Diener auch Einſpänniger.

Einſpänniger. (Salzwerkswiſſenſchaft) Bey Salzwerken nennt man alſo diejenigen, welche einen ganzen Theil allein an der Salzſuhlen oder Salzwerk haben, mithin ſein Gebäude allein bauet, das Holz alleine fährt oder flößt, und die Salzwerkskoſten alleine trägt. (18)

Einſpannrohr. (Waſſerbauk.) Eine kupfer oder bleyerne Röhre, welche da gebraucht wird, wo man ſchadhafte hölzerne Röhren oder Brunnendeichel ausnimmt und neue davor einſetzet, um die alte dadurch an die neuangelegten zu verbinden und einzuſpannen. Daß es mit hölzernen Kellen wohl eingeſpannt werden muß, bringt die Natur der Sache mit ſich, auch daß das Einſpannrohr mit Hanf oder Lumpen vorher umwickelt wird. (18)

Einſpitzung, (Maurer) nennt der Maurer, wenn er in eine Mauer mittelſt des Zweyſpitzes eine Vertiefung macht, um dieſes oder jenes einzulaſſen, oder anzumauren.

So ſpizt man an den alten Mauren die neue Gewölber ein — die Gebälke, Streben, Bänder, Schlaudern u. dal. (18)

Einſprache, bedeutet bey den Rechtsgelehrten erſtlich die Anzeige der Urſachen, um welcher willen zwo Perſonen einander nicht heyrathen können. Zweytens iſt ſolches auch ſo viel als Abtrieb. ſ. dieſen Artikel. (15)

Einſprache. ſ. Begeiſterte.

Einſplittern, Einſpitten, (Waſſerbau) wird bey dem Deichbau eine Arbeit genennt, welche darin beſtehet, daß man die Erde zum Deichbau ausgräbt und mittelſt Schaufeln in die Wüppen oder darzu gemachte Erdkarren ladet. Zu einem Mann welcher aufhauet, ſind zwey Mann zum einſplittern nöthig, wenn die Arbeit am nüzlichſten getrieben werden ſoll. (18)

Einſprengen, eben das was Einnetzen iſt.

Einſpringende Winkel. An einer Figur ſind diejenigen, die ihre Spizen gegen das Innere derſelben kehren. Man kann ſie als ausſpringende anſehen, deren Maaß das Complement der einſpringenden zu 360 Graden iſt, und ſo müſſen ſie betrachtet werden, wenn die Summe aller Winkel eines Vieleckes auf das vorgegebene, des einſpringenden Winkels hat, paſſen ſoll. ſ. Vielecke. (6)

Einſprizen, dies iſt in der Chirurgie ein Mittel,

deſſen man ſich bedient, um Wunden, Geſchwüre, Fiſteln und andere Schäden zu reinigen, und zur Heilung zu bringen, indem man mit einer Spritze eine gewiſſe Feuchtigkeit, als mineraliſche Wäſſer, Honig und Waſſer, Aufgüſſe, Abkochungen, ausgepreßte Säfte, Oele, Milch u. dgl. einſprizt. Hieraus erhellt, daß dieſe Einſpritzungen bald lindernd, ſchmerzſtillend, bald heilend, bald zuſammenziehend, oder reinigend u. ſ. w. ſind. Sie geſchehen auch in die Ohren, in die Harnröhre, Blaſe, Mutterſcheide, Mutter, in den After, die Naſe, den Hals, die Bruſthöhle, nachdem wir einen Endzweck dadurch zu erlangen ſuchen. (4)

Einſpritzen, Injiciren. (Anatomie) ſ. Ausſpritzen.

Einſprung. (Jägerey) ſ. Thiergarten.

Einſtäben, ein veralteter Ausdruck der Lohgärber, deſſen ſie ſich bedienten wenn ſie die Leder in warmen Brühen gar machten. (19)

Einſtämmen bey den Schloſſern, ſind eingeſtämmte Vernietungen, wenn in einem Stücke Eiſen ein nicht tiefes Loch gebohrt, ſelbiges unten weiter als oben gemacht, und ein Nieth mit einem Kopf darein vernietet wird. (19)

Einſtandsrecht. ſ. Abtrieb.

Einſtechbogen. Nachdem der Buchdrucker auf die Pergamenthaut des Deckels *) ſo ein Stück Filz und einige Maculaturbogen eingeleget, biegt er einen andern Bogen Papier ſo zuſammen, wie künftig der Buchbinder die Bogen des Buches ſeinem Formate nach zuſammen legen wird, und ſteckt ihn recht mit der Mitte des Bruches auf die Puncturen, um zu ſehen, ob die letzten an ihrem rechten Orte ſtehen, oder um wie viel er ſie verſchieben und ob er ſie etwa mit der Punctirzange grade biegen muß. Dieſer zuſammengefalzte Bogen, wodurch man den Stand der Puncturen unterſucht, und nach Maaßgab deſſen man denſelben nöthigen Falles verändert, heiſſet der Einſtechbogen. (6)

Einſtechen ein Ausdruck, der bey verſchiednen Bergwerken, fürnemlich aber bey den Sattlern und Riemern gebräuchlich iſt, wenn nemlich ſelbige zwey Stück Leder zuſammen nähen. Das Einſtechen ſelbſt, geſchiehet mit der Nähenadel und der Ahle, indem er mit letzterer die Löcher vorſticht, und nachher mit der Nadel den Faden durchziehet. (19)

Einſtechen, iſt eine Arbeit des Druckers, womit er bey dem Schöndruck das Papier halbbuchweiſe in die Puncturen des Deckels eindrücket. Bey dem Wiederdruck werden die Bogen einzeln wieder mit den vorigen Löchern auf die Puncturen gebracht, und dieſes heiſſet einlegen. (6)

Einſtechort, Werkzeug der Schuhmacher, in einem gewöhnlichen Ort beſtehend, womit zwey Stück Leder zuſammen eingeſtochen, oder genähet werden. (19)

Einſtechſchwerdt, Werkzeug des Buchbinders, in einem dünnen breiten Holze ſo einem Schwerdte ähnlich ſiehet, beſtehend. Von ſeiner Geſtalt, wie auch daß damit bey Foliobänden vor dem Heften ein Bogen in den andern geſteckt wird, hat es ſeinen Namen erhalten. (19)

Einſtehen. Das Geſinde ſtehet ein, iſt eine ſehr gebräuchliche Redensart, und heißt eben ſo viel als es tritt ſeinen Dienſt an; ausſtehen hingegen es giebt ſeinen Dienſt auf. (24)

Einſteigen, wenn es mit dem Diebſtal verbunden iſt, macht denſelben zu einem gefährlichen Diebſtal, wodurch deſſen Strafe ſehr erhöht wird. ſ. Diebſtal, gefährlicher. (38)

*) ſ. Tafel zur Buchdruck. Fig. 1.

Einſtellen, Ochſen, Küh, Rinder u. dgl. zum Maſten beſtändig im Stall halten; an manchen Orten heißt das auch aufſtellen. (24)

Einſtöckeln, (Waſſerbauk.) werden bey den Röhrleitungen hölzerne kleine Stückgens Holz von 1½ Fuß lang und ½ Fuß breit genennt, welche in darzu gemachte Oeffnungen der hölzernen Leitröhren geſpannt werden, damit man ſie nach Belieben eröffnen und auch verſchlieſſen kann. Die Röhren verſtopfen ſich, und es iſt nöthig, daß man ſie von Zeit zu Zeit mit Schleim- oder Brunnenruthen durchziehet, um ſie zu reinigen. Hierbey eröffnet man die Röhren, indem man dieſe Einſtöckeln ausnimmt, weil man durch die lange Geſtalt des Einſchnitts derſelben, wohl mit der Ruthe aus und einfahren kann. (18)

Einſtoſſen. (Salzwerkswiſſenſchaft) Das Salz welches verſendet wird, packt man in Fäſſer ein, die man Stippiche nennt; damit nun ſolches nicht ſobald die Feuchtigkeit der Luft anziehe, auch um ſo beſſer packen laſſe; ſo wird mit einem hölzernen Stöſſel das Salz in ſolche geſtampft, welches man das Einſtoſſen nennt. (18)

Einſtreuen. Um dem Vieh trockenes und ſanftes Lager zu geben, es alſo beſſer zu pflegen, vor Näſſe und Koth zu verwahren, auch mehr Miſt zu erhalten, ſtreuet man ihm in dem Stall unter: alles was theils ſelbſt dunget, theils die Feuchtigkeiten der Auswürfe an ſich ziehet, und mit auf das Feld bringet, auch ſanfte iſt, und trocken giebt, iſt hierzu gut. (ſ. Streu.) Man ſtreut dem Vieh, welches beſtändig im Stall ſtehet des Tages im Sommer dreymal unter, des Winters zweymal, doch kann man ſo genau nicht ſagen, wie oft: Näſſe und Auswürfe beſtimmen hierinne. (13)

Einſtreupulver. (Pharmacie) (*Paſma*, *Catapaſma*, *Catapaſtum*, *Diapaſma*;) heißt ein äuſſerliches Arzneymittel das man in Geſtalt eines feinen Pulvers bey Verletzungungen applicirt. (9)

Einſtriche, ſind auf Bergwerken Hölzer, queer über den Schacht, daran die Seitentonnen geſchlagen werden, oder ſo den Löchern entgegen geſetzt ſind; daher ſagt man mit Einſtrichen fangen. Wenn ſich die Hölzer auseinander gegeben, ſo ſagen die Bergleute, die Einſtriche haben ſich auseinander gezwänget. (18)

Einſtriche nennen die Schloſſer die Einſchitte in den Riegeln der Schlöſſer, worinn ein Stift fällt, die verſchiedne Figuren in dem Barte der Schlüſſel genannt. (19)

Einſtrichböcke, (Maſchinenbau.) werden bey Feldgeſtängen eine Art von Böcken oder Stegen genennt, welche zwiſchen zwey Wechſelböcken ſtehen. Man hat bey ihnen zu ſehen, daß die beyde Füße derſelben wohl in den Boden befeſtigt ſind, damit ſie bey Bewegung des Geſtänges nicht nachgeben, und weit genug von unten auseinander gehen. (18)

Einſtrichbohlen. Werden von den Zimmerleuten Bohlen genennt, welche in andere Bohlen oder Zimmerhölzer in welchen Ruthen ſind eingeſtrichen oder eingeſtreift werden. Es geſchiehet ſolches horizontal, und ſenkelrecht. Säulen, Ständer, Büge, werden in die Schwellen wagrecht eingeſtrichen, Riegel aber in die Säulen, Ständer und Büge ſenkelrecht. Da wo man in die Ruthe geſtrichen hat, macht man einen Spund vor, damit das eingeſtrichene Holz durch ſolche nicht wieder los werden könne. (18)

Einſtrichjoch. (Bergbau.) Wird bey dem Schachtbau ein Joch genennt, welches in hangenden und liegenden zwiſchen die beyden Tragſtempel gelegt oder eingeſtrichen wird. An einem Ende hat ſolches einen Zapfen, der in den einen eingelochten Stempel geſetzt wird, am andern Ende eine Schar, damit er an den andern Stempel getrieben wird. (18)

Einſtrichſtempel. (Bergbau.) Wird bey dem Straſſenbau ein Stempel oder Holz genennt, der unter denjenigen Stempel, dem Anpfahl zugleich zu Hülfe zu kommen, geſetzt wird, wenn ein oder der andere Stempel wegen der ſchwehren Laſt von dem aufgeſtürzten Berg ſinken wollte. Weilen dieſer von oben nieder wegen des Kaſtens nicht angetrieben werden kann; ſo geſchiehet dieſes von unten mit einem hölzernen Keil, ein **Fußpfahl** genannt, zwiſchen dem Stempel und Anpfahl. (18)

Einſtürzen. (Steinbrecher.) Die Steinbrecher ſind bisweilen zum Theil Schuld an dem Einſtürzen einer deren Seiten der Steingrube. Sie ſetzen ſich dieſem Zufalle aus, wenn ſie dieſe Seite nicht abhängig genug machen, oder wenn die Winden nicht auf einer hinlänglich feſten Hauptmauer und auf einem wohlgebaueten Mauerwerke aufgerichtet ſind. Sie fallen alsdann ſelbſten in die Steingrube mit einem entſetzlichen Getöſe und ihr Fall ſchleifet anſehnliche Steinmaſſen mit ſich. Dieſe nur allzuhäufigen Zufälle verurſachen den Untergang der Unternehmer, und bisweilen den Verluſt einiger Arbeiter. (18)

Einſümpfen, Ausdruck der Ziegelſtreicher, wenn ſie die zu Ziegeln beſtimmte Erde, in eine gewiſſe Vertiefung der Sumpf genannt, bringen, ſie daſelbſt mit Waſſer begießen, und zum verarbeiten geſchickt machen. (19)

Einſümpfen. (Maurer.) ſ. Kalklöſchen.

Eintägiges Fieber (Med.) *Febris ephemera, diaria;* heißt ein Fieber welches nur 24. Stunden dauert, und ſich alsdenn entweder durch einen Schweiß oder durch einen kleinen Ausſchlag am Munde oder andern Theilen des Körpers hebet. Man belegt es im gemeinen Leben mit dem Nahmen des Rothlaufes oder Rothlauffiebers. Ein jeder Fehler in der Diät, gewöhnlich eine Erhitzung und ſchnelle Erkältung verurſachen es. Da es nicht von ſonderlicher Bedeutung iſt, ſo wird auch ſelten ein Arzt zur Heilung erfordert, ſondern die Natur verrichtet ſolche ohne Hülfe. Oefters aber dauert ein ſolcher Rothlauf mehrere Tage (Ephemera plurium dierum) und artet zuweilen in ein wahres hitziges Fieber aus. Hiervon werden wir im Art. Fieber handeln. (9)

Eintagsfliegen, Eintagsthierchen, nennt man ein Inſektengeſchlecht aus der Claſſe der Neuroptern, welches unter Ephemern vorkommt. (24)

Eintauchkeſſel, Werkzeug der Papiermacher, beſtehend in einen kupfernen Keſſel, worinn Leimwaſſer befindlich, das durch eine untergeſetzte Glutpfanne beſtändig warm gehalten, und worinn das zu leimende Papier eingetaucht wird. (19)

Eintauchung, Taufe durch Eintauchung; *per immerſionem.* ſ. Taufe.

Eintheilung, *Diviſio,* iſt die Angabe der unter einem Geſchlechte enthaltenen zuſammengehörigen Arten z. B. die Dreyecke ſind entweder rechtwinklicht, oder ſchiefwinklicht. Man brauchet ſie öfters im Nachdenken, z. E. weil man findet, daß alle Arten eine gewiſſe Eigenſchaft an ſich haben, ſo leget man ſie dem ganzen Geſchlechte zu. Z. E. das rechtwinklichte Dreyecke iſt die Hälfte eines durch die Diagonale getheilten Quadrates oder Rechteckes und das ſchiefwinklichte iſt die Hälfte einer durch die Diagonale getheilten Raute oder länglichten Raute; daher iſt jedes Dreyecke die Hälfte eines durch die Diagonale getheilten Parallelogrames. Dieſer Gebrauch offenbaret gleich die Richtigkeit und Nothwendigkeit der Regel: in einer Eintheilung müſſen nicht mehr und nicht weniger Arten angegeben werden, als das Geſchlecht unter ſich begreift, oder welches eben ſo viel geſagt heißt: jede angegebene Art muß zu dieſem Geſchlechte gehören, und was zu dieſem Geſchlechte gehöret, muß unter einer der angegebenen Arten enthalten ſeyn. Denn wann man eine Art überſiehet z. B. nur zwey angiebt, wo drey ſtatt haben; ſo kann geſchehen, daß der dritten nicht zukommt, was man bey den beyden andern antrift, und man lauft Gefahr zu irren, wenn man es dem ganzen Geſchlechte zuſchreibet. Desgleichen wenn man eine überflüßige Art einmiſchte, die nicht an ſich hätte, was die wirklich hieher gehörigen alle an ſich haben, ſo würde man dadurch verleitet werden, nicht zuzugeben, daß dem ganzen Geſchlechte eine Eigenſchaft zukomme, die ihm doch in der That zukommt. Es iſt alſo ungereimt, eine gewiſſe Anzahl Arten vorzuſchreiben, die in jeder Eintheilung müſſen angegeben werden, wie die Ramiſten lauter Theilungen in zwey, Comenius lauter Theilungen in drey Glieder (Dichotomien, Trichotomien) u. ſ. w. haben wollten.

So vielerley unbeſtimmte Dinge in dem allgemeinen Begriffe eines Geſchlechtes ſtatt haben, auf ſo vielerley Weiſe läſſet ſich daſſelbe in jedesmal zuſammengehörige Arten eintheilen, z. B. der allgemeine Begriff ſchreibt dem Dreyecke 3 Seiten und 3 Winkel zu, beſtimmt aber weder die Größe der letzten noch die Verhältniß der erſten. Das Dreyecke kann daher ſo wohl in Anſehung der Winkel, wie ſchon geſchehen, in das recht- und ſchiefwinklichte, als in Anſehung der Seiten in das gleichſeitige, gleichſchenklichte und ungleichſeitige abgetheilet werden. Eine ſolche zweyte Eintheilung derſelben Sache in Anſehung eines andern daran befindlichen unbeſtimmten Poſtens, heiſſet eine **Nebeneintheilung, Condiviſion,** gegen die erſte. Jede mehrerer Condiviſionen hat alſo ihre eigenen zu ihr gehörigen Arten, und man fehlet demnach, wenn man die zu einer Nebeneintheilung gehörigen Arten zur andern bringt. Zum Zeichen, daß man den Fehler nicht begangen hat, dienet, wann der angegebenen Arten keine von der andern bejaet werden kann. Z. B. das rechtwinklichte Dreyeck iſt nicht ſchiefwinklicht, das ſchiefwinklichte iſt nicht rechtwinklicht, aber das ungleichſeitige kann ſchief- und rechtwinklicht, das gleichſeitige muß ſchiefwinklicht ſeyn.

Wann man eine der in einem Geſchlechte unterſchiedenen Arten ferner in ihre Unterarten abtheilet, ſo heiſſet dieſe zweyte Eintheilung eine **Untereintheilung, Subdiviſion,** des erſten Geſchlechtes. Z. E. die ſchiefwinklichten Dreyecke ſind entweder ſtumpf- oder ſpitzwinklicht, iſt eine Eintheilung der ſchiefwinklichten und eine Untereintheilung der Dreyecke überhaupt. Weil die ſchon vorgetragene Regel mit ſich bringt, daß alle zuſammengehörige Arten in einer Eintheilung angeführet und keine übergangen werden müßen, ſo müßen alle Unterarten zuſammengenommen grade ſo viel, nicht mehr und nicht weniger, als die ganze Art ſeyn, worunter ſie begriffen ſind. Wenn man daher die Subdiviſion erſparen will, ſo kann man alle Unterarten in die Stelle der Art ſetzen. Z. E.

man kann sprechen: alle Dreyecke sind entweder recht- oder stumpf- oder spitzwinklicht. Liesse man aber eine oder mehrere der Unterarten weg, oder setzte gar nur eine in die Stelle ihrer Art, z. E. spräche man: Alle Dreyecke sind entweder recht- oder spitzwinklicht, so fehlte man wider die Regel, daß alle Arten genennt werden sollen. Setzte man alle Arten hin und eine Unterart dazu, z. B. die Dreyecke sind entweder recht- oder schief- oder spitzwinklicht; so wäre zwar der Fehler unter allen der leidlichste, bewiese aber doch den Mangel der Aufmerksamkeit, worüber man nicht wahrgenommen, daß das dritte schon im zweyten begriffen ist. Man kann bey diesem den Schluß des Artikels bestimmen, mit Vortheil nachlesen.

Bisher war von der logikalischen Eintheilung die Rede. Ihr pfleget man die physikalische entgegen zu setzen, die, wenn es auf den Namen ankäme, besser Zertheilung genennet würde, und die die Zerlegung des ganzen in seine Theile ist. Z. E. der Mensch bestehet aus Leib und Seele, die Alten theilten diese ferner ab in die blos gedachte und in die wirklich ausgeführte (in mentalem & actualem.) Jene war die blosse Unterscheidung der Theile in Gedanken, diese die wirkliche Trennung derselben.

Obwohl ein grosser Unterschied zwischen der logikalischen und physikalischen Eintheilung ist; indem die Arten sich zu ihrem Geschlechte ganz anders als die Theile zu ihrem ganzen verhalten; so nennt man sie doch beyde mit dem gemeinschaftlichen Namen der **Sacheintheilungen**, im Gegensatze gegen die **grammatikalischen** oder **Worteintheilungen**, die in der Unterscheidung der verschiedenen Bedeutungen eines Wortes bestehen, z. E. das Wort Krebs drückt bald einmal ein gewisses Schaalenthier im Wasser, bald einmal ein gewisses Gestirn am Himmel, bald einmal eine gewisse Krankheit der Thiere und Bäume, bald einmal eine gewisse Art der Harnische aus.

Mehreres, was die Scholastiker von den Eintheilungen gedacht und geschrieben, zu erzählen ist der Absicht dieses Werkes nicht gemäß. (6)

Eintheilung der Rede. Wenn der Redner alles dasjenige, was zu seinem Stoff oder Hauptsatz gehöret erfunden hat, und solches unter gewisse Hauptabtheilungen gebracht hat, so muß er solches seinen Zuhörern anzeigen; und dieses heißt die Eintheilung einer Rede. Diese Theile sind diejenigen Vorstellungen einer Rede, die den ganzen Inhalt derselben ausmachen. In der Rede des Cicero für den Manilius zergliederte sich die ganze Materie in folgende Stücke 1) der Krieg gegen den Mithridates ist nothwendig, 2) er ist wichtig, 3) der Pompejus schickt sich unter allen Befehlshabern am besten dazu. Diese Theile müßen aus dem Zweck, den der Redner hat, herfliessen. Sie müssen also vollständig seyn, und den ganzen Stoff erschöpfen: sie müßen deutlich seyn, damit der Zuhörer wisse, was er von dem Redner zu erwarten habe; sie müßen kurz seyn, damit sie der Zuhörer ohne Mühe übersehen kann. (20)

Eintheilung der Töne in der Musick. Zum Muster einer phantastischen Eintheilung darf ein Sistem eines französischen Mathematiker dienen, welches sich in Ansehung der Temperatur, der Intervallen und Noten von allem dem ausgezeichnet, was vor und nach ihm erfunden worden.

Nach seiner Meinung hat eine Octav 43 gleiche Theile Meridies von ihme genannt; jede Meridies 7 Heptameridies und jede Heptameridies 10 Decameridies

also eine Octav bekäm 301 Heptameridies und 3010. Decameridies. Diese letztern zwey Arten der kleinen Theilen sind sein allgemeiner Maasstab, um jedes Intervall sicher bestimmen zu können.

Tonus major erhält demnach 7, das Semitonium 4. Meridies.

Die in einer diatonischen Octav befindlichen Intervallen, welche vorher schon in Frankreich mit den 7 Sylben

ut re mi fa sol la si
c d e f g a h

genannt wurden, wollte er durch die folgenden sieben grossen Mitlautern

P R G S B L D,

wovon die drey ersten vom Selbstlauter a, die vier letzten vom o ertönen sollten bemerkt wissen.

Den aus sieben Meridies bestehenden Ton drückte er durch folgende Selbstlauter aus,

a e ę i o u ȣ:

so daß ein zwischen PA und RA enthaltener Tonus major seiner Eintheilung und Bestimmung nach folgendermassen ausfällt:

PA pe pę pl ro fu fȣ RA,

Es ist nur zu bedauren, daß dieser tiefsinnige Mann, wie es leider noch jezo so viele Theoretiker machen, immer neue Benennungen entdecken wollte, statt, daß sie unsere alltägliche Musik unter sichere Bestimmungen bringen, und dem Tonschüler eine offene Kenntniß von allen Wohl- und Uebelklangen allen möglichen Umwendungen der Harmonie u. s. w. durch ihre Schriften verschaffen sollten. Dieser Gedank, so allgemein er ist, alle Töne unter eine gewisse Benennung bringen wollen: so chimärisch so unausführbar ist er. Es ist wahr, daß wenn man das Tonmaaß ansieht: seine Hälfte u. s. w. betracht, man leicht auf diesen Gedanken kommen könne, einen jeden Ton als ein gewisses Antheil des ganzen bestimmen zu wollen: eben so als ein Mathematiker der ein Viereck und einen Cirkel ansieht, glauben sollte, es ließ sich ganz leicht die Quadratura Circuli finden, und doch kommt die ganze Welt mit überein, daß sie unmeßbar sey. Eben so verhält es sich mit der Eintheilung der Töne, wenn man ganz zuversichtlich spricht: der ganze Ton hat 9 der halbe $4\frac{1}{2}$ Comma. Und doch ist es nicht einmal möglich einen präcisen halben Ton zu wissen, da $\frac{1}{15}$ $\frac{1}{17}$: $\frac{1}{17}$: $\frac{1}{17}$ gewiß in der Verhältniß unterschieden, da ein jeder praktischer Clavierstimmer schon linia e wenn es die Dritte zum c seyn soll, es nicht in der Verhältniß von $\frac{1}{81}$ und wenn es zum a die fünfte abgeben soll, nicht in dem Verhältniß von $\frac{1}{80}$ sondern in einer unbestimmbaren Mittelverhältniß bringen muß — und wer giebt hievon die Zahlen an? Worauf gründen sich nun so viele angeblich absolute Temperaturen, da die Tonleiter von c noch nicht einmal richtig ist? Wozu dienen die logarithmische Berechnungen, wenn die Eintheilung der Töne nach einem und demselben Maaßstab offenbar unmöglich ist.

Was sonsten Eintheilung der Töne, um eine Leiter zu bilden, sagen will, s. Tonleiter, harmonische arithmetische Theilung.

Eintheilung der Noten in der Musik ist eine Verhältnißmäßigkeit verschiedener Geltung und daher ent-

ständener Mannichfaltigkeit in der Bewegung. Sobald man keinen Choral hat, worinn man blos nach dem Affect fortsinget, so muß eine Eintheilung der Noten Platz finden, auch im Recitativ, wenn es nicht taktmäßig geht was die Franzosen Recitatif non mesuré nennen, wird doch immer die Geltung der Noten berichtiget. Diese Rechnung ist möglich und richtig. Es gehört aber eine unendliche Uebung dazu, alle mögliche Tanz Melodien beym ersten Anblick eintheilen zu können. Hier fehlen die Claviermeister, wenn es darum zu thun ist, daß der Zögling die Eintheilung lerne, sie geben ihm zu wenig neue Stücke: in Frankreich will jede Dame nur diejenigen Arien spielen, die sie im Theater selbsten applaudirt hat, und so kömmt man niemal zu einer richtigen Einsicht der Geltung, besonders wenn sie bizarr ist. Auf dem Clavier wegen der Vollstimmigkeit und erst gar auf der Orgel, wenn man wesentlich vierstimmig spielt und jede Stimm sich durch eigenen Gang auszeichnet, findet sich die schwerste Schwierigkeit, und Clavierspieler auch Organisten besonders in Frankreich die Clavier-Sonaten in die Kirche bringen, wenn sie schon ganze Länder bezaubert haben, können mit einem einzigen 12 Tackt langen Orgelversett das man ihnen vorlegt beschämt werden. Die ersten Orgelversette vierstimmig behandelt, hat voriges Jahr Hr. Vogler herausgegeben, es sind hundert und zwölf, also 8 aus den 14 brauchbarsten Tonarten. (25)

Einthüren, die Flügel einthüren, sagt der Windmüller, wenn er bey geringem Winde, in die Windflügel mehr Späne oder Schindeln einziehet, damit der Wind die Flügel desto stärker fasse, folglich sie geschwinder umlaufen, und er besser mahlen könne. (19)

Einthun, ist nach dem deutschen Gerichtsstyl nichts anders, als ein Grundstück dem Glaubiger dergestalt zur Sicherheit des Darlehns übergeben, daß er solches zum Unterpfand habe, benutze und verwalte. (15)

Eintönigkeit, heißt im Deutschen was die Griechen durch Monotonie verstunden.

Der Excess von Simplicität ist Monotonie, gleichwie die allzugrosse Mannichfaltigkeit in Cacophonie, Verwirrung und Mißklang ausartet.

Wenn in einem einzelnen Tonstücke alle Tonfolgen, und Ausweichungen sich stets auf den Hauptton beziehen, wenn keiner Hauptton wird, als einer von den 6 die in der Leiter liegen, z. B. im harten C und weichen A, folgende als subaltern betrachtete Tonarten das harte G und F.

das weiche E und D.

so sagt man, daß die Toneinheit beobachtet wird, welches dem Tonsetzer zur Ehre gereichet, und dem Ohr, das manchmal in süsser Wonne schlummern will, und nicht ohne einer gewissen Ursache fremde hart auffallende Uebergänge empfinden will, Vergnügen macht. Diese Toneinheit spüren alle diejenige, die auch keine planmäsige Analyse zulassen oder wissen: sie ist aber in der Mannheimer Monatschrift vermittelst mehrerer zergliederter planmäsigen Tonstücken weitläuftig erwiesen worden, und hier kann man sich in das Detail nicht weiter einlassen.

Wenn das unabwechselnde nur in Tönen bestehet, so heißt es Monotonie oder Eintönigkeit, bestehet es aber in der Bewegung, d. i. in Noten, so nennet man es Einförmigkeit. s. Einförmigkeit.

Es giebt Fälle, daß Leute ohne Geschmack und Bildung durch einen unersättlichen Hang zur Mannichfaltigkeit in den gegengesetzten Fehler fallen, und durch ihre vermeintliche aber übertriebene Abwechslung monotonisch werden. Wenn jemand in einem grossen Tonstück immer moduliren, und niemal einhalten will, so werden endlich die Modulationen selbst, dieser immer schwankende unbestimmte Gang ohne Ruhe zur Monotonie werden, statt daß diese Kunstgriffe dienen sollten, um die Einheit in dem Contrast mit der Manichfaltigkeit glänzender zu erheben. (25)

Eintränken. (Salzwerkswissenschaft) Wenn der Pfannenstein, Gewörd, oder das aus der Pfanne genommene Salz in Salzwasser geworfen werden, so nennt man es eintränken. Es geschiehet dieses um eines Theils dasselbe wieder als Salz zu nutzen, und andern Theils das Salzwasser zu verdessern. (18)

Eintragen, (bey jeder Rechnung) heißt bey der Handlung und eigentlich bey der Buchhaltung so viel, als eine Parthey, eine Schuld, eine eingenommene, ausbezahlte Geldsumme, und was dergleichen in die hierzu bestimmte Bücher an ihre Behörde aufzeichnen und einschreiben, welches um so mehr mit der äussersten Genauigkeit geschehen muß, weil die geringste Versäumniß sehr schädliche Folgen haben kann. (28)

Eintragen, ist das gewöhnliche Wort womit man sagen will, daß die Bienen Honig und Wachs in ihre Zellen tragen; man gebraucht es auch bey der Erndte, wenn man die Früchte dem Binder zuträgt. (24)

Eintraglöffel, s. Einsetzlöffel.

Eintrocknen, (*Exsiccare*) (Chymie) sagt man von Flüssigkeiten, wenn man sie so lange über dem Feuer abdampfen läßt, bis sie gänzlich trocken sind. (12)

Einverleibung, s. Incorporation.

Einverleibung, (Chemie) nennt man eine solche innige Verbindung zweyer Körper mit einander, daß sie einen dritten gleichartig scheinenden Körper mit einander machen; wie z. B. bey der Auflösung. (12)

Ein und zwanziger, ist zu Straßburg der Titel der Mitglieder des beständigen Regiments oder Stadtmagistrats. (15)

Einung, ist erstlich eben so viel als Einigung. s. diesen Art. Ausserdem bedeutet Einung auch noch eine Zunft, das Einungsgericht; s. diesen Artikel. Nicht weniger in besonderm Verstande des Worts so viel als ein Statutum oder Stadtrecht, Plebiscitum; auch bisweilen ein Testament. (15)

Einungsbrief, heißt eine über den Landfrieden getroffene schriftlich abgefaßte Verabredung. (15)

Einungsgericht, war ehedem eine Art Gerichte worinn über Injurien und geringfügige Schäden Untersuchungen angestellt wurden. (15)

Einwägen, (Metallurgie.) kommt vornehmlich bey dem Probiren der Silbererze vor: so viel man Erzproben machen will, so viel nimmt man gute Probierscherben, und wägt in jeden acht Centner gekörntes Bley, weil aber in acht Centnern gekörnten Bleys wenigstens drey Viertheile, wohl auch ein ganzes Loth Silber steckt, so muß man davon ein Bleikorn machen, so viele Silberkörner man nun auf einmal in die Wage legen und aufziehen will, so viele Bleykörner hat man nöthig; sollen jedesmal zwey aufgezogen werden, so muß man zween Scherben nehmen, und in jeden acht Centner gekörnten Bleys wägen: in zween Scherben werden auf die gewogene acht Centner gekörnten Bley in jeden Centner ein Centner gerösteten Erzes gethan, in das Bley gerührt und in den Ofen gesetzt. (12)

Einwägewage, so nennt man in der Probierkunst eine Wage, auf welcher man Erze, Metalle, Körner

von unedlen Metallen, auch gekörntes Bley abwägt, wenn man keine eigene Bleywage hat; sie wird an einem Aufzug aber ohne Gehäus aufgehängt; sie ist viel stärker als die Probierwage, und muß wenigstens drey bis vier Loth tragen. Man hat auch meistens messingene Eichschälgen darzu, die anderthalb bis zween Zolle breit, und einen halben tief sind. (12)

Einwärtsgebogenes Blatt, (botan.) (*Folium inflexum*) heißt ein Blatt, dessen Spitze nach dem Stamm zu über sich gebogen ist. (9)

Einwässern, etwas eine zeitlang ins Wasser legen, um z. E. bey den Stockfischen die starke Salzsäure zu vermindern. (24)

Einwässerung, (Hydrotechnic) wird genennt, wenn ein Deich von lockerer Erde zusammengesetzt ist, daß er das Wasser anziehet. Sie hilft anfangs die Schwehre des Deichkörpers vermehren, und wer weiß nicht, daß ein feuchtes Erdreich sich fester auf dem Grunde ansauget als trockenes. Was würde es aber helfen, wenn unter gewissen Umständen ein Werk von dieser Art noch so standhaft seiner Zerstöhrung sich widersetzte, unter einigen andern aber, die auch möglich sind, die gröste Schwäche zeigte. Wenn gleich ein solcher gefährlicher Umstand sich alle Jahrhunderte einmal zutragen sollte, so würde dennoch ein dagegen nicht genugsam verwahrter Deich allemal noch zu frühe über den Haufen gestürzt werden. (18)

Einwaldigung, bedeutet nach lübischen Recht eine gerichtliche Immission oder Einsetzung in den Besitz einer gewissen Sache. Das gerichtliche Verfahren hierbey wird der Einwaldigungsproceß genannt. (15)

Einwandern, ein in der Sprache der Handwerker gewöhnliches Wort. Bey den Tuchscherern werden aus diesem Grunde, jene Meister welche die Herberge haben, Einwandrungsmeister genannt. Sie nennen auch auf der Reise bey jemand einkehren, einwandern. (19)

Einwart, ist oft so viel als Einart; s. diesen Art. Ueberdem bedeutet es auch die Grenze eines Orts oder dessen Feldmarkung, Terminey. (15)

Einwechseln. (Salzwerkswissenschaft) In den Salzgruben, in welchen das Steinsalz gebrochen wird nicht nur, sondern auch bey einigen Salzquellen hat man weitläuftige Gebäude unter dem Boden an Schachten, Stollen, Ableitungscanälen und dergleichen zu bauen und zu erhalten, bey welchen öfters vorfällt, daß man das schadhaft gewordene Holzwerk ausnimmt, und davor neues und besseres einsetzet, welches man das Einwechseln nennt. (18)

Einweichen, des Saamens der gesäet werden soll. Man will behaupten, daß der Saame, der gesäet werden soll, wenn er vorher eingeweicht seye, ehe er ausgestreuet wird, nicht nur bald keime, sondern häufiger aufgehe, frecher fortwachse, grössere und vollere Aehren ansetze. In was man ihn einweichen solle, und wie dabey überhaupt gehandelt werden müsse, wäre hiebey zu sagen; allein, da dergleichen Künste nur im kleinen mögen practicirt werden, und man mit ihnen im Grosen niemals fortkommt, ja, da der Landmann durch dergleichen Künsteleyen öfters in die gröste Verlegenheit und in den wichtigsten Schaden gesetzt wird, so will man dieses hochberühmte Kunststück nur mit wenigem berühren: man nimmt Mistgauche, Salpeter und Pottasche, übergießt das Getraide damit, hält es so in einem Gefässe zehn, zwanzig, auch dreyßig Stunden, trocknet es wieder und säet es aus. Mag es seyn, daß es zur Fruchtbarkeit was beyträget, so macht es doch dem Bauren zu viele mühsame Arbeit, und fällt auf solchen Saamen nicht bald Regenwetter ein, so verdirbt er gemeiniglich ganz. Man kann schon so auf einem Beete spielen; der Bauer aber thut wohl, wenn er beym Mist bleibet, und dieses Spielwerk andern, die dazu mehr Zeit haben, überläßt. (13)

Man sagt auch die Wasche einweichen, wenn man sie in laues Wasser legt, und sie zum Waschen weich machet. (24)

Einweichung. (Chemie) (*Maceratio*) Wenn man in der Chemie harte Körper zu bearbeiten hat, es sey nun durch die Destillation oder Extraction, so pflegt man solche zuvor in Wasser, Weingeist oder eine andere Flüßigkeit zu legen, damit ihre Theile desto besser können abgeschieden werden. Diese Verrichtung heißt man das Einweichen oder Maceration. (9)

Einweihung. Man darf bey diesem Wort nicht eben allemal an die Bestimmung einer Sache zu einem moralisch-heiligen, oder gottesdienstlichen Gebrauch gedenken, sondern in seiner allgemeinen Bedeutung, zeigt es, wie das Wort heiligen, nur so viel an, als, eine Sache zu einem gewissen Gebrauch absondern und bestimmen. Es schließt auch gewisse Handlungen und Feyerlichkeiten ein, die bey solchen Begebenheiten vorgenommen werden. Wir wollen einige Gattungen von dergleichen Einweihungen anführen, die bey den ältern Juden üblich waren. Erstlich weiheten sie ihre neugebauten Häuser ein. Im 4 B. Mos. 20, 5. steht eine Verordnung, daß wer ein Haus gebauet, und noch nicht eingeweihet habe, ehe er in den Krieg ziehe, solches vorher einweihe, d. i. in Besitz nehme, damit nicht, wenn er etwa in dem Treffen bleiben sollte, ein anderer solches einweihe, d. i. sich dessen Besitz versichern. Es war bey den Juden wirklich üblich, bey der Vollendung des Baues eines Hauses, wenn man dasselbe bezog, gewisse Feyerlichkeiten vorzunehmen; worinnen aber solche bestanden, ist unbekannt. Vermuthlich haben sie mit ihren Freunden ein Gastmahl darinnen gehalten, und Loblieder zur Ehre des Höchsten dabey gesungen. Ein solches Einweihungslied enthält der 30te Psalm, welchen David der Ueberschrift zu Folge, bey der Einweihung seines Pallastes verfertigte. Nachdem er sich nemlich in den ruhigen Besitz von Juda und Israel befestigt, Zion eingenommen und von Mello an gebauet hatte, so bauete er auch ein Haus für sich 2 B. Sam. 5, 11. und lobte in einem feyerlichen Gesang Gott, daß er ihm zum ruhigen Besitz dieses Hauses habe kommen lassen. Auf gleiche Weise lesen wir Nehem. 12, 27. daß die Mauern von Jerusalem eingeweihet wurden, wobey verschiedene gottesdienstliche Gebräuche beobachtet wurden. Denn da Jerusalem diejenige Stadt war, wo Gott sein Feuer und Herd hatte, und die er zum alleinigen Ort der Opfer bestimmt hatte; so wurde solche, da sie wieder aus ihrem Schutt war aufgebauet worden, Gott aufs neue gleichsam übergeben, und eingeweihet, d. i. zum Ort des Gottesdienstes, und zu einer Stadt Gottes bestimmt, die er durch seine Gegenwart von allen andern Städten abgesondert hatte. Es wurden deswegen die Leviten zusammen gerufen, damit sie dem Herrn Loblieder singen, und ihn bitten sollten, daß er die Stadt ferner beschirmen wolle. Diesen Tag machten sie zu einem Tage der Freude und des Vergnügens. Es waren aber dergleichen Einweihungen und Feyerlichkeiten bey der Beziehung eines neugebauten Hauses nicht allein bey den Juden üblich, sondern wir finden es auch

bey andern Völkern. Die Römer baueten kein Haus, keine Brücke, noch sonst etwas, das sie nicht mit gewissen Ceremonien zu dem bestimmten Gebrauch erklärt, und eingeweihet hätten. Sie hatten dabey Musik, Gebete, Gastmahle, überhaupt alles, was einen solchen Tag zu einem Tage der Freude und des Vergnügens machen konnte. Zuweilen feyerte man alle Jahre diesen Tag, zum Andenken einer Begebenheit, die einem in einer oder der andern Absicht merkwürdig war. Besondere Feyerlichkeiten beobachteten die Juden bey der Einweihung solcher Sachen, Orte und Personen, die zum öffentlichen Gottesdienst bestimmt waren. Auf diese Art wurde der Altar, und andere Geräthschaften, die zum öffentlichen Gottesdienst bestimmt waren, eingeweihet. Nachdem Moses nach der göttlichen Vorschrift, alles was zum äussern Gottesdienste gehörte, verfertigt hatte, so wurde es auch auf eine feyerliche Art dazu eingeweihet. Erstlich nahm Moses das Salböl, und salbte die Hütte des Stifts, und alle Dinge, so darinnen waren, und heiligte sie; er sprengte es siebenmal auf den Altar, und salbte damit alle seine Geräthe, das Faß, und seinen Fuß. 3 B. Mos. 8, 10. 11. Ueber die Art dieser Salbung haben die Gelehrten allerhand Meynungen. Einige glauben, Moses habe diese Salbung weder durch eine Ausgiessung noch durch eine Besprengung verrichtet, sondern nur seinen Finger in das heilige Oel eingetunkt, und damit an denjenigen Dingen, die er salbte, eine Figur, wie ein griechisches Χ, in der Gestalt eines Creuzes, gezogen. Andere aber behaupten mit mehrerm Recht, daß sie wirklich durch eine Besprengung verrichtet worden sey; denn v. 11. wird ausdrücklich gesagt, daß Moses das Salböl auf den Altar gesprengt, und damit solchen, und alles Geräthe, geheiliget habe. Noch andere setzen beyde Arten der Salbung zusammen, und sagen Moses habe erstlich den Altar mit dem in das Oel getunkten Finger berührt, v. 10. und hernach auch besprengt. v. 11. Josephus setzt hinzu, daß diese Salbung nicht allein mit Oel geschehen sey, sondern daß die Geräthschaften auch mit dem Blute der geschlachteten Opferthiere bespritzt werden. Und hiemit stimmt auch Paulus überein, welcher Hebr. 9, 21. ausdrücklich sagt, daß die Hütte des Stifts und alles Geräthe mit Blut sey besprengt worden. Daß Moses in seiner Beschreibung diesen Umstand nicht erwähnt, giebt keinen Zweifel gegen das Zeugniß Pauli. Moses gedenkt 2 B. Mos. 40, wo er von der Salbung der Priester redet, gleichfalls nur einer Salbung mit Oel, und doch ist aus 2 B. Mos. 29, 20. 21. gewiß, daß nicht nur Aarons rechtes Ohrläpplein, nebst dem Daumen der rechten Hand, und dem grossen Zehen des rechten Fusses, mit Blut beschmiert, sondern auch er nebst seinen Kleidern mit einer Mischung von Oel und Blut besprengt worden sey. So gut nun Moses dieses in der kurzen Einweihungsgeschichte 2 B. Mos. 40. auslassen konnte, so gut konnte er auch darinnen verschweigen, daß die Geräthe der Hütte mit einer solchen Mischung besprengt worden. Die Aehnlichkeit der Einweihung der Priester mit der Einweihung der heiligen Geräthe macht es allerdings wahrscheinlich. Diese Ceremonie wurde sieben Tage hintereinander wiederholt. Hierauf verrichtete Aaron am achten Tage, als nunmehr geweiheter Priester sein erstes Opfer. 3 B. Mos. 9, 1. f. Nach dessen Vollendung hob er seine Hände auf, und segnete das Volk. Hierauf genehmigte und bestättigte Gott die vollbrachte Einweihung durch eine Erscheinung vor den Augen des ganzen Volks, und es gieng Feuer von dem Herrn aus, und verzehrete das Opfer. Während dieser Tage brachten die zwölf Stammfürsten des Volks ihre Gaben, die 4 B. Mos. 7. umständlich beschrieben werden. Und hiemit endigte sich die Einweihung der Stiftshütte. Die zweyte Einweihung, die uns mit feyerlichen Umständen erzählt wird, geschah an dem Tempel Salomons. 1 B. der Kön. 7. Sie geschah in dem siebenten Monat des jüdischen Kirchenjahrs, kurz vor dem Lauberhüttenfest. Da die Umstände, die dabey vorgefallen sind, in der angeführten Stelle deutlich beschrieben sind, so können wir unsere Leser blos dahin verweisen. Endlich müssen wir auch noch von der Einweihung des zweyten Tempels der Juden etwas sagen, welcher nach der babylonischen Gefängniß erbauet worden war. Kaum waren die Juden aus Babel in ihr Land gekommen, so machten sie sogleich Anstalt zur Erbauung eines neuen Tempels; und kaum waren sie damit fertig, so wurde er von dem syrischen König Antiochus auf eine schändliche Art verunheiligt. Die Syrer setzten heidnische Götzenbilder auf den Altar Gottes, und opferten ihnen. Drey Jahre lang mußten die Juden unter diesem Druck zubringen, als sie endlich durch die Tapferkeit Juda des Maccabäers errettet wurden. Und nun war ihre erste Sorge den Tempel wieder zu reinigen. Sie baueten einen neuen Altar von unbehauenen Steinen, machten neue heilige Geräthe, und widmeten sie zum gottesdienstlichen Gebrauch. Am 25ten Tag des Monats Kislev kam das Volk zusammen, und feyerten die neue Einweihung dieses Tempels mit Lobliedern, Cithern, Harfen und Cymbeln. Das Volk fiel auf sein Angesicht und betete. Dieses Fest dauerte acht Tage; sie brachten Brandopfer und Gastopfer mit Lobliedern, schmückten die Wände des Tempels mit Cronen, und andern Zierathen. Sie waren über diese Wiederherstellung des Tempels so freudig, daß sie solche durch ein jährliches Fest, welches acht Tage lang dauerte, in beständigen Andenken erhielten. s. Chanukafest, Barmizveh. (22)

Einweihung, (cathol.) ist eine in der catholischen Kirche gebräuchliche Handlung, wodurch eine Sache, oder eine Person dem Dienste Gottes mit gewisser Feyerlichkeit geheiliget wird. Die Einweihung der Kirche, Altäre, u. d. g. m. ist in dem Artikel: Benediction, beschrieben. Von der Einweihung eines Bischofes, Priesters, Diacons, Subdiacons, und derjenigen, die in den unteren Weihen stehen. s. die Artikel: Bischof, Diacon, Priesterweihe, Subdiacon, und Ordo. (11)

Einweihung, (protestantisch) ist eben das was Einsegnung, doch wird es auch in genauern Verstande gebraucht, wenn man etwas zu einem heiligen Gebrauche bestimmt. Z. E. Einweihung der Kirche. Die Ceremonien, unter welchen die Einweihung geschieht, sind willkührlich und nicht allgemein vorgeschrieben, indem überhaupt dazu weder Befehl in der Schrift noch besonders und allgemeines Beyspiel der ersten Kirche ist, und werden nach den Umständen und dem Zwecke eingerichtet, um nur gute Eindrücke bey den Menschen und einen vernünftigen und guten Gebrauch zu befördern. Gewöhnlich bringt man in einer Procession, und auch wohl einen dahin schicklichen Gesang, die Kirchengeräthe zur Kirche, es wird gepredigt, gebetet, auch werden wohl die andern geistliche Verrichtungen, Taufe und Abendmahl zugleich zum erstenmal in der neuen Kirche vorgenommen und Gott angeruf-

fen, daß er alle darinn vorzunehmende Handlungen durch seine künftige Mitwürkung segnen, und den Gottesdienst in seiner Lauterkeit und Reinigkeit erhalten wolle. (20)

Einweihung der Tempel, (antiq.) ſ. Dedicatio.

Einweihungen der Indianer. Jede Religion hat ihre Einweihungen und Prüfungen, die bald lang und beſchwerlich, bald kurz und leicht ſind. Der Indianer iſt vor ſeiner Einweihung zu keiner alltäglichen Religionsübung verpflichtet; was er vorher thut, iſt bey ihm ohne Verdienſt. Ehe aber die Einweihung in die Religionshandlungen erfolgt, muß er ſich mehrere Tage zuvor in verſchiedenen Vorbereitungen üben. Iſt endlich der beſtimmte Tag angebrochen, ſo geht er zu ſeinem Prieſter, der ein eigenes Zimmer zu dieſer Feyerlichkeit in Bereitſchaft hält. Der Prieſter fragt ihn, ob er ein ernſtliches Verlangen trage zu der Religion eingeweihet zu werden, oder ob ihn nur die Neugierde dazu reize? ob er ſich ſtark und entſchloſſen genug fühle, ſein ganzes Leben hindurch, ohne auch nur einen einzigen Tag auszuſetzen, die Ceremonien zu verrichten, die man ihm vorſchreiben werde? Er giebt ihm dabey den Rath, die Sache noch eine zeitlang aufzuſchieben, wenn er ſich noch nicht ſtark genug dazu fühle. Bleibt nun der Jüngling auf ſeinen Vorſatz, und zeigt er ein recht eifriges Verlangen, in die Laufbahn der Religion zu tretten, ſo hält der Prieſter eine nachdrückliche Rede über ſeine künftige Lebensart, zu der er ſich verbindlich machen will, über die Laſter die er fliehen, und über die Tugenden die er ausüben muß. Er droht ihn mit der Strafe des Himmels, wenn er ſich ſchlecht beträgt, verſpricht ihm dabey die herrlichſten Belohnungen, wenn er auf dem richtigen Weg wandelt. Hierauf gehen ſie miteinander in das zubereitete Zimmer, die Thüren aber bleiben offen, damit jedermann an den Feyerlichkeiten Antheil nehmen kann. Man verrichtet hierauf einige Gebeter, und zündet das Opfer an. Nach dem Opfer geht der Prieſter mit dem Jüngling hinter einen Vorhang, der ihnen beyden die Köpfe bedeckt, und ſagt ihm ein Wort von etlichen Sylben heimlich ins Ohr, und läßt ſich ſolche wieder heimlich zurück in das Ohr ſagen, damit es kein anderer Menſch hören kann. Dieſes Wort iſt das ganze Gebet, welches der Eingeweihte des Tags ſo oft wiederholen muß, als er kann. Dieſes Wort darf er keinem Menſchen, auch nicht einmal einem Eingeweiheten ſagen. Sollte er es vergeſſen, ſo iſt der Prieſter der einzige, der es ihm wieder ſagen kann. Liegt jemand von ſeiner Sekte in den letzten Zügen, ſo darf er es ihm in das Ohr flüſtern, damit der Sterbende durch Anhörung dieſes Worts ſelig werde. Jede Sekte hat ihr eigenes Wort, woraus ſie ein ſolches Geheimniß machen, daß ſie es bis jetzt noch keinem Europäer entdeckt haben. Wenn der Neueingeweihte dieſes Gebet einigemal wiederholt hat, ſo unterrichtet ihn der Prieſter in den Ceremonien, die er beym Aufſtehen, bey der Mahlzeit und ſonſten verrichten muß. Hierauf ſchickt er ihn wieder nach Hauſe, und von dieſer Stunde an darf er keine von den anbefohlenen Verrichtungen verabſäumen. Die Bramanen haben bey ihrer Einweihung noch einige beſondere Ceremonien. Erſtlich bekommen ſie an ihrem Leibe einige beſondere Zeichen, die ihnen ganz allein eigen ſind. Sie beſchmieren ſich den ganzen Leib mit Aſche aus Kuhmiſt; über die Stirne ziehen ſie zwey oder drey Striche mit einer Farbe, die aus geriebenen Sandelholz und Safran gemacht iſt. Zwiſchen dieſen Strichen machen ſie ein rundes Zeichen von röthlich gelber Farbe. Zweytens tragen ſie eine Binde in Form einer Scherpe, die von der linken zur rechten Hand hängt, und auf die bloße Haut gebunden wird. Dieſe Binde bekommen ſie in ihrem ſiebenten oder neunten Jahre unter vielem Gepränge. Von dieſer Zeit an lernen ſie alles, was zum Gottesdienſt gehört. Sie müſſen alle Morgen ſehr frühe aufſtehen, ſich durch das Bad reinigen und ihre Gebete verrichten; den Tag über werden ſie angehalten theologiſche Aufgaben auswendig zu lernen. Die Binde die ſie bey dieſer vorläufigen Einweihung bekommen, beſteht aus einer beſtimmten Zahl von baumwollenen Fäden, dieſe werden mit bloſer Hand gezwirnt. Sie hat nur drey Schnürchen die aus vielen Fäden beſtehen, und blos mit einem Knoten geknüpft ſind. In dieſem Zuſtand bleibt er bis in ſein zwölftes Jahr. Bisher hat er den Namen Bramaſſari oder ein Zögling des Brama; nun aber bekommt er den Namen eines Bramanen, und wird hiezu durch Uebergebung der zweyten Binde eingeweiht. Dieſes geſchieht auf folgende Weiſe: Man verſammelt alle Verwandte und Freunde der Familie unter eine Art von Zelt, welches man in dem Hof des väterlichen Hauſes aufſchlägt. Der Anfang der Feyerlichkeit wird damit gemacht, daß man ſich mit Oel beſchmiert und reinigt. Hierauf werden Opfer gebracht. Sollte es ſich zutragen, daß das Feuer, welches man dabey unterhält, etwa verlöſchen ſollte, ſo ſind alle Opfer ungültig. Man hängt hierauf dem jungen Bramanen ein Amulet oder Talisman an den Hals. Am folgenden Tag reinigt ſich der Noviz ſehr frühe durch das Bad, die Bramanen verſammeln ſich wieder, der Vater ſchneidet ihn an fünf verſchiedenen Orten etwas Haare mit dem Scheermeſſer ab, welches man zuvor mit geheiligten Waſſer ſorgfältig gereinigt hat. Dieſe Haare vermiſcht er mit gekochten Reis. Hierauf ſcheert der Barbier den jungen Bramanen vollends, und läſt nur an den fünf von dem Vater bezeichneten Plätzchen fünf kleine Büſchlein Haare ſtehen; der junge Prieſter aber der von der Hand des Barbierers verunreinigt worden iſt, reinigt ſich wieder, indem er ſich aufs neue wäſcht, ſo bald er geſchoren iſt. Hierauf wird der junge Bramane mit Sandelholz gerieben, und ihm das charakteriſtiſche Zeichen ſeiner Sekte auf die Stirne gemahlt; es wird ihm auch ein gewiſſes Stück Leinwand zur Bedeckung ſeiner Blöße mit geheimnißvollen Anſtand an das beſtimmte Plätzchen gebunden. An ſeine Ordensbinde wird ein kleines Stück von einer Hirſchhaut gebunden. Dieſe Binde reichen die bey der Feyerlichkeit gegenwärtigen Weiber, indem ſie um das Zelt herum gehen, den verſammelten Bramanen in einem Becken, damit ſie es durch ihre Berührung einweihen; darauf hängt der Oberbramane ſolche dem jungen Bramanen um den Hals, giebt ihm ſeinen Seegen und flüſtert ihm ein geheimnißvolles Wort in das Ohr. Hierauf nehmen ſie noch eine beſondere Ceremonie mit ihm vor, die ſie das Verſcheuchen der böſen Blicke nennen. Sie glauben nehmlich, daß es Blicke voller Bosheit gebe, die fähig wären unglückliche Eindrücke zu machen. Dieſen nun vorzubeugen, brauchen ſie eben ſolche abergläubiſche Mittel. Sie nehmen ein mit rothgefärbten Waſſer gefülltes Becken, und drehen es dreymal vor den Augen des jungen Bramanen herum, und ſchütten es ſodann auf die Gaſſe. Zu dieſer Verrichtung braucht man alte Weiber, denn den jungen trauen ſie nicht. Und hiemit endigt ſich die

Ceremonie der Einweihung bey den Bramanen. Auch die Parſen oder Abkömmlinge der alten Feueranbeter, die noch in der Gegend von Surate angetroffen werden, haben ihre beſondere Einweihung. Bey ihnen iſt Staat und Religion ſo genau miteinander verbunden, daß wer ein Glied des einen iſt, auch an dem andern Theil hat. Bey ihnen hat ein Kind bis in das ſiebente Jahr keine Verbindlichkeit, ſondern alles was es Böſes thut, fällt auf den Vater oder die Mutter zurück. In dem achten Jahr lernen ſie einige Gebeter, und von da bis in das zehnte Jahr, fällt die Hälfte der Sünde auf die Eltern, und die andere Hälfte auf das Kind. Mit dem zehnten Jahr treten ſie erſt in den Staats- und Religionskörper der Parſen. Im funfzehnten Jahr wird er eigentlich dazu eingeweiht, und dieſes nennen ſie in ihrer Sprache No-zud. Vorher müſſen ſie die Ceremonien des Geſetzes und die Liturgien auswendig lernen. Hierauf geht die Feſtreinigung mit ihm vor, die ſie Baraſchnom-ſchabe nennen. (ſ. dieſen Art.) Wenn ein Parſe dieſe Verrichtung nicht ſelbſten thun kann, ſo giebt er einem Prieſter ein Stück Geld, der ſie für ihm ausrichtet; und dieſes nennen ſie den Himmel kaufen. Tritt ein anderer zu ihrer Religion, ſo geſchieht die Einweihung auf folgende Art: Er legt erſtlich ſein Bekenntniß, daß er dem Geſetze des Zoroaſters folgen wolle, ab. Man führt ihn zu einem Prieſter, der einige Gebete über ihn thut; drey Tage lang giebt man ihm ſolche Speiſen, die nur ein Parſe genieſſen darf, weil man ſeine vorigen Speiſen für unrein hält. Er lernt hierauf die gehörigen Gebete, und alsdann geht die vorhin genannte Ceremonie mit ihm vor. Und nun iſt er ein Glied der perſiſchen Religion. Nunmehr kann er erſt in den Staatskörper aufgenommen werden, und kann ſich einen Stand erwählen welchen er will, er kann Prieſter, Soldat, Ackermann oder Handwerksmann werden. (22)

Einweiſen. (Salzwerkswiſſenſchaft) Wenn man einen Salzwerksbedienten zu ſeinem Dienſte anweiſet, und denſelben ſeinen Untergebenen vorſtellt, auch dabey ſolche mit ihrem Gehorſam an ihn weiſet, ſo nennt man dieſe Handlung das Einweiſen. (18)

Einweiſer ins Lehn. Zuweilen geſchahe vormals die Inveſtitur durch einen Procuratoren, dem der Lehnsherr ein ſpecial Mandat dazu ertheilet, den Vaſallen zu inveſtiren, und ihn in das Lehn einzuweiſen. Vorzüglich war ſolches bey Wittwen, ſo Lehngüter zu ihren Leibgedingen erhielten, gewöhnlich. So führet z. B. Boehmer, *in Obſervat. jur. feud.* p. 252. ein Beyſpiel an, worin der Markgraf Waldemar von Brandenburg die Gemahlin des Grafen Günthers von Kevernberg mit dem Schloß in der Stadt Lüchou 1319. zu einem Leibgedinge belehnet, und ſie damit durch ſeinen Vaſallen Gebhard von Dannenberg realiter inveſtiren und in den Beſitz einweiſen läßt. In des Gercken, *Diplomatar. Vet. March. Brand.* Tom. I. p. 664. iſt ein altes Protocoll des XV. Jahrhunderts aus dem königlichen Archiv angeführt, worinn der damalige Landeshauptmann der Altenmark Wilhelm von Peppenheim die Leibgedingsverſchreibungen der daſigen adlichen Wittwen eintragen laſſen, nach ſolchen hat derſelbe im Namen des Markgrafen und Lehnherrn die adliche Wittwen mit gewiſſen Lehnspertinentien des verſtorbenen Vaſallen belehnet, und ſie durch einen andern Vaſallen in den Beſitz einweiſen laſſen: — des hebbe ick ehr to einen *Inwieſer* gegeven den düchtigen Henrick Swartenholt (war eine alte adliche Familie in der Alten Mark) und öhm befahlen, ſie in ſulk Gut to wieſende — 1486. — Nach der daſelbſt geſchehenen Anzeige lauten alle Leibzuchts-Verſchreibungen auf dieſe Art, und in einer jeden iſt ein daſelbſt angeſeßner Vaſall zum Einweiſer gebraucht worden. (8)

Einweiſung. ſ. Immiſſion.

Einwendung, Einwand. ſ. Exception.

Einwendung, Einwurf. ſ. Auflöſung eines Einwurfs.

Einwendung eines Rechtsmittels heißt, wenn eine Partie, welche durch den Spruch oder das Verfahren des Richters ſich beſchwert zu ſeyn erachtet, ſich erklärt, daß ſie dagegen die Appellation, Reviſion, u. ſ. f. ergriffen haben wolle. ſ. Apellation, Reviſion. (38)

Einwerben, heißt im Gerichtsſtyl des mittleren Zeitalters, den Richter um Erlaubniß bitten, daß man ſeine Sache vortragen dürfen. Man nannte ſolches auch ſich eindingen. ſ. dieſen Artikel. (15)

Einwerfen, (Salzwerkswiſſenſchaft) nennen die Salzſieder, wo man Holz flöſſet — eine Arbeit, welche darin beſtehet, daß man das Floßholz ins Waſſer bringt. Es geſchiehet dieſes am Frühjahr ſogleich nach dem Eisgang, weil zu ſolcher Zeit die Flüſſe und Bäche noch vom Waſſer aufgeſchwollen ſind, daß man das Holz flöſſen kann. (18)

Einwerfung der Güter, wird bald von einer Geſellſchaft geſagt, wenn ein Theilhaber das, was er Kraft des Contracts ſchuldig iſt, in die Geſellſchaft beybringt; bald von einer Erbſchaftstheilung, wenn ein Erbe dasjenige, was er von dem Erblaſſer vorausempfangen hat, in die gemeinſchaftliche Erbſchaft beyträgt, oder ſich aufrechnen läßt. Davon ſ. Collation. (38)

Einwickeln. Herr Theden hat von dem herrlichen Nutzen der Einwickelungen der Extremitäten mit Bandagen vieles gerühmt. Er bedient ſich derſelben, wenn die Flechſe des zweyköpfigen Muſkels durch eine Aderläſſe verletzt worden, und Schmerz, Entzündung, oder gar Eiterung entſtanden iſt, auf folgende Art. Zuerſt umwickelt er jeden Finger mit einer 1 Finger breiten, und eine halbe Elle langen Binde; alsdenn wickelt er eine lange Binde mit ſchiefen Gängen um die Hand, den Vorder- und Oberarm. Auf die Wunde legt er ein mit Unguento albo camphorato beſtrichenes Läppchen. Die Binden ſind feſt genug angelegt, wenn man einen Finger zur Noth darunter ſtecken kann. Will man ſie befeuchten, ſo thut man wohl ſie etwas lockerer anzulegen. Sie müſſen ſo angelegt werden, daß kein Ort davon unbedeckt bleibt. Der Schmerz hört gemeiniglich ſogleich auf, und die übrigen Zufälle verſchwinden allmählig innerhalb 3 - 4 Tagen. Indem die Geſchwulſt abnimmt, werden die Binden locker, deswegen müſſen ſie oft von neuem angelegt werden. Den Fuß umwickelt man in einem ſolchen Falle auf gleiche Art bis ans Knie. Hartnäckig geſchwollene Füſſe, ja ſogar Kranke, welche die Bauchwaſſerſucht hatten, ſind durch den Gebrauch dieſes Mittels, mit innerlichen Arzneyen verbunden wieder hergeſtellt worden. Krampfadern werden durch die Einwickelung gewiß gehoben, alte Beinſchäden theils geheilt, theils in guten Umſtänden erhalten. Die Zufälle, welche gequetſchte Wunden verurſachen, hebt kein Mittel ſo geſchwind, als dieſes. Falſche Pulsadergeſchwulſte

können vor ihrer Entſtehung nicht nur gewiſſer, als durch die gewöhnliche Compreſſion verhütet, ſondern wenn ſie ſchon entſtanden ſind, zertheilt werden. (4)

Einwiegen. (Salzwerkswiſſenſchaft) Der Salzmeſſer wenn er das Salz aus der Darrkammer in das Magazin gewogen hat, und er findet bey dem Auswiegen aus dem Magazin bey dem Verkauf nicht mehr das vorige Salzgewicht, ſo nennt er es das Einwiegen, und behauptet, daß das Salz leichter worden und ſich ſelbſt vermindert habe. (18)

Einwilligung, (*conſenſus*) heißt die Erklärung: ich wolle, daß etwas zur Wirklichkeit kommen ſolle. Hängt es von zwey Perſonen ab, ob etwas zur Wirklichkeit gelangen ſoll, und beyde erklären ihren Willen: ſo iſt eine wechſelsweiſe Einwilligung, *conſenſus reciprocus, mutuus, bilateralis* vorhanden. Giebt aber nur der eine von ihnen ſeine Einwilligung: ſo heißt ſie eine einſeitige, *conſenſus unilateralis*: Die Verträge erfordern die Einwilligung der Paciscenten, wie wir im Art. Vertrag, ausführen werden. (3)

Einwinden ein Schiff. ſ. Einſchleppen.

Einwintern, etwas bis an den Winter durchbringen oder erhalten, es mögen Gewächſe oder Thiere ſeyn. (24)

Einwitterung. (Salzwerkswiſſenſchaft.) Der Gradirer auf Salzwerken verſtehet hierunter, das vom Wind zur Zeit des Regenwetters in die Käſten des Gradirbaues getriebene Regenwaſſer. Bis jetzt hat man noch keine hinreichende Mittel bey dieſen Gebäuden angebracht ſolches zu verhindern, und den davon entſtehenden Schaden abzuhalten, ſondern alles, was man noch gethan, beſtehet in einem über das Gebäude um einige Füſſe vorſpringenden Dache, welches man auch den Regenſchlag nennt. ſ. Regenſchlag. (18)

Einwohner, (*Incolæ,*) heiſſen im allgemeinen Verſtande alle diejenigen, welche ſich an einem Orte häuslich niedergelaſſen haben, ſie mögen das Burgerrecht gewonnen haben oder nicht. In der eigentlichen Bedeutung des Wortes werden Einwohner den Bürgern entgegengeſetzt, und ſind alsdenn eben das, was man auch Beyſaſſen nennt. ſ. dieſ. Art. und Bürger. (15)

Einwohner der Staaaten. ſ. Volksmenge.

Einwünſchung. ſ. Adoption, und Arrogation.

Einwürfe und ihre Widerlegung. Unter einem Einwurf verſteht man eine Vorſtellung die einem behaupteten Satz zuwider iſt, und ihn entweder gänzlich über den Haufen zu werfen, oder wenigſtens deſſen Allgemeinheit einzuſchränken ſcheint. Daß die Einwürfe einer vollkommenen Ueberredung entgegen ſind, verſteht ſich von ſelbſt. Nun kann es kommen, daß der Zuhörer gleich anfänglich einer andern Meynung, als welche der Redner hat, zugethan iſt; es kann aber auch kommen, daß ihm während der Rede einige Zweifel aufſteigen, die ihn hindern, dasjenige mit völliger Gewißheit anzunehmen, wozu ihn der Redner überreden will. Der Redner muß alſo ſuchen dem Zuhörer dieſe Zweifel zu benehmen. Wenn er ſeinen Satz auch mit hinlänglichen Gründen unterſtützt hat; ſo hat er deswegen noch nicht ganz gewonnen, ſondern er muß nun auch noch die Einwürfe die ihn ſchwächen können, aus dem Wege zu räumen ſuchen. Es hat mit dem Zweifeln eine ganz beſondere Beſchaffenheit. Sind wir auch noch ſo ſehr von der Wahrheit einer Sache überzeugt; es ſteigt uns aber nur ein kleiner Zweifel dagegen auf, ſo werden wir dadurch beunruhigt; und dieſe Unruhe wird immer gröſſer, je länger wir ihm nachhängen. Wenn wir ihn auch aus dem Sinne zu ſchlagen ſuchen; ſo kommt er immer wieder, und jederzeit ſcheint er uns gröſſer zu werden; creſcit eundo. Es kann endlich ſo weit kommen, daß er unſre ganze Ueberzeugung über den Haufen wirft, und uns zum Gegentheil geneigt macht. Wir bemerken auſſerdem eine heimliche Neigung in uns, immer Zweifel aufzuſuchen, auch wo keine ſind; iſt es Mistrauen gegen unſre Einſichten? iſt es Einbildung von Scharfſinn, wodurch wir glauben weiter zu ſehen als andere? iſt es Unentſchloſſenheit? Es mag herkommen, wo es will, genug, wir Menſchen ſind zum zweifeln geneigt, und oft zweifeln wir nur, um zu zweifeln. Die Lehrer der Beredſamkeit haben deswegen aus der Widerlegung der Einwürfe einen beſondern Theil einer vollſtändigen Rede gemacht. Die Lateiner nennen ſie Refutatio, und die Griechen Ελεγχος. Aber nun entſteht die Frage, wie erfährt der Redner die Einwürfe die ihm die Zuhörer machen könnten? Wenn er die Materie, von der er redet, vollkommen innen hat, wenn er den Menſchen überhaupt, und ſeine Zuhörer inſonderheit kennt; ſo wird es ihm nicht ſchwer fallen, auch die Einwürfe aufzuſuchen, die ſie ihm machen könnten. Er muß aber hiebey die Behutſamkeit gebrauchen, und ſeinen Zuhörern nicht ſelbſten Gelegenheit geben auf Zweifel zu verfallen, worauf ſie nimmer würden gekommen ſeyn. Manche Redner ſuchen einen beſondern Ruhm darinnen, Zweifel über Zweifel vorzubringen, nur damit ſie ihre Geſchicklichkeit zeigen wollen, ſolche zu widerlegen. Das hieß aber im Grunde eben ſo viel, als einem die Krätze wünſchen, nur daß man ihm das Vergnügen machen könnte, ihn an den juckenden Theilen zu kratzen; oder einen krank machen, nur um ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen, ihn wieder zu heilen. Hat nun der Redner einige Zweifel entdeckt, wodurch er vermuthen kann daß ſeine Zuhörer beunruhigt werden könnten; ſo muß er nicht leichtſinnig darüber wegfahren, ſondern ſie in aller möglichen Stärke vortragen; er darf ſie auch nicht verkehren, oder das wichtigſte davon auslaſſen. Dieſes erfordert die Redlichkeit; thut er es nicht, ſo bleibt der Zuhörer bey ſeinen Zweifeln, und hält ſie für gegründet, weil er glaubt, der Redner habe ſie deswegen verfälſcht, weil er nichts gründliches darauf antworten könne. Wie er ſie widerlegen ſoll, muß ihn die Natur der Sache lehren. Cicero giebt drey Arten der Widerlegung an, 1) entweder, ſagt er, verwirft man das Fundament, worauf ſich der Einwurf gründet, 2) oder man zeigt, daß dasjenige, was daraus geſchloſſen worden, nicht daraus folge, 3) oder man ſetzet dem Einwurf einen Satz entgegen, der ſtärker iſt, und heftigern Eindruck macht. Die beyden erſten Arten, werden alsdenn mit gutem Erfolg gebraucht, wenn der Einwurf einigen Schein der Wahrheit für ſich hat. Iſt aber der Grund, worauf der Einwurf beruhet ein bloſes Vorurtheil, das durch keinen Beweis unterſtützt wird, ſo kann man die dritte Art am beſten brauchen; und alsdenn thun manchmal Machtſprüche eine beſſere Wirkung, als die ſtrengſten Beweiſe. Oftmals kann auch ein ſolcher Einwurf durch bloſen Scherz und Spötterey zurück gewieſen werden. Ueber einen Einwurf ſpotten, heißt zwar noch nicht ihn widerlegen; aber, wo völlig ungereimte und lächerliche Einwendungen gemacht werden, da iſt dieſes allerdings eine heilſame Arzney. Man ſchämt ſich alsdenn, ſolchen ſeinen Beyfall zu geben. Bey einer jeden Widerlegung muß man hauptſächlich auf dasjenige

jenige ſehen, worauf die Wahrſcheinlichkeit des Einwurfs beruhet; denn dieſes iſt der eigentliche Punkt der Widerlegung. Denn alle Einwürfe kommen entweder daher, weil man einige ſcheinbare Gründe dafür hat; oder weil dasjenige, was man einwendet, mit des Zweiflers Neigungen und Vorurtheilen übereinſtimmt, oder weil man für oder gegen die Sache und die dabey intereßirte Perſonen eingenommen iſt. Dieſe Gründe muß man angreifen, wenn man in ſeiner Widerleguug glücklich ſeyn will. Beruht der Zweifel auf dem Ausſpruch einer angeſehenen Perſon, ſo muß der Redner beſondere Klugheit beweiſen. Er darf es nicht ſchlechterdings verwerfen; denn dadurch würde er nichts ausrichten; ſondern er muß ſein Anſehen, wenigſtens in der Sache, von welcher die Rede iſt, verdächtig zu machen ſuchen. Beruht der Zweifel aber auf Gründen, ſo muß er ſolche ſchwächen. Indeſſen wird vieler Scharfſinn dazu erfordert, und es iſt allemal leichter einen Satz gerade zu beweiſen, als ihn gegen Einwürfe zu vertheidigen. Beyſpiele hievon finden ſich in allen Reden Ciceros. (22)

Einwurf. ſ. Auflöſung eines Einwurfs.

Einzahn. ſ. Einhorn.

Einzahn. (*Buprestis unidentata* Fabr.) Dieſes iſt der Name eines Stinkkäfers aus Amerika, welcher eine anſehnliche Gröſſe hat. Seine Fühlhörner ſind kurz und ſchwarz; ſonſt ganz grün, auſſer daß die Stirne gülden, der Bruſtſchild mit drey breiten kupfergüldnen Linien durchzogen, die Flügeldecken glatt und glänzend mit einem güldnen Rand, und an der Spitze mit einem Zahn verſehen ſind. (24)

Einzapfen. (Zimmerk.) Die Zimmerleute nennen alſo wenn ſie an dem Ende eines Zimmerſtücks einen dünnen Zapfen machen, der gemeiniglich der 3te Theil von der Holzſtärke iſt — damit durch ſolchen das Zimmerſtück in ein anderes, welches eingelocht, geſtellt oder gelegt werden kann. (18)

Einzeles Ding, (*ens ſingulare, individuum,*) nennet man ein jedes durchaus oder völlig beſtimmtes Ding, in welchem alſo nicht das mindeſte unbeſtimmte übrig, von welchem daher keine Frage möglich iſt, auf welche es nicht die Antwort in ſich enthielte. (ſ. Beſtimmen) Welche darunter zu einer Art und zu einem Geſchlechte gehören und wie man dasjenige nennet, wodurch einzele Dinge von einer Art unterſchieden ſind, iſt ſchon im Artikel: Art, angezeiget worden. Wir haben daher hier nur noch einiges weniges nachzuholen.

Der Wirklichkeit iſt kein anders, als ein einzeles Ding, fähig. Denn wenn ein nicht einzeles oder ein allgemeines Ding wirklich wäre, ſo wäre etwas vorhanden, das in einem oder mehrerem Betracht unbeſtimmt wäre, von dem man alſo weder ſagen könnte: es iſt ſo, noch auch: es iſt nicht ſo. Z. E. wenn ein Dreyecke überhaupt exiſtirte, ſo wäre weder wahr, daß zwey ſeiner Seiten gleich, noch daß ſie nicht gleich ſind. Der Satz des Widerſpruches aber bringt mit ſich, daß jede Sache entweder ſo oder nicht ſo ſeyn muß, und weder beydes zugleich, noch keins von beyden ſeyn kann. Daher iſt im Artikel: Allgemeiner Begriff, ſchon angemerket worden, daß allgemeine Dinge keine in der Welt wirklich vorhandene Dinge, ſondern bloſe Vorſtellungen ſeyen, die durch die Abſtraction formiret werden. Damit man aber nicht meyne, der kaum angeführte Beweis thue eben ſowohl dar, daß ein allgemeines Ding nicht gedacht werden, als daß es auſſer unſern Gedanken nicht wirklich da ſeyn könne; ſo laſſe man ſich den Artikel: Abſtraction, belehren, daß derjenige, der abſtrahiret, weder leugnet, daß eine gewiſſe Beſtimmung ſtatt hat, noch daß ſie nicht ſtatt hat, ſondern ſeine Aufmerkſamkeit von ihr, als von etwas, woran ihm dermalen nichts gelegen iſt, abwendet, um ſie mit ihrer ganzen Kraft auf das übrige, was er ſorgfältig betrachten will, zu heften; da, wenn das allgemeine Ding wirklich auſſer uns exiſtirte, es die Leugnung ſowohl der Gegenwart als der Abweſenheit der Beſtimmung zugleich und wahrhaftig in ſich faſſen müßte.

Weil ein einzeles Ding völlig und gänzlich beſtimmt ſeyn und, wofern es namentlich dieſes beſondre einzele Ding ſeyn ſoll, grade dieſe und keine andre Beſtimmungen haben muß; ſo ſcheinet, daß es bey der geringſten Veränderung, die es leidet, aufhöre daſſelbe einzele Ding zu ſeyn, z. E. daß der Menſch jezt als ein ausgewachſener Mann und das ehemalige kleine Kind und der zukünftige Greis, ja der ſchlank geweſene und jezt fette, oder der vorher ſtehende und jezt ſizende nicht ein und daſſelbe einzele Ding ſeyn. Allein wenn man den obigen Ausdruck, ein einzeles Ding enthalte die Antworten auf alle mögliche Fragen, die davon vorgebracht werden können, wohl erwäget; ſo verſchwindet der Einwurf. Die Fragen nemlich gehen nicht allein auf die gegenwärtige Zeit, ſondern auch auf die vergangene und zukünftige. Alle Beſtimmungen, die zugleich an der Sache befindlich ſind, machen nur den einen Zuſtand, der zu der oder der Zeit ſtatt hat, aus. Iſt die Sache Veränderungen unterworfen, ſo folgen immer andre und andre dergleichen Zuſtände auf einander, und das iſt dieſes beſondre einzele Ding, was dieſe Reihe oder Kette von Zuſtänden nach einander hat. Der Menſch der z. E. an dem Orte in dem Jahr auf den Tag zu der Stunde auf die Welt kam, gezeuget von den und den Aeltern; an dem Tag des und des Jahres ſo groß war, ſo ausſahe, ſo viel wog, das und das wußte u. ſ. w., hingegen an dem Tage des und des Jahres ſo groß iſt, ſo ausſiehet, ſo viel wiegt, ſo viel und ſo viel weiß u. ſ. w.; der war und iſt und wird daſſelbe Individuum ſeyn, das in dem Zuſtande jezo iſt, in andern vorher war, und wiederum in andern künftig ſeyn wird. Daß aber der Nachfolger, den ich an der Stelle des vorhergekannten Titius jezo finde, nicht daſſelbe Individuum ſey, ſehe ich daran, weil ſo wenig dieſelbe Antworten auf die Fragen, die die vergangene Zeit betreffen, als die, die zur jezigen gehören, in ihm ſtecken, die im Titius enthalten ſind. Wenn man dieſe Sache ganz erſchöpfen wollte, ſo wäre noch manches zu überlegen. Weil aber den wenigſten Leſern mit ſolchen abſtracten Gedanken gedienet ſeyn möchte; ſo wollen wir es hiebey bewenden laſſen.

Ein einzeles Ding auszudrücken hat man mehrere Mittel. Bald bedienet man ſich eines eigenthümlichen Namens, z. E. der jezige Kaiſer iſt Joſeph II. und ein ſo benenntes einzeles Ding nennten die alten *individuum determinatum.* Bald ſezt man zu einem allgemeinen Namen das Wort: dieſer, z. E. dieſes Haus, dieſer Menſch und nennet das dadurch angezeigte *individuum demonſtrativum.* Bald beſchreibt man es näher z. E. der Mann, der den Brief gebracht hat, und nennt es *individuum periphraſticum.* Kommt dieſe Beſchreibung den Worten nach mehreren zu, oder aus dem Zuſammenhang der Rede kann man erſehen, welches einzele Ding gemeynet iſt, ſo heißt das alſo bezeichnete in-

dividuum hypotheticum. Z. E. es habe mehrere verschiedene Arten von Luftpumpen erfunden, Leupold die schiefliegende mit einem Cylinder, Smeaton eine senkrechte mit zweyen Cylindern u. s. w.; bin ich aber im Discurse vom ersten Erfinder dieses Werkzeuges begriffen und sage: der Erfinder der Luftpumpe hat grosse Verdienste um die Naturlehre, so merkt man gleich, daß ich von Otto von Gericke rede; oder wenn ich in diesem Falle vom Burgemeister zu Magdeburg spreche, so ist er gleichfalls vor den, dem er nicht unbekannt ist, genugsam bezeichnet. Endlich giebt es noch eine Benennung, *individuum vagum*, worunter man die mit einem allgemeinen Namen, den man durch ein nichts bestimmtes sagendes Beywort nur auf ein einziges Ding passend machen will, ausgedrucktes *individuum* verstehet. Z. E. ein gewisser Mann hat mir gesagt. (6)

Einzehren, wenn flüßige Körper z. E. Wein ausdünsten und weniger werden. (24)

Einziehung der Güter. s. Confiscation.

Einziehung der Säule. s. Verjüngung.

Einziehung. s. Hohlkehle, doppelte.

Einzige, (Conchyl.) (*l'unique*) nennte man ehedem die linkogewundenen Schnecken überhaupt, und Argenville belegt mit diesen Namen die linke Feige, (*Murex perversus*). Ehedem waren freylich die linken Schnecken so ausserordentlich selten, daß es auch dem Rajus, da ihm Lister von der linken Erdschraube Nachricht gab, ganz unglaublich schien. Man nennte sie daher die einzigen Schnecken. Für unsre Tage wäre diese Benennung wahrhaftig übertrieben, da man mehrere Gattungen dieser Art kennet, und manche z. B. die linke Erdschraube in Thüringen zu Hunderten, ja zu Tausenden zusammen lesen kann. s. Linkoschnecken. (10)

Einzug, feyerlicher, vornehmer Personen geschah im Morgenland, und geschieht auch noch heutzutage, mit weit mehr Gepränge, als bey uns. Die älteste Spur hievon finden wir schon an Joseph, als er von Pharao zum Statthalter über Aegypten gemacht wurde. Der König lies ihn auf seinem prächtigsten Staatswagen herumführen, und vor ihm ausrufen: Abrech, d. i. man falle auf die Knie. Als David den Salomo noch bey seinen Lebzeiten öffentlich als König darstellen wollte, so lies er ihn auf seinem eigenen Maulesel herumreiten. Auf gleiche Art wurde Mardochai, wegen entdeckter Verrätherey, in einem öffentlichen Gepräng herumgeführt. Eine solche Person wurde von einer grossen Menge Menschen begleitet. Zuweilen wurde der Boden mit Wasser besprengt, um den Staub zu löschen; zuweilen wurden Kleider und Teppiche auf die Strassen gebreitet, worüber der Zug gieng. So wurde Jehu, da er von den Fürsten von Israel zum Könige war erwählet worden, begleitet, da ein jeder seine Kleider nahm, und sie unter ihm legte. Als Xerxes seinen Zug gegen den Hellespont that, so nahmen sie Zweige von Myrthenbäumen und bestreuten den Weg damit. Gegen den Cato von Utica hatten seine Soldaten eine solche Hochachtung, daß sie ihre Kleider vor ihm ausbreiteten, daß er darüber gehen möchte. Gesang und Musik begleiteten gemeiniglich diese Feyerlichkeit. Arvieux erzählt von einer arabischen Prinzeßin, die in das Lager des Gros-Emirs kam, daß zwölf Frauenzimmer vor ihr hergegangen wären, und ihr Lob gesungen hätten. Von dem Schach Nadir erzählt Hanway, daß nachdem er aus dem Lager aufgebrochen, seine Soldaten, und vor diesen neunhundert Sänger hergegangen wären, welche viele moralische Denksprüche und Lobgesänge auf ihn gesungen hätten. Hieraus läßt sich auch ein Stück aus der Geschichte Davids erläutern, von dem erzählt wird, daß er vor der Bundeslade her getanzt habe, weil dieses mit unter die Ehrenbezeugungen gehörte, die man einem Vornehmern bey seinem Einzuge zu machen pflegte. So zog auch die Tochter Jephthä mit einem Gefolge anderer Israelitinnen mit Musik und Tanz, ihrem Vater entgegen, und verherrlichte dadurch seinen Einzug. Auch die übrige Menge des Volks nahm durch öffentliches Freudengeschrey Antheil an solchen Feyerlichkeiten. Ovid sagt vom Germanicus:

Quaque ibis manibus circumplaudere tuorum,
Undique jactato flore tegente vias.

Wenn der türkische Bassa von seiner Wallfarth von Mecca zurück kommt, so gehen ihm an allen Orten, wo er durch kommt, Junge und Alte mit Palmzweigen entgegen, sie streuen solche bey seiner Ankunft an den Weg und werfen ihre Kleider darunter, das erste in der Absicht, um anzuzeigen, er sey siegend zurück gekommen, das andere aber, um ihre Unterthänigkeit anzuzeigen. Hieraus läßt sich dasjenige, was bey dem Einzuge Christi in Jerusalem, Matth. 11, 1. folg. erzählt wird, gut erläutern. s. Hosianna. (22)

Einzugrohr, (Bergwerksmaschine) bey den ungarischen Bergwerksmaschinen wird also jede Röhre genennt, in welcher das Wasser gesaugt, das ist, mit dem Kolben gezogen wird. Man nennt sie sonst die Kolbenröhre, davon mehr nachgelesen werden kann. (18)

Einzugsrecht, ist das Recht eines Herrn Leibeigene an einem Orte zu haben, welcher ihm sonst entweder gar nicht, oder doch nicht allein gehört. Vor mehreren Jahrhunderten war dieses Recht in Deutschland sehr gemein. Ein Herr, dessen Leibeigene sich mit oder ohne seinem Willen an einem andern Orte niedergelassen hatten, konnte an ihrer Person und Gütern ein ungekränktes Eigenthum verlangen, oder sie ganz abfordern. Wurde jenes überhaupt zugestanden, so entstand daraus das Einzugsrecht, und diejenigen Leibeigenen, welche sich an einem solchen Orte niederliessen, nannte man Oslüde, Osmanne, Oskinder. Sie blieben ihrem vormaligen Herren mit Leib, Beede und Bestenhaupt verhaftet. Es scheint, daß sich dieses Recht allmählig verlohren habe; vermuthlich weil es so wohl für den Herrn der Leibeigenen, als für den Herrn des Landes, worinn sie sich niedergelassen hatten, von nachtheiligen Folgen seyn konnte. Doch hat sichs auch in einigen Gegenden erhalten. Zum Exempel im sogenannten Vierherrischen, welches dem Hause Hessencassel und drey Nassauischen Häusern gehört. Sämtliche Hessische Leibeigene, welche daselbst und in der Vogtey Schönau wohnen, sind schuldig an Hessencassel die Heersfolge zu leisten, und werden in Ansehung der Heyrathen, Beeden, Leibhüner, Dienste, Bestenhaupts, und aller andern Rechte den übrigen Hessischen Leibeigenen in der Grafschaft Katzenellenbogen gleich geschätzt. (15)

Eirene, Εἰρήνη, s. Bündnisse der Griechen, wie auch Irene.

Eirgesthai, Εἰργεσθαι mit den unterschiedenen Beysätzen χερείβων, σπονδῶν, κρατήρων, ἱερῶν, ἀγορᾶς, war ungefehr bey den Griechen eben das, was bey den Römern interdicere aqua & igni, oder eine

Art von Bann, durch welchen gewisse Verbrecher vom öffentlichen Gottesdienste, vom öffentlichen Markte und von andern gemeinschaftlichen bürgerlichen Vortheilen ausgeschlossen wurden. (21)

Eirmos, Irmos, heißt bey den Griechen ein kurzer nur aus einem Vers bestehender Gesang, worauf eine noch kürzere Antwort folgt. Dergleichen Gesänge kommen bey dem Gottesdienst in Menge vor, und das Buch, worinn dieselben enthalten sind, heißt Irmologium. (1)

Eis. So nennt man die dichte und feste Masse, in die sich das Wasser verwandelt, wenn es einem gewissen Grad der Kälte ausgesetzet wird. Der französische Name glace wird ausserdem auch den grossen Platten von schönen, weissen, vollkommen durchsichtigen Krystallglase beygelegt, das man besonders zur Verfertigung der besten Spiegel und anderer kostbaren Gläser braucht. Die Ursach dieser Benennung ist wohl die grosse Aehnlichkeit, welche dieses Krystallglas mit dem wirklichen Eis hat. Das Eis ist ein harter dabey elastischer Körper, und nach der verschiedenen geschwinden oder langsamen Entstehung von verschiedener Beschaffenheit. Wenn es nach und nach entsteht, so nimmt es gewöhnlich eine regelmäsige Gestalt an, die man deutlich wahrnehmen kann und die mit dem Anschiessen der Salze sehr viele Aehnlichkeit hat: es bilden sich auf der Oberfläche des gefrierenden Wassers zuerst Strahlen oder Eisnadeln, die verschiedene Winkel vorzüglich von 60, auch von 120 und 30 Graden untereinander machen, und sich unter denselben Winkeln durchkreuzen. Dieselbe Strahlen von Eis zeigen sich eben auch an den Seitenwänden eines Gefässes, worinn Wasser frieret. Nach und nach wird die Oberfläche des Wassers mit einer dünnen Eiskruste überzogen, die immer stärker und dicker wird, bis endlich alles Wasser in Eis verwandelt worden ist. Daß das Wasser oben zuerst gefriert, ist natürlich, da die kalte Luft vorzüglich und am ersten auf diese Oberfläche wirkt. Das Wasser fängt immer bey einem gewissen bestimmten Grade von Kälte zu gefrieren und das gefrorne Wasser unter demselben Grad wieder aufzuthauen an. Der Punct auf welchem das Quecksilber oder der Weingeist im Thermometer bey dieser genannten Kälte beständig stehet, heißt auch daher der natürliche Gefrier- oder Aufthauepunct, (punctum congelationis, regelationis.) Doch finden auch hier manche Ausnahmen statt, denn man findet zuweilen, daß das Thermometer noch einige Grade über dem Gefrierpuncte steht und dem ohnerachtet gefriert das Wasser; zu einer andern Zeit sah man wieder, daß es nicht frore, obgleich die Kälte den gewöhnlichen Gefrierpunct überstiege; auch will man bemerket haben, daß es bey einem stärkern Grade der Kälte als der gewöhnliche ist, wieder aufthauete, und das Gletscher Eis braucht sogar grössere Wärme zum flüssig werden. Alle diese Umstände hängen aber wohl von fremdartigen, dem Wasser beygemischten Theilen, ab; denn man kann die Bemerkung jeden Tag machen, daß Wasser in welchem man Salz aufgelöst, oder dem man verschiedene andere fremdartige Körper zugesetzt hat, nicht so leicht in Eis verwandelt wird, und auch manchmal schwehrer aufthauet.

Bey einer sehr starken Kälte, und zumal wenn man Wasser das vorher an einem wärmern Ort gestanden, in plötzliche Kälte bringt, entsteht das Eis nicht auf die oben beschriebene regelmäsige Art, sondern gar oft unter unordentlichen und unbestimmten Winkeln, bisweilen erzeugt sich auch fast in einem Augenblick ein dünnes Eisblatt auf der Oberfläche und mit unter (zumal wenn der Wind darüber herstreicht) giebt es in verschiedenen seltenen Fällen sogleich wellenförmige Erhabenheiten.

Stellt man Wasser in einem verschlossenen Gefässe an die kalte Luft, so wird es in einer solchen Kälte, wo Wasser in einem offenen Gefäß zu Eis wird, noch nicht gefrieren; so bald man das Gefäß erschüttert so friert das Wasser ausserordentlich geschwind, ja fast auf einmal, doch wird es bey dieser Erschütterung nicht sogleich ein festes Eis, sondern eine Masse, welche mit naßgewordenen und zusammengedrückten Schnee die gröste Aehnlichkeit hat. Man bemerkt sogar dasselbe wenn man auf Wasser das in einem offenen Gefäß steht, Oehl schüttet. Die Ursache dieser Erscheinung ist noch unbekannt: vielleicht werden durch das Erschüttern die Wassertheilchen erst so nahe aneinander gebracht, daß sie einen festen Körper bilden. Man sieht wenigstens auch aus diesem Versuch, daß zum geschwinden gefrieren der freye Zutritt der kalten Luft vieles beyträgt.

Während der Entstehung des Eises entwickelt sich die im Wasser befindliche Luft: sie zeigt sich in der Gestalt von vielen Blasen, die besonders bey einem dicken Stück Eis sehr sichtbar sind, und die ebenfalls die Durchsichtigkeit des Eisens sehr verringern. Diese Luftblasen sammeln sich fast immer in der Mitte des Eises und sind die Ursache von sehr vielen besondern Erscheinungen. Vielleicht liegt auch der Grund der bey dem Eisen vorhandenen, obgleich nicht sehr starken Elasticität, in dieser eingesperrten Luft. Ob diese Luft ausgedehnt oder zusammengepreßt ist, läßt sich nicht mit völliger Gewißheit bestimmen, man hat mehrmalen mit einer Nadel in eine solche Luftblase gestochen, und es fuhr nichts von Luft aus der Oeffnung heraus, wenigstens soll es ganz unmerklich gewesen seyn. Doch haben wir diese Versuche mehrmalen wiederholt, und um recht genau zu erfahren, das zu untersuchende Eis ganz unter Wasser getaucht, wobey wir denn verschiedentlich genau bemerkten, daß wirklich eine kleine Luftblase auf der Oberfläche des Wassers zerplatzet ist, woraus sich mit Wahrscheinlichkeit schliessen läßt, daß die in dem Eis befindliche Luft wirklich zusammen gepreßt sey.

Wenn man gesottenes Wasser oder solches dem man die Luft unter der Glocke der Luftpumpe genommen hat, frieren läßt, so bemerkt man in Ansehung der im Eise befindlichen Luftblasen einige Verschiedenheiten. Das Eis aus diesem Wasser ist härter und durchsichtiger als das gewöhnliche, übrigens entstehet es nicht viel geschwinder und auch bey keinem viel geringern Grad von Kälte. Die Ursache dieser grössern Durchsichtigkeit wollten einige darinn suchen, weil gekochtes Wasser die ihm beygemischte Erde absetze; dieses mag auch wohl bey unreinem und solchem Wasser dem viel Kalkerde beygemischt ist, statt finden; bey einem Quellwasser hingegen, das meistens nur eine ganz geringe Menge von fremdartigen Theilen bey sich hat, widerlegt sich die Meynung von selbst; man will auch sogar bemerkt haben, daß bey trübem Wasser, welches also viele Erde bey sich hat, diese Erde als ein feines Pulver herausgefroren seyn soll. In dem Eis, welches aus Wasser, dem man auf eine oder die andere Art die Luft benommen hat, entstanden ist, zeigen sich dem ungeachtet noch viele Blasen, woraus denn noch deutlich erhellet, daß die Kälte nicht allein die in dem

gröſſern Zwiſchenraum befindliche, ſondern auch die Luft, welche in dem kleinſten Räumchen ſteckt, heraustreibt.

Man findet allgemein, daß gefrierendes Waſſer in einem ganz vollen Gefäſſe aufſchwillt, und über den Rand des Gefäſſes heraustritt, ſogar auch an den Seiten manchmal herunter rinnt: iſt das Gefäß nicht voll, ſo wird die Oberfläche auf der Mitte erhöhet, und bildet einen kleinen Berg. Wählt man ſpröde Gefäſſe zu dieſem Verſuch, als z. B. gläſerne oder porcellanene, ſo findet man, daß ſie ſpringen, zumal wenn ſie oben enger ſind als unten, die hingegen die ſich von unten hinauf beſtändig erweitern, werden immer ganz bleiben. Sind die Wände eines Gefäſſes feſt wie z. B. bey metallenen, ſo kann ſich das Eis nicht wohl nach allen Seiten ausbreiten, und es wird gerad in die Höhe ſteigen. Alles dieſes zeigt ganz klar, daß das gefrorne Waſſer einen gröſſern Raum einnimmt, als das Waſſer, woraus es entſtanden iſt, und daß alſo eine wirkliche Ausdehnung unter ſeinen Theilen vorgeht. Wie groß das Verhältniß dieſer Räume des Eiſes und des gleichſchweren Waſſers iſt, läßt ſich nicht ganz genau beſtimmen, denn das Aufſchwellen des Eiſes richtet ſich zum Theil nach der Stärke der Kälte und zum Theil auch nach der gröſſern oder geringern Menge der im Waſſer befindlichen Luft, daher wird Eis aus geſottenem Waſſer einen verhältnißmäſigen kleinern Raum einnehmen. Doch kann man das Verhältniß in den mehreſten Fällen ohngefähr wie 1000 : 916 annehmen: gemeiniglich rechnet man, wie 9 : 8. Das Eis dehnet ſich ſo ſtark und mit ſo unglaublicher Gewalt aus, daß ſelbſt ſtarke Gefäſſe, wenn man ſie mit Waſſer voll füllt, dicht verſtopfet und dem Froſt ausſetzet, zerſpringen. Die Academiſten zu Florenz nahmen eine hohle ſtarke kupferne Kugel, füllten ſie mit Waſſer, verſtopften ſie feſt, legten ſie an einen ſehr kalten Ort, und nach nicht ſehr langer Zeit wurde die Kugel geſprengt. Man berechnete die hierzu nöthige Kraft, und fand, daß ſie einem Gewicht von 27720 Pfunden gleich war; ſie machten auch Verſuche mit dicken Glas- und goldenen Kugeln. In Petersburg füllte man eiſerne Bombenkugeln mit Waſſer, und durch die Kälte wurden ſie geſprengt. Hugenius füllte im Jahr 1667 einen Flintenlauf mit kaltem Waſſer, verſtopfte das offene Ende mit einer Schraube, und damit gar nichts an dieſer Schraube vorbey kommen konnte, übergoß er ſie noch mit geſchmolzenem Bley. Nun legte er ſeinen wohlverwahrten Flintenlauf über Nacht vor ſein Fenſter, und des Morgens gegen ſieben Uhr zerplatzte er mit einem ſtarken Knall; der Riß war vier Zoll lang und das Eis kam mit verſchiedenen Bläschen heraus. Eine eiſerne Röhre die einen Finger dick war, ſprengte Buot einige Jahre hernach eben auch in Paris: zwölf Stunden lag dieſe in ſtrenger Kälte als ſie an zwey verſchiedenen Orten entzwey gieng. Doch brauchen wir unſere Zuflucht nicht zu expreſſen angeſtellten Verſuchen zu nehmen, denn in der Natur ſehen wir oft daſſelbe, ſo ſpringen z. B. Felſen und Bäume, wenn Waſſer durch eine Oeffnung in ein darinn befindliches Loch gedrungen iſt, mit groſſem Krachen entzwey. Eiſerne und andere Röhren wodurch Waſſer nach einem andern Ort geleitet wird, oder dergleichen Röhren an Springbrunnen, auch ſteinerne oder kupferne Waſſerſtänder berſten bey kaltem Winter gewöhnlich, wenn ſie nicht wohl wider die Kälte verwahret werden.

Die Urſache dieſer beſondern Erſcheinung beym gefrornen Waſſer hat den Phyſikern von je her viel zu ſchaffen gemacht. Wahrſcheinlich iſt es nur die ſchon obengenannte Luft, welche beym Frieren aus den kleinſten Poris heraustritt, und nun in Geſtalt kleiner Bläschen das Volumen des Eiſes vergröſſert. Dieſes wird noch vorzüglich durch den oben angeführten Umſtand bey Hugenius Verſuch mit dem Flintenlauf bewieſen, wo nehmlich in dem Eiſe, welches zu dem Ritze herausgefroren, verſchiedene groſſe und kleine Bläschen geweſen. Zwar iſt immer noch manches unerklärbare dabey, zumal die in dem Eis befindliche Luft nicht einmal ſehr zuſammengepreßt iſt, und folglich keine ſo ſtarke Gewalt ausüben kann. Aus dieſer Urſache ſind auch viele Naturforſcher, z. B. Hauksben, Farenheit, Muſchenbroeck u. m. dagegen, und ſuchen mit Erfahrung zu beweiſen, daß die ausdehnende Kraft nicht von Luftblaſen herrühren könne. Vielleicht iſt die Lage der Theile die beym gefrieren ſich geändert hat, mit daran ſchuld: vielleicht auch blos die im Eiſen vorgehende und immer fortdauernde innere Bewegung. Manche Naturforſcher nehmen eine gewiſſe kaltmachende Materie (materia frigorifica) an, welche in das Waſſer dringen, es in Eis verwandeln und ausdehnen ſoll. (ſ. kaltmachende Materie.) Daß eine ſolche eigne Materie wohl nicht hierbey im Spiel ſey, widerlegt am beſten die bekannte Erfahrung, daß rohes Eiſen, wenn es aus dem flüſſigen Zuſtand in den feſten übergeht, ſich eben wie das Eis gegen das Waſſer verhält, es nimmt einen gröſſern Raum ein, und inwendig entſtehen eine Menge Höhlungen, (beym guten Stahl bemerket man dieſes nicht.) Dieſelbe Erſcheinungen beym Eiſen finden ſich beym Schwefel, Spiesglas und mehrern natürlichen Körpern: alſo faſt eine und eben dieſelbe Wirkung, und niemand wird doch wohl in eben hart gewordenen und alſo durch und durch glühenden Eiſen eine kaltmachende Materie ſuchen wollen; aus allen dieſen iſt klar, daß man faſt leichter ſagen kann, was die Ausdehnung des Eiſes nicht verurſachet, als was ſie verurſachet.

Dieſe Ausdehnung des Waſſers beym Gefrieren iſt die Urſach von noch mehrern natürlichen Erſcheinungen, z. B. daß der Froſt das Pflaſter auf der Straſſe hebt; (welches zumal geſchiehet, wenn nach ſtarken und anhaltenden Regen plötzliche Kälte entſteht) daß friſche oder doch naſſe hölzerne Stangen in groſſer Kälte länger werden, daß das gefrorne und wieder aufgethauete Obſt und andere Körper, als Eyer, Fleiſch leicht faulen, daß ſogar gefrorne und in zu plötzliche Wärme gebrachte Glieder von lebenden Menſchen leicht brandig werden, u. ſ. w. will man dieſem faulen und brandig werden vorbauen, ſo muß man Obſt, Eyer, einen erfrornen Fuß ꝛc. in kalt Waſſer ſtecken, da denn alles mit einer Eisſchale ordentlich überzogen wird, und hiebey die Wärme wieder nach und nach in die Körper dringt. Auf beſondere Urſachen des brandigwerdens der erfrornen und zu geſchwind aufgethaueten Glieder können wir uns hier nicht einlaſſen, da dieſe Unterſuchung eigentlich in die Wundarzneykunſt gehört.

Das Eis ſchwimmt allezeit auf dem Waſſer. Dieſes iſt um ſo viel weniger zu bewundern, da alle feſte Körper, wenn ſie flüſſig gemacht werden, daſſelbe thun. Ein Stück Eiſen ſchwimmt auf flüſſigen Eiſen und ſo ein jedes anderes Metall auf einem flüſſigen von eben derſelben Art. Eben dies zeigt ſich beym

Wachs, Butter, Harzen, bey den Salzen, beym Glas, bey Steinen u. ſ. w. Es iſt alſo allgemein, daß feſte Körper eine geringere eigenthümliche Schwere haben, als wenn ſie geſchmolzen und flüſſig ſind. Darinn aber unterſcheidet ſich das Eis von den übrigen feſten Körpern, daß es, wenn die Kälte zunimmt, immer mehr und mehr aufſchwillet. Die Urſache des Schwimmen des Eiſes läßt ſich leichter und gewiſſer aus den in ihm befindlichen Luftblaſen erklären; denn wenn man Waſſer, das ſo ſehr wie möglich von Luft befreyet iſt, frieren läßt, ſo wird das dabey entſtehende Eis etwas dichter und ſchwerer als das gewöhnliche Eis werden, und in dem Waſſer tiefer eintauchen. Noch mehr wird dieſes durch folgenden Verſuch bewieſen: Man fülle ein dünnes cylindriſches Arzneyglas halb voll Waſſer und ſtelle es in ein Gemiſche von Schnee und Salz ſo tief ein, daß die Oberfläche des Waſſers im Glas über dem Schnee hervorragt, gar bald wird das den Boden und die Seitenwände berührende Waſſer zu frieren anfangen, und dabey ſieht man viele Luftblaſen in die Höhe ſteigen, die auf dem Waſſer zerplatzen: dieſes Aufſteigen der Luftblaſen dauret ſo lange fort, bis alles Waſſer im Glas zu Eis geworden iſt. Dieſes Eis wird nun, wenn das Glas drum herum abgebrochen worden, eine gröſſere eigenthümliche Schwere haben, als anderes Eis. Geht man behutſam und langſam bey dem Verſuch zu Werke, ſo daß man das Glas nach und nach in das Gemiſche von Schnee und Salz ſteckt, ſo werden die Luftblaſen noch mehr ſichtbar ſeyn, und das Glas wird gar oft nicht einmal zerplatzen. Nimmt man Waſſer das einige Stunden unter einer ſo viel als möglich luftleer gemachten Glocke geſtanden hat, ſo wird man zwar noch Luftblaſen aufſteigen ſehen, das dabey entſtehende Eis wird aber weit tiefer eintauchen und mit dem Waſſer faſt einerley Schwere haben.

Das Eis dünſtet beſtändig aus. Boyle legte ein Stück Eis, das nicht völlig 4 Loth wog, gegen Mitternacht auf eine Wag, und ſah daß es am andern Morgen 10 Gran weniger wog. Perrault fande daß ein Stück Eis von 4 Pfunden innerhalb 18 Tagen 1 Pfund von ſeinem Gewicht verlohr. Der Schnee verhält ſich, wie allgemein bekannt iſt, eben ſo. (ſ. Schnee.) In den neuern Zeiten gab ſich beſonders Wallerius mit der Unterſuchung über die Ausdünſtungen des Eiſes ab, und nach vielen ſorgfältig angeſtellten Verſuchen fand er, daß das Waſſer mit Eis überzogen, allezeit mehr ausdünſtet, ob es wohl zuvor wärmer war, und itzo kälter iſt. Beſonders merkwürdig iſt die Erfahrung, daß, je ſtärkere Kälte das Waſſer angreift, das in Eis verwandelt werden ſoll, deſto gröſſer auch deſſelben Ausdünſtung iſt. Wallerius fand noch daß die Ausdünſtung ſich nicht nach der Oberfläche auch nicht nach der Menge des Eiſes verhalte, und daß Wärme ſie nur alsdenn vermehre wenn das Waſſer würklich in Eis verwandelt worden. Zuletzt iſt noch die Bemerkung auffallend, daß beym Aufgehen des Eiſes die Ausdünſtung nicht ſo ſtark iſt, als beym Gefrieren, und ſelbſt ein ſtarker Wind kann nicht leicht ſo viel Vermehrung beym Ausdünſten verurſachen, daß es dem gleich komme, das ſich beym Gefrieren ereignet. Es kommt zwar auch viel darauf an, aus welcher Gegend der Wind kommt, denn ſchon de Mairan bemerkte daß bei einem ſtarken Nordoſtwinde die Ausdünſtung des Eiſes auſſerordentlich ſtark war. Uebrigens giebt uns dieſe Ausdünſtung den augenſcheinlichſten Beweis, daß eine ſtarke Bewegung in den innern Theilen des Eiſes beſtändig vorgehen muß, und dieſe innere Bewegung iſt ſicher die Haupturſache der Ausdünſtung: vielleicht nimmt auch die warme Materie, indem ſie aus dem gefrierenden Waſſer herausgeht, Waſſertheilchen mit ſich fort.

Wenn man Eis oder Schnee mit Salzen von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, vermiſcht, ſo entſtehet in dieſer Vermiſchung eine ſehr beträchtliche Kälte: ſtellt man ein Gefäß mit Waſſer in dieſes Gemenge, ſo wird das Waſſer in kurzer Zeit in Eis verwandelt; überhaupt läßt ſich hiedurch auf verſchiedene Art ein künſtliches Eis machen, z. B. gehört hieher der Verſuch da man zwiſchen zwey aufeinander ſtehende zinnerne Teller etwas Waſſer ſchüttet, welches, wenn man ein Gemiſche von Schnee und Salz auf den obern Teller bringt, gar bald zu Eis wird, ſo daß beyde Teller vollkommen zuſammen frieren. Daß man dieſe Verſuche als Beweiſe für eine kaltmachende Materie beſtändig gebraucht hat, wird in einem eigenen Artickel angeführet. Die bey dieſen Vermiſchungen entſtehende Kälte iſt nach der verſchiedenen Art des Salzes das man dazu braucht verſchieden: ſo macht rauchender Salpeter Geiſt die gröſte Kälte, nach dieſem gemeines Küchenſalz, denn Salmiack u. ſ. w. wie ſtark die Kälte bey jeder Vermiſchung wird, und welche Salze man bis jezt dazu verſucht hat, kommt im Art. Kälte vor. Hierbey müſſen wir noch anführen daß die Zuckerbecker im Sommer aus verſchiedenen Früchten und flüßige Sachen als z. B. Limonade, Himbeerſaft und Waſſer ꝛc. durch die Vermiſchung von Eis, (das in den Eiskellern oder Eisgruben aufbewahrt wird) und Kuchenſalz, in der ſogenannten Eisbüchſe, ein künſtliches Eis von den dazu genommenen Ingredienzen den Namen (als Citroneneis, Himbeereis) bekommt, verfertigen. Zu dieſem Gebrauch wird an groſſen Orten das Eis im Sommer Pfundweis verkauft; auch braucht man es zu der Jahrszeit um das Getränke kühl zu erhalten, da man die Wein- oder Waſſerflaſche in ein Gefäß ſtellt, worinn Eis oder Eis und Waſſer befindlich iſt. In derſelben Abſicht macht man in Italien und hier und da in Oberdeutſchland ordentliche Becher von Eis, woraus getrunken wird.

Daß der Gebrauch des Eiſes ſich noch weiter als hierauf erſtrecket iſt bekannt genug. Wir gedenken hier zuerſt des mediciniſchen Nutzens: der innerliche Gebrauch deſſelben bey Blutſpeyen, bey Schwäche der Lunge und bey Kolicken iſt wohl in vielen Fällen gewagt und gewiß nicht allgemein zu empfehlen: daſſelbe gilt unſrer Meynung nach, eben auch bey Nervenkrankheiten, in der Tobſucht, der Manie, und bey dem Podagra, wo man es neuerlich ſehr empfohlen hat. Den äuſſerlichen Gebrauch bey allen Arten von Blutflüſſen und bey manchen Kopfverletzungen müſſen wir eben ſoviel als die Eisbäder, welche man zur Stärkung der Nerven, und des ganzen Körpers brauchen will, nicht vorbeygehen. Die nothwendige nähere Beſtimmung der Fälle, wo und unter welchen Umſtänden es mit Nutzen angewendet werden kann, überlaſſen wir den Aerzten. Auch bey der Unterſuchung der Brechung der Lichtſtrahlen wird das Eis gebraucht: wenn man ein auf einer oder auch auf beyden Seiten convexes Stück Eis verfertiget, ſo wird es zum vergröſſern und zum anzünden der Körper eben wie ein convex geſchliffenes Glas gebraucht werden können. An mehreren Orten hat man ſchon ein ſol-

ches Brenneis verfertiget, womit man sogar Holz anzündete. Die Untersuchung daß die Strahlen im Eis nicht so stark gebrochen werden wie im Glas, und daß also der Brennpunkt weiter absteht, als bei convexen Gläsern, die mit dem Brenneis einerley Kugelschnitte haben, gehört nicht hieher. Daß Herr Achard vor nicht langer Zeit eine Electrisirmaschine wo durch eine geriebene Eiskugel electrisirt wird, verfertiget hat, kommt bey der Electricität vor. In Sibirien braucht man Eis zu Fensterscheiben, und dadurch soll die Kälte ausserordentlich abgehalten werden, sogar trift man sie daher in den Häusern wohlhabender Leute an. Es werden reine Stücke Eis von der Größe, als die Fenster sind ausgehauen, eingepaßt, und nun mit etwas Wasser begossen, daß sie an den Seiten anfrieren, und so ist ein Fenster fertig. Daß bey gesalzenen Wassern, die man starker Kälte aussetzt, nur das reine Wasser ausfriert, so daß alles Salz in dem unter dem Eis befindlichen Wasser zurückbleibt, ist eine bekannte Sache: der unglückliche Capitain Cook und schon mehrere Seefahrer vor ihm, benutzten diese Erfahrung, als sie nicht weit von den Polen Eis in Menge antraffen, und ihnen das süsse Wasser theils verdorben, und theils aufgegangen war, das aufgethaute Wasser schmeckte nicht salzig, und ein wenig bitter und immer angenehmer als verdorbenes süsses Wasser: es ist also dieses eine Methode das Meerwasser trinkbar zu machen, die aber freylich nicht allerwegen angewendet werden kann. Das so eben aufthauende Wasser schmeckt nicht so gut, auch ist es nicht so gesund, als wann es wieder eine Zeitlang gestanden hat. Die Ursach ist sicher in der Luft zu suchen, welche ausfriert und sich erst nach und nach wieder mit dem Wasser vermischt. In verschiedenen nordlichen Ländern macht man noch einen andern Gebrauch von der Erfahrung, daß nur das süsse Wasser aus dem salzigen ausfriert: das Meerwasser wird im Winter in Gruben geleitet, wo es frieren soll, die sich erzeugte Eisrinde wird so oft in Stücke zerstossen, bis sich dicke Eisschollen angesetzt haben, die man bequem herausnehmen kann und das zurückbleibende Salzwasser wird nun mit weniger Mühe und Feurung in den Siedpfannen zu Salz zersotten. Wir müssen doch auch anführen daß im Jahr 1740. zu St. Petersburg, von dem Eise der Neva, das man sorgfältig zugehauen und mit mancherley Zierathen versehen, nach allen Regeln der Baukunst, ein grosser Pallast erbauet worden. In dem Pallast waren viele Zimmer, die alle mit mühsam bearbeiteten Hausrath von aller Art versehen waren, z. B. Bettstellen und Betten, Kissen, Decken und Vorhänge, Stühle, Statuen, Schränke, Theegeschirre, Trinkgläser, Schüsseln mit Essen u. s. w. Vor dem Gebäude waren sechs Canonen von Eis, aus welchen vielmal geschossen wurde; in derselben Reihe stunden zween Feuermörser, und an den Seiten des ersten Eingangs zween Delphin, welche so zugerichtet waren daß man mit Hülfe einiger Spritzen angezündete Naphtha aus ihrem Rachen heraus treiben konnte, welches bey Nacht, wo man das Hauß zugleich verschiedenemal erleuchtete, sehr prächtig aussah. Um das Haus war ein zierliches Geländer gezogen und schöne Pyramiden und Statuen so gar Bäume von Eis stunden hier und da. Das merkwürdigste war unstreitig ein Elephant in Lebensgrösse zur rechten Seite des Hauses, auf welchem ein Persianer, mit dem gewöhnlichen Streithammer in der Hand, saß; dieser Elephant sprützte bey Tage auf 24 Fuß hoch Wasser und bei Nacht angezündete Naphtha aus dem Rüssel. Mehrere andere merkwürdige aus Eis gearbeitete Sachen die in und um das Haus stunden, müssen wir übergehen, und unsre Leser auf die kraftische Beschreibung, die zu Petersburg 1741. gr. 4. erschien, verweisen. Das Haus stande bis in den März, wo es an der südlichen Seite zuerst einzufallen anfieng, da dann die gröstes Stücke in den kaiserlichen Eiskeller gebracht worden. Ehemals sollen Mauren und andre Festungswerke aus Eis errichtet worden seyn, wodurch sich belagerte Orte in den nördlichen Ländern zu Winterszeit mehrmalen vertheidiget haben.

Ehe wir diesen Artickel schliessen, haben wir noch einige Bemerkungen über die verschiedene Entstehung des Eises bey manchen Gelegenheiten zu machen. Das Wasser in Flüssen frieret langsamer als das stillstehende, und auch nie so regelmäßig: es friert zuerst an den Orten wo es am wenigsten Bewegung hat, daher an dem Ufer, in den Busen und zuletzt in der Mitte. Hält die Kälte lang an so fällt es am Ufer etwas nieder und setzt sich: bey dem Anfange des Thauwetters erfolgt der Eisbruch und meistens mit einem grossen Krachen und Getöse, wobey das Erdreich oft so zittert daß Häuser wanken, und der Fluß gehet nun mit Eis: daß dabey Brücken, Mühlen, Eisdämme und alle auf dem Wasser befindliche Gebäude in Gefahr gerathen, wogegen immer sorgfältige und kostbare Anstalten getroffen werden müssen, ist bekannt genug und wird an gehörigen Ort besonders angeführt. Beym Anfang des Frierens der Flüsse werden immer Stücke Eis oder Eisschollen von dem Strome fortgerissen, diese stossen an andere und häuffen sich darauf, durch das Anfrieren werden die Eisschollen immer grösser, und nun oft auf den Boden des Flusses getrieben, wo sie der Strom wieder in die Höhe hebt und forttreibt. Diese Bemerkung gab zu der Benennung des Grundeises Gelegenheit, wovon nicht nur der gemeine Mann sondern sogar manche Naturkündiger glaubten, es sey auf dem Grund des Flusses entstanden. Dieses Eis strömt nun auf dem Fluß weiter fort und bekommt den Namen Triebeis oder man sagt auch, der Fluß geht mit Grundeis. (s. Grundeis und Triebeis.) Die grossen Eisklumpen thürmen sich sowohl hier als auch beym Thauwetter auf einander und werden ins Meer gebracht wo sie herumschwimmen, auch manchmal, besonders in den nordlichen Gegenden grosse, ungeheure Klumpen machen, und von den Seefahrern Eisinseln genannt werden: alle diese sind wohl in den Flüssen und Meerbusen erzeugt, daher findet man sie auch nicht sehr weit vom Land entfernt. Hie und da besonders aber in Island entstehen aus den auf einander gehäuften Eisklumpen ungeheure Berge, wovon wie auch von andern Eisbergen im Artikel Gletscher gehandelt wird.

Wann es aufzuthauen anfangt und es erfolgt neue Kälte darauf, oder auch, wenn nach strenger Kälte das Thauwetter mit Regen verbunden ist, so wird alles Wasser auf der Oberfläche der Erde, besonders auf den gepflasterten Strassen frieren und es entstehet Glatteis. Sind die Dächer der Häuser bey diesem Thauwetter mit Schnee bedeckt, so tropft das Wasser herab und es entstehen dabey Eiszapfen von verschiedener Grösse und meistens kegelförmiger Gestalt. Wenn die Kälte lang anhält so werden natürlich alle Körper ganz davon durchdrungen, und diese Körper vorzüglich aber die harten und vesten bleiben noch lan-

ge kalt, wenn auch das Thauwetter anfangt: die in der Luft befindliche wässrige Dünste, schlagen jetzt an dergleichen kalten Körpern z. B. an Mauern, steinernen Gebäuden u. s. w. an und werden sogleich in Eis verwandelt. Man nennt diese Erscheinung gewöhnlich das Ausschlagen der Kälte. Das Eis an den Fenstern hat hiermit in Ansehung der Entstehung, der verschiedenen Gestalten und in allem die gröste Aehnlichkeit. Man sieht hier, zumal wann die Einbildungskraft dazu kommt, Bilder von Pflanzen und Thieren, cirkelrunde Figuren, Sterne, gerade und krumme Linien, Zacken, Federn u. s. w. Beym Anfang des Gefrierens der Fenster zeigen sich immer zarte Fäden, deren mehrere zusammenkommen, und sich eben auch mit bestimmten Winkeln durchkreuzen, wie bey der Entstehung des Eises auf einem ruhigen Wasser. Die viele verschiedene Figuren hängen grösstentheils von der Oberfläche des Glases, und von verschiedenen den wässrigen Dünsten beygemischten fremdartigen Substanzen ab; es ist also keine bestimmte besondere Crystallisation sondern eine ganz zufällige Ursache dabey im Spiel. Daß dieses richtig ist, beweißt der Versuch; wenn man mit einem Lappen, woran feiner Sand hängt, über Fensterscheiben reibt, so werden die bey nachmaligen Frieren entstehende Gestalten ganz die Richtung haben, die man bey dem Reiben mit dem Sandlappen genommen hat. (39)

Eis. Dieses hat sich in der Chirurgie als ein sehr wirksames Mittel bekannt gemacht. In den Artickeln Einklemmung der Brüche, erfrorne Glieder, Kopfbeschädigungen, Pulsadergeschwulst, Nasenbluten, wird von seinen Kräften mehreres vorkommen. Siehe auch den allgemeinen Artickel Eis. (4)

Eis, künstliches. s. Eis.

Eisagogeus. (εισαγωγευς) Nach den athenienſischen Gesetzen gab es gewisse Streitsachen, in welchen einige obrigkeitlichen Personen, denen sie vorgelegt wurden, nicht bevollmächtiget waren, eine Definitivsentenz zu fällen; sondern sie hatten nur die Prüfung der Sache, und mußten sie, wenn sie es verdiente, im Gericht verhört zu werden, den darzu ernannten Richtern an einem bestimmten Tage zur Untersuchung übergeben, welches πρυτανια δικαστηριων hieß. Diejenige obrigkeitliche Personen nun, welche eine solche streitige Sache den Richtern vortrug und ihnen Vollmacht gab, sie zu entscheiden, hieß Eisagogeus, die Handlung derselben selbst aber εισαγειν την δικην εις το δικαστηριον und die zum Vortrage gebrachte Streitsache δικη εισαγωγιμος: s. Proceß, gerichtlicher zu Athen.

Eisagogeis hiessen aber auch gewisse Unterbediente der Diäteten, welche die für die Untersuchung der letztern gehörigen Klagen annehmen und sie im Gerichte derselben vortragen mußten. s. Diäteten. (21)

Eisalaun, Steinalaun, Felsenalaun, Bergalaun, (*alumen glaciale*) ist eine Benennung des von der Natur zubereiteten oder gediegenen Alaun, wenn er sich ganz fest und von unbestimmter Gestalt findet. (39)

Eisangelia, (εισαγγελια,) war der Name einer dreifachen Art von Processen in Athen. Die erste fand statt bey grossen und offentlichen Vergehungen, wodurch der Staat in Gefahr gesetzt wurde. Eine solche Klage wurde keinem Gerichtshofe übergeben, sondern unmittelbar vor den Senat der fünfhundert oder vor die Versammlung des Volks gebracht, wo der Verbrecher gestraft wurde, der Kläger hingegen keine Gefahr lief, wenn gleich seine Anklage nicht bewiesen werden konnte, ausgenommen wenn er nicht den fünften Theil der Stimmen hatte.

Die zwote Art der Eisangelia war eine Klage wegen begangener Untreue. (δικη κακωσεως) Der Ehefrauen gegen ihre Männer, der Eltern wider ihre Kinder, der Waisen wider ihre Vormünder, wenn sie von ihnen waren gemißhandelt oder gekränkt worden. Sie wurde dem Archen zur Untersuchung übergeben, vor den der Kläger seine Klage brachte, ohne eine Geldstrafe zu erlegen, wenn auch die Sentenz wider ihn ausfiel.

Wenn sich Eltern über das von ihren Kindern erlittene Unrecht beklagten, so hies dies δικη κακωσεως γονεων. Man findet, welches merkwürdig ist, keine Nachricht, daß zu Athen die Klage wegen verübten Vatermords anhängig gemacht worden sey. Solon setzte auch keine Strafe drauf, weil er Kinder dieses Verbrechens für unfähig hielte. Auch Plato dictirte im 10ten Buche von den Gesetzen dem Vatermörder keine Strafe, weil, seiner Meinung nach, alle menschliche Strafe für dies Verbrechen zu gering wäre.

Die dritte Art der Eisangelia war eine Klage wider die Diäteten, die von denen angestellt wurde, welche von ihnen unrecht waren behandelt worden. Die Kläger liefen Gefahr ihres Burgerrechts beraubt zu werden, wenn sie nicht im Stande waren, ihre Klage zu beweisen. (21)

Eisbank, (Maschinenbau) nennt man bey einem Radgerinne den untersten Theil desselben, in welchem das Wasserrad stehet, und im Sommer durch das aufgestaute Unterwasser zu Zeiten bedecket, oder im Winter das Eis sich stark ansetzet. Sie wird 1½ Schaufel hoch gemacht, und wo möglich aus einander gezogen um den Ablauf des Wassers zu beschleunigen. (18)

Eisbank heißt auch ein von den grossen Eisfeldern nahe bey den Polen losgerissenes Stück Eis, das in der See schwimmt. Auf solchen kommen jährlich weisse Bären von Grönland nach Island gefahren, die dort viel Unheil anstellen, aber auch ihren Tod finden. Die Grönländer machen auf derselben Jagd auf die Seehunde und büssen bey der Gelegenheit oft ihr Leben ein. Capitain Cook und die Herrn Forster haben in der Südsee in der Breite am 49½ Graden eine solche Eismasse gesehen, die ohngefähr 2000. Fuß lang, 400 breit war und wenigstens 200 Fuß hoch aus dem Wasser ragte. Die Verhältniß des Eises zum Seewasser ist wie 10 zu 9, also muß diese Masse neunmal so tief unter Wasser gestanden, als sie aus ihm heraus geraget, und folglich 2000. Fuß zu ihrer ganzen Höhe, also 1600. Millionen Cubicfuß zum Innhalt gehabt haben. (6)

Eißbaum (Wasserbau.) Werden vornen an den Brückenpfeilen gegen den Strohm schräge ausliegende eichene Bäume genennt, die einen scharfkandigen Rücken haben, um die bey dem Eißgang den Strom hinunter auf die Brückenpfeiler zu schwimmende Eißschollen aufzufangen, zu zerbrechen, und von dem Pfeiler abzuweisen. Man beschläget sie auch sonst Dauer halber gegen dem Strohm in theils Orten mit Eisenblech, und sie wollen in dem Grunde mit Schwellen wohl verbunden seyn. Man bedient sich auch derselben bey Maschinen- und Mühlgebäuden, wo sie in Gestalt eines Rechens, vor dem Mahlgerinne genau von einander geschlagen sind, damit weder Eiß, noch Stücken Holz, oder was sonsten das Wasser mit sich füh-

ret, an die Wasserräder kommen möge. Es werden auch von einigen Eispfähle zu Beschützung der Schlengen und Ufer vorgesetzt. Sie werden zu dem Ende so weit der Eisgang angreiffen kann, vorne am Haupte, und auch ¼ der Länge hinter der Schlenge hinauf geräumt, von vornen am nächsten aneinander, 5 biß 6 Fuß weit. Die Länge und Stärke richtet sich nach der verschiedenen Tiefe, und bekommt ihre Verhältnißmäßige Schiefe, damit das Eis nicht zu platt darauf drücken möge. (18)

Eisbeere, (Botan) (*Chiococca*) Linn. Brown. & *Jacq. amer.* Mit diesem Namen wird ein Pflanzengeschlecht belegt, welches in die erste Ordnung der fünften Linneischen Classe (Pentandria monogynia) gehört. Der Kelch stehet über dem Fruchtboden, dauert fort und ist mit fünf Zähnen versehen. Die Krone bestehet aus einem trichterförmigen Stücke. Ihre Röhre ist lang ausgebreitet, die Mündung in fünf gleiche spitze umgebogene Abschnitte getheilt. Die fünf längliche aufrechte Staubbeutel sitzen auf fadenförmigen Trägern, die so lang sind als die Krone. Der Fruchtknoten sitzt unter dem Boden, der Griffel ist fadenförmig, so lang als die Staubfäden, die Narbe einfach länglich. Auf die Blüthe folgt eine rundliche, platte, mit dem Kelch gekrönte einfächriche Beere mit zwey rundlichen platten Samenkörnern. Es giebt zwo bekannte Gattungen.

Traubenblümige Eisbeere, (*Chiococca racemosa* L. Jacq. amer. 68. *Periclimenum racemosum, flore flavescente, fructu nivei* Plum. Ic. 211. t. 217. f. 2. Dill. elth. 306. t. 228. f. 295. *Jasminum folio myrtino acuminato* Sloan jam. 196. hist. 2. p. 97. t. 188. f. 3.) Sie stellt einen Strauch vor dessen Blätter mit dem Myrten übereinkommen und gegen einander überstehen. Die Blumen sitzen in lockeren Trauben und haben gelbliche weisse Kronen. Jamaica und Barbados sind das Vaterland.

Nächtliche Eisbeere, (*Chiococca nocturna* L. Jacq. amer. p. 68.) Sie hat wechselweise geordnete Blätter und ist nahe mit dem Geschlechte der Giftbeere (Cestrum L.) verwandt. (9)

Eisbein. Das Eisbein wird im gemeinen Leben die eine Hälfte des Schlosses oder Schlußbeines an den zahmen und wilden Thieren genennt. Beyde Eisbeine zusammengenommen, machen das Schloß oder Schlußbein aus. (5)

Eisbeine, (Jägerey) heissen die Dünnungen, die das Gescheide umschliessen. Man pflegt sie auch Flanken zu nennen. (31)

Eisberge, s. Gletscher.

Eisböcke, (Wasserbau.) sind eine Gattung von Eisbäumen, welche in einer Reihe mit dem Strome parallel und schräge anlauffender Pfähle bestehen, worüber ein abgeschärftes und mit Eisen beschlagenes Hauptholz geleget wird. In verschiedenen Flüssen findet man folgende Art. Er bestehet aus dem Eisbalken c d, dessen Rücken e mit dicken Eisen beschlagen worden, so wohl den Eisbalken zu schützen, als auch die Scholle desto leichter zu zerspalten. Dieser Eißbalke ruhet auf schräge eingeschlagenen Pfählen a a a*) welche durch die verdoppelte Schwelle c f hindurch gehen und nicht nur durch ihre gegen den Stoß gerichtete Schräge, sondern auch durch die Strebebänder b b b gehalten werden, daß sie nicht brechen, zu beyden Seiten wird der Eißbock mit 3 zölligen Bohlbern verschalet, daß nicht die Schärfe der Schollen die Pfähle abreibe. Die Triftböcke werden auch Eisböcke genennt. (18)

*) s. Tafel Wasserbau, fig. 25.

Eisbrecher, (Wasserbau). Sind in das Wasser gebaute Werke, woran das Eis brechen soll, und bestehen aus einer Reihe mit einander verbundener Eisbäume oder Eißböcke; sind diese ganz nahe zusammengestellt und so mit einander verbunden, daß zwo bis drey Wände neben einander verbunden werden, die vornen zusammen und hinten auseinander lauffen, so nennt man sie Dacheisbrecher. Alsdenn wird der mittlere höher als die beyde andere gesetzt, damit das Wasser vom mittlern auf die benachbarte abfliessen könne — und also der Mitte einen neuen Rücken geben. Denn auf diesen kommt vornehmlich die Zertrümmerung der Scholle an; wäre ja zu befürchten, daß die einfachen nicht stark genug seyn möchten, den mit reissendem Strohme herabfahrenden Eisgang auszuhalten, so mag man immerhin doppelte ansetzen, sonst ist ihre Breite nur um der Brückenpfeiler willen nöthig, daß nicht das zerborstene Eis die Ecken derselben verleze und abstosse. Es giebt auch pyramidalische Eisbrecher welche vom Rücken an sich gegen die Strohmfläche zu abdachen, ohne daß der mittlere Theil erhöhet ist. Diese sind insgemein sehr schwache Gebäude, weil die Sparren auf die Pfähle aufgesetzt werden müssen, und von den vorbei fahrenden Eisfeldern immer an der Abdachung beschädiget werden. Sie weisen die Schollen dergestalt seitwärt ab, und drehen sie herum, daß nur wenige gehörig aufrennen. Die Höhe der Eisbrecher muß also beschaffen seyn, daß der Gipfel über das höchste Wasser hervorraget, und die Schwelle muß eben das niedrigste erreichen. Je länger nun der Eisbalken zu haben, desto schräger kann er zu liegen kommen, und desto mächtiger sind die Gegenwürkungen des Eisbrechers. Alles übrige hanget von den jedesmaligen zufälligen Umständen ab. (18)

Eisbruch, s. Eis.

Eisbrücken, sind starke Bohlen, welche bey den Mühlen nahe vor den Wasserrädern queer über das Gerinne geleget worden, damit im Winter derjenige darauf stehen könne, der das Eis von den Rädern abschlagen soll. (6)

Eisbüchse, (technol.) nennt der Conditor oder Zuckerbecker eine walzenförmige Capsel von Zinn, welche mit einem Deckel versehen ist, um in solcher die unterschiedliche mit Zucker gesottene Obstsäfte, in Eis zu setzen, und darinn einigermassen gefrieren zu lassen. s. Gefrornes.

Eischikagasi-Baschi, ist einer von den vornehmen Staatsbedienten am persischen Hofe. Er kommt mit unserm Oberhofmarschall überein. Unter ihm stehen die gemeinen Marschälle, die Eischikagesi heissen. Sie wohnen zwar an unterschiedenen Orten des Landes; es müssen ihrer aber immer vier bis fünf abwechlungsweise bey Hofe seyn. Sie befinden sich an den Thüren, wo man zum König geht. Wenn fremde Gesandten zur Audienz geführet werden, so nimmt sie der Eischikagasibaschi unter den Arm und führet sie zum König. (22)

Eisdamm, (Wasserbau.) Entstehet in den Flüssen bey dem Eisgang, wenn das Treibeiß in Strohm Engen stocket, und über einander schiebt, daß das nachkommende durch den Druck des schon aufgestemmten Wassers sich aufthürmet, und solcher Gestalt ein lang und dicker Eisdamm queer durch den Fluß entstehet. Dieser ob er gleich nicht allenthalben auf dem Grunde aufsitzet, so reichet er dennoch theils hier und da ganz hinunter, und hindert so dick als er ist, den

Lauf

Lauf des Strohms. Daher das Oberwaſſer auſſerordentlich und ſchnelle davor aufſchwellet. Bey fortwährenden Thauwetter muß daſſelbe ſich nun entweder vollends wieder Luft machen, und den Eisdamm brechen, oder die Deiche müſſen weichen, wenn ſie nicht ſo hoch und ſtark ſind, daß ſie dagegen aushalten können, bis das Waſſer allmählig durch den zu vertiefenden Grund unter dem Eisdamm durch ſich verlieret. Sind die Deiche beſtandmäßig dazu, ſo iſt das Aufeiſen, wenn es auch möglich, dennoch überflüßig. Wären ſie aber nicht ſtandhaft genug; ſo iſt eines Theils der Anwachs des geſtauten Waſſers im Anfange viel zu ſchleunig, als daß zum Aufeiſen Zeit wäre, andern Theils würde man in einem ſolchen bloß von dem ſtockendem Triebeiſe formiertem Eißdamm mit Sägen weder fortkommen, noch ſich einmal daraus wagen dürfen, denn derſelbe iſt ſo zu reden in beſtändiger Gährung und auf dem Punct, mit einemmale auseinander zu gehen. Nur in dem Falle alſo, wenn durch das noch unterwärts feſtſtehende ebene Eis der Durchbruch des Dammes verhindert würde, könnte es nützlich ſeyn, daſſelbe aus dem Wege zu räumen. Wenn nun ſolches ohne groſſe Gefahr und zeitig genug geſchehen kann, ſo wird freylich dem Strohme dadurch Gelegenheit verſchaffet, wo nicht den Eisdamme ſelbſt, doch deſto geſchwinder unter durchzubrechen, und demnächſt auch dieſen zu überwältigen. Schwerlich aber wird auch damit ſo bald zu helfen ſeyn, als erforderlich iſt, wenn das Waſſer ſich nicht ſelbſt Luft machte, und wenn dies geſchieht, ſo iſt das Aufeiſen nicht mehr nöthig, der ſchlimmſte Fall aber der ſich gewöhnlich dabey ereignet iſt, wenn der Eisdamm auf das neue wieder befriehret, und dadurch verurſacht, daß alles in eben denſelben Umſtänden bleiben muß, alsdenn kann zwar das unterwärts befindliche ebene Eis füglich aufgeſäget werden, allein diß würde ſogleich von gar keiner Würkung ſeyn, weder ſelbſt könnte es deßwegen eher aufbrechen, noch auch dem Durchbruche des Dammes Raum machen, und dieſer kann nicht geſchwinde genug durchgeſäget werden, als nur an den Orten, wo allenfalls das Waſſer ohnedem noch Luft genug darunter hat. Im Falle dann dieſes ſich nicht ſchon ſelbſt einen Durchgang geöfnet hat; ſo hilft alles andere nichts: denn ehe einmal damit geholfen wäre; ſo müßte es ſchon die Deiche überſtiegen haben. Hat aber ſchon das Waſſer bis dahin nothdürftigen Ablauf gehabt, ſo muß, weil bey dem wieder einfallenden Froſtwetter der Nachſatz theils vermindert, theils durch das weiter zurücke ſich ſetzende Eis der Zuſchuß aufgehalten wird, der Abfluß auch künftig um deſto mehr hinlänglich ſeyn und bleiben, weil kein nachkommendes Triebeis den unten genommenen Durchgang mehr verſtopfen kann, hingegen dieſer immer weiter ausſchlieſet. Wollte man dennoch auf dem Fall des abermahligen Eisganges bey wieder aufgehenden Strohme im Voraus eine gröſſere Oefnung auch in der Oberfläche machen; ſo ließe ſich ſolche doch ſchwerlich durch den Eisdamm zu Stande bringen, und ſie könnte auch bald durch das Treibeis wieder verſtopfet werden. Dagegen pfleget bey ſolchen Umſtänden keine mit vielen Schnee und Regen bekleidete Aufthauung mehr zu befürchten ſeyn, und machet inzwiſchen der Abfluß ſich nicht allein immer mehr Raum im Grunde, ſondern ſchlieſet auch den Eisdamm von unten auf nachgerade ab; dieſer wird mit Länge der Zeit, und inſonderheit bey einfallender gelinder Witterung überall mürber: denn ſo weit nicht der Froſt von oben hinunter dringet, ſchlieſet und ſchmelzet das Eis im Waſſer eben ſo ſehr, als bey weichem Wetter von der Luft; ſo daß, wenn nicht ein gar auſſerordentlich ſchnelles Oberwaſſer wieder dahinter kommt, entweder deſſen allmähliches Wegſchmelzen, oder daß er demnächſt doch ſo viel leichter brechen müſte, zu erwarten iſt. Weiter als allenfals bey etwas nachlaſſendem Froſte den Strohm unterhalb des Eisdammes vom Eiſe durch Auſſägen zu befreyen, läßt ſich in dieſem Falle denn auch nichts thun, und wenn gleich der Damm ſelbſt ſo dünn geworden wäre, daß er endlich durchgeſchnitten werden könnte; ſo mögte es vielleicht nicht rathſam ſeyn, ihn früher zum Treiben zu bringen, bevor er hoch genug Waſſer hinter ſich hätte, ihn in vollen Gange fort zu ſchwemmen, er könnte ſonſt mit dem übrigen Treibeiſe ſich noch wieder übereinander häufen und feſte ſetzen, daher er ſicherer ſo lange ſitzen bleiben kann, bis ihn das etwas höher angeſchwollene Waſſer ganz zu vertreiben vermögend iſt. In allen Fällen iſt daher, wenn keine hinlängliche Weite des obern Strohmbettes zu erlangen, noch auch durch Ablettungen und Ueberlauffen zu helfen iſt, eine gemäße Höhe und Stärke der Deiche das ſicherſte Mittel den Strohm unter einem Eisdamme durch zu zwingen, wofern nur immer der Zuſturz des Waſſers nicht ſo übermäßig hoch und ſchnelle iſt, daß dagegen nicht anzudeichen wäre.

Sonſt hilft man ſich bey den Weeren der Flüſſe, oder welchem dieſelbe gern einfrieren und Eißſtopfung verurſachen dadurch, daß man bey ſtark gefrornem Eiſe, eine im Weer angebrachte Stellfalle oder Schüze eröfnet, wodurch ſodann das Waſſer ablauft, und das darauf liegende Eis niederſinket und zuſammenbricht. (18)

Eisdorn, ein Seeſtern. (*Aſteria glacialis* L. XII. p. 1099. Gen. 298. ſp. 5. *Aſterias ſtellata, radiis heptagonis, angulis aculeatis.* Linn. Link. *de ſtellis marin.* tab. 7. fig. 9. tab. 32. fig. 52. tab 35. fig. 60. tab. 36. fig. 61. tab. 38. fig. 69. Seba Theſaur. Tom. III. tab. 7. fig. 4.) Nach Link gehöret dieſe Gattung unter die geritzten Seeſterne (*Stella fiſſa*) wo nemlich jeder Strahl auf der Seite der Mundöfnung eine tiefe breite Furche hat, die von der Mundöfnung an bis zur Endſpitze reicht. Nach Linne gehört dieſe Gattung unter die ſternformigen Seeſterne. (*Aſteſteria ſtellata.*) Die nemlich verlängerte breite Stralen haben, und dadurch einem Sterne, wie wir uns nemlich denſelben vorzuſtellen pflegen, gleich werden. Nach Linne ſind die Stralen ſiebeneckig, und die Winkel ſind mit Stacheln oder Dornen beſetzt. Freylich muß man hier gut getrocknete Beyſpiele haben. Denn wenn man beym trocknen die Strahlen ſtark preſſet, ſo verlieret ſich die Geſtalt gar leicht, indeſſen bleiben doch die Dornen, die in den ehemaligen Winkeln ſaſſen, und aufmerkſamen Beobachtern entwitſcht nun dieſe Gattung nicht. Der Anzahl der Zahlen nach haben einige 4. andere und zwar die mehreſten 5, und noch andere, die aber ſelten ſind 18. Strahlen. Link macht daraus beſondere Gattungen, Linne macht aus ihnen bloſſe Abänderungen. Es iſt hier der Ort nicht zu unterſuchen, ob die mehrere oder geringere Zahl der Strahlen einer Art, Gattung oder nur Abänderung beſtimme? Bey dem Wort Seeſtern aber ſoll es unterſucht werden. In der See haben dieſe Seeſterne eine blaue Farbe und ſind durchſichtig, getrocknet aber werden ſie theils röthlich gefleckt theils wol ganz grau. Man findet ſie

im Eismeere, und darauf und auf ihre Durchsichtigkeit sah wahrscheinlich Linne bey seiner Benennung, nach Herr Müller aber findet man sie auch in der Nordsee hinter Norwegen, desgleichen in Virginien und an der Küste von England. Sie erlangen eine ziemliche Größe, und die fünfstrahlichten sind eben nicht selten. (10)

Eisduplett. (Conchyl.) (*Ostrea lima* L.) s. Feile.

Eisen, (Metallurgie) ist in mehr als einer Rücksicht Gegenstand dieser Wissenschaft und der mit ihr zunächst verwandten Probierkunst; als eigentliches Produkt ihrer Bemühungen, als Mittel, andere Metalle zu scheiden, als Körper der edlere Metalle enthält, und darauf probiert und genutzt werden kann, und als Stoff der besten und nothwendigsten Werkzeuge. Wenn je wirklich Eisen gediegen gefunden worden ist, so findet sich doch das wenigste rein in der Natur. Das meiste muß erst durch die Kunst aus seinen Erzen, welche größtentheils natürliche mit mancherley nicht metallischen Erden vermengte Eisenkalke sind, ausgeschmolzen und wieder hergestellt werden; daß nicht jedes Erz, wenn man die Absicht hat, gutes Eisen daraus zu erhalten, nach dem gewöhnlichen Schlendrian auf gleiche Art behandelt werden müsse, wird aus dem Artikel: Eisenerz, sonnenklar erhellen, daß bey schlechter Behandlungsart die beste Erze schlechtes Eisen geben, zeigt die Vergleichung des aus den brescianischen und berganiesischen Eisenerzen geschmolzenen Eisens, woraus die Venetianer ihre Kanonen giessen, mit dem schwedischen, das aus vollkommen ähnlichen Erzen genommen wird; dies zeigt auch wohl unwidersprechlich, daß die Güte des Eisens nicht blos von seinen Erzen abhängt, obgleich nicht zu leugnen ist, daß bey gleichförmiger Behandlung aller Erze ein Erz leichter gutes, ein anderes leichter schlechtes Eisen giebt, als das andere: Gut ist es, wenn es feinkörnig, durchaus von gleichem Gewebe, und von gleicher Farbe, nirgends glaßig, rissig, fasericht, fleckig oder weiß ist, und wenn es warm und kalt den Hammer ertragen kann, und dadurch ausgedehnt oder gestreckt wird; ist es grobkörnig, blasig, springt es, wenn man glühend darauf schlägt (man nennt es alsdenn rothbrüchig) oder wenn man kalt, oder so lange es weiß glüht, darauf schlägt, (man nennt es in diesem Fall kaltbrüchig) so taugt es nicht viel, insbesondre aber nicht zu Stahl. Unter dem deutschen Eisen steht das steirische, siegensche und schmalkaldische wegen seiner vorzüglichen Güte am meisten im Rufe; sonst aber das schwedische, insbesondere aber dasjenige, das in Vermeland gewonnen wird; inzwischen zieht ihm doch Lofsd'Antic das steirische und nordamerikanische vor, und läßt auf das schwedische nach den verschiedenen Stufen ihrer Güte das spanische, (das doch zu weich ist,) das französische von Bayonne, Roussillon, Boix, Berry und Thierache, das schwedische vom zweyten Rang, das gemeine französische und zuletzt das rußische folgen.

Eisen taugt wegen seiner nahen Verwandschaft mit dem Schwefel, worin es allen übrigen Metallen voran geht, vortreflich zur Ausscheidung solcher Metalle, wenn sie durch Schwefel vererzt sind, so daß man befürchten muß, es gehe bey dem Rösten von dergleichen Erzen, durch welches man nur den Schwefel zu verjagen sucht, von dem guten Metall selbst etwas verlohren. Man setzt in diesem Fall dem Erze gemeiniglich gekörntes Eisen zu; ein Kunstgriff der besonders bey der Zugutemachung des silberhaltigen Bleyglanzes grosse Vortheile hat, bey dessen Verarbeitung nach der gewöhnlichern Art leicht durch ein stärkeres Rostfeuer ein Theil Silbers mit dem Schwefel in die Höhe gehen könnte.

Manches Eisen enthält Kupfer; man erkennt dies sehr bald, wenn man das Eisen, nachdem man es gekörnt oder gefeilt hat, mit Vitriolöl kocht, und wenn es eine Zeitlang aufgekocht hat, durchseicht, mit etwas Wasser verdünnt, und ein polirtes Eisenblech, oder eine Messerklinge darin legt; bekommt es da eine rothe Kupferrinde, so ist gewiß Kupfer im Eisen; hat man bey diesem Versuche das Stück kupferhaltigen Eisens vorher genau abgewogen, und wägt man die Kupferrinde, die sich an das Eisenblech ansetzt, nachdem man sie rein abgeschaben, abgewaschen, und getrocknet hat, so kann man auch die Menge des beygemischten Kupfers genau erfahren. Diese Probe scheint uns einfacher, sicherer und leichter, als wenn man einen Centner eines solchen Eisens mit einem halben Centner Spiesglas, und einem bis zween Centnern Bley in einer Lute zusammenschmelzt, und das Korn, das man davon erhält, auf der Schnebe auf die Gare treibt, dabey eine Verzehrungsprobe macht, und im nöthigen Fall der Probe von dem Eisen Kupfer zusetzt. Hat sich einmal Kupfer dem Eisen beygemischt, so hält es im Grossen äusserst schwer, es wieder mit einigem Vortheil, ja es fällt schwer, es ohne Nachtheil des Eisens ganz zu scheiden; leichter ist es, diesen Fehler bey der Gewinnung des Eisens aus seinen Erzen zu verhüten. Wichtiger ist es, den zuweilen vorfallenden Gehalt des Eisens an Silber zu erforschen; in kleinen Proben kann man sich so davon versichern, daß man ein bestimmtes Gewicht von solchem Eisen nachdem man es gekörnt oder gefeilt hat, in verdünnter oder gefällter Salpeterſäure auflößt, wenn alles aufgelößt ist, ein Kupferblech hinein wirft, und Acht giebt, ob dieses nicht von Silberstaub überzogen und ein ähnlicher zu Boden geschlagen wird; geschieht dies, so gießt man die darüber stehende Flüßigkeit ab, wascht den zu Boden liegenden Staub, auch von der gemeiniglich zugleich niederfallenden Eisenocher einigemal mit reinem Wasser ab, trocknet ihn, und wägt ihn denn ab. Man kann aber auch so verfahren: Man bringt einen Centner dieses Eisens, nachdem man ihn gefeilt oder zu dünnen Blechen geschlagen hat, in einen kleinern Kolben, der in der Mitte abgesprengt, und am Bauche beschlagen ist, gießt alsdenn zween Centner Vitriolöl, das man zuvor mit ungefähr achtmal so vielem Wasser verdünnt hat, darauf, bringt das Glas in warmen Sand, daß das Eisen bey mäsiger Wärme aufgelößt wird; denn setzt man es auf Kohlen, daß es nach und nach abdampft; ist der Rückstand ganz trocken hart, und aschgrau, so bringt man das Glas zum glühen, nimmt den zarten hochröthlichen Staub der zu Boden liegt, heraus, wenn das Glas wieder kalt ist, theilt ihn in zween gleiche Theile und reibt unter einen jeden besonders einen Centner Bleyglas, verschlackt ein jedes dieser Gemenge mit acht Centnern gekörnten Bleis im Treibscherben, treibt das, was übrig geblieben ist, auf zwo Kapellen ab, wägt die zurückgebliebene Silberkörner, und zieht das von dem Silber ab, was ihm vom Bleyglase und Bley zugewachsen seyn kann, so weiß man denn, wie viel Silber in einem Centner dieses Eisens steckt. Oder man bringt einen Centner von solchem Eisen, auf diese oder jene Art klein gemacht, und zween Centner rohes Spiesglas, dessen Silbergehalt man schon genau kennt, oder von dem man versichert ist, daß es keinen hat, in einen Tiegel, bedeckt

dieſen mit einem Deckel, und bringt das Gemenge in einem ſtarken Feuer zum Fluſſe; nachdem es fünf bis acht Minuten lang wohl geflossen hat, trägt man zwölf Centner gekörnten Bleis ein; dann läßt man es eine halbe Viertelſtunde bey etwas ſchwächerem Feuer flieſſen, und wenn alles kalt iſt, nimmt man es heraus, zerſchlägt den Tigel, ſetzt den von den oben ſitzenden Schlacken vorher abzuſchlagenden König auf einen Treibſcherben, und läßt ihn bey lange anhaltendem, aber nicht ſehr ſtarkem Feuer ſo lange verſchlakken, bis der König ganz von Schlacken überzogen iſt; dann gießt man alles in den Einguß aus, und treibt den König, wenn er zähe iſt, und ſowohl innen als auſſen eine Bleyfarbe hat, auf der Kapelle ab; iſt aber der König noch ſchwärzlicht und ſpröde, ſo muß man ihn, ehe man ihn auf die Kapelle bringt, welche ſonſt ausgefreſſen würde, noch einmal auf einem noch ungebrauchten Treibſcherben verſchlacken laſſen, bis alles Spiesglas verzehrt iſt.

Hält das Eiſen Gold, ſo läßt ſich dies dadurch erforſchen, wenn man das Eiſen, nachdem es klein gemacht iſt, mit Salzgeiſt in kochende Hitze bringt; bleibt da etwas unaufgelöſt zurück, löſt ſich dieſer Rückſtand in Königswaſſer auf, und giebt dieſe Auflöſung abgedampft, und vor dem Löthrohr mit Borax geſchmolzen ein Goldkörnchen, ſo iſt wohl am Goldgehalt des Eiſens nicht mehr zu zweifeln, und das Gewicht dieſes Körchens, verglichen mit dem Gewicht des Eiſens, womit man die Probe angeſtellt hat, wird auch die Menge des beygemiſchten Goldes beſtimmen. Dieſes Gold kann im Groſſen durch Bley, Schwefel oder Spiesglas ausgeſchieden werden, wie wir in einem andern Abſchnitte zeigen werden.

So iſt endlich das Eiſen auch ein ſehr nöthiges Material zu mancherley Oefen und ihren Theilen, Gefäſſen und Werkzeugen: Einige derſelbigen erfordern ſtärkeres, andere ſchwächeres, einige weiches, andere hartes, einige werden beſſer von geſchmidetem, andere beſſer von gegoſſenem Eiſen, zu noch andern taugt Eiſenblech beſſer; einige müſſen durchaus von Stahl ſeyn: Dieſe Verſchiedenheiten werden wir in andern Artikeln umſtändlicher erörtern, an welche ſie eine nähere Anſprache haben.

Gediegen will man das Eiſen am Senegalſtrom in Africa, wo die Schwarzen ohne weitere Zubereitung Keſſel und Töpfe daraus ſchmieden, in Eisland, im Herzogthum Jülich in der Eifel, in Bayern, in Salzburg in Steiermark, in den ſchleſiſchen Gebürgen, und beſonders in Sachſen bey Großcamsdorf, bey Eibenſtock, und zwiſchen Eibenſtock und Johanngeorgenſtadt gefunden haben; man hat aber nicht ohne Grund theils daran gezweifelt, theils von einigen es durchaus geleugnet; wenn noch ein Stück den Namen von gediegenen Eiſen verdient, ſo iſt es dasjenige Stück von zweytauſend rußiſchen Pfunden, welches Pallas in einer niedrigen Gegend am Jeniſeiſtrom in Sibirien nicht weit vom nemiriſchen Gebürge, und kaum hundert Lachter von einem reichen Bruche magnetiſchen Eiſenerzes gefunden hat; aber auch hier erregte der bernſteingelbe Fluß, mit welchem die Löcher dieſes ſchwammigen Eiſens ausgefüllt waren, bey Engeſtröm den Verdacht, es könnte auch dieſes in Windöfen, die vormals in dieſer Gegend geſtanden haben, und nun verlaſſen, und zerfallen ſeyen, durch die Kunſt aus ihren Erzen ausgeſchmolzen ſeyn; ſonſt hatte es ohne eine beſtimmte Geſtalt angenommen zu haben, die eigenthümliche Schwere des Eiſens, lies ſich in der Kälte leicht biegen, hämmern und ſchmieden, auch bey mäſigem Feuer zu gemeinen und zu Hufnägeln verarbeiten, aber in einer ſtarken Hitze nicht.

Kein Metall iſt ſo reichlich durch die Natur verbreitet, als Eiſen; alle belebte Körper enthalten bald mehr, bald weniger davon, und zeigen es vornemlich in ihrer Aſche, wenn ihnen der Magnet nahe gebracht wird, mehr wenn ſie auf einem ſtark eiſenſchüſſigen Boden wachſen oder weiden, am meiſten das Blut, und der Theil deſſelbigen, von welchem es ſeine rothe Farbe hat. Luft und Waſſer ſind nie ganz frey von Eiſentheilchen; ſelbſt ſüſſe, und ſogar diejenige, welche man für die reinſte natürliche Waſſer hält, Schnee und Regenwaſſer enthalten etwas davon; noch mehr ſogenannte mineraliſche Waſſer, insbeſondere aber die Stahlwaſſer, welche ihren Eiſengehalt durch einen an den Dintengeſchmack nahe grenzenden Geſchmack, durch die Veränderungen, welche Galläpfel und ähnliche Körper, im Pulver, Aufgüſſen oder Abſüden, und Blutlauge darin hervorbringen, und durch die oft von ſelbſt daraus niederfallende Eiſenocher verrathen, und ihm ihre vorzügliche ſtärkende Kräfte zu danken haben. Viele Erze, ſelbſt anderer Metalle, ſogar viele aus ihren Erzen bereits ausgeſchmolzene Metalle, viele brennbare Mineralien und Salze enthalten Eiſen, welches ſeine magnetiſche Verſuche verrathen; wenige Erden und Steine, und keines der bisher bekannten vulkaniſchen Produkte ſind frey von allem Eiſen; es bewirkt bey ihnen ſehr oft die Farbe, die ſie haben, und denn faſt immer, wenn ſie auch noch im Feuer Farbe behalten.

Allein aus dieſen Körpern würde man das Eiſen nicht mit Vortheil gewinnen können; aber auch ſelbſt ſolche, die es in gröſſerer Menge enthalten, und alſo einen nähern Anſpruch an den Namen der Eiſenerze haben, ſind in einer unglaublichen Menge und Mannichfaltigkeit im Schooſe der Natur. ſ. Eiſenerz. (12)

Eiſen. (Salzwerkswiſſenſchaft) Bey den Salinen iſt der Gebrauch des Eiſens an denjenigen Orten, an welche Salzwaſſer kommen kann, ſo viel möglich zu meiden, weil es von ſolchen durch den Roſt bald zerfreſſen wird. (18)

Eiſen. (antiq.) Viele Zeugniſſe der alten Schriftſteller beweiſen, daß einige Völker ſehr frühzeitig im Beſitz des Geheimniſſes, das Eiſen zu bearbeiten, geweſen. Die Aegyptier hatten eine Ueberlieferung, daß ſie Vulkanus gelehrt habe, Waffen von Eiſen zu ſchmieden. Die Phönizier ſetzen in die Zahl ihrer älteſten Helden zween Brüder, welche für Erfinder des Eiſens und der Kunſt, ſolches zu bearbeiten, angeſehen wurden; die Cretenſer ſetzten, nach dem Diodor, ebenfalls die Erfindung und die Bearbeitung des Eiſens in die entfernteſten Zeiten ihrer Geſchichte. Die Dactylen auf dem Berge Ida gaben vor, die Kunſt dies Metall zu bearbeiten von der Mutter der Götter gelernt zu haben. Endlich rühmt ſich Prometheus bey dem Aeſchylus, die Menſchen die Bearbeitung aller Metalle gelehrt zu haben. Einige Schriftſteller, wie z. E. Plinius B. 7. C. 56. legen die Erfindung und den Gebrauch des Eiſens den Cyclopen bey, andere, wie Ammian Marcellin, den Chalyben, einem alten und wegen ſeiner Geſchicklichkeit, in Eiſen zu arbeiten, ſehr berühmten Volke, welches am mittägigen Ufer des Pontus Euxinus, zwiſchen Colchis und Paphlagonien wohnte. Clemens von Alexandria giebt vor, das Kunſtſtück, das Eiſen malleabel zu machen, ſey man den Noropen ſchuldig, einem

Volke, das in Pannonien, längst der Donau, zwischen Noricum und Mösien gewohnt. Ohne Zweifel haben unterschiedene Völker an dieser Erfindung Antheil. Das Alterthum derselben beweist aber das Buch Hiob z. B. C. 19, 24. C. 20, 24. C. 28, 2. C. 40, 13. C. 41, 18. Die Bücher Mosis geben ebenfalls Zeugnisse von dem Alterthume dieser Entdeckung. Nach der Art, wie der jüdische Gesetzgeber vom Eisen redet, mußte dies Metall seit langer Zeit in Aegypten und Palästina bekannt seyn: er redet öfters von seiner Härte; er bemerkt, daß die Bettstelle des Königs zu Basan, des Og, von Eisen gewesen; er redet Deuteron. C. 8, 9. von Eisenminen, und vergleicht die Härte der Sclaverey, welche die Israeliten in Aegypten ausstunden, der Hitze eines Ofens, in dem man dies Metall schmelzt. Was aber vorzüglich merkwürdig ist, ist dies, daß man damals Degen, Messer, Aexte und Werkzeuge, die Steine zu behauen, aus Eisen gemacht. Um zu Messer und Degenklingen zu gelangen, mußte man das Geheimniß erfinden, das Eisen zu Stahl zu erhöhen, und das Geheimnis es zu härten. Daraus schreint zu folgen, daß die Kunst das Eisen zu bearbeiten in Aegypten und Palästina in die ältesten Zeiten hinaufsteigt.

Wenn man aber zugiebt, daß einige Völker in den ältesten Zeiten schon gewußt haben, in Eisen zu arbeiten, so muß man doch zu gleicher Zeit erkennen, daß der Gebrauch des Eisens nicht allgemein gewesen. Das Alterthum redet einmüthig vom Gebrauche des Kupfers statt des Eisens bey fast allen bekannten Völkern des Alterthums; ein Gebrauch, von dem man weis, daß er viele Jahrhunderte durch bey den aufgeklärtesten Völkern und gesittesten Nationen bestanden. Merkwürdig ist es auch, daß weder Moses zur Stiftshütte, noch Salomo zum Tempelbau Eisen gebraucht haben.

Die Alten stimmen ziemlich genau überein, daß die Griechen unter der Regierung des Cretensischen Königs Minos I. 1331 Jahre vor Ch. G. das Eisen zuerst zu behandlen gelernt haben. Diese Kenntnis kam von Phrygien nach Europa mit den Dactylen, als sie die Gegend des Bergs Ida verliessen, um sich in Creta niederzulassen. Es scheint unterdessen nicht, daß die Kunst, das Eisen zu bearbeiten, damals sich in Griechenland stark ausgebreitet habe. Die Griechen waren hierinnen, wie die andern Völker beschaffen. Sie bedienten sich des Kupfers bey den meisten Gelegenheiten da, wo wir heutzutage das Eisen gebrauchen. Zur Zeit des trojanischen Kriegs waren nicht nur die Waffen, sondern auch alle Werkzeuge und mechanische Instrumente von Kupfer. (s. Erz.) Das Eisen war damals von solchem Werthe, daß Achilles, bey den Leichenspielen des Patroclus, eine Kugel von Eisen, als einen ansehnlichen Preis, aufsetzte, und Homer redet jederzeit von diesem heutzutage so gemeinen Metalle mit grosser Vorzüglichkeit. (21)

Eisen, (cameral.) aus dem Standort des Cameralisten betrachtet. Die Bestandtheile des Eisens sind eine metallische Erde, ein saures Salz, und brennliches Wesen. Wasser, und feuchte Luft zernagen es zum Roste. Es glüet im Feuer lichtröthlich, und fliesset so bald es weiß glühet. Durch Hämmern und Treiben wird es bis zum entzünden erhizt. Es verbrennt zu einer schwarzbraunen Schlacke, und verflüchtiget sich in einen schweflichten Rauch.

Es gehöret nicht für diesen Artikel über die Entstehungsart des Eisenerztes, über dessen Aufsuchen und zu Tage bringen, über die verschiedne Güte, Eigenschaften und Farben des Eisensteins, noch über das Mechanische der Bearbeitungen in Zergliederungen zu gehen. Wir begnügen uns hier zu sagen, wie die Natur unsern Welttheil mit dem Grundwesen des Eisens sehr reichlich versorget, daß ferner das Eisen unter den Metallen das strengflüßigste, und am wenigsten rekbare, seine Federkraft, und der Zusammenhang seiner Theile hingegen der gröste sey, daß endlich unter Eisenfabriken zusammenhangende Anstalten verschiednet Arbeiter verstanden werden, welche das gewonnene Eisenerzt, sodann das Eisen selbst vermittelst, Feuer-Hammer-Walz- und Schneidewerke, oder ähnliche Werkzeuge, auf mancherley Art in brauchbare und fast überall nöthige Waaren verwandeln.

Wenn man in Deutschland Staaten findet, die keine Eisenwerke besitzen, so würde es doch übereilt geschlossen seyn, diesen Mangel auf die Rechnung der Natur zu setzen, die sich in diesem Stücke fast nirgends stiefmütterlich bewiesen hat; ganz andre Hinderniſſe sind dem Aufkommen der Eisenbergwerke entgegen. Die erste Hinderniß ist der Mangel an Holze, oder doch dessen hoher Preis. Ein einziger hoher Ofen der beständig im Gange erhalten werden soll, bedarf zu Kohlen fast so viel Holz als eine kleine Stadt, und man kann bey dessen hohen Preiß nicht auf die Kosten kommen. Die zweyte Hinderniß liegt zum Theil in der Beschaffenheit unster Eisenminern, welche ohne eine sehr geschickte Bearbeitungsart, nur sehr sprödes und geringes Eisen liefern. Ein Fehler dem zuweilen die reichsten Eisenminern unterworfen sind. Die dritte Hinderniß beruhet im Mangel an der Sache gewachsnen Leuten oder Hüttenbedienten, an Aufmuntrung, an Anerbietung vortheilhafter und zweckmäſiger Bedingungen.

Da indeß die Vernachläßigung der Eisenwerke, ein um so beträchtlicheres Gebrechen des Staats ist, als das Eisen zu den nothwendigsten Werkzeugen und Bedürfnissen ohnentbehrlich ist; da ferner die Bearbeitung der Bergwerke überhaupt, und die Eisenfabrikaturen insbesondre, für die Bevölkerung und den Nahrungsstand wichtig sind, so würde es allemal eine unverantwortliche Sorglosigkeit verrathen, wenn die Finanzcammern nicht ernstlichst bemühet seyn wollten, die angeklagte Hinderniſse zu heben, dadurch einen beträchtlichen Geldausfluß zu verhindern, den Nahrungsstand aber in Flor zu bringen.

Wir wollen versuchen zu Hebung obiger Schwierigkeiten einen Fingerzeig zu geben, und zuförderst die Quellen des Holzmangels untersuchen, indem, wenn unglücklicherweise, dieser Mißstand nicht zu heben, es sehr unnüz seyn würde, denen noch übrigen Hindernissen nachzuspüren.

Die Seltenheit, und der immer höher steigende Preiß des Holzes, entspringen fürs erste aus dem Wachsthum der Bevölkerung; fürs andre aus einer fehlerhaften Forstwirthschaft, und fürs dritte aus der Vernachläßigung unterirdischer Brennmittel.

Daß vermehrte Menschen vermehrten Holzaufwand verursachen, und daß man um Eisenwerke anzulegen, der Bequemlichkeit der Einwohner nicht nachtheilig seyn müsse, wird man vermuthlich ohne Beweis glauben, und mit uns der Meynung seyn, daß sich diese Schwierigkeit nicht heben lasse, ohne die Verlegenheiten zu verdoppeln. Mit der zweyten Schwierigkeit verhält es sich etwas anders. Wir haben Staaten in deren Waldungen Millionen grosse und fette Holzstöcke

oder Stämme, ohngenutzt verfaulen, und die lieber junges und kaum halb ausgewachſnes Holz verkohlen, als zu Ausradung der alten Stämme Zuflucht nehmen; wir haben andre, die ganz hölzerne Häuſer, dergleichen Wege, Zäune, und Bewehrungen dulden; es fehlt uns nicht an noch andern, wo jedermann mit ſeinem Holze nach Gefallen wirthſchaften kann, und deren Forſten weder vermeſſen, noch in Schläge gelegt, noch mit den übrigen Grundſtücken in guten Verhältniſſen ſtehen. Können ſich dieſe drey Claſſen wohl rühmen die Forſtökonomie zu verſtehen, und auszuüben? Sollte nicht ein gegentheiliges Verfahren, nebſt der Bepflanzung aller öden, unnützen Plätze, Wege, Triften u. ſ. f. mit ſchicklichen, und ſchnell wachſenden Baumarten, als ein Verwahrungsmittel gegen den Holzmangel zu empfehlen nützlich ſeyn? Sollte man dergleichen Staaten nicht erinnern dürfen, die unterirdiſchen Brennmittel ſo wie an Stein und Erdkohlen, desgleichen an Torf, faſt in allen Provinzen Deutſchlandes beſitzen, aufſuchen, und zum Gebrauch bequem machen zu laſſen, zumalen es kein Geheimniß mehr iſt, daß dieſe Brennmittel denen ausländſchen in der Güte und Benutzung gleich kommen, auch zu allem Gebrauch, ja ſogar zum Eiſenſchmelzen geſchickt gemacht werden können?

Die zweyte Schwierigkeit hat ihren Grund in der Beſchaffenheit unſrer Eiſenminern. Wir haben Eiſenſtein der 90 Pfund, und andern der kaum 10 Pfund Eiſen im Centner enthält. Wir haben Eiſenſtein der blos zu Gußeiſen, oder zu gegoßne Waaren tauglich; wir haben ſehr reiche Eiſenerzte, die ohne geſchickte Bearbeitung ſehr ſprödes Eiſen liefern; wir haben Erzte ſo des Röſtens bedürfen, und andre die dergleichen nicht verlangen; wir haben Erzte, die verſchiedne Arten von Zuſchläge erfordern, und ſolche die man mit andern Erzten in ſichern Verhältniſſen untereinander ſchmelzen muß.

Auſſer dieſen wichtigen Verſchiedenheiten, ſind die Eiſenerzte überhaupt drey natürlichen Hauptmängeln unterworfen, die allezeit ein ſprödes Eiſen verurſachen. Der erſte iſt eine ſchwefliche Säure; der andre, die Vermiſchung mit Arſenik; der dritte, die Vereinigung mit andern Halbmetallen. Schwerlich wird derjenige der weder die Beſtandtheile der Grundmiſchung, noch die natürlichen Mängel, und dagegen vorhandenen Mittel kennen zu lernen bemühet iſt, etwas vorzügliches im Eiſenſchmelzen ausrichten.

Obngeachtet man mit der Natur der Säure, welche der Eiſenſtein führt, noch keine auf ſichre Grundſätze allgemeine wahre Bekanntſchaft hat; ſo iſt es doch keinen Zweifel unterworfen, daß die mehreſten Eiſenerzte eine Säure beſitzen, die ſich währendem Schmelzen mit dem Brennlichen der Kohlen vereiniget, und eine Art von Schwefel erzeuget, der das Eiſen ſpröde macht, und blos durch ein geſchicktes Röſten, und verhältnißmäſige Zuſchläge von alkaliſchen Erden verjaget werden kann.

Wäre da hingegen der zu bearbeitende Eiſenſtein arſenikaliſch, ſo würde man in einem leichtflüßigen Laim, und in einer klugen Verſetzung mit andern und zwar ſolchen Erzten, die wenig oder gar keine Säure haben, das beſte Hülfsmittel finden.

Sollte endlich der Eiſenſtein mit Halbmetallen verunreiniget ſeyn, ſo findet die Reinigung mehr Schwierigkeiten, denn ob ſich zwar z. B. das Spiesglas, durch langwieriges Röſten gröſtentheils vertreiben läßt, man auch durch eine verhältnißmäſige Verſetzung mit andern Minern zu Hülfe kommen kann, ſo pflegt gleichwohl dieſe Art Eiſen etwas ſpröder zu behalten.

Die dritte Schwierigkeit ſetze ich in den Mangel an Lehrer, an Lernende, und an Unternehmer. Oeſterreich und Sachſen haben Bergwerksacademien errichtet, die gewiß mehr andern Staaten nöthig wären. Wenn man aber an der Spitze dergleichen Departements Männer findet, die entweder ſich mit einer magern Theorie begnügen, oder bloſe Empyriker ſind, ſo machen ſie Veranſtaltungen ohne Kopf, ſind auch ganz ungeſchickt zum Unterricht junger Leute, aus denen ſo leyder nicht viel wird, weil ſie ſelten gehörig unterſtützt werden, noch Hoffnung haben, durch gründliche Erlernung ſo weitläuftiger und beſchwerlicher Wiſſenſchaften ihr Glück zu machen. Endlich hat nicht ſelten die Unwiſſenheit und Bosheit der Bergbeamte, ſo wie die Habſucht der Cameraliſten den Bergbau, ſowohl als die Eiſenfabriken ſo verſchrien, daß es was ſeltnes iſt, vermögende und der Sache gewachſne Unternehmer zu finden. Die Natur hat uns bey keiner einzigen Art von Eiſenfabriken unüberſteigliche Schwierigkeiten in den Weg geleget. Alles kommt dabey auf die Geſchicklichkeit der Arbeiter, auf die Einſichten der dieſem Gegenſtande vorgeſetzten Perſonen an. Unſern mechaniſchen Arbeitern fehlt es an denkenden Köpfen, es iſt eine Thorheit von dergleichen Leuten neue und ſchöne Erfindungen zu erwarten. Die Wiſſenſchaften ſind beſtimmt ihrer Schwachheit zu Hülfe zu kommen, aber wie wenig Männer haben wir noch, welche die Vollkommenheiten der Metallfabriken zu befördern verſtehen.

Der Vorzug den Schweden, Norwegen und England in Eiſen- und Stahlarbeiten behaupten, beruhet nicht auf Erde, Waſſer, Luft, Eiſen, Stahl, und Kohlen, ſondern auf vorzügliche Geſchicklichkeit, auf Erſparung von Menſchenhänden, durch künſtliche Maſchinen, auf die pünktlichſte Genauigkeit. Ihre Arbeiten haben die gehörige Härte ohne alle Sprödigkeit. Die Brauchbarkeit, die Dauer, die Zierlichkeit, ſo jedermann an ihren Inſtrumenten wahrnimmt, laſſen nichts zu wünſchen übrig.

Da wir wiſſen worin die Vorzüge jener Nationen beſtehen; da wir den Sitz unſrer Krankheit kennen, und moraliſche Gewißheit haben, obbenannten Nationen es bey richtig genommenen Maaßregeln in manchen Stücken zuvor zu thun; ſo laßt uns doch noch heute anfangen, dem Bergwerksbau eine zweckmäſige Geſtalt zu geben; unſre Waldungen forſtmäſig zu behandeln; das Auswandern der Menſchen möglichſt zu verhindern; den gelehrten Theil der Nation zu veranlaſſen, auf Verbeſſerungen zu denken, und die gefundnen bekannt zu machen; beträchtliche Prämien nach dem Beyſpiele der Engländer, für denkende Köpfe auszuſetzen, welche unſre Kohlenanſtalten, unſre Oefen, unſre Maſchinen, unſre Eiſen- und Stahlfabriken mit neuen Vollkommenheiten zu bereichern Muth und Geſchick haben; geſchickte Künſtler auf des Staats Koſten kommen, und unſre jungen Leute unterrichten zu laſſen.

Freylich werden Leute, die in Beſitz ſind Maulwurfshaufen, für Berge anzuſehen, noch neue Schwierigkeiten ausbrüten, vielleicht werden ſie mir das Beyſpiel von Steyermark vorwerfen, wo man engliſche Stahlarbeiter mit Koſten kommen laſſen, die auch aus Steyermärkſchen Stahl, und dortige Steinkohlen ſchöne Waaren machen, welche aber höher zu ſtehen kommen, als jene ſo man aus England erhält. Der

Einwurf iſt auffallend, und eben ſo richtig, als der ſo man den Spaniern macht, die ihre Wolle gegen 20 und mehr Procente Ausgangsrechte, an Frankreich verkaufen, gleichwohl die aus dieſer Wolle bereitete franzöſiſche Tücher in Madrit wohlfeiler, als von ihren Tuchmachern, die darauf gar keine Unkoſten gehabt, kaufen können. Ich werde beyden einerley Antwort geben. Ermangelnde Anſtalten, verſchwendriſche Einrichtungen, machen, daß an dem Geburtsort des Stahls, der Kohlen und der Wolle die Fabrikata theurer ſind, als in einer Entfernung von mehr denn 100 Meilen.

Ich mag dieſe vielleicht unangenehm klingende Saite nicht weiter berühren, wer die Walz- Schneide- und andre Anſtalten mehr in Schweden und England; die Fabriken, und Farbeanſtalten aber in Frankreich kennt, und dieſe gegen die Einrichtungen der Deutſchen und Spanier hält, dem wird es gewiß nicht befremden, daß man Tücher von ſpaniſcher Wolle, in Paris wohlfeiler als in Madrit kaufen, ſo wie engliſche Eiſen- und Stahlwaaren wohlfeiler in London als in Deutſchland verfertigen könne. (19)

Eiſen, (Handl.) iſt das härteſte, nützlichſte und häufigſte unter allen Metallen, welches allenthalben in Europa und in einigen Ländern in ſolcher Menge vorhanden, daß es den größten Reichthum derſelben ausmachet; es iſt ein ſehr ſtarker Handlungsartikel wovon Schweden bishero das meiſte und beſte geliefert hat, auch Norwegen führet vieles und gutes Eiſen aus. Das rußiſche Eiſen kommt größtentheils aus Siberien und alſo aus Aſien. Unter dem deutſchen Eiſen aber iſt das Steiermärkiſche das beſte.

Aus Schweden werden jährlich da es vorzüglich gut und wohlfeil iſt, gegen 300000 Schiffpfunde ausgeführt; es wird meiſtens von den Schiffen als Ballaſt mitgenommen, folglich iſt die Fracht davon auch nur geringe. Es wird nach Schiffpfunden und auch dem Centner nach verkauft. Der Preiß richtet ſich nach der Qualität, und iſt das geſchmiedete Eiſen immer theurer als das gegoſſene, wenn anders vom letztern nicht beſondere und eigene Models verlangt werden. (28)

Eiſen, (Baukunſt.) Iſt bey dem Bauen ein ſehr nützliches Baumateriale und wird zu verſchiedenen Gebrauch dabey angewendet. Aus den Ueberreſten der griechiſch- und römiſchen alten Gebäude ſiehet man, daß bey ihnen zu dem Bauen das Eiſen nicht ſo viel als heut zu Tage iſt gebrauchet worden, weil man ſich lieber des Ertzes bediente, welches dauerhafter iſt. Hingegen haben ſie ſolches doch in ſolcher Menge nicht gebrauchet wie wir, weil ſie nur Klammern und Haften davon macheten, die Steine da, miteinander zu verſetzen, das Eiſen ſo man zu den Gebäuden gebrauchet, dienet entweder zu der Stärke, oder zu der Sicherheit, oder auch zu beyden zugleich. Was zu der Verſtärkung gebrauchet wird, iſt grob Hammereiſen, zu Klammern, Klammerſtangen, und ihren Schilden und Ankern, zu Zuſammenziehung der Dächer, zu Unterlegung der Stürze über den Fenſtern und Thüren, zu Hänge Bolzen, u. d. gl. Was aber zu der Sicherheit gehöret, wird Kleinſchmiedeiſen genannt, als Schlöſſer, Haſpen, Riegel, Thürkloben, u. d. gl. Wie auch Sprengwerk, Gitter vor Fenſtern, und eiſern Gatterthüren, ohnerachtet dieſe von groben ſtarken Eiſen gemachet werden. Das Eiſen dient an einem Hauſe, daß man dadurch ein Gebäude mit dünnen Mauren ſtärker machen kann, als mit dicken ohne Eiſen. Man pfleget jetzo die Ankern tiefe in die Steine einzulaſſen, und zu verſtreichen, weil ſie ſonſt übel ſtehen, wenn man ſie vorn an der Mauren ſiehet. Hingegen weil das Eiſen in den Steinen und unter dem Mörtel zu roſten pfleget, überziehet man ſie mit dünnen Bley. Aber es hält ſolches zwar die Feuchtigkeit der Steine etwas davon ab, doch verhindert es nicht daß der Roſt nicht ausſchlage. Man muß das Eiſen nicht gebrauchen als wo man es benöthigt iſt, und muß es dann nicht zu dick machen, weil es den dünnen Mauren Schaden thut. Bey dicken Mauren kann man eher ſtark Eiſen anwenden, welche das Einbohren, und Eingieſen des Eiſens eher ausſtehen können. Vornehmlich iſt es nöthig, die Bogen und Stürze der Fenſter und geraden Thüren damit zu verwahren vor dem Reiſſen. Ja man kann alleine damit oft Häuſſer erhalten, die ſich ihrem Ruin neigen, daß man daraus ſehen kann, wie gut es geweſen wäre, wenn man es gleich Anfangs mit eingebauet, und die neuen Wände mit gefaſſet hätte. Eben das Eiſen verurſachet, daß die gothiſchen Gebäude zu unſerer Verwunderung ſo lange ſtehen, welches man findet, wenn man ſie einreiſſet, da man nicht einen Stein auf den vollen Mauren findet, der nicht mit Bley, durch Hülfe eiſerner Zapfen mit Knöpfen oder Wiederhacken in die andere eingegoſſen wären. Man muß das Klammer- und Ankereiſen, bey der Stärke laſſen, wie man es von den Eiſenhändlern bekommt. Dann eine Klammerſtange giebet nicht der Stärke wegen nach, welche ſich ohngefehr auf ½ Zoll zu belauffen pfleget, ſondern wann es in den Haſpen, und vorne mit den Schliden und Ankern nicht feſte gehug angezogen wird. Deßwegen muß der den Bau führet, ſeine Oeconomie dadurch erweiſen, daß er es verſtehet, und die Handwerksleute darinnen nicht darf walten laſſen. Gleicher Geſtalten auch muß ein Entrepreneur wohl verſtehen, wie dicke die Klammerſtange mit ihren Stücken ſeyn ſoll, und folglich wie ſchwer, gegen der Länge zu rechnen, und der Größe der Gebäude. Die Eiſen die man unter die Schornſteinmäntel ſpannet, ſind gemeiniglich 1. Zoll dicke, auf 4. bis 5. Fuß Länge. Aber unter die Stürzen der Thüren leget man ſie wohl ½ Zoll dicke. Die Eißen die unter die Herde gelegt werden, machet man einen halben Zoll dick, und 3 Zoll breit. Es würde aber viel zu verdrießlich fallen, wann ich hier alles ſtückweiſe erzehlen wollte. Das Eiſen ſo man frey zu Geſichte bekommt, muß man auch um des Roſts willen anſtreichen. Das Eiſen wird von den Bauleuten auch unterſchieden in Guß und geſchmiedetes Eiſen. Das geſchmiedete Eiſen welches bey dem Bauen gebraucht wird, iſt Stabeiſen, Grauseiſen, Modelleiſen, und Eiſenblech. Da ſich gut und ſchlechtes Eiſen untereinander zu befinden pfleget, ob es gleich aus ein und eben demſelben Werke, und bisweilen von einerley Guſſe kommt: ſo muß man, um davon vergewiſſert zu ſeyn, eine Stange nehmen. Siehet man, daß kleine ſchwarze Adern darinn befindlich ſind, welche in die Länge laufen; daß keine Riſſe oder Schnitte, welche in die Queer gehen, darin wahr zu nehmen ſind, und daß die Stange unter dem Hammer nachgiebt, ſo iſt dieſes ein Zeichen, daß das Eiſen gut ſey. Wenn hingegen Riſſe darinnen befindlich ſind, und die Stange ſpröd iſt: ſo iſt es ein Beweiß, daß das Eiſen unſchmeidig ſey: das heißt: in der Hitze leicht breche, und ſchwehr zu ſchmieden ſey. Man erkennet auch, ob das Eiſen geſchmeidig ſey an der Farbe, welche es, nachdem man

es von einander gebrochen, inwendig an ſich hat. Dann wenn daſſelbe ſchwarz iſt, ſo iſt es ein Zeichen, daß es gut ſey, und ſich ohne Feuer leicht hämmern und feilen läſſet; alsdann pfleget es aber auch nach dem Polliren nicht glänzender, ſondern gedippelt zu werden, vornehmlich wenn ſich graue Flecke wie Aſche, darauf befinden. Dieſes ereignet ſich zwar nicht bey allen, aber doch bey den meiſten Stangen. Ein ſolches Eiſen pfleget nicht leicht zu roſten, weil es etwas bleyartiges an ſich hat. Es giebt hinwiederum andere Stangen, deren Eiſen, wenn ſie von einander gebrochen werden, grau, ſchwarz und ins weiſſe fallend ausſiehet. Es iſt weit härter und ſpröder, als das vorhergehende, wenn man es bieget. Es ſchicket ſich daſſelbe vorzüglich zu den groben Arbeiten; zum feilen aber taugt es ganz und gar nicht, wegen der Körner, mit welchem es angefüllt iſt. Derjenige, welches, nachdem es von einander gebrochen iſt, Körner hat, welche mit weiß, grau, oder ſchwarz untermenget iſt, und, iſt öfters das beſte, ſowohl zum ſchmieden, und vor die Feile, als auch, weil es ſich gut polliren läſſet. Andere Stangen dagegen beſitzen kleine Körner, wie der Stahl, und das Eiſen derſelben läſſet ſich ohne Feuer biegen. Mit der Feile läſſet es ſich ſchwer bearbeiten, und ſo bald es heiß zu werden anfänget, ſo zerbrockelt es ſich, daß es ſolcher Geſtalt ſchwer zu gebrauchen iſt, in Anſehung deſſen, weil es ſich nicht leicht löten läßt, und die Körner der Feile wiederſtehen. Es giebt endlich noch andere deren Theile bey dem von einander brechen grob und glänzend, wie Wißmuth ausſehen. Ein ſolches iſt gar ſchlecht, ohne Feuer brüchig, im Feuer weich, und kann keine groſſe Hitze ausſtehen ohne zu verbrennen, weil es überaus löcherigt iſt, und leicht roſtet, und ſich verzehrt. Das unſchmeidige Eiſen erkennet man an den Riſſen und Schnitten, welche durch die Stangen queer durchlaufen. Gemeiniglich läſſet ſich daſſelbe kalt biegen und hämmern. Wenn es währendem Schmieden nach Schwefel riechet, wenn bey dem Schlagen kleine Funken heraus ſpringen: ſo iſt es ein Beweis, daß es im Feuer brüchig iſt. Es pfleget auch, wenn es ſeine ſchlechte Farbe bekommt, das heißt: wenn es etwas weiſſer als kirſchfarbig ausſiehet, bisweilen in dem Stücke mitten durchzubrechen. Wenn man darauf ſchläget, und es bieget, ſo wird es ganz ſchiferig, man erkennet die Eigenſchaft währendem ſchmieden. Denn, wenn es unter dem Hammer weich iſt, ſo iſt es ohne Feuer brüchig, iſt es hingegen feſt ſo iſt dieſes ein Zeichen, daß es ſich ohne Feuer leicht biegen laſſe. Noch hat ein Baumeiſter zu wiſſen, daß der Pariſer Cubicfuß gegoſſen Eiſen 490. Pf. geſchmiedetes aber 493. Pf. wiegt.

Das gegoſſene Eiſen kann man ſchneiden, wenn man ſolches durchaus glühend macht, und darauf mit einer gewöhnlichen Handſäge verſchneidet. Schmieden kann man ſolches wenn man Beinaſche mit Alaunwaſſer anfeuchtet, und darüber ſtreuet. Heut zu Tage hat man es in Bearbeitung des Eiſens ſo weit gebracht, daß man es ſchleifen, bohren, feilen, drehen, ſchneiden und hobeln kann. (18)

Eiſen, glühendes, wurde in mittleren Zeiten in den Gerichten zum Beweis der Unſchuld gebraucht, welches judicium ferri candentis ſiue vomerum genannt wurde. Man ſehe den Artikel Gottesurtheil. (15)

Eiſen, (Jägerey.) ſ. Fangeiſen.

Eiſenauflöſung (*Solutio martis.*) (Chemie.) Das Eiſen löſt ſich in allen Säuren, ſelbſt in Laugenſalzen und Mittelſalzen, in Schwefel und Schwefelleber, und durch die Vermittlung der erſten ſelbſt in Weingeiſt auf; mit den meiſten dieſer Auflöſungsmittel iſt es ſo nahe verwandt, daß Zink und Kobolt ausgenommen, alle übrige Metalle, ſelbſt Alaunerde aus denſelbigen niederſchlägt, ſo wie er hingegen durch Zink öfters in metalliſcher Geſtalt, und vornemlich aus ſeinen Auflöſungen in mineraliſchen Säuren (nicht ſo leicht aus der Auflöſung in Bernſteinſalze, in Kernſalze, und in ſchwächeren Pflanzenſäuren) durch Bitterſalzerde, Kalkerde und Laugenſalze gefällt wird; es mildert immer die Schärfe ſeiner Auflöſungsmittel, wann ſie damit geſättigt werden. Alle ſeine Auflöſungen haben, wann ſie anderſt recht mit Eiſen geſättigt ſind, auſſer den Eigenſchaften, die ſie mit andern Metallauflöſungen gemein haben, einen herben, einen Dintengeſchmack; nur ſelten ſind ſie ſo vollkommen, daß nicht, wann ſie eine Zeitlang geſtanden haben ſollten, ein Theil des aufgelößten Eiſens unter der Geſtalt eines Kalks von ſelbſt wieder niederfallen ſollte; gießt man Waſſer darauf, das eine Zeitlang heiß über grob zerſtoſſenen Galläpfeln oder andere zuſammenziehende Körper aus dem Gewächsreiche geſtanden, oder auch damit geweicht hat und durchgeſeit worden iſt, ſo wird es damit zur Dinte; gießt man ſorgfältig und friſch zubereitete Blutlauge zu dieſen Auflöſungen, ſo fält Berliner Blau, nimmt man hingegen gemeine reine Laugenſalze ein ſchmutzig grüner Kalk nieder, der viel ausgewaſchen, getrocknet und mit brennbaren Körpern zuſammengeſchmolzen, ein wahres Eiſenkorn gibt, und nun von den Magneten angezogen wird. Die Auflöſung in mineraliſchen Säuren geſchieht mit ſtarkem Aufbrauſen, und mit gewaltiger Erhitzung, vornemlich, wann das Eiſen recht gut iſt: bei der Auflöſung in Vitriol- und Salzſäure entwickelt ſich eine Menge brennbarer, bey der Auflöſung in Salpeterſäure Salpeterluft: die Vitriolſäure wirkt lebhafter und ſtärker, wenn ſie verdünnt, als wenn ſie ſehr rein iſt. Zweyhundert und vierzig Theile derſelbigen löſen ungefehr hundert und fünf und ſiebenzig Theile Eiſens auf; dieſe Auflöſung, die anfangs grün, nachher aber gelb iſt, gibt durch das Ausdünſten ſchöne Kriſtallen. (ſ. Eiſenvitriol.) Bei der Auflöſung in Salpeterſäure, die nicht in Kriſtalle zu bringen iſt, und den gröſten Theil des Eiſens, wann ſie eine Zeitlang aufbewahrt wird, von ſelbſt wieder fallen läßt, wird die Säure braun, und iſt ſo unerſättlich nach Eiſen, daß, wann man in eine bereits geſättigte Auflöſung noch mehr Eiſen wirft dieſes wieder aufgelößt und dagegen ein Theil des bereits aufgelößten wieder als Kalk niedergeſchlagen wird; 240 Theile derſelbigen löſen, nachdem man ſie mit Waſſer verdünnt hat, 244 Theile auf, immer aber iſt die Säure ſo ſchwach damit verbunden, daß ſie durch bloſſes Feuer wieder verjagt werden kann: die Auflöſung in Salzſäure die auch das Eiſenkalke angreift, iſt anfangs grün, nachher gelbbraun, ſonſt etwas vollkommener und beſtändiger, als die Auflöſung in Salpeterſäure, ob ſich gleich auch die Salzſäure durch bloſſes Feuer wieder davon ſcheiden läßt, indeſſen gibt ſie doch bey einer behutſamen Ausdünſtung ſchöne grüne Kriſtallen, die ſich in Weingeiſt auflöſen, ſonſt aber an der Luft bald wieder zerflieſſen; 720. Theile Salzſäure löſen nachdem man ſie mit Waſſer verdünnt hat, 757. Theile Eiſen auf. (ſ. Eiſenöhl.) Bey dem Königswaſſer, welches auch die Eiſenkalke auflößt, zeigen ſich gemiſchte

Erscheinungen, die immer nach der unterschiedenen Verdichtung jener beiden Verbindbarkeiten in etwas verschieden sind. Verdünnigkeit, auch damit kleine, braune und durchsichtige Blättergen, welche man Crystallen eines Sternes unterrunder kaufen. Mit Hembereichem Salze durch die Zudung aus einer seiner andern Auflösungen vermittelst des Borax erzeugt, giebt es einen aschgrauen Körper der im Feuer zu einer schwarzen Schlacke zusammenfließt, auch sich so hin und in der Säure der Auflösung mit Effervesce auf mit dem weißen Arsenik verbindet es sich schwer, mit dem Weinsteinsalze, der mit das weißgelbende Essig geworden werden muß, wird es zu einer braunen Masse, die im Bruche gebräunten Glase gleicht, und mit dem Salmiak giebt es in Fluß kommt. Mit Schwefel ohne Unterbindung beträchtlicher äußerlicher Wärme verringt, erhebt sich gemeinlich mit einer blauen gelbspielsichter Luft und ihre elastischer Dünste aus; im Feuer damit verbunden werket eine schwefelichte Eisenschlacke, mit Schwefelleber, die Schwefelleber ist es sich sehr leicht an; in Quecksilber löst es sich schwer auf, und nicht leicht anderst als wenn man zuvor Theile seinen Bubstanz in Salpetergeist auflöset, nach und nach einen Theil seiner Eisenerde, aber immer wenig auf einmal nachträgt; wenn man sich der roten Eisenasche von den Quecksilbersublimaten scheidet, das flüssige abgießt, das übrige aber zusammentrocknet, und den übersüßigen Eisenfaran abblommt. Mit den übrigen Metallen vermingt es sich im feurigen Flusse leichter, und macht sie härter und spröder, vereint aber dabei seine Eigenschaften vom Magnet angezogen zu werden nicht; bey der Schmelzung mit Bley muß man die Vorsicht gebrauchen, daß man nicht die Theile gefärbten Bleys auf einen Theil Harz geglüten Eisens mehr als zwey Theile schwefelgen Bleys überlegt; mit Zink hält die Vereinigung etwas schwerer, also mit den übrigen Metallen weit ein Theil des Zinks dabey abbrennt; mit dem Wismuthsalze fließt es sich im feurigen Flusse auf, und giebt, wenn nie nachdem das Feuer schwächer oder stärker, stärker oder gelinder unterhalten, und die Mixtur des beygelegten Eisens geringer oder größer ist, eine schwarze, rothe, grüne oder blaue Farbe. In Mineralsäuren, auch in anderen nicht sauren Pflanzensäften (z. B. Wein) löst es sich leicht, aber so wie in der ersten kalt und anderen sauren Salzen etwas, eine geringer Theile auf, die Auflösung in Essig gibt keine Krystallen, sondern bekommt an der Luft ein braunes Häutgen, das bald zu Boden sinkt, aber bald wieder von einer anderen ersetzt wird. Von dem stärksten Weinessig werden gar Theile erfordert, um 373 Theile Eisen aufzulösen; er nimmt dabey so viel auch die Eisenerde, eine dunkelbraune Farbe an. Die reine Zuckersäure löst es gleichfalls auf. Die Sauerkleesalz giebt damit dunkelgrüne Krystallen die Rhomboidalschlagen haben, und an der Luft nicht zerfließen, die Weinsteinkrystallen, die mit dem Eisen Feilspaune dem Harz ähnliche Materie, die zwar keine Krystallen giebt, aber auch nicht, ob sie sich gleich leicht in Wasser auflöst, an der Luft feucht wird, (S. Stahlfluß) auch die reinste Weinsteinsäure löst es weiterumen auf. Die Weinsteinsäure scheint damit in Krystallen an, auch die Säure des Phosphors giebt damit Krystallen, die an der Luft trocken bleiben, und im Feuer leicht zu einem granulatichten Glase schmelzen; sagt man aber die Auflösung lange stehen haben, so fällt der größte Theil des Eisens auf einmal als ein Kalk nieder, aber dies so wohl, als auch denn man das Eisen durch langsamste widerstehen, bleibt ein Theil der Säure so mit dem Kalke verbunden, daß dies noch immer in einer mäßigen Hitze zu Glase schmilzt, in ausgeglühten schmelzarem Harnsalze löst sich nur wenig davon auf; etwas mehr im feurigen Flusse; das feuerweste Laugensalz, wordurch alle Bestandtheile und den Gewichtsgrad und das weissen das Eisens, löst sich im feurigen Flusse etwas vom Eisen auf; auch wenn es im Wasser aufgelöst mit einem reinen Eisenkalke gefocht wird, noch besser gelingt dies mit der Blutlauge, aber auch wie mit der Weinsteinsäure, wenn die Säure alles Eisen gesättigt übersättigt; auf die letztere Art kann das Eisen auch in Brunnwasser, S. in gesäuerter Weinsteinerde, in natürlichen Wassern, als in Selmitz u. d. gl. aufgelöst werden; (von diesem s. übrigens Eisenbrunnen, Bad, Eisenwasser) auch wird das Eisen so wie in Wasser, also auch oft in Bittergeist aufgelöst. (72)

Eisenauszug, Eisenextract, Extractum martis, (Pharmacie) ist eigentlich eine Auflösung des Eisens in einem Pflanzensafte, wie sie zur Zeit einer Arzney eingekocht ist, die ganz darkende und zusammenziehende Kraft des Eisens hat, und in dieser Absicht vorschlagsweise unter den Eisenmitteln vorgekommt wird. Im §. 8. das Extractum martis pomatum ist nemlich so gut man auf ein Pfund guten reinen und frischen Eisenfeile zur Auflösung des Eisens ausgepreßten und geeinigten Safts Saurer Aepfel, läßt sie mehrere Tage lang in einem wärmeren Keller bis ganz gelinder Wärme darinner stehen, koche ihn hernach unter beständigem Umrühren mit einer Kabel über einem mäßigen Feuer so lange ein, bis Theile abgedampft ist, sie sich durch ein Tuch und kocht ihn nochmals so weit ein, bis er so dick als ein Extract ist. (73)

Eisenbaum, s. Eisenholz.

Eisenbaum, (Bergwerksmaschine) Bey den Eisenhammerwerken nennt man alle eine Schien lange und 2 Zoll dicke Stange, an deren einem Ende mit Nägeln die Schiene befestigt ist, mittelst deren die Stange vorgeschoben sie eingezangen, vor den Hammer gebogen werden. (19)

Eisenblattern, (Conchyl.) die Pockenporcellanie, die schwarzen Muscheln, die Eisenbaut. **Cypraea caurica testiculus Linn. Syst. Nat. edit. XII. gen. 342. Rumph Museum. Kamtschat. tab. 30. fig. 3. Martini Conchyl. tab. 29. fig. 301. 302. trans. Rougeole à grains noirs, ou Petit Oeuf, Bonanni Recreat. Polyst. Testacea Muscarum. Cypraea testa margine quinis maculis albis, fusco punctatis, dorso maculato-testaceo. L.** Diese Porcellane hat eine länglichte Figur an ausgeschweiften und allen Seyspitzen eine starke Spitzenet. Die an längsten Exemplaren sind gleich breiter ist. Der Rücken ist rund, gewölbt und glatt, und mit gelblichen braunen und dunkeren Flecken dicht besprengt; das Ey, das zuweilen an manchen Exemplaren weiße Flecken bindurch schimmern. Eben so sind zuweilen die gelblichen Flecken zusammen gefloßen, und haben dann eine dunklere fast braune Farbe angenommen. Die eine Lippe ist schmäler als die andere, fast gerunzt, und hat stärker und weniger Zähne als die andere Lippe, welche breiter als die andere aber weiter glatt ist. Beide Lippen sind weiß, an den Zungen zwischen den Zähnen aber orang-

orangegelb, über diesen Lippen aber siehet man auf beyden Seiten röthlichte und schwarzbraune grössere und kleinere Puncte und Flecken auf weisen Grunde. Inwendig ist die Mündung gemeiniglich weis, ich besitze aber auch Beyspiele die stark in das Blaue spielen. An jungen Beyspielen siehet man oben einen etwas eingedrückten Nabel, und in demselben die Mündungen, die aber mit der Zeit verwachsen, und ein blosses Grübchen hinter sich lassen. An manchen Beyspielen siehet man Spuren von Bändern, und dies veranlaßte mich ein Beyspiel aufzuschleifen, und nun fand ich auf bläulichem Grunde vier braune Bänder. Diese Porcellane erhält höchstens eine Länge von 2 Zoll, und man findet sie in Amboina und andern ostindischen Gegenden. (10)

Eisenblech, s. Blech.

Eisenblech, (Baukunst) bey dem Bauen bedient man sich des Eisenbleches zu Oefen, Caminen, Dächern, Kehlen, Fensterbänken, Bekleidungen des Holzwerks, Thüren und Läden, Dachrinnen und anderen Dinge mehr. Das weise oder verzinnte, und das schwarze oder natürliche Blech braucht der Baumeister, ersteres da, wo man des Rostens und der Zierde halber solches nöthig hat, und letzteres wo Hitze, Feuer, Trockne und Befreyung vom Roste ist; oder vielmehr wo es die Sparsamkeit empfiehlet. Von der Beschaffenheit dieser Bleche überhaupt kann unter dem Artikel Blech nachgelesen werden. Der Baumeister merkt sich bey den Weissblechen, daß jede Tafel 13 Zoll lang und 10 Zoll breit ist, der Stärke nach aber in Lilien- und Kreuzblech getheilt wird, so daß 17 St. Lilienbleche am Gewichte 16 St. Kreuzbleche geben.

Das Schwarzblech welches in Kreuz, Foder und Senkel oder Eckelblech getheilt wird, ist in dessen Grösse verschieden. Das kleine Kreuzblech ist 1 Fuß lang 9 Zoll breit, das grose aber 15 Zoll lang und 12 Zoll breit. Es ist einem Baumeister bey dem Ueberschlag machen sehr daran gelegen, daß er das Gewicht der Bleche wisse, dahero dann folgende Tabelle so auf den Nürnberger Fuß berechnet ist, mit Nutzen wird können gebraucht werden.

Der Quadratfuß beträgt ein Gewicht, von

¼	Linie	dick	.	.	.	25	Loth	½	Quint.
½	—	—	.	.	1	Pf.	18	—	1	—
¾	—	—	.	.	2	—	11	—	1½	—
1	—	—	.	.	3	—	4	—	2	—
1¼	—	—	.	.	3	—	29	—	2½	—
1½	—	—	.	.	4	—	22	—	3	—
1¾	—	—	.	.	5	—	15	—	3½	—
2	—	—	.	.	6	—	9	—	—	—
2¼	—	—	.	.	7	—	27	—	1	—
3	—	—	.	.	9	—	13	—	2	—
3½	—	—	.	.	10	—	31	—	3	—
4	—	—	.	.	12	—	18	—	—	—18

Eisenblüthe, (Metallurgie) diesen Namen führt nicht nur eine zwar in Eisengruben öfters vorkommende, aber nicht eisenschüssige zweigichte Spielart des Tropfsteins, sondern auch verschiedene waren Eisenerze. 1) Eine im Bruch schwimmende feinkörnige Spielart des Eisenspats, wie sie in Steiermark, Siegen, Schweden, auch bey Voigtsberg in Sachsen, und bey Schmolnitz in Ungarn häufig vorkommt. 2) Eine schneeweisse löcherichte, zuweilen gleichsam von Würmern zerfressene, auch wohl manchmalen zweigicht gewachsene und meistens mit weissen Kalktuff übersinterte Spielart des Eisenspats, die in Steuermark häufig, auch im westlichen Silberberge in Schweden bricht. 3) Eine Spielart der Eisenacher, welche sternförmig fasericht angeschlossen ist, von Camsdorf in Sachsen. 4) Was bey Spaller in Siebenbürgen diesen Namen führt, scheint ein schwarzes Eisenerz in ordentlichen Krystallen zu seyn. (12)

Eisenblumen, (*Flores salis ammoniaci martiales*,) (Pharmacie) so nennt man eigentlich eine trockene Auflösung des Eisens in Salmiak, der davon eine gelbe Farbe, neben dem scharfen einen herben Geschmack, und so wie andere Eisenauflösungen, die Eigenschaft hat, Wasser, das mit zusammenziehenden Körpern aus dem Pflanzenreiche gekocht oder eine zeitlang heiß darüber gestanden hat, zur Dinte zu machen; sie wird an der Luft feucht, und giebt mit der Auflösung eines feuerfesten Laugensalzes begossen, den Geruch eines flüchtigen Laugensalzes von sich. Ein herrliches Mittel, in welchem die stärkende Kräfte des Eisens mit den reitzenden, eröffnenden, verdünnernden und der Fäulniß mit Macht widerstehenden Kräften des Salmiaks vereinigt sind, das daher lange, von vielen als ein geheimes Mittel, und unter fremden Namen vornehmlich in Wechselfiebern gebraucht wurde. Man kann dazu nicht nur vollkommen metallisches Eisen oder eine Eisenfeile (im engern Verstande Flores salis ammoniaci martiales,) sondern auch natürliche oder künstliche Eisenkalke, mit welcher die Arbeit leichter vor sich geht, wie z. B. Blutstein (Flores salis ammoniaci hæmatisati oder Aroph Paracelsi) Eisensafran, Eisenocher oder rothgebrannter und ausgelaugter Eisenvitriol (bey vielen Ens Veneris oder Sulphur vitrioli anodinum) gebrauchen: welchen man aber wählt, so muß er zuvor, so wie der Salmiak, so fein als möglich zerrieben, ein höchstens zween Theile von einem der erstern mit sechzehn Theilen des letztern genau untereinander gerieben, an einen feuchten Ort gestellt, daß das Gemenge anfängt feucht zu werden, und einen flüchtig laugenhaften Geruch von sich zu geben, oder mit ebendemselben Salzgeist angefeuchtet, und so in Kullimirgefässe gebracht, anfänglich ein schwaches Feuer gegeben, und wenn alle Gefässe gleich warm sind, das Feuer auf einmal verstärkt werden: so geht gemeiniglich (wenn man eine Vorlage angehängt hat, doch bey dem angegebenen Verhältniß nur wenig) anfangs etwas von einem sehr starken gelblicht gefärbten flüchtig laugenhaften Geiste in die Vorlage über, dann steigt bey dem verstärkten Feuer unzerstörter Salmiak mit einem Theil des Eisens innigst vereinigt und davon gelb gefärbt in die Höhe und auf dem Boden bleibt eine braune Materie zurück, die an der Luft feucht wird, und zum Theil zu einer braunlichten Flüssigkeit zerfließt, die nichts anders als Eisenöl ist. (s. Eisenöl.) Man kann diese Blumen auch erhalten, wenn man das Gemenge aus Eisen und Salmiak so lange an einen feuchten Ort stellt, bis es anfängt flüssig zu werden, denn bey einer ganz gelinden Wärme trocknet, wieder an einen feuchten Ort stellet, wieder trocknet, und so lange damit fortfährt, bis die Feuchtigkeit sich stark genug gefärbt hat, dann alles in reinem Wasser auflöst, die Auflösung durchseit, und bey einem ganz gelinden Feuer einkocht; stellt man sie vom Feuer ehe sie ganz trocken ist, so schiessen wahre Krystallen darinn an: diese Blumen lösen sich im Wasser und in Weingeist auf, mit letzterem geben sie Mynsichts Eisentinktur. (12)

Eisenbohrmaschine, (Maschinenbau) hat die Bestimmung das Eisen zu bohren, welches durch einen senkrechten Stand des zu bohrenden Theils geschiehet.

Das Wasserrad bewegt durch dessen Umdrehung an seinem Wellbaum ein Kammrad. Neben diesem steht ein senkrechter Wellbaum, der am untern Theil einen Trillis hat, welcher von dem Kammrad bewegt, den stehenden Wellbaum immer im Kreise herum drehet. In diesen Wellbaum oben wird die Docke gestellt, welche den Bohrer in sich begreift, und bald die Bohrdocke bald aber der Bohrkolben genennt wird. Diese besteht aus einem messingen oder kupfernen Cylinder, so etwas nach vornenhin verjüngt ist, in welchen stählerne Bohrmesser können gelegt und fest gemacht werden. Was die zu bohrende Sache betrift, so wird solche in eine Art von stehenden hölzernen Gatter, wie bey den Schneidemühlen das Sägegatter ist, gestellt und gespannt. Dieses Gatter welches in Rahmen senkrecht lauft, druckt vermög seiner Schwehre beständig auf den sich bewegenden Bohrer, wodurch alsdenn solcher würkt.

Die Spähne fallen alsdenn selber aus; man hält sich Bohrkolben von verschiedenen Diameter, weil man jeden Gegenstand vorher mit den kleinsten Bohrern durchbohrt, ehe man sich der grösern bedient. (18)

Eisenbräune. (Metallurgie) Ist nichts anders als eine sehr gewöhnliche Bräune, gemeiniglich gelblichtbraune Spielart der Eisenbohrer, die sich im Feuer etwas heller brennt. (12)

Eisenbranderz, (Metallurgie) es hat oft ganz das äussere Ansehen der Steinkohlen, doch findet man es auch braun, z. B. bey Wehrau in der Lausnitz und bey Lorgelow in Pommern und noch dabey durchscheinend, fast wie Geigenharz, z. B. bey Grosvoigtsberg in Sachsen, (wenn anderst dieses zugleich etwas Arsenik haltendes Erz, da es im Feuer nicht brennt, diesen Namen verdient,) es enthält ausser denen Theilen, welche die Flamme verzehrt immer auch Eisen, dessen Antheil in hundert oft dreyßig Pfunde beträgt; bald (und so findet man es blos in der schwedischen Provinz Nerike, dicht bey Königsberg in Norwegen) verändert es sich zwar in einem gelinden Glühefeuer nicht, wohl aber in einem Röstfeuer und unter der Muffel, und läßt dann wenige anfangs gelblichgrüne, dann röthlichtbraune Asche zurück, die vom Magnet gezogen, aber schwer zu vollkommenem Eisen wieder hergestellt wird; bald entzündet es sich zwar sehr geschwind, brennt aber nur mit einer kleinen Flamme, und verliert dabey an körperlichem Innhalt nichts, und an Gewicht nur wenig; so findet man es dicht und im Bruch glatt, bey Presnitz in Niederungern, im Iberg am Harze, und auf dem Waschberge in Schweden, locker und mürbe auf dem Finaberge in Schweden. (12)

Eisendrat, s. Drat.

Eisendrehmaschine, (Maschinenbau) wird eine Drehmaschine genennt, welche zum drehen des Eisens dienet. Man hat bey ihrer Anlage auf alles das zu sehen, was von den Drehmaschinen überhaupt gesagt worden. Ehedessen glaubte man nicht, daß es möglich wäre das Eisen in grossen Stücken zu drehen, heutzutag aber kann man durch Hülfe der Wasserräder alles leisten, und wie dieses geschiehet, soll in folgender Beschreibung einer dergleichen Maschine gezeigt werden. *) Ein Wasserrad, welches in einem starken Wellbaum befestigt ist, hat ein grofes Stirnrad und ein klein Stirnrad zugleich, das grosse Stirnrad setzt einen Drilling mit dem Dreher in Bewegung, das kleine aber das gedrehte; ersterer muß 6omal umlaufen, bis das gedrehte einmal. Das Wasserrad kann unter und oberschlächtig gebaut werden. — Hier ist es unterschlächtig 16 bis 20 Fuß im Durchmesser, mit 3 Fuß Gefälle. Der Wellbaum muß 2 Fuß bis 2½ Fuß stark und wohl gebunden seyn. Die Zapfen des Wellbaums zu 3½ bis 4 Zoll dick und mit Schaufeln, die gegeneinander in Winkel gestellt, fest gemacht werden. Das grosse Stirnrad erhält 144 Kammen oder Zähne, dessen Trillis 6 Spindel. Es bewegt sich also der Trilling 24mal bis das Wasserrad einmal. Das kleine Stirnrad hat 12 Kammen, und dessen Trilling 30 Spindel, folglich bewegt sich das Wasserrad 2½mal bis das gedrehte Stück einmal. Mithin verhält sich die Bewegung desjenigen Wellbaums der das gedrehte Eisen bewegt, zu der Bewegung des Wellbaums der das Eisen drehet, wie 1 : 24 + 2½ = 1 : 60. Der Trillis des Drehers muß mit dessen Anhaltstange ganz von Eisen seyn. In die Anhaltstange kommen die Drehfeilen, welche man nach Belieben hin und her stellen kann. Alles andere hat die Eisendrehmaschine mit dem Drehzeuge gemein. (18)

*) s. Taf. Maschinenbau, Fig. 44.

Eisendruse, (Metallurgie) so nennt man eine zellige, gemeiniglich weisse, und mit einem weissen Kalktuff übersinterte Spielart des Eisenspats, die in den steierischen Eisengruben und in dem westlichen Silberberge in Schweden nichts seltenes ist. (12)

Eisenerde, (Metallurgie) **blaue, blaue Farberde,** natürliches Berlinerblau, Farbennieren, ein Naturprodukt, das dem künstlichen Produkt dieses Namens in vielem ähnlich, und da es noch überdies wenigstens sehr oft, in Gesellschaft vermoderter Thiere und Pflanzen, aus welchen sich dann brennbares Wesen und flüchtiges Laugensalz entwickelt, z. B. in Torfmoren gefunden wird, wahrscheinlich auf eine ähnliche Weise und aus dergleichen Theilen entstanden ist, nur daß sie sehr oft noch etwas Thon und Sand beygemischt hat: sie hat einen matten Bruch, und zwar öfters in den Gruben eine milchweisse, (die sie auch nachher noch lange im Kern behält) Farbe, welche sich aber nachher an der Luft oder im Wasser in eine blaue, so wie diese im Feuer in eine braune verwandelt; von sauren wird sie, wenigstens zum Theil angegriffen und mit Holzkohlen ins Feuer gebracht, giebt sie Eisen, zwanzig (die kreuzburgische aus Oberschlesien) bis vier und vierzig Pfunde (der sibirische) aus dem Centner; darauf kann sie, so wie auch zur Farbe genutzt werden: die Lungusen bestreichen damit den Saum ihrer Kleider; denn sowohl in ihrem Vaterlande, am Schadugna, bey Muran und in andern Gegenden Sibiriens und Rußlands, als auch in Eisland in den norwegischen Nordländern, in den schonischen Ebenen, in mehreren niederländischen Sümpfen, am Eckartsberg bey Weissenfels in Sachsen, bey Olbersdorf in der Oberlausnitz, in den niederschlesischen Morästen bey Beuthnitz, Pathowitz, Dachenberg, Creuzburg und Niederleschen, bey Krakau und in andern Gegenden des ehemaligen Polens, auf den wachinischen Alpen im Krain, bey Bleyberg in Kärnthen, bey Herderen im Breisgau, bey Babenhausen in Schwaben, bey Hirschfeld, bey Peina im Hildesheimischen, bey Maschen im Hannöverischen hat man sie gemeiniglich in Thon, Torf oder Morasterze, meistens nierenweise angetroffen. (12)

Eisenerde grüne, grüne Farberde; sie enthält ausser Eisenkalk (diesen doch nicht in schmelzwürdiger Menge) vielen Thon, gemeiniglich auch noch Sand und Kalkerde: sie wird blos zum färben und malen

gebraucht, und deßwegen damit im Venetianischen, wo sie und zwar vornehmlich bey Brentonico am Baldusberge gegraben wird, ein starker Handel damit getrieben; man findet sie aber auch bey Pontaudemer in der Normandie, und bey Prasnitz in Böhmen. (12)

Eisenerz, (Metallurgie) bedeutet im engern Verstande diejenige natürliche Verbindungen des Eisens, in welchen es blos durch die innige Vereinigung mit einem andern Körper seine Vollkommenheiten verlohren hat, und blos durch die Abscheidung dieses andern Körpers sie wieder erhalten kann; im gewöhnlichen Verstande aber alle natürliche Gestalten des Eisens, in welchen es nicht in seiner ganzen metallischen Vollkommenheit ist, es mag nun mit einem andern Körper vereinigt oder nicht vereinigt, nur blos damit vermischt oder darinn aufgelößt seyn. Dieser leztere Begriff hält also auch diejenige natürliche Gestalten des Eisens unter sich, welche im engern Verstande eher den Namen natürlicher Eisenkalke verdienten, wenn sie schon sehr selten reine Metallkalke sind: dieser mineralogische Unterschied hat selbst auch auf die Art, diese Erze zu behandeln, um das Eisen daraus zu gewinnen, grossen Einfluß. Erze, in welchen das Eisen noch ganz in metallischer Gestalt in Arsenik oder Schwefel aufgelößt ist, haben metallischen Glanz, schmelzen leicht im Feuer, und die leztern werden von Magneten angezogen; um aus ihnen das Eisen zu gewinnen, kommt es also hauptsächlich darauf an, den ihnen beygemischten Körper zu scheiden, und da dieser in den angezeigten Fällen flüchtiger Art ist, so kann er gröstentheils schon durch das bloße Feuer geschieden werden; diese müssen also, man mag sie probiren oder verschmelzen, vorher geröstet werden. Erze hingegen, in welchen das Eisen in Kalkgestalt für sich allein oder bald mit Erdharz, bald mit Kalkerde, bald mit Glimmer, bald mit Thon, bald mit Sand oder Quarz vereinigt ist, erfordern diese Vorbereitung nicht, vielmehr könnte sie in manchen Fällen schädlich werden, weil dadurch ein Theil des Eisens verflüchtigt wird; manchmal kann sie ein gelindes Feuer mürbe, und dadurch leichter zu Puchen machen, oder wenn sie Kalkerde in sich führen, diese in ungelöschten Kalk verwandeln, der denn die dem Metallkalke beygemischte Luft schneller in sich schluckt, und so die Wiederherstellung befördert: die leztere Erze schmelzen gemeiniglich schwer (Dürrsteinerze Kalkblasige) nur diejenige ausgenommen, in welchen der Eisenkalk mit Erdharz oder Kalkerde vereinigt, die auch ohne Zusatz fast alle leicht fliessen; man nennt sie daher Quicksteinerze, willige Erze von Magneten, auf die gewöhnliche Art daran gebracht werden sie roh, einige auch nach dem Rösten ohne Zusatz nicht gezogen. Man probiert sie auf den feuchten oder auf den trockenen Wege. Im ersten Fall wird das Erz so zart als möglich gestossen und abgerieben, und zu widerholtenmalen, bis dieser keine Farbe mehr auszieht, mit Salzgeist gekocht, und denn unaufgelößt zurück bleibt, mit Wasser ausgewaschen, getrocknet und abgewogen; es wird gemeiniglich Kieselerde bey der ersten Abtheilung der Erze, Schwefel oder Erdharz seyn. Auf den Salzgeist giebt man nun recht gesättigte Blutlauge, einen Tropfen davon nach dem andern, so lange bis der Geist nicht mehr davon trüb wird, läst denn alles stehen bis der Geist wieder klar geworden ist, gießt diesen dann ab, wascht den blauen Bodensatz mit Wasser etlichemal aus, trocknet ihn und wiegt ihn ab; ungefähr den sechsten Theil davon macht das Eisen aus, so weiß man also wenn man ein bestimmtes Gewicht von Erz zu diesem Versuche genommen hat, die Menge des darinn befindlichen Eisens; es könnte zwar diesem blauen Bodensatz auch noch Braunstein beygemischt seyn; diesen erkennt man daran, wenn man diesen Bodensatz, nachdem man ihn sorgfältig abgewogen hat, in Wasser bringt, worein man zuvor etwas Salpetergeist gegossen hat, davon herausnimmt, auswascht, trocknet und abwiegt; hat er am Gewicht verloren, so ist Braunstein darinn; um also die wahre Menge des im Erz befindlichen Eisens in diesem Fall zu erkennen, muß man erst von diesem durch Salpetersäure seines Braunsteins beraubten Bodensatze den sechsten Theil als den wahren Eisengehalt des Erzes ansehen: ist es aber nicht blos um den Eisengehalt zu thun, sondern auch darum, zu wissen, was noch mit Eisen vermengt ist, so muß man theils das genauer prüfen, was vom Salzgeist unaufgelöst zurückbleibt, theils die Flüssigkeit, die über dem blauen Bodensatze steht. Man bringt also das erstere in einem reinen Tiegel in das Feuer; der Geruch und die Farbe des aufsteigenden Rauchs und Flamme wird bald die Gegenwart des Arseniks und Schwefel verrathen, wenn sie in dem Erz vorhanden waren, und den Abgang, den die in den Tiegel gebrachte Materie am Gewichte leidet, die Menge derselbigen, so wie das Gewicht dessen, was nun im Tiegel zurück bleibt, die Menge der Kieselerde in einer bestimmten Menge des Erzes: die Gegenwart der Kalkerde verräth sich zwar, wenn ihre Menge nicht zu gering ist, durch Aufbrausen mit Säuren, oft durch ein starkes Knistern, schon in einem ziemlich schwachen Feuer, oder durch eine weisse Farbe, die im Feuer dunkel wird; aber gewisser werden wir davon so wohl als von den andern Erdarten, wenn sie anderst in dem Erze stecken, und insbesondere von der Menge, in welcher sie dem Erze beygemischt sind, wenn wir die Flüssigkeit, welche über jenen blauen Bodensatze steht, genauer untersuchen, und was noch von Erde darinn enthalten ist, durch die Auflösung eines durch Verpuffen von gleichviclem gereinigten Weinstein und Salpeter gewonnenen Laugensalzes in distillirten Wasser niederschlagen, den Bodensatz auswaschen, trocknen, ungefähr eine halbe Stunde lang ausbrennen und abwägen, nun sechsmal so viel destillirten Essig darauf giessen, und eine Stunde lang darüber stehen lassen; dann abgiesen, durchseihen und was er von Erde in sich aufgelöst hat, durch das bereits genannte Laugensalz niederschlagen, auswaschen, trocknen und abwiegen, nun in Salzgeist auflösen, wenn alles aufgelöst ist, so lange tropfenweise Vitriolöl zugiesen, als der Salzgeist davon trüb wird, und glänzende Blättchen zu Boden fallen läßt; denn die Flüssigkeit abgiesen, den zu Boden gefallenen blätterichten Selenit trocknen und abwiegen; $\frac{1}{3}$ davon macht die Kalkerde aus, und so bestimmt also das Gewicht des hier zu Boden fallenden Selenits die Menge der in dem Erze befindlichen Kalkerde; zieht man diese $\frac{1}{3}$ von dem ganzen Gewicht der aus dem Essig gefällten Erde ab, so hat man die Menge der in dem Erze enthaltenen Bittersalzerde, wenn einige in dem Erze steckt, und laugt man endlich das, was der Essig nicht aufgelöst hat, mit Wasser aus, trocknet es und wägt es, so hat man das Gewicht der in dem Erze befindlichen Alaunerde: so genau bestimmt freylich die Probe auf den trockenen Weg den Gehalt des Erzes nicht, aber sie zeigt uns doch wie viel Eisen aus dem Erz auf welche Art es am leichtesten gewonnen werden kann, und im Allgemeinen auch, was dem Eisen in diesem Erze

beygemischt ist. Allein da sich das Eisen viel leichter als andere Metalle im feuerfesten Laugensalze auflößt, wenn es im feurigen Flusse ist, so muß unter den Materien, welche dem Erze bey der Probe zugesetzt werden, feuerfestes Laugensalz, das sonst so gewöhnlich darzu kommt, es mag Namen haben welche es will, so viel als möglich vermieden werden, weil dieses einen Theil des Eisens auflößt und in die Schlacken bringt, und dadurch die Probe falsch macht, indem sie den Eisengehalt geringer angibt als er wirklich ist; schwarzer, weisser, roher Fluß, Glasgalle muß also hier vermieden und selbst Borax bey strengflüssigen Erzen nur in kleiner Menge zugesetzt werden. Man nimmt also mit der Vorsicht, welche auch bey den Erzen anderer Metalle erfordert wird, zween Probiercentner, verkalkt den einen auf dem Scherben, und bringt ihn erst, dann den andern aber ohne ihn vorher zu brennen, mit dem Flusse ins Feuer, um daraus zu ersehen, ob der verkalkte Centner oder der andere in der Probe mehr Eisen giebt, und daraus zu urtheilen, ob das Rösten dem Erze zuträglich ist oder nicht: bey Erzen, in welchen das Eisen mit Schwefel versetzt ist, ist es am besten auf vier Centner Eisenerz zween Centner Lederkalk, zween Centner Flußspat, anderthalb Centner Kohlenstaub und vier Centner abgeknistertes Kohlsalz; hingegen bey solchen wo der Eisenkalk mit Thon oder Quarz vermischt ist, auf vier Centner Eisenstein, und ein Viertelcentner frischen Lederkalk, eben so vielen Flußspath, einen Centner Kohlenstaub und vier Centner abgeknistertes Kochsalz zu nehmen; oder man setzt auch dem Eisenstein nur den vierten Theil Flußspat oder noch einmal so viel von einem Flusse, der aus sechzehn Theilen weissen Zent abgeriebenen Glases, zween Theile gebrannten Borazes, und einen Theil Kohlenstaub besteht, oder dem, was nach dem Rösten von zween Probircentnern des Erzes zurück geblieben ist, einen halben Probircentner kleingeriebenes Glas, und einen Achtelcentner Kohlenstaub, wenn es strengflüssig ist, noch einen halben Centner Borax, und wenn es bey dem Rösten einen Schwefel- oder Arsenikgehalt zeigte, noch einen Achtel- oder Viertelcentner Kalk zu; Bosc d'Antiq räth acht Theile von einem Glase, das entweder aus einem Theile alicantischer Sode und vier Theilen eines auf glühenden Kohlen mäsig erhärtenden Mergels, oder aus gleichen Theilen von Thon und Gips dem noch ein fünfter Theil Soda beygemischt wird, oder aus zween Theilen von Flußspat, und einen Theil weisgebrannter Knochen, oder statt der letztern Kalkerde oder alikantischer Soda geschmolzen ist, zu nehmen: das Erz sowohl als der Zusatz wird zuerst jedes besonders klar gerieben, dann durch ferneres Reiben genau untereinander gemengt, und nun in einen starken irrdenen Tiegel gebracht. Der Tiegel muß zuvor innwendig entweder eine Glasur aus drey Theilen Sandes und zween Theilen eines feuerfesten Laugensalzes, oder welches noch besser ist, einen Ueberzug von einem Teig aus Kohlenstaub und Wasser bekommen; am besten belegt man Seitentheile und Boden mit einem zuvor etwas angefeuchteten, dann sachte angedruckten Gemenge aus drey Theilen sehr zart geriebenen Kohlenstaubs und einem Theile Leite, so daß man in der Mitte mit dem Mönch des Kapellenfutters ein glattes Grübchen (Spur) macht, bringt die Vermischung in dieses Grübchen, und deckt dann den Tiegel mit einem genau darauf passenden und fest angekütteten Deckel zu: so zubereitet bringt man nun den Tiegel, oder wenn man, wie es immer besser ist, die Probe gedoppelt anstellt, beyde Tiegel so vor das Gebläse, daß sie eine Querhand vor der Leute des Blasebalgs stehen, und den Wind durch den zwischen ihnen befindlichen und mit Kohlen immer gehörig angefüllten Raum noch unter ihrer Mitte hindurchstreichen, und läßt den Wind anfangs sachte, nachher aber stärker gehen, so bekommt man, wenn die Arbeit gut von statten geht, in Zeit von einer Stunde, höchstens von fünf Viertelstunden, unter einer braunen im Bruche glänzenden und dem Geigenharze im äussern sehr ähnliche Schlacke, ausser einzelnen Körnern, die zuweilen noch in der Schlacke stecken bleiben, auf dem Boden einen Eisenkönig; man läßt also den Tiegel nach und nach erkalten, und wenn er ganz kalt ist, zerschlägt man ihn, nimmt was darinn ist heraus, wickelt es in ein gedoppeltes Papier, und stößt es in einem kleinen Mörser grob, so geht die Schlacke leicht von dem Könige ab; bemerkt man noch einzelne Körner in den Schlacken, so müssen diese noch einmal, und sollten noch kleinere Eisentheilchen zurück geblieben seyn, noch zum drittenmal zerstossen, und jedesmal mit einem Magnet ausgezogen, zu dem gröfseren Stücke gethan und mit ihm abgewogen werden: das Gewicht alles zusammengenommen, bestimmt denn die Menge des in dem Erze enthaltenen und bey einem vernünftigen Verfahren daraus zu gewinnenden Eisens: Aber auch die Güte des daraus zu erhaltenden Eisens läßt sich daraus beurtheilen, wenn man nur verhütet, daß er nicht zu schnell abkühle; ist der König schwarzgrau mit zarten schwarz abfärbenden Schuppen überzogen, und läßt er sich unter dem Hammer mit nicht gar zu starken, aber öfters widerholten Schläge strecken, so läßt sich ein sehr gutes gares Roheisen; ist er von aussen und innen weisblättericht, spiegelicht und hart, ein Rohstahleisen, ist er schwarzgrau und mit zarten schwarz abfärbenden Schuppen überzogen, bekommt aber nach einigen Schlägen Risse, ein gutes gemeines Roheisen; ist er glatt ohne Eisenfarbe, weis im Bruche und sehr spröd (dünngrell) noch ein gutes nicht leicht rostendes; ist er aber zwar von aussen schwarzgrau und abfärbend, zerspringt aber auf den ersten Schlag mit dem Hammer, nur ein sehr schlechtes Eisen von diesem Erze, wenn es nicht auf eine von der gewöhnlichen abweichende Art behandelt wird, erwarten; überhaupt kann man sich noch immer ein ziemlich gutes Eisen versprechen, wenn der König ohne alle matte dunkle Theilchen auf dem Bruche, wenn er gleichförmig frisch und glänzend grobkörnig ist; ist er fleckig, so wird das Eisen gemeiniglich rothbrüchig, ist er von aussen fein und gleichsam glasirt, aber innwendig weis, so wird das Eisen kaltbrüchig.

Will man aus diesen Erzen Eisen gewinnen, so müssen sie vorher darzu vorbereitet werden. Sie müssen vorher von ihren Thonarten geschieden, mit Handfäusteln zu Stücken von der Grösse einer Nuß gestossen, wieder, wenn noch welche darinn seyn sollten, von ihren Unarten geschieden, die Sumpferde insbesondere durch Waschen und schlemmen von Sand und Dammerde gereinigt, und wenn der Erfolg der zuvor damit angestellten Probe zeigt, daß es nothwendig ist, geröstet werden; dieses letztere ist bey den Eisenerzen, welche roh von Magneten gezogen werden, nur in so weit nöthig, bis sie eine bläulichte Farbe bekommen, bey den Sumpferzen, auch bey den bläulichten in Gängen brechenden Erzen schädlich; desto nö-

thiger hingegen bey kiesichten und arsenikhaltigen Eisenerzen; hier muß das Feuer stark seyn, lange anhalten und dreymal gegeben werden; man legt nemlich die Erze entweder schichtweise mit Kohlen oder Holz, das man nachher anzündet, und bedeckt sie oben mit Zweigen und Kohlenstaub, oder man nimmt das Rösten im runden, viereckigen oder auch solchen Ofen vor, wie diejenige sind, in welchen Kalk gebrennt wird, und läßt sie, nachdem die Arbeit erkaltet ist, auf der Röststätte oder in dem Röstofen erkalten; dann pucht man sie entweder mit dem Hammer zu Stückchen, die ungefähr so grob als eine kleine Bohne sind, oder auf ordentlichen Puchwerken zärter, doch müssen sie nicht zu zart gepucht werden, weil sie sich sonst leicht unten im Ofen zusammen setzen, und denn zur vollständigen Schmelzung noch einmal so viele Kohlen nöthig haben; bey manchen dürfte es gut seyn, sie so gepucht in niedrige und kleine Halten zu stürzen, ungefähr ein Jahr lang liegen zu lassen, und im Frühling und Herbst umzustürzen: So bringt man sie nun in den Ofen, die leichtflüssige haben keinen Zuschlag oder Fluß, das heißt einen Körper, welcher theils die hier dem Eisen noch anhängende Luft, und die übrigen fremden Theile die es noch bey sich hat, in sich schluckt, und die letztere mit sich in Schlacken verwandelt, theils den Fluß leichter und dünner macht, und dadurch eine Ersparniß an Feuerung bewirkt und die Abscheidung des Metalls erleichtert, nöthig, sondern können noch als Zuschlag bey den strengflüssigen Erzen gebraucht werden; hingegen bey diesen ist ein Zuschlag durchaus nöthig; nur muß man in der Wahl desselbigen vorsichtig seyn, denn offenbar kommt die schlechte Art manchen Eisens von einer Nachlässigkeit der Unwissenheit in diesem Puncte her; gare Eisenschlacken von einem geschmeidigen Eisen sind durchaus der beste Zuschlag, vornehmlich bey dem Verfrischen. So vortrefflich Kalkstein, Kalktuff und andere reine Kalkarten, auch Mergel bey thonichten, sandichten, sauren und quarzichten Eisensteinen, als Zuschlag gebraucht werden können, so sind sie doch bey Erzen wo das Eisen schon mit Kalkerde oder mit Mergel verknüpft ist, ohne Nutzen, und bey solchen wo es durch Schwefel vererzt ist, sie mögen ihnen bey dem Rösten oder bey dem Schmelzen zugesetzt werden, äusserst nachtheilig, indem sie so eine gemeine und Seifensiederasche, einen beträchtlichen Theil des Eisens in die Schlacken bringen, so wie hingegen Gyps, Flußspat, Glas und ungare Schlacken das Eisen sprode machen. In Biscaya und im spanischen Antheil von Navarra bedient man sich statt des Ofens eines kupfernen Schmelzkessels, der ungefähr dritthalb Schuhe in die Tiefe und auf der kleinsten Seite sechs Schuhe im Durchmesser hat; innwendig ist er mit einem zwölf Zolle dicken Mauerwerke und mit Platten von Gußeisen belegt, welche gleichsam unterwärts länglichtrunden und etwa drey Schuhe, oberhalb aber fünfthalb Schuhe weiten kegelförmigen Tiegel bilden. Das Gebläse besteht aus ledernen Blasebälgen, und führt den Wind durch eine achtzehn Zolle vom Grunde entfernte Oeffnung ein; durch ein zweytes Loch wird das Gut von Zeit zu Zeit mit einer eisernen Stange umgerührt, und durch ein drittes die Schlacken abgezogen, das Eisen aber auf dem Grunde des Ofens gelassen, und glühend mit eisernen Stangen und Zangen auf den Ambos unter den Hammer gebracht, so werden in vier Stunden beynahe sechshundert Pfund Erz verschmolzen, und aus diesen beynahe zweyhundert Pfund Stangeneisen gewonnen. An andern Orten bedient man sich kleiner Oefen oder Gruben, welche freylich wenige Umstände erfordern, aber auch geringen Vortheil bringen; man wärmt zuerst den Ofen mit angezündeten trockenen Holze, und trägt dann die Kohlen mit einer grössern, das Erz aber mit einer kleinern Schaufel so lange schichtweise auf, bis mit Hülfe der inzwischen in Bewegung gesetzten Feuerfächer dreyßig bis vierzig Schaufeln Erz geschmolzen sind, nimmt während der Arbeit durch das Durchbohren der Erde vermittelst einer spitzigen Stange die Schlacken ab, und wenn der Ofen erkaltet ist, das Eisen heraus. Besser schmelzt man die Eisenerze im hohen Ofen; dieser ist gemeiniglich zwanzig bis dreyßig Schuh hoch, hat eine gedoppelte Mauer, und bestehet aus zween Theilen, dem Heerd und dem Schachte, der erstere, welcher nemlich das geschmolzene Metall nebst den Schlacken in sich faßt, ist viereckig, vier Ellen breit, zwo Ellen lang, und drey Viertelellen hoch, nach vornen zu aber so verschlossen, daß er zum Ablassen der Schlacke, oder des Eisens ganz oder zum Theil geöfnet werden kann; über ihm ist der Schacht, der innwendig, damit die Luft besser durchzieht, und die Schlacken sich nicht so in die Ecken ansetzen, zirkelrund, in der Mitte bauchig und zwölf Ellen, oben aber enger und neun Ellen, unten noch enger, und sechs bis sieben Ellen im Durchmesser weit ist; unten sind seine Mauren, vom Schachtfutter an gerechnet gegen zehen, nach der obern Oefnung (Gicht) zu aber acht Schuhe dick: Weil die Blasebälge am besten durch ein Mühlwerk getrieben werden, so setzt man diesen Ofen, so wie die übrige Hüttenwerke gemeiniglich an ein Wasser, doch muß er auf trockenem Boden stehen, und, wo er nicht trocken genug ist, eine Sohle mit gepuchten Schlacken und Kieseln geschlagen, rund herum Graben gezogen, und Abzüchte, die in Thon gelegt sind, auch nun das bey einer starken Erhitzung sich sonst leicht ereignenden Bersten des Ofens zu verhüten, Anker (oben) hölzerne Zwinger, und Eckpfeiler die bis einige Schuhe hoch über den Schwerpunkt des ganzen Ofens aufgeführt werden, angebracht, auch in dergleichen Absicht um die innere Kern- oder Futtermauer, die gemeiniglich aus feuervestem Sandstein besteht, eine dritthalb Schuh dicke Mauer aus vestgebrannten Ziegelsteinen aufgerichtet, diese durch einen Mörtel der aus drey Theilen gebrannten und zween Theilen rohen Thons besteht, zusammengekittet, und der zehn bis zwölf Zoll betragende Raum zwischen dieser und der äussern Mauer, die aus Feldsteinen oder Ziegelsteinen mit gemeinen Mörtel gebaut ist, mit gepichten Schlacke und gebrannten Thon ausgefüllt und vollgestampft werden; dieser Heerd wird durch das Gestell, auf welchem eigentlich das Schmelzen geschieht, verengert; es muß von einer Steinart, die im Feuer nicht springt, noch mit dem Zuschlag der Erze zusammenschmelzt, z. B. von feuervestem Sandstein, Gnanit, Gneis, Murkstein, Geisbergerstein, Schneidestein, Topfstein oder dem eben von diesem Gebrauche sogenannten Gestellstein gemacht werden, und bestehet aus dem Sohlen oder Bodensteine, aus dem Rücksteine, auf dessen einer Seite der Formstein, auf der andern aber das Windstück deren jedes auf seine Kaltstücke, so wie auf jedem ein sogenanntes Gemeinstück angebracht wird, aus dem Hintergestelle, und aus dem auf den beyden an der Seite des Form- und Windstückes anstossenden Backenstücken, ruhenden Tümpelstücke, vor

welches noch eine eiserne gegossene Kachel mit dem Trageisen gelegt wird, als dem Vordergestelle; es hat die Absicht das Feuer mehr in's Enge zu bringen, und dadurch die Ausscheidung des Metalls zu erleichtern und zu beschleunigen: von seinem äussern Rande, nach der Mitte des Bauchs des Schachts zu wird in einer schiefen Richtung die Rost, nemlich ein Mauerwerk aus Leimen und Ziegeln, oder noch besser aus feuervesten Steinen aufgeführt, damit der auf ihr bereits halbgeflossene Eisenstein, dessen Schlacken noch zähe sind, sich nicht an die Wände des Ofens anhängen, und den Ofen versetze: der zwischen dem Gestelle und den Wänden des hohen Ofens übrige Raum wird mit guten Backsteinen vest und dicht vermauert, oder mit trockenem gebrannten Thon und dergleichen Sande vest zugeschlagen: das Gebläß bey diesem hohen Ofen besteht aus zween Doppelbälgen, an welchen der obere und untere Kasten aus trockenen inwendig glatt ausgehobelten fichtenen Bohlen, die drey Zolle stark, mit scharfen Falzen zusammen gefügt, und an den Fügen mit sehr weichem in Oele getränktem garem Leder auf zween Zolle breit bedeckt werden, zusammengesetzt, genau mit einander verbunden und verfedert sind; man legt die Röhren oder Tiesen der Bälge, die in ihren Oefnungen mit Eisenblech verwahrt werden müssen, damit der Wind desto besser nach allen Ecken des Gestells streiche, so daß sie sich kreuzen, übrigens muß die Grösse und das Gewicht der Tiesen und Bälge mit dem Raum des Ofens, mit der Leicht- oder Strengflüßigkeit der Erze, und mit der Strenge der zu verschlakenden Theile des Erzes in richtiger Verhältniß stehen; der Wind nun, der das Gebläse macht wird durch einen Canal, welcher die Form heißt, in den Ofen geführt; da dieser Wind so herein kommen muß, daß nicht nur zunächst der Form, wo die Erze zuerst schmelzen, und auf dem Gestelle, der Form gegen über und unter derselben, wo die scheidende Schmelzung hauptsächlich vorgeht, sondern auch in den verschiedenen Theilen des Schachtes, wo Kohlen und Erze glühen, und diese durch das brennbare Wesen der Kohlen wieder hergestellt werden, das Feuer stark genug wird, so muß die Form nahe an der Fläche liegen, in welcher der Mittelpunkt des Ofens ist, wenigstens unter einem Winkel von neun bis zwölf Graden gegen die Horizontallinie eingelegt werden, dem Solenstein nahe genug, übrigens mehr nach dem Rückstücke gerade in dem Mittelpunkt des Ofens stehen, inwendig ganz glatt, nach oben gewölbt, unten platt, und so gemacht, daß die Tiesen der Bälge genau in ihre Winkel schliessen, und wenn sie zu weit geworden und angegriffen ist, herausgenommen und anders eingesetzt, oder (in der Kunstsprache) umgeformt werden. Vor seinem Gebrauche wird nun der Ofen langsam durchwärmt, und in dieser Absicht vor der Form und im Vordergewölbe mit Kohlen, oder besser mit Holz anfangs, bis der Laim auswendig braun wird, ein schwaches, nachher sechs Stunden lang ein etwas stärkeres Feuer gegeben; dann auf den Solenstein eine Hand hoch Sand oder Asche darauf gestreut, und glühende Kohlen darauf geworfen; wenn etwas von dem Gestelle abspringt, noch einige Stunden von aussen geheizt, sonst aber auf dem Solensteine ein kleines Holzfeuer gemacht, das nach und nach verstärkt wird, wenn dieses ausgebrannt ist, auf das Gestelle trockene Kohlen geschüttet, die Gicht mit eisernen Platten belegt, der Heerd mit Steinen versetzt, und das Feuer langsam niedergebrannt; nun füllt man den Ofen bis über die Rost, und nachdem man die Platten von der Gicht hinweggenommen hat, ganz mit Kohlen, die nicht gar zu trocken, und zu frisch gebrennt seyn müssen, und wenn er bis auf sieben Schuhe niedergegangen, öffnet man den Heerd, giebt nun bey durchdringender Flamme, anfangs, und bis sich von der Forme Schlacken und Eisenfunken zeigen, ohne Gebläse nur kleine Gichten von Eisenerz und Kohlen, vermehrt diese nach und nach, und steigt, indem man nun langsam das Gebläse anläßt, von Tag zu Tag bis zur vestgesetzten Verhältniß auf: statt der Holzkohlen kann man auch Torf oder abgeschwefelte Steinkohlen, die doch kein so gutes Guß- und Roheisen geben, bey strengflüßigen Erzen blos Kohlen von hartem, als: Buchen- Rüstern- oder altem Birkenholze gebrauchen, bey leichtflüssigern sie mit fichtenen bald in dieser, bald in jener Verhältniß vermengen; ihre Menge gegen die Menge des Eisens richtet sich theils nach ihrer Güte, theils nach dem Gehalt und der Schmelzbarkeit des Erzes; von guten Kohlen hat man nicht so viel nöthig, als von schlechten und weichen; bey armen, leichtflüssigen und fetten d. h. mit brennbaren Wesen getränkten Erzen nicht so viel, als bey reichen, strengflüssigen und magern; nimmt man zu wenig Kohlen, so geht zu vieles Eisen in die Schlacken, nimmt man zu viel, so erhält man kein gutes Gußeisen; am gewöhnlichsten nimmt man bey grössern Oefen auf fünfzehen Schaufeln Erz zwey und zwanzig und eine halbe Schaufel Flus, und setzt solcher Gichten innerhalb vier und zwanzig Stunden achtzehen auf; überhaupt aber richtet sich die Grösse der Gicht, d. h. dessen, was auf einmal in den Ofen eingetragen wird, nach der Grösse des Ofens, und beträgt von acht bis zwanzig Kästchen, deren jedes sechzehen Zolle lang, zwölf breit, und eben so tief ist. Daß es an Eisenstein fehlt, erkennt man währender Arbeit daran, wenn die Steine oben im Ringe der Schacht, sowohl als die Flamme oben weiß ist, wenn, ungeachtet die Bälge nicht ungewöhnlich stark gehen, vorzüglich bey Nacht, Rauch und Flamme ungewöhnlich höher über dem Ofen spielen, und sich viele Eisenfunken zeigen, wenn man durch die Form mehrere weisse, als schwarze Eisentropfen sieht, wenn die Schlacke weiß, leicht, dünnflüßig, und unterwärts etwas rostig ist, und selbst wenn das Erz nicht mit Wake vermengt ist, dennoch gleichsam Silberblättchen zeigt, und endlich, wenn das Eisen, nachdem es durch die gemachte Oeffnung vom Heerde abgeflossen und erkaltet ist, im Bruche wie Silber, sonst schwammig, und voll Gruben und Löcher ist; daß es an Kohlen fehlt, sieht man daraus, daß man durch die Form mehrere schwarze als weisse Eisentropfen erkennt, daß die Schlacke, auch nachdem man schon einigemal ausgestochen hat, schwärzlicht, derb und schwer, und das Eisen weißlicht ist; daß man die Verhältniß recht getroffen hat, sieht man daran, daß die Steine oben am Ring der Schacht blau, die Flamme abwechselnd blau und gelb, spizig und hell, und, so wenig, als der Rauch, zu hoch, daß bey der Form eben so viele schwarze, als weisse Körner zu bemerken, daß die Schlacke hellgrün unten blättericht, schwarz, etwas rostig und bleich, und das abgestochene Eisen eben, an End und Ecken scharf, und mit grünen Blättern eingesprengt ist: Währender Arbeit muß man den Ofen niemals mehr, als eine Gicht niedergehen lassen, Kohlen und Eisenstein gleichförmig im Ofen vertheilen, und so oft aufgetragen wird, bey dem lezten Wurf kleine Kohlen aufgeben, die Schlacken, damit sie die

Form nicht verſetzen, von Zeit zu Zeit, doch nicht, damit das Eiſen nicht unbedeckt bleibe, und verbrenne; zu oft abziehen, wenn der Heerd voll iſt, und das Eiſen mit den Schlacken bald bis an die Forme ſteht, und dies geſchieht in vier und zwanzig Stunden gemeiniglich zweymal, abſtehen, das heißt, nachdem durch eine gegen die das Tümpelſtück ſchützende eiſerne Kachel anzuſetzende Brechſtange alle Schlacken aus den Ecken losgebrochen, und in die Höhe getrieben ſind, das Auge, oder das im Heerd befindliche und mit Sand und Kohlenſtaub verſtopfte Loch öffnen, und nachher wieder zuſtopfen; ſo fließt zuerſt das Eiſen aus dem Heerd in die mit Sand und Kohlenſtaub (Löſche) gemachten, und wie eine halbe Walze gebildeten Hölungen oder Maſſelgraben, und wird entweder wenn man Gefäſſe von gegoſſenem Eiſen daraus machen will, mit Kellen heraus geſchöpft, und in Formen von Sand oder Thon gegoſſen, oder mit Aſche, Sand oder Kohlenſtaub beſtreut, und wenn es veſt geworden iſt, auf die Hammerwerke gebracht: So kann ein hoher Ofen wöchentlich 150 — 300 Centner Roheiſen ausbringen, und, wenn die Geſtellſteine gut, oder, im Fall ſie beſchädigt ſind, geſchont und ausgebeſſert werden, 40, 50 — 60 Wochen gehen; inzwiſchen zieht man doch in Steuermark aus Gründen, die wir unter dieſem Artikel anführen werden, den Bläſofen dem hohen Ofen vor: In dieſem bekommt man bey dem gewöhnlichen Verfahren viererley Roheiſen. 1) Wenn das Gemenge zu ſtrengflüßig, die Kohlen zu leicht, das Gebläſe zu ſchwach, und das Geſtelle zu weit iſt, mit einer löcherichten, ſchweren, braunen oder ſchwarzen Schlacke dickgrelles Eiſen. 2) Wenn der Ofen mit Erz überſetzt, das Gebläſe zu ſtark, der Fluß zu häufig, und die Form zu hoch geführt iſt, mit einer dunkelgrünen, ſchweren und derben Schlacke dünngrelles Eiſen. 3) Vornemlich aus Erzen, welche roh von Magneten gezogen werden, auch aus Blutſtein und Bohnerz wenn ſie mit leichtflüßigen Erzen verſetzt werden, bey gehöriger Anwendung der erzählten Kunſtgriffe mit einer leichten, ſehr löcherichten, weiſſen oder grünen Schlacke gares Roheiſen; und endlich 4) mit einer ſehr, beynahe wie Bimsſtein, löcherichten, weiſſen und leichten Schlacke Stahleiſen; das erſte fließt matt, iſt voll Klumpen, und nach dem Erkalten voll Löcher, im Bruche weiß, grobkörnig, oft ſchaumig, bisweilen voll dunkler oder ſchwarzer Flecken und mürbe giebt bey dem Verſchmieden nur mit groſſem Abgange und vielem Aufwande von Kohlen, ein ſehr elendes Stabeiſen, und kann zu Gußwerken, ſelbſt zu Geſchütz, nicht gebraucht werden; das zweyte fließt ſehr dünn und glatt, und läßt ſich auch zu Laimgüſſen, die kein heftiges Feuer und Stoſſen aushalten müſſen, z. B. zu runden Oefen, Mörſeln u. dgl. aber nicht zu Platten, und haltbarer Guswaare gebrauchen; es iſt ſehr ſpröde, hart, dicht, weis, ſpiegelicht und blättericht im Bruche, und giebt bey dem Verfriſchen nur mit vielem Zeit- und Kohlenverluſt und ſtarkem Abgang ein gutes, doch oft kaltbrüchiges Eiſen; das dritte fließt bey dem Abſtechen zäh, langſam, ruhig, ohne Funken auszuſpritzen, iſt nach dem Erkalten auf der Oberfläche mit dünnen eiſengrauen Blättchen beſtreut, und taugt zwar nicht zu ſehr dünnen Laimgüſſen, auch nicht zu ſehr harter Waare, aber zu Sandgüſſen, Platten und Kanonen; es läßt ſich hämmern und feilen, iſt ziemlich ſchwer, im Bruche grau oder grauſchwarz, matt, feinkörnig, weich und ungleich, fließt im Feuer ſchwer, kann aber mit Vortheil verfriſcht oder nochmalen geſchmolzen werden, und giebt ein ſehr haltbares Stabeiſen; das vierte endlich iſt ſehr rein und mit brennbarem Grundſtoff überſetzt, hat einen weiſſen und ſpiegelichten Bruch, und giebt ein vorzügliches Stabeiſen oder einen guten Rohſtahl. Manchmal bleiben auch in den Schlacken viele Eiſentheile, wie Schrot, auch kleinere, die bey dem Abſtechen abſprüzen, hängen; daraus kann nun das Waſch- oder Kleineiſen noch gewonnen werden; man bringt in dieſer Abſicht die Schlacke unter ein Pochwerk, das Eiſen geht zu Boden, und ſetzt ſich in den erſten Sumpf, der Schlamm hingegen wird von dem Waſſer hinweggeſpült; denn wird das Waſcheiſen mit einer eiſernen Kratze herausgehoben, ausgeklaubt, die groſſe Brocken in das Pochwerk zurückgeworfen, das kleine durch ein Sieb geſetzt, und vom Schlamm geſäubert; was in den zweyten Sumpf kommt, wird entweder in den erſten, oder wenn es nicht gehörig geſchlammt iſt, in das Pochwerk zurückgeſtürzt; übrigens auf ähnliche Art verſchmolzen, wie ſchon erzählt worden. Das Roheiſen wird aber, weil es noch Schlackentheile enthält, durch Schmelzen und Hämmern, Schweiſen und Ausſchmieden davon gereinigt, das iſt, gefriſcht oder verfriſcht; darzu werden gut gebrannte, nicht ſandige Kohlen von friſchem und weichem z. B. Fichten- oder Tannenholze, bey garem Roheiſen ein ſtärkeres Feuer, ein heftigers Gebläſe, und ein gröſſerer und tieferer Herd, bey anderm hingegen zwar anfangs ein langſames, wenn es aber einmal fließt, deſto ſtärkeres Feuer und ein engerer Heerd erfordert; der Friſchheerd, in welchem dieſe Arbeit vorgenommen wird, ſteht in einer Eſſe, die von der Schmieddeſſe nur darin abweicht, daß ſie ſtatt der Wiedmauer einen gewölbten Bogen hat, und beſteht aus fünf gegoſſenen Eiſenplatten, von welchen die unterſte der Friſchboden oder Lauterboden, die zweyte, auf welcher die Form ruht, der Formzacken, die dritte, welche dieſer gerade gegen über ſteht, der Gichtzacken, die vierte, welche dem Arbeiter gegen über ſteht, der Hinterzacken, und diejenige, vor welcher der Arbeiter ſteht, wenn anderſt dieſe Seite nicht blos mit Stäben zugemacht wird, die Schlackenplatte heißt; in dieſer iſt das Lachthohl oder die Goſſe, d. h. ein Loch, wodurch der Lacht oder die Schlacken, als Friſchſchlacken abgezogen werden, ſo wie unter dem Friſchboden, um zu verhindern, daß ſich Eiſen und Schlacken nicht anſetzen, eine Röhre, welche in dem unter dieſer dadurch abgekühlten Platte befindlichen Waſſerkaſten Waſſer herbeyführt; das Gebläſe muß dabey nach der Gröſſe des Heerdes, und nach der Beſchaffenheit des Roheiſens eingerichtet, die Bälge, damit ſie nicht nach oben blaſen, hinten höher gelegt, damit der Wind einerley Richtung behält, gut beveſtigt, und hinterwärts nur ſieben Zolle auseinander, und ſo gelegt werden, daß ſie einen mehr als zween Schuhe betragenden Kreuzwind verurſachen; bey dem Gebrauche wird nun der Heerd mit kleinen reinen Kohlen angefüllt, gegen den Gichtzacken zu einige Kolenſchrite (Schwalen), und über ſie die Gans von Roheiſen, wenn es gar iſt, acht Zoll, wenn es unrein iſt, nur ſechs Zoll weit in das Feuer hinein gelegt, dann mit Kohlen überſchüttet, und nun Feuer gegeben, und das Gebläſe eingehängt, welches bey garem Roheiſen in der Minute ſechsmal, bey unreinem aber anfangs nur viermal wechſeln darf; dann auf die Eiſengans friſch gare Schlacken aufgegeben, und, ſo wie ſie immer weiter eingeſchmelzt, nach und nach immer weiter eingeſchoben; ſo fällt das Eiſen in

mürben Klümpchen nach der Lacht auf den Boden herab, wird aber durch diesen, und durch Kohlenstaub auch durch das An- und Aufrühren vermittelst eines eisernen Spieses verhindert, daß es nicht mit dem Frischboden zusammenschmelzen kann. Hat man nun die nöthige Menge Roheisen eingeschmolzen, so rückt man die Gans aus dem Heerde, zieht das Gebläse stärker an, bricht die auf dem Frischboden liegende einzelne Stücke von weichem Eisen auf, d. h. man bringt sie auf einander in die Höhe und auf frische Kohlen, und bey einem langsamen Wiederschmelzen von aller etwa noch dabey befindlichen Schlacke, in einen Klumpen zusammen; diesen nennt man nun eine Luppe oder Theil, und die ganze Arbeit Theilmachen oder Luppenschmelzen; diese Luppen werden in einem grossen Hammerwerke breit gefletscht, und mit dem Setzeisen in drey bis fünf länglichte Theile, die man Scherben oder Luppenstücke nennt, so wie diese, nachdem sie warm gemacht sind, in noch kleinere Theile oder Kolben getheilt, diese nach erhaltener Schweißhitze in Stäbe geschmiedet, und bey diesem Durchschweisen von der noch in ihnen enthaltenen Lacht befreyt, näher zusammengedrängt, und zu vollkommen metallischen Eisen gemacht.

Die Eisenerze brechen sehr oft ganz nahe am Tage oder auf der Oberfläche der Erde, selten in Flözen, desto häufiger in Gängen, vornemlich in schwebenden; in einigen Ländern, wie z. B. in Siberien der Tschirkai, in Lappland in der Gegend um Torneo herum, in Schweden, in Campiglia und andern Theilen von Toskana, auch in Elba bestehen ganze Berge, oder doch sehr ansehnliche Theile derselbigen blos daraus. So wird in Nordamerika, in Mexiko, in Peru, in Hispaniola, im mitternächtlichen und mittägigen Theile von Afrika, in Persien, Sina, Indostan und den meisten ostindischen Inseln, in Japan, Siberien, Lappland, Norwegen, Schweden (das beste in der Provinz Wermeland, in Grosbritannien, vornemlich in den Provinzen Cumberland, Stirlingshire, Sommersetshire und Northumberland, in Spanien vornemlich in Catalonien, in Frankreich, vornemlich auf den Pyrenäen, in Niedernavarra, Roussillon, Foix, Auvergne, Bretagne, Dauphine, Lothringen, Elsas und auf den vogesischen Gebirgen, in Italien, vornemlich im venetianischen Gebiete, in Toskana, und in Neapel, auf dem Archipel; besonders auf den Inseln Milo, Samot, und Serpho, in Sclavonien (an der Sawa an der bosnischen Grenze), in Bannat, in Siebenbürgen, in Ungarn, in Böhmen, Steyermark, Krain, Kärnthen, Tirol, in der Oberpfalz, und dem Herzogthum Sulzbach, in der Grafschaft Lohndorf, in Hohenzollern, Würtemberg, Nassau, (am vorzüglichsten im Siegenschen) Zweybrücken, am Harze, vornemlich im Blankenburgischen, Waikenriedischen und Stollbergischen, sowohl im herzoglichen, als im churfürstlichen Antheil der sächsischen Länder, in der Eifel, und vornemlich in der Grafschaft Mandersheid, im Sauerlande und sonst im westphälischen Kreise und an andern Orten Eisen aus der Erde gefördert und verschmolzen, und vermuthlich ist nur seine seltene Erscheinung in gediegenen Gestalten, und die Schwierigkeit bey dem Ausschmelzen aus seinen Erzen, deren Hebung eine lange Erfahrung und weiteren Fortgang in der Cultur voraussetzt, der Grund, warum die meiste rohe Völker das Kupfer eher gekannt und gebraucht haben.

Gemeine Hüttenleute theilen die Eisenerze vorzüglich nach ihrem Verhalten im Feuer in leichtflüßige, und strengflüßige, oder nach ihrem Gehalt an Eisen in reiche oder reichhaltige, und in arme, wilde, unbrauchbare oder räuberische Erze ein, und zählten dann unter die letztere insbesondere Smirgel und Wolfram, auch wohl Kies und Magnet: Linne zog dabey ihr Verhalten zum Magnet zu Rathe; entweder waren sie selbst Magnete (ferrum attractorium) oder wurden sie roh vom Magneten gezogen (ferrum retractorium) oder wirkte der Magnet, auf die gewöhnliche Art angebracht nichts auf sie (ferrum intractabile).

Vielleicht theilen sie sich am besten in

1) natürliche Eisenkalke, die keinen metallischen Glanz haben, und noch vom Magnet nicht gezogen werden.
   a. Rein, Eisenocher.
   b. Gemischt
      a) mit brennbarem Wesen oder flüchtigem Laugensalze: blaue Eisenerde.
      b) Mit brennbarem Wesen und Thon: grüne Eisenerde.
      c) Mit Kalkerde: Eisenspat.
      d) Mit Dammerde oder Sumpferde: Sumpferz.
      e) Mit Thon.
         α. Weich, Eisenmulm.
         β. Erhärtet: Eisensteine.
      f) mit Jaspis, Hornstein oder Felsstein.
      g) Mit Quarz.
      h) Mit Sandstein: Eisensanderz.
      i) Mit Braunstein: Wolfram.
      k) Mit Erdharz: Eisenbranderz, dunkelschwarzer Glaskopf.
2. Eigentliche Erze die metallischen Glanz haben.
   a. Mit Arsenik vererzt.
   b. Mit Schwefel.
      a) Allein; solche, die roh vom Magnet gezogen werden.
      b) Mit Glimmer, und davon schuppicht; Smirgel und einige Arten des Eisenrams.
      c) Mit einer andern nicht metallischen Bergart: Magnet.

Ich will also hier nur derer Gedenken, welche bey Mineralogen und Bergleuten den Namen Eisenerz beybehalten haben; und die andern unter der Benennung anführen, unter welcher sie jetzt in unserer deutschen Bergsprache mehr bekannt sind.

Eisenerz, bisperaisches, von dem Orte in Schweden, wo es gefunden wird; es gehört unter die schwarze Eisenerze, die schon roh von dem Magnet gezogen werden, und giebt einen rothen Strich; im Bruche hat es viele Streifen, die sich nach spitzigen Winkeln einander durchschneiden, und so spitzige Vierecke zwischen sich lassen.

Eisenerz, bläulichtes, sonst auch weil es leicht in glänzende Scheiben bricht, schiefrichtes blaues Eisenerz, in Sachsen glaucher Eisenstein. Es ist dicht, schwer, und von einer stahlgrauen ins bläulichte spielenden Farbe; es wird roh vom Magneten nicht gezogen, und giebt einen rothen Strich; eigentlich ist es eine Spielart des bläulichten Glaskopfes: Es bricht in Schweden im Kirchspiele Tolsta im Calmarlehen, und sehr häufig bey Grängie in Dalland; auch in Sachsen am Rothenberge, und in Kalkstein bey Dorfchemnitz.

Eisenerz, dichtes schwarzgraues, ein sehr reichhaltiges

haltiges, (ſo daß aus dem Centner 50-80 Pfund Eiſen fallen) und auch inſofern eines der vorzüglichſten Erze, als das in Schweden daraus geſchmolzene Eiſen von auſſerordentlicher Güte iſt, und zum beſten engliſchen Stahl vorzüglich geſucht wird: Es iſt ganz dunkel ſchwarzgrau, faſt wie Stahl, mit welchem es auch im innern Gewebe einige Aehnlichkeit zeigt, nur daß es zuweilen im Bruche wie Glas glänzt. Es wird roh ſchon ſehr leicht vom Magnet angezogen, fließt gemeiniglich leicht, und iſt, wenn es roth glüht, ſo geſchmeidig, daß es ſich hämmern läßt, und giebt eine ſchwarze Guhd, aber am Stahle kaum Feuer. Man findet es in Schweden in den Provinzen Roslagien bey Dannemora, Smaland bey Adelfors, Weſtmannland, bey Norberg, Oſtgothland bey Atvel, Dalekarlien im Diurberget, auch bey Ake, vornemlich aber in der Provinz Wermeland bey Nordmark und Persberg, aber auch bey Crowepoint in der nordamerikaniſchen Provinz Neuyork, am Fuß der ſibiriſchen Gebirge Cadjuaski, in Lappland bey Torneo und Kiruna in Norwegen in den Provinzen Chriſtianſand bey Arendal und Aggerhuus, bey Altenberg in Sachſen, bey Preßniz in Böhmen, bey Bagſchan und Dognaska im Bannat, bey Schemnitz in Ungarn, bey Breſcia und Bergamo im Venetianiſchen, bey Trabes und Belangero in Piemont, und in Elba.

Eiſenerz edles, feinkörniges, ſchwarzgraues; eigentlich nur eine Spielart des vorhergehenden, von welchem es nur durch ſein feinkörniges Gewebe unterſchieden iſt. Seine Theilchen ſind ſehr fein, und einander gleich; oft giebt es am Stahle Feuer, und zuweilen hat es Flecken, wie wenn Waſſertropfen darauf geſprengt wären. Es bricht mit dem vorhergehenden an den gleichen Orten, aber auch bey Bramble und Torbionsbör in Norwegen, bey Berrenſted in Schottland, und bey Gieshübel und Johanngeorgenſtadt in Sachſen.

Eiſenerz gargenbergiſches, von einem Orte in Schweden, wo es gegraben wird; es kommt mit dem dichten ſchwarzgrauen ganz überein, nur daß es, wenn es zerſchlagen wird, in Blättchen zerſpringt, welche ſchiefwinkelichte Vierecke vorſtellen.

Eiſenerz geſtreiftes; es iſt eine Spielart des bläulichten Glaskopfs, giebt, wie er einen rothen Strich, und wird vom Magnet roh nicht angezogen. Es giebt am Stahle Feuer, iſt dicht und ſchwer, und hat im Bruche Glanz und Streifen, die ſich unter geraden Winkeln kreuzen; auch ſpringt das Erz wenn es zerſchlagen wird, nach dieſen Streifen in würfelichte Stücke; man findet es bey Bitsberg und Norberg in Schweden, auch ſoll es in Tyrol brechen.

Eiſenerz, glimmerichtes, grobblätterichtes; ſo findet man ein Eiſenerz bey Jellivari in Lappland, bey Atvel und Biſpberg in Schweden, und bey Roniz in Ungarn.

Eiſenerz grobkörniges, eigentlich wieder eine Spielart des edlen Eiſenerzes, oder wieder zuſammengekütteter Eiſenſand, zuweilen ganz mürbe, und oft im Bruche glänzend; es bricht bey Johanngeorgenſtadt in Sachſen, bey Grangärde, bey der Ritterhütte, bey Biſperg und in andern ſchwediſchen Gruben, bey Römiegen in Norwegen, und auf Omholt in Schottland.

Eiſenerz grünlichtes; es iſt ſchwer, giebt einen rothen Strich, und beſteht aus ſehr feinen glänzenden Theilchen, die ſich roh vom Magnete theils ziehen, theils nicht ziehen laſſen: Man findet es bey Keengis, Grängie, Norberg und Persberg in einer grünlichten Bergart, die mit Säuren nicht aufbrauſt; auch Stücke eines ähnlichen Erzes von einem bis zu zwanzig Pfunden ſchwer mit einer ſchwarzen ſchlackenartigen Rinde überzogen bey Plann unweit Tabor in Böhmen.

Eiſenerz kalkhaltiges; es gehört wieder unter die ſchwarze Eiſenerze, welche roh leicht vom Magneten angezogen werden, und einen ſchwarzen Strich geben; es bricht bey Dannemora neben Stinkſtein in ſehr feinen Düpfelchen in Kalkſtein eingeſprengt, ſo wie man bey Arendal in Norwegen ein ähnliches Erz mit Kalkſpat und gelblichten Körnern innigſt vermiſcht antrift.

Eiſenerz kieſichtes, iſt wieder ſchwarzes Eiſenerz mit ſehr fein eingeſprengtem Kieſe, wie es ſich in Elba und Schweden häufig zeigt; es giebt einen ſchwarzen Strich, und bey dem Verſchmelzen ein Eiſen, das zwar, ſo lange es kalt iſt, ſehr weich, aber, wenn es glüht, ungemein brüchig iſt.

Eiſenerz klumpichtes; iſt ſichtbarlich aus Körnern zuſammengebacken, die ungefähr die Gröſſe der Salzkörner und unter der Glaslinſe die Geſtalt gedoppelter vierſeitiger Pyramiden haben; es giebt einen rothen Strich, und wird roh ohne beſondere Kunſtgriffe vom Magneten nicht angezogen; man findet es bey Jellivari in Lappland und bey Grängie.

Eiſenerz lederbraunes; es iſt ziemlich dicht und glänzend, giebt am Stahle kaum Feuer, ſpringt, wenn es zerſchlagen wird, in beynahe würfelichte Stücke, wird vom Magneten ſchon roh gezogen, und giebt, ſeiner braunen Farbe ungeachtet, einen ſchwarzen Strich: Man findet es auf den Alpen bey Jellivari.

Eiſenerz lichtgraues; es hat eine hellere Bergart, auch Spiesglas und Arſenik eingemiſcht, und davon eine bald heller, bald etwas dunkler graue, im Bruche weiſſe Farbe; ſonſt zerſpringt es bald in Schiefern, bald in Würfel, und iſt im Bruche bald ſtahldicht, bald ſchimmernd, bald ſchuppicht, bald körnicht, bald ſtrahlicht: Es iſt reich an Eiſen, wird aber roh vom Magneten nicht gezogen.

Eiſenerz ſandiges, nach Linne ſehr feiner Sand, durch Eiſen wieder zuſammengeküttet, ohne Glanz, zwiſchen den Fingern rauh, wie Sand, und grobkörnig; roh wird es vom Magnet nicht gezogen; man hat es braun, roth und ſchwarz, im leztern Falle giebt es einen ſchwarzen, in den erſtern einen rothen Strich; da hat es auch oft die äuſſere Geſtalt von Schalenthieren: Man findet es bey Aalen in Schwaben, und auf dem Taberg in Schweden.

Eiſenerz ſchieferichtes, blaues. ſ. **Eiſenerz, bläulichtes.**

Eiſenerz ſchieferichtes, ſchwarzgraues; darunter ſcheint Wallerius eine bloſe ſchieferichte Spielart des ſchwediſchen ſchwarzen Eiſenerzes zu verſtehen.

Eiſenerz ſchuppichtes, bedeutet bey Linne einen Eiſenglimmer, der roh vom Magneten gezogen wird.

Eiſenerz, ſchwarzes; darunter begreifen wir alles das Eiſenerz, das auſſer dem Eiſen nur Schwefel bey ſich führt, ſchon roh vom Magneten leicht gezogen wird, leicht im Feuer fließt, und gerieben einen ſchwarzen oder rothen Strich giebt; es giebt meiſtens vieles, und leichter, als jedes andere, gutes, zu Stahl vorzüglich taugliches Eiſen; es bricht in Schweden, vornemlich in der Provinz Wermeland, häufiger, als anderwärts, bald ſtahldicht, bald feinkörnig, bald grobkörnig, zuweilen auch grobblätterich, grobwür-

felicht, oder geſtreift im Bruche, oder in ordentlichen Kryſtallen, in Kalkarten, auch in Glimmer, Quarz, Feldſpat und Schörl.

Eiſenerz, ſchwediſches, iſt nur eine Spielart des ſchwarzen Eiſenerzes, die im Bruche ungleiche Körner zeigt, und, wenn ſie zerſchlagen wird, in Stücke mit ſehr ſcharfen Kanten zerſpringt; bricht nicht nur bey Narberg, Esbo, Sandbacka, Smäſtadt, Jonswando u. a. O. in Schweden, ſondern auch in Jelliwari in Lappland, und am Caff bey Gottesgab, und in der Orpesgrube bey Preßnitz in Böhmen.

Eiſenerz, ſpatförmiges. ſ. Eiſenſpat.

Eiſenerz, ſpiegelndes. ſ. Eiſenſpiegel.

Eiſenerz, weiſſes; iſt eigentlich die weiſſe Spielart des Eiſenſpats.

Eiſenerz, würfelichtes. ſ. Eiſenwürfel.

Eiſenerz, würfelichtes, blaues, würfelichtes, eiſenfarbiges mit glänzenden Bruche. ſ. geſtreiftes Eiſenerz.

Eiſenerz, zellichtes; ſcheint blos eine Abänderung des Eiſenglimmers zu ſeyn, deſſen Blättchen einen Stahlglanz haben, ſchief in eine ſcharfe Schneide auslaufen, und nicht parallel auf einander liegen, ſondern aufrecht beyſammen ſtehen, und ſo Zellen zwiſchen ſich laſſen: Es bricht bey Bitsberg in Schweden, bey Frankenberg, im Grunde auch bey Zorge an Harze, und bey Dognaska im Bannat. (12)

Eiſenerzſpiegel, ſ. Eiſenſpiegel.

Eiſenfabriken, nennt man alle diejenigen Oerter und Gebäude, worin allerhand Eiſenwaaren verfertiget werden. Und da verſchiedne Eiſenarbeiten nur auf den Eiſenhämmern gezwungen werden können, ſo gehören zu den Eiſenfabriken in weitläuftigem Verſtande, zum Theil auch die Eiſenwerke wo das Roheiſen geſchmelzt, und daraus Gießwerk und Stabeiſen verfertiget wird; theils die Eiſenhämmer, welche das Stabeiſen nicht allein zum Dienſte der Handwerksleute, die in Eiſen arbeiten, auf mancherley Art zubereitet, ſondern auch die wo gewiſſe zum Gebrauch völlig fertige Eiſenarbeit geſchmiedet wird. Insbeſondere heiſſen jedoch Eiſenfabriken nur ſolche Werkſtätte, worin das bereits zugerichtete Eiſen verarbeitet wird, z. B. bey allen Arten von Schmieden, und Großuhrmachern. (19)

Eiſenfarbe, ſ. Waſſerbley, Schreibbley, Weißbley, Löſchbley, Eiſenſchwärze.

Eiſenfarbe, (herald.) wird eine von dem Prof. Rink in Altorf erfundene Schrafierung, oder Bezeichnung der Tincturen (ſ. dieſe beyden Art.) genannt, welche durch von beyden Seiten ſchräg in einanderlaufende Linien bezeichnet werden ſoll. Da ſie aber eines Theils leicht mit der Schrafierung von der ſchwarzen Farbe, welche durch horizontal und vertical einander durchkreuzende Linien angezeigt wird, verwechſelt werden kann, und andern Theils dieſe Farbe ordentlicherweiſe durch Silber gegeben wird: ſo kann man dieſe Erfindung in der Wappenkunde entbehren. (33)

Eiſenfeilig, wird in der Luftfeuerwerkerey gebraucht in Raketen u. d. gl. damit ſie eine Art glänzender Sterngen nach ihrem Zerplatzen hinterlaſſen. Man bekommt ihn bey Schloſſern und andern die in Eiſen arbeiten, er muß aber friſch und nicht vom Roſte angegriffen ſeyn, als welcher ihm allen Glanz und Lebhaftigkeit benimmt. Eben deswegen müſſen Feuerwerke, die damit verſetzet ſind, bald nach ihrer Verfertigung abgebrannt werden, weil das Eiſen von dem Salpeter im Pulver bald roſtig wird. Durch den Pater Incarville, der ſich in Pekin aufgehalten, hat man erfahren, wie die Chineſer das Eiſen zu dieſem Gebrauche zubereiten, daß der Effect deſſelben ſehr prächtig in die Augen fället. Sie zerſchlagen nemlich dünne eiſerne ausgebrauchte Kroppen und andre gegoſſene Gefäſſe mit einem Hammer auf einem Ambos zu einem theils gröberen theils feineren Sande, daher es der kaum belobte Jeſuite auch Eiſenſand nennet. Um das Zerklopfen zu erleichtern, machen ſie die eiſerne Scherben glüend, löſchen ſie im kalten Waſſer ab, damit ſie ſpröde werden und beſſer zerſpringen. Um den Ambos herum ſpannen ſie Tücher aus, damit die wegſpringende Stückgen nicht verlohren gehen. Wenn ſie fertig ſind, ſondern ſie den Staub und die Unreinigkeiten von dem Eiſenſande durch ein feines Haarſieb ab, und theilen das Brauchbare vermittelſt eng- und weitlöcherichter Siebe in feinere und gröbere Sorten. (6)

Eiſenfirniß, wird aus Bernſteinfirniß, durch folgende Zuſätze in Eiſenfirniß verwandelt. Man gießt auf zerſtoſſenen Gummi Kopal, einen Spiritus, zündet ſolchen an, und erhält nach dem Abbrennen eine klebrichte Maſſe, welche ſich in Weingeiſte auflöſen läßt, wenn man ihn auf die noch warme Maſſe ſchüttet. Von dieſem aufgelößten Gummi, wird ein Theil nach Erforderniß, die auf Erfahrung beruhet, zu dem bereiteten Bernſteinfirniß hinzugethan. Den Namen hat der Eiſenfirniß daher erhalten, weil mit ſelbigem gemahlte blecherne Geſchirre lakirt werden. Indeß läßt ſich gedachter Eiſenfirniß noch auf andre Art bereiten. (19)

Eiſenfleck, (*tache de rouſſeur*) welche in das weiſſe Geräthe, wenn es feucht iſt, durch Berührung des Eiſens (gemeiniglich beym Bügeln) hereingebracht werden. Um ſie herauszubringen, füllt man eine zinnerne Schüſſel mit Waſſer an, ſetzt ſie auf ein Kohlfeuer, legt einen etwas platten zinnernen Teller darauf, läßt das Waſſer aufſieden, drückt den Saft einer Citrone auf den Eiſenfleck, und fährt mit dem durch den Saft wohl angenetzten Fleck, eine Weile auf den zinnernen Teller herum. Sodann muß die Wäſche ohnverzüglich in warmen Waſſer ausgewaſchen werden. An die Stelle des Citronenſafts, kann auch der Saft von Sauerampfer, desgleichen von unreifen Weintrauben treten. (19)

Eiſengang, (Metallurgie) ſo nennt man ein Stück Roheiſen, von Geſtalt einer der Länge nach in der Mitte entzweygeſpaltenen Walze, das aus dem Heerde des hohen Ofens in die zu dieſem Ende mit Sand und Kohlenſtaub gemachten Höhlungen fließt, und nachher zum Verfriſchen auf einigen groſſen Kohlenſcheiten, und wieder mit Kohlen überſchüttet in den Friſchheerd gebracht wird. (12)

Eiſengilbe, (Metallurgie), Gilbe, Kollerfarbe, Ocher, gelbe Ocher, ſo nennt man eine gelbe, zuweilen ſafrangelbe (in dieſem Fall heißt ſie auch wohl bey einigen Seeſchaum oder Steinmergel) Spielart der Eiſenocher, die ſich im Feuer dunkler brennt. (12)

Eiſenglanz; (Metallurgie) heißt in Sachſen ein glänzendes, eiſengraues, oft pfauenſchweif angelaufenes, und im Bruche ſtrahlichtes, zum Theil ſchuppichtes Eiſenerz, das bey Camsdorf (ſelten und nur als ein dünner Anflug auf Glaskopf) bey Böſenbrunn, Hohenſtein, (in Serpentinſtein) Seifen, und Altenberg bricht, und am letztern Orte fälſchlich den Namen Antimonium führt.

Was Linne unter dem Namen *Ferrum ſidereum* beſchrieben hat, ſcheint von dieſem Eiſenglanze verſchieden zu ſeyn, es beſteht nemlich aus einem ſtahlgrauen oder bläulichten im Bruche muſchlichten Erze, das aus krummen Blättchen beſteht, einen dunkelrothen, beynahe ſchwarzen Strich gibt, und vom Magneten nicht leicht gezogen wird; in dieſes ſind, wie Sterne am Firmament, Stücke eines ſchwarzen Eiſenerzes eingelegt, die bald die Geſtalt von Würfeln, bald von Tafeln, bald von drei vier bis achtſeitigen Kriſtallen haben. Dieſes bricht in den ſchwediſchen Eiſengruben bey der Langbanshütte, bey Norberg und Grängie. (12)

Eiſenglimmer bedeutet im weitläuftigern Verſtande jedes Eiſenerz, das im Bruche ſchupicht iſt; die Schupen mögen nun gröber oder feiner, kugelflächig gewölbt oder mehr platt ſeyn, dicht auf einander liegen, oder (z. B. wie bei Dognaska und auf der Zorge) aufrecht ſtehen, daß ſie gleichſam Hahnenkämme oder Sechsecke vorſtellen; das Erz mag ſtahlgrau, oder eiſenſchwarz, oder roth, oder bunt (wie z. B. öfters auf Elba) ſeyn, mehr oder weniger abfärben, ſich mehr oder weniger fett anfühlen, und alſo auch darinn den Glimmer mehr oder weniger nahe kommen; es giebt aber doch eigentlich drey Arten, die zum Theil auch ſchon durch Benennungen ausgezeichnet ſind; 1) Eiſenſenglimmer, der wie der Magnet, alles rohe Eiſen an ſich zieht; eigentlich magnetiſcher Eiſenglimmer; er bricht bey Sandſwer und Kongsberg in Norwegen, und gibt einen rothen Strich. 2) Eiſenglimmer, der roh von Magneten angezogen wird, oder Eiſenmann, eigentlich eine Spielart des ſchwarzen Eiſenerzes, und gemeiniglich ſtahlgrau oder eiſenſchwarz, giebt aber doch öfters einen rothen Strich; er bricht bey Jellivari in Lappland, bey Arefield und Hellebeck in Norwegen, bey Atvel, Biſpberg, Norberg, Rekaklit, in Dalland u. a. O. in Schweden, bey Silbach unweit Arnsberg im Herzogthum Weſtphalen, an der hohen Schlaufe im Weimariſchen, bey der Zorge und bey Ilſenrode am Harze, am Stahlberg in Zweybrücken, häufig in den ſteiriſchen und kärnthniſchen Eiſengruben, die Laiſova und Ronitz in Ungarn, bey Dognaska im Bannat, auf den Inſeln Elba und Sardinien, auch auf den Pyrenäen bey Lonbie, in den Thälern von Lavedan und Barege, auch zwiſchen Seen und Lavoul. 3) Eiſenglimmer, der roh nicht leicht vom Magnet gezogen wird, oder Eiſenram, eigentlich eine Spielart des Glaskopfs, faſt immer roth und am gewöhnlichſten mordoreroth, gibt auch einen dunkelrothen ſtark in das Schwarze ſpielenden Strich; iſt ſtrangflüßiger und im Durchſchnitte loſer, als die zweyte Art, auch ſeine Theilchen leichter, ſo daß ſie auf dem Waſſer ſchwimmen; er läßt ſich oft mit dem Meſſer ſchneiden, und hat manchmalen im Bruche einen ſchimmernden Glanz; er bricht auf der Inſel Elba, bey Schemnitz in Ungarn, bey Schlackenwald in Böhmen, bey Camsdorf und Johanngeorgenſtadt in Churſachſen, an der hohen Schlaufe in Thüringen, und bey Jena, Narberg und am weſtlichen Silberberge in Schweden. (12)

Eiſengranaten, grüne, ſo nennt man in Böhmen und bey Gieshübel in Sachſen grünliche Eiſenkryſtallen, die ſich roh von dem Magnet nicht anziehen laſſen.

Eiſengranaten, weiſſe, ſo nennen viele allen Eiſenſpat, wann er in ordentlichen Kryſtallen gebildet iſt. (12)

Eiſengrau auf Seide zu Färben, thut man wohl rohe Seide zu erwählen, und die von Natur weiſſeſte Sorten dazu auszuſuchen. Man weicht ſie in Waſſer, wenn ſie vorher ein paarmal geklopft worden, um das Waſſer deſto beſſer anzunehmen. Nach dem Wäſſern wird die Seide, wie die gekochte zugerichtet und getrocknet.

Das Kochen geſchiehet eben ſo wie bey der blauen Farbe gelehrt worden, und da dieſe Farbe am meiſten zu Strümpfen gebraucht wird, ſo pflegt man das Eiſengrau nach Schattierungen zu färben, um zu gleicher Zeit verſchiedne Schattierungen zu haben.

Wenn die Seide wie gewöhnlich gewaſchen und zubereitet iſt, ſo macht man ein Bad von kaltem Waſſer. Iſt dieſes Flußwaſſer, ſo wird Saft vom Indianiſchen Holze mit Flußwaſſer bereitet genommen, die Seide hineingetaucht, und wenn ſie gehörig angezogen hat, ausgerungen, und in Zöpfe gemacht, ſollen demnächſt hellere Schattierungen zum Vorſchein kommen, ſo wird ein verhältnißmäßiger Theil des Bades aus dem Keſſel genommen, und durch Waſſer erſetzt.

Wäre dahingegen das Bad mit Brunnenwaſſer, gemacht, ſo muß auch von dem Safte des Indianiſchen Holzes, ſo mit Brunnenwaſſer gemacht, genommen werden.

Wenn alle Schattierungen gemacht ſind, ſo ſchlägt man ſie mit Vitriol nieder, welches geſchiehet, indem man nach dem Verhältniß der verlangten Schattierungen, mehr oder weniger Vitriol ins Bad thut, und ſo dann die Seide nochmals durch dieſes Bad ziehet. (19)

Eiſengraupen, ſo nennen viele das Eiſenſumpferz, wann es von einer gewiſſen Veſtigkeit und rundlichten Geſtalt bricht, wie z. B. bey Mondorf in Heſſen, im Voigtlande, bey Töplitz in Böhmen, bey Sigmaringen in Schwaben, und bey Laufen in der Schweiz. (12)

Eiſenhaltige Verſteinerungen (Verſteiner.) (*Petrificata mineraliſata ferrea.*) Unter den mineraliſirten Körpern, d. i. unter denen Verſteinerungen, die etwas von Mineralien an ſich genommen haben, findet man auch ſolche, welche eiſenhaltig ſind. Man kennt ſie an ihrer gelben, gelbbraunen, ſchwarzbraunen, auch wohl ſchwarzen Farbe. Sie waren ehedem, wenn wir die Schraubenſteine ausnehmen, eine groſſe Seltenheit, und fanden ſich in den Cabineten mehrentheils nur in einzelnen Beyſpielen. In unſern Tagen findet man ſie häufiger, daher auch Schröter im lithologiſchen Reallexikon S. 205. unter den mineraliſirten Körpern eine anſehnliche Liſte der eiſenhaltigen aufſtellen konnte; nemlich 1) das *Alcyonium fiſtuloſum* des Roſinus. 2) Alveolen von Bergen im Anſpachiſchen beſitzet der Verfaſſer. 3) Ammoniten von Baſoeuil in Lothringen, von Villecomte, von Bergen im Anſpachiſchen. 4) Anomiten, einzeln im blauiſchen Grunde. 5) Aſtroiten. 6) Belemniten, bey Bergen, und anderswo. 7) Blätter auf thonigten Eiſenſtein im Carlsbade, der kein Tophus iſt. 8) Buccarditen auf dem rothen Berge bey Düſſeldorf, ziemlich häufig. 9) Bucciniten ebendaſelbſt, zuweilen kohlſchwarz. 10) Chamiten, ebendaſelbſt. 12) Cochliten, ebendaſelbſt. 13) Echiniten, bey Baſoeuil in Lothringen, häufig, die ſonſt ſo gar ſelten waren. 14) Entrochiten, ebendaſelbſt häufig. 15) Eſchariten, deren Wallerius gedenkt. 16) Die eiſenhaltigen Früchte wollen wir übergehen, denn ſie ſind erdichtet. 17) Fungiten in der Herrſchaft Heidenheim im Würtembergiſchen. 18) Hahnekämme bey Baſoeuil in Lothringen. 19) Herzmuſcheln,

ebendaſelbſt und bey Bergen im Anſpachiſchen. 20) Hirpuriten, in der Eifel. 21) Holz, bey Schmalkalden häufig. 22) Hyſterolithen bey Butzbach in Heſſen. 23) Judenſteine, bey Düſſeldorf und Baſoeuil in Lothringen. 24) Korallen in der Herrſchaft Heidenheim im Würtembergiſchen. 25) Kräuter, deren Scheuchzer gedenket. 26) Lazarusklappen. 27) Mäandriten. 28) Milleporiten, bey Klantſchwitz und Hüttenroda. 29) Musculiten. 30) Mytuliten bey Bergen im Anſpachiſchen. 31) Nauliliten, ebendaſelbſt. 32) Nerititen. 33) Orthoceratiten. 34) Oſtraciten. 35) Patelliten am rothen Berge bey Düſſeldorf. 36) Pectiniten, Mäntel, ebendaſelbſt und im Bayreuthiſchen. 37) Pectunculiten, am rothen Berge bey Düſſeldorf, und bey Bergen im Anſpachiſchen. 38) Perlmuſchel der ſüßen Waſſer, am rothen Berge bey Düſſeldorf. 39) Pinniten bey Sonnenfeld und Bergen im Anſpachiſchen. 40) Porpiten.. 41) Schilf bey Landshut in Schleſien. 42) Schraubenſteine. 43) Spindeln bey Frankfurt an der Oder, doch ſelten. 44) Strombiten. 45) Telliniten bey Bergen im Anſpachiſchen. 46) Trochiliten, am rothen Berge bey Düſſeldorf. 47) Trochiten im Herzogthum Berg, und bey Braunfels in einem eiſenhaltigen Jaſpis. 48) Trochitenartige Cochliten, bey Düſſeldorf. 49) Turbiniten, ebendaſelbſt. 50) Venusmuſcheln bey Bergen im Anſpachiſchen. 51) Volutiten. 52) Würmer im Herzogthum Bergen. 53) Wurzeln. Da ſich die Eiſenmaterie allenthalben findet, ſo fehlte es nur an der Entdeckung ſolcher Oerter, wo dergleichen Verſteinerungen liegen, die man ehedem nicht wuſte. Die mehreſten eiſenhaltigen Verſteinerungen ſind bloſſe Steinkerne, weil der Ocher die Schale verzehrt hat. (10)

Eiſenhammerwerk, (Maſchinenbau.) ſ. Hammerwerk.

Eiſenholz Eiſenbaum (*Sideroxylon* L. Jacq. amer. 55.) Mit dieſem Namen wird ein Pflanzengeſchlecht belegt, welches in die erſte Ordnung der fünften Linneiſchen Claſſe (*Pentandria monogynia*) gehört. Der Kelch iſt fünfſpaltig, klein, aufrecht und fortdaurend. Die Krone beſtehet aus einem radförmigen Stücke, und hat fünf rundliche vertiefte aufrechte Abſchnitte. Zwiſchen jedem Einſchnitt ſtehet ein ſpitzer inwärts gekehrter Sägezahn, welcher entweder für ein Honigbehälter oder für einen Kronabſchnitt gelten kann. Die fünf längliche Staubbeutel liegen auf pfriemförmigen Trägern welche ſo lang als die Krone ſind, und mit den Zähnen derſelben abwechſeln. Der Stempel beſtehet aus einem rundlichen Fruchtknoten, einem pfriemförmigen Griffel und einer ſtumpfen, einfachen Narbe. Auf die Blüthe folgt eine rundliche einfächrige mit einem ſternförmigen Gipfel genabelte Steinfrucht, in welcher eine eyrunde einfächrige Nuß enthalten iſt. Es giebt folgende Gattungen.

Buchsdornförmiges Eiſenholz. (*Sideroxylon lycioides* L. du Ham. arb. 2. p. 260. t. 68. Boerh. lug. bb. 2. p. 263.) Es wächſt in Canada wild. Die Blätter ſtehen wechſelweiſe und ſind glänzend, den Weidenblättern ähnlich; ſie fallen im Winter ab. An den Blattwinkeln ſitzen wechſelweiſe lange Stacheln.

Mildes Eiſenholz (*Sideroxylon mite* Linn. *Laurifolia africana* Comm. hort. 1. p. 95. t. 100. Es wächſt in Africa, hat ſtielloſe Blumen und keine Stacheln.

Schwarzrindiges Eiſenholz. (*Sideroxylon melanophleum* L. Jacq. hort. t. 71. *Padus foliis oblongis fructu ſolitario* Burm. afr. 238. t. 84 f. 2. *Laurifolia africana*. Comm. hort. 1. p. 195. t. 109.) Es wächſt auf dem Vorgebürge der guten Hofnung wild, und iſt dem unbewehrten Eiſenholze ſehr ähnlich. Die Aeſte ſind dick, aber nicht geſtreift noch mit Warzen beſetzt. Die Blätter dauren das ganze Jahr, ſind lanzettförmig und haben kurze eckigte Stiele.

Stachliches Eiſenholz. (*Sideroxylon ſpinoſum* Linn. Comm. hort. 1. p. 161. t. 83. *Lycium maderaſpatanum* Pluk alm. 235. t. 202. f. *Caro-moelli* Rheed. mal. 5. p. 77. t. 39.) Die Blätter fallen nicht ab. Es iſt überall mit doppelten dünnen Stacheln beſetzt und wächſt in Malabar.

Stinkendes Eiſenholz. (*Sideroxylon foetidiſſimum*. Linn. Jacq. amer. 55.) Die Blätter ſind lanzettförmig länglich, ſtumpf und glänzend; die Blumen ſehr weit ausgebreitet und ſitzen häufig in den Blattwinkeln jede beſonders auf einem Stielchen. Die Inſel St. Domingo iſt das Vaterland.

Unbewehrtes Eiſenholz. (*Sideroxylon inerme*. Linn. Mill. dict. t. 299. Dill. elth. 357. t. 265. f. 344.) Die Blätter ſind umgekehrt eyrund und fallen nicht ab, die Blumenſtiele rund. Ethiopien iſt das Vaterland.

Zähes Eiſenholz. (*Sideroxylon tenax*. Linn. *Chryſophyllum carolinenſe* Jacq. obſ. 3. p. 3. t. 54.) Es wächſt auf trocknen Plätzen in Carolina und ſtellt einen 20. Schuh hohen Baum mit weiſſer Rinde und ſehr zähen Aeſten vor. Die Knoſpen ſitzen wechſelweiſe und aus jeder entſpringen zahlreiche zollange fadendünne Blumenſtiele mit einzelnen Blumen. Die Blätter ſtehen zu fünfen oder ſechſen auf Stielen, fallen im Winter ab, und ſind länglich etwas ſtumpf, ganz glatträndig, unterwärts filzig, einen Zoll lang und breit; die Blumen klein. Der Baum hat die Natur des Sternapfels (*Chryſophyllum* L.) und iſt zuweilen mit kurzen Stachelchen an den Aeſten hin und wieder beſetzt.

Eiſenholz mit zehn Staubfäden. (*Sideroxylon decandrum* Linn.) Es iſt ein in Nordamerica wachſender Baum. Die Blätter ſind elliptiſch, wechſelweiſe geordnet und fallen im Winter ab. In den Blattwinkeln ſitzen einzelne Stacheln. Die Blumen ſtehen in groſſer Anzahl auf beſonderen Stielen in den Blattwinkeln, und haben zehn Staubfäden.

Auſſer den angeführten Gattungen des Eiſenholzes gibt es noch andere fremde Pflanzen welche ebenfalls zuweilen den Namen Eiſenholz führen, aber nicht hinlänglich beſtimmt ſind. In Guiana wird eine Gattung von Robinia alſo benennt, welcher Hr. Aublet den Namen Rob. Panacocco gibt. Auf Martinique heißt ein Baum alſo, welchem Hr. Jacquin den Namen Sideroxyloides ferreum beylegt. Auf der Inſel Zeylan heißt die Meſua (*Meſua ferrea* Linn.) *Yzerbont Pao ferrao* oder Eiſenholz. Auf den Molucken und Amboina endlich, wird eine Gattung Spitzenblumen (*Mimuſops Kanki* Linn.) alſo benennt.

Dasjenige welches wir unter dieſem Namen aus beyden Indien erhalten, iſt gut in dem Grund der Häuſer, aber nicht zum Schiffbau, und iſt hochroth von Farbe, wenn es friſch abgehauen worden, verſchießt aber mit der Zeit; die Wurzel hat ſchöne Maſen, und dient zu Tiſchen und Drechsler Arbeit. (9)

Eiſenhütchen, (botan.) ſ. Sturmhut.

Eiſenhütchenextract. (*Extractum aconiti. Extractum napelli.*) (Pharmacie) Ein Mittel, das zu einem oder zwei Granen mit einem halben Loth Zuckers abgerieben, und Morgens und Abends zu zehn Granen gegeben ſich bey Erfahrungen mehrerer Aerzte durch ſeine auflöſende Kräfte in hartnäckigen kalten Flüſſen und Gliederreiſſen, in der Gicht, in verhärteten Drüſen, in dem ſchwarzen Star, in Lähmung und Steifwerden der Glieder, in Wechſelfiebern, auch in gichteriſchen Krankheiten von einer ſehr vortheilhaften Seite gezeigt hat. Man pflückt nemlich von dem Napell (*Aconit. Napellus*) oder welches gemeiniglich geſchiehet, von einer andern Art des Sturmhuts (*Aconitum cammarum*) noch ehe er in Blumen ſchieſt, die Blätter ab, ſtampft ſie, ſo lange ſie noch ganz friſch ſind, und legt ſie dann in einem Sack von Hanftuch in die Preſſe, um den Saft auszupreſſen; dieſen dämpft man denn in offenen reinen flachen Gefäſſen bey einem ganz ſchwachen Feuer (etwa im Dampf oder Marienbade) ſo ſchnell als möglich ab, bis er die Conſiſtenz eines Extracts hat, und rührt vornemlich gegen das Ende der Arbeit beſtändig um. (12)

Eiſenhütlein, (Herald.) werden bald unter die Sectionen, bald unter die Heroldsfiguren gezählt. Sie ſind der Schattenriß eines Sturmhuts, oder einer Böckelhaube; die Franzoſen aber ſehen ſie für eine Art Pelzwerk von kleinen Fellen an, und nennen ſie Vairs (*pelles varias*) Väh-Wannen. Sie können als Sectionen gelten, wenn ſie durch den ganzen Schild gleich vertheilt ſind, weil der Umriß von zwey ſtehenden Eiſenhütgen immer ein geſtürztes in ſeiner Mitte, oder umgekehrt, bildet, die aufrechten blau, die geſtürzten aber Silber zur gewöhnlichen Tinctur haben, und dadurch dieſe beyde Tincturen in dem ganzen Schilde gleich vertheilt werden. Wenn aber die Grundtinctur der Schildes den Vorzug hat, ſo werden ſie zu Figuren, und man ſagt es ſeyen ſo oder ſo viel Eiſenhütgen in dieſem oder jenem Felde. Auf der heraldiſchen Tafel zeigt ne. dergleichen von gewöhnlicher Tinctur und Stellung; nr. dergleichen geſtürzte; nr. Dergleichen übereinander nr. dergleichen gegen einander geſetzte; und nr. Fünf ſilberne Eiſenhütgen im goldenen Felde. (33)

Eiſenhuth. (Bergwerksmaſchinen.) ſ. Treibhuth.

Eiſenkalk, natürlicher. Dahin gehören ſehr viele Eiſenerze. ſ. Eiſenerz, Eiſenerde, Eiſenocher.

Eiſenkies, ſ. Schwefelkies.

Eiſenklos, iſt ein Beiname den einige dem Eiſenſumpferze geben.

Eiſenkraut, (Botan.) (*Verbena* L. & Tournef. 94) Mit dieſem Namen wird ein Pflanzengeſchlecht belegt, welches in die erſte Ordnung der zweyten Claſſe (*Diandria monogynia*) gehört. Der Kelch iſt aus einem Stück gebaut, eckig, röhrig, mit fünf Zähnen verſehen, deren einer abgeſtumpft und fortdaurend iſt. Die Krone beſtehet aus einem ungleich ausgezackten Stücke, die Röhre iſt walzenförmig, ſo weit ſie der Kelch umgiebt gerade, hierauf erweitert und gekrümmet; die Mündung ausgebreitet in fünf etwas ungleiche rundliche Abſchnitte getheilt. Auf den kurzen borſtenförmigen Trägern, welche in der Kronröhre verborgen liegen, ſitzen krumme Staubbeutel. Die Anzahl der Staubfäden beträgt zwey oder viere, und im letzten Falle ſind zween länger als die andern. Der Stempel hat einen viereckigen Fruchtknoten, einen einfachen fadenförmigen Griffel von der Länge der Kronröhre, und eine ſtumpfe Narbe. Auf die Blüthe folgt eine ſo dünne Kapſel welche nur für ein Häutchen zu rechnen iſt. Der Kelch enthält zwey bis vier längliche Saamenkörner. Es giebt folgende Gattungen.

Caroliniſches Eiſenkraut, (*Verbena carolinenſis* L. Dill. elth. 407. t. 301. f. 388.) Die Aehren ſind fadenförmig, die Blätter ungetheilt lanzettförmig ſägenartig gezahnt, ſtumpf, kurz geſtielt und rauh. Nordamerica iſt das Vaterland.

Curaſaviſches Eiſenkraut (*Verbena curaſſavica* L. Mill. dict. n. 17. *Kampfera* Houſt. m. ſ.) Der Stempel iſt ſtaudenartig, die Blätter ſind eyrund, ſägezähnig, die Blumenähren lang, die Kelche mit Grannen verſehen. Curaſſao iſt das Vaterland.

Höchſtes Eiſenkraut. (*Verbena bonarienſis* L. Mill. dict. n. 6. Dill. elth. 406. t. 300. f. 387. Eiſenkraut von Buenos Ayros) Es wächſt ſehr hoch. Die Blätter ſind lanzettförmig, den Stengel umfaſſend, die Aehren büſchelförmig. Jedes Blümchen hat vier Staubfäden.

Jamaicaniſches Eiſenkraut. (*Verbena jamaicenſis* L. Jacq. obſ. 4. t. 85. Sloan. hiſt. 171. t. 107. f. 1. *Valerianoides* Boerh.) Es wächſt in Jamaica und den Caraiben. Die Blumen haben nur zween Staubfäden. Die Aehren ſind ſehr lang fleiſchig und nackend, der Stempel purpurroth, die Blätter eyrund ſpatelförmig mit Sägezähnen beſetzt.

Indianiſches Eiſenkraut. (*Verbena indica* L. Jacq. obſ. 4. t. 86. Mill. dict. n. 9.) Die Inſel Ceylan iſt das Vaterland. Die Blumen ſitzen in ſehr langen Aehren und haben nur zween Staubfäden. Die Blätter ſind eyrund lanzettförmig, ſchief gezähnt, wellenförmig und gar nicht gewimpert. Der Stengel iſt glatt und grün.

Klettenförmiges Eiſenkraut. (*Verbena lappulacea* L. Jacq. obſ. 1. p. 37. t. 24. *Burſeria* Lœſl. it. 194. n. 69. *Scorodonia floribus ſpicatis purpuraſcentibus pentapetaloidibus* Sloan. jam. 66. hiſt. 1. p. 171. t. 110. f. 1.) Die Blumen ſtehen in Aehren, haben vier Staubfäden und purpurröthliche Kronen. Ihre Kelche ſtellen eine Frucht vor und ſind aufgeblaſen, die Saamenkörner mit Stacheln beſetzt. Jamaica iſt ſein Vaterland.

Knotenblümiges Eiſenkraut. (*Verbena nodiflora* L. Mill. dict. n. 8. Burm. ind. t. 6. *Sherardia repens* Vaill.) Die Stengel kriechen auf der Erde und ſchlagen an ihrem Knoten Wurzel. Die Blumen ſtehen in runden kopfförmigen Aehren in den Blattwinkeln. Die Blätter ſind länglich ſtumpf, eingekerbt, paarweiſe an den Stengelknoten befeſtigt. Die Krone iſt röthlich weiß. Virginien und Sicilien iſt das Vaterland.

Kriechendes Eiſenkraut. (*Verbena ſupina* L. Mill. dict. n. 3. *Verbena tenuifolia* C. Bauh.) Der Stengel iſt rundlich, ziemlich platt, etwas haarig, die Blätter doppelt gefiedert, die Blumen ſtehen in einzelnen fadenförmigen Aehren und ſind bläulich. Spanien iſt das Vaterland.

Mexicaniſches Eiſenkraut. (*Verbena mexicana* L. Mill. dict. n. 16. Dill. elth. 407 t. 302. f. 389.) Der Stempel iſt viereckig an den Rändern krazend. Die Aeſte ſtehen gegen einander über und ſind oben zweytheilig. Die Blumen ſtehen in langen lockeren zweytheiligen Trauben und haben rundliche zwielingsartige ſtachliche Kelche. Die Blätter ſind herzförmig, länglich, krazend, ſehr kurz geſtielt.

Neſſelblättriges Eiſenkraut. (*Verbena orticifolia* L. Mill. dict. n. 4. *Verbena recta canadenſis*,

orticafolio Morif. hist. 3. p. 418. f. 11. t. 25. f. 3.) Es wächst auf trocknen Plätzen in Virginien und Canada wild. Die Blätter sind ungetheilt, eyrund, spitzig, sägezähnig und gestielt, die Aehren fadenförmig rispenartig, die Blumen haben vier Staubfäden.

Officinelles Eisenkraut, (*Verbena officinalis* L. Oed. dan. t. 628. Ludw. ect. t. 149. Blakw. t. 41. *Verbena communis flore cæruleo* C. Bauh. *Verbena recta* Dodon Riv. Isenkraut, Taubenkraut, Hahnenkamm, Reichhart, Eisenhart. Es wächst hier zu Lande und in andern Europäischen Reichen an den Dörfern, an Zäunen und eingebauten Plätzen. Der Name Isenkraut ist wohl der ursprüngliche, und ist von der Göttin Isis genommen, welche eine Göttin der Geburt war, indem man dieser Pflanze besondere heilsame Wirkungen bey schweren Entbindungen zuschrieb. Die Wurzel ist bleibend und treibt 1½ Schuh lange viereckige ästige Stengel. Die Blätter stehen gegen einander über, sind unten in viele Lappen zerschnitten, am Gipfel aber ungetheilt. Die Blumen stehen in langen weitläuftigen Aehren an dem Gipfel der Aeste und des Stengels, haben vier Staubfäden und blaß violette Blümchen. Vor Zeiten hat man viel auf die Arzneykräfte dieser Pflanze gehalten. Jetzt wird sie fast gar nicht mehr verordnet, denn die ihr beygelegte wundenheilende Kraft ist nicht merklich. Sie hat weder Geruch noch merklichen Geschmack. Von der guten Wirkung gegen das Kopfweh, wenn man sie zerquetscht auf die Stirne legt, haben wir auch keine Proben.

Orubisches Eisenkraut, (*Verbena orubica* L. Mill. dict. n. 11. Pluk. alm. 383. t. 228. f. 4. & tab. 327. f. 7.) Es wächst auf der amerikanischen Insel Oruba. Die Blätter sind eyrund zugespitzt, die Blumen stehen in langen blätterigen Aehren und sind violet.

Prismatisches Eisenkraut, (*Verbena prismatica* L. Sloan. jam. 64. hist. 1. p. 172. t. 107. f. 2. Pluk. alm. 382. t. 70. f. 1.) Es wächst in Jamaica wild und hat nur zween Staubfäden. Die Blätter sind eyrund stumpf, die Blumenähren locker, die Kelche wechselsweise, prismatisch, abgestumpft mit Grannen versehen.

Rheinblumenförmiges Eisenkraut, (*Verbena stachadisolia* L. Mill. dict. n. 13. *Sherardia nodiflora* Vahl. *Lavandula foliis crenatis latioribus americana fruteſcens* Pluk. spec. 6. icon. 162. f. 1.) Es wächst in Südamerika wild. Der Stengel ist staudenartig, die Blumenähren eyrund, die Blätter lanzetförmig, sägezähnig oder gefalten.

Spießförmiges Eisenkraut, (*Verbena haſtata* L. Mill. dict. n. 2.) Es hat vier Staubfäden und wächst auf feuchten Plätzen in Canada wild. Die Blätter sind spiesförmig, gezahnt, die Blumenähren lang und zugespitzt.

Unächtes Eisenkraut, (*Verbena ſpuria* L. Mill. dict. n. 5.) Es hat vier Staubfäden und wächst in Virginien und Canada wild. Die häuffigen Stengel haben vielspaltige Blätter. Die Blumenähren sind fadenförmig. (9)

Eisenkrautwasser, (*Aqua verbena*) (Pharmacie) wird auf die gewöhnliche Art aus dem Eisenkraute (*Verbena officinalis*) gebrannt, welches, wann es auch Arzneykräfte hat, sie wohl nicht von der Art hat, daß sie über den Helm, und in das gebrannte Wasser übergehen sollten, und hat also vor einem andern gemeinen reinen Wasser keinen Vorzug, so sehr es auch die Alte, und noch in spätern Zeitern von Haen in Kopfschmerzen empfohlen haben. (12)

Eisenkrystallen, eigentlich Eisenerze meistens mit glänzenden Flächen in ordentlicher Krystallengestalt. Sie sind von einer dreyfachen Art; 1.) Magneten (s. Magnet.) 2.) Solche die der Magnet roh anzieht, meistens eine Abart des schwarzen Eisenerzes, geben meistens einen schwarzen Strich, und fallen vorzüglich häufig auf der Insel Elba vor; einige sind weichflüssig, reich an Eisen, und schwarz; so die kammförmige Krystallen, und die ausgeartete Würfel mit zwölf, vier und zwanzig bis dreyßig Seitenflächen, welche man auf der Insel Elba, so die kleine gedoppelte vierseitige Pyramiden, welche man bis in Gallizien, in Corsica, und bey Tragant in Kärnthen zusammengewachsen bey Norberg und Persberg in Schweden so die Würfel, welche man in den pirowstischen Gruben bey Catharinenburg in Sibirien antrift, nur daß diese von aussen braun, im Bruche zunächst an der Oberfläche schwärzlicht weiter nach innen röthlicht sind; andere hingegen (Tungsteen in Schweden) sind strengflüßig, nicht so reich an Eisen, das mit einer noch unbekannten schweren Erde versetzt ist, die die Ausscheidung des Eisens sehr schwer macht, eben deßwegen so schwer als Zinn, aber nicht so hart, daß sie am Stahl Feuer geben; man findet sie von verschiedener Grösse, auf der Oberfläche zuweilen in die Quere gestreift, oder glänzend fett, oder mit einer Talkrinde (in diesem Fall heissen sie, wann insbesondere ihre Gestalt der würflichen etwas nahe kommt, bey einigen Talkwürfel) bekleidet, am gewöhnlichsten weiß (dann heissen sie gewöhnlich weisse Zinngraupen,) aber auch perlengrau, gelblicht, röthlicht, fleischroth, grünlicht (s. Eisengranaten) und glänzend schwarz, sehr oft in der Nachbarschaft von Wasserbley bald einzeln und loß, so z. B. bey Sarjäsky in Rußland, bei der Ritterhütte (mit Wismuth und Kupferkies) und bey Bisberg in Schweden, bey Altenberg und Marienberg in Sachsen, bey Schönfeld in Böhmen, bey Hangenstein in Mähren, und bey Arnstein in Ungarn, bald unter sich sowohl zusammengebacken, als an andere Bergarten angewachsen, im Mont d'or in Auvergne, und im Val d'Ajols bey Plombieres in den Vogesischen Gebirgen. 3.) Solche, die sich roh vom Magnet nicht anziehen lassen; sie sind Abänderungen 1.) des Eisensteins. 2.) des Glaskopfs oder 3.) des Eisenspats; unter die dreyerstere gehören die glatte Eisenwürfel, die nichts anders, als verwitterter eisenreicher Kies zu seyn scheinen, und die kleine, übrigens basaltartige, bald gerade bald etwas gekrümmte, meistens zu mehreren dicht an einander und parallel liegende Säulen, die man bey dem Kloster Osseg in Böhmen findt: den Glaskopf trift man in Elba und im Fürstenthum Nassau Dillenburg öfters in kammförmigen Kristallen an; bey Ruskowa und Stiar in Niederungarn in Würfeln, die zuweilen, aber selten innwendig mit Wasser angefüllt sind, und dann, wann man sie auf den Ofen legt, mit einem Knall zerplatzen, in Schweden in Gestalt gedoppelter vierseitiger Pyramiden, bey Norberg, auch in Schweden, bey Fuglefield in Norwegen, bei Gnidelwangen, und bey Esseqebo in der holländischen Pflanzstätte in Vielecken, die bald einzeln und los, bald mehrere unter sich zusammengebacken sind. Auch den Eisenspat findt man z. B. im Thale Baigori in Niedernavarra in kammförmigen Kristallen, bei Könitz in dreyseitigen Pyrami-

den, am Anzberg in Steyermark, auch bey Hüttenberg in Kärnthen in geradewinklichten, bey Camsdorf in Sachſen und bey Hüttenberg in geſchobenen Würfeln. (12)

Eiſenkuchenmuſchel. (Conchyl.) (*Venus fimbriata.* L.) ſ. Venus, geſäumte.

Eiſenkugeln. Zwar kommt vornemlich das Eiſenſumpferz manchmalen in Geſtalt bald mehr bald minder vollkommener Kugeln vor; Linne beſchreibt aber unter dem Namen *Tophus globus* eine Art, welche rundlicht, hart und ſchwer, wie ein anderes Eiſenerz, öfters ſchalicht, und ſo groß als eine Pflaume oder ein Apfel iſt, und aus Sand und Eiſenocher beſteht; man findet ſie hin und wieder in der Erde, beſonders bey Ahlen in Schwaben. (12)

Eiſenmagazin. (Bergwerksmaſchinen) Ein bey den Eiſenwerkern nöthiges Gebäude, das gegoſſene und geſchmiedete Eiſen darin aufzubewahren. Nicht bey allen Eiſenwerken wird ein beſonderes Gebäude darzu aufgeführt; ſondern bald in das Factors Gebäude in das unterſte Stockwerk, bald aber in das Gießhaus, oder auch in der Eiſenhammerhütte mit angebracht, und alsdenn gewöhnlich die Eiſenkammer genennt.

Ein wohl angelegtes Eiſenmagazin ſoll folgende Erforderniſſe haben; 1) nahe bey der Factorie, Eiſen-Hammerwerk, und dem Gießhaus liegen. 2) So gebaut ſeyn, daß man das Eiſen, ohne Beſchwerlichkeit in ſolches bringen, auch wieder herausthun, und auf Wagen laden kann. 3) An keinen feuchten Ort, oder zu tief in Boden gebaut ſeyn. 4) Geraumige Eingänge haben, alle Eiſengattungen mit Bequemlichkeit ein- und auszubringen. 5) Eine Kammer zum Gußeiſen, eine zum Stabeiſen, eine zum Blech, und eine zu anderer Eiſenwaare haben, welche alle an einander liegen, daß man von einer zur andern Communication habe. 6) Soll eine groſſe und kleine Waage zu Ein- und Auswiegung des Eiſens in einer an ſolchen und mit denſelben Communication habenden Kammer vorhanden ſeyn. (18)

Eiſenmann. ſ. Eiſenglimmer.

Eiſenmohr, (*Aethiops martialis,*) (Pharmacie) iſt im Grunde nichts anders, als reine Eiſenfeile, in einen ſehr feinen Staub verwandelt, das noch die ſchwarze Farbe, die Eigenſchaft leicht und ohne beſondere Kunſtgriffe von dem Magneten angezogen zu werden, und die leichte Auflöslichkeit in Säuren hat, wodurch ſich die reine Eiſenfeile von den Eiſenſafranen auszeichnet, und alſo in allen Fällen, wo Eiſenmittel überhaupt mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs gebraucht werden können, und Säure oder doch Säfte genug in den Werkzeugen der Verdauung antreffen, wo dieſe noch nicht zu ſehr geſchwächt ſind, nicht nur den Eiſenſafranen, ſondern auch andern Stahlarzneyen vorgezogen werden muß. Man gießt nemlich in einem weiten tiefen Napfe oder Glaſe über reine nicht roſtige Eiſenfeile ſo viel Waſſer, daß dieſes vier bis ſechs Zolle hoch darüber ſteht, rührt ſie täglich unter dem Waſſer mit einer hölzernen Spatel um, und giebt dabey Acht, daß immer gleich vieles Waſſer über der Eiſenfeile ſteht; damit fährt man nun einige Wochen fort, ſo zerfällt ein groſſer Theil des Eiſens zu einem ſehr ſchwarzen Staube, der ſich auf einige Zeit mit dem Waſſer vermiſcht, und es trüb macht; dieſes Waſſer gießt man noch trüb zu wiederholtenmalen in einen andern Napf ab, und läßt den Staub in der Ruhe daraus niederfallen: wenn ſich alles geſetzt hat, und das Waſſer klar geworden iſt, ſo gießt man dieſes ab, trocknet den Staub geſchwind, und bewahrt ihn in wohl verſchloſſenen Gefäſſen auf. (12)

Eiſenmulm, ſo nennt man das Eiſenſumpferz, wenn es ſo weich iſt, daß es ſich zwiſchen den Fingern zermalmen läßt; ſo kommt es bey Libeten, Sirk und Roniz in Niederungarn, in Oberſteiermark, bey Camsdorf und ſonſt hin und wieder in Sachſen, in Zweybrücken, am Wildberge im Herzogthum Bergen, in den engliſchen Provinzen Cumberland und Darby, auch auf der ſpaniſchen Inſel Publio vor; meiſtens iſt in dieſem Fall Thon dem Eiſenkalke beygemengt; bey einigen heißt auch die dunkelrothe Eiſenocher brauner Eiſenmulm. (12)

Eiſenocher, Ocher, nennt man einen natürlichen Eiſenkalk, deſſen Theile gar nicht, oder nur ganz los, ungefähr wie bey einem Staube, unter ſich zuſammenhängen, der eben daher ſtark abfärbt; er iſt entweder auf der Verwitterung des Eiſenvitriols, des Kieſes, anderer Eiſenerze, und eiſenſchüſſiger Erze von andern Metallen entſtanden, und zeigt ſich daher, beſonders bey den letztern, oft als ein Beſchlag auf ihrer Oberfläche; oder er iſt aus ſogenannten Stahlbrunnen, oder andern natürlichen Auflöſungen des Eiſens, vornemlich in den Kanälen und Behältern derſelbigen, von ſelbſt niedergefallen, und hat in dieſem Falle insbeſondere, ſo wie zuweilen noch etwas Säure mit ſich vereinigt, alſo auch einen ſehr ſtark zuſammenziehenden Geſchmack; ſonſt verhält er ſich, wie ein anderer Eiſenkalk, und kann auch, wie ein ſolcher, von Aerzten gebraucht werden; ſonſt wird er überhaupt viel häufiger ſowohl roh, als gebrannt zum Färben und Malen, vornemlich zur Feuermalerey und zu gefärbten Gläſern genutzt, als auf Eiſen verſchmolzen; doch geſchieht dies in Maſſula, einer mitternächtlichen Provinz Perſiens, freylich wird das Eiſen, wahrſcheinlich aber mehr durch Fehler in dem Verfahren, ſpröde; aber ſonſt enthält die Ocher oft auch andere Metalle oder ihre Erze; ſo bricht in den rheiniſchen Queckſilbergruben öfters Zinnober und Queckſilber, bey Schlackenwald Zinnerze, bey Schmiederfeld, Halsbach, Freyberg, Johanngeorgenſtadt, und Pezibram Bleyſpat, bey Catharinaberg in Böhmen Kupferkies, bey der Ritterhütte in Schweden, bey Camsdorf in Sachſen, und bey Dognaska im Bannat gediegenes Kupfer, bey Camsdorf und Johanngeorgenſtadt Silbererze, am letztern Orte, ſo wie bey Schemnitz in Niederungarn verlarvtes Silber darin; in Ungarn iſt ſie überhaupt oft goldhaltig, und in der Orpegrube bey Presnitz in Böhmen ſind oft Holzſtücke damit durchdrungen. Ihre gewöhnlichſte Farbe ſind braun, und mancherley Schattirungen des Gelben; man findet ſie aber auch z. B. in Kupfergruben von beygemiſchten Kupferkalke grün, bey Kern in Niederöſterreich, in der Vitriolhütte bey Graupen, und in dem annabergiſchem Bergrevier in Sachſen röthlicht, bey Sirk in Niederungarn zinnoberroth, auf den höhern appenzelliſchen Gebirgen, bey Goslar in Niederſachſen, bey Kalmora in Schweden, hin und wieder in Sachſen, bey dem Carlsbade, bey Schlackenwald, Pezibram, und Catharinaberg in Böhmen, auch am Calvarienberge bey Schemnitz in Ungarn dunkelroth, bey Roniz in Niederungarn bräunlicht, eben daſelbſt, auch bey Wehrauch in der Lausnitz, bey Schmiedefeld und Halsbach in Sachſen braunſchwarz, ſo wie auch eine gleichgefärbte Art in Offendal und ſonſt in Schweden, am Auersberg in Sachſen, bey Zellerfeld einen

Quarz, und bey Buggapz in Niederungarn einen goldhaltigen Quarz durchdrungen und gefärbt hat: Sonst ist die Eisenocher durch ganz Europa, auch ausserhalb dieses Welttheils z. B. in Persien, Selan, Celebes, Pensylvanien sehr gemein. s. auch Ocher. (12)

Eisenöl, (Pharmacie) (*Oleum martis, per deliquium, Essentia martis, Lixyvium martis,*) ist eigentlich nichts anders, als eine starke Auflösung des Eisens in Salzsäure, und hat alle Eigenschaften einer gesättigten Eisenauflösung; gießt man Vitriolöl darauf, so zeigt sich der Geruch der austretenden Salzsäure deutlich, und die zugegossene neue Säure macht mit dem Eisen Eisenvitriol; gießt man es über Quecksilber, so scheint dieses an seiner Flüssigkeit zu verlieren. Einige Aerzte haben es, zu wenigen Tropfen selbst innerlich gegeben, vorzüglich in Blutflüssen empfohlen: Man gewinnt es gemeiniglich gelegentheitlich aus dem, was von der Verfertigung der Eisenblumen zurückbleibt; man stellt dieses in einem offenen Gefässe an einen feuchten Ort, so zerfließt bald der größte Theil zu einer braungelben Flüßigkeit, die alsdann durch durchseihen von dem Rückstande abgesondert wird. (12)

Eisenprobe; (Metallurgie) darunter versteht man 1) Proben, an welchen man die Güte des Eisens erkennt. 2) Proben, durch welche man den Eisengehalt der Erze erfährt. (s. Eisenerze.) 3) Proben, an welchen man den Gold- oder Silbergehalt des Eisens erkennt. (s. Eisen.) Die Kennzeichen eines guten geschmeidigen Eisens sind, daß es zäh, im Bruche dunkelgrau glänzend, gleichsam fasericht oder haaricht, und scharf anzufühlen ist; ist es im Bruche bläulicht, weiß, oder silbergrau, grobäugig oder grobglänzig und gleichsam glasicht, und wenig oder gar nicht fasericht aber spröde, rostet nicht leicht, und nimmt es dagegen leicht Politur an, so ist es kaltbrüchig; schweißt es stark im Feuer, rostet es leicht, läuft es unter der Feile blau an, ist es zähe, im Bruche dunkelgrau, ohne sonderlichen Glanz und Fasern, von aussen queerüber brüchig, oder braun gefleckt, so ist es rothbrüchig. (12)

Eisenram. s. Eisenglimmer.

Eisenrost, (*rubigo, ferrugo,*) ist Eisen das in der Luft zu einem braunen Kalke zerfressen worden. Dieser Kalk ist etwas hart, hängt sich an die Zunge an, und hat den in der Luft befindlichen Säuren seine Entstehung zu danken. Er verhält sich wie jeder untere Eisenkalk, nur ist der Unterschied daß er durch ein Vergrösserungsglas meistentheils eine ordentliche krystallenähnliche Gestalt zeigt. Er entsteht auf jedem rohen und verarbeitetem Eisen, zumal wenn es nicht polirt ist, und auf diesem zeigt er sich auch wenn es nicht rein gehalten und mit nassem Händen betastet wird. Feuchte Luft, oder auch verschiedene saure Dünste die an das Eisen schlagen, tragen natürlich viel zur Entstehung bey. (39)

Eisensafran, (*Crocus martis,*) (Pharmacie) ist nichts anders, als Eisen, das bald durch diesen, bald durch einen andern Kunstgriff einen grossen Theil seines brennbaren Grundstoffs, und mit diesem den größten Theil seiner Auflößlichkeit verlohren, seine Farbe in eine gelbe, rothe oder braune verwandelt, und noch immer stark zusammenziehende Kräfte behalten hat, aber lange nicht so leicht, so sicher, so kräftig wirkten, als reine Eisenfeile und Eisenmohr, weil er sich gar nicht, wenigstens nicht so leicht in den einheimischen Säften des thierischen Körpers auflößt, und oft als eine schwere Last in dem Magen liegen bleibt. Viele gebrauchten unter diesem Namen den bloßen Rost, den das Eisen entweder von selbst, oder wenn sie die Eisenfeile von Zeit zu Zeit mit Wasser, Harn oder Essig besprengt, und dadurch mürbe gemacht hatten, oder Eisenfeile, die sie auf die einfachste Art ohne allen Zusatz im Feuer verkalkt, (*Crocus martis adstringens*) oder durch irgend ein Laugensalz aus einer ihrer Auflösungen in Säuren niedergeschlagen hatten, oder den Kalk, der von selbst aus den Auflösungen niederfiel, oder auch die natürliche Eisenocher, oder den rothgebrannten Eisenvitriol, nachdem sie ihn sorgfältig ausgesäckt hatten. (*Crocus martis* oder *viriolatus*) Einige legten dünne und breite Eisenbleche in ein Glas mit weiter Mündung, und beschmierten diese um und um mit Vitriolöl; so griff dieses nach und nach das Eisen an, und es blüthe ein feiner weißlichter Vitriol von seiner Oberfläche auf, den sie abschabten, und unter dem Namen: *Crocus martis saccharatus* aufbewahrten. Noch andere brachten das Eisen, nachdem sie es mit noch einmal so viel Schwefel zusammengerieben hatten, in einen Tiegel, liessen unter beständigem Umrühren mit einer eisernen Spatel oder Rührhaken den Schwefel abbrennen, und alles so lange im Feuer, bis es sich roth und mürbe gebrannt hatte; dieses Produkt nannten sie den eröfnenden Eisensafran, (*Crocus martis aperiens*, auch *Crocus martis sulphuratus*), beyde letztere sind aber keine, wenigstens keine bloße Eisenkalke, sondern wenigstens zum Theil, durch Vitriolöl oder Schwefelsäure in ein metallisches Salz verwandelt, dadurch auflößlicher in unsern einheimischen Säften, selbst wirksamer, und unter gewissen Umständen eröffnend gemacht, wenn der letztere nicht, wie einige Vorschriften wollen, nach dem Brennen ausgesüßt wird; einige bereiten den letztern auch so zu, daß sie die Schwefelstangen an glühenden Eisenstangen reiben, den davon fliessenden Schwefel tropfenweise in ein untergesetztes Gefäs mit kaltem Wasser fallen lassen, wenn sich genug davon auf dem Boden des Napfes gesammlet hat, das Wasser abgiesen, und das Rückständige trocknen und ausbrennen. Einige werfen blos Eisenfeile in die Spiesglasbutter oder in das Spiesglasöl, und süssen das was daraus niederfällt, sorgfältig aus, oder lassen den martialischen Spiesglaskönig mit dreymal so viel Salpeter verpuffen, zerstossen die Schlacken, die sie davon erhalten, süssen sie sorgfältig aus, und sondern den feinern Theil durch Schlemmen ab, oder reiben einen andern Eisensafran mit wenigem schweißtreibendem Spiesglaskalk genau unter einander; in jedem dieser Fälle nannten sie das letzte Produkt antimonialischen Eisensafran. Stahl nahm blos die Schlacken, von dem martialischen Spiesglaskönig, lies sie von selbst an der freyen Luft zerfallen, sonderte durch Schlemmen den feinern Theil ab, lies diesen mit Salpeter verpuffen, und wusch ihn nachher aus: diesen nannte er eröffnenden antimonialischen Eisensafran. (12)

Eisensalmiakblumen. s. Eisenblumen.

Eisensalz, (*sal chalybis, sal martis,*) (Pharmacie) so nennen viele den Eisenvitriol, den man in den Apotheken zubereitet. (12)

Eisensand, ist gemeiniglich nichts anders, als klein zermalmtes schwarzes Eisenerz, und wie dieses gemeiniglich sehr reich an Eisen, wird vom Magnet leicht angezogen, und hat bey weitem am gewöhnlichsten eine eisenschwarze, selten wie z. B. in Zerpion eine bläulichte Farbe; der röthlichte, braune und bunte sind seltener und nicht so reich an Eisen, werden aber öf-

ters für Goldsand vorgezeigt, von welchem sie doch das Scheidewasser, das aus dem Eisensande viel, und alle Farbe, aus dem Goldsande nichts auszieht, unterscheidet; der bunte, wie man ihn z. B. am Aranpos in Siebenbürgen findet, hält inzwischen vieles Gold, nicht aber der bunte grönländische, wo der Eisensand mit weissem Mahlsande vermengt ist. Er besteht aus kleinen mattglänzenden Körnern, welche stumpfe Ecken und Kanten haben. So findet man ihn an der Küste von Coromandel, und sonst in Ostindien, in Jamaica, in Sibirien, in Finnland, bey Somen in Schweden, am Ufer der meisten lappländischen Flüsse, in Grönland, Eisland, im Thale Bar im Elsas, bey S. Malo, auf der Insel Elba, und in den vulkanischen Gegenden des vesten Landes von Italien, wo ihn Regen und Meerswellen öfters aus vulkanischen Hügeln und Bergen aus- und an ihrem Fusse zusammenschwemmen. (12)

Eisensand. (Lustfeuerwerkerey) s. Eisenfackig.

Eisensandez, ist eigentlich Sandstein, dessen Körner durch ein reiches Maas von Eisenocher zusammengekittet sind, so daß es Mühe und Kosten belohnt, dieses auszuschmelzen; es bricht also wie Sandstein in Flözen, die oft sehr lang, und viele Schuhe mächtig sind, ist körnig im Bruche, und sehr oft strengflüßig; daher muß ihm Kalkstein oder ein ähnlicher Stein zugeschlagen werden: Seine Farbe ist braun oder schwarz. (12)

Eisensau, (Metallurgie) nennt man ein Stück Roheisen, das sich manchmal bey dem Schmelzen eisenschüssiger Erze von andern Metallen, insbesondere eisenschüssiger Kupfererze, wenn das Eisen nicht durch das Rosten verbrennt ist, aus den Schlacken niedersetzt, und auf das Gestübe legt; gemeiniglich geht alsdann die Schmelzarbeit etwas streng und musig: oft bemerkt man sie schon währendem Schmelzen, und dann muß sie, wie Knoben oder Bihnen ausgebrochen werden; oft aber erst bey dem Ausblasen. Im leztern Falle kann sie noch auf Kupfer genüzt werden; so wird sie z. B. zu Riegelsdorf in Hessen klein gemacht, und mit dem Rohstein wieder in den Rost gebracht; in Ilmenau wurden die Eisensauen aufgehoben, bis man 25 Centner davon hatte, diesen 22 Centner Kies vorgeschlagen und geschmolzen; so erfolgte ein Rohstein, der Kupfer und Silber hielt, zu Fahlun in Schweden heisen sie Dahlkarl. (12)

Eisenschaumschlacken; (Metallurgie) so nennen einige den Schaum der sich in vielen Eisenhütten unmittelbar über dem Eisen zieht, und nachher erhärtet; er ist schwammig, löchericht, blasicht, gemeiniglich weißlicht und so leicht als Bimstein. (12)

Eisenscheibe, Stundenscheibe, ist ein Werkzeug, dessen sich die Markscheider in Eisengruben, wo die sonst gebräuchlichen Compasse nicht angewendet werden können, zu ihren Grubenzügen oder unterirrdischen Vormessungen zu bedienen pflegen. Man hat verschiedene Gattungen; unserer Absicht aber wird gemäß seyn, diejenige zu beschreiben, die gewöhnlich gebraucht wird, obwohl sie nicht die allerbeste ist. Eine meßingerne Scheibe, die ohngefehr 4 Zolle zum Durchmesser hat, ist, wie die Figur zeiget *), in 24 Stunden und Achtel derselben abgetheilet. Bey 12 und 12 ist Septentrio und Meridies, rechter Hand bey 6 Oriens, linker Hand bey 6 Occidens gestochen. Die Scheibe lässet sich um ein messingernes Lineal drehen, welches zwey Löcher A und B hat, durch welche man zwey Holzschrauben stecket, womit man das Instrument an dem Orte, wo es gebraucht werden soll, fest schraubet. Die Scheibe selbst auf dem Lineale in jeder Stellung unbeweglich zu erhalten, dienen zwey Stellschrauben E und F, welche durch zwey gebogene Stücke Messing gehen, die auf das Lineal genietbet oder gelöthet sind. Um den Mittelpunkt der Scheibe lässet sich ein messingernes Blättgen drehen mit einem Haken D, an welchem eine feine aber starke und gewichste Schnur angebunden ist, und durch den Mittelpunkt selbst ist noch eine andre solche Schnur C durchgesteckt, welche unten einen Knopf hat, daß sie nicht herausgezogen werden kann. Wenn man im Gebrauche nicht aufgehalten werden will, muß man, wie sich bald zeigen wird, wenigstens drey solcher Instrumente haben.

Soll ein Grubenzug damit verrichtet werden, so befestiget man ein solches Instrument ganz waagrecht, am Ende b der ersten und ein anders am Ende e *) der zweyten Linie vermittelst der durch die Löcher A und B gesteckten Holzschrauben; hänget eine Schnur mit einem eisernen Haken in die Schlinge des durch den Mittelpunkt der ersten Scheibe gezogenen Fadens C; spannet sie nach der Richtung der ersten Linie a b scharf an; drehet die Scheibe herum, bis der feine Faden in a oder vielmehr dessen Verlängerung in K die bereits bekannte Stunde der ersten Linie auf der Scheibe abschneidet und schraubet diese in der Stellung fest vermittelst der Stellschrauben E und F; Alsdenn misset man die Länge der Schnur vom Anhaltungspunkte bis an die Mitte der Scheibe mit der Lachterkette, wieget sie mit der Wasserwaage und schreibet Stunde, Länge und Donlage auf. Hierauf macht man die Schnur vom ersten Faden C ab; hänget sie mit ihrem Haken an die Schlinge des andern Fadens D; befestiget sie scharf angespannt mit dem andern Ende an den durch den Mittelpunkt der andern Scheibe gezogenen Faden; bemerket die auf der ersten Scheibe abgeschnittene Stunde c und drehet die andre so lange, bis die Schnur und ihre Verlängerung dieselbe Stunde in d und l auf ihr schneidet, in welcher Stellung sie alsdenn durch die Stellschrauben fest gemacht wird. Nachdem man abermals die Schnur von einer Scheibe zur andern gemessen, abgewogen und alles aufgeschrieben hat; nimmt man die erste Scheibe von ihrem Orte weg; bringt sie ans Ende der dritten Linie; spannet die Schnur wieder von der einen zur andern; verfähret, wie kaum gesagt worden u. s. f. bis ans Ende.

Gehet von einem solchen Punkte aus noch eine andre Strecke nach einer andern Gegend, welche gleichfalls abgezogen werden soll; so lässet man an diesem Punkte die Scheibe stehen, wie sie stehet, und fähret, nachdem man mit der ersten Strecke fertig geworden, von ihr an auf der andern wieder fort, weil es sehr schwer und mühsam seyn würde, die Scheibe wieder genau in die Lage zu bringen, die sie vorher gehabt hat.

Steiget oder fället eine Grube sehr stark, daß die Fäden nicht dicht über den Scheiben hinstreichen können, oder zu fest auffitzen, so hilft man sich mit einem Bleygewichte, das unten wohl zugespitzet ist. Man hält nemlich dessen Faden an den steigenden Scheibenfaden an und siehet zu, auf welche Stunde die Spitze des Gewichtes zeiget, oder lässet die Spitze des hart an die Scheibe gehaltenen Gewichtes auf den von unten durch die Scheibe gesteckten Faden auffitzen, und siehet wieder zu, an welcher Stunde sein Faden an-

*) s. Tafel zur Markscheidek. Fig. 2.

*) s. Tafel zur Markscheidek. Fig. 3.

liegt. Beydes ist beschwerlich und mißlich und wird durch andre Arten von Scheiben besser erhalten.

Ist durch die Strecke ein Gang u. dgl. überfahren worden, dessen Streichen auch mit angegeben werden soll; so spannet man von einem Saalbande an dessen hangendem oder liegenden herüber zum andern eine feine Schnur unmittelbar über oder unter der, die von einer Scheibe zur andern in derselben Linie gehet; hält eine Scheibe mit ihrem Mittelpunkte unter die Durchkreuzung und drehet sie so, daß die lange Schnur auf ihr dieselbe Stunde wie auf beyden andern zeiget. Die von Saalband zu Saalband gespannte Schnur weiset alsdenn die Stunde des Streichens.

Weis man die Stunde der ersten Linie a b oder des sogenannten ersten Markscheiderwinkels nicht, wie anfangs vorausgesetzet worden; so drehet man die erste Scheibe so, daß a K auf M S fällt, und verfähret übrigens, wie beschrieben worden. Obwohl man nun die wahren Lagen der Linien gegen die Weltgegenden nicht erfähret, so kann man die Messung doch in Riß bringen, und wenn am Ende noch die Richtung der letzten Linie sich durch den Magnet erforschen lässet, z. E. wenn sie zu einem Stollen herauskommt, daß man den Compaß im freyen Felde aufsetzen oder aufhängen kann; so kann man auch noch den ganzen Riß darnach orientiren.

Wie die solchergestalt gemessenen Linien in einen Grundriß zu bringen, oder, nach der Markscheidersprache, ein Grubenzug sohlig zuzulegen, lehret der Artikel: Zulegen. Man kann auch: Transporteur, nachschlagen. (6)

Eisenschlacken, (Metallurgie) sind die unvollkommen glasichte Materie, welche bey dem Rohschmelzen sowohl (Rohschlacken), als bey dem Verfrischen (Lacht, Frischschlacken) desselbigen, über demselbigen schwimmen, und noch währender Arbeit abgezogen werden: Sie können, besonders wenn sie gar sind, d. i. wenn sie im Glühen roth und weiß sehen, vest und nicht schwammig sind, bey dem Herausziehen aus dem Feuer an der Brechstange nicht in die Höhe steigen, weder Blasen noch Farben werfen, langsam erkalten, und denn eisengrau oder weißlicht aussehen, nicht nur bey dem Rohschmelzen der Eisenerze, und dem Verfrischen des Eisens immer wieder, sondern auch bey dem Verschmelzen arsenikhaltiger, schwefelichter oder strengflüssiger Bley- Kupfer- (wie z. B. zu Ilmenau) und Silbererze (wie z. B. zu Joachimsthal) gebraucht werden; nur muß man sich in den letzten Fällen hüten, zu viel zuzusetzen, weil sich sonst leicht Eisensauen erzeugen. Wo Eisenhütten stark gehen, beschlägt man auch wohl in der Nachbarschaft so gut, als je mit Kieseln, die Wege damit: Bosc d'Antic räth, in Glas- und Spiegelfabriken die Oefen daraus zu bauen, und in dieser Absicht die Schlacken vor dem Ofen in Formen von Bakseinen und erkalten zu lassen, aus diesen nun den Ofen zusammenzusetzen, die Fugen mit den gleichen Schlacken, aber sehr zart abgerieben, auszustopfen, den Kranz zween bis drey Zoll dick mit gemeinem Thon zu bekleiden, und den ganzen Ofen zehen Tage lang glühen zu lassen. Sehr gut kann man sich ihrer auch zu Schlackenbädern bedienen. So zeigt die Eisenschlacke, vornemlich aber die Rohschlacke auch den Verlauf der Arbeit an; ist sie zu dunkel und stark, schwarz, braun, dunkelgrün oder blau gefärbt, so ist zu viel Eisen in die Schlacken gegangen; ist die Schlacke zwar löchericht, aber schwer, braun oder schwarz, so wird das Eisen dickgrell; ist sie dunkelgrün, schwer und derb, so wird es dünngrell; ist sie leicht und porös, weiß oder grün, so wird es gar; ist sie endlich weiß, leicht, und sehr porös, wie Bimstein, so wird es Stahleisen. (12)

Man gebraucht sie vorzüglich zum Cement und Wassermörtel, in welchem sie verrosten und durch solche Verrostung einen festen Stein geben. Auch die Schmiedt und Schlosser bedienen sich derselben zu Kütten. (18)

Eisenschneider, werden bey der Münz die Graveurs genennet die die Stempel und Randel schneiden, und durch das Eisenschneiderlehn verstehet sich mithin, was die sogenannten Münzeisen oder Stempel zu graviren gekostet. Es muß diese Benennung aus dem Alterthum herrühren, wo denen Geldern ein unförmlicher Typus aufgeprägt war, der vermuthlich in Eisen geschnitten war. Heutzutage müssen sie Stahlschneider heissen, da alle Stempel und Randel von Stahl gemacht werden. (29)

Eisenschneidmühle, (Bergwerksmaschinen) wird bey Eisenwerkern eine Maschine genennt, mittelst welcher das Eisen in Stäbe, Schienen, Reiffe und dergleichen geschnitten werden kann. Es erfordert solche zu ihrer Hütte einen Platz von ohngefehr 35 bis 40 Schuh breit, und 60 oder 70 Schuh lang, und kann von Holzwerk, gleich einer andern Eisenhütte, aufgeführt werden. Zum Einbau gehören 4 Wellen. An zwey von gedachten Wellen wird an jeden ein Wasserrad gehänget, also daß eines auf einer Seite, das andere auf der andern Seite ausserhalb der Hütten in ihren Radstuben einander gegen über stehen. Diese Räder wollen ein starkes Wasser haben, daß sie so geschwinde als es die Nothdurft des Wassers erheischet, herumlaufen können. Doch kann man die Höhe der Räder nach der Stärke des Wassers, und nach dessen Fall proportioniren.

An jeder Wasserwelle wird in der Hütte noch ein Kammrad geordnet. An die übrigen beyden Wellen, so kürzer sind, wird an jede ein Getrieb, oder Trilling gerichtet. Neben dieser Wasserwelle wird eine kurze Welle der Länge nach, oder parallel geleget, daß auf der einen Seite der Hütte der andern Wasserrad Wellen, Kammrad der daneben liegenden kurzen Wellen, Trilling gleichfalls fasset. In der Mitten der Hütte, liegen beyde Wasserwellen, wie auch beyde kurze Wellen mit ihren inwendigen Stirnen und Zapfen einander gleich gegen über, doch also, daß ein Raum etliche Schuh breit dazwischen bleibet, und auch eine Wasserwelle gegen der andern, wie auch eine kurze Welle gegen der andern etwas höher lieget. An den der zwo Wasserwellen in der Mitte der Hütten einander gegen über liegenden Zapfens werden die hernach beschriebene Eisenschneidscheiben eingeschloffen. An der andern beyden Wellen einander gegen über stehende Zapfen werden zwey auf einander zurichtende eiserne Walzen angesteckt. Gedachte Eisenschneidscheiben, deren allezeit zwo in einander gehen, und fast, wie die Bleyzüge in einander greifen, werden nach Art der Stäbe, die darinnen geschnitten werden sollen, mit drey, fünf, sieben, neun, eilf, dreyzehn bis fünfzehnfachen in einander greiffenden Gängen vorgerichtet. Noch werden eine andere Art Scheiben mit einem, drey- und mehrfachen Gängen gebrauchet, welche die Stäbe im Durchgang zugleich der Dicke und Breite nach gleichsam pressen, daß sie eine ganz gleiche Dicke und Breite durchaus bekommen. Zur Wärmung des Eisens, so zerschnitten werden soll, ist ein besonderer Ofen nöthig, welcher nicht mit Kohlen, sondern mit

büchenem Holze angefeuret wird. Es muß auch ein Feuer etwas gröſſer, als in einer Hufschmiede vorgerichtet werden, dabey die obgemelden Eisenschneidscheiben erstlich vollends zur Perfection zu bringen, und hernach solche, wie auch andere zu diesem Werke noch gehörige Instrumente, wenn sie durch den Gebrauch mangelhaft worden, wieder zu repariren stehen. Bey dem Gebrauche dieser Maschine werden allezeit zwo von den hievon beschriebenen in einander gerichteten Eisenschneidscheiben in die zween inwendigen Zapfen der Wasserwelle angestecket, nachdem man eine Sorte von kleinen Stäben, aus einem Stück Eisen zu schneiden verlanget, als zum Exempel, sollen die geschnittenen Stäbe zu Hufeisen gebraucht werden, so sind 2 mit 3 Gängen in einander gerichtete Scheiben in die Zapfen zu legen. Ferner werden auch vorgedachte zwo eiserne Walzen an der kurzen Wellen ihr Zapfen so angestecket, und auf einander gerichtet, als es die Dicke der kleinen Stäbe, so geschnitten werden sollen, erfodert. Beyde Wasserräder, wenn sie mit einander umgehen, treiben beydes die Eisenschneidscheiben, und vermittelst der Kammräder und Getriebe die zwey eisernen Walzen zugleich mit um. Diese Walzen machen, wie schon gedacht, die begehrte Dicke der Stäbe, und die Scheiben schneiden auf einmal so viel Stäbe, als man verlanget, als bey der zum Exempel gegebenen Vorrichtung zu Hufeisen, schneiden die dreyfach in einander gerichteten Scheiben in einem einzigen Durchschnitt, der nicht eine Minute lang währet, drey Stäbe, deren jeder ohngefehr 8 oder 9 Schuh lang wird. Will man kleine Stäbe zu Huf- oder andern starken Nägeln haben, so werden zu jenen 15 Gänge habende, und zu dieser dreyzehnfache Scheiben gebrauchet; so geben die Scheiben in einem Durchschnitt 15 oder 13 Stäbe, von einer 10, 11 bis 12 schuhigten Länge. Will man 5, 7, 9 und 11 stäbig geschnitten Eisen haben so sind nur anstatt voriger, andere Scheiben zur Hand zu nehmen. Verlanget man Stäbe zu allerhand Gattungen eisernen Reife, oder Ringe zum Beschlag der Fässer, Tonnen, Laufkarren, und dergleichen hölzernen Kasten und Kästen, so werden anstatt der eisernen Schneidscheiben die andere oben beschriebene Art Scheiben gebraucht, welche die Stäbe im Durchziehen der Breite und Dicke nach also pressen, als wenn sie gleichsam abgehobelt wären. Und kann dieses Reifring und Beschlageisen, wie es die Arbeit nur erfordert, nach Belieben in gehöriger Dicke und Breite aufs genaueste gemacht werden. Wenn nun alles und jedes wohl zusammen, und in- und auf einander gerichtet, und beyden Wasserrädern zu ihrer Arbeit Wasser aufgeschlagen wird, wird ein in oberwähntem Ofen bey büchenem Holz in der Flamme zur Gnüge gewärmetes Stück Eisen zwischen mehr gedachte zwey eiserne Walzen gestecket, durch deren Umlauf augenblicklich in die mit umgehende Scheiben geschoben, und darinnen in so viel Stäbe, als die ansteckenden Scheiben Gänge haben, zerschnitten. Sobald denn ein vor den Eisenschneidscheiben stehender Arbeiter die geschnittenen Stäbe hinweg nimmt, stecket der hinter den Walzen stehende Arbeiter schon ein ander gewärmtes Stück Eisen wieder zwischen die Walzen, und also wird die Arbeit mit groſſer Geschwindigkeit fortgesetzt. Zu Neustadt Eberswalde ist die in die Kupfer gegebene Zeichnung einer Eisenschneidmühle mit grossem Nutzen erbauet, und weil solche in Deutschland noch selten, so will ich auch deren Nutzen hier weitläuftiger auseinander setzen. Der erste Vortheil bey solchen entstehet gleich in der Eisenhütte, oder auf dem Hammer, und ist dieser, daß vor dem Stabhammer nicht Stäbe sondern nur Stücke 1 oder 1½ Schuh lang, und nachdem die Gattung der kleinen Stäbe werden soll, etwa 3 oder 4 Zoll breit, und 1 oder ¾ Zoll dicke, geschmiedet werden dürfen, woraus ein dreyfacher Nutzen entstehet. 1) Wird die Zeit ersparet, und kann in einer Schicht wohl dreymal mehr Eisen, dem Gewichte nach, heraus geschmiedet werden, als wenn es zu Stabeisen geschlagen wird. 2) Bekommen die Hammerschmidte, wenn sie nach dem Centner oder Waage arbeiten, weniger Lohn vom Centner, oder Waage, wenn sie dergleichen kurze Stücke Eisen schmieden. Arbeiten sie um das Wochenlohn, ist es gleichfalls ein grosses, und eben so viel an Lohn zu ersparen, als wenn sie nach dem Centner arbeiteten, weil sie in einer Woche desto mehr herausschmieden. 3) Ist ein merkliches an Kohlen zu ersparen, weil, wie allbereit gedacht in einer Schicht so viel Eisen kann verschmiedet werden, als sonst in dreyen. Der andere Vortheil findet sich in der Eisenschneidmühle selbsten, wo bey umgehendem Werk in einem Tag mit 3 oder 4 Arbeitern, unter Verbrennung etwas büchenen Holzes, so viel, und wohl mehr Eisen zerschnitten werden kann, als in einer Woche von einem Hammer dazu ausgeschmiedet wird. Der Nutzen davon ist auch unterschiedlich, und bestehet in folgendem. 1) Werden neben der Zeit wieder viel Kohlen ersparet, welche theils vor dem Stabhammer zu Ausschmiedung kleinerer Stabeisen, als z. E. zu Hufeisen und dergleichen, theils vor dem Zahnhammer zu Auszierung des Zahneisens aufgehen. 2) Wird das Eisen mit weit geringern Kosten zu allerhand Gattungen Stäben geschnitten, als die Löhne, dergleichen Stabeisen vor dem Stab- und Zahnhammer zu verfertigen, erfordern. Die Ersparung so vieler Kosten ist ohngefehr abzunehmen, wenn man nur den Ueberschlag macht, wie viel vor dem Stabhammer, und wie viel vor dem Zahnhammer wöchentlich Centner Eisen an allerley Gattung ausgeschmiedet werden können, und wie viel dabey an Gelde auf das Schmiedlohn, und Kohlen gehet, und solche Kosten gegen diejenige hält, welche in der Eisenschneidmühle auf eben so viel Centner in einer gar kurzen Zeit aufgeschnittener Stäbe gehen mögen. 3) Kann ein der Stärke nach dem Zahneisen gleichendes zerschnittenes Eisen in gleichem Preis mit dem Zahneisen verkauft werden. 4) Werden Schlösser, Huf- und andere Schmiede das geschnittene, und der Stärke nach schon zu ihrer Arbeit aptirte Stabeisen gerne um höhern Preis bezahlen, weil sie hernach in ihren Feuern und Werkstädten vieler Arbeit mit Zerschrotung auch vieler dabey nöthiger Hitze überhoben bleiben, ein ziemliches an Kohlen ersparen, und folglich die vorhabende Arbeit in kürzerer Zeit ausfertigen können. Was die zu Neustadt Eberswalde *) erbaute Eisenschneidmühle betrift, so bewegt das Wasserrad A dessen Wellbaum B, und das an ihn bevestigte Getrieb C greift in das Stirnrad D, welches den zweyten Wellbaum bewegt. Diese beyde Wellbäume drehen die Schneidescheiben in E auf der Schneidebank F G H I, welcher mit gefälßten Bohlen belegt ist. Das zweyte Wasserrad K mit seinem Wellbaum bewegt auf gleiche Weise einen andern Wellbaum und eben so zwey Schneide-Scheibens. Das Pochwerk so der Wellbaum dabey bewegt, ist ein Nebenwerk und nicht hieher gehörig. Sodann siehet man in K den Glühofen, und in L die Feueresse oder kleine Schmidte

*) s. Tafel Bergwerksmaschinen. Fig. 13.

in N aber den Bindetisch und in O das Magazin. Der Schmidt hat seine Wohnung unter dem Dache angebracht. (18)

Eisenschörl, nennen einige das Eisensumpferz, wenn es in kleinen rundlichten vesten Körnern vorkommt; sonst findt man auch bey Altbreisach im Breisgau, so wie in mehreren vulkanischen Gegenden Italiens. Z. B. am Fusse der Pozzolanhügel am Vesuv, auf dem Wege von Volatri nach Rom, und von Livoli nach Freseati, wo sie der Regen ausgewaschen hatte, kleine schwarze glänzende Schörlstrahlen, die so reich an Eisen sind, daß sie der Magnet, noch ehe sie geröstet werden, leicht und ohne besondere Kunstgriffe anzieht. (12)

Eisenschuß, rother, bedeutet bey einigen eine dunkelrothe Spielart der Eisenocher. (12)

Eisenschwärze, eine aus Eisen zubereitete Schwärze, deren sich verschiedene Künstler und Handwerker bedienen. So nehmen z. B. die Weißgerber zu ihrer Eisenschwärze drey Maas Biereßig, nebst etwas gepulverte Galläpfel, kochen dieses Mengsel, schütten es über ein Maas Eisenfeilspäne heiß aus, verbinden den Topf und lassen es drey Wochen in Ruhe stehen. Diese Schwärze ist beständig, man giebt ihr mit Leinöl den Glanz.

Die Schuhmacher verfertigen ihre Schwärze von schwachem Bier und rostigen Eisen, welches sie etwa acht Tage zusammen stehen lassen. (19)

Eisenschwül, (Metallurgie) ist beynahe eben das was Eisensau ist, nur daß es tiefer in die Sole und in den Heerd einfrißt, und nach jedem Schmelzen mit grosser Mühe oft mit Schlegel und Eisen losgebrochen werden muß; dadurch wird der Heerd gemeiniglich so verderbt, daß er mit frischem Gestäbe ausgebessert, auch wohl zuweilen ein Theil der Sole von Gestäbe neu gemacht werden muß. (12)

Eisensinter, tropfsteinartiger Eisenstein, getrüpfter Eisenstein, drusichter Eisenstein; darunter versteht man den Eisenstein oder Glaskopf, der wie ein Tropfstein gewachsen und gebildet ist, wie man ihn z. B. auf der Insel Elba, in Neapel, in Croatien, bey Skalka und Ruskowa in Ungarn, in Böhmen, bey Schladming in Steyermark, bey Hüttenberg in Kärnthen, im Nassau-Dillenburgischen und Siegenschen, bey Lemberg und Wehrbach in Zweybrücken, bey Blankenburg und am Fusse des Rammelsbergs am Harze, bey Bösenbrunn, Lamsdorf und Scheibenberg in Sachsen, in der Eifel, im Stift Lüttich, in den englischen Provinzen Flint und Glouceſter, auch in Sibirien antrift; er bricht entweder nierenförmig, wie z. B. im Riesenberg, bey Scheilenberg, bey Schiltach in Würtenberg, bey Framont im Elsaß, bey Skalka in Ungarn, und da heißt er bey einigen insbesondere drusiger oder drusartiger Glaskopf; oder wie z. B. bey Scheibenberg, bey Neuenburg in Würtenberg und bey Ronitz in Ungarn in Gestalt von Cylindern, deren gemeiniglich mehrere zusammengewachsen sind; oder, wie z. B. am Lschuber in Krain, in einzelnen oder wie bey Boinik in Ungarn in mehreren zusammengewachsenen Kegeln; die leztere Spielart heißt sonst auch thurmförmiger Glaskopf, zackiger Blutstein, zackiger Glaskopf. (12)

Eisenspat, Pflinz, spätiger Eisenstein, ein Eisenerz, das ausser Eisenkalk mehr oder weniger Kalk- und Braunsteinerde, Wasser (zu $+\frac{3}{10}$) und eine beträchtliche Menge, zuweilen drey Viertheile fester Luft enthält, daher mit Säuren, wenn es vornemlich zerrieben ist, bald mehr bald weniger aufbraußt, im Feuer, vornemlich wenn es Krystallengestalt hat, knistert, und beträchtlich von $\frac{15}{100} = \frac{4}{80}$ am Gewichte abnimmt. Auf Kohlen gestreut wirft er einen schwachen Phosphorschein von sich, schmelzt aber für sich auch in einem anhaltenden und starken Feuer ungemein schwer, hingegen in einem thönernen Tiegel sehr leicht und sehr dünne; nach dem Flusse wird er von Magneten niemalen, nach dem blossen Brennen hingegen fast immer angezogen; dann erhitzt er sich auch gemeiniglich mit Wasser und gibt etwas Kalkwasser; bey dem Brennen steigt kein Geruch auf; trägt man den Eisenspat in fliessenden und glühenden Salpeter ein, so verpufft er nicht deutlich; trägt man etwas davon vor dem Löthrohr in mineralisches Laugensalz ein, so schmelzt er damit mit Aufbrausen zu einem milchweissen Kügelchen, mit Borax, auch mit Aufbrausen, zu einem Hyacinthgelben, mit Hornsalz, auch mit Aufbrausen zu einem röthlichten, dessen Farbe aber bey dem Erkalten wieder verschwindet. Alle mineralische Säuren lösen ihn, wenn er zerrieben ist, bey gelinder Wärme bis auf einen kleinen Rückstand, der doch zuweilen den fünften Theil des Ganzen beträgt, und lauter fremdartige Theile enthält, Salpetersäure mit roth oder gelbbräunlichter, Vitriol- und Salzsäure mit gelbgrünlichter Farbe, ohne daß sich auch nur eine Spur von brennbarer Luft zeigt, die leztere am leichtesten auf. Ueberhaupt aber beträgt das Metall in diesem Eisenspat selten die Helfte, und äusserst selten etwas oder viel darüber; die Verhältniß der Bestandtheile ist zwar äusserst verschieden, allein nach einer Mittelzahl kann man annehmen, daß in einem Centner 38 Pfunde roher Kalkerde, eben so viel Eisenkalk, und 24 Pfunde mit Luft versehenen Braunsteins sind; der leztere bleibt bey dem Verschmelzen der Erze mit dem Eisen verbunden, und hat wahrscheinlich grossen Antheil an seiner vorzüglichen Güte: gerieben giebt er immer ein weisses Pulver; von Magneten wird er roh äusserst selten angezogen; seine eigenthümliche Schwere verhält sich zur Schwere des Wassers, wie 2500, 2900, 3300, 3600, 3640, höchstens wie 3810 : 1000; man probirt ihn am besten, wenn man vier Centner davon mit $1\frac{1}{2}$ bis dritthalb Centnern Flußspat, einem Centner Kohlenstaub, und vier Centnern abgekristerten Kochsalzes zusammen schmilzt; oder man verfährt so, man bedeckt den Boden eines Tiegels ungefähr einen halben Zoll hoch mit Kohlenstaub, nachdem man ihn zuvor, damit er desto besser sitzen bleibe, mit Wasser und etwas Thon angemacht hat, und bestreicht damit auch nur dünner die innere Seitenwände des Tiegels; auf den Boden macht man in den Kohlenstaub ein kleines Grübchen, worein man nachher einen Probiercentner des Eisenspats bringt, diesen mit etwas gebrannten Borax zudeckt, und den Tiegel nachher mit einem andern umgestürzten Tiegel zudeckt, den man fest ankittet; oder man schmelzt in einem auf die angezeigte Art zubereiteten Tiegel das Erz ohne Borax, aber mit einem Zusatz von gleichvielem Flußspat und halb so vielen feuerbeständigen Thon, oder man schmelzt ohne weitere Vorbereitung des Tiegels zween Theile des Eisenspats mit zween Theilen Salmiak, eben so vielen Weinstein, eben so vieler Glasgalle, einem Theile Borax, einem Theile Kohlenstaub, und vier Theilen schwarzen Flusses, und wirft noch Kochsalz darüber hin; oder man schmelzt, auch ohne Vorbereitung des Tiegels den Eisenspat mit gleichviel Weinstein, gleich-

vielen Kohlenstaub, gleichviel Glas, gleichvielen weissen Flusse, und noch einmal so vielen (als nemlich das Erz beträgt) schwarzen Flusse. Der Eisenspat kann, ohne vorher geröstet zu werden, selbst ohne Zuschlag verschmolzen werden; doch kann man ihn, vornehmlich wenn er zu viel Kalkerde halten sollte, mit Thon, Letten oder auch Kieselarten am besten, wo diese in der Nähe zu haben sind, mit thonichten oder quarzichten Eisensteinen beschicken; so hilft eines dem andern. Sehr armer kann auf Kalk genützt werden, der zwar schwarz, aber sehr bindend wird.

Der Eisenspat ist in den steirischen Eisengruben, vornemlich am Arztberge, in den kärnthischen bey Hüttenberg in den nassauischen, bey Siegen, Meissen und Fischbach, in den sächsischen bey Camsdorf, in den hessischen bey Schmalkalden, in den tyrolischen bey Schwaz, wo nicht immer das gewöhnlichste, doch ein sehr gewöhnliches Eisenerz; bey Echaux im Thale Brigari in den Pyrenäen bey Clausthal und Zellerfeld am Harze, bey Schemnitz in Ungarn, bey Schladming in Steyermark, bey Ratieborzitz in Böhmen und im meißnischen Erzgebirge, vornemlich bey Braunsdorf und Freyburg ist er theils allein, theils mit Kalkspat vermengt die Gangart und Mutter des Silbers und seiner Erze, zu Freyberg sind sie oft damit übersintert, oder sitzen Krystallen des Eisenspats darauf; bey Obernhof und Wienar an der Lahn, bey Zellerfeld am Harz, auch bey Freyberg ist er die Gangart der Bleyerze; bey Lauterthal am Harze, bey Schwaz in Tyrol, und bey Schemnitz des Kupfers und seiner Erze, bey Schemnitz hält er öfters Gold, bey St. Gertrud im Lavanthal, auch bey Gemündt in Kärnthen Silber: sonst bricht er auch bey Tunis in Africa, in Spanien, in den Pyrenäen, vornemlich in Roussillon, zwischen Sem und Lercoul und im Thale Baigori, bey Rothar im Elsaß, im Delphinat bey Allewarb, in den englischen Provinzen Glouceſter, im Dean Forreſt, und in Cumberland bey Bigrignam, in den schwedischen Provinzen Upland und Dalekarlien, vornemlich am westlichen Silberberge, am Sonnenscheinberge, bey Hülleford und Grásberg, am Wildberge im Herzogthum Bergen, bey Voigtsberg und Buttenberg unweit Stollberg, auch bey Kunitz in Obersachsen, im Spiegelthaler Zug am Harze, bey Mehlbach und Kessenbach im Nassauischen, bey Wolfstein in der Pfalz, bey Volzhausen im Darmstädtischen, bey Neilla in Bayreuth bey Meyerhöfen und Seckenschan in Böhmen, bey Reichenau in Oestreich, im Erzstift Salzburg, bey Schmölnitz in Ungarn, im Gebiete der venetianischen Städte Bergamo und Brescia, und bey Monastero in Piemont. Zuweilen, vornemlich auf andern Erzen, findet man es ganz los und dann gemeiniglich braun, schwärzlicht oder schwarz, offenbar aus der Verwitterung des erhärteten entstanden, auf dessen Oberfläche es auch öfters aufsitzt; weit häufiger erhärtet zuweilen so hart, daß er am Stahl Feuer giebt; (Stahlstein, Stahlerz) zuweilen im Thale Brigori, linsenförmig gebildet, oder im Lorenz Gegentrum bey Freyberg in schalichten Kugeln oder in Krystallen; (s. Eisenkrystallen) am häufigsten ohne bestimmte äusserliche Gestalt, meistens nur an den Kanten durchscheinend, selten, wie z. B. bey S. Leonhard in Kärnthen, durchsichtig; im Bruche bald erdicht, bald dicht, bald schimmernd, bald feinkörnig, am häufigsten blättericht oder schuppicht wie Spat, und dann eigentlich Eisenspat, zuweilen mit grossen breiten glänzenden Flächen, wo es denn gemeiniglich gelbes oder weisses Spiegelerz heißt; seltener ist er bunt, wie z. B. bey S. Leonhard in Kärnthen, roth wie einige schwedische, schwärzlicht oder gelb, wie das pyrenäische von einem Berge am Bache Cinca, graugelb, wie ein anderes aus den Bergen von Bröst in den Pyrenäen, schwarz, bräunlicht, braun und schwarz, und röthlicht als braun, (wie es auch in den Pyrenäen zwischen Ast und Lorbie vorkommt) bläulicht, (das Weiserz in Siegen,) grau, oder Greyre in England, wie man ihn auch bey Aste antrift, gelblicht und weis; das letztere ist das gewöhnlichste, und heißt eigentlich weisses Eisenerz, wiewohl dieser Name auch den andern Unterarten beygelegt wird; er sieht oft reinen Kalkarten so ähnlich, daß er sich dem blossen Ansehen nach kaum von ihnen unterscheiden läßt; doch ist er meistens etwas schwerer, und verändert an der Luft, noch schneller im Feuer seine weisse Farbe sehr bald in eine braune und schwarze. (12)

Eisenspiegel, Eisenerzspiegel, spiegelndes Eisenerz, Spiegelerz; so nennt man Eisenerze, welche entweder auf ihrer Oberfläche oder im Bruche grosse glänzende oder spiegelnde Flächen zeigen; so giebt es eine dergleichen Unterart von dem Eisenspat, (s. Eisenspat) bey Schiltach in Wirtemberg und bey Fenestrella in Piemont eine in dieser Rücksicht ähnliche Unterart des Glaskopfes, und bey Dannemora in Schweden, und Arendal in Norwegen eine solche Unterart des schwarzen Eisenerzes; die letztere bricht leicht in Würfel wenn sie zerschlagen wird, und bestehet aus Blättchen, welche bald gerade bald gewunden sind; das schwedische Erz giebt einen schwarzen, das norwegische einen rothen Strich. (12)

Eisenstangen, (Baukunst) in der Baukunst werden die aus Eisen geschmiedete Stangen zu vielfältigem Gebrauch angewendet. Der Baumeister hat dabey vorzüglich zu sehen, theils auf ihre Schwehre und Gewicht, theils auf ihre Stärke und Festigkeit, womit sie bey jedem Gebrauche widerstehen. Was ihr Gewicht betrift, so wiegt ein Fuß Rheinländisch, welcher $\frac{1}{4}$ Zoll im Quadrat dick, wiegt $\frac{1}{27}$ Pf.

$\frac{1}{4}$	. . . . .	$\frac{4}{27}$ —
$\frac{1}{2}$	. . . . .	$\frac{16}{27}$ —
1	. . . . .	$3\frac{1}{27}$ —
$1\frac{1}{2}$	. . . . .	$5\frac{13}{27}$ —
$1\frac{1}{2}$	. . . . .	$6\frac{11}{27}$ —
2	. . . . .	$12\frac{8}{27}$ —

Was die Stärke und Festigkeit der eisernen Stangen anbetrifft, so hat man Versuche angestellt, um zu erfahren wie viele Kraft erforderlich, solche von einer gewissen Dicke zu zerreissen. Man hat hiebey lauter runde eiserne Stangen gebraucht, und dabey gefunden, daß ein Eisendrabt von 1 rheinländischen Linie im Diameter von $3\frac{1}{7}$ Pf. zerrissen worden, bey 2 Linien Dicke von $12\frac{1}{2}$ Pf. bey 3 Linien Dicke von $28\frac{1}{8}$ Pf. Bey vier Linien Dicke von 50 Pf. Bey 6 Linien oder $\frac{1}{2}$ Zoll Dicke von $112\frac{1}{2}$ Pf. Ferner, daß runde eiserne Stangen von $\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser durch 200 Pf. zerrissen worden, von $\frac{1}{2}$ Zoll dick durch $253\frac{1}{8}$ Pf. von 1 Zoll dick durch 450 Pf., von $1\frac{1}{2}$ Zoll dick durch 1012 Pf. von 2 Zoll dick durch 1800 Pf. von $2\frac{1}{2}$ Zoll dick durch 2812 Pf. von 3 Zoll dick durch 4051 Pf. (18)

Eisenstein, Wiesenstein, Moraſtstein, bedeutet im weitläuftigern Verstande jeden erhärteten natürlichen Eisenkalk, der freylich bald mehr bald weniger mit andern leicht erhärtenden nicht metallischen Erden versetzt ist, im engern aber nur denjenigen, der im

Bruche nicht blättericht, wie Spat, noch faſericht und glänzend wie Glaskopf iſt; er iſt eigentlich eine harte Unterart des Eiſenſumpferzes, bricht ſehr häufig, und iſt an einigen Orten ſo gemein, daß man ihn nicht achtet, und wie z. B. in Java und bey Schmiedfeld in Sachſen, als bloſen Bauſtein gebraucht; er findet ſich ſelten in einer beträchtlichen Tiefe unter der Oberfläche der Erde, zuweilen krummweiſe, wie auf dem Burgberg im Darmſtädtiſchen, oder flözweiſe wie z. B. im Saarbrückiſchen, iſt immer undurchſichtig und oft ſchwer von einem nicht metalliſchen Steine zu unterſcheiden, wenn man nicht etwa die eigenthümliche Schwere und das Verhalten im Feuer und zu Auflöſungsmitteln zu Rathe ziehen will. (ſ. Eiſenerz.) Er iſt reich an Eiſen, das bey einer nur etwas angemeſſenen Behandlung gut wird, und wird da hier am gewöhnlichſten Thon, zuweilen Dammerde, oder wie z. B. in Ungarn öfters Jaſpis, oder wie z. B. im Zweybrückiſchen, auch bey Wolfſtein in der Pfalz, Hornſtein, oder wie beſonders im Blankenburgiſchen Quarz dem Eiſen beygemiſcht iſt, am beſten mit gemeinen Kalkſteinen oder kalkartigen Tuffſteinen beſchickt; im Darmſtädtiſchen Amte Epſtein, auch bey Freyberg in Sachſen hält er oft Silber; bey Camsdorf in Sachſen bricht Weisgülden, bey Dognaska im Bannat gediegen Gold, bey Altenberg und Johanngeorgenſtadt Zinn, und am Arzberg in Steyermark Kupfererz darinn: Sonſt bricht dieſer Eiſenſtein auf der Oſterinſel im Südmeer an der Küſte von Guinea in Virginien, am Kuvan, Jelſchanka, bey Kutkar und in andern Gegenden von Sibirien und Rußland, vornehmlich an der Newa, in Smoland, Dalekarlien, Schonen, Norland und andern ſchwediſchen Provinzen, bey Arendal in Norwegen, auf den ferroiſchen Inſeln, in England, vornemlich in den Provinzen Flint, Dirbey und Cumberland, in Spanien, beſonders auf der Inſel Publio, im Thale von Ledau, in den Bergen von Bröſt, und bey Haugaron in den Pyrenäen, in Isle de France, in der Normandie, in Lothringen, bey Gundershofen und im Jägerthale im Elſaß, bey Diketen, Bettingen und Laufen in der Schweitz, auf der Inſel Elba, in Neapel, in Croatien bey Lileten, Hiadla, Frilodolina, Ludowa, Sirk und Ronitz in Ungarn, bey Krakau und in dem ganzen Gebiete des Biſchoffs von Krakau, in Polen, bey Idria und Kunigall, auch zwiſchen Zilla und Freme, auch bey den drey Hacken, in Krain bey Eiſenerzt in Steyermark, bey Harzowitz, Kommarow, Presnitz, Swata und Töplitz in Böhmen, in Schleſien, bey Wehrau in der Lausnitz, bey Johanngeorgenſtadt, Freyberg, Düben, Anneberg, Annaburg, Schellerhau, Weiſſig, Dittersbach und andern Gegenden Churſachſens, an der hohen Schlauſe, am Fuße des Mühlbergs, am Kikelhahn und Schneekopf, auch bey Langenwieſe und Salfeld, in Thüringen, im Stollbergiſchen, Wernigerodiſchen, Blankenburgiſchen, Walkenriediſchen, Ilefeld, Goslar und ſonſt hin und wieder am Harze, bey Nadorf in Heſſen, bey Enſe, Adorf, Welleringshauſen, und am Eiſenſchnitt im Waldeckiſchen, im Naſſauweilburgiſchen, Saarbrückiſchen und Siegenſchen, vornemlich im Darmſtädtiſchen Amte Königsberg, im Zweybrückiſchen, bey Moſchellandsberg, bey Lemberg, Sitzenberg, Wehrbach und am Stahlberge, bey Wardorf im Erzſtift Trier, bey Wolfſtein in der Pfalz, im Salmiſchen, im Sundgau bey Bedfort, in Schwaben bey Ahlen, bey Siegmaringen und Hohenzollern im Fürſtenthum dieſes Namens, bey Alpirſpach, Freudenſtatt, Königsbronn, Neuenburg und Neuhauſen unweit Tuttlingen im Würtemberg, bey Nürnberg, bey Wunſiedel in Bayreuth, bey Ichdenick und Schadow in der Mark Brandeburg, bey Halle im Saalkreiſe, bey Brusberg im Herzogthum Weſtphalen, in den Herzogthümern Bergen, (am Bildeberge) Cleve und Jülich, vornemlich auf der Keldenigter Heide und ſonſt in der Eifel, im Stift Lüttich, vornemlich bey Sprimont und Bris, in den Ardennen, in den niederländiſchen Herzogthümern Limburg und Luxemburg, in der Grafſchaft Namur, auch bey Deventer, bey Grönhaven, Narmard und Lutterberg unweit Leiden in den vereinigten Niederlanden; im Blankenburgiſchen findet man Trümmer harter Thierpflanzen, im Canton Bern, bey der Bleyhütte unweit Schemnitz in Ungarn, bey Altſattel und Presnitz in Böhmen, bey Gieſen im Darmſtädtiſchen, am Martisſee im Solms-Laubachiſchen, auch bey Gerresheim und ſonſt im Herzogthum Bergen Holz davon durchdrungen. Man findet ihn am gewöhnlichſten im Bruche erdig, zuweilen aber auch dicht, körnig, ſchuppicht, zellicht, regenförmig, gleichſam zerfreſſen, durchlöchert, (Röhrerz) ſchalicht, (Blätterz) zuweilen ſo, daß die Schalen ganz dünn und gewunden ſind, oder mäandriſch; am häufigſten in ganz unbeſtimmter Geſtalt, zuweilen wie einen Tropfſtein, (ſ. Eiſenſinter) oder wie Kryſtallen, (ſ. Eiſenkryſtallen) oder wie ein Baum oder wie Blumenkohl, oder wie hohle Röhren, (ſ. ocherartige Oſtrocolle) oder rund, (ſ. Seeerz) und auch da bald als Adlerſtein, bald in dichtern, (ſ. Eiſengraupen) flachgedrückten, (ſ. Pfenningerz) mehr länglichten, (ſ. Bohnerz) ſtarken, gröſſern oder kleinern (ſ. Erbſenerz) Kügelchen oder Körnern (ſ. kleines Erz) gebildet, am gewöhnlichſten braun, von verſchiedenen Schattirungen dieſer Farbe, und dann auch unter dem Namen Braunerz, braun Modererz, erhärtete Bräune, erhärtete Eiſenbräune bekannt, oder gelb (erhärtete Gilbe, erhärtete Eiſengilbe) aber auch grünlicht, grünes Modererz, dunkelblau, faſt wie gebrannter Stahl, dunkles Modererz, und wenn es zugleich etwas dicht iſt, in Thüringen Stahlknoten, hellblau, grau, ſchwarz und (bey Schladming) mit Farben ſpielend. (12)

Eiſenſumpferz, Eiſenklos, Sumpferz, Modererz, Raſenerz, Wieſenerz, dahin geboren die meiſte unter dem Namen Eiſenſtein abgehandelte Eiſenerze, aber auch ſolche, welche ſo weich ſind, daß ſie ſich zwiſchen den Fingern leicht zermalmen laſſen, und alſo den Namen Eiſenſtein nicht verdienen, ob ſie gleich mit jenen an den gleichen Orten, oft in einer Grube beyſammen brechen, ſo daß ſie unten hart, oben näher am Tage weich ſind, oder in der Grube zwar weich ſind, aber nachher an der Luft erhärten; und wie die meiſte Eiſenſteine, nie tief unter der Erde, oft ganz auf ihrer Oberfläche, ſehr oft unter Waſſer liegen. Sie ſind offenbar blos zuſammengeſchlemmt, und wachſen daher wieder nach, die weiche im Bruche faſt immer erdig, ſonſt aber an Farbe eben ſo mannichfaltig als die Eiſenſteine; ſie haben häufiger Damm- und Modererde, als andere Erd- und Steinarten bey ſich, können aber übrigens eben ſo verſchmolzen werden, ſolche findet man bey Libeten, Sirk und Ronitz in Ungarn, in Oberſteyermark, in Böhmen, in Sachſen, vornemlich bey Camsdorf, am Harze, am Wildberge im Herzogthum Bergen, in Zweybrücken, im Fürſtenthum Fürſtenberg, im Fürſtenthum Salm, bey Val Amarin, Dax und ſonſt im deutſchen Lo-

thringen, bey Gemicours und in andern Gegenden von Isle de France, bey Preuilly in Touraine, bey Vitry in Bretagne, in der Normandie, auf der spanischen Insel Publio, und in den englischen Provinzen Cumberland und Derbey. (12)

Eisentalk; es ist nichts anders als schwarzes Eisenerz, fein in einen weissen abfärbenden und etwas faserichten Seifenstein eingesprengt; es bricht in den schwedischen Provinzen Westmannland und Dalekardien. (12)

Eisenthon, s. Bolus, Siegelerde, (*terra sigillata*) Fettthon, englische Erde.

Eisentinktur, (Pharmacie) (*Tinctura martis*) sind eigentlich Eisenauflösungen, (s. Eisenauflösung) die zum innerlichen Gebrauche bestimmt sind, und daher eine angenommene Gestalt, keine vorschlagende Schärfe oder Säure, auch eine flüssige Consistenz und gemeiniglich eine goldgelbe oder gelbbraune Farbe haben. Die Alten waren sehr sinnreich in der Erfindung von Vorschriften zu solchen Tinkturen, und stellten eine grosse Menge der leztern in den Apotheken auf. Eine der besten wird immer diejenige seyn, die bey einigen eröffnende Eisentinktur, (*Tinctura martis* aperitiva) bey Paracelsus Aroph heißt, und nichts anders als eine Auflösung der Eisenblumen in höchstgereinigten Weingeiste ist; man nimmt gemeiniglich vier Theile des leztern auf einen Theil der erstern, läßt ihn bey einer ganz gelinden Wärme in wohl verschlossenen Gefässen eine zeitlang darüber stehen, und seiet dann die Flüssigkeit durch: auch verdient diejenige, die nach der Vorschrift der brittischen und schwedischen Aerzte aus Eisenfeile und versüstem Salzgeiste zubereitet wird, angeführt zu werden; ehemals gossen die edimburgische Aerzte auf sechs Loth Eisenfeile zwey Pfunde versüßten Salzgeistes, liessen ihn einige Zeit bey einer gelinden Wärme im Sandbade darüber stehen, und seieten ihn dann durch; nun gossen sie auf sechs Loth präparirten und fein zerriebenen Hammerschlags so viel Salzgeist als zu seiner Auflösung nöthig ist, beförderten die Auflösung durch eine gelinde Wärme, und mischten, wenn dieses vorüber war, so vielen gereinigten Weingeist darunter, daß das ganze Gemenge ein Quartier ausmachte; die Londner Aerzte giesen auf ein halbes Pfund Eisenfeile drey Pfunde Glauberischen Salzgeistes, und stellten ihn damit so lange in eine gelinde Wärme, bis der Salzgeist nicht mehr auf das Eisen wirkte; so bald die Auflösung hell war, gossen sie sie in ein anderes Gefäß ab und kochten sie so lange ein, bis nur noch ein Pfund übrig ist, auf dieses gossen sie nun anderthalb Quartier gereinigten Weingeist: die schwedische Aerzte giesen auf zwey Loth sehr reines Eisenblech in einer grossen Phiole zwanzig Loth gereinigten Weingeistes, und in diesen nach und nach zehen Loth gereinigten Weingeistes, stellen alles zusammen die Nacht über in eine gelinde Wärme, und seihen es den andern Morgen durch. Mit diesen leztern Tinkturen kommt diejenige sehr überein, die man erhält, wenn man auf den Rückstand von den Eisenblumen Weingeist gießt, nur muß man dann nicht, wie Freund es verordnete, diesen Rückstand vorher aussüßen; die Alten bedienten sich auch verschiedener Pflanzensäfte und Pflanzensäure zu diesen Tinkturen: so bereiteten sie die zusammenziehende Eisentinktur: (Tinctura martis adstringens) sie gossen auf vier Loth ganz reiner Eisenfeile neun Loth weissen Weinessig, liessen diesen damit kochen, bis er sich ganz dunkel davon gefärbt hatte, dann aber in einem eisernen Gefässe unter beständigen Umrühren mit einer eisernen Spatel so lange einkochen, bis nur noch der vierte Theil übrig war, auf diesen gossen sie nun vier Loth Quittengeist, ließen ihn bey einer ganz gelinden Wärme eine zeitlang darüber stehen, und seiten die Flüssigkeit wenn sich das meiste daraus gesezt hatte, durch Löschpapier. Die gemeine Eisentinktur (Tinctura martis vulgaris) verfertigten sie aus einem Theile noch nicht rostiger Eisenfeile und drey Theilen Weinsteinkrystallen, gosen in einem irrdenen Napfe oder in einem weiten Glase reines Wasser darauf, kochten es damit, gossen unter dem Kochen immer wieder neues Wasser zu, und rührten die Eisenfeile beständig mit einer eisernen Spatel um, und hielten damit so lange an, bis ein Theil der Eisenfeile ganz auflöslich geworden war; nun kochten sie alles so lange ein, bis es ganz trocken war, gosen auf den Rückstand gereinigten Weingeist, und wenn sich dieser nach einiger Zeit bey einer gelinden Wärme röthlich gefärbt hatte, ihn wieder ab; oft bedienten sie sich auch des Malvasiers oder des Canarienseektes zum Auflösungsmittel; sie kochten ein halb Pfund reinen Eisenvitriol und eben so viel Weinsteinkrystallen in einer hinreichenden Menge Wassers, und nach und nach unter beständigem Umrühren so weit ein, daß das Gemenge nun so dick als Honig war, auf dieses gosen sie nun sechs Pfund Malvasier oder Kanarienseekt, liessen ihn bey einer ganz gelinden Wärme eine zeitlang darüber stehen, und seiten ihn durch; dies war ihre Tinctura martis cum vino malvatico; so bereiteten sie auch eine tincturam martis pomatam und cydmiatam, indem sie nemlich statt des Malvasiers frisch ausgepreßten geläuterten und abgehellten Saft von Borsdorfer Aepfeln oder von Quitten nahmen, einige Tage in einer gelinden Wärme darüber stehen liessen, ungefähr den sechsten Theil im Marienbade wieder davon abzogen, und zulezt, um sie gegen den Schimmel zu sichern, noch etwas gereinigten Weingeist darunter mischten. Beyde leztere verfertigten sie auch so, indem sie auf ein Pfund ganz reiner Eisenfeile drey Pfund des frischen Aepfel- oder Quittensaftes gosen, diesen einige Tage in einer gelinden Wärme darüber stehen liessen, dann bey einem schwachen Feuer in einem eisernen Gefässe so lange einkochten, bis die Helfte abgedampft war, nun vom Feuer nahmen, sechs Loth mit Weingeiste zubereiteten Zimmtwasser darauf gossen, und alles zusammen durchseiten; auf eine ähnliche Art war ihre Tinctura martis cum vino malvatico & pomis aurantiis zubereitet; sie zermalmten das Mark und die von der bittern weissen Haut abgesonderte Schale von vier Pomeranzen mit acht Loth ganz reiner Eisenfeile zu einem Teig. Diesen stellten sie in einem Glase mit weiter Mündung zween Tage lang in eine gelinde Wärme, nun gosen sie zwanzig Loth Malvasier und vier Loth Pomeranzengeist zu, stellten es wieder in eine gelinde Wärme, preßten es aus und seieten es durch. Zwelfer lies zwey Loth zerriebenen Eisenvitriol in einem irrdenen Napfe bey einem ganz schwachen Feuer und unter beständigen Umrühren mit einer Spatel schmelzen, so bald er floß, rührte er nach und nach eben so viele geblätterte Weinsteinerde darunter; wann alle darunter war, nahm er das Gemenge vom Feuer, und ließ es an einem mäßig warmen Orte ausschlagen; nun löste er es in sechs Loth einfachen Zimmtwassers, und zehen Lothen gereinigten Weingeistes auf. Ludovici ließ acht Loth Eisenvitriol und eben so viele Weinsteinkrystallen in einem eisernen Gefässe

unter beständigen Umrühren mit sechs Pfunden reinen Wassers so lange kochen, bis alles beynahe trocken war, dieses graue Gemenge lößte er nun in acht Lothen einfachen Zimmetwassers und sechzehn Lothen gereinigten Weingeistes auf, ließ sie in einer gelinden Wärme darüber stehen, und wenn sie sich gefärbt hatten, seihete er sie durch; diese Tinktur nannte er Tincturam martis aperitivam tatarisatam. Wenn vier Loth von dieser auf ein Quintchen von dem Extract der schwarzen Nieswurz gegossen, das Vermeng an einem mäßig warmen Ort gestellt und durchgeseiet wird, so entsteht die Tinctura martis helleboratæ; dies bereiten einige auch so zu, daß sie zwey Loth Eisenfeile, eben so viele fein zerriebene Fasern der schwarzen Nießwurz und eben so vielen weissen Weinstein, in einem eisernen Gefässe mit einfachen Wasser kochen, wenn es sich braun gefärbt hat, die Flüssigkeit auspressen, und mit Löffelkrautgeist vermengen. Einige zogen blos durch Franzbrandwein (Tinctura martialis styptica nigra) oder durch versüßten Salzgeist (Tinctura vitrioli aurea) aus dem rothgebrannten Eisenvitriol eine Tinktur aus. (12)

Eisenvitriol, grüner Vitriol, Kupferwasser; kommt in der Natur äusserst selten ganz rein vor, doch nähert sich derjenige, den man bey Raschau in Sachsen, an einigen wenigen Orten der Solfatare bey Neapel, und in vitriolhaltigen Wassern auf dem Boden findet, demselbigen zimlich; unreiner aber, und immer bald mehr, bald weniger mit Kupfer versetzt, wie schon seine in die blaue spielende Farbe zu erkennen giebt, ist derjenige, den man bald in ganz unbestimmter Gestalt, bald in Gestalt von Eiszapfen oder Tapfsteine (dann heißt er gemeiniglich Jöckel) an dem Gewölb und an den Wänden der Gruben, bald als eine Rinde, Blumen, Wolle oder Med auf verwitternden Schwefelkiesen, bald durchscheinend, bald undurchsichtig, zuweilen aus krummen, seidenartig glänzenden und parallel laufenden Fasern zusammen gesetzt (dann heißt er Altasvitriol), am gewöhnlichsten grün, auch wohl weiß, seltner gelblicht, dunkelgelb, oder gelbroth, bey Gampiglieri und Petraglia in Siellien, in den Eisengruben der Insel Elba, bey den Lagoni im Toscanischen, bey Idria in Krain, bey Köttwig in Oesterreich, im Erzstift Salzburg, bey Schemnitz, bey Schmölnitz, Neusol, Dobrania und sonst in Ungarn, bey Gosler am Harze, und bey Moschellandsberg in Zweybrücken antrift; allein bey weitem der gröste Theil des Eisenvitriols, der im Handel und Wandel geht, wird theils aus Cementwassern, nachdem alles Kupfer gefällt ist, theils aus Kiesen und Vitriolerzen erst ausgesotten. (s. Vitriolerz.) (12)

Eisenvitriol, (*Vitriolum martis*,) (Chemie) ein vollkommenes metallisches Salz, das sich zwar nicht in gereinigtem Weingeist, aber sehr leicht, und wann das Wasser bis auf den vierzigsten Grad nach dem Raumurischen Wärmemesser erwärmt ist, in gleich vielem Wasser auflößt, im Feuer leicht fließt, und so nun es sein Wasser verliert, anfangs zu einem weissen, dann zu einem grauen oder gelben, und zuletzt, wenn es selbst etwas von seiner Säure verliert, zu einem rothen Kalke wird, sonst wann er vollkommen rein ist, eine schöne grasgrüne Farbe, wenn er ein vollkommene Krystallengestalt hat, eine zwölfseitige Gestalt mit schiefwinkelichten Vierecken, und viel Durchsichtigkeit hat, aber alle diese Eigenschaften bald verliert, wann er eine Zeitlang an der freyen Luft oder in der Wärme liegt: ein herrliches Mittel wann er anderst rein und vollkommen gesättigt ist, (und das erkennt man daran, wenn er eine recht satte grüne, durchaus nicht in das Blaue spielende Farbe, und einen sauerherben hinten nach süssen und gar nicht scharfen Geschmack hat, wo Stahlarzneien überhaupt dienen, und von 10. — 30. Granen mit Zucker oder etwas dergleichen eingegeben, vorzüglich in Würmern, Blutflüssen, Bleichsucht und einer allgemeinen Erschlaffung aller Theile. Vieler findt sich von der Natur zubereitet; noch eine grössere Menge wird im Grossen aus gerösteten und verwitterten Kiesen ausgesotten; aber sowohl der natürliche, als im Grossen zubereitete Eisenvitriol, ist gemeiniglich unrein, und wie schon seine ins blaue spielende Farbe zu erkennen gibt, kupferhaltig und zum innerlichen Arzneygebrauche untauglich und unsicher; daher muß entweder dieser gereinigt, oder der Vitriol muß von dem Apotheker selbst zubereitet werden: das erstere geschiehet, wann man den Vitriol in reinem Wasser auflößt, in diese Auflösung Eisen wirft welches das Kupfer mit seinem rothen Glanze niederwirft, und wenn noch ein Theil des hineingeworfenen Eisens unaufgelößt ist, die Flüssigkeit von dem rückständigen Eisen abgießt und in einem Grad der Wärme, der nahe an der kochenden Hitze ist, so lange einkocht, bis sich ein Salzhäutchen auf der Oberfläche zeigt; dann die Auflösung von dem Feuer nimmt, das Flüßige abgießt, durchseit, mit etwas Wasser verdünnt, und wieder so einkocht, und das zum drittenmale wiederholt die Krystallen aber, die sich jedesmal zu Boden setzen, ohne Wärme zwischen Löschpapier trocknet, und in wohl verschlossenen Gefässen an einem kühlen Orte aufbewahret. Guten reinen Eisenvitriol erhält man, wann man Vitriolöl, nachdem man es mit drey bis vier Theilen reinen Wassers verdünnt hat, auf reine mit dem Magnet ausgelesene durchaus nicht rostige Eisenfeile gießt, nach einiger Zeit nachsieht, ob die Würkung der Säure aufgehört hat oder noch etwas Eisenfeile unaufgelößt auf dem Boden liegt; im leztern Falle die Flüßigkeit abgießt und durch Löschpapier seit; wann aber alles aufgelößt ist, noch einmal Eisenfeile hineinwirft, und dieses so lange und so oft wiederholt, bis man bemerkt, daß das Eisen nicht mehr angegriffen wird, dann die Auflösung durchseit, und ferner wie bei der Reinigung des Eisenvitriols verfährt. s. übrigens Eisenauflösung. (12)

Eisenvitriol, calcinirter, (*Vitriolum martis calcinatum*, *Chalcitis*,) (Chemie.) Man bringt den Vitriol zerstossen in einem offenen eisernen Gefässe, über das Feuer, da kommt er nun bald in Fluß, der so dünn, als bey dem Wasser ist, wann er aber den grösten Theil seines Wassers verlohren hat, so fängt er an dick wie Brey, und immer dicker und zäher zu werden, und sich an das Gefäß anzuhängen, von nun an muß man beständig mit einer eisernen Spatel rühren, und ihn damit von dem Gefässe abkratzen, so verwandelt er sich zuerst in ein weisses (*Vitriolum ad albedinem calcinatum*) dann bey fortgesetztem Feuer in ein gelbes (*Vitriolum ad flavedinem calcinatum*) zuletzt in ein rothes Pulver, (*Vitriolum ad rubedinem calcinatum*, *Vitriolum calcinatum*) dessen Farbe immer tiefer wird, wie länger man mit dem Feuer anhält. Allein auch dieser Kalk ist so wenig als derjenige, der nach der Zubereitung des Vitriolöhls (*Colcothar vitrioli Caput mortuum*) oder der Eisenblumen zurückbleibt, frey von aller Säure; (s.

Brechvitriol) aus allen zieht man das Waſſer, wann es zu wiederholtenmalen darauf gegoſſen und damit gekocht wird, Salz, und aus beyden erſtern eine Art Eiſenvitriol aus; die wann der Vitriol kupferhaltig war, auch wohl kupferhaltig iſt, und Erbrechen erregt; von allen aber bleibt nach dem Auslaugen ein rother Eiſenkalk, (*Terra vitrioli dulcis, Coalcothar vitrioli dulce*) zurück der wie ein anderer Eiſenkalk gebraucht werden kann. (12)

Eiſenwerk, (Bergwerksmaſchinen.) wird eine Art, derer das Eiſen zu bereitenden Eiſenfabricken genennt, welche ſonderlich bey Eiſenbergwerken, und wo viel Holz- oder Steinkohlen vorhanden, angelegt werden. Ein Eiſenwerk begreift verſchiedene gehende Werke in ſich, und dahero wird flieſſend Waſſer, die Waſſerräder damit umzutreiben erfordert. Ein Eiſenwerk faßt folgende Theile in ſich.

Das Eiſenpuchwerk, in welchem der Eiſenſtein gepuchet und von erdichter Unreinigkeit gewaſchen, nachgehends aber auf die Schmelzhütten deſſelben gebracht, und in darzu bereitete groſſe Oefen geſchüttet, mit Kohlen, ſchwefflichten Kalkſtein und Letten bedecket wird. Hierauf wird es durch eine heftige Gluth, mittelſt eines Gebläſes in den Fluß gebracht und geſchmolzen, bis es wie geſchmolzen Bley anzuſehen, da alsdenn die Schlacken davon abgeſchaumt, das Gebläſe gehemmt, und der Ofen unten mit einer Stange Eiſen durchſtoſſen wird, worauf das geſchmolzene Eiſen, wie ein feuriger Strohm in die darunter gemachte lange Formen und Gießlöcher flieſet, und alſo zu den ſogenannten Gänſen geſtaltet wird, wobey man auch ein Gieß und Formhauß hat. Sollen nun eiſerne Stangen oder andere Eiſen daraus gemacht werden, ſo werden ſolche in das Eiſenhammerwerk gebracht, von dieſem bringt man ſie in vollſtändigen Eiſenwerken öfters noch in die Eiſendrathmühle, und Eiſenſchneidmühle. Man hat Holz oder Kohlen nöthig, und baut daher einen Holzſchoppen oder Kohlenhauß; Da wo bey dem Eiſenwerk zugleich die Erzgruben ſind, hat man die Erzwaſchen, und Erzmagazine. Der Eiſenvorrath erfordert ein Magazin und die Arbeiter und Officianten, eine Factoriehauß und einige Laboranten oder Familienhäuſer. (18)

Eiſenwürfel, ſ. Eiſenkriſtallen; die Drüſen von Würfeln mit abgeſtumpften Ecken, welche Rome de l'Isle beſchreibt, ſcheinen unter den Eiſenſpat zu gehören, ſie waren aus Sachſen. (12)

Eiſerne Briefe ſind eben das, was man ſonſt Anſtandsbriefe oder Moratorium nennt. ſ. dieſ. Art.

Eiſerne Capitalien heiſſen nach dem deutſchen Gerichtsſtyl ſolche Schuldforderungen, welche auf immer ſtehen bleiben müſſen, und von dem Schuldner eben ſo wenig abgetragen, als von dem Glaubiger eingefordert werden können. (15)

Eiſerne Früchte nennt man das immerwährende Einkommen eines Guts, welches der Inhaber deſſelben von Zeit zu Zeit Jemanden liefern muß; als Zinskorn u. dgl. (15)

Eiſerne Güter, eiſerne Knechte, eiſernes Vieh, werden bey den Juden diejenigen von der Frau eingebrachte Güter genennt, die einem Mann bey ſeiner Verheyrathung für einen beſtimmten Werth angerechnet werden, und die von ihm nach aufgehobener Ehe in eben dem Zuſtand zurück gegeben werden müſſen, in welchem ſie ihm überliefert worden ſind, und bis dorthin auf ſeine Gefahr und Rechnung ſtehen. Sie können in Baarſchaften und Kaufmannsgütern, oder Grundſtücken, Mobilien, Kleidern und Vieh beſtehen. Diejenigen Güter aber, die die Frau dem Mann zugebracht hat, von denen er den Nießgebrauch hat, ohne daß er für die Hauptſumme ſtehen und ſie bey erfolgter Trennung zurück zu geben, oder Verantwortung darüber zu thun braucht, werden נכסי מלוג Niothe Melog, oder Nützungsgüter genennt, eigentliche Rupfgüter, von den Haaren oder Wolle, die dem lebendigen Vieh ausgerupft werden. Nutzungsknechte und Mägde, ſind diejenige, die ein Herr zu ſeinem Dienſt brauchen konnte, aber nicht verkaufen durfte. Alle Güter, die der Frau durch Schenkungen, Vermächtniſſe, Erbſchaften, und dergleichen zufallen, und dem Manne nicht für einen beſtimmten Werth angerechnet worden ſind, heiſſen Rupfgüter. Der Mann genießt während der Ehe, die Früchte und Nutzungen davon, und liefert ſie nach aufgehobener Ehe in dem beſſern oder ſchlimmern Zuſtand, ab, wie ſie ſich alsdenn befinden; bis dorthin ſtehen ſie auf Gefahr und Rechnung der Frau, ſo daß der Mann auch nicht einmal für die gefliſſentliche Verwahrung haften darf. Sind es Dinge, die keinen Nutzen bringen, ſo werden ſie verkauft, und liegende Güter dafür angeſchaft. Dieſer Nießbrauch erſtreckt ſich auch auf diejenige Dinge; die durch den Gebrauch ganz verzehrt werden. ſ. Eheverlöbniß. (22)

Eiſernes Seil nennen die Bergleute auf den Göpeln u. d. gl. die Kette, woran ſie die Kübel in den Schacht hinunter laſſen und heraufziehen. (6)

Eiſern Vieh iſt im deutſchen Gerichtsſtyl ſo viel als beſtändiges Vieh, welches als Pertinenzſtücke eines Gutes betrachtet wird. Der Inhaber eines ſolchen Gutes nimmt daher alle Gefahr in Anſehung dieſes Viehes über ſich, und iſt in dieſem Falle ſchuldig die abgehende Stücke durch neuangezogene zu erſetzen, damit die Anzahl deſſelben immer gleich und dem Inventario gemäß bleibe. In dieſer Bedeutung hat man eiſerne Kühe, eiſerne Schafe, eiſerne Pferde u. ſ. w. Dergleichen eiſern Vieh findet man auch in dem ſo genannten Contractu Socidä oder der Hofwehrung ſ. dieſ. Art. (15)

Eiſern werden, ſich eiſern laſſen, ſagt man von dem, welcher ſich ein Moratorium ertheilen läßt. ſ. Moratorium und eiſerne Briefe. (15)

Eiſeteria (εἰσιτηρια) oder bey dem Suidas (εἰσιτηρια) oder (εἰσηγητηρια) wie Heſychius ſchreibt, waren ein Feſt am erſten Tage des Jahrs, an dem viele obrigkeitliche Perſonen in Athen ihr Amt antratten. Man pflegte an demſelben ein feyerliches Opfer zu bringen und für die Wohlfarth des Staats zu beten. Dieſes geſchahe im Tempel, oder in der Halle des Jupiter βουλαίος und der Minerva βουλαία. Dieß Feſt fiel in den Hekatombäon, d. i. in unſerm Julius.

Andere erklären die Eiſeteria von den Opfern, welche man darbrachte, wenn ſich der Senat verſamlete, um ſich über wichtige Angelegenheiten zu berathſchlagen. (21)

Eisfiſcherey. Wann man im Winter das Eis auf die oder jene Weiſe aufhauet, und unter dem Eis mit Hammen oder Garnen fiſcht, ſo heiſt dieſes Eisfiſcherey. ſ. Aufeiſen. (13)

Eisgang, (Hydrotechnie.) wird genennt, wenn in einem zugefrornen Fluß das Eis zuſammen bricht, und vom Waſſer deſſelben in Stücken fort geſchwemmt

wird. Der Wasserbaumeister hat Anstalten zu treffen, daß dieser jedesmal so viel möglich glücklich und ohne Nachtheil der Brücken, Wehre, Dämme und anderer Wassergebäude, von statten gehe. Zu dieser Vorsichtigkeit gehören schon einige Anstalten. Man hauet die Eißfelder vor den Brücken auf, zertheilet sie in schmalen Streifen und lässet sie treiben. Bricht nun das Eis auf so hat es Luft, und der nachfolgende Eisstoß wird durch die Eisbrecher zertrümmert. Wird diese Vorsicht verabsäumet; so ist nichts gewissers zu erwarten, als daß sich der Eisgang vor der Brücke stopfe und die Pfeiler nebst den Eisbrechern beschädige, oder wohl gar über den Haufen werfe. Auch hat man zuweilen die gar zu grosse Eisberge, wenn sie sich nahe an die Brücken gelagert haben, mit Kanonenkugeln zerschossen, und auseinander gesprengt. Diese Versuche sind kostbar und zugleich wegen der abspringenden Kugeln gefährlich. Nichts desto weniger bleibet die dicke Scholle, welche den Eisberg getragen, unter dem Wasser stecken und diese ist es eigentlich, welche die gefährlichste Erschütterung denen Brücken beybringet. Silberschlag ist auf die Gedanken gerathen, ob man hier nicht eine Mine mit grossem Vortheil anbringen könnte, er sagt, wir wissen, was die Zersprengung der Glasthränen in einem Gefässe mit Wasser angefüllet für Würkungen hervorbringet, wir wissen daß ganz Genua geglaubet den Stoß eines Erdbebens zu empfinden, als zur Zeit der Belagerung Ludwigs des Vierzehnten eine Bombe in den Hafen fiel und auf dem Grund zerplatzte. Wie, wenn man vor dem Eise ein Loch aufhauete, eine wohlgefüllte Bombe mit einem tüchtigen Wasserzünder in die Tiefe hinabfahren liese, diese würde wegen der Direction des Strohms im Fallen vorwärts unter dem Eisberge zu liegen kommen. Ergriffe denn der Brand im Zünder die Ladung; so würde sie zerspringen, und, nach dem Gesetze der Minen einen Kegel herausschlagen, dessen Grundfläche im Durchmesser zweymal so groß wäre, als die Tiefe des Strohms, das übrige Eiß aber würde weit und breit aufborsten. Mein Bruder sagt er: hat diesen Versuch mit hölzernen Bomben gewaget, und ohnerachtet er dieselben nur unter der Oberfläche des Eises einfrieren ließ und mit wenig Pulver geladen hatte, so war doch das Eis über 30 Schritte breit hin und wieder geborsten. Dieser Vorschlag ist so interessant für das gemeine Wesen und dessen öffentliche Wassergebäude, daß es sich schon der Mühe verlohnte diese Versuche im Grossen anzustellen. Ich sehe zum voraus, man wird einwenden, daß sich nicht leicht jemand finden mögte, der eine solche Bombe anzündete, ins Wasser stürzte, und noch ehe er wieder das Ufer erreicht hat, bey nahe unter seinen Füssen crepiren liesse. Aber dieses ist auch nicht nöthig. Kann man denn nicht die Bombe vom Ufer her mit einem Leitfeuer anzünden, unmittelbar darauf die Bande, die sie in der Schwebe erhält, abhauen, und sie alsdann erst zu Grunde gehen lassen! Dieser Versuch ist seit der Zeit noch nicht angestellt worden. — Eine Eisverstopfung wird ein Eisdamm genennt, daher unter diesem Artikel verschiedenes gesagt worden, welches hier verdient nachgelesen zu werden. (18)

Eisgrube, (Baukunst) (*Crymotheca*) ist ein durch Kunst angelegtes Behältniß worinnen das den Winter über gesammlete Eis den ganzen Sommer hindurch zur Erfrischung des Getränks in der gröſten Hitze erhalten werden kann. Eine solche Eisgrube muß an einem von der Sonnenwärme entfernten Orte gegen Mitternacht auf einem ganz trockenen Platze zwey oder drey Klaftern weit nach dem Diametro gegraben, unten aber etwas enger gemacht werden. Die Tiefe richtet man nach Belieben ein, nachdem der Ort trocken oder feucht ist; denn wo man einen trocknen Grund antrift, da sind sie, je tiefer je kälter. Ist der Grund sandicht und röhrend, so muß die Grube ausgemauert seyn. Ist er aber von zähen und festen Leimen, oder steinigt und stark; so wird die Grube nur mit Brettern oder Strohdecken ausgefüttert. Kann sie an einem anhängigen Orte angebracht werden, so muß sie unten einen Ablaß bekommen, oder Dohlen.

Anderthalb Klafter hoch von dem untersten Grunde werden, nachdem man viel oder wenig Eis hineinbringt, und die Last schwer oder mittelmäßig ist, auch starke oder mittelmäßige Balken 2 Fuß weit von einander gemauert; auf diese legt man Stroh, und auf das Stroh wird im December und Januario, wenn es gar kalt, trocken Wetter, und nicht feucht ist, aus den Flüssen oder Teichen das Eis stückweise neben einander ordentlich eingeleget, mit Stroh wieder bedeckt, und also so oft eine Lage Eis, so oft eine Lage Stroh, und oben also wieder mit Stroh zugedeckt, doch dergestalt, daß die Wand von dem Eise unberührt bleibe. Die inzwischen von dem untersten Boden abgesonderten Balken dienen auch darzu, wenn etwa laue Winde kommen, daß das Eis anfienge zu nässen, so kann die Feuchtigkeit hinab in die Erde trieffen; dahingegen, wo sie von dem Eis nicht sollte abfliessen können, wird sie solches bald schmelzend machen, welches aber durch dieses Absehen verhütet wird. Etliche machen auch nicht einmal so viel Wesens, sondern legen nur ein altes Rad oder Bretter, die nicht gar unten aufliegen, an den Boden, an die Wand aber Stroh, oder eichene Stauden von Laub. Wenn die Eisgrube unter freyen Himmel ist, muß sie mit einem kleinen Mäuerlein eingefangen, und mit einem guten und starken abhängigen Dache wohl davon unterschieden und eingedeckt, auch gegen Morgen, Mittag und Abend Bäume oder Sträucher hingepflanzt werden, damit die Sonne nicht eingreifen, und dem Eise schaden möge; nur allein die Mitternachtsluft wird frey gelassen. Sind aber anstatt der Bäume ganze Gebäude vorhanden, so die Sonnenstrahlen aufhalten; so ist es desto besser. Es bestehet aber eigentlich so eine Eisgrube in drey Behältnissen, nemlich des Eises, sodenn in den Behältnissen, wo die zu erfrischenden Dinge hingebracht werden, und endlich in einem Zimmer zu mehrerer Bedeckung der vorigen. Ueberhaupt müssen alle Thüren und Wände mit Pfälen, so mit dem zärtesten Stroh umwunden, verwahret seyn, den Zugang der äussern Luft, dadurch abzuhalten; dieses ist das fürnehmste, weil sonst das Eis gar leicht schmelzen würde, weswegen gedachtermassen das dritte Zimmer übersetzet wird, und zwar ohne Fenster und andere Oefnung um darein Holz und andere Dinge zu legen, und dadurch den Zugang der Luft zum Behältnisse derer Sachen und der Grube desto mehr zu verhindern. Die Grube und gedachtes Behältniß stehen völlig innerhalb der Erde, und ist das letztere überwölbet; die Grube communiciret aber mit demselben, und erkältet die in das Behältniß gelegte Sachen. (18)

Eisgruben. (antiq.) Die alten Griechen und Römer liebten, ihres warmen Klimats wegen, bey ihren Getränken die Kühle, oder gar Kälte derselben ausserordentlich. Um diese Absicht zu erhalten, hatten sie

allerley Mittel, den Schnee (das in unserm Klimat im Winter so gewöhnliche Eis ist in ihren Ländern selten) zum Gebrauche in heissen Sommertagen aufzubewahren. Plutarch sagt, daß man sich des Strohes und groben Tücher darzu bedient habe und Augustin sagt in der nemlichen Absicht: quis dedit paleæ tam frigidam vim, ut obrutas nives servet? vel tam fervidam, ut poma immatura maturet? Als Alexander der Grosse eine Stadt in Indien belagerte, ließ er dreyßig Gruben mit Schnee anfüllen, der sich unter den darüber gelegten Zweigen von Eichbäumen lange hielt, wie Chares von Mitylene beym Athenäus sagt. Seneca tadelt diese auch in Rom befindlichen Eis- oder Schneegruben in seinen natürlichen Fragen (B. 2.) in folgenden Worten: Unguentarios Lacædomonii expulerunt, & propere cedere finibus suis jusserunt, quia oleum disperderent: quid illi, si vidissent *nivis repopendae officinas*? Nach der vorhin angeführten Stelle des Athenäus kochte man auch das Wasser erst ab, und ließ es dann im Schnee wieder kalt werden. Dies thaten auch die Römer. Juvenal sagt deswegen:

Cum stomachus domini fervet potuque ciboque,
Frigidior Geticis petitur decocto pruinis:

und Martial sagt:

Spoletina bibis, vel Marsis condita cellis:
Quo tibi decoctæ nobile frigus aquæ?

Plinius erzählt im 31. B. C. 3. seiner Naturgeschichte, daß Nero es zuerst aufgebracht habe, das Wasser abzukochen und im Schnee wieder kalt werden zu lassen. Das geschmolzene Schneewasser, selbst als Getränke gebraucht, ward, um es recht rein zu bekommen, noch einmal filtrirt, wozu colum nivarium oder succus nivarius gebraucht wurde. (21)

Eishammer, (Maschinenbau.) Wird ein hölzerner Hammer genennt, der bey den Maschinen angewendet und aussen an den Wasserrädern angebracht wird, das sich an solche gesetzte Eis abzuklopfen. Er wird so ausser dem Rade angeordnet, daß er von den Schaufeln der Wasserräder nicht nur gehoben werde, sondern auch wieder auf jeden derselben falle, und mittelst eines Schlags das sich bey jedem Umlauf angesetzte wenige Eis abschlage. (18)

Eishauer. (Wasserbau.) Das Eishauen ist eine nothwendige Winterarbeit, um die Gefahr eines fürchterlichen Eisgangs einigermassen abzuwenden. An dem Ufer gefriehret das Eis an dem ersten; und wenn die Zeit im Frühjahr herankommt, daß der Schnee auf den Mittagsseiten der Berge meistens hinweg schmelzt so fängt das Eis an den Ufern an zu sinken, und nunmehro ist es Zeit solches auf den Flüssen an den Waagen zu hauen.

In der Mitten eines 20 bis 40 Fuß breiten Stroms wird eine Gleise durch das Eis nach der Länge desselben also gehauen, damit das Wasser solches heben kann. Bey 40 bis 100 Fuß breiten Strömen hat man deren zwey zu hauen, wobey 10 Mann die hauen, einen Schaufler und Nachhauer nöthig haben. Es wird das Eis durch einstossen von Pfälen gesprenget. Bey Strömen an der Mündung gegen dem Weltmeer verhält es sich ganz anderst, es entstehet dabey die Frage, ob nicht ein durch Eisgang verstopfter Strom, und ein darinn angesetzter Eisdamm gleichergestalt durchgehauet, mithin dem Strohme und dem Deiche dadurch Luft gemacht werden könne. Allein wenn der Strohm sich nicht selbst hilft, und entweder das Eis bricht, oder unten durch sich einen Weg vertiefet; so würde sich wenig damit ausrichten lassen. Wir wollen zu mehrer Erörterung die verschiedenen Fälle und dabey vorkommenden Umstände auseinander setzen: Der erste Fall ist, daß nach angeschwollenen Oberwasser ein starker Frost einfällt, wobey der bisher offene Fluß zugesetzet wird. Dies kann nicht eher geschehen, als bis der Strohm so weit seine Schnelligkeit verlohren hat, daß sich dafür irgendwo die Schollen an einander feste setzen können; und dies geschieht insgemein da am ersten, wo der Strohm nicht mehr beständig abwärts gehet, sondern die Fluth ihn wenigstens stauet, und die Schollen von unten her antreibet; weiter nach hinten läßt der beständig laufende Strohm, wenigstens in den Engen ihn nicht zuerst zusetzen, und weiter nach unten hindert solches die so sehr verschiedene Höhe zwischen Ebbe und Fluth, der schnelle Fluthstrohm, und zuletzt die zu unruhige Bewegung. Wenn sich nun das Eis zusammen und feste gesetzet hat; so setzen sich demnächst unter und oberwärts die Eisschollen weiter in der Länge an. Weil aber der Strohm beyderseits, nemlich der Fluthstrohm wegen Gegenstammung der Ebbe, und der Ebbestrohm wegen des so weit verlaufenen Oberwassers nicht so stark ist, daß sich die Eisschollen vor und gegen einander aufthürmen, und in den Grund stechen können; so entstehet daraus kein Eisdamm, der den Strohm verstopfet, sondern dieser behält seinen obwohl etwas vertrageten Lauf unter dem ebenen Eise durch. Es ist derohalben das Aufeisen in diesem Falle so unnöthig als unnütze: denn wenn auch ganz der Länge nach durch eine ziemliche Breite durchgesäget würde; so müßte selbige beym anhaltenden Froste und immer schwächer werdenden Strohme bald wieder verstopfet werden und zufrieren, und so wäre gegen den Eisgang und die Verstopfung beym künftigen Aufthauen auch nichts gewonnen, sondern wenn sich alsdenn das Eis vor einander schieben, und einen Eisdamm formiren wollte; so hülfe dagegen die vorhin gemachte Oeffnung nichts, vielmehr wären die desfalls angewandte Kosten vergeblich.

Der zweyte Fall ist, wenn, nachdem der Strohm bey lange anhaltenden Froste mit dicken Eise beleget ist, die Aufthauung mit einer starken Zustürzung des Schnee- und Regenwasser geschieht, wodurch zuerst das Eis hinten gebrochen werden, und daselbst der Strohm offen gehen muß. Dabey kann denn das Treibeis in den Engen, wenn zumal selbige noch veste bleiben, oder wenn auch nur der Andrang der Eisschollen auf einmal zu stark darin wird, wieder stocken, über und unter einander schieben, und gegen einander ankannten, das nachkommende sich durch den Druck des schon aufgestaueten Wassers vor dem erst gestockten aufthürmen, und solchergestalt ein langer und dicker Eisdamm queer durch den Fluß und zwar in dem tiefesten Fahrwasser, als woselbst der stärkste Eisgang ist, aufgehäufet werden. (18)

Eisige Diamanten, werden die unreine, deren Gewebe gleichsam knotig und masericht ist, genannt. Diese sind überhaupt schwerer zu schleifen und nehmen dabey doch keinen schönen Glanz an. Dergleichen knotige und maserichte oder eisige Stellen finden sich bald in geringerer bald in grösserer Anzahl, und verringern den Werth ausserordentlich. Mehreres s. im Artikel: Diamant. (39)

Eisinseln, sind ungeheure Eismassen von einer auch mehr Meilen im Umfange, auf ihrer Oberfläche voller Eisberge und tiefen Schnee: sie ragen gewöhnlich auf

100 auch 150 Fuß aus dem Waſſer hervor, und nach dieſer verſchiedenen Dicke ſtehen ſie auch mehr oder weniger tief unter Waſſer; gewöhnlich nimmt man an, daß ſie drey bis viermal ſo dick unter dem Waſſer ſind. Sie werden wenn die heftigſte Kälte in den nordlichſten Gegenden etwas nachläßt, wegen ihrer ungeheuren Maſſe von den Küſten abgeriſſen, mit Stürmen vom Nordpol heruntergetrieben und kommen in verſchiedenen Gegenden von Norwegen, auf Island, auf Labrador u. ſ. w. an, wo ſie das Zeichen des herannahenden Sommers ſind. Auf ihrem Marſch ſind ſie für die Seefahrer äuſſerſt unangenehme Gegenſtände und in den Gegenden wo man ſie öfters findet z. B. in der Straſſe Davis, im nördlichen America, machen ſie die Schiffahrt auſſerordentlich gefährlich. In den nahe am Nordpol gelegenen Ländern beſonders auf der Küſte von Oſtgrönland und auf dem Polarlande ſelbſt entſtehen ſie wohl durch das Gefrieren der groſſen Waſſerfälle; wenigſtens iſt dies die allgemein angenommene Meynung. Auf dieſen Eisinſeln halten ſich verſchiedene Thiere z. B. weiſſe Bären auf, dieſe liegen in dem tiefen Schnee, leben hier von Seehunden und kommen nun manchmal in Norwegen, auf Island an, ſie halten ſich aber meiſtens nicht lange hier auf, ſondern kriechen von einem Eisklumpen zum andern und kommen in ihrem und der Eisinſeln Vaterland, Grönland, Nova Zembla wieder an. (39)

Eisklüftig, (Forſtw.) iſt ein Baum, den ſtarke Winterfröſte geſpalten haben. Dieſe Spaltung wird durch das Zuſammendrängen der Säfte verurſacht, die ſich mit Gewalt ausdehnen und die Bäume nach der Richtung ihrer Fibern oft mit dem ſtärkſten Knalle zerſprengen. Wenn ſich denn zur Saftzeit der abgeriſſene Theil wieder zu vereinigen ſucht; ſo können dennoch die Holzfaſern ſich nie wieder ſo veſt in einander ſchlieſſen, daß ſich nicht einige herausdringen und eine Kante machen ſollten; oder ſie erreichen einander nicht alle und hinterlaſſen eine Narbe, die ſich mit einem dünnen Oberhäutchen überzieht, wodurch man das Holz ohne Rinde ſieht. Ein oder das anderemal bleibt alsdenn ein ewiges Kennzeichen der Eisklüft. Ob aber in einem ſolchen Stamme der Schaden bis in den Kern gehe, erfährt man durch einen bis dahin reichenden Bohrer, der uns beym Zurückziehen durch die ausfallenden Späne von dem innern Zuſtande des Stammes vollkommen überzeugen wird.

In verſchiedenen Boden und in verſchiedenen Lagen eräugnen ſich die Eisklüfte, mehr aber in feuchtem Grunde und in den Lagen gegen Morgen und Norden, weil da die Kälte als die Urſache des Berſtens in mehreren Graden wirkt und die Bäume in feuchter Erde mehr Waſſer einſaugen.

Eichen, Rothbuchen, Eſchen, Kiefer, Tannen, Fichten und Weiden ſind den Eisklüften mehr als andere Bäume unterworfen; doch dieſe Laubhölzer häufiger als die genannten Nadelhölzer, weil die Säfte der letztern aus weniger Waſſertheilen und mehr Oeltheilchen beſtehen, die viel Schwefel bey ſich führen, folglich dem Froſte länger widerſtehen können. Sonſt ſind die maſtigſten und poröſeſten Bäume dieſer Krankheit am meiſten ausgeſetzt, und am ſtärkſten in einem Jahre, wo die Spatherbſte ſehr warm und alſo die Bäume noch zu ſaftreich ſind, um den jählings einfallenden Fröſten zu widerſtehen.

Der eisklüftige Stamm kann gleich nach erlittenem Schaden noch als Nutzholz verwendet werden; allein bey angegriffenem Kerne kann er bey längerem Stehen blos zu Brennholz dienen. (31)

Eiskrebs, (*Cancer glacialis.*) ſ. unter Krebs.

Eisleber, eine Benennung der Leute, welche ſonſt Antinomi heiſſen, von Agricola, welcher von Eisleben gebürtig war, hergenommen. ſ. Antinomi. (1)

Eismauern, waren ehedem bey den Ruſſen und Coſacken gebräuchlich, welche die tiefe Gruben ihrer Veſtungen im Winter aufeiſeten und aus den Eisſtücken Mauren den Bruſtwehren ähnlich aufführeten, die ſie ſowohl als die Wälle ſelbſt mit Waſſer übergoſſen, um ſie dadurch theils veſte, theils unerſteiglich zu machen. Der Bekleidung eines Walles mit Eis von nach und nach darüber gegoſſenem Waſſer trauet Spekle am Ende des 30ten Kapitels des 1ten Theils viel zu, glaubet daß die feindliche Kanonkugeln wenig dawider ausrichten würden und nennet es Eisharniſch. (6)

Eispfahl. ſ. Eisbaum.

Eispfähle, werden vor dem Mahlgerinne der Waſſermühle nahe beyſammen eingeſchlagen. Sie ſind ſtarke eichene Pfähle, die eine Schärfe dem Waſſer entgegen kehren und einen Rechen mit einander ausmachen, um die Stücke Eis, Holz, und was ſonſt auf dem Waſſer herbeygeſchwommen kommen möchte, von den Rädern abzuhalten. (6)

Eispflug, iſt eine noch nicht ſehr lange erfundene Art von Eisſägen mit 3 bis 4 Zoll in einer Reihe von einander entfernten ſtählernen Zähnen, davon die vordern kürzer und die hintern immer nach und nach länger ſind. Man ſpannet ein paar leichte Pferde davor, die ihn über dem Eiſe eines Veſtungsgrabens ſchnell fortziehen und daſſelbe damit entzwey ſchneiden. (6)

Eispherontes, Εισφερωντες, waren zu Athen diejenigen Perſonen, welche nach Maasgabe ihres Vermögens das Publikum mit Geld zur Bezahlung der Armee und auch in andern Fällen verſorgen mußten.

Auſſerdem pflegten die reichen Bürger in auſſerordentlichen Fällen, wenn die gewöhnlichen Unterſtützungen nicht hinreichten, als z. B. in langweiligen Kriegen, nach Beſchaffenheit ihres Vermögens zu den allgemeinen Bedürfniſſen einen freywilligen Beytrag zu thun, der von dem, was ſonſt von ihnen gefodert wurde, und was ſie geben mußten, unterſchieden war. Und dieſe werden vom Pollux εισφερωντες εκοντες, εθελονται auch επιδιδοντες επιδοσεις genennt. (21)

Eisphorá, Εισφορα, hieſſen gewiſſe Abgaben zu Athen, welche den freyen Bürgern ſowohl, als den Schutzverwandten und Freygelaſſenen auf Befehl des verſammleten Volks und des Senats aufgelegt wurden, um damit die auſſerordentlichen Ausgaben zu beſtreiten, die durch langwierige und unglückliche Kriege oder auf irgend eine andere Art veranlaßt wurden. (21)

Eispnilos, Εισπνιλος, nach Andern εισπνηλος, oder auch εισπνηλης hies bey den Spartanern der Liebhaber eines Jünglings und bey den Theſſaliern ward der geliebte Jüngling ſelbſt αιτης genennt. Der griechiſche Scholiaſte leitet den Namen εισπνηλος und αιτης her παρατο τον ερωμενον εισαιειν και εισπνειν τον ερωτα τω αγαπωντι d. i. weil der Geliebte dem Liebhaber Liebe einflößt. ſ. das weitere in Knabenliebe der Griechen. (21)

Eispöeti, Εισποιητοι παιδες, παιδες θετοι, hieſſen bey den Griechen adoptirte Kinder. Wer nemlich bey den Griechen keine leibliche rechtmäßige Kin-

der hatte, der konnte nach seinem Wohlgefallen adoptiren, wen er wollte, sowohl seine eignen ausser der Ehe erzeugten Söhne, als auch die Söhne anderer, jedoch mit Bewilligung ihrer Eltern. Doch diese Erlaubnis hatten nicht diejenigen, welche über ihr Vermögen nicht frey schalten konnten, z. B. Sclaven, Weibspersonen, Wahnsinnige und Jünglinge, die noch nicht zwanzig Jahr alt waren.

Wer an Kindes Statt angenommen wurde, erhielt zuvörderst zu Athen das Bürgerrecht und dann wurde sein Name in das Verzeichnis der Zunft oder des Cantons, worzu sein neuer Vatter gehörte, eingetragen. Dies geschahe nicht zu eben der Zeit, da die Namen der leiblichen Kinder eingetragen wurden, sondern wenn man die Θαργηλια im Monat Θαργηλιον feyerlich begieng. Die Spartaner waren in diesem Punkte sehr vorsichtig. Sie hatten ein Gesetz, vermöge dessen alle Annehmungen an Kindes Statt in Gegenwart ihrer Könige bestätigt werden mußten, um allen übereilten Adoptionen vorzubeugen. Diese adoptirten Kinder bekamen alle Vorzüge und Rechte ihrer Väter und waren dagegen zu allen den Obliegenheiten verpflichtet, welche andre Kinder ihren leiblichen Eltern schuldig waren. Im Falle sie wieder zu ihren ursprünglichen Familien zurückkehren wollten; so durften sie es nach den athenensischen Gesetzen nicht thun, bevor sie nicht Kinder gezeugt hatten, die den Namen dessen, der sie adoptirt hatte, führen konnten. Wollten sie das aber nicht thun, so war ihre Adoption null und nichtig, und ihr Anspruch auf die damit verbundene Erbschaft gieng verlohren. Starben sie ohne Kinder, so fiel das Erbgut den Unverwandten desjenigen, der sie adoptirt hatte, wieder anheim. Trug es sich aber zu, daß jemand nach geschehener Adoption noch rechtmäßige Kinder zeugte, so ward sein Vermögen zwischen diesen leiblichen und adoptirten Kindern in gleichen Theilen getheilt. Manche glauben, daß in Athen niemand habe heyrathen dürfen, so lange der adoptirte Sohn noch gelebt, woferne ihm nicht die Obrigkeit ausdrücklich Erlaubnis darzu gegeben: daher auch Leogoras sich von der Obrigkeit die Erlaubnis soll ausgebeten haben, heyrathen zu dürfen, weil sein adoptirter Sohn, der Redner Andocides, sich gegen ihn sehr übel verhalten. Die Adoptirten standen in keiner weitern Verbindung und Verwandschaft mit den Angehörigen ihres leiblichen Vaters, dessen Familie sie verlassen hatten. Sie konnten daher auch nach dem Verwandtschaftsrechte keinen Anspruch auf die Erbschaft machen, bevor sie nicht die Adoption abgeschworen hatten. (21)

Eisrechen, (Wasserbau) wird ein vor die Archen und Mühlgräben gebauter starker Rechen genennt, welcher die in solche gesetzte Stellfallen und Wassergebäude vor der Macht des Eisgangs beschützt, indem er solches abweist. Man nennt ihn sonst auch Esel, auch den Eisbrecher weilen er gleiche Einrichtung, Zusammensetzung und Abbindung mit solchen hat. Er wird gewöhnlich 12 bis 16 Fuß vor dem Wasserrechen gesetzt und so gebaut, daß er mit den Seitenwänden des Mühlgrabens im rechten Winkel stehe. (18)

Eisrost, (Salzwerkswissenschaft) Nennt man ein in den Gradierkasten im Winter bey der Eisgradirung gesetztes hölzernes Gerüste, auf welchem ein hölzerner Rost ruhet, der an der Seite mit schräg gestellten Brettern versehen ist, damit er inwendig einen grossen Raum erhält.

Auf diesen Rost wird das ausgestochene Eis geschüttet, und bleibt darauf so lange liegen, bis die gute Sohle abgelaufen ist, alsdenn wird es heruntergeworfen, und ein anderes Eis aus dem Behälter darauf gebracht. Leichter und kürzer erreicht man diesen Endzweck, wenn man wie bey dem Salzwerk zu Weisbach im Hohenlohischen geschiehet, das aus den Kästen gezogene Eis auf die Gängelbrücke oder Gang auf den Gradirkästen wirft. Auf welchem sodenn das am Eis hangende Salzwasser theils zwischen, theils an den Seiten der Bretter ablauft. Es dörfen aber alsdenn diese Bretter nicht so liegen wie bey einigen Salzwerken, daß sie bis an die äussere Gradirsäulen gehen, sondern sie müssen auf einem Fuß im Kasten zurück liegen. Wenn das Eis eine auch 2 Stunden auf solchen gelegen, wird es mittelst einer eisernen Schaufel zum Gradirbaue hinausgeworfen. (18)

Eissäge, ist eine Säge ohngefehr wie die grosse Säge der Zimmerleute, die am einen Ende einen Griff, am andern Ende eine schwere eiserne Kugel hat, an welcher letzteren noch eine eiserne oben gleichfalls mit einem Griffe versehene Schiene befestiget ist. Zwey Männer sägen mit diesem Werkzeuge nach zweyen in gewisser Weite von einander vorgezeichneten Linien das Eis eines Vestungsgrabens durch, andre hauen das solchergestalt auf beyden Seiten abgelösete Mittelstück mit Aexten entzwey und schieben die Schollen auf beyden Seiten unter. (6)

Eisscholle. s. Eis.

Eisspiegel der Zuckerbäcker, bestehend in Art eines Gusses auf Backwerk, so einem glänzenden Eise gleichet, auch aus Zuckermehl und Rosenwasser verfertiget wird. (19)

Eisspies. (Wasserbau) Ein Werkzeug, womit man durch eine an einer Stange vornen angebrachte schneidende Eisen die zur Winterszeit zugefrorne Röhren, Kandeln, Dohle und andere enge Canäle öffnet, auch bey den Maschinen, das Eis an den Eis- auch Wasserbänken, wie auch an den Kunstrade und dessen Schaufeln los machet. Er ist unten mit einem etwas gekrümmten Eisen versehen, welches die Gestalt eines viertelrunden Hohlmeisels hat. (18)

Eisspitz. (Wasserbau) Ein Werkzeug, welches aus einem spitzigen Eisen besteht, woran eine lange hölzerne Stange, damit man damit das Eis von Holz, Steinen, Eisen und andern Dingen abstossen kann. Es wird bey Maschinen und Wassergebäuden im Winter häufig gebraucht. (18)

Eissporne, sind eiserne Plättgen, die auf einer Seite zwey bis drey stählerne Stacheln und auf der andern eine Schraube haben, womit sie in die Absätze der Schuhe eingeschraubet werden, um ohne Gefahr über das Eis gehen zu können. (6)

Eissprüssel, nennt man die beyden untersten Enden an der Stange eines Hirschgeweihes, welche dem Kopfe am nächsten stehen und sonst auch besser Augensprossen heissen. (6)

Eiswurm, heisset auch der Kellerwurm, oder Kellerassel. (24)

Eisvogel. (*Alcedo* L. *Ispida* Klein.) Der Schnabel dieses Vogelgeschlechtes ist dreyeckig, dicke, gerade und lang, die Zunge fleischig, sehr kurz. Die meisten Gattungen haben zween Zähne vorne, welche halb verwachsen sind, und zween hinten, doch stellet sich eine der letzteren zuweilen seitwärts oder vorwärts, nach des Vogels Bedürfniß. Hr. Klein beschreibt zwey und zwanzig Gattungen, z. E. v. Linne hinge-

gen hat nur sechzehn, welche wir hier anführen wollen.

Bengalischer Eisvogel (*Alcedo Erithaca* L.). Er hat die Grösse des europäischen, auf dem Kopfe einen gelben Flecken und um den Hals einen weissen Ring. Der Rücken ist blau, der Unterleib gelb, der Kopf, der Steis und Füsse roth, der Schwanz kurz, die Schwingfedern aschgrau, die Deckfedern des Schwanzes schmutzig roth.

Bunter Eisvogel. (*Alcedo rudis* L.) Er ist gröſser als ein Staar, schwarz und weißbunt ohne zierliche Zeichnung. Die Schwanzfedern sind alle gleich und mit einer schwarzen Queerbinde bezeichnet. Die Füsse und der Schnabel sind schwarz. Er wohnt in Aegypten, Persien und Amerika.

Cap Eisvogel. (*Alcedo capenſis* L.) Er hat einen sehr langen Schnabel und Schwanz. Die Farbe ist blaulich, aschgrau, die Brust muschelfarbig, die untere Theile gelb, Schnabel und Füsse roth. Das Vorgebürge der guten Hoffnung ist sein Vaterland, ob es gleich daselbst kein Eis giebt.

Europäischer Eisvogel. (*Alcedo iſpida.* L. Königsfischer.) In der Grösse gleicht er einem jungen Kernbeisser. Der Kopf ist groß, der Schnabel stark und 2½ Queerfinger lang, vorne dünne zugespitzt, die Zunge kurz und breit, die Füsse kurz, klein und roth, der Schwanz sehr kurz. Die Farben des Gefieders wechseln sehr schön ab. Der Kopf ist mit dunkelbraunen Federn gleichsam gestreift oder geschuppt. Vor den Augen gehet über den Schnabel an beyden Seiten ein rothgelber Streif bis hinter die Ohren. An den Kinnbacken lauft ein dunkelblauer Streif bis zum Halse, dessen Federn an den Spitzen hellblau sind. Der Rücken ist glänzend hochblau, die Kehle, Brust und Bauch ziegelroth. Das Vaterland dieses schönen Vogels ist Deutschland und andere europäische Reiche. Er wohnet nicht an der See, sondern hält sich an den Ufern der Flüsse auf, und bleibet das ganze Jahr in derselben Gegend. Sein Nest bauet er in tiefe Löcher an hohen Ufern. Er brütet zweymal im Jahr, das erstemal schon im Ausgang des Jenner. Die Eyer, an der Zahl sechs bis sieben, sind ganz weiß, etwas durchscheinend. Seine Nahrung bestehet in Fischen, auf welche er wie andere Raubvögel herabstößt, und sie aus dem Wasser holet.

Gehaubter Eisvogel. s. Ostindischer Eisvogel.

Göttin Eisvogel. (*Alcedo Dea* L.) Der Schwalbenschwanz.) Er hat zwo sehr lange in der Mitte dünne Schwanzfedern. Der Schnabel ist schwarz, der Kopf braun, die Kehle weiß, der Rücken bläulich schwarz, die Flügel goldglänzend grün, der Schwanz oben dunkelgrün, unten schwarz. Die Grösse kommt mit einem Staare überein. Surinam ist sein Vaterland.

Grüner amerikanischer Eisvogel. (*Alcedo ſuperciliosa* L.) Er ist oben grün und unten gelb. Ueber die Brust läuft eine grüne Binde. Ueber den Augen befindet sich ein braungelber Fleck. Der Schnabel ist schwarz, die Füsse fleischfarbig. Der Name zeigt sein Vaterland an.

Hauben Eisvogel. (*Alcedo Alcyon* L. der Rauchkopf.) Die Federn des Kopfs sind lang und der Vogel kann sie wie eine Haube nach Art des Wiedehopfs aufrichten. Der Schnabel ist länger als der Kopf. Hinter und unter den Augen sitzt ein ziegelrother Fleck. Der Körper ist oben bläulichschwarz, die Kehle die Brust und der Bauch sind weiß, doch lauft ein bräunlicher Strich über die Brust; der Schwanz ist lang. Er wohnt in Amerika. Es giebt aber mehrere Abwechslungen deren Farben sehr verschieden sind.

Keilschwanz Eisvogel. (*Alcedo Galbula* L.) Er hält sich in Cajenne und Brasilien auf und heißt daselbst *Iacamaciri*. Der Körper ist oben grünaelb, mit einem Goldglanze, unten rostfarbig. Die Füsse sind blaßroth. Der Schwanz ist keilförmig.

Kragen Eisvogel. (*Alcedo torquata* L.) Er wohnet in Mexico und Martinique, und wird von den Indianern Achalalacti genennt. Der Kopf ist mit einem Federbusche geziert, der Schwanz lang. Um den Hals läuft ein weisser Ring. Der Schnabel ist schwarz, der Körper oben graulichblau, die Flügel und der Schwanz weiß gesprenkelt, die Füsse roth.

Madagascarischer Eisvogel. (*Alcedo Madagaſcarienſis* L.) Der Schwanz ist lang; der Körper oben roth, an der Kehle weiß, die Schwingfedern schwärzlich, die Füsse und der Schnabel roth.

Ostindischer Eisvogel. (*Alcedo criſtata* L. Gehäubter Eisvogel.) Der Schnabel ist schwarz, der Körper oben blau unten roth, die Füsse ebenfalls roth, der Schwanz kurz. Auf dem Kopfe stehet ein Federbusch. Die Philippinischen Inseln sind sein Vaterland.

Paradies Eisvogel. (*Alcedo Paradiſea* L.) Er hat zwo lange Schwanzfedern wie der Paradiesvogel und ist oben glänzend grün. Schnabel und Füsse sind schwarz. Surinam und Cajenne sind das Vaterland.

Rauhkopf Eisvogel. s. oben Hauben Eisvogel.

Senegalischer Eisvogel. (*Alcedo ſenegalenſis* L.) Der Kopf ist roth, der Nacken und Rücken blau, der Unterleib weiß, die Schwingfedern schwarz. Der Schnabel hat einen rothen Oberkiefer, der Unterkiefer und die Füsse sind schwarz. Senegal ist das Vaterland.

Smyrnaischer Eisvogel. (*Alcedo ſmyrnenſis* L.) Er hat die Grösse eines Staares. Der Körper ist oben dunkelgrün, die untere Theile sind kastanienbrau, nur die Kehle ist weiß, und über die Brust lauft ein weisser Queerstrich. Die Schwanzfedern sind unten schwarz, oben dunkelgrün, die Füsse und der Schnabel roth. Es giebt zwo Abwechslungen, welche anders gefärbt sind; der grosse Madagascarische und der grosse Bengalische Eisvogel. Jener ist blaulichgrün, dieser hat pomperanzenfarbene Füsse.

Westindischer Eisvogel. (*Alcedo Inda* L.) Die Farbe ist oben grünlich unten braungelblich. Ueber die Brust läuft eine gewölkte Binde. Die Flügel sind weiß gesprenkelt. Ueber und unter den Augen befindet sich eine braungelbe Linie. Der Schnabel ist schwarz, die Füsse roth. (9)

Eisvogel, Bastarteisvogel. (*Todus* L.) s. Tomtit.

Eisvogel, groſſer. (*Pap. N. ph.*) s. Pappelnymphe.

Eisvogelsteine, (Corall.) gewisse Steine, die so viel man aus ihren dunklen Beschreibungen ersiehet zu den Corallen und vorzüglich zu den Fungiten gehörten. Wenigstens giebt Wallerius den wellenförmigen Fungiten, die er wurmartige Wassercorallen, auch Corallhecheln nennet, den Namen der Eisvogelsteine. Man sagt sie hätten ihren Namen daher weil die Eisvögel aus diesen Steinen, sonderlich aus den leichtern die auf der See schwimmen, ihre Nester zu bauen pflegten. Da ich die Lehre von den Corallschwämmen bey dem Worte Fungiten erläu-

kern werde, ſo will ich nur die Nachricht, welche die Onomatologie (*Onomatologia hiſtoriae naturalis* Tom I. S. 279. f.) aus ältern Schriftſtellern giebt, wiederholen. Die Eisvogelſteine heißt es daſelbſt, ſind zwar auch ſteinigter Natur, entſtehen aber eigentlich aus dem ſalzigten Seewaſſer und deſſen Schaum der mit allerley zarten Unreinigkeiten vermiſcht, und durch einen verſteinernden Saft in verſchiedene Geſtalten gleichſam zuſammen geleimt und gehärtet iſt. Man zählet gemeiniglich zwey Hauptgattungen ſolcher Eisvogelſteine, eine weichere, welche beynahe eine Pflanzenart hat, und eine härtere ſteinigte, die dem Topfſteine nahe beykommt, und dieſe iſt entweder zweigigt oder kuglicht: zu jener rechnet man die Corallſchwämme, unter dieſe aber haben die Alten fünf Arten gebracht, davon eine ſchwer und dick wie ein Schwamm war, eine andre länglicht, leicht, voll von Löchern, und von dem Geruch wie ein Seeſchilf. Die dritte Art beſchrieben ſie wie die Wurmſteine, welche Wallerius unter die Verſteinerungen von Conchylien ſezet, ſie gaben ihr eine Purpurfarbe, und nennten ſie *Alcyonum mileſium*, (das iſt, das corallinische Orgelwerk, *Tubipora muſica* L.) Die vierte Art beſchrieben ſie wieder leicht und ſehr löcherig, nach dem Angreifen ſchmierig. Die fünfte ſchilderten ſie ſchwammähnlich, von innen rauh, und wie ein Bimſtein. Es ſind dies gemeiniglich die Scheuchzeriſchen *lapides ficoides; Caricoides* und eigentlich genannte Feigenſteine. ſ. Feigen, corallinische. (10)

Eiszapfen. ſ. Eis.

Eitelkeit, bedeutet bald die Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge, bald die Anhänglichkeit an dieſelben, mit Verſäumniß beſſerer und wichtigerer Güter, bald aber auch inſonderheit die übertriebene Neigung zu ſolchen Dingen, welche in die Augen fallen, als zum Putze, zur Schönheit, zur Ehre und dergleichen. In dieſer Bedeutung iſt Eitelkeit eine Art von Stolz, wovon weiter nachzuſehen iſt. (1)

Eiter, (lat. *Pus*, fr. *Pus*,) iſt eine in lebendigen Körpern erzeugte Feuchtigkeit, von weißgelblicher Farbe, mittelmäßiger Flüßigkeit, fett, und klebricht, ohne Geruch, Geſchmack, und Schärfe, und ſchwerer als das Waſſer. Wenn es von dieſer Beſchaffenheit abweicht, dünne und ſchlecht iſt, ſo nennt man es Gauche. Es entſteht in gutartigen Wunden und Geſchwüren, immer nach einer vorhergegangenen örtlichen Entzündung. Wo dieſe nicht bemerkt wird, muß man wohl unterſuchen, ob die Feuchtigkeit, die man für Eiter hält, wirklich wahres Eiter ſey, und wenn es das iſt, ob es nicht an einem andern Ort nach vorhergegangener Entzündung erzeugt, eingeſaugt, und durch verborgene Gänge dahin gelangt ſey, wo wir es jezt finden, oder ob die vorhergegangene Entzündung wegen Unempfindlichkeit des Theils, oder aus einer andern Urſache nicht bemerkt worden iſt. Das Eiter beſteht aus Blut, Blutwaſſer, Lymphe, Fett, dem Safte der Glandularum ſebtacearum, und ſelbſt zerriſſenem Zellengewebe, welche Theile innigſt gemiſcht, und zu der Maſſe, die wir Eiter nennen, determinirt worden. Die Verwandlung des Eiters iſt weder mit der Gährung, noch mit der Fäulung zu vergleichen, wodurch die Theile chymiſch aufgelößt, und durch eine innere Bewegung in dieſen Zuſtand verſezt werden. Die nachfolgenden Erſcheinungen der Natur ſind hiervon ganz verſchieden; denn durch die Gährung wird ein geiſtiger Spiritus, durch die Fäulnis aber ein flüchtiges Salz erzeugt. Ob man wohl bey der Eiterung zuweilen einen faulen volatiliſchen Geſtank wahrnimmt, ſo iſt dies doch eigentlich nicht die Natur des Eiters, ſondern das Eiter iſt alsdann in Fäulniß übergegangen. Das Eiter ſcheint alſo blos durch einen beſtimmten Grad von innerer Bewegung der genannten Theile bereitet zu werden, ſo wie Fäulniß und Gährung ebenfalls von dieſem beſtimmten Grad der Bewegung abzuhängen ſcheinen. Es iſt nicht glaublich, daß der Eiter ſchon ſo fertig, wie wir ihn anſehen, aus dem Blute abgeſondert wird, welche Meynung beſonders der Hr. von Haen aufbrachte. Es ſcheint vielmehr ein örtliches Product zu ſeyn. Denn in den Arterien ſelbſt wird diejenige innerliche Bewegung, welche zur Bereitung des Eiters erforderlich iſt, durch den Kreislauf des Bluts gehindert, und überdem kommen die oben genannten Beſtandtheile des Eiters nicht alle in dem Blute zuſammen. Ein gutartiger Eiter muß weiß oder gelblich von Farbe, ohne Geruch und ohne Geſchmack ſeyn; ein bösartiges hingegen iſt bläulicht, dünne, oder zähe und ſchlierig, und hat einen faulen Geruch. Die Sanies iſt mit Blut gemiſcht, und dünne. Gauche (*ichor*) iſt mehr wäſſerichter und ſcharfer Natur. Wenn das Eiter dieſe bösartige Natur annehmen ſoll, ſo wird erfordert, daß es lange in ſeinem Herd eingeſchloſſen bleibe, und in ihm eine zweyte Bewegung vorgehe, das heißt, daß es in Fäulniß übergehe. Dies kann leicht geſchehen, wenn man bedenkt, wie viele Schärfe und Alkali in unſerem Blute enthalten iſt, und dem gutartigen Eiter beygemiſcht werden kann. Der gutartige Eiter nimmt gerne dieſe Eigenſchaft im Zellengewebe an, wo ihm vieles Fett beygemiſcht wird, wie überhaupt die Neigung des Fetts in Fäulniß überzugehen bekannt iſt. Die Zähigkeit des Eiters ſcheint ein Beytrag der lymphaetiſchen Theile zu ſeyn, die weiſſe Farbe ſcheint aber von den ſeröſen Theilen herzurühren. Der fehlende Geruch und Geſchmack des Eiters zeigt, daß keine Deſtruction der Theile vorgegangen iſt. Es nehmen zuweilen Feuchtigkeiten anderer Art, vorzüglich aber der Schleim, die Geſtalt des wahren Eiters an, und ſind ſehr ſchwer von demſelben zu unterſcheiden, und veranlaſſen hierdurch oft Irthümmer von ſchlimmen Folgen. Indeſſen findet man zwiſchen dem wahren Eiter, und den ſchleimigten eiterartigen Feuchtigkeiten folgenden Unterſchied. Eiter ſinkt im Waſſer gemeiniglich zu Boden; Schleim hingegen ſchwimmt. Das Eiter giebt dem Waſſer eine gleichartige trübe bleiche Farbe, der Schleim hingegen erzeugt im Waſſer ſchwimmende Fäden. Vitriolſäure löſt den Schleim geſchwinder auf, als Eiter. Miſcht man Waſſer zu einer ſolchen Auflöſung, ſo ſondert ſich das Eiter ab, und ſinkt zu Boden; der Schleim hingegen, indem er ſich abſondert, ſchwimmende Fäden. Eine Auflöſung von einem kauſtiſchen Alkali, löſt zwar den Schleim, ſo gut als das Eiter auf; gießt man aber Waſſer hinzu, ſo ſcheidet ſich das Eiter, der Schleim aber nicht. (4)

Eiterauge, ſ. Auge. Eiter.

Eiterbeule, ſ. Geſchwür. (Chirurgie.)

Eiterbeule, Vomica, ſ. Lungengeſchwür.

Eiterbeule, (Vieharzneyk.) ſind Folgen einer vorhergegangenen Entzündung der Theile, wo Blut in den kleinern Gefäſſen ſich angeſammlet hatte, und nicht wieder zertheilt werden konnte. Nach und nach löſt ſich das ſtockende Blut nebſt den Gefäſſen, und dem benachbarten Fett in eine dicke weißlichte Ma-

terie oder Eiter auf, und auf dieſe Art erzeugen ſich Eiterbeulen. Das Oeffnen der Eiterbeulen iſt nicht ſo rathſam, als man ſie von ſelbſt aufbrechen läßt, und darzu iſt nichts beſſer als warmen Speck, oder eine gebratene Zwiebel. Iſt die Eiterbeule offen ſo hat man nichts zu thun, als ſie zu reinigen, und dann von Zeit zu Zeit, das Extractum Goulardi zur Heilung darein zu thun. (36)

Eiterbruch, Empyocele, unter dieſer Benennung verſteht man eine Anſammlung von Eiter in dem Hodenſacke, oder in der Scheidenhaut des Hoden, dergleichen nach Entzündungen in dieſen Theilen entſtehen können. (4)

Eiterborke, Brandborke; Eſchara, iſt eine ſchwarze Kruſte, die nach der Auflegung eines Ezmittels, vornehmlich nach dem Gebrauch des Höllenſteins, entſtehet, und welche durch den Gebrauch einer erweichenden Salbe zum Abfallen gebracht wird. (4)

Eiterbruſt, Bruſtgeſchwür, Empyema, Diapyema. Die Alten verſtanden unter dieſer Benennung ein jedes Eitergeſchwür. Die Neuern verſtehen aber nichts anders darunter, als wann Eiter in die Höle der Bruſt ausgetretten iſt. Die Franzoſen nehmen dieſes Wort in einem doppelten Verſtand, und verſtehen darunter ſowohl die Krankheit als die Operation der Eiterbruſt, und ſo gebrauchen wir das Wort auch hier. Einige nehmen auch eine falſche Eiterbruſt an, wenn gehmlich das Eiter zwiſchen dem Rippenfell und den Bruſtmuſceln ſitzt. Die Operation findet in folgenden Fällen ſtatt, wenn ſich entweder Waſſer oder Blut, oder Eiter in der Bruſthöle angeſammlet hat, und durch ſie ſoll ausgelaſſen werden. So lange das Eiter noch in den Lungen, oder an einem andern Ort eingeſchloſſen iſt, iſt keine wahre Eiterbruſt vorhanden, und ſelten die Operation angezeiget, ſondern das Eiter muß erſt ausgetretten ſeyn. Die Eiterbruſt pflegt meiſtens nach Entzündungen der Lungen zu entſtehen, wenn dieſe einen Abſceß erzeugen, welcher plazt, und ſeinen Eiter in die Bruſthöhle ergießt. Auch die Leber entzündet ſich, wächſt mit dem Zwergfell zuſammen, und läßt ihren Eiter in die Bruſthöle aus. Die Zeichen einer vorhandenen Eiterbruſt ſind folgende. Der Kranke holt auf der angegriffenen Seite ſchwer Athem, und aus dem Grade der Schwierigkeit Athem zu holen läßt ſichs ſehr auf die Menge des Eiters ſchlieſſen. Zugleich muß man auf die Zufälle acht haben, die anzeigen, daß die Entzündung in Eiterung übergangen ſey. Oft ſcheint es dem Patienten, als ob er ein Plazen in der Bruſt verſpührt hätte, das ſchleichende Fieber daurt fort, der Kranke kann auf der kranken Seite meiſtens beſſer, als auf der geſunden liegen. Wenn er ſteht, ſo ſchwappert oftmals das Eiter auf dem Zwergfell. Die angefüllte Seite iſt vom Drucke des Eiters wiedernatürlich ausgedehnt. Die anweſende Perſonen hören öfters bey den Bewegungen des Kranken ein gewiſſes Gluckſen in der Bruſthöle, das der Kranke auch ſelbſt empfindet. Die Haut und die Muſkeln, die zwiſchen den Rippen liegen, bekommen an einigen Stellen eine wäſſerige Geſchwulſt, wenn ſie auch gleich nicht entzündet ſind. Auch ſoll dies ein Zeichen der Eiterbruſt ſeyn, wenn man beym Klopfen auf die Bruſt einen dumpfen Schall höret. Oft wirft der Patient Eiter aus, und giebt auch dergl. durch den Urin von ſich. Meiſtens hat er Schweiſe, üblen Geſchmack im Munde, beſtändigen Huſten, und nicht ſelten ſtellt ſich eine Diarrhöe ein. Wenn das Eiter zwiſchen den Rippmuſkeln ſitzt, ſo werden die Schmerzen, wenn z. B. ein Seitenſtechen vorhergegangen iſt, immer heftiger, es erfolgt keine Criſis, es ſtellt ſich ein öfteres Schaudern ein, der Patient holt zwar Anfangs noch frey Athem, aber wann ſich das Eiter anhäuft, ſo wird das Einathmen beſchwerlicher. Der Kranke liegt in dieſem Falle bequemer auf der geſunden Seite als auf der kranken. Aeuſſerlich entſteht endlich eine Geſchwulſt, weil das Eiter unter der Haut ſtockt, und ſelbſt kann man oft ein Schwappern fühlen. Ueberhaupt ſind hier die Zeichen eines Abſceſſes vorhanden. Das Eiter durchfrißt entweder die äuſſerliche Haut, welches am beſten iſt, oder es bahnt ſich einen Weg durch das Rippenfell nach innen in die Bruſthöle. Ein anderer Fall wo die Operation muß gemacht werden, iſt, wenn ſich Blut in der Bruſthöle befindet. Dies kann durch eine Wunde hinein ergoſſen werden. Wenn dieſe an einem niedrigen Orte der Bruſt iſt, ſo kann man ſie nur erweitern, und die eigentliche Operation dadurch erſparen. Iſt die Blutung ſtark, ſo muß dieſe durchaus eher geſtillt werden, als man an die Erweiterung denken darf. Von dem Blut in der Bruſthöle, kann man leicht überzeugt werden, wenn der Patient bey einer in dieſe Höle eingedrungenen Wunde nicht gut Athem holen kann und matt wird. Ein anderer Fall, wo die Operation vorgeſchlagen wird, iſt die Bruſtwaſſerſucht. Dieſe iſt zu vermuthen, wenn die Bruſt auf einer oder auf beyden Seiten geſchwollen iſt, wenn der Kranke ängſtlich Athem holt, Herzensangſt empfindet, und hierüber oft aus dem Schlafe auffährt, wenn die Füſſe anſchwellen, wenn er auf einer oder der andern Seite, oder auf beyden übel lieget. Die Operation iſt hier aber ſehr frühzeitig anzuſtellen, ſonſten ſchadet ſie, und überhaupt wird ſie in dieſem Falle für gefährlich angeſehen. In allen Fällen im ganzen genommen taugt die Operation nichts, wann ſie zu ſpat angeſtellt wird, weil die Lungen durch den langen Aufenthalt irgend einer Feuchtigkeit in der Bruſthöle exulcerirt werden können. Wann man auch annehmen wollte, daß die ſtockende Feuchtigkeit eingeſogen, und durch einen andern Weg aus dem Körper geſchaft werden könnte, ſo wird die Operation doch in dem Falle gemacht werden müßen, wann Rippen gebrochen ſind, und die Lunge durch deren Splitter und Spitzen verletzt worden iſt oder gereizt wird. Wann die Operation gemacht werden ſoll, ſo iſt der Ort wo man den Einſchnitt macht, entweder willkürlich, oder es ſind gewiſſe Umſtände da, welche den Wundarzt nöthigen, daß er eine gewiſſe Stelle einer andern vorziehen muß. Iſt ein Seitenſtechen vorher da geweſen, ſo muß man da den Einſchnitt machen, wo während der Krankheit die gröſten Schmerzen waren. Iſt eine Fluktuation einer Feuchtigkeit an einem Ort bemerkbar, ſo iſt dieſe die Stelle, wo man einſchneiden muß. Wann man freye Wahl hat den Ort auszuſuchen, ſo iſt der tiefſte Ort dazu gerade nicht nothwendig, weil ſich hier der Eiter nicht nach der Tiefe ſenkt, ſondern von der ausgedehnten Lunge gedruckt und ausgebreitet wird. Am beſten macht man die Oeffnung zwiſchen der 5ten und 6ten, oder wenn ſich die Rippen zählen laſſen, zwiſchen der 7ten und 8ten Rippe, weil dieſe am weiteſten von einander ſtehen. Wann ſich die Rippen aber nicht zählen laſſen, ſo thut man am beſten, eine Handbreit unter dem Schulterblatte, und 4 Finger breit von den dornigten Fortſäzen

ſätzen der Wirbelbeine auf dem Winkel der Rippen den Einſchnitt zu machen. Will man auf der linken Seite operiren, ſo macht man die Oeffnung um eine Rippe höher, weil auf der linken Seite das Zwergfell höher liegt. Den erſten Einſchnitt in die Bedeckungen kann man auf eine doppelte Art machen, entweder parallel mit der Länge des Körpers, oder pararellel mit den Rippen. Im erſten Falle macht man in der Haut eine Queerfalte über demjenigen Orte, wo man einſchneiden will, und ſchneidet dieſe ſodann bis auf die Rippen durch. Der zweite Schnitt geſchieht blos durch die Rippenmuſkeln, ſo daß derſelbe in keinem Punkte näher an den obern, oder an den untern Rand der Rippen kommt, damit man weder Gefahr laufe, die an der obern Rippe unten herlaufende Schlagader zu verletzen, noch den obern Rand der untern Rippe zu entblöſen. Das Biſtouri muß ſo geführt werden, daß der Rücken deſſelben in der Mitte des Zeigefingers liegt, die Spitze aber etwas vor der Spitze des Zeigefingers hervorſtehe. Die Wunde zwiſchen den Rippen muß ungefehr zwey Zolle lang ſeyn. Sobald die Bruſt geöffnet iſt, treibt die eintrettende Luft die Lunge ſogleich vom Rippenfelle ab, wenn ſie nicht mit ihm verwachſen iſt, wodurch der Wundarzt für der Verletzung derſelben ſicher geſtellt wird. Um noch ſicherer zu gehen, thut er wohl zur Erweiterung des Einſchnitts ſich eines Meſſers mit einem Knopfe zu bedienen. Iſt die Lunge, wie es zuweilen zu geſchehen pflegt, mit dem Rippenfelle verwachſen, ſo geht ſie nach der Eröffnung des Rippenfells nicht zurück, und dieſen Umſtand muß der Wundarzt vorher mit dem Finger wohl unterſuchen. Iſt es blos eine Zuſammenklebung, die nach einer Entzündung zurückgeblieben iſt, ſo läßt ſie ſich durch einen gelinden Druck mit dem Finger wohl noch ablöſen. Wenn die Lunge frey, und nicht in ihrem ganzen Umfang angewachſen iſt, ſo wird das Eiter nach der Oeffnung ſobald hervorkommen, als der Patient den Athem einzieht. Wenn der Kranke während dem Abzapfen des Eiters nicht ſchwach, oder ohnmächtig wird, ſo kann man alles Eiter auf einmal auslaſſen, ſonſt muß man aber die Wunde mit einem Pflaſter bedecken, und das übrige den folgenden Tag auslaufen laſſen. Die Wunde muß noch eine Zeitlang offen gehalten werden, damit alle Feuchtigkeit ausflieſſen kann. Dieſen Endzweck erhält man am beſten dadurch, wenn man einen leinenen Lappen, der an ſeinen Enden etwas ausgefeſſelt iſt, in die Wunde bringt, und dadurch dem geſchwinden Zuwachſen derſelben wehret. Wenn geronnenes Blut in der Bruſthöle wäre, welches nicht ausflieſſen könnte, ſo kann man bey jedem Verbande eine Abkochung von Wundkräutern einſpritzen, welche zugleich die üble Folgen vom Eindringen der Luft verhindert. Daher braucht man ſich auch nicht zu fürchten, die Oeffnung hinlänglich groß zu machen. Man kann ſo gar beyde Bruſthölen auf einmal öffnen, ohne daß die Luft die Lungen zuſammen drücken wird, wenn ſie ſich auch nach der Operation nicht mehr ſo frey, wie vorher bewegen ſollten. Es iſt nicht einmal nöthig, daß man die Luft nach der Operation aus der Bruſthöle herausſchaffe. Nur muß man die Wunde nicht mit Pflaſter, ſondern blos mit trockner Charpie verbinden, ſonſt entſteht leicht eine Windgeſchwulſt über den ganzen Körper, das Eiter kann nicht ausflieſſen, und die Reſpiration wird beſchwerlicher gemacht. So wie die Wunde zuheilt, wird die Luft nach und nach eingeſaugt, und verſchwindet zuletzt gänzlich, zuweilen iſt Eiter in dem Drepeckigen Raum befindlich, den das Rippenfell hinter dem Bruſtbein bildet. In dieſem Falle muß das Bruſtbein trepanirt werden, ſonſt bekommt man den Eiter nicht heraus. Wenn groſſe Luftgefäſſe entweder durchſtochen ſind, oder von Geſchwüren zerfreſſen worden, ſo tritt die Luft in die Bruſthöle aus. Es rathen viele die Operation in dieſem Falle anzuſtellen; allein man wird ihn nicht ſo leicht entdecken, und er iſt auch nicht ſo gefährlich, weil die Luft wieder eingeſaugt wird. Wäre ein Luftgefäß von einem Geſchwür durchfreſſen, ſo würde die Operation offenbar ſchaden, wenn die äuſſere Luft das Lungengeſchwür berührte. (4)

Eiterfluß, (jüd. antiq.) oder wie es eigentlich nach dem Hebräiſchen heißt, ein Fluß aus dem Fleiſch, iſt eine Krankheit, die die Iſraeliten bürgerlich und kirchlich verunreinigte; es iſt diejenige Krankheit, die man insgemein gonorrheam nennt. Es iſt nur darüber geſtritten worden, ob Moſes hier die gonorrheam benignam, oder virulentam verſtehe. Diejenigen, die das erſte behaupten und das letzte läugnen, berufen ſich insgemein darauf, daß dieſe Krankheit den alten Aerzten unbekannt geweſen, und erſt ſeit der Entdeckung von America nach Europa gekommen ſey. Andere aber erklären dieſe Krankheit von der gonorrhea virulenta, weil die Beſchreibung die Moſes 3 B. Moſ. 15, 1. folg. davon macht, auf nichts anders angewendet werden könne. Derjenige nun, der damit behaftet war, war nicht nur ſelbſten unrein, ſondern er verunreinigte auch einen jeden, der ihn, oder ſein Bette, Stuhl ꝛc. berührte. Hiedurch ſuchte Moſes der Ausbreitung dieſer Krankheit vorzubeugen; denn wenn gleich, wie die Aerzte ſagen, dieſe Krankheit nicht durch bloſſes Anrühren anſteckte; ſo ſorgte doch Moſes dafür, daß ſie derjenige der damit behaftet war, nicht verheimlichen konnte. Wollte es aber jemand dem ungeachtet thun, ſo wuſte er, und war in ſeinem Gewiſſen überzeugt, daß auf die wiſſentliche Verheelung einer bürgerlichen Unreinigkeit die Strafe der Ausrottung ſtund. Geſetzt aber dieſe von Moſe genennte Krankheit ſey nicht die eckelhafte bösartige, ſondern die ſogenannte gutartige Gonorrhee, ſo konnte er dabey die Urſache haben, denjenigen, der damit behaftet war, deſto mehr zu nöthigen, auf Mittel zu denken, davon loß zu kommen, weil er, ſo lange ſie dauerte, unrein war. (22)

Eitergeſchwür, Apoſtema, Abſceſſus, heißt eine Anſammlung von Eiter, oder einer eiterartigen Materie in einer widernatürlichen Höle. Gemeiniglich entſtehen die Eitergeſchwüre nach einer örtlichen Entzündung, zuweilen aber ſind ſie die Folge der Verſetzung irgend einer Materie. Sie pflegen gewöhnlich in der Zellenhaut zu ſitzen, ſelten in andern Theilen. Diejenigen Eitergeſchwüre, welche auf eine Entzündung zu folgen pflegen, haben ihre beſondere Kennzeichen, nachdem ſie höher oder tiefer gelegen ſind. Es giebt Entzündungen, die vermöge ihrer beſonderen Natur immer in Eiterung überzugehen pflegen; bey andern Entzündungen darf der Wundarzt auf dieſe Folge ſchlieſſen, wenn die Zufälle der Entzündung ohngeachtet der gehörig gebrauchten Mittel zunehmen, und die Geſchwulſt ſehr hart, und in der Mitte ſpitzig wird. Wenn dieſe Zeichen vorhergegangen ſind, und das Eitergeſchwür nahe unter der Haut liegt, wenn die Geſchwulſt ſehr bleich, oder ſehr roth, in ihrem Umfange hart, in der Mitte aber weich wird, wenn

der Kranke in diesem Theil ein Schwappern, eine Kälte, Schwere, und Erhabenheit, dabey ein öfteres überlaufendes Jüsteln verspührt, so hat sich der Eiter schon wirklich erzeuget. Wenn das Eiter tiefer liegt, so dauert das Entzündungsfieber gemeiniglich über den siebenden Tag mit allen seinen Zufällen, es geschieht keine kritische Ausleerung, das Fieber wird in der Folge schleichend mit Nachtschweisen, der klopfende Schmerz verwandelt sich in eine Schwere, das Schwappern des Eiters ist sehr schwer zu fühlen über demselben entsteht aber eine wässerichte Geschwulst, die Anfangs klein ist, sich aber bald über den Theil, und oft über das ganze Glied verbreitet. Von der Entstehung, der Natur, und dem Unterschied des Eiters und der eiterartigen Feuchtigkeit ist unter dem Artikel Eiter, schon geredet worden. Um dem Fingerzeige der Natur zu folgen, welche den rohen Eiter, unter dem entzündeten Theil in dem Zellengewebe, kocht, es reif macht, wodurch der entzündete Theil weich und dünn wird, und dem Eiter den Weg zum Ausgange bahnt, muß der Wundarzt alles beytragen, um das Eitergeschwür zur Reife zu bringen, es zu rechter Zeit zu öffnen, und sodann zu heilen. Dies geschieht indem er den Eiter vermehret, die übrige entzündete Härte zerschmilzt, und in Eiter zu verwandeln sucht. Ganz reif ist das Eitergeschwür, wenn im Umkreise desselben keine entzündete Härte mehr zu fühlen ist. Wenn daher in den gewöhnlichen Fällen, die antiphlogistischen Mittel die Entzündung nicht mehr vertheilen können, so muß der Wundart die Eiterung befördern, indem er von diesen ganz absteht, wofern nicht die heftig fortdauernde Zufälle der Entzündung sie ferner nothwendig machen. Zur Vereitung des Eiters ist immer ein gewisser Grad von Fieber erforderlich. Wenn daher das Fieber sehr schwach und der Kranke entkräftet ist, so dienen innerlich geistreiche gewürzhafte Speisen, Getränke und Arzneymittel, äusserlich aber müssen reitzende Mittel aufgelegt werden. Ist die Entzündung aber zu groß und stark, so muß er sie durch innerliche kühlende und äusserliche erweichende Mittel vermindern. Die Mittel, welche diese Indikationen erfüllen, sind daher entweder reitzende oder erweichende Vereiterungsmittel, oder solche die zugleich reitzen und erweichen. Die reitzenden Mittel sind in denjenigen Fällen überhaupt nothwendig, wenn die Entzündung durch die Zähigkeit der Säfte in Verhältniß zur Wirkungskraft der Gefässe langueseirt ist, zu welcher Erstickung falsche Behandlungsart, besonders bey Drüsenentzündungen vieles beyträgt. Nicht weniger sind sie nöthig, wenn ein zu grosses Oedem vorhanden ist, wenn die Säfte nicht wieder können aufgenommen werden, weil es der Zellenhaut an Kraft fehlt, die innere Mischung der Theilchen zu bewirken. Auch werden diese Mittel erfordert, wenn die Entzündung bösartig ist, die Gefässe stumpf und taub macht, und ihre Kraft erstickt. Dies erkennt man, wenn die Farbe anfangs glänzend und hellroth war, und sich bald ins dunkelrothe verwandelt. Die reitzenden Mittel sind die Wurzel der Zaunrübe, der florentinischen Veilchen, Senfsaamen, Zwiebeln, Knoblauch, Seife, Sauerteig, u. a. m. Die erweichende Vereiterungsmittel wendet man alsdann an, wenn die Entzündung beträchtlich genug ist, um die Vereiterung von selbst bewirken zu können, wenn die Härte, die das Eitergeschwür umgiebt, sehr schmerzhaft und entzündet, und der Kranke stark oder auch fieberhaft ist. Zu diesen Mitteln gehören die Malva, Parietaria, Althäa, Leinsamen, Semmelkrummen, Leinöhl, Feigen, Milch, ungesalzene Butter u. s. f. Jedoch muß man mit diesen Mitteln sparsam verfahren, weil eine etwas grosse Entzündung eine allzustarke und schädliche Eiterung hervorbringen kann. Diejenigen Mittel, die zugleich erweichen und reitzen, sind in solchen Entzündungen angezeigt, die klein sind, wo die Kraft der Gefässe geschwächt ist, und die Vereiterung daher schwer vor sich geht. Diese Mittel sind die Gummata, als Gallbaum, Sagapanum, Bedellium, welche die Entzündung unterhalten, und zugleich dabey erweichen. Wenn die Entzündung in Eiterung übertritt, so wächst die Geschwulst, und es entsteht die Kochung, wodurch nehmlich das Blut und die übrigen rohen Säfte in Eiter verwandelt werden. So bald diese Kochung geschehen ist, nehmen die Härte der Schmerz und das Spannen in der Geschwulst ab, die Röthe verliehrt sich, das Spannen geht sich mehr in einen druckenden Schmerz über, der Mittelpunct der Geschwulst erhebt sich mehr, und das Ganze wird mehr limitirt. Auf der Oberfläche zeigen sich auch wohl kleine Pusteln, zum Zeichen, daß die Haut vom Eiter verstört ist. Wenn der Eiter nun resorbiret wird, so entsteht von diesem, dem Herzen und den Fibern ungewohnten Reitze ein neues Fieber. Der Eiter selbst ist zur fernern Erschlaffung des Zellengewebes das beste Erweichungsmittel, indem er sowohl die im Grunde dauernde Entzündung zertheilet, als auch die harten Ränder erweichet. Daraus fliesset, daß er nicht zu frühe ausgelassen werden darf. Besonders beweißt der Eiter in den Drüsen die angezeigte Eigenschaft; denn hier ist er wegen des besondern Baues der Drüse in sehr viele kleine Heerde vertheilt. Besonders eräugnet sich dies in den Glandulis conglobatis. Es entstehen aus der Entzündung dieser Drüsen leicht Verhärtung oder bösartige Geschwüre und Fisteln. Wenn diese Drüsen angegriffen, und in Eiterung gesetzt werden, so muß man jede öffnen, wodurch freylich ein neuer Reiz und neue Entzündung entsteht. Deßwegen muß man auch zu gleicher Zeit auf die Erweichung dieser Drüsen denken, welches durch blosse Breyumschläge ohne Einspritzungen geschehen kann. Durch den Reitz in der Drüse entsteht in dem Fett, worinnen sie liegt, leicht eine Entzündung, die aber wohl von jener in der Drüse selbst zu unterscheiden ist, weil jene als eine gewöhnliche Entzündung kann behandelt werden. Bey metastattischen Drüsenentzündungen darf man keine völlige Vereiterung abwarten, weil der eingesogene Eiter sonst leicht schaden könnte. So lange über dem Eiter die Haut noch entzündet ist, darf man nicht öffnen, es sey dann, daß der Eiter in die Zwischenräume der Muskeln getretten wäre, z. B. der Bauchmuskeln, worunter er fortlauft, und sich nicht eher zeigt, bis er die bisher noch gesunde Muskeln erst zerfressen und zerstört hat. Es giebt noch andere Fälle, wo der Eiter frühzeitig muß ausgelassen werden. Wenn der Eiter z. B. in der Nachbarschaft wichtiger Theile liegt, als am oder im Auge, an einer Flechse, an einem Knochen, oder wenn er auf Theilen sitzt, wo er sich leicht einen Weg in eine Höhle des Körpers bahnen kann, woraus er schwer wieder herauszubringen ist, z. B. wenn er das Brustfell oder das Bauchfell durchfrißt, und in die Brusthöhle oder in den Unterleib dringt, oder wenn er an solchen Orten sich befindet, wo viel Zellengewebe und Fett ist, und wo er Fisteln und verborgene unzugängliche Geschwüre machen kann, wie z. B. im Mittelfleische;

wenn der Patient ſchwächlich iſt, und durch die Einſaugung des Eiters bedenkliche Zufälle entſtehen könnten, wenn er an einem Orte läge, wo der Geſchwulſt dringende Gefahr als bey ſeinem Aufenthalt in den Mandeln, Erſtickung, in der Gegend des Maſtdarms oder Harnröhre, Verhaltung des Urins, auf dem Gehirne, Schlafſucht verurſachen könnte. Das Eitergeſchwür darf ſonſt nicht eher geöffnet werden, bis man eine Fluctuation in demſelben verſpühret, damit ſich die oben liegende Haut von den unten gelegenen Theilen mehr entferne, und die Gefahr, wichtige nahe liegende Theile zu verletzen, geringer werde. Eine geübte Hand wird bald erkennen, ob der Abſceß reif iſt, und ob die Fluctuation höher oder tiefer ſitze, ja ſelbſt von welcher Beſchaffenheit die enthaltene Feuchtigkeit iſt. Wenn man dabey, bey tiefſitzenden Eitergeſchwüren von dem vorhergegangenen Entzündungsfieber verſichert war, wenn deſſen Zufälle ganz aufgehört haben, wenn in dem Theil, der vorher entzündet war, ein mehr drückender Schmerz empfunden wird, und die Functionen dieſes Theils wiederum ungehindert vor ſich gehen, ſo iſt kein Zweifel mehr übrig, daß Eiterung entſtanden ſey. Die Oeffnung des Eitergeſchwürs geſchieht entweder durch Ezmittel oder durchs Meſſer. Ezmittel ſind die Spiesglasbutter, der Höllenſtein, und der Lapis cauſticus. Um ein ſolches bequem aufzulegen, ſucht man ſich diejenige Stelle des Eitergeſchwüres aus, wo die Haut am dünnſten iſt, und welche Stelle etwas niedrig liegt. Ueber das Eitergeſchwür legt man ein klebendes Pflaſter das in der Mitte eine Oeffnung hat, die ſo groß iſt als die Oeffnung des Abſceſſes werden ſoll, und welche gerade auf der bezeichneten Stelle liegen muß. In die Oeffnung hinein legt man das Ezmittel, und oben darauf wieder ein Pflaſter, damit es nicht abfalle. Damit das Ezmittel nicht ſo ſehr ſchmerze, miſchen einige etwas Mohnſaft hinzu. Das Ezmittel läßt man ungefähr 6 Stunden, oder längere oder kürzere Zeit liegen, nachdem die Bedeckungen des Eitergeſchwüres dicker oder dünner ſind. Wenn es abgenommen wird, fließt der Eiter zuweilen gleich aus, oft muß man den Schorf mit einer Lanzette durchſtoſſen. Andere ſuchen ihn auch mit einer erweichenden Salbe erſt abzuſondern. Das Ezmittel hat aber für dem ſchneidenden Inſtrument gar keinen Vorzug, theils hat es noch weit mehrere Unbequemlichkeiten als das leztere. Denn es macht weit längere und gröſſere Schmerzen als der Schnitt, die Oeffnung wird immer weit gröſſer und breiter als durch die Lanzette, welches bey Eitergeſchwüren an gewiſſen Theilen, als z. B. im Geſichte, wo es üble Narben giebt, in Betrachtung zu ziehen iſt. Es macht, ungeachtet des Pflaſters durch ſeine Ausdehnung oft einen gröſſern Schorf, als nöthig iſt. Zuweilen frißt es doch nicht einmal durch, zumal wenn der Abſceß etwas tief liegt, und macht dadurch den Gebrauch der Lanzette gar nicht entbehrlich. Die Zeit iſt oft ſchwer zu beſtimmen, wie lange es liegen bleiben muß, bis es ſeine Wirkung gethan hat; und iſt der Abſceß an einem ſehr empfindlichen Orte, oder wird es ein wenig zu frühe aufgelegt, ehe derſelbe ganz reif iſt, ſo kann es aufs neue Entzündung und Fieber erregen. Bey Eitergeſchwüren nahe an den Augen, oder beym Eiterauge darf es gar nicht gebraucht werden. Es giebt jedoch Fälle, wo das Ezmittel der Lanzette vorzuziehen iſt. Wenn ſich nehmlich der Patient ſehr für dem ſchneidenden Inſtrument fürchtet, und keine von den obigen Umſtänden dem Ezmittel zuwider ſind; wenn der Abſceß ſehr klein, wenn um denſelben ſehr viel Härte und wenig Entzündung iſt, und er nur ſpat zum Reifwerden gelanget, ſo befördert das Ezmittel durch ſeinen Reiz die Entzündung und folglich die Eiterung. Auch wenn ein Abſceß kritiſch iſt und leicht zurück tritt, ſo öffnet man ihn gerne durchs Ezmittel. Bey dem Gebrauche der Lanzette iſt der Schmerz auf einmal vorbey, und der Wundarzt kann den Schnitt ſo groß machen als er will, und ihm ſeine gehörige Gröſſe geben, ohne eine üble Narbe zu befürchten. Die Stelle, wo der Abſceß geöffnet werden muß, iſt diejenige, wo die Bedeckung am dünnſten, und das Schwappern des Eiters am deutlichſten zu bemerken iſt. Dies iſt gemeiniglich der mittlere Ort oder auch derjenige, wo der Patient die erſten und heftigſten Schmerzen empfunden hat. Das Eitergeſchwür muß auch immer da geöffnet werden, wo man am wenigſten Gefahr lauft einen wichtigen Theil zu verletzen. Man muß beſtändig ſuchen die Oeffnung am niedrigſten Theil des Abſceſſes zu machen, damit der Eiter frey und ungehindert ausflieſſen, und ſich nicht ſacken könne, auch muß der Patient eine ſolche Lage annehmen, die zum Ausflieſſen des Eiters am dienlichſten iſt. Der Schnitt muß immer ſo geführt werden, daß der eine Winkel deſſelben tiefer als der andere liegt, daß die Wunde keine heßliche Narbe hinterläßt, und daß der Schnitt mit dem Gange des Abſceſſes parallel lauft. Die Sehnen und Muskelbänder dürfen nie queer durchſchnitten werden, ſondern der Schnitt muß länglich gehn. Dieſe Geſtalt behält der Schnitt faſt immer, nur wenige Fälle ausgenommen, wo er eine andere Geſtalt bekommt, als z. B. wenn wegen eines verdorbenen Knochens eine groſſe Oeffnung erfordert wird, oder wenn die Haut ſo dünne und mißfarbig iſt, daß ein Theil davon ganz weggeſchnitten werden muß. Doch muß man ihm ſo viel als möglich eine eyrunde Geſtalt zu geben ſuchen, um ihn durch den Gebrauch der Heftpflaſter, oder der vereinigenden Binde leicht in einen länglichten zu verwandeln, und zur geſchwinden Heilung zu befördern. Groſſe Eitergeſchwüre erfordern ſelten eine gröſſere Oeffnung, als kleinere; denn die Gröſſe der Höhle des Abſceſſes iſt meiſtens ſcheinbar, und entſteht oft mehr von einer Ausdehnung, als einer Verzehrung des Zellengewebes. Durch einen kleinen Schnitt dringt weniger Luft in die Eiterhöhle, und eine kleine Oeffnung heilt geſchwinder als eine gröſſere. Einen länglichten Abſceß öffnet man lieber noch durch eine Gegenöffnung an ſeinem äuſſerſten Ende, als daß man ſeine erſte Oeffnung erweitert. Langſam entſtehende Eiterungen in Drüſen öffnet man auch wohl durch ein Haarſeil, welches dem Eiter hinlängliche Freyheit verſchaft, auszufliеſſen, und der Luft den Zutritt erſchwert. Dies gilt auch bey chroniſchen Geſchwulſten oder Abſceſſen, die mit vieler faſt unſchmerzhafter Härte umgeben ſind. Doch zuweilen muß die Oeffnung auch groß ſeyn, wenn nehmlich der Eiter wegen ſeiner tiefen Lage nicht gehörig ausflieſſen kann, und daher verborgene Gänge und Fiſteln machen könnte, oder er eingeſaugt würde, und ein hectiſches Fieber verurſachte, oder der Abſceß z. B. mit dem Beinfraſſe verbunden iſt, oder mit andern Zufällen, welche die Anwendung gewiſſer Inſtrumente erfordern. Zur Oeffnung des Eitergeſchwürs bedient man ſich gerne einer Lanzette. Mit der linken Hand faßt man den ganzen Umfang deſſelben, und drückt es zuſammen, daß der Eiter an denjenigen Ort

versammelt wird, wo der Einschnitt geschehen soll. Die Lanzette faßt man mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, in einer weitern oder nähern Entfernung von der Spitze, nachdem das Instrument mehr oder weniger tief eingestochen werden soll. Der Stich selbst muß langsam geschehen, und die drey übrigen Finger werden auf den Theil gestützt, um der Hand mehrere Festigkeit zu geben. So bald ein Tropfen Eiter neben der Lanzette hervordringt, hebt der Wundarzt die Spitze in die Höhe, und stößt sie zugleich vorwärts um die erste Oeffnung zu erweitern. In den Fällen, wo eine grosse Oeffnung erfordert wird, bringt der Wundarzt eine Sonde in die Oeffnung. Diese Sonde ist am besten von Silber, damit sie nicht rostet, und muß eine Rinne haben. Auf dieser Rinne führt er ein Bistouri ein, dessen Rücken in der Rinne liegt, und erweitert damit die Wunde wo möglich nach unten, doch mit der Rücksicht, daß er keine wichtige Theile verletze, oder eine üble Narbe verursache. Bey grossen Abscessen ist der Finger der Sonde vorzuziehen; das Bistouri, welches darauf geführt wird, muß aber alsdann mit einem Knöpfchen versehen seyn. Ist noch eine Verhärtung vorhanden, die man gerne in Eiterung setzen wollte, so kann man sich einer Scheere bedienen. Diese kneipt, und verursacht dadurch eine Entzündung. Man kann sich auch derselben bedienen, wenn die Haut sehr dünne und fühllos ist, oder wenn die Lage des Abscesses den Gebrauch der Scheere unbequem macht, oder aus irgend einer Ursache ein Theil der Bedeckungen abgeschnitten werden muß. Nach der Oeffnung des Abscesses muß man die Höhle desselben noch untersuchen, ob nicht vielleicht kleine Queerstriche darinnen vorhanden sind, die noch entzwey geschnitten werden müssen, damit weder der Ausfluß des Eiters gehindert werde, noch Spannung oder sonstige üble Zufälle entstehen. Wenn der Abseß geöffnet ist, so sucht man den Eiter durch einen gelinden Druck auszuleeren, der aber nie so stark seyn muß, daß der dicke Theil des Eiters, welcher die Oberfläche der Wände des Abscesses überzieht, mit abgewischt werde, weil sonst die Berührung der eindringenden Luft, Reiz, Schmerz und Entzündung erregt. Oft ist aber der bloße Druck mit der Hand nicht hinreichend den Eiter völlig aus seinem Aufenthalte heraus zu bringen, und man muß sich daher anderer Mittel bedienen. Es muß daher auch eine solche Lage des Theils, woran sich der Abseß befindet, dazu kommen, daß der Eiter durch seine eigne Schwere ausfliessen kann. Wenn die Lage und der Druck nicht hinreichen, so müssen zuweilen mehrere Gegenöffnungen gemacht werden, zumal wenn sich der Eiter nach einem Ort hinsenkt, und mehrere Heerde da sind, die keine Gemeinschaft mit einander haben. Zuweilen erhält man seinen Endzweck durch Haarseile aus feiner Leinewand, die an den Enden ausgefädelt sind, damit sie nicht reitzen. Diese bringt man in die Höhle. Sie dienen dem Eiter gleichsam als ein Docht, wodurch es heraus gelockt wird. Wenn sich die Gegenöffnungen nicht anbringen lassen, so kann man sich auch der Expulsivbandagen bedienen. Diese müssen aber immer mehr den Grund des Eitergeschwürs, weniger die Oeffnung desselben berühren, welcher Druck sich durch graduirte Kompressen wohl anbringen läßt. Wenn ein Abseß mit Bourdonnets oder mit Charpie ausgefüllt wird, so müssen diese nur so gelind eingebracht werden, daß sie den Eiter nur einsaugen, den Sack aber nicht ausdehnen und pressen. Das Ausstopfen ist allenfalls nur in dem Falle erlaubt, wenn der Eiter wegen der Verengerung des Gangs nicht ausfliessen kann, oder um das Scharfwerden des Eiters und die grosse Erschlaffung des Zellengewebes zu hindern. Der Eiterpumpen bedient man sich, wenn der Eiter auf keine andere Art kann weggeschaft werden, als z. B. bey dem Eiter in der Brusthöhle. Liegt dieser Eiter aber tief hinten, so daß man ihn nicht mit der Saugröhre der Spritze erreichen kann, so macht man Einspritzungen, die man des Tags einigemal nach Beschaffenheit des Abscesses wiederholt. Diese müssen balsamisch und adstringirend zugleich seyn. Anfangs kann man sich blos der erweichenden bedienen. Die Spritze muß aber weit genug seyn, und die Einspritzung muß sanft und ohne Gewalt geschehen, und so lange wiederholt werden, bis die Injection wieder rein zurück kommt. Wenn der Kranke sehr entkräftet und die Eiterung sehr groß ist, oder wenn sich im Umfange des Abscesses noch sehr viel Härte befindet, so darf man den Eiter nicht alle auf einmal ausleeren. Die Höhle muß so behandelt werden, daß sie gehörig heilen kann. Diese Behandlung braucht nur ganz einfach zu seyn, und in nichts als einem blosen Abhalten der Luft zu bestehen; weil fremde, in den als eine frische Wunde zu betrachtenden Abseß gebrachte Körper immer Reitz hervor bringen; aus dieser Ursache sind alle Medicamenta schädlich. Die Theile legen sich wieder aneinander, das Zellengewebe erlangt seine vorige Elasticität wieder, und neue Erzeugungen von Fleisch oder von Haut bedarf es nicht. Ganz anders aber verhält es sich, wenn die Geschwulst vor ihrer Reife ist geöffnet worden; denn in diesem Falle muß die Kunst helfen. Die Härte zu erweichen muß also die erste Absicht seyn. Hierzu trägt die Eiterung selbst sehr vieles bey, indem sie die stockenden Säfte auflößt und in Eiter verwandelt. So lange also noch Härte übrig ist, muß die Eiterung unterhalten werden. Hierzu dient ein fortgesetzter Gebrauch der äusserlichen reifmachenden Mittel, die so wohl in als auf die Wunde gebracht werden, wobey man zugleich balsamische Mittel anwenden kann, um die Verderbniß abzuhalten. Man muß dabey die Wirkung der Theile unterhalten, daß sie sich von den stockenden Materien entledigen können. Dies geschieht durch digestiv- und abstergirende Mittel. Diese Mittel muß man nun nach den Graden der Unreinigkeit eines Abscesses stärker oder schwächer wählen. Die gelindern Digestivmittel sind Syrop, Myrrhe, Millefolium, Trifolium, Hypericum, weisses und schwarzes Pech, die theils in Oehl gekocht, theils als Pflaster aufgelegt werden. Stärkere sind Bedellium, Sagapeum, Agrimonia, Aquilega, Pulsatilla, Persicaria, Sabina, Ranunculus. Zu den stärksten gehört die Pottasche und andere Aschen. Der letztern bedient man sich am besten in Salben, und zwar nicht anders als bey alten Schäden. Doch werden sie auch in Pflastern, Abkochungen, Pulvern, Einspritzungen und dergleichen angewendet. In Salben braucht man sie gerne, weil man damit zugleich andere Mittel verbinden kann. Den Abseß muß man nur selten, und immer so geschwind als möglich verbinden. Wenn die Härte nicht sorgfältig aufgelöset wird, so verwandelt sich der Abseß in ein Geschwür, oder die Härte bleibt nach der Heilung des Abscesses zurück, und verursacht mancherley Beschwerden, und nach einiger Zeit wohl neue Entzündung und Eiterung. So bald alle Härte fortgeschaft ist, reinigt die Natur die Eiterhöhle, und sondert die innere Ueber-

fläche, welche durch den Eiter erschlaffet, verdorben und zerfressen ist, ab, ohne daß der Wundarzt etwas dazu beyträgt. Aeusserlich braucht die Oeffnung des Abscesses nur mit einem Pflaster bedeckt zu werden, das die Luft abhält. Bloßes Wachspapier ist zu dieser Absicht schon hinlänglich, vorzüglich bey Personen die kein Pflaster auf ihrer Haut vertragen können. Es können auch kleine Einschnitte hinein gemacht werden, daß der Eiter ausfliessen kann. So lange noch Entzündung mit der Härte verbunden ist, muß der Patient eine kühlende Diät führen, und ist Verstopfung, Unreinigkeit in den ersten Wegen, und noch Fieber vorhanden, müssen ausleerende und abführende Mittel gebraucht werden. Damit der Eiter nicht verdirbt und scharf wird, muß er immer frey abfliessen können, und daher der Theil niedrig liegen. Der Abscess muß nur leicht und dünne verbunden werden, daß der dünne Theil des Eiters durch den Verband ausfliessen kann. Den Verband darf man nicht zu oft wechseln, damit weder zu viele Luft eindringe, noch der Ausfluß des Eiters gestört werde. Doch hängt die öftere oder seltene Wechselung des Verbandes von der Menge, von der guten oder übeln Beschaffenheit des Eiters, von der heissen oder kühlen Witterung, von der grössern oder mindern Gefahr des Eindringens des Eiters in entfernte und wichtige Theile u. s. w. ab. Die Wicken, welche man ehedem in die Oeffnung des Abscesses brachte, sind nur alsdann erlaubt, wenn sich die äussere Oeffnung desselben zu sehr verengert. Zur Eröffnung dieser verengerten Höhle bedient man sich entweder der gewöhnlichen Wicken die aus Charpie bereitet sind, oder der sogenannten Quellmeissel, die aus Schwamm verfertiget werden, der eine zeitlang mit Bindfaden fest umwickelt gewesen ist. Zuweilen bedient sich der Wundarzt statt der Wicken, der Darmsaiten. Wenn er durch diese Mittel seine Absicht nicht erreichen kann, so erweitert er die Oeffnung durch einen Schnitt. Der Wundarzt muß sorgfältig Acht geben, daß der Eiter sich keine verborgene Gänge macht. Diese erkennt man dadurch, wenn ein fauler Eiter ausfließt, obgleich der Abscess rein aussieht, wenn der Patient durch die Einsaugung des Eiters ein nächtliches Fieber mit Schweiß und Durchfall, und einen übeln Geschmack dabey im Munde hat, wenn mehr Eiter auf einmal ausfließt, als die scheinbare Höhle des Abscesses auf einmal in sich fassen kann, wenn, nachdem der Eiter bereits ausgeflossen ist, ein neuer Ausfluß entsteht, zu der Zeit wenn der Wundarzt den Umfang des Abscesses druckt und streichet. Die Sonde entdeckt leicht die Lage, Grösse und Richtung dieser Gänge, oder wenn dieses nicht angehet, so läßt man den Eiter sich in den Gängen ansammeln, und sucht sie durch den Druck des Fingers zu erforschen, wo man sie bald entdeckt, wenn neuer Eiter hervorquillt. Diese Gänge müssen nothwendig geöffnet werden. Dies geschiehet entweder durch eine Gegenöffnung oder durch die Aufschlitzung des Kanals in seiner Länge. Erstere findet statt, wenn der Gang allzulang ist oder allzutief lieget, oder wichtige Theile im Wege stehen. Die Gegenöffnung wird gemacht, indem man den Grund des Abscesses von Eiter anschwellen läßt und ihn durchschneidet, oder man bringt eine Sonde ein, hebt damit den Boden und die Haut die ihn bedeckt in die Höhe, und schneidet von aussen mit einem Bistouri auf die Sonde ein. Die Diät muß nach der Verschiedenheit der Leibesbeschaffenheit und der Umstände des Kranken verschieden seyn. Ist der Kranke schwach, so muß er stärkende, ist der Eiter sehr dünne und wässericht, so muß er trockene, ist er übelriechend und faulicht, so muß er vegetabilische Nahrungsmittel geniessen. Heftige Leidenschaften, schwer zu verdauende Speisen schaden immer. Besonders hat eine verdorbene faule Luft eine sehr üble Wirkung auf die Eiterung. Zuweilen verliehrt sich auch der Eiter und der Abscess wird trocken, woraus leicht Zufälle entstehen, die von einem Eiterabsatz auf innere Theile herzurühren scheinen, als Schlagflüsse, Entzündungen, eiterige Durchfälle u. dgl. So lange der Abscess trocken ist kann er nicht heilen; man muß deßwegen die Ursache der Vertrocknung wegräumen, die oft in einer Entzündung besteht, eine Entzündungswidrige Diät empfehlen, den Theil an welchem der Abscess ist, etwas hoch legen, ihn ruhig halten lassen, auf den Abscess selbst aber erweichende Breye legen. Wenn Schwäche und Entkräftung des Kranken die Ursache dieser Vertrocknung ist, so muß derselbe nahrhafte, leicht zu verdauende, geistige, gewürzhafte Speisen und Getränke, und stärkende Arzneymittel, worunter die China das vorzüglichste ist, gebrauchen. Um den Einfluß der Säfte in die Gegend des Geschwürs zu vermehren, kann man das Glied, woran dasselbe befindlich ist niedrig legen, reiben, auf den Umfang des Geschwürs trockne Schröpfköpfe setzen, einen Teig aus Senf, Sauerteig, gebratenen Zwiebeln oder Theriak legen, das Geschwür selbst scarificiren, gelind mit Höllenstein oder der spanischen Fliegentinctur berühren. Die Eiterung, welche durch äusserliche Kälte oder heftigen Schrecken oder äusserliche zusammenziehende Mittel ist gehemmt worden, stellen äussere warme erweichende Brey und Bähungen wieder her. Wenn die Eiterung allzustark ist, und der Kranke dadurch entkräftet und der Abscess unrein wird, welches durch einen allzuseltnen und zu warmen Verband durch den unzeitigen Gebrauch der erschlaffenden Salben, oder durch einen Reitz im Abscesse geschiehet, so muß man den Verband nur mässig fest anlegen, blos trocken mit Charpie oder einem Schwamme verbinden, dem Glied eine mässig erhabene Lage geben, eine trockne Diät führen lassen, auch wohl Abführungen verordnen. Aeusserlich kann man, um die Gefässe zu stärken, den Verband mit Chinadekokt oder Kalkwasser, oder Myrrhentinctur u. s. w. befeuchten. Die Eiterung kann zuweilen Gefahr erregen, indem sie die Theile, welche nahe am Abscesse liegen, verdirbt, oder einen Verlust der Säfte hervorbringt, oder indem der Eiter ins Blut eingesogen wird. Diese Zufälle werden theils durch eine frühzeitige Eröffnung des Abscesses gehoben, und durch die angezeigte Mittel, welche die allzustarke Eiterung mindern und den Eiter gut erhalten, oder wenn zu viele Säfte verlohren giengen, durch eben diese Mittel und den zeitigen Gebrauch nahrhafter und leicht zu verdauender Speisen und stärkender Arzneymittel, vornehmlich der Chinarinde. Die Einsaugung des Eiters mindert ein in die Eiterhöhle gelegter Schwamm, und die genannten Mittel, welche den Ausfluß des Eiters unterhalten. Der ins Blut eingesogene Eiter muß durch die Wege der Ausleerung wieder ausgeführt werden, wozu das Selterwasser, die Molken und andere Getränke zu empfehlen sind. Die Verderbniß des Bluts, welche durch den eingesogenen Eiter erregt wird, hebt die China, die Arnika, und der Vitriolgeist. Wenn die innere Oberfläche des Abscesses an allen Stellen roth und empfindlich ist, so ist derselbe zur Heilung geschickt. Er ist alsdann wie

eine frische reine Wunde zu betrachten, und unter dem Artikel Wunde wird hievon gehandelt werden. (4)

Eitermachende Mittel, hievon wird unter dem Artikel Entzündung geredet werd n.

Eiterröhrchen, Eiterzug, Pyulcon, ist ein chirurgisches Instrument, wodurch der Eiter oder Gauche aus Geschwüren, die tief liegen heraus gebracht wird. Es ist eine runde und lange silberne Röhre, deren eines Ende in das Geschwür eingebracht wird, und die mit unterschiedenen Löcherchen durchbohrt ist. Das andere Ende, so ausser der Wunde bleibt, ist oben mit einem etwas breiten Blech versehen, damit die Röhre nicht in das Geschwür hineinfallen, sondern von aussen befestiget werden könne. (4)

Eitersammlung. Alle geübte praktische Wundärzte entdecken leicht den Ort, wo ausgetrettenes Eiter, oder Gauche sitzt. Diese Sammlungen haben ihren Ursprung von zerplatzten Eitergeschwüren in den Höhlungen des Kopfs, der Brust, und des Unterleibes, oder in den Eingeweiden, und andern Theilen. Man kann aus den vorhergegangenen Zeichen der Entzündung und Eiterung auf die Gegenwart solcher Anhäufungen wahrscheinlich schliessen. Eine andere Gattung von Eitersammlungen ist aber nicht so leicht zu erkennen. Diese entspringt aus den Eingeweiden, die eine besondere eiterartige Feuchtigkeit ausschwitzen, wobey kein Schmerz zugegen ist, die sich auch durch keine vorhergegangene Entzündung offenbaret, und wobey kein Eitergeschwür vorhanden gewesen ist, und wo man kein Eitergeschwür von irgend einer Art vermuthen, noch finden kann. Dergleichen Sammlungen werden nur nach dem Tode entdeckt. Da die Kräfte der Natur nicht immer hinreichen den Eiter einzusaugen, und ihn durch die natürlichen Ausleerungen fortzuschaffen, so muß man lediglich zu den Hülfsmitteln, welche die Wundarzneykunst darbietet, seine Zuflucht nehmen, und den Eiter wenn es möglich ist, bald möglichst auszulassen suchen. (4)

Eiter setzt sich ins Haar, oder das Horndurchfäulen, ist einerley Schaden des Fusses bey den Pferden. Es entsteht, wenn nach einer Quetschung der Sohle nicht bey Zeiten die gehörige Mittel gebraucht worden sind — die Materie sich im Huf angesammlet hat, und endlich oben am Saum der Krone herausbricht. Bey der Heilung dieses Schadens ist nicht allezeit das Sohlen ausreissen nöthig, ausser in den Fällen, wo fistelartige Gänge vorhanden sind. Zur Reinigung des Schadens dient Myrrhen und Aloetinktur zu gleichen Theilen, und die Heilung befördert am meisten das Vegeto mineralische Wasser des Goulards. (36)

Eiterstock, Bourbillon wird von manchen der Körper genannt, welcher aus einem Blutschwär zum Vorschein kommt, wenn der Eiter ausgeflossen ist. Es ist derselbe ein verdorbenes faules, oder rohes Fleisch, worauf der Eiter gesessen hat, oder der Grund des Schwären, der gemeiniglich von weißlichter oder röthlichter Farbe ist. (4)

Eiterung, Vereiterung, Schwärung, Suppuratio, heisset so wohl die Entstehung, als das Ausfliessen des Eiters aus einem Eitergeschwüre. Mehreres hiervon wird unter dem Artickel Entzündung vorkommen. Auch kann man den Artickel Eiter nachlesen. (4)

Eiterungsfieber. (Arzneyk.) Wann die Blattern völlig in Vereiterung gegangen sind, so entstehet am 8ten oder 9ten Tage der Krankheit gewöhnlich stärkere Fieberhitze. Diese schreiben die Aerzte dem eingesogenen und der Blutmasse beygemischten Eiter zu, und nennen es daher das Eiterungsfieber. s. Blattern. (9)

Eiterungspflaster, (*Emplastrum suppurans*) (Pharmacie.) Wird insgemein in der Absicht angerühmt und gebraucht, von welcher es seinen Namen hat, ob es gleich in dieser Rücksicht vor vielen andern Pflastern keinen Vorzug hat. Man schmelzt um es zuzubereiteten blos drey Loth Gummipflaster und ein Loth burgundisch Pech zusammen. (12)

Eiterweiß nennt Moses diejenigen auf der Haut ausgefahrne Flecken, die einen Verdacht erregen konnten, daß der Aussatz darunter verborgen sey. Damit weder ein unschuldiger in Verdacht, noch ein Schuldiger ungehindert unter den Israeliten herumgehen, und dadurch diese Krankheit weiter ausbreiten könnte; so machte Moses die Verordnung, so bald jemand einen solchen weissen Flecken an sich gewahr wurde, er sich von dem Priester besichtigen lassen mußte. s. Aussatz. (22)

Eiterzug, s. Eiterröhrchen.

Eivan ist in Orient eine Art von Altanen oder Erkern, die auf einer Seite offen sind. Meninsky beschreibt sie also: aula, atrium, cœnaculum, una parte apertum, ac patentis liberique prospectus porticus, pensilis, sublimior. Sie werden bald an den untern Stockwerken angelegt, und dann gleichen sie unsern Hallen; bald an den obern, wo sie besonders an der Westseite des innern Hofs über das Gebäude hervorragen: sie haben an beyden Seiten Gitterfenster, die wegen des Durchzugs der Luft die Zimmer auf eine angenehme Art abkühlen. s. auch Kioske, Divan.

Ejulantes, Heulende, ein Spottname, womit man einige Wiedertäufer in Holland um das Jahr 1540. belegte, weil man sie beschuldigte, als glaubten sie, man könnte Gott nicht besser als durch ein beständiges Heulen und Weinen dienen. (1)

Ekdoria; so nennen einige die blasenziehende Mittel.

Ekel. (medic.) So nennt man den Widerwillen gegen die Speisen, wann derselbe mit Aufstossen zum Fluß des Speichels, und vergeblichen Bemühung zum Brechen verbunden ist. Oefters wird nicht das geringste dabey ausgeworfen; öfters geschieht es aber auch daß von freyen Stücken dabey ein helles Wasser aus dem Mund fließt. Im Grunde hat bey dem Ekel und Brechen (s. diesen Artikel.) gleiche Beschaffenheit statt; in beyden ist eine umgekehrte peristaltische Bewegung vorhanden; nur ist dieselbe bey dem Eckel geringer, bey dem Brechen aber stärker, und gleichsam convulsivisch.

Beyde haben auch einerley Ursachen zum Grunde, die nur bey dem Eckel im geringern, bey dem Brechen aber im stärkern Grade wirken. Schwäche des Magens; ein Scirrhus, Entzündung oder Geschwür desselben, Reitze welche in der Höle des Magens sich befinden, und denselben angreifen, z. E. Speisen und Getränke die entweder durch ihre Menge, oder durch ihre verdorbene Eigenschaft beschwerlich fallen; Schärfen die entweder selbst in dem Magen sitzen, z. E. galligte Schärfen, Gifte, oder von andern Orten dahin gebracht werden, Würmer welche denselben prickeln, haben gar öfters diesen Zufall hervorgebracht. Nicht weniger kann derselbe von den Säften selbst,

die sich in den Gefässen des Magens bewegen, und denselben reitzen, wann sie nemlich in ihrem Lauf gehindert werden, wie man bey der Schwangerschaft, und den Verstopfungen natürlicher Blutflüsse nicht selten beobachtet; oder auch durch die grosse Sympathie in welcher der Magen mit andern Theilen, besonders dem Kopfe steht, seinen Ursprung nehmen. Mit den Wunden des Kopfs, dem Schwindel, den langwierigen Kopfschmerzen, den Schmerzen die von Gallen oder Nierensteinen entstehen, den Verstopfungen der Leber, der Gekrösedrüse, des Milzes, des Zwölffingerdarms, den Wunden des Zwergfells, den eingeklemmten Brüchen, dem Zahnen, dem Fahren im Wagen, oder auf einem Schiff, ist er daher gar öfters verbunden. Bey manchen Personen ist auch eine besondere Einrichtung des Nervensystems schuld, warum sie gegen diese oder jene Speisen, oder andere Dinge, wenn sie ihnen zu Gesichte kommen, oder nur davon hören einen Eckel empfinden.

Gegen die besondere Ursachen des Eckels müssen besondere Mittel angewendet werden, die aber unter dem Artickel Brechen schon angemerkt worden sind. (5)

Ekel. (ästhet.) Wenn man dieses Wort in einer weitläufigen Bedeutung nimmt; so ist Eckel ein hoher Grad einer widrigen und unangenehmen Empfindung. Schränkt man sie aber mehr ein, so scheint der Eckel vornehmlich auf solche Empfindungen zu gehen, die wir durch den Geruch, den Geschmack, und das Gefühl erhalten. In Ansehung der beyden ersten kann er durch eine allzugrosse Süßigkeit, und in Ansehung der letztern kann er durch eine allzugrosse Weichheit entstehen. Wird ein Gegenstand dem Gesichte eckelhaft, so geschieht es nur in so fern, als man sich durch Association der Begriffe an diejenige unangenehme Empfindungen erinnert, die diese Gegenstände dem Geruch, dem Geschmack, und dem Gefühl verursachen würden. Und in so fern sagt man freylich auch, daß ein Gegenstand dem Gesichte eckelhaft sey; eigentlich zu reden aber giebt es keine Gegenstände des Eckels für das Gesicht. Es können auch Vorstellungen eckelhafter Gegenstände, wenn sie auch nicht unmittelbar in die obengenannten Sinnen wirken, Widerwillen und Eckel erregen, wenn sie in einem gewissen Grad lebhaft sind. Der Eckel unterscheidet sich in vielen Stücken von den unangenehmen Empfindungen überhaupt betrachtet. Erstlich ist der Eckel eine solche Empfindung, die ihrer ursprünglichen Beschaffenheit nach, blos den allerdunkelsten Sinnen, dem Gecuch, dem Geschmack und dem Gefühl zukommt. Zweytens, die übrigen unangenehmen Empfindungen können nur in so fern Unlust erregen, als das Uebel wodurch sie veranlasset werden, wirklich gegenwärtig ist, merkt man aber daß ein künstlicher Betrug sey, so können sie in angenehme Empfindungen aufgelößt werden; der Eckel aber ist niemals mit etwas angenehmen vermischt. Eine jede Bitterkeit ist mit einer Wollust vermischt. Unsre Furcht ist niemals von aller Hofnung entblößt; der Schrecken belebt unsre Kräfte der Gefahr auszuweichen; der Zorn ist mit der Begierde sich zu rächen, die Traurigkeit mit der Vorstellung der vorigen Glückseligkeit, das Mitleiden mit den zärtlichen Empfindungen der Liebe und Zuneigung verknüpft. Die Seele behält die Freyheit sich bald bey dem vergnüglichen Theil einer Leidenschaft, bald bey dem widrigen zu verweilen, und selbsten diese Vermischung von Lust und Unlust reizt sie. Ganz anders aber verhält es sich mit dem Eckel; hier sieht die Seele keine Vermischung von Lust und Unlust, das Misvergnügen bekommt die Oberhand, und es ist kein Zustand zu gedenken möglich, wo die Seele von diesen Vorstellungen nicht mit Widerwillen zurückweiche. Dergleichen Vorstellungen wirken bisweilen mit solcher Gewaltsamkeit, daß sie auch so gar in dem Körper langwierige Unordnungen anrichten. Der Eckel ist unsrer Natur so sehr zuwider, daß wir nicht einmal untersuchen mögen, warum uns der Eckelhafte nicht gefällt. Er wirkt mehr auf die Einbildungskraft als auf das Herz. Daher kann durch lange Gewohnheit der Eindruck desselben sehr vermindert werden. Ein Zergliederer wühlt in den Eingeweiden todter Cörper ohne Empfindung des Eckels herum, da ein anderer schon vor dem Gedanken zurückschaudert. Daß im übrigen die Disposition des ganzen Nervensystems auch hier mit in Rechnung gebracht werden müsse, versteht sich von selbst.

Nun entsteht die Frage, ob in den schönen Künsten und Wissenschaften eckelhafte Gegenstände vorkommen können. Die Meynungen der Kunstrichter sind darüber getheilt. Einige verwerfen sie schlechterdings, andere lassen sie unter einer gewissen Einschränkung zu. Wir wollen die Meinungen und Gründe von beyden Seiten ansehen. Diejenigen, die alle eckelhafte Gegenstände aus dem Gebiete der schönen Wissenschaften entfernen wollen, leiten solches aus der Natur desselben her. Sie sagen erstlich: das Wesen der Wissenschaften besteht in der Nachahmung der schönen Natur; was also in der Natur häßlich sey, könne nicht als Nachahmung in den schönen Künsten statt finden; und wenn auch Gegenstände in der Natur unangenehm sind, so können sie dennoch in der Nachahmung den höchsten Grad von Wohlgefallen erwecken. Beydes findet bey eckelhaften Gegenständen nicht statt. Wollte die Natur das Eckelhafte nachahmen, so würde sie alle ihre Kunst verschwenden. Die wohlgetroffenste Abbildung eines unreinlichen alten Weibes, wird trotz der gröſten Aehnlichkeit, dennoch bey mir einen Widerwillen erwegen, dem das Vergnügen über die Entdeckung der Kunst die Wage nicht halten wird. Zweytens sagen sie; die Nachahmung in den Künsten arbeitet für die deutlichen Sinnen, für das Gesicht und das Gehör; beyde aber haben keine eckelhafte Gegenstände, und wenn sie auch solche durch die Verbindung der Ideen mit den andern sinnlichen Werkzeugen haben, so sind sie doch kein eigentlicher Gegenstand der Nachahmung. Andere urtheilen darüber ganz anders. Sie leugnen, daß das Wesen der schönen Künste und Wissenschaften in der Nachahmung der schönen Natur bestehe; sie leugnen ferner, daß das Gefallen, oder Ergötzen der letzte Zweck derselben sey; sondern sie behaupten, der Künstler müsse sich darinnen als ein Nachahmer der Natur zeigen, daß er durch Vergnügen zum Guten anlocke, und durch Mißvergnügen vom Bösen abhalte. Folglich kann sich, ihrer Meynung nach, der Künstler aller Arten des Widrigen, und also auch des Eckelhaften bedienen, so wie seine Lehrmeisterin die Natur es thut, um die Menschen vom Bösen abzuhalten. Man kann, sagen sie ferner, für gewiß annehmen, daß die Dinge für welche der Mensch einen natürlichen Eckel hat, auch etwas schröckliches an sich haben, und daß das Gefühl des Eckels das Mittel ist, uns von schädlichen Dingen abzuhalten. Hieraus schliessen sie also, daß der Künstler ohne alles Bedenken, dasjenige mit Eckel belegen könne, wovon die Menschen abgeschreckt

werden müssen. Man führt Hogarths Kupferstiche an, wo wirklich eckelhafte Gegenstände vorkommen, z. E. in Harlots-Progreß; man beruft sich auf das eckelhafte Bild der Cyclopen beym Homer, auf die Schilderungen des Neids beym Ovid, auf die Beschreibung der Sünde beym Milton. Beurtheilt man diese Stücke, als Mittel zur Abschreckung, so haben wir nichts dagegen; sollen aber die schönen Künste ihre Absicht, durch Gefallen erreichen, so verdienen dergleichen Ausführungen Tadel. (22)

Ekelkur, (Arzneyk.) (*Cura nauseosa*, Emetique en lavage,) mit diesem Namen belegen neuere Aerzte eine Methode Brechmittel zu verordnen, da solche kein wirkliches Erbrechen, sondern nur eine Uebelkeit oder Eckel erwecken. Man bewirkt solches durch kleine Gaben der Brechwurzel oder des Brechweinsteines, welche man wiederholt so lange verordnet bis sich eine Uebelkeit einstellet. Mehrere Beobachtungen berühmter Aerzte haben gezeigt, daß diese Kur hauptsächlich in Nervenzufällen, bey hysterischen und andern Krämpfen sehr gute Dienste geleistet habe. Daß ein gelinder Reitz in den Nerven des Magens und eine vermehrte Absonderung des Schweises dieses bewirken könne, läßt sich wohl leicht einsehen, doch kann man noch keine völlig deutliche Erklärung über die Theorie dieser Heilungsart geben. Beyspiele von dem Nutzen derselben in langwierigen Krankheiten, im Gicht, Podagra Rheumatismen, Cachexie, Wassersucht, verstopften Monathfluß u. s. w. findet man bey verschiedenen neuern Schriftstellern. (9)

Ekele Farben, nennt man diejenigen, die von der Luft, dem Sonnenscheine, dem Feuer u. dgl. in kurzer Zeit verbleichen und abschiessen z. E. Rosenfarb, Citronengelb, sächsisch Grün. Die Materie, durch deren Zusammenhang dergleichen Farben gemacht werden, mögen sich wohl durch die Luft, Wärme u. s. w. trennen, daß bey geänderter Verbindung oder durch das Verfliegen gewisser Theilgen die vorige Stralenbrechung auf der Oberfläche der Zeuge nicht mehr von statten gehet. (6)

Elaboratio. s. Ausarbeitung.

Elaboratio, Ausarbeitung der Musik, ist dasjenige, was in der Redekunst Ausführung des Tones heißt. Es giebt unfruchtbare Stoffe, undankbare Sujets die einem Verfasser die Mühe nicht belohnen, die er an sie verschwendet, alsdenn kann die Ausarbeitung das geben, was im bearbeiteten Gegenstande nicht liegt, aber mit allen dem ist dies ein dornigter Weg, und aller Beyfall, den man einärndet, bestehet im eingestehen, die Schwierigkeit überwunden zu haben. Am Ausführen erkennt man einen Meister der Kunst, am erfinden ein wahres Genie. Tonsetzer, die die ganze Schule des Contrapunkts gemacht haben, nehmen ohne Ausnahme jedes flitterhafteste Thema an, und veränderen es in eine Fuge, vielleicht würden sie in zehn Jahren eine so reizende Idee selbst nie ausgedacht haben.

Die Schule der Ausarbeitung, giebt einem Tonsetzer alle Wege zu erkennen, in welche Töne er ausweichen, vermittelst welcher er Schlußfälle bewirken, in wie vielerley Arten er nachahmen könne: lauter rhetorische Tonsätze, wovon wir keinen bestimmten Auszug erhalten werden, bis jemand eine harmonische Redekunst, d. i. alle Grundsätze der Redekunst in praktischen musikalischen Beyspielen sieh- hör- und greifbar ans Licht bringen wird. (25)

Ela Calli, (botan.) ist eine fremde Benennung der oleanderblättrigen Euphorbie (*Euph. nerifolia* Linn.) (9)

Eladari. (Astronom.) s. Jungfrau.

Elaea. (*Pap. N. ph.*) s. Braunwolke.

Elaeagnus. s. Oleaster, zuweilen wird auch eine Gagelgattung (*Myrica* L.) und die Bandweide also benennt. s. Weide und Gagel. (9)

Elaecarpus. s. Ganiterbaum.

Elaeon rhodoen. Ἔλαιον ῥόδον auch ἔλαιον ἐνωδές. Rosenöl, wohlriechendes Oel, dessen sich schon vor Homers Zeiten, der des Hectors Leichnam damit von der Venus salben läßt, die Griechen zum Salben bedienten. s. das Weitere in Salben der Alten. (21)

Elaeosaccharum, Oelzucker. (Pharmacie) Ein sehr angenehmes, und wo es darauf ankommt, Nerven zu reizen, zu erquicken und aufzuwecken, ein sehr heilsames Mittel, nur muß es nicht zu lange vor seinem Gebrauche zubereitet werden, wenn es nicht einen Theil seiner Kraft wieder verlieren soll. Man bereitet sie aus mancherley flüchtigen Oelen, Anisöl, Muscatblüthöl, Zimmetöl, Cajegutöl, Rosmarinöl, Bernsteinöl u. dgl. indem man acht Tropfen von einem dieser Oele mit einem Loth von schneeweissem Zucker zusammen reibt. Aus dem Pomeranzen- und Citronenöl bereitet man ihn so zu, daß man den Zucker so lange an frischen Pomeranzen oder Citronen reibt, bis er gänzlich ihren Geruch und Geschmack angenommen hat. (12)

Elaeothesium, war in den Gymnasien der Ort, welcher zur Salbung der Athleten vor ihrem Kampfe bestimmt war und hies auch Aleipterium, im Lateinischen Unctuarium.

In den öffentlichen Bädern hies auch das Zimmer, wo man sich nach dem Bade salben lies, ἀλειπτηριον. s. auch Balneum. (21)

Elaeprinos, ist ein Beyname des Steinholzes. (*Phillyrea* L.) (9)

Elagabalus. s. Heliogabalus.

Elahiun, sind eine Sekte mahomedanischer Weltweisen; sie nehmen eine erste bewegende Ursache aller Dinge an; sie sagen, daß dieses eine geistige Substanz sey, die aus allen Arten von Materie abgezogen waren. Sie rechnen unter ihre Sekte, den Socrates, Plato, und Aristoteles. Sie halten viel auf Wahrsagungen. (22)

Elais. s. Dornpalme.

Elaphebolia, Ἐλαφηβολια. Ein Fest der Diana, mit dem Beynamen ἐλαφηβολος, oder die Jägerin. Daher ward ihr auch ein Kuchen in Gestalt eines Hirsches geopfert, der von dieser Form ἐλαφος hies. Folgendes gab zur Stiftung dieses Festes Anlas. Als die Phozenser von den Thessaliern auf das äusserste gebracht waren, und sich ihnen doch nicht unterwerfen wollten: so that Daiphantus den Vorschlag, einen grossen Scheiterhaufen von Holz aufzuführen, um alle Weiber, Kinder und Güter drauf zu legen, um solche, im Falle sie vom Feinde geschlagen würden, alle auf einmal zu verbrennen, damit nichts dem Feinde in die Hände fallen möchte. Weil es aber für unbillig gehalten wurde, so etwas über die Weiber zu beschliessen, ohne ihre Einwilligung zu haben; so wurden sie zu einer öffentlichen Versammlung eingeladen. Sie kamen alle ohne Ausnahme, und gaben dem Vorschlage einmüthig Beyfall. Sie priesen den Daiphantus

phantus und beschlossen ihm zur Belohnung eine Crone zu geben. Auch die Knaben sollen sich versammlet und in den Vorschlag eingewilligt haben. Unter solchen Umständen giengen die Phozenser ihrem Feinde entgegen und griffen ihn mit solcher Wuth und Entschlossenheit an, daß die, von denen sie kurz vorher zur äusserſten Verzweiflung waren gebracht worden, nun von ihnen überwunden und zu Grunde gerichtet wurden. Zum Andenken dieses Siegs ward dies Fest angeordnet, und feyerlicher und von einer weit grössern Menge begangen, als irgend ein Fest in diesem Lande. Bey dieser Gelegenheit entstand das Sprüchwort: φοκεων απονοια, die Verzweiflung der Phozenser, welches von Leuten ohne Rettung gebraucht worden. (21)

Elaphebolion, Ἐλαφηβολιων war im Attischen Jahre, so lange sich solches nach dem Wintersolstitio anfieng, der dritte, als es sich aber nach dem Sommersolstitio richtete, der neunte Monat und fiel also auf unsern März. (s. Calender der Alten.) Das Wort Elaphebolim bezeichnet, seiner Wortableitung nach, einen Hirschschützen. Man fieng nemlich in diesem Monate in Griechenland die Hirschjagd an. (21)

Elaphicon, (botan.) ist ein Beyname der zahmen Pastinake (*Pastinaca sativa* L.) (9)

Elaphoboscon, ist ein Beyname der zahmen Pastinake (*Pastinaca sativa* L.) (9)

Elaphoboscon album, heißt das breitblättrige Laserkraut (*Laserpitium latifolium* L.)

Elaphoboscon nigrum, ist ein Beyname des Hirschwurz Vogelnest (*Athamantha Cervaria* L.) (9)

Elaphocamelus, (Naturgesch.) ist ein Beyname des Lama Kameeles (*Camelus Glama* L.) (9)

Elaphrium, ist ein Synonimum des filzigen Stahlbaumes (*Fagara tomentosa* L.) (9)

Elaphus, ein Schröter. s. Schröter, kleiner virginischer.

Elaphus, ist eine Gattung von Hirsch. s. diesen Artikel.

Elaps, Elops, Elaphis, Hirschschlange. (Naturgesch.) Von dieser Schlangenart reden zwar ältere Naturforscher allein keiner beschreibt sie genau, ja zuweilen widersprechen sich die Nachrichten sogar. Auch die Derivation des Namens ist ungewiß. Einige sagen es sey eine Art Blindschleichen. Sie soll sich auf der Insel Lemnos aufhalten, drey Schuh lang, am Bauche gelb, auf dem Rücken aschgrau, und vom Kopf bis zum Schwanze mit drey schwarzen Linien bezeichnet seyn. Sie beißt niemols, ausser wenn man sie dazu reizt, und alsdenn soll der Biß Colikschmerzen und die Ruhr verursachen. (9)

Elarneb. (Astronom.) s. Haase.

Elasticität, (Schnellkraft, elastische Kraft, Federkraft, *Elasticitas, elastica vis*) ist eine sowohl festen als flüßigen Körpern eigene Kraft, durch welche die Theile dieser Körper, wenn sie mit Gewalt aus ihrer vorigen Lage gebracht worden, solche wieder anzunehmen suchen. Diese Kraft findet man wohl bey allen uns bekannten Körpern, bey vielen aber nur in geringem kaum merklichen Grad, man nennt daher nur die Körper insbesondere elastisch, bey denen diese Kraft vorzüglich in die Augen fällt. Von einem solchen Körper wird erfordert, daß er nicht allein das Bestreben äussert, die mit Gewalt veränderte Figur wieder anzunehmen, sondern er muß auch das Vermögen haben, die Gestalt, wenn die äussere Gewalt zu wirken aufhört, wieder herzustellen.

Es ist vielleicht keine Kraft in der Natur die dem menschlichen Leben so viele ansehnliche Vortheile verschaft als diese. Ohne sie würde man vielleicht den gröſten Theil von Maschinen entbehren müssen, so würde auch der gröſte Theil der Uhren, das Schiespulver wegfallen: die ganze Musik würde uns unbekannt seyn, und was denn geschehen müßte wenn die Elasticität der Luft aufhörte, ist hier zu weitläuftig zu untersuchen.

Die Elasticität zeigt sich auf dreyerley Art bey den Körpern und man kann daher drey Arten von Elasticität annehmen. 1) Beym Zusammendrücken z. B. bey dem Schwamme. 2) Bey dem Beugen: hierher gehören sehr viele Körper, der Degen, Fischbein ꝛc. 3) Bey dem Ausdehnen, z. B. bey einer gespannten Saite auf musikalischen Instrumenten. An einigen Körpern zeigen sich zwey Arten von Elasticität, z. B. an vielen Theilen der Thiere, den Muskeln ꝛc. welche sich ausdehnen und zusammendrücken lassen und in beyden Fällen das Bestreben äussern sich in ihren vorigen Zustand zu versetzen. Die drey verschiedene Arten der Elasticität kann man beysammen sehen, wenn man ein langes Stück Eisendrath um einen cylindrischen Körper wickelt, und nun drüber weg zieht. Dieser Klater läßt sich beugen, zusammendrücken und ausdehnen und jedesmal springt er in seine vorige Lage zurück.

Hieraus erhellet zugleich daß man elastische Körper sowohl unter den natürlichen als unter den durch die Kunst zubereiteten findet. Manche von diesen haben einen so grossen Grad von Elasticität als man bey den natürlichen selten antrift. Es gehören überhaupt hierher: die mehresten Metalle und Halbmetalle, Edelsteine, gemeine Steine; aus dem Thierreich alle Häute, Sehnen, Federn, Wolle, Knochen, Muskeln, Knorpel, u. a. aus dem Pflanzenreich fast alle Produkte, besonders die Schwämme, frisches Holz, Baumwolle ꝛc. Selbst die Luft ist ein elastischer Körper, denn sie widersteht wenn man sie zusammendrucken will und immer mehr, je stärker sie schon zusammengepreßt ist, und dehnt sich mit Gewalt aus, sobald der Druck nachläßt: Beweise hiervon sind eine aufgeblasene Schweinsblase, ein Gefäß mit einer engen Oeffnung wo man hineinbläßt, die Luftpumpe, Windbüchse u. a. wovon aber nicht hier sondern im Artikel: Luft, umständlich gesprochen werden kann. Auch Feuer und Lichtmaterie sind elastisch, welches man vorzüglich an der Reflexion des Sonnenstrahls auf polirten Flächen deutlich sehen kann.

Ob die flüßigen Körper und besonders das Wasser elastisch sey, war von jeher eine Streitfrage, die aber nun entschieden ist. Baco hat hier zuerst diese Eigenschaft untersucht und geglaubt. Als mehrere und unter andern die Akademisten zu Florenz durch Versuche bewiesen, daß das Wasser nicht zusammenpreßt werden könne, glaubte man vom Gegentheil überzeugt zu seyn, bis L'Anton an den Erscheinungen am Thermometer sah, daß der darin befindliche flüßige Körper durch das doppelte Gewicht der Atmosphäre um $\frac{1}{10000}$ zusammengepreßt würde; noch mehr wurde man von seiner Elasticität überzeugt, als der braunschweigische Professor Zimmermann mit einer Maschine, deren Erfinder ein gewisser Abich ist, das Wasser wirklich zusammenpreßte. Hier wurde zugleich bewiesen, daß die in den Zwischenräumen des Wassers befindliche

Luft nicht die Ursach dieses Zusammenpressens sey. (Mehreres s. bey Wasser.)

Der Grad der Elasticität ist bey allen Körpern verschieden. Zu den im höchsten Grad elastischen gehören gut gehärteter Stahl, die Luft, das Federharz, (elastisches Harz, resina caothouc, welches eine so starke Dehnbarkeit hat, daß Achard einen Strief der zwölf Linien lang, sechstehalb Linien breit und drey Viertellinien dick war, durch eine Kraft von sieben Pfunden bis auf sieben und dreysig und vierfünftheil Linien ausdehnen, und erst durch ein Gewicht von acht Pfunden zerrissen konnte.) Knorpel, Edelsteine, elfenbeinerne Kugeln, Glas u. m. Bey einigen bemerkt man, daß eine grössere Kraft nöthig ist, sie zu beugen, auszudehnen oder zusammenzudrücken, als bey andern; daraus folgt aber keineswegs daß der Körper der zusammengedruckt zu werden eine grössere Gewalt erfordert, eben auch elastischer sey als ein anderer der mit leichterer Mühe zusammengepreßt werden kann. So ist z. B. grössere Kraft nöthig einen dürren Stab zu beugen als einen frischen, und dieser ist doch elastischer. Es folgt also hieraus daß ein grösserer Grad der Elasticität, blos in dem grössern Vermögen besteht, die vorige Gestalt wieder herzustellen. Wenn man nun einen Körper hätte der unter allen Umständen und ohne den mindesten Mangel seine vorige Figur wieder bekommen könnte, er möchte auch noch so stark und so lang gebogen, zusammengedrückt oder ausgedehnt gewesen seyn, so wäre dieser ein vollkommen elastischer Körper: ein solcher hat sich aber bis jezt noch nicht gefunden, wenn man nicht die Luft dafür gelten lassen will.

Wenn man aufmerksam auf die Erscheinungen bey stark elastischen Körpern acht giebt, so findet man, daß die Kraft, welche der Körper anwendet sich in seinen vorigen Zustand zu setzen, ganz der Kraft gleich ist, welche man zum Ausdehnen, Zusammendrücken oder Beugen gebraucht hat; ferner bemerkt man, daß die Kraft der elastischen Körper in allen ihren Theilen gleich stark ist, wenn diese Theile alle von einerley Art sind. Beydes sieht man ganz genau beym Zusammenpressen der Luft, auch bey guten Stahlfedern und dem elastischen Harz: ist aber eine Stahlfeder nicht allwegen gleich gut gehärtet, so fällt das leztere weg. Beym Ausdehnen der hierher gehörigen Körper braucht man immer von Anfang die geringste Gewalt und in der Folge immer mehr und mehr; es folgt hieraus daß der Widerstand den die Körper äussern, von Anfang am schwächsten ist und nachher immer zunimmt, jemehr sie ausgedehnt werden: dasselbe findet eben auch beym Beugen und Zusammenpressen statt. Braucht man bey allen drey Arten von Elasticität zu viel Kraft so wird endlich der Zusammenhang gehoben und die Körper brechen oder springen in Stücke. Die Luft macht hier unter allen bekannten Körpern eine Ausnahme, denn diese äussert zulezt einen so starken Widerstand der immer der Kraft gleich ist, durch welche sie zusammengepreßt wird: wie weit dieser Widerstand gehoben oder wie stark die Luft zusammengepreßt werden kann, ist noch nicht entschieden und mehreres davon kommt im Artikel Luft vor. Zulezt müssen wir hier noch anführen, daß die Bewegung der zusammengepreßten Körper wenn sie sich in ihren vorigen Zustand versetzen, meistentheils eine beschleunigte Bewegung ist, wenn nemlich die Kraft womit sie zusammengepreßt worden plözlich nachläßt. Besonders merkwürdig sind noch die klingende elastische Körper, welche allezeit man mag sie anstossen wo man will, einerley Schwingungen machen. Zum Beweis dient eine gespannte Saite, und eine angeschlagene Glocke, die immer denselben Schall hervorbringt, man mag sie anschlagen an welcher Seite man will.

Die Ursache der Elasticität hat bis jezt noch nicht von den scharfsinnigsten Naturforschern entdeckt werden können: es ist daher leicht zu denken daß man seine Zuflucht zu Hypothesen genommen hat, wovon wir hier die vorzüglichste anführen müssen. Einige suchten die Ursach in einer in den Zwischenräumen der elastischen Körper eingeschlossenen feinen Materie, die sich immer in Wirbeln bewege; diese Wirbel mußten nun nothwendig an die zusammengedruckte kleinste Theile des Körpers anstossen, und durch dieses Anstossen, die kleinste Theile in ihre vorige Lage zurücktreiben. Wenn sich diese Wirbel beweisen liessen, so wäre es möglich, wo sollten sie aber herkommen, und was für eine Kraft sollte sie in der Bewegung erhalten? Andere behaupteten, die Zwischenräume bey einem elastischen Körper seyen cylinderförmig, und würden bey dem Beugen kegelförmig: wenn nun der feine Aether, der sich immer durch alle Körper bewege, bey dieser Bewegung auf die engen Spizen der conischen Zwischenräume käme, so könnte er nicht so gut durch, er drucke nun mit Gewalt auf die Seitenwände, da denn die Pori wieder ihre cylinderförmige und der ganze Körper also seine vorige Gestalt wieder bekommen müsse. Daß sich gegen diese Hypothese ausserordentlich viel einwenden läßt, fällt genug in die Augen. Da man die Schwierigkeiten einsah, so machte man sich den einfliessenden und durchstreichenden Aether elastisch, und man nahm also im voraus schon Elasticität an, um Elasticität zu erklären.

Bey den Untersuchungen über die Ursache dieser besondern Kraft dachte man auch an die Luft, welche die Körper umgiebt. Diese kann aber keineswegs die Ursache seyn, denn man beobachtet bey elastischen Körpern ein und eben dasselbe sowohl in der Luft als im luftleeren Raum: sie wird weder stärker noch schwächer, welches schon Boyle, Derham, Hawksbeer und andere an mehreren Körpern und namentlich am Glas, Saiten, Wolle, Fischbein, Metallen und Schwämmen untersucht und bewiesen haben. Die in den Körpern befindliche Luft für die Ursache anzunehmen heißt eben auch Elasticität annehmen um Elasticität zu erklären. Daß die als Bestandtheile in den Körpern verborgene und also figirte Luft die Ursache sey ist um deswillen nicht wahrscheinlich, weil man keineswegs aus sehr elastischen Körpern mehr Luft als aus unelastischen zu entwickeln vermag.

Die Feuertheilchen nahm man auch zu Hülfe: diese aber sind selbst elastisch und denn bemerkt man auch, daß jemehr Feuer in die Körper gebracht wird, desto weniger Elasticität bey ihnen statt findet: zum Beweis dient glühender und kalter Stahl. Und überhaupt sieht man bey jeder Gelegenheit, daß Kälte die Elasticität vermehrt. Dieses geht so weit daß Belidor mit Erfahrungen bewiesen hat, eine Kugel fahre bey einerley Ladung aus kalten Kanonen weiter als aus solchen wo schon eine Weile draus geschossen worden. Einen merkwürdigen Beweis geben auch die Glocken und Trommeln bey trocknen und kalten Wintertagen. Doch ist es nicht allgemein richtig, daß Kälte die Elasticität vermehrt, denn bey der Luft geschieht gerade das Gegentheil: man sieht also hieraus, daß die Feuertheilchen bey manchen Körpern ein Hindernis der Elasticität

und bey andern ein Beförderungsmittel derſelben werden können.

Die mehreſten Naturkundiger ſuchen jezt die Urſache in der anziehenden Kraft, und behaupten nicht ohne Grund, dieſe ſey bey den elaſtiſchen Körpern in gewiſſen Lagen der genauern Berührung wegen ſtärker als in andern Lagen, wenn nun der Körper in eine andre Lage käme ſo müſſe er wegen der ſtärkern anziehenden Kraft in ſeine vorige Lage zurück. Immer ſind einige Beweiſe für dieſe Meynung:

1) Man findet faſt in allen Fällen daß beym Zuſammenpreſſen, Beugen oder Ausdehnen, einige Theile der elaſtiſchen Körper auseinander, und andere näher zuſammengebracht werden. Zuerſt ſehen wir dieſes an einer geſpannten Saite, wo ſobald ſie bewegt wird, der Durchmeſſer ab und die Länge zunimmt, wobey nothwendig einige Theile auseinander und andere näher zuſammen kommen. Noch deutlicher ſieht man daſſelbe wenn man eine ſchmale und lange ſtählerne Platte, oder ein hölzernes Lineal, oder ein längliches Stück Horn oder andre ähnliche Körper an einem Ende auf einem Tiſch beveſtiget und an dem andern ein proportionirtes Gewicht anhängt: dieſe Körper werden hier einen Bogen machen, an welchem die oberen Theile auseinander und die untern näher zuſammen tretten. Dieſelbe Erſcheinung zeigt ſich an einem Ring von Federharz oder dünnen Stahl, wenn man ihn zuſammendrückt. Auch an einer elaſtiſchen Kugel beſonders von Elfenbein geſchieht dieſes, wenn ſie auf einen harten Körper fällt. Nur ein einziger Körper macht hier überhaupt eine Ausnahme, und dieſer iſt die Luft, bey welcher, wenn ſie zuſammengepreßt wird, alle Theile näher aneinander kommen.

2) Bey vielen Gelegenheiten ſieht man deutlich daß die Elaſticität ſich nach der verſchiedenen Dichtigkeit, alſo nach dem verſchiedenen Grad des Zuſammenhangs richtet. Die Metalle werden durch Hämmern dichter und mehr elaſtiſch. Nach Muſſchenbröcks Unterſuchungen und Berechnungen verhält ſich ſehr elaſtiſcher Stahl zum weichen wie 7809. zu 7738. So werden Eiſen und Stahl eben auch elaſtiſcher, wenn ſie glühend in kaltem Waſſer abgelöſcht werden.

3) Allgemein bemerkt man, daß die Körper am wenigſten elaſtiſch ſind, die in Anſehung ihres Zuſammenhangs mit den weichen Körpern gröſſere oder geringere Aehnlichkeit haben.

4) Daß die Wärme beynahe alle Körper weniger elaſtiſch macht, kommt wohl auch daher weil ſie den Zuſammenhang der Körper vermindert.

Zulezt müſſen wir noch einige Erfahrungen über die Elaſticität beybringen. Daß die Feuchtigkeit bey vielen Körpern die Elaſticität vermindert, bey andern ganz hemmt und bey manchen befördert, iſt eine ziemlich bekannte Sache: ſo ſind naſſe Federn, feuchte Luft, naſſe Wolle weniger elaſtiſch; naſſes Leder und Papier verlieren alle merkliche Elaſticität; Beweiſe ſind geſpannte Saiten, Trommeln und Glocken, die alle bey feuchtem oder Regenwetter weniger ſchallen: die mehreſten Theile der Thiere und Pflanzen müſſen mit Feuchtigkeiten durchdrungen ſeyn wenn ihre Elaſticität merklich ſeyn ſoll, dies beweiſen die Muskeln, Knochen und andere Theile bey alten Leuten, desgleichen friſche und trockne Pflanzen und ihre Theile. Eine eben auch bekannte Erfahrung iſt es, daß elaſtiſche Körper von ihrer Elaſticität verlieren, wenn man ſie lange Zeit ſtark geſpannt, gebogen oder zuſammengedrückt läßt. An einer geſpannten Saite, einem gebogenen Degen, an gebogenem Holz, auch an lange zuſammengedrückten Badeſchwämmen ſieht man dieſes deutlich genug. Dieſe verſchiedene Erfahrungen laſſen ſich zur Noth mit der vorher angegebenen Urſache der Elaſticität, wir meynen die anziehende Kraft, vereinigen. Merkwürdig iſt es wieder daß die Luft auf keine Art ihre Elaſticität verliert wenn ſie auch noch ſo ſtark und lange Zeit zuſammengepreſt erhalten worden. Zum Beweis dient ſchon eine Windbüchſe, die, wenn ſie mehrere Jahre mit zuſammengepreßter Luft verſehen iſt, eine Kugel noch eben ſo weit wie von Anfang zu treiben im Stande iſt. Muſſchenbrök bemerkte in fünf Jahren nicht die geringſte Abnahme der Elaſticität an zuſammengepreßter Luft und Roberval will eben das bey einer Luft bemerkt haben die er ſechszehn Jahr eingeſchloſſen und zuſammengepreßt gehalten hatte. (39)

Elaſtiſche Aufgabe. ſ. Federlinie im Artikel: Linie.

Elaſtiſche oder federharte Körper. ſ. bey Elaſticität.

Elaſtiſche Linie. ſ. Federlinie im Art. Linie.

Elaſtiſches Harz. ſ. Harz.

Elatches, ſind indianiſche Zeuge von Seide und Baumwolle, und eine Gattung von Chaquelas und Allegeas: ſie halten gemeiniglich 4 bis 12 Ellen in der Länge und ordentlich $\frac{3}{4}$ Ellen in der Breite. (28)

Elate. (botan.) Mit dieſem Namen belegt der Herr v. Linne ein Pflanzengeſchlecht, welches unter die Palmen gehört. Die männlichen Blumen haben eine zweyklappige Scheide und einen äſtigen Spadix. Die Crone beſteht aus drey rundlichen Blättern. Die drey an einander gewachſene Staubbeutel ſitzen auf drey einfachen Trägern. Die weibliche Blumen ſtehen auf eben dem Spadix und in eben derſelben Scheide. Ihre Crone hat ebenfalls drey rundliche fortdaurende Blätter. Der Stempel beſteht aus einem rundlichen Fruchtknoten, einem pfriemförmigen Griffel und einer ſpizen Narbe. Auf die Blüthe folgt eine eyrunde zugeſpizte Daltel mit einem eyförmigen Kerne, der mit einer Furche bezeichnet iſt. Die einzig bekannte Gattung führt den Namen Tannenpalme (*Elate ſylveſtris* L. *Katou indel* Rheed. mal. 3. p. 15. t. 22-25. Kaempf. amoen. p. 667. Burm. zeyl. 183.) Sie wächſt in Oſtindien und hat kleine Blätter, welche den Pflaumenblättern ähnlich ſind. (9)

Elater (*Elaterium*, *lamina elaſtica.*) ſ. bey Elaſticität und Feder.

Elater. (muſik.) Merſenus nennt es die Krücke, d. i. der meſſingener, oder eiſerner Drath, welcher auf dem Blatte von den Schnarrwerken in den Orgeln liegt; durch dieſe Elater werden die Schnarrwerke geſtimmt. (25)

Elater, (Inſekt) der Name eines Inſektengeſchlechts, welches unter Springkäfer vorkommt. (24)

Elateria, ſo nannten die alten Aerzte von dem bey ihnen in dieſer Abſicht ſehr gebräuchlichen Saft der Eſelskürbiſſe (*Elaterium*) alle abführende Mittel. (12)

Elateriſten, nennte ehedem Boyle diejenigen, welche die Elaſticität und Schweere der Luft behaupteten. Da heutzutage niemand mehr widerſpricht, iſt dieſer Unterſcheidungsname nicht mehr nöthig. (6)

Elaterium. ſ. Sprützen.

Elaterium. ſ. Eſelskürbisſaft.

Elateroides oder Afterſpringkäfer. Wegen der Aehnlichkeit mit den Springkäfern giebt Schäffer

in seinen *Elem. entom. in appendice* denen Insekten diesen Geschlechtsnamen, welche langschaligte Flügeldecken, 5 Glieder an den Fußblättern, fadenförmige Fühlhörner, 2 halbmondförmige, gespaltene grössere, und pinselförmige kleinere Fühlspitzen, und ein rundes flaches Brustschild haben. (24)

Elaterometer *) ist eine drey bis vier Zoll lange und etwa eine Linie weite an einem Ende zugeblasene am andern mit einem gebogenen und offenen Kopfe versehene gläserne Röhre, die da aussiehet wie eine kleine irrdene Tobakspfeife. Man bevestiget sie auf einem kleinen Brettgen, wie die Barometer, worauf die Länge des Röhrgens in gleiche Theile abgetheilet ist, und das Brettgen kann auf einen kleinen Fuß schief aufgesetzt, auch nach Belieben davon abgenommen werden. In den Kopf bringt man ein wenig Queckſilber, setzt das Instrument in den Recipienten, worin man die Luft verdicken will, und giebt acht, wie weit das Queckſilber von der verdickten Luft in das Röhrgen hineingetrieben und in einen wieviel engeren Raum also die davor befindliche Luft im Röhrgen zusammengedrückt wird. Denn gesetzt, die Länge des Röhrgens sey in 12 Theile getheilt, so ist sichtbar, daß, wenn das Queckſilber bis z. E. an den dritten, sechsten, neunten Theilungspunkt getrieben wird, die ursprüngliche Luft im Röhrgen und also auch die im Recipienten nur $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$ des vorigen Raumes einnimmt und also um so viel, als sich hieraus ergiebt, zusammengedrückt sey. Die schiefe Lage der Röhre dienet dazu, damit nicht das Gewicht des Queckſilbers einen Theil des Druckes der Luft im Recipienten vernichte, daher die Luft in diesem mehr als in der Röhre comprimiret sey, und folglich das Instrument falsch zeige. Weil aber der Raum zuweilen die schiefe Lage nicht zulassen möchte, so kann man es vom Fusse abnehmen und senkrecht stellen. (6)

Elathea, (*Pap. D. C.*) s. Danäer, gelb und weiser mit einem schwarzen Balken.

Elatine. s. Hendel. Ausserdem werden auch einige Gattungen Ehrenpreiß, (*Veronica*) eine Gattung Platterbse, (*Lathyrus aphaca* L.) und eine Gattung Doran, (*Antirrhinum* L.) also benennt. (9)

Elatinensohonig, (*Mel elatines.*) (Pharmacie) Eine sehr überflüssige Waare in unsern Apotheken, die wie ein anderer zusammengesetzter Honig, aus zwey Quartieren gereinigten Elatinensaftes und vier Pfunden geläuterten Honigs zubereitet wird. (12)

Elbkatze, wird in einigen Gegenden der Iltis genennt. (9)

Elbling, ist der Name einer Sorte von Weinstöcken. s. diesen Artikel.

Elbnasen, (*Cyprinus Vimpa* L.) s. Karpfe Wimba.

Elbs, ist eine fremde Benennung des Schwanes. (*Anas Cygnus* L.) (9)

Elcesaiten. Es war dieses eine ketzerische Parthie aus dem zweyten oder dritten Jahrhundert. Der Stifter derselben war Elcesai, oder, wie er auch geschrieben wird, Elxai. Man weiß wenig von ihm, ausser daß er ein Jude gewesen. Aus seinem Lehrbegriff sieht man, daß er eine starke Anlage zur Schwärmerey muß gehabt haben. Eben so wenig, weiß man die Zeit anzugeben, wenn diese Ketzerey entstanden ist. Einige setzen sie in die Hälfte des dritten Jahrhunderts, Epiphanius aber versichert, daß der gedachte Elcesai unter der Regierung des Kaisers Trajanus gelebt habe; und diese leztere Meynung wird von den meisten neuern angenommen. Der Lehrbegriff derselben bestund in folgenden Stücken: sie verwarfen zwar die heilige Schrift nicht gänzlich, waren aber doch besonders gegen die Schriften des Apostels Paulus sehr feindselig gesinnt, weil sie das Judenthum mit dem Christenthum vereinigen wollten; neben der heiligen Schrift nahmen sie ein Buch des Elcesai an, von dem sie vorgaben, daß er es aus göttlicher Eingebung geschrieben habe; diesem legten sie ein grosses Ansehen bey, und gaben vor, daß alle, die daran glaubten, Vergebung der Sünden empfiengen, welche aber von derjenigen, welche Christus erworben hätte, verschieden sey; sie hielten ausserdem auch viel auf Wahrsagungen und Offenbahrungen, und hatten viel Prophetinnen unter sich; was die Lehre von Christo anbelangt, so sollen sie nach einigen, zwey Christos behauptet haben, woven der eine im Himmel, und der andere auf Erden gewesen, nach andern aber glaubten sie, Christus sey ein von Gott erschaffener Geist, der eine Menschengestalt von sechs und neunzig Meilen in der Länge, und vier und zwanzig in der Breite gehabt habe; er sey ein grosser König, und indem er nach eigenen Gefallen den von ihm erbauten Körper des Adams annehmen und ablegen können, so sey er in demselben sowohl den Vätern des alten Testaments erschienen, als auch in demselben gebohren worden, gestorben und gen Himmel gefahren. Was ihre practischen Lehrsätze anbelangt, so behielten sie von den Juden verschiedene Gebräuche bey, z. E. die Beschneidung, die Sabbathfeyer, die Reinigungen durch das Baden, und Waschen, das Richten des Gesichts unter dem Gebet, welches sie öffentlich mit Posaunenschall verrichteten, nach der Lage der Stadt Jerusalem; sie assen nichts von einem lebendigen Thier; sie sollen auch Himmel und Erde, Wasser, Brod und Oel, abergläubisch verehrt haben; sie zogen den ehelichen Stand dem ehelosen vor; sie hielten es vor erlaubt, zur Zeit der Verfolgung den Glauben zu verläugnen. Dieses sind die vornehmsten Lehrsätze, die uns die Alten von den Elcesaiten aufgezeichnet haben. Diese Leute sollen sich in Peräa, Idumäa, Nabathäa und in einem Theil von Arabien aufgehalten haben. Wie lange diese Sekte gedauert habe, kann man nicht mit Gewißheit sagen. Eusebius sagt, sie sey fast zu eben der Zeit, da sie entstanden, wieder untergegangen; Epiphanius aber sagt, er habe zu seiner Zeit noch Elcesaiten gekennt. Sie werden auch Schamschäer genennt, von dem hebräischen Wort schemesch, die Sonne: diese Benennung soll daher gekommen seyn, weil sie sich mit einer Eidexe verglichen hätten, welche in die Sonne sehe, um ihre Augen helle zu machen; vermuthlich haben sie dadurch ihren Vorzug vor andern Sekten anzeigen wollen. Aus ihrem Lehrbegriff erhellet, daß sie mit Recht unter die Ketzer gerechnet werden, aber doch keine Unchristen gewesen sind. Einige rechnen sie zu den jüdischgesinnten Christen; andere aber unter die Gnostiker; noch andere machen einen Mischmasch aus den Juden, Christen und Heiden aus ihnen. Im Grunde betrachtet, waren sie Schwärmer. (22)

Elch oder **Elk**, ist ein Beyname des Elendthieres. (9)

Elchabar. (Astronom.) s. Hund, der grosse.

Elcholle, ist bey den Mohren ein besonderes Fleischgericht, das auf folgende Art zubereitet wird. Es wird solches aus Rind- Schöpsen- oder Cameelfleisch zubereitet. Es wird solches in lange Scheiben geschnitten,

*) Aerometrische Tafel. Fig. 11.

und ſtark geſalzen; man läßt es vier und zwanzig Stunden in dieſem Salzwaſſer liegen. Nun nimmt man es aus den Salzgefäſſen heraus, und läßt es eine Nacht im Waſſer liegen; alsdenn zieht man es auf Schnüre, und läßt es in der Luft trocknen. So bald es hinlänglich getrocknet iſt, ſo wird es in kleine Stücke zerſchnitten, in eine Pfanne gelegt, und mit Oel übergoſſen, daß es ganz damit bedeckt iſt. Hierinne läßt man die Stücke Fleiſch ſo lange ſieden, bis ſie ganz klar und roth ausſehen. Hierauf nimmt man es heraus, und läßt es trocknen, und kalt werden. Es wird ſolches hierauf in Krügen aufgehoben, die Brühe, worinnen es gekocht worden, gießt man oben darüber, und wenn es ganz kalt geworden iſt, ſo werden die Krüge feſt zugemacht. Dieſes Fleiſchgericht hält ſich zwey Jahre lang. Wenn man es eſſen will, ſo wird es gemeiniglich kalt aufgetragen, wo man es mit Eyern, Knoblauch und Limonenſaft genießt. Die Türken nennen dieſes Gericht, Baſtirma. Golius beſchreibt es alſo: caro vento ſiccata, quam in itinere pro obſonio ferunt; macrioris contuſæque carnis oblonga ſegmenta, parum ſalita, in aëre deſiccari, deinde reponi in uſum ſolent. (22)

Elcidrion, heißt eine Eiterung auf der Oberfläche der Hornhaut, die von einer feinen aber ſcharfen ausflieſſenden Materie erregt wird. (4)

Elcoſis, iſt ein Geſchwür, ſo von innerlichen Urſachen, und ſcharfen Säften herrührt. (4)

Elcoztotolt. (Naturgeſch.) Dieſen Namen führt eine Droſſel oder Amſel in Braſilien. Der Bauch und die Bruſt ſind gelb, der Schwanz ſchwarz, die Flügel röthlich ſchwarz, der Rücken aſchfarbig, der Schnabel länglich und ſchwarz, die Füſſe aſchgrau. (9)

Elder, ſ. Erle.

Eleachnus ſ. Elaeagnus.

Eleaterium, Eluterium ſ. Chaquerillenbaum.

Eleatiker. Die Eleatiſche Secte hat ihren Namen von der Stadt Elea, oder Velia in Großgriechenland, dem heutigen Unteritalien, als woſelbſt ſie entſtanden iſt. Ihr Uhrheber war Xenophanes, gebürtig aus Colophon. In einer ſo alten, lange Zeit hindurch blos durch Tradition erhaltenen Geſchichte, iſt nothwendig Verſchiedenheit, und eben daher Ungewißheit der Nachrichten; dazu kommt, daß die Griechen, auch als ſie anfiengen Geſchichte zu ſchreiben, ſich um genaue Zeitrechnung, deren Nutzen ſie nicht fühlten, noch nicht bekümmerten; und daß die älteſten und glaubwürdigſten Schriftſteller Griechenlandes jetzt verlohren ſind. Daher weiß man jetzt Xenophanes Geburtsjahr nicht genau anzugeben, nur läßt ſich mit einiger Wahrſcheinlichkeit ſagen, daß unter den mancherley Angaben diejenige den Vorzug verdiente die es in die 56te Olympiade ſetzt. Denn eben ſie ſtimmt am beſten mit den übrigen Nachrichten von ſeinem Leben und Zeitbeſtimmung der wichtigſten Ereigniſſe deſſelben, überein. Warum und wie er nach Italien gekommen iſt, beſagen die Alten nicht, wohl aber, daß er Pythagoras Schüler geweſen, und deſſen Sohn Telauges in der Schule gefolgt iſt. Andere hingegen machen ihn zum Selbſtgelehrten. Gewöhnlich iſt freylich die erſtere Meynung, auch unter den alten doch nicht älteſten Schriftſtellern, wahrſcheinlich darum, weil man gern den Urſprung aller Secten auf die möglichſt geringe Zahl von Stiftern bringen wollte. Ariſtoteles hingegen rechnet nie, weder ihn noch ſeine Nachfolger zu den Pythagoräern, auch die ihm gleichzeitigern, oder wenig ſpätern Schriftſteller nicht. Endlich haben auch die Lehren beyder Philoſophen nicht die geringſte Gemeinſchaft, ſo daß alſo der Urſprung eleatiſcher Lehren aus dem Pythagoreiſmus zum mindeſten ſehr zweifelhaft bleibt. In ſeinen ſpätern Jahren ſoll er zu Zankle und Catane in Sicilien in groſſer Armuth gelebt, bey Hieros Hofe Unterſtützung geſucht, und in deren Ermangelung, durch öffentliche Abſingung ſeiner Verſe, ſich erhalten haben. Auch hievon berichtet man uns das warum nicht. Er ſchrieb ein Buch über die Natur, und ſtarb wahrſcheinlich nach einem ganz durchlebten Jahrhunderte. Von dieſem Buche hat ſich unglücklicherweiſe nichts erhalten, von ſeinen Lehren, an ſich nicht den deutlichſten ſprechen die Alten ſo abgebrochen, und kurz, noch dazu ſo unbeſtimmt und die ſpätern mit ſo ſichtbaren Mangel an Einſicht ihres Zuſammenhanges; daß ſchwerlich ſich ein klares Ganzes herausheben läßt. Was Wunder denn, daß die Neuern über deren Sinn ſo ſehr geſtritten, ſo ganz entgegen geſetzte Grundſätze darinn gefunden haben?

Die Hauptſtellen über ſein Syſtem enthält Ariſtoteles; dem man aber aus zwo Urſachen nicht ſicher traut. Die eine, weil ſeine ſpätern Ausleger, Simplicius vornemlich; denn auch die neuern Platoniker, nebſt allen Eiferern für Platons Syſtem ihn beſchuldigen abſichtlich der Alten Lehren verdreht zu haben, welchem unter den Neuern die Geſchichtſchreiber der Philoſophie ſo oft folgen, als es ihre Vorausſetzungen begünſtigt. Die andere, weil das Werkchen über Zeno, Xenophanes, und Gorgias ſehr verdorben, und nach Fabritius Bemerkung die Namen in einer Handſchrift zu Leipzig ganz anders als im gedruckten verzeichnet ſind. Der erſte Grund, als von Ariſtoteles Gegnern entlehnt, iſt an ſich unbeträchtlich, wird auch durch Gegeneinanderſtellung der abweichenden Auslegungen fremder Syſteme, ſowohl beym Simplicius, als auch bey den Alexandrinern offenbar falſch. Ariſtoteles Nachrichten hingegen werden, auch durch die Uebereinſtimmung mit andern als die richtigern befunden. Offenbar erklären die Eclectiker alle übrigen Syſteme zu Gunſten eigener Behauptungen, und was ſich nicht erklären läßt verdreben ſie. Ariſtoteles hingegen erklärt kein fremdes Syſtem nach dem ſeinigen; auch unter den ſehr alten Sätzen, weniges poſitiv, oder deklatoriſch. Auch bedurfte er der Verdrehung nicht um zu ſiegen, denn was er widerlegte, bleibt auch unter allen Beſchönigungen und Wendungen anderer dem unpartheyiſchen Unterſucher dennoch ungereimt. Der andere Grund gilt hier noch weniger; denn Vergleichung der Lehren in dieſen Fragmenten mit andern Stellen theils in Ariſtoteles, theils auch in andern Schriften zeigen bald daß die Handſchrift recht hat und in unſern gedruckten Ausgaben, wo Zeno ſteht Xenophanes muß geſetzt werden.

Dieſem zur Folge waren Xenophanes Hauptlehrſätze, dieſe: was iſt, kann unmöglich entſtanden ſeyn; denn was entſteht, muß entweder aus ihm ähnlichen, oder unähnlichen entſtanden ſeyn. Nun aber iſt keins von beyden möglich; nicht das erſte, weil, wenn beydes das entſtanden, und woraus es entſteht, ähnlich und gleich ſind, kein Grund ſich findet, warum das eine mehr als das andere das entſtehende, oder das woraus es entſteht, ſeyn ſoll; in dem gleichen auch gleiche Beſchaffenheiten zukom-

men. Auch nicht das letzte; denn entstunde aus dem schwächern das stärkere, dem kleinern das grössere, dem schlechtern das bessere, oder umgekehrt: so muste im erstern Fall etwas aus nichts werden, im andern etwas in nichts übergehen. Was ist, also ist ewig, und dies was ist, nennt er Gott, folglich ist Gott ewig.

Gott ist unter alle Wesen, das beste und mächtigste; und hieraus folgt seine Einheit. Man setze zwey oder mehrere Götter: so ist unter ihnen keiner der vollkommenste, weil jeder dem andern gleich ist. Ferner Gottes Wesen und Macht besteht darinn über alles zu herrschen, nicht aber beherrscht zu werden; in so fern also ein Wesen nicht Obermacht besitzt, ist es nicht Gott. Wofern also mehrere Götter einander in einigen Stücken überlegen wären, in andern nicht: so wären sie nicht Götter. Wären sie aber gleich: so hätten sie nicht Gottes Wesen, als welches das Oberste und Beste ist. Auch könnte Gott nicht alles was er wollte, wenn mehrere wären; weil einer unter ihnen doch nicht so viel Macht, als alle übrige besässe.

Dieser einzige Gott ist sich überall gleich, Gesicht und alle übrige Sinnen hat er überall, das heißt, so daß er nicht durch ein Organ sieht, durch ein anderes hört, kurz verschiedene Theile hat. Denn Gottes Theile können doch unmöglich einer den andern beherrschen, oder von sich beherrscht werden; welches folgt, so bald man hier Verschiedenheit annimmt. Ist aber Gott sich überall gleich: so ist er auch kugelförmig, denn was sich überall gleich ist, hat diese Gestalt.

Wenn das: so ist er weder begränzt endlich, noch unbegränzt, unendlich. Ganz gränzelos ist nur, was nicht existirt, denn das hat weder Anfang, noch Mittel, oder Ende, noch sonst irgend einen Theil. Nun aber existirt doch Gott. Begränzt aber ist, was durch ein anderes eingeschränkt wird; nun aber, wo ein Wesen allein ist, wird es nicht eingeschränkt.

Das einzige Wesen, oder Gott wird ferner nicht bewegt, und verändert, ist auch nicht ganz unbeweglich und unveränderlich. Denn nur, was nicht existirt, ist durchaus unveränderlich, und unbeweglich, indem es selbst weder etwas anders, noch ein anderes es werden kann. Also unveränderlich ist das Wesen nicht. Aber auch nicht veränderlich; denn wo Veränderung seyn soll, muß Mehrheit seyn, weil eines in das andere verändert werden muß.

Ueber diesen Text sind mancherley Auslegungen gemacht; einige wollen Xenophanes habe unter seinem einzigen Wesen oder Gott, das Universum verstanden, doch so, daß er die göttliche Kraft von der Materie unterschied, wie auch die Stoiker die Sache vorzustellen pflegten. Andere, er habe alles nur in so fern Eins genannt, als es aus einem Princip, einer Ursache ausfließt, wie die neuern Platoniker sich auch auszudrucken pflegten: nach andern endlich, er sage damit nichts mehr und weniger, als was Spinoza hernach deutlicher entwickelt hat: es gäbe nur eine Substanz, alles übrige sey deren Modification. Jeder unterstützt seine Behauptung mit Auslegung eines oder des andern Ausdruckes; doch scheint mir die letztere Meynung allen Nachrichten am besten zu entsprechen. Theils nemlich wird hier alle Mehrheit von Wesen und Substanzen gänzlich geläugnet, daher auch aller Unterschied zwischen Gott und Materie, auch der blos abstrakte, aufgehoben. Theils sagt auch Aristoteles anderswo ausdrücklich, Xenophanes habe die ganze Welt Eins, Gott, ein Wesen genannt, ohne dabey auf irgend einen Unterschied zwischen Materie und Form zu sehen, oder das geringste hierüber näher zu bestimmen.

Dennoch wäre dieser Behauptungen Sinn mit andern Worten, folgender: es gibt nur ein Universum, darinn aber keine reell verschiedene Substanzen, oder Theile; sondern alles ist eine und dieselbe Substanz; ob sie gleich ausgedehnt ist; diese eine Substanz ist mit Empfindung und Denkkraft ausgerüstet, doch so, daß diese Kraft überall sich gleich vorfinde, daß nicht ein Theil denkt, ein anderer empfindet. Daher auch in dieser Substanz keine Veränderung, noch Bewegung statt findet. Diese eine Substanz, dies eine Universum, ist auch Gott. Daher pflegte auch Xenophanes zu sagen Gott habe nicht menschenähnliche Gestalt, pflegte über die Bildsäulen und gewöhnliche Verehrung der Götter zu lachen, und Homers nebst Hesiods Erdichtungen von den Gottheiten in seinen Schriften durchzuziehen.

Von Spinoza geht Xenophanes darin auch den Worten nach ab, daß er alle Bewegung und Veränderung leugnet, mithin dem gemeinen Verstand und innern Gefühle, mehr noch als jener widerspricht. Ob er nicht auch selbst in innerm Gehalte der Gedanken sich sehr von ihm unterschieden habe, bleibt noch eine grosse Frage, deren Bejahung jedoch viel Wahrscheinlichkeit hat. Xenophanes nemlich kam, selbst den angeführten Schlüssen nach, auf diese Theorie etwa so: was ist, muß ewig seyn, weil aus nichts, nichts entstehen kann. Was ist, ist Gott, und Gott ist das vollkommenste, daher auch einzig; mithin fällt alle Mehrheit von Wesen alle Veränderung und Bewegung dahin. Xenophanes entwarf sich die Vorstellung eines vollkommensten und existirenden Wesens, muste dies einzig, und ohne Theile finden, und gerieth dadurch auf den Gedanken, ausser ihm sey nichts, alles sey dies, und dies sey alles.

Solcher Illusion ist der menschliche Verstand nur im ersten Anfange seiner abstrackten Speculation fähig, wo noch die mehreren durch ein Wort bezeichneten allgemeinen Begriffe nicht unverschieden, daher Verwechselungen sehr verschiedener Denk-Actus fast nicht vermeidlich sind. Was ist, schloß er, ist ewig, weil es weder aus ihm gleichem, noch ihm ungleichem werden kann. Gerade als wenn alle Dinge einander entweder vollkommen ähnlich, oder vollkommen unähnlich seyn müsten, und nicht so sich theils ähnlich, theils verschieden wären. Gerade als wenn etwas aus nichts entstehen, oder in nichts übergehen müste, so bald ein besseres das schlechtere, oder ein schlechteres das bessere hervorbringt, und als wenn nicht was hier abgeht, dort hinzugesetzt werden kann. Daß, was ist, Gott und das vollkommen ist seyn soll, ist willkührliche Voraussetzung; die aber hier dadurch einigen Schein gewinnt, daß das existierende ewig, und unwandelbar schon erschienen ist. Man sieht also, das Ganze hängt nicht zusammen, ist aus unbestimmten vieldeutigen Sätzen an einander gefügt, daher es auch unmöglich bestimmten, und befriedigenden Sinn geben kann. Bald wird von dem existierenden als etwas substantiellem bald wieder als dem blos gedachten, dem Ens überhaupt gesprochen. Daraus folgt, daß Xenophanes ganz genau selbst nicht wuste, was er lehrte, daß er die wichtigen hier einschlagenden Fragen, ob, und

wiefern sein Universum nur eine Modification habe? ob dessen Einheit blos auf das substantielle, oder auch die Accidenzen gehen solle? wie dessen Ausdehnung, und kugelförmige Gestalt mit der gänzlichen Theillosigkeit, und strengsten substantiellen Einheit bestehe? u. s. w. sich gar nicht vorgelegt hatte; ganz anders Spinoza; der hatte doch seine Behauptung von mehreren Seiten untersucht; unterschied Substanzen und Modificationen; bestimmte überhaupt genauer, was er lehrte.

Am vortreflichsten sind in diesem System die Beweise von Gottes Einheit; auch noch heutiges Tages in der Metaphysik gewöhnlich. Vortreflich auch die schon hier vorkommende obgleich noch nicht genug eingesehene Lehre, daß das vollkommenste Wesen einzig, ohne alle Theile seyn muß. Diese Lehren, mit ihren Tugenden, so wohl als Fehlern, hatte Xenophanes, so viel sich nach allen Nachrichten urtheilen läßt, nur sich zu danken. Und dabey kommt ihm unstreitig das Verdienst zu, den menschlichen Geist auf eine ganz neue Untersuchungsbahn geleitet, und eine Quelle eröfnet zu haben, aus welcher hernach Plato, Aristoteles, und die neuern Platoniker tiefe Metaphysik in vollen Zügen geschöpft haben.

Mit diesen Sätzen verband Xenophanes andere, ihnen gerade zu widersprechende. Er lehrte nemlich auch manches von Entstehung und Untergang der Welten, gab mit einem Wort auch ein Cosmogonie-System. Von dem sind nur wenige noch dazu nicht zusammenhängende Brocken zu uns gekommen, woraus sich kein Ganzes bilden läßt. Hier sind sie einzeln: es giebt der Welten eine zahllose Menge; und diese sind unveränderlich: was entstanden ist kann auch vergehen; es giebt vier Elemente: doch wollen einige Nachrichten alles sey aus der Erde; andere alles aus Wasser und Erde entstanden; mithin erstere, die Erde, letztere, Wasser und Erde seyen die einzigen Elemente. Die Sonne besteht aus feurigen Partikeln, welche aus den feuchten Dünsten sich erheben; so oft die Sonne alle Tage aufgeht, verneuert sie sich: daher ist die Sonne blosses Meteor, und es giebt so viele Sonnen: daß jede Zone, jedes Clima seine eigene hat. Der Mond ist nach einigen eine zusammengepreßte Wolke, nach andern aber von Menschen bewohnt, letzteres verdient um so weniger Glauben, da auch die Sterne für feurige Wolken von andern erklärt werden, welche bey Sonnenaufgang verlöschen; und andere von einer zahllosen Menge von Monden reden. Durch die Länge der Zeit löset sich die Erde endlich im Wasser auf, welches versteinte Seemuscheln, und Abdrücke von Knochen beweisen. Denn gehen alle Menschen zu Grunde, entstehen aber hernach wieder. Gleiche Veränderung steht allen Welten bevor. Die Seele ist luftartig; Wahrsagung giebt es nicht, obgleich Gottheiten sind.

Diesen Widerspruch zu heben, könnte man auf die Gedanken fallen, Xenophanes sey ein Sceptiker, und häufe zu dem Behufe sich aufhebende Lehrsätze. Und solche Behauptung liesse sich auch leicht durch die Zeugnisse der Alten rechtfertigen, welche besagen er habe den dogmatischen Stolz lächerlich gemacht; versichert, daß nie ein Mensch etwas gewisses erkannt habe; oder erkennen werde; und geriethe auch je einer zufällig auf etwas wahres: so könne er doch davon, wegen der stets mitwirkenden Vorurtheile, keine Gewißheit erlangen. Allein andere gegentheils entfernen ihn ausdrücklich von den Sceptikern; welches auch noch seine Theorie von dem Einen Wesen zu bestätigen scheint. Beyde stützten sich auf Verse des Kolophoniers, und beyder angeführte Verse besagen was sie daraus herleiten. Also ist wohl so viel ausser Zweifel: Xenophanes sprach hierüber unbestimmt, von Dichterfeuer hingerissen, oft auch wohl nicht ohne Widerspruch; welches bey einer so verwickelten damals noch so ganz neuen, und so vielen Schwierigkeiten unterworfene Frage, auch nicht zu verwundern ist. Er nahm den Verstand als einzigen Richter über Wahrheit und Irrthum an; verwarf hingegen der Sinne Ansehen gänzlich. Dies bestätigt sich auch mehr noch und deutlicher in seiner Nachfolger System.

Obgleich auf diese Folgerung Xenophanes durch bodenlose abstracte Speculation geleitet war; (denn wer die vorigen Lehrsätze wahr glaubt, kann durchaus der Sinnen Autorität nicht annehmen) so war doch in ihr für die noch so frühe Zeiten der Vernunft, ungemeine Kühnheit, daneben viel, obgleich dem Xenophanes, noch ungesehene Wahrheit; und für die Folgzeit grosses Verdienst. Daß Xenophanes diese Behauptung durch Erfahrungen, und Untersuchungen über der Sensationen Natur unterstützt hätte, findet sich nirgends.

Nun findet sich auch leicht Hebung des oben gedachter Widerspruches. Was nemlich Xenophanes von der Welten Mehrheit, von der Sonnen und Monden Unzählbarkeit, von Ueberschwemmungen, von Entstehungen und Untergehen der Welten lehrte, gründet sich alles auf sinnliche Empfindung; war also blosser betrüglicher Schein; was hingegen die Vernunft von der Einheit der Substanz und deren Unveränderlichkeit lehrte, war auf festen Boden gebaut, also feste Wahrheit. Dem zufolge ist Xenophanes der erste Idealist, von dem die Geschichte Meldung thut; der ob er gleich nicht des ausgedehnten und körperlichen Wesens Daseyn leugnet, wie die neuern Idealisten doch einen allgemeinen Sinnenbetrug annahm, und, nur seine einzige, durch den Verstand denkbare Substanz, als wahres Wesen erkannte. Noch mehr wird dies gleich aus seines Schulers Behauptungen erhellen. Wie Xenophanes hiemit die Aussprüche seiner innern Empfindung, und seine Persönlichkeit vereinigt, wo er überhaupt in den sich hier überall häufenden Schwierigkeiten sich aushalf; ob er überhaupt sich in besondere Ausflüchte einließ, und nicht alle Einwendungen durch die Sinnen-Illusion kurz abwieß; meldet die Geschichte nicht.

So wäre er denn ja ein Atheist? — Die Folgerung wage ich nicht. Er erkannte nur ein einziges ewiges, denkendes, unveränderliches Wesen, Mehrheit der Substanzen widerspricht seinem ersten Grundsatze; er also konnte sich selbst auch nicht für substantiell annehmen, muste sich als irgend ein Scheinwesen, das durch seine Sinne sich etwas für sich zu seyn dünkte, an sich aber nichts als Beschaffenheit des Einzigen ist, halten: das einzige Wesen nennt er Gott, und ausser Gott existirt ihm zufolge gar nichts: in Gott existirte auch er nicht einmal als Theil, oder als abgesonderte Substanz; folglich leugnete er alles Daseyn einer Welt überhaupt; behauptete nur Gottes Daseyn; wie kann er denn für einen Gotteslängner gelten? Nach gemeinen Begriffen, dem Maasstabe, womit gemeinhin andere gemessen werden, ist er freylich Atheist. Denn in deren Gemäßheit existirt eine Körperwelt, und diese verwechselte und vermischte er

mit seiner einzigen Substanz: vergöttert daher die Welt. Was wir nemlich unmittelbar als existierend erkennen, sind wir selbsten Theile der Welt, was daher Xenophanes als existierend annahm, wem er alle die erhabene Eigenschaften beylegte, war die Welt. Allein obgleich solche Verwechselung in der That beym System zum Grunde liegt: so ward sie doch dessen Baumeister nicht inne, glaubte vielmehr nur ein ewiges von aller Sinnenwelt, aller Vergänglichkeit ganz entferntes Wesen anzubeten, und war mithin nach seinen Begriffen von Gottesleugnung frey.

Ihm folgte in der Schule, wie in der Lehre, Parmenides aus Elea. Sein Geburtsjahr fällt wahrscheinlich in die 69te Olympiade; seine Unterredung mit Sokrates bey Plato ist nichts als Erdichtung. Ausser Xenophanes soll er auch Anaximander gehört haben, und neben dem noch die Pythagoreer, Aminias und Diochetes, welchen leztern er vorzüglich gefolgt seye, auch nach dem Tode ihnen gleich einen Heros eine Kapell errichtet haben soll. Daher neuere Platoniker ihn zu den Pythagoreern oder Halbpythagoreern rechnen. Er war reich und aus angesehener Familie, dabey in solchem Ansehen, daß er Gesetzgeber wurde; Aminias aber leitete ihn vom Geräusche politischer Geschäfte, auf stilles Nachdenken. In dieser Erzählung findet ein aufmerksames Auge so viel Unwahrscheinlichkeiten, so viel von dem Geiste worin die Neuplatoniker vom Pythagoras und seiner Schule zu dichten pflegen, daß sie nicht anders als in einem sehr zweydeutigen Lichte ihm erscheinen kann. Parmenides soll Pythagoreer, wenigstens halb es seyn, und doch enthält sein System nicht das geringste von Pythagoreismus. Aminias, nebst den übrigen Vorfällen, scheinen hinzugesezt, der Behauptung Schein zu verschaffen, und den Pythagoreern Ehre zu bringen. Zudem waren ja die Pythagoreer so weit entfernt auf blosse Speculation zu dringen daß sie selbst in der Gesetzgebung unterrichteten, und keine Philosophenschule so viel Gesetzgeber aufzuweisen hat. Dazu kommt daß bloß sehr späte Schriftsteller, und darunter neure Platoniker diese Nachrichten überliefern. Daß man hingegen selbst zu Aristoteles Zeiten von der Eleatischen Schule, und den Begebenheiten ihrer Lehrer wenig historische Umstände kannte, sogar daß Parmenides Xenophanes Schüler war, berichtet Aristoteles sehr zweifelhaft, blos mit einem, man sagts. Seine Lehren kleidete er, nach Xenophanes, und der ältesten Schriftsteller Beyspiel in Verse ein, wovon verschiedene nicht unerhebliche Bruchstücke noch erhalten worden.

Obgleich dieser Bruchstücke Aechtheit in Zweifel gezogen werden mag, besonders von dem, der einige derselben seinem vorher gefaßten Systeme nicht gemäß findet: so ist doch ihre durchgängige Uebereinstimmung mit dem, was Aristoteles, Plato, und die glaubwürdigste Schriftsteller von Parmenides sagen, den Partheylosen zulangender Beweis ihrer Aechtheit. Kürze halber soll Parmenides System, so weit die Fragmente reichen, mit ihren Worten angeführt werden; wer es der Mühe werth achtet, kann der anderen Verfasser Parallelstelle leicht dazu finden, oder dagegen halten.

Viele Gründe giebt es zu behaupten, daß, was existirt, anfangs- und endlos, einzig, ganz, ruhend, und nicht unendlich ist; daß es nie gewesen ist, und auch nie seyn wird; mit andern Worten daß es ewig, und unveränderlich ist. Hier faßt Parmenides kurz seines Systems Hauptsäze zusammen, und wahrscheinlich war dies des Werkes Eingang. Vergleichung mit Xenophanischen Sätzen lehrt bald, daß Parmenides gleich ihm lehrte, was existirt, ist Eins, es ist ein Universum, eine Substanz, ewig und unveränderlich. Abweichung aber zeigt sich auch gleich in der hier behaupteten Endlichkeit und vollkommenen Ruhe dieses Wesens, dem Xenophanes in gewisser Rücksicht Unendlichkeit und Bewegung zugeeignet, in gewisser andern hingegen abgesprochen hatte. Weil dies Dunkelheit verursachte, und diese Rücksichten auf Voraussetzungen sich stützten, die das System nicht erlaubte; so übergieng es Parmenides mit mehrerm Recht.

Des Alls Ewigkeit beweiset er mit folgenden Worten: welche Entstehung kann man ihm wohl zuschreiben? Von wo soll es angefangen haben zu wachsen? Aus Nichts? Dies kann ich nicht erlauben zu behaupten oder zu denken; denn es läßt sich weder sagen noch denken, daß es nicht seyn sollte. Und welche Nothwendigkeit hätte es bewogen, früher oder später zu entstehen? Statt des Xenophanischen einen Grundes, aus nichts wird nichts, sind hier schon zween, nemlich auch noch der, warum entstand es gerade zu dieser oder jener Zeit? Ein wahrhaftig scharfsinniger Gedanke, welcher nachher Theologen und Philosophen so oft von einer Weltschöpfung oder Weltbildung die Rede war, noch manche saure Stunde gemacht hat. Dieser in gegenwärtiger Verbindung ganz demonstrative Gedanke gehört unstreitig dem Parmenides als Erfinder. Durch etwas kunstmäßigere Stellung und Ergänzung einiger Mittelbegriffe, welche beyden auch alle Zeugnisse beytreten, erhielt man hieraus folgende Schlüsse: das Existirende ist ewig, weil ihm Entstehung widerspricht. Denn wäre es aus etwas entstanden, so hätte ausser ihm noch ein anderes Existirendes seyn müssen, und ausser allem existirenden ist nichts, als das nicht existirende. Aus Nichts ist alle Entstehung unmöglich, weil das Nichts nicht existirt. Aus dem was theils ist, theils nicht ist, kann auch nichts werden, weil durch Nichts, nichts einen Zuwachs erhalten kann. Also, folgert Parmenides, erlauben der Unmöglichkeit Bande nicht, daß irgend etwas entstehe oder vergehe; da auch überdem das Existirende schon ist, mithin ihm Entstehung widerspricht, weil nur entsteht was nicht ist.

Weit grösserer Scharfsinn und mehr Stärke in abstrakten Betrachtungen, als beym Xenophanes, leuchtet hier allerdings hervor, sogar, daß auch Plato und Aristoteles diesem Schlusse auszuweichen, Mühe hatten, und der Unerfahrne sich an allen Enden gefesselt fühlt. Das Ganze beruht auf einer sehr unmerklichen Zweydeutigkeit des Wortes ist. Etwas nehmlich ist, wenn es ein Gegenstand der Anschauung ist, und dies ist es stets nur einen Augenblick, weil alsdenn, um sagen zu können, es ist, schon ein anderer Act der Anschauung wieder hinzu kommen muß. Folglich gilt das ist stets nur von einem einzigen Anschauungs-Actus; und von dem, welches ich jezt mit ist, bezeichnete, kann ich nicht behaupten, noch weniger aus der Bezeichnung folgern, daß ihm das Seyn auch noch im folgenden Augenblicke zukommt; dazu gehören andere Gründe. Eben dieses Wort ist aber brauchen wir auch, etwas stets, und unwandelbar existirendes zu bezeichnen, das heißt etwas, von dem in jedem Augenblicke gesagt werden kann, es ist in

keinem

keinem es ist gewesen, oder wird seyn. Von letzterer Bedeutung auf die erste, umgekehrt auch von der ersten auf die letztere gilt kein Schluß. Beyde nun verwechselt Parmenides künstlich, und das eben macht seine Schlüsse so blendend. Was in der letzten Bedeutung ist, das ist zweifelsohne unveränderlich, ewig, und kann nie entstanden seyn, weil es nothwendig existirt. Von dem der erstern Bedeutung hingegen gilt dies nicht. Also, wenn Parmenides blos will, es gebe ein ewiges, nothwendiges Wesen, hat er vollkommen recht; wenn er aber alles was ist, so nennet, schließt er sophistisch und springt aus einer Bedeutung in die andere über. Aus dieser so feinen, so schwer zu treffenden Lösung des Knotens, glaube ich nun auch wahrscheinlich, daß Parmenides wirklich durch solchen Schluß sich selbst blendete, und im ganzen Ernst seine Theorie vom Eins und All vertheidigte.

Mehr noch erhärten die Beweise seiner andern oben angekündigten Hauptsätze. Das All, fährt er fort, oder das Existirende, ist zusammenhängend; denn es läßt sich nicht theilen, weil es sich überall gleich ist; weil nichts ist, was es hindern könnte, sich überall zu berühren und zusammenzuhängen, indem alles überall mit existirenden angefüllt ist. Es ist also zusammenhängend, da ein existirendes das andere berührt. Aus Mangel an zureichender Sprache der Metaphysik drückt er sich hier dunkel und vielsinnig aus; alle Nachfolger indessen, vom Aristoteles bis auf dessen Ausleger Simplicius, verstanden es so; das Universum ist nur ein einziges, nicht mehrere Wesen oder Substanzen, es besteht nicht aus mehreren. Dies lehrt auch die Folge unwidersprechlich. Genauere Betrachtung der im Schlusse enthaltenen Sätze zeigt auch dies bald, so wie, daß folgende vom Simplicius zur Erläuterung eingeschobene Sätze Parmenides Sinne gemäß sind. Wenn etwas anders existirt als das Weiße, so ist das nicht weiß; wenn etwas anders als das Gute, so ist es nicht gut; also wenn etwas anders als das Eins, so ist es kein Eins. Folglich existirt es auch nicht, denn was nicht ist oder existirt ist ein Non-Ens; folglich existirt nur das Ens, folglich ist nur ein Ens. Gesetzt es gäbe mehrere Dinge, so sind sie entweder im Seyn oder im Nichtseyn verschieden. Ersteres ist unmöglich, denn eben darinn sind sie einander gleich, und gleiche Dinge als gleich sind ununterscheidbar. Auch letzteres; denn was nicht ist, kann auch von einander nicht verschieden seyn. Da also mehrere existirende Dinge, weder im Seyn, noch im Nichtseyn verschieden seyn können, so muß, was ist, Eins, und dasselbe seyn.

Solch einen Schluß gebrauchte Xenophanes nicht, er schloß aus der Vollkommenheit Gottes, da er doch sein Universum, als mit der Gottheit einerley, noch durch keinen Beweiß aufgestellt hatte. Parmenides Scharfsinn bemerkte zweifelsohne den unerlaubten Sprung, und suchte ihn durch diesen wahrlich des größten Meisters nicht unwürdigen Schluß zu vermeiden. In der Philosophie nemlich muß der erste Grund durch Trugschlüsse gelegt werden, und je künstlicher der Trug, desto grösser der Philosoph. Noch jetzt sind wir weit entfernt allen Trug abstrakter Schlüsse zu durchschauen; woher entstünden sonst noch Secten, Partheyen und Meynungsverschiedenheiten? Vielleicht gehören noch Jahrhunderte dazu, ehe das Menschengeschlecht, auch nur in den Hauptgründen philosophischer Spekulation alle vorhergegangene Trugschlüsse aufdeckt, und dann mit Riesenschritten auf der Bahn zur Wahrheit fortrückt. In Parmenides Schlusse liegt der Trug darinn: daß vollkommene Ununterscheidbarkeit im Existirenden daraus gefolgert wird, daß alles ein Prädikat, die Existenz hat. Was vom existirenden verschieden ist, ist darum noch nicht gleich nicht existirend; denn etwas kann von diesem existirenden, von diesem weißen, verschieden, und doch existirend, und weiß seyn. Freylich von zwey verschiedenen Dingen ist eins nicht das andere; aber darum nicht auch eins nicht, was das andere ist, mit andern Worten, weil Dinge verschieden sind, folgt nicht, daß vom einen verneint werden müsse, was vom andern bejaht wird. Zwey Dinge können in ihren absoluten Beschaffenheiten vollkommen einerley, und doch verschiedene, richtigere, mehrere Dinge seyn. Von der formellen Identität wird hier durch subtile Unterschiebung auf die numerische geschlossen.

Nicht zufrieden mit diesem Beweise, bediente sich Parmenides noch des folgenden; alles ist sich überall gleich, weil alles überall existirend ist. Ist es also theilbar, so ist es dies überall; nun werde es getheilt, so verschwindet es in Nichts, welches ungereimt und widersprechend ist. Dem gemeinen Verstande ist solcher Schluß sehr annehmlich, weil er bemerkt, daß durch Theilung etwas stets kleiner, immer mehr verschwindend wird, indem es immer weniger empfunden werden kann. Daher scheint die Folge natürlich; allgemeine, alle möglich Theilung zugleich, mußte das Theilbare zu Nichts machen. Wenn aber der durch Mathematik geübte Verstand an Zahlen und Linien Beyspiele endloser Theilbarkeit, und dabey doch nie nichts entstehen sieht, wird er gegen die Sinne mißtrauisch. Wenn er ferner bey Zergliederung seiner Begriffe, durch Theilung zwar immer feinere und einfachere Actus hervorkommen, diese aber durch keine Kunst der Analyse in Nichts übergehen sieht; verwirft er auch diese erst scheinbare Folgerung, und überzeugt sich, daß solch ein Schluß keinen nothwendigen Zusammenhang hat.

Endlich berief sich noch Parmenides, um zu behaupten, daß alles Eins und zusammenhängend ist, auf des leeren Raumes Nullität. Leerer Raum ist nichts; wo nun die Dinge durch nichts getrennt werden, da müssen sie einander berühren, folglich sind sie durchaus untrennbar. Beynahe so schloß Jahrtausende hernach Deskartes, des leeren Raumes Daseyn zu leugnen, und schloß eben so fehl. Es folgt nicht, daß, wo zwischen mehreren Dingen nichts ist, sie sich unmittelbar berühren müssen; so sehr es auch anfangs zu folgen scheint. Nur dann berühren sich zwey Dinge, wenn auf den Actus, wodurch ich das eine anschaue, unmittelbar der Actus folgt, durch den das andere angeschaut wird. Also, wenn nichts zwischen zwey Dingen, das heißt, nichts substantielles durch einen besondern Actus angeschautes, und kein mittler Actus des Anschauens überhaupt ist, dann berühren sie sich. Es läßt sich nehmlich denken, daß im Uebergang vom Anschauen eines Dinges zum andern, ich den Actus des Anschauens wiederholen muß, ohne daß sie auf einen Gegenstand stossen, wie wenn man mit der Hand von einem Tische durch die Luft auf einen andern ein wenig entfernten fährt. Hier verrichtet man ununterbrochen, was bey Anfühlung eines Gegenstandes geschieht, und trift doch nicht eher etwas zu berühren, bis der andere Tisch erreicht ist. Parmenides nun nimmt den Grundsatz in der engern Bedeutung, und

im Schlusse zieht er die Folge, welche er nur in seiner ganzen Ausdehnung erlaubt. Auch folgt noch nicht, daß, wofern kein leerer Raum ist, die Dinge unzertrennlich aneinander hängen. Können sie gleich nicht einzeln von einander gebracht werden, so können sie es doch durch Kreisbewegung im ganzen Haufen.

Auch die letzten Beweise sind Parmenides Eigenthum, und gereichen ihm keineswegs zum Nachtheil. Man sieht: er hatte weit mehr, und tiefer als seine Lehrer über das System nachgedacht; auch, weil diese Einheit die wichtigsten Folgerungen unterstützen soll, sucht er sie mit mehreren Beweisen zu befestigen. Sie sind aber, den ersten ausgenommen, von der Beschaffenheit, daß sie zugleich von seiner noch nicht genug geläuterten Vernunft Zeugniß ablegen. Noch immer schweben körperliche Bilder, von ausgedehnten Substanzen, von Raum und Berührung ihm vor. Er denkt sein Universum, als ein ausgedehntes, Körper ähnliches Wesen, und stürzt eben dadurch sein ganzes Gebäude um. Wäre es ihm schon möglich gewesen diese Vorstellungen zu entfernen, so würde wenigstens diese Speculation in der natürlichen Theologie brauchbar gewesen seyn, so konnte sie ohne grosse Läuterung nicht weiter angewandt werden. Zugleich erhellt hieraus, daß Simplicius nebst seiner ganzen Gesellschaft von Neu-Platonikern, die Parmenides System in einem intellektuellen, von der Körperwelt ganz entfernten, und blos die Gottheit angehenden Sinn nehmen, ihm zwar von einer Seite viel Ehre, von der andern aber desto mehr Gewalt anthun.

Daß diese Vordersätze auf des Alls Unbeweglichkeit führen, wird man nun, auch nach Analogie mit Xenophanes, erwartet haben. Parmenides selbst spricht davon so: also ist das All unbeweglich in seinen festgesetzten Gränzen, ohne Anfang, ohne Ende, weil Entstehung und Vergehung wahre Gründe weit von ihm entfernen. Es ist stets dasselbe, in demselben Orte ruhend, denn starke Nothwendigkeit umschließt es mit mächtigen Banden. Daher kann das Existirende auch nicht mangelhaft seyn, denn es bedarf keiner Sache; wäre es hergegen nicht existirend, so bedürfte es alles. Nach Simplicius geht das letztere auf Unveränderlichkeit; dies macht er durch folgende Entwickelung des Schlusses einleuchtend. Wie das nicht Existirende alles bedarf, so bedarf das Existirende nichts, und ist vollkommen. Nun aber hat das Veränderliche nöthig, wodurch es verändert wird, also verändert sich das Existirende nicht. Poetische Bilder abgerechnet, muß der Schluß metaphysisch so lauten: was ist, ist alles, was es seyn kann, daher unveränderlich. Es sey dies nicht, so ist es nicht vollständig, also auch nicht im wahren Verstande. Freylich von dem was nothwendig ist, wie es Parmenides anfangs nahm, gilt diese Folge; nicht aber von jedem was ist. Hier also ist dieselbe im ersten Schlusse vorkommende Verwechselung.

Ein anderer Beweiß lautete so: was sich verändert und bewegt, geht heraus aus dem worinn es ist. Nun aber ist es im Seyn, und was aus dem Seyn geht, vergeht; also kann es, da es unvergänglich ist, nicht herausgehen, mithin sich auch nicht verändern. Subtil abermals fehl geschlossen. Was sich verändert geht aus dem worinn es ist, doch aber nicht aus ihm ganz, aus ihm allein; fast müßte jede Veränderung auch Untergang seyn. Ist dies nicht, so folgt auch der Schlußsatz nicht; hier macht des Obersatzes Unbestimmtheit den Trug aus. Beyde diese Beweise sind gleichfalls Parmenides eigen; beyde der Subtilität halber grossen Lobes werth.

Folgenden Schluß setzt hinzu noch der Philosoph, etwas dunkel freylich, doch deutlich genug dem, der mit Hülfe des vorhergehenden in seinen Sinn eindringen kann. Das Denken und das, warum der Gedanke ist, ist eins und dasselbe; denn ohne das Existirende wird man das Denken nicht finden. Es ist keine Zeit, und kann auch keine ausser dem Existirenden seyn, weil das Schicksal, es ganz und unveränderlich zu seyn, befestigt hat. Daher ist alles was die Sterbliche so genennt haben, weil sie es für Wahrheit hielten, das Entstehen, Vergehen, Seyn, Nichtseyn, den Ort und die schimmernde Farbe ändern, nichts als leerer Name; im Ganzen sieht man leicht, daß er alle Beschaffenheiten, ausser dem Seyn seinem All absprechen, und sie für bloßen Schein erklären will. So verstand es auch Simplicius in folgenden Bemerkungen: daß das All vollkommen Eins, und weiter nichts als etwas existirendes ist, lehrt Parmenides mit den Worten: man muß sagen, daß das Denken das existirende ist, denn Denken ist Seyn, das Nichts aber ist nicht. Ist also alles was sich denken oder nennen läßt, Etwas, so hat alles weiter keine Beschaffenheit als die des Etwas. — Das Denken und das, warum das Denken geschieht, ist einerley, denn das Denken geschieht um des Denkbaren willen, das heißt um des Etwas, des Existirenden willen, also ist das Denken und das Denkbare einerley.

Parmenides schließt endlich mit folgendem: da nun das All eine Gränze hat, so ist es überall einer wohlgerundeten Kugel gleich, vom Mittelpuncte überall gleich entfernt, weil es unmöglich ist, daß es an einer Seite grösser sey als an der andern. Das Nichtexistirende kann es nicht hindern, sich überall gleichweit zu erstrecken; auch das Existirende kann nicht machen, daß es irgendwo Lücken habe, weil alles unzerstörbar ist. Also überall gleich, bleibt es in gleichen Gränzen.

Nach diesem zusammen lehrte Parmenides; alles was ist, das ist das Universum, oder Gott ist vollkommen Eins, untheilbar, ausgedehnt, begränzt, und unveränderlich, ewig, und hat weiter keine Beschaffenheit als die, daß es existirt, alles übrige ist bloßer Schein. Es ist nun eine Substanz, und diese hat nur eine Beschaffenheit.

Gegen diese Darstellung läßt sich stellen, was Plato im Parmenides berichtet. Allein es giebt Gründe den Platonischen Parmenides nicht für aufrichtige Erzählung von dieses Philosophen Grundsätzen zu halten. Plato widerspricht darinn nicht blos den Berichten aller andern, sondern auch seinem eigenen; hier behauptet Parmenides das Universum unendlich, ohne Anfang, Mittel und Ende zu seyn; anderswo hingegen erzählt Plato, es sey dem Parmenides endlich; anderer leicht bemerklicher Widersprüche nicht zu gedenken. Plato ferner mischt Lehren des Parmenides und Zeno untereinander; nach Aristoteles nahm Zeno des Alls Unendlichkeit an, hier that es Parmenides. Auch die dem Parmenides hier beygelegten Schlüsse kommen unter seinem Namen sonst nirgends vor. Endlich besagt keine Nachricht, daß Parmenides absichtlich Widersprüche gehäuft hat, bey Plato hingegen trägt er nichts als ein Gewebe

von Widersprüchen vor. Gleich unten wird von diesem Gespräche mehr vorkommen.

Einen andern Einwurf könnte man daher nehmen, daß Parmenides dennoch materielle, theilbare und veränderliche Wesen angenommen hat. Schon aus dem bey Xenophanes erinnerten wird man hierauf die Antwort leicht errathen. Hievon gleich ein mehreres, jetzt nur von seiner Cosmogonischen Theorie. Es giebt zwey Principien aller sinnlichen Gegenstände, das Kalte und Warme, oder auch, das Helle und Dunkle; unter ihnen ist das Feuer, das thätige alles bildende, die Erde das leidende und materielle. Aus ihrer Mischung entspringen Wasser und Luft, keiner sagt wie? Ausser den Elementen nahm er auch zum Princip den Amor; wahrscheinlich, weil er im Chaos allgemeine Verwirrung sah, und daher zur Sammlung des Homogenen ein Vereinigungs-Princip gebrauchte. Die Alten sagen hierüber nichts ganz befriedigendes.

In der Naturlehre also gieng er von seinem Lehrer in der Elemente geringern Anzahl ab. Wahrscheinlich war eben das schon vor ihm in der Pythagorischen Schule von einigen gelehrt worden. Diese ganze Theorie gründet sich blos auf sinnliche Erfahrungen, und ist nur gemacht dem Sinnenscheine Genüge zu thun. Der strengere Philosoph fragt mit Recht nach den Beglaubigungen, wodurch diese, und nicht mehr oder weniger Elemente sich als erste rechtfertigen wollen; ja ob überhaupt Wesen so zusammengesezter Art für die erste und ursprüngliche gelten können? Durch diese und ihnen ähnliche Fragen erscheint dann diese, gleich allen Erklärungen von gleichem Schlage in ihrer blos hypothetischen und unsichern Blösse. Durch genauere Erfahrungen und Versuche über die Analyse der Körper, erscheint sie endlich auch nicht einmal dem durchgängigen Feuerscheine angemessen; und bloß auf einige alltägliche Beobachtungen von des Feuers wirksamer Kraft, der Erde unthätigen und leidenden Vermögen, errichtet.

Nach Sonderung der chaotischen Nässe und Ausbildung der Gestirne, entstanden auch die Menschen (zweifelsohne auch die Thiere und Pflanzen) durch Sonnenwärme, sehr wahrscheinlich aus dem Schlamme. Ein solches System führt noch sichtbare Spuren der ersten Vernunftübung, und des Mangels an genauen Erfahrungen und Beobachtungen. Die Welt wird einmal vergehen, aber wie? bestimmte er nicht.

Seele, Verstand oder Vernunft, ist ihm nach einigen Berichten eins und dasselbe; nach andern alten und glaubwürdigen hingegen, Verstand oder Denkkraft von der Seele, dem Princip des Lebens und Empfindens wesentlich verschieden. Das Feuer überhaupt, nach der Weltbildung aber, eigentlich das die Welt kreisförmig umgebende Feuer, ist Gott.

Hier kommt nun natürlich die Frage wieder, wie lassen sich so entgegengesetzte Theorien mit einander vereinbaren? Beym Xenophanes ließ sich fast nur rathen, hier giebt es stärkere Beweise. Aristoteles sagt ausdrücklich, Parmenides rechnet das kalte Wesen, die Erde, unter das nicht existirende; nun lehrte er ferner, daß ein Non-Ens durchaus nicht existiren könne; also hielt er alles von der Erde, daher auch von der Cosmogonie gesagte, für unwahr. Eben das besagen auch seine eigene Verse in folgendem: hier höre ich auf gewiß und zuverläßig zu reden und wahre Gedanken vorzutragen: von hier an vernimm die menschlichen Meynungen, und höre meiner Worte betrügerischen Schmucke. Diese Worte setzte er hinzu, nachdem er seine Gedanken über das Ens vorgetragen hatte, und im Begriff war zur Cosmogonie überzugehen. Endlich ist ausgemacht, daß er der Sinne Zeugniß für gänzlich falsch, folglich alle Sinnengegenstände für blos scheinbar, jene ersten Speculationen hingegen für ausgemachte Wahrheit nahm.

Eben dies veranlaßte auch die mittlern Academiker, als welche für ihre Parthey Himmel und Erde bewegten, sich seiner Authorität zur Anpreisung des Zweifels zu bedienen, und ohne Bedenken ihn unter die ihrigen zu setzen. Unpartheyische hingegen rechnen ihn nicht dahin, weil sie aus seinen eignen sehr bestimmten Worten beweisen können, daß er Vernunft und Verstand für untrügliche Wahrheitsrichter erkannte. Neuere Platoniker endlich möchten auch gern ihre Realität und Existenz der sinnlichen Gegenstände behaupten sehen, welches zu bewerkstelligen sie sich viele, dennoch nur den Gründen des Systems widersprechende, auch den Zeugnissen älterer nicht entsprechende, das heißt, vergebliche Mühe geben.

In dieser Voraussetzung haben auch einige Neuere über das ganze System folgende freylich sinnreiche, nur nicht ganz befriedigende Erläuterung gegeben; das Existirende, Ens oder Universum ist aller Materie Masse, aber von allen Eigenschaften und aller Form abstrahirt. Die Gottheit hingegen ist das feinste Feuer. Obgleich in den Dingen sich manche Veränderungen ereignen, Dinge entstehen und vergehen; so muß doch der Philosoph weiter sehen, und aller Dinge Substanz von so vielen Formen und Modificationen unterscheiden. Denn erst erhellet, daß aller Dinge Substanz eine ist, obgleich viele Dinge abgesondert und vor sich zu existiren scheinen; daß sie ewig und nie entstanden ist, auch unveränderlich, das heißt, daß ungeachtet aller Bewegungen und Veränderungen, keine ihre Natur, ihre Existenz verlieren kann; endlich auch unbeweglich, das ist, daß alle in der Natur sich ereignende Bewegungen nicht hindern, daß nicht das ganze Universum unbewegt und unverändert bleibt, so daß nichts neues entsteht. Gegen diese Erklärung ist theils ausdrücklich Aristoteles, als welcher anmerkte Parmenides habe bey Behauptung der Einheit mehr auf das formelle, das ist, daß alles einerley Wesen, einerley Definition und Natur habe, denn auf das Materielle gesehen. Ausdrücklich auch Parmenides selbst, der oben alle Mehrheit der Theile, auch Mehrheit und Verschiedenheit der Eigenschaften oder Qualitäten leugnete.

Ein anderer unter den Neuern ist mit sich selbst nicht ganz einstimmig. An einem Orte sagt er von der ganzen eleatischen Secte, sie müßte behaupten, daß die Natur immer dieselbe bleibt, und alle von uns geglaubte Veränderungen leerer Schein sind. An einem andern hingegen zählt er den Xenophanes, mithin auch den ihm beypflichtenden Parmenides den Sceptikern zu.

Parmenides hinterließ zween unter den Philosophen berühmte Schüler, Meliß und Zeno aus Elea, von welchen letzterer jedoch des erstern Ruhm bey weitem, so wie auch sein Genie, überwog. Meliß Zeitalter wird nicht genau von den Alten bestimmt, es fällt wahrscheinlich in die 84te Olympiade. Er war gebürtig aus Samos. Sein Ansehen in politischen Verrichtungen war groß, so daß man ihm auch über eine Flotte das Commando gab, mit welcher er die Athe-

ner schlug. Uebrigens wissen wir von seinem Leben weiter nichts, als daß er ein nicht mehr vorhandenes Buch über das Ens und die Natur geschrieben hat.

Im Lehren war er in den meisten Stücken dem Parmenides gleichförmig, in andern aber auch verschieden. Gleichförmig darinn, daß das Universum Eins ist, das heißt keine Wahrheit und reelle Absonderung der Substanzen darinn sich findet; daß keine Bewegung ist; daß alle Veränderung vom All ausgeschlossen wird, und daß es in allem Betrachte ewig seyn muß. Abweichend darinn, daß es unendlich ist, da es Parmenides endlich annahm; daß es empfindungslos ist, da es beym Parmenides mit Empfindung ausgerüstet war.

In den meisten Fällen bedient sich Meliß auch seines Lehrers Schlüsse; nur wo er abweicht muß er anders schliessen; auf diese Abweichungen also wird nur zu sehen seyn. Da alles entstandene einen Anfang hat, so hat das nicht entstandene keinen. Was ist, ist nicht entstanden, folglich anfangslos. Ferner hat alles vergehende ein Ende; was also nicht vergeht hat auch kein Ende. Als etwas unvergängliches hat folglich was ist, kein Ende. Was aber keinen Anfang und Ende hat, ist unendlich, also was ist, ist auch unendlich. Ein in der That nicht feines, an Parmenides Sophismen bey weitem, nicht reichendes Spiel mit Worten! Daher auch Aristoteles mit vollkommenem Recht anmerkt, Meliß mache grobe Fehlschlüsse, Parmenides hingegen sey feiner und scharfsichtiger. Aus dem Mangel an Anfang und Ende der Zeit nach, darf doch unmöglich Mangel alles und jeden Anfanges und Endes, aller und jeden Gränze, mithin Unendlichkeit gefolgert werden. Von andern Eigenschaften seines Alls, besonders auch noch der Unendlichkeit, sprach Meliß in eignen Worten so: folglich ist das All ewig, unendlich, eins, und sich selbst gleich, das ist unveränderlich. Es kann nichts verlieren noch gröſſer werden, noch eine andere Einrichtung bekommen, es empfindet weder Schmerz noch Bekümmerniß. Litte es etwas hievon, so würde es nicht mehr Eins seyn; denn verändert es sich: so ist es sich nicht ähnlich, sondern das vorher existirende vergeht, und das nicht existirende entsteht; verändert also sich das All in zehn tausend Jahren nur um ein Haar: so würde es in der unendlichen Zeit vergehen. Auch kann es keine andere Einrichtung bekommen, weil die vorige Welt nicht vergehen, noch eine neue entstehen kann; wenn weder etwas dazu noch davon kommt, oder sonst verändert wird, wie kann sie denn eine andere Einrichtung erhalten? Würde etwas darinn anders: so könnte sie auch durchaus anders eingerichtet werden. Auch empfindet das All keinen Schmerz, weil das All nicht vom Schmerze gerührt werden kann, indem ein Schmerz leidendes nicht ewig dauern kann; und Schmerz der Gesundheit nicht gleicht. Auch würde es sich nicht gleich bleiben, wenn es Schmerz empfände; und was ganz ist, kann keinen Schmerz empfinden, weil dieser entweder aus dem Hinzugekommenen, oder dem Abgange eines Dinges entspringt. Dadurch würde das Ganze und das Etwas vergehen, das Nichts hingegen entstehen. Von der Betrübniß gilt eben dies.

Meliß, sagt Aristoteles, unterscheidet sich von Parmenides dadurch, daß er hauptsächlich auf das Materielle sahe; und diese Behauptung rechtfertigt er mit der Melissischen Unendlichkeit des existirenden. Er also verstand die Unendlichkeit nicht blos von Abwesenheit der Ausdehnungsgränzen, sondern aller Einschränkung und Form ohne Unterschied. Nur die formlose Materie ist in aller Rücksicht unendlich, unbegränzt, das Geformte hingegen begränzt. Dies erhellet auch noch daher, daß Meliß, nach Xenophanes Anleitung, die Unendlichkeit dadurch bewies, daß mehrere Wesen seyn müßten, damit sie einander einschränken könnten, welches der Einheit des All widerspräche. Erhellet auch daher, daß alle Empfindung und Denkkraft dem All abgesprochen wird. Hierauf also paßt die oben dem Parmenidischen Systeme nicht angemessene Mosheimische Erklärung sehr gut, bis auf den Theil, wo sie diese Theorie mit der Cosmogonie vereinbaren soll. Denn hierinn war Meliß seinen Vorgängern vollkommen treu.

Wie aber, wenn das Melißische Eins gar ein unkörperliches Wesen wäre? Dazu sucht es aus allem Vermögen Simplicius zu machen; auch hatte er folgenden Ausspruch des Philosophen vor sich: wenn Etwas ist, so muß es Eins seyn, und wenn es dies ist, so muß es nicht körperlich seyn. Allein er vergaß, was sonst Aristoteles und Plato so oft wiederholten, daß unkörperlich auch die Materie heißt, so lange sie noch keines Körpers Form angezogen hat, daß daher auch Xenophanes mit gutem Fug sein All so nennen konnte.

Diesem zufolge ist das Melißische System nicht nur unsern Empfindungen weit mehr entgegen und ungereimter, sondern auch weit gottloser als das Parmenidische; sichtbar ist hier nichts als reiner Atheismus, weil ausser der unförmlichen Materie nichts, auch nicht einmal Denkkraft angenommen wird. Das fühlte auch zweifelsohne Meliß, weil er sagte: von den Göttern müsse man nicht reden, weil wir von ihnen gar keine Kenntnisse hätten.

In seinen physischen Lehren ist er, so wenig auch davon zu uns gekommen ist, mit Parmenides einstimmig, also davon hie nichts weiter zu sagen.

Zeno, von seinem Vaterlande, Unterschieds halber der Eleatische genannt, hatte zum natürlichen Vater den Teleutagoras, zum adoptirenden den Parmenides, der ihn aus Liebe, nicht ohne deßwegen von andern böser Absichten beschuldigt zu werden, an Sohnes statt annahm. Gleich seinen Vorgängern in der Schule, zeichnete auch er sich durch Verwaltung öffentlicher Geschäfte, noch mehr aber durch die Philosophie aus. Wozu seine in den grausamsten Martern bewiesene Standhaftigkeit nicht wenig beytrug. Ein so altes, wahrscheinlich durch Tradition allein lange erhaltenes Factum wird von verschiedenen verschieden erzählt. Aus Armuth verließ er sein Vaterland, und gieng nach Agrigent, mit so viel Zutrauen zu seinem Geiste und seiner Aufführung, daß er glaubte, den daselbst herrschenden Tyrannen (wer er sey, sagen die Nachrichten verschieden aus, Zeitrechnung und andere Umstände, machen alle nahmhaft gemachten verwerflich, Vermuthung allein läßt nichts sicheres finden) von seiner Grausamkeit ablenken zu können. Als Rath nichts vermochte, nahm er zur Verschwörung Zuflucht, wurde entdeckt, und vom Tyrannen auf die Folter gebracht, die Mitschuldigen zu entdecken. Er aber nannte keinen der wirklichen, sondern suchte blos durch Hernennung der treusten Diener, diese beym Tyrannen verhaßt zu machen. Einige sagen, er habe dem Tyrannen das mit den Zähnen gefaßte Ohr, andere die Nase, so lange fest gehalten, bis er unter Wunden den Geist aufgab; er habe andere seine eigene vorher

abgebiſſene Zunge ihm ins Geſicht geſpieen, und dadurch die Einwohner der Stadt zum Aufruhr und Erſchlagung des Tyrannen gereizt. Auch in der Art der Marter iſt man nicht einig. Prunk und Staat verachtete er, zog deßwegen ſein kleines Elea dem glänzenden Athen vor, und konnte durchaus nicht dahin zu gehen bewogen werden. Er lebte in der 79 Olympiade. Von ſeinen Schriften iſt zu uns nichts gekommen.

Für den Erfinder der Dialectik wird er von den Alten ohne Widerſpruch erklärt. Nur muß man nicht glauben er habe die ganze Dialectik auf einmal ans Licht gebracht, oder auch nur deren größten Theil bekannt gemacht; ſo geſchwind werden philoſophiſche Wiſſenſchaften nicht erfunden. Wie weit ſeine Kenntniß hier gieng läßt ſich aus Mangel an hinlänglich beſtimmten Nachrichten, und eigenen Schriften nicht genau feſtſetzen. Aus den Zeitumſtänden ergiebt ſich folgendes: vor ihm hatte noch kein Philoſoph philoſophiſche Geſpräche geſchrieben; er war der Urheber. Vor ihm hatte jeder zwar ſein Syſtem vorgetragen aber ohne Rückſicht auf vorhergeſehene Einwendungen, als die man in den erſten Zeiten der Philoſophie, noch ganz unerfahren in der Denkungsart anderer, und noch mit entgegengeſetztem Syſteme völlig unbekannt, nicht erwarten konnte. In der Eleatiſchen Schule ward zuerſt eingeführt, abſtrakte Schlüſſe den täglichen Erfahrungen entgegenzuſtellen, welches Zeno, in Gemäßheit des gleich weiter anzuführenden, noch weiter ausdehnte, und überhaupt auf eine Methode plauſibel, pro und contra zu diſputiren geleitet wurde. Daher er in ſeinen Schriften ſich derſelben Methode zu diſputieren bediente: ſo entſtanden alſo die erſten Dialogen; Muſter in der Art pro und contra zu argumentieren, und durch ſubtile Schlüſſe den Gegner zum Stillſchweigen, auch oft zum Widerſpruche mit ſich ſelbſt zu leiten. Von dieſer Art zu verfahren giebt wie Platoniſchen Parmenides Zeno ſelbſt ein einleuchtendes Beyſpiel. Hiedurch nun ward der Geiſt zuerſt auf ſein eigenes Verfahren beym Schlieſſen aufmerkſam gemacht, und auf die Regeln des Denkens geleitet. Einige dieſer Regeln ſoll ſchon Zeno, wiewohl nur nach eines ſehr jungen Schriftſtellers Zeugniſſe, bemerkt, und verzeichnet haben. Dem zufolge kann ſein Antheil an Erfindung der Dialektik nicht viel weiter, als auf Erfindung dieſer Diſputirmethode, und Bemerkung einiger der auffallendſten Regeln in Schlüſſen, ausgedehnt werden.

Von ſeinen metaphyſiſchen Unterſuchungen ſind die Nachrichten ſehr mangelhaft, faſt nirgends zur ſummariſchen Ueberſicht des Ganzen hinreichend. Könnte man dem Plato trauen: ſo hätte man freylich etwas erhebliches; aber man weiß, welche verſchiedene Deutungen deſſen Parmenides erfahren hat. Ehe alſo hier etwas ſich entſcheiden läßt, muß Zeno's Geiſt durch Zuſammenhaltung anderer Nachrichten beſtimmt werden. Ariſtoteles berichtet an einem Orte folgendes: Zeno behauptet, daß, wenn etwas exiſtirt, es ewig iſt, weil aus Nichts nichts werden kann. Entweder nemlich iſt alles entſtanden oder nicht; im erſten Falle war vorher nichts, alſo entſtand alles aus Nichts. Im andern iſt das Exiſtirende durch Etwas gröſſer und vollſtändiger geworden, und dann iſt dieſer Zuwachs aus Nichts gekommen; folglich iſt beydes unmöglich, folglich, was iſt, ewig, daher auch unendlich, weil weder ein Princip vorhanden iſt, aus dem es entſtanden iſt, noch ein Weſen, worin es ſich auflöſen kann. Wenn dies: ſo iſt es auch Eins; wo mehreres iſt, begränzt es einander. Wenn eins: ſo iſt es auch ſich überall gleich, weil, was ſich nicht gleich, vielfach, mithin nicht Eins iſt. Daher iſt es auch durchaus unbeweglich und unveränderlich; denn es kann ſich nicht bewegen ohne von einem Orte zum andern zu kommen. Folglich muß es entweder in einen leeren oder vollen Raum gehen; welches letzteres unmöglich, erſterer aber nicht exiſtierend iſt. Daher iſt es auch ohne Empfindung, von Schmerz und Betrübniß, es hat keine andere Beſchaffenheiten. Es giebt folglich nicht viele Dinge, ſondern ſcheint nur ſie zu geben.

In dieſen allen iſt nichts neues; alles vielmehr aus dem Meliß gröſtentheils, und den übrigen Vorgängern wiederholt. In folgendem, gleichfalls aus Ariſtoteles geſchöpftem erſcheint Zeno in vortheilhafterm Licht. Die hier kurz geleugnete Bewegung beſtritt er auſſerdem noch mit vier der ſubtilſten, ſogar dem Ariſtoteles in der Widerlegung nicht leichten, Schluſſe. 1) Nichts bewegt ſich, weil das Bewegte eher an die Mitte als das Ende des zu durchlaufenden Raumes kommen muß. Mit Zuziehung des Simplicius, findet man folgenden hierauf hinauslaufenden Schluß: Da der Raum aus unendlichen Theilen beſteht, und das Bewegte jeden berühren muß: ſo folgt, daß zu Durchlaufung jeden Raumes eine unendliche Zeit gehört. Geſetzt, wie die Erfahrung oft lehrt, eine Kugel durchläuft in 10 Minuten 2 Fuß: ſo hat ſie während dieſer Zeit das Ganze durchlaufen. Nun aber gehört bewieſenermaſſen zu Durchlaufung eines Fuſſes eine unendliche Zeit, alſo kommt nach unſern Erfahrungen die Kugel eher ans Ende, als ſie den Schlüſſen nach an die Hälfte kommen kann. Da aber dies ſich widerſpricht: ſo folgt, daß gar keine Bewegung iſt. — Wie aber, wenn nun der Raum nicht unendliche Theile hätte? oder, wenn er ſie zwar hätte, aber zu Durchlaufung eines Raumpartikelchens nicht auch gerade ein gleiches Zeitpartikelchen erfordert würde, ſondern, nach Verhältniß der Geſchwindigkeit, mehrere Raumpartikelchen in gleichen Zeitpartikelchen durchlaufen werden könnten?

2) Das Langſamere, eine Schildkröte ſey es, kann nie von ſchnellſten, es ſey Achill, eingeholt werden, weil das Nachfolgende nothwendig dahin kommen muß, von wo das Vorhergehende ſchon ausgegangen iſt, daher das Langſame allemal etwas voraus hat. Geſetzt eine Schildkröte ſey zwanzig Schritte vor Achill, und die Geſchwindigkeit des Helden verhalte ſich zu der der Schildkröte, wie Eins zu Zwanzig: ſo wird die Schildkröte einen Schritt zurücklegen, unterdeſſen Achill zwanzig macht, alſo noch einen Schritt voraus haben. Unterdeſſen er den 21ten macht, hat ſie den 21ten Theil des 22ten Schrittes zurückgelegt, folglich bleibt ſie immer voraus. Fährt man nun hier mit Zeno fort, Achill und die Schildkröte nach gleichen Verhältniſſen fortſchreiten zu laſſen: ſo fiegt freylich der Schluß ob Allein man theile etwas anders, und laſſe Achill den 22ten Schritt machen. Die Schildkröte hat erſt wenig mehr, als deſſen 21ten Theil zurückgelegt; folglich gewinnt der Held zweifelsohne den Vorzug. Der Fehler beruht auf gleicher unrichtiger Vorausſetzung des obigen Schluſſes, daß gleiche Räume auch nur in gleichen Zeiten durchlaufen werden können. Dieſer Schluß war unter den Alten vorzüglich berühmt, und unter dem Namen Achill allgemein bekannt.

3) Was in einem ihm gleichen Raum iſt, bewegt ſich

nicht. Nun aber iſt ein fortſchieſſender Pfeil ſtets in einem ihm gleichen Raum; alſo ruht er und bewegt ſich zugleich; welches, da es ſich widerſpricht, alle Bewegung aufhebt. Hier beruht der Trug auf Zweydeutigkeit. Während dem Fortſchieſſen nimmt der Pfeil ſtets einen ihm gleichen Raum ein; doch aber nicht ſo, daß man ſagen kann, er ſey während einer gewiſſen Zeit in demſelben Raume. indem man ſagt, er iſt in dieſem Raume, hat er ihn ſchon zum Theil wieder verlaſſen. Alſo vom fortſchieſſenden Pfeile kann man eigentlich nicht ſagen, er ſey in einem ihm gleichen Raume, inſofern das Seyn einen Stillſtand, eine anhaltende Exiſtenz bezeichnet; obgleich man unbeſtimmt, und im allgemeinſten Sinne richtig ſpricht: er iſt darin, inſofern das Seyn, eine Verbindung, Beziehung von Gegenſtänden und Gedanken, bezeichnet. Dieſer Doppelſinn macht des Sophism Grundlage aus.

4) Man laſſe gleiche Körper auf einer Fläche ſich in entgegen geſetzter Richtung bewegen und zwar neben einander: die einen von Ende der Fläche, die andern von der Mitte, mit gleicher Geſchwindigkeit: ſo wird die Hälfte der Zeit der doppelten gleich ſeyn. Es ſey die Fläche 4 Fuß; jeder Körper gleichfalls ſo: nun ſetze man den Körper a auf die Fläche bis in die Mitte; den Körper b hingegen ganz auſſerhalb der Fläche. Ferner nehme man an, dem Körper b durchlaufe die ganze Fläche in einer Stunde, und laſſe dieſen ſich zuerſt bewegen. In einer halben Stunde wird er 2 Fuß, das iſt der Fläche Hälfte durchlaufen, und die Extremität des noch ruhenden Körpers a erreicht haben. Nun fange auch dieſer an, aber mit b in gleicher Geſchwindigkeit ſich zu bewegen: ſo werden beyde in einer halben Stunde der Fläche beyde entgegengeſetzte Enden erreicht haben. Nun hat b in einer ganzen Stunde die Fläche durchlaufen, alſo 4 Fuß zurückgelegt: eben dieſes b aber hat in einer halben Stunde alle Punkte an der Seite des Körpers a berührt, welches a auch 4 Fuß hat. Es hat alſo in einer ganzen Stunde 4 Fuß durchlaufen und in deren letzten Hälfte auch 4 Fuß, alſo iſt eine halbe Stunde nicht mehr als eine ganze, mithin, da dies ungereimt, keine Bewegung. Hier überſah, oder wollte Zeno nicht ſehen, daß nicht b allein in der halben Stunde ſich an a herbewegt; ſondern die Hälfte des Durchlaufes auf a eigne Bewegung geſetzt werden muß.

Von dieſen vier Schlüſſen allen iſt bey den Vorgängern keine Spur; auch kein hinlängliches Zeugniß vorhanden, welches dem Zeno die Erfindung ſtreitig macht. Sie alle ſind ferner ſcharfſinnig und des größten Vernunftkünſtlers würdig. Man ſieht alſo, er betete nicht blos nach, er wußte mit Ruhm ſeiner Vorgänger Ruhm zu beveſtigen.

Ob ihm aber dies Beveſtigen ſo ganz Ernſt war? Anderswo berichtet Ariſtoteles, Zeno habe auch ſo geſchloſſen: wenn ein Ort exiſtiert: ſo muß er in irgend etwas ſich befinden. Vo da gieng wahrſcheinlich der Schluß weiter ſo: dies muß wieder in Etwas exiſtieren, und ſo ohne Ende; welches durch ſeine Ungereimtheit des Ortes Nichtdaſeyn beweißt. Leugnet man erſt den Ort: ſo iſt man auch von Leugnen des darin befindlichen nicht weit. Wirklich that auch dieſen Schritt Zeno; iſt das Eins untheilbar, ſagt Ariſtoteles: ſo exiſtiert nach Zenos Grundſatze gar nichts; oder, wenn man will, das Eins iſt nichts. Denn was ein anderes weder durch Zuſatz vergröſſert, noch durch Wegnahme verkleinert, von dem ſagt er daß es Nichts iſt. Auch in den Schlüſſen gegen die Bewegung iſt ſchon Widerſpruch mit ſich ſelbſt, er ſchließt aus des Raumes unendlicher Theilbarkeit, er, der doch keine Vielheit, oder Theilbarkeit irgend eines reellen Weſens anerkannt hatte. Dieſemnach behauptet er, wie auch Seneca berichtet, es exiſtiere gar nichts, auch nicht einmal das Eins; nach Iſocrates, es ſey eins und daſſelbe zugleich möglich und unmöglich; nach Plato endlich; eins und daſſelbe ſey ähnlich und unähnlich, eins und vieles, bewegt und ruhend. Mehrere alte und gültige Zeugniſſe nicht zu berühren, welche alle dahinaus gehen, Zeno habe die Kunſt beſeſſen, Widerſprüche ſcheinbar und annehmlich zu machen. Woraus ſich ergiebt, daß er ſchon ſo wie nachher die Akademiker und Pyrrhoniſten verfuhr; die entgegengeſetzteſten Behauptungen gegen einander mit ſcheinbaren Gründen ſtelte, und am Ende von dem allem ſelbſt nichts glaubte.

Hieraus nun ergiebt ſich unmittelbar, daß der Platoniſche Parmenides nicht nur Zenoniſche Gedanken, ſondern auch ſeine ganze Denkungsart und Behandlung abſtrakter Gegenſtände enthält. Die Behauptungen darin ſind ſtets einander entgegengeſetzt, und der Schluß geht am Ende dahin, daß gar nichts exiſtiert. Die Behauptungen von der Unveränderlichkeit, Unendlichkeit der Ausdehnung, der Unmöglichkeit aller Bewegung und alles Ortes kommen hier alle, und zum Theil mit eben den Gründen wieder vor. Daß manche Sätze ſich bey andern Schriftſtellern nicht finden, darf uns nicht wundern, da in der ganzen Eleatiſchen, beſonders der Zenoniſchen Philoſophie ſo viele Lücken vorkommen. Man weiß wie ſehr, und ſichtbar vergeblich, ſich die neuen Platoniker, und nach ihnen Ficin quälen, aus dem Parmenides einen dogmatiſchen und theologiſchen Sinn zu preſſen; man weiß wie ſonſt in jedem andern Lichte dies Geſpräch voller Ungereimtheiten, und der gröbſten Widerſprüche erſcheint. Jetzt iſt alles hell. Zu mehrerer Ueberzeugung glaube ich noch des Geſpräches Hauptinhalt herſetzen zu müſſen; zugleich auch von Zenos Denkungsart im Zuſammenhange einen beſſern Begriff zu geben.

Parmenides, des Geſpräches Hauptperſon, in Unterredung mit dem Zeno, macht mehrere Vorausſetzungen, theils entgegengeſetzte, theils aber auch einerley, und zieht daraus allemal widerſprechende Folgerungen, ſo daß, man mag nehmen von ihnen welche man will, ſie am Ende alle einander zerſtören. Zuerſt, wenn Eins exiſtiert: kann es weder Theile haben, noch ein Ganzes ſeyn; weil Eins und vieles verſchieden ſind, mithin daſſelbe nicht zugleich Eins und vieles ſeyn kann. Hat es keinen Theil: ſo iſt es ohne Anfang, Mittel und Ende; weil dies nothwendig Theile des Eins ſeyn müſſen. Alſo iſt es unendlich, daher auch ohne Figur, denn alle Figuren ſetzen Theile voraus. Hieraus erhellet, daß es nirgends iſt; weil es weder in einem andern, noch in ſich ſelbſt exiſtieren kann. Nicht das erſte; denn ſo würde es von dem andern umſchloſſen, von ihm an vielen Orten oder Theilen berührt. Auch nicht das lezte; denn das Umſchlieſſende und Umſchloſſene ſind zwey, und was ſich ſelbſt umſchließt, iſt nicht Eins. Daher kann es auch ſich nicht bewegen. Alle Bewegung nemlich iſt entweder Veränderung, oder Fortſchreitung aus einem Ort in den andern; was aber verändert wird, iſt nicht mehr Eins. Und was fortgetrieben wird, geht entweder aus einem Raume in den andern, oder bewegt ſich kreisförmig in einen. Beydes iſt unmöglich: lezteres weil der Mittelpunkt

fest; mithin mehrere Theile da seyn müssen; ersteres, weil das Fortschiessende in einem Raum seyn muß, welches gleichfalls bewiesenermassen falsch ist. Wo keine Bewegung und Veränderung ist, da ist auch Entstehung unmöglich; und was in einem Dinge entstehen soll, ist noch nicht ganz in ihm, sondern zum Theil ausser ihm; alles Entstehen folglich setzt bey dem entstehenden Theile voraus. Daher ist es auf alle Weise, und in allem Sinne unveränderlich. Ganz ruhen aber kann es doch auch nicht; weil es in keinem Dinge existirt, mithin auch in keinem immer seyn kann, nur was in demselben bleibt, ruht. Es folgt, daß es sich weder bewegt, noch auch ruht; und vermöge dessen, daß es nie, weder sich selbst, noch irgend einem andern gleich bleibt, und weder von einem andern, noch von sich selbst verschieden seyn kann. Wäre es von sich selbst verschieden: so wäre es dies von dem Eins, das heißt, nicht Eins. Von einem andern kann es nicht verschieden seyn, weil es sonst nicht Eins wäre. Aus demselben Grunde kann es auch weder mit sich selbst, noch mit einem andern einerley seyn. Nicht sich selbst, denn Eins seyn, und einerley seyn, sind verschiedene Dinge, also wird dadurch die Einheit aufgehoben. Eben so wenig kann es irgend einem Dinge ähnlich oder unähnlich, ja auch nicht sich selbst ähnlich oder unähnlich seyn. Aehnlich nemlich ist, was dieselben Beschaffenheiten hat, die einem andern zukommen; und was noch andere Beschaffenheiten hat, als Eins zu seyn, das ist nicht Eins. Vom Verschiedenen ist dies noch einleuchtender. Daher ist es auch weder sich selbst, noch einem andern an Grösse gleich, weil Gleichheit dieselben Maasse voraussetzt, und was mit keinem einerley ist, auch nicht mit einem einerley Maas haben kann. Eben daraus erhellet, daß es auch keinem am Alter gleich, oder ungleich, das heißt, in gar keiner Zeit, mithin nie entstanden ist, nie entsteht, nie ist, nie seyn wird, nie entstehen, noch hervorgebracht werden wird. Folglich existirt es gar nicht, weil nichts ohne eins dieser Prädikate existiren kann: also ist es auch nicht Eins; weil es schon seyn, und an der Existenz Theil haben würde. Es ist folglich nicht Eins und es ist gar nicht: und da das Nichts keine Prädikate hat: so hat es auch kein Namen, keine Definition, es läßt sich nicht empfinden, noch durch Muthmassung, oder Wissenschaft erkennen.

Einige Sophismen abgerechnet, ist im Ganzen die Folge richtig, daß, wenn etwas in dem Sinne Eins zu seyn gesetzt wird, daß alle Mehrheit, auch des Denkbaren in ihm, auch des Relativen, ausgeschlossen wird; eben dadurch nichts zu seyn behauptet wird.

Dieselbe Voraussetzung nimmt Parmenides noch einmal, und schließt daraus, wie folgt: existiert Eins: so ist unmöglich, daß es die Existenz nicht haben sollte. Existenz ist vom Eins verschieden, folglich, wenn das Ens existiert, und dies das Eins ist: so hat das Ens die beyden Theile, Eins und Existenz. Also ist das Existirende ein aus Theilen bestehendes Ganze. Daher ist es allezeit zwey, nie vollkommen Eins. Folglich giebt es drey Dinge; denn Existenz, Eins, und Zwey, machen schon drey; mithin giebt es auch etwas Gerades und Ungerades. Wo zwey ist, ist auch zweymal, und wo drey, auch dreymal, also auch zweymal zwey, und dreymal drey. Hieraus läßt sich jede Zahl bilden; daher, wenn Eins ist, ist jede Zahl, also eine unendliche Menge. In Ansehung des Ganzen aber ist es unendlich, weil alle Theile im Ganzen enthalten, und durch das Ganze begränzt seyn müssen. Also ist das Ens zugleich Eins und vieles zugleich unendlich und begränzt, mithin auch nicht ohne Anfang, Mittel, und Ende. Das Mittel steht von den Enden gleich weit ab, also hat das Ens eine Figur. Daher existiert es zugleich, theils in sich selbst, theils in einem andern. Ersteres insofern die Theile im Ganzen: letzteres insofern das Ganze nicht in jedem Theile, noch in allen Theilen ist; denn wäre es in allen: so wäre es auch in jedem. Es folgt, daß es theils ruht, theils auch sich bewegt; ruht insofern es in sich selbst, das ist in demselben ist; sich bewegt, insofern es in einem andern ist; denn was stets in einem andern ist, ist nie in demselben, ruht, folglich nie. Es ist daher auch stets von sich selbst, und von jeden andern verschieden. Zugleich mit sich selbst, und jedem andern einerley. Einerley, weil Nichts als das Eins, das heißt, nichts ist, von dem es verschieden seyn könnte: verschieden, weil es nicht immer in demselben ist. Auch verschieden von allen andern; denn was nicht Eins ist, ist von Eins verschieden, mithin von allem andern verschieden. Dennoch einerley mit allem anderm; denn nichts kann einerley und verschieden zugleich, und daher auch nichts verschieden seyn. Das Eins ist, und wird jünger und älter, sowohl in Ansehung seiner, als auch anderer Dinge; und wird es auch nicht. Weil es Eins ist: so ist es, und hat mithin auch Theil an der Zeit, und deren Flusse. Folglich wird es immer älter, das ist, zugleich älter und jünger; weil, was älter wird, älter als ein jüngeres werden muß; und das Eins, als sich selbst an Alter übertreffend, auch zugleich jünger als vorher, werden muß. Zugleich aber wird es weder jünger, noch älter; denn da es in jedem gegenwärtigem Augenblicke ist: so ist, und wird es in jedem Augenblicke älter und jünger; das heißt, die Zeit, wenn es ist und wird, bleibt sich immer gleich; und was in derselben Zeit bleibt, bleibt auch in gleichem Alter. Da nun das Ens in der Zeit existierte worin es älter und jünger wird: so kommen ihm auch der Zeit Theile, das Vergangene, Gegenwärtige und Künftige zu. Es hat Prädikate, hatte sie, und wird sie haben: daher läßt es sich auch wissenschaftlich und muthmaßlich erkennen, mithin nennen und definieren.

Die meisten dieser Folgerungen sind richtig, vorausgesetzt daß das Eins mit Prädikaten gedacht wird; was darin übertriebenes liegt, entspringt aus Verwechselung der Begriffe von Prädikaten und reeller Mehrheit von Dingen oder Theilen.

Weil das Eins zugleich Eins und vieles ist, und auch weder Eins noch vieles; weil es die Existenz haben muß, indem es ist, und auch nicht haben, indem es nicht ist; weil es endlich nicht zugleich existieren und nicht existieren kann, so muß es in verschiedenen Zeiten existieren, und nicht existieren. Nun aber heißt entstehen, die Existenz bekommen, vergehen, sie verlieren: also entsteht und vergeht das Ens. Es verliert nemlich die Existenz, wenn aus Eins viele werden, es bekommt sie, wenn aus vielen Eins wird. Folglich sammlet es sich, und theilt sich; es wird ähnlich, und unähnlich, wächst und vergeht. Diese Veränderungen aber können nicht zugleich geschehen, weil es ruhen muß, ehe es sich bewegen kann, u. s. w., folglich geschehen sie in einem untheilbaren Augenblicke, worin es sich nicht bewegt, auch nicht ruht, nicht entsteht, auch nicht vergeht, u. s. f. Eben dies gilt auch von den andern Dingen, vorausgesetzt, daß Eins ist. Sie sind nicht das Eins, weil sie von ihm verschieden sind;

haben aber dennoch Theil am Eins, weil sie nur dadurch von ihm sich unterscheiden daß sie Theile haben. Sie müssen daher an Menge unendlich seyn, weil sie nicht Eins sind, und auch das Kleinste unter ihnen Mehrheit enthält. Als Theile haben sie gegen einander ihre Gränzen, und sind daher nicht unendlich. Unter einander sind sie ähnlich uud unähnlich, weil sie als alle endlich einerley Beschaffenheit, und als endlich und unendlich entgegengesetzte Natur haben. Daraus läßt sich leicht abnehmen, daß sie auch sich bewegen und ruhen, und alle übrigen entgegengesetzten Beschaffenheiten haben müssen.

Dies sind die Folgerungen, wenn andere Dinge als das Eins existiren; nun fragt sich, wenn Eins existirt, wie sich denn diese andern werden verhalten müssen? Das Eins und die übrigen Dinge begreift alles in sich: daher giebt es ausser beyden nichts, worin sie sich befinden könnten. Beyde können folglich auch nie in einem Orte, müssen von einander abgesondert seyn. Da nun auch das wahre Eins keine Theile hat: so kann es weder ganz, noch zum Theil in den andern seyn; das ist, beyde haben nicht die geringste Verbindung mit einander. Die andern also sind durchaus nicht das Eins, haben auch keinen Theil am Eins. Es folgte, daß die andern nicht viel sind, weil sonst jedes ein Theil des Ganzen seyn müßte, welches, da die vielen nicht Eins, auch nicht Theile des Eins, das ist, keine Ganze sind, nicht seyn kann. Daher nun ist in den vielen keine Zahl, keine Aehnlichkeit, oder Unähnlichkeit, noch Identität mit dem Einem und unter einander. Diese andern also sind weder einerley noch verschieden, weder bewegt, noch ruhend, weder entstehend, noch vergehend, weder gröſſer noch kleiner, noch irgend einer Beschaffenheit fähig. Denn sonst müßten in ihnen Eins, zwey, drey, gerade, ungerade seyn, welches da das Eins nicht in ihnen ist, unmöglich wird. Wenn also das Eins ist: so ist alles Eins.

Wie aber, wenn das Eins nicht ist? Das Eins und das Nichtseyn sind hier verschieden, und wer sagt, wenn das Eins nicht ist, der unterscheidet Nichtseyn vom Eins, und allen andern Dingen, von denen er es sagt. Wer diese Voraussetzung macht, der sagt etwas verständliches, also muß doch davon sich etwas Wissenschaft erlangen lassen; also kommt ihm Wissenschaft zu. Ausserdem auch Verschiedenheit, folglich auch daß das Non-Ens Etwas, dies, jenes ist. Das nicht existirende Eins muß daher existieren, denn Eigenschaften kommen ihm zu, und wer etwas wahres von einem andern sagt, sagt Etwas das ist. Also ist das Ens ein Non-Ens, und das Non-Ens existiert, denn was nicht ist, muß seyn, um nicht seyn zu können. Da nun unmöglich etwas zugleich seyn und nicht seyn kann: so zeigt dies weiter nichts an, als eine stete Veränderung, daß es nemlich bald ist, bald nicht ist. Folglich verändert sich das nicht existirende; weil es aber an sich nirgends ist: so kann die Veränderung nicht in einem Uebergange aus Ort in Ort bestehen; noch auch in einer Bewegung in demselben Orte. Es verändert sich auch sonst nicht, weil es aus Nichts nicht in Etwas übergehen kann. Folglich hat es keine Art von Veränderung, und doch Veränderung, es verändert sich, und verändert sich auch nicht. Als sich nicht verändernd, entsteht und vergeht es nicht; als sich verändernd, entsteht und vergeht es; also entsteht und vergeht es zugleich.

Auf der andern Seite aber folgt, daß das Non-Ens von allen diesen Beschaffenheiten keine einzige haben kann: denn dies existirt nicht; und was nicht existirt, hat auch kein Prädikat.

Wenn aber das Eins nicht ist, was müssen denn die andern Dinge für Beschaffenheiten haben? Seyn müssen sie, weil sie sonst keine andere Dinge seyn könnten; zugleich müssen sie auch verschieden seyn; denn was nicht verschieden ist, ist auch nichts anders. Folglich müssen sie von irgend einem Dinge verschieden seyn. Von dem Eins ists unmöglich, denn dies existirt nicht; mithin von sich selbst. Daher sind sie durch die Menge verschieden, weil es kein Eins giebt. Jedes von ihnen muß folglich eine unendliche Menge enthalten, und wäre es auch das kleinste, dennoch sehr groß seyn. Jede von diesen Gröſſen wird also Eine scheinen, ohne es zu seyn, eine Zahl zu haben, und sie nicht haben; denn wo kein Eins ist, da ist auch keine Zahl. Mit allen andern Beschaffenheiten verhält es sich eben so; sie werden sie zu haben scheinen und doch nicht haben.

Auf der andern Seite folgt aus eben dieser Voraussetzung, daß gar nichts existieren wird. Wenn das Eins nicht existirt; können die andern Dinge nicht Eins seyn, mithin auch nicht viele. Daher sind diese andere weder Eins, noch viele. Sie können aber auch nicht Eins und viele zugleich scheinen, da sie gar nicht existiren, denn was nicht Eins ist, ist gar nicht. Folglich läßt sich von ihnen auch keine Meynung, kein Schein denken.

Das Resultat dieser ganzen Untersuchung ist: es mag das Eins seyn, oder nicht seyn: so existiert es selbst und alle übrige Dinge in Rücksicht auf sich selbst, und existirt auch nicht; es scheint, und scheint auch nicht.

Beständige Verwechslung der Begriffe von numerischer Einheit und Einerleyheit: von Existenz, und von blosem allgemeinem Seyn; von Ens und Substanz, fallen hier gleich in die Augen. Diese an sich nicht leicht genau zu unterscheidende, durch die Sprache der Griechen noch mehr vermischte Begriffe, die man dazu jezt erst anfieng einigermassen zu bemerken, mußten nothwendig im Kopfe des ersten Forschers sonderbare Gährungen erregen. Ganz fühlt man dies nur im Griechischen, aus der Uebersetzung habe ich einen Theil zu erhalten gesucht. Kein Wunder, daß Zeno am Ende sich in seine Schlüsse desto mehr verstrickte, je mehr er sie verfolgte, und mit einem vollkommenen Pyrrhonismus endigte.

Dennoch hatte auch er physiologische Grundsätze; wovon aber nur folgendes sich bis auf uns erhalten hat: es giebt viele Welten, aber keinen leeren Raum; die ganze Welt, mit allen ihren Theilen hat das warme und kalte, feuchte und trockene Wesen zu Principien, als welche sich in einander verwandeln; die Menschen sind aus der Erde entstanden; und aus allen Grundwesen ist die Seele so gemischt, daß keins die Oberhand behält. Sichtbar sind dies Parmenideische Lehren, also nicht weitern Aufhaltens werth.

Sein Schüler, vielleicht auch Meliß's, war Leucipp, dessen Geburtsort dadurch ungewiß wird, daß einige ihn aus Elea, andere aus Abdera, wenigere aus Melos gebürtig seyn lassen. Was er geschrieben hat, obgleich auch über dessen Verfasser Uneinigkeit ist, hat sich nicht erhalten. Von seinen übrigen Schicksalen weiß man gleichfalls weiter nichts, als daß er Urheber eines in dieser Schule, auch in der Philosophie überhaupt neuen Systems war.

Was ihn zu dieser Veränderung bewog, zugleich mit

Erklä-

Erklärung ihres Urſprungs, hat keiner mehr Recht zu erzählen als Ariſtoteles, ſelbſt groß in der Philoſophie, und nicht kleiner in Kenntniß und Beurtheilung ſeiner Vorgänger. Einige der älteſten Philoſophen, ſpricht er, hielten dafür, alles was iſt, ſey nothwendig Eins und unveränderlich. Denn weil es keinen leeren Raum giebt, und ohne den nichts ſich bewegen kann; ſo iſt keine Bewegung. Aber auch keine Vielheit der Weſen, indem nichts iſt, welches ſie von einander trennen könnte. Wollte etwa jemand ſagen, was iſt, ſey kein Continuum; ſondern berühre ſich unter Zwiſchenräumen: ſo iſt dies eben ſo viel als ob man ſagte, es gebe viele Dinge, aber kein Eins, und alles ſey leerer Raum. Denn iſt das exiſtierende überall theilbar: ſo iſt nichts Eins, alſo auch nicht vieles; ſondern alles leerer Raum. Iſt es aber an einem Orte theilbar, an einem andern nicht: ſo wird dies ohne allen Grund angenommen. Warum? und bis wohin iſt ein Theil des All voll, der andere nicht? Und denn muß man auch ſo zugeben, daß keine Bewegung iſt. Im Vorbeygehen merke ich an, daß hier gerade einige von Zenos Schlüſſen, im Platoniſchen Parmenides vorkommen, woraus erhellt, daß Plato dieſe nicht aus ſich hervorgebracht, ſondern der Eleatiſchen Schule abgeborgt hat. Ariſtoteles fährt fort: aus dieſen Gründen giengen ſie über die Empfindung hinaus, und überſahen ſie, weil ſie nur allein dem Raiſonnement folgen mußten. — Weil aber aus den Schlüſſen zwar dies zu folgen ſcheint: in der Natur hingegen es ſehr an Wahnſinn gränzt, ſo zu denken, da kein Wahnſinniger ſo weit auſſer ſich iſt, Feuer und Eis für einerley zu halten: ſo glaubte Leucipp Gründe zu haben, die mit der Empfindung übereinſtimmen, und die Entſtehung, Vergehung, Veränderung, und Mehrheit der Dinge nicht aufheben. Er folgte dem Scheine; den Vertheidigern der Einheit gab er zu, daß ohne leeren Raum keine Bewegung ſeyn kann, daß der leere Raum kein wirkliches Weſen iſt, und daß in dem was Eins iſt, nicht auch zugleich ein Non-Ens ſich befinden kann. Denn was reel exiſtiert, oder Subſtanz iſt, iſt zugleich voll, und durchaus ſolid; dies aber iſt nicht Eins, ſondern an Zahl unendlich, doch aus Kleinheit unſichtbar. Dieſe kleinen Subſtanzen bewegen ſich im leeren Raume; wenn ſie ſich vereinigen, entſteht etwas; und wenn ſie ſich trennen, vergeht es. Inſofern ſie ſich berühren ſind ſie nicht Eins, denn aus dem wahrhaft Einen kann keine Mehrheit entſtehen, und aus der wahrhaften Vielheit, nicht Eins. Dieſe Subſtanzen mußten untheilbar ſeyn; ſind ſie es nicht: ſo haben ſie noch leere Zwiſchenräume; und iſt alles theilbar: ſo hat alles leere Zwiſchenräume; es giebt alſo nichts als leere Räume, das heißt, gar nichts.

Dieſem gemäß entſtand Leucipps Begriff von Atomen, aus der Bemühung jene Speculationen der Vernunft mit der Empfindung, und den Ausſprüchen des gemeinen Menſchenverſtandes zu vereinbaren. Eine ſchon ſeit Jahrtauſenden fortgeſetzte, bis jezt noch immer fruchtlos abgelaufene Bemühung eines groſſen Theils von Philoſophen! Daß es Einheit in den Subſtanzen geben muß, hatten die Vorgänger ausgemacht, auch daß dieſe Einheit ohne Vielheit, das iſt, ohne Theile, ſeyn muß. Die noch nicht genug bearbeitete Sprache, auch Betrachtung der Sache aus dem nicht faßlichſten Geſichtspunkte, machen, daß wir dies nicht gleich bemerken; wer ſich indeß auf die Schlüſſe unſerer Metaphyſiker über denſelben Gegenſtand beſinnen will, wird ſie dieſen weſentlich ähnlich finden. Aber dieſe Einheit wo iſt ſie? In den theilbaren Körpern unmöglich; alſo in gewiſſen untheilbaren, unſichtbaren Weſen, welche ein leerer Raum trennt, und durch eben dies Theilbarkeit hervorbringt. Den Theil des ältern Eleatiſchen Syſtems folglich, welcher behauptet es exiſtiere nichts, als das exiſtierende, oder ſubſtantielle, leugnete Leucipp; und nahm dagegen an, auch was nicht Subſtanz ſey, könne exiſtieren, und exiſtiere wirklich.

Zween weſentliche Fehler aber hat dieſe Vereinigung: den einen, daß nun die Frage entſteht, was iſt denn der leere Raum? Als Subſtanz ſoll er nicht gedacht werden; und als Accidens erlauben ihn die Sinne nicht zu denken. Denn weſſen Accidens ſollte er ſeyn? Dieſe Schwierigkeit fiel Leucipp nicht auf, nirgends ſieht man eine Spur, daß er ihr auch nur auszuweichen geſucht hätte. Doch lieſſe ſich am Ende dieſe noch durch tiefere Betrachtungen wegräumen: unbeweglicher iſt dagegen die andere. Es ſoll ausgedehnte untheilbare Weſen geben; warum? weil ſie keine leere Zwiſchenräume haben. Alſo wäre aller Theilbarkeit Grund das zwiſchen den Theilen gereute Vacuum; dies iſt ohne Beweis hier angenommen, und auch nie eines ſtrengen Beweiſes fähig. Was ausgedehnt iſt, iſt vielmehr ſeinem Weſen nach immer theilbar. Hier verſündigt ſich Leucipp gegen ein unumſtößliches Princip der Vernunft; und eben dies macht ſeine Vereinigung verwerflich. Wäre ſchon damals die Vernunft mehr vorbereitet, und von ſinnlichen Bildern ſich zu entfernen gewohnt geweſen; er wäre auf die Theorie der einfachen Weſen gerathen, die einzige, welche allen Forderungen hier Genüge leiſtet. Man ſieht hieraus indeß, daß ſeine Atomen bey weitem keine ſo grund- und abſichtsloſe Vorausſezung waren, als ſie meiſtentheils ſcheinen; vielmehr zur Theorie des Einfachen, nach den Schlüſſen der erſten Eleatiker, und einiger Pythagoreer, der zweyte Schritt.

Dieſen Leucippiſchen Einheiten, welche Eigenſchaften kommen ihnen noch ferner zu? Unſichtbarkeit wegen ihrer unendlichen Kleinheit; das heißt wohl ſo viel; ſie können auch nicht gefühlt, noch durch irgend einen Sinn empfunden werden. Figur, und zwar in zahlloſer Mannichfaltigkeit, denn eben dadurch unterſcheiden ſie ſich von einander. Grenzenloſe Menge; denn wie viel ihrer zum Univerſum gehören, läßt ſich nicht abzählen. Ihr inneres Weſen aber iſt überall einerley, ſie haben keine innern Unterſchiede. Den Beweis davon hat man uns nicht erhalten, es erhellt aber bald, daß Leucipp den Körper nur allgemein, als etwas ſolides betrachtete, ſeine Einheiten blos dem leeren Raume entgegenſetzte, in welcher Rückſicht ſie alle nichts als die Eigenſchaft des Ausfüllens, die Solidität, nöthig haben. Auſſerdem ſind ſie auch noch durch die Lage verſchieden, wie Z und N im Grunde einerley, nur durch die Lage unterſchieden ſind. In Verbindung mit einander erhalten ſie auch durch die Stellung, Verſchiedenheiten, wie na. und an. Andere Unterſchiede haben ſie nicht, woraus folgt, daß ihnen auch alle übrige empfindbare Beſchaffenheiten, Farbe, Geruch, Geſchmack, Ton, gänzlich abgehen.

Dies leztere nun iſt es, was Leucipp von allen Vorgängern gänzlich unterſcheidet. In der Pythagoriſchen Schule hatte man vorher ſchon von phyſiſchen Punkten, und ausgedehnten Monaden geſprochen: aller Wahrſcheinlichkeit nach, aber ihnen nicht alle empfindbare Qualitäten, die fühlbaren ausgenommen,

ausgezogen. An Simplicität gewinnt dadurch das Syſtem unſtreitig; aber an Fruchtbarkeit verliert es. Auch mit unſern vermehrten Naturkenntniſſen ſind wir noch dahin nicht gelangt, aus dieſen erſten Qualitäten, die ſogenannten andern, oder zweyten ableiten; auch nicht ſo weit, aus gänzlich einförmigen Grundkörpern, alle ihre Verſchiedenheiten erklären zu können.

Daß dieſe Körperchen ewig und unvergänglich ſeyn müſſen, ſieht man leicht. Ariſtoteles macht darüber folgende, auch ſonſt erhebliche Betrachtungen: die meiſten hatten die materiellen Principien für Grundweſen aller Dinge; denn woraus alles beſteht, zuerſt entſteht, und worin es ſich zuletzt auflöſt, ſo daß die Subſtanz fortdauert, nur die Beſchaffenheiten ſich ändern, das iſt nach ihnen aller Dinge Element, und Princip. Daher glauben ſie auch, daß nichts eigentlich entſteht, und vergeht; wie wir nemlich ſagen daß Sokrates nicht entſteht, wenn er ſchön, oder ein Muſiker wird: noch vergeht, wenn er dieſe Beſchaffenheiten verliert: ſo müſſen wir auch ſagen, daß kein anderes Weſen eigentlich entſteht, oder vergeht. Denn es muß doch irgend ein Weſen es ſey nun Eins oder vielfach, ſeyn, aus dem alles entſteht, ſo daß dies allein fortdauert. — Alles aus dem Grundſatze geſchloſſen, daß aus Nichts, nichts wird; der dem gemeinen Verſtande an ſich ſehr einleuchtend; nur wegen anderer Lehrſätze noch einigen Schwierigkeiten ausgeſetzt iſt, daher allerdings einen ſtrengen Beweis fordert, ehe man auf ihm Syſteme gründen kann.

Die beyden ſchon genannten Grundweſen der untheilbaren Körperchen, oder Atomen und der leere Raum, oder wie ſie Leucipp auch nennte, das Volle und Leere, ſind ihre einzige Principien; auſſer ihnen exiſtiert nichts. Des leeren Raumes Daſeyn, als von den Vorgängern zweifelhaft gemacht, ſuchte Leucipp noch beſonders zu erhärten. Er legte zum Grunde daß es Bewegung und Veränderung giebt, welches, obgleich auch von den Vorgängern geleugnet, er dennoch deſto eher annehmen konnte, da er die Schlüſſe aus der Einheit gezogen nicht zugab, und Empfindung, innere ſo gut als äuſſere für ſich hatte. Hieraus ſchloß er ſo: iſt alles voll: ſo kann nichts mehr in das Univerſum aufgenommen werden; mithin muß jeder Körper den einmal erhaltenen Plaz behalten, und daher iſt alle Bewegung, durchaus unmöglich. Ferner laſſen ſich einige Korper zuſammenpreſſen, wie z. B. der Wein nebſt den Schlauchen in ein Gefäß von gleichem Inhalt kann gebracht werden. Dies iſt nicht anders möglich, als daß der Körper in die leeren Zwiſchenräume gepreßt wird, welche er enthält. Weiter iſt ohne leeren Raum alles Wachsthum unmöglich; denn Nahrung iſt Körper, und zween Körper können nicht zugleich im ſelbigen Raume ſeyn; folglich kann kein Körper in ſich Nahrung aufnehmen, mithin auch nicht wachſen. Endlich beweißt auch dies das Experiment mit der Aſche, als welche eben ſo viel Waſſer als das leere Gefäß einnimmt. Wenn nemlich in ein Gefäß voll Aſche Waſſer gegoſſen wird: ſo ſoll eben ſo viel Waſſer hinein gehen, als wenn das Gefäß ganz leer wäre. Dieſe Beweiſe ſind neu, und ſcharfſinnig, ſo daß auch noch jezt keine andern vorhanden ſind, obgleich nicht ganz demonſtrativ; weil auf ein austretendes ſubtiles Fluidum, und auf kreisförmige Rükkehr oder durch einen bewegten fortgeſtoßnen Körper, nicht gerechnet iſt.

Ob Leucipp die Körperchen des Grundſtofs ſelbſt Atomen benannt habe, ſagt keiner ausdrücklich: indeſſen läßt ſich aus manchen Ausdrücken ſchlieſſen, daß er wirklich, wie die Sache, ſo auch den Namen einführte. Er alſo iſt Erfinder des Atomiſtiſchen Syſtemes; denn was man von Mochus, oder Moſchus ſagt, hat theils zu wenig Authoritäten für ſich; iſt theils nicht beſtimmend ob auch Leucipp dieſen Mochus kannte; und endlich hatte auch Leucipp ſeine ihm eigenen Freunde und Veranlaſſungen zu dieſem Syſteme.

Aus ruhenden Atomen wird nichts, daher müſſen ſie Bewegung, und zwar, weil auſſer ihnen nichts ſubſtantielles exiſtiert, eigenthümliche, ihnen ſelbſt weſentliche, ewige Bewegung haben. Als Körper einer Natur, haben ſie auch alle einerley Bewegung; und deren Urſache kann wohl keine andere, als die Schwere ſeyn; denn alle bewegen ſich nach einer Gegend, durch ihre eigene Natur. Vielleicht ſagte Leucipp dies nicht ausdrücklich; weil wirklich einige Nachrichten von der Schwere nichts wiſſen wollen. Verſchiedenheit der Figuren, und deren verſchiedene Aneinanderſezung bildet die Körper aller Arten, gleichwie des Alphabets Buchſtaben blos durch verſchiedene Zuſammenſezung unzählige Worte bilden; woraus noch mannichfaltigere Werke, als Luſt- und Trauerſpiele entſtehen.

Dieſe Philoſophie alſo, welche alles aus den erſten Qualitäten, Figur, und Solidität erklärt, durch der Zuſammenſezung Mannichfaltigkeit, iſt blos mechaniſch. Zwar iſt Leucipp nicht deren Erfinder ganz, weil ſchon einige Pythagoreer ähnliche Grundſätze gehegt hatten; aber ihm hat ſie doch gröſſere Ausbreitung, weitere Anwendung, und Erweiterung zu danken. Schade nur, daß durch Verluſt ſeiner Schriften und Dürftigkeit ſonſtiger Nachrichten, wir nicht im Stande ſind Leucipps ganzes Verdienſt hierin zu ſchäzen.

Und nun wie bilden ſich aus dieſen Atomen, die Welten? Aus ihrem unerſchöpflichen Vorrathe, fallen ſie in groſſer Anzahl in den leeren Raum. Es giebt nemlich Welten in endloſer Zahl, und dieſe verwandeln ſich unaufhörlich, ſo daß ſtets neue entſtehen, und alte vergehen. Folglich ſind von Ewigkeit her Welten, nie aber iſt ein allgemeines Chaos geweſen. Trennen ſich nun von dieſen Atomen, und verſammlen ſich in einen gemeinſchaftlichen leerern Raum, ſtoſſen ſie dadurch an einander, und hängen ſich zuſammen: ſo entſteht eine neue Welt. Durch dieſe Anhäufung in einen Raum, und häufiges Aneinanderſtoſſen, entſteht endlich ein gemeinſchaftlicher Wirbel, und in dem wälzen ſie ſich ſo lange, bis gleiches ſich zu gleichem ſammlet. Des gemeinſchaftlichen Wirbels Entſtehung findet ſich bey den Alten nicht erklärt, und doch bedürfte er des Erklärens ſo ſehr, daß Leucipp unmöglich dies kann übergangen haben. Bey durchaus gleichartigen, gleich groſſen, nur von Figur verſchiedenen Körpern ſcheint ſolcher Wirbel wo nicht unmöglich, doch äuſſerſt ſchwer zu erklären; und dies iſt eine der Hauptſchwierigkeiten des Syſtems. Auch iſt nicht abzuſehen wie, und wodurch ſich gleiches zu gleichem ſammlen kann, da hier alles weſentlich gleich, und Figur keine Kraft enthält ſich mehr zum ähnlichen als unähnlichen zu finden. Dies iſt des Syſtems andere Hauptſchwierigkeit. Der Wirbel Erfindung iſt ſehr ſcharfſinnig, hat auch ihrem Wiederherſteller Deſkartes, den man damals für den Erfinder hielt, nicht geringe Ehre gebracht.

Da nun wegen der Menge die Atomen ſich mit gleicher Geſchwindigkeit nicht herumdrehen konnten: wur-

den die kleinen nach aussen in den leeren Raum gestossen; die andern blieben beysammen, drehten sich in einander geschlungen herum, und bildeten so das erste kugelförmige System. Die kleinern hingegen bilden um den festen Kern eine rund gespannte Haut, die aber, weil die Berührung des innern festen Wirbels immer mehrere trennt, nach und nach sehr dünn wird. So entsteht also die Erde, indem die nach dem Mittelpunkt sich sehenden Atomen beysammen bleiben. Durch Zufluß von aussen aber wächst die dünne Haut. Hier hängen sich nun auch durch Zufall oft mehrere Atomen an einander, und machen ein Ganzes aus. Diese Masse ist erst feucht und kothig, hernach trocknet sie aus, entzündet sich endlich, und bildet Sterne. Daher kommt es denn daß die Erde im Mittelpunkt nebst dem Wasser sich befindet; weil die gröbere und eckigtere Atomen diese beyden Elemente ausmachen; Luft hingegen und Feuer sie umgeben; weil diese aus kleinern und glattern bestehen.

Aus den Elementen entstehen denn auch die übrigen Wesen in den Welten, aber wie? nach welchen Gesetzen? erzählen uns die Alten nicht. Nur noch; daß die Seelen aus runden und feurigen Atomen werden. Democrit, sagt Aristoteles, mit ihm auch Leucipp, hält die Seelen für Feuer und Wärme; denn unter den Atomen endloser Anzahl, macht er die runden zum Feuer und zur Seele; weil diese am leichtesten alles durchdringen, und das übrige durch ihre eigene Bewegung bewegen können. Denn beyde halten die Seele für das was den Thieren Bewegung giebt, daher glauben sie auch daß athmen des Lebens Gränze ist. Denn da die Luft die Körperchen sammelt: so unterstützt dies die Seele von aussen, indem stets neue Körperchen durch das Einathmen angezogen werden. Diese nemlich hindern die im Thiere vorhandenen ähnlichen sich zu entfernen, und daher leben die Thiere so lange sie athmen können. — Dennoch aber denkt nicht jeder runde Atom für sich, sondern nur deren Sammlung, das Feuer; Denkkraft und Leben entspringt also aus Vereinigung runder Atomen.

Wie sehr vielen und grossen Schwierigkeiten eine solche Seelenlehre ausgesetzt ist, ist nicht nöthig zu erörtern, da es an sich bekannt genug ist. Für sein Zeitalter, wo die Denkkraft, und Willensfreyheit noch fast gar leichte, nur Empfindungsvermögen, und Bewegung als Eigenschaften des lebenden kannte; war indessen die Theorie fein, überdem auch durchaus neu. Noch keiner hatte aus Verbindung gewisser Körpergen geistige Kräfte zu erklären versucht; obgleich alle gewissen Körpern sie als wesentliche Eigenschaften beylegten. Die bey fast allen Thieren bemerkte Wärme, muste hier auf Feuer, und runde Atomen führen; die Kaltblütige aber werfen das ganze Gebäude um.

Von einem ursprünglichen denkenden Wesen, einer alles anordnenden Weltseele, einer ersten verständigen Ursache der Weltbildung ist hier gar die Rede nicht: das alles glaubte Leucipp nicht nöthig zu haben. In der That, so lange man von der Natur nur so wenige Seiten und die noch dazu so dürftig kannte, als Leucipps Zeitalter, läßt sich der stolze Gedanke entschuldigen. Verzeihlich also ists ihm allerdings, in seinem Gebäude den Baumeister übergangen, und auf dessen Thron den blinden Zufall gesetzt zu haben. Daß in der Natur Endursachen sind; daß durch allen Mechanismus, und bekannte Naturkraft nicht einmal ein Wurm, geschweige ein Mensch; oder gar eine Welt, entstehen kann, hatte man damals noch nicht eingesehen, weil man an den Dingen nur die Aussenseite kannte, den innern kunstvollen Mechanismus gänzlich verkannte. Hatte man ja einiges Gefühl hievon: so war doch dies so dunkel, so schwach; daß der geringste Schimmer aus einem sonst lichtvollen Systeme, es vertreiben muste.

Leucipps System also, obgleich vortreflich darin, daß es mechanisch philosophieren lehrte, war eben durch dessen Uebertreibung verwerflich, und die erste philosophische Theorie des Atheismus. Ob, und wiefern er selbst es hierauf anwandte; ob er alle Gottheit, und Gottes Verehrung ausdrücklich, oder auch nur in seinem Herzen aufhob, sagen uns die Nachrichten nicht. Auch nicht, ob er zur Beybehaltung des Begriffs eine Gottheit Demokrits Wendung gebrauchte, wodurch, wenn gleich ein Begriff des wahren Gottes, und wahre Religion entstehen, denn doch eine gewisse Verehrung erhalten, und eine gewisse Religion beybehalten werden kann. Ist also gleich das System das böseste: so läßt sich doch darum noch des Mannes Religion nicht gleich verdammen; wohl öfter haben böse abstrackte Grundsätze, und gute fromme Gesinnungen beysammen gewohnt.

Ihm folgte im lehren wie in der Secte Democrit; davon s. Democritiker.

Eleatri, ἐλεατροι ἑλεατροι hatten ihren Namen von ἑλεον, welches einen Tisch bedeutet, auf dem ein Koch für die Gäste angerichtet hat, und waren Sclaven oder Bedienten der Griechen, welche zur Tafel einluden. Was also bey den Römern die Vocatores und bey den Griechen im gewöhnlichern Ausdrucke die κλητορες oder δειπνοκλητορες waren, das waren auch die ἑλεατροι. Nach dem Pamphilus sind die ἑλεατροι eigentlich οἱ ἐπι τὴν βασιλικὴν καλουντες τραπεζαν d. i. diejenigen Bedienten, welche zur königlichen Tafel einluden. Doch hat das Wort unstreitig auch eine weitläuftige Bedeutung. (21)

Electi, diejenigen welche sich in der alten Kirche zum Christenthum bekehren wollten, mußten sich zuvor einer langwierigen Prüfung unterwerfen, ehe man sie zur Taufe annahm, und welche diese Taufe verlangten, wurden überhaupt Catechumenen genennt. s. Catechumen. Diese Catechumenen wurden in drey Classen abgetheilt. Zu der letzten gehörten die Electi oder Auserwählten, die aus den Competenten, welche die zweyte Classe ausmachten, auserlesen waren, um nächstens von dem Bischofe oder einem anderen Priester getaufet zu werden. Ueber diese Electi wurden verschiedene Seegen und Exorcismen gesprochen. Sie mußten sich aber auch sehr fromm und tugendsam aufführen; denn, wenn ein Laster von ihnen bekannt und der Kirche angezeigt wurde, so verwies man sie wieder zu der ersten Classe der Hörenden zurück. Wenn sie sich aber nach ihrer Auswahl wohl aufführten, und hinlänglich an den Tag legten, daß sie aus wahren und reinen Absichten Christen werden wollten, so wurden selbe innerhalb zwanzig Tägen getaufet. Man kann hieraus sehen, wie sorgfältig man ehemals in der Kirche gewesen, ehe man jemand zur Taufe und zum Christenthum aufnahm. In den vornehmern Städten z. B. Rom, Alexandria, Antiochia ꝛc. waren besondere Schulen für die Catechumenen gestiftet und wir haben noch verschiedene Schriften der al-

tern Kirchenväter, welche zum Unterrichte der Catechümenen scheinen verfertiget zu seyn. (14)

Electi bey den Manichäern. s. Manichäer.

Electi ecclesiarum Hassicarum. Nach der ersten hessischen sehr merkwürdigen Kirchenordnung, welche nach der Reformation im Jahr 1526. gemacht worden ist. (Sie findet sich in Schminkens *Monimentis hassiacis* P. II. p. 588. und auszugsweise in Kopps Nachricht von der hessischen Gerichtsverfassung II. St. S. 209). sind dieses dreyzehen von den sämmtlichen Mitgliedern der hessischen Synode erwählte Personen, welche alle wichtigen Geschäfte, die auf der Synode in Vortrag kommen, untersuchen, und der Synode überhaupt zu Vorstehern dienen sollten. Auf jedesmaliger Provincialsynode zu Marburg sollten sie erwählt, jedoch die von der vorhergehenden Synode Erwählten, so fern nichts erhebliches gegen ihre Person einzuwenden, bestätigt werden. Die Sache hat bald aufgehört, indem noch unter Landgraf Philipp dem Großmüthigen Superintendenten ernannt wurden, welche alle die Gerechtsame auszuüben hatten, die man vorhin den Electis einräumete. (15)

Electio s. überhaupt Wahl, und dann die besondere Artikel der Personen, die gewählt werden, als Bischof, Kayser, Pabst und so weiter. (1)

Electio fori nennen die Rechtsgelehrten das Recht eines deutschen Reichsstandes in jedem Falle einer gegen ihn zu erhebenden Klage frey zu bestimmen, vor welchem der beyden höchsten Reichsgerichte er Recht geben und nehmen wolle. Dergleichen Vorrecht haben 1) die Crone Schweden vermöge des Westphälischen Friedens Art. X. §. 12. in Ansehung ihrer in Deutschland erlangten Besitzthümer; und 2) die Herzoge von Braunschweig durch ein im Jahr 1648 ertheiltes Privilegium. Nach der deutschen Gerichtsverfassung hat sonst gewöhnlich der Kläger die Wahl, vor welcher der beyden concurrirenden Gerichte er seinen Rechtshandel anhängig machen will. Das Haus Braunschweig hat dieses Privilegium als einen Ersatz für geforderte Entschädigungen, die demselben im W. F. nicht werden konnten zu betrachten. Schweden hingegen fürchtete eine Partheylichkeit des Reichshofraths gegen sich zu haben. Die Wahl des Privilegirten muß vom Tage der erfolgten Requisition binnen zwey Monaten geschehen, sonst ist er des Privilegiums in diesem Falle verlustig. Den Gebrauch desselben kann man am besten aus dem Braunschweigischen Privilegio ersehen, welches sich in Maiers Westphälischen Friedenshandlungen T. VI. S. 504. findet. (15)

Electiones astrologicæ waren gewisse Zeichenwahlereyen, nach welchen die Astrologen aus dem Stand der Gestirne die Unternehmung gewisser Geschäfte an- oder abzurathen pflegten. Z. B. zur Zeit der Zusammenkunft des Mondes und der Venus, sollte es rathsam seyn sich Veränderungen zu machen, sich in Liebesverbindungen einzulassen, sich neue Kleider anzuschaffen; hingegen wann Saturn mit dem Monde im geojerten Scheine stunde, so sollte man sich vor Unterredungen mit grossen Herrn oder alten Leuten hüten, nicht auf Reisen gehen, keine Arzneyen brauchen, u. s. w. An diese Thorheiten denkt, gottlob, heut zu Tage niemand mehr. (6)

Electionis Legatum ist das Vermächtniß, wodurch der Testirer jemanden eine Sache, welche er selbst aus mehreren gleicher Gattung auswählen sollte, verschafte; z. B. dem A vermache ich nach meinem Tode eines von meinen Pferden, welches er sich selbst auswählen sollte; dieses Vermächtniß hatte ehmals die stillschweigende Bedingung in sich, wann der Legatarius wählen würde, daher wann der Legatarius, ehe er wählte mit Tod abgieng, das ganze Vermächtniß ungiltig wurde, und auf die Erben nicht übergieng; nach dem neuern römischen Recht aber geht, wann der Legatarius noch nicht gewählt hat, das Recht zu wählen auf die Erben über. Wann der Legatarius wählen will, muß ihm der Erbe alle diejenige Sachen, unter welchen ihm die Wahl überlassen worden, vorzeigen, so daß wann der Erbe nur eine oder einige Sachen dieser Gattung ohne des Legatarius Bewilligung verborgen hat, die ganze Wahl ungiltig ist, und der Legatarius wieder von neuem wählen kann; aus eben diesem Grund darf der Erbe von denen Sachen, unter welchen dem Legatarius die Wahl gelassen ist vor geschehener Wahl nichts veräussern. Wann jedoch der Legatarius ohne rechtmässige Ursache mit der Wahl zaudert, so kann ihm die Obrigkeit auf Ansuchen des Erben einen gewissen Termin zu der vorzunehmenden Wahl mit der Wirkung anberaumen, daß wann an demselben die Wahl noch nicht geschehen ist, der Erbe nach seinem Belieben alle Dinge, aus welchen der der Legatarius zu wählen hat, veräussern kann, und nachher dem Legatarius allein unter den nicht veräusserten noch die Wahl übrig bleibt. Wann der Legatarius einmal gewählt hat, so kann er von seiner Wahl nicht wieder abgehen, ausgenommen, wann die geschehene Wahl nichtig, oder die gewählte Sache eine fremde wäre, oder seine Collegatarien noch nicht eingewilligt hätten. Wann mehrere Collegatarien oder mehrere Erben eines Legatarius in der Wahl uneinig sind, so muß durch das Loos entschieden werden, welches Wahl den Vorzug haben; ehmals aber waren viele Römische Rechtsgelehrten der Meynung, daß in diesem Fall das ganze Vermächtniß ungiltig würde. (38)

Elections werden in Frankreich so wohl die Gerichte, als die Districte worinn die Gerichte ihre Gerichtsbarkeit auszuüben haben, genannt, welche über diejenige bürgerliche und peinliche Rechtsfälle in erster Instanz sprechen, die sich in Ansehung der bürgerlichen Abgaben unter den Unterthanen ereignen können. In der französischen Encyclopädie ist hievon ein weitläufiger Artikel zu finden, aus welchem unter anderm zu lernen, daß gegenwärtig 181. Elections in Frankreich bestehen. Im Ganzen genommen zeigt sich so viel, daß die Billigkeit sowohl, als die Nothwendigkeit auch hier die Menschen gelehrt habe, wie die Beyträge zum gemeinsamen Besten durch niemand besser wenigstens nach dem Verhältniß unter den Contribuenten ausgetheilt werden könnten, als durch redliche Personen der nemlichen Gemeinden, denen die Nothwendigkeit, eine gewisse Summe zusammen zu schiessen, obliegt: und daß daher diesen Gemeinden überlassen worden, einen Ausschuß solcher Personen, zu welchen sie dieses Vertrauen hatten, unter sich zu diesem Ende zu wählen, welche die Elüs (die Gewählten) und die Versammlung derselben die Election genannt worden. Wahrscheinlicher Weise hatten sie in ältern Zeiten auch ein Wort in Ansehung der Beyträge selbst zu sprechen: jezt ist ihnen aber nichts als die Ehre, das höherer Orten bestimmte Quantum des Beytrags unter ihre Mitbürger zu vertheilen, und die Streitigkeiten, welche darüber entstehen möchten, zu entscheiden, übrig. Ja es sind nicht nur unterschiedliche Rubriquen von Abgaben ganz ihrem Urtheil, selbst in Ansehung der Subrepartition, und der Erkenntniß

darüber, entzogen, sondern es genieſſen auch nicht einmal alle der franzöſiſchen Botmäßigkeit unterworfene Unterthanen das Recht, dergleichen Elus und Elections zu beſitzen, ſondern nur diejenigen, die ſolches von alten Zeiten hergebracht haben. (33)

Electra. *Pap. D. C.* ſ. Danäer, weißäugichter.

Electricität (antiquariſch.) ſ. Elicius.

Electricität: Beſchreibung, Geſchichte und Theorien. Dieſe Wiſſenſchaft gehört unter die Theile der Naturlehre, welche erſt in den neuern Zeiten bearbeitet und noch nicht lange zu einem gewiſſen Grad der Vollkommenheit gebracht wurden. Sie beſchäftiget ſich mit den Erſcheinungen und Würkungen einer überaus feinen und flüßigen vermuthlich ganz eigenen Materie, die wohl in allen uns bekannten Körpern verbreitet iſt, ſich nach eigenen Geſetzen mit auſſerordentlicher Geſchwindigkeit beweget, und erſt alsdenn ſichtbar und merklich wird, wann mit den Körpern eine gewiſſe Veränderung vorgenommen worden. Ihren Namen hat ſie von der griechiſchen Benennung des Bernſteins (ηλεκτρον, electrum,) erhalten, weil man an dieſem eine Haupterſcheinung der Electricität, daß er nemlich, wenn er gerieben wird, die Kraft bekommt, leichte Körper die ſich ihm in der Nähe befinden an ſich zu ziehen, zuerſt beobachtet hat. Thales von Miletus, einer der ſieben Weiſen Griechenlands und der Stifter der Joniſchen Schule war der erſte der dieſes ſah, ſeine Verſuche machte er mit kleinen Stückchen Stroh. Theophraſtus Ernſtius bemerkte eben dieſes dreyhundert Jahre hernach an einem andern Körper den er mit mehreren Alten Lyncurium nennt: er fande daß dieſer nicht allein Körper aus dem Pflanzenreich, ſondern auch metalliſche Theile an ſich zog. Lange Zeit war es unbekannt was man unter Lyncurium verſtanden habe, und bis jetzt iſt es nur wahrſcheinlich erwieſen, daß der zu Anfang dieſes Jahrhunderts entdeckte und aus Zeylon nach Europa gebrachte Turmalin (Tournamal, Aſchentreker) derſelbe Körper ſey. Spuren von fernern Entdeckungen in dieſer Wiſſenſchaft finden ſich bey den Alten nicht, ſelbſt der gröſte Naturforſcher der ältern Zeiten Plinius führt nichts als die genannte Erſcheinung am Bernſtein an. Wahrſcheinlich, und aus Plinius ziemlich erweislich iſt es daß die Alten dieſe Kraft und die anziehende des Magneten für eine und eben dieſelbe gehalten; übrigens finden ſich nicht die geringſten Nachrichten daraus man ſchlieſſen könnte, daß ſie dieſe merkwürdige Eigenſchaften genauer unterſucht hätten. Hieran dachte man nicht früher als gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts, wo Wilhelm Gilbert ein engliſcher Arzt und Naturforſcher zu unterſuchen anfieng, ob vielleicht noch mehrere Körper die Eigenſchaften des geriebenen Bernſteins hätten, welches er auch bald entdeckte. Doch war vorher ſchon bey dem Gagath einem mit dem Bernſtein verwandten Körper, dieſelbe Bemerkung gemacht worden. Gilbert ſtellte eine Menge Verſuche hierüber an, er bemerkte verſchiedene Umſtände, welche, wann die electriſche Erſcheinungen ordentlich von ſtatten gehen ſollen, beobachtet werden müſſen, er beſtimmte mehrere Fälle, wobey gehemmte, geſchwächte und verſtärkte Electricität vorkommen, er wagte es zuerſt die Urſachen der Erſcheinungen zu erklären, namentlich glaubte er das electriſche Anziehen geſchehe nach den allgemeinen Geſetzen der anziehenden Kraft, welche Theorie nun freylich unrichtig iſt. Sein Verzeichniß von Körpern, welche gerieben andere Körper anziehen iſt anſehnlich, er nennt die mehreſten Edel- und Halbedelſteine, Cryſtalle, das gewöhnliche Glas und die Glasflüſſe, die gypsartigen Subſtanzen, mehrere Harze darunter das Siegellack, einige Salze, den Schwefel und noch einige beſondere Producte des Mineralreichs. Unter den Körpern die angezogen werden, führt er nicht nur viele feſte ſondern auch flüßige an. Dieſe Verſuche des Gilbert wurden nun zwar von manchen wiederholt; doch giengen mehrere Jahre hin bis wieder neue Entdeckungen gemacht wurden. Otto von Guerike, der bekannte Erfinder der Luftpumpe und der emſigſte Unterſucher neuer natürlicher Erſcheinungen verfertigte ſich eine Schwefelkugel von ungefehr ſechs Zoll im Durchmeſſer, die er vermittelſt einer Kurbe um ihre Achſe drehte, wobey jemand ſeine Hand daran hielte. Bey dieſen Verſuchungen entdeckte er

1) das electriſche Licht: ſeine Kugel gab nemlich an den Stellen wo ſie im finſtern gerieben wurde, Licht von ſich, auch bemerkte er ein geringes Sauſen bey dem Ausbruch dieſes Lichts

2) das electriſche Abſtoſſen: er ſah daß die geriebene Kugel erſt eine Feder anzog und hernach abſtieß: dieſe Feder zog nun ſelbſt andere leichte Körper an und war alſo durch das Anziehen electriſirt worden: ſie konnte ferner von der Kugel nicht eher angezogen werden, bis ſie andere Körper berührt hatte.

3) Die electriſche Atmoſphäre: wenn er ſeine Kugel im Zimmer herum trug, ſo konnte er die abgeſtoſſene Feder durch das ganze Zimmer umher treiben: Körper die in die Nähe der geriebenen Schwefelkugel kamen wurden electriſch.

Auſſer dieſen drey Hauptentdeckungen fand er noch, daß die Schwefelkugel, die Kraft welche ſie durch's reiben bekam, mehrere Stunden behielte und ihre Electricität konnte vermittelſt eines Draths einige Fuß weit fortgepflanzt werden. Einige fernere Entdeckungen machte Robert Boyle, von welchen die wichtigſte war daß die electriſche Kraft die er in der Luft durch reiben erregte, in einer unter der Klocke der Luftpumpe ſo viel als möglich verdünnten Luft nichts verliere. Daß Reinigkeit und Wärme viel zu einer ſtärkern electriſchen Kraft beyträgt, war eine Beobachtung die er leicht machen konnte. Das electriſche Anziehen erklärte er ſich durch einen klebrigen Ausfluß aus den electriſchen Körpern, und dieſes ſuchte er mit verſchiedenen Verſuchen zu beweiſen. Obgleich zu den Zeiten des Otto von Guerike, des Robert Boyle und bald hernach viele electriſche Verſuche von andern wichtigen Naturkündigern und ſelbſt von einem Iſaac Newton angeſtellt wurden, ſo gewann die ganze Lehre doch nur ſehr wenig, alles glimmete ſo fort bis in den Anfang des 18ten Jahrhunderts, wo Hawksber anfieng Verſuche zu machen, wodurch alles ein ganz anderes Anſehen gewann. Dieſer entdeckte die ſtarke Electricität des Glaſes und machte jetzt ſeine Verſuche mit einer Glasröhre, nachher auch mit einer hohlen Glaskugel, die er durch Hülfe eines Rades und einer Schnure um ihre Axe herumdrehte. Bey dem Gebrauch der Kugel machte er die vorzüglichſte Entdeckungen, und es iſt daher zu wundern, daß man nach ihm doch wieder Glasröhren brauchte. Wichtig und angenehm ſind ſeine Verſuche mit der Electricität im luftleeren Raum, überaus auffallend die neue Erſcheinungen beym anziehen und zurückſtoſſen. Daß die electriſche Materie auf einem empfindlichen Theil des Körpers z. B. im Geſicht die Em-

pfindung wie von einer Spinnwebe zuwegebringt, wenn man in die Atmosphäre des electrisirten Körpers kommt, erzählt er zuerst: das von selbst ausströmende Licht und das damit verbundene Geräusch beobachtete er genauer als vor ihm Otto von Guerike, auch bemerkte er daß verschiedenes Harz ohne reiben electrisirt wird, wenn man es über dem Feuer zergehen und wieder gerinnen läßt, und daß es, so lange die geringste Wärme drin ist, metallene Blättchen in verschiedenen Entfernungen anzieht.

Erst nach einem Zeitraum von zwanzig und mehr Jahren folgten die Entdeckungen eines Gray und du Fay: da ersterer gelegentlich fande, die daß in einer gläsernen Röhre hervorgebrachte Electricität sich andern nah gehaltenen Körpern mittheilen lasse, so war für ihn nun ein grosses Feld offen. Er fieng seine Versuche der mitgetheilten Electricität mit einem Korkstöpsel, den er in eine Röhre steckte, an, und sah daß dieser eben wie die gläserne Röhre leichte Körper anzog und zurückstieß; er nahm nächher Elfenbein, Eisen, Messing, und sah dasselbe; endlich kam er so weit, daß er durch Hülfe eines Draths die electrische Materie über siebenhundert Fuß weit fortpflanzen konnte: du Fay gieng weiter, und nohm einen Faden der zwölf hundert und sechs und fünfzig Fus lang war. Bey dieser Gelegenheit lernten sie den Gebrauch und die ursprüngliche Electricität der Seyde, auch viele Körper welche die Materie von einem Ort zum andern zu leiten im Stande waren, kennen, sie sahen das Glas und alle Körper die durch Reiben electrisirt werden, die Materie nicht durchlassen und folglich zu Leitern ungeschickt sind. Nach und nach bekam man immer nähere Kenntnisse von diesen Eigenschaften, so daß Desaguliers, der zu gleicher Zeit lebte, sich getraute, die Körper wegen dieser verschiedenen Eigenschaften zu trennen, und die eine Art, Leiter (conductores) die andere aber ursprüngliche oder an und für sich electrische Körper (corpora per se electrica) zu nennen, welche Namen seit der Zeit immer mit grossem Nutzen beybehalten worden sind. Zwar hatte auch du Fay schon den Unterschied zwischen electrischen und unelectrischen Körpern durch Hülfe einer Menge Versuche eingesehen, er nannte die Körper electrisch, die wie der Bernstein blos durch reiben die Kraft annahmen, und die bey welchen dieses nicht erfolgte, unelectrisch.

Bey mehreren Versuchen wurde die Electricität mehrerer Körper, z. B. der Wolle, der Haare, des Papiers, des Holzes, des leinenen Tuchs u. m. erkannt, und diese Erfahrungen, zu fernern Versuchen genützt. Gray untersuchte auch thierische Körper, vorzüglich in der Absicht, ob man ihnen eben auch die electrische Materie mittheilen könne. Ein Kind, welches er in härenen Seilen horizontal aufhieng, electrisirte er so, daß Metallblättchen in einer Entfernung von zehen Zoll davon angezogen wurden: das nemliche wiederholte er mit einigen Veränderungen, da er einen Menschen auf einen Harzkuchen stellte und ihn zum öftern mit einer geriebenen Röhre berührte. Mit den flüßigen Körpern und vorzüglich mit dem Wasser machte er die merkwürdigen Versuche, welche in der Folge und auch in den neuesten Zeiten (obgleich mit einigen Verbesserungen und etwas verändert) die merkwürdige und in der That wundervolle Erscheinung der Wasserhose (Meertrompete, priſter, turbo aqueus) zu erklären gebraucht wurde; er hielte nemlich eine stark geriebene Röhre über die Oberfläche einer kleinen Menge Wasser, und sah daß sich ein kleiner Berg in konischer Gestalt erhob, aus dessen Spitze electrische Materie hervorbrach. Du Fay bestimmte, daß allen unelectrischen Körpern, wenn man sie auf trocknen Gläsern ruhen läßt, die Electricität von einer geriebenen Röhre mitgetheilt werden kann: da er die Versuche mit isolirten menschlichen und andern Körpern oft wiederholte, und sich besonders bemühte recht viel electrische Materie darin anzuhäuffen, so war es natürlich, daß er die andere Art von electrischem Licht, welches bey Tage sichtbar ist, und mit einem Knall hervor bricht, wenn man dem electrisirten einen andern unelectrischen Körper nähert, zufällig beobachtete: daß ein Mensch der den Funken herauslockt, dabey die Empfindung hat wie von einem schwachen Stich und daß ein electrisirter Mensch bey dem der Funken ausgezogen wird, denselben Schmerz empfindet, muste er nothwendig zugleich finden. Als man die Versuche mit in seidnen Bändern aufgehängten Metallen machte, sah man diese Erscheinungen noch lebhafter, im dunklen bemerkte man auseinander fahrende Lichtstrahlen (Lichtkegel) und von nun an brauchte man Metalle allgemein zu Leitern: jetzt schloß man auch die Materie der Electricität sey ein wirkliches Feuer und Gray behauptete gar, sie sey wohl mit dem Donner und Blitz in gleicher Art.

Eine Hauptentdeckung welche du Fay noch machte, die in der Folge zumal vom D. Franklin genutzt und in ein näheres Licht gesetzt wurde, ist die, daß es zwo verschiedene und einander ganz entgegengesetzte Electricitäten gebe: die eine nannte er die glashafte (electricitas vitrea) welche dem geriebenen Glas zukommt, und die andere die harzige (electricitas resinosa) die sich bey geriebenen resinösen oder bituminösen Körpern zeigt. In der Folge zeigte es sich daß die Franklinsche positive und negative Electricität gerade dasselbe ist.

Seit den Zeiten des Otto von Guerike lag bey den Deutschen die ganze Lehre in tiefem Schlaf: wenigstens wurden von unsern Landsleuten keine neue Entdeckungen gemacht. Ohngefehr um das Jahr 1740. fieng der Leipziger Professor Christian August Hausen an, die Versuche der vorhin genannten Franzosen und Engländer nachzumachen: er fande daß der Gebrauch der Hawksbeeschen Kugel den Vorzug vor den in den letztern Zeiten gebrauchten Glasröhren habe, er dachte an verschiedene Mittel, diese Kugel bequem und geschwind herumzudrehen und machte nun eine vollkommnere Electrisirmaschine, durch deren Hülfe er und mehrere zu gleicher Zeit mit ihm die auffallendsten Wirkungen hervorbrachten. Seine Versuche wurden im Jahr 1743. nach seinem Tode bekannt gemacht. (C. A. Hausen novi profectus in historia electricitatis, Lipſ.)

Fast zu gleicher Zeit arbeiteten der Preußische Feldmedicus Christ. Fried. Ludolf, der Leipziger Professor Winkler, der Hessenkasselische Bergrath J. F. Waiz und der Wittenberger Professor Bose in diesem Fach, und hierdurch machte die Wissenschaft grosse Progressen. Man sahe, daß die elektrische Versuche, so bald die reibende Hand nur einigermassen feucht zu werden anfieng, nicht mehr von statten giengen; deswegen erfand man ein ausgestopftes ledernes Kissen, das beym herumdrehen der Maschine an die Kugel gehalten wurde. Jetzt wurde untersucht, ob nicht etwa ein wie ein Ey gestalteter gläserner hohler Körper oder ein Cylinder bessere Wirkungen als die Kugel hervorbrächten, auch wurde statt des Rades zum herumdrehen, ein hölzerner oder eiserner Bogen,

woran eine Schnur beveſtiget war, empfohlen, einige ſpannten den runden elektriſchen Körper in eine gewöhnliche Drechſelbank, und ſo bekam man denn in kurzer Zeit mehrere Arten von Elektriſirmaſchinen.

Der oben genannte Hauſen machte auch den erſten vollkommnen Elektricitätsleiter, der, (wie jezt noch größtentheils) aus einer Röhre von Blech beſtand, an deſſen vorderm Ende, welches die Kugel berühren ſollte, ein Büſchel Fäden beveſtiget wurde: man brauchte verſchiedene Arten von Fäden, und endlich wurden die metallene, welche allerdings die beſte Wirkung thun, allen übrigen vorgezogen. Den blechernen Leiter mußte anfangs ein auf Pech iſolirter Menſch halten, nachher aber hieng man ihn auf ſeidnen Bändern ſo auf, daß er mit den Metallfäden an die Kugel ſtieß. Der auch ſchon genannte Winkler trug ſehr viel zur Verbeſſerung der Elektriſirmaſchinen bey; er verfertigte unter andern eine Maſchine, an welcher er die Kugel in einer Minute ſechshundert und achtzigmal herumdrehen konnte. Da er noch nicht ganz überzeugt war, ob die Kugeln wirklich ſtärkere Wirkungen als die Röhren hervorbrächten, ſo erdachte er auch eine Maſchine zum reiben der gläſernen Röhren. In der Folge errichtete ſich jeder Elektriſirer eine andere Maſchine, daher iſt es unbeſchreiblich wie vielen Veränderungen die Maſchinen unterworfen geweſen, und wie vielerley Geſtalten man ihnen gegeben hat. Dieſe mannichfaltigen Einrichtungen waren allerdings an dem ſchnellen Fortgang der Electricität ſchuld, denn jede neue Einrichtung veranlaßte gewöhnlicherweiſe eine zufällige neue Entdeckung.

Durch Hülfe der Elektriſirmaſchinen war man jezt im Stande, alle bisher bekannt gewordene Erſcheinungen des Anziehens, Abſtoſſens und des elektriſchen Lichtes und Feuers zu einem weit höhern Grade zu bringen. Zum Fortleiten der Materie fieng man an dicken Drath zu brauchen, wodurch ſtarke Funken hervorgebracht wurden, die nicht allein ſchmerzhafte Stiche verurſachten, ſondern ſogar kleine Thiere, als Vögel, zu tödten im Stand waren. Mit dieſen ſtarken Funken vermochte man, leicht feuerfangende Subſtanzen zu entzünden. Ludolf entzündete zuerſt die Vitriolnaphtha; Winkler nachher den Weingeiſt, er zeigte dabey daß dieſes weit leichter, und ſogar beym gemeinen Brandwein von ſtatten geht, wenn er erwärmt wird. Darauf machte er Verſuche mit eben ausgelöſchten Wachskerzen und Talglichtern, mit Schießpulver, das man in einem Löffel hatte ſchmelzen laſſen u. ſ. w.

Um dieſelbe Zeit wurde die Electricität der Katzen, Hunde und anderer behaarter Thiere bewieſen: Waiz beſtimmte mit Gewißheit, daß die beym Streichen dieſer Thiere hervorſchieſſende Funken, mit denen, die aus andern elektriſirten Körpern hervorkommen, die größte Aehnlichkeit haben.

Joh. Gottl. Krüger ſtellte Verſuche an, ob das elektriſche Feuer im Stande ſey, Farben aus dem Gewächsreich zu verändern. Rothe Mohnblätter wurden bald weiß, gelbe und blaue Farben veränderten ſich nicht ſobald, wovon man doch das Gegentheil, zumal bey blauen Blumen, hätte vermuthen ſollen, da der elektriſche Funke, wie ſich in der Folge auswies, einen ſäuerlichen Geſchmack hat. Die Bemerkung, daß elektriſirtes Waſſer geſchwinder ausdünſte, als anderes, machte man jezt auch.

Schon ums Jahr 1735. wurde es bekannt, daß brennbar gemachte Luft durch den elektriſchen Funken entzündet werden konnte, welches in den neueſten Zeiten, da man nähere Kenntniſſe von den verſchiedenen entwickelten Luftarten, und unter andern von der eigentlich ſogenannten brennbaren oder phlogiſtiſchen Luft, bekam, durch Herrn Alexander Volta in näheres Licht geſezt worden. Die erſte Entdeckung iſt vom groſſen engliſchen Elektriſirer Watſon, der überhaupt wichtige Entdeckungen in Anſehung des Anzündens brennbarer Körper durch das elektriſche Feuer gemacht hat. Um dieſelbe Zeit wurden nun auch viele elektriſche Spielwerke, z. B. der elektriſche Stern, das elektriſche Glockenſpiel u. a. m. erfunden, welches unter andern auch dazu Gelegenheit gab, daß, in mehrern Theilen von Europa, die elektriſche Verſuche von herumſchweifenden Gauckelern und andern unwiſſenden Leuten für Geld vorgezeigt, und alſo auch die Aufmerkſamkeit des Pöbels rege gemacht worden. Nach Entdeckung der Leidner Flaſche geſchah dieſes noch mehr; doch kam dieſe Mishandlung der Elektricität nachher wieder aus der Mode, bis in den neueſten Zeiten Luftelektrophor und die damit hervorgebrachte auffallende Erſcheinungen bekannt wurden. Einige von dieſen herumſchweifenden Elektriſirern brachten es wirklich weit wie z. B. ein gewiſſer Martin Berſchitz, der in unſern Zeiten die auffallendſte, merkwürdigſte und ſtärkſte doch allen Phyſikern bekannte Verſuche vor Geld ſehen läßt.

Eine Hauptperiode in der Geſchichte der Elektricität geht mit dem Ende des 1745ſten Jahrs an, wo zufälligerweiſe die groſſe Entdeckung, mit der durch die ſogenannte Kleiſtiſche oder Leidner Flaſche hervorgebrachten elektriſchen Erſchütterung gemacht wurde. Der Herr von Kleiſt in Camin war der erſte, der ſie an ſeinem Körper fühlte. Ehe dieſes noch allgemein bekannt war, beobachteten Muſſchenbroek und Allamand daſſelbe, und kurz vor ihnen noch Cunäus, der juſt von Muſſchenbroek Unterricht in der Elektricität bekam. Der nothwendige Schrecken dieſer erſten Beobachter mag wohl Gelegenheit gegeben haben, daß ſie dieſe Erſcheinung mit ſo überaus heftigen Wirkungen und etwas übertrieben beſchreiben. Alle Naturkundiger wurden natürlich darauf aufmerkſam und wiederholten den Verſuch: die vorzüglichſte waren Winkler in Leipzig, Krüger in Halle, Gralath in Danzig, Boſe in Wittenberg, Nollet, le Monnier und Jallabert in Frankreich, Watſon, Wilſon, Smeaton und Graham in England, bald nachher auch der D. Franklin in Amerika. Alle übrige Elektriſirer in Europa machten den Verſuch nach, jedermann wurde darauf aufmerkſam, doch war die Neugierde des Pöbels nirgends ſtärker als in Paris, wo ſich alles faſt mit Gewalt zudrängte. Man fand gar bald daß mehrere Perſonen, die ſich entweder an den Händen hielten oder auch durch einen eiſernen Drath mit einander in Verbindung ſtanden, zu gleicher Zeit und in einem und ebendemſelben Augenblicke erſchüttert werden konnten.

Da man nun immer auf die Verſtärkung dieſer Erſchütterung dachte, ſo iſt es kein Wunder, daß gar bald nach der erſten Entdeckung der Grund zu der ſogenannten elektriſchen Batterie gelegt wurde. Je mehrere gläſerne Flaſchen man mit einander verband, und je groſſer dieſe waren, deſto lebhafter war das Feuer, und deſto ſtärker der Schlag mit der Erſchütterung. Dieſes richtete ſich auch nach der verſchiedenen Dicke des Glaſes und nach dem verſchiedenen Grade der Wärme des Waſſers, das man in die Flaſchen füllte; dünne Gläſer und warmes Waſſer erregten eine vorzüglich

ſtarke Erſchütterung. Vor allen andern brachten es Winkler und Gralath in der Unterſuchung hierüber weit. Des erſtern Gedanken giengen gar bald darauf, ob man wohl die Flaſche entladen könne, ohne die Erſchütterung durch den Körper gehen zu laſſen: Durch Hülfe einer metallenen Kette war es ihm leicht dies zu bewerkſtelligen. Bey dieſen Verſuchen fand er, daß es um die Erſchüttrung durch den Körper gehn zu laſſen, nicht nöthig ſey, die Flaſche ſelbſt in die Hand zu nehmen, ſondern daß es genug ſey, wenn ſie in einem Gefäs mit Waſſer ſtehe, von welchem ein Drath oder eine Kette bis zu der Perſon geleitet wird, die den Verſuch anſtellen will. Er ſtellte jezt ſogar, eben wie in der Folge Franklin und mehrere andere ſeinen Verſuch in einem Fluß an und fande, daß dieſer vollkommen ſtatt der äuſſern Belegung diene.

Gelegentlich kam der Engländer Watſon drauf, die Flaſche an ihrer auswendigen Seite mit einem dünnen geſchlagenen Metall zu überziehen; berührte man jezt dieſen Ueberzug entweder unmittelbar oder mit einem eiſernen Drath, ſo erfolgte dieſelbe Wirkung. Hierbey nahm er zugleich wahr, daß der aus der Flaſche gezogene Funke immer den nächſten Weg von dem elektriſirten Drath nach dem äuſſern Ueberzug nehme: doch bemerkte er nachher, daß dies eine Einſchränkung leide und daß alles auf die Beſchaffenheit der Leiter ankomme, denn wenn dieſe Leiter von verſchiedener Art ſind, ſo geht der elektriſche Funke immer durch die beſten und vollkommenſten, daher z. B. durch eine metallene Kette, wenn ſie auch noch einmal ſo lang iſt, als ein zugleich angebrachter naſſer Bindfaden.

Bald nachher ſahe der Abt Nollet, daß die Flaſche, wenn ſie auf einen elektriſchen Körper und namentlich auf Glas geſtellt wurde, auch mit der beſten Maſchine nicht geladen werden, und folglich auch keine Erſchütterung hervorbringen konnte, hingegen erfolgte die Ladung bald, wenn man einen unelektriſchen Körper dran hielte. Dieſes war unſtreitig die merkwürdigſte Entdeckung, ohne die der D. Franklin nachher nicht im Stand geweſen wäre, ſeine Theorie feſtzuſetzen und mit entſchiedener Gewißheit zwo Arten von Elektricität zu beſtimmen. Nollet war der erſte, der den Schlag bey Thieren verſuchte, und einen Sperling dadurch tödete: bey der Unterſuchung des todten Vogels fand man dieſelbe Zeichen, wie bey dem vom Blitz getödeten Thiere. Er ſah auch ein, daß das in den Flaſchen befindliche Waſſer, die elektriſche Materie nach der innern Seite des Glaſes bringen müſſen; ein Umſtand der erſt in der Folge genau bewieſen wurde. Doch war man auch vorher ſchon in England auf den Gedanken gekommen, Watſon ſagt ſogar ausdrücklich, daß die Erſchütterung ſehr verſtärkt würde, wenn ein unelektriſcher Körper das Glas inwendig in vielen Punkten berühre. Hier fieng man nun auch an, ſtatt des Waſſers eine andere unelektriſche Materie und namentlich eine metalliſche, zur inneren Belegung der Flaſche zu brauchen, und hierbey wurde Watſon noch mehr überzeugt, daß es nicht auf die Menge der im Glaſe befindlichen unelektriſchen Materien, ſondern auf die Menge der Berührungspunkte ankomme. Smeaton brauchte hierauf eine auf beyden Seiten mit einem unelektriſchen Körper bedeckte Glasſcheibe, wo die Belegung etwa einen Zoll breit vom Rande abſtunde, und bemerkte dieſelbe Erſchütterung.

Le Monnier entdeckte zuerſt, daß man die geladene Flaſche in einer trocknen Luft ohne merkliche Verminderung ihrer Wirkung von einem Ort zum andern tragen könne: er ſahe auch daß eine Flaſche ſich nicht auf einmal entlade, wenn ein nicht ganz vollkommner Leiter dazu gebraucht würde, je vollkommner hingegen der Leiter war, deſto lebhafter war auch der Funke, die Erſchütterung und deſto weniger Materie blieb in der Flaſche zurück. Die Entdeckung, daß man jeden beſondern Theil des Körpers allein erſchüttern könne, welches nachher ſo ſehr in der mediciniſchen Electricität benuzt wurde, ſchrieben einige auch demſelben le Monnier zu; ſie iſt aber wahrſcheinlich vom Engländer Wilſon.

Die Engländer ſowohl als die Franzoſen waren jezt zu wiſſen begierig, wie weit dieſe Erſchütterung fortgepflanzt werden könne, und wie groß alſo der Kreis von dem Drath nach der äuſſern Belegung ſeyn dürfe. Der eben genannte le Monnier brauchte eiſerne Dräthe, die etlich tauſend Klafter lang waren, zog ſie durch Waſſer, über Wieſen, Hecken und Bäume, und immer bemerkte er den Schlag. Watſon gieng noch weiter, er brauchte das Waſſer in der Themſe zu einem Theil des Leiters, und zeigte hierbey, daß die Erſchütterung vollkommen über den Fluß geführet werden konnte: Bey einer andern Gelegenheit führte er ſie durch einen Leiter, der in der Länge etliche Meilen betrug. Da er dieſes Experiment mehrmalen, doch mit einigen Veränderungen wiederholte, fand er, daß immer etwas von der Materie verloren gieng, wenn der Drath auf der Erde lag, und daß dieſes nicht geſchah wenn er auf getrockneten in die Erde geſteckten hölzernen Stäben aufgehangen war. Beſonders merkwürdig iſt es, daß er die Erſchütterung durch ein trocknes ſandiges Erdreich zu leiten vermochte, doch mußte, wie ſich wohl von ſelbſt verſteht, die Entfernung nicht gar zu groß ſeyn.

Ueber die Geſchwindigkeit der Bewegung der elektriſchen Materie machte le Monnier die erſte Beobachtungen mit einem fünftauſend und ſiebenhundert Fus langen Drath; er war aber nicht im Stande die Zeit, welche die Materie zur Zurücklegung dieſes Wegs brauchte, zu beſtimmen, ob er gleich die beſte Uhren bey der Hand hatte. Noch weit auffallender ſind die Verſuche des Engländers Watſon über denſelben Gegenſtand; er machte durch Hülfe eines Draths von zwölftauſend zweyhundert und ſechs und ſiebenzig Fuß einen Kreis von zwey engliſchen Meilen, und bekam dem ungeachtet in demſelben Augenblick, da er den Funken erregte, den elektriſchen Schlag. Nun war man überzeugt, daß die elektriſche Materie zu ihrer Bewegung durch gute Leiter faſt gar keine, wenigſtens doch keine merkliche Zeit brauche.

Um dieſelbe Zeit fieng Franklin an die Electricität zu bearbeiten und jezt näherte ſie ſich nach und nach der Vollkommenheit, zu welcher ſie in unſern Zeiten gebracht worden. Franklin lebte als Buchhändler zu Philadelphia in Nordamerica: aus London bekam er auf Begehren die electriſche Werkzeuge geſchickt: ſeine Unterſuchungen berichtete er mehrern Bekannten in London, beſonders ſeinem Freunde Collinſon, und alles wurde nachmals in ſeinem bekannten Buche abgedruckt. Er entdeckte zufällig daß die electriſche Materie beym Reiben aus einem Körper in den andern übergieng: (dieſe Bemerkung war jedoch ſchon vom Abt Nollet und D. Watſon gemacht worden; erſterer ſagt ausdrücklich, daß die electriſche Materie beym Electriſiren von allen in einer gewiſſen Entfernung befindlichen Körpern herkomme, und Watſon beweißt, daß das Reiben der gläſernen Kugel, die

Materie

Materie nicht hervorbringe, sondern blos zuführen.) Bey dieser Gelegenheit sah Franklin, daß der eine Körper mehr Materie bekam, und dem andern von seiner Materie genommen wurde; er bemerkte, daß bey der Kleistischen Flasche die Materie sich auf einer Seite anhäufe, und auf der andern verringert werde. Durch diese Versuche wurde er überzeugt, daß es zwey verschiedene Electricitäten gebe, wovon er die eine die positive, (wenn ein Körper mehr bekommt) und die andere die negative, (wenn ein Körper weniger hat) nannte. Die Leydner Flasche gab ihm immer mehrere Beweise, daß alles dieses richtig sey, und die vorher vom Abt Nollet gemachte Entdeckung, daß eine isolirte Flasche nicht geladen werden könne, bestärkte die Meynung sehr. In der Folge fand Franklin, daß die eine Seite der Flasche gerade so viel Materie mehr bekomme, als die andere verliere, und hierdurch kam er auf die richtige Vermuthung, daß in jedem Fall, wenn ein Körper positiv electrisirt wird, der andere der die Materie hergiebt, in eben dem Grade negativ electrisirt erscheint, wenn er nemlich isolirt ist. Jezt untersuchte er, ob dies bey mehrern mit einander verbundenen Flaschen eben so vor sich gehe, und bey dieser Gelegenheit erfand er eine besondere aus viereckigen Glasplatten bestehende electrische Batterie, wobey er noch entdeckte, daß nicht jeder Leiter (als z. B. ein nasser Bindfaden) zum entladen geschickt sey. Eine noch sehr merkwürdige Franklinsche Entdeckung über die Erscheinungen bey geladenen Flaschen ist die, daß die Kraft eine Erschütterung hervorzubringen, nicht sowohl in der Belegung als vielmehr im Glase selbst liege.

Nun kamen viele Naturkundiger darauf ob man andere electrische Körper wohl eben auch wie das Glas laden könne: Nach vielen mislungenen Versuchen bemerkte Beccaria, (aber noch lange nachher und zwar erst im J. 1763.) daß Siegellak, das er auf dem Feuer zergehen lies und auf einem mit Oel bestrichenen marmornen Tisch goß, nach dem Erkalten ziemlich stark geladen werden konnte. Mit Schwefel oder Pech und noch mehr mit einer Vermischung von Pech und Kolophonium war es dasselbe, obgleich weit schwächer auszurichten im Stande. Daß man eine Luftscheibe eben auch laden kann, so, daß eine Erschütterung erfolgt, werden wir unten besonders anführen. Beccaria brachte durch den bey der Entladung entstehenden Funken kleine Stücke Metall zum schmelzen, desgleichen Glas und verschiedene Salze: seine merkwürdigste bey dieser Gelegenheit angestellte Versuche sind die, wodurch er metallische Kalke wieder herzustellen (zu reduciren) vermochte.

Zu gleicher Zeit, als Franklin seine Versuche bekannt machte, stellte der Abt Nollet seine Beobachtungen über die zu- und ausfliessende electrische Materie an, und machte die für seine Theorie wichtige Entdeckung, daß unelectrische Körper, wenn sie in die Atmosphäre eines electrisirten gebracht werden, in geringen Grade Zeichen der Electricität äussern. Er behauptete eifrig gegen den D. Franklin, daß die Electricitäten beyder Körper von einerley Art wären, und bald hernach suchte er zu beweisen, daß die Eintheilung der Electricität in die positive und negative der Natur nicht gemäs sey.

Noch einige Zeit vorher, und selbst früher als Franklin seine wichtige Entdeckungen bekannt machte, kamen Canton und Ellicot auf die Untersuchung, ob man nicht im Stande sey, die an einem Ort angehäufte Electricität auszumessen. Jener zog, ohne die beyde Belegungen einer Flasche in Verbindung zu setzen, Funken aus dem Drath und da alle Materie heraus war, beurtheilte er die Stärke der Ladung nach der Menge der Funken. Ellicot hingegen suchte die Menge der Materie nach der Stärke des Anziehens zu bestimmen: er brauchte hierzu eine empfindliche Waage, die er mit der einen Schale in gewisser Höhe über den electrisirten Körper aufhieng, indem er in die andere Schale so viel Gewicht legte, als nöthig war, die Waage im Gleichgewicht zu erhalten. Dieses war der eigentliche Anfang der jezt so berüchtigten Electrometer. Nollet wählte hierzu Fäden, die er neben einander hieng, und beurtheilte die Stärke der Electricität nach dem verschiedenen Auseinanderfahren der Fäden. Nicht lange hernach bemühete sich der eben genannte in electrischen Versuchen unermüdete Mann zu zeigen, was die Electricität für besondere Wirkungen beym Verdampfen und der natürlichen Ausdünstung hervorbringe; er bewies, daß eine electrisirte nicht sehr zähe Flüßigkeit in kurzer Zeit weit mehr verliere als im natürlichen Zustand. Bey electrisirten thierischen Körpern fand er dasselbe, die unmerkliche Ausdünstung wurde beständig vermehrt: ein Umstand wodurch man auf den Gebrauch der Electricität in verschiedenen Krankheiten die von verminderter oder unterdrückter Ausdünstung herkommen, verfiel. In England machte man bald hierauf Versuche mit Pflanzen, und man bestimmte mit Gewißheit, daß die Vegetation sehr durch Electricität vermehrt und beschleuniget werde.

Nollet machte nun über die vom Wittenberger Bose schon angefangene Versuche mit der Bewegung des electrisirten Wassers in Haarröhrchen, wichtige Bemerkungen, wovon die vorzüglich verdient angemerkt zu werden, daß electrisirtes Wasser aus Hebern die von ganz feinen Haarröhrchen gemacht sind, in einem starken Strohm herausfließt, da es doch im natürlichen Zustande nur ganz langsam heraustropft.

Um diese Zeit kam Bose auf seine anfangs so berüchtigte Beatification oder Apotheose, die aber gar bald von ihrem Ruf verlohr, als viele Naturkundiger und zumal der Engländer Watson sie in ihrer wahren Gestalt zeigte. Merkwürdig ist dieser Zeitpunkt noch wegen einer besondern Anwendung der Electricität in verschiedenen Krankheiten. Durch einige unrichtige Versuche verleitet glaubte man, der Geruch und andere feine Theile verschiedener, besonders stark riechender Substanzen, dufteten durch ein electrisirtes Glas, worin sie eingeschlossen sind, giengen nun in alle Leiter und namentlich auch in den menschlichen Körper über. Nun dachte man nichts weniger, als man habe gar nicht mehr nöthig verschiedene Arzneyen innerlich zu brauchen, indem die feinen wirksamen Theile auf eine weit bequemere Art in den Körper gebracht werden könnten. Ein Venetianer Privati machte im Jahr 1747. den ersten Versuch, der dieses beweisen sollte. Bianchi in Turin und Winkler suchten alles mit eignen Erfahrungen zu bestätigen und man mußte es so lange glauben, bis der Abt Nollet und mehrere mit ihm die Sache als übertrieben und größtentheils falsch fanden.

Bey allen diesen und mehrern noch nachher gemachten Entdeckungen in der Electricität dachte man immerfort die Kraft noch mehr zu verstärken und in der Absicht die electrische Werkzeuge zu verbessern. Nollet rieth deswegen die Kugeln an den Electrisirmaschinen mit Smalte blau zu färben. Canton fand,

daß eine Maschine weit stärkere Wirkung that, wenn er auf das Reibzeug ein Amalgama von Quecksilber und Zinn nebst ein wenig Kreide strich. Diese Entdeckung die im Jahr 1752. gemacht wurde ist in der That sehr wichtig. Nollet sah, daß nicht alle Arten Glas zur Hervorbringung der Electricität gleich gut sind, und daß das härteste und dichteste sich am wenigsten zu den Versuchen schicke. Er bemerkte hierbey noch, daß gläserne Kugeln, wenn sie lange gebraucht worden, immer besser und leichter zu electrisiren, und daß frisch gegossene harzige Substanzen zum isoliren der Leiter nicht so geschickt sind, als eben auch alte und lang gebrauchte.

Die vorzüglichste unter allen Entdeckungen in der Electricität ist sicher die, daß Blitz und Donner Wirkungen derselben Materie sind. Durch den Versuch mit der Batterie kam Franklin im Jahr 1747. auf die Vermuthung, (die zwar einige auch schon vor ihm, doch mit weniger Bestimmtheit, äusserten) daß der Blitz ein electrischer Funke und die Gewitterwolken electrisirt seyn möchten. Gelegentlich wurde er bey seinen Untersuchungen mit spitzen Körpern völlig überzeugt, daß diese die electrische Materie nicht allein fortschickten, sondern auch herbeylockten: dieses brachte ihn auf den Gedanken, eine zugespitzte metallene Stange zur Zeit eines Gewitters aufzustellen. Seine Idee wurde bekannt und zween Franzosen Dalibard und Delor stellten nun diesen Versuch zuerst an. Jener hatte eine eiserne Stange von vierzig Fuß Länge, an drey hölzernen Pfählen durch seidene Schnüre bevestiget, und dabey verschiedene Anstalten gemacht, daß der Regen das untere Ende seiner Stange und die seidene Schnüre nicht treffen konnte. Zur Zeit eines Gewitters lockte er durch einen Drath, der in einem Glas steckte, anderthalb Zoll lange Funken die etwas blaulicht aussahen und nach Schwefel rochen, heraus. Delor nahm eine neun und neunzig Fuß hohe Stange und setzte noch einige kleinere isolirte drumherum und sah dasselbe. Le Monnier zeigte, daß mit einer kleinen isolirten Stange dasselbe auszurichten sey; diese gab, wenn ein Gewitter in der Luft war alle Zeichen einer starken Electricität von sich, und verlohr dieselbe nach jedesmaligem Ausbruch eines Blitzes wieder. Derselbe hatte noch einen merkwürdigen und gefährlichen Versuch, der dasselbe bewies, angestellt; er isolirte einen Menschen zur Zeit eines Gewitters auf Pech, und dieser wurde stark electrisirt. Einige Zeit nachher, doch in demselben 1752sten Jahre machte Franklin seinen Versuch mit dem electrischen Drachen, wodurch und durch Richmanns Tod der den 6ten August 1753. (s. Blitz) erfolgte, es ganz ausser Zweifel gesetzt wurde, daß Blitz und Donner nur Würkungen einer starken Electricität sind. Nun fieng Franklin zu untersuchen an, ob in den Gewitterwolken positive oder negative Electricität sey, und fand unter Umständen beydes. Der größte Nutzen den er aus allen diesen Entdeckungen zog, war, daß man durch angebrachte Leiter den Blitz von den Gebäuden und andern Körpern auf dem Erdboden abhalten könne. Als man nun die Wirkungen dieser Gewitterableiter kennen lernte, sah man auch mit Gewißheit ein, daß das Leuchten der Spitzen auf Kirchthürmen, Mastbäumen ꝛc. (das sogenannte St. Helenen, St. Elms, St. Petersfeuer, welches sonst auch Castor und Pollux heißt,) Wirkung der aus- oder einströmenden electrischen Materie sey.

Seit den Franklinschen Entdeckungen über die Wirkungen des electrischen Feuers in der Atmosphäre, wurden noch manche artige und wichtige Versuche über denselben Gegenstand gemacht. Canton der sich vorzüglich mit Untersuchung des positiven und negativen Zustands der Wolken beschäftigte, fand die positive Electricität gewöhnlich die stärkste. Bald nachher machte er die Beobachtung, daß bey andern Veränderungen der Atmosphäre, und zwar bey Regen sowohl als bey Schnee und Hagel eben auch electrische Materie im Spiel sey. Herr von Romas lies sich einen grossen papiernen Drachen machen, und damit er hiermit die Electricität desto besser herableiten konnte, brauchte er dabey eine Schnur, wo ein eiserner Drath eingewürkt war. Der vor kurzem verstorbene Pater Beccaria brachte es in seinen Untersuchungen über diesen Gegenstand weiter als alle vor ihm, und erdachte eine neue Theorie des Ursprungs der Gewitter, (s. Blitz) woraus sich fast alle dabey vorkommende Erscheinungen vollkommen erklären lassen.

Im Jahr 1754. entdeckte Ebenezer Kinnerslay zu Boston, daß die von du Fay angegebene entgegengesetzte Electricitäten, mit den Franklinschen positiven und negativen einerley seyn. Franklin wurde bald durch eigne Versuche davon überzeugt und setzte alles in näheres Licht. Dieser machte jetzt auch die artige Entdeckung, daß man die electrische Atmosphäre durch verschiedene harzige Dämpfe und zumal, durch Dämpfe von Colophonium sichtbar machen könne. Beccaria wiederholte diese Versuche und nahm viele besondere artige Umstände dabey wahr.

Da nun so viele wichtige Entdeckungen in dieser Wissenschaft gemacht waren, und da man den grossen Einfluß der electrischen Materie in der Natur immer mehr einsah, so war es gar kein Wunder, daß die wichtigsten Männer sich immer mehr mit den electrischen Versuchen abgaben, und die natürliche Folge hiervon war, daß man immer mehr neues und wichtiges kennen lernte. Die schon genannte Electrisirer Canton und Beccaria trieben alles am weitesten, und hiervon dürfen wir nur etwas weniges anführen. Canton erfand eins der vollkommensten Instrumente, die Electricität der Atmosphäre und die Art derselben anzuzeigen: er bewies, daß die Luft eben auch durch Mittheilung electrisirt werden könnte. Beccaria zeigte daß die einen electrisirten Körper umgebende Luft, nach und nach dieselbe Electricität bekomme und sie eben auch allmählig wieder verliere. Seine Versuche mit Wasser übertreffen alles: er machte den electrischen Funken darin sichtbar, zeigte den starken Widerstand des Wassers beym Durchgang der electrischen Materie und bewies damit genau, wie sehr unvollkommen es als Leiter gebraucht werden könne. Bald darauf machte Canton in der Lehre von der positiven und negativen Electricität die grosse Entdeckung, daß in einerley Körpern beyde Arten von Electricität hervorgebracht werden könnten und daß die verschiedenen Erscheinungen blos von der Oberfläche des electrischen Körpers und dem Reibzeug abhangen. Matt geschliffenes Glas wirkte gerade so wie geriebener Schwefel und zeigte folglich alle Wirkungen der negativen Electricität, da es sonst im glatten Zustande immer positive Erscheinungen zeigte. Der Engländer Wilson trieb diese Untersuchung weiter: er zeigte, daß die positive Electricität eines Körpers nach Belieben in die negative verwandelt werden könne. Mit derselben Untersuchung beschäftigten sich in den neuesten Zeiten Bergmann, Wilke und Aepinus, von welchen wir nur einige

Versuche anführen wollen. Zwey auf einander geriebene Bänder, wovon das eine in einen Rahmen gespannt war, bekamen entgegengesetzte Electricitäten, und bey einem und ebendemselben Band zeigte sich entweder die positive oder die negative, je nachdem es in die Queere oder in die Länge gerieben wurde: zwey Bänder, wovon das eine schwarz war, machten einige Ausnahme, auch zeigten sich Veränderungen, wenn ein Band wärmer war als das andere. Durch diesen lezten Versuch wurde man überzeugt, daß die Wärme zur negativen Electricität beytrage. Wilkens merkwürdigste Versuche betreffen die von ihm sogenannte freywillige Electricität, welche er am geschmolzenen Schwefel und Siegellak bemerkte, und hierdurch erhielte man wieder manche Vortheile in der Lehre von den entgegengesetzten Electricitäten.

Im Jahr 1758 kam Robert Symmer auf den Gedanken, daß die beyde Electricitäten von zwo verschiedenen electrischen Materien erregt würden. Obgleich diese Meynung keinen Stich hält, so sind die darüber angestellte Versuche dennoch merkwürdig. Als Symmer einen seidenen Strumpf im Dunkeln auszog, sah er feurige Funken mit einem Gekniſter herausfahren, und diese Erscheinung war am stärksten, wenn ein schwarzer über einen weisen weggezogen wurde: Der weisse Strumpf zeigte hierbey positive Electricität, und der schwarze negative. Sehr auffallend war der Versuch, wenn zween weisse in der einen, und zween schwarze in der andern Hand gehalten wurden; die Strümpfe bliesen sich auf, die gleichfarbigen stiesen einander ab, und die von der entgegengesetzten Farbe zogen einander mit Gewalt an und klebten ordentlich zusammen. Die elektrische Kraft dauerte lange Zeit, wenn man die Strümpfe nicht von einander brachte, hielte man hingegen jeden einzeln für sich, so war alles bald vorbey. Bey frisch gefärbten und dichten Strümpfen war die Wirkung am beträchtlichsten. Symmer glaubte, die Verbindung von schwarz und weiß sey die Ursache dieser starken Electricität, man fand aber nachher, daß ein in einen Aufguß von Gallapfel getauchter Strumpf eben die Wirkung wie ein schwarzer hervorbrachte. Ueber die Stärke des Zusammenhangs electrisirter Körper machte er mit den Strümpfen und auch nachher mit platten Glasscheiben wichtige Versuche, die besonders auch für die Lehre von der positiven und negativen Electricität vortheilhaft wurden. Doch war dieses seine Absicht nicht, sondern er schloß daraus, daß es zweyerley wesentlich verschiedene electrische Flüßigkeiten gebe, und daß ein Körper electrisirt würde, wenn eine oder die andere Materie sich darin anhäufe, wobey aber weder Zu- noch Ausfluß statt finde. Ein Körper, sagt er ferner, wird nun auf eine oder die andere Art electrisirt, je nachdem eine oder die andere Kraft die Oberhand hat. Er führt noch mehrere Beweise für seine Meynung an, die aber umständlich angeführt werden müßten und daher für unser Vorhaben zu weitläuftig sind. Durch diese Symmersche Versuche wurden mehrere Electrisirer aufmerksam, doch vorzüglich der Turiner Joh. Franz Cigna, der nun auch seidene Bänder von verschiedener Farbe und Gewebe untersuchte, und dadurch, obgleich nicht die Lehre von den zwo wesentlich verschiedenen electrischen Materien, doch manches andere in noch helleres Licht sezte.

Noch etwas vorher lernte man auch die sogenannte elektrische Atmosphäre genau kennen, und zwar durch die Bemühungen der Herrn Franklin und Canton, vorzüglich auch durch die ausserordentliche auffallende Versuche von Wilke und Aepinus. Alle diese Versuche bewiesen, daß Körper, die man in elektrische Atmosphären bringt, immer die entgegen gesetzte Elektricität der elektrisirten Körper bekommen. Bey manchen Substanzen geschieht dies doch nur unter gewissen Umständen, und zwar, wenn sie in der Atmosphäre noch von einem andern unelektrischen Körper berührt werden; geschieht dieses nicht, so wird man manchmal und namentlich bey manchen kleinen Körpern, die nehmliche Elektricität sehen, die der Körper hat, in dessen Atmosphäre jene versenkt worden. Bey diesen Untersuchungen kam man auf die sehr wichtige Entdeckung, daß man eine Tafel Luft eben auch wie eine Glastafel mit dem erschütternden Funken zu laden im Stande ist. Man nahm mit Blech überzogene Bretter, und hängte diese einige Zoll weit von einander auf, so daß sie allerwegen gleichweit von einander abstunden. Wenn man nun das eine Brett durch Verbindung mit dem ersten Leiter einer gewöhnlichen Elektrisirmaschine positiv elektrisirte, so wurde das andere in der Atmosphäre des ersten hangenden negativ, und bey gleichzeitiger Berührung beyder Bretter empfieng man einen erschütternden Schlag, der von dem gewöhnlichen nicht verschieden war. Dieses verbreitete nothwendiger Weise neues Licht, und wurde von den Erfindern zu den artigsten Versuchen gebraucht; man war eben auch dadurch im Stande die Erscheinungen bey einem Gewitter besser zu erklären, wobey die Wolken und die Erde sich immer, eben wie die in elektrischen Atmosphären versenkte Körper im entgegengesetzten Zustande befinden.

Die Elektricität des Tourmalins wurde von Wilson, Aepinus und Canton jezt auch in ein näheres Licht gesezt. Ersterer bewies schon in den Jahren 1755 und 1756, daß dieser Stein, der zu Anfang dieses Jahrhunderts zuerst aus Zeylon nach Europa gebracht wurde, immer die beyden Arten von Elektricität zugleich besize und zwar an zwo verschiedenen Seiten. Canton machte nachher die Entdeckung, daß die Seiten, welche beym Erhitzen positiv oder negativ waren, beym Erkalten ihre Elektricitäten ganz verändern; und in den neuesten Zeiten bemerkte er beym erwärmen ein sehr lebhaftes Licht im Dunkeln. Eben solche leuchtende lebhafte Strahlen die von der positiven gegen die negative Seite schiessen, sieht man beym starken reiben. Im Jahr 1760 fande man, daß mehrere Steine, und hierunter die brasilianischen Topase, sich eben wie der Tourmalin verhalten, und nachher sah man bey allen harten Edelsteinen fast eben die Erscheinungen.

Bey dieser Gelegenheit müssen wir einiger Körper und zwar aus der Klasse der Fische gedenken, deren Elektricität fast noch merkwürdiger ist, als die des Tourmalins. Die mit denselben angestellten Versuche fallen in denselben Zeitpunct, doch sind die Hauptentdeckungen später als beym Tourmalin gemacht worden. Zitteraal (gymnotus electricus) und Zitterfisch (raia torpedo) sind die zwey merkwürdige Producte; die Erscheinungen an jenem sind am sonderbarsten und man hat auch mehrere Versuche mit ihm anzustellen, Gelegenheit gehabt. Wenn man diese Thiere mit unelektrischen Körpern berühret, so spührt man eine heftige Erschütterung in den Armen, wie bey der Leidenschen Flasche; mit einer Glasstange oder Siegellack hingegen kann man sie ohnbeschä-

digt anrühren. Ueber die Kraft des Zitterfiſches ſtellte Joh. Walſch einige Verſuche an, und fand, daß die auf beyden Seiten liegende Erſchütterungswerkzeuge auf ihrem obern und untern Ende entgegengeſetzte Elektricitäten habe. In den neueſten Zeiten iſt der Zitteraal lebendig nach England gebracht worden, wo man noch andere elektriſche Erſcheinungen, und vorzüglich, daß er Funken von ſich giebt, deutlich geſehen hat. Die erſchütternde Kraft iſt bey dieſem ſo ſtark, daß er im Waſſer auf ſechzehn Fuß die ſich ihm nähernde Fiſche damit fortreißt. Mehrere Nachrichten von beyden Fiſchen werden in eigenen Artikeln gegeben.

Als Aepinus ſich mit dem Tourmalin beſchäftigte, unterſuchte er zugleich, ob nicht zwiſchen der elektriſchen und magnetiſchen Materie eine gewiſſe Aehnlichkeit ſey; er führte verſchiedene Beweiſe an, welche allerdings eine gewiſſe Uebereinſtimmung zeigen, und noch mehr zu unterſuchen, der Mühe werth ſind. Seine ſtärkſten Beweiſe ſind, daß ein paar entgegen geſetzte elektriſirte Körper ſich eben ſo verhalten, wie die beyde entgegengeſetzte Pole eines Magneten, und daß der Tourmalin zween elektriſche Pole, wie der Magnet zween magnetiſche hat, wobey das beſonders auffallend iſt, daß beyde Körper entzwey geſchlagen in allen Stücken die zween verſchiedene Polen zeigen. Die neueſten Schillingiſchen Beobachtungen an dem Zitteraal beweiſen die Aehnlichkeit noch mehr, indem dieſer Fiſch, wenn er mit einem Magnete berührt wird, ſeine erſchütternde Kraft verliert und wieder bekommt, wenn Eiſenfeilſpäne auf ihn geſchüttet werden.

Alle jetzt lebende und ſchon verſchiedentlich genannte Elektriſirer wiederholten die angeführten Beobachtungen, und gaben auf alle andere vorkommende elektriſche Erſcheinungen zugleich acht, wodurch die ganze Wiſſenſchaft immer noch anſehnlichere Vortheile erhielte. Mit dem elektriſchen Lichte, beſonders im luftleeren Raum, beſchäftigten ſich vor andern Smeaton, Canton, Wilſon, Wilke, Beccaria, Lane, u. a. m. Ob die elektriſche Materie durch Glas dringe, unterſuchten Wilſon, Kinnersley, Bergmann. Bey dieſen Verſuchen ſah man, daß dieſe Eigenſchaft bey verſchiedenen Gläſern verſchieden iſt, und daß erhitztes Glas ſich ganz anders verhält als kaltes, indem die Materie durch eine erhitzte dünne Flaſche eben wie durch vollkommene Leiter gieng. Die Anwendung der Elektricität in verſchiedenen Krankheiten wurde jetzt auch in ein näheres Licht geſetzt; dabey kamen, wie leicht zu erachten, viele Windbeuteleyen vor; ja es gieng ſo weit, daß einige alle Krankheiten damit heilen wollten, welches ſogar in unſern jetzigen Zeiten noch häufig geſchieht, wo z. B. ein D. Graſam in London alle Arten von Krankheiten und Gebrechen, ſogar Unfruchtbarkeit mit der elektriſchen Materie bezwingen will. Graſam hat zu ſeinen elektriſchen Kuren ein eignes Haus mit unſäglichem Pomp eingerichtet, und erwirbt damit, wie leicht zu erachten, auſſerordentlich viel.

Bey Gelegenheit der Unterſuchungen über die Aehnlichkeit des elektriſchen Funkens und des Blitzes wurde auch die wichtige Entdeckung gemacht, daß zu allen Zeiten elektriſche Materie, obwohl nur in geringer Menge, in der Atmoſphäre vorhanden ſey. Le Monnier fand dieſes zuerſt im Jahr 1752, der Abt Mageas ſtellte im folgenden Jahre beſondere Verſuche hierüber an; er ſah, daß nach Sonnenaufgang immer Elektricität da war, nur nicht bey feuchtem Wetter, und Abends eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang war alles wieder weg. Die Beccariſchen Verſuche über dieſen Gegenſtand übertreffen ebenfalls alle vorhergehende; er bewieß, daß Schnee und Hagel Wirkungen der Elektricität ſind, und zeigte zugleich wie der Schnee die verſchiedenen Geſtalten durch Elektricität bekommen könne. Seine Beobachtungen, daß nicht viel von Elektricität erſcheint, wenn dunkle Wolken ſich langſam am Himmel bewegen, und wenn bey hellem Wetter Wind wehet, gaben über die Entſtehung der Elektricität in den Wolken ſehr viel Licht. Beccaria gab ſich auſſerordentliche Mühe, alle Erſcheinungen der natürlichen Elektricität zu unterſuchen, er gab bey allen Naturbegebenheiten ſorgfältig acht, ob nichts von Elektricität dabey zum Vorſchein komme, er bewies, daß die fürchterlichſten Erderſchütterungen Wirkungen dieſer Kraft ſeyen; doch war er nicht der erſte der dieſe Meynung hatte, ſondern der Engländer Stuckeley, welcher bey Gelegenheit des Londner Erdbebens im Jahr 1749 viele wichtige Unterſuchungen machte. Beweiſe für dieſe Meynung ſind die Blitze, die bey den mehreſten Erdbeben zum Vorſchein kommen, und das aus der Erde hier und da hervorbrechende ſchwach glänzende Feuer. Vorzüglich berufen ſich Beccaria und Stuckeley auf die Geſchwindigkeit bey der Erſchütterung, die allerdings mit der, bey der Verſtärkungsflaſche verglichen werden kann. Am 16ten Jenner 1773 will ein Beobachter bey einem Erdbeben zu Saint-Paul-Trois-Chateaux elektriſches Anziehen und Zurückſtoſſen bemerkt haben. Schade, daß die Beobachtung an aufgehenkten Bratwürſten gemacht worden. Daß bey den Vulkanen angehäufte elektriſche Materie zum Vorſchein komme, zeigte Beccaria ebenfalls, welches gar leicht zu ſehen iſt, wenn man auf die Erſcheinungen bey, vor und nach dem Ausbruch Acht giebt. Das wunderbare, Unwiſſenden fürchterliche und immer ſchwer zu erklärende Meteor, welches unter dem Namen der Sternſchnuppe (ſtella cadens) bekannt iſt, erklärte Beccaria aus Wirkungen der elektriſchen Materie. Ueber den elektriſchen Urſprung der Waſſerhoſe machte er viele Unterſuchungen, welche durch Wilke noch mehreres Gewicht bekamen. Beyde ſagen, die Waſſerhoſe ſey ein groſſer elektriſirter Waſſerkegel, der zwiſchen einer mit viel elektriſcher Materie erfüllten Wolke und der See entſtünde. Da man zu Zeiten eine Art von Blitzen dabey wahrgenommen hat, ſo iſt ihr elektriſcher Urſprung noch mehr bewieſen. Zur Erklärung des Nordlichts nimmt man ebenfalls Elektricität an: Canton, Bergmann und Beccaria äuſſerten dieſe Meynung zuerſt, und D. Franklin erdachte in den neueſten Zeiten eine Theorie, welche ſich ganz darauf gründet.

Je weiter wir in unſre Zeiten kommen, deſto verwickelter wird die Geſchichte der Elektricität und deſto ſchwerer hält es alles in einer gewiſſen Ordnung zu erzählen. Die ſeit den letzten acht bis zehen Jahren gemachte Entdeckungen betreffen vorzüglich neue elektriſche Werkzeuge, verſtärkte Elektricität, neue Theorien, Verbeſſerungen (wenigſtens ſollen es welche ſeyn) der Franklinſchen Theorie, neue Beobachtungen, Unterſuchungen über die Bewegung der elektriſchen Materien, Verbeſſerungen der Blitzableiter, Gebrauch der Elektricität in verſchiedenen Krankheiten u. dgl. mehr. Von allen dieſem wollen wir nur das wichtigſte und ſo kurz als möglich anführen.

Cavallo beobachtete in dem Jahre 1776 und 77

mit seinem neuerfundenen atmosphärischen Elektrometer die Elektricität der Atmosphäre, und fande verschiedenes, was vor ihm Beccaria und andere noch nicht wußten, z. E. daß die Elektricität an höhern Orten stärker ist als an niedrigen, und immer mehr je höher man in der Atmosphäre kommt; daß die stärkste Electricität immer bey dicken Nebel und bey kaltem Wetter statt findet, und daß die Electricität der Atmosphäre immer von einerley Art und positiv sey. (es versteht sich von selbst, daß dieses nicht statt findet wenn schwere, dicke, oder Gewitterwolken da sind). Noch einige Jahre vorher untersuchte Thomas Ronayne die Luftelektricität: er fand sie den Winter durch fast immer positiv, und im Sommer negativ, ausgenommen bey Abendnebeln und hier doch nie so stark, als bey Nebel im Winter. Er muthmaßte daher, daß Wärme zur negativen und Kälte zur positiven Elektricität beytrage, eine Meynung, die wir auch oben schon bey einer andern Gelegenheit vorgebracht haben. Bey Nordlichtern bemerkte er nichts von Electricität, doch ist dies kein Beweiß gegen die Theorie, weil hier electrische Materien vorzüglich in den obern Gegenden befindlich ist. Die übrigen Beobachtungen der Luftelectricität übergehen wir, und zeigen nur noch die zu Beausejour nahe bey Bezier von Abbe Rozier den 15 Aug. 1781. gemachte merkwürdige Beobachtung von einer durch überhäufte Electricität leuchtend gewordenen Wolke an; besondere leuchtende Streife, die wohl ein Hauffen electrischer Dünste waren, aus welchen verschiedene Blitze ausfuhren, die mit dem Gewitter nicht selbst in Verbindung standen, waren dabey das sonderbarste; vielleicht wird diese Beobachtung zur Erklärung anderer Naturbegebenheiten, etwa des Nordlichts, in der Folge beytragen können.

Die Vervollkommnung der Blitzableiter war in den letzten Jahren eben auch ein nicht geringer Gegenstand. Es war noch nicht ausgemacht, ob stumpfe oder zugespitzte Ableiter den Vorzug haben; jetzt ist es aber entschieden, daß letztere weit vorzuziehen sind, und daß Franklin, Watson, Cavendisch, Robertson, recht hatten. Ein zugestumpfter vergrößert eher noch die Gefahr, welches Will. Henley und andere, auch Deutsche durch Erfahrungen beweißen.

Die Wirkungen der Electricität auf organisirte Körper wurde eben auch noch untersucht und in näheres Licht gesetzt. Gerhard leitete den electrischen Funken auf entblößte Muskeln unterschiedener Thiere, und sahe verschiedene Wirkungen. Auf ausgeschnittene Herzen von Fischen und Fröschen wirkte die Electricität sehr lange und drey Tage länger, als andere reizende Körper. Dieses beweißt allerdings, daß der Gebrauch der Electricität in verschiedenen Krankheiten wichtig seyn muß. Hohlfeif, Cavallo, Mazeas, de Cazellesu. a. haben dieses in den neuesten Zeiten mit Erfahrungen bestättigt. Köstlin untersuchte ihre Wirkung auf die Entwickelung bebrüteter Hühnereyer und Schmetterlingseyer; jene wurden früher ausgebrütet und aus diesen kamen die Raupen ebenfalls früher aus. Funken und Erschütterung hinderte den Ausgang der Raupen gänzlich. Die in der Erde elektrisirte Saamen einiger Gewächse kamen früher zum keimen, auch wuchsen die electrisirten Pflanzen geschwinder; negative Electricität hinderte das Keimen und Wachsthum, so wie der erschütternde Funke.

Manche besondere Wirkungen auf unorganisirte Körper lernte man auch noch kennen. Sigaud de la Fond schmolz Gold durch den electrischen Funken, und dieses bekam eine Purpurfarbe. Hierbey müssen wir eines sinnreichen Versuchs dieses Naturkündigers gedenken, wodurch er zeigte, daß die äussere Belegung einer Flasche negativ würde, wenn man den Draht positiv electrisirt. Er isolirte die Flasche und ließ einen Leiter, der aus lauter einzelnen kleinen nah zusammenliegenden Stücken bestund, davon abgehen; an jedem Ende zeigten sich während des Electrisirens beständig electrische Funken, und bewiesen klar, daß die Materie von der Belegung zurücktrete. Die Wirkung des electrischen Funkens auf unterschiedene Farben zeigten vorzüglich Cavallo und Prieſtley. Violensaft und Lackmuswasser wurden roth, es geschah aber nicht wenn diese blaue Pflanzensäfte in einem Gefäß waren, wo brennbare Luft darüber stand; sollte also wohl nicht die in der gemeinen Luft befindliche Säure zu dieser Farbenveränderung beytragen? Carmin wurde durch einen starken Funken aus der Verstärkungsflasche etwas purpurfarben, auf Zinnober, Bleyweis und Menninge hatte dieser Funke eben auch Wirkung, auf andere Farben aber nicht.

Einige merkwürdige Electrisirmaschinen und Verbesserungen an schon längst bekannten, dürfen wir nicht übergehen. Die Maschine des mathematischen Instrumentenmachers Edw. Nairne ist wegen ihrer starken Wirkungen eine der merkwürdigsten; in eine Entfernung von 12 bis 14 Zoll ist man damit im Stande Funken hervorzubringen. Dr. Nooth dachte darauf, daß ein Theil der electrischen Materie nicht wieder durch das Kissen abgeleitet wird, und bedeckte daher einen Theil desselben mit Wachstaffent. Der Marquis de Courtenoaux verfertigte eine nach Art der plantaischen mit einer Glasplatte. Nach eben dieser Art ist die von le Roy, welche so eingerichtet ist, daß sie, nachdem man will, positive oder negative Electricität hervorbringt. Daß van Marum Scheiben von Gummilack statt der Glasplatte vorgeschlagen hat, ist im Art. Elektrische Maschine gesagt. Dettenne brachte am ersten Leiter eine von ihm sogenannte Bewaffnung an, um die Kraft zu verstärken. In der Entfernung von einigen Zollen will er andere leitende Körper längst des Leiters anbringen; diese Körper müssen ohne Spitzen und ganz trocken seyn, auch mit dem Gestelle der Maschine in Verbindung stehen. Die Funken des ersten Leiters sollen jetzt ausserordentlich stark werden. Zur vollkommensten Isolirung will er an allen Arten von Maschinen, die Leiter nicht auf Glas allein ruhen lassen, sondern auf mehreren Stücken Glas die mit andern electrischen Körpern schichtweise abwechseln. Bryans Higgins schlägt zum Reiben ein Amalgama von Zink und Quecksilber vor, welches, weil sehr viel Quecksilber zu der Vermischung kommt, weit bessere Wirkungen als das gewöhnliche Amalgama thut. Zum reinigen des Glases an den Maschinen will er trockne Seehundhaut brauchen, die auch nach unsern Erfahrungen die beste Dienste thut. An der neuesten Ingenhouſsischen Maschine ist statt der gläsernen Scheibe, eine von feinem Pappdeckel die mit Copal und Bernsteinfirnis stark überzogen ist. Das Reibzeug ist von Katzenfell. So bequem und gut als die gewöhnliche mit der Glasscheibe ist sie nicht, zudem wird auch starke Wärme beym Gebrauch erfordert. Die neue Maschine von Bertholon ist höchst unbequem: ein runder Reiber beweget sich hier zwischen vier Glastafeln. Nicht viel besser ist die Maschine des Grafen de Brihac, wo zwo platte Glas-

tafeln vermittelst eines grossen Rads umgetrieben werden. Die sehr artige Lichtenbergische Maschine wird beym Luftelectrophor beschrieben. Eine sehr merkwürdige Maschine ist die neuerlich bekannt gewordene des Venetianers Franc. Maggiotto; an der äussersten Kante eines Rads, das wie ein Spinnrad, nur grösser, gestaltet ist, befestiget er Glasplatten die einander ganz gleich, und der Fugen Stücke des Halbmessers der Scheibe sind; sie müssen aneinander abgeschmirgelt seyn, damit sie ganz genau aneinander passen. Zum Reibzeug braucht er mit Haaren ausgestopfte Kissen, die mit Knittergold überzogen sind. Die Wirkung dieser Maschine ist sehr stark, nur schade, daß die ganze Einrichtung zu kostbar ist. Zuletzt müssen wir auch die neueste Verbesserungen des Petersburger Prof. Kohlreif anführen, die wirklich nachgeahmt zu werden verdient.

Bey der gewöhnlichen Plantaischen Maschine macht Kohlreif das Kissen von Leinwand, die mit Unschlitt überstrichen und mit dem gewöhnlichen Amalgama überrieben ist. Diese Kissen läßt er ganz flach am Glase anliegen, und am Rande derselben beklebt er sie mit einem Streife von glatten Seidenzeug. Eine hölzerne Welle im Glase zieht er den metallenen vor. Da diese Maschine blos zur positiven Electricität gebraucht werden kann, so hat er dabey eine andere mit einer hölzernen Scheibe, die mit vielen kleinen Löchern durchbohrt ist, damit die auf der hintern Fläche erregten Electricitäten gehörig nach dem Leiter gebracht wird. Die Scheibe ist geglättet und über Kohlfeuer stark geröstet, und damit sie sich nicht gar zu sehr krümmet, nach dem Rösten zwischen Papier gelegt und mit Gewichten beschwert. Das Reibzeug besteht aus gut gegerbten Maulwurfsfellen, und dient hier besonders eine recht starke negative Electricität hervorzubringen.

Die vorzüglichsten Verbesserungen am Electrometer fallen eben auch in den genannten Zeitpunct. Alle zeither erfundene hatten den Fehler, daß sie einen Theil der Electricität zerstreuten, daher kam Will. Henley darauf, ein solches Instrument aus solchen Materien zu verfertigen, welche die Materie nicht stark fortleitete, und hiermit war also dem Fehler vorgebaut. (Mehreres s. im Art. Electrometer beym Quadranten Electrometer.) Sollte es doch etwas Electricität zerstreuen, so braucht man es nur etwas zu wärmen, um die Dünste davon zu treiben. Einige Jahre hernach erfande Franz Carl Achard ein einigermassen harmonisches Electrometer, weil auch das Henleysche noch nicht alle nöthige Eigenschaften hatte. Ob es nun gleich reelle Vorzüge hat, indem man aus der Grösse des Winkels, dem ein leichtes Bendel während des Electrisirens mit einem Lineale wegen des Zurückstoßens der electrisirten Körper macht, auf den Grad der Electricität gewiß schliessen und den Winkel genau ausmessen kann, so ist es doch nicht so allgemein, als das Henleysche im Gebrauche. Endlich gehört auch noch das Taschenelectrometer hierher, dem Cavallo diesen Namen gegeben hat, weil man es bequem in die Tasche stecken kann; es ist ausserdem sehr empfindlich und erhält sich lange in gutem Stande. In der Hauptsache kommt es den Cantonschen Electrometer überein; mehr dürfen wir nicht davon sagen, und müssen unsere Leser auf Cavallo's bekanntes Buch verweisen.

Eine der vorzüglichsten electrischen Erfindungen in den neuesten Zeiten, ist die des Electrophors. Alexander Volta ist wohl nicht der eigentliche Erfinder dieses Instruments, sondern Wilke, doch ist es durch jenen erst allgemein bekannt worden. Seine Verfertigung, die gewöhnlichen und die unbegreifliche Schäferischen Versuche, s. im Art. Electrophor, wo wir auch den merkwürdigen Lichtenbergischen, und den von ihm erfundenen doppelten Electrophor anführen werden; bey Gelegenheit der Untersuchungen mit dem Electrophor kam Lichtenberg auf die sehr artige Methode, die zwo entgegengesetzte Electricitäten durch verschiedene auf einem Pechkuchen mit gepulvertem Harz hervorgebrachte Figuren zu unterscheiden, und die Bewegung der electrischen Materie näher kennen zu lernen; s. Electricität, negative und positive. Der Luftelectrophor gehört eben auch unter die neuerlich erfundene electrische Werkzeuge; von diesem und andern Instrumenten womit jezt so häufig gespielt wird, als der electrischen Lampe, Pistole, Kanone und Flinte wird in besondern Artikeln gesprochen.

Endlich kommen wir an verschiedene vermischte Versuche, wovon wir aber nur die wenigste beschreiben können. Durch Hülfe einer Batterie von 64 Flaschen, deren Belegung zusammen nahe an 50 Quadratfuß betrug, schmolz Nairne einen Eisendrath der 3 Fuß 9 Zoll Länge und $\frac{1}{11}$ eines Zolles im Durchmesser hatte, zu Kügelchen die aus blosser Schlacke bestanden, und nachher sogar die Platina, welche Henley doch auch zum schmelzen brachte. Beccaria und Priestley hatte diesen Versuch schon mit eisernen Dräthen von $\frac{1}{10}$ einer Linie gemacht. Die Henleyschen Versuche, besonders über die Richtung der electrischen Materie beym Entladen der Leidenschen Flasche, verdienen alle Aufmerksamkeit und bestättigen die Franklinsche Theorie. Einige Versuche von Comus, daß z. B. beym electrisiren der Magnetnadel eine Inclination erfolgt, daß Queckſilber im electrisirten Barometer steigt, daß die Leydner Flasche auch isolirt geladen werden kann, wenn an der äussern Belegung Spitzen befindlich sind, halten wir für merkwürdig und belehrend. Die Achardsche Versuche über die Electricität des Eises gehören zu den vorzüglichsten. In den kalten Tagen des Jenners 1776. wo das Reaumurische Thermometer zwischen 20 und 21 Grad unter dem Eispunct fiel, zeigte sich das Eis vollkommen electrisch, welches bey geringen Graden der Kälte immer unelectrisch ist. (s. Electrische Körper an sich.) Der schon genannte Nairne fande noch, daß ein feiner Eisendrath durch einen starken Funken verkürzt und dicker wurde. Auch bey einem kupfernen Drath zeigte sich dieses. Beyde Erscheinungen sind deßwegen besonders merkwürdig, weil sonst alle Metalldräthe durch Hitze verlängert werden. Ein besonderer Versuch des eben auch schon genannten Maggiotto über das Schmelzen des Eisens durch den electrischen Funken, zeigt, daß die von ihm erdachte Maschine sehr wirksam seyn muß. Ein $\frac{1}{12}$ Linien dicker Drath wurde mit einer Flasche, die nur drey Quadratfuß Belegung hatte, zu Kügelchen geschmolzen. Zuletzt führen wir den auffallenden Lichtenbergischen Versuch an, eine englische Uhrfeder und eine Federmesserklinge ebenfalls von sehr feinem Stahl, wurden durch einen im hohen Grade verstärkten electrischen Funken vollkommen geschmolzen. Die besondere Regeln und andere Umstände, welche man bey dergleichen Versuchen mit sehr verstärkter Electricität

beobachten muß, zeigen wir bey der electerischen Batterie an.

Theorien. Da die electrische Erscheinungen unstreitig unter die auffallendsten und bewundernswürdigsten in der ganzen Natur gehören, so ist es kein Wunder, daß man sich von jeher viele Mühe gegeben hat, die Ursachen in ein näheres Licht zu setzen. Thales Milesius war über die anziehende Kraft des Bernsteins so erstaunt, daß er ihm Wirkungen der Seele zuschrieb. So lange den Naturforschern nur wenige Eigenschaften der electrischen Körper bekannt waren, glaubten sie alles aus der durch das Reiben hervorgebrachten Erwärmung, und aus den allgemeinen Gesetzen der anziehenden Kraft oder aus klebrigen Ausflüssen erklären zu können. Je mehrere Versuche aber in der Folge angestellt, und je mehrere besondere Eigenschaften und Wirkungen entdeckt wurden, desto mehrere Schwierigkeiten fanden sich, und einer nahm nach dem andern seine Zuflucht zu Hypothesen, bildete sich daraus ein System, wovon eines immer verwickelter war als das andere. Schon Desaguliers der im Jahr 1738. seine Versuche anstellte, und folglich noch sehr weit zurück war, sah es ein, daß es schwerer, ja unmöglich sey von allen electrischen Wirkungen ein Urtheil zu fällen, und eine vollkommene Theorie festzusetzen. Die mehresten Systeme sind gezwungen, andere streiten gegen völlig erwiesene Naturgesetze und andere sind sich widersprechend. Von dieser Art ist z. E. die Theorie, daß die electrische Materie sich in Wirbeln um die electrisirten Körper bewege. Am mehresten befriedigt jetzt die Franklinische Theorie, und ist daher ziemlich allgemein angenommen, denn durch sie können die mehresten electrische Erscheinungen völlig und ungezwungen erklärt werden; doch ist freylich noch manches dunkel dabey. Von allen übrigen Theorien, (einige neuere ausgenommen) verdient die Nolletsche allein angeführt zu werden, welche auch hier und da noch manchen Anhänger hat; sie gehört zu den scharfsinnigsten, gründet sich auf gewisse Begebenheiten, und manche Erscheinungen, wohin namentlich das Anziehen und Zurückstossen gehört, kann man deutlicher durch sie als durch die Franklinsche erklären. Beyde Theorien entstunden fast zu gleicher Zeit, und unter ihren Erfindern daher nothwendig viele Streitigkeiten, indem einer immer des andern Meynung über den Haufen zu stossen suchte.

Nollet und Franklin stimmen darinn überein, daß die Ursach aller Erscheinungen in der feinen, flüßigen und elastischen electrischen Materie zu suchen sey, und daß diese Materie bey allen electrischen Erscheinungen aus einem Körper in den andern übergehe. Nollet giebt sich besondere Mühe, zu bestimmen, was mit diesem in Bewegung gesetzten electrischen Feuer vorgehet und unter welchen Gestalten es sich beweget. Er führt zuerst die Erfahrungen an, daß die Materie sich in auseinander fahrenden Strahlen aus dem electrisirten Körper bewege; ein Umstand der allerdings richtig ist: dabey behauptet er nun, dieselbe Materie breche aus allen Seiten des Körpers und namentlich aus den gröstten Zwischenräumen desselben hervor. So lange diese Ausflüsse, die sich ganz in gerader Linie in die Luft erstrecken, dauerten, käme eine gleiche Materie von allen Seiten her auf den electrisirten Körper in Gestalt zusammenfahrender Strahlen, und bewege sich in seine engere Zwischenräume: diese zurückfahrende Strahlen kämen aus der Luft und allen übrigen in der Nähe befindliche Körpern. Nollet folgert natürlich hieraus, daß alle electrisirte Körper mit einer electrischen Atmosphäre umgeben sind, in welcher das Aus- und Einfahren der Materie beständig fortdauret, so lange der Körper electrisirt ist. Aus diesen ein- und ausfahrenden Ströhmen erklärt er nun alle electrische Erscheinungen. Das Licht und die Feuerpinsel entstehen seiner Meynung nach, wann die zusammenlauffende Strahlen gegen die auseinanderfahrende stossen. Der bey Tage sichtbare Funken soll sich erzeugen, weil aus dem sich nähernden unelectrisirten Körper und dem electrisirten Leiter, electrische Materie einander entgegen stößt. Den mit der Verstärkungsflasche hervorgebrachten Funken erklärt er eben so: er behauptet namentlich, die Materie käme aus den beyden Belegungen, und stosse so bald man die innern und die äussere in Verbindung setze, sich einander stark entgegen; diesen Stoß fühle man im Körper, weil sich die electrische Materie in demselben eben so verhalte wie Wasser in einem Faß, worin sich ein Stoß nach allen Seiten verbreitet und eine Erschütterung der Theile zuwege bringt. Am ungezwungensten erklärt er das Anziehen und Abstossen: leichte Körper werden durch die ein und ausfahrende Ströhme fortgerissen, und werden angezogen oder zurückgestossen, je nachdem sie an Stellen kommen, wo der eine oder der andere Strohm stärker oder schwächer ist.

Franklin bekümmert sich um die Art, wie und in welchen Gestalten die electrische Materie aus einem Körper in den andern übergeht, nicht, und zu Erklärung der hieher gehörigen Erscheinungen scheint es auch nicht nothwendig zu seyn. Er behauptet die feine, flüßige und elastische Materie habe die besondere Eigenschaft, daß ihre Theile einander selbst zurückstossen, und von allen andern Körpern angezogen werden. Wer auf die electrische Erscheinungen genau acht giebt, der wird finden daß diese Behauptung ihren guten Grund hat. Er beweißt es mit Versuchen daß die electrische Materie durch alle Körper auf der Erde, (durch die Erde selbst und den Dunstkreis) gleichförmig ausgebreitet ist. So lange ein jeder Körper sein natürliches Maas von dieser Materie hat, merkt man ihre Gegenwart ganz und gar nicht, und es erfolgen also keine electrische Erscheinungen: wenn aber ein Körper entweder mehr oder weniger Materie in sich faßt als im natürlichen Zustande, so ist er electrisirt und die Materie die immer im Bestreben ist gleichförmig ausgebreitet zu bleiben, wird in alle nach gebrachte Körper übergehen wollen, sich auch wirklich diesen Körper mittheilen und die electrische Erscheinungen hervorbringen. Daß ein Körper der beym Electrisiren mehr Materie bekommt, positiv, (bejaht, vermehrt, überladen) und ein anderer, der von seiner Materie verliert, negativ (verneint, geschwächt, zu wenig geladen) electrisirt genannt wird, haben wir schon oben angeführt. Bey dem Electrisiren wird also offenbar das Gleichgewicht unter der allwegen ausgebreiteten electrischen Materie aufgehoben und dies geschieht gewaltsam, nemlich durch starkes Reiben. Daß manche Körper diese Materie schwer und manche leicht annehmen, ist oben schon gesagt, und wird in den Art. Electrische Körper und Leiter noch besonders angeführt. Die Ursach hiervon suchen viele in der besondern Beschaffenheit der Zwischenräumen welche bey den Leitern wohl immer für die electrische Materie offen sind, bey dem ursprünglich electrischen Körper aber durch Reiben und Erschütterung geöffnet werden müssen, wenn

zumal ihre Electricität merklich werden soll. Freylich ist dies immer nur Hypothese. Priestley glaubt, das Phlogiston sey ganz an der leitenden Eigenschaft schuld, und führt die Erfahrungen von Metallen und Holzarten zum Beweis an, welche nur alsdann leiten, so lange sie Phlogiston enthalten, Metallkalke und Asche leiten daher nicht mehr. Wie aber wenn nach Socins Bemerkung geschmolzene Metalle auch nicht leiten?

Durch diese Franklinsche Theorie können nun zuerst die Erscheinungen an den Maschinen erklärt werden. Bey dem gewöhnlichen bekommen das Glas und der erste Leiter mehr Materie als sie vorher hatten und werden also positiv: dieser Ueberfluß von Materie kommt aus dem Reibzeug, das nothwendig negativ wird, wann nicht der Abgang durch die mit ihm in Verbindung stehende unelectrische Körper ersetzt wird. Hat der Körper der Electrisirmaschinen die Harzelectricität, so wird er und die damit in Verbindung stehende Leiter negativ, und das Reibzeug positiv, aus welchem aber der Ueberfluß in die andere Körper übergeht, wenn es nicht electrisirt ist. Eben hieraus erhellet, warum ein Körper, der sich an einem isolirten reibt, nur in geringem Grade electrisirt werden kann.

Wenn zwey Körper positiv sind, so stossen die Ausflüsse aus beyden Körpern einander, und die Materie sucht sich andern Substanzen mitzutheilen: sind zwey Körper negativ, so werden sie wiedergestossen, weil die in den nahe befindlichen Körpern enthaltene Materie in diese negativ electrisirte Körper übergehet und sich gleichförmig verbreiten will.

Das electrische Anziehen ist am leichtesten zu erklären; es geschieht nothwendig auch wegen des beständigen Bestrebens der electrischen Materie nach der gleichförmigen Vertheilung. Hat nun ein Körper die Plus- und ein anderer die Minus-Electricität, so geschieht die Wiederherstellung des Gleichgewichts gewaltsam, es erfolgt also ein starkes Anziehen, und alle übrige Erscheinungen fallen am stärksten in die Augen. Dieses sieht man am mehresten an der Leidnerflasche, wo die beyden Belegungen beym Electrisiren entgegengesetzte Electricitäten bekommen, und wo beym Verbinden beyder Belegung die heftigste Erschütterungen erfolgen. Die hiehergehörigen Beweise haben wir theils schon bey der Geschichte der Electricität angeführt und mehrere Versuche, die auch zum Beweiß dienen, kommen in andern Artikeln vor.

Das Licht bey den electrischen Versuchen erscheint wenn die Materie durch starke Bewegung sichtbar wird; wenn nun ein electrisirter und ein unelectrisirter Leiter einander nahe kommen, so geht die Materie mit Gewalt aus einem in den andern über und es entsteht der Funke und wegen der Geschwindigkeit, womit der Funke die Luft aus ihrer Stelle treibt, der Schall. Kommen zwey Körper einander nicht sehr nahe, so geht die Materie nur langsamer über und es entsteht daher nur ein im Dunklen sichtbares Licht.

Die Feuerpinsel bey beyden Electricitäten, entstehen wohl, weil die Materie beym Eindringen in spitzige Körper und beym Ausfahren aus denselben, weniger Widerstand leidet, als bey andern Gelegenheiten.

Was es mit der Electricität im luftleeren Raum für eine Bewandniß habe, läßt sich daraus einsehen, weil die Luft selbst die electrische Materie nur schwerer annimmt, es wird also alle Materie sich an den Ort begeben, wo sie den wenigsten Widerstand hat, und dies ist nothwendig hier der luftleere Raum.

Unsere Leser werden nun, da wir die vorzüglichste Erscheinungen, worauf sich alle Versuche gründen, nach der Franklinschen Theorie erklärt haben, alles oder doch das mehreste nach eben derselben Theorie selbst erklären können. Daß hier und da immer noch Zweifel aufstossen werden, geben wir gerne zu, und aus derselben Ursache haben sich die vorzüglichsten Electrisirer Mühe gegeben, diese Franklinschen Hypothese in eine mehr systematische Ordnung zu bringen, und so sind die Theorien der oft genannten Aepinus und Wilke entstanden. Beccaria weicht etwas mehr davon ab, indem er einige Erscheinungen anders erklärt. Wir können hiebey nichts weiter thun, als auf die Schriften dieser Männer verweisen. Aepinus in tentamine theoriæ electricitatis & magnetismi. Wilke diss. de electricitatibus contrariis: Beccaria lettere dell' electricismo.

Bald nachher erdachte Henr. Cavendish eine andere, die mit der von Aepinus ziemlich überein kommt. Er nennt die Körper in ihrem natürlichen Zustand, mit electrischer Materie gesättigt; statt positiv und negativ, braucht er die Ausdrücke überladen und entlediget. In seiner Theorie sucht er vorzüglich zu bestimmen, wie sich die Kraft beym anziehen und zurückstossen verhalte.

Die ganz neue Theorien von John Lyon und Marat müssen wir doch auch ihres sonderbaren wegen erwähnen. Ersterer macht Versuche, die noch niemand vor ihm gemacht hat, und sieht Erscheinungen die noch kein Mensch gesehen hat, welche er alle das Franklinsche System über den Haufen zu werffen brauchen will. Marat's Absicht ist nicht geringer: alle Hauptgrundsätze der Electricität, besonders das gegenseitige Abstossen der electrischen Materie verwirft er und gar oft sucht er das Gegentheil zu beweisen.

Die merkwürdige und neue Kratzensteinische Theorie macht den Schluß dieses Artikels. Sie hat sehr viel für sich, und wir bedauren daher, daß unsre Gränzen etwas zu enge sind, um unsre Leser vollständig damit bekannt machen zu können. Wir verweisen auf die vierte Auflage der Kratzensteinische Experimental-Physik (1781.) und zeigen hier nur an, worauf das vorzüglichste dieser Theorie beruht. Alle electrische Erscheinungen sollen von einem Dunstkreis herrühren, welche aus einer sehr feinen Säure und brennbarem Wesen besteht. Die Säure giebt sich zu erkennen, weil der electrische Funke verschiedene blaue Pflanzensäfte roth färbt. Das brennbare Wesen ist schwefelichter oder phosphorischer Natur und man kann es genau an dem ausströmenden Kegeln und im Zimmer, wo eine Weile electrisirt worden, riechen, auch wird eingeschlossne Luft, wo man viele electrische Funken durchstreichen läßt, phlogistisirt. Diese beyde Bestandtheile werden aus den elektrischen Körpern durch Reiben, Erwärmen oder Schmelzen herausgebracht, und dadurch selbst in eine zitternde Bewegung, welche man deutlich fühlt, wenn man das Gesicht in die Atmosphäre eines electrisirten Körpers bringt, gesetzt: sie hängen sich nun wegen der allgemeinen anziehenden Kraft, theils an das Reibzeug und theils an den ersten Leiter und machen hier ebenfalls einen electrischen Dunstkreis, der sich wie der erste verhält, und nahe am Körper am dichtesten, weiter davon aber immer dünner und dünner ist.

Die

Die beyden genannten Bestandtheile sollen den Unterschied bey den zwo entgegengesetzten Electricitäten machen, die positive wird die acide, und die negative die phlogistische Electricität genannt; und die Beweise hievon werden von dem bey beyden im dunkeln erscheinenden Licht hergenommen. Noch wird angeführt, daß der electrische Funke wohl aus Säure und Brennbarem entstehen müste, da doch jedes andere Feuer aus der heftigsten Verbindung dieser zwey Elemente entstünde.

Electrische Körper sollen viel eigne electrische Materie enthalten, und wenn sie auf die verschiedene bekannte Arten in Bewegung gesetzt worden, so kann diese lang dauren, und aus dem Körper kann lange Zeit ein electrischer Dunstkreis ausfliessen. Daß dergleichen innere Bewegung die endlich doch eine Trennung zu erregen im Stande ist, lange Zeit fortdauren kann, wird mit der Erfahrung an Bologneser-Flaschen und schnell abgekühlten dicken Glasröhren bewiesen, die manchmal erst mehrere Tage nachdem sie erschüttert worden, zerspringen. In unelectrischen Körpern soll nur sehr wenig electrische Materie seyn, die sich aus den Zwischenräumen nicht anders als durch einen von ursprünglich electrischen Körpern erregten Dunstkreis austreiben läßt, indem dieser den ihm fehlenden Bestandtheil daraus an sich zieht, und dem andern dadurch Gelegenheit giebt sich über den isolirten Leiter auszubreiten.

Nach dieser Theorie erklärt Krazenstein alle electrische Erscheinungen und führt dabey Beweiße an, daß man mit der Franklinschen Theorie nicht auskommen könne. Die Hauptbeweiße sind unsrer Meinung nach die Erfahrungen 1) an der electrischen Windmühle und der electrischen Nadel, welche von beyden Electricitäten nach ein und ebenderselben Richtung herumgetrieben werden; 2) daß aus zugespitzten Körpern immer ein nach Phosphor riechender Wind bläßt, sie mögen auf eine oder die andere Art electrisirt seyn. Gegen die übrige Beweiße läßt sich manches einwenden.

Zugleich wird hier erklärt wie eine Wolke electrisirt werden könne. Die schwefelichte Ausdünstungen und entzündbare Luft steigen in die höhere Atmosphäre, werden da durch Reiben ihrer Theile und Bewegung der Luft in innere Bewegung gesetzt, wodurch eine Abscheidung der beyden Bestandtheile vorgeht, und eine Art sich an vorbeygehenden Wolken anhängt. Noch wird bewiesen daß zur Entstehung des Blitzes keineswegs eine Ladung einer Luftscheibe nöthig sey, zumal auch ein einfacher Funke eine heftige Erschütterung erregt wenn der erste Leiter groß, und der so den Funken auszieht, durch gute Leiter mit einem Wasserbehälter oder mit der Erde verbunden ist. Die artige Bemerkung daß Luft nicht als ein an und für sich electrischer sondern als ein nicht leitender Körper anzusehen sey, zeigen wir im Art. Electrische Körper an. (39)

Electricität bejahende, s. Electricität positive.

Electricität beständige. Die Erfahrung, daß einige electrische Körper lange Zeit electrisirt bleiben, wenn die Materie durch Reiben oder durch Wärme einmal in ihnen erregt worden ist, brachte einige Naturforscher auf den Gedanken ob es wohl in manchen Körpern eine immerwährende Electricität gäbe, und ob es nicht möglich sey einen Körper zu finden oder zuzurichten der bey allen Gelegenheiten seine electrische Kräfte, so wie der Magnet die Magnetische, äussere. Man machte in der Absicht Proben mit Pech, Bernstein allen übrigen Erd- und Pflanzen-Harzen mit dem Schwefel und mehreren Körpern, man rieb sie lange Zeit, einige ließ man auf dem Feuer zergehen und wieder hart werden und man fand immer, daß die in ihnen erregte electrische Kraft nach und nach wieder abnahm und sich endlich ganz verlohr. Sie dauerte manchmal eine beträchtliche Zeit, oft einige Monate lang, manchmal gieng aber auch alle electrische Materie in kurzem verloren; letzteres geschah zumal wenn die Körper in feuchten Zimmern stunden oder wenn auch andere als wässrige Dämpfe sich daran ansetzten. In den neuesten Zeiten erfand man so gar Maschinen zu Erhaltung einer immerwährenden Electricität: s. Electrophor. Die electrische Kraft bleibt allerdings lange Zeit in der Harzscheibe des Electrophors, wenn sie einmal erregt worden. Da die Scheibe aber doch immer allen berührenden Materien also auch der Luft von ihrer Electricität abgiebt, so muß sie nothwendig endlich ihre Kraft verlieren, und man hat also gar keinen Grund, die ganze Maschine mit dem Namen eines beständigen Electricitätsträgers zu belegen.

Doch finden sich in dem Thierreich einige Körper, welche von Natur electrisirt sind, und so lange sie leben, beständig electrisirt bleiben, so, daß sie bey jeder Gelegenheit und zu allen Zeiten ihre electrische Erscheinungen äussern können. Hierher gehören der Zitteraal und Zitterfisch: einige Umstände die diese Thiere betreffen, haben wir bey der Geschichte der Electricität angeführt und umständlich wird in eigenen Artikeln davon gehandelt. Dem Zitteraal kann man zwar unter gewissen Umständen, nemlich wenn er mit einem Magneten berührt wird, seine electrische Kraft nehmen, doch bekommt er sie gleich wieder wenn man Eisenfeile auf ihn streut. Diese Bemerkung ist zwar wichtig, doch gilt sie keineswegs als ein Beweiß gegen die beständige Electricität dieses Fisches. (39)

Electricität, des Dunstkreises (atmosphärische) s. bey Electricität, Beschreibung und Geschichte ꝛc.

Electricität, entgegengesetzte s. Electricität, gläserne.

Electricität, erregte, s. Electricität ursprüngliche.

Electricität, freywillige (*Electricitas spontanea*) Diese Benennung hat der schon mehrmalen genannte Joh. Carl Wilke aufgebracht. Er versteht darunter die Electricität welche manche electrische Körper zeigen, wenn sie geschmolzen oder warm gemacht werden. Bey dem Schwefel ist dieses in sehr hohem Grade sichtbar: man schmelzt ihn bey gelindem Feuer und schüttet ihn in ein Gefäß, worin er verhärten soll; so bald er herausgenommen wird, zieht er leichte in die Nähe gebrachte Körper an. Er behält diese Kraft lange, wann er mit dem Gefäß wieder bedeckt und unberührt gelassen wird. So lange er sehr warm oder gar flüßig ist, zeigt er keine Spuren von Electricität, sondern erst, wenn er zu erkalten anfangt und am stärksten, wann er ganz kalt worden ist. Merkwürdig ist es, daß das Gefäß, worinn der Schwefel gegossen wird, immer die entgegengesetzte Electricität erhält, und der Schwefel sich nach der Verschiedenheit des Gefässes positiv oder negativ zeigt. Ist das Gefäß von Glas so wird der Schwefel negativ: die Electricität dieses Glases ist am stärksten wann der Schwefel noch heiß herausgenommen wird, und beyde Electricitäten werden vermehrt, wenn das Glas noch mit Metall überzogen ist. Auch muß das Glas glatt seyn, wenn sich alle diese Erscheinungen äussern sollen: nimmt man ein rauhes oder mattgeschliffenes Glas so wird es

so wenig als der hineingegossene Schwefel electrisirt. Schmelzt man den Schwefel in einem metallenen Becher so wird dieser negativ und der Schwefel positiv.

Mehrere hieher gehörige Versuche machte Wilke mit Siegellack, welches mit einem Glas verbunden sich eben wie der Schwefel verhält, in einem von Schwefel gemachten Gefäß hingegen, immer positiv wird. Wachs in ein Gefäß von Glas oder trocken Holz gegossen, wird auch negativ electrisirt. Besonders verdient noch die Chocolade angeführt zu werden, welche frisch in Formen gegossen dieselben Erscheinungen zeigt: ist sie durch öfteres Schmelzen trocken geworden so zeigen sich keine Merkmale von Electricität; man kann sie aber durch Zusatz von etwas Baumöhl wieder in den vorigen versetzen. Die Electricitäten des Turmalins, der Brasilianischen Topase und anderer harten Edelsteine, desgleichen des Zitteraal und Zitterfisch's können allerdings auch zu der freywilligen gerechnet werden. Daß alle diese Versuche in der Lehre von der positiven und negativen Electricität viel Licht verbreitet haben, ist leicht einzusehen. (39)

Electricität, gläserne (glasartige, glashafte, *electricitas vitrea*) **und harzige,** (*electricitas resinosa.*) Ein gläserner geriebener Körper, oder ein Leiter der von geriebenem Glas die mitgetheilte Electricität bekommen hat, wird von einem andern Glas das gleich stark electrisirt ist oder von einem durch Glas electrisirten Leiter nicht angezogen, sondern vollkommen zurückgestossen. Wenn aber ein resinöser oder bituminöser Körper, der durch reiben electrisirt ist, oder ein unelectrischer Körper der von dem geriebenen Harz durch Mittheilung electrisirt worden, den oben genannten Körpern nahe kommt, so bewegt sich einer zum andern und es erfolgt also ein vollkommnes Anziehen: in sehr vielen Fällen werden beyde Körper ihre Electricität bey diesem Versuch völlig verlieren. Aus allem diesem ist klar daß die Electricität der harzigen Körper von der Electricität die wir beym Glas bemerken ganz und gar verschieden ist, und daher unterscheidet schon du Fay die Harzelectricität von der Glaselectricität. Bey den mehresten Gelegenheiten bemerkt man daß eine von diesen Electricitäten die andere vernichtet, und in diesem Betracht scheinen Glas- und Harzelectricität einander entgegengesetzt zu seyn; man belegt sie daher auch mit dem Namen der **entgegengesetzten Electricitäten.** Daß dieser Unterschied wirklich gegründet ist, wird vorzüglich durch die Erfahrung bewiesen, daß ein isoliter Leiter gar nicht electrisirt werden kann, wenn er mit geriebenen Glase und mit geriebenen Harz zugleich in Verbindung steht. Der stärkste Beweiß ist noch der, daß zwischen zwey Körpern, wovon der eine die Glaselectricität und der andere die Harzelectricität bekommen hat, ein an einem seidenen Faden hangendes Stückchen Metall oder überhaupt ein jeder anderer beweglicher Körper wechselsweise von einem und dem andern Körper angezogen und zurückgestossen wird und überhaupt so lange hin und her spielt, bis alle Electricität dadurch verloren gegangen ist. Eben diese entgegengesetzte Electricitäten zeigen sich, wenn man die reibende Körper als z. B. das Reibzeug beim Gebrauch der Electrisirmaschine isolirt: die Electricität des Reibzeugs ist nun von der Electricität des geriebenen Körpers und des damit in Verbindung stehenden Leiters ganz verschieden; wenn also bey einer gewöhnlichen Electrisirmaschine das Glas electrisirt ist, so hat das isolirte Reibzeug die Harzelectricität. Dieser und mehrere Versuche beweisen, daß diese verschiedene Electricitäten nicht allein bey dem Glas und Harz, sondern bey andern Körpern eben auch vorkommen: so kommt die Glaselectricität allen Erfahrungen zufolge den behaarten thierischen Fellen, zumal dem Katzenhaar, der Wolle, den Federn und mehreren Körpern zu; die Harzelectricität hingegen, dem geriebenen Schwefel, der Seide, dem Siegellack, dem Papier, dem Leinwand, dem Wachs u. s. w. doch kommt vieles hierbey auf die Art des Reibzeugs an, denn wenn andere als die gewöhnliche Körper zum Reiben der benannten Substanzen gebraucht werden, so sehen wir gar oft gerade das Gegentheil, und man kann so gar allen electrischen Körpern, die Katzenhaar allein ausgenommen, nach Belieben die eine oder die andere Electricität geben, je nachdem man einen reibenden Körper nimmt. Will man sich von allem genau überzeugen, so müssen die Versuche mit der gröstenVorsicht angestellt werden, denn der geringste Umstand, die geringste Veränderung in Ansehung der Trockenheit oder der Oberfläche des zu untersuchenden Körpers bringen ganz andere Erscheinungen zuwege. Uebrigens sind manche Erscheinungen bey den auf eine oder die andere Art electrisirten Körpern einander gleich, so wird z. B. eine mit Glaselectricität geladene Flasche dieselbe Erschütterung zuwegenbringen, wie eine andere die durch Harz electrisirt worden: so zieht auch ein auf die eine oder die andere Art electrisirter Körper einen unelectrisirten vollkommen an, und stößt ihn nun wieder zurück u. s. w.

Nachdem der Dr. Franklin die Benennungen positive oder Pluselectricität und negative oder Minuselectricität aufgebracht hatte, sah man, daß er darunter nichts anders meynte, als die längst bekannte entgegengesetzte Electricitäten: da er aber zugleich viel Licht hierüber verbreitete, so wurden die du Fayischen Namen fast ganz vergessen, und statt dieser die Franklinische allgemein gebraucht: Glaselectricität heißt also nun die positive und Harzelectricität die negative.

Damit unsre Leser sich einen vollkommenern Begriff von der Erregung der entgegengesetzten Electricitäten in einerley Körpern, durch das Reiben mit verschiedenen Substanzen, machen können, so wollen wir die vorzüglichste Körper mit welchen man die Versuche gemacht hat, anführen; es läßt sich aber unmöglich dabey bestimmen wornach sich diese Veränderungen richten, denn wie aus richtig angestellten Versuchen erhellet, so leiden die zeither geäusserten Muthmassungen, daß z. B. von zwey Körpern die an einander gerieben werden immer der glätteste die Glas oder positive Electricität erhalte, erstaunliche Ausnahmen: so ist eben auch die Bemerkung, daß ein stark electrischer Körper an einem weniger electrischen oder gar an einem unelectrischen gerieben immer positiv werde, sehr vielen Einwürffen unterworfen. Mehreres läßt sich aus folgender Tabelle sehen.

Glattes Glas	bekommt positive oder Glaselectricität.	durch Leder, Metalle, Kreide, die Hand, die mehresten behaarte Theile der Thiere und überhaupt durch fast alle Körper womit man es reibt.
	wird negativ	die einzige Substanz ist eine lebendige Katze, auch ein schwarzes Katzenfell.

Rauhes oder mattgeschliffenes Glas	positiv	durch Schwefel, Auflösung des Zinn im Queckſilber und andere metalliſche Subſtanzen.
	negativ	dies erfolgt am häufigſten. Flanell, wollene Tücher, manche behaarte Felle, die Hand, Kreide, Papier, Holz, Federn verſchiedene Harze, Wachs u. m.
Schwarze Seide	positiv	Gummilack, Siegellack, Bernſtein.
	negativ	weiſſe Seide, die Hand, Haare, Thierfelle, Metalle, zumal Meſſing, Schwefelkieſe, Magnetſteine.
Weiſſe Seide	positiv	ſchwarze Seide: ſehr viel kommt hierbey auf die Glätte oder Rauhigkeit an; wollene Tücher zumal ſchwarze, Silber, Zinn und Bley im Queckſilber
	negativ	gröſtentheils dieſelben Körper, die bey der ſchwarzen Seide negative Electricität machen.
Im Ofen gebackenes Holz	positiv	alle ſeidne Zeuge, die Hand, Siegellack
	negativ	behaarte thieriſche Häute, Wolle, Flanell.
Pech, Kolophonium	positiv	metalliſche Subſtanzen, Goldpapier,
	negativ	Katzenfell, Fuchsſchwanz andere behaarte Häute, die Hand, wollene Zeuge.
Gummilack und Siegellack	positiv	Queckſilber, verquickte Metalle
	negativ	ſeidene Zeuge, Flanell, Haare von Thieren, Korduan, die Hand.
Haſenbalg	positiv	dürres Holz, überfirnißte Stäbe, Seide, die Hand, Papier, metalliſche Subſtanzen.
	negativ	Katzenhaar, Marter und Wieſel Felle, Maulwurfsbalg.
Altes Leinwand, das etwa über einen Rahmen geſpannt iſt	positiv	metalliſche Subſtanzen, Goldpapier
	negativ	wollen Tuch, Flanell, Thierfelle.
Turmalin	positiv	wenn man warme Luft tüchtig drüber her ſtreichen läßt, und durch Reiben mit Bernſtein.
	negativ	die Hand, Kreide, vollkommne Edelſteine.
Katzenbälge zumal ſchwarze	zeigen beſtändig poſitive Electricität, man mag ſie reiben womit man will.	

(39)

Electricität, mediciniſche. ſ. Electriſche Kuren.

Electricität, im Mehrern. ſ. Electricität, poſitive.

Electricität, mitgetheilte (*Electricitas communicata, derivativa*) iſt die Art von Electricität, welche ein unelectriſcher Körper bey der Berührung eines geriebenen urſprünglich electriſchen bekommt. Die electriſche Materie geht als ein unförmliches Licht, das nur bey Nacht ſichtbar iſt in den Leiter, (oder wenn der electriſche Körper durch Reiben negativ wird, aus dem Leiter in den electriſchen Körper) über, und verbreitet ſich nun durch alle übrige unelectriſche Körper die mit dem Leiter in Verbindung ſtehen. Wenn nun dieſe Electricität merklich werden ſoll, ſo muß der Körper, dem die Electricität mitgetheilt wird, iſolirt werden. (ſ. El. Leiter.) Der iſolirte Leiter erhält dieſelbe Electricität, die der urſprünglich electriſche Körper hat, und verhält ſich in allen Stücken demſelben gleich. Der einzige Unterſchied iſt, daß die electriſche Materie plötzlich und in verſchiedenen Geſtalten bey Annäherung anderer unelectriſcher Körper übergeht. Hieraus iſt klar, daß die mitgetheilte Electricität immer weit ſtärkere Wirkungen hervorbringt, als die urſprüngliche.

Allen nur möglichen Leitern kann die Electricität mitgetheilt werden, und immer wird man ein und ebendaſſelbe beobachten, nur in verſchiedener Stärke. Dieſe richtet ſich überhaupt nach folgenden Umſtänden.

1) Nach der Gröſſe des Körpers der gerieben wird.
2) Nach der Geſchwindigkeit womit man reibt.
3) Nach dem verſchiedenen Andrücken des Reibzeugs.
4) Nach der Vollkommenheit der electriſchen Körper und der Leiter.
5) Nach der Trockenheit der Luft zu der Zeit, da man den Verſuch anſtellt.
6) Nach der verſchiedene Glätte oder Rauhigkeit des Leiters.

Wenn man auf alle dieſe Umſtände gehörig acht giebt, ſo wird einem vollkommen iſolirten Leiter eine groſſe Menge electriſche Materie mitgetheilt werden können, und er wird in ziemlicher Entfernung gegen andere unelectriſche Körper Funken ſchlagen, deren Ausbruch mit lebhaftem Licht, ſtarkem Knall, ſtechender Empfindung auf der Haut und phoſphoriſchem Geruch verbunden iſt. Bey Annäherung einer metallenen Spize wird in groſſer Entfernung ein groſſer Feuerpinſel im dunkeln ſichtbar, der auf der empfindlichen Haut die Empfindung wie von einem Wind zuwege bringt. Lauter Umſtände die ſich bey der urſprünglichen Electricität nicht finden, weil hier die Electricität nicht plötzlich aus den Körpern treten kann.

Der electriſirte Leiter verliert bey dieſen Erſcheinungen immer von der ihm mitgetheilten Electricität: wenn daher alles fortdauern ſoll, ſo muß der Verluſt durch fortgeſetzte Mittheilung eine Zeitlang ununterbrochen erſetzt werden.

Wird ein anderer iſolirter Leiter gegen einen electriſirten gebracht, ſo geht das electriſche Feuer aus einem in den andern über, und meiſtens wird es ſich hierbey gleichförmig, doch nach dem Verhältniß der Gröſſe und Maſſe beyder Körper vertheilen. Merkwürdig iſt die Ausnahme, daß ein langer Leiter mehr electriſche Materie erhält, als ein anderer der eben ſo viel Oberfläche hat. Endlich iſt noch zu bemerken, daß dies electriſche Feuer mit bewundernswürdiger Geſchwindigkeit durch einen langen vollkommnen Leiter geht, und etwas mehr Zeit bey der Bewegung durch unvollkommne Leiter braucht.

Einem urſprünglich electriſchen Körper kann auch Electricität mitgetheilt werden, es muß aber ein ſolcher nicht an einem Punkt, ſondern wo möglich an allen Stellen ſeiner Oberfläche berührt werden, wenn die Electricität merklich werden ſoll. Die gegenüberſtehende Seiten des electriſchen Körpers werden hierbey die

entgegengesetzte Electricitäten bekommen. Alle Erfahrungen mit geladenen electrischen Körpern beweisen dies hinlänglich. (39)

Electricität, negative. s. Electricität, positive.

Electricität, positive, (bejahende, im Mehrern) **negative,** (verneinende im Wenigern.) Was diese Benennungen bedeuten, wodurch sie unterschieden sind und wer der Erfinder davon ist, haben wir in dem Artikel: Electricität, gläserne ꝛc. und bey der Geschichte der Electricität umständlich angeführt. Wir zeigen hier nur noch an, wie man diese beyde Electricitäten von einander unterscheiden kann. Man hat verschiedene Methoden dies zu bewerkstelligen, und diese gründen sich entweder auf die Verschiedenheit des electrischen Lichts, oder auf das Anziehen und Zurückstossen, oder nach Lichtenberg auf die verschiedene Erscheinungen der Figuren auf dem Electrophor.

Die erste Methode ist sehr sicher aber nicht immer zu brauchen, weil man Fälle hat, wo die Electricität so schwach ist, daß sich gar kein Licht zeigt. Wenn aber die Electricität nur einigermassen stark ist, so zeigen sich an positiv electrisirten metallenen Spitzen im Dunkeln leuchtende Strahlenbüschel, an negativ electrisirten Spitzen hingegen leuchtende Sterne, oder vielmehr leuchtende Kügelchen, die wie ein Stern, kleine Strahlen von sich schiessen. Beccaria bediente sich dieser Methode um den positiven und negativen Zustand der Wolken gewiß und sicher unterscheiden zu können. Er steckte einen zugespitzten Drath der an einem platten Stück Bley bevestiget war in einen kleinen gläsernen Cylinder, der mit einem undurchsichtigen Körper umwickelt war. Der Spitze des Draths gegen über wurde ein langer Cylinder von Pappdeckel in den Ueberzug gesteckt. Den spitzen Drath brachte er an dem Bley mit dem Leiter am Drachen in Verbindung, durch die Röhre von Pappdeckel sah er nach der Spitze des Draths und beobachtete nun die Gestalt des electrischen Lichts.

Die andere Methode die sich auf das Anziehen und Zurückstossen gründet ist die gewöhnlichste, und kann mit manchen Verschiedenheiten angewandt werden. Man nimmt entweder ein electrisirtes Fadenelectrometer oder das Cantonsche, bringt den electrisirten Körper daran, und giebt acht, ob das Electrometer angezogen oder zurückgestossen wird. Hat man die Electrometer an einer gewöhnlichen Maschine electrisirt, und es wird von dem electrisirten Körper zurückgestossen, so kann man mit Gewißheit schliessen, daß dieser Körper positiv ist; wird aber das Electrometer angezogen, so ist er negativ. Die Ursach ist leicht, weil Körper die einerley Electricität haben, einander stossen und weil die von entgegengesetzter Electricität einander anziehen. Daß man alles dieses eben so vollkommen sehen kann wenn man einem Electrometer die negative Electricität gegeben hat, ist gut einzusehen. Die Erfahrung zeigt, daß alles dieses nur alsdenn in der beschriebenen Ordnung vor sich geht wenn die Electricität des zu untersuchenden Körpers nicht sehr stark ist. Bringt man hingegen einen positiv electrisirten Electrometer an einen sehr stark positiv electrisirten Körper so wird hier ein Anziehen statt finden, wenn gleich die Electricitäten entgegengesetzt sind, und so geht es auch bey der negativen Electricität. Aus dieser Ursache muß man hier seine Zuflucht zu andern Methoden nehmen, und eine solche ist folgende.

Man hängt ein Cantonsches Electrometer an den electrisirten Körper und giebt auf den Winkel acht, den beyde Fäden mit einander machen. Ein geriebenes Stück Bernstein oder eine gläserne Röhre wird in die Nähe des Electrometers gebracht: wenn nun bey Annäherung des Bernsteins der Winkel kleiner wird oder die Kugeln gar einander berühren und von dem Bernstein angezogen werden, so ist die Electricität des Körpers positiv, wenn aber der Winkel grösser wird so ist das Gegentheil. Bey Annäherung der geriebenen Röhre folgen dieselbe Erscheinungen umgekehrt.

Auch das Quadrantenelectrometer kann man dazu brauchen. Gewöhnlich nimmt man dieses bey Untersuchung der Electricität der Atmosphäre und des positiven oder negativen Zustands der Wolken. Dieses Electrometer wird durch einen Drath mit der Schnur am Drachen verbunden. Man giebt acht ob der Winkel bey der Berührung mit einem geriebenen Glas auf dem Quadrantenelectrometer grösser oder kleiner wird, und darnach bestimmt man die Art der Electricität.

Eine noch genauere Methode die Art der Electricität in den electrisirten Körpern zu bestimmen, ist folgende. Ein Cantonsches Electrometer wird an einem ursprünglich electrischen Körper aufgehängt, also isolirt, und jetzt mit Glas oder Harz, positiv oder negativ electrisirt. Ein anderes eben auch isolirtes Electrometer berühre man mit dem electrisirten Körper, dessen Electricität untersucht werden soll, so lang bis es einen eben so grossen Winkel wie das andere macht. Nun bringt man ein Electrometer gegen das andere: wenn die Korkkugeln sich jetzt anziehen, so hatten beyde Electrometer die entgegengesetzte Electricitäten, stossen sie aber einander so ist natürlich die Electricität in beyden einerley. Es läßt sich jetzt leicht schliessen, was der Körper, den man untersuchen wollte, für eine Electricität gehabt habe.

Die Lichtenbergische Methode positive oder negative Electricität zu unterscheiden, die sich zwar bey geringem Grad von Electricität nicht anwenden läßt, ist folgende. Zwo Kapseln von Blech gießt man voll Harz (oder man nimmt den doppelten Electrophor, oder blecherne Schriben die mit Harz überzogen sind) und stellt ein Stück Metall darauf, so daß der blecherne Rand der Kapseln nicht berührt wird. Die Stücke Metall electrisirt man positiv oder negativ, und bepudert die Stellen wo sie gestanden haben mit pulverisirtem Kolophonium. Es kommen nun hierdurch regelmäsige Figuren zum Vorschein die je nachdem positive oder negative Electricität dabey gebraucht worden, verschieden sind. Die positive Figuren sind von einerley Art, so wie auch die negative. Lichtenberg nahm auch eine kleine Leydner Flasche, die er vorher geladen hatte, legte an die äussere Belegung eine Ableitungskette die er an dem blechernen Rande der mit Harz ausgegossenen Kapseln bevestigte, faßte die Flasche mit der Hand, bewegte den Drath langsam über die Harzscheibe, und bestaubte die Stelle die der Drath berührt hatte mit Kolophonium, wo dieselbe Figuren zum Vorschein kamen. Cavallo hat durch Versuche bewiesen, daß der Harzstaub die negative Electricität annimmt, wenn sich seine Theile an einander reiben. Dieser Staub wird daher von den negativen Stellen auf der Harzscheibe abgestossen, von den positiven aber angezogen, und so läßt sich die Erscheinung der Figuren einigermassen erklären. (39)

Electricität, ursprüngliche erregte. (*Electricitas originaria.*) So nennt man die Electricität,

welche durch Reiben hervorgebracht wird. Daß nur electrische Körper hierzu geschickt sind, und daß von diesen ein Körper stärkere Wirkungen äussert, als der andere, wird im Art. Electrische Körper an sich, angeführt. Will man die ursprüngliche Electricität erregen, so muß der Körper vollkommen trocken und auf der Oberfläche recht rein seyn, weil jede electrische Substanz, die etwas von einer leitenden Masse an sich hat, sich wie ein Leiter verhält: Manche electrische Körper, welche die Feuchtigkeiten stark anziehen, muß man vorher sogar erwärmen, um alles wässrige davon zu bringen. Zum reiben kann man electrische oder unelectrische Körper brauchen, doch zeigt die Erfahrung, daß die ursprüngliche Electricität am stärksten ist, wenn ein höchst electrischer mit einem höchst unelectrischen Körper gerieben wird. Glas reibt man daher am besten mit Leder oder mit metallischen Substanzen z. B. einem Amalgama von Queckſilber und Zinn oder Zink. Zwar findet auch hier eine Ausnahme statt, denn manche Körper werden stärker electrisirt, wenn sie mit höchst electrischen Substanzen gerieben werden, namentlich Pech, Harz und der daraus verfertigte Electrophor, auch der sogenannte Luftelectrophor, wobey die Versuche nur alsdenn gut gelingen, wenn man zum Reiben das in hohem Grad electrische Katzenhaar wählt.

Die electrische Materie wird beym Reiben der electrischen Körper keineswegs darin erzeugt, sondern der Körper, welcher zum Reiben gebraucht wird, giebt sie her; deswegen bemerkt man bey diesem wenn er isolirt ist, immer die entgegengesetzte Electricität des geriebenen Körpers, so wird eine gewöhnliche Electrisirmaschine, wo durch Glas electrisirt wird, positiv, und das isolirte Reibzeug negativ: Die Kraft, welche durch ein isolirtes Reibzeug hervorgebracht wird, ist aber nie so stark, als sonst: wenn man daher starke Electricität erregen will, so muß der reibende Körper so viel wie möglich in Verbindung mit andern unelectrischen Körpern und mit dem Erdboden gebracht werden. Wenn das Reibzeug ein electrischer Körper ist so bemerkt man eben auch an diesem die entgegengesetzte Electricität, und meistens wird man finden, daß der Körper negativ wird, welcher das stärkste Reiben erleidet.

Die Wirkungen der ursprünglichen Electricität sind sehr gering und selbst bey den vollkommensten und am stärksten geriebenen electrischen Körpern nicht so stark, als bey einem geringen Grade von mitgetheilter Electricität. Die Ursach liegt darin, weil im ersten Fall die Materie nie auf einmal, sondern nur nach und nach in die nahe gebrachte Körper übergehen kann. Man bemerkt daher blos ein Anziehen, Abstossen, und ein geringes Licht das nur bey Nacht sichtbar ist.

Diese ursprüngliche Electricität kann in manchen electrischen Körpern auch noch auf andere Art hervorgebracht werden: bey einigen, wenn man sie erwärmt z. B. beym Turmalin und andern Edelsteinen, bey andern, wenn man sie schmelzt oder geschmolzen in verschiedene Gefässe schüttet: hiervon s. Electricität, freywillige. (39)

Electricität, verneinende. s. Electricität, positive.

Electricität im Wenigern. s. Electricität, positive.

Electricität, sich selbst wiederherstellende. (*Electricitas vindex.*) Der P. Beccaria hat diesen Namen erfunden. (s. Ioh. Bapt. Beccaria *epistola ad* D. Franklin, *de electricitate vindice*, Aug. Taurin. 1767.) Er versteht darunter die besondere Erscheinung, daß, wenn zwey gleich stark electrisirte Körper, wovon der eine positiv und der andere negativ ist, mit einander verbunden werden, alle Electricität verschwindet, wenn man sie aber wieder von einander bringt, jeder (wenn nemlich beyde ursprünglich electrisch sind) seine vorige Electricität wieder bekommt. Dieses kann man mehrmalen wiederholen, und man siehet dasselbe nur in geringerm Grade, endlich verschwindet freylich alle Electricität. Am deutlichsten sieht man diese ausserordentlich merkwürdige sich selbst wiederherstellende Electricität bey folgendem Versuch. Zwey vollkommen an einander passende ebene Glasplatten, wovon jede an einer Seite mit einem metallischen Körper z. B. Stanniol belegt ist, so, daß die Belegung allwegen etwa 1 Zoll weit vom Rande des Glases absteht, werden mit den unbelegten Seiten an einander gebracht. Wenn nun die eine Belegung positiv oder negativ electrisirt wird, und dabey die Belegung auf der andern Seite mit unelectrischen Körpern in Verbindung stehet, so hängen die Glasscheiben fest an einander. Am bequemsten macht man diesen Versuch wenn man beyde Platten an den äussersten Enden zwischen die Finger nimmt, sie mit der einen Seite gegen den electrisirten ersten Leiter hält, und die andere Seite dabey mit den Daumen berührt. Es versteht sich von selbst, daß die beyden Belegungen jezt entgegengesetzte Electricitäten haben: werden sie in Verbindung gesetzt so entsteht ein erschütternder Funke und sind also entladen; hiernach hängen die Platten aber immer noch aneinander, und wenn man sie im Dunklen von einander reißt so sieht man zwischen ihnen ein vollkommnes electrisches Licht: eben dieses Licht sieht man mehrmalen hintereinander, wenn die Platte wieder zusammengefügt, ihre Belegungen berührt und sie nun wieder von einander getrennt werden: jedesmal ist das Licht schwächer und bey der siebenden und achten Wiederholung bemerkt man nichts mehr. Ausser diesen merkwürdigen Erscheinungen zeigen sich noch andre bey diesem Versuch, und diese sind folgende: 1) Trennt man die electrisirte Platten vor dem Entladen von einander, so wird die eine Platte deren Belegung positiv war, nun auf beyden Seiten positiv, die andere Platte hingegen auf beyden Seiten negativ seyn. 2) Wenn man sie nach dem Entladen von einander bringt, so erfolgt gerade das Gegentheil; die Glasscheibe die vorher positiv war, ist nun auf beyden Seiten negativ, und die andere Glasscheibe, welche negative Electricität hatte, zeigt auf der belegten und unbelegten Fläche die positive. Doch müssen wir hierbey die Bemerkung machen, daß vieles auf die Art des Glases dabey ankommt, wenn alle Erscheinungen so erfolgen sollen wie wir eben beschrieben haben. Henley, der diese Versuche oft wiederholte, will einige Verschiedenheiten bey dem Gebrauch der holländischen Glasscheibe beobachtet haben, die wir aber um nicht zu weitläuftig zu seyn, übergehen und unsre Leser auf die Schriften dieses Electrisirers verweisen müssen. (39)

Electricitätsbewahrer. s. Electrophor.

Electricitätsleiter, (unelectrische Körper, *conductores*, *corpora anelectrica*, *sympersielectrica*) sind die Körper, welche beym Reiben keine electrische Erscheinungen zeigen: dem ungeachtet können sie electrisirt werden, wenn man sie mit geriebenen ursprünglich electrischen Körpern in Verbindung setzt. (s. Electricität, mitgetheilte und Electrisirmaschinen) Sie lassen die electrische Materie bey jeder Gelegenheit

ungehindert durch, und theilen sie sogleich jedem andern unelectrischen Körper, der ihnen nahe kommt, mit; deswegen muß man sie bey dem Electrisiren von allen unelectrischen Substanzen entfernen, und nur auf solchen Körpern ruhen lassen, welche die Electricität nicht weiter fortpflanzen: dies nennt man isoliren. Die vollkommensten electrischen Körper lassen die Materie am wenigsten durch, und sind daher zum isoliren die tauglichsten. Man hängt die Electricitätsleiter daher an seidne Bänder oder Schnüre, (hierbey ist darauf zu sehen, daß die Schnüre aus purer Seide bestehen, weil halbseidene oder auch leinene die nur mit Seide übersponnen sind die Electricität weit eher durchlassen) oder legt sie auf Glas, Pech, Kolophonium, Harz, Siegellak, Schwefel, recht trocknes und allenfalls mit Firnis überzogenes Holz oder andere ursprünglich electrische Massen, und nun wird sich die electrische Materie in den Leitern anhäufen können. Am vollkommensten wird ein Leiter isoliret, wenn man ihn auf mehreren verschiedenen electrischen Körpern ruhen läßt z. B. auf Glasscheiben die man mit Pech, Harz u. dgl. zusammenkittet und eben damit überziehet.

Unter den Leitern giebt es, wie bey den electrischen Körpern vollkommene und unvollkommene: in diesen findet die electrische Materie einen gewissen Widerstand, sie nehmen die Materie schwerer an und lassen sie auch nicht vollkommen und auf einmal bey der Berührung fahren; jene aber lassen sie leicht und mit unglaublicher Geschwindigkeit durch, und aus dieser Ursache wählt man sie zu den gewöhnlichen Versuchen und zu den an den Maschinen angebrachten Leitern.

Daß unter den unelectrischen Substanzen verschiedene sind, die man zugleich auch zu den electrischen rechnen kann wird im Art. Electrische Körper an sich, angeführt. Auch ist noch zu bemerken, daß alle electrische Körper, in welchen etwas von einer leitenden Substanz befindlich ist, (z. B. manche Erze) vollkommen als Leiter gebraucht werden können.

Die vorzüglichste unelectrische Körper nach ihrer verschiedenen Vollkommenheit sind:

Metalle, Halbmetalle und die daraus verfertigte metallische Vermischungen. Gold steht, auch als Leiter obenan, denn folgt Silber, Kupfer, weiß Kupfer, Mannheimer Gold, Pakfong, Mößing, Prinzmetall, Pinschebak, Tombak, Glockengut, Kanonenmetall, Eisen und das mit Arsenik daraus gemachte Metall, welches die schöne Politur annimmt und zu Schnallen, Degengefässen, Uhrketten ꝛc. gebraucht wird, Zink, Zinn, Queckſilber, Bley, Wismuth, Koboldspiesglas- und Arsenikkönig. Die Platina hat eben auch eine starke leitende Kraft, und nach den Versuchen, die wir nur mit kleinen Stückchen anzustellen Gelegenheit hatten, giebt sie dem Golde wenig nach. Geschmolzene Metalle verhalten sich etwas verschieden, ob sie aber wie Socin behauptet electrisch sind, getrauen wir nicht zu entscheiden.

Die glatten Thiere, und die flüßigen Theile aller thierischer Körper.

Die meisten flüßigen Körper, auch Luft, welche mit vielen feuchten Dünsten vermischt ist: daher gehen alle electrische Versuche bey feuchter Witterung, und in Zimmern wo viele Menschen sind, nicht gut von statten; die phlogistische Ausdünstungen die sich mit der Luft vermischen, kommen hier noch zu. Hier können wir die Bemerkung machen, daß feucht gewordene electrische Körper z. B. Glas, die elektrische Materie eben auch fortleiten.

Erze, zumal die reichen.

Kohlen aus dem Thier- und Pflanzenreich. Diese geben einen merkwürdigen Beweis, daß sich ein electrischer Körper in einen unelectrischen verwandeln lasse.

Die frischen Holzarten und Pflanzen.

Der Rauch und alle Ausdünstungen brennender Körper.

Viele Salze, zumal die, wo Metalle den einen Bestandtheil ausmachen, daher alle Vitriolarten u. dergl.

Viele Steine, und vorzüglich die am Stahl kein Feuer geben.

Den luftleeren Raum sowohl unter der Glocke der Luftpumpe als auch in der Toricellianischen Röhre können wir füglich auch hierher rechnen. Endlich müssen wir noch bemerken, daß Eis und Schnee bey geringer Kälte die electrische Materie vollkommen fortleite, welches sich aber bey heftiger Kälte ganz anders verhält. (39)

Electricitätsmesser, s. Electrometer.

Electricitätsprobierfäden, s. Electrometer.

Electricitätsträger, s. Electrophor.

Electricitätszeiger, s. Electrometer.

Electris, s. *Electris*.

Electrischer Ableiter, s. Conducteur.

Electrisches Abstossen, s. Electrisches Anziehen.

Electrisches Anziehen und Zurückstossen. Wenn ein Körper, der ursprüngliche oder mitgetheilte Electricität hat, einem andern unelectrisirten nahe gebracht wird, so bewegt sich der eine nach dem andern oder vielmehr der beweglichere von beyden nach dem unbeweglichern, und hierinn besteht das electrische Anziehen. Doch ist dieses nicht der einzige Fall wo man dergleichen Anziehen gemerkt, sondern eben auch wenn zwey Körper nicht mit einerley Stärke electrisirt sind, und wenn auf entgegengesetzte Art electrisirte Körper einander nahe kommen. s. Electricität, gläserne. Giebt man auf diese Erscheinung genau acht, so findet man, daß alles Anziehen nur zwischen Körpern statt findet, in welchen sich verschiedene Electricitäten befinden, denn alle Körper, sie mögen electrisch seyn oder leiten, erhalten immer die entgegengesetzte Electricität des Körpers in dessen Atmosphäre sie gebracht worden. s. Electrische Atmosphäre.

Zwischen zwey gleich stark und auf einerley Art electrisirten Körpern hingegen findet ein Zurückstossen statt; der leichtere und beweglichere wird sich von dem unbeweglichern bis auf eine gewisse Weite, die von der Stärke der Electricität abhängt, entfernen, und sich nur alsdenn wieder dem andern Körper nähern, wenn einer von beyden seine Electricität verlohren hat. Dieses Zurückstossen folgt nothwendig auf vorhergegangenes Anziehen, weil hierbey dem Körper Electricität mitgetheilt worden ist; wenn nun der zurückgestossene Körper andere unelectrisirte und unelectrische Substanzen berührt, so verliert er die ihm mitgetheilte Electricität wieder, er wird wieder von dem electrisirten Körper angezogen, dann abgestossen, und dieses wechselsweise Anziehen und Zurückstossen dauert so lange, bis alle Electricität verschwunden ist. Daß diese beyde Erscheinungen bey den ursprünglich electrischen Körpern länger dauert und sich langsamer verliert, als bey den durch Mittheilung electrisirten Substanzen, ist schon bey mehrern Gelegenheiten gesagt worden.

Diese Erscheinungen worauf sich sehr viele Versuche

gründen, sind bey dem geringsten Grade von Electricität sichtbar, und alsdann am mehresten, wenn man leichte Körper, als Stückchen Papier, Staub, Sand, kleine Metallblättchen u. dgl. zu dem Versuch nimmt. (s. Electrische Körper an sich.) Um recht genau zu beobachten, wählt man am besten eine an einem seidenen Faden hangende kleine Kugel von Kork, Holundermark oder auch von Metall. Wird die Einrichtung so gemacht, daß einige Zolle von dem electrisirten Körper ein isolirter unelectrischer befindlich ist, so wird das dazwischen hängende Kügelchen so lange zwischen beyden Körpern hin und her spielen, bis alle Electricität sich in beyden Körpern gleichförmig ausgebreitet hat. Die Ursache aller dieser Erscheinungen haben wir bey der Franklinischen Theorie angegeben.

Ein sehr artiger und auffallender Versuch, wobey sich alle Erscheinungen des Anziehens und Abstossens besonders genau bemerken lassen, ist der sogenannte leuchtende Regen. Eine runde metallene Platte A *) wird auf einem metallenen Gestelle AB befestiget; zu mehrerer Bequemlichkeit kann man an diesem Gestelle einen hohlen Fuß und an der Platte ein cylindrisches Stängelchen anbringen, damit letztere hoch oder niedrig vermittelst einer Schraube F gestellt werden kann. Ein gläserner, unten und oben offener etwa zwey Zoll hoher Cylinder C wird auf die Platte gestellt oder auch gekittet. Man nimmt nun eine andere metallene Platte D deren Durchmesser etwas kleiner ist als der Durchmesser des Cylinders, hängt diese vermittelst einer kleinen Kette E an den ersten Leiter der Maschine so auf, daß sie zugleich in den Cylinder zu stehen kommt. Wenn man jetzt kleine Stückchen Goldpapier oder noch besser Messingfeilspäne auf die Platte A streuet, und die mit dem ersten Leiter verbundene obere Platte D electrisirt, so werden die kleinen Körper von dieser Platte angezogen, alsbald wieder zurückgestossen, und dieses dauert so lange fort als die obere Platte genugsam electrisirt ist. Im Finstern wird beständig, so oft die Metallblättchen die Platten berühren, eine grosse Menge kleiner Funken sichtbar seyn, und es scheint daher als wenn im Cylinder beständig ein leuchtender Regen herabfiele.

Hieher gehört auch das von Taschenspielern so oft gemachte Kunststück, jeden leichten auf dem Wasser schwimmenden Körper, anzuziehen. Eine gewöhnliche Leidner Flasche, wobey die Einrichtung am besten so gemacht ist, daß der ins Wasser gehende Drath sich in einen metallenen in die Oeffnung der Flasche passenden Stöpsel endiget, wird geladen in ein Futteral gesetzt, dessen Deckel den Stöpsel der Flasche nicht berühren darf. Wenn man nun einen leichten Körper in ein Gefäß mit Wasser wirft, und die geladene Flasche mit dem Stöpsel in einer geringen Entfernung davon hält, so wird sich der leichte Körper darnach bewegen und immer dahin folgen wo man die Flasche hin richtet. Das Futteral wo die Flasche darin steckt dient blos dazu, daß man die geladene Flasche in der Tasche forttragen kann, doch muß man sie nicht lange ehe man den Versuch anstellen will, laden, weil sonst die Electricität verlohren geht.

Andere gekünstelte Versuche und Spielwerke die das Anziehen und Abstossen beweisen und sich darauf gründen, als das electrische Glockenspiel, den electrischen Tanz, die electrische Spinne, den electrischen Bratenwender, führen wir in eignen Artikeln an.

Aus dem electrischen Zurückstossen lassen sich manche andere Wirkungen der Electricität auf organisirte und unorganisirte Körper einigermassen erklären; z. B. die Vermehrung der Ausdünstung bey electrisirten festen und flüssigen Körpern, das geschwindere Ausbrüten der Eyer, die geschwindere Entwickelung der Pflanzensaamen und der Knospen, die stärkere natürliche Ausdünstung der Thiere u. s. w. wovon wir schon bey der Geschichte der Electricität gesprochen haben. (39)

Electrische Atmosphäre, electrischer Dunstkreis, Wirkungskreis, ist der Raum um einen electrisirten Körper, in welchem seine Electricität Wirkungen äussert. Sonst glaubte man allgemein, daß bey jedem positiv oder negativ electrisirten Körper wirklich electrische Materie um den Körper herum befindlich, und also eine electrische Atmosphäre im eigentlichen Verstande vorhanden sey. Als Beweise für diese Meynung nahm man den Phosphorus ähnlichen Geruch und besonders die Empfindung wie von einer Spinnwebe im Gesicht oder an andern empfindlichen Theilen die man dem electrisirten Körper nahe bringt; es ist aber möglich, daß beydes dadurch erregt wird, da die electrische Materie auf eine sehr feine Art durch die Haut dringet oder ausströmt, und im Ganzen ist es auch nicht wahrscheinlich, daß der Raum mit electrischer Materie erfüllt sey, denn wenn dieses wäre, so müßte diese Materie nothwendig die Luft welche den electrisirten Körper umgiebt, anziehen und zurückstossen; dieses geschieht aber keineswegs und man bemerkt nie die geringste Wirkung auf die um den electrisirten Körper befindliche Luft, wenn auch die Electricität noch so stark ist, und überhaupt hat die Luft selbst bey der heftigsten Bewegung eben so wenig Einfluß auf die Atmosphäre.

Die Wirkung selbst welche ein electrisirter Körper auf einen andern nicht electrisirten, der in seinem Wirkungskreis befindlich ist, äussert, besteht darinn, daß er in ihm die der seinigen entgegengesetzte Electricität erweckt, und dies geschieht wohl durch die Kraft der electrischen Materie ihres gleichen zurückzustossen oder andere Materien anzuziehen; je näher man den nicht electrisirten Körper an den electrisirten bringt, eine desto stärkere entgegengesetzte Electricität bekommt er, bis bey gros genug gewordener Näherung beyder Körper, der Ueberfluß der electrischen Materie aus dem einen in den andern übergeht.

Sehr viele Versuche beweisen, daß alles dieses richtig ist; zu mehrerer Erläuterung wollen wir nur einen anführen. Eine metallene Stange die überall recht glatt und besonders auch an den Enden recht abgerundet ist, wird in horizontaler Lage isolirt, und an das eine Ende ein Cantonisches Electrometer gehängt; zwey Zolle vom andern Ende halte man einen positiv electrisirten Körper, etwa eine geriebene Glasröhre, und sogleich werden die Fäden einen Winkel machen und die Kugeln auseinander fahren. Da jeder andere positiv electrisirte Körper die Kugeln wieder zurückstößt, so folgt, daß sie selbst positiv electrisirt worden, und diese Electricität hört sogleich auf wenn die obige Glasröhre weggebracht wird. Man sieht hieraus, daß bey Annäherung der Glasröhre die in der Menge gleichförmig ausgebreitete Materie nach dem von der Glasröhre am weitesten entfernten Ende getrieben wird; hieraus folgt, daß das der Röhre nahgelegene Ende negativ werden muß. Daß dieses sich so verhält sieht man noch aus folgendem: man berühre, wenn die Glasröhre wie oben an das eine Ende der Stange gehalten wird, das andere Ende mit dem Finger, so

*) s. Tafel der Physik, Fig. 20.

fallen die Kugeln gleich zusammen, nun bringe man die Glasröhre weg, so vertheilt sich alle noch in der Stange befindliche Materie wieder gleichförmig, und das Electrometer bekommt negative Electricität, weil vorher durch den leitenden Finger die an dem einen Ende angehäufte Materie verlohren gegangen war. Denselben Versuch kann man, wie leicht zu erachten, verändern, indem man statt der Glasröhre ein Stück geriebenen Bernstein nimmt. (39)

Electrischer Auslader, Zuleiter, ist ein Instrument das man zum bequemen aus- oder entladen der Verstärkungsflaschen und der electrischen Batterie braucht. Die besten Auslader haben einen gläsernen Handgriff A *) und zwey gebogene Dräthe BB, die sich bey C mehr oder weniger von einander bewegen lassen, damit man sie nach Gefallen zu grossen und kleinen Flaschen oder Batterien brauchen kann. An den Enden der Dräthe sind die Kugeln DD eingeschraubt, welches vorzüglich dazu dient, daß man wie man will, die Kugeln oder spitzen Enden zum entladen anwendet. Der Gebrauch selbst ist folgender: man hält die eine Kugel an die äussern Belegungen der Flaschen und mit der andern berührt man die Dräthe die mit der innern Belegung in Verbindung stehen, so wird der erschütternde Funke aus einer Belegung den nächsten Weg durch den Auslader in die andere Belegung nehmen. (39)

Electrische Ausladung, s. electrische Ladung.

Electrische Batterie, so nennt man eine gewisse Anzahl electrischer Verstärkungsflaschen oder Tafeln, die so miteinander verbunden sind, daß sie zusammen wie jede einzele für sich, wirken. Die äussere und innere Belegungen mehrerer Flaschen werden unter sich so verbunden, daß sie alle zugleich durch einen ersten Leiter electrisiret, und eben auch zusammen entladen werden können. Zu kleinen Batterien nimmt man gewöhnlich neun, zu grössern sechzehn bis sechs und dreyßig, und zu den grösten vier und sechzig Flaschen: daß sich die Wirkung nach der Menge der Flaschen, nach ihrer Grösse und nach der Menge der Punkte die von den Belegungen berührt werden, richtet, versteht sich von selbst. Zu den kleinen Batterien sind gemeine Apothekergläser von mäßiger Grösse hinreichend; diese belegt man von aussen mit Goldpappier oder Stanniol und von innen mit Eisenfeile. Will man grosse Batterien brauchen, denn müssen stärkere und gut abgekühlte Gläser, etwa cylindrische die ohngefähr einen Schuh Höhe und drey bis fünf Zoll im Durchmesser haben, genommen werden; solche cylinderförmige Flaschen belegt man auf beyden Seiten mit Stanniol oder geschlagenem Bley, das man leicht mit aufgelößtem arabischen Gummi befestigen kann. Auch muß wie bey jeder einzelen Verstärkungsflasche darauf gesehen werden, daß beyde Belegungen dem Rande nicht zu nahe kommen, weil sonst eine Ausladung von selbst erfolgen würde.

Um unsere Leser genauer mit der Sache bekannt zu machen, beschreiben wir hier eine Batterie von vier und sechzig Flaschen; **) wenn eine solche Flasche drey Zoll im Durchmesser, zehn Zoll in der Höhe hat, und bis auf zwey hoch vom Rande mit Stanniol belegt ist, so beträgt die Belegung einer jeden einen halben Quadratschuh, und die ganze Batterie hat also auf zwey und dreyßig Quadratfuß belegtes Glas. Mehrentheils nimmt man jezt grössere Flaschen, so daß die ganze Belegung acht und vierzig bis funfzig Quadratfuß hält. Alle diese Flaschen werden in acht Reihen in einen viereckigten Kasten gesezt, dessen Boden mit Bley bedeckt ist; in jeder Flasche ist ein eiserner Drath der durch ein Stück Korkholz gehet, welches dazu dient, daß keiner von diesen Dräthen dem innern Rande der Gläser zu nahe kommt. Jeder Drath muß an seinem untern Ende so gebogen seyn, daß er die innere Belegung an mehreren Orten berühret, auch wird jeder gewöhnlich am obern Ende wie ein Ring umgebogen, damit man hierdurch eine eiserne Stange, die an beyden Enden Kugeln hat, stecken, und also acht Flaschen mit ihren Dräthen in Verbindung setzen kann. In einer Seite des Kastens ist ein Loch durch welches ein eiserner Drath geht, der an dem mit Bley belegten Boden befestiget ist, und also mit der äussern Belegung aller Flaschen in Verbindung stehet. An das aussen befindliche Ende des Draths macht man eine Kugel oder einen Hacken. An dem Kasten kann man etliche Handhaben anbringen, damit man ihn bequem von einem Ort zum andern bringen kann.

Wenn man die ganze Batterie laden will, so kann man durch eine Kette alle acht querübergehende eiserne Stangen miteinander verbinden; will man nicht alle Flaschen zugleich laden, so sezt man zwey, drey Reihen oder so viel man will, in Verbindung.

Daß die Wirkung einer solchen grossen Batterie ausserordentlich seyn müsse, kann man leicht denken. Im Grund sind die Versuche mehr fürchterlich als angenehm, und das vorzüglich schreckhafte dabey ist der beym entladen entstehende Schall. Es gehört eine gute Maschine und trocknes Wetter dazu, wenn man sie brauchen will; auch ist darauf zu sehen, daß der mit der Maschine verbundene erste Leiter, von welchem die Batterie ihre Electricität bekommen soll, so so klein als möglich ist, weil sonst gar zu viel Materie zerstreut wird. Alle hierher gehörige Versuche müssen mit der größten Behutsamkeit angestellt werden, denn sonst können sowohl der Electrisirer als die Umstehende grosser Gefahr ausgesezt werden. Auch ist darauf zu sehen, daß das was nach jeder Explosion noch übrig bleibt, und welches in manchen Fällen sehr beträchtlich ist, nach den Versuchen vollkommen entladen wird. Einige Versuche z. B. das schmelzen der Metalle durch den erschütternden Funken aus der Batterie haben wir schon im vorhergehenden genannt; hier zeigen wir noch an, wie dergleichen Versuche angestellt werden. Ein dünner Drath der einige Fuß lang ist, wird an den mit der äussern Belegung der Batterie in Verbindung stehenden Hacken, und mit dem andern Ende an den Auslader befestigt; hierauf läßt man den Schlag durch den Drath gehen, welcher dabey schmilzt und sich in mehrere glühende Kügelchen zertheilt. Ist der Drath sehr dünn und die Batterie sehr gros, so bemerkt man nichts von Kügelchen, sondern alles Metall wird in glühenden Funken zerstreut. Sehr artig ist der Versuch, wenn man den dünnen Drath über eine Glasplatte herlauffen läßt, wobey nach dem schmelzen alle Farben des Prisma auf dem Glas zum Vorschein kommen. Steckt man einen dünnen Drath durch eine Barometerröhre und läßt den starken erschütternden Funken durchgehen, so findet man alles Metall in hohle kugelförmige Metallschlacken verwandelt.

Die metallische Substanzen welche sich nicht in Dräthe ziehen lassen, z. B. Platina, Spiesglaskönig u. dgl. muß man durch Wachs verbinden und nun durch

Hülfe

*) s. Tafel der Physik, Fig. 21.

**) s. Ebendas. Fig. 22.

Hülfe des Ausladers den erschütternden Funken durchgehen lassen.

Ein sehr merkwürdiger Versuch ist der, wenn man den Funken einer grossen Batterie über die Oberfläche des Wassers gehen läßt. Das Wasser wird dabey heftig erschüttert und der mit dem Ausbruch des Funkens verbundene Schall ist ausserordentlich stark. Bey diesem Versuch und überhaupt wenn man auch andere Körper wählt, über die man den Funken streichen läßt, kann man sich einigermassen eine Vorstellung von einem Erdbeben machen. Auffallend ist es, daß der Funke hierbey in verschiedenen Entfernungen, die von der Verschiedenheit der Körper die man zum Versuch wählt, abhangen, über die Oberflächen hinstreicht.

Ausser diesen lassen sich noch verschiedene artige Versuche mit der Batterie anstellen, die wir nur ganz kurz anführen dürfen. Ein Metallblättchen das zwischen zwey Glasplatten gelegt ist, wird durch den Funken eben auch geschmolzen und so stark in das Glas getrieben, daß man es nicht wieder davon bringen kann. Wenn hierbey die Glasplatten mit Gewichten beschweret werden, so brechen die stärksten Gläser und die Gewichte heben sich.

Läßt man den Funken einer Batterie verschiedentlich aus einem zugespitzten Stück Metall auf ein plattes wohl polirtes Stück schlagen, so zeigt sich auf diesem ein schön und mit den Farben des Prisma gefärbten, aus Cirkeln zusammengesezter Flecken, der aus den dünnen Metallschuppen besteht, die durch den Schlag losgerissen worden. Aehnliche aus Cirkeln bestehende Flecken zeigen sich, wenn derselbe Funke zwischen zwey aufeinanderliegenden rauhen Metallblatten durchgeht; die Platten sind nach der Gewalt des Schlages und der grössern oder geringern Schmelzbarkeit der Metalle mehr oder weniger deutlich und gröber.

Zulezt müssen wir hier noch erinnern, daß man um die Stärke der Ladung bey grossen Batterien zu beurtheilen sehr wohl thut, wenn man ein Electrometer anbringt; hierbey sieht man zugleich, daß eine Batterie nie so stark, wie eine einzele Flasche geladen werden kann. (39)

Electrische Beatification oder Apotheose, Bosische Beatification, ist ein besonderer electrischer Versuch, der Anfangs ausserordentlich viel Aufsehen machte. Die Hauptsache gründet sich darauf, daß aus electrisirten metallenen Spitzen auseinanderfahrende Feuerstrahlen oder sogenannte Feuerkegel hervorbrechen. Wenn man auf den Kopf eines isolirten Menschen eine Art von metallner Haube woran viele Unebenheiten und Spitzen befindlich sind, sezt, so werden an allen Ecken, wenn der Körper stark electrisirt ist, Strahlen zum Vorschein kommen, welche mit denen, die man um Heiligenköpfe mahlt, grosse Aehnlichkeit haben.

Merkwürdig ist der Versuch des Abts **Poucelet**, der einen Menschen mit kurzen Haaren electrisirte, die sich natürlicher Weise sträubten aber dabey Feuerkegel in grosser Menge von sich gaben.

Als **Bose** diese Beatification zuerst bekannt machte, führte er so viel unglaubliches und sonderbares davon an, daß alle Naturkundiger dabey stuzten. Er sagte namentlich, daß aus dem Pechkasten, worauf der electrisirte Mensch stehe, die electrische Materie in Form einer Flamme in die Höhe steige, zuerst die Füsse und nach und nach den ganzen Körper umgebe, und sich sodann in die Luft verliere. Die nachher von andern angestellten Versuche zeigten, daß **Bose** diese Erscheinung zu sehr übertrieben hat.

Wir müssen doch hierbey anführen, daß der berüchtigte Pater **Gaßner** denselben Versuch in den neuesten Zeiten gebraucht und oft gemacht hat, sich und seinen Kuren ein besonderes Ansehen zu geben. Daß er damit seinen Zweck gewiß erreicht haben mag, ist leicht zu erachten. (39)

Electrische Belegungen, Ueberzug, Beschlag, werden die unelectrische Körper genennt, welche bey den Verstärkungsflaschen oder Tafeln, den electrischen Körper auf beyden Seiten berühren. (39)

Electrischer Beschlag, s. Electrische Belegungen.

Electrischer Bratenwender, s. Electrisches Rad.

Electrischer Conducteur, s. Conducteur und bey Electrisirmaschine.

Electrisches Donnerhaus, ist ein Instrument das wie ein kleines Haus gebildet ist, oder auch die Seite eines Hauses vorstellet, und mit einem metallenen Ableiter entweder versehen ist oder nicht, im lezten Fall kann es durch einen electrischen Stoß wie durch einen Blitz zerstöhret werden, im ersten aber nicht; es dient also vorzüglich dazu die heftige Wirkungen des Blitzes auf Gebäude und den grossen Nutzen der Gewitterableiter zu beweißen. Wir verweisen unsern Leser auf **Wieglebs** natürliche Magie, S. 38. f. Taf. II. Fig. 5. und auf **Cavallos** Abhandlung von der Electricität S. 195. Taf. II. Fig. 1.

Der Mechanikus **Brander** in Augsburg verfertigte ohnlängst ein ähnliches Instrument, das einem Thurm gleicht; er machte hierbey die Veränderung, daß brennbare Luft die in einem besondern Gefäß verschlossen ist, sich zugleich entzündet, und der Versuch wird natürlich dadurch auffallender. Doch gehört dieses zu den electrischen Spielwerken. (39)

Electrischer Drach, s. Drach.

Electrischer Dunstkreis, s. Electrische Atmosphäre.

Electrische Entladung, s. Electrische Ladung und Ausladung.

Electrische Erschütterung, s. Electrischer Schlag und Verstärkungsflasche.

Electrische Explosion. Diesen Namen brauchen verschiedene Naturkündiger für das Auseinanderfahren der electrischen Materie, und überhaupt für die Bewegung derselben von einem Körper zum andern. Daß die Explosion sich nach der Stärke der Electricität richtet und also bey grossen geladenen Batterien am stärksten ist, versteht sich von selbst und erhellet aus allen electrischen Erscheinungen. s. Electrischer Schlag.

Electrisches Feuer, s. Electrische Materie und electrischer Funke.

Electrischer Feuerbüschel, s. Electrisches Licht.

Electrische Flinte, s. Electrische Pistole.

Electrische Flüssigkeit, s. Electrische Materie.

Electrischer Funke. Wenn der erste Leiter einer Maschine und jeder andere damit verbundene Körper durch Mittheilung electrisirt ist, so wird zwischen diesen und allen andern in die Atmosphäre gebrachten unelectrischen und nicht spizen Substanzen ein unordentliches und unförmliches bey Tage nicht sichtbares Licht entstehen; werden aber beyde Körper noch näher

an einander gebracht, so erscheint plözlich zwischen ihnen ein sehr lebhafter, bey Tage sichtbarer und mit einem Knall verbundener Funke, der wegen seiner stärkern Wirkungen auch das männliche Licht (lux mas) genennt wird. Der Schall und das Licht dieses Funkens richtet sich nach der Stärke der Electricität, nach der Vollkommenheit des Leiters, und nach dem mehr oder weniger Stumpfseyn der Theile des Körpers auf die er schlägt. Wenn er auf einen Theil eines lebendigen Thieres führt, so erregt er einen unangenehmen Stich, der nach der Stärke oder Schwäche des Funkens und nach der Empfindlichkeit des Theils mehr oder wenig heftig ist. Der Funke bewegt sich mit überaus grosser Geschwindigkeit, und deßwegen kann man nicht sehen ob er aus dem electrisirten oder nicht electrisirten Leiter hervordringt; aus den andern electrischen Lichterscheinungen aber kann man schliessen, daß er bey positiver Electricität aus dem electrisirten, bey negativer hingegen aus dem nicht electrisirten Körper kommt. Steht ein isolirter Mensch in Verbindung mit dem electrisirten Leiter, so entsteht natürlich derselbe Funken zwischen allen seinen Theilen und den ihn berührenden unelectrischen Körpern, auch empfindet er denselben Stich. Wenn dieser Funke stark werden soll, so muß man wie in allen andern Fällen darauf sehen, daß wenig oder gar keine Spizen an dem Menschen und in der Nähe befindlich sind, weil sonst die mehreste Materie in Feuerpinseln ausströmt.

Macht man den electrischen Funken stark genug, so kann man brennbare Geister und andere leicht entzündliche Körper dadurch anzünden. Daß die entzündbarsten sich am leichtesten entzünden lassen, lehrt die Natur der Sache; guter rectificirter Weingeist daher vorzüglich leicht, noch besser die Vitriolnaphta und andere Aetherarten. Die bequemste und sicherste Art ist folgende: An den ersten Leiter hängt man ein cylindrisches Stückchen Metall das sich in eine Kugel endiget, denn giesset man etwas Aether oder erwärmten Weingeist in einen metallenen Löffel, den man am Stiele unter das Kügelchen in einer Entfernung von einem halben Zoll hält. Wenn nun die Maschine herumgedreht wird, so schlägt ein Funken in die brennbare Substanz und entzündet sie.

Auch auf andere Arten kann dieser Versuch gemacht werden. Man kann den Weingeist electrisiren und ihn mit dem Finger anzünden; auch kann eine isolirte Person den Löffel in die Hand nehmen, indem eine andere die auf der Erde steht, mit dem Finger einen Funken heraus lockt. Daß man noch mehrere Veränderungen dabey anbringen kann, ist leicht einzusehen. Der Erfolg ist auch immer einerley, die Electricität mag positiv oder negativ seyn. Der Funke sieht wie ein langer Strich von Feuer aus, und erstreckt sich vom Leiter bis an den dagegen gehaltenen Körper; ist er klein so scheint er cylinderförmig, ist er aber groß, so bildet er meist ein Zickzack wie ein Blitz. Dieses geschieht zumal wenn andere leitende Körper an seiner Richtungslinie liegen. Der stärkste Funke läßt sich immer aus dem Ende des Leiters das vom ursprünglich electrischen Körper der Maschine am weitesten entfernt ist, ziehen. Von dem weit heftigern Funken der bey der Entladung der Leidner Flasche und Batterie erscheint, wird bey der electrischen Verstärkungsflasche gehandelt.

Bey dem electrischen Funken ist auch das noch merkwürdig, daß er durch ein gläsernes Prisma betrachtet, eben wie das Sonnenlicht alle die bekannte Farben hat,

Electrische Geräthschaft: unter dieser allgemeinen Benennung begreift man alle electrische Maschinen und übrige Werkzeuge. (39)

Electrisches Glockenspiel. Ein artiges Spielwerk das sich auch auf das electrische Anziehen und Zurückstossen gründet. Zwischen einer isolirten und einer zweyten nicht isolirten Glocke, deren gröste Weitungen etwa 1½ bis 2 Zolle im Durchmesser haben, hängt man einen metallenen Klöppel etwa ein messingenes Kügelchen an einem seidenen Faden auf. Wenn nun die isolirte Glocke electrisirt wird, so zieht sie den Klöppel an, der darauf der unelectrisirten Glocke seine erhaltene Electricität mittheilt; dieses wechselweise Anziehen und Abstossen dauert so lange fort als man electrisirt und auf diese Art entsteht ein Glockenspiel. Man kann vier bis sechs unisolirte Glocken um die isolirte herum und zwischen jede einen Klöppel hängen, wenn das Glockenspiel vollständiger werden soll. (*) Daß man die isolirte Glocke mit dem ersten Leiter der Maschine in Verbindung seyen muß versteht sich von selbst. Die Veränderung wo man die unisolirte Glocken mit dem Conductor verbindet, ist nicht so gut, aus Ursachen die leicht einzusehen sind, wenn die an einem seidnen Faden hangende nicht durch eine Kette mit andern unelectrischen Körpern in Verbindung gesezt wird. Macht man diesen Versuch an einem dunkeln Ort, so wird beständig ein Licht zwischen den Glocken und den Klöppeln zum Vorschein kommen, und wenn die Electricität sehr stark ist, so fahren Lichtstrahlen und Feuerkegel von einer Glocke zur andern. (39)

Electrischer Hauch. Wenn man Wasser, in einer flachen, grossen, isolirten Schaale, electrisiret, und während des Electrisirens in verschiedenen Entfernungen mit nassem Munde drauf haucht, so wird der aus dem Munde fahrende Dunst erleuchtet und in der Gestalt eines Lichtkegels erscheinen. (39)

Electrische Kanone s. **Electrische Pistole.**

Electrische Körper an sich. Alle Körper können durch gewisse Zubereitungen electrisirt werden: aber nicht alle durch Reiben. Diejenige, welche sich wie der Bernstein verhalten, wenn sie gerieben werden, hat man electrische Körper (*corpora electrica, idioelectrica, nonconductores*) und im Gegensatz die durch Reiben nicht electrisirt werden, unelectrische Körper oder Leiter (*corpora anelectrica, sympericlectrica, conductores*) genannt. Will man nun wissen, ob ein Körper zu der ersten oder zweyten Gattung gehöre, so darf man ihn nur mit der Hand oder einem Stück Wollenzeug, oder mit Goldpapier (das man doch nicht allwegen brauchen kann) reiben, und gegen kleine Goldblättchen, gegen feine Fäden am besten von gesponnenem Glas, gegen ein an einem seidnem Faden hangendes Stückchen Metall, gegen eine hölzerne Nadel die auf einer Spize ruht, oder überhaupt gegen einen feinen und leicht beweglichen Körper halten, und sehen ob er anstossende und zurückstossende Kräfte äussert. Will man sich hiebey nicht irren, so muß der zu untersuchende Körper recht trocken seyn, fast alle kann man auch vorher etwas erwärmen: nur muß man sie nicht zu heiß machen, denn die mehreste lassen sich, wenn sie sehr heiß oder gar geschmolzen sind, nicht mehr durch Reiben electrisiren, sondern zeigen sich als vollkommne Leiter: hieraus ist eben auch klar daß man einen electrischen Körper in einen Leiter verwandeln kann.

Eine schon alte und bekannte Bemerkung ist es, daß

(*) s. Tafel der Physik. Fig. 23.

ein Körper vor dem andern stark electrisch ist, und folglich stärkere Wirkung thut wenn er gerieben wird: es giebt so gar Körper die man zugleich zu den electrischen und unelectrischen rechnen kann, welche also den Uebergang von einer Classe zur andern machen; hierher gehören die am wenigsten electrische Materien und die schlechtesten Leiter. Alle diese äussern wenn sie gerieben worden, die Erscheinungen der Electricität nur in geringem Grade, und gar oft bemerkt man nichts als ein geringes Anziehen: die Materie aus einem andern electrisirten Körper geht eben auch nur langsam in sie über und selten bemerkt man ein lebhaftes Licht dabey. Die stark electrische Körper lassen die Materie nicht durch, es müste denn eine gewisse Veränderung mit ihnen vorgenommen worden seyn, und aus dieser Ursach sezt man die Leiter, wenn man sie electrisiren will, mit jenen in Verbindung. Die Ursachen der verschiedenen Erscheinungen bey electrischen und unelectrischen Körpern sind bey der Theorie angeführet worden. Alle bekannte electrische Körper anzuführen, würde zu weitläuftig seyn, wir werden daher nur die vorzüglichsten, und zwar nach ihrer verschiedenen Vollkommenheit nennen.

Katzenfelle, zumal von schwarzen Katzen, tod und lebendig.

Alle durchsichtige Edelsteine, worunter die härtesten den Vorzug haben, daher Diamanten vor allen andern: die Dicksteine zeigen weniger Electricität als Rosetten und Brillanten.

Glas und alle nachgemachte Edelsteine, nicht weniger die metallischen Gläser und verglaste Erden. Unter dem Glas selbst ist ein merklicher Unterschied: das grüne ist besser als weisses und das mit Kobolt gefärbt übertrift alle. Das härteste Glas ist meistens das schlechteste und manchmal gar ein Leiter, doch liegt gar oft die Ursache hiervon an der Unreinigkeit seiner Oberfläche. Ein gläsernes luftleeres Gefäß gerieben zieht ebenfalls nichts an, sondern alle electrische Materie zeigt sich innerhalb.

Die Bergkrystalle und durchsichtige Kiesel.

Alle Arten von gefärbten Edelsteinen als Rubinen, Sapphiren, Topasen, Smaragde, Hyacinthe, Granaten, Beriłle, Chrysolithe, Chrysoprase; doch haben die milchweisse und gelbe Diamanten den Vorzug.

Einige Arten von Talkstein und die Halbedelsteine. Die Opale sollen unter den leztern die gröste Electricität zeigen.

Das Porzellan: hier findet sich fast derselbe Unterschied wie beym Glas. Das Emaille kann man auch hierher rechnen.

Der Bernstein, Gagath, harte und glänzende Steinkohlen und alle übrige bituminöse Substanzen.

Alle Pflanzenharze; vorzüglich Gummilack und das daraus verfertigte Siegellack, Pech und Colophonium. Die natürlichen Balsame als Terpenthin u. d. g. geben den erstern wenig nach.

Der Schwefel.

Dörres Holz, zumal wenn es in einem Backofen langsam gedörret worden. Sind Feuchtigkeiten drin, so gehört es zu den Leitern.

Viele Körper aus dem Thierreich: die Seide steht oben an, und die blau gefärbte hat wohl die stärkste Electricität. Bey den aus der Seide verfertigten Zeugen, Bändern, Strümpfen kommt auch viel auf das rauh oder glatt seyn der Oberfläche an. Nach der Seide folgen die behaarte thierische Substanzen, worunter eben auch ein Unterschied ist: Wachs, Federn, Wolle sind den übrigen trocknen Theilen von Thieren noch vorzuziehen. Die nach dem Verbrennen der hier genannten Körper zurückbleibende Asche gehört auch hierher.

Alle trockne Körper des Pflanzenreichs und daraus verfertigte künstliche Produkte, vorzüglich alte leinene und baumwollene Zeuge, trockner und harter weisser auch Candiszucker, die Holzasche u. d. gl.

Die ausgepreßten und destillirte Oele des Pflanzen- und Thierreichs.

Alle metallische und halbmetallische Kalke wohin auch der metallische Rost zu rechnen ist.

Einige Salze.

Viele Steine, vorzüglich die harten und sogenannte Felssteine. Der Granit steht oben an; denn folgt Porphyr und Jaspis. Unter den Steinarten finden sich sehr viele die den Uebergang von den electrischen Körpern zu den Leitern machen. Comus behauptet gar, viele Kiesel nehmen weder durch Reiben noch durch Mittheilung Electricität an.

Das Eis. Daß man hierüber immer verschiedener Meynung war, ist bey der Geschichte der Electricität angeführt worden. Durch die in den sehr kalten Tagen des Jan. 1775. angestellte Versuche des Herrn Achard wurde die Electricität dieses Körpers ganz ausser Zweifel gesezt. Ein daraus verfertigtes Prisma nahm einem electrisirten Leiter nicht die geringste Electricität, auch eine geladene Flasche blieb bey der Berührung mit demselben Prisma vollkommen geladen. Eine daraus verfertigte viereckige Scheibe wo auf beyden Seiten Bleche befestiget waren, konnte wie eine Glasscheibe vollkommen geladen werden, und bey der Verbindung beyder Belegungen empfand Herr Achard eine ziemliche Erschütterung. Endlich bemerkte er auch an einer aus Eis verfertigten Kugel die er an eine Drehmaschine anbrachte, das Anziehen und Zurückstossen, sie theilte ihre Electricität einem angebrachten Leiter mit, welcher nun ebenfalls leichte Körper anzog, und sogar kleine Funken beym Berühren von sich gab. (s. Franz Carl Achards Chymischphysische Schriften. S. 11.)

Die besondere Bemerkung, daß geschmolzene Metalle eben auch electrische Körper seyn sollen, haben wir schon bey den Electricitätsleitern angeführt.

Die Luft rechnet man gewöhnlich auch hieher; wenn man aber erwägt, daß diese gegen einen isolirten unelectrischen Körper geblasen, durch das daher entstehende Reiben keine Electricität erregt, so entsteht nothwendig ein gewisser Zweifel. Gegen electrische Körper geblasen, erweckt sie deren Electricität immer. Krazenstein bringt sie daher mit Recht aus der Classe der electrischen Körper weg, und sieht sie nur als eine nicht leitende Substanz an. Es folgt nun wohl hieraus daß es in Ansehung der Electricität dreyerley Körper in der Natur giebt, und vielleicht findet man bey sorgfältiger Untersuchung noch mehrere, die sich hierin eben wie die Luft verhalten. (39)

Electrische Kuren. Man versuchte es Menschen und Thiere mehrere Stunden hintereinander zu electrisiren, und der Erfolg war vermehrter Umlauf des Bluts, häufigere Absonderung in den Drüsen und stärkere Ausdünstung. Hieraus war klar daß durch die Electricität die Bewegung der Säfte in den feinen Gefässen beschleuniget wird, welches man auch im leblosen Zustand gar deutlich sehen kann, wenn man Wasser in einem isolirten Gefässe electrisirt und einen feinen aus einem Haarröhrchen gemachten Heber hinein

hängt. Das Wasser das unelectrisirt nur heraus tropft, wird jetzt in einem fortdaurenden Strom herausfliessen, und sich gar zuweilen in mehrere Ströme zertheilen. Da man die oben erwähnte Wirkungen sah, so war es natürlich daß man die Electricität in verschiedenen langwierigen Krankheiten, wobey schwacher Umlauf des Bluts und verminderte Ausdünstung bemerkt werden, versuchte. Der Erfolg war auch gar oft gut und die Kranken spürten merkliche Erleichterung. In den Zeiten da man den Nervenschaft näher kennen zu lernen bemühet war, glaubten einige Physiologen, er habe wohl die gröste Aehnlichkeit mit der electrischen Materie: einige Krankheiten als z. B. Lähmungen leitete man von Mangel oder unordentlicher Bewegung des Nervensafts her, und daher war es kein Wunder daß man hier auf den Gebrauch der Electricität verfiel. In diesem Fall wurde sie auch zuerst im Jahr 1744 von Christ. Gottl. Krazenstein gebraucht: ein Mädchen, dessen kleiner Finger gelähmt war, wurde in einer Viertelstunde kurirt. Er gab bey dieser Kur auch auf den Umlauf des Bluts acht, und bemerkte daß der Puls der vor dem Electrisiren nur achtzig mal in einer Minute geschlagen hatte, nachher sechs und neunzig mal schlug. Im Jahr 1747. wurde in Genf eine Lähmung am rechten Arm fast gänzlich geheilt, und hierdurch der bekannte Sauvages drauf gebracht, diese Kur bey mehreren gelähmten Personen zu untersuchen: anfangs gieng alles sehr gut, die mehresten wurden nach einem häufigen Schweis merklich erleichtert, in der Folge aber kamen zu viele Kranke, welche nur sehr kurze Zeit electrisirt werden konnten, wodurch allerdings nur wenig ausgerichtet wurde. Der Abt Nollet machte zu gleicher Zeit viele Versuche bey Gelähmten, und der Engl. Brydone und Joh. Bapt. Bohadsch ein Böhme heilten eine wirkliche Lähmung des halben Körpers (*hemiplegia*) die schon geraume Zeit gedauert hatte, in kurzer Zeit. Jetzt wurde diese Kurart allgemein bekannt, fast in allen Ländern Europens gaben sich Aerzte mit ab, alle Zeitungsblätter posaunten die electrische Wunderkuren aus, sogar kamen die Nachrichten in verschiedene Gegenden von Pensylvanien, die gelähmte liessen sich zum Dr. Franklin nach Philadelphia bringen und unterwarfen sich der so merkwürdigen Kur. Doch war Franklin nicht so glücklich wie seine Vorgänger, denn nur wenige wurden würklich geheilt, und die mehresten musten sich wieder in ihren elenden Umständen wegbringen lassen. In Europa versuchte man die Electricität nun auch in andern Krankheiten, vorzüglich in gichtischen podagrischen und rheumatischen Anfällen, und hier bemerkte man daß starke Funken die man aus den leidenden Theilen zog, die beste Würkung thaten, auch waren schwache Erschütterungen mit der Leydener Flasche zuweilen dienlich. Heftige Schläge wie man sie bey Lähmungen brauchte, durften in diesen Fällen nicht wohl angewandt werden, und in den Lähmungen selbst war es nicht gut wenn man die Erschütterung durch den ganzen Körper wirken ließ, sondern wo möglich muste man sie nur durch den kranken Theil leiten. In diesen Fällen ist es überaus wichtig wenn man die Ausdünstung zu vermehren sucht: durch die Electricität wird dies gar leicht zuwege gebracht, da man den Körper isoliret und einige Zeit mit dem electrisirten Leiter verbindet. Einige riethen hierbey an, Funken aus verschiedenen Theilen des Körpers zu ziehen, welches aber nicht nöthig ist.

In krampfhaften Krankheiten von aller Art hat die Electricität vorzüglich gute Dienste gethan, doch wurden wie leicht zu erachten, auch nicht alle geheilt. Der merkwürdigste hierher gehörige Fall ist vom Dr. Wathon, welcher ein Mädchen von sieben Jahren, das von einem allgemeinen Krampf des ganzen Körpers (*tetanus*) befallen war, völlig heilte: bey einer erwachsenen Person die einen Kinnbackenkrampf (*trismus*) hatte, wurde dasselbe Mittel mit dem besten Erfolg gebraucht. Bey epileptischen Anfällen und überhaupt bey Zuckungen vorzüglich aber bey hysterischen Zufällen schadete jeder Gebrauch der Electricität mehrentheils: nichts war hier schädlicher als die Erschütterung, auf welche gar oft in kurzer Zeit neue heftigere Anfälle folgten. Doch macht der St. Veitstanz, der wohl in den mehresten Fällen ein hysterischer Zufall ist, hier eine Ausnahme. Herr von Haen beweißt dieses mit mehreren Fällen; er brauchte hier gelinde Erschütterungen und dabey noch andere Mittel. Der eben genannte Arzt bemerkte, daß die Electricität bey Verstopfungen gute Dienste that, und die monatliche Reinigung beförderte. In Lähmungen fand er den fortgesetzten Gebrauch vom gröſten Nutzen, beym schwarzen Staar wollte es aber nicht helfen. Wir könnten hier noch viele Fälle anführen, wo Electricität geholfen haben soll, um aber nicht zu weitläuftig zu werden, wollen wir blos die Krankheiten mit Namen nennen: Taubheit, Steifigkeit der Gelenke, Kopfschmerzen, Entzündungen, kalter Brand, Verhärtungen, kalte Fieber, Wassersucht u. s. w. Daß die Electricität in den genannten Fällen unter manchen Umständen gute Dienste gethan haben mag wollen wir zugeben, wir versichern aber auch daß sie gar oft nicht einmal Linderung verschaft hat. In den neuesten Zeiten hat der berühmte Tiberius Cavallo sehr viele Versuche mit der Electricit in verschiedenen Krankheiten gemacht; die Anwendung derselben im Krebs scheint uns das merkwürdigste zu seyn: wenn man die electrische Materie mit einer hölzernen oder metallenen Spitze auszieht, so erfolgt Linderung der Schmerzen. Bey einem alten eingewurzelten Krebs an der Brust einer Frau wurde das Uebel ziemlich zum Stillstand gebracht: diese bekam durch das Ausziehen der electrischen Funken durch eine metallene Spitze aus dem leidenden Theile so viel Erleichterung daß die heftige Schmerzen fast gänzlich aufhörten: merkwürdig ist es daß die Schmerzen zunahmen wenn man eine hölzerne Spitze zum Ausziehen der Funken brachte. Cavallo versichert daß es hier das Ansehen habe, als wenn Radicalkur erfolgte. Ausser den gewöhnlichen Uebeln führt er Taubheit, Geschwulste, Augenentzündungen, Thränenfistel, Geschwüre, und frische scropulöse Geschwulste an. Einen Fall wollen wir noch anführen, wo die electrische Erschütterung mehrentheils schleunige Hülffe verschaft hat; wir meynen die Zahnschmerzen. Die Erschütterung muß hier durch den schmerzhaften Zahn geleitet werden und obgleich oft ein einziger Schlag augenblicklich die Schmerzen stillet, so ist es doch besser, den Zahn zwey bis dreymal zu erschüttern. Ein bequemes Werkzeug hierzu beschreibet Cavallo in der vollständigen Abhandlung von der Electricität. p. 200. Es besteht aus zween Stücken Drath AE, BE, welche durch ein Stück gedörrtes Holz H gehen. Die Dräthe sind von C nach D, und von G nach F in einer Ebene gebogen, welche mit der Ebene des übrigen Theils der Dräthe einen schiefen Winkel macht: ihre

Enden, DF, FE, sind wieder gegeneinander und in die Ebene C A G B zurückgebogen. Bei A und B sind Ringe an den Dräthen um sie daran mit einer Kette verbinden zu können. Dieses Werkzeug wird nun so angelegt, daß der schmerzende Zahn von den beyden Dräthen bey E ziemlich vest umschlossen werde, und um dies bey verschiedenen Zähnen desto besser zu bewerkstelligen, müssen die Dräthe etwas biegsam seyn. Man verbindet nun einen von den Ringen A oder B durch eine Kette mit der äussern Belegung der Leidner-Flasche, und läßt auf das andere Ende des Draths einen Funken aus der innern Belegung schlagen, so wird kein anderer Theil im Mund erschüttert werden können, als der von den Dräthen umgebene Zahn.

Daß man durch verschiedene aber unrichtige und übertriebene Versuche in den vorigen Zeiten auf die Idee kam, die feinen Theile von Arzneyen giengen durch eine electrisirte gläserne Röhre in alle Leiter, folglich auch in den menschlichen Körper über, und wären nun im Stand, manche Krankheiten zu heilen; haben wir bey der Geschichte der Electricität schon angeführt. Der oben genannte Venetianer Joh. Franz Pivati füllte eine solche Röhre mit Peruvianischem Balsam, electrisirte damit einen Menschen, der darauf in einen starken Schweiß fiel, wobey Bette, Zimmer, Kleider und alles den Geruch des Balsams bekommen haben sollen. Einen Gichtpatienten will er mit den Ausdünstungen von zertheilenden Mitteln, die in einer Röhre eingeschlossen waren, geheilt haben. Die andere Fälle übergehen wir, weil sie gewiß gröstentheils falsch sind. Durch richtige Versuche wurde es ausgemacht, daß das Ausdünsten durch Glas nicht statt findet: die Erfahrung aber ist sicher, daß flüchtige Substanzen, die man bey einem isolirten und electrisirten Menschen anbringt, eingesogen werden. Ein merkwürdiger Versuch, der dieses beweißt, ist, daß wenige Tropfen Terpethinöhl in die Hand eines isolirten Menschen gegeben, demselben in wenigen Augenblicken, da er electrisirt wird, den Terpethin-Geschmack in dem verschlossnen Mund erregen. (39)

Electrische Ladung und Ausladung (Entladung). Der Leidnerflasche, oder jedem andern belegten electrischen Körper werden auf beyden Seiten die entgegengesetzte Electricitäten mitgetheilt, und alsdenn sind sie geladen. Wenn nachher beyde Belegungen durch unelectrische Körper mit einander verbunden werden, so geht die auf der positiven Seite gehäufte electrische Materie in die negative mit Gewalt und als ein sehr lebhafter erschütternder Funken über, und die belegte Körper sind nun **ausgeladen** oder **entladen**. Wenn beyde Belegungen der Leidnerflasche nicht zugleich in Verbindung gesetzt werden, so erfolgt die Entladung keineswegs plözlich, sondern mehrere Funken gehen nach und nach aus der positiven Belegung in den berührenden Körper über, wobey der den Versuch anstellt nichts von Erschütterung empfindet. Daß man bey Untersuchung der geladenen electrischen Substanzen am weitesten in der ganzen Lehre von der Electricität gekommen ist, und daß hierbey die vorzüglichste und auffallendste Erscheinungen vorfallen, haben wir schon bey der Geschichte angeführt.

Ein solcher geladener Körper wird zuweilen von selbst entladen, wann er allzudünn und die Ladung zu stark ist; er kann jezt nie wieder geladen werden, und ist zu allen hieher gehörigen Versuchen unnütz. Es geht so weit daß bey Batterien, wenn eine Flasche darunter ist, die sich von selbst ausladet, alle andere zugleich ausgeladen werden. Bey den Entladungen starker Batterien werden ausserdem manche Flaschen leicht durch die starke erschütternde Kraft des Funkens gesprengt. Diesem Uebel kann doch vorgebauet werden, wenn man den Weg des Uebergangs von der äussern nach der innern Belegung nicht zu kurz, und wenigstens fünf bis sechs Fuß lang macht. Doch wird bey diesem Verfahren der Funke immer etwas geschwächt. (39)

Electrische Lampe, ist eigentlich ein Spielwerk mit brennbarer Luft, doch hat sie auch einen Nuzen da man sie geschwind Feuer zu machen, wenn man kein andres Feuerzeug bey der Hand hat, brauchen kann. (*) L, ist eine Bouteille die eine etwas weite Oeffnung hat: M, eine hohle gläserne Kugel, die bey N mit ihrer Oeffnung in eine messingene am untern Ende mit einer Schraube versehene Hülse gekittet ist: bey K hat sie eine kleine Oeffnung die mit einem Stöpsel verstopft werden kann. Die messingene Röhre O welche einen Hahnen vorstellet und mit dem Stöpsel P verschlossen ist wird in die eben genannte Hülse geschraubt und mit dem untern dünnern Ende durch einen Korkstöpsel S, der vollkommen in die Bouteille passen muß, gesteckt. Durch eben diesen Korkstöpsel wird die gebogene Röhre R, gesteckt, die oben bey X eine sehr feine Oeffnung hat. In dieser Röhre ist bey Q ein ebenfalls durchbohrter messingener Stöpsel: V und W sind zwey messingene Röhrchen die an dem Bogen Z angeschraubt sind, und hierin stecken zwey messingene Dräthe, die durch Siegellack oder Glasröhren isolirt worden. Die Dräthe müssen an allen Enden Kugeln haben und sich in den Röhrchen frey hin und her schieben lassen, auch ist nothwendig daß sie mit der Oeffnung X der gebogenen Röhre in einer geraden Linie stehen.

Soll nun das Instrument gebraucht werden, so füllt man die Bouteille auf die gewöhnliche Art mit entzündbarer Luft und die Kugel mit Wasser; denn wird der Stöpsel P so gedreht, daß das Wasser durch die Oeffnung der Röhre O aus der Kugel in die Bouteille lauffen kann, dabey muß nothwendig auch die obere Oeffnung K nicht verstopft bleiben. Zu gleicher Zeit wird der Stöpsel Q herumgedreht und jezt fangt das Wasser durch die Röhre O in die Bouteille zu lauffen an, wodurch die darin befindliche Luft genöthigt wird, aus der Mundung X der gebogenen Röhre R zu dringen. Daß dieses Hervordringen der Luft sich nach der Menge des in die Bouteille lauffenden Wassers richtet, versteht sich von selbst, je enger also die Röhre O ist, desto länger wird das Herausdringen der Luft währen.

Jezt läßt man einen electrischen Funken, etwa durch Hülfe des Electrophors bey T oder U an ein isolirtes Drätgen schlagen, so wird hierdurch die bey X herausfahrende Luft angezündet werden, und mit einer schönen sehr wirksamen Flamme so lange brennen, bis die Bouteille ganz mit Wasser gefüllt und also alle Luft herausgedrungen ist. (39)

Electrischer Laut s. Electrischer Schall.

Electrischer Leiter s. Electricitätsleiter.

Electrisches Licht. Wenn die Electrisirmaschine im Dunkeln herumgedreht oder jeder electrischer Körper gerieben wird, so bemerkt man an den Stellen wo man reibt oder wo der Körper berühret wird, ein unförmliches Licht, das sich bey den Maschinen um die Kugeln, Cylinder oder Scheiben verbreitet. Die Spitzen des ersten Leiters welche die electrische Mate-

(*) s. Tafel der Phosik, Fig. 24.

rie aufnehmen sollen, oder die dazu bestimmte Quasten von Fäden oder Flittergold, leuchten ebenfalls und immer stärker, je besser die Wirkung ist. Sind am electrisirten und vollkommen isolirten Leiter sonst noch hier und da scharfe Spitzen oder Ecken befindlich, so sieht man leuchtende Feuerbüschel oder Strahlenkegel, die aus auseinanderfahrenden Lichtstrahlen bestehen, hervorbrechen: daß hierdurch die Electricität der leitenden Substanzen sehr geschwächt wird, haben wir schon mehrmalen angeführt. Diese Feuerpinsel machen ein Geräusch wie ein kleiner Wind, bey starker Electricität ist ein leichtes Geknister damit verbunden, auf der Haut erregen sie die Empfindung wie bewegte Luft und treiben wie diese, die Flamme eines Lichts oder auch den Rauch vor sich her. Wenn man gegen die Spitze eines electrisirten Körpers einen breiten unelectrischen hält, so wird der aus der Spitze fahrende Kegel noch grösser; bisweilen wird auch blos hierdurch ein solcher Kegel hervorgelockt, wenn die Electricität nicht stark genug war, ihn von selbst hervorzubringen.

Durch das Ausströmen dieser Strahlenkegel aus electrisirten Spitzen kann ein leichtes kleines Rad in Umlauf gebracht werden, welches die electrische Windmühle beweist. s. den eignen Artikel.

Wenn man eine unisolirte metallene Spitze gegen ein stumpfes Ende des Leiters hält, so bemerkt man an dieser Spitze ein ordentliches Glühen das mit einem kleinen Stern viele Aehnlichkeit hat, und alle electrische Materie wird hierdurch dem Leiter entzogen. Eben dieses sieht man an einer geladenen Flasche wogegen ein spitzer Drath gehalten wird: die Flasche wird dadurch vollkommen entladen und man bemerkt sogar keine oder eine nur sehr geringe Erschütterung wenn man die äussere Belegung mit der andern Hand berührt. Diese beyde Versuche zeigen die wunderbare Wirkung der Spitzen genugsam und beweisen die Wichtigkeit der zugespitzten Gewitterableiter.

Diese Erscheinungen an zugespitzten Körpern erfolgen nicht immer auf die beschriebene Art, sondern nur, wenn mit gewöhnlichen Maschinen electrisirt wird, und die Leiter also positiv electrisirt sind. Hat der erste Leiter seine Electricität von geriebenen harzartigen Substanzen und überhaupt von solchen die durch Reiben negativ werden, erhalten, so sind die Erscheinungen von jenen verschieden. Eine negativ electrisirte Spitze erscheint im Finstern mit einem Stern erleuchtet, und hiermit ist nicht das geringste Geräusch verbunden, auch selbst bey der stärksten negativen Electricität bemerkt man nur einen geringen Laut. Hält man eine unisolirte metallene Spitze gegen den negativ electrisirten Leiter, so geht von der Spitze ein Feuerkegel aus, der sich gegen den Leiter zu ausbreitet.

Giebt man genau auf diese Erscheinungen bey den electrisirten Spitzen acht, so scheint es als ob die electrische Materie bey der positiven Electricität in Feuerkegeln ausströhme, in die negative Spitzen hingegen scheint sie in Form eines Sterns einzudringen: schon hieraus kann man also die Wahrscheinlichkeit des Franklinschen Systems beurtheilen. Immer bleibt es aber doch merkwürdig, daß der Stern eben auch einen kleinen Wind macht der die Flamme des Lichts vor sich her, und die electrische Windmühle nach eben der Richtung wie der Feuerkegel, bewegt.

Das hier ausströmende electrische Feuer ist überhaupt sehr schwach, daher es auch nicht bey Tage sichtbar und keinen Körper anzuzünden im Stande ist: einige Electrisirer nennen es aus dieser Ursache das weibliche Licht (*lux femina*). Uebrigens zeigen sich die Lichtkegel zuweilen von ansehnlicher Grösse, vorzüglich beym sogenannten Luftelectrophor, bey welchem wir sie 16 bis 20 Zolle lang gesehen haben. Die übrige electrische Lichterscheinungen s. im Artikel: Electrischer Funke. (39)

Electrischer Lichtkegel. s. Electrisches Licht.

Electrisches Licht, im luftleeren Raume. In eines durch Luftpumpe oder Wärme sehr verdünnten Luft und zumal in dem vollkommen luftleeren Raume des Barometers, zeigen sich alle electrische Lichterscheinungen vorzüglich schön und lebhafter als gewöhnlich. Eine luftleere gläserne Kugel erscheint beym Reiben, zumal wenn dies anhaltend geschieht ganz mit einem hellen Licht erfüllt, aber sie theilt einem isolirten Leiter keine Electricität mit, äussert auch kein Anziehen und Zurückstossen. In dem leeren Raum des Barometers werden schon Blitze erscheinen, wenn die Röhre im Dunkeln bewegt wird, wobey von dem steigenden und fallenden Quecksilber das inwendige der Röhre gerieben wird. Dieselbe Erscheinungen wie bey der geriebenen Kugel zeigen sich in gläsernen luftleeren Röhren: man nimmt am besten eine weite Barometerröhre die an einem Ende zugeschmolzen ist, schüttet etwas Quecksilber hinein, erhitzt dieses über einer Lampe bis zum sieden, und schmelzt denn die Röhre am andern Ende geschwind zu. Diese Röhre fangt schon an zu leuchten wenn man das darin befindliche Quecksilber von einem Ende zum andern laufen läßt. Die Röhren sowohl als die Kugeln werden mit einem noch hellern und schönern Licht durchströmt, wenn man ein Ende davon an den electrisirten Leiter bringt und das andere in der Hand hält. Merkwürdig ist es, daß dies Licht noch lange fortdauert, wenn auch schon der electrisirte Leiter nicht mehr in Berührung mit den Kugeln und Röhren ist. Weil sich bey diesen Versuchen Lichtstreifen zeigen, die mit den beym Nordlicht beobachteten die gröste Aehnlichkeit haben, so braucht man sie, dieses leuchtende Meteor im kleinen vorzustellen. Eben diese Versuche braucht man auch sonst noch zu artigen electrischen Spielwerken. Man beugt z. B. aus luftleer gemachten Barometerröhren zusammenhängende Buchstaben, berührt diese an einem Ende mit einem stark electrisirten Leiter, so werden sie inwendig feurig erscheinen.

Ein electrischer Feuerpinsel den man in einen luftleeren Raum gehen läßt, wird ungemein groß und erfüllt zuletzt alles mit Licht. Man wählt hierzu eine etliche Schuh lange und anderthalb bis zwey Zoll dicke Röhre, verschließt sie an einem Ende mit einer metallenen Platte die nach innen eine Spitze hat; am andern Ende bevestiget man einen Hahn, der auf eine Luftpumpe geschraubt werden kann, und so verdünnt man denn die in der Röhre befindliche Luft. Wird jetzt diese Röhre mit der Platte an einen electrisirten Leiter gehalten, so strömt aus der Spitze ein sehr grosser Pinsel, und ein noch grösserer wenn man den Funken einer Leydner Flasche dadurch schlagen läßt. Daß die electrische Materie vollkommen durch diese Röhre geleitet wird erhellet aus dem eben angeführten Versuch: eine so zubereitete Röhre heißt auch daher, die leitende Glasröhre. Auch hierauf gründet sich Henley's leuchtender Leiter, den wir bey den Electrisirmaschinen anführen. Mit einer Klocke die oben eine durch Metall verschlossene Oeffnung hat lassen sich dieselbe Versuche anstellen wenn die Luft ausgepumpt und ans obere Ende ein electrisirter Leiter gebracht wird. In einer

solchen Kloke kann durch gewisse Einrichtung die electrische Atmosphäre sichtbar und der Unterschied der positiven und negativen Electricität kennbar gemacht werden. *) G ist eine gewöhnliche Kloke die bey C eine Oeffnung hat, wo der metallene Stab D A der oben und unten eine Kugel hat, durchgeht: im Teller I F ist die Kugel B auf einem andern metallenen Stab bevestiget, und die Einrichtung ist so gemacht, daß beyde Kugeln vier bis fünf Zoll von einander abstehen. Wird nun die Luft verdünnt und der Stab D A mit einer gewöhnlichen Maschine electrisirt so zeigt sich um den untern Theil der Kugel A eine leuchtende Atmosphäre, um die Kugel B aber nichts. Wenn derselbe Stab D A durch Harz electrisirt wird, so bleibt die Kugel A ganz dunkel und die genannte Atmosphäre zeigt sich um die untere Kugel B. Bey diesen beyden Versuchen darf man nicht zu stark electrisiren, weil sonst statt der leuchtenden Atmosphäre blos ein starker Funke entsteht, der von einer Kugel zur andern übergeht. (39)

Electrisches Licht, männliches. s. Electrischer Funke.

Electrisches Licht, weibliches. s. Electrisches Licht.

Electrisches Lufthermometer, ist ein Werkzeug, das man die Wirkungen der Electricität auf Luft zu untersuchen braucht. Es besteht in einer Glasröhre A B **) von etwa eilf Zoll Länge und einem Zoll Breite, welche an jedem Ende mit mößingenen Kappen verschlossen ist, und einem unten und oben offnen Barometerröhrchen H A, das durch die obere Platte bis in das in dem untern Theil der Glasröhre befindliche Wasser geht. In der Mitte einer jeden Platte gehen mößingene Dräthe F G, und E I die sich in Knöpfe endigen und sich weiter von einander oder näher zusammen schieben lassen, durch. Bringt man jezt diese beyde Dräthe in den Wirkungskreis einer geladenen Leydner Flasche, so wird zwischen G I ein starker electrischer Funke erscheinen, und die Luft in der Glasröhre A B ausdehnen, welches man deutlich an dem Aufsteigen des Wassers in dem dünnen Röhrchen wahrnehmen kann: je stärker der Funke ist, desto höher wird das Wasser in der dünnen Röhre steigen, welches zeigt, daß sich die Ausdehnung der Luft nach der Menge der durchgehenden Materie richtet. Läßt man bey diesem Versuche die Knöpfe G und I ganz einander berühren so wird das Wasser in der kleinen Röhre gar nicht steigen, woraus also deutlich erhellt, daß die electrische Materie bey ihrem Durchgang durch einander berührende Leiter gar keine Wirkung auf die Luft habe. Zum bequemern Gebrauch kann man das ganze Instrument durch einen metallenen Ring C an ein hölzernes Stativ C D, bevestigen. Daß die Einrichtung bey diesem Lufthermometer so gemacht seyn muß, daß weder an den Kappen noch an den Dräthen noch an dem gläsernen Röhrchen Luft durchdringen kann, versteht sich von selbst. (39)

Electrische Maschinen. s. Electrisirmaschine.

Electrische Materie. Daß eine flüßige und elastische Materie bey allen electrischen Erscheinungen im Spiel sey, nehmen alle Naturkundiger an und alle Versuche scheinen diese electrische Materie zu beweisen. Ueber die Natur dieser Materie hat man von jeher gestritten, und noch bis jezt ist es nicht bewiesen ob sie von ganz eigner Art, oder mit der Natur anderer feiner Körper übereinstimmend sey. Als den Naturkundigern noch nichts als das electrische Anziehen bekannt war, glaubten sie, die Materie sey klebrichter Natur und ein wirklicher ölichter Ausfluß aus dem Bernstein und andern Körpern: nachdem sie aber das electrische Licht, seine verschiedene Gestalten und Wirkungen kennen lernten, kamen sie auf den Gedanken, die gewöhnliche Feuermaterie sey das wirkende Principium, und diese Meynung gab eben auch zu der Benennung des electrischen Feuers Gelegenheit. Ob es gleich keineswegs ausgemacht ist, daß dieses seine Richtigkeit hat, so werden doch die Namen electrische Materie und electrisches Feuer immer noch als gleich viel bedeutende Ausdrücke gebraucht.

Es sind immer manche Beweise vorhanden daß electrische und Feuermaterie nicht viel von einander verschieden sind, denn 1) bringt die electrische Materie Licht hervor, 2) sieht man daß leicht entzündbare Substanzen Feuer fangen; 3) daß ein starker electrischer Funke wohin eben auch der Blitz gehöret, feste Körper zum schmelzen und alle brennbare zum flammen bringt; 4) wird die Electricität durch Reiben erregt; 5) gehen in der Wärme alle electrische Versuche am besten von statten; 6) können einige Versuche (hierher gehören die Versuche mit dem Luftelectrophor) nur über Kohlfeuer, oder am warmen Ofen, oder in starker Sonnenhitze angestellet werden; 7) findet man daß eine feine Säure bey allen electrischen Versuchen in die Sinne fällt, und eine Säure soll doch nach mancher Naturkundiger Meynung ein Bestandtheil des Feuers seyn; 8) zeigt sich, daß der electrische Schlag, in den verschiedenen Luftarten, einerley Wirkung mit dem zugesetzten Phlogiston hervorbringt.

So wahrscheinlich diese Aehnlichkeit nun seyn mag, so sind doch eben auch eine Menge wichtiger Gegenbeweise vorhanden: 1) wo Feuer ist, müßten immer auch electrische Erscheinungen zugleich da seyn, und dieses sehen wir doch keineswegs, denn ein glühendes Stück Eisen ist doch nie electrisch; 2) wenn stark electrisirt wird, sollten die Körper auch sehr warm seyn, und dies ist eben so wenig, und wo findet sich auch nur einige Wärme an der geladenen electrischen Batterie; 3) ein Stück Eis wird bey starker Kälte durch Reiben electrisirt, theilt einem Leiter seine Materie mit, der alsdenn Funken von sich giebt u. s. w.; 4) durchdringt die electrische Materie die Leiter in einem Augenblick, das Feuer hingegen langsam; 5) geht das Feuer durch alle Körper, die electrische Materie aber blos durch Leiter. Es ist auch keineswegs zu wundern, daß die electrische Materie Feuer hervorbringt, indem dieses nur von der heftigen und schnellen Bewegung durch Körper, welche doch immer einen gewissen Widerstand leisten, herkommt.

Ueberlegt man alles genau, und hält man die Wirkungen der Electricität und des Feuers gegen einander, so findet sich vielleicht, daß Electricität und Feuer von einem und ebendemselben Principium, das nur auf verschiedene Art modificiret ist, herkommen. Electricität und Feuer werden immer durch einerley Verfahren hervorgebracht, ein gewaltsames Reiben macht Feuer und keine Electricität, ein mäßiges Reiben hingegen macht Electricität; das Phlogiston ist also im ersten Fall in heftiger Bewegung im leztern aber in einem geringern Grad der Wirksamkeit.

Eine neue Lieblingsmeynung ist, die electrische Materie und den berüchtigten Aether für einerley zu halten: aber einmal ist der Aether noch nicht ganz erwiesen, und denn findet sich, daß die electrische Materie

*) s. Tafel der Physik, Fig. 25.
**) s. Ebendas. Fig. 26.

andere Körper anzieht, welches der Aether selbst nach der Newtonschen Meynung nicht thun kann. Die Meynung, daß die Materie ein Bestandtheil des Glases sey, führen wir nur mit einem Wort an.

Von den zweyerley wesentlich von einander verschiedenen electrischen Materien haben wir schon etwas bey der Geschichte der Electricität gesagt. Wir verweisen unsere Leser nur hierbey auf den im Art. Electrisches Licht im luftleeren Raum angeführten Versuch von der sichtbaren electrischen Atmosphäre, welcher der stärkste Beweis gegen diese zwey verschiedene Flüßigkeiten ist. Wenn die entgegengesetzte Electricitäten von zwey verschiedenen Materien herrührten, die einander anzögen, so würden bey jenem Versuch immer zwey Atmosphären, eine um die obere und eine um die untere Kugel, sichtbar seyn. Die erste mit einer Materie überladene Kugel müßte ihren Ueberfluß um sich herum zeigen und aus der andern Kugel eine entgegengesetzte Atmosphäre herausziehen, welches aber nicht geschiehet, indem sich der Ueberfluß der Materie nur an dem Ende der positiven Kugel das der gegenüberstehenden am nächsten ist, zeigt.

Immer bleibt die Meynung noch am allgemeinsten angenommen, daß die electrische Materie eine eigne von allen übrigen Materien ganz unterschiedene sey und die Erscheinungen beym Electrisiren sind die stärksten Beweise hiervon. Dahin gehören der Geruch wie Urinphosphor den jeder electrisirte Körper von sich giebt, und der sich sogar in einem ganzen Zimmer verbreitet; der säuerliche und zusammenziehende Geschmack des Feuerpinsels und die besondere Empfindung im Gesicht wenn man einen electrisirten Körper dagegen hält.

Daß die electrische Materie ein aus einer feinen Säure und brennbarem Wesen zusammengesetztes Ding sey, haben wir bey der immer merkwürdigen Krazensteinischen Theorie angeführt, wohin wir zurück verweisen müssen. (39)

Electrische Nadel, ist ein zugespitztes Stückchen Drath oder Holz das mit seinem Mittelpunkt auf einer Spitze ruht, und folglich von der geringsten Kraft in Umlauf gebracht werden kann. Sie wird in verschiedener Absicht gebraucht, theils wenn man sie mit dem ersten Leiter der Maschine verbindet, die verschiedene Arten des Lichts zu beobachten, theils auch die anziehende und zurückstossende Kräfte der electrisirten Körper zu untersuchen. Wenn die Spitzen des horizontal liegenden Draths, in entgegengesetzten Richtungen gebogen sind, so wird er sich beym Electrisiren sehr geschwind eben wie die electrische Windmühle herumdrehen. Steckt man kleine Pferde auf diese Spitzen so drehen diese sich zugleich mit herum und es sieht aus, als verfolgten sie einander: dieses Spielwerk heißt das electrische Pferderennen, das man noch verschiedentlich verändern kann. (39)

Electrische Pause. Wenn ein unelectrisirter Leiter einem electrisirten nach und nach genähert wird, so entstehn bekanntlich zwischen beyden Körpern electrische Funken und zwar in verschiedenen Entfernungen. Nun will man zuweilen bemerkt haben, daß in einer bestimmten mittleren Entfernung kein Funken zwischen den beyden Leitern hervorgebracht werden könnte, obgleich bey grösserer Entfernung und so auch wenn die Leiter einander näher kamen, vollkommne electrische Funken erschienen. Dieses Ausbleiben der Funken in bestimmten mittleren Entfernungen nennt man eine electrische Pause. Wir müssen gestehen, daß es uns nie möglich war, diese Versuche zu Stande zu bringen, doch zweifeln wir keineswegs an der Wahrheit der Sache, und verweisen unsre Leser die davon näher unterrichtet seyn wollen, wegen der Weitläuftigkeit der Sache, auf die zu Leipzig 1776. erschienene Abhandlung: Electrische Pausen von Johann Friedrich Groß. (39)

Electrisches Pferderennen. s. Electrische Nadel.

Electrische Pistole, ist ein Werkzeug, in welchem brennbare Luft durch electrisches Feuer entzündet werden kann. Da diese Luft hierbey so stark ausgedehnt wird, daß sie den in der sogenannten Pistole steckenden Kork austreibt, so ist der Versuch nothwendig mit einem Knall verbunden. Das erste erfundene Werkzeug sollte schicklicher Donnerflasche genannt werden, weil es in seiner Gestalt gar nichts ähnliches mit einer Pistole hat.

Gewöhnlich nimmt man eine eyförmige unten und oben offne gläserne Flasche, die keine Blasen hat und ziemlich dick ist *) oder auch einen solchen eyförmigen Körper von Mößingblech. Die Oeffnung des engern Halses darf nicht über vier Linien, der weitere hingegen muß einen halben bis drey viertheil Zoll im Durchmesser haben. Durch ein Stückchen von einer Barometerröhre von etwa zween Zoll Länge wird ein Drath AK woran unten ein Knopf K befindlich ist, gesteckt so, daß das eine Ende über der Röhre bey A hervorstehet, und mit Siegellak fest gekittet ist. Um diese Barometerröhre wickelt man von M bis E ein Stück Stanniol, steckt sie in den engern Hals der gläsernen Flasche und verkittet sie wohl: um den weitern Hals der Flasche kann man zu mehrerer Bequemlichkeit und Sicherheit einen Streif von Leder wickeln. Dieses zubereitete Werkzeug wird mit Hirsen oder Erbsen gefüllt und in den Hals einer mit brennbarer Luft gefüllten Bouteille ausgeschüttet, da denn sogleich von dieser Luft hinein steigt. Es wird jetzt geschwind von der Bouteille abgenommen und mit dem bey der Hand liegenden Kork zugestopfet. Wie man nun einen electrischen Funken an den Knopf bey K schlagen läßt, so entzündet sich die eingeschlossene Luft und es erfolgen die obengenannte Erscheinungen. Bey Nacht ist der Versuch vorzüglich schön, da denn die ganze Flasche wie mit Feuer gefüllt aussieht, und selbst aus der weitern Oeffnung kommt ein Feuerbüschel. In acht muß man sich nehmen, daß man den Kork nicht zu vest einstopft, weil die Flasche in diesem Falle leicht springt. Aus dieser Ursach ist ein ähnliches metallenes Instrument besser, das man allenfalls auch cylinderförmig machen kann. **) Die Einrichtung ist gerade dieselbe wie bey dem eben beschriebenen, man thut aber wohl, wenn man statt der um das Barometerröhrchen gewickelten Stanniolstreife ein mößingenes Röhrchen wählt. Setzt man diesen Cylinder auf hölzerne Lavetten und Räder, so hat man die electrische Canone.

Hierher gehört auch die noch nachher erfundene electrische Flinte, welche eine artige aber nicht ganz wohlfeile Einrichtung hat. In den Pulversack und den Lauf wird entzünddare Luft gebracht, welche durch den Funken einer im Kolben versteckten Leydner Flasche, deren Drath gegen die Schwanzschraube zugekehrt ist, entzündet wird. Durch die Schwanzschraube geht ein gläsernes Röhrchen und hierdurch eine mößingene Hülse mit einem eisernen Stift, der durch eine Feder gegen den Drath der Flasche gedruckt wird. Neben ist statt des

*) s. Tafel der Physik, Fig. 27.
**) s. ebendas. Fig. 28.

des Flintenschlosses ein besonderes Spannwerk, welches den Stift zurückhält, und durch einen Drücker gelößt wird, da denn der Stift gegen den Drath der Flasche fährt, den electrischen Funken in den Lauf leitet, welcher darin anschlägt, die Luft entzündet und zugleich in den äusseren Ueberzug der Flasche übergeht. Ein besonderer Haken geht isolirt durch den Schaft, und hierdurch wird die Flasche geladen ohne daß man sie herauszunehmen nöthig hat.

Daß alle diese Instrumente häufig als Spielwerk gebraucht werden, ist leicht zu denken: man kann sie auch so einrichten, daß die entzündbare Luft durch je den andern Funken angezündet wird, und alsdenn gehören sie nicht mehr zu den electrischen Werkzeugen. (39)

Electrisches Rad. Ein dünnes zugespitztes Stäbchen Holz wird durch ein dünnes rundes Brett in der Mitte unter rechten Winkeln gesteckt; an dem untern Ende ist eine scharfe eiserne Spitze bevestiget, an dem obern ein starker Drath, der durch ein Loch in einer meßingenen Platte geht, und diese Einrichtung ist so gemacht, daß das Stäbchen vollkommen vertical steht. An dem Brett sind rund herum ungefehr dreyßig gleich lange schmale Streifen von Fensterglas angebracht, so daß die Enden die vom Mittelpunkt am meisten abstehn etwa vier Zoll lang von einander entfernt sind. An jedem Ende ist ein meßingener Fingerhut. Hält man nun eine gewöhnliche geladene Leydner Flasche mit dem Drath an den Umkreis des beschriebenen Rads, so wird der nächste Fingerhut angezogen und das Rad fangt an sich zu bewegen. Jeder Fingerhut wird im Herumdrehen von der Flasche electrisirt und die Bewegung hört auf so bald alle Fingerhüte electrisirt worden, weil sie jetzt wie sie sich dem Drath nähern, zurückgestossen werden.

Wenn aber an dasselbe Rad eine negativ geladene Flasche mit dem Drath gehalten wird, so werden die von der ersten zurückgestossene und positiv electrisirte Fingerhüte angezogen, folglich auch die das Rad umdrehende Kraft vermehrt, theils weil sie ihre erhaltene Electricität der negativ electrisirten Flasche mittheilen und noch dazu dadurch selbst negativ werden. Die Fingerhüte werden nun natürlich von der ersten Flasche nicht mehr zurückgestossen, sondern noch stärker angezogen, und durch dieses wechselsweise Anziehen bewegt sich das Rad immer geschwinder auch gewaltsamer, so daß es sich zwölf bis funfzehnmal in einer Minute herumdreht und dabey ein Gewicht von vier bis sechs Pfunden zu überwinden im Stande ist. Diese Maschine heißt ein electrischer Bratenwender weil man wohl im Stand wäre einen an den hölzernen Stab gesteckten Braten am Feuer damit herumzudrehen.

Nach eben diesen Grundsätzen ist das sich selbst bewegende Rad verfertiget, das wir aber, um nicht allzu weitläuftig zu werden, übergehn und unsere Leser auf Franklin's Schriften verweisen. (39)

Electrisches Reibzeug. s. bey Electrisirmaschinen, und Electricität, gläserne ꝛc.

Electrischer Schall, Laut. Mit einer jeden nur einigermassen merklichen electrischen Explosion ist ein gewisser Schall verbunden, der unstreitig daher kommt, weil die Luft durch die electrische Materie aus ihrer Stelle getrieben und in eine zitternde Bewegung gesetzt wird. Je stärker die Explosion ist, desto stärker ist natürlicherweise der Schall, und bey den verschiedenen electrischen Erscheinungen bemerkt man entweder ein Zischen, Knistern, oder Prasseln u. dgl. (39)

Electrischer (musschenbröckischer) Schlag. Wenn die beyde Belegungen der Leydner Flasche oder der Verstärkungstafeln durch einen lebendigen thierischen Körper in Verbindung gesetzt und also entladen werden, so verursacht der Durchgang des Funkens durch den Körper oder einen Theil desselben ein plötzliches Zusammenziehen und eine Erschütterung aller dieser Theile, und dieser Versuch heißt der electrische Schlag. Ueberhaupt giebt man auch jeder Entladung der electrischen Verstärkungsflaschen, oder der wirklichen Vereinigung der beyden Kräfte bey den entgegengesetzten Electricitäten aus obiger Ursache denselben Namen. Mehr s. im Art. Electrische Verstärkungsflasche. (39)

Electrische Spinne. Durch ein schwarz gebranntes Stückchen Kork, dem man die Figur einer Spinne F *) giebt, zieht man einige zarte Zwirnsfäden, welche die Füsse vorstellen, und hängt es an einem seidnen Faden E der etwa an einem besondern Gestelle A bevestiget wird. Damit der Faden ausgespannt ist, kann in das Stückchen Kork eine kleine Bleykugel gesteckt werden. Hierauf nimmt man eine auf beyden Seiten belegte Flasche, wo der gewöhnliche nach der innern Belegung gehende Drath sich in eine Kugel B endiget. Ein anderer Drath der bey C gebogen ist und ebenfalls eine Kugel D hat, wird an der äusseren Belegung der Flasche so bevestiget, daß diese Kugel A mit der Kugel B gleich hoch und vier bis fünf Zoll von derselben zu stehen kommt. Das Gestelle woran die künstliche Spinne hängt wird jetzt so gerichtet, daß die Spinne gerade in der Mitte zwischen den zwey metallenen Kugeln zu stehen kommt. Wenn die Flasche geladen wird so ist natürlich die eine Kugel positiv und die andere negativ die dazwischen hängende Spinne wird also wechselsweis von den Kugeln angezogen und zurückgestossen. Bey dieser Bewegung, werden sich eben auch die Zwirnsfäden bewegen, so ungefehr wie die Füsse bey einer Spinne, und alle Bewegungen müssen so lange fortdauren bis alle electrische Materie in beyden Belegungen wieder gleichförmig ausgebreitet ist. (39)

Electrischer Stern. Ein rundes dünnes Stück Blech, an dessen Umfang acht oder mehrere lange Spitzen bevestiget sind, so daß alle vom Mittelpunkt gleich weit abstehen, wird an den ersten Leiter angebracht und währendem Electrisiren durch Hülfe eines ursprünglich electrischen Körpers schnell herumgedrehet. Aus jeder Spitze werden bey Nacht sichtbare Feuerkegel strömen und einen ungemein artigen Anblick machen. Dieser Stern kann auch durch die electrische Materie, welche aus einer gläsernen Kugel währendem Herumdrehen strömet, in Bewegung gebracht werden, wie Gordon schon gezeigt hat. (39)

Electrischer Stern, der an negativ electrisirten Spitzen erscheint. s. Electrisches Licht und Electricität positive, negative.

Electrischer Strahlenkegel (Feuerbüschel, Lichtkegel, Pinsel) s. Electrisches Licht.

Electrischer Strahlenpinsel. s. Electrisches Licht.

Electrische Substanzen. s. Electrische Körper an sich.

Electrischer Tanz. Verschiedene kleine anderthalb bis zwey Zoll hohe aus Papier geschnittene und mit durchsichtigen Farben gemahlte Puppen, deren Köpfe und Füsse sich am besten in Spitzen endigen, werden auf eine runde metallene Platte B **), die auf einem

*) s. Tafel der Physik. Fig. 29.
**) s. ebendas. Fig. 30.

Fuß C bevestiget ist, gelegt. Eine andere runde Platte A hängt man mit einer Kette an den ersten Leiter, so daß sie an allen Orten von der Platte B gleich weit und etwa drey Zolle hoch absteht, und electrisiret. Die Puppen werden sich hierbey erheben und von der obern Platte beständig angezogen und zurückgestossen, welches denn mit einem Tanz eine gewisse Aehnlichkeit hat und ganz artig aussieht. Daß die Puppen manchmal verkehrt tanzen ist leicht zu denken. (39)

Electrischer Ueberzug. s. Electrische Belegungen.

Electrische Verstärkungsflasche, (Leydner, Kleistische oder Musschenbröckische Flasche) so nennt man jedes gläserne Gefäs, dessen innere und äussere Fläche mit einem unelectrischen Körper so belegt ist, daß auf beyden Seiten vom Rande des Glases noch zwey bis drey Zoll hoch frey bleiben. Eine eben so zubereitete Glastafel die denselben Gebrauch hat, heißt eine **Verstärkungstafel.** Die Ursach dieser Benennung ist, weil man durch diese Werkzeuge alle electrische Erscheinungen ausserordentlich verstärken kann. Die Gestalt des Glases trägt nichts zur Wirkung bey, aber auf die Dicke kommt sehr viel an, denn je dünner es ist, desto stärker kann es geladen werden, und ein sehr dickes wird endlich zur Ladung ungeschickt. Zu den gewöhnlichen Versuchen mit einzelnen Flaschen thut man daher immer am besten, wenn man ganz dünnes Glas wählt, weil aber dieses doch leicht durch die Gewalt des electrischen Schlages zerbrochen wird, so muß man zu den zusammengesetzten Verstärkungswerkzeugen, dergleichen die Batterien sind, etwas dickeres Glas nehmen.

Zu den Flaschen wählte man sonst immer sogenannte Arzneygläser *), die man auf zwey Drittheile mit Wasser füllte, und von aussen eben so hoch als das Wasser inwendig reichte mit Stanniol oder Goldschaum belegte. In diese Gefässe kann man auch Queckfilber, Eßig, Salpeterwasser, Brandwein, Eisenfeilspäne, Mößingspäne u. dgl. thun, auch bey den Versuchen die auswendig unbelegte Flasche in die Hand nehmen, die jetzt die Stelle der äussern Belegung vertritt. In die Oeffnung dieses Glases wird ein Kork gesteckt der allenfalls noch mit Pech oder Siegellak verkittet seyn kann. Durch den Kork geht ein eiserner Drath der mit dem untern Ende die innere Belegung berührt, und mit dem obern B sich in einen Haken oder Ring endiget.

Gewöhnlich nimmt man jetzt eine Art Zuckergläser **) deren Oeffnung so weit ist, daß man die Hand hineinstecken, und die innere Fläche bis auf zwey oder drey Finger hoch vom Rande mit Stanniol oder andern dünnen Metallblättern überziehen kann. Den Stanniol bevestiget man mit Gummiwasser oder Firnis, doch muß man sich mit letzterm in Acht nehmen, weil er sich manchmal bey den Versuchen entzündet. Auswendig wird das Glas eben so hoch mit demselben Metall belegt, und man kann damit die Belegung nicht Schaden leidet, die Flasche in eine blecherne Büchse stellen, woran man unten noch einen Ring bevestiget, damit eine Kette bequem daran angebracht werden kann. Die Mündung des Glases bedeckt man mit einem runden hölzernen Deckel D, den man mit Pech oder andern harzigen Substanzen drauf kittet. Durch die Mitte dieses Deckels wird ein dicker metallener Drath A gesteckt, der unten bey B Löcher hat, in welche verschiedene metallene Dräthe passen, welche die innere Belegung

*) s. Tafel der Physik. Fig. 31.
**) s. ebendas. Fig. 32.

berühren müssen. Oben endiget sich der dicke Drath in eine Kugel C oder in ein metallenes an den Enden mit Kugeln versehenes Kreuz. Man macht auch noch andre Veränderungen an den Dräthen, die aber alle zu beschreiben zu weitläuftig sind.

Die Glasplatten *) werden mit Stanniol bis auf zwey Zolle vom Rande ABCD beleget. Die Ecken dieser Belegungen müssen aus bekannten Ursachen etwas abgerundet werden. Es ist gleich ob das Glas matt oder rauh ist, ausserdem richtet sich die Wirkung nach der Grösse der Platte. Beym Gebrauch müssen alle diese Werkzeuge sorgfältig abgewischt und besonders für aller Feuchtigkeit bewahret werden.

Ueberhaupt wird zu der verstärkten Electricität ein electrischer Körper erfordert der auf den beyden gegen einander überstehenden Flächen von unelectrischen Körpern berührt wird. Daher kann man auch andere Körper und selbst eine Luftscheibe (s. Electricität-Beschreibung ꝛc.) eben wie das Glas zu diesen Versuchen brauchen.

Die innere Belegung der Verstärkungsflaschen oder Tafeln wird mit dem Conductor der Electrisirmaschinen verbunden und beym Herumdrehen erhält sie mitgetheilte Electricität; wenn das Quadranten-Electrometer hierbey auf 90° zu stehen kommt, so hat die Flasche ihre vollkommne Ladung. Die äussere Belegung muß andere unelectrische Körper berühren und keineswegs isolirt seyn, und so bekommt sie von selbst einen eben so grossen Grad von entgegengesetzter Electricität. Die Ursach hievon liegt in der besondern Eigenschaft der Körper, vermöge welcher sie immer die entgegengesetzte Electricität von derjenigen annehmen, die sich in einem nahe gelegenen electrisirten Körper befindet. Beyde diese Electricitäten suchen sich mit einander zu verbinden, welches aber der dazwischen befindliche electrische Körper verhindert, durch welchen die Materie nicht dringen kann. Hieraus läßt sich auch gut erklären warum dünnes Glas bey diesen Versuchen den Vorzug vor dickem hat.

Wenn man die äussere Belegung einer Flasche laden will, so nimmt man sie mit der Hand an dem Knopf, hält den belegten Theil an den electrisirten ersten Leiter, und stellt sie alsdenn auf einen stark electrischen Körper.

Will man jetzt den Leydenschen Versuch machen und also die in einer Belegung angehäufte Materie zur andern überbringen so berührt man mit der einen Hand oder mit einem Leiter die äussere Belegung (ist die äussere Belegung durch die Maschine geladen worden, so muß der leitende Körper an den Knopf gehalten werden) und mit der andern Hand die innere, da denn die schon mehrmalen genannte Erscheinungen und Wirkungen vor sich gehn. Wenn mehrere Personen einander an den Händen halten, wobey die erste die Flasche selbst oder die an der äussern Belegung hängende Kette in die Hand nimmt, und die letzte den Funken aus der innern Belegung zieht, so fühlen alle den Schlag, wie wir bey der Geschichte der Electricität schon erinnert haben. Daß die Flasche lange geladen bleibt, wenn nur an der innern Belegung keine Ecken befindlich sind, ist auch schon gesagt worden. Wenn daher der Drath in eine Glasröhre gekittet wird, so kann eine geladene Flasche in der Tasche nachgetragen werden.

Wählt man einen spitzen Ausladet mit einem gläsernen Handgrif zum entladen der Flasche, so erscheint die Spitze die der positiven Belegung nahe ist mit einem

*) s. Tafel der Physik. Fig. 33.

Stern, die an der negativen Belegung befindliche mit einem Feuerbüschel, und die Flasche wird hierbey nach und nach entladen.

Läßt man den verstärkten Funken durch eine Reihe nach einander stehender Körper gehen, so ist zwischen jedem dieser Funken sichtbar und hiermit lassen sich allerhand Spielwerke machen. Hieher gehört z. B. der Versuch mit den bleyernen Soldaten, mit einem Jäger der nach einem Vogel schießt u. s. w. Ueberhaupt lassen sich ausserordentlich viele Versuche durch Hülfe der Verstärkungsflasche anstellen, und von allen wollen wir nur noch einige der wichtigsten anführen.

Wenn ein einigermassen heftiger Schlag an einen electrischen Körper der im Erschütterungskreis befindlich ist, stößt, so zerschlägt er ihn in viele Stücke. Legt man daher ein Stück Glas zwischen zwey metallene Spitzen, so daß diese an die Bruchseite des Glases in zween gegeneinander überliegenden Punkten anstossen, und bringt sie jetzt in den Erschütterungskreis, so wird das Stück Glas ganz in Staub verwandelt.

Ein sehr auffallender Versuch ist der, wobey der erschütternde Funke im Wasser sichtbar wird. Man fülle ein gewöhnliches Weinglas *) mit Wasser beynahe voll und lege zween gebogene Dräthe A B die unten Knöpfe haben so hinein, daß die Knöpfe im Wasser etwa einen halben Zoll von einander entfernt sind. Wenn nun der eine Drath mit der äussern Belegung einer geladenen Flasche, und der andere mit der innern Belegung verbunden wird, so erscheint im Wasser ein Funke, der wenn er stark ist alles Wasser zerstreut und das Glas mit Gefahr der umstehenden zerschmettert.

Durch diesen Funken läßt sich auch Schiespulver anzünden. Man fülle ein Röhrchen von Papier damit, stecke an jedem Ende einen Drath hinein so daß die beyden Enden einige Linien von einander abstehen. Den Funken läßt man jetzt durch die Dräthe gehen wobey denn das Pulver entzündet wird. Noch gewisser ist der Versuch wenn man etwas Eisenfeilspäne drunter mischt.

Zuletzt gedenken wir des Versuchs, daß ein Kartenblatt oder auf einander liegendes Papier, wenn man es dicht an die äussere Belegung einer geladenen Flasche bringt und nun durch einen Auslader den Funken dran schlagen läßt, vollkommen durchlöchert wird. Einige noch hierher gehörige Versuche, z. B. Franklins Zaubergemälde oder magisches Bild, die Verschwörung, die electrische Thür, die electrische Bouteille nennen wir nur, und verweisen unsre Leser auf die eigne Schriften von der Electricität.

Von der Geschichte der Leydner Flasche ist im Artikel: Electricität, Beschreibung ꝛc. gehandelt. s. auch Electrische Ladung, Electrischer Auslader, Electrischer Schlag und Electrische Batterie. (39)

Electrische Verstärkungstafel. s. Electrische Verstärkungsflasche.

Electrische Windmühle, electrisches Flugrad. Diese besteht aus einem kleinen Rad mit vier Armen, die aus Mößingdrath gemacht und wobey die Spitzen bey A, B, C, D, **) in rechten Winkeln umgebogen sind. Bey E ist ein mößingenes glatt ausgehöhltes Hütchen, das wie bey einer Magnetnadel beschaffen ist, mit den Armen verbunden. Das Rad wird nun mit diesem Hütchen auf eine Spitze gelegt und damit es vollkommen horizontal liegt, muß man drauf sehen, daß alle vier Arme gleich schwer und lang sind. Die Spitze worauf das Rad liegt, wird mit dem ersten Leiter einer Maschine in Verbindung gesetzt, etwa durch eine Schraube, oder man kann auch am Leiter selbst eine Spitze machen lassen, die aber bey andern Versuchen mit einem runden Hut oder mit einer Kugel wo ein Loch drin ist, bedeckt werden muß. Sobald der Leiter electrisirt wird, so fangt das Rad sogleich an herumzulaufen und sich horizontal nach der Richtung der Buchstaben A, B, C, D, zu drehen, die der Richtung der umgebogenen Drathspitzen entgegen ist. Merkwürdig ist es, daß das Rad sich bey beyden Electricitäten nach eben derselben Richtung dreht: daß Krazenstein diesen Umstand als Beweis gegen die Franklinsche Theorie braucht, haben wir schon bey den Theorien bemerkt. (39)

*) s. Tafel der Physik, Fig. 34.
**) s. Ebendas. Fig. 35.

Electrischer Wirkungskreis. s. Electrische Atmosphäre.

Electrischer Zuleiter. s. Electrischer Auslader.

Electrisches Zurückstossen. s. Electrisches Anziehen.

Electrisirmaschine. Die ersten Electrisirer bemerkten schon, daß das Reiben der electrischen Körper von der größten Wirkung sey wenn es so geschwind und leicht als möglich von statten geht. Weil nun das Reiben mit der Hand unbequem und ermüdend war, dabey doch nicht so geschwind, als man wünschte, vor sich gehen könnte, die Electrisirer auch leicht zu schwitzen anfiengen, wodurch, wo nicht alle, doch die mehreste hervorgebrachte Electricität verloren gienge: so dachte man auf allerhand Maschinen wodurch die electrische Körper geschwinder und leichter bewegt werden könnten. Christ. Aug. Hausen brauchte die erste einigermassen vollkommne Electrisirmaschine, doch ist er nicht der eigentliche Erfinder, sondern Otto von Guerike, welcher zuerst einen runden electrischen Körper um seine Axe gedreht hat. Seit Hausens Zeiten machte jeder Physiker Veränderungen an den Maschinen, und aus dieser Ursach sind so erstaunlich vielerley Arten entstanden, wovon auch nur die wichtigsten ganz zu beschreiben zu vielen Raum wegnehmen würde. Einige allgemeine Verbesserungen und die in den neuern Zeiten erfundene vorzüglichste Electrisirmaschinen haben wir bey der Geschichte der Electricität angeführt wohin wir unsre Leser zurückweisen. Hier wollen wir das vorzüglichste, was alle Maschinen mit einander gemein haben, und was bey der Verfertigung derselben zu merken ist, beschreiben.

Der vornehmste Theil bey jeder Maschine ist der electrische Körper, in welchem die Electricität erregt werden soll. Als man noch nicht gewiß wußte, welche Materie die beste sey, nahm man verschiedene Substanzen, als Schwefel, Harz, Siegellak, Porcellan, glattes oder mattgeschliffenes Glas und im Jahr 1777. schlug Herr van Marum Gummilak vor, welches er, da es die Feuchtigkeiten nicht sehr stark anzieht, dem Glas noch vorziehen will. Ueberhaupt kann man einen jeden electrischen Körper dazu nehmen: Herr Achard verfertigte sich sogar eine Electrisirmaschine, wo der Körper, in dem die Electricität erregt werden sollte, eine Kugel von Eis war. Aus diesen genannten Körpern machte man Röhren, Cylinder, Kugeln oder Sphäroide, auch neuerdings platte Scheiben. Am gewöhnlichsten nimmt man einen hohlen runden eyförmigen Körper oder einen Cylinder aus glattem Glase, welches auf der Glashütte sehr wohl abgekühlet

seyn muß, damit es beym umdrehen nicht zerspringt, welches im entgegengesetzten Fall gar oft und mit Gefahr der umstehenden geschehen ist. Merkwürdig ist es, daß dergleichen Gläser verschiedentlich, indem sie zerplazten, wie eine glühende Kohle glänzten. Auch ist darauf zu sehen, daß das Glas nicht zu dick sey, wenn es die gehörige Wirkung thun soll. Welche Art Glas die electrische Erscheinungen am besten hervorbringt, ist bey den an sich electrischen Körpern angeführt worden. Gewöhnlich überzieht man die innere Fläche der Sphäroiden und Cylinder mit einer harzartigen Masse z. B. mit Siegellak, Kolophonium oder Pech. Da aber diese Substanzen gar leicht Risse bekommen und vom Glas abspringen, so thut man sehr wohl, wenn man ihnen etwas Terpenthin und Wachs zusetzt. Hierbey muß man sich in acht nehmen, daß das Glas nicht zerspringt; in dieser Absicht muß man es nach und nach erwärmen und dabey beständig herumdrehen, damit es an allen Orten gleich warm wird und die harzige Vermischung sich allwegen gleich dick verbreitet. Ganz nothwendig ist ein solcher Ueberzug nicht, doch lehrt die Erfahrung, daß schlechte Glaskugeln und Cylinder beträchtlich dadurch verbessert werden. Sonst glaubte man, daß zur Hervorbringung einer starken Electricität grosse Glaskugeln ganz nothwendig wären, es ist aber genug bewiesen, daß diese oft schlechtere Wirkung thun als kleinere. Ein Sphäroid, wo der größte Durchmesser acht bis zehen Zoll und der kleinste sechs bis acht Zoll groß ist, leistet alle erwünschte Wirkung, und ein solches läßt man am besten um seine größte Axe laufen. Die Cylinder sind gewöhnlich acht bis achtzehen Zoll lang und vier bis acht Zoll dick: Diese sowohl als die Sphäroide macht man mit zween Hälsen, (Kugeln auch mit einem Hals) welche in hölzerne oder metallene Hülsen gekittet werden. Zum Kitt darf man aus Furcht des abspringens kein pures Pech nehmen, man setzt am besten etwas Wachs und eine Eisenerde etwa Ocher oder fein gepülverten Traß zu.

Der zweyte Haupttheil ist das Reibzeug. Ein mit Haaren ausgestopftes Kissen von rothem Corduan, wo die rauhe Seite auswärts gekehrt und mit Kreidepulver bestreut ist, thut vorzüglich gute Dienste: man will zwar jezt allgemein eine Vermischung von Zinn oder Zink und Queckſilber mit etwas Kreide in das Leder reiben, welches nach verschiedenen Erfahrungen noch besser wirken soll. (Herr van Marum läßt seine Gummilakscheiben an purem Queckſilber in einem unter der Scheibe angebrachtem Gefäſſe reiben) Das Kissen bevestiget man mit einer Seite an eine metallene Platte, die so viel als möglich polirt und an den Ecken abgerundet seyn muß, und bringt es an dem Gestelle der Maschine etwa durch Hülfe einer Stahlfeder so an, daß es die Oberfläche des Glases in vielen Punkten berührt und mit der gehörigen Stärke angedrückt wird. Zu einer vollkommnen Maschine wird erfordert, daß das Reibzeug unter Umständen isolirt werden kann, damit man die Versuche mit den beyden entgegengesetzten Electricitäten und andre der merkwürdigsten anzustellen im Stand ist. Am besten bewerkstelliget man dieſes, wenn die Feder, die das Kissen andrückt, an ein von festem und getrocknetem Holz verfertigtes Brettchen bevestiget, und dieſes mit einer vest bindenden harzigen Vermischung an das Gestelle gekittet wird.

Ein drittes vorzügliches Stück ist die Maschine zur Bewegung des electrischen Körpers. Wenn man nur einigermassen starke Wirkungen der Electricität hervorbringen will, so muß der electrische Körper wenigstens fünf bis sechsmal in einer Secunde um seine Axe gedreht werden können, welches sich mit einer bloſen Kurbel, womit man die Kugeln oder Cylinder sonst herumgedreht hat, nicht leicht ausrichten läßt. Am gewöhnlichsten bringt man daher auf dem Gestell ein Schwungrad an, das man entweder mit der Hand drehen oder auch treten kann: über dieſes Rad und den an dem einem Hals der Kugel oder des Cylinders angekütteten Würtel, dessen Durchmesser etwa den fünften oder sechsten Theil von dem Durchmesser des Rads haben muß, wird eine Darmsaite oder auch eine hänfene Schnur gezogen, wodurch der electrische Körper beym herumdrehen des Rads nach dem verschiedenen Verhältnis des Durchmessers des Würtels zum Durchmesser des Rads mehr oder weniger geschwind um seine Axe bewegt wird. Damit die Schnur gehörig angespannt werden kann, muß man das Rad so einrichten, daß es vermittelst einer Schraube (etwa wie an einem Spinnrad) näher an den electrischen Körper gebracht und weiter davon entfernt werden kann.

Wir haben noch einen der wichtigsten Theile zu beschreiben übrig, nemlich den ersten Leiter, welchem der für sich electrische Körper beym herumdrehen die electrische Materie unmittelbar mittheilen soll. Dieser Leiter muß in ein vest stehendes Glas gekittet oder auf einem besondern Gestell das gehörig isolirt ist, ruhen. Ist er blos vermittelst seidner Schnüre aufgehängt, so gehen die Versuche nicht so gut, und unbequem von statten. Gewöhnlich macht man ihn aus Meßing oder überzinntem Eisenblech, (ein derbes Stück Metall würde zu schwer seyn) und soll er sehr groß werden, so nimmt man Pappdeckel dazu und überzieht diesen mit Gold- oder Silberpapier, auch mit dünn geschlagenem Zinn. Man giebt ihm verschiedene Gestalten, doch am häufigsten eine cylindrische, und an dem Theil, der am weitesten von dem electrischen Körper absteht, endiget er sich meistens in einen hohlen dicken Knopf, bisweilen giebt man ihm auch mehrere Aerme wovon sich jeder in einen hohlen Knopf endiget. An den Stellen wo der erste Leiter die electrische Materie von dem geriebenen Sphäroid oder Cylinder aufnehmen soll, muß er mehrere Spitzen haben, es können auch statt dieſer, kleine Kettchen oder ein Quast von Metallfäden daran bevestiget seyn. An allen übrigen Ortenund besonders an denen von dem electrischen Körper am weitesten entfernten muß er ganz frey von allen Spitzen oder Ecken und überhaupt so glatt als möglich gearbeitet seyn, weil sonst alle oder doch die mehreste Materie sogleich ausströmt. Die Grösse dieses ersten Leiters muß der Grösse des electrischen Körpers proportionirt seyn, doch läßt sich dieſes Verhältnis nicht ganz vollkommen angeben: die Erfahrung lehrt daß in einem grossen Leiter viele Materie angehäuft werden kann, ist er aber zu groß, so geht zu vieles electrisches Feuer von der Oberfläche verloren und der electrische Körper kann unmöglich so viel wieder ersetzen. An verschiedenen Stellen bevestiget man Ringe und Haken an den Leiter, oder man bohrt auch Löcher hinein, damit man Ketten und andere unelectrische Körper dran hängen und die Electricität weiter leiten kann, wobey eben auch drauf zu sehen ist, daß alles so viel wie möglich von scharfen Spitzen und Ecken befreyet seyn möge.

Die Ingenhousische oder richtiger die Plantaische Maschine, deren Erfindung dem Englischen Künstler Ramsden von manchen zugeschrieben wurde, verdient vor den mehresten Maschinen ihrer Simplicität und starken Wirkung wegen den Vorzug. Eine

runde Glasplatte, die sich an vier Kissen reibt, wird vermittelst einer daran angebrachten Axe mit einer Kurbel in verticaler Stellung um ihren Mittelpunkt gedrehet. Damit unsre Leser diese Maschine näher kennen lernen und in den Stand gesetzt werden, sich eine solche verfertigen zu lassen, so wollen wir sie nach allen ihren Theilen beschreiben.

Auf einem Brett A das einen Schuh lang, fünftehalb Zoll breit und einen Zoll dick ist, richtet man die zwey Seitenbretter F G auf, die sechzehn Zoll lang und etwas über zwey Zoll breit seyn können. Diese Seitenbretter müssen unten etwas breiter seyn, und in das Brett A eingezapft, auch etwa mit Querriegeln befestiget werden. Die beyden Seitenbretter verbindet man oben vermittelst eines hölzernen Bogens H, den man so einrichtet, daß er nach Belieben aufgesteckt oder weggenommen werden kann; in dieser Absicht darf man einige runde eiserne Stifte in das oberste Ende der Seitenbretter befestigen und in den Bogen Löcher bohren. In der Mitte der Seitenbretter macht man zwey Löcher die gerad gegen einander überstehen, um eine eiserne oder messingene Axe B durchstecken zu können, an welcher eine runde Glasscheibe, die in der Mitte mit einem Loche, von ungefähr einem Zoll im Durchschnitt versehen ist, zwischen zwey runden metallenen Platten C D befestiget wird. Die Glasscheibe hat gewöhnlich nur acht bis zehn Zoll im Durchmesser, wenn man aber starke Wirkungen haben will, so muß sie funfzehn bis sechzehn Zoll haben und etwa zwey Linien dick seyn; an dem Rande schleift man sie gewöhnlich ab. Die metallene Platten zwischen welchen die Glasplatte befestiget wird, müssen an diese geschraubt werden können, und man thut wohl, wenn man an den Orten wo sie an das Glas drücken, etwas Leder dazwischen legt. Einige wollen die Axe nach ihrer Länge beweglich machen, damit die Glasplatte dem Druck des Reibzeugs nachgeben könne; wenn man aber die Kissen an Stahlfedern befestiget, so ist dies nicht nöthig, man kann in diesem Fall sogar die metallene Platten an die Glasscheibe fest kütten und an die Axe schrauben. An das eine Ende der Axe B wird eine fünf bis sechs Zoll lange metallene Kurbe E befestiget, um die Glasscheibe herum drehen zu können. Vier kleine runde oder viereckige Kissen I L und M N von gleicher Dicke, die mit Haaren ausgestopft, mit trocknen rothen Corduan überzogen, auf messingenen Plättchen angenähet und angeleimt sind, werden an die beyden Seitenwände F G entweder mit Stahlfedern oder mit Schrauben befestiget; im letztern Falle müssen die Kissen auf Stiften beweglich seyn, damit man sie mit Stellschrauben an die Glastafel mehr oder weniger andrücken könne. Die Kissen können drey Zoll im Durchmesser haben, und müssen etwa einen halben Zoll von dem Rande der Glasplatte abstehen. Auf der Seite eines grossen Brettes Q, welches alle Theile der Maschine trägt, wird das Brett A befestiget; bey R wird der Fuß T des ersten Leiters eingeschraubt. Auf diesen Fuß muß ein starker gläserner fünf bis 6 Zoll langer Cylinder S der oben ein starkes metallenes Beschlag hat, gekittet werden. An das metallene Beschlag wird eine hohle messingene Kugel U, die fünf bis sechs Zoll im Durchmesser hat, oder auch eine messingene cylindrische Röhre geschraubt. Zur Seite der Kugel V und auf derselben sind Löcher mit Schraubenmuttern, in welche metallene Ringe und andere zu den Versuchen nöthige Stücke eingeschraubet werden. Auf der andern Seite der Kugel ist ein starker feststehender Ring angebracht, wodurch eine krummgebogene messingene Stange W die sich in Halbkugeln endigen, welche inwendig mit Spitzen und mit herunterhängenden Kettchen versehen sind, und die electrische Materie von der Glasplatte aufnehmen sollen. Noch besser ist es, wenn man an die beyden äussersten Enden des Bogens W einen doppelten messingenen Kamm *) mit einer Scharniere machen läßt, in diesem Fall wird die electrische Materie von beyden Seiten der Glastafel abgeleitet. Man kann die Einrichtung so machen, daß die Kämme nahe bey den Kissen zu stehen kommen, weil hier die mehreste Materie ist.

Man hat dieser Maschine den Vorwurf gemacht, daß das Reibzeug an derselben nicht wohl isolirt werden könne; gar leicht kann man aber diesen Vorwurf bey Seite schaffen, wenn man das Brett A auf vier starke gläserne Cylinder stellt, die in dieses Brett sowohl als in ein ander Brett X befestiget sind, und das Ende der Kurbel in einen gläsernen oder auch von gebackenen Holz gedreht, und überfirnißten Handgriff kittet. Jeder wird einsehen, daß dieses Verfahren eben so gut und wo nicht besser ist, als wenn man die reibende Kissen allein isolirt.

Zuletzt müssen wir hier noch einen von Will. Henly erfundenen ersten Leiter anführen, der wegen seiner artigen Einrichtung besonders merkwürdig ist. Eine Glasröhre die etliche Zoll weit und etwa anderthalb Schuh lang ist, wird an beyden Oeffnungen durch metallene Platten mit Kugeln verschlossen, von den Kugeln geht nach innen ein drittehalb Zoll langer Drath in die Röhre, und endiget sich in eine kleine Kugel. Beym Gebrauch muß er ganz trocken und luftleer seyn, und so kann man den Gang der electrischen Materie jedesmal genau sehen. **) (39)

Electrometer, Electricitätsmesser, Electricitätszeiger, sind Werkzeuge zum Messen, oder eigentlich zum ohngefähren Beurtheilen der Stärke der Electricität oder der Menge der electrischen Materie in den Körpern, die man electrisirt hat. Bis jetzt sind sie alle noch unvollkommene Werkzeuge, und verdienen daher den Namen Electrometer nicht mit allem Rechte, doch sind sie immer von grossem Nutzen, da man durch sie nicht allein einigermassen von der Stärke, sondern auch völlig bestimmt von der Art der Electricität, ob sie nemlich positiv oder negativ sey, zu urtheilen im Stande ist. Es giebt vorzüglich vier Arten von Electrometern, 1) das blosse Fadenelectrometer, welches aber unter allen den Namen am wenigsten verdient, weil es in der That am unvollkommensten ist, 2) das Cantonsche oder Kork- auch Holundermarkkügelchen-Electrometer, 3) das Auslade-Electrometer, das Cane erfunden und Henly verbessert hat, welches bey der 4ten Art, oder dem sogenannten Henlyschen Quadranten Electrometer, ganz zu entbehren ist. Von allen diesen müssen wir eine kurze Beschreibung geben, und noch allgemein annehmen, daß die Wirkung von allen sich auf das electrische Zurückstossen gründet.

Das zuerst genannte Fadenelectrometer oder die sogenannte Probierfäden brauchte man zuerst und am längsten zur Untersuchung der electrisirten Körper. Man nimmt zween dünne Fäden, hängt diese an einen Körper der electrisirt werden soll, nebeneinander. So bald nun der Körper electrisirt ist, so werden die Fäden auseinander fahren und nach der verschiedenen

(*) s. Tafel der Physik, Fig. 36. **) s. ebendas. Fig. 37.

Stärke der Electricität einen gröſſern oder kleinern Winkel machen. Man beobachtet den Winkel des Auseinanderfahrens der Fäden durch Hülfe der Sonnenstrahlen oder eines brennenden Lichtes an dem Schatten, der auf ein dahinter gestelltes Brett fällt. Man macht auch dergleichen Probierfäden aus ganz feinen seidenen Fäden, so wie sie vom Seidenwurm kommen, an deren Ende man eine kleine Pflaumfeder hängt; diese sind empfindlicher und zu manchen Absichten besser zu brauchen. Um ganz schwache Grade der Electricität zu messen, ist es am besten wenn man einen einzigen Faden von der Art braucht.

Waitz bemerkte, daß es besser sey wenn man die Enden der obengenannten Fäden mit ganz kleinen Gewichten beschwerte und legte also den Grund zu dem Cantonschen Electrometer. Ein zarter leinener Faden von 10 bis 12 Zoll Länge wird mit einer schwachen Auflösung von Kuchensalz befeuchtet, und an jedes Ende hängt man ein kleines Kügelchen von Korkholz oder Holundermark, das etwa ¼ Zoll im Durchmesser hat. In der Mitte hängt man diesen Faden an dem ersten Leiter auf, beyde Enden hängen nun parallel und die Kügelchen berühren einander; wird nun der Leiter electrisirt, so stossen sich die Kugeln einander zurück, und die Fäden machen einen Winkel miteinander der desto gröſſer ist, jemehr electrische Kraft in den Leiter gebracht worden. Wird dies Electrometer in der Mitte an einen ursprünglich electrischen Körper aufgehängt, also isolirt, und nun an einen electrisirten Körper gehalten, so werden die Kügelchen alsbald einander stossen, und die vorher parallel hängende Fäden einen Winkel machen; bringt man sie in diesem Zustand an einen Körper der die entgegengesetzte Electricität hat, so fallen sie nothwendig gleich zusammen, und unter Umständen fahren sie jetzt wieder aufs neue auseinander.

Man thut wohl, wenn man diese beyde beschriebenen Electrometer an ein besonderes Gestelle aufhängt, welches auf folgende Art eingerichtet seyn kann. *) Auf einen runden gedrehten Fuß von gemeinen Holz stellt man eine Säule von Glas, worauf oben wieder ein rundes hölzernes Knöpfchen sitzt. In diesem Knöpfchen stecken vier Aerme von Glas, an deren Ende die Electrometer hängen; aa sind seidne Fäden woran Pflaumfedern hängen; bey bb sind die Cantonsche Electrometer.

Das Ausladeelectrometer hat vorzüglich die Absicht, Erschütterungen von gleicher Stärke geben zu können, welches aber bey dem nachher zu beschreibenden Quadranten-Electrometer noch besser erreicht werden kann; sein vornehmster Theil ist eine etwa anderthalb Zoll dicke messingene Kugel, die an einem messingenen mit einer feinen Schraube versehenen Stängelchen befestiget ist, womit sie an einen in Zolle und Linien abgetheilten messingenen Maaßstab geschraubt und auf ein besonders Gestelle gesetzt wird. Dieses Instrument wird mit seinem Knopf in einer gewissen Entfernung von einem Leiter, der mit der innern Belegung einer Leydener Flasche in Verbindung stehet, hingestellt oder auch befestiget, und bey dieser Zurichtung kann sich in der Flasche nicht mehr Materie anhäuffen lassen als die Entfernung des messingenen Knopfs gestattet. Ist die Ladung so stark geworden, daß der Funke durch eine gröſſere Entfernung, als der Abstand der Kugel von dem Leiter ist, schlagen kann, so wird die Flasche sich natürlich von selbst entladen. Wenn man nun das Instrument mehrmalen hintereinander in einerley Entfernung vom Leiter stehen läßt, so müssen die Erschütterungen nothwendig von gleicher Stärke erfolgen. Nähere Beschreibung und Abbildung dieses Electrometers, s. in Priestley Geschichte der Electricität, S. 344. Taf. II. und Taf. VI. fig. 2. c.

*) s. Taf. der Physik, Fig. 38.

Das Quadranten-Electrometer hat wohl vor allen andern den Vorzug. *) Eine sehr fein und rund gedrehte Korkkugel steckt an einem sehr feinen Stäbchen, welches bey C an einer senkrechtstehenden und oben abgerundeten Säule AB an einer leicht beweglichen Axe hängt. Stäbchen und Säule werden am besten aus Buxbaumholz gemacht. Oben an der Säule wird ein Quadrant oder ein in Grade abgetheilter Halbzirkel von Elfenbein, der bey c seinen Mittelpunkt hat, angebracht. Im natürlichen Zustande hängt die kleine Kugel vertical herab, und an dem Ort wo sie jetzt die Säule berühret, muß ein Stück Metall, etwa ein Messingblech angebracht werden, das man bey dem Gebrauch mit dem ersten Leiter einer Maschine in Verbindung setzen muß. Wird nun electrisirt, so weicht das Stäbchen von seiner lothrechten Richtung und von der Säule ab, und der Winkel den es jetzt macht, ist nach der Menge der electrischen Materie mehr oder weniger groß, und zeigt sich an dem abgetheilten Halbzirkel von selbst.

Verschiedene Verbesserungen an den Electrometern und andere die ausser den beschriebenen erfunden worden, z. B. das Achardische, das Taschenelectrometer, haben wir schon bey der Geschichte der Electricität angeführt. Von dem Regenelectrometer und dem atmosphärischen müssen wir noch etwas melden. Man versteht hierunter Instrumente welche die Stärke und Beschaffenheit der Electricität des Regens und der Atmosphäre überhaupt anzeigen sollen. Schon Canton brauchte hierzu das Holundermarkkügelchen Electrometer, das er in einer gehörigen Entfernung von Bäumen, Gebäuden ꝛc. aufhieng. Im Grund sind die jetzt gebräuchlichen Regen und atmosphärische Electrometer nichts anders, und es ist nur die Verbesserung dabey gemacht, daß dieses Cantonische Electrometer bey jenem mit einem isolirten Gefäß das den Regen auffängt, verbunden ist; das Atmosphärische ist so eingerichtet, daß die Kork- oder Holundermarkkügelchen nach Belieben isolirt und nicht isolirt werden können. Unisolirt werden sie in die Luft gehalten, und wenn nach einigen Secunden die Kügelchen auseinander gefahren sind, so wird ihre Verbindung mit unelektrischen Körpern plötzlich gehoben, sie sind also jetzt isolirt, und die Beschaffenheit der Electricität kann ohne viele Mühe untersucht werden. (39)

Electrophor, Electricitätsbewahrer, Electricitätsträger, beständiger Electricitätsträger, der vornehmste Theil dieses merkwürdigen Instruments ist ein platter Harzkuchen A, **) der auf folgende Art zubereitet wird. Auf eine runde flache Scheibe von Zinn, Blech oder Pappdeckel, die einen umgebogenen Rand hat, wird eine Vermischung von Kolophonium, Harz und etwas Terpentin, oder auch Harz, Siegellack und Schwefel, auch wohl pures Kolophonium (welches aber leicht Risse bekommt) ausgegossen. Der Teller muß vollkommen horizontal stehen und die harzige Vermischung muß flüssig genug gemacht werden,

*) s. Tafel der Phys. Fig. 39.
**) s. Ebendas. Fig. 40.

damit der Kuchen eine ganz platte und glatte Oberfläche bekommt. Eine metallene oder eine andere leitende cirkelrunde Scheibe B wird mit vier seidenen Schnüren verbunden, so daß man sie hieran horizontal aufhängen kann. Man macht auch statt dieser Scheibe eine Art Trommel aus einem Zoll hohen Reif von Pappdeckel oder Blech, über welchen oben und unten leinenes Tuch, das mit Silberpapier oder Stanniol beklebet wird, gespannt ist. Diese Trommel oder die Scheibe müssen einen Zoll weniger im Durchmesser haben als der Harzkuchen selbst.

Der Gebrauch dieses Instruments ist folgender: der Kuchen wird durch Reiben mit Hasen, Fuchs oder Katzenpelz electrisirt und die leitende Scheibe mitten auf ihn gestellt; diese berührt man darauf mit dem Finger und es erscheint zwischen ihm und der Scheibe ein kleiner Funke, der nur alsdenn unmerklich ist, wenn man einen sehr kleinen und schlechten Pechkuchen hat. Wenn man die Scheibe jetzt an den vier seidenen Schnüren in die Höhe zieht, und einen unelectrischen Körper nahe dran bringt, so kommt ein starker electrischer Funke mit einem ansehnlichen Knall zum Vorschein. Vorzüglich hat man darauf zu sehen, daß alles vollkommen trocken ist und die Versuche in einem trocknen warmen Zimmer angestellt werden. Wenn derjenige, so den Versuch anstellt nur feuchte Hände hat, so erfolgt oft gar kein Funken. Es ist auch rathsam, daß der Pechkuchen vorher etwas erwärmt und mit warmen Pelzwerk gerieben wird.

Der Pechkuchen bleibt gar oft sechs bis acht Tage sogar mehrere Wochen lang electrisirt; man kann daher den Versuch mehrmalen wiederholen, ohne daß man aufs neue zu reiben braucht; die Scheibe giebt jedesmal Funken wenn man sie auf den Kuchen berührt und denn in die Höhe zieht. Dieses hat zur Benennung des beständigen Electricitätsträgers Gelegenheit gegeben, welcher Name aber nichts weniger als passend ist, wie wir schon im Art. Electricität, beständige, angeführt haben.

Wenn man mit dem Daumen den Rand des metallenen Tellers und mit einem Finger die Trommel berührt, so fühlt man eine gewisse Erschütterung in den Fingern; hebt man nachher die Trommel auf so bricht bey der Berührung ein weit stärkerer Funke hervor, der bey Electrophoren von gewöhnlicher Grösse anderthalb bis zween Zolle lang ist. Hat man die Trommel einmal berührt, sie mag in der Luft schweben oder auf dem Kuchen liegen, so ist kein Funke mehr heraus zu locken, bis man sie vom Kuchen wieder an den seidenen Schnüren in die Höhe nimmt. Es lassen sich nun alle electrische Experimente wie bey der Electrisirmaschine hiermit anstellen; die Verstärkungsflasche kann dadurch geladen und jeder isolirter Leiter durch Mittheilung electrisirt werden. Keine Versuche mit diesem Electrophor sind auffallender als die Schäffetischen; keinem Electrisirer hat es aber noch bis jetzt im Nachmachen dieser Versuche glücken wollen.

Manchmal will der Electrophor gar keine Wirkung mehr thun, und wenn man die Ursache hiervon aufsucht, so findet sich, daß er Risse hat. Es ist hier kein anderer Rath als man muß ihn umschmelzen; am leichtesten geschieht dies, da man den Pechkuchen wagrecht unter einen heisen Ofen stellt, und wenn alles kalt geworden, wieder hervor nimmt. Ist der Ofen zu heiß und der Kuchen steht zu nahe, so giebt es auf der Oberfläche Blasen, die man mit einem glühenden Eisen doch leicht wieder vertreiben kann.

Die Ursachen der Erscheinungen beym Electrophor lassen sich nach der Franklinischen Theorie ziemlich gut erklären. Harze werden durch Reiben mit Pelzwerk negativ, und behalten, wie im Art. Electricität, beständige, schon angemerkt ist, eine zeitlang die Kraft Körper anzuziehen. Durch das Reiben ist die Materie aus den Poren des Kuchens ausgepreßt worden, die Poren haben sich geschlossen und die ausgetriebene Materie macht seine Atmosphäre, die nur nach und nach wieder in den electrischen Körper dringen kann. Daß der Kuchen negativ ist, beweißt eine negativ electrisirte Nadel. Wenn nun die Trommel in den negativen Dunstkreis kommt, so wird sie wie aus dem vorhergehenden schon genug bekannt ist, positiv.

Mit einer dicken Siegellackstange, gläsernen Scheiben, seidenen Bändern, und andern electrischen Körpern lassen sich ganz ähnliche Versuche anstellen, wenn man auf dieselbe Art verfährt.

Jeden Electrophor kann man noch verstärken wenn man ihn isolirt, eine geladene Leidner Flasche auf den Kuchen stellt, und diese mit einem Ausladet, dessen eine Seite an den Rand des Tellers gehalten wird, entladet. Die Flasche rückt man mit einer gläsernen Röhre so lange auf dem Kuchen herum, bis sie ganz entladen ist, und alle Theile des Harzkuchens berührt hat. Auch kann man die Wirkungen vermehren, wenn eine isolirte Person sich durch eine Maschine positiv electrisiren läßt, und dabey den Harzkuchen beständig mit Katzenpelz reibt.

Der merkwürdigste unter allen bisher gemachten Electrophoren ist der Lichtenbergische, wo der Harzkuchen sieben Pariser Fuß im Durchschnitt hat. Die Scheibe ist von Zinn, sechs und siebenzig Pfund schwer, hat sechs Pariser Fuß im Durchschnitt, ist an vier Fuß längen Schnüren befestiget, und wird mit einem Flaschenzug in die Höhe gezogen. Blitzförmige Funken von sechs bis funfzehn Zoll, die das Harz sogar manchmal zerschmetterten, kommen hier zum Vorschein, deren drey bis vier zur Ladung einer grossen Leydner Flasche übrig hinreichen.

Der doppelte Lichtenbergische Electrophor *) besteht aus einem ovalen mit Stanniol überlegten Brette, worauf der Harzkuchen befindlich ist. Die Stelle A wird mit Katzenfell gerieben, und erscheint negativ. Auf B stellt man alsdann einen messingenen Ring von 1 Zoll im Durchmesser und läßt Funken aus der vom A aufgehobenen Scheibe darauf schlagen; wenn der Ring über den ganzen Kuchen geschoben worden, so erscheint B positiv und man hat nun die beyde Electricitäten nebeneinander.

Man kam nachher auf den Gedanken über Rahmen gespannte Zeuge zu Electrophoren zu gebrauchen, die man Luftelectrophoren nennt, weil bey den Versuchen die Zeuge auf beyden Seiten von der Luft berührt werden müssen. Trockne Glanzleinewand oder wollene Tücher werden ausgespannt, am Ofen oder an der Sonne erwärmt, und dabey mit warmen Katzenfell gerieben. Im dunk .. zeigen sich dabey lebhafte und sehr grosse Feuerkegel die ordentlich wie Kometen aussehen, und laut prasseln, die anziehende Kraft ist ausserordentlich stark, so daß die ganze Rahme, wenn man sie an eine Wand hält und reibt, eine zeitlang hängen bleibt, und alle übrige Erschei-

*) s. Tafel der Physik, Fig. 41.

nungen sind ausserordentlich auffallend. Allen Leitern läßt sich hiermit die Electricität vollkommen mittheilen und Verstärkungsflaschen werden in kurzer Zeit damit geladen. Hält man beym Reiben eine gewöhnliche leitende Scheibe drauf, so erscheint alles wie beym gewöhnlichen Electrophor. Wegen der vielen artigen und auffallenden Versuche verweisen wir auf Josephs Webers Beschreibung des Luftelectrophors. Wegen der starken Wirkungen solcher ausgespannter Zeuge verfertigt man jezt Electrisirmaschinen (*) wobey schwarze wollene Zeuge über ein Gestell so gespannt werden daß sie einen Cylinder vorstellen. Der trommelartige Cylinder wird mit einem aus Katzenfell verfertigten Kissen gerieben, welches nach Belieben isolirt werden kann, und woran an der vordern Seite ein Stück Wachstaffet befestiget ist. Auf dem Gestelle wird eine Kohlpfanne unter der Trommel hingestellt, damit sie bey den Versuchen gehörig erwärmt werden kann. Der erste Leiter ist von Metall und kann ansehnlich groß gemacht werden. Eine simple Kurbel ist zur Bewegung hinlänglich. Die nähere Beschreibung dieser Maschine s. im Lichtenbergischen Magazin für das neueste aus der Physik und Naturgeschichte. T. I. N. I. S. 83. (39)

Electrum s. **Bernstein.**

Electrum. (antiquar.) Dieser Ausdruck der Lateiner bezeichnet erstlich den Bernstein, der auch *Succinum* heißt, und zweytens ein theils durch die Natur, theils durch die Kunst bereitetes, dem Golde nahe kommendes Metall. Wir wollen unsern Lesern die Beschreibungen der Alten von dem Electrum in dem bestimmten doppelten Verstande vorlegen. Die Geschichte des Electrum, als Bernstein betrachtet, hat unter den Alten niemand besser, als Plinius im 2ten und 3ten Capitel des 37sten Buchs seiner Naturgeschichte erzehlet. Die Worte in der Aufschrift des 2ten Capitels: „was die Schriftsteller vom Bernstein gelogen haben, zeigen aber an, daß dieser Schriftsteller selbst nicht alles, was er in dieser Stelle erzehlet, geglaubet habe.„ Nach dem Erystalle, sagt Plinius, behaupten die Bernsteine unter den Kostbarkeiten der Ueppigkeit den nächsten Platz: aber doch nur bey dem Frauenzimmer. Die Griechen sagen, daß die in Pappelbäume verwandelten Schwestern des vom Blitze getödteten Phaetons am Ufer des Eridanus, oder des Padus, den man jezt Po nennt, mit ihren Thränen alle Jahr Electrum vergössen. Electrum oder Sonnenstein aber sey der Bernstein genennt worden, weil Sol (die Sonne) den Beynamen Elector geführet. Dies behaupten sehr viele von ihren Dichtern, und vorzüglich Aeschylus, Philoxenus, Nicander, Euripides und Satyrus, daß aber ihr Vorgeben falsch ist, das erhellet aus dem Zeugnisse von Italien. Andere griechische Dichter, welche etwas sorgfältiger und genauer waren, haben die Inseln Electrides in das Adriatische Meer gesetzt und zwar gegen den Ausfluß des Po hin. Es ist aber eine gewisse und ausgemachte Sache, daß es nie Inseln unter dieser Benennung im Adriatischen Meere gegeben habe: ja es befinden sich nicht einmal Inseln so nahe bey dem Po, daß sein Wasser noch etwas dahin treiben könnte. Und wenn Aeschylus den Eridanus nach Iberien d. i. Spanien, verlegt, und sagt, daß er Rhodanus heisse; ferner wenn Euripides und Apollonius in der Nachbarschaft des Adriatischen Gestades die Rhone und den Po zusammenfliessen lassen, so kann man ihnen wohl ihre wenige Bekanntschaft mit dem Bernsteine um so viel leichter verzeihen, weil sie in der Kenntnis der Erde selbst so unwissend waren. Andere, welche bescheidener sind, erzehlen aber eben so fälschlich, es stünden auf den äussersten und unwegsamen Felsen des Adriatischen Meerbusens Bäume, welche beym Aufgange des Hundssterns dies Gummi ausschütteten. Theophrastus hat gesagt, es werde in Ligurien aus der Erde gegraben; Chares aber, Phaeton sey im Hammons Aethiopien umgekommen und darum sey der Tempel und das Orackel daselbst; auch erzeuge sich das Electrum da; Philemon, es sey ein Fossile und werde in Scythien auf eine doppelte Art aus der Erde genommen, nemlich einmal ein weisses und wachsfärbiges, welches Electrum genennt würde, und an einem andern Orte ein goldgelbes, welches Subalternicum hiesse. Demostratus nennt es Lyncurium, mit dem Zusatze, es bilde sich aus dem Urin der wilden Luchse; von den Männchen käme das gold- und feuerfärbige und von den Weibchen das blässere und weisse. Andere haben es Langurium genennt und behauptet, in Italien gebe es Bestien, welche Languriae hiessen. Diese Bestien nennt Zenotemis Langas, und sagt, sie lebten um den Po. Nach dem Surbines soll es ein Baum in Ligurien erzeugen. Eben der Meinung war auch Metrodor. Sotacus hat geglaubt, daß es in Britannien aus Felsen ausquelle, die er Electridas d. i. Bernsteinfelsen nennt. Pytheas erzehlt, es wohnten die Guttonen, ein deutsches Volk, an einer Bucht des Oceans, mit Namen Mentonomon, welche einen Raum von 6000. Stadien einnähme; von dieser Bucht liege die Insel Abalus eine Tagfahrt zur See ab. An diese Insel werde der Bernstein ganz ächt von der Fluth hineingeführt, und er sey weiter nichts, als ein Auswurf von verdicktem Seewasser. Die Einwohner bedienten sich desselben statt des Holzes zur Feuerung und verkauften es an die nächsten Deutschen. Timäus, der ihm Glauben beygemessen hat, nennt nur die Insel Basilia. Philemon, sagt, der Bernstein gebe eine Flamme von sich. Nicias stellt sich denselben als einen Ausfluß oder Saft der Sonnenstrahlen vor, und glaubt, daß sie, wenn sie gegen den Abend mit grosser Heftigkeit auf die Erde fielen, in dem Abendländischen Weltmeere eine ausgeschwitzte Fettigkeit zurückliessen, welche denn im Sommer ans Gestade der Germaner ausgeworfen wurde. In Egypten entstehe er auf die nemliche Art und heisse daselbst Sacat; ferner in Indien, wo er den Einwohnern lieber, als Weyrauch wäre. In Syrien machten sich die Weiber Spindel zum Rocken aus demselben. Man nenne ihn auch Harpax oder den Räuber, weil er Blätter, Spreu und die Säume der Kleider mit Gewalt an sich zöge. Theochrestus erzehlt, er werde bey der Fluth vom Weltmeere an die Pyrenäischen Vorgebürge ausgeworfen, welches auch Xenocrates geglaubt hat, der erst vor kurzem noch davon geschrieben hat. Asarubas, der noch gegenwärtig lebt, sagt, es sey am Altlandischen Meere ein See, Namens Cephisias, den die Mauerer Electrum nennen, mit dem Zusatz, daß der Bernstein aus dem Schlamm desselben hervorkomme und oben schwimme, so bald er von der Sonne durchaus erwärmt würde. Mnaseas nennt einen gewissen Ort von Africa Sicyon und einen Fluß Crathis, der aus einem See ins Weltmeer fällt, wo Vögel seyn sollen, die er Meleagridas und Penelopas nennt. Auch hier soll

(*) s. Tafel der Physik, Fig. 42.

wah-

wahrer Bernstein, so wie oben bey dem electrischen See erzeugt werden. Theomenes sagt, bey der grossen Syrtis sey der Garten der Hesperiden, wo er in einen Teich falle und von den Mägdchen der Hesperiden gesammlet werde. Ctesias erzehlt, die Indianer hätten einen Fluß, Namens Hybobarus, welches Wort in ihrer Sprache anzeigen sollte, daß er alle Güter der Welt bey sich führe, und dieser flieſſe von Mitternacht ins Morgenländische Weltmeer an einem waldichten Berg her, auf dem die Berge Bernstein trügen. Diese Bäume hieſſen Siptachorä, welches eine ausnehmende Süßigkeit bezeichnet. Mithridates sagt, an den Küsten von Deutschland sey eine Insel, welche Obsericta heisse und mit vielen Cedern bewachsen sey. Von diesen flieſſe der Bernstein in die Felsen herab. Henocrates: er heisse nicht nur Succinum in Italien, sondern auch Thyon, und werde von den Scythen, bey denen er auch wachse, Sacrium genennt. Andere meynten, er erzeuge sich in Numidien. Doch Sophocles, der tragische Dichter, gehet über alle Glaubwürdigkeit hinaus, worüber ich mich bey der Ernsthaftigkeit eines so erhabenen Dichters und bey einem Manne, der aus einer der berühmtesten Familien zu Athen war, und durch sein Leben, durch seine Thaten und sein Commando bey der Armee so berühmt worden ist, wundere. Er sagt, es werde der Bernstein noch weiter über Indien hinaus aus den Thränen der Vögel, welche Meleagrides heiſſen, und die den Meleager beweinen sollen, erzeugt. Soll man sich nicht mit Recht darüber wundern, daß er das nicht nur selbst geglaubt hat, oder daß er hat hoffen können, solches andern glaublich zu machen? Oder kann wohl nur ein Kind glauben, daß die Vögel alle Jahr einmal weinen, oder daß ihre Thränen so groß sind, und daß Vögel von Griechenland aus, wo Meleager umgekommen, bis zu den Indianern beweinen sollen? Wollte man sagen, es geschiehet oft, daß uns die Dichter Fabeln erzehlen, so behaupte ich, daß es die gröste Geringschätzung gegen das menschliche Geschlecht verrathe, und daß diese Frechheit im Lügen unausstehlich sey, wenn man im Ernste sich kann einfallen lassen dies bey einer Sache zu sagen, die doch täglich gefunden, täglich im Ueberfluß erhalten werden, und diese Lüge täglich widerlegen kann. Dis ist aber gewiß, daß er sich auf den Inseln des nördlichen Weltmeeres erzeuge, und daß er von den Deutschen Glessum genennt wird; und eben deswegen ist eine von diesen Inseln von unsern Leuten, als Germanicus mit seiner Flotte in diesen Gegenden war, Glessaria genennt worden, eben die Insel, welche bey den Barbarn Austravia, (Osterau) ist genannt worden. Er erzeuge sich aus dem flüssigen Mark der fichtenartigen Bäume, wie das Gummi an den Kirschbäumen und das Harz an den Fichten. Wenn des flüßigen zu viel da ist, so dringt es mit Gewalt heraus, und verdickt sich im Herbste, er mag nun strenge oder gelind seyn. Wenn ihn die anschwellende Fluth von den Inseln mit Gewalt weggespühlt hat, so wird er wenigstens bis an die Küsten fortgetrieben, weil er sich ungemein leicht fortwälzt, indem er bald oben auf dem Wasser zu schweben, bald unten auf dem Grunde zu sitzen scheint. Unsere Vorfahren haben ihn weil sie seine Erscheinung für einen Baumsaft hielten, Succinum, d. i. Saftstein, genannt. Daß er das Erzeugniß eines fichtenartigen Baums ist, das beweißt sein fichtenartiger Geruch unter dem Reiben, und daß er beym Feuer, gleich dem Kienholze, brennt und riecht. Die Deutschen behaupten, daß man um des Bernsteins willen, so begierig auf die Eroberung ihres Landes gewesen sey, und daß man von ihrer Provinz her zuerst die sogenannten Macatos der Griechen eingeführt habe. Und in der That haben auch die nächsten Provinzen von Pannonien, die ihn in der Nähe des Adriatischen Meers erhalten, diesem Producte der Natur einen grossen Namen gemacht. Daß aber auch der Po mit in die fabelhafte Geschichte des Bernsteins eingeflochten worden, das kommt wohl daher, weil noch h. z. T. die Bauernweibern jenseits des Po Halsbänder von Bernstein tragen, nicht allein um sich damit zu putzen, wiewohl dies ihre Hauptabsicht dabey ist, sondern auch als ein Heilmittel. Denn weil dort in der Gegend manche Wasser die Kehle und das Fleisch am Halse angreifen, so gebraucht man ihn da gegen geschwollene Mandeln und andere Gebrechen des Halses. Es liegt aber jene Küste Deutschland, von der er hergebracht wird, und die wir erst neulich kennen gelernt haben, ungefehr 600 Milliarien von Carnunt in Panonien. Julian, der den Bernsteinhandel und diese ganze Küste bereißt hatte, schickte bey Gelegenheit des Fechterschauspiels des Nero, das er zu besorgen hatte, einen römischen Ritter an dieselbe, um Bernstein einzukaufen. Dieser hat sie auch gesehen und die Einfuhr dieses Products war hiebey nun so ausserordentlich stark, daß man nicht nur zum Schutze des Orchesters gegen die wilden Bestien Kugeln von Bernstein in die Netze schnürte, sondern daß so gar die Instrumente und Todtenbahren und die ganze Zurüstung für diesen einzigen Tag aus Bernstein verfertiget worden waren. Das gröste Stück das jener Ritter mitbrachte, wog dreyzehn Pfunde. Daß er auch in Indien zu Hause ist, daran ist kein Zweifel. Archelaus, der König von Capadocien, erzehlt, daß man ihn von dorther in Fichtenrinde bringe und mit dem Schmalz von einem Spanferkel im Tiegel reinige. Da er anfänglich flüßig ist und abträufelt, beweisen die fremdartige Körper in demselben, welche durchscheinen, z. B. Ameisen, Schnecken und Eidexe, die ohne Zweifel, da er noch frisch war, darin hängen geblieben, und bey seiner Verhärtung in demselben eingeschlossen worden sind.

Gattungen derselben giebt es mehrere. Der weisse Bernstein hat den herrlichsten Geruch. Man hält am meisten auf den goldgelben und unter den gelben Arten ziehet man den durchsichtigen vor, denjenigen ausgenommen, der gar zu feurig ist. Nicht das Feuer, sondern nur das ähnliche mit dem Feuer gefällt am Bernstein. Der vorzüglichste ist der Falernische, welchen Namen er von der Farbe des falernischen Weins erhalten hat, weil er einen zarten Glanz hat und durchsichtig ist. An manchen Bernstein gefällt die sanfte Farbe des Honigs, die der letzte hat, wenn er abgesotten ist. Auch das müssen wir bemerken, daß man ihn mit Bockstalg und mit der Wurzel der Anchusa d. i. Ochsenzunge, nach Belieben färben kann; ja so gar mit dem Blut der Purpurschnecke. Giebt man ihm übrigens durch das Reiben mit den Fingern eine Beseelung, (*accepta caloris anima*) so ziehet er Stroh und dürre Blätter, im Fall sie leicht sind, und Papierschnitsel an sich, wie der Magnet, den Feilstaub. Thut man Bernstein in Oehl, so brennt er länger und heller, als Docht von Flachse. — — Domitius Nero hat bey seinem übrigen seltsamen Thorheiten auch das Haupthaar seiner Gemahlin Pop-

pâa mit diesem Namen belegt und in einem eignen Gedichte solches Bernstein genennt. Und weil es den ausschweifenden Moden niemals an prächtigen Benennungen fehlet, so ist daher diese dritte Farbe bey denen Frauenzimmern in grosse Achtung gekommen. Doch hat der Bernstein auch in der Arzneykunst seinen Nutzen. — Callistratus schreibt, er sey in jedem Alter gegen den Wahnsinn dienlich, und getrunken und aufgebunden diene er wider das beschwerliche Harnen; dieser hat auch einen neuen Unterschied aufgebracht, und ihn (*Chryselectrum*) Goldbernstein genennt, weil er gleichsam wie Gold glänzt und frühe Morgens, wenn er die Strahlen des Lichts schnell auffängt, angenehm anzusehen, und, wenn er ans Feuer kommt, geschwind anbrennt. Binde man ihn um den Hals, so heile er Fieber und Krankheiten, gerieben mit Rosenöhl und Honig vertreibe er die Fehler der Ohren, und mit Artischem Honig gerieben, auch die Fehler der Augen. Auch diene er gegen die Schwäche des Magens, wenn man sein Pulver einnehme, oder solches mit Mastix und Wasser trinke. Man braucht auch den Bernstein, die durchsichtigen Edelgesteine damit zu verfälschen, besonders die Ametisten, da er, wie wir gesagt haben, mit jeder Farbe gefärbt wird.„ So weit Plinius.

Die Alten bezeichneten aber auch, wie wir gleich anfangs gemeldet haben, eine gewisse Art von Metalle mit dem Namen Electrum. Nach dem Isidor, wird aber dieses metallische Electrum theils durch die Natur, theils durch die Kunst erzeugt. Im leztern Falle ist es eine Composition, welche drey Theile Gold und einen Theile Silber enthält. Eben dieses Verhältniß der Mischung, sagt Isidor, findet man aber auch in der Natur schon beysammen, wie man dies bey der chemischen Auflösung dieses Metalls wahrnehmen kann. Daher ist zwischen dem natürlichen Electrum, und zwischen der diesen Namen führenden Composition kein Unterschied, weil das Wesentliche bey beyden einerley ist. „Plinius giebt bey diesem Electrum ein anderes Verhältniß an, wodurch sein Werth oder innrer Gehalt vergrössert wird. Denn sagt er, Electrum ist ein Metall, oder Gold, dessen fünfter Theil Silber ist. Servius stimmt dem Isidor bey. Lampridius sagt vom Alexander Severus, er habe electrische Münzen prägen lassen, welches einige sehr abgeschmackt von Münzen aus Bernstein haben erklären wollen. Einige Goldsorten, die unsere heutige Künstler verarbeiten, sind nichts anders, als ein solches Electrum der Alten.

Wir wollen diesen Artikel mit den Gedanken des ehemaligen berühmten Göttingischen Philologen, des sel. Geßners, in dessen Abhandlung über das Electrum der Alten beschliessen. Zuvorderst bemerkt dieser Gelehrte daß ἤλεκτωρ bey den ältesten griechischen Schriftstellern, z. E. beym Homer Il. Z. 513. und T. 398. auch im Homerischen Gesang auf den Apoll v. 369. die Sonne bedeute. Der Mond heißt ἠλεκτρις in dem Arphischen Liede auf den Mond. Von der Schönheit dieses Gestirns ist vermuthlich der Frauenzimmer Namen Electra gemacht worden, so wie die Egyptischen Königinnen den Namen Selene bekommen haben. Einige von den neuen Electren konnten diesen Namen vielleicht von der Farbe ihrer Haare erhalten haben, in welcher Absicht sich Geßner auf die oben angeführte Stelle des Plinius beruft. Eben dieser Schriftsteller zeigt auch, daß man das Electrum der Sonne gewidmet und also beyde mit einem Namen benennt habe. Weil man nun der Sonne auch das Gold zugeeignet hat, so ist auch dies Electrum genennt worden. In des Sophocles Antigone v. 1049., erklärt Creon dem Tiresias, er wolle eher alles Sardische Electrum, alles Indische Gold weggeben, als des Polynices Leichnam begraben lassen. Nun ist aus der einstimmigen Erzehlung des Alterthums bekannt, daß der Pactolus bey der Stadt Sardes Gold geführt. Deswegen bezeichnet hier das Electrum bey dem Sophocles, Golde. Eine Vermischung verschiedener Metalle hat man vermuthlich, der Aehnlichkeit mit dem Bernstein wegen, auch Electrum genennt. Beym Homer und Aristophanes aber scheint Electrum Bernstein zu bedeuten. Odyß. v. 73. wird es unter dem Schmuck des Hausraths erwähnt, und zwischen Gold und Silber gesezt. Man findet aber keine Spur, daß das vermischte Metall, welches diesen Namen geführt, dem Homer bekannt gewesen; hingegen kann man dies vom Bernstein aus Odyß. v. 459 schliessen, wo ein Phönizischer Kaufmann ein goldnes Halsband mit Electris verbunden hat, wo also etwa Bernstein in Gold eingefaßt oder mit goldnen Fäden zusammen verbunden gewesen. Auch Hesiod erwähnt in der Geschichte des Schilds des Hercules des Electri; und ob man wohl solches der erforderlichen Festigkeit des Schildes wegen für das Metall halten sollte, so wird doch in eben der Stelle auch Elfenbein und τιτανος, das insgemein durch Gyps übersezt wird, erwähnet, dem der Bernstein an Festigkeit wohl wenig nachgiebt. Des Aristophanes Scholiast, Nub. 766. meldet, der Name des Glasses ὑαλος käme beym Homer und den Alten nicht vor, sondern es würde Electrum genennt. Also wurde das vorerwähnte Halsband beym Homer zu Glaße, und man könnte auch glauben, es sey solches in Griechenland eher zu haben gewesen, als Bernstein. Aber wenn Bochart mit Recht die griechische Benennung des Glaßes vom hebräischen חלל, welches Sand bedeutet, herleitet, weil das Glas aus geschmolzenem Sande entstehet, so siehet man nicht, warum die Griechen nicht diesen Namen mit der Sache zugleich erhalten, und erst Electrum genennt: sie müßten denn auf die Uebereinstimmung des Glaßes und der Sonne, da es derselben Stralen sammlet und zurückwirft, gesehen haben, welches zwar anzeigen kann, warum sie das Glas Electrum nennen können, aber die Hauptfrage nicht entscheidet. Aber Geßner hat noch wichtigere Gründe zu leugnen, daß Homers Electrum Glas sey. In der That sagt der Scholiaste dies nicht einmal, sondern man kann seine Worte so auslegen, das Glas und sein Name finde sich nicht bey dem Homer, er erwähne aber das Electrum, das einige auch Glas nennten. Daß aber Homer den Bernstein gekannt habe, beweißt Geßner aus einer Stelle des Herodots B. 3. C. 111. wo der Geschichtschreiber als ausgemacht annimmt, daß Zinn und Electrum von den äussersten Küsten Europens kämen. Nun ist vom Zinn bekannt, daß solches vor Alters aus den Cassiterischen Inseln gekommen. Also mag das Electrum wohl nichts anders, als der Preussische Bernstein gewesen seyn, der in den nachfolgenden Zeiten wieder so unbekannt geworden, als die Cassiterischen Inseln, welche Homer und Hesiod

so oft nennen. Die Phönizier nemlich haben die Geographie mit Fleiß verwirret, um ihren Handel in den entferntesten Gegenden für sich allein zu behalten. Daher kommen die geographischen Ungeheuer beym Homer, wenn er von Gegenden redet, wohin er nicht selbst gekommen ist, und die erstaunlich ungereimte Schiffahrt der Argonauten. (Uns scheint aber diese Schiffahrt doch nicht so ganz ungereimt oder unmöglich.) Darauf ist Sidon von den Persern, und Tyrus vom Alexander zerstört worden, und die Oerter, woher die Phönizier das Zinn und den Bernstein geholt hatten, die Britanischen Inseln nemlich und die nördlichen Küsten von Deutschland sind unbekannt geblieben, bis sie durch der Römer Kriege wieder bekannt geworden. Zuvor hatte man die Cassiterische Inseln zu Spanien gerechnet, weil die Phönizier, um dahin zu kommen, längst den Spanischen Küsten segelten. Man hatte bey den Nachrichten vom Ursprunge des Bernsteins, aus den Vinidis, die Venedos oder Henedos, aus der Radaune den Eridanus gemacht. Daß man aber Glaße und Bernsteine einerley Namen gegeben, ist vermuthlich von beyden Aehnlichkeiten, in Ansehung des Glanzes, und der Durchsichtigkeit hergekommen. Plinius B. 4. C. 13. meldet, daß eine Insel des deutschen Meers vom Bernsteine Glessaria genennt worden, und Tacitus Mor. Germ. sagt, der Bernstein selbst habe Glesan geheissen. Daher haben die Alten nachgehends diesen Namen dem Glaße selbst gegeben, womit auch Glacies übereinstimmt. Die Buchstaben gls zeigten bey den Deutschen etwas glänzendes an, wie Glas, gläsern, gleissen, glänzen, glitzern u. a. m. beweisen.„

Nach des Heredots Berichte haben gewisse Völker vor Alters die Leichname mit Glaße umgossen. Geßner erklärt solches vom Bernsteine (man sehe den Art. Edelgesteine) Man kann solche sowohl Glas genennt haben, als den Firniß, dessen beste Art aus Bernstein gemacht wird und dessen Name bey den heutigen Griechen Firnis bedeutet. Man sehe du Cange im Glossar bey den Wörtern Βερνικη, Βερνιξ, und den Eustathius ad Odyss. v. 42. Und vielleicht könnte dieser griechische Name mit dem Deutschen einerley Ursprung haben. Da der letztere vom Brennen herkommt, so führt Geßner aus dem Plinius B. 37, des Pytheas Bericht an, daß gewisse Völker im nördlichen Deutschlande, die Guttones; den Bernstein statt des Holzes verbrannt.„

Man könnte fragen, woher die Indianer so viel Bernstein bekommen hätten. Geßner zeigt, daß man aus mehr Gegenden, als aus dem nördlichen Deutschlande Bernstein erhalten. Wichtiger scheint die Schwierigkeit zu seyn, daß sich der Bernstein, so viel uns jetzt bekannt ist, nicht flüßig machen läßt. Aber obgleich diese Kunst jetzt unbekannt ist, so kann man sie doch nicht für unmöglich erklären, und Geßner meldet vom Leipziger Professor der Chymie, Hrn. Pezold und von seinem eigenen Bruder, daß sie dies, oder doch was ähnliches zu bewerkstelligen gewußt hätten.„

„Die anziehende Kraft des Bernsteins wird bey dem Plinius und Theophrast erwähnt. Plutarch erklärt sie beynahe Cartesianisch (Quäst. Plat.) Das Feuer, sagt er, das durchs Reiben erregt wird, verdünnet die umliegende Luft, und so dringt die benachbarte Luft hinzu und führt leichte Sachen mit sich. Aus dem Martial läßt sich schliessen, daß die römischen Damen Bernstein, vielleicht zur Abkühlung und den Schweis zu verhindern, in den Händen getragen. Daß man Bernstein gefärbt, findet man schon bey den Alten: und obgleich Sendel glaubt, es lasse sich nur die Oberfläche färben; so erzählt doch Geßner, daß er eine Schale, welche der H. v. Los gefärbet, bey selbigem gesehen, wo die Farbe, so viel er urtheilen können, durch und durch gedrungen.„ (21)

Electrum magicum, ist eine Vermischung der sieben Metallen, Gold, Silber, Kupfer, Stahl, Zinn, Blei und Quecksilber, so über Feuer zusammengeschmolzen wird, das vom Donner entzündet worden. Die daraus geschmiedete Schwerdter sollen Furcht und Schrecken unter dem Feind bringen, andre Klingen wie Glas zerschmettern und sonst noch mehrere Wunder thun. (6)

Electuarium. s. Latwerge.

Eleemosyna. Dieses und andere davon herstammende Wörter haben ihren Ursprung aus dem griechischen Worte: ἐλεημοσυνη, welches im eigentlichen Verstande so viel ist, als Barmherzigkeit, oder das innere Gefühl der Barmherzigkeit, die man gegen die Armen hat. Insgemein aber wird das Allmosen, oder das Geschenk, welches den Dürftigen, ohne eine Wiedervergeltung zu hoffen, dargereichet wird, darunter verstanden. (s. den Art. Allmosen.) Man findet auch Stellen, in welchen Eleemosyna so viel heißt, als Eleemosynaria, nach der zweyten und dritten Bedeutung nemlich in dem Artikel: Eleemosynaria. (11)

Eleemosynaria. Dieses Wort hat verschiedene Bedeutungen. Man verstehet dadurch 1) eine Frauenperson, welche über die Allmosen, die den Dürftigen sollen ausgetheilt werden, gesetzet ist. Sie wird auch Almosenpflegerin genennet. In dem adlichen Stift zu Remiremont ist dies eine ansehnliche Amtsstelle; indem die Eleemosynaria oder Aumoniere den fünften Rang in dem Capitel hat. 2) Das Armenhaus, welches an die Clöster und Kirchen angebauet war, in welchem die Arme verpflegt, oder mit Allmosen beschenkt wurden. Es war vor Zeiten eben das, was man jetzt ein Spital der Armen nennet. 3) Das Allmosenamt, oder die Allmosenpflege. 4) Die Burse, oder der Säckel, in welchem das Geld, welches unter die Armen soll ausgetheilet werden, aufbehalten wird. (11)

Eleemosynaria, (botan.) ist ein Beyname des gemeinen Tabackes (*Nicotiana rustica* L.) (9)

Eleemosynarius, ist derjenige, der dem Allmosenhaus vorgesetzt ist, oder der das Amt hat, die Allmosen unter die Dürftige auszutheilen. Es wird auch Allmosenpfleger genennet. Dergleichen werden an den königlichen Höfen, auch öfters bey andern hohen Herrschaften und Ständen gefunden. Von denen in Frankreich, s. den Art. Aumonier. Der Großeleemosynarius und erste Hofcaplan des Königs in Spanien führet zugleich den Titel, als Patriarch von Indien; welcher aber nichts anders, als ein bloser Ehrentitel, ohne alle patriarchische Jurisdiction ist. Denn nach der heutigen Kirchendisciplin bekömmt keiner die Jurisdiction über eine Kirche, die nicht wirklich existiret. Nun aber existiret keine Patriarchalkirche in dem abendländischen Indien, wovon besagter Großeleemosynarius den Titel führet. Damit derselbe aber die bischöfliche Handlungen in der königlichen Hofcapell verrichten könne, wird ihm eine bischöfliche Kirche, wenigstens

in Partibus, wie man zu ſagen pflegt, angezeigt, auf welche, obwohl ſie auch von den Ungläubigen beſetzet iſt, er conſecriret wird. Hievon ſchreibt der Pabſt Benedictus XIV. in ſeinem Werke: *De ſynodo Diœceſana*, und in ſeinem Sendſchreiben an den Cardinal de Lanceis Großallmoſengeber des Königs von Sardinien.

Vor Zeiten wurden auch die Executores Teſtamentorum, welche die von den Sterbenden aus ihrer Verlaſſenſchaft für die Arme beſtimmte Allmoſen austheilen mußten, Eleemoſynarii genennet. (11)

Elegant, Eleganz. ſ. Zierlich.

Elegia. ſ. Rutſchen.

Elegiacum carmen. ſ. Elegie.

Elegie. Wenn man den Charakter dieſer Art von Gedichten kurz und beſtimmt ausdrucken will, ſo kann man ſagen, daß ſie eine ſinnlich vollkommene Beſchreibung gemiſchter Empfindungen ſind. Anfänglich waren traurige Vorſtellungen der Gegenſtand derſelben, nachher aber drückte man auch angenehme Empfindungen darinnen aus. Horaz ſagt:

Verſibus impariter junctis querimonia primum,
Poſt etiam incluſa eſt voti ſententia compos.

Der wahre Charakter derſelben iſt, daß der Dichter von einem ſanften Affect der Traurigkeit, oder einer ſanften mit vieler Zärtlichkeit vermiſchten Freude ganz eingenommen iſt, und ſie auf eine etwas ſchwatzhafte Art äuſſert. Alle Leidenſchaften, die ſo tief in das Herz dringen, daß man ſich gerne und lange damit beſchäftiget, die aber doch dem Geiſt ſo viel Faſſung laſſen, daß er den Gegenſtand von allen Seiten faſſen kann, ſchickte ſich für die Elegie. Sie unterſcheidet ſich von der Ode dadurch, daß ſie ſich nicht ſo genau an eine Empfindung bindet, d. i. daß ſie die Seele nicht mit einer ganz reinen Empfindung der Luſt, oder ihres Gegentheils, übermannt; daß ſie im Ausdruck nicht ſo raſch und heftig iſt, wie jene, und mehr den Ton eines blos leidenden und vom Affect überwältigten, als eines wirkſamen Menſchen hat. Sie iſt ein gefühlvolles Selbſtgeſpräch, wobey ſich die Seele ganz leidend fühlt. Die Gegenſtände die ſich für die Elegie am beſten ſchicken, ſind, Klagen über den Verluſt einer Perſon, über die Untreue eines Freundes, über die Ungerechtigkeit, und Unterdrückung, über hartes Schickſal, auf der andern Seite Vergnügen über zärtliche Ausſöhnung, über ein wiedererlangtes Gut; Aeuſſerung der Dankbarkeit, der Andacht, und jedes zärtlich vergnügten Affects. Der Elegiendichter hat Empfindungen von der einnehmenden Art; ſeine Aeuſſerungen dringen daher tief in das Herz, und nehmen den Leſer ſehr für ſeinen Gegenſtand ein. Wer hört den Ovid nicht gern klagen, wenn er uns gleich den Inhalt ſeiner Klagen oft vorſagt. Heftiger Schmerz aber ſchickt ſich nicht für die Elegie; bey dieſem iſt es äuſſerſt widerſinniſch geſchwätzig zu ſeyn. Ein heftiger Schmerz greift die Seele an allen Orten an, ihre Kräfte werden durch den plötzlichen Anſtoß niedergeriſſen, und ſie wird gleichſam als wie mit einen Strohm überſchwemmt; alle Ueberlegung verſchwindet auf einmal; man hört nichts als das wilde Rauſchen der Wehmuth. Bey einem heftigen Schmerz bricht die Seele nicht in Klagen aus, ſondern in Rechtfertigung, Drohungen, und unerwartete Entſchlüſſe. So zeigt ſich der Schmerz in der Ode, aber nicht in der Elegie. Eben dieſes gilt von den angenehmen Empfindungen. Den elegiſchen Dichter bleiben alſo nur ſolche Empfindungen übrig, die durch die gegenſeitigen ſchon gemildert ſind, die in der Seele nach und nach entſtehen, daher nennt ſie auch Horaz, exiguos elegos. Wenn der Dichter das Elend vor ſich ſieht, ſo rührt ihn ſolches bis zur Klage, da ihm aber die Gegenſtände nicht ſo nahe liegen, um ſein Mitleiden in eine ganz unangenehme Empfindung zu erhöhen; ſo hat er dabey ein Vergnügen, das aus der Mäßigung des Affects entſteht. Sieht jemand, daß der Krieg ſein Vaterland verwüſtet; hat eine Mutter ihr einziges Kind verlohren, ſo ſieht man in den erſten Tagen nichts, als die in einen Aſchenhaufen verwandelte Stadt, nichts als den erblaßten Leichnam, nichts als eine Zukunft, ohne Troſt, ohne Hoffnung; in einem ſolchen Zuſtand ſind wir zu Klagen nicht aufgelegt. Nur alsdenn erſt, wenn die Zeit den Bildern ihre allzugroſſe Lebhaftigkeit geraubt hat, wenn die Seele ſo viel Faſſung bekömmt, daß ſie das verlohrne Gut mit ſeinen Annehmlichkeiten denken kann, nur alsdenn läßt ſich der Schmerz in Klagen aus, die Empfindung wird weich, und zur Elegie geſchickt. In dem erſten Anfall des Schreckens, da dem Ovid die Ungnade des Auguſts angekündigt wurde, war ſeine Seele zu Elegien nicht geſtimmt; da er ſich aber von dem erſten Schrecken erholt hatte; dann fieng er an zu klagen: cum *ſubit* illius triſtiſſima noctis imago. Daher ſucht auch der Elegiendichter die Einſamkeit, wo er ſeinen zärtlichen Empfindungen ungeſtört nachhängen kann. Viele glauben, daß es auſſer den verliebten Klagen, Todesfällen, und wirklich jetzo erlittenen Unglück, keinen Gegenſtand zur Elegie gebe; aber ſie ſchränken das Gebiet dieſer Dichtungsart zu enge ein. Auch ohne Zuthun äuſſerer Zufälle kann ein Dichter zuweilen in eine Gemüthsverfaſſung geſetzt werden, daß er ſein ganzes Leben, oder einen Theil deſſelben zuſammenrechnet, und ſich den daraus entſtehenden Empfindungen überläßt. Wenn auch Thränen flieſſen, ſo müſſen ſie milde flieſſen, wenn auch Seufzer gehört werden, ſo müſſen ſie zum ſanften Mitleiden ſtimmen, nicht aber zur Bangigkeit quälen. Hieraus laſſen ſich nun auch die Regeln der Elegie herleiten. Die Gedanken müſſen der Würde der Elegie angemeſſen ſeyn; alle erhabene Gedanken müſſen aus derſelben weg bleiben; ein geſchärfter Witz, epigrammatiſche Spitzfindigkeit, und alles weit hergeſuchte, iſt in der Elegie unnatürlich; hingegen finden treffende Vergleichungen, kleine Geſchichten und Fabeln Platz darinnen. Heftige Klagen, groteſke Gedanken, und alles was heftige Leidenſchaften erregt, muß von der Elegie entfernt ſeyn. Beſonders muß der Elegiendichter die kleinſten Umſtände, die mit ſeinem Gegenſtande verwandt ſind, ſammeln und anführen; denn dieſes beweiſt, daß ſeine ganze Einbildungskraft damit angefüllt iſt. Ovid und Properz geben tauſend Beyſpiele von dieſer Art. Je natürlicher die Empfindung iſt, deſto ungezwungener und ungeſuchter muß auch der Ausdruck ſeyn. Uebrigens ſind Elegien keine von den Gedichten, die man immer leſen kann; die Seele muß in einen gewiſſen Ton geſtimmt ſeyn, wenn man den Klagen anderer gerne zuhören will. Es iſt oft die Frage aufgeworfen worden, warum man denn die verliebten Elegien der Alten ſo gerne lieſt, da doch niemand ein ſonderliches Vergnügen daran findet, ſich Klagen vorwinſeln zu laſſen. Wenn man aber bedenkt, daß die Aufmerkſamkeit, die ſich die alten Dichter durch ihre verliebten Elegien erworben haben, mehr durch unſre Neugierde, als derſelben innere Kraft hervorgebracht werde; ſo wird man

ſich nicht mehr darüber wundern. Man iſt gleichſam nach den Anecdoten eines ſolches Mannes begierig, und will von ſeinen beſondern Angelegenheiten einige Nachricht haben. Man ſieht ſeine Elegien als einen kleinen Roman an, darinnen die verſchiedenen Auftritte der Liebe geſchildert ſind; wie ſeine Schöne erſt ſpröde, dann erweicht, endlich untreu, oder eiferſüchtig wird. Hieraus iſt auch zu erklären, warum den Verliebten die Elegien am beſten gefallen. Ihre Eigenliebe kommt hier mit ins Spiel, und es iſt ihnen ſehr ſchmeichelhaft Empfindungen beſchrieben zu ſehen, mit denen ſie ſo genau ſympathiſiren.

Die Griechen hatten zu dieſen Gedichten eine beſondere Versart erwählt, nemlich Hexameter und Pentameter, die mit einander abwechſelten. Horaz nennt ſie verſus impariter junctos, und Ovid ſagt: clauda alterno ſubſidant carmina verſo. Wer der Erfinder davon ſey war ſchon zu den Zeiten Horazens ungewiß; doch nennen die Alten verſchiedene, die dieſe Versart ſollen gebraucht haben, einige den Polymneſt von Colophon, andere den Colinous, noch andere den Terpander, noch andere den Theocles. Grammatici certant & adhuc ſub iudice lis eſt. Dieſe Versart ſchickt ſich ſehr gut zum Ton der Elegie, welcher ein enthuſiaſtiſches Herumſchwärmen von einem Bilde zum andern beſonders eigen iſt. Sie bleibt oft bey einem einzigen Gedanken ſtehen, und wiederholt ihn. Daher kommt die Wiederholung einerley Worte am Ende des Vorhergehenden und am Anfang des Folgenden, wozu ſich keine Versart ſo gut ſchickt, als dieſe. Indeſſen iſt dieſe Versart auch zu andern Gedichten gebraucht worden, welche keine eigentliche Elegien ſind; weil dieſe aber der vorzügliche Gegenſtand derſelben ſind, ſo nennt man ein jedes Gedicht, in welchem Hexameter und Pentameter mit einander abwechſeln, ein *carmen elegiacum*. Die neuern Dichter haben ihr noch keine eigenthümliche Versart gewidmet, ſondern die Alexandriniſche Versart dazu gebraucht. Die Franzoſen haben Elegien dem Namen und Inhalt nach, ob ſie gleich nicht die alte Versart angenommen, ſondern in 12 - 13 ſilbigen Jambiſchen Verſen geſchrieben haben. Z. E. aus Deſportes:

Après avoir paſſé tant d'étranges traverſes
Après avoir ſervi tant de beautés diverſes,
Avoir tant combattu, travaillé, ſupporté,
Sous la charge d'amour le guerrier indomté &c.

Die Italiäner haben ſich der Mode der Alten mehr genähert, und in ihren Elegien die Reime gemiſcht, obgleich die Zahl der Sylben gleich bleibt. Opitz unter den Deutſchen hat einen Verſuch gemacht, ſich der lateiniſchen Versart, wo nicht gänzlich, doch einigermaſſen zu nähern. Er fand, daß die abwechſelnde Ungleichheit der Zeilen, dem Gedichte einen kläglichen Ton gebe. Einige neuere deutſche Dichter ſind weiter gegangen, und da ſie überhaupt das griechiſche Sylbenmaaß in der deutſchen Sprache einführten, ſo haben ſie Elegien gemacht, wo Hexameter und Pentameter, bald in wechſelsweiſen Reimen, bald ohne Reimen mit einander abwechſeln. (22)

Elegie. (antiq.) Nach dem Scholiaſten des Ariſtophanes, dem auch Scaliger in ſeiner Poetik beytritt, iſt der Urſprung dieſes Worts von dem Gebrauche der Traurenden im alten Griechenlande herzuleiten, welche, wenn ſie redeten, die Worte zogen und unter Vergieſſung der Thränen die Interjection ἐ, ἐ, ἐ öfters wiederholten. Daher denn ἔλεγοι, *elegi*, Elegien urſprünglich Trauerlieder andeuten. Ohngeachtet aber die Elegie bey ihrem erſten Urſprung nur für Thränen und Seufzer beſtimmt zu ſeyn ſchien, die Empfindungen des Schmerzens ohne Kunſt auszudrücken und alſo durch dieſe ihre Sprache der Natur zu rühren ſuchte; ſo wurde ſie doch auch bald zum Ausdruck ſanfterer Schmerzen gebraucht und ward überhaupt die Dollmetſcherin jeder Art von Klagen, die aus ſanfteren Affecten entſpringen.

Man weis den erſten Erfinder der Elegien nicht mit Gewißheit anzugeben, Horaz ſagt ſchon:

Quis tamen exiguos elegos emiſerit auctor,
Grammatici certant & adhuc ſub judice lis eſt.

Nach dem Suidas ſoll der wahnſinnige Theocles, oder der berüchtigte Midas, der erſte in einem Anfalle von Raſerey, der andere in der Trauer über ſeine Mutter, die elegiaciſchen Verſe erfunden haben. Terentianus Maurus aber giebt dem Callinous, oder Callinus die Ehre dieſer Erfindung, ſo wie im Gegentheile Achilles Tatius bald dem Archilochus, bald dem Clonas, bald aber dem Trepander dieſe Erfindung beylegt. Da die elegiaciſchen Verſe älter, als Pittacus und Solon ſind, indem beyde ihre Geſetze in Elegien verfaßten, und Mimnermus ihr Zeitgenoſſe war, ſo kann auch dieſer nicht wohl der eigentliche Erfinder dieſer Versart geweſen ſeyn, wie Hermeſianax behauptet. Doch wahrſcheinlich hat er die Elegie verbeſſert und ihr eine neue Anwendung gegeben, weswegen er denn für ihren Erfinder iſt ausgegeben worden. Wenigſtens ſcheint Properz dies in folgendem Verſe anzuzeigen:

Plus in amore valet Mimnermi verſus Homero.

Nach dem Mimnermus ward auch die Elegie der ſchmachtenden Liebe faſt ganz eigen. So ſchrieb Hermeſianax drey Bücher Elegien für ſeine Leontium und Battis war der Gegenſtand der Elegien des Philetas. Hermeſianax beſchrieb auch in Elegien die Geſchichte des Leucippus und Philetas das Unglück der Polymele, welche in den Ulyſſes raſſend verliebt war. Wunderbar aber iſt es, daß Tyrtäus die hohen Empfindungen des kriegeriſchen Muths durch dieſe Versart ſtark einzuflöſſen wußte. Tibull Properz, Ovid und Catull, wendeten dieſe Art von Gedichten blos auf das Intereſſe der Liebe an. Was die griechiſchen Elegiendichter anlangt, denen Quintilian die lateiniſchen gleich ſchätzt, ſo ſind ſolche meiſtens verlohren gegangen.

Eine beſondre Art von Elegien machen die ſogenanten Heroiden aus. Ueber die griechiſche und römiſche Elegie findet man im 9ten und 10ten Theile der *Memoires de l'Academie des Inſcript.* ausführliche Abhandlungen von Fraguier und Souchay.

Elegi. Ἔλεγοι. Nach dem Scholiaſten des Ariſtophanes ſind die Elegien, ἔλεγοι, Ἔλεγι, von der Interjection ἐ und dem Zeitworte λέγω benennt worden. (21)

Eleley, Ἐλελεῦ. Die Lacedämonier giengen unter dem Geſange der Flöten in die Schlacht; die übrigen Griechen rückten geſchwind und mit Ungeſtüm auf den Feind los und brachen bey dem erſten Angriffe in ein allgemeines lautes Geſchrey aus, um theils ſich ſelbſt dadurch anzufeuern, theils dem Feinde Schrecken ein-

zujagen. Dies Geſchrey hies ἀλαλαγμος, weil die Soldaten dabey zu wiederhohltenmalen ἀλαε riefen: wiewohl Suidas meynt, daß ſie auch dabey ἐλελευ gerufen hätten. Andere meynen, ἐλελευ ſey gebraucht worden, wenn man die Krieger ermuntert hätte, ſich wohl zu verhalten.

Ἐλελευ, ἰου, ἰου rufte das Volk am Feſte der Oſchophorien aus, wenn das Opfer dargebracht wurde. Das erſte dieſer Worte pflegte bey einer groſſen Eile, oder beym Triumph gebraucht zu werden; die letzten aber waren denen gewöhnlich, die ſich in einer groſſen Beſtürzung befanden: Dies ſind vielleicht auch die ὀσχοφορικα μελη. ſ. Oſchophoria. (21)

Eleleu (Aſtronom.) ſ. Waſſermann.

Eleliſphacon oder **Eleliſphacos**, (botan.) iſt ein Beyname der officinellen Salbey (*Salvia officinalis* L.) (9)

Elementarmaſchine. (Bergwerksmaſchinen) ſ. Feuermaſchine.

Elementarwelt. Daß mehrere flüßige Körper von verſchiedener eigenthümlicher Schweere die ſich nicht mit einander vermiſchen, in einem Gefäſſe immer die Lage annehmen, daß der ſchwerere unten und der leichtere oben ſteht, wobey die Oberfläche eines jeden horizontal bleibt, wird bey andern Gelegenheiten umſtändlich angezeigt. Wenn man daher Queckſilber, zerfloßnes Weinſteinſalz, Bernſteinöl, und höchſt gereinigten Weingeiſt in ein Glas zuſammenſchüttet, ſo wird zu unterſt das Queckſilber, denn das zerfloßne Weinſteinſalz, denn das Bernſteinöl und oben drauf der Weingeiſt zu ſtehen kommen. Man kann alle dieſe Theile untereinander ſchütteln und in einigen Augenblicken wird ſich alles wieder ſo ſcheiden, daß ein jeder Körper den ihm vermöge ſeiner Schwere zukommenden Platz einnimmt. Verſchiedene Naturlehrer verglichen dieſe vier übereinander ſtehende flüßige Körper mit den vier Ariſtoteliſchen Elementen, das ſchwere Queckſilber ſollte die Erde, der Weingeiſt das Feuer, das Weinſteinſalz das Waſſer, und das Bernſteinöl die Luft vorſtellen. Man nennt daher jezt noch die vier in einem Glas befindliche genannte Körper die Elementarwelt. (39)

Elementarwerk. ſ. Elemente. (Litter.)

Elemente, (hiſtoriſch) heißt ein Körper von beſtimmter Form, der aber durch Hinzukommung neuer Qualitäten aus ſich andere Körper darſtellt, und bey der Auflöſung anderee Körper zulezt, und unauflösbar gefunden wird. Die älteſten Philoſophen, als ſie die Körper aus einander entſtehen und in einander ſich auflöſen ſahen, geriethen auf den Gedanken, es müßten doch einige ſeyn, bey welchen die Auflöſung aufhörte, und die Entſtehung anfienge. Dieſe nannte man Principien, Grundweſen; hernach aber leitete weiteres Forſchen auf die Frage, ob ſolche durchaus formlos, oder beſtimmt geformt ſeyn mußten? und nun fieng man an Principien und Elemente zu unterſcheiden.

Die Meynungen über die Anzahl und Art der Elemente bey den Alten ſind ſehr verſchieden. Thales zuerſt nahm allein das Waſſer zum Element an, aus dem hernach Erde, Luft, und Feuer, durch Verwandlung entſtehen. Heraclit behauptete auf ähnliche Art Feuer ſey eigentlich Element: Parmenides Feuer und Erde; und ſo fand jedes der vier bekannten Elemente ſeine Vertheidiger. Denn mehr als vier kannte man nicht, weil man die Natur nicht tiefer als mit den bloſen Sinnen ohne alle Kunſt unterſuchte; und dieſe vier alles was auf Erden wächſt, und entſteht, zu bilden ſcheinen. Von dieſen vier Elementen ferner glaubte man, daß ſie ſich in einander verwandeln, aber über die Art war man nicht einig. Manche behaupteten wahre Verwandlung; andere hingegen bloſe Scheidung, oder Hinzukommung verſchiedenartiger Partikeln. (17)

Elemente. (metaphyſiſch) Wenn man der Auflöſung und ferneren Auflöſung der Körper in dasjenige, woraus ſie beſtehen, ſo weit in Gedanken nachgehet, als ſie ſich immer fortſetzen laſſen mag; ſo muß man, wofern die Auflöſung nicht ins unendliche wiederholet werden kann, endlich an ſolche Dinge kommen, die keine fernere zulaſſen. Jenes kann nicht geſchehen, wie der Artikel: Theilbarkeit ins Unendliche, lehret; alſo zerfallen die Körper zulezt in gewiſſe erſte nicht ferner auflösliche Anfänge, welchen man den Namen der Elementen giebt. Dieſe urſprünglichen Beſtandsquellen, die allen bey den Körpern möglichen Trennungen ihre endlichen Grenzen ſetzen, ſind entweder, zwar abſolut untheilbar, doch aber noch ausgedehnt, haben daher eine gewiſſe Figur und Gröſſe, die man ſich, wenn es beliebt, unendlich klein gedenken mag; oder ſie ſind ohne alle Ausdehnung, folglich ohne alle Gröſſe und Figur. Wer das erſte behauptet, erkennet ſie vor Atomen und kann in dem Artikel: Atomen, finden, daß ſeine Meynung mit der Wahrheit nicht übereinſtimmet. Alſo wird man wohl Leibnizen recht geben müſſen, der die wahren erſten oder metaphyſiſchen Elemente der Materie vor unausgedehnte einfache Subſtanzen erkennet, die weder Figur und Gröſſe noch irgend eine andre damit verbundene Eigenſchaft an ſich haben. Thut man dieſes, ſo rechnet man ſie mit den Geiſtern und Seelen der Thiere in eine gewiſſe Generalclaſſe der einfachen immateriellen Dinge, die Leibniz alle zuſammen unter dem allgemeinen Namen der Monaden begreift, und davon ausführlich unter ihren eigenen Titel gehandelt wird. Man giebt ſie aber dadurch eben ſo wenig vor einerley mit den Geiſtern aus, als wenig man das Bley deswegen mit dem Golde vor einerley hält, weil man beyde in die Generalclaſſe der Metalle rechnet. Sowohl nemlich demohngeachtet ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen dem Golde und dem Bleye ſtatt hat; ſowohl hat zwiſchen den immateriellen Geiſtern oder überhaupt denkenden Weſen und den gleich immateriellen Elementen gleichfalls ein weſentlicher Unterſchied ſtatt, vermöge welches jene eine Kraft haben, ſich Dinge mit Bewußtſeyn vorzuſtellen, die dieſen fehlet, ſie mögen nun gar nicht vorſtellen, oder nur dunkel und folglich ohne Bewußtſeyn, (ſ. Bewußtſeyn) wie Leibniz ſtatuirte, der zwar ſeine Gründe verſchwieg, aber doch ſo unrecht nicht zu haben ſcheinet, als man anfänglich denken möchte. Denn weil Gott als das unendliche Weſen alle mögliche Realitäten, jede ohne alle Schranken, beſitzet; ſo iſt keine Realität bey irgend einer Creatur zu finden, die nicht uneingeſchränkt in Gott angetroffen werden ſollte. Jede Subſtanz aber, folglich auch jedes Element, muß eine Kraft haben, und die Kraft, die irgendwo wirklich vorhanden iſt, iſt ohne Zweifel eine Realität. Daher kann keine andre Kraft ſich in den Elementen finden, als die uneingeſchränkt in Gott vorhanden iſt. Gott aber hat, wie jede einfache Subſtanz, nur eine einzige, und zwar die unendliche allervollkommenſte vorſtellende Kraft, womit er alles wirket, denkt, ſchaft,

erhält u. s. w. und womit er, wie der Begriff einer unendlichen Kraft mit sich bringet, alles thun und ausrichten kann, was an sich thunlich ist; diese Kraft, ausser Gott gedacht, lässet sich einschränken und höret eingeschränkt nicht auf eine vorstellende Kraft zu seyn, wie wir an unsern eigenen Seelen fühlen. Also haben auch die Elemente eine eingeschränkte vorstellende Kraft, welche, andre Argumente, die mehrere Gründe zum voraussetzen, vorbeyzugehen, die geringste und niedrigste seyn muß, weil die Anzahl der Elemente die Anzahl der andern immateriellen Dinge unendlich übertrift und der Analogie der Natur gemäß ist, daß die Seltenheit der Dinge ohngefehr in eben derselben Verhältniß ab- und zunimmt, wie ihre Vollkommenheit.

Doch die vorstellende Kraft mag dahin gestellet seyn, weil das dermalige Maaß unserer Erkenntniß doch noch nicht zulässet weitere Schlüsse daraus zu ziehen. Es ist aber eine andre die Hauptsache näher angehende Frage zu beantworten übrig, die wir nicht gänzlich vorbeygehen dürfen, ob sich nemlich von dem Ursprunge eines ausgedehnten Körpers aus nicht ausgedehnten Elementen eine vernünftige Erklärung geben lasse, oder ob vielmehr der ganze Gedanke widersinnig und abgeschmackt seye. Es ist nicht zu verwundern, daß alle diejenige der letzten Meynung zugethan sind, die die Sache nicht aus demjenigen Gesichtspunkte ansehen, aus welchem sie allein angesehen werden muß. Die Körper nemlich, so fern wir uns solche durch unsre Sinne vorstellen, sind blose Phänomene, (s. Erscheinungen) d. i. die confuse Bilder, die wir uns davon machen, weichen von der wahren Beschaffenheit der ausser uns befindlichen Sachen so weit ab, daß, wenn wir letztere jemals so sehen könnten, wie sie wirklich sind, wir nicht wissen würden, daß es dieselbe Sachen sind, die wir uns immer unter den und den Gestalten vorgestellt. Wie der gemeine Mann den sogenannten Heerwurm vor eine lange sich über das Feld hin windende Schlange ansiehet, ohnerachtet es eine Legion Würme ist, die dichte neben und über einander in einer schmalen gekrümmten Colonne dahin kriechen; so sehen wir den Körper nach Leibnizens Gedanken vor ein einziges ausgedehntes Continuum an, obgleich das, was vor uns liegt, eine Legion einfacher nichts ausgedehntes an sich habender noch viel weniger an einem fortgehenden Dinge ist. Es kommt also bey der Erklärung, die man geben soll, nicht auf eine Zusammenfügung des Ganzen aus seinen Theilen, sondern auf den Ursprung eines gewissen Bildes aus dem confusen Anblick ganz anders beschaffener Dinge an. Setzet man nun voraus, daß das, was wir vor uns haben, ein Heer mit einander in Verbindung stehender einfacher Substanzen seyn, die wir noch weit weniger als die kleinsten Körperchen, woraus die grösseren bestehen, unterscheiden können; so bleibt in unsrer Idee, weil Substanzen nichts anders als ausser einander existiren können, nichts weiter übrig als der Anblik eines Aussereinanderseyn und der Vereinigung dessen, was ausser einander ist, das ist einer steten Ausdehnung, oder des Körpers, wie er uns in die Augen fället.

In die mancherley Fragen und Einwürfe, die sich bey der Gelegenheit machen lassen, dürfen wir uns um so weniger einlassen, als ihre sonst gar wohl mögliche Beantwortung sich, wenn sie verständlich bleiben soll, in den Raum nicht zwingen lässet, welchen wir diesem abstracten und dem Geschmacke der wenigsten Leser gemässen Artikel nach der Absicht dieses Werkes wiedmen dürfen. Wir beschliessen ihn also mit der Anzeige, daß die königliche Academie der Wissenschaften zu Berlin im Jahr 1747 ihren gewöhnlichen Preiß auf die beste Erklärung der Eigenschaften der Körper aus den einfachen Elementen oder auf die völlige Widerlegung des letzten gesetzet, welchen der Herr von Justi durch einen Aufsatz gewonnen, worinn er das letzte zu leisten unternommen, aber auf eine Weise, die nicht bey allen Kennern Beyfall gefunden. (6)

Elemente, (physikalisch) nennt man die höchst einfache Substanzen, an welchen man keine Theile woraus sie zusammen gesetzt sind erkennen, und welche durch kein Mittel zerstört und in fernere Bestandtheile versetzet werden können. Alle zusammengesetzte Körper bestehen aus diesen Elementen, welches die chemische Untersuchungen zeigen, und in allen Körpern, wenigstens des Thier- und Pflanzenreichs, sind alle zugleich befindlich; deßwegen giebt man ihnen auch den Namen der ersten oder uranfänglichen Bestandtheile, der Uranfängen, der Urstoffen, der ersten Grundstoffe, der Grundsubstanzen ꝛc. alle kann man nicht wohl in ihrer grösten Reinigkeit besonders zeigen, sondern man erkennt ihre Gegenwart vorzüglich aus ihren Eigenschaften und Wirkungen in Verbindung mit verschiedenen Körpern, und ihre Kräfte überhaupt lernt man bey den Zerlegungen kennen.

Es hält ausserordentlich schwer, die Anzahl der Elemente mit Gewißheit festzusetzen, zumal weil es noch nicht ausgemacht ist, ob einige Körper die man bisher immer zu den Elementen gezählt hat, als die Luft und das Wasser, wirklich nicht weiter zerlegt werden können. Um diesen Streit beyzulegen, kam man auf den Gedanken die chemischen von den physischen Elementen zu trennen. Unter jenen versteht man nun die Substanzen, welche man durch Hülfe der Chemie nicht weiter in Bestandtheile zu zertheilen im Stande ist, unter dem physischen hingegen den allerfeinsten Stoff woraus wohl einige von den chemischen Elementen (namentlich Luft, Wasser, Phlogiston) noch zusammengesetzt sind. Daß letzteres seine Richtigkeit haben mag, zeigen manche Erscheinungen die in den Artikeln Luft, Wasser, Feuer, Erde, näher untersucht werden. Diese physischen Elemente belegen auch einige mit dem Namen der Atomen oder Monaden, sie müssen aber doch wohl von den Leibnizischen Monaden und von den Atomen des Moschus und Epikurs verschieden werden.

Thales und in dem Anfang des vorigen Jahrhunderts Johann Baptist von Helmont nahmen das Wasser für den allgemeinen Urstoff aller Körper an. Letzterer glaubte es vorzüglich deßwegen, weil nach seiner Meynung das Wasser allein, oft sehr verschiedene Körper hervorbrächte. Anaximenes glaubte, die Luft sey das einzige Element, Heraklit behauptet, aus dem Feuer entstehe alles übrige, und Parmenides nimmt Feuer und Erde zugleich an. Diese letztere Meynung hat sogar unter den neuesten Physikern Succow; sie verdient auch wirklich alle Aufmerksamkeit und sorgfältige Untersuchung. Unter der Erde versteht Succow einen Körper der ein immerwährendes Bestreben sich zusammen zu ziehen äussert, und unter dem Feuer eine Substanz die sich immer auszudehnen bestrebet. Weigel rechnet diese beyde Körper auch allein zu den Grundsubstanzen, aus welchen alle übrige chemische Elemente als Wasser, Luft, der salzige und brennbare Grundstoff zusammengesetzt seyn sollen.

Schon Empedocles nahm die bekannte und fast

allgemein angenommene vier Elemente, Feuer, Luft, Wasser und Erde an, unter welchen er das Feuer für das vorzüglich wirksame hielte; ihm folgten nachher Zeno und Aristoteles. Dieser machte die Sache deutlicher und allgemein bekannter, daher auch den genannten vier Elementen noch in den neuesten Zeiten der Name der Aristotelischen Elemente beygelegt wird. Plato auch selbst Aristoteles behaupteten schon, es sey zwischen den Elementen und den ersten Grundsubstanzen ein Unterschied zu machen, indem jene noch zusammengesetzt, diese hingegen vollkommen einfach seyen.

Die alten sogenannte hermetische Philosophen setzten Schwefel und Mercurius als die einzige Urstoffe fest; unter jenem verstanden sie alle brennbare Substanzen, und unter diesem ein im Wasser aufgelößtes Salz. Das schwefelichte Principium nannten sie auch Oel, dem Mercurius legten sie manchmal den Namen Spiritus bey. Basilius Valentinus und nachher Theophrastus Paracelsus liesen einen eigentlichen salzigen Grundstoff noch zukommen, und jetzt hatten die Alchemisten ihre beliebte Principien, die unter dem Namen Sal, Sulphur und Mercurius in den mehresten alten chemischen Schriften prangen. Paracelsus behauptet, der merkurialische Grundstoff sey die Basis oder die feine Substanz der Körper, Sulphur gebe den Körpern Geruch und Zusammenhang, das Salz hingegen die Solidität und den Geschmack. Willis setzte zu diesen dreyen noch Wasser oder Phlegma und Erde. Viele Naturkündiger besonders Chemisten, behielten die gedachten fünf Principien bey, und nannten die drey oben genannte die wirkende (activa), Wasser und Erde hingegen die leidende (passiva.)

Ueberlegt man die Sache nur einigermassen, so findet sich gar bald das Dunkle und Unvollkommene; deßwegen suchte Becher das Ganze in ein helleres Licht zu setzen. Er nahm daher Wasser und Erde als die einige und allgemeine Urstoffe an; doch auch hieraus war er noch nicht im Stande alle besondere Erscheinungen bey den zusammengesetzten Körpern zu erklären; er nahm also eine dreyfache Erde zu Hülfe, wovon die eine, welche den Körpern Härte, Festigkeit und Feuerbeständigkeit giebt, glasartiger Natur seyn sollte, (terra vitrescens s. fusilis) die andere sagt Becher ist entzündbar und die Ursache der Verbrennlichkeit, (terra ignescens), seine dritte Erde ist die Mercurialerde, (terra liquescens, mercurialis) diese soll den Metallen allein zukommen und die Ursache des ganzen metallischen Ansehens in sich enthalten. Stahl Bechers grosser Nachfolger untersuchte das ganze System mit der ihm in physisch-chemischen Dingen eignen Genauigkeit, er erklärte alles deutlicher, bewieß daß die sogenannte brennbare Erde wirklich vorhanden, aber keineswegs ein ganz einfacher Körper, sondern aus dem feinsten Feuerwesen und einer feinen Erde zusammengesetzt sey. Die elementarische Natur und das wirkliche Daseyn der ersten Becherschen Erde setzte Stahl eben auch in näheres Licht; da er wohl einsah, daß er mit Wasser Erde und Feuer nicht allein auskam, so nahm er noch die Luft zu Hülfe, und man hatte nun die vier Aristotelischen Elemente wieder. Die schon oben angeführte Meynung, daß diese Elemente noch aus feinern Körpern zusammengesetzt seyn möchten, leuchtete ihm ebenfalls sehr ein, doch wagte er es nicht zu bestimmen, ob eine einzige Grundsubstanz hierzu hinreichend oder ob mehrere von einander verschiedene hierzu nöthig seyen. Die dritte Becherische Erde oder den sogenannten merkurialischen Grundstoff war er nicht zu beweisen im Stande, er zweifelte auch um so viel mehr an seinem wirklichen Daseyn, weil die ihm als eigen beygelegte Wirkungen füglich dem brennbaren Wesen zugeschrieben und aus demselben erklärt werden können.

Obgleich sowohl von Stahl als von manchen vorher lebenden Physikern die elementarische Natur des feinsten Salzes bestritten worden, so waren doch noch manche, die einen salzigen Urstoff anzunehmen für nothwendig hielten. Da man aber jetzt mit Augen sehen kann, wie aus zween verschiedenen luftartigen Massen eine wirkliche Salpetersäure entsteht, so wird wohl niemand mehr auf den Gedanken kommen, die feinsten Salze könnten nicht wieder in Bestandtheile aufgelößt werden.

In der Natur sind diese Elemente gröstentheils auf sehr mannichfaltige Art miteinander verbunden; die erstaunliche Verschiedenheit der Körper hat blos ihren Grund in der verschiedenen Mischung und in dem verschiedenen Verhältniß der Urstoffe. Auch ist dieses die Ursache, daß bey den Zerlegungen der Körper in den verschiedenen Naturreichen die Urstoffe manchmal sehr verschieden erscheinen; diese Verschiedenheit ist keineswegs wesentlich, sondern nach eines jeden Körpers vollkommner Auflösung, und nach gehöriger Reinigung jedes einzeln Urstoffes, (welche freylich nicht immer möglich ist) findet unter den chemischen Elementen aller Naturreiche kein Unterschied ferner statt.

In der Natur zeigen sich die Elemente auch einzeln, wenigstens so sehr ausser Verbindung mit andern Körpern, daß man sie vor sich einigermassen zu untersuchen im Stande ist, vollkommen rein wohl nirgends. (wie auch schon oben angeführt worden.) Dieses kann durch die an den reinsten und trockensten Orten befindliche Luft, durch das Schnee- und Regenwasser, durch die Kiesel, Kalk, Alaun und Bittersalzerden, und durch alles Feuer bewiesen werden. Das Sonnenfeuer macht wohl die einzige Ausnahme, welches man als Elementarfeuer in freyem Zustande ansehen kann; weiter dürfen wir von allen diesem nichts anführen, indem alle die genannte Körper als Elemente betrachtet, in eignen Artikeln näher untersucht und beschrieben werden.

Die wunderbare Cartesische Meynung von den Elementen dürfen wir auch hierbey nicht übergehen. Er nimmt drey Elemente an, und diese waren zur Entstehung nicht allein unsrer Erde sondern aller Weltkörper hinreichend. Sein erstes Element ist eine ganz feine Materie, das zweyte besteht aus feinen Kugeln, das dritte hingegen aus lauter eckigten Theilen. Aus der überaus subtilen und feinen Materie läßt er die Sonne mit allen übrigen Fixsternen entstehen; die eckigten Theile oder das dritte Element, welches zur Bewegung ungeschickt seyn soll, sind der Urstoff zu allen Planeten und Kometen; doch glaubt er nicht, daß unsre Erde eben auch hieraus entstanden wäre, sondern sie sey vormals Sonne gewesen, und ausgebrannt. Es fehlte ihm jetzt noch die Materie zu seinen Wirbeln, wodurch die Planeten sich bewegen, und hierzu nimmt er die feine kugelichte Materie oder das zweyte Element an. Diese ganze Theorie ist nun freylich sonderbar genug, doch ist seine Meynung, wie diese Elemente entstanden, noch sonderbarer. Er behauptete, ein ausserordentlicher harter Klumpen sey vor der Entstehung dieser Welt gewesen, diesen habe

Gott

Gott zerſchlagen und alle Theile in Bewegung geſetzt. Hierbey und bey dem Reiben der Theile aneinander gab es feinen Staub, (das erſte Element) Kugeln (das zweyte Element) und Ecken die von den gröſſern Stücken abgeſtoſſen wurden, (das dritte Element.) (39)

Element, (*Elementum*) (Chemie) ſo nennt man einen Körper, der ſich nicht mehr in Theilchen von ungleicher Art zerlegen läßt, ſeiner Natur nach unveränderlich iſt, und zu der Zuſammenſetzung aller oder doch der meiſten Körper auf unſerer Erde kommt; Thales und Anaximenes ſchränkte die Anzahl der Elemente nur auf eines ein, jener hielt das Waſſer, dieſer die Luft, noch andere die Erde für das einige Element. Helmont folgte dem Vorgang eines Thales, und Kunkel gieng beynahe eben denſelbigen Weg; Ariſtoteles, Zeno und Empedokles nahmen vier Elemente an, Feuer, Erde, Luft und Waſſer; dieſe erhalten und verdienen allerdings auch bey den Neuern den meiſten Beyfall, wiewohl einige Zweifel gegen die elementariſche Natur des Waſſers und der Luft noch nicht gänzlich aufgelöſt ſind. Paracelſus und ſeine Schule nahmen Salz, Schwefel und Queckſilber an, und verwarfen Waſſer und Erde, als zu unthätige Dinge, aus der Claſſe der Elemente; allein, da die Körper die wir wenigſtens mit dieſen Namen bezeichnen, noch weit von der einfachen Natur des Elements entfernt ſind, da das Queckſilber ſelbſt nach dem Geſtändniß dieſer Schule, faſt nur zu der Zuſammenſetzung der Metalle kommt, ſo verdienen dieſe den Namen eines Elements eben ſo wenig als das Phlegma, der Geiſt, das Oehl, das Salz, und die Kohle anderer; ſelbſt Becher, der in der Zergliederung der Körper ſeine Vorgänger weit übertroffen hat, ſchließt Waſſer und Luft aus der Claſſe der Elemente aus, nennt alle ſeine Elemente weil ſie ihm immer in dicker Geſtalt in die Sinne fielen, Erde, nahm ſtatt des Feuers, den brennbaren Grundſtoff, einen aus Feuer und zarter Erde gemiſchten Körper, und überdieß noch eine arſenicaliſche oder mercurialiſche Erde an, deren Gegenwart ſich durch keinen einigen Verſuch unſtreitig darthun läßt, und deren vorgebliche Wirkungen ſich von den verſchiedenen Wirkungen des Feuers ableiten laſſen. ſ. übrigens Erde, Feuer, Luft, Waſſer. (12)

Elemente nennt man in der Mathematik die unendlich kleinen Linien, Flächen oder Körper, durch deren Summation man die Gröſſe der daraus erwachſenden endlichen beſtimmet. Wenn man z. E. in einer krummen Linie, deren Semiordinaten gleichlaufend ſind, zwey einander unendlich nahe ziehet, wie B F und C E, *) ſo iſt das unendlich kleine Bögelchen F E, ſo dazwiſchen liegt und vor grad gerechnet werden kann, das Element der krummen Linie. Setzet man A B = x, folglich B C = F D = dx und B F = y, folglich D E = dy, ſo iſt das allgemeine Element F E ſolcher krummen Linien nach dem Pythagoriſchen Lehrſatze = $\sqrt{(dx^2 + dy^2)}$. Hingegen das Element ihrer Fläche iſt der zwiſchen den unendlich nahen Semiordinaten begriffene Raum B F E C, der = B F D C iſt, weil die endliche Linie C D oder B F durch den Zuſatz ihres Differentiales nicht vergröſſert wird, (ſ. Differential.) und heißt alſo unter den vorigen Vorausſetzungen allgemein ydx. Bildet man ſich ferner ein, die krumme Linie A E bewege ſich um A C, ſo beſchreibet das Element der Fläche B F E C = B F D C einen Cylinder von unendlich geringer Höhe B C, deſſen Halbmeſſer = B F = C E und das Element der Linie F E beſchreibet, deſſen Seitenfläche die ein Rechteck iſt, deſſen unendlich kleine Höhe = F E und deſſen Grundlinie die Peripherie des Kreiſes iſt, der B F = C E zum Halbmeſſer hat. Letzteres Rechteck iſt das Element der Oberfläche des durch die Umdrehung der krummen Linie erzeugten Körpers und erſteres das Element ſeines körperlichen Inhaltes. Iſt die Verhältniß des Halbmeſſers zum Umkreiſe $r : p$, ſo iſt die Peripherie des mit B F = y beſchriebenen Kreiſes = $\frac{py}{r}$ und folglich das allgemeine Element der Oberfläche = $\frac{py}{r}\sqrt{(dx^2 + dy^2)}$. Hingegen der Inhalt des mit B F beſchriebenen Kreiſes = $\frac{py}{r} \cdot \frac{1}{2}y = \frac{py^2}{2r}$ folglich das allgemeine Element des Körpers = $\frac{py^2 dx}{2r}$

Subſtituiret man nun aus der Gleichung vor die gegebene Linie vor dx oder vor dy u. ſ. w. deſſen Werth, ſo erhält man das beſondere Element, das bey dieſer krummen Linie ſtatt hat und integriret werden muß, wenn man ſie rectificiren, quadriren, den durch ihre Drehung erzeugten Körper cubiren, oder ſeine Fläche finden will, wie in den von dieſen Operationen handelnden Artikeln gewieſen wird. (6)

Elemente heiſſen in der Aſtronomie die Reſultata aus den Beobachtungen und überhaupt alle die nothwendigen Zahlen, welche man zur Verfertigung der Tafeln vor die Bewegung der Planeten brauchet. So ſind die mittlere Bewegung der Erde, ihre Excentricität, und die Bewegung ihrer Sonnenferne die Elemente der Theorie der Erde; die mittlere Bewegung des Monds, die Bewegung ſeiner Knoten und Erdferne, ſeine Excentricität und die mittlere Neigung ſeiner Bahn gegen die Ecliptik die Elemente der Theorie des Mondes. (6)

Elemente, (theol.) man verſteht hierunter die äuſſerliche und ſichtbare Zeichen bey den Sacramenten, z. E. bey der Taufe das Waſſer, bey dem Abendmahl das Brod und den Wein. ſ. weiter Sacramente. (1)

Elemente, (Litterar.) nennt man die Anfangsgründe einer Wiſſenſchaft. Daher iſt Elementarwerk ein Buch in welchem die Anfangsgründe einer oder mehrerer Wiſſenſchaften enthalten ſind. (1)

Elementen der Muſik ſind die ſieben Töne; wenn man aber Grundſätze verſtehet, ſo ſind die Elementen für das Clavier die Uebungen der Finger in den Tonleitern, die Elemente fürs Singen, die Anfettung der Kopf- und Halstöne zur Bruſtſtimm ꝛc. ſ. Syſtem-Stimmbildung. (25)

Elementſtein, ſ. Opal.

Elemifera werden verſchiedene Gattungen der Balſampflanze, (*Amyris toxifera & elemifera* L.) genannt.

Elemigummi oder Elemiharz, (*Gummi Elemi*) iſt der verhärtete harzige Saft aus einer Pflanze (vermuthlich eine Balſampflanze, ſ. dieſen Art.) welcher ſeit langer Zeit als ein Arzneymittel, in den Apotheken aufbewahrt wird. Es ſtellt eine zähe fettigharzige Maſſe vor, welche ſehr angenehm riecht, etwas bitterlich balſamiſch ſchmeckt, und weißlichgelb auch grünlich von Farbe iſt. Es kommt aus Neuſpanien und Braſilien zu uns, ſelten aus Africa. Seine Beſtandtheile ſind mehr harzig als gummiartig. Daher

*) ſ. Algebraiſche Tafel, Fig. 3.

löset sich in dem Wasser und den thierischen Säften des Magens wenig davon auf. Innerlich wird es selten gebraucht, wohl aber äusserlich unter Salben, Pflaster, Räucherpulver und Balsam, denen es denn eine zertheilende Kraft giebt. (9)

Elemisalbe, (*Unguentum e gummi elemi*) (Pharmacie) man schreibt ihr ausser den gewöhnlichen Kräften der Salben zertheilende Kräfte zu: man schmelzt ein Pfund Elemiharz und zwey Pfund von frischen und gereinigten Schöpsentalg über einem schwachen Feuer zusammen, nimmt sie vom Feuer, rührt sogleich zwanzig Loth gemeinen Terpentins darunter, und preßt alles, so lange es noch flüssig ist, durch ein Tuch. (12)

Elemistrauch, der Baum aus welchem das Elemiharz fliesset, ist eine Gattung Balsampflanze. s. diesen Artikel. (9)

Elen, (botan.) ist ein Beyname des Vogelskirschen Pflaumbaumes, (*Prunus Padus* L.)

Elená, Ἐλναι. s. Elenophoria.

Elenchi Ignorantia. s. Ignorantia Elenchi.

Elenchticus Usus. s. Usus.

Elenchus, Ἔλεγχος. Vor dem Gerichte des Areopagus hieß der Kläger διωκων, der ganze Prozeß δικη und der Beklagte φευγων. Vor der Ueberführung des Beklagten ward die Klage αἰτια, nach der Ueberführung desselben ἔλεγχος und nach der Verurtheilung ἀδικημα genennt.

Von einer andern Bedeutung des Worts ἔλεγχος s. Ecthesis. (21)

Elend, Elendthier, (Naturgesch.) (*Cervus Alces* L. *Cervus palmatus* Klein. *Cervus cornibus ab imo ad summum palmatis* Brisson. *Hantahan*, *Orignal.*) Dieses Thier gehört mit allem Rechte unter das Geschlecht des Hirsches mit welchem es gar viele Aehnlichkeit hat. Es hat die Grösse eines Pferdes. Die Länge des Körpers beträgt 8 bis 10 Schuh, die Höhe 6 bis 7 Schuh, der Umfang des Körpers bis 8 Schuh. Der Kopf ist länglich zugespitzt und mit einem grossen Geweih geziert. Dieses gleicht dem Geweih des Dammhirsches und ist wohl zwo Ellen lang. Man will Elendgeweihe von 18 bis 20 Enden gesehen haben, welche so lang gewesen, daß zween Menschen bequem darauf haben sitzen können. Die Augen sind sehr weit gespalten, und eben so auch das Maul weiter als bey Ochsen oder gemeinen Hirschen. Die Ohren sind fast so lang als am Esel. Der Hals ist kürzer und dicker als am Hirsch, der Leib so dick als bey einer Kuh, der Schwanz nur zween Zoll lang, die Füsse dünne und sehr gelenksam, mit gespaltenen Klauen versehen, welche bey dem Lauf des Thiers ein Geklapper machen als wenn man Nüsse aufschlägt. Die Farbe ist bräunlichgelb mit grau vermischt, und gleicht der Farbe des Kameels völlig. Sie soll sich aber nach den Jahreszeiten ändern und im Sommer blasser seyn als im Winter. Die Haare sind steif wie Borsten, einen Zoll lang und formieren unten am Halse einen langen Bart. Nur das männliche Elend ist mit einem Geweih versehen und wirft solches jährlich ab, wie der Hirsch. Der Unterkiefer ist mit acht Schneidezähnen versehen, die so scharf sind, daß sie die härteste Rinde leicht durchnagen. Die Backenzähne sind wie beym Ochsen.

Das Vaterland dieses Thieres sind die nordischen Gegenden diesseits den Polarzirkeln. Jenseits ist ihm das Clima schon zu kalt. Norwegen, Schweden, Pohlen, Lithauen, Rußland, Sibirien, die Tartarey und die nördlichen Provinzen von America sind die Länder wo sich gewöhnlich die Elendthiere aufhalten. In Canada führen sie den Nahmen Orignale. Die alten Schriftsteller der Griechen und Römer haben diese Thiere nicht gekannt, bis sich die Herrschaft der letztern in die nordischen Gegenden ausdehnte.

Das Elend lebet in der Wildniß. Die dichten Birkenwälder sind sein liebster Aufenthalt, wo es sich von Pflanzenkost, als Wurzeln, Kräutern und Rinden nähret. In diesem Stück, so wie überhaupt in seiner Oeconomie ist es dem Hirsch gleich. Es ist erstaunend flüchtig auf den Beinen und die besondere Härte seines Hufes erlaubt ihm über das Eis mit der größten Schnelligkeit zu laufen. Die Brunstzeit ist zu Ende des Augusts, und im Juni wirft das Weibchen eines, zwey, höchstens drey Jungen. Da das Fleisch ein delicates Wildpret ist, so wird ihnen von den Jägern sehr nachgestellt. Sie sind indessen wegen ihrem schnellen Lauf schwer zu erwischen. Hierzu kommt noch ihr sehr feiner Geruch, wodurch sie ihren Feind auf weiter Entfernung schon wittern. Der einzige Vortheil bey der Jagd ist, daß das Elend oft mitten im Lauf zusammen stürzt und unbeweglich auf der Erde liegen bleibt. Ob dieses eine Krankheit sey (wie man es dann gewöhnlich für die Epilepsie hält) oder ob es aus Instinkt geschieht, ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen. Wenn es verwundet wird, so geräth es gegen den Jäger in die äusserste Wuth, geht, so furchtsam es sonst ist, auf ihn los und rächet sich durch seinen Huftritt, weil es keine andere Waffen hat. Es hat hierinn eine erstaunliche Stärke und ist im Stande durch einen Schlag einen Menschen, einen Hund oder Wolf zu erlegen. Ausserdem ist es ziemlich sanftmüthig und läßt sich leicht zahm machen, besonders wenn man der Jungen habhaft werden kann, und solche von einer Kuh saugen läßt, wozu sich beyde leicht gewöhnen. Die natürliche Feinde des Elendes sind der Wolf und der Vielfraß, (*Mustela Gulo* L.) Letzteres ist nur ein kleines Thier im Verhältniß gegen das Elend, (s. Wiesel) und doch erlegt er solches, ohne daß er von ihm kann beschädigt werden. Er lauert nemlich seinem Feind auf, indem er auf die Bäume klettert. So bald nun ein Elend oder ein Rennthier vorbey geht, springt er demselben auf den Rücken und beißt sich in der Gegend des Halses ein, hier saugt er so viel Blut aus, daß das Thier entkräftet niedersinkt, da er dann seine Beute völlig aufreibet. Man sagt auch der Hermelin-Wiesel, (*Mustela Erminia* L.) springe dem Elend auf den Kopf und beisse sich bey den Ohren so sehr ein, daß das Thier sich aus Wuth und Raserey den Kopf gegen die Bäume renne und oft darüber auf dem Platz bleibe. Die kleinere Feinde desselben sind die Fliegen und Brämen, welche es im Sommer oft erbärmlich plagen. Um ihrer los zu werden, gehet es oft ins Wasser und badet sich.

Der Nutzen dieses Wildprets ist in den nordischen Ländern beträchtlich. Da das Fleisch eben so gut ist, als am andern Rothwildpret, so würde schon dieser Nutzen allein die Jagd einträglich machen. Das Fell giebt ein sehr gutes und starkes Leder und ist so fest, daß kaum eine Pistolenkugel durchschlägt. Die Klauen wurden ehedem als ein kräftiges Mittel gegen die Fallsucht verkauft, allein dieser Nutzen ist für unsere Zeiten vorbey. Das Geweih wird zu allerley Geräth-

schaften vorbereitet, die Haare werden ebenfalls zum Ausstopfen von den Sattlern gebraucht.

Da das Elendthier in sehr verschiedenen Ländern lebt, so gibt es auch verschiedene Abartungen davon, welche aber in dem wesentlichen miteinander übereinkommen. Nur die Farbe und Grösse ist ungleich. Die Nordamericanischen Elende sind weit grösser und dunkelbrauner von Farbe als die Europäischen. Unter den Europäischen herrscht wieder einiger Unterschied, denn einige sind falb und hell grau, andere dunkler. Einige haben Flecken unter dem Bauche und an den Hüften, andere nicht, die meisten sind an den Beinen weißlich. Das wesentliche vom Hr. von Linne angegebene Kennzeichen, welches in einer Schwüle oder dicken Fleischbeutel an der Kehle bestehet, findet sich nach des Grafen von Buffon Ausspruche nicht bey allen Arten. Endlich ist auch wie bey den Hirschen ein Unterschied in dem Geweih, welches bey einigen weit schwerer und grösser ist, als bey andern. (9)

Elend; die ehemalige Bedeutung dieses Wortes ist von der heutigen fast ganz das Gegentheil; denn es hieß in mittleren Zeiten stark, robust, Ritter und Fürsten wurden deshalb elendhafte, elendreiche tituliert, womit sie als tapfer, mannhaft, mächtig geehrt wurden. Ausserdem bedeutete Elend auch die Fremde, oder das Ausland, wohin jemand verwiesen wird. (15)

Elendrecht, ist oft so viel als Armenrecht; um ein Elendrecht bitten heißt daher um Erlassung der Gerichtsgebühren, und des Honorarii der Advocaten bitten. Man sehe den Artikel Armenrecht. Zu Breßlau ist das Elendrecht eine Art der Beyfälligen Rechten. (s. dies. Art.) Es bedienen sich desselben die Gefangenen, welche wegen peinlicher oder bürgerlicher Sachen in Haft kommen sind, wider diejenigen, welche sie haben einsetzen lassen. Die Gefangenen oder elenden Leute ernennen nämlich selbst die Personen, welche die gegen sie vorgebrachte Beschuldigungen untersuchen und darin richten sollen. Findet sich, daß der Elende mit Unrecht ins Gefängniß gesetzt worden, so muß der Ankläger vom Tage der Bestellung des Elendsrechts an, dem Gefangenen täglich dreyßig Groschen Weiß geben. (15)

Elendsbaum. s. Glücksbaum (*Clerodendrum* L.)

Elendshorn präparirtes, (*Cornu alcis praparatum.*) (Pharmacie.) ist nichts anders als gefeiltes und auf dem Reibstein zart zerriebenes Horn vom Elendthier, und in der fallenden Sucht sowohl als in andern Krankheiten eben so kraftlos als das gemeine. (12)

Elendshornartige Punctcoralle. s. Punctcoralle, elendshornartige.

Elendsklauen präparirte, (*ungula alcis praparata*) sind nichts anders als gefeilte und fein zerriebene Elendsklauen, deren gerühmte Kräfte gegen die fallende Sucht eben so ungegründet sind, als bey dem Elendshorn. (12)

Elendskragen, (*Collare misericordiæ, Collier de misere,*) ist eine Binde, die über die Achseln angelegt wird, und zur Befestigung der Schleuder zum Steinschnitte dient. (4)

Elengi, s. Spitzenblume. (*Mimusops* L.)

Elenophoria, ein Athenienfisches Fest, das seinen Namen von ἐλένας hatte, d. i. von gewissen Gefässen, die von Rohr geflochten und mit Henkeln von Weidenholz versehen waren. In diesen heiligen Körben wurden gewisse geheimnißvolle Sachen, ἱερὰ ἀρρητα, wie sie Pollux nennt, getragen. (21)

Eleomeli. (Naturgesch.) Mit diesem Namen wird eine Art von Balsam belegt, welcher sehr öhlig, dicker als Honig und süß von Geschmack ist. Er fließt aus einem in Syrien wachsenden Baum von selbst oder wird aus den öhligen Knospen desselben gepreßt. Dieser Balsam hat eine laxirende Kraft, wenn man ihn mit Wasser einnimmt. (9)

Eleonus (Astronom.) s. Löwe der grosse.

Eleonora. Cramer giebt diesen Namen einem Nachtschmetterling aus der Ordnung der Spanner mit eckichten Hinterflügeln pap. ex tab 288. f. G. F. mas. F. G. foem. Die Farbe ist olivenbraun, nach dem hintern Rand heller; mitten durch alle Flügel ziehet ein gemeinschaftliches weisses Band. Die Hinterflügel sind gezähnelt, und haben in der Mitte eine grössere Spitze oder Zahn. Der Vorderrand ist rothgelb, der hintere aber weiß. Der Leib und die Fühlhorner sind rothgelb. Die untere Seite gleichet fast völlig der obern, nur ist die Wurzel der Hinterflügel rothgelb: die Fühlhörner des Männchens sind gefiedert: auf der Küste von Coromandel ist er zu Hauß. (24)

Eleoselinum ist ein Beyname des starkriechenden Eppig. (*Apium graveolens* L.)

Eleotris, s. Grundel, Chinesische. (*Gobius* L.)

Elephant, (Naturgesch.) (*Elephas, Barrus.*) Dieses Thier ist wohl unstreitig das merkwürdigste aller Säugethiere, nicht nur wegen seiner alle andere weit übertreffenden Grösse, sondern auch seiner überaus grossen und vorzüglichen Kräften der Seele, worin es den Affen wonicht übertrift, doch gewiß gleich kommt. Es ist ein wahrer Coloß des Thierreiches, denn seine Höhe belauft sich auf dreyzehn bis fünfzehn Schuh, die Länge sechszehn, gröste Breite sieben Schuh. Das Gewicht steigt auf viertausend Pfund. Seine Structur des Körpers ist besonders merkwürdig, wegen des besondern Rüssels, davon wir nachher reden werden. Der Kopf ist vom Ende des Unterkiefers bis an das Hinterhaupt sieben Schuh lang. Er endiget sich mit zwo runden Erhohungen welche unmittelbar an den Rücken gränzen, denn der Hals ist so kurz, daß er gar nicht ins Gesicht fällt. Die Augen sind nach Proportion des Körpers sehr klein, allein dem ohnerachtet haben sie mehr Ausdruck von den Leidenschaften als irgend bey einem andern Thiere. Das Maul ist ebenfalls klein, die Unterlefze endiget sich in eine Spitze, die Oberlefze aber lauft in den Rüssel aus. Dieser ist das merkwürdigste Gliedmaß und auch wohl das einzige in seiner Art. Er dient dem Elephanten zu den meisten Bedürfnissen seines Lebens und leistet ihm vollkommen die Dienste, die dem Menschen die Aerme und Hände leisten. Seine Länge beträgt ohngefehr sieben bis acht Schuh, sein Umfang oben $6\frac{1}{2}$ unten $1\frac{1}{2}$ Schuh. Er stellt also einen cylindrischen Körper vor, welcher inwendig zwo Röhren enthält, die durch eine Scheidewand von einander abgesondert sind, und sich an der Spitze des Rüssels in zwo Löcher endigen, welche die Nasenlöcher vorstellen. Die Spitze des Rüssels ist abgestumpft und mit einem erhabenem Rande versehen. Nach vorn zu hat er einen 5 Zoll langen Fortsatz, der die Dienste der Finger leistet, wie wir unten sehen werden. Die Substanz des Rüssels ist fleischig, denn er hat eine Menge Muskeln, welche theils der Länge nach, theils von innen nach aussen zu laufen, und

vermöge deren dieses Glied alle Bewegungen und Krümmungen vollkommen wie eine Schlange machen kann. Die Ohren des Elephanten sind verhältnißmäßig groß und lang herabhängend und etwas gefaltet. Sie gleichen den Ohren des Affen. In den beyden Kiefern fehlen die Vorderzähne. Der Oberkiefer hat zween grosse hervorragende Hauzähne welche bis 10 Schuh lang, im Duchschnitt 5 Zoll dick, und etwas in die Höhe gekrümmt sind. Ausser diesen beyden zur Vertheidigung des Thieres dienenden Stockzähnen befinden sich in jedem Kiefer auf jeder Seite zween Backenzähne. Da die Schädelknochen übermäßig dick sind, indem das Stirnbein wohl 6 bis 7 Zoll in der Dickung hält, so wird hierdurch die Höhlung des Hirnschädels im Verhältniß sehr klein. Der Hals des Elephanten ist überaus kurz, und der Kopf scheint unmittelbar mit dem Leibe vereinigt zu seyn. Dieser hat eine ungeheure Dicke und gleicht einem vierfuderigen Fasse. Er ist vorne einen Schuh höher von dem Boden an, als hinten, und der Rücken etwas erhaben. Sein Umfang beträgt in der dicksten Gegend 25 bis 26 Schuh. Der Schwanz ist 6 Schuh lang, oben 2 Schuh im Umfang und wird nach der Spitze zu immer dünner, hält daselbst nur 4 Zoll im Umfange, und ist mit einem Büschel borstenartiger dicker Haare versehen. Die Beine des Elephanten sind sehr dick und unförmlich, die vordern länger, als die hintere. Jene ragen nur kurz vom Ellenbogen ausser dem Leibe hervor. Sie sind im Umfang über 5 Schuh dick und ohngefehr 7 Schuh lang. Jeder hat fünf Nägel. Die Hinterbeine tretten auch erst bey dem Kniegelenke aus dem Leibe und jeder Fuß ist mit vier Nägeln versehen. Die Fussohlen sind knorpelartig, ziemlich rund und platt. Da man die Zähen der Füsse nicht wahrnehmen kann, indem sie mit einer dicken gerunzelten hornartigen Haut ganz bedeckt und eingeschlossen sind, so kann man dem Fuß eher einen Huf als Klauen zuschreiben. Das männliche Zeugungsglied dieses ungeheuren Thieres hat in der Länge 6 Schuh und im größten Umfange 2½ Schuh. Seine Richtung neigt sich nach hinten zu. Das weibliche Geburtsglied liegt mitten im Bauche und ist vom After weiter entfernt als bey irgend einem andern Thiere. Die Mutterscheide hat auch eine andere Richtung dann sie läuft von vorne nach hinten, also rückwärts da sie bey andern Thieren sich nach vorne hin erstreckt. Die Zitzen des Weibchen, an der Zahl zwo liegen an der Brust. Die Haut des Elephanten ist nicht wie bey den meisten vierfüßigen Thieren mit Haaren bewachsen, sondern mit einer schwierenartigen harten runzlichen und überall hockerigen Rinde überzogen, so dick und hart daß keine bleyerne Flintenkugel eindringt. Die Farbe ist braungrau selten weiß. Allenthalben sind Einschnitte und so sieht sie der Rinde eines Eichbaumes ähnlich, von Haaren sieht man wenig und nur hin und wieder einzelne kurze Borsten. Nur die Augenlieder und das Ende des Schwanzes sind damit versehen. Von der Structur der innern Theile wollen wir nur einige Umstände anführen um nicht zu weitläuftig zu werden. Das Gehirn dieses Thieres ist nach dem Verhältniß des Körpers sehr klein. Es ist nicht über 16 Zoll lang und nicht über einen Schuh breit. Der Magen ist nicht so weit als der Grimmdarm aber lang. Die Kehle ist einen halben Schuh weit, die Luftröhre nur drey Zoll. Die Leber ist mit keiner Gallenblase versehen.

Dieses itzt beschriebene Thier lebt nur in den heissen Zonen des Erdbodens. Africa und Asien heget solche in Menge. Auf der Insel Ceylan, in Mogulien, Bengala, Siam, am Senegalstrome, in Guinea und andern südlichen Landschaften von Africa, ferner in Nigritien und Aethiopien, auf Malabar Java, und den Philippinen sind sie sehr zahlreich. In kälteren Climaten gibt es gar keine, und diejenigen welche man dahin versetzt, sterben bald weg.

Der Elephant ist ohnstreitig das verständigste aller Thiere, und seine Seele gränzet zunächst an die Seele der vernünftigen Geschöpfe. Die Indianer glauben daher daß die Seelen der verstorbenen Könige in Elephanten wanderten. Besonders wohne die Seele des Kaisers von Indien in einem weissen Elephanten. Im Stande der Wildheit sind diese Thiere nicht grimmig. Sie thun niemand etwas Leides, und achten nicht auf die vorbeygehenden Menschen. Indessen muß man sich wohl hüten, sie nicht zu beleidigen. Nur eine Mine von Beleidigung ist fähig ihren Zorn zu reizen und sie rächen sich alsdenn sehr nachdrücklich. Sie gehen meistens in Gesellschaft. Die ältesten gehen voran und die Jungen oder schwachen werden in die Mitte des Haufens genommen. Man kann kein Thier so zahm machen, und so gut unterrichten, als den Elephanten. Er hat eine erstaunliche Gelehrigkeit und lernet die Sprache seines Führers besser als alle bekannte zahme Hausthiere verstehen. Dabey ist er noch überdas überaus willig zu allen Diensten die man von ihm verlangt. Er liebt seinen Herrn mit der grösten Ergebenheit, hilft ihm mit seinem Rüssel aufsitzen und hält ihm das Bein in die Höhe um bequem aufzusteigen. Er bedarf keines Zaums und sein Führer hat nur einen eisernen vorne spitzen Hacken, damit er ihn am Halse kitzelt und hierdurch ein Zeichen gibt, wo er den Weg hinnehmen soll. Daher bedient man sich desselben in Indien statt des Zug und Lastviehs zu allen Diensten welche sonst die Pferde leisten müssen. Er ist unverdrossen zur Arbeit und läßt sich sogar durch Versprechungen bewegen seine Kräfte mehr als gewöhnlich anzustrengen, indem man ihm Wein oder sonst etwas das er gerne frißt zeiget. Wenn er aber alsdenn seinen Dienst gethan hat ist es gefährlich das Versprechen zu vergessen, denn er kommt sonst in die gröste Wuth. So wenig furchtsam er ist, so scheuet er sich doch vor dem Feuer und sogar die rothe Farbe kann er nicht leiden. Die guten Seelenkräften desselben werden auch durch ausserordentliche Kräfte und Fähigkeiten des Körpers erhöhet. Ein mittelmäßiger Elephant trägt eine Last von vielen tausend Pfunden, und es können bis 30 Menschen zugleich auf dem Rücken desselben reisen. Der Kaiser von Mogulien und andere Könige in Indien unterhalten deswegen stets eine Anzahl davon, um ihre Reisen mit ihnen zu machen. Man beladet sie mit kleinen Thürmen oder Kästen in welchen mehrere Menschen Platz haben. Der Führer des Thieres sitzt auf seinem Halse. Auch bey der Ein- und Ausladung der Schiffe thun die Elephanten gute Dienste. Sie schleppen ungeheure Lasten mit ihrem Rüssel weg und wenn die Güter nicht bequem anzufassen sind, bindet man Stricke daran. Diese nimmt der Elephant ins Maul schlingt sie um seine Stockzähne und ziehet alsdann die Last fort. Er zeiget hierbey überaus viel Sorgfalt, zerbricht und beschädiget nie etwas, ordnet die Tonnen in eine Reihe, versuchet mit dem Rüssel ob sie rollen, und leget alsdann Steine unter bis sie fest liegen. So plump und ungelenksam sein Körper zu

seyn scheint, so verrichtet er doch alle Bewegungen mit Leichtigkeit. Sein Gang ist meistens ein Schritt, der aber wegen der Länge der Beine dem Trabe der Pferde in der Geschwindigkeit gleichkommt. Seltener gehet er im Trabe und hierin kommt ihm ein Pferd im Galopp nicht bey. Nur das Umwenden gehet bey ihm langsam her. Daher kann ein Mensch sich dadurch vor seinem Grimme retten, wenn er stets hinter ihm laufet da er denn nicht leicht von ihm erhascht wird. Seine Waffen die ihm die Natur zur Vertheidigung verliehen hat, sind seine Hauzähne und sein Rüssel. Mit jenen reißt er einen mittelmäßigen Baum mit der Wurzel aus der Erde, und mit dem Schnabel kann er einen Menschen augenblicklich zu Tode schlagen, oder indem er ihn damit umfasset erdrücken und einen Steinwurf weit weg schleudern. Die vielen Höhlungen die sich in dem Körper des Elephanten befinden, machen daß er seiner grossen Ausdehnung ohngeachtet im Wasser schwimmet, und nicht einmal so tief einsinket als andere Landthiere. Mann kann ihn noch mit vielen Centnern beschweren, welche er auf beträchtliche Weite durch das Wasser setzt, und obgleich die Füsse gar nicht zum rudern gebaut zu seyn scheinen, so bewegt er sich doch so schnell, daß ihn ein Boot mit vielen Rudern nicht einholet. Die gröste Geschicklichkeit desselben besitzt er in seinem Rüssel. Er macht damit alle mögliche Bewegungen, und man kann sagen daß er dadurch alle Vortheile eines Armes und einer Hand erhält. Wenn er leichtere Körper aufheben will, so drückt er das breite Ende des Rüssels an, ziehet zu Luft zurück und nun hängt der Körper daran fest. So kann er z. E. Münzen vom Boden aufheben. Der kleine Fortsatz des Rüssels leistet ihm die Dienste eines Fingers, denn er kann vermittelst desselben gar geschickt, einen Knoten in einem Strick auflösen, ein Schloß mit dem Schlüßel auf und zu schlüssen und andere solche Verrichtungen leisten.

Der Elephant gehört zu den Gewächsfressenden Thieren. Fleisch frißt er weder im Stande der Freyheit noch wenn er zahm gemacht worden. Allerley Kräuter die Blätter und jungen Zweige der Bäume, die Früchte der Cocospalmen, alles Getreide sind sein Futter. Er mähet ganze Felder mit dem Rüssel ab, ordnet das Futter in kleine Büschel, und steckt solche mit dem Rüssel ins Maul. Es ist leicht zu begreiffen daß ein so ungeheuer grosses Thier auch viel fressen muß. Dieses werden die Indianer zu ihrem Schaden gewahr; denn oft wird ihnen in einer Nacht die ganze Hoffnung der reichsten Ernde durch diese ungebetenen Gäste vereitelt. Die vielen angezündeten Wachtfeuer helfen zuweilen nicht, und wenn die colossalische Feinde zahlreich sind, dringen sie wohl gar bis an die Wohnungen der Menschen, und werfen ihnen ihre Hütten und elende Häuser über einen Haufen. Das Getränk des Elephanten ist im Stande seiner Wildheit Wasser. Er gehet öfter an Bäche und Pfützen zu trinken, macht zu erst das Wasser ganz trübe und ziehet den einen Canal seines Rüssels voll. Alsdenn läßt er das Eingesogene ins Maul laufen. Ausser dem Trinken bedient er sich des Wassers oft zum Baden und zum anfeuchten seiner Haut. Wenn er zahm gemacht worden, so lernt er recht gut Wein und andere Getränke genieſſen, und findet sogar mehr Geschmack daran als am Wasser.

Das Zeugungsgeschäft des Elephanten ist noch mit einiger Dunkelheit umgeben. Sie sind bey der Begattung äusserst geheim, und begeben sich in die ödeste einsamste Gegenden um diese Naturtriebe zu stillen. Noch nie hat ein Mensch dabey einen Zuschauer abgeben können. Daher ist es bloſſe Muthmassung, wenn man vorgibt, das Weibchen lege sich auf die Erde. Die zahmgemachten Elephanten begatten sich gar nicht, weil ihnen hierzu die Einsamkeit mangelt. Eben so wenig kann man die Zeit bestimmen wie lange sie ihre Jungen tragen. Sie gebähren nur eines oder zween und säugen sie an ihren Brüsten. Die Jungen verrichten dieses ebenfalls mit dem Rüssel. Obgleich nur ein Junges bey jeder Zeugung fällt, so vermehren sich doch diese Thiere in ihrem Vaterland gar sehr; die ungemeine Länge ihres Lebens macht dieses begreiflich. Man kann zwar diese nicht ganz genau bestimmen, doch läßt sich ohne Irrthum sagen, daß sie oft über 200. Jahre steiget.

Man sollte denken es sey eine Herkulische Arbeit ein solches Thier aus dem Stande der Freyheit zu verdrängen, und ihm das Joch der Dienstbarkeit aufzulegen, und doch geschieht dieses in kurzer Zeit. Es wird am Ende eines Waldes ein grosser Zwinger aufgerichtet, indem man einen geräumlichen Platz mit dicken Pfählen einschließt, welche einige Schuhe weit von einander stehen, und mit Querbalken befestiget sind. An einer Seite ist eine grosse Oeffnung mit einer Fallthüre oder Schlagbaum. Nun führet man eine Elephantin in den Wald, und der Führer umsteckt sich mit Baumzweigen. So bald er Elephanten gewahr wird, gibt er dem seinigen ein Zeichen, und dieser erhebet seine Stimme. Die männlichen Elephanten kommen sogleich näher, nun wendet der Führer um, und reitet nach dem Zwinger, und jene folgen ihm willig bis dahin. So bald einer die Verwegenheit hat hinein zu gehen, welches selten fehlet, wird die Fallthüre niedergelassen, und nun erscheinen die Jäger. Beym Anblick derselben wird das Thier äusserst zornig, allein es kann keinem etwas schaden, denn die Pfähle durch welche man bequem durchschlüpfen kann, sind eine gute Schutzwehre. Wenn der wilde Elephant sich ziemlich ermüdet hat, wirft ihm der dazu abgerichtete Jäger Schlingen um die Beine und macht ihn mit Ketten und Seilen endlich an einen dicken Pfahl fest. Nun wird er zwischen zween zahmen Elephanten gekuppelt, alsdann einer hinten angehängt und so führt man ihn in den Stall. Seine zahmen Brüder unterlassen nicht, wenn er sich ungeberdig stellt, auf ein gegebenes Zeichen herzhafte Stöſſe mit dem Rüssel zu geben. Wenn er aber sich überwältiget siehet, so läßt er den Muth sinken, und alsdenn wird er durch freundliches Zureden und die Caressen des Führers in einigen Tagen so zahm als die andern. In Indien ist diese Jagd eine Beschäftigung der Könige, und sie wird mit allem anständigen Gepränge zuweilen vorgenommen. Man fängt auch die Elephanten noch auf andere Weise in versteckten Gruben, allein die beschriene ist doch gewöhnlicher. So nützlich diese Thiere zum Dienst des Menschen sind, denn einer leistet mehr als sechs Pferde, so sind sie doch kein Vieh für Privatpersonen. Vor erst kostet ein Elephant selbst in seinem Vaterland wenn er groß ist, 8. bis 10. tausend Thaler im Ankaufe, und sein nothdürftiges Futter kostet täglich 2 bis 3 Thaler. Dieser Ursachen wegen werden sie auch nur von reichen Leuten gebraucht. Die Könige in Indien unterhalten eine Anzahl zu ihrem Hofstaat. Ehmals bediente man sich derselben im Kriege, allein da der Gebrauch des Geschützes auch in Indien nicht mehr unbekannt ist, so sind sie nun

zum Streit völlig unnütz. Das Feuer und der Knall des Schießgewehres macht sie scheu, und bringt sie in Unordnung. Nur mit vieler Mühe lassen sie sich daran gewöhnen. Das Feuer kann er von Natur nicht leiden, so wie er auch einen natürlichen Abscheu vor den Schweinen und ihrem Geschrey hat. Daß er eine Furcht vor Ratten und Mäusen haben soll, weil ihm diese Thiere laut einer alten Sage in die Nase kriechen sollen, ist eine Fabel. Uebrigens hat er unter den Thieren doch seine Feinde und zwar furchtbarer, als Ratten, nehmlich den Löwen, Tieger und das Nasenhorn. Diese fallen ihn oft mit der grösten Wuth an besonders suchen sie ihm den Rüssel zu beschädigen oder abzubeissen, da er dann leicht überwunden ist.

Von dem Nutzen der Elephantenzähne wird im Artikel Elfenbein geredet werden. Die Haut dient den Indianern zu Schildern und der Schwanz wird sehr hoch geachtet, weil er von den Prinzeßinnen in dortigen Ländern zu Fliegenwedeln gebraucht wird. (9)

Elephant. (antiquarisch) Vor den Kriegen des Alexanders geschiehet der Elephanten keine Meldung bey den griechischen Schriftstellern. Nach seinem Tode erst wurden diese Ungeheuer aus den Morgenländern nach Europa gebracht und auch hier, so wie lange vorher in Orient, im Kriege gebraucht. In Schlachten pflegten sie grosse Thürme zu tragen, worin zehen, fünfzehen, ja nach einigen, gar dreyßig Soldaten sich befanden, die mit Wurfspiessen und Pfeilen dem Feinde zusezten, für ihre Person aber in dem Thurme sicher waren. Die Elephanten selbst bewiesen im Treffen vielen Muth und verbreiteten durch ihre ungeheure Größe und ihr ungewöhnliches Brüllen unter Menschen und Pferden ein allgemeines Schrecken. Sie zertratten die, welche auf sie loß giengen mit ihren plumpen Füßen, oder ergriffen sie mit ihrem Rüssel und warfen sie entweder in die Luft oder überlieferten sie denen, die auf ihnen saßen. Zuweilen pflegten sie sich auch selbst untereinander mit grosser Wuth anzugreifen, besonders wenn sie verwundet waren. Doch der Dienst den sie leisteten, ward oft durch die von ihnen zu befürchtenden Nachtheile überwogen. Denn obgleich dies Thier mehr vernunftähnliches hat, als irgend ein anderes, und also sehr gelehrig und fähig war, der Leitung seines Regieres zu folgen; so war es doch nicht mehr zu bändigen, so bald es eine schwere Wunde bekam oder ihm der Feind zu sehr zusezte, sondern kehrte um, und richtete seine ganze Wuth gegen seine eigene Parthey, wo es denn Verwirrung und Tod hinbrachte und dem Feinde den Sieg erleichterte.

Als die Elephanten von den Griechen und Römern zuerst gesehen wurden, thaten sie große Würkung. Alexanders Soldaten stuzten und geriethen in zimliche Verwirrung: und Alexander selbst, da er das Heer des Porus, und bey demselben 85. Elephanten erblickte, war genöthigt zu sagen: tandem par animo meo periculum video, d. i. endlich sehe ich doch einmal eine Gefahr, die meinem Muthe angemessen ist„. Die Römer litten ebenfalls, als sie in dem ersten Treffen mit dem Pyrrhus sich mit den Elephanten desselben abgeben mußten. Man fand aber bald Mittel, den Schaden abzuhalten, den diese Bestien verursachen konnten. Man suchte ihnen den Rüssel abzuhauen, und die Füße zu verwunden, wodurch sie so wild wurden, daß sie ihre Wuth gegen ihr eignes Heer richteten. Man lies sie von gepanzerten Soldaten oder Cataphractis angreifen, die an den Armen, auf den Schultern und auf dem Helme mit starken eisernen Stacheln versehen waren, um nicht vom Rüssel des Elephanten ergriffen werden zu können. Die Römer schickten auch Velites zu Pferde gegen sie, die vor dem langsamen Elephanten vorbey ritten, ihn mit ihren Wurfspiessen verwundeten und bisweilen tödteten. Man beunruhigte ferner sie sowohl, als die, welche auf ihnen saßen, mit Schleudern. Man setzte sie durch fürchterliches und ihnen ungewöhnliches Geschrey in Verwirrung. Man machte verdeckte Gruben und suchte sie dahin zu locken. Endlich, wenn die Elephanten mit ihren Thürmen anrückten und einzudringen droheten, so öffneten die Soldaten ihre Glieder, liessen sie in die Schlachtordnung und fielen sie sodann auf allen Seiten an.

Die Römer liessen auch Elephanten nach Italien bringen, damit die römischen Soldaten sich an ihre Stimme, Gestalt, Größe und Art sich zu vertheidigen gewöhnen, und lernen mögten, sie anzugreifen und am bequemsten zu verwunden und zu erlegen. Besonders wurden die Elephanten in den spätern Zeiten des römischen Staats auf den Schauplätzen aufgeführt, wo sie, nach dem Berichte des Plinius, ausserordentliche Beweise ihrer Gelehrigkeit und Gelenkigkeit gaben. Wenn der Elephant gegen seinen Führer wild und unbändig wurde, so tödtete man ihn vermittelst eines Meissels, den sein Führer mit einem Hammer zwischen den Ohren des Thiers einschlug, welches Mittel, wie Livius erzählt, Asdrubal bey seinem Heere gebrauchte. Man pflegte aber die Elephanten, wenn die Armee in Schlachtordnung gestellt wurde, bald vor, bald hinter die Fronte zu stellen. Im leztern Falle öffneten sich die Glieder, um dem Elephanten Raum zu machen, damit er durch seinen unerwarteten Anblick den Feind erschrecken mögte. Man stellte sie bisweilen auch zwischen die Geschwader der Reuterey.

Uebrigens hatten die Anführer der Elephanten ihre eignen Namen. Der Zoarchos Ζωαρχος war über einen Elephanten gesetzt; der Therarchos, Θηραρχος, über zween; der Epitherarchos, ἐπιθηραρχος, über vier; der Ilarches, Ιλαρχης, über acht, und dessen Amt hies Elephantarchia: der Keratarches, κερατάρχης, über zwey und dreyßig; und der Phalangarches, φαλαγγαρχης über vier und sechzig.

Die Syrischen oder Seleucidischen Könige pflegten auch auf dem Gepräge ihrer Münzen Elephanten anzubringen. So liegt z. B. das Wappen ihres Hauses, der Anker, dessen Ursprung uns Justin erzählt, auf einigen Münzen schräg über einer Quadriga, die von vier Elephanten gezogen wird. Diese Anzahl Elephanten findet man häufig auf den Münzen der Seleuciden; oft auch nur einen Elephanten, entweder als eine Erinnerung an den Gebrauch, den diese Könige von diesem Thiere im Kriege machten, oder als ein Zeichen des Siegs. Auch die Stadt Apamea hat meistens einen Elephanten zum Kennzeichen, weil eine grosse Anzahl dieser Thiere in dem Gebiete der Stadt von den Syrischen Königen verpflegt wurde. Von den Elephanten in Rücksicht auf die Römer s. Bos Luca. (21)

Elephant. Man nennt so eine africanische Grille, (*Gryllus Elephas* L. Fabr. welche Rösel Tom. II. *Inf. Gryll.* tab. 6. f. 2.) abgebildet.) Sie ist, wenn sie anders das vollkommene Insekt selbst, und nicht vielleicht noch die Puppe ist, ohngeflügelt, groß und

ſtark, hat fadenförmige Fühlhörner, einen ganz grünen Körper, der mit vertieften Punkten beſtreut iſt: Auf dem Bruſtſchild ſiehet man einen erhabenen ganz vollſtändigen Kiel. Die Schenkel ſind unbewaffnet. Merkwürdig iſt doch, daß man nur Anfänge von zweyen Flügeln ſiehet, da man doch an den Grillenpuppen Anfänge von vier Flügeln wahrnimmt.

Elephant, fliegender. (*Scarab. Atlas.*) Wir haben dieſen Käfer oben unter **Atlaskäfer** beſchrieben; wir fügen nur hinzu, daß wir von ihm in **Sulzers** Kennzeichen Tab. 1. f. 1. eine gute Abbildung finden. Nach **Fueßlin** Magaz. der Entom. I. ſind **Voets** *Taurus volans* und *Taurus volans corruſcans* eben dieſer Atlas.

Elephant, Guineiſcher. (*Scar. Elephas* **Fabr.** Ein Käfer mit einem Schildgen und gehörntem Bruſtſchild.) Er hat die Gröſſe mit dem *Scarab. Actaeon*, und iſt ihm ſehr ähnlich, ganz ſchwarz, doch aber mit roſtgrauen Haaren aller Orten bedeckt. Das Kopfhorn ſteht vor ſich geſtreckt, iſt glatt und ſchwarz, und an der Spitze zweyzinkich, an der Wurzel aber auf der innern Seite mit einem ſtarken, eingekrümmten haarichten Zahn bewaffnet: der Bruſtſchild iſt in der Mitte buckelicht, und hat auf beyden Seiten ein ſtarkes vorgeſtrecktes Horn. Die Flügeldecken ſind hin und wieder punktiert. **Fabricius** verweiſet auf **Olear.** *Muſ.* t. 16. f. 2. und hält dieſen Käfer faſt vor eine Varietät vom *Actaeon*, auſſer daß er ganz haaricht iſt. (24)

Elephant. (ein Fiſch) ſ. **Seedrache.** (*Chimaera* L.)

Elephanten, gegrabene, Elephantenſkelete, Elephantenknochen, Elephantenzähne. Das ſind die ehemaligen **Rieſenkörper** und **Rieſenknochen** unſrer Vorfahren; die alles von Rieſen abzuleiten pflegten, was etwa eine ungewöhnliche Gröſſe hatte, und gleichwohl von Menſchen herrühren ſollte. (ſ. **Rieſenkörper, gegrabene**) In unſern Tagen fällt man wie ich glaube auf einen zweyten Abweg, indem man alle ungewöhnlich groſſe Knochen und Zähne von Elephanten herleitet, die auch wenigſtens zum Theil von andern groſſen Thieren herkommen können. Wir haben freylich in der Oſteologie der Thiere noch nicht Erfahrungen genug, und das mag auch die Lithologen entſchuldigen, deren Amt es gerade nicht allemal mit ſich bringt, gute Anatomen zu ſeyn; und eigne Vergleichungen anzuſtellen, unter natürlichen und gegrabenen Körpern, wer hat dazu allemal Gelegenheit? und wo haben wir viele und was das vorzüglichſte iſt, getreue Zeichnungen von verſchiedenen beſonders ausländiſchen Thieren? Man wird daher von uns hier nicht mehr fordern, als getreue Auszüge von der hieher gehörigen Entdeckungen. Und da uns hier Herr **Walch** in der Naturgeſchichte Th. II. Abſchn. II. S. 162. f. und Herr **Schröter** in dem Lithologiſchen Real- und Verballexicon Th. II. S. 65. f. ſehr gut vorgearbeitet haben, ſo ſollen beyde Schriftſteller hier unſre Anführer ſeyn.

Herr **Walch** ſagt, daß man hieher gehörige Beyſpiele in und auſſer **Deutſchland** gefunden habe. In **Deutſchland**: 1) das im Jahr 1652. bey **Klein-Schemnitz** aus der **Oder** gezogene Schenkelbein, welches 10 Pfund gewogen hat. 2) Das zu **Burgtonna** 1695. ausgegrabene Elephantengerippe. 3) Das **Badenſche**, das man zu **Baden** vier Meilen von **Wien** im vorigen Jahre ausgegraben hat, und welches von einer anſehnlichen Gröſſe war. 4) Die an der **Donau** gefundenen Elephantenknochen die **Marſigli** im *Danubio* tab. 28. f. des zweyten Theils abgebildet hat. 5) Die bey **Erxleben** im **Erfurthiſchen** unter der Dammerde gefundenen Elephantenknochen. 6) Die Elephantenknochen von **Lippenheim** in dem **Weſeliſchen**. 7) Die bey **Bettenhauſen** ohnweit **Caſſel** gefundenen Elephantenknochen, davon noch einige Zähne mit ihren Kinnladen in **Caſſel** liegen. 8) Die Elephantenknochen, die man neuerer Zeit bey **Sangerhauſen** ausgegraben hat, welche aber ſtark calcinirt waren.

Auſſer **Deutſchland** gehören hierher folgende Beyſpiele. **Altrovand** redet von Elephantenknochen, die man zu ſeiner Zeit bey **Antwerpen** gefunden hat. Von denen in **England** und beſonders auf der Inſel **Sheppey** gefundenen Elephantenknochen redet und zeuget **Sloane**; und **Biddulphen, Strickland**, und **Clerecus** reden von auſſerordentlich groſſen Knochen von Elephanten, die man in **England** gefunden hat. Die bey **Rom** gefundenen Knochen dieſer Art beſchreibet **Bonanni**; von den Sibiriſchen Elephantenknochen, oder von dem ſogenannten Elfenbein ſ. den Artikel: **Elfenbein**. **Collinſon** redet von den Elephantenknochen in **Nordamerica**, und aus **Davila** können wir noch verſchiedene Oerter kennen lernen, wo man hieher gehörige Knochen gefunden hat.

Von **Elephantenzähnen**, die ſogar achatartig ſeyn ſollen zeugen **Condamine** und **Friſch**. Elephantenzähne von **Eſperſtedt** und **Halle** beſchreiben **Leſſer** und **Hofmann**. Und eben dieſer **Leſſer** redet von Elephantenzähnen die man bey **Camburg** in **Thüringen** und bey **Hildburghauſen** gefunden hat. **Friſch, Davila, Kundmann** und **Hebenſtreidt** führen noch verſchiedene hieher gehörige Beyſpiele an, die zum Theil von anſehnlicher Gröſſe waren.

Schröter thut zu dieſen Beyſpielen noch folgende. In dem **Knorriſchen** Petrefactenwerke wird Th. II. tab. H. ein anſehnlicher Elephantenzahn aus dem **Birſefluß** bey **Baſel** abgebildet. Für den Zahn den **Leibniz** in der *Protogaea* abbildet (tab. XII.) brauchte er gerade kein unbekanntes Tidasthier aufzuſuchen, ſondern er konnte ihn nur unter die Elephantenzähne legen. **Seyfried** redet von einem hieher gehörigen Körper aus **Crems** in **Oeſterreich**, den er aber, ſeiner Zeit gemäß, zum Rieſenkörper machte. **Collinſon** redet von neulich entdeckten Elephantengerippe in **America**. Die Knochen lagen am **Ohio**fluſſe ſo häufig, daß man auf 30 Gerippe rechnen konnte. Ein Elfenbeinzahn war beynahe 7 Fuß lang. Bey **Sangerhauſen** hat man im Jahr 1757. in der **Gonne** einem Fluſſe einen Elephantenzahn ausgegraben, der aber ſehr verwittert war. Bey **Gera** grub man einen halben Elephantenzahn, einen Wirbelknochen, und ein Stück von einem Schienbein 30 Ellen tief aus. Der letztere Knochen wog zehn Pfund. Auch bey **Weimar** hat man hieher gehörige Knochen und Zähne von anſehnlicher Gröſſe gefunden. Der **Rhein**fluß hat in verſchiedenen Zeiten verſchiedene Zähne und unter dieſen auch ein Fragment eines Elfenbeinzahns hergegeben. Herr **Schröter** ſelbſt beſitzt einen Elephantenzahn von daher, welcher 10 Zoll breit und 6½ Zoll hoch iſt. Auch bey **Paſſau** hat man Knochen und Zähne von Elephantenknochen ausgegraben. Bey **Potsdamm** hat man 1774. gleiche Entdeckungen gemacht. Der Herr Paſtor **Meinecke** erzählt, daß man an dem Ufer der **Elbe** nicht weit von **Deſſau** 17 Ellen tief einen Elephantenzahn gefunden habe; und

Herr Andreä beſitzt verſchiedene Zähne aus der Leine und aus der Weſer. Die in Spanien entdeckten Rieſenkörper, davon Torrubie zeugt, ſind wahrſcheinlich auch von Elephanten und andern groſſen Thieren geweſen. Zu dieſen Beyſpielen könnten wir noch verſchiedene hinzu thun wenn wir glaubten, daß es nöthig wäre.

Die mehreſten dieſer Knochen und Zähne ſind nur calcinirt, wenige ſind wirklich verſteint. Daß ein jeder Zahn eine auſſerordentliche Feſtigkeit habe, lehret der Augenſchein, daß er alſo nicht leicht calcinire, und noch ſchwerer verſteint werden könne, kann man nun leicht begreifen. Warum nun aber die übrigen Elephantenknochen mehrentheils calcinirt und nicht verſteint erſcheinen, davon liegt die Urſache nicht in den Knochen, ſondern in ihrem gehabten Lager, wo ihnen die Verſteinerungsmittel entzogen waren; vielleicht auch in der Zeit die zur Verſteinerung noch nicht hinreichend war.

Wie aber dieſe Knochen an die verſchiedenen Oerter gekommen ſind, darüber hegt Herr Walch folgende Gedanken. Diejenigen, welche ſolche von der allgemeinen Sündfluth haben herleiten wollen, müſſen nicht daran gedacht haben, daß es dem Waſſer unmöglich ſey, ſo ungeheure Laſten, als Elephanten ſind, aus Aſia und Africa nach Europa, ſowohl an ſich wegen ihrer Schweere, als auch ohne anzuſtoſſen und hängen zu bleiben, ſchleppen zu können. Andre glauben daher, die Elephanten hätten ehedem, wie noch heutzutage in Aſia und Africa, ſo auch in Europa ihren Wohnſitz gehabt. Allein das iſt eine bloſe Hypotheſe, die dadurch entkräftet wird, daß Elephanten in den nördlichen Gegenden ſo häufig gefunden werden, deren Natur doch einen warmen Himmelsſtrich erfordert. Will man mit einigen ſagen, daß vielleicht ehemals ein Comet, die Lage der Erdkugel verrückt, und daß die ehemaligen ſüdlichen Länder durch ſolchen in einen kalten Himmelsſtrich verſetzt worden, ſo iſt das wieder eine unerweißliche Hypotheſe. Was die in unſerm Deutſchland, und den benachbarten Provinzen gefundene Elephantengerippe anlangt, ſo iſt am wahrſcheinlichſten, daß, da die Römer ehedem nicht nur zur Pracht und zu Thiergefechten, ſondern auch zum Kriege, Elephanten nach Italien und von dar bey einigen Feldzügen in andre Provinzen Europens gebracht, da ferner, wie noch heutzutage bisweilen geſchiehet, vielleicht auch ehedem Elephanten, um ſolche für Geld ſehen zu laſſen, in Europa herumgeführet worden, da endlich Elephanten für die Kaiſer und Könige nach Europa gekommen, daß dieſe gefundenen Elephantenknochen von dieſer dreyfachen Urſache herzuleiten. Dieſe Vermuthung wird deſto wahrſcheinlicher, weil man mehrentheils an einem Orte das ganze Beingerüſte antrift, woraus zu ſchlieſſen, daß ſolches an eben dem Orte eingeſcharrt worden. Hätte ſolche ein Fluth in unſre Gegend geführt, ſo müßten dieſe Knochen, wie andre Thierknochen einzeln und zerſtreut in Steinen angetroffen werden, welches ſich doch noch nicht leicht gefunden.

Wie aber dieſe Knochen in andre entfernte Weltgegenden, wo ſonſt keine Elephanten wohnen, gekommen ſind, davon ſ. Elfenbein. (10)

Elephantenfuß. (botan.) (*Elephantopus* L. Vaillant. & Dillen.) Mit dieſem Namen wird ein Pflanzengeſchlecht belegt, welches in die zehnte Ordnung der neunzehnten Linneiſchen Claſſe (Syngeneſia polygamia ſegregata) gehört. Der Kelch beſtehet aus einer Hülle von drey bis vier breiten ſpitzen fortdaurenden Blättern, welche einige Blumenköpfchen einſchlieſſen. Jedes dieſer Blumenköpfchen hat wiederum einen länglichen Kelch, welcher aus ziegelweiſe übereinander gelegten aufrechten lanzettförmigen ſchmalen ſteif zugeſpitzten Blättchen beſtehet, und vier Blümchen enthält. Dieſe ſind zwitterartig in einen einfachen Kreis geſtellt, zungenförmig und in fünf Abſchnitte getheilt. Der walzenförmige hohle Staubbeutel ſitzt auf fünf kurzen haarförmigen Trägern. Der Stempel hat einen eyrunden gekrönten Fruchtknoten einen fadenförmigen Griffel von der Länge der Staubfäden, und zwo zarte ausgebreitete Narben. Auf die Blüthe folgt keine Saamenkapſel, ſondern der unveränderte Kelch umſchließt die einzelnen platten mit einer borſtigen Haarkrone verſehenen Saamenkörner. Der Fruchtknoten iſt nackt. Man kennt nur zwo Gattungen dieſes Geſchlechts:

Filziger Elephantenfuß. (*Elephantopus tomentoſus* L. Mill. dict. n. 2. Brown. jam. 311.) Er wächſt in America wild und hat wollige Blätter und Stengel.

Kratzender Elephantenfuß. (*Elephantopus ſcaber* L. Mill. n. 1. Dill. elth. 126. t. 106. f. 126. *Bidens fruteſcens foliis oblongis utrinque acuminatis* Breyn. lc. 32. t. 34. *Anaſchovadi* Rheed. mal.) Er wächſt in beyden Indien wild. Seine kratzende längliche Blätter breiten ſich auf der Erde aus. Mitten inne erhebt ſich ein Schuh hoher wenig äſtiger Stengel, welcher zwo blaß purpurfärbige Blumen trägt. (9)

Elephantenknochen, gegrabene. ſ. Elephanten.

Elephantenkopf. (*Elephas* Tournef.) Dieſes Pflanzengeſchlecht hat Hr. v. Linne unter das Geſchlecht *Rhinanthus* gebracht. ſ. Zahnenkamm. (9)

Elephantenlaus, (Conchyl.) (ſ. Chiton; vorzüglich Muſchel von acht Rippen.) Man hat auch eine Frucht, *Anacardia* genannt, welche den Namen der Elephantenlaus führet, und faſt die Geſtalt eines Herzens hat. Ein Steinſpiel, das faſt die Bildung dieſer Frucht hat, wurde in den vorigen Zeiten, wo Steinſpiele noch galten, die verſteinte Elephantenlaus und *Lapis anacardites* genennet. (10)

Elephantenlausbaum. (botan.) *Anacardium* L. *Acajou* Tourn. Nierenbaum Planer.) Mit dieſen Namen belegt man ein Pflanzengeſchlecht, welches in die erſte Ordnung der neunten Linneiſchen Claſſe (Enneandria monogynia) gehört. Der Kelch iſt in fünf eyrunde, vertiefte, aufrecht abfallende Abſchnitte getheilt. Die Crone hat fünf lanzettförmige gleichbreite, ſpitze umgebogene, unten aufrechte Blätter. Die Staubfäden, 8 bis 10 an der Zahl, ſind unten an der Baſis vereinigt. Einer iſt dicker als die andern, um ein Drittheil länger und nach dem größten Lappen des Fruchtknotens zugekehrt. Er hat auch einen dreyſchneidigen groſſen fruchtbaren Staubbeutel, da die andern nur kleine taube fortdaurende Staubbeutel haben. Der Fruchtknoten iſt ſchief nierenförmig, mit einem höherſtehenden gröſſern Lappen. Aus ſeiner Mitte entſpringt ein pfriemförmiger, den Blumenblättern ähnlicher Griffel mit einer kleinen rundlichen, niedergedrückten, vertieften Narbe. Auf die Blüthe folgt ein fleiſchiges, groſſes, umgekehrt herzförmiges Behälter oder Fruchtboden, auf welchem oben eine nierenförmige groſſe Nuß ſitzt. Nach den neueſten Nachrichten des Hrn. Rottböl gehört dieſes Geſchlecht

in

in die Classe polygamia dioecia und trägt auf einem besonderen Baume auch männliche Blumen, welche in allen Stücken den Zwitterblumen ähnlich sind, nur haben sie entweder gar keinen, oder einen abfallenden Stempel. Die einzige bekannte Gattung ist:

Der westindische Elephantenlausbaum. (*Anacardium occidentale* L. Iacq. amer. 124. t. 181. f. 35. Blackw. t. 369. *Acajou* Piso. *Cassuvium* Rumph. amb. I. p. 177. t. 69. *Caschon* Mer. *Capa mava* Rheed.) Er wächst in Jamaica, auf der Insel Ceylan und in andern indianischen Ländern wild, und hat einen dicken hohen Stamm. Die Blätter sind glatt auf beyden Seiten grün, eyförmig, völlig glatträndig, adrig, gestielt. Die Blumen stehen an dem Gipfel der Aeste. Der oben angeführte Fruchtboden ist so groß als ein Gänsey, äusserlich glatt, glänzend, purpurfarbig mit gelb gemischt, inwendig weiß fleischig, wenn er reif geworden hat er einen süßsäuerlichen, jedoch herben zusammenziehenden Geschmack. Die Indianer pressen den Saft davon aus und machen einen weinartigen Trank daraus, welchen sie Quickou nennen. Der Saft, welcher sich zwischen den doppelten Häuten der frischen Saamen oder Nüsse befindet, ist ein schwarzes scharfes Oel, welches eine giftige ätzende Eigenschaft hat. Man kann auf Leinewand damit Buchstaben zeichnen, welche eine unauslöschliche schwarze Farbe bekommen, wenn man sogleich Kalch darauf streuet. Die grüne Schaale dieser Kerne giebt mit Eßig eine schwarze Dinte. Der innere weisse Kern ist süß und eßbar, und soll nach der Indianer Meynung zum Beyschlaf reizen. Sie pflegen daher die Kerne in heisser Asche zu braten bis die äussere Schaale abgehet. Vor Zeiten hat man diese Kerne in den Apotheken als ein Mittel gegen allerley Gifte aufbewahret. Heutiges Tages werden sie von den Aerzten nicht mehr gebraucht.

Der Ostindische Elephantenlausbaum gehört nicht zu dem jetzt beschriebenen Geschlechte, sondern zur Avicennie (*Avicennia tomentosa* L.) s. Avicennie. (9)

Elephantenmilbe. (*Acarus elephantinus* L. Fabr.) Eine indische runde niedergedruckte braunblaulichte Milbe mit einem dicken Rand, und unten mit 3 Falten auf beyden Seiten: An der Wurzel ist ein schwarzer ovaler dreyspaltiger Flecken. Ihre Grösse gleichet den Saamen der weissen Lupinen. Schrank in seinen Beyträgen zur Naturgesch. pag. 128. t. 6. f. 14. 15. beschreibt eine Milbe, welche aus Dalmatien mit der gemeinen Schildkröte, von deren Blut sie sich nähret, gebracht wird, und welche er vor die Elephantenmilbe hält. Wir wollen nicht entscheiden, ob sie eine andere seye; indessen nennt Linne die seinige zu bestimmt *orbicularis*, und Schranks seine ist oval: letztrer gedenket zwar dreyer Falten auf beyden Seiten: allein diese liegen oben, und bey Linne unten; endlich ist die Farbe der Schrankischen Milbe röthlich. Das einzige, was beyde Milben mit einander gemein haben, ist der dreylappichte Flecken. (24)

Elephantennase, ist eine Gattung von Hecht, (*Esox brasiliensis* L.) (9)

Elephantenochs, (*Taurelephas*) ist eine Art von gemeinen Ochsen in Afrika, welche ihrer ausserordentlichen Grösse wegen diesen Namen erhalten haben. (9)

Elephantenohr. (Coralle) (*Madrepora foliosa* Pallas *Elench. Zoophyt.* p. 333. Spec. 196. *Madrepora polymorpha laciniosa, laminis laceris scaberrimis, poris utrinque sparsis minutis.* Pallas holländ. p. 411. n. 196. tab. 9. fig. 6. *Het Koolblad*, das Kohlblatt. Müller Linnäisches Naturs. Th. VI. zweyter Band S. 707. das Elephantenohr. Seba *Thesaur.* Tom. III. tab. 110. fig. 7. Gualtieri *Ind. Testar.* tab. 42. b. *Choana saxea crispata, rugosa minimis poris & verrucis undique exasperata.*) Diese Coralle erscheinet in mancherley Gestalten. Bald gleichet sie, wie beym Seba und Gualtieri einem erhöheten Trichter, der oben breit ist und unten spitzig zuläuft, bald ist sie aber auch niedriger, in ihrer Gestalt unbestimmter, und ein solches Beyspiel bildete Herr Boddaert in der holländischen Ausgabe des Pallas ab, verglich es mit einem zusammengewickelten Kohlblatte, und gab ihm davon den angeführten Namen. Alle Beyspiele und Abänderungen kommen indessen darin überein, daß sie aus einer Menge Blättern von mäßiger Stärke bestehen, die wie Rosenblätter zusammengesetzt sind und sämmtlich auf einem starken dicken Stamme stehen. Die Blätter haben eine verschiedene Grösse, doch sind die innersten gewöhnlich die schwächsten, und sie erscheinen sämmtlich in vielerley Gestalten. Auf beyden Seiten sind sie sehr rauh, und hin und wieder mit kleinen Sternchen versehen. Herr Pallas versichert, daß er Beyspiele gesehen habe, die einer ausgeblüheten Rose völlig gleich gewesen wären, doch sey sich bey verschiedenen Beyspielen gar nicht getreu. Diese Coralle kommt aus Indien und ist selten.

Wenn Herr Müller sagt, diese Coralle sey Unterart von der Dorncoralle *Madrepora muricata* L. so ist dieser Irthum ohne Zweifel von einer unrichtig verstandenen Stelle im Pallas entstanden. Dieser sagt: die Sternchen des Elephantenohrs hätten gerade die Gestalt, wie die sternförmigen Pori eines abgeriebenen Fragments von der Dorncoralle; (*Stellae parvae, sparsae, simillimae poris stellaribus quos detrita M. muricatae fragmenta exhibent.*) Denn daß diese Coralle eigne Gattung sey, daran wird wohl niemand zweifeln, der sie kennet. (10)

Elephantenorden, heißt ein noch bestehender Ritterorden in Dännemark. Er gehört unstreitig unter die ältesten, da selbst die Dänische Schriftsteller die eigentliche Zeit seines Ursprungs nicht bestimmen können. Er hat auch in Ansehung der Ordenszeichen viel Veränderung erlitten. Heutzutag besteht es aus einem goldenen, weißgeschmelzten Elephanten, mit goldenem Rüssel, und Zähnen. Der Elephant steht auf einem grüngeschmelztem Boden, und trägt auf dem Rücken einen goldenen Streitthurm. Die Kette ist aus dergleichen Thürmen, und Elephanten ohne Thürme auf den Rücken, zusammengefügt. Das Band aber, woran das Ordenszeichen gewöhnlicherweise getragen wird, ist handbreit, himmelblau gewässert, und fließt von der linken Schulter nach der rechten Hüfte. Der Ordensstern ist achteckigt, hat in seiner Mitte ein silbernes Creutz im rothen Felde, und steht auf der linken Brust. Die Farben der Ceremonienkleidung sind weiß, und cramoisi: und die Devise heißt: *magnanimi pretium.* Die Anzahl der Ritter, ausser den Personen des königlichen Hauses, ist auf 30 festgesetzt, welche der evangelischen Religion beygethan seyn müssen. Das Ordensfest wird auf Pfingsten in der Schloßkirche zu Friederichsburg gefeyert. Niemand soll diesen Orden erhalten, der nicht vorher mit dem Danebrogorden gezieret worden. (33)

Elephantenpapier, iſt das gröſte Papier ſo in Deutſchland gemacht wird, deſſen Breite und Länge kaum ein Mann ausklaftern kann. Das feine wird zu Tabellen und Kupferſtichen, das gröbere zum Einpacken gebraucht. (19)

Elephantenrüſſel, *Curculio Indus*, ſ. unter Rüſſelkäfer, Elephantenrüſſel, der Elephant, der groſſe Weinvogel oder Weinmotte, der groſſe Weinſchwärmer, die Schweinſchnauze, Schweinerüſſel, der Schottenweiderichſchwärmer; lauter Namen, welche entweder von der Geſtalt der Raupe oder von ihrem Futter entlehnt ſind, mit welchen man einen ächten Sphinx oder Dämmerungsſchmetterling, den Linne *Elpenor* nennt, zu bezeichnen pflegt. Er iſt ein Europäer, und wird von Linne, Fabr. Scop. Gled. Fueßl. Röſ. Inſ. I. *phal.* I. t. 4. Eſp. Schmetterl. II. t. 9. f. 1. Degeer Inſ. I. t. 9. f. 2. und andern beſchrieben oder abgebildet. Man trift ſeine Raupe im Jun. bis in Sept. auf den Rebenblättern, Schottenweiderich, (*Epilobium*) dem Galium mit weiſſer Blüthe und einigen andern Gewächſen an. An Farbe iſt ſie bald grün bald ſchwärzlich, bald grün mit ſchwarzen Flecken, bald braun, und nur über den Rücken ſchwarz. Die grüne Sorten werden manchmal bey der letzten Häutung ſchwärzlich, ſie verwandlen ſich aber auch ohne ihre grüne Farbe zu ändern. Der Kopf iſt klein, und kann ſich mit den drey erſten Abſätzen bis in den dritten zurückziehen, ſo daß, wenn ſie den Kopf mit dieſen Abſätzen wieder hervorſtreckt, dieſe das Anſehen eines Rüſſels haben: an den zwey Abſätzen, welche zwiſchen den Vorder- und Bauchfüſſen liegen, ſteht auf jeder Seite nach vornen ein runder ſchwarzer Flecken mit einem weiſſen Mond, und faſt ein ähnlicher, aber kleinerer auf jeder Seite des vorhergehenden Abſatzes. Das Schwänzgen vor dem Hintern iſt nicht allzugroß und hat eine weiſſe Spitze. Sie verwandelt ſich im Aug. und Sept. auf der Erde mit einem leichten Geſpinſt, und im Freyen nur blos unter dürrem Moos: ſo liegt die Puppe über Winter, und bringt das Vollkommene im May und Jun. hervor. Man kann alsdenn den Schmetterling häufig an der ſogenannten Speckliljie oder *Lonicera Caprifolium* fangen. Er hat ungezackte Flügel und eine grüngelbe Farbe. Der Vorderrand, der Hinterrand und zwey Streifen, davon einer von der Spitze bis in die Mitte des dünnen Rands, der andere von der Wurzel dieſes Rands nur bis in die Mitte des Flügels ziehet, ſehen roſenroth aus. Der dünne Rand und ein klein Pünktgen in der Mitte haben eine weiſſe Farbe. Die Hinterflügel ſind etwas ſtärker roth, die Hälfte gegen die Wurzel aber ſchwarz. Den Bruſtſchild durchziehen vier roſenrothe Bogen die Länge hin, und den Leibrücken eine grade rothe Linie, auch die Spitze des Leibes iſt roth gefärbt. An der Wurzel des Leibes aber ſteht auf jeder Seite ein ſchwarzer Flecken: unten iſt der Leib roth, die Bruſtſeiten und die Füſſe weiß, die Fühlhörner auſſen weiß, und innen braun. Männchen und Weibgen unterſcheiden ſich nur durch die Gröſſe des Leibs der letztern. Eſper führt aus der reichen Gerningiſchen Sammlung ein Exemplar als eine Spielart vom Elpenor an Tom. II. tab. 27. Cont. 2. f. 3. Dieſe Art ſoll mit andern aus einerley Raupen erzogen worden ſeyn: da aber der Unterſchied zu merklich iſt, ſo wollte ich lieber ihr das Recht einer eigenen Gattung einräumen, welches Herr Eſper ſelbſt zu thun nicht abgeneigt iſt. Was ſie von dem wahren Elpenor unterſcheidet, das iſt nicht nur Farbe, ſondern auch die minder ſichtbare Ausſchweifung an den Hinterflügeln, und die anders ziehende 2 Streifen in den Vorderflügeln, denn dieſe gehen beyde vom Oberrand, der erſte nahe an der Spitze, der andere faſt von der Mitte, und beyde mit einander parallel in die Mitte des dünnen Rands. Die Farbe der Flügel iſt ein düſtres braun, die Binden dunkelbraun: der Bruſtſchild hat auch eine braune Farbe, nach hinten aber iſt er dreyeckigt roth, der Leib orangegelb, die Endſpitze roth: Füſſe und Fühlhörner ſind weiß. Es iſt zu wünſchen, daß man näher auf dieſe Art acht habe. Vielleicht iſt ihre Raupe der Elpenorraupe ſo ähnlich, als die Raupe der *Vinula* der *Furcula*: vielleicht haben wir ſie ſchon mehrmalen genähret, und ſie nicht zur Verwandlung gebracht, weilen wir ſie nicht ſorgfältig genug behandelt.

Elephantenrüſſel, heißt auch die Larve der Birnfliege. (24)

Elephantenrüſſel. (Conchyl.) Mit dieſem Namen belegen die Conchyliologen mancherley Conchylien, und vorzüglich folgende:

1) Argenville belegt das ſogenannte Widderhorn mit dieſen Namen. ſ. Widderhorn.

2) Verſchiedene Schriftſteller nennen auch und zwar im eigentlichen Verſtande die kleinen Schlangen (*Serpentuli*) des Rumphs (Amboin. Raritätenk. tab. 27. fig. R.) Elephantenrüſſel; die wir unter dem allgemeinen Namen des Poſthorns beſchreiben werden.

3) Nennet der Herr D. Martini in dem neuen ſyſtematiſchen Conchylienkabinet Th. I. S. 54. tab. 2. fig. 18. A. B. ein gewiſſes Wurmgehäuſe, den kleinen eingezogenen, und den groſſen ausgeſtreckten Elephantenrüſſel, und ſagt: die zufälligen Krümmungen der Seewurmgehäuſe, und die daher entſtehende Aehnlichkeit mit andern natürlichen oder künſtlichen Körpern, giebt den Liebhabern ein Recht bey neuen Benennungen ihre Einbildungskraft zu Hülfe zu nehmen. Den gegenwärtigen Figuren können wir die Aehnlichkeit mit einem angezogenen und ausgeſtreckten Elephantenrüſſel unmöglich abſprechen. Der kleine Elephantenrüſſel iſt inn und auswendig glatt, glänzend und weiß, an dem weiteſten Ende ſtark gefaltet, und auswendig rauchfärbig gewölbt. Der groſſe iſt durchgängig weiß und glatt, oben mit Queerfalten verſehen, auch hin und wieder durch etliche Eindrücke uneben gemacht. „Den ſogenannten groſſen ausgeſtreckten Elephantenrüſſel beſitze ich ſelbſt, und halte mich für überzeugt, und halte mich durch genaue Betrachtung deſſelben überzeugt, daß der kleine eingezogene Elephantenrüſſel nicht einmal Abänderung des groſſen ausgeſtreckten Elephantenrüſſels ſey, ſondern daß er dann entſtehe, wenn der gröſſere entweder noch nicht ausgewachſen iſt, oder durch irgend einen Zufall ſeinen gekrümmten Theil verlieret. Die Schale dieſes Elephantenrüſſels iſt dünne, aber wie faſt alle Wurmgehäuſe uneben und rauh; an manchen Theilen indeſſen glätter als an andern. Inwendig iſt dies Wurmgehäuſe ſpiegelglatt. Mein Beyſpiel iſt faſt durchgängig von gleicher Stärke, und dieſe beträgt nahe an einen halben Zoll. Wahrſcheinlich iſt mein Beyſpiel bey ſeiner Länge von faſt 4 Zoll auf beyden Seiten abgebrochen, und wenn dies richtig iſt, ſo kann dieſes Wurmgehäuſe, allerley Geſtalten annehmen, daraus man ſehr uneigentliche Abänderungen machen kann. Man weiß überhaupt von alle den Wurmgehäuſen, die unter dem Linnäiſchen Namen *Serpula* bekannt ſind, daß ſie ſich in ihren Geſtalten ſo ungetreu ſind, daß man nicht

leicht zwey Beyspiele einer Art aufzeigen kann, die sich vollkommen gleich wären. Mein ausgestreckter Elephantenrüssel hat von aussen und innen eine bläulichgraue Farbe, und also ist auch die Farbe dieser Wurmgehäuse zufällig. (10)

Elephantenrüssel (herald.) gehören in der Wappenkunde unter die gemeine Figuren, so den Heroldsfiguren, oder Ehrenstücken entgegengesetzt werden. Man rechnet sie in die Classe der künstlichen gemeinen Figuren, ungeachtet sie die Natur hervorbringt: weil die deutsche Wappenkundigen sie für gedoppelt gekrümmte Jagdhörner halten, und darin von den Franzosen abgehen, die auch hierin das Wunderbare dem Natürlichen vorziehen, und dabey von den Heldenthaten der Ritter im Morgenlande, welche den feindlichen Elephanten die Rüssel abgehauen haben, träumen. Man findet sie häufig insonderheit auf Helmen, und ist ihre Figur auf der heraldischen Tafel n. zu sehen. (33)

Elephantenskelete, gegraben. s. Elephanten, gegrabene.

Elephantenzahn, (Conchyl.) (*Dentalium elephantinum* L. *Syst. Nat.* X. p. 785. sp. ed. XII. p. 1263. n. 783. *Dentalium testa decem angulata subarcuata striata*, Der grüne geribbte Elephantenzahn mit weisser Spitze. Mart. die grüne grobgestreifte Zahnmuschel. Hebenstr. Bonanni *Recreat. & Mus.* Kircher. Class. fig. 8. Rumph Amboin. Raritätenk. tab. 41. fig. I. Argenville Conchyl. tab. 3. fig. H. H. Gualtieri *Ind. testar.* tab. 10. fig. G. I. Knorr Vergnüg. Th. I. tab. 29. fig. 3. Martini Conchyl. Th. I. tab. 1. fig. 5. A.) Dieser Dental endiget sich allemal in einer etwas gekrümmten Spitze und erlangt eine Grösse bennahe von 4 Zoll, ob er gleich zuweilen auch ungleich kleiner erscheinet. Nach Linne kennet man ihn an seinen zehen erhabenen Streifen, zwischen welchen so viele Furchen liegen. Ihrer Farbe nach sind sie oben grün und mit vielen noch dunklern grünen Ringen umgeben, an der Spitze weiß, an der weitern Oeffnung eckigt, an der untersten rund. Die Furchen sind auf das feinste gestreift, und die Schale nimmt an der Stärke allmählig ab. Oben und unten ist dieser Dental, wie alle übrige offen; und er kann in seinem größten Umfange über einen halben Zoll betragen, da er unten kaum die Stärke eines viertels Zoll hat. Er ist, gut erhalten, ein Schmuck guter Sammlungen, ob er gleich gerade nicht die größte Seltenheit ist. Dieser Elephantenzahn ist in Ostindien zu Hause.

Ich glaube, daß der sogenannte Schweinszahn des Linne, (*Dentalium aprinum* L. XII. p. 1263. spec. 784. *Dentalium testa decemangulata, subarcuata, laevi, alba*) der weisse gestreifte Elephantenzahn, Martini Conchyl. Th. I. tab. 1. fig. 4. B. eine blose Abänderung des vorhergehenden sey, die auch Linne in der zehnden Ausgabe mit unter sein *Dentalium elephantinum* begriff. Eigentlich unterscheidet sich dieser Schweinszahn blos durch seine viel geringere Grösse, durch seine innig und glänzend weisse Farbe, und durch die weniger gekrümmte Spitze. Er hat nach Linne auch zehn Ecken, oder Ribben, doch kommen auch Beyspiele vor, die nur acht Ribben haben. Die Furchen zwischen den Ribben sind ganz glatt, und über die Farbe, die diesem Schweinszahne eigen ist, gehet weiter keine weisse Farbe. Da diese Conchylie ungleich kleiner, und also kürzer und schmäler ist, so ist auch die Schale viel feiner, und bey vielen Beyspielen beynahe ganz durchsichtig. Wahrscheinlich ist dieser Dental auch ostindisch; doch sollen sie auch wie die folgende Abänderung in dem sicilianischen Meere fallen.

Von den beyden vorher beschriebenen Beyspielen ist das sogenannte lange blaßgrüne und feingestreifte Elephantenzähnchen. Mart. Der grünliche Wolfszahn. Der kleine Elephantenzahn, Hebenstr. Lister. Hist. Conchyl. tab. 547. fig. 2. Rumph Amboin. Raritätenk. tab. 41. fig. 6. Martini Conchyl. Th. I. tab. 1. fig. 5. B. in mehr als in einer Rücksicht unterschieden. Diese Gattung von Zahnschnecken, sagt Martini, ist enger, feiner geribbt, und länger als die gewöhnlichen Elephantenzähne. Zwischen acht erhabenen Streiffen, welche von oben bis nach der Spitze herablauffen, zehlt man eben so viele feinere Striche, welche die dazwischen liegenden glatten Furchen vervielfältigen. Die Farbe desselben ist blaßgrün, wie Kupferwasser, und dringt bis durch die innere glatte Fläche der Schale. Die weite Oeffnung ist eckigt und die unterste sehr enge, rund, und wie die Spitze weißlich. (10)

Elephantenzähnchen, (Conchyl.) s. Elephantenzahn.

Elephantenzähnchen, (Conchyl.) das lange blaßgrüne und feingestreifte, s. Elephantenzahn.

Elephantenzähne, gegrabene, s. Elephanten auch Elephantenzahn.

Elephantenzähne, versteinte, s. Dentaliten.

Elephantiasis, s. Aussatz.

Elephantinum, war nach dem Plinius eine schwarze Farbe, die aus gebrannten Elfenbein bereitet wurde. Apelles erfand sie, und noch heutzutage bedienen sich ihrer die Maler; doch bereiten sie auch manche aus verbrannten Pfirsichkernen. (21)

Elephantopus, s. Elephantenfuß.

Elephantus Herbarius, war eine eherne Statüe eines Elephanten im achten Quartiere des alten Roms, auf dem Forum olitorium, oder Krautmarkte, woher sie denn auch ihren Namen hatte. (21)

Elephas, s. Elephant.

Elephas, werden verschiedene Gattungen von Hahnenkamm (*Rhinanthus* L.) genennt. (9)

Elettari, ist ein Beyname der Paradieskörner und Cardamomen, (*Amomum* L.) s. Ingber. (9)

Elevatio. (Liturg.) Die Aufhebung des Leibes und Blutes Christi in der heiligen Messe. In der lateinischen Kirche werden die Altarsgeheimnisse, so bald sie gewandelt sind, von dem Priester in die Höhe erhoben; in der griechischen Kirche aber geschieht dieses vor der Communion oder Niessung. Daß dieser Gebrauch bey den Griechen uralt sey, erhellet aus den Liturgien Jacobi, Basilii und Chrysostomi. Davon melden die Schriftsteller dieser Kirche Dionysius (cap. 3. *Hierarch. Eccles.*) oder wer immer der Verfasser dieses alten Werkes ist, welcher von dem Priester sagt: „Er wandelt die göttliche Geheimnisse, und zeiget sie vor.„ Basilius im vierten Jahrhunderte (Lib. *de Spiritu sancto*, c 27.) fragt: „Welcher Heilige hat uns schriftlich hinterlassen die Anruffungsworte, da das eucharistische Brod und der gesegnete Kelch gezeigt wird?„ Noch andere Zeugnisse führt der Cardinal Bona an in seinem liturgischen Werke, lib. 2. cap. 13. Die Armenier und Abyssiner pflegen ebenfalls das heilige Sacrament vor der Niessung aufzuheben, und das Volk zu dessen Anbethung zu ermahnen, wie Bzovius in seiner Abhandlung, *Romanus Pontifex*, c. 29. bezeugt.

Bey den Maroniten hebt der Priester nach dem Pater noster und einigen andern Gebeten den Leib Christi in die Höhe, und spricht mit lauter Stimme: „Das Heilige solle den Heiligen in der Vollkommenheit, in der Reinigkeit und in der Heiligkeit gegeben werden.„ Das gegenwärtige Volk antwortet: „Ein heiliger Vater, ein heiliger Sohn, ein heiliger Geist. Ehre sey dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste.„ Alsdann hebt der Priester den Kelch auf, und sagt: „Also glauben wir, o Herr, in der Wahrheit und wahrhaft, wie in dich glaubet die heilige catholische Kirche, weil du bist ein heiliger Vater, dem sey Ehre, Amen: ein heiliger Sohn, dem sey Ehre, Amen; ein heiliger Geist, dem sey Ehre und Danksagung in Ewigkeit, Amen.„ Eine gleiche Weise wird bey den Mohren beobachtet. Vor der Nieſſung ruft der Diacon: „Laßt uns sehen.„ Hierauf sagt der Priester: „Das Heilige gebet den Heiligen.„ Das Volk antwortet: „Ein heiliger Vater, ein heiliger Sohn, ein heiliger Geist.„ Alsdenn erhebt der Priester das heilige Sacrament, und sagt: „Herr Jesu Christe erbarme dich unser.„

Von der französischen Kirche behauptet Mabillon in seinem *Commentario* über den Ordinem Romanum, daß die Aufhebung der consecrirten Hostie um die Mitte des eilften Jahrhunderts angefangen habe. Ob aber die römische Kirche damals diese Zucht angenommen habe, hält er für ungewiß. Doch bemerket er, daß man dessen ungeachtet die heilige Geheimnisse in beyden Kirchen allezeit angebetet habe. Le Brün (Tom. 1. p. 476.) beweißt, daß die Priester vom Anfange des zwölften Jahrhunderts, wenn sie nach der Wandlung im Canon an jene Worte, omnis honor & gloria, gekommen sind, die heilige Hostie mit dem Kelche in die Höhe gehoben hatten; welches man heutzutage die kleine Elevation oder Aufhebung zu nennen pflegt. Von dem Ursprunge des Gebrauchs in der lateinischen Kirche die heilige Geheimnisse gleich nach der Wandlung aufzuheben, findet man weder in den ältern Sacramentarien noch bey den liturgischen Schriftstellern Alcuinus, Amalarius, Walfridus, Micrologus, u. a. einige Spuren, wie Meratus bemerket; welcher auch dafür hält, daß die in dem Mozarabischen Meßbuche gemachte Erinnerung von der Elevation ein Zusatz des Cardinals Ximenii sey. Daher wird auch das Decretum des Papstes Pelagius I. welches von Martinus Polonus angeführt wird, für unterschoben gehalten, in dem von der Aufhebung der Hostie Meldung geschieht. Stephanus Durantus irret sich, da er (lib. 2. c. 40.) den Gebrauch der Aufhebung vom Anfange der Kirche herholet, und dafür die Zeugnisse der griechischen Väter anführet. Denn diese beweisen zwar die Gebräuche der griechischen, nicht aber der lateinischen Kirche. Eben so auffallend ist der Irrthum einiger Auswärtigen, die behaupten wollen, dieser Gebrauch sey im dreyzehnten Jahrhunderte von der lateranensischen Kirchenversammlung unter dem Pabste Innocentius III. eingeführt worden. Der Guilelmus Bischoff von Paris und Ivo von Chartres lebten ein ganzes Jahrhundert vor diesem Pabste, und melden schon von der Aufhebung der heiligsten Geheimnisse, deren Worte unten angeführt werden. Diese wie auch alle andere Zeugnisse, welche Thiers (*in Tract. de expos. SS. sacram.*) für die sacramentalische Aufhebung beybringt, erstrecken sich nicht über das zwölfte Jahrhundert hinaus. Im dreyzehnten Jahrhundert redet der heilige Bonaventura (*Tr. de expos. Miſſæ.* c. 4.) von der Aufhebung des Leibes Christi, welche gleich nach der Wandlung geschiehet, von der Aufhebung des Kelches aber schweiget er gänzlich. Aus diesem läßt sich schlieſſen, daß zu selbiger Zeit die heilige Hostie allein, der Kelch aber nicht, nach der Wandlung in die Höhe sey erhoben worden. Bellote (*ad Ritus Eccleſ. Laudun.* p. 567.) scheint dieses zu bekräftigen, indem er sagt: „Es war ein sehr alter Gebrauch, das heilige Abendmahl nur unter den Gestalten des Brods zu erheben, nicht aber den Kelch ꝛc.„ Eben da bezeugt er, daß in dem Laudunischen Bisthume vor Zeiten durchaus, hernach aber nur in einigen Kirchen der Gebrauch gewesen sey, mit der heiligen Hostie drey Creutzzeichen in die Höhe zu heben. Die alte Kirchendisciplin wird von den Cartheusern noch beobachtet, welche nur die heilige Hostie nach der Wandlung aufheben, nicht aber den Kelch. Dominicus Soto schreibt, daß in vielen geistlichen Ordensständen nicht gebotten wäre, den Kelch aufzuheben; obwohl dieses hernach, um mit andern Kirchen eine Gleichförmigkeit zu halten, bey ihnen angefangen wurde. Er giebt auch die Ursache, warum die heilige Hostie allein aufgehoben worden sey; „weil in dieser der Leib und das Blut gegenwärtig, und einige Gefahr bey der Aufhebung des Kelchs wäre.„

Die Ursache, warum die Aufhebung des Leibs und Bluts Christi gleich nach der Wandlung, anfänglich nur unter den Gestalten des Brods, hernach auch unter den Gestalten des Weins, eingeführt worden, war nicht, daß dieselben nur blos sollen angesehen werden, wie einige auswärtige Schriftsteller schlechthin schreiben; sondern damit Christus der Herr, dessen wahre Gegenwart im Altarssacrament bey den Catholiken ein Glaubenssatz ist, von den Gegenwärtigen ehrerbiethigst angebethet würde. Wer kann zweifeln, daß dieses eine gute und Gott gebührende Handlung sey? Die Kirche wurde hiezu bewogen, um der Irrlehre des Berengarius sich desto kräftiger zu widersetzen, welcher unter andern Fehlern auch die Gegenwart Christi im heiligen Abendmahle geläugnet, wie le Brün und andere Schriftsteller bezeugen.

Der gelehrte Bossuet zeigt (*Tract. de Miſſa*, c. 30.) den Glaubensgegnern, daß sie sich sehr irren, wenn sie dem Ursprunge der Aufhebung der Geheimnisse nach der Wandlung in der Messe so sorgfältig nachforschen, und dardurch darthun wollen, als wenn die Anbethung des heiligen Abendmahls eine neue Erfindung wäre. Er beweißt nach seiner Art auf das nachdrücklichste, daß die innere und äusserе Anbethung dieses Geheimnißes allezeit mit der Glaubenslehre der wahren Gegenwart Christi im heiligsten Sacrament bey den Glaubigen sey vereiniget gewesen. Zur Ueberzeugung dessen bringt er die beständige Gewohnheit der griechischen Kirche bey, in welcher die Präsanctificata oder das an den vorhergehenden Tägen gewandelte und aufbehaltene Sacrament, allezeit auch mit äusserlichen Andachtszeichen sind angebetet worden. Er schlieſt hernach aus dem, daß die abendländische Bischöffe, um einen Irrthum auszurotten, einen neuen Anbetungsact vorgeschrieben haben, folge gar nicht, daß damal die Anbetung des Abendmahls erst sey angefangen worden.

Wegen der Aufhebung der Hostie war einstens eine Zwistigkeit zwischen Luther und Carlstad. Dieser wollte dieselbe abgestellet wissen, worinn er doch

den Luther nicht bewegen konnte; und in der Meßformel, welche Luther der Wittembergischen Kirche vorgeschrieben, hat er auch die Aufhebung der Hostie gebotten; hievon schreibt weitläuftig Joachimus Hildebrandus in seinem zu Amsterdam im Jahre 1702. herausgegebenen Werke, welches den Titel führt: Sacra publica veteris Ecclesiæ in compendium redacta.

Nachdem die Disciplin der Aufhebung des heiligen Sacraments nach der Wandlung in der catholischen Kirche eingeführt war, fieng man bald hernach auch den Gebrauch des Glöckleins bey derselben an. Guillelmus Bischoff zu Paris schreibt (Tom. VII. *Concil. Binii*, p. 1. c. 14.) davon also: „Wie es sonst verordnet war, solle unter der Messe, wenn der Leib Christi erhoben wird, währender Aufhebung oder ein wenig zuvor mit der Glocke geläutet werden, damit die Gemüther der Glaubigen hierdurch zum Gebete erwecket werden.„ Ivo von Chartres schreibt von dem nemlichen Gebrauche in seinem 142 Briefe, in welchem er der Matildis Königinn in England Dank sagt, weil sie der Kirche der seligsten Jungfrau einige Glocken geschenkt hatte, durch deren Schall ihr Gedächtniß bey den Glaubigen erneuert wird, besonders „da das heilsame für unsere Erlösung auf dem Altare des Creutzes gemachte Opfer durch die Diener des neuen Priesterthums an dem Tische des Herrn erneuert wird.„ Hieraus sehen wir, daß diese Gewohnheit in Frankreich im zwölften Jahrhunderte, in dem beyde Schriftsteller lebten, schon eingeführet gewesen sey. In Deutschlande aber wurde dieser Gebrauch in dem folgenden Jahrhundert angefangen, als der Cardinal Guido, vorheriger Abt zu Cisterz, als Abgesandter des römischen Stuhles nach Cölln geschickt wurde, die Wahl des Kaisers Otto zu bekräftigen. Denn dieser hat, nach dem Zeugniß des Cäsarius von Heisterbach (lib. 9. *Dialog.* c. 51.) „diese gute Gewohnheit eingeführt, daß das ganze Volk bey der Aufhebung der Hostie in der Kirche bey dem Schalle des Glöckleins Verzeihung begehrte, und also bis zu der Wandlung des Kelchs gebeugt darnieder läge.„ Dies geschah um das Jahr 1203, wie Odoricus Raynaldus (tom. 13. *Annal. Eccles.*) bezeuget. Wenn aber dieser Gebrauch in Italien und andern Landschaften eingeführet worden sey, läßt sich nicht für gewiß bestimmen.

In der römischen Kirche wird bey der Aufhebung der Hostie und des Kelches, wie Benedictus XIV. *de Sacrif. Missæ*, §. 272. bezeugt, ein völliges Stillschweigen beobachtet; welches auch die Cölnische Kirchenversammlung im Jahre 1536. angeordnet, und zugleich befohlen hat, die Gebete für den Frieden oder andere Nöthen bis zum Ende der Messe aufzuschieben. In einigen französischen Kirchen pflegt man unter der Elevation zu singen: O Salutaris Hostia, welches Ludwig XII. wegen den damaligen Kriegsumständen von den Bischöffen verlanget hatte. In vielen Kirchen Deutschlands werden dergleichen auf dieses Geheimniß passende Anbetungsseufzer gesungen, z. B. O Jesu sey mir gnädig ꝛc. oder, heilig, heilig, heilig ꝛc.

Das Kniebiegen bey der Wandlung und Elevation ist in der catholischen Kirche allenthalben gebräuchlich. Jedannoch entstunde hierüber in Frankreich unter Heinrich III. eine Zwistigkeit zwischen dem Dechant und den Canonicis der Kirche zu Lyon. Denn der Dechant verlangte, daß die Canonici bey der Elevation die Knie biegen sollten. Diese aber setzten sich wider dieses Begehren, und behaupteten, man könne von ihnen mehr nicht verlangen, als die Biegung des Leibes. Ihr Hauptgrund hiezu ist gewesen, weil die Kirche zu Lyon keine Neuerungen annehme. Die Sache kam so weit, daß zween Cardinäle Lotharinga und Tournonius bestimmet wurden, dieselbe zu untersuchen. Weil diese aber vermerkten, daß, wenn sie die gemeine Gewohnheit des Kniebiegens allda einführen würden, grosse Unruhen und üble Folgen zu befürchten wären; so schlugen sie gleichsam den Mittelweg ein, und gaben den Spruch, daß man zwar nichts Neues einführen solle; doch müßte bey der Elevation die höchste Ehrerbietigkeit beobachtet werden.

Der Meßdiener pflegt währender Elevation den unteren Theil des Meßgewandes anzufassen, und ein wenig zu erheben. Dessen ist keine andere Ursache, als daß der Priester bey dem Kniebeugen, welches vor und nach der Aufhebung der heiligen Hostie sowohl, als des Kelches bis zur Erden, wenn es seyn kann, geschehen muß, durch das Meßgewand nicht gehindert, oder auch dieses nicht verunreinigt werde. (11)

Bey den Lutheranern ist jedoch nicht an allen Orten üblich, daß der Prediger bey Hersagung der Einsetzungsworte des Abendmahls das Brod und den Kelch in die Höhe hebt, welches einige auch Elevation nennen. Es geschieht solches aber nicht zur Verehrung, sondern ist eine blosse willkührliche Ceremonie, bey welcher auch niemand die Knie beugt. (1)

Elevation, s. Erhöhung auch Aufriß.

Elevation des Aequators, des Poles, s. Aequator, Pol.

Elevation, (Musik.) nennt man denjenigen Theil der Messe, wenn der Priester in der catholischen Kirche die heilige Hostie in die Höhe hebt; und man sagt alsdann der Organist spiele zur Elevation, welches die Zwischenzeit ist zwischen dem Sanctus und Benedictus. Wie ärgerlich es gescheiden Leuten seyn müsse, vom Organist statt anhaltender Bindungen und auserbaulicher Modulationen Tanzstücke bey einem so ernsthaften Augenblicke zu hören, bedarf keiner Erklärung. Auch selbst die Musik stöhret hier die Andacht, und Kurfürst Carl Philipp von der Pfalz befahl das Benedictus wegzulassen, welcher Gebrauch noch bis hieher in der Mannheimer Hofkapelle ist beobachtet worden. (25)

Elevatorium, s. Aufheber.

Eleviren den Protest, heißt im Wechselrecht, einen trassirten Wechsel, gegen welchen vor einem Notario und Zeugen gehörig protestirt ist, mit der nächsten Post an den Ort zurücksenden, wo er hergekommen ist. Die Holländer nennen solches den Protest lichten. s. Wechsel und Protest. (15)

Elevsinia. Ein berühmtes und geheimnißvolles Fest der alten Griechen, besonders der Athenienser, das daher auch oft im vorzüglichen Verstande Mysteria, Μυστηρια, ohne Beysetzung irgend eines andern Unterscheidungszeichens, genannt wird. Die Celäer und Philasier begiengen dies Fest alle vier Jahre; auch die Pheneater, Lacedämonier, Parrhasier und Cretenser feyerten es; am feyerlichsten begiengen dasselbe aber die Athenienser zu Elevsis, einem Flecken oder einer Stadt in Attica, im westlichen Theile ungefähr funfzehn römische Milliarien, d. i. etwa drey teutsche Meilen von Athen. Gemeiniglich heißt dieser Flecken bey den Alten Elevsis, bey dem Strabo

und Plinius aber Elevsin und bey andern Elevsine, und hatte seinen Namen von seinem Erbauer, dem Elevsis oder Elevsinus, einem Sohne des Mercurs, oder nach andern, des Ogygus und der Daira, einer Tochter des Oceáno.

Wir wollen unsern Lesern in diesem Artikel keine Vermuthungen über den wahren Ursprung dieses Festes, die eigentliche Absicht desselben, und die etwanigen den Eingeweiheten mitgetheilten geheimnißvollen Lehren und Kenntnisse vorlegen, als welches wir in dem Artikel, Mysterien der Alten thun werden; sondern sie nur mit den bey diesem Feste üblich gewesenen Gebräuchen und verordneten Personen bekannt machen. Aber von diesen Gebräuchen ist auch das meiste in der bey diesem Feste üblich gewesenen geheimnisvollen Dunkelheit verborgen geblieben. Denn die heiligen und bey diesen Geheimhissen gleichsam wesentlichen Gebräuche wurden mit einer so aberglaubischen Sorgfalt geheim gehalten, daß man von dem, der dieselben ausschwatzte, glaubte, er habe die göttliche Rache wider sich aufgefordert; ja, daß man es für unsicher hielt, mit ihm in einem Hause zu wohnen oder in einem Schiffe zu fahren. Ein solcher wurde daher als ein öffentlicher Verbrecher zum Tode verurtheilt. Diagoras Melius und Aeschylus bestättigten dies durch ihr Beyspiel. Jener schwatzte diese Mysterien aus und verkleinerte sie. Die Athenienser versprachen daher demjenigen Ein Talent, der ihn ermorden, und zwey dem, der ihn lebendig ausliefern würde. Letzterer kam in Todesgefahr, weil man ihn im Verdacht hatte, daß er in einigen seiner Trauerspiele etwas von diesen Mysterien gesagt habe. Alles, was bey diesen Mysterien vorkam, enthielt irgend ein verborgenes Geheimniß. Ceres selbst, welcher nebst ihrer Tochter Proserpina dieses Fest heilig war, wurde nicht bey ihrem Namen genennt; sondern hatte die ungewöhnliche Bedeutung Ἄχθια, welche von ἄχθος, Kummer oder Betrübniß herkommt, um dadurch die kummervolle Sorge anzudeuten, die sie über den Verlust ihrer vom Plutó geraubten Tochter empfunden. Diese Geheimhaltung war nicht allein im Attischen Gebiete, sondern auch in allen griechischen Staaten, wo dies Fest üblich war, nur nicht in Creta, so nachdrücklich gebotten, daß, wenn irgend jemand, der dazu nicht gesetzmäßig eingeweihet war, entweder aus Unwissenheit oder aus Irrthum den Mysterien beywohnte, er zum Tode verurtheilt ward. Ueberhaupt durfte kein Ungeweiheter in den Tempel der Ceres gehen. Einst thaten es zween ausländische Jünglinge und zwar aus Unwissenheit. Diese beyden Acarnanier verriethen sich als Ungeweihete durch die Sonderbarkeit ihrer Fragen, welche sie, voll Erstaunen über das, was sie im Tempel sahen, gethan hatten. Man befragte sie nach den Zeichen der Einweihung, von denen wir in der Folge reden werden, und diese wußten sie nicht. Man ermordete sie und dies veranlaßte nach dem Livius B. 31. C. 14. einen Krieg zwischen den Athenienssern und dem König Philippus.

Nach der griechischen Legende und der Meynung einiger Schriftsteller ist dies Fest von der Ceres selbst angeordnet worden, als sie zur Zeit einer quälenden Hungersnoth die Athenienser mit Korn versorgt hatte. Andere schrieben beydes dem König Erechtheus zu. Noch andere wollen, daß Musäus, der Vater des Eumolpus oder Eumolpus selbst, der Stifter desselben sey. Das Gewissere s. in Mysterien der Alten. Alle und jede wurden ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters zu den kleinen Mysterien eingeweihet, und nicht Athenienser allein, sondern auch alle Griechen. Von diesem Unterschiede zwischen den kleinen und grossen Mysterien werden wir in der Folge reden. Auch war es nicht gleichgültig, ob man sich darinn wollte einweihen lassen, oder nicht. Die blosse Vernachlässigung dieser Einweihung, die gewissermassen mit der christlichen Firmelung könnte verglichen werden, wurde als etwas strafbares angesehen; so daß auch dieser Umstand in der Anklage des Socrates mit vorkam, der aus Ursachen, die wir im Artikel Mysterien der Alten anführen werden, sich nicht hatte einweihen lassen. Man glaubte von allen Eingeweiheten, daß sie unter dem unmittelbaren Schutz der Ceres und Proserpina stünden, und daher glücklicher und sicherer, als andere Menschen leben könnten. Ja man meynte, daß die wohlthätige Wirkung davon sich nicht nur über das gegenwärtige Leben verbreite, sondern daß man auch nach dem Tode einen weit höhern Grad der Glückseligkeit geniesse und zu den ersten Plätzen des Elysiums gelange.

Da also die wohlthätigen Folgen der Einweihung für so ausserordentlich groß gehalten wurden, so ist es kein Wunder, wenn man in Ansehung der Personen, die dazu gelassen wurden, sehr behutsam war. Man schloß von diesen Mysterien diejenigen aus, welche der Zauberey oder irgend eines andern abscheuwürdigen Verbrechens überführt waren, auch sogar diejenigen, welche wider ihren Willen eine Mordthat begangen hatten. Anfangs schlossen die Athenienser alle Fremdlinge, d. i. die nicht Glieder ihres Staats waren, von der Theilnehmung an diesen Mysterien aus. Nur bey einigen ausserordentlichen Fällen und Personen fand eine Ausnahme statt, z. B. bey dem Hercules, Castor, Pollux und Aesculapius, die aber, wie einige meynen, vorher erst das Bürgerrecht bekamen und von gewissen Bürgern adoptirt wurden. Doch wurden diesen nicht die μυστηρια μεγαλα, d. i. die grossen Geheimnisse, sondern wie Lycophron in Cassandra v. 1328. und der Scholiast des Aristophanes im Plutus v. 346 und 1015 behaupten, nur die kleinen μικρα eröffnet. Diese letztern hatten nach der griechischen Legende folgenden Ursprung. Zu einer Zeit, da die Athenienser die gewöhnliche Feyerlichkeit begiengen, kam Herkules darzu und wollte eingeweihet werden. Weil aber nach den Gesetzen kein Fremder zu diesem Vorrecht gelassen werden durfte, und man gleichwohl dem Hercules wegen seines grossen Ruhms und wegen der ausserordentlichen Dienste, die er denen Athenienssern geleistet hatte, nicht gerne eine abschlägige Antwort geben wollte, so sann Eumolpus auf ein Mittel, das Verlangen des Heroën ohne Verletzung der Gesetze zu befriedigen. Das that er auf die Art, daß er eine andere Feyerlichkeit anordnete, die man μικρα μυστηρια, die kleinen Mysterien nannte. Diese wurden nachher im Monat Antheſterion zu Agrá, in der Nähe des Flusses Ilissus, begangen; da hingegen die grossen Mysterien im Monat Boëdromion zu Elevsis, davon Ceres den Beynamen Elevsinia hatte, gefeyert wurden. Ausserdem waren diese beyden Mysterien, wie einige dafür halten, auch noch darinn unterschieden, daß die grossen der Ceres, die kleinen

aber der Proserpina heilig gewesen. Diese kleinen Mysterien enthielten Dinge, die nicht nur ein jeder wissen konnte, sondern die auch ein jeder gewissermassen wissen sollte, wie wir im Art. Mysterien der Alten zeigen werden. Also waren diese kleinen Mysterien nur in Absicht der damit verknüpften heiligen Gebräuche Geheimnisse. Diese vor der Einweyhung zu den kleinen Geheimnissen hergehenden Gebräuche bestanden vornemlich in gewissen Abwaschungen und Reinigungen. Die Einzuweyhenden wurden an den Fluß Ilissus geführt, und daselbst mit Wasser begossen. Sie stunden dabey auf heiligen Fellen, welche Διος χωδοις, d. i. des Jupiters Felle, hiessen, worunter nichts anders, als Häute von den dem Jupiter geopferten Thieren verstanden wurden. Die Ursache von diesem Stand der Einzuweyhenden auf solchen Fellen war, daß ihre Füsse nicht wieder unrein werden sollten. Eben dies war auch bey den Juden bey ihrer Proselytentaufe üblich, wo man denen, die mit Wasser begossen wurden, Felle oder Matten von Reisern unterlegte. Alsdann wurde geopfert. Bey dieser Einweyhung opferte man aber trächtige Schweine. Dies hatte seine Beziehung auf die Gottheit, unter deren Schutz diese Mysterien stunden. Bey der Einweyhung zu den Mysterien einer andern Gottheit hatte man auch andere und zwar solche Opfer, welche ordentlicher Weise einer solchen Gottheit heilig waren. Ausser den Opfern mußten sich die Einzuweyhenden durch Gebet, durch Fasten und Enthaltung vom Beyschlafe vorbereiten. Gewisse Speisen, als Bohnen, Fische, Aepfel waren ihnen gänzlich verbotten, ja man durfte sich nicht einmal nähern. Dies Verbott der Aepfel scheint aus der Geschichte der Proserpina herzurühren. Das Verbott der Fische und der Bohnen aber scheint Egyptischen Ursprungs zu seyn. Aus der Antwort, die die Eingeweyheten bey ihrem Eingang in den Tempel, als ein Losungswort, gaben, siehet man, daß man ihnen bey ihrer Vorhereinweyhung aus den heiligen Gefässen zu essen und zu trinken gegeben. Denn die Formel, woran man erkannte, ob sie eingeweihet worden, war diese: ich habe aus dem Tympanon gegessen, aus dem Cymbalon getrunken, und den Kernos (ein mystisches Geräthe) getragen: oder: ich habe gefastet und aus dem heiligen Becher getrunken: ich habe den Becher aus der Kiste genommen, und ihn, nach dem ich ihn gebraucht, in den Korb und aus dem Korb in die Kiste gelegt.

Dies alles waren Stücke der Einweihung. Aber die eigentliche Ordnung, wie dieselben auf einander gefolgt, sind unbekannt. Es scheint auch ein Bekenntniß der Sünden vorangegangen zu seyn. Wenigstens war dies bey andern, z. B. den Samathracischen Mysterien üblich. Die wirkliche Einweihung geschahe bey Nacht. Ueber diese Scene ist aber viel Dunkelheit verbreitet. Man weiß fast nichts weiter von den dabey beobachteten Gebräuchen, als daß die Einzuweihenden Myrtenkränze auf dem Kopfe gehabt, und sich so gleich bey ihrem Eintritt in den Tempel die Hände haben waschen müssen, daß ein Herold ausrufen müssen, daß sie sich nicht anderst, als mit reiner Seele, reinen Händen und mit griechischer Mundart nahen sollten. Zwey Stücke scheinen indessen noch vorhergegangen zu seyn; nemlich die Angelobung des Stillschweigens gegen alle, die nicht eingeweihet wären und das Versprechen eines tugendhaften Lebens. Beydes stehet mit der ganzen Einrichtung in einer so genauen Verbindung, daß es nicht davon hat können getrennt werden. Vielleicht war alles das, was man im Tempel selbst vornahm, Einweyhung und mit Prüfungen und Läuterungen vergesellschaftet. Es scheint auch, daß man denen, welche auf solche Weise eingeweyhet wurden, gewisse Zeichen und Wörter bekannt gemacht habe, woran man es erkennt, daß sie eingeweyhet worden, oder diejenigen Prüfungen überstanden, nach denen man nur allein die Erlaubniß hatte, an den Mysterien Antheil zu nehmen. Ohngefehr ein Jahr hernach ward der Ceres ein Schwein geopfert, und wenn dies geschehen war, so ward man zu den grossen Mysterien hinzugelassen. Von diesen grossen Mysterien waren aber alle Weibspersonen ausgeschlossen. Die geheimen Gebräuche derselben wurden ihnen, bis auf einige wenige, die den Priestern allein bekannt waren, frey entdeckt, und es hießen daher die, welche zu den grossen Mysterien eingeweyhet wurden, ἐποπται und ἐποπται d. i. Zuschauer und Augenzeugen. Daher läßt sich erklären, was ἐποπτευειν bedeutete, und was μυστηρια ἐποπτικα sind, nemlich die grossen Mysterien. Niemand konnte zu den kleinen und grossen Mysterien zugleich eingeweihet werden. Folglich war dies bey dem Demetrius ein ganz ausserordentlicher Fall. Die Zeit, welche von der Einweyhung in den kleinen Mysterien bis zur Einweyhung in den grossen verstrich, war eben nicht allemal Ein Jahr. Man muß sich die Sache so vorstellen. Das grosse Fest der Ceres, die eigentlichen Eleusinia, wurden alle fünf Jahre zu Eleusis begangen. Das kleinere Fest, oder die kleinen Mysterien wurden alle Jahr zu Agrä begangen: folglich fielen zwischen zwey grossen Festen allemal vier kleinere. Wer am ersten von diesen kleinen Festen ein Mysta geworden, mußte noch vier Jahre warten, ehe er ein Epopta wurde. Wer es am zweyten kleinen Feste geworden, mußte noch drey Jahre warten u. s. w. Ein Jahr war der kürzeste Termin, weil, wie eben gesagt worden, niemand ein Myste und Epopte zugleich werden konnte. Die Einweyhung zu den grossen Mysterien hieß τελετη. Mit der Einweyhung zu denselben wurde es also gehalten. Die Einzuweyhenden wurden mit Myrthen bekränzt, und zur Nachtzeit in den μυστικον ςηκον d. i. den mystischen Tempel geführet. Dieser Ort heißt bey dem Aristophanes in den Wolken Act. 1. Sc. 4. v. 28. μυσοδοκος δομος, und wenn Strabo von diesem Tempel sagt, daß er ὀχλον θεατρου fassen können, und also dem weitläuftigsten Theater an Größe gleich gekommen, so verstehet er unter dem Ausdruck ςηκος ohne Zweifel nicht blos den heiligsten Theil des Tempels, sondern den ganzen Tempel. Bey dem Eintritte in diesen Tempel reinigten sich die Einzuweyhenden, indem sie ihre Hände mit heiligem Wasser wuschen. Dabey ward ihnen zugleich wie dies auch bey den kleinern Mysterien schon geschehen war, die Ermahnung gegeben, sich mit einem reinen und unbefleckten Herzen darzustellen, ohne welches die äusserliche Reinigung nichts bedeute. Hierauf wurden ihnen die heiligen Mysteria aus einem Buche vorgelesen, das in dem πετρωμα eingeschlossen war. Dies Petroma war aber ein aus zween Steinen bestehendes Behältniß, die genau auf einander paßten. Ein solches Petroma hatten auch nach dem Pausanias die Pheneaten und vermuthlich

alle Städte, wo die Elevſinia Statt fanden. Der Prieſter, der ſie einweyhete, und ἱεροφαντης hieß, legte ihnen alsdann gewiſſe Fragen vor, z. B. ob ſie gefaſtet hätten u. a. m. worauf ſie nach einer gewiſſen Vorſchrift antworteten, wie Meurſius in ſeiner Abhandlung über die Elevſinien gezeigt hat. War dies geſchehen, ſo zeigten ſich ihnen ſeltſame und Erſtaunen erregende Gegenſtände. Bald ſchien der Ort in dem ſie ſich befanden, ſich herum zu drehen. Bald wurde er mit einem helle ſtrahlenden Licht und mit einem blitzenden Feuer erfüllt, und dann wieder mit einer ſchwarzen Finſterniß bedeckt. Bald ſetzte Donner und Blitz, bald ein fürchterliches Getöße und Brüllen, bald ſchreckliche Geſtalten die zitternden Zuſchauer in Erſtaunen. Einige Schriftſteller laſſen dieſe Blendwerke und heilige Schrecken auch ſchon die in den kleinern Myſterien Einzuweyhenden täuſchen. Bey dieſem allen einen Zuſchauer abgeben, hieß αὐτοψια. Zuletzt wurden ſie entlaſſen mit den Worten κογξ ὀμπαξ welche Worte nach dem le Clerc phöniziſch ſeyn und bedeuten ſollen: Wache und enthalte dich vom Uebel. Einige nehmen dieſe Formel auch ſchon bey der Verabſcheidung in den kleinen Geheimniſſen an. Die Kleider, in welchen ſie eingeweyhet wurden, hielt man für heilig und zur Abwendung eines Uebels für eben ſo kräftig, als Bezauberungen. Nie wurden ſie daher abgelegt, als bis ſie ganz abgetragen und zerriſſen waren. Und auch dann pflegte man ſie nicht wegzuwerfen, ſondern man machte Windeln für die Kinder daraus, oder man heiligte ſie der Ceres und Proſerpina.

Die Hauptperſon, welche bey der Einweyhung beſchäftigt war, hieß ἱεροφαντης, auch μυσαγωγος, ὁ τους μυστας ἀγων, bey dem Tacitus Antiſtes cærimoniarum. Dieſer Hierophante trug ein langes Kleid, herabhängendes Haar und eine Binde. So gar in der Sprache mußte er ſich auszeichnen. Der erſte Hierophante ſoll Eumolpus geweſen ſeyn, aus deſſen Familie hernach die Hierophanten genommen wurden. Allzeit mußte er ein Athenienſiſcher Burger ſeyn, und behielt ſein Amt lebenslang. Unter den Celäern und Philaſiern reſignirte er nach Verlauf von vier Jahren und alſo ſo oft, als dies Feſt erneuert wurde. Auſſerdem mußte ſich der Hierophante dem Gottesdienſte ganz widmen und ein keuſches und eheloſes Leben führen. Zu dem Ende mußte er ſich mit Schierlingsſaft beſtreichen, der durch ſeine auſſerordentliche Kälte das natürliche Feuer meiſtens dämpfte. Er hatte drey Aſſiſtenten. Der erſte hieß von ſeinem Amte Δαδουχος, d. i. der Fackelträger und der konnte ſich verheyrathen. Der andere wurde κηρυξ genannt. ſ. Ceryx. Der dritte diente bey dem Altar und hies deswegen ὁ ἐπι τῳ βωμῳ. Nach einigen ſtellte der Hierophante den groſſen Schöpfer aller Dinge, der Daduchus die Sonne, der Ceryx den Mercur und ὁ ἐπι τῳ βωμῳ den Mond vor.

Auſſerdem gab es noch einige Perſonen, deren Amt es war, dahin zu ſehen, daß alles dem Herkommen gemäß verrichtet wurde. Dahin gehört zuvorderſt der Βασιλευς d. i. der König, der einer von den Archonten war, und die Pflicht hatte, theils bey dieſer Feyerlichkeit zu beten und zu opfern, theils darauf zu ſehen, daß nichts unanſtändiges und unregelmäßiges begangen wurde, theils den Tag nach geendigten Myſterien den Senat zu verſammlen und alle, die ſich dabey eines Vergehens ſchuldig gemacht hatten, in Unterſuchung zu nehmen. Ferner gab es vier ἐπιμελητας, oder Curatoren, die das Volk erwählte. Der eine ward aus der heiligen Familie der Eumolpiden, der andere aus der Familie der Cerycum und die beyden übrigen aus der Zahl der andern Bürger genommen. Endlich waren auch zehen Männer, die bey dieſen und andern Feyerlichkeiten dienten und ἱεροποιοι hießen, weil opfern ihr Geſchäfte war.

Dieſes groſſe Feſt wurde, wie ſchon gemeldet worden, im Monat Boedromion begangen, und dauerte wie man vermuthet, neun Tage. Am fünfzehnten dieſes Monats nahm es ſeinen Anfang und endigte ſich alſo am drey und zwanzigſten. Während dieſer Zeit durfte niemand den andern gefänglich einziehen oder eine Bittſchrift überreichen. Wer dawider handelte, wurde um 1000. Drachmen, oder, nach einigen, am Leben geſtraft. Keiner von denen, die eingeweyhet waren, durfte auch auf einem zugedeckten Brunnen ſitzen, oder Bohnen und Wieſeln eſſen. Wenn irgend eine Weibsperſon auf einem Wagen nach Elevſis fuhr, ſo mußte ſie 6000. Drachmen bezahlen.

Der erſte Tag dieſes Feſtes hieß ἀγυρμος, d. i. eine Verſammlung, vermuthlich weil ſich an dieſem Tage, die Verehrer der Ceres und Proſerpina verſammleten. An dieſem Tage pflegte auch die feyerliche Einweyhung zu den Myſterien zu geſchehen.

Der andere hieß ἀλαδε μυσαι, d. i. ans Meer ihr Eingeweyheten! Ohne Zweifel ward an dieſem Tage befohlen, ſich am Meer zu waſchen und zu reinigen.

Am dritten Tage wurden, nach des Meurſius Vermuthung, Opfer dargebracht. Sie beſtanden vornehmlich in einem Aroniſchen Fiſch, der bey den Griechen τριγλη, bey den Lateinern Mullus hieß, und in Gerſten von Rharium, einem Felde bey Elevſis, wo dies Getraide zuerſt geſäet wurde. Dieſe Opfer nennte man θυα und ſie wurden für ſo heilig gehalten, daß ſelbſt die Prieſter keinen Antheil daran bekamen, welches ſonſt bey andern Opfern üblich war.

Am vierten Tage wurde eine feyerliche Proceßion angeſtellt, wobey der καλαθος oder der heilige Korb der Ceres auf einem geheiligten Wagen geführet wurde. Dieſer Calathus war eine Vorſtellung des Korbs, in welchen Proſerpina ihre Blumen gepflückt hatte. Daß dieſer Korb auf einem mit Stieren beſpannten Wagen ſey geführt worden, leugnet Spanheim in ſeinen Anmerkungen zum Callimachus Hymn. in Cerer. Die Prozeßion ſelbſt geſchahe am Abend dieſes Tags, wie Spanheim in der angeführten Stelle ſagt. Die Menge des Volks, rief dabey χαιρε Δημητερ d. i. Heil dir, Ceres! Alsdann folgten gewiſſe Weibsperſonen, die κιστοφοροι oder κανηφοροι, Korbträgerinnen, hieſſen. In den Körben die ſie trugen, war Seſam, getrempte Wolle, einige Körner Salz, eine Schlange, Granatäpfel, Rohr, Epheuzweige, gewiſſe Kuchen, φθοις genannt, Mohn u. ſ. w.

Der fünfte Tag hieß ἡ των λαμπαδων ἡμερα, der Fackeltag, weil in der darauf folgenden Nacht Männer und Weiber mit Fackeln in der Hand umherlieſen. Man pflegte auch der Ceres Fackeln zu wid-

men

men, und man wetteiferte, ihr die größte zu geben. Es geſchahe zum Andenken der Reiſe der Ceres, auf welcher ſie mit Hülfe einer an den Flammen des Aetna angezündeten Fackel die Proſerpina ſuchte.

Der ſechote Tag wurde Ιακχος genennt, vom Jacchus, dem Sohne Jupiters und der Ceres, der mit der Fackel in der Hand die Göttin begleitete, als ſie die Proſerpina aufſuchte. Seine Statue trug daher eine Fackel in der Hand. Dieſe Statue führte man vom Ceramicus bis Elevſis in eine feyerlichen Proceßion, die nach dem Namen des Heroen Jacchos hieß. Die Begleiter derſelben trugen Myrtenkränzen auf ihren Häuptern, womit auch die Statue ſelbſt bekränzt war. Claudian bekränzt dieſe Statue mit Epheu. Die Begleiter wurden Ιακχαγωγοι genennt, und ſo lange der Zug dauerte, tanzten ſie und ſangen und ſchlugen auf eherne Keſſel. Was für eine erſtaunliche Menge von Menſchen dieſer Prozeßion beygewohnt habe, zeigt Herodot B. 8. C. 65. wo er von dem Athenienſer Dikaus ſagt, daß er bey dieſer Gelegenheit habe bey Elevſis einen Staub aufſteigen geſehen, als wenn 30000 Menſchen daherkämen. Und doch redet hier Herodot von denen Zeiten, da das Attiſche Gebiete durch den Krieg mit dem Xerxes ſehr war entvölkert worden. Der Weg, auf dem dieſe Prozeßion aus der Stadt nach Elevſis zog, hieß ιερα οδος, der heilige Weg, ſo ſo wie auch das Thor zu Athen, durch welches der Auszug geſchahe, ιεραι πυλαι genennt wurde. Einen ähnlichen Namen hatten ein Ruheplatz auf dem Rückzuge von Elevſis nach Athen und hieß ιερα συκη, von einem daſelbſt ſtehenden Feigenbaume. Man pflegte auch auf einer über den Fluß Cephiſſus gebauete Brücke auszuruhen und mit den vorübergehenden zu ſcherzen. Suidas erklärt daher das Wort γεφυριζων, das von γεφυρα, die Brücke, herkommt, durch χλευαζων, d. i. einen der ſcherzt oder ſpottet: und γεφυριςαι ſind beym Heſychius ſo viel als σκωπται, Spötter. Wenn man über die Brücke gekommen war, ſo gieng man nach Elevſis. Der in dieſen Ort führende Weg hieß μυςικη οδος, der myſtiſche Eingang. Ehe man aber in Elevſis ſelbſt einzog, mußte ſich jeder in einer der Proſerpina geheiligten, und nahe bey Elevſis befindlichen Quelle waſchen. Nicht weit davon, nach dem Meer zu, war auch eine der Ceres heilige Quelle. Beide hießen ρειτοι. Seit dem aber Decelea befeſtigt worden, geſchah die Proceßion wie Plutarch im Alcibiades meldet, nicht mehr zu Lande, ſondern zu Waſſer.

Am ſiebenten Tage wurden Spiele angeſtellt. Die Sieger bekamen zur Belohnung ein gewiſſes Maaß Gerſten, welches Getraide zu Elevſis zu erſt war geſäet worden. Dieſe Spiele, die auch mit einem Worte ελευσινια genennt wurden, hält man für die älteſten in Griechenland: worinnen ſie aber eigentlich beſtanden, iſt unbekannt.

Der achte Tag hieß επιδαυριων ημερα oder επιδαυρια, weil es ſich einſtens zutrug, daß um des Aeſculapius willen, der von Epidaurus nach Athen kam, und gerne eingeweihet ſeyn wollte, die kleinen Myſterien wiederholt wurden. Daher ward es gebräuchlich, ſie an dieſem Tage noch einmal feyerlich zu begehen und diejenigen einzuweyhen, die noch nicht zu dieſem Vorrechte gelangt waren.

Der neunte und letzte Tag des Feſtes hieß πλημοχοαι, d. i. irdene Gefäſſe. Denn man pflegte zwey ſolcher Gefäße, die auch χοτυλισκοι hieſſen, mit Wein anzufüllen, und eins davon gegen Morgen, das andere gegen Abend zu ſtellen. Nachdem gewiſſe myſtiſche Worte dabey waren hergeſagt worden, ſo wurden ſie beide umgeſtoſſen, und der auf die Erde flieſſende Wein als ein Trankopfer betrachtet. Dieſe myſtiſche Worte waren aber nach dem Proclus in Timaeum, ὑει und τοκυη. Jenes ſprach man mit gegen den Himmel, dieſes aber gegen den Boden gekehrten Augen aus.

Dies berühmte Feſt des Alterthums ward vom Kayſer Adrian von Elevſis nach Rom verlegt, welche Abſicht ſchon nach dem Sueton, der Kayſer Claudius gehabt hatte, und unter dem Kayſer Theodoſius dem ältern ward es ganz abgeſchaft, und zwar durch ein Edict vom 20ſten Decemb. 381. indem bey Strafe der Landesverweiſung, alle nächtliche Feyerlichkeiten gänzlich verbotten wurden. Elevſis ſelbſt, dieſer urſprüngliche Sitz dieſer berühmten Geheimniſſe, liegt h. z. T. in ſeinen Ruinen, die noch den Namen Elefſi nach der Ausſprache der heutigen Griechen, die Efropa für Europa, Efcharistia für Eucharistia ſagen. Spon ſagt, dieſe Stadt hieſſe jetzt Lepſinia. Der Tempel der Ceres iſt nun weiter nichts mehr, als ein unförmlicher Haufen von Säulen, von marmornen Friſen und Corniſchen. Im Umkreiſe hat die Stadt etwa zwo Meilen. Sie lag zum Theil am Meere, zum Theil auf einem Hügel, an deſſen Fuß der Tempel ſtand. Dieſer Tempel hatte viele heilige Koſtbarkeiten, die man aber nie auf einmal zur Schau ausſtellte. Daher kommt das vom Seneca angeführte Schrüchwort: Elevſina ſervat, quod oſtendat reviſentibus, das er auf diejenigen anwendet, welche in einem einzigen Briefe oder in einer einzigen Rede alle ihre Gelehrſamkeit anzubringen ſuchen, und ſich alſo nichts auf die Zukunft aufſpahren. (21)

Eleuſina. ſ. unter Danäer bunte.

Eleutherantherä heiſſen die Pflanzen deren Staubbeutel nicht verwachſen ſind. (9)

Eleuterata, Kiefermäuler. So nennt Fabricius die erſte Claſſe der Inſekten. Sie enthält die mit harten Flügeldecken, oder Linne's *Coleoptera*: da er vorzüglich die Mundwerkzeuge als Unterſcheidungskennzeichen angenommen hat: ſo zehlt er 85. Geſchlechter unter dieſe Claſſe. Dieſe müſſen

1) ein Maul mit Kiefern haben.
2) Hornartige gegliederte Fühlſpizze, und zwar gewöhnlich 4. Davon die vordern an dem Rücken der innern Kinnlade (*maxilla*) die hinterſten an der Lippe anhängen:
   zuweilen 6. davon die vorderſten 2. kürzer ſind, und auf der innern Kinnlade mit den 2 mittlern, die in den Rücken derſelben eingeſezt ſind, ruhen. Die hinterſten ſtehen an der Lippe.
3) Einen horizontalen, hornartigen, abgerundeten Schild, der obenher das Maul bedeckt.
4) 2. überzwerche, hornartige bewegliche äuſere Kinnladen, die obenher die Seiten des Mauls einſchlieſen.
5) 2. freye, überzwerche, öffters häutige zuſammengedruckte innere Kinnladen, die die Seiten des Mauls untenher einſchlieſen.

6) eine hervorgeſtreckte, freye, bald hornartige, bald häutige Lippe, die untenher das Maul verſchlieſſet.
7) Fühlhörner, die zwiſchen den Augen ihren Stand haben. (24)

Elevtheria. Ἐλευθερία. Dies Feſt war zu Platäe in Böotien zur Ehre des Jupiters Elevtherius, oder Retters der Freyheit, von den Abgeordneten faſt aller griechiſchen Staaten gefeyert. Es entſtand bey folgender Gelegenheit. Als der Perſiſche General Mardonius im Gebiete von Platää von den Griechen, unter der Anführung des Pauſanias von Sparta, war geſchlagen worden; ſo errichteten die Platäenſer dem Jupiter Elevtherius einen Altar und eine Statue von weiſſem Marmor, weil ſie glaubten, daß die Griechen unter ſeinem Beyſtand die Freyheit Griechenlands gerettet hätten. Hierauf wurde eine allgemeine Verſammlung der Griechen zuſammenberufen, in welcher Ariſtides von Athen den Vorſchlag that, daß alle fünf Jahre von den griechiſchen Städten Abgeordnete geſchickt werden möchten, um die ἐλευθερία, d. i. Spiele der Freyheit, feyerlich zu begehen. Alle willigten darein, und es wurden groſſe Prämien ausgeſetzt, um welche geſtritten werden ſollte.

Die Platäenſer begiengen auſſer dem noch alle Jahr ein Feſt zum Andenken derer, die zur Vertheidigung ihrer vaterländiſchen Freyheit ihr Leben muthig aufgeopfert hatten. Dabey gieng es alſo zu. Am 16ten des Monaths Mämacterion, der bey den Böotiern Alalcomenius hieß, wurde mit Anbruche des Tags eine Prozeßion angeſtellt. Voran gieng ein Trompeter, der gleichſam zum Angriff bließ. Dann folgten einige mit Myrtenkränzen beladene Wagen und ein ſchwarzer Stier. Hierauf kamen freygebohrne Jünglinge: denn es war keinem einzigen von knechtiſchem Stande erlaubt, an dieſer Feyerlichkeit den geringſten Antheil zu haben, weil die, zu deren Andenken ſie angeſtellt wurde, für die Vertheidigung der Freyheit Griechenlands geſtorben waren. Dieſe Jünglinge trugen Trankopfer von Wein und Milch in groſſen Gefäſſen mit zwo Handheben, und Oehlkrüge und köſtliche Salben. Zuletzt folgte die vornehmſte obrigkeitliche Perſon oder der Archon der Platäenſer, der, ob er gleich zu andern Zeiten kein Eiſen anrühren, und kein anderes, als ein weiſſes Kleid tragen durfte, dennoch bey dieſer Feyerlichkeit mit einem Purpurrock bekleidet war, einen Waſſerkrug trug und mit einem Schwerdte in der Hand mitten durch die Stadt zu den Grabmählern gieng. Hier ſchöpfte er Waſſer aus einer benachbarten Quelle, und wuſch und ſalbte die Säulen der Gräber. Dann opferte er einen Stier auf einem von Holz aufgeführten Scheiterhaufen, betete zum unterirdiſchen Mercur und zum Jupiter, und lud die Seelen der tapfern Helden, die fürs Vaterland geſtorben waren, zum Gaſtmal ein. Endlich füllete er eine Schale mit Wein und ſagte: die trinke ich denen zu, die für Griechenlands Freyheit ihr Leben aufgeopfert haben. Plutarch ſagt, daß noch zu ſeiner Zeit dieſe Feyerlichkeit üblich geweſen.

Die Samier begiengen ein anderes Feſt dieſes Namens zur Ehre des Gottes der Liebe.

Wenn Sclaven in Freyheit geſetzt wurden, ſo pflegten ſie ebenfalls einen feſtlichen Tag dieſes Namens zu begehen. Plautus zielt Perſ. Act. 1. Sc. 1. auf dieſen Gebrauch. Er ſtellt nemlich den Sclaven Toxillus vor, wie er ſich freuet, daß ſein Herr verreißt iſt, und wie er ſich ſo viel Vergnügen verſpricht, als wenn ihm wäre die Freyheit geſchenkt worden. Daher legt er ihm die Worte in den Mund.

Baſilice agito Elevtheria. (21)

Eleutheromacroſtemones heiſſen diejenige Pflanzen deren Staubfäden nicht verwachſen aber zum Theil länger und kürzer ſind. (9)

Elexen (Botan.) iſt ein Beynamen des Traubenkirſchen Oſtaumsbaums. (*Prunus avium* L.)

Elfenbein, nennt man die weiſſe harte Subſtanz der langen Elephanten Zähne. Das eigentlich ſogenannte Elfenbein, oder dieſe Subſtanz der Elephanten Zähne wird an der Luft leicht gelb, jedoch findet man auch deſſen Farben verſchieden, wenn dergleichen Zahn durchgeſäget wird. An einigen Zähnen hat das Elfenbein eine olivenfarbige Schattirung, in den weiſſen iſt es weiß.

Das weiſſe Elfenbein iſt trockner als das olivenfarbige, daher legen die Künſtler letzteres zum weißmachen an einen heiſſen Ort, indem das Elfenbein je weiſſer je ſchöner iſt. Indeß wird das olivenfarbige nicht ſo geſchwinde gelb, als das weiſſe.

Um die weiſſe Farbe zu erhalten, muß das Elfenbein vor der Wirkung der Luft verwahret werden. In dieſer Abſicht umwickelt man es mit Baumwolle, und preſſet es in eine wohl verwahrte Schachtel, oder in ein gut verpichtes Glas.

Man kann aber gelb gewordenes Elfenbein, oder die daraus verfertigte Arbeit, wieder weiß machen, wenn man Alaun in Waſſer zergehen, und es einen Sud thun läßt, ſodann das Elfenbein eine Stunde lang in dieſer Flüßigkeit einweicht, es mit einem härnen Tuche reibet, endlich es in ein feuchtes leinen Tuch legt, und es darin von ſelbſt trocken werden läßt.

Das Elfenbein iſt auſſer der gelben Farbe noch andern Fehlern unterworfen: beym Einkauf verwerfen die Künſtler jenes, deſſen Fibern ſehr ſichtbar ſind, und welches Flecke hat. Erſteres nennen ſie Körnichtes Elfenbein, (*ivoire grenu*) die Flecken nennen ſie Bohnenmähler, die mangelhaften Theile ſind oft mit einem ſehr geſunden Elfenbenbein umgeben, auch finden ſich zuweilen in der Hohlung des Zahns knotichte Erhöhungen, wo nicht gar Knochen-Geſchwulſten.

Das Elfenbein wird verarbeitet, von Bildhauern, von Schreinern zu ausgelegter Arbeit, von Kunſt und Beindrechslern, von Mahlern welche auf Elfenbein en Miniature zu mahlen pflegen, Büchſenſchäftern, von Kammmachern, von Beſchalern unter den Meſſerſchmieden, von den Zahnärzten. Nichtweniger wird daraus das Elfenbeinſchwarz bereitet, auch in den Apoteken das gebrannte Elfenbein, und die Abgänge aus den Werkſtätten gebraucht. (19)

Elfenbein. (antiquariſch) Der Gebrauch des Elfenbeins zu Waffen, Tiſchen, Betten und andern Geräthſchaften iſt ſchon vor den Zeiten Homers, der in vielen Stellen davon redet, bekannt geweſen. Schon zu Salomons Zeiten war die Kunſt, das Elfenbein zu behandeln, bekannt, indem dieſes Königs Thron von Elfenbein und Gold verfertigt war. Ja Achab und andere Reiche unter den Juden hatten zu Amos Zeiten mit elfenbeinernen Decken und Wänden ausgeſchmückte Palläſte und bey Tiſche bediente man ſich elfenbeinerner Tiſchbetten. Wahrſcheinlicherweiſe iſt alſo die Kunſt, mit dem Elfenbein ſo geſchickt umzu-

gehen, von den Phöniziern, als den Lehrern der Juden, auch nach Griechenland gekommen, wo sie den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erreicht, sich nicht allein in halberhobener Arbeit gezeigt, sondern auch die herrlichsten Bildsäulen der Götter in colossalischer Grösse aus Elfenbein verfertigt hat.

Es ist aber für die Alterthumsforscher von jeher ein sehr schwer aufzulösendes Problem gewesen, auf was für eine Art die griechischen Künstler solche colossalische Statuen aus Elfenbein haben verfertigen können. Wir wollen den Herrn Hofrath Heyne in seiner gelehrten Abhandlung über das Elfenbein der Alten hierauf antworten lassen.

Nach diesem einsichtsvollen Kenner des Alterthums wußten die Griechen schon sehr frühe das Elfenbein zu schneiden: wenigstens kommt πριστος und νεοπριστος ἐλεφας bey dem Homer etlichemal vor. Durch den Ausdruck frischgeschnitten will der Dichter die reine Weisse, die dem frischen Elfenbein eigen ist, anzeigen. Die Kunst das Elfenbein zu färben, besonders mit Purpur, war schon in den Zeiten des Trojanischen Kriegs bekannt und nicht nur bey den Sidoniern und Phöniziern, sondern sogar auch, bey den Cariern und Mäoniern im Gebrauche, deren Weiber sich damit beschäftigten, wie man aus Iliad. 4. v. 141. ersiehet.

Elfenbein mit andern Materien zu vereinigen, d. i. andere Materien damit auszulegen, war eine Sache, an der man in den ältesten Zeiten viel Geschmack fand. Die Sache selbst ist schon aus den Virgilianischen Versen bekannt:

Quale per artem
Inclusam buxo aut Oricia terebinto
Lucet ebur.

Dies ist aber nichts anders, als Holz mit Elfenbein ausgelegt. Auf diese Art scheinen Tische, Stühle, Betten und anderes Geräthe, vielleicht auch die Wände ausgeziert worden zu seyn. Und diese Gewohnheit haben die Gelehrten, nach dem Bochart, auch bey den Phöniziern aus dem Ezechiel erwiesen. Zu Homers Zeiten war es nichts ungewöhnliches, Elfenbein mit Gold und Silber einzufassen, oder Silber mit Elfenbein auszulegen. Im Pallaste des Ulysses war der Stuhl der Penelope aus Elfenbein und Silber gearbeitet und das von Ulysses Händen verfertigte Bette mit Gold, Silber und Edelgesteinen geziert. Nachher hat man auch, wie Plinius B. 16, 43. berichtet, andere Materien damit überzogen.

Wir finden also, daß man zu Homers Zeiten gewußt habe, das Elfenbein zu schneiden, zu färben, und mit andern Materien einzufassen. Wahrscheinlicherweise sind diese Künste von den Phöniziern auf die Griechen gekommen.

Alle diese Werke haben mit dem Grabeisen können ausgearbeitet werden. Allein in den folgenden Zeiten schritt die griechische Kunst zur Verfertigung kleinerer und grösserer Figuren aus Elfenbein, wie auch der Werke in vertiefter und erhobener Arbeit aus eben dieser Materie. Hier sind natürlicherweise die Werkzeuge, die der Künstler brauchte, keine andern, als eben diejenigen, deren ein Bildhauer sich bey Figuren aus Holz bedienen würde; nemlich Meissel, die an ihrem vordern Ende entweder ganz gerade, oder nach allerley Cirkelbogen ausgehöhlt sind. Sie pflegen vornen in der Breite von einem Viertelzoll bis zu zween, drey Zoll und in der Länge, ohne die Handhaben; fünf bis sechs Zoll, mehr oder weniger, nach der Grösse des Werks, das der Künstler unter Händen hat, zu haben. Nur werden die Meissel, die man beym Elfenbein braucht, von den Meisseln bey dem Holze, als einer weichern Masse, darin verschieden seyn, daß sie an ihrer äussern Schneide nicht so dünne zulaufen, als die für die Arbeit in Holz bestimmten, und daß ihnen der Zeugschmied eine stärkere Härte giebt. Uebrigens schlägt der Künstler mit einem eisernen, oder auch hölzernen Hammer auf die Handhabe des Meissels eben so, als wie er in Holz, Stein und Marmor zu thun pflegt. Es muß auch eben sowohl beym Elfenbeine, wie bey diesen, nach Beschaffenheit der Theile der zu bearbeitenden Figur mit den Meisseln abgewechselt werden und zwar mit den ausgehöhlten von verschiedener Art, so lange das Bild aus dem Groben gehauen wird, und mit denen, die vornen gerade sind, wenn die Figur glatt geschnitten und geendigt wird.

Die Werkzeuge, die man auf Elfenbein braucht, sind so äusserst einfach, daß wohl kein Zweifel ist, die ersten von den alten Künstlern werden sich derselben sogleich bedient haben, und so fällt alle Nothwendigkeit einer künstlichen Maschine oder einer Drehbank weg, welche ohnedem, sie mag noch so künstlich seyn, zu runden Bildern durchaus nicht dienen kann.

Eher könnte es noch möglich seyn, fährt Herr Heyne fort, daß die alten Künstler bey den größten Werken von Elfenbein sich einer Maschine, das Werk festzustellen, bedient haben könnten, deren sich unsre Bildhauer bedienen, wenn sie eine etwas grosse Figur in Holz schneiden wollen. Auf einem schweren Fußgestelle sind zween Pfosten angebracht, die man nach Beschaffenheit nahe oder weit von einander setzen kann. Durch den einen dieser Pfosten gehet eben eine starke Schraube, durch welche der Kloz Holz gegen den andern Pfosten, an dem eine stählerne Spitze bevestigt ist, angetrieben werden kann, so daß der Kloz zwischen der Schraube und Spitze gleichsam in freyer Luft schwebt. In dieser horizontalen Lage bearbeitet der Künstler seine Figur, und so wie er mit seiner Arbeit fortrückt, so drehet er auch den Kloz, aus dem er sie verfertigt, in der Rundung nach allen Seiten herum. Bey Marmorn und Sandsteinen braucht man diese Maschine nicht, da dergleichen Klötze wegen ihrer Schwere von selbst veststehen.

Der Künstler nun, dem eine solche Statue aus Elfenbein zu verfertigen aufgetragen war, verfertigte, so wie man sich sein Verfahren vorstellen muß, vor allen Dingen im Kleinen aus Thon ein Bild, das er aus Elfenbein im Grossen zu verfertigen gesonnen war. Wenn dies Modell alle Verhältnisse der Theile durch die Hand des Künstlers erlangt hatte, so machte er sich einen verjüngten Maaßstab nach seinem Modelle und übertrug denselben ins Grosse. Dieser mußte ihm zeigen, wo alle Theile eines jeden Glieds an seiner grossen Figur hingehörten.

Es wäre vielleicht nicht unmöglich, eine Figur aus Stücken von Elfenbein zusammenzusetzen, ohne die inwendige Höhlung auszufüllen. Sie würde jedoch weniger Vestigkeit haben und leicht leiden. Besser ist es also, daß sie inwendig ausgefüllt wird. Wer weis, ob nicht die alten Künstler, um der Statue desto mehr Vestigkeit zu geben, sich noch darzu eiserner Stangen bedient haben, die sie durch den Kern, d. i. die Ausfüllung der Figur, haben durchgehen lassen.

Genug, der Kern mußte das erste seyn, was der Künstler an seiner Figur zu verfertigen hatte. Er machte denselben aus dem trockensten und vestesten Holze, nach

dem Verhältnisse seiner Figur und nach dem Verhältnisse der Klötze seines Elfenbeins. Am Rumpfe des Körpers war er am dicksten und die Wendung des Kerns an den Armen und Beinen bestimmte er aus der Stellung seiner Figur. Um diesen Kern bauete er nun von unten hinauf und neben einander, Klötzchen auf Klötzchen von Elfenbein, so lange bis er eine Masse erhielt, so gros, als seine Figur seyn sollte.

Daß der alte Künstler seinen Kern aus Holz verfertigt habe, das wird aus einer Stelle des Pausanias deutlich. Zu Megara war ein Tempel des Jupiters. Die Bildsäule des Gottes war noch unvollendet, weil die Megarenser durch den Peloponnesischen Krieg sehr herunter gekommen waren. Für den Künstler war ein Theocosmos, ein Megarenser, ausgegeben. Phidias soll ihm geholfen haben. An der Bildsäule, sagt Pausanias, war das Gesicht von Elfenbein und aus Gold, das übrige aus Thon und Gyps. Hinter dem Tempel lagen noch unvollendete Stücke Holz. Diese hatte der Künstler mit Elfenbein und Gold überziehen und das Bild völlig verfertigen wollen.

Nun kommt der Künstler an die Zusammenfügung der elfenbeinernen Klötzchen oder Würfel. Diese Würfel, welche bald gros, bald klein sind, wie es die Elephantenzähne haben erlauben wollen, haben fünf gleiche nach dem Linial eben gemachte Seiten. Die fünfte schließt hinten an den hölzernen Kern; die vier übrigen Seiten fügen sich wieder an andere Würfel. Diese sehr natürliche Zusammensetzung erfordert nur eine fleißige und geschickte Hand, damit die Fugen der Würfel so dicht an einander passen, als wenn alles aus einem Stücke bestünde. Dies ist das, was Philostrat Imagg. 2, 1. sagt: ἡ δὲ ὕλη συνθηκη μεμιγολος ἐλεφαντος d. i. Zusammenfügung von an einander gepaßtem Elfenbein. Die Arbeit ist indessen bey weitem nicht so schwer, als die Mosaikarbeit, welche in Zusammensetzung so unzählig vieler Stückgen Stein bestehet, die auch sehr sorgfältig an einander gepaßt seyn müssen, bey denen aber noch darzu die Farbe mit in Betrachtung kommt. Der Leim oder Kütt, womit alle Stückgen an und auf einander geleimt werden, ist so weiß, wie das Elfenbein selbst und bekommt auch mit der Zeit seine Härte. Er ist aus Materien zubereitet, die sich im Wasser nicht auflösen lassen, und dergleichen Kütte sind bekannt genug. Erst dann, wenn die ganze Figur im Groben aus einem mit Elfenbein überzogenen Kern vor ihm da stehet, fängt der Bildhauer an, sie zu bearbeiten. Er folgt seinem kleinen Modell und trägt jeden Grad seines verjüngten Maaßstabs in den grössern über. Und nun erst braucht er seinen Meissel. Es verstehet sich von selbst, daß er dafür gesorgt hat, damit an allen Stellen, hohen und tiefen, überflüßiges Elfenbein vorhanden ist, und die auf einander gesetzten Klötzchen dick genug sind, daß er seinen Entwurf verfolgen kann. Hat er diesen in etwas ausgeführt, so gehet er schrittweise sanfter zu Werk. Raspen und Feilen waren schon sehr frühe den Alten bekannt. Diese Werkzeuge dienen, um alle Kanten und Unebenheiten glatt zu machen. Auch mit Schaben läßt sich dies bewirken. Die Hayfischhäute dienen noch mehr darzu und mit Bims oder andern feinen Sandsteinarten läßt sich diese Arbeit noch mehr verfeinern, wenn diese Steine zermalmt, gesiebt, und ein mit diesem Staube versehener nasser Lappen zum Abreiben gebraucht wird. Pausanias berichtet, es seyen die Nachkommen des Phidias darzu bestellt worden, die Statue des Jupiters vom Schmutz rein zu halten und hätten daher den Namen φαιδρυνται erhalten. Plinius bemerkt, daß der Rettig zur Glättung des Elfenbeins sehr geschickt sey, wie auch die sehr rauhe Haut eines Fisches, welchen er Squatina nennt.

Es hat aber die Schönheit und Weisse des Elfenbeins doch nicht allzu lange unverändert können erhalten werden. Denn es ist von Natur so beschaffen, daß es durch die Länge der Zeit gelb wird und seine Glätte verliert. Das Unangenehme dieser gelben Farbe war vermuthlich mit eine Ursache, warum man das Elfenbein färbte. Dies beweißt auch die Stelle des Ovids:

Aut quod ne longis flavescere possit ab annis,
Maeonis Assyrium femina tinxit ebur.

Daß aber das Weisse der elfenbeinern Figuren unbeständig gewesen sey, davon ist auch der Ausspruch des Phidias Zeugniß. Die Athenienser waren ungewiß, welche Materie sie zur Statue der Minerva wählen sollten. Phidias sagte, sie müsse in Marmor, nicht in Elfenbein, gearbeitet werden, weil alsdann ihre Schönheit von längrer Dauer seyn werde. Eine noch grössere und unangehmere Unbequemlichkeit ist diese, daß es bald bey scharfen Feuchtigkeiten in der Luft aufschwillt, bald bey trocknem Himmel sich einziehet, und daher leicht Risse bekommt, sich erweitert, rauh und in seinen Zusammenfügungen aufgelößt wird. Es ist daher sehr zu verwundern, wie die Minerva und der Jupiter des Phidias bis auf des Pausanias Zeiten, also über 600 Jahre, ja noch länger, wie wir unten zeigen werden, haben dauren können. Ohne Zweifel ist der Glanz durch die Länge der Zeit verlohren gegangen; aber schon dies ist ausserordentlich genug, wenn die elfenbeinernen Täfelchen so viele Jahrhunderte hindurch in ihren Zusammenfügungen sich verbunden haben erhalten können.

Bey einem genauern Nachdenken hierüber, so fährt Herr Heyne fort, haben sich mir folgende Bemerkungen dargeboten. Vielleicht haben sich die Alten eines bestern und dauerhaftern Kütts, als der jetzt gewöhnliche ist, bedient. Man findet, daß aus den Eingeweiden gewisser Fische, welche Oxyrinchi genennt, und, nach dem Aelian, in einer gewissen See am Caspischen Meere gefunden werden, ein Leim zubereitet worden, den man besonders zur Verbindung des Elfenbeins brauchte. Auch hatte die gelinde und immer gleiche Luft des griechischen Himmels das Elfenbein weit weniger angegriffen, als von den scharfen und salpetrischen Dünsten unserer Gegend geschehen würde. Auch die Luft zu Tivoli soll so gelinde seyn, daß das Elfenbein daselbst seinen Glanz und seine Weisse behält. Ausserdem befanden sich auch die Statuen allzeit an bedeckten Orten. Es kommt nur das einzige Beyspiel des elfenbeinern Apoll vor, welcher auf dem Forum des Augusts stund. Allein vielleicht war auch dieser unter Dach (welches um so viel glaublicher ist, da die römischen Fora, gleich den heutigen Kaufmannsbörsen, als deren Stelle sie in gewisser Absicht vertraten, mit Gallerien versehen gewesen). Vielleicht wußten auch die Alten dem schädlichen Einflusse der Luft vorzubeugen. Die Sache selbst führt mich auf diese Vermuthung. Plinius sagt vom alten Oele, man hielte dafür, daß es dienlich wäre, das Elfenbein vor der Fäulnis zu bewahren, wenigstens sey

das Bildnis des Saturns zu Rom damit inwendig angefüllt. Eine andere merkwürdige Stelle findet man im Pausanias, vom Tempel des olympischen Jupiters. „Der Boden um die Statue des Gottes herum, sagt er, ist mit einem Rande eingefaßt, damit nicht das Oel abfliesse, durch welches das damit übergossene Elfenbein vor den Ausdünstungen des feuchten Bodens bewahrt wird. Denn der Altis ist einer von den sumpfigsten Oertern von Olympia.“ Im Gegentheile, fährt er fort, zu Athen im Parthenon, welches in der Oberstadt liegt, nutzt dem Bilde der Minerva das Wasser mehr, als das Oel. Denn da es sich auf einem hohen und daher trocknen Orte befindet, so muß es öfters mit Wasser angefeuchtet werden.“ Eben dieser Schriftsteller war von den Priestern versichert worden, daß zu Epidaurus der Thron des Aesculaps, auf dem der Gott saß, über einen Brunnen sey gestellt worden. Eben so verhielt es sich auch zu Pallene, wo sich die andere Minerva des Phidias befand, die gleichfalls aus Elfenbein verfertigt war. Daß aber aller dieser Vorsicht ungeachtet das Elfenbein dieser Statuen dennoch durch die Länge der Zeit schadhaft geworden, und der Ausbesserung nöthig gehabt habe, das siehet man aus der Erzählung des Pausanias vom Damophon, der die Statue des olympischen Jupiters, deren Fugen sich aufgelößt hatten, wieder zusammen verband. Bisweilen mußte auch das Elfenbein vom Schmutze gereinigt werden.

Wenn man nun das bisher gesagte alles überlegt, so wird man die Verfertigung elfenbeinerner Statuen nicht so für unmöglich halten, daß man entweder die Glaubwürdigkeit der Alten verwerfen, oder zu einer ihnen eigen gewesenen geheimen Kunst seine Zuflucht nehmen sollte. Es würde allerdings zu unsern Zeiten noch möglich seyn, Werke von der Art, auch die allergrössesten Statuen, aus Elfenbein zu verfertigen, so bald man die Kosten aufwenden und hinlängliche Vorräthe von Elfenbein herbeyschaffen würde. Vorausgesetzt, daß ein Bildhauer sich der Arbeit unterziehen wollte, der seine Kunst auf Holz oder Marmor lang geübt hat, und im Poussiren und Zeichnen seiner Wissenschaft vollkommen mächtig ist: so getrauet sich Herr Spengler, wie er den Herrn Heyne versichert hat, eine Figur in Elfenbein zu verfertigen, so gros, als sie nur verlangt wird.

So sehr es also, sagt Herr Heyne weiter, dem Herrn J. F. v. Uffenbach zu verzeihen war, daß er an der Möglichkeit der Verfertigung grosser Figuren gezweifelt hat: (denn eben darum, weil er selbst Hand angelegt hatte, wußte er die Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung am besten) so ist doch nach dem, was bisher angeführt worden, gar nichts unmögliches bey der Sache. Weit schwer zu begreifen ist es für den Künstler, wie die Alten aus so hartem Steine, als Porphyr und Granit ist, die grossen Statuen in Lebens- ja Colossalischer Grösse haben verfertigen können. Kein Werkzeug von Stahl vermag diesem Steine etwas anzuhaben. Er muß also durch Schleifen mit Sandstein seyn bearbeitet worden. Und wie ungeheuer mühsam muß das gewesen seyn!

Daß Pausanias eine Bildsäule der Magna Dea anführt, deren Gesicht aus dem Zahne eines Seefisches verfertigt worden, ist merkwürdig. Freylich giebt es Zähne und Hörner von Seethieren, und Knochen von vierfüßigen Landthieren, die sich gleich dem Elfenbein bearbeiten lassen; aber zu zusammengesetzten Bildern können sie wohl nicht gebraucht werden. Die Knochen der Hinterfüsse an den Ochsen, das Horn vom Narval, die Zähne der Wallrosse, der Cacheloten u. a. m., welche beyde letztere überdas nicht durch und durch weiß, sondern inwendig gelb sind und also nur bey gewissen Arbeiten sich brauchen lassen, werden nur von den Kunstdrechslern verarbeitet, nicht leicht von den Bildhauern. Das herrlichste Stück dieser Art ist der Stuhl, oder Thron, auf dem seit uralten Zeiten her die dänischen Könige sind gekrönt worden. Er ist aus Narvals Horn sehr künstlich gearbeitet. Die Capitäler, Schaftgesimse und übrigen Bildwerke sind von Silber in Feuer verguldet, und vornen am Himmel sitzt der schönste und größte Amethyst der in der Welt bekannt ist. Dieser Thron kann einigermassen mit dem Salomonischen verglichen werden, da das Einhorn noch seltner und weisser, als Elfenbein ist.

Der Glanz des Elfenbeins hat mit der weissen Farbe desselben nichts zu thun; jenen muß ihm der Künstler durch Schaben und Poliren zu geben wissen. Und auf diese Weise nimmt ein jedes Elfenbein den Glanz an, es mag grob, oder fein, gelb oder weiß seyn. Kurz, es ist kein eigenthümlicher Vorzug desselben, sondern der Glanz wird ihm erst durch die Kunst ertheilt: ob er gleich seinen Grund in der dichten Textur der Fibern selbst hat.

Die Verschiedenheit der Weisse und Feinheit der Zähne würde bey einem so grossen Werke, als eine Statue ist, nicht so viel thun, als man gemeiniglich denkt. So bald das Elfenbein an der Luft oder wohl gar an der Sonne unter der Arbeit wohl ausgetrocknet worden, so wird alles weiß, was vorhin wegen einer feltenen Feuchtigkeit, die es durchdrungen hatte, gelb war; und alsdann merkt man nicht mehr den Unterschied, wenn auch ein Blöckchen mehr, oder weniger fein seyn sollte. Die Kunst, die Blöckchen recht dichte zusammen zu fügen, daß man die Fugen nicht erkennen kann, macht hier die Hauptsache aus.

Die Statuen von Elfenbein waren gemeiniglich mit goldenem Gewand bekleidet. Doch gab es auch ganze Figuren aus Elfenbein. Da Jupiter mit halben Körper entblößt saß, so muß seine Bildsäule zu Olympia mehr Elfenbein an sich gehabt haben, als die Bildsäule der Minerva zu Athen, an der nur Kopf, Füsse und Hände entblößt waren. Doch auch der Medusenkopf auf der Brust war von Elfenbein; der Schild aber wahrscheinlicherweise aus Gold. Am Jupiter umgab die Stirne ein Cranz von Oelzweigen aus Gold und die Siegsgöttin, die auf seiner Hand stund, war auch aus Gold und Elfenbein; auch mit einem Cranze auf dem Kopfe und einem Diadem in der Hand, so daß es scheinen mußte, als wollte sie solches dem Jupiter um die Schläfe winden. An ihr war also auch das Gewand von Gold. Den Thron hatte der Künstler mit eingelegten erhobenen Figuren aus Gold, Edelgesteinen, Ebenholz und Elfenbein gearbeitet. Auch gemalte Figuren fanden sich darunter, vermuthlich aus Schmelzarbeit. Sitzend hatte der Künstler seinen Gott vorgestellt, mit dem Blitze auf dem Schoos, in der Linken ein Zepter und in der Rechten die so eben beschriebene Victorie. Phidias hatte nach seiner eignen Versichrung die grosse Idee zu seinem Jupiter aus Homers Iliade. B. I. v. 528 — 530. geschöpft. Wie denn überhaupt die alten Künstler sehr oft den Stoff zu ihren Werken aus diesem Dichter entlehnt haben. Weswegen man dann auch, nach dem Lucian *de imagin.* C. 8. den Homer τον αριστον των γραφεων

nannte, und Cicero von ihm sagte: at ejus picturam, non poesin videmus. Paul Aemil der Ueberwinder des Perseus, der seinen Geist mit den Schriften der Griechen genährt hatte, urtheilte damals, da er als Sieger nach Olympia kam, von dieser Statue des Jupiters: Phidias habe den Jupiter Homers ganz dargestellt. Der Kaiser Caligula wollte diese herrliche Statue nach Rom bringen lassen; allein der Baumeister Memmius Regulus wagte es nicht, aus Furcht, die Statue mögte zerbrechen. Gleichwohl ist dies Wunder der Kunst nachher nach Constantinopel gebracht worden, und es befand sich daselbst noch im eilften Jahrhunderte, bis es, allem Vermuthen nach, bey der Eroberung dieser Stadt im Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts mit sehr vielen andern alten Kunstwerken ist zerstört worden.

Eine andere ebenfalls vom Phidias aus Elfenbein verfertigte Statue war die Minerva in Parthenon, einem dieser Göttin zu Athen gewidmeten Tempel, die von diesem Meister in der 87 sten Olympiade verfertiget wurde. Sie war stehend abgebildet, mit einem auf die Füsse herabhangenden Gewand bekleidet, auf der Brust den Kopf der Medusa und auf der Hand eine 4 Cubitos grosse Siegesgöttin tragend. In der Rechten hatte sie einen Spieß, den sie auf eine eherne Sphinx stützte, neben der ein Drache lag. Zu ihren Füssen stand ein herrlicher Schild, auf welchem in erhabener Arbeit das Gefechte der Amazonen und der Streit der Götter mit den Riesen vorgestellt war. Die ganze Statue hatte eine colossalische Grösse, die sich auf 26 Cubitos belief. Sie war, wie die des olympischen Jupiters, aus Elfenbein, gearbeitet und mit einem goldenen Gewand bekleidet, welches abgenommen werden konnte, und nebst andern goldnen Verzierungen vom Tyrann Lachares in der 121 sten Olympiade wirklich weggenommen wurde, als er aus dem vom Demetrius belagerten Athen nach Böotien flüchtete. Es war ein Glück für den Phidias, daß er, nach dem Rath des Pericles, das Gold so gearbeitet hatte, daß es wieder abgenommen und gewogen werden konnte. Denn er widerlegte auf diese Art die verläumderische Anklage, die einer seiner Mitarbeiter, Namens Meno, auf Anstiften hämischer Neider, wider ihn aufbrachte, als habe er von dem Golde, das nach dem Diodor 50 Talente betrug, etwas heimlich entwendet. Demohngeachtet unterdrückte ihn endlich der Neid, sonderlich deswegen, weil er in der auf dem Schilde der Minerva abgebildeten Amazonenschlacht sein eignes Bild, in der Gestalt eines alten kahlköpfigten Mannes, der mit beyden Händen einen Stein empor hob, und auch das schön getroffene Bild des Pericles, der mit einer Amazone stritt, angebracht hatte. Der grosse Künstler wurde, wenn anderst Plutarchs Erzählung richtig ist, deshalb ins Gefängniß gelegt, wo er an einer Krankheit, oder an Gift gestorben. Die Base dieser elfenbeinernen Minerva war vorzüglich bewundernswürdig, und auf ihr stunden rings herum zwanzig kleine Götterstatüen.

Ausser diesen beyden beschriebenen Statuen aus Elfenbein fanden sich noch eine ebenfalls vom Phidias gearbeitete Minerva zu Pellene, eine Minerva zu Megara, von der auch oben geredet worden; eine zu Platää, deren Gesicht, Füsse und Hände aus Elfenbein und das übrige aus vergoldetem Holz gearbeitet war. Noch mehrere aus Elfenbein und Gold gearbeitete Statüen beschreibt Pausanias.

Von den alten Werken in Elfenbein hat sich nur sehr weniges erhalten. In der königlichen Kunstkammer zu Coppenhagen befindet sich ein weiblicher Kopf von ungemeiner Schönheit, genau drey Viertel der gewöhnlichen Lebensgrösse. Herr Heyne besitzt davon durch Herrn Spengler einen Gypsabguß, an dem einer der schönsten weiblichen Köpfe zu erkennen ist; und doch ist im Elfenbeine alles feiner, zärter und weicher, die Arbeit an demselben ist unnachahmlich. Man siehet tief in den Mund hinein, der inwendig erweitert ist. Die Zähne stehen daher ganz frey: ja man siehet selbst die Zunge in dem Munde liegen. Dieser Kopf, woran alles grosse Kunst verräth, ist nicht nur fein gearbeitet, sondern auch aufs künstlichste polirt. Er ist aus einem einzigen Stück Elfenbein. Hinten am Scheitel sitzt noch zu beyden Seiten die Rinde des Zahns, so gut hat der Künstler seine Materie in der Grösse zu schonen gewußt. Hinten am Kopfe und oben auf demselben, unten und hinten am Halse sind die Stellen kenntbar, wo die übrigen Theile der Figur angepaßt gewesen sind. Man siehet die Striche der Säge oder Raspel ganz deutlich. Auf eben dieser Oberfläche wird man verschiedene mit Fleiß eingehauene Vertiefungen gewahr, die auch auf dem Gypsabgusse zu erkennen sind. Diese hat der Künstler offenbar in der Absicht angebracht, damit sie den Kütt, oder Leim zwischen beyden Theilen, die an einander gefügt wurden, desto bequemer und leichter aufnehmen sollten. Es bestätigt sich also auch hiedurch die vorhin bey den grossen Werken des Alterthums vorausgesetzte Zusammensetzung und Verküttung der Klötzchen. Was der Kopf vorstelle, worzu er ehemals gedient habe, und wo er her sey, ist alles unbekannt. Man weis blos so viel, daß er schon über 80 Jahre auf der Kunstkammer vorhanden sey. Der Mangel dieser Nachrichten ist im ganzen Studium der Antike der unangenehmste. Im Inventar ist er als das Ebenbild der schönen Königin Helena verzeichnet. Das griechische Profil läßt sich am Kopf nicht verkennen. Keine Venus, kein Ideal kann es gleichwohl nicht seyn. Es ist eine Porträtfigur: aber eine der schönsten. Der Mund ist ein wenig geöffnet, so wie an einigen Apollen, welche singend vorgestellet sind. Ein schöner rundlichter Schnitt vom Kopf, eine kleine Stirne, über die sich von beyden Seiten die längst dem Halse herunter fallenden Locken verbreiten. Die Augenbraunen scheinen etwas stark angedeutet zu seyn. Auch die Augäpfel sind es. Der sanfte Umriß der Wangen, das rundliche Kinn, die ein wenig aufgeworfene Lippe, alles giebt der Figur einen Reitz. Aber durch die Nase erhebt sich das Ganze zu einem gewissen Edlen, das sich nicht verkennen läßt. Unauflösliche Schwierigkeiten setzen sich dagegen, wenn man es für ein Werk eines neuern Künstlers halten wollte. Aber als altes Werk ist es doch auch unbegreiflich, wie es so unbekannt kann geblieben seyn. (21)

Elfenbein wurde in den Morgenländern ehemals zur Verzierung der Häuser weit häufiger gebraucht, als jetzo. Schon zu Davids Zeiten machte man Gebrauch davon. Die elfenbeinerne Häuser, deren Ps. 45, 9. 1 Kön. 22, 39. Amos 3, 15. gedacht wird, sind gewiß nichts anders, als Pallästе, deren Zimmer mit Elfenbein ausgelegt waren, denn daß sie ganz aus Elfenbein gebauet gewesen, fällt keinem Menschen ein. Es sind zwar einige Ausleger, die hier nicht Elfenbein, sondern geglätteten weissen Marmor verstehen wollen, welcher so glänzend und weiß gewesen, als Elfenbein;

allein ich ſehe nicht ein, warum man hier von der gewöhnlichen Bedeutung der Worte abgehen ſollte. Denn obgleich die Juden in den ſpätern Zeiten ſich des weiſſen Marmors häufig bedient, und ganze Gebäude davon aufgeführt haben; ſo folgt doch daraus noch gar nicht, daß ihnen der Gebrauch des Elfenbeins zur Zierrath in den ältern Zeiten unbekannt geweſen. Paläſtina iſt zwar nicht das Vaterland des Elfenbeins, aber durch die indianiſchen Caravanen, die ehemals ihren Zug durch Armenien nahmen, und durch den Handel Salomons konnte ſolches leicht eingeführt werden. Im Hebräiſchen heißt es שֵׁן, oder Zahn; da nun aber eben dieſes Wort auch manchmal überhaupt ſo viel als eine Spitze bedeutet; ſo ſind einige Ausleger dadurch verführt worden, und haben aus den vorhin genannten elfenbeinernen Paläſten, marmorne gemacht. Allein, zu geſchweigen, daß die Hebräer ganz andere Worte haben, womit ſie die verſchiedenen Marmorarten bezeichnen; ſo wird das Wort שֵׁן niemals, wenn es von Steinen gebraucht wird, allein geſetzt, ſondern es hat allemal das Wort שֵׁן bey ſich. Da der Elephant weder in Paläſtina noch in Arabien zu Hauſe iſt, ſo führt er auch hier fremde Namen. Die Araber nennen ihn, פִּיל, auch תַּנִּרְפִּיל. Dieſes letzte Wort kommt auch in der chaldäiſchen Ueberſetzung der fünf Bücher Moſis vor, nur daß es durch Anhängung einer chaldäiſchen Endigung in תַּנִּרְפִּין iſt verwandelt worden. Dieſes Wort gefiel den Morgenländern, zumal da er es durch שֵׁן דְּפִיל der Zahn des Elephanten bequem erklären konnte. In den ſpätern Zeiten brauchte man das Wort שֵׁן vorzüglich von dieſer Art von Zähnen. Die älteſte Spur von dem Gebrauch des Elfenbeins unter den Hebräern findet ſich in dem Zeugniſſe der chaldäiſchen Ueberſetzung des Pſeudojonathan, und des Hieroſolymitaniſchen Targums, über 1 Moſ. 50, 1., wo ſie Joſephs Sarg אֲרוֹן שִׁנְהָבִין ein Bett von Elfenbein nennen. Die deutlichſte Spuren aber finden ſich unter Salomons Regierung. Dieſer König erhielt es ohne Zweifel auf derjenigen Flotte, die er in Gemeinſchaft mit den Phöniciern alle drey Jahre nach Tarſis und Ofir, d. i. an die ſüdöſtliche Küſte von Africa ſchickte. Von dieſer Zeit an, wurde das Elfenbein unter den Juden gemeiner. Salomon bauete ſich davon einen Thron, und Ahab ſchmückte ſeinen Pallaſt damit aus; Amos, der unter Uſia und Jerobeam lebte, gedenkt deſſelben gleichfalls. Nachher fieng es an wieder ſeltener zu werden, vermuthlich weil die Phönicier, die nunmehr an den Küſten von Africa verſchiedene Colonien angelegt hatten, ohne auf dem rothen Meere auszufahren, lieber über das mittelländiſche Meer ſchifften, um den Gewinn von dieſem Zweig der Handlung, den ſie vorher mit den Hebräern getheilt hatten, jetzo allein zu behalten. Es läßt ſich nicht genau beſtimmen, wie die Hebräer ihre Gebäude mit Elfenbein ausgeziert haben. Das merkwürdigſte Kunſtwerk von dieſer Art, war der elfenbeinerne Thron Salomons, der 1 Kön. 10, 18. 2 Chron. 9, 17. beſchrieben wird. Sechs Stufen führten hinauf, auf deren beyden Seiten Löwen ſtunden, zuſammen zwölf. Die Lehne war nach der bibliſchen Beſchreibung von hinten rund, aber nach dem Joſephus ein in der Mitte geſpaltener Stier, deſſen Kopf vorwärts ragte. In den Paläſten legte man mit Elfenbein das Getäfel aus, welches man ſodenn mit Gold, Rubinen, und andern Edelgeſteinen beſetzte. Heutzutage macht man im Orient nicht viel Gebrauch mehr von Elfenbein zur Zierde. (22)

Elfenbein, gebranntes, (*Ebur uſtum.*) (Pharmacie) iſt nichts anders, als ſaure verſchlingende thieriſche Erde, wirkt wie jede andere ähnliche Erde, und iſt, wie ſie größtentheils nichts anders, als Kalkerde mit Phosphorſäure getränkt. Man ſchneidet nemlich das Elfenbein in kleine Stücke oder in dünne Scheiben, brennt es in offenem Feuer ſo lange, bis es ganz weiß iſt, reibt es auf dem Reibeſtein mit Waſſer ganz zart, und troknet es aus. (12)

Elfenbein, gegrabenes, gegrabenes Einhorn, Momotovakoſt; (lat. *Ebur foſſile, Spodium foſſile, Unicornu foſſile, Petrificata animalia dentium Elephantorum* Wall. *Zoolithus Trichechi Rosmari* L. *Zoolithus Phocae dentibus caninis exſertis.* L. franz. *Ovaire foſſile,* werden die gegrabenen Elephantenzähne und andre Knochen genennet.) Inſofern dieſes Elfenbein zu allerhand Arbeiten angewendet wird, gehöret es nicht für dieſen Artikel, ſondern nur inſofern es ein Foßil iſt. Man muß ſich wundern, daß man in Siberien dieſes Foßil ſo häufig findet, daß man ſogar damit einen Handel treiben kann. Die Knochen ſelbſt ſind weder von einerley Gröſſe, noch von einerley Beſchaffenheit. Bertrand ſagt, man habe ſpitzige Zähne gefunden, die drey bis vier Ellen lang geweſen, und Backzähne, die neun Zoll in der Dicke gehabt, und zwey bis dreyhundert Pfund gewogen hätten. Das iſt nun wohl übertrieben, und wird von einem andern Schriftſteller glaubwürdiger alſo erzählt, daß ein einziger ausgegrabener Kopf 200 Zähne gehabt und 400 Pfund gewogen habe. (Schröter Lithol. Lex. II. S. 60.) Indeſſen geben doch dieſe Entdeckungen zu mancherley Meynungen Anlaß. Da man dieſes Foßil gegrabenes Einhorn nannte, und unter dieſen Knochen lange gerade Zähne fand, ſo träumte man ein Einhorn, ein wirkliches Thier, und ſchrieb dieſem dieſe Knochen zu. (ſ. Einhorn.) Andere, die vielleicht kein Einhorn glauben konnten, legten dieſen Foßilien einen mineraliſchen Urſprung bey: ſie glaubten nemlich, wie ſich Kircher erklärt, daß dieſes Foßil durch einen mit Salpeterwaſſer vermengten Meerſchlamm erzeugt würde, und daß die verſchiedene Geſtalt der Höhlen, wo ſie liegen, die Figuren von Hirnſchädeln, Knochen, Zähnen und dergleichen hervorbringe. Für unſre Tage hat nun dieſe Meynung keinen Beyfall mehr zu erwarten; nicht nur darum, weil die Natur auf eine ſolche Art gar nicht ſpielen kann, ſondern auch darum, weil dergleichen Knochen bey der vollkommenſten Gleichheit mit natürlichen Knochen dieſer Art, ſich auch bey der chymiſchen Unterſuchung vollkommen wie andre Thierknochen verhalten. Dies hat unter andern Carl in ſeinem *Lapide lydio* von den Knochen aus Cannſtadt, die auch bloſes Mineral ſeyn ſollten, unwiderſprechlich erwieſen. Es bleibet daher keine richtige Meynung übrig als die dritte, daß es nemlich Knochen von Elephanten und andern Thieren ſind. Denn daß ſie nicht alle von Elephanten herrühren können, das beweiſet der Augenſchein, und die Vergleichung derſelben unter einander. Indeſſen hat dieſes Foßil in der Erde manche Veränderung erlitten, obgleich ſehr viele beſonders Zähne noch ſo gut erhalten ſind, als wenn ſie kaum einige Jahre in der Erde gelegen hätten. Sie haben blos ihre Farbe zuweilen verändert, daher ſie z. B. in Siberien zuweilen eine blaue oder gelbe Farbe angenommen haben. Daß andre Knochen mehr oder weniger calcinirt, und einige ſogar ſo mürbe als Mehl ſind, das kann man ſich leicht ſelbſt vorſtellen, und

daß man sowohl in Siberien als auch an andern Orten andre Knochen, die nicht von Elephanten herrühren können, ausgräbt, daß haben schon andre Schriftsteller vor mir angemerkt. Herr Pallas fand einigemal bey Elephantenknochen Zähne vom Hayfisch, wie er in seinen Reisen hin und wieder bemerkt. Wallerius will indessen in seiner Mineralogie S. 445. behaupten, daß das siberische Momotovakost von dem wahren Elfenbein unterschieden sey, und nicht von Elephanten herrühren könnte. Seine seichten Gründe aber lassen sich leicht beantworten, Wallerius giebt davon drey Gattungen:

1) Spitziges Momotovakost. *Ebur fossile acutum corneum.*

2) Breites Momotovakost. *Ebur fossile molare.*

3) Braunes Momotovakost. *Ebur fossile fuscum.*

Die verschiedenen Gestalten, in welchen dieses gegrabene Elfenbein erscheinet, mag uns Herr Walch lehren. (Naturgesch. der Versteiner. Th. II. Abschnitt II. S. 196.) Wenn solche Zähne noch ganz sind, so sind sie leicht aus ihrer Gestalt zu erkennen, einzelne Stücke aber, die in Ansehung der Figur im Ganzen nichts characteristisches haben, unterscheiden sich gleichwohl von andern calcinirten Knochen dadurch, daß sie meist so weiß und zart, wie die feinste Kreide sind, und sich in Scheiben und Schalen splittern und spalten. Bisweilen findet man auf ihnen zarte dendritische Zeichnungen. Die ganz erhaltenen Stücke, die zu dem eigentlich sogenannten *Ebore sive unicornu fossili* gehören, sind von einer dreyfachen Gattung. Man hat spitzige Zähne, Backzähne und gerade ausgehende Hörner, deren ganze Substanz auch in der Calcination zu erkennen giebt, daß sie in ihrem natürlichen Zustande eben so fein und fest, wie das beste Elfenbein gewesen seyn müssen. Die spitzige sowohl als die Backzähne, sind nach dem unterschiedenen Alter der Thierart, und nach dem Unterschied der Thiere selbst, von unterschiedener Grösse. — Dergleichen grossen Zähnen, setzt man billig den übrigen von andern Thieren, wenn sie calcinirt sind, an die Seite, wenigstens sehen wir nicht ein, warum sie nicht in eben dieser Classe stehen, und nicht eben so gut wie die Elephanten und Wallroßzähne, den Namen des *Eboris fossilis* behaupten können. Den calcinirten langen gerade ausgehenden Hörnern, kommt im eigentlichen Verstande, der Name des *Unicornu fossilis* zu. Man findet sowohl glatte, als schiefwärts gewundene. Sie sind nicht alle von gleichem Grad der Calcination. Gemeiniglich sind sie von aussen härter als von innen, die meisten derselben haben eine andersfarbige Eruste. Sie ist bey einigen braun, bey andern braunroth, braun und schwarzgelb, auch bisweilen dunkelroth. Diese Farben mögen wohl von den mineralischen Dünsten ihres Lagers unter der Erde entstehen.

In die Geschichte des gegrabenen Elfenbeins, kann ich mich jetzo nicht einlassen. Ich bemerke nur, daß Plinius (*Hist. Nat.* Lib. 36. Cap. 18.) dasselbe in das Mineralreich setzt; Theophrast (von den Steinen S. 203. nach Baumgärtner) hingegen, dasselbe dem Saphier an die Seite setzt. Wahrscheinlich hat er, wie auch Hill annimmt, unter seinem gegrabenen Elfenbein, den Türkis gemeynt, von dem neuere Beobachtungen erwiesen haben, daß er unter die Knochen gehöre.

Eben so mag ich es jetzo nicht untersuchen, durch welchen Zufall Elephanten, und andre Knochen von Thieren, die einen viel wärmern Himmelsstrich, als Siberien ist, gewohnt sind, nach Siberien und zwar in so grosser Anzahl haben kommen können. Die Meynungen der Gelehrten sind hierüber sehr getheilt. Jeder Gelehrte hat seiner Meynung einen gewissen Grad der Wahrscheinlichkeit zu geben gesucht, aber noch keiner hat es mit Gewißheit bestimmen können. Was werden daher unsre Leser gewinnen, wenn wir sie damit lange aufhalten wollten. Wir glauben, daß diese Thiere dort wirklich gelebt haben, daß sie aber in einem ihnen ganz fremden rauhen Himmelsstrich gar bald untergegangen sind. Das glauben wir, weil es uns unmöglich scheinet, daß sie durch Fluthen dahin sollten seyn geführt worden; der Weg ist zu weit und ihr ungeheurer Körper zu schwer; und weil sie in Siberien hin und wieder zerstreut, hier häufiger, dort sparsamer, und folglich an dem Orte begraben liegen, wo sie ihren Untergang fanden. Man sehe darüber eine wahrscheinliche Erklärung in den Berlinischen Sammlungen II. Band S. 53. f. (10)

Elfenbein, präparirtes, (*Ebur praeparatum*, (Pharmacie) *Ebur philosophice calcinatum*,) ist nichts anders, als Elfenbein, aus welchem die Sulz größtentheils ausgekocht, und nur noch die Säure verschlingende Erde, doch nicht so rein, als bey dem gebrannten Elfenbein, zurück ist: Man kocht nemlich das Elfenbein, nachdem man es in grössere Stücke zerschnitten hat, mit einer hinreichenden Menge Wassers so lange, bis es weich wird; dann schneidt man das Mark heraus, und nimmt die äussre schwärzlichte Rinde hinweg, trocknet das übrige weißlichte Horn und zerreibt es zu einem ganz feinen Staube. (12)

Elfenbeinbaum. (Naturgesch.) Die Reisebeschreiber führen unter diesem Namen einen Baum an, welcher in Brasilien wächst. Die Wilden bedienen sich der Rinde dieses Baumes, zu Canoten oder kleinen Fahrzeugen, indem sie solche von einem Baume ganz abschalen. Eine botanische Beschreibung haben wir nirgends gefunden. (9)

Elfenbeinbirn. (Conchyl.) Die Emaillebirn, Die glattmäulige weisse Birn, franz. *Poire d'yvoire*, holländ. *Elpenbeen Peer.* Martini Conchyl. Th. III. S. 206. Vignette 31. (S. 198.) Fig. 3. Sie gehöret nach Martini in die Classe der glatten gezahnten Birnschnecken. Sie ist eine der schönsten ächten, glattmäuligen Birnschnecken. Sie hat sieben kurz gedrehete Windungen, ist inwendig und auswendig glatt, weiß, und hat eine starke Schale. Ihre Mundöffnung ist weit, eyförmig, durchaus glatt. Ihre äussere Lefze ist scharf, die innere legt sich wie ein emaillirtes Plättchen um den Bauch und um die glatte Nase. Man siehet keinen Nabel. Bauch und Windungen sind glatt, ohne Streifen oder Knötchen. Sie ist 2¾ Zoll lang, 1⅝ Zoll breit. Herr D. Martini glaubt, sie gehöre unter die gegrabenen Conchylien. Die Glätte und das milchfarbige Weiß der ganzen Schale bewogen den Herrn Martini ihr die Benennung der Elfenbeinbirn; der Glanz aber ihrer Spindellefze, ihr den Namen des Email zu ertheilen. (10)

Elfenbeincoralline, (eine Coralle) Helfenbeinfarbige Büschelcoralline. Ellis. Linne *Syst. Nat.* XII. p. 1316. Gen. 347. Spec. 39. *Sertularia eburnea. Sertularia denticulis alternis truncatis prominulis, ovariis gibbis rostatis.* Pallas *Elench. Zoophyt.* p. 75. Sp. 33. *Cellularia eburnea. Cellularia vesiculifera erecta dichotoma articulata, articulis linearibus, poris tubulosis alternis.* Pallas holländ.

p. 92. Sp. 33. *Kuiſagtig Yvoir Corallyn.* Ellis Naturgeſch. der Corall. S. 45. tab. 21. fig. A. a. *Corallina celliſera minima, fragilis ramoſa, & veſiculiſera, colore eburneo, cellulis tubiformibus conjunctis, paulum arcuatis, & fere oppoſitis.* Müller Linneiſches Naturſ. VI. Th. II. B. S. 861. Die Elfenbeincoralline, franz. *Coralline à touffe, couleur d'yvoire.* Engl. *Tufted Ivory Coralline.* Bey gehöriger Unterſuchung dieſer Coralline, ſagt Ellis, mit Beyhülfe eines Vergröſſerungsglaſes findet man, daß dieſelbe aus kleinen zuſammengepreßten und auf einem Meerlaube abgelegten Küchelchen hinanwächſet. In der Mitte eines jeden ſolchen Küchelchens entdeckt man ein kleines Loch, aus welchem ſehr zarte Röhren hervorkommen, die nachher Zweige darſtellen, welche mit einer gedoppelten Reihe röhrigter Zellen beſetzt ſind, welche beynahe einander gerade gegenüber ſtehen, und an der Seite mit einander vereinigt, auf dem oberſten Theile aber ein wenig von einander abgeſondert ſind. Dieſe Zweige treiben ſeitwärts hier und da kleine, hohle, ungemein leicht zerbrechliche, und mit kleinen Flecken angefüllte Bläschen. Dicht an der einen Seite dieſer Bläschen entdeckte Herr Ellis eine kleine Röhre, welche ihnen ohne Zweifel ſtatt der Oeffnung dienet. Herr Ellis fand in dieſen Bläschen todte Polypen. Daß er ſie aber nicht in die Claſſe ſeiner Blaſencorallinen brachte, das machten ihre zerbrechliche ſtrinichte Beſchaffenheit, ihre mit ſchwarzen Flecken bezeichnete Fächer, und ihre durch kleine röhrichte Zapfen vereinigte Zweige. Die weiſſe dem Elfenbein gleichende Farbe gab dieſer Coralline, die höchſtens die Höhe eines Zolls erreicht, vielfältig aber kleiner erſcheint, den Namen den ſie führt. Man findet ſie in dem Europäiſchen und Mittländiſchen Meere, auf Sertularine, Eſcharen und dergleichen Körpern. (10)

Elfenbeingeiſt, (*Spiritus eboris,*) (Pharmacie) ein flüchtig laugenhafter und von dem vielen brenzlichten Oele, welches er enthält, ſtärkender und braungefärbter Geiſt, der mit andern ähnlichen aus thieriſchen Körpern erhaltenen Geiſtern die gleiche reizende, verdünnernde und ſelbſt auf die Nerven mächtig wirkende Kräfte hat; man füllt, um ihn zu gewinnen, eine irrdene gepanzerte Retorte zur Helfte oder bis auf $\frac{2}{3}$ mit Elfenbein, das ſo klein geſchnitten ſeyn muß, daß man die Stücke wieder heraus bringen kann, legt an dieſen einen Vorſtos, und an dieſen eine recht geräumige Vorlage an, verleimt alles wohl, ſetzt die Retorte in den Reverberirofen, giebt anfangs nur ein ſchwaches, dann ein ſtärkeres, zuletzt ein ſehr ſtarkes Feuer, ſo geht zuerſt eine faſt ganz wäſſerichte Flüſſigkeit (phlegma) dann dieſer Geiſt, ein feiners brenzlichtes Oel, und ein trockenes flüchtiges Laugenſalz, zuletzt ein ganz ſchwarzes und zähes Oel über; wenn ſich alle Nebel geſetzt haben, ſo läßt man mit dem Feuer nach, und, wenn alle Gefäſſe erkaltet ſind, nimmt man die Vorlage ab, zieht das was darinn iſt, aus, und ſcheidt durch den Scheidetrichter das Oehl von dem Geiſte ab; die Stücke die noch in der Retorte zurück ſind, kann man zu gebranntem Elfenbein gebrauchen; noch geſchwinder kann man zu einem guten Elfenbeingeiſte kommen, wenn man vier Loth zerriebenen Salmiak, eben ſo viel reiner zerſtoſſener Pottaſche in einer hinreichenden Menge Waſſers auflöſt, und mit einem Quintchen des Oeles, das man durch die Deſtillation aus dem Elfenbein erhält, deſtillirt. (12)

Elfenbeinſchraube, (Conchyl.) eine Benennung welche in der Conchyliologie verſchiedenen Körpern beygelegt wird. Es gehört hieher

1) Die ſtark geribbte mit Hohlkehlen umgebene Elfenbeinſchraube. Der ſtark geribbte Trommelſtock. *Turbo exoletus* L. p. 1239. ſp. 644. Bonanni *Recreat. & Muſ.* Kircher. Claſſ. III. fig. 113. Argenville Conchyl. tab. 11. fig. C. Martini Conchylienk. Th. IV. tab. 152. fig. 1424. franz. *Vis de Preſſoir*; holländ. *geribde Trommelſtok.* Schon der Name der Schraube lehret uns, daß wir hier eine Conchylie vor uns ſehen, welche verhältnißmäſig abnehmende Windungen hat, und in eine ſcharfe Spize ausgehet, und da ſie der Herr von Linne unter ſeine Turbines zählt, ſo muß ihre Mundöffnung rund ſeyn. Selten findet man indeſſen dieſe Conchylie, und noch ſeltener findet man ſie mit unverletzter Mundöffnung. Ihre Windungen ſtoſſen genau zuſammen, und jede Windung hat in dem Mittelpunkte eine tiefe Furche, welche mit zwey ſtark erhöheten Ribben, unter denen die eine etwas ſchmäler als die andere iſt, umgeben iſt. Dieſes gehet auf dieſe Art bis zur Endſpize fort.

2) Die ſchwächer geribbte aber mehr geſtreifte Elfenbeinſchraube. Liſter *Hiſt. Conch.* tab. 591. fig. 58. Martini Conchyl. Th. IV. tab. 152. fig. 1425. holländ. *ſyn geribde Trommelſtok.* Dieſer hat ganz den Bau des vorhergehenden, gleiche Länge von ohngefähr 2 Zoll, und gleiche Beſchaffenheit der Mundöffnung. Sie hat aber keine Furchen mit dazwiſchen liegenden Ribben, ſondern ihre Windungen liegen voller Queerſtreifen, deren einige etwas höher ſind als die andern. Da nun nach dem Herrn von Linne, der Turbo exoletus, anfractus carinis duabus obtuſis diſtantibus haben muß, ſo folget hieraus, daß dieſe Conchylie, die ich gegenwärtig beſchreibe, nicht einmal als Abänderung zum Turbo exoletus gehöre, ſondern als eigne Gattung betrachtet werden müſſe. Man findet hier der Farbe nach verſchiedene Abänderungen, die Schröter (für die Litteratur und Kenntniß der Naturgeſch. Th. II. S. 248. f.) alſo angiebt. 1) Ganz weiß, wie Elfenbein, welches auch wohl der Grund ihrer Benennung ſeyn mag. 2) Weiß, mit einzelnen gelbbraunen Flecken, ſonderlich auf der erſten Windung. 3) Weiß, mit kleinern gelbbraunen häufigern Flecken, wie geflekter Marmor. 4) Weiß, mit einzelnen dunkelbraunen Fäden. 5) Weiß, mit braun gefleckten Ribben. 6) Weiß, dunkel und hellbraun gezeichnet und marmorirt. 7) Weiß mit einem ſchwach durchſchimmernden braunen Bande. Ein Beyſpiel dieſer Art ließ Herr Schröter aufſchleifen, und fand in jeder der fünf erſten Windungen zwey dunkelbraune Bänder, das eine ſchmälere da, wo die Windung anfängt, und das andere breitere da, wo ſie aufhört. In der vierten und fünften Windung liegt nur ein ſchmales Band, am Ende derſelben, die obern Windungen aber ſind ganz weiß. Man findet dieſe Conchylie auf Guinea ſehr häuffig, ehedem aber muß ſie viel ſeltener geweſen ſeyn, weil ihrer ſo wenige Schriftſteller gedenken.

3) Redet auch der Herr Prof. Müller in ſeinem Commentar über Herrn Knorr Vergnügen der Augen und des Gemüths, Th. I. S. 13. bey tab. 8. fig. 6. von einer langen Elfenbeinſchraube mit bauchichten Windungen. Die Abbildung aber lehrt, daß es *Turbo terebra* L. die Trommelſchraube ſey, welcher der Name der Elfenbeinſchraube in keiner

Rücksicht gehöret. Daher auch Herr Müller diesen Namen in der zweyten Auflage dieses ersten Theils, S. 66. weggelassen, und dafür den gewöhnlichen der Trommelschraube angenommen hat. s. Bohrer im IV. Bande S. 214. (10)

Elfenbeinschwarz, Sammetschwarz, (*noir d'ivoire, ou de velours*) Man setzt einen mit kleinen Stücken Elfenbein gefüllten, und wohl verlutirten Topf in die Glut, und läßt ihn so lange darinn stehen, bis man keinen Rauch mehr merkt, worauf man es sogleich in Sand setzet, einen andern Topf darüber stürzet und also erkalten läßt, da denn das Elfenbein in eine sehr schwarze blättrige Materie verwandelt ist, die fein gestossen, mit Wasser angefeuchtet, und zu kleinen Kügelchen formirt wird, welche von den Malern, und Juwelirern, so Edelsteine fassen, gebraucht werden. Die Apotheker, so Elfenbeingeist und Elfenbeinsalz bereiten, können das im Grunde der Retorten zurückbleibende Caput mortuum, auf vorbeschriebene Art behandelt, zu dem nemlichen Zweck anwenden; so wie man auch von dem Elfenbein, bey offenem Feuer calcinirt, die allerweisseste Farbe, so ebenfalls von den Malern stark gesucht wird, erhält. (19)

Elfil, (Naturgesch.) ist der Name des Elephanten in der Levande. (9)

Elft, (Naturgesch.) wird in manchen Gegenden der Alse Hering, (*Clupea alosa* L.) und der Urf Karpfe (*Cyprinus Orfus* L.) genennt. (9)

Elftanzer, ist ein Beyname des blauen Rammgrases, (*Cynosurus cæruleus* L.)

Elfte, ein Uebelklang in der Musik. Nebst denen Wohlklängen, dem Hauptklange seine Dritte seine Fünfte haben wir ihre Verdoppelung, d. i.

Die Achte vom Hauptklange
Die Achte von der Dritte, die Zehnte
Die Achte von der Fünfte, die Zwölfte.

Jede von diesen dreyen kann eine Verzögerung leiden, und so enstehen drey Uebelklänge:

Die Neunte als Verzögerung der Achte
Die Eilfte als Verzögerung der Zehnte
Die Dreyzehnte als Verzögerung der Zwölfte.

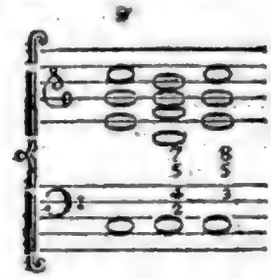
In dieser Materie muß man mit vieler Wahl sich der Worte Verzögerung, Uebelklänge ꝛc. gebrauchen. Es giebt Verzögerungen die keine Uebelklänge sind, z. B. die Wohlklänge, die Zwischenklänge und andern zufälligen Töne können verzögert werden; es giebt Uebelklänge die keine Verzögerungen sind, z. B. die grosse und kleine Siebente. Aber die Neunte, Elfte, Dreyzehnte sind Uebelklänge die zur Verzögerung dienen.

Mit diesen 3 Uebelklängen werden die drey Umwendungsziffern 2, 4, 6, die Zweyte, Vierte und Sechste meistentheils vermischt, und dieser Mißverstand erschweret den meisten Zöglingen das harmonische System.

Hier ist nur von der Elfte die Rede: da man aber schon lange den Unterschied zwischen der Zweyte und Neunte, wenigstens dunkel eingesehen hat, so läßt sich nicht begreiffen, warum man die Eilfte von der Vierte nicht unterscheide, und warum man eine Quarte annehme, die beydes, consonirend und dissonirend seyn könne.

Noch weniger läßt sich begreiffen, warum man in jetzigen Kirchenmusiken niemal die Elfte in ihren Umwendungen und mit der Dritte zu Gesicht bekomme, da schon 1547 Ludwig Pränestini Capellmeister im St. Peter zu Rom einen so glücklichen Gebrauch hievon in seinen Compositionen gemacht hatte.

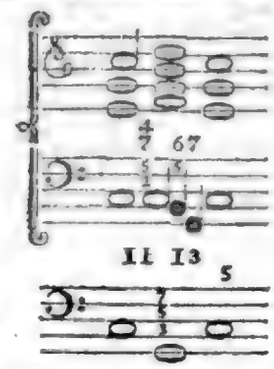
Einer der gröſten Mißbräuche, die man von ungekannten Harmonien, mag wohl folgender Fall die Eilfte seyn:



Man glaubt hier eine grosse Siebente zu hören, da doch das h nichts anders als die grosse Dritte vom Hauptklange G ist. Man läßt im Basse das C fortbrummen, da doch C vom Hauptklange G eine Elfte ist, die sich nothwendiger Weise auflösen muß.

Wenn diese Harmonie richtig seyn könnte, so müßte sie aller möglichen Umwendungen fähig seyn; aber niemand hat es noch wagen wollen, diesen Baß in die Höhe zu bringen, weil dadurch der Mißlaut am offenbarsten würde, und nur eine Erinnerung des Dudelsacks kann in geübten Ohren diesen Mißstand erträglich machen.

Hier ist die Verbesserung.



Wer eine ausführliche Weisung hierüber verlangt, muß in der Kuhrpfälzischen Tonschule die Behandlung der Dissonanzen in allen ihren Gestalten nachlesen. (25)

Elgebar, Elgeaze, (Astronom.) s. Orion.

Elgebaum, s. Elsebeerbaum.

Elhabor, (Astronom.) s. Hund, der Grosse, Hundsstern.

Elhait, (Astronom.) s. Bär, der Grosse.

Elhamel, (Astronom.) s. Widder.

Elhemar, (Astron.) s. Widder.

Eliä Orden, s. Carmeliter.

Eliaker. Phädo, Sokrates Schüler aus Elis, fieng nach seines Lehrers Hinrichtung an dessen Lehre fortzupflanzen, und daher bekam diese Schule den Namen der Eliacischen. Phädo stammte aus einer vornehmen Familie ab, wurde von Seeräubern gefangen, als Sclav verkauft, und dadurch gezwungen von seiner schönen Gestalt, an öffentlichen Orten nach damaliger Sitte, zum Unterhalte Gebrauch zu machen. Von ohngefähr ersah ihn Sokrates, fand seine Bildung und Miene anständig und einnehmend, und bewog den Alcibiades oder Krito, ihn loszukaufen. Von der Zeit an legte er sich mit grossem Eifer auf die Philosophie, vornemlich die Sittenlehre. Er verließ aber Socrates Grundsätze nie, daher auch die Geschichte nichts von Erweiterungen menschlicher

Kenntniſſe durch ihn, ſpricht. Einige Geſpräche ſoll er zwar geſchrieben haben, allein auch die ſind nicht mehr vorhanden. Ihm folgte im Lehren Pliſtanus, von dem aber nur noch der Name exiſtirt.

Nach ihm kam Menedem, der die Schule nach Eretria, als woher er gebürtig war, verlegte; und von nun an bekam ſie den Namen der Eretriſchen. Menedems Vater war Eleſthenes, ein vornehmer Mann, der aber doch aus Armuth ſich als Baumeiſter nähren mußte; andere gaben ihm ein anderes Handwerk. Er ſelbſt wurde nach Megara zur Beſatzung geſchickt, und eilte von da nach Athen, wo er Plato hörte. Dieſer befriedigte ihn nicht, er gieng alſo zum Cyrenaiker Parábates, welcher ihm eben ſo wenig Genüge leiſtete. Endlich kam er zum Stilpo, den er ſehr ſchätzte. Von Athen gieng er nach Elis und hörte einige Eliaker. Nach der Rückkehr ins Vaterland eröffnete er eine eigne Schule welche die Eretriſche zugenahmt wurde. Anfangs verachteten ihn ſeine Landsleute, nannten ihn einen Hund und Narren, hernach aber bewunderten ſie ihn dafür deſto mehr, und vertrauten ihm ſogar die Verwaltung ihres Staates an. Auch als Geſandter bey einigen Macedoniſchen Königen legte er Ehre ein, rettete ſein Vaterland oft von Tyrannen die die Stadt an Demetrius König von Macedonien verrathen wollten. Antigonus König in Macedonien nannte ſich ſeinen Schüler, ſeine Hochachtung zu bezeugen, welches aber ihn bey ſeinen Landsleuten verdächtig und verhaßt machte, ſo daß er ſich zu flüchten genöthigt war, über ſeinen Tod iſt man nicht einig, und mit Zuverläſſigkeit nichts auszumachen. An ihm wird Subtilität mit Heftigkeit, (doch im übrigen Betragen Gefälligkeit und Sanftmuth,) im Diſputiren, Scharfſinn, ein edles Herz, nebſt andern guten Eigenſchaften mehr, gerühmt. In wie fern er ſich vom Phädoniſchen Syſteme entfernt habe, iſt nicht zuverläſſig bekannt, da er nichts ſchriftlich hinterlaſſen hat.

Doch ſchreibt die Ueberlieferung ihm folgende kurze, aus allen Zuſammenhang geriſſene, mithin unbeſtimmte, auch nicht einmal mit ihren Beweiſen verſehene Sätze zu, blos die bejahenden Sätze, und zwar nur die einfachen, ſind zu gebrauchen, die verneinen und zuſammengeſetzte bejahenden ſind verwerflich. Sehr wahrſcheinlich that er das in der Sophiſterey um den Megarikern auszuweichen. Denn in zuſammengeſetzten und mehr verwickelten Sätzen liegt leichter eine Vieldeutigkeit verborgen. Zu weit aber war das zweifelsohne gegangen und nicht blos die Zierlichkeit der Rede, im gemeinen Leben ſondern auch ſelbſt ihre Erträglichkeit in Philoſophien ganz aufgehoben. Ferner behauptete Menedem es ſey nur ein Gut, eine Tugend, und tadelt ſtark die hier Mehrheit annehmen. Dieſer Satz iſt mehrerley Deutung fähig, unter welche keine, ſo lange nicht Gründe dafür hinzugefügt, oder beſondere Anmerkungen angeführt werden, ſich den Philoſophen mit einigem Grade von Wahrſcheinlichkeit zuſchreiben läßt. Wollte er es ſey ein Gut, eine Tugend, weil nie ein allgemeines Weſen derſelben iſt? Oder alle ſeyn nur ein, aus verſchiedenen Geſichtspunkten angeſehn? Oder, ſie haben blos ſcheinbare, betrügliche Mehrheit? Menedem lehrte ferner ein Weiſer müſſe ſich verheyrathen, und täglich Philoſophen hören, weil er nach dem höchſten Ziel allein, nemlich nach dem was anſtändig iſt, trachtet. Hieraus läßt ſich von ſeinem Verdienſte um Erweiterung des menſchlichen Verſtandes nicht urtheilen, weil die Sätze theils nichts neues, theils nichts erhebliches enthalten, theils auch nicht beſtimmt genug auf uns gekommen ſind.

Menedems Gefährte, und treuer Freund war Aſclepiades und Phlius. Beyde hatten in der Jugend durch Handarbeit, vornemlich Thon- und Steintragen beym Bauen; hernach als ſie ſich auf die Philoſophie legten, durch nächtliches Mahlen auf Handmühlen, wofür ſie zwey Drachmen bekamen gemeinſchaftlich ihren Unterhalt geſucht. Sie wurden deswegen nach Solons Geſetz, vor den Areopagus gefordert Rechenſchaft zu geben, wovon ſie lebten, da ſie ganze Tage bey den Philoſophen zubrächten; führten den Aufſeher der Mühle als Zeugen auf, und bekamen von den edelmüthigen und erſtaunten Areopagiten 200. Drachmen zum Geſchenk. Beyde verheyratheten ſich, Aſclepiades mit der Tochter, Menedem mit der Mutter. Aſclepiades, als der ältere ſtarb zuerſt, und trennte ſo dieſe eine ganze Lebenszeit hindurch ununterbrochne unterhaltne, edle Freundſchaft. Weiter iſt von dieſer Secte nichts bekannt. (17)

Eliasäpfel (Botan.) iſt ein Beyname der Coloquinten. ſ. dieſ. Art.

Elichryſoaſtinis mit dieſem Namen werden verſchiedene Pflanzen beleget, nemlich die ſtraußförmige Spreublumen (*Achyranthus corymboſa* L.) der Campferartige Pelzkern (*Tarchonanthus camphoratus* L.) eine Gattung Bacchuspflanze (*Baccharis halimifolia*) und die ſtrauchartige Jve, (*Iva fruteſcens.* L.)

Elichryſum, Elychryſum, Elichryſon Dieſen Namen führen bey den ältern Botaniſten verſchiedene Pflanzen; das gemeine Goldhaar. (*Chryſocoma comaurea.* L.) Der Campferartige Pelzkern (*Tarchonanthus camphoratus* L.) Die jährige und die kleinblümige Athanaſie, die jährige Rheinfarrn. (*Tanacetum annuum* L.) verſchiedene Gattungen Ruhrkraut (*Gnaphalium* L.) verſchiedene Gattungen Papierblumen (*Xeranthemum.* L.) Die ſchmutzige Dürrwurz (*Conyza ſordida* L.) Die ruhrkrautförmige Stöbe (*Stoebe gnaphaloides* L.) und andere mehr. (9)

Elicius. Ein in der Auguralwiſſenſchaft der Römer gewöhnliche Beyname des Jupiter. Mit Recht ſiehet der Herr Hofrath Heyne in ſeiner Abhandlung über die Ueberbleibſel einheimiſcher Religion und Gottesdienſtes auf den Etruriſchen Kunſtwerken die ſogenannte Diſciplina auguralis der Römer, welche dies Volk von den Etruriern erhalten hatte, als die Kindheit der Naturkunde an. „So viele der erhabenſten Wiſſenſchaften, ſagt er, haben ihre erſte Anfänge dem Aberglauben zu danken. Sternkunde, Kräuterkunde, Heilkunde, und faſt die ganze Naturlehre ſind unter dieſem Schleyer verborgen geweſen: Deutung der Eingeweide, der Opfer, der Luftzeichen, des Vogelflugs, alles war der erſte Ausgang zur Naturkunde bey den Etruskern.„ Der Verfaſſer dieſes Artikels, der mit dieſem Gelehrten hierinn völlig übereinſtimmt, fand in dem Beynamen Elicius, den Jupiter in der Auguralwiſſenſchaft führte, eine neue Beſtättigung dieſer Wahrheit, und ſuchte in einem zu Weilburg geſchriebenen Programm: Commentatio philologico-phyſica de Jove Elicio zu beweiſen, daß den Eturiern und ihrem Schüler, dem Numa, die h. z. T. ſo ſehr vervollkommnete Kunſt, den Blitz zu leiten, ſchon bekannt geweſen ſey. Hier iſt das Hauptſächlichſte dieſes Beweiſſes.

Schon den älteſten Weltweiſen und Naturforſchern war das Allgemeinſte der Electricität bekannt, daß

nemlich der Bernstein, wenn er gerieben wird, die Kraft besitze, leichte Körper an sich zu ziehen. Der Stifter der Jonischen Weltweisheit, Thales von Miletus, war über diese wunderbare Erscheinung so erstaunt, daß er dem Bernstein eine Art von Seele oder Leben zuschrieb. Theophrast meldet im 53sten Cap. seines Werks von den Edelgesteinen, daß der Bernstein, den er unter die von der Natur hervorgebrachten, und aus der Erde gegrabenen Körper rechnet, eben eine solche Kraft, leichte Körper an sich zu ziehen, besitze, als der Lyncurer, (vielleicht Turmalin oder Aschentrecker) welcher wie er bemerkt, nicht nur Strohhalmen und Blätter, sondern auch Metallfittern und Eisenblättgen an sich zieht. Timäus von Lorri, ein noch älterer pythagorischer Weltweiser scheint in seinem Werke, über die Seele der Welt, so gar schon eine besondre electrische Materie, die er durch das Wort πνευμα ausdrückt, behauptet zu haben. Το δε ἠλεκτρον, sagt er, ἐκκριθεντος του πνευματος ἀναλαμβανει το ὁμοιον σωμα, d. i. der Bernstein ziehet andere Körper an sich, vermittelst einer feinen Materie, die aus ihm gehet. Plinius scheint B. 37. C. 3. diese Stelle des Timäus in den Worten succini genera attritu digitorum accepta caloris *anima* trahunt in se folia acida & paleas, im Sinn gehabt zu haben. Plutarch giebt eine andere Ursache in den Quæst. Plat. von diesem Phänomen an. „Das Feuer, sagt er, das durch das Reiben des Bernsteins erregt wird, verdünnet die umliegende Luft, und so dringt die benachbarte Luft hinzu, und führet leichte Sachen mit sich.„

Doch wir wollen unserer Absicht näher kommen, und zu zeigen suchen, daß ausser diesen allgemeinen Kenntnissen von den Würkungen der Electricität, die Alten auch ihre so genaue Verwandtschaft mit dem Blitz gekannt, und davon Gebrauch gemacht haben. Servius sagt bey Gelegenheit des Verses aus dem 12ten Buche der Aeneide: *audiat hæc genitor, qui foedera fulmine sancit*, i. e. confirmat, sancta esse facit: quia cum fiunt foedera, si coruscatio fuerit, confirmantur: vel certe *quia apud majores* aræ non incendebantur, sed ignem divinum precibus eliciebant, qui incendebat altaria. Vielleicht erinnern sich unsere Leser an zwey Beyspiele in der ältesten Geschichte von dieser Meynung des Servius, welche wir aber ausdrücklich hier anzuführen, billig Bedenken tragen.

Numa, der Stifter der römischen Religion, hatte von seinen Lehrern in den Geheimnissen der Religion, Philosophie und Naturwissenschaft, diesen dreyen bey den Priestern der ältesten aufgeklärtesten Nationen jeder Zeit verbundenen und geheimgehaltenen Wissenschaften, den Hetruriern nemlich, vorzüglich auch die Kunst, den Blitz zu leiten und die Erscheinungen desselben zur Täuschung des Volks durch die Auguralwissenschaft auszulegen, erlernt. Diodor aus Sicilien und mehrere Schriftsteller reden mit sehr grossen Lobsprüchen von den ausserordentlichen Einsichten der ältesten Etrurier in die Geheimniße der Natur: und Seneca sagt von ihnen im 2ten Buche seiner natürlichen Fragen, sie hätten die Kunst, den Blitz zu leiten, und seine schädliche Wirkungen abzuwenden, verstanden. Numa traf freylich bey seinen Römern schon eine Art von Religion und Gottesdienst an, die er aber nicht für zureichend hielte, ein durch beständige Kriege verwildertes Volk gehörig im Zaum halten zu können. Er handelte also als ein einsichtsvoller Philosoph und kluger Staatsmann, verbesserte und läuterte die Begriffe der Römer von Gott und den ihm schuldigen Pflichten und bediente sich, um seinen Vorschriften Ansehen, Nachdruck und Folgsamkeit zu verschaffen, aller der Kunstgriffe, die ihm seine Menschenkenntniß und die bey den Hetruriern erhaltenen Einsichten in die verborgensten Geheimniße der Natur verschaffen konnten. Dieser König ließ sich, nach dem Plutarch, angelegen seyn, die Wildheit seiner kriegerischen Unterthanen zu mäßigen und ihre Begriffe von Religion und Sittlichkeit reiner zu machen. Er lehrte sie deswegen, daß Gott ein unendliches, unkörperliches und unsichtbares Wesen sey, das man also unter keinerley Gestalt vorstellen könne, noch dürfe. Nach dem Ovid und Arnob opferten die Römer vor dem Numa Menschen. Er begnügte sich aber nicht damit, diese grausamen Opfer abzuschaffen, sondern um seinem Volke menschlichere Gesinnungen einzuflössen, und bey ihm eine Abneigung gegen Blutvergiessen zu erwecken, schafte er alle blutige Opfer ab. Die Opfer bestunden bloß in Kuchen von geröstetem Mehl, Salz, Erdfrüchten und Trankopfern von Wein und Milch. Seine gottesdienstliche Gebotte hatten zugleich die Ermunterung zum Landbaue zur Absicht. So verbott er z. B. der Gottheit die Frucht eines Weinstocks darzubringen, der nicht beschnitten worden. Tertullian läßt diesem einsichtsvollen Gesetzgeber der Römer Gerechtigkeit wiederfahren, wenn er sagt; „obgleich Numa einige abergläubische Gebräuche einführte, so dienten doch zu seiner Zeit die Römer den Göttern ohne Bilder und Tempel. Ihre Religion war ohne Pracht und ihr Gottesdienst ohne Gepränge.„ Einen so einfachen der Naturreligion so nahe kommenden Gottesdienst unterstützte Numa durch zweckmäßige Täuschungen des Volks, und diese selbst durch seine geheime Naturwissenschaft. In dieser Absicht erdichtete er nicht nur jene bekannte geheime Zusammenkünfte mit der Nymphe Egeria, sondern beredete so gar sein Volk, daß er des Umgangs mit der Gottheit selbst gewürdiget, und vom Jupiter, der die Gottlosen und Lasterhaften durch seine rächende Blitze strafet, mit der Vollmacht, über diese furchtbaren Werkzeuge der göttlichen Rache nach Gutdünken zu gebieten, in einer vertraulichen Zusammenkunft mit diesem Gott des Donners und der Blitze sey begnadiget worden. Ovid im 3ten Buche Fastor und Plutarch erzählen die Geschichte dieser Unterredung des Jupiter mit dem Numa und Arnobius macht sich darüber, als über eine abgeschmackte Legende des Heidenthums lustig. Und so entstand bey den Römern die Verehrung Jupiter Elicius, oder des Donnergottes, der seinen Vertrauten die Macht verliehen, Donner und Blitze nach Belieben vom Himmel zu erbitten, und auch wegzubannen. Plinius redet von dieser geheimen und mit Wahrsagungen über die Erscheinungen des Blitzes ausgeschmückten Kunst, den Blitz zu leiten im 54sten Capitel des 2ten Buchs seiner Naturgeschichte ziemlich ausführlich, und macht ausser dem Numa, noch mehrere nahmhaft, welche diese Kunst theils glücklich, theils unglücklich ausgeübt haben. „Die Geschichte, hat uns Fälle aufbewahrt, aus welchen erhellet, daß die Blitze durch Opfer und Gebete abgewandt oder auch herbey gerufen werden. Nach einer alten Sage, hat man in Etrurien die Blitze herbeygeleitet, als ein Ungeheuer (monstrum, vielleicht schicklicher eine fürch-

terliche Landplage) die ſie in ihrer Sprache Volta nennten, das Land verheerte und ſich ſchon der Stadt Volſinii (h. j. T. Bolſena) näherte. Auch habe ihr König Porſenna die Kunſt, den Blitz zu leiten, verſtanden. Und ſchon vor ihm hat es Numa oft gethan, wie L. Piſo, ein ſehr glaubwürdiger Schriftſteller, im erſten Buche ſeiner Geſchichte erzehlt. T. Hoſtilius hat es ihm auf eine ungeſchickte Art nachahmen wollen, wurde aber darüber vom Blitz erſchlagen. Wir haben zu dem Ende Altäre, Haine und Heiligthümer angelegt, und neben dem Jupiter Stator, Tonans Feretrius auch einen Elicius (d. i. der die Blitze weg und herbey leitet,) bekommen. Im gemeinen Leben denkt jeder hievon nach ſeiner Art, was er will. Freylich glaubt es nur ein kühner Geiſt, daß ſich die Natur gebieten laſſe; aber das verräth auch wieder eine Schwäche, wenn man der wohlthätigen Natur die Kräfte abſpricht, da es über dem die Gelehrſamkeit in Erklärung der Blitze, ſo weit gebraucht hat, daß man künftige Dinge bis auf den Tag vorher ſagen, ja dabey beſtimmen kann, ob ſich durch dieſelben das Schickſal nur ändern, oder ganz umſetzen werde, wovon es in Staats- und Privatangelegenheiten unzählige Beyſpiele giebt. Es mag aber dies einigen, weil es die Natur der Sache ſo mit ſich bringt, gewiß, andern zweifelhaft, einigen rechtmäßig, andern verwerflich vorkommen, ſo wollen wir doch nichts, was in dieſer Art merkwürdig iſt, übergehen.„ Plinius gehet hierauf die Bedeutung der unterſchiedenen Arten der Blitze nach den abergläubiſchen Grundſätzen der Auguralwiſſenſchaft weitläuftig durch.

Sehr dunkel druckt er ſich über das von ihm angeführte monſtrum Voltæ und deſſen ſchädliche Würkungen in der Gegend von Volſinii, der ehemaligen Hauptſtadt von Hetrurien, aus. Tertullian gedenkt dieſer wunderbaren Begebenheit mit den Worten: cum Volſinios de coelo perfudit ignis. Dieſem zu Folge könnte man von dieſer Volta, folgende Muthmaſſung, die den Nutzen und Gebrauch der Blitzleiter dabey zuließe, wagen. Auſſer dem Veſuv ſind nemlich in den älteſten Zeiten mehrere Volcane in Italien geweſen. Ein ſolcher hatte vielleicht in jenen Zeiten noch nicht ausgebrennt, ſondern warf noch zuweilen Dampf und Rauch aus, welches bey ſolchen ihrer gänzlichen Erſchöpfung nahen Volkanen zu geſchehen pflegt. Dieſer Dampf der Volkanen iſt aber in einem ſo hohen Grad electriſch, daß bey einigen Ausbrüchen des Veſuvs und Aetna der ganze Strich von Dampf und Rauch, der ſich zuweilen auf viele Meilen erſtreckt, die ſchrecklichſten Wirkungen hervorbringt, Hirten und Heerden auf den Bergen tödtet, Bäume verſengt und auf der Höhe gelegene Häuſer anzündet. Ohne Zweifel würde ein künſtlicher Blitzableiter z. B. der Flug eines papiernen Drachen mit einer von Drath umwundenen Schnur eine ſolche fürchterliche Wolke leicht und bald entwaffnen. Wollte man durch die Volta eine auſſerordentliche Unfruchtbarkeit, oder gar eine Seuche verſtehen, die auf dem Lande anfangs ſich gezeigt oder gewüthet und der Stadt genähert, ſo iſt bekannt, daß der Mangel der electriſchen Materie, dieſes groſſen die thieriſche und und vegetabiliſche Natur belebenden Principiums, ſo wohl Seuchen als Unfruchtbarkeit eben ſo gut hervorbringen, als die durch leitende Körper aus den Wolken auf die Erde ſtrömende electriſche Materie ſolche üble Zuſtände der Luft wieder verbeſſern kann. Ein ſolcher electriſcher Wunderthäter iſt ohne Zweifel jener Mähriſche Geiſtliche, Namens Procopius Diwiſch, von dem der berühmte Euler erzehlt, daß er einen ganzen Sommer hindurch alle Gewitter von dem Orte ſeines Aufenthalts, und von den umliegenden Gegenden, vermittelſt einer gewiſſen nach den Grundſätzen der Electricität eingerichteten Maſchine, abgehalten habe, und daß dieſe Maſchine die Wolken gleichſam an ſich gezogen und ruhig in einem ſanften Regen ohne einen Donner, als nur etwa fehr von weitem, zu hören, herabzuſteigen genöthiget habe.

Merkwürdig iſt es in einer Nachricht des Plinius von dem Numa, daß die ungeſchickte Nachahmer ſeiner Verſuche über die Gewitterelectricität, der römiſche König Tullus Hoſtilius, mit dem unglücklichen Richmann, den der Blitz den 6ten Auguſt 1753. bey ähnlichen Verſuchen zu Petersburg getödtet, einerley Schickſal gehabt hat. Livius beſchreibt dies Unglück des Tullus umſtändlicher in folgender Stelle. Ipſum regem (Tullum) tradunt volventem commentarios Numæ, cum ibi quædam occulta ſolemnia ſacrificia Jovi Elicio facta inveniſſet, operatum his ſacris ſe abdidiſſe: ſed non rite initum aut curatum hoc ſacrum eſſe .... & fulmine ipſum cum domo conflagraſſe. Dieſer unglückliche Verſuch des Tullus Hoſtilius war aber nicht der einzige ſeiner Art. Dionyß von Halicarnaß erzehlt vielmehr, daß Alladius, der Eilfte König der Albaner, bey einer ähnlichen Unternehmung ſein Leben durch den Blitz eingebüßt habe. Dies iſt um ſo weniger zu verwundern, da alle dieſe phyſiſchen Kenntniſſe, welche zur Täuſchung des Volks von der Politik und der Religion gebraucht wurden, auſſerordentlich geheim gehalten wurden, ein Eigenthum einiger wenigen Prieſter und zuweilen eines und des andern von ihnen begünſtigten und ihren Vortheilen ganz ergebenen Königs waren, und alſo unter die Myſterien oder durch Aporrheta, ἀπόρρητα, des Alterthums gehörten, die mit dem Untergange eines ſolchen Prieſterordens überhaupt, zuweilen auch mit dem Tode eines Eingeweyheten bey einer Nation mit unter zu gehen pflegten. Erſteres war das Schickſal der geheimen Künſte bey der Ausrottung der alten Egyptiſchen Prieſter, und der Druiden; von letzterem giebt uns Numa ſelbſt ein Beyſpiel. Die politiſche Klugheit dieſes Königs erlaubte ihm nicht, ſeinen noch rohen Römern die von ſeinen Lehrern, den Hetruriern, erlangte Kenntniſſe der Religion und der Natur in ihrem ganzen Umfange mitzutheilen. Er verſchloß vielmehr den beſten Theil ſeiner Wiſſenſchaft von Gott, dem Menſchen und der Natur bey ſich in ſeinem Grabe. Erſt zu den Zeiten des groſſen Ueberwinders des Perſeus, des Aemilius Paulus, fand man von ungefehr die geheimen Schriften dieſes Königs in einer mit Bley verſchloſſenen ſteinernen Lade neben dem ſteinernen Sarge deſſelben noch ganz unverſehrt. Die Helfte daran war in griechiſcher Sprache geſchrieben und handelte von der Natur und der Weltweisheit, ſo wie die andere in der Römiſchen Sprache verfaßte Helfte die Religion zum Gegenſtande hatte. Der Stadtrichter Petilius hielt es, nach einer mit dem Senate darüber gepflogenen Berathſchlagung, für das Beſte, dieſe koſtbaren Urkunden der ältern Religion, Kunſt und Weltweisheit offentlich auf dem Comitium verbrennen zu laſſen — eine Ehre, die in ſpätern Zeiten mehreren und öfters den beſten Denk-

malen menschlicher Weisheit widerfahren ist — und zwar, wie Livius meldet, aus dem Grunde, quod animadverterit, pleraque dissolvendarum religionum esse.

Zu den Kenntnissen der Alten von den Blitzableitern gehören auch ohne Zweifel jene Pfeile, welche nach dem Herodot B. 4. C. 88. die Thrazier wider die Blitze und den Donner gegen den Himmel abschossen; vielleicht auch die verborgenen und in dem römischen und canonischen Recht verbottenen Künste der tempestariorum und grandinariorum d. i. der Wetter- und Hagelbanner, wovon doch eine Art im leg. 4. tit. 18. L. IX. Cod. von Constantin dem Grossen als erlaubt unter dem Namen der Suffragien worunter keineswegs in diesen so frühen Zeiten des Christenthums öffentliche Gebeter und Litaneyen der Priester, welche sie dem Volk vorsagten und von diesem mit lauter Stimme nachbeten liessen, können verstanden werden. (Novell. Justinian. CXXIII. 32.) in folgenden Worten erklärt wird: „Nullis criminationibus implicanda sunt remedia humanis quæsita corporibus, aut in agrestibus locis innocenter adhibita *suffragia*, ne maturis vindemiis metuerentur imbres, aut ventis grandinisve lapidatione quaterentur. Doch könnte man diese *suffragia* auch zu dem zu Constantins Zeiten noch nicht ganz ausgerotteten Auguralaberglauben der Römer rechnen, den der von diesem Land noch nicht ganz freye Constantin für erlaubt gehalten, den aber der h. Augustin zu Anfang des 5ten Jahrhunderts (Can. Decr. P. II. Caus. XXVI, q. VII.) auszurotten suchte.

Zu diesen Kenntnissen der Alten von der Gewitterelectricität fügen wir billig, was Wilke in seiner zu Stockholm 1778. vom Nordschein gehaltenen Rede von den Lappen erzehlt, als welche die Kunst besitzen sollen, vermittelst zweyer aufgerichter Spieße, die sie aneinander reiben, den Nordschein (der von den meisten heutigen Naturforschern für ein Phänomen der Electricität gehalten wird) vom Himmel herunter zu locken und auf dem Felde herumlaufen zu lassen. War der Becher der Helena im Tempel der Minerva zu Lindos aus Bernstein, und nicht aus metallischem Electrum verfertiget, wie verschiedene Kritiker behaupten, so wären die dabey von den Alten beobachteten Erscheinungen keine andere, als electrische und dem so eben erwähnten Phänomen des Nordlichts bey den Lappen sehr ähnlich. Discurrunt, sagt Plinius davon, in calicibus arcus coelestibus similes cum igneo stridore.

Wir wollen diesen Artikel mit zwo Anmerkungen beschliessen, davon die eine die Wortableitung des Jupiter Elicius, die andere eine Zugabe zu den bey den Alten bekannt gewesenen Electrischen Erscheinungen enthalten soll.

Plutarch im Leben des Numa, leitet, aus Unkunde der lateinischen Sprache, den Ausdruck Elicius, vom griechischen Worte ἵλεος, Ileos, her, welches gnädig oder besänftigt heißt. Varro aber und Ovid als Kenner der römischen Sprache und Religion, leiten den Elicius viel richtiger und natürlicher von dem lateinischen Zeitworte elicere her. Ersterer sagt: Jupiter Elicius dicitur ab eliciendo sive extrahendo; und letzterer:

Eliciunt cœlo te Jupiter, unde minores
Nunc quoque te celebrant, Eliciumque vocant.

Eben so passend wäre die Ableitung des Elicius von dem Worte Elices, das mit elicere ein gemeinschaftliches Stammwort hat. Denn was die Wasserfurchen, oder die Elices der Lateiner auf den Aeckern sind, das sind im Gleichnisse die Ableiter des Blitzes für die electrische Materie in den Wolken oder in unserem Dunstkreise. Jupiter Elicius ist also nichts, als der geleitete Blitz, das impetratum, evocatum fulmen, der personificirte Jupiter, der die Blitze schleudert, und sich dabey nach dem Willen derer bequemet, die ihn durch geheime und religiöse Mittel und Gebete dazu nöthigen können. Zu denen electrischen den Alten bekannt gewesenen Erscheinungen gehören vorzüglich die vom Verfasser dieses Artikels in einer besondern Abhandlung beschriebenen auspicia ex acuminibus, welche unter den übrigen Auspicien der Römer in vorzüglicher Achtung stunden und als ungezweifelte Vorbotten des nahen Siegs angesehen wurden. Dies waren aber nichts anders, als kleine Flämmgen, welche auf den Spiesen (pilis) der Römer, wenn solche vor den Zelten in dem Boden steckten sich sehen liessen. Dionys von Halicarnaß liefert davon in seiner Geschichte ein merkwürdiges Exempel.

Cicero de divinat 2, 36. de Nat. Deor. 2, 3. Arnobius und Plinius reden ebenfalls davon. Letzterer sagt B. 2. C. 37. von diesen Flämmchen auf den Spiessen: „Auch auf der Erde und auf dem Meere giebt es Sterne. Ich habe selbst zu Nachtzeit auf den Spiessen der Soldaten, welche vor dem Walle die Wacht hatten, ein den Sternen ähnliches Licht gesehen.“ Seneca in den Quæst. nat. X, 1. Cäsar Bell. afric. 47. und Livius erzehlen ähnliche Fälle. Auch das St. Elmo Feuer war den Alten bekannt. Plinius sagt davon in der vorhin angeführten Stelle: „Auf die Seegelstangen und andere Schiffstheile setzen sich ebenfalls dergleichen Lichter und geben, wie die Zugvögel, einen Laut von sich. Erscheinen sie einzeln, so sind sie so schwer, daß sie das Schiff in den Grund drücken, und wenn sie in dasselbe hineinfallen, so verbrennt es. Sind sie aber paarweise da, so bedeuten sie Glück und eine gute Fahrt. Ihre Ankunft vertreibt, wie man sagt, die harte und drohende Helena. Man schreibt auch daher dies Phänomen dem Castor und Pollux zu, und verehrt sie auf der See als Götter.“ „Endlich gehört hierher alles, was die Alten von dem um die Köpfe mancher Menschen erschienenen Nimbus oder Heiligenschein erzehlen. So läßt Virgil seinem Ascanius den Kopf von Strahlen leuchten, so verkündigte dem schlafenden Servius Tullius ein sein Haupt umstrahlender Nimbus die königliche Würde zu Rom; und von diesen electrischen Flammen sagt Plinius: „des Abends umleuchten solche Flammen auch zuweilen die Köpfe der Menschen, und das hat grosse Vorbedeutung. Von allen diesen Erscheinungen aber wissen wir keinen Grund; sie bleiben verborgene Geheimnisse der Natur.“

Wie würden die wißbegierigen Plinius'se und Seneca's jener Zeiten staunen, wenn sie aus dem Reiche der Schatten auf diese Oberwelt zurückkehren und die electrischen Wunder der heutigen Numa's und die damit verbundenen Theorien sehen und lernen würden! Doch auch die heutigen Epopten in den grossen Mysterien der Natur denken mit edler Bescheidenheit wie Seneca im 6ten Buche seiner natürlichen Fragen. „Nicht auf einmal, sagt dieser Weltweise, werden

die Heiligthümer mitgetheilt. Eleosis hält etwas zurück, was nur denen bekannt gemacht wird, die sich vom neuem den Mysterien nahen. Auch die Natur macht ihre Heiligthümer nicht auf einmal bekannt. Wir halten uns bereits für Eingeweyhete und befinden uns noch im Vorhofe. Jene Geheimnisse werden nicht allen ohne Unterschied geoffenbaret. Sie werden zurückgehalten und sind im innersten Heiligthum verschlossen. (21)

Eligiana Societas, ist eine Gesellschaft die von dem h. Eligius (fr. Eloi) zu Bethune in der Grafschaft Artois ist gestiftet worden. Sie ist verbunden, die Todten, und sollten sie auch an der Pest gestorben seyn, zu Grabe zu tragen. Zur Verwaltung derselben werden jährlich 21. Männer aus der Bürgerschaft erwählet, die hernach durch gemeine Wahl einen Obermann führen. (37)

Eligibilitas heißt Wahlfähigkeit, oder das, was erforderlich, damit eine Person zu einem Amt erwählt werden könne. Hierüber kann man weiter in denen Artikeln nachsehen, welche von solchen Personen handeln, die gewählt werden, als **Kayser, Pabst, Bischoff** und dergleichen, (1)

Eligibilitatis Breve. Durch die geistlichen Rechten sind verschiedene Unfähigkeiten fest gesetzet worden, Kraft derer manche Personen zu den höhern Kirchenwürden nicht können erwählet werden. Alsdann hat sich das Kapitel an den Obern, der die Wahl bestättigen soll, zu wenden, und von demselben zu verlangen, daß er eine solche nach den Rechten sonst unfähige Person, zu diesen Kirchenwürden annehmen mögte.

Jene, welche schon ein Bißthum haben, sind auch unfähig, zu einem andern erwählet zu werden, ob sie gleich zu dem Kapitel des andern Stiftes gehören. Gar manche also und besonders grosse Herrn in Deutschland, welche mehrere Bißthümer zusammen erhalten wollen, halten bey dem römischen Stuhle um ein Breve Eligibilitatis an, wodurch sie fähig werden, wenn etwa ein anderes Bisthum ledig wird, von dem dortigen Kapitel erwählet zu werden. Dieses Breve Eligibilitatis hat sodann die Wirkung, daß sie mit wenigern Stimmen Kraft einer Wahl vom Kapitel zum Bisthum gelangen können. Es kann auch wegen andern Wahlhindernissen, z. B. wenn einer noch kein Subdiakon oder noch minderjährig ist, ein Breve Eligibilitatis erlangt werden. Ehemalen, wie man aus Tit. de translat. C. 4. abnehmen kann, wurden den Bischöffen die Erlaubniß oder das Privilegium ertheilt, daß sie von einer Kirche zu einer andern übergehen konnten. Es möchten etwa auch dermalen noch dergleichen Privilegien vom römischen Stuhle gegeben werden. Die Kanonisten haben hierüber einen Schulstreit, ob das Breve Eligibilitatis mehreres in sich begreife, also zwar, daß jener, welcher die Erlaubniß hat, von einer Kirche zu einer andern überzugehen, nichts destoweniger müsse postulieret werden. Der berühmte **Oberhauser** vermeinet es in seinen Vorlesungen über die V Bücher der Dekretalen Lib. I. Tit. V. wo man auch seine Ursachen nachlesen kann. (14)

Eligius, Canoniti des, s. 5. Band. S. 104.

Elingue nennen die Franzosen ein gewisses grosses und dickes Schiffseil, womit man die grossen Kaufmannsfässer aus dem Schiff hebt, und an das Land bringet. Es siehet wie eine ordentliche 8. aus, da dessen beyde Enden, wie ein Ring zusammen geschlungen und mit starken Bindfäden an einander befestiget sind, und welches in der Mitte mit eben dergleichen Bindfäden noch einmal zusammen geknüpft ist. Man bedienet sich auch kleinerer solcher Seilen, um die schwehren Bleyblöcke darauf zu legen, und hin und her zu tragen. (28)

Eliocarmos ist ein Beynahm der Doldenförmigen Vogelmilch. (*Ornithogalum umbellatum.* L.) (9)

Eljon, eine gewöhnliche Benennung Gottes, stammt von dem Zeit Wort עלה *eminere*, ab, und zeigt ein Wesen welches über alle Wesen erhaben ist, an. Die siebenzig Dollmetscher übersetzen es gewöhnlich durch ὑψιστος, der höchste. Durch diesen Namen wird angezeigt, daß er alle wirkliche Vollkommenheiten zugleich und auf einmal besitze; daß er daran alle andere Dinge übertreffe: daß er gar keine Vollkommenheit ganz und völlig mit seinen Geschöpfen gemein habe. Eigentlich ist dieses Wort, ein blosses Beywort, welches zuweilen andern Benennungen Gottes beygefügt ist, z. E. אל עליון der höchste Gott, 1. B. Mos. 14, 28. Am häufigsten aber wird es als ein selbständiges Nennwort gebraucht, wodurch Gott insonderheit angezeigt wird. Es wird dahero wie das Wort, Elohim, auch in der mehrern Zahl von Gott gebraucht. Dan. 7, 22. (22)

Elion. Nach dem **Sanchuniathon** lebte in der Gegend von Byblos ein gewisser **Elion**, welcher Namen im Phönizischen eben so viel bedeutet, als der Griechen **Hypsistos**, d. i. der **Allerhöchste**. Seine Frau hieß **Beruth**, und er hatte einen Sohn **Epigeus** oder **Autochthon**, der in der Folge den Namen **Uranos** erhielt, und eine Tochter **Ge**. Letzteres Wort bezeichnet bey den Griechen die Erde, so wie **Uranos** den Himmel. Als **Hypsistos** auf der Jagd umkam, verehrte man ihn als einen Gott und brachte ihm Opfer und Libationen. **Uranos** bemächtigte sich des Reichs seines Vaters und heyrathete die **Ge**. Aus dieser Ehe kamen **Ilos** oder **Cronos**, der bey den Römern **Saturn** heißt, nebst dem **Bätylus, Dagon** und **Atlas**. s. auch **Cronos**. (21)

Eliquatio. s. Seigern.

Elis, — der Tempel des olympischen Jupiters zu — Dieser berühmte Tempel des alten Griechenlands hatte sowohl, als die Bildsäule **Jupiters**, die man darinnen verehrte, seinen Ursprung der Beute zu danken, welche die Eleer den **Pisäern** und deren Bundsgenossen abgenommen hatten, als sie die Stadt Pisa ausplünderten. Dieser Tempel, dessen Baumeister **Libon**, ein Eingebohrner, gewesen war, gehörte zur dorischen Säulenordnung, und war auswendig ganz mit Säulen umringt, so daß der Platz, worauf er erbauet war, ein prächtiges Peristylium ausmachte. Man hatte sich zu diesem Baue innländischer Steine bedient, die aber von einer sonderbaren Art und Schönheit waren. Die Höhe des Templs von der Fläche des Erdbodens an bis unter das Dach betrug 68, seine Breite 95 und seine Länge 230 Fuß. Das Dach war nicht von Ziegeln, sondern von einem schönen Marmor, der in dem Berge **Pentelikus** gegraben und in Ziegel geschnitten war. Von der Mitte des Gewölbs hieng ein Siegesbild von vergüldetem Metall herab, und unter dieser Bildsäule befand sich ein goldner Schild, auf dem man das Haupt der **Medusa** sahe: an den beyden Enden eben dieses Gewölbes aber waren gleichfalls zween vergüldete Kessel aufgehangen. Auswendig über den Säulen lief rund um den Tempel

herum ein Mauerkranz, an welchem 21 vergoldete Schilder bevestiget waren, welches Mummius nach der Plündrung von Corinth dem Jupiter geheiliget hatte. Auf dem vordersten Portalgiebel war mit ausserordentlicher Kunst der Kampf des Pelops mit dem Oenomaus, und in der Mitte Jupiter vorgestellt. Oenomaus und seine Frau Sterope, eine von des Atlas Töchtern, der Wagen mit vier Pferden, und Myrtillus, der Wagenführer dieses Fürsten, befanden sich zur rechten des Gottes; Pelops, Hippodamia und deren Wagenführer mit seinen Pferden, nahmen den Platz zur linken Hand ein. Pelops und Oenomaus hatten jeder noch zween Reitknechte zur Seite. Alle diese Figuren schrieben sich von einem aus Thrazien gebürtigen Päonier her. Der hinterste Thorgiebel war ein Werk des Alkamenes, des besten Bildhauers zu seiner Zeit nach dem Phidias, und stellte den Streit der Centauren und Lapithen vor, der bey des Pirithous Vermählung entstund. Ein grosser Theil der Herculischen Arbeiten war inwendig in diesem Gebäude vorgestellt; und man sah auf den Thoren, die ganz von Erz waren, unter andern die Jagd des Erymanthischen Schweins, die Heldenthaten worin dieses Hercules gegen den König in Thrazien Diomed, gegen den Geryon ausgeführt u. a. m. Endlich, denn es würde zu weitläuftig werden, alles Stück vor Stück durchzugehen, fanden sich darinnen zwo Reihen von Säulen, die zwo überaus erhöhete Gallerien unterstützten, unter denen man hingieng, wenn man zu Jupiters Thron gelangen wollte.

Dieser Thron und die Bildsäule des Gottes waren das Meisterstück des Phidias, und das Alterthum konnte nichts aufweisen, das so prächtig und so vollkommen gewesen wäre. Diese Bildsäule war von einer erstaunlichen Höhe und aus Gold und Elfenbein verfertigt, das so künstlich mit einander vermenget war, daß man sie nicht ansehen konnte, ohne in Erstaunen gesezt zu werden. Dieser Gott trug auf seinem Haupte eine Crone, die den Oelzweigen völlig ähnlich war und hielt in seiner Rechten ein Siegesbild, gleichfalls aus Gold und Elfenbein, in seiner Linken aber ein ausserordentlich fein gearbeitetes Zepter, an dem alle Arten von Erzen schimmerten, und der einen Adler trug. Die Schuhe und der Mantel des Gottes waren von Golde, und auf dem Mantel waren alle Arten von Thieren und Blumen gestochen. Der Thron schimmerte ganz von Gold und Edelgesteinen. Das Elfenbein, das Ebenholz, die Thiere, die darauf vorgestellt waren, und verschiedene andere Verzierungen brachten auf demselben durch ihre Vermischung eine angenehme Mannichfaltigkeit hervor. An den vier Ecken des Throns befanden sich vier Siegesbilder, die einander zum Tanze die Hand zu bieten schienen: ohne noch zwoer anderer zu gedenken, die dem Jupiter zu Füssen lagen. Die Füsse des Throns waren von vornen mit Sphinxen geziert, die den Thebanerinnen zarte Kinder aus dem Schooße rissen, und oben drüber sahe man den Apoll und die Diana, welche die Kinder der Niobe mit Pfeilen tödteten. Vier Queerbänder, die sich an den Füssen eben dieses Throns befanden, und von einem Ende zum andern liefen, waren mit einer Menge Bilder von ungemeiner Schönheit ausgeschmückt. Auf einem waren sieben Sieger in den olympischen Spielen vorgestellt, und auf einem andern Hercules, wie er im Begriff stund, mit den Amazonen zu fechten: und die Anzahl der Streitenden belief sich auf beyden Seiten auf neun und zwanzig. Der Thron hatte ausser den Füssen auch noch Säulen, die ihn trugen. Diese waren den Füssen an Höhe gleich und stunden zwischen denselben. Endlich umschloß ein grosses gemaltes und mit Figuren geziertes Geländer das ganze Werk. Panänus, ein geschickter Maler derselben Zeit, und Bruder des Phidias, hatte an demselben mit ausserordentlicher Kunst den Atlas, der den Himmel auf seinen Schultern trug, und den Hercules, der bereit zu stehen scheint, sich dieser Last zu unterziehen, den Theseus und Pirithous, den Kampf des Hercules wider den Nemeischen Löwen, die Frevelthat, welche Ajax an der Cassandra begieng, die Hippodamia mit ihrer Mutter, den angefesselten Prometheus und noch viele andere Gegenstände aus der fabelhaften Geschichte vorgestellt. Auf dem erhabensten Orte des Throns, über dem Haupte des Gottes, befanden sich die Grazien und die Horen, von jeder Gattung an der Zahl drey. Das Fußgestelle, das dies ganze Werk unterstützte, war eben so ausgeschmückt, wie das Uebrige. Phidias hatte an der einen Seite desselben auf Gold die Sonne, die ihren Wagen führte, an der andern den Jupiter, und die Juno, die Grazien, den Mercur und die Vesta gestochen. Venus schien aus dem Schooße des Meers hervorzukommen, und vom Amor empfangen zu werden, da indessen Pitho, oder die Göttin der Ueberredung, ihr eine Crone anbot. Apoll und Diana waren auf dieser halberhabenen Arbeit so wenig, als Minerva und Hercules vergessen. Unten an diesem Fußgestelle erblickte man die Amphitrite, den Neptun, die Diana oder Luna, die auf einem Pferde mit verhängtem Zügel zu reuten schien. Endlich hieng eine in Purpur gefärbte prächtig gestickte Decke, ein Geschenk des Königs Antiochus, von oben bis auf die Erde herab. Pausanias beschreibt ausser dem noch die übrigen Zierrathen dieses Tempels, sein Pflaster, das vom schönsten Marmor war, die Geschenke, welche verschiedene Fürsten dahin gewidmet hatten, die unzähligen Bildsäulen, die sowohl in demselben, als um denselben stunden. Ohngeachtet die Alten über die eigentliche Grösse der Bildsäule des Jupiters nicht völlig einstimmig sind, so ist doch das ausgemacht, daß der Thron und die Bildsäule von dem Fußboden bis ans Gewölbe gereicht habe. (21)

Elis, (*Pap. pleb.*) s. unter Dickköpfe, bäuerliche ausl. mit Schwänzen an den Hinterflügeln.

Elisio ist, wenn ein Vocal, der vor einem andern in zwey unterschiedlichen Worten steht, in der Poesie verschlungen wird. Z. E. anstatt tu contra audentior ito, sagt man: tu contr'audentior ito. Auch der diphthongus æ kann verschlungen werden; z. E. tyrrhenæ acies, an dessen statt gelesen wird: tyrrhen' acies. Es ist dieses zwar eine Freyheit der Poeten, die aber in einem Gedichte nicht so oft vorkommen darf, sonsten beleidigt sie den Wohlklang. Werden zwey dergleichen Vocale, jeder besonders ausgesprochen, so nennt man es einen hiatum, z. E.

– – – – – ⏑ ⏑ ⏑ – – ⏑ – –
Et longum formose vale, vale inquit sola
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –
Credimus, an qui amant.

Wird das m am Ende eines Worts mit seinem vorhergehenden Vocal verschlungen, so heißt ecthlipsis. s. an seinem Ort. (22)

Elisivartikel werden bald diejenige Beweisartikel genannt,

genannt, welche der, wider welchen der Hauptbeweis geführt worden, zu Führung des Gegenbeweises so einrichtet, daß sie das gerade Gegentheil dessen, was in den Beweisartikeln steht, enthalten. Wann z. B. der Beweisartikel wäre: Wahr, daß der Testirer bey Verfertigung seines Testaments seiner nicht bewußt gewesen, so würde ein Elisivartikel dieser seyn: Wahr, daß Testirer bey Verfertigung seines Testaments bey voller Vernunft gewesen. Bald bedeuten auch die Elisivartikel diejenige Positionen, welche der Ponat zu seiner Vertheidigung, und zu Widerlegung der Positionen der Gegenpartie eingiebt, und in welchen das gerade Gegentheil der Positionen enthalten ist. (38)

Elix. (Astronom.) s. Bär, der grosse.

Elixir, (Pharmacie) sind flüßige dunkelgefärbte Arzneymittel, welche in schwachen Gewichten, gemeiniglich tropfenweise gegeben, schon ihre Wirkung äussern, in neueren Zeiten gemeiniglich gesättigte Auflösungen kraftvoller Extrakte in Wasser.

Eröffnendes Elixir. (*Elixir aperitivum*) Man gießt über acht Loth Sennblätter, ein halb Loth Coriandersaamen, und eben so viel Fenchelsaamen, ein Quartier spanischen Wein, läßt ihn in verschlossenen Gefässen drey Tage lang in einer gelinden Wärme darüber stehen; wirft noch sechs Loth ausgekernter Rosinen hinein, läßt ihn wieder einen Tag lang in gelinder Wärme darüber stehen, seihet ihn dann durch, und preßt ihn aus.

Stillendes Elixir, (*Elixir paregoricum*, *Elixir asthmaticum.*) Man giebt auf ein Quintchen Benzoeblumen eben so viel Mohnsaft, zween Skrupel Kampfer, und ein halbes Quintchen Anisöl vier und sechzig Loth gereinigten Weingeistes, läßt ihn vier Tage lang in verschlossenen Gefässen bey gelinder Wärme darüber stehen, und seihet ihn durch: Ein sehr gutes Mittel in Brustkrämpfen, das in jedem Loth beynahe einen Gran Mohnsaft enthält. (12)

Elixiviatio; die chemische Operation der Auslaugung ist oben im Art. Auslaugen beschrieben. (9)

Elkaitos. (Astronom.) s. Wallfisch.

Elkausu. (Astronom.) s. Schütz.

Elkeid. (Astronom.) s. Benenaim.

Elkerkedon, (Naturgesch.) ist eine fremde Benennung des Nasenhornes. (9)

Elketos. (Astronomie) s. Wallfisch.

Elkis. (Astronom.) s. Gefäs.

Elkusa. (Astronom.) s. Schütz.

Elle, ein Längenmaaß, oder ein Maaßstab von gar ungleicher Länge.

Gemeiniglich hält die Elle 2 Schuh oder 24 Zoll, wornach man sowohl im Bau- Manufactur- und Handwerkswesen, als auch sonst im gemeinen Handel und Wandel rechnet, ja dadurch noch verschiedne andre Längenmaaße bestimmt. Man macht sie gewöhnlich von Eisen, oder von Holz, theilet sie in 4 Viertel jedes in 6 Zoll. Das erste abgetheilte Viertel wird wiederum in zwey Theile, und dessen erster Theil abermals in 2 Theile, folglich die ganze Elle in 16 Theile getheilet, daher dann eine Viertelelle aus 4 Sechzehntheilen bestehet.

Die von der Obrigkeit aufbehaltne Elle, nach welcher die Ellen der Einwohner eines Ortes verglichen, und derselben gleich gemacht werden, heißt die Eichelle, in Danzig die Musterelle. Mit diesen Ellen, die zuweilen auch Stäbe genennt werden, messen sonderlich die Kaufleute ihre lange Waaren. Man hat auch theils Orten eine lange und eine kurze Elle, alsdann aber pflegen die Waaren bestimmt zu seyn, welche mit jeder Elle ausgemessen werden müssen.

Die Leipziger Elle besteht in 24 Zollen, und jeder Zoll in dem 12ten Theile des gemeinen rheinischen Schuhes. Nach dem königl. Polnischen und Churfürstlich Sächsischen Mandat vom 7ten August 1734. soll in Sachsen keine andre als die Leipziger Elle in Handel und Wandel gebraucht werden, jedoch ist im Großhandel und Verkehr mit ausländschen Kaufleuten, die Brabanter und Nürnberger Elle, auch italiänische Braccio, und englische Yard, nicht weniger der Pariser Maaßstab nachgelassen worden.

Wie wünschenswürdig wäre es, daß mehrere deutsche Staaten hierin eine vortheilhafte Veränderung treffen, und sowohl Maaß als Gewicht auf einen möglichst gleichen Fuß setzen möchte. Die grosse Verschiedenheit, so man hierin fast von Ort zu Ort findet, ist ein wahrer Ueberrest der Barbarey, wer damit näher bekannt zu werden wünschet, den verweisen wir auf den folgenden Artikel. (19)

Elle. Von diesem bekannten Längenmaaß, nach welchem die dem Messen unterworfene Waaren verkauft und abgemessen werden, und welches in mehrern Ländern eine andere Benennung hat, und zugleich von verschiedener Länge ist, giebt nachstehende Vergleichungstabelle von verschiedenen Orten und Ländern, in benannten Zahlen, die einander gleich sind, und wobey die hinter dem Strich angezeigte ganze und zehentheilige Linien, auch die Länge jeder einzeln Elle ꝛc. nach dem franz. königl. Fuß berechnet, zu erkennen geben, die nähere Erläuterung. —

Die Berechnung selbsten wird durch die ordentliche Regul de tri gemacht.

In			Linien
Aachen	Ellen	828	296. 0
Abbeville	Aunes	468	524. 0
Aleppo	Pik	818	299. 8
Amsterdam	Ellen	801	306. 0
	Vlamische Ellen	778	315. 0
Ancona	Bracci	861	284. 8
Antwerpen	grosse Ellen	797	307. 8
	kleine Ellen	808	303. 4
Archangel	Arschin	777	315. 4
Augspurg	grosse Ellen	907	270. 2
	kleine Ellen	934	262. 6
Basel	Aunes	469	522. 6
	kleine Ellen	1016	241. 2
Batavia	Cobidos	1100	223. 0
Bautzen	Ellen	960	255. 3
Bayreuth	Ellen	921	266. 2
Bengala	Cobidos	1163	210. 8
Bergamo	Bracci	844	290. 5
Bergen in Norwegen	Ellen	881	278. 26
Berlin	Ellen	829	295. 6
Bologna	in Wolle Bracci	871	281. 5
	in Seide Bracci	929	264. 0
Bozen	Ellen	720	350. 3
	Bracci	1006	243. 7
Bourdeaux	Aunes	464⅔	528. 0
Brabanter	Ellen		
	in Hamburg	800	306. 5
Bremen	Ellen	956	256. 4
Brescia	Bracci	1182	207. 5
Breßlau	Ellen	1006	243. 8
	Schleßinger Ellen	960	255. 3
Brügge	Ellen	797	307. 8

In			Linien
Brügge	in Leinen Ellen	763	321. 4
Brüſſel	groſſe Ellen	797	307. 8
	kleine Ellen	808	303. 4
Cadix	Varas	652	375. 9
	in Leinen Brüß. Ellen	797	307. 8
Calicut	Covit	1210	202. 7
Cairo	Pik	817	300. 0
Canton	Cobidos	1552	158. 0
Carlsbad	groſſe Ellen	817	300. 2
	kleine Ellen	935	262. 3
Caſſel	Ellen	986	248. 8
Caſtilianiſche	Varas	652	375. 9
Celle	Ellen	950	258. 0
China	Cobidos	1552	158. 0
Cöln	groſſe Ellen	796	308. 0
	kleine Ellen	963	254. 5
Conſtantinopel	groſſe Pik	827	296. 6
	kleine Pik	854	287. 2
Conſtanz	groſſe Ellen	744	329. 5
	kleine Ellen	801	306. 3
Copenhagen	Ellen	881	278. 26
Cracau	neue Ellen	897	273. 5
Damaſco	Pik	950	258. 0
Danzig	Ellen	964	254. 4
Dreßden	Ellen	977	250. 9
Dublin	Ellen	484	506. 9
	Yards	605	405. 5
Edenburg	Ellen	582	421. 2
England	Yards	605	405. 5
	in Leinwand Ellen	484	506. 9
	in Boy u. Frieß Gode	788	311. 0
	in Tapezerey Ellen	806	304. 1
Erlangen	Ellen	839	292. 4
Florenz	in Wolle Canne	234	1047. 4
	Bracci	937	261. 8
	Palmi	1873	130. 9
	in Seide aber Canne	237½	1032. 0
	Bracci	950	258. 0
	Palmi	1901	129. 0
Frankfurth am Mayn	Ellen	1025	239. 2
	Brabanter Ellen	800	306. 5
	Pariſer Ellen	465¾	526. 4
Frankfurth an der Oder	Ellen	834	294. 1
Freyberg in Sachſen	Ellen	976	251. 2
Geneve	Genf Aunes	484	507. 0
	franz. Aunes	465	527. 5
Genua			
	Canne gr. von 10½	Palmi 209½	1168. 6
	Leinw. Canne von 10	Palmi 220½	1113. 0
	Canne picc. von 9	Palmi 244¼	1001. 7
	Bracci von 2½	Palmi 944	259. 7
Görlitz	Ellen	981	249. 9
Hamburg	Ellen	965	254. 0
	Brabanter Ellen	800	306. 5
Hannover	Ellen	950	258. 0
Hirſchberg	Ellen	960	255. 3
Königsberg	Ellen	962	254. 8
Lion	Aunes	471	520. 5
Liſſabon	Varas	505	486. 0
	Covados	817	300. 2
	Palmos crav.	2450	100. 0¾
	kleine Palmos	2523	97. 2
Lübek	Ellen	959	255. 8
Madrid	Varas	652	375. 9
Magdeburg	Ellen	829	295. 6
Mannheim	Ellen	992	247. 3

In			Linien
Marocco	Covados	1079	223. 5
Marſeille	Cannes	275½	890. 0
	in Leinwand Aunes	472¾	518. 7
Maynz	Ellen	1008	243. 3
Memingen	Ellen	788	311. 0
Meſſina	Canne	285½	858. 4
	Palmi	2285	107. 3
Milano	in Wolle Bracci	818	299. 8
	in Seide Bracci	1031	237. 8
Montpellier	Canes	275	891. 6
München	Ellen	663	370. 1
Nantes	Aunes	466	526. 0
Napoli	Canne	262	935. 2
	Palmi	1098	116. 9
Noava	Ellen	925	265. 2
	Arſchinen	777	315. 4
Naumburg	Ellen	978	250. 6
Neufchatel in der Schweitz	Ellen	497½	493. 2
Nizza	Raſi	1008	243. 3
	Palmi	2096	117. 0
Nördlingen	Ellen	906	270. 7
Norwegen	Ellen	881	278. 26
Nürnberg	Ellen	839	292. 4
Oſtende	Ellen	791	310. 0
Padua	Bracci	825	297. 3
Palermo	Canne	285½	858. 4
	Palmi	2285	107. 3
Paris			
	Seidenhändler Stäbe	464¾	527. 5
	Tuchhändler Stäbe	465¾	526. 4
	Leinwandhändler Stäbe.	468	524. 0
Perſien	Königl. Guezes	585½	419. 0
	Guezes	878	279. 3
Picardie	Aunes	663	369. 6
Piemont	Raſi	929	264. 0
Piſa	Palmi	1853	132. 3
Polniſche neue Ellen		897	273. 5
Prag	Ellen	936	261. 9
Presburg	Ellen	991	247. 4
Regenſpurg	Ellen	682	359. 5
Reggio	Bracci	1044	284. 85
Reval	Ellen	1033	237. 3
Riga	Ellen	1009	243. 0
Rochelle	Aunes	468	524. 0
Roma	Leinwand Canne	264¾	926. 4
	Leinwand Bracci	871	281. 4
	Kaufmann Canne von 8 Palmi	278	882. 0
	Kaufmann Bracci	652	375. 9
	Palmi	2223	110. 3
	alte römiſche Ellen	929	264. 0
Salzburg	in Seide Ellen	689	355. 9
	in Leinwand Ellen	550	445. 8
St. Gallen	in Wolle Ellen	898	273. 1
	in Leinwand Ellen	690	355. 4
St. Malo	Aunes	411	597. 2
St. Petersburg	Arſchinen	777	315. 4
Saragoſſa.	Cannes	267	918. 4
Sardinien.	Raſi	1008	243. 3
	Palmi	2203	111. 3
Schaffhauſen	Ellen	917	267. 5
Schleſiſche Ellen		960	255. 3
Sicilien	Canne	285½	858. 4
	Palmi	2295	107. 3
Smirna	Pik	827	269. 6
Spanien	Varas	652	375. 9
Stockholm	Ellen	932	263. 2

In		Linien
Stralsund	Ellen 950	258. 0
Strasburg	Ellen 1028	238. 6
	Aunes 465	527. 2
Straubingen	Ellen 684	358. 5
Surate	Guessen 804	305. 0
	Cobidos 1169	209. 75
Toulouse	Cannes 303¼	807. 0
Toulon	Cannes 285½	859. 6
Tournap	Ellen 893	274. 5
Trient	in Wolle Ellen 817	300. 0
	in Seide Ellen 904	271. 3
Trieste	in Wolle Ellen 818	299. 6
	in Seide Ellen 863	284. 0
Troyes	Aunes 697	351. 7
Tunis	in Wolle Pik 822	298. 3
	in Seide Pik 877	279. 6
	in Leinw. Pik 1169	209. 7
Türkische	grosse Pik 827	296. 6
	kleine Pik 854	287. 3
Ulm	Ellen 973	252. 0
Venedig	in Wolle Bracci 830	295. 6
	in Seide Bracci 881	278. 2
Vitenza	Bracci 808	303. 6
Warrendorf	Ellen 946	259. 3
Wien	Ellen 712	344. 5
Würzburg	Ellen 953	257. 3
Zittau	Ellen 971	252. 6
Zürich	Ellen 922	266. 0

(28)

Elle. (antiq.) s. Cubitus und Maaße der Alten.

Elle. (bibl.) Dieses bekannte Längenmaaß wird insgemein durch die Länge von dem Ellenbogen eines Mannes bis an die Spitze des Mittelfingers bestimmt; man rechnet sie auf sechs Hände, oder 24 Finger breit. Diejenige, die die jüdische Elle ganz genau bestimmen wollen, setzen sie auf 1 Schuh, $8\frac{2222}{10000}$ Zoll, rheinländischen Maaßes; ob sie aber diese Genauigkeit beweisen können, ist eine andere Frage. Daß Moses auf richtige Elle und Gewicht sehr sahe, ist 3 B. Mos. 19, 35. folg. und 5 B. Mos. 25, 14. zu ersehen. Daß es ein wichtiges Stück der gesetzgebenden Klugheit und der Policey sey, allem Unterschleif hierinnen vorzubeugen, ist ohne unser Erinnern klar. Bey den Aegyptiern war eine besondere Gattung von Priestern, die Hierogramateis, hiessen die unter andern Verrichtungen, auch genaue Aufsicht über Maaß und Elle haben mußten. Beydes wurde zu den Heiligthümern gerechnet, und vermuthlich waren die Originalen davon an heiligen Orten aufbewahret. Da die Modelle von Maaß und Elle, wie so vieles andere von den Aegyptiern, ein Geheimnis waren, so beruhte die ganze Sache auf dem Urtheil der Priester. Moses machte bey den Juden ganz andere Anstalten; denn ob er gleich den Stamm Levi zu Wächtern der Heiligthümer setzte, und ihm die Pflicht auflegte, Maaß, Gewicht, und Elle mit der größten Genauigkeit kennen zu lernen, so machte er doch aus Dingen, die jederman interessirten kein Geheimniß, sondern stellte einige Modelle jedermann vor Augen, und beschrieb sie auch in seinen Büchern. Damit nun solche unverrückt erhalten werden möchten, so verband er solche mit den Heiligthümern der Juden auf mehr, als einerley Art; von einem jeden waren mehrere Maaßstäbe vorhanden, damit, wenn auch eines durch den Gebrauch und die Zeit eine Veränderung erlitte, solches doch durch die andern rectificirt werden könnte. Warum hat wohl Moses bey der Anlage der Stiftshütte alles so genau nach dem Ellenmaaß bestimmt? Von dem Vorhofe und seinen Umgängen, von den Tapeten, die über die Stiftshütte gedeckt waren, von den aus ziemlich unveränderlichen Holz bestehenden Brettern, von der Hütte des Stifts selbst, die 30 Ellen lang und 10 breit war, von dem mit Kupfer überzogenen Brandopferaltar, ist die Ellenzahl angemerkt. Dieses waren lauter Originale von Ellenmaaße, nach denen die Elle in dem gemeinen Leben genau bestimmt werden konnte. Einige wollen von einer doppelten Elle, die unter den Juden üblich gewesen, reden, einer heiligen und einer gemeinen, wovon jene um $\frac{1}{6}$ grösser gewesen, so wie es auch einen heiligen, und gemeinen Sekel gegeben habe; allein, obgleich das leztere richtig ist, so finden wir doch von dem leztern in der Schrift keinen Beweis. Man beruft sich zwar auf Ezech. 40, 5. wo gesagt wird, daß die Elle, womit der Prophet den Tempel maß, einer handbreit grösser gewesen, als die gemeine Elle; aber Ezechiel vergleicht seine Elle mit der chaldäischen Elle, wo er damals war, nicht aber mit der jüdischen; und folglich kann hieraus nichts bewiesen werden. Erst in den spätern Schriften der Juden kommt eine dreyfache Elle vor, die kleine von 5, die mittelmäsige von 6, und die grosse von 6 handbreit und 1 Zoll. Sie sagen die beyden ersten wären an den nordöstlichen und südöstlichen Thor des Tempels bevestigt gewesen; nach der kurzen habe man sich mit den Handwerksleuten in Ansehung der Zahlung berechnet, nach der längern aber hätten sie die Arbeit liefern müssen; und dieses darum, damit sie sich an dem Heiligthum nicht vergreifen möchten. Andere machen folgenden Unterschied; wenn die Rede von Gebäuden sey, so habe die Elle 6 handbreit gehabt, bey andern Dingen aber nur 5. Andere aber reden nur von einer Elle von 6 handbreit, und nennen sie die mosaische. (22)

Elle. s. Dumelle.

Elleboraſtrum nigrum, ist ein Beyname der Frühlings Adonis. (9)

Elleborine, werden einige Gattungen der Serapiade (*Serapias* L.) und der gemeine Venusschuh (*Cypripedium* L.) benennt. (9)

Elleborismus, nannten die alten Aerzte die Heilung der Wahnwitzigen durch Nieswurz. (9)

Elleborus albus. s. Nieswurz, weisse.

Elleborus niger. s. Nieswurz, schwarze.

Ellenbogen. Der Ellenbogen bey den Pferden, ist das obere Ende des Vorarmes. An ihm entstehet zuzeiten die Balggeschwulst, welche man Stollbeule oder Stollschwamm zu nennen pflegt. Der Ellenbogen muß nicht zu viel einwärts gegen die Rippen liegen, und auch nicht zu weit auswärts vom Leib abstehen. Im ersten Fall geht das Pferd zu sehr auswärts, und bekommt leicht Stollbeulen, im andern Fall aber geht es mit dem Fuß zu viel einwärts, und wirft den Huf ausser der Linie des Hufschlags, welches man Pflastertretter nennt. (39)

Ellenbogenröhre, s. Knochen, Ellenbogen- Nerve- Adern- Muskel. s. unter den lezteren Benennungen. (9)

Ellenbwurzel, (botan.) ist ein Beyname der Feldmannstreu (*Eryngium campestre* L.) (9)

Eller. s. Erle.

Ellerianer. s. Ronsdorfer.

Ellers, Gliederwasser, (*Liquor arthriticus Elleri*,) (Pharmacie) wird in langwierigen Flüssen, in langwieriger Gicht, in andern anhaltenden Schmer-

zen und Krämpfen, zu zwanzig und mehreren Tropfen auf einmal gegeben, von einigen Aerzten ſehr angerühmt: Man miſcht um es zu erhalten, gleiche Theile von weiſſen Hofmänniſchen Tropfen, und dem mit Bernſteinſalze verſetzten Hirſchhorngeiſte unter einander. (12)

Ellippon, Ἔλλειπτον, hies ein Wurf mit den Talis, da man weniger warf, als man ſollte, d. i. wenn man fehlte. (21)

Ellipſe, iſt eine der drey Gattungen krummer Linien, welche man Kegelſchnitte nennt. Von der Weiſe, wie ſie durch Schneidung des Kegels erhalten wird, und von der Urſache ihrer Benennung läſſet ſich füglicher im Artikel: Kegelſchnitt reden, wo doch von allen Gattungen derſelben zuſammen geſprochen werden muß. Jezo wollen wir ſie unabhängig vom Kegel betrachten.

Wenn man auf einer geraden Linie AC*), die die groſſe Axe heiſſen ſoll, in einem beliebigen Punkte L einen Perpendikel LG aufrichtet und ihm eine ſolche Länge giebt, daß das Rechtecke aus den Theilen der Axe AL. LC ſich zu dem Quadrate des Perpendikels LG^2 verhält, wie die groſſe Axe AC zu einer andern unveränderlichen Linie, die der Parameter heiſſet; ſo liegt der Punkt G in der Ellipſe. Drückt man daher die groſſe Axe AC durch a, die Abſciſſe AL durch x, daher LC durch $a-x$, die Semiordinate LG durch y und den Parameter durch b aus; ſo iſt

$$(a-x)\,x : y^2 = a : b$$

Daher drückt die Gleichung
$$ab\,x - b\,x^2 = a\,y^2$$
oder
$$b(a\,x - x^2) = a\,y^2$$
oder
$$b\,x - \frac{b\,x^2}{a} = y^2$$
oder
$$b\left(x - \frac{x^2}{a}\right) = y^2$$

die Natur der Ellipſe aus. Um hieraus ſich einen Begriff von der Geſtalt der krummen Linie zu machen, ſey zuerſt $x = o$, alſo $a - x = a$, und $x = a$, alſo $a - x = o$. In beyden Fällen iſt $(a\,x - x^2) = o$, alſo auch $b\,(a\,x - x^2)$ und daher $a\,y^2 = o$ vermöge der zweyten Gleichung, und da doch a nicht Nichts iſt, ſo muß es y^2 und folglich auch y ſeyn. Alſo wo $x = o$ und $x = a$, da fällt G auf L, oder die krumme Linie ſchneidet die groſſe Axe im Anfangs- und Endpunkte derſelben. Es ſey ferner $x = \frac{1}{2}a$; ſo iſt nach der erſten Gleichung
$$\frac{1}{2}a^2b - \frac{1}{4}a^2b = a\,y^2$$
folglich
$$\frac{1}{4}a\,b = y^2$$
daher
$$\frac{1}{2}\sqrt{a\,b} = y = \text{MB}$$

Man ſetze noch ferner x ſey um etwas gewiſſes gröſſer oder um eben ſo viel kleiner als die halbe groſſe Axe, oder $x = \frac{1}{2}a \pm f$. So giebt das erſte nach der erſten Gleichung
$$ab\,(\tfrac{1}{2}a + f) - b\,(\tfrac{1}{4}a^2 + a\,f + f^2) = a\,y^2$$
$$\tfrac{1}{2}a^2b + ab\,f - \tfrac{1}{4}a^2b - ab\,f - b\,f^2 = a\,y^2$$
$$\tfrac{1}{4}a^2b - b\,f^2 = a\,y^2$$
und das andre
$$ab\,(\tfrac{1}{2}a - f) - b\,(\tfrac{1}{4}a^2 - a\,f + f^2) = a\,y^2$$
$$\tfrac{1}{2}a^2b - ab\,f - \tfrac{1}{4}a^2b + ab\,f - b\,f^2 = a\,y^2$$
$$\tfrac{1}{4}a^2b - b\,f^2 = a\,y^2$$

Alſo iſt in einem Falle wie im andern
$$\frac{\tfrac{1}{4}a^2b - b\,f^2}{a} = y^2$$
folglich beyde male
$$\frac{\tfrac{1}{4}a\,b - b\,f^2}{a} = y^2$$
und
$$\sqrt{\left(\tfrac{1}{4}ab - \frac{b\,f^2}{a}\right)} = y.$$

*) Algebr. Tafel. Fig. 6.

Daher ſind vor Abſciſſen, die um gleichviel gröſſer oder kleiner ſind als die halbe groſſe Axe, die Semiordinaten gleich, d. i. die Portion AMB iſt der Portion CMB völlig gleich und ähnlich. Und weil kaum vor MB gefunden worden $\frac{1}{2}\sqrt{ab}$ oder $\sqrt{\frac{1}{4}ab}$; hingegen y vor x, das um etwas gröſſer oder kleiner iſt als $\frac{1}{2}a$, war $\sqrt{\left(\frac{1}{4}ab - \frac{b\,f^2}{a}\right)}$: ſo iſt klar, daß die in der Mitte der groſſen Axe aufgerichtete Semiordinate gröſſer iſt als alle andre, und dieſe deſto kleiner ausfallen, je gröſſer f iſt, oder je weiter ſie von BM abliegen, bis ſie in A und C, wie ſchon gedacht, gar zu nichts werden. Wenn $f > \frac{1}{2}a$, das iſt bey $x = \frac{1}{2}a - f$ die Abſciſſen linker Hand von A liegen und bey $x = \frac{1}{2}a + f$ die Abſciſſen rechter Hand über C verlängert ſind; ſo iſt in der gemeinſchaftlichen Gleichung, die aus beyden Fällen folgte und $\frac{1}{4}a^2b - b\,f^2 = a\,y^2$ hieſſe, weil $f^2 > \frac{1}{4}a^2$, der Theil $\frac{1}{4}a^2b - b\,f^2$ negativ, daher auch $\frac{\frac{1}{4}a^2b - b\,f^2}{a}$ und folglich auch y^2 negativ. Allein ein Quadrat kann nicht negativ ſeyn (ſ. Quadrat); daher iſt der Fall nicht möglich, wo $f > \frac{1}{2}a$, d. i. die krumme Linie erſtreckt ſich nicht links von A und rechts von C. Weil nach der dritten Gleichung zu einem jeden x ein y gehört, davon man ſagen kann, daß $y^2 = bx - \frac{bx^2}{a}$; ſo iſt $y = \pm\sqrt{\left(bx - \frac{bx^2}{a}\right)}$. Daher hat jede Abſciſſe oder jedes AL eine poſitive und negative, alſo zwey, aber gleiche Semiordinaten, deren eine oberhalb, die andre unterhalb AC ſtehet, wie LG und LH. Alſo beſtehet die Ellipſe aus zween gleichen und ähnlichen Theilen, deren einer über, der andre unter der groſſen Axe liegt, und, wenn man das obige dazu nimmt, ſo iſt ſie eine in ſich ſelbſt laufende krumme Linie, die aus vier gleichen und ähnlichen Quadranten AMB, CMB, AMD, CMD beſtehet, darin von A an die Semiordinanten ſo zunehmen, bis an MB und MD, wie ſie von da an wieder abnehmen bis an C. Weil MB vermöge des obigen $= \frac{1}{2}\sqrt{ab}$ und MD eben ſo groß; ſo iſt BD oder die gröſte auf der Mitte der gröſſen Axe ſenkrecht ſtehende ganze Ordinate $= \sqrt{ab}$, d. i. die mittlere Proportionallinie zwiſchen der groſſen Axe und dem Parameter. Weil aber daraus noch nicht klar iſt, ob BD gröſſer oder kleiner iſt, als AC, ſondern dieſes davon abhängt, ob b gröſſer oder kleiner als a; ſo wollen wir um dieſes zu entſcheiden, zuſehen, ob nicht eine Ordinate in der Ellipſe ſtatt hat, die gleich b, oder ein y, das gleich $\frac{1}{2}b$. Man ſetze zu dem Ende in der erſten Gleichung $abx - bx^2 = ay^2$, und ſey $y = \frac{1}{2}b$; ſo iſt

$$abx - bx^2 = \tfrac{1}{4}ab^2$$
$$ax - x^2 = \tfrac{1}{4}ab$$
$$x^2 - ax = -\tfrac{1}{4}ab$$
$$x^2 - ax + \tfrac{1}{4}a^2 = \tfrac{1}{4}a^2 - \tfrac{1}{4}ab$$
$$\pm x \mp \tfrac{1}{2}a = \sqrt{(\tfrac{1}{4}a^2 - \tfrac{1}{4}ab)}$$
$$x = \tfrac{1}{2}a \pm \sqrt{(\tfrac{1}{4}a^2 - \tfrac{1}{4}ab)}$$

Alſo giebt es zwey Abſciſſen AE und AF, deren Endpunkte E und F von dem Mittelpunkte M gleich weit, nämlich um $\sqrt{(\frac{1}{4}a^2 - \frac{1}{4}ab)}$, obliegen, oder das obige $f = \sqrt{(\frac{1}{4}a^2 - \frac{1}{4}ab)}$, deren zugehörigen Semiordinaten gleich $\frac{1}{2}b$. Wir wiſſen aber ſchon, daß M B die gröſte Semiordinate iſt, daher iſt $\frac{1}{2}b$

$< MB$ und $b < BD$. Weil nun BD die Mittlern Proportionallinie zwischen a und b und doch gröſſer als b; so muß $a > BD$ und also noch mehr $> b$ seyn. Dieſes BD, welches erwieſener massen kleiner iſt, als die groſſe Axe, wird die kleine Axe und die Punkte E und F, wo die Ordinaten dem Parameter gleich ſind, die Brennpunkte der Ellipſe genannt. Wollte man eine Ellipſe haben, die noch einmal ſo lang als breit, d. i. darin $BD = \frac{1}{2} AC$ wäre, ſo müßte ſeyn $\sqrt{ab} = \frac{1}{2}a$, alſo $ab = \frac{1}{4}a^2$, demnach $b = \frac{1}{4}a$. Wo alſo $b < \frac{1}{4}a$, da iſt die Ellipſe mehr als doppelt ſo lange wie breit; wo $b > \frac{1}{4}a$, da iſt ſie weniger als doppelt ſo lange wie breit. Man kann alſo mehr und weniger länglichte Ellipſe haben. Wenn BD wächſet beides $= AC$; ſo iſt $\sqrt{ab} = a$, alſo $ab = a^2$, demnach $b = a$ und folglich ſind in der gleich lang und breiten Ellipſe groſſe Axe, kleine Axe und Parameter einander gleich. Allein wenn $a = b$, ſo wird die erſte Gleichung

$$abx - bx^2 = ay^2$$

zu

$$a^2x - ax^2 = ay^2$$

folglich

$$ax - x^2 = y^2$$

Dieſes aber iſt die Gleichung vor den Kreis (ſ. Kreis.) Alſo iſt der Kreis eine Art von Ellipſe, nemlich diejenige Art, darin groſſe Axe, kleine Axe und Parameter gleich ſind. Es war aber in der Ellipſe die Entfernung der Brennpunkte vom Mittelpunkte $= \sqrt{(\frac{1}{4}a^2 - \frac{1}{4}ab)}$. Im Kreiſe iſt alſo dieſe Entfernung $= \sqrt{(\frac{1}{4}a^2 - \frac{1}{4}a^2)} = \sqrt{0} = 0$. Alſo liegen die beyden Brennpunkte des Kreiſes in ſeinem Mittelpunkte beyſammen. Man laſſe nur einmal die beyden Brennpunkte, welche, wenn ſie in einen Punkt zuſammen rücken, die Ellipſe in den Kreis verwandele, ſich unendlich weit von einander entfernen, damit der Abſtand des nächſten vom Scheitel dagegen verſchwinde und alſo $\frac{1}{2}a - \sqrt{(\frac{1}{4}a^2 - \frac{1}{4}ab)} = 0$ werde.

ſo iſt

$$\frac{1}{2}a = \sqrt{(\tfrac{1}{4}a^2 - \tfrac{1}{4}ab)}$$

und

$$\tfrac{1}{4}a^2 = \tfrac{1}{4}a^2 - \tfrac{1}{4}ab$$

demnach $\frac{1}{4}ab$ und folglich auch $ab = 0$.

Das iſt, entweder wird a gegen b oder b gegen a zu nichts. Das erſte kann nicht ſeyn, weil wir ſchon befunden, daß $a > b$. Daher wird denn b gegen a zu nichts, oder a unendlich groß. Nehmen wir aber in der erſten Gleichung a vor unendlich groß an, ſo werden die Glieder, die in kein a multipliciret ſind, gegen die andern zu nichts, alſo wird $abx - bx^2 = ay^2$

zu

$$abx = ay^2$$

folglich zu

$$bx = y^2$$

Dieſes iſt aber die Gleichung vor die Parabel (ſ. Parabel). Daher wenn der vom Scheitel entfernte Brennpunkt unendlich weit davon abliegt und darüber die groſſe Axe unendlich wird, ſo gehet die Ellipſe in die Parabel aber. Läſſet man endlich den Scheitel in A, und die Endpunkte der Abſciſſen in E, L, M, F, u. ſ. w., drehet aber die große Axe AC um A, bis ſie zwar mit AL in grader Linie aber dem Scheitel auf der linken Seite und alſo auſſerhalb der Ellipſe liegt; ſo wird CL, das $a - x$ war, zu $a + x$; alſo wird die erſte Gleichung zu $abx + bx^2 = ay^2$, das iſt, die alſo veränderte Ellipſe wird zur Hyperbel (ſ. Hyperbel.) Hieraus ſiehet man die Verwandſchaft der Ellipſe mit dem Kraiſe, der Parabel und der Hyperbel.

Wenn man vom Brennpunkte E eine grade Linie EB ans Ende der kleinen Axe B ziehet, ſo iſt

$$EB^2 = EM^2 + MB^2$$
$$= \tfrac{1}{4}a^2 - \tfrac{1}{4}ab + \tfrac{1}{4}ab$$
$$= \tfrac{1}{4}a^2$$

Alſo $EB = \frac{1}{2}a$

Die beyden Linien $EB + BF$ ſind alſo zuſammen der groſſen Axe gleich, und wenn man den Zirkel ſoweit, als die halbe große Axe lang iſt, öffnet, und mit dieſer Eröffnung von B oder D aus die Punkte E und F in der groſſen Axe abſticht; ſo ſind dieſe Punkte die Brennpunkte.

Wenn eine andre Abſciſſe in derſelben Ellipſe $= \xi$ und ihre zugehörige Semiordinate $= v$, ſo iſt nach der dritten Gleichung $b\xi - \frac{b\xi^2}{a} = v^2$. Alſo

$$y^2 : v^2 = bx - \frac{bx^2}{a} : b\xi - \frac{b\xi^2}{a}$$
$$= abx - xb^2 : ab\xi - b\xi^2$$
$$= ax - x^2 : a\xi - \xi^2$$
$$= (a - x)x : (a - \xi)\xi$$

Das heißt, die Quadrate der Semiordinaten verhalten ſich wie die Rechtecke aus den Theilen der Axe. Iſt BM dieſes v, ſo iſt $\xi = a - \xi = AM$ folglich

$$y^2 : BM^2 = (a - x)x : AM^2$$

oder

$$BM^2 : y^2 = AM^2 : (a - x)x$$

oder endlich

$$BM^2 : AM^2 = y^2 : (a - x)x$$

Das iſt, das Quadrat der halben kleinen Axe verhält ſich zum Quadrat der halben groſſen, wie das Quadrat der Semiordinate zum Rechtecke aus den Theilen der groſſen Axe.

Aus dieſem fruchtbaren Satze laſſen ſich manche andre nützliche Folgen ziehen. Z. B. die Summe der aus beyden Brennpunkten E und F in jedem beliebigen Punkt der Ellipſe G gezogenen Linie $EG + FG$ iſt immer der groſſen Axe gleich. Denn man nenne die oben beſtimmte Entfernung der Brennpunkte vom Mittelpunkte f; ſo iſt $MB^2 = EB^2 - EM^2 = \frac{1}{4}a^2 - f^2$, und aus

$$BM^2 : AM^2 = y^2 : ax - x^2$$

wird

$$\tfrac{1}{4}a^2 - f^2 : \tfrac{1}{4}a^2 = y^2 : ax - x^2$$

welches giebt

$$\tfrac{1}{4}a^3x - \tfrac{1}{4}a^2x^2 - af^2x + f^2x^2 = \tfrac{1}{4}a^2y^2$$

und endlich

$$ax - x^2 - \frac{4f^2x}{a} + \frac{4f^2x^2}{a^2} = y^2 = GL^2$$

LM iſt $= \frac{1}{2}a - x$ daher $LF = f + \frac{1}{2}a - x$ und $EL = f - \frac{1}{2}a + x$. Folglich

$$LF^2 = f^2 + af + \tfrac{1}{4}a^2 - 2fx - ax + x^2$$

$$GL^2 = ax - x^2 - \frac{4f^2x}{a} + \frac{4f^2x^2}{a^2}$$

$$GF^2 = f^2 + af + \tfrac{1}{4}a^2 - 2fx - \frac{4f^2x}{a} + \frac{4f^2x^2}{a^2}$$

$$GF = f + \tfrac{1}{2}a - \frac{2fx}{a}$$ oder

$$\frac{2fx}{a} - \tfrac{1}{2}a - f$$

der letzte Werth von GF, der $= \frac{2fx - (\frac{1}{2}a + f)}{a}a$, iſt negativ weil $\frac{1}{2}a + f$ oder AF gröſſer als $2f$ oder EF und a größer als jedes x; wird alſo nicht verlangt. Eben ſo

$$EL^2 = f^2 - af + \tfrac{1}{4}a^2 + 2fx - ax + x^2$$

$$GL^2 = ax - x^2 - \frac{4f^2x + 4f^2x^2}{a \quad a^2}$$

$$EG^2 = f^2 - af + \tfrac{1}{4}a^2 + 2fx - \frac{4fx^2}{a} + \frac{4f^2x^2}{a^2}$$

$$EG = \tfrac{1}{2}a - f + \frac{2fx}{a} \text{ oder}$$

$$f - \tfrac{1}{2}a - \frac{2fx}{a}$$

der letzte Werth von EG iſt abermals negativ, weil ſchon allein $\tfrac{1}{2}a > f$; wird daher nicht verlangt. Daher

$$EG = \tfrac{1}{2}a - f + \frac{2fx}{a}$$

$$GF = \tfrac{1}{2}a + f - \frac{2fx}{a}$$

$$EG + EF = a$$

Wenn man demnach die groſſe Axe gezogen und die Brennpunkte darin abgeſtochen hat; ſo darf man nur jene in jede zwey beliebige Theile theilen, und mit dem einen Theile aus dem einen mit dem andern aus dem andern Brennpunkte Bogen zeichnen, die einander durchkreuzen, um ſo viel Punkte, als man will, zu beſtimmen, die alle in der Ellipſe liegen und mit freyer Hand aneinander gehängt werden können. Will man aber die Figur durch Bewegung beſchreiben; ſo ſchlägt man in jeden Brennpunkt E und F einen Nagel; wirft eine Schnur, die zwey Schlingen hat und der groſſen Axe gleich iſt, mit den Schlingen über die Nägel; ſpannt ſie ſo aus wie die Linien EGF, EBF zeigen; ſetzt einen Stift in den Winkel G, B und fährt mit dem Stifte fort, wie es die immer auf beyden Seiten ausgeſpannte Schnur erlaubet. Man hat aber auf dieſen Grund beruhende eigene Werkzeuge, die Ellipſe zu zeichnen, davon eins unter dem Titel Elliptiſcher Zirkel, im Artikel: Zirkel beſchrieben werden ſoll.

Die Gleichung, woraus wir bisher alles geſchloſſen haben, hat die Natur der Ellipſe aus der groſſen Axe, den darauf angenommenen Abſciſſen, den darauf ſenkrechten Semiordinaten und dem Parameter beſtimmt. Man kann andere Gleichungen formiren, worinn ſie aus anderen Dingen beſtimmt wird. Wir wollen z. B. alles übrige laſſen, nur ſtatt des Parameters die kleine Axe brauchen. Sie heiſſe c. Weil vermöge des obigen $c = \sqrt{ab}$, alſo $c^2 = ab$, folglich $\frac{c^2}{a} = b$; ſo ſubſtituire man dieſen Werth vor b in der erſten Gleichung $abx - bx^2 = ay^2$

um zu erhalten $c^2x - \frac{c^2x^2}{a} = ay^2$

oder $\frac{c^2x}{a} - \frac{c^2x^2}{a^2} = y^2$

als eine Gleichung vor die Ellipſe aus der groſſen und kleinen Axe.

Wir haben ferner die Abſciſſen AL am Scheitel A anfangen laſſen. Jetzo ſollen ſie am Mittelpunkte anfangen, oder die Abſciſſe ſoll ML ſeyn, und ξ heiſſen, ſonſt alles bleiben, wie in der erſten Gleichung. Demnach iſt $x = \frac{1}{2}a - \xi$ und $x^2 = \frac{1}{4}a^2 - a\xi + \xi^2$. Dieſes in der erſten Gleichung $abx - bx^2 = ay^2$ ſubſtituirt, giebt

$$\tfrac{1}{2}a^2b - ab\xi - \tfrac{1}{2}a^2b + ab\xi - b\xi^2 = ay^2$$

$$\tfrac{1}{2}a^2b - b\xi^2 = ay^2$$

oder $\tfrac{1}{2}ab - \frac{b\xi^2}{a} = y^2$

Soll ſtatt des Parameters die kleine Axe in die Gleichung kommen, ſo ſubſtituire man obige Werthe in der Gleichung $c^2x - \frac{c^2x^2}{a} = ay^2$

Man erhält $\tfrac{1}{2}ac^2 - c^2\xi - \tfrac{1}{2}ac^2 + c^2\xi - \frac{c^2\xi^2}{a} = ay^2$

$$\tfrac{1}{2}ac^2 - \frac{c^2\xi^2}{a} = ay^2$$

oder $\tfrac{1}{2}c^2 - \frac{c^2\xi^2}{a^2} = y^2$

Man kann auch die Abſciſſen vom Brennpunkte anfangen laſſen. In dieſem Falle drücke man die Abſciſſe EL durch Z aus und nenne EM oder die Entfernung des Brennpunktes vom Mittelpunkte m. Alles andere behält ſeine vorige Bezeichnung. AE iſt alſo $= \frac{1}{2}a\,m$ und AL oder $x = \frac{1}{2}a - m \pm z$, ſo daß z, wenn L linker Hand gegen E liegt, zu $-z$ wird, und endlich $x^2 = \frac{1}{4}a^2 - am + m^2 \; az - 2mz + z^2$. Dieſes ſubſtituire man in der erſten Gleichung $abx - bx^2 = ay^2$, ſo wird

$$\tfrac{1}{2}a^2b - abm + abz - \tfrac{1}{4}a^2b + abm - bm^2 - abz + 2bmz - bz^2 = ay^2$$

$$\tfrac{1}{2}a^2b - bm^2 + 2bmz - bz^2 = ay^2$$

$$\tfrac{1}{2}ab - \frac{bm^2}{a} + \frac{2bmz}{a} - \frac{bz^2}{a} = y^2$$

Es iſt aber vermöge des obigen $m = \sqrt{(\frac{1}{4}a^2 - \frac{1}{4}ab)}$. Man ſubſtituire alſo dieſes vor m ſo wird

$$\tfrac{1}{2}ab - \tfrac{1}{2}ab + \tfrac{1}{8}b^2 + \frac{2bz\sqrt{(\frac{1}{4}a^2 - \frac{1}{4}ab)}}{a} - \frac{bz^2}{a} = y^2$$

Alſo endlich $\tfrac{1}{8}b^2 + \frac{2bz\sqrt{(\frac{1}{4}a^2 - \frac{1}{4}ab)}}{a} - \frac{bz^2}{a} = y^2$

Um nicht zu weitläuftig zu werden, wollen wir dem Leſer, dem hieran gelegen iſt, ſelbſt überlaſſen, darin c ſtatt b vorkommt.

Bisher haben wir die Abſciſſen immer auf der groſſen Axe genommen. Jetzo wollen wir ſie auf der kleinen nehmen, und vom Mittelpunkte M anfangen laſſen. Weil MN = LG und NG = ML; ſo iſt offenbar, daß wenn man einmal die Abſciſſen auf der groſſen, das andre mal auf der kleinen Axe nimmt, und beyde male am Mittelpunkte anfängt, die Semiordinaten in die Abſciſſen und die Abſciſſen in die Semiordinaten verwandelt worden. Heiſſen wir derhalben die Abſciſſen MN dieſes mal y und die Semiordinaten NG dieſes mal ξ, die groſſe Axe AC ferner a und die kleine BD ferner c; ſo bleibt die obige Aequation auch vor den jetzigen Fall nemlich $\frac{1}{2}c^2 - \frac{c^2\xi^2}{a^2} = y^2$ oder wird, wenn wir ſie wieder, wie bisher immer geſchehen, auf das Quadrat der Semiordinaten, alſo jetzt auf ξ^2, reduciren, zu $\frac{1}{2}a^2 - \frac{a^2y^2}{c^2} = \xi^2$

Soll auf der kleinen Axe BN die Abſciſſe ζ ſeyn und NG die Semiordinate v; ſo darf man nur bedenken, daß $\zeta = \frac{1}{2}c - y$, folglich $y = \frac{1}{2}c - \zeta$ und dieſes vor y ſo wohl als v vor ζ in der letzten Gleichung ſubſtituiren.

Es wird alsdenn $\frac{1}{4}a^2 - \frac{a^2y^2}{c^2} = \zeta^2$

zu $\frac{1}{4}a^2 - \frac{1}{2}a^2 + \frac{a^2\zeta}{c} - \frac{a^2\zeta^2}{c^2} = v^2$

$\frac{a^2\zeta}{c} - \frac{a^2\zeta^2}{c^2} = v^2$

Soll endlich die Gleichung nicht die groſſe Axe ſondern den Parameter in ſich faſſen; ſo weiß man daß $c = \sqrt{ab}$, alſo $c^2 = ab$, folglich $a = \frac{c^2}{b}$ und ſetzt dieſen Werth vor a in der letzten Gleichung

$\frac{a^2\zeta}{c} - \frac{a^2\zeta^2}{c^2} = v^2$ und erhält

$\frac{c^2\zeta}{b^2} - \frac{c^2\zeta^2}{b^2} = v^2$

Alle dieſe Gleichungen und mehrern, die man noch machen könnte, ſind gleichgültig, und, was aus der einen geſchloſſen wird, folgt auch aus der andern. Wir wollen dieſes aus einigen Proben ſehen. Wenn in der letzten Gleichung $\zeta = \frac{1}{2}c$, das iſt BN zu BM wird, ſo iſt

$\frac{c^2}{2b^2} - \frac{c^2}{4b^2} = v^2$

$\frac{c^2}{4b^2} = v^2$

$\frac{1}{2}\frac{c^2}{b} = v = a = AM$

welches vermöge des obigen richtig iſt. Wenn $\zeta = c$, das iſt BN zu BD wird; ſo iſt

$\frac{c^2}{b^2} - \frac{c^2}{b^2} = v = 0$

welches abermals dem obigen gemäß iſt. Wir wollen noch ferner aus dieſer Gleichung ſuchen, wenn $GN = \frac{1}{2}b$. Es iſt nemlich alsdenn

$\frac{c^2\zeta}{b^2} - \frac{c^2\zeta^2}{b^2} = v^2 = \frac{1}{4}b^2$

$c^2\zeta - c^2\zeta^2 = \frac{1}{4}b^2$

$c^2\zeta^2 - c^2\zeta = -\frac{1}{4}b^2$

$\zeta^2 - c\zeta + \frac{1}{4}c^2 = \frac{1}{4}c^2 - \frac{b^2}{4c^2}$

$\pm\zeta \mp \frac{1}{2}c = \sqrt{\left(\frac{c^4 - b^2}{4c^2}\right)}$

$\zeta = \frac{1}{2}c \pm \sqrt{\left(\frac{c^4 - b^2}{2c}\right)}$

also $MN = \sqrt{\left(\frac{c^4 - b^2}{2c}\right)}$

Suchen wir nun aus der obigen Gleichung, da die Abſciſſen auf der groſſen Axe vom Mittelpunkte an genommen, und aus beyden Axen beſtimmt wurden, nemlich aus $\frac{1}{4}c^2 - \frac{c^2\xi^2}{a^2} = y^2$, vor $y = \sqrt{\left(\frac{c^4 - b^4}{2c}\right)}$ das ξ; ſo wird es minder $\frac{1}{2}b$ ſeyn. Dann alsdenn

$\frac{1}{4}c^2 - \frac{c^2\xi^2}{a^2} = \frac{c^4 - b^4}{4c^2}$

$b^4 - \frac{4c^4\xi^2}{a^2} = c^4 - b^4$

$4c^4\xi^2 = a^2b^4$

$\xi^2 = \frac{a^2b^4}{4c^4}$

$\xi = \frac{ab^2}{2c^2}$

Es iſt aber $c = \sqrt{ab}$ und $c^2 = ab$, daher $\xi = \frac{ab^2}{2c^2} = \frac{ab^2}{2ab} = \frac{1}{2}b$. Alſo ſtimmt die letzte mit der obigen Gleichung gehörig überein.

Die Vergleichung der Ellipſe mit andern Durchmeſſern wollen wir bis ans Ende dieſes Artikels aufheben, wo wir füglicher davon werden ſprechen können, jezo aber des Nutzens in der Aſtronomie halben noch eine Gleichung erwähnen, die die Natur der Ellipſe aus der Länge der aus den Brennpunkten gezogenen Linien und den Winkeln, die ſie mit der Axe machen, beſtimmt. Es bleibe die groſſe Axe*) $AC = a$; die Entfernung des Brennpunktes E vom Mittelpunkte $M = f$; EG ſeye $= r$ und der Coſinus des Winkels GEL, den GE mit der Axe macht, $= q$. Weil vermöge des obigen $f = \sqrt{(\frac{1}{4}a^2 - \frac{1}{2}ab)}$; ſo iſt $b = \frac{a^2 - 4f^2}{a}$

Weil ferner Sinus totus oder I zu GE oder r, wie Coſinus von GEL oder q zu LE; ſo iſt $LE = qr$, daher $LM = f + qr$ und $GL^2 = r^2 - q^2r^2$. Dieſe Werthe ſubſtituire man in der obigen Gleichung vor die Ellipſe, darin der Mittelpunkt der Anfang der Abſciſſen iſt, $\frac{1}{2}a^2b - b\xi^2 = ay^2$, ſo kommt heraus

$\frac{1}{2}a^2\left(\frac{a^2 - 4f^2}{a}\right) - \frac{a^2 - 4f^2}{a}(f^2 + 2fqr + q^2r^2) = a^2(r^2 - q^2r^2)$

$\frac{1}{4}a^4 - a^2f^2 - a^2f^2 + 4f^4 - 2a^2fqr + 8f^2qr - a^2q^2r^2 + 4f^2q^2r^2 = a^2r^2 - a^2q^2r^2$

$\frac{1}{4}a^4 - 2a^2f^2 + 4f^4 - 2a^2fqr + 8f^2qr + 4f^2q^2r^2 = a^2r^2$

$\frac{1}{2}a^2 - 2f^2 - 2fqr = ar$

$\frac{1}{2}a^2 - 2f^2 = ar + 2fqr$

$\frac{\frac{1}{2}a^2 - 2f^2}{a + 2fq} = r$

*) Allgebr. Tafel. Fig. 30.

Hätte man den andern Brennpunkt F gewählet, also FG $= r$ und den Cosinus von GFA $= q$ gesetzt, so hätte man LM $= qr - f$ gefunden, und dieses hätte durch eben diese Rechnung $\frac{\frac{1}{2}a - 2f^2}{a - 2fq} = r$ nach sich gezogen. Bequemer bezeichnet man in diesem Falle die halbe grosse Axe durch a, und erhält alsdenn vor beyde Fälle $\frac{a^2 - f^2}{a + fq}$. Wir haben die ganze grosse Axe a genennt, um den Leser nicht irre zu machen, indem dieser Buchstabe im ganzen Artikel diese Bedeutung gehabt.

Man ziehe aus beyden Brennpunkten E und F in einen beliebigen Punkt G der Ellipse zwey Linien GE, GF, und verlängern eine derselben, welche man will, z. E. FG nach Q, bis QG der andern nicht verlängerten GE, also FQ der grossen Axe gleich ist. Man theile ferner den Winkel QGE durch die grade Linie OS in zwey gleiche Theile und ziehe endlich aus einem beliebigen Punkte derselben R oder r nach Q und E die graden Linien QR, RE oder Qr, rE. Das vorausgesetzte bringt mit sich, daß QR $=$ RE und Qr $=$ rE. Weil aber im Dreyecke zwey Seiten zusammen genommen grösser als die dritte; so ist QR + RF, desgleichen Qr + rF grösser als QF, und folglich also auch sowohl ER + RF als Er + rF grösser als QF. Das heißt, wo man sich in OS einen von G verschiedenen Punkt auf der rechten oder linken Seite annehmen will; so ist immer die Summe der beyden aus dem Brennpunkten in ihr gezogenen Linien grösser als die grosse Axe. Demnach hat OS mit der Ellipse den einigen Punkt G gemeinschaftlich, alle übrige Punkte derselben fallen ausserhalb der Ellipse. OS berühret sie also, oder ist ihre Tangente (s. Berühren, Tangente.) Nun war QGO $=$ OGE, und SGQ $=$ QGO als seinem Verticalwinkel; daher SGF $=$ OGE, oder die aus den Brennpunkten in einen Punkt der Ellipse gezogenen beyden Linien machen mit der durch denselben laufenden Tangente, also auch mit der Ellipse selbst, gleiche Winkel. Wenn daher etwas aus einem Brennpunkte in grader Linie auf die Ellipse zulauft, wird es von ihr in dem andern Brennpunkt reflectirt (s. Zurückwurf), welches eine aus mehreren Rücksichten merkwürdige Eigenschaft dieser krummen Linien ist (s. Brennpunkt, Brennspiegel, Sprachgewölbe.)

Wenn man den Winkel QGE in zwey gleiche Theile theilet, so ist die Linie OS, wodurch dieses geschiehet, oder in engerem Verstande der Theil OG derselben die Tangente der Ellipse, wie kaum gesagt worden; der zwischen O und der Semiordinate GL begriffene Theil OL der fortgesetzten grossen Axe ist die Subtangente; der Perpendikel auf der Tangente im Berührungspunkte GP ist die Normale und endlich LP die Subnormale, welche Namen alle an ihrem Orte ausführlich erkläret werden. Man weiß also nun diese Linien alle zu zeichnen. Will man sie aber durch Rechnung bestimmen, so lehren die angeführten Stellen, vermöge welcher $\frac{ydx}{dy}$ der allgemeine Ausdruck für die Subtangente und $\frac{ydy}{dx}$ der Ausdruck für die Subnormale einer krummen Linie ist, deren Abscissen rechtwinklicht mit der Semiordinaten verbunden sind, daß man nur den Werth von dx aus der Gleichung suchen und dafür in diesen Formeln substituiren müsse, welches folgender Gestalt geschiehet. Die erste Gleichung war

$$abx - bx^2 = ay^2$$

$$abdx - 2bxdx = 2aydy$$

$$dx = \frac{2aydy}{ab - 2bx} \text{ demnach}$$

$$\frac{ydx}{dy} = \frac{2ay^2dy}{abdy - 2bxdy} \text{ und } \frac{ydy}{dx} = \frac{abydy - 2bxydy}{2aydy}$$

$$= \frac{2ay^2}{ab - 2bx} \qquad = \frac{ab - 2bx}{2a}$$

$$= \frac{2abx - 2bx^2}{ab - 2bx}$$

$$= \frac{2ax - 2x^2}{a - 2x}$$

Um theils nichts hauptsächliches gänzlich vorbey zu gehen, theils uns nicht in allzugrosse Weitläuftigkeit einzulassen, wollen wir nur kürzlich anzeigen, was zu thun ist, wenn man die Ellipse rectificiren will. Der Artikel, der diese Operation beschreibt, lehret, daß man aus der Gleichung der krummen Linien den Werth von dx^2 oder dy^2 suchen, denselben in der allgemeinen Formel vor das Element der krummen Linien $\sqrt{(dx^2 + dy^2)}$ substituiren und das erhaltene integriren muß. Wenn die Abscissen oder x am Mittelpunkte anfangen, die Gleichung aus der grossen und kleinen Axe gemacht wird, die halbe grosse Axe a und die halbe kleine Axe c genannt wird; so hat man vermöge des obigen

$$a^2y^2 = a^2c^2 - c^2x^2$$

woraus folgt $$dy^2 = \frac{c^4x^2dx^2}{a^4y^2}$$

$$= \frac{c^4x^2dx^2}{a^4c^2 - a^2c^2x^2}$$

$$= \frac{c^2x^2dx^2}{a^4 - a^2x^2}$$

Also $$dx^2 + dy^2 = dx^2 + \frac{c^2x^2dx^2}{a^4 - a^2x^2}$$

und demnach $$\sqrt{(dx^2 + dy^2)} = dx\sqrt{\left(\frac{a^4 - a^2x^2 + c^2x^2}{a^4 - a^2x^2}\right)}$$

Um dieses zum integriren geschickt zu machen, ziehe man sowohl aus dem Zehler $a^4 - a^2x^2 + c^2x^2$, oder, wenn man zur Bequemlichkeit der Rechnung $a^2 - c^2 = m^2$ setzet, aus $a^4 - m^2x^2$, als aus dem Nenner $a^4 - a^2x^2$ oder $a^2(a^2 - x^2)$ die Wurzel auf die Weise, wie im Artikel: Binomial-Lehrsatz angewiesen wird, dividire die erste Wurzel, oder $a^2 - \frac{m^2x^2}{2a^2} - \frac{m^4x^4}{8a^6} - \frac{m^6x^6}{16a^{10}} - \frac{5m^8x^8}{128a^{14}}$ u. s. w. durch die andre oder durch $a^2 - \frac{1}{2}x^2 - \frac{x^4}{8a^2} - \frac{x^6}{16a^4} - \frac{5x^8}{128a^6}$ u. s. w. und substituire in dem gefundenen Quotienten wieder vor m; so erhält man, wenn man alle Glieder mit dx multipliciret.

$$dx + \frac{c^2x^2dx}{2a^4} + \frac{c^2x^4dx}{2a^6} + \frac{c^2x^6dx}{2a^8} \text{ u. s. w.}$$

$$- \frac{c^2x^4dx}{8a^6} - \frac{c^4x^6dx}{4a^{10}}$$

$$+\frac{c^6x^6dx}{16a^{12}}$$

als das Element des Bogens BG *), welches zu integriren iſt, und alsdenn giebt

$$x+\frac{c^2x^3}{6a^4}+\frac{c^2x^5}{10a^6}+\frac{c^2x^7}{14a^8}\text{ u. ſ. w.}$$
$$-\frac{c^4x^5}{40a^8}-\frac{c^4x^7}{28a^{10}}$$
$$+\frac{c^6x^7}{112a^{12}}$$

als der Bogen GB ſelbſt, der bequemer ausgedrückt wird, wenn man die zu einerley Dignität von x gehörigen Brüche folgender Geſtalt zu einerley Benennung bringt: $x+\frac{c^2x^3}{6a^4}+\frac{(40a^2c^2-c^4)x^5}{40a^8}+\frac{(8a^4c^2-4a^2c^4+c^6)x^7}{112a^{12}}$ u. ſ. w. Im Artikel: Elliptiſche Afterkugel, findet man, damit man einerley Sache auf mehrerley Weiſe machen lerne, ein anders Verfahren. Setzet man hierinn $c=a$, ſo iſt der rectificirte Bogen GB der Bogen eines Kreiſes, nämlich $x+\frac{x^3}{6a^2}+\frac{3x^5}{40a^4}+\frac{5x^7}{112a^6}$ u. ſ. w. (ſ. Kreis.) Subſtituiret man aber a vor x, ſo erhält man den Umfang des vierten Theiles, und läſſet man endlich a und c die ganzen Axen vorſtellen, ſo erhält man den Umfang der ganzen Ellipſe.

Da ſich die Quadratur kürzer zu Ende bringen läſſet, und ſie andrer in dieſem Werke vorkommender Artikel halber wichtiger iſt, ſo wollen wir ſie ausführlich herſetzen. In der allgemeinen Formel für das Element der Fläche ydx (ſ. Quadratur) muß man aus der Gleichung der krummen Linie für y ſeinen Werth ſubſtituiren, und das dadurch erhaltene beſondere Element integriren. Die Gleichung bleibe, wie wir ſie ſo eben gebraucht haben, und die ganze Operation iſt folgende:

$$a^2y^2=a^2c^2-c^2x^2$$
$$y^2=\frac{c^2}{a^2}(a^2-x^2)$$
$$y=\frac{c}{a}\sqrt{(a^2-x^2)}\quad\text{alſo}$$
$$ydx=\frac{c}{a}dx\sqrt{(a^2-x^2)}$$

Aus a^2-x^2 iſt die kaum auch gebrauchte Wurzel $a-\frac{x^2}{2a}-\frac{x^4}{8a^3}-\frac{x^6}{16a^5}-\frac{5x^8}{128a^7}$ u. ſ. f. daher $ydx=cdx-\frac{cx^2dx}{2a^2}-\frac{cx^4dx}{8a^4}-\frac{cx^6dx}{16a^6}-\frac{5cx^8dx}{128a^8}$ u. ſ. f. und endlich das Integral oder $BGLM=cx-\frac{cx^3}{6a^2}-\frac{cx^5}{40a^4}-\frac{cx^7}{112a^6}-\frac{5cx^9}{1152a^8}$ u. ſ. f. Läſſet man x wachſen bis es $=a$, ſo iſt der Elliptiſche Quadrant $AMB=ac-\frac{1}{6}ac-\frac{1}{40}ac-\frac{1}{112}ac-\frac{1}{1152}ac$ u. ſ. f. Und nimmt man dieſen endlich viermal oder, welches gleichviel iſt, läſſet a und c die ganze groſſe und kleine Axe vorſtellen; ſo hat man den Innhalt der ganzen Ellipſe. Setzet man abermals darinn $c=a$, ſo iſt $a^2-\frac{1}{4}a^2-\frac{1}{40}a^2-\frac{1}{112}a^2-\frac{1}{1152}a^2$ u. ſ. w. der Viertels- oder ganze Kreis nachdem a den halben oder ganzen Durchmeſſer bedeutet. Wenn aber $ac=a^2$ oder $\sqrt{ac}=a$ ſeyn ſoll; ſo iſt das letzte a die mittlere Proportionallinie zwiſchen dem erſten a und c. Daher iſt die Ellipſe demjenigen Kreiſe gleich, deſſen Durchmeſſer die mittlere Proportionallinie zwiſchen ihrer groſſen und kleinen Axe iſt. Oder ſoll der Kreiß die groſſe Axe der Ellipſe zum Durchmeſſer behalten, ſo verhält ſich die Ellipſe zum Kreiſe wie die kleine Axe zu der groſſen.

Wenn man folglich auf die groſſe Axe PA *) in einem beliebigen Punkte R einen Perpendikel ſetzet, der in N den Kreiß, wovon zuletzt die Rede war, und in M die Ellipſe ſchneidet, und ziehet aus dem Brennpunkte S die Linien SN und SM, ſo verhalten ſich die Ausſchnitte SNA und SMA wie der Kreiß und die Ellipſe, oder wie die groſſe und die kleine Axe. Denn jeder Ausſchnitt SNA und SMA beſtehet aus zweyen Stücken, nemlich aus einem halben Abſchnitte RNA, RMA und aus einem Dreyecke SNR, SMR. Weil aber, wenn man zwey Gröſſen von zweyen andern, die in eben der Verhältniß ſtehen, abziehet, zwiſchen den Reſten dieſelbige Verhältniß ſtatt hat, und erwieſenermaſſen ſo wohl DNAC : BMAC als DNRC: BMRC $=a:c$; ſo iſt auch NAR : MAR $=a:c$. Und weil ferner die Dreyecke SNR und SMR, die einerley Grundlinie SR haben, ſich verhalten wie die Höhen NR und MR, NR aber oder des y des Kreiſes $=\sqrt{(a^2-x^2)}$ (ſ. Kreis) und MR oder des y der Ellipſe $=\frac{c}{a}\sqrt{(a^2-x^2)}$ wie unſre letzte Rechnung beſagt, alſo NR : MR $=1:\frac{c}{a}=a:c$; ſo verhält ſich auch SNR zu SMR wie a zu c. Wenn man endlich zu zweyen Gröſſen zwey andere in derſelben Verhältniß ſtehende zuſetzt, ſo befinden ſich die Summen in eben der Verhältniß. Daher alſo auch SNA zu SMA wie a zu c oder der Kreis zur Ellipſe. Die Merkwürdigkeit dieſes Satzes kann man aus dem Artikel: Anomalie, mittlere, erſehen.

Wenn CW und SF **) eben ſowohl zuſammengehörige Durchmeſſer als AL und Ee zuſammengehörige Axen ſind, ſo iſt CDF eben ſo wohl ein Elliptiſcher Quadrant als ADE (ſ. Durchmeſſer krummer Linien.) Daher iſt nach Abzug des gemeinſchaftlichen Stückes CDE der auf beyden Seiten bleibende Reſt, d. i. der Ausſchnitt ADC dem Ausſchnitte EDF gleich. Weil ferner IDGH : EDGF $=a:c$, und eben ſo DHG: DFG $=$ GH : GF $=a:c$ vermöge deſſen, ſo bereits bewieſen worden; ſo iſt auch IDGH $-$ DHG : EDGF $-$ DFG oder IDH : EDF $=a:c$. Weil gleichermaſſen KAB : CAB $=a:c$ und KBD : CBD $=$ KB : CB $=a:c$, ſo iſt auch KAB $+$ KBD : CAB $+$ CBD oder KAD: CAD $=a:c$. Darum iſt denn auch IDH : EDF $=$ KAD : CAD oder wechſelsweiſe IDH : KAD $=$ EDF: CAD. Allein es iſt ſchon angezeigt worden, daß EDF $=$ CAD. Daher iſt auch IDH $=$ KAD, und folglich IH $=$ KA, und der Winkel IDH, folglich auch ſein Wechſelwinkel DHG gleich dem Winkel ADK oder BDK. Es iſt aber in denen bey B und G recht winklichten Triangeln gleiches Namens über das KD $=$ DH. De-

*) ſ. Algebr. Tafel, Fig. 6.

*) Aſtronomiſche Tafel. Fig. 5.

**) Algebr. Taf. Fig. 31.

rowegen ist denn auch KB = DG und BD = HG. Bleibt nun wie bisher AD = a, ED = c, und man setzt BD = HG = f, so ist FG = $\frac{cf}{a}$ also FG² = $\frac{c^2f^2}{a^2}$, und vermöge der Gleichung vor dem Kreis aus dem Mittelpunkte oder auch des Pythagorischen Lehrsatzes KB² = DG² = $a^2 - f^2$ und endlich vermöge des kaum vorhergehenden oder auch der letzten Gleichung vor die Ellipse CB² = $\frac{c^2(a^2-f^2)}{a^2}$ daher ist endlich DF² =

DG² + FG² = $a^2 - f^2 + \frac{c^2f^2}{a^2}$

und CD² = CB² + BD² = $c^2 - \frac{c^2f^2}{a^2} + f^2$

Folglich die Summe = $a^2 + c^2$

oder die Summe der Quadraten jeder zweyer zusammengehöriger halber und also auch ganzer Durchmesser der Ellipse, ist immer einerley und beständig der Summe der Quadraten der halben oder ganzen Axen gleich.

In der folgenden Figur *) sind alle mit demselben Buchstaben bezeichnete Punkte und Linien das nemliche, was sie in der 31ten waren. Wenn man in die obige Formel vor die Subnormale statt des Parameters die kleine Axe bringt, also $\frac{c^2}{a}$ vor b substituirt, so wird $\frac{ab-2bx}{2a}$ zu $\frac{ac^2-2c^2x}{2a^2}$. Wenn man ferner a und c, die die ganzen grosse und kleine Axen bedeuteten, die halben bedeuten lässet, so wird hieraus $\frac{ac^2-c^2x}{a^2}$. Und wenn man endlich die Abscissen vom Mittelpunkte anfangen lässet oder $a-x$ vor x setzet, so giebt es $\frac{ac^2-ac^2+c^2x}{a^2} = \frac{c^2x}{a^2}$, oder wenn man wiederum BD, das kaum x hieße, durch f ausdrückt, so ist die Subnormale BN = $\frac{c^2f}{a^2}$. Daher ist ND =

$f - \frac{c^2f}{a^2} = \frac{a^2f-c^2f}{a^2}$

und BN² = $\frac{c^4f^2}{a^4}$

aber CB² = $\frac{c^2a^2-c^2f^2}{a^2} = \frac{c^2a^4-c^2a^2f^2}{a^4}$

also CN² = $\frac{c^2a^4-c^2a^2f^2+c^4f^2}{a^4}$

folglich CN = $\frac{c}{a^2}\sqrt{(a^4-a^2f^2+c^2f^2)}$.

Ferner ist CN : BN = DN : NM

$\frac{c}{a}\sqrt{(a^4-a^2f^2+c^2f^2)} : \frac{c^2f}{a^2} = \frac{a^2f-c^2f}{a^2} : \frac{a^2cf^2-c^3f^2}{a^2\sqrt{(a^4-a^2f^2+c^2f^2)}}$

Es ist ferner

BD² : CD² = DG² : Df²

$f^2 : \frac{a^2c^2-c^2f^2+a^2f^2}{a^2} = a^2-f^2 : \frac{a^4c^2-2a^2c^2f^2+a^2f^2+c^2f^4-a^2f^4}{a^2f^2}$

*) Algebr. Taf. Fig. 32.

Folglich CN + NM = $\frac{c\sqrt{(a^4-a^2f^2+c^2f^2)}}{a^2} + \frac{a^2cf^2-c^3f^2}{a^2\sqrt{(a^4-a^2f^2+c^2f^2)}}$

$= \frac{a^4c-a^2cf^2+c^3f^2+a^2cf^2-c^3f^2}{a^2\sqrt{(a^4-a^2f^2+c^2f^2)}}$

$= \frac{a^2c}{\sqrt{(a^4-a^2f^2+c^2f^2)}} = CM$

Also CM. (DF =) DS = $\frac{a^2c}{\sqrt{(a^4-a^2f^2+c^2f^2)}} \cdot \frac{\sqrt{(a^4-a^2f^2+c^2f^2)}}{a} = ac$

Das heißt CDSV = AOED folglich auch alle die Ellipse einschliessende Parallelogramme, deren Seiten mit zusammengehörigen Durchmessern gleichlaufen, wie VXYZ sind unter einander unter dem Rechtecke der Axen OPQR gleich.

Aus dem vorletzten Absatze lassen sich noch mehrere Folgen herleiten. Wir wollen zwey derselben betrachten. Man setze CD = DF *) so ist

$\frac{a^2c^2-c^2f^2+a^2f^2}{a^2} = \frac{a^4-a^2f^2+c^2f^2}{a^2}$

$2a^2f^2 - 2c^2f^2 = a^4 - a^2c^2$

$f^2 = \frac{a^2(a^2-c^2)}{2(a^2-c^2)}$

$f = \sqrt{\frac{1}{2}a^2}$

Wenn also BD die mittlere Proportionallinie zwischen AD und $\frac{1}{2}$ AD ist, so hat der grosse Durchmesser CW diejenige Lage gegen die grosse Axe AC und den kleinen Durchmesser SF, bey welcher die Hälfte beyder Durchmesser, folglich auch die ganzen Durchmesser einander gleich sind, und das umschriebene Parallelogram OPQR oder VXYZ der 32ten Figur wird in diesem Falle zur Raute. Die Substitution vor $\frac{1}{2}a^2$ vor f^2 in der Formel vor CD oder DF zeiget, daß jeder halber Durchmesser alsdenn = $\sqrt{\frac{1}{2}(a^2+c^2)}$.

Die andere Folge ist die im Artikel: Durchmesser, ohne Beweiß angezeigte Uebereinstimmung der Gleichung vor die Ellipse, wenn die Abscissen auf andern Durchmessern angenommen werden und die Ordinaten den zugehörigen Durchmessern parallel sind, mit der Gleichung, die auf der grossen Axe genommene Abscissen und senkrechte Ordinaten voraussetzt. Man verlängere, um diese Uebereinstimmung zu beweisen, FG bis f und ziehe aus dem Ende der kleinen Axe Eg mit FD gleichlaufend. Wegen der Aehnlichkeit der Dreyecke BCD und DGf ist

BD : BC = DG : Gf

$f : \frac{c\sqrt{(a^2-f^2)}}{a} = \sqrt{(a^2-f^2)} : \frac{ca^2-cf^2}{af} = \frac{ca-cf}{f} : \frac{a}{a}$

FG aber ist vermöge des obigen $\frac{cf}{a}$ Also Ff = FG + Gf = $\frac{ca}{f}$ Die Aehnlichkeit der Dreyecke EgD und FDf bringt mit sich, daß

Ff² : DF² = DE² : Eg²

$\frac{a^2c^2}{f^2} : \frac{a^4-a^2f^2+c^2f^2}{a^2} = c^2 : \frac{a^4f^2-a^2f^4+c^2f^4}{a^4}$

*) s. Algebr. Tafel. Figur. 32.

Und endlich $\frac{Ff^2}{a^2c^2} : \frac{Df^2}{\frac{a^2c^2-2a^2c^2f^2+a^4f^2+c^2f^4-a^2f^4}{a^2f^2}} = \frac{DE^2}{c^2} : \frac{Dg^2}{\frac{a^4c^2-2a^2c^2f^2+a^4f^2+c^2f^4-a^2f^4}{a^4}}$

Alſo $Cg = CD - Dg = \sqrt{\frac{(a^2c^2-c^2f^2+a^2f^2)}{a^2}} - \sqrt{\frac{(a^4c^2-2a^2c^2f^2+a^4f^2+c^2f^4-a^2f^4)}{a^4}}$

und $gW = DW + Dg = \sqrt{\frac{(a^2c^2-c^2f^2+a^2f^2)}{a^2}} + \sqrt{\frac{(a^4c^2-2a^2c^2f^2+a^4f^2+c^2f^4-a^2f^4)}{a^4}}$

Demnach $Cg.\ gW = \frac{a^2c^2-c^2f^2+a^2f^2}{a^2} - \frac{a^4c^2-2a^2c^2f^2+a^4f^2+c^2f^4-a^2f^4}{a^4}$

$= \frac{a^4c^2-a^2c^2f^2+a^4f^2-a^4c^2+2a^2c^2f^2-a^4f^2-c^2f^4-a^2f^4}{a^4}$

$= \frac{a^2c^2f^2-c^2f^4+a^2f^4}{a^4}$

Die Regel Detri aber zeiget, daß

$\frac{DF^2}{a^4-a^2f^2+c^2f^2} : \frac{Eg^2}{a^4f^2-a^2f^4+c^2f^4} = \frac{CD^2}{a^2c^2-c^2f^2+a^2f^2} : Cg.\ gW$

$\frac{}{a^2} \quad \frac{}{a^4} \quad \frac{}{a^2}$

$1 : \frac{f^2}{a^2} =$

$a^2 : f^2 = \quad : \frac{a^2c^2f^2-c^2f^4+a^2f^4}{a^4}$

Das iſt, jedesmal verhält ſich das Quadrat des halben kleinen Durchmeſſers zum Quadrate der damit gleichlaufenden Semiordinate, wie das Quadrat des halben groſſen Durchmeſſers zum Rechtecke aus den beyden Theilen deſſelben. Denn obwohl wir dieſe Verhältniß der Kürze und des Zuſammenhangs halber mit dem vorhergehenden nur in einem beſondern Falle erwieſen; ſo erhellet doch die allgemeine Wahrheit derſelben aus der Gleichförmigkeit der Figur und kann mit einiger Veränderung auf eben dieſe Weiſe, aber mit gröſſerer hieher ſich nicht ſchickender Weitläuftigkeit, dargethan werden.

Von der Ellipſe, in ſo fern ſie der Mittelpunkt eines von Centralkräften getriebenen Körpers durchlauft, ſehe man den Artikel: Centralkräfte, nach. (6)

Ellipſe, Apollonianiſche, wird die im vorhergehenden Artikel erklärte im Gegenſatz gegen die Ellipſen von höhern Geſchlechtern, wovon gleich in folgenden auch geredet werden wird, genennt. Sie hat ſo, wie die apollonianiſche Parabel und Hyperbel, ihren Namen von Apollonius von Perga in Pamphilien, der drittehalb hundert Jahre vor Chriſti Geburt gelebet und acht Bücher von den Kegelſchnitten hinterlaſſen, worinn er alles, was die ältern Mathematiker davon erfunden, zuſammen getragen und in gehörige Ordnung gebracht. (6)

Ellipſe, Caſſiniſche, ſ. Caſſinoide.

Ellipſen, ähnliche, werden diejenigen genennt, worinn die groſſen Axen zu den kleinen und folglich auch zu den Parametern einerley Verhältniß haben. Es iſt nemlich aus dem Artikel: Ellipſe, klar, daß, je geringer der Unterſchied zwiſchen beyden Axen iſt, je näher die Ellipſe dem Kreiſe kommt, und je gröſſer jener Unterſchied iſt, je mehr die Ellipſe vom Kreiſe abweicht und länglichter wird. Ellipſen alſo, deren Axen einerley Verhältniß gegen einander haben, weichen gleichviel vom Kreiſe ab; haben einerley Verhältniß zu den um ſie beſchriebenen Kreiſen; die unter einerley Winkeln darinn gezogenen zuſammengehörigen Durchmeſſer ſtehen gleichfalls in einerley Verhältniß; die aus dieſen Durchmeſſern zuſammengeſetzten Parallelogramme der 3ten Figur ſind ähnlich u. ſ. w. Kurz, ſie unterſcheiden ſich durch nichts als durch die Gröſſe, und werden daher mit Recht ähnlich genennt. (ſ. Aehnlichkeit.) (6)

Ellipſen von höheren Geſchlechtern. Wie in der kaum beſchriebenen Ellipſe die groſſe Axe zum Parameter ſich verhält, wie das Product aus den Theilen der groſſen Axe zum Quadrate der Semiordinate; ſo kann man ſich andre krumme Linien gedenken, worin die groſſe Axe zum Parameter ſich verhält, wie das Product aus einer beliebigen Dignität des einen Theils der groſſen Axe in eine beliebige Dignität des andern Theils zu der Semiordinate in der Dignität, deren Exponent der Summe jener andern Exponenten gleich iſt. Oder gleichwie in der Ellipſe $a : b = x(a-x) : y^2$; ſo giebts andre krumme Linien, worin $a : b = x^2(a-x) : y^3$, oder worin $a : b = x^2(a-x)^2 : y^4$, oder worin $a : b = x^3(a-x)^2 : y^5$ u. ſ. w. oder worin überhaupt $a : b = x^m(a-x)^n : y^{m+n}$. Verwandelt man dieſe Proportionen, ſo bekommt man folgende Gleichungen vor die gedachten krummen Linien $ay^3 = bx^2(a-x)$ oder $ay^4 = bx^2(a-x)^2$, oder $ay^5 = bx^3(a-x)^2$ und ſo weiter oder überhaupt $ay^{m+n} = bx^m(a-x)^n$. In dieſen Gleichungen kommen alle Glieder bis auf die Exponenten der Dignitäten mit der Gleichung vor die gemeine Ellipſe überein. Daher rechnet man ſie alle zu einer Familie, aber zu verſchiedenen Geſchlechtern, wie in beſondern hievon handelnden Artikeln angezeiget wird, und nennet daher die angeführten Linien, darin die Exponenten von x oder $a-x$ oder beyden gröſſer als 1, Ellipſen von höheren Geſchlechtern oder auch Elliptoiden. Wie man alſo die gemeine oder Apollonianiſche die Ellipſe vom erſten Geſchlechte nennt; ſo nennet man die, darin $ay^3 = bx^2(a-x)$, die Ellipſe des zweyten Geſchlechts oder elliptoidem cubicalem; die, darinn $ay^4 = bx^2(a-x)^2$, die Ellipſe des dritten Geſchlechtes oder elliptoidem biquadraticalem oder ſurdeſolidalem u. ſ. w. von der cubiſchen oder biquadratiſchen u.

ſ. w. Dignität, wozu darin das y erhoben iſt. Die Gleichung $ay^{m+n} = bx^m(a-x)^n$ begreift alle mögliche Geſchlechter und daher unendliche Ellipſen unter ſich. Wenn man ſich Kegel von höheren Geſchlechtern vorſtellet, wovon unter dieſem Titel Nachricht zu finden, ſo laſſen ſich daraus Ellipſen, Parabeln und Hyperbeln von höhern Geſchlechtern ſchneiden, wie die gemeinen oder apolloniſchen aus dem gemeinen Kegel geſchnitten werden. (6)

Ellipſoide nennen einige die elliptiſche Afterkugel, davon ein bald folgender Artikel ſpricht. (6)

Ellipſis iſt, wenn in einer Rede ein oder mehrere Worte ausgelaſſen werden, die zum vollſtändigen Verſtand der Rede erfordert werden. Man trift ſolche in allen Sprachen an, und die Sprachlehrer haben uns ganze Sammlungen davon geliefert. Es kommt hiebey auf zwey Fragen an: wo iſt etwas ausgelaſſen? und was iſt ausgelaſſen. Wer dieſe Frage richtig beantworten will, muß den ganzen Umfang einer Sprache wiſſen, damit er ſagen kann, wo die Rede vollſtändig angetroffen werde. Man kann ſie in grammaticaliſche, und rhetoriſche eintheilen; durch jene ſucht man der Rede eine angenehme Kürze zu verſchaffen; dieſe aber entſtehen, wenn der Redende in einer heftigen Leidenſchaft iſt, und manche Worte im Sinne behält; z. E. von der erſten Art: caue credas, für caue ne credas; von der andern Art beym Virgil: quos ego — ſcilicet male accipiam, puniam, oder etwas dergleichen. Keine Ellipſe iſt ſo allgemein, daß nicht zuweilen Stellen gefunden werden ſollten, in welchen das Wort, das hier fehlt, nicht vorkommen, und daraus erſetzt werden könnte; dieſe muß man vornemlich vergleichen; daß aber auch ein guter geſunder Menſchenverſtand erfordert werde, iſt ohne unſer Erinnern klar. (22)

Ellipſis, (muſic.) iſt die Auslaſſung eines Wohllauts, wenn man ſtatt dieſem eine Pauſe ſetzt, und worauf ein Uebellaut folgt. (25)

Ellipticität, nennen einige neuere die Verhältniß des Unterſchieds der groſſen und kleinen Axe der Ellipſe zu der einen oder andern Axe oder den aus jenem und einer von dieſen als aus Zähler und Nenner zuſammengeſetzten Bruch, der, wenn a die groſſe, c die kleine Axe vorſtellt, überhaupt $\frac{a-b}{a}$ oder $\frac{a-c}{c}$ iſt. Wäre $a=6$, $c=5$, ſo wäre die Ellipticität $\frac{1}{6}$ oder $\frac{1}{5}$. Bliebe $a=6$ und b wäre $=4$, ſo wäre die Ellipticität $=\frac{2}{6}$ oder $\frac{1}{3}$. Alſo iſt die Ellipticität dafür gröſſer, je gröſſer dieſer Bruch je länglichter die Ellipſe, je mehr ſie vom Kreiſe unterſchieden iſt. (6)

Elliptiſch Blatt. ſ. Blatt, elliptiſches.

Elliptiſche Afterkugel wird der Körper genennt,

länglichte Sphäroide zur groſſen Kugel $= \frac{2}{3}pc^2a : \frac{2}{3}a^3p = c^2 : a^2$
— — — — — kleinen Kugel $= \frac{2}{3}pc^2a : \frac{2}{3}pc^3 = a : c$
platte Sphäroide zur groſſen Kugel $= \frac{2}{3}pa^2c : \frac{2}{3}a^3p = c : a$
— — — — — kleinen Kugel $= \frac{2}{3}pa^2c : \frac{2}{3}pc^3 = a^2 : c^2$

Hieraus folgen ferner folgende Verhältniſſe: Weil die länglichte zur plattgedruckten Afterkugel $= c : a$ und wie $c : a$ ſo die plattgedrückte zur groſſen Kugel; ſo iſt die platte Afterkugel die mittlere Proportionalgröſſe zwiſchen der länglichten Afterkugel und der groſſen Kugel.

Weil ferner die platte zur länglichten $= a : c$ und wie $a : c$ ſo die länglichte zur kleinen Kugel; ſo iſt die länglichte die mittlere Proportionalgröſſe zwiſchen der platten Afterkugel und der kleinen Kugel.

Daher endlich verhält ſich die kleine Kugel zur länglichten Afterkugel, wie die länglichte zur platten, und die länglichte zur platten, wie die platte zu der groſſen Kugel, d. i. die länglichte und platte Afterkugeln ſind zwey mittlere Proportionalgröſſen zwiſchen der kleinen und groſſen Kugel.

So viel vom Inhalte der Afterkugeln. Es iſt der Mühe werth, auch etwas von ihrer Oberfläche zu ſa-

der durch Umdrehung einer Ellipſe um die groſſe oder kleine Axe entſtehet. Die erſte heiſſet die länglichte, die andre die plattgedruckte Afterkugel. Von beyden iſt unter dieſem Titel das nöthige erzählet, und jetzo wollen wir daſſelbige ſammt mehrerem erweiſen. Wenn $1 : p$ die Verhältniß des Halbmeſſers zum Umkreiſe iſt, x die Abſciſſe auf der Axe, um welche die Drehung geſchiehet, und y die Semiordinate; ſo iſt vermöge des Artikels: cubiren, der allgemeine Ausdruck vor das Element des Körpers $= \frac{1}{2}py^2dx$, worin man vor y^2 oder dx ſubſtituiren muß. Es ſeye nun die halbe groſſe Axe $= a$, die halbe kleine Axe $= c$; ſo iſt (ſ. Ellipſe), wenn der Anfang der Abſciſſen vom Mittelpunkte auf der groſſen Axe genommen wird, vor die Ellipſe

$$\frac{a^2c^2 - c^2x^2 = a^2y^2}{c^2 - \frac{c^2x^2}{a^2} = y^2}$$

$$\frac{\frac{1}{2}pc^2dx - \frac{pc^2x^2dx}{2a^2} = \frac{1}{2}py^2dx}{\frac{1}{2}pc^2x^2 - \frac{pc^2f^3}{6a^2} = \int\frac{1}{2}py^2dx}$$

wird alſo $x = a$, ſo iſt die halbe länglichte elliptiſche Afterkugel $= \frac{1}{3}pc^2a - \frac{1}{6}pc^2a = \frac{1}{2}pc^2a$, und folglich die ganze $\frac{2}{3}pc^2a$.

Wird der Anfang der Abſciſſen gleichfalls vom Mittelpunkte aber auf der kleinen Axe genommen; ſo iſt die Gleichung vor die Ellipſe $a^2c^2 - a^2x^2 = c^2y^2$ und man ſiehet ohne Rechnung, daß hieraus der Inhalt vor die ganze plattgedrückte Afterkugel $\frac{2}{3}pa^2c$ wird.

Wenn man alſo $\frac{2}{3}pac$ mit c multiplicirt, erhält man die länglichte; wenn man es mit a multiplicirt die plattgedruckte Afterkugel. Alſo verhält ſich die länglichte zur plattgedruckten, wie die kleine Axe c zur groſſen a.

Die um die länglichte umſchriebene Walze hat $2a$ zur Höhe und c zum Halbmeſſer. Ihr Inhalt iſt alſo pc^2a. (ſ. Walze) Alſo verhält ſich die länglichte Afterkugel zum umſchriebenen Cylinder, wie $\frac{2}{3}pc^2a : pc^2a = 2 : 3$. Und da ſich die Walze zum Kegel verhält wie $3 : 1$; ſo iſt die länglichte Afterkugel zum Kegel, der mit der umſchriebenen Walze einerley Höhe und Halbmeſſer hat, wie $2 : 1$.

Die um die plattgedruckte umſchriebene Walze hat $2c$ zur Höhe und a zum Halbmeſſer. Ihr Inhalt iſt alſo pa^2c. Alſo verhält ſich die plattgedruckte Afterkugel zum umſchriebenen Cylinder, wie $\frac{2}{3}pa^2c : pa^2c = 2 : 3$ und folglich auch zum Kegel, wie $2 : 1$.

Die Kugel, die die groſſe Axe zum Durchmeſſer hat, iſt $\frac{2}{3}a^3p$, und die die kleine Axe zum Durchmeſſer hat, iſt $\frac{2}{3}c^3p$. (ſ. Kugel) Daher verhält ſich die

gen. Wenn alle Buchſtaben bedeuten, was ſie jetzo bedeutet haben, ſo folget aus der Gleichung $ay^2 = a^2c^2 - c^2x^2$ daß $\sqrt{(dx^2+dy^2)} = \frac{dx\sqrt{(a^4-a^2x^2+c^2x^2)}}{a\sqrt{(a^2-x^2)}}$ (ſ. Ellipſe, wo von ihrer Rectification die Rede iſt), oder, wenn man m^2 vor a^2-c^2 ſetzt, $\frac{dx\sqrt{(a^4-m^2x^2)}}{a\sqrt{(a^2-x^2)}}$.

Unter Vorausſetzung der Verhältniß des Halbmeſſers zum Umkreiſe $= 1 : p$, iſt der allgemeine Ausdruck des Elements der Fläche $py\sqrt{(dx^2+dy^2)}$, (ſ. Fläche) worin man den kaum angegebenen Werth und den von y nämlich $\frac{c\sqrt{(a^2-x^2)}}{a}$ zu ſubſtituiren hat, um das beſondre Element der Fläche der länglichten Ellipſe zu finden. Dieſes iſt alſo

$$\frac{pc\sqrt{(a^2-x^2)}}{a} \cdot \frac{dx\sqrt{(a^4-m^2x^2)}}{a\sqrt{(a^2-x^2)}} \text{ oder}$$

$$\frac{pcdx\sqrt{(a^4-m^2x^2)}}{a^2} \text{ oder } \frac{pcmdx}{a^2}\sqrt{\left(\frac{a^4}{m^2}-x^2\right)}.$$

ziehet man aus der Gröſſe hinter dem Wurzelzeichen die Quadratwurzel wirklich aus und multiplicirt ſie wieder in das davor ſtehende, ſo erhält man

$$\frac{pcmdx}{a^2}\left(\frac{a^2}{m} - \frac{mx^2}{2a^2} - \frac{m^3x^4}{8a^6} - \frac{m^5x^6}{16a^{10}} - \frac{5m^7x^8}{128a^{14}} \text{ u.ſ.w.}\right)$$

oder

$$pcdx\left(1 - \frac{m^2x^2}{2a^4} - \frac{m^4x^4}{8a^8} - \frac{m^6x^6}{16a^{12}} - \frac{5m^8x^8}{128a^{16}} \text{ u. ſ. w.}\right)$$

und dieſes integrirt giebt

$$pcx\left(1 - \frac{m^2x^2}{6a^4} - \frac{m^4x^4}{40a^8} - \frac{m^6x^6}{112a^{12}} - \frac{5m^8x^8}{1152a^{16}} \text{ u.ſ.w.}\right).$$

Wird x zu a ſo iſt die Oberfläche der halben länglichten Afterkugel $= pca\left(1 - \frac{m^2}{6a^2} - \frac{m^4}{40a^4} - \frac{m6}{112a^6} - \frac{5m^8}{1152a^8} \text{ u. ſ. w.}\right)$ oder, wenn man vor m^2 wieder a^2-c^2 ſetzt, $pca\left(1 - \frac{a^2-c^2}{6a^2} - \frac{(a^2-c^2)^2}{40a^4} - \frac{(a^2-c^2)^3}{112a^6} - \frac{5(a^2-c^2)^4}{1152a^8} \text{ u. ſ. w.}\right)$; oder endlich $pc\left(a - \frac{a^2-c^2}{6a} - \frac{(a^2-c^2)^2}{4a^3} - \frac{(a^2-c^2)^3}{112a^5} - \frac{5(a^2-c^2)^4}{1152a^7} \text{ u.ſ.w.}\right)$, welches, wenn man $a = c$ ſetzet, zu pa^2 oder der Oberfläche der halben Kugel wird.

Soll ſich die Ellipſe um die kleine Axe drehen, ſo giebt auf eben dieſe Weiſe die Gleichung $a^2c^2 - a^2x^2 = c^2y^2$ die Fläche $= pax\left(1 - \frac{m^2x^2}{6c^4} - \frac{m^4x^4}{40c^8} - \frac{m^6x^6}{112c^{12}} - \frac{5m^8x^8}{1152c^{16}} \text{ u.ſ.w.}\right)$. Wächſt x bis es $= c$, ſo iſt die Oberfläche der halben plattgedruckten Afterkugel $= pac\left(1 - \frac{m^2}{6c^2} - \frac{m^4}{40c^4} - \frac{m^6}{112c^6} - \frac{5m^8}{1152c^8} \text{ u. ſ. w.}\right)$; oder, wenn man abermals a^2-c^2 vor m^2 ſubſtituirt, $pac\left(1 - \frac{a^2-c^2}{6c^2} - \frac{(a^2-c^2)^2}{40c^4} - \frac{(a^2-c^2)^3}{112c^6} - \frac{5(a^2-c^2)^4}{1152c^8} \text{ u.ſ.w.}\right)$ oder endlich $pa\left(c - \frac{a^2-c^2}{6c} - \frac{(a^2-c^2)^2}{40c^3} - \frac{(a^2-c^2)^3}{112c^5} - \frac{5(a^2-c^2)^4}{1152c^7} \text{ u. ſ. w.}\right)$. Woraus abermals die halbe Kugelfläche wird, wenn man $c = a$ ſetzet.

Die letzte Rechnung hat vornemlich ihren Nutzen in der Berechnung des von den Erdgürteln eingenommenen Raumes. (6)

Elliptiſche Hypotheſe. Der groſſe Kepler hat, nicht, wie Riccioli im *Almageſto novo* zu ſeiner Verkleinerung ſagt, von der ovalen Figur, die Rheinhold den theoricis Purbachs für den Mond beygefügt, Anlaß genommen zu muthmaſſen, ſondern aus Tycho's Beobachtungen mit groſſer Ueberlegung und Fleiß richtig hergeleitet, daß die Planeten ſich in Ellipſen um die in dem einen Brennpunkte liegende Sonne bewegen und zwar nach dem Geſetze, daß der Radius Vector in gleichen Zeiten über gleiche Ausſchnitte hinſtreichet. Die hierauf gegründete Berechnung der Bewegung der himmliſchen Körper um die Sonne, wovon man ſich aus dem Artikel: Anomalia media, einigen Begriff machen kann, hat man die Elliptiſche Hypotheſe genennt, welchen Namen ſie, nachdem ihre Gründe von Newton und andern vollſtändig erwieſen worden, ſie nunmehro nicht mehr verdienet.

Mit gröſſerem Rechte führet dieſen Namen die ſogenannte einfache elliptiſche Hypotheſe, vermöge deren man annimmt, daß die Kraft des vorſtehenden Abſatzes ungleichförmige Bewegung des Planeten *) um den Brennpunkt S, worin die Sonne liegt, aus dem andern Brennpunkte F gleichförmig erſcheine. Wenn nemlich die beyden Brennpunkte S und F auf einander fielen, alſo die Bahn nicht eine Ellipſe ſondern ein Kreis wäre; ſo verhielte ſich wirklich der Bogen AM zum ganzen Umkreiſe oder der Winkel MFA zu vier rechten, wie der Ausſchnitt MSA zum Inhalte der ganzen Figur; der Winkel MFA drückte alſo die Zeit, worin der Planet von A bis M kommt, eben ſowohl aus als der Ausſchnitt MSA; der Winkel bey F wüchſe alſo in eben der Verhältniß, wie die Zeit, und die Bewegung erſchiene folglich in F gleichförmig. Daß es in der Ellipſe nicht zutrift, daran iſt die Entfernung der Brennpunkte ſchuld. Folglich je kleiner dieſe Entfernung, alſo auch ihre Hälfte oder die Eccentricität iſt, je näher kommt dieſe Annahme der Wahrheit. Die Bahnen der Planeten ſind Ellipſen von geringer Eccentricität, wie dieſe denn bey der Erde 1680 ſolcher Theile beträgt, deren 100000 auf die halbe groſſe Axe gehen; die Bahn des Mars aber iſt viel eccentriſcher. Daher weicht die Hypotheſe bey den übrigen Planeten wenig, bey dem Mars aber viel merklicher von der Wahrheit ab. Kepler hat ſowohl das eine als das andre eingeſehen, aber eben des letzten Umſtandes halber die Hypotheſe in der *Epit. Aſtronom.* Cap. III. Part. II. Lib. V. p. 685. verworfen. Seth Ward, Profeſſor der Aſtronomie zu Oxford, war der erſte, der dieſe Hypotheſe vor der Natur gemäß in ſeiner *Aſtronomia geometrica* erkennt und ſtatt des ächten Keplériſchen Geſetzes in die Sternwiſſenſchaft eingeführet, nachdem er drey Jahre vorher in ſeiner *inquiſitione in aſtronomiam philolaicam* Bullialdi gezeiget, daß Iſmael Bouillaud ſie, ohne es zu wiſſen und einzuſehen, vorausgeſetzet. Der Graf von Pagan hat ſie in ſeiner *theorie des planetes* gleichfalls angenommen, desgleichen Johann Newton in der *aſtronomia britannica* und Thomas Streete in der *aſtronomia Carolina*. Obwohl ſie, wie ſchon gemeldet, der Wahrheit nicht genau gemäß iſt, ſo kann man ſich doch derſelben in Fällen, wo die gröſte Schärfe nicht nöthig, oder auch in der Abſicht bedienen, um den Anfang zur genaueren Beſtimmung damit zu machen, in-

*) Aſtronomiſche Tafel. Fig. 27.

dem man durch ihre Hülfe auf eine ſehr leichte Weiſe und durch eine einzige Proportion ſowohl die wahre Anomalie aus der mittleren als die mittlere aus der wahren findet. Die Wardiſche Regel, aus der mittleren Anomalie oder dem Winkel MFA die wahre oder den Winkel MSA und umgekehrt zu finden, beſtehet in folgendem Satze: Der Abſtand der Sonnenferne SA verhält ſich zum Abſtande der Sonnennähe SP, wie die Tangente der Hälfte der mittleren Anomalie, zur Tangente der Hälfte der wahren Anomalie. Man verlängere, um den Grund der Regel einzuſehen, FA nach O, bis MO = MS, und ziehe SO. In dem Dreyecke SFO ſind die Seiten SF, als die doppelte Excentricität, und FO, als FM + MS oder die groſſe Axe, bekannt, und man nehme die mittlere Anomalie MFA und folglich auch was ihr zu zweyen Rechten fehlet oder den Winkel SFO als gleichfalls bekannt an. Durch die gemeine Trigonometrie findet man nun in dem Dreyecke, worinn man zwey Seiten ſammt dem dazwiſchen begriffenen Winkel weiß, die übrigen beyden Winkel OSF und FOS, wenn man ſpricht: Wie die Summe der Seiten FO + FS zu ihrem Unterſchiede, oder, welches jetzo bequemer iſt, wie $\frac{1}{2}$ (FO + FS) zu $\frac{1}{2}$ (FO — FS), ſo die Tangente der halben Summe der Winkel OSF und FOS zur Tangente der halben Differenz der genannten Winkel. Es iſt aber FO + FS die groſſe Axe und die doppelte Excentricität, alſo $\frac{1}{2}$ (FO + FS) die halbe groſſe Axe CA und die Excentricität SC oder der Abſtand der Sonnenweite SA. Dagegen $\frac{1}{2}$ (FO — FS) gleich der halben groſſen Axe CP weniger die Excentricität SC, alſo gleich dem Abſtande der Sonnennähe SP. Endlich weil MO = MS, ſo iſt MSO = MOS, folglich MSA = ASO — MSO = der kaum erwähnten Differenz der Winkel und MFA gleich ihrer Summe. Dennoch verhält ſich der Abſtand der Sonnenferne SA zum Abſtande der Sonnennähe SP, wie die Tangente der halben mittleren Anomalie oder von $\frac{1}{2}$ MFA zu der Tangente der halben wahren Anomalie oder von $\frac{1}{2}$ MSA. Da man alſo, ſobald einer von dieſen beyden Winkeln bekannt iſt, auch den andern folglich auch den dritten oder die Gleichung der Bahn FMS = MFA — MSA weis; ſo kann man auch durch die gemeine Trigonometrie den Radius Vector MS finden, wenn man ſpricht: Der Sinus der Gleichung der Bahn verhält ſich zur doppelten Excentricität, wie der Sinus der mittleren Anomalie zum Radius Vector.

Bouillaud, der, nachdem er von Ward angeführtermaſſen zurecht gewieſen worden, wahrnahm, daß die Wardiſche Hypotheſe den Planeten, zumalen den Mars, bey deſſen mehr excentriſcher Bahn der Fehler mehr in die Augen fället, im erſten und dritten Viertel ſeiner Bahn zu langſam, im zweyten und vierten aber zu geſchwinde laufen läſſet, ſo daß die Abweichung von der Wahrheit in der Mitte der Viertel am größten iſt, ſchob den Grund derſelben nicht, wie der Graf Pagan, auf den Mangel der Richtigkeit der Beobachtungen; ſondern wollte theils Warden gleiches mit gleichem vergelten, theils auch Keplers wahrer Lehre nicht Beyfall geben, und erdachte deswegen eine Verbeſſerung der Hypotheſe, die nach Gregorius Urtheile wirklich vor eine weitere Näherung zum wahren Syſteme zu erkennen iſt. Sie beſtehet darin, daß man durch den Punkt M oder m, den die Hypotheſe angiebt, einen Perpendikel MX oder mx auf die groſſe Axe ſetzet, denſelben bis an den umſchriebenen Kreis nach T oder t verlängert, aus dem Brennpunkte F nach T oder t die Linie FT oder Ft ziehet, die Ellipſe in V oder u durchſchneidet und in den ſolchergeſtalt weiter vor oder zurücke geſchobenen Ort des Planeten den Radius Vector SV oder Su ziehet. Die von Bouillaud ſogenannte wahre mittlere Anomalie VFX oder uFX iſt aus der Wardiſchen MFX oder mFX leicht zu finden und das übrige folgt aus jener, wie aus dieſer. Denn wenn man FX vor den Sinus totus annimmt, ſo iſt MX die Tangente der Wardiſchen und TX die Tangente der Bouillaudiſchen mittleren Anomalie. Aus dem Artikel: Ellipſe, aber iſt bekannt, daß MX zu TX wie die kleine Axe zu der groſſen.

Noch eine andre Verbeſſerung des Nicolaus Mercator verdienet nicht angeführet zu werden, da das wahre Keplerische Geſetze alle dergleichen auf errathen beruhende Verbeſſerungen überflüßig macht. Wir beſchlieſſen daher dieſen Artikel mit der Anmerkung, daß dieſes eine von den Gelegenheiten iſt, wo man die oben vorgetragene Gleichung der Ellipſe aus der Länge der vom Brennpunkte ausgezogenen Linien nützen kann. (6)

Elliptiſche Theorie der Planeten. ſ. Elliptiſche Hypotheſe auch Theorie der Planeten.

Elliptiſcher Spiegel, heißt ein Spiegel, der nach elliptiſcher Figur gekrümmet iſt. Wie aus dem Artikel: Ellipſe, zu erſehen iſt, hat der hohle die Eigenſchaft, daß die aus dem innern Brennpunkte auf ihn fallenden Strahlen in den andern Brennpunkt zurücke geworfen werden. Die Geſtalt aber iſt ihm ſchwer beyzubringen. (6)

Elliptiſches Glas, wird ein Glas genennt, welches nach elliptiſcher Figur erhaben oder vertieft geſchliffen iſt. Als man die verſchiedene Brechbarkeit der Strahlen noch nicht kannte, die durch keine Figur gehoben werden mag und ſtärkere Abweichung der Strahlen verurſachet, als diejenige iſt, die von der kreisrunden Figur der Gläſer herkommt, (ſ. Abweichung der Lichtſtrahlen) trachtete man denſelben dieſe und andre Krümmungen zu geben, die ihnen ſchwerer beyzubringen ſind und niemals völlig accurat erhalten werden. Dieſer Urſachen halber giebt man ſich heutzutage nicht mehr damit ab. (6)

Elliptoide. ſ. Ellipſe von höherem Geſchlechte.

Elliſia (botan.) Mit dieſem Namen wird ein Pflanzengeſchlecht belegt, welches in die erſte Ordnung der fünften Linneiſchen Claſſe (Pentandria monogynia) gehört. Der Kelch iſt einblättrich in fünf ſpitze klaffende Abſchnitte getheilt, die Crone ebenfalls einblättrig, trichterförmig, kleiner als der Kelch mit einer fünfſpaltigen Mündung. Die fünf rundlichen Staubbeutel ſitzen auf eben ſo vielen Trägern. Der Stempel hat einen rundlichen Fruchtknoten, einen fadenförmigen kurzen Griffel und eine längliche zweyſpaltige Narbe. Auf die Blüthe folgt eine lederartige zweyklappige, zweyfächrige Saamenkapſel und der Kelch wird alsdenn ſehr groß, platt und ſternförmig. In jedem Fächerchen liegen zwey kugelförmige, ſchwarze mit ausgehöhlten Punkten bezeichnete Saamenkörner übereinander. Die einzige bekannte Gattung iſt die Virginiſche Elliſia (*Eliſia Nyctelea* L. *Scorpiurus humilis virginianus foliis rutaceis* Moriſ. hiſt. 3. p. 451. ſ. 11. t. 28. f. 3.) Sie ſiehet dem Waſſerblatte ähnlich. Die Wurzel iſt jährig, der Stengel krautartig, gebrechlich, zweytheilig, ſehr äſtig, ausſchweifend, kriechend und rund. Die Blätter ſind in Queerſtücke geſchnitten, geſtielt, wechſelweiſe geordnet. Die Blumen ſtehen einzeln auf haarigen, langen, ausgebreiteten Stielen gegen den Blättern über, und haben

weiſſe Kronen, deren Abſchnitte inwendig mit feinen purpurfarbenen Punkten bezeichnet ſind. (9)

Ello. (*Sphinx leg.*) Dickrand. ſ. unter Sphinx.

Ellopon, iſt ein Beyname des Streifdeckfiſches (*Stromateus Fiatola* L.) (9)

Ellychnium, Ἐλλυχνιον, der Docht in den Lampen der Alten, der bey gewiſſen Gelegenheiten, z. B. in den angeblichen ewigen Lampen und den immer brennenden Lampen einiger Tempel Griechenlands von Asbeſt geweſen ſeyn ſoll. ſ. Begräbnißlampen. (21)

Elm, heißt bey den Mahomedanern ſo viel als Wiſſenſchaft überhaupt; wenn ſie aber eine beſondere Wiſſenſchaft ausdrücken wollen, ſo ſetzen ſie den Gegenſtand derſelben dazu, z. E. Elm — al — Kelam, die Wiſſenſchaft der Worte, iſt die Metaphyſic; Elm — Elahiat, Gottesgelahrheit; Elm - al - nogiun, die Sternſehkunſt ꝛc. In ihren Schriften reden ſie mit vieler Hochachtung von den Wiſſenſchaften, und ziehen ſolche den Reichthümern und Gütern des Glücks weit vor. Wenn es ihnen nicht nach Wunſch geht, ſo tröſten ſie ſich damit, daß ſie ſagen, Gott habe bey der Austheilung der Güter ihren Feinden Reichthümer, ihnen aber zum reichlichen Erſatz Wiſſenſchaft gegeben. Einer ihrer Dichter ſagt: wenn ich einen Gelehrten ſehe, ſo möchte ich ihm zu Fuſſe fallen, und den Staub derſelben küſſen. Anfänglich mögen ſie wohl dieſe Geſinnungen nicht gehabt haben, nachdem ſie ſich aber durch den Umgang mit den Griechen verfeinert haben, ſo bekamen ſie Geſchmack an den Wiſſenſchaften; heutzutage ſind ſie auch keine groſſe Helden mehr darinnen. Weichlichkeit und Schwärmerey, zwey Lieblingslaſter der Türken, ſind der Ausbreitung der Wiſſenſchaften nicht ſehr günſtig. (22)

Elmsfeuer, St. ſ. Caſtor und Pollux auch iſt bey Electricität, Beſchreibung, Geſchichte und Theorien das wichtigſte davon ausgeführt. Dieſe glänzende Lufterſcheinung heißt ſonſt auch St. Telmsfeuer, Elmusfeuer St. Helenenfeuer, bey den Italiänern St. Peters- oder Nicolausfeuer, bey den Portugieſen *Corpo ſanto*, wenn fünf oder mehrere beyſammen ſind *Corona de noſtra Senhora*, bey den Holländern *Vrede ager* und bey den Engländern *Comazanti*. Plinius nennt dergleichen Erſcheinungen Sterne: in dem zweyten Buch ſeiner Naturgeſchichte führt er an, daß er ſie bey Nacht auch auf den Spießen der Soldaten geſehen habe. Livius erzählt daſſelbe, und ſagt, daß die Ufer dabey leuchtend und voll Feuer geweſen. Bey der Armee des Cäſar wurde im africaniſchen Kriege eben dieſes beobachtet: Die Spitzen der Spieſe von der fünften Legion, heißt es, hätten zu brennen angefangen. Seneca thut einer ähnlichen Begebenheit Erwähnung: Auf die Lanze des Gylippus ſetzte ſich ein Stern u. ſ. w. (39)

Eloah, und in der mehreren Zahl, *Elohim*, iſt einer von denen in der heiligen Schrift gewöhnlichen Namen Gottes. Ueber die Abſtammung dieſes Wortes ſind die Philologen nicht einig. Einige leiten es von dem hebräiſchen Wort אל, und den beyden letztern Buchſtaben, des Worts יהוה her, ſo daß damit ſo viel angezeigt werde, als der ſtarke Jehovah; allein dieſe Herleitung iſt der Natur der hebräiſchen Sprache zuwider. Andere leiten es von dem hebräiſchen Zeitwort, אלה her, welches ſowohl ſchwören, als fluchen bedeutet, und erklären dieſes Wort 1) für dasjenige Weſen, bey welchem man rechtmäßig ſchwören könnte, 2) für dasjenige, von deſſen Gnade oder Ungnade, alles Wohl und Weh der Menſchen, ihr ganzes Schickſal, abhängt. Allein, auſſerdem daß dieſe Beſtimmung der Bedeutung gezwungen und weitbergeholt iſt, ſo iſt ſie auch den Sprachregeln nicht gemäß; denn das ה in אלוה wird mit einem Mappik geſchrieben, welches in dem hebräiſchen Zeitwort fehlt. Am wahrſcheinlichſten leitet man es von dem arabiſchen Zeitwort אלה her, welches verehren, anbeten, bedeutet, ſo daß Eloah, wie das griechiſche Wort σεβασμα, ein Weſen bedeutet, welches der höchſten Verehrung und Anbetung würdig iſt. Und hieraus ergiebt ſich, daß dieſe Benennung des höchſten Weſens das Verhältnis Gottes gegen uns anzeigt, inſofern er der Eigenthumsherr der ganzen Welt iſt, und dafür erkannt wird. In einer allgemeinen Bedeutung wird dieſes Wort zuweilen als ein nomen appellatiuum gebraucht, ſo viel als Oberherr, und wird ſowohl obrigkeitlichen Perſonen, die Gottes Statthalter unter den Menſchen ſind, als auch den Engeln, inſofern Gott ſich zuweilen derſelben als Dienern ſeiner Befehle bedient, zugeſchrieben, Pſ. 97, 7. 8, 6. 82, 6. verglichen mit Hebr. 1, 6. 11, 7. ingleichen 2 B. Moſ. 21, 6. 22, 28. 4, 14. 7, 1. In der eingeſchränkteſten, und ſtrengſten Bedeutung wird dieſes Wort von Gott, dem höchſten und nothwendigen Grundweſen aller Dinge gebraucht. Es wird aber dieſes Wort am häufigſten in der mehrern Zahl אלוהים, Elohim, gebraucht. Einige Ausleger haben es für eine elliptiſche Art zu reden angeſehen, wobey das Wort אלוה ausgelaſſen wäre, ſo daß es vollſtändig ſo viel heiſſen ſolle, als אלוה אלוהים Gott der Götter. Allein, in einigen Stellen, z. E. 5 B. Moſ. 10, 6. Pſ. 136, 2. wird das höchſte Weſen אלוהי אלוהים Gott der Götter in der mehrern Zahl genennt, und man müßte alſo nothwendig eine neue Ellipſe annehmen. Wenn jederzeit אלוה darunter verſtanden würde, ſo könnten die Zeitwörter und Mittelwörter nicht in der mehrern, ſondern blos einfachen Zahl damit verbunden werden, welches erſtere doch häufig geſchieht, obgleich von dem einigen wahren Gott die Rede iſt. Es wird nemlich dieſes Wort Elohim, mit Zeitwörtern ſowohl in der einfachen als mehrern Zahl verbunden, z. E. אלוהים ברא 1 B. Moſ. 1, 1. Andere haben den Gebrauch dieſes Worts in der mehrern Zahl, als ein bloſes Zeichen der Würde angeſehen, daß dadurch dasjenige Weſen angezeigt würde, in welchem die Vollkommenheiten aller andern Weſen beyſammen angetroffen würden. Noch andere haben es als ein Merkmal der Mehrheit der Perſonen in dem göttlichen Weſen angeſehen. (22)

Elodes, (medic.) heißt bey den alten Aerzten ein Fieber, welches mit auſſerordentlichem Schweis verbunden iſt. Wahrſcheinlich iſt es dieſelbe Krankheit die in den Jahren 1480. und 1525. bis 1530. unter dem Namen des engliſchen Schweisfiebers vorzüglich in England, Deutſchland, Frankreich und Norwegen gewüthet hat. ſ. Engliſches Schweisfieber, Schwitzfieber. (4)

Elodes, iſt ein Beyname des ſtinkenden Johannis-krautes (*Hipericum hircinum* L.) (9)

Elogium, die Ueberſchrift, welche etwas führt, ein Ausdruck von einer etwas engern Bedeutung, als Titulus. Elogium bezeichnete nämlich bald eine Grabſchrift; bald die Rubrik einer Rechnung; bald

die Ueberſchrift, welche über den Miſſethäter am Creuz angeheftet wurde; ferner die Aufſchrift über den Cellen der Lohnhuren, worinnen ihr Namen und der Preis, um den ihre Gunſt feil war, angezeigt wurde. (ſ. Titulus.) Auch heißt eine Lobſchrift, oder Lobrede. (21)

Elohim. Dieſer Ausdruck, welcher in der vom Sanchuniathon beſchriebenen Theogonie der Phönizier vorkommt, iſt die mehrere Zahl von dem hebräiſchen Eloah, bedeutet, Götter, und wird vom Philo und Euſebius, denen Cumberland über die Fragmente Sanchuniathons gefolgt iſt, durch Cronier, oder Leute, die des Cronos Parthey hielten, überſetzt. ſ. Cronos. (21)

Eloi, Canonici von, ſ. Canonici des heiligen Eligius, welcher franzöſiſch Eloi genennt wird. 5 B. S. 104. (1)

Elongation, bedeutet den Bogen unter welchem ein Auge auf der Erde den Abſtand eines Planeten von der Sonne ſiehet. So ſagt man die größte Elongation der Venus ſey 45, des Merkurs 30 Grade. Zuweilen verſtehet man auch unter der Elongation den Vorſprung, den ein ſchneller laufender Planet vor einem langſameren in einer gegebenen Zeit gewinnet.

Elongation vom Meridian heißt der Bogen des Aequators, der während der Zeit durch den Mittagskreis gegangen, darin ein Stern von demſelben bis zu ſeiner jetzigen Stelle gekommen. Z. E. Mittags um 1 Uhr iſt die Elongation der Sonne vom Meridian 15 Grade. (6)

Elongationswinkel, oder Winkel an der Erde *) heiſſet der Winkel RST, welchen die beyden graden Linien mit einander machen, deren eine von der Erde T in den wahren Ort der Sonne S, die andre von der Erde T in den Punkt R auf der Fläche der Ecliptik gezogen wird, in welchem ſie von dem Perpendikel PR aus dem wahren Orte P des Planeten durchſtochen wird. (6)

Elonith, אילונית heißt eigentlich eine Unfruchtbare, bey den Juden aber wird darunter eine Weibsperſon verſtanden, die in ihrem zwanzigſten Jahr noch keine Zeichen der Mannbarkeit an ſich hat. Der Wohlſtand verbietet uns die rabbiniſche Satzungen davon anzuführen. (22)

Elops, ſ. Eidechsfiſch.

Elototoll, iſt ein fremder Name der Bachſtelze, ſ. Stelze, (*Motacilla cayana* L.)

Elpel, (botan.) iſt ein Beyname des Vogelskirſchen Pflaumbaumes, (*Prunus avium* L.)

Elpenor, (*Sphinx leg.*) ſ. Elephantenrüſſel.

Elritz iſt eine Gattung von Karpfen, (*Cyprinus Phoxinus* L.)

Elritzen, ſind ganz kleine Fiſchgen, die man auch Bitterfiſchgen heiſt, die im Eſſen deßwegen bitter ſchmecken, weil man ſie unaufgemacht und unausgenommen, alſo ohne daß die Galle vorher weggethan würde, iſſet. Sie werden im April und May in gelegten Grundelreiſen in kleinen Bächen häufig gefangen. (13)

Elritzen, (botan.) iſt ein Beyname des Elſebeer Hagedornes, (*Crataegus torminalis* L.)

Els, (botan.) iſt ein Beyname des Wermuth Beyfuſſes, (*Artemiſia Abſinthium* L.)

Elſcheere, iſt die arabiſche Benennung bald des ganzen Geſtirnes des groſſen Hundes, bald des Hundsſterns insbeſondere. (6)

Elſe, (botan.) (*Clethra* L.) Mit dieſem Namen wird ein Pflanzengeſchlecht belegt, welches in die erſte Ordnung der zehnten Claſſe (*Decandria monogynia*) gehört. Der Kelch beſtehet aus einem Stücke und iſt in fünf eyrunde vertiefte aufrechte fortdauernde Blättchen getheilt. Die Krone hat fünf längliche aufrecht ausgebreitete, auswendig breitere Blätter, die etwas länger ſind als der Kelch und deren oberſtes breiter iſt als die übrigen. Die zehn länglich aufrechte am Gipfel klaffende Staubbeutel ſitzen auf pfriemförmigen Trägern von der Länge der Krone. Der Stempel beſtehet aus einem rundlichen Fruchtknoten, einem fadenförmigen aufrechten, fortdauernden ſich verdickenden Griffel und einer dreyſpaltigen Narbe. Die auf die Blüthe folgende Saamencapſel iſt rundlich, mit dem Kelche umgeben, dreyfächrig und dreyklappig. Sie enthält viele eckige Saamenkörner. Die einzige bekannte Gattung heißt Erlenblättrige Elſe, (*Clethra alniſolia* L.) Mill. dict. & ic. t. 28. Du Ham. arb. I. p. 176. t. 71. Cateſb. car. 1. p. 66. t. 66.) Sie wächſt in Carolina, Virginien und Penſylvanien, woſelbſt ſie zehn Schuh hoch wird. Die Blätter gleichen den Erlenblättern und ſtehen wechſelsweiſe. Die Blumen ſind weiß, und bilden am Gipfel der Aeſte dichte wohlriechende ziemlich lange Aehren. (9)

Elſe oder Mayfiſch, iſt ein Fiſch gleich einem Karpfen, welcher eigentlich im Meer zu Hauſe iſt; aber im Maymonat, weßwegen er auch Mayfiſch heiſſet, in die ſüſſen Flüſſe heraufgeht und mit den Netzen häufig gefangen wird. (13)

Elſe iſt ein Beyname des Alſen Hering (*Clupea alosa* L.)

Elſebaum, (botan.) iſt ein Beyname des Faulbaums Creuzdornes, (*Rhamnus Frangula* L.)

Elſebeerbaum, (botan.) iſt eine Benennung einer Gattung von Hagedorn, (*Crataegus torminalis* L.) und des Traubenkirſchen Pflaumbaumes (*Prunus avium* L.) ſ. dieſe Art.

Elſebeerbaum, (Forſtw.) wächſt in den Waldungen auf allerley Boden, vorzüglich aber auf einem trockenen von Schiefergrund und guter Erde. Er hat nebſt ausgebreiteten eine kleine Pfahlwurzel. Seine Rinde iſt weißgrünlich. Die Blätter ſind oben hellgrün und unten weißlich, groß ausgezackt und rauh. Er hat ein weiſſes braunfleckiges ziemlich veſtes Holz. Seine Blühzeit iſt im May, da er denn weiſſe Zwitterblumen trägt, die traubenweiſe an einem Stiele hangen. Die Frucht beſtehet aus Beeren, ſo im October reifen und gleich geſäet werden müſſen. Anfänglich ſind ſie braun hart und herbe; allein nach vollkommener Reife, oder, wenn ſie einige Tage liegen, werden ſie braungelb und erhalten einen angenehmen ſäuerlichen Geſchmack. Sie liegen nach der Saat 1½ Jahr in der Erde; allein wer ſie aufbewahren kann bis ins Frühjahr, der ſieht ſie ſchon nach einem Jahre keimen. Dieſe Saat wird aber von den Forſtbedienten der Natur überlaſſen, indem vom Elſenbeer keine eigene Waldungen gezogen werden. Wer Luſt hat dergleichen zu verpflanzen, der thut es im Spatjahr beſſer als im Frühjahr vom 12ten bis 15ten Jahr. Die Elſebeer wird ein ziemlich hoher und ſtarker Baum, der am Stamm im Durchmeſſer 18, 20, bis 24 Zoll und eine verhältnißmäſſige Höhe erreicht, als Buſchholz behandelt bis ins 30ſte und 40ſte Jahr ausſchlägt, und als Baumholz einige hundert Jahre alt werden kann. Da ſich ihr Holz nicht leicht wirft, und daher zu Inſtrumenten, Schreiner- Drechsler-

Wag-

*) Aſtronom. Tafel. Fig. 15. b.

Wagner- und allerley Arbeitsholz dienet, so ist es in den Forsten von gutem Nutzen. Als Feuerholz gehört es unter den weichen Hölzern zur guten Classe, aber zum Verkohlen ist es nicht zum besten. Der Elsebeerbaum kann auch von Stammloden fortgepflanzt werden. Man macht ein Loch von 4 Cubikschuhen und setzt ihn 16 bis 18 Fuß von einander, weil sich seine Aeste sehr ausbreiten. (31)

Elseiri, Elsere, (Astron.) s. Hund, der grosse, Hundsstern.

Elsenblattwespe, (*Tenthredo lucorum*) s. Buschkriecher.

Elsenmotte, nennt man auch den Birkenspinner, (*Phal. bomb. versicolora*); auch Linne's *Tinea Gœdartella* und *Rajella*, erstere die goldfarbige mit der doppelten silberweisen Binde, letztere die kleine goldfarbige silberweiß getüpfelte. (24)

Elsenholz, (Verüeiner.) s. Erlenholz.

Elsenitz, Elsnach, (botan.) sind Beynamen der Sumpf Silge (*Solinum palustre* L.)

Elsesenze, (Astron.) s. Orion.

Elster, (Naturgesch.) Aelster, Aglaster, Algaster, Atzel, (*Corvus pica* L. *Pica vulgaris* Klein.) Schon der Anblick dieses Vogels giebt seine Verwandschaft mit den Raben zu erkennen, daher ihn dann der Herr von Linne mit Recht zu dem Geschlecht des Raben, (s. diesen Art.) zählet. Von dem gemeinen Raben und andern Gattungen unterscheidet sich die Elster durch ihren langen Schwanz, welcher aus ungleichen in der Mitte längern und an den Seiten immer kürzern Federn bestehet. Die Farbe ist weiß, auf der Brust und auf dem Rücken schwarz, am Schwanze schwarz mit einem grünlichen Glanze. In der Grösse kommt sie einer Dohle gleich. Sie wohnt gerne nahe an Dörfern und Städten und bauet ihr Nest auf die höchsten Gipfel der Bäume, aus Reissig und Dornen, welche sie sehr künstlich zusammenflechtet und oben bedecket. An der Seite ist eine Oeffnung gelassen zum aus und einfliegen. Sie brütet des Jahrs zweymal ihre Eyer, das erstemal 4 bis 5, das andremal 3 bis 4. Diese Eyer sind etwas grösser als Taubeneyer, grünlich und braun getüpfelt. Die Nahrung der Elster bestehet theils in Gewächsen, theils in Fleisch und Insecten. Die jungen Vögel und Eyer werden oft ihre Beute. Man kann sie sehr zahm machen, wenn man sie von Jugend an aufzieht. Sie lernt wie der Rabe sehr vernehmlich sprechen, flieget sogar aus den Zimmern ins Feld und kehrt wieder zurück. Uebrigens muß man kleine Hausgeräthe für ihnen verwahren, denn sie haben einen angebohrnen Trieb solche wegzuschleppen. (9)

Elster, (Conchyl.) s. Elsterschnecke.

Elster, (*Phal. Noct. Leucomelos*) s. unter Eulen.

Elsteralk, ist eine Gattung von Papagaytaucher, (*Alca pica* L.)

Elsterbaum, (botan.) ist ein Beyname der gemeinen Erle, (*Betula alnus* L.)

Elsterlaus. (*Pediculus picæ* L. Fabr.) Die Elster wird von dieser Laus geplagt. Sie hat einen stumpfen braunen Kopf und 4 schwarze Punkte. (24)

Elstermuschel, (Conchyl.) s. Perlenmuschel der Flüsse.

Elsternest, (Kriegsbauk.) ist eine vermuthlich von den gemeinen Soldaten aufgebrachte Benennung des Logements O *), welches auf der Höhe der Bresche im ausspringenden Winkel eines Ravelines, Bastiones u. dgl. pfleget angelegt zu werden, wenn der Widerstand der Belagerten es nöthig macht. (6)

*) s. Tafel zur Kriegsbauk. fig. 6.

Elsterschnecke, (Conchyl.) die Elster, der Soltadt. Franz. *la Veuve*, *la Pie*, *petit Deuil*; holländ. *Soldaat*, *Turbo pica* L. XII. p. 1235. Sp. 622. Lister *Hist. Conchyl.* tab. 640. fig. 30. Bonanni *Recreat. & Mus. Kircher.* Class. III. fig. 29. 30. Gualtieri *Ind. testar.* tab. 68. fig. B. Klein *Method.* tab. 2. fig. 52. Argenville *Conchyl.* tab. 8. fig. G. mala. Regenfuß Th. I. tab. 6. fig. 66. tab. 11. fig. 57. Knorr Vergnüg. Th. I. tab. 10. fig. 1. Th. II. tab. 21. fig. 3. Adanson *Hist. du Seneg.* tab. 12. fig. 7. Livon. Martini Conchylienk. Th. V. tab. 176. fig. 1750. 1751. Ist irgend ein Name für eine Conchylie glücklich gewehlt, so ist es der Name der Elster für die gegenwärtige, weil ihre schwarz und weissen Flecken einer Elster allerdings gleichen. Warum sie aber bey den Holländern der Soltadt heisse? davon weiß ich den Grund der Benennung nicht anzugeben. Einige Schriftsteller heissen sie auch um ihres schwarzen Farbenkleides willen die Wittwe. Sie hat eine starke Schale und einen kräusselförmigen Bau, daher ist sie gemeiniglich so hoch als sie breit ist. Ihre Mundöffnung ist rund, daher sie Linne mit Recht von den Kräusseln getrennet, und zu den Mondschnecken gelegt hat. Sie hat einen überaus weiten und tiefen Nabel, der nach der Mündungsseite zu einen grossen hervorstehenden Zahn hat. Die fünf bis sechs Windungen sind stark gewölbt und aufgeblasen, doch ist die erste merklich gedrückt, und daher entsteht eben der kräusselförmige Bau der Conchylie. Die Mündungslefze ist ziemlich scharf, und völlig ungezahnt. Die Farbe ist schwarz mit weissen Flecken und Flammen; bald mehr schwarz bald mehr weiß; und wenn sie denn vorzüglich reich an schwarzer Farbe sind, so werden sie eben von einigen Wittben genennet. Unter diesem schwarzen Farbenkleide liegt die schönste Perlmutter, die sich auch in der Mundöffnung zeigt, und eben darum pflegt man diese Schnecken zuweilen abzuschleiffen, und auf mancherley Art zu bearbeiten. Gemeiniglich ist die Endspitze abgerieben.

Wenn diese Elster aus der See kommt, so ist sie gemeiniglich mit vielem Seeschlamm, Seetoph und Corallmoos dergestalt überzogen, daß sie mit vieler Arbeit gereiniget werden muß; und wenn man sie dann mit sauern Geistern angreift, so läßt sie ihre schwarze Farbe dergestalt fahren, daß sie Hand und Bürste beschmutzet. Die Franzosen pflegen sie daher Teinturiers die Färber zu nennen. Sie wachsen bis zu vier Zoll breit und eben so hoch, und werden an allen Stranden der westindischen Zuckerinseln und in mehrern Meeresgegenden in grosser Menge gefunden.

Der Deckel womit die Elster ihre Mundöffnung zu verschliessen pflegt, wird von Martini Conchyl. Th. IV. tab. 151. fig. 1420 1421. und Schröter Journal Th. V. fig. 13. abgebildet. Er ist hornartig dünne und rund, doch ein wenig Napf- oder mollenförmig, gegen die Sonne ist er ganz hellgelb und durchsichtig, ausserdem aber ist die innere Seite braun und schielt em wenig in das Grüne. Er ist wie eine Schlange in einander gerollt, oder wie ein Helicit gewunden, dergestalt daß die Windungen allmählig und ganz regelmässig abnehmen. Von aussen sind diese Windungen weniger deutlich, doch für ein scharfes Auge des Naturforschers deutlich genug.

Herr Schröter zehlte an seinem abgebildeten Beyspiele 9 Windungen, wahrscheinlich aber können derselben mehr und weniger seyn, nachdem der Deckel grösser oder kleiner ist, oder für eine grössere oder kleinere Elsterschnecke gehöret. (10)

Elstertoukan, s. Toukan, (*Ramphastos Picatus* L.)

Eltanin, (Astron.) s. Drache.

Elte, (*Cyprinus Cephalus* L.) s. Karpfe, Großkopf.

Elter, s. Erle und Birke.

Elterliche Gewalt. Daß die Eltern nach dem Naturrecht eine gewisse Gewalt über die Kinder haben, ist unleugbar. Aber über den Grund derselben wird gestritten. Einige leiten sie aus der Occupation her; die Kinder seyen eine herrenlose Sache und würden von den Eltern occupirt. Andere gründen sie auf die Alimentation und den vermuthlichen Consens der Kinder; andere auf den göttlichen Willen; wieder andere auf das Vergnügen des Beyschlafs und auf die Regel: wer allen Nutzen von einer Sache zieht, muß auch die damit verbundene Beschwerde tragen. Sehr viele nehmen die Generation zum Grund. Wer eine Sache macht, sagen sie, dem gehört sie; atqui, ergo. Endlich glauben einige, daß die Stärke der Eltern und das Recht des Stärkeren das Fundament der elterlichen Gewalt sey. Wir halten alle diese Meynungen für ungegründet und glauben die elterliche Gewalt gründe sich auf die Pflicht der Erziehung. Die Eltern haben das Kind ohne sein Wissen und Willen in einen hülflosen Zustand gesetzt. Sie können ihm ohne Beleidigung ihren Beystand nicht versagen; sie sind schuldig es zu erziehen. Die Erziehung erfordert Mittel. Die Eltern also sind zu allen diesen Mitteln berechtiget, ohne welche die Erziehung nicht geschehen kann. Der Inbegriff der Rechte, welche ihnen in dieser Rücksicht zustehen, macht die elterliche Gewalt nach dem Naturrecht aus. Die Eltern haben daher das Recht die Handlungen des Kindes zu lenken, so lang bis es im Stande ist, sich selbst zu leiten. So bald es dazu fähig wird, hört die elterliche Gewalt auf; obgleich die Pflicht der Dankbarkeit darum nicht wegfällt, und ein Kind es noch immer sich selbst schuldig bleibt, in wichtigen Fällen nichts ohne den Rath der Eltern zu thun. Wann die Kinder eignes Vermögen haben, so sind die Eltern zwar befugt, die Erziehungskosten daraus zu nehmen, aber einen wahren Nießbrauch mit allen den Bestimmungen, die er im römischen Recht hat, kann man darum den Eltern nach dem Naturrecht nicht zuschreiben. Da übrigens die elterliche Gewalt sich auf persönliche Eigenschaften gründet, so ist sie ein ganz persönliches Recht, (jus personalissimum), und kann daher ohne Einwilligung der Kinder nicht auf Fremde übertragen werden. (3)

Eltern, s. auch Aeltern.

Eltern, (juristisch) werden Vater und Mutter in Beziehung auf ihre Söhne und Töchter genennt, und öfters werden unter denselben auch die Groseltern in Beziehung auf die Enkel verstanden; auch eine unehliche Mutter hat die Rechte und Verbindlichkeiten der Eltern, aber nach römischen Recht niemals der Vater, welcher ein Kind ausser der Ehe erzeugt hat; welches jedoch heutzutag in Ansehung der Alimente des aus einem Stuprum erzeugten Kindes sich anders verhält; der adoptirende Vater hat die Rechte der Eltern nach dem alten römischen Recht ohne Unterschied, welche jedoch von Justinian in Rücksicht deßjenigen Adoptanten, welcher nicht von den natürlichen Vorfahren des Adoptirten ist, sehr eingeschränkt worden.

Die Rechte der Eltern sind entweder beyden gemeinschaftlich, oder sie stehen nur einem derselben besonders zu; von diesen welche, was den Vater betrift, hauptsächlich aus der väterlichen Gewalt ihren Ursprung haben, wird unter den Artikeln Vater und Mutter besonders gehandelt werden. Die Eltern sind ihren Kindern den Unterhalt schuldig, so lange diese nicht das hiezu nöthige Vermögen haben, oder sich den Unterhalt selbst verdienen können, ja wenn die Kinder eignes Vermögen haben, wovon aber den Eltern die Nutznießung zusteht, so sind diese den Kindern den Unterhalt schuldig, ohne daß sie wegen desselben etwas aufrechnen könnten; nach dem römischen Recht mußte hauptsächlich der Vater die Kinder unterhalten; wenn dieser hiezu unvermögend oder gestorben war, waren die väterliche Ascendenten, und erst in deren Ermanglung die Mutter hiezu verbunden; allein auch nur derjenige Vater, welcher die Kinder in einer rechtmässigen Ehe oder mit Concubinen erzeugt hatte, war zum Unterhalt der Kinder verbunden, da hingegen in andern Fällen, wenn ein Kind ausser der Ehe erzeugt worden war, nur die Mutter und ihre Ascendenten es unterhalten mußten, heutzutage aber hält man auch denjenigen Vater, der aus einem Stuprum oder Fornication Kinder erzeugt hat, für verbunden, diesen den Unterhalt zu geben, nur mit dem Unterschied, daß der unrechtmässige Vater allein zu dem nöthigen Lebensunterhalt, der rechtmässige aber zu einem Unterhalt im weitläuftigern Verstand, welcher eine dem Stand und Vermögen des Vaters angemessene Erziehung in sich begreift, verbunden sind; den aus Blutschande oder Ehebruch erzeugten Kindern sind zwar nach dem römischen Recht die Eltern keinen Unterhalt schuldig, allein nach der heutigen Praxis werden sie billig dazu angehalten; wann die Eltern oder weitere Ascendenten in grosse Armuth gerathen, und die Kinder vermögend sind, so sind auch diese zum Unterhalt der Eltern verbunden. So wie die Kinder Erben ihrer Eltern sind, (s. Kinder) so sind auch die Eltern und weitere Ascendenten Erben ihrer ohne Descendenten verstorbenen Kinder, und werden sogar unter die Notherben, welchen die Kinder einen Pflichttheil schuldig sind, gerechnet; wann aber die Kinder ihre Eltern im Testament mit Stillschweigen übergehen, oder ohne rechtmässige Ursache enterben, so wird auf Verlangen der Eltern das Testament als inofficiosum aufgehoben. Den Eltern steht es frey, wenn sie nur unter ihren Kindern einen letzten Willen anordnen, solches ohne alle Feyerlichkeiten zu thun; (s. Testament der Eltern unter Kinder) wenn die Kinder sinnlos, oder nach der Meynung anderer Rechtsgelehrten überhaupt in einem solchen Zustand sind, daß sie unerachtet der erlangten Mannbarkeit dennoch kein Testament machen können, so steht es den Eltern frey, denselben auf den Fall, wenn sie in diesem Zustand ohne ein giltiges Testament mit Tod abgehen sollten, einen andern Erben nachzusetzen; (s. Substitutio exemplaris) die Kinder haben in wichtigen Vorfällen, z. B. bey ihrer Verheyrathung, bey Erwählung und Bestimmung ihrer künftigen Lebensart die Einwilligung ihrer Eltern nöthig. Eltern werden nie zu einem Zeugniß wider ihre Kinder, und diese nie zum Zeugniß wider die Eltern gezwungen, und das Zeugniß,

welches sie für einander ablegen, wird immer für verdächtig gehalten. Eltern können für ihre Kinder, und diese für ihre Eltern als vermuthete Gewalthaber vor Gericht erscheinen. Ein Mord, welchen Eltern an ihren Kindern, oder Kinder an ihren Eltern begehen, ist nach dem römischen Recht ein Parricidium, und wird auch nach deutschen Rechten mit einer geschärften Strafe belegt. (38)

Eltern. (jüdisch) Ausser demjenigen, was oben unter dem Artikel: Aeltern, überhaupt von ihnen gesagt worden, wollen wir von den Rechten und Pflichten derselben noch dasjenige anführen, was in den positiven Gesetzen der Juden gegründet ist. Die elterliche, besonders väterliche Gewalt gieng bey den Israeliten sehr weit. Sie gieng zwar nicht so weit, daß sie ein Recht über das Leben und Tod derselben hatten, wie bey den ältern Römern; aber sie hatten doch sonsten noch grosse Vorrechte, und wir finden in dem mosaischen Recht keine Spur, daß solche nur bis auf gewisses Alter eingeschränkt gewesen. Freylich was die Töchter anbelangt, so kamen sie nach ihrer Verheyrathung aus der elterlichen Gewalt; aber wenn man bedenkt, daß die Heyrathen der alten Hebräer durch den Verkauf der Töchter gestiftet wurden, so wird man sich nicht wundern, daß der Vater alsdenn kein Eigenthum mehr über seine verkaufte Tochter hatte. Bey der Verheyrathung der Kinder kam es lediglich auf den Willen der Eltern an; der Vater, oder auch die Mutter nahm den Söhnen eine Frau, ohne daß diese vorher um ihre Einwilligung gefragt wurden. 1 B. Mos. 21, 21. 24. 2 B. Mos. 21, 9-11. B. der Richter 14, 2. Auch nach der Verheyrathung blieb der Sohn in elterlicher Gewalt, so lang der Vater lebte; er bekam keinen eigenen Acker, so lang der Vater lebte, sondern er blieb gleichsam als Knecht in dem Hause seines Vaters; auch wenn er geheyrathet hatte, stund er noch in des Vaters Brod. Daher eine grosse Menge Söhne bey den Hebräern für einen grossen Reichthum gehalten wurde. Ueber die Töchter scheint der Vater noch mehr Recht gehabt zu haben, als über die Söhne. Wenn eine wider ihres Vaters Willen, ein Gelübde gethan hatte, so konnte es der Vater aufheben; aber dieses war ihm bey den Gelübden der Söhne nicht erlaubt. Es scheint, daß die Eltern in gewissen Fällen das Recht gehabt haben, ihre Kinder zu Leibeigenen zu verkaufen; freylich war es nicht erlaubt, solche an auswärtige, heidnische Völker zu verkaufen, aber doch an Israeliten. Moses verordnete zwar nichts ausdrücklich darüber, aber aus einigen Umständen läßt sich dennoch schliessen, daß es unter den Israeliten nicht ungewöhnlich war. Hatte jemand Schulden, und konnte sie nicht bezahlen, so konnte sich der Schuldherr an dessen Kindern bezahlt machen, und sie zu Knechten nehmen. 2 B. der Kön. 4, 1. Jes. 50, 1. Was nun in diesem Fall Rechtens war, das konnte auch ein Vater in andern dringenden Umständen thun, und seine Kinder an andere zu Knechten verkaufen. Es scheint zwar etwas hart zu seyn, aber wenn man bedenkt, daß ein Vater ohne dringende Noth solches nicht werde gethan haben; daß er dadurch seinen Kindern Unterhalt verschafte, den er ihnen sonst nicht geben konnte; daß er sie bey bessern Umständen wieder loskaufen konnte; daß sie in dem Erlaßjahr wieder frey werden konnten; so wird man es nicht so hart finden, als es dem ersten Anblik nach scheinen möchte. Setzt man dieses zum Grund, so wird begreiflich, warum 1 B. der Kön. 3, 16-28. eine Hure Anspruch auf ein fremdes Kind machte, welches sie nicht würde gethan haben, wenn sie nicht einen Vortheil davon gehabt, und solches etwa verkaufen hätte können. Deutlicher bestimmt Moses ein andres Recht das Eltern gegen ihre Kinder haben, daß sie von ihnen Ehrerbietung und Gehorsam fordern konnten; dieses schärfte ihnen Moses mit allem Ernste ein. Erstlich setzt Moses auf alle grobe Verbrechen gegen die Eltern Todesstrafe. Diese Verbrechen sind, den Eltern fluchen, 2 B. Mos. 21, 17. 3 B. Mos. 20, 9. die Eltern schlagen, 2 B. Mos. 21, 15. Unter dem ersten Verbrechen wird nicht allein das eigentliche Fluchen, da man einem andern Böses anwünscht, verstanden, sondern das hebräische Wort קלל begreift auch alle grobe Scheltworte. Die Rabbinen dehnen dieses sogar auf die Scheltworte, die man aus Verachtung gegen die Eltern nach ihrem Tode ausstößt. Ob nun zwar nicht zu erweisen ist, daß sich die angesetzte Todesstrafe auch auf diesen Fall erstrecke; so ist es doch gewiß, daß derjenige, der seinen Eltern auch nach ihrem Tode flucht, seine Schuld vor Gottes Gericht tragen müsse. Kinder, die so weit aus der Art geschlagen sind, daß sie ihren Eltern fluchen, von denen ist keine Besserung zu hoffen, sie heben allen Gehorsam auf, und zerrütten sogar die körperliche Gesellschaft. Nach den athenienſischen Gesetzen, wurde ein Sohn, der seinen Vater geschmähet hatte, enterbt. Zu den Zeiten Christi war durch die verderbte Moral der Pharisäer ein besonders Verbrechen gegen dieses Gesetz zur Mode geworden. Wenn ein ungerathener Sohn im Zorn seinen Eltern alle Hülfleistung entziehen wollte, so sagte er: Korban, d. i. alles, womit ich dir helfen könnte, soll dir versagt, und Gott gelobt seyn. Die Pharisäer hielten ein solches abscheuliches Gelübde für verbindlich, und gaben wirklich die Entscheidung, daß ein Sohn, der ein solches Gelübde gethan hätte, verpflichtet gewesen, seinen Eltern nicht das geringste zufliessen zu lassen, weil es Gott geheiligt sey. Christus sagt ihnen aber gerade heraus, daß sie hiedurch das göttliche Gebot aufhüben, und es sey eben so viel, als wenn ein solcher Sohn seinem Vater oder Mutter fluchte, und gewiß, es kann jemand seinen Eltern nicht thätiger fluchen, als wenn er ihnen alle Hülfe versagt. Auf dieses Verbrechen ist nach den oben angeführten Stellen die Todesstrafe gesetzt. Das andere Verbrechen, auf welches Moses ebenfalls die Todesstrafe setzt, ist das Schlagen der Eltern. 2 B. Mos. 21, 15. Obgleich schlagen oft so viel heißt, als tod schlagen, so kann es doch hier nicht in dieser eingeschränkten Bedeutung genommen werden; denn auf jeden vorsetzlichen Mord ist Todesstrafe gesetzt. Moses versteht also hier alle Gewaltthätigkeit an Eltern. Wer in der Bosheit einmal so weit gekommen ist, daß er sich selbsten an denjenigen vergreift, denen er nächst Gott das Leben zu danken hat, der hat alle Furcht Gottes verlohren. Zwischen dem Verbot von dem Fluchen der Eltern, und demjenigen von dem Schlagen derselben, steht das Verbot von dem Menschendiebstahl in der Mitte. Hierüber macht Aben-Esra diese in der That weithergesuchte Anmerkung, es sey dieses deswegen geschehen, weil ein Kind, welches in seinem zarten Alter gestohlen und an Fremde verkauft worden wäre; hernach wieder in das Land zurück kommen, und ohne es zu wissen seinem Vater fluchen könnte; deswegen habe Moses diese Ordnung beobachtet. Wir wollen ihm diese Anmerkung schenken, und lieber eine andere anführen, die näher zu der vorliegenden Sache gehört. Moses sagt: wenn jemand einen Sohn hat,

der allerley böſe Händel anfängt, dabey ungehorſam iſt, auf die Worte ſeiner Eltern nicht achtet, ſie ihn auch thätlich gezüchtigt haben, und er ihnen doch nicht gehorcht; ſo ſollen ſie ihn vor die Aelteſten bringen, und er ſollte nach Urtheil und Recht geſteinigt werden, 5 B. Moſ. 21. 18. folg. Uns kommt freylich dieſes Geſetz hart vor, die wir noch andere Mittel haben, einen ſolchen Menſchen, der die öffentliche Sicherheit ſtöret, auſſer Stand zu ſchaden zu ſetzen; aber Moſes hatte keine Gefängniſſe; und folglich blieb ihm nichts anders übrig, dieſem Uebel vorzubeugen, als Todesſtrafe darauf zu ſetzen, indem nicht nur das Leben der Eltern, ſondern auch anderer Perſonen, bey einem ſolchen Menſchen in beſtändiger Gefahr war. Gott hat aber nicht nur durch Pönalverordnungen die Ehrerbietung gegen die Eltern feſt geſetzt, ſondern er beſtimmt auch dieſe Pflicht in denen Geſetzen genau, die er vom Berg Sinai gegeben hat, und giebt ihr unter denjenigen, welche den Nächſten angehen, die erſte Stelle. Paulus nennt es deswegen das erſte Gebot. Eph. 6, 1. Zweytens ſetzt er noch eine beſondere Verheiſſung hinzu: damit du in dem Lande, das dir der Herr dein Gott geben wird, ein hohes Alter erreicheſt. Dieſes enthält zugleich vermöge des Gegenſatzes die Drohung in ſich, wer dieſes Gebot übertrette, habe das Gegentheil zu befürchten. Gott nimmt alſo, inſofern er König der Iſraeliten iſt, die Sanction dieſes Gebotes ſelbſten über ſich, und verſpricht ſeine belohnende und beſtrafende Providenz an denen auszuüben, die dieſes Gebot entweder beobachten, oder übertretten würden.

Was die heutigen Juden anbelangt, ſo ſind die elterlichen Pflichten und Rechte gleichfalls ein Gegenſtand, der in ihren Geſetzbüchern vorkommt. In dem Talmudiſchen Tractate, Kidduſchim wird von der Erziehung der Kinder beſonders gehandelt. Beſonders wird von dem Vater verlangt, daß er die Kinder zur Erlernung des Geſetzes und der Gebote anhalte; ſie verſprechen demjenigen, der dieſes thut, die ewige Seeligkeit; ja ſie ſagen, wer ſeinen Sohn im Geſetze unterrichte, habe eben ſo viel gethan, als wenn er ſelbſt das göttliche Geſetz vom Berge Sinai empfangen habe. Ein Rabbine ſagt: wer ſeinen Sohn das Geſetz lehret, ſey würdig, in der himmliſchen hohen Schule vor dem Angeſichte Gottes zu ſitzen, um daſelbſt das Geſetz zu ſtudiren. Sie ſagen ferner der Menſch ſoll ſeine Lebensjahre in drey Theile theilen, den erſten ſoll er mit Leſung der heiligen Schrift, den andern mit der Miſchna, und den dritten mit der Gemora zubringen, das erſte ſoll im 5ten, das zweyte im 10ten, und das dritte im 13ten Jahr geſchehen. Ob nun gleich das Hauptweſen in der Erziehung dem Vater zukommt, ſo iſt doch auch die Mutter dazu verpflichtet, und die Juden geben in verſchiedenen ihrer Bücher ganz gute Erziehungsregeln; allein in der Ausübung fehlt es größtentheils, und der Geiſt des Schacherns iſt faſt das einzige, womit ſich die practiſche Erziehung der Juden beſchäftigt. Indeſſen kann man doch ſagen, daß bey den Juden zwiſchen Eltern und Kindern eine ausnehmende Zärtlichkeit angetroffen wird; auch die ärmſten unter ihnen wenden ſo viel an, als ſie können, ihre Kinder in dem Geſetz zu unterrichten, ja ſie betteln oft das Geld dazu zuſammen; ſie bieten alle ihre Kräfte auf ihre Kinder bey ihrer Verheyrathung gut auszuſtatten, und verarmen oft ſelbſt darüber. Von Kinder- und Vatermord, wird man faſt kein Beyſpiel unter ihnen antreffen. Demohngeachtet iſt die Erziehung, beſonders in Anſehung der Töchter herzlich ſchlecht. In dem vorhin angeführten Tractat, Kidduſchim, wird zwar gelehrt, wozu die Söhne unterrichtet werden ſollen; von den Töchtern aber ſteht kein Wort da. Es heißt daſelbſt, jedermann ſoll ſeinen Sohn eine unſchuldige und leichte Handthierung lernen laſſen, und nicht darauf ſehen, was am meiſten einträgt; ſie wählen aber nicht gern eine ſolche Lebensart, die mühſam iſt. Es heißt in der angeführten Stelle: haſt du dein Lebetage einen Vogel, oder ein Thier geſehen, das eine Handthierung hat? dieſelben nähren ſich ohne Mühe, und ſind doch nur erſchaffen, mir zu dienen: ich bin aber erſchaffen meinem Schöpfer zu dienen; iſt es alſo nicht auch billig, daß ich mich ohne Mühe nähre? Ein feiner Schluß. R. Nehorai ſagt: ich will alle Handthierungen in der Welt fahren laſſen, und meinen Sohn nichts, als das Geſetz lehren; denn davon genießt ein Menſch die Belohnung in dieſer Welt, und das Capital bleibt ihm ſtehen, bis in jene Welt. Mit allen übrigen Handthierungen iſt es nicht ſo beſchaffen. Wenn jemand ſeiner Arbeit nicht abwarten kann, ſo muß er Hungers ſterben; mit dem Geſetz aber verhält es ſich nicht ſo, daſſelbe bewahret in der Jugend vor allem Böſen, und giebt ihm Troſt und Hoffnung im Alter. Von allem dieſem hören die jüdiſchen Töchter nichts. Sie bringen es ſelten höher, als daß ſie ihre jüdiſche deutſchen Bücher, welche voller abergläubiſcher Grillen ſind, leſen können. Die Juden halten ſehr viel darauf, daß die Kinder ihren Eltern Reſpect erweiſen. Kein Kind darf den Stand oder Sitz ſeiner Eltern, weder in der Synagoge, noch an andern öffentlichen Orten einnehmen, ihnen nicht widerſprechen, oder einreden, ſie weder im Leben noch nach dem Tode, mit ihrem bloſen Namen, ſondern allezeit, mein Herr Vater, meine Frau Mutter, nennen. Wenn auch ein Sohn erwachſen iſt, und von der Erhaltung ſeiner Eltern nicht mehr abhängt, ſo muß er noch Reſpect für ſie haben; wenn er in ſeinem feyerlichſten Anzuge, in öffentlicher Geſellſchaft, unſchuldigerweiſe vom Vater oder Mutter geſchlagen, beſchimpft, beſpien, oder ſonſt auf das übelſte behandelt würde; ſo muß er es mit aller Gedult ertragen. Sind es die Eltern bedürftig, ſo müſſen ſie die Kinder mit Speiſe, Trank, Betten, Wohnung und allem, was zum Unterhalt nöthig iſt, verſorgen, und was ſie ihnen geben, mit freundlichem Geſichte geben; denn wenn einer ſeine Eltern täglich mit den köſtlichſten Speiſen ſpeiſete, und ſich doch verdrießlich erzeigte; ſo würde er ſeine Strafe zu gewarten haben. Wenn die Eltern vor einem Kind vorbey gehen, ſo muß es vor ihnen aufſtehen. So hoch halten ſie das Gebot: ehre Vater und Mutter. (22)

Elteſter. ſ. Aelteſter, wie auch Preßbyter. Dieſer aus der heil. Schrift genommenen Benennung hat man ſich in den evangeliſchen Brüdergemeinen verſchiedentlich bedient, und damit theils die zu Berathung der geſammten Brüderunität oder auch einzelner Gemeinen angeſtellte Diener, theils aber, ſonderlich in den erſten Zeiten, vornemlich diejenigen bezeichnet, welchen die Seelenpflege nach den verſchiedenen Chorabtheilungen anbefohlen war. Gegenwärtig haben alle dieſe Aemter ihre beſondere Benennungen. Die Aelteſten Conferenz aber (denn auſſer dieſer Verbindung wird die Benennung — Aelteſten — gewöhnlich nicht mehr gebraucht) iſt in einer jeden ordentlich eingerichteten Brüdergemeine die Geſellſchaft derjenigen Diener derſelben, welchen gemeinſchaftlich die Direction und Berathung dieſer Gemeine aufgetragen iſt.

Auf gleiche Weise ist die Aeltesten Conferenz der Unität, eine Gesellschaft von Dienern der Unität, welchen zusammen die Berathung aller Angelegenheiten, die die Unität ins Ganze betreffen, die Wache über alle einzelne Theile derselben und die Sorge für die Erhaltung der gehörigen Gemeinschaft und Verbindung derselben anvertraut ist.

Es ist aber hiebey, so wie bey allen andern in der Brüderunität dermalen vorhandenen Einrichtungen, zu bemerken, daß solche nicht nothwendig in derselbigen Maaße auf alle künftige Zeiten fordauren müssen; sondern es wird auf den Synoden der Brüderunität die von Zeit zu Zeit gehalten werden, jedesmal aufs neue dasjenige vestgesetzt, was für die Zeit am rathsamsten befunden wird. (Ia)

Eltis. s. Iltis.

Elu ist ein Beyname der Cardamomen. (9)

Elutriatio. s. Schlämmen.

Elváad. (Astronomie) s. Gefäß.

Elvela, ist ein Beyname der purpurfarbenen Gallerte (*Tremella purpurea* L.) des Pfifferling Blätterschwammes, (*Agaricus Cantharellus* L.) einiger Schüsselschwämme (*Peziza* L.) und des Faltenschwammes. (*Helvella* L.) Herr Gleditsch hat ein Schwammgeschlecht mit diesem Namen bezeichnet dessen Gattungen unter den eben angeführten Artikeln: Schüsselschwamm und Helvelle sollen beschrieben werden. (9)

Elvidianer. s. Helvidianer.

Elul, ist der Name eines Monates, sowohl im syrischen als im jüdischen Jahre. In jenem ist er der letzte, hat 30 Tage und kommt mit dem Julianischen September überein. Im neuen jüdischen Jahre ist er gleichfalls der letzte, im alten aber der sechste und hat in beyden 29 Tage. (6)

Eluteria. s. Chaquerillenbaum, (*Clusia Eluteria* L.)

Elwandu oder **Lowardo,** ist eine Abartung von dem Wanderu (s. Bavian), welche einen schwarzen Bart hat, der Körper ist grau. (9)

Elxen, (botan.) ist ein Beyname des Vogelskirschen Pflaumbaumes (*Prunus Padus* L.) (9)

Elymus. s. Haargras.

Elyos, ist ein Beyname der Aaleidechse, (*Lacerta anguina* L.) (9)

Elysium. Ob sich gleich die Dichter gemeiniglich dem Feuer ihrer Begeisterung überlassen, die selten unter der Aufsicht und Leitung der Vernunft bleibt; so haben sie dennoch vom Zustande der Seelen nach dem Tode fast gleiche Gedanken von jeher gehabt. Da aber jeder dabey seinem Eigensinne gefolgt ist, so darf man es sich nicht befremden lassen, wenn man so viele besondre Vorstellungen davon in ihren Werken findet. In der That sind sie, ob sie wohl überhaupt darinnen einstimmen, daß die Seelen entweder in die Elysäischen Felder, oder in den Tartarus kommen, dennoch alsdann nicht mit einander einig, wenn sie die Lage dieser beyden Aufenthalte der Seelen nach dem Tode, von denen beyden, ihres Zusammenhangs wegen dieser Artikel handeln wird, angeben sollen.

Einige verlegen die Elysäischen Felder mitten in die Luft; andere in den Mond, noch andere in die Sonne; und endlich setzen sie einige in den Mittelpunkt der Erde, gleich neben den Tartarus. Die gemeinste Meynung ist, daß sie auf einer von denjenigen Inseln des Weltmeers anzutreffen seyen, welche man damals die glückseligen Inseln nannte und mit den Canarischen gemeiniglich für einerley hält. Kannte man aber wohl damals Inseln, die vom vesten Lande so weit abliegen? Wir werden also besser thun, wenn wir sagen, daß, nach ihrer Vorstellung, der Aufenthalt der Seeligen in den reizenden Gefilden von Bätika, dem heutigen Andalusien, zu suchen sey, als wohin die Phönizier schon in den ältesten Zeiten gekommen waren. Dies Land war sehr lieblich, und wurde überall von Flüssen, Bächen und Quellen durchflossen. Man fand daselbst reizende Ebenen, bezaubernde Büsche und Wälder. Die Berge waren von Gold und Silber ergiebig, und die Erde brachte alles, was zur Nothdurft des Lebens gehört, im Ueberflusse hervor. Dies ist die Vorstellung, welche die Alten davon machen; und nichts war daher fähiger, den Poeten die reizenden Beschreibungen darzubieten, die sie von dem Aufenthalte der Seeligen entwerfen.

Ueberdies ist auch der Fluß Tarteſſus, der diese Provinz durchströhmet, ohne Zweifel der Tartarus der Poeten; wenigstens hegt der gelehrte Bochart diese Meynung. So lag auch dieses Land am Ende der Welt; denn vor Zeiten wußte man von keinem Lande, das weiter hinaus läge, glaubte daher, daß die Sonne alle Abende in das Weltmeer hinabsänke, und der Welt bis zum folgenden Morgen nicht weiter leuchtete. Wenn man dies dazu nimmt, so ist ganz augenscheinlich, daß man sich einbilden müssen, als ob dies Land von ewigen Finsternissen bedeckt werde.

Eben diese Poeten sind auch in Ansehung der Hölle nicht weniger von einander verschieden. Alles was man aus des Hesiodus Theogonie davon zusammen bringen kann, bestehet darinnen, daß dieser Ort, den er allezeit Tartarus nennt, ein Gefängniß ist, worein die Titanen und Saturn selbst geworfen worden, und daß dieses fürchterliche Gefängniß durch ein gewisses Wesen bewacht worden, von dem man nicht recht weiß, was man eigentlich daraus machen soll. Hesiodus nennt es Kampe, und Jupiter ließ dasselbe, da er Herr der Welt worden war, durch hunderthändichte Riesen bewachen.

Homer hatte von diesem Aufenthalte der Todten weit deutlichere Begriffe, und, ihm zufolge, wurden die Seelen sämmtlich durch den Merkur dahin gebracht. Er setzte sogar den Ort dieses Aufenthalts vest, nemlich in dem Lande der Cimmerier, eines Volks, dessen Wohnungen von ewigen Finsternissen umhüllet würden, an dem äussersten Ende des Oceans, wo der Styx, der Pyriphlegeton, und die übrigen Flüsse der Hölle, sich ergiessen. Die Alten sind sehr verlegen darüber gewesen, wenn sie es unternommen haben, zu bestimmen, von was für einem Lande hier der Poet habe reden wollen. Einige behaupten, daß man die Gegenden um Cadix oder Bätica darunter verstehen müsse; denn dieses Land liege an dem äussersten Ende des Oceans, wo die Sonne in die Fluten unterzusinken pflege, und wo folglich diese Finsternisse seyn müßten, von denen der Poet rede. Andre stehen in den Gedanken, dieser Dichter, den man allezeit für einen vortreflichen Geographen angesehen, habe dadurch ein Volk im Norden bezeichnen wollen, und zwar eben dasjenige, welches zu ganzen Monaten des Lichts der Sonne beraubt ist. Noch andre glauben, daß man Völker darunter verstehen müsse, welche das äusserste Ende des Pontus Euxinus bewohnten, als wo das Land der Cimmerier wirklich gelegen war. Dieser Meynung ist Strabo günstig; denn er sagt, da er vom Homer redet. Diesem Poeten sind die Cimmerier

des Bosphorus bekannt gewesen, die gegen Mitternacht in einer Gegend wohnen, welche stets mit dicken Wolken verdeckt wird; und sie konnten ihm nicht unbekannt seyn, denn um die Zeit, da er gebohren worden, oder wenig Jahre vorher, drangen die Cimmerier mit ihren Streifereyen, bis nach Jonien.„ Homer kannte demnach die Cimmerier des Bosphorus, und vermöge der Freyheit, die der Poesie vergönnt ist, versetzt er sie auf die Küsten von Italien, so wie gleichfalls die Cyaneä oder Symplegaden, diese Felsen an der Einfahrt in den Pontus Euxinus, von ihm dahin versetzt worden.

Le Clere glaubt, daß Homer von den Epiroten oder Thesproten habe reden wollen, einem Volke, das stets in Bergwerken arbeitete, und also wirklich in Finsternissen begraben war; und über dieses findet man in Epirus, die Flüsse, von denen der Poet redet. Gleichwohl ist es augenscheinlich, daß man so weit nicht gehen dürfe, die Cimmerier aufzusuchen, von denen Homer redet. Sie wohnten an den westlichen Küsten von Italien, zwischen Baja und Puteoli. Der Grund, der sich davon angeben läßt, ist dieser, daß Ulysses noch an eben dem Tage, an welchem ihn Circe beurlaubt, daselbst anlangt. Die Beschreibung, welche Homer von dieser Gegend giebt, ist nach dem Strabo, der Geographie sehr gemäß; und wenn der Poet hinzusetzt, dieser Ort liege am äussersten Weltmeere, so ist dieß eine von den Freyheiten, zu denen die Poesie berechtigt.

Circe sagt aber zum Ulyß, da er über ihren Antrag erschrickt, in die Hölle hinunter zu steigen, und daselbst den Schatten des Tiresias über die Zukunft zu befragen. Richte deinen Mast auf, spanne weisse Seegel auf, und sey unbekümmert. Das blosse Blasen des Boreas wird dich dahin führen, und wenn du den Ocean durchstrichen, wirst du einen bequemen Ort finden, die Wälder der Proserpina, die voll unfruchtbarer Bäume sind. ——— Lande an dieser Küste des Oceans, und gehe von dannen zu dem finstern Palaste des Pluto, in der Gegend wo der Acheron den Pyriphlegeton und den Kocytus, welcher ein Ausfluß der Fluten des Styx ist, in seinen Strom aufnimmt.„ Da Ulysses mit dieser Anweisung, wie er seinen Weg zu richten habe, versehen war, so gieng er den Morgen drauf zu Schiffe, und noch am Abend eben desselbigen Tages gelangte er an den Ort, den diese Göttin ihm bezeichnet hat.

Es ist demnach augenscheinlich, daß der Ocean hier zu keinem andern Ende angebracht ist, als der Schiffahrt dieses Helden desto mehr Wunderbares einzustreuen. Und Strabo sagt ausdrücklich. „daß die Cimmerier des Homers auf den Küsten von Italien zu suchen sind, das leidet gar keinen Zweifel„. Die Alten, so setzt er hinzu, haben Homers Nekromantie nahe an den See Avernus verlegt„. Hier finden wir die Flüsse, deren in der angeführten Stelle gedacht wird. Servius ist eben dieser Meynung, und zeigt zugleich den Grund an, der den Dichter veranlaßt, von diesem Lande zu sagen, daß es mit Finsternissen bedeckt werde.„ Nahe bey Baja, sagt dieser gelehrte Ausleger, findet sich ein Ort, der tief liegt und sehr düster ist. Er wird auf allen Seiten von hohen Gebirgen eingeschlossen, welche verhindern, daß man weder den Aufgang, noch den Niedergang der Sonne sehen kann.„ Nimmt man dazu noch, daß in dieser Gegend der See Avernus angetroffen wird, dessen Dünste ehedem tödtlich waren, so wird man den Homer darüber rechtfertigen können, daß er den Eingang in das Reich des Pluto hieher verleget hat.

Plinius setzt noch hinzu, daß ausser dem acherontischen See, dem See Avernus, und dem verbrannten Feldern der Phlegräer, auch vor Zeiten eine Stadt hier gestanden, welche Cimmerium geheissen. Bochart kann daher, daß wir solches im Vorbeygehen anmerken, gar wohl Recht haben, wenn er sagt, daß das Wort cimmerisch von dem phönizischen Worte Cimmir herkomme, welches finster oder vielmehr Schwärze der Finsternisse bedeute. Darinnen aber betrügt er sich, wie ich glaube, daß er die Cimmerier auf die Küsten von Provenze versetzt; denn wie hätte wohl Ulyß noch an eben dem Tage, da er von dem Vorgebirge Circeium abgereißt, daselbst ankommen können.

Dem sey nun wie ihm wolle, so ist Virgil dieser Vorstellung Homers gefolgt; denn gleich ihm verlegt auch er, doch ohne alle Einkleidung den Eingang in die Hölle an eben diese Küste, und zwar, in die Gegend des Sees Avernus. Die andern Poeten aber kommen mit den beyden, deren Zeugnisse wir angeführt haben, nicht überein; denn einige setzen den Eingang in die Hölle an das Vorgebirge Tänarus, wo die berufne Höhle liegt, aus welcher, wie die Fabel erzehlt, Herkules, da er in die Hölle hinabgestiegen, den Cerberus herausgezogen. Andre glauben, daß dieser Ort in Thesprotien gelegen, und Lucan ist wohl der einzige, welcher den Eingang in die Hölle an den Ufern des Euphrats sucht.

Wir müssen noch anmerken, daß die Poeten am Menschen dreyerley unterschieden, seinen Leib, seine Seele, und seinen Schatten oder sein Gespenst. Wenn Aeneas beym Virgil die Manen seines Vaters Anchises vor seiner jährlichen Gedächtnißfeyer zuvor anruft, so sagt er:

Heiliger Vater, sey mir gegrüßt, sey wieder begrüsset, Asche des Vaters, die du vergeblich, ach leider vergebens hier Aufnahme gefunden, und Seel' Schatten des Vaters!

Da Dido im Begriffe steht, sich zu entleiben, macht sie darüber folgende Betrachtung:

Bald wird hinab zur Hölle mein stolzes Schattenbild steigen.

Lucrez drückt sich noch deutlicher darüber aus:

—— Daß es ein acherontisches Heiligthum gebe,
Welches doch weder den Seelen, noch Leibern zum Aufenthalt diene,
Sondern nur bleichen, fürchterlich bleichen, Schatten gestalten.

Die lateinischen Poeten, die ich jetzt angeführet, haben in dieser Materie bloß den Homer abgeschrieben. Dieser griechische Dichter sagt im eilften Buche der Odysee, da er von der Hölle redet, daß Proserpina dem Tiresias das Vorrecht zugestanden, nach seinem Tode seinen ganzen Verstand zu behalten, und daß er sogar in dieser traurigen Wohnung so scharfsichtige Augen behalten, daß er noch immer in die Zukunft eingedrungen, da die andern Todten um ihn her nichts, als Schatten und eitle Gespenster gewesen. Aber eben derselbe Tiresias setzt in seinem Gespräche mit dem Ulyß diese Mythologie sehr deutlich ins Licht.„ Dieß, sagt er, ist der Zustand der Sterblichen, wenn sie ihr Leben geschlossen haben;

ihre Nerven halten nicht mehr Fleiſch und Gebeine zuſammen; alles was zu dem groben irdiſchen Körper gehört, wird den Flammen zum Raube, ſo bald der Geiſt ihn verlaſſen hat; und die Seele, dieſer feine geiſtige Körper, fliegt, gleich als ein Traum davon.„ Hier hat man die drey Theile des Menſchen ſehr deutlich, den groben und irdiſchen Leib, der auf dem Holzſtoſſe zu Aſche verbrannt wird; den Geiſt, das iſt, den geiſtigen Theil der Seele, der in den Himmel, woher er ſeinen Urſprung hatte, zurück kehret; und die Seele, den feinen und geiſtigen Leib, mit welchem die Seele bekleidet iſt. Dieſer letztere Theil iſt es, der in die Unterwelt hinabfährt, und ein Bild, ein Schattenbild, genannt wird.

Wenn wir bis auf die Quelle dieſer Meynung zurück gehen wollen, ſo werden wir finden, daß ſie von den Egyptiern ihren Urſprung habe; denn dieſe glaubten, daß die Seele aus einem feinen und leuchtenden Leibe, und aus dem, was man den Geiſt nennt, zuſammengeſetzt ſey. Der feine Leib iſt der körperliche Theil der Seele, und der Verſtand ihr geiſtiger Theil. Nach dem Tode, das iſt, nach der Trennung des irdiſchen Leibes von der Seele, geſchieht eine zweyte Trennung der beyden Theile dieſer Seele. Der feine Leib, welcher das Idolum iſt, das Bild des irdiſchen Leibes, fährt hinunter in die Unterwelt, und der Verſtand, der Geiſt, welches der geiſtige Theil iſt, ſteigt hinauf gen Himmel. Alſo waren, dieſer Theologie zufolge, die Seelen der Menſchen, oder vielmehr ihre Schatten, in der Unterwelt vom Verſtande geſchieden; und dieſe waren nichts, als Scheingeſtalten, Bilder, welche ſo gar die Kennzeichen des irdiſchen Leibes an ſich trugen, wofern ihnen nicht etwan, wie Homer von dem Wahrſager Tireſias ſagt, das Vorrecht zugeſtanden worden, ihren Verſtand zu behalten.

Dieß war demnach in dieſen Zeiten der Finſterniß ein ausgemachter Lehrſatz in der Theologie, daß nach dem Tode der materialiſche Leib zu Aſche verbrannt wurde; der Geiſt, dieſer geiſtige Theil der Seele, in dem Himmel zurückkehre; und die Seele, dieſer feinere Leib, der jenem zur Hülle diene, oder ſein Schattenbild, in die Unterwelt hinunterfahre.

Die Poeten ſind darüber nicht einig, wie lange die Seelen in der Hölle oder in den elyſäiſchen Feldern bleiben müſſen. Anchiſes ſcheint ſeinem Sohne Aeneas zu verſtehen zu geben, daß dieſe letztern nach einem Zeitlaufe von tauſend Jahren aus dem Fluſſe Lethe tränken, und denn in andre Körper kämen; welches gewiſſermaſſen mit der Meynung von der Seelenwanderung, überein kömmt.

Dieſe, ſo bald ſich der Kreislauf der tauſend Jahre geſchloſſen,
Dieſe ruft alle der Gott in groſſen Schaaren zum Lethe,
Daß ſie, des Alten uneingedenk, wieder die Oberwelt ſchauen,
Und ſich ſchicken von neuem in Leiber zurücke zu kehren.„

Aber ganz anders verhielt es ſich mit den Seelen, die zum Tartarus verdammt waren, denn aus dieſem wurden ſie niemals wieder erlößt. Virgil ſagt daher vom unglücklichen Theſeus:

Hier ſitzt der unglückliche Theſeus im Elend,
Ewig wird er hier ſitzen.

Andere Poeten verſichern von den Jrionen, und Tantalen, und Titanen, und allen übrigen Verbrechern ein gleiches; ob ſie gleich ſonſt in ihren Vorſtellungen bey dieſer Materie ſehr wenig miteinander übereinkommen. Es wird aber nicht undienlich ſeyn, wenn wir hier anmerken, daß Pythagoras und ſeine Schüler die Dauer dieſer Strafen auf tauſend Jahre geſetzt zu haben ſcheinen. Wenigſtens iſt dieß gerade der Zeitraum, auf welchen die Sühnungen eingeſchränkt ſind, deren in der Republik des Plato erwähnt wird, der hierinnen der Meynung dieſer Philoſophen gefolgt zu ſeyn ſcheint, eben ſo wohl als Virgil, wenn er von einem Kreislaufe von tauſend Jahren redet; andrer Poeten, die gleiche Meynungen äuſſern, jezt zu geſchweigen.

Was aber diejenigen anlangt, die weder im Tartarus, noch in den elyſäiſchen Feldern ſich befanden, ſondern in den weitläuftigen Wäldern, die vor dieſen beyden Oertern lagen, als die Dido, den Deiphobus, und die übrigen, denen Aeneas begegnete, ſo wurden dieſelben, nach einer gewiſſen Zeit der Sühnung und des Leidens, den elyſäiſchen Feldern zugeſchickt.

„Erſtlich müſſen wir jeder ſein Theil von Strafen hier büſſen;
Bis auch wir dem weitem Elyſium zugeſchickt werden,
Wo wir die fröhlichen Felder, wir unſrer nur wenig bewohnen.„

Eben dieß veranlaßt auch den Deiphobus zur Sibylle zu ſagen.

Zürne nicht Prieſterinn, ich will flieh'n, die Jahr des Leidens
Dort zu erfüllen, will ich in die Finſterniſſe zurück fliehn.

Von allen den Poeten, die von der Hölle, und von den Strafen, die man daſelbſt erduldete, geredet haben, wollen wir nur den Homer, den Pindar und den Virgil anführen, weil man bey ihnen alles, was das heidniſche Alterthum hievon gelehrt hat, beyſammen antrifft. Ehe ich aber dieſe Gegend, nach ihrer Anleitung umſtändlich beſchreibe, muß ich zuvor die Anmerkung machen, daß mir hier der getreue Nachahmer Homers, Virgil, wenn er anderwärts oft nicht an ihn reichet, ſein Vorbild weit zu übertreffen ſcheint; noch weit mehr aber den Claudian, den Silius Italicus und die übrigen Poeten. Zuerſt alſo die Vorſtellung Homers.

Circe, nachdem ſie dem Ulyß, auf die ſchon oben erzählte Art, die Anweiſung gegeben, wie er den Weg zur Hölle finden ſolle, fährt ſodann alſo fort. „Geh bis zu dem Felſen, wo dieſe beyden Ströme zuſammen flieſſen, deren Waſſerfall ein groſſes Geräuſch macht. Daſelbſt grabe eine Grube, die ins Gevierte eine Elle enthält; in dieſer Grube gieſſe für alle Todten drey Schalen aus; eine mit Milch und Honig, eine mit ungemiſchtem Weine, und eine mit Waſſer; und darüber ſtreue Mehl. Bey dieſen Opferausgieſſungen richte dein Gebet an alle Schatten, und gelobe ihnen, daß du ihnen alsbald nach deiner Wiederkehr in deinen Pallaſt, die ſchönſte Kuh von deinen Triften, die noch nie trächtig geweſen, opfern, daß du ihnen einen Holzſtoß errichten, und in die Flammen deſſelben Koſtbarkeiten von allen Arten werfen, daß du ins beſondere dem Tireſias, einen ganz ſchwarzen Widder, die Zierde deiner Heerden, zum Opfer ſchlachten wolleſt. Wenn du dein Gebet geſchloſſen, ſo opfere einen ſchwarzen Widder und ein ſchwarzes Schaf, und kehre den Kopf der Opferthiere nach dem Erebus, deine Augen aber richte nach

dem Ocean. Ein unzählbares Heer von Seelen der Todten wird sich hieher begeben. Dann treibe deine Gefährten an, die geschlachteten Opferthiere zu nehmen, ihnen die Haut abzustreifen, sie zu verbrennen, und ihre Gebete an die hölliſchen Götter zu richten, an den mächtigen Pluto, an die ernste Proserpina. Du aber bleibe hier stehen mit dem entblößten Schwerdte in der Hand. Entferne die Schatten, und wehre, daß sie nicht dem Blute sich nähern, bis du zuvor die Stimme des Tiresias vernommen, der nicht säumen wird, sich dir zu nahen. Er wird dich lehren, welchen Weg du halten, und was du thun müssest, um den deinen glücklich heimzukehren.„

Ulysses erfüllet alles aufs pünktlichste, was ihm Circe vorgeschrieben hatte. Nach dem Blute der Opferthiere lüstern, kommen die Schatten herbey, dasselbe in sich zu saugen. Ulyß scheucht sie mit Schwerdstreichen davon hinweg, und nachdem er vom Tiresias erfahren hat, was er zu thun habe, begiebt er sich zurück. Dieß ist die Beschreibung, die Homer von der Hölle macht; doch ist auch so viel wahr, daß er, eine so unbeträchtliche Erdichtung zu nutzen, die im Grund nichts, als eine Todtenbeschwörung ist, die Schatten ihre Begebenheiten erzählen läßt, die oft sehr fähig sind, den Leser an sich zu halten.

Ob sich gleich Pindarus den Homer zum Muster vorgesetzt zu haben scheint, so entfernt er sich gleichwohl von seinem Vorbilde, und folgt andern Begriffen, als dieser alte Dichter äussert. Erstlich macht er aus dieser unterirdischen Gegend zwey Reiche, deren jedem er seinen besondern Beherrscher giebt. Pluto gebeut, nach seiner Vorstellung, über die Hölle, und Saturn ist hingegen der Regent der elysäischen Felder, wo er mit seiner Gemahlinn Rhea herrschet, und den Rhadamanthus, dem alle übrigen Poeten im Reiche des Pluto seine Stelle anweisen, zum Beysitzer hat. Hierinnen ist dieser Dichter mit dem Hesiodus einstimmig, welchem zufolge die Seelen der Helden, die dem Ocean benachbarten glückseeligen Gegenden, an dem äussersten Ende der Erde, wo Saturn regieret, beziehen. Hierauf setzt Pindarus, nach den Begriffen der Pythagoräer, drey Arten der Seelenwanderung, so wohl in dieser Welt, als in der andern vest; und saget, daß diejenigen, welche in diesem dreyfachen Zustande, darinn sie nach und nach gekommen, ihre Seelen ganz rein erhalten, endlich zu dem herrlichen Pallaste Saturns gelangen. Jene drey Herumwandelungen, welche Sokrates für die Seelen der Philosophen fest setzte, ehe sie an den Ort ihres Ursprungs zurückkommen, haben viel Aehnlichkeit mit diesen drey Lebensläufen, welche der Dichter von seinen Helden fodert, ehe er sie in die elysäischen Felder zuläßt. Es wird nicht unrecht gethan seyn, wenn wir hierüber folgende zwo Anmerkungen machen. Pindarus nimmt, wie wir zuvörderst anmerken, an, daß man in der unterirdischen Welt eben so wohl, als in der gegenwärtigen Tugend üben, und verdienstliche Handlungen thun könne. Ferner scheint er, dieß ist unsre zweyte Anmerkung, den Seelen der Seeligen die elysäischen Feldern zum immerwährenden Aufenthalte anzuweisen, da dieselbe hingegen, dem Virgil, und den übrigen Poeten zufolge, nach einer gewissen Zeit diese Gegenden wieder verlassen sollen, wenn sie zuvor aus dem Flusse der Vergessenheit getrunken haben, und man setzte gemeiniglich diese Zeit auf tausend Jahre.

Doch seine ganze Lehre hievon aus einem einzigen Gesichtspunkte zu zeigen, wird es nöthig seyn, daß wir hier die ganze Stelle dieses Poeten anführen. Hier ist sie.

„Nach dem Tode werden die unheilbare Seelen der Ruchlosen, grausamen Strafen überliefert; und in dem Reiche des Pluto ist ein Richter, der die Verbrechen prüft, die in dem irdischen Reiche des Jupiters verübt worden, und mit einer unerbittlichen Strenge das unwiederrufliche Endurtheil spricht.„

„Die Gerechten leben daselbst frey von allen Plagen. Ihren Tagen folgen keine Nächte; eine heitre Sonne leuchtet ihnen sonder Aufhören. Sie haben nicht von nöthen, die Kraft ihrer Arme anzustrengen, daß sie das Meer durcharbeiten, und das Erdreich zerreissen, um niedrige Bedürfnisse zu befriedigen. Die, so sichs zur unwandelbaren Pflicht gemacht, ihre Eidschwüre mit einer unverletzlichen Treue zu erfüllen, sind zum Umgange mit den ehrwürdigen Gottheiten dieser unterirdischen Wohnungen zugelassen, und geniessen ungestörter Freuden; da hingegen diejenigen, welche mit Meineyden sich befleckt, Martern erdulden, deren bloßer Anblick Grauen erwecket.„

„Diejenigen aber, die zu dreyenmalen die Erde, und die Unterwelt bewohnt und in diesen drey verschiedenen Zeitläuften ihre Seelen ganz rein erhalten; da sie den Weg gewandelt, den ihnen Jupiter vorgezeichnet, so gelangen sie auch zu dem herrlichen Palaste Saturns. Liebliche Westwinde, die vom Meere aufsteigen, erfrischen dieses reizende Eyland, die ewige Wohnstätte der Seeligen. Von allen Seiten schimmern hier Blumen, deren Glanz mit dem Glanze des Goldes um den Preis streitet. Einige sprossen aus der Erde, andre hangen von Bäumen herab, noch andre wachsen auf den Fluten. Sie winden davon Kränze und Blumenbänder, womit sie ihre Arme und Häupter ausschmücken. Die ganze Gegend wird durch die gerechten Aussprüche des Rhadamanthus regiert, der immerdar auf dem Richtstuhle dem Saturn zur Seite sitzt, dem Vater der Götter, und Gemahle der Rhea. Der Thron der Göttin erhebt sich über die übrigen alle.„

Pindarus hatte sich den Homer zum Muster gesetzet. Die Stelle dieses Dichters, die er vor Augen gehabt, ist folgende. Im vierten Buche der Odysee redet Proteus zum Menelaus also: „Endlich werden dich die Unsterblichen zu den elysäischen Feldern führen, ans Ende der Erde. Hier giebt der Richter Rhadamanthus Gesetze. Die Menschen führen hier ein sanftes und ruhiges Leben. Nicht Schnee, nicht Regen, nicht Frost verwüstet hier jemals die Felder. Hier athmet man zu aller Zeit eine gemäßigte Luft; und liebliche Westwinde, die aus dem Weltmeere aufsteigen, erfrischen unaufhörlich diese reizende Gegend.„

Zu dieser Lehre des Pindarus von dem Zustande der Seelen nach dem Tode, müssen wir, ehe wir weiter gehen, noch die Anmerkungen hinzufügen, daß die Vorstellung von der Regierung Saturns über die elysäischen Felder, aus dem Hesiodus geschöpft ist; da hingegen die andern Poeten bey der so berühmten Theilung der Welt unter die drey Brüder, diesen Gott in keine Betrachtung gezogen haben, indem ihn, nach ihrem Berichte, sein Sohn Jupiter, der ihn des Thrones entsetzt, in den Abgrund hinunter gestürzet, dessen Herrschaft durch einen Artikel dieses Vergleichs dem Pluto zum Antheil zugefallen. Doch ist auch so-

viel

viel wahr, daß, der Fabel zufolge, dieser Gott, nachdem er vom Throne verjagt worden, nach Italien geflüchtet, und daselbst mit dem Janus gemeinschaftlich regieret; wie denn die Zeit seiner Regierung für das goldene Weltalter geachtet wird. Diesen Umstand hat vermuthlich Pindarus bey seiner Erdichtung vor Augen gehabt, da er ihn auf diese Weise eine Regierung in den elysäischen Feldern fortsetzen lassen, die für die Glückseeligkeit der Menschen allzukurz war, und dieselbe solchergestalt für diejenigen, welche während ihres Lebens auf Erden die Tugend geübt, ewig gemacht hat.

Virgil läßt dem Aeneas zuvorderst seine Opfer den Manen darbringen, er versieht ihn mit dem guldnen Zweige, diesem zuverläßigen Hülfsmittel, ihm den Eingang in das Reich des Pluto zu öffnen; er giebt ihm die Sibylle zur Führerin zu. Dann fängt er die Beschreibung von dem Aufenthalte der Todten also an.

„Nahe bey Kumä schließt mit weitem gräßlichen Schlunde
Eine tiefe felsichte Höhle sich auf; sie beschützen
Hier ein schwarzer See, dort Finsternisse der Wälder.
Ungestraft darf kein Vogel es wagen, hinüber zu fliegen;
Solch ein giftiger Dampf steigt aus dem Schlunde gen Himmel!
Und drum hat ihm der Grieche den Namen Avernus gegeben.
Hieher hat die Priesterin erst der schwärzesten Stiere
Viere gestellt, denn stürzet sie ihnen die Schale voll Weines
Ueber die Stirn, rauft zwischen den Hörnern das äusserste Haar aus,
Wirft dieß Haar zur ersten Gab ins heilige Feuer.„

Die Priesterin bringt sodann auch selbst das eigentliche Opfer den Höllengöttern dar; und da sie es vollendet hat, stürzt sie sich zuerst in den offnen Schlund, der zum Reiche des Pluto führt, Aeneas aber folgt ihren Tritten, durch ein düsteres und ödes Gehölze, muthig und unerschrocken nach.

„Aussen im Vorhof, wo der Rachen des Orkus sich anhebt,
Hat sich der Jammer sammt rächerischen Sorgen gelagert.
Hier ist der Sitz der blassen Seuchen, des traurigen Alters.
Hier auch wohnen die Furcht, der frevellehrende Hunger,
Sammt der schimpflichen Armuth; ach wie so bange Gestalten!
Arbeit und Tod sind hier daheim, und tiefer hineinwärts
Schlummert des Todes Bruder, der Schlaf, und schändliche Freuden,
Freuden an Bosheit bejauchzen das Unglück, das sie gestiftet,
Dicht an den Schwellen dräut, sein Antlitz gegen den Vorhof,
Als auf alle gerüstet, der Krieg, der grimmige Würger.
Hier erblickt man der Furien eiserne Lagerstädten;
Hier die Zwietracht, sie schäumt; durchflochten mit blutigen Binden
Fliegt ihr gräßliches Haupthaar umher, die zischenden Schlangen.
In der Mitten erhebt sich mit weit verbreiteten Aesten,
Hoch in die Höh ein schattichter alter Ulmbaum, ihn haben,
Also erzehlt man, zum Sitz die leichten täuschenden Träume
Sich erwählt, umflattern ihn stets, und halten in Schaaren
Alle Blätter besetzt. Hiernächst umlagern den Eingang
Misgestalten von mancherley Art und schrecklicher Bildung,
Die Centauren stallen allhier; hier hausen die Scyllen,
Nur zur Hälfte menschlich gestaltet; mit fünfzig Häuptern
Schauet Briareus gräßlich umher, die lernische Hydra
Streckt die entsproßnen Hälse empor mit gräulichem Zischen;
Und die Chimära liegt bey ihr, ein flammenhauchendes Unthier:
Des dreyleibichten Geryons Schatten, und Gorgonen drangen
Mit Harpyien haufenweis zu, den Helden zu schrecken.„

Wenn man aus dieser Höhle herauskommt, findet man einen Weg, der durch sehr düstre Wälder zum Flusse Acheron führet. Hier eilen von allen Seiten die Seelen derer herbey, welche über den Fluß übergesetzt werden sollen. Da aber niemand erlaubt ist, Charons Nachen zu betreiten, dessen Körper nicht zur Erde bestattet worden, so müssen alle, die unbegraben geblieben, hundert Jahre lang an diesem traurigen Ufer herumirren. Charon entrüstet sich, da er den Aeneas bewaffnet kommen siehet, und sagt ihm frey heraus, daß nur die Seelen der Verstorbenen über diesen Fluß kommen dürfen. Aber der Anblick des goldnen Astes, den ihm Sibylla zeigt, besänftigt ihn. Er führt sie beyde an das jenseitige Ufer. Wenn man aus dem Nachen des Todes gestiegen; so findet man zuerst eine gräuliche Höhle, welche gleichsam die Pforte zu dem Reiche des Pluto ist. Cerberus dieser dreyköpfigte Hund bewachet sie. Diesen schläfert die Sibylle durch die Speise ein, die sie ihm zu fressen vorwirft, und die aus Honig und Mohnsamen bereitet war.

So bald man in diesen traurigen Gegenden angelangt ist, findet man zu vorderst die Seelen derer, welche vor dem Gebrauche ihrer Vernunft gestorben sind; so dann die Seelen derer, welche ungerechter Weise zum Tode, verurtheilet worden, oder sich selbst entleibt haben. Hier zeigt sich den Augen ein Myrthenwald, der denen, die ihre verliebte Verzweiflung ums Leben gebracht hat, zum Aufenthalte dient. Hat man den Weg durch dieß Gehölze zurückgelegt, so findet man die Wohnungen der Helden, die im Gefechte geblieben. Nahe hierbey ist ein freyer Platz, wo sich der Weg scheidet und auf der einen Seite nach dem Tartarus, auf der andern aber nach den elysäischen Feldern führt. Hier handhaben Minos, Aeacus und Rhadamantus die Gerechtigkeit, dieser richtet die Asiaten, jener die Europäer; und Minos legte die Streitigkeiten, welche über die Entscheidungen seiner Amtsgenossen entstehen, als der letzte Richter bey, von dem man weiter nicht appelliren konnte. Nach dem Ausspruche dieses strengen Richters wurden die Seelen entweder in die Elysäischen Felder eingelassen, oder in den Tartarus verbannet.

Dieser Tartarus ist ein gräßliches Gefängniß von

einer fürchterlichen Tiefe, das von den schlammigten Moräſten des Cocytus und von den feurigen Wellen des Phlegeton umgeben wird. Drey Mauren, deren jede mit ehernen Pforten versehen iſt, gehen umher und verschlieſſen jeden Zugang. Tiſiphone unter den drey Furien die schlimmſte, wacht an der Pforte und wehret, daß niemand herauskommen kann. Rhadamantus, der Richter über diese traurige Gegend, zwingt die Unglückſeeligen, die ſich hier befinden, ihre geheimſten Verbrechen zu bekennen und überliefert ſie hierauf den drey Furien zu einer ihren Verbrechen gemäßen Strafe. Dieſe Göttinnen ſind allzeit bereit, an dieſen elenden Rachopfern ihre Wuth auszulaſſen. Gräßliche Schlangen, die ſie in ihren Händen halten, ſind die Geiſſeln, womit ſie dieſelben peitſchen. In dieſen abſcheulichen Gegenden findet man die verruchteſten Böswichter. Die ſtolzen Titanen, die Jupiter niederdonnerte, als ſie ſich erkühnten, die Götter im Olymp zu beſtürmen, befinden ſich im tiefſten Abgrunde des Tartarus. Die beyden Aloiden, Ephialtes und Otus, welche Neptun mit der Iphimedia des Rieſen Alous Gemahlin, zeugte, erdulden hier eine Strafe, welche ihren Verbrechen angemeſſen iſt.

An dieſem gräulichen Orte findet ſich gleichfalls der tolle Salmoneus, der den Donner des Jupiters nachahmen wollte. Der allzuvermeſſene Tityus, der ſo kühn war, die Liebe der Latona gegen ſich erwecken zu wollen, und deswegen vom Apoll durch einen Pfeil getödtet worden, wird hier gemartert. Ein grauſamer Geyer zerfrißt ihm immer fort ſeine immer friſch wieder wachſende Leber. Der verwegene Ixion, der ſich ſtolz rühmte, Jupiters Ehebette verunehrt zu haben, iſt verdammt, ſich auf einem mit Schlangen umgebenen Rade immerfort herumzuwälzen. Theſeus, der ſich unterfieng, für ſeinen Freund Pirithous die Proſerpina zu entführen, muß ewig auf einem Steine ſitzen. Tantalus, der die Götter betrügen wollte, und ihnen die zerſtückten Glieder ſeines Sohns Pelops vorſetzte, befindet ſich mitten unter einer Menge von Speiſen, die vor ihm fliehen, wenn er ſich ihnen nähert und wird alſo vom grauſamſten Hunger gequält. Die Danaiden, dieſe unglücklichen Töchter des Danäus, welche ihre Ehemänner erwürgten, ſind hier auf ewig verdammt, ein löcherichtes Faß anzufüllen. Siſyphus muß hier zur Strafe, daß er der Götter Heimlichkeiten geoffenbaret, ſtets einen Stein wälzen, den er, ſo bald er von der Spitze eines Bergs herabgerollet iſt, wieder auf dieſelbe hinaufzubringen, genöthiget wird. Oedipus, der ſeinen Vater Lajus umbrachte, und ſeine Mutter Jokaſte heurathete; ſeine unglückliche Söhne, Eteocles und Polynices, die ſich im Zweykampfe zugleich erlegten; Aterus, Thyeſt, Aegiſthus, Clytemneſtra und alle übrige groſſe Miſſethäter, werden hier gepeinigt.

Dies iſt die Beſchreibung, welche die griechiſchen Dichter von der Hölle machen. Doch wenn ſie zur Beſtrafung der Böſen einen ſo abſcheulichen Ort erdichtet, ſo haben ſie es auch im Gegentheile, wie wir ſchon vom Pindar gehört haben, an nichts fehlen laſſen, uns vom Aufenthalte der Seeligen einen reizenden Begriff zu machen.

Dem Tartarus zur Rechten nemlich, zeigte ſich ein Weg, der zu den Eliſäiſchen Feldern führte, wo die Seelen derer, die auf Erden tugendhaft gelebt, eine vollkommne Ruhe und die unſchuldigſten Vergnügungen ohne Aufhören genieſſen. Man ſtelle ſich bezaubernde Gegenden vor, wo man alles, was uns glücklich machen kann, im Ueberfluße antrift; Wälder die immer grünen; reizende Wieſen, welche von Quellen und Bächen durchſchlängelt werden; eine reine und geſunde Luft von einer gemäßigten Wärme; Vögel, die in anmuthigen Geſträuchen unabläßig ſingen; einen ewigen Frühling; dieſem Himmel ganz eigne Geſtirne. Dies iſt der Begriff, den die Dichter von den Wohnungen der Seeligen geben; von dieſen glücklichen Inſeln, von dieſem berühmten Reiche des Adraſtus, wie ſie zuweilen dieſelben benennen; mit einem Worte, von den Elyſäiſchen Feldern. Da aber die Beſchreibungen, die ſie davon machten, nichts als die Frucht ihrer Einbildungskraft geweſen ſo machte jeder die Freuden und Beſchäftigungen des Elyſiums ſeinen Wünſchen und Neigungen gemäß. Der wollüſtige Tibull bevölkert das Elyſium mit reizenden Mädchen, die der Wolluſt auch da noch gewidmet ſind. Der keuſchere Virgil nimmt darin keine andere, als unſchuldige Vergnügungen an, die denen Helden, die daſelbſt wohnen, anſtändig ſind, und ahmt darin den Homer nach. Dieſer griechiſche Dichter läßt den Schatten des Achills mit Thieren kämpfen, und bey dem Virgil üben ſich die trojaniſchen Helden im Reiten. Einige Dichter haben zu dieſen Vergnügungen noch das Wolleben im Eſſen und Trinken hinzugethan und reden von beſtändigen Schmauſereyen; da im Gegentheile nichts ſo mager ſeyn ſoll, als die Mahlzeiten, welche Hecate in der Hölle zurichtet.

Wenn man dieſe Fabeln der Griechen vom Schattenreiche mit dem Lehrbegriffe der alten Egyptier vom Zuſtande der Seele nach dem Tode und den Leichengebräuchen dieſes Volks vergleicht; (ſ. Egyptier — der — politiſche Alterthümer) und zugleich bedenkt, daß verſchiedene Staaten Griechenlands von Egyptiſchen Colonien entſtanden und die älteſten Geſetzgeber der Griechen ſich auf ihren Reiſen nach Egypten mit den politiſchen und Religionsbegriffen dieſes Volks bekannt gemacht haben; ſo wird man dem Diodor beyzupflichten keinen Anſtand finden, der den Urſprung des griechiſchen Schattenreichs in Egypten zu finden geglaubt hat. Wir wollen dieß etwas ausführlicher beweiſen, die Strafen der Böſen in der Hölle, ſagt Diodor, der Aufenthalt der Tugendhaften in den Elyſäiſchen Feldern, und einige andere ähnliche Begriffe ſind ganz offenbar von den Begräbnißgebräuchen der alten Egyptier entlehnt. Mercur der Führer der Seelen bey den Griechen, iſt aus demjenigen Manne erſonnen worden, welchem man vor Alters in Egypten den Leichnam eines todten Apis überlieferte, um ihn einem andern zu überbringen, der in einer Larve mit drey Köpfen, wie ſolche Cerberus hat, in Empfang nahm: da Orpheus die Kenntniß dieſer Gewohnheit nach Griechenland gebracht hatte, ſo machte Homer in folgenden Verſen Gebrauch davon.

„Mit ſeinem Schlangenſtab hatte Mercur die Schatten der Helden
Hinunter geführt an die Ufer der unterirdiſchen Flüße.„

Und ein wenig weiter ſetzt der Dichter hinzu:

„Sie ſtreichen den Ocean durch, bey bangen Klippen vorüber.
Durch mühſames Rudern des Schiffs hat bald der fliegende Nachen

Die Pforten der Sonne erreicht. An diesen Revieren erblickt man
Nur luftige Schattengestalten. Bald ist die Reise vollendet:
Das Land der Ruhe betretten sie nun, die glücklichen Ebenen.
Hier irren die Todten umher; frey von der Lebenden Sorgen
Genießen sie, obgleich von Leibern enthüllt, des fröhlichsten Lebens.„

Nun aber ist der Ocean nichts anders, als der Nilstrom. Denn diesem Flusse geben die Egyptier in ihrer Sprache einen Namen, der mit dem Namen des Oceans gleiche Bedeutung hat. Die Pforten der Sonne sind die Stadt Heliopolis. Die glücklichen Ebenen aber, von denen hier gesagt wird, daß die verstorbenen Gerechten sich daselbst aufhielten, sind, dem Buchstaben nach nichts anders, als die schönen Gefilde am Acherusischen See nahe bey Memphis, auf denen man Felder, die mit Saaten und Lotus angefüllt waren, mit Teichen untermischt siehet. Man hat nicht ganz ohne Grund davon vorgegeben, daß die Todten daselbst ihre Wohnungen hätten. Denn hier endigen sich die Leichenbestattungen der meisten Egyptier, indem man ihre Leichname, nachdem man sie über den Nil und den Acherusischen See hinüber gefahren, endlich in den Gräbern beysetzt, welche in dieser Gegend unter der Erde in einer guten Ordnung zugerichtet sind.„

„Die Begräbnisgebräuche aber, die noch heutzutag in Egypten üblich sind, kommen mit dem, was die Griechen von der Hölle erzehlen, vollkommen überein; z. E. mit dem Nachen der den Leichnam überfahre; mit dem Fahrgelde, das dem Schiffer, der in der Egyptischen Sprache Charon heißt, erlegt werden müsse; mit dem Tempel der finstern Hecate, der am Eingange der Hölle sich befinde; mit den Pforten des Cocytus und der Lethe, die in ehernen Thürangeln gehen; mit andern Pforten, welche die Pforten der Wahrheit heißen; mit dem Bildnisse der Gerechtigkeit ohne Haupt. Eben so verhält es sich auch mit allen übrigen Umständen, die nichts anders sind, als eine getreue Nachschilderung dieser Leichenbestattungen, so wie solche noch jetzt begangen werden. In der Stadt Acanth, welche jenseits des Nils auf der Seite von Libyen zu, hundert und zwanzig Stadien von Memphis liegt, ist ein durchlöchertes Faß befindlich, in welches drey hundert und sechzig Priester täglich Wasser giessen, das aus dem Nil gebracht wird.„

Das übrige von den Leichengebräuchen der Egyptier, wie solche Diodor beschreibt, findet der Leser im Artikel Egyptier — Politische Alterthümer der. —

So ist also, um diese vom Diodor behauptete Aehnlichkeit der griechischen Fabel von der Hölle mit den Leichenbestattungen der Egyptier noch umständlicher zu zeigen, der Charon der Griechen, dieser truzige und finstre Schiffer, den Virgil so wohl geschildert hat, mit dem Egyptischen ganz einerley. Der griechische Charon hält sich auf dem Cocytus auf, stets fertig, die ankommenden Schatten der Verstorbenen überzufahren; der Egyptische hat, seinen Aufenthalt an den Ufern des Sees Querron oder Acherusa. Der Charon der Griechen forderte Fahrgeld, das ihm für jede Ueberfahrt gebührte, mit der grösten Strenge ein; der Egyptische war darinnen eben so genau und strenge, daß er, wie man sagt, nicht einmal dem Sohne des Königs solches erlassen wollte.

Der See der unterirdischen Gegenden entsprang aus einem Flusse, der sich darin ergoß. Der See Querron war ein Abfluß vom Nil. Der erstere umfloß, wie Virgil, sagt, das Reich der Schatten neunmal. Der Nil durchwässerte Egypten in unzähligen Canälen.

Die verschiedenen Gegenden, darin Virgil die Unterwelt absondert, vornehmlich aber der Tartarus, dieß finstere Gefängniß im Mittelpunkte der Erde, gründet sich auf die verschiedenen Kammern und Gänge des Labyrinths, besonders aber auf die unterirdischen, deren Herodot und andere Schriftsteller gedenken. Die heiligen Crocodile, welche die Egyptier in diesen unterirdischen Oertern unterhielten, hatten zur Erdichtung der Ungeheuer Anlaß gegeben, von denen man sagte, daß sie im Reiche des Pluto und in den Zugängen desselben sich befänden.

Homer sagt, der Eingang der Hölle sey am Ende des Oceans, der Nil wird von eben diesem Dichter der Ocean genennt. Die Vorstellung von den Pforten der Sonne, die bey den Dichtern so häufig gefunden wird, hat nirgends anderst woher ihren Ursprung, als davon daß die Griechen von der Sonnenstadt, Heliopolis, haben reden gehört. Die Erdichtung von den Richtern, Aeacus, Rhadamanthus und Minos, gründet sich ganz offenbar auf die strenge Prüfung, welche die Egyptischen Priester über das Leben der Verstorbenen anzustellen pflegten. Die Erfindung der Höllenflüsse schreibt sich vom Acherusischen See oder von dem See Querron her, aus dessen Namen der Acheron von den Poeten gebildet worden, indem Achou-Cherron, wie Fourmont in dem ersten und zweyten Bande der Denkschriften der Pariser Academie angemerkt hat, die Moräste des Charon bedeutet. Nach der Meinung eben dieses Academisten hat der Cerberus seinen Namen von einem gewissen egyptischen König, der Chebers, oder Kebron geheissen. Gleichfals kommt der Name Tartarus von Darderot, welches in der Egyptischen Sprache eine ewige Wohnung bedeutet. Jenseits des Sees Querron waren liebliche Gehölze befindlich und ein anmuthiges Gebüsche, auch ein der finstern Hecate heiliger Tempel, wie nicht weniger zween Moräste, Cocytus und Lethe; desgleichen fand man nahe dabey eine Stadt, Namens Acanth, wo Priester, man weiß nicht aus welchem Grunde der Religion, täglich Nilwasser in ein durchlöchertes Faß trugen. Hieraus sind die Elysäischen Felder entstanden, desgleichen der Fluß der Vergessenheit, und der Cocytus und die Strafe der Danaiden. Mercur aber, der nach dem Homer mit dem Schlangenstabe in der Hand, die Todten in die Unterwelt hinabführte, ist nichts, als eine Nachschilderung von denen, welche in Egypten die Besorgung der Leichenbestattungen auf sich hatten und das feyerliche Gepränge davon anführten.

Endlich ist auch der Griechen Ades nichts anders, als der Egyptier Amenthes, dieser unterirdische Ort, wohin die Seelen der Verstorbenen hinabfuhren und auch wieder daraus zurückkehrten, und den daher Plutarch nach seiner Wortableitung als einen Ort erklärt, der giebt und empfängt. (s. Egyptier — Politische Alterthümer der —.) Auch der Fluß Styx wurde in Egypten angetroffen. Servius führt in dieser Absicht ein Werk des Seneca an, welches von

den Egyptiſchen Gebräuchen handelte, durch die Zeit uns aber iſt entriſſen worden. Als, ſagt er, Iſis die zerſtreueten Gliedmaſſen des vom Typhon ermordeten Oſiris gefunden, ſo erſahe ſie ſich zur Begrabung derſelben einen Ort nahe bey einem Moraſte aus, zu welchem ſichs ſchwerlich hinkommen ließ, und wo auf der andern Seite eine Inſel lag, daran man nicht landen konnte. Dieſer Moraſt hies Styx, weil er diejenigen traurig machte, die ihn erblickten. „ (21)

Elytra heiſſen die ſchalichte oder harte ungefältelte Oberflügel oder Flügeldecken, oder Flügelſcheiden, welche die Unterflügel bedecken. (24)

Elythroides, (*Tunica vaginalis*) ſ. Hoden.

Elzbeere, (botan.) iſt ein Beyname des Elſebeer Hagedornes, (*Cratalgus torminalis* L.) (9)

Elzenbaum, ſ. Elſebeerbaum.

Emage, eine von einigen Orten in Bretagne und beſonders in der Prevote von Nantes eingeführte Abgabe von dem Salze. Es iſt eine alte Gerechtigkeit, nach welcher wie die daſige Taxordnung bezeuget, der König von Frankreich, als Herzog von Bretagne, von dem Salze ſo aus Poitou gebracht wird, den ſechſten Pfenning von dem Preiß deſſelben einhebt. (28)

Email, Schmelz oder Schmelzglas, deßgleichen was durch Schmelz vermittelſt des Feuers gemalet worden. Ein Künſtler der Schmelzwerk beym Feuer arbeitet, und verſchiedne erhabne Figuren davon macht, heißt ein Emailleur, und der ſo in Schmelzwerk mahlt, ein Emailmahler.

Wenn die Galanteriearbeiter in den Gefäſſen zu den Hirſchfängern, den Doſen, und andern Galanteriearbeiten durch das Schmelzglas, im Feuer, einen glatten und undurchſichtigen gläſernen Ueberzug geben, ſo nennt man dies emailliren, ſo wie man auch bey den Schloſſern emailliren ſagt, wenn ſie die Eiſenbleche an den Schlöſſern mit einem Lack von verſchiedenen Farben bedecken. Nicht weniger wird von emailliren geſprochen, wenn man mit Goldblättern eine Figur von Erz vergoldet, und dieſelbe vorher heiß macht, um das Gold darauf legen, und einbrennen zu können.

Wir haben hier blos einen Künſtler vor Augen der Schmelzwerk beym Feuer verarbeitet, und daher ein Emailleur heißt. Die Kunſt des Emailmalers iſt einem andern Artikel vorbehalten.

Die Email wird bald auf Gold, bald auf Kupfer aufgetragen. Erſteres iſt das brauchbarſte und dem Zweck gemäſſeſte, weil Gold ſowohl die undurchſichtige als durchſichtige Email annimmt, weil ferner die aufgetragene Email, nicht weniger die Farben weit ſauberer und lebhafter auf dem Golde als auf dem Kupfer erſcheinen.

Der Goldarbeiter giebt dem Golde die verlangte Form, er darf es aber nicht mit Silber, lieber mit etwas Kupfer legiren, wenn auf der Email keine grüne Flecken entſtehen ſollen. Das feinſte Gold iſt das vorzüglichſte, zumalen das Kupfer eine Unreinigkeit bey ſich führt, und aus dieſem Grunde vor dem Emailliren in Weinſtein geſotten werden muß.

Das Schmelzglas oder die Email kommt aus Venedig und Holland in kleinen Tafeln zu uns, und beſtehet aus gefärbtem Glaſe oder ſogenannten Fluß. Es wird aus dem beſten Cryſtallglaſe verfertiget, kann aber eben ſo gut aus den Beſtandtheilen des Glaſes gemacht werden; unter den undurchſichtigen venetianiſchen Gläſern, ſind die Glanzflüſſe (Luſtre) die feinſten und ſchätzbarſten. Bey der weiſſen Farbe bedient ſich der Emailleur ſtatt der Lüſterflüſſe, der weiſſen Korallen, die auch in Venedig verfertigt werden.

Vor dem Gebrauch wird das Schmelzglas zermalmet, wozu aber keine metalline Geſchirre angewendet werden dürfen. Der Künſtler mahlt es in einer gläſernen Reibeſchale mit Waſſer, reiniget es vom Schmutz durch aufgegoßnes Scheidewaſſer, ſchlämmt aber hiernächſt die Maſſe ſo lange mit Waſſer biß das zerriebene Glas vom Scheidewaſſer wiederum völlig befreyet worden.

Will der Künſtler nunmehro das geriebene Glas aufs Metall auftragen, ſo miſcht er etwas Gummiwaſſer, oder Schleim von Quittenkernen unter daſſelbe. Das Auftragen geſchiehet vermittelſt eines Meſſers oder auch einer gebogenen Klinge. Jede Fläche des Metalls wird dreymal mit Email überſtrichen, und dieſe eben ſo oft eingebrannt. Der dritte Auftrag geſchiehet mit einem Lüſterfluß, der mit dem vorigen Glaſe einerley Farbe hat. Der letzte Auftrag ebnet die Fläche völlig, und giebt ihr ein glänzendes Anſehen.

Eine Muffel, allenfalls ein groſſer Topf dienet zum Brennofen. Das emaillirte Metall liegt auf einem Roſt über glühende Kohlen, die Muffel umgiebt beydes. Man bedeckt ſie überall, ſogar vor ihrer Oeffnung mit glühenden Kohlen, welche letztere der Emailleur wegnimmt, wenn er das Metall unter der Muffel zu beobachten nöthig findet, welches um ſo vielfältiger geſchiehet, als der Künſtler aus dem Schmelzen des Glaſes auf dem Metall beurtheilen muß, ob und wie die Hitze zu vermehren oder zu vermindern ſey.

Die Künſtler ſuchen uns zu überreden, daß ſich die Zeichen, woraus der erforderliche Grad der Hitze erhellet, bloß durch den Weg der Erfahrung erlernt werden könne. Die Natur des Glaſes läßt abnehmen, daß das Schmelzglas durch die Hitze flüſſig werde, und nach dem Erkalten das Metall mit einer Glasrinde überziehen werde. Dieſe Glasrinde wird Email genennt. Bemerkt der Künſtler bey der Operation an einer Stelle mehr Flüſſigkeit als an der andern, ſo verändert er die Lage des Metalls dergeſtalt, daß die am meiſten flieſſende Stelle den kühlſten Platz unter der Muffel erhalte.

Mit beſagten Handgriffen überziehet der Emailleur ein Metall mit Schmelzglas, jedoch kann das durchſichtige Schmelzglas nur auf Gold aufgetragen werden. Das Gold ſchimmert durch dieſe Email durch, aus welchem Grunde man auf jene Stellen, die mit durchſichtiger Email bedeckt werden ſollen, Laubwerk, Sterne und dergleichen graviren läßt, es muß aber das Gold auf den zu gravirenden Stellen, etwas ſtärker als an ſolchen Stellen ſeyn, die mit undurchſichtigem Glaſe emaillirt werden. (19)

Emailbirn, (Conchyl.) ſ. Elfenbeinbirn.

Emailfarbe, (*Encauſtum*, *Amauſum*,) (Chemie) ſind ſolche Farben, die das ſtrengſte Feuer aushalten, ohne ſich zu ändern oder zu verlieren, und gemeiniglich von Metallen oder metallhaltigen Körpern. Sie ſind deſto beſſer, wie leichtflüſſiger ſie ſind, und die meiſten haben Zinnglas zu ihrer Grundlage, mit welchem bey der rothen Eiſenkalk, bey der purpurrothen und violetten purpurrothen Goldkalk, bey dem grünen Kupfer, das durch Säure verkalkt und durch Laugenſalz niedergeſchlagen iſt, bey der blauen Saflor, bey der gelben ſehr leichten eiſenſchüſſigen Erde, und bey

der braunen und schwarzen dunkeln Eisenschlacken und sehr dunkler Saflor vermischt werden. (12)

Emailmalerey, ist derjenige Theil der Malerey, welcher die meiste Schwierigkeiten in der Ausführung zu überwinden hat, den geschicktesten und gewissesten Zeichner erfordert, und ausser diesen wahre chymische Grundsätze und Kenntnisse bey dem Künstler voraussetzt. Die Farben die man dazu gebraucht, sind verschiedne gefärbte Gläser, welche fein gerieben, mit Wasser oder auch mit Oel auf eine metallene Platte getragen, und nachher durch das Feuer zusammengeschmolzen werden.

Das Metall welches sich am besten zum Grund des Email schickt ist Gold, oder auch vergoldtes Kupfer. Das Silber taugt nicht zur Arbeit. Auf die metallene Platte die mit einem eben so hohen Rand umgeben ist, als das Email dick werden soll, wird zuerst der Grund von weissem Email getragen. Zuweilen trägt man diesen Grund auch auf die andere Seite der metallenen Platte, zuweilen nicht; geschieht das letztere, so darf das auf die eine Seite gelegte Email nicht sehr stark seyn.

Das Email das man zum Grund gebraucht, muß weder zu hart noch zu weich seyn. Ist es zu weich, so springt es gern; ist es zu hart, so schmelzt es die metallene Platte. Die Farbe dazu muß ein schönes milchweiß seyn. Man schlägt die fertige Masse mit einem Hauer in kleine Stücke, fängt diese mit einer vor sich ausgebreiteten Leinwand auf, und stößt sie in einem achatenen Mörser so klein als man will. Man thut reines Wasser hinzu. Nachher sucht man sie auf einen achatnen Reibstein mit dem Lauffer zu dem feinsten Pulver zu verarbeiten. Doch sorgt man davor, daß der Teig nicht gar zu weich wird. Hierauf gießt man Wasser darauf und läßt dasselbe zu verschiedenenmalen ablauffen. Die metallene Platte hat die Zeit über auch unter Wasser gestanden, und zwar ist es gut, daß dieses eine geraume Zeit vorher geschehe. Nun trägt man mit einer Spatul das kleine geriebene weisse Email auf das Metall. Man hält es ein wenig auf die Seite, damit das zu viel darinn enthaltene Wasser sich davon absondern könne. Mit dem Finger schlägt nun der Künstler leise auf die Seite der Platte, damit sich die kleinsten Theilchen des Email setzen, und so genau als möglich mit einander verbinden können. Mit einer um die Seite gelegten feinen Leinwand versucht man, ob sie nicht einige Feuchtigkeit angiese. Verspürt man nichts hievon, so legt man dieselbe Leinwand auf die Oberfläche des Email selbst, und zwar mehr als einmal, man drückt auch sachte mit der Spatul darauf, doch ohne die Materie in Unordnung zu bringen.

Wenn man glaubt, daß es trocken sey, so wird es auf heisse Kohlen gebracht, damit ja keine Feuchtigkeit übrig bleibe. Hierzu bedient man sich eines durchlöcherten Eisenblechs, das man über die Kohlen setzt, und die Platte auf das Eisenblech. Man läßt sie so lange darauf, bis sie nicht mehr raucht. Nun bringt man eine irrdene Muffel in den Ofen, und zwar so daß die Oeffnung derselben nach der Mündung des Ofens, und zwar so tief als möglich stehen möge. Wenn diese gehörig heiß ist, setzt man das Email darunter, schließt die Muffel nur mit zwey Kohlen, zwischen welchen man durchsehen und beobachten kann. Findet man, daß die Schmelzung auf der einen Seite zu schnell vorgeht, so wendet man es auf die andere. Man zieht sie hervor, wenn man sieht, daß die Oberfläche zwar wellenartig und ungleich ist, aber doch zu erkennen giebt, daß sich die Theilchen verbunden haben.

Ist die Materie erkaltet, so streut man, weil sich durch die Schmelzung vieles gesetzt hat, klein aber doch trocknen geriebenes Emailpulver von neuem darauf, bis es die gehörige Höhe mit dem Rande hat, und bringt sie unter das zweyte Feuer. Bey allen diesen verschiedenen Operationen muß man das Stück oft von einer Seite auf die andere neigen, damit sich alle Theile aufs genaueste verbinden und die Hitze überall gleich vertheilt wird.

Ist der Grund nun in gehöriger Höhe aufgetragen, und durchs Feuer gegangen, so wird er mit fein geriebenen nassen Sande abgerieben, den man durch eine Art von Schleifstein darauf bringt. Sind die ersten Ungleichheiten und Erhöhungen abgenommen, so wäscht man den Sand ab und schleift mit dem Stein allein. Sind kleine Löcher im Grunde, so stopft man diese mit Emailpulver aus, und bringt das Stück noch einmal ins Feuer.

So viel Vorbereitungen gehören dazu, ehe man daran denken darf die Farben aufzutragen.

Weil die Farben sich sehr im Feuer verändern, so ist es nöthig, daß der Künstler vorher sich so zu sagen eine Palette davon bereite, das ist, daß er auf einen Emailgrund von jeder, kleine breite Striche formire, und diese unters Feuer bringe, damit er urtheilen könne, welche Wirkung sie nachher im Ganzen thun werden.

Malt man mit Oel, so bedient man sich hierzu gern des reinsten Lavendelöls, das man an der Sonne verdicken läßt. Mit einem dicken Pinsel aus Hermelinschwänzen verfertigt, nimmt man das Oel aus dem Gefäß, trägt es auf ein Stück Crystall oder Achat, das einen Rand hat, und reibt seine Farben damit so lange an, bis sie unter dem Lauffer sich nicht anders verhalten, als ob es blosses Oel wäre.

Zur Palette hat man ein Stück Glas oder Crystall, das man auf ein weisses Papier setzt, damit die Farben dem Auge gerade so erscheinen, als sie natürlich sind.

Die Contour zeichnet man gewöhnlich mit Röthel, weil diese Farbe von Eisenstein leicht sich mit allen übrigen verträgt und keinen Schaden thut. Allein ändern kann man nicht das geringste, so bald der Strich gemacht ist; daher setzt diese Art von Malerey einen eben so festen Zeichner voraus, als die auf frischem Kalk.

Neben sich hat der Künstler eine Kohlpfanne, auf dieser steht ein Eisenblech, und hierauf trocknet er die Scheibe aufs geschwindeste. Auf diesem gelinden Feuer fährt er nun fort seinen Contour nach und nach mit Farben auszufüllen. Anfangs legt er seine Dinte ganz leicht, und sogleich als möglich auf und läßt sie trocknen; auf diese Dinte legt er seine stärkere und schwächere Schatten an, und läßt sie wieder trocknen; und wenn er glaubt, daß alles bey diesem ersten Untermalen seine gehörige Anordnung habe, so bringt er seine Arbeit unter das erste Feuer.

Um sie hierzu vorzubereiten, verstärket er nach und nach das Feuer seiner Kohlpfanne, bis das Oel ganz verraucht ist. Hier wird die Malerey durchaus schwarz. Man hält sie aber so lange über dem Feuer bis sie nicht mehr raucht. Am Ende verschwindet das Schwarze, und die Farben erhalten alle wieder ihren ersten Glanz.

Dieses ist der Zeitpunkt, wo man die Arbeit in

den Ofen bringt. Man sorgt aber genau davor, daß sie ja nicht erkalte. Man stellt sie mit ihrem durchlöcherten Eisenblech so weit in die Muffel zurück, als man kann. Man beobachtet zwischen den Kohlen, die die Oeffnung verschliessen, bis der Augenblick erscheint, wo die Mahlerey schmilzt, d. i. wenn man wahrnimmt, daß die ganze Oberfläche eine gewisse Politur gewinnt.

Hier darf nun keine Zeit verlohren werden, um die Mahlerey so geschwind als möglich aus dem Feuer zu nehmen.

Nun wird sie von neuem überarbeitet, abermal andere Farben in Schatten und Licht aufgetragen, und mit eben derselben Sorgfalt einem zweyten Feuer anvertraut.

Diese Operation wird oft bis zum fünftenmal wiederholt.

Das Detail dieser Erzählung wird hinreichend seyn, um dem Leser zu erklären, wie oft ein einziger unglücklicher Moment hinlänglich sey, ganze Tage und Wochen reifer Ueberlegung und Anstrengung zu zernichten, und wie sehr ein Künstler, der in diesem Fache ein gutes oder fürtreffliches Werk hervorbringt, über einen andern Mahler erhoben sey, der so wenig mit der Materie und dem Zufall zu streiten hat.

Die Farben die man dazu braucht, sind Metalle, oder metallische Kalke, und Saffrane.

Das Blau ist Kobolt, das Grün Kupfer, das Eisen giebt verschiedene Farben, nach den verschiedenen Flüssen. Die beste Farbe die man daraus erhält ist Roth. Das Gold giebt Purpur und Violet. Das Gelbe ist Neapelgelb; das Weisse ist Zinn; und das Schwarze, Eisen. Calcinirter Flintenstein ist eins der besten Flüsse; doch ist auch unter diesen ein Unterschied; und man muß zu jedem Metall die eigne Kieselart zu wählen wissen.

Bey den Alten war die Emailmahlerey unter den Etruskern besonders zu den Zeiten des Porsenna in ihrem größten Flor.

Italien hat auch zu den Zeiten Raphaels fürtreffliche Künstler dieser Art zu Faenza und Castel-Durante hervorgebracht, zu den Zeiten Ludwig des XIV. war Petitot der berühmteste, und jezo ist es Rouquet. Vielleicht war aber Zink ein Schwede, derjenige, welcher alle andere übertraf. (23)

Emanation. s. Ausfluß.

Emanationswinkel nennt Lambert in seiner Photometrie den Winkel, unter welchem ein Lichtstrahl aus der leuchtenden Fläche ausfährt. Z. E. von der Sonne kommen die Strahlen in einer auf den Sonnenteller, davon AB der Durchmesser ist *), senkrechten Richtung zu uns herunter. Der vom Punkte M ausfahrende Strahl also, der der Richtung PL folget, macht mit dem größten Kreise AMB durch diesen Punkt den Winkel LMC = mMP. Dieser ist also sein Emanationswinkel. Weil mMn = 90° — PMD und MDP = 90° — PMD, so ist mMn oder mMP = MDP, folglich der Bogen AM das Maaß des Emanationswinkels und MP sein Sinus. Weil ferner das Licht der Sonne im M und Q, an welchem lezten Orte allein die Strahlen senkrecht aus der Fläche fahren, gleich stark ist, so richtet sich die Menge der aus Mm kommenden Strahlen, folglich die davon abhangende Erleuchtung, nicht nach dem Bogen Mm, sondern nach der graden Linie mn = pP. Die kaum angeführte Gleichheit der Winkel aber bringt mit sich das Mm : mn = MD : MP. Also verhält sich der Bogen mM, aus welchem die Strahlen ausfliessen, zum davon abhangenden Grade der Erleuchtung, der durch mn ausgedrückt wird, wie der Halbmesser zum Sinus des Emanationswinkels. Dieser Satz macht einen Hauptgrundsatz der Photometrie aus, welchen daher Lambert sowohl durch mehrere Erfahrungen als durch Schlüsse zu bestättigen sucht. Gleichwohl will Bouguer in seiner Schrift von der Gradation des Lichts wahrgenommen haben, daß das Licht der Sonne in der Mitte derselben am stärksten sey, gegen den Rand hin aber schwächer werde, und daraus folgere, daß es stärker als in der Verhältniß des Sinus des Emanationswinkels abnehme. (6)

*) Optische Tafel. Fig. 7.

Emancipation war bey den Römern die Art, wie der Vater seinen Sohn der väterlichen Gewalt entließ; der Sohn, welcher in väterlicher Gewalt, in dem Quiritarischen Dominium seines Vaters und eine Res Mancipi war, konnte auf keine andere Weise, als durch eine feyerliche Mancipation aus der väterlichen Gewalt entlassen werden. Die Feyerlichkeiten dieser Emancipation bestunden hauptsächlich dazin. Es mußten fünf Zeugen, welche mannbar und römische Bürger waren, ferner einer, welcher die Waage hielt, und Libripens genannt wurde, und ein anderer, welcher Antestatus hieß, und die Zeugen durch Berührung ihrer Ohren an diese Handlung erinnerte, zugegen seyn; es mußte ferner der natürliche Vater, welcher den Sohn aus der väterlichen Gewalt entlies, und ein anderer, welcher verstellter Weise ihn kaufte, gegenwärtig seyn. An diesen verkaufte der Vater seinen Sohn mit gewissen feyerlichen Worten, wogegen ihm der Käufer einen Numum Sestertium übergab; der Käufer lies hierauf den Gekauften als seinen Sclaven los, und der Losgelassene fiel wieder in die väterliche Gewalt zurück. Der Verkauf und die Loslassung wurde wiederholt, und der Sohn fiel zum zweytenmal in die väterliche Gewalt zurück; der Vater verkaufte also seinen Sohn zum drittenmal, setzte aber nunmehr dem Verkauf das sogenannte Pactum Fiduciä bey, in welchem der Käufer versprechen mußte, daß er den Sohn, damit er nicht Patronatsrechte über ihn bekäme, diesmal nicht manumittiren, sondern dem Vater zurückverkaufen wollte, woher er Pater Fiduciarius genannt wird; der Käufer verkaufte also den Sohn wieder an seinen natürlichen Vater, welcher dafür den erhaltenen Numum Sestertium wieder zurückgab, und seinen Sohn mit den bey der Manumission der Sclaven per Vindictam gewöhnlichen Feyerlichkeiten loslies; der Vater konnte auf diese Art nicht nur Söhne, sondern auch Töchter, Enkel, Urenkel u. s. w. welche in seiner Gewalt waren, aus derselben entlassen, jedoch war der dreymalige Verkauf nur bey den Söhnen nöthig, weil diese, wenn sie vom Käufer wieder losgelassen wurden, zweymal wieder in die väterliche Gewalt zurück fielen; hingegen bey Töchtern, Enkeln u. s. f. war ein einziger Verkauf hinlänglich; das Pactum Fiduciä aber war bey jeder Emancipation nothwendig, und wenn der Sohn ohne dieses verkauft, und alsdenn vom Käufer losgelassen worden war, so wurde der Käufer Patron des Sohns, eben so als ob er einen Sclaven losgelassen hätte, bis endlich K. Justinian verordnete, daß wenn auch dieses Pactum unterlassen worden wäre, es dennoch für stillschweigend beygesetzt geachtet, und der Pater Fiduciarius niemals Patron des entlassenen Sohns werden sollte. Diese Emancipation, welche Vetus, oder Legitima genennt wird, war ein Actus Legitimus, und mußte bey einer

solchen Obrigkeit geschehen, bey welcher eine Actio Legis vorgenommen werden konnte; weil sie aber eine Handlung der freywilligen Gerichtsbarkeit war, so war es nicht nöthig, daß die Obrigkeit auf dem Tribunal saß, und eine Obrigkeitsperson konnte bey sich selbst einen Sohn emancipiren, oder von ihrem Vater emancipirt werden.

Ohne diese alte Art der Emancipation aufzuheben, verordnete in der Folge der K. Anastasius, daß wenn ein Vater den Regenten angehen, von ihm ein Rescript über die Loslassung seines Sohns erhalten, und dieses bey der Obrigkeit vorbringen würde, solches die gleiche Wirkung mit der alten feyerlichen Emancipation haben sollte; daher wird diese Loslassung aus der väterlichen Gewalt durch ein landesherrliches Rescript Emancipatio Anastasiana genennt; endlich verordnete auch K. Justinian mit gänzlicher Aufhebung der alten feyerlichen Emancipation, daß die Entlassung aus der väterlichen Gewalt auch dadurch geschehen könnte, wenn der Vater seine Gesinnung, seinen Sohn zu entlassen, vor einer solchen Obrigkeit, bey welcher nach alten Rechten oder Observanz der Emancipation geschehen konnte, erklärte, und diese Art der Entlassung aus der väterlichen Gewalt wurde die Justinianische Emancipation genannt, wiewohl dieser sowohl, als der Anastasischen, weil sie beyde ohne Mancipation geschehen, der Name der Emancipation unrichtig beygelegt wird.

Der Vater kann nach der Regel niemals zur Emancipation seines Sohns gezwungen werden; doch sind hievon einige Fälle ausgenommen, als 1) wenn er Grausamkeiten gegen seine Kinder ausübt; 2) wenn er eine Schenkung oder Vermächtniß unter der Bedingung, wenn er seinen Sohn emancipiren würde, angenommen hat; 3) wenn derjenige, welcher als unmündig von ihm an Kindes Statt angenommen worden ist, bey erlangter Mannbarkeit sich erklärt, daß er nicht unter väterlicher Gewalt stehen wolle. Auch wird, wenigstens nach dem neuern römischen Recht, zu jeder Emancipation die Einwilligung des Sohns erfordert, welche jedoch auch stillschweigend durch unterlassenen Widerspruch erklärt werden kann.

Die Wirkung der Emancipation ist nach ihrem Endzweck diese, daß der emancipirte Sohn von der väterlichen Gewalt frey wird, und also in Rücksicht auf ihn alle Wirkungen derselben aufhören. Er wird also sui Juris, er kann sich selbst erwerben, eigenes Vermögen besitzen, welches nicht mehr Peculium, sondern Patrimonium heißt, er kann mit seinem Vater contrahiren, gegen ihn klagen, er kann, ohne daß dem Darleiher die Einwendung des Macedonischen Rathschlusses entgegen steht, Geld entlehnen, er ist nach seines Vaters Absterben nicht suus Heres, und erbt nicht anders, als nach den aufgesteckten prätorischen Edicten; der Vater verliert alle seine unter der väterlichen Gewalt begriffene Rechte; er erwirbt nicht mehr durch den Sohn, er hat nicht mehr die Verwaltung und Nutznießung von des Sohns Peculium adventitium; jedoch behält er als eine Belohnung für die Emancipation nach dem ältern römischen Recht den dritten Theil des Peculium adventitium eigenthümlich, nach dem neuern aber die Verwaltung und Nutznießung der Hälfte desselben; er kann seinem Sohn giltig schenken; er kann nach dem Absterben des Sohns nicht dessen Hinterlassenschaft sich als Peculium zueignen, sondern nur unter gewissen Umständen erben. Heutzutag ist die alte feyerliche Emancipation, welche ohnehin von Justinian ganz abgeschaft worden, ausser Uebung; allein die Anastasische und Justinianeische Emancipation kann immer noch vorkommen; man hat auch Beyspiele davon, wiewohl sie äusserst selten sind. Hingegen behaupten unsere Rechtsgelehrte eine sogenannte Tacitam oder quasi Emancipation, welche durch die Verheyrathung und abgesonderte Haushaltung der Kinder vorgeht, übrigens da sie ein blos deutsches Institut ist, sehr unschicklich mit dem Namen der Emancipation belegt wird. Sie gründet sich darauf, daß die Deutsche nach Anleitung des Naturrechts die väterliche Gewalt nur so lange, als es deren Endzweck, nemlich die Unterhaltung und Erziehung der Kinder erforderte, fortwähren liessen, folglich dieselbe dadurch, daß die Kinder eine von den Eltern abgesonderte Haushaltung führten, nothwendig aufhören mußte; weil jedoch diese Art, die väterliche Gewalt zu endigen, in keinem allgemeinen deutschen Gesez festgesezt, auch nach besondern Gesezen und Gewohnheiten es damit unterschiedlich gehalten wird, so findet sie nur an denen Orten und insofern Statt, wo und in wie fern sie durch Gesetze und Gewohnheiten eingeführt ist. Gemeiniglich wird nur eine abgesonderte Haushaltung, nach manchen Gesetzen jedoch auch Verheyrathung, und ein Alter von fünf und zwanzig Jahren erfordert. Sie kann öfters auch wider den Willen des Vaters geschehen. (39)

Emancipation. Im deutschen Rechte werden mit diesem Namen drey unterschiedene Handlungen belegt. 1) Die Wehrhaftmachung der Knapen bey dem ehemaligen Ritterwesen; (s. Wehrhaftmachung) ein Ueberbleibsel davon findet sich nur noch an deutschen Höfen bey der Wehrhaftmachung der Pagen. 2) Die Canonische Emancipation, wovon bereits in dem Artikel: Canonicus Domicellaris das Wissenswürdigste vorgetragen ist. 3) Haben deutsche Rechtsgelehrte die heutzutage übliche Absonderung der Kinder von der väterlichen Gewalt durch Anlegung einer besondern Oeconomie oder durch Verheyrathung der Töchter, eine tacitam emancipationem genannt. Die Benennung ist aber eines Theils unschicklich, weil eine Emancipation an sich ein feyerlicher Actus ist, und deshalb keine stillschweigende Handlung seyn kann; andern Theils führt sie auch zu einer ganz irrigen Anwendung des römischen Rechts auf diese den Deutschen eigene Gewohnheit. Es ist daher besser sich dieser Benennung zu enthalten. s. Väterliche Gewalt nach deutschen Rechten. (15)

Emancipatio Canonica. Durch verschiedene Kirchensatzungen, welche theils in den allgemeinen, theils in den besondern Kirchenräthen sind verfasset worden, ist befohlen, daß die Kinder, so sich entweder von ihren ketzerischen oder heidnischen Eltern getrennet haben, nicht sollten angehalten werden, zu ihren Eltern zurücke zu kehren, und man hielt deswegen dafür, daß dergleichen Kinder durch das Bekenntniß des christlichen Glaubens von der väterlichen Gewalt frey seyn. Solche Freyheit nennt man Emancipatio Canonica. Cap. II. Lib. VI. *decret. de haereticis* §. IV. wird die Emancipatio, welche ketzerische Eltern bey ihren Kindern verrichten, als nichtig erklärt, weil wegen einem solchen Laster, dergleichen die Ketzerey wäre, die Kinder schon wirklich nicht mehr unter der Macht und Gewalt ihrer ketzerischen Eltern stunden.

Es ist auch in den geistlichen Rechten vesigesetzt, daß, wenn einer in einen geistlichen von der Kirche gutgeheissenen Orden geht, und darinnen die Gelübde ab-

legt, er sodann von der väterlichen Gewalt frey sey, welches auch unter Emancipatio Canonica kann verstanden werden. (14)

Emancipatio Canonicorum. Bey den meisten und besonders bey vornehmern Stiftern waren ehemals auch Schulen, wo einer oder der andere von den Stiftsgeistlichen entweder selbst lehrte, oder zum wenigsten die Aufsicht über diese Schulen hatte. Es wurden auch zu dem Genusse der Stiftsgüter junge fähige Schüler angenommen, welche die kleinere Weihen erhielten. Diese wurden in dergleichen Schulen einsweilen unterrichtet und zum geistlichen Stande vorbereitet. Sie konnten aber nicht eher zu höhern Stiftswürden und zum Kapitel gelangen, ehe sie von der Schule ganz freygelassen waren. Dergleichen Freysprechung geschah dann in den Stiftern mit unterschiedlichem Gepränge. In einigen Gymnasien ist es dermalen noch eine Feyerlichkeit, wenn Schüler von den Schulen entlassen werden. In vielen Domstiftern von Deutschland stehen dermalen noch die Domicellaren unter dem Scholaster, der ehemals die Aufsicht über die Domschule hatte. In einem und dem andern deutschen Stifte ist es noch heutzutag der Brauch, daß die jungen Domicellaren, ehe sie zu Capitel gehen wollen, zuvor müssen emancipirt werden. Dergleichen Emancipation geschieht sodann auf folgende Art. Der junge Domicellar wird in die Stiftsschule oder ins Capitelhaus geführt. Dort entblößt er seinen Rücken. Sodann wird er durch eine Reihe von Domicellaren und Capitularen geführt, welche Ruthen haben, und ihm einen Streich auf den Rücken geben. Ehemalen soll es gar der Brauch gewesen seyn, daß er durch die in eine Reihe gestellte Schüler geführt wurde, welche den Entblößten gleichfalls mit Ruthen schlugen. Manchen möchte nun wohl dieses Gepränge sehr exotisch vorkommen, allein, wie man sagt, wird es deswegen in den Stiftern beybehalten, damit nicht etwa Prinzen von grossen regierenden Herrn nach dergleichen einträglichen Präbenden trachten möchten, und hiemit wollen sie diesen wunderbaren Brauch entschuldigen. (14)

Emarginatum folium. s. Blatt, ausgeschnittenes.

Ematheon. (*Pap. pleb. rur.*) s. Dickköpfe, bäuerliche, ausländische.

Embamma. (Naturgesch.) Nach dem Bericht der Reisenden, soll sich in Angola eine ungeheure Schlange aufhalten, welche diesen Namen führt. Im Königreich Congo soll sie die grosse Wasserschlange genennt werden. Nach der ungeheuren Grösse zu urtheilen, welche ihr beygemessen wird, ist es in der That eine Wasserschlange. Sie soll die Menschen und Thiere mit einem sehr spitzen im Schwanze befindlichen Stachel verletzen. Da wir keine genaue Beschreibung bey neueren Naturforschern finden: so übergehen wir die seltsame Erzählungen, welche die älteren Schriftsteller von ihr geben. (9)

Embammata. Ἐμβαμματα hiessen bey den Griechen die Tunken oder Brühen zum Gebrauche bey gewissen Speisen. Homer nennt sie ἀρτυματα Batrach. 41., Lucian und Plutarch aber ὑποτριμματα. (21)

Embaphium. Ἐμβαφιον hies, nach dem Salmasius, das Dintenfaß, in welchem die Alten die unterschiedenen Farben, mit denen man schrieb, aufbehielten. Gleichgeltende Namen waren μελανοδοχιον, δοχιον μελανος, ἀγγος μελανδοχον, und gewissermassen auch calamarium. Clemens von Alexandrien nennt das Dintenfaß Caneon. s. Canion. (21)

Embarcadero ist ein spanisches Wort, dessen man sich besonders auf den americanischen, und an dem Südmeere gelegenen Küsten bedienet; es bedeutet einen Ort, welcher einer Stadt, die etwas von dem Meere abgelegen ist zum Hafen dienet; z. E. Arica ist der Embarcadero von Potosi, wie es Callao vom Lima, der Hauptstadt in Peru gewesen ist, ehe solche 1747. durch ein fürchterliches Erdbeben von dem Meere verschlungen worden, und von der Stadt Mexico ist der berufene Hafen von Acapelco der Embarcadero.

Man nennet diese Oerter von darum Embarcaderos, weilen man daselbsten alle Güter und Waaren ein- und auszuladen pfleget, welche nach den Städten die zuweilen 40 bis 60 Meilen von jenen entfernet liegen, bestimmt sind, oder aus denselben zu weiterer Verladung gebracht werden. (28)

Embardar Bachi, ist ein Bedienter in Persien, welcher die Aufsicht über die königlichen Kornhäuser und den Proviant hat.

Embargo ist ein spanisches Wort, und heißt sowohl die Sperrung eines Hafens als der Beschlag, den eine Regierung auf die sich darin befindliche Schiffe leget, um sich derselben oder der Matrosen zu bedienen, welches zu Kriegszeiten, und wenn zwischen zweyen Seemächten auch sonstige Streitigkeiten entstehen zu geschehen pflegt. s. Beschlag der Schiffe. (28)

Embarquiren, heißt zu Schiffe gehen oder einschiffen und wird dieses Wort eigentlich nur bey Menschen und Thieren, die übers Meer gebracht werden sollen, gebraucht. (28)

Embarrüre, s. Engyzoma.

Embasement. (Baukunst.) Heißt bey einem Gebäude die Grundmauer, welche theils in der Erde angelegt wird, theils über solche hervorraget, und zum Fuß desselben gleichsam dient. Der Baumeister verstehet darunter das äusserliche Ansehen und die Zierde derselben bey dem Gebäude. Durch dergleichen Mauren wird auch der Endzweck erreicht, daß die untere Fußböden des Gebäudes vom Grunde genugsam erhöhet, und vor Feuchtigkeit und Ueberschwemmungen in Sicherheit gesetzt werden. Aussen an den Gebäuden muß das Embassement der Höhe des untersten Fußbodens gleich werden, und darf weder Simswerk noch Auszierung erhalten. Der Festigkeit halber legt man sie gern etwas stärker und dicker an, daher kommt es, daß man sie auch in der Verzierung hervortretend angiebt, daß man sie auch gern anlaufend, nach dem Mauerrechte anlegt, auch öfters mit bäurischer Arbeit ausziert. So wenig als möglich Oeffnungen und diese sehr sparsam verziert, erfordern die Gesetze der Festigkeit und Dauer derselben. (18)

Embasis, nannten die Alten eine Art von warmen Bädern. (9)

Embaterium. Ἐμβατηριον. Bey den Spartanern hatten die Freygebohrnen ihre eignen Lieder, welche die Sclaven nicht singen durften. Erstere sangen in diesen ihren Liedern den Ruhm verdienstvoller Männer und den gerechten Tadel der Zaghaften. Diese Lieder waren aber von dreyfacher Art. Das erste war das ἐμβατηριον oder ἐνοπλιον, womit man dem Feinde entgegen gieng; und welches auch χαλκειον ἀδωνιον und Messeniacum genennt und mit einer Art scharf-

ſcharftönender Flöten geſpielt wurde, die daher ἐμβατηρια αὐλοι hieſſen. Das zweyte hies βουκαλικον oder auch ἀγραβικον: das dritte war das λακωνικον, welches aus Anapäſten beſtand und vom Alcman häufig gebraucht wurde. ſ. auch Caſtorium. (21)

Embaterticum Pactum, heißt derjenige Vertrag, durch welchen der Schuldner ſeinem Glaubiger die Befugnis ertheilt, ſich in den Beſitz der ihm verpfändten Vermögensſtücke eigenmächtig, und ohne Anrufung der richterlichen Hülfe einzuſetzen. Die römiſche Geſetze haben öfters einen Vertrag dieſer Art beſtätigt, und gutgeheiſſen, und es iſt kein Zweifel, daß das gleiche Recht auch durch einen letzten Willen eingeräumt werden kann; der Pfandgläubiger bekommt dadurch den Vortheil, daß er, wenn ſein Schuldner im Verzug haftet, ſich ſelbſt zum Beſitz der verpfändten Sache, welche dieſer beym Pfandvertrag ihm nicht übergeben, ſondern blos zu ſeiner Sicherheit angewieſen hatte, verhelfen kann, und der Schuldner gehalten iſt, die eigenmächtige Beſitzergreifung von Seiten des Glaubigers nach deſſen Abſichten zuzulaſſen, und ſich derſelben weder unter dem Vorwand einer unerlaubten Gewaltthätigkeit, noch eines Spoliums entgegen zu ſetzen. (38)

Embelle, heißt das Theil eines Schiffes zwiſchen dem groſſen und dem vordern Maſtbaume. (28)

Embergoose. (Naturgeſch.) Dieſen Namen geben ältere Schriftſteller einer Art Gänſe, welche auf wunderſeltſame Weiſe ihre Eyer unter dem Waſſer ausbrüten ſollen. Andere verwerfen dieſe Fabel und ſagen, ſie ſey in Seeland zu Hauſe und brüte ihre Eyer unter den Flügeln aus. Nähere Nachrichten fehlen. (9)

Emberiza. ſ. Ammer.

Emberwochen. Dies kömmt her von der Abkürzung des Wortes Quatember, welches ebenfalls ein abgekürztes und zuſammengezogenes Wort iſt, und von dem lateiniſchen *Quatuor tempora* ſeinen Urſprung hat. In der catholiſchen Kirche verſteht man durch Quatember die vier Jahrszeiten, in welchen drey Faſttage, nemlich am Mittwoche, Freytage und Sonnabend wegen der darauf folgenden heiligen Weihe der Geiſtlichen gehalten wird. Die vier Wochen, in welchen dieſe Faſttage fallen, werden Quatemberwoche, oder von andern nur Emberwoche genennet. Mehr ſehe hievon in dem Artikel: Quatember. (11)

Emblema, im griechiſchen ἐμβλημα, war bey den Alten eine gewiſſe Art von Verzierungen, oder Bildern, die ſie an ihren Gefäſſen, Geräthſchaften, Münzen, u. dgl. anbrachten, um dadurch eine gewiſſe allgemeine Vorſtellung zu erwecken. Der Gebrauch derſelben iſt ſchon ſehr alt. Die Aegyptier trugen ihre Entdeckungen in der Naturlehre und andern Wiſſenſchaften auf eine ſolche Art in Bildern vor, die auſſer ihrer unmittelbaren Vorſtellung noch eine geheime Bedeutung hatten. Sie malten z. E. zwey Hände, eine mit einem Schild, und die andere mit einem Bogen, und zeigten dadurch zwey in Schlachtordnung ſtehende Armeen an: Ein Aug und ein Scepter, bedeutete einen vorſichtigen Regenten, eine Schlange, die den Schwanz im Munde hat, die Ewigkeit; ein Client, der zu ſeinem Gönner um Schutz und Hülfe flehet, aber ſolche nicht erhalten kann, wurde durch einen Sperling und eine Eule abgebildet. Von den Aegyptiern kamen ſie auf andre Völker, und ein groſſer Theil der urſprünglichen Bilderſchrift, waren, Emblemen. (ſ. Bilderſchrift) Wie die bildenden Künſte empor kamen, ſo bediente man ſich auch dieſer Bilder, die die Noth erfunden hatte, zur Schönheit; und ſie vertraten die Stelle allgemeiner Vorſtellungen. Was in den redenden Künſten, Allegorie, Gleichnis, Beyſpiel, Vergleichung, und Metaphor war, dazu wurden nun die Bilder gebraucht; und dieſes ſind eigentlich die Emblemen; die von den Deviſen darinnen unterſchieden ſind, daß jene eine Aufſchrift damit verbinden, auch wohl manchmal eine bloſe Aufſchrift ſind, dieſe aber nur eine bildliche Vorſtellung ſind. (ſ. Deviſen) Es iſt ganz natürlich, daß ein ſolches Bild ſo gezeichnet ſeyn müſſe, daß man aus dem Bild ſeine Bedeutung erkennen kann; ſonſten ſind es gleichſam Wörter ohne Bedeutung. Verbindet man mit einem Emblem eine Aufſchrift, ſo iſt oft ein einziges Wort hinreichend die Bedeutung des ganzen Bildes anzuzeigen. Wo aber dieſes nicht iſt, ſo erfordert die Sache ſchon mehrere Schwierigkeit. Man hat deswegen für die Emblemen, oder Sinnbilder, gewiſſe Regeln erfunden, wornach ſie gemacht und beurtheilet werden müſſen. Die erſte und Hauptregel iſt, daß zwiſchen dem Bild und der Vorſtellung, die es bedeuten ſoll, eine gewiſſe Aehnlichkeit ſeyn muß. Es iſt nicht genug, daß nach der Abſicht des Künſtlers ein Bild dieſe oder jene Bedeutung haben könne; ſondern man muß gewiß ſeyn, daß derjenige, der das Bild ſieht, auch dieſe Bedeutung dabey wirklich denke. Der Künſtler ſtellt in einem Emblem dem Auge Dinge vor, die eigentlich demſelben nicht vorgeſtellt werden können; er erhebt ſich mit ſonderbarem Fleiß zur Darſtellung ſolcher Dinge, welche über die Wirkung der Farben zu gehen ſcheinen; er malt nicht ſowohl für das Aug, als vielmehr für den Verſtand. Er verbindet ſinnliche Vorſtellungen mit einander, aus denen der allgemeine Gedanke deutlich hervorſcheint, und braucht allerley Nebenumſtände, die ihre Beziehung darauf haben. Ein Gemälde zum Exempel, darauf nichts als eine Roſe gemalt iſt, kann niemand auf die Gedanken bringen, daß es eine allgemeine Deutung haben ſoll; ſteht aber ein Kind, welches weint, und eine Mutter, die mit dem Finger auf den Roſenſtock zeigt, und dem Kind etwas ernſtliches zu ſagen ſcheint, darneben, ſo kann man allerhand allgemeine Wahrheiten darunter denken, etwa; es iſt kein Vergnügen ohne Schmerz, oder man ſoll nicht ohne Vorſicht nach jedem ſcheinbaren Gut greifen. Man braucht bey der Entwerfung eines Emblems nicht genau bey der Natur ſtehen zu bleiben; ja es hindert dieſes oft, daß man nicht auf den allgemeinen Gedanken, der dadurch ausgedruckt werden ſoll, verfallen kann. Wenn z. E. Perſonen gemalt werden, die weder nach der alten noch neuen Art, ſondern ganz beſonders gekleidet ſind; ſo giebt dieſes ſogleich zu erkennen, daß unter dieſer Vorſtellung etwas geheimes verborgen liege. Hieraus folgt die zweyte Regel, die man bey der Erfindung eines Emblems beobachten muß, daß man ſuchen müſſe das Allgemeine in dem Beſondern auszudrücken. Die Regeln, die den Gebrauch der Allegorie, Metapher, Vergleichung beſtimmen, beziehen ſich auch auf das Emblem, und wir verweiſen deswegen unſre Leſer auf dieſe Artikel. Es brauchen nicht allemal hohe und wichtige Wahrheiten, die dem gemeinen Verſtand ſchwer zu faſſen ſind, darunter vorgeſtellt zu werden; ſondern das Gemeinnützliche beſtimmt den Zweck und den Werth der Emblemen. Es giebt ſehr viele gemeinfaßliche Wahrheiten, worunter ſehr viele ſogar ſprüchwortsweiſe ausgedruckt werden; dieſe ſchicken ſich am beſten zur Grundlage der Emblemen. Der Künſtler

hat alsdenn nichts zu thun, als daß er nun denjenigen, der ſein Emblem ſieht, an bekannte und nützliche Wahrheiten erinnert, er braucht ihm keine neue Begriffe zu erwecken, ſondern nur an bekannte auf eine lebhafte Art zu erinnern. Cammerarius hat ein ganzes Buch von dergleichen Emblemen herausgegeben, und der geſchickte Hiſtorienmaler Rhode hat verſchiedene bekannte Sprüchwörter ſinnbildlich gezeichnet. An öffentlichen Plätzen, wo viele Menſchen zuſammen kommen, thut es eine gute Wirkung, wenn viele dergleichen Emblemen aufgeſtellt werden; nützliche Wahrheiten können dadurch ſehr gemeinnützig gemacht werden. Nur müſſen ſie nicht in das räthſelhafte fallen, ſonſten verfehlen ſie ihren Zweck. (22)

Emblemata, (Baukunſt) werden von den Alten kleine Zierden an goldenen und ſilbernen Geſchirren, ſo in erhabener auch geſprengter Arbeit beſtanden, genennt, und in allerhand kleinen Zierathen als Bildern, Blumen, Laubwerk, Zügen, Muſcheln und dergleichen beſtanden ſind. Man faßte auch damit die Rahmen ein und glaubte je häufiger ſolche angebracht wären, deſto künſtlicher die Sache gearbeitet ſey. Heutzutag fordert man dieſe Zierden nur ſehr ſparſam und mit auserleſenen Geſchmacke angebracht zu ſehen. (18)

Emblemata Triboniani. Man verſteht darunter Veränderungen, welche die Verfertiger der Pandecten in den Excerpten aus den alten Rechtsbüchern, und die Verfertiger des Codex in den kayſerlichen Verordnungen vorgenommen haben. Wenn man nemlich die Stellen der alten Rechtsgelehrten in den Pandecten, mit eben dieſen Stellen, ſo wie ſie in der *collatione legum roman. & Moſaicarum*, im *breviario Alarici* und in der *conſultat. vet. ICti de pactis* ſtehen, vergleicht, ſo ſieht man deutlich, daß die Verfertiger der Pandecten nicht treulich excerpiret, ſondern ihr Original oft ſo ganz umgebildet haben, daß es ſich kaum noch ähnlich ſiehet. Ein gleiches erhellet, wenn man die kaiſerliche Conſtitutionen im Gregorianiſchen, Hermogenianiſchen und Theodoſianiſchen Codex mit denſelben Verordnungen im Juſtinianeiſchen zuſammenhält. Denn auch hier hat man die Conſtitutionen nicht gelaſſen, wie ſie waren. Man hat zugeſetzt, weggelaſſen, geändert. Inſonderheit hat man alsdenn, wenn ein alter Rechtsgelehrter oder ein Geſetzgeber etwas ſagte, was zu Juſtinians Zeiten nicht mehr galt, oder eine Einſchränkung erlitten hatte, in dem Excerpt und in der Verordnung Zuſätze oder Aenderungen in der Abſicht gemacht, damit ſie völlig auf die gegenwärtige Zeiten paſſen möchten. Z. E. in der L. ult. §. 1. *D. de ſenator.* Ulpian von der Diſtinction *inter ſenatores illuſtres, ſpectabiles & clariſſimos*, welche doch lange nach ihm erſt aufkam. Calliſtratus ſagt in der L. 1. *de interrog. act.* dieſe Klagen ſeyen abgekommen, welches doch zu ſeiner Zeit nicht richtig war. Die Kaiſer Dioeletian und Maximian ſagten in einer Verordnung: *transigere licet de crimine capitali.* Nun war aber zu Juſtinians Zeiten der Ehebruch auch ein Capitalverbrechen, und über dieſen kann man nicht transigiren. Die Verfertiger des Codex machten alſo in die Verordnung der obgedachten Kaiſer. Sie ſagten transigere licet de crimine capitali *excepto adulterio.* Dieſe Worte ſind ein Emblema denn zu Dioeletians und Maximians Zeiten war (nach der richtigern Meynung) der Ehebruch noch nicht capital; dieſe Kaiſer konnten alſo unmöglich ſo geredet haben.

Daß die Emblemata in der juriſtiſchen Critik und chronologiſchen Jurisprudenz viel Verwirrung und Schwierigkeiten machen, iſt leicht einzuſehen; indem ſie oft nicht verſtatten, mit Gewißheit zu beſtimmen, was zu den Zeiten der alten Juriſten und der Kaiſer in jeder Materie Rechtens war. Man kann z. E. nicht immer zuverläßig behaupten, zu Ulpians Zeiten war das und das in dieſer Lehre Rechtens; denn wer weiß, ob in den hierhergehörigen Stellen Ulpians nicht ein Emblema liegt. Daß übrigens auch die Sache übertrieben worden iſt, daß die Ausleger, wenn ſie auf Dunkelheiten ſtieſſen, aus denen ſie ſich nicht zu helfen wußten, oft ohne Grund die Verfaſſer der Pandecten und des Codex einer Interpolation beſchuldigt haben; kurz, daß man die emblemata Triboniani als einen Schlupfwinkel der Unwiſſenheit gebraucht habe, iſt auch nicht zu leugnen. (3)

Emblica, iſt ein Beyname einer Blattblumengattung (*Phyllanthus* L.) (9)

Emboa, (Naturgeſch.) iſt ein ſehr groſſer Fiſch, welcher ſich an der Küſte von Loango aufhält. Eine ſyſtematiſche Beſchreibung fehlt. (9)

Embodinure, heißt das Umwickeln eines Seils auf den Schiffen, beſonders am Anker, damit der eiſerne Ring ſolches nicht ſo abreibe. (28)

Embole, ἐμβολη hies in der griechiſchen Belagerungskunſt das eiſerne oder wenigſtens mit Eiſen überzogene Kopfſtück des Mauerbrechers, welches dem Kopf eines Widders ähnlich ſahe, und deswegen auch öfters der Kopf, κεφαλη, caput arietis genennt wurde. Die Lateiner nennten dieſen Theil des Sturmbocks auſſerdem noch, cornu, acumen, roſtrum, wenn dies Kopfſtück ſpitz zulief. ſ. Sturmbock, Mauerbrecher. (21)

Emboliſ, Embolum, iſt aus dem Griechiſchen, Ἐμβολη, Ἐμβολον, genommen, und heißt ſo viel, als Anfall, Zuſatz. Die kirchliche Schriftſteller pflegen dadurch zu verſtehen die ſiebende und letzte Bitte des heil. Vater Unſers: ſondern erlöſe uns von dem Uebel. Dieſes ſcheinet entweder daher zu kommen, weil man von dem Anfalle des Uebels begehret befreyet zu verbleiben; oder wegen dem Zuſatze und Ausdehnung dieſer Bitte durch das Gebet, welches in der katholiſchen Kirche von dem Prieſter in der heil. Meſſe gleich hernach verrichtet, und von den Griechen Emboliſmus (ſ. dieſen Artikel) genennet wird. (11)

Emboliſmus Ἐμβολισμος (cathol. liturg.) heißt einen Zuſatz, oder eine Ausdehnung. Hiedurch verſtehen die griechiſche Ritualiſten das in der heil. Meſſe gleich nach dem Pater noſter folgende Gebet, Libera nos, quæſumus &c. Wir bitten dich, Herr, erlöſe uns von allen vergangnen, gegenwärtigen und zukünftigen Uebeln, und verleyhe durch die Fürbitte der ſeeligen und allzeit glorreichen Jungfrau und Gebährerin Gottes Maria, mit deinen ſeligen Apoſteln Petrus, Paulus, Andreas und aller Heiligen, gnädig, den Friede in unſern Tagen, daß wir durch die Hülfe deiner Barmherzigkeit von der Sünde allzeit frey, und von aller Verſtöhrung ſicher ſeyn. Dieſes Gebeth wird, wie alle andre Kirchengebeter, geſchloſſen, durch denſelbigen unſern Herrn Jeſum Chriſtum deinen Sohn, der mit dir lebt und regieret, in der Einigkeit des heiligen Geiſtes, Gott in Ewigkeit Amen. Dieſes Gebet aber wird Emboliſmus genennt, weil es ein Zuſatz oder Ausdehnung der letzten Bitte des Vater unſers iſt, und weil die Uebel ausdrücklich angeführet werden, um

deren Abwendung wir bitten. Durch die vergangenen Uebel werden die Sünden, durch die gegenwärtigen die zur Sünde anreizenden Versuchungen, und durch die zukünftigen die durch die Sünde verdiente zeitliche und ewige Strafen verstanden. Die Bitte um den Frieden wird gleich hinzugesetzet; weil mit der Sünde der wahre Friede in den Menschen nicht bestehen kann, Esaiä 48. wovon auch der heil. Augustinus (Lib. 19. *de civit. Dei.* C. 11.) sehr schön schreibet. Nach den Apostel Petrus und Paulus wird der heil. Andreas deswegen genennet, weil er der erste war, den Christus zum Apostelamte berufen hat, wie aus dem Evangelio des heil. Johannes erhellet. Vor Alters war erlaubt, in diesem Gebethe noch andere Heilige mit Namen hinzu zusetzen, wie Micrologus Cap. 13. bezeugt. Daher kommt es, daß in dem Codice Tilliano die heilige Gervasius und Protasius, und bey den Ambrosianern der heil. Ambrosius nach dem heil. Andreas gelesen werden.

Der Priester hat bey dem Gebete, Libera nos, mehrere Handlungen zu beobachten. Bevor er dasselbe anfängt, ergreift er die Paten, welche von dem Offertorium an bis daher unter den Corporal lag, oder in einer feyerlichen Messe von dem Subdiacon gehalten wurde, zwischen seinen Zeig- und Mittelfinger, und hält dieselbe aufrecht über den Altar. Kommt er an die Worte, Et omnibus Sanctis, macht er sich mit der Paten das Creutzzeichen von der Stirne zur Brust, und küsset dieselbe bey den Worten, in diebus nostris; worauf er die Paten unter die Hostie schiebet. Wann er spricht, Ab omni perturbatione securi, decket er den Kelch auf, und biegt das Knie. Natalis Alexander giebt über diese Handlungen des Priesters (Lib. 6. *Theol. dogm.* a. 6.) eine sinnreiche und geistliche Auslegung, und vergleichet diese mit jenen der drey Frauen, welche Specereyen kauften, um Jesum zu salben, und den Stein, welchen er durch die Paten vorstellet, vom Grabe abgewelzet sahen, Marc. 16, 4. Benedictus XIV. (loc. cit. §. 319.) will zwar diese Auslegung nicht verachten; doch giebt er eine natürlichere Ursache, warum die Paten unter das Corporal gelegt, und nun wieder hervorgezogen wird; weil man nemlich dieselbe von den Offertorium an nicht brauchte, wohl aber die itzo bey der bevorstehenden Niessung. Pouget bemerket hier, es sey in einigen Kirchen gebräuchlich, daß der Diacon die Paten dem Volke zeige; dies bedeutet, daß dasselbe zur Niessung des heil. Abendmahles eingeladen werde. Ferner macht der Priester das Creutzzeichen mit der Paten, weil Christus durch das Creuz alles verjagt hat, was unsern Frieden stören kann; alsdann küsset er die Paten, weil sie das Instrument des Friedens ist, und das Gefäß, auf welches der Leib Christi gelegt wird, welcher, wie der Apostel an die Epheser schreibet, unser Friede ist. Die Paten aber wird unter die Hostie geschoben, damit dieser vom Priester bequemer von derselben angefasset, und zum Brechen aufgehoben werden könne.

Nach dem oben angeführten Kniebiegen steht der Priester auf, nimmt die heil. Hostie, und bricht sie über dem Kelche in zwey Theile unter den Worten, Per eundem Dominum nostrum Jesum Christum, Filium tuum. Die Helfte, die er in der rechten Hand hat, legt er auf die Paten; und von der andern Helfte, die er noch in der linken Hand über den Kelch hält, bricht er noch ein kleines Stücklein ab, sprechend: Qui tecum vivit, & regnat in unitate Spiritus sancti Deus. Hierauf legt er die andere Helfte mit der linken Hand auf die Paten; das kleine Stücklein aber behält er in der rechten Hand über dem Kelche, und sagt mit lauter Stimme: Per omnia secula seculorum; der Meßdiener antwortet Amen. Nach diesem macht der Priester mit dem Stücklein drey Creutzzeichen über den Kelche unter den Worten: Pax domini sit semper vobiscum. Der Diener antwortet: Et cum spiritu tuo. Alsdann läßt der Priester das Stücklein hineinfallen, und sagt: Hæc commixtio & consecratio, oder diese Vermischung und Wandlung des Leibes und Bluts unsers Herrn Jesu Christi gereiche uns Geniessenden zum ewigen Leben, Amen.

Ueber diese Handlungen sind aber einige Stücke zu merken. Erstens, wo die gemeine Rubrick sagt: die Hostie wird gebrochen, ließt man in der Ambrosianischen Liturgie: Dein Leib Christe, wird gebrochen, und der Kelch gesegnet. Wegen dieser letzten Redensart waren einige sehr aufgebracht. Denn es ist ein Glaubenssatz, daß der Leib Christi in einem jeden gebrochenen Stücke ganz enthalten sey; daher die Kirche an dem Frohnleichnamsfeste in der heil. Messe in dem Lobgesang des heil. Thomas betet.

A sumente non concisus.
Non confractus, non divisus,
Integer accipitur.

Unterdessen kam die Sache hierinn so weit, daß, als das Ambrosianische Meßbuch aufs neue wieder sollte gedruckt werden, berühmte und fromme Männer verlangt haben, die angeführten Worte aus dieser Liturgie auszulassen. Dagegen setzte sich aber sehr ernsthaft Joseph Antonius Saxius, der Vorsteher der Ambrosianischen Bibliothek in einer Schrift, welche zu Mayland im Jahr 1731. herausgegeben ist. In dieser beweißt er, daß es eine uralte Redensart sey: der Leib Christi wird gebrochen. Er bringt das Glaubensbekenntniß bey, welches der Cardinal Humbertus dem Berenchario vorgelegt, und dieser in einer römischen Kirchenversammlung unter dem Pabste Nicolaus II. in Gegenwart 113. Bischöfe im Jahre 1159. gethan hat, die also lautet: „Ich gebe Beyfall, daß das Brod und Wein, die auf dem Altar liegen, nach der Wandlung nicht nur ein Sacrament, sondern der wahre Leib und Blut Jesu Christi sey: und daß diese sinnlicher Weise nicht allein im Geheimniß, sondern in der Wahrheit durch die Hände der Priester behandlet, gebrochen, und durch die Zähne der Gläubigen zertheilet werden.„ Er behauptet, daß dieses Glaubensbekenntniß zum Theil aus den Worten der Ambrosianischen Liturgie, der Leib Christi wird zerbrochen, ihren Ursprung habe. Endlich führet er auch das Pontificale Romanum an, welches bey der Weihe der Paten dem Bischofe diese Worte vorschreibt: „Liebe Brüder, laßt uns beten, daß der Segen der göttlichen Gnade die Paten weihe und heilige, um auf derselben den Leib unsers Herrn Jesu Christi zu brechen.„ Nun sind die Meynungen der Theologen über dieses Brechen der gewandelten Hostie zertheilt. Einige, die die Accidentia Absoluta (s. diesen Artikeln.) behaupten, sagen, daß diese gebrochen würden, und dieses eigne man auch zu dem Leib Christi durch die Communicationem Idiomatum, oder Mittheilung der Eigenschaften. Andere, welche die Accidentia Absoluta nicht annehmen, lehren, dieses Brechen ge-

ſchehe nur dem Schein nach; oder auch, der Leib Chriſti werde gebrochen, nicht in Stücke, ſondern allzeit in den ganzen Leib, alſo daß Chriſtus nach der Brechung (wie auch die Tridentiniſche Kirchenverſammlung redet) in jedem Theile ganz gegenwärtig ſey. So lehrten nach der Glaubensbekenntnis Berengarii der Abt Walterus, der Abt Abautius, der Biſchof Odo, der Erzbiſchof Guitmundus, u. a. m. Alles nehmen ſie daher, weil der wahrhaft im Abendmahle gegenwärtige Chriſtus ſich in dieſem alſo wunderbarlich verhält, als wenn das Brod noch gegenwärtig wäre. Das Brechen aber iſt in der h. Meſſe von den Katholiken beybehalten worden, weil Chriſtus ſelbſt in dem Abendmahle das Brod geſegnet, und gebrochen hat. Die Apoſtelgeſchichten Cap. 2. bezeugen, daß die Glaubige in der Gemeinſchaft des Brodbrechens verharret wären: und der heil. Paulus ſagt 1. Corinth. 10. Iſt nicht das Brod, welches wir brechen, die Theilnehmung des Leibes des Herrn? In der griechiſchen Kirche wird die heil. Hoſtie in vier Theile gebrochen. Einen, nimmt der Prieſter: der andere wird unter das Volk ausgetheilet: den dritten behält man auf für die Kranke: der vierte wird in dem Kelch gelaſſen, und mit dem Blute Chriſti vermiſchet. Nach dem Mozabariſchen Gebrauche geſchieht die Brechung der Hoſtie in neun Theile nach den neun Geheimniſſen Chriſti. Den erſten Theil nennen ſie die Menſchwerdung Chriſti: den zweyten die Geburt: den dritten die Beſchneidung: den vierten die Verklärung: den fünften das Leiden: den ſechsten den Tod: den ſiebenden die Auferſtehung: den achten die Ehre Chriſti in dem Himmel: und den neunten das Reich Jeſu Chriſti, da er kommen wird, zu richten die Lebendige und die Todte. Die abendländiſche Kirche theilet die Hoſtie in drey Theile: den einen nimmt der Prieſter mit dem heil. Blute aus dem Kelch; die zween andere aber vorher. Vor Alters, da die Hoſtie gröſſer war, genoß er von den zween letzten nur einen Theil; den dritten brach er in mehrere Stücke, um die Gegenwärtige oder die Kranke damit zu ſpeiſen. Hievon iſt noch eine Aehnlichkeit in der feyerlichen Meſſe des Pabſtes: er bricht die Hoſtie in drey Theile: der eine wird in den Kelch gelaſſen; den andern nimmt der Pabſt, und den dritten zertheilet er in zwey Stücke, von denen er eines dem Diacon, das andere dem Subdiacon zur Nieſſung darreicht. Ein gleiches geſchieht bey der Weihe eines Biſchofes, bey welcher der weihende Biſchof die Hoſtie in drey Theile zerbricht, wovon er einen mit dem heiligen Blute in dem Kelche vermiſchet; mit dem andern ſpeiſet er ſich, und mit dem dritten denjenigen der geweihet wird.

Zweytens iſt zu merken, daß die liturgiſche Schriftſteller über die drey Theile in welche die Hoſtie gebrochen wird, zerſchiedene geiſtliche Auslegungen geben. Unter andern ſagt der heil. Thomas von Aquin, der in den Kelch gelaſſene Theil bedeute diejenige, welche mit Leib und Seele im Himmel ſind, Chriſtum nemlich, die ſeligſte Jungfrau, und andere, wenn ſie ſich auch dem Leibe nach allda befinden. Der Theil, den der Prieſter genieſſet, zeige an diejenige, die noch in dieſem ſterblichen Leben ſind, und der Sacramenten nöthig haben. Der dritte aber ſtelle die vor, welche geſtorben ſind, deren Leiber in dem Grabe, und deren Seelen entweder in dem Fegfeuer oder in dem Himmel exiſtiren. Der Pabſt Innocentius III. machet eine faſt gleiche Auslegung.

Drittens. Durch die drey Creutzzeichen mit dem kleinen Stücke über den Kelch unter dem Pax domini ſit ſemper vobiscum wird zu verſtehen gegeben, entweder daß Chriſtus unſer Friede nach drey Tagen wieder von den Todten auferſtanden; oder daß die heiligſte Dreyeinigkeit die Seele Chriſti mit deſſen gecreutzigtem Leibe wieder vereiniget habe. Andere verſtehen hiedurch die drey Weiber, welche Chriſtum in dem Grabe ſuchten. Der Cardinal Bona hat bemerket, daß neun hundert Jahre vor ihm der Biſchof vor dem Pax domini dem Volke den Segen gegeben habe, welches nach den Mozarabiſchen Gebräuchen von einem jeden Prieſter beobachtet wurde.

Viertens. Der Gebrauch ein Stücklein der gewandelten Hoſtie in den Kelch fallen zu laſſen iſt uralt; denn dies iſt ſchon vorgeſchrieben in der Liturgie des heil. Jacobus, und in der Kirchenverſammlung zu Orange im Jahr 441. Die Bedeutung davon iſt geheimnisreich. In der heil. Meſſe wurde bis daher das Leiden und der Tod Chriſti vorgeſtellet, und zwar durch die abgeſonderte Wandlung des Leibes unter den Geſtalten des Brodes von der Wandlung des Blutes unter den Geſtalten des Weins. Und obwohl der ganze Chriſtus unter einer jeden Geſtalt wahrhaft enthalten iſt; ſo wird doch durch dieſe äuſſerliche und dem Schein nach vorgeſtellten Abſonderung das Leiden und der Tod Chriſti ausgedruckt. Nun war noch übrig in der heil. Meſſe deſſen glorreiche Auferſtehung vorzuſtellen; dieſes aber, wie Micrologus bemerket, konnte nicht füglicher geſchehen, als wenn ein Stücklein der gewandelten Hoſtie in den Kelch gelaſſen würde, wodurch der Leib Chriſti mit dem Blute geiſtlicher Weiſe wieder vereiniget wird. In den zween erſten Ordinibus Romanis lieſt man, daß der Pabſt von dem Abendmahl, welches ihm von Anfang der Meſſe, die er feyerlich halten wollte, zur Anbethung vorgeſtellet würde, ein Stücklein vor dem Pax domini, nebſt dem, welches er von der von ihm gewandelten Hoſtie abgebrochen, in den Kelch gelaſſen habe. Die Urſache deſſen iſt, nach der Meynung Mabillonii, daß die Einheit und Beſtändigkeit des heil. Meßopfers dadurch angezeigt werde. So giebt dieſer Schriftſteller auch die Urſache, warum das Stücklein der heil. Hoſtie, welches die Prieſter vom Biſchofe, und die ſuburbicariſche Biſchöfe vom Pabſte empfangen haben, von dieſen in den Kelch gelaſſen worden; damit nämlich dadurch die Einheit des Meßopfers, und die Gemeinſchaft der Prieſter mit dem Biſchofe, und der Biſchöfe mit dem Pabſte empfohlen würde. (11)

Embolismus ſ. Einſchalten, Schaltjahr, Schaltmonath, Schaltag wie auch Calender der Griechen, und Cyclus.

Embolium, darunter ſcheint Plinius eine Gattung Runzelbart (*Arethuſa* L.) verſtanden zu haben. (9)

Embolon, Ἔμβολον bezeichnete in dem Schiffbaue der Alten den Schiffſchnabel, *roſtrum*, der aus Holz, das ſtark mit Eiſen beſchlagen war, beſtand. Er wird daher bey dem Diodor χαλκωμα πλων genennt, und die Schiffe ſelbſt haben bisweilen ſelbſt den Namen χαλκεμβολοι, das Vordertheil war mit einem, oder auch mehrern ſolcher Schnäbel verſehen, in der Abſicht, die feindlichen Schiffe damit zu beſchädigen: ja manchmal war das Vordertheil ganz mit Eiſen bedeckt, um es gegen Klippen und feindliche Anfälle zu ſchützen. Ein gewiſſer Piſeus

aus Italien ſoll der erſte Erfinder dieſer Schiffſchnäbel geweſen ſeyn. Wenigſtens kann man es nicht zugeben, daß die älteſten Griechen die geringſte Kenntniß davon gehabt haben: Homer ſagt gar nichts davon: und gleichwol würde er dieſe Sache nicht ganz mit Stillſchweigen übergangen haben, wenn zur Zeit des Trojaniſchen Kriegs die Schiffsſchnäbel ſchon erfunden geweſen wären. Indeſſen gebraucht doch Aeſchylus von dem Schiffe Neſtors das Beywort δικεμβολος, als wäre es mit zehen Schnäbeln verſehen geweſen: und Iphigenia redet ebenfals beym Euripides (Iphig. in Aulis v. 1320.) von ehernen Schiffsſchnäbeln. Man kann aber mit Recht dagegen ſagen, daß dieſe Dichter bey ihren Beſchreibungen auf einen zu ihren Zeiten üblichen Gebrauch geſehen, welches bey den Dichtern ſehr gewöhnlich iſt.

Die Schiffsſchnäbel waren Anfangs lang und hoch. Mit der Zeit fand man es vortheilhafter, ſie kurz und ſtark zu machen und ſie ſo niedrig anzubringen, daß ſie die feindlichen Schiffe unter dem Waſſer durchbohren konnten. Dies war die Erfindung eines gewiſſen Ariſto aus Corinth. Er theilte ſie den Syracuſanern mit, als ſie mit den Athenienſern Krieg führten, und ſie bedienten ſich derſelben mit groſſem Vortheile. Denn durch Hülfe dieſer neuen Schnäbel wurden viele Athenienſiſche Kriegsſchiffe gleich bey dem erſten Angriffe in Grund gebohrt oder zerſchmettert. Ueber dem Schiffſchnabel war παρεμβολις angebracht. Die Schiffſchnäbel ſelbſt waren, wie aus alten Münzen deutlich erhellet, gemeiniglich mit verſchiedenen Bildniſſen der Thiere u. d. gl. ausgeziret.

Embolon in der Tactic der Griechen war der Römer *roſtrum* oder *cuneus*. ſ. Cuneus. (21)

Embolucrum iſt ein Beyname der Flachsſeide. (*Cuſcuta* L.) (9)

Embolus, mit dieſem Namen belegt Hr. v. Linne eine, v. Haller mehrere Gattungen von Schimmel. (9)

Embouchement. Der Anſatz, das Anblaſen der blaſenden Inſtrumenten. Viel vollkommner ſind diejenigen blaſende Inſtrumenten, wo man keine beſtimmte Anſätze nöthig hat, denn da hat man mehr Gewalt die Lippen enger oder weiter zu machen, und den Thon runder und voller zu bilden. (25)

Embouchure, iſt der in Ausübung gebrachte Anſatz, wenn man z. B. ſagt, dieſer Mann hat einen guten Anſatz, eine gute Embouchure, eigentlich hat dieſe Benennung bey den Flöten ſtatt, denn jeder Flötenſpieler bringt auf derſelbigen Flöte einen beſondern, jener einen ſchneidenden, dieſer einen runden, ein anderer einen weichen mollen Ton ꝛc. heraus. Nachdem die Zunge geſchwinder und leichter anſtoſſen kann, giebt es auch Paſſagen, die man doppelte Zunge nennt. (25)

Embouquer iſt ein franzöſiſches Seewort, und heißt in die Antilliſche Inſeln hineinfahren. (28)

Embraſſure. (Baukunſt.) Eine viereckigte hölzerne Rahme um eine Schornſteinröhre, die ſolche wider das Springen zuſammenhalten muß. Sonſt verſtehet man auch bey den Stockwerksmauren der Gebäude einen Ausſchnitt bey den Fenſtern darunter. (ſ. Ausſchnitt.) (18)

Embrize iſt ein Beyname des Goldammer. ſ. Ammer. (9)

Embrocation, Embracatio, Embroche, Irrigatio, iſt eine Art einer feuchten Bähung, welche die Stelle eines örtlichen Bades vertritt. Sie wird dem leidenden Theile appliciret, indem man einen Schwamm, Werg, Wolle, oder Lappen in abgezogenes oder gemeines Waſſer, Milch, Aufgüſſe, einfache, oder zuſammengeſetzte Oehle, Wein, Eſſig, Oppkrat, ꝛc. eintaucht, und es darauf ausdrückt, und hernach die damit befeuchtete Lappen oder Compreſſen auflegt. Dieſe Embrocationen finden bey Entzündungen, Quetſchungen, Eitergeſchwüren, Wunden u. ſ. w. ſtatt. Embrecationen heiſſet auch, wenn nur blos durch die aufgelegte warme Hand, dem leidenden Theile, die Wärme mitgetheilt wird. ſ. auch den Artikel Tropfbad bey Bad. (4)

Embroche ſ. Tropfbad bey Bad.

Embryo (medicin.) ſ. unter Erzeugung und Frucht

Embryo Naſciturus, (juriſtiſch.) wird von den Rechtsgelehrten ein Menſch genannt, welcher noch nicht gebohren iſt, aber doch in Mutterleib ſich befindet. Die Römer hielten einen ſolchen Embryo nicht für einen lebenden Menſchen, weil ſie nach den Grundſätzen der Stoiker dafür hielten, daß der Menſch erſt mit ſeinem Ausgang aus Mutterleib ſeine Seele empfienge, und eben daher wurde das Abtreiben eines empfangenen Kindes anfänglich gar nicht unter die Verbrechen, und in der Folge nur unter die auſſerordentliche Verbrechen gerechnet, welches hingegen heutzutag immer für ein Verbrechen angeſehen, und unter gewiſſen Umſtänden ſogar einem Mord gleich geſchätzt wird.

Sonſten aber hatten ſchon die Römer den Grundſatz, daß ein Embryo die Rechte eines lebenden Menſchen hatte, ſo oft von deſſen Vortheilen die Rede war; daher mußte auch ein Embryo vom Vater zum Erben eingeſetzt werden, und wenn er mit Stillſchweigen übergangen wurde, rumpirte er das väterliche Teſtament; und eben ſo wann er von andern auſſer dem Vater, welche ihm einen Pflichttheil ſchuldig ſind, enterbt oder übergangen wird, kann er das Teſtament als inofficioſum anfechten; der Embryo iſt Inteſtaterbe, und ſollen ihm ſogar, weil drey Kinder gebohren werden können, drey Erbtheile aufbehalten werden; wann nach des Ehmanns Tode die Wittwe ſich ſchwanger befindet, ſo wird ſie im Namen ihres Embryo zum Beſitz der Erbſchaft gelaſſen, und demſelben ein Pfleger beſtellt; der Vater kann ſeinem Embryo im Teſtament einen Vormund beſtellen, und derjenige, welchen er überhaupt allen ſeinen Kindern verordnet, wird auch Vormund des Embryo; alle dieſe Rechte aber kommen dem Embryo nur unter der Vorausſetzung zu, daß er nachher lebendig, und nicht monſtros gebohren worden. Wenn aber nur von den Vortheilen eines Dritten die Rede iſt, ſo wird der Embryo nicht für einen Menſchen geachtet, und z. B. nicht unter die Anzahl der Kinder gerechnet, welche von der Vormundſchaft entſchuldigen. Zum Beſten des Embryo ſtehen auch den ſchwangern Frauen beſondere Vorrechte zu, daß z. B. ſie mit der Folter verſchont werden, und keine Leibs oder Lebensſtrafe an ihnen vollſtreckt werden kann. (38)

Embryonatum heißt bey einigen Schriftſtellern das ſcharfe Salz, ſo noch in der Erde ſteckt und ſich mit keinem andern Körper vereiniget hat.

Embryothlaſtes, iſt ein chirurgiſches Inſtrument, von der Geſtalt eines Hakens, womit bey ſchweren Geburten die Knochen getrennt, und herausgezogen werden. (4)

Embryotomia, bedeutet dem Worte nach die Zerstückelung der Frucht in Mutterleibe, so wie auch die Zerschneidung des Nabelstrangs nach der Geburt, wodurch der Foetus von dem Mutterkuchen getrennt wird. Wir werden unter den Artikeln Haken, und Zerschneidung des Kinds in Mutterleibe mehr hiervon sagen. (4)

Embryulcia, bedeutet im allgemeinen soviel als Geburtshülfe, besonders aber die Herausziehung der todten Leibesfrucht, sie geschehe nun mit Händen, oder mit künstlichen Werkzeugen. (4)

Embryulcus s. Embryothlastes.

Embuguaca ist der Name einer Brasilischen Pflanze, welche ungewöhnlich viele und lange Wurzeln hat, aus deren Rinde die Indianer starke Seile verfertigen. Ausser dem soll sie auch medicinischen Nutzen haben, indem sie allerley Blutflüsse stopft, wenn man sie auf glühende Kohlen wirft und den Rauch davon gehörig applicirt. (9)

Embuscade s. Hinterhalt.

Emenda heißt die Strafe wegen einer begangenen gesetzwidrigen Handlung. Gemeiniglich ist es mit Busse im juristischen Sinne (s. diesen Art.) einerley. (15)

Emendatio Libelli ist, wann ohne etwas neues in Facto beyzubringen, welches den Grund der Klage betrift, nur etwas, das in der Klagschrift nicht richtig angegeben worden ist, berichtiget und verbessert wird; wann ich z. B. in der Klagschrift tausend Thaler gefordert habe, an Statt, daß ich nur tausend Gulden hätte fordern sollen, und nun meinen Irrthum verbessere. Diese Emendatio Libelli kann nicht nur vor der Litis Contestation, sondern auch nach derselben jederzeit geschehen, da hingegen Mutatio Libelli nach der Litis Contestation nicht mehr erlaubt ist. (38)

Emeria s. Neuntödter, Bengalischer.

Emerillon (Artillerie.) s. Sperber.

Emeritum hies bey den Römischen Heern die Belohnung eines Soldaten, der seine Jahre ausgehalten und die gehörige Anzahl von Feldzügen gethan hatte. August ließ einem von der Leibgarde, Prätoriano, 5000, und einem andern Soldaten 3000. Drachmen, d. i. ersterem 20000. Sestertien, oder 1000 Gulden nach dem 20 Gulden Fuß, und letzterem 600. Gulden auszahlen. Caligula fand wegen seiner Verschwendung sich genöthigt, ihnen nur die Hälfte geben zu lassen. Ungewis ist, ob dies Emeritum jederzeit in Geld, oder auch zuweilen, besonders bey den ersten Kaisern, in Ländereien bestanden habe.

Neben dem Emeritum, das auch, nach Einigen, præmium, auch commoda missionis genennt worden, genossen diese Emeriti vorzüglicher Ehre und wurden den Veteranen der ältern Zeiten gleich geachtet. (21)

Emeritus heißt daher ein jeder der seine Dienstjahre ausgehalten hat, und vornemlich wegen des Alters oder anderer Schwachheiten nicht mehr im Stande ist, sein Amt zu versehen, weswegen er für frey erklärt worden ist. (1)

Emersion heißt in der Astronomie der Austritt eines Planeten aus dem Schatten eines andern, von dem er verfinstert worden, z. E. die Emersion eines Jupitermondes ist dessen Austritt aus dem Schatten, den Jupiter auf ihn geworfen hatte. Zuweilen bedeutet Emersion auch den ortus heliacus, d. i. den Anfang der Sichtbarkeit eines Sternes, der bisher unter den Sonnenstralen verborgen war. (6)

Emersionswinkel. Wenn man einen flachen Stein schief aufs Wasser wirft, mit einer Flinten- oder Kanonenkugel schief auf Erde, Sand, nassen Thon, ja selbst Wasser schiesset, so springt der Stein oder die Kugel davon ab, und hüpft verschiedentlich in die Höhe, rutscht endlich auf der Oberfläche ein Stückeweges fort und sinkt zuletzt, wenn es Wasser ist, darinn zu Boden. So gar auf lockeren Schnee abgeschossene Kugeln erheben sich und machen Sprünge. Denn als 1740. die Elbe bey Magdeburg oberhalb dem Wasserfalle weit hinauf wie ein Spiegel gefroren etwa eine Hand hoch mit Schnee überstaubet war, ließ man verschiedene Schüße aus einem kaum einen Fuß hoch über den Schnee erhabenen Rohr thun, um die Ricoschets zu zählen und ihre Weite zu messen; keine einzige Kugel aber schrammte das Eis, sondern alle prelleten schon vom Schnee ab. Schon ältere Ingenieurs, hauptsächlich aber nach ihnen der Marschall von Vauban, sind hiedurch auf die Idee der Ricoschetschüße geleitet worden, wovon unter ihrem eigenen Namen gehandelt wird.

Wenn die Steine am Wasser abspringen sollen, so müssen sie nicht mit der scharfen Seite ins Wasser einschneiden sondern mit gekrümmten Arme so ausgeworfen werden, daß die vordere Schärfe etwas in die Höhe gekehret seye. Eben diese Lage behalten sie bey allen ihren Sprüngen und zackern so oft sie aufstossen, eine gleichsam elliptische, nur beym Einfall stärker als beym Aufsprung gekrümmte Hohlung oder Bahn in demselben, welche man, wenn man Kugeln auf weichen Thon abschiesset und nachmals das, was auf beyden Seiten in die Höhe gedruckt worden, mit einem Drathe abschneidet, deutlich sehen kann.

Jacob Bellogradi, ein in der Naturlehre und Meßkunst wohl bewanderter Jesuite, wollte in einem besonders davon geschriebenen Tractate dieses Abspringen der Steine vom Wasser durch eine von beyder Körper Elasticität abhangende ordentliche Reflexion erklären. Allein da man an schief auf Wasser geschossenen bleyernen Kugeln nicht die mindeste Veränderung der Gestalt wahrnimmt, und das Wasser sich durch keine, wenigstens nicht durch eine so geringe Gewalt zusammen drucken lässet, zumalen wann es, wie in diesem Falle, ausweichen kann, so mag der von ihm angegebene Grund nicht der rechte seyn. Der Abt Spallanzani hat deswegen die Sache von neuem untersucht und giebt in der fünften seiner mathematischen und physicalischen Abhandlungen einen andern an, aus welchem zwar erhellet, warum die Kugel eine krumme Furche unter sich in den weichen Thon gräbet nach welchem sie aber, so bald sie den nach dem Perpendikel wirkenden Theil ihre Kraft verlohren, horizontal fortfahren, nicht aber sich wieder heben sollte. Vielleicht kann dieser Mangel folgender Gestalt gehoben werden. Wenn die Kugel auf die Oberfläche des Thones zx *) unter dem Winkel yaz auffähret, so kann man die Kraft, womit sie sich nach dieser Richtung beweget, in zwey Kräfte zerfällen, deren eine sie horizontal, die andere senkrecht auf die Fläche des Thones treibet, und die sich gegen einander verhalten wie ab und bc. Die erste leydet keinen Widerstand, wohl aber die lezte. Wenn sie also um cd vermindert wird, so schiesset die Kugel nach der Linie ad in den Thon. Die Gewalt derselben treibet die Masse des Thons vor ihr aus dem Wege in einer krummen Linie, deren Tangente df ist. In d geschiehet der Kugel, was ihr in a wiederfahren, nemlich ihre Kraft sich nach der Richtung de zu bewegen,

*) Mechanische Tafel. Fig. 10.

die sich in die mit jenem Tangente gleichlaufende df und in die auf dieselbe senkrechte fe zerfallen lässet, leidet in Ansehung letzterer eine Verminderung eg und die Kugel gehet also nach der Linie dg. Eben so gehet sie in g nach gi, in i nach in, in n nach np, in p nach ps, wo sie wieder aus dem Thone heraus kommt. Solchergestalt wird die nach dem Perpendikel wirkende Kraft nicht aufgehoben, aber vermindert, und daher kommt es, daß der Winkel VSX, unter welchem die Kugel oder der Stein aus der Oberfläche des Thones, Sandes, Wassers u. s. w. heraus kommt, oder der Emersionswinkel, kleiner als der Einfallswinkel yaz, und die Furche, wie schon gemeldet, gegen S flächer ist, als gegen z. Wenn sich mit der Zeit mehrerer Nutzen dieser Kenntniß offenbaren sollte, so wird es so schwer nicht seyn, die Krümmung der Furche oder die Emersionslinie zu berechnen.

Weil der Emersionswinkel kleiner als der Einfallswinkel, der Reflexionswinkel aber, unter welchem man das Object unter der Wasserfläche siehet, demselben gleich ist; so muß die aus einem auf das Bild des Objects im Wasser gerichteten Gewehre geschossene Kugel, wenn sie zurückfährt, unter dasselbe treffen, und die Regel, wornach man dergleichen Bricolschüsse thun will, ist also falsch.

Durch sorgfältige Messung hat der Abt Spallanzani gefunden, daß der Einfallswinkel einer Flintenkugel auf weichen Thon nicht grösser als 8 Grade, auf Wasser nicht grösser als 6 bis 7 Grade seyn darf, wenn sie abspringen soll, flache Steine aber wohl unter einem Winkel von 25 bis 30 Graden aufgeworfen werden können. (6)

Emerus, ist ein Beyname einer Gattung Blasenbaum, (s. dies. Art.) der Sesban Schaumpflanze und des Farb Indig (*Indigofera tinctoria* L.)

Emetica, s. Brechmittel.

Emeu, (Naturgesch.) ist ein Synonimum des amerikanischen Strauses, (*Struthio Rhea* L.) (9)

Emgulo, (Naturgesch.) die Reisebeschreiber führen unter diesem Namen eine Art von wilden Schweinen an, welche sich im untern Egypten aufhalten und zween fürchterliche Hauzähne haben. Diese Zähne halten die Egyptier für ein mächtiges gifttreibendes Heilmittel. Wahrscheinlicher Weise ist das Thier der Babyrussa Eber, (*Sus Babyrussa* L.) (9)

Emigration. Politische Betrachtungen über diesen Gegenstand sind zwar schon unter dem Artikel Auswanderung angestellt; da aber die Rechtsgrundsätze daselbst mit Stillschweigen übergangen sind, so müssen selbige hier nachgeholt werden.

Man muß vor allen Dingen das Austreten der Unterthanen vom Auswandern oder Emigriren wohl unterscheiden. Jenes geschieht bey fortdauernden Verhältniß zwischen Oberherr und Unterthan dergestalt, daß letzterer sich seiner Pflicht entzieht; dieses hingegen ist mit einer gänzlichen Auflösung der Unterthanspflichten verknüpft. Das Austreten geschieht, 1) von Leibeigenen, welche ohne einen Laßbrief entweichen; 2) von Unterthanen die nach einem begangenen Verbrechen, um der Strafe zu entgehen, sich auf flüchtigen Fuß setzen; 3) von solchen die dem Anwerben zum Soldatenstande ausweichen wollen; 4) auch von Handwerksburschen die gegen ein ergangenes Verbot sich auf die Wanderung begeben, oder länger ausbleiben als vorgeschrieben ist. Daß alles dieses mit den Pflichten eines Unterthanen streite, und deßhalb mit Recht vom Landesherrn geahndet werde, erkennt ein jeder leicht von selbst.

In Ansehung des Emigrirens oder Auswanderns muß man ferner, um sich einen deutlichen Begriff von den dabey statt findenden Rechten zu machen, den Fall da jemand der Religion wegen auswandert, von den Emigrationen um anderer Ursachen willen absondern.

Nach einem ganz unbezweifelten Herkommen ist es der deutschen Freyheit gemäß, daß keinem Unterthanen verwehret werden kann, ausser Landes zu ziehen, und sich anderwärts hinzubegeben, wenn er nur das unter solchen Umständen gebräuchliche Abzugsgeld bezahlt. Man nennt diese Rechtswohlthat den freyen Zug; und diese kommt allen zu statten, ausser denen die noch in dem härtesten Grade der Leibeigenschaft stehen; als die Bauern im Mecklenburgischen, in Pommern, Böhmen, u. s. w. Wo eine mildere Leibeigenschaft statt findet, wie in Hessen, Schwaben u. s. w. da wird selbst solchen Bauern der freye Zug nicht verboten, wenn sie den Laßbrief gehörig lösen, und sonst die üblichen Abzugsgelder entrichten. Diese Freyheit ist jeder Landesherr seinen Unterthanen zu lassen schuldig; denn er verspricht bey der Huldigung sie bey allen ihren Freyheiten und alten Herkommen zu lassen; und wo dieses auch nicht versprochen wäre, so wäre es dennoch rechtens. Hin und wieder werden über dieses den Landständen noch ordentliche Reversalien darüber ausgestellt. Sollte indessen diese Freyheit des Auswanderns zum Nachtheil des gemeinen Wesens gemißbraucht, und wohl gar durch fremde Emissarien die Unterthanen dazu verleitet werden, so ists billig, daß dergleichen Mißbräuche gesteuert werden. Dieses kann durch Vergleiche mit den Landständen, oder durch Verfügungen der Reichsgerichte, oder durch kaiserliche unmittelbare Hülfe, oder auch durch Craysvorkehrungen geschehen. Der freye Zug kommt aber auch denen Personen zu, die in Landesherrlichen Diensten gestanden haben, und kann ihnen keineswegs mit Grunde unter dem Vorwande verweigert werden, daß sie zu viel Kenntniß von der Landesverfassung hätten. Eine Ausnahme hiervon könnte allein der Fall machen, wenn ein Bedienter, wie wohl von Archivarien zu geschehen pflegt, sich ausdrücklich anheischig gemacht hätte, lebenslang nicht ausser Dienste zu gehen. Ein gleiches findet bey Personen statt, die zu ihrem Studiren gewisse Beneficia erhalten, und sich dagegen verpflichtet haben, nicht ohne landesherrliche Einwilligung auswärtige Dienste anzunehmen. Auch kann solchen, die im Lande schuldig sind, mit Grunde zugemuthet werden, daß sie nicht eher, als nach völliger Befriedigung ihrer Glaubiger abziehen sollen; wofern letztere nicht geneigt sind ihnen auch als Fremden ihre Forderung zuzustünden.

Ob eine Anzeige des Abziehenden und Bitte um Erlaubniß nothwendig sey, kommt auf die Landesverfassung an. Bey gemeinen Leuten die unter Landesherrlichen Beamten stehen, wird solches fast überall gefordert. Vornehmere haben solches gemeiniglich nur alsdann zu thun nöthig, wenn sie in öffentlichen Bedienungen gestanden haben. Würde die Erlaubniß ohne einen der angeführten Gründe abgeschlagen, so steht der Weg an die Reichsgerichte offen; ja es ist hin und wieder wohl eine Landesbeschwerde daraus formirt worden. Wenn jemand Kenntnisse der Landesverfassung hat, welche auswärtig gemißbraucht, und dem Lande nachtheilig werden könnte, dem kann ein eydlicher Re-

vers darüber abgefordert werden, daß er solche lebenslang verschweigen wolle. Uebrigens verliert ein solcher Emigrant ordentlicher Weise sein bisheriges Bürgerrecht; es sey denn, daß ihm solches nach der besondern Verfassung des Orts gegen gewisse Abgaben sey vorbehalten worden; in welchem Falle auch das Abzugsgeld nicht zu bezahlen ist.

Von den Emigrationen, welche der Religion wegen geschehen, muß man kürzlich folgendes merken. Der Reichsabschied von 1530. gestattete zuerst den catholischen Unterthanen evangelischer Landesherrn den freyen Abzug ohne einiges Abzugsgeld. Der Religionsfriede von 1555 setzte diesen die evangelischen Unterthanen catholischer Landesherrn gleich; jedoch unter einem billigen Abtrag der Leibeigenschaft und Nachsteuer. Es erfolgten aber bald von Seiten der Evangelischen Beschwerden über Beschwerden, daß man in catholischen Landen ihre Glaubensgenossen nicht wolle ziehen lassen; oder daß man sie wider ihren Willen zu emigriren nöthige; daß man ihnen ihre Güter vorenthielte, mit ungewöhnlichen Abzugsgeldern beschwere, u. s. w. Bey den westphälischen Friedensunterhandlungen kam man nach langen Berathschlagungen endlich zu einem Schlusse, dessen Grundsätze von jedem unbefangenen Leser folgendermassen erkannt werden. (Man sehe das Westph. Friedensinstrument, Art. 5. §. 31. 36. 37. deßgleichen Art. 1. §. 27. und Art. 2. §. 43.)

1. Es kann und darf niemand zum Auswandern gezwungen werden, welcher im Entscheidungsjahr die öffentliche oder Privatreligionsübung hergebracht hat.

2. Diejenigen, welche im Entscheidungsjahr eine solche Religionsübung nicht hergebracht haben, auch keine Nachkommen von solchen sind, sondern erst nachher sich zu einer andern Religion bekannt haben, dürfen, wenn sie vom Landesherrn geduldet werden, und ihnen eine Privatreligionsübung gestattet wird, nicht emigriren.

3. Erstere können nach freyen Willen, und die zweyten wenigstens alsdann, wenn sie keine Gewissensfreyheit und Religionsübung erhalten können, ungehindert auswandern; wenn sie auch wegen einer strengen Leibeigenschaft oder anderer Verpflichtungen sonst nicht würden emigriren dürfen.

4. Diejenigen, welche sich dieser Wohlthat zu emigriren erfreuen wollen, müssen sich aber zu einer im römischen Reiche geduldeten Religionspartie bekennen. Wiewohl sie um dieses zu erforschen, keiner trüglichen Prüfung zu unterwerfen sind.

5. Es folgt aus den vorhergehenden Sätzen, daß ein Landesherr seine Unterthanen nur alsdann zu emigriren nöthigen könne, wenn sie a) weder zur lutherischen noch zur reformirten, noch zur catholischen Kirche sich bekennen; b) wenn sie zwar zu einer dieser Religionspartien sich bekennen, ihre Vorfahren aber im Entscheidungsjahre keine öffentliche oder Privatübung einer solchen Religion genossen haben; deßgleichen c) auch solche, welche erst jetzt zu einer dieser Religionspartien übertreten, welcher im Entscheidungsjahre in einem Lande keine Religionsübung gestattet wurde. Hiervon sind auch landsässige Edelleute und Vasallen keineswegs ausgeschlossen. In Ansehung des Termins wurde im Westphälischen Frieden einigen die Zeit von fünf, andern aber von drey Jahren zur Auswanderung bestimmt. Fünf Jahre für die, welche zur Zeit des Friedensschlusses theils in einem Lande sich finden und nach obigen Grundsätzen zur Auswanderung genöthigt werden können, theils auch solchen die wegen des Kriegsungemachs daraus entflohen und nun zurückkehren möchten, um das Ihrige wieder zu suchen. Allein solche giebts nun nicht weiter. Drey Jahre hingegen sollen allen zu statten kommen, die nach dem Friedensschlusse erst ihre Religion ändern würden; und zwar ohne einen Unterschied, ob sie mit liegenden Gründen angesessen sind, oder nicht.

In Ansehung der Art und Weise, wie die Emigration der Religion wegen geschehen solle, ist im Westphälischen Frieden festgesetzt, daß der Emigrant seine Güter entweder verkaufen, oder behalten und durch seine Leute verwalten lassen könne. Deßgleichen sollen ihm Geburtsbriefe, Attestate seiner freyen Geburt, Laßbriefe, Lehr- und Meisterbriefe, Zeugnisse seines Wohlverhaltens nicht verweigert werden. Dagegen sollen ihm keine ungewöhnliche Reversalien oder höhere Nachsteuern als üblich sind, abgefordert werden. Auch darf der Emigrirte wieder ins Land kommen, so oft er eine vernünftige und erhebliche Ursach dazu hat; z. B. Prozesse zu betreiben, Schuldforderungen zu erheben, u. s. w. Er ist auch nicht schuldig, zu diesem Ende erst Erlaubniß oder Pässe auszuwirken. Wobey noch zu merken, daß hier zwischen den freywillig emigrirenden Personen, und den gezwungenen kein Unterschied sey.

Von Versetzung der Unterthanen die einer andern Religion zugethan sind, gedenkt der Friedensschluß kein Wort, und es ist dergleichen daher gegen den Willen der Unterthanen nicht erlaubt.

Wie übrigens jene Vorschriften des Friedensschlusses sind gehalten worden, das zeigt die Geschichte; insonderheit die Geschichte von den evangelischen Unterthanen in Salzburg und Oesterreich. Es ist unbeschreiblich was durch Verletzung jener Zusagen den Privatpersonen in diesen Landen für Elend zugefügt worden; und wie groß der Schade sey den der unzeitige Religionseifer dem wahren Vortheile dieser Länder selbst zugefügt hat. Zum Ruhme der toleranten Gesinnung evangelischer Reichsstände kann man mit Grunde behaupten, daß ihre catholischen Unterthanen nie ähnlichen Stoff zu Beschwerden gegeben haben. Josephs II. grosse und edle Gesinnung schlägt in unsern Tagen zu seiner und der catholischen Religion Ehre andere Wege ein; und sein grosses Beyspiel wird alle ferneren friedenswidrigen Gesinnungen anderer deutscher Reichsstände hoffentlich unterdrücken, und sie zur Nachahmung reitzen. (15)

Emigrationis Census, s. Abzugsgeld.

Emilius, (*Pap. pleb. var.*) s. unter Dickköpfe, bäuerliche, ausländische.

Eminenter, per eminentiam. Unter den insgesammt eingeschränkten Realitäten, die die Creaturen an sich haben, giebt es solche, denen selbst, vermöge des durch ihre Benennung ausgedruckten Begriffes ein Mangel oder Schranke anklebet. Z. E. die Einbildungskraft, welche, wie alle Vermögen etwas zu thun, etwas positives und also eine Realität ist, bestehet in dem Vermögen Ideen wieder hervorzubringen. Durch sie geschiehet es also, daß Vorstellungen, die erst vorhanden, alsdann eine zeitlang nicht da waren, nun wieder vorhanden sind. Daß die Vorstellungen in der Zwischenzeit nicht da waren, ist ein Nichtseyn, etwas fehlendes, ein Mangel. Ein Wesen also, das Einbildungskraft besitzt, hat zwar dadurch eine Realität, aber eine mangelhafte Realität, eine solche, die den Mangel voraussetzt, daß gewisse Ideen zu gewissen

wissen Zeiten nicht da sind. Weil man dem unendlichen Wesen oder Gott nicht den mindesten Mangel zuschreiben darf; so kann ihm die durch ihre Benennung einen Mangel oder Schranken nach sich ziehende Realität, z. E. die Einbildungskraft nicht beygelegt werden. Unterdessen sind alle und jede Realitäten ohne Ausnahme an sich selbst betrachtet, d. i. mit Beyseitsetzung der Benennung, die sie nicht haben, als wenn sie mit Schranken behaftet sind, ohne Schranken oder ohne allen Mangel möglich (s. Realität) und kommen so Gott zu. Derowegen müssen auch die Realitäten, wovon jetzt die Rede ist, wenn von ihrem Namen abstrahirt wird, ohne Mangel möglich seyn und so ohne einigen Mangel oder in ihrer ganzen Vollständigkeit Gott zukommen. Z. E. die reelle Sufficienz der vorstellenden Kraft, durch welche eine Idee, die vor einem Jahre gegenwärtig war, heute oder über ein Jahr auch gegenwärtig ist, ist ohne den Mangel möglich, daß die Idee in der Zwischenzeit abwesend ist, oder es ist eine nicht abwechselnde ewige Gegenwart der Idee möglich und die hat bey Gott statt. Vor diese zur Unendlichkeit erhabene Realität ist in der Sprache kein Name vorhanden, denn der vorige: Einbildungskraft paßt nicht auf sie, weil er einen Mangel oder Schranken mit sagt, der hier völlig hinweg gedacht werden muß. Wenn nun gleichwohl von ihr geredet und zur Vermeidung der weitläuftigen Umschreibung ein Name vor sie angegeben werden muß; so hat man die Wahl, ob man einen nagelneuen aufbringen, oder einen alten bekannten zu ihrer Benennung gebrauchen will. Das erste ist aus mehreren Ursachen, die man anzuführen vor überflüssig hält, nicht rathsam, und wenn man das letzte thun will, so hat der alte obwohl nicht mehr passende Name den nächsten Anspruch. Zu Vermeidung der Zweydeutigkeit aber muß man einen Zusatz anfügen, der zu verstehen giebt, daß der durch diesen Namen sonst mit gesetzte Mangel aus dem Begriffe heraus und die ganze Vollständigkeit der Realität davor hinein gedacht werden müsse, und dieser Zusatz ist das Wort: eminenter oder per eminentiam. Wenn ich also spreche: Gott hat die Einbildungskraft per eminentiam; so sage ich damit: Einbildungskraft ist nur eine eingeschränkte Realität, die eine zweyte Gegenwart einer Idee sammt einer zwischen die erste und zweyte fallenden Abwesenheit derselben darstellet; diese kommt Gott nicht zu; bey ihm aber ist ewige immerwährende Gegenwart; hierinn steckt alles, was in der Einbildungskraft reell ist, in seiner höchsten Vollständigkeit und folglich ohne allen Abgang, Mangel oder Schranke, und das drücke ich durch: Einbildungskraft per eminentiam, aus. Will man dieses, wie man aus dem gesagten ersiehet, mit guter Ueberlegung eingeführte Wort nicht mißbrauchen, so muß man diejenige Realitäten, die bey den Creaturen zwar freylich auch eingeschränkt, angetroffen werden, deren Benennung aber keine Schranken setzt, sondern davon abstrahirt, Gott nicht per eminentiam sondern im höchsten Grade zuschreiben. Z. E. der Verstand ist bey den Menschen auch eingeschränkt, allein die Erklärung des Verstandes: Vermögen deutlich vorzustellen, erwähnt keiner Schranken. Deßwegen muß ich nicht sagen: Gott hat Verstand per eminentiam, sondern im höchsten Grade. Der erste Ausdruck fordert die Substitution der ganzen Vollständigkeit von den in dem Begriffe enthaltenen Abgang, und in dem Begriffe des Verstandes ist kein Abgang enthalten, es stehet nicht darinn, daß z. E. nur wenige Dinge oder nur wenig deutlich vorgestellt werden. Der zweyte Ausdruck sagt, es werde in dem Begriffe von Schranken abstrahirt, und man solle jetzo nicht blos davon abstrahiren, d. i. sie weder setzen noch läugnen, sondern wirklich läugnen. Der letzte Ausdruck sagt also was wahres und der erste was falsches. Was der Name mit dem Zusatze: per eminentiam, ausdruckt, ist also von dem was er allein sagt, ein analogum inæqualitatis (s. Analogum), das sich aber von andern analogis dadurch unterscheidet, daß es nicht allein specifice sondern unendlich vollkommener ist, und daher bey nichts als bey Gott statt hat.

Die Scholastiker haben dasjenige, was bey einem Dinge eminenter angetroffen wird, demjenigen, was bey andern Dingen sowohl formaliter als virtualiter gefunden wird, entgegen gesetzt.

Um bey dem einmal gewählten Beyspiele zu bleiben, so wird die Einbildungskraft, wenn sie nach der Anfangs gegebenen Erklärung genommen wird, die Einbildungskraft formaliter genannt, also wenn der Schranke mit gedacht wird, den sie vermöge der Erklärung haben muß; da sie eminenter genommen den Schranken ausschliesset. Es ist also sichtbar, daß diese beyden einander wirklich entgegen gesetzet sind. Unsere Einbildungskraft hat auch noch den Fehler an sich, daß wir nicht alle ehedem gehabte Ideen wieder hervorbringen können. Gesetzt die, der Engel hätte diesen Fehler nicht, so würden die Alten denselben die Einbildungskraft virtualiter zugeschrieben haben; denn in einem der mehreren Significate dieses Worts bedeutete es etwas, das von gewissen ihm sonst anklebenden Mängeln frey ist. Unterdessen bleibet doch auch diese virtuale Einbildungskraft immer eine wahre Einbildungskraft, die eine abwechselnde Gegenwart und Abwesenheit der Ideen mit sich bringt, welches von der eminenter gedachten geläugnet werden muß, und daher ist auch jene dieser entgegengesetzt. (6)

Eminentia, s. Eminenz.

Eminentissimus war ein Titul, der den Pilariis, Ventilatoribus und den Circus rennere bey den Römern gegeben wurde. (s. weiter Eminenz.) (21)

Eminenz, Eminentia. Die Titel sind bey dem geistlichen Stande eben so veränderlich gewesen, wie bey dem weltlichen. Bey beyden aber sind sie bekanntermassen in den neuern Zeiten überall sehr gestiegen. Die Bischöffe gaben sich einander schon im VII. Jahrhunderte den Titel Eminentia. Mabillon schreibt (lib. II. p. 91.) daß der Papst Gregorius der Grosse den italiänischen Bischöffen diesen Titel gegeben hätte. Hierauf folgte Reverentia. Die Cardinäle waren bisher Illustrissimi und Reverendissimi genannt, durch ein Decret des Pabstes Urbans VIII. vom 10 Januar 1630. aber ist zum erstenmale verordnet, daß sie in Zukunft Eminentissimi oder Ihro Eminenz genannt werden solten, wobey es hernach geblieben ist. Es bekommen aber diesen Titel ausser den Cardinälen auch die geistlichen Churfürsten und der Großmeister des Johanniterordens. Von keinen andern als von Königen, dürfen die gedachten Personen andere geringere Titel annehmen. Doch werden die geistlichen Churfürsten im deutschen nicht churfürstliche Eminenz, sondern churfürstliche Gnaden genennt.

Emines, ist ein französisches grosses Getraidemaaß welches nicht nur an verschiedenen Orten Frankreichs, sondern auch in einigen Häven auf der barbarischen

Küste gebräuchlich ist; es ist aber kein wirkliches Maaß, wie ein Scheffel, sondern eigentlich nur eine Art eines Rechnungsmaaßes, welches aus verschiedenen andern Maaßen bestehet; z. E. in Marseille hat eine Emine 8 Civadiers, und 4 Emines machen eine Charge von ungefähr 300 Pf. und Landgewicht oder 245 Pf. Markgewicht. In Montpellier hat 1 Emine 2 Quart und wiegt an Waizen ungefähr 50 Pfund Stadt Gewicht; in Toulon machen 1½ Emines 1 Septier, und 3 Emines einen Pariser Septier; in Genua hat 1 Emine 8 Quarte oder 96 Gombette, und 28 Emines sollen 31 Scheffel in Hamburg betragen. (28)

Emir. Diesen Namen führen die Fürsten der Araber. Ueberhaupt bedeutet dieses Wort einen Befehlshaber; in einer besondern und eingeschränkten Bedeutung führen diesen Titel diejenigen Häupter der arabischen Stämme, die von der Familie Mahomeds, abstammen. Sie unterscheiden sich durch einen ganz grünen Tulband, der rund über den Kopf zusammengeschlungen ist. Sie sind oft in grosser Armuth, bilden sich aber auf ihre Abstammung so viel ein, daß sie sich gar oft gegen andere empören, und sie sind meistentheils die Rädelsführer von Unruhen und Rebellionen. Da die Türken gegen das Geblüt Mahomeds viele Ehrfurcht haben, so gestatten sie auch den Emirs viele Freyheit. Sie werden bey ihnen gewissermassen für heilig gehalten; wenn sich ein gemeiner Türk an einem Emir vergreift, und ihn schlägt, so wird ihm die Hand abgehauen. Damit sie sich aber dieser Freyheit nicht misbrauchen, so haben sie einen gewissen obersten Befehlshaber über sich, welcher *Nakib Eschrec* genennt wird, welcher das Recht über Leben und Tod hat. Wenn aber auch einer hingerichtet werden soll, so geschieht es nicht öffentlich, sondern heimlich. Ob man gleich insgemein glaubt, daß sie alle von Mahomeds Geblüt sind, so schleichen sich doch auch manche neben her ein. Diesen giebt alsdenn der Nakib eine Tafel, auf welcher seine Genealogie bis zum Mahomed hinauf geführt ist. Die Emirs der unabhängigen Araber wohnen in Zelten, und ziehen auch mit ihren Heerden und Leuten herum; doch behaupten sie auch hier eine gewisse Art des Vorzugs. Sie leben wie die Patriarchen gröstentheils von der Viehzucht. Ein jeder Emir commandirt eine gewisse Anzahl Leute aus seinem Stamm, die alle mit einander in gewissen Verstand seine Vettern sind. Wenn sie sich lagern so hat der Emir zwo Zelten, eines für sich, und das andere für seine Frauen. Das Zelt des Emirs hat Polster, Teppiche, allerhand Decken, die zuweilen mit Gold und Seide durchnähet sind. Von den Produkten ihrer Viehzucht verkaufen sie das übrige, und man trift zuweilen viel Gold und Silber bey ihnen an. Ihre Macht hängt von der Menge Menschen ab, die unter ihren Befehlen stehen. Wenn mehrere Emirs zusammen campiren, so hat das Haupt dieser Fürsten sein Lager in der Mitte, und die andern liegen in einer Entfernung von etlichen Meilen um ihn herum. Jeder hat seine Leute, die sich seine Knechte nennen, um sich herum. Die arabischen Emirs sind indessen an Macht sehr von einander unterschieden. Zuweilen gerathen sie auch mit einander selbst in Krieg. Sie reiten alsdenn in die Häuser derjenigen die sie überfallen wollen, und alles, was sie in ihre Hände bekommen können, ist gute Beute. Deswegen bleiben diejenigen Emirs, die zu einer Familie gehören, gern beysammen, um im Fall der Noth einander beystehen zu können. Wenn sie auch ihr Lager verändern, so nehmen sie ihre neue Stellung doch so, daß sie leicht wieder zusammen kommen können. Einige dieser Emirs sind sehr mächtig. Ehemals führten die Califen selbsten diesen Titel; sie waren ursprünglich zum Dienst der Religion bestimmt, und der Staat gab ihnen einen jährlichen Gehalt. Heutzutage aber sind sie durch die meisten Provinzen des türkischen Reichs zerstreut. Oft wird derjenige Emir genennt, der eigentlich sonst Bacha heißt. (22)

Emir-Alem, auch oft zusammengezogen, der Miralem, wird der Reichsfändrich des türkischen Reichs genannt. Auch ausser seinem Dienste wird eine halbweisse und halbgrüne Standarte vor ihm hergetragen.

Emir-Bazar ist gleichsam der türkische Marktmeister, und hat die Preise der Lebenmittel unter seiner Aufsicht.

Emir-Hadgre heißt der Anführer der Pilgrimme nach Mecca. Es ist gemeiniglich solches der Bacha von Jerusalem. (31)

Emissaria, der harten Hirnhaut, s. Hirnhaut unter Gehirn. (5)

Emissarien nennt man solche Personen, welche mit heimlichen Aufträgen an fremde Länder, und an fremde Höfe geschickt werden. Daß es dergleichen in unterschiedlicher Gestalt giebt, ist wohl keinem Zweifel unterworfen: die Benennung aber ist so wenig ein Ehrentitel, als der eines Spions. Es wäre auch ein Zeichen, daß einer seinem Auftrag schlecht gewachsen wäre, wenn er als ein solcher bekannt würde, da er schon durch die sich zugezogene bloße Vermuthung seines Zwecks verfehlen müßte. Der türkische Hof bedient sich hierzu meistens der Juden und Griechen. Es ist eine gefährliche Profession, da dergleichen Leute mit ihren verborgengehaltenen Creditiven, welche sie erst im Nothfall aufweisen, wenn sie zur Verantwortung gezogen werden sollen, sich von Rechtswegen nicht schützen können. (33)

Emissarium. (Baukunst) Ein Kunstwort Vitruvs, unter welchem er ein Wasserbehältniß verstehet, in welches bey den römischen Wasserleitungen das aus den Hauptquellen erhaltene Wasser geleitet, und darin gesammlet, von dort aus aber weiter geleitet worden. Barbaro nennte es italiänisch Bocha, der Deutsche kann es einen Sammelkasten heissen. (18)

Emission ist ein in verschiedenen Gelegenheiten gebräuchliches Kunstwort, vornemlich kommt es vor, wenn die Rede vom Lichte ist. Schon Democritus und Epikur hielten davor, Gassendi und mehrere neuere, hauptsächlich Newton, waren gleichfalls der Meynung, die Sonne und andre leuchtenden Körper stiessen die Lichtstralen aus ihrer Substanz heraus und schleuderten sie mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit durch unermeßliche Räume. Von diesen sagt man, sie behaupten die Emission des Lichts. Ob diese oder eine andre Erklärung den Vorzug verdiene, wird im Artikel: Licht, erörtert werden.

Pythagoras und seine Nachfolger stelleten sich vor, es flössen aus den sichtbaren Dingen beständig fort gewisse Abdrücke derselben, species visibiles, und würden immer kleiner, wie sie sich weiter entfernten, bis sie endlich klein genug würden, in die Augen einfahren zu können und sich der Seele darzustellen. Auch diese zur Erklärung des Sehens gebrauchte Ausstossung der Abdrücke wurde Emission genennt.

Die Platoniker statuirten gleichfalls eine Emission gewisser Ausflüsse sowohl aus den Gegenständen als aus den Augen. Diese Ausflüsse sollten sich unterweges be-

gegnen, ſich mit einander vermiſchen, ſo vermiſcht zum Auge zurückkehren und der Seele das Bild des Gegenſtands eindrücken. (6)

Emmedonia. (*Phal. noctua*) ſ. unter Eulen.

Emmelia, Ἐμμελεια war bey den Griechen der Name einer theatraliſchen Saltation, welche die Gebärden der Leidenſchaften, die in der Tragödie herrſchten, ausdruckte. Nach dem Montfaucon ſoll aber dieſes Wort auch einen geſetzten und ernſthaften Tanz bedeuten, den ein Gefährte des Bacchus auf deſſen Zuge nach Indien ſoll erfunden haben. Beyde Bedeutungen kommen in dem Ernſthaften des Gebärdenausdrucks alſo überein. (21)

Emmenia, wird von einigen alten Aerzten die monatliche Reinigung der Frauenzimmer genannt. (9)

Emmenagoga; ſo nannte man vormals alle Mittel, welche auf die monatliche Reinigung treiben, und machte eine eigene Claſſe daraus; da aber die Urſache von dem Ausbleiben und Verhalten der monatlichen Reinigung ſehr verſchieden, und oft ganz entgegenſetzt, bald Verſtopfung, und zu dicke, bald zu dünne Säfte, bald Erſchlaffung, bald Spannung, bald zu träge, bald zu lebhafte Nerven u. dgl. ſind, ſo iſt leicht zu begreifen, daß die Mittel, welche dieſe Hinderniſſe heben ſollen, nicht unter einer Claſſe ſtehen können. (12)

Emmer, (botan.) ſ. Waitzen. (*Triticum monococcum* L.)

Emmerich, iſt ein Provinzialname des Goldammer, ſ. Ammer.

Emmerkorn, (botan.) wird zuweilen der Mays (*Zea* L.) genennt. (9)

Emmerling, (botan.) iſt ein Provinzialname einer Sorte von ſchwarzen Sauerkirſchen. (9)

Emmerling, nennt man auch die Larve der Bremſe (*Oeſtras* L.) (24)

Emmerlingsey. (Conchyl.) Die dünnſchalige, gelbgefleckte Porcellane, Hebenſtr. Die leichte roſtfarbig punktirte und gefleckte Porcellane mit vorſchimmernden Banden. Mart. Liſter *Hiſt. Conchyl.* tab. 684. fig. 31. tab. 686. fig. 33? Gualtieri *Ind. Teſtar.* tab. 16. fig. R. optima. Martini Conchyl. Th. I. tab. 25. fig. 250. 251. holländ. *Kievitshoorn* (das man aber nicht mit dem Kiebitsey, einer Blaſenſchnecke *Bulla ampulla* L. verwechſeln darf.) Nach dem Syſtem des Herrn D. Martini gehöret dies Emmerlingsey unter die dünnſchaligen gewundenen Porcellanen. Sie hat alſo eine dünne Schale und ſichtbare Windungen, die gleichwohl an dem einem Beyſpiele immer deutlicher als an dem andern ſind. Der Bau der Schale iſt länglich oder oval, der Mündungsſaum, und die Spindellefze ſind gezahnt, die Grundfarbe iſt weiß, gehet jedoch ein wenig in das Strohgelbe über, der ganze Rücken iſt mit roſtfarbigen Flecken und Punkten bemahlet, auf dem Rücken hinunter läuft ein hellerer, bald breiterer, bald ſchmähler Strich, und an dem Lippenſaume ſiehet man eine Reihe braungefärbter ſcharfer Knoten. Der Bauch iſt weißgelblich, und eben ſo iſt die Porcellane inwendig gefärbt. Manchmal ſind die Punkte dergeſtalt zuſammengefloſſen, daß die Schnecke gefleckt, gewölkt und punktirt zugleich erſcheinet. Das Emmerlingsey hat von dieſer Zeichnung den Namen, wird ohngefähr 1½ Zoll lang, und in Madagascar und dem oſtindiſchen Sunde gefunden. (10)

Emmoton, heißt ein flüßiges äuſſerliches Heilmittel, welches auf geſchabte Leinwand geſchüttet, und auf die

Wunden applicirt wird. Hippocrates ſcheint den Namen auch dem Geſchwüre zu geben, welches auf gedachte Weiſe verbunden wird. (9)

Emollientia, ſ. erweichende Mittel.

Empeſta Erga. Ἐμπαιſτα ἐργα. Die alten Künſtler der Griechen und Römer verſchwendeten viele Kunſt an ihren Trinkgefäſſen, die mit getriebener Arbeit verſehen waren, welche allerley Thiere, Weinreben, Laubwerk, Götter, Menſchen, hiſtoriſche Stücke und dergleichen vorſtellte. Man grub Verſe oder auch Inſchriften darauf. Man ſchmückte ſie mit prächtigen Edelgeſteinen. Man beſetzte ſie mit goldnen Nägeln oder Bukeln. Die Kunſt, welche dieſe Verzierungen machen lehrte, hies τεχνη ἐμπαιſικη, und die auf dieſe Art gezierten Werke ἐμπαιſα ἐργα. Caylus im 1ſten Bande ſeiner Abhandlungen zur Geſchichte und Kunſt S. 232. handelt, weitläuftig davon. Einen ſolchen Becher beſchreibt uns Homer Iliad. λ, 631. in folgender Stelle: „Er brachte einen herrlichen Pokal, welchen der Alte hat mit ſich von Hauſe gebracht, mit goldnen Bukeln ſchön geziert; auch waren der Henkel viere an dem Becher; jeden Henkel ſchmückten zwo guldene pickende Tauben, und zwo Tauben trugen den Kelch auf goldnen Flügeln.“ ſ. auch Dikellon. (21)

Embakaſſa, iſt ein Beyname des Büffelochſen. (9)

Empalangha. (Naturgeſch.) Es iſt ſchwer zu beſtimmen was unter dieſem Namen eigentlich für ein Thier zu verſtehen iſt. Nach dem unvollſtändigen Bericht einiger Reiſebeſchreiber iſt es eine Büffelgattung, jedoch werden ihm von einigen äſtige Hörner beygeſchrieben. Allein an der Wahrheit dieſes Vorgebens iſt billig zu zweifeln. (9)

Empalcuco, (Naturgeſch.) iſt der Name einer groſſen Affengattung im Königreich Siam. Nähere Nachrichten fehlen. (9)

Empanda, eine Göttin der römiſchen Bauern, welche mit der Ceres einerley geweſen ſeyn ſoll. (21)

Empanon, (Baukunſt) wurden von den Alten auf den Dächern ganz kleine Sparren genennt, welche mit dem unterſten Ende in den Dachbalken, und mit dem obern in den Dachſparren mittelſt der Nägel verbunden werden. Heutzutage weiß man nicht gewiß mehr ob man Leiſte oder Schichtſparren darunter verſtehen ſolle. (18)

Empaſma, heißt ein zuſammenziehendes Pulver, welches einen übelriechenden Athem und den zu häufigen Schweiß vertreibet. (9)

Empatirt. (Baukunſt) Man ſagt von einer Bauzeichnung ſie ſey empatirt, wenn ſie mit Farben voll aufgetragen iſt. Die Handwerksleute ſuchen die Schönheit einer Bauzeichnung in der Mannichfaltigkeit der darin ſpielenden Farben, und haben daher die Gewohnheit ihre Zeichnungen hübſch dunkel, roth, gelb, blau, braun, grün und dergl. zu mahlen, damit ſie recht bunt ausſehen möge. So bemahlen ſie die natürlichen Steine mit Carmin, die gebrannten Steine mit Zinnoberroth, das Tannenholz gelb, das Eichenholz braun, glasgrün, waſſerblau, u. dgl. (18)

Empeiria, ſ. Empirie.

Empeloren. Ἐμπελωροι waren gewiſſe Magiſtratsperſonen der Spartaner, welche mit den Agoranomen der Athenienſer viel Aehnliches hatten; wie denn auch deswegen Heſychius das Wort ἐμπελωρος durch ἀγοραναμος erklärt. Ihr Amt forderte, dahin zu ſehen, daß alle, welche auf dem Markte nichts

zu thun hatten, und unter dreyßig Jahren waren, nicht dahin kamen, wenn öffentliche Versammlungen gehalten wurden; daß bey diesen Versammlungen alle Unanständigkeiten vermieden wurden; daß bey dem Kauf und Verkauf kein Betrug geschahe, und daß die keinen Handel trieben, welche keine Erlaubniß darzu hatten. Wenn es wahr ist, was Isaac Vossius bey dem vorhin angeführten Hesychius angemerkt, daß nemlich diese Empelören auch ἐμπεπαλωροι, d. i. οἱ των ἐμπεπαλων ὡρων genennt werden können, so würden sie auch die Aufsicht über das Getraide gehabt haben und dieser Name würde von πεπαλη oder παπαλη herzuleiten seyn. Von der Anzahl dieser Empaloren läßt sich nichts Zuverläßiges sagen. (21)

Empetrum, s. Rausche. Ausserdem ist es auch ein Beyname der schiefen Begonie und der strauchigen Kugelblume (*Globularia Alypum* L.) (9)

Empfängniß Christi. Sie unterscheidet sich von der Empfängniß aller Menschen, daß sie nicht nach dem ordentlichen Lauf der Natur durch einen leiblichen Vater geschah, sondern Gott unmittelbar durch seine allmächtige Kraft in dem Mutterleibe der Maria die menschliche Natur hervorbrachte, und dieselbe ganz ohne Sünde war, und also Christus nicht in dem sündlichen, sondern in der Gestalt oder der Aehnlichkeit des sündlichen Fleisches Röm. 8, 3. empfangen und gebohren wurde, und eben daher, weil er ganz ohne Sünde war, vor sich selbst dem Tode, welcher Folge und Frucht der Sünde ist, oder stets eine sündliche Beschaffenheit voraus setzt, Röm. 5, 12., nicht unterworfen war, sondern freywillig und zwar zum Besten und für die Menschen sein Leben aufopferte. Die Unsündlichkeit Christi oder seiner menschlichen Natur aber war gleichwohl nicht absolut, oder von der Art daß es schlechterdings unmöglich war zu sündigen; so wenig Adam, welcher ebenfalls ohne Sünde oder sündlichen Dispositionen erschaffen war, eine absolute Unsündlichkeit hatte; denn sonst hätte keine Versuchung Christi zur Sünde gedacht werden können, sondern er bewahrte seine Unschuld und Heiligkeit als der zweyte und bessere Mensch.

Die Frage, wie die menschliche Natur Christi von der Maria ohne Sünde empfangen war, haben die Menschen vielfältig geglaubt, beantworten und erklären müssen. Die Scholastiker z. E. Thomas sagen, daß die Fortpflanzung der Sünde durch den Saamen des Mannes geschehe, und daher, wenn Eva allein würde gesündigt haben, Adam aber in der Unschuld geblieben wäre, auch die sündliche Disposition nicht würde fortgepflanzt seyn. Auf diese Art wurde also auch Christus weil er keinen leiblichen Vater hatte, von der Ebsünde haben frey bleiben müssen. Doch hat eben dieser Thomas und mit ihm so viele andere besonders die Franciscaner, die ehemaligen Jesuiten auch behauptet, daß die Masse, von welcher Christus empfangen worden, in dem Adam und in allen Voreltern Christi und also auch der Maria sey rein erhalten worden. Man leitet diese Idee schon von dem Origines her, welcher die Präexistenz der Seele Christi lehrte. Diese Meynung fand nicht allein in der katholischen Kirche vielen Beyfall, sondern auch reformirte und lutherische Theologen haben sie angenommen. Johannes Duns Scotus sagte, es könne Gott gemacht haben, daß die Maria von der Erbsünde entweder auf einige Zeit, da nemlich Christus von ihr empfangen und gebohren werden sollte, oder ganz und gar frey geblieben wäre. Diese Muthmassung des Scotus, welche er als eine wahrscheinliche Meynung vortrug, wurde von den Franciscanern und nachher Jesuiten als eine gewisse Wahrheit vorgetragen, und von ihnen zum Beweise derselben eine Menge Wunder behauptet: Allein schon im 14ten Jahrhunderte wurde dieser Meynung von den Dominikanern mit aller Gewalt widersprochen, welche die allgemeine Erbsünde aller Menschen, ausser Christum, und also die Maria nicht ausgeschlossen, vertheidigte. Inzwischen behielte die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Maria in der katholischen Kirche nach vielen heftigen Streitigkeiten und Unruhen die Oberhand, nachdem die römischen Päbste sich für dieselbe erklärt hatten, und auf einigen Akademien wurde verordnet, daß niemand die Würde eines Doctoris in der Theologie erhalten solle, welcher nicht die unbefleckte Empfängniß der Maria beschworen hatte, in Bayern aber wurde zur Ehre derselben ein Orden errichtet.

D. Martin Luther erklärte die Empfängniß Christi so, daß er lehrte, der h. Geist habe die Masse, aus welcher die menschliche Natur Christi zubereitet worden, gereinigt. Diese Erklärung haben in der Folge die mehrsten, sowohl lutherschen als reformirten Theologen angenommen, und man glaubte, daß sie aus Luc. 1, 35. der heil. Geist wird über dich, die Maria, kommen schliessen müsse.

Noch neuere z. E. Sam. Basnage sagten, daß unmittelbar durch den Geist Gottes, die menschliche Natur Christi in der Maria erschaffen worden, welche Meynung aber wenigen Beyfall fand, weil auf diese Art Christus nicht von den Vätern nach den Fleisch herkommen würde. Wir übergehen die Meynungen der alten Doketen, welche überhaupt nur einen Schein und keinen wahren Leib Christi annahmen; der Schwenkfelder, daß die Natur nur ein himmlischer Ausfluß sey; der Socinianer, und Weigelianer, daß die menschliche Natur Christi vom Himmel sey; der Wiedertäufer, daß er einen himmlischen Leib gehabt, welcher durch die Maria durchgegangen ꝛc. Die heil. Schrift sagt von dieser Sache nichts mehr, als daß er, wie die andern Menschen empfangen und gebohren worden, doch nicht ganz nach dem Laufe der Natur, indem er keinen leiblichen Vater hatte. Denn obgleich Matthäus das Geschlechtregister Christi so erzählt, daß die Stammväter Josephs des Pflegvaters Christi angeführt werden, so wurde er doch nicht von demselben der Sohn, sondern Joseph nur der Mann der Maria genennt, von welcher Christus gebohren worden ist. Diese Geschlechtsfolge des Josephs aber wurde um derjenigen Christen willen erzählt, welche aus dem Judenthum waren, und Christum für einen Sohn des Josephs hielten, damit auch bey dieser obgleich falschen Hypothese erkennt würde, daß Christus aus den Vätern nach der Schrift entstanden sey.

Bey dieser Empfängniß gieng also ein Wunder oder ein unmittelbares Werk der Allmacht vor. Maria machte bey der Verkündigung der Geburt des Welthellandes von ihr die Bedenklichkeit: wie soll das zugehen, da ich von keinem Manne weiß: diese wurde ihr dadurch gehoben, daß diese Geburt etwas ausserordentliches und übernatürliches haben werde, oder daß Gott, bey welchem nichts unmöglich sey, diese Empfängniß veranstalten werde. Der Geist Gottes werde über sie kommen, und die Kraft des Höchsten werde sie überschatten. Man hat unter dem Geist Gottes ge-

wöhnlich die Person des heil. Geistes verstanden, daher die Meynung, daß die Masse, aus welcher Christus gebildet worden, von demselben geheiligt oder gereinigt worden, und unter der Kraft des Höchsten ist von einigen Gottes Allmacht überhaupt, oder weil oft der erste Sohn in der Bibel die erste Kraft genennt wird. Der Sohn Gottes selbst verstanden worden, welcher sich in dem Mutterleibe die menschliche Natur bildete und selbst zubereitete, welches letztere allerdings der Sache nach richtig ist, daher es auch heißt, daß er die menschliche Natur angenommen habe. Inzwischen wollen doch die Worte des Engels weiter nichts sagen, als daß hier alles durch die göttliche Allmacht geschehen werde. Denn dieses druckt die Schrift oft durch die Redensarten aus, der Geist Gottes kommt über jemand, die Kraft Gottes thut es. Das Ueberschatten zeigt eine geheimnißvolle Sache an, und zielt besonders auf die Gegenwart Gottes, welche sich unter der Wolkensäule oder Schechina andeutete. Alle weitere Bemühungen hier etwas zu erklären, sind unanständig, so wie es thörigt ist, Gott die Veranstaltung der Geburt und des Entstehens eines Menschens ohne leiblichen Vater ableugnen zu wollen. Von einer unbefleckten Empfängniß der Maria aber, weiß die Bibel nichts; sie redet vielmehr von einer allgemeinen Erbsünde, und nur Christus wird ausgenommen; eine solche unbefleckte Empfängniß der Maria, wäre ein ganz besonders Wunder, wovon man keine Spur hat; oder müßte denn auch eine unbefleckte Empfängniß ihrer Mutter erfordern, u. s. w. (20)

Empfängniß Christi, als Fest betrachtet. s. den Art. Verkündigung-Mariä.

Empfängniß des heil. Johannes des Täufers, das Fest der. Obwohl dieses Fest dermalen in der abendländischen Kirche nicht gehalten wird; so findet man dasselbe doch aufgezeichnet in allen alten Martyrologien Hieronymi, Bedä, Adonis, Usuardi, Notkeri, Gabani. Dies ist ein offenbares Zeichen, daß dieses Fest vor Alters in der lateinischen Kirche bekannt gewesen sey. Bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts ist kein Martyrologium anzutreffen, in welchem die Empfängniß des heil. Johannes auf den 24. September nicht eingeschrieben wäre. Bellinus von Padua war der erste, der von demselben in dem Martyrologium des Usuardus, welches er im Jahre 1498. nach dem Gebrauche der römischen Curie zu Venedig herausgegeben, keine Meldung gethan hat. Dieses Beyspiel schreckte auch, wie es scheint, die Gregorianische Reformatoren ab, daß sie dieses Fest in dem heutigen römischen Martyrologium ausgelassen haben. Es mag wohl seyn, daß sie fürchteten, dessen Beybehaltung könnte der frommen Meynung von der Empfängniß der unbefleckten Jungfrau Maria einen Anstoß verursachen. Allein diese eitle Furcht wird zernichtet, wenn man den wesentlichen Unterschied einsieht, den die Kirche zwischen beyden Empfängnissen allzeit gemacht hat. Denn die Empfängniß Mariä feyert sie, weil diese in sich selbsten heilig war; der Empfängniß Johannis aber gedenket sie, nicht wegen dieser in sich selbsten, sondern wegen der Heiligkeit der Geheimnissen, die dabey vorgiengen. Die Umstände erzählet das Evangelium; nemlich daß der Erzengel Gabriel dem Zacharias im Tempel erschienen sey, und vorgesagt, daß Elisabeth seine Gemahlin ihm einen Sohn gebähren werde, den er Johannes nennen sollte: daß sich viele bey dessen Geburt erfreuen werden: daß er groß seyn werde vor dem Herrn, und vor demselben hergehen, und ihm das Volk vorbereiten werde ꝛc. Weil Zacharias wegen seinem Alter und der unfruchtbaren Elisabeth nicht gleich geglaubt hatte, sagte ihm der Engel, daß er stumm seyn, und nicht eher reden sollte, bis alles dies erfüllt sey ꝛc. Der Unterschied beyder Festen erhellet ferner aus dem verschiedenen Ausdrucke, dessen sich die Griechen in derselben Benennung gebrauchen; denn dieses Fest, welches sie den 23 September (denn sie halten es einen Tag vor, die Lateiner aber den folgenden Tag) heißt bey ihnen, Conceptio St. Johannis; und die Empfängniß Mariä, welches bey ihnen den 9. December gefeyert wird; Conceptio St. Annä. Auch wird dieser Unterschied merklich ausgedrücket durch die Bilder des figürlichen Calenders, deren eines die Zusammenkunft der Eltern Mariä, doch so ehrbar als es seyn kann, vorstellet; das andere aber zeiget nicht die Zusammenkunft der Eltern des Johannes, sondern den Zacharias, wie er vor dem Altare bey dem Engel stehet, der ihm die Geburt eines Sohnes ankündiget.

Die griechische Kirche hat auf dieses Fest ein besonderes Officium und Meßordnung, dessen Canonem mit den vorhergehenden Gebethen der heil. Johannes Damascenus verfertiget hat. In der lateinischen Kirche aber findet man in den älteren Zeiten davon kein Officium. Doch hat man Spuren, daß wenigstens eine Commemoration oder Gedächtnißgebeth von der Empfängniß Johannis sey gemacht worden. Denn in dem schon vor mehr als siebenhundert Jahren geschriebenen Festcalender, welchen Beckius um den Anfang dieses Jahrhunderts zu Augspurg herausgegeben hat, ist die Conceptio Johannis zwar nur mit gemeiner schwarzen Dinte, dessen Geburt aber und Enthauptung mit rother angemerket, welches ein Zeichen ist, daß diese Feste feyerlicher, als jenes, begangen worden sind. Es bemerket aber Beckius noch, daß in dem Manuscript St. Galli dabey geschrieben sey: *ple. Comm.* d. i. *plenae Commemorationes*, oder ganze Gedächtnißgebethe. (11)

Empfängniß der heiligen Jungfrau Maria, das Fest der unbefleckten. In der lateinischen Kirche wird dieses Fest den 8 December gefeyert. In der griechischen Kirche heißt es Συλλήψις, und wird allda den 9. December gehalten. Die Einführung dieses Festes verursachte viele Streitigkeiten. Um diese gründlich zu erkennen, ist voraus zu merken, daß man hier durch die Empfängniß nicht verstehe die Vermischung der Eltern, und Mittheilung dessen, was den Körper zu gestalten nothwendig ist; sondern die in dem ersten Augenblicke entstehende Vereinigung der vernünftigen Seele mit dem Leibe. Wenn also die Rede von der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau Maria ist, will man sagen, daß sie durch sonderbare Gnade Gottes von der allen übrigen Menschen gemeinen Erbsünde frey erhalten, und mit der heilmachenden Gnade Gottes ausgezieret worden sey in dem Augenblicke, da ihre Seele mit dem Leibe ist vereiniget worden. Es würde also derjenige die unbefleckte Empfängniß Mariä nicht ausdrucken, der nur behauptete, sie wäre schon vor ihrer Geburt geheiliget gewesen. Denn auch Jeremias Cap. 1. und Johannes der Täufer, Luc. 1, 41. waren vorher geheiliget, ehe sie gebohren wurden, und doch waren sie in der Erbsünde empfangen.

Gegen dieses Fest eyferte anfänglich der heil. Bernardus, als es um das Jahr 1136. in der Kirche zu Lion eingeführet wurde; und nennete dasselbe in seinem 174. Briefe ein neues, den Vätern unbekanntes, und von den Kirchengebräuchen abgehendes Fest. Er sagt weiter, er habe geschwiegen, da er vermerkte, daß dieses Fest in einigen Privatkirchen gehalten wurde; nun aber könne er länger nicht schweigen, da er sehe, daß dasselbe auch in der berühmten und vornehmen Kirche zu Lion eingeführet werde ohne Vorwissen des apostolischen Stuhles. Bey dem Schlusse dieses Verweises unterwirft er alles, was er da geschrieben, denjenigen, die besser denken, besonders der Auctorität und Untersuchung der römischen Kirche, mit ganz bereitem Willen, alles zu ändern, wenn diese solches befehlen würde. Ueber diesen Brief nun sind die Meynungen der Gelehrten getheilet. Einige halten ihn für unterschoben; welches doch nicht wahrscheinlich ist. Denn derselbe ist dem heil. Bernardus nach seiner Schreibart so eigen, wie Theophilus Raynaudus nach scharfer Einsicht (*in Diptych. Marian.* Tom. 7. pag. 48.) behauptet, daß man diesen Brief als ein ächtes Werk des heil. Bernardus erkennen müsse, wenn man ihm nicht alle seine Briefe absprechen wolle. Andere halten davor, Bernardus habe geschrieben von der Empfängniß in einem andern Verstande, nemlich von der Vermischung der Eltern, und Mittheilung des körperlichen Wesens, wie zu sehen ist bey dem Maericus *in Annal.* ad ann. 1136. c. 4. Allein diese Auslegung scheinet dem Mabillonius in seinen Anmerkungen über diesen Brief nicht richtig zu seyn; indem der heil. Bernardus von der Mittheilung der Gnade redet, und sagt, es wäre kein Unterschied zwischen der seligsten Jungfrau und den heiligen Jeremias und Johannes des Täufers, ausgenommen, daß jene häufigere Gnaden erhalten habe, als diese. Die dritte und beste Antwort, welche auch die mehreste geben, ist, daß Bernardus nur aufgebracht gewesen sey, weil dieses Fest, ohne die Auctorität des römischen Stuhles, eingeführet worden. Würde also Bernardus, fahren sie weiter fort, noch leben, und sehen, daß der römische Stuhl der Meynung von der unbefleckten Empfängniß ganz und gar geneigt sey, und daß dieses Fest dermalen in der ganzen catholischen Kirche auf das feyerlichste gehalten werde; so würde er sogleich dieser Meynung beypflichten; indem er sich und seine Schrift dem Urtheile des römischen Stuhles gänzlich unterworfen hat.

So groß auch das Ansehen des heil. Bernardus zu seiner Zeit gewesen ist, so konnte er doch durch seinen Brief nicht verhindern, daß das Fest der Empfängniß Mariä in vielen Kirchen beybehalten wurde, ohne daß man deswegen eine Untersuchung anstellete, ob diese heil. Jungfrau ohne die Erstünde empfangen worden sey. Hernach fieng man doch an, auf die Erkänntniß dieser Sache begieriger zu werden; und dies gab Gelegenheit zu grossen Streitigkeiten in der ganzen Kirche. Johannes Scotus aus dem Orden des heil. Franciscus, welcher im Jahre 1308. gestorben ist, wollte zwar anfänglich nicht gänzlich behaupten, daß die seligste Jungfrau mit der Erbsünde niemals bemakelt gewesen sey; sondern er zeigte nur die Möglichkeit dessen, und suchte, die Gegengründe zu widerlegen. Hernach aber vertheidigte er die unbefleckte Empfängniß mit ganzem Ernste, wie Pallavicinus in der Geschichte der Tridentinischen Kirchenversammlung (Lib. 7. c. 7.) bezeuget; welches auch aus den eigenen Schriften des Scotus erhellet; indem er (*in 3. sentent. Dist.* 18. n. 13.) ausdrücklich sagt: „Die selige Jungfrau und Mutter Gottes ist niemals wirklich eine Feindin Gottes gewesen, weder durch die wirkliche Sünde, noch durch die Erbsünde; doch wäre sie eine solche gewesen, wenn sie davon nicht wäre bewahret worden". Diese Lehre trug er öffentlich vor in den hohen Schulen zu Cölln und besonders zu Paris, wovon Cavellus in seinem Rosario im 14. Jahrhundert erzehlet, „daß Scotus aus Geheis des römischen Pabstes in einer öffentlichen Disputation vor der Pariser Facultät, in Gegenwart der Abgesandten des römischen Stuhles, von der unbefleckten Empfängniß mit solcher Scharfsinnigkeit des Verstandes, mit solcher Klarheit der Auflösungen, alle Gegengründe mit wunderbarer Fertigkeit widerlegt, und zu nichte gemacht; seinen frommen Satz aber von der Marianischen Empfängniß, sich auf die Hülfe Mariä selbsten verlassend mit solchen wichtigen Gründen, mit so vielen und überzeugenden Proben bewiesen habe, daß er jene berühmteste Facultät, die Mutter der hohen Schulen, zu seinem Lehrsatze bewogen habe, die ihn auch zu einer Verehrung mit dem Namen Doctor subtilis ausgezieret hat". Hierauf hat die Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä sich also ausgebreitet, „daß sie, wie Vasquez (*in 3. part. Disp.* 117. c. 7.) sagt, von den Zeiten des Scotus nicht allein bey allen scholastischen Theologen, sondern auch bey allen Christgläubigen also gemein geworden, und mit den Jahren der Menschen also eingewurzelt sey, daß sich nun niemand davon abführen, oder wegreissen lasse.

Im Jahr 1387. fällete die Universität zu Paris das Urtheil gegen vierzehen Sätze, deren einer also lautet: Die selige Jungfrau ist in der Erbsünde empfangen worden, welche Johannes de Montesono aus dem Orden des heil. Dominicus in öffentlichen Vorlesungen behauptete. Das Urtheil wurde auch von Petrus de Ordeomonte Bischof zu Paris und in dieser Sache ordentlichem Richter bekräftiget. Montesono wendete sich persönlich zu dem Afterpabste Clemens VII. welcher sich zu Avignon aufhielte, um allda seine Sätze zu behaupten, und zu rechtfertigen. Allein da er vermerkte, daß er den Handel verlieren werde, machte er sich heimlich von Avignon hinweg. Daher wurde er als ein Widerspenstiger gehalten, und auch von seinen Anhängern, die ihren Fehler widerrufen haben, verlassen.

Unterdessen wurden die Streitigkeiten in dieser Sache von den Theologen sehr hitzig fortgesetzet, also daß die Väter in der Kirchenversammlung zu Basel, welche im Jahr 1431. angefangen worden, für geziemend gehalten haben, dieselbe in der Versammlung vorzunehmen. Damit sie aber desto besser zu Werke giengen, legten sie dem Johannes de Turrecremata damaligen Magister St. Palatii Apostolici auf, diese Streitfrage in einer Schrift deutlich zu erklären, und darüber seine Meynung, wie er sie im Herzen habe, zu offenbaren. Turrecremata war gehorsam, und verfertigte die begehrte Schrift. Allein der Cardinal St. Angeli, welcher als Abgesandter des Pabstes der Kirchenversammlung vorstunde, vermeynte, es wäre keine genugsame Zeit, eine so wichtige Sache zu durchforschen, indem die gegenwärtige Väter mit andern wichtigen Sorgen beladen wären. Endlich wurde diese Kirchenversammlung von dem Pabste Eugenius

nach Ferrara übersetzet, und Turrecremata hat mit dem grösseren Theile der Väter Basel verlassen; doch blieben noch viele allda zurück. Zu Ferrara fieng zwar die Versammlung im Jahre 1438. unter dem Vorsteher des Cardinals Albergati wirklich an; doch fuhren die zu Basel gebliebene Väter in ihren Verrichtungen fort, und machten im Jahr 1439. in der 36 Session folgende Verordnung: „Wir bestimmen, und erklären, daß die Lehre, welche behauptet, die glorreiche Jungfrau und Gebährerin Gottes Maria sey durch die besondere, vorgekommene und wirkende Gnade Gottes niemals der Erbsünde unterlegen, sondern allezeit von aller Erb- und wirklichen Sünde frey, heilig und unbefleckt gewesen, als fromm, mit der kirchlichen Verehrung, dem catholischen Glauben, und der heil. Schrift übereinstimmend, von allen Catholiken solle gutgeheissen, gehalten, und angenommen werden: und keinem soll hinführo erlaubt seyn, das Gegentheil zu predigen, oder zu lehren." Dieses wurde bald von der Pariser Universität, und in einer Provinzialkirchenversammlung zu Avignon im Jahr 1457. aufgenommen. Ueber die jetzt angeführte Baselische Verordnung macht Ludovius Habert folgende Anmerkungen: 1) In dieser Versammlung wurde nicht gesagt, daß die Lehre von der unbefleckten Empfängniß ein Glaubensatz, sondern nur daß sie fromm sey, und mit dem Glauben übereinstimme. 2) Diese Verordnung kann auch für keinen Spruch einer allgemeinen Kirchenversammlung gehalten werden; indem die Bischöffe damals schon getheilet gewesen sind. 3) Dieselbe ist dennoch sehr wichtig; weil sie von vielen und sehr gelehrten Männern abgefasset worden: weil sie von der Universität zu Paris angenommen, und von dieser den ihr Untergebenen also anempfohlen worden, daß sie sich mit einem Eidschwure dazu verbinden müssen: und weil sie endlich in folgenden Kirchenversammlungen niemals verworfen, sondern vielmehr durch die folgende Päbste, wenigstens was die Sache in sich betrift, bekräftiget worden.

Im Jahr 1476. gab der Pabst Sixtus IV. eine Constitution heraus, die also anfangt: *Cum praeexcelsa*, in welcher er denjenigen einige Ablässe verleihet, die auf das Fest der Empfängniß Mariä die Messe und Tagzeiten, die er approbiret hatte, lesen, oder sich bey den canonischen Tagzeiten einfinden werden. Ungeachtet allem dem hielt Vincentius de Brandeiis ein Dominicaner im Jahr 1481. zu Ferrara in Gegenwart des Estensischen Herzogs Hercules eine öffentliche Disputation, in welcher er die Gegenmeynung von der unbefleckten Empfängniß behauptete. Er gab auch noch in demselben Jahre eine Abhandlung in dem Druck heraus, in welcher er zu beweisen sucht, die Mutter Gottes sey, wie die übrigen Menschen, in der Erbsünde empfangen: und es sey sündhaft anders zu glauben, oder dem Volke für gewiß in den Predigten vorzutragen; wie auch die Predigten derjenigen zu hören, welche behaupten, sie sey nicht in der Erbsünde empfangen worden. Er untersuchet auch das von dem Pabste erlaubte Officium und sagt, dasselbe sey seiner Meynung nicht entgegen, die er doch dem Pabste und dem Urtheile des römischen Stuhles, wie er sich erkläret, unterwirft. Diese Begebenheit mag wohl den Pabst Sixtus IV. bewogen haben, daß er die zweyte Constitution, die anfängt, *Grave nimis*, im Jahr 1483. verfertiget, in welcher er diejenigen verdammet, die sich unterstehen würden zu sagen, derjenige sündige tödlich, welcher dieses Fest feyere, oder jener sey ein Ketzer, welcher behauptet, die selige Jungfrau sey von der Erbsünde frey gewesen. Diese zwo Constitutionen des Sixtus sind enthalten in den gemeinen Extravagantes, Tit. *De Relig. Et Venerat. Sanct.*

Im Jahr 1457. hat Trithemius einen Commentarium über die Chronik seines Klosters, von dem Lobe der heil. Anna, verfertiget, in welchem er die unbefleckte Empfängniß Mariä vertheidigte. Ein gewisser Ordensgeistlicher mit Namen Wigandus brach deswegen sehr heftig gegen denselben aus, und der Name des Trithemius wurde in vielen Gerichtshöfen des römischen Stuhles herumgezogen. Aber alles war umsonst: denn die Pariser und Cölnische Universitäten, der Orden der Carmeliten, der ganze Orden des heil. Franciscus, viele Erzbischöffe, Bischöffe und Fürsten, die ganze Clerisey und die gelehrteste Männer in Deutschland verwendeten sich für den Trithemius, und schützten ihn gegen alle arglistige Anklagungen, wie bey dem Spondanus, ad ann. 1494. und bey dem Continuator der Kirchengeschichte des Fleury, Tom. 24. zu sehen ist.

Im Jahr 1497. unterfing sich Johannes de Vest, ein Pariser Theolog öffentlich zu predigen, die seligste Jungfrau sey zwar gereiniget, doch aber von der Erbsünde nicht befreyet erhalten worden. Wegen dergleichen ärgerlichen Ausdrücken wurde er von der Pariser Universität gezwungen, diesen Satz öffentlich zu widerrufen. Damit aber dergleichen Zwistigkeiten fernerhin nicht mehr erwecket würden, so gab diese Universität in dem nemlichen Jahre das berühmte Decret heraus, durch welches beschlossen wurde, daß hinführo keiner mehr den Doctorsgrad erhalten solle, der die Lehre von der unbefleckten Empfängniß nicht behaupte, und sich zugleich mit einem Eidschwure verpflichte, dieselbe ernsthaft zu vertheidigen, wie Spondanus, ad ann. 1497. bezeuget. In eben diesem Decret wird die Gegenmeynung als falsch, boshaft und irrig erkläret.

In der Lateranensischen Kirchenversammlung unter den Päbsten Julius II. und Leo X., welche im Jahr 1512. angefangen wurde, sollte die ganze Zwistigkeit wegen der Empfängniß Mariä entschieden werden. Der Pabst Leo befahl deswegen dem Cardinal Cajetanus hierüber seine Meynung schriftlich abzufassen, welches er auch ungesäumt verrichtet hat. Allein die Umstände hinderten, daß seine Schrift nicht zum Vorscheine gekommen ist. Als im Jahr 1542. der Pabst Paulus III. die Tridentinische Kirchenversammlung angesagt, verbreitete sich auch das Gerücht, die Streitigkeiten über die unbefleckte Empfängniß sollten der heil. Versammlung vorgelegt werden. Deswegen hat Bartholomäus Spina St. Palatii Apostolici Magister, mit Verwilligung des Pabstes, das Werk des oben gemeldeten Turrecremata zum Drucke befördert, und der Welt mitgetheilet. Als nun in dieser Kirchenversammlung von der Erbsünde gehandelt wurde, stellete der Cardinal de Giarn vor, daß man doch endlich die Streitigkeiten wegen der Empfängniß der h. Maria entscheiden solle, wie Pallavicinus in seiner Tridentinischen Geschichte (Lib. 7. c. 3.) erzehlet. Dieser Vorschlag aber wurde ganz kalt von den versammelten Vätern angehöret, indem sie sahen, daß keine Zeit übrig wäre, die Arbeit in Sachen, die den Glauben selbsten nicht beträfen, zu verschwenden. Unterdessen da das Decret von der Erb-

Erbsünde sollte abgefasset werden, kam es doch unter den Vätern zu scharfen Zwistigkeiten, welche Pallavicinus Cap. 7. anführet. Der Cardinal Pacecus wollte, man solle zu dem allgemeinen Satze, durch den alle Menschen der Erbsünde schuldig erklärt würden, hinzusetzen: die heil. Versammlung erkläret, sie wolle nichts entscheiden von der seligen Jungfrau, obwohl sie glaube, dieselbe sey ohne Erbsünde empfangen worden. Die Stimmen wurden gesammelt, und obwohl die meisten davor hielten, die seligste Jungfrau sey ohne alle Makel empfangen worden, so wollten sie doch der gegenseitigen Meynung nichts zum Nachtheil sprechen. Sie genehmigten also den Vorschlag des Bischofes Astorgä, und setzten dem Decret folgende Worte bey: Jedoch erkläret diese heil. Versammlung, daß ihre Meynung nicht sey, die heilige und unbefleckte Jungfrau Maria und Gebährerin Gottes in dem Decret, in welchem von der Erbsünde gehandelt wird, mit einzuschliessen; sondern die Constitutionen des Pabstes Sixtus IV. sollen beobachtet werden, unter den in selben Constitutionen enthaltenen Strafen, welche sie erneuert.

Zween Schriftsteller, nemlich Soave und Launojous haben sich unterständen, dieses Decret zu mißhandeln. Der erste nimmt zwar in seiner Geschichte von der Tridentinischen Kirchenversammlung das Decret an; doch sucht er, dasselbe verwessen und bosshaft mit giftigen Anmerkungen, wie der Pabst Benedictus XIV. (*De Festis B. Mariæ* V. Part. 2. §. 196.) sagt, zu verfälschen, welche Pallavicinus (loc. cit.) gänzlich widerlegt. Launojous aber scheuete sich nicht vorzugeben, der Zusatz, welcher von der heil. Maria redet, wäre nicht von der Kirchenversammlung, sondern in der im Jahr 1564. erschienenen Ausgabe des Tridentinums beygesetzet worden, und sey nicht enthalten in den vorigen Ausgaben von den Jahren 1546. 1551. und 1555.

Allein der berühmte Catharinus bezeuget in seiner Abhandlung, *de Immaculato Conceptu*, welche er zu Rom im Jahre 1551. herausgegeben, daß der Zusatz des Decrets, durch welchen die selige Maria ausgenommen wird, von allen versammelten Vätern mit gröster Uebereinstimmung und Freude aufgenommen worden, und daß er selbst in dieser Sesion noch dabey gewesen wäre. Und Benedictus sagt in der erst angeführten Stelle, daß dieser Zusatz in den Originalacten dieser Kirchenversammlung, die zu Rom aufbehalten werden, ganz und gar enthalten sey, wie auch in andern Ausgaben vor dem Jahre 1564. Dieser Pabst setzt hinzu, hieraus müsse ein jeder sehen und bekennen, daß Launojous sehr unverschämt und abscheulich gelogen habe.

Der Pabst Pius V. sah sich ebenfals gezwungen, gegen die immer fortwährende Unruhen gebührende Mittel zu ergreiffen. Im Jahr 1570. gab er eine Constitution heraus, in welcher er sich beklagt, daß man von beyden Meynungen mit grossem Aergerniß der Glaubigen öffentlich streite, und in den Predigten dieselbe auf beyden Seiten vortrage, da doch die mehresten von den Zuhörern die Wesenheit des Streites nicht erkennten. Daher befahl er unter schweren Strafen, daß sich keiner unterstehen solle, einen von diesen zween Sätzen in den Predigten, oder in den öffentlichen Zusammenkünften Manns- und Frauenpersonen anzugreifen. Doch erlaubte er den Gelehrten, in Disputationen, in denen sich erfahrne Männer befinden, und kein Aergernis zu befürchten sey, von dieser Streitfrage zu handeln. Er verboth zugleich daß sich keiner nicht getrauen solle, in dieser Sache, die von dem römischen Stuhle noch nicht entschieden, eine von beyden Meynungen als irrig zu erklären.

Auch das von der Pariser Universität abgefaßte Decret gab Gelegenheit zu weiteren Unruhen. Im Jahr 1574. hat Maldonatus aus der Gesellschaft Jesu die Lehre derselben von der unbefleckten Empfängnis, und besonders den Eidschwur, den dieselbe den ihrigen auferlegte, angefochten. Der Rector dieser Universität mit Einwilligung aller Facultäten belangt deswegen den Moldonatum bey dem Bischofe zu Paris mit Namen Petrus Gondius; weil aber dieser sich für die Seiten des Maldonatus eingenommen zeigte; so sagte er im folgenden Jahre 1575. eine feyerliche Versammlung an. In dieser wurde von allen Doctoren, acht oder neun ausgenommen, also geschlossen: „Wir glauben, und bekennen, daß man nach dem katholischen Glauben halten müsse, die selige Jungfrau sey nicht in der Erbsünde empfangen, welches die Basler Verordnung so wohl, als die Eidesformel, welche von der Facultät erfordert wird, erklären ꝛc.„ Maldonatus erwiederte, hieraus folge, daß man mehrere Glauben, nämlich einen katholischen oder allgemeinen und einen besondern anerkennen müsse. Man antwortete ihm, „es wäre in sich nicht mehrere Glauben; sondern der nemliche fange von besonderen an, und breite sich nach und nach zu allen aus, und also werde er ein katholischer Glaube.„ Maldonatus fragte weiter, „ob dieser besondere Glaube also im Gewissen verbinden könne, daß einer, wenn er demselben keinen Beyfall gäbe, sich einer Todsünde theilhaftig machte„? Die Antwort war, „es sey nicht ein jeder unter einer Todsünde verbunden, andern besondern Meynungen beyzupflichten, bis er die Sache erkennete, und diese ihm von andern, denen er zu glauben schuldig ist, vorgetragen würde. Und obwohl einer, der die Empfängniß nicht glaubt, nicht tödtlich sündiget; wenn er doch hartnäckig und mit widersprechendem Geiste in der Kirche, in welcher dieses geglaubt wird, entgegenstünde; so würde er nicht allein tödtlich sündigen, sondern wäre auch nach den sixtinischen Constitutionen excommuniciret, und eines Schisma oder Spaltung schuldig „

Der Pabst Paulus V. erfuhr die nämliche Unruhe. Deswegen bekräftigte er in seiner Constitution vom Jahre 1616. abermal das Tridentinische Decret, und die Sixtinische und Pianische Constitutionen. Er bestimmte in derselben noch neue Strafen gegen diejenigen, welche sich weigern würden, den gebührenden Gehorsam zu leisten. Weil er aber diesem ungeacht hat vernehmen müssen, daß noch in öffentlichen Predigten, Vorlesungen und Disputationssätzen ausgesprenget würde, die selige Jungfrau sey in der Erbsünde empfangen worden; so hat er im folgenden Jahre 1617. in seinem Decret gebothen, daß sich hinführo keiner mehr unterstehen solle, in Predigten, Vorlesungen, Dispitationssätzen zu behaupten, die selige Jungfrau sey in der Erbsünde empfangen worden. Doch setzte er seinem Decret noch folgende Erklärung bey: „Seine Heiligkeit sind nicht gesinnet, durch diese Vorsehung die andere Meynung zu verwerfen, weder ihr einigen Verdacht zu verursachen, sondern sie wollen sie in dem Stande lassen, wie sie der-

dermal ist, ausgenommen dem, was hierinn darüber verordnet ist.„

Die Könige von Spanien begehrten unterdessen nachdrücklichst, nemlich Philippus III. von gemeldetem Pabste Paulus V. und Philippus IV. von dem folgenden Pabste Gregorius XV. und zwar durch eine ausserordentliche Gesandschaft, man solle doch die Zwistigkeiten von der unbefleckten Empfängnis entscheiden. Die Legationsacte hat Wadingus auf das genaueste zusammen geschrieben, und im Jahr. 1622. zu Löwen herausgegeben in seinem Buche: De Legatione Philippi III. & Philippi IV. ad Paulum V. & Gregorium XV. pro definienda controversia de Conceptione Virginis. Es folgte doch hierauf nichts anders, als daß Gregorius XV. im Jahr, 1622. durch eine abermalige Constitution noch dreye vorher nicht berührte Punkte verordnet hat. 1) Derjenige, der in öffentlichen Handlungen behauptet, die selige Jungfrau sey ohne Erbsünde empfangen worden, solle die Gegenmeynung nicht bestreiten, sondern davon ganz stillschweigen. 2) Auch in den Privatzusammenkünften solle keinem mehr erlaubt seyn, zu behaupten, die selige Jungfrau sey in der Erbsünde empfangen worden; weil auch daraus Stöhrungen und Zwistigkeiten unter dem christlichen Volke entstanden sind. Hievon hat er doch ausgenommen diejenige, welchen dies von dem apostolischen Stuhle würde zugelassen seyn; wie er wirklich dieses zuläßt den Dominikanern, daß sie in geheim und unter sich davon reden könnten. 3) Es solle sich keiner, weder öffentlich noch heimlich, in den Tagzeiten sowohl als in der Messe, welche an dem Feste der Empfängnis der seligen Jungfrau von der Kirche gehalten wird, eines andern Ausdruckes als der Empfängnis gebrauchen.

Endlich ist unter dem Pabste Alexander VII. im Jahre 1661. noch eine Constitution erschienen, in welcher derselbe in Betracht, daß die heil. Römische Kirche das Fest der Empfängnis der allzeit unversehrten Jungfrau Maria feyere, und die Tagzeiten aus Geheiß des Pabstes Sixtus IV. gebethet werden, und daß diese Verehrung der Empfängniß, nachdem sie einmal eingesetzt war, allzeit in der Römischen Kirche beybehalten worden sey, erkläret hat, „Er seye vergewissert, daß durch die Verehrung dieser seligsten Jungfrau, welche durch die vorkommende Gnade des heiligen Geistes von der Erbsünde befreyet gewesen ist, die Frömmigkeit und Andacht geschützet werde.„ Er bestimmte auch in dieser Constitution schwere Strafen gegen denjenigen, welcher sich getrauen würde, die Meynung, dss Fest und die Verehrung der Empfängniß fernerhin in Zweifel zu ziehen. Den Schluß davon machte er also: „Wir verbiethen aber, auch nach den Constitutionen des Pabstes Sixtus IV., zu behaupten, daß deswegen diejenigen, welche die Gegenmeynung halten, nemlich die glorreiche Jungfrau Maria sey in der Erbsünde empfangen worden, einer Ketzerey oder Todsünde sich schuldig machten; indem dieses von der Römischen Kirche oder von dem Apostolischen Stuhle noch nicht ist entschieden worden, und welches wir auch anitzo gar nicht zu entscheiden verlangen oder gedenken.„

Aus dem ganzen Verlaufe dieser Sache erhellet, daß die Kirche zu der Meynung, daß die seligste Jungfrau Maria durch die besondere Gnade Gottes von der Erbsünde frey und unbefleckt erhalten worden sey, zwar gänzlich geneigt sey; doch aber dieses noch nicht als einen Glaubenssatz vorgetragen oder entschieden habe.

Die Gründe, durch welche die Kirche bewogen worden, der Meynung von der unbefleckten Empfängnis günstig zu seyn, führt der Pabst Benedictus XIV. (De Test. B. V. M. §. 200.) kürzlich an, und sagt: „Es habe sich wahrhaft geziemet, daß Gott, der die Reinigkeit und Heiligkeit so sehr liebet, sich eine solche Mutter erschaffen habe, die von aller Sünde ganz rein und heilig wäre. Was aber die heil. Schrift insgemein sagt, daß alle von Adam herstammende Menschen in ihm gesündiget hätten, Röm. 5. schliese deswegen die Vorbehaltung von der Erbsünde eines Menschen, folglich der seligen Jungfrau nicht aus, wie die von dieser Sache weitschichtig handlende Theologen beweisen. Ferner ist die seligste Jungfrau, obwohl sie niemal ein Sclav der Sünde gewesen ist, von Christo Jesu erlöset worden; denn er war ein vollkommner Erlöser, dessen Sache war, auch einen Menschen vollkommen, d. i. von aller Strafe zu erlösen. Da aber nur einen Augenblick der Gnade Gottes beraubt seyn, die gröste Strafe ist; so geziemte es sich, daß es wenigstens eine Creatur sey, gewiß keine andere als die heiligste Gebährerin Gottes, die in gar keinem Zeitpunkte Gott gehäßig, sondern durch die Verdienste Christi in einem jeden Augenblicke von aller Schuld und Haß Gottes befreyt gewesen ist. Und dieses erforderten auch die drey Eigenschaften Christi als des vollkommensten Versöhners, als des vollkommensten Erlösers, und als des vollkommensten Gutthäters. Bis daher schier Benedictus. Die Theologen finden eben diese Beweggründe in den älteren heiligen Vätern. Der heil. Hieronymus (in Psalm 77.) sagt von der Gebährerin Gottes, „Sie sey niemals in den Finsternissen, sondern allezeit in dem Lichte gewesen.„ Der heil. Augistinus schreibt (Lib. *De nat. & Grat.* c. 23) also: „Ausgenommen die seligste Jungfrau Maria, von der ich, da ich von Sünden handle, gar keine Frage machen will. Denn wir wissen, daß ihr deswegen häufigere Gnaden, um die Sünde auf allen Seiten zu überwinden, seye mitgetheilt worden, weil sie denjenigen zu empfangen, und zu gebähren verdient hat, von dem wir wissen, daß er keine Sünde auf sich gehabt habe.„ Daß dieser heilige Vater nicht allein die persönliche Sünden, sondern auch die Erbsünde von der seligsten Jungfrau Maria hierdurch ausschliese, suchen die Theologen weitschichtig zu beweisen. Es ist unterdessen auch nicht zu läugnen, daß unterschiedliche Prediger und Schriftsteller viele andere, ganz unbedeutende und ausschweifende Proben mit vergeblicher Mühe gesammelt haben, welches nichts anders als ein leeres Hirngespinst verrathen, worüber mannhafte Theologen sich nicht wenig beklagen. Dieses Zeug anzuführen, wäre hier überflüßig. Endlich schien alles, was bisher für die unbefleckte Empfängnis angeführt worden, dem gelehrten Natalis Alexander, einem berühmtesten Mitgliede des Dominikanerordens so auffallend, daß er (*Hist. Eccles.* sæcul. XIII. & XIV. & cap. 3. art. 23. schol. IV.) die Gegenmeynung eine veraltete, und nur auf Vorurtheile gegründete Meynung nennet; wo er auch seine Ordensbrüder ermahnet, die gemeine, fromme, und kirchliche Meynung, und die Andacht zu der unbefleckten Empfängnis anzunehmen, zu predigen, und auszubreiten. So viel mag hier von diesen Streitigkeiten genug seyn.

Von der Einsetzung des Festes der unbefleckten Empfängnis in der morgenländischen Kirche

hat man sehr alte Spuren. Der Kaiser Emmanuel Comnenus, welcher im Jahr 1143. die Regierung angetretten hat, nnd im Jahre 1180. gestorben ist, führt in der Novella bey dem Theodorus Balsamon (in observat. ad Nomocanon. Photii) die Festtage an, und sagt: der neunte Tag des Decembers, weil an diesem die Empfängnis der Gebährerin unsers Gottes gefeyert wird. Es ist zu merken, daß der Kayser hier keine Festtage eingesetzt habe; sondern er ermahnte nur das Volk die schon eingesetzte Feyertage zu feyern; folglich ist das Fest der Empfängniß der seligen Jungfrau vorher schon eingeführet gewesen. Eben dieses bezeugt Gregorius Bischof von Nicomedia unter dem Kayser Heraclius, welcher dasselbe ein nicht neu eingesetztes Fest nennet. Matthäus Paris erzehlet von dem Erzbischofe in Armenien, daß dieser, als er nach England gereiset, und in dem Kloster des heil. Albanus aufgenommen worden, bezeugt habe, in Armenien würde unter andern Festen auch das von der Empfängniß der seligen Maria gefeyert.

In der abendländischen Kirche ist dieses Fest, wie viele davor halten, zuerst in England eingeführet worden. Die Gelegenheit hiezu soll gegeben haben eine Erscheinung, die ein gewisser Abt allda gehabt hat. Wenigstens wurde der heil. Anselmus Erzbischof zu Cantelberg dadurch bewogen, denjenigen zu erlauben, dieses Fest zu halten, die hiezu eine Andacht verspüreten. Nachher aber wurde es weiter ausgebreitet, wie zu sehen aus der zu London im Jahre 1328. gehaltenen Kirchenversammlung, in welcher die Väter also sagen: „Da wir in die Fußstapfen des ehrwürdigen Anselmus unsers Vorfahrers, welcher einige andern alten Festtagen auch das Fest der Empfängnis beyzusetzen, für billig gehalten hat, eintretten wollen; so verordnen wir, und befehlen nachdrücklichst, daß das Fest der gemeldeten Empfängnis in allen Kirchen unserer Cantelberger Provinz feyerlich solle gehalten werden.„ Hiermit scheint überein zu kommen der Brief des heil. Anselmus, in dessen Anfange folgende Worte zu lesen sind. „Die Empfängnis der verehrungswürdigen Gebährerin Gottes wie sie durch viele herrliche Zeichen der Erfahrnis in England, Frankreich und andern Weltheilen erkläret worden sey, vernehme eure Liebe aus meiner Erzehlung„ ꝛc. Wenn diesem Briefe der Verdacht nicht anhienge, daß er unterschoben sey; so würde er beweisen, daß dieses Fest in England schon vor dem Jahre 1109. wäre einführet gewesen; denn in diesem Jahre ist Anselmus von der Welt geschieden. Allein Christianus Lapus bemerkt über die Maynzische Kirchenversammlung unter dem Pabste Leo IX., „daß viele billig zweifeln, ob dieser Brief von dem Anselmus sey; in dem vieles darin enthalten ist, welches demselben widerspricht.„ Dem sey, wie ihm wolle, so ist doch die gemeine Meynung, daß dieses Fest in England sey angefangen worden. Von da kam es in die Normandie, und aus dieser in Frankreich, und in die Kirche zu Lion zu den Zeiten des heil. Bernardus. Der heil. Bonaventura, der im Jahr 1274. von der Welt abgerufen worden, bezeugt, (In Lib. 3. *sentent.* Dist. 3. q. 1.) daß dieses Fest nur von einigen aus besonderer Andacht begangen würde, welches er weder loben, noch verachten wollte. Wenn es aber wahr ist, schreibt er weiter, daß es nicht von menschlicher Erfindung, sondern durch göttliche Offenbarung, wie einige behaupten, herkomme; so ist es ohne Zweifel gut, dasselbe zu feyern. Aus diesem ist abzunehmen, daß damal dieses Fest in der römischen Kirche noch nicht eingeführt war. Doch muß dies bald darnach geschehen seyn. Denn Alvarus Pelagius, der im Jahre 1340. gestorben ist, legt von sich selbsten das Zeugniß ab, daß er an diesem Feste in der Liberianischen Kirche zu Rom geprediget habe. Doch gebrauchte er sich des Wortes Sanctificationis, anstatt Conceptionis. Gavantus führet (Sect. 7. cap. 2.) das Zeugnis des Bacon eines Carmeliten, an, welcher als ein Augenzeug erzehlet, daß dieses Fest um eben dieselbe Zeit in seiner Ordenskirche in Beyseyn der Cardinäle jährlich mit einer feyerlichen Messe und Predigt sey gehalten worden. Die Kirchenversammlung zu Basel, und der Pabst Sixtus IV. in seiner Constitution vom Jahre 1483. sagen ausdrücklich, daß das Fest der Empfängnis der unbefleckten Jungfrau Maria in der Römischen Kirche öffentlich und feyerlich sey begangen worden.

Die Tagzeiten und die Messe, welche Leonardus de Nogarolis, ein Clericus von Verona, auf dieses Fest verfertiget, und der Pabst Sixtus IV. genehmiget, und den bethenden einen Ablaß verliehen hatte, hielte der Pabst Pius V. nicht für ganz schicklich, und ließ dieselbe aus dem Brevier hinwegnehmen. Er setzte aber anstatt deren andere Tagzeiten hinein, die anheut noch im Gebrauche sind. Der Pabst Clemens VIII. erhob dieses Officium unter die grössere gedoppelte. Clemens IX. setzte eine ganze Octav hinzu. Clemens XI. um die Verehrung der Empfängnis Mariä zu vermehren machte daraus für die ganze Kirche einen gebotenen Festtag. Endlich verordnete der Pabst Benedictus XIV. durch ein Consistorialdecret, daß in der Liberianischen Kirche an dem Feste der Empfängniß der seligen Jungfrau der feyerliche Gottesdienst vor dem Pabste, den Cardinälen und Prälaten, die zu der päbstlichen Kapelle gehören, solle gehalten werden; und hiemit hat er auch dieses in die Zahl der Festen der päbstlichen Kapelle aufgenommen.

Aus diesen vielfältigen Verordnungen des römischen Stuhles, in Betreffe der Empfängnis der heil. Jungfrau Mariä, wollten einige schliesen, daß die Meynung endlich ein Glaubenssatz geworden sey, aber irrig. Denn die Päbste Paulus V. Gregorius XV. und Alexander VII. haben ausdrücklich erkläret, daß dieses nicht entschieden sey. Clemens XI., als er gebothen, daß das Fest der Empfängniß der unbefleckten Jungfrau Maria allenthalben solle gefeyert werden, und erfahren hatte, daß seine Wortsetzung in einem Abdrucke seiner Constitution, die in einer gewissen Stadt in Italien herausgegeben worden, sey geändert im Abdrucke erschienen, nemlich daß das Fest der unbefleckten Empfängnis ꝛc. wurde ungehalten, und gab den 12. Oct. im Jahr 1709. dem dasigen Bischofe den Befehl, die Urheber davon zu bestrafen, und die also abgeänderte Bulle zu unterdrücken. Seine Ursache war, weil es das Ansehen nicht haben sollte, als wenn er diese Zwistigkeit von der Empfängnis Mariä habe entscheiden wollen. Clemens XII. wurde, wie einige seiner Vorfahrer, auch durch königliches Verlangen ersuchet, die Meynung von der unbefleckten Empfängnis als einen Glaubenssatz zu entscheiden; dennoch ließ er sich hiezu nicht bewegen. Unterdessen suchte doch Suarez (in part. 3 D. Thom. Tom. 2. q. 27. art. 2. Disput. 3. sect. 5.) aus wichtigsten Grün-

den, wie sie Benedictus XIV. selbst dafür erkennet, zu behaupten, die Kirche verehre in diesem Feste die Empfängnis selbsten als unbefleckt. Der nemliche Benedictus XIV. (de Test. B. M. V. §. 210.) erkläret sich, daß er von ganzem Gemüthe der Meynung von der unbefleckten Empfängnis folge, und verehre die Neigung des Apostolischen Stuhles und der Kirche zu diesem Satze. Erhält auch dafür, daß eben dieses die Gesinnungen der Pariser Universität seye, welche denjenigen, der zur Doctorswürde gelangen will, durch einen Eidschwur verbindet, eben diesen Satz zu vertheidigen. Diese Eidesformel ist nach und nach in vielen andern katholischen Universitäten eingeführet worden. Der jetzt glorreichst regierende Kayser Joseph II. haben zwar im verflossenen Jahre weißlichst verordnet, den Satz von der unbefleckten Empfängnis in der Eidesformel der Wienerischen Universität fernerhin auszulassen; doch war die allerhöchste Willensmeynung keinesweges, der frommen katholischen Meynung dadurch einen Verdacht zu verursachen, sondern damit die allda studirende Protestanten, die nach dem eingeführten Duldungssystem auch zur Doctorswürde gelangen sollen, keine Gefahr des Anstosses zu befürchten hätten. (11)

So weit der vorhergehende Verfasser dieses Artikels; welchem ein Anderer noch folgendes hinzufügt. Es ist nicht gewiß, daß der Bewegungsgrund, warum Sr. Kayserliche Majestät den so eben gedachten Eyd abgestellet haben, auf die Protestanten eine Absicht gehabt habe. Vielmehr ist die Sache durch eine Zwistigkeit unter den Katholischen selbst auf die Bahn gebracht worden. Ein Professor der Theologie zu Insbruck Herr D. Schwarzl hatte im Jahr 1781. den Eyd nicht auf die unbefleckte Empfängnis abgelegt, sondern sich anderer nicht gewöhnlicher Ausdrücke bedient, worüber es zu Weitläuftigkeiten kam, die endlich bis vor den Kayser gelangten. Unterm 3. Julius 1782. erfolgte deswegen eine allerhöchste Resolution, vermöge welcher der Eyd abgeschaft wurde. In dem an die Universität Insbruck ergangnen Rescript heißt es: Uebrigens aber hätten Sr. Kayserl. Maj aus diesem Anlaß um derley Anstände in Zukunft zu beseitigen, und da die Wichtigkeit eines Eydes erfordere daß solcher nur alsdann abgelegt werde, wenn er gewisse Wahrheit zum Stoff, und Noth zum Bewegungsgrunde habe, welche beyde Erfordernisse bey diesem Eyde der unbefleckten Empfängnis vermißt würden, allergnädigst entschlossen und befohlen, daß die Ablegung des Eydes de immaculata bey allen Universitäten Lyceen, Doctors-Promotionen und Congregationibus latinis majoribus, wo sie üblich sind, künftig hinweggelassen, auch überhaupt nach den Formeln der Gerichtseyde künftighin gleichfalls jene bey den Universitäten abgelegt werden sollen.„ Hieraus ist wohl ziemlich klar, was so wohl die Veranlassung als auch die Bewegungsgründe der angeführten Verordnung gewesen seyen. Die Eydesformel lautete sonst: „Ich N. N. verspreche gelobe, und schwöre, daß ich nach den Verordnungen der Päbste Pauls V. und Gregors XV. öffentlich und privatim getreulich glauben und behaupten wolle, daß die seligste Jungfrau Maria, die Mutter Gottes, ohne Flecken der Erbsünde empfangen worden, so lange bis ein anderes von dem Apostolischen Stuhl wird vorgeschrieben werden; so wahr mir Gott helfe, und diese seine heilige Evangelia (Schlözers Staatsanzeigen 1. Band 2. Heft. S. 248.) Auf den 8. December 1782. ist auch dieser Eyd auf der Universität Wien zum erstenmal unterblieben; und ein Dominicaner Decanus geworden, welches sonst nicht geschehen konnte, da die Dominicaner der unbefleckten Empfängnis immer entgegen waren, und keinen Eyd dafür ablegen wollten. (Religionsbegebenheiten. 1783. 3. Stück S. 200.) (1)

Empfängnis, Nonnenorden. Unter den Klöstern der Congregation zu U. L. F., die der P. Fourier und die Jungfer Alix le Clere gegen das Jahr 1603. in Frankreich gestiftet haben, finden sich auch meistens etwelche von weltlichen Frauenspersonen, welche zum Endzweck haben, die unbefleckte Empfängnis der heil. Jugfrau zu verehren. Pabst Innocentinus X. bestättigte die Satzungen, die der P. Fourier für sie aufgesetzet und gab ihnen viele Ablässe. (37)

Empfangschein, ist das schriftliche Zeugnis dessen, der eine gewisse Sache oder eine Summe Gelds von einem andern empfangen hat, daß er diese erhalten habe; er kann sowohl bey Schliessung der Contracte ausgestellt werden, z. B. über den Empfang angelehnter Gelder, einer hinterlegten oder geliehenen Sache, als auch bey Erfüllung einer habenden Verbindlichkeit, z. B. über Bezahlung einer Geldschuld, über die Rückgabe einer hinterlegten Sache, und dergl. Wann derselbe von dem Aussteller als von ihm ausgestellt anerkannt wird, so beweiset er nach der Regel vollständig wider ihn; nur bey Schuldverschreibungen, bey Quittungen, und bey dem von dem Mann über das Heyrathgut ausgestellten Empfangschein machen die Gesetze eine Ausnahme von dieser Regel. s. Chirographarius Contractus. Quittung. (38)

Empfehlungsbriefe, (Kirchl. *Epistolæ systaticæ,*) waren in der ersten christlichen Kirche solche Briefe, welche von ganzen Gemeinden, gewissen Personen, besonders aber Lehrern, an andere Gemeinden mit gegeben wurden, damit sie solchen als gute Zeugnisse der Richtigkeit in der Lehre und im Leben dienten. Man wollte dadurch dem Betrug verbeugen, damit sich nicht falsche Lehrer, die man nicht genau kannte, in den Gemeinden einschleichen könnten. Man findet dieselben schon in der apostolischen Kirche, 2. Cor. 8, 1. doch ist es in der That zu verwundern, daß bey keinem der ältern Kirchenväter einer dergleichen Briefe aufbehalten worden, man müste denn denjenigen Brief hieher rechnen, welcher Apostelg. 15, 23. folg. angeführt wird. Paulus redet in der oben angeführten Stelle davon, als einer ausgemachten und allgemein bekannten Sache. Es scheint aus eben dieser Stelle, daß selbsten die Apostel zuweilen dergleichen Briefe denjenigen Lehrern mit gegeben haben, die sie als Lehrer oder Diaconen, an die Gemeinden geschickt haben. Einige wollen diese Gewohnheit aus dem Heidenthum herleiten, und sagen, sie hätten ihren Ursprung von den sogenannten tesseris hospitalitiis (s. diesen Art.). Allein, ob es gleich eine bekannte Sache ist, daß diejenigen, welche in Gastfreundschaft miteinander stunden, gewisse Zeichen hatten, wodurch sich diejenigen, die einander nicht von Person kannten, einander zu erkennen gaben; und obgleich diese Empfehlungsbriefe mit diesen Zeichen zum Theil einerley Endzweck hatten; so glauben wir doch nicht, daß solche daraus entsprungen sind; vielmehr ist es wahrscheinlich, daß dergleichen Empfehlungsschreiben eine ältere jüdische Gewohnheit waren, weil Paulus an solche Christen schreibt, die aus dem Judenthum bekehrt waren. In

der folgenden Zeit wurde der Gebrauch derselben mehr ausgebreitet; man nennte sie auch epistolas pacis, formatas, canonicas, communicatorias, u. dgl. Sie waren nach ihrer Absicht, die zugleich den Innhalt derselben bestimmte, verschieden. Erstlich gab man sie den Reisenden, um ihnen dadurch bey andern Gemeinden, oder auch einzelnen Personen einen Zugang zu verschaffen. Gewöhnlich wurden sie von den Bischöffen ausgestellt; und ohne dieselbe war es schwer, aufgenommen zu werden, weil man nicht wußte, ob der Reisende ein Rechtglaubiger oder ein Ketzer sey; und mit den letztern wollten sie keine genaue Freundschaft haben. Daher es in den sogenannten apostolischen Canonen heißt: nemo peregrinorum episcoporum, aut presbyterorum, aut diaconorum, sine commendatitiis litteris suscipiatur. Zweytens bekamen die Geistlichen, wenn sie verreiseten, dergleichen Briefe zum Zeugniß, daß sie ordinirt waren. In den alten Canonen kommen eine Menge Beweißstellen davon vor. Endlich gab man auch Personen, welche bey andern verdächtig waren, solche Briefe mit, um sie dem andern entweder näher bekannt zu machen, oder von dem Verdacht zu befreyen. Auch den Armen wurden sie mitgegeben, damit sie desto leichter Eingang finden möchten. (22)

Empfehlungsschreiben, sind Briefe die man einem Freunde an einen andern mitgiebt, oder seinetwegen ablässt. Was den Styl betrift, so ist derselbe von dem, der in Briefen herrschen soll, weiter nicht verschieden. (s. Briefe.) Sonst aber sind mancherley Klugheitsregeln dabey zu beobachten, z. E. daß man keinen Unwürdigen empfiehlt, daß man seinen Freund nicht übermässig lobt, zumal in Dingen, wovon der andere weiß, daß wir nicht gehörig urtheilen können, daß man an niemanden solche Schreiben erlässt, von dem man nicht versichert ist, daß er unser Freund oder Gönner sey, daß man bey vornehmen Personen mit Empfehlungen sparsam und bescheiden sey, und was dergleichen mehr ist. (1)

Empfehlungsschreiben, (Handlung.) werden diejenigen Briefe genennet, die ein Kaufmann einem fremden auf seine auswärtige Freunde und Correspondenten ertheilet, und sie darinn ersuchet, dem Ueberbringer mit gutem Rath und Willen an handen zu gehen und ihme einige Höflichkeiten zu erweisen; sie sind von denen Creditbriefen blos darinn unterschieden, daß diese auch von der Auszahlung einiger Gelder reden, wo jene nur allein Complimenten enthalten, doch sind sie einem Fremden immer von einem wesentlichen Nutzen, weil er, in gewissen Zufällen als ein Fremder, in einem fremden Ort, sich bey jemanden Raths zu erholen Ansprache haben kann. (28)

Empfindeley, ist eine unrichtige oder übertriebene Empfindsamkeit. (s. dies. Art.) (1)

Empfindlichkeit wird demjenigen zugeschrieben, der leicht zu reitzen und in Bewegung zu seyen ist. Es kann dieses Wort von allen Gemüthsbewegungen gebraucht werden, wird aber meistens nur von der Neigung zum Zorn oder allenfalls Traurigkeit gebraucht. (1)

Empfindnisse, ein Wort das einige gebraucht haben, das französische: Sentiments auszudrücken, wofür man aber schon das Wort: Gesinnungen hat. (1)

Empfindsamkeit. Dieses erst neuerlich aufgekommene und durch Yoriks empfindsame Reisen erst recht in Uebung gebrachte Wort, bedeutet eine Leichtigkeit, sanfte moralische Empfindungen zu erwecken.

Empfindsamkeit.

Ein empfindsamer Mensch ist ein Mensch, der zu dergleichen Empfindungen im hohen Grade aufgelegt ist; eine empfindsame Reise ist, wo viele dergleichen Situationen, in welchen Menschen empfindsam sind, vorkommen. Diejenigen die über die Empfindsamkeit spotten, wissen gemeiniglich selbst nicht was sie sagen. Ein gewisser Grad der Empfindsamkeit für das Schöne und Gute, ist zur moralischen Besserung des Menschen unumgänglich nöthig. Es ist äusserst wichtig, daß der Mensch nach den allgemeinen und besondern Bedürfnissen darinnen er lebt, mehr oder weniger herrschende Empfindungen in seiner Seele habe, aus deren harmonischer Mischung ein ihm angemessener Charakter entsteht. Eben dieses ist auch der Zweck der schönen Wissenschaften. Sie dienen nicht blos zum Zeitvertreib, sondern ihr letzter Endzweck geht auf moralische Empfindungen, die durch Verstand und Weisheit geleitet werden. Sie müssen also dem Menschen einen gewissen Grad gemässigter Empfindungen verschaffen, sie müssen ihn in Stand setzen, bey gewissen Gelegenheiten diese Empfindungen herrschend zu machen; sie müssen jede Saite der Seele, sowohl diejenige, welche Vergnügen, als auch diejenige, welche Unlust erregen, rühren. Nun sind zwey Wege, wodurch die schönen Künste und Wissenschaften zu diesem Zweck gelangen können. Der eine Weg ist, daß man selbst bewegt sey, und seine Empfindungen dem andern durch Zeichen entdecke. Willst du mich zum weinen bewegen, so must du vorher selbst weinen. Es ist eine so allgemeine Sympathie unter den Menschen, daß sie an allen Bewegungen wechselsweise Theil nehmen. Komme ich in eine Gesellschaft, die zu Klagtönen gestimmt ist, und ihre Bewegung durch Thränen zu erkennen giebt, so wird es nicht fehlen, ich werde mit weinen, ob ich gleich für meine Person keine Ursache dazu habe. Eben so verhält es sich im gegenseitigen Fall.

Ut ridentibus adridet, ita flentibus adsunt
Humani vultus.

Der andere Weg, Empfindsamkeit zu erregen, ist, wenn man die Gegenstände, worauf die Empfindung unmittelbar geht, lebhaft darstellt. Die Dichter zeichnen diejenigen Empfindungen, die sie uns einflössen wollen, in andern so lebhaft, daß wir selbst dadurch gerührt werden. Wenn Yorik bey dem Anblick der unglücklichen Maria in Wehmuth dahin schmilzt, so fühlen wir selbst Mitleiden gegen das arme Mädchen. Der Oden- und Liederdichter äussert die Empfindung, die er in uns erregen will, an sich selbst; er öffnet uns gleichsam sein Herz, daß wir die lebhafte Wirksamkeit der Empfindung darinnen sehen, und unser Herz fängt von demselben Feuer, und wird entflammt. Auf diese Art findet der Künstler einen Weg in unser Herz, daß er unsrer Phantasie Bilder vorstellt, wodurch wir solche Empfindungen bekommen, als wenn die Gegenstände wirklich wären. Wer kann die Klagen der Dido in der Aeneis lesen, ohne Unwillen über den Undank des Aeneas, und Mitleiden gegen die durch eine unglückliche Leidenschaft hingerissene Dido zu empfinden? Wer kann den Charakter eines zärtlichen Vaters in der Person des Chremos beym Terenz geschildert lesen, ohne Hochachtung und Ehrfurcht zu empfinden? Vorstellungen der Einbildungskraft, wenn sie in einem hohen Grad lebhaft vorgetragen werden, gränzen zu nächst an die Empfindungen. So haben Erdichtungen oft mit den wirklichen Erscheinungen in der Natur gleiche Wirkung. Wer

dieſes Geſetz der Empfindſamkeit nicht kennt, fällt oft über andere Menſchen, die durch eine gewiſſe Vorſtellung lebhaft gerührt werden, ein ſehr ſchiefes Urtheil. Wenn ihre Ideen ſo ſtark ſind, daß ſie ſich durch äuſſere, oft unwillkührliche Handlungen verrathen, ſo werden ſie nicht ſelten von kaltblütigen Perſonen, die keine andere als körperliche Empfindungen kennen, für Phantaſten und affectirte Narren gehalten. Wenn wir uns vergangene Dinge flüchtig vorſtellen, und uns nun mit einer kalten Erinnerung der vornehmſten Umſtände begnügen, ſo behalten wir das Bewußtſeyn unſers gegenwärtigen Zuſtandes, und die Vorſtellung macht weiter keinen Eindruck auf uns. Allein, wenn wir mit einer flüchtigen Erinnerung nicht zufrieden ſind, ſondern uns durch die Phantaſie in die Stelle der dabey intereſſirten Perſonen ſetzen; ſo bereden wir uns, die Sache ſey gegenwärtig, ſie macht Eindruck auf uns, und wir bekommen moraliſche Empfindungen, die das Reſultat jener Vorſtellungen ſind. Die ideale Gegenwart macht auf uns eben die Wirkung, wie eine reelle. Ein Menſch, dem die Natur eine Seele gegeben hat, die leicht zu dergleichen Empfindungen gebracht werden kann, fühlt immer ſtarken Trieb in ſich, die Vollkommenheiten moraliſcher Weſen aufzuſuchen, und ſich daran zu ergötzen. Ein Menſch, der ein empfindſames Herz hat, ſieht die ganze Welt als Mitgenoſſen ſeiner eigenen Glückſeligkeit an. Daraus entſteht jene Sympathie, wodurch die Menſchen ſogern an den Schickſalen ihrer Brüder Antheil nehmen; hieraus entſteht jener ſtarke Hang zur Freundſchaft, und jeder geſelligen Tugend; hieraus entſteht auch, daß empfindſame Perſonen ſo ſehr zur Liebe geſtimmt ſind. Ich verſtehe aber hier unter der Liebe nicht jenen blinden Inſtinct eines Geſchlechtes gegen das andere; ſondern die zarte Neigung, ſich an den Vollkommenheiten anderer zu ergötzen, und ſie zu erweitern. Aus eben dieſer Quelle entſteht die Empfindung des Mitleidens, welches bey dergleichen Perſonen ſo leicht rege gemacht werden kann. Ob nun gleich nicht leicht jemand gefunden werden wird, der nicht eine oder die andere dieſer Empfindungen in ſeinem Leben ſollte gehabt haben; ſo iſt doch dieſes noch nicht hinreichend einen ſolchen Menſchen zu einem Empfindſamen zu machen. Dergleichen Empfindungen müſſen herrſchend ſeyn, die Seele muß einen beſondern Hang, eine beſondere Einrichtung ihrer Kräfte haben, durch allerley Schönheiten von verſchiedener Art leicht gerührt zu werden, ſo daß ſie keine Vollkommenheit, weder in der phyſiſchen noch moraliſchen Welt, gleichgültig anſieht. Gleichwie aber alles Uebertriebene fehlerhaft wird, ſo kann auch die Empfindſamkeit übertrieben werden, und eben dadurch ihren Werth verlieren. Wir bemerken hier zwey Abwege, auf welche die Menſchen gar leicht gerathen. Die einen wollen immer denken und nicht empfinden, und ſchämen ſich der Empfindſamkeit, als einer ihrer Gröſſe nachtheiligen Eigenſchaft. Die andern wollen immer empfinden und nicht denken. Jene vermiſchen Empfindſamkeit und ſinnlich herrſchende Lüſte miteinander, und indem ſie letztere vermeiden wollen, ſo eifern ſie auch gegen die erſte; gerade als wenn die Menſchen nichts anders, als unempfindliche Klötze ſeyn müßten; gerade als wenn es einerley wäre, die Annehmlichkeit des Weins zu empfinden, und ſich damit zu berauſchen. Aber gleichwie der Mangel einer genugſamen Empfindſamkeit den Menſchen ſteif und unthätig macht, ſo macht ihn auf der andern Seite das Uebermaaß derſelben weichlich, ſchlaff und unmänlich. Unter dieſe Claſſe gehören jene allerliebſte herumfaſſelnde Creaturchen, die immer von Empfindung und Empfindſamkeit ſprechen, ohne zu wiſſen was Empfindung ſey. Seitdem Yorik ſeine empfindſame Reiſen herausgegeben hat, ſo ſind ſo viele empfindſame Affen zum Vorſchein gekommen, daß man faſt nichts als dergleichen Sächelchen zu ſehen bekommt. Empfindſamkeit in der Stadt und auf dem Lande, in Gärten und Wüſteneyen, am Neujahrstag und St. Johannistag, in den Viſitenzimmern und in den Kindbetterſtuben und dergl. Viele Schriftſteller wollen uns glauben machen, daß ſie mehr empfinden als ſagen, ſie ſtaffiren ihre gedankenloſe Schriften mit Queerſtrichen aus, daß oft auf einer Seite mehr Empfindungsſtriche als Gedanken ſtehen. Sollten dergleichen Schriften auf die Nachwelt kommen, wie viele Mühe werden die Critiker haben, dieſe Queerſtriche, die ſie für Lacunas halten, auszufüllen, überall wird man die critiſche Anmerkung finden: hic aliquid deeſt; ja ſie haben Recht, es fehlt etwas, nemlich der Gedanke. Hat der Schriftſteller wirklich mit Empfindſamkeit geſchrieben, ſo fühlt es der Leſer, wenn auch gleich nicht dabey geſchrieben ſteht, wie in Philippis Reden in dem Reiche der kleinen Geiſter: hier empfand ich etwas das ſich nicht ſagen läßt. Es folgt alſo hieraus die ganz natürliche Regel, daß man das Empfindſame niemals über die gehörigen Schranken ausdehnen müſſe. Viele von unſern neuen Schriftſtellern iſt dieſe Regel ſehr zu empfehlen. Sie überſpannen ihre Empfindſamkeit dermaſſen, daß ſie in das Affectirte fallen. Sie kennen keine andere Freude, als die Freude einer Bachantin. Fallen ſie in Traurigkeit, ſo werden ſie ſo niedergeſchlagen, daß nur noch ein Schritt zur Verzweiflung fehlt. Sehen ſie eine Figur vom andern Geſchlecht, berühren ſie ein Band das ihre Geliebte getragen hat, ſo ſind ſie ihrer nicht mehr mächtig; alle Nerven kommen in Bewegung. Und eben ſo zeichnen ſie die Perſonen, die ſie in ihren Gedichten aufſtellen. Den Abſcheu treiben ſie bis zum Entſetzen, jede Luſt zum Taumel, und jedes zärtliche Gefühl bis zum Zerflieſſen aller Sinne. Nicht ſo die Alten. Auch in den heftigſten Leidenſchaften behalten ſie eine gewiſſe Gröſſe. Anacreon ſcherzte beym Wein und der Liebe, er blieb aber in den Schranken, und darum heißt er Anakreon der Weiſe; viele von ſeinen neuern Nachfolgern aber verſtehen keinen Scherz, und zeigen ſich entweder wie Trunkenbolde oder wie entnervte Weichlinge. Der äuſſerſte Grad der übertriebenen Gröſſe in der Empfindung gehet in das Kleine hinüber; und übertriebene Empfindſamkeit wird Unſinn. (22)

Empfindung. (phyſiologiſch) Die Phyſiologen nehmen bey dem thieriſchen Körper zwey lebendige Kräfte an, die Reizbarkeit und die Kraft der Empfindung. Erſtere erhält ſich noch einige Zeit unter gewiſſen Bedingungen nach dem Tod (wie wir in dem Artikel Reizbarkeit weitläuftiger erörtern werden) die letztere zeigt ſich nur ſo lange der Menſch oder die Thiere leben, und hört ſogleich mit dem Tode auf.

Wann unſere Seele gewiſſe Veränderungen aus der Berührung des mit ihr genau verbundenen Körpers erleidet, ſo nennt man dieſes Empfindung.

Nicht alle Theile im Körper, ſondern das Gehirn und deſſen Fortſetzung die Nerven ſind allein die Werkzeuge dieſer bewundernswürdigen Empfindungskraft. Es folgt alſo hieraus, daß nur die Theile empfinden können, deren Bau mit Nerven verſehen iſt,

im Gegentheil alle andere unempfindlich sind, denen die Natur die Nerven versagt hat. Wir werden unter dem Artikel Nerven weitläuftiger von dem Nutzen handeln, den dieselbe in Ansehung der Empfindung äussern, so wie auch den grossen Vortheile erwehnen, den sie in Rücksicht der Bewegung leisten.

Ueber die Bestimmung der Theile aber, welche mit Nerven versehen und daher empfindlich, und derjenigen welche von denselben entblößt, folglich unempfindlich sind, ist besonders in den neuern Zeiten zwischen Hallern und andern sehr gestritten worden.

Haller spricht nach seinen Versuchen an lebendigen Thieren, den Hirnhäuten, dem Mutterkuchen und Häuten des Eyes, der Nabelschnur, den Häutchen, den Knochen und Knorpeln der Sehnen, Capseln und Bändern, der Beinhaut, den Rippen, Bauch, Mittel und Darmfell u. s. w. alle Empfindung ab, weil er durch Brennen, Berühren mit Aetzmitteln und mechanische Reizungen der eben erwehnten Theile, nicht das geringste Zeichen von Schmerz bey lebendigen Thieren hat bemerken können, auch nach seinen und andrer genau angestellten anatomischen Untersuchungen keine Spur von Nerven in derselben entdeckt worden ist.

So einleuchtend diese Gründe sind, so hat es doch nicht an Gegnern gefehlt, welche diese Sätze auf das heftigste angefochten, und die Empfindlichkeit der vorher benamten Theile auf alle Weise zu behaupten gesucht haben. Sie berufen sich hierbey auf Erfahrungen so vieler ältern medicinischen Beobachter, nach welchen in allen den Theilen, welche Haller für unempfindlich hält, eine grosse Empfindung bemerkt worden ist, und auch von andern Zergliederern von Gewicht Nerven in denselben gefunden worden wären. Alle diese Gegenbeweise sind aber nicht hinreichend, um die Hallerische Theorie zu widerlegen. Denn nach den neuesten anatomischen Untersuchungen hat man in den oben erwehnten Theilen keine Nerven ausfindig machen können, und es scheint also, daß andere Zerglieder zellichte Fäden in denselben für wahre Nerven gehalten haben. Eben so ist es wahrscheinlich, daß die ihnen zugeschriebene Empfindung von dem Reiz benachbarter, oder über ihre Oberfläche herlauffender, keineswegs sich aber in ihre Substanz zertheilender Nerven hergekommen sey.

Nebst dem, daß alle Empfindung von dem Gehirn und den Nerven abhängt, so richten sich die Grade der Empfindung in den Theilen des Körpers nach der grössern oder geringern Menge der in sie eingehenden Nerven. Aus dieser Ursache empfinden die meiste Eingeweyde, z. E. Lunge, Leber, Milz, wenig, weil sie nicht viel Nerven haben, und die Erfahrung lehrt, daß die Entzündungen oder Vereiterungen derselben mit keinen grossen Schmerzen verbunden sind, im Gegentheil äussern die Haut die Muskeln, das Auge u. s. w. weil sie mit einer ansehnlichen Menge von Nerven versehen sind, eine grosse Empfindung. Je feiner auch die in einem Theil vorhandene Nerven bedeckt sind, um desto empfindlicher ist derselbe, und umgekehrt. Daher sieht man, daß das Auge, die Lippen, die Eichel am männlichen Gliede, vor andern Theilen, deren Nerven einen gröbern Ueberzug haben, mit einer grössern Empfindung begabt worden sind.

In welchen Theilen des Gehirns oder der Nerven sitzt aber eigentlich die Empfindungskraft? Nicht in der sie überziehenden Hirnhäuten, (dann deren Unempfindlichkeit ist nach Theorie und Erfahrung schon vorhin angeführt worden) sondern in dem sogenannten markichten Theile derselben. Dann alsdann nur, wenn man den markichten Theil des Gehirns oder der Nerven, durch mechanische oder chymische Schärfen reizt, wird die heftigste Empfindung bey einem lebendigen Thiere erregt; alle andere zu dem Bau des Gehirns und Nerven (s. diese Artik.) gehörige Substanzen bleiben bey der Berührung unempfindlich.

Merkwürdig ist es auch, daß die Empfindung bey einem Nerven, nicht an dem Ort wo er berührt wird, sondern allda, wo er aus dem Gehirn entspringt, und wo sich alle Ursprünge der Nerven versammeln, statt hat. So sehen wir also z. E. nicht in der Netzhaut des Auges als der Endigung der Gesichtsnerven, sondern an der Stelle, wo ihre Ruhebetten (s. Gehirn) entspringen. So riechen wir nicht in der Nase, sondern an dem Entstehungsort der Geruchsnerven, aus den vordern Theilen des Gehirns. Dieses beweisen sehr viele Erscheinungen. Wann z. E. die Gesichtsnerven, durch Ursachen, wie sie auch heissen mögen, auf ihrem Weg zwischen ihrem Ursprung aus den Ruhebetten und der Netzhaut, als ihrer Endigung in dem Auge gedruckt werden, so geht das Gesicht verlohren, wann auch das Aug mit seinen Häuten und Feuchtigkeiten, nicht den geringsten Fehlern unterworfen ist. Wäre die Empfindung des Nerven nicht an seinem Ursprung, so würde unter diesen Umständen durch die von den Lichtstrahlen auf die Netzhaut gemachte Eindrücke, das Sehen immer fort dauren. Eben dieses verhält sich so bey allen andern Sinnen. Es folgt aber hieraus ganz augenscheinlich, daß die auf die Nerven von den äussern oder innern Gegenständen gemachte Eindrücke an den Ort ihres Ursprungs aus dem Gehirn fortgepflanzt werden. Durch was für Mittel aber diese Fortpflanzung geschehe, ob sie durch die Elasticität der Nervenfibern, oder vermittelst eines in den Nerven vorhandenen flüssigen Wesens berühret werde, davon werden wir, nebst andern dahin einschlagenden Materien in den Artikeln Gehirn und Nerven zu handeln Gelegenheit haben. (S)

Empfindungen, (psycholog.) sind Vorstellungen der Dinge, die in die Gliedmassen des Körpers wirken. Da dasjenige Wesen in uns, welches sich andre Dinge vorstellet, die Seele heisset, so ist die Seele das, was empfindet. Der Körper trägt aber dazu auch das seinige bey, indem er die Wirkungen der Dinge, die empfunden werden, aufnimmt; er ist das Mittel, durch welches die Eindrücke der äusserlichen Dinge zur Seele gelangen. Ueberlegen wir also den Ursprung der Empfindungen, so ist das erste, was uns vorkommt, die durch das äusserliche Object im Gliedmasse des Körpers verursachte Veränderung, welche, wie jede andre in einem Körper vorgehende, nichts anders als eine Bewegung seyn kann. Z. B. wenn die Stralen von einem Objecte ins Auge fallen und die von einem Punkte desselben ausfliessende von dem krystallenen Körper wiederum in einem Punkte des netzförmigen Häutchens vereiniget werden; so drücken sie den Nervenfasern, woraus dasselbe bestehet, eine Bewegung ein, welche species impressa genennt wird, wovon unter diesem Titel mehreres zu finden. Die von diesem Netzhäutchen zurückgeworfenen Stralen präsentiren demjenigen, der es betrachtet, zugleich das sehr verkleinerte und verkehrte Bild der Sache, von welcher sie kommen, welches also eine der Hauptwirkung, nemlich der angeführten Bewegung, gemässe Nebenwirkung derselben Ursache, folglich nicht die spe-

cies impressa selbst ist, obgleich es mit derselben genau übereinstimmt. Zweytens aus den Werkzeugen der Sinne gehen Nerven ins Gehirn, welche von der Natur bestimmt sind, an einem Ende derselben entstandene Bewegungen bis in den Ort des andern Endes fortzusetzen. Die von den äusserlichen Dingen den Organen eingedruckte Bewegung wird also durch diese Nerven gleichfalls bis ins Gehirn fortgepflanzt, und die solchergestalt darinn erweckte Bewegung heißt die materielle Idee und ist dasjenige in der Materie, woran das dritte nemlich die Vorstellung der Seele oder die sinnliche Idee aufs genaueste gebunden ist. Daß die sogenannte materielle Idee keine leere Einbildung seye und die sinnliche Idee mit ihr zunächst und durch sie mit der Species impressa zusammenhänget, ist daraus klar, daß, wenn z. E. bey einem mit dem schwarzen Staare behafteten Auge der Sehenerve verstopft ist, kein Sehen statt hat, ohnerachtet an der Species impressa nichts abgehet, blos aus der Ursache, weil die materielle Idee, die zwischen ihr und dem Sehen selbst dazwischen liegen müßte, nicht zu Stand kommt. Wie aber vom Hirne der Uebergang in die Seele geschiehet und die sinnliche Idee von der materiellen abhängt, das ist das grosse Geheimniß, das die Philosophen bis auf diese Stunde noch nicht, und wer weiß, ob je, zu erklären vermögen. So viel kann inzwischen vor gewiß angesehen werden, daß die Seele eine Kraft sich die Welt vorzustellen besitzet, womit sie, wie alle andre Ideen, so auch die Empfindungen hervorbringt, und es blos auf etwas ankommt, daß diese an sich gegen alle Objecte und gegen alle ihr Vermögen nicht übersteigende Grade der Vorstellung gleichgültige Kraft bestimmt, dieses und nichts anders, was nemlich in die Organen wirkt, so und nicht anders, wie es nemlich in dieselben wirket, vorzustellen. Eine Parthie der Weltweisen hält den Körper vor jenes bestimmende Wesen, die andre Gott, die dritte die Seele selbst, wie im Artikel: **Uebereinstimmung des Leibes und der Seele**, weitläuftiger ausgeführet wird. Jetzo begnügen wir uns mit der Anmerkung, daß, da die Empfindung von der, durch was sie will, bestimmten doch der Seele eigenen Kraft hervorgebracht wird, sie ein Thun und nicht ein Leyden derselben seye, und folglich die Seele beym Empfinden sich nicht wie eine abgeebnete wächserne Tafel, eine tabula rasa, welcher Figuren eingedrückt werden, blos leidend verhalte, sondern vielmehr thätig ohngefähr wie eine Kugel, die auf einer schiefliegenden Fläche mit eigener Kraft herunter rollt, nur durch die Gestalt und Lage der Fläche bestimmt wird, wie schnell und nach welcher Gegend hin sie rollen soll.

Die Empfindungen sind das Triebwerk, welches den ganzen Menschen in Activität setzt und beständig darinn enthält. In Ansehung des Körpers nemlich kann man von den Empfindungen sagen, sie seyen das Mittel, wodurch die Maschine, das Uhrwerk des Körpers beständig aufgezogen wird. Denn die Bewegungen unserer Glieder kommen aus dem Gehirne, aus den materiellen Ideen, aus den durch die äusserlichen Dinge in die Werkzeuge der Sinne und daraus weiter ins Gehirn gebrachten Bewegungen des Nervensafts, welcher alsdann ferner, wer weiß ob von der Seele, oder von Gott oder von der Maschine selbst, in den und den Bewegungsnerven und durch denselben ferner in dem und dem Muskel dirigirt wird. Genug, die Bewegung der Glieder entspringt aus dem Eindrucke, den die Objecte, die wir empfinden, in die Werkzeuge der Sinnen machen. In Ansehung der Seele aber ist wieder wahr, daß alle ihre Veränderungen, Vorstellungen sowohl als Begierden, Empfindungen zu Quellen haben. Die Einbildungskraft kann nicht wirken, als erweckt durch eine Empfindung; die Schlüsse hängen von der Einbildungskraft, der Wille von Schlüssen ab, (s. **Einbildungskraft, Schlüsse, Wille**) u. s. w. Summa alle Wirkungen der Seele entspringen aus Empfindungen.

Es ist aus dem gesagten klar, daß die Seele in Rücksicht auf die Empfindung vom Leibe entweder wirklich oder wenigstens dem Scheine nach dependire. Daher wenn ein Werkzeug derselben entweder gar verlohren gegangen, oder gänzlich zu Grund gerichtet, oder nur verdorben, oder auch theils innerlich theils äusserlich vollkommener gemacht worden; so fallen entweder die davon abhangende Empfindungen gänzlich weg, wie das Sehen bey dem, der die Augen verlohren, oder dessen Augen mit dem Staare behaftet sind; oder sie werden fehlerhaft, wie bey dem der die Gelbsucht im hohen Grade hat; oder sie gehen besser von statten, wie bey dem, der durch die Brille siehet, oder in den Stand kommt sie wieder abzulegen.

Da wir empfinden was in die Gliedmassen wirkt; was aber in die Gliedmassen wirkt, gegenwärtig ist, so empfinden wir nur gegenwärtige Dinge; abwesende, vergangene, zukünftige Dinge können nicht empfunden, sondern müssen durch die Einbildungskraft vorgestellet werden. So leicht es scheint die beyden Verrichtungen der Seele durch dieses Kennzeichen zu unterscheiden, so unzulänglich findet man es, wenn man sich die zum voraus zu beantwortende Frage vorlegt: woher weiß ich denn, welche Dinge gegenwärtig sind und welche nicht? Die Antwort darf nicht heissen: die ich empfinde, die sind gegenwärtig, denn sonst schicke ich mich wieder dahin, wo ich herkomme. Wollen wir eine andere und genugthuende Antwort geben, so müssen wir vielmehr die Empfindung zum Merkmale der Gegenwart, als die Gegenwart zum Merkmale der Empfindung machen und die leztern durch was anders von der Einbildung unterscheiden. Dieser Unterschied kann gar füglich von den höhern und geringern Grade der Klarheit oder des Bewußtseyns (s. **Bewußtseyn**) hergenommen werden. Denn die Empfindungen sind sehr viel klarer und lebhafter als die Einbildungen; wie ein jeder leicht erfahren kann, der sich neben einer gegenwärtigen Person die er siehet, eine andere abwesende so gut, als es ihm immer möglich ist, einzubilden bemühet. Wenn er alles thut was er kann, so wird er finden, daß die Einbildung sich zur Empfindung kaum verhält, wie ein blaß tuschirtes Bild, zu einem mit glänzenden Farben illuminirten. Daher kommt es, daß, wenn wegen einem ausserordentlichen Zustande des Gehirns die den Einbildungen entsprechende materielle Ideen heftiger und daher die Einbildungen selbst ungewöhnlich klar werden, man sie mit den Empfindungen verwirrt, und die abwesende Dinge vor gegenwärtig hält, wie die an hitzigen Fiebern darnieder liegenden, die verrückten und rasenden zu thun pflegen. Daher kommt es auch, daß man im Traum meynt, die Sachen wovon man träumt, seyen wirklich da. Die Empfindungen nemlich fehlen zu der Zeit, man kann also die Einbildungen nicht mit ihnen vergleichen, um den Unterschied der Klarheit zu bemerken; der Unterschied ist auch dermalen ohnehin geringer, weil die Einbildungen durch keine Empfindungen verdunkelt werden; man hält daher jene vor

dieſe und das Abweſende vor gegenwärtig. Der Artikel: Traum, ſpricht umſtändlicher hievon.

Es giebt noch ein anderes Kennzeichen Empfindungen von Einbildungen zu unterſcheiden. Die Objecte jener, als wirkliche Dinge, haben ihren zureichenden Grund, warum ſie da ſind, ſo und ſo auf einander folgen, ſo und ſo verändert werden u. ſ. w. Die Objecte der Einbildung ſind nicht da, folgen nicht auf einander, werden nicht verändert u. ſ. w. es hat alſo auch kein zureichenden Grund ihres Daſeyns, ihrer Folgen, ihrer Veränderungen ſtatt, ſondern die Seele die ſie vorſtellt, folgt hierinn blos dem der Einbildungskraft vorgeſchriebenen Geſetze, z. E. man fährt unmittelbar nach angeſehener Comödie zu Paris über den Römerberg zu Frankfurt, weil man mehrmals, wenn man die Comödie zu Frankfurt beſucht, über den Römerberg daſelbſt nach Hauß gefahren, und überhüpft jetzt den Weg von Paris nach Frankfurt, der im Wachen, wo immer das folgende mit zureichendem Grunde nach dem vorhergehenden zum Vorſchein kommt, nicht hätte überhüpft werden können.

Im Schlafe ſind wir uns keiner Empfindungen bewußt; ſie fehlen alſo entweder gänzlich oder ſind ſehr dunkel. Woher mag das kommen, da doch nicht alle Gliedmaſſen der Sinnen verſchloſſen werden können, wie die Augen, und die Finſterniß nicht alle Empfindungen eben ſo, wie das Sehen, hindert? Warum hören wir nicht, da doch der Schall eben ſo wohl in unſere Ohren fället, als wenn wir wachen? Es iſt klar, daß die zum Hören erforderliche materielle Idee nicht zu Stand kommen muß; aber dieſes ſelbſt kann von zweyerley Urſachen abhangen. Entweder nemlich iſt das Gehirn nicht in der Verfaſſung, daß es dieſe Ideen aufnehmen könnte, oder die Nervenfaſern in den Organen ſind derjenigen Bewegung nicht fähig, die oben species impreſſa genennt worden und aus welcher jene entſpringen mußte. Das erſte kann nicht ſeyn, weil man im Schlafe träumt, alſo die Einbildungskraft wirkt, folglich materielle Ideen im Gehirn ſind. Alſo iſt die letzte Urſache die wahre. Aber was geht dann vor eine Veränderung in den Organen vor, worüber ſie der species impreſſa unfähig werden? Antwort, die Nervenfaſern erſchlaffen, der ſie anſpannende Nervenſaft mangelt, ſie ſind alſo zu nachgiebig, als daß ihnen eine merkliche Bewegung eingedrückt werden könnte. Nach dem dieſer Umſtand bey einem Menſchen mehr, beym andern weniger ſtatt hat, nach dem ſind einem ſchwerer als dem andern Empfindungen im Schlafe beyzubringen; nach dem iſt einer ſchwerer aufzuwecken, d. i. in den Stand zu überſetzen, darinn er ſich Empfindungen bewußt iſt, als der andre; nach dem iſt auch einer ſchwerer zum Traume zu veranlaſſen als der andere, denn die Träume fangen von überaus ſchwachen Empfindungen an. (ſ. Traum) Wenn daher die Schlafzeit bald zu Ende iſt, alſo die Nervenfaſern ſehr nahe wieder in dem Stand ſind, worinn ſie beym Wachen ſeyn müſſen; ſo iſt der Menſch am leichteſten zu erwecken, und um dieſe Zeit iſt er auch den Träumen am meiſten ausgeſetzt. Man darf alſo keinen Einwurf wider das kaum geſagte daraus ziehen, daß mancher oft träumet, ohnerachtet er ſchwer zu erwecken iſt, und mancher ſelten träumet, ohnerachtet er erwacht, wenn ſich nur eine Maus reget. Dann das Gegentheil von dieſer unleugbaren Erfahrung iſt nicht behauptet worden. Es kann ſeyn, daß jemandes Nervenfaſern zu Anfang des Schlafes ſehr ſtark nachlaſſen, bald darauf aber wieder ziemlich angeſpannt werden. Ein ſolcher iſt im Anfange ſchwer, bald hernach aber leicht ſowohl zu erwecken, als zum Traumen zu bringen. Wiederum jemand kann durch die geringſte Empfindung erweckt werden, ſo daß keine ſchwach genug ſeyn kann, um nur einen Traum zu verurſachen, u. ſ. w.

Die Seele, wenn ſie empfindet oder Empfindungen wiederholet, d. i. einbildet, macht ſich Bilder von den Dingen. Dieſe Bilder aber ſind von ganz andrer Art, als diejenigen, die uns ſonſt vorkommen. Sie befinden ſich in einem immateriellen Weſen, andre in materiellen; die Seele ſtellet ſich die Dinge auſſer ſich, die Körper aber an ſich ſelbſt oder auf ihrer Oberfläche; die Seele ſtellet die Dinge ſich ſelbſt, die Körper ſtellen ſie andern Zuſchauern vor.

Weil die Ueberlegung das Mittel iſt, wodurch den Vorſtellungen die Deutlichkeit gegeben wird (ſ. Ueberlegung); ſo ſind mit Ueberlegung verbundene Empfindungen deutlich, vor ſich allein ſind ſie alſo nur undeutlich und daher rechnet man die Sinne, d. i. das Vermögen zu empfinden zu den unteren Erkenntnißvermögen, die der Menſch mit den Thieren gemeinſchaftlich hat. Weil aber Empfindungen bey dem Menſchen ſelten ohne alle Ueberlegung geſchehen, indem die Vermögen zwar in der Seelenlehre einzeln erklärt werden müſſen, beym Gebrauche aber ſich vermiſchen und in Verbindung ausgeübet werden; die Thiere hingegen mit Ueberlegung nicht begabet ſind; ſo ſind die Empfindungen der Menſchen faſt immer, doch bald mehr bald weniger deutlich, die des Viehes aber undeutlich. Nicht jeder höherer Grad der Klarheit, ſondern einzele Klarheit in den Vorſtellungen der einzelen Theile, iſt Deutlichkeit. Daher kann eine Idee viel klarer als eine andre und doch eben ſo undeutlich ſeyn, wie die Idee des Schalles einer in der Nähe losgebrannten Kanone viel klarer und dennoch eben ſo undeutlich iſt als die Idee des Schalles einer gedämpften Violine. Es kann alſo auch eine undeutliche Idee viel klarer und lebhafter ſeyn, als eine andre deutliche, und daher beſtehet es mit dem kaum geſagten gar wohl, daß bey dieſen oder jenen Thierarten ein und andrer Sinn ſchärfer iſt, als bey den Menſchen, wie bekannt iſt, daß die Spinne am Gefühle, der Luchs am Geſicht, der Hund am Geruche den Menſchen übertrift. Doch kann der Menſch dieſes Vermögen, wie alle andre auch durch Uebung viel vollkommner machen, und die gütige Natur pfleget bey ihm meiſtentheils den ihm auferlegten Mangel an einem durch gröſſere Stärke eines andern Sinnes zu erſetzen. Dem Verfaſſer dieſes Artikels iſt ein Blinder vorgekommen, der das Gepräge gangbarer Münzen durchs Gefühl beurtheilte, zum Beyſpiel einen ihm in die Hände gegebenen Kreuzer richtig vor einen pfälziſchen erkannte, und es iſt bekannt, daß Blinde die Farben der Tücher durchs Gefühl unterſchieden haben.

Es giebt Thierarten die nicht alle unſre fünf Sinne haben, z. E. die Auſtern und andre Muſcheln und Schnecken. Vermuthlich haben auch einige Sinnen, die wir nicht haben und von den wir uns daher keinen Begriff machen können. Z. B. einige ſprechen den Fiſchen das Gehör ab, weil man weder Ohren bey ihnen findet, noch das Waſſer ſehr geſchickt iſt, den Schall fortzupflanzen, andre legen es ihnen bey, weil ſie wahrnehmen, daß der Schall dennoch eine Empfindung in ihnen verurſachet, Denn in des Herzogs von Marlboroughs Schloſſe Plintheim bey Woodſtock ohnweit Oxford hatte der Aufſeher über die Waſſerkunſt in einem Behälter groſſe und kleine Fiſche, die er ſo gewoh-

wöhnet, daß ſie auf ſein Zurufen: *Come poor Bellows* u. ſ. w. häufig herbey ſchwammen, und man hat mehrere ähnliche Beyſpiele. Weil das Waſſer nicht eben ſo auf die Nervenfaſern eines Organs wirken kann, wie die Luft, gleichwie die Luft nicht eben ſo auf ſie wirken kann, wie das Licht; ſo iſts ſichtbar genug, daß die Fiſche vermittelſt des vom Anſtoß der erſchütterten Luft gedruckten oder bewegten Waſſers nicht denſelben Eindruck erhalten, der bey uns ſtatt hat, wenn wir hören. Wir dörfen ihnen alſo zwar eine gewiſſe Empfindung nicht abſprechen, doch aber kein Gehör zulegen, müſſen ihnen alſo eine Art uns unbekannter und dem Menſchen fehlender Empfindungen zuſchreiben.

Die Veränderungen in den Werkzeugen der Sinnen hängen zwar von der Wirkung der äuſſerlichen Dinge in dieſelbe, zugleich aber auch von der Beſchaffenheit dieſer Werkzeuge ſelbſt ab. Denn einerley Action bringt in zweyerley Gegenſtänden nicht einerley Wirkung hervor, ſondern z. E. derſelbe Schlag mit einem Beile, der Holz ſpalten würde, zertrümmert Glas in tauſend Stücke, macht nur eine Kerbe in einen Guß von Bley und vermag gegen eine eiſerne Platte gar nichts. Nachdem alſo die Beſchaffenheit der Organen verſchieden iſt, nachdem iſt auch die Species impreſſa verſchieden, die von einerley Object durch einerley Action darin hervorgebracht wird, und nachdem iſt folglich auch die daran gebundene Empfindung der Seele verſchieden. Nun iſt die Beſchaffenheit der Organen nicht in allen Menſchen einerley, und iſt auch in einem und demſelben Menſchen nicht einmal wie das andre; daher kann gar wohl geſchehen, daß von zweyen Menſchen, ja von einem zu verſchiedenen Zeiten, eine Sache auf unterſchiedene Weiſe empfunden wird. Es iſt bekannt, daß diejenigen, die die Gelbſucht in einem hohen Grade haben, alles gelb ſehen, und in dem zu Venedig heraus gekommenen *Giornale di medicina* 1762. May, werden Beyſpiele von Perſonen erzählt, die eine zeitlang alles roth, auch wohl grün geſehen haben und Rohault berichtet in ſeinem *tractatu phyſico*, daß er, nachdem er mit dem rechten Auge durch ein Seherohr einem Seetreffen über zwölf Stunden lang zugeſehen, nachmals ſein ganzes Leben über die Farben mit dem rechten Auge anders als mit dem linken, und zwar nicht alle auf einerley Weiſe verändert, geſehen, ſchlieſſet auch daraus, daß wohl einige Menſchen die Diſpoſition der Augen, die ſein rechtes durch dieſe ſtarke Anſtrengung erhalten, mit auf die Welt bringen und alſo alle Farben anders ſehen können, als diejenigen, deren Augen mit ſeinem linken einerley Einrichtung haben. Noch viel mehr iſt glaublich, daß die Organen mancher Thiere, nicht allein der Inſecten und andrer, deren Körper dem unſrigen ſehr unähnlich iſt, ſondern auch ſolcher, deren Bau mit dem unſrigen die gröſte Uebereinkunft hat, von unſern Organen in den feinſten Theilen, darin das Vergröſſerungsglas nichts mehr unterſcheidet, ſtark verſchieden ſind, und alſo dieſe Thiere die Gegenſtände ganz anders empfinden, als wir. Wer weis, wie dem Welſchenhahn die rothe Farbe vorkommt, über die er, wie bekannt, in Zorn geräth? wer weis, wie der Katze das Marum verum riecht, wie dem Schweine der Unflath ſchmeckt, u. ſ. w.?

Die oben ſchon angezeigte Vermiſchung mehrerer zugleich wirkender Seelenvermögen bringt mit ſich, daß wir mehrmalen auf allerley Weiſe veranlaſſete Urtheile unter unſern Empfindungen mengen und daher feſtiglich glauben eine Sache auf eine gewiſſe Weiſe zu empfinden, wie es in der That nicht geſchiehet. Der bekannte blind gebohrne, den Cheſelden operiret, hielte, ehe ers beſſer lernte, den entfernten Thurm vor ſo dick als ſeinen aus der Nähe geſehenen Daumen, weil dieſer ihm jenen gänzlich bedeckte, und wir alle glauben, der aufgehende Mond oder die aufgehende Sonne ſehe uns ſo viel gröſſer aus als der hoch erhabene, ohnerachtet die Aſtronomen mit den Werkzeugen, womit ſie die ſcheinbaren Durchmeſſer der Planeten meſſen, keinen Unterſchied finden, blos deswegen, weil uns der aufgehende über einen groſſen Strich Landes hinweg geſehene Mond viel weiter entfernt zu ſeyn ſcheinet, als der höher hinauf geſtiegene, zwiſchen welchem und uns wir nichts entdecken. Ein unbemerktes Urtheil oder vielmehr ein unbemerkter Schluß: Das entferntere eben ſo groß erſcheinende als das Nähere iſt wirklich gröſſer; der aufgehende eben ſo groß ins Auge fallende als der hoch erhabene Mond iſt entfernter, alſo gröſſer, ſchleicht ſich in unſre Empfindung ein und überredet uns, wir ſehen ihn wirklich gröſſer. (ſ. Mond.)

Dieſe in unſre Empfindungen eingeſchobenen Zuſätze können um ſo eher falſch ſeyn, als ſie ſich einmiſchen ohne von uns bemerkt, alſo ohne von uns bedacht und unterſucht zu werden. Daher können wir meynen die Sache anders zu empfinden, als wir ſie bey näherer Prüfung wirklich zu ſeyn befinden, und in ſolchen Fällen klagen wir über den Betrug der Sinne, wovon unter dieſem Titel bereits beſonders gehandelt und die dawider dienende Mittel angegeben worden.

Daß ſtärkere Empfindungen ſchwächere von eben dem Werkzeuge abhangende verdunkelen, je nachdem Maaße des Unterſchiedes dergeſtalt gänzlich verfinſtern, daß wir ſie gar nicht mehr gewahr werden, lehret die tägliche Erfahrung. Bey Tage ſind die Sterne eben ſowohl am Himmel, wir ſehen ſie aber nicht vor dem ſo vielmal helleren Sonnenlichte; eben ſo hören wir eine Laute nicht, wenn Pauken und Trompeten zugleich geſchlagen und geblaſen werden; riechen einen ſchwachen Geſtank nicht mehr, ſo bald man einen ſtärkeren wohlriechenden Rauch im Zimmer macht. Aber wir hören den geringſten Schall beym heftigſten Lichte und ſehen das kleinſte Stäubgen beym heftigſten Lermen, daher war die Einſchränkung nöthig, die da ſtärkere Empfindungen deſſelben Werkzeuges foderte. Weil ferner Einbildungen im natürlichen Zuſtande ſchwachen Empfindungen gleich kommen, ſo werden auch jene von dieſen verdunkelt, und erſcheinen nur in ihrer wahren Klarheit, wie die Sterne des Nachts, zu der Zeit; da wir träumen, und der Schlaf die Empfindungen verbannet.

Weil die Empfindungen von den in den Gliedmaſen der Sinne hervorgebrachten Veränderungen abhangen; ſo begreift man leicht, daß, wenn die leztern vorhanden ſind, es auf uns nicht ankomme, ob und wie wir empfinden wollen, ſondern daß es auch wider unſern Willen geſchehen und zwar jenen Veränderungen genau gemäß geſchehen müſſe. Inſofern wir aber darüber diſponiren können, ob die äuſſerlichen Dinge in unſre Gliedmaſſen wirken ſollen oder nicht, inſofern ſind allerdings die Empfindungen unſerem Willen unterworfen. Dieſe jedermann bekannte Wahrheiten ſind gleichwohl werth in Ehren gehalten zu werden; denn ſie lehren uns, wenn man uns unſre Empfindungen imputiren kann, wenn wir uns ein Gewiſſen darüber zu machen haben, und wenn nicht. Sie verwehren uns alſo auf der einen Seite wieder unnöthige Gewiſſens-

biſſe, d. i. wider die Hölle auf Erden, auf der andern Seite wider die Einſchläferung deſſelben, d. i. wider die Sorgloſigkeit in der gröſten Gefahr.

Theils weil die Empfindungen einen Körper vorausſetzen, womit der allerhöchſte Geiſt nicht bekleidet ſeyn kann; theils weil ſie vorübergehende Ideen ſind, die nicht länger ſtatt haben können, als ihre Gegenſtände: ſo darf man ſie Gott nicht zuſchreiben. Sondert man das, was in ihnen reel iſt, von allen Schranken ab und ſetzt die Unendlichkeit in ihre Stelle; ſo erhält man den allervollkommenſten, unveränderlichen, ewigen Anblick alles deſſen, was je wirklich war, iſt und ſeyn wird. Dieſer iſt die Empfindung per eminentiam und kommt Gott zu. (ſ. Eminenter, Scientia viſionis, Ewigkeit.)

Bis hieher haben wir von den ſogenannten äuſſeren Empfindungen geſprochen, welchen dieſer Name allein im eigentlichen Verſtande zukommt. Man pfleget ihnen andre uneigentlich ſogenannte innere Empfindungen entgegenzuſetzen; man verſtehet aber unter den letzten nicht das Gefühle deſſen, was innerlich in unſerm Leibe vorgehet, z. E. Kopfweh, Bauchgrimmen u. dgl.; denn das alles gehört ſichtbarlich eben ſowohl unter die äuſſeren, als der Schmerz am Finger, der am Feuer verbrennt, geſtochen oder geſchnitten worden iſt; daher Carteſius Hunger und Durſt eben ſo wenig hieher hätte rechnen ſollen, als er Froſt und Hitze hieher gerechnet hat. Einige Peripatetiker haben das Gedächtniß, die Phantaſie und den Senſus communis, andre die Leidenſchaften, die Aufmerkſamkeit, die Einbildungskraft und das Gedächtniß innere Empfindungen genennt, mit eben dem Fuge, womit ſie dem Verſtande und dem Willen auch dieſen Namen gegeben haben würden. Will man ja den Verſtand des Wortes über ſeine Grenzen ausdehnen; ſo kann es nicht füglicher geſchehen, als wenn man, wie die äuſſere Sinnen der Seele berichten, was auſſer ihr vorgehet, ſo den inneren Sinn der Seele ſagen läſſet, was ſich in ihr zuträget, und alsdann kommt der letzte mit dem Bewußtſeyn ihrer Vorſtellungen und Begierden, wovon unter dieſem Namen ſchon geſprochen worden, überein und es offenbahret ſich nichts was unſere Erkenntniß durch dieſe Benennung gewonnen hätten. (6)

Empfindungen. (ſchöne Wiſſenſchaften und Moral) Es wird dieſes Wort in einer doppelten Bedeutung gebraucht. Einmal wird es der deutlichen Erkenntnis entgegengeſetzt, und bedeutet eine Vorſtellung, inſofern ſie einen angenehmen, oder unangenehmen Eindruck auf uns macht; Vorſtellungen, die in der Seele durch Wahrnehmung des jezigen Zuſtandes, der wirklich vorhandenen Gegenſtände, blos nach dem verworrenen Eindruck, den ſie auf uns machen, entſtehen. Sie unterſcheiden ſich von der Erkenntnis dadurch, daß dieſe auf die bloſe Vorſtellungskraft wirkt, und uns die Beſchaffenheit der Dinge mit mehr, oder weniger Deutlichkeit zeigt; die Empfindung aber bezieht ſich zugleich auf die Begehrungskräfte, und ſchließt die Begriffe des Wiedrigen und Angenehmen, des Guten und Böſen mit ein. Bey der Erkenntnis ſind wir mit dem Gegenſtand, als einer ganz auſſer uns liegenden Sache beſchäftigt. Bey der Empfindung aber ſehen wir mehr auf uns und unſern Zuſtand, wir beobachten den Eindruck, den der Gegenſtand auf uns macht. Sind nus die Gegenſtände, die wir empfinden unmittelbar gegenwärtig, gehen ſie in unſerm denkenden Weſen ſelbſt vor, ſo nennen wir ſie innere Empfindung; entſtehen ſie aber vermittelſt des Körpers, vermittelſt eines demſelben von auſſen mitgetheilten Eindrucks, ſo nennen wir ſie äuſſere Empfindungen. Die Philoſophen haben ſich von jeher bemühet, den Zuſammenhang zwiſchen den Veränderungen, die durch den Eindruck eines äuſſern Gegenſtandes in dem Körper vorgehen, mit den Vorſtellungen in unſrer Seele, von eben dieſen Veränderungen zu erklären; und ſind noch bis auf dieſe Stunde nicht ſo glücklich geweſen, uns eine befriedigende Antwort auf dieſe Frage zu geben. Wie geht es zu, indem die Lichtſtrahlen von einem Körper in mein Auge fallen, daß ich mir bewußt bin, etwas zu ſehen, das mir Vergnügen oder Mißvergnügen macht. Wer erklärt mir den Gang, den ausgeſprochene Worte durch mein Ohr in meine Seele nehmen, daß ich die Meynung des andern nicht nur faſſe, ſondern auch ſogleich auf mich beziehe. Wenn ſich Philoſophen in die Erklärung dieſer Geheimniſſe gewagt haben, ſo ſind ſie zuweilen in ſolche Verwirrungen gerathen, aus denen ſie ſich nicht wieder heraus haben helfen können. Bald haben ſie den Empfindungen die Wahrheit abgeſprochen, und ſolche blos für einen Schein erklärt, der die Menſchen nur täuſcht; bald haben ſie die Natur der Empfindungen blos in die Vibration der Nerven geſetzt; bald haben ſie mit Worten geſpielt, und uns einen hochklingenden Schall der Worte für tiefe Weißheit verkauft, bey der diejenigen, die nicht in die Geheimniſſe ihrer Schule eingeweihet waren, gar nichts dachten. Wir überlaſſen die Erklärung der Entſtehungsart der Empfindungen, der Speculation, und bemerken hier nur dieſes, daß, man mag ſie erklären wie man will, man doch unmöglich auf die Gedanken gerathen könne, daß ſich die Seele bey den äuſſern Empfindungen blos leidend verhalte. Tauſend eigene Beobachtungen überzeugen uns, daß ſie auch bey den äuſſern Empfindungen thätig ſey, daß ſie durch ihre eigene Kraft in ſich die Vorſtellung, die ſie von der Veränderung in dem Körper wahrnimmt, hervorbringe. Das Geſetz der Empfindung beſtättigt ſich durch alle Fälle: daß die Uebereinſtimmung und Gleichförmigkeit der materiellen Eindrücke mit den geiſtigen Vorſtellungen wahre Empfindungen verurſache. Wir bemerken aus eigener Erfahrung, daß nicht alle Empfindungen einen gleichen Eindruck auf uns machen, ſondern, daß ſolcher bald angenehm, bald widrig ſey, und hieraus entſteht eine neue Quelle von Unterſuchungen, da oft ein und eben derſelbe Gegenſtand in zweyen Perſonen, eine ganz verſchiedene Empfindung verurſacht. Es kann der Grund hievon zuweilen in der Diſpoſition des Nervenſyſtems liegen; aber wir bemerken auch eine Verſchiedenheit in denjenigen Empfindungen, die nicht aus körperlichen Eindrücken entſtehen; auch innere Empfindungen können angenehm, oder unangenehm ſeyn. Wir wiſſen aus eigener Wahrnehmung, daß es der Seele gar nicht gleichgültig iſt, von welcher Art die Ideen ſind, die ſie hervorbringt; wir ſind uns bewußt, daß wir uns lieber mit klaren und deutlichen, als mit dunkeln und verworrenen Begriffen beſchäftigen. Unſere Seele hat eine Kraft Ideen hervorzubringen; dies iſt ihr Weſen. Thut etwas dieſer Kraft Widerſtand und hindert ſie, ſich zu entwickeln, oder kommt die Wirkung nicht mit der Gröſſe des Beſtrebens der Seele überein, ſo entſteht daraus Misvergnügen, die Seele hat an dem Zwang, der ihrer freyen Natur gerade entgegen ſteht, keinen Gefallen. Wenn nun das Misvergnügen von der geſtörten Wirkſamkeit der Seele herkommt; ſo ſcheint die bloſe Freyheit des Wirkens, und der gute Erfolg der angewand-

ten Kräfte, Zufriedenheit und Ruhe zu bringen, indem die Seele diesen Zustand der Leichtigkeit, den sie jezo überdenkt, mit jenem Verdruß vergleicht, und ihn weit angenehmer für sich findet, als jenen. Die bloße Ruhe aber macht noch keinen Zustand des Vergnügens, sondern die Seele äussert ihre Thätigkeit auch noch ferner auf die Art, daß sie in diesem Gegenstand, womit sie sich mit gutem Erfolg beschäftigt, eine Menge Sachen auf einmal gewahr wird, die ihre Wirksamkeit zugleich reizen, und dadurch wird ihr Bestreben aufs neue vermehrt, und das Bewußtseyn dieses Zustandes d. i. diese innere Empfindung ist ihr um so viel angenehmer, je angemessener solcher ihrer Natur ist. Daraus folgt noch ferner, daß die innern Empfindungen für den Menschen weit anziehender und dauerhafter sind, als die äussern. Ausser diesem, was wir bisher von der Natur der Seele gesagt haben, können wir auch noch eine andere Quelle der angenehmen Empfindungen entdecken, welche in den Gegenständen, aus welchen sie hervorgebracht werden, entstehen. Man schreibt einem Gegenstande, insofern er entweder den Sinnen und der Einbildungskraft, oder dem Verstand Vergnügen erweckt, Schönheit zu. Ursprünglich hat man zwar nur diejenige Dinge schön genennt, welche angenehm in das Auge fallen; aber man schreibt eben diese Eigenschaft noch unzählig vielen andern Dingen zu, die nicht eigentlich für die Sinne gehören. Man sagt: ein schöner Gedanke, eine schöne That, ein schöner Verstand, eben so gut, als eine schöne Person, ein schönes Gemälde. Diese Dinge stellen sich dem Verstand durch deutliche Ideen dar, sie sind aus vielen Dingen zusammengesezt, die ein schönes Ganze ausmachen. Sobald man also Mannichfaltigkeit auf Einheit reducirt, so entsteht angenehme Empfindung.

Man kann also die Empfindungen ausserdem, was wir oben gesagt haben, auch noch auf eine andere Art eintheilen, nachdem sie entweder durch die Sinnen, oder durch das Herz, gewirkt werden. Die ersten nennen wir, sinnliche, und die andern moralische Empfindungen. Die sinnlichen sind die unmittelbarsten, weil weder Ueberlegung, noch Beurtheilung, noch Aufmerksamkeit dazu erfordert wird. Sie entstehen vermittelst gewisser Theile des Körpers, die man sinnliche Werkzeuge nennt. Wir wissen aus der Erfahrung, daß unsere Seele von allen Veränderungen, die in der Welt vorgehen, nur diejenigen empfinden kann, welche gewisse Eindrücke auf diese Werkzeuge machen. Die sinnlichen Werkzeuge mögen nun entweder die Empfindungen wirklich hervorbringen, wie die Aristoteliker behaupten; oder sie mögen nur Anlaß und Gelegenheit dazu geben, wie Cartesius geglaubt hat; oder die Empfindungen mögen nach Leibnitzens Urtheil durch eine vorherbestimmte Harmonie begleiten; so kann man sie doch allemal als wirkende Ursache der Empfindungen ansehen, weil alles vollkommen so zugehet, als wenn sie es wirklich wären. Man muß also den Ursprung der sinnlichen Empfindungen allemal in den Eindrücken suchen, welche die Sinnen von den äussern Gegenständen empfangen. Man kann also mit Grund behaupten, daß ohne eine analogische Bewegung in den Nerven der Sinne keine sinnliche Empfindung entstehen kann. Folglich ist die Lebhaftigkeit und Stärke der Empfindung in der Seele, allemal der Grösse der Bewegung in den Nerven proportionirt; und, je zusammengesetzter die Bewegung ist, desto mannichfaltiger ist auch die Empfindung. Man nimmt also durchgängig an, daß die Sinnen nach der Empfindlichkeit und Lage der Nerven unterschieden sind, und daß eben dadurch die Empfindungen bestimmt werden, so daß, wie die Nerven gegen diese oder jene Bewegung mehr oder weniger empfindlich, und derselben mehr oder weniger bloß gestellt sind, die Empfindungen mehr oder weniger stark, oder lebhaft sind. Jeder Sinn hat eine schickliche Materie, die den Nerven ihr erforderliches Spiel ertheilt, und jede Nerve erfordert einen besondern Eindruck, wenn eine Empfindung entstehen soll. Wären wir im Stande, die Grösse dieser Bewegung anzugeben, und in den verschiedenen Sinnen mit einander zu vergleichen; so würden wir auch im Stande seyn, die Grade der Empfindung genauer zu bestimmen. Wir halten oft etwas für eine einzige Empfindung, welches im Grunde betrachtet, ein Aggregat von vielen einzelnen Empfindungen ist, wovon wir aber die kleinen Entfernungen von einander nicht unterscheiden können. So scheint uns ein Schall eine einzige fortdaurende Bewegung zu seyn, ob er gleich aus einer unendlichen Menge wiederholter Schläge besteht. Hieraus lassen sich einige Grundsätze zur Beurtheilung der Stärke und Dauer der Empfindungen herleiten. Je näher der Gegenstand dem Empfindungswerkzeuge ist; je richtiger der Bau der ganzen Organisation ist; desto stärker kann die Empfindung seyn. Aber es gehören auch noch einige andere Anmerkungen dazu, wenn wir die Grade derselben recht angeben wollen. Es muß auch die Seele des Empfindenden mit in Rechnung gebracht werden. Je bereiter und gefaßter diese ist, den Eindruck der Sinne aufzufassen; je sorgfältiger alle fremde und verhindernde Eindrücke abgehalten werden; um so bestimmter und vollkommener wird die Empfindung seyn. Ferner, je mehr wir uns üben, Empfindungen auf eine solche Art zu haben, desto mehr wird unsre Empfindungskraft gestärkt. Auch die Neuheit eines Gegenstandes verstärkt den Eindruck, den er auf unsre Empfindung machen könnte. Was die Stärke der Empfindung befördert, dient auch zu ihrer Dauer. Bey einer starken Erschütterung der Empfindungswerkzeuge, dauert die Empfindung noch einige Zeit fort, wenn schon der empfundene Gegenstand aufgehört hat zu wirken. Nur wird die Empfindung schwächer als vorher. Bisher von den sinnlichen Empfindungen.

Wir haben oben noch von einer andern Art von Empfindungen geredet, die wir die moralische genennt haben. Wir verstehen darunter ein gewisses durch öfteres Wiederholen zur Fertigkeit gewordenes Gefühl, welches aus solchen Empfindungen und Handlungen entsteht, welche man moralisch nennt. So reden wir von Empfindungen der Ehre, der Dankbarkeit, u. dgl. und verstehen darunter Eindrücke, die gewisse dahin einschlagende Gegenstände so oft auf uns gemacht haben, daß sie, wenn ähnliche Gegenstände wieder vorkommen, schnell in uns entstehen, und sich als herrschende Grundtriebe unsrer Handlungen äussern. Die Gegenstände, die diese Empfindungen hervorbringen, haben dieses mit einander gemein, daß sie auf die Glückseligkeit eines verständigen Wesens abzielen; und aus eben diesem Grund, haben sie die Eigenschaft, den Menschen zu mehrerm Vergnügen fähig zu machen. Man denke sich einen Menschen, von etwas stumpfen Sinnen, der nie mit irgend einem beträchtlichen Grad der Lebhaftigkeit gefühlt hat, dessen angenehme oder unangenehme Empfindungen nur durch sehr stark wirkende Eindrücke verursacht werden, bey dem alle Empfindungen geschwind vorüber rauschen: von einem sol-

chen Menschen sagt man, er habe keine Empfindung. Setzt einen solchen Menschen ohne Kenntnis, ohne Unterricht in einen Winkel der Welt, wo er wenig Gelegenheit hat, dasjenige, was unter dem Menschen vorgeht, zu sehen, wo seine Ideen nur auf eine kleine Anzahl Gegenstände eingeschränkt sind. Alle Gegenstände haben nichts anziehendes für ihn, weil es ihm an Ideen fehlt, vermittelst welcher man einen Gegenstand mit dem andern verbindet. Von einem solchen Menschen sagt man, daß er ganz ohne Empfindung sey. Er sieht zwar den Himmel und die ganze Natur an, aber es entsteht aus seiner sinnlichen Empfindung keine interessante Idee für ihn. Wollte man diesen Menschen zu moralischen Empfindungen erhöhen; so müßte man ihm erstlich Ideen verschaffen, und die natürliche Wirksamkeit seiner Seele überhaupt befördern; man müßte aber auch diejenige Hindernisse hinwegräumen, welche die Freyheit seiner Seele aufhalten. Alle moralische Gegenstände aber zielen dahin ab, die natürliche Wirksamkeit der Seele vollkommener zu machen; und die Wirkung aller Tugenden und guten Handlungen lauft eben dahinaus, daß sie uns glückselig machen. Alles dasjenige nun, was dahin abzielt, erregt angenehme Empfindungen, aus deren öfterer Wiederholung endlich Habitualität darinnen entsteht. Und dieses ist eben die moralische Empfindung, das moralische Gefühl, das Sentiment, d. i. Leichtigkeit moralische Sätze aus vorkommenden Handlungen zu ziehen. Wenn sich die Seele einen solchen Gegenstand vorstellt, so umfaßt sie zugleich in ihrer Vorstellung eine Menge zukünftiger Vergnügungen, sie überdenkt sie, sie begehrt sie als solche, die sich für ihren wesentlichen Geschmack schicken, und richtet ihre ganze Wirksamkeit dahin. Wir wollen dasjenige, was wir im Allgemeinen gesagt haben, durch die Anwendung auf einen besondern Fall erläutern. Man spricht z. E. von der Empfindung der Freundschaft: was ist dieses? Aus Erfahrungen wissen wir, daß uns ein Freund einen freyen und ungezwungenen Umgang verschaft, daß wir unsre Gedanken und Anmerkungen einander wechselsweis mittheilen können, die uns die Klugheit befiehlt, jedem andern zu verhelen; daß er unser Vertrauter und Rathgeber ist. So oft wir nun an einen Freund denken, so stellen sich alle diese Vortheile, und noch mehrere, unserm Geist und unsrer Einbildungskraft, zugleich, wie wohl oft ganz undeutlich, vor; die Idee eines Freundes begreift viele andre Ideen, die ganz natürlich daraus folgen; so oft sich die Seele damit zu thun macht, so kann sie sich auch der Entwickelung der übrigen überlassen; sie empfindet Vergnügen. Auf gleiche Art entstehen alle übrige moralische Empfindungen. Je lebhafter wir nun alle die Vortheile überdenken, desto lebhafter wird auch die Empfindung. Jedes denkende Wesen ist solcher Empfindungen fähig. Wir sind vermöge unsrer Natur bestimmt an allem Guten und Uebel der andern Theil zu nehmen. Homo sum, humani nihil a me alienum esse puto, ist ein Grundsatz moralischer Empfindungen. Die Idee eines Gutes verschaft uns angenehme Empfindung auch alsdenn, wenn gleich das Gut nicht selbst unser eigen ist; denn die Ideen haben eben die Wirkung, als die Sache selbst, wenn sie gleich nicht so stark ist. Ich sehe z. E. einen Menschen eine Last schleppen, die für seine Kräfte zu schwer scheint; ich sehe sein Bestreben, und fange an, ihn aufmerksam zu betrachten, ich nehme Theil an seinem Vorhaben, diese Last beunruhiget mich selbst, ich mache unwillkührliche Geberden, halte den Athem an, als wenn ich selbst ziehen wollte. Glückt es ihm, so fühle ich mich erleichtert; wo nicht so bin ich unruhig. Ein solches theilnehmendes Interesse trift man überall an. So bald wir unsre Aufmerksamkeit stark auf etwas richten, so werden wir auch wider unsern Willen in eine Folge von Ideen gezogen, die mit dem Hauptgegenstand verbunden sind. Daraus folgt also, daß moralische Empfindungen bey weitem keine leere Namen sind, daß sie auch nicht aus Vorurtheil, Gewohnheit oder Erziehung entstehen, sondern daß sie in der Natur des Menschen liegen. Denn,

Die Tugend ist kein leerer Name,
Aus dem Herzen stammt des Guten Saame.

Moralisches Vergnügen liegt in der Seele, hieraus entstehen moralische Empfindungen, und diese erzeugen Handlungen. Jedes denkende Wesen hat also die Gründe zur Ausübung des Guten in seiner Natur; so lang die Seele diesem Triebe folgt, so hat sie Geschmack an Guten; entfernt sich der Mensch von der Tugend; so verläßt er seine Natur, und entehrt sich selbst. Will man demnach einen Menschen zu guten moralischen Empfindungen erwecken, so muß man ihn auf alles dasjenige aufmerksam machen, was seines gleichen angeht. Man muß ihn ferner zur Ueberlegung dessen, was er sieht, zu gewöhnen suchen, damit er sich in die Umstände einlasse, die am besten auf den Geist wirken. Die Erfahrung ist hiezu die beste Lehrmeisterin, und wo diese fehlt, muß man ihren Mangel durch Historie, Poesie und Fabeln ersetzen. Diesen Zweck haben insonderheit die schönen Künste und Wissenschaften, und es ist allerdings der Mühe werth, zu untersuchen, durch welche Mittel sie diesen Zweck erreichen können. s. Empfindsamkeit. (22)

Empfindung. (musicalisch) Je mehr man definirt, desto weiter entfernt man sich von dem was man ausdrücken will. Inzwischen sind der Philosophie keine Schranken gesetzt, daß sie nicht auch die Empfindungen analysiren und gründliche Anmerkungen hier anbringen könne, und wenn vom Resultat der Empfindungen die Rede ist; so sind es abstrakte Raisonnements die mehr die Gesinnungen ausdrücken, geht man aber auf unsere Aufnehmlichkeit, und dem gleichsam unbestimmbaren Eindruck zuruck, den uns die schönen Künste und vorzüglich die Musik, die im Augenblicke unter allen am stärksten wirket, zurück: so läßt es sich leichter empfinden, als vernünfteln.

Nur eine scharfsinnige Zergliederungskunst kann in der Musik Bürge seyn, daß gewisse Harmonien auf gewisse Regungen wirken, und bestimmte Bewegung auch bestimmte Erhöhung des Geistes hervorbringen müsse. Die Nuancen hiebey sind unendlich, und da jeder Mensch mehr oder weniger reizbare Nerven hat: da er nach seiner Gabe, und wenn ich so sagen darf, nach seiner ästhetischen Stimmbarkeit alle von aussen wirkende Kräfte abmißt, wie schwer ist es nicht in das Detail hinein zu gehen, wie lange muß man sich nicht in diesem Labirinth verirren, bis man den Faden des Ausgangs findet.

Das Geschäft der Musik besonders auf der leidenschaftlichen Bühne ist, Empfindungen zu erwecken. Eigentlicher erweckt die Musik Empfindung als das sie Gemälde aufstellt; denn diese Illusion, diese Täuschung, etwas mit Tönen auf dem höchsten Grad der Sichtbarkeit zu bringen, bestärket nur die Lage, die Nebenumstände, und äussere Situationen die die Per-

sonen umgeben, aber die Empfindungen sind in den theilnehmenden Herzen des Zuhörers der Gegenschein, dessen was die Person, womit wir uns beschäftigen Gutes oder Schlimmes erfahren hat.

Die Metaphysik der Musik, alle die feinsten Hülfsmittel in die geheimsten Falten des menschlichen Herzens zu bringen, ist ein unerschöpfliches Meer, doch läßt sich hierüber sehr viel Bestimmtes und Gewisses sagen.

Meistens haben die musikalischen Barden Theorien geschrieben, und hieraus Schönheiten leiten wollen statt daß sie Schönheiten hätten schreiben, und diese auf Grundsätze führen sollen.

Es ist hiefür nichts anders zu wünschen, ja es ist unentbehrlich, daß von ganzen Nationen wohl aufgenommene Theaterstücke mit scharfsinnigen Analysen erschienen.

Hierinnen besteht der größte Verdienst eines Gesangdichters, wenn er in seinem Busen so viel Feuer nährt, um ganze Parterres zu erwärmen, daher kömmt es daß im gesellschaftlichem Leben die grossen empfindsamen Künstler eine Rolle der Sönderlinge wo nicht etwas lächerlicher Originale spielen, wenn ihre Seele immer zu ungewöhnlichen Eindrücken hinaufgewunden nicht durch eine solide Philosophie ist belehrt worden, sich auf irrdische Gegenstände und weniger als psychologische Wirkungen herunter zu lassen.

Wenn es erlaubt ist in einer deutschen Encyclopädie sich eines französischen Ausdrucks zu bedienen; so wage ich es zu sagen: Que l'Artiste croit tous les autres bêtes, & que tous les autres croient l'Artiste fou. 25

Empfindungswerkzeuge, (*organa sensoria.*) heissen diejenige Gliedmassen des menschlichen und thierischen Körpers, in welche die äusserliche Dinge wirken müssen, wenn sie die Seele empfinden soll. Daß ihrer fünferley sind, so viel nemlich als Sinnen, weis jedermann. Von jedem, dem Auge, dem Ohre u. s. w. wird unter seinem eigenen Namen ausführlich geredet, und das Allgemeine, was man zu wissen begehren möchte, findet man in den Artikeln: Empfindung, Sinne. (6)

Emphenisticum, bedeutet eines theils so viel als *insinuativum*, da es denn so viel heisset als eine gewisse Abgabe, welche die neu aufgenommene Geistlichen denen ältern leisten mußten. In dieser Bedeutung kommt solches in der Nov. 56. vor, und ist vom Kaiser Justinian deshalb verordnet worden, daß dergleichen Abgaben lediglich bey der Hauptkirche und zwar wenn solche daselbst hergebracht, entrichtet werden, hingegen bey allen andern Kirchen unter verschiedner Strafe verbothen seyn sollen. Anderntheils verstehet man unter diesem Wort, eine Abgabe welche die neu aufgenommene Geistlichen dem Bischof zahlen müssen, da es denn auch öfters mit dem Namen Investitur-Gebühr belegt wird. (41)

Emphasis, Emphatisch. s. Nachdruck.

Emphractica, heissen bey den Aerzten alle Dinge, welche die Schweißlöcher der Haut verstopfen. (9)

Emphraxis, wird eine jede Verstopfung in einem Gefäß von einer zähen Materie genannt. (5)

Emphysema, s. Luftgeschwulst.

Emphyteusis, bedeutet bald den empyhteutischen Contract, (Erbzinscontract) bald das Recht des Besitzers auf dem emphyteutischen Gut, bald das emphyteutische Gut. Im ersten Sinn ist sie derjenige Consensualcontract, Kraft dessen jemand dem andern die immerwährende und auf jeden Nachfolger übergehende Benutzung eines Guts unter der Bedingung verspricht, daß er das Gut bessern, und zum Zeichen, daß er das Eigenthumsrecht des Uebergebers anerkenne, ihm einen jährlichen Canon (Erbzins) entrichten solle, der Uebergebende wird in den Gesetzen Dominus Emphyteuseos, der Empfänger aber Emphyteuta genannt. Der Ursprung dieses Contracts ist ohne Zweifel dieser. Die Römer pflegten die ihren Feinden abgenommene unbewegliche Güter, deren Eigenthum immer dem Staat zufiel, unter die Soldaten oder die überwundene Feinde so zu vertheilen, daß der Besitzer gleichsam wie ein immerwährender Pachter einen jährlichen Canon oder Vectigal davon entrichten mußte, und dergleichen Güter wurden insbesondre Agri vectigales genannt; nicht nur der römische Staat, sondern auch einzelne Städte hatten solche Güter, um von den eingehenden Zinsen ihre Ausgaben zu bestreiten. Nebst dem pflegten die Römer ungebaute Felder öfters auf immer unter der Bedingung zu verpachten, daß die Besitzer sie durch Anbau verbessern, und davon einen jährlichen Erbzins entrichten mußten; und diese Güter bekamen besonders aus dem Griechischen die Benennung Agri emphyteuticarii. Allein in der Folge wurden Agri vectigales und emphyteuticarii gänzlich mit einander vermengt, und es konnten ohne Unterschied alle unbewegliche Güter, gebaute oder ungebaute, sogar auch Häuser, sie mochten dem Staat, Städten, Kirchen oder Privatpersonen zugehören, in Emphyteusin gegeben werden. Wenn nun jemanden ein liegendes Gut zur immerwährenden Benutzung so gegeben wurde, daß so lange der versprochene jährliche Zins entrichtet würde, der Eigenthümer oder dessen Erben nicht befugt seyn sollten, es dem Empfänger, seinen Erben oder jedem andern, an welche jener oder diese das Gut verkaufen, vertauschen oder sonsten veräussern würden, zu entziehen, so waren die römische Rechtsgelehrte lange Zeit darüber verlegen, ob sie diesen Contract einen Kaufcontract oder Pachtcontract nennen sollten? Bis endlich Kaiser Zeno entschied, daß die Emphyteusis weder zu diesem noch zu jenem gerechnet, sondern als ein eigener Contract angesehen werden sollte. Sie ist also ein Contractus verus, weil sie sich auf die wirkliche Einwilligung der Contrahenten gründet; nominatus, weil sie einen eigenen Namen hat, und eine Klage von gleicher Benennung hervorbringt; consensualis, wegen ihrer Verwandschaft mit dem Kauf- und Pachtcontract, daher sie schon durch die bloße Einwilligung der Contrahenten giltig und verbindlich wird; eben daher Bonâ Fidei, und wie sich sogleich ergeben wird, Bilateralis æqualis. Die wesentliche Erfordernisse dieses Contracts sind die Einwilligung der Contrahenten, ein liegendes Gut, und der versprochene Erbzins. Die Bewilligung beyder Contrahenten, nach welcher der eine ein gewisses Gut in Emphyteusin zu geben, und der andere einen bestimmten Erbzins aus demselben zu entrichten verspricht, ist zur Giltigkeit des Contracts und Hervorbringung einer Verbindlichkeit schon hinreichend, die Erklärung derselben kann auch auf jegliche Art, und muß nicht nothwendig schriftlich geschehen; ausgenommen, daß nach der Praxis, wenn jemand von einer Kirche ein Gut in Emphyteusin bekommt, der schriftliche Aufsatz darüber für nothwendig gehalten wird. Wenn aber diese Einwilligung der Contrahenten ermangelt, wenn also z. B. eine solche Person diesen Contract geschlossen hätte, welche einer Einwilligung unfähig ist, wenn der eine Contrahent zu Eingehung dieses Contracts

durch den Betrug des andern verleitet worden wäre, so würde der ganze Contract ungiltig; und wenn die Contrahenten über das in Emphyteusin zu gebende Gut, oder den davon zu entrichtenden Zins noch nicht einig wären, so würde der Contract noch nicht verbindlich seyn; sonsten kann ein jeder diesen Contract eingehen, welcher sich verbindlich zu machen und etwas zu veräussern fähig ist; es kann sowohl der Regent, der Fiscus, eine Stadt, eine Privatperson, u. s. w. in welchen Fällen die Emphyteusis secularis; als eine Kirche, ein Gut in Emphyteusin geben, in welchem Fall die Emphyteusis ecclesiastica genennt wird; weil aber durch Bestellung der Emphyteusis auf einem Gut ein dingliches Recht auf demselben weggegeben, und also etwas veräussert wird, so erfordert sie alles dasjenige, was zu einer Veräusserung nöthig ist, und ein Pupill kann z. B. nicht ohne Einwilligung seines Vormünders und ein obrigkeitliches Decret eine Emphyteusis bestellen.

Das zweyte wesentliche Stück der Emphyteusis ist die Sache, welche in Emphyteusis gegeben werden solle, welche nothwendig ein unbewegliches Gut seyn muß, sonsten aber sowohl ein Haus, als ein anderes liegendes Gut seyn kann; so lange aber die Contrahenten über dieses nicht einig sind, ist der Contract nicht verbindlich. Endlich kann eine Emphyteusis nicht bestehen, wenn nicht der Emphyteuta einen gewissen Zins zu bestimmten Zeiten aus dem emphyteutischen Gut zu bezahlen verspricht, welcher Canon genennt wird; gewöhnlich wird derselbe alle Jahre entrichtet, es kann aber durch besondern Vertrag auch ein anderes, z. B. daß der Canon alle Monate, alle Vierteljahre, alle zwey Jahre entrichtet werde, ausgemacht werden; auch kann derselbe nicht nur in Geld, sondern auch in Früchten bestehen; er unterscheidet sich vom Pachtzins vornemlich dadurch, daß er nicht um die genossene Früchte zu vergüten, sondern zum Zeichen, daß der Emphyteuta das Eigenthum des Domini Emphyteuseos anerkenne, bezahlt wird, daher es nicht nöthig ist, daß der Canon in einem gewissen Verhältnis mit den bezogenen Früchten stehe, sondern derselbe gemeiniglich weit geringer ist. Eben daher wird nach dem strengen Recht wegen eines an den Früchten erlittenen Schadens der Canon nicht nachgelassen oder vermindert, wiewohl solches nach der gelinderen Praxis alsdann geschieht, wenn der Emphyteuta das ganze Jahr über gar keine Früchte aus dem Gut bezogen, oder wegen feindlichen Ueberfalls und ähnlicher Umstände an dem Genuß des Guts gänzlich gehindert wird, oder wenn von ungefähr der Canon mit den Früchten in einigem Verhältnis ist, und in Früchten abgetragen wird. Ausser dem Contract aber kann eine Emphyteusis auch durch letzten Willen erworben werden, wenn der Testirer jemanden das emphyteutische Recht auf seinem Gut vermacht, dem Erben aber oder einem andern das Eigenthum hinterläßt; ferner durch Verjährung, und zwar, wenn der Besitzer bona Fide und unter einem rechtmäßigen Titel das emphyteutische Recht erworben, in der gewöhnlichen Zeit von zehen Jahren unter Gegenwärtigen, und zwanzig unter Abwesenden; wenn aber der Besitzer keinen, oder keinen rechtmäßigen Titel hat, erst in dreyßig Jahren.

Die Wirkung einer rechtmäßig bestellten Emphyteusis ist mancherley. Der Contract allein bringt noch kein Recht auf der Sache selbst, sondern nur ein Recht gegen die Person, eine Verbindlichkeit unter den Contrahenten hervor. Der Eigenthümer ist verbunden, dem Emphyteuta die in Emphyteusin zu geben versprochene Sache zu übergeben, allen vorsätzlich oder durch eine Nachläßigkeit des höchsten oder mittlern Grades verursachten Schaden zu ersetzen, und alle weitere im Contract gemachte Versprechungen zu erfüllen; der Emphyteuta hingegen ist verbunden, den Canon jedesmal zu bestimmter Zeit zu entrichten, das emphyteutische Gut durch seinen Bau zu verbessern oder in guten Stand zu erhalten, und alle seine weitere Versprechungen zu erfüllen; in dieser Rücksicht steht dem Eigenthümer oder dessen Erben, wieder den Emphyteuta oder dessen Erben oder diesen gegen jene, die aus dem Contract entspringende persönliche Klage, welche emphyteuticaria heißt, zu, welche aber nie wieder einen dritten Besitzer geben wird. Erst nach geschehener Uebergabe erwirbt der Emphyteuta aus dem Contract ein dingliches Recht auf dem emphyteutischen Gut, aber durch letzte Willensverordnungen geht dasselbe ohne Uebergabe über.

Die Rechte des Emphyteuta auf dem emphyteutischen Gut sind diese: Er erwirbt alle Früchte desselben ohne Ausnahme, und sein Recht erstreckt sich auch über das, was nachhero durch Alluvion oder auf andere Weise dem Gut zuwächst; ob aber ihm als Eigenthümer auch die Hälfte eines auf dem emphyteutischen Gut gefundenen Schatzes zugehöre, ist eine sehr bestrittene Frage, welche zwar von einigen Rechtsgelehrten bejahet, aber doch mit grösserem Grund verneint wird, weil die Gesetze niemals dem Emphyteuta, sondern immer dem Dominus Emphyteuseos das Eigenthum des Guts zuschreiben, und jene Hälfte eines Schatzes nur dem Eigenthümer zugehört. Er kann auf dem emphyteutischen Gut einem andern eine Dienstbarkeitsrecht gestatten; jedoch so, daß wenn der Dominus Emphyteuseos nicht einwilligt, dasselbe aufhört, so bald das Recht des Emphyteuta auf dem Gut sich endigt. Er kann die Gattung des Guts verändern, z. B. aus einem Acker einen Weinberg machen; nur darf er es nicht verschlimmern, und nicht dessen ganze Gestalt verändern, z. B. darf er nicht ein Haus abbrechen, um daraus einen Garten zu machen; sicherer handelt er immer, wenn er bey jeder Hauptveränderung die Einwilligung des Eigenthümers erhält, welches auch in vielen Landesgesetzen vorgeschrieben ist; nach dem gemeinen Recht darf er auch ohne Einwilligung des Eigenthümers das Gut verpfänden; viele Landsgesetze aber erfordern diese Einwilligung, er kann ferner unter jedem Titel, er sey onerosus oder lucrativus, durch Vertrag oder letzten Willen das Gut an einen jeden veräussern, der nach dem Inhalt des Contracts dasselbe zu besitzen fähig ist; nur muß er in solchen Fällen dem Dominus Emphyteuseos die Veräusserung anzeigen, damit dieser im Fall eines Verkaufs sein Vorkaufsrecht ausüben, und in andern Fällen sein Laudemium beziehen könne; sein Recht auf dem emphyteutischen Gut geht auch auf alle seine sowohl Testaments- als Intestaterben ohne Unterschied über. Nur die Theilung eines emphyteutischen Guts wird wegen der Beschwerlichkeiten, welche dadurch bey Entrichtung des Canons entstehen, schon nach dem römischen Recht nicht leicht gestattet, und ist in vielen deutschen Landsgesetzen verboten; gegen diese Vortheile muß aber auch der Emphyteuta alle auf dem Gute haftende ordentliche und ausserordentliche Abgaben, als Steuern, Zehenden, Contributionen, Gülten u. s. w. entrichten, und nach vielen Gesetzen ist er verbunden, dem Dominus Emphyteuseos zum Beweis,

daß er dieſe Abgaben entrichtet, die Steuerquittungen vorzulegen. Der Emphyteuta kann nicht nur mit poſſeſſoriſchen Rechtsmitteln in dem Beſitz des emphyteutiſchen Guts wider jeden der ihn ſtört, ſich vertheidigen, oder ihn von dem, der ihn vertrieben hat, wieder erhalten, ſondern er hat auch zu Verfolgung ſeines Rechts ſelbſt ein petitoriſches Rechtsmittel; er kann nemlich mit der Rei Vindicatio utilis, oder Actio ſi Agri vectigalis wider jeden Beſitzer des emphyteutiſchen Guts, und ſelbſt wider den Dominus Emphyteuſeos dahin klagen, daß der Richter erkläre, daß ihm ein emphyteutiſches Recht auf dem Gut zuſtehe, und den Beklagten zu Abtrettung des Guts ſammt allen Zugehörungen und Früchten an den Kläger verurtheile. Nicht weniger hat er das Recht, ein dem emphyteutiſchen Gut zuſtehendes Dienſtbarkeitsrecht und andere Rechte zu benutzen, und wider einen jeden utiliter zu vindiciren. Den ganzen Umfang dieſer Rechte des Emphyteuta pflegen die meiſte Rechtsgelehrte ein Dominium utile, andere aber ein Jus Dominio proximum zu nennen; es iſt auch nicht zu leugnen, daß die leztere Benennung genauer iſt, weil die Geſetze dem Emphyteuta niemals ein Dominium zuſchreiben, folglich ihm auch die Rechte deſſelben im Zweifelsfall nicht zugeſchrieben werden können.

Der Dominus Emphyteuſeos bleibt immer der wahre Eigenthümer des emphyteutiſchen Guts, und kann es von jedem Beſitzer auſſer dem Emphyteuta, welcher ihn mit der Exception ſeines habenden emphyteutiſchen Rechts zurückweiſt, vindiciren. In Rückſicht des Emphyteuta beſonders hat er das Recht, 1) den bedungenen Canon zu beſtimmter Zeit an ihn zu fordern, oder vielmehr iſt der Emphyteuta ſchuldig, ungemahnt denſelben zu entrichten; der Emphyteuta iſt 2) verbunden, jede Veräuſſerung, wenn ſie auch kein Verkauf iſt, dem Dominus Emphyteuſeos anzuzeigen, damit er den neuen Emphyteuta kennen lerne, das Laudemium von ihm beziehen, und allenfalls ſeine Einwendungen machen könne, wenn ihm vielleicht ein untüchtiger Emphyteuta aufgedrungen werden will; die Einwilligung des Domini Emphyteuſeos iſt aber zu dieſer Veräuſſerung nicht nöthig, und er kann ſie niemals durch ſeine Mißbilligung hindern. Wenn 3) der Emphyteuta das emphyteutiſche Gut verkauft, ſo ſteht dem Dominus Emphyteuſeos ein Jus Protimiſeos (Vorkaufsrecht) alſo zu, daß wenn er innerhalb zwey Monaten von Zeit der Anzeige den gleichen Preis und übrige Vortheile wie der Käufer anbietet, er den Käufer abtreibt, und ihm vor jedem andern Käufer das Gut überlaſſen werden muß; und eben wegen dieſes Vorkaufsrechts des Domini Emphyteuſeos iſt der Emphyteuta verbunden, jenem vor geſchehener Uebergabe den Verkauf anzuzeigen, ſo daß er, wenn er dieſes unterläßt, ſein ganzes emphyteutiſches Recht verliert; will alsdenn der Dominus Emphyteuſeos ſein Vorkaufsrecht ausüben, ſo kann er es, wenn er gleich nichts wider den Käufer einzuwenden hat; will er aber das emphyteutiſche Gut nicht ſelbſt kaufen, ſo kann er auch nicht durch Verweigerung ſeiner Einwilligung den Verkauf an einen andern hindern, ausgenommen der Käufer müßte unfähig ſeyn, das Gut zu beſitzen. Derjenige 4) welcher das emphyteutiſche Gut unter irgend einem ſingularen Titel erwirbt, muß dem Dominus Emphyteuſeos für ſeine Aufnahme das ſogenannte Laudemium bezahlen, deſſen Betrag beſonders nach den Verträgen, Obſervanz, Orts und Landesgeſetzen zu beſtimmen iſt; nach dem Römiſchen Recht betrug das Laudemium im Zweifelsfall dem fünfzigſten Theil des Werths des Guts; heut zu Tag iſt es gemeiniglich höher, und beträgt den zwanzigſten Theil vom Werth des Guts; derjenige welcher als Erbe das emphyteutiſche Gut bekommt, iſt kein Laudemium ſchuldig; auch derjenige nicht, welchem das Gut zwar verkauft, aber noch nicht übergeben, und vielmehr von der Uebergabe der Kauf durch gemeinſchaftlichen Diſſens wieder aufgehoben worden iſt; wann aber nach der Uebergabe der Verkäufer das Gut wieder an ſich kauft, ſo muß das Laudemium zweyfach bezahlt werden. Endlich haben wir noch anzuführen, auf welche Art die Emphyteuſis aufhöre. Sie hört auf 1.) durch Conſolidation, wann nemlich der Dominus Emphyteuſeos das Recht des Emphyteuta, oder dieſer das Recht des erſten erwirbt; 2). durch Verjährung, durch welche der Dominus Emphyteuſeos das Recht des Emphyteuta, oder dieſer das Recht des erſten, wann ſie bona Fide und mit rechtmäßigem Titel beſitzen, in zehn Jahren unter Gegenwärtigen, in zwanzig Jahren unter Abweſenden; oder wann ſie ohne Titel beſitzen, in dreyßig Jahren erwerben; 3) durch den gänzlichen Untergang des Guts; der Untergang eines Theils verändert nichts, und vermindert nicht einmal den Canon; 4.) durch die Entſagung des Domini Emphyteuſeos, oder des Emphyteuta. Der Emphyteuta verliert 5.) in gewiſſen Fällen zur Strafe ſein Recht, als a.) bey der kirchlichen Emphyteuſis, wann er in zwey; bey der weltlichen, wann er in drey Jahren den ſchuldigen Canon nicht bezahlt; ſo daß er, wann er auch nicht angemahnt worden iſt, nach Verfluß der Zeit von ſelbſt ſein Recht verliert, und nicht einmal eine verurtheilende, ſondern nur eine erklärende Urtel nöthig iſt; und nach dem ſtrengen Recht wird ihm nicht einmal dadurch geholfen, wann er nach verfloſſener Zeit dem Dominus Emphyteuſeos ehe dieſer klagt, den ſchuldigen Canon entrichtet, ausgenommen dieſer müßte ohne Widerſpruch den Canon angenommen, und alſo ſeinem Recht entſagt haben; hingegen verliert er ſein Recht nicht, wann er durch Gegenrechnung den Canon abgetragen, oder wann er deſſen Bezahlung angeboten, und niemand ſie angenommen hat, oder wann er da er bezahlen wollte, niemand angetroffen hat, der die Bezahlung von ihm annahm; b.) wann der Emphyteuta das emphyteutiſche Gut ohne Anzeige an den Dominus Emphyteuſeos einem andern verkauft, und dem Käufer übergeben hat; nicht aber, wann das Gut zwar verkauft, aber dem Käufer nicht übergeben, wann es unter der Bedingung, wann der Dominus Emphyteuſeos einwilligen würde, verkauft worden; oder wann dieſer ſchon voraus in den Verkauf eingewilligt hat, welches vermuthet wird, wann der Emphyteuta das Gut an ſeinen Erben verkauft; wann mehrere Domini Emphyteuſeos ſind, und dem einen der Verkauf angezeigt worden iſt, dem andern aber nicht, ſo verliert der Emphyteuta denjenigen Antheil des Guts, über welchen der leztere, dem der Verkauf nicht anzeigt worden, das Dominium hatte. Der Emphyteuta verliert endlich c.) zur Strafe ſein emphyteutiſches Gut, wann er es ſehr beträchtlich verſchlimmert, oder denjenigen Theil, welchen er verſchlimmert; unerachtet die Geſetze dieſes nur von der kirchlichen Emphyteuſis verordnen, ſo wird es doch nach der Praxis auch bey der weltlichen beobachtet; aber eine geringe Verſchlimmerung,

eine Verschlimmerung, welche nur die Früchte und nicht das Gut selbst betrift, eine Verschlimmerung, welche ohne Vorsatz oder ohne grosse Nachläßigkeit des Besitzers geschieht, ist hiezu nicht hinlänglich. Wegen anderer Vergehungen oder Verbrechen aber wird der Emphyteuta niemals seines Guts beraubt, und auch in den geringsten Fällen darf der Dominus Emphytheuseos das Gut nicht eigenmächtig an sich ziehen, sondern die Sache muß immer, wenn dieser seine Actio privatoria angestellt hat, rechtlich untersucht und entschieden werden. (38)

Emphytheusis nach deutschen Rechten. Die Natur dieses Contracts, so wie der dadurch eingerichteten Emphytheutgüter ist durchs römische und Canonische Recht bestimmt, und muß folglich aus den zu selbigen gehörigen Artikeln ersehen werden. Hier bemerken wir nur noch, daß in Deutschland solche eigentliche und wahre Emphytheutgüter äusserst selten sind; daß die Erbenzinsgüter, (s. dies. Art.) die man oft für Emphyteutgüter ansiehet, gar sehr davon unterschieden sind; und daß auf sie also auch die Grundsätze des römischen und Canonischen Rechts keinesweges angewendet werden können. (15)

Emphyton Thermon, (s. Wärme angebohrne.)

Empirie, wird die auf bloßen Erfahrungen ohne Theorie beruhende medicinische Kenntniß genennt. Wie schädlich diese in der Arzneykunde gewesen, haben wir in dem Artikel Arzneykunst dargethan. (5)

Empirische Medicin. (s. Art. Arzneykunst.)

Empis. Ein Geschlechtsname unter den Insekten mit 2. Flügeln, welche unter Züpfer abgehandelt werden. Scopoli begreift aber unter Empis nicht das linneische Geschlecht dieses Namens, sondern dessen Conops. (24)

Emplastica s. Emplattomena.

Emplastrum s. Pflaster.

Emplattomena (Medicin.) heissen diejenige äusserliche Mittel welche sich an die Haut anhängen, die Absonderungsgefässe zusammen ziehen und die Ausdünstung hemmen. (9)

Emplecton. (Baukunst.) Vitruv nennt also eine Art von Mauer, welche zu beyden Seiten von aussen häuptig oder glatt gemauert, von innen aber mit Steinen, Scherben, Kohlen und dergleichen ausgefüllt war. Daviler nennt sie auf französisch Limosinage, weil die Einwohner der Landschaft Limosin mit dieser Arbeit am besten umzugehen wissen. In Schweden nennt man sie Dahlmauren, weil die Dahlbauren im Lande herumgehen, und sie in den Provinzen machen. Die Gothen und unsere lieben Alten welche auf starke Mauren sahen bauten gerne dergleichen, wie man denn bey Abbrechung alter Gebäude solches häufig wahrnimmt. Die Deutsche nennen sie ausgefüllte Mauren. (18)

Emploi, ist bey denen Franzosen von verschiedener Bedeutung, denn —

1) heißt ein Amt oder Bedienung,

2) ein jeder guter oder schlechter Gebrauch, den man von etwas macht, so sagt man z. E. ich habe mein Geld bey diesem oder jenem Einkauf wohl oder übel emploiret, das ist, ich habe es wohl oder übel angelegt.

3) gebraucht man diesen Ausdruck auch in Rechnungssachen, wenn man eine Parthey, statt einmal zweymal einbringet, oder auch eine Summe unter die Einnahme oder Ausgabe setzet, welche weder eingenommen noch ausbezahlt worden, jenes nennt man eine doppelte Emploi, und dieses eine falsche Emploi, welche Fehler jedoch bey Abschliesung und bey dem Durchsehen der Rechnungen leicht gefunden werden können. — (28)

Empnevmatosis (*Empnevmatosis*) wird das Einathmen genennt. (s. Athemholen.)

Empórer. (*Ichneumon Sollicitorius.* Fabr.) Eine Schlupfwespe mit schwarzen vorgestreckten Fühlhörnern und einem gelben Schildgen. Der Kopf ist schwarz und hat eine gelbe Stirne. Der Brustschild ist ganz schwarz ohne Flecken. Eben diese Farbe hat der Leib, nur sind seine drey ersten Absätze und die Füße roth. Sie kommt aus Neuseeland. (24)

Empörung, Aufruhr, Seditio, Tumultus, ist eine vorsetzliche Aufwiegelung und Zusammenlauf mehrerer Personen, in der Absicht sich den Landesherrlichen oder Obrigkeitlichen Befehlen gewaltsamer Weise zu widersetzen. Wann es dabey auf den Landsherrn oder dessen Räthe angesehen ist, so kann dadurch ein Verbrechen der beleidigten Majestät begangen werden; auch wann die Empörung unter den Soldaten erregt worden, wird sie gewöhnlich sehr hart bestraft. War aber die Absicht derselben allein, sich den Befehlen einer Unterobrigkeit zu widersetzen, so ist die Strafe nach Verschiedenheit der Umstände, nach dem Stand der Personen, je nachdem sie besondere Pflichten, z. B. als Bürger oder Beamte haben, oder nicht, nach der Art und Wirkung des Verbrechens, ob dabey grosse Gewaltthätigkeiten und Beleidigungen vorgefallen oder nicht u. s. w. sehr unterschieden, doch wird, wann nicht zugleich ein anderes Capitalverbrechen, z. B. Todschlag oder Mordbrand begangen worden, niemals Todesstrafe erkannt; gemeiniglich werden die Häupter oder Anführer einer solchen Empörung am strengsten, die übrige aber, besonders wann deren sehr viele sind, ganz gelind bestraft; und es dient immer zu einiger Milderung der Strafe, wann die Empörer sich einer ungerechten Verordnung der Obrigkeit widersetzt, oder überhaupt wahrscheinliche Gründe zum Widerstand gehabt haben. (38)

Emporia quatuor, die vier Handelsstädte, welches diese seyn sollen, siehe unter dem Artikel Quaternionen.

Emporii jus, das Stadtinlagerrecht, wird von einigen Rechtsgelehrten mit dem Stapelrecht für einerley gehalten. Eigentlich ists aber doch davon also unterschieden, daß das Stapelrecht in dem jure emporii mit enthalten ist; eine Stadt aber die nur Stapelrecht hat deshalb noch kein Emporium genannt werden kann. Es besteht nämlich das Jus Emporii darin, daß Fremde ihre Kaufmannsgüter in der Stadt zum Verkauf auslegen, aber an niemanden, als an die Einwohner verkaufen dürfen; daß aber auch diese die erkauften Waaren nicht weiter versenden, sondern sie an Ort und Stelle wieder an Fremde verhandeln müssen. Es geht also in einem Emporio die Hauptsache dahin, daß Fremde mit Fremden daselbst keinen Handel treiben dürfen; und hierin unterscheidet sie sich auch von einer Stadt darin Meßfreyheit ist. — s. auch Stapelrecht und Kranrecht. (15)

Emporiu Epimeletá, Ἐμπορίου ἐπιμεληταὶ, waren gewisse Bediente des Athenienſischen Staats, die bey dem Hafen dienten. Ihre Anzahl belief sich auf zehen, und ihr Geschäfte war, dafür zu sorgen, daß von allem in den Hafen eingeführte Getraide wenig-

nigſtens zween Theile in die Stadt gebracht wurden, und daß von keiner Privatperſon Silber ausgeführt wurde, ausgenommen, wenn es zum Getraidehandel beſtimmt war. (21)

Emporium, Ἐμπόριον war bey den Griechen und Römern ein Ort, wo ein öffentlicher Markt gehalten wurde. In der Folgen hies man jede groſſe Handelſtadt ein Emporium: und daher bekamen verſchiedene Städte in der alten römiſchen Geographie den Namen Emporium. (21)

Emporkirche, (Baukunſt.) ſ. Kirche.

Emporſcheune, (Baukunſt.) oder wie die Bauren nur insgemein zu ſagen pflegen, die Porſcheune, iſt der obere Theil der Scheune, welcher von denen Balken über der Scheuer Tenne bis an die Kehlbalken gehet, und entweder mit dicht an einander gefügtem, langen und ſtarken Stangholze beleget, oder aber mit Brettern gediehlet und in der Mitten mit einem viereckigten, ungefehr vier Fuß weiten Loche verſehen iſt, wodurch die auf dieſe Emporſcheunen gemeiniglich gepanſte Hülſenfrüchte oder anders Getreyde herunter auf die Tenne zum Ausdruſch geworfen werden kann, wodurch man auch im Gegentheil die Garben der Früchte mittelſt des Rads oder der Scheiben hinaufziehet. (18)

Emproſthotonus, ſ. Starrſucht.

Emptyſis, heißt das Blutſpucken des Mundes, wo nemlich das Blut aus den Adern des Schlundes und des Gaumes kommt. In Abſicht der Urſachen und Heilung kommt es in den Hauptſtücken mit dem Blutſpeyen der Lunge überein, und daher können wir unſere Leſer auf den Art. Blutſpeyen verweiſen. (9)

Empuſa, Ἐμπουσα, ſoll nach einigen, die Göttin Hecate, oder doch ein Geſpenſt derſelben mit einem einem einzigen Fuße ſeyn, (woher denn auch der Name dieſes Geſpenſtes entſtanden) welches ſie abſchickte, um die Menſchen zu ſchrecken. Dies Geſpenſt ſoll ganz mit Blut gefärbt, ſein Geſicht ganz feurig, und, wofern es nicht auf einem einzigen Fuße gehet, an ſeinen zween Füßen ſehr ungeſtalt geweſen ſeyn. Den einen dieſer Füße machte die Fabel von Eiſen und den andern zum Eſelsfuß, daher dieſe Empuſa auch Onoskelides genennt wurde. Es verwandelte ſich auch in alle Geſtalten, daher das Sprüchwort Empuſa mutabilior entſtanden. Die Reiſenden waren den Erſcheinungen dieſes Geſpenſtes am meiſten ausgeſetzt, und das ſicherſte Mittel es zu verjagen war ein Hagel von Schelt- und Schimpfwortern. Auch ſoll es den Wochnerinnen wohl gar die Kinder geſtohlen haben.

Faſt ſollte man in dieſer Empuſa die Mutter des gehörnten geſchwänzten mit einem Pferdefuße verſehenen und im Geſicht glühenden Teufels der heutigen Rockenphiloſophie finden. (21)

Empyema, ſ. Eiterbruſt.

Empyocele (Chirurg.) heißt ein Eiterbruch, wo ſich der Hodenſack mit Eiter anfüllt.

Empyomphalos, (Chirurg.) heißt ein Eitergeſchwür unter dem Nabel.

Empyra Semata, Ἔμπυρα σήματα. Man nahm im griechiſchen Götzendienſte aus der Beſchaffenheit der Flamme, die das Opferfleiſch verzehrte, gute oder böſe Vorbedeutungen her. Die Eingeweide hieſſen daher ἔμπυρα von den Flammen, durch welche das Opfer verzehrt wurde, und die Wahrſagung daraus δι' ἐμπύρων μαντεία. Wenn daher Plato ἔμπυρα σήματα nennt ſo verſtehet er dadurch die Zeichen, welche man an den vom Feuer erhitzten Opferthieren wahrnahm.

Dieſe Art der Pyromantiä oder Wahrſagung aus dem Opferfeuer, hatte aber folgende Regeln. *Man hielte es für ein glückliches Zeichen, wenn die Flammen das Opferthier ſo gleich verzehrten, und auf einmal alle Theile deſſelben ergriffen. Um dies zu befördern, pflegte man trocknes Reisholz, τα φρυγανα, das leicht Feuer fieng, in Bereitſchaft zu halten. Auch das war für ein gut Zeichen gehalten, wenn die Flammen hell glänzend und rein war, wenn ſie kein Geräuſch und Rauch verurſachte, wann ſie pyramidaliſch in die Höhe ſtieg, und wenn das Feuer nicht eher ausgieng, als bis alles in Aſche verwandelt worden. Unglückliche Zeichen aber waren es, wenn das Feuer nicht leicht anbrannte, wenn die Flamme ſich theilte, wenn ſie ſich nicht ſo gleich über alle Theile des Opferthiers ausbreitete, ſondern allmählich fortſchlich und das Opfer nur nach und nach verzehrte; ferner wenn ſie nicht gerade empor loderte, ſich in einem Wirbel herumdrehete, ſich ſeitswärts oder niederwärts wandte, vom Winde, vom Platzregen, oder einem andern Zufall ausgelöſcht wurde, auſſerordentlich knatterte, ſchwarz ausſahe, viel Rauch und Funken von ſich gab, oder erloſch, ehe das ganze Opferthier verzehrt war. Dieſe vorbedeutende Zeichen der Opferflamme wahrnehmen, heißt bey dem Apollonius Rhodius ἐμπυρα σηματ' ἰδεσθαι. Von einigen dieſer Vorzeichen redet der alte Tireſias bey dem Sophocles Antigon. v. 11. 12. und ſtellt ſie in folgenden Worten als unglücklich Zeichen dar: „Ich erſchrack und erſuchte ſo gleich die Wahrſagung aus dem Opferfeuer. Aber die Flamme loderte nicht hell vom Opfer empor, ſondern das feuchte Fett der Hüften zerſchmolz in der Aſche, rauchte und ſprützete umher. Die empor gehobenen Eingeweiden wurden auseinander gefreſſen und die Lenden lagen von dem ſie bedeckenden Fett entblößt. Dieſe verderbliche Ahndungen des Opfers habe ich von meinem Diener erfahren.„

Noch ausführlicher werden dieſe Zeichen vom Tireſias und ſeiner Tochter Manto im Oedipus des Seneca v. 309. und folg. beſchrieben.

Wenn ſich zuweilen aus den Eingeweiden durch die Zergliederung derſelben nichts gewiſſes weiſſagen ließ; ſo ſtellte der Opferprieſter an denſelben, wann ſie im Feuer lagen, hinlängliche und befriedigende Beobachtungen an. Man nahm daher öfters die Harnblaſe, deren Hals mit Wolle zugebunden wurde, (daher Sophocles die Blaſen μαλλοδετους κυστις nennt) und legte ſie ins Feuer, um zu wiſſen, an welchem Ort ſie platzen und wohin der Harn ſpritzen würde. Die deutlichſte Stelle, welche dies beſtätigt, findet ſich in des Euripides Phönizierinnen (Act. 4. Sc. 1.) wo ein Bote ſagt: „Alſo munterte man ſie zum Kampf auf, indeß die Wahrſager Schafe zum Opfer ſchlachteten, und auf die Spitzen des Feuers merkten, und auf das Berſten der Blaſe und auf die widerwärtige Räſſe und auf das Auflodern der hohen Flamme, dieſe prophetiſche Zeichen des Siegs und der Niederlage„. Ganz deutlich ergiebt ſich aus dieſer Stelle, daß man bey dem Opferfeuer beobachtet habe 1) ακμας ἐμπυρους, die Spitzen des Feuers, die wenn ſie gerade in die Höhe gien-

gen, Sieg, und wenn sie sich niederwärts beugten, Verlust und Niederlage anzeigten. Der gelehrte Commentator über Euripides Phönizierinnen, Valkenaer glaubt, daß diese Worte nicht von den Spitzen der Flammen, sondern von der aufs höchste gestiegenen und am heftigsten brennenden Flamme verstanden werden müssen. 2) die mit Harn angefüllte Blase, wobey man es für ein glückliches Zeichen hielte, wenn der Harn dem opfernden Priester entgegen spritzte, und das hies ὑγροσης, ἐναντια. Man nennte diese Blaßen auch ῥηξεις von ῥηγνυω oder ῥησσω ich berste. 3) die äusserste Höhe der Flamme, ἀκραν λαμπαδα. Diesen Aberglauben der griechischen Pyromantie beobachteten die Römer bey ihren Opfern ebenfalls sehr genau.

Manchmal wurde auch Pech von den Fakeln genommen und ins Feuer geworfen. Loderte solches auf einmal in eine Flamme auf, so wars eine glückliche Ahndung. Wollte man in Sachen des Kriegs und der Feindschaft etwas wissen; so wurde vornemlich die oberste Spize der Flamme, ἀκρα λαμπας und die Galle beobachtet. Das lezte geschahe aus dem Grunde, ὁτι πικροι οἱ ἐχθροι, d. i. weil Feinde so bitter, als Galle sind, die verbrannt wurden. (21)

Empyreuma, Anbrennen, sagt man von Pflanzen und ihren Theilen, oder auch von thierischen Körpern, wann sie gemeiniglich wider die Absicht des Künstlers, durch ein zu starkes, oder unmittelbar darauf wirkendes Feuer, oder durch ein zu starkes lange anhaltendes Reiben an harten Körpern, eine dunklere Farbe, einen fremden meistens häßlichen Geruch und einen scharfen öfters ganz widrigen Geschmack annehmen, auch wohl, wann dieses mit Vorsatz in Destillirgefässen geschieht, einen brennzlichten Geist, ein brennzlichtes Oel, und ein flüchtiges Laugesalz von sich geben. (12)

Emtio, Venditio. s. Kaufcontract.

Pro Emtore possidere, heißt eine Sache als eine solche besitzen, welche man von dem wahren Eigenthümer gekauft zu haben glaubt; war es wirklich der wahre Eigenthümer, welcher dem Käufer die Sache verkauft und übergeben hat, so wird dieser wirkliche Eigenthümer, war aber der, von welchem oder in dessen Namen die Sache mir verkauft worden ist, nicht wirklicher Eigenthümer, so werde auch ich nicht Eigenthümer, sondern nur Besitzer pro Emtore; und erst in der zur Verjährung vorgeschriebenen Zeit kann ich durch meinen Besitz pro Emtore das wirkliche Eigenthum der Sache erlangen. Derjenige besitzt nicht pro Emtore, welcher irrig glaubt, eine Sache gekauft zu haben, wann sie ihm z. B. nur verpachtet worden ist; oder welchem da er eine Sache gekauft hat, statt derselben eine andere übergeben worden ist; aber derjenige, welcher einem andern den Auftrag gegeben hat, ihm eine gewisse Sache zu kaufen, und welcher von dem Bevollmächtigten, der ihm die Sache übergeben hat, beredet worden ist, als ob ihm wirklich die Sache gekauft worden wäre, kann das Eigenthum der Sache als Besitzer pro Emtore durch Verjährung erlangen. (38)

Emulgentia Vasa, werden die Gefässen der Nieren genennt. s. Pulsadern und Blutadern. (5)

Emulsio, Pflanzenmilch, (Pharmacie.) so nennt man milchweisse Flüßigkeiten, die man durch das Reiben, ölichter Samen, oder schleimiger Harze mit Wasser erhält, wo entweder fettes Oel durch die Vermittlung des in solchen Samen zugleich befindlichen leicht sauer werdenden Schleims, oder Harz durch die Vermittelung des mit ihm verbundenen Schleims auf einige Zeit vermischt wird. Diese Vereinigung ist aber niemalen einig, und, wenn die Flüßigkeit eine Zeitlang stille gestanden hat, so wird das Oel als Ram, nach der Oberfläche ausgestossen, und die Milch säuerlicht. Daher muß sie niemalen in grosser Menge auf einmal oder lange Zeit vorher gemacht werden, ehe sie genommen wird: die Milch aus ölichten Samen, Mandeln, Pinien, Pistacien, Nüssen, Gurkensamen, Melonensamen, Kürbissamen, Hanfsamen, Leinsamen u. d. gl. hat eine kühlende lindernde Kraft, wann diese Samen frisch, und nicht ranzig sind, und wird öfters in Fieber verordnet, wo andere Umstände ihren Gebrauch nicht untersagen; öfters wird um die erstere Wirkung zu befördern, etwas Salpeter, um sie mehr schmerzstillend zu machen, etwas Monsyrup, um ihr eine erquickende Kraft zu geben, ein wohlriechendes Wasser zugesezt; auch Kampfer und Brechweinstein werden sehr gut unter dieser Gestalt beygebracht, von jenem auf ein Pfund Milch ein Quintchen, von diesem zween Grane genommen, und denn ein Löffel voll von der Milch auf einmal gegeben. Zur gemeinen Mandelmilch stößt man am besten zwey Loth süsse und ein Loth bittere geschälte Mandel in einem steinernen Mörsel, gießt unter dem Stossen nach und nach ein Quartier reines Wasser zu, und wenn dieses recht milchig ist, es wieder ab; will man die Milch süß haben, so läßt man noch ein halb Loth feinen Zuckers darin zergehen; gießt man unter dem Stossen zwey Loth Dinkengummi, welches man zuvor in einer hinreichenden Menge kochenden Wassers aufgelößt hat zu, so entsteht die sogenannte Emulsio arabica. Auch die Fiebertinde kann unter dieser Gestalt sehr angenehm beygebracht werden, wenn man Rosensteins Vorschrift (*Emulsio chinata* oder *peruviana*) befolgt: man kocht ziemlich drey Loth fein zerriebene Fiebertinde mit anderthalb Quartier Flußwasser in einem zugedeckten Gefässe so lange, bis wann man den Abjud durchseit nur ein halbes Quartier übrig bleibt, seit ihn also durch und laßt sechs Loth Orgeade darin zergehen: auch Salze können unter dieser Gestalt gegeben werden. Man stößt z. B. (*Emulsio salina*) ein halb Loth Tartarus tartarisatus, drey Loth Honig und ein halb Quartier Wasser in einem steinernen Mörser mit zwey Loth süsser Mandel, und seit es durch. So haben die schwedische Aerzte eine Emulsio antiscorbutica. Man stößt drey Loth frischer Fichtensprossen und zwey Loth süsser Mandel in einem steinernen Mörser, gießt unter dem Stossen nach und nach zwey und dreyßig Loth Wasser zu, seiht es durch, und löst anderthalb Loth feinen Zucker darin auf, und ältere Aerzte eine Emulsio externa e nucleis, das freylich ihrer meiste Kräfte vom Kampfergeist hat: man macht aus zwey Loth Pfersichkernen, einem Loth Hanfsamen und eben so viel Mohnsamen mit acht Loth Steinklar und eben so viel Seerosenwasser auf die gewöhnliche Art eine Milch und gießt dann noch ein Loth Kampfergeist darunter. (12)

Emunctoria (Medicin.) heissen alle Gänge und Höhlungen des Körpers durch welche gewisse Säfte ausgeführt werden. (9)

Emundans oder mundificans heißt in der Chirurgie eine Arzney, welche die Wunden und Geschwüre

reiniget, so wohl durch Verbesserung der Säfte, als durch Wegbeizung des wilden schwammigen Fleisches. (9)

Emunitas regia, hieß in den ältesten Zeiten ein königlicher Freyheitsbrief, worin der König eine Kirche in seinen Schutz nimmt, oder ihr gewisse Befreyungen und Vorrechte ertheilet.

Sonsten aber bedeutet der Ausdruck Emunitas auch damals allgemein eine Befreyung, Exemtion, auch zuweilen gar einen Bezirk oder District Landes, der von der Gerichtsbarkeit des Grafen eximiret war. Ferner verstand man auch darunter den Bezirk des Klosters, innerhalb desselben eine gewisse Befreyung ertheilet war. (8)

Enámon (Medicin.) heißt bey den alten Aerzten eine frische blutende Wunde, auch werden zuweilen die blutstillende Arzneymittel also benennt. (9)

Enáorema (Medicin.) heißt das weisliche Wölkchen, welches man im Harne eines gesunden Menschen des Morgens beobachtet. Wenn es bey hitzigen Krankheiten erscheint ehe noch ein Bodensatz da ist, so ist es ein Zeichen, daß sich die Krankheit noch nicht gebrochen habe. (9)

Enásimoi, Ἔναισιμοι. s. Dies.

Enagismata, Ἐναγισματα, so hies eine Art von Ehrenbezeugungen, welche die Spartaner verdienstvollen Männern nach ihrem Tode, wenn sie unter die Heroen gezehlt wurden, erwiesen; und die in gewissen Opfern bestunden, welche man ihren Manen auf den bey ihren Grabmählern befindlichen Altären darbrachte. Diese Grabmäler der Heroen, deren es es zu Lacedämon viele gab, hiessen ἡρωα, oder ἡρωων μνημαϛα. Sie waren bey den Griechen überhaupt sehr üblich, und es befanden sich bey denselben gemeiniglich ein Hain und Altäre, auf denen erst gedachte ἐναγισματα zu gewissen Zeiten dargebracht wurden.

Ueberhaupt aber waren die den Todten bestimmten Ehrenbezeugungen bey den Griechen sehr verschieden. Wer sich durch rühmliche Eigenschaften und durch Verdienste um den Staat vor andern hervorgethan hatte, dem wurden ἡρωικαι λιμαι erwiesen; und an solchen den Heroen gebührenden Ehrenbezeugungen Theil haben, hies ἀνηρουσθαι oder τετευχεναι τιμων ἡρωικων, ἰσοθεων und ἰσολυμπιων. Andere, die sich noch mehr, als diese ausgezeichnet hatten, wurden noch mehr erhoben, und unter die Götter gezehlt. Diese Consecration hies θεοποιια und war von den ἡρωικαις τιμαις sehr unterschieden. Denn wer diese genoß, von dem wurde das Wort ἐναγιζειν gebraucht; von denen aber, die unter die Götter versetzt worden, das Wort θυειν. Diese Vergötterung war in den heroischen Zeiten sehr selten; in den folgenden aber, da die grossen Beyspiele der Tugend nicht so häufig waren und die Menschen sich der Verstellung und Heucheley mehr ergaben, konnte man wolfeiler darzu gelangen, dergestalt, daß die, welche man in den ältern Zeiten nur als Heroen verehrt, mit der Zeit den Göttern gleichgeschätzt wurden. Ein Beyspiel davon giebt Lampsace, eine von den Heroinnen des Plutarchs. Die Athenienser waren in Ertheilung dieser Ehrenbezeugung vor andern ausschweifend und verschwenderisch: so wie sie es überhaupt in der Schmeicheley und im Aberglauben allen übrigen Griechen zuvorthaten. (21)

Enakim, oder Enakskinder, bedeuten sprüchwortweis ungeheuer grosse, riesenförmige Menschen. Im 4. B. Mos. 13, 23. wird von drey merkwürdigen Personen, die die von Mose ausgeschickten Kundschafter in Palästina antrafen, gesagt, sie wären בני הענק gewesen; eben diese werden v. 28. und 33. נפלים oder Riesen genennt. Die Ausleger sind nicht ganz einig, was sie daraus machen sollen. Einige halten das Wort ענק für den eigentlichen Namen einer mächtigen Person in Palästina, dessen drey Söhne in der erst angeführten Stelle, namhaft gemacht würden. Sie erklären diesen Namen aus dem Hebräischen, und sagen, er bedeute so viel, als Torquatus im Lateinischen, einer der eine Halskette trägt. Andere aber erklären das Wort ענק für einen allgemeinen Namen, und verstehen darunter einen, der in unterirdischen Höhlen wohnt. Sie leiten diese Bedeutung aus dem Arabischen her, wo das Stammwort ענק so viel heißt, als intravit latibulum; nach dieser Erklärung, sind Achiman, Schesai und Thalmai, 4. B. Mos. 13. nicht drey Männer, sondern drey Familien, oder Stämme, welche in der Gegend von Hebron in unterirrdischen Höhlen wohnten. Diese Leute kamen den ausgeschickten Kundschaftern ausserordentlich groß vor, sie nennen sie Riesen, gegen welche sie in Vergleichung nicht grösser, als Heuschrecken wären. Das war nun herzhaft gelogen. Ich gebe zu, daß es vielleicht unter den Canonitern einige Stämme gegeben habe, die gegen die Israeliten, die eben an keine grosse Körper gewöhnt waren, merklich groß waren; allein Furchtsamkeit, Begierde etwas wunderbares zu erzählen, oder vielleicht noch andere Absichten, verleiteten die Kundschafter, Menschen, die grösser waren, als sie, sogleich in Riesen umzuschaffen. Wissen wir doch, was in den neuern Zeiten geschehen ist. Man redete von den Patagoniern als Riesen, die über 10 Schuhe lang seyn sollten, und die in den folgenden Nachrichten, fast alle Jahr um einen Schuh abnahmen, bis sie zuletzt, nicht viel grösser, als Europäer waren. Es giebt wenig Länder, wo man nicht Leute von einer ausserordentlichen Grösse antrift; aber deswegen sind sie es nicht alle. Es kann seyn, daß die angeführten Enakin, oder Bewohner der Höhlen, wegen ihrer rauen Lebensart größer waren, als die Bewohner der Städten; aber deswegen fällt ihre Grösse doch nicht in das unglaubliche. Wir finden die Enakin noch zu den Zeiten Josua, von dem sie grösstentheils ausgerottet wurden; doch blieben hier und dar noch einige Ueberbleibsel davon; und vielleicht war Goliath einer von den Nachkommen dieser Enakskinder. (22)

Enallage, ist eine gramatikalische Figur; wenn die Theile einer Rede, oder ihre Eigenschaften mit einander verwechselt werden. Im ersten Fall wird sie auch Antimeria, oder Aloiosis, im zweyten aber, Heterosis genennt. Die Gattungen der ersten sind folgende 1) enallage oder antimeria nominis, ist, wenn ein nomen für jeden andern Theil der Rede gesetzt wird, und zwar a) für ein pronomen z. E. Tuis litteris fieri potest, ut intelligant, omnia Ciceronis patere Trebiano, anstatt omnia mea patere tibi. Cic. b) für ein participium, z. E. populum late regem, für regnantem Virg. c) für ein adverbium, z. E. Bachanalia vinere, dulce ridere, Saxosum sonans 2) enallage oder antimeria pronominis, wenn das pronomen für das nomen gesetzt wird, z. E. suus cuique mos, für proprius. Non his juventus orta parentibus, für talibus. 3) enallage verbi, wenn

der Infinitivus für ein nomen durch alle Caſus geſetzt wird; z. E. Velle ſuum cuique eſt, usque adeo ſcire tuum nihil eſt, Tempus eſt majora conari, für conandi, & cantare pares, & reſpondere parati, für cantioni, reſponſioni, dignus amari, für amore; ingleichem wenn das gerundium für ein nomen, oder ein verbum für ein participium geſetzt wird; z. E. Quod Tiberio haud probatum eſt, ſeu cuncta Germanici in deterius trahenti, ſive exercitum — tardatum ad Proelia credebat, für credenti. Tac. 4) enallage participii, wenn ſolches entweder für ein nomen, oder verbum, oder einen infinitivum geſetzt wird, z. E. alieni appetens, für appetitos, multum ille terris jactatus für jactatus eſt, regem crudeli vulnere vidi vitam exhalantem, für exhalare. 5) enallage adverbii, wenn ein adverbium für ein nomen, oder pronomen geſetzt wird, z. E. jam cras heſternum conſumſimus, ecce aliud cras, für dies hodiernus, qui heri erat dies craſtinus. Perſ. Id caput, ubi hæc controverſia eſt, für in quo 6) enallage præpoſitionis, z. E. Pœta de populo, für popularis, Remo cum fratre Quirinus, für Quirinus & frater. 7) enallage conjunctionis, wenn ſolche für ein pronomen gebraucht wird, z. E. ut non, für qui non.

Die andere Art der enallage, heteroſis, begreift folgende Gattungen unter ſich, 1) wenn die Eigenſchaften eines nominis miteinander verwechſelt werden, a) wenn ein ſubſtantivum für ein adjectum geſetzt wird, z. E. viæ aut urbis celebritas, für via aut urbs celebris, b) ein adjectivum für ein ſubſtantivum, z. E. regia ſuperbia, für regis ſuperbia. c) ein adjectivum für das andere, z. E. unus Miltiades, für ſolus. d) ein nomen proprium für ein appellativum, Irus & eſt ſubito, qui modo Crœſus erat, für pauper, und dives. e) ein appellativum für ein proprium, urbs für Roma. f) ein proprium für ein poſſeſſivum, z. E. Pompilius ſanguis, für Pompilianus 8) patronymicum für ein poſſeſſivum, & v. v. 2) wenn die gradus mit einander verwechſelt werden, poſitivus für den comparativum, z. E. paullo qui eſt homo tolerabilis, für tolerabilior; comparativus für den poſitivum, z. E. matris genus glorioſius, für glorioſum; comparativus für den ſuperlativus, z. E. in oculis duo majora navigia ſubmerſa ſunt, für maxima, ſuperlativus für den poſitivus, z. E. tute ſcis, quam intimum te habeam 3) enallage generis, wenn die genera mit einander verwechſelt werden, z. E. Centauro invehitur magna; dieſe Arten der Verwechſelung gründen ſich meiſtens auf eine Ellipſin. 4) enallage numeri, wenn die einfache Zahl für die vielfache, und dieſe für jene geſetzt wird, z. E. hoſtis habet muros, für hoſtes habent; olim Piſones ſapientia monſtrabantur, für Piſo- 5) enallage caſuum, wenn ein caſus für den andern geſetzt wird; die Exempel hievon ſind unzählig. 4) enallage pronominis, wenn die verſchiedenen Gattungen derſelben mit einander verwechſelt werden, 5) enallage verbi, wenn activum, paſſivum, und neutrum, die modi, tempora, numeri perſonæ, mit einander verwechſelt werden. Wir wollen unſern Leſern nicht länger, mit ſolchen gramatikaliſchen Kleinigkeiten beſchwerlich fallen. Der Fleiß der Gramatiker iſt ſo groß geweſen, daß kein Fehler gegen die Regeln der Sprachkunſt zu finden iſt, der nicht durch einen kunſtmäßigen Namen vertheidigt werden könnte. ſ. Figuren. (22)

Enanteſis, Wird das Gegeneinanderlaufen der Adern genennt, wenn ſich nemlich dieſelbe einander ſo begegnen, daß die heraufſteigende den abwärts laufenden, und dieſe jenen entgegen kommen, und ſich in einander einſenken. (5)

Enaph Ez Obbos. ſ. Lauberhüttenfeſt.

Enar oder Achomar, Acharnar iſt der Namen des Sternes erſter Gröſſe am Ende des Eridanus, den Bayer mit α bezeichnet. (6)

Enarthroſis, (*Enarthroſis.*) Iſt die Art der Beinfügung, wo der Kopf des einen Knochen in die tiefe Höhle eines andern Knochen eingelenkt iſt. Auf dieſe Art verbindet ſich das Schenkelbein mit dem Hüftbein; ſ. weiter unter Knochen. (5)

Encälia, mit dieſem Namen belegt Hill die Gattungen von Becherſchwamm, deren Höhlung mit keiner Haut bedeckt iſt. (9)

Encänia, das Feſt der Einweyhung eines Tempels, welches Griechen und Römer jährlich unter mancherley Luſtbarkeiten zu feyren pflegten. Bey den griechiſchen Chriſten heißt ſo das Kirchweyhfeſt. (21)

Encafatonhe, mit dieſem Namen belegen die Reiſebeſchreiber einen Baum, welcher auf Madagaſtar wächſt und grünliches mit Adern durchzogenes Holz hat. Dieſes ſoll einen angenehmen Roſengeruch von ſich geben, und wenn man es mit Waſſer auf einem Stein zerreibet, und alsdann auf die Bruſt aufſchlägt, ſo ſoll es die Ohnmachten und das Herzklopfen vertreiben.

Encanthis, iſt ein Fleiſchgewächs, welches ſich im innern Augenwinkel erzeugt. Es ſitzt gemeiniglich auf der Thränendrüſe feſt, wo es aus einem Geſchwür derſelben entſteht. Zuweilen kommt es auch aus der halbmondförmigen Haut. Wenn es groß wird bedeckt es die Thränenpunkte, wodurch nicht nur der Einfluß der Thränen in dieſelben gehindert wird, ſondern wenn es ſehr groß wird, treibet es die Augenlieder, beſonders das untere um, und verurſacht ein Ectropium, und das Auge kann nicht geſchloſſen werden, wodurch häufige Ophthalmien entſtehen, und das Auge beſtändig thränet. Oft bedeckt die Geſchwulſt das ganze Auge. Wenn die Theile des Auges, woran es zu entſtehen pflegt, in der Geburt hart gedruckt werden, bringen die Kinder dieſe Krankheit oft mit auf die Welt. Es giebt hiervon zweyerley Arten; entweder iſt dies Geſchwür gutartig, oder bösartig. Das erſtere iſt gemeiniglich ſchwammicht, röthlich, und ſchmerzhaft, das letztere etwas feſte, weißlicht, oder etwas bleyfarbigt, und dabey ſchmerzhaft, welches nur durch die Operation kann gehoben werden. Das gutartige ſondert ſich bisweilen von ſelbſt ab. Um es zu heilen, ſucht man es entweder zum Austrocknen zu bringen, welches durch Mittel geſchieht, die zugleich etwas ätzend ſind, als Grünſpann, Alaun, Zucker, ꝛc. oder man macht kleine Einſchnitte in daſſelbe und bringt Digeſtive darauf, wodurch es ſich oft von ſelbſt verzehret. Will es nicht hinlänglich durch die gelinden Mittel abnehmen, appliciret man zugleicher Zeit Eſcharotika, ſelbſt den Höllenſtein mit der gehörigen Vorſicht. Wenn dieſe Mittel alle nicht helfen, ſo iſt noch die Exſtirpation übrig. Man muß ſich aber hüten die Thränendrüſe ſo viel als möglich zu ſchonen. Das was übrig bleibt läßt ſich durch den Höllenſtein leicht wegnehmen. Oft geht das Uebel in den Krebs über, und alsdann muß es wie ein Krebsſchaden behandelt werden. Bey der innerlichen Kur muß man überhaupt auf den Urſprung Rückſicht nehmen, und unterſuchen, ob nicht eine veneriſche, ſkrophuloſe, flechtenartige, oder andere Materie im Körper ſey. (4)

Encardia, iſt ein Edelgeſtein, ſo ein Herz vorſtellet. Plinius giebt drey Arten davon an, die eine mit einem weiſen, die andere mit einem grünen, und endlich die lezte mit einem ſchwarzen Herze.

Encarpes. (Baukunſt) Ein Kunſtwort Vitruvs welches die Alten gebrauchten, eine Bauzierath anzuzeigen, welche in einem Gehänge von Früchten beſtanden. Die Deutſchen nennen es eine Fruchtſchnur. (18)

Encaſter, (Maurer) heißt bey den franzöſiſchen Werkleuten zwey benachbarte Quaderſteine mittelſt eiſerner Klammern miteinander verbinden. Die Teutſche haben zu dieſer Handlung kein eigenes Kunſtwort. Es werden dabey nach der Länge, Breite und Dicke des Eiſens Vertiefungen in die beyde Steine gehauen, damit bey dem Einſetzen der Klammer die Oberfläche der Steine und der Klammer einander gleich und glatt laufen, welches man bindig nennt, die Klammer aber nennt man alsdenn eine verſenkte Klammer. (ſ. Klammer.) (18)

Encathisma, Inſeſſus, ſ. Halbbad.

Encauma, Inuſtio, bedeutet nicht nur einen Flecken an irgend einem Theile des Körpers, der von einer Verbrennung herrührt, ſondern vornemlich ein Geſchwür auf der Hornhaut, das ſehr brennend, tief, unrein, und auseinanderklaffend iſt, wodurch der Augapfel nach und nach zerſtöret wird, und das Geſicht verlohren geht. (4)

Encauſtiſche Mahlerey. Wir wollen unſern Leſern die Unterſuchungen des groſſen Kenners der Kunſt des Alterthums, des berühmten Grafen Caylus, über dieſen ſo intereſſanten Theil der Mahlerey vorlegen, der, nachdem er ſo viele Jahrhunderte für den Künſtler war verlohren geweſen, in der leztern Hälfte dieſes Jahrhunderts durch den ſo eben genannten Alterthumsforſcher, durch den franzöſiſchen Maler Bachelier und den Baron von Taubenheim, wenigſtens zum Theil, wieder iſt hergeſtellt worden.

„Man weiß nicht, ſagt der Graf Caylus in ſeiner den 29ten Jul. 1755. der Academie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris vorgeleſenen Abhandlung, wer eigentlich die Manier, encauſtiſch zu malen erfunden hat. Plinius, der ſich über die Geſchichte dieſer Art der Mahlerey am weiteſten ausgebreitet, war ſelbſt davon nicht unterrichtet. Ceres pingere ac picturam in urere qui primus excogitaverit, non conſtat. Man weiß nicht, ſagt er, wer der erſte geweſen, der mit Wachs zu malen und Malereyen einzubrennen, erfunden hat. Die Ueberſetzung dieſer Stelle, ſo wie man ſie bisher geliefert, kann einen ganz verſchiedenen Sinn geben, wie ich weiter unten zeigen werde.

Plinius fährt fort und erzählt mit folgenden Ausdrücken, was man überhaupt vom Urſprunge dieſer Malerey dachte. Quidam Ariſtidis inventum putant, poſtea conſummatum a Praxitile: Sed aliquanto veuſtiores encauſti cui picturæ extitere, ut Polygnoti ac Nicanoris & Arceſilai pariorum. Lyſippus quoque, Arginæ picturæ ſuæ inſcripſit: ἐνεκαυσεν, quod profecto non feciſſet, niſi encauſtica inventa, d. i. einige glauben, Ariſtides ſey der Erfinder und Praxiteles habe ſie zur Vollkommenheit gebracht: allein es giebt viel ältere encauſtiſchverfertigte Gemälde, z. B. vom Polygnot, Nicanor und Arceſilaus, die alle aus Paros gebürtig waren.

Umſtändlicher iſt Plinius bey den verſchiedenen Gattungen und bey der Anzahl encauſtiſcher Gemälde. Allein was er davon ſagt, iſt nicht hinreichend, uns wieder auf den Weg zu den Mitteln zu führen, wie das Wachs bey der Malerey gebraucht werden könne. Er erzehlt uns nur, daß dieſe Gattungen vorhanden waren. Hier ſind ſeine Worte:

Encauſto pingendi duo fuiſſe antiquitus genera conſtat, cera & in ebore ceſtro, id eſt, viriculo; donec claſſes pingere cœpere. Hoc tertium acceſſit, reſolutis igni ceris penicillo utendi, quæ pictura in navibus nec ſole, nec ſale ventisque corrumpitur; d. i. es iſt bekannt, daß vor Alters zwo Arten von encauſtiſcher Malerey geweſen, die mit Wachs verfertigt wurden, und auf Elfenbein mit dem Ceſtrum, d. i. mit dem Viriculum bis endlich auch die Kunſt, die Schiffe zu malen, bekannt ward, eine dritte Gattung, die mit zerſchmolzenem Wachſe, das man mit dem Pinſel auftrug, ausgeführt wurde. Dieſe bey den Schiffen gebrauchte Malerey konnte weder von der Sonne, noch vom Seeſalze, noch von den Winden, vernichtet werden.„

„Es waren alſo erſtlich zwo Arten der Encauſtik, die eine wurde mit Wachs ausgeführt, und die andere auf Elfenbein verfertigt. Bey dieſem zweyten Verfahren bediente man ſich eines Werkzeugs, das man ceſtrum oder viriculum nennte. Robert Stephanus in ſeinem Theſaurus ſagt bey dem Worte ceſtrum weiter nichts, als inſtrumentum, quo cavatur ebur, latini viriculum appellant. Man ſiehet, daß dieſer Gelehrte nichts, als die Stelle des Plinius, vor Augen gehabt, worüber er aber keine Erklärung äuſſert. Ich werde mich um ſo viel weniger bemühen, den Namen dieſes Inſtruments ins Franzöſiſche zu überſetzen, da dieſe Ueberſetzung hier nicht nothwendig iſt, und ſeine Geſtalt, ſo wie wir ſie uns vorſtellen können, keinen genauen Begriff von den Operationen verſchaft, die zur Vereinigung der Bildgraberkunſt und der Malerey vorgenommen werden mußten. Es ſcheint, daß dieſe Art der Encauſtik aus Griechenland zu den Römern gekommen ſey. Plinius führt wirklich ein Frauenzimmer an, das in dieſer Art zu Rom arbeitete. Lala Cyzicena perpetua virgo, Marci Varronis juventa, Romæ & penicillo pinxit, ceſtro in ebore, imagines mulierum maxime, & Neapoli anum in grandi tabula: ſuam quoque imaginem ad ſpeculum; d. i. Lala von Cyzicum, die unverheirathet blieb und in den jungen Jahren des Marcus Varro lebte, malte zu Rom mit dem Pinſel, und mit dem Ceſtrum auf Elfenbein, vornemlich Portraite von Frauenzimmern und zu Neapel eine alte Frau auf einer groſſen Tafel. Auch ihr eignes Portrait machte ſie nach dem Spiegel.„

„Was die Malerey an den Schiffen betrift, welche die dritte Art der Encauſtik ausmacht, ſo ſagt Plinius, daß ihre Erfindung ſpäter geſchehen ſey, als die der beyden erſtern. Allein es iſt gewiß, daß ſie Anfangs zur Verzierung der Kriegsſchiffe gebraucht und ſo gemein wurde, daß man die Kauffarthenſchiffe hernach mit dieſer Malerey ſchmückte.„

Wenn Plinius die Farben anführt, die zur Vereinigung mit dem Wachſe geſchickt waren, ſo ſagt er: Ex omnibus coloribus cretulam amant, udoque illini recuſant purpuriſſum, indicum, cæruleum, melinum, auripigmentum, appianum ceruſſa. Ceræ

tinguntur iisdem coloribus ad eas picturas, quæ inuruntur, alieno parietibus genere, sed classibus familiari, jam vero & onerariis navibus; d. i. die Farben, die ſich vor allen andern mit der Kreide vermiſchen und zu einem Freskoanwurf gebraucht werden können, ſind folgende: der Purpur, das Indicum, der Laſur, das Melinum, das Auripigment, das Appianum und das Bleyweis. (Die Farben der Alten führten, ſo wie die unſrigen, Namen, die ſo ungeſchickt ſind, ſie kenntbar zu machen, daß ich ihnen lieber die lateiniſchen Namen laſſen, als die Verwirrung vermehren will, die ſie nur gar zu oft verurſachen.) Das Wachs hingegen nimmt dieſe Farben bey der Encauſtik leicht an. Dieſe Art der Malerey iſt der Freskomalerey ganz entgegengeſetzt. Man brauchte ſie zur Verzierung der Kriegsſchiffe, nun aber auch bey Kauffartheyſchiffen.„

Die Dichter gedenken gleichfalls dieſes Gebrauchs oder der Anwendung dieſer Malerey. Wenn Ovid von dem Schiffe redet, das die Cybele nach Rom brachte, ſo ſagte er:

Et picta coloribus uſtis
Cœleſtum matrem concava puppis habet.

d i. „Und das Hintertheil des Schiffs ſtellt die Mutter der Götter vor, gemalt mit Farben die man mit Hülfe des Feuers braucht.„ Ob es gleich natürlich iſt, zu glauben, daß dieſe dritte Art der Encauſtik etwas verwandtes mit den vorher bekannten Arten gehabt haben müſſe, ſo mußte ſie doch etwas verſchieden ſeyn; es ſey nun in Anſehung der Materien, die bey der Compoſition der Farben gebraucht wurden, oder in Anſehung des Mittels, ſie anzuwenden. Weil aber die Encauſtik der Schiffe jetzt nicht mein Gegenſtand iſt, ſo verſpare ich es davon zu reden, bis ich ſie gründlicher unterſucht und meine Muthmaſſungen durch Erfahrungen werde beſtättiget haben.„

„Vor allen Arten der Encauſtik, deren die Alten gedenken, iſt keine mit gröſſerer Deutlichkeit und Genauigkeit beſchrieben, als eine vierte, die an den Wänden ausgeübt wurde, um die Farben dichter und dauerhafter zu machen, als es mit der Waſſermalerey geſchehen kann. In der That, durch welches Mittel ſollte man die zarten Farben für den Eindrücken der Sonne, der Luft und der Näſſe beſſer verwahren können? Das Gummi und der Leim können dieſe Wirkung nicht hervorbringen. Allein mit einer harzigen Subſtanz, wie das Wachs iſt, vermiſcht, ſind dieſe Farben für den ungetreuen Verwandlungen, die den Accord und die Harmonie der Farben zerſtören, geſichert.„

„Vitruv in ſeiner Beſchreibung dieſer vierten Art der Encauſtik beſtätigt dieſe Bemerkung. Ich werde die ganze Stelle deſſelben um ſo lieber anführen, da die Gründe und Handgriffe dieſer vierten Art ſo gut darinnen entwickelt ſind. Selbſt den hiſtoriſchen Zug, der von dem Vitruvianiſchen Recepte vorher gehet, werde ich nicht vergeſſen. Er macht einen Begriff von der Schwelgerey der Römer und iſt zum Verſtändniß des Verfahrens dienlich. Itaque cum alii multi, tum etiam F. Scriba, cum in Aventino voluiſſet habere domum eleganter expolitam, periſtylii parietes omnes induxit minio, qui poſt dies triginta facti ſunt invenuſto varioque colore. Itaque primo locavit inducendos alios colores. At ſi quis ſubtilior fuerit & voluerit expolitionem miniaceam ſuum colorem retinere, cum paries expolitus & uridus fuerit, tunc ceram punicam igni liqueſactam paulo oleo temperatam ſeta inducat. Deinde poſtea carbonibus in ferreo vaſe compoſitis, eam ceram apprime cum pariete calefaciendo ſudare cogat, fiatque, ut peræquetur. Poſtea cum candelis linteisque puris ſubigat, uti ſigna marmorea nuta curantur. Hæc autem καυσις græce dicitur; d. i. als Faberius Scriba, ſo wie viele andere, auf dem aventiniſchen Berge ein mit Geſchmack geziertes Haus haben wollte, ſo bedeckte er mit einer Malerey von Mennig das ganze Mauerwerk ſeines Säulengangs, welche aber nach dreyſig Tagen eine unangenehme und fleckigte Farbe bekam. Nach dieſem ließ er neue Farben auf die erſten tragen. Diejenigen, die ſorgfältiger und erfahrner ſind, und dieſe ſchöne Farbe erhalten wollen, überziehen ſie, wenn ſie wohl und gleich aufgetragen und trocken iſt, mit puniſchem Wachſe, mit ein wenig Oehl verſetzt; und nachdem man dieſe Compoſition mit einem Borſtenpinſel aufgetragen, machen ſie ſolche wie auch die Mauer, mit einem Kohlbecken, in dem glühende Kohlen ſind, warm, ſchmelzen das Wachs und machen es durchgehends eben, nachdem ſie es mit einem Wachsſtock und einer Leinwand, ſo wie die Marmorſtatuen, bohnen. Dies heißt auf griechiſch καυσις.„

„Plinius gedenkt gleichfalls dieſer Art von Encauſtik mit derjenigen Eleganz, die ihm gewöhnlich iſt; und ob er ſich gleich laconiſcher, als Vitruv ausdrückt, ſo würde doch das, was er ſagt, hinreichend ſeyn, einem verſtändigen Künſtler auf die Ausübung dieſer Art von Malerey und auf die daraus zuziehenden Folgen zu leiten. Die Stelle des Plinius iſt freylich nichts weiter, als eine Abkürzung der Vitruviſchen; allein ſie iſt eine weſentliche Beſtättigung, daß es ein Glück wäre, dergleichen öfters bey ſeinen Unterſuchungen zu haben.„

„Solis atque lunæ contactus, ſagt Plinius, inimicus; remedium ut parieti ſiccato cera punica cum oleo liqueſacta candens ſetis inducatur; iterumque admotis gallæ carbonibus aduratur ad ſudorem usque; poſtea candelis ſubigatur ac deinde linteis puris, ſicut & marmora, niteſcunt; d. i. der Mennig kann nicht den Sonnenſtrahlen oder dem Mond ausgeſetzt werden, ohne zu verderben. Man überziehe deßwegen vermittelſt eines Borſtenpinſels die Mauer, wenn ſie recht trocken iſt, mit Wachs, das in Oehl zerlaſſen iſt; man erhitze es von neuem mit Kohlen von Gallapfeln, bis es anfängt zu ſchwitzen; hernach reibe man es mit Wachsſtöcken und nach dieſem mit einem reinen leinenen Tuche, eben ſo, wie man den Marmor polirt.„

„Man findet nirgends die geringſte Anzeige von dem Urſprunge dieſer Art von Encauſtik. Man kann nicht einmal entdecken, ob ſie eher als die drey erſten geweſen, und die Künſtler auf den Gebrauch des Wachſes zu andern dergleichen Operationen geleitet habe. Die eben angeführten Stellen laſſen uns nicht zweifeln, daß die encauſtiſche Malerey bey den Griechen und Römern eben ſo gewöhnlich, als die Waſſermalerey geweſen ſey. Wenn man den Plinius mit der erforderlichen Aufmerkſamkeit lieſt, ſo ſiehet man, daß die auf beyderley Manier verfertigten Gemälde beynahe immer ohne einigen Unterſchied ange-

führt worden. Da die Waſſermalerey älter iſt, ſo ſcheint ſie freylich auch gebräuchlicher geweſen zu ſeyn; vermuthlich hat man ſie ununterbrochen ausgeübt, und ſie, ſo zu ſagen, nicht eher verlaſſen, als nach der Entdeckung der Oehlmalerey. Unterdeſſen hatte die von den Alten häufiger gebrauchte Waſſermalerey nie einen andern Vortheil über die Encauſtik, als daß ſie weniger zuſammengeſetzt war. Freylich war die Encauſtik dauerhafter: allein ſie ſcheint etwas mehr Sorgfalt erfordert zu haben. Unterdeſſen übt doch der Künſtler, welcher Fertigkeit im Arbeiten beſitzt, die Waſſer- Wachs- und Oehlmalerey mit einer faſt gleichen Leichtigkeit aus. Jede Gattung hat ihre Schwürigkeiten, und die Mühe, das Feuer bey Ausübung der Encauſtik von der erſten Gattung zu brauchen, oder das Wachs zerſchmelzen zu laſſen, und nach der vierten Gattung die Farben eindringend zu machen, mußte eben ſo leicht zu überſteigen geweſen ſeyn, je häufiger die Erfahrungen in den Werkſtätten der griechiſchen und römiſchen Maler wiederholt wurden.„

„Die Vortheile der encauſtiſchen Malerey und die Hochachtung, die man im Alterthum gegen ſie hegte, werden durch eine Stelle bewieſen, die angeführt zu werden verdient. Plutarch legt dieſer Art von Malerey das gröſte Lob bey und bekräftigt die Operation, die Farben durch das Feuer zu befeſtigen. Die Vergleichung dieſes Schriftſtellers erinnert uns zugleich an die Begriffe der Waſſer- und Wachsmalerey.„

„Das bloße Geſicht, ſagt Plutarch, ſcheint nur mit Waſſerbildern zu malen, die bald verwelken, verſchwinden und dem Verſtande entgehen. Allein das Geſicht eines Liebhabers zeichnet mit Feuer, wie bey den encauſtiſchen Gemälden, Bilder, deren dauerhafte Züge leben, ſich bewegen und ſtets im Gedächtniß bleiben.„

„Wenn auch Plinius ſich in keine beſondere Umſtände von der Ausübung der drey erſten Arten der Encauſtik einläßt, ſo läßt er uns doch wenigſtens wegen ihrer Anzahl in keiner Ungewißheit.„

1. Die Encauſtic mit Wachs.
2. Die Encauſtic auf Elfenbein mit dem *ceſtrum* oder *viriculum*.
3. Die Encauſtic an den Schiffen.
4. Die Encauſtic an den Wänden.

„Die Unterſuchung der erſten und vierten Art, war mein Gegenſtand. Die zwote, die auf Elfenbein ausgeübt wurde, habe ich übergangen. Denn ich geſtehe, daß ich nichts davon begreifen kann. Die dritte an den Schiffen verſpare ich auf eine andere Gelegenheit.„

Die erſte Encauſtic war vermuthlich diejenige, die man zu Gemälden von mittlerer Gröſſe brauchte, die wir Staffeleygemälde nennen. Man glaube nicht, daß ihre Gröſſe jemals ein Hinderniß geweſen. Durch die Entwickelung der Erfahrungen wird man überzeugt werden, daß es leicht ſeye, ſie in einem eben ſo groſſen Umfange auszuführen, als durch das Mittel eines jeden andern Verfahrens. Ueberdem beſtimmt Plinius nicht die Gröſſe von dergleichen Werken. Dieſe Encauſtic wurde mit harten Wachs und Feuer ausgeführt, ſo wie die vierte, die man an Mauern anbrachte und vermuthlich auch zu ordentlichen Gemälden brauchte. Einer von den Verſuchen, die ich vorlege, beweißt die Möglichkeit.„

„Zur Ausübung dieſer beyden Arten von Encauſtic brauchte man immer Farben und reines Carthaginenſiſches Wachs, das bisweilen mit ein wenig Oehl vermiſcht wurde, und die Verſchiedenheit beſtand blos in der Stellung und Anlage der Materien. Nach dem Plinius ſcheint es, daß bey der Ausführung der erſten Encauſtic das Wachs mit den Farben vermiſcht worden, ehe man es gebraucht. Ceræ tinguntur iisdem coloribus ad eas picturas, quæ inurantur &c. Es kann ſeyn, daß man bey dieſer Encauſtic das colorirte und zubereitete Wachs in Käſtchen mit Fächern that. Varro ſagt dies mit folgenden Worten. Num Pauſias & ceteri pictores ejus generis loculatas magnas habent urculus, ubi diſcolores ſunt veræ. Dieſe Käſtchen waren ohne Zweifel von Metall und konnten auch ſo beſchaffen ſeyn, daß das Wachs mit den Farben darinn zerſchmolzen werden konnte; es mag nun dies durch die Hitze des Feuers oder des heiſſen Waſſers geſchehen, um ſie zum Gebrauche des Pinſels tüchtig zu machen: Reſolutis igni ceris penicillo utendi.„

„Wenn das durch Hülfe des Feuers aufgelößte Wachs aufgetragen war, ſo ſcheint man ſich verſchiedener Inſtrumente darzu bedient zu haben, die man überhaupt Cauteria nennte, um die aufgetragenen Farben zu zerſchmelzen und zu vereinigen, picturam inurere. Dieſe Inſtrumente wurden bey der Malerey für nothwendig gehalten. Cölius Rhodig. Antiq. Lect. B. 7, C. 31. ſagt: Sunt & ſua pictoribus cauteria in ea pingendi ratione, quam vocant Encauſticen, latine *Inuſtoriam* dicimus; coloribus inuſtis & ceris igne reſolutis; d. i. bey der Malerey, die man Encauſtic im Lateiniſchen Inuſtoria nennet, haben die Maler ihre Brenninſtrumente. Man trägt mit dem Feuer die Farben und das durch Feuer zerſchmolzene Wachs auf.„ Die Pandecten rechnen dies Inſtrument unter das Hausgeräthe eines Malers im 17ten Geſetz de fundo inſtructo. Den Namen Cauteria gab man nicht allein den Inſtrumenten, die das Verfahren des Malers erleichterten, ſondern auch Gefäſſen, die zur Bearbeitung der den verſchiedenen Arten der Encauſtic eignen Materien beſtimmt waren, welche vorläufige Zubereitungen erforderten. Plutarch redet auch von dieſen Cauterien. Er erdichtet die Erſcheinung einer Frau und läßt ſie zu einem Manne ſagen: „Komm her, damit ich deinem Gedächtniß einverleibe, was du geſehen haſt. Hierauf zeigte ſie ein ganz glühendes Stäbchen, dem ähnlich, deſſen ſich die Maler bedienen.„

„Die Operation der vierten Encauſtic, die man an den Mauern anbrachte, war einfacher. Man malte mit Farben, die man mit reinem Waſſer, oder mit Waſſer, das man vielleicht mit ein wenig Leim oder Gummi angemacht hatte, zubereitet hatte. Wenn die Farben trocken waren, ſo bedeckte man ſie mit Wachs, und nach den verſchiedenen Umſtänden brauchte man den Borſtenpinſel zum Auftragen, oder man legte vielleicht ſehr dünne Wachsſcheiben auf die Gemälde. In beyden Fällen bediente man ſich eines Kohlbeckens voll Feuer. Dies Inſtrument, welches eine Art von Cauterium war, machte das Wachs ſchmelzend, daß es in die Farbe eindringen konnte. Die Erfahrung hat uns auch bewieſen, daß die auf dieſe Art von dem Wachs durchdrungene Farben eben die Wirkung hervorbringen, wie die erſte Art der Encauſtic und eben dieſelben Eigenſchaften haben. Eins dieſer Gemälde die ich vorzeige, iſt nach dieſer Art gemacht. Das andere iſt nach einem andern Verfah-

ren ausgeführt. Das Wachs wird nemlich unter der Farbe angebracht; da es hingegen dort drüber gelegt wird.„

„Aus den verſchiedenen angeführten Stellen hat man geſehen, daß die alten Maler bey Ausführung dieſer beyden Arten der Encauſtic von dem Borſtenpinſel und den gewöhnlichen Pinſeln Gebrauch gemacht haben. Die alten Rechtsgelehrten haben auch von den Werkzeugen der Maler geredet. Dieſe Werkzeuge würden heutzutage keine Aufmerkſamkeit verdienen, weil ihr Werth ſehr gering iſt; allein die Rechtsgelehrten hielten es für ſchicklich, ſich in dieſe Kleinigkeiten einzulaſſen, um zu zeigen, daß ein Vermächtniß alles, was zu demſelben angegeben wird, genau in ſich faſſe. Einer von dieſen Schriftſtellern ſagt: Pictoris inſtrumento legato, cæræ, colores ſimiliaque horum legato cedunt: item peniculi, cauteria & conchæ; d. i. die vermachte Werkſtatt eines Malers begreift das Wachs, die Farben, die Pinſel, die Cauterien und Muſcheln. Julius Paulus ſagt auch: Inſtrumento pictoris legato colores, penicilli, cauteria & temperandorum colorum vaſa debebantur; d. i. wenn ein Maler ſeine Werkſtatt vermacht, ſo gehören dem Erben die Farben, die Pinſel, die Cauterien, und die zur Miſchung der Farben gehörigen Gefäſſe.„

„Dieſe Stellen beweiſen auch, daß die encauſtiſche Malerey lange nach den Griechen ausgeübt wurde, indem die Pandekten eine Sammlung von Geſetzen ſind, die vor dem ſechſten Jahrhundert, in welchem man ſie zuſammen trug, gebräuchlich waren.„

„Es iſt gewiß, daß die Encauſtic zu Gemälden von mittlerer Gröſſe auf Holz ausgeführt wurde. Plinius nennt ſie nur tabulæ. Alle Schriftſteller und Dichter drücken ſich nur alſo aus. Ich halte es für meine Schuldigkeit, den Beweiß davon zu geben, und einige von den Stellen anzuführen, die ſich auf die encauſtiſche Malerey beziehen.„

„Wenn Martial in einem Sinngedichte über ein Gemälde des Phaethon von dergleichen Kunſtwerken redet, ſo drückt er ſich ſo aus:

Encauſtus Phaethon tabula depictus in iſta eſt:
Quid tibi vis dipyrum qui Phaetonta facis?

d. i. dies auf einer Tafel verfertigte Gemälde ſtellet den verbrannten Phaeton vor. Wo denkſt du hin Maler, daß du den Unglücklichen zweymal verbrenneſt?„

„Wenn ſich Ovid an die Minerva wegen der ſeltnen und empfehlungswürdigen Dinge wendet, die ſie in der Welt ſchaffte, ſo ſagt er:

Tabulasque coloribus uris.

d. i. du malſt mit Feuer Gemälde oder Tafeln.„ Denn dieſe beyden Wörter bedeuten in dieſer Stelle einerley.

„Dies Lob der encauſtiſchen Malerey iſt zugleich ein Beweiß von der Materie, auf der ſie ausgeführt wurde. Uebrigens zweifle ich nicht, daß die Urſachen der Dauer, des Anſehens und der Hochachtung gegen die Kunſt die Griechen bewogen habe, das Holz allen andern Materien zu ihren Staffeleygemälden vorzuziehen. Dies geſchahe nicht deßwegen, als wenn es nicht ſeine Unbequemlichkeiten gehabt hätte. Dem ſey nun wie ihm wolle, man malte vor Alters zu Staffeleygemälden blos auf Holz. Dies iſt ein ſo ausgemachter Umſtand, daß es unnütze iſt, Beweiſe davon zu häufen.„

„Ich kann aber doch dieſe Unterſuchung nicht verlaſſen, ohne zu ſagen, daß die Römer das Wort, κηρος, welches die Griechen bey eben der Sache brauchen, durch tabula überſetzt haben; und ob ſie gleich bisweilen ein Beywort darzu ſetzten, um ſich deutlicher auszudrücken, und ſagten tabula picta; ſo haben ſie doch ſehr oft das Wort tabula allein gebraucht, wovon die Franzoſen ihr allgemeines Wort tableau hergenommen haben, welches wir ohne Unterſchied auf alle Materien ausdehnen, die die Malerey zu einem Stück von gewiſſer Gröſſe tüchtig befunden hat. Man ſiehet hieraus, daß die Römer in ihrer Benennung genauer waren. Allein was den Gebrauch auf Holz zu malen, unwiderſprechlich beweißt, iſt der vom Plinius ſorgfältig beobachtete Unterſchied, wenn er bey Gelegenheit des Coloſſaliſchen Gemäldes des Nero ſagt: in linteo, auf Leinwand, indem er dies Verfahren als eine Neuigkeit oder vielmehr als etwas beſonders betrachtet. Nero princeps juſſerat Coloſſeum ſe pingi CXX pedum in linteo, incognitum ad hoc tempus.„

„Ich werde, fährt Caylus fort, den Hauptſchwürigkeiten des Gegenſtandes dieſer Abhandlung ein Genüge geleiſtet haben, wenn ich von dem Ausdruck urere, und von ſeinen Bedeutungen geredet haben werde; und zwar um ſo viel mehr, weil ceris pingere & picturam inurere eine aufzulöſende Schwürigkeit verurſacht. Plinius hat immer die Worte urere und inurere gebraucht, wenn er von allen Gattungen der Encauſtic redet. Dieſe Worte ſind daher bey den Franzoſen durch bruler, brennen, überſetzt worden. Man kann ſie auch nicht anderſt überſetzen, wenn man nicht durch die Kenntniſſe der Kunſt, das Wachs in der Malerey zu brauchen, unterrichtet iſt. Allein durch Hülfe der Begriffe, welche die Ausübung dieſer Kunſt verſchaft, wird man merken, daß das Wort brennen, unter die Redensarten gerechnet werden muß, die ſich die Künſte zu allen Zeiten zugeeignet haben, oder beſſer zu reden, womit die Künſtler allemal ihre Sprache bereichert haben, wenn Gelegenheit oder Nothwendigkeit ſolches an die Hand gaben. Dieſe Bemerkung iſt kein Vorurtheil, noch weniger eine Muthmaſſung. Plinius giebt uns einen unwiderſprechlichen Beweiß, daß das Wort urere, in Beziehung auf die Malerey, immer im figürlichen Verſtande genommen werden. Denn wenn er vom Nicias geſagt hat, ſcripſit ſe inuſtille, ſo ſetzt er hinzu: tali enim uſus eſt verbo. So redet man nicht von einem im eigentlichen Verſtande gebrauchten Worte: vielmehr iſt es die Entſchuldigung einer Redensart, deren Sinn nicht jedermann verſtehen kann. Hätte uns Plinius nicht eine ſolche Erklärung gegeben, ſo iſt leicht zu begreifen, daß das Wort urere, nach der Strenge genommen, nichts angezeigt haben würde, das in Anſehung der Ausübung der Künſte Genüge geleiſtet haben würde. Was für eine Wirkung würde man von gebranntem Wachſe in Beziehung auf die Malerey erwarten können? Schon ein etwas zu ſtarkes Feuer würde das Wachs verderben und die Farben ſchwärzen; was würde erſt geſchehen, wenn es gebrannt würde? Selbſt die Email, die ein ſehr heftiges Feuer verträgt, würde ein gleiches Schickſal erfahren. Ohne ein groſſer Naturkündiger zu ſeyn, weiß man, daß brennen eine völlige Auflöſung iſt, und man wird ſehen, daß man bey allen Operationen der encauſtiſchen Malerey nur einen ſehr gemäſſigten Grad von Hitze braucht. Das Wort urere iſt deſto mehr des Sinnes, den ich ihm gegeben, fähig da es

Pli-

Plinius eben ſo bey der Färbekunſt braucht. So ſagt er, wenn er vom Leinwand, der in Aegypten gefärbt wurde, redet: & aduſtæ veſtes firmiores ſunt, quam ſi non urerentur: d. i. die gebrannten Stoffe werden dauerhafter, als wenn ſie nicht gebrannt würden.“ Dies iſt der buchſtäbliche Verſtand dieſer Stelle. Will man ſie aber nach ihrer ganzen Richtigkeit überſetzen, ſo muß man ſagen: „Und die heißgefärbten Stoffe werden dichter, als wenn es kalt geſchieht.“

„Ich würde meine Abſicht bey den Unterſuchungen dieſer Abhandlung nicht erfüllen, wenn ich nicht von den Eigenſchaften der Encauſtiſchen Malerey Rechenſchaft gäbe. Dieſe Malerey bröckelt ſich nicht, weil ſie immer eine Geſchmeidigkeit behält, die der Natur des Wachſes eigen iſt. Die Sonnenhitze verurſacht an ihr keine Veränderung, noch weniger die Stubenhitze. Die Jahre erregen bey ihr keine Verwandlung. Mit dieſen Vortheilen verbindet ſie den Vortheil einer gröſſern Feſtigkeit. Die encauſtiſch gemalten Werke ſind mehr für aller Gefahr geſichert, als die Freſco- und Waſſermalerey. Denn das Wachs, als ein fetter Körper, widerſtehet der Näſſe und den Eindrücken der Luft, wenn es mit Farbe gemiſcht iſt. Einige Stücke Anwurf, die mir vom Herculanum zugeſchickt worden, haben ihren völligen Glanz behalten, zumal die mit Mennig, oder Zinnober bedeckten Theile. Wenn man ſich an die Stelle des Vitruvs und Plinius erinnert, ſo muß man von der Feſtigkeit dieſer Zubereitung überzeugt werden. Man wird deſto weniger daran zweifeln, da dieſe Stücke wenigſtens ſchon 4 Jahre lang einer neuen Luft ausgeſetzt ſind, ohne das mindeſte von ihrem Glanz zu verlieren. Ihre Farbe ſchien mir nach der vierten Manier, auf die Mauern encauſtiſch zu malen, aufgetragen zu ſeyn, wie es uns Vitruv und Plinius beſchrieben haben.“

„Der Staub haftet nicht an den Gemälden, bey welchen das Wachs die Stelle des Oels vertritt. Sie ſind niemals eingeſchlagen, wie die Maler reden, folglich iſt ihre Wirkung immer gleich. Man hat kein Ultramarin darzu nöthig, dieſe ſchöne Farbe, die täglich ſeltner wird. Das Berlinerblau, mit Wachs gebraucht, wird niemals grün, eben ſo, als wenn es mit Oel zubereitet wird. Man kann es alſo an die Stelle des Ultramarins ſetzen.

Die mit Wachs zubereiteten Farben geben dieſen Werken ein mattes Anſehen, welches das Licht der Gemälde von allen Seiten zeigt, ohne daß man nöthig hätte, daſſelbe zu ſuchen. Das Wachs verwahrt das Holz für Würmern. Die Erfahrung hat uns gezeigt, daß man encauſtiſch malen könne, nicht allein auf Holz und Gyps, wie die Alten, ſondern auch auf Stein und Leinwand, kurz, auf alle Körper, das Kupfer ausgenommen, auf das man keine gewiſſe Feſtigkeit bringen kann, wenn man nicht einen andern Körper zwiſchen das Kupfer und die Farbe legt, z. B. einen Firnis von Gummilak. Ohne eine ſolche Vorſicht würde der Grünſpan das Werk verderben können. Eine wichtige Bemerkung iſts, daß man überhaupt keine Farbe vorzugsweiſe bey den beyden erſten Arten der Encauſtic brauchen darf, von welchen man die Umſtände in der Nachricht von den Erfahrungen finden wird.“

„Man könnte die Gemälde mit Eyerweis überfahren, um ihnen mehr Glanz zu geben. Man ſiehet auch kein Hinderniß, warum man nicht in eben der Abſicht von den Firniſſen Gebrauch machen könnte. Die Art, wie man heutzutage die Gummi zubereitet, läßt uns hoffen, eins von den Verfahren des Apelles wieder zu finden, wovon ich in einer andern Abhandlung geredet habe. In dem Wachſe darf man ſie nicht ſuchen. Denn wenn Wachs zu der Compoſition dieſes Firniſſes gekommen wäre, ſo iſt wahrſcheinlich, daß die griechiſchen Maler, von denen die meiſten die Encauſtic trieben, und die Zubereitung derſelben nothwendig wiſſen mußten, ſchon auf den Wegen des Apelles, und noch mehr durch ſeinen glücklichen Fortgang begeiſtert, ein für ihre Werke ſo ſchmeichelhaftes und glänzendes Mittel wiedergefunden haben würden. Sie haben es nicht gethan. Man muß alſo daraus ſchlieſſen, daß die Zubereitung, deren ſich dieſer groſſe Künſtler bey ſeinen Gemälden bediente, von allen zu ſeiner Zeit bekannten Verfahren ganz und gar verſchieden geweſen. Die Zurückhaltung, mit der Apelles ſein Geheimnis verbarg, (ein Fehler, den Plinius dieſem groſſen und rechtſchaffenen Künſtler durch die bloſe Erzehlung, die er davon macht, vorwirft) dieſe Zurückhaltung, ſage ich, darf man nicht niedrigen und gewinnſüchtigen Abſichten beymeſſen. Ohne Zweifel hat uns ſein plötzlicher Tod oder ein andrer Zufall ſeine Entdeckungen entzogen.“

„Plinius meldet übrigens nicht, daß dieſer groſſe Künſtler jemals die Encauſtic getrieben habe, doch läßt ſich nicht vermuthen, daß ihm dies Verfahren ſey unbekannt geweſen, indem Pamphilus, ſein Lehrer, dieſe Manier zu malen den Pauſias von Sicyon gelehrt hatte, der ſich auch zuerſt in der Wachsmalerey hervorgethan, wie dies Plinius B. 35. C. 11. ausdrücklich ſagt.“

„Ich darf, fährt Caylus fort, dieſen Artikel nicht verlaſſen, ohne eine mit meinem Gegenſtande genau verbundene Betrachtung mitzutheilen. Sie betrift einen von den Neuern, der mir die meiſten Kenntniſſe, ich will nicht ſagen von der Encauſtic, ſondern von einer ähnlichen Art der Malerey gehabt zu haben ſcheint. Das Wachs wurde dabey als nothwendig ſtatt des Oels gebraucht: eben dies Verfahren, das Herr Majault und ich mit Grunde Wachsmalerey genennt haben. In einer andern Abhandlung habe ich vom Abt Gaetano Julio Zumbo, einem Sicilianer, geredet. Er war ein Bildhauer, und in der Anatomie erfahren. Der Geſchmack am Modelliren hätte ihn auf die Anlage gebracht, die er zur Malerey hatte. Er iſt nicht weiter bekannt, als durch die kleinen und erhobenen Figuren, die er aus Wachs verfertigte und hernach colorirte. Sie waren nur ſieben bis acht Zoll hoch, aber in Anſehung der Wiſſenſchaft und Wahrheit der ſchönen Natur bewundrungswürdig. Sein zur Melancholie geneigtes Genie machte, daß er faſt immer Subjecte wählte, die fähig waren, Traurigkeit und Schrecken in der Seele des Zuſchauers zu erwecken. Man muß geſtehen, daß, wenn er auch angenehme Subjecte behandelt hätte, die Vereinigung der Malerey und Sculptur ſelten eine vollkommnere und den Geſchmack befriedigendere Schönheit hervorbringen kann. Er colorirte ſeine Figuren mit eben ſo viel Wahrheit als Einſicht, und ſeine Farben haben, ohngeachtet ihrer geringen Dichtigkeit, ſeit mehr als 50 Jahren keine Veränderung gelitten. Die fleiſchichten Theile, die mit der erforderlichen Wahrheit gemalt und nach der Natur mit dem Pouſſirbeine zubereitet worden, verurſachen in den Werken dieſes Künſtlers wegen des Ausdrucks eine doppelte Leichtigkeit, und die mit Leinwand, welche in colorirtes Oel eingetaucht war, ge-

bildeten Gewänder wurden nicht allein in Anſehung der Farbe unveränderlich, ſondern durch einen geſchickten Mann, wie Zumbo, geworfen und geformt, bekamen ſie auch, durch Hülfe des Pouſtirbeins, die ihnen nothwendige Flüchtigkeit und die Empfindung des Nackenden, das ſie bedecken.“

„Zumbo ſtarb zu Paris im Monat October 1701., ohne ein Geheimnis zu offenbahren, das in der That für die Anatomie nützlicher, als für die Bildung der ſchönen Theile iſt. Als ich der Muthmaſſung erwähnte, die ich über die Manier des Abt Zumbo angeſtellt, ſo habe ich geſagt, daß ſie mir mit der Encauſtic viel Aehnlichkeit zu haben ſcheine. Allein ich hatte damals die Sache nicht genug durchforſcht und ich halte es für Pflicht, meinen Irrthum zu geſtehen. Das Feuer, deſſen Nothwendigkeit bey Ausführung der Encauſtic bewieſen iſt, würde gewiß die von ihm ausgeführten Figuren zerſchmolzen haben. Man muß alſo, nach der Erklärung, die Herr Majault bekannt gemacht, das Verfahren des Zumbo zur bloſen Malerey mit Wachs rechnen. Man wird leicht ſehen, ob ich mich in der Gerechtigkeit betrogen, die ich dem Zumbo habe wiederfahren laſſen. Der Großherzog beſitzt ſehr ſchöne Werke von dieſem Manne. Allein wir haben zu Paris zwo prächtige Compoſitionen von dieſem Zumbo. Sie gehören dem Herrn Boivin, einem Sohne unſers alten Mitglieds.“

„Noch muß ich erinnern, daß wir bey den folgenden Beſchreibungen der verſchiedenen Verſuche, die wir zur Nachahmung der Alten gemacht haben, nicht behaupten, als wenn wir alle Mittel, encauſtiſch zu malen, erſchöpft hätten. Allein wir erinnern diejenigen, die ſich mit dieſen Unterſuchungen beſchäftigen wollen, nichts, als reines und bisweilen mit ein wenig Oel vermiſchtes Wachs zu brauchen, und nur ſolche Mittel anzuwenden, von denen man vermuthen kann, daß ſie die Griechen gebraucht haben.“

„Unterdeſſen ſind wir weit davon entfernt, zu verſichern, daß unſre Handgriffe genau eben diejenigen ſind, deren ſich die Alten bedienten, zumal in Anſehung der Encauſtic, deren Verfahren zuerſt wird angeführt werden. Man vergeſſe nicht, daß die folgenden Mittel nur von der oben vorgetragenen erſten und andern Manier abgezogen ſind.

Vier Mittel encauſtiſch zu malen.

Erſtes Mittel.

Man kennt heutzutage zwo Arten der Malerey: die eine nennet man Oelmalerey, weil Oel zur Verbindung der Farben dabey gebraucht wird; die andere heißt die Waſſermalerey weil das Waſſer dabey eben das wirket, was das Oel bey der erſtern that. Allein dieſe beyden Arten der Malerey ſcheinen nicht ſchickliche Führer abzugeben, um zur Kenntniß der dritten zu gelangen, welche die Griechen ausübten. Das Wachs, das den Farben zum Grund dienen mußte, ſchien ein zu dichter Körper zu ſeyn, als daß er mit dem Pinſel behandelt werden könnte. Demohngeachtet ſagt Plinius, daß die Alten mit dergleichen Werkzeugen gearbeitet. Man müßte alſo das Mittel finden, Gemälde mit dem Pinſel encauſtiſch zu verfertigen, nicht allein um ſich nach dem Texte des Plinius zu bequemen, ſondern auch, weil es unmöglich iſt, auf einem andern Weg zu dieſer Malerey zu gelangen. Zur Erreichung dieſer Abſichten nahmen wir uns vor, von auflöſenden Sachen Gebrauch zu machen, dergleichen die Eſſenzenöle ſind, die wegen ihrer Gemeinſchaft mit dem Wachs daſſelbe durchdringen und es tüchtig machen, ſich mit dem Pinſel bearbeiten zu laſſen. Es iſt natürlich, bey dieſer Wahl auf Terebinthenеſſenz zu verfallen, ſowohl wegen der Leichtigkeit, womit ſie die Künſtler anſchaffen können, als auch wegen ihres wohlfeilen Preiſes. Dieſer Weg war leicht, und das Verdienſt ihn entdeckt zu haben, war nicht ſonderlich, oder vielmehr, es war gar keine Entdeckung. Würde man nicht mit Recht denjenigen, der nur die geringſte Begriffe von der Chemie hat, einer groben Unwiſſenheit beſchuldigen, wenn er die Auflöſung des Wachſes mit Eſſenzenölen als etwas neues betrachten wollte? Allein ſo gering auch der Schein der Neuigkeit bey einem ſolchen Mittel iſt, ſo würden wir doch eben ſo wenig die Abſicht erfüllt haben, als wir uns vornahmen, die Encauſtic der Alten wieder zu finden. Plinius ſagt nicht ein Wort von Eſſenzenolen. Man konnte alſo nicht mit Grund vermuthen, daß die Griechen die Eſſenzen zur Erweichung des Wachſes gebraucht, das zur Ausführung ihrer encauſtiſchen Gemälde beſtimmt war. Auſſerdem redet dieſer Schriftſteller nur vom Wachs, von der Farbe und von Pinſeln. Man mußte alſo dieſen erſten Anſchlag verlaſſen, um ein Mittel zu ſuchen, das der Sprache des Plinius gemäßer wäre.“

„Um die Griechen genauer nachzuahmen, verfielen wir darauf, Farben mit dem Wachſe zu vermiſchen, alles dies colorirte Wachs in Näpfchen in Fluß zu bringen, es geſchwind mit einem Pinſel auf den zum Malen beſtimmten Körper zu bringen und dies aufgetragene Wachs durch Hülfe einer Kohlpfanne, dergleichen die Vergulder brauchen, in einem gelinden Fluß zu erhalten, damit der Künſtler Zeit haben möge, die Dinten zu verſchmelzen. Dies ſeiner Simplicität wegen verführeriſche Verfahren ſchien anfangs möglich: allein nachdem wir über die Schwierigkeiten nachdachten, ein Feuer zu bekommen, das, ohne die Farben zu verbrennen, ſie in dieſer Stetigkeit des Fluſſes erhalten könnte, die zur Arbeit des Malers und Vollkommenheit des Gemäldes, zumal bey langwierigen Werken ſo nöthig iſt; ſo nahmen wir unſre Zuflucht zu ſiedendem Waſſer, deſſen anhaltende Hitze mehr Leichtigkeit und Genauigkeit zu verſprechen ſchien. Wir bildeten uns ſogar ein, durch dies Mittel die Farben mit dem Wachſe reiben zu können. Ferner glaubten wir, daß dieſe geriebene Farben in Näpfchen und auf einer Palette im Fluß erhalten werden könnten und daß es auch möglich wäre, den Körper, auf dem man malen wollte, mit ſiedendem Waſſer zu erhitzen. Um nun einen durch ſiedendes Waſſer erhitzten Reibſtein zu haben, ließ man eine Art von blechernen Kaſten machen, von 16 Zoll ins Gevierte, 2½ Zoll hoch, überall wohl gelöthet, und der keine andere Oeffnung, als einen Hals hatte, der im Durchſchnitt einen Zoll betrug und in einem Winkel des Käſtchens angebracht war. Dieſer Hals erhob ſich zween Zoll hoch über eine von den viereckigten Oberflächen. Auf der Oberfläche der Seite, wo der Hals iſt, lies man eine Scheibe von gemeiner Dicke auf acht blecherne Zapfen aufſetzen, die nicht polirt war, damit ſie zum Reiben der Farben Korn genug haben möchte. Denn auf einer polirten Scheibe würden die Farben ausgleiten und ſich nicht reiben laſſen. Man lies auch blecherne Handhaben dran machen, um ſie bequem fortſchaffen zu können. Wenn das Käſtchen beynahe voll Waſſer war, ſo ſetzte man es aufs Feuer. Auf die Scheibe that man Wachs und Farbe. War das Waſſer ſiedend, ſo ſchmelzte das Wachs. Dann konnte man die Farbe mit einem mar-

mornen Läufer, den man vorher warm gemacht hatte, reiben. War dies geſchehen, ſo nahm man die noch flüßige Miſchung mit einem elfenbeinernen Spatel auf und lies ſie auf einer Delfterplatte erkalten. Mit dieſem erſten Verſuche zufrieden, lies man alle andere Farben auf eben dieſe Art zubereiten, und man ſahe in der Folge, daß dies Mittel am ſicherſten war, immer wohlgeriebene Farben mit Wachs zu erhalten.“

„Es war nun noch nicht genug, eine gewiſſe Methode zur Bereitung der Farben erfunden zu haben: man mußte ſie auch zum Gebrauche geſchickt machen, um die verſchiedenen colorirten Wachsſtücke ſchmelzen zu laſſen, und zwar immer mit ſiedendem Waſſer. Um dies zu erhalten, lies man ein anderes blechernes Käſtchen machen, ohngefehr einen Fuß lang, acht Zoll breit und zween Zoll hoch. Es hatte eben ſo, wie die Reibmaſchine, einen Hals zur Einlaſſung des Waſſers. Auf der Seite der Oeffnung dieſes Halſes war die Platte ſymmetriſch mit 18 runden Löchern verſehen, deren jedes 15 Linien im Durchſchnitte hatte. Dieſe waren beſtimmt 18 runde Näpfchen zu faſſen, die von einen eben ſo groſſen Diameter, als die Näpfchen und einen Zoll tief waren. Man löthete dieſe Näpfchen mit ihren oberſten Rändern auf die oberſte Platte ſo, daß dieſe Gattungen von Näpfchen beynahe ganz im Waſſer, womit die Maſchine angefüllt war, ſtanden. Hernach ſetzte man in dieſe Näpfchen cryſtallene Näpfchen, die zur Faſſung der Farben beſtimmt waren. Vielleicht wäre es es möglich, dieſer cryſtallenen Gefäſſe entübrigt zu ſeyn, wenn man die Farben in den blechernen Näpfchen ſchmelzen lies. Da man aber befürchten mußte, das verzinnte Blech möchte auf das colorirte Wachs einen ſchädlichen Einfluß haben, ſo glaubte man bey dieſen gläſernen Näpfchen ſicherer zu verfahren. Wenn das Waſſer in dieſer Maſchine ſiedend war, ſo ſchmelzte es alle Farben, die man in die Näpfchen gethan hatte und machte ſie zum Gebrauche tüchtig.“

„Man mußte noch eine andere Maſchine verfertigen, die ſtatt der Palette diente, worauf man die verſchiedenen Dinten zubereiten konnte. Ein drittes mit einer geſchliffenen Scheibe bedecktes Käſtchen wurde zu dieſem Gebrauche beſtimmt. Es war durchgehends der Reibmaſchine ähnlich und mit ſiedendem Waſſer gefüllt.“

„Nachdem die Farben auf der heiſſen Palette zubereitet waren, ſo ſchien es, als wenn man ſie nun ohne Hindernis mit dem Pinſel brauchen könnte, ſo wie man bey dem Malen mit Oel verfährt. Allein weil man mit Grunde vermuthete, daß das Wachs in dem Augenblicke des Auftragens auf dem Holze gerinnen würde: ſo glaubte man zu dem vorgeſetzten Endzweck zu gelangen, wenn man die Platte warm hielte, wenn man nemlich nur denjenigen Grad der Wärme beobachtete, der geſchickt iſt, das Wachs flüßig genug zu erhalten, um die Dinten mit dem Pinſel zu verſchmelzen, ohne jedoch dieſe Tinten ſo ſtark zu erhitzen, daß ſie zerflieſſen. Die Hitze des ſiedenden Waſſers ſchien auch hier das ſchicklichſte Mittel zu ſeyn. Deswegen lies man eine vierte Maſchine verfertigen, welche die Form der Reibmaſchine hatte. Die zur Faſſung der Platte beſtimmte Fläche war von Kupfer, eine Linie dick. An den Rändern auf den beyden Seiten waren zwo Fugen, um die Platte auf der kupfernen Platte einzuſchieben und einzupaſſen. Das übrige war von ſehr ſtarkem Blech. Dieſe Maſchine hatte einen Raum von 3 Zoll in der Höhe, 2½ Fuß in der Länge, und 2 Fuß in der Breite. Man hatte an einem von den Winkeln eine Oeffnung zur Einlaſſung des Waſſers angebracht, und an dem der Oeffnung gerade gegenüberſtehenden Winkel lies man einen Hahn löthen, damit man auf dieſe Art die Maſchine bequem füllen und ausleeren konnte, wenn ſiedendes Waſſer von neuem nöthig war. Man brauchte die Sorgfalt, eine Fichtenplatte von der Gröſſe dieſer Maſchine machen zu laſſen. Obgleich dieſe Platte ſehr dünne war, ſo beſtund ſie doch aus drey Platten, jede eine Linie dick und ſo zuſammen geleimt, daß ſich die Faſern rechtwinklicht durchkreuzten, und ein Ganzes ausmachte, das die Hitze leicht durchdringen konnte. Dieſe Platte hatte man deswegen von verſchiedenen Lagen gemacht, weil man befürchtete, ſie möchte ſich werfen, wenn man ſie ſo heiß, als das Waſſer, machen würde. Die zum Malen beſtimmte Seite hatte man mit vielen Lagen von weiſſem Wachſe überzogen. Die erſten hatte man mit einer Pfanne voll glühender Kohlen geſchmolzen, damit ſich das Wachs ins Holz zöge, ſo wie es die Furnirer machen. Ohne dieſe Vorſicht würde ſich das colorirte Wachs ganz gewiß unordentlich aufgelößt haben, wenn man es mit dem Kohlbecken ſchmelzen lies, weil die Löcherchen des Holzes das Farbenwachs in ſich gezogen und verurſacht haben würden, daß die Farbe vom Wachſe entblößt auf der Oberfläche geblieben wäre. Dies würde ſowohl dem Verfahren des Malers, als auch der Feſtigkeit der encauſtiſchen Malerey Eintrag gethan haben.“

„Ohngeachtet aller Hülfsmittel, womit man ſich verſahe, um das gefärbte Wachs zum Gebrauche tüchtig zu erhalten, fieng man doch an zu zweifeln, ob man auf eine befriedigende Art damit malen könnte. Die Schwierigkeit, das Waſſer in dem gehörigen Grad der Hitze zu erhalten, um die Näpfchen, die Palette und die Platte zu erhitzen, machte, daß man verzweifelte, ob man auch viele encauſtiſche Gemälde zu ſehen bekommen würde. Man hatte ſchon die Farben, deren Compoſition man hernach angeben wird, zubereitet. Allein nun ſollte auch ein Verſuch gemacht werden. Man führte auch in der That eine Büſte der Minerva mit gewöhnlichen Borſtpinſeln aus und man muß geſtehen, daß die Behandlung derſelben eben ſo mühſam, als die Maſchine unendlich zuſammengeſetzt war. Unterdeſſen machten doch einige Theile dieſes Gemäldes eine Wirkung: ſie thaten aber dem Begriff, den wir uns von der Malerey der Alten machen müſſen, nicht hinlängliche Genüge. Der gelehrte Künſtler, deſſen Hand man dabey gebraucht hatte, war wenig mit ſeiner Arbeit zufrieden, und veranlaſſete uns, Mittel aufzuſuchen, die zur Operation leichter und ſicherer wären.“

„Bey den Unterſuchungen der Theorie und der Practic der Künſte iſt es ſchwer, zu dem Zweck, den man ſich vorgeſetzt hat, zu gelangen. Iſt der Weg unbekannt, ſo verirrt man ſich von Zeit zu Zeit: man kehrt um, man verläßt ſeine erſten Begriffe zum Beſten der folgenden. Oft ſind dieſe eben ſo wenig glücklich; man arbeitet an Berichtigung der Erfahrungen, welche mit der Illuſion der Muthmaſſungen ſelten übereinkommen; man begehet oft unfruchtbare Fehler, bisweilen auch nützliche; man theilt ſie den Künſtlern mit, um zu lernen, wie man jene vermeiden, und dieſe nützen ſolle.“

„Dies iſt das Schickſal, das wir erfahren und das Betragen, das wir bey der Unterſuchung der Encauſtiſchen Malerey beobachtet haben. Da uns unterdeſ-

ſen eine Art von glücklichem Fortgange aufgemuntert, und uns die erſte Erfahrung die Möglichkeit gezeigt hatte, nach einer Manier zu malen, die einigermaſſen mit dem Sinne übereinkommt, deſſen die Stelle des Plinius fähig iſt; ſo haben wir es unternommen, die Encauſtiſche Malerey leichter zu machen, indem wir immer durch den Weg der Erfahrungen unſern Schriftſteller zu verſtehen ſuchten. Wir haben die Ausführung vieler Mittel erreicht, wovon wir Rechenſchaft geben wollen, wenn wir die Compoſition der Farben werden angegeben haben, welche nicht allein zu dieſem erſten Verſuche gedient, ſondern auch zu demjenigen, den wir gleich hernach umſtändlich erzehlen wollen."

„Die Unterſuchung, wie die Quantitäten von Wachs mit jeder Farbe ſchicklich zu verbinden ſind, war eben ſo verdrüßlich, als mühſam. Es würde zu weitläuftig ſeyn, alle angeſtellte und wiederholte Operationen anzuführen, ehe man ſo weit kam, die geſuchten Verhältniſſe zu finden. Gewiſſe Farben nahmen nur eine ſehr kleine Portion Wachs an, ob es gleich viel zu erfordern ſchien. Bey vielen andern beobachtete man das Gegentheil. Jene würden ohne einen Ueberfluß von Wachs zerbrechlich geworden ſeyn: dieſe wurden bey eben dieſem Ueberfluſſe fett. Faſt immer wurde man bey den erſten Verſuchen betrogen. Man mußte ſie alſo wiederholen, bis man ſchickliche Verhältniſſe fand."

„Gegenwärtig werden wir uns nicht in eine umſtändliche Erzehlung der Beweggründe einlaſſen, welche die von uns angegebenen Verhältniſſe beſtimmt haben. Man würde doch nur genöthigt werden, ſie zu wiederholen, wenn die Rede von der Wachsmalerey ſeyn wird.

Verzeichniß des Verhältniſſes der Quantitäten des Wachſes zu den verſchiedenen Eigenſchaften der Farben.

Schieferweis, eine Unze; Wachs vier und ein halbes Quint.
Bleyweis, eine Unze; Wachs 5 Quint.
Zinnober, drey Unzen; Wachs 10 Quint.
Carmin, eine Unze; Wachs 1½ Unze.
Lak, eine Unze; Wachs 1½ Unze.
Engliſch Braunroth, eine Unze; Wachs 1 Unze.
Gebrannter Oker, eine Unze; Wachs 10 Quint.
Italiäniſche Erde, eine Unze; Wachs 10 Quint.
Neapolitaniſch Gelb, eine Unze; Wachs 4½ Unze.
Schüttgelb, eine Unze; Wachs 1½ Unze.
Engliſch Schüttgelb, eine Unze; Wachs 1½ Unze.
Lichter Oker, eine Unze; Wachs 10 Quint.
Dunkler Oker, eine Unze; Wachs, 10 Quint.
Ultramarin, eine Unze; Wachs 1 Unze.
Des leichteſten Berlinerblau, eine Unze; Wachs, 2 Unzen.
Blaue Aſche, eine Unze; Wachs, 6 Quint.
Engliſche Schmalte, eine Unze; Wachs, 1½ Unze.
Grüner Lak, eine Unze; Wachs, 1 Unze, 2 Quint.
Cölniſche Erde, eine Unze; Wachs, 1½ Unze.
Pfirſchigkörnerſchwarz, eine Unze; Wachs, 1½ Unze.
Beinſchwarz, eine Unze; Wachs, 10 Quint.
Rußſchwarz, eine Unze; Wachs, 10 Unzen.

Man wird zu dieſen Zubereitungen nur weiſſes Wachs nehmen, das man gemeiniglich Jungfernwachs nennt. Man wird ferner das reinſte wählen. Man wird Farben nehmen, welche die Kaufleute mit Waſſer geriebene nennen. Man wird ſie trocken abreiben, obgleich der Carmin, der Zinnober, das Ultramarin, die Schmalte und das Rußſchwarz keine von dieſen Zubereitungen nöthig haben werden. Man braucht das Schiefer- und Bleyweis, die blaue Aſche und das Pfirſchigkernſchwarz nicht zum zweytenmale zu reiben, wenn ſie ſchon mit Waſſer gerieben ſind: die Farben ſind zart genug, um mit dem Wachſe leicht gerieben zu werden. Man wird ohngefehr zwey Drittheil der Reibmaſchine mit Waſſer füllen; man wird ſie auf ein Kohlbecken voll Feuer ſetzen; man wird das Wachs und die Farbe, die man zubereiten will, auf die Scheibe thun; unterdeſſen daß das Wachs ſchmilzt, wird man den Läufer heiß machen. So bald das Wachs geſchmolzen iſt, wird man die Maſchine vom Feuer nehmen und die Farben reiben, als wenn man Oelfarben riebe. Nach geendigter Operation wird man ſie, wie geſagt worden, von der Scheibe mit einem elfenbeinernen Spatel aufnehmen; man wird ſie auf die Delfterplatten legen, bis ſie kalt werden: hernach wird man ſie in einer Schachtel aufheben, damit ſie der Staub nicht verderben möge."

„Wenn man malen will, ſo wird man die Näpfchen mit den auf dieſe Art zubereiteten Farben füllen. Man wird ſie gleichfalls mit ſiedendem Waſſer, womit die zu dieſem Gebrauche beſtimmte Maſchine angefüllt ſeyn wird, ſchmelzen laſſen. Von dieſen geſchmolzenen coloritten Wachſen wird man auf der heiſſen Palette die Dinten bilden, und mit Borſtpinſeln auf die Platte malen, die mit Wachs überzogen und davon durchdrungen, beſonders aber durch die vorhin beſchriebene Maſchine erhitzt worden iſt."

„Im Vorhergehenden haben wir geſagt, daß der Kopf der Minerva auf Fichtenholz gemalt worden. Dieſes Holz wirft ſich in der That viel weniger, als anders, indem es dem Grade der Hitze ausgeſetzt wird, der für das Schmelzen des Wachſes ſchicklich iſt. Dieſe Urſache hat uns bewogen, ihm in der Encauſtiſchen Malerey den Vorzug zu geben. Man könnte ſich der Mühe überheben, die Platte aus drey Lagen Holz zuſammenzuſetzen, wie wir gethan haben. Eine dünne Platte thut eben dieſe Wirkung. Wenn ſie ſich im Feuer wirft, ſo wird ſie deſto leichter in ihren vorigen Stand verſetzt werden können. Man ſchließt weder das Eichen- noch anders Holz aus. Allein überhaupt wird man ſich in Acht nehmen müſſen, daß man nicht ſolches brauche, welches, wenn es von der Hitze gekrümmt würde, ſich ſehr ſchwer wieder gerade machen ließ, weil ſeine Faſern zu ſteif und ſein Gewebe zu dicht iſt."

„Wir hätten uns zwar der Mühe überheben können, uns in eine gewiſſenhafte und umſtändliche Erzehlung dieſer Manier der Encauſtic einzulaſſen, da wir wohl überzeugt ſind, daß man den Manieren, die wir nun beſchreiben werden, den Vorzug geben werde. Allein wir haben uns einmal anheiſchig gemacht, von allem Rechenſchaft zu geben, was wir bey unſrer Unterſuchung mit Nutzen oder vergebens gethan haben."

„Wenn die Griechen mit coloritem und geſchmolznen Wachs gemalt haben, und wenn man die Stelle des Plinius in dieſem Verſtande nehmen muß; ſo fragt ſichs: haben die Maler des Alterthums ſiedendes Waſſer oder die unmittelbare Hitze des Feuers zu ihren Operationen gebraucht? Es iſt nicht möglich, dieſe Frage zu entſcheiden. Der laconiſche Styl des Plinius giebt uns hierin kein Licht. Uebrigens iſt es gewiß, daß man der Stelle des Plinius einen verſchiedenen Sinn geben kann. Ein jeder, deſſen ſie fähig iſt, hat uns drey Manieren zu malen an die Hand gegeben, wovon wir jezt umſtändlicher reden wollen."

Zweytes Mittel.

Gemälde mit Wachs und Farben zu machen, und mit Feuer zu bearbeiten: dies iſt das ganze Recept, das von der Encauſtiſchen Malerey durch die Schriften des Plinius auf uns gekommen.

Es wird immer etwas beſonders bleiben, daß dieſer Schriftſteller, der die Geſchichte der griechiſchen und römiſchen Malerey und die Nachricht von den Gemälden verfertigt hat, die bey den Völkern Anſehen erlangt hatten, ohne die Namen derer, die ſie ausgeführt hatten, zu übergehen; welcher überdies ein ſo genaues Verzeichniß geliefert hat, von den Farben, von den Gegenden, wo man ſie herholte, von ihrem Werthe, ſowohl in Abſicht derer, welche die Alten zur Encauſtiſchen Malerey gebraucht, als auch derer, die ihnen nur zur Waſſermalerey gedient haben, daß, ſage ich, ein ſolcher Schriftſteller die Operationen einer Art von Malerey übergehen können, welche Griechenland mit Vortheil ausübte und Rom bewunderte. Allein weil uns Plinius keine Spuren von dem Verfahren der Griechen, encauſtiſch zu malen, hinterlaſſen hat, ſo wollen wir es zu erforſchen ſuchen. Wir haben ſchon ein Mittel beſchrieben: jetzt wollen wir ein anderes vortragen, das ſowohl leichter für den Künſtler, als auch gewiſſer in der Ausübung iſt.

„Man nimmt coloritte Wachſe, welche, wie im vorigen Artikel geſagt worden, zubereitet werden. Man läßt ſie in ſiedendem Waſſer zergehen, z. B. eine Unze Wachs in 8 Unzen Waſſer. Sind ſie gänzlich zergangen, ſo ſchlägt man ſie mit einem elfenbeinernen oder weißweidenen Spatel, bis das Waſſer kalt wird. Das Wachs wird durch dieſe Behandlung zu kleinen Klümpgen und zertheilt genug, um eine Art von Pulver zu bilden, das im Waſſer ſchwimmen wird und man immer in einem zugemachten Glaſe oder anderm Gefäſſe erhalten muß. Denn wenn das Wachs trocken werden ſollte, würden die Theilchen zuſammenkleben und folglich nicht mehr gehörig zu brauchen ſeyn.“

„Man thue eine Portion von jedem dieſer zubereiteten Wachſe in kleine Näpfchen und verfahre mit gewöhnlichen Pinſeln eben ſo, wie beym Waſſermalen. Weil man aber die Dinten nicht mit dem Spatel auf der Palette miſchen kann, indem das Wachs zu Klumpen werden würde, ſo muß man dies mit dem Pinſel thun, welches die Maler in andern Arten der Malerey nennen: Dinten mit der Pinſelſpitze machen. Man übt dieſe Encauſtic auf bloſem Holze aus, oder auch auf Holz, das mit Waſſer überzogen iſt. Man wendet hierzu eine Behandlung an, (welche wir im folgenden Artikel anzeigen werden) ſo die Art auf Wachs im Waſſer zu malen erleichtert.“

„Wenn das Gemälde fertig iſt, fixirt man das coloritte Wachs mit einem Kohlbecken zum Vergulden oder mit einem Kohlentiegel voll glühender Kohlen. Wählt man das Kohlbecken, ſo muß man das Gemälde ſenkrecht drüber halten: bedient man ſich aber des Kohlentiegels, ſo muß man ihm eine horizontale Stellung geben. Auf beyde Weiſe wird das Wachs leicht zergehen, ſich feſt ans Holz hängen und eine lebhaftere Farbe bekommen. Mit ſolchen Farben und nach dieſer jetzt beſchriebenen Behandlung wurde das Gemälde der Minerva zum zweytenmale bearbeitet. Der Künſtler war ein wenig zufriedener. Allein dieſe zweyte Manier encauſtiſch zu malen hatte doch noch mehr Schwierigkeiten, als die Oelmalerey, worin der Künſtler ſeine Fertigkeit hatte. Er wollte ſein Gemälde gerne endigen, und endigte es auch in der That mit Farben, die

mit Wachs und mit Firniß zubereitet waren: eine Manier zu malen, die in den zween folgenden Artikeln abgehandelt werden ſoll. Sie war deſto mehr nach ſeinem Geſchmack, da ſie ſich der ihm geläufigen Art zu malen näherte. Das Gemählde der Minerva wurde alſo ein zuſammengeſetztes Stück, wovon drey viertheil nach der Enkauſtiſchen und ein Viertheil nach der Wachsmalerey ausgeführt war. Unterdeſſen mußte der Maler geſtehen, daß er ſein Gemälde ohne die Wachsmalerey würde haben endigen können.“

„Bey den beiden jetzt beſchriebenen Verfahren hatten wir uns verpflichtet, dem Plinius buchſtäblich zu folgen. Wir glaubten aber auch, es würde uns erlaubt ſeyn, ihn zu erklären, aber nichts deſtoweniger dieſe Freiheit zu rechtfertigen. Die dunkle Sprache eines Schriftſtellers berechtiget ein ſolches Verfahren, das ſeinen Nutzen haben kann.“

Drittes Mittel.

„Wenn die beiden Mittel, die wir nun anzeigen wollen, ſich weniger von dem entfernen, was Plinius von der Malerey der Griechen ſagt, ſo bewegt uns eine ſehr wahrſcheinliche Vermuthung, zu glauben, daß die Griechen vorzüglich von dieſer dritten und vierten Manier Gebrauch machten.“

„Die Waſſermalerey war die erſte bekannte Art zu malen: ihr folgte die Encauſtiſche. Wenn die Künſte, wie man nicht zweifen darf, der Ordnung der Begriffe folgen, ſo bietet ein Mittel das andere dar, und das zweite hat gemeiniglich Theil an dem, was ihm den Urſprung gab. Die Waſſermalerey iſt alſo wahrſcheinlich der Grund der Encauſtiſchen, ob ſie gleich wenig Aehnlichkeit mit ihr zu haben ſcheint, und dies mußten wir nothwendig zum Grund legen, um das Geheimnis dieſer Malerey zu entdecken, wovon Plinius ſo wenig ſagt, daß die beſten Grammatiker, die dieſen Schriftſteller erklärt haben, nicht einmal auf die Vermuthung gekommen, daß er von einer Art von Malerey reden wolle, deren Geheimnis blos in der Manier, das Wachs und die Farbe zu brauchen beſtehet.“

„Ein ähnliches Beyſpiel haben wir an der Entdeckung der Oehlmalerey geſehen. Von Eyck, ein flämiſcher Maler dachte zu Anfang des 15ten Jahrhunderts auf eine Malerey, zu welcher das Waſſer nicht durchdringen könnte und welche dauerhafter wäre, als die Waſſermalerey, und glaubte, er würde ſeinen Zweck erreichen, wenn er ſeine Farben mit Firniſſen von Terebinthenеſſenz oder Weingeiſt miſchen würde. Er brauchte wirklich den Firnis mit glücklichem Erfolge. Allein die Aehnlichkeit der Firniſſe mit den Subſtanzen, die er gebraucht hatte, bewog ihn, blos mit Firniſſen Erfahrungen anzuſtellen, und ſeine Verſuche waren glücklich. In den Künſten giebt es Aehnlichkeiten der Handgriffe, ſo wie es Aehnlichkeiten der Subſtanzen giebt.“

„Farben mit Gummi, die mit Waſſer aufgelößt ſind, gemiſcht auf den zum Malen beſtimmten Cörper tragen, mit Waſſer auf Cörper malen, welche die Farben, wie die Gummi behalten, mit eben dieſem Gummi die aufgetragenen Farben bedecken, heißt die Waſſermalerey: Farben, die mit reinem Wachs zubereitet ſind, mit dem Pinſel verbreiten, die ſchon aufgetragenen Farben mit Wachs bedecken: Farben auf einen mit Wachs überzogenen Cörper tragen, ſie, indem das Wachs zergehet, durch Hülfe des Feuers fixiren, daß ſie das Waſſer nicht durchdringen und auflöſen kann, heißt, Encauſtiſch malen, heißt, die

Abſichten erreichen, welche ſich die Griechen bey dieſer Malerey vorſetzten, nemlich, Gemälde zu verfertigen, die von den Unbequemlichkeiten der Waſſermalerey frey ſind."

„Wir waren alſo überzeugt, daß wenn man nur reines Wachs zum fixiren der Farben durch Hülfe des Feuers brauchte, wir auf den Fuſtapfen der Griechen gehen würden, es ſey nun, daß die Farben mit dem Wachſe verbunden würden, ehe man ſie noch mit dem Pinſel behandelte, oder daß dieſe Verbindung erſt nachher geſchähe. Ferner glaubten wir, daß, wenn wir die Farben ſo brauchten, wie wir jezt erzehlen wollen, wir mit deſto mehr Gewisheit auf dem Weg gehen würden, den die Griechen natürlicher Weiſe nehmen mußten. Denn es iſt wahrſcheinlich, daß ſie das einfachſte Mittel angewandt, das dem ſchon bekannten Mittel am ähnlichſten war."

„Nach dieſen angenommenen uns vernünftig ſcheinenden Gründen, haben wir dieſe dritte und vierte Art der Encauſtic ausgedacht, wovon die erſte das Malen mit Waſſer und Wachs betrift, ſo daß man hernach das Wachs ſchmelzen läßt, damit es die Farbe durchdringe; und die zwote Art, das Malen mit Waſſer auf Holz, ſo daß eine Lage von Wachs auf der Farbe geſchmolzen wird, um ſie auf eben dieſe Art zu durchdringen."

„Will man nach dem erſten von dieſen beiden Verfahren malen, ſo mache man den Anfang mit dem Wächſen der Platte, die zur Operation beſtimmt iſt. Bey dieſem Wächſen muß man ſo zu Werk gehen. Man halte die Platte horizontal auf ein Kohlfeuer, in einer der Hitze des Feuers gemäſſen Entfernung. Dann reibe man den Theil der Platte, den man erhizt hat, mit einem Stück weiſſen Wachs. Wenn die Platte den gehörigen Grad von Wärme erhalten, ſo wird das Wachs zergehen. Man mache ſie von neuem ſo heiß, daß das geſchmolzene Wachs in das Holz eindringen kann. Mit dieſem Verfahren halte man ſo lange an, bis die Löcher des Holzes ſo viel Wachs gefaßt haben, als ſie annehmen können. Nach dieſem fahre man ſo lange fort, bis die Oberfläche davon ungefehr eines Chartenblattes dick bedeckt iſt. Zur glücklichen Ausübung dieſer Malerey iſt ſehr viel daran gelegen, daß die Platte vom Wachs ſtark durchdrungen ſey und daß die lebhafteſte Hitze davon nichts mehr in ihre Poren treiben könne. Iſt die Platte durchaus gleich mit Wachs bedeckt, ſo iſt die erſte Zubereitung vorbey. Man könnte ſie den Eindruck die Encauſtic nennen. Hierauf male man auf dieſe Platten mit Farben, ſo man im Oehle braucht, und die mit bloſſem Waſſer, oder leichten Gummiwaſſer zubereitet ſind. Allein dieſe Farben werden nicht auf dem Wachſe faſſen, oder werden ſich nur in unregelmäſigen Placken anhängen, welches den Maler bey der Ausführung des Gemäldes ermüden würde. Um nun dieſer Unbequemlichkeit vorzubeugen, d. i. zu machen, daß das Wachs die Waſſerfarbe annehme, ſo verfiel man zuerſt darauf, dem Wachſe ähnliche Cörper mit den Farben beyzumiſchen. Man dachte zuerſt an das Aquavit, oder an das Seifenwaſſer. Allein es war billig zu vermuthen, daß erſteres den Griechen nie bekannt geweſen. Noch weniger war es möglich, von dem Seifenwaſſer Gebrauch zu machen, weil es gewiſſe Farben verdirbt, und andere ganz vernichtet, wegen des darinnen befindlichen Alcaliſchen Salzes. Man mußte alſo dieſe beyden Mittel, die Farben auf dem Wachſe zu fixiren fahren laſſen und ein anderes ſuchen, von dem man mit Grunde vermuthen konnte, daß es die Griechen gebraucht hätten.

Man glaubte, daß man durch Hülfe eines zwiſchen das Wachs und die Farbe zu legenden Cörpers den Hinderniſſen vorbeugen könnte. Die kreidigten Erden ſchienen zu dieſer Operation geſchickt, zumal weil ſie, in geringer Quantität mit dem Wachſe vermiſcht, ihm keine Farbe geben. Man nahm alſo von der Gattung zubereiteten Kreide, die man gemeiniglich Spaniſch-Weiß nennt, ſehr klar gepulvert. Man ſtreute es auf das Wachs, und rieb es gemach mit einem leinenen Tuch. Von dieſem Weiß blieb ein feiner Staub auf dem Wachſe haften, welches dunkel wurde, und die Farbe haftete alsdann auf dem Wachſe, als wenn ſie auf Papier oder bloſes Holz getragen würde.

Als das Gemälde gemalt war, hielt man es ans Feuer. Das unter der Farbe liegende Wachs zergieng, und durchdrang die Farbe ſo, daß es auf die Oberfläche des Gemäldes kam. Man brauchte nicht einmal eine beſondere Hitze zur genauen Ausführung dieſer Gattung von Encauſtic. Damit man auch nicht in Anſehung der Wirkungen betrogen werde, welche die Farben nach zerſchmolzenem Wachſe verurſachen; ſo darf man nur das, was ſie werden müſſen, nach dem zu ſchätzen, was ſie ſind, wenn man ſie aufträgt. Die Maler wiſſen, daß die Farben in der Waſſermalerey beym Trucknen bleich werden, ob man gleich Schiefer- und Bleyweiß darzu braucht. Bey unſerer Malerey giebt das Wachs den Farben den Ton, den ſie hatten, als ſie naß waren.

Viertes Mittel.

Die vierte Manier, encauſtiſch zu malen iſt von der ſo eben angezeigten nur durch die Stelle, die das Wachs einnimmt, verſchieden. Bey dem vorhergehenden Verfahren wurde das Wachs unter die Farbe gelegt. Bey dieſem wird es drüber gelegt. Man verfährt dabey folgender maſſen.

Man male, wie gewöhnlich, mit Waſſerfarben auf eine ganz glatte Platte. Iſt das Gemälde fertig, ſo ſetze man es horizontal, bedecke es mit ſehr dünnen Wachsplatten und laſſe dieſes Wachs mit einem Kohlfeuer ſchmelzen. Das zerſchmolzene Wachs wird die Farbe und das Holz durchdringen, ſo daß die Farbe dem Auflöſen des Waſſers widerſtehen wird.

Die kleinen Wachsplatten werden gemacht, wenn man das weiſſe Wachs ſo warm macht, daß es zum Bearbeiten weich genug wird, ſo wie es diejenigen machen, welche die Wachskerzen und Wachsſtöcke verfertigen. Man dehne es mit einer Rolle auf eine Scheibe oder auf einem Marmorſtein, der etwas warm ſeyn muß, bis es ſo dünne wird, wie ein Chartenblatt.

Unter allen Mitteln, die wir von der encauſtiſchen Malerey angezeigt haben, ſchien uns das dritte am leichteſten auszuüben. Die Simplizität der Handlung erregte die Bewunderung der Künſtler, die nach dieſem Verfahren Gemählde gemacht haben. Iſt dies das Mittel der Griechen? Dies getrauen wir uns nicht zu behaupten. Unterdeſſen hat eine beträchtliche Anzahl von Gelehrten und Künſtlern, die man ſeit dem Tage der Ausſtellung der Minerva in der Academie der Inſchriften wegen der Mittel, encauſtiſch zu malen, zu Rathe gezogen, einmüthig zum Vortheile des dritten oder des vierten Mittels den Ausſpruch gethan. Bey den nach dieſen beiden Manieren verfertigten Gemälden kommt auch würklich

nichts zur Compoſition, als Wachs und Farben. Sie äuſſern den Character, den Plinius den griechiſchen Malern, wegen der Lebhaftigkeit und Eleganz der Farben beigelegt. Sie können gewaſchen und der Näſſe ausgeſetzt werden, ohne die geringſte Veränderung zu erleiden, eine Eigenſchaft, ohne welche die encauſtiſche Malerey kein groſſes Verdienſt haben würde. Wenn die Leichtigkeit der Behandlung, der Glanz der Farben und die Eigenſchaft, gegen das Waſſer undurchdringlich zu ſeyn, Vortheile ſind, welche die encauſtiſche Malerey haben muß, ſo könnte man ſchlieſſen, daß man die encauſtiſche Malerey der Griechen im dritten Verfahren entdeckt habe.“

„Unſer drittes und viertes Mittel, encauſtiſch zu malen, hat uns eine neue Manier zu malen an die Hand gegeben, die der Aufmerkſamkeit würdig zu ſeyn ſcheint. Hier iſt mit zwey Worten das Mittel, wie man dabey verfahren muß.„

„Man male mit gewöhnlichen Waſſerfarben auf roher Leinwand. Doch müſſen es nur ſolche Farben ſeyn, die gemeiniglich bey der Oelmalerey gebraucht werden. Wenn die Farben trocken ſind, ſo mache man das Gemälde auf der andern Seite mit Mohnöhl, welches weniger, als andere Oehle, gelb wird, feuchte. Jederman weiß, wie leichte ſich das Oehl ausbreitet, und wie bequem man es überall mit gleichem Maaſe vertheilen kann: es mag nun mit dem Pinſel, oder mit einer andern Sache, die deſſen Stelle vertreten kann, geſchehen. Das Oehl wird die Farbe durchdringen, ſich gänzlich mit ihr vereinigen, und wenn es trucken iſt, das Gemälde ſo dauerhaft machen, als wenn es mit geriebenen Oehlfarben gemalt worden wäre.“

„Dieſe Art der Malerey kann den Vortheil haben, ein Gemälde ohne etwas Glänzendes zu verfertigen, weil der Glanz gemeiniglich durch nichts anders, als durch einen Ueberfluß des Oehls bewürckt wird. Dieſe Gemälde ſind auch der Veränderung weniger ausgeſetzt, wegen des richtigen Verhältniſſes, das zwiſchen dem Oehle und den Farben ſtatt findet. Anſtatt des Oehls könnte man auch einen weiſſen, fetten, trocknenden Firniß von geſchmolzenem oder Terebintheſſenz aufgelößtem Wachſe nehmen. Man kann dieſe Malerey eben ſo gut auf dem Papier, als Leinwand ausüben. Uebrigens mögen die Künſtler den Werth, oder Unwerth dieſer kleinen Neuigkeit beurtheilen.“

„Ehe wir dieſe Nachrichten beſchlieſſen, ſagt endlich der Graf Caylus, müſſen wir diejenigen, welche ſich encauſtiſche Gemälde anſchaffen wollen, erinnern daß ſie ſich nicht durch den Glanz der Farben oder durch den Ausdruck Einbrennung oder durch andere Wörter, welche die Behandlung andeuten, ohne die Feſtigkeit zu beweiſen, mögen verführen laſſen: ſondern das Gemälde, das man für encauſtiſch oder eingebrannt ausgiebt, vielmals mit gemeinem Waſſer und einem Borſtpinſel zu waſchen. Widerſtehet es dem Waſſer, ſo kan man verſichert ſeyn, daß man nicht betrogen ſey. Man muß aber auch Acht geben, ob das Gemälde nicht gefirnißt iſt. Denn es würde ſich ſonſt mit einem ſchlechten encauſtiſchen Gemälde eben ſo verhalten, als mit einem gefirnißten Waſſergemälde, das zwar dem Waſſer widerſtehet, aber doch nicht die Feſtigkeit der Gemälde hat, die mit Oehl, nach der wahren Encauſtic, oder mit wol zubereiteten Wachſe ausgeführt ſind.“

So weit Caylus. Wir bemerken nur noch, daß Callixenus von Rhodus dieſe Encauſtic χηρογραφιαν, d. i. die Wachsmalerey nennt. Unſer Zeitalter hat eine encauſtiſche Malerey, die in aller Abſicht ſchätzbarer iſt, und im eigentlichſten Verſtand den Namen Encauſtic verdient, in dem Email und in den Porzellangemälden erfunden. (21)

Encauſtum ſ. Email.

Encauſtum, die Purpurdinte der Alten. ſ. Dinten der Alten.

Encauſtum ſacrum. Die Dinte hieß eigentlich bey den Alten Encauſtum. Diejenige rothe Dinte aber, womit die Morgenländiſche Kayſer ihre Diplomen unterzeichneten, nannte man vorzüglich die heilige Dinte. Sie ward aus der am Feuer geſottenen Purpurſchnecke und ihren zu Pulver geſtoßnen Schalen verfertiget. Dieſe Unterſchrift mit der purpurfarbenen Dinte hatte ſo viel Anſehen, daß wenn ſolche fehlte, man das Reſcript für untergeſchoben, mithin ungiltig hielte. Man verwahrte ſie aber auch ſo genau, daß es das Leben koſtete, wenn jemand verſucht hatte, ſie von dem, der ſie in Verwahrung hatte, zu erhalten, weil man glaubte, daß derjenige die Abſicht hätte ſich der Oberherrſchaft anzumaſſen, wenigſtens die gröſten Malverſationen dadurch zu begehen.

Man ſetzet den Gebrauch der rothen Dinte zu Unterſchriften der Morgenländiſchen Kayſern ſchon in die Zeiten des K. Theodoſius des jüngern. Derſelbe läßt ſich ferner aus den Unterſchriften der allgemeinen Kirchenverſammlung vom 8. und 9. Jahrhundert rechtfertigen. Die Morgenländiſche Schriftſteller Nicetas, Cantacucenus, Anna Comnena ꝛc. verſichern, daß dieſe Herren von dem 10. bis ins 15. Jahrhundert allemal mit rother Dinte noch unterſchrieben haben. Noch der Kayſer Johannes Paläologus hat das Uninosdecret zwiſchen die Griechen und Lateiner auf der Kirchenverſammlung in Florenz roth unterſchrieben. Indeſſen erlaubten ſchon im 12. Jahrhunderte die Kayſer ihren nächſten Verwandten, auch ſo gar ihren vornehmſten Hofbedienten die rothe Dinte zur Unterſchrift zu brauchen, wo alſo das Heilige an dieſer kayſerlichen Dinte wegfiel. (8)

Encedonia, Pap. D. F. ſ. unter Danaer bunter mit 19. Punkten.

Encelada, ein Nachtſchmetterling, ſ. unter Spinner.

Enceladus, Pap. D. F. ſ. unter Danaer bunter mit 8. Mittelpunkten.

Encelia, (Botan.) mit dieſem Namen belegt Hr. Adanſon eine Pflanzengattung welche er in die Familie der Zuſammengeſetzten und zu dem Geſchlecht der Ringelblumen ſetzt. Die Blätter ſind ungetheilt, die Blumen bilden flache Sträuſer und haben eine faſt einfache Hülle von 18. bis 20. mittelmäßigen Blättchen, der Fruchtboden iſt mit ſtumpfen Schuppen beſetzt, der Stempel hat einen haarigen Fruchtknoten und zwo Narben, die Zwitterblumen eine fünfſpaltige Krone, die weibliche Blumen eine dreyzähnige. (9)

Encephalos, wird alles das genennt, was innerhalb der Hirnſchaale liegt.

Encephalocele ſ. Hirnbruch.

Encharaxis, ſ. Schröpfen.

Enchevetrure, (Baukunſt.) Wird in dem Gebälke eines Gebäudes ein viereckigtes Loch zwiſchen zween Balken genennt, welches von ſolchen und zweyen eingelegten Wechſeln gemacht wird, und darzu dient, die Schornſteinröhre durchzuführen. Die Deutſchen

haben kein Wort — und könnten eine dergleichen Oeffnung im weitläuftigen Verſtande ein Wechſelloch nennen — worunter aber die Oeffnungen an den Treppen, welche durch Wechſel gemacht ſind, auch verſtanden werden. (18)

Enchriſtum, ſ. Salbe.

Enchymoma, **Enchymoſis**, ſ. **Blutunterlaufung.**

Enchyta, ſ. Trichter.

Enclabris, ſ. Anclabris.

Enclaven, (Baukunſt.) wird in der Baukunſt jeder in einem Zimmer befindlicher Gegenſtand genennt, durch welchen ſolches an ſeiner Größe und Geſtalt etwas verliert. Dergleichen die Oefen, Schornſteinröhren, Cabinette, und Bettſtellen ſind. In Viſiten, Staatszimmern, Sälen und denjenigen Zimmern von welchen man Wohlanſtändigkeit, Reinlichkeit, Geſchmack und Zierde fordert, ſollen die Enclaven gänzlich vermieden werden. (16)

Encliticâ dictiones, ſind beſonders in der griechiſchen Sprache, ſolche Wörter, die ihren Accent an die letzte Sylbe des vorhergehenden Worts hängen. Entweder werfen ſie ihn auf das vorhergehende Wort zurück, oder ſie verlieren ihn ganz, oder behalten ihn auch. Dieſe enclitica ſind folgende Wörter, τε und τω als infinite genommen, für τινος, τινι; μου, μοι, με, σου, σοι, σε, ου, οι, ε, σφωιν, σφωε, σφων, σφι, σφας, und ihre Dialecte, ἐμοῦ, ἐμοῖ, ἐσι, ἐσον, ἐσμεν, ἐσι, πη, ποθε, ποθεν, ποθι, ποι; πε, πως, πω, γε, γα, θεν, κε, κεν, νε, νυ, νυν, πεζ, πε, ρα, τι, τοι. Keine dictio enclitica beſtehet aus mehr als zwey Sylben, und jede hat ihren Accent in der letzten Sylbe. Dieſer aber wird in folgenden Fällen auf das vorhergehende Wort geworfen a) wenn das vorhergehende Wort gar keinen ausdrücklichen Accent hat, b) wenn das vorhergehende Wort den circumflexum auf der vorletzten Sylbe hat, und die letzte nicht durch die Poſition lang wird, z. E. σῶμά με im erſten Falle, ὁμῆλιξ σε, im zweyten. c) Wenn das vorhergehende Wort properoxytonon iſt, κύριός με, ἤρξαντό τινες. Die dictiones encliticæ verlieren ihren Accent, a) nach einem jeden Wort, das in ſeiner letzten Sylbe einen ausgedruckten Accent hat, Θεὸς ἐσιν, b) nach einen paroxytonon non trochaico, λόγος τε. Ihren Accent behalten ſie a) im Anfang eines Perioden, ἐσὶ γὰρ πολλοὶ. b) nach einem jeden paroxytono, wenn die enclitica zweyſilbig iſt, ἥρως ἐσὶν c) nach den Präpoſitionen, wenn die enclitica ein pronomen iſt, z. E. ὑπὸ σε, d) nach ἕτερα, e) nach einem Apoſtroph, ἀλλ᾽ ἐσὶ. So geringfügig dieſe Dinge ſcheinen mögen, ſo haben ſie in der feinen Ausſprache des Griechiſchen ihren unleugbaren Nutzen. (22)

Enclos, (Baukunſt.) wird jede Mauer genennt, welche die Beſtimmung hat, einen gewiſſen Raum einzuſchlieſſen. Dergleichen Garten, Stadt, Hofmauren und andere ſind. Dieſe Mauren werden freyſtehend aufgeführt und in dieſer Abſicht wohl auch freyſtehende Mauren genennt. Weilen dieſe auch auf beyden Seiten glatt gemauert werden, welches die Maurer häuptig mauren heiſſen, ſo ſind ſie auch zweyhäuptige Mauren. Sonſten könnte man auch ſolche Umfaſſungs oder Bewallungs-Mauren nennen. (18)

Enclyſma, ſ. Clyſtir.

Encoelion, (*Encoelion*) Hiermit bezeichnet man den Unterleib.

Encolpium, eine in dem griechiſchen übliche Benennung eines Käſtchens, in welchem Reliquien aufbehalten werden. Insbeſondere aber iſt es eine kleine Büchſe, in der ſich Reliquien befinden, und die man am Halſe trägt, und bis auf die Bruſt herabhängt, woher auch das Wort genommen iſt. (1)

Encombrement, ein Schiffswort, wodurch man beſonders zu Bourdeaux die Unbequemlichkeit benennet, welche die Waaren auf den Schiffen verurſachen, ſo die Ladung davon ausmachen, und inſonderheit die leichte Waaren, welche einen groſſen Platz einnehmen, und dahero in Anſehung der Fracht nicht nach ihrem Gewicht ſondern nach der Größe des Platzes, welchen ſie einnehmen, berechnet werden, nemlich nach ſo viel Tonnen als ſchweres Gut dahin geladen, und gebracht werden könnte. (28)

Encomiaſticum Carmen, iſt ein Gedicht, das zum Lobe eines andern gemacht wird. ſ. Gedicht.

Encomium, iſt derjenige Theil einer aphthonianiſchen Chrie, darinnen man etwas zum Lobe desjenigen Schriftſtellers, aus welchen der Denkſpruch, worüber man eine Chrie machen will, ſaget; es wird auch ſonſt Laus auctoris genennt. ſ. Chrie.

Encommenderos, nennen die Spanier in dem ſüdlichen America diejenigen Indianer, welche unter ihre Botmäßigkeit gebracht worden ſind; zum Unterſchied von denjenigen, welche ſich mit ihnen nur in ein gewiſſes Bündniß eingelaſſen, wie auch derjenigen, welche ſich in gänzlicher Unabhängigkeit noch bis dieſe Stunde erhalten haben, in ewigem Kriege mit den Spaniern ſtehen, und Bravos von ihnen genannt werden. Jene, d. i. die Encommenderos, wurden bey der erſten Ueberwindung in den wahren Sclavenſtand verſetzt, welche Sclaverey jedoch der Spaniſche Hof nach und nach abſchafte, und dahin milderte, daß ſie vom 16ten bis zum 50ten Jahre um einen gewiſſen Lohn dienen müſſen, im höherem Alter aber davon frey ſind. Wer nicht dienen will, muß ſeinem angewieſenen Herrn dafür ein gewiſſes jährlich an Geld entrichten. (33)

Encope, ſ. Ecope.

Encornal, heißt der Gipfel des Maſtbaums.

Encranis, (*Encranis.*) ſo nennt man auch das kleine Gehirn.

Encraſicolus, ſ. Hering. Sardelle.

Encratiten, heißt buchſtäblich ſo viel als: Enthaltſame. Wenn jemand ſich gewiſſer Dinge enthält, die entweder an ſich ſelbſt ſündlich ſind, oder leicht zur Sünde verleiten können: ſo iſt dieſes rühmlich. Es hat aber zu allen Zeiten Leute gegeben, welche Sachen, die in ſich gut, nützlich und nothwendig ſind, für unrecht erklärt haben; entweder weil ſie einem Misbrauch unterworfen ſeyen, der jedoch den rechten Gebrauch nicht aufheben darf, da alles gemißbraucht werden kann: oder weil ſie ſich eingebildet haben, die gedachten Dinge ſeyen ſchon in ſich ſelbſt böſe. In den ältern Zeiten glaubte man ſehr häufig, daß der Sitz aller Sünde in dem Körper des Menſchen zu ſuchen, und daß eine jede Materie an ſich ſelbſt ſchon böſe ſey. Und daher ſchlug man vor, den Körper auf allerley Art, durch ſchwere Arbeiten, durch häufiges und anhaltendes Wachen, durch Verſagung wo nicht der nöthigſten Bedürfniſſe, doch aller Arten von Ergötzlichkeiten im Zaum zu erhalten, und zu entkräften. Dieſe Begriffe, welche verſchiedne ſogenannte

te ketzerische Partheyen, und unter diesen vornemlich die Gnostiker hatten, schlichen sich auch in die Kirche ein, und gaben Gelegenheit zu den Asceten, zum Theil auch zu dem Mönchsleben. Und so enthielt man sich des Fleisches, des Weins, des Ehestandes, und dergleichen, jedoch nicht an einem Orte wie an dem andern. Alle dergleichen Leute werden zuweilen mit dem Namen der Encratiten belegt; in vorzüglichem Verstand aber wird er nur von den Anhängern des Tatians gebraucht.

Dieser Tatian war aus Mesopotamien, und der damaligen sogenannten orientalischen wie auch der griechischen Philosophie, in welchen man obige Grundsätze findet, ergeben. Er kam nach Rom, wurde ein Christ, und genoß des Unterrichts und der Freundschaft Justins des Märtyres, nach dessen Hinrichtung A. 168. er sich wieder in sein Vaterland begab, und daselbst einige Irrthümer ausbreitete. Er lehrte nach Gnostischen Grundsätzen eine Reyhe von Aeonen, unterschied den Weltschöpfer von dem höchsten Gott, legte Christo nur einen Scheinkörper bey, und verwarf den Ehestand, das Fleischessen und den Wein, an dessen Stelle er sogar im Abendmahl Wasser gebraucht wissen wollte; weßwegen seine Anhänger, deren er viele fand, Hydroparastatä, oder auch Aquarii genennt wurden: so wie sie wegen der Enthaltung vom Fleisch, Wein und Ehestand den Namen der Encratiten erhalten haben. Sie verwarfen auch den Gebrauch feiner Kleider, und bedienten sich grober Zeuge, so wie man sie zu Säcken braucht; daher sie auch Saccophori, woraus man wahrscheinlich doch einen Schreibfehler auch Accaophori gemacht hat, genennt wurden. Diese Leute dauerten wenigstens bis in das fünfte Jahrhundert: denn in dem Codice Theodosiano kommen noch drey Gesetze gegen sie vor von A. 381. — 383. wo sie mit den Manichäern deren vermuthlich sich einige unter dem Namen der Encratiten zu verbergen gesucht, in eine Classe gesetzt werden. Unter sie gehören auch die Severianer, welche ausser dem, daß sie den Ehestand und den Gebrauch des Weins und des Fleisches verwarfen, auch die Apostelgeschichte und die Briefe Pauli nicht annahmen, die übrigen biblischen Schriften aber beybehielten, (Tatian hatte eine Harmonie der vier Evangelisten geschrieben, welche zwar nicht mehr übrig ist, in der er aber alten Nachrichten zufolge die beyden Geschlechtsregister Christi ausgelassen, auch alle Stellen vermieden hat, in welchen Christus ein Sohn Davids genennt wird, weil er ihn nicht für einen wirklichen Menschen hielt. Doch verwarf er so viel man weiß keine biblische Bücher.) Ferner gehören hieher die Apotactici, die sich auch Apostolische, wie auch Catharer nennten. s. Apotactici. Und endlich die Cassianer von einem gewissen Julius Cassianus ums Jahr 178. welcher eben das, was Tatian gelehrt hat, behauptete, und in verschiednen Schriften, die nicht mehr übrig sind, vortrug. Er wird wie Tatian mit unter die Doceten gerechnet; als welche Christo nur einen Scheinkörper beylegten. (Walchs Ketzergeschichte 1. Theil S. 425. — 447.) (I)

Encriniten (Versteiner.) Lilienſteine lat. (*Encrinia, Encrini, Encrinitæ, Entrochus ramosus* Klein. *Lilia lapidea, Petrificata animalia stellæ marinæ radiis contractis meris entrochis collateralibus & ex una caule dependentibus ita composita ut formam floris lilii petalis nondum expansis ostendant.* Wall. *Helmintholithus Isidis fasciculo conferto.* L. fr. *Encrinit, Encrinite à queue, Enchrinite*, holländ. *Encrinit of Lilie — Steen* heissen diejenigen versteinten Thierpflanzen, oder pflanzenartige Thiere, welche einen runden, aus Räderſteinen bestehenden Stiel, oben aber die Gestalt einer verschlossenen, oder noch nicht völlig aufgeblühete Lilie haben. Diese äussere Liliengestalt gab ihnen auch den gewöhnlichen Namen den sie führen von κρίνον eine Lilie; über den Körper selbst aber hat man einen gedoppelten Begriff, einen weitläuftigern und einen engern. Der engere ist der, welchen wir bereits angeführt haben, bey denen nemlich der Stiel aus Trochiten bestehet, die Crone aber einer verschlossenen Blume gleicht, bey welcher man sich eine Lilie gedachte, ob es gleich auch eine andre Blume, die verschlossen einen conischen oder vielmehr einen cylindrischen Bau hat, hätte seyn können; im weitläuftigern Verstande aber fasset man unter die Encriniten zugleich auch diejenigen Körper, die den Namen der Pentacriniten führen, deren Kopf einem Medusenhaupte oder einer aufgeblüheten Tulpe gleicht, und deren Stiel eckigt ist, und aus den sogenannten Asterien bestehet. Beydes sind Gattungen eines Geschlechtes, aber wahre Gattungen, daher wir die letztere unter dem Namen der Pentacriniten beschreiben werden. Hier bleiben wir bey den eigentlichen Encriniten, oder bey denjenigen versteinten Thierpflanzen stehen, die einen runden Stiel, und einen verschlossenen, einer nicht aufgeblüheten cylindrischen Blume gleichende Crone haben. Dieser Körper wird uns am deutlichsten werden, wenn wir dessen einzelne Theile kürzlich beschreiben.

Der obere blumenähnliche Theil des Encriniten, oder eigentlich zu reden der Kopf des Thiers, wird von den Schriftstellern die Crone des Encriniten genennt. Gewöhnlich bestehet dieser Kopf aus zehn zweyspaltigen Strahlen, die ganz genau zusammen passen, und aus lauter Articulationen bestehen, die man schon von aussen siehet, die aber an Fragmenten noch deutlicher erscheinen, und welche überhaupt betrachtet, eine sehr grosse Aehnlichkeit mit den Artikulationen der Seesterne, zum Beweiß ihres ehemaligen thierischen Ursprungs haben. Daß das Thier wenn es lebt diese Strahlen öffnen und verschliessen kann, ist aus dem vorhergehenden klar, und wegen der Nahrung des Thiers nothwendig, ob es aber diese Strahlen ganz zurücklegen, und dadurch die Gestalt eines ausgebreiteten Sterns annehmen kann, das ist so entschieden noch nicht, doch macht es der Bau der Strahlen wenigstens wahrscheinlich. Im Steinreiche findet man indessen diese Strahlen oder diesen Kopf immer verschlossen, und das thut dar, daß das Thier gewohnt sey im Todte sich fest zu verschliessen. Da wo diese Strahlen auf der Strahlwurzel sitzen, da sind sechs bis sieben Glieder eingetheilt, dann aber fangen sie sich an zu spalten, so daß nunmehro zwey neben einander stehende Glieder die Breite eines einzigen der untern haben. Von aussen sind diese Strahlen glatt, höchstens punctirt, von innen aber bestehen sie wie gesagt aus lauter Articulationen. Man will Encriniten haben, die aus mehr als zehn zwiespaltigen Strahlen bestehen, die gewöhnlichsten aber haben derer nur zehn, doch findet man auch einzelne Strahlen im Steinreiche.

Unten wo diese Strahlen gleichsam ruhen oder fest sitzen, befindet sich die sogenannte Strahlwurzel,

von der sich aber nicht viel sagen läßt, weil sie oben von den Strahlen und unten von dem Gelenkstein überdeckt wird.

Mehr kann man von dem Gelenksteine sagen, da sich aber derselbe im Steinreiche in grossen und verschiedenen Gestalten zeigt, so wollen wir die ausführliche Beschreibung desselben bis auf das Wort Gelenkstein versparen. Hier bemerken wir nur, daß der Gelenkstein, so wie man ihn an den gewöhnlichen Encriniten findet, folgender Gestalt beschaffen ist. Es ist gemeiniglich ein fünfeckigter Stein, der aus fünf erhabenen und kolbichten Seitenlinien bestehet. Das Mittelstück desselben ist vertieft, und hat meistentheils entweder eine einfache oder gedoppelte fünfblättrige Blumenzeichnung. Man findet diesen Gelenkstein im Steinreiche zuweilen einzeln, mehrentheils aber sitzet er an unbeschädigten Encriniten noch fest, und da siehet man, daß von diesem Gelenksteine die Nerve, wodurch sie vermuthlich sich bewegen kann, durch den ganzen Stiel hindurch gehet, daß aber im Mittelpuncte dieses Gelenksteins, der erste Trochit sitzt, oder daß der Stiel hier seinen Anfang nimmt.

Dieser Encrinitenstiel bestehet aus lauter einzelnen Trochiten, welche in der Verbindung miteinander Entrochiten heissen, und unter den Namen der Trochiten und der Entrochiten beschrieben werden sollen. Hier merken wir nur das einzige an, daß diese Stiele im Steinreiche an dem Encriniten bald gröſser bald kleiner sind, daß sie zum Theil, doch selten, eine ansehnliche Länge haben, daß man deren eigentliche Länge gleichwohl nicht genau bestimmen kann, und daß man die Encriniten mit ihrem Stiele überaus selten findet, so gewein auch die einzelnen Theile desselben, nemlich die Trochiten und die Entrochiten im Steinreiche sind. Ein Encrinit nun mit seinem Stiele wird eigentlich ein ganzer oder vollständiger Encrinit genennet, doch nimmt man das Wort so genau nicht, und nennet schon denjenigen Encrinit, ganz, an dem man Crone und Gelenkstein siehet, wenn auch von dem Stiele selbst keine Spur vorhanden seyn sollte.

In den Schriften der Lithologen wird auch von einer Encrinitenwurzel gesprochen. Daß der Encrinit, wenn er noch lebt, in der See einen Befestigungspunct habe, und haben müsse, das ist entschieden. Ob er sich aber, wie z. B. manche Corallen, an Felsen oder andre feste Körper festsetze, oder anjauge? oder ob er eine eigentliche sogenannte Wurzel, wie z. B. die Vegetabilien habe? das kann noch niemand bestimmen, weil wir, wie es sich hernach entwickeln wird, das Original zu unsern Versteinerungen noch nicht kennen. So viel ist aber gewiß, daß diejenigen Körper, die man auf Gothland und in der Schweitz findet nichts weniger als die Wurzeln oder der Stamm der Encriniten sind. Es sind Entrochiten um welche sich ein fremder, wahrscheinlich corallinischer Körper gelegt hat, der aber auf den Entrochit, oder auf den Encrinit eben so wenig Anspruch machen kann, als der Balanus auf das Schiff, an welches er sich gesetzt hat.

So wie wir den Encriniten nun kürzlich beschrieben haben, siehet er eigentlich aus. Wir haben ihn aber zu den Thierpflanzen gezehlet, und behaupten dadurch, daß er in der See seinen fixen Standort habe, daß er sich folglich in der See zwar hin und her bewegen, daß er aber seinen eigentlichen Standort nicht verlassen könne. Hierdurch ist er von den Seesternen, die sich frey bewegen und von einem Orte zum andern gehen können, sichtbar unterschieden, und diejenigen Schriftsteller reden nicht genau genug, welche die Encriniten und Pentacriniten unter die Seesterne setzen. Es sind Thierpflanzen welche einen pflanzenartigen Bau haben, aber wahre Thiere sind. Das beweißt die Articulation ihrer Crone und ihres Stiels, das beweiset der Nervengang, der durch alle einzelne Glieder des Stiels oder durch alle Trochiten hindurch gehet. Es sind Thiere, die sich sogar von andern Thierpflanzen, z. B. von den Madreporen dadurch unterscheiden, daß bey der Madrepore der Polyp in den Sternhöhlen sitzt, die er sich erbaute, wie das Schneckenthier in dem Schalengehäuße, der Encrinit aber ist das Thier selbst und nicht sein ehemaliges Gehäuse. Daher machen auch die Encriniten und die Pentacriniten unter den Thierpflanzen eine eigne Classe aus, die man von den Corallen, es mögen nun die Zoophyten oder Lithophyten des Linne seyn, trennen muß.

Wir würden freylich diesen Körper viel genauer kennen, und viel deutlicher beschreiben können, wenn wir das Original dazu kennten. Wir kennen zwar verschiedene natürliche Thierpflanzen. Eine die uns Mylius und Ellis beschrieben haben, eine andre die uns der Herr D. Bolten in Hamburg bekannt gemacht hat, und eine dritte von welcher uns Herr Guettard eine ausführliche Beschreibung geschenkt hat. Aber keine ist das wahre Original zu unsern Encriniten. Zwar ist es gewiß, daß die Guettardische Thierpflanze mit unsern Pentacriniten eine so grosse Aehnlichkeit hat, daß man allerdings sagen muß, sie sey das Original derselben, von welcher bey dem Wort Pentacrinit mehr gesagt werden soll; allein zu unserm eigentlichen Encriniten, von dem wir jetzo reden, kennen wir noch kein Original. Man betrachte nur die Thierpflanzen des Herrn Mylius und des Herrn Bolten genauer, man betrachte ihren Kopf und ihren Stiel, man erwege besonders, daß keiner von beyden Stielen aus einzelnen Gliedern bestehe, die den Trochiten und Entrochiten gleichen, und man wird zwar sagen, daß wir natürliche Thierpflanzen kennen, aber auch zugleich sagen, daß keine der bekannten Thierpflanzen, das Original zu unserem Encrinit sey.

Ob die Encriniten in der See einsam oder einzeln wohnen? oder ob dieses Thier aus einer gemeinschaftlichen Basi in mehrere Stiele und Cronen ausgehe? Das können wir freylich nicht sagen. Der Herr Baron von Rutershausen in Linz besitzet eine Steinplatte auf welcher drey Encriniten mit ihren Stielen liegen, bey denen sich sogar die Stiele unten zu nähern scheinen. In dem Knorrischen Petrefactenwerke, Th. I. tab. XI. a. liegen neben einem vollständigen Encriniten zwey lange Entrochiten, welche ehedem auch Cronen gehabt haben müssen, und dies thut zwar dar, daß in der See wenigstens zuweilen mehrere Encriniten beysammen wohnen, daß aber mehrere Stiele und Cronen aus einer gemeinschaftlichen Basi ausgehen sollten, das folget daraus gleichwohl nicht, uns ist es sogar wahrscheinlich, daß ein jeder Encrinit ein einzelnes für sich bestehendes Thier sey. Möglich ist es, daß die Encriniten wie mehrere Thiere der See, gern beysammen wohnen, und das wird dadurch wahrscheinlich, daß bey Erkerode im Braunschweigischen, als den einzigen bekannten Orte, wo die Encriniten häufig liegen,

mehrentheils mehrere bey einander und gleichsam wie in Nestern gefunden werden.

Ob sich aber auch die Encriniten in verschiedenen Abänderungen zeigen? Walch (Naturgesch. Th. II. Abschn. II. S. 100.) und aus ihm Schröter (vollständige Einleit. Th. III. S. 255.) geben folgende an. 1) Encriniten mit zehn zweyspaltigen Strahlen, und einem fünfeckigten Gelenksteine. Das sind die gewöhnlichsten. 2) Encriniten mit vier Hauptstrahlen, oder acht zweyspaltigen Strahlen. Ihrer gedenket Guettard in seiner Abhandlung *sur les Encrinites*, in den *Memoires de l'acad. des Scienc.* 1755. S. 321. f. 3) Encriniten mit 5 bis 6. Strahlen, derer Harenberg *de lilio lapideo*, S. 9. §. 14. gedenket. 4) Encriniten mit 8 Strahlen, davon Herr Schulze in seiner Abhandlung von den versteinten Seesternen, S. 22. §. 19. redet. 5) Encriniten mit 12 Strahlen, davon Rosinus *de Lithozois* p. 24. und tab. I. fig. 3. ein Beyspiel liefert. 6) Encriniten mit 20 Strahlen, deren Herr Schulze am angeführten Orte gedenket. 7) Encriniten, die keine gespaltenen Strahlen, und einen aus sehr vielen glatten Scheibchen zusammen gesetzten Gelenkstein haben, davon Cappeler in Kleins *Sciagraphia lithologica*, fig. 1. 3. zeuget. 8) Encriniten, wie die vorhergehenden, nur daß die Scheibchen des Gelenksteins nicht glatt, sondern mit Rosenfiguren bezeichnet sind; Cappeler am angeführten Orte, fig. 4. A. B. 9) Encriniten, die mehr als eine Crone auf ihrem Stengel haben, davon Guettard in den angeführten *Memoires* S. 321. redet.

Die ästichten Entrochiten, die zu ihrer Zeit beschrieben werden sollen, thun dar, daß man noch eine zehnte Abänderung hinzu thun muß, und das sind die Encriniten mit einem ästigen Stiel, die vielleicht eine eigne Hauptgattung unter den Encriniten ausmachen möchten, da die gewöhnlichsten Encriniten, die wir kennen, einen glatten Stiel haben. Indessen können wir von ihnen noch zur Zeit nichts zuverläßiges sagen, da wir zwar die ästichten Entrochiten, aber noch keine Crone dazu, oder noch keinen vollständigen Encriniten mit einem ästichten Stiele kennen.

Bey dem Zustande der Encriniten im Steinreiche fällt uns zuförderst ihre Steinart in die Augen, die wie die Steinart der Trochiten, der Entrochiten, der Asterien, und der Sternsäulensteine ein glänzender weisser selenitischer Kalkspath ist. So wie diese ihre kalkartige Natur ein neuer Beweiß ihres wahren animalischen Ursprungs ist, so ist es doch merkwürdig, daß die angeführten Körper und die Encriniten fast allemal in der beschriebenen Steinart erscheinen, da die Steinart anderer Petrefacten, auch dann wenn sie kalkartig ist, doch von einer ganz andern Natur ist. Fast kann ich nicht glauben, daß dies Zufall sey, sondern es hat vielleicht in dem Wesen des Encrinitenthiers in seinem natürlichen Zustande seinen Grund, ob ich es gleich nicht zu erklären wage. Sonst haben die Encriniten im Steinreiche manche Veränderungen erlitten. Ueberaus selten findet man die Encriniten mit ihrem Stiele, und wenn derselbe ja vorhanden ist, so ist er mehrentheils kurz und auf mancherley Arten verschoben und gedrückt. Der Encrinit ohne Stiel hat zuweilen keinen Gelenkstein mehr, zuweilen auch andre Beschädigungen erlitten, er ist zerbrochen, gespalten und dergleichen; und das ist doch merkwürdig, was schon Harenberg bemerkte, daß, wenn man einen solchen zerbrochenen Encriniten findet, er mag nun die Länge herunter gespalten oder quer hindurch zerbrochen seyn, so wird man die andre Hälfte von demselben nie entdecken. Ihre Grösse ist gar sehr verschieden, denn sie steigt von der Grösse einer Haselnuß bis zu drey bis 4 Zoll, vielleicht ist dieses wohl Wachsthumsgrösse. Die gewöhnlichste Mutter der Encriniten ist ein Kalkstein, der fest genug ist in den mehresten Fällen eine gute Politur anzunehmen; schade wäre es indessen immer, wenn man einen Encrinus anschleiffen wollte, weil er dadurch seine ganze Gestalt verlieren würde, wie man davon ein Beyspiel in den *Actis helveticis* Vol. IV. tab. VIII. sehen kan. In Feuerstein kennet man noch zur Zeit nur ein einziges Beyspiel, das der Herr Hofmedicus Taube in Zelle besitzt, und eben so sind in der Schweitz nur einige Beyspiele in Sandstein entdeckt worden. Die Encriniten haben noch immer einen grossen Werth, auch dann wenn sie ohne Stiel sind, denn sie werden eben nicht so gar häuffig gefunden, ihr Werth steigt wenn sie einen kürzern oder längern Stiel haben, und sonst gut erhalten sind. Man kann füglich einige tausend Trochiten und Entrochiten gegen einen einzigen Encriniten rechnen, den man findet, ja man hat Gegenden z. B. Gothland, die Schweitz, Thüringen, und dergleichen, wo man Trochiten und Entrochiten genug, und gleichwohl keine Encriniten findet. Wahrscheinlich bestehet die Crone oder der Kopf des Encriniten aus feinern weichern Theilen als der Stiel, und kann daher auch leichter zerstört werden.

Wenn gleich bey Querfurt, sonderlich bey Schraplau, und in der Gegend um Schwerfel im Jülichischen und noch an einigen andern Orten, einige, und in dem Herzogthum Weimar ein einziger Körper dieser Art entdeckt worden ist, so hat man doch nur zwey Gegenden, die man für das eigentliche wahre Vaterland der Encriniten ausgeben kan. Die eine ist Giercourt in Lothringen. Diese Gegend hat schon einige hundert Encriniten geliefert, allein sie haben in dem Kalksteine in welchem sie liegen, eine so fatale Lage, daß sie fast alle zerspringen, wenn man ihre Mutter spaltet. (Schröter Journal Th. VI. S. 513.) Höflicher ist die andere Gegend nemlich bey Erkerode im Braunschweigischen, 2 Meilen von der Stadt Braunschweig. Die Gegend wo dieser Steinbruch ist, der die Encriniten liefert, ist der Abhang eines Hügels der mit Busch- und andern Holze bewachsen ist, und hier liegt der Stein, worinne sich die Encriniten finden, 15 bis 18 Zoll unter der Dammerde. Die Mutter ist ein mit etwas Thon vermischter Kalkstein. Dieser Stein ist sehr mürbe und zerbrechlich, und ein Steinbrecher kann zuverläßig viele Stunden arbeiten, ehe er einen einzigen Encrinit findet. (Schröter vollständige Einleit. Th. III. S. 266. f.) Indessen sind fast alle Encriniten, die man in den Kabinetten aufhebet, aus dieser Gegend.

Zeichnungen von Encriniten haben geliefert: Knorr Samml. von den Merkwürdigk. der Nat. Th. I. tab. XI. ω Th. II. tab. G. III. fig. 3. *Supplement* tab. VII. fig. 4. 5. tab. VII. b. fig. 1. 2. tab. VII. e. fig. 5. tab. VII. f. tab. VII. g. fig. 1. 2. Ritter *Oryctogr. Goslar* tab. I. fig. 3. Ritter Spec. II. *Oryctogr. Calenb.* fig. 2. 3. Walch systemat. Steinreich, tab. II. fig. 2. a. Lesser Lithotheol. Num. XVII. Baumer Naturgesch. des Mineralr. Th. I. fig. 43. Baumer *Histor. natural. regni Mineral.* fig. XL. B. Rosinus *de Lithozois*

& lithophyt. tab. II. E. L. Tab. III. Brückmann *Thesaur. subterran. Ducat. Brunsuic.* tab. XII. Lange *Histor. lapid. figurat.* Tab. XIV. tab XIX. fig. 2. 3. Schulze von den versteinten Seesternen Tab. I. Davila *Catal. systemat.* Tom. III. tab. II. A. Mineralogische Belustigungen Th. VI. tab. III. fig. 17. 19. Elis Naturgeschichte der Corallarten, deutsche Ausgabe tab. XXXVII. fig. K. Harenberg *Encrinus s. lilium lapid.* tab. I. II. Hofer *de polisporitis* in den *Actis Helvetic.* Vol. IV. tab. VIII. ohne Nummer, tab. IX. fig. 11. 12. 13. Beuth *Iuliae & Montium subterran.* tab. II. Collini in den *Actis acad. electoral. Palat.* Tom. III. tab. IV. fig. 1. bis 5. Andreä Briefe aus der Schweitz tab. II. fig. 9. Schröter vollständige Einleitung tab. III. fig. 1. 2.

Wer diejenigen Körper noch nicht kennen sollte, von denen ich oben sagte, daß man sie für Encriniten Wurzeln ausgebe, die sie doch nicht sind, der sehe folgende Zeichnungen nach: Walch Steinreich tab. II. Num. 2. fig. 1. Schulze von den Seesternen tab. I. fig. 8. Rosinus *de Lithozois* tab. X. A. fig. 1. bis 7. Hofer in den *Actis helvetic.* Vol. IV. tab. VII. fig. 1. 2. 3. 4. tab. VIII. fig. 8. 9. 10. 11. und der Augenschein wird meinen obigen Ausspruch bestätigen. (10)

Encrinitenstiele. (Versteiner.) s. Encriniten, Entrochiten und Trochiten. (10)

Encrinitenstralen, (Versteiner.) so heissen die einzelne Theile des Kopfes oder der Crone des Encriniten. s. Encriniten. (10)

Encrinitenwurzel. (Versteiner.) . Encriniten.

Encrinus. s. Gallerte, Seelilie.

Encrinus, (Versteiner.) s. Encriniten.

Encubert, s. Armadill.

Encyclicus Codex. Ehemals, besonders in Orient, wurden öfters Kirchenräthe gehalten. In den meisten kamen Verordnungen wegen der Kirchenzucht vor. Diese trug man zusammen, und schickte die Bücher der Canonen in den Kirchen umher, damit eine einförmige Kirchenzucht in allen Kirchen eingeführt werde. Ein solches Buch wurde Encyclicus Codex genannt. (14)

Encyclopädie, auch wohl Cyclopädie. Dieses bey den Griechen, und hernach auch Römern übliche Wort bedeutet einen Inbegriff aller Wissenschaften überhaupt, oder mehrerer Wissenschaften von einerley Art. Jenes ist die allgemeine, oder die Encyclopädie schlechtweg; dieses aber eine besondere Art derselben, eine specielle Encyclopädie, in welcher nur einige Wissenschaften mit einander verbunden sind, die entweder vermöge ihrer Natur zusammen gehören, oder wegen einer gewissen Absicht zusammen gezogen worden. So mancherley Fächer von Wissenschaften, so mancherley Stände und Classen von Lesern es giebt, um derentwillen man mehrere Wissenschaften in einem Werk behandelt; so mancherley specielle Encyclopädien lassen sich auch gedenken: philosophische, mathematische, öconomische, juristische, theologische; Encyclopädien für Kaufleute, für Kriegsleute, für Standespersonen, für Frauenzimmer, und andere mehr; dergleichen auch schon viele in Schriften, jedoch nicht immer unter diesem Titel, ausgearbeitet sind, und täglich mehrere herauskommen.

Obgleich Griechen und Römer ihre Jugend in dem ganzen Umfang der ihnen nöthigen Wissenschaften unterrichten liessen, sie auch Leute besassen, die in allen Wissenschaften überhaupt, so weit man sie damals kannte, bewandert waren, und endlich auch einige speciellen Encyclopädien hatten, wofür man zum Exempel die Werke des Aristoteles in Bezug auf die Philosophie, die Naturhistorie des Plinius und einige andere ansehen kann: so hatten sie doch keine schriftliche über alle Künste und Wissenschaften sich erstreckende, keine allgemeine Encyclopädie. Wenn einige das Wörterbuch des Suidas allenfalls auch einige andere, vornemlich aber das Onomasticum des Julius Pollux hieher rechnen: so gründen sie sich darauf, daß in jenen Wörterbüchern auch einige Sach- insonderheit aber historische Artikel vorkommen, und Pollux beynahe den ganzen Umfang der damaligen Kenntnisse (des 2. Jahrhunderts) abgehandelt habe. Allein daß gelegentlich einige Sachartikel eingemischt werden, das macht ein Wörterbuch noch nicht zu einem Realwörterbuch, und noch weniger zu einer allgemeinen Encyclopädie, bey welcher man wenigstens die Absicht haben muß, alle Wissenschaften zu umfassen und die Hauptmaterien und Kunstwörter derselben anzubringen. Was aber den Pollux anbelangt, so ist sein Werk, das nicht in alphabetischer Ordnung, sondern nach gewissen Rubriken verfaßt und eingetheilt ist, die jedoch weder vollständig sind, noch auch immer ihre rechte Stelle gefunden haben, mehr ein Wörterbuch für die griechische Sprache und Schreibart, als für Sachen, dergleichen nur hin und wieder berührt werden.

Erst nach der Wiederherstellung der Wissenschaften fielen verschiedne jetzo in Vergessenheit gerathene Schriftsteller, auf den Gedanken, mehrere oder auch alle Wissenschaften, so weit ihre Kenntnisse reichten, in einen gewissen Zusammenhang zu bringen, und in einem bald grössern bald kleinern Buch abzuhandeln. Der berühmteste unter ihnen ist Alstedius, welcher nicht nur alle Wissenschaften, und selbst viele mechanische Künste in eine Art von systematischer Ordnung aufgestellt, sondern auch von einer jeden das Wesentlichste, zuweilen auch mehr, als dieses, vorgetragen hat. Von seiner Arbeit ist die zweyte Auflage 1630. in Folio zu Herborn in lateinischer Sprache, herausgekommen. Er bedient sich des Titels: Encyclopädie, wie auch bereits andere vor ihm gethan, wogegen aber auch verschiedne andere Titel gewählt hatten. Und so erschienen auch nachher noch manche Encyclopädien unter allerley Titeln, in welchen man entweder nur einige verwandte Wissenschaften zusammen nahm, oder wenn man sein Augenmerk auch auf alle gerichtet hatte, doch nur dasjenige auswählte, was nur gewissen Classen von Lesern, z. E. Anfängern, u. s. f. von solchen Wissenschaften zu wissen nöthig seyn möchte.

Man bemerkte bald, daß sich hier zweyerley unterscheiden ließ; erstlich die Wissenschaften selbst mit denen darin vorkommenden Materien und Kunstwörtern; hernach gewisse Vorbereitungskenntnisse, welche zu deren bessern Erlernung behülflich sind. Demnach schrieb man besondere Bücher, sowohl über die Natur, den Zusammenhang und den Werth der Wissenschaften, als auch über die Art und Weise, wie dieselben gelehrt und erlernt werden müssen. Bücher dieser Gattung nennte man eben sowohl Encyclopädien, als diejenigen, in welchen die Wissenschaften selbst abgehandelt wurden; und so erhielt das Wort eine gedoppelte Bedeutung.

Was die Bücher in der letztern Bedeutung betrift, so giengen die Schriftsteller, wie gewöhnlich nicht einerley Wege. Die wenigsten bedienten sich des Titels: Encyclopädie, sondern dieser wurde erst recht üblich, nachdem die weiter unten anzuführende englische und

französische Encyclopädien herausgekommen waren. Denn da in beyden ein kurzer Abriß von der Natur und der Verbindung der Wissenschaften vorangeschickt war: so gab dieses Gelegenheit, auch in Ansehung der Bücher, worin man hiervon handelte, den Namen: Encyclopädie zu erneuern.

Auch hier nahm man bald alle Wissenschaften zusammen, bald aber handelte man nur von denjenigen, welche zu einem gewissen Fach gehören; und so entstunden sowohl allgemeine, als specielle Encyclopädien in der so eben angeführten Bedeutung. Von der ersten Art sind z. E. Sulzers kurzer Begriff aller Wissenschaften, Bielfelds erste Grundlinien der Gelehrsamkeit; von der andern Art aber Pütters juristische Encyclopädie, Büsch Encyclopädie der historischen, philosophischen und mathematischen Wissenschaften; welche Schriften hier nur zur Erläuterung des gegebnen Begriffs angeführt werden: denn alle Bücher dieser Gattung namhaft zu machen, oder zu beurtheilen, gehört nicht zu unserm Zweck.

Wir verlassen diese Art von Encyclopädien, und werden uns zu denjenigen, in welchen die Wissenschaften selbst und die dazu gehörigen Materien abgehandelt werden. Auch diese sind entweder allgemeine oder specielle. Bey einigen hat man nur die Anfänger zum Augenmerk, bey andern aber sucht man die Wissenschaften in ihrem ganzen Umfang abzuhandeln. Jene sind Lehrbücher, welche nach Beschaffenheit der Anfänger, kürzer oder weitläuftiger seyn können. Daß man mehrere Wissenschaften von einem Fach mit Vortheil in einem Lehrbuch verbinden, und insofern eine specielle Encyclopädie schreiben könne, ist nicht zu bezweifeln; auch ist ein solches Buch nicht über die Kräfte eines einzigen Mannes. Aber es ist ohne Nutzen, alle Wissenschaften überhaupt in ein einziges Lehrbuch zu zwingen, und selbst nicht einmal in Ansehung solcher Wissenschaften rathsam, welche auf niedern gelehrten Schulen vorgetragen werden müssen; wovon wir in dem Artikel: Cursus (pädagogisch) die Gründe angegeben haben.

Noch weniger nützt ein grösseres Werk über alle Wissenschaften, worin dieselben in einem systematischen Zusammenhang abgehandelt werden. Ein einzelner Mann kann ein solches nicht schreiben, oder es muß nothwendig in vielen Wissenschaften schlecht ausfallen. Eine Gesellschaft von Gelehrten könnte es; aber werden alle Glieder über den Zusammenhang und die Ordnung der Wissenschaften übereinstimmend denken? Was werden sie anders thun, als daß der eine eine einzelne Wissenschaft, oder ein ganzes Fach, der andere aber andere Wissenschaften oder Fächer bearbeiten? Da man es schwerlich dahin bringen dürfte, daß sie einerley gesinnt seyn, oder einer des andern Arbeit ergänzen, berichtigen und in das einmal angenommene System passen wollte, dürfte, oder auch könnte: so wird man am Ende keine gemeinschaftliche Arbeit, kein System, sondern einzelne Werke mehrerer Verfasser bekommen, wobey nur der sehr zufällige und zur Sache selbst nichts beytragende Umstand Statt finden würde, daß diese mehrere Werke durch Druck, Titel, und eine Reihe von Bänden in ein einiges Werk vereiniget worden. Es ist uns auch keine Gesellschaft bekannt, welche sich zu dem Zweck, eine allgemeine Encyclopädie in systematischer Ordnung zu schreiben verbunden hätte. Denn was die Vorschläge betrift, welche Johann Christian Lange in einem besondern 1720. herausgegebenen Tractat von einer sogenannten Societate Recognoscentium, gethan hat, welche alle Bücher lesen, das Beste aus denselben ausziehen und in eine gewisse Ordnung bringen sollte, woraus also eine Art von einer allgemeinen Encyclopädie entstanden seyn würde: so ist diese Gesellschaft nicht zur Wirklichkeit gekommen.

Man hat sich sehr oft die nicht ganz richtige Vorstellung gemacht, daß alle Wissenschaften und Künste als ein Ganzes anzusehen seyen, dessen Theile allerseits, jedoch einer mehr als der andere, in Verbindung stünden. Man hat sich Mühe gegeben, diese Verbindung sichtbar zu machen, und alle Wissenschaften aus einer gemeinschaftlichen Quelle herzuleiten. Aber man hat sich noch nicht über diese Quelle und den Grund der Eintheilung vereinigen können. Alstedius hat einen andern Stammbaum von Wissenschaften, als Chambers in der englischen Encyclopädie; in der französischen Encyclopädie findet sich wiederum ein anderer, der von der Vorstellungsart des berühmten Baco, welche auch daselbst angeführt wird, in manchen Stücken verschieden ist; der Eintheilungen so vieler andern Schriftsteller, die sie in ihren kleinern Encyclopädien, Logiken, gelehrten Historien, oder andern Schriften gegeben haben, nicht einmal zu gedenken. Alle diese Eintheilungen sind gewissermassen verunglückt, da die ganze Sache willkührlich ist, und allemal eine andere Eintheilung herauskommt, so oft man einen andern Gesichts- oder Standpunkt wählt, auch mehrere Eintheilungen gleich gut seyn können. Daher auch einige Schriftsteller, wie z. E. Sulzer in dem angezogenen Büchlein, ganz und gar keine künstliche Eintheilung machen, noch auch alle Wissenschaften aus einer gemeinschaftlichen Quelle herleiten. Manche Wissenschaft hat zwar auf viele andere Einfluß; aber nicht alle haben auf alle übrige Einfluß. Viele sind nahe verwandt; aber zwischen manchen ist beynahe kein weiterer Zusammenhang, als daß sie neben einander existiren, und insgesammt Gegenstände des menschlichen Verstandes überhaupt betrachtet sind. Sie machen kein solches Ganze aus, wie etwa eine Maschine ist, wo ein Theil in den andern eingreift, um eine gemeinschaftliche Wirkung hervorzubringen. Sie sind nur in der Bedeutung ein Ganzes, in welcher es ein Wald ist, wo ein Menge von Bäumen untereinander steht, die weiter nichts mit einander gemein haben, als daß sie alle Bäume sind. Es ist dieses Ganze, wie man in der Kunstsprache spricht, kein System, sondern ein bloses Aggregat; wodurch jedoch nicht geleugnet wird, daß nicht oft mehrere Wissenschaften vorzüglich zusammengehören, und unter ein gemeinschaftliches Fach gebracht werden können: denn die Rede ist hier von allen. Es ist daher genug, wenn eine jede einzelne Wissenschaft für sich ausführlich bearbeitet, oder allenfalls mehrere, aber nur solche, welche in einer nähern und natürlichen Verbindung stehen, wie z. E. alle mathematische, oder auch alle philosophische Wissenschaften, zusammengenommen werden. Aber es ist unnöthig, solche Wissenschaften, die nichts mit einander gemein haben, als z. E. die mathematischen, die historischen, und die schönen Wissenschaften, welches drey ganz verschiedne Fächer sind, deren ein jedes ganz andere Seelenkräfte, andere Regeln, andere Uebungen erfordert, zusammen zu paaren. Man mag sich noch so viele Mühe geben, sie als nahe Verwandte darzustellen; sie sind es nicht, so wenig als alle Menschen verwandt sind, ob sie gleich zuletzt von einerley Stammeltern herrühren, wofür

man bey den Wissenschaften die Erfahrung und den Verstand ansehen kann. Man thut der Sache Gewalt an, und der Zusammenhang bleibt immer gekünstelt. Die Wissenschaften werden dadurch weder deutlichter noch leichter, noch trägt auch dieses das mindeste zu ihrem Wachsthum bey. Denn was hat die Redekunst z. E. für Vortheile davon, wenn sie mit dem Recht der Natur, oder der Rechenkunst, oder der Heraldik in einem Buch steht? Es ist hinlänglich, wenn man bey einer jeden Wissenschaft zeigt, aus welchen andern sie ihre Gründe entlehnt, und welche Wissenschaften zu ihrer weitern Vervollkommnung, Ausbreitung und Empfehlung beförderlich seyn können. Was wirklich zusammenhängt, muß auch als zusammenhängend betrachtet werden; wo aber kein Zusammenhang ist, da muß man ihn auch nicht erkünsteln oder erzwingen wollen.

Es war daher eine vergebliche Arbeit, daß man bey der englischen und französischen Encyclopädie, welche in alphabetischer Ordnung geschrieben sind, wo der Zusammenhang, der sich unter mehrern Materien oder Wissenschaften wirklich findet, ohnehin ganz unsichtbar wird, so viel auf die Verwandschaft der Wissenschaften gebauet, und zu dem Ende einen mühsam entworfnen Stammbaum vorausgeschickt hat. Der Zusammenhang ist meistens nur in der vorangehenden Einleitung, aber nicht in dem Werk selbst sichtbar, so viel Mühe sich auch die Verfasser gegeben haben, durch Verweisungen auf andere Artikel, welche oft unnöthig und weit hergeholt sind, einen Zusammenhang hineinzubringen. Die ersten Unternehmer der gegenwärtigen deutschen Encyclopädie haben hierüber anderst gedacht; sie haben keine Genealogie der Wissenschaften, als wovon in dem Artikel: Wissenschaften, ohnedem gehandelt werden muß, entworfen oder erdichtet, um einen Zusammenhang darauf zu gründen, oder vielmehr zu affectiren. Ihr Werk sollte nicht, wie jene sich die Sache vorstellten, ein System aller menschlichen Kenntnisse, sondern ein bloses Aggregat, jedoch auch dieses nur unter gewissen Einschränkungen seyn, deren hernach weiter gedacht werden wird.

Eine Encyclopädie kann auf eine gedoppelte Art eingerichtet werden. Man kann der Ordnung der Wissenschaften und der Materien folgen, so daß man diejenigen voranschickt, auf welchen andere als auf ihren Gründen beruhen. Will man dieser scientifischen oder systematischen Ordnung in einer allgemeinen Encyclopädie folgen, so kann man zwar in die Wissenschaften, die vermöge ihrer Natur zusammen gehören, allerdings Zusammenhang und System bringen; aber das Ganze wird darum noch kein System seyn. Man wird viele Wissenschaften einander nachsetzen müssen, die mit den Vorhergehenden in weiter keiner Verbindung stehen, als daß sie sich in einem und eben demselben Werk finden.

Man kann aber auch zum andern die einzelnen Materien aller Wissenschaften in einer alphabetischen Ordnung vortragen; und eine auf diese Art eingerichtete Encyclopädie ist ein Wörterbuch oder Lexicon.

Es giebt Wörterbücher für die Sprachen; es giebt ihrer aber auch solche, worin Sachen oder Realien erklärt werden. Diese Sachen sind von gedoppelter Art; einige sind einzelne und individuelle Dinge, Nomina propria; andere aber sind Nomina appellativa, allgemeine Dinge oder Begriffe. Für jene sind die historischen Wörterbücher, unter welche auch die geographischen gehören; für diese aber die in vorzüglichem Verstande sogenannte Real-Wörterbücher bestimmt: denn in weitläuftiger Bedeutung kann man auch die historischen mit dazu rechnen. Grotius und Pufendorf sind individuelle Dinge, einzelne Personen, Nomina propria. Das Wort: Naturrecht aber ist ein Nomen appellativum, ein abstracter und allgemeiner Begriff. Die Lebensbeschreibung jener berühmten Männer gehört allenfalls in ein historisches; der Artickel: Naturrrecht aber in ein eigentliches Real-Lexicon; und wenn bey Gelegenheit dieses Artikels jener grossen Männer gedacht wird, so geschieht es nicht, um ihre sonstige Schicksale oder anderwärtige Schriften zu beschreiben, sondern nur um ihre Verdienste zu erzählen, die sie um die Wissenschaft des Naturrechts gehabt haben. Aus der nemlichen Ursache gehört das Wort Plato, oder Cicero in das historische; die Wörter Platonische Philosophie aber und Consul, dergleichen Cicero war, in das Real-Lexicon: denn es gab mehrere Anhänger der Platonischen Philosophie, und diese hat mancherley Schicksale erlitten, und auf viele Wissenschaften Einfluß gehabt; so wie es mehrere Consuls gab, welche gewisse Amtsverrichtungen, Vorzüge, und andere Dinge mit einander gemein hatten. Aus diesem Grund findet sich der Schmetterling, welcher den Namen Achilles führt, in der deutschen Encyclopädie: denn es giebt dieser Schmetterlinge gar viele von der nemlichen Art. Aber der Held Achilles, welcher nur eine einzelne Person war, steht nicht darinnen; und es ist dieses kein Fehler, wie einige geglaubt haben.

Die ersten Wörterbücher nach der Wiederherstellung der Wissenschaften, in welchen man Sachen vortrug, waren historisch, und erstreckten sich nur auf Namen berühmter Oerter und Personen, vornemlich solcher, welche in den Werken der Griechen und Römer, wie auch der heiligen Schrift vorkommen. Für das erste Wörterbuch dieser Gattung wird des Robert Stephani *Dictionarium propriorum nominum virorum, mulierum, populorum, idolorum, urbium, fluviorum, montium, ceterorumque locorum, quae passim apud meliores notae autores leguntur*, und welches 1541. zu Paris herauskam, gehalten. Sein Bruder Carl Stephanus, welcher 1564. starb, gab ein ähnliches Werk unter dem Titel heraus: *Dictionarium Historicum ac Poëticum*, welches etlichemal bey seinen Lebzeiten, und nachher noch oft gedruckt wurde, bis es endlich Nicol. Lloyd 1671. zu Oxford sehr vermehrt herausgab, worauf nachher noch mehrere Ausgaben an verschiednen Orten erfolgten.

Nun fanden sich nach und nach Schriftsteller, welche auch Artikel aus andern, jedoch nur einigen, Wissenschaften, mit unter die historischen mengten, und den Plan dieser Art Wörterbücher erweiterten, so wie im Gegentheil auch nachher, nachdem man bereits allgemeine über alle Wissenschaften gehende Wörterbücher hatte, noch verschiedne specielle Real-Wörterbücher, herausgekommen sind, welche aber anzuführen nicht zu unserer jetzigen Absicht gehört.

Im Jahr 1649. gab Paul Boyer zu Paris folgendes Werk heraus: Bibliotheque *universelle* ou Recueil de toutes les plus belles matieres de la Theologie, de l'Histoire, du Droit, de la Poesie, de la Cosmographie, de la Chronologie, de la Fable, de la Medecine, de la Chirurgie, & de la Pharmacie, des vies plus remarquables des Saints, des Patriarches, des Docteurs de l'Eglise tant Judaique que Chretienne, des Papes, des Empereurs, des Rois, des Hommes

& des Femmes illuſtres. Avec une fidele & ſuccincte deſcription des Etats, des Royaumes, des Empires, & des Principautez, des Iſles, des Montagnes, des Fleuves, des Mers, des Lacs & des Fontaines; des Animaux terreſtres & aquatiques, des Plantes & des Mineraux, & de tous les Termes uſitez aux parties de l'Aſtronomie ou ſcience celeſte, &c. à Paris chez Ant. de Sommaville 1649. fol. Wir kennen dieſes Werk blos aus dem Catalogo Bibliothecæ Bunavianæ (Tom. I. p. 465.) wo es unter den Univerſal-Lexicis vorkommt. Nach dem Titel zu ſchlieſſen dürfte es wohl eine allgemeine Encyclopädie, und wo nicht das erſte doch wenigſtens eins der erſten Wörterbücher ſeyn, in denen man auſſer den hiſtoriſchen auch Realartikel aus allen andern damals bekannten Wiſſenſchaften aufgenommen hat; wiewohl, da das Buch nur einen Band ausmacht, alles ſehr kurz gefaßt, manches kaum berührt, ſehr vieles auch ausgelaſſen worden ſeyn muß.

Im Jahr 1674. gab Moreri ſein hiſtoriſches Wörterbuch zum erſtenmal heraus, worauf in der Folge noch manche anſehnlich vermehrte und verbeſſerte Ausgaben auch noch viele andere hiſtoriſche Wörterbücher erſchienen, die hier nicht angeführt werden können. Dieſes Buch gab Gelegenheit zu des berühmten Bayle Dictionnaire hiſtorique & critique, daß jedoch obgleich ſehr viele Realien darin vorkommen weder ein Univerſal-Lexicon noch eine Encyclopädie iſt, auch nach der Abſicht des Verfaſſers nicht ſeyn ſollte.

Ungefehr um die nemliche Zeit als Moreri ſein Buch heraus gab, war auch Johann Jacob Hofmann Profeſſor zu Baſel auf den Gedanken gefallen, ein hiſtoriſches Lexicon in lateiniſcher Sprache zu ſchreiben, welches auch 1677. zu Baſel in 2. Folianten herauskam. Da Hofmann des Moreri nicht gedenkt, auch ſo ein Werk innerhalb 3 Jahren, als welche zwiſchen der Ausgabe des Hofmanniſchen und des Mororiſchen Wörterbuchs verfloßen waren, von einem Mann nicht zuſammen getragen werden konnte: ſo iſt wahrſcheinlich, daß Hofmann von ſelbſt auf den Einfall gerathen iſt. Er erweiterte nachher ſein Wörterbuch durch 2 neue Bände, welche 1683. herauskamen, und worin Real-Artikel aus allen Wiſſenſchaften enthalten waren; ſo daß es als eine Art von allgemeiner Encyclopädie angeſehen werden kann. Das erſte Werk führt den Titel: Lexicon *Univerſale* Hiſtorico-Geographico-Chronologico-Poetico-Philologicum, continens Hiſtoriam omnis ævi, Geographiam omnium locorum, Genealogiam principum familiarum, addita ubique Chronologia tum veteri tum recentiore, Mythologiam inſuper omnium fabularum, diſcuſſionem Philologicam illuſtrium circa hæc occurentium difficultatum; aliaque plurima ſcitu digniſſima. Cum Indicibus variis, Rerum inprimis locupletiſſimo, memorabilia hujus Lexici per Locorum communium titulos lectori illico ſpectanda exhibente, opera & ſtudio Joh. Jacobi Hofmanni, Gr. Ling. in Acad. Baſil. Profeſs. Publ. Cum Privilegiis S. Cæſareæ Majeſtatis & Regis Chriſtianiſſimi fol. Baſileæ Impenſis Johann Hermann. Widerhold Bibliopol. Genevenſis. Typis Jacobi Bertſchii & Joh. Rodolphi Genathii, MDCLXXVII. Das zweyte Werk iſt betittelt: Lexici Univerſalis Hiſtorico-Geographico-Chronologico-Poetico-Philologici *Continuatio*, præter addenda comprehendens Hiſtoriam Animalium, Plantarum, Lapidum, Metallorum, Elementorum, Rerum aſtricarum, præcipue Hominis Negotiorumque ejus in omni ætate, ſexu, conditione, ævo recentiori, medio, veteri, ex omnium gentium, inprimis Hebrææ, Græcæ, Romanæ momentis ſacris, civilibus erutam, opera & ſtudio Joh. Jacobi Hofmanni Gr. Ling. in Acad. Baſil. Prof. Publ. fol. Baſileæ Impenſis Johann Hermann. Widerhold, Bibliop. Genevenſis. Typis Jacobi Bertſchii, MDCLXXXIII. Im Jahr 1698. kam eine neue Auflage zu Leyden heraus, in welcher man die Supplementen gehörigen Orts eingeſchaltet hat.

Dergleichen Wörterbücher erſchienen dann nun bald hernach mehrere. Im Jahr 1703. fieng Coronelli in Venedig an ein, allgemeines Wörterbuch unter dem Titel Biblioteca univerſale ſacro-profana o ſia gran Dizzionario iſtorico-geografico &c. welches 40 bis 45. Folianten begreiffen ſollte, von denen aber nur 7 herausgekommen ſind, welche die Buchſtaben A. B. und etwas weniges von C. enthalten. Wir kennen es blos dem Titel nach aus Struvii Bibliotheca Hiſt. liter. edit. Jugleri 1761. (Tom. II. p. 1586.) Eben dieſes müſſen wir von folgendem Werk des Harris das jedoch nur aus zwey Bänden in Folio beſteht und 1704. zu London und nachher noch mehrmalen unter folgendem Titel herausgegeben worden: *Univerſal* Engliſh Dictionary of Arts and Sciences. (Journal des Savans 1709. Decemb. p. 442. in welchem berühmten Journal in der Folge noch mehrere Werke dieſer Art angeführt werden, die wir aber übergehen müſſen, theils weil wir ſie nicht geſehen, theils auch weil ſie den Ruf nicht erhalten haben, als Harris und Chambers, welcher letztere den erſten gebraucht hat, und von dem bald ein mehreres folgt.)

Im Jahr 1721. erſchien Johann Theodor Jablonskys allgemeines Wörterbuch aller Künſte und Wiſſenſchaften in Deutſcher Sprache; und dieſes iſt unſers Wiſſens das erſte allgemeine Real-Lexicon in dieſer Sprache; denn ſpecielle Real-Lexica hatte man bereits vorher mehrere, ſo wie deren nachher noch eine Menge herauskommen ſind, und faſt täglich noch herauskommen. Indeß gieng die Abſicht des Verfaſſers blos auf eine kurze Erklärung der vornehmſten Sachen und Kunſtwörtern. Es beſtand daher das Werk auch blos in einem einzigen Band in 4. und war folglich nur eine kleinere Encyclopädie oder ein Handbuch. Es iſt mehrmalen aufgelegt und anſehnlich vermehrt worden. Die neueſte Auflage iſt 1767. und beſteht in 2. Quartbänden.

Im Jahr 1727. gab der Engländer Ephraim Chambers ein allgemeines Real-Lexicon heraus, das er Cyclopädie betittelte. Wir haben die vierte Auflage von 1741. in zwey ſtarken Folianten vor uns. Der vollſtändige Titel iſt: *Cyclopadia*, or an *Univerſal Dictionary* of Arts and ſciences; containing an explication of the Terms, and an account of the Things ſignified thereby, in the ſeveral Arts, both liberal and mechanical and the ſeveral Sciences, human and divine: the figures, kinds, properties, productions, preparations, and uſes of Things Natural and Artificial: the riſe, progreſs and ſtate of Things Eccleſiaſtical, Civil, Military, and Commercial: with the ſeveral Syſtems, Sects, Opinions &c. among Philoſophers, Divines, Mathematicians, Phyſicians, Antiquaries, Critics &c. The whole intended as a Courſe of antient and modern Learning, extracted from the beſt Authors, Dictionaries, Journals, Memoirs, Tranſactions, Ephemerides &c. in

several Languagues by E. Chambers, F. R. S. Floriferis ut apes in saltibus omnia libant, omnia nos — Lucret. The fourth Edition, corrected and amended with some Additions, in two Volumes. fol. London MDCCXLI. Nachher sind noch zwey Bände Supplemente, wie auch 1748. zu Venedig eine Uebersetzung in Italienischer Sprache in 9 Bänden in 4to herausgekommen, die wir aber beyde nicht gesehen haben.

Der berühmte Rechtsgelehrte Johann Peter von Ludewig zu Halle veranstaltete ein allgemeines sowohl historisches als Realwörterbuch, welches das gröſte unter allen ist, so bisher herausgekommen. Es bestehet aus 64. Foliobänden, welche vom Jahr 1732. — 1750. erschienen, und wozu 1751. und 1752. noch 4. Bände Supplemente gekommen sind. Von dem Verleger her wird es gemeiniglich das Zedlerische Lexicon genennt. Was man darin zu suchen habe zeigt der vollständige Titel: Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bisher durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden, darinnen sowohl die Geographisch-Politische Beschreibung des Erdkreises nach allen Monarchien, Kayserthümern, Königreichen, Fürstenthümern, Republiquen, freyen Herrschaften, Ländern, Städten, Seehäfen, Vestungen, Schlössern, Flecken, Klöstern, Aemtern, Gebürgen, Pässen, Wäldern, Meeren, Seen, Inseln, Flüssen, und Canälen; samt der natürlichen Abhandlung von dem Reich der Natur, nach allen himmlischen, lustigen, feurigen, wässerigen, und irrdischen Körpern, und allen hierinnen befindlichen Gestirnen, Planeten, Thieren, Pflanzen, Metallen, Mineralien, Salzen und Steinen; ꝛc. als auch eine ausführliche historisch-genealogische Nachricht von den durchlauchten und berühmtesten Geschlechtern in der Welt, dem Leben und Thaten der Kayser, Könige, Churfürsten und Fürsten, grosser Helden, Staatsminister, Kriegsobersten zu Wasser und zu Lande, den vornehmsten geist- und weltlichen Ritterorden ꝛc. ingleichen von allen Staats-Kriegs-Rechts-Policey- und Haushaltungsgeschäften des adlichen und bürgerlichen Standes, der Kaufmannschaft, Handthierungen, Künste, und Gewerbe, Innungen, Zünften und Gebräuchen, Schiffahrten, Jagden, Fischereyen, Berg-Wein-Ackerbau und Viehzucht, ꝛc. wie nicht weniger die völlige Vorstellung aller in den Kirchengeschichten berühmten Altväter, Propheten, Apostel, Päbste, Cardinäle, Bischöfe, Prälaten, und Gottesgelehrten, wie auch Concilien, Synoden, Orden, Wallfahrten, Verfolgungen der Kirchen, Märtyrer, Heiligen, Sectirer und Ketzer aller Zeiten und Länder, endlich auch ein vollkommner Inbegriff der allergelehrtesten Männer, berühmter Universitäten, Academien, Societäten und der von ihnen gemachten Entdeckungen, ferner der Mythologie, Alterthümer, Münzwissenschaft, Philosophie, Mathematik, Theologie, Jurisprudenz, Medicin, wie auch aller freyen und mechanischen Künste, samt der Erklärung aller darinnen vorkommenden Kunstwörter u. s. f. enthalten ist. Nebst einer Vorrede von der Einrichtung dieses mühsamen und grossen Werks Joh. Pet. von Ludewig JCti, Königl. Preußischen geheimden und Magdeburg. Regierungs- und Consistorialraths, Canzlers bey der Universität, und der Juristen Facultät Präsidis Ordinarii, Erb- und Gerichtsherren auf Bendorf, Pretz und Gatterstädt. Mit hoher Potentaten allergnädigsten Privilegiis. Fol. Halle und Leipzig. Verlegts Johann Heinrich Zedler.

In den Jahren 1746. — 1751. gab Joh. Franz Pivati ein Dizzionario scientifico e curioso sacro-profano in 10 Folianten zu Venedig heraus, das wir nicht selbst gesehen haben, aber dem Titel nach zu urtheilen, allenfalls ein Universal-Lexicon seyn möchte (Joh. Andr. Fabricii Histor. der Gelehrsamkeit 1. Th. S. 209. wo aber die Zahl der Bände nicht angeführt worden.)

Im Jahr 1743. fiel ein Engländer Johann Mills, der sich in Frankreich aufhielt, auf den Gedanken Chambers Encyclopädie ins Französische zu übersetzen, und nahm sich einen Deutschen zum Gehülfen, Gottfried Sellius von Danzig, der ehedem Professor zu Halle gewesen seyn soll. Mills wendete sich an den Buchhändler Le Breton in Paris, welcher im Jahr 1745. ein Privilegium auswirkte und auch in dem nemlichen Jahr einen Prospectus herausgab. Indessen wurden Mills und Le Breton uneinig, worüber es so gar zu Schlägen kam. Le Breton brachte es dahin, daß obiges Privilegium und alles was er mit Mills verhandelt hatte aufgehoben wurde. Mills gieng aus Verdruß nach England, und Sellius ist einige Zeit nachher im Hospital verstorben. Le Breton aber, welcher das Manuscript in Händen hatte, wirkte sich 1746. ein ander Privilegium aus, und verband sich noch mit dreyen andern Buchhändlern, die hernach nebst ihm die französische Encyclopädie verlegten. Nun wendeten sich dieselben mit ihrem Manuscript von Chambers Werk an französische Gelehrten, und so entstand dann das französische Werk, welches den Titel führt: *Encyclopédie* ou Dictionnaire raisonné des Sciences, des Arts, & des Metiers, par une Société de Gens de Lettres, mis en ordre & publié par M. Diderot, de l'Academie Royale des Sciences & des Belles-Lettres de Prusse, & quant à la Partie mathamatique par M. d'Alembert, de l'Academie Royale des Sciences de Paris, de celle de Prusse, & de la Societé Royale de Londres. Tantum Series junctaraque pollet. Tantum de medio sumptis accedit honoris. Horat. fol. à Paris chez Briasson, David l'ainé, Le Breton, & Durand.

Im Jahr 1751. kam ein Prospectus darüber heraus, und es wurde die Zahl der Bände Text auf 8. und der Kupfer auf 2 in Folio gesetzt, und gemeldet, daß das ganze Manuscript schon fertig sey. Noch in dem nemlichen Jahr erschien der erste Band. Aber die Arbeit mehrte sich unter den Händen, und ausser denen in der Vorrede des ersten Bandes gemeldeten Gelehrten traten von Zeit zu Zeit mehrere hinzu, welche in den Vorreden der folgenden Bände nach und nach nahmhaft gemacht wurden. Hierdurch wuchs das Werk endlich bis auf 17. Bände Text, und 11. Bände Kupfer an. In dem ersten Band findet sich ein Discours préliminaire von Hrn. d'Alembert über die Natur einer Encyclopädie und eines Dictionnaire raisonné, wie auch über die Verbindung und den Zusammenhang der Wissenschaften unter einander.

In den Jahren 1751. — 1757. kamen die 7. ersten Bände Text heraus, nicht ohne mancherley Verdrüßlichkeiten, indem der Druck durch einige Königliche Arrets, weil das Werk wegen seiner freyen Stellen viel Anstoß gefunden hatte, verschiedentlich unterbrochen wurde, und im Jahr 1759. wurde das Privilegium gar widerrufen, jedoch in dem nemlichen Jahr

eins

eins für die Kupfertafeln ertheilt. Inzwischen scheinen die Verleger das Werk die Tittelblätter ausgenommen, in der Stille fortgedruckt zu haben: denn im Jahr 1765. kamen die übrigen 10. Bände, welche alle dieses Druckjahr führen auf einmal heraus, und zwar vorgeblich zu Neufchatel en Suisse chez Samuel Faulche & Compagnie, im Grund aber zu Paris, nachdem die Verleger eine sogenannte Permission tacite erhalten hatten, das Werk fortzudrucken; jedoch so daß ein anderer Druckort und Verleger genennt, auch das Werk nicht in Paris noch in einem Umkreiß von 30. Stunden weit verkauft werden durfte; weswegen es die Verleger an entfernte Oerter senden, und die Käufer zusehen mußten, wie sie es von da nach Paris brachten. Die 11. Bände Kupfer aber kamen in den Jahren 1762. — 1772. heraus.

Die 17. Bände Text waren in kurzer Zeit verkauft, und schon im Jahr 1768. überliessen die ersten Verleger ihr Recht, zweyen andern Pariser-Buchhändlern Desaint und Panckoucke, welche auch mit dem Anfange des Jahrs 1769. eine neue Auflage, nebst einigen Supplementen zu der ersten Auflage ankündigten, auch so gleich mit dem Druck anfiengen. Allein als man 3. Bände gedruckt hatte, und im Begriff war dieselben an die Subscribenten abzuliefern, so erschien ein Königlicher Befehl, wodurch der fernere Druck nicht nur untersagt, sondern auch verordnet wurde, alles, was bereits gedruckt war, bis auf weitere Verfügung in Verwahrung zu bringen, welches auch geschah. Weil aber das Werk an einen feuchten Ort gelegt wurde, so vermoderte alles in kurzer Zeit fast gänzlich. Es sind also weder die folgenden Theile noch die Supplementen herausgekommen.

Ehe noch die vorhingedachte Ankündigung einer zweyten jedoch nicht vollendeten Pariser Ausgabe erfolgt war, so hatte Herr de Felice zu Yverdon kurz vorher eine neue Ausgabe in 4. angekündigt, von welcher nachher ein mehreres. Auch war die erste Pariser Ausgabe in Italien in dem nemlichen Format nachgedruckt worden, und zwar zu Lucca welche Auflage bereits im Jahr 1769. geendigt und abgesetzt war, und dann zu Livorno, die wenigstens zu Anfang des Jahrs 1771. schon vollendet war. Wir haben keine von beyden gesehen; sie sollen aber einige wenige Zusätze haben, wogegen aber sehr viele Artikel ganz weggeblieben, oder abgekürzt worden, welches nichts unwahrscheinliches ist, indem man damals in Italien so manche freye Stellen, die selbst in Frankreich Anstoß gefunden, unverändert abzudrucken gewiß Bedenken gefunden haben muß. Es ist auch zu Florenz ein Abdruck veranstaltet worden, von welchem wir aber nicht sagen können, zu welcher Zeit solches geschehen, noch von welcher Beschaffenheit derselbe sey, noch auch ob er geendigt worden. Als man noch mit der Herausgabe der ersten 7. Bände zu Paris beschäftigt war, so fieng man auch in London an, dieselben nachzudrucken. Da sich aber die Pariser Buchhändler mit den Londoner verglichen, so wurde dieses nicht fortgesetzt.

Die obgedachten Pariser Buchhändler, welche die zweyte Auflage herauszugeben verhindert worden waren, überließen ihre Rechte zweyen Buchhändlern zu Geneve de Tournes und Cramer. Letztere gab einen Prospectus zu Anfang des Jahrs 1771. heraus, worinn sie ankündigten, daß die 17. Bände Text in dem nemlichen Format, wie die erste Pariser Ausgabe war, wörtlich abdrucken, und diesen 8. Bände Kupfertafeln (denn so viel waren bisher zu der Pariser Ausgabe herausgekommen) hinzugefügt werden sollten. Das Werk selbst ist bereits im Jahre 1775 ganz heraus gewesen; und diese Edition wird in Paris und Geneve für die zweyte rechtmässige Auflage angesehen, indem die Italiänischen Nachdrücke und die Yverdoner Edition nicht mitgezält werden. Es sind aber 11 Bände Kupfertafeln geworden, indem zu den 8 welche bey Ankündigung des Werks heraus waren, noch 3 nachher hinzugekommen welche leztere in den Jahren 1776 und 1777 erschienen sind. Uebrigens ist diese Ausgabe mit der ersten Pariser von Wort zu Wort gleichlautend, und haben die Kupferplatten der ersten Pariser Ausgabe auch zu dieser mit gedienet.

Die Auflage zu Yverdon betreffend, so führt sie den Titel: Encyclopedie ou Dictionnaire *universel* raisonné *des Connoissances humaines*, mis en ordre par M. de *Felice*. E tenebris tantis tam clarum tollere lumen Quis potuit? *Lucret.* Dieser Titel ist von dem in den gedachten beyden Folio-Ausgaben, den man nachher auch in den folgenden beybehalten hat, verschieden. Noch mehr ist es die Ausführung. Man hat in dieser Ausgabe 1) viele Artikel der Pariser Edition ganz weggelassen, insonderheit solche, welche nur blos die Franzosen interessiren konnten 2) andere hat man beträchtlich abgekürzt: so wie man solches auch mit dem vorangeschickten Discours preliminaire gemacht hat. 3) Zu verschiedenen hat man Zusätze gemacht, die ein besonders Zeichen haben, auch hin und wieder, jedoch ohne ein Zeichen beyzufügen, in den Artikeln kleine Aenderungen gemacht 4) viele Artikel hat man umgeschmolzen, und diese haben auch ihr besonderes Zeichen 5) endlich hat man eine grosse Menge von ganz neuen Artikeln hinzugefügt, und diese ebenfalls mit einem Zeichen versehen. Der Prospectus dazu ist zu Anfang des Jahrs 1769, das Werk aber von 1770-1775 in 42 Bänden in 4. herausgekommen. Ausser diesen gehören noch 9 Theile Kupfertafeln dazu, welche nach vollendetem Text erschienen sind. Endlich sind noch 6 Bände Supplementen hinzukommen. Wir haben nicht Gelegenheit gehabt, diese Supplemente, noch auch die Kupfertafeln zu sehen, können also nicht sagen, wann sie herausgekommen, und wie sie beschaffen sind, ob man alle Kupfer der Pariser-Edition nach einem verjüngten Maasstabe beybehalten, oder einige derselben weggelassen habe.

In dieser Yverdoner Edition hat man den Plan der Pariser auch noch insofern verlassen, daß man eine Menge Artikel von eigentlichen Namen, dergleichen sich in der ersten Ausgabe des Werks nicht fanden, eingerückt hat. In der Genever Folio-Edition ist man ganz bey der Pariser geblieben; aber die nachmaligen Editionen haben das schädliche Beispiel der Yverdoner nachgeahmt. Denn weder in dieser noch in den nachfolgenden Editionen, noch auch in den Pariser Supplementen, wovon gleich hernach, hat man alle berühmte Namen von Personen und Oerter angebracht. Man hat zwar vorgegeben, daß man nur die vornehmsten und wichtigsten, oder wie es in den ebengedachten Supplementen heißt, nur solche haben anführen wollen welche Epoche gemacht hätte. Aber der Begriff von Wichtigkeit ist viel zu relativisch, als daß man diesen zum Maasstab nehmen könnte. Dem einen ist dieser, dem andern jener Name wichtig, und ein jeder Leser findet von zehen berühmten Namen, die er gerade sucht, kaum einen,

nicht zu gedenken daß Namen, die nicht so wichtig sind, doch auch oft gesucht zu werden pflegen, eben deswegen, weil sie weniger bekannt sind. Wenn man die Herausgeber nach ihren eignen Grundsätzen beurtheilen will, so fehlen selbst viele Namen von Personen, die offenbar grosse Epochen gemacht haben. Und obgleich derselben in den Pariser-Supplementen mehrere stehen, als in der Yverdoner Ausgabe, auch einige in den nach den Supplementen erschienenen Ausgaben noch hinzugesetzt worden: so fehlen ihrer doch immer noch allzuviele.

Die so eben angeführte Supplemente sind in 4 Folio-Bänden zu Paris A. 1776. und 1777. heraus gekommen, so daß sie also zu den beyden Folio-Editionen von Paris und Geneve (wie auch zu den Italiänischen Nachdrücken der erstern, deren oben gedacht worden) gebraucht werden können. Man hat sehr viele Fehler der ersten Ausgabe verbessert, auch viele neue sowohl Sach- als historische Artickel hinzugefügt, manche derselben wörtlich aus der Yverdoner Ausgabe genommen, andere aber abgeändert, viele aber ganz neu verfertigt; jedoch auch wieder im Gegentheil manche Artikel der Yverdoner Edition weggelassen. Die Verfasser sind in der Vorrede genennt, der Herausgeber aber ist Herr Robinet. Der ganze Titel ist: Nouveau Dictionaire pour servir de *Supplement* aux Dictionaires des Sciences, des Arts & des Metiers; par une Société de Gens de Lettre; mis en ordre & publié par M * * * Tantum series juncturaque pollet, Tantum de medio sumptis accedit honoris! à *Paris* chez Panckoucke, Stoupe & Brunet, & à Amsterdam chez M. M. Rey Avec Approbation & Privilége du Roi fol. Zu diesen Supplementen gehört auch ein Band Kupfertafeln, welcher der 12te des ganzen Werks ist, dessen 11ter Band sonst der lezte auf dem Titel heißt. Dieser Band ist betitelt: Suite du Recueil de Planches sur les Sciences, les Arts liberaux, et les Arts mechaniques, avec leur Explication, *Supplement*, ou Tome XII.

Bereits im Jahr 1775 fiel man zu Geneve auf den Gedanken, eine solche *Table analytique* & raisonnée des matiéres contenues dans les XVII. Volumes de l'Encyclopédie herausgegeben, welche Herr Mouchon, Prediger zu Basel verfertigt hat. In derselben befindet sich 1) eine Analyse oder Inhalt aller der Artikel, die keine bloße Worterklärung sind 2) zu Ende dieses Inhalts sind Allegaten aus andern Artickeln, wo die Sache auch gelegentlich vorkommt 3) eine Nomenclatur von allen berühmten Leuten, von welchen in der Encyclopädie geredet worden, nebst Anzeige des Artikels und der Seite, wo solches geschehen ist, 4) endlich einige neue Artikel, welche in der Encyclopädie fehlen, wozu aber die Materialien in andern Artikeln, welche angezeigt werden, befindlich sind. Diese Table analytique ist, ohnerachtet auf dem Titel Paris stehet, zu Geneve 1780 in 2 Theilen und zwar in dem nemlichen Format, wie die Pariser- und Genever Folio-Editionen herausgekommen, so daß sie zu beyden gebraucht werden kann.

Zu Geneve kam im Jahr 1776 ein Prospectus von einer neuen Auflage der Encyclopädie heraus, welche in 29 Bänden Text und 3 Bänden Kupfertafeln in 4t bestehen sollte. Der Text hat aber nachher 36 Bände ausgemacht, welche von 1777-1779 bey dem Buchhändler Pellet daselbst herausgekommen sind. Dieselbe ist nach der ersten Pariser Ausgabe abgedruckt, nur daß 1) die nachher dazu gekommnen Supplemente gehörigen Orts eingeschalt 2) zu manchen Artickeln Zusätze oder Berichtigungen, welche mit einem besondern Zeichen versehen sind und endlich 3) auch viele ganz neue Artickel hinzugefügt worden, welche ebenfalls besonders bezeichnet sind. Es sind aber diese, in den angeführten Supplementen nicht befindliche, Zusätze und neue Artikel theils, jedoch meistens mit einigen Veränderungen aus der Yverdoner Auflage nachgeholt, theils aber von neuem verfertigt worden, der Zahl nach aber im Ganzen genommen nicht sehr beträchtlich. Indessen sind auch hier so wenig als in den gedachten Supplementen alle in der Yverdoner Auflage befindliche Artikel angebracht worden. In Ansehung der Kupfertafeln ist es bey 3 Bänden geblieben, welche 1778 und 1779 erschienen sind. Die Folio-Ausgabe war wegen der grossen Menge von Kupfern sehr kostbar, und doch waren die meisten entweder ganz entbehrlich, oder bewürkten wenigstens keine grössere Deutlichkeit. In dieser Auflage hat man alle Kupfer weggelassen, welche keine Beziehung auf die mancherley mathematische Wissenschaften, noch auf Chymie, Anatomie und Chirurgie haben. Die Kupfer von den Handwerkern, welche mit den Mathematischen Wissenschaften in naher Verbindung stehen, sind geblieben, von den übrigen aber sind sie weggelassen worden; und daher hat auch in dem Text der von leztern handelnden Artikeln, alles, was sich auf Figuren bezog theils ausgelassen, theils stark geändert werden müssen. Uebrigens ist diese Auflage die nemliche, welche hin und wieder, auch in der gleich anzuzeigenden Octav-Edition, die Auflage von Geneve und Lyon genennt wird. Denn es hat auch ein Lyoner Buchhändler daran Antheil, und dieselbe mit Herr Pellet zu Geneve gemeinschaftlich besorgt. Es ist aber derselbe, so wenig als Lyon weder in dem Prospectus, noch in dem an dem ersten Theil befindlichen Avertissement, noch auf den Titelblat genennt worden, weil die Encyclopädie nicht in Frankreich gedruckt werden durfte. Mit dem Jahr 1778 wurde zu Bern und Lausanne bey der Societé typographique eine neue Ausgabe in gr 8 herausgegeben. In dem Avertissement das in dem ersten Bande befindlich ist heißt es, daß sie von der zu Geneve und Lyon herausgekommnen Ausgabe, welches eben die kurzvorher beschriebene Genever-Edition ist, wörtlich abgedruckt sey. Doch finden sich bey einigen wenigen Artikeln kleine Zusätze. Nach geendigtem Werk sollen auch Supplemente, jedoch nur in einem Band, und zwar auch in 4. abgedruckt werden, damit sie zu der gedachten Genever- wie auch zu der Yverdoner Ausgabe gebraucht werden könnten; in welchen sie nicht befindlich, wogegen aber auch manche Artikel der Yverdoner Ausgabe weggeblieben sind, weil sie schon in der Genever Ausgabe fehlten. Man will auch ein Verzeichniß der besten Schriftsteller über alle Künste und Wissenschaften, die in der Encyclopädie abgehandelt sind hinzufügen; und zwar in diesen Supplementen, welche also am Ende doch, wenn dieses Verzeichniß nicht sehr mager ausfallen soll, mehr Bände geben dürften. Nach dem gedachten Avertissement soll die gegenwärtige Ausgabe aus 29 Bänden Text und 3 Bänden Kupfertafeln bestehen, und gerade so viel Theile hatte auch ihr Original die Edition von Geneve haben sol-

len. Indeſſen wird es ihrer doch mehrere und eben ſo viel Theile geben, als dieſes begreift: denn wir haben bereits den 29 Theil Text in Händen, in welchem erſt der Anfang des Buchſtabens S vorkommt. Als man die gegenwärtige Auflage in gr. 8 1778. anfing, ſo war die Genever-Ausgabe noch nicht geendigt; als welches erſt 1779 geſchah. Folglich konnte man damals noch nicht gewiß wiſſen, wie viel Theile ſie anfüllen würde; und daher kommt der Unterſchied welche ſich zwiſchen dem Verſprechen und der That ſelbſt finden wird.

Man erſieht alſo aus dem bisherigen, daß man in keiner einzigen Auflage alles beyſamen hat, was die Herausgeber der mancherley Editionen einzuſchalten beliebt haben. Ein jeder derſelben hat weggelaſſen, geändert, oder zugeſetzt, was ihm gut gedeucht hat.

Noch iſt anzuführen, daß ein Proſpectus von einer neuen Ausgabe der Franzöſiſchen Encyclopädie vor kurzem unter folgendem Titel erſchienen, woraus auch zum theil die Einrichtung derſelben abzunehmen iſt: *Encyclopedie methodique*, ou par ordre de Matiéres, par une Société de Gens de Lettres, de Savans et d'Artiſtes précédée d'un Vocabulaire univerſel, ſervant de Table pour tout l'Ouvrage, orné des Portraits de M. M. Diderot et d'Alembert, premiers Editeurs de l'Encyclopedie; publiée en deux formats in 4 à trois colonnes 42 volumes de Diſcours et 7 volumes de Planches; et in 8 à deux colonnes, en 84 vols de diſcours et 7 vols de Planches — propoſée par ſouſcription au même prix de 672 livres pour chaque edition — à Paris chez Panckoucke, à Liege chez Plomteux gr. 8. 1782. avec Approbation et Privilege du Roi. In dieſem Werk ſollen die beſten Artikel der erſten Ausgabe und deren Supplemente beybehalten, andere verbeſſert, und noch andere von neuem gemacht werden. Alle Artikel ſind in 26 Fächer vertheilt, deren jedes von einem oder mehreren berühmten Gelehrten beſorgt wird, die genennt werden. Ein jedes dieſer Fächer wird als ein für ſich beſtehendes Ganze angeſehen, erhält auch ſein eigen in einem oder mehr Bänden beſtehendes Wörterbuch; alle zuſammen aber machen eine Encyclopädie aus, daher auch keins einzeln verkauft wird. Um aber doch nicht erſt in vielen Bänden nachſchlagen zu müſſen, wenn ein Wort vorkommt, von welchem man nicht gerade weiß, in welches Fach es gehört, geht ein allgemeines Wörterbuch (Vocabulaire) voran, wo bey einen jeden Wort angezeigt wird, in welchem Bande es zu finden ſey; auch dient daſſelbe anſtatt des Regiſters, oder der oben ſogenannten Table analytique, um die Sachen, auch Namen von Perſonen und Oerter zu finden, welche in den Artikeln ihn und wieder vorkommen, und keine eigene Artikel haben. Die eigentlichen hiſtoriſchen Artikel hätte man am liebſten weggelaſſen; weil ſie aber doch einmal in die Encyclopädie eingeführt worden, ſo will man ſie beybehalten, und zwar ſo, wie ſie ſich in dieſer befinden, und alſo nur die wichtigſten. Auſſer daß dieſes Werk anſehnlich verbeſſert werden ſoll, unterſcheidet es ſich von den bisherigen Ausgaben vornemlich dadurch, daß ein jedes angenommne beſondere Fach ſein eigen Wörterbuch hat, wobey die Herausgeber glauben, daß ſolches für diejenigen, die gerade nur ein Fach von Artikeln leſen, und ſich in einer einzeln Wiſſenſchaft unterrichten wollen, ſehr bequem ſey, weil ſie die dahin gehörigen Materien in einem oder ein Paar Bänden beyſammen fänden, und nicht nöthig hätten, dieſelben allenthalben geſtreut zu ſuchen. Ob wir gleich glauben, daß es ſehr nützlich ſey wenn bey der Ausarbeitung einer Encyclopädie vorher erſt die einzelnen Wörterbücher verfertigt werden ſo denken wir doch daß, wenn man ſie auch nun einzeln druckt, dadurch eine Menge von andern Ungemächlichkeiten entſtehen, die wir hier nicht weiter nahmhaft machen wollen, weil wir das Werk ſelbſt, deſſen erſter Band im Julius 1783 herauskommen, und welchem die übrigen innerhalb 5 Jahren nachfolgen ſollen, nicht vor Augen haben, und alſo nicht ſagen können, wie die Ungemächlichkeiten, die wir uns dabey vorſtellen, abgeholfen worden. Die beyden genannten Buchhändler zu Paris und zu Lüttich ſind die Verleger; kurz vorher iſt zu Amſterdam und Lüttich ein ähnliches Werk angekündigt worden, welches aber nunmehr da die Verleger beyder Werke übereingekommen ſind, nicht Statt haben wird. Die Kupfertafeln der Folio-Edition, welche die Herausgeber für ſehr wichtig und für die gröſte Zierde des Werks halten ſo entbehrlich ſie den Herausgebern der Genever Quart und der Berner Octav-Edition vorgekommen, ſollen alle beybehalten werden, jedoch in einem verjüngten Maasſtab; weswegen man ſie in 7 Bände zu bringen gedenkt. Wir hätten über die in dem Proſpectus gemachte Eintheilung der Fächer über die Proportion der Bände, die ein jedes Fach haben ſoll, über manche eingeſtreute Grundſätze und Urtheile noch vieles zu ſagen; müſſen es aber übergehen, um nicht eine Recenſion eines noch nicht vorhandnen Werks zu ſchreiben, von dem es ungewiß iſt, ob es zu Stande kommt.

Wir kommen nunmehr zur Deutſchen Encyclopädie. So wie man in Frankreich dem Gedanken die Engliſche Cyclopädie des Chambers zu überſetzen die Entſtehung der weit wichtigern Franzöſiſchen Encyclopädie zuſchreiben muß: ſo hat auch die Deutſche Encyclopädie aus einem ähnlichen Gedanken ihren Anfang genommen. Herr Franz Varrentrapp berühmter Buchhändler in Frankfurt am Mayn hatte ſchon vor der Franzöſiſchen Encyclopädie den Anſchlag gefaßt, den Chambers in Deutſche überſetzen zu laſſen, aber ungeachtet mehrmaliger Bemühungen keine Leute dazu ausfündig machen können. Im Jahr 1775 wendete er ſich am Herrn Profeſſor Köſter in Gieſen, und that ihm den Vorſchlag, gedachtes Werk zu überſetzen, überließ aber den Verlag und die übrigen Anſtalten ſeinem Herrn Sohn und Herrn Tochtermann Wenner welche auch die Verleger der Deutſchen Encyclopädie ſind. Herr Köſter fand Geſchmack an dieſem Vorſchlag ſah aber ſogleich ein, daß ein Mann aus Unkunde ſo mancher in einem Univerſal-Lexico vorkommenden Sachen, einer ſolchen Arbeit nicht gewachſen ſeyn könne. Er wendete ſich alſo an den Herrn geheimen Rath und Profeſſor Böhm in Gieſen, welcher ſich auch geneigt finden ließ. Beyde wurden einig, ſich noch nach mehrern Mitarbeitern umzuſehen, die nebſt der Kenntniß der Sachen auch die Engliſche Sprache verſtünden, und zogen den Herrn Hofrath und Profeſſer der Medicin Diez, und den auſſerordentlichen Profeſſer der Philoſophe Herrn Piehl mit in ihre Geſellſchaft, welcher aber noch vor dem Anfang des Werks abgetreten und aus Gieſen weggegangen iſt. Als man nun das Werk des Chambers genauer und in Bezug auf die jetzige Abſicht anſah: ſo wurde man bald gewahr, daß eine bloße Ueberſetzung wenig Nutzen

bringen würde, sondern gar vieles berichtigt und zugesetzt werden müste. Weil es nun aber doppelte Arbeit gegeben hätte, den Chambers erst wörtlich zu übersetzen, und hernach wieder vieles davon für unnütze oder unrichtig zu erklären, und zu verbessern, wodurch auch das Werk nur vergrössert worden wäre; so fiel man auf die Gedanken, die Uebersetzung des Chambers ganz aufzugeben, und ein Originalwerk auszuarbeiten. Denn zu einer Uebersetzung der französischen Encyclopädie hatten weder die Herrn Verleger noch die Gesellschaft Lust; jene nicht, weil sie nicht mehr als 12 Quartbände haben wollten, in welche man die Uebersetzung nicht bringen konnte; diese aber nicht, weil auch bey der französischen Encyclopädie in unzählichen Artikeln Berichtigungen und Ergänzungen erforderlich gewesen wären, welches mehr Mühe machte, als die Artikel, ohne weitern Zwang, aus eigner freyer Hand auszuarbeiten.

Die Gesellschaft bemerkte indessen bald, daß es ihrer zu wenig wären, und bewog den Herrn Professor der Rechte Höpfner, jetzigen geheimen Tribunalsrath in Darmstadt, dann den Hrn. Prof. der Arzneykunst Nebel, welcher nun, wie aus der Vorrede des 7 Bandes zu ersehen, schon verstorben ist, wie auch den Herrn Prof. der Philosophie Klevesahl, nunmehrigen Superintendenten zu Dürkheim an der Haard, daß sie als Mitarbeiter hinzutratten. Daher dann auch alle diese Gelehrten in dem Prospectus und in der Unterschrift der Vorrede genennt sind.

Nun waren zwar sechs Personen beysammen, und bereits über ein Jahr verflossen, ehe man es so weit gebracht hatte, und zu arbeiten anfangen konnte. Da aber die Anzahl der Arbeiter noch immer geringe, auch damals noch keine auswärtige Gelehrten dabey waren, so gieng die Arbeit an dem ersten Bande, welcher 1778 erschienen ist, nicht geschwind genug. Die Gesellschaft sowohl als die Herrn Verleger hielten es daher für rathsam, sich für die folgenden Bände um mehrere auch auswärtige Mitarbeiter zu bewerben, weil sie sich Hoffnung machten, hierdurch das Werk nicht nur zu beschleunigen, sondern demselben auch eine grössere Vollkommenheit zu ertheilen. Und so traten nun wirklich verschiedene andere Gelehrte hinzu, die theils schon in der Vorrede des ersten Bandes, theils der folgenden Bände, so wie sie Antheil nahmen, genennt sind; daher wir sie hier nicht wiederholen wollen. Wiewohl auch verschiedene mitarbeiten, die bishero noch nicht erlaubt haben, daß man ihre Namen genennt hat.

Hierdurch änderte sich nun verschiedenes. Der Hauptsitz des Werks blieb zwar bey der Gesellschaft in Giessen, welche auch, da die Anzahl der erwünschten Mitarbeiter nicht gleich auf der Stelle zusammengebracht werden konnte, noch manche Fächer in dem zweyten und dritten Bande bearbeiten mußte, die hernach andern überlassen wurden. Da man voraussehen konnte, daß kein auswärtiger Gelehrter seine Arbeit dem Urtheil oder gar der Berichtigung der Gesellschaft unterwerfen würde, welches zu übernehmen die Gesellschaft auch ohnehin nicht geneigt war, indem sie im Grund alle vorige Arbeit behalten, und gewissermassen noch mehr überkommen haben würde, da es oft weit leichter ist, eine Sache von neuem und selbst zu machen, als eines andern Arbeit zu verbessern und umzuschmelzen; so wurde festgesetzt, daß ein jeder für seine eigne Arbeit allein stehen, die Mitglieder der Gesellschaft ihre beybehaltnen Fächer bearbeiten, in Ansehung der übrigen aber nur zusehen möchte, daß keine unnöthige Wiederholungen, noch auch Widersprüche in denen von mehrern Orten her einlauffenden Artikeln über das nemliche Wort oder die nemliche Sache einfliessen möchten. In der Folge kam man auch überein, daß ein jeder Artikel mit einer eignen Nummer bezeichnet werden sollte, welches daher von S. 126. des dritten Bandes geschehen ist. Auf diese Art geht nun das Werk noch fort; ein jeder Arbeiter sieht auf sein Fach allein, die ursprüngliche Gesellschaft aber, wozu noch einige Gelehrten in Gießen nach und nach hinzugetreten sind, deren Namen sich in den obgedachten Vorreden befinden, ist darauf bedacht, daß alles in ein Ganzes geordnet, und zum Druck bereitet werde, ohne sichs anzumassen, eines andern Gelehrten Arbeiten abzuändern, als so weit sich die ihr aufgetragne Revision nicht erstrecken sollte.

Eine Encyclopädie in alphabetischer Ordnung ist ein Realwörterbuch, und daher kann der Zweck derselben auch kein anderer seyn, als derjenige ist, welchen man bey dieser Art Bücher natürlicher Weise haben muß. Durch die alphabetische Ordnung werden alle Materien von einander gerissen, und der Zusammenhang derselben ganz unsichtbar. Man muß also aus so einem Buch keine ganze Wissenschaft erlernen wollen, sondern sich hierzu der Lehr- und anderer Bücher bedienen, worinn von allgemeinen Begriffen und Gründen, aus- und zu den Folgesätzen derselben fortgegangen wird. Durch Verweisungen aus einem Artikel in den andern kann der Sache nicht geholfen werden. Der Leser fängt nicht gerade mit dem Artikel an, welchen der Verfasser für den ersten hält; und in einem Artikel muß oft auf mehrere verwiesen werden, so wie es die darinn enthaltene Materie mit sich bringt.

Wollte man zum Schluß des Buchs ein Verzeichniß der Artikel in der Ordnung, in welcher sie gelesen werden müssen, hinzufügen; so ist diese Ordnung doch in sich selbst oft willkührlich, und allenfalls würde in diesem Verzeichniß ein System seyn, aber dadurch nicht ins Wörterbuch selbst gebracht werden, in welchem es schon genug ist, daß bey einem jeden Artikel darauf Rücksicht genommen, daß er den übrigen nicht widerspreche, und nur auf solche Artikel verwiesen wird, die vorausgesetzt werden müssen, wenn man die anderstwoher entlehnten Grundsätze, welche nicht in einem jeden Artikel von neuem ausgeführt werden können, gehörig einsehen will. Enthält nun das Buch gar mehrere Wissenschaften, deren eine oft aus der andern Grundsätze entlehnt, so hat es mit einem solchen Verzeichniß noch mehr Schwierigkeiten: weil oft ein Artikel bey vielen andern Artikeln aus andern Wissenschaften zur Grundlage dient. Ganz anders verhält es sich mit einem Lehrbuch, falls auch mehrere verwandte Wissenschaften darinn abgehandelt worden. Eine jede Wissenschaft hat die dazu gehörigen Materien gleich bey sich. Die Folge der einen aus der andern ist sichtbar, und weil alles kurz gefaßt wird, so ist auch der Zusammenhang begreiflich und leicht zu behalten; wogegen man in einem Wörterbuch von einem Ende des Buchs bis in das andere gesprengt wird; und da bey dem Nachschlagen viel anderwärtige Artikel in die Augen fallen, so wird dadurch das Nachdenken gestört, oft sogar das Bewußtseyn dessen was man suchen wollte, verlohren.

Der eigentliche Zweck eines Real-Wörterbuchs ist, den Leser in den Stand zu setzen, daß er sich von ei-

ner jeden einzelnen Materie, so wie es ihm einfällt, belehren; daß er dasjenige ohne Umschweife finden könne, was er verlangt, ohne nöthig zu haben, sich durch viele andere Materien, die ihm dermalen gleichgültig sind, durchzuarbeiten, und daß er aus dem einzigen Artikel, den er aufschlägt, einen deutlichen und hinreichenden Begriff von der Sache erlangen könne.

Zu diesen Absichten bedienen sich tausend Leute, die keine Bibliothecken haben, oder wenigstens keine Zeit auf das Nachschlagen wenden können, der Real-Wörterbücher mit grossem Vortheil, so wohl in dem Fach, das sie treiben, als auch vornemlich in andern Fächern. Es ist möglich, daß uns in einem Fach, das wir als unsere Hauptsache ordentlich und gründlich erlernt haben, doch etwas wieder entwischt, oder gar unbekannt geblieben ist; daß wir eine Kleinigkeit, ein Kunstwort und dergleichen noch nie gehört oder wieder vergessen haben, welches wir doch gegenwärtig wissen wollen oder sollen. Die nächste Auskunft ist also, das Wörterbuch nachzuschlagen, und in den meisten Fällen kann man sich mit dem, was darinn vorkommt, begnügen, da Hauptmaterien unsers Fachs, wenn wir dasselbe gründlich getrieben haben, uns unmöglich unbekannt bleiben, oder so leicht wieder entfallen konnten.

Bey andern Fächern von Wissenschaften, die wir entweder gar nicht, oder nicht weit genug getrieben, oder auch schon lange wieder haben liegen lassen müssen, thun uns solche Wörterbücher noch grössere Dienste. Gemeiniglich haben wir über solche Fächer gar keine, oder sehr wenig Bücher, kennen auch vielleicht die besten Bücher nicht einmal. Nun aber kommt uns bey dem Lesen eines andern Buchs, allenfalls auch im mündlichen Gespräch, ein Wort oder auch eine Sache vor, von welcher wir etwas mehr wissen möchten. Wir schlagen das dahingehörige, allenfalls auch mehrere Wörterbücher nach, und erkennen es dankbar, wenn sie uns das verlangte, wäre es auch nur einiges Licht, geben; denn gar oft können wir mit einer ungefähren Kenntniß zufrieden seyn.

Der Widerwille, den verschiedene gegen die Real-Wörterbücher haben, gründet sich darauf, daß sie meynen es werde zwar dadurch allenfalls eine weitläufige und seichte, keineswegs aber eine gründliche Erkenntniß befördert. Sie würden Recht haben, wenn man verlangte, man sollte die Wissenschaften selbst, und insonderheit diejenigen, die man als sein Hauptfach vorzüglich gründlich verstehen muß, daraus erlernen, andere Bücher, als Lehrbücher, Systeme, grössere Werke, oder practische Bücher völlig bey Seite legen, und die Wörterbücher als die einzige Quelle aller Erkenntniß betrachten und gebrauchen. Da aber kein vernünftiger Mensch verlangt, daß andere Bücher vernachlässigt, oder das eigne Nachdenken und die erforderliche Uebung versäumt werden sollen; so fällt der ganze Einwurf von selbst dahin. Wenn einige Leute diese Bücher mißbrauchen, und weiter nichts lesen, oder sich mit demjenigen, was sie daraus erhascht haben, viel wissen, und solches zur Unzeit anbringen; so sind dieses Sachen, an denen die Wörterbücher ganz unschuldig sind. Wie viel Leute lesen nichts als Journale? Wie viele sprechen das blos nach, was in Journalen steht, ohne alle eigne Kenntniß der Sache, und ohne alle Untersuchung der darinn befindlichen Urtheile und Aeusserungen? Soll man darüber alle Journale verbannen? Und wenn man dieses thun wollte, würde das nemliche Verdammungsurtheil nicht über alle Bücher in der Welt ausgesprochen werden müssen, die von einfältigen, unwissenden, leichtglaubigen, das Nachdenken scheuenden, geschwätzigen und mit fremden Federn prahlenden Leuten gemißbraucht werden!

Hätten die Alten den Einfall gehabt ihre Kenntnisse in Real-Wörterbücher über einzelne oder mehrere Wissenschaften vornemlich aber Künste zu verfassen, so würden wir nicht nur sehr vieles in ihren Schriften besser verstehen, sondern es würde uns auch ungleich mehr von ihren Kenntnissen übrig geblieben seyn. Denn man hätte hoffen können, daß dergleichen Bücher wegen ihres ausgebreiteten Nutzens öfter als andere würden abgeschrieben, folglich auch erhalten worden seyn.

Eine Encyclopädie in alphabetischer Ordnung ist ein Universal Real-Wörterbuch. Indessen kann ein solches Buch groß, es kann auch klein seyn. Man kann blos die wesentlichsten Materien und Kunstwörter herauswählen, und diese auch nur kurz erklären, weil man die Absicht hat, nur ein Handbuch zu verfertigen, wie solches bey dem Wörterbuch des Jablonsky der Fall war. Ein solches Buch ist immer eine Encyclopädie, wenigstens der Absicht nach, die auf alle Künste und Wissenschaften gerichtet war, wenn dieselbe auch nicht gehörig ausgeführt worden. Chambers ist gegen dieses Buch eine grosse, gegen die französische oder unsere deutsche Encyclopädie aber ein kleines Buch. Die Absicht dieser beyden war alle Hauptsachen ausführlicher, die geringern Materien aber, wie auch die blossen Kunstwörter kürzer vorzustellen, und überhaupt ein Verhältniß nach der Wichtigkeit der Artikel zu beobachten.

Derjenige, welcher sich belehren wollte, sollte alles Wesentliche von einer Sache erfahren, und einen vollständigen Begriff erlangen, so daß er in Materien, die keinen Bezug auf sein Hauptfach und Geschäfte haben, keiner weitern andern Bücher nöthig hätte, wofern er nicht aus Liebhaberey sich darauf einlassen wollte. Dabey sollten die ausführlichen Artikel nicht so groß seyn, daß derjenige, welcher sonst Geschmack an allerley nützlicher Lectüre findet, darüber ermüdet würde; vielweniger sollte er mit unnützen Dingen aufgehalten werden.

Daß ein Handbuch einer allgemeinen Encyclopädie seinen Nutzen für Leute habe, die nicht viel, wenigstens keine kostbare Bücher kaufen können, auch nicht viel zu wissen brauchen, darf nicht erst erwiesen werden. So mangelhaft es an Artikeln, und so kurz dieselben auch gefaßt seyn mögen, so ist doch auch hier Etwas besser, als gar nichts. Daß aber auch ein grösseres Werk, wie unsere und die französische Encyclopädie, seinen grossen Nutzen habe, dürfte eben so wenig nöthig seyn zu erweisen. Es giebt immer Leute, die etwas mehr wissen wollen als der grössere Haufe, und doch nicht im Stande sind, grosse Bibliotheken anzuschaffen, und wenn sie es auch könnten, zu benutzen. Alle einzelne Real-Lexica anzukaufen, führt ins Unendliche; und wenn man über eine jede Kunst oder Wissenschaft, oder Fach, nur ein mässiges geschweige dann grosses Lexicon kaufen wollte, so würde dieses ungleich mehr, als die Kosten mit unserer Encyclopädie betragen.

Weil die Gränzen der Wissenschaften nicht so abgemessen sind, daß sie nicht oft in einander liefen, so kommt oft ein und eben derselbe Artikel in mehrern Wörterbüchern vor, und man muß eine Sache mehr als einmal bezahlen, wenn man sich verschiedene derselben anschaft. Dabey lauft man im Gegentheil doch

oft Gefahr, vieles vergeblich zu suchen; welches aber in einer allgemeinen Encyclopädie nicht so leicht zu besorgen ist; obgleich auch hier zuweilen etwas vergessen wird. Die nemlichen Ursachen warum man sich mehrere Reallexica anschaft, tretten auch bey einer Encyclopädie ein; nur mit dem Unterschied, daß man bey dieser seine Absichten leichter erreicht, viele Bücher und Ausgaben ersparen kann, und alles beysammen in einem Buch antrift.

Wir glauben aber mit den Verfassern des französischen Werks, daß eine grössere Encyclopädie nicht blos zum Nachschlagen und zur Erlangung einiger nothdürftigen Nachrichten und Begriffe, sondern auch zur Erweiterung der Kenntnisse, und zur Lectüre dienlich seyn müsse. Nicht alle Leute können über alle Wissenschaften Bücher haben, noch auch sich in dieselben hineinstudieren. Haben sie aber eine Encyclopädie, so finden sie von allem wenigstens etwas, und können gerade das suchen und lesen, was ihnen beliebt. Ueber dem Nachschlagen gerathen sie auf manche andere Artikel, die sie nicht eigentlich suchten. Die Neugierde wird rege; sie finden Sachen die sie noch nicht oder nicht recht wußten; und nun lesen sie manche andere Artikel aus einem, mit der Zeit auch aus andern Fächern; und so erwerben sie sich unvermerkt Kenntnisse von unzählichen Sachen, die nützlich sind, und wobey sie die Zeit immer besser zubringen, als mit dem Lesen elender Romane, wässerichter Gedichte, oder anderer flüchtiger Schriftchen, womit Deutschland seit einiger Zeit überschwemmt wird, und welche durch ihre Menge und durch die Kosten die sie verursachen, ein Hauptgrund sind, warum die Lectüre wichtiger und ernsthafter Bücher vernachlässigt wird, und fast keine derselben mehr gekauft werden können. Für solche Leute, welche an einer nützlichen Lectüre Geschmack haben, und die Zeit auf eine angenehme Weise zubringen, nicht aber mit Kleinigkeiten, Träumereyen, oder gar Unsinn verschwenden wollen, war es nöthig manche Materien ausführlicher vorzustellen, als vielleicht ein anderer, der das Buch zum bloßen Nachschlagen gebrauchen will, wünschen mag. Eine Encyclopädie hat gar mancherley Arten von Lesern; es muß, so viel möglich für alle gesorgt werden. Den Leuten, welche an der Lectüre Geschmack finden, ist mit einem kurzen Artikel, gesetzt auch, daß er alles Wesentliche enthielte, wenig gedient, und dieses sind gerade diejenigen, welche solche Bücher am meisten kaufen. Der Gelehrte, der Kenner, kann vielleicht einen Artikel seines Fachs zu weitläufig, oder auch im Gegentheil zu kurz finden. Aber für ihn allein kann keine allgemeine Encyclopädie geschrieben werden; man muß auch auf andere Leute Rücksicht nehmen, die vielleicht gerade diese getadelte Weitläuftigkeit für eine Vollkommenheit des Werks; so wie andere es für einen überflüssigen Auswuchs ansehen dürften, wenn mancher Artikel so groß und ausführlich wäre, als es dieser oder jener verlangt. Wir haben dieses alles mit der französischen Encyclopädie gemein; und wenn ihrer noch tausend geschrieben werden sollten, so werden nicht alle Leser befriedigt werden. Dieses ist unmöglich, da die Leser in Ansehung ihrer Einsichten, Kenntnisse, Studien, Geschäfte und Neigungen immer verschieden bleiben, und für eine einzelne Classe von Lesern, die sich wohl überhaupt gedenken, aber vielleicht nicht wirklich bestimmen läßt, kann kein Wörterbuch, keine Encyclopädie geschrieben werden.

Und hiermit ist auch schon vieles von demjenigen beantwortet, was gegen das Verhältniß und die Proportion der Artikel untereinander angewendet werden könnte. Wir wollen nicht läugnen, da die Franzosen das nemliche von ihrem Werk eingestehen, daß das Verhältniß hin und wieder aus den Augen gesetzt worden, und einige Artikel zu groß, andere aber im Gegentheil zu klein gerathen sind, ohne zu bestimmen auf welcher Seite am meisten gefehlt worden; denn hierüber dürften manche unsere Leser so wenig, als alle Mitarbeiter des Werks untereinander selbst, einstimmig denken. Aber das folgende wird darthun, daß sich über die Proportion der Artikel so leicht nicht urtheilen lasse, als mancher vielleicht bey dem ersten Anblick denkt.

Die zu beobachtende Proportion betrift entweder nur die Artikel einer und eben derselben Wissenschaft, oder sie bezieht sich auf alle Artikel aus allen Wissenschaften und Künsten, und folglich auf das ganze Werk. Ob jene erste Art der Proportion beobachtet worden, davon kann ein jeder urtheilen, der die Wissenschaft, von welcher die Frage ist, gründlich versteht; denn alsdenn muß er im Stand seyn, Haupt- und Nebensachen, bloße, unerhebliche, nur zuweilen vorkommende Kunstwörter, und wirkliche Sachen von einander zu unterscheiden. Er muß wissen, wie viel Einfluß eine jede Materie in andere hat, welche Materien oft vorkommen, und vorzüglich nützlich und practisch sind. Und dann bedarf es wenig Mühe, um zu beurtheilen, welche nur kurz berührt, und welche ausführlich vorgestellt zu werden verdienen. Eben dieses gilt von einem ganzen Fach mehrerer genau verwandten Wissenschaften; vorausgesetzt, daß er in allen diesen gleich stark sey.

Desto schwerer aber ist es von der Proportion im Ganzen zu urtheilen. Derjenige, welcher wenig oder nichts von einer Wissenschaft versteht, und folglich den Werth und den Einfluß der darinn enthaltnen Materien nicht kennt, bildet sich nur allzuleicht ein, daß die dazu gehörigen Artikel, wo nicht ganz überflüssig seyn, doch kürzer hätten gefaßt werden sollen. Er wird unwillig, daß er einen grossen Theil des Buchs bezahlen soll, den er nicht interessant findet, und nicht zu brauchen weiß. Wer so urtheilt, der muß sich nur Bücher seines eignen Fachs, keineswegs aber allgemeine Bücher, der muß wenigstens keine Encyclopädie kaufen, als wovon er nicht einmal den ersten Grundbegriff kennt. Denn sonst würde er wissen, daß das, was ihm gleichgültig und unbrauchbar scheint, (wiewohl er mit der Zeit manches darinn wichtig finden dürfte, was er anfänglich geringe geachtet hat) tausend andern Leuten nützlich und angenehm seyn könne, und diese eben gerade darum das Buch schätzen, um welches willen er es tadelt oder verachtet.

Leute dieser Gattung schlagen oft vor, man sollte nur das Vornehmste und Brauchbarste anbringen. Aber wornach soll dieses abgemessen werden? Fragt man bey den Wissenschaften, die sie gelernt haben und treiben, oder wenigstens lieben; ob nicht dieses oder jenes ganz weggelassen oder kürzer gefaßt werden könne? so verneinen sie es. Alles was sie verstehen oder lieben, das ist wichtig, nothwendig und nützlich; das muß ja nicht fehlen, vielmehr ausführlich vorgetragen werden; aber andere Fächer sollen zurückstehen. Nun frage man einen andern, der andre Lieblingsneigungen oder andre Geschäfte hat. Er wird von den seinigen eben so wie jener urtheilen, und ebenfalls andere Fächer, und unter diesen vielleicht gerade das,

was der erste betreibt, geringe schätzen. Kurz! keiner wird einen andern über sein Fach urtheilen lassen, aber dagegen über alle andre urtheilen; er wird allenthalben Eingriffe in ein fremdes Gebiet thun, dergleichen aber in seinem eignen schlechterdings nicht gestatten wollen. Was bleibt für die Verfasser einer Encyclopädie anderst übrig, als sich Mühe zu geben, sie alle einigermassen zu gleicher Zeit zu befriedigen? Und dieses kann nicht anders geschehen, als daß sie alle Haupt- und Nebenartikel einer jeden Kunst oder Wissenschaft anbringen. Sie werden dabey ihrer Pflicht ein Genüge thun, wenn sie nur die gehörige Proportion unter den Artikeln einer jeden Wissenschaft für sich selbst betrachtet, beobachten, und Nebenartikel und bloße Kunstwörter kurz abfertigen. Ganz aber können dieselben nicht weggelassen werden: denn auch sie werden oft gesucht, und gemeiniglich werden die unerheblichen Dinge und seltenere Kunstwörter am meisten aufgeschlagen, eben deswegen, weil sie nicht so allgemein bekannt sind. Vernünftige Leute werden nicht unwillig, wenn sie auf Sachen stossen, die sie nichts angehen, weil sie wissen, daß das Buch für mehrere Leser bestimmt ist, und bestimmt werden mußte, wenn es eine Encyclopädie seyn und Abgang finden sollte. Aber sie werden unwillig, wenn sie oft vergeblich gehen müssen; sie verzeihen den Verfassern lieber zehen ihnen überflüßig scheinende Artikel, als einen, welcher fehlt, und den sie gerade suchen; wiewohl sie auch hier der menschlichen Schwachheit, von der sich die Verfasser irgend einer Encyclopädie nicht freysprechen werden, etwas zu gut halten müssen.

Auch kann die Wichtigkeit und Ausführlichkeit der Artikel nicht nach den heutigen Zeiten beurtheilt werden, wo gewisse Studien vorzüglich geachtet, andere aber, die man speculativisch zu nennen beliebt, geringe geschätzt werden. Man braucht aber nicht viel von der gelehrten Geschichte zu wissen; man darf nur den Zustand der Gelehrsamkeit und der Büchermacherey zwanzig Jahre beobachtet haben, um zu wissen, daß es auch in dem Reiche der Gelehrsamkeit Moden giebt, welche nicht von viel längerer Dauer zu seyn pflegen, als die Moden unserer Frauenzimmer und Stuzer. Manches war zu unserer Väter Zeiten ein Modestudium, und man hielt den, der es trieb oder verstund, für einen Gelehrten, vielleicht gar für einen gründlichen — allenfalls auch für einen eleganten — Gelehrten. Und nun macht man aus demselben wenig mehr, rechnet es unter alte verlegne Waare, und hält den für einen Pedanten, welcher sich damit abgiebt, oder es schön und nützlich findet. Wie leicht ist es also vorauszusehen, daß manche von unsern heutigen Mode- und sogenannten galanten Studien in kurzer Zeit eben das klägliche Schicksal haben, und unsere Nachkommen sich darüber, daß uns dieselben wichtig und angenehm haben scheinen können, eben sowohl aufhalten werden, als daß uns gewisse Kleidertrachten gefielen, welche sie abscheulich oder lächerlich finden? Hätte man bey einer Encyclopädie diesen Grundsatz zur Richtschnur nehmen wollen: so hätte man wagen müssen, daß ehe dieselbe geendigt worden, ein grosser Theil ihrer herrlichsten Artikel, welche, als man sie schrieb, zur Mode gehörten, ihren ganzen Werth verlohren hätte. Eine Encyclopädie ist keine Tagschrift, kein Büchelchen, das diese Messe gekauft, und die folgende wieder vergessen ist. Ihr Nutzen soll sich auf eine lange Reihe von Jahren, erstrecken: denn wenn man auch in Zukunft, nachdem durch die bisherigen Encyclopädien so viel vorgearbeitet worden, mit Herausgabe solcher Werke noch so fleißig seyn wird, so wird doch allemal eine ganze Generation von Menschen darauf gehen, ehe man wieder ein neues Werk, zu Stande bringt.

Alle Wissenschaften und alle Künste, wenn man einige ganz ungegründete Possen ausnimmt, die man freylich auch mit diesen ehrwürdigen Namen belegt hat, sind nothwendig und nützlich. Aber dieses hat seine Grade. Es ist nicht alles einem jeden Menschen in gleichem Grade nothwendig; manches kann er füglich ganz entbehren; und sollte es ihm auch noch einigen Nutzen bringen, so ist er doch nicht so erheblich, daß er darum etwas wichtigeres versäumen sollte. Aber dieser Unterschied kann bey einer allgemeinen Encyclopädie in keine Betrachtung kommen, da ein solches Werk für alle Arten von Lesern bestimmt ist.

Es kann auch nicht darauf gesehen werden, daß eine Sache von vielen, eine andere aber nur von wenigen Menschen erlernt und betrieben werden kann. Es giebt mehr Grobschmidte als Goldschmidte; aber darum verdienen die Arbeiten der leztern doch auch beschrieben zu werden. Die Kunst ist an sich selbst immer Kunst, sie mag von wenigen oder von vielen verstanden und ausgeübt werden. Dasjenige, was wenig Leute erlernen und brauchen, erfordert oft eben deswegen eine ausführlichere Erklärung, weil es nicht allgemein bekannt ist.

Will man den Maaßstab daher nehmen, daß einige Materien mehrern Einfluß auf andere Materien oder ganze Wissenschaften haben, und folglich ausführlicher behandelt werden müssen: so ist dieses an sich selbst richtig, leidet aber doch zuweilen seine Ausnahmen. Denn es kann seyn, daß dergleichen Materien allgemeiner bekannt sind, und folglich kürzer gefaßt werden können; und so kann vielleicht der Artikel Philosophie kleiner werden, als der Artikel: Platonische Philosophie, wenn gleich jener das Geschlecht, dieser aber nur eine von den Arten der Philosophie enthält, deren es mehrere giebt. Bey manchem Artikel kann durch Verweisungen auf andere, die ohnehin besonders abgehandelt werden müssen, eine gewisse Kürze beobachtet werden, die bey einem andern, obgleich in sich selbst betrachtet minder wichtigen Artikel, nicht Statt finden kann. Es kommt auch die Reichhaltigkeit einer Materie in Betrachtung, welche auch wohl von verschiednen äusserlichen und zufälligen Ursachen abhängen kann. Bey einer nicht so wichtigen Materie kann oft mehr zu bemerken, zu sagen, zu widerlegen seyn, als bey einer andern, worüber man nicht so viele Meynungen hat, oder die nicht so oft bestritten worden ist.

Auch der Einfluß, den eine Materie auf die Geschäfte des gemeinen Lebens hat, kann mit zur Richtschnur dienen, ob auch gleich hiervon zuweilen abgegangen werden muß. Die Lehre von der Seelenwanderung hat bey uns gar keinen Einfluß mehr; niemand glaubt sie, und nur sehr wenig Leute wissen etwas von diesen ehemaligen Träumereyen. Und doch ist es um wißbegieriger Leser willen, als welche nicht von einerley Art sind, und oft solche Materien mehr, als andere nachschlagen, vielleicht nöthig, diesen Artikel ungleich ausführlicher zu machen, als die Artikel: Gut, Böse, Recht, Unrecht, Schönheit, Grösse u. dgl., obgleich auf richtigen Begriffen hiervon ganze Wissenschaften beruhen.

Man sieht also leicht, daß in Ansehung der zu beobachtenden Proportion der Artikel das Vornehmste auf folgenden Fragen beruht: 1) ist eine Materie in sich selbst oder aus zufälligen Ursachen reichhaltig, hat sie

vielen Einfluß auf andere Materien, auf ganze Künste oder Wissenschaften, auf viele Geschäfte des gemeinen Lebens, sind viele Meynungen darüber vorhanden, ist sie oft bestritten worden, u. dgl.? 2) Kann nicht vieles davon als jedermann bekannt vorausgesetzt werden, das keiner weitläuftigen Erklärung bedarf? 3) Kann nicht manches dadurch abgekürzt werden, daß es auf andere Artikel, die ohnehin vorkommen müssen, verwiesen werde?

Bey der Anwendung dieser Regeln giebt es indessen Schwierigkeiten. Sie leiden zuweilen Ausnahmen, und wenn man sie, wie billig, zusammen nimmt, so kommen sie manchmal in Collision. Man muß es also in einem jeden einzelnen Fall dem Schriftsteller überlassen, wie er die Wichtigkeit eines Artikels beurtheilen will. Diese Freyheit muß ihm zukommen: so wie sie sich der Leser ja auch nimmt, wenn er ihn darüber tadelt. Ein anderes wäre es, wenn alle Leser einstimmig dächten; aber gegen zehen die den Schriftsteller über allzu grosse Kürze oder auch Weitläuftigkeit tadeln, sind zehen andere, welche ihn gerade darum loben. Wer aber verlangt, daß nirgends ein Fehler gemacht, daß die Proportion nie überschritten werden sollte; der verlangt etwas das Menschen nicht leisten können. Wie leicht ist eine der obigen Regeln vergessen? wie leicht wird eine unrichtige Anwendung oder Ausnahme gemacht? und wie leicht läßt man sich dahin reissen zu glauben, daß Dinge, die zu unserm Haupt- und Lieblingsfach gehören, und mit welchen wir uns eine lange Zeit über mühsam, vortheilhaft oder angenehm beschäftigt haben, auch andern Leuten in dem nemlichen Grade wichtig, nothwendig und interessant seyn müssen?

Bey der Einrichtung und Ausführung der Artikel selbst ist folgender Unterschied zu beobachten. Betrift es blos ein Wort, eine Terminologie, so ist es genug, wenn eine kurze Erklärung desselben gegeben, und wenn es mehr Bedeutungen hat, oder diese streitig sind, solches angezeigt, in Ansehung der Sache selbst aber auf einen andern Artikel verwiesen wird. Indessen giebt es auch hier Ausnahmen. Alle unsere Wissenschaften, zum Theil auch die Künste, sind mit einer Menge von fremden Kunstwörtern, vornemlich aus der lateinischen, griechischen und französischen Sprache angefüllt. Oft ist kein deutsches Wort üblich, oder, wenn man auch eins hat, so ist es doch noch nicht allgemein bekannt genug. In dem ersten Fall muß auch die Sache selbst unter dem fremden Wort vorgestellt werden; wobey es dem Verfasser unbenommen bleibt, ein neues deutsches Wort zu erfinden und vorzuschlagen, und hernach bey diesem an seinem Ort auf das fremde Wort, wo die Sache erklärt worden, zu verweisen. Doch kann man ihm dieses nicht als eine Pflicht aufbürden, weil es oft sehr schwer ist, und viel Nachdenken erfordert, um einen schicklichen deutschen Ausdruck ausfindig zu machen, von welchem es doch hernach dahin steht, ob es das Bürgerrecht erhalten wird. In dem andern Fall könnte man zwar die Sache selbst unter dem deutschen Wort abhandeln, und bey dem ausländischen dahin verweisen, wodurch der deutsche Ausdruck um so bekannter werden würde. Allein oft ist dem Verfasser das deutsche Wort nicht bekannt genug; oft ist es schwer ein deutsches Wort, wenn auch eins da ist, zu finden, das so gerade und ganz den Begriff ausdrückt, den das fremde bey sich führt, und nicht mehr oder weniger als dieses sagt; immer aber ist das fremde Wort, wie vorausgesetzt wird, das gewöhnlichere. Dem Verfasser muß es alsdenn überlassen bleiben, welchen Weg er wählen will. Am besten wäre es freylich, wenn man auf den Redegebrauch des gemeinen Lebens Rücksicht nehmen wollte, als in welchem sich manche gute und kernhafte Ausdrücke finden. Aber viele Gelehrte sind so sehr an den wissenschaftlichen Redegebrauch, in welchem so manches ausländische Wort ist, gewöhnt, daß sie den deutschen Ausdruck nicht wissen, oder weil ihnen das fremde Wort geläufiger ist, glauben, daß auch die Leser die Sache eher unter diesem als jenem aufsuchen werden. Zuweilen kommt auch der äusserliche Umstand noch hinzu, daß das fremde Wort in den ersten Buchstaben, das einheimische aber in den letzten vorkommt; und da hat man den Leser nicht immer so lange warten lassen, sondern lieber die Sache sogleich erklären wollen, weil es demjenigen, der das Werk, so wie es herauskommt, theilweise ankauft, doch immer lieber ist, die Sache gleich zu finden, als auf folgende Bände und Jahre hinaus vertröstet zu werden.

Gleich ursprünglich wurde alles, was blose Sprache ist, von unserer Encyclopädie, welche ein Real-Wörterbuch seyn sollte, ausgeschlossen. Aber es war oft sehr schwer zu entscheiden, ob ein Wort blos Sprache, oder ob es Sache und wenigstens Kunstwort sey; und da hielt man es für das sicherste, es lieber anzubringen, als wegzulassen, da alle überflüßige Artikel, wenn sie es auch wirklich sind, weil sie ohnedem sehr kurz gefaßt werden, sehr wenig Raum, vielleicht nicht einmal einen Bogen an einem ganzen Bande wegnehmen, und doch wohl von Einigen gesucht werden. Unsere gemeine Sprache, die auch der Geringste spricht, hat eine Menge von Wörtern, die ihren eigentlichen Sitz in verschiedenen Künsten haben, die wenn sie gleich nicht jederman treibt, doch allgemein bekannt sind, und daher leicht für blose Sprache angesehen werden. Diese konnte man nicht weglassen, wie einige gemeynt haben. Denn eine, auch die gemeinste Kunst, hat so viel Recht auf das Werk, als die andere; und es giebt auch immer Leute, welche gerade diese Wörter am ersten suchen, um zu sehen, was der Verfasser davon gewußt, ob er sie auch richtig erklärt, und ober nicht etwa mehr dabey gesagt habe, als ihnen selbst bekannt ist. Ließ man ein Wort weg, das man für allgemein bekannt ansah: so fanden sich immer Leute, die sagten, oder sagen konnten, daß es ihnen nicht bekannt sey; wie es dann wirklich Leute giebt, die viele auch die bekanntesten Wörter nicht wissen, zum Exempel vornehme Leute, oder Gelehrte, welche manchen Ausdruck nicht kennen und verstehen, den der grössere Hause sehr gut kennt. Brachte man im Gegentheil ein Wort hinein, daß dem Tadler bekannt war, uud das seiner Meynung nach jedermann wußte: so konnte er wieder fragen, warum dasselbe nicht weggelassen worden. Und so würde des Fragens und Tadelns kein Ende gewesen seyn; daher man es für das beste hielt, die Kunstwörter aus allen, auch den gemeinsten Künsten und Beschäftigungen anzubringen, und da wo man ungewiß war, ob es blose Sprache sey, es lieber einzuschalten, als zu übergehen, indem theils der hiermit gemachte Fehler nicht so groß seyn konnte, als eine wirkliche Auslassung, theils auch selbst die Leser darüber verschiedentlich denken, und der eine ein Wort für nöthig erklären konnte, das der andere für überflüßig ansah. Sollte indessen etlichemal (denn oft kann es nicht geschehen seyn) ein ganz überflüßiges Wort eingeschlichen

seyn:

seyn: nun so mögen es unsere Nachkommen bey einer zweyten Auflage wieder ausmerzen.

Was die Artikel betrift, die nicht blose Kunstwörter, sondern wirkliche Sachen zum Gegenstand haben, und offenbar die wichtigsten sind: so muß die Vorstellung davon deutlich, gründlich und hinreichend seyn. Das letztere wird nach dem Zweck beurtheilt, den man bey einer allgemeinen Encyclopädie von einer gewissen Grösse natürlicherweise haben muß, und wovon bereits in dem vorhergehenden gehandelt worden. Zur Deutlichkeit ist unter andern erforderlich, daß der zu gebrauchende Ausdruck so viel möglich, aus der Sprache des Umgangs hergeholt, und die Kunstsprache entweder ganz vermieden, oder wenn doch Kunstwörter gebraucht werden müssen, ihnen, sonderlich wenn sie zum erstenmal im Artikel vorkommen, andere allgemein verständliche Ausdrücke an die Seite gesetzt werden, damit der Leser, ohne weiter darüber nachzuschlagen, abnehmen könne, was darunter zu verstehen sey, und in dem Lesen nicht aufgehalten werde. Denn was hilft es ihm eine dunkle Sache durch andere ihm eben so dunkele Ausdrücke zu erklären, und da, wo man gemein-verständliche Redensarten haben kann, in der Sprache der Kunst zu reden, womit nicht jedermann vertraut seyn kann? Soll er bey der Erklärung, vornemlich aber bey dem ersten Begriff, den man ihm von der Sache giebt, sogleich wieder mehrere Artikel aufschlagen, oder da das Werk noch nicht ganz heraus ist, Jahre lang warten, bis er diese Artikel nachschlagen kann? Man kann ihn oft mit ein paar Worte die man zu dem wirklich gebrauchten Kunstwort hinzusetzt, dieser Mühe überheben, anstatt ihn auf viele andere Artikel zu verweisen, von denen er, weil er sie vielleicht wieder mit andern ihm eben so unbekannten Kunstwörtern erklärt findet, am Ende unbelehrt zurückkommt, und verdrießlich wird. Freylich wird dabey eine gewisse Weitläuftigkeit und Wiederholung nothwendig gemacht: allein diese nimmt nicht so viel Raum weg, daß darum die Deutlichkeit, die erste Tugend einer jeden Schrift, aufgeopfert werden müßte. Indessen giebt es hier zwey Ausnahmen. Eine jede Kunst oder Wissenschaft hat erstlich gewisse Haupt-Kunstwörter, die in unzähligen Artikeln vorkommen, und welche entweder den meisten Lesern schon aus dem ersten Unterricht her bekannt sind, oder die sie sich ein- für allemal bekannt machen müssen, wenn sie Artikel von einem gewissen Fach lesen wollen. Zu fordern, daß dergleichen Ausdrücke bey einem jeden Artikel immer wieder von neuem erklärt werden sollten, hiesse die Sache ohne Noth weitläuftig machen. Hernach giebt es Artikel, die aus dem Innern einer Kunst oder Wissenschaft hergenommen sind, und welche, der Verfasser mag sich auch noch so viele Mühe mit der Deutlichkeit geben, niemand verstehen kann, wer nicht wenigstens das Wesentliche der Kunst oder Wissenschaft gefaßt hat. Und bey diesen würde es unnöthig und langweilig seyn, wenn man die gebrauchten Kunstwörter, deren Kenntniß man dem Leser schon zutrauen kann, erst durch eine dazugesetzte Umschreibung erklären wollte.

Eine eigentliche Erklärung findet nur bey dogmatischen Gegenständen, und bey historischen, insofern sie dogmatisch sind, Statt. Blos historische Gegenstände können nicht wie dogmatische behandelt, nicht so erklärt oder bewiesen werden, wie diese: sondern das Hauptwerk beruht auf einer ordentlichen und richtigen Erzählung, dessen was vorgefallen ist, was an der Sache zu bemerken ist, was man dazu rechnet, und dergleichen, wobey es dem Verfasser frey bleibt, seine Erzählung durch eingestreute Anmerkungen oder Raisonnements lehrreich und interessant zu machen, als welches sogar in manchen Fällen erforderlich ist, z. E. wenn wichtige Zweifel vorhanden, oder Mißverständnisse zu befahren sind, wenn zu vermuthen ist, der Leser werde den Nutzen und die Erheblichkeit der vorgetragnen Sachen nicht sogleich einsehen, u. s. f. Ist der Gegenstand historisch und dogmatisch zugleich: so muß die Beschreibung, der Begriff und die Eigenschaften derselben gehörig aus der Geschichte hergeleitet werden, worauf denn weiter fortgeschlossen werden kann. Ist er blos dogmatisch, so kann doch auch oft Historie damit verknüpft, und gezeigt werden, was die Sache, oder Lehre für Schicksale gehabt, und wie sie in mehrern Zeitläuften angesehen worden.

Und diese Geschichte sollte, so oft es der Gegenstand verträgt, und solche herauszubringen ist, immer dabey seyn. Wir fordern nicht, daß eine Sache, welche blos dogmatisch ist, historisch vorgetragen werden soll. Wir verlangen nicht daß derjenige, welcher den Artikel: Vollkommenheit zu behandeln hat, blos erzehlen soll, was für mancherley Begriffe davon bisher auf die Bahn gebracht worden sind: sondern er soll uns sagen, was Vollkommenheit an sich selbst sey; er soll uns einen deutlichen Begriff von der Sache geben, denselben beweisen, und seine Meynung nicht schwankend, sondern bestimmt sagen, und mit faßlichen Beweisen belegen. Wenn er seinen Artikel dogmatisch behandelt hat, so soll er uns die Geschichte desselben geben, die Schicksale anführen, die eine gewisse Wahrheit gehabt hat, die Meynungen, die man sich davon gebildet, und die Gründe womit man sie unterstützt hat, anzeigen, sein Urtheil jedesmal hinzufügen, und wiederum mit Gründen bestärken. Es ist daher, um noch ein Beyspiel zu geben, nicht genug in den Artikeln: Kartuffeln oder Tabak, diese Pflanzen umständlich zu beschreiben, die Arten derselben namhaft zu machen, den mannichfaltigen Nutzen, ihren Bau, ihre Zubereitung zu allerley Endzwecken anzugeben: sondern es muß auch die Geschichte dieser Pflanzen mitgenommen, und gezeigt werden, wo sie ihr eigentliches Vaterland haben, und wann sie zuerst nach Europa oder Deutschland verführt oder verpflanzt worden, und was dergleichen mehr ist.

Dieses hat nicht nur seinen mannichfaltigen Nutzen, sondern dient auch sehr zur Unterhaltung des Lesers, welchen es nicht wenig vergnügt, wenn er die Geschichte einer Sache, die er schon kennt, wohl täglich um sich siehet, und selbst gebraucht, erfährt; wenn er belehrt wird, was es mit der Sache in vorigen Zeiten für eine Bewandniß gehabt habe, daß nicht alles ehedem so gewesen sey, wie es jetzt ist, daß nicht alle Leute übereinstimmend davon denken, daß andere Meynungen, als die gewöhnliche, nicht schon in sich selbst verwerflich seyen, und was solcher Folgen mehr seyn mögen, die sich aus einer historischen Vorstellung ziehen lassen.

Ob nun gleich dieses, was wir hier fordern, in verschiednen Artikeln geleistet worden, so ist es doch nicht so oft geschehen, als wir es wünschen; und hier bleibt vorzüglich unsern Nachkommen eine reiche Nachlese übrig. Die Ursachen warum hier so manche Lücken geblieben, sind sehr begreiflich. Man hat von manchen Wissenschaften und einzelnen Lehren brauchbare Geschichten; aber in Ansehung verschiedner Materien auch ganzer, insonderheit gemeiner Künste ist noch nicht gehörig vorgearbeitet. Von vielen einzelnen Producten

der Natur, Werken der Kunst, Handthierungen und Geschäften ist noch weniger da. In den Geschichtschreibern finden sich hier und da Bruchstücke, Anzeigen, und Winke; aber diese sind größtentheils noch nicht ausgezogen, und in Ordnung gebracht. Wo soll man also bey unzählichen Artikeln die dazu gehörige Geschichte hernehmen? Demjenigen, der einen solchen Artikel machte, war es nicht zuzumuthen, erst hundert Bücher zu durchlaufen, welche er nicht hatte, oft nicht kannte, oft nicht hinlänglich verstund, wenigstens die Zeit nicht hatte sie zu gebrauchen. Hierzu hätten zehen und mehrere Leute lange Jahre vorher sammeln, unzählige alte und neue Bücher in mancherley Sprachen ausdrücklich in dieser Absicht durchlesen, und das, was sie zweckdienlich gefunden hätten, herausziehen und ordnen müssen; wobey sie doch immer eine beträchtliche Menge von Büchern vergeblich durchsucht haben würden. Aber auf diese Art war unsere Encyclopädie nicht vorbereitet; und wo sollte die Zeit herkommen, solche Sammlungen auf künftigen Gebrauch zu machen? Die Verfasser der französischen Encyclopädie haben eine solche Geschichte auch an sehr wenigen Orten angebracht. Man wird unserm Werk also diesen Vorwurf nicht allein machen dürfen.

Aus dem nemlichen Grund hat man auch bey den Artikeln welche von Sitten und Gebräuchen der Völker handeln, sich nur auf die Griechen, Römer, Juden, Christen und denen mancherley Partheyen, insofern es Religionsgebräuche betraf, allenfals noch Mahomedaner einschränken, dagegen aber die übrigen Völker weglassen müssen. Denn auch hier war zu wenig vorgearbeitet, und was vorgearbeitet ist, ist nicht immer zuverläßig und ausführlich genug. Man hatte zwar gleich anfänglich den Gedanken, diese Artikel auch auf andere Völker zu erstrecken, weil man wohl wußte, welch eine angenehme Lecture es geben würde. Allein der Mangel an einer vollständigen Bibliotheck, vornemlich von Reisebeschreibungen, der Mangel an Zeit, der Mangel an Arbeitern, deren anfänglich nur wenige waren, und dann auch die Furcht, das Werk allzusehr zu vergrössern, und die ursprünglich festgesetzte Anzahl von Bänden zu überschreiten, war Ursache, daß man diesen Anschlag schon bey dem Anfang der Arbeit wieder fahren ließ; und die nemlichen Ursachen sind auch größtentheils bey den folgenden Theilen geblieben.

Bey dem ersten Plan des Werks hatte man sich gleich vorgenommen, alle eigentlich sogenannte historische Dinge, Nomina propria, Namen von Personen und Oertern ganz wegzulassen; und wenn dennoch einige wenige beygebracht worden sind, so ist es theils aus Versehen, theils aber auch aus der Ursache geschehen, weil dergleichen Artikel, z. E. von den Göttern der Heyden oft gesucht zu werden pflegen; worin wir dann auch schon die erste Ausgabe der französischen Encyclopädie zum Muster hatten; in den Supplementen, und den letztern Ausgaben der gedachten Encyclopädie sind zu dem wenigen, was die erste Edition von den Oertern hatte, als bey welchen nur die Breite und Länge angemerkt war, ausführlichere Beschreibungen hinzukommen; auch hat man eine Menge von Personen eingeführt, und deren Lebensgeschichte mitgetheilt; alles aber ohne einen eigentlichen und überlegten Plan. Denn man sucht unzählige Personen, die doch eben so berühmt, ja oft noch weit berühmter waren, als die, welche man beygebracht hat, vergeblich. Dieses ist für einen vernünftigen Leser, welcher nicht mit allem vorlieb nimmt, was man ihm aufzutischen beliebt, äusserst verdrießlich. Denn er glaubt und wenn er die Menge von historischen Artikeln sieht, mit Grunde er habe auch zugleich ein historisches Wörterbuch erhalten. Nun sucht er von hundert Personen neunzig vergeblich; endlich wird er es müde zu suchen, weil er immer ungewiß ist, ob er die verlangten Artikel, deren vielleicht einige wirklich da sind, finden werde. Am Ende ist es für ihn eben so gut, als wenn keine da wären; und doch hat er darum sein Buch ungleich theuerer bezahlen müssen.

Wir hatten uns gleich anfänglich wohl bedächtig auf solche Artikel eingeschränkt, welche im eigentlichen und vorzüglichen Verstand, wie oben gezeigt worden, Sachen, oder Realien genennt werden. Denn es brauchte eben nicht viel Einsicht, um sich zu überzeugen, daß es wenigstens dreymal so viel Bände gegeben haben, und dreymal so viel Mitarbeiter nöthig gewesen würden. Die Anzahl der Bände zu vermehren hatten weder die Hrn. Verleger, noch die ursprüngliche Gesellschaft Lust; und doch geschah es nachher durch den Hinzutritt so vieler anderer Mitarbeiter, so daß zum wenigsten, wie ein jeder leicht rechnen kann, der die bisherige Bände ansehen will, bey nahe doppelt so viel als anfänglich bestimmt waren herauskommen werden, welches jedoch dem Werk offenbahr zu grösserer Vollkommenheit gereicht. Was würde dann daraus geworden seyn, wenn man auch noch die historischen und geographischen Artikel aufgenommen hätte. Diese Artikel sind von denen, welche Realien enthalten, so sehr verschieden, und so ganz heterogene Dinge, daß ein Real-Wörterbuch oder Encyclopädie ganz wohl bestehen, und ein ganzes für sich ausmachen kann, wenn gleich keine Artikel von dieser Art darin sind: denn Beschreibungen von Oertern und Personen sind doch offenbahr ganz andere Dinge als Erklärungen abstracter Begriffe und Wahrheiten, oder Beschreibungen von Pflanzen, Thieren, Himmelskörpern, Luftbegebenheiten, Kunstwerken und dergleichen. Jene Artikel gehören in historische Wörterbuch, und so wie es dergleichen giebt, die für sich bestehen und brauchbar sind, ohne daß eigentliche Sachartikel darinn sind: so bestehen auch Real-Wörterbuch ohne die jetzt benannten historischen Artikel. Chambers Werk ist eine Encyclopädie, und hat keine solche Artikel. Das französische Werk war auch schon in der ersten Auflage, und noch ehe man in der Folge historische Artikel auf gerathewohl hinzugefügt hatte, eine wahre Encyclopädie, worin ein mehr überlegter Plan herrscht, als in den letztern Ausgaben desselben, in denen im Grund kein Plan mehr ist.

Es hat zwar gleich nach der Erscheinung des ersten Bandes unsers Werks nicht an Rathgebern gefehlt, welche Verfasser und Verleger zu überreden suchten, das Beyspiel der Supplementen und der neuern Ausgaben der französischen Encyclopädie nachzuahmen, und wie diese, auch historische Artikel und Nomina propria aufzunehmen; und weil sie gleichwohl selbst einsahen, daß wenn man solches mit allen thun wollte, dieses das Werk ungeheuer vergrössern und auch verzögern würde: so meynten sie, man könnte ja nur die vornehmsten und wichtigsten auswählen. Allein gerade diese Auswahl ist der Knoten, der sich zwar leicht zerhauen, aber schwer auflösen läßt. Nothwendigkeit und Wichtigkeit sind relativische Begriffe; und daher urtheilen auch die Leser so verschieden davon.

Der eine, welcher die gelehrte Geschichte liebt, würde von berühmten Gelehrten ausführliche Nachrichten verlangt haben, die dem bloßen Liebhaber der politischen Geschichte gleichgültig und überflüßig geschienen haben dürften. Und von welchem Umfang ist nicht blos die gelehrte Geschichte? Mancher Name ist unter den Theologen sehr berühmt, den der Jurist oder der Arzt gar nicht kennt. Nach welchem Maaßstab sollte nun der Ruhm, und der davon abhängende Platz in dem Buch beurtheilt werden? Das nemliche gilt auch von andern Arten der Geschichte. Die ausführliche Beschreibung von Athen, von Lacedämon, von dem alten Egypten und so ferner würde bey dem einen Beyfall erhalten haben; wo gegen ein anderer gewünscht haben würde, daß man diese ihm minder wichtig scheinende Artikel nur kurz berührt, und dagegen vollständige Nachrichten von London, Paris, Wien, Berlin, Constantinopel, oder gar Cairo oder Caracorum angebracht hätte. Hier konnte man schlechterdings kein einstimmiges Urtheil der Leser erwarten; und gerade die unbekanntesten Namen dürften eben deswegen, weil man wenig davon zu wissen pflegt, am meisten gesucht worden seyn. Es blieb also weiter nichts übrig, als alle solche Artikel, so viel man ihrer nur auftreiben konnte, ohne Ausnahme vorzubringen, oder sie alle wegzulassen. Jenes konnte nicht geschehen, ohne ein ungeheuer grosses Werk zusammenzutragen, welches man nicht wollte. Eine Auswahl konnte in einem Buch, das sich als ein Universal-Wörterbuch und als eine allgemeine Encyclopädie darstellt, nicht gemacht werden, wie irgend in einer kleinern Encyclopädie, die weiter nichts als ein Handbuch seyn soll. Denn obgleich die Auswahl bey einem solchen Buch auch ihre Schwierigkeiten hat: so verzeiht es der Leser doch dem Herausgeber leicht, wenn er einige ihm wichtig scheinende Artikel vermißt, weil er weiß, daß es in einem kleinen Buch nicht anders seyn kann. Aber bey einem grossen Werk, das viele Bände ausmacht, und ihm beträchtliche Kosten verursacht, wird er mit Recht ungehalten, wenn er oft vergeblich suchen muß: denn etwas sieht er auch hierbey der menschlichen Schwachheit nach. Ein vergebliches Nachsuchen aber mußte oft erfolgen, wenn die Verfasser die Auswahl nach der mindern oder mehrern Wichtigkeit gemacht hätten, worüber die Leser, so viele Mühe sich auch jene gegeben hätten, doch unzähligemal anderst geurtheilt haben würden.

Man kann verlangen, daß ein jeder Artikel gründlich sey, das ist, daß dasjenige bewiesen werde, was eines Beweises bedarf. Denn es ist Pedanterey Sachen zu beweisen, deren Richtigkeit ein jeder alle Augenblike aus der eignen Erfahrung, oder allgemein bekannten Grundsätzen einsehen kann. Die Wahrheiten, welche bewiesen werden müssen, sind theils dogmatische, theils historische. Wenn jene eines Beweises bedürfen, so muß er in dem Artikel selbst angegeben, und die Leser mit den Erfahrungen und Grundsätzen, aus welchen die Wahrheit gefolgert wird, bekannt gemacht werden. Hier ist es größtentheils unnöthig, Allegaten aus andern Schriftstellern zu machen, denn hier beruht nichts auf dem Ansehen anderer Leute, sondern auf Gründen. Nur alsdann ist solches allenfalls nöthig, wenn besondere, jedoch Aufmerksamkeit verdienende Meynungen über eine Sache vorhanden sind, wo man die Erfinder oder Vertheidiger derselben anführt, auch wohl die Bücher anzeigt, in welchen ein mehreres zu finden ist. Man sieht leicht, daß dieses bey den allermeisten Artikeln von selbst wegfällt. Und wofür wäre es also bey einem jeden Satz, an dem kein Mensch zweifelt, oder von dem sich ein jeder Leser entweder aus der täglichen Erfahrung, oder aus denen in dem Artikel selbst angebrachten Beweisen überzeugen kann, noch Schriftsteller nahmhaft zu machen, die diesen Satz auch geglaubt und behauptet haben?

Dieses würde nicht nur das Werk beträchtlich vergrössert, sondern auch in dem Lesen merklich aufgehalten haben. Dem größten Theil von Lesern, als welcher nur die Sache selbst, keineswegs aber die Litteratur derselben wissen will, würde dieses lästig geworden seyn. Es sind immer nur wenige, welchen die Litteratur nöthig ist; und unter diesen wenigen giebt es nur einige, welche mehr aus der Litteratur, als aus der Kenntniß der Sachen selbst machen. Die leztern irren sich offenbar: denn was hilft es, alles zu wissen, was über eine Sache geschrieben worden, und keine deutliche und fruchtbare Einsicht in die Sache selbst zu haben, wie freylich zuweilen der Fall ist? Für die ersten ist bereits anderswo gesorgt, und wird noch täglich gesorgt. Man hat eine Menge von Büchern, sogenannte Bibliotheken und dergleichen, worinn alle, oder doch die besten Bücher über ganze Wissenschaften und ihre Theile oft auch über alle einzelne Materie angezeigt, manchmal auch beurtheilt werden. Da mag derjenige nachschlagen, dem es um Litteratur und Bücherkenntnis zu thun ist. Und was wird ein jeder nachschlagen? Nur die Bücher seines Faches, die er wirklich zu gebrauchen gedenkt, oder deren Kenntniß ihm sonst nöthig ist; alle andere Fächer werden ihm gleichgültig seyn. Der Theolog wird wohl eine theologische, aber keine juristische oder medicinische Bibliothek nachschlagen. Sollte er aber ja einmal Lust dazu bekommen, so weiß er daß es dergleichen Bücher auch giebt, oder kann sich leicht erkundigen. Hätten wir alle diese über so viele Wissenschaften sich erstreckenden Bibliotheken am gehörigen Ort einschalten wollen, wie es so schwer nicht gewesen wäre, wenn man Bücher und Allegaten aus Treu und Glauben hätte anführen wollen, (denn alle hätte man doch weder haben, noch mit eignen Augen ansehen, und prüfen können:) welch ein ungeheueres Werk würde daraus entstanden seyn? Und wem hätte es genuzt? Allenfalls dem, der unser Werk dazu hätte gebrauchen wollen, um wiederum Titel und Allegaten abzuschreiben, oder zuweilen andere Bücher nachzuschlagen. Aber hierzu findet er in eigends dazu bestimmten Büchern Gelegenheit genug. Wir mußten für einen gemischten Haufen schreiben; und in diesem ist immer von hundert nur einer, der dieses brauchen kann, oder will. Die übrige sehen diese übel angebrachte Gelehrsamkeit für unnüz und überflüßig an, und werden misvergnügt, weil sie sie doch bezahlen müssen. Unsere Encyclopädie war gleich ursprünglich zu keinem Litteratur-Lexico bestimmt; und das ist auch die französische nicht.

Historische Wahrheiten beruhen freylich auf Zeugnissen. Aber ein grosser Theil ist so allgemein bekannt, daß man keine Zeugnisse dafür anzuführen braucht. Nur alsdann müssen Beweis geführt werden, wann Sachen vorkommen, die neu, seltsam, wunderbar, und unglaublich scheinen möchten, oder wann der Verfasser eines Artikels etwas behauptet, das von der gewöhnlichen Vorstellung der Geschichtschreiber und anderer Schriftsteller abweicht. In der Religion gibt

es mancherley Partheyen, und eine jede derselbe pflegt nicht nur gewisser Lehren, sondern auch oft Geschichten anderst vorzustellen, als die übrigen. Weil man hier nicht so leicht als anderstwo eine Uebereinstimmung erwarten konnte: so hat man solche Artikel von Männer unterschiedner Partheyen verfertigen lassen, und sie einander zur Seite gestellt, und da wo man dergleichen nicht hat haben können, hat man sich doch Mühe gegeben, die Vorstellungsart einer jeden Parthey aus bewährten, und wo möglich eignen Schriftstellern derselben anzubringen, um ihnen nichts anzudichten, das sie nicht für das ihrige erkennen. Aber auch hier haben, um das Werk nicht zu vergrössern die Zeugnisse meistens wegbleiben müssen. Wer nun die Gründe, welche ein jeder Theil aus der Geschichte anführt, weiter prüfen und beurtheilen will, der muß zu solchen Schriften gehen, in welchen die Quellen, woraus geschöpft worden, angezeigt sind. In allen übrigen in die Geschichte einschlagenden Artikeln findet nicht so viel Verschiedenheit von Meynungen Statt; und es sind daher Zeugnisse um so weniger nöthiger gewesen. Selbst die Verschiedenheit der Meynungen konnte ohne weitere Zeugnisse anzuführen, doch getreulich erzählt werden.

Und die Leser können diese Treue den Verfassern zu glauben, da die Bücher, woraus die Beweise hergeholt sind, in so vieler Gelehrten Händen sich befinden, und ein jeder Verfasser sich eines Widerspruchs besorgen müßte, wenn er die Geschichte verstellte. Hätte man auch häufiger Allegaten angebracht (denn wo sie schlechterdings nöthig sind, da fehlen sie auch nicht) so würde die Zuverläßigkeit bey dem größten Theil der Leser um nichts gewachsen seyn. Denn derselbe kennt die angezognen Bücher nicht, hat sie nicht, versteht sie oft nicht, hat wenigstens weder Zeit noch Lust sie nachzuschlagen; und diejenigen welche dieses thun wollen und können, die kennen die hierzu erforderliche Bücher ohnehin und anderswoher. Die Allegaten wären auch unendlich geworden: denn in einem historischen Artikel bedarf fast jede Zeile einen Beweiß. Es giebt Artikel in dem Werk, bey welchen man viele hundert Bücher hätte anführen müssen. Es giebt Artikel bey denen ein Mann seine ganze Lebenszeit zum nachschlagen und prüfen hätte verwenden müssen; und hierzu hatten die Arbeiter an der Encyclopädie deren in Absicht auf die historische Artikel wenn dieses hätte geschehen sollen, vielleicht hundert hätten seyn müssen, die Zeit nicht. Sie nahmen also bewährte Handbücher, ein jeder in seinem Fach, der Catholik catholische, der Protestant protestantische, der Historiker historische, und so weiter; und aus diesen setzten sie die Artikel zusammen, und schlugen nur alsdann in den Quellen nach, wenn solches schlechterdings erforderlich war. Was konnten sie anderst thun? Sollten sie die Allegaten aus den gedachten Handbüchern abschreiben, wie freylich manchmal Leute thun, um sich das Ansehen zu geben, als hätten sie die Bücher, die sie oft so gar mit Druckfehlern citiren, alle selbst gebraucht? Aber von dieser Prahlerey, wodurch das Werk vergrössert, und kein Nutze gestiftet worden wäre, indem diejenigen, welche eine Geschichte prüfen wollen, die zum Nachschlagen erforderliche Bücher schon kennen, oder leicht kennen lernen können, die Uebrigen aber dem Schriftsteller lieber glauben, als alles erst mühsam selbst untersuchen, waren die Verfasser weit entfernt. Aber man hätte dann doch die Bücher anführen sollen, deren man sich bedient hat. Dieses ist auch wirklich geschehen, wann es nöthig war, wann man einen oder etlichen wenigen Schriftstellern vorzüglich gefolgt ist: wann es Vorstellungsarten waren, die von der gewöhnlichen abwichen und dergleichen. War aber der Artikel aus zehen oder zwölf Büchern zusammengesetzt; so hätte es der Allegaten zu viel gegeben, und aus dieser Ursache unterließ man dann lieber die Anführungen ganz.

Einige unsrer Freunde haben zwar ihre Meynung dahin geäussert, daß man von einer jeden Materie nur die besten Bücher, und die vorzüglich sogenannten Quellen anführen sollte. Dieses ist auch wirklich bey denen Materien geschehen, wo der besten Bücher und Quellen nur wenige sind; oder wo es ganz zuverläßig gesagt werden konnte, daß dieses oder jenes das beste Buch sey. Aber es giebt Artikel die durch zehen und mehrere Jahrhunderte laufen. Wie war es da möglich, auch nur die Quellen anzuführen, ohne eine ungeheure Menge von Allegaten aufzustellen, da in einem jeden Jahrhundert vielleicht zehen und mehr solcher Quellen bekannt sind, und manches einzelne Buch, das als wirkliche Quelle anzusehen war, wohl zehnmal wegen so vieler besondern Stellen, hätte angeführt werden müssen? Eben so schwer ist es oft zu sagen, welches das beste Buch sey. Ein Kenner wird oft zwanzig gute Bücher über eine Sache anzugeben wissen, an einem jeden Fehler, Mängel und Unvollständigkeiten bemerkt haben, aber auf der andern Seite auch wiederum seine Vorzüge anerkennen, und am Ende ungewiß seyn, welches das beste sey, womit man der übrigen entbehren könne.

Da eine Sache oft mit mehrern Namen benennt wird, so waren Verweissungen oder **Remißionen** von einem Artikel auf den andern nöthig, und von diesen ist oben bey Gelegenheit der Kunstwörter schon geredet worden. Durch menschliche Schwachheit, wie auch durch Veränderung der Arbeiter eines und eben desselben Faches, ist es, so viel Mühe man sich auch gegeben hat, solches zu verhüten, etlichemal geschehen, daß Artikel verwiesen worden, die hernach an dem Ort, wo sie hingehörten, nicht zu finden sind, sondern vergessen worden. Ferner ist es zuweilen geschehen, daß auswärtige Mitarbeiter einen Artikel immer versprochen, und zuletzt doch nicht geschickt haben. Da inzwischen über dem langen Warten die Zeit, ihn durch andere ersetzen zu lassen, vorüber gegangen, und immer auf frisches Manuscript getrieben wurde: so hat man der Sache einigermassen zu helfen gesucht, daß man eine Remißion gemacht hat, um den Artikel doch nicht ganz zu vergessen, wenn man gleich selbst überzeugt war, daß der Artikel besser dermalen gemacht worden wäre. Durch einen Zufall sind einige, jedoch sehr wenige, offenbahr falsche Remißionen gemacht worden. Einige Arbeiter haben auch solche Remißionen gemacht, woraus ihre Nachfolger in dem Fach, von welchem sie abgegangen waren, nicht recht wußten, was sie machen sollten, und was ihr Vorgänger damit zur Absicht gehabt hatte, worüber dann dergleichen, jedoch auch sehr wenige, Artikel weggeblieben. Diese kleine Flecken werden bey keinem vernünftigen und billig denkenden Menschen dem Werth des Buchs etwas benehmen; und zwar um so weniger, da auch die Herausgeber der französischen Encyclopädie dergleichen von ihrem Werk gestehen. Es giebt noch eine andere Art Remißionen in den Artikeln selbst, deren Zweck ist, bald die vorauszusetzenden Materien, Begriffe und Grundsätze, ohne welche das folgende nicht

verſtanden, und die nicht in einem jeden Artikel von neuem erklärt werden können, bald aber auch den Ort anzuzeigen, wo der Leſer ein mehreres von einer Sache finden könnte, die in dem Artikel nur kurz berührt worden, und wovon er allenfalls hätte glauben mögen, daß in demſelben der eigentliche Sitz der Materie ſey. Und dieſe ſind wirklich gemacht worden. Aber Remißionen von der Art haben wir nicht machen mögen, mit welchen die franzöſiſche Encyclopädiſten viele Artikel überladen haben, blos um ihrer Lieblings-Idee zufolge den Zuſammenhang, der ſich zwiſchen ſo mancherley Wiſſenſchaften und Materien fände anzuzeigen; denn von dieſer Vorſtellung waren wir, wie aus dem obigen erhellt weit entfernt.

Was die Sprache und Schreibart betrift, ſo hoffen wir, daß wir, einige wenige Artikel ausgenommen, den belehrenden Ton, der ſich für ein ſolches Werk ſchickt, ſo ziemlich getroffen haben werden. Von Neuerungen abgebrochenen und verſtümmelten Sätzen, welche bey manchem Schriftſteller die Fülle ſeiner Gedanken anzeigen ſollen, bey deſſen Leſern aber oft ſeine Leerheit anzeigen, haben wir uns eben ſo wie von weit hergeholten Anſpielungen, die den meiſten Leſern unverſtändlich bleiben, und Kunſtwörtern, die aus einem ganz andern Fach von Wiſſenſchaften entlehnt werden, und wodurch man ſich oft ſchmeichelt ſehr vieles mit wenigen Worten zu erklären, und im Grunde nichts erklärt, zu hüten geſucht. In Anſehung der Rechtſchreibung folgten die Verfaſſer freylich nicht alle ganz einerley Grundſätzen, ob gleich keiner von der Neuerungsſucht angeſteckt war. Durch den Setzer und Corrector iſt eine ziemliche Uebereinſtimmung hineingebracht worden, und man hat die Rechtſchreibung gewählt, welche vor Anfang des Werks faſt allgemein üblich war, und noch iſt, ſo ſehr ſich auch einige Neuere bemüht haben, die Rechtſchreibung der deutſchen Sprache durch ihre willkührliche Abänderungen zu erſchweren und zu verunſtalten.

Was die Kupfertafeln betrift, ſo wird von denſelben in der Vorrede des ſie begreifenden Bandes weiter Rechenſchaft gegeben werden, wenn derſelbe zum Schluß des Werks herauskommt. Vorläufig kann man melden, daß man nur von ſolchen Dingen Figuren geben wird, welche ſchlechterdings nicht ohne dieſelben verſtanden werden können. Alle übrige, welche blos zur Beluſtigung des Leſers dienen, dabey aber ein Werk beträchtlich vertheuren, werden wegbleiben. Man hat keinesweges die Folioausgabe der franzöſiſchen Encyclopädie zum Muſter genommen, ſondern wird ſich vielmehr nach der Genever Ausgabe in 4t. richten, jedoch ſich noch etwas mehr, als dieſe einſchränken, und alſo hoffentlich alles in einen Band bringen können.

Bey einer allgemeinen Encyclopädie ſind, wenn ſo ein Werk den Grad der Vollkommenheit erreichen ſoll, der unter Menſchen, welche freylich nicht ganz vollkommnes hervorbringen können, möglich iſt, gewiſſe Vorbereitungen und andere Anſtalten erforderlich.

Das erſte was geſchehen muß iſt, daß eine Geſellſchaft errichtet wird, deren Glieder das ganze Werk gehörig vorbereiten, verſchiedne Wiſſenſchaften allenfalls ſelbſt bearbeiten, die Artikel von fremden Arbeitern herbey ſchaffen, alles in Ordnung bringen, revidiren, ergänzen, und das Manuſcript zum Druck fertig liefern. Die Geſellſchaft muß alle Wiſſenſchaften und Künſte in gewiſſe Fächer oder Departements vertheilen, ſo daß die Wiſſenſchaften die zuſammen gehören, unter ein Departement gezogen werden. Solcher Departements werden wenigſtens eilf ſeyn müſſen: für 1) die Theologie, 2) die Rechtsgelehrtheit, 3) die Arzneykunſt, 4) die Philoſophie, 5) die Mathematik, 6) Naturhiſtorie und Phyſik, 7) andre Theile der Hiſtorie, 8) Oeconomie und Cameralwiſſenſchaften, 9) mechaniſche Künſte, 10) ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften, 11) Philoſophie und Critik; und auch aus ſo viel Mitgliedern muß die Geſellſchaft urſprünglich beſtehen, und in einem Orte beyſammen ſeyn, damit ein Glied mit dem andern, oder auch wohl alle Glieder miteinander die in einem jeden Fall erforderliche Abrede nehmen können.

Von einem jeden, der ein Mitglied ſeyn will, muß man zweyerley erwarten können. Erſtlich muß es ein wahrer Gelehrter ſeyn, der nicht nur ſein Fach, ſondern auch die ſogenannte allgemeine Gelehrſamkeit, Sprachen, Philoſophie, Mathematik, Hiſtorie u. ſ. f. inſoweit ſolches zu ſeinem Fach erforderlich iſt, verſteht, und dabey auch einige hiſtoriſche Kenntniſſe von andern Wiſſenſchaften, und deren wechſelſeitigen Einfluß beſitzt, um die Wichtigkeit der Artikel ſeines Faches ſowohl für ſich ſelbſt, als auch in Beziehung auf andere Wiſſenſchaften beurtheilen zu können. Zum andern muß er alle Unterabtheilungen ſeines übernommnen Departements gehörig kennen; und wenn er gleich in einem Theil deſſelben mehr bewandert iſt, als in dem andern, ſo muß er doch von den übrigen Theilen auch das Weſentliche wiſſen. Er muß ſie im Ganzen kennen, und wiſſen, wie ſie alle unter einander zuſammenhängen, was ſie für einen Einfluß auf einander haben, was für Vorbereitungswiſſenſchaften bey einem jeden vorausgehen müſſen. Er muß auch die Hauptmaterien einer jeden einzelnen Abtheilung oder Wiſſenſchaft kennen, wenn er gleich nicht im Stande iſt, in derſelben auch ſelbſt zu arbeiten; er muß die Geſchichte aller der Wiſſenſchaften wiſſen, die unter ſeinem Departement enthalten ſind; er muß endlich auch die Hauptbücher, die zu einer jeden erforderlich ſind, kennen, und überhaupt in allen Stücken Rath geben können.

Die Geſellſchaft muß ſich an einem Orte befinden, wo kein Mangel an Büchern iſt, wo die wichtigſten Werke über alle Wiſſenſchaften, wie auch die Litterariſchen Bücher, welche von den über die Wiſſenſchaften und einzelne Materien, herausgekommenen Schriften Nachricht ertheilen, ſchon vorhanden ſind, und mit eignen Augen angeſehen und geprüft werden können, ob und in wiefern ſie bey dem Werk gebraucht werden können oder müſſen. Auch müſſen die neu herausgekommenen Schriften daſelbſt leicht zu haben ſeyn. Jene Bücher ſind nöthig, erſtlich damit die Geſellſchaft die nöthigen Regiſter verfertigen, und die Artikel auffinden kann; ferner daß die Glieder, deren ein jedes doch auch nun Artikel gewiſſer Wiſſenſchaften zum Ausarbeiten übernimmt, nicht lange herum ſuchen müſſen, ſondern bey einer jeden Wiſſenſchaft, auch wohl bey einer einzelnen Materie, ſogleich wiſſen, welche Bücher vorzüglich dazu gebrauchen ſeyen; und endlich damit ein jeder Aufſeher eines gewiſſen Departements, die übrigen nicht zur Geſellſchaft gehörigen Arbeiter einzelner Theile deſſelben gleich anfänglich von den vorzüglich zu gebrauchenden Büchern belehren, ihnen auch in der Folge deswegen weiter Rath geben könne.

Nun iſt es Zeit, daß die Regiſter der Artikel, oder die Nomenclatur verfertigt wird. Man muß erſtlich beſondere Regiſter über eine jede einzelne Wiſſenſchaft; man muß nachhero auch ein allgemeines Regiſter über

das ganze Werk verfertigen; welches sich leicht aus den besondern Registern zusammensetzen läßt. Man muß die Ordnung der Natur nicht umkehren, und das allgemeine zuerst verfertigen. Denn dieses kann, wenn man die besondern Register nicht bereits hat, nicht anderst als durch Hülfe der bisherigen Universal-Wörterbücher, Encyclopädien und dergleichen gemacht werden. Allein alle diese sind erstlich mangelhaft; und hernach kann ein einzelner Mann, welcher doch so ein Register machen müßte, indem es sehr beschwerlich seyn und lange aufhalten würde, wenn alle diese grossen Werke durchgehen sollten, nicht von allen darin vorkommenden Artikeln urtheilen. Er weis oft nicht, ob sie blos Sprache, ob sie nöthig sind, zu welcher Wissenschaft sie gehören, ob der Artikel auch in Bezug auf alle Wissenschaften, in denen er vorkommt, in dem Wörterbuch behandelt worden; als welches offenbar auch in den besten und vollständigsten in unzähligen Fällen nicht geschehen ist.

Ueber eine jede einzelne auch kleine Wissenschaft muß der, in dessen Departement sie gehört, ein besonderes Register verfertigen. Dies hat ausserdem, das daraus der Stoff zu dem allgemeinen Register hergenommen wird, mancherley Nutzen. Erstlich kann dies besondere Register hernach einem andern Arbeiter, den man angenommen hat, oder, wenn er abgeht, dessen Nachfolger communicirt werden; und so weis dieser gerade, welche Artikel er machen soll, und welche nicht für ihn gehören. Dadurch wird verhütet, daß er nicht in ein fremdes Gebiet streift, welches so leicht geschieht, und hernach bey der Revision unsägliche Schwierigkeiten macht. Soll ein anderer Arbeiter dies Register selbst machen, so thut er es vielleicht gar nicht, sondern arbeitet so zu reden von Hand zu Mund, so wie er gerade an den Buchstaben kommt, allenfalls nach einem speciellen Wörterbuch, das nichts weniger als vollständig ist. Hat man kein Register bey der Gesellschaft, so weis man oft nicht, ob, und von wem der Artikel gemacht werden wird, wodurch gar leicht mancher wegbleibt. Soll der Arbeiter die Artikel aus dem allgemeinen Register selbst ausziehen: so weis er sich oft nicht zu helfen; er fällt in ein ander Fach, das ihn oft nichts angeht, zieht alles mögliche für seinen Richterstuhl, oder läßt im Gegentheil manches aus, entweder weil er ungewiß ist, ob es für sein Fach gehört, oder weil er gewisse Materien nicht gehörig versteht, und nicht nachschlagen oder nachdenken mag. Am Ende wählt er nur die Hauptartikel, welche immer am leichtesten zu machen, auch wegen ihrer Grösse am einträglichsten sind; die kleinern Nebenartikel und blose Kunstwörter aber läßt er weg, weil gerade diese Artikel am verdrießlichsten sind, und wegen ihrer Kürze wenig eintragen, ob sie gleich oft ein vielfältiges Nachschlagen erfordern; und so entschuldigt er sich zuletzt, daß er nicht geglaubt habe, daß solche Artikel für ihn gehörten, oder er behauptet es wohl gar hartnäckigt. Die Gesellschaft, oder wenigstens der Aufseher des Departements sieht sich alsdenn genöthigt, die fehlenden Artikel selbst nachzuholen, und sich in das tiefste Detail einer Wissenschaft um einiger Kleinigkeiten willen hinein zu arbeiten, da man doch gerade, um dieses überhoben zu seyn, einen eigenen Arbeiter dafür angenommen hatte.

Zum andern kann es geschehen, daß mit einem Aufseher eines Departements eine Veränderung vorgeht, er stirbt, oder abgeht. Erstreckt sich das Register über alle Artikel des übernommenen Departements, so daß sie alle unter einander stehen: so ist es hernach sehr beschwerlich, sie wieder gehörig auszusondern. Sind aber besondere Register über alle Theile desselben vorhanden: so kann man eine selbstbeliebige Veränderung treffen. Man kann den einen Theil diesem, einen andern jenem schon vorhandenen Mitglied zutheilen; man kann einen andern Aufseher des Departements annehmen, und ihm nur die Theile übertragen, wozu er Neigung und Geschick besitzt, andere aber an andere zur Besorgung überlassen. Alsdann brauchts weiter nichts, als daß man einem jeden gerade das Register übergiebt, das die Nomenclatur der Wissenschaft enthält, die ihm aufgetragen wird; und so kann man dem einen fünf, einem andern zwey, einem dritten ein Register geben und zu besorgen zutheilen, je nachdem es die Umstände in einem jeden Fall erfordern. Die Register müssen von den Gliedern der Gesellschaft selbst verfertigt werden, wenn man nicht will, daß sie unvollständig, oder verworren, oder überladen seyn sollen. Denn es gehört oft schon viel dazu, um zu beurtheilen, in welche Wissenschaft ein Wort gehört, ob es verdient aufgenommen zu werden, ob es wirkliche Sache, oder blose Sprache sey und so ferner.

Diese besondere Register werden nun auf folgende Art gemacht. Man legt das vollständigste Wörterbuch, das man über die einzelne Wissenschaft hat, zum Grund; und zeichnet die Artikel in ein eignes Schreibbuch aus, doch so daß man hinlänglichen Raum läßt, um darzwischen zu schreiben. Hiermit vergleicht man hernach andere Real-Wörterbücher, worin ebenfalls etwas vorkommen kann, wie auch Sprach-Lexica; und nachher die Register der vornehmsten Bücher über diese Wissenschaft; wobey aber, wenn die Register fehlen sollten, wie es manchmal der Fall ist, die Bücher selbst durchgelaufen werden müssen. Das zum Grund gelegte Wörterbuch führt man vornen ein für allemal an; kommt aber ein Wort vor, das aus einem andern Wörterbuch genommen ist, wo man es theils nicht leicht suchen würde, theils Sachen dabey sind, die in jenem nicht stehen: so setzt man den Namen desselben zu dem Artikel, damit man, wenn dieser gemacht werden soll, nicht lange vergeblich suchen muß. Eben so werden die andern Bücher angeführt, in welchen man etwas von dem Artikel gefunden hat, das wichtig ist, und zwar nach Theil, Capitel, oder Seite. Doch kann man solches bey den Hauptbüchern, die der Arbeiter schlechterdings haben muß, unterlassen, vorausgesetzt daß sie ihm einmal für allemal zu Anfang des Registers angegeben worden, und selbst gute Register haben. Aber bey einzelnen Büchern, die man nicht immer braucht, wie auch vornemlich bey solchen, in denen man die Sache schwerlich suchen dürfte, ist eine solche genaue Anführung um so nöthiger.

Man hat aber nicht über alle einzelne Wissenschaften auch einzelne Lexica, sondern es werden oft mehrere verwandte Wissenschaften in einem begriffen. Alsdann braucht man nur mehrere Register oder Schreibbücher neben sich zu legen, und ein jedes Wort in dasjenige einzutragen, in welches es gehört; und so kann man mit einer Arbeit oft mehrere Zwecke erreichen. Denn wer ein ganzes Departement übernimmt, muß doch wohl so viel wissen, um ein jedes Wort in das rechte Register einzutragen.

Bey dem allen kann hier oder da etwas ausgelassen werden, welches menschlich ist. Solches findet sich vielleicht unter der Hand, wenn man arbeitet; so wie

es auch einem andern Arbeiter nicht übel anſteht, wenn er das ihm zu bearbeitende Regiſter, ohne in ein fremdes Gebiet zu fallen, ergänzet. Es kann aber auch das Regiſter zuweilen einen unnöthigen Artikel enthalten. Wer es gemacht hat, hatte nicht Zeit, hierüber lange Unterſuchung anzuſtellen, verſtund auch vielleicht das Detail der Wiſſenſchaft nicht genug, um ſolches zu beurtheilen, oder war wenigſtens ungewiß, ob das Wort hineingehöre, und ſetzte es alſo um mehrerer Sicherheit willen hinein. In der Folge der Arbeit ſieht man, daß es überflüßig iſt, und läßt es weg. Wenn aber ein fremder Arbeiter Artikel ſeines Regiſters wegläßt: ſo muß er bey Einſendung ſeines Manuſcripts ſich darüber rechtfertigen, damit der Aufſeher ſehe, daß das Wort aus guten Gründen, und nicht aus Unwiſſenheit der Sache, aus Gemächlichkeit, oder aus bloſer Nachläßigkeit und Vergeſſenheit weggeblieben ſey.

Aus allen beſondern Regiſtern muß nun ein allgemeines gemacht, und einem jeden Wort beygeſetzt werden, in welche Wiſſenſchaft es gehört. Es iſt nicht genug, daß das Wort im Regiſter ſtehe, und im Werk behandelt werde: ſondern es muß beydes in Abſicht auf alle Wiſſenſchaften geſchehen, in welchen es vorkommt. Sonſt iſt das Wort und eine oder die andere Bedeutung deſſelben zwar da; aber ſie ſind nicht alle da, wie es der Fall in allen Univerſal-Wörterbüchern und Encyclopädien iſt. Das Wort bedeutet oft fünf oder mehrere ganz verſchiedne Sachen nach unterſchiednen Wiſſenſchaften; zwey oder drey ſind vielleicht da, die übrigen fehlen. Wenn ein Wort vielerley bedeutet, ſo iſt es mit den Special-Artikeln nicht genug: ſondern es muß oft, wenn dieſelben eingelangt ſind, ein General-Artikel hinzugefügt und in dem Werk vorangeſetzt werden, in welchem, ſo viel es möglich iſt (denn immer iſt es nicht möglich) alles auf einen allgemeinen Begriff gebracht, und eine Claſſification der mancherley Bedeutungen und nachfolgenden Artikel gemacht werden muß, damit der Leſer alles mit einem Blick überſehen könne. Dieſe Arbeit iſt nicht leicht, und es müſſen oft mehrere Glieder der Geſellſchaft, da ſich die übrigen einzelnen Arbeiter hierauf nicht einlaſſen können, deswegen zuſammentretten.

Das allgemeine Regiſter iſt nöthig, damit das Ganze überſehen, und durch die Collation aller eingelaufenen Manuſcripte mit demſelben, die Gewißheit erhalten werden könne, daß nichts fehlt. Denn obgleich ein jeder Aufſeher eines Departements durch Hülfe der Special-Regiſter vorher unterſuchen muß, ob alle Artikel, die für ihn gehören, da ſind: ſo muß doch zuletzt noch eine General-Collation des Ganzen angeſtellt werden, weil jenem zuweilen etwas entwiſchen kann, das hernach von einem andern bey dieſer Collation aufgefunden wird. Es iſt gut, wenn an dieſem Regiſter, eine gewiſſe Ordnung der Wiſſenſchaften beobachtet wird, ſo daß z. E. bey einem oder dem nemlichen Wort zuerſt ſteht: philoſophiſch, nachher hiſtoriſch, oder theologiſch, oder juriſtiſch, ſo wie es die verſchiednen Bedeutungen des Worts, die es etwa haben mag, mit ſich bringen. Doch kann nicht bey allen Artikeln einerley Ordnung beobachtet werden. Auch iſt es oft ſchwer, dieſe Ordnung im Regiſter voraus zu beſtimmen, weil man die Artikel noch nicht ſelbſt ausgearbeitet vor ſich hat. Bey dem Zuſammenlegen der Manuſcripte aber muß wenigſtens einige Ordnung beobachtet werden, ſo daß die Artikel des nemlichen Worts, woraus die folgenden Licht erhalten, oder welche ſchlechterdings vorausgehen müſſen, auch im Werk ſelbſt vorausgeſetzt werden, und alſo z. E. der philoſophiſche dem theologiſchen, und der Artikel aus dem Naturrecht denen aus der poſitiven Rechtsgelahrtheit, der aus der Naturhiſtorie oder Phyſik dem ökonomiſchen vorſtehen.

Das allgemeine Regiſter muß, ſo bald als es fertig iſt, gedruckt, und wenn es gleich ein paar Bände ausmacht, an eine beträchtliche Zahl von Gelehrten, auch Handelsleuten, Künſtlern und Kunſtverſtändigen, welche die Feder führen können, umſonſt ausgetheilt, und ſie erſucht werden, daß ein jeder ſein Fach prüfen, und ein Verzeichniß der mangelnden Artikel an die Geſellſchaft einſenden möge; wozu ſich immer viele Leute, wenn man ihnen nur nicht zumuthet, ein ihnen unbrauchbares Buch zu kaufen, willig finden laſſen werden, ob man es auch gleich hin und wieder vergeblich verſchenken dürfte. Dieſes giebt keinen Aufenthalt in der Arbeit ſelbſt: denn inzwiſchen daß dergleichen Verzeichniſſe einkommen, kann ſchon Jahre lang gearbeitet worden ſeyn, indem ja bereits Artikel genug bekannt ſind, und nicht darauf gewartet werden muß, daß noch einer oder der andere, der vergeſſen worden, nachgetragen werde. Nur auf dieſe Art kann man hoffen, daß die Nomenclatur vollſtändig, und daß ſie inſonderheit die meiſten Provincialwörter und ſynonymiſche Benennungen enthalten werde, womit man die Werke der Natur, die Thiere, die Pflanzen und dergleichen eben ſowohl, als die Werke der Kunſt zu belegen pflegt. Denn unſerer Meynung nach müſſen dieſelben ſo viel nur möglich iſt, angebracht werden, indem immer ein ſehr groſſer Theil von Leſern das hochdeutſche oder techniſche Wort, auf welches freylich jene Benennungen verwieſen werden müſſen, nicht weiß, noch wiſſen, und alſo das Werk ſeiner Hoffnung gemäß nicht ganz brauchen kann.

Hierdurch erhält die Geſellſchaft auch zugleich viel Bekanntſchaft. Man erkundigt ſich gelegentlich bey den Correſpondenten, ob ſie in dieſer oder jener Wiſſenſchaft, oder Kunſt nicht Leute wiſſen, die das Regiſter, womit man nicht ſparſam ſeyn muß, ergänzen, vielleicht ſelbſt mitarbeiten, oder wenigſtens Beyträge in einzelnen Artikeln liefern könnten und wollten. Mancher Correſpondent bietet ſich auch wohl zu einem oder dem andern von ſelbſt an, und ſo erhält man auch Arbeiter in ganz ſpeciellen Fächern unter Künſtlern und Kennern, welche aus eigner Erfahrung ſchreiben, und oft ganz andere Sachen vorbringen, als der bloſe Gelehrte, der ſich meiſtens nur auf Bücher verlaſſen muß. Freylich koſtet dieſes alles Geld. Die Leute die an den Regiſtern arbeiten, wollen bezahlt ſeyn; die Correſpondenz verurſacht Ausgaben, noch mehr aber der Druck des allgemeinen Regiſters, das Porto, wie auch der Einband deſſelben. Soll der, welcher es erhält, das oft koſtbare Porto ſelbſt tragen, ſo wird er vielleicht unwillig und antwortet nicht, liefert auch keine Ergänzungen oder Beyträge; und wird das Buch roh verſendet, ſo kann man ſicher darauf rechnen, daß drey Viertel von denen, die es erhalten, es nicht binden laſſen, nicht anſehen, und wohl gar als Maculatur verbrauchen werden. Allein es iſt die Frage hier nicht von den Koſten des Werks, ſondern von den Mitteln, durch welche es zur höchſtmöglichen Vollkommenheit gebracht werden kann.

Auch erfordert die Verfertigung der beſondern Regiſter ſowohl, als des allgemeinen, Zeit. Allein eine ſolche Geſellſchaft, als wir angenommen haben, kann

in ein paar Jahren, wenn nur ein jedes Glied täglich zwey Stunden darauf wenden will, sehr viel thun. Die Zeit wird dadurch auch nicht verschwendet. Denn theils sind die Register unumgänglich nöthig, theils verschaft die Verfertigung derselben eine grosse Bekanntschaft, sowohl mit den brauchbaren Büchern, als auch mit den in den Wissenschaften vorkommenden mancherley, auch speciellen Materien; wodurch es hernach leichter wird, die Wissenschaften selbst zu bearbeiten, oder die Arbeiten anderer zu revidiren.

Bereits während dieser Zeit kann ein jedes Mitglied der Gesellschaft sich entschlossen haben, welche Theile seines Departements es selbst bearbeiten, und zu welchen es anderwärtige Arbeiter bestellen will, die man meistens auch während dieses Zeitraums wird auftreiben können. Die Wissenschaften und Künste müssen unter so viel Arbeiter vertheilt werden, als nöthig ist, um das Werk zu beschleunigen. Will ein jeder Aufseher seines Departements alle Theile desselben selbst bearbeiten; so erfordert dieses eine lange Zeit, und es ist auch nicht zu erwarten, daß er in allen gleich starke Kenntnisse besitze, sondern er wird sich in gar vieles erst selbst hineinstudiren müssen, welches wiederum Aufenthalt macht; nicht zu gedenken, daß verschiedne der obgedachten Departements so vielerley unter sich begreifen, daß man die zweckmäßige Bearbeitung aller einzelner Theile und Materien von einem Mann allein nicht wohl erwarten kann. Ist aber alles gehörig vertheilt: so kann das Manuscript zu dem ganzen Werk in einem Verlauf von vier oder fünf Jahren herbey geschaft werden, wozu sonst zwanzig Jahre und drüber erforderlich seyn dürften. Die Arbeiter und Aufseher brauchen in einem kurzen Zeitraum nicht so oft gewechselt zu werden, als in einem längern. Die meisten haben nur eine einige Wissenschaft, deren Artikel sie wohl in jener Zeit fertig machen können. Wenn der eine die Logik hat, so hat der zweyte die Ontologie, der dritte die Seelenlehre und so ferner, und so sind wohl sechs und mehrere Leute zu der einzigen Philosophie bestellt. Und so kann es dann auch nicht fehlen, ein jeder muß seine ihm aufgegebne Wissenschaft in dem gesetzten Zeitraum, wenn nicht ausserordentliche Hindernisse darzwischen kommen, liefern können. In den Artikeln giebt es immer mehr Zusammenhang und weniger Widersprüche, wenn die ganze Wissenschaft, wohin sie gehören, von einem Mann ausgearbeitet wird, als wenn mehrere darüber kommen, welches aber in einem langen Zeitraum unvermeidlich ist. Bey einer solchen Vertheilung kann es zwar am Zusammenhang mehrerer verwandter Wissenschaften fehlen, und es können insofern leicht Widersprüche einschleichen, als der Arbeiter mehrere sind. Wie diesem aber abzuhelfen sey, wird sich weiter unten aufklären.

Eine Hauptregel bey dieser Arbeit ist es, daß sich der Verfasser ein kurzes System seiner Wissenschaft macht, und nach demselben diejenigen Artikel zuerst verfertigt, welche in der Sache selbst vorausgesetzt werden müssen. Auf diese Art werden unzählige Wiederholungen vermieden; einem jeden Artikel können die gehörigen Remissionen auf andere, die die Grundlage von ihm ausmachen, sogleich ohne Mühe beygefügt, auch kann der Zusammenhang der Artikel unter einander besser beobachtet werden. Arbeitet man aber, wie es bisher in den meisten Wörterbüchern geschehen ist, die Artikel so aus, wie es die alphabetische Ordnung mit sich bringt: so ist das ein Grund vieles Unheils. Man sagt oft in einem Artikel etwas, das in der That in einen andern gehört; aber man sagt es, weil dieser andere noch nicht ausgearbeitet ist, und man nicht genau wissen kann, was alles in demselben vorkommen werde; und so handelt man z. E. in dem Artikel: Affecten manches ab, dessen eigentlicher Sitz in dem Artikel: Begierden wäre. Dieser Artikel ist der Natur der Sache nach der erste, und sollte auch zuerst verfertigt werden; in der alphabetischen Ordnung aber folgt er erst auf den Artikel: Affecten. Hat man nun bey der Ausarbeitung des letztgenannten nicht Zeit, jenen auch zu machen, so kann es fast nicht fehlen, es müssen überflüßige Sachen hineinkommen, und man ist noch glücklich, wenn man sich in verschiednen Stücken nicht widerspricht. Mit beyden Artikeln stehn die Materien von den Neigungen, und den natürlichen Trieben in der genauesten Verbindung. Diese müssen also auch mit bearbeitet, und hernach alle dergleichen genau verwandte Artikel mit einander verglichen werden, wodurch man alle Ueberflüßigkeiten, Wiederholungen, und Widersprüche sehr leicht vermeiden kann. Aber nach bisheriger Art zu arbeiten, hatte man bey den Buchstaben A. und B. nicht Zeit an Artikel aus R. oder gar T. zu denken. Als man an die letztern kam, merkte man freylich, daß in den erstern viel Unnöthiges mit eingeflossen war, das besser anderswohin verspart worden wäre, wo man es schlechterdings noch einmal sagen muß; aber man konnte das was bereits gedruckt ist, nicht wieder abändern oder wegschaffen. Eben diese Art zu arbeiten ist die Ursache von so vielen unnöthigen und unangemeßnen Remissionen. Man hat nicht Zeit, alle Artikel zu machen, und so verweiset man auf andere Wörter, unter welche sich die Sache bey weitem nicht so gut schickt; man verweiset oft auf gerathewohl, zumal wenn es ein anderes Fach betrift, wohin die Sache auch einschlägt, das man aber nicht genau genug kennt, und wobey man wenigstens nicht wissen kann, ob, und wo ein anderer Arbeiter das erforderliche sagen werde; man verweiset auf Artikel, in denen die Sache nachher entweder gar nicht steht, oder doch der Absicht des Verweisenden nicht gemäß ausgeführt worden; man verweiset auf Artikel, die hernach ganz vergessen werden, oder wenn sie doch vorkommen, so wird vielleicht wiederum auf andere Artikel verwiesen, und der Leser herumgesprengt. Alle diese Ungemächlichkeiten sind unvermeidlich, wenn alphabetisch gearbeitet, und ein Theil zum Druck befördert wird, ehe das Ganze vollendet ist.

Es ist aber diese Arbeit von der Ausarbeitung einer Wissenschaft in einer systematischen Ordnung nur durch folgende Stücke verschieden. Erstlich muß eine jede Materie oder Artikel als ein für sich bestehendes Ganze betrachtet, und folglich manchmal ein Begriff, Satz oder Nachricht, jedoch kürzlich, vorangeschickt werden, weil er zum Verstand des Folgenden nöthig ist, und man dem Leser nicht zumuthen kann, daß er um deswillen den Artikel, wo der eigentliche Sitz der Sache ist, und auf welchen man indessen doch verweisen kann, erst in einem andern Band nachschlagen soll; zumal wenn jenes ohne sonderliche Weitläuftigkeit geschehen kann. Der Artikel muß in sich selbst verständig seyn, und die Verweisung wird nur um deswillen hinzugesetzt, wenn etwa jemand eine ausführlichere Erklärung und einen vollständigen Beweis der anderstwoher entlehnten Grundsätze verlangen möchte, wo er dann durch die Remission belehrt wird, daß dergleichen würklich in einem andern Artikel befindlich seyn, und die Sache nicht

vergessen, auch die vorangeschickten und nur kurz berührten Grundsätze nicht blos willkührlich, wie es sonst manchmal scheinen möchte, angenommen werden. Zum andern muß der Verfasser nun noch alle Nebenartikel und Kunstwörter aufsuchen, und erklären, welches er in einem systematischen Vortrag oft nicht nöthig hat, da es ihm etwa blos um die Sache selbst zu thun ist. Diese Nebenartikel müssen erst alsdann verfertigt werden, wenn die Hauptartikel worzu sie gehören, oder auf welche sie sich beziehen schon da sind, damit man, wie es fast in allen Real-Wörterbüchern geschieht, nicht verleitet werde, die Sache selbst, die doch ganz anderswohin gehört, unter einem Nebenartikel, oder blossen, vielleicht nicht einmal sehr gewöhnlichen Kunstwort auszuführen, auch diese Nebensachen an die gehörige Orte hin verweisen könne.

Das ganze Manuscript muß vollendet seyn ehe man eine Zeile eines solchen Werks druckt. Die Unterlassung dieser Regel ist nebst dem Mangel einer vorhergehenden vollständigen Nomenclatur die Ursache, warum noch kein allgemeines Real-Lexicon, oder Encyclopädie die Vollkommenheit erreicht hat, deren so ein Buch fähig ist. Nirgends ist dieses bisher geschehen. In dem Prospectus der Französischen Encyclopädie von 1751 wird zwar gerühmt, daß das ganze Manuscript vor Anfang des Drucks fertig gewesen. Wenn dieses auch kein bloßes Vorgeben ist, so ist es doch nur von demjenigen Manuscript zu verstehen womit man 8 Bände, als so stark das Werk anfänglich werden sollte, anzufüllen gedachte. Denn während des Drucks sind mehrere Mitarbeiter hinzugetretten, wie in den Vorreden verschiedner folgender Bände gemeldet wird; und in dem Artikel: Encyclopädie selbst, wird deutlich und oft genug geklagt, daß man das ganze Manuscript nicht vor sich gehabt habe.

Dieses ist eine wesentliche Erforderniß, ohne welche alle übrige Bemühungen den gewünschten Zweck nicht erreichen können. Wenn der Verfasser der Artikel einer einzelnen Wissenschaft alle seine Artikel vor Augen hat, so kann er ohne Mühe selbst urtheilen, ob er die gehörige Proportion der Artikel unter sich selbst beobachtet habe. Er sieht bald, ob er eine Nebensache nicht hätte kürzer fassen, und das übrige auf einen Hauptartikel verweisen können. Er merkt leicht, wo er zu kurz, und wo er zu weitläufig gewesen, und wo er sich widersprochen hat. Das kann er ohne dieses so leicht nicht. Er weiß fornen nicht, was er hinten wird sagen müssen. Er fürchtet etwas zu vergessen, und sagt Dinge, die füglicher anderswo gesagt werden könnten, und würklich nachher wiederum gesagt werden müssen, wenn der Artikel verständlich und zureichend seyn soll. Er will die Weitläufigkeit vermeiden, und befleissigt sich der Kürze, wird aber hintennach gewahr, daß der vorausgegangne kurze Artikel, da er vielen andern zur Grundlage dienen soll, viel zu kurz ist, welches sich aber wenn er schon gedruckt ist, nicht mehr ändern läßt. Hat er aber sein ganzes Manuscript vor sich, so kann er hier abschneiden, und dort zusetzen, wie ers am zuträglichsten findet; und wenn er Zeichnungen zu denselben zu machen hat, so kann er die Figuren in eine natürliche Ordnung stellen, und auf den Tafeln selbst allen Raum bestmöglichst benutzen.

Hat der Aufseher eines ganzen Departements alle Artikel desselben vor sich, so kann er, da man ihm Einsicht und Uebersicht des ganzen Fachs zutrauen muß, ebenfalls leicht urtheilen, ob die einzelnen Zweige oder Theile desselben in gehöriger Proportion stehen, und hiernach manches verkürzen, oder auch erweitern, auch die Remissionen zweckmäßiger einrichten. Vornemlich kann er die gehörige Zusätze machen, wenn er sieht, daß etwas vergessen ist, und nicht unter einem andern Artikel, auf welchen er eine Remission machen kann, vorkommt, oder daß die Sache in dem Artikel einseitig vorgestellt worden. Es giebt unzählliche Fälle, wo eine Materie nach ganz verschiednen Grundsätzen auch verschiedentlich vorgestellt, und dem Leser die Wahl einer Meynung überlassen werden muß. Hat der Verfasser solches in seinem Artikel nicht gethan, so muß es der Revisor thun. Aber wie kann er es thun, wenn das Manuscript stückweise einkommt, und sogleich zur Druckerey befördert werden muß; wenn er nicht alle übrige Artikel, die mit diesen zusammen hängen, vor sich hat? Höchstens wird er es ein oder ein paarmal thun, die übrigen Artikel aber werden so einseitig, wie sie sind, gröstentheils stehen bleiben, da der Revisor keine Zeit haben wird, Zusätze hinzuzufügen. Der Leser wird alsdann nicht die Summe der menschlichen Erkenntniß, er wird nicht die Vorstellungsarten mehrerer vernünfiger Leute, sondern er wird blos die Lieblingsmeynung des Verfassers erhalten, und mit allen Gründen, denen man seine vielleicht unrichtigen Vorstellungsart entgegen setzen kann, und mit allen übrigen Meynungen unbekannt bleiben, die allenfalls mehr für sich haben als jene auch in Praxi angenommen sind, und mit jener nicht eher vertauscht werden können als bis zuvor die ganze Welt umgeschmolzen worden, wie es mit so vielen politischen, ökonomischen und andern wohlgemeinten Projecten und Theorien der Fall ist.

Endlich wird dieses auf das Ganze des Werks einen sehr vortheilhaften Einfluß haben. Mancher Artikel schlägt in drey oder vier Departements ein. Er ist philosophisch und theologisch, allenfalls auch juristisch, oder policeymässig behandelt worden. Ein jeder Vafasser ist von seinen ihm eignen Grundsätzen ausgegangen, und so widersprechen sich die Artikel. Ein jeder hat sich auf den andern verlassen, daß er einen gewissen Punct ausführen werde; und so hat ihn zulezt keiner ausgeführt. Ist das ganze Manuscript beysammen, so kann es unter den Gliedern der Gesellschaft circuliren. Zwey oder drey derselben, für welche es gehört, können zusammentretten, die nöthigen Zusätze machen, oder die Widersprüche herausschaffen. Der Theolog braucht nun nicht mehr dem Philosophen, der Jurist nicht dem Theologen, noch der Politiker dem Juristen zu widersprechen. Einige kleine Zusätze oder Einschränkungen können der Sache abhelfen. Eben so wenig wird man in einem Artikel Grundsätze finden, die der Verfasser nicht erläutert oder bewiesen hat, weil er glaubte ein anderer würde dieses in seinem Artikel thun der es jedoch nicht gethan hat. Der so z. E. die Theorie der schönen Künste bearbeitet, wird keine Grundsätze aus der Seelenlehre, und der so das Völkerrecht behandelt, keine Grundsätze aus dem blossen Naturrecht anführen, welche sich in dem von dem nemlichen Wort handelnden Artikel aus der Seelenlehre und dem Naturrecht, oder in andern Artikeln, wo ein schicklicherer Platz dafür ist, nicht auch befinden. Denn so bald der Revisor eines Fachs sieht, daß solche entlehnte Grundsätze in einem Artikel stehen,

so wird er gleich nachsehen, ob sie sich auch in dem andern befinden; und findet er sie nicht, so wird er mit dem Revisor dieses Departements Abrede nehmen, daß solches noch nachgeholt und eingerückt wird. Und dazu muß er die Artikel aus andern Departements vor sich haben, und weil das Fehlende oft in Artikeln ganz anderer Buchstaben gehört, so muß das ganze Manuscript vorhanden seyn.

Wenn die Wissenschaften und Künste unter eine hinlängliche Anzahl von Arbeitern vertheilt worden: so können sie alle auf das längste innerhalb fünf Jahren ihr Manuscript eingeliefert haben, welches nicht möglich ist, wenn ein Mann zu viel über sich hat, indem wohl nicht leicht jemand seine ganze Zeit diesem Geschäfte allein widmen kann. Wer einen kleinen Zweig von Wissenschaften hat, der kann auch viel früher fertig seyn, ohne sich zu übereilen, da kein Arbeiter angestellt werden muß, der nicht vorher mit denen ihm aufgetragenen Gegenständen bekannt war. So wie nun Manuscript über eine ganze Wissenschaft einlangt, so muß auch dieselbe in Revision genommen werden. Endlich ist das ganze Departement beysammen, und nun muß auch dieses in Ordnung gebracht und revidirt werden, wenn vorher ein jeder Zweig desselben einzeln durchgegangen worden. Hiermit dürften dann wohl wiederum ein paar Jahre zugebracht werden. Sind alle Departements, ein jedes von dem, demselben vorgesetzten, Aufseher berichtigt: so wird das Ganze zusammengelegt, in Päcke gebunden, und ein Pack nach dem andern in der ganzen Gesellschaft herumgeschickt. Ein jeder übersieht zwar das Ganze nur obenhin; wenn er aber bey Erblickung eines Artikels aus einem andern Departement gewahr wird, daß ein ähnlicher Artikel in dem seinigen auch Statt haben könne, so merkt er sich ihn, um ihn zu ergänzen. Denn auch bey der genauesten Nomenclatur kann, wenn gleich das Wort selbst da ist, doch wohl mancher Artikel in Bezug auf dieses oder jenes Fach fehlen, welches man oft nicht eher bemerkt, als bis man die Artikel eines andern Faches vor sich bekommt, wodurch man auf weitere Gedanken geführt wird. Inzwischen ist es weder möglich noch nöthig, daß ein jeder alle Artikel durchsieht. Diejenigen, die ganz und gar keinen Bezug auf sein Departement haben, schlägt er um, und liest nur die, wo mehrere Artikel unter einem Wort stehen, und er ersieht, daß Zusammenhang zwischen ihnen und den Artikeln seines Departements ist. Hat der Philosoph eben das Wort behandelt, das der Theolog auch hat, so lesen beyde diese Artikel, so wie der Jurist allenfalls auch den theologischen Artikel, wenn er in sein Fach einschlägt, oder einen ähnlichen Artikel aus der Politik oder Policey, hingegen der Physiker einen ähnlichen ökonomischen Artikel durchsieht. Findet er nun Wiederholungen oder Widersprüche, so sucht er sie wegzuschaffen, wenn das Ganze des Artikels durch das Wechstreichen nicht leidet, oder die Widersprüche durch irgend einen kleinen Zusatz, gehoben werden können. Dies thut er entweder schlechtweg, oder der erste, welcher solche Artikel vor sich bekommt, legt ein Zettelchen bey, worin er nicht blos den Widerspruch bemerkt, sondern auch vorschlägt, wie der Sache geholfen werden könne. Der zweyte, der es erhält, und den die Sache auch angeht, macht alsdann die nöthige Abänderung nach dem Vorschlag des erstern, wenn er damit einstimmig ist; wo aber nicht, so wartet er bis auf die nächste Zusammenkunft der Gesellschaft, welche, wo möglich, in einer jeden Woche einmal geschehen muß. Alsdann unterredet er sich, nicht mit allen Gliedern, sondern blos mit dem, in dessen Fach die Sache mitgehört; und so findet sich, wenn sonst ein gut Vernehmen unter den Gliedern ist, und dieselben nicht rechthaberisch und zänkisch sind, in kurzer Zeit eine Auskunft. Hierauf wird in dem Saal, worinn die Versammlung ist, das ganze Manuscript in Ordnung liegt, und ein jeder Pack nach geschehener Circulation desselben wieder niedergelegt wird, die Abänderung von einem von beyden entweder sogleich vorgenommen, oder wenn solches nicht thunlich ist, so nimmt der eine die zusammengehörigen Artikel mit nach Hause, besorgt das nöthige, und bringt sie bey der nächsten Zusammenkunft wieder mit, zeigt es seinem Mitrevisor, und legt es gehörigen Orts nieder. Es ist ganz überflüssig dieses in der ganzen Session zu verhandeln, und alle Mitglieder, die oft gar nichts, oder nicht genug von der Sache verstehen, jedesmal zu Rath zu ziehen. Hierdurch würde ein weitläuftiges oft gar nicht zu der Sache gehöriges Geschwätze entstehen, so daß kaum ein Jahrhundert zu der Revision des Ganzen hinlänglich seyn würde, da man auf die beschriebene Art in ein paar Jahren viel thun, und mit dem Ganzen fertig werden kann.

Hat ein jeder sein Departement bereits revidirt, hin und wieder abgeschnitten, wo es entweder bloße Wiederholungen waren, oder die Sache in andern Artikeln vorkam, hin und wieder Zusätze gemacht, und die Widersprüche herausgeschaft, so kann bey der Revision des Ganzen so viel nicht mehr übrig seyn. Denn sie erstreckt sich in der That nur auf solche Artikel die in mehrere Departements gehören, und also auch mehrmalen vorkommen, und in einer Verbindung miteinander stehen. Alles Uebrige bleibt dermalen ungelesen, und man läßt den Revisor eines jeden Departements alle Artikel, die nicht auch in ein ander Departement einschlagen, allein verantworten.

Dieser Revision aber muß sich ein jeder Arbeiter in und ausserhalb der Gesellschaft unterwerfen. Sie besteht in der That in keiner Correctur, als welche Gelehrte einem andern über ihre Arbeit nicht gerne verstatten, sondern alles was geschieht, ist folgendes. Der Artikel enthält Dinge, die auch in den andern Artikeln des nemlichen Worts vorkommen; und alsdann streicht der Revisor es in demjenigen weg, wo solches am schicklichsten geschehen kann. Z. E. die Sache steht schon im General-Artikel, wohin sie auch, wie wir annehmen wollen, gehört; nun so wird sie aus dem Special-Artikel weggestrichen; oder umgekehrt, es finden sich Specialien in dem General-Artikel, die in Special-Artikeln vorkommen, auch wirklich dahin gehören; alsdann werden sie aus dem erstern weggenommen, und in einen von den letztern gesetzt, wenn sie nicht schon drinn stehen. Ist es nicht möglich, dergleichen Dinge aus einem Artikel wegzubringen, ohne den Zusammenhang, der Deutlichkeit, oder auch der Meynung des Verfassers Nachtheil zuzufügen; so läßt man lieber einige Wiederholungen zu, als daß man den Artikel umschmilzt. Da nun die gedachten Wiederholungen nur wenige Artikel betreffen können, so ist das, was der Verfasser an seinem Manuscript verliert, im Grunde so wenig, daß es in keine Betrachtung kommen kann; denn in einem ganzen Band dürfte durch dieses Wegstreichen vielleicht kein Blatt, wenn man alles zusammen rechnet, am

Manuscript und Honorarium eingebüßt werden. Denn die ganze Vorstellungsart und die Meynungen des Verfassers müssen unangetastet stehen bleiben; indem man ohnehin voraussetzt, daß niemand Meynungen vorbringen wird, die in dem Staate nicht geduldet werden könnten, und von welchen wir in dem Artikel: Duldung, wo sie in gewisse wenige Classen gebracht worden sind, geredet haben. Entstehen nun dadurch Widersprüche mit andern Artikeln des nemlichen Verfassers, so ändert man dieselben schlechtweg, nach dem System, und den allgemeinen Grundsätzen, die aus seinen Artikeln hervorleuchten, welches er nicht übel nehmen kann, da es möglich ist, daß auch der Scharfsinnigste und Sorgfältigste sich zuweilen vergißt, und auch ein guter Homer einmal einschläft. Ohnedem kommt dieser Fall sehr selten vor; desto leichter aber kann es geschehen, daß mehrere Artikel von verschiedenen Verfassern sich widersprechen; und hier giebts mancherley Auswege, um die Widersprüche zu heben, ohne den Meynungen irgend eines Verfassers zu nahe zu tretten oder etwas abzuändern. Der Revisor darf nur gehörigen Orts hinzusetzen: Nach der Meynung dieser oder jener Parthey; nach der Vorstellungsart dieser oder jener, die diese oder jene Grundsätze hegen, einem gewissen System zugethan sind, und was dergleichen Formeln mehr sind, wodurch niemanden etwas von dem seinigen entzogen wird. Dieses ist der leichteste Ausweg; zuweilen kann auch der Revisor einen General-Artikel hinzufügen, in demselben die verschiednen Vorstellungsarten und Meynungen classificiren, und melden, welche Vorstellungsart in einem jeden der folgenden Artikel anzutreffen sey. Zuweilen macht derselbe auch einen ganz neuen Artikel, oder fügt einem vorhandenen Artikel einen Anhang hinzu, welcher aber so abgesetzt und bezeichnet werden muß, daß man sehen kann, er rühre von einem andern Verfasser her. In diesem kann nun der Revisor eine ganz andere Vorstellungsart anbringen, sie mit Gründen unterstützen, alle gegenseitige Meynungen widerlegen; und dieses alles ohne einen polemischen Ton anzunehmen. Er kann nur erzählen, daß andere Leute oder Partheyen andere Vorstellungsarten hätten, bey welchen sie sich dieser oder jener Gründe bedienten, wobey zugleich unvermerkt auf die Gegengründe geantwortet werden kann. Dieses kann keinen vernünftigen Menschen beleidigen. Man entzieht ihm nichts von seiner Vorstellungsart, noch von seinem Manuscript; man schiebt ihm auch keine Meynung unter, die er nicht für die seinige erkennt. In einer Encyclopädie soll nichts einseitig vorgestellt werden; das System der Verfasser oder Herausgeber soll keinen Leser als das einzige wahre aufgedrungen werden, wenn es mehrere giebt, die einige Wahrscheinlichkeit für sich haben, wenn gleich Verfasser und Herausgeber nur eins für das wahrscheinlichste, beste und sicherste ansehen. Ein jeder mag das seinige so gut ausschmücken als er kann; und der Leser mag wählen. Wir müssen eben nicht alle durchaus einerley Meynungen haben; und so wie viele Leute von ganz verschiedener Denkungsart, von ganz verschiednen Grundsätzen, bey einander friedlich wohnen, und sogar Freunde seyn können, so können auch mehrere ganz entgegengesetzte Artikel in einer Encyclopädie beysammen stehen, und müssen beysammen stehen, weil es, so viel Mühe sich auch Schriftsteller geben, alle Leute von ihrer Vorstellungsart, als der alleinig wahren zu überzeugen, oder oft nur zu überreden, es doch immer unmöglich bleibt, eine völlige Uebereinstimmung und Gleichheit der Gesinnungen hervorzubringen.

Hat ein Verfasser die Proportion überschritten, und zwar unter seinen eignen Artikeln, so wird er es nicht übel nehmen, wenn man das an einem Ort wegstreicht, was er an einem andern Ort, wo es eigentlich hingehört, und wohin man verweisen muß, schon selbst gesagt hat. In Ansehung der Proportion aber in Bezug auf ein ganzes Departement, oder das ganze Werk, ist das sicherste Mittel, daß man gleich anfänglich einem jeden Verfasser ein paar Artikel zur Probe abfordert, und ihm dabey zu verstehen giebt, daß hierbey die Frage von der Grösse, Kürze oder Ausführlichkeit der Artikel sey, indem das Werk in gewisse Gränzen eingeschlossen sey, und auch für so viele andere gleichwichtige Wissenschaften Platz übrig bleiben müsse. Ist er ein vernünftiger Mann, so wird er gleich anfänglich, wenn er noch wenig gearbeitet hat, und noch leicht andere Masregeln nehmen kann, sich durch tüchtige und freundschaftliche Gründe zurechtweisen lassen. Ist er aber eigensinnig, so daß er schlechterdings auf seiner Meynung beharrt, und seine Wissenschaft für den einzigen wichtigen Theil des Werks ansieht, oder im Gegentheil seine Artikel, dem Plan des ganzen Werks entgegen, blos in Worterklärungen abfaßt; nun so taugt er nicht zum Mitarbeiter eines Werks, welches von vielen nach einem gemeinschaftlichen Plan bearbeitet werden muß.

Wie aber, wenn sich ein oder mehrere Verfasser einschleichen, die der übernommnen Wissenschaft nicht gewachsen sind, und schlechte Sachen zu Markte bringen? Dieses ist freylich ein möglicher Fall, und kann gar leicht eintretten, wenn man einen Arbeiter blos auf Empfehlung eines andern annimmt, der die Sache vielleicht auch nicht versteht, oder die Geschicklichkeit des Mannes nicht gehörig geprüft hat, oder aus Nebenabsichten handelt. Auch darf man sich nicht immer auf die vorhergegangenen Schriften eines Mannes verlassen; zumal wenn man sie nicht selbst geprüft hat. Denn oft hat ein Mann in einem Fache einen grossen Ruf, der aber von den Journalisten oder Zeitungsschreibern, die bisweilen die Sachen selbst nicht verstehen, herrührt, manchmal auch erbettelt oder erkauft worden ist. Auch wenn seine Schriften gut sind, so ist doch darum noch nicht gewiß, daß er auch ein guter Mitarbeiter an einer Encyclopädie seyn werde. Oft versteht der Mann einzelne Materien seines Fachs sehr gründlich und practisch, in andern aber ist er ganz fremde. Denn es ist ein grosser Unterschied, alle oder nur einzelne Materien einer Wissenschaft zu bearbeiten. Oft ist der Mann an eine ganz andere Denkungs- und Schreibart, als zu einer Encyclopädie erforderlich ist, gewöhnt; und so können seine Arbeiten an sich selbst sehr gut, aber nicht dem Zweck eines solchen Buchs angemessen seyn. Oft ist es ihm auch verdrießlich, alle Kleinigkeiten, Nebenartikel und Kunstwörter zu durchkriechen, zumal wenn es ihm an litterarischen Kenntnissen fehlt. Was er macht ist gut; aber er läßt zu viel Artikel weg; oder wenn er doch dem Register folgt, so macht er viele Artikel obenhin, blos aus freyer Hand, und eignem Kopf, wenn gleich zu denselben mehr Nachschlagen und mehr Erzählung als Raisonnement erforderlich gewesen wäre. Ist er im Hauptwerk gut, so muß der Revisor zu ergänzen und zu bessern suchen, was nöthig und möglich ist. Wo aber nicht, so muß man sich seiner baldmöglichst wieder entledigen. Das beste ist

niemanden ohne groſſe Vorſicht anzunehmen, und ihm gleich anfänglich einige Haupt- oder Nebenartikel, wenn er gehörig von den Abſichten und dem Plan des Werks belehrt worden, freundſchaftlich abzufordern, und wenn er dieſes abſchlägt, lieber gar nicht anzunehmen. Denn er traut ſich entweder nicht viel Gutes zu, oder er iſt zu ſehr von ſich eingenommen. Ein billigdenkender Mann wird ſich wenigſtens immer den Fall vorſtellen, daß, ſo gut er ſeine Sachen auch machen möchte, doch dieſelben vielleicht dem Plan nicht ganz gemäß ſeyn, und er die rechte Proportion nicht getroffen haben dürfte; und um deßwillen wird er keinen Anſtand nehmen einige Proben einzuſenden. Siehet die Geſellſchaft, daß ein Arbeiter ſchlechte Proben gleich anfänglich ablegt, ſo muß ſie ihn nicht annehmen.

Verſchlimmert er ſich nachher, ſo muß man, wenn keine Beſſerung von freundſchaftlichen Erinnerungen zu erwarten iſt, ihm wieder aufſagen. Da man noch nicht durch den angefangenen Druck gepackt iſt, ſo kann man wohl noch zur rechten Zeit einen andern Arbeiter überkommen.

Aus dem bisherigen iſt erſichtlich, daß die Nomenclatur ein paar Jahre, die Ausarbeitung des Werks fünf Jahre, und die Reviſion des Ganzen wiederum ein paar Jahre erfordert, und folglich zehn bis zwölf Jahre darauf gehen können, ehe der Druck angefangen wird. Dieſer aber kann, wie aus dem Exempel der oben angeführten und in 39 Quartbänden beſtehenden Genever Ausgabe der franzöſiſchen Encyclopädie erſichtlich iſt, in 3 höchſtens 4 Jahren beendigt werden. So wie ein oder mehrere Bände zum Druck befördert werden, kann ſie die Geſellſchaft, welche nun Zeit dazu hat, noch einmal revidiren, welches noch immer ſeinen groſſen Nutzen haben wird; aber die ganze Reviſion muß nicht bis dahin verſpart werden, weil man ſonſt nicht alles überſehen kann, auch manches, wenn die Preſſe friſch Manuſcript verlangt, übereilt werden würde. Dieſer Zeitraum von ungefähr 15 Jahren bis zur völligen Beendigung des Werks iſt übrigens nicht zu groß. Mit der Herausgabe der erſten Auflage der franzöſiſchen Encyclopädie, hat es eben ſo lange gewährt, und wenn gleich die Ausgabe der zehen letztern Bände auf 6 Jahre verſchoben worden, ſo iſt doch während der Zeit in der Stille daran gedruckt worden, ſo daß endlich alle zehen Theile in dem einen Jahr 1765 herausgekommen ſind; und viel eher würde man doch auch nicht damit fertig geworden ſeyn, wenn auch gleich kein Verbot darzwiſchen gekommen, und 1759 an jährlich zwey Theile erſchienen wären. Das Publicum, das erſt nach der vorhergegangenen zehen- oder zwölfjährigen Arbeit, von der nun wirklich bevorſtehenden Ausgabe des Werks vergewiſſert wird, braucht dann auf deſſen Vollendung kaum 4 Jahre zu warten, und ſo hat es das ganze Werk in Händen, wobey freylich die Ausgaben an Geld nicht ſo klein fallen, ſondern mehr auf einmal bezahlt werden muß, als wenn 15 oder 20 Jahre daran gedruckt wird; wo aber auch im Gegentheil mancher ſich gar nicht einläßt, mancher ſchon bey den erſten Bänden wieder abtritt, weil er nicht ohne Grund beſorgt, er möchte den Ausgang des Werks nicht erleben.

Ein Werk, das auf die vorbeſchriebene Art zu Stande gebracht wird, bleibt dennoch immer ein menſchliches Werk, und daher manchen Verbeſſerungen, Berichtigungen, Ergänzungen und Zuſätzen fähig. Es müſſen alſo von Zeit zu Zeit Supplemente hinzukommen, bey welchen ungefähr auf die nemliche Art verfahren werden muß. Dieſe müſſen, wenn man ſie bey einer zweyten Auflage allenfalls in den Text ſezen wollte, auch beſonders zu haben ſeyn, damit die erſte Auflage den Beſitzern derſelben nicht unnüze werde, und ſie um deswillen das Buch nicht noch einmal kaufen müſſen. In denſelben darf auch der Plan des Werks nicht erweitert werden, wie in den Supplementen der franzöſiſchen Encyclopädie geſchehen iſt; ſonſt wirds der Supplementen kein Ende ſeyn. Daß übrigens ein oder ein paar Bände Regiſter, worinn das, was gelegentlich in gewiſſen Artikeln vorgekommen iſt, vornemlich die Namen berühmter Männer und Oerter, deren gedacht worden, zu dem Werk ſelbſt hinzugefügt werden müſſen, braucht kaum erinnert zu werden, und iſt wie oben gezeigt worden, bey der franzöſiſchen Encyclopädie auch geſchehen.

Auf die nemliche Art kann auch eine hiſtoriſche Encyclopädie, oder ein allgemeines Wörterbuch aller hiſtoriſchen Artikel, aller einzelnen berühmten Namen von Perſonen und Oertern, verfertigt werden; und die nemliche Verfahrungsart muß man beobachten, wenn etwas vollkommenes herauskommen ſoll. Ein allgemeines hiſtoriſches Wörterbuch, und eine Encyclopädie von Sach-Artikeln, und in der Bedeutung, wie wir das Wort bisher genommen haben, würden zuſammengenommen eine ganze Bibliothek ausmachen, obgleich dadurch andere Bücher nicht unnütze werden. Ja! es läßt ſich noch eine dritte Art gedenken; eine allgemeine litterariſche Encyclopädie, wo bey einem jeden Artikel die Schriften, und zwar genau nach den Abtheilungen, Capiteln, Paragraphen oder Seiten, verzeichnet ſtünden, worinn die Materie abgehandelt worden, welche, wenn ſie vorher da wäre, bey Verfertigung einer Sach-Encyclopädie ihre groſſe Dienſte thun könnte. Hierüber lieſſe ſich mancherley ſagen, z. E. in wie fern ſchon ähnliche Bücher vorhanden ſind, wie ſie eingerichtet werden könnte, und dergleichen, welches wir aber übergehen, weil es nicht hieher gehört.

Zur Ausarbeitung eines ſolchen Werks werden ungeheure Koſten erfordert. Alle Arbeiter wollen die zehen oder zwölf Jahre über, während welchen ſie beſchäftigt ſind; die Geſellſchaft will noch auſſerdem für die Verfertigung der Nomenclatur und für die Reviſion bezahlt ſeyn. Niemand wird warten wollen, bis das Werk gedruckt, oder gar abgeſetzt worden. Und wenn es, wie leicht möglich, auf 40 oder 50 Bände ſteigt, ſo kann ein Unternehmer deſſelben, ohne daß wir es übertreiben, hunderttauſend Gulden ausgegeben haben, ehe er noch mit dem Druck anfängt.

Bey der deutſchen Encyclopädie haben alle dieſe Anſtalten nicht gemacht werden können; ſondern ein jeder Band hat ſo bald, als hinlängliches Manuſcript dazu vorhanden war, gedruckt werden müſſen. Man hat nicht Jahre lang voraus ſammeln und vollſtändige Nomenclaturen verfertigen können. Die Geſellſchaft, welche urſprünglich nicht groß genug geweſen, hat auch nicht immer die Wahl der Mitarbeiter gehabt, hat das ganze Manuſcript nicht vor Augen haben, hat die Reviſion deſſelben nicht auf die beſchriebene Art vornehmen können. Das Werk ſollte auch die Gröſſe nicht haben, welche unvermeidlich geweſen wäre, wenn es nach einer ſolchen Vorſchrift verfertigt worden wäre; und eben ſo wenig ſind die Verleger geneigt geweſen, eine ſolche Summe anzuwenden, von welcher

nicht zu erwarten war, daß sie solche jemals wieder zurückbekommen hätten.

Alle Fehler also, welche aus dem Mangel der gedachten Anstalten herrühren, werden vernünftige und billigdenkende Leute nicht in Anschlag bringen. In der Lage, worinn man sich befand, konnte man, so wie es dann auch bey dem französischen Werk nicht anderst war, nicht alles thun, was man wünschte. Wer sich also ein Ideal von einer bestmöglichsten Encyclopädie macht, und darnach die unsrige beurtheilt, der nimmt einen falschen Gesichtspunct an, woraus das Werk nicht angesehen werden darf. Wir kannten ein solches Ideal eben sowohl, wie aus dem vorhergehenden erhellt. Aber konnten wir es darum auch ausführen? Wir kennen alle Mängel, welche das Werk hat, weil es nicht auf die gemeldte Art vorbereitet und eingerichtet worden, selbst; und es ist eine unnöthige Arbeit, wenn uns dieselben jemand vorhalten wollte. Was aber andere Fehler betrift, die nicht aus dieser Quelle herrühren, so wollen wir uns zwar auch davon nicht gänzlich freysprechen, hoffen aber, daß unsere Leser auch etwas auf die menschliche Schwachheit rechnen werden, die den verständigsten, vorsichtigsten und arbeitsamsten Mann doch zuweilen beschleichen kann.

Indessen unterstehen wir uns doch, dieses Werk, so wie es ist, unter die wichtigsten und nützlichsten unsers Jahrhunderts zu setzen, ob es gleich bey weitem die Unterstützung nicht gefunden hat, die dem französischen Werk widerfahren ist. Wir wollen nicht sagen, daß unsere Arbeit im Ganzen genommen, der Arbeit der französischen Encyclopädisten gleich komme oder gar übertreffe. Denn dieses schickt sich für uns nicht; auf unser eigen Urtheil kommt auch nichts an, sondern dasselbe muß dem Publico überlassen bleiben. Wir wollen blos sagen, daß unser Werk deutsch, und es daher einem Deutschen verständlicher und brauchbarer sey, als das Französische, worinn unzählige Dinge befindlich sind, die ein Deutscher weder verstehen noch benutzen kann; anderer Fehler nicht zu gedenken, wovon wir mit Fleiß nichts sagen, damit es nicht scheinen möchte, als wollten wir unser Werk, das eines solchen Kunstgriffs nicht bedarf, auf Unkosten des französischen erheben. (1)

Encystis, (*tumor cysticus*,) s. Sackgeschwulst.

Ende. (schön. Wiss.) Aristoteles sagt: jeder Gegenstand, der ein schönes Ganze ausmacht, müsse einen Anfang und ein Ende haben, d. i. er müsse in Absicht auf alle Theile so bestimmt seyn, daß weder etwas daran fehle noch etwas überflüssiges da sey, um gerade dasjenige zu seyn, was er der Absicht des Künstlers nach seyn sollte. Ohne beydes kann man sich keine Reihe von Dingen vorstellen. Es hängen zwar alle Begebenheiten der Welt so aneinander, daß keine, die aus der Mitte herausgenommen würde, ein für sich bestehendes Ganze ausmacht; allein so metaphysisch nehmen wir hier die Sache nicht, sondern ein jeder Künstler hat die Freyheit seinen Gegenstand als eine völlig abgesonderte Sache vorzustellen. Er muß also nur solche Gränzen suchen, die seiner Absicht gemäß sind, und unsre Vorstellungen davon befriedigen. Je bestimmter nun der Anfang und das Ende einer Sache ist, desto vollkommener ist sie, weil alsdann unser Geist solche völlig faßt, und ihm nichts mehr zu suchen übrig bleibt. Hat man nun gleich Anfangs einen bestimmten Begriff von der Sache, so weiß der Künstler ohnedies, womit sich dieselbe enden muß; und eben dieses weiß auch der Leser und Zuschauer. Virgil sagt gleich im Anfang seiner Aeneis, er wollte seinen Helden von Troja aus durch mancherley Gefahren bis nach Italien bringen, wo er einen ruhigen Sitz finden würde. So bald dieses geschehen war, so hat das Gedicht sein Ende, und es wäre ein Fehler gewesen, wenn Virgil noch dasjenige erzählt hätte, was Aeneas noch nachher gethan hatte. Hätte Homer in seiner Odyssee eher geschlossen, als bis Ulyses von seinem kleinen Staat wieder Besitz genommen hätte, so wäre es eben so fehlerhaft gewesen: denn in beyden Fällen waren diese Gränzen im Anfang des Gedichts bestimmt. Kann man sich aber von dem Ganzen vorher keinen bestimmten Begriff machen, so muß das Ende der Schlüssel zum Ganzen seyn. Alles Vorhergehende muß sich alsdenn in einen Punkt vereinigen, so daß man nunmehr dasjenige völlig einsieht, worauf alle Theile zusammen gestimmt haben. (22)

Ende, heissen die Zacken an dem Gewihe des Roth- und Dannenhirsches. Im zählen der Ende haben die Jäger ihre besondere Rechnungsart, denn sie zählen die Ende auf der Seite wo das Horn die meisten Zacken hat und geben dem andern eben so viele, wenn es schon hier einen oder ein paar weniger hat. Wenn z. E. der Hirsch auf der rechten 6 und auf der linken 5 Ende hat, so heißt es ein Hirsch von 12 Enden. (9)

Ende, heißt der Weingärtner die Ruthe, so der Weinstock an seinen Seiten heraustreibt; legt er ihn zu einem Fexer in die Erde ein, so heißt er: Senck-Ende. (13)

Ende, Kette ohne Ende, wird eine Kette, wann man das lezte Glied wieder in das erste einhängt, daß also nunmehr jedes Glied gleiches Recht hat, das erste genannt zu werden. In eben dem Verstande wird ein Seil zum Seile ohne Ende, wenn man seinen Anfang und sein Ende zusammen knüpft. Man bedienet sich desselben bey allerley Maschienen. z. E. wenn ein Rad ein anders Entferntes in Bewegung setzen soll, so spannt man über die in die Stirnen beyder eingedrechselte Vertiefung ein Seil ohne Ende scharf an, damit es, wenn das eine Rad gedrehet wird, sich auf dasselbe auf und folglich von dem andern abwinde und dadurch das ander auch herumdrehe. (6)

Ende der Welt. (Theol.) Daß die Welt ein Ende nehmen werde, war nicht allein bey nahe ein allgemeiner Glaube, sondern ist auch Schriftlehre, und zwar an mehreren Orten. Es wird besonders von Petrus 2 Br. C. 3, 10. auf eine sehr feyerliche Art davon geredet, daß die Kräfte der Himmel bewegt, daß mit grosen Krachen, und mit heftigen Ungestüm die Ordnung in dem Weltsystem aufhören, und die Elementen und die Körper durch Hitze zerschmelzen werden. Man hat sich mancherley Mühe gegeben, diese grose Begebenheit aus der Natur herzuleiten. Manche haben sie aus einer allgemeinen Ueberschwemmung der Erde erklären wollen, wo die Oberfläche oder die bewonbare Rinde der Erde einstürzen, und das unter derselben befindliche Wasser hervordringen, und alles bedecken werde, welches aber doch mit den Erklärungen der Schrift von dem Feuer, welches die Ursache der lezten Zerstörung seyn soll, nicht überein kommt. Andere sind auf den Gedanken gekommen, daß die Sonne, welche sie sich als einen brennenden und feurigen Körper vorstellen, endlich gänz-

lich ausbrennen werde, so wie die Flecken in derselben würklich dergleichen bereits ausgebrante Theile seyen, sie werde also endlich gänzlich verlöschen, wodurch denn unsere Erde, wie das ganze Sonnensystem eine solche Veränderung erfahren werde, daß sie zur Bewohnung gänzlich ungeschickt, und völlig aufhören werde. Allein da man billig bey der Schrift bleibet, so kann man nichts anders als ein wirkliches Feuer annehmen. Wo aber dieses Feuer herkommen werde, sagt uns die Bibel nicht, und die Menschen, welche hier ihre Neugierde nicht befriedigt gefunden, haben also angefangen, selbst auf die Ursachen dieser Entzündung zu denken. Einige haben in dem Mittelpunkt der Erde ein Feuer, oder einen brennenden Kern angenommen, und sich dabey auf die vielen Vulkane berufen. Dieses Feuer werde sich endlich nach allen Seiten mit Gewalt ausbreiten, und alles zu Grunde richten. Andere sagen die Erde werde immer leichter, und endlich so leicht werden, daß sie in ihrem jährlichen Umlaufe der Sonne zu nahe gebracht, und von ihrer Hize werde ergriffen werden. Noch andere daß ein Comet der Erde zu nahe kommen werde, dieser würde die Erde aus ihrem festen Lauf herausreissen, und in den Brand stecken. Inzwischen bleiben dies und andere Meinungen willkührliche Erfindung, wogegen aus der Physik manche grose Zweifel gemacht werden, und genug, daß es Gott an Mitteln nicht fehlen werde, seinen Rathschluß auszuführen, es mag dazu das Feuer aus der Erde selbst entstehen, oder von aussen auf diese oder jene Art gebracht werden.

Eine gleiche Verschiedenheit findet sich wieder, wenn die Frage ist, was denn endlich an dem jüngsten Tage untergehen werde. Denn einige behaupten, daß die ganze Körper-Welt ein Ende nehmen werde, weil unter Himmel und Erde in der Schrift das Universum verstanden werde, nach dieser Meinung werden also alle Körper auser unserm Sonnensystem untergehen. Andere schrenken solches aber blos auf unser Sonnensystem oder auch nur unsern Erdkörper ein: vornehmlich thun das diejenigen, welche auch die Mosaische Schöpfungs-Geschichte allein von unserer Erde verstehen, und nach dieser Meinung würde zwar auch mit den andern Weltkörpern zu seiner Zeit eine solche Veränderung vorgehen, wie mit der Erde, doch nicht eben zu gleicher Zeit.

Es haben sich zwar ehedem die mehrsten Theologen und gemeinen Christen dieses Ende der Welt nicht anders als eine vollkommene Vernichtung vorgestellt und geglaubt, daß dieselbe am mehrsten und genauesten mit der Lehre der Schrift übereinstimmen. Doch hat man weit mehreren Grund so wohl in der Vernunft als selbst in der Schrift anzunehmen, daß sie nur in einer neuen Umbildung und Verwandlung bestehen, und so wie die ganze Natur mehr der Vollkommenheit entgegen eilt, auch die Erde alsdenn ein vollkommeneren Sitz, für vollkommnere und bessere Bewohner seyn werde. Die Schrift braucht wenigstens kein Wort, wodurch eine Vernichtung angezeigt werde. Sie redet von einer Zerschmelzung vor Hize, oder Auflösung, von einem Verbrennen der Werke auf dem Erdboden, aber nicht von einer völligen Vernichtung; sie redet von einer Verwandlung, wie ein Kleid verwandelt wird. Zwar heißt es in dem Briefe des Petrus, und auch von Christo selbst Luc. 21, 33. daß die Himmel zergehen werden, allein dieses Wort (παρερχεσθαι) heißt mehr ein Uebergehen aus einem Zustande in den andern, als ein eigentliches Untergehen, und überdem verbindet er damit die Worte: so nun das alles aufgelöset werden soll, so sollt ihr geschickt seyn, zu einem Heiligen Wandel. Eine Auflösung der Theile aber ist noch keine Zernichtung, und ohnehin dient ein Feuer zwar zur Auflösung, aber es vernichtet deßwegen nicht. Die Vernichtung gehört zu den gröstten Wundern, und es ist kein Grund anzunehmen, daß Gott irgend etwas, was er erschaffen hat, wieder vernichten werde. Geht der Leib des Menschen einmal aus seiner Verwesung und Zerstäubung wieder zu einem herrlichern Zustande hervor, warum nicht auch die Erde, wovon doch unser Leib genommen ist? Selbst diese Menschen werden, wenn sie mit ihren Leibern wieder sollen vereinigt werden, doch auch wieder eine Wohnung nöthig haben, und es scheint doch immer der Weisheit Gottes gemäß zu seyn, ehe eine würkliche vorhandene Materie dazu nehmen, als eine neue Materielle zu schaffen. Denn diese gegenwärtige Welt ist doch zur Verherrlichung Gottes erschaffen, und der ersten Bestimmung nach, sollte sie der Wohnort glücklicher Geschöpfe seyn. Petrus redet daher auch von einem neuen oder neu gebildeten und besser oder herrlicher umgeschaffenen, Himmel und Erde, auf welche wir warten oder hoffen sollten. Denn so wird das Wort Neu in der Schrift mehrmalen gebraucht, zum Exempel den neuen Menschen anziehen, die mehresten unter den Kirchen Vätern haben dieses schon eingesehen, und angenommen, wie Origines, Hieronymus, Augustinus, und eben das glaubte auch der selige Luther. Origenes sagt: wenn die Himmel sollen verwandelt werden, so sollen sie nicht ganz vergehen; und wenn die Gestalt der Welt vergehet, so wird dadurch kein wesentliches Verderben und Ausrotten verstanden, sondern es geschieht eine Veränderung der Eigenschaft, und Verwandlung der äuserlichen Gestalt, und Augustinus. Nach vollendeten Gericht wird Erde und Himmel aufhören, weil ein neuer Himmel und eine neue Erde zum Vorschein kommen wird, denn diese Welt wird durch eine Verwandlung der Dinge, nicht durch eine gänzliche Vernichtung vergehen. Der Psalmist 102, 25-28. spricht nicht undeutlich von solcher Veränderung der Erde: du hast vorhin die Erde gegründet und die Himmel sind deiner Hände Werk. Sie werden vergehen, du aber bleibest; sie werden alle veralten wie ein Gewand, sie werden verwandelt werden wie ein Kleid, wenn du sie verwandeln wirst. Zwar heißt es, daß der Wohnort der Seligen der Himmel seyn werde, daß Elias gen Himmel gefahren, daß Christus in den Himmel eingegangen, und den Gläubigen die Stätte zubereiten, allein der Himmel der Seeligen kann allenthalben und also auch die neue Erde seyn, wie denn auch Petrus sagt, daß auf der neuen Erde Gerechtigkeit wohnen werde.

Was die Vernunft betrift, so kann sie zwar des Ende der Welt nicht gerade zu beweisen, doch sieht man nicht allein keinen Grund desselben zu leugnen, denn was zufällig ist, und seinen Anfang hat, daß muß auch ein Ende haben können, sondern man muthmasset auch dasselbe, denn in der Welt ist doch einmal alles veränderlich. Sowol die Oberfläche der Erde zeigt sich unsern Augen in jeder Jahrzeit in einer veränderten Gestalt, und von Zeit zu Zeit än-

dern sich Berge, Ebne, Flüsse u. s. w. als auch die lebendigen Geschöpfe Thiere und Menschen gehen ab, und machen anderen Platz. Sterne werden unsichtbar, und neue kommen dagegen hervor. Warum sollte nicht auch mit dem Weltkörper selbst einst eine totale Veränderung vorgehen? Von den angeblichen Vorboten und Zeichen vor dem Ende der Welt siehe jüngstes Gericht. (20)

Ende der Welt (historisch.) So wie alle Völker der Welt einen Anfang zuschreiben, so schreiben sie ihr auch ein Ende zu; nur sind sie in Ansehung der Art und Weise in verschiedene Meynungen getheilt. Wir wollen einige der vornehmsten anführen. Die gemeinste Meinung der Alten war, daß die Welt durch Feuer werde verändert werden, welches aus dem Innersten der Erde hervorbrechen, und sie zerstören werde. Es gab aber auch einige philosophische Sekten, welche schlechterdings leugneten, daß die Welt ein Ende haben werde; sie behaupteten vielmehr, daß alles immer in einem Kreislauf herumgienge; daß die Welt von Zeit zu Zeit durch verschiedene Perioden werde verändert werden, aber niemals aufhören zu seyn. Die Druiden der Celtischen Völker lehrten, daß die Welt ein Ende haben werde; sie lassen aber so fürchterliche Vorboten vorher gehen, die nicht schrecklicher gedacht werden können. Sie sagen, ein unerträglich harter und lang anhaltender Winter, würde vorhergehen, an welchem alle Himmelsgegenden durch stürmische Bewegungen Antheil nehmen würden, hiedurch würde die Weltkugel aus ihrer Axe verückt werden; die Menschen würden alsdenn nicht nur die Bande der Natur zerreissen, sondern auch Blutschulden mit Blutschulden häufen, und den Erdboden, mit entsetzlichen Lastern beflecken. In der Voluspa, einem Theil der Edda der nordischen Völker heißt es: Brüder werden gegen Brüder streiten, und einander umbringen; Verwandte werden die Rechte der Blutsfreundschaft beflecken, Ehebruch wird herrschend werden; keiner wird des andern schonen. Da die alten nordischen Völker die Vorboten vor dem Ende der Welt so fürchterlich schilderten, so ist es auch kein Wunder, daß das Ende der Welt selbst ein Schauplatz der fürchterlichsten Begebenheiten war. Sonne und Mond und alle übrigen Himmelskörper sollen ihren Glanz verlieren, und in Nichts verwandelt werden. Zwey fürchterliche Wölfe, Skoll und Hate, hätten zwar von jeher gesucht, die Sonne und den Mond zu verschlingen, erstere aber hätte sich noch immer durch die Flucht gerettet, und dem letztern wäre man mit einem Siegsgeschrey zu Hülfe gekommen: aber am Ende der Welt müssen sie dennoch die Begierde dieser beiden Wölfe sättigen, die übrigen Gestirne aber müssen vom Himmel fallen. So lange die Erde dauerte, stellten sie sich den Regenbogen als eine Brücke vor, deren äusserste Ende Himmel und Erden mit einander verbänden; diese Brücke nennten sie Bifrosta, und glaubten, Heimdallus bewahre sie, damit gottlose Menschen nicht darüber kämen, und die glücklichen Himmelsbürger in ihrer Ruhe störten; bey dem Ende der Welt aber, würde diese Brücke zerbrochen, und der übrige Bau des Himmels durch ein entsetzliches Feuer verzehret werden. Nach der Zerstörung des Himmels wird sich die Verheerung auch auf die Erde verbreiten. Den Anfang wird ein entsetzliches Erdbeben machen, welches alles in Schutt und Graus verkehren wird. Die Bäume werden durch einen fürchterlichen Sturmwind mit den Wurzeln aus der Erde gerissen werden, und die Felsen mit grossen Krachen zerspringen; bey der allgemeinen Verwirrung werden die Fessel der Feinde des menschlichen Geschlechts aufgelöset werden; der Wolf Fenris wird von seiner Kette losgelassen, und die Schlange Midgard wird in voller Wuth die Erde angreifen. Aus dem zerspalteten Himmel werden die Muspelsonier, ungeheure Cyclopen hervortretten, und den Untergang der Welt befördern helfen. Surtur, der scheußliche Heerführer derselben, wird auf den blutigen Kampfplatz tretten, und ein Feuer anzünden, wodurch die ganze Welt wird vernichtet werden. Auch die Götter werden bey diesem allgemeinen Umsturz nicht verschont bleiben. Odin wird sich an die Spitze des himmlischen Heeres stellen, seine Völker mustern, und sich dem einbrechenden Sturm entgegen stellen. Der Wolf Fenris, die midgardische Schlange, die unbeugsame Hela werden eindringen. Der Odin, der mächtigste unter den Göttern waget mit dem Wolf einen Kampf; allein, er wird von ihm verschlungen; sein Sohn Vidar wird durch den Tod seines Vaters bis zur Verzweifelung gebracht, er rafft alle seine Kräffte zusammen, tritt der Bestie in den Rachen, und zerreißt seinen mordbegierigen Schlund. Thor misset sich mit der midgardischen Schlange, er überwindet sie, kann aber die Früchte seines Sieges nicht geniesen, sondern muß an seiner Wunde sterben. Die übrigen Götter streiten und sterben, und färben mit ihrem und ihrer Feinde Blut den Kampfplatz, und auf diese Art hat Himmel und Erde ein Ende. Nur wenige Götter entgehen durch die Flucht dem allgemeinen Verderben. Vidar und Vale, Modo und Baldrus tragen ihr Leben, als eine Beute davon. Auch zwey Menschen, Lif und Leiftrafer werden dem Untergang entrinnen. Diese sind die Bürger und Stammväter einer neuen Erde. Ihnen zum Trost hatte die Sonne eine Tochter gezeugt, die das neue Weltgebäude erwärmen sollte. Und so wird wieder ein neuer Himmel und eine neue Erde entstehen, wo die Tugendhaften ihren Aufenthalt in der Gimle, die Lasterhaften aber in dem Naskrond haben werden. Dieses ist der Lehrbegriff der alten nordischen Völker von dieser Sache.

So abentheuerlich die Meinungen der nordischen Völker hievon sind, eben so abentheuerlich sind die Meinungen einiger morgenländischen Völker. Auch von diesen wollen wir einige Proben geben. Die Hindustaner theilen die ganze Dauer der Welt in vier Weltalter. Das erste fängt sich mit der Schöpfung an. Anfänglich gieng es ganz ordentlich zu. Nachdem die beyden ersten Menschen, Puru, und Powrow, vier Söhne, den Bramon, Kutteri, Schudderi, und Wieß gezeugt hatten, so begaben sie sich in den Mittelpunkt der Erde. Für die vier Söhne schuf der Allmächtige vier Weiber. Und diese bevölkerten nunmehr die Erde. Nach und nach entfernten sich die Menschen von ihrer ursprünglichen Unschuld, und wurden böse. Die Exempel der Eltern streueten den Samen des Verderbens, und der Gottlosigkeit unter ihre Nachkommen aus. Die Gottheit wurde darüber zornig, und der Himmel nahm eine finstere und fürchterliche Gestalt an. Donner und Blitz fuhren vom Himmel herab, das Meer thürmte sich auf eine fürchterliche Art auf, und schüttete seine Fluthen über den Erdboden, die das ganze menschliche Geschlecht überschwemmten. Ihre Leiber wurden verderbt, aber

ihre Seelen ruhten in dem Schooß des allmächtigen Gottes. Und so endigte sich das erste Weltalter, das sie Kurlayn nennten. Nun entschloß sich Gott das menschliche Geschlecht wieder zu erneuern. Er fieng also das zweyte Weltalter mit drey Personen an, welche von grössern Vollkommenheiten waren, als die vorigen, nemlich den Brema, Vistney, und Rudderi; dieses sollten die drey Deputirten Gottes seyn, dasjenige auszuführen, was er bey der Schöpfung dieses Weltalters beschlossen hatte. Dem Brema trug er das Amt auf, Creaturen zu schaffen, dem Vistney, solche zu erhalten, und dem Rudderi, solche zu verderben. Jeder verrichtete das Amt, das ihm aufgetragen war. Aber es gieng nicht besser, als bey dem ersten Weltalter. Brema hatte zwar eine Verordnung gemacht, wie sich die Menschen aufführen sollten, und solches Gesetz den Bramanen übergeben, vermöge dessen die Regenten das Volk in Ordnung halten, die Priester den Gottesdienst besorgen, die Kaufleute ihr Gewerb treiben, und die Handwerksleute ihrer Handthierung abwarten sollten. Im Anfang gieng alles gut; als sich aber die Menschen vermehrten, so wurden die Priester heuchlerisch und eitel, die Regenten stolz und ehrgeitzig, die Kaufleute betrügerisch, und die Handwerksleute faul. Gott ließ ihnen durch den Brema ihre Gottlosigkeit verweisen, und von dem ihnen bevorstehenden Gericht Nachricht geben; es hatte auch anfänglich die Wirkung, daß sich die Menschen besserten; es dauerte aber nicht lange, so gieng es wieder eben so, wie vorher. Die Zeit welche dem Brema zum Aufenthalt auf der Erde bestimmt war, war nunmehr verflossen. Gott nahm ihn also weg, daß er das Elend nicht mit ansehen dürfte. Hierauf machte Gott dem Vistney sein Vorhaben, die Welt zu verderben bekannt, der, als Erhalter der Welt, für sie bat. Gott aber befahl dem Rudderi, dessen Amt es war, Strafgerichte und Verderben über die Menschen zu bringen, einen Sturm aus dem Innersten des Erdbodens hervorzubringen, und die Völker wie einen Staub von dem Erdboden weg zu jagen. Diesem zufolge setzte Rudderi die Winde in eine heftige Bewegung, die den ganzen Erdboden erschütterten. Der Tag war so finster, als die Nacht, die Berge wurden aus ihren Gründen gehoben, und die Flüsse veränderten ihren Lauf. Dieses wüthende Ungewitter rottete das ganze Menschengeschlecht aus, nur wenige wurden gerettet, welche Vistney auf die Erlaubnis seines Herrn, mit dem Saum seiner Erhaltung deckte. Und so beschloß sich das zweyte Weltalter, welches Duaper heißt. In dem dritten Weltalter ginges nicht besser, als in den beyden vorhergehenden. Weil die schlechte Regierung der Könige und Fürsten die Quellen aller Unordnungen in dem zweyten Weltalter gewesen war; so hatte Gott den ganzen Stamm der Rudderi ausgerottet, und setzte aus der Linien der Bramanen die Rajahs in dem dritten Weltalter zu Regenten. Aber mit der Zeit schlug auch dieses Volk aus der Art, so daß endlich der Allmächtige darüber zornig war, der Erde ihren Rachen aufsperren, und sie lebendig verschlingen ließ. Unter denen die bey dem Ende dieses dritten Weltalters, welches Tetrayu genennt wurde, erhalten wurden, war einer Namens Kistney, ein sehr berühmter und frommer König. Unter seiner Regierung war die Zeit des Aufenthalts des Vistney auf Erden verflossen, indem seine erhaltende Vorsicht nicht mehr nöthig war, denn wenn das gegenwärtige Weltalter zum Beschluß kommt; so erfolgt auch das Ende aller Dinge. Von dem Ende dieses vierten und letzten Weltalters, glauben die Indianer, daß es weit fürchterlicher seyn werde, als eines der vorhergehenden, sie glauben auch, daß die Welt durch Feuer vergehen werde. Rudderi, sagen sie, wird alsdenn alle Kräfte des Verderbens aufbieten, der Mond wird in Blut verwandelt werden, und die Sonne wird ihr Licht, wie brennenden Schwefel von sich schütten, die Blitze werden mit ganz ungewöhnlichen Schrecken ausfahren, und der Himmel wird allerley Arten von Farben annehmen, wodurch sich ei e feurige Röthe über den ganzen Himmel ausbreiten wird; die vier Elemente, woraus anfänglich die Welt entstanden ist, werden gegen einander kämpfen, bis sie in ihre erste Verwirrung zurückkehren werden; alsdenn wird Rudderi die Seelen aller Menschen mit sich in den Himmel nehmen, die Leiber aber werden verderben. Die Dauer dieser vier Weltalter berechnen die Indianer in so ungeheuere Zahlen, daß sie alle Phantasie übersteigen. Wir wollen aus einem ihrer Glaubensbücher, welches Sakkarum heißt, eine Probe davon geben. Dreyhundert Minuten machen eine Stunde, sieben und eine halbe Stunde einen Samum, acht Samum einen Tag, dreyßig Tage einen Monath, zwölf Monathe ein Jahr, zwölf Jahre einen Mamankun, fünf Mamankun einen Antou, hundert tausend Antou oder 6000000. Jahre einen Ugum, und dieses Zahlwort, die Dauer der Welten, die vor der jetzigen vorhergegangen sind, zu berechnen. Die erste Welt hat gedauert 140,000,000. Jahre, die zweyte, 130,000,000. u. s. w. Die Zahl aller Welten setzen die Indianer auf eine Billion, zwey und siebenzig Million, acht und dreyßig tausend vierhundert Jahre. In der Zeit, daß alle diese Jahre acht und achzigmal herumlaufen, macht es von der Zeit des Devandirea, des Obersten der Götter, nur eine Minute; 360. dieser Minuten machen eine Stunde, sechzig dieser Stunden machen einen Tag, dreyßig Tage einen Monath, zwölf Monathe ein Jahr, sechzig Jahre einen Antou, hundert tausend Antou einen Ugum, achtzehen Ugum einen Chugum, und wenn 20700. dieser Chugum werden vollendet seyn, wird Devandirea sterben, und wieder auferstehen; wann er zehentausend siebenhundertmal wird gestorben und wieder auferstanden seyn, so macht dieses in der Dauer des Biruma nur eine Minute; diese Dauer des Biruma wird wieder eben so calculirt, bis auf einen Ugum, diese Zahl wird alsdenn zweyhundert und zwanzig Millionen mal multiplicirt, und noch sieben und fünzig Millionen dazu addirt; am Ende dieser Zeit wird Biruma sterben und auferstehen, dieses geschieht 20700 mal, und er lebt jedes mal so lang, als das erstemal. Alsdann kommt der Prophet Roma—richi der wieder eben so lang lebt, alsdenn der Prophet Kamantala Maga—richi, wieder eben so lang. Diese ungeheure Zahl zusammen macht nur einen Tag des Gottes Vistun, dessen Dauer wieder eben so berechnet wird, wie die vorhergehenden, hierauf kommt der Gott Jsuren, und dauert wieder eben so lang. Wer Lust hat, sich den Kopf mit Zahlen zu zerbrechen, der multiplicire nach den obigen Datis, und er wird finden, daß es wahr sey, was wir oben gesagt haben, daß nach der Meinung der Indianer die Zahl von der Dauer der Welt, über alle Phantasie sey. (22)

Ende geben und nehmen, heißt in der gerichtlichen Sprache des mittlern Zeitalters, den Rechtsstreiten ent-

entweder durch gütlichen Vergleich der Partien, oder durch richterlichen Ausspruch völlig beschliessen. Auch wird das Endurtheil selbst bisweilen schlechthin das Ende genannt. (15)

Endeixis. Ἔνδειξις. Die Angabe, (*indicium.*) Diese Art der Athenienser, jemand vor Gericht zu belangen, erstreckte sich vornemlich auf Vergehungen wider den Staat, und zwar in folgenden Fällen.

Erstlich ward die ἔνδειξις gegen diejenigen gerichtet, welche irgend eine Handlung vornahmen, oder nach einer Stelle strebten, worzu sie nach den Gesetzen weder fähig noch berechtigt waren: z. B. wenn ein seines Burgerrechts beraubter oder dem Staat mit Schulden Verhafteter öffentliche Bedienungen suchte, oder sich unterstund, Streitigkeiten auf eine gerichtliche Art zu entscheiden. Auch gieng diese Klage wider die, welche die ihnen zur Last gelegten Verbrechen zwar eingestanden, aber sich der Untersuchung nicht unterwerfen wollten.

Niemand konnte bey den Athenienſern, wofern er nicht von der Familie des Harmodius und Aristogiton, oder ein Archon war, verlangen, von der Pflicht, in offentlichen Aemtern zu dienen, frey zu seyn. Der um diese Exemtion bat, wurde nebst seiner ganzen Familie des Burgerrechts beraubt, und den gerichtlichen Klagen der γραφη und ἔνδειξις unterworfen. Leptines gab dieses Gesetz in der 106sten Olympiade: es wurde aber im folgenden Jahr auf Vorstellung des Demosthenes wieder abgeschaft.

War jemand dem Publicum schuldig, und hatte seinen Namen nicht eintragen lassen, so konnte gegen ihn die ἔνδειξις ebenfalls erhoben werden. Aber auch in Privatangelegenheiten fand die Endeixis statt, wenn z. E. jemand einen Kaufmann, ohne einen glaubwürdigen Beweis zu haben, angeklagt hatte, gegen einen solchen fand aber auch die Apagoge, ἀπαγωγη, statt. (21)

Endeixis, heißt die Indication bey Krankheiten. s. diesen Artikel.

Endelbocke, s. Endelstiege.

Endelpackwerke, (Wasserbau.) s. Packwerke.

Endelstiege, nennt man von einigen Gegenden von Niedersachsen, insonderheit in Hanöverischen, die letzten Getrayde-Haufen auf dem Acker. Sie dürfen nach ausdrücklichen gesetzlichen Verordnungen keine stärkere Anzahl Garben oder Gebund enthalten, als die übrigen Haufen; müssen auch weder zum Nachtheil des Zehenten von der Zählung ausgeschlossen, noch in dieser Absicht etwa die Garben dicker gebunden werden. Nur die einzelnen Garben über die letzten zehenten oder eilfte (wo nämlich die eilfte Garbe dem Zehentherrn gehört) ist zehentfrey. s. Zehentrecht. (15)

Endemische Krankheiten, (*Morbi endemii.*) werden diejenige Krankheiten genennt, welche in einem Lande einheimisch sind, und sonst selten oder gar nicht gefunden werden. Viele Länder haben dergleichen, dahin gehört z. E. der Polnische Wichselzopf (*Plica polonica*) die Pest der orientalischen Länder, der Aussatz, der Scorbut der Nordländer und viele andere. Daß das Clima, die Witterung, und Lebensart der Menschen die Ursachen der endemischen Krankheiten enthalten ist ohne Zweifel, und auf welche Weise solche hervorgebracht werden, wollen wir bey jeder einzelnen endemischen Krankheit, in besonderen Artikeln untersuchen. (9)

Enden geendet, sagen die Faßbinder wenn die Dauben in den Fässern an beyden Enden, d. i. oben und unten gestämmet werden. Das Faß ist über dem Gahren geendet oder gestammet, heißt dahero bey ihnen so viel, wenn es am Ende auf beyden Seiten ein wenig hoch, an dem andern aber etwas tief ist.

Ender, Enderling, ist eben das, was Engerling, (*Larva Oestri*) ist. (24)

Endhafter Tag, oder **Endhaftiger Tag,** wird in dem gerichtlichen Verfahren ein solcher peremtorischer Tag genennet, an welchem ein Rechtsstreit endlich und gänzlich entschieden werden soll; oder an welchem zu erscheinen, und das auferlegte Geschäft zu vollziehen der Vorgeladene nicht ohne Strafe des Ungehorsams versäumen darf. (15)

Endivia, s. Wegwart. Sonst ist es auch ein Beyname des Kohlartigen Sonchen, (*Sonchus oleraceus* L.) und des stachlichen Lattig. (*Lactuca saligna* L.)

Endivie, (Botan.) (*Cichorium Endivia* L. Mill. dict. n 3.) (*Cichorium latifolium s. Endivia vulgaris* C. Bauh. *Intybum sativum* Dodon.) Mit diesen Namen wird eine Pflanze belegt, welche zum Geschlecht der Wegwarten gehört (s diesen Art.) Sie wird zuweilen auch mit dem Namen Andivgensalat, Scaviol, Gänsezunge und Leberdistel belegt. Das eigentliche Vaterland ist unbekannt, vielleicht ist sie durch Ausartung von der wilden Cichorie entstanden, mit welcher sie gar viele Aehnlichkeit hat. Die Blätter, sonderlich die untersten sind nicht so sehr zerschnitten als an der wilden Cichorie, der Blumen sitzen einzeln auf Stielen, da sie bey jener zu zwo platt auf, sitzen. Durch die Cultur gibt es allerley Spielarten mit deren Kenntnis sich der Oeconom und Gärtner beschäftigt. In der Apotheke wird wenig Gebrauch davon gemacht, weil die wilde Cichorie mehr Arzneykräfte besitzt. (9)

Endivien, (Oeconom.) eine Art Wegwarte mit breiten oder krausen Blättern, welche gemeiniglich spat gesäet, erst um Jacobi versetzet, gegen den Herbst, wann er seine Blätter hat, trocken zusammen gebunden wird, da er sich gelb und weis färbt, lind wird und auf den Tisch als Salat zurecht gemacht aufgestellt wird. Man versetzt ihn auch spat in dem Keller in ein Erden oder Sandbeit, und kann ihn im Winter vom Keller aus verspeisen. Er fordert keine besondre Wartung, oder Pflege, er wächst sehr gerne in jedwedem gedungtem Felde, wann jede Pflanze von der andern einen halben oder ganzen Schuh abstehet, so stehen sie gut. Wer den Salat nicht liebt, kann diese Pflanze auch als ein gesundes Gemüsse gebrauchen. (13)

Um sicher Saamen von dieser Endivien zu ziehen, setzet man im Spatherbst die von faulen Blättern gereinigte Pflanzen in leichte und nicht allzufette Erde in Blumentöpfe, hält sie so trocken, als sie es leiden können. So lange es nicht frieret, bleiben sie im freyen stehen, fällt aber Frost ein, so stellt man sie in den Keller, oder besser in ein temperirtes Zimmer, daß man den Pflanzen bey gelinder Witterung Luft geben kann. Im Merz pflanzt man sie wieder in den Garten, und deckt sie bey Frost mit Erbsen Stroh. Wann sie in Saamen schiesen, muß man sie an Stecken binden, damit der Wind sie nicht niederbricht. Sobald die meisten Saamen zeitig, schneidet man den Stengel ab, trocknet ihn an der Sonne, und klopft den Saamen davon, trocknet auch diesen noch völlig, und hebt ihn zum Gebrauch auf. (24)

Endiviencoralle, (Coralle.) (*Madrepora angulo-*

ſa Pallas *Elenchus p.* 299. *N.* 174. *Madrepora dichotoma faſtigiata, ſtellis terminalibus turbinato-angulosis, lamellis dentatis.* Pallas, Pallas, holländ. *p.* 370. *de Zee Gouds Bloem*, (die Seeringelblume.) Miller Linnäiſches Naturſyſt. Th. VI. S. 702. Das Endiviencorall, Seba Theſaur. Tom. III. tab. 109. fig. 2. 3.) eine Madrepore die ſich durch mehr als ein Kennzeichen, beſonders durch den Bau ihrer Sterne kenntlich macht. Ueberhaupt hat dieſe Coralle einen kurzen Bau und doch überaus groſſe Sterne. Unſer Beyſpiel hat eine Höhe von 3½ Zoll, und gleichwohl betragen die drey Sterne des einen Aſtes, eine Breite oder vielmehr eine Länge von 6½ Zoll. Gemeiniglich hat dieſe Coralle nur einen kurzen Stamm, und zwey Aeſte, wo die Sterne, einzeln oder mehrere beyſammen, nie aber an den Seiten, ſondern allemal oben aufſitzen. Auf dem einen Aſt meines Beyſpiels ſitzet ein einziger Stern, auf den andern aber ihrer drey. Dieſe groſſe Sterne ſind nie völlig rund, ſondern allemal winklicht und eckigt, oder wenigſtens ſonſt verſchoben, lang und ſchmal, dergeſtalt, daß man nie nur zwey Sterne von einerley Bauart erblikken wird. Manchmal ſcheint ein Winkel, oder ein beſonderer Abſchnitt eines Sterns, für ſich einen eignen Stern zu bilden, der durch eine Lamelle, wie durch eine Wand von dem übrigen Theil des Sterns unterſchieden, und gleichſam abgeſchnitten iſt. Von auſſen ſind indeſſen alle einzelne Sterne, wenn ihre mehrere auf einem Aſte ſitzen, durch tiefe Furchen von einander getrennt, die Lamellen der Sterne ſind ſehr fein, wie Pergament, und daher auch ſehr zerbrechlich, und ſie ſind gezähnelt. Die Grundfläche der Sterne iſt nicht allzutief, von auſſen aber iſt die ganze Coralle mit körnigten oder vielmehr mit gezähnelten Streiffen dicht belegt, welche Streiffen aber am Stamme unkenntlich werden. Die Maſſe iſt nicht dicht, ſondern zellicht, und daher leicht, und die Farbe iſt weis. Herr Prof. Miller behauptet, daß dieſe Madrepore der Madrepora faſtigiata des Linne und Pallas am nächſten komme, ſie iſt aber von derſelben deutlich genug unterſchieden, und Pallas hat mit völligen Grunde aus derſelben eine eigne Gattung gemacht. Sie fällt auf Curacav häufig. (10)

Endivienwaſſer, (*Aqua endiviæ*) (Pharmacie) hat durchaus nichts von den eigenthümlichen Kräften der Endivie, welche nicht von flüchtigen Theilchen abhängen, und vor einem andern reinen Waſſer nichts zum voraus. Es wird, wie andere gebrannte Waſſer von dem Endivienkraute abgezogen. (12)

Endlich oder eingeſchränkt iſt, was mit einem Mangel fernerer möglichen verbunden iſt. Z. B. wir haben Verſtand, womit wir uns viele Dinge deutlich vorſtellen. Allein es laſſen ſich noch weit mehrere Dinge und jedes laſſet ſich noch viel deutlicher vorſtellen, als wir thun und zu thun vermögen; alſo iſt des Verſtandes noch mehr, als wir haben, möglich und das fernere fehlet uns; daher iſt unſer Verſtand eingeſchränkt oder endlich. Weil die Gegeneinanderhaltung des endlichen und unendlichen beyde Begriffe in ein helleres Licht ſetzet, ſo wollen wir das, was vom erſten zu ſagen iſt, aufheben, bis wir von dem letzten ſprechen werden. (6)

Endliche Exception, ſ. Exceptio peremtoria

Endoſis, die Remiſſion oder Nachlaſſung bey hitzigen Fiebern. ſ. Fieber.

Endoſſiren, heißt bey der Wechſelhandlung ſo viel, als einen traßirten, und an Ordre geſtellten Wechſelbrief, durch eine kurze Ueberweiſung auf dem Rücken deſſelben jemanden zu überlaſſen, und ihn andurch zu dem Eigenthümer davon zu machen. Die Ueberweiſung ſelbſten wird das Endoſſement, Indoſſement oder auf italieniſch Giro genennet, und gilt eines ſo viel als das andere, wiewohl einige, jedoch unſchicklicherweiſe, das Wort Giro, nur in dem Fall wollen, wenn ſchon mehrere Endoſſements auf einem Wechſelbrief ſtehen, allein es iſt kein anderer Unterſcheid dabey, als daß Giro ein italieniſches, und Endoſſement ein franzöſiſches Wort iſt; dieſes hat ſeinen Urſprung daher genommen, weilen die Endoſſements auf den Rücken des Wechſels geſchrieben werden, und jenes von dem Umlauf welches eigentlich das Wort Giro zu teutſch heiſſet. —

Es iſt alſo gleichviel, ob ich ſage einen Wechſel endoßiren oder giriren, denn eines wie das andere bedeutet einen Wechſel an einen oder mehrere übertragen.

Derjenige ſo den Wechſel girirt oder endoßirt, heißt der Girant, oder Endoſſant, und derjenige, deme ſolcher überlaſſen worden, der Girat oder Endoſſat. Die Verrichtung ſelbſten beſtehet in wenig Worten, z. E. „für mich an Herrn N. oder Ordre, den Werth empfangen, oder den Werth in Rechnung; oder den Werth in Waaren, oder den Werth gewechſelt.“ —

Ueberhaupt muß der Werth, er beſtehe in was er wolle, wo der Giro gültig ſeyn ſolle, jedesmal deutlich ausgedruckt werden, wovon das mehrere bey dem Art. Wechſel nachzuſehen iſt. —

Ein jeder Girat oder Endoſſat tritt andurch in das Recht, desjenigen deme zu gut der Wechſelbrief ausgeſtellt worden; es kann aber kein Wechſelbrief der nicht an Ordre lautet girirt oder endoßirt werden. (28)

Endotys, der Name des Altartuchs bey den Griechiſchen Chriſten.

Endovellicus, auf einer groſſen Anzahl in Spanien ausgegrabener Denkmale, welche Gruter und Reineſius geſammelt haben, lieſt man den Namen Endovellicus, manchmal bey dem Namen des Hercules, manchmal allein; und dieſe Denkmale ſind faſt alle bey der Stadt, welche heutzutag Villa Vizoſa heißt, ausgegraben worden. Niemand zweifelt daß Endovellicus ein beſondrer Gott Spaniens geweſen. Aber war er, wie einige Gelehrte behaupten, mit dem Hercules einerley? oder war er von ihm unterſchieden, und vielleicht, wie die franzöſiſche Encyclopädie behauptet, der Mars, oder gar des Japhets Enkel, Tubal? da man aber auf einer Aufſchrift lieſt:

HERCVLI P.
ENDOVELL.
TOL. V. V.
DEIS TVTEL;

ſo ſollte es faſt ſcheinen, daß man dieſe beyden Götter in Spanien unterſchieden habe. Denn wann ſie nicht mehr, als Ein Gott geweſen wären; ſo würde man dem Schutzgotte, nicht aber in der mehrern Zahl, den Schutzgöttern, geſetzt haben. Da man nicht weißt wer dieſer Gott geweſen, der in Spanien, dem einzigen Lande, wo man deſſen Namen findet, angebetet worden: ſo haben einige ihrer Einbildungskraft den Zügel ſchieſſen laſſen, und auſer jenen ſchon angeführten Meynungen auch ſogar den Cupido der alten Iberier daraus machen wollen. Dieſe mancherley Meynungen der Gelehrten findet man ausführlich in den beyden über dieſen Gegenſtand geſchriebenen Abhandlungen des Reineſius und Freret, welche letztere dem 3ten Bande des hiſtoriſchen Theils

die Füſſe gelb, die Wurzel der Schenkel ausgenommen. In Europa.

Engbruſtbl. geſtreifter. (*Crioceris vittata.* Fabr.) Statur und Gröſſe der *Crioc. phellondrii*, länglich mit einem ſchwarzen Kopf, und an der Wurzel bleichen Fühlhörnern, der Bruſtſchild rund, glatt röthlich: die Flügeldecken glatt, gelb mit einem ſchwarzen längsſtreif, der Leib ſchwarz, die Füſſe gelblich mit ſchwarzen Knieen. Ein Caroliner.

Engbruſtbl. glattflüglichter. (*Crioc. glabrata* Fabr.) In dem *Syſt. entom.* hielte Fabricius dieſen vor die *Chrys. tomentoſa* L. In ſeinen *Speciebus* giebt er ihm aber obigen Namen, und fragt nur, ob er der angeführte Linneiſche ſey? Ich halte ihn vor verſchieden. Er gleichet dem *Crioc. Caroliniana*, iſt länglich, der Kopf ſchwarz, die Stirne weiß, der Bruſtſchild blaß mit 3 ſchwarzen Rückenpunkten, die Flügeldecken glatt, glänzend mit 2 weiſen Streifen, die an der Spitze zuſammen laufen, aller Rand derſelben aber iſt ſchwarz, der Leib braunſchwärzlich mit weiſen Seiten, die hinterſten Schenkel dick, braunſchwarz mit einem bleichen innern Rand. In Amerika.

Engbruſtbl. grauer, Kapiſcher. (*Crioc. griſea* Fabr.) von Mittelgröße, der Kopf roſtfarbig mit ſchwarzen Fühlhörnern, der Bruſtſchild dunkelblaß: die Flügeldecken glatt und blaß, der Körper gleichfalls, aber mit ſchwarz gemiſcht, die Füſſe ſchwarz, und die Schenkel roth.

Engbruſtbl. kleiner. (*Crioc. minuta.* Fabr.) Der Kopf iſt ſchwarz mit einem blaſſen Punkt an der Wurzel, Bruſtſchild und Flügeldecken glatt, blaß, ungefleckt, der Körper ſchwarz, vom Kap.

Engbruſtbl. der Lilien. Lilienblattkäfer, Lilienhähngen, Lilienkäfer, Lilienſchnurrkäfer. (*Chryſomela merdigera* L.) Schrank. Fueßl. Sulz. Geſch. t. 3. f. 14. *Crioceris merdigera* Mull. Fabr. Laichart. Schäfer *elem* t. 52. f. f. *Crioceris rubra* Geoffr. Cryſonale *rouge du Lis*, Degeer Inſ. Tom. V. *Attelabus Lilii.* Scop. Ein ſehr gemeiner Blattkäfer auf unſern Lilien, er iſt obenher roth, Kopf, Fühlhörner, Füſſe, und die ganze untere Seite ſind ſchwarz, der Bruſtſchild iſt auf beiden Seiten eingedruckt, und die Flügeldecken der Länge nach geſtreift, punktiert, ſeine rothe Farbe verblaſſet im Todt, er giebt einen Laut durch das Reiben der Flügeldecken an den Aſter von ſich, ſeine rothe längliche Eyer legt er auf die Blätter der Lilien, die Larve iſt gelblich mit grüner Miſchung Kopf Füſſe und 2 Flecken hinter den Kopf ſind ſchwarz, ſie bedeckt ſich mit ihrem eigenen Unrath, um ſich theils vor der Sonnenhitze theils vor den Nachſtellungen ihrer Feinde zu verbergen, die Verwandlung geht in der Erde vor ſich. Es giebt noch eine dieſer ganz ähnliche Art mit rothen Füſſen, da dieſe nur auf den Blättern der *Convallaria maialis*, oder Mayblumen vorkommt, ſo iſt zu vermuthen, daß ſie eine eigene Art ſey.

Engbruſtbl. liniierter. (*Crioc. lineola.* Fabr.) Man bringt dieſe Art aus Italien, ſie hat die Statur der *Chroys. Nymphæa*, iſt grau, die Fühlhörner ſchwarz, der Bruſtſchild mit einer Linie in der Mitte und etwas eckichten Seiten, die Flügeldecken mit einem ſchwarzen Punkt an der Wurzel, unten iſt der Körper braun und aſchgrau milchhärig.

Engbruſtbl. Mohren. *Crioc. Morio.* Fabr. ganz ſchwarz ohne Glanz: die Wurzel der Fühlhörner und die Füſſe roſtfarbig. Er iſt klein und kommt vom Kap.

Engbruſtbl. auf dem Phellandrio: der Schirlingfreſſer. Chryſ. *phellandrii*: Linn. Fuesl. Mull. *Crioceris phellandrii* Fabr. *la Chryſomelle a bandes jaunes* Geoffr. *Chryſom. de la philandrie* Degeer Inſ. V. t. 9. f. 34. Dieſes Inſekt iſt ſchmal und lang, ſchwarz, die Seiten des Bruſtſchilds orangegelb: die Flügeldecken punktirt liniiert: der äuſſere und hintere Rand orangegelb, und gegen die Nath ziehet noch eine ſolche gelbe Linie die Länge nach in die Spitze, ſo daß nur die Nath, und ein Streif in der Mitte ſchwarz ſind. Der Leib iſt ſchwarz: die Schienbeine und der innere Theil der Schenkel orangegelb; die Fühlhörner keulförmig ſchwarz. Viel ähnliches mit Sulzers Schwarzſtrich: Geſch. t. 3. f 16.

Engbruſtbl. rothköpfichter: (*Crioc. erythrocephala* Fabr. von der Statur des *Crioc. minuta*: Er hat fadenförmige ſchwarze Fühlhörner: der Kopf iſt dunkel roſtfarbig mit einem ſchwarzen Punkt an der Wurzel: der Bruſtſchild iſt eben ſo roſtfarbig, glatt mit einem ſchwarzen Punkt in der Mitte: die Flügeldecken glatt, grünn, glänzend. Körper und Füße ſchwarz, vom Kap.

Engbruſtbl. runzlichter. Runzelblattkäfer. (*Chryſ. ſtercoraria.*) Er gleichet dem Lilienkäfer und iſt ſchwarz: ſein Bruſtſchild faſt cylindriſch und gleichfalls eingedruckt, und nebſt den Flügeldecken roth. Man findet ihn in Afrika.

Engbruſtbl. ſchwarzblaufleckigter (*Crioc. 4. maculata* Fabr.) Ein Kapiſcher Blattkäfer. Er iſt ganz blaß, der Bruſtſchild glatt, glänzend, ungefleckt, mit einer überzwerchen eingedruckten Linie: die Flügeldecken glatt mit 2. ſchwarzblauen Flecken, der eine an der Wurzel, der andere hinter der Mitte, unten mit einem ſchwarzen Leib, die Fühlhörner braun.

Engbruſtbl. ſchwarz eingeſchloſſener. (*Crioc. cincta* Fabr.) Der Tranquebariſche Gürtelblattkäfer. Göze. Gröſe und Natur der *Chryſ. Capreæ*: der ganze Körper blaß gelblich mit ſchwarzen Augen: die Flügeldecken noch etwas blaſſer, an allen Näthen und Seiten ſchwarz eingeſchloſſen; doch iſt die Seitenlinie oder Einfaſſung nach hinten unterbrochen: der Rand ſelbſten aber iſt ſehr ſubtiel blaß.

Engbruſtbl. ſchwarzfüſiger. Der Schwarzfuß. (*Chryſom. Melanopa.* Linn. Fueſl. *Crioc. melanopa* Mull. Fabr. *le Criocere bleu a corcelet rouge* Geoffr. *Chryſomell. bleue à corcelet étroit rouge.* Degeer Inſ. T. V. Der ſchwarzfüſige Schnurrkäfer auf Brenneſſel. Laichart. Es hat dieſes Inſekt, welches ich zuweilen auf dem Filice angetroffen, die Statur des Lilienblattkäfers, iſt aber kleiner und ſchmäler, und hat faſt einen kugelrunden Bruſtſchild. Kopf, Flügeldecken, und die ganze untere Seite ſind blau: Bruſtſchild und Füße aber röthlicht oder roſtfarbig: die Fühlhörner oder Fußblätter ſchwarz, die Flügeldecken ſind geſtreift punktirt.

Engbruſtbl. ſchwarzfüſige, neuholländ. (*Crioc. nigripes* Fabr.) Von Statur und Gröſe der *Chryſ. merdigera.* Der Kopf iſt orangegelb: die fadenförmige Fühlhörner ſchwarz: der Bruſtſchild cylindriſch, gelb, und auf beyden Seiten eingedruckt: die Flügeldecken glatt und orangegelb: unten iſt eben dieſe Farbe, aber Bruſt und Füße ſind ſchwarz.

Engbruſtbl. ſchwarzhörnichter. Das Schwarzhorn. (*Crioc. nigricornis* Fabr.) Von Statur *Chriſ. capreæ*, roſtfarbig. Der Kopf an der Wurzel

etwas blaulich, die Fühlhörner ſchwarz, auf dem Bruſtſchild iſt auf jeder Seite ein eingedruckter Punkt. Die Flügeldecken grünblau, glatt, glänzend, unten ganz roſtfarbig mit einem ſchwarzen Punkt auf beyden Seiten der Bruſt. Er iſt ein Europäer, und kommt auch in Heſſen vor.

Engbruſtbl. ſchwarzköpfichter. Der neuholländiſche Schwarzkopf. (*Crioc. melanocephala* Fabr.) Die Gröſe des *Crioc. nigricornis*. Kopf und Fühlhörner ſchwarz, der Bruſtſchild glatt, glänzend, roth mit 2 eingedruckten Punkten auf dem Rücken, Flügeldecken glatt, blau, das Schildgen roth, die Füße ſchwarz mit rothen Schenkeln.

Engbruſtbl. an Spargel. Das Spargelhähngen, der Spargelblattkäfer: das buntgefleckte Spargelkäfergen, der Kreuzträger. (*Chryſ. aſparagi*. Linn. Fueſl. Roeſ. Inſ. II. Scar. t. 4. Friſch. Inſ. I. t. 6. *Attelabus aſparagi* Scop. *Crioceris aſparagi* Mull. Fabr. Geoffr.) Die Raupe dieſes Blattkäfers iſt eine Plage unſrer Garten Spargel: man findet ſie mit dem Blattkäfer auf den Blättern derſelben, und frißt die Stöcke ganz kahl. Der Blattkäfer hat die Statur und Gröſe des *Chryſ. phellandrii*. Der Kopf iſt ſchwarzblau, die Fühlhörner ſchwarz, der Bruſtſchild eng, cylindriſch, roth mit 2. ſchwarzen Punkten auf dem Rücken, die Flügeldecken punktirt geſtreift, der äuſſere Rand iſt ſchön orangegelb; die Nath breit ſchwarzblau, das mittlere Feld gelb, in welches von der Nath 2 ſchwarzblaue breite Aeſte einlaufen, und die Figur eines Kreutzes formieren, an der Wurzel der Flügeldecken iſt ein ſchwarzblaues Längslinchen, das aber nicht mit dem Kreutz zuſammenhängt: manchmal iſt noch an der Spitze der Flügeldecken ein blaulicher Punkt, unten iſt alles ſchwarz blau.

Engbruſtbl. ſtarkpunktirter ſurinam. Das Grießhähngen. (*Chr. punctatiſſima* L.) Er iſt länglicht, grünmetallicht und ſtark punktirt, die Füſe haben eine Roſtfarb.

Engbruſtbl. verlängerter. (*Crioc. elongata* Fabr.) Seine Statur iſt mehr verlängert, als der andern. Kopf, Bruſtſchild, Körper ſind ſchwarz, und ſchimmern ein wenig ins grüne, die Flügeldecken ſehen ſchwarz aus, und haben in der Mitte einen gelben Streif, auch die Füße ſind ſchwarz: vom Kap.

Engbruſtbl. viergefleckter. Der Weitfleck. (*Chryſ. 4 maculata* L.) Iſt länglich und ganz bleich gelb, der Kopf aber, wenn man die Stirne ausnimmt, ſchwarz, auf jede Flügeldecke ſteht ein runder ſchwarzer Flecken an der Wurzel, und ein gröſſerer gegen die Spitze, der Leib iſt unten ſchwarz, unter den cylindriſchen Blattkäfern befindet ſich einer, den wir den Blaufleck genennt, welcher gar leicht mit dieſem verwechſelt werden kann. Man merke daher zum Unterſchied von jenem die gelbe Stirne, und den etwas höckerichten Bruſtſchild. Er wird hin und wieder bey uns gefunden, und iſt *Luperus quadrimaculatus* Mull. den wir zu dem Blaufleck unrecht angeführt haben, wozu die Aehnlichkeit und die gleiche ſpecifike Benennung Gelegenheit gegeben.

Engbruſtbl. der Waſſerlinien, Seeblumenblattkäfer. (*Chryſ. Nymphæa* L. Der Faulenzer, Fueßl. *Crioceris Nymphæa* Fabr. *Galleruca pallida*. Geoffr. Mull. *Chryſomelle brune du Nénufar* Degeer Inſ. V. t. 10. f. 1. 2.) Auf den Blätter der Waſſerlinien trift man im Jun. und Jul. dieſe Art an. Sie iſt 3. Linien lang. Ihre Larven ſind ſchwarz und leben geſellſchaftlich auf den ſchwimmenden Blättern der Waſſerlinien. Das Vollkommene iſt länglich oval, hat einen braunen Kopf, einen gelblichen, unebenen Bruſtſchild, der oft ſchwarz gefleckt iſt, die Flügeldecken ſind ſchwarzbraun, vertieft punktirt, und mit einem gelben Rand von auſſen eingefaßt: die Füße ſind auch gelb: die Fühlhörner manchmal ganz ſchwarz, manchmal ſchwarz und gelb geſcheckt, und die Helfte kürzer als der Leib. Vielleicht gehört Mullers *Crioceris aquatica* als eine Abart hieher: ſie iſt ſchwarz mit gefleckten Bruſtſchild, der Rand und breite Nath der Flügeldecken, desgleichen die Füße ſind gelb. Noch giebt es eine andere mit einem gelben Bruſtſchild und ſchwarzen Flecken in der Mitte, gelben Flügeldecken, die vorn einen ſchwarzen Flecken haben; der Aſter und die Rände an den Leibaſchnittin ſind gelb.

Engbruſtbl. wollichter. Der Staubſchild. (*Chryſ. tomentoſa* L.) Er iſt in Carolina zu Haus, und hat die Statur der *Chryſ. Capreæ*, aber das Anſehen einer *Lampyris*, der Kopf iſt braunblaulich, hinten ſchwarz, die Fühlhörner ſchwarz und kürzer als der Körper. Der Bruſtſchild nackend, braun blaulich mit 3. ſchwarzen Flecken: die Flügeldecken ſchwarz, etwas wollicht; in der Mitten aber mit einer braunblaulichen Längslinie, die kaum bis an die Spitze reichet, der Rand ebenderſelben, die Füße und der Leib ſind auch braunblaulich: Fabricius hatte in ſeinem Syſt. entom. den ſeinigen vor dieſen Linneiſchen gehalten: allein in ſeinen Speciebus ſcheint er ſeine Meynung zu ändern, und nennt ihn *Crioceris glabrata*, den wir unter Engbruſtbl. glatter, beſchrieben.

Engbruſtbl. zarter. Der Zärtling. (*Chryſ. tenella* L. *Crioceris tenella* Fabr.) Er gleicht auch *Chryſ. Capreæ*, iſt aber 3 mal kleiner, und länglich; der Bruſtſchild orangegelb ohne Flecken, die Flügeldecken roſtfarbig mit einem orangefarbigen Rand: die Fühlhörner gelblich: die Füße orangegelb, der Leib braunſchwarz. In den Waldungen.

Engbruſtbl. zweyaugichter, (*Crioc. bioculata* Fabr.) von Statur des *Crioc. oculata*: ziegelfarbig, Kopf und Bruſtſchild glänzend, ungefleckt: die Flügeldecken mit 2 weiſſen groſſen Flecken, davon der Vordere einen ſchwarzen Punkt nach vornen hat, der hintere hinter der Mitte aber mit einem ſchwarzen Ring umſchloſſen iſt. Die Schienbeine ſind braun.

Engbruſtbl. zweybandierter. Der neuholländiſche zweygeſtreifte Blattkäfer. Göze. (*Crioc. bifaſciata* Fabr.) Von Statur der *Chryſ.* 12. *punctata*, mit cylindriſchen Bruſtſchild, Kopf und Bruſtſchild glatt, glänzend, roth, ohngefleckt, Flügeldecken glänzend, roth mit 2. ſchwarzen Banden, eins an der Wurzel, das andere gegen die Spitze, die Füße roth mit braunen Fußblättern, Fühlhörner ſchwarz, an der Wurzel roth.

Engbruſtbl. zweyhöckerichter. (*Crioc. tuberculata* Fabr.) Africa herbergt dieſen Blattkäfer von der Statur der *C. melanocephalæ*, Kopf und Bruſtſchild ſind rothgelb mit ſchwarzen Augen, das Schildgen braun, die Flügeldecken blaß auf allen Seiten rothgelb gerändert: die Füße rothgelb mit braunen Fußblättern. Einige Exemplare haben auf den Flügeldecken gegen die Spitze 2. aneinanderſtehende erhöhte rothgelbe Höker.

Engbruſtbl. zweyzähnichter. (*Crioceris bidendata* Fabr.) Die Statur des vorigen, auch ein Afrikaner: Kopf, Bruſtſchild, Leib, Füße, orangegelb: Flügeldecken ſchwarz, an der Spitze röthlich mit einem kleinen erhöhten Höker an der Nath. Fußblätter ſchwarz.

Engbruſtbl. zwölfpunktirter. Der Innländer. (*Chryſ. 12. punctata* L. Der Zwölfpunkt. Fueßl. *Attelabus 12. punct.* Scop. *Crioc. 12. punct.* Fabr. Mull. *le Criocere rouge à points noires* Geoffr. Inſ. I. t. 4. f. 5. Zwölfpunktierter Schnurrkäfer. Laichart. Die Spargelraupe und deren Käfer, Friſch. Inſ. 13. t. 28.) Die Statur des Lilienblattkäfer. Er wird auf Spargeln angetroffen, iſt roth: der Bruſtſchild ohngefleckt, jede Flügeldecke hat 6. ſchwarze Punkte: ſonſt iſt ſie noch punktiert geſtreift. Die Fühlhörner ſchwarz: Bruſt und Knie der Füße ſchwarz.

Noch ſcheint unter dieſe Abtheilung der Blattkäfer zugehören Scopolis *Attelabus 14. punctatus*, den wir oben unter Baſtardrüſſelkäfer gezehlt.

Ich enthalte mich mehrere Arten unter dieſe Abtheilung der Blattkäfer aufzunehmen, weilen der Charakter nicht allzuſicher von den Autoren angegeben iſt. (24)

Enge der Mutterſcheide. ſ. Mutterſcheide.

Enge Vorhaut, (*phimoſis, paraphimoſis,*) bedeutet denjenigen Zuſtand, wann man am männlichen Glied die Eichel mit der Vorhaut ſo bedeckt iſt, daß ſie gar nicht entblößt werden kann. Dieſe Krankheit iſt entweder angebohren, oder zufällig. Im erſten Falle verliehrt ſie ſich meiſtens bey zunehmenden Jahren. Der andere Fall erfordert ſchleunige Hülfe. Es können durch dieſe Verengerung allerley üble Zufälle entſtehen. Erwachſene Perſonen werden dadurch am Beyſchlaf gehindert, die Unreinigkeiten ſammlen ſich unter der Vorhaut an, werden ſcharf, verurſachen Eiterung und Entzündung, zuweilen erzeugen ſich Steine, der Urin kann nicht recht gelaſſen werden, und der Theil wird ſehr ſchmerzhaft, und aufgeſchwollen. Eine natürliche oder angebohrne enge Vorhaut läßt ſich durch andere Mittel als den Schnitt nicht leicht heben. Um dieſen zu verrichten, bedient man ſich eines krummen Biſtouris, an deſſen Spitze man ein Wachsknöpfchen ſteckt. Das Biſtouri bringt man ſeitwärts ein, und nicht zu frühe, oder am unrechten Orte eine Verletzung zu machen. Sobald es eingebracht iſt, muß man die Vorhaut ſo viel als möglich zurückziehen, ſonſt wird der Schnitt zu groß. Um den Schnitt gehörig zu verrichten, muß man das Meſſer ſo führen, daß deſſen Spitze zuerſt faſſe und der Schnitt von hinten nach vorne zu gehen. Dieſe Aufſchlitzung der Vorhaut mag aber an welchem Ort geſchehen, wo man will, ſo hinterläßt ſie immer eine Ungeſtaltheit, die dem Patienten verdrüßlich iſt. Es iſt daher beſſer die Spitze der ohnehin zu langen Vorhaut zu beſchneiden, wodurch alle Anzeigen erfüllt werden.

Wenn die enge Vorhaut zufällig iſt, ſo rührt ſie gewöhnlich von einer veneriſchen Urſache, als Saamenfluß, oder Schanker her, zuweilen auch von einem katarrhaliſchen Eicheltripper. Wenn der Fall nicht allzudringend iſt, und Gefahr zu befürchten wäre, daß er in Brand übergienge, ſo muß man erſt gelindere Mittel verſuchen, ehe man die Operation anſtellt. Man muß deswegen erſt die Unreinigkeiten wegzubringen ſuchen, die ſich zwiſchen der Eichel und Vorhaut angehäuft haben. Dies geſchieht durch eine ſo lange anhaltende Einſpritzung von Haberabkochung und Honig, bis die Materie wieder rein zurückkommt. Der Patient muß ganz entzündungswidrig behandelt werden. Er muß daher Aderlaſſen, verdünnende Getränke und kühlende Arzneyen nehmen, das Glied in warmer Milch baden, oder erweichende Umſchläge darauf machen. Man kann dabey die Vorhaut ſelbſt rund herum ſkarificiren, und die Rückenader des männlichen Glieds öffnen. Vermindert ſich durch eine ſolche Behandlung die Entzündung nicht, ſo muß die Operation auf eine der oben angezeigten Arten angeſtellt werden.

Es giebt eine andere Art der engen Vorhaut, welche der ſpaniſche Kragen, *Paraphimoſis* genennt wird. Die Vorhaut iſt hierbey über die Eichel gezogen, und ſchnürt ſie wie eine Schlinge zuſammen. Dieſer Fall iſt dringender, als der vorige. Gemeiniglich entſteht er aus Schuld des Patienten, oder des Wundarztes, wenn die enge Vorhaut der erſtern Art mit Gewalt zurückgezogen wird, und zumal bey ſolchen, welche ſie natürlich gehabt haben. Wenn in 12. Stunden nicht Rath geſchaft wird, ſo entſteht der kalte Brand, und die Eichel geht verlohren. Es iſt in dieſem Falle kein anderes Mittel übrig, als die Operation, die ſogleich muß unternommen werden. Oft iſt aber dieſe enge Vorhaut entzündlicher Art. Alsdann kann man zuerſt entzündungswidrige Mittel verſuchen, die oben empfohlen worden. Oft hat eiskaltes Waſſer geholfen, ſo man jählings über das Glied gegoſſen. Hilft dieſes nicht, ſo kann man ſich ſtarker zuſammenziehender Mittel bedienen, als eines örtlichen Bades von rothem Wein, einer Auflöſung von Alaun, des goulardiſchen Bleywaſſers, u. ſ. f. Oft wiederſteht die Krankheit allen dieſen Mitteln, und dann iſt nichts, als die Operation übrig. Wo die Vorhaut, am ſtärkſten angeſpannt iſt, macht ſie Runzeln; dieſe durchſchneidet man auf die Art, wie oben geſagt worden. Man bringt das an ſeiner Spitze mit einem Wachsknöpfen verſehene Biſtori flach zwiſchen der Krone der Eichel, und die Vorhaut, und ſchneidet, wenn die Schneide des Meſſers nach oben gekehrt iſt, jede Runzel durch. Es iſt aber vorher ebenfalls nöthig, daß man die Haut des Gliedes erſt nach oben ziehe. Sobald man die Vorhaut wieder über die Eichel bringen kann, badet man nachher das Glied in einer zuſammenziehenden Feuchtigkeit. Es iſt gut das Glied nach der Operation herauf zu binden, damit bey niederhängender Lage das Geblüt nicht zu ſtark einſchießt und die Geſchwulſt ſtärker werde. (4)

Engel, (cathol. dogmat.) heißt im lateiniſchen Angelus. Beyde Benennungen haben aus dem griechiſchen ihren Urſprung, nemlich von ἀγγελλω, ich mache zu wiſſen, ich ſchicke; alſo zeigt das Wort Engel einen Bottſchafter, Abgeſandter, oder Ueberbringer eines Befehls an. Daher drückt der Name vielmehr die Handlungen, als die Natur und Weſenheit eines Engels aus. In dem Artik. Dämonen iſt ausführlich erzählt worden, daß viele Nationen dergleichen Mittelweſen zwiſchen Gott und den Menſchen, wiewohl unter andern Benennungen, erkennet haben. Hier aber verſtehet man durch einen Engel, ein für für ſich vollkommen ſubſiſtirendes Weſen, welches mit Verſtand und Willen begabt, vollkommener als der Menſch, und geringer als Gott iſt. Nebſt einigen Philoſophen, die nichts als ſichtbarliche Körper, die unter die leibliche Augen fallen, annehmen wollten, von welchen der Art. Dämonen handelt, waren die Sadducäer, die das Daſeyn der Engel geläugnet haben, Apoſtelgeſch. 23, 8. Dieſe machten unter den Juden eine beſondere Sect, welche um die Zeiten der Machabäer entſtanden iſt, und ihren Namen von Tſaddock einem Schüler des Antigonus Socháus haben ſoll, wie Maimonides (*in Capitib.*

Patrum) schreibt. Ihre Lehrsätze erzehlet der jüdische Geschichtschreiber Josephus, Lib. 2. *de Bello jud.* cap. 12. und Lib. 13. *Antiquit.* cap. 9.

Gegen diese und alle diejenige, welche die h. Schrift annehmen, ist das Daseyn der Engel leicht zu beweisen. In den Büchern Moses selbsten geschieht öftere Meldung von denselben. So erschien der Engel, Genes. 16, 7. der Agar, und ermahnte sie, zu der Sara zurück zu kehren, und sich bey dieser zu demüthigen. Zween Engel kamen, Genes. 19. nach Sodoma, führten den Loth mit seinem Weibe und Kindern heraus, und verheerten diese Gegend durch die Feuerregen. Ein Engel hielte, Genes. 22. den Abraham zurück, als er den Isaac schlachten wollte. Noch viele andere Stellen in den Büchern des alten Testamentes reden von den Engeln, die von Gott als Bothschafter der Gutthaten, oder der Strafen zu den Menschen abgeschicket wurden. Eben so gewisse Zeugnisse haben wir in dem neuen Testament von dem Daseyn der Engel, als Matth. 18, 4. Luc. 1, 26. 1 Petr. 1, 12. und 2 Petr. 2, 4. Unter andern Stellen ist jene Hebr. 1. merkwürdig, wo der heilige Paulus durch eine Vergleichung zwischen Christo und den Engeln, dessen Gottheit beweiset; wo er auch sagt, daß Christus nicht die englische, sondern die menschliche Natur habe annehmen wollen. Beydes aber wäre lächerlich, wenn keine Engel existirten. Daher hat der h. Augustinus (*Serm. 1. in Psalm.* 103.) recht geschlossen: „Obwohl wir, sagt er, die Erscheinung der Engel nicht sehen: so wissen wir doch aus dem Glauben, daß Engel existiren, und, wie wir geschrieben lesen, vielen erschienen sind: und dieses halten wir, und dürfen auch nicht daran zweifeln.“ Eben dieses wurde hernach von der vierten Lateranensischen Kirchenversammlung im Jahre 1215. entschieden, wovon weiter unten die Rede seyn wird.

Julianus Apostata wendete vor Zeiten hergegen ein, warum Moses, der alle von Gott erschaffene Dinge so deutlich anführet, von der Erschaffung der Engel nichts gemeldet habe? Die gewisse Ursache über diese Frage zu geben, ist zwar so leicht nicht; unterdessen ist doch dieses gewiß, daß Moses öftere Meldung von den Engeln thue; und also zeigt er auch einigermassen an, daß Gott die Engel erschaffen habe. Die heil. Väter bringen unterschiedliche Ursachen bey, warum Moses die Erschaffung der Engel nicht so deutlich beschrieben habe, als die Erschaffung anderer Geschöpfe. Die wahrscheinlichste mag wohl seyn, welche der heil. Basilius *Lib. de Spiritu S.* cap. 16. und der heil. Hieronymus *Epist.* 140. geben, daß nemlich Moses dem rohen israelitischen Volke nur die Erschaffung der unter die Sinne fallenden Geschöpfe habe beschreiben wollen. Doch sind auch andere, welche mit dem heil. Augustinus unter der Erschaffung des Lichtes die Erschaffung der Engel verstehen wollen. Wie nun diesem immer sey, so sagt die heilige Schrift in andern Stellen ganz klar, daß die Engel von Gott erschaffen sind. Denn nach den Worten, Dan. 3. **Alle Geschöpfe des Herrn benedeyet den Herrn**, wird gleich hinzu gesetzet: **Benedeyet den Herrn ihr Engel des Herrn.** Eben so redet der 102. Psalm: **Benedeyet den Herrn alle seine Engel. Benedeyet den Herrn alle seine Geschöpfe.** Beyde Stellen geben zu verstehen, daß die Engel unter die Werke Gottes gezählet werden. Noch nachdrücklicher redet der Apostel Paulus 1 Colosser 1, 36. **Durch ihn sind alle Dinge erschaffen worden im Himmel und auf Erden, die sichtbare und unsichtbare, die Thronen, die Herrschaften, die Fürstenthümer** ꝛc. Mit einem Worte: die Erschaffung der Engel ist so gewiß, daß der Kaiser Justinianus, wie Balsamon (*in Collect. Constit. Eccles.* Lib. 3.) schreibt, aus gerechtem Eifer verordnet hatte, „diejenigen aus allen Orten zu vertreiben, die behaupten, die Engel wären keine Geschöpfe Gottes.“

Eben so unbedeutend ist die Einwendung anderer, welche sagen, daß alles, was in der heil. Schrift von den Engeln gemeldet würde, entweder von den Menschen, oder von inneren göttlichen Einsprechungen zu verstehen sey. Den ganzen Beweis hierüber machen sie aus dem Namen Engel; indem dieser nur die Handlungen, nicht aber die Natur derselben anzeige. Allein dagegen streiten mehrere Stellen der heil. Schrift, wo also von den Engeln geredet wird, daß man dies weder von Menschen, noch von innern Einsprechungen verstehen kann; z. B. da David die Fürtreflichkeit des Menschen betrachtet, und sagt, Psalm 8. **Du hast ihn etwas geringer gemacht, als die Engel**; oder da Christus, Matth. 22. den Sadducäern antwortete, und sagte: die Menschen würden in der Auferstehung seyn, wie die Engel Gottes: und da er Matth. 18, 10. von den kleinen redet: **Ihre Engel sehen allezeit in dem Himmel das Angesicht meines Vaters.**

Obwohl nun gewiß ist, daß die Engel Geschöpfe Gottes sind; so kann man doch nicht so gewiß die Zeit bestimmen, in welcher sie erschaffen worden. Einige vermeynen, die Engel wären schon vor dem Anfange der Welt erschaffen gewesen. Dies aber scheint mit der heil. Schrift nicht überein zu kommen; indem Moses schreibt: Im Anfange, nemlich der Zeit, sey Himmel und Erde erschaffen worden. Noch unwahrscheinlicher ist jene Meynung, welche behauptet, die Engel wären erst nach den Werken der sechs Tage hervorgebracht worden. Denn bey dem Job. 38, 4. liest man: **Wo warst du, da ich die Fundamente der Erde setzte? ... da alle Söhne Gottes frohlocketen.** Durch die Söhne Gottes werden hier ohne Zweifel die Engel verstanden, folglich waren sie schon bey der Erschaffung der Welt. Diejenigen scheinen der Wahrheit am nächsten zu seyn, welche sagen, daß die Engel gleich mit der Welt seyn erschaffen worden. So redet auch die vierte Lateranische Kirchenversammlung: „Im Anfange der Zeit sind beyde Geschöpfe, das englische und weltliche erschaffen worden.“ Doch wurde dies hier nicht als ein Glaubenssatz entschieden.

Ueber die Natur und Wesenheit der Engel waren die Väter nicht zu allen Zeiten einstimmig. Viele aus den ältern, welche der Platonischen Philosophie zugethan waren, vermeynten, daß die Engel auch zugleich aus lüftigen, und weit feineren Körper, als die unsrigen sind, bestünden; dieser Meynung sollen Origenes, Tertullian, Clemens, Alexander, der Martyrer Methodius, Cassianus und Gennadius gewesen seyn. Doch waren auch damals sehr viele, und hernach fast alle Väter und Theologen, welche durch die Engel nichts anders verstanden, als die mit Verstand und Willen begabte, ganz unkörperliche Wesen, oder pure Geister. Die h. Schrift giebt hiezu die wichtigsten Gründe; indem sie allenthalben die Engel Geister nennet; als Psalm 103. **Der du deine Engel als Geister machest**; und Hebr. 1, 14. **Alle sind dienstbare Geister.** Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die heil. Schrift zuweilen

Engallo oder Engulo, ist ein africanscher Beyname des Schweines. (9)

Engastrimanteis, (Εγγαστριμαντεις) auch Engastrimythoi, Bauchredner. Schon die Griechen kannten die wunderbare Sprache der Bauchredner, hielten sie aber für ein Werk der Dämonen, welche in den Leibern solcher Personen, ihrer Meynung nach wohnten, daraus redeten und künftige Dinge weissagten. Diese Art der Weissagung war, nebst der Necromantie, auch unter andern Völkern, besonders bey den Juden bekannt. Die siebenzig Dollmetscher übersetzen die Stelle des Esaias, wo denen, die sich dieser beyden Arten von Wahrsagung bedienen würden, die göttlichen Gerichte gedroht werden, durch folgende Worte: και εαν ειπωσι προς υμας, ζητησατε τους εγγαστριμυθους και τους απο της γης φθεγγομενους; d. i. und wenn sie zu euch sagen: fraget die, welche aus dem Bauch und aus der Erde reden. (s. Daimonolepti.) Ist der Aberglaube jemals bey seinen Thorheiten zu entschuldigen, so ist er es am ehesten alsdann, wenn er sich durch die wunderbaren Künste der Bauchredner hat täuschen lassen. Diese nur wenigen Menschen von jeher bekannt gewesene Kunst, die Organe der Sprache und andere Theile des Körpers auf eine ganz ausserordentliche und dem ordentlichen Gebrauche derselben ganz entgegengesetzte Art, zu modificiren konnte, besonders wenn man im Gesichte des Bauchredners keine durch die veränderte Richtung der Muskeln sonst gewöhnliche verzerrte Mienen wahrnahm, Thiere und Bildsäulen reden lassen, Stimmen vom Himmel und aus der Erde erschallen, Geister und unsichtbare Wesen reden lassen, und also jeden frommen Betrug durch ein sehr geschicktes und schwer zu entdeckendes Mittel durchsetzen.

In dem Art. Bauchredner ist folgende Geschichte nur berührt worden, daher wir sie jetzt ausführlicher erzählen wollen, um unsern Lesern die neuesten Erfahrungen von diesen nur sehr wenigen Menschen bekannten Geschicklichkeit unsers Körpers bekannt machen, vermittelst deren die Bauchredner im innern des Leibes deutliche Töne bilden und sich auf diese Art mit andern unterreden kann, ohne den Mund zu öffnen oder die Lippen zu bewegen, vorzulegen. Zu unsern Zeiten sind nemlich zween solche Bauchredner vorzüglich bekannt geworden, der eine in Wien, der andere in St. Germain en Laye, deren Geschichte der Herr de la Chapelle in einer besondern Abhandlung beschrieben hat.

Der erste dieser Bauchredner ist der Obristlieutenant Baron von Mengen. Die besondern Umstände, welche Herr de la Chapelle von ihm erzehlet, sind durch Personen bezeuget worden, die allen Glauben verdienen. Es war im Jahr 1757, als Herr von Mengen an dem Bayreuthischen Hofe einige Proben von seinem besondern Talent sehen ließ. Er zog eine kleine Puppe aus der Tasche, und hielt folgende Unterredung mit derselben: —— Mamsell, ich höre sehr unangenehme Nachrichten von ihnen. Es schien als wenn das Bild antwortete: Herr, es ist leicht jemanden zu verleumden. —— Hüten sie sich ja auszuschweifen, sonst sehe ich mich genöthiget, sie durch unbeliebige Mittel wieder zurechte zu weisen. —— Es ist leicht, sich wieder in die Ordnung zu begeben, wenn man nie davon abgewichen ist. —— Mamsell, sie scheinen mir etwas zu viel gefallen zu wollen. Sie sind immer beschäftiget, den Mannspersonen ihre Reitze zu erkennen zu geben. —— Herr, wenn man nur ein wenig hübsch ist, so ist man dem Neide und der Verfolgung ausgesetzt. —— Es fehlet ihnen nicht an Antworten. —— Herr, es ist nicht immer erlaubet, jemand anzugreifen: aber es ist nie verwehret, sich zu vertheidigen. —— Schweigen Sie. —— Als er hierauf das Bild wieder in die Tasche steckte, so schien es sich ganz unruhig zu bezeugen, zu murren, sich zu beklagen. Sehet, sagte es, wie die Männer sind; sie glauben sie hätten immer recht. Pfui! das ist nicht fein! Ein Irländischer Officier, der gegenwärtig war, bildete sich so gewiß ein, daß die Puppe ein hiezu abgerichtetes Thierchen wäre, daß er nach der Tasche des Barons grief, um die Wahrheit zu entdecken. Als sich die kleine Figur im Gedränge fühlte, so fieng sie an um Hülfe zu schreyen, als wenn man sie hätte erdrosseln wollen, und hörte nicht eher auf, als bis der Irländer von ihr abgelassen hatte. Nach diesem erlaubte ihm der Baron sie aus der Tasche zu nehmen, da dann nichts als eine bekleidete hölzerne Figur zum Vorschein kam. Alle Zuschauer bezeugten, daß man in der Zeit, da er die Puppe antworten ließ, keine Bewegung an dem Baron habe wahrnehmen können, daß die Stimme geschienen habe, von weitem herzukommen, und daß öfters die Figur schon geantwortet habe, ehe der Baron noch aufgehöret hatte, ihr Vorwürfe zu machen. Der Abt de la Chapelle hat zum Ueberfluß noch an Herrn von Mengen selber geschrieben, und auf alle ihm vorgelegte Fragen Antwort erhalten. Er beschreibt die Figur, deren Kinnbacken und Lippen beweglich sind, um die Zuschauer desto mehr zu verführen. Nach diesem giebt er eine umständliche Nachricht von der Art, wie er die betrügerischen Töne seiner Stimme hervorbringt. Er spielt auf diese Weise auf der Mandor und die Figur singt, oder scheint dazu zu singen. Er ahmt den Tönen des Waldhorns und des Fagots nach, indem er eine, wie eine Deute zusammengerollte Carte in den Mund nimmt, so daß er ganz allein ein Stück von vier Stimmen spielt. Die Mühe, die er sich gegeben hat, die Bewegungen des Kopfes, des Mundes und der Lippen der kleinen Figur richtig vorzustellen, ist ihm schwerer geworden, als die Bauchrednerkunst, wozu er in seiner Jugend ohne weitere Anweisung gelangt ist. Der Herr von Mengen setzet hinzu, daß er noch die Geschicklichkeit habe, Töne in dem Halse zu bilden, welche denen die sie hörten, aus dem Schose der Erde zu kommen schienen.

Herr von St. Gilles, Gewürzhändler, in St. Germain en Laye, ist der zweyte noch lebende Bauchredner. Als der Abt de la Chapelle diesen seltenen Mann einsmal immer ansahe, so hörte er, da es still in dem Zimmer wurde, sich bey seinem Namen nennen, und zwar mit einer so besondern Stimme, und die so weit entfernt zu seyn schien, daß ihn ein gewisses Grauen ankam. Er faßte sich aber bald und fragte Herrn von St. Gilles, ob er nicht als Bauchredner mit ihm gesprochen hätte: aber in dem Augenblick, da er ihm die Gegend der Stimme wieß, welche von dem Dache eines gegenüber stehenden Hauses zu kommen geschienen hatte, hörte er sehr deutlich und mit eben der Beschaffenheit des Tones, die ihn vorher so sehr befremdet hatte, sagen: Sie ist nicht von dieser Seite hergekommen. Diesesmal aber dünkte es ihn, als wäre die Stimme durch eine Ecke in dem Zimmer aus dem innersten der Erde heraufgekommen. Diese

Stimme wandte sich nach Gefallen allenthalben hin, und kam her wo sie wollte.

Als der Abt de la Chapelle über diese sonderbare Erscheinung eine Abhandlung in der Akademie der Wissenschaften abgelesen hatte, so wurde den Herren Fouchy und Leroi aufgetragen, sich nach St. Germain zu begeben, die Sache näher zu untersuchen, und hernach ihren Bericht darüber zu erstatten.

Die zween Abgeordneten reißten nebst dem Abt de la Chapelle den 19 Aug. 1770 ab, und nahmen noch die Madame Fouchy und eine andere Dame mit, welcher die Bauchredekunst auch nicht einmal dem Namen nach bekannt war, und der man glauben gemacht hatte, daß die Abgeordneten die Absicht hätten, die Beschaffenheit eines Luftgeistes zu untersuchen, der in dem Wald von St. Germain seinen Aufenthalt genommen hätte. Man speißte zu Mittag gerade an eben dem Orte, wo man vorgab, daß sich der Geist sehen ließ. Einen Augenblick eher als man sich zu Tische setzte, kam Herr von St. Gilles an, den man zuvor von allem unterrichtet hatte, und den man den Damen als eine alte Bekanntschaft des Abts vorstellte. Man setzte sich und kurz darauf hörte man zuerst die Gräfinn von .... mitten aus der Luft bey ihrem Namen nennen. Dieser Vorzug gefiel ihr, sie rief daher: Still, meine Damen, hier ist der Geist. — — Sie waren, fuhr er fort, heute sehr früh in den Thuilerien und zwar sehr unruhig, — — es ist nichts gewissers. — — Sie haben Ursach, sich vor den Räubern zu fürchten, — — warum dieses? artiger Geist! — Ihr Herr ist im Begriff eine weitere Reise anzutretten; Sie sind eine reizende Schönheit, sie müssen sich gefaßt machen, daß man ihnen Fallstricke legt. — — Mein Gott, wie weiß er dieses? Was dieser Geist galant ist! Der Geist fuhr eben in diesem Ton fort, und die Gräfinn forderte einen Bleystift, um alles was er ihr sagte, aufzuschreiben. Er fieng eine andere Unterredung an, und rief: Man gebe doch der Ducheſſe von L. zu trinken. Sie ißt schon lange, sie muß dursten? — Das ist erstaunend; sagte die Ducheſſe, ich habe wirklich nöthig zu trinken, der Geist hat mich bisher daran verhindert, aber wem würde er nicht Zerstreuungen verursachen? Der Geist war unerschöpflich, den Damen etwas angenehmes zu sagen. Bald hörte man ihn auf den Gipfeln der Bäume, bald auf der Erde, bald etliche hundert Schritte in der Ferne, bald aus der Tiefe der Erde sprechen. Die Gräfin von B. würde nicht aus ihrem Irrthum gekommen seyn, wenn die Gesellschaft sich des Lachens hätte enthalten können. Aber dieses veranlaßte sie nach der Ursache zu fragen, die sie ungern erfuhr. An eben diesem Tage hörte sich der Kammerherr von Turconi, der von ungefehr dazu kam, von einer ziemlichen Entfernung her nennen. Er siehet sich um, wird niemanden gewahr, und da er nicht weiß was dieses seyn möchte, so will er weggehen. Man hält ihn zurück, man siehet sich nach allen Seiten um, man kommt darinn überein, daß man eine Stimme gehört habe, und man stellt sich eben so verwundert an, als er. Die Stimme läßt sich auf einer andern Seite hören, Herr Turconi begiebt sich dahin, sie ruft ihm zu: Sie lieben die Stadt Lille, und Lille liebt Sie. Da die Stimme sich von einer Seite zu der andern wandte, und ihm einige Geheimnisse entdeckt hatte, so sprach man von Hausgeistern. Dieser Geist, sagte er, scheinet mir einen Leib zu haben. Die Geister haben keinen Leib, antwortete die Stimme mitten aus der Luft. Herr Turconi sahe in die Höhe, durchlief mit seinen Augen den ganzen Luftkreiß, und konnte nicht das geringste gewahr werden. Er wurde demüthig und bekannte mit vieler Bescheidenheit, daß er nichts von dieser Sache verstünde. Niemand wollte ihm seinen Irrthum benehmen, und er hat sich sehr lang nicht aus seiner Verwirrung helfen können. Ein noch lächerlicher Auftritt ist mit einem Doctor der Sorbonne vorgefallen.

H. D. in St. Germain hat einen Bruder, welcher Doctor der Sorbonne ist, den er zärtlich liebt. Er schrieb ihm einmal, daß in seiner Nachbarschaft in St. Germain, sich in dem Hause eines seiner Freunde ein Geist sehen ließe, dessen unaufhörliche Spielwerke derselbe endlich satt hätte, ohnerachtet im Grunde der Kobolt niemanden nichts zu leyde thäte, sondern blos die Leute schreckte. Er setzte hinzu, daß man sehr wünschte, daß diesen unbequemen Kobolt jemand vertreiben möchte. Der Doctor begiebt sich sogleich zu seinem Bruder, und da er sich wohl vorstellte, daß ein Betrug dabey vorgieng, so kommt er unerwartet, durchlauft das ganze Haus und untersuchet Thüren und Fenster. Herr von St. Gilles hilft ihm bey dieser Beschäftigung, als der Dr. auf einmal eine Stimme hörte, die zu ihm sagte: Was haben sie hier zu schaffen, Herr Doctor? Ihre Gegenwart ist in Paris weit nothwendiger. Sie haben daselbst die Bekehrung einer schönen Sächsin angefangen. Sie laufen Gefahr, daß sie ihnen wieder entwischt. Dieses kommt ganz von oben herunter, sagte der Abt, indem er erröthete, laßt uns hinaufsteigen. Es scheint der Kobolt entferne sich, je mehr man sich ihm nähert. Als sie auf dem zweyten Stock angelangt waren, woher die Stimme zu kommen geschienen hatte, so fieng der Abt an, den Geist anzureden: Wer hat dich hieher gesetzet? Es ist ihre Sache nicht, antwortete man von dem Dach des Hauses; aber sie Herr Doctor, wer hat sie gesandt? Anmassungen sind noch keine Berechtigungen, und Vertrauen in sich selbst, ist keine Stärke. Der Doctor, welcher durch die Grundsätze ganz irre gemacht war, wollte nun List gebrauchen. Wenn du wirklich ein Geist bist, was habe ich in meinen beyden Händen? sagte er, indem er sie verschlossen wieß. In der rechten eine portugiesische, und in der linken eine spanische Münze. Sie haben sogar eine dritte auf ihrem Camin in Paris zurück gelassen, womit sie hofften mich sehr in die Enge zu treiben. Der Abt wurde blaß und kam aus seiner Fassung. Er erholte sich wieder und sagte: Es scheint, als wenn mich dieser Geist fürchte, er spricht mit mir nicht anders, als von ferne. Kommen Sie näher, antwortete eine Stimme von dem obersten Boden her, ich erwarte sie mit unverwandtem Fuße. Als der Doctor eine verfaulte Treppe hinaufsteigen mußte, so brach diese unter ihm ein. Der Fall und der Lermen der einstürzenden Treppe hatten den Schrecken desselben vermehret. Als ihm daher der Kobolt in das Ohr schrie, daß er ihn erwürgen würde, so fieng der Doctor an, um das Leben zu bitten und zu versichern, daß er alle die Kobolte in Frieden ließe, die er nicht austreiben könnte. Es ist mir sehr lieb, Sie auf bessern Gedanken zu sehen, antwortete der vermeynte Geist, gehen Sie, aber lassen Sie sich nicht mehr mit Geschöpfen ein, wie wir sind, und vergessen

geſſen Sie niemals, daß die Beſcheidenheit weit ſicherer iſt, als die Vermeſſenheit. Der beſtürzte Doctor begab ſich wieder in das Zimmer herunter, es war aber umſonſt, daß man ihn verſicherte, es wäre blos ein Spiel des Herrn von St. Gilles, der vor ihm ſtund. Er wollte es nicht glauben, und verließ ſogleich die Geſellſchaft, um wie er ſagte, ſich mit dem Herrn von der Sorbonne, ſeinen Amtsbrüdern, ernſtlich über dieſe Sache zu berathſchlagen.

Man ſchreibt übrigens dieſe Erſcheinung keiner beſondern Einrichtung in den Gliedmaſſen des Leibes, ſondern blos einer beſondern Bewegung in der Luftröhre, oder einem andern Theile des Halſes und vielleicht mehr des Schlundes, als eines andern Theiles deſſelben zu. Jeder auf gewöhnliche Art gebildete Menſch wird das Bauchreden lernen können, wenn er nur einen ſtarken Willen mit einer anhaltenden Uebung verbinden will. Das Beyſpiel des Herrn von St. Gilles beweiſet dieſes. Es hat ihn nicht mehr als eine Uebung von acht Tagen gekoſtet, um ein vollkommener Bauchredner zu werden. Er lernte dieſe Kunſt von einem andern Bauchredner in Martinick, mit welchem er in Freundſchaft daſelbſt lebte. (21)

Engbrüſtigkeit, iſt ein langwieriges ſchweres Athemholen. In ſehr vielen Krankheiten, und unter verſchiedenen Umſtänden, iſt die Reſpiration in geringerm oder gröſſerm Grade verletzt. So wird das Athemholen von widernatürlichen Geſchwulſten im Unterleibe, von allzugroſſen Eingeweyden in demſelben, durch Schwangerſchaft, Bauch- und Bruſtwaſſerſucht, hypochondriſche und hyſteriſche Zufälle, Magenkrampf, Würmer in den erſten Wegen, Blähungen, Pulsadergeſchwülſte des Herzens und der groſſen Gefäſſe u. ſ. w. ſehr erſchweret. Da aber dieſe Art von Engbrüſtigkeit nur als Zufälle von den eben erwehnten Uebeln anzuſehen ſind, ſo gehören ſie nicht in dieſen Artikel, ſondern werden unter ihren Krankheiten abgehandelt werden.

Hier iſt nur die Rede von der Engbrüſtigkeit, welche ihren Sitz in den Werkzeugen des Athemholens hat. Man unterſcheidet hier verſchiedene Gattungen derſelben. Iſt ſie mit gar keinem Huſten oder wenigſtens mit keinen Auswurf verknüpft, ſo nennt man ſie eine trockene; hat aber das Gegentheil ſtatt, eine feuchte Engbrüſtigkeit. Kommt ſie Anfallsweiſe und dabey ſehr heftig, ſo wird ſie mit dem Namen Aſthma bezeichnet; dauert ſie aber beſtändig fort, iſt aber dabey gelinder, ſo heißt ſie Dyſpnoe. Wann zugleich ein Keichen dabey bemerkt wird, ſo heißt ſie der Dümpf, und kann der Kranke nur in aufrechter Lage Luft ſchöpfen, ſo wird ihr der Name Orthopnoe beygelegt.

Die Zufälle welche in dieſer Krankheit bemerkt werden, ſind folgende. Beſchwerliches und ängſtliches Athemholen, beſonders wenn die Patienten laufen oder berganſteigen; Schwere der Glieder und Trägheit zu allen Geſchäften; öfters Heiſerkeit und trockener Huſten; wenig oder gar keinen Schlaf, ſo wie auch ein ſehr geringer Appetit oder gänzlicher Mangel an demſelben; verſtopfter Leib; der Urin iſt dünn und wäſſericht. Bey zunehmendem Uebel ſtellen ſich ungewöhnliche Kopfſchmerzen ein, der Kranke wird ſchläfrig, betäubt, muß immer aufrecht ſitzen; das Geſicht iſt bloß, die Augen ſtehen hervor, das Athemholen iſt ziſchend; der Kranke bekommt einen Huſten, wobey entweder reines oder mit Schleim vermiſchtes Blut ausgehuſtet wird; der Puls iſt klein, ſetzt zuweilen aus, manchmal verliert er ſich auch ganz. Endlich wird das Geſicht bleyfarbig, ſchwillt mit den Händen auf, es kommt eine Gelbſucht, Lähmung der Seite, oder wenigſtens des Arms, auch zuweilen der ſchwarze Staar hinzu, es geſellt ſich ein kleines Fieber mit Irrereden hinzu, und unter dieſen Umſtänden ſtirbt der Kranke endlich langſam, zuweilen auch plötzlich.

Beſſert es ſich mit der Krankheit, ſo wird der Huſten ſtärker, und mit demſelben wird zuweilen eine gypſichte Materie, oder auch kleine Steingen von der Gröſſe der Gerſtenkörner ausgeworfen. Die Stimme wird dabey heller, und der Schlaf länger. Wäſſerichte Durchläufe, häufiger Urin oder Speichelfluß, Blutflüſſe, oder auch viertägige Fieber, nicht weniger Geſchwüre an den Schenkeln, heben zuweilen dieſe Krankheit. Die Engbrüſtige befinden ſich auch meiſtens beſſer, wenn die Füſſe, oder bey Weibsperſonen die Geburtstheile aufſchwellen. Eben ſo trägt der Sommer viel mehr zu ihrer Erleichterung bey, als Herbſt und Winter. Hemmt ſich aber der feuchte Huſten plötzlich, oder vermindert ſich der Auswurf, ohne daß zugleich die Engbrüſtigkeit nachläßt, ſo ſteht der Tod bevor.

Buckeligte, fette, alte cachectiſche Perſonen, Müller, Steinhauer u. d. g. ſind dieſem Uebel ſehr unterworfen. Eben ſo entſteht es auch von ſcirrhöſen, trockenen, waſſerſüchtigen Lungen, von verſchloſſenen Lungengeſchwüren, mit Silberglätte verfälſchten Weinen, zurückgeſchlagenen Blattern oder Maſern Ausſchlag, von gichtiſcher, podagriſcher Materie, die ſich auf die Lungen geworfen; aus der Verknöcherung der Rippenknorpel, zurückgetriebener Krätze u. ſ. w.

Die von einigen als Urſache der Engbrüſtigkeit angeſehene Verwachſung des Rippenfelles mit den Lungen, iſt wohl mehr Wirkung, als Urſache derſelben.

Was die Heilung dieſes Uebels anlangt, ſo kann dieſelbe auf keine andere Art geſchehen, als daß die Materie, welche die zum Athemholen beſtimmte Werkzeuge reizt, oder verſtopft weggeſchaft wird. In dem erſten Fall dienen verſüſſende und abführende, in dem andern ſtark auflöſende Mittel. Die Purgir- und Brechmittel und Harntreibende Arzneien, z. E. unter den Letztern die ſpaniſche Fliegeneſſenz; unter den auflöſenden Medicamenten das Ammoniackgummi und Meerzwibelhonig, ſo wie auch äuſſerlich Blaſenpflaſter ſind daher ſehr zu empfehlen. Wann bloſſe Krämpfe die Urſache des Uebels ſind, ſo ſind Fontanelle, Haarſeile, Mohnſaft und erweichende Dämpfe ſehr nützlich. Iſt Vollblütigkeit da, ſo muß zur Ader gelaſſen werden. Bey der Gattung von Engbrüſtigkeit, welche von den Bleydünſten entſteht, iſt warm Milch, nebſt fetten und öligten Speiſen zuträglich. Bringen zurückgetriebene Blattern und Maſern Ausſchläge daſſelbe hervor, ſo braucht man den Salmiackgeiſt mit gutem Erfolge. In jedem Anfall ſind aber die verſüßte mineraliſche Säuren mit Sydenhams flüſſigen Laudanum mit Nutze zu gebrauchen. (5)

Engbrüſtigkeit der Pferde. Dieſe Krankheit entſtehen aus verſchiedenen Urſachen. Wenn man ein Pferd überritten, und aus dem Athem laufen laſſen, ingleichen wenn ein Pferd ſchlechtes Futter und Wartung in der Jugend bekommen, und davon bauchſchlägig geworden. Dieſe Krankheit gehört zu den Hauptfehlern des Pferdes, welche den Kauf ungültig machet und muß der Verkäufer an einigen Orten neun Tage an andern 4 Wochen dafür gut ſagen.

Engbruſtblattkäfer. (*Chryſomela corpore oblongo, thorace anguſtiore* L.) Wir verſtehen unter dieſem Namen diejenige Linneiſcheblattkäfer, welche einen länglichen Körper und engen Bruſtſchild haben. (ſ. die Eintheilung unter Blattkäfer.) Fabricius beſchreibt ſie unter *Crioceris:* Geoffroy und Müller unter *Crioceris* und *Galeruca.* Laicharting nennt ſie Schnurrkäfer, und Scopoli nimmt einige derſelben unter *Attelabus* auf. Fabricius giebt den Arten fadenförmige Fühlſpitzen, zweyſpaltige Kiefern, eine hornichte vollſtändige Lippe, und fadenförmige Fühlhörner. Die Larve, welche weich und nackend iſt, lebt wie die übrigen Blattkäfer mit dem Vollkommenen von den Blättern der Pflanzen. Man zehlt folgende Arten hieher.

Engbruſtblattkäfer Achtpunktirter, (*Chryſomo 8. punctata.*) ſ. Ausländer.

Engbruſtbl. blaufleckichter. (*Crioceris aulica* Fabr.) Ein Kaptürger. Er iſt grün metallglänzend; die Fühlhörner fadenförmig, braun: Kopf und Bruſtſchild ſehr glänzend mit einem ziegelfarbigen Maul: die Flügeldecken glatt, ziegelfarbig mit 2 blauen Flecken, davon der hinterſte gröſer iſt. Die Füſſe ſind auch ziegelfarbig.

Engbruſtbl. blaugrünlicher. (*Chryſ. Cyanella.*) ſ. Blaunaſe.

Engbruſtbl. blauköpfichter. (*Crioceris cyanocephala*) ſ. Blaukopf, neuholl.

Engbruſtbl. bleicher. (*Crioc. pallens.* Fab.) Er iſt ein wenig kleiner als *Crioc. brioculata* und ganz bleich: ſonſt iſt der ganze Körper glatt, der Kopf dunkler mit verlängerten ſchwarzen Fühlhörnern, der Bruſtſchild faſt cylindriſch.

Engbruſtbl. blutrother, Surinam. (*Chryſom. Sanguinea* Degeer Inſ. v. t. 16. f. 16.) Er iſt länglich, klein, roth. Die Fühlhörner ſind ſchwarz und an der Wurzel roth.

Engbruſtbl. blutrother, Halliſcher. (*Crioc. Sanguinea*, Fabr.) von Statur der *Chrys. capreæ*, Eyrund, und roth mit ſchwarzen Fühlhörnern und Augen, der Leib ſchwarz und die Füſſe aſchfarbig.

Engbruſtbl. bockförmiger an den Saalweiden. (*Chrys. Capreæ* L.) das Bockhähnchen, der ſchmale graue Werftblattkäfer, Gled. *Galeruca Capreæ* Geoffr. Mull. *Crioceris capreæ*, Fabr. *Chryſom griſea Alni* Degeer Inſ. V. t. 9. f. 36. Er gleicht der *Chryſ. Nymphæa*, iſt graugrünlich: Kopf, Fühlhörner, Füſſe und Körper ſind ſchwarz die Flügeldecken ſind dicht vertieft punktirt und auſſen gelblich eingefaßt. Der Bruſtſchild hat manchmal ſchwarze Punkte: zuweilen ſind die Fühlhörner gelb und ſchwarz gefleckt. Man trift ihn auf den Saalweiden und Erlen im Frühling an.

Engbruſtbl. braunbauchichter. (*Crioceris abdominalis*, Fabr.) In den Inſuln des ſtillen Meers wohnt dieſe Art, welche ganz orangegelb iſt. Die Fühlhörner haben eine braune Farbe, und ſind nur an der Wurzel gelb; die Kiefer ſchwarz, der Leib braun, und nur der After gelb.

Engbruſtbl. Calmariſcher. (*Chrys. Calmarienſis* L.) Der Schwede Müller. *Crioceris calmar.* Fabr. *Galeruca pollida.* Geoffr. Ein auch bey uns gemeiner Blattkäfer auf Weiden und Erlen; er hat die Statur der *Chrys. capreæ*, iſt länglich, graugelb, der Kopf ſchwarz gefleckt, auf dem Bruſtſchild ſtehen auch 3 ſchwarze Flecken, die Flügeldecken ſind vertieft punktiert und haben einen ſchwarzen Längsſtreif nahe am Auſſenrand. Die Farbe der Fühlhörner und Füſſe gleichet den Flügeldecken, der Leib aber iſt ſchwärzlich.

Engbruſtbl. Cantharisförmicher, engliſcher. (*Crioceris Cantharoidis* Fabr.) von Statur der *Chryſ. Nymphæa*: die Fühlhörner ſind fadenförnig und an der Wurzel röthlich, Kopf und Bruſtſchild wie an *Chrys. Nymphæa*, roth, ungefleckt. Flügeldecken und Leib ſind blau, glänzend.

Engbruſtbl. Caroliniſcher. (*Crioc. Caroliniana* Fabr.) Von Statur der *Chrys asparagi*, länglich, gelb, Fühlhörner und Augen ſchwarz, Bruſtſchild kaum geändert, mit ſchwarzen Punkten, die Flügeldecken haben einen ſchwarzen Streif an dem äuſern Rand, einen andern in der Mitte, und einen dritten gemeinſchafftlichen in der Nath. Die hinterſten Schenkel ſind verdickt und roſtfarbig.

Engbruſtbl. dornichter, Engliſcher. (*Crioc. Subſpinoſa* Fabr.) Er hat die Statur der *Chrys. Flavipes*, iſt länglich. Eine rothe Farbe haben der Kopf, die ſchwarze fadenförmige Fühlhörner an der Wurzel, der punktierte auf beiden Seiten mit einem Dorn verſehene und ungefleckte Bruſtſchild und die Füſſe. Schwarz aber ſind die punktirte Flügeldecken und der Leib.

Engbruſtbl. Dreylappichter. (*Crioceris triloba* Fabr.) Eine groſe Art von dem Kap. Der Kopf iſt gelblich, ein Flecken deſſelben an der Wurzel und die Fühlhörner ſchwarz, der Bruſtſchild gelblich mit 3 ſchwarzen Flecken, davon der mittlere dreylappicht iſt. Die Flügeldecken milchhaarig, grau, und ungefleckt. Der Körper ſchwarz und ohne Glanz.

Engbruſtbl. einbandierter, oder eingeſtreifter, neuholländiſcher (*Crioceris unifaſciata* Fabr.) Er iſt den *Crioceris bifaſciata* ſehr noch verwandt, und vielleicht nur eine Abart: nur iſt er darinnen verſchieden, daß er an der Wurzel der Flügeldecken kein Band hat, ſondern eben da auch roth iſt.

Engbruſtbl. Feld, das Feldhähngen, (*Chrys. campeſtris.* L.) Der Feldſchnurrkäfer, Laicharting Ein dem Spargelblattkäfer ähnlicher aus der Barbarey, aber um die Hälfte kleiner, ſchwarzblaulich oder grünlich, die Fühlhörner ſind ſchwarz; der Bruſtſchild ringsum roth, die Flügeldecken haben 3 gelbliche Flecken, die mit den äuſern gelben Rand zuſammenhängen, die Füſſe gelblich und die Schenkel keulförmig.

Engbruſtbl. Frühlings, (*Crioceris veris* Mull.) Er iſt ſchwarz, mit einem kupfern Bruſtſchild, grünen Flügeldecken und rothen Füſſen.

Engbruſtbl. mit 5 Punkten. (*Attelabus 5 punctatus* Scop.) ſcheint hieher zugehören, und unrecht unter Baſtardrüſſelkäfer zuſtehen, ſ. dieſen lezten Artikel.

Engbruſtbl. geäugelter, Neuholl. (*Crioc. oculata* Fabr.) Kopf und Bruſtſchild ſind gelblich ungefleckt, die Fühlhörner fadenförmig, gelb, von der Körperlänge, die Flügeldecken kaum geſtreift, gelb, an der Wurzel ſchwarz mit einem groſen gelben Punkt, die Bruſt ſchwarz, Leib und Füſſe gelb, die Schenkel aber ſchwarz.

Engbruſtbl. gelbfüſiger. Der Gelbſchenkel. (*Chryſ. Flavipes* L. Fueßl. *Crioceris Flavipes*, Mull. Fabr.) Er iſt ſchwarz, und dem Schwarzfuß, oder *Chrys. Melanopa* ſehr ähnlich. Nur iſt der Bruſtſchild blaſſer, roſtfarbig und planer, die Flügeldecken aber ſchwarz, die Fühlhörner braun,

von den Nachrichten der Academie der schönen Wissenschaften beygedruckt ist. (21)

Endoxon, im Lateinischen *probabile*, wird von den griechischen Rhetorikern dasjenige genennt, was entweder allen, oder wenigstens dem verständigern Theil der Zuhörer, als wahr vorkommt. Wenn der Redner seinen Beweis auf dergleichen als allgemein wahr angenommene Sätze gründet, so erleichtert sich die Ueberredung sehr. (22)

Endpunkt. (*Geometra pennaria*) L. Mull. Hagebüchenspanner Wien. Schmett. Ein Nachtschmetterling aus der Ordnung der Spanner. Er ist groß, hat stumpf gezähnte gelbröthliche Flügel, und stark gekämmte Fühlhörner. Die Vorderflügel durchziehen in der Mitte 2. überzwerche braune auf einer Seite blaß eingefaßte Streifen, zwischen denen ein brauner Punkt liegt. Vor der Spitze des Flügels ist ein schwärzlicher Punkt, der in der Mitte weis ist. Müller nennt ihn den Rothflügel. Er ist auch in Hessen zu Haus. (24)

Endrachendrach. (Naturgesch.) Unter dieser Benennung führen die Reisebeschreiber einen hohen Baum an, welcher auf der Insel Madagascar wächst. Sein Holz soll so ausserordentlich hart seyn, daß es sogar unter der Erde fast nie verweset, es ist dabey sehr schwer und von Farbe gelblich, und hart wie Eisen. (9)

Endrechnung thun, heißt im alten Gerichtsstyl, die Vormundschaftliche Rechnung gänzlich ablegen. (15)

Endrecht, ist eben das, was gemeiniglich Endurtheil genannt wird. s. dies. Art.

Endreima, s. Reima. auch Bouts rimés.

Endromis, Ἔνδρομις war der Name einer Art von Jagdstiefeln, welche die Griechen der Diana beylegten. Ausserdem bezeichnete dieses Wort auch eine Kleidung, die aus einem groben Kittel bestand, womit sich die Athleten, wenn sie sich im Kampfe erhitzt hatten, zu bedecken pflegten. Auch die Römer, und sogar das Frauenzimmer, bedienten sich dieser Kleidung gegen die Kälte. (21)

Endsbescheid, ist im gerichtlichen Verfahren eben das, was man auch ein Endurtheil, oder Definitivsentenz nennt. s. dies. Art. (15)

Endsylben, sind die lezten Sylben eines Worts.

Endtag, ist eben das was auch Endhafter Tag genannt wird. s. dies. Art.

Endungen, sind in der Sprachkunst die lezten Sylben eines Wort, die dessen Verhältnis gegen die andern Theile der Rede anzeigen. In einer besondern Bedeutung verstehet man darunter die Abänderung der Nennwörter in den Declinationen, die man bey den Lateinern die casus zu nennen pflegt. s. Casus. (22)

Endursachen, nennt man in der Philosophie, was im gemeinen Leben Endzwecke heißt, den Namen führte zuerst Aristoteles ein, indem er auch Endzwecke mit zu den Ursachen rechnen zu müssen glaubte; von da wurde er in der scholastischen Philosophie aufgenommen, welche ihn der unsrigen überlieferte. In der Methaphysik sind sie vorzüglich darum merkwürdig, weil ein wichtiger, noch nicht ganz beendigter Streit, über die Frage geführt ist, ob in der Natur, und ihren Wirkungen, im Universum Endursachen vorkommen? Diese leugnete vermöge des Systems schon Demokrit; ob auch ausdrücklich, weis man nicht; hernach Epicur, als welcher der Grundsätze Folgen weiter ausdehnte; und ihnen tiefer nachspürte. Vermöge des Systems leugnen sie auch alle, die die Welt für eine Wirkung entweder des Zufalls, oder einer blinden verstandlosen Naturnothwendigkeit, oder gar für nothwendig existirend, und daben leblos halten. Denn allen diesen entstehen alle Veränderungen der Natur, Handlungen freyer Wesen nicht mit inbegriffen, aus verstandlosen wirkenden Ursachen, wodurch aller Endzweck wegfällt. So viel man weis, war Socrates der erste, welcher sie an mehreren Beyspielen, vornemlich der Aehnlichkeit der Welt, mit einem Kunstwerke zeigte; welche Bemerkung in der natürlichen Gottesgelahrtheit hernach von der größten Wichtigkeit geworden ist; und mithin allein dem Socrates Unsterblichkeit verdient hätte. Nach ihm wandte sie weiter an sein Schüler Plato, ohne jedoch neue, oder verbesserte Beweise beyzubringen. Diesem folgte Aristoteles; dessen Schüler Strabo aber sie verwarf, weil er glaubte zeigen zu können, die Welt sey durch natürlich nothwendige Kräfte, der Schwere vornemlich, ohne allen Verstand gebildet worden. Fast um dieselbe Zeit griff auch Epicur sie an, nicht blos mit Waffen aus dem Systeme, und durch Behauptung, was wir für Zweck hatten, sey zufälliger Gebrauch; die Füsse hätten zufällig solche Form erhalten, hernach habe man sie zum Gehen bequem gefunden; und dies für ihren Zweck genommen. Sondern auch durch andere Gründe; vornemlich einerley Sache könne zu manchen Gebrauche dienen, den man doch schwerlich ganz für Zweck nehmen dürfe, wie wenn der Mund dient die Feder zu halten, oder geschmeidig zu machen, oder gar zum Lästern. Daher lasse sich auch aus dem Gebrauche einer Sache nicht auf ihren Zweck schliessen.

Ausser den Atheisten, haben in neuern Zeiten auch andere sie nicht für brauchbar gehalten; Descartes verwarf die Untersuchung darüber, und Aufsuchung, weil zu viel Mißbrauch damit getrieben werde, und er sie für unerforschlich hielt. Leibnitz hingegen glaubte mit Recht Mißbrauch hebe nicht den Gebrauch, und daher bemühte sich auch Wolf vorzüglich sie zu erforschen. Er erhob die Untersuchung darüber zu einer eigenen Wissenschaft, unter den Namen, der Teleologie. Manches vortrefliche ist in diesem Felde in neuern Zeiten entdeckt, und manches unbestimmte berichtigt, durch Nieuwentyt, Derham, Lesser, u. s. w.; manches andere aber noch zu entdecken übrig. Dadurch vornemlich wird die Wissenschaft selbst sich gegen ihre Verächter am besten schützen, und ihre Gegner, die Atheisten, unwiderstehbar beschämen. Mehreres im Artikel: Endzweck. (17)

Endurtel, Sententia definitiva, ist diejenige Urtel, durch welche, wenn sie in Rechtskraft übergeht, eine Proceßsache völlig entschieden, und also der Proceß geendigt wird; sie ist der interlocutorischen Urtel entgegen gesetzt, und unterscheidet sich gewöhnlich durch die Formul: Wird hiemit zu Recht erkannt; sie muß entweder den Beklagten lossprechen, oder verurtheilen, und wird in jenem Fall Absolutoria, in diesem Condemnatoria genannt; sie kann auch, wenn mehrere Punkten zu entscheiden sind, in andern lossprechen, in andern verurtheilen. Wann in dem Spruch des Richters keines von beyden geschieht, so ist er nicht Urtel. Was sonsten von Urteln überhaupt zu bemerken ist, davon s. Urtel. (38)

Endymatia, ein Arcadischer Tanz, welcher nach gewissen Arien, die auf die Flöte gesetzt waren, getanzt wurde. Plutarch redet in seiner Abhandlung über die Musik davon; aber so kurz und abgebrochen, daß man nicht weis, ob er sich auf die Religion oder

den Krieg bezog, oder ob er nur bey Lustbarkeiten üblich war. Von den Argischen und Lacedämonischen Tänzen unterscheiden sich diese Endymatia nur dadurch, daß man sie in voller Bekleidung tanzte. (21)

Endymion. (*Pap. pl. rur.*) s. unter **Dickköpfe, bäuerliche, ausländische.**

Endzweck, Endursachen, (*finis, causa finalis,*) nennet man, was die wirkende Ursache durch ihre Handlung zu erhalten gedenket. Z. E. man verdienet Geld, um sich das Nothwendige davor anschaffen zu können, und deswegen ist die Anschaffung des Nothwendigen der Endzweck, dessenthalben man Geld verdienet. Man rechnet den Endzweck mit Recht unter die Ursachen, weil dieser Name allem demjenigen gebühret, was den Grund in sich enthält, warum etwas wirklich ist, und der Endzweck in der That den Grund enthält, warum die wirkende Ursache die Handlung vornimmt. Wie der Endzweck von der Absicht oder Intention unterschieden ist, lehret der Artikel: **Absicht.** Wie er von der antreibenden Ursache, *causa impulsiva*, unterschieden seyn, soll sogleich angezeiget werden. Weswegen nemlich die wirkende Ursache die Handlung unternimmt, ist entweder etwas, daß noch durch dieselbe erhalten werden soll, oder etwas, das bereits vorhanden ist; im ersten Fall ist es der gegebenen Erklärung gemäß die Endursache; im andern Falle aber ist es die antreibende Ursache. Z. E. man bauet ein Haus auf diesen Platz, weil man hier ein bereits fertiges Fundament antrift.

Der Endzweck setzt ein mit Vernunft begabte wirkende Ursache voraus, weil sie muß ein- und voraussehen, was man thun muß, wenn man dieses oder jenes erhalten will. Daher kann man den Erfolg nicht eher vor einen Endzweck erkennen, bis man weis, daß ein vernünftiges Wesen ihn durch dasjenige, wovon er abhängt, zu erhalten getrachtet. Z. B. die Sonne erleuchtet und erwärmet uns. Wer weis, daß es einen Gott giebt, der sie deswegen hervorgebracht, erkennet unsre Erleuchtung und Erwärmung vor den durch sie bezielten Endzweck und sie selbst vor das Mittel hiezu. (s. **Mittel**) Wäre die Sonne nothwendig da oder durch einen Zufall entstanden, kurz wäre sie nicht von einem vernünftigen Wesen dazu bestimmt, uns zu erwärmen und zu erleuchten, so wäre dieses zwar ein Nutzen, den sie uns leistete, aber kein Endzweck.

Den Erfolg aus einer Handlung haben die Alten finem operis, den erklärten Endzweck aber finem operantis genennt. Dieser kann mit jenem einerley, auch davon unterschieden seyn, beydes theils nothwendiger, theils zufälliger Weise, wie aus häufig vorkommenden Beyspielen leicht abzunehmen ist.

Da die wirkende Ursache den Endzweck will, und man nichts will, als was man für gut hält; so muß die wirkende Ursache an ihrem Endzwecke auch eine gewisse Güte finden. Dem der Endzweck zu gut kommen soll, heißt bey den Alten finis cui, und der Endzweck selbst finis cujus. Z. B. ein Vater spahret, um Vermögen zu sammeln, das seinen Kindern zu gut kommen soll; so ist das Vermögen, das er zusammen zu bringen gedenket sein finis cujus und seine Kinder der finis cui; jenen nennten sie auch objectivum und diesen formalem.

Man kann durch eine Handlung mehrere Endzwecke zugleich zu erhalten trachten. Welche darunter so wichtig sind, daß man ihnen allein zu Gefallen die Handlung unternehmen würde, heissen **Hauptendzwecke,** fines primarii; andre, derenthalben allein die Handlung nicht geschehen würde, heissen **Nebenendzwecke,** fines secundarii. Eine geringe Aufmerksamkeit lehret, daß sowohl alle zusammenkommende Endzwecke Hauptendzwecke, als daß sie insgesammt lauter Nebenendzwecke seyn können.

Ein Endzweck kann gebraucht werden durch ihn einen andern, der andre durch ihn einen dritten u. s. w. zu erlangen. Der durch die Handlung selbst erreichet wird, heisset der **nächste** oder **unmittelbare,** der durch diesen bezielte, der **entfernte,** der ferner durch diesen bezielte, der **entferntere** u. s. w., endlich derjenige, durch welchem kein neuer wiederum erhalten werden soll, der **letzte Endzweck.** Alle werden einander **untergeordnete** Endzwecke, fines subordinati genennt. Von rechtswegen sollte eines jeden Menschen letzter Endzweck die Verherrlichung der Ehre Gottes seyn, und diesem alle andre untergeordnet werden.

Man sagt, der Endzweck werde **vollständig erhalten,** wenn dessen so viel, als immer möglich ist, erhalten wird. Dieses geschiehet desto mehr, je bessere Mittel man erwählet, d. i. je weislicher man zu Werke gehet. (s. **Weisheit**) Da Gottes Weisheit unendlich ist, so erhält er ohne Zweifel alle seine Absichten vollständig. Hat es das Ansehen, als ob dieses bey den Zwischenabsichten, finibus intermediis, nicht Statt finde; so erwäge man, daß nicht mehr Endzweck ist, als was die wirkende Ursache zu erhalten begehrt. Will ich nicht mehr als 5 Thaler durch einen Handel gewinnen, ohnerachtet ich 6 haben könnte, so gehört der sechste nicht zu meinem Endzweck. Wer also so viel erhält, als er wollte, der erhält seinen Endzweck vollständig. Giebt man nun zu, daß Gott seinen letzten Hauptzweck gänzlich erreiche, also auch die Mittel dazu; so muß er auch die Zwischenabsichten, die nur seine Endzwecke sind, so fern sie Mittel zum letzten abgeben, davon er also nur so viel begehrt, als des letztern Endzwecks halber nöthig ist, so viel als er davon begehret, d. i. gänzlich erhalten. (6)

Endzweck Gottes bey der Schöpfung. Wenn Gott eine gewisse Sache unter mehreren z. E. diese Welt will, so muß in dem Begriffe dieser Sache etwas enthalten seyn, woraus sich verstehen lässet, warum er sie und nicht eine andre will. Denn wenn dieses nicht wäre, so wäre es ihm gleichgültig, ob er diese oder jene nähme; folglich fände sich auch in ihm nichts und, da sonst nichts weiter übrig ist, so fände sich durchaus nichts, woraus sich verstehen liesse, warum er diese Sache z. E. diese Welt wollte, und das muß falsch seyn, weil ohne Grund nichts geschiehet. Will Gott aber eine Sache wegen dem in ihrem Begriffe liegenden Grunde, d. i. weil sie so und so beschaffen ist, so muß ferner in Gott etwas Statt haben, warum er eine so beschaffene Sache will. Denn wenn dieses nicht wäre, so wäre ihm gleichgültig, ob die Sache so beschaffen wäre oder nicht, und man könnte also nicht sagen, daß er diese Sache deswegen wolle, weil sie so beschaffen ist. In Gott aber ist nichts, als lauter Vollkommenheiten. Also in Gottes Vollkommenheiten steckt der Grund, warum er eine so und so beschaffene Sache und, da diese grade diejenige ist, die so und so beschaffen ist, warum er grade diese Sache will. Man sagt, etwas seye einem Dinge gut, wenn es mit desselben Vollkommenheiten verknüpft ist, es seye nun daß die Vollkommenheiten des Dinges in jenem, oder jenes in den Vollkommenheiten des Dinges gegründet ist. Gott will also eine jede Sache darum, weil sie ihm gut ist und zwar nur auf die letzte Weise, oder weil sie in seinen

Vollkommenheiten gegründet ist; denn auf die erste Weise kann nichts Gotte oder in Ansehung Gottes gut seyn; indem kein andres Wesen den Grund der Vollkommenheiten Gottes in sich enthalten kann. Daher weis man aber, daß etwas im andern gegründet seyn, weil, warum es so und so beschaffen ist, sich aus den Eigenschaften des andern verstehen lässet. Demnach will Gott eine Sache deswegen, weil sich aus ihr die Eigenschaften, also die Vollkommenheiten, Gottes ersehen und abnehmen lassen, und folglich will er eine Sache am meisten oder ziehet sie allen übrigen vor, weil sich aus ihr seine höchsten Vollkommenheiten am deutlichsten und vollständigsten abnehmen lassen; er hat also auch diese Welt deswegen allen übrigen möglichen vorgezogen und sie allein erschaffen. Daß das zweyte aus dem ersten erkennet werden kann, ist etwas, das durch das erste erhalten wird, und etwas deswegen wollen, weil dadurch ein andres erhalten wird, heißt eben so viel, als durch das eine das andre erhalten wollen. Also will Gott durch die Hervorbringung dieser Welt erhalten, daß seine höchste Vollkommenheiten aufs vollständigste sollen zu erkennen seyn. Was endlich ein Wesen durch seine Handlung zu erhalten begehret, ist der dadurch intendirte Endzweck, und daraus die allerhöchste göttliche Vollkommenheiten am vollständigsten erkennt werden können, davon sagt man, es offenbare oder manifestire seine Herrlichkeit. Also ist Gottes Absicht bey der Schöpfung der ganzen Welt, also sein letzter Hauptendzweck die Offenbahrung seiner Herrlichkeit oder, wie man auch zu sprechen pfleget, die Verherrlichung seines Namens.

Wir haben die ausführliche Gedankenfolge ununterbrochen hieher gesetzt, weil Gott wohl werth ist, daß man an ihn ohne Uebereilung denke, und es desto nöthiger ist, den Beweis in seinem ganzen Lichte vorzustellen, weil einige einer andern Meynung zugethan sind, und den letzten Endzweck in der Glückseligkeit der Geschöpfe suchen. Wir leugnen diese Absicht nicht, halten sie aber nicht für die letzte, sondern behaupten vermöge des geführten Beweises, daß Gott durch die Glückseligkeit seiner Geschöpfe noch die Verherrlichung seiner Ehre intendire.

Man hat mehrere Einwürfe gegen unsre Beantwortung der Frage vorgebracht. Folgende sind die hauptsächlichsten. Unsere Behauptung stellet Gott als einen ruhmsüchtigen vor, der seiner Ehre alles aufopfert. Allein nach dem geführten Beweise heisset es: Gott thut, was er thut, damit seine Herrlichkeit dadurch offenbar werde, so viel als: er handelt so und nicht anders, damit er in allem als das vollkommenste, heiligste, gütigste, mächtigste u. s. w. Wesen erfunden werde, so daß ein jeder der ihn aus seinen Handlungen vernünftig beurtheilen will, ihn vor dasselbe erkennen müsse. Der Mensch ist nicht ruhmsüchtig und ehrgeizig, sondern handelt nach der besten möglichen Moral, der alles sein Thun und Lassen darnach einrichtet und darauf abzielen lässet, daß alle Welt und sein eigenes Gewissen ihn vor einen vernünftigen, ehrlichen, rechtschaffenen Mann halten und erkennen müsse.

Ferner mit diesem Endzwecke kann zwar auf Seiten des Menschen Hochachtung, Ehrfurcht und Bewundrung, nicht aber Liebe, kindliche Furcht und Zufriedenheit der göttlichen Regierung bestehen, die sich aus der Vorstellung, daß Gottes letzter Endzweck die Glückseligkeit seiner Geschöpfe sey, von sich selbst und leicht ergeben. Auch dieser Einwurf ist auf einen blosen Mißverstand gebauet. Wer mich überzeuget, daß die Regel, wornach er alle seine Handlungen gegen mich einrichtet, die seyn, daß ich und alle Welt ihn, wie kaum gesagt, vor einen verständigen, redlichen biederen Mann erkennen müsse und daß man nie etwas von ihm und seinem Verhalten auszusetzen und zu tadeln finden möge; von dem bin ich versichert, wenn ich mir etwas mit Vernunft wünsche, also etwas das mich wahrhaftig glücklich macht, das niemand anders zum Schaden gereichet, kurz das der beste Vater seinem darum bittenden Kinde gewähren würde, so wird er mirs geben, d. i. gegen den habe ich das vollkommenste Vertrauen und muß ein Unthier seyn, wenn ich ihn nicht lieben und kindlich fürchten will.

Endlich der angeführte Endzweck kann derjenige nicht seyn, weswegen Gott diese Welt andern vorgezogen, denn der Mensch und jeder endlicher Geist, der also das Ganze nicht übersehen, die Verbindungen aller Dinge mit einander nicht begreifen und die Bewegungsgründe, derenthalben Gott alles so und nicht anders eingerichtet hat, nicht ergründen kann, kann Gott aus der allervortreflichsten Welt nicht besser als aus einer jeden andern erkennen. Antwort: Gott ziehet vermöge des vorgetragenen Beweises allen übrigen vor, aus welchen seine allerhöchste Vollkommenheiten sich am deutlichsten und vollständigsten abnehmen lassen, nicht aus welchen der kurzsichtige Menschenverstand sie am meisten abzunehmen vermag. Die beste absolute Cognoscibilität seiner Vollkommenheiten ist sein Endzweck; darum wählt er diejenige Welt, die ein Spiegel ist, worin das schärfste mögliche Auge, also sein eigenes, nicht das blöde und schielende menschliche, ihn aufs vortreflichste abgebildet erblicket.

Ohnerachtet der Philosoph seine Beweisgründe aus der Vernunft und nicht aus dem Worte Gottes zu nehmen hat; so gereichet es doch dem christlichen Philosophen zur Beruhigung und Freude, wenn er siehet, daß seine Schlüsse mit dem, was Gott selbst sagt, genau übereinstimmen. Dem Verfasser dieses Artikels, der ein der Grundsprache unkundiger Laye ist, ist keine entscheidendere Stelle vor dasjenige, was er hier vorgetragen, in der heil. Schrift vorgekommen als folgende, die er deswegen zu seiner und hoffentlich manches ihm gleichgesinnten Lesers Zufriedenheit und Bestärkung hieher setzet. Jes. 48, 9. 11.: Darum bin ich um meines Namens willen geduldig und um meines Ruhmes willen will ich mich dir zu gut enthalten..... um meinetwillen, ja um meinetwillen, will ichs thun, daß ich nicht gelästert werde.

An seinem Ort wird der Begriff der Vollkommenheit genauer erwogen werden. Jetzo können wir uns dieselbe als die Gemäßheit einer Sache mit ihrem Endzwecke vorstellen. Thun wir das, so erkennen wir, daß die Welt und eine jede Sache darin desto vollkommener seye, jemehr sie die Ehre Gottes verherrlichet. Beruht denn ferner die Glückseligkeit eines vernünftigen Wesens auf seiner Vollkommenheit und dem Gefühle derselben, so ist auf die Frage: Was muß ich thun, wenn ich mich recht glückselig machen will? die Antwort: Habe Gott jederzeit vor Augen, nimm zu allen deinen Handlungen die Bewegungsgründe von seinen Eigenschaften her und verherrliche dadurch seinen Namen, so viel dir möglich ist; das ist, die Gottseligkeit ist die einzige Quelle der Glückseligkeit. (6)

Eneliaxis, Ἐνηλιαξις oder richtiger nach dem Meursius, ἐνιλιαξις, war ein dem Enyalius bey den Griechen gewidmetes Fest. Daher bedeutet das Zeit-

wort ἐνυαλίζειν, das Feſt des Enyalius begehen:

Dieſer Enyalius war aber ein angeblicher Gott, aus dem einige den thraziſchen Mars machen, der ein Sohn des Cronos und der Rhea geweſen ſeyn ſoll. Andere geben ihn für einen thraziſchen Fürſten aus, von welchem Mars den Beynamen Enyalios, weil er ihn überwunden, nach dem Siege angenommen hätte. Nach dem Dionyſius von Halicarnaß war dieſer Enyalius ein Gott der Sabiner, uud zwar eben der, den die Römer Quirinus genennt haben. Allein man konnte ſchon in den älteſten Zeiten nicht angeben, ob er Mars, oder ein anderer Kriegsgott ſey. Eine dritte Meynung leitet dieſen Namen von der Enyo her, die man für die Mutter dieſes Kriegsgottes ausgiebt. (21)

Enema, ſ. Clyſtir.

Enepiſkemma. Ἐνεπίσκημμα. ſ. Dice.

Energici. Dieſen Namen haben einige denen geben wollen, welche behauptet, daß 1) Gott nur durch ſeine Wirkung allgegenwärtig ſey, (ſ. Allgegenwart) oder 2) daß der Leib und Blut Chriſti nur ſeiner Wirkung und Kraft nach, nicht aber in der That (realiter) bey dem Abendmahl gegenwärtig ſeyen. ſ. Abendmahl.

Energie, iſt diejenige Eigenſchaft eines Werks der ſchönen Wiſſenſchaften, wodurch es auf die ganze Vorſtellungskraft eine heftige Wirkung macht. Es giebt Werke, an denen zwar die Critik nichts auszuſetzen hat, die man deswegen nichts achtet, weil der Eindruck, den ſie auf uns machen, gering iſt. Man nennt ſie ſchwach. Wenn aber der Gedanke ſo bezeichnet iſt, daß wir ihn mit ganzer Klarheit faſſen, daß er ſo auf uns wirkt, daß wir eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit dabey empfinden, ſo ſchreiben wir ihm eine Stärke zu. Wenn jemand zu uns ſagt: ich bin ehrlich und halte Treu und Glauben, ſo verſtehen wir ihn zwar, aber ſeine Verſicherung macht weiter keinen Eindruck auf uns. Wenn es aber beym Shakeſpear heißt: noch nie habe ich mein gegebenes Wort gebrochen, und ich würde ſelbſt den Teufel ſeinem Geſellen nicht verrathen, ſo fühlen wir etwas mehr, und dieſes nennen wir Energie. Die Energie liegt alſo nicht in dem Weſentlichen einer Sache, ſondern in der Menge der Theile. Unter der Energie iſt ſowohl die Gröſſe als Stärke der Gedanken enthalten. ſ. beydes an ſeinen Ort. (22)

Energumeni. ſ. Beſeßne, und zwar 3. Theil S. 461.

Enervatio, heißt die Schwachheit und Entkräftung eines Kranken in Verrichtung der willkührlichen Bewegungen des Körpers. (9)

Enes, iſt ein Beyname des Anieſes. (*Pimpinella Aniſum* L.) (9)

Enf Alpheraz. (Aſtronom.) ſ. Enif.

Enfaitement, (Dachdecker) iſt die Bekleidung des Forſtes eines Dachs, welche bey Ziegeldächern mit Hohl- oder Forſtziegeln, bey Schieferdächern aber mit Bley geſchiehet, damit der Regen oben nicht eindringen kann. Bey Thürmen, und Walmendächern wird die Bekleidung mit einem Knopf, Gefäß, Fahnen, Stern u. dgl. verſehen. (18)

Enfilade (Bauk.) heißt, wenn die Thüren in allen aneinander ſtoſſenden Zimmern in einer Linie liegen, daß, wenn ſie zugleich geöffnet, man durch alle ſehen kann, welches nicht nur ein artiges Aus- und Einſehen giebt, ſondern auch die Gemächlichkeit befördert, wenn man aus einem Zimmer, in und durch andere gehen will, indem man nicht krumme Umwege zu machen nöthig hat. (18)

Enfiliren überhaupt heiſſet in der Kriegswiſſenſchaft nach der Richtung einer Reihe beſchieſſen, alſo ſowohl nach der Richtung der Rotte oder der in einer Reihe hinter einander, als nach der Richtung des Gliedes oder der in einer Reihe neben einander ſtehenden beſchieſſen. Ein ſolcher Schuß thut deſto mehr Schaden, je gröſſer die in der ihrer Richtung nach beſchoſſenen Reihe ſtehende Anzahl von Mannſchaft iſt. Daher iſt die erſte Art von Enfilade bey der Colonne, die andre bey der gewöhnlichen Stellung nachtheiliger, und eben daher wird auch das Wort Enfilade gewöhnlich nur in dem letzten Verſtande genommen.

In der Kriegsbaukunſt iſt es daher eine Hauptregel, die ſowohl derjenige, der eine Veſtung anleget, als derjenige, der Laufgräben vor derſelben aufwerfen läſſet, zu beobachten hat, daß er ſeine Linien vor der Enfilade ſicher ſtelle. Der letzte kann ſie gemeiniglich leicht vermeiden, weil er die Veſtung vor ſich ſtehen hat und ſich nur hüten muß, daß er keinen Theil ſeiner Zickzacke grade auf eine Linie der Veſtung los laufen laſſe. Der erſte muß mehr Nachdenken brauchen, weil der Feind das ganze Feld inhat und ſeine Batterien noch hinſtellen kann, wo es ihm beliebet. Zumalen iſt es ſchwer der Enfilade durch den Schleuderſchuß vorzubeugen, weil ſeine Kugel in Bogen über alles dahin fliegt und, wo ſie hinkommt, übel aufräumet; unterdeſſen giebt es doch auch noch Mittel wider demſelben, wie der Artikel: Schleuderſchuß, lehret. (6)

Enflecheures, heiſſen auf den Schiffen die Seile, welche wie eine Leiter ausgeſpannt ſind, und auf welchen man in den Maſtkorb ſteiget.

Eng, (muſik.) was die Italiäner lo ſtretto nennen. Bezeichnet den zu Ende beſonders in den Fugen eingeſchränkten Styl, wenn in wenigen Takten die gehäufte Eintritte dasjenige eng zuſammenziehen, was vorher weitläuftig iſt vorgetragen, und ſo zu ſagen, bewieſen worden. ſ. Einſchränken.

Das Wort Eng wird auch ſonſten gebraucht, wenn von der Lage und Austheilung der Töne die Rede iſt: alſo liegen die Dritten enger beyſammen als die Sechſten, und dieſe wiederum enger als die Zehnten. Bey groſſen Combinationen muß man freylich darauf ſehen, daß die Uebelklänge nicht zu nahe bey den Wohlklängen liegen, und überhaupt die Töne nicht zu eng zuſammenkommen. ſ. Lage der Töne. (25)

Engagement; nennet man eine Handlung wodurch ſich ein Diener verbindlich machet, unter gewiſſen Bedingungen ſeinem Herrn eine Anzahl von mehrern Jahren zu dienen. Dergleichen Engagemens erſtrecken ſich bey denen Franzoſen auf den Antillen-Inſeln gemeiniglich auf drey Jahre, dahero man dieſe engagirte auch Sechs und Dreyſiger nennet, als ſo viele Monate dieſe drey Jahre ausmachen; bey den Engländern hingegen auf ſieben Jahre; überhaupt iſt es bey denen Negotianten gebräuchlich mit den Comtoirbedienten ſowohl, als den aufnehmenden Lehrjungen die Engagemens auf gewiſſe beſtimmte Jahre zu treffen, indem es bey einer Handlung nicht nur nicht rathſam, ſondern auch beſchwerlich iſt, immer neue Leute zu haben, die man öfters erſt mit Mühe in die Geſchäften einleiten muß; es iſt auch für die jungen Leute ſelbſten nützlicher, wenn ſie eine lange Zeit auf einem guten Comtoir arbeiten, und ſich andurch zu eigenen Unternehmungen, die nöthige Wiſſenſchaften erwerben. (29)

auch die körperliche Dinge, nemlich die Winde und das Feuer Geister nenne; nichts deſto weniger gebraucht ſie ſich dieſes Wortes ſehr oft, unkörperliche Dinge dadurch auszudrucken, nemlich Gott ſelbſten, und unſere Seelen. Und in dieſem letzten Verſtande redet ſie auch von den Engeln; weil ſie dieſe niemals als körperliche Weſen beſchreibt; und weil ſie den Saducäern, Apoſtelg. 23, 8. verweiſet, daß ſie ſagen, es gäbe weder Engel noch Geiſter; wodurch die Geiſter offenbar unkörperliche Weſen verſtanden werden; denn dieſe wurden von den Saducäern geleugnet.

Auch die mehreſte unter den Vätern behaupteten, daß die Engel ἀσωματοι, ganz unkörperlich wären, als der heil. Ignatius in ſeinem Briefe an die Trallianer, Gregorius von Nyſſa gegen den Eunomius Lib. 12. Gregorius von Nazianz, Orat. 34. und Euſebius, welcher (Lib. 4. *Demonſtr. Evang.* cap. 1.) die Engel beſchreibet als „unkörperliche, verſtändige und göttliche Kräfte, ohne Materie und pure Geiſter.“ Der heil. Chryſoſtomus ſagt (Lib. 1. *ad Stagirium*) von Gott: „Er hat die Engel, Erzengel, und übrige unkörperliche Weſen gemacht.“ Noch viele Zeugniſſe der Väter können bey dem Petavius geſehen werden. Aus den lateiniſchen Vätern ſagt der heil. Gregorius Lib. 4. *Moral.* c. 19.: „Der Engel iſt nur ein Geiſt, der Menſch aber ein Geiſt und Fleiſch.“ Und der heil. Fulgentius (Lib. *de Fide*) ſchreibt: „Die Engel ſind Geiſter, und haben nichts an ſich von körperlichen Elementen.“

Endlich giebt die vierte Lateraniſche Kirchenverſammlung im Jahre 1215. unter dem Pabſte Innocentius III. in Cap. *Firmiter*, folgende Entſcheidung: „Daß Gott der einzige Urſprung aller Dinge, der Erſchaffer aller ſichtbaren und unſichtbaren, geiſtigen und körperlichen, der engliſchen nemlich und weltlichen Weſen ſey, welcher aus ſeiner allmächtigen Kraft im Anfange der Zeit beyde Geſchöpfe aus nichts erſchaffen hat.“ Hieraus wollen einige Theologen ſchlieſſen, es ſey ein Glaubensſatz, daß die Engel pure Geiſter wären. Unterdeſſen bemerken andere ſehr wohl, daß die Väter damals nur gegen die Ketzerey der Manichäer haben entſcheiden wollen, daß Gott alle ſichtbare und unſichtbare, geiſtige und körperliche Weſen erſchaffen habe; nicht aber daß die Engel unkörperlich wären; indem hievon zu ſelber Zeit keine Frage war. Weil aber doch alle damals verſammelte Väter einſtimmig die Engel Geiſter genennet haben; ſo ſcheint dieſes gewiß zu ſeyn, daß man ohne Vermeſſenheit nicht davon abgehen könne.

Dieſe Lateraniſche Formel iſt nicht entgegen der ſiebenden allgemeinen und zweyten Nicäniſchen Kirchenverſammlung, welche im Jahre 787. gehalten wurde. In dieſer wurde zwar in der fünften Action der Dialog des Johannes Biſchofs von Theſſalonica geleſen, in welchem er alſo geſchrieben hatte: „Von den Engeln denket die catholiſche Kirche, daß ſie zwar verſtändig, doch nicht ganz unkörperlich und unſichtbar, ſondern mit einem feinen, lüftigen oder feuerigen Körper begabt ſeyn; deswegen kann man ſie mit Recht malen.“ Taraſius Patriarch von Conſtantinopel lobte dieſe Stelle in der Verſammlung, und ſagte: „Der Vater (Johannes) beweißt, daß auch die Engel könnten gemalet werden; weil ſie unumſchrieben, und vielen in menſchlicher Geſtalt erſchienen wären.“ Allein wenn man die Sache genau betrachtet, kann man leicht einſehen, daß die Väter dieſer Kirchenverſammlung nicht die beſondere Meynung des Johannes, nemlich die Engel ſeyn körperlich, haben entſcheiden wollen; ſondern nur, daß ſie könnten gemalet werden. Denn das einzige Ziel und Ende war damals, die Bilder der Heiligen und Engel gegen die Bilderſtürmer zu vertheidigen. Uebrigens haben die Väter dieſer Verſammlung, wie Petrus Mar. Gazzaniga (in Syſt. Theol. *De Angelis.* c. 7. §. 57.) ſagt, ihre Meynung in den Glaubensbekenntnis genug erkläret, in welcher ſie ſagen: Wir verehren die Bilder der Heiligen und unkörperlichen Engel ꝛc.

Gegen die oben angeführten Schriftſtellen, aus welchen die Engel als unkörperliche Weſen ſind bewieſen worden, ſtreitet jene nicht, Geneſ. 5, 2.: Als die Söhne Gottes ſahen die Töchter der Menſchen, daß ſie ſchön wären, nahmen ſie ſich Weiber aus allen, die ſie gewählet hatten. Denn hier werden durch die Söhne Gottes die im wahren Dienſte Gottes gebliebene Nachkömmlinge des Seth verſtanden, die ſich mit den Töchtern der Menſchen oder mit den Nachkömmlingen des Cain, welche von dem wahren Gottesdienſte abgewichen waren, verehelichet hatten. Anſtatt Söhne Gottes leſen auch einige Söhne der Fürſten, weil אלהים zuweilen auch Fürſten bedeutet; welches wohl mit der gegebenen Auslegung kann vereiniget werden. In einigen Exemplarien der 70 Dollmetſcher findet man Engel anſtatt der Söhne Gottes; welches etlichen Anlaß gab, dieſes im eigentlichen Verſtande zu nehmen, als wenn die Engel ſich mit den Menſchenkindern verehelichet hätten. Allein in andern Exemplarien dieſer Dollmetſcher lieſt man, die Söhne der Götter; und ſollte man auch das Wort Engel beybehalten wollen, ſo würde doch nichts daraus folgen; indem die Menſchen auch öfters Engel genennet werden. Uebrigens kann dieſe Stelle weder von den guten, noch von den böſen Engeln verſtanden werden; nicht von den böſen, weil ſie nicht Söhne Gottes können genennet werden; nicht von guten, weil dieſe ſich weder verehelichen, noch ſich zur Ehe nehmen laſſen, Matth. 22, 30. Man findet zwar auch das Wort Engel anſtatt Söhne Gottes in dem Buche des Henoch, von welchem der Apoſtel Judas in ſeinem catholiſchen Briefe meldet. Aber auch dies beweiſt nichts; indem nach der Meynung aller Gelehrten das ächte Werk dieſes Patriarchen ſchon längſtens verlohren gegangen iſt; und das, welches man dermalen noch hat, iſt unterſchoben und fabelhaft. Es iſt auch nicht zu verneinen, daß einige alte Väter, nemlich Juſtinus, Clemens Alexandr., Tertullian, und Ambroſius hier die Engel im eigentlichen Verſtande haben nehmen wollen. Gegen dieſe aber ſtehen Ignatius, Auguſtinus mit den übrigen Kirchenvätern. Noch weniger folget aus dem, daß etliche behaupten, aus den Ehen der Söhne Gottes mit den Töchtern der Menſchen wären die Rieſen entſproſſen. Denn nach dem hebräiſchen Texte ſind die Rieſen ſchon vorher auf der Welt geweſen; er lautet alſo: Ferner waren in jenen Tagen die Rieſen auf Erden, welche auch hernach geweſen ſind, weil die Söhne Gottes ſich zu den Töchtern der Menſchen begeben haben ꝛc. Zudem verſteht man durch die Rieſen nichts anders, als Menſchen von groſſer Statur, und ſtarker Complexion, welche durch ganz natürliche Urſachen können hervorgebracht werden.

Es wird zwar von einigen hier noch eingewendet, 1) daß die Engel öfters in menſchlicher Geſtalt erſchienen wären, gegeſſen und getrunken hätten ꝛc. Es iſt

ber nicht wahrscheinlich, daß sie in allem dem die Menschen haben betrügen wollen. 2) Tob. 6, 8. wird gesagt, der Dampf des Fisches vertreibe alle Gattungen der Teufel. Und durch den Klang der Harfe vertrieb David den bösen Geist von dem Saul. Es scheint daraus zu folgen, daß die Teufel sinnliche Körper haben. 3) Nicht allein die Heiden, sondern auch die alte Kirchenväter bezeugten, daß die Teufel durch sinnliche Dinge, z. B. durch Rauchwerke, durch den Geruch des Fleisches ergötzet würden ꝛc. Alles dieses aber ist nicht hinlänglich, zu beweisen, daß die Engel wahrhafte körperliche Wesen seyn. Denn 1) die Erscheinungen derselben werden leichtlich erkläret durch feine elementarische Körper, welche die Engel auf eine kurze Zeit angenommen haben; und also konnten sie den Schein nach auch essen, trinken, gesehen werden ꝛc. Dies erhellet aus dem Engel, der zu dem Tobias 12, 19. sagt, „daß er dem Schein nach mit ihnen gegessen und getrunken habe.“ Doch wurde dieses von ihnen nicht unternommen, die Menschen zu betrügen; sondern denselben nach dem Befehle Gottes ihre Dienste zu leisten. Auf das 2) wird hier genug seyn, zu antworten, daß diese körperliche Dinge aus einer übernatürlichen Kraft, und aus dem Willen Gottes auf die Teufel gewirket haben. Das 3) behauptet der heilige Augustinus (Lib. 12. *De Civ. Dei.* c. 6.) und sagt, daß die Teufel hiedurch gereizet würden, „nicht wie die Thiere durch die Speisen, sondern wie die Geister durch die Zeichen.“ Der heil. Thomas (1 P. q. 115. a. 5. ad 3. vermeynet, die Teufel erfreuen sich über dergleichen Dinge als Zeichen einer göttlichen Ehre, auf welche sie für sich begierig sind. Andere geben noch andere Auslegungen.

Alle Engel wurden anfänglich als gute Geister von Gott erschaffen, wie es der catholische Glaube, nach dem Zeugnis des heil. Leo Epist. 15. bekennet. Die Mannichäer, und die aus ihnen abstammende Priscillianer behaupteten zwar das Gegentheil, und sagten: „Der Teufel sey nicht vorher von Gott als ein guter Engel erschaffen worden.“ Aber eben deswegen wurden sie auch zum Theil von vielen Particular-Kirchenversammlungen, und von der schon angeführten allgemeinen Lateranischen, Cap. *Firmiter*, verdammet. Ja die Theologen lehren insgemein, der Teufel sey nicht gleich im Anfang gegen Gott rebellisch gewesen; wiewohl nicht bestimmet werden kann, wie viel Zeit zwischen dessen Erschaffung und dessen Falle verflossen sey. Nebst dem ist noch die gemeine Meynung der Theologen, daß im Anfange alle Engel mit der heilmachenden Gnade Gottes seyn ausgezieret worden. Daher sagt der römische Catechismus in der Auslegung des ersten Artikels des apostolischen Glaubensbekenntnis: „Es ist offenbar, daß der Teufel und die übrigen abtrünnigen Engel von Anfang ihrer Erschaffung mit der Gnade seyn begabt gewesen.“ Nur darüber pflegt man noch zu fragen, ob sie wirklich in der heiligmachenden Gnade seyn erschaffen worden, oder ob sie diese erst hernach erhalten haben? Das erstere behauptet der heil. Augustinus und Thomas; das andere Hugo a S. Victore, Petrus Lombardus, Rupertus u. a. m. Die Kirche aber hat keines von beyden entschieden.

Endlich folgte der Sündenfall des Teufels nebst einer grossen Anzahl der Engel, wie zu sehen Joh. 8, 44. 2 Pet. 2, 4. Judas 8. und Apocal. 12, 7. ꝛc. Worin aber die Sünde derselben eigentlich bestanden sey, wird in der heil. Schrift nicht so deutlich bestimmet. Unter den ältern waren einige, welche, weil sie die Engel auch zum Theil für körperliche Wesen hielten, vermeynten, sie hätten sich durch Wollust versündiget, und legten die Stelle, Genes. 6, 2. von ihnen aus; welches aber dermals von allen als falsch verworfen wird. Andere wollten aus dem Buche der Weisheit 2, 24. schliessen, der Neid gegen die nach dem Ebenbilde Gottes erschaffenen Menschen sey ihr erstes Verbrechen gewesen. Der heil. Augustinus aber zeigt, Lib. 10. *De Genes. ad lit.* cap. 14., daß der Neid eine Folge des Hoffarts sey, und dieser nicht vorgehe. Woraus folgt, daß der Teufel schon vorher durch den Hoffart sich versündiget habe; welches auch Isaias 14, 12. andeutet, wo er in der Person des Teufels sagt: **Ich will in den Himmel steigen, und dem Allerhöchsten gleich seyn.** Dieses aber ist nicht zu verstehen, als wenn er ein anderer Gott habe seyn wollen; indem er die Unmöglichkeit dessen genug erkennet hatte; sondern weil er, wie einige davor halten, gesucht hat, Gott gleich zu seyn indem, was er durch seine natürliche Kräfte, und nicht aus der Gnade und Anordnung Gottes zu erreichen verlangte. Der heil. Augustinus sagt an verschiedenen Stellen, daß die unordentliche Liebe gegen sich selbsten die erste Sünde des Satan gewesen sey, die sich in ihm bis zur Verachtung Gottes erstrecket habe. Andere setzen hinzu, dessen Hauptsünde sey bestanden in der mit dem Neide vermischten Hoffart, dessen Gegenstand Christus war. Denn die heil. Väter Irenäus, Gregorius von Nyssa, Cyprianus und andere halten davor, daß den Engeln gleich bey ihrer Erschaffung die Menschwerdung, oder die Vereinigung des göttlichen Wortes mit der menschlichen Natur sey geoffenbaret, und dessen Anbethung befohlen worden. Nun kam zu der Eigenliebe auch der Neid gegen die Menschen, und Lucifer sammt der grossen Schaar seiner Anhänger ließ sich den boshaften Gedanken aufsteigen, daß sie diese mit Gott vereinigte menschliche Natur, welche sie weit geringer als sich selbst schätzten, niemahls anbethen, mithin Christo keine göttliche Ehre beweisen wollten. Daher wurden diese rebellische Geister von Gott verstossen; die andere aber, die sich dem höchsten Gebote unterworfen hatten, wurden von ihm aufgenommen, und mit der himmlischen Glückseligkeit belohnet. Und hieraus entstehet der Unterschied zwischen den guten, und den bösen Engeln.

Die Zahl der guten Engel ist sehr groß, wie aus den Worten des Daniel 7, 10. abzunehmen ist, welcher sagt, „daß tausendmal tausend ihm dieneten, und zehntausendmal hunderttausend um ihn herumstünden.“ Diese Menge der himmlischen Geister wurde sowohl von den alten Kirchenvätern, als neuen Theologen in Classen eingetheilet. Insgemein werden drey Hierarchien, und in jeder Hierarchie drey Chöre gezählet: die erste Hierarchie enthält die Seraphim, Cherubim und Throne: die zweyte die Herrschaften, Fürstenthümer und Mächte: die dritte die Kräfte, Erzengel und Engel. Der Urheber des Buches, *de cœlesti Hierarchia*, soll der erste gewesen seyn, der von dieser Abtheilung geschrieben hat. Nach dem gemeinen Rufe soll es der Dionysius Areopagita seyn, worüber die Gelehrte gar nicht einig sind, welches bey dem Honoratus a St. Maria in seinem Werke zu sehen, *De Regulis & usu art. Crit.* Laurentius Berti (*Eccl. Hist. Brev.* Sæc. 1. c. 4.) sagt, es wäre zweifelhaft, ob dieser Areopagita von dem Dionysius Bischofe zu Paris unterschieden sey.

Dem

Dem Autor dieses Buches und Urheber der Abtheilung der neun Chöre der Engel, wer er immer ist, folgte Gregorius der Grosse, und suchte die neun Gattungen in der heil. Schrift zusammen. Und wenn schon Erasmus und Beza dieses für ein Gedicht halten, so sind doch die verschiedenen Benennungen in der heil. Schrift enthalten; denn man findet den Namen Seraphim, Esaia 6, 2. Cherubim, Ezech. 10, 1. Thronen, Coloss. 1, 16. Die Kräfte, Mächte, Fürstenthümer und Herrschaften, Eph. 1, 21. die Erzengel, Judas 9. die Engel endlich werden allenthalben angeführet. Die ältere Väter machten eben diesen Unterschied nicht allein zwischen den Verrichtungen der Engel, sondern auch zwischen den ganz verschiedenen Ordnungen. Der heil. Ignatius gedenket ausdrücklich in seinem Briefe an die Trallianer „der englischen Ordnungen, des Unterschieds der Kräfte und Herrschaften, der Verschiedenheit der Throne und Mächte, der Hoheit der Cherubim und Seraphim ꝛc.“ Auf gleiche Weise schreibet der heil. Athanasius an den Serapion; wie auch Origenes, Cyrillus von Jerusalem, Basilius, beyde Gregorii von Nazianz und von Nyssa, u. a. m. Doch melden sie nicht allzeit alle neun Chöre, wie auch die Kirche zu thun pflegt, welche in ihren Lobgesängen bald mehrere, bald wenigere aus denselben anführet. Ferner halten die Theologen insgemein wenigstens für das wahrscheinlichste, daß dieser Unterschied der Chöre gleich in der Erschaffung der Engel von Gott sey gemacht worden. Und hierin weichen sie von den Origenes ab, der vermeynte, sie wären anfänglich alle gleich gewesen, und hätten sich hernach durch ihre Verdienste von einander unterschieden. Ueber die Verrichtungen, welche diesen verschiedenen Chören insonderheit zukommen, schweiget die heil. Schrift; und die heil. Väter gestehen ein, daß dieselbe ihnen unbekannt wären.

Von der Glückseligkeit, welche die guten Engel in dem Himmel geniessen, giebt die heil. Schrift in mehreren Stellen Zeugnis, als Dan. 7, 10. Esaias 6, 3. Apocal. 4, 8. und 7, 11. Christus selbst sagt, Matth. 18. Ihre Engel sehen allzeit das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist. Hiedurch sind sie doch nicht gehindert, daß sie auch zu andern Dienste können gesendet werden, Hebr. 1, 14. besonders zu dem Schutze der Menschen. Daß ihnen überhaupt die Sorge derselben von Gott anempfohlen sey, erhellet aus Josue 5. und 6. Daniel 10. und aus jener merkwürdigen Stelle Psalm 90. Er hat seinen Engeln wegen dir befohlen, daß sie dich auf allen deinen Wegen beschützen sollen. Deswegen werden die Engel von den heil. Vätern allenthalben genennet, Beobachter unseres Lebens, Pfleger des menschlichen Geschlechtes, Aufseher der Kirchen, Schutzgeister der Menschen, u. dgl. m. Nur dieses würde zuweilen in Zweifel gezogen, ob einem jeden Menschen ein besonderer Engel zum Schutze gegeben sey? Calvinus war anfänglich (Lib. 1. *Instit.* c. 14. §. 7.) hierüber noch unentschlossen. Hernach gab er dies für ein leeres Gedicht aus; ja er hielte davor, die Meynung von den Schutzengeln sey durch die Argliste des Teufels eingeführet worden, um dadurch das Vertrauen auf Christum den Mittler zu vermindern. Wie sehr er aber hierin sich geirret, erhellet genug aus dem allein, daß die Catholiken behaupten und bekennen, daß der Schutz der Engel eine besondere Gutthat des Erlösers sey, den sie für ihren einzigen wesentlichen Mittler halten. Uebrigens halten die Theologen für gewiß, daß allen und jeden Menschen, insonderheit aber den Glaubigen und Auserwählten, auch so viele Engel zum Schutze gegeben seyn. Ja sie behaupten, man könne dieses, wenigstens von den Glaubigen, ohne Vermessenheit nicht leugnen. Ihre Gründe sind: 1) die heilige Schrift bezeugt dies durch viele Beyspiele. Ein Engel trug Sorge für die Agar, Genes. 16. Ein Engel befreyte den Jacob von allen Uebeln, Genes. 48, 16. Der Engel beschützte die Judith 13, 20. Von den Kleinen sagt Christus, Matth. 18, 10. Ihre Engel ꝛc., über welche Worte der heil. Chrysostomus also schreibt: „Daher ist es offenbar, daß alle Heilige ihre Engel haben.“ Und der heil. Hieronymus sagt: „Die Würde der Seelen ist groß, daß eine jede Seele schon von Anfang ihrer Geburt einen zu ihrer Beschützung bestimmten Engel habe.“ 2) Eben so lehren nebst den zween schon angeführten alle andere Väter. Origenes (Hom. 20. *in Num.*) schreibt: „Ein jeder aus uns, die in der Kirche Gottes sind, hat seinen Engel, der ihn regieret.“ Auf gleiche Weise reden Eusebius, Basilius; der heil. Augustinus (*Soliloq.* cap. 17.) sagt: „Die Engel sind mit grosser Sorgfalt bey uns.“ Und der heil. Ambrosius, Lib. *De Viduit*: „Die Engel sind uns zum Schutze gegeben worden.“ Vorzüglich handelt hievon der heil. Bernardus in seinen Sermonen über den Psalm, *Qui habitat.*

Man pflegt hiegegen einzuwenden: 1) Aus diesem Dienste, zu dem die Engel bestimmet seyn sollen, folge, daß dieselben geringer wären, als die Menschen. 2) Daß der Schutz der Engel über die Menschen ganz unnöthig und überflüßig sey. 3) Die Lehre von den Schutzengeln scheint aus dem aberglaubischen Heidenthum, dessen Philosophen sehr viele Fabeln von den Geniis zu erzehlen gewußt haben, in unsere Religion eingeführet worden zu seyn. Die Theologen antworten auf das 1) und sagen, dies folge so wenig, als daß deswegen ein Schäfer für weniger müsse gehalten werden, als die Schaafe, weil ihm die Sorge über diese anbefohlen ist. Und der h. Bernardus (Serm. 11. *in Psalm.* 90.) schreibt, daß die Engel dem Sohne Gottes hierin nachahmen, welcher zu uns gekommen ist, nicht bedienet zu werden, sondern zu dienen. Auf das 2) sagen sie, daß zwar Gott selbst alle Menschen, besonders die Auserwählte, durch seine Fürsicht beschütze, welches doch nicht hindert, daß er den Dienst der Engel hiezu gebrauchen wolle. Denn eben so regieret er seine Kirche, und doch schliesset er deswegen den Dienst der sichtbaren Hirten nicht aus. Die Engel können zwar aus sich die innere Gedanken der Menschen nicht für gewiß erkennen; doch wissen sie dieselbe gar oft aus den äusserlichen Handlungen abzunehmen. Und wer wird zweifeln, daß Gott denselben das zu unserem Schutze nothwendige offenbaren könne und wolle? Auf das 3) antworten sie, daß man aus den angeführten und mehreren andern Schriftstellen vielmehr urtheilen müsse, die erste Glaubige und heil. Väter haben daraus ihre Lehre genommen. Und warum sollte man nicht mit grösserm Rechte denken, daß die Heiden aus der dem Noe hievon geschehenen, und zu den Nachkömmlingen fortgeführten Offenbahrung von den zum Schutze der Menschen geordneten Engeln erfahren, und nach und nach durch Aberglauben und Fabeln verunstaltet haben? So viel von den guten Engeln scheint hier genug zu seyn. Bey den Theologen kann mehreres hievon gefunden werden. Von dem

Sturz, Aufenthalt, Peinen ꝛc. der böſen Engel ſ. die Artikel: Hölle, Teufel.

Von der Verehrung der guten Engel iſt nicht nothwendig hier zu handeln; denn die catholiſche Kirche hält und lehret davon das nämliche und auf dieſelbe Weiſe, wie von der Verehrung der Heiligen, welche in dem Artik. Dulia beſchrieben iſt. (11)

Engel. (proteſt.) Man findet nicht allein bey den heydniſchen und zwar älteſten Völkern, ſondern auch bey Juden und Chriſten, daß ſie gewiſſe Geiſter glauben, welche vor den Menſchen einen Vorzug in Kräften und Talenten haben, und mit der Welt und beſonders den Menſchen in einem gewiſſen Verhältniß ſtehen, nach welchen ſie manches Gutes und auch manches Böſes anrichten.

Ueberhaupt ſind ſie Geiſter, welche keinen, wenigſtens keinen groben Körper wie wir haben, und von Gott als Werkzeuge der Vorſehung gebraucht werden. Ob es dergleichen Geiſter gäbe, würde für uns gleichgültig ſeyn, und ohne Gefahr unſerer Seeligkeit bejahet oder geläuguet werden können, wenn nicht die Schrift ſelbſt öfters von Engeln redete, und ſie mit andern wichtigen Wahrheiten verbände. Es wird nicht allein beſonders im Alten Teſtament und vornemlich wenn keine eigentliche Propheten von Gott geſandt waren, der Erſcheinung derſelben öfters Meldung gethan, und bey der Erzählung der Schöpfungswerke auch ihrer öfters gedacht, ſondern auch bey dem Sündenfall von dem Teufel als einem böſen Engel oder Geiſte und als dem Verführer der Menſchen geredet, und daß er der erſte Urheber des Todes in der göttlichen Strafe ſey. Ueberhaupt aber werden ſie als Werkzeuge der göttlichen Regierung beſchrieben, durch welche beſonders den Menſchen Hülfe, Schutz und allerley Gutes erwieſen werde, welche ſowohl bey der Offenbarung des Geſetzes auf dem Berge Sinai, wie die Juden glaubten und auch Paulus Ebr. I. anführt, als auch bey der Anrichtung der Kirche Chriſti gebraucht wurden, bey Chriſti Geburt, Leben, Leiden, Tod, Auferſtehung, Himmelfahrt geſchäftig waren, ſeine dereinſtige Wiederkunft zum Gericht verherrlichen werden; und auch bey den Apoſteln und erſten Chriſten auf mancherley Art ſichtbar waren, aber noch unſichtbar zum Dienſte der Menſchen beſtimmt ſind. Durch ſolchen Zuſammenhang der Lehre von den Engeln mit andern Lehren der Schrift, und durch die öftere Anführung derſelben in der Bibel wird es demnach für den Chriſten nöthig ſich um eine richtige Kenntniß derſelben zu bekümmern, zumal da manche die Exiſtenz ſolcher Geiſter überhaupt haben leugnen wollen, andere aber auſſerdem, was die Schrift von ihnen ſagt, andere Vorſtellungen von denſelben hinzugethan haben. Aus der Vernunft haben wir zwar ſo wenig hinreichenden Beweiß für ſie, als für beſondere Bewohner anderer Weltkörper, inzwiſchen iſt doch auch die geſunde Vernunft ihrer Exiſtenz nicht entgegen, ſondern vielmehr wahrſcheinlich, daß es noch herrlichere und beſſere Geſchöpfe geben werde, als der Menſch iſt, und daß es auch dergleichen Geiſter geben könne, welche ohne Körper oder doch ohne ſolchen groben Körper als wir hier in der Welt haben, leben. Es wird durch dieſe Vorſtellung das Reich Gottes ſo viel herrlicher. Die Exiſtenz der Geiſter iſt daher auch ſo einleuchtend für den Menſchen, daß man bey allen Völkern auch denen incultivirteſten in Aſien, Africa, Europa, Amerika den Glauben der Engel antrift. Das wirkliche Daſeyn aber von den Engeln kann allein aus der Schrift erwieſen werden. Doch muß man ſich ſehr hüten, daß man nicht allenthalben, wo der Engel gedacht wird, auch beſondere Geiſter verſtehe. Denn das Wort Engel iſt überhaupt nicht der Name einer beſondern Subſtanz, ſondern eines Geſchäftes und Gebrauchs; nomen officii, non naturæ; und heißt eigentlich ein Geſandter. Es wird daher ſowol von wirklich lebendigen Perſonen als von lebloſen Geſchöpfen in der Welt öfters in der Bibel gebraucht, ohne daß die Rede von beſondern Geiſtern wäre. So kommt es von dem Sohne Gottes ſelbſt vor, 1 Moſ. 16, 7. ff. c. 18, 22, 11. ff. 32, 24. ff. daher kommt es, daß man ihn den unerſchaffenen Engel nennt. Er iſt vom Vater geſandt, der Geſandte Gottes: ſo oft von dem Engel göttliche Namen, oder göttliche Eigenſchaften und Werke, oder göttliche Verehrung und Anbetung gerühmt werden, ſo oft iſt denn auch der Sohn Gottes zu verſtehen. Auch werden Lehrer in der Schrift Engel genennt, z. E. Johannes der Taufer, Malach. 3, 1. Math. 11, 10. Marc. 1, 2. andere Lehrer Jeſ. 33, 7. Malach. 2, 7. Offenb. 1. 2. 3. 2 Cor. 5, 20. Es iſt aber auch nicht ungewöhnlich, daß im Alten Teſtament und vornemlich in poetiſchen Stücken Eigenſchaften perſonificirt werden, und daher unter Engel, alles was Gott in ſeiner Regierung zu Werkzeugen gebraucht, verſtanden werden können, Hagel, Sturmwinde, Donner u. ſ. w. Eben daher iſt der Beweiß für die Exiſtenz der Engel aus dem A. Teſtament etwas ſchwerer, und die Sadducäer, welche daſſelbe wie die andern Juden annahmen, (denn man findet weder in der Schrift noch in der Geſchichte Beweiß, daß ſie in Anſehung des Canons anders dachten als die übrigen Juden, ſ. Sadducäer) obgleich durch andere Vorurtheile verleitet, nehmen keine beſondern Geiſter an. Es giebt aber in der Schrift ſo viele Stellen, worinn der Engel auf ſolche Art gedacht wird, daß man nach aller vernünftigen Erklärung und ohne die gröſte Ungereimtheit nichts anders als wirkliche beſondere geiſtige Subſtanzen darunter verſtehen kann. Es iſt ſchon wieder alle hermenevtiſche Regel ohne Noth oder durch die wichtigſten Gründe bewogen zu werden, Figuren und Allegorien anzunehmen, und wider alle Wahrſcheinlichkeit, daß die heil. Männer ſo durchaus und zwar in proſaiſchen Aufſätzen unter Engel nichts als perſonificirte Eigenſchaften verſtanden haben ſollten, zumal da die Engel bey den Heyden in groſſem Anſehen ſtunden, ſehr verehrt wurden, und ein Stück ihres Gottesdienſtes ausmachten, ja einige ſolche ſogar anbeteten. Iſt es da wohl wahrſcheinlich, daß die Männer, welche den Götzendienſt vertilgen wollten, dennoch von Engeln ſo geredet haben, daß man nicht anders glauben kann, als daß ſie die Exiſtenz derſelben erkannt haben, wenn ſie nicht wirklich Engel als beſondere Subſtanzen geglaubt hätten. Eben ſo ungegründet und der Ehre des Erlöſers und der Apoſtel, welche göttliche Eingebung hatten, zuwider iſt es, daß ſie ſich in ihren Reden nur nach der Denkart, den Vorurtheilen, ja eigentlichen Irrthümern des Volks ſollten gerichtet haben, und daher von Engeln als wirklich geiſtlichen Subſtanzen ſollten geſprochen haben, da ſie doch wohl gewußt, daß es dergleichen nicht gäbe. Man ſieht keinen vernünftigen Grund warum ſie hier der Irrthümer und des Aberglaubens des jüdiſchen Volks hätten ſchonen wollen, da ſie es in allem übrigen nicht thaten, und es ihrer ganzen Handlungsweiſe zuwider war; und es kann auch mit der Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe, Chriſti und der

Apoſtel unmöglich beſtehen, wenn ſie nicht blos die Sache mit Stillſchweigen übergehen, ſondern ſo poſitiv davon reden, und ſolchen Irrthum, wenn es einer wäre, recht vorſetzlich und bedächtlich beförderten. Was für eine Zuverläſſigkeit könnte überhaupt die Bibel haben, wenn man annehmen wollte, daß ſie mit Irrthümern durchſtreut und verwebt wäre, und wer ſollte nun das übrige Wahre von dem Falſchen in derſelben unterſcheiden. Beſonders waren Paulus und Johannes groſſe Feinde der gnoſtiſchen Philoſophie welche die Verehrung der Engel lehrte, und dennoch reden ſie von wirklichen Engeln, und beſtreiten nur die Verehrung derſelben. Wahr iſt es, daß in der Lehre von den Engeln vieles von Juden ſowol als auch Chriſten ſelbſt hinzugedichtet worden; allein daraus folgt doch nicht, weil manches unwahre, falſche und erdichtete in der Sache liegt, ſo iſt alles falſch; ſondern nur, daß man das Wahre vom Falſchen oder Ungewiſſen unterſcheide, und ſehe was die Schrift ſelbſt von dieſer Sache lehre. Das übrige was ſie nicht ſagt, kann man dann eines jeden Beurtheilung überlaſſen.

Daß die Schrift das Daſeyn beſonderer Geiſter unter dem Namen der Engel behaupte, iſt ſo augenſcheinlich, daß daher wenig dagegen eingewandt wird. Es wird Apoſt. Geſch. 23, 8. unter den Irrthümern der Sadducäer, daß ſie die Auferſtehung der Todten, Unſterblichkeit oder Daſeyn der Seelen nach dem Tode geleugnet, auch angeführt, daß ſie keine Engel geglaubt haben; wo unter Engel ſchlechterdings nichts anders als beſondere Geiſter verſtanden werden können, Paulus redet Hebr. 1. von dem Vorzug Chriſti vor den Engeln und leitet daraus die Hoheit der Perſon und die Vortreflichkeit der Lehre Chriſti her, und nennt ſie v. 14. dienſtbare Geiſter. Mark. 13, 32. heißt es von ihnen, daß ſie nicht wiſſen was ihnen nicht geoffenbaret iſt, 1 Petr. 1, 12. daß ſie gelüſte in die Geheimniſſe einzuſchauen, Math. 22, 30. Mark. 12, 5. ſich nicht freyen noch freyen laſſen, 1 Tim. 5, 12. ſollen ſie nächſt Gott und Jeſu Chriſto Zeugen ſeyn. Sie erſcheinen bey der Geburt Chriſti und ſingen Lobgeſänge, Luc. 2, u. ſ. w.

Die gewöhnliche Vorſtellung von den Engeln iſt, daß ſie gar keinen Körper haben, ob ſie gleich einen Körper annehmen können und zuweilen angenommen haben, worinn ſie auf der Erde zuweilen ſichtbar geworden ſind. Die heil. Schrift ſagt uns weiter nichts, als daß ſie Geiſter ſind, und Geiſt (πνευμα) wird dem Fleiſch (σαρξ) in der Bibel entgegen geſetzt, von einem Körper aber, womit ſie umgeben ſeyn ſollen, ſagt ſie uns nichts. An Erfahrungen aber fehlt es uns. Doch haben andere behauptet, daß ſie einen ſubtilen oder ätheriſchen Leib haben, oder mit einer ſehr feinen Materie umgeben ſeyn, ja daß die Menſchen ſelbſt auſſer dem groben Körper, der hier in die Augen fällt, noch ein dergleichen feines Corpuſculum haben. Dieſe Meynung war vor den Zeiten der Scholaſtiker nicht ungewöhnlich, von den Scholaſtikern wurde ſie verlaſſen, aber durch die Carteſianiſche Philoſophie wieder eingeführt. Man beruft ſich zum Beweiſe dieſer Meynung auf die Wirkungen welche den Engeln in der Schrift zugeſchrieben werden, und die wie ſie glauben, ohne Körper nicht hätten geſchehen können. Eine ſolche ſubtile Materie die nicht in die Sinne fällt, iſt nun freylich nicht allein möglich, ſondern auch in der Erfahrung gegründet, und man weiß, daß ſie ſehr groſſe Wirkungen hervorbringen könne, ja noch gröſſere und geſchwindere als eine ſichtbare. Man denke nur an das fluidum nerveum, und an die Kraft der electriſchen Materie. Inzwiſchen bleibt doch die Meynung von einem ſubtilen Körper der Engel eine bloße Muthmaſſung, die durch keine ſtatthaften Gründe erwieſen werden kann. Denn ob man gleich nicht erklären kann wie die Geiſter in Körper wirken, ſo kann man doch dergleichen Wirkungen für keine Unmöglichkeit halten, da ſelbſt die Seele des Menſchen in Körper wirkt.

Daß ſie Geſchöpfe Gottes ſind, iſt keinem Zweifel unterworfen. Sie werden daher nicht allein Söhne Gottes genennt, ſondern auch Col. 1, 16. u. a. O. zu den erſchaffenen Dingen gerechnet. Allein wenn ſie geſchaffen worden, ob vor der Körperwelt, und zwar der von Moſe erzählten Schöpfung der Welt, oder zur Zeit derſelben, und an welchem Tage ſie ſeyn erſchaffen worden, ſagt uns Moſes und überhaupt die heil. Schrift nicht; und daher kommen ſo mancherley Muthmaſſungen, welche doch weiter nichts als Muthmaſſungen bleiben, welche man jedem überlaſſen kann, die aber auch immer ohne Beweiß bleiben. Es gehört in unſere Theologie die Lehre von der Zeit und dem Entſtehen der Engel nicht, und dieſe Sache hat nicht den mindeſten Einfluß in unſere Seeligkeit, wozu uns die Offenbarung doch eigentlich gegeben worden Moſes aber oder vielmehr Gott hat es nicht für gut gefunden, hierinn unſerer Neubegierde ein Genüge zu thun. Die mehrſten bleiben dabey ſtehen, daß die Engel in den ſechs Tagen der Schöpfung hervorgebracht worden, weil nicht allein Moſes von der Erſchaffung des Himmels und Erde, das iſt des Univerſums redet, und von der Vollendung deſſelben in den ſechs Tagen gleich bey der Erzählung der Schöpfungsgeſchichte, und nachher bey der Geſetzgebung redet, ſondern auch mit der Erſchaffung der übrigen Dinge zugleich erwähnt wird, daß Gott alles hervorgebracht, was im Himmel und auf Erden iſt. Es iſt beynahe kein Tag unter dieſen ſechs Schöpfungstagen, worinn nicht die Hervorbringung derſelben von einem oder dem andern geſagt worden. Einige meynen, ſie ſeyen am zweyten Tag hervorgebracht worden, weil an demſelben der Himmel und die Heere des Himmels gemacht worden; und Pſ. 104. in der Erzählung der Schöpfung bey dem zweyten Tagewerke geſagt werde: du machſt deine Engel zu Winden, und deine Diener zu Feuerflammen, ja auch wohl deßwegen, weil Gott bey dem Ende jeden Tages alles gut heiße, was er gemacht habe, aber ſolches nicht am zweyten Tage thue; dies aber muß daher rühren, weil Gott an demſelben die Engel erſchaffen, unter welchen auch die Teufel geweſen, durch welche ſo groſſes Uebel in die Welt gebracht worden; oder auch weil an demſelben die Luft erſchaffen ſey, die Geiſter aber in der Luft herrſchen. Allein ſolche Gründe haben wohl wenig auf ſich, denn der Himmel iſt doch nichts als Atmoſphäre, oder man könnte denn gleich ihre Schöpfung zum erſten Tage rechnen, da es heißt: Gott ſchuf Himmel und Erde, die Erſchaffung des Himmels ſelbſt macht auch nicht nothwendig, daß mit demſelben die Engel hervorgebracht ſeyen. Der Gedanke aber, daß die Worte: er ſahe an was er gemacht hatte, und es war gut, bey dem zweyten Tage nicht wiederholt worden, weil die Engel, zu welchen auch die Teufel gehörten, an demſelben erſchaffen worden, iſt nicht allein Gott nachtheilig, weil man ihn zum Urheber des Böſen machen würde, ſondern auch

falsch, indem das Werk des zweyten Tages erst am dritten seine Vollständigkeit erhielte, und an diesem dritten Tagewerk daher diese Worte: Gott habe es gut gefunden, zweymal vorkommen. Andere haben behauptet, daß Gott die Engel am ersten Tage erschaffen habe, denn da sie einfache Wesen seyn, zu unserer Erde nicht gehören, und nichts von derselben bedürfen, so sey es auch nicht nöthig gewesen mit ihrer Hervorbringung zu warten, bis andere Dinge erst erschaffen gewesen seyn. Dadurch habe Gott auch gleich Zeugen seiner Schöpfung gehabt. Sie glauben auch bey dem Hiob c. 38, 4. 7. 8. dazu einen Grund zu finden, wo es heißt, daß da die Erde gegründet worden sey, die Kinder Gottes Gott gelobt haben. Allein noch andere machen die Engel älter als die Erde, und glauben, daß selbst die Worte Hiobs dies anzeigen könnten, weil es da nicht heisse, daß Gott sie bey der Gründung der Erde erschaffen habe, sondern vielmehr, daß sie Gott damals gelobt hätten. Schon Origenes, Chrysostomus, Hieronymus, Damascenus hatten diese Meynung, der Arianer nicht zu gedenken, und diejenige, welche ein höheres Alter der Welt als die Mosaische Schöpfungsgeschichte annehmen, nahmen gleichfalls ein höheres Alter an. Die Gründe für das höhere Alter der Engel sind vornemlich diese. 1) So gleich bey dem Anfange der Welt gab es schon abgefallene Engel, welche die Verführer der Menschen wurden, und ohne alle Gnade von Gott verstossen sind. Wären aber die Engel nur allererst mit der Körperwelt entstanden, so würde es hart von Gott gewesen seyn, sie ohne alle Gnade zu verstossen, weil sie doch nur in ihrer ersten Kindheit gesündigt haben. Da er mit den Menschen mehrere Nachsicht gehabt habe, so könne man von der Billigkeit Gottes erwarten, daß er sie auch ihnen bewiesen haben würde. Es sey daher wahrscheinlich, daß die Engel längst vor der Körperwelt da gewesen seyn. 2) Moses gedenke bey der Erschaffung der Körperwelt der Engel gar nicht, und wären sie an einem der sechs Tagewerke hervorgebracht, so würde uns ohne Zweifel Moses davon Nachricht gegeben haben, weil ob sie gleich zu unserer Erdgeschichte nicht nothwendig gehören, ihrer doch nachher öfters Erwähnung geschahe. 3) Die Stelle im Hiob 38, daß die Kinder Gottes, Gott, da er die Erde erschaffen, gelobet, zeige an, daß sie schon viele Erfahrung gehabt, um jetzt das Neue und Grosse der Schöpfung zu beurtheilen, und sie schon viele Erkenntniß von Gott müssen gesammelt haben, ihn zu loben. Die Morgensterne, deren Hiob gedenke, seyen auch nichts anders als Engel gewesen, denn dies erfordere der parallelismus membrorum, indem in dem vorhergehenden hemistichio der Söhne Gottes gedacht werde. Ohnehin könnten keine Sterne, welche erst später vorkommen, verstanden werden, denn es sey nur ein Morgenstern, und dieser werde in der Bibel nicht der Stern des Morgens, sondern der leuchtende Stern, oder der Sohn der Morgenröthe genannt; hier aber wird von vielen Sternen des Morgens geredet. Poetisch werde das alte Nichts als eine Nacht vorgestellt, und die Engel als Morgensterne, die gleichsam den ersten Morgen der Schöpfung ausgemacht haben. Diejenigen aber, welche die Welt älter zu machen belieben, als die Geschichte Mosis reicht, haben noch weniger Bedenken, und nach solcher Voraussetzung noch mehr Grund vor sich, den Engeln ein höhers Alterthum zu geben. Denn ist die Erde schon viele 1000 Jahre vor der Bewohnung Adams und seiner Nachkommen da gewesen, so muß sie doch auch wohl vernünftige Bewohner, wie man es auch bey andern Planeten vermuthet, gehabt haben, zumal da man in der Erde selbst die Spuren einer ehemaligen Cultur und Werke vernünftiger Geschöpfe anzutreffen glaubt: und wenn man ein älters Menschengeschlecht annimmt, warum nicht auch Engel, welche längst vor Mosis Schöpfungsgeschichte existirt haben. Noch mehr, es hat mancher den Einfall, daß wohl die Engel selbst nichts anders als die ehemaligen Bewohner gewesen seyn mögen, welche ihren Prüfungsstand auf derselben gehabt haben, und wovon die guten jetzt die guten Engel, die bösen und gottlosen aber jetzt die bösen Engel ausmachen. Joh. Andr. de Luc führt darüber in dem 147ten Briefe des Landvogt Engels Meynung an, er ist nicht ungeneigt derselben beyzupflichten; er glaubt, daß solche Hypothese viele Umstände in der Schöpfungsgeschichte aufklären könne. Auch findet man in dieser Schrift die Muthmassung, daß die Engel die ersten Lehrer der Menschen gewesen seyn. Inzwischen bleibt das höhere Alter der Engel nichts weiter als Muthmassung, die noch überdem in der Schrift vieles wider sich hat.

Daß diese Geister Verstand und Willen haben ist keinem Zweifel unterworfen, sie haben aber auch ein grosses Vermögen auf unsere Körperwelt zu wirken, wie aus Ps. 103, 20. und den Wirkungen erhellet, welche ihnen in der Bibel zugeschrieben werden. Wie weit aber diese Wirkungen gehen, wissen wir nicht. Genug daß sie als Dependente Wesen von Gott unter der höhern Regierung Gottes stehen.

Unter ihnen trift man auch eine Subordination an. Es giebt unter ihnen wie unter allen Geschöpfen Grade und Stuffen der Vollkommenheiten, Verschiedenheiten der Talente, und der Anwendung ihrer Kräfte, die heil. Schrift bemerkt diesen Unterschied, und Daniel 7., 10. heißt es, daß einige vor Gott stehen, oder das Angesicht Gottes schauen, andere ihm dienen, und Luc. 1, 19. wird des Engels Gabriels gedacht, welcher von sich sagt: er sey einer von denen, welche vor Gott stehen, und Ephes. 1, 21. wird der Fürstenthümer, Gewalt, Macht, Herrschaft und alles erwähnt, was gedacht mag werden, in dieser und der zukünftigen Welt, über welche Christus herrsche. Das was hier in abstracto vorkommt, muß der orientalischen Art nach in concreto verstanden werden. Paulus war ein gebohrner Jude, und die Juden glaubten Obrigkeiten unter den Engeln, dahero auch hier seine Worte nicht anders verstanden werden können. Nach dem ganzen Zwecke des Apostels kann dies auch nicht anders als von Engeln verstanden werden, denn er wollte die Verehrung der Engel, welche die Essener bey den Christen einführen wollten wiederlegen. So wird auch Coloß. 1, 16. von Christo als dem Schöpfer von allem was im Himmel und auf Erden, sichtbar und unsichtbar ist, beyden von Thronen und Herrschaften und Fürstenthümern und Obrigkeiten geredet. Selbst unter den bösen Engeln wird eine solche Verschiedenheit angeführt, und von einem Obersten der Teufel und einer besondern Republik derselben geredet. Matth. 12, 24-26. Auch die besondern Namen der Engel zeigen das an. Gabriel Luc. 1, 19. ein Held Gottes. Michael Jud. und Offenb. Joh. der da ist wie Gott. Dann es ist doch nicht glaublich daß sie diese Namen im Himmel haben. Beelzebub der Herr der Wohnung. Man ist aber hiebey nicht stehen geblieben, sondern hat in der christ-

lichen Kirche gewisse Hierarchien angenommen, und zwar drey Hauptordnungen: die höchste mittlere und unterste. In der ersten rechnet man Cherubin, Seraphin und Thronen, zu der zweiten, die Gewaltigen welche die Geschäfte der Engel anordnen, die Fürstenthüme, welche Ländern und ganzen Provinzen vorstehen, und die Herrschaften, welche die Macht der Teufel einschränken; zu der dritten, die Kräfte, durch welche die Wunder geschehen, die Erzengel und Engel. Die Catholischen leiten diese 9 himmlischen Hierachien schon von dem Dionysius Areopagita her, dessen Apostelgesch. 17, 34. gedacht wird, und glaubten, daß solche in der Schrift in den verschiednen Benennungen der Engel liegen. Indessen ist diese Eintheilung vor dem 5ten Jahrhundert unbekannt, wie der Cardinal Cajetan, der Dionys. Petav, Launoi und andere erkennen. Augustinus contr. Priscill. c. 2. sagt: er glaube, daß es Thronen Herrschaften und Fürstenthümer im Himmel gebe, er wisse aber nicht, was sie bedeuten und wie sie verschieden seyn, und halte es für eine verwegene Anmassung, wenn man diese Sache bestimmen wolle. Man findet diese Hierarchien der Engel zuerst bey dem Johannes Damascenus. Was besonders die Cherubim und Seraphim betrift, so machen diese keinen wahren Unterschied der Engel aus. Cherubim ist nichts anders bey den Hebräern als eine poetische Fiction, und ist eben das, was bey den Römern die Donnerpferde. Sie redeten von einem Donnerwagen, welcher durch dergleichen Thieren gezogen werden. Moses setzt daher auch die Cherubim ins Allerheiligste, um die Allgegenwart Gottes anzuzeigen. Es werden zuweilen auch die Winde Cherubim genennt, weil durch dieselben die Donnerwolken fortgetrieben werden, zuweilen auch mächtige Könige, auch vollendete Gerechte, die beständig bey dem Throne Gottes sind.

Seraphim sind eigentlich eine Art der Cherubim, die werden theils aus Menschen in einer aufgerichteten Gestalt, theils aus einem andern Thier zusammengesetzt, einige hatten eine schlangenformigen Kopf und diese hiessen Seraphim.

Ein noch wichtigerer Unterschied der Engel beruht auf ihrer Moralität. Es gibt gute und auch böse Engel. Dieser Unterschied aber ist nicht so alt, als sie selbst sind. So wie Gott alles gut erschaffen hat, so waren es auch die Engel, unter welchen aber ein Theil seine Freyheit misbrauchte und von Gott abfiel, welche man Teufel nennt; andere aber im Stande des Gehorsams gegen Gott blieben, und diese heissen gute Engel, Engel des Lichts, oder auch Kinder Gottes, Engel Gottes und schlechthin Engel. Den guten Engeln eignet die heil. Schrift grosse Weisheit und Heiligkeit zum Unterschied der Teufel zu. Sie haben eine grosse Einsicht, da sie ihr Erkenntnißvermögen durch so viele Aeonen geübt, und durch den rechtmäßigen Gebrauch vollkommener gemacht haben, nicht durch die Bedürfnisse des Leibes, Zerstreuungen u. s. w. im Nachdenken und Fortschreiten der Erkenntniß gehindert werden; da der Umfang ihrer Kenntniße weit grösser und der Gegenstände, womit sie zu thun haben, weil sie im ganzen Reiche der Natur gebraucht werden weit mehrere sind, und überdem mit Gott selbst in einer genauern Verbindung stehen. In der Schrift werden sie als sehr weise Geister beschrieben, wenn z. E. 2 Cor. 14, 19. eine grosse Weisheit, die Weisheit eines Engels Gottes genannt, und mit vielem Verstande und Nachdrucke reden, durch Reden mit Engel Zungen ausgedruckt wird. 1 Cor. 13, 1. Sie heissen daher auch Engel des Lichts. Die Gegenstände ihrer Erkenntniß sind Gott, als das würdigste und höchste Object aller Erkenntniß für vernünftige Wesen, und mit welchem ihre vornehmste Beschäftigung ist, aber auch sowohl das Reich der Natur, weil sie Werkzeuge der göttlichen Vorsehung und Regierung sind, als auch das Reich der Gnaden, weil die ganze Regierung Gottes ihre Beziehung auf dasselbe hat, und sie so wohl bey der Offenbahrung Gottes an die Menschen, als auch besonders der Gesetzgebung, Anrichtung des Reichs Christi u. s. w. gebraucht worden sind. Indessen ist und bleibt ihre Erkenntniß immer begränzt, sie wachsen in derselben stuffenweise, und müssen ihre Kräfte immer durch die rechte Anwendung derselben erhöhen. Es ist daher auch möglich daß sie irren können. Hiob 4, 18. heißt, daß keiner von den Knechten Gottes ohne Tadel sey, und auch in seinen Boten, noch Thorheit gefunden werde. Die Boten werden den Menschen entgegen gesetzt, und müssen daher wohl Engel seyn: welche nach diesen Worten sich nicht selbst überlassen bleiben können, sondern durch Gottes Befehle und Anweisung immer in dem rechten Gebrauch und der rechten Anwendung ihrer Kräfte erhalten werden müssen.

Sie werden heilige Geister genennt, das ist sie haben die Fertigkeit das Gute und unter dem Guten das Beste zu erwählen, verabscheuen aber alles Böse. 2 Cor. 11, 14. heissen sie daher auch Engel des Lichts und Licht wird der Finsterniß entgegen gesetzt, welche ein Bild der Sünde ist. Licht ist daher so viel als moralische Güte und Heiligkeit. Eben deswegen heissen sie auch Kinder Gottes, und ihre Geschäfte bestehen nach der Schrift im Lobe Gottes in der Freude über die Bekehrung der Menschen und im Dienste ihres Schöpfers, und überhaupt in solchen Verrichtungen, welche die heiligste und reinste Natur der Engel anzeigen.

Es sind aber die gute Engel auch im Guten bestätigt, oder es ist nunmehro moralisch unmöglich daß sie wieder böß werden, und von Gott abfallen, (denn phosisch oder absolut unmöglich ist es nicht, weil sie immer eingeschränkte Wesen bleiben: und da sie nicht wie Sonne, Mond und Sterne, oder auch Thiere Gottes Absichten erfüllen, sondern als freye vernünftige Geschöpfe, so würden sie wann sie nicht ihre Kräfte gehörig übten und anwendeten, sündigen können.) Es ist hier eine Analogie zwischen Engeln und Menschen, so wie die leztere vor dem Fall in einem Zustand der Prüfung und Versuchung waren, so waren es auch die Engel: und einige waren und blieben gehorsam, andere aber sündigten. Es wird auch dieser erste Zustand der Engel zuweilen mit dem Stand der Gnaden bey den Menschen verglichen: weil sie in dem ersten Zustand sich zum zweyten vorbereiten sollten, in welchem sie Belohnungen ihrer Treue zu erwarten hatten; so wie die guten Menschen, welche hier Gottes Wohlthaten wohl anwenden, künftig eine Bestätigung im Guten zu erwarten haben, inzwischen sieht man leicht, daß diese leztere Vergleichung nicht völlig passend ist, indem wir in dem Stand der Gnaden schon als gefallene zu betrachten sind, welche eine Erlösung und Bekehrung nöthig haben. Wir können da uns die Bibel nichts davon sagt, nicht wissen, wie lange dieser Prüfungsstand gedauert habe, noch auch ob nicht in den Belohnungen selbst ein gewisser Unterschied nach der Verschiedenheit ihrer Treue statt gefun-

den, und eben daraus der Unterschied in ihrer Republik entstehe. In dem ersten Stande der Engel war also eine Möglichkeit zu sündigen, aber doch keine Nothwendigkeit, und sie konnten in der Vollkommenheit so zunehmen, daß sie nachher nicht mehr fallen und sündigen konnten. Doch muß diese Bestätigung im Guten recht verstanden werden. Einige haben sie als eine unmittelbare Handlung Gottes vorgestellt, so daß die Engel nun ohnmöglich und schlechterdings nicht mehr fallen könnten. Dieses veranlaßte bey dem Premontval den Einwurf: warum Gott nicht gleich die Engel so bestätigt habe, damit der Fall der Engel ganz vermieden worden wäre, und eben so schließt er in Ansehung des Menschen. Dieser Zweifel ist sehr wichtig, und so leicht nicht zu beantworten, wenn man die Bestätigung im Guten zur unmittelbaren Handlung Gottes macht: allein dies sagt uns die Bibel auch nicht, und überhaupt redet sie von der Bestätigung derselben nicht. Man könnte es daher noch als ein Problem ansehen, ob nicht die gute Engel noch abfallen könnten. Die heil. Schrift übergeht diesen Punkt, dann sie ist nur zu der Absicht gegeben, daß wir aus ihr lernen sollen, was uns zur Seligkeit zu wissen nöthig ist. Wenn auch ein guter Engel wirklich sündigte und noch abfiel, so würde uns dadurch selbst kein grösserer Schaden geschehen, und wir durch ihn in keine grössere Versuchung gestürzt, oder mehr verführt werden, er wäre nun das, was andere böse Geister auch sind. Inzwischen ob uns gleich die Bibel nichts ausdrückliches von der Befestigung der Engel im Guten sagt, so haben wir doch hinreichende Gründe sie zu behaupten. Wir schliessen schon voraus, daß so wie die Menschen in jenem Leben alle Gefahr zur Sünde werden überwunden haben, und dies ein Hauptstück unserer Glückseeligkeit ausmacht: dann die stete Furcht zu sündigen, hindert das Vergnügen und die Glückseeligkeit selbst, eben so auch die gute Engel durch die Güte Gottes werden bewahrt werden, daß sie nicht von Gott abfallen. Diese Engel haben auch nun einmal durch die stete treue Anwendung ihrer Kräfte eine solche Fertigkeit im Guten, die durch jede gute Handlung natürlich vermehrt wird, daß daraus eine moralische Unmöglichkeit entsteht anders als gut, und wirklich böse zu handeln. Das Böse hat durch die stete Ueberwindung desselben alle Reize für sie verlohren. Sie haben dabey eine so grose und zu solcher Vollkommenheit gebrachte Erkenntniß von Gott, seinen Eigenschaften, Werken und allem Guten. Diese Erkenntniß ist bey ihnen so viel stärker erhabener und lebhafter, weil sie solche nicht, wie wir, aus andern Zeugnissen oder auch symbolisch, sondern vielmehr anschauend haben. Die Strafen der bösen Engel, obgleich weder eigne noch fremde schlechthin nothwendig sind, uns im Guten zu befestigen, können doch mit dazu das ihrige beytragen. Der Anblik wirklich gestrafter Geschöpfe, und die Erfahrung der nicht blos gedroheten, sondern auch vollzogener Strafen, macht immer einen tiefern Eindruck von der Schädlichkeit und Abscheulichkeit der Sünde, besonders aber muß die Erlösung der Menschen durch Christum, und ein so grosses und geheimnißvolles Mittel unserer Versöhnung einen sehr wichtigen Einfluß auf die Beständigkeit der Engel im Guten machen. Man muß daher die Bestättigung der guten Engel nicht zu einer blos unmittelbaren Handlung machen, obgleich Gott allerdings das Seinige dabey thut, indem wir durch Belohnungen ihrer Treue glauben müssen, und wohl keine andere denken können, als ein höheres Maas von Gaben und Kräften, und die Analogie mit den guten Menschen in jenem Leben uns auf dieselbe führt; sondern sie ist zugleich mittelbar und natürliche Folge ihrer Handlungen selbst. Dadurch fallen viele Schwierigkeiten und Einwendungen weg; und man sieht, wie bey ihnen eine immer fortgesetzte Treue nöthig ist.

Die heil. Schrift legt ihnen auch eine besondere vorzügliche Macht, oder Kraft bey, grosse Wirkungen hervorzubringen, 2 Pet. 2, 11. ff. heißt es von ihnen daß sie weit grössere Macht und Stärke haben, als die Menschen, und es kommen dergleichen grosse Wirkungen, welche ihnen zugeschrieben werden, mehrere in der heil. Schrift vor. 1 Mos. 19, 10. 11. Matth. 28, 2. Apostelgesch. 5, 19. 12, 7. 11. u. a. m. Eben das beweiset ihr Gebrauch, da sie zu Werkzeugen der Vorsehung und Regierung Gottes in der Welt gebraucht werden. Man hat zwar ihre Wirkungen auf die Körper- und Geisterwelt vielfältig in Zweifel gezogen, und sowohl Bekker und Stosch als andere neuere haben vieles dagegen eingewendt, allein daß ein Geist auch in Körper wirken könne, erhellet doch nicht allein aus den Wirkungen Gottes, sondern wenn man auch von Gott nicht auf endliche Geister schliessen kann, aus den Wirkungen unserer Geister oder Menschen Seelen auf unsere Körper. Wenn wir gleich solche nicht erklären können, so hat man doch auch in der Vernunft keinen Grund solche zu leugnen, und überdem haben wir das klare Zeugniß der heil. Schrift hierin für uns. Diese Zeugnisse sind von der Art, daß die gezwungensten und ungereimtesten Erklärungen herauskommen musten, wenn wir sie nicht zugeben wollen. Dergleichen sind 1 Mos. 18, 19. 32, 1. 2. 4 Mos. 22, 22. Jos. 5, 23. 2 Sam. 24, 16. 17. Luc. 1, 11. ff. 26. ff. 2, 10. ff. und so viele andere mehr. Doch müssen ihre Wirkungen nicht so weit ausgedehnt werden, als ob sie auch Wunder verrichten könnten. Die heilige Schrift eignet die Wunder allein Gott zu. s. Wunder.

Was die Verrichtungen der Engel betrift, so hat uns die heil. Schrift davon nicht ausführlich belehrt, weil das für uns nicht nöthig ist, und man muß nicht denken, als wann das, was sie davon sagt, alles ausmache, und sie weiter nichts thun als nur Gott loben und singen. Wir wissen, daß die Thätigkeit selbst ein Stück der Glückseeligkeit sey, und Gott hat in der ganzen Natur die Arbeit zu einem Mittel des Vergnügens gemacht; je edler ein Thier ist, desto geschäftiger ist es, und je edler ein Geist ist, desto thätiger und arbeitsamer ist er auch. Wenn wir aber auch Verrichtungen der Engel selbst nicht angeben können, so wissen wir doch die Objecte derselben. Erstlich haben sie ihre Beschäftigungen unter und gegen einander, und stehen in einer Verbindung und machen gleichsam eine Republik aus. Weder die Erkenntniß Gottes noch die Geschäfte in der Körperwelt, die so groß nicht sind, können alle ihre Verrichtungen ausmachen. Sie haben ein gemeines Wesen unter sich, und also auch Pflichten und Arbeiten gegen einander. Die Gichtilianer hatten den Irrthum, daß die Engel weiter nichts thäten, als Gott loben, und weil die Menschen den Engeln suchen sollen ähnlich zu werden, so kamen sie auf den seltsamen Einfall, daß man von aller leiblicher Arbeit abstehen müßte, um den Engeln ähnlicher zu werden. Der zweyte Gegenstand ihrer Verrichtungen ist Gott selbst, Betrachtungen, Erkenntniß und Bewunderung seiner Werke und Wege,

tiefſte Ehrfurcht und Anbetung. Dieſes Gebet wird Apoſtelgeſch. 8, 3. unter einem Rauchwerk vorgeſtellt. Es kennen auch die Engel nicht allein für ſich Bitten zu Gott haben, ſondern auch beſonders für die Kirche auf Erden. Doch folgt daraus nicht, daß wir nun die Engel auch anbeten, oder ihre Fürbitte erbitten müßten. Wenn ein Engel bey uns wirklich gegenwärtig wäre, und uns erſchiene, ſo würden wir freylich denſelben eben ſowol und noch mehr als fromme Menſchen um ihre Fürbitte bey Gott anſprechen dürfen, aber einem Engel oder die Engel von deren Gegenwart bey uns wir nichts wiſſen iſt entweder Abgötterey, da wir ihnen göttliche Eigenſchaften, z. E. Allgegenwart und Allwiſſenheit zuſchreiben, oder würde doch zur Abgötterey führen, und Veranlaſſung dazu geben. Die Schrift weiſet uns in unſern Gebeten allein auf Gott, verbietet bey allen Geſchöpfen alle andere Anbetung und Suchen der Hülfe, auſer bey Gott, und zeigt uns, daß man getroſt ihn anbeten und ſein Gemüth zu ihm richten könne. Engel können unſere Gedanken, Gebete und ihre Aufrichtigkeit nicht wiſſen, und der Umweg, daß ſie ſolches alles aus Gott als einem Spiegel erkenneten, iſt ein ſtetes Wunder. Der *cultus civilis* oder bürgerliche Verehrung würde wenn ſie uns erſchienen eben ſo ſtatt finden, als wir ihn großen und verſtändigen Menſchen erweiſen, oder wenn wir denn darunter nichts weiter verſtünden, als Nacheiferung, aber ein ſolcher Dienſt wodurch ſie als Oberherrn der Welt vorgeſtellt werden, iſt unrecht, denn Gott hat auf keine Weiſe die Welt den Engeln unterworfen Ebr. 2, 5. und Offenb. Joh. 19, will Johannes einen Engel eine bürgerliche Verehrung beweiſen (denn einem Abgötterey kann man ihr doch nicht Schuld geben) der Engel aber verwirft es und ſagt: bete mich nicht an, ich bin dein Mitknecht, das iſt ich bin ein Geſchöpf wie du, und Geſchöpfe dürfen nicht angebetet werden. Zu den Verrichtungen in Abſicht auf Gott, gehört auch daß ſie ſeine Befehle und die Körperwelt ausrichten Pſ. 103, 20. Gott wirkt nicht immer unmittelbar, ſondern mittelbar, und braucht dazu auch der Engel. Dieſe Wirkungen ſind nun freylich über die Kräfte der Menſchen, aber nicht die Kräfte der Engel, und dabey ſtehen ſie immer unter der göttlichen Regierung. Drittens gehen die Geſchäfte der Engel auf die Welt, ob ſie aber auch auſer der Erde ihre Beſchäftigungen und bey andern Weltkörpern haben, wiſſen wir nicht. Einige vermuthen es, und ſchlieſſen es theils aus den Ausdrücken, daß ſie im Himmel ſind, theil daraus, weil dieſe Erde und die Menſchen gegen andere groſe Weltkörper viel zu geringe ſind, als daß ihre Beſchäftigung blos auf uns eingeſchränkt werden ſollte. Die Schrift redet indeſſen nur von dem, was ſie auf Erden und beſonders bey den Menſchen thun, denen Gott Heil oder Hülfe will wieder fahren laſſen.

Hier iſt nun die Frage: ob jeder Menſch, und ſo auch jede Provinz ihre beſondere Engel habe. Die Lehre von beſondern Schutzengel welche jeder Menſch habe, iſt ſehr alt. Die Heiden haben ſchon dergleichen gehabt, und die Römer nanten ſie *genios* oder bey den Weibern *Junones*. Man kann zwar nicht behaupten, daß die Lehre von den Schutzengeln der geſunden Vernunft widerſpreche, allein die Schrift weiß nichts davon, und es ſcheint auch unglaublich zu ſeyn, daß es eine ſo ungeheure Anzahl von Engeln gebe, zumal wenn ich annehme, daß ſie nicht allein für die Bewohner der Erde, ſondern auch anderer Planeten beſorgt ſind, und dieſe eben ſo gut wie jene des Schutzes der Engel bedürfen. Zudem ſcheint es, daß es für die Kräfte und Thätigkeit der Engel zu wenig ſey, ein einziges Kind oder einen einzigen Menſchen zu bewahren. Die Schrift redet von ſolchen einzelnen Engeln bey einzelnen Menſchen nicht, ſondern nur überhaupt bald von einem, bald von mehreren, die ſich der Menſchen annehmen. Man glaubt zwar Apoſtelgeſch. 12, 15. etwas zufinden, wo erzählt wird, daß die Chriſten eben damals verſamlet geweſen, als Petrus durch einen Engel aus dem Gefängniß frey gemacht worden, und an der Thüre der Verſamlung angeklopft, und verlangt habe eingelaſſen zu werden, wo einer von der Verſamlung geſagt habe, es ſey der Engel Petro, aber wenn die Verſamlung auch würklich bey Petrus einen beſondern Schutzengel geglaubt hat, ſo folgt nicht, daß ſie darin recht gehabt, indem hier doch keine Männer reden, die den Geiſt der Eingebung hatten, und Lucas es nicht für wahr erklärt noch weniger folgt darauf, daß jeder Menſch einen beſondern Schutzengel habe. Matth. 18, 10. ſagt zwar Chriſtus, daß die Engel der Kinder allezeit das Angeſicht Gottes im Himmel ſehen, aber doch kann man daraus nichts mehr beweiſen, als daß die Kinder des Schutzes der Engel genieſſen. Hebr. 1, 14. ſagt Paulus, daß die Engel dienſtbare Geiſter ſind, ausgeſandt um derer willen, die die Seeligkeit genieſſen ſollen, und daraus hat man den Schluß ziehen wollen, daß die Frommen ſolcher beſondern Schutzengel ſich zu erfreuen haben. Allein die Ueberſetzung iſt nicht einmal richtig, indem nicht von den Frommen, ſondern von denen geredet wird, denen Hülfe oder etwas Gutes erwieſen werden ſoll, noch weniger kann man daraus erweiſen, daß auch jeder Fromme ſeinen beſondern Engel habe. Pſalm. 34, 8. heißt es: der Engel des Herrn lagere ſich um die her, die ihn fürchten; allein es wird oft die einzelne Zahl für mehrere gebraucht, es iſt die Frage, ob man Engel hier als eine beſondere Subſtanz nehmen müſſe, und endlich findet man weiter nichts, als höchſtens, daß ſich Gott der Engel zum Schutz der Frommen bediene. Eben ſo iſt es mit Pſalm. 91, 11. 12. Inzwiſchen iſt immer ſo viel wahres in der Sache, daß ſich Gott in der Regierung der Engel bediene, und da ſeine Vorſehung ſich beſonders an den Frommen beweiſet, ſich auch die Frommen vornehmlich ihres Schutzes zu erfreuen haben; und die Meinung von den beſondern Schutzengel iſt wenigſtens nicht gefährlich, daß man ſie nicht jeden laſſen könne; aber ſie iſt doch keine Lehre der Schrift.

Man pflegt auch anzunehmen, daß ganze Völker und Länder einen beſondern Engel hätten, der ihnen vorgeſetzt ſey Daniel 10, 20. 21. redet ein Engel mit Daniel, welcher mit Michael c. 12, 1. verbunden iſt, der ein Fürſt Iſrael genannt wird, und dabey wird der Fürſten von Perſien und von Griechenland gedacht, mit welchen Michael ſtreiten wolle, und welche daher wol keine gute Engel ſeyn können. Daraus ſchließt man weiter, daß jedes Land ſeinen beſondern Engel habe. Allein man würde daraus weiter nichts ſchließen können, als daß ſich in der damaligen Noth das Volk ein Engel ihrer beſonders angenommen habe, und daß ihre Verfolgungen von Perſern und Griechen durch einen böſen Engel erregt worden. Ueberdem kommen bey dem Daniel Geſichte und viele figür-

liche, hieroglyphische und uneigentliche Vorstellungen vor, daher auf diese Stelle nicht viel gebauet werden kann, und kann die ganze Meinung dahin gehen, daß Gott sich des Volks gegen die ungerechten Verfolgungen ihrer Feinde annehmen wolle. Im neuen Testament heißt es wenigstens Hebr. 2, 5. daß Gott diese Welt den Engeln nicht unterworfen habe.

Die Art, wie sich die Engel der Menschen annehmen, ist uns nicht erklärt es kann aber auf mancherley Weise geschehen: und sie können durch die geringsten und unmerklichsten Veränderungen Gesundheit und Leben retten. Einige meinen, daß sie auch wol einen Einfluß auf unsere Gedanken haben; weil doch auch den bösen Engeln dergleichen zugeschrieben wird, z. E. Luc. 8, 12. daß sie das Wort von unsern Herzen nehmen, und weil oft von Träumen geredet wird, in welchen die Engel den Menschen etwas bekannt gemacht haben. Auf diese Art kämen dem Menschen noch zuweilen in einem Traume, Warnungen oder Belehrungen vor die nicht leicht aus natürlichen Ursachen erklärt werden könnten, und wovon also auch wohl ein Engel der Urheber seyn könne. An sich ist es wohl nichts unmögliches daß Geister in Geister wirken, und Engel Wirkungen auf unsere Seele haben können. Inzwischen ist doch ihre Wirkung auf uns nicht leicht von ordentlichen natürlichen Wirkungen, die von der Einrichtung der Natur herrühren, zu unterscheiden.

Die Zahl der Engel ist sehr groß, wie man aus mehreren Stellen der Bibel sieht, wie groß sie sey, ist nicht auszumachen. Daniel sagt: tausendmal tausend stunden vor ihm und zehntausendmal zehntausend dienten ihm. Hier ist aber keine bestimmte Zahl angegeben, sondern so wie man Menschen zu tausenden zählt, so zählt man Engel zu zehntausenden, und überhaupt redet er bildlich und figürlich und stellt die Hoheit und Majestät Gottes auf eine sinnliche und billige Art vor. Er nimmt das Bild von orientalischen und besonders persischen Königen her, bey welchen die vornehmsten Bedienten des Hofes vor dem Könige stunden und das Antlitz desselben sehen könnten, andere aber hinter ihm. Moses sagt 5 B. Mos. 33, 3. in seinem Abschied Seegen: der Herr komme mit vielen tausend Engeln, und Hebr. 12, 22. wird der Menge vieler tausend Engel gedacht; woraus das grose Reich vermuthlich freyer Geschöpfe erkannt wird, die Gott anbeten. Die Bemühungen, welche sich manche gegeben haben, die Zahl der Engel auszurechnen sind sehr vergeblich. So haben einige aus dem Gleichnisse Christi von den 99 Schaafen und dem einen verlohrnen Schaafe das Verhältniß der Engel gegen den Menschen wie 99 zu 1 bestimmen wollen. Manche Väter aber haben aus den zwölf Legionen Engeln, wovon Christus sagt, daß sie ihm sein Vater senden könne, ihre Anzahl auf hundert tausend setzen wollen.

Noch könnte man fragen: wo ist der Wohnort der Engel. Die Schrift redet vom Himmel; allein dieß ist noch immer unbestimmt. Denn der Himmel kann heissen, die Himmelsluft, oder die Planeten und Fixsterne, oder auch unsere Atmosphäre, oder auch der Ort der Seeligen. Es scheint dieser Zusatz, daß sie im Himmel sind, nicht so wol ihre Art als ihren Zustand anzudeuten. So wie Gott im Himmel als einem besondern Sitz der Majestät und Seeligkeit wohnend vorgestellt wird, so werden die Engel, weil sie theils an seiner Seeligkeit Antheil nehmen, theils als seine Diener vorgestellt werden, auch so beschrieben, als wenn ihr Aufenthalt im Himmel wäre. Ihren Ort wissen wir also nicht.

Von den bösen Engeln siehe den Artikel. Dämonen und Teufel.

Engel (oriental) Die Meinungen der Juden von den Engeln haben wir oben in dem Artikel: Dämonen der Juden vorgetragen. Hier wollen wir dasjenige anführen, was die Mahomedaner davon halten, und uns besonders auf dasjenige einschränken, was der Koran davon sagt. Die Mahommedaner stellen sich die Engel nicht als bloße unsichtbare Geister vor, sondern sie geben ihnen eine körperliche Gestalt, doch so, daß sie sich so wohl sichtbar, als unsichtbar machen können. Einige von ihnen haben zwey, andere drey, noch andere vier Flügel. Unter andern Verrichtungen ist ihnen auch die Aufsicht über die Hölle übertragen, und es sind ihrer neunzehen, die zu Befehlshabern über den Ort der Quaal ernannt sind. Die alten Araber gaben ihnen zum theil weibliche Namen, und nennten sie deswegen Töchter Gottes. Muhammed aber eifert sehr über diese Benennung, weil es nach der Sitte der Araber eben kein so gar grosses Glück sey, Töchter zu zeugen, so sey es auch Gott nachtheilig, wenn man seine vornehmsten Geschöpfe, seine Töchter nennen wollte. Ohnerachtet sich die Engel ihrer grossen Vorzüge bewußt sind, worunter dieses keiner der geringsten ist, daß sie den Thron Gottes tragen; so sind sie doch nach dem Ausspruch des Korans demüthig, sie brüsten sich mit keinem Stolz in seinem Dienste, sie werden nicht müde, und preisen ihn Tag und Nacht. Die Mahommedaner geben vor, daß unter den Engeln ein gewisser Orden von solchen Engeln sey, die den Koran lesen, und sich daraus erbaueten. Ein Theil von den Engeln ist zu Hütern der Menschen bestimmt, die nicht nur, so lange sie leben, auf sie acht geben, sondern sie auch in das Paradies begleiten, und ihnen daselbst zu dienen bereit seyn. Weil sie glauben, daß die Seelen der Menschen in den Gräbern bey ihren Leibern sich bis an das jüngste Gericht aufhalten, so setzen sie auch Engel hieher, damit niemand den Seelen schaden könne. Aber die Engel haben auch bey dem Tode eines Menschen noch eine andere Verrichtung. Wenn ein Mensch stirbt, so muß er in dem Grabe von zweyen Engeln, die sie Mongir und Nakir heissen, ein scharfes Examen ausstehen. Vor diese muß sich der Tod aufrecht hinstellen, und denn fragen sie ihn, wie er Gott und seinen Propheten, gehorcht habe? Fällt nun die Antwort nicht gut aus, so schlägt ihn der eine Engel mit einer Keule auf einen Streich, sieben Ellen tief in die Erde hinab; der andere aber hat einen Hacken in der Hand, und zieht ihn noch tiefer zur Hölle. Besteht aber der Verstorbene gut, so sind gleich zwey andere weisse Engel da, die ihn vor den schwarzen behüten, und bis an den jüngsten Tag bey ihm bleiben. Mahommed erzählt auch einige Geschichte, aus denen er beweisen will, daß die Engel den Menschen auch noch im Leben Dienste erweisen. Da Mahommed mit 313 der Seinigen bey Bedr viele tausend Koreischiten angegriffen hat, so kamen ihm 5000 gewaffnete Engel in verschiedener Kleidung zu Hülfe. Insonderheit mußte ihm der Engel Gabriel gar oft aus der Noth helfen. Bey seiner Geburt verrichtete dieser das Amt der Beschneidung, eröffnete ihm die Brust, und reinigte sein Herz. Da

er

er nach Mecha reiſte, machte ihm ein Engel die rauen Wege eben, und Gabriel brachte die Hütte, die zweytauſend Jahre vor der Erſchaffung Adams für ihn bereitet war, aus dem Paradieſe. Dieſe Hütte war durchſichtig und vor den herrlichſten Edelſteinen bereitet. Da Gabriel dieſe Hütte brachte, ſahen alle Jungfrauen im Paradieſe zum Fenſter heraus, und lobten Gott, daß Mahomed gebohren ſey. Bey der Hochzeit Mahomeds hatte Gabriel und noch andere Engel gleichfals ihre Verrichtung. Die Lehre von den Engel iſt in der mahometaniſchen Dogmatik eine Lehre von großer Wichtigkeit. Wer entweder ganz und gar leugnet, daß es Engel gebe, oder einen derſelben haſſet, oder einen Unterſchied des Geſchlechts unter ihnen behauptet, der wird von ihnen für einen Ungläubigen gehalten. Sie glauben, daß die Engel, als Diener Gottes beſtändig in ſeiner unmittelbaren Gegenwart beſchäfftigt ſind, und ſeine Befehle bey aller Gelegenheit vollziehen. Von ihren reinen und ſubtilen Leibern machen ſie ſich die Vorſtellung, daß ſolche aus Feuer, oder vielmehr aus Licht geſchaffen, und eben dadurch von den thieriſchen Verrichtungen frey ſind. Sie behaupten ferner, daß ſie mancherley Geſtalten annehmen können. Sie glauben auch, daß es verſchiedene Orden unter den Engel gebe, daß man aber auch die von der höchſten Ordnung nicht anbeten dürfe. Einige wären geordnet, um Nachrichten von den Handlungen der Menſchen einzuziehen, andere, um die Seelen der Menſchen nach ihrem Tod in die andere Welt zu tragen, andere hielten Wache gegen den Teufel. Sie ſchreiben jedem Menſchen zwey Schutzengel zu, die aber alle Tage abwechſelten. Die Vornehmſten dieſer Engel ſind, Gabriel, Michael, Azrail und Iſrafil. Der Gabriel nennen ſie den Geiſt der Offenbarung, weil er dem Mahomed bald in ſeiner wahren Geſtalt, bald in einer menſchlichen, erſchienen, und demſelben den Koran offenbaret habe. Den Michael halten ſie für den Beſchützer der Juden. Den Azrail heiſſen ſie den Todesengel, weil er die menſchlichen Seelen vom Leibe trennt. Den Namen Iſrafil geben ſie demjenigen Engel, der dereinſten bey der Auferſtehung der Todten die Trompete blaſen wird. Man bemerkt, daß die Namen dieſer vier Engel auf gleiche Art in dem apocryphiſchen Evangelio St. Barnabä beſchrieben werden, nur daß die zwey leztern Engel Uriel und Raphael genennt werden. Einige glauben auch, daß der Engel Iſrafil, mit den in der Schrifft vorkommenden Seraphin einerley ſey. Man glaubt, daß die Mahommedaner ihr Lehrgebäude von den Engeln, von den Juden und Perſern angenommen habe. Leztere haben ſchon in den älteſten Zeiten die Dienſtleiſſung der Engel und ihre Aufſicht über die Welt angenommen (ſ. Dämonen). Sie nennen die Engel in ihrer Sprache Firiſchteh Boten, oder Geſandten, welche Bedeutung auch das arabiſche Melac, das hebreiſche מַלְאָךְ und das griechiſche, ἀγγελος haben. Den Gabriel nennen ſie Soruſch, und Revan bakhſch, d. i. den Geber der Seelen, Azrail heißt Mordad, oder Geber des Todes, Michael; Beſchter, weil er für den Unterhalt der menſchlichen Seele Sorge trägt. Den Teufel nennen die Mahommedaner Eblis, ſ. an ſeinem Ort.

Auſſer den Engeln haben die Mahommedaner noch eine andere Art unſichbarer Weſen, die zwar auch aus Feuer, aber von einem gröbern Stoff, als die eigentlichen Engel erſchaffen worden. Die Mahommedaner glauben, daß dieſelbe ſterblich ſind, eſſen und trinken, und ihr Geſchlecht vermehren; daß ſie des Abends alle einſame Orte und Wüſteneyen durchwandern. Wenn ſich die Mahomedaner an ſolchen Orten befinden, ſo nehmen ſie ihre Zuflucht zu dem Oberhaupt dieſer Genien mit folgenden Worten: ich nehme meine Zuflucht zu dem Herrn dieſes Thals, daß er mich vor den Muthwilligen unter ſeinem Volk beſchüze. ſ. Div. (22)

Engel, iſt ein holländiſches Gewicht und der zwanzigſte Theil einer holländiſchen Unze bey dem Münzgewigt wird ein Engel zu 32. Aſentroys gerechnet. (28)

Engelblum (botan) iſt ein Beyname einer Gattung Kuhrkraut (*Gnaphalium dioicum* L.) und der Trollblum (*Trollius* L.) (9)

Engelbrod. So wird das Manna vom David Pſ. 78, 25. genennt. Im Hebräiſchen ſteht, das Brod der Starken, der Mächtigen. Daß hiedurch die Vorzüglichkeit dieſer Speiſe angezeigt wird, iſt wohl auſſer Zweifel; aber in der Erklärung dieſes metaphoriſchen Ausdrucks ſind nicht alle Ausleger einig. Einige bleiben bey der eigentlichen Bedeutung des Worts אבירים ſtehen, und erklären es durch eine Speiſe, woran ſich ſelbſten Vornehme und Mächtige würden ergözt haben. Andern iſt das Brod der Mächtigen ſo viel als eine ſtarke nahrhafte Speiſe, in Gegenſatz deſſen, daß es die Iſraeliten eine leichte Speiſe nennten. 4 B. Moſ. 21, 5. Andere verſtehen unter den אבירים die Engel, und erklären es entweder für eine herrliche Speiſe, weil der Beyſatz, Engel, in der heiligen Schrifft oft etwas vorzügliches anzeigt, z. E. das Angeſicht eines Engels Gottes; oder weil es durch den Dienſt der Engel bereitet worden. Uns gefällt die erſte Erklärung am beſten; in der Hauptſache laufen ſie alle auf eines hinaus. (22)

Engelfiſch (naturgeſch.) *Squalus Squatina* L.

Engelgroſchen ſ. Schreckenberger.

Engellot. war im 16ten Jahrhundert eine Goldmünz-Sorte, deren 45 Stück auf eine rauhe Mark giengen und in derſelben 23 Kr. 10 grl. fein Gold hielten, galten damals 2 Fl. 8 Batzen 2½ Kr. A. 1620. galten ſie 4 Fl. 40 Kr. gegen Ducaten zu 3 Fl. 12 Kr. und gegen Goldgulden zu 2 Fl. 20 Kr. A. 1622. wurden ſie in einem heſſiſchen Münz Edict, die alten auf 74. die neuen hingegen auf 58 heſſiſche Alb. 32 pr. 1 Rthl. geſezt. A. 1623 wurden dieſelben auf 3 Fl. 24 Kr. gegen Ducaten zu 2 Fl. 20 Kr. herunter geſezt. (29)

Engelſche, wurde eine gewiſſe kleine Silber-Münz die, im 14ten Jahrhundert vor 12 Heller oder vor einen Weißpfennig courſirte, und aus Engelland herſtammete genennet. (29)

Engelsbrüder. ſ. Gichtelianer.

Engelsfiſch (Naturgeſch.) Klein beſchreibt ein beſonders Fiſchgeſchlecht und nennt es *Rhina* (Engelsfiſch.) Nach ſeinem Syſtem gehört es in die Claſſe der Fiſche, welche durch fünf Oeffnungen der mit Floſſen beſezten Seiten Athem holen und bedeckte Kiemen haben. Der Herr von Linne bringt ihn unter das Geſchlecht des Haay (*Squalus*) und giebt ihm den Beynamen *Squatina*. Wir werden ihn im Artikel Haay beſchreiben. (9)

Engelsflügel (Conchyl.) der Kampfhahn, der Hahn des Linne, *Strombus Gallus* L. p. 1209. Spec. 496. *Strombus teſtae labro dilatato, antice mucro-*

nato longiſſimo, dorſo coronato cauda recta L. Liſter *Hiſt. Conchil* tab. 874. fig. 30. Bonanni *Recreat.* Claſſ. III. fig. 309. 310. Bonanni *Muſ.* Kircher. Claſſ. III. fig. 310. 311. Rumph Amboin. Karitetenk. tab. 37. 5. Gualtieri *Index teſtar* tab. 32. fig. M. Seba *Theſaur.* Tom. III. tab. 62. fig. 1. 2. Knorr *Deliciæ* tab. P. 4. fig. 3. Knorr Vergnüg. Th. 4. tab. 12. fig. 1. Muſ. Gottwald. tab. 18. fig. 129. a Martini Conchyl. Th. 3. tab. 84. fig. 841. 842. tab. 85. fig. 846. Schröter Einleitung in die Conchilienkenntniß. Th. 1. S. 427. franz. *Aile d'Ange* holländiſcher *Kemphaan.* Nach Linne hat der Engelsflügel eine Breite, oder ausgedehnte Mündungslefze, welche oben in eine ſehr lange Spitze ausgehet, der Rücken iſt gekrönt und der Schwanz gerade. Dieſe Conchylie gehöret unter diejenigen Flügelſchneken, welche eine ganz anſehnliche Gröſſe erhalten, denn das im Gottwaldiſchen Muſeum abgebildete Beyſpiel, iſt mit dem Finger ſechs Zoll, der Finger ſelbſt aber zwey Zoll lang. Linne konnte dieſem Engelsflügel daher *labrum antice longiſſimum* beylegen, denn unter alle den Flügelſchnecken, die eine hervorragenden Finger haben, hat dieſer Engelsflügel allerdings den längſten Finger, ob er gleich an einzelnen Beyſpielen bald länger bald kürzer iſt. Der Körper ſelbſt hat einen etwasbreiten Bau, und einen hervorragenden ziemlich breiten etwas gebogenen ziemlich ſtarken doch gerade nicht allzudicken Flügel, der oben in einen langen Finger ausgehet, der nach und nach ſpitziger wird und alſo unten viel breiter als oben iſt. An allen Beyſpielen iſt dieſer Finger von auſſen etwas blatt, an manchen Beyſpielen glatt, an den gewöhnlichſten mit einigen horizontalen Ribben und mehreren horizontalen gerade nicht allzuregelmäſigen Streifen belegt, inwendig aber hat er eine tiefe Furche. Vom Flügel an lauffen über den ganzen Rücken glatt, bald einfache bald doppelt neben einander liegende Ribben, von ungleicher Stärke, und oben am Fuß der erſten Windung ſiehet man eine Reihe ſtarker ſcharfer Knoten, unter denen die zwey erſten immer die ſtärkſten ſind. Von der zweyten Windung an, werden dieſe Knoten überaus klein, und man kann beynahe ſagen, ſie werden unkenntlich. Der Farbe nach erſcheinen ſie verſchieden, gemeiniglich auf weiſſen etwas in das röthliche ſpielenden Grunde, gelbbraun, oder braun gefleckt, geflammt oder marmorirt; oder einfärbig, braun, gelb, oder violet. In ihrer innern Bau kommt der Engelsflügel mit den mehreſten Flügelſchneken überein, die Spindel liegt ganz gerade und in dem Mittelpunkte der Conchylie, ſie iſt in einzelnen Gewinden betrachtet trichterförmig, die aufgeſchnittenen Windungen erſcheinen herzförmig, was man aber nicht erwarten ſolte iſt dieſes, daß der Schnitt von der zweyten Windung an in den Winkeln eine ſchöne violetblaue Farbe annimt. Dies thut dar, daß die eine Schalenlage violetblau ſeyn müſſe, folglich ſind die vorhergenannten violetblau gefärbten Engelsflügel, entweder junge oder abgezogene Beyſpiele.

Einige Schriftſteller belegen unſern Engelsflügel mit dem Namen des Fechters oder Weiſers, da aber dieſen Namen zwey andere Flügelſchnecken, nemlich *Strombus auris dianæ* und beſonders *Strombus pugilis* des Linne führen, ſo haben wir dieſe Namen hierbillig weggelaſſen. Siehe Fechter.

Unſern Engelsflügel findet man in Aſien und Amerika auch an den Ufern des rothen Meeres, aber eben nicht allzuhäufig, ſonderlich wenn ſein Farbenkleid noch gut und friſch und ſein Finger unverlezt iſt. In holländiſchen Auctionen werden ſie mit drey und vier Gulden bezahlt. (10)

Engelskopf. (Bauk.) Eine Bauzierath, welche in dem Geſichte eines Kindes mit Flügeln beſtehet, ſo bey Kirchengebäuden zu Verzierung kleiner Giebelfelder und anderer Dinge gebraucht worden. Heutzutage, wo man mehr auf die Andacht im Herzen, als auf die vorgeſtellte ſiehet, iſt dieſer Bauzierath gänzlich abgeſchaft, und ſezt man an deren Stellen, Roſen, Feſtons, Knöpfe, Cränze und dergleichen. (18)

Engelsköpfchen, ſ. Ahorn und Maßholder.

Engelsmark, (Metallurgie) ſonſt auch engliſcher Richtpfenning, iſt in 128 Engels, ein Engel in 32 Achſen und alſo die ganze Mark in 4096 Achſen getheilt, oder nach der Cölniſchen Mark machen

128	Engels	nach dem	Richtpfenning			55296	Theile.
64	—	—	—	—	—	27648	— —
32	—	—	—	—	—	13824	— —
16	—	—	—	—	—	6912	— —
8	—	—	—	—	—	3456	— —
4	—	—	—	—	—	1728	— —
2	—	—	—	—	—	864	— —
1	—	—	—	—	—	432	— —

Ein Achſen hält nach dem Richtpfenning $13\frac{1}{2}$

und theilet ſich in	32 Th.	4 Th.
	16	2 —
	8	1 —
		$\frac{1}{2}$ —

Nach dieſem engliſchen Richtpfenning hält eine Cölniſche Mark 152, eine Niederländiſche 160, eine Wieneriſche 183, eine Prager 165, eine Nürnberger und Augsſpurger 155, eine Erfurter 152, eine Cracauer 129, eine Polniſche 132, eine Preußiſche 124, eine Stockholmer 137, eine Wildauer 126, eine Danziger 123, und eine Breslauer 127 Engels. (12)

Engelsray. (Naturgeſch.) (*Rhinobatus*) Mit dieſem Namen wird ein Kleiniſches Fiſchgeſchlecht belegt. Es gehört zu den platten Fiſchen, welche Luftlöcher, die Kieme in der Bruſt und einen glatten Schwanz haben. Der griechiſche Namen (von ῥὶν ſquatina und βάτος rubus oder raia) giebt ſchon zu erkennen, daß er Aehnlichkeit mit dem Rochen und Engelsfiſch hat. Die erſte Gattung, welche Herr Klein bringt Herr v. Linne unter das Geſchlecht der Rochen (*Raia Rhinobatos*) wo wir es auch beſchreiben werden. Die andere Gattung iſt ein halb durchſichtiger Fiſch und hat einen kugelförmigen Kopf, ſonſt iſt ſie der erſten gleich. Der Körper iſt breit knorpelicht nicht gar dicke. Seine Länge beträgt einen Schuh und neun Zoll, von der Schnauze an bis 8 Zoll gegen den Hintertheil iſt er herzförmig und mitten 7 Zoll breit. Er hat keine offene Kiemen. An beyden Augen hat er ein Sprizloch, wodurch er das Waſſer auswirft. An jeder Seite befindet ſich eine weiche drey Finger lange Floſſe, eine zwo Queerfinger breite Floſſe ſitzt am Schwanze, und zwo dergleichen auf dem Rücken, welche dick dreyeckigt, zwey Queerfinger breit und $1\frac{1}{2}$ Finger lang ſind. Der Kopf leuchtet des Nachts. Das Fleiſch iſt eßbar und der Fiſch hat eine electriſche Kraft, welche beym Berühren ein Zittern in den Gliedern verurſachet. Er hält ſich in den Südamericaniſchen Gewäſſern auf. Sonſt heißt er auch *Puraque* und bey den Portugieſen *Peixe Viola.* (9)

Engelsschwester, (*Angelicae moniales*,) eine Congregation von Frauenspersonen, die um das Jahr 1530. in Mayland ihren Anfang genommen. Louisa Torelli Gräfin von Guastalla war ihre Stifterin; woher man sich auch manchmal Guastallinen, aber mit Unrecht, genennt hat. — Louisa Torelli war mit 25 Jahren zum zweytenmale Wittwe geworden und wollte nun nicht mehr heyrathen. Ihr Beichtvater, P. Baptist von Crema, ein Dominicaner, bewog sie, ihre reiche Grafschaft, da sie keine Kinder hatte, zum Nutzen des Nächsten zu verwenden; worauf sie junge Frauenspersonen in Mayland zusammenkommen ließ und mit ihnen unter mannichfaltigen Uebungen der Gottseligkeit dahin lebte. Der P. Baptist von Crema, unter dessen Anführung sie sich begeben, starb aber nicht lange nachher und Louisa Torelli unterwarf sich der Leitung des P. Anton Maria Zacharia, der einer von den dreyen Stiftern der Congregation der Chorherren des h. Paulus war, die man gewöhnlich Barnabiten, heißt. Zacharia wirkte sich sogleich von Pabst Paul III. ein Breve für sie aus; Louisa Torelli verkaufte ihre Grafschaft, baute ein weitläuftiges Kloster unter dem Titel: der Bekehrung des heil. Paulus, und lernte daselbst von Dominicanerinnen aus dem Kloster des h. Lazarus die klösterlichen Observanzen, worauf sie 1536. ihr Ordenskleid annahmen. Da es nun um nichts mehr, als um einen characteristischen Namen dieser Congregation zu thun war; so nannte sie Zacharia Engelsschwester oder Angelicen, um sie zu erinnern, wie sehr sie sich der Reinigkeit der Engel zu befleißigen hätten. Pabst Paul III. unterwarf sie dem Generale der Barnabiten. Da diese auf Missionen ausgiengen, so wurden sie von den Angelicen begleitet, um an der Bekehrung der Frauenspersonen zu arbeiten. Uebrigens haben die Engelsschwestern Kleidung, Observanzen und das Uebrige meistens mit den Dominicanerinnen gemein. — Aber Louisa Torelli von Guastalla machte noch eine andere Stiftung, indem sie ein prächtiges Haus in Gestalt eines Klosters mit einer Kirche bauen ließ, wohin sie verweisete Fräulein berief, denen man zwölf Jahre lang Erziehung und alles Nöthige geben sollte, worauf sie sich entweder verheyrathen oder zu den Angelicen übergehen könnten. Diesen hat man eigentlich den Namen: Guastallinen gegeben und das Haus das Collegium der Guastallinen genennt, worin denn auch Luisa Torelli ihr Leben beschlossen hat. (37)

Engelstrankkraut, ist ein Beyname des Bergwohlverley. (*Arnica montana.*) (9)

Engelsüß, (botan.) s. Punctfarrn.

Engelsüßcoralline. (Corall.) (*Sertularia articulata* Pallas *Elench.* p. 137. Num. 84. *Sertularia articulata pinnata, calyculis adpressis ovariis secundis ovatis operculatisque, majusculis.* Pall. Pallas holländ. p. 170. *Eike Vaaren Coralyn.* Ellis von den Corallarren S. 15. N. 10. Tab. VI. fig. a. A. *Corallina erecta pennata, denticulis alternis cauli appressis, Lonchitis vel Polypodii facie.* Ellis. Meer-Milzkraut oder Engelsüß. engl. *Sea Spleenwort or Polypodis.* franz. *Scolopendre ou Polypode de Mer.*) Diese gerade in die Höhe wachsende Coralline, sagt Ellis am angeführten Orte hat zwo Reihen von aufrecht stehenden, hohlen, und etwas zusammen gedrückten Zweigen, welche auf der Mitte des Stengels, einander gerad entgegengesetzt sind, in einer parallelen und abwechselnd gefiederten Gestalt, wie die Blätter des Engelsüß. Ein jedes Aestchen, ist mit zwo Reihen abwechselnd einander gegenüber stehender Zäckchen versehen, welche dergestalt mit dem Zweige verwachsen sind, daß sie einen Theil desselben auszumachen scheinen, ihre obersten Theile ausgenommen, als welche offen sind, und ein wenig noch auswärts schiessen. Der Hauptstengel ist hin und her mit Knoten, wie die Binsen (Juncus) versehen. Herr Ellis hat noch keine Coralline dieser Gattung mit ihren Bläschen erhalten können, darnach er eine vollkommene Beschreibung habe machen können. Herr Pallas aber hat diese Bläschen, oder Eyerstöcke entdeckt, und sagt: Ovaria majuscula secunde per stirpem sparsissima, subarrecta, pellucida, ovata, subrugosaque: ore vix marginato, clausoque operculo plano. Von ihrem Aufenthalte sagt uns Herr Ellis nur, daß sie von den Fischern nicht weit von dem Hafen von Dublin mit andern Meergewächsen gefunden worden sey; Herr Pallas aber giebt uns darüber mehr Auskunft, er nennet nicht nur das atlantische Meer, wo sie sich aufhält, sondern sagt auch daß sie auf den Conchylien sitze, und daß ihre zarten Wurzeln, sich wurmförmig auf den Muschelschalen ausbreiteten. Es sind grosse indianische Meereigeln, auf welchen Herr Pallas die schönsten Beyspiele dieser Art besitzt.

Linne führt die obige Figur des Ellis *Syst. Nat.* XII. p. 1313. spec. 27. bey seiner *Sertularia Lichenastrum*, doch unter einem Fragzeichen, und also zweifelhaft an. Herr Pallas sagt bey dieser Gelegenheit, daß diese und seine *Serturalia articulata* einander überaus nah verwand wären. Indessen kann man auch, wenn man die Beschreibungen von beyden Gattungen, und wer so glücklich ist sie in der Natur selbst zu besitzen, die Körper selbst unter einander vergleichet, das Abweichende von beyden, und besonders der Eyerbläschen nicht verkennen. Demohnerachtet scheinen sie mehr Abänderungen als verschiedene Gattungen zu seyn. (10)

Engelthaler, ist eine sächsische Silbermünze so Churfürst Johann Georg I. schlagen und einen Engel drauf prägen lassen, ihr Werth ist 8 bis 9 gute Groschen.

Engelweihe. Wenn dieser Ausdruck von den alten Schriftstellern gebraucht ist, so haben sie nach dem alten diplomatischen Calender, das St. Michaelis-Fest darunter verstanden. (8)

Engelwurz, (botan.) (*Angelica* L.) Mit diesem Namen wird ein Pflanzengeschlecht belegt, welches in die zweyte Ordnung der fünften Linneischen Classe (Pentandria digynia) gehört. Die Blumen sind in einer doppelten Dolde versammelt, deren allgemeine aus vielen Aesten bestehet und rundlich ist; die besonderen Dolden sind zur Zeit der Blüthe kugelrund. Die allgemeine Hülle ist drey bis fünfblättrich, die besondere klein und achtblättrich. Alle Blümchen sind fruchtbar, mit einem fünfzahnigen kaum sichtbaren Kelche versehen, und haben eine aus fünf gleichen lanzettförmigen etwas gekrümmten Blättchen bestehende Crone. Die fünf Staubfäden haben einfache Träger und einfache Staubbeutel. Der Stempel bestehet aus einem unter dem Boden sitzenden Fruchtknoten, zween umgebogenen Griffeln mit stumpfen Narben. Auf die Blüthe folgt eine rundliche eckige zweyspaltige Frucht mit zwey eyrunden, an einer Seite platten, an der andern rundlich erhabenen, mit einem Rande umgebenen und drey Linien gefurchten Saamenkörnern. Es sind folgende fünf Gattungen bekannt.

Erzengelwurz. (*Angelica archangelica* L. Oed.

dan. t. 206. Blackw. t. 496. *Angelica sativa* C. B. *Smyrnium Cordi* Lobel. Bruſtwurz, zahme Angelik, Heiligegeiſtwurz.) Sie wächſt in Lappland, Norwegen, Schweitz, auf den Alpen und Pyrenäen, wild. Hier zu Lande wird ſie häufig in Gärten gezogen, wo ſie gar leicht fortkommt und zwey auch wohl mehrere Jahre dauert. Die Wurzel iſt dick fleiſchig und ſehr ſtark riechend; der Stengel oft 6 Fuß hoch, dick, gefurcht, bläulich beſtäubt, oben in Aeſte getheilt, inwendig voller Mark. Die Blätter ſind doppelt gefiedert, die Blättchen länglich eingekerbt, das ungepaarte iſt viel gröſſer und in drey Lappen zerſchnitten. Die groſſe blaßgrüne Blattſcheide umgiebt den Stengel und die Aeſte. Die Blumen ſehen weiß aus und haben erhabene Dolden. Oft fehlt die allgemeine Hülle oder beſtehet nur aus einem Blättchen; die ganze Pflanze iſt balſamiſch gewürzhaft, daher man ſolche von jeher als eine Arzeney angerühmt und in die Apotheken aufgenommen hat. Beſonders gilt dieſes von der Wurzel, welche am ſtärkſten riecht. Sie iſt ſpindelförmig, auswendig gelbbraun inwendig weiß, ſchmeckt anfänglich ſüß und gewürzhaft, hinterher aber bitter und etwas brennend. Sie hat die nemliche Arzeneykraft wie andere Mittel aus der Claſſe der balſamiſchen gewürzhaften, treibt auf den Schweiß, zertheilt die ſchleimige Säfte der Lunge, ſtärkt den Magen, widerſtehet der Fäulnis und treibt die Blähungen. Man verordnet ſie daher in ſchleimigen Bruſtkrankheiten wo keine Fieberhitze iſt. Denn ſie macht Aufwallung im Blute. Man hat ein Extract in den Apotheken davon, welches mit Weingeiſt und mit Waſſer bereitet iſt, es iſt aber nicht ſo wirkſam als der Aufguß, welches bekanntlich von allen Extracten balſamiſcher Pflanzen gilt.

Leuchtende Engelwurz. (*Angelica lucida* L. Mill. dict. n. 5. Moriſ. hiſt. 3. p. 231. ſ. 9. t. 3. f. 8.) Sie wächſt in Canada wild und hat gleich groſſe eyrunde, ſägeförmig eingeſchnittene Blättchen.

Quirlförmige Engelwurz (*Angelica verticillaris* L. Jacq. hort. t. 130. *Angelica alpina ad nodos florida* Tournef.) Die gefiederten Blätter ſind ſehr weit auseinander geſperrt und beſtehen aus eyrunden, ſägezähnigen Blättchen. Der Stamm iſt mit den Blumenſtielen quirlförmig umgeben.

Schwarzrothe Engelwurz. (*Angelica atropurpurea* L. Mill. dict. n. 4. Corn. canad. 198. t. 199.) Sie wächſt in Canada wild, das äuſſerſte Blattpaar iſt aneinander gewachſen und das ungepaarte Blättchen aber geſtielt.

Wilde Engelwurz. (*Angelica ſylveſtris* L. Mill. dict. n. 3. Ludw. ect. t. 178. *Angelia imperatoria* de Necker.) Sie wächſt hier zu Lande und in andern nördlichen Reichen wild und perennirt. Sumpfige Plätze ſind ihre Wohnſtätte. Sie hat mit der Erzengelwurz viele Aehnlichkeit. Die Wurzel iſt dick und äſtig, der Stengel oft Manns hoch, und Daumens dick, in viele Aeſte getheilt. Die Blätter haben eine breite Scheide und ſind gefiedert. Die Blättchen enrund zugeſpitzt eingezackt, das ungepaarte iſt gröſſer. Sie iſt in den Apotheken nicht gebräuchlich. Doch wird ſie gegen das Mutterweh angerühmt. (9)

Engelwurz. (ökonomiſch) In Lappland iſt dieſe Pflanze in hohem Werthe. Die zarten Stengel werden geſchält und als eine ſchmackhafte Koſt roh gegeſſen. Auch wird von den getrockneten Stengeln in dortiger Gegend mit Milch oder Fleiſchbrühe ein Brey gekocht. Ueberhaupt iſt ſie bey dieſen Völkern faſt eine tägliche Speiſe. Hier zu Lande wird ſolche gar nicht gebraucht. (9)

Engelzungen, oder Engelſprache kommt 1 Cor. 13, 1. vor. Daß es eine verblümte und uneigentliche Redensart ſey, iſt ohne Zweifel; daher einige Ausleger dieſen Ausdruck überhaupt von einer vortreflichen Sprache erklären. Andere aber glauben, daß Paulus hier auf diejenige Art ziele, wie die Engel einander ihre Gedanken mittheilen. Man kann nicht zweifeln, daß die Engel und Geiſter eine gewiſſe Geſelligkeit unter einander haben, und auch einander ihre Gedanken mittheilen; daß ſolches aber durch die Sprache geſchehe iſt nicht glaublich, weil das Sprechen einen beſonders organiſirten Körper vorausſetzt. Wenn alſo Paulus hier Menſchen- und Engelſprachen zuſammenſetzt, ſo iſt nach unſrer Meynung der Gedanke, den er ausdrucken will dieſer: wenn ich die Wundergabe, fremde Sprachen zu reden, in einem ſolchen Maaſe hätte, daß ich nicht nur alle Sprachen in der Welt reden könnte, ſondern auch wüßte, wie unſichtbare und unkörperliche Geiſter einander ihre Gedanken mittheilen könnten, ich wäre aber dabey kalt an der Liebe Gottes und des Menſchen, ſo wäre ich einem helklingenden Erze gleich, das zwar ſchön tönet, aber keinen wahren Nutzen ſchaft. Einige Ausleger haben geglaubt, daß ſich Paulus hier nach den Begriffen und Meynungen der Juden richte, als welche den Engeln eine wirkliche Sprache zuſchreiben. So erzehlen die Talmudiſten, daß R. Jochanon Ben Zaccai, der ein Zeitgenoſſe von Paulus war, und bis auf die Zerſtöhrung Jeruſalems gelebt habe, die Sprache der böſen Geiſter, und der dienſtbaren Engel verſtanden habe. Allein, wer wird Talmudiſche Grillen zu einem Erklärungsgrund der heil. Schrift annehmen. Was es im übrigen mit der ſogenannten Sprache der Engel für eine Bewandnis habe, das ſagen uns die alten Philoſophen, die allemal mehr wiſſen, als andere ehrliche Leute, daß ſie in einer, perimpreſſione intelligibili, einen Eindruck in den Verſtand, beſtanden habe. Und nun ſind wir ſo klug als vorher. (22)

Enger, iſt ein Beyname der Farbenindigpflanze. (*Indigofera tinctoria* L.) (9)

Enger nennt Schrank das Bremſengeſchlecht. (*Oeſtrus*) (24)

Engergeld, iſt eine in den alten Urkunden vorkommende Benennung des Geldes, welches von den Bauern für die Frohndienſte bezahlt wird. Das Wort ſcheint aus dem alten juriſtiſch-lateiniſchen Worte angariae, welches ſolche Dienſte bedeutet, entſtanden zu ſeyn. Wie denn auch das Zeitwort Engern nichts anders heißt, als ſolche Frohndienſte verrichten. (15)

Engerling. Der gewöhnliche Name der Larve der Bremſe (*Oeſtrus*) auch oft des *Gryllus Gryllotalpa*. (24)

Engerlinge (Jägerey) oder auch Aenderlinge ſind Würmer, die dem edeln Rothwilde wie weiſſe dicke Maden in der Haut bis auf das Fleiſch oder Wildprett ſitzen und ſich auf dem Ziemer oder Rücken am häufigſten einfreſſen. So wie dieſelben aus ſalzigem und ſcorbutiſchem Geblüte entſtehen; ſo werden ſie auch wieder vertrieben, wenn ſich dieſe Art von Wildprett im März durch friſche Kräuter, grüne Saaten, Brunnenkreſſen u. dgl. ausreiniget. Mehrere Salzlecken ſind wider dieſe Krankheit ebenfalls ein erprobtes Nahrungsmittel.

Die Engerlinge heilen durch die äuſſerſte Haut heraus, welches ein ſtarkes Jucken verurſacht. Daher kömmt es, daß das Wild ſich öfters leckt, ſolche herausrupft und deren mehrere in den Schlund und Hals bekömmt, die ſich anhängen und nicht anderſt als durch

gewaltsames Huſten wieder herauszubringen ſind. Hiervon entſtand der Irrwahn, als müßten alle Engerlinge durch die Gurgel herausgeſpyen werden. Die Haut wird durch dieſelben ſo durchfreſſen, daß ſie einem Siebe gleicht; allein ſie heilt ſich den Sommer über wieder zu.

Wenn die Engerlinge eingeſchluckt werden, und das Innere angreifen; ſo werden die damit geplagten Thiere oft ſo ſchwach, daß ſie bey häufigem von dem reinigenden Graße entſtehenden Laxiren verſetzen oder unzeitig gebären, oft gar verenden.

Bey Rehen und Damwildprett ſind die Engerlinge keine allgemeine Krankheit. (31)

Enger Rock, war eines von den Kleidungsſtücken der Prieſter im Alten Teſtamente. Es war dieſes eine Art eines Hemdes oder Talars, welches ſie über die Unterhoſen anzogen. Die Materie, aus welcher er gemacht wurde, war ŸW ſeine Leinwand oder vielmehr Baumwolle. Er war nach dem Leibe gemacht, oben eng, und unten etwas weiter. Er hieng bis auf die Füſſe herunter. Oben war eine Oeffnung, wodurch man es über den Kopf an den Leib zog. Ueber die Form ſind die Meynungen der Gelehrten getheilt. Das Wort ŸJW welches hier gebraucht wird, erklären einige durch Stücken, und die Rabinen glauben wirklich, das Hemd des Hoheprieſters wäre mit verſchiedenen goldnen oder andern Bildern geziert geweſen. Andere glauben dieſes Stückwerk habe Augen vorgeſtellt, noch andere glauben, es wären viereckigte Figuren geweſen. Jarchi glaubt, ſie hätten wie Käſten ausgeſehen, in welche die Steine des Bruſtſchildes eingefaßt waren. Maimonides ſagt, dieſes Hemd wäre aus Leinwand gemacht geweſen, und habe ausgeſehen, wie das Inwendige eines Ochſenmagens. Die wahrſcheinlichſte Meynung iſt, daß es gewürfelte Arbeit geweſen. (22)

Enges Becken, ſ. unter dem Artikel Becken.

Engibata. (Baukunſt) Ein vitruvianiſch Kunſtwort, welches nach Perault's und Barbari Erklärung ein klein Bildchen vorſtellt, welches in einem durchſichtigen Gefäſe oder in einer gläſernen Flaſche auf dem Waſſer ſchwimmet und dadurch allerhand Veränderungen macht, daß es bald herauf ſteiget, bald in die Tiefe ſich tauget, je nachdem man die in der mit einer Schweinsblaſe verſchloſſenen Flaſche, mehr oder weniger zuſammen drückt, welches mit der Hand auf der gedachten Blaſe geſchiehet. (18)

Engil oder **Jngil**, iſt ein aus dem Griechiſchen verdorbenes Wort, und ſoll ſo viel ſeyn, als Evangelium. Die Türken verſtehen aber darunter nicht dasjenige Evangelium, welches das Glaubensbuch der Chriſten iſt; ſondern ſie behaupten, daß Gott durch Jeſum Chriſtum ein anderes Evangelium geſchickt habe, wovon aber nichts mehr vorhanden wäre, als diejenigen Fragmente, die in dem Koran angeführt wären. In dieſes Evangelium ſetzen die Mahomedaner was ihnen beliebt, und führen Stellen daraus an, die nicht darinnen ſtehen. Sie geben ſowohl den Juden als Chriſten Schuld, daß ſie die von Gott gegebene Bücher, und zwar jene das alte, dieſe aber das neue Teſtament verfälſcht hätten, und nur bey den Mahomedanern würde es rein gefunden. Der Augenſchein widerlegt dieſes Vorgeben. (22)

Engizoma, heißt, wenn durch eine äuſſere Gewalt, die auf der Hirnſchale angebracht wird, ſich Knochen von der innern Fläche derſelben losbegeben, und die Hirnhäute drücken. Es iſt auch ein Jnſtrument, womit dergleichen Splitter losgemacht, und die niedergedruckten Knochen in die Höhe gehoben werden. (4)

Engländer, (Naturgeſch.) iſt eine Gattung von Regen-Pfeifer, (*Charadrius Anglus* L.) (9)

Engländer, (*phal. geom.* 8. *maculata*,) ſ. unter Sponner.

Engliſch braunroth, iſt eine Farbwaare und beſtehet aus einer gewiſſen Erde von rother Farbe. Die koſtbarſte und beſte iſt diejenige, welche in kleinen hochrothen Steinen von einer mittelmäßigen Härte beſtehet, die ſich leicht zerreiben laſſen.

Wenn ſie zerſtoſſen und zu einem faſt unfühlbaren Pulver verrieben wird, ſo giebt ſie eine ziemlich ſchöne rothe Farbe; ſie wird aber meiſtentheils nur von den Schuhmachern gebraucht, um die Abſätze an den Weiberſchuhen damit anzuſtreichen, wann ſie ſolche zuvor mit dem weiſſen von Eyern angemacht haben.

Auch kann man Silber, Meſſing und Zinn gut damit poliren. (28)

Engliſche Banco, ſ. den Artik. Bank.

Engliſche Coralline, ſo werden in des Herrn Ellis Naturgeſchichte der Corallarten, S. 55. 56. Num. 3. 4. zwey Corallinen genennt.

1) Die zarte und nachſchleppende engliſche Coralline: Lat. *Corallina Anglica procumbens, ſegmentibus brevibus.* Franz. *Coralline Angloiſe delicé & trainante.* Engl. *Slender trailing Engliſh Coralline.*

2) Die gerade engliſche Coralline, mit lanzenförmigen Häuptern und flachen Gelenken. Lat. *Corallina Anglica erecta, ramulis denſè pennatis, lanceolae forma terminantibus, ſegmentis ad utrumque latus paululum compreſſis.* Franz. *Corallina Angloiſe droite, a têtes en forme de lance, & à Articulations plates.* Engl. *Upright Engliſh Coralline with Spear-like Heads and flat Joints.*

Beydes ſind nur Abänderungen von dem gemeinen Corallmoos, (*Corallina officinalis* L.) welches wir im ſechſten Bande S. 372. beſchrieben haben. Von der erſten Abänderung gedenket es Ellis am angeführten Orte ſelbſt ein, daß ſie eine bloße Varietät von der Corallina officinali ſey, die ſich blos dadurch unterſcheide, daß ihre Zweige herunter hängen, ſehr zart ſind, und nur kleine Gelenke haben. Die andre aber hat Linne zu einer eignen Abänderung ſeiner Corallinæ officinalis gemacht, und ihr den beſondern Namen *Corallina officinalis ſquamata* gegeben. Auch dieſe haben wir am angeführten Orte unſrer Encyclopädie kürzlich beſchrieben, nur bitten wir unſere Leſer bey dieſer Gelegenheit, einen Druckfehler zu verbeſſern, und Zeile 45. der zweyten Columne, ſtatt Ellis tab. 24. fig. 3 zu ſetzen, fig. 4. (10)

Engliſche Court, heißt diejenige Geſellſchaft, welche die Engliſche Nation in Hamburg aufgerichtet hat, um daſelbſt, als in Deutſchland den Stapel von Engliſchen Waaren zu halten.

Es hat die Stadt Hamburg durch die Einnehmung dieſes Stapels, der noch gegenwärtig ſehr beträchtlich iſt, ihrer Börſe ſo viele Capitaliſten zugezogen, als faſt Kaufleute in dieſer Engliſchen Geſellſchaft zu finden ſind. Man trift bey ihnen immer einen groſſen Vorrath von allerhand theils Engliſchen Manufaktur theils andern Levantiſch- Oſt- und Weſtindiſchen Waaren an. Sie verkaufen alle Tage in der Wochen, und wenn nicht gleich contant bezahlt wird, ſo muß man ihnen eine Obligation unterzeichnen, ehe die verkaufte Waaren aus dem Magazin abgeliefert werden. Von

dieſen Obligationen laſſen ſie entweder die Zeit ablaufen, oder ſie laſſen ſolchen einen beſtimmten Rabatt diſkontiren, welch leztereſ ſich als eine bey der Handlung gewöhnliche Sache der Ausſteller nicht befremden laſſen muß. (28)

Engliſche Crone, (Herald.) ſ. Cronen.

Engliſche Hörner, ſ. *Hautbois d'Amour* oder Hoboe.

Engliſche Crown, ſ. Crown.

Engliſche Kirche, ſ. biſchöfliche Kirche. Daß der König in England das Haupt der Kirche in dem Königreiche ſey, findet ſich im angezeigten Artikel; wie aber die Könige hierzu gelangt ſind wird in dem Artikel: *Supremacia*, (*Supremacy*, *oath of ſupremacy*) gezeigt werden. (1)

Engliſche Krankheit, doppelte Glieder, (*Machitis.*) Dieſe Krankheit iſt zuerſt in Nordengland zwiſchen den Jahren 1612 und 1620 bemerkt worden. Sie entſteht nur bey Kindern zur Zeit wann die Zähne hervorkommen, nicht leicht vor dem ſechſten Monat, und ſelten nach dem zehnten Jahre. In wäſſerichten und feuchten Gezenden iſt ſie häufiger als in trockenen anzutreffen. Kinder, welche dieſe Krankheit bekommen, ſind meiſtens von Eltern geboren, die eine veneriſche, ſcrophulöſe, oder ſcorbutiſche Materie im Körper haben, und vielen Leidenſchaften unterworfen ſind, und vorzüglich pflegen ſolche von dieſer Krankheit befallen zu werden, die übel genährt an feuchten unreinen Orten erzogen, und von ungeſunden Ammen geſaugt worden ſind. Man kann es leicht den Kindern anſehen, welche dieſe Krankheit bekommen. Sie ſind ſchwächlich, der Kopf iſt groß, entweder ſind ſie ſehr verſtändig oder ſehr dumm, ſie ſcheuen ſich auf die Füſſe zu tretten, oder wollen nicht gehen, ohne ſich zu halten. Ihr Wachsthum iſt ganz unmerklich und gering. Im Anfange der Krankheit ſchwillt der Unterleib ſtark auf, jedoch ohne hart zu ſeyn. Beſonders ſchwillt die Leber ſtark an, und aus ihr wird eine weiſſe verdorbene Galle abgeſondert, weswegen die Stuhlgänge weiß ſind. Die Glieder des Körpers ſind mager und abgezehrt, das Fleiſch iſt ſchlaff, die Farbe blaß, das Geſicht aufgedunſen, die Kinder mögen ſich nicht bewegen, die Adern am Halſe ſchwellen an, die Gröſſe des Kopfs nimmt mit der Krankheit zu, die Näthe der Hirnſchale weichen auseinander, die Knochen derſelben werden dünner. Die meiſten Kinder haben eine ſtarke Eßbegierde und eine grobe Ausſprache. Die Zähne kommen langſam und ſchwer hervor, werden bald gelb und fallen wieder aus. Wann kein Fieber da iſt, geht der Puls ſchwach. Nun fangen die Köpfe der Knochen an aufzuſchwellen, beſonders an den Extremitäten, und zulezt kommt auch eine ſolche Geſchwulſt an den Rippen zum Vorſchein. So bald es ſo weit gekommen iſt, nehmen alle Zufälle heftiger zu, das Stirnbein tritt hervor, das Athemholen wird beſchwerlicher, es kommt ein Huſten hinzu, der entweder trocken oder feuchte iſt, an den Gelenken der Hand und des Fußes entſtehen Runzeln, die Bruſt wird ſpizig. Die Knochen der Füße und Aerme werden krumm, das Becken wird ungeſtaltet, und endlich kommt ein Fieber hinzu, welches ſich in der Folge verdoppelt, an den Knochen entſtehen Geſchwüre, die Augen werden ſchlimm und fangen an zu laufen, und zulezt wird die Scene durch Blutſpeyen, Waſſerſucht, tropfenweis abgehenden Urin, Schwindſucht, Epilepſie und Convulſionen geſchloſſen.

Je ſpäter die Krankheit nach der Geburt erſcheint, und je früher der Arzt zu derſelben verlangt wird, deſto leichter iſt ſie zu heben. Innerliche Mittel allein helfen nicht, wenn nicht die Diät und Lebensordnung verbeſſert werden. Wenn ſie aus dieſen Fehlern entſteht, ſo iſt ſie leichter zu heben als wenn ſie angeboren iſt. Schweiſſe, örtliche Geſchwüre und ein böſer Kopf, oder die Krätze ſind ſehr heilſam. Die Hauptanzeigen zur Kur ſind folgende. Die ſchleimichte Säfte müſſen verbeſſert und durch gelinde Mittel aufgelößt, die Säure gedämpft, und die erſten Wege müſſen durch gelinde und kühlende Purgiermittel gereinigt werden. Zum leztern Zweck dienen vorzüglich die Manna, die Tamarinden, die Caſſia und verſchiedene Mittelſalze. Sind Würmer in den erſten Wegen, ſo muß man auf dieſe zugleich Rückſicht nehmen. Wenn die zähe Säfte genug bewegbar und aufgelößt ſind, ſo iſts am beſten ſie durch ein Brechmittel fortzuſchaffen. Die Auflöſung geſchiehet am beſten durch Mittelſalze, und die Säure wird am füglichſten durch die muriatiſche Magneſie und durch Alkalien gedämpft. Eine gelinde Ausdünſtung unterhält man durch Abkochungen von dem Waſſerſauerampfer (Rumex aquaticus) oder von der Färberröthe, die aber doch nicht zu häufig warm getrunken werden müſſen. Stärkende Mittel muß man nicht eher geben, bis aller Schleim aufgelößt iſt, und keine Verſtopfungen mehr da ſind. Dieſer Mittel ſind verſchiedene. Kalte Bäder, wo man ſie bey Kindern, die deren gewohnt ſind, anwenden darf, ſind vortrefflich. An deren ſtatt kann man ſich der Tropfbäder bedienen, die man zuerſt auf den Rückgrad, hernach auf den ganzen Körper bringen kann. Dieſe müſſen kalt ſeyn, und um ſie kräftiger zu machen, kann man dazu das pyrmonter oder das Kühlwaſſer der Schmiede nehmen, und täglich dieſes Tropfbad 2 bis 3mal wiederholen. Das Reiben mit wollenen Tüchern die mit dem Rauch von Wachholderbeeren oder wohlriechenden Gummi geſchwängert ſind, thut auch gute Wirkung. Wenn man ſo weit in der Kur gekommen iſt, ſo muß man die Verdauungswerkzeuge durch bittere Extracte zu ſtärken ſuchen, wozu man die China und Eiſenmittel ſezen kann. Das Zimmer worinnen ſich das Kind befindet, muß reine und trockne Luft haben, und im oberſten Stockwerk ſeyn. Bewegung ſchadet nicht. Sie muß aber nicht im Gehen, ſondern im Tragen oder Fahren beſtehen. Die Waſche muß oft mit friſcher verwechſelt werden, und das Kind muß nicht zu lange ſchlafen. Alle Speiſen die ſauer ſind, oder es leicht werden können, deßgleichen Milchſpeiſen, Mehlbreye, Fett u. ſ. w. ſind verbotten. Am beſten ſind Fleiſchſpeiſſen, beſonders gebratnes Fleiſch und etwas ſüßer Wein; am allerbeſten ein gutes bitteres Bier. Die Folgen der engliſchen Krankheit ſind allerley Krümmungen der Knochen, als Buckel, Auswachſungen der Schultern, Krümmungen der Füſſe u. ſ. w. wovon unter eignen Artikeln gehandelt wird. (4)

Engliſche weiſſe Kreide, (Mineral.) ſ. Kreide.

Engliſche Pillen, (*Pilulæ angelicæ*) (Pharmacie) ſind Pillen, die zu zwölf bis zwanzig Granen gegeben, gelinde auf den Stuhlgang treiben, und ihre Kräfte vornemlich der Aloe zu danken haben. Man löſt nemlich ein Pfund ſuccotriniſcher Aloe in einem Pfunde des ausgepreßten und gereinigten Wegwartenſafts, eben ſo viel von dem Endivienſaft, eben ſo viel vom Erdrauchſafte an, und eben ſo viel von dem ausgepreßten Safte der damaſcener Roſen auf, heilt die Auflöſung ab, und kocht ſie bey einem ſchwachen Feuer

so weit ein, bis sie die rechte Consistenz hat, dann rührt man zwey Loth auserlesener Rhabarber, ein Loth Lerchenschwamm, der schon in Küchelchen gebracht ist, und ein halb Loth recht guten Zimmet darunter, und macht Pillen daraus. (12)

Englische Pumpe, s. Pumpe.

Englischer Band eines Buchs unterscheidet sich von dem jedermann bekannten Franzbande in nichts als darinn, daß wie am leztern das Leder des Ueberzugs braun angestrichen und mit dunklern Flecken verzieret wird, so dasselbe am ersten seine natürliche gelbe Farbe behält. (6)

Englischer Gruß. (catholisch) Ein Gebet, welches die Catholicken zu Ehren der seligsten Jungfrau und Mutter Gottes Maria zu verrichten pflegen. Es lautet also: Gegrüsset seyst du Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir; du bist gebenedeyet unter den Weibern, und gebenedeyet ist die Frucht deines Leibes, Jesus. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt für uns Sünder itzt, und in der Stunde unsers Todes. Amen. Dieses Gebet wird der Englische Gruß genennet, weil es mit jenen Worten anfängt, mit welchen dieselbe heil. Jungfrau von dem Engel Gabriel, als er ihr das Geheimniß der Menschwerdung Christi hat angekündiget, ist begrüsset worden, nemlich: Gegrüsset seyst du, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir, du bist gebenedeyet unter den Weibern, Luc. 1, 28. Und dies ist der erste Theil dieses Gebets. Der zweyte Theil besteht aus den Worten der heil. Elisabeth, welche, als sie in ihrer Schwangerschaft von der jungfräulichen Mutter Gottes besucht wurde, erfüllet von dem heil. Geiste zu ihr sprach: Du bist gebenedeyet unter den Weibern, und gebenedeyet ist die Frucht deines Leibes. Die übrigen Worte machen den dritten Theil aus, und sind von den Glaubigen beygesezt, und von der Kirche gutgeheissen worden.

Der Gebrauch des ersten Theils, der in den Worten des Engels besteht, ist uralt, und wurde schon von den ältern Vätern anbefohlen. Im dritten Jahrhundert schreibt Origines Hom. 6. in Lucam, „der Gruß: Gegrüsset seyst du, voll der Gnaden, sey Maria allein vorbehalten worden. Um eben selbe Zeit verherrlichte der heil. Gregorius von Neocäsarea, (Homil. 1. de Annunt. B. V.) das Lob der heil. Gebährerinn Gottes mit den Worten: „Gegrüsset seyst du voll der Gnaden ꝛc.„ Im vierten Jahrhunderte legte der heil. Epiphanius (in Orat. de Laudibus B. V.) der Maria sehr grosse Lobsprüche bey: er grüßt sie oft mit den Worten des Engels: Gegrüsset seyst du voll der Gnaden, und machte darüber eine weitschichtige Auslegung. Im fünften Jahrhunderte ermahnte der heil. Proclus Bischoff zu Cyzicus die Seinige (Orat. 5.) also: „Maria wird verehrt als die Mutter des Herrn ... Deßwegen laßt uns zu ihr sagen: Du bist gebenedeyet unter den Weibern.„ Eine gleiche Ermahnung gab im sechsten Jahrhunderte der heil. Anastasius Erzbischoff zu Antiochia, (Serm. 1. de Annunt.) „Lasset uns die Mutter unsers Gottes mit dem Gabriel auf diese Weise grüssen: Gegrüsset seyst du, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir ... Gegrüsset seyst du zugleich Mutter und Jungfrau ꝛc.„ Mehrere Zeugnisse sind anzutreffen bey Natalis Alexander Hist. Eccl. Sæc. 5. Diss. 25. (s. den Artik. Hyperdulia.)

Von dem Zusammensaze der zween ersten Theile des englischen Grußes findet man nichts bis um das End des sechsten Jahrhunderts, da der Pabst Gregorius der Große verordnet hat, daß in der heil. Messe am vierten Sonntage im Advent das Offertorium sollte gelesen werden: Gegrüsset seyst du Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir, du bist gebenedeyet unter den Weibern, und gebenedeyet ist die Frucht deines Leibes. Man liest zwar eben dies auch in der Liturgie des heil. Jacobus und noch in andern; es scheint aber ausser Zweifel zu seyn, daß es in spätern Zeiten in selbe sey eingetragen worden. In der Lebensbeschreibung des heil. Idelphonsus Bischofs zu Toledo, welche unter dem Namen des Bischofs Julianus in Spanien erschienen ist, liest man dieselbe Worte, wie Mabillon berichtet.

Bey dem gemeinen glaubigen Volke aber war der Gebrauch beyder zusammengesezten Theilen des englischen Grusses, wie es scheint, im eilften Jahrhunderte noch nicht eingeführt. Denn in allen ältern Satzungen und Vorschriften, welche lehreten, was man wissen oder lernen sollte, geschieht keine Meldung von dem englischen Gruße, sondern nur von dem Vater unser und Apostolischen Glaubensbekenntniß. Im neunten Jahrhundert ermahnet der Pabst Leo IV. die Bischöfe also: „Gebt acht, daß ihr euren Pfarrkindern das Apostolische Glaubensbekänntniß und das Vater unser einflößt.„ Auf gleiche Weise redet die Kirchenversammlung zu Mainz im Jahr 813. In der Remigianischen Bibliothek in Frankreich wird das Gebetbuch der Königin Hemmá, der Gemahlin des Königs Lotharius aufbehalten, in welchem das Vater unser und das Apostolische Glaubensbekenntniß ohne den englischen Gruß aufgezeichnet ist. Guigo schreibt in seinen Statuten den Layenbrüdern vor, für einen jeden verstorbenen dreyhundertmal das Vater unser zu beten. Und die Regel des heiligen Franciscus von Assis, welche im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts von dem Pabst Innocentius III. ist approbiret worden, befiehlt den Layenbrüdern, anstatt der Tagzeiten eine gewisse Zahl der Vater unser zu beten, ohne etwas von dem englischen Grusse zu melden. Hieraus läßt sich schliessen, daß bis daher der Gebrauch des englischen Grusses insgemein noch nicht eingeführt gewesen sey.

Petrus Damiani, der um die Mitte des eilften Jahrhundertes lebte, ist von den ersten, der (Opusc. 33, c. 3.) erzehlet, daß ein gewisser Clericus den englischen Gruß täglich gebetet habe bis zu den Worten: du bist gebenedeyet unter den Weibern Bey den Cistercienser, welche schon von ihrem Ursprung an der Verehrung der seligsten Jungfrau sehr ergeben waren, pflegten die Layenbrüder den englischen Gruß zu beten, wie aus dem Buche, *Exordium magnum*, Dist. 4. cap. 13. erhellet. Hubertus bezeugt, cap. 1. daß Rainaldus ein Mönch zu Clarevall unter dem heil. Bernardus auf seinem Sterbbette das Gebet des englischen Grußes verrichtet habe. In den Institutionen der Cistercienser, welche im dreyzehnten Jahrhunderte zusammen getragen worden, wird (Dist. 14. cap. 2.) befohlen, „daß kein Layenbruder ein Buch haben, weder etwas lernen solle, ausgenommen das Vater unser, das Apostolische Glaubensbekenntnis, den Psalm Miserere mei Deus, und das Ave Maria„.

Odo welcher im Jahre 1196. Bischof zu Paris geworden ist, war einer von den ersten, der in den gemeinen Constitutionen, num. 10. verordnet hat: „die Priester sollen das Volk ermahnen, das Vater un-

ſer, Ich glaube in Gott, und den Gruß der ſeligen Jungfrau zu beten.“ Eben dieſes wurde mit den nämlichen Worten im Jahre 1246. von den Dechanten der Kirche zu Rouen vorgeſchrieben. Von dieſer Zeit fieng der engliſche Gruß an, bey allen gleichſam zu einem Geſetze zu werden. Johannes XXII. welcher im Jahre 1318. zu dem Pabſtthume gelangte, hat verordnet, daß diejenigen, welche Abends dreymal den engliſchen Gruß beten würden, gewiſſe Ablaſſe erlangen ſollten. Dieſe Verordnung wurde im Jahr 1346. in der Kirchenverſammlung zu Sees in Frankreich, cap. 13. bekräftiget mit dem Zuſatze eines Ablaſſes von dreyßig Tagen, wie auch eines von zwanzig Tagen für jene, welche noch hinzuſetzen würden ein Vater unſer und Ave Maria für die Kirche, den König, die königliche Familie und für den Wohlſtand des Reiches. Dieſer Gebrauch wurde im Jahr 1368. verdoppelt; indem die Kirchenverſammlung zu Lavaur, cap. 127. den Seelſorgern unter der Strafe der Excommunication gebothen hat, bey Aufgange der Sonne ein gleiches Glockenzeichen, wie Abends, geben zu laſſen, bey welchem allen, die zur Ehre der fünf Wunden Chriſti fünfmal das Vater unſer und ſiebenmal den engliſchen Gruß mit gebogenen Knien beten würden, dreyßig Tage von der aufgelegten Buſſe ſollten nachgelaſſen werden. Endlich wurde dieſes auch auf die Mittagszeit angeordnet, wie erhellet aus den Statuten des Franciſcus de Putro, Prior der groſſen Cartaus im 16. Jahrhunderte, wo man im 1. Cap. alſo lieſt: „In allen Häuſern des Ordens, welche ſich unter der Herrſchaft des Königs von Frankreich befinden, ſolle in der Mittagszeit aus Anordnung des Apoſtoliſchen Stuhles mit der Glocke ein Zeichen zu dem Ave Maria gegeben werden... Alle ſollen dreymal das Ave Maria beten, wo die wahrhaft Büſſende und die welche gebeichtet haben, jedesmal dreyßig Tage Ablaß erlangen.“ Jacobus Brolius bezeugt in den Geſchichten des Benedictinerkloſters des heil. Germanus zu Paris, daß der Pabſt Leo X. dem Biſchofe Guillelmus Briconettus für ſeine zwey Biſchthümer einen Ablaß von 1500. Tagen verliehen habe für jene, die Morgens, Mittags und Abends bey dem Glockenzeichen dreymal den engliſchen Gruß beten würden.

Ob aber in dieſen Zeiten der dritte Theil, nemlich: Heilige Maria, Mutter Gottes ꝛc. dem engliſchen Gruſſe ſchon beygeſetzet geweſen ſey, läßt ſich billig zweifeln. Denn Urbanus IV. der im Jahr 1261. zu der päbſtlichen Würde erhoben wurde, hat dieſen Gruß alſo geſchloſſen: Gebenedeyet iſt die Frucht deines Leibes Jeſus Chriſtus: Amen, wie aus einem im 15. Jahrhunderte herausgegebenen Büchlein bey dem Mabillon erhellet. Eben dieſer Schriftſteller ſagt, daß dieſer Zuſatz in keinem vor dem Jahr 1500. herausgegebenen oder geſchriebenen Gebetbüchlein anzutreffen ſey. In denen, welch im Jahr 1494. zu Paris bey dem Simon Voſter herausgekommen ſind, endiget ſich der engliſche Gruß bey den Worten: Deines Leibes Jeſus. Amen. In dem Carteuſerbrevier, welches zu Paris bey dem Thielmann im Jahr 1521. öffentlich erſchienen iſt, lieſt man den engliſchen Gruß vor den kleinen Tagzeiten der Mutter Gottes bis zu den Worten: Bitt für uns Sünder. Amen. In dem Franciſcanerbrevier aber, welches bey dem nemlichen Thielmann im Jahr 1525. gedruckt worden, findet man denſelben ganz bis zu den Worten: itzt und in der Stunde des Todes. Amen. Vor dem von dem Pabſte Pius V. welcher im Jahr 1566. auf den Apoſtoliſchen Stuhl erhoben worden, verbeſſerten Brevier war der lezte Theil des engliſchen Gruſſes allein in dem Brevier des Cardinals S. Crucis enthalten, wie Bona (de Divin. Pſ. cap. 1632.) bezeugt. Bey dieſer Verbeſſerung aber wurde der ganze engliſche Gruß in das Brevier eingetragen, und muß von allen, die zu den Tagzeiten verbunden ſind, bey dem Anfange einer jeden canoniſchen Stunde nach dem Vater unſer gebetet werden. Und von da an iſt der Gebrauch des ganzen engliſchen Gruſſes auch bey dem catholiſchen Volke eingeführet worden. ſ. den Art. Roſenkranz.

Baronius (Ad ann. 431. §. 179.) und Bona (Div. Pſalm. cap. 16. §. 2.) vermeynen, der dritte Theil des engliſchen Gruſſes wäre ſchon in der dritten allgemeinen Kirchenverſammlung, welche zu Epheſus im Jahre 431. gehalten wurde, von den gegenwärtigen Vätern eingeſetzt worden, da die heil. Jungfrau Maria mit der gröſten Freude der ganzen Kirche Θεοτοκος, als eine Mutter Gottes erkläret, und Neſtorius, welcher ihr dieſen gebührenden Titel hat abläugnen wollen, verdammt worden iſt. Unterdeſſen hält doch Bona, wie auch Mabillon, davor, daß dieſer Zuſatz nicht ehe, als in den ſpäteren Zeiten bey dem glaubigen Volke ſey gebräuchlich geworden.

Um die Verehrung der ſeligſten Jungfrau Maria durch den engliſchen Gruß in den Glaubigen noch mehr zu befördern, hat der Pabſt Benedictus XIII. am 14. September im Jahr 1724. durch ein Breve, welches alſo anfängt, *Injunctæ nobis*, verordnet, daß ein jeder, welcher Morgens, oder Mittags, oder Abends bey dem Glockenzeichen mit gebogenen Knien andächtig beten wird: Der Engel des Herrn hat Mariä die Bottſchaft gebracht: und ſie empfieng von dem heiligen Geiſt. Gegrüſſeſt ſeyſt du Maria, voll der Gnaden ꝛc. Sieh! ich bin eine Magd des Herrn: mir geſchehe nach deinem Worte. Gegrüſſet ſeyſt du Maria ꝛc. Und das Wort iſt Fleiſch geworden, und hat in uns gewohnet. Gegrüſſet ſeyſt du Maria ꝛc. und noch ein andächtiges Gebet verrichten wird für die Einigkeit der chriſtlichen Regenten, für die Ausrottung der Ketzereyen, und für die Erhöhung der Kirche, einen vollkommenen Ablaß in einem jeden Monath, an einem Tage, den er ſich ſelbſten wählen wird, nach einer reumüthigen Beichte und empfangenem Abendmahle, erlangen könne. In andern Tagen das Jahr hindurch aber verleyhet er allen wahrhaft Reumüthigen allemal hundert Tage Ablaß, ſo oft ſie das vorgeſchriebene Gebet verrichten. Er erklärte auch den 10. Jenner im Jahre 1725. daß dieſe Ablaſſe in dem heiligen Jahre nicht ſollten aufgehoben ſeyn. Dieſe Ablaſſe hat nachmals der Pabſt Benedictus XIV. den 20. Apr. 1748. beſtättiget, und noch verordnet, daß dieſes Gebet an den Samſtagen Abends und die ganze Sonntage nach der Rubrick ſtehend ſolle verrichtet werden. In der öſterlichen Zeit aber ſolle anſtatt deſſen die Antiphon, *Regina coeli lætare* &c. mit dem gewöhnlichen Vers und der Oration, *Deus, qui per Reſurrectionem* &c. ſtehend gebetet werden, und dadurch ſolle eben derſelbe Ablaß zu erlangen ſeyn. Wer aber dieſes Gebet nicht zu verrichten weiß, kann den Ablaß gewinnen, wenn er das oben angeführte ſtehend betet. Wegen dieſen Gebetsformeln pfleget man die Glockenzeichen, welche Morgens, Mittags und Abends gegeben werden, wie auch

das

das Gebet selbst, welches dabey verrichtet wird, insgemein zu nennen, Der Engel des Herrn, oder das Ave Maria. (11)

Englischer Haken *). Das oberste Rad der grossen Uhren war ehedem ein waagrechtes Kammrad, in welches wechselsweise bald auf der vordern bald auf der hintern Seite die Pinnulen oder Lappen der Spindel, woran der Perpendikel hieng, eingriffen. Weil aber diese Uhren einen sehr ungleichen Schlag hielten und die Hugenianische Verbesserung durch Aufhängung eines langen Penduls zwischen zweyen Cycloiden (s. Pendul und Radlinie im Artikel: Linie) in der Ausübung Schwierigkeiten fand; so verfielen die englischen Uhrkünstler darauf, ein aufrechtes Sternrad in die Stelle jenes waagrechten Kammrades und darüber einen mit dem Pendal verbundenen stählernen an beyden Enden mit einem Haken versehenen Bogen zu setzen, der wechselsweise mit dem einen und andern Haken auf der rechten und linken Seite des Sternrades eingreift und dasselbe in seinem Gange aufhält. Diese Verrichtung die von dem Lande ihrer Erfindung der Englische Haken heisset, entspricht ihrer Absicht ganz vortreflich, indem sie dem Pendul nur kurze Sprünge zulässet, und darüber den Gang der Uhr besser regulieret, als die sonst ganz vernünftig vorgeschlagenen Cycloiden bey der weiten Ausschweifung, wegen der abwechselnden Dichte der Luft thun würden.

Der englische Haken wird aus Stahl bereitet, im Wasser gehärtet und nicht wieder abgelassen, damit er seine völlige Härte behalte. Seine Gestalt ist die eines flach gedruckten Bogens und seine Haken auf beyden Seiten werden nach solchen spitzigen Winkeln zugefeilet, vermöge welcher sie sich an die Zähne des Steigrades wohl anlegen können. Vermittelst eines in seiner Mitte befindlichen Ringes ist er auf seine Welle aufgenietet, und überspannet gewöhnlich 5 oder 7 Zähne des Steigrades, weil, wann er über weniger als 5 greift, das Pendul zu weit auswirft, und wenn er über mehr als 7 greift, das Pendul zu kurze Bogen macht und daher zu leicht stille stehet. Thurmuhren pflegt man längere und daher langsamer schwingende Pendul zu geben, die Bogen werden daher auch grösser und ihre englische Haken mögen über 9 Zähne greiffen. Seine Welle gehet durch ein weites Loch der hinteren Uhrplatte durch, und läuft mit ihrem Zapfen in einer dahinter angeschraubten Pfanne. An dem Theile der Welle zwischen der Pfanne und der hinteren Uhrplatte gehet ein Arm RS *fig.* 6. grade herherunter, der sich unten in zwey Gabelzinken ST umbieget. Zwischen diesen beyden Gabelzinken gehet die Pendulstange QV, die in Q vermittelst eines Fadens oder einer schwachen Uhrfeder aufgehänget ist, durch. Aus dieser Verbindung ist ersichtlich, daß *fig.* 5., wenn das Pendul z. E. auf der rechten Seite steiget, der linke Haken P in einen Sperrzahn des Steigerades eingreift, der rechte Haken aber in der Luft schwebet. Wenn hierauf das Pendul auf der rechten Seite herunter fällt, so weicht der linke Haken von dem Zahne des Rades aus, das Rad beginnt fortzurücken, aber in dem Augenblik ist das Pendul auf der linken Seite in der Höhe, daher greift der rechte Haken ein und hält es wieder an, u. s. w. Das Pendul macht also durch seine gleiche Schwünge die Bewegung des Steigrades und dadurch den Gang der ganzen Uhre gleich; hingegen das Steigrad erwiedert diesen Dienst dadurch, daß es durch seinen Anstoß die

*) s. Tafel zur Uhrmacherk. Fig. 5. 6.

die Schwingungen des Penduls unterhält, welche durch die Reibung und durch den Widerstand der Luft vermindert und endlich gänzlich gehemmt werden würden.

Weil jeder Zahn des Steigrades zweymal von dem Haken ergriffen wird, ehe es herumkommt, einmal nemlich von der rechten Seite, wenn das Pendul auf die linke ausläuft, und das anderemal von der linken Seite, wenn das Pendul auf der rechten ausläuft; also man das Pendul zweymal schlagen hört, bis ein Zahn ganz ausgewunden ist: so müssen bey der Berechnung der Uhr zwey Pendulschläge auf einen Zahn gerechnet werden. Daher da in den gewöhnlichen grossen Uhren das Pendul Secunden schlägt und das Steigrad in einer Minute einmal herumkommt, theilt man ihm 30 Zähne zu.

Englischer sandigter Punctcorall. (Corall.) s. Punctcorall, englischer sandigter.

Englischer Sattel, (Conchyl.) s. Sattel englischer.

Englischer Schweiß, (*Sudor anglicus*) s. Schweißfieber.

Englisches Camin, (Baukunst.) wird ein Camin genennt, welches eine hohlausgebogene Rück- und Seitenwand auf dem Herde hat, es mag der Camin übrigens gebaut seyn wie er will. Die Wärmstrahlen werden dardurch besser reflectirt und concentrirt. Die Engländer haben die viereckigte Gestalt derselben am ersten verworfen und davor solche eingeführt, daher sie auch den Namen Englische erhalten. Zur Gestalt der Ausbiegung ist die Parabolische die vorzüglichste. (18)

Englisches Holz, ist eine Art gelbes Holz welches in grossen Stücken aus Engelland sowohl nach Frankreich als nach andern Ländern gebracht wird. Man hält es für eine Art des Fustels. (28)

Englisches Rinkhorn. (Conchyl.) s. Rinkhorn, englisches.

Englisches Pflaster, so nennt man eine Art von Pflastern, die man insgemein zum Heilen kleiner Wunden oder zum Trocknen von Geschwüren, auch wohl um die Eiterung zu befördern, und den verletzten Theil gegen den Zutritt der äussern Luft zu schützen gebraucht. Meistens gebraucht man darzu Hausenblase in Wasser aufgelößt, zuweilen mit etwas Essenz von peruvianischem Balsam versetzt, oder andere gewöhnliche bald diese bald jene Art von Pflastern, am besten solche in welche Mastix oder Drachenblut kommt, macht sie über dem Feuer flüßig, und tauche langgeschnittene Stücke von feinem weissen Papier, oder von alter abgetragener Leinwand, noch besser von altem feinem Taffet oder Goldschlager-Häutchen darin, wann sie allenthalben auf beyden Seiten gleich damit überzogen sind, so nimmt man sie heraus, streicht sie allenthalben gleich, läßt sie erkalten, glättet sie dann, läßt sie vollends trocknen, und zerschneidt sie in Stücke von beliebiger Grösse. Weisses Wachs blos über einer gelinden Wärme geschmolzen, und wann dis zur Winterzeit geschieht, mit einigen wenigen Löffeln Oel vermischt, taugt sehr gut darzu, auch kann man sich sehr gut eines Pflasters das aus vier Loth Staubmehl, eben so viel Weyhrauch, eben so viel Mastix, eben so viel armenischem Bolus und eben so viel Pech und aus einem halben Pfund Widderscharner, und gleich viel Wachs gemacht ist, oder auch eines Pflasters aus zwey Loth geglätteten Talks, sechs Loth weissen Mondis einem Quintchen Kampfer, anderthalb Quintchen Borax und drey Quintchen sehr gut gebleichten und gewaschenen weissen Wachs bedienen; oder man kann auch folgende Vorschrift nutzen. Man kocht ein Pfund

Roſenöl, ein halb Pfund Menninge, und acht Loth Eßig ſo lange, bis alles ſo dick, wie ein Pflaſter iſt, dann ſchmelzt man noch ein Loth gelbes Wachs darein, und zuletzt wirft man noch ein halb Loth Kampfer hinein, und miſcht alles wohl durch einander. (12)

Engliſches Pfund oder Solenleder, ein vorzüglich gut gegerbtes und recht gahres Solenleder, deſſen Vorzüge hauptſächlich darin beſtehen; daß die Engländer keine andere als recht ſtarke Ochſenhäute zu dieſem Endzweck anwenden; und ihre Häute viel länger, als es in Deutſchland gewöhnlich in der Lohegrube ſtehen laſſen. (19)

Engliſches Salz, ſ. Bitterſalz.

Engliſches Segel, ſ. Segel.

Engliſche Tänze, die man insgemein Angloiſen nennt, ſind meiſtens ſehr muntere Contretänze. Contredanſes iſt ein franzöſiſcher Namen, der anzeigt, daß mehrere Parthien gegen einander ſpringen, zum Unterſchiede des Menuets, der ſonſten nur von einem Paar getanzet wurde. Country dances hingegen iſt ein engliſches Wort, welches gemeine und ehedem nur unter dem Landvolk und in den Provinzen gewöhnliche Tanzarten bezeichnet. Ihr Caracter iſt ſehr luſtig und ſie ſind alle 2 Viertelstakt, es wäre ſehr ſelten, wenn man andere Tactarten darin anträfe. Da ſie mehr ermuntern als andere, und die Füße tapfer ſpringen machen, da ſie von mehreren Perſonen zugleich können getanzet werden, und wegen ihrer mancherley Stellungen und Figuren auch den Zuſchauern nicht wenig Vergnügen machen: da ſie ausländiſche Tänze ſind, ſtatt daß der Menuet den deutſchen Caracter zeichnet: ſo iſt es kein Wunder daß unſer liebes Deutſchland, das gern andern nachahmet, dieſe Tänze mit raſendem Enthuſiasmus eingeführt habe.

Hievon kommt aber, daß unſere Minuette ſelbſten von mehreren Perſonen haben angefangen getanzt zu werden, wie denn die franzöſiſche Tanzmeiſter alle andere Jahrzeiten einen Menuet à quatre, Menuet à huit erfunden, und bekannt gemacht haben.

Es wurden alle Jahre neue Tänze in London erfunden, und ans Licht gegeben, bey der geſtochenen Muſik (die für Tänze und tauſenderley Lieder in Engelland gar nicht ſelten ſind) bezeichnen ſie den Tanz durch choregraphiſche Figuren oder fügen eine kurze Erläuterung bey, die aus meiſtentheils angenommenen Kunſtwörtern beſtehet.

Man kann keinen beſtimmten Geſchmack der engliſchen Nation zuſchreiben; denn ſie haben keine Nationalcompoſition. Ihr Opentheater, das italieniſche Singſtücke aufführet, iſt ein Theater, worauf Caſtraten und italieniſche oder deutſche Frauenzimmer in italieniſchem Geſchmack ſingen, wozu italieniſche Poeſien dienen, und berühmte italieniſche Tonſetzer berufen werden: es iſt alſo viel merkwürdiger, daß ihre Lieder, ihre Tanz- und Clavierſtücke einen ganz eigenen Caracter haben, und daß die fremde Tonſetzer meiſtens deutſche in London ſich ganz umbilden, und wenn ſchon die meiſten Sonaten trocken und unendlich platt ſind: ſo gerathen die Lieder und Tanzſtücke auſſerordentlich: ſie tragen das Gepräge einer naiven Einfalt. Oefters ſind die Lieder und Tänze das nemliche, und man tanzet, da unterdeſſen andere Lieder dazu ſingen können, ſo daß Dicht- Ton- und Tanzkunſt dieſe drey ſchöne Schweſtern mit einander vereiniget erſcheinen.

Es wäre wohl zu wünſchen, daß man bey uns in Deutſchland bey öffentlichen Luſtbarkeiten ſo wie die Bälle im Winter ſind eigene Tanzmelodien zu Liedern vom luſtigen patriotiſchen aber immer ſittlichen Inhalte abſänge, daß doch wenigſtens auch der Kopf beſchäftiget würde, wenn alle Sinnen ermuntert ſind, und damit nicht mehr eine ſo unſchuldige Ergötzung als der Tanz iſt durch wollüſtige Herabſtimmung leichtſinniger Springen zu unordentlichen Begierden Zunder legen könne.

Im ganzen Deutſchland denket man nicht auf neue Tanzmelodien, und nur in Wien wird alle Jahre für die Redoute eine ungeheure Anzahl Menuetten neu geſetzt, die ſich allmälich durch ganz Deutſchland verbreiten. Dieſe Gelegenheit für einen jungen Tonſetzer, die ihm Nahrung für den Geiſt und Körper zugleich verſchaffet, iſt von dem größten Nutzen, man trift deswegen in allen Wieneriſchen Sinfonien, und Quatuors Menuete an. (ſ. Menuet.) (25)

Engliſche Tropfen, (*Guttæ anglicanæ cephalicæ.*) (Pharmacie) Ein ſehr wirkſames erhitzendes durchdringendes, reizendes, verdünnendes und mit Macht auf den Schweis treibendes Mittel, das vormals in vielen Krankheiten, die man durch ſchweistreibende Mittel heilen zu können, ſich vorſtellte, häufig zu 30 — 40 Tropfen in Waſſer gegeben wurde. Man gießt, um ſie zu erhalten, in 8 Loth des flüchtigen und von ſeinem brandichten Oele gereinigten Geiſtes aus der rohen Seide ein Quintchen flüchtiges Lavendelöl, das man zuvor in zwey Lothen gereinigten Weingeiſtes aufgelöſt hat, läßt ſie in wohl verſchloſſenen Gefäſſen in einer ganz gelinden Wärme beyſammen ſtehen, und zieht ſie dann aus einer Retorte ab. (12)

Engliſche Tücher, heiſſen diejenige Tücher, welche in England fabricirt werden, und womit ein ſehr ſtarker Handel getrieben wird. Sie ſind ſehr breit und fein von langer Dauer. Die Zubereitung und Melirung iſt beſonders ſchön und ein engliſches Tuch übertrift alle andere Tücher an der Walke, am Scheeren und an der Preſſe obgleich die holländiſche und franzöſiſche Tücher die engliſche, was die Schönheit der Farben anbelangt, übertreffen. Sie werden nach Yards verkauft, und eine Yard macht ungefehr 1½ Brabanter Ellen aus. (28)

Engliſches Wapen, (aſtronom.) ſ. Leyer.

Engliſches Waſſer. (*Aqua epidemica Londinenſis.*) (Pharmacie) Ein ſehr zuſammengeſetztes ſtärkendes, aber auch wegen der vielen geiſtigen und Gewürztheile, die es enthält, erhitzendes Waſſer. Man gießt über zwey Loth von jeder der folgenden Pflanzen: Engelwurz, Rurwurz, Enzian, Zittwer, Süßholz, groſſes Schölkraut, Rosmarinkraut, Rautekraut, Salbeykraut, Bepfuskraut, Wermuthkraut, Keuchheilkraut, Dragonkraut, Aupoſtemkraut, Odermenigkraut, Meliſſenkraut, Lachenknoblauch, Tauſendguldenkraut, Cardobenediktenkraut und Sonnenthau ſechs Quartiere weiſſen Wein, läßt ſie einige Zeit darin liegen, und deſtillirt ſie dann ſo lange, bis die Hälfte übergezogen iſt. (12)

Engliſche Zeuge, nennt man alle diejenigen ſo in England von Seide, Halbſeide, und Wolle verfertiget, dermalen aber faſt allenthalben nachgemacht werden; obgleich nicht zu leugnen, daß noch verſchiedne Arten derſelben z. B. ihr Mancheſter, Bänder, Strümpfe, Camelotten, und gedruckte Flanelle, weſentliche Vorzüge beſitzen. (19)

Engliſch Zinn, iſt unter allen europäiſchen Zinnarten das beſte und reinſte, jedoch nicht ſowohl ſeiner natürlichen Güte, als wegen deſſen beſſeren Bearbei-

lung und ſorgfältiger Reinigung von fremdartigen Theilen. In England pflegt man die zinnerne Geräthe mit ein wenig Kupfer zu verſetzen. In Deutſchland geſchiehet es gemeiniglich mit Bley, und in Frankreich hat man noch andre Verſetzungen. Es iſt der Policey Pflicht darauf zu ſehen, daß die Verſetzungen, geſetzmäßig, und unſchädlich gemacht, der Gehalt aber durch ein beſonder Stempel von dem Altmeiſter des Gewerks beſcheiniget werde. (19)

Engliſiren, Engländern ſagt man, wenn man einem Pferde den Schweif abſtuzet oder abkürzet, um ihm das Anſehen eines engliſchen Pferdes zu geben. Dieſe Operation wird im Rothſtalle vorgenommen, woſelbſt man dem Pferde, nachdem der Schweif aufgebunden worden, zwo Sehnen, welche zum Niederdrucken des Schweifs dienen mit einem ſcharfen Meſſer ablöſet. Die Wunde wird wie eine andere Wunde behandelt, ſo daß in 14 Tagen alles geheilet iſt, auch wird das Pferd den Schweif eben ſo gut in die Höhe tragen als wenn man mehrere und tiefe Einſchnitte in die Wurzel deſſelben gemacht, oder wohl gar durch das Herausreiſſen der Sehnen und durch ein an dem Schweife befeſtigtes in die Höhe ziehendes Gewicht einige Zeitlang grauſam martert.

Die oſtfrieſiſche Pferde ſind zu dieſem Gebrauch nicht wohl dienlich, vorzüglich muß man in der Wahl darauf ſehen, daß man ſolche nehme, welche gut auf ihren Knochen ſtehen, gut verdammt, leicht und flüchtig, vornen wohl aufgeſetzt, ſogenannte Ramsköpfe haben, welche hinten nicht kuhfüßig ſind und kein abgeſchliffenes Creuz haben. Man behauptet daß ein ſogenannter Engländer oder abgeſtuztes Pferd mehr Stärke im Rücken habe und von beſſerer Dauer ſey.

Die ganze Behandlungsart hat Dionyſ. Robertſon in dem Tractat leichte und ganz neue Art Pferde zu engliſiren, nebſt noch verſchiedenen andern Operationen an Pferden, mit beygefügten Kupfern beſchrieben. Als worauf wir diejenige Liebhaber verweiſen, welche hiervon näher unterrichtet zu ſeyn wünſchen.

Engobia, Ingobia. (*Scardas.*) (Naturgeſch.) Mit dieſem Namen wird ein Fiſch belegt der ſich aus dem Meere in den Urbanfluß begiebt, und etwas über einen Schuh lang iſt. Er hat viele Stacheln und die Geſtalt eines Karpfen. Einige Schriftſteller nennen ihn *Picus* oder *Pigus*. (9)

Engomphoſis, wird auch die Einkeilung der Knochen genennt. ſ. Knochen.

Engonaton. (Baukunſt) Ein Kunſtwort Vitruvii, worunter er eine Sonnenuhr verſtehet, die man bey ſich tragen kann. Zu Vitruvs Zeiten wo man vom Gebrauche der Sackuhren noch nichts wußte, führte man dieſelben bey ſich. (18)

Engonios, heißt die Krümme und Beugung des Schenkels oder Arms.

Engri. (Naturgeſch.) Mit dieſem Namen wird im unteren Aegypten eine Art von Tiegern belegt, welche ſehr grimmig ſeyn, aber blos die Mohren anfallen ſoll. (9)

Engros, iſt ein kaufmänniſches Wort, und heißt ſo viel als im Ganzen oder im Groſſen; man pflegt dahero zu ſagen: dieſer Kaufmann handelt en gros; dieſe Waare wird en gros verkauft; das iſt: dieſer Kaufmann handelt im Ganzen oder im Groſſen nemlich Partheyen oder Stückweiſe, und wird ſowohl vom Kaufen als Verkaufen geſagt. ſ. Großirer. (28)

Engſäulig, (Baukunſt) wird von den Baumeiſtern eine Säulenſtellung genennt, deren Säulen nicht weit ſondern dichte bey einander ſtehen, alſo daß man gerade noch ohngehindert zwiſchen ſolchen durchgehen kann. Man bedient ſich derſelben an Façaden der Gebäuden zwiſchen den Fenſtern an den Schaften, bey freyſtehenden Colonaden und dergleichen mehr. (18)

Engſter, iſt ein venetianiſches Weinmaas, etwas kleiner als ein Seidel in Nürnberg. Vier Engſter machen ein Pfund und vier Pfund einen Sechio. (28)

Enguamba, (Naturgeſch.) heißt ein Baum, welcher in Nordamerica in der Provinz Mechoacan auf ſteinigten Plätzen wächſt. Seine Blätter ſind lang, ausgehöhlt, die Blumen grünlich, traubenförmig vereiniget, die Früchte ſchwarz und voller Körner. Man preſſet ein Oel daraus, welches bey Geſchwulſten und Wunden ſehr heilſam ſeyn ſoll. (9)

Engyſcopium, ſ. Vergröſſerungsglas.

Enharmoniſch, iſt eine barbariſche Erfindung, die die Griechen in ihrer Muſik eingeführet hatten, und ſie zählten eine Stufenreihe die diatoniſch, eine Stufenreihe die chromatiſch, und eine die enharmoniſch hies. Man kann nicht ſagen, daß die Griechen wahre Tonleitern hatten, ſondern ſie ſezten willkührlich Verhältniſſen zuſammen, hielten den Abſtand eines Verhältniß zum Abſtand eines andern Verhältniß und bildeten hieraus Tonreihen von 4, 5, 6 Tönen, die ſie Tetrachorde, Hexachorde, Heptachorde nannten. Dasjenige Tetrachord, worin die vier Töne nach ihrer chimäriſchen Eintheilung ſo getheilt waren, daß die zwey erſten Intervalle kleiner als halbe Töne wurden, hies die enharmoniſche Tonreihe. Ariſtoxen theilte den groſſen halben Ton von $\frac{1}{17}$ zum $\frac{1}{16}$ z. B. He ſeiner Meynung nach in zwey gleiche Theile, und ſeine vierte He beſtund aus vier Tönen, davon die drey erſten zwey gleiche Intervalle von Viertelstönen, die zwey lezten aber einen Ditonus oder eine kleinere kleine Dritte ausmachten, die ſtatt $\frac{1}{4}$ zu $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{32}$ zu $2\frac{1}{17}$ iſt.

Ariſtoxen, um den Viertelston, der ſeiner Meynung nach aus 2 Commen beſtund zu bezeichnen, erfand das einfache x, da hingegen die Creuze die um einen halben und vermeyntlich um $4\frac{1}{2}$ Commen erhöhen ſollten, aus vier Zwergſtrichen formiret waren. Dies war alles demjenigen Wahn unterworfen, der ſie leitete, den ganzen Ton in 9 Commen einzutheilen. Jeziger Zeit da man an keine Viertelstöne mehr denkt, da man in der Muſik weiter gekommen, und weis, daß jene ſchleichenden vermeintlichen Viertelstöne die man in den Fennaten, Halten eines Rondo und points d'Orgue anbringt, keine zur Harmonie brauchbare Töne, ſondern bloſe melismatiſche Verzierungen ſeyen, braucht man dieſes einfache Creuz in einem ganz anderen Falle, nemlich um den folgenden Ton um vier Viertelstöne d. i. um einen ganzen Ton beynah, wie ſich fis fis zum f verhält, zu erhöhen.

Ptolomäus giebt andere Verhältniſſe für das enharmoniſche Tetrachord an, und da im Artikel Syſtem der Alten alle dieſe hiſtoriſche Erzählungen, die für die Practik gar nichts nüzen, ohnehin wiederkommen müſſen: ſo glauben wir uns hier dieſes Calculs entſchlagen zu können.

Aber nun zur Thätigkeit. Was verſtehet man unter enharmoniſche Gänge, enharmoniſche Ausweichungen? Nichts anders als Züge der Mehrdeutigkeit; und alle enharmoniſche Fälle, alle mögliche Kunſtgriffe, um von einem Ton in einen weit entfernten entwichen zu können, beſtehen in vier Gattungen der Mehrdeutigkeit.

1) Jeder erhöhte ſiebente Ton in weicher Leiter iſt

mit drey anderen siebenten Tönen von ganz entfernten Tonarten mehrdeutig.

2) Jeder fünfte schlußfallmäßige Ton, der der weichen Leiter sowohl als der harten zukömmt, kann mit einem vierten erhöhten Ton aus einer weichen Tonart mehrdeutig werden.

3) Jeder schlußfallmäßige zweyte Ton in der weichen Leiter kann mit einem anderen zweyten Tone, der auch seine Dritte erhöhet, und hiezu die kleine Fünfte beybehalten hat, mehrdeutig werden.

4) Jeder dritte Ton in weicher Leiter, der dem fünften schlußfallmäßigen Tone mit grosser Dritte gefolget, und hievon eine übermäßige Fünfte zurückgelassen gefunden hat, kann mit zwey anderen dritten Tönen in ganz entfernten Tonarten mehrdeutig werden.

Der Grund gegenwärtiger fremder Combinationen ist folgender:

Jeder Hauptton in weicher Leiter hat ein Mittel nöthig, um eine Entscheidung zu erhalten: nicht nur er selbsten, sondern seine andern Mithaupttöne in der Leiter der vierte und der fünfte haben die kleine Dritte.

Der erste Ton kann ohne Nachtheile der weichen Tonart keine grosse Dritte annehmen, der vierte eben so wenig, dessen grosse Dritte mit der kleinen Dritte des ersten Tones einen häßlichen Mißlaut erwecken würde. Also muß der verwandteste der fünfte Ton seine grosse Dritte erhalten. Diese grosse Dritte zum Beyspiel gis zum fünften Tone E ist in der weichen Leiter der siebente Ton. Wenn nun der siebente Schlußfälle bewirken kann; wenn aber dieser siebente Ton eben jener ist als die Dritte zum fünften, und wenn dieser also schon als Dritte ist erhöhet worden: so kann man nicht mehr zweifeln, daß auch der siebente um schlußfallmäßig zu werden, erhöhet werden dürfte.

Wie sich der siebente zum ersten verhält: so verhält sich auch der vierte zum fünften wenn er erhöhet wird. Der fünfte kann fast eben so bündig, wenigstens in kleineren Abschnitten, die Rede endigen, wie der erste: also kann auch der fünfte sich seines unmittelbar anschliessenden halben Tons bedienen, und dies ist die Ursach, warum der vierte erhöhte im fünften fallen und schliessen könne.

Wie sich der fünfte zum ersten verhält: so verhält sich auch der zweyte zum fünften: angenommen einmal, daß der fünfte Schlußfall machen kann: so kann auch der zweyte der zu ihm einen fünften vorstellt, sobald man seine Dritte erhöhet, einen Schlußfall bewirken.

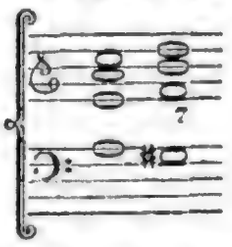
Dies ist die Lehre der Schlußfälle: die aber in der weichen Leiter durch die Unentbehrlichkeit der fremden Töne seltene Combinationen zu wege bringt, wodurch die sogenannten enharmonischen Ausweichungen erschaffen, zergliedert und verstanden werden.

Bishieher war die Rede von zwey fremden Tönen, nemlich im weichen A vom gis, das zum E die grosse Dritte, und als Hauptklang den siebenten erhöhten der Leiter vorstellt: zum gis wird die sonstige kleine Siebente f die verminderte, wendet man sie um: so giebt das gis zum f die übermäßige Zweyte ab, die dem Gehör wie as vorkömmt, und folglich für eine kleine Dritte so lang angenommen wird, bis sie die Ausweichung in eine unendlich weite Tonart befördert hat.

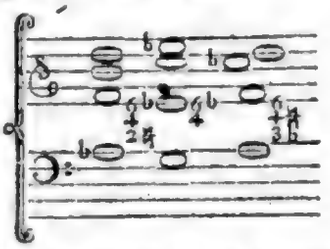
Der andere fremde Ton in A ist der vierte erhöhte dis, der zum zweyten schlußfallmäßigen Tone die grosse Dritte wird. Seine sonstige kleine Dritte wird zur verminderten, und da jedermann das dis und f, als es und f nemlich als Umwendung des fünften Tones vom B annehmen kann: so gewinnen wir Gelegenheit in die entlegenste Tonarten zu gelangen, und dabey unzählige Stufen zu überspringen.

Dies ist nun der Grund aller enharmonischer Ausweichungen. Damit wir nun hier, wo es von einer ganz neuen Erfindung die Rede ist, alle mögliche enharmonische Fälle an den Fingern abzuzählen, unsern Lesern reelle Dienste leisten mögen, so folget von jeder Gattung ein Fall, den Harmonieliebende in alle andere mögliche Töne übersetzen können.

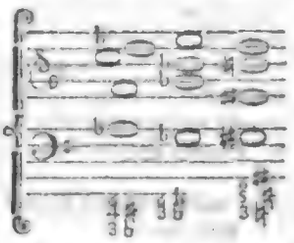
1) Vom siebenten erhöhten Ton.



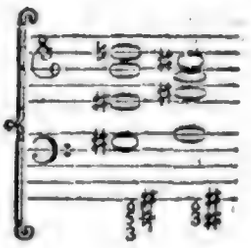
Hier sind wir im weichen A, und können im weichen C seyn, sobald gis ins as übergeht, die dem Gehör wie derselbige Tasten vorkommen.



Hier sind wir im weichen C und gelangen augenblicklich ins weiche Es sobald ces statt h eintritt.



Hier sind wir im weichen Es, und die veränderte Vorzeichnungen statt as gis, statt f eis, statt ces h leiten uns ins weiche Fis



so wurde

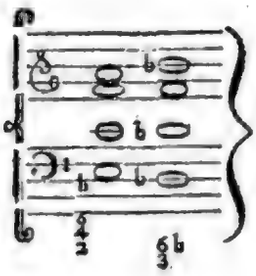
Gis	h	d	f	der VII vom weichen A
As	H	d	f	der VII vom weichen C
as	ces	D	f	der VII vom weichen Es
gis	h	d	Eis	der VII vom weichen Fis

für denselbigen Accord gehalten.

Und so verfährt man in allen andern Tönen.

2) Vom vierten erhöhten Ton.

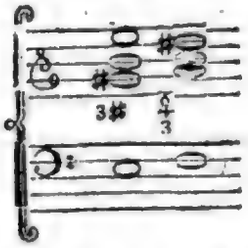
Hier ſind wir im weichen A und wir können im harten oder weichen B ſeyn ſobald wir das dis ins es verändern.



weil das Gehör Dis fac IV vom weichen A für es F a c den fünften von beyden Tonarten B und ſo wechſelsweis annimmt.

Eben ſo verfährt man in allen andern Tönen.

3) Vom ſchlußfallmäſigen zweyten Ton.

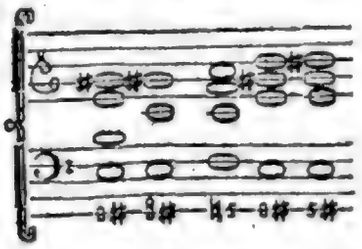


Wir ſind hier im weichen A und können im weichen Es ſeyn, ſobald h ins ces, dis ins es übergeht; weil das Gehör zwiſchen f A H dis zweyten ſchlußfallmäſigen vom weichen A

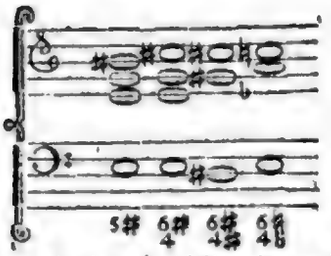
und F a ces es zweyten ſchlußfallmäſigen von weichen Es

keinen Unterſchied merkt, bis erſt die feine Kunſtgriffe durch den unerwarteten und nicht ehender beſtimmten als geendigtem Schlußfalle entdeckt worden. So von andern Tönen.

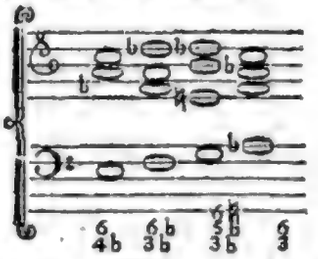
4) Vom dritten Ton in weicher Leiter



Hier ſind wir im weichen A, wovon E mit der groſſen Dritte, C mit übermäſiger Fünfte zeuget, aber die Aenderung des C mit his läßt uns die Folge auf dem Papiere errathen, was kein Zuhörer ſich jemals einbilden wird, nemlich daß wir im weichen Cis ſeyen.



Jedermann glaubt wir bleiben im weichen Cis und unerwartet ſind wir im weichen F.



Weil C e gis III vom weichen A
his E gis III vom weichen Cis
c e As III vom weichen F

dem Gehöre, wie eine und dieſelbe Harmonie vorkömmt. So von andern Tönen.

Hier iſt nun die Theorie und die Practik von aller enharmoniſcher Mannichfaltigkeit erſchöpfet, dies ſind noch unentdeckte muſikaliſche Schlupfwinkel: wer deren mehrere weis, iſt ſchon lang eingeladen, ja mit Preiſen aufgemuntert geweſen, ſie dem Mannheimer Tonlehrer zuzuſchicken. (25)

Enhydros, (Mineral.) (Waſſeradlerſteine, Waſſervolle Adlerſteine lat. *Enhydros* von ὑδωρ das Waſſer, *Aetites aqua incluſa.* Wall. *Hydrotes* fr. *Etite qui renferme de l'eau.* Bertrand holländ. *Waater Adelaar Steen*, hieſſen diejenigen Adlerſteine, welche in ihrer innern Höhlung, keine Erde, auch keinen Stein, ſondern Waſſer haben.) Sie kommen bisweilen vor, ſonderlich an ſolchen Orten wo ſich häufige Adlerſteine finden; ſie haben aber ſelten ſo viel Waſſer in ſich, daß man es an ihnen von Auſſen an einem Geräuſche bemerken könnte; nur im Zerſchlagen findet es ſich, und da gehet das in dem Steine befindliche Waſſer gemeiniglich verlohren, oder es verdunſtet wenigſtens, wenn man den geöffneten Stein in einem Kabinette hinlegt. Hier wird man alſo ſchwerlich einen Waſſeradlerſtein aufzeigen können, wenigſtens keinen ſolchen, der noch ſein erſtes Waſſer hat. Boodt bemerket aus dem Plinius, daß dieſe allemal ganz rund (abſolutæ rotunditatis) wären, folglich waren dieſe Waſſeradlerſteine ſchon den Alten bekannt. Wie dieſe Adlerſteine entſtanden ſind, darüber erklären ſich die Mineralogen verſchieden. Vogel meynet, was auch Wallerius behauptet, daß das eingeſchloſſene Waſſer vom Steine ſelbſt herzukommen ſcheine, aus welchem während der Verhärtung einige Waſſertropfen ausgedrückt worden. Titius glaubt, daß in dieſem Falle ein gefrorner Erdballen, oder ein Stück Eis mit Laim, Letten, oder Steinſtoff überzogen werden müßte. Wenn nun dieſes mit Steinſtoff umgebene Eis, eine Zeitlang in der Erde liegt, ſo wird umher eine Rinde von Waſſerſtein eher gebildet, als das Eis darinne ſchmelzet. Wenn aber dies endlich geſchiehet, ſo iſt alsdann die Rinde ſchon ſo feſt oder dichte, um dieſes Waſſer durchflieſſen oder ausdämpfen zu laſſen. Der Stein bleibt alſo ein Waſſerhalter, Enhydros. Schröter

glaubt, daß ein Wasseradlerstein entstehet, wenn das Wasser, welches den Adlerstein in einer Höhle bildet, alle seine Erdtheilchen an die Wände des Steins angelegt hat, und nicht ausdunsten kann. Auf diese Art muß das Wasser dieser Steine das reinste Wasser seyn. Schröter vollständige Einleitung Th. II. S. 438. 433. 435. Hat das Wasser hingegen crystallinische Theilchen in sich, so entstehen daraus Adlersteine mit eingeschlossinen Crystallen, die im Steinreiche eben keine Seltenheit sind (10)

Eniavtos. Ἐνιαυτος. s. Calender der Griechen.

Enif, (Astron.) Enf, Alpheras, os Pegasi ist der Name eines Sternes dritter Grösse auf der Nase des Pegasus, den Bayer mit ε zeichnet. (6)

Enjoko, ist eine fremde Benennung des Orang-Utang. (9)

Enixum sal. s. Mittelsalz.

Enkeln, ein bremisches Mark Stück. s. Mark, bremisch.

Enkelte Rundstücke, oder Oehr, eine schwedische Münz. s. Oehr.

En melodie, heißt nach Rousseau so viel als Solo. (25)

Ennata, oder Ennatos, der neunte Tag, an welchem die griechischen Christen einen Gottesdienst für einen Abgestorbenen halten. Dergleichen halten sie den dritten, neunten, und den vierzigsten Tag; den dritten, weil, wie sie sagen, der Todte an diesem Tag seine vorige Gestalt gänzlich verliert; den neunten weil der Körper das Herz ausgenommen anfange in die Verwesung zu gehen, und den vierzigsten, weil das Herz mit demselben anfange, auch zu verwesen. Weil aber die Erfahrung hierin nicht mit übereinstimmt, so geben andere von ihnen folgende Gründe an: den dritten zum Gedächtniß der Auferstehung Christi; den neunten, damit der Verstorbne mit dem Chor der heiligen Engel möge vereinigt werden, als warum sie an diesem Tag beten; den vierzigsten zur Nachahmung der Trauer der Israeliten über Mosen, als welche so lange gewährt habe. (1)

Enneaboion. Ἐννεαβοιον. **Der Werth von neun Ochsen.** Vor der Erfindung des Gelds und der Münzen geschahe der Handel, so wie h. z. t. noch bey und mit einigen unpolizirten Nationen, durch den Tausch. Je mehr aber damals der Reichthum in zahlreichen Heerden bestand, desto mehr tauschte man gegen Schaafe kleinere und unwichtige, gegen Rinder aber beträchtliche Sachen ein und schätzte auch bey dem Umsatze den Werth der Dinge nach diesen Thieren. Ἐννεαβοιον heißt daher, was den Werth von neun Rindern, und ἑκατομβοιον, was den Werth von hundert Rindern hat, oder auch überhaupt, was einen grossen Werth hat. In der folge prägten die Athenienser würklich Münzen mit dem Bilde eines Stiers; wo denn ein Enneaboion den Werth von neun solcher goldnen oder silbernen mit einem Ochsen bezeichneten Münzen ausmachte. s. Münzen der Alten. (21)

Enneadecäteris ist eine Reihe auf einander folgende 19 Sonnenjahre, nach deren Verlauf die Voll- und Neumonde wieder zwar auf denselben Tag, aber nicht auf dieselbe Stunde und Minute fallen. Mehreres hievon findet man in dem Artikel Cyclus, Epacten, Mons-Zirkel. Die jüdische Enneadecaeteris ist eine Reihe von 19 jüdischen Jahren, welche vom Molad Tohu d. i. dem Neumonde, der ein Jahr vor der Erschaffung der Welt oder den 7 October des 953ten Jahres der julianischen Periode um 5 Uhr 204 Halackim angenommen wird, anfangen und darin das dritte, sechste, achte, eilfte, vierzehnte, siebzehnte und neunzehnte Schaltjahr von 13, die übrigen aber gemeine Jahre von 12 Monathen sind. Da das gemeine jüdische Jahr 354 Tage 8 Stunden und 876 Halackim, des Schaltjahr aber 383 Tage 21 Stund. 589 Halackim enthält, so bestehet eine jüdische Enneadecanteris aus 6939 Tagen 16 St. 595 H. Eine Julianische bestehet aus 6939 Tage 18 St. also übertrift die letzte die ersten um 1 St. 485. H. (6)

Enneadynamis Polonorum ist eine Synominum des Einblattes (*Parnassia* L.) (9)

Enneaeteris. Ἐννεαετηρις s. Cyclus.

Enneagonalzahl, s. Polyponalzahl im Artikel: Zahl.

Enneakrunos. Ἐννεακρουνος. s. Braut und Bräutigam bey den Griechen. (21)

Enneandria. Mit diesem Namen belegt Hr. v. Linne die Zwitterpflanzen, welche neun abgesonderte Staubfäden haben. Sie werden in seine neunte Classe geordnet. (9)

Enneapetalä, werden die Pflanzen und Blumen genennt, welche neun Kronblätter haben. (9)

Enneiskloi, Ἐννεισκλοι hiesen die Schue der Epheben zu Lacedämon. s. Calceus. (21)

Ennusure, (Baukunst) Die Baumeister gebrauchen dieses Kunstwort bey gebrochenen Dächern, damit eine Einfassung von Bley oder Kupfer zu benennen, welche entweder unter dem Bruche oder Kehlgesims desselben, oder auch auf dem Forst und Gräthen geführt worden. Es wird solche aus einer zweifachen Absicht gebraucht. Der Dauerhaftigkeit und Zierde halber. Man verstehet auch darunter die Eckfassung eines gebrochenen Daches. (18)

Enodis, heißt in der Botanick ein Halm welcher keine Gelenke oder Knoten hat. (9)

Enolkein. Ἐνωλκειν. Wenn die Griechen ihre nach dem Meere hinauswärts zugemachten Befestigungen, die gemeiniglich in starken eingerammten hölzernen Pfählen bestunden, für stark genug hielten, einen feindlichen Ueberfall auszuhalten: so zogen sie ihre Schiffe oft ans Ufer, welches sie Ἐνωλκειν, so wie die Römer *subducere naves* hiesen. Rings um die Schiffe her schlugen die Soldaten ihre Zelter auf, wie dies Stellen aus dem Homer, Thucydides und andern Schriftstellern beweisen. Man that dies aber entweder nur im Winter, wenn die feindliche Flotte im Hafen lag und keinen Angriff wagen konte, oder bey langwührigen Belagerungen, und wenn man zur See nichts vom Feinde zu besorgen hatte, z. B. bey dem trojanischen Kriege, da die Vertheidiger Trojans es nie wagten, ein Seetreffen zu liefern. Zu andern Zeiten lagen die Schiffe nur vor Anker, oder wurden am Ufer befestigt, um bey einem Angriffe so gleich bereit seyn zu können. (21)

Enomotarch. Ἐνωμοταρχης, auch Ἐνωμοταρχος. s. Enomotia.

Enomotia. Ἐνωμοτια war der vierte Theil, oder nach andern, die Hälfte einer πεντηκοσυς und bestand also aus 25 Mann. Sie ward also genannt,

weil alle darzugehörige Soldaten ἐνωμοτοι διὰ σφαγιων, d. i. durch einen bey einem Opfer abgelegten Eid verpflichtet waren, ihrem Vaterlande getreu zu seyn. Ihr Anführer hies ἐνωμοταρχης oder ἐνωμοταρχος. Xenophon sagt, daß es solcher Anführer bey jeder μορα gewesen. Vergleicht man dies mit dem, was eben dieser Schriftsteller von den λοχοις und πεντηκοσοι sagt; so erhellet daraus, daß die μοραι in den älteßen Zeiten nur aus 400 Mann bestanden. Die getheilten Meinungen, die man in dieser Absicht bey den Alterthumsforschern findet, scheinen durch die nach und nach geschehene Verstärkung der lacedämonischen Armeen verursacht worden zu seyn. Denn obgleich die Spartaner ihre Truppen mit der Zeit vermehrten, so behielten sie doch immer die alten Benennungen bey, und der achte Theil einer Mora hies nach, wie vor, Pentecostys, ohngeachtet vielleicht einige 50 dazu gehören mögten. Eben so behielten die Römer den Namen legio bey, ob sie gleich nicht zu allen Zeiten gleich stark war, sondern nach und nach zahlreicher wurde. Sie bestand nemlich im Anfang nur aus 3000 Mann, und ward nachher nach den Erfordernissen der Umstände bis auf 4000, 5000 ja 6000 verstärkt. Und eben so war es auch mit ihren Cohorten, Manipuln und andern Abtheilungen beschaffen. (21)

Enopia. Ἐνωπια hies, nach Casaubon und Winkelmann, in den Häusern der alten Griechen der Hausflur, welcher nach dem leztern in den Anmerkungen über die Baukunst der Alten S. 64. besonders ausgeschmückt war und deswegen ἐνωπια παμφαινοντα bey dem Homer heissen soll.

Andere, wie z. B. Hesychius und Feith in seinen homerischen Alterthümern, verstehen darunter das Frontispice. (21)

Enoplion. S. Embaterium.

Enoptromantia, Ἐνοπτρομαντεια. Das Wahrsagen aus einem Spiegel. Der Wahrsager, welcher aus dem magischen Spiegel künftige oder vergangene Dinge weissagte, war wie Montfaucon berichtet, ein junger Knab oder ein junges Mädchen. Die Thessalierinnen schrieben ihre Antworten mit blutigen Characktern auf den Spiegel, um denjenigen die sie befragten, ihr Schicksal nicht im Spiegel, sondern im Monde zu zeigen, den sie vom Himmel herunter holen zu können vorgaben, welches denn entweder vom Spiegel selbst zu verstehen ist, den der Aberglaube und die Einfalt für den Mond ansahe, oder von dem Bilde des Monds, das sich im Spiegel zeigte. (21)

Enorcha. Ἐνορχα. So hiesen bey den Griechen alle Opfer, welche den himmlischen Gottheiten dargebracht wurden; da hingegen diejenigen, welche den unterirdischen Göttern bestimmt waren, ἐντομα hiesen. (21)

Enormis Läsio, wird von den Rechtsgelehrten eine bey Verträgen vorgegangene Verkürzung genannt, welche über die Hälfte des wahren Werts beträgt. Wann in dem Kaufkontract der Verkäufer eine solche enorme Läsion erlitten, wann er z. B. eine Sach welche hundert werth ist, für acht und vierzig verkauft hat, so hat er nach der l. 2. c. de resc. ven. das besondere Rechtsmittel, kraft dessen er wieder den Käufer klagen kann, daß ihm dieser entweder gegen Rückempfang des Kaufschilling die gekaufte Sache wieder zurückgeben, oder das, was an dem rechtmässigen Kaufschilling noch abgeht, ergänze. Eben dieses Rechtsmittel geben heut zu Tag die Rechtslehrer nach dem Sinn des Gesezes auch dem Käufer; nur sind sie nicht einig, wie bey diesem die enormis Läsio zu berechnen seye; einige nehmen solche nur alsdann an, wann die Sache hundert werth ist, und der Käufer zweihundert und eines dafür gegeben hat; wann nemlich die Sache nicht die Hälfte dessen werth ist, was dafür vom Käufer gegeben worden; allein da diese Berechnung in Verhältnis gegen den ersten Fall sehr unbillig, und bey dieser Voraussetzung eine Verkürzung nicht nur über die Hälfte, sondern über das Doppelte des wahren Werts erforderlich wäre, so verdient die Meinung derer immer den Vorzug, welche bey dem Käufer eine enorme Läsio annehmen, wenn er über die Hälfte weiter als der wahre Wert beträgt, z. B. für eine Sache, die hundert werth ist, hundert und ein und fünfzig gegeben hat. Eben dieses Rechtsmittel findet nach der heutigen Praxis wegen einer enormen Läsion auch bey dem Tauschcontract, bey dem Pacht, Anschlag des Heiratsguts, bey der Datio in solutum, und ähnlichen Handlungen statt; nicht aber bey solchen, wo entweder gar keine wechselseitige Leistungen vorkommen, wie z. B. bey dem Commodat, Depositum, Mandat, Schenkung, oder welche wenigstens keine Gleichheit derselben erforderte, wie z. B. die Emphyteusis. Eine aussergerichtliche Theilung einer Erbschaft oder anderer Dinge kann wegen einer jeden Läsion, wann sie gleich nicht enormis ist, angefochten und verbessert werden; hingegen um einen sonst giltig getroffenen Vergleich anzufechten, ist selbst eine enormis Läsio nicht hinreichend, sondern es wird nach der gemeinen Praxis eine enormissima Läsio erfordert, wobey jedoch mehr auf die Gewisheit oder Ungewisheit des Ausgangs des Processes, als auf den wahren Betrag der Verkürzung gesehen wird. Wann der Werth der gekauften Sachen bey dem Contract selbst von einem ungefähren Zufall abhängt, wann z. B. einer von dem andern das, was er mit dem ausgeworfenen Netz fangen wird, seine künftige Weinlese und dergleichen kauft, so kann keiner der Contrahenten wegen einer enormen Läsion sich beschweren, ausgenommen, es müßte der Kaufschilling so beschaffen gewesen seyn, daß für die gekaufte Hoffnung niemand anders die Hälfte desselben gegeben, oder ein andere sie nicht anders als um Doppelt so viel verkauft hätte. Derjenige aber, welcher einen Contract wegen enormen Läsion anficht, muß diese immer beweisen; und hiezu ist nicht genug zu zeigen, daß z. B. ein anderer für die gekaufte Sache noch so viel, als der Käufer gegeben hätte, sondern es muß durch glaubwürdige und verständige Schätzer bewiesen werden, daß die Sache zu Zeit des geschlossenen Contracts noch einmal so viel werth gewesen, als sie verkauft worden ist. (38)

Enormismata, Ἐνορμισματα hiesen bey den Griechen solche Stationen, wo die Schiffe nicht lange liegen blieben, sondern sich nur eine kurze Zeit aufhielten, um sich mit frischen Wasser und andern Bedürfnissen zu versorgen. Mit andern Namen hiesen diese Stationen auch ὁρμοι ὑφορμοι, σαλοι, καταρροις. Gemeiniglich waren sie vom Ufer noch

etwas entfernt; deswegen auch ὁρμαν, bey dem Plutarch, durch ἀποσαλευειν ausgedruckt und dadurch angezeigt wird, daß sich die Schiffe gleichsam noch mitten unter den Wellen befinden. Statt dieses Ausdrucks bedient sich Thucydides des ἀγειν ἐπ' ἀγκυρων, welches gewisser massen mit dem vom Livius gebrauchten lateinischen Ausdrucke, *in anchoris stare*, übereinstimmt. (21)

Enoticum s. Henoticum.

En. Phreattoi. Ἐν φρεαττοι auch ἐν φρεαττου. Ein an der Seeküste im Piräeus gelegener Gerichtshof der Athenienser, der seinen Namen entweder ἀπο του φρεατος hatte, weil er in einer Höhle befindlich war, weswegen ihn auch Pollux ἐν φρεατι nennt, oder, welches wahrscheinlicher ist, vom Helden Phreutus oder Phreattos. Die Untersuchungen dieses Gerichtshofs betraffen diejenigen, welche einer Mordthat wegen waren landflüchtig geworden, oder die eines unvorsezlichen Mords wegen ergriffen wurden und nachher einen vorsezlichen Mord begangen hatten. Der erste, der hier gerichtlich abgehört wurde, war Teucer, der, wie Lycophron erzehlt, von seinem Vatter Telamon aus Salamis war verbannt worden, weil er ihn im ungegründeten Verdacht hatte, als habe er zum Tode des Ajax etwas beigetragen. Dem Verbrecher war nicht erlaubt ans Land zu kommen, sondern er mußte in seinem Schiffe seine Sache vertheidigen, fand man ihn schuldig, so ward er der Willkühr der Winde und der Wellen überlassen, oder erlitt, wie andere sagen, die verdiente Strafe. Fand man ihn aber unschuldig, so wurde er nur von der andern That losgesprochen und mußte, der Gewohnheit gemäs für die erste That 12 Monate ins Exilium. Wegen seiner Lage im Piräeus hies dies Gericht zuweilen auch δικαστηριον το ἐν πειραιει. (21)

Enroliren, s. Werben.

Ens mit allen seinen Abtheilungen, s. Ding. Besonders aber auch Ens a se, s. Aseität; ens singulare, s. Einzeles Ding.

Ensada, Enzada, Enzanda, mit diesen Namen wird in dem untern Aetiopien und bey Goa ein daselbst häufig wachsender Baum belegt, welcher eine Art Feigenbäume seyn soll. Er trägt eine daumendicke in und auswendig rote Frucht, hat Blätter wie der Quittenbaum, und einen Stamm, der oft so dick ist als eine Eiche. Die Zweige biegen sich herab zur Erde, schlagen Wurzeln und bilden ebenfalls einen Baum, so daß oft ein Hauptstamm einen Platz von mehr als tausend Schritte einnimmt, und gleichsam einen kleinen Wald vorstellt. Von dem Baste dieses Baumes bereiten die Indianer eine Art von Zeug zur Kleidung. (9)

Ensal, ist eine fremde Benennung der Paradieskörner. (9)

Ensalmus soll eine gewisse zauberische aus allerley Gebetern bestehende Beschwörung seyn, die ein griechischer Bischoff dieses Namens erfunden habe. (1)

Ensarkosis, (ενσαρκωσις) ist ein Terminus in der Theologie, welcher die Handlung des Sohns Gottes oder der zweyten Person im göttlichen Wesen anzeigt, nach welcher er die menschliche Natur mit sich vereinigte, oder sie in die Persönlichkeit derselben aufnahm. Dies geschah bey der Empfängniß. (s. Empfängniß.) (20)

Ensatae, s. schwerdförmige Pflanzen.

Ensbäume, (Wasserbau) werden bey dem Baue hölzerner Brücken die Bäume oder Balken genennt, welche von einem Pfeiler oder Brückenjoch zum andern gelegt werden. Man nennt sie auch Lagerbäume deßgleichen Brückenruthen. (davon unter diesem Artikel mehr nachgelesen werden kann.) (18)

Ensevillement, (Baukunst) Wird die Höhe einer Brüstung von einem Fenster genennt, welche über drey Fuß hoch ist. In den alten Gebäuden findet man diese unbequeme und wider die Bequemlichkeit deßjenigen laufende Höhe, der zu solchem hinaussehen will, häuffig angebracht. (18)

Ensgebälke, (Baukunst) wird ein Gebälke genennt, dessen Balken so nahe an einander liegen, daß nur ein Fuß Raum je zwischen zweyen ist. Ein Gebälke dessen sich unsere alte Deutsche sehr häuffig in ihren Gebäuden bedienten, und sie besonders gebrauchten, wo sie warme Decken haben wollten, die sie alsdenn Ensgebälkdecken nennten, und darinn bestunden, daß zwischen die Balken, die alsdenn den Namen Ensbalken erhielten, nach der Länge Bretter in Fälse eingeschoben wurden. (18)

Ensiferi, s. Schwerdtbrüder.

Ensiformis, s. Blatt, schwerdtförmiges.

Ensiformis cartilago, der schwerdförmige Knorpel des Brustbeins. (s. Knochen.) (9)

Ensoria, Ἐνσορια war der Name der unterirrdischen Gewölbe, in denen man die Urnen beysezte. (21)

Enstasis, ist eine Art eines Beweises, wenn man die Unrichtigkeit des Gegensazes, entweder durch Entkräftigung seines Grundes, oder Leugnung der Folge zeigt. (22)

Ens veneris, so nannte Boyle die Eisenblumen, zu deren Zubereitung man sich des rothgebrannten und ausgesüßten Eisenvitriols bedient; allein sie verdienen diesen Namen durchaus nicht, höchstens noch in dem Falle einigermassen, wann der Eisenvitriol kupferhaltig war. Eher verdiente diesen Namen der Salmiak, wenn man ihn mit Kupferfeile oder mit gebrannten und ausgesüßten Kupfervitriol sublimirt.

Ent oder **Anta**, s. Nilpferd, (*Hippopotamus terrestris* L.)

Entada, ist ein Beyname der vieljährigen Sinnpflanze, (*Mimosa* L.) (9)

Entädern, heißt, wenn die Juden bey einem geschächteten Vieh aus dem Buge die Spannadern herausnehmen.

Entäussern (sich), heißt in der altdeutschen Gerichtssprache auf eine Sache Verzicht thun, oder die Versicherung geben, daß man sich ihrer gänzlich enthalten wolle. (15)

Entäuserung Christi, s. Erniedrigung Christi.

Entaliten, (Versteiner.) lat. *Entalia*, *Entalia petrefacta*, *Entalita*; franz. *Entalites*, werden unter den versteinten Meerröhren (*Dentalium* L.) diejenigen genennet, welche stark gestreift, gefurcht oder knoticht sind, dabey aber allemal einen regelmässigen Bau haben. Wir haben schon bey dem Wort Dentaliten einen Wink davon gegeben, in welcher Verwirrung bey den Lithologen die beyden Namen Dentaliten und Entaliten stehen, und man kann beynahe behaupten, daß sich jeder Schriftsteller von beyden Worten einen andern Begriff gebildet hat. Wir würden daher in der That die Zeit verderben; wenn wir über diese Namen und ihre Begriffe Schriftsteller nach-

nachschlagen und excerpiren wollten. Wir haben den obigen Begriff aus Herrn Schröters vollständigen Einleitung, Th. IV. S. 143. entlehnt, und wir werden diesem Schriftsteller bey der Bearbeitung dieses Artikels überhaupt folgen. Durch den gegebenen Begriff lassen sich die Entaliten nicht allein von den Dentaliten, sondern auch von den Wurmgehäussen oder den sogenannten Vermiculiten gar leicht unterscheiden, sonderlich von den leztern, an denen man allemal eine gewisse Unregelmässigkeit in dem Bau, in den Krümmungen und dergleichen antrifft. Also alle Körper, vielleicht nur Serpula penis ausgenommen, die man aber unter den Fossilien noch nicht kennt, wozu im Linnäischen Natursystem der Linnäische Name *Serpula* der Geschlechtsname ist, gehören unter die Vermiculiten; ferner diejenigen Körper, wozu der Geschlechtsname Dentalium gehöret, sind entweder Dentaliten oder Entaliten, und zwar Entaliten, wenn das Original oder das Fossil ohngefehr die Bildung wie Dentalium elephantinum oder aprinum des Linné hat, die übrigen gehören zu den Dentaliten. Freylich wäre es bequemer und besser gewesen, wenn man nur zwey Classen nach Linné festgesetzt hätte, Dentaliten und Vermiculiten, wie er Dentalium und Serpula.

Einige Schriftsteller brauchten für das Wort *Entale* das Wort *Antale*, andere machen darunter einen Unterschied, und nennen Antalen die kleinern, Entalen aber die grössern Körper dieser Art; eine Eintheilung die aus leicht zu findenden und eben so leicht zu begreifenden Ursachen nichts taugt, und kaum angeführt zu werden verdient. Genug wir kennen nun den bestimmten Begriff der Entaliten; es sind schalichte Röhren also inwendig hohle Körper, die entweder gerade oder etwas gekrümmt sind, auf ihrer äussern Fläche aber Streiffen und Furchen, oder Knoten oder andere Unebenheiten, aber allemal einen regelmässigen Bau haben. Sie erscheinen in verschiedenen Abänderungen, die Herr Schröter folgender Gestalt angiebt.

I. Runde Entaliten, wo also der gestreifte Körper gleichwohl rund bleibt.

1) Mit zärtern Streiffen. Schröter vollständ. Einleit. Th. IV. tab. III. fig. 7. aus Loretto in Italien, blos calcinirt.

2) Mit stärkern Streiffen.

a) Mit gedoppelten die Länge herablauffenden Streiffen, wo sich also zwischen stärkern Streiffen schwächere befinden. Schröter l. c. tab. II. fig. 5. aus Courtagnon in Frankreich, auch nur calcinirt. Das Original ist der gerade Meerzahn. Martini Conchyl. Th. I. tab. 1. fig. 4. A. Gualtieri *Ind. Testar.* tab. 10. fig. H. Lister *Hist. Conchyl.* tab. 547. fig. 1.

b) Mit einfachen Streiffen, diese sind bald sparsamer und stärker wie beym Guettard in den Mineral. Belust. Th. IV. tab. V. fig. 9. und beym Martini tab. I. fig. 5. B. oder sie sind häufiger und zärter, wie beym Guettard l. c. tab. V. fig. 6.

3) Ohne Streiffen aber geringelt. Sie werden in den Mastrichter Sandsteinbrüchen gefunden. Walch Naturgesch. der Versteiner. Th. II. Abschn. II. S. 280.

II. Eckichte Entaliten, sie haben Ribben wodurch sie eben eckicht werden, deren Anzahl aber sehr unbestimmt ist, manche haben 10, andere 8, noch andre 6 Ribben, vielleicht erscheinen sie in mehrerer oder wenigerer Anzahl an andern Beyspielen. Einen Unterschied kann die Beschaffenheit der Endspitze lehren:

1) Bey einigen ist sie merklich gebogen, und (mehrentheils) sehr spitzig. Das Original davon ist das *Dentalium elephantinum* L. ed. X. oder *aprinum* L. ed. XII. Man findet das Fossil bey Mastricht, in dem St. Petersberge. Schröter Journal Th. IV. S. 446. f. es sind nur Spurensteine, die es aber darthun, daß diese Entaliten sechs egale Ecken oder Ribben haben. Wir besitzen in unsrer Sammlung ein 1¼ Zoll langes gegrabenes Beyspiel aus Courtagnon, das 12 egale Ribben, eine merkliche Krümmung aber eine sehr stumpfe Spitze hat.

2) Bey andern abgestumpft und fast gar nicht gebogen. Sie werden bey Loretto in Italien calcinirt gefunden. Sie haben kaum die Länge eines Zolls, sechs Ecken, zuweilen zwischen den Ecken noch schwache Streifen, eine platte Endspitze und eine weite Oeffnung.

Die mehresten Entaliten hat man bisher unter den gegrabenen Seltenheiten nur calcinirt gefunden. Inwendig sind sie mit einem stärkern oder schwächern Blättchen ausgelegt, und sind daher, so uneben sie auch von aussen sind, innwendig spiegelglatt. Man siehet dieses Futter, wenn ich so sagen darf, an calcinirten Beyspielen deutlicher, als an natürlichen oder an versteinten, und bey Mastricht werden zuweilen Beyspiele gefunden, bey denen es scheint, als wenn zwey Entale in einander gesteckt wären. Wahre versteinte Entaliten findet man überaus selten, sie kommen aber bey Mastricht, besonders bey Courtagnon in Frankreich, und bey Loretto in Italien unter den calcinirten Conchylien häufig genug vor, daß man sie fast in allen Cabinetten antrifft. Eben das bezeugt Herr Bouanger in den mineralog. Belust. Th. IV. S. 277. von den Feldern von Sainte Maure, und von Sainte Catharine in der Gegend von Tours, wo sich eine ungeheure Menge von Materie befindet, deren Tiefe man nicht weiß, in welchen man Conchylien und unter diesen Dentaliten und Entaliten mit einem feinen Sande und mit tausend Trümmern vermischt findet, wie an den Ufern des Meers. Gemeiniglich halten sich die Dentaliten und die Entaliten in einer Gegend auf, und wo man die einen findet, da kann man fast allemal auch auf die andern rechnen. Indessen gestehen wir es ein, daß wir Gegenden kennen, wo sich unter häufigen Dentaliten auch nicht eine Spur eines Entaliten entdecken läßt. Das ist auch die Ursache, warum man in den Kabinetten die Dentaliten viel häufiger findet, als die Entaliten, und daß man von den Entaliten überhaupt sagen muß, daß sie gerade nicht die gemeinsten Fossilien sind.

Zeichnungen haben geliefert:

1) Von natürlichen Entalen: Lister *Hist. Conchyl.* tab. 547. fig. 1. Rumph amboin. Raritätenk. tab. 41. fig. J. und Num. 6. Argenville Conchyl. deutsch tab. 3. fig. H. I. Gualtieri *Ind. Testar.* tab. 10. fig. G. H. I. Martini Conchyl. Th. I. tab. 1. fig. 4. A. B. fig. 5. A. B. Knorr Vergnüg. Th. I. tab. 29. fig. 3. Bonanni *Recreat. & Muf.* Kircher. Claff. I. fig. 8. Lesser Testaceoth. tab. 1. fig. 3.

2) Von gegrabenen Entalen: Knorr Samml.

Suppl. tab. V. a. fig. 3. Walch syſtemat. Steinr. Th. I. tab. VI. Num. I. Scheuchzer Naturhiſt. des Schweitzerl. Th. III. fig. 79. Leibnitz *Protogaea* tab. VI. fig. ult. Klein *Petref. Gedan.* tab. I. fig. 5. Lange *Hiſt. lap. fig. Helv.* tab. 4. Scilla *de corporib. lapideſc.* tab. 18. fig. 6. Mineralog. Beluſt. Th. IV. tab. 5. fig. 6. 9. Baumer *Hiſt. natural. regni mineral.* fig. 4. A. Gmelin Linnäiſches Naturſyſt. des Mineralr. Th. IV. tab. 19. fig. 240. 241. Schröter vollſtänd. Einleit. Th. IV. tab. 3. fig. 5. 7. (10)

Entaphiastae, hieſſen bey den Griechen diejenigen Perſonen, welche zum Salben der Leichname gebraucht und auch ſonſt νεκροκοσμοι, καταγωγες, und bey den Römern Pollinctores, genennt wurden. Von ihnen waren die νεκροθαπται, der Lateiner Libitinarii, unterſchieden, die alles, was zur Leiche gehörte, beſorgten, und in deren Dienſten die Pollinctores, Veſpillones und dergleichen Leute ſtanden. (21)

Entapis. (Baukunſt) Ein Kunſtwort Vitruvs womit er die Bauchung der Säulen benennt. Die Alten ſtellten ſich eine Säule als eine Stütze vor, die wenn ſie ſehr beſchwert und beläſtiget würde etwas unter deren Mitten der Höhe auseinandergehen und ausbauchen werde, daher ſie dann als Nachahmer der Natur auch die Neuen alſo bauten. (18)

Entaxis, Ενταξις hieß in der Tactic der Griechen, wenn Soldaten von verſchiedener Art zwiſchen einander geſtellt wurden, z. B. wenn den Leichtbewaffneten befohlen wurde, in die zwiſchen den Schwerbewaffneten befindlichen Räume einzurücken. Dieſe Stellung hieß auch παρενταξις und προσενταξις. (21)

Entbinden, wird im Gerichtsſtyl verſchiedentlich gebraucht: 1) Vom Eyde entbinden, heißt jemanden von der Verbindlichkeit des Eydes losſprechen, vorzüglich in der Abſicht, daß man dadurch in Stand geſetzt werde, ſein Recht aufs neu gerichtlich zu ſuchen. (Abſolutio a jurejurando ad effectum agendi.) 2) Von der Ehe entbinden heißt eine gerichtliche Eheſcheidung vornehmen. 3) Von allen Verbindlichkeiten überhaupt kann man entbunden werden; wenn der, welcher dazu berechtigt iſt, uns dieſelbe erläſſet, oder dieſelbe aufhebt und vernichtet. (15)

Entbindung, natürliche, künſtliche ꝛc. ſ. Geburt.

Entbindungsbett, ſ. Geburtsbett.

Entbindungskunſt, Hebammenkunſt, Geburtshülfe; lat. *Ars obſtetricia*, franz. *Art des accouchemens*, heißt überhaupt diejenige Wiſſenſchaft, welche lehret, wie man den Gebährenden in Kindesnöthen beyſtehen, und in der natürlichen, widernatürlichen und ſchweren Geburt, auf eine leichte, ſichere, und geſchwinde Art, die nöthige Hülfe leiſten ſoll. Sie iſt ein Theil der practiſchen Wundarzneykunſt, und macht die Hauptſache der ſogenannten Exäreſis aus. Weil ſie aber ein beſonders ſchwerer Theil derſelben iſt, ſo wird ſie auch beſonders abgehandelt. Auſſer dem, daß dieſe Wiſſenſchaft der gelehrten Kenntniſſe wegen, die ſie erfordert, und der Hülfswiſſenſchaften, die zu ihrer glücklichen Ausübung nöthig ſind, als ihres Alters wegen, das ſich ſo hoch hinauf erſtreckt, als Menſchen geweſen ſind, die gebohren haben, keiner weichen darf, ſo hat ſie auch noch einen beſondern Vorzug, daß ſie ſich immer mit dem Leben zweyer, oft mehrerer Menſchen abgiebt, da die practiſchen Arzneywiſſenſchaft und Wundarzneywiſſenſchaft nur das Leben eines Menſchen auf einmal zum Vorwurf haben. Die Entbindungskunſt iſt in neuern Zeiten zu einem ſo groſſen Grade der Vollkommenheit geſtiegen, daß man faſt alle ihre Operationen, die bey ihrer practiſchen Ausübung vorfallen, zu einer geometriſchen Gewißheit bringen kann; denn wenn man alle ihre Grundſätze betrachtet, ſo laſſen ſie ſich zuſammen auf das mechaniſche Problem zurückführen: **Einen biegſamen Körper von einer gewiſſen Länge und Dicke, durch einen knöchernen Kanal von einer gegebenen Geſtalt, Richtung und Weite, der aber keiner weitern Ausdehnung im natürlichen Zuſtande fähig iſt, ohne Verletzung des einen oder des andern, nach den Geſetzen der Bewegung hindurch zu bringen.** Aus dieſem Problem erhellt, wie genau die Entbindungskunſt mit andern Wiſſenſchaften verbunden ſey. Wer ſie alſo ſyſtematiſch erlernen, und ſich mit ihr abgeben will, muß nicht allein gute Gründe in der Anatomie und den Kenntniſſen der Theile womit er umgeht, und ihren Verhältniſſen gelegt haben, ſondern er muß auch Phyſik, Mathematik, und beſonders Mechanik verſtehen; denn da eine kluge Ausübung der Geburtshülfe faſt nichts anders iſt, als eine geſchickte Anwendung der Geſetze des Hebels, ſo ſieht man leicht wie nothwendig es iſt, dieſe Geſetze und die Gründe, worauf ſie beruhen, zu kennen. — Die Geburtshülfe wird in mehrere Theile eingetheilt. Die gewöhnlichſte Eintheilung iſt diejenige, welche den theoretiſchen oder mediciniſchen Theil, von dem practiſchen oder chirurgiſchen abſondert. Der theoretiſche Theil betrachtet die Krankheiten der Schwangern, Kindbetterinnen und Kinder. Der practiſche zerfällt aber wieder in vier Theile. Wir wollen in dieſem Stücke dem Herrn Baudelocque folgen, deſſen Ordnung und Eintheilung uns die bequemſte ſcheint. Der erſte Theil der practiſchen Entbindungskunſt zerfällt wieder in vier Theile. Der erſte ſchließt die anatomiſchen und phyſiologiſchen Kenntniſſe in ſich, die ſich der Geburtshelfer eigen machen muß, und welche die Grundkenntniſſe der Kunſt ausmachen. Er betrachtet alſo die Theile, woraus der Kanal beſteht, wodurch das Kind in der Geburt gehen muß, in Rückſicht auf diejenigen Theile, welche es zu dieſem Durchgang nöthigen. Die leichtere oder ſchwerere Geburt hängt aber nicht ſowohl von der gröſſern Gewalt oder der Schwäche der wirkenden Theile ab, als vielmehr von dem Verhältniß der Durchmeſſer des gedachten Kanals und des Körpers, der durch ihn gehen ſoll. Daher geht ſowohl eine natürliche als künſtliche Geburt bey günſtigen Verhältniſſen dieſer Durchmeſſer leicht von ſtatten, da es im Gegentheil oft unmöglich iſt, die Geburt zu endigen, wenn die Verhältniſſe dieſer Theile gegen einander fehlerhaft ſind. Der Kanal wovon wir reden, iſt das Becken, und der Körper, der bey ſeinem Durchgang durch daſſelbe ſo oft Schwürigkeiten verurſacht, iſt das Kind, und beſonders der Kopf deſſelben. Um das Becken genauer kennen zu lernen, wird es zuerſt in ſeinem trocknen Zuſtande betrachtet, wo es von allen weichen, es umkleidenden Theilen entblößt iſt; ſodann in der Zuſammenfügung der Knochen, welche es ausmachen, nebſt den Ligamenten und Verwachſungen, welche dieſe Knochen vereinigen, und den Ausmeſſungen dieſes knöchernen Kanals, nebſt den Fehlern der Bildung, die er haben kann, und den Hinderniſſen, welche dieſe der Geburt entgegen ſtellen können. Endlich muß man die Mittel erforſchen, wodurch man entdeckt, ob das Becken gut oder übel gebaut ſey, und die Gröſſe der

Durchmesser in allen Fällen bestimmen. Nach dieser Betrachtung muß zugleich der weichen Theilen Erwähnung geschehen, welche das Beken von allen Seiten umkleiden, nebst denjenigen, die mit ihm in Verhältniß stehen. Es muß daher von der Gebärmutter in dem Stande ausser und in der Schwangerschaft gehandelt werden, von ihrem Bau, ihrer Höle, Lage, ihrer Veränderung während der Schwangerschaft, und der schiefen Lage derselben. Es müssen ferner die Regeln angegeben werden, worinn man die Fruchtbarkeit, und Unfruchtbarkeit erkennt, und die Zeichen, woraus man auf eine Schändung schließt, und urtheilt, ob eine Person, die ihre Niederkunft läugnet, oder des Kindermords angeklagt wird, wirklich geboh-ren habe, oder nicht. Die verschiednen Zeichen der Schwangerschaft, nebst der wichtigen Kunst sie durchs Zufühlen nicht nur zu erkennen, sondern auch die Zeit des Fortgangs derselben zu bestimmen, müssen genau angegeben seyn. Ferner muß von denjenigen Theilen geredet werden, welche die Schwangerschaft ausmachen, von den ersten Anfängen des Kindes, von der Zeit, wo es sich gänzlich entwickelt, von seiner Grösse in den ersten Monathen der Schwangerschaft, und seinem schnellen Wachsthum in der Folge derselben, von der gewöhnlichen Länge und Schwere, die es zu der Zeit hat, wenn es gebohren wird, und von seiner Stellung und Lage in Mutterleibe. Endlich muß der Bau seines Körpers, und dessen Theile besonders betrachtet werden, als des Kopfs und der Brust, und die Veränderungen welche diese Theile erleiden können, wenn sie durch das Beken gehn. Dies erfordert, daß zugleich eine Ausmessung dieser Theile gegeben wird, um das Verhältniß derselben zur Grösse des Bekens bestimmen zu können. Zulezt ist noch die Beschreibung des Mutterkuchens, der Häute des Eies, und des Nabelstrangs übrig, und des Wassers worinnen das Kind schwimmt, nebst der Ernährung desselben, und der Nahrung, welche ihm die Mutter zuführt, wobey zugleich der Kreislauf des Bluts angezeigt werden muß, insofern er mit jenem der Mutter übereinstimmt, oder von ihm abweicht, und die Veränderungen, welche die Geburt in demselben hervorbringt.

Der zweyte Theil der Geburtshülfe, theilt die Geburten in drey Ordnungen ab, nach der Art und Weise, wie sie vor sich zu gehen pflegen: 1) in **natürliche Geburten**, die allein durch die Wirkung der Theile der Mutter beendiget werden; 2) in **wiedernatürliche Geburten**, welche die Hülfe der Hand erfordern; und 3) in **schwere**, welche nur durch Hülfe der Werkzeuge vollbracht werden können. Da diese Geburten Gemeinschaft untereinander haben, so wird diese Gemeinschaft bestimmt, und werden davon die wirkenden Ursachen angegeben, so wie auch die Erscheinungen, welche die Geburtsarbeit begleiten. Um den Mechanismus der Geburt bey der ersten Ordnung genauer und deutlicher zu bestimmen, wird dieselbe in vier Geschlechter abgetheilt. Diese sind: 1) wo sich der Scheitel des Kopfs zur Geburt einstellt. 2) die Füsse, 3) die Knie, und 4) der Hintere. Zu allen diesen Fällen, kann, wie die Erfahrungen bezeugen, die Mutter ohne wesentliche nothwendige Beyhülfe der Kunst gebähren. Die Erfahrung bezeugt auch daß sich die verschiedene Theile des Kindes nicht immer auf die nemliche Art in den Eingang des Bekens stellen, daß einige Lagen zur Geburt günstiger als die andern sind, daß das Kind bey der Geburt nicht immer mit der nemlichen Richtung und Bewegung durchs Beken geht, obgleich die Natur diese Bewegung immer mit der größten Sorgfalt, und Weisheit einrichtet, daß sich der größte Durchmesser, es sey jener des Kopfs, oder der Schultern, wie in den kleinsten Durchmesser des Bekens stellt. Aus diesem Grunde werden jeder der gedachten Ordnungen, noch mehrere Gattungen untergeordnet.

Wenn auch die Geburt glücklich von statten geht, so bedarf doch die Gebährende während der Geburt, so wie der neugebohrne Säugling allzeit Sorge und Hülfe. Die Entbindung selbst, und die Behandlung der Mutter nach der Geburt machen den wichtigsten Gegenstand unserer Kunst in allen Verhältnissen aus.

Der dritte Theil der praktischen Entbindungskunst handelt von den widernatürlichen Geburten, welche die oben angezeigte zweyte Ordnung ausmachen. In diesen Geburten ist die Hülfe der bloßen Hand hinreichend. Es können sehr viele Ursachen diese fremde Hülfe nothwendig machen, und das Kind kann sich in einer sehr vielfachen fehlerhaften Lage in den Eingang des Bekens stellen. Diese Geburten werden deswegen wieder in ihre Geschlechter, diese aber wiederum in ihre Gattungen abgetheilt. Wenn sich das Kind mit den Füssen zur Geburt einstellt, so macht dies das erste Geschlecht aus, ein anderes Geschlecht aber, wenn es irgend einen andern Theil darbietet, als die Knie, den Hintern, den Scheitel des Kopfs, das Gesicht, den vordern Theil des Halses, die Brust, den Unterleib, den vordern Theil des Bekens, die Schenkel, das Hinterhaupt, den hintern Theil des Halses, den Rücken, die Lenden, die Seitentheile des Kopfs, die Seitentheile des Halses, die Hervorragung der Achsein, den Arm, oder die Hände, die in dem Muttermund vorliegen, oder heraushängen, die Seiten der Brust, oder endlich eine der beyden Hüften. Nachdem diese genannten Theile sich in dieser, oder in jener Lage in den Muttermund stellen, machen sie die verschiedenen Gattungen der gedachten Geschlechter aus.

Der vierte Theil der Entbindungskunst gibt sich insbesondere mit den schweren Geburten ab, welcher ohne Nachtheil der Mutter oder des Kindes ohne Instrumenten nicht beendigt werden können, wobey zugleich die Schwangerschaft und Entbindung von mehreren Kinder, die falsche Schwangerschaft, und die zu frühzeitige Niederkunft mit betrachtet werden können. Zuerst müssen die allgemeinen Ursachen erwogen werden, welche die Anlegung der Instrumenten, und besonders der Zange nothwendig machen, wozu die wahre Einteilung eine Hauptanzeige gibt. Diese muß deswegen von demjenigen Zustand genau unterschieden werden, wo der Kopf bey seinem Durchgang durchs Beken nur aufgehalten wird. Hier ist der Ort, wo der Bau der Kopfzangen, und die Art und Weise, wie sie wirken, sammt ihren Vortheilen und Nachtheilen und dem Gebrauche des Hebels, genau müssen angegeben werden. Der Gebrauch und die Anlegung der Kopfzange ist so mannigfaltig und verschieden, daß dies einer besondern Betrachtung bedarf. Die Regeln sich derselben gehörig zu bedienen, müssen von ihrem Bau, und ihren Wirkungen, von den Verhältnissen der Durchmesser des Kopfs mit den Durchmessern des Bekens, von der Lage des Kopfs, und der Richtung in welcher er sich entwickeln kann, aus den Gesetzen, welche die Natur in der natürlichen Geburt zeigt, hergenommen werden. Diejenigen Geburten, die sich nicht anders als durch Haken, oder andern

schneidende Werkzeuge, welche auf das in Mutterleibe eingeschlossene Kind gesetzt werden, beendigen lassen, machen eine andere Ordnung aus.

Es muß dabey gesagt werden, welche Fälle die Anlegung ähnlicher Instrumenten erfordern, und wo die Haken vorzuziehen sind, wo die Eröffnung des Kopfs nöthig ist, um denselben in seiner Masse zu verkleinern, wie sich der Geburtshelfer zu verhalten hat, wenn der Kopf vom Körper getrennt, und in der Gebärmutter zurückgeblieben ist, wo der Kopf bey seinem Durchgang durchs Beken abgerissen worden, der Rumpf aber noch in der Höhle des Bekens steckt; oder was er thun muß, wann das Kind wassersichtig, oder so widernatürlich gebaut ist, daß es nicht gebohren werden kann. Endlich ist noch die Erzählung der Ursachen übrig, welche die Geburt ohne Beyhülfe der schneidenden Instrumenten, oder der Trennung einiger Theile der Frau unmöglich machen. Hieher gehören 1) die zufälligen oder natürlichen Fehler der Bildung derjenigen weichen Theile, die den zum Durchgange des Kindes bestimmten Weg ausmachen. 2) die Fehler der Bildung des Bekens, und 3) die Schwangerschaften, die sich nicht in der Gebärmutter, sondern in einer Muttertrompete, in einem Eyerstock, oder in der Höhle des Unterleibs finden. Diese Fälle erfordern Operationen, deren genaue Beschreibung nothwendig ist. Diese Operationen sind der Kayserschnitt, und die Trennung der Schoosbeine.

Wir haben nun gezeigt was man in unserer Wissenschaft zu suchen habe. Wir wollen nun noch kürzlich anmerken, daß die neuern Geburtshelfer, die Hebammenkunst, und Entbindungskunst nicht für eins nehmen, sondern beyde unterscheiden. Natürliche, und leichte widernatürliche Geburten, wozu keine Instrumente erfordert werden, sondern sich allein durch die Hülfe der Hand beendigen lassen, gehören allein ins Gebiete der Hebammenkunst. Wo aber schwere Geburten eintretten, welche künstliche Werkzeuge erfordern, hört die Gränze auf, und die Entbindungskunst fängt an, die auch die höhere Entbindungskunst, oder Geburtshülfe in eigentlichem Verstande genennt wird. Die Geburtshülfe, und die Entbindungskunst sind also zwey verschwisterte Wissenschaften, wovon die erstern die Grundlage der andern abgiebt. Eine Hebamme darf sich nicht ungestraft in das Gebiete eines Geburtshelfers wagen. Der Geburshelfer verbindet aber die Ausübung beyder Theile miteinander, und sein Amt erstreckt sich sowohl auf natürliche und widernatürliche, als auch auf schwere Geburten.

Wir wollen nun noch einiges von der Geschichte der Entbindungs sagen. In den alten Zeiten hatte sie mit der Medicin und Chirurgie einerley Schicksal. Ob wir gleich ihre Geschichte nicht genau wissen, weil sie mit allzuvielen Mährchen durchwebt ist, so ist doch so viel bekannt, daß sich unter den Egyptiern Hermes mit ihr abgegeben habe. Nach ihm kam sie unter der Priester Hände. Zu Pharaons Zeiten waren wirkliche Hebammen gebräuchlich, wie wir aus der Geschichtschreibung des Moses wissen, daß Pharao den Hebammen befohlen habe, alle israelitische Knäblein zu tödten. Auch bey den Griechen waren Geburtshelferinnen, die solche Ehre erlangten, daß man sie weise Frauen nanneen, ein Name der noch jetzt bey den Franzosen gewöhnlich ist. Hyppokrates war der erste, welcher einige aus Erfahrung gesammelte Regeln der Kunst, in eine Art von Wissenschaft vereinigte. Vermuthlich sind uns aber mehrere von seinen Schriften verlohren gegangen. Nach Hyppokrates Zeiten verflossen mehrere Jahrhunderte, ohne daß die Kunst, so viel uns bekannt ist, durch Schriften bereichert wurde, bis sie in dem Jahrhundert des Galens wieder einen merklichen, wiewohl fast blos theoretischen Zuwachs erhielte. Celsus, sein Zeitgenosse behandelte die Entbindungskunst zuerst mit einiger Ordnung und Deutlichkeit, und bestimmte seiner Vorfahren Lehrsätze genauer zweyhundert Jahre nach Galens und Celsus Zeiten erschien Aetius, der meistens nur aus seinen Vorgängern kompilirte. Nach einem Zwischenraum von dreyhundert Jahren, wo blos unwissende Weiber diese Wissenschaft misbrauchten, stund endlich in der Mitte des siebenten Jahrhunderts, Paul Aeginet a auf, ein Mann mit einem beobachtungsvollen Geist, und einer wohlthätigen Seele, der nicht säumte die Wundarzneykunst, welche in allen ihren Verrichtungen in eine Barbarey ausgeartet war, wieder in ihre alte Umstände zurückzuführen, und sie der Natur näher zu bringen. Schon waren dreyhundert Jahre verflossen, bis Avicenna erscheint, dessen Hang zum Ungewöhnlichen seine bücherreiche Compilationen noch mehr verunstaltete. Unterdessen haben wir ihm die erste Beschreibung einer Geburtszange zu verdanken. Hundert Jahre nach ihm schrieb Albucasis über die Entbindungskunst, der das Instrumentenliebende Gemie seines Vorfahren noch übertraf, und sich immer weiter von der Natur entfernte. Nach einem langen Zwischenraum, wo alle Wissenschaften ruhten, schien zuerst Deutschland sein Augenmerk auf die Entbindungskunst zu richten, und erhobe diese Wissenschaft durch ein Werk, das ganz Ordnung, Deutlichkeit, und Richtigkeit war. Rhodius hieß sein Verfasser. Doch auch andere Deutschen stellten sich als Instauratoren dieser Wissenschaft dar. Rhodius Werk brachte eine Menge anderer Schriften hervor.

Paré, Guillemeau und Mauriceau brachten sich zwar allgemeine Bewunderung zuwege, ob sie gleich in ihrer Kunst keine wichtige Entdeckung machten. Zu dieser Zeit wurde von den Deutschen Moschions Werk entdeckt, das viel Licht verbreitete. Paré lieferte in seinen Schriften abgerissene Bruchstücke aus den Griechen, Arabern, und dem Rhodius, und machte die Liebe zu den Instrumenten aufs neue rege. Guillemeau kompilirte ohne Geschmack. Mauriceau schrieb aus, ohne seine Quellen zu nennen, kannte den Mechanismus der Geburt nicht; und liebte daher die Instrumenten. Er gab uns ein fürchterliches Instrument, den Kopfzieher. Allein die vortreffliche Erfindung der Wendung erhebt ihn über alle seine Fehler. Um diese Zeit wurde in England, wie man glaubt von Chamberlan die Zange erfunden, wodurch er sich um die Entbindungskunst ein grosses Verdienst erwarb, ob er sie gleich noch geheim hielte. Um diese Zeit erschienen nach und nach Viardel, Portal, Aman, Dionis, und eine Menge anderer, von welchen aber die Entbindungskunst wenig gewonnen hat. Endlich brachte Holland zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts einen Deventer hervor, der in der Entbindungskunst Epoche machte. Er erkannte den Misbrauch der Instrumenten, und bekümmerte sich um Grundsätze. Die Lehre von der schiefen Lage der Gebärmutter stellte er in ein grösseres Licht, kannte den Krampf der Gebärmutter, und that mit seiner geheim gehaltenen Opiatpille Wunder. La Motte ein scharfsinniger und erfahrner Mann hat

durch seine Sammlung von Beobachtungen viel Gutes geleistet. Ruysch verband sich mit Roonhuysen und beyde kauften die Erfindung des Chamberlans, die sie sorgfältig geheim hielten. Roonhuysen kam dadurch in den Ruf, daß er der Besitzer eines wichtigen Geheimnisses wäre. Seinem Sohne haben wir den Hebel zu danken, der in manchen Fällen ein nützliches Instrument ist. Palfyns Schriften enthalten nichts eignes. Er machte ein Instrument von zweyen in Form einer Scheere sich kreuzender Löffel bekannt, dessen Erfindung Wilhelm le Doux sich hernach anmaßte, das aber weniger nützlich als jenes des Chamberlans war. Chapmanns Werk ist fast nichts als eine beständige Schutzschrift auf Chamberlans Instrument, und eine Kritik gegen Deventer. Dawkes verwirft fast alle Instrumenten, sagt aber von der schiefen Lage der Gebärmutter viel Gutes, und lehret alle Lagen des Kinds durch wohl überdachte Handgriffe zu endigen. Manningham gab ein klaßisches Werk über die Entbindungskunst heraus, das in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Ould masse das Beken sehr genau, läugnete aber die schiefe Lage der Gebärmutter. Menard war ein methodischer Schriftsteller, liebte aber allzusehr die Instrumenten. P. A. Böhmer zeigt sich als einen sehr einsichtsvollen und kunstverständigen Hebarzt. Astruc war mehr ein theoretischer als praktischer Geburtshelfer, der die Kunst auf Grundsätze zurückzubringen suchte. Um diese Zeit errichteten die Wundärzte zu Paris ein öffentliches Lehramt der Entbindungskunst, welches dem berühmten Púzos anvertrauet wurde, der ein Schüler von Clement war. Um die Lehre von den Frauenzimmer Krankheiten hatte er mehr Verdienst als um die Entbindungskunst. Röderer einem Deutschen hat die Entbindungskunst ungemein viel zu verdanken. Seine Schriften enthalten zum Theil sehr viel Eignes und Gutes, so sehr er auch von seinen Feinden herabgewürdigt wird. Nur seine allzugrosse Liebe zu den Instrumenten verdient einen gerechten Tadel. Unter den Händen des grossen Smellie machte nun unsere Wissenschaft auf einmal gewaltige Schritte. Er war ein Freund der Natur, brauchte die Instrumenten nur in der äussersten Noth, setzt die Grundsätze des Wendungsgeschäfte fest, und lieferte uns eine Zange, die unter die besten gerechnet wird. Sein Zeitgenosse Levret der sich durch ganz Europa bekannt gemacht hat, der uns mit so viel vortrefflichen Werken beschenkte, bediente sich einer sehr mathematischen Lehrart, in welche sich die Natur aber nicht immer bequemen will. Es macht ihm eben so viel Ehre, daß er in seinen neuern Schriften manche seiner irrigen Lehrsätze widerrufen hat, als die Erfindung seiner überall bekannten, und geschätzten Geburtszange. Auch mit andern Werkzeugen hat er uns beschenkt, die aber nicht alle gleich brauchbar sind. Antoine Petit ist ein würdiger Nachfolger des Smellie, und Deventers, der eine gesunde Theorie zeigte, den Burton sein Schüler, und Smellie's größter Feind nicht erreichte. Solayers machte aber seinem Lehrmeister mehr Ehre; Er nahm die Natur allein zur Führerin an, erklärte den Vorgang der natürlichen Geburt auf eine unvergleichliche Weise, und war ganz Ordnung und Deutlichkeit. Herr Baudeloque hat neuerlich dessen Lehre der gelehrten Welt mitgetheilt. Zwey liebenswürdige Holländer, de Vischer, und van de Poll machten sich das menschenfreundliche Verdienst, das Geheimnis des roonhuysischen Hebels zu kaufen, und es öffentlich bekannt zu machen. Die beyden berühmten strasburgischen Lehrer Fried der Vater und Sohn zogen sehr viele vortrefliche Geburtshelfer. Henkels Abhandlung von der Geburtshülfe, kann man als eine freye Uebersetzung von Röderer ansehen, wozu er einige gute sowohl eigne als fremde Anmerkungen beygefügt hat. W. Hunter hat sich im Fache der Geburtshülfe durch seine glückliche Ausübung bekannter als durch Schriften über diese Materie gemacht. Er liebte die Instrumenten so wenig, daß er in seiner ganzen sehr langen Praxis die Zange nur einmal soll angeleget haben. Johnson hat uns unterdessen seine Grundsätze mitgetheilt. Die engen Grenzen, worinnen wir uns halten müssen, erlauben nicht, alle würdige Männer zu nennen, den wir es zu verdanken haben, daß wir die Geburtshülfe nun nicht mehr als eine Kunst, sondern als eine Wissenschaft ansehen. Wir dürfen uns schmeicheln, daß so lange wir noch Hagens, Steine, Saxtorphe, Steidele, Plenke, Wrisberge und Baudeloques haben, und so lange noch wohlthätige Grosse sie unterstützen, diejenigen Vorurtheile, welche sie noch hier und da drücken, verschwinden werden, und täglich dem glänzenden Ziele ihrer Vollkommenheit mehr entgegen wachsen wird. Unter dem Art. Chirurgie (antiquarisch) ist auch schon einiges von der Hebammenkunst gesagt worden, welches man, um es hier nicht wiederholen zu dürfen, nachschlagen kann. Die einzelnen Operationen, und Vorgänge in der Entbindungskunst, werden wie schon zum Theil geschehen ist, unter ihren eignen und besondern Artikeln vorkommen. (4)

Entbindungsurtel, Sententia absolutoria, ist diejenige Endurtel, durch welche der Beklagte von der wider ihn angestellten Klage, oder im Inquisitionsproceß der Inquisit von der ihm bevorgestandenen Strafe freygesprochen wird. Auf eine von dem Beklagten eingewandte dilatorische Exception, z. B. des ungebührenden Richters wird derselbe nur von der Instanz freygesprochen, aber eine Entbindungsurtel erfolgt erst alsdann, wann entweder die Klage als ungegründet, oder eine vom Beklagten vorgeschützte permetorische Exception. Z. B. der Bezahlung als gegründet befunden wird, oder von dem Kläger der vom Beklagten widersprochene Grund der Klage nicht bewiesen worden; in einer solchen Entbindungsurtel ist gewöhnlich nicht nöthig, den Gegenstand der Klage zu benennen, sondern sie kann immer in einer allgemeinen Formul abgefaßt werden, z. B. daß Beklagter von der angestellten Klage gänzlich freyzusprechen, oder: dem Kläger wegen der eingeklagten Forderung nichts zu thun schuldig; öfters muß jedoch mehrerer Deutlichkeit und genauerer Bestimmung halber ausgedrückt werden, wovon der Beklagte freygesprochen wird; übrigens steht es auch dem Kläger frey, gegen eine solche Entbindungsurtel die gebührende Rechtsmittel einzuwenden; wenn sie aber in Rechtskraft übergegangen ist, so kann sie nach der Regel nicht mehr angefochten werden, sondern wenn der Kläger den Beklagten wegen der Forderung, von welcher er entbunden worden, wieder belangen will, so steht dem leztern die Exceptio rei judicatä zu, welche ihn von aller Einlassung auf die Klage befreyt; mit dieser Entbindungsurtel ist nach der Regel auch die Verurtheilung des Klägers in die Proceßkosten verbunden, ausgenommen der Beklagte müßte erst nach abgeschwornem

Eid entbunden worden seyn, oder durch seine Schuld zum Proceß Anlaß gegeben, oder der Kläger müßte sonst wahrscheinliche Gründe zum Streiten gehabt haben. Im Criminalproceß erfolgt eine gänzliche **Entbindungsurtel**, wann entweder das eingeklagte Verbrechen, oder daß der Beschuldigte oder Inquisit es begangen, nicht bewiesen, oder von dem Angeklagten oder Inquisiten seine Unschuld, oder eine permetorische Exception, z. B. der Verjährung bewiesen worden; und hat nach der Regel die Folge, daß der Beschuldigte auch von allen, ausser dem auf seine Atzung und Vertheidigung ergangenen Kosten freigesprochen wird, er müßte dann durch eine strafbare oder unvorsichtige Handlung zu dem gegen ihn angestellten Criminalproceß Anlaß gegeben haben; ja wann der Criminalproceß offenbar nichtiglich oder aus Bosheit wieder ihn angestellt und geführt worden, so kann er sowohl gegen den Richter, als auch gegen einen verläumderischen Ankläger oder Denuncianten eine Injurienklage, und eine Klage auf gänzliche Entschädigung anstellen. Die **Entbindungsurtel** im Inquisitionsproceß geht nach der allgemeinen Meinung sogleich in Rechtskraft über, im Anklageproceß aber (an Orten, wo in Criminalsachen appellirt werden kann) nach der richtigern Meinung erst nach zehn Tagen; der Angeklagte oder Inquisit erhält alsdann in Ansehung des Verbrechens, wegen dessen er entbunden worden wider jeden Richter oder Ankläger die Exception Rei judicatâ, und es kann weder von eben diesem, noch von einem andern Richter der Criminalproceß weiters gegen ihn angestellt werden, ausgenommen es müßte bewiesen werden, daß er durch eine Collusion mit dem vorigen Richter oder Ankläger, oder durch Bestechung derselben seine Freisprechung erhalten, oder sonst eine unheilbare Nichtigkeit vorgegangen. In der **Entbindungsurtel** wird öfters auch dem Angeklagten oder Inquisiten die Abschwörung einer Urphede, daß er nemlich das erlittene Gefängnis und Proceß nicht rächen wolle, auferlegt; allein wann sie nicht in der Urtel auferlegt ist, darf sie der Richter nicht fordern; und wann sie auch geleistet worden, so hindert sie den Freigesprochenen nicht an Anstellung der ihm zustehenden Injurien- und Entschädigungsklage. (38)

Entblätterung. *Defoliatio* (Botan) heißt der Zeitpunct der Pflanzen, wo ihre Blätter verwelken und abfallen. (9)

Entblösen, heist in den Bergwerken, wenn mit einem Gang eine Schurff, ein Gang, Kluft oder Fall erlanget und gefunden wird. Dieses geschiehet entweder von ohngefehr oder durch Suchen; und soll nach hergebrachter Gewohnheit ein jeder Aufnehmer nach geschehener Muthung in dem bestimten Termin seinen Gang entblösen. (22)

Entblößte Pflanzen. *Plantae Denudatae*, heissen diejenigen Pflanzen, welche keinen Kelch haben, und wo die Blume nackt aus der Erde entsproßt. Herr von Linne setzt sie in eine natürliche Ordnung beysammen, ihrer sind nur vier Geschlechter. (9)

Entblösung, oder Aufdeckung der Scham, heißt nach der Redensart der Hebräer, so wohl der eheliche, als uneheliche Beyschlaf. Die Hebräer nennen die vorhergehende Handlung und schließen die folgende damit ein, so wie wir im Deutschen zu sagen pflegen, bey einer Weibsperson schlafen, anstatt sich fleischlich mit derselben vermischen. Es haben einige zwar geglaubt, daß unter diesem Ausdruck nur unzüchtige und leichtfertige Entblösungen zu verstehen wären; allein wenn diese Erklärung statt finden sollte so müßte aus 3 B. Mos. 18, folgen, daß, wenn solche bey einer Person geschähen, die nicht unsre Verwandte ist, so wären sie erlaubt, da sie in dem angeführten Capitel nur bey nahen Anverwanten verboten sind. Es bleibt also die gemeine Meinung, daß durch diesen Ausdruck, ein jeder Beyschlaf, er geschehe in der Ehe oder ausser derselben, bey einer Verwandten oder Fremden, verstanden werde. (22)

Entbrechen oder **Entbersten**; sich einem Kläger oder von einem Kläger mit Recht entbrechen, heißt in der gerichtlichen Sprache des mitleren Zeitalters den Ansprüchen des Klägers solche Rechtsgründe entgegensetzen, um derentwillen man vom Richter losgesprochen oder absolviert werden muß. (15)

Entdecken. In Obersachsen bedient man sich dieses Worts an einigen Orten, von dem Abdecken des gefallenen Viehes, wenn es von solchen Leuten geschiehet, die von der Policey hierzu nicht bestellet sind z. E. von Hirten ꝛc. In diesem Sprachgebrauch wird es dem abdecken welches die dazu bestellten Personen sich allein zueignen entgegengesetzt. Es werden daher die unberechtigte Abdecker mit dem Namen **Entdecker** belegt.

Ente (Naturgesch.) *Anas* L. Dieses Geschlechts von Vögeln gehört zu denjenigen welche Schwimmfüsse haben. Es unterscheidet sich durch den oben runden, vorne stumpfen abgerundeten Schnabel, der an den Seiten mit häutigen Schiefern gezähnelt ist. Die Zunge ist am Rande rauch und stumpf. Die Gattungen dieses Geschlechts sind sehr zahlreich weil sowohl die eigentlichen Enten als auch die Gänse und Schwäne darunter begriffen werden. Wir wollen diejenigen anführen, welche Hr. v. Linne beschreibt, und nur einige wenige welche nachher noch bekannt geworden sind. Es ist ohne hin noch viel unbestimmtes in den Beschreibungen der Schriftsteller, so daß man eigentlich nicht alle Gattungen mit Gewisheit beschreiben kann.

Astrocanische Ente (*Anas casarca* L.) Der Name zeigt ihr Vaterland an. Sie ist grösser als die gemeine Ente, und wird ebenfalls zahm. Die Hauptfarbe ist röthlich, die Schwung und Rudenfedern schwarz, der Kopf hellbraungelb, der Steiß braun mit hellgelblichen wellenförmigen Linien bezeichnet. Auf den Flügeln erscheinet ein weisser Spiegel, die Augen, der Schnabel und die Füsse sind schwarz.

Bahamische Ente. (*Anas bahamensis* L. *Moreca*, *Marreca*, *Hatheru Duck*) Das Vaterland sind die lucaische Inseln und Bahama. Der Schnabel ist bleyfarbig mit einem pomeranzengelben Fleck, der Kopf grau, seitwärts unter den Augen weiß, die Brust und der Bauch gelblich mit schwarzen Puncten gefleckt, der Schwanz grau, die Flügel mit einem grünen Spiegel und braunen Fleck geziert, die Füsse schwärzlich.

Baum Ente (*Anas arborea* L.) Sie hält sich in America auf, wird daselbst Opano genennt und setzt sich gegen die Gewohnheit der Enten auf die Bäume. Die Farbe ist oben braun, der Wirbel und Steiß sind schwarzlich, die Füsse bleyfarbig, der Schnabel schwarz.

Berg Ente (*Anas Marila* L.) Die lappländische norwegische schweizerische und österreichische hohe Berge sind ihr Vaterland. In den Thälern macht sie am Rande der Seen und Teiche Löcher in die

Erde und brütet darinn. Von oben ist sie schwarz, die Flügel sind aschgrau und wellenförmig gezeichnet die Brust graubraun, das Weibchen ist bräunlicher.

Bisam Ente s. Türkische E.

Blaue Ente. (*Anas Caerulescens* L.) Der Rücken ist bläulich, der Kopf und Hals grau, die Brust weiß die Deckfedern der Flügel blau, der Schnabel und die Füsse roth. Canada ist ihr Vaterland.

Brand Ente. (*Anas Tadornis, Menalopex, Vulpanser*, Brandgans, Fuchsgans.) Sie findet sich an der östlichen Seite von England und in Gothland, wo sie in den Klippen des Strandes (Brandungen) aufhält und Höhlen in die Erde macht wie ein Fuchs. Ihr Größe hält zwischen einer Ganz und gemeinen Ente das Mittel, die Hauptfarbe ist weiß, der Kopf und Hals sind grünlichschwarz, an den Männchen violet, die Brust braun, um den Hals gehet ein weisse Binde, über den Unterleib bis zum Steiße lauft ein schwarzer Strich, die Flügel haben einen goldgrünen oder violetten Spiegel, der Schwanz ist weiß mit einer schwarzen Spitze, der Schnabel hat an der Wurzel eine drüsige Erhöhung, ist roth, so wie die Füsse. Die Federn sind so weich wie Eiderdunen.

Braune Ente. (*Anas fusca* L. *Anas niger* Ray. *Anas seru fusca* Jons.) Sie ist so groß als eine gemeine Gans und hält sich meistens am Strande des Meeres und am Ausfluß grosser Ströme um Europa herum auf. Der Schnabel ist an der Spitze gelb, unten schwarz an der Wurzel aufgeworfen und erhöhet, unter den Augen sitzt ein weisser Fleck, der ganze Leib ist schwarz, die Deckfedern der Flügel sind weis, die Füsse rothgelb, mit einer schwarzen Schwimmhaut. Das Weibchen hat einen braunen nicht aufgeworfenen Schnabel und ist braun am Leib.

Braut Ente. (*Anas sponsa* L.) Mexico ist ihr Vaterland, der Kopf ist mit einem doppelten hängenden blaugrün und weiß melirten Federbusch, der Rücken ist mit eben den Farben gestreift, die Brust grau und weiß gefleckt, die Kehle weiß, der Kopf violet, die Füsse roth, über die Augen lauft ein weisser Fleck, die Flügel haben einen goldgrünen Spiegel und eben so sind auch die Ruderfedern gefärbt. Sie nistet in hohle Bäume am Wasser und ist kleiner als die gemeine Ente.

Breitschnabel Ente, (*Anas Glancion* L. Blauaug, *Brunnacke, Caporosso.*) Der Kopf des Männchen ist schmutzig schwarz und auf seinen Flügeln sitzt ein weiser Fleck. Das Weibchen hat einen braunen Kopf und die Flügel haben fünf weisse Federn, der Schnabel ist schwarz und die Iris im Auge blau, der Halskragen weiß, die Brust nebelig, der Schwanz und die Flügel schwarz, der Rücken braunschwarz, der Seestrand an den Europäischen Seestädten ist das Vaterland.

Brillen Ente (*Anas perspicillata* L.) Sie wohnet in Canada und Hudsonsbay, ist viel größer als eine gemeine Ente, von oben schwarz, auf dem Wirbel und im Nacken mit einem weissen dreyeckigen Fleck bezeichnet, der Schnabel ist pommeranzengelb, auf jeder Seite hinter den Nasenlöchern mit einem viereckigen schwarzen Flecken bezeichnet, der das Ansehen einer Brille hat, die Schwing und Ruderfedern sind schwarz, die Füsse roth.

Bunte Ente, (*Anas discors* L.) Sie wohnt in Nordamerica besonders in Virginien, der Wirbel ist schwarz der Kopf und Hals violet, vor den Augen auf beyden Seiten läuft eine weisse Binde, die Brust ist muschelfarbig, der Schnabel schwarz, die Füsse gelb, der Spiegel grün, der Körper braun mit grauen Wellen, die Deckfedern der Flügel blau, die inneren Ruderfedern auswendig grün, das Weibchen ist ganz grau.

Canadische Ente. (*Anas canadensis* L.) Wohnt in Canada und ist aschgrau, der Kopf und Hals schwarz, die Kehle und Backen weiß, der Schnabel schwärzlich die Füsse bleyfarbig, der Steiß und die Ruderfedern schwarz.

Dickkopf Ente. (*Anas Bucephala* L.) Der sehr dicke Kopf ist goldgrün und violet changeant, die Backen, der Hals und die Deckfedern der Flügel weiß, der Rücken und die Schwingfedern schwarz, der Schwanz grau, der Schnabel bleyfarbig, die Füsse roth, über die Flügel lauft ein weisser Strich, die süssen Gewässer in Carolina sind die Wohnstätten.

Domingische Ente. (*Anas dominica* L.) Südamerica ist ihr Vaterland. Sie ist fast die kleinste Gattung, oben roth, an den Seiten rußfarbig, mit weissen Spiegeln. In Brasilien wird sie Chilcanauthli genennt.

Egyptische Ente. (*Anas Aegyptiaca* L.) Der Körper ist mit braunen und rostfarbigen Wellen bezeichnet, an den Schläfen und auf der Brust ist ein grosser castänienbrauner Fleck, die Flügel haben einen grossen weissen Spiegel und eine schwarze Querbinde der Schnabel ist etwas cylindrisch und röthlich, die Füsse ganz roth.

Eider Ente. (*Anas mollissima* L. *Anas cubertis s. farnensis* Rai. Eyder Gans,) diese sehr nützliche Entengattung wohnt auf den kahlen Klippen am Seestrande in Island und Grönland, das Männchen gleicht einer gemeinen Ente, der Schnabel ist jedoch platt, schwarz, dem Gänseschnabel ähnlich, drey Zoll lang, von den Nasenlöchern laufen zween schwarze Flecken über den Wirbel und die Augen, und werden mit einer weissen schmalen Linie durchschnitten, der Obertheil des Halses ist grünlich weiß, der Untertheil des Kopfs, die Brust, der Obertheil des Rückens und der Flügel sind weiß; die Schwingfedern der Flügel die Brust der Steiß und der Schwanz schwarz, auch die Füsse und Schenkel sind schwarz, seine Grösse kommt fast einer Gans bey, das Weibchen ist eben so groß, aber nicht so schön gefiedert, sondern durchaus braun mit muschelförmigen Flecken wellenförmig gesprengt, über die Flügel lauft eine schmale weisse Querlinie.

Die Eiderente leget fünf bis sechs Eyer und brütet im Junius oder Julius ihre Jungen aus. Das weibliche Geschlecht nähert sich im ersten Jahre schon der Grösse der Alten und bekommt auch die nemliche Farbe. Das männliche Geschlecht aber erlangt erst im vierten Jahre die völlige Zeichnung der Alten. Die Zeit des Brütens dauert 28 Tage. Im März und April begatten sich beyde Geschlechter und es paaret sich ein Männchen nur an ein Weibchen. Im folgenden Monat sucht sich das Weibchen einen bequemen Platz zum Brüten aus, und wählt eine wüste ungebaute Klippe, oder ein Gesträuch, einen Wachholderbusch oder eine Kluft am Gestade, jedoch meistens etwas von der See entfernt. Nun pflückt das Weibchen sich die weichen zarten Federn von der Brust und macht mit Meergras, Moos oder andern Gewächsfasern ein Nest daraus, welches noch mit weichen Federn ausgefüttert und rundum so angehäuft wird, daß es fast ganz bedeckt darin sitzt. Das Männchen hält, während dem daß das Weibchen brü-

tet, die Wache vor dem Neste. Sobald die Jungen ausgekrochen sind, ziehen alle Männchen fort, wahrscheinlich nach America und kommen erst im Frühling wieder. Die Mutter ziehet mit den Jungen bald darauf nach der See. Hier versammeln sich viele Mütter mit ihren Jungen und verlassen wenn diese herangewachsen sind, mit ihnen das Land. Ihre Nahrung sind Insecten, Gewürme, Fische, Schnecken und andere kleine Seethiere. Der Nutzen der Eyderenten ist sehr beträchtlich. Man ißt die Eyer derselben statt der Hünereyer. Man kann sie mehrmalen ausheben, denn das Weibchen leget ihrer mehrere zu verschiedenen Zeiten. Ja man kann diese Vögel so ziemlich daran gewöhnen und sie fast zahm machen, wie die Enten. Der Hauptnutzen vor entfernte Völker aber sind die Federn, womit die Eyderente nistet oder die Eyderdunen. Diese werden entweder mehrmalen aus dem Neste weggenommen, da denn der beraubte Vogel wiederum andere aus seiner Brust rauft und sein Nest wieder herstellt, oder man nimmt das Nest erst weg, wenn die Jungen ausgebrütet sind, da es ohnehin von den Alten verlassen wird. Die meisten Eyderdunen werden in Norwegen eingesammelt und nach Bergen verführet. Wenn die Dunen eingesammelt worden, so sind sie noch mit vielem Gras, Tang und andern Unreinigkeiten vermischt. Diese müssen davon abgesondert werden, daher man sie in der Sonne oder in Backöfen recht austrocknet, mit Stöcken klopft und alles unreine absondert, alsdenn sind sie zärter und elastischer als alle andere Federn. Denn 3 Pfund davon können in ein Säckchen zusammengepreßt werden, welches so dick ist als eine Faust. Sobald man sie aber wieder auspackt und mäßig erwärmt werden, so dehnen sie sich wieder sehr aus.

Einsame Ente. (*Anas rufina* Brisson & Pallas) Sie ist fast so groß als eine gemeine Ente und wieget 3 Pfund. Der Schnabel ist zinnoberroth, die Füsse braun vorne röthlich, der Körper schwarz, unten etwas fahler, der Kopf und zum Theil der Hals ziegelroth, der Wirbel hellroth und mit einem dicken Busche besetzt, der Rücken zwischen den Schultern graubraun, die Flügel auswendig bräunlich schwarz mit einem weissen schwarz eingefaßten Spiegel, der Schwanz braun, kurz und am Rande der Ruderfedern weiß. Das Weibchen ist braun und hat keinen Federbusch. Der Caspische Meerstrand und die Seen der Tartarey sind ihr Vaterland.

Eisente, (*Anas glacialis* L.) Ihr Vaterland ist Terre neuf, wo sie sich auf dem Eise aufhält. Oben ist sie schwarz, unten weiß, der Schnabel schwarz mit einem rothen Bande, die Füsse roth, die Brust und der Hinterkopf weiß. Die vier mittleren Ruderfedern sind schwarz, die andern alle weiß.

Europäische Haubenente, s. Rusente.

Federkappenente. (*Anas galericulata* L.) Sie ist etwas grösser als die gemeine Halbente. Der Kopf hat einen Busch von grünen und rostfarbigen Federn, welche wie eine Peruque herabhangen. Der Rücken ist braun mit blauen Flecken, am Hintertheile stehen die gekräuselt und plattgedrückt in die Höhe. Die innerste Ruderfeder ist roth und sichelförmig in die Höhe gebogen. Die Füsse sind braun, der Schnabel ist roth. Sie hält sich in China auf.

Gambische Ente. (*Anas gambensis*, gambischer Schwan.) Er hält sich im Königreich Gambia in Africa auf und ist der Schwanengans völlig gleich, die Schultern sind am ersten Gelenke der Flügel mit einem beinernen Stachel besetzt, der wie ein Dorn hervorraget. Der Schnabel und die Füsse sind roth, der Leib weiß, der Rücken glänzend purpurfarbig.

Gansente. (*Anas Anser* L.) Die Gestalt und Oeconomie der zahmen Gans ist bekannt genug. Die wilden Gänse unterscheiden sich von den zahmen durch ihre beständige graubraune Farbe. Sie sind wahre Zugvögel. Im Frühling kommen sie in den nordischen Ländern, Schweden und Lappland in grossen Heeren an, und fliegen im Herbste nach den südlichen Ländern. Sie sind übrigens etwas kleiner als die Hausgänse, der Schnabel ist entweder ganz schwarz, oder nur mit einem gelben Ringe bezeichnet. Die Füsse sind goldgelb mit schwarzen Klauen. Unter den Augen findet sich ein weisser Fleck. s. auch Gans.

Gemeine Ente. (*Anas Boschas* L. *Boschas major s. anas torquata minor* Altrov. *Anas fera torquata* Gesner. *Anas cicur*, *Anas domesticus mas*, Spiegelente, Flußente, Antvogel.) Die zwo Varietäten der wilden und zahmen Ente sind bekannt. Die gemeine zahme Ente, (Hausente,) hat keine bestimmte Farbe, sondern wechselt mit allerley Zeichnungen. Manche haben einen dicken Federbusch auf dem Kopfe, manche nicht. Ihre Eyer sind nicht ganz weiß, sondern fallen ins grünliche. Sie brüten bis 15 Jungen in Zeit von 28 Tagen aus. Die gemeine wilde Ente, (Spiegelente, Merzente, Blauente) ist so groß als eine zahme Ente. Der Schnabel ist grüngelb, die Füsse gelblich, der Kopf des Männchens, oder Aenderichs, nebst dem Obertheile des Halses ist goldgrün, mit einem weissen Kragen, die Kehle braun, der Unterleib weißgrau gedüpfelt, der Wirbel schwarz, der Hals grau und röthlich, der Rücken rostbraun, der Steis grün glänzend. Die Flügel sind oben bräunlich unten weiß, die zehn erste Schwungfedern sind aschgrau, die folgenden bis zur vier und zwanzigsten oben bräunlich; die ersten eilfe davon haben weisse Spitzen, die zwölfte bis zur zwanzigsten sind mitten schön dunkelblau, aussen schwarz mit weissen Spitzen; die Deckfedern, von der zwölften bis zwanzigsten aschgrau, mitten weiß, an der Spitze schwarz. Im Schwanze sind zwanzig Ruderfedern, davon die vier mittelsten sich in einem Bogen in die Höhe krümmen. Das Weibchen hat keinen grünglänzenden Kopf, keinen Kragen und keine gekrümmte Schwanzfedern. Im Winter ziehen die wilde Enten in ganzen Schaaren, im Frühling halten sie sich nur paarweise bey einander auf. Sie bauen ihre Nester ans Wasser, zwischen Binsen und Rohr, legen 12 und mehrere Eyer, und brüten solche in eben der Zeit als die zahmen Enten aus. Ihre Nahrung sind theils Insecten, Frösche, Fische und andere Wassergeschöpfe, theils Körner von allerley Getraide. Ihr Nutzen in der Küche ist zu bekannt, als daß man viel davon zu reden braucht. Man kann die wilden Enten nie ganz zahm machen, denn wenn man sie auch von zahmen ausbrüten läßt, so fliegen sie doch gar gern weg sobald sie herangewachsen sind.

Graue Ente. (*Anas rustica*. L.) Sie hält sich in Nordamerica, besonders Carolina und nur halb so groß als eine gemeine Ente. Sie ist bräunlich grau und hat am Kopfe und auf den Flügeln einen weissen Flecken. Das Männchen ist weiß und schwarz bunt.

Herbstente. (*Anas autumnalis* L.) Sie wohnt in America. Ihre Farbe ist castanienbraun, unten schwärzlich. Der Hinterkopf und Steis sind schwarz, die Backen, Kehle und Brust grau. Auf den Flügeln befindet sich ein grosser weisser nach vorne zu gelber Spie-

gel

gel. Die Schwungfedern, der Schwanz und Bauch sind schwarz, der Schnabel und die Füsse gelbroth.

Kernelente. (*Anas Querquedula* L. *Querquedula prima* Rai. *Kernell argentoratensis* Gesner. Winterhalbente.) Sie ist kleiner als eine gemeine Ente. Der Schnabel ist schwarz, die Füsse blaugrünlich, der Scheitel schwärzlich, der Schnabel rothgelb gedüpfelt. Ueber die Augen lauft eine weisse breite Linie bis zum Nacken. Die Kehle ist schwärzlich, die Brust grün mit schwarzen Wellen, der Bauch hellfalb, der Rücken rothbraun, die Schultern aschfarb. Auf den Flügeln befindet sich ein grüner schwarz eingefaßter Spiegel. Die vierzehn Ruderfedern sind braun. Das Weibchen hat weniger Farben und keine schwarze Kehle, die Flügel sind dunkelbrauner. Sie wohnt in Europa häufig auf süssen Wassern.

Kragenente. (*Anas histrionica* L.) Ihr Vaterland ist Nordamerica und Island, besonders Terre neuf. Die Schläfe und Ohren sind mit einer doppelten Linie bezeichnet, über die Brust läuft eine weisse Binde und um den Hals ein weisser Kragen. Der Körper ist übrigens braun, blau und weiß bunt. Die Flügel haben einen blauen Spiegel mit einer weissen Linie. Der Schnabel und die Füsse sind schwarz.

Kriechente. (*Anas Crecca* L. *Querquedula franciae, Boscus seu querquedula minor* Aldrov. Drosselente.) Sie ist gar klein und wiegt nur 12 Unzen. Sie hält sich an Flüssen und Teichen in Europa auf. Der Kopf ist rostfarbig, von dem Schnabel an läuft eine weisse Linie über und unter den Augen weg nach dem Nacken, hinten auf dem Rücken wird sie blau. Wo sich diese Binde am Auge spaltet, sitzt ein blauer glänzender Fleck. Der ganze Leib ist oben schwarz und weiß wellenförmig gewässert. Auf den Flügeln erscheint ein grüner goldglänzender Spiegel, der oben und unten einen schwarzen Ring mit einem weissen Rande hat. Der Schnabel ist etwas gebogen und schwarz. Die Brust ist weiß mit schwarzen runden Flecken. Der Bauch weiß, die Schwingfedern braun mit weissem Rande, die Füsse schwarz.

Krummschnabelige Ente. (*Anas aduncа* L.) Es giebt in den Niederlanden wilde und zahme Enten von dieser Gattung, welche den gemeinen sehr ähnlich sind; nur der Schnabel hat vorne einen Haken. Die zahmen haben verschiedene Zeichnungen und Farben, die wilden aber einen glänzendgrünen Kopf, Hals und Steis. Unten ist der Körper schwarz. Die fünf äussersten Ruderfedern sind weiß, die folgenden haben einen weissen Rand. An der Kehle sitzt ein weisser Flecken.

Löffelente. (*Anas clypeata* L. *Anas platyrrhynchos, latirostra*, Taschenmaul, Schildente.) Ihr Vaterland ist Gothland, Schonen und Nordamerica, wo sie sich am Strande und in Moräſten aufhält. Der Schnabel ist vorne breit und wie ein Schild bauchig, rundlich und endiget sich in einen Haken, von Farbe schwarz. Das Männchen ist oben grünlich schwarz, unten castanienbraun, der Kopf und Hals goldgrün mit violet abwechselnd, die Brust oben weiß mit halbmondförmigen Flecken. Die oberen Deckfedern der Flügel sind bräunlichgrau, der Spiegel goldgrün mit einem weissen Strich. Die acht mittleren Ruderfedern sind mitten braun mit einem weissen Rande. Das Weibchen ist oben braun und röthlich gefleckt wie eine Schnepfe. Die Füsse sind an beyden Geschlechtern pomeranzengelb.

Nordische Ente. (*Anas hyperborea*, die nordische Gans Pallas.) Sie hält sich in Rußland auf und ist weiß mit einer gelben Stirn. Die Schwingfedern sind bis zur Hälfte schwarz.

Pfeifente. (*Anas Penelope* L. *Anas fistularis* Alb. Rothhals, Rohrente, Baumente, Brandente.) Sie hält sich am Strande von Europa, und in sumpfigen Gegenden auf, und wiegt nur 22 Unzen. Das Männchen hat einen röthlichbraunen Kopf und Hals, eine weisse Stirne, an den Flügeln unten einen grossen weissen Flecken, alsdann einen schwarzen, hierauf einen glänzendblauen und endlich einen schwarzen. Der Schnabel und die Füsse sind schwarz, der Rücken dunkelbraun oder schwarz und grau melirt, der Hals unten ganz grau, der Schwanz kurz etwas spitz, unten schwarz, der Unterleib weißlich, die zwey mittleren Ruderfedern schwarz und grau, die ersten zehn dunkelbraun, die folgenden zehn mit weissen Spitzen versehen. Sie ernähren sich von Gras und Insecten und haben ein pfeifendes lautes Geschrey. Das Weibchen hat eine graue Nebelfarbe, der Unterleib ist weiß, der Schnabel grau, die Flügel haben keine Flecken.

Pfeilschwanzente. (*Anas acuta* L. *Anas cauda acuta* Gesner. *Anas Islandica* Worm. *Havelda*, Spitzschwanz, Seefasan, Cracker.) Sie wohnet häufig in Schweden und andern Landen an der See. Das Männchen hat einen weissen Kopf und Hals, auf beyden Seiten am Kopfe einen grossen schwarzen Flecken; der Rücken und die Brust ist schwarz, die Flügel von unten aschfarbig, von oben schwarz, der Schwanz keilförmig spitz, oben schwarz, unten weiß, die mittlere Schwanzfeder zweymal länger als die andern, die Füsse bleyfarbig, der Schnabel stumpf halb cylindrisch, schwarz, mitten fleischfarbig. Das Weibchen ist ganz nebelgrau, sein Bauch weiß. Der Schwanz ist etwas kürzer.

Quakente. (*Anas Clangula* L. *Anas platyrhynchos mas* Willugb. Klagente, Hohlente, Kobelente, Strauente.) Sie wohnt in Europa und hält sich meistens in hohlen Bäumen auf. Sie ist kleiner als eine gemeine Ente, kurz und dick, etwa 2 Pfund schwer. Das Männchen hat einen grossen fast buschigen Kopf, von violetter schwärzlicher Farbe, mit einem weissen rundlichen Flecken an den Höhlen des Mundes. Der Rücken ist schwarz, die Flügel schwarz mit weissen Spitzen, mit einem grossen weissen unten grauen Spiegel. Der Schwanz ist stumpf, auf beyden Seiten schwarz, der Hals, die Brust und eine Gränzlinie auf dem Rücken bey den Flügeln weiß. Der Schnabel und die Schwimmhaut sind schwarz, die Füsse selbst rothgelb. An dem Weibchen ist der Kopf hellblaurothlich, der Rücken, die Seiten und der Schwanz braun, Die Flügel weißgrau, der Bauch weiß, die Brust aschgrau mit weissem Rande oder Queerstreifen.

Ringelente. (*Anas berniela* L. *Branta* Willugb. *Brenta* Jonst. Schottische Gans, Rothgans, Baumgans, Nonnengans.) Sie ist kleiner als eine Ente, 10 Unzen schwer, länglich von Leibe. Der Kopf und Hals ist schwarz, an letzterem an beyden Seiten ein Stück eines weissen Ringes; die Brust und der Rücken braun grau, der Bauch weiß, der Schnabel klein, schwarz, hinten dicker als vorne, die Flügel und der Schwanz schwarz; die Füsse schwärzlich. Es giebt eine Abartung davon, welche grösser ist und schwarze Kniebänder hat. Die Alten haben den Aberglauben geheget, daß diese Enten aus den Entenmuscheln (s. diesen Artikel) entstünden, diese aber an den Bäumen wüchsen. Das Vaterland ist Grönland

wo ſie niſten und brüten, ſie ziehen aber im Winter weg nach den ſüdlichen Ländern und man ſiehet ſie in Holland auf der Texel häufig.

Rothfußente. (*Anas erythropus* L.) Die Füſſe und der Schnabel ſind roth, der Körper aſchgrau, die Stirne weiß. Ihr Vaterland iſt Europa und America, wo ſie in vielen Ländern in Wäldern wohnt.

Rothhalsente. (*Anas ferina* L.) Der Hals iſt nach der Bruſt zu mit einem roſtfarbigen Flecken umgeben, der Kopf caſtanienbraun, der Rücken wellenförmig, aſchgrau, die kleinen Schwingfedern haben weiſſe Spitzen, die oberen und unteren Deckfedern des Schwanzes ſind ſchwarz, Schnabel und Füſſe blaulichſchwarz. Der Seeſtrand um Europa iſt ihr Vaterland.

Ruderente. (*Anas merſa* L.) Sie wohnt in Rußland zwiſchen Obi und Irtis, auf dem Waſſer, denn ſie kann nicht laufen wohl aber ſehr ſchnell ſchwimmen. Das Neſt bauet ſie ſchwimmend auf das Schilf. Der Schnabel iſt groß, breit und blau über den Naſenlöchern ſehr aufgetrieben, der Kopf bis zum Halſe weiß, auf dem Wirbel ein ſchwarzer Fleck, der Hals in der Mitte ſchwarz, der Körper vorne bräunlichgelb, über dem Rücken aſchgrau und gelb gewölkt, unten aber braun mit glänzenden Goldſcheine, der Schwanz lang keilförmig, mit 18 ſchwarzen Ruderfedern; die ſie beym Schwimmen unter das Waſſer tauchet und ſtatt eines Ruders braucht.

Rusente. (*Anas Faligula* L. *Anas criſtata i. cirrhoſa* Raj. Buſchige, kriechende Straußente, Europäiſche Haubenente.) Sie wohnet am Seeſtrande von Europa. Die Farbe iſt von oben ſchwarzbraun, unten ſilberglänzend weiß, der Kopf und Hals dunkelviolet, der Steis und Schwanz glänzend braun. Auf den Flügeln iſt ein weiſſer Queerſtrich.

Schwanente. (*Anas Cygnus* L.) Der ganze Körper iſt weiß, der Schnabel iſt halb cylindriſch roth, die Spitze ſchwarz, die Lappen an der Wurzel fleiſchig, ſchwarz und erhaben. Es iſt die allergrößte Gattung und wird im Art. Schwan, noch beſonders beſchrieben werden.

Schwanengansente. (*Anas cygnoides* L. *Anſer cygnoides guineenſis, hiſpanicus*) Sie iſt 8½ Pfund ſchwer, 3 Schuh 7 Zoll lang, 4 Schuh 11 Zoll breit. Den Hals trägt ſie gerade aufrecht wie ein Schwan und begattet ſich mit der Hausgans. Der Rücken iſt graubraun, der Bauch weiß, die Kehle und Bruſt braunroth, der Schnabel ſchwarz, mit einem gelben höckerigen Naſenwachſe zwiſchen den Augen befindet ſich ein weiſſer Strich. Die Schwanzfedern ſind graubraun, die Füſſe roth. Der Schnabel bey einigen ſchwarz, bey andern pomeranzengelb.

Es giebt eine Abartung davon, welche unter dem Namen der Sibiriſchen oder Rußiſchen Gans, auch der Beutelgans bekannt iſt. Dieſe hat an der Kehle einen Kropf.

Schnarrente. (*Anas ſtrepera* L. *Anas platyrhynchos roſtro nigro & plano* Aldr. Schnatterente.) Sie hält ſich in den europäiſchen ſüſſen Waſſern auf, iſt 19 Zoll lang und 33 Zoll breit. Der Leib iſt etwas länglich gedehnt. Der Körper iſt oben braun mit weiſſen Wellenlinien, unten weiß mit grauen Flecken, der Steis ſchwarz, der Schwanz kurz und weiß. Die Backen, der Hals und die Schultern ſind weiß und ſchwarz getüpfelt. Auf den Flügeln befindet ſich ein glänzender ſchwarzer Flecken, der oben mit einem rothen, unten einem weiſſen Saume eingefaßt iſt. Der Schnabel iſt oben braun, unten blaßroth, die Füſſe roth. Das Weibchen hat einen weißrothen Steis und keine ſchwarze und weiſſe Flecken am Halſe.

Schwarze Ente. (*Anas nigra* L.) Das Männchen iſt ſchwarz, das Weibchen braun, der Schwanz an beyden keilförmig, der Schnabel vornen ſchwarz, mitten gelb. Der fleiſchige Höcker an den Naſenlöchern roth. Lappland und die Küſte von England ſind die Heimath.

Sommerhalbente. (*Anas Circia* L.) Sie wohnt im Sommer auf den Flüſſen in Deutſchland und andern Reichen. Ueber den Augen befindet ſich ein weiſſer Strich, die Backen und Kehle ſind caſtanienbraun, der Schnabel und die Füſſe aſchgrau, der Spiegel auf den Flügeln grün, ſchwarz und weißbunt.

Stelleriſche Ente. (*Anas ſtelleri.*) Sie wohnt in Kamtſchatka und iſt weiß von Farbe, an der Bruſt etwas röthlich. Am Hinterkopfe ſtehet ein kleiner Federbuſch und im Nacken befindet ſich ein grüner Flecken. Die Flügel ſind weiß und ſchwarz.

Türkiſche Ente. (*Anas moſchata* L. *Anas turcica, indica cairina*; *Anas libica Bellonii* Willugb. Biſamente.) Sie ſtammt aus den ſpaniſchen ſüdamericaniſchen Inſeln und iſt jetzt bekannt genug, da man ſolche als eine gemeine Ente auf den Höfen ziehen kann. Sie iſt gröſſer als die gemeine und unterſcheidet ſich von dieſer merklich durch die rothe Fleiſchdrüſen, die ſie wie der Truthahn an der Naſe hat. Die Farbe des Körpers iſt meiſtens ſchwärzlich, violet und weiß melirt, doch wechſelt ſolche wie bey den gemeinen Enten gar ſehr ab. Sie ſind eine delicate Speiſe und können hier zu Lande fortgebracht werden. Das Männchen hat einen Biſamgeruch, daher kommt der Name.

Weißlingente. (*Anas Albeola* L.) Sie wohnt in Louiſiana und andern americaniſchen Reichen und iſt viel kleiner als unſere gemeine Ente. Der Kopf und Hals ſind goldgrün, der Wirbel und die Kehle violet, der Rücken und die Schwingfedern ſchwarz, der Schwanz aſchgrau mit drey weißgerändeten Ruderfedern auf beyden Seiten. Der Schnabel iſt oben ſchwarz, unten grünlich. Die übrigen Theile ſind weiß.

Winterente. (*Anas hyemalis* L. *Anas cauda longa forcipata* Rudb.) Sie hält ſich in den nordiſchen Provinzen von Schweden den Winter über auf. Der ganze Leib iſt braun, auf den Schultern ſtehet ein langer ſchwarzer Fleck. Die Bruſt iſt ſchwarz, der Schwanz iſt länger als die Füſſe und zangenförmig getheilt, der Schnabel ſchwarz.

Winterhalbente, ſ. Kernel.

Wittwenente. (*Anas Viduata* L.) Carthagena iſt ihr Vaterland. Der halbe Kopf iſt weiß, der Hinterkopf, der Schnabel und die Augen ſchwarz, der Körper graubraun, Bruſt und Hals röthlich.

Zierliche Ente. (*Anas ſpectabilis* L.) Das Vaterland iſt Canada. Sie iſt gröſſer als eine gemeine Ente. Der Schnabel roth und ſchwarz, an der Wurzel höckerich und zuſammengedrückt, der Kopf aſchgrau, an der Stirne drey ſchwarze Striche, an der Kehle zween dergleichen, um die Augen ſchwarze Ringe, die Seiten des Kopfs ſind blaßgrün, die Kehle, der Hals, die Bruſt, der Steis und die Spiegel der Flügel ſchneeweiß, der Rücken ſchwärzlichbraun und purpurfarbig, die Schwanzfedern dunkelbraun, die Füſſe roth.

Zwergente. (*Anas minuta* L.) Sie ſtammt aus Island, Canada und Hudſonsbey, und iſt ſehr klein über und über grau oder braun. An der Wurzel des Oberkiefers und an den Ohren ſind weiſſe groſſe Flecken.

Ente, ein Waſſervogel, einheimiſch, zahm und wild. Die zahme Ente iſt eine Gattung Federvieh, welches auf Mayereyen häufig erzogen und ernährt wird; es hält ſich da gar gut, wo Bäche, Sümpfe, Seen ſind, ernähret ſich in ſolchen mit kleinen Fiſchgen, Fröſchen, Würmern, Meerlinſen und dergleichen; jedoch fordern dieſe Enten Futter bis ſie erwachſen ſind. Ihre Fütterung iſt Brey aus Kleyen, ſchwarzem Mehl u. dgl. Man legt die Eyer zum Ausbrüten den Hünern gerne unter, weil dieſe die Jungen anfangs nicht zu weit, wie die Enten ſelbſt, vom Hauſe hinweg führen. Einem Huhn können 12 Eyer; einer Ente eben ſoviel untergelegt werden; ſie werden in vier Wochen ausgebrütet. Die Enten fangen im Monat März an, Eyer zu legen und legen ſehr viele; einige Hausmütter halten ſie in Abſicht deſſen vor ſehr nützlich und ziehen ſie auch den Hünern wohl vor.

Man benutzt auch die Enten um der Federn willen. Allein man darf ſie nicht mit den Gänſefedern vermiſchen, weilen ſie ſich wegen der Ungleichheit der Härte einander abreiben und verderben. Die Enten werden wie die Gänſe gemäſtet; nur ſperrt man ſie nicht ſo enge ein, ſondern läßt ſie frey herumgehen, und verſiehet ſie mit Waſſer. Wann ſie geſchlachtet werden ſollen, ſo verfährt man mit ihnen, wie mit den Gänſen, fängt ſie im Genicke ab, und reiniget ſie eben ſo wie jene. Meiſtens werden ſie als Braten zurecht gemacht, und wie die Gänſe gefüllt. Sind es wilde Enten, welche einen allzutranigten Geſchmack haben, ſo ziehet man ihnen die Haut mit dem Fett ab, und ſpicket das Fleiſch, ſo verliehren ſie, wann ſie gebraten werden, dieſen unangenehmen Geſchmack. (24)

Entelechie. Dies Wort gebrauchte zuerſt Ariſtoteles, einen gewiſſen abſtrakten, aber verſchiedenen Beſtimmungen fähigen Begriff, dadurch zu bezeichnen. Daher deſſen Sinn von den Auslegern, vornemlich, wo es von der Seele gebraucht wird, ſehr mannichfaltig angenommen wird; indem jeder nach ſeinen beſondern Begriffen deſſen Bedeutung zu bilden ſucht. Dies aber geht uns hier nicht an da es allgemein iſt, und von mehreren Weſen als der Seele, von Ariſtoteles gebraucht wird. Dieſen Begriff ſich aufzuhellen, merke man folgendes: Ariſtoteles nahm die erſte Materie als durchaus formlos, mithin auch aller Kräfte, und thätigen Vermögen beraubt an. Die Kräfte hingegen, nebſt andern Qualitäten rechnete er zur Form, von welcher er lehrte auch ſie ſey Subſtanz. Kommen dieſe Kräfte und Formen zur Materie: ſo entſteht ein beſtimmter Körper, eine zuſammengeſezte Subſtanz, aus Form und Materie. Eine ſolche Form nun, wodurch eine Subſtanz in den Stand geſetzt wird thätig zu ſeyn, welche, ſobald ſie zur Materie kommt, ſie ſogleich in Thätigkeit ſezte, oder die an ſich thätige Form, das iſt die thätigen Kräfte, in Subſtanzen umgeformt, als Subſtanzen gedacht, nannte er Entelechieen. Doch bleibt er dieſer Bedeutung nicht ſo getreu, daß er nicht auch oft, die Thätigkeiten ſelbſt, die Actionen, der Actus, Entelechieen heiſſen ſollte. Und dieſe Actus verwechſelt er manchmal mit dem Begriffe von Wirklichkeit und Exiſtenz, weil beyde in der Sprache einerley Namen haben. Daher iſt ihm Actus, oder Entelechie manchmal thätige Form, thätige Kraft, manchmal Action, manchmal auch Exiſtenz. Nun ſieht man leicht, warum das Wort den Auslegern ſo viel Mühe machen mußte, und in andere Sprachen zu übertragen ſo ſchwer wurde. Dies fühlten vornemlich die Scholaſtiker, daher das Gerücht entſtand, ein gewiſſer Hermolaus Barbarus, der es durch perfectihabia eben ſo dunkel übertrug, habe deswegen den Teufel um Rath gefragt.

Den Begriff fand, mit einiger Veränderung, auch Leibnitz bequem in ſein Syſtem zu übertragen, und Ariſtoteles zu vertheidigen. Ihm nemlich ſind die einfachen Subſtanzen der Monaden, an die jedoch Ariſtoteles nicht dachte, Quellen aller Thätigkeit und Kraft: von ihnen hat die Materie ihre Thätigkeit und thätiges Vermögen. Daher behauptet er dieſe Monaden ſeyn Entelechieen, und Ariſtoteles habe damit nichts anders, als ſie, bezeichnen wollen. Es erhellt leicht, daß dies Vorgeben nicht durchaus gegründet iſt, weil Ariſtoteles keine dergleichen Subſtanzen kannte; daß aber dennoch die Monaden mit Ariſtoteliſchen Entelechien groſſe Aehnlichkeit haben, weil ſie gleich ihnen Kräfte ſind, weil Ariſtoteles ſie ſich als Subſtanzen vorſtellte, und von ihnen alle Kräfte der Materie herleitete. Oder war vielleicht Leibnitzens wahre Meynung, die Monaden ſeyn bloſe Kräfte, haben weiter nichts ſubſtantielles an ſich? Ganz genau läßt ſich dies ſchwerlich ausmachen, weil Leibnitz ſeine Gedanken vollſtändig bekannt zu machen nicht gut fand. (17)

Enten (Jägerey) ſind ein Federwildpret, das zur kleinen Jagd gehört und von vielerley Gattungen iſt, worüber in dem vorhergehenden Art. aus der Naturgeſchichte nachgeſehen werden kann. Bey allen uns bekannten unterſcheidet ſich der Enterich von der Ente durch einen heiſſereren Ruf, auch durch zwo aufwärts gekrümmte Federn, die er am Schwanze trägt.

Die wilde Enten reyern oder zuchten im Jänner und Hornung; legen 6, 8, 10 bis 12 Eyer; brüten ſie auf den Kaltpen in Teichen, Seen, Sümpfen, manchmal auch auf alten Weiden und Eichen, ſogar in Raben- und Elſternneſtern aus, aus welchen ſie hernach mit viel Geſchicklichkeit die Jungen mit dem Schnabel ans nächſte Waſſer heruntertragen.

Alle dieſe Enten nähren ſich von Fiſchen, Fröſchen und Grasgeſamen; fallen auch abends auf die Felder in Haber- und Gerſtenſaamen und lieben ganz beſonders die Waldmaſt. Im Herbſt und Winter ſtreichen ſie, ziehen aber nicht weg, ſondern ſuchen Quellen und Oeffnungen in Wäſſern, um ihrer Natur nach darin zu ſchwimmen, ſich zu tauchen und Nahrung zu holen. (4)

Entenadler, ſ. Adler, der kleine.

Entenbaitze, (Jägerey) ſ. Habicht.

Entenbrut, (Conchyl.) ſo werden im Leſſer die Entenmuſcheln genennt. (ſ. Entenmuſcheln. (10)

Enteney, (Conchyl.) ſo heißt in des Martini Conchyl. Th. 1. S. 317. eine weiſſe, dünnſchalige Porcellane. *Porcellana lactea oblonga Ovum anatis colore & magnitudine referens.* Sie wird unter die dünnſchalichen gewundenen Porcelanen gezehlet, und dadurch wird nicht nur bezeugt, daß ſie leicht und dünne ſey, ſondern auch, daß ſie hervortretende ſichtbare Windungen habe. Er ſagt ferner von dieſer Porcellane, daß ſie die Gröſſe und Farbe eines Enteneyes habe, und daß ſie in dem Feldmanniſchen Kabinet zu Neuruppin liege. Mehr ſagt Martini von dieſer uns unbekannten Porcellane nicht, die wohl einer ausführlichern Beſchreibung würdig war, die uns Martini wohl geben konnte, weil er das ganze Feldmanniſche Kabinet nutzen durfte, das ihm der ver-

ſtorbene Feldmann in wiederholten Transporten nach Berlin überſchickte. (10)

Entenfang, (Jägerey) dieſer wird entweder an Flüſſen oder an Weihern angelegt. An den Weihern macht man einen Einſchnitt in den veſten Boden und formirt einen Waſſergraben, an deſſen beyden Seiten man Waſſergehölze pflanzt, ſolches über dem Graben wie einen Bogengang zuſammenzieht und ſo dicht ineinander wachſen läßt, daß keine Ente durchkriechen kann. Um hierinn ja keine Lücke zu laſſen, hilft man ſich mit abgehauenen biegſamen Stangen, die man hier und da, um mehr Schluß zu geben, einſteckt. Hinten an dieſem Berceau beveſtigt man einen Sack von beſonders hierzu geſtricktem Garn. An dem Eingang des Waſſergrabens wird eine Fallthüre gemacht, und vor dieſe ſchließt man ein ziemlich geraumiges Viereck mit einer lebendigen oder todten Wand ein, die man ebenfalls mit Fallthüren verſieht. An den Wänden werden zur Durchſicht für den Entenfänger kleine Oeffnungen gelaſſen. Nach aufgerollten Thüren bindet man eine flügellahme oder gewöhnte Lockente an eine dünne Kortel von einem in dem Graben ſchwimmfähig beveſtigten Brette ſo weit ab, daß ſie ſich Futter holen kann. Wenn dieſe Ente, (die, um ſie deſto zahmer zu haben, von einer zahmen Ente ausgebrütet werden kann) mehrere ihrer Art bis zum Futterbrette beygelockt hat, ſo läßt der Entenfänger die Fallthüren auf zwo Seiten behutſam herunter, ſchickt zur dritten einen abgerichteten rothen Hund, dem ein Fuchsſchwanz angebunden iſt, hinein, und läßt ihn darinn revieren. Die Enten, ſo ihn für einen Fuchs anſehen, verbergen ſich in das Berceau. Hierauf läßt der Entenfänger die Fallthüre am Eingang des Grabens ſchnell fallen, und die Enten ſo an den Seiten nicht durchkommen, ſuchen Luft und ſchwimmen meiſtens, ohne Jagd auf ſie zu machen, dem Garn zu. Andere pflanzen auch durchdringliche Seitenwände, hängen über ſolche Garne und fangen die Enten in dieſen.

Bey Flüſſen legt man die Fänge da an, wo ein Arm aus dem Waſſer geht, vor welchen man aber gewöhnlich einen Schutzdamm anbauet. Hier muß der Entenfänger eine Hütte haben, die, wenn es ſeyn kann, ohnweit des Fangs auf einen Baum geſetzt wird, und aus welcher er unbemerkt auf denſelben ſehen kann. Der Arm des Fluſſes wird hier ebenfalls zu einem Berceau gemacht, und ſtatt der Holzwände wird das Viereck mit Garnen eingeſchloſſen und gedeckt. Die Nebengarne beveſtiget man an eingeſchlagenen Stangen und beſchwert ſie unten mit Steinen oder Bleygewichten. Uebrigens kann der Entenfänger die Enten hier eben auch mit ſeinem Hunde in den Fang treiben und ſie ſelbſt mit einem Nachen bis zum Sackgarn verfolgen. Die Fallthüren müſſen von Hanf gewebt ſeyn, daß ſie deſto ungehinderter herunter fallen. Der Fang ſoll eigentlich 40 bis 50 Ellen lang und 4 Ellen breit ſeyn, wer hierüber mehr leſen will, der ſchlage in Döbels Jägerpractica nach; und wer gute Einrichtungen von Entenfängen ſehen will, der findet ſie bey den Holländern, auch (ſo viel uns bekannt) einen im Durlachiſchen, der nach den holländiſchen eingerichtet iſt. (31)

Entenfraß, (botan.) iſt ein Beyname des Entengrün, (*Lemna* L.) (9)

Entenfuß, (botan.) (*Podophyllum* L. *Anapodophyllum* Tournef.) Mit dieſem Namen wird ein Pflanzengeſchlecht belegt, welches in die erſte Ordnung der dreyzehnten Claſſe (*Polyandria monogynia*) gehört, der Kelch iſt groß, gefärbt, vertieft, aufrecht, und beſtehet aus drey abfallenden vertieften Blättchen. Die Krone hat neun tellerförmige, vertiefte, am Rande gefaltene Blätter. Die häufige Staubbeutel ſind länglich, groß, aufrecht, und ſitzen auf ſehr kurzen Trägern. Der Stempel beſtehet aus einem rundlichen Fruchtknoten und einer ſtumpfen gefaltenen Narbe. Auf die Blüthe folgt eine eyrunde, mit der Narbe gekrönte einfächrige Beere, welche viele runde Saamenkörner enthält. Der Fruchtboden iſt frey.

Schildförmiger Entenfuß, (*Podophyllum peltatum* L. *Mill. dict. Catesb. Car.* I. p. 24. t 24. Mayapfel, Fußblatt. Die Wurzel iſt weiß, knotig, faſericht, kriechend. Die kurzen 6 Zoll lange Stengel haben am Gipfel ein ſchildförmiges, in fünf oder ſechs Abſchnitte tief geſchnittenes Blatt. Die Blume iſt weiß und die Frucht gelb, welche im May reif wird und eßbar iſt. Die Wurzel macht Erbrechen und ſoll ſtatt der Ipecacuanha gebraucht werden können.

Zweyblätteriger Entenfuß, (*Podophyllum diphyllum* L.) Jeder Stengel trägt zwey ganz glatträndige halbherzförmige Blätter, zwiſchen welchen der Blumenſtiel hervorwächſt. Virginien iſt das Vaterland. Uebrigens iſt es noch nicht recht beſtimmt ob dieſe Gattung zum Entenfuß gehöre oder zum Blutkraut, (*Sanguinaria.*) (9)

Entengras, (botan.) iſt ein Beyname des Manna Schwingel, (*Feſtuca fluitans* L.) (9)

Entengrieß, ſ. Entengrün.

Entengrün, (*verd Canard*) eine Schattirung von Grün, wird mit Strichkraut und Scharte gemacht, man muß aber dieſen Ingredienzen vorher einen guten Grund geben. Wenn das Bad fertig iſt, wird die Seide durchgezogen, und mit indianiſchem Holze in daſſelbe Bad gethan, dunkler gemacht, ſodann in der Kupe gefärbt. (19)

Entenlatſchen, (Verſteiner.) ſ. Gänſelatſchen.

Entenlinſen, ſ. Entengrün.

Entenmaier, werden in einigen deutſchen Provinzen, z. B. im Würtembergiſchen Landrecht die juriſtiſchen Pfuſcher, als abgeſetzte Beamte, Schreiber, Schulmeiſter und dergleichen Perſonen genennt, welche ſolche Aufſätze verfertigen, die nur für den eigentlichen Rechtsgelehrten gehören; an den meiſten Orten iſt dieſen Leuten weislich die juriſtiſche Praxis bey Strafe unterſagt, weil ſie gemeiniglich nicht nur ihren Partien vergebliche groſſe Koſten machen, ſondern auch durch ihre Unwiſſenheit die Proceſſe verwirren und verzögern, und die Leute zu ungerechten Prozeſſen aus Unwiſſenheit oder Boßheit aufwigeln. Was die Urſach dieſer ſpottenden Benennung ſeyn möchte, iſt nicht bekannt. (38)

Entenmiesmuſchel, (Conchyl.) ſ. Entenſchnabel, der kleine.

Entenmuſchel, (Conchyl.) dieſen Namen führen in der Conchyliologie vorzüglich zwey Conchylien aus zwey verſchiednen Geſchlechtern.

1) Die eigentliche und gewöhnliche Entenmuſchel, die Entenmuſchel, die Entenbrut, oder wie es der Herr von Born ſchreibt, die Aentenbrut. *Lepas anatifera* L. XII. p. 1109. Sp. 18. *Lepas teſta compreſſa quinque valvi lavi, inteſtino inſidente* L. *Concha anatiferæ. Concha pedata. Tellina pedata*; franz. *Conque anatifere*; holländ. *Eendenhals.* Liſter *Hiſt. Conchyl.* tab. 439. fig. 282. tab. 440. fig. 283. Bonanni *Recreat. & Muſ.*

Kircher Claſſ. II. fig. 2. Gualtieri *Ind. Teſtar.* tab. 106. fig. A. bis D. Argenville Conchyl. tab. 26. fig. E. Argenville Zoomorphoſe tab. 7. fig. I. Seba *Theſaur.* Tom. III. tab. 16. fig. 1. fig. 1. a. b. fig. 2. Knorr Vergnüg. Th. II. tab. 30. fig. 4. 5. Müller Linnäiſches Naturſ. Th. VI. tab. 10. fig. 8. Murray *Fundam. teſtaceol.* tab. 2. fig. 2. Nach Linne hat dieſe Entenmuſchel einen platten Bau, fünf einzelne glatte Schalen, die ſich durch eine darmähnliche Hervorragung an andre Körper befeſtigen. In der That wäre dieſes auch hinlänglich uns dieſe Muſchel kenntlich zu machen, zumal da ſie unter die gemeinern Schalen gehört, die man in allen Sammlungen findet. Allein ihr wunderbarer Bau verdienet es allerdings, daß wir dieſen merkwürdigen Körper etwas ausführlicher, doch ſo kurz als möglich iſt, beſchreiben. Wir machen mit dem lederartigen Darm den Anfang, der ſich unten an feſten Körpern, z. B. an Schiffen, Conchylien, Steine und dergleichen befeſtiget, und zwar ſo ſtark befeſtiget, daß das Thier z. B. bey der ſchnellſten Farth eines Schiffes gleichwohl auf ſeinem Ruhepuncte ſtehen bleibt, und das deſto ſicherer, weil dieſer Darm zugleich elaſtiſch iſt. Oben am Ende des Darmes ſitzet die Muſchel ſelbſt, gleichſam wie in einer Falſe. Dieſer Darm iſt zuweilen überaus kurz, etwa von der Länge eines halben Zolls, manchmal aber, und beynahe kann ich ſagen, mehrentheils iſt er viel länger bis zu vier und mehr Zollen; Argenville giebt gar 9 Zoll an. Oft haben ſich auf eine Baſin dieſes Darms vier, ſechs und wohl mehr Därme mit eben ſo vielen Conchylien geſetzt, nicht ſelten ſiehet man an ihnen Seitenäſte mit ſolchen Muſcheln, und man findet daher oft genug Gruppen von 20 und mehrern Schalengehäuſſen beyſammen. Der Darm ſelbſt iſt nicht allzudicke, breiter oder ſchmäler, hat getrocknet, bald eine braune bald eine rothe bald eine grüne Farbe. Ob dieſer Darm blos das Befeſtigungsmittel eines Thiers ſey, das für ſich in der See nicht beſtehen und frey leben kann, ſondern welches allemal auf einem dritten Körper feſt ſitzen muß? oder ob dieſer Darm thieriſch ſey, und einen weſentlichen Theil des thieriſchen Körpers ſey? das können wir nicht ſagen, wollen es aber auch nicht unterſuchen, ob es gleich wahrſcheinlich iſt, daß er zum Thier als ein animaliſcher Theil gehört. Oben auf dieſem Darm ſitzet nun die Muſchel ſelbſt, die aus fünf einzelnen Schalen oder Theilen beſtehet. Gleich oben am Darm ſiehet man zwey Schalen, die eine einigermaſſen dreyſeitige Form haben, ſie ſind etwas gewölbt, auf der einen Seite abgerundet, auf der andern zugeſpitzt, und haben oben zwey kleine etwas gebogene Schnäbel die genau zuſammen ſtoſſen. Hinter dieſen Schnäbeln ſitzet der Darm feſt, und hier iſt eine breite einigermaſſen herzförmige Oeffnung, die dieſer Darm genau ausfüllt, und auf dieſer Ausfüllung ruhet wahrſcheinlich der innere Bewohner. Quer vor dieſen Schalen liegen zwey längliche ſchmale, auf beyden Seiten abgerundete, doch an dem einen Ende mehr als an dem andern, Schalen, die nach unten zu eine kleine Erhöhung haben, welche an die Spitze der gedachten dreyſeitigen Schalen gerade paſſet. Quer vor, an dem abgerundeten Theile der dreyſeitigen Schalen, oder an dem hintern Theile derſelben, liegt noch ein ſchmaler innwendig hohler, einigermaſſen bogenförmiger ſchalichter Theil, der fünfte; er nimmt ſeinen Anfang am Ende des obengenannten offnen, herzförmigen, mit dem Darm ausgefüllten Theile, und reichet bis ohngefehr zum dritten Theil der Länge, der untern beyden ſchmalen Schalen. Alle dieſe fünf Schalen ſind mit einer ſchwachen Haut genau aneinander befeſtiget, und paſſen auf dieſe Art genau zuſammen, und eben mit einer ſolchen Haut ſind auch die innere Wände der ganzen fünftheiligen Schale ausgekleidet.

Linne ſagt, die Schalen wären glatt. Eigentlich haben ſie feine Querſtreiffen, und noch feinere horizontale Streiffen, ſie ſind aber beyde ſo fein, daß man in der That ſagen kann, ſie haben eine glatte Schale. Indeſſen beſitzen wir zwey Beyſpiele, woran beſonders die horizontalen Streiffen überaus kenntlich, und ſo kenntlich ſind, daß man nicht anders kann, man muß ſie geſtreift nennen; zum Beweiſe, daß es in dieſem Geſchlechte allerdings Abänderungen giebt.

Daß dieſer Körper aus fünf Theilen beſtehet, hat es gemacht, daß die Schriftſteller die Entenmuſchel mit Grunde unter die vielſchaligen Muſcheln geſetzet haben. Die Farbe der Entenmuſcheln fällt aus dem Weiſſen in das Blaue, daher ſie auch Argenville mit einem Opal vergleicht. Ihre Länge beträgt ohngefähr anderthalb bis zwey Zoll, und ihre gröſte Breite einen bis $1\frac{1}{2}$ Zoll. Man ſiehet an dieſer vielſchaligen Muſchel kein Schloß, keine Zähne, ſondern blos die obengedachte Haut iſt es, welche die Schalen verbindet und zuſammen hält.

Man hat über dieſe Entenmuſcheln viel Abentheuerliches und Fabelhaftes geſchrieben, woher auch der Name der Entenmuſcheln entſtanden iſt. „Im Nordocean heißt es im neuen Schauplatz der Natur Th. II. S. 608 fand man einsmalen eine erſtaunliche Menge Enten und Gänſe, und zugleich viele dergleichen an ſchwimmenden Holze befeſtigte Muſcheln, man glaubte daher, daß dieſe Vögel aus den Muſcheln, die Muſcheln aber aus dem faulen Holze hervorwüchſen. Um dieſe wunderbare Geburt zu beſtätigen, malte man Bäume auf welchen dieſe Muſcheln mit lederartigen Hälſen hiengen, und bald einen Flügel bald einen Kopf von einer jungen Ente herausſtreckten. Dieſes Abentheuer iſt längſt verſchwunden, der Name aber übrig geblieben.„ Andere Schriftſteller glauben, daß dieſe Muſcheln den Enten zur Speiſe dienten, und daß ſie daher ihren Namen erlangt hätten.

Das Thier, welches dies fünfſchalige Gehäuße bewohnt, hat Argenville in ſeiner Zoomorphoſe S. 51 52. der deutſchen Ausgabe beſchrieben, und tab. 7. fig. 1. K. abgebildet. Wir wollen das vorzüglichſte davon mittheilen. Von dem Darme oder dem Stiele ſagt er, daß er ohngefehr 9 Zoll lang und 8 Linien breit ſey, und ſeine Geſtalt nach dem zunehmenden Alter des Thiers verändere. Seine Farbe ſey ſafrangelb, und er habe an ſeiner Fläche Falten oder Runzeln, die ihm ſich zu verlängern dienen, um ſeine Nahrung deſto leichter ergreifen zu können. Nur allein dieſer Theil ſey vermögend ſich in etwas zuſammen zu ziehen. Er ſey mit einem klebrichten Schleim erfüllt, der das Anſehen einer Gallerte hat. Wenn das Thier ſtirbt ſo verliere ſich der darinn enthaltene Schleim nach und nach, und gehe durch die Oeffnung der Schalen heraus. Seine Franze oder Buſch ſcheine ein ſehr verwirrter Federbuſch zu ſeyn, aber er iſt es nicht. Er zertheilet ſich in 26 Faſern, deren längſte, welche die oberſte Spitze der Conchylie ausmacht, auch die dünnſte iſt. Eine jede von dieſen Faſern iſt ein zuſammengeſetztes, welches uns verſchiedene in ein-

ander passenden Gelenke bestehet, und ein jedes Gelenke hat in seiner untern Fläche drey kleine zarte, und ziemlich lange Haare. Wenn der ganze Körper des Federbusches sich wieder in die Schale hineinziehen will, so legen sich alle Fasern über einander her, und ziehen sich in Gestalt eines halben Mondes zurück. Der Mund des Thiers stehet gerade im Mittelpunkte untern den Fasern, und unten am Ende des Thiers ist derjenige Theil, der den Unrath abführet. Hier fängt auch der fleischerne Theil, und derjenige, der eigentlich die Substanz des Thiers ausmacht, an. Er ist dick und untersetzt, so lange sich der Fisch in seiner Schale verborgen hält, wird aber länger, wenn sich das Thier ausdehnet und aus seiner Schale herausgehen will. Die Nahrungsmittel gehen alsdann durch einen langen Gang bis zur Ausführungsöfnung. Man bemerket an diesem Thier auch die Zeugungsglieder.

2) die klaffende Entenmuschel, (Adanson Hist. du Seneg. tab. 19. fig. 2. *Tugon.* Chemnitz Conchyl. Th. VI. tab. 2. fig. 13. 14. 15. 16. Die klaffende Entenmuschel von Guinea: *Mya anatina Guineenſis, teſta ſuborbiculari, ventricoſa, alba, hians, ſubtiliſſime longitudinaliter ſtriata, cardinis dente unico ſolido.* Chemn.) Die Schale dieser Mya, die im Linnäischen Natursystem fehlt, ist kugelförmig gebaut, ganz weiß, dünne und durchsichtig. Sie hat feine die Länge herablaufende Streifen, deren Adanson 40 angibt, der auch von eben so viel Queerstreiffen redet, die aber so fein sind, daß sie dem Auge leicht entwischen können. Auf der einen Seite hat sie eine runde Oefnung, die gleichsam mit einem Saum eingefaßt ist, und die geraden Schnäbel stossen zusammen. Alles dies unterscheidet sie von dem sogenannten Entenschnabel, mit dem sie sonst einige Aehnlichkeit hat, der aber nach Linne keine Mya sondern ein Solen ist, folglich muß auch das Schloß unserer Entenmuschel einen eignen von den Solennen unterschiednen Bau haben. Dieses Schloß bestehet aus einem einzigen breiten herabhängenden Zahn, der einige Aehnlichkeit mit dem Zahne der *Myæ arenariæ* des Linne hat. Unsre Entenmuschel hat nur eine mittlere Gröſſe, ohngefehr wie eine grosse Welschenuß, und wird an der africanischen Küſte und auf Guinea gefunden. In Dänischen, Holländischen und Deutschen Kabineten ist sie die gröſte Seltenheit; obgleich Adanson vorgibt, sie liege an der africanischen Küſte häufig. Wie sie Adanson; der sonst mit der gröſten Präcision die Conchylien auf Senegal beschrieb, sie zu einer Pholade machen, ihr fünf einzelne Schalen beylegen, und auf den Zahn, den er nicht übersehen hat, keine Rücksicht nehmen konnte? Das ist uns unbegreiflich. (10)

Entenrothkehlchen. (Naturgesch.) Diesen Namen gibt Haller einer Gattung von Enten, welche grau ist. Der Hals und die Kehle sind zinnoberoth und gefleckt, der Schnabel blutroth, die Füsse purpurfarbig. (9)

Entenschnabel, (Conchyl.) mit diesem Namen werden verschiedene Conchylien belegt, unter denen die eine zu den Schnecken, die übrigen aber zu den Muscheln gehören: wir wollen sie einzeln beschreiben.

1) Der Entenschnabel, eine Schnecke, die Schnauzennadel, das weisse Deutchen. *Murex rostratus* L. p. 1225. Spec. 571. *Murex teſta turrita, anfractibus ſuperne plicatis, cauda adſcendente columella intus plicata.* L. franz. *Chenille blanche,* holländ. *Snuit-pen.* Lister Hist. Conchyl. tab. 1020. fig. 83. Bonanni Retreat. & Muſ. Kircher. Claſſ. III. fig. 84. Rumpf Amboin. Raritätenk. tab. 30. fig. K. Gualtieri Ind. Teſtar. tab. 57. fig. D. Argenville Conchyl. tab. 11. fig. P. Klein Method. tab. 7. fig. 118. Seba Theſaur. Tom. III. tab. 50. fig. 42. 43. tab. 51. fig. 24. 33. 34. Knorr Vergnüg. Th. VI. tab. 40. fig. 4. 5. Martini Conchyl. Th. IV. tab. 156. fig. 1479. tab. 157. fig. 1480. Murray Fundam. teſtaceol. tab. 1. fig. 28. Schröter Einleit. in die Conchylienk. Th. I. S. 535. Diese Schnecke hat eine Thurm- oder nadelförmigen Bau, höchstens 15. oft weniger Windungen, die zwar rund, aber nicht aufgeblasen, und durch eine nicht allzutiefe Linie von einander getrennet sind. Bey den vier ersten Windungen, ist die untere Hälfte jeder Windung glatt, die andre Hälfte hat tiefe Einschnitte, und ist also gefalten; Bey den übrigen Windungen gehen die Einschnitte durch die ganze Windung hindurch, und hier gehen an manchen Beyspielen, Queerstriche über diese Ribben. Die Mundöffnung endiget sich in eine zurück und in die Höhe gebogenen rimenartigen Schnabel, welcher eben Gelegenheit gegeben hat, diese Schnecke, den Entenschnabel zu nennen. Die Spindel hat zwey Falten oder Zähne. Der Farbe nach sind einige strohgelb, andre milchweiß, und noch andre sind mit Bändern umgeben. Einige sind kürzer und bauchicher, andre länger und gestreckter; einige haben eine stärkere andre eine schwächere Schale. Sie kommen aus Ostindien, und sind eben nicht selten; doch sind die bandirten viel sparsamer zu finden, als die einfärbigen. An aufgeschliffenen Beyspielen hat Herr Chemnitz folgendes angemerkt: sie sind inwendig glänzend. Sie haben unter ihren Wulsten und Klammern, die aus einigen ihrer Windungen heraustretten, innerlich kleine Zähnchen sitzend, dergleichen man hier um so viel weniger vermuthet, da die Mündungslippen aller Zähne ermangelt. Herr Chemnitz folgert daraus, daß dies keine ehemaligen Mündungslippen seyn können.

Eine Abänderung dieses Entenschnabels, ist die sogenannte bandirte Schnabelschraube: Lister Hist. Conchyl. tab. 1021. fig. 85. b. Gualtieri Ind. Teſtar. tab. 57. fig. F H. Seba Theſaur. Tom. III. tab. 50. fig. 43. 44. Knorr Vergnüg. Th. III. tab. 20. fig. 3. Th. V. tab. 15. fig. 6. Martini Conchyl. Th. IV. tab. 157. fig. 1481. 1482. Müller Linnäiſches Naturſyſt. Th. VI. tab. 17. fig. 4. Sie unterscheidet sich von der vorhergehenden 1) durch die etwas feinere Schale. 2) durch die flachen etwas geschlängelten Furchen, welche durch die ganze Windung hindurch gehen. 3) durch die zarten gelblichen oder braun gelben Queerbinden, welche über die Schale hinweg laufen, doch gibt es auch unausgebleichte Beyspiele, die keine Queerbinden haben, und ganz weiß sind. Diese Abänderung die viel seltener als die vorhergehende ist kommt aus Bengalen, beyde aber werden ohngefehr drey Zoll lang.

2) der Entenschnabel, der See, eine Muschel. Die Laterne. (*Solin anatinus* L. pag. 1115. ſp. 40. *Solen teſta ovata membranacea inflata piloſa, cardinis coſta falcata.* L. *Roſtrum anatis* Rumpf franz. *Telline papyracée, La Laterne ou la Papyracée.* holländ. *Ende bekken, Altoos ligten de Lantaarn:* Rumpf tab. 45. fig. O. Gualtieri Ind. Teſtar. tab. 91. fig. D. Argenville Conchyl. tab. 22. fig. R. Chemnitz Conchyl. Th. VI. tab. 6

fig. 46. 47. 48. von Born Muſ. Cæſ. Vind. Teſt. p. 23.) Auf der Vignette, die erſte und dritte Figur. Dieſe Muſchel iſt ſo dünne wie Pappier, und eben daher zerbrechlich, und in guten Dupletten ſo ſelten; ſie iſt weiß und durchſichtig wie Glas. Ihre Figur iſt etwas eyförmig, in der Mitte ſtark aufgeblaſen, an der einen Seite abgerundet, an der andern aber etwas zugeſpitzt, wenigſtens viel ſchmäler. Dieſer Schnabel iſt umgebogen, und etwas runzlicht, er hat eben die Gelegenheit zur Benennung der Muſchel gegeben. Auf dieſer ſchmälern Seite klaffet die Muſchel, auf der entgegen geſetzten breitern hingegen ſchlieſſet ſie feſt zu, und ſchickt ſich alſo beſſer für das Geſchlecht Mya, als Solen des Linne. Die Wirbelſpitzen oder die Schnäbel legen ſich veſt an einander, und ſcheinen an zwey Stellen wie gekerbt, oder eingeſchnitten zu ſeyn. Sie hat ſonderlich bey den Wirbeln einige zarten bogenförmige Queerſtreiffen, und das Schloß hat in jeder Schale einen einzigen breiten Zahn, der einem Ohrlöffel gleicht, und unter dieſer zeiget ſich eine weiſſe Ribbe. Dieſe Muſchel iſt ohngefähr 2 Zoll breit und 1½ Zoll hoch.

Rumpf gibt vom Entenſchnabel drey Arten an. Die erſte und größte ſagt er, hat eine dickere, breitere und am Rande geribbte Schale, als ob ſie voller Riſſe wäre. Die Farbe iſt nicht braun, ſondern aſchgrau, und die Mündung deren Lefzen etwas aufgebogen ſind, klaffet oben ſehr weit, iſt aber an dem unterſten Ende mehr geſchloſſen. Sie ſtehen eine Hand breit tief unter dem Sande in die Höhe, und ſtrecken an dem obern Ende einen ſchwarzen, ſenningten, runzlichten Fortſatz von ſich, welchen ſie hinaus ziehen können, und damit ein Loch eines Fingers dicke im Sand bohren, aus welchem ſie das Waſſer ſpritzen. Das innere Fleiſch nutzt nichts, denn es iſt voll ſchwarz Blut und Sand, dazu ſehr häutig, ſo daß man es nicht eſſen kann, ausgenommen einen ganz geringen Theil den man einpöckelt. Die zweyte Art iſt kürzer, und hat eine dünne faſt durchſichtige Schale. Dieſe iſt in der Mitte bäuchicht und klaffet oben. Das Fleiſch iſt eben ſo wie an der erſten Art beſchaffen. Die Farbe iſt ſchmutzig weiß, oder etwas grau, auch rauh, wie eine Seehundshaut. An dieſer Muſchel iſt nicht das geringſte eßbar. Man findet ſie in grobem Sande unter welchem ein maſigter oder moraſtiger Boden iſt. Eine dritte Art iſt ſo lang und breit, wie ein kleiner Finger, und die Schale iſt queer über etwas geſtreift, oder geribbt.

Dieſe beyden erſten Arten des Rumpfs machen, daß man den Entenſchnabel, in den gröſſern und kleinern eintheilet, ob man gleich eine andere hernach zu beſchreibende Muſchel die *Myam arenariam* ebenfalls den groſſen Entenſchnabel zu nennen pfleget, und die dritte Art macht es, daß auch einige Schriftſteller von einem länglichen Entenſchnabel reden. Wir haben vorzüglich den kleinern Entenſchnabel beſchrieben, da der gröſſere auſſer Rumphs Anzeige in Schriftſtellern ganz unbekannt iſt. Wenigſtens iſt es zweifelhaft, was er eigentlich für eine Muſchel meynet, zumal da ſeine Zeichnung eben nicht die deutlichſte, und ſeine Beſchreibung mager und unvollſtändig iſt. Dieſem Entenſchnabel haben die Schriftſteller in ihren Schriften, bald dieſen bald jenen Ort angewieſen, Linne aber leget ihm *Teſtam piloſam* bey, und lehret, daß die Schale mit einem haarigten Ueberzuge, wie mehrere Muſcheln bedeckt ſey, und eben das meynet wahrſcheinlich Rumph, wenn er von ſeiner zweyten Art ſagte, ſie ſey rauh wie eine Seehundshaut. In der Leerſiſchen Auction in Holland, wurde eine Duplette dieſes Entenſchnabels nebſt einigen andern geringern Muſcheln mit 15. holländiſchen Gulden bezahlt, und das mag ein Beweiß ihrer Seltenheit ſeyn.

3) der groſſe Entenſchnabel, der See, der Sandkriecher, der Waſſerſprützer, auch eine Muſchel (*Mya arenaria* L. XII. p. 1112. Spec. 27. *Mya teſta ovata poſtice rotundata, cardinis dente antrorſum porrecto rotundato, denticuloque laterali.* L. franz. *Patagan.* holländ. *Zand Gaaper* Liſter Hiſt. Conchyl. tab. 418. fig. 262. Argenville Zoomorphoſe tab. 5. fig. C. Chemnitz Conchyl. Th. V. tab. 1. fig. 3. 4. Die Schale iſt eyförmig und ziemlich gewölbt, und klaffet auf beyden Seiten, doch auf der etwas flacheren Hinterſeite am ſtärkſten. Beyde Seiten ſind abgerundet. Vom Wirbel lauffen einige Streiffen und Strahlen zum äuſſerſten Rande herab, und in der Mitte der Schalen ſiehet man einen vertieften Eindruck. Ueber die Oberfläche laufen ungleiche Queerſtreiffen, welche auf der Vorder- und Hinterſeite Runzeln veranlaſſen. Die Farbe iſt gelblich, oder weiß, und in der That unanſehnlich. Die innern Wände ſind glatt, und glänzend weiß. In der einen Schale ſiehet man einen ſtumpfen Zahn, der inwendig glatt und erhaben, von innen ausgehöhlt, ſtumpf gebaut, an ſeinen Vorderwänden eingeſäumt, vorn mit einem eckigt zuſammen gewachſenen Zähnchen verſehen, und der bis zu 8 Linie lang und breit ſeyn kann. Die andre Schale hat keinen Zahn, ſondern eine Höhlung unter dem Wirbel, auf welcher der Zahn der andern Schale ruht; beyde Schalen aber werden durch einen ſchwarzbraunen hornartigen Knorpel noch genauer und veſter verbunden. Ihre Schale iſt ſtark einmal aber ſtärker als ein andermal; und ſie erlangen eine Breite von 4, und eine Länge über 2 Zoll.

Dieſe Muſchel pflegt ſich in Sand wohl eine Elle tief zu vergraben, und hier bemerkt Linne in ſeinen weſtgothländiſchen Reiſen, daß man da, wo ſich eine ſolche Muſchel verborgen hält, oben zwey Löcher, neben einander ſiehet; wie aber dieſe Muſcheln dieſe Löcher verfertigen, und wie ſie ſo tief in den Sand eindringen können? das iſt, ſagt Linne ſchwer zu ergründen. Wahrſcheinlich erhalten ſie durch dieſe Canäle Luft und Nahrung, und weil ſie, wie wir gleich hören werden mit ihrem Rüſſel das Waſſer weit und ſtark ausſprützen können, ſo iſt es mir wahrſcheinlich, daß das Thier, wenn es ſich in den Sand eingegraben hat, durch dieſes Spritzen ſich dieſe Canäle öfnet, und ſie dann auch offen hält.

Von dieſem Rüſſel und dem Thier gibt uns Argenville in der Zoomorphoſe, deutſch S. 39. folgende Nachricht. Ein einziger Rüſſel von verſchiedenen Farben, der ohngefehr vier Zoll in die Länge hat, ſetzet dieſe Muſchel, die Argenville eine Giermuſchel nennet in den Stand, alle Arten von Bewegung vorzunehmen. Ob es gleich ſcheinet, daß er nur eine einzige Röhre ausmacht, ſo iſt er doch inwendig durch eine Art von Scheidewand in zwey Röhren getheilt, und eine jede Röhre hat ihre eigne Mündung, die auſſen an dem Rüſſel ſichtbar iſt. Die obere, welche das Waſſer auf drey Fuß weit von ſich ſpritzt, iſt enger als die untere, durch welche das Waſſer eindringt. Die Mündung der beyden Röhren iſt mit kleinen weiſſen Haaren beſetzt. Dieſer lange Canal dient dem

Thiere, sich ohne Beyhülfe eines andern Fusses zu bewegen, und ist ihm zu allen seinen Bedürfnissen hinlänglich; ohne daß es jedoch weiter fortrücken oder sich hinterwärts ziehen, sondern, sich nur allein in den Schlamm einsenken kann. Die Ränder der Conchylie sind mit zwey dicken Häuten, welche dieselben umgeben, bekleidet. Sie sind weiß und sehr glatt, und hierinnen zum Theil von den Rändern der andern Giermuscheln verschieden, als welche franzicht und ausgezackt sind.

An den sandigen Meerufern, der Insel Fehr, auf Westgothland und dergleichen werden diese Muscheln zahlreich gefunden.

4) der kleine Entenschnabel der Flüsse. Die breite dünnschalige Teichmuschel. (*Mytilus anatinus* L. XII. p. 1158. Spec. 258. *Mytilus testa ovali compressiuscula fragilissima, margine membranaceo, natibus decorticatis* L. franz. *la Moule de riviere.* Lister Hist. Conchyl. tab. 153. fig. 8. Argenville Conchyl. tab. 27. fig. 10. a. Klein Method. tab. 9. fig. 26. Berlin. Magaz. Th. IV. tab. 11. fig. 64. A. Schröter Flußconchyl. tab. 1. fig. 2. 3.) Der Bau der Schale ist oval, die Schalen sind dünne, uneben, mehr aber geschilfert als mit Ribben versehen, und die größten dieser Erhabenheiten sind auch von innen sichtbar, der Rand ist überaus dünne und pergamentähnlich, die Schnäbel aber stehen nicht im Mittelpuncte der Schale, sondern stark nach der einen Seite zu. Die Vulva ist zwischen zwey Einbeugungen sehr erhöhet, und das lederartige Band ist hier viel stärker als auf der entgegen gesetzten Seite, hier klaffet die Schale, die sonst vest verschlossen ist. Die dünnen Schalen zerspringen leicht, wenn man sie aus dem Wasser in die Sonne legt. Kein eigentliches Schloß hat diese Muschel nicht, sondern sie ist blos durch ein lederartiges Band befestiget, sie ist inwendrg weiß hat aber ein schlechtes, oder eigentlich zu reden gar kein Perlmutter. Sie wird höchstens vier Zoll breit und etwas über 2 Zoll lang, wird aber gewöhnlich viel kleiner gefunden. Die äussere Farbe ist verschieden, doch sind die schönsten, wenn sie gehörig gereiniget sind, grünlich und glänzend, und die Länge herab fein gestralt. Man findet sie beynahe in allen grössern Teichen, auch wohl, obgleich seltener in den Flüssen.

Linne findet unter diesem kleinen Entenschnabel, und unter der Malermuschel eine grosse Aehnlichkeit, da doch der Bau des Schlosses, und der äußre Umriß der Schalen beyde hinlänglich unterscheidet. Argenville und Müller glauben, daß unser *Mytilus anatinus* und der *Mytilus cygneus* nur geringe Abänderungen wären. Allein da der Entenschnabel einen flachen Bau, und einen klaffenden Theil hat, der andre aber bauchig und allenthalben verschlossen ist, so möchte doch wohl Linne Beyfall verdienen, der aus beyden verschiedene Gattungen machte. So gar beyde Thiere sind in so fern unterschieden, daß bey *Mytilus anatinus* die Franzen, die den Mantel besetzen auf jeder Seite nur zweyfach stehen und spitzig sind, und daß die Oefnung wodurch das Thier vielleicht seinen Unrath ausläßt, völlig rund ist.

Sonst sagt Linne noch, daß diese Muschel denen Enten zur Nahrung diene, und dies ist wahrscheinlich die Ursache seiner Benennung, daraus wohl andere und um einer geringen Aehnlichkeit willen mit dem *Solen anatinus* einen Entenschnabel geschaffen haben. (10)

Entenschnabel. (botan.) s. Weitzen.

Entenstall, (Baukunst.) ein Landgebäude, in welchem die Enten aufbewahrt und gefüttert werden. Der Ort, an welchen sie sich am besten schicken, ist ein sumpfigter. Wo dieser nicht zu erhalten, so setze man sie doch an einen Weiher oder See, er sey nun von der Natur vorhanden oder aber er werde durch die Kunst erst angelegt. Die Erfordernisse eines Entenstall Gebäudes sind diese; genugsamer Raum vor die Enten — ein freyer Hof oder Raum in welchem sie sich im Sommer bewegen können — ein Futtertrog mit Wasserrinnen daß er vor Katzen und andern schädlichen Thieren auch im Winter vor der Kälte wohl verschlossen werden kann. Was den Raum betrift, so rechnet man auf jede Ente 1½ Quadratfuß, auch auf 10 Enten jedesmal einen Fuß Futtertrog. Der Entenhof wird mit einem Zaum oder Mauren umfangen und soll der Reinlichkeit halber gepflästert werden. Sonst bauet man auch auf dem Lande die Entenställe auf Flöße welche in einem Weiher schwimmen, mit denen man nach Belieben den ganzen Teich oder Weiher ausschiffen und fahren kann, dergleichen von den General-Gouverneur in Batavia gebauet worden. (18)

Enteradenes, heissen die in den Därmen vorhandenen Drüssen. (5)

Enterbeil, ist ein Werkzeuge, davon man beym Entern der Schiffe Gebrauch macht zum Niederhauen der Taue und was sonst im Wege ist, auch im Handgemenge selbst. Auf einer Seite ist es wie ein Beil, auf der andern spitzig wie eine Pike gestaltet. (6)

Enterben, heißt bey Bergwerken, wenn ein tiefer Stollen seine Erbteufe über dem obern einbringt, nemlich sieben Lachter in stücklichten und 3½ Lachter im flachen Gebürge, dadurch denn den Obern das neunte entfält und den Tiefern zuerkandt wird, doch muß er zum wenigsten 200 Lachter seyn getrieben worden.

Enterbung der Kindern bey den Griechen. s. Ekpiptein toy Genoys. Εκπιπτειν του γενους.

Enterbung, Exheredation, hatte nach dem ältern Römischen Recht eine ganz andere Bedeutung, als nach dem neueren. Die in väterlicher Gewalt stehende Kinder wurden noch bey Lebzeiten des Vaters gleichsam als Miteigenthümer der natürlichen Sachen angesehen, und nach dem Tod desselben fiel ihnen die natürliche Erbschaft von selbst ohne weitere Erklärung zu, daher sie, weil sie gleichsam nur in ihr eigenes Vermögen eintraten, sui Heredes des Vaters genannt wurden: nun konnte zwar der Vater auch die in seiner Gewalt stehende Kinder nach seinem Belieben durch eine letzte Willensverordnung von seiner Verlassenschaft ausschliessen; allein weil ihnen die Verlassenschaft des Vaters nach dessen Tod von selbst zufiel, so waren sie durch eine blosse Uebergehung mit Stillschweigen im väterlichen Testament nicht ausgeschlossen, und das Testament war vielmehr in diesem Fall nichtig; sondern der Vater mußte sie im Testament ausdrücklich von seiner Erbschaft ausschliessen, und dieses wurde exheredare, er heredem scribere, genannt; der Begriff der Exheredation paßte daher nur auf die in väterlicher Gewalt stehende Kinder, nicht auf emancipirte Kinder oder andere Verwandte, welche zwar ausgeschlossen, aber weil sie nicht sui Heredes waren, nicht exheredirt werden konnten, und durch die alleinige Einsetzung eines andern Erben schon ausgeschlossen waren. Bei der Exheredation der in väterlicher Gewalt stehenden Kinder aber war noch dieses zu beobachten: der Sohn ersten Grads mußte namentlich

lich enterbt werden; wann er ganz mit Stillschweigen übergangen, oder nicht bey seinem Namen genannt war, so war das Testament nichtig; die Töchter, und eben so die Enkel und Enkelinnen von den Söhnen durften zwar nicht mit Stillschweigen übergangen, doch konnten sie, ohne genannt zu werden, unter einer allgemeinen Bezeichnung enterbt werden, und wann sie auch mit Stillschweigen übergangen worden waren, so war das Testament zwar nicht ungiltig, doch bekamen sie, wann nur in natürlicher Gewalt stehende Kinder eingesetzt waren, einen Kindstheil; wann aber andere eingesetzt waren, die Hälfte der Erbschaft. Ein Posthumus konnte zwar in den ältesten Zeiten zum Erben gar nicht eingesetzt, aber nachher mußte ein männlicher Posthumus ersten Grads eingesetzt oder namentlich enterbt, ein Posthumus zweyten Grads aber oder weiblichen Geschlechts entweder eingesetzt, oder wenigstens unter den übrigen Kindern enterbt, und zum Zeichen, daß er nicht vergessen war, ihm ein Vermächtniß verschaft worden; und wann dieses nicht beobachtet war, so wurde das Testament rumpirt.

Nach dieser Zeit wurde von den Römischen Rechtsgelehrten die Querela inofficiosi erfunden, mit welcher jeder ausgeschlossner Intestaterbe, wann er beweisen konnte, sich gegen den Testirer nicht undankbar aufgeführt zu haben, das Testament als inofficiosum anfechten, und um dessen Reseission bitten konnte. Der Mißbrauch derselben aber, weil jeder ausgeschlossener Intestaterbe das Testament des Erblassers anfocht, und dadurch die Freyheit zu Testiren sehr eingeschränkt wurde, gab hierauf wahrscheinlich den weitern Anlaß zu Erfindung des Pflichttheils; durch die Erklärung der Rechtsgelehrten wurde nemlich festgesetzt, daß kein Intestaterbe weiters, ausser den Kindern, Eltern und den Geschwistrigen alsdenn wann ihnen eine schlechte Person vorgezogen worden war, das Recht haben sollte, ein Testament in welchem er ausgeschlossen war, als inofficiosum anzufechten, und die Querela inofficiosi nur den ohne einige Ursache ausgeschlossenen Kindern, Eltern, oder Geschwistrigen, (wann diesen eine schändliche Person vorgezogen war,) alsdann zustehen sollte, wann sie ohne eine rechtmässige Ursache ausgeschlossen, und ihnen nicht der Pflichttheil, nemlich der vierte Theil dessen, was sie ohne Testament zu erwarten hatten, hinterlassen worden wäre, damit änderte sich auch der Begriff der Enterbung, welche nunmehr nichts anders war, als die gänzliche Ausschliessung derjenigen, welche aus des Testires Verlassenschaft einen Pflichttheil zu fordern hatten; sie konnte also von allen Eltern nicht nur, sondern auch von Kindern oder Geschwistrigen geschehen, und hatte keine Verbindung mit der väterlichen Gewalt, oder mit der Eigenschaft eines sui Heredis. Der Vatter aber mußte auch noch in dieser Zeit die unter seiner Gewalt stehende Kinder ausdrücklich, und einen Sohn ersten Grads namentlich enterben; wann dieses nicht geschehen war, so wurde das Testament nicht als inofficiosum, sondern als nichtig angefochten; und wann der Vatter einen emancipirten Sohn ersten Grads nicht ausdrücklich und namentlich enterbt hatte, so wurde sein Testament nach dem prätorischen Edict durch die bonorum Possession contra Tabulas unkräftig gemacht; hingegen wann eine Mutter oder weitere mütterliche Ascendenten ihre Kinder, Enkel u. s. w. oder Kinder ihre Eltern, oder Geschwister ihre Geschwister mit Vorziehung einer schändlichen Person auf irgend eine Weise enterbt, oder auch nur mit Stillschweigen übergangen hatten, so konnte das Testament nicht als nichtig, sondern mußte als inofficiosum angefochten werden. Wann die in väterlicher Gewalt stehende Töchter, Enkel u. s. f. in dem Testament ihres Vatters, Grosvatters, u. s. f. nicht ausdrücklich enterbt, sondern mit Stillschweigen übergangen waren, so war das Testament nichtig; wann sie aber ohne rechtmässige Ursache zwar nicht namentlich, aber doch ausdrücklich enterbt waren, so mußten sie zur Querela inofficiosi ihre Zuflucht nehmen; die Enterbung mußte auch vom Vater wann sie Wirkung haben sollte, ohne Bedingung und von allen Graden geschehen; dann wann der Sohn unter einer Bedingung enterbt, oder zwar bey der ersten Erbseinsetzung enterbt, oder dem ersten Erben nachgesetzt war, so wurde es angesehen, als ob der Sohn im ersten Fall ohne Bedingung, und im andern Fall zum ersten Erben eingesetzt wäre. Es wurde zwar eine rechtmässige Ursache der Enterbung erfordert, und wann diese nicht vorhanden war, konnte das Testament als inofficiosum angefochten werden; allein diese rechtmässige Ursachen der Enterbung waren in den Gesetzen nicht bestimmt, sondern deren Beurtheilung dem Ermessen des Richters überlassen, und der Enterbte mußte jederzeit beweisen, daß er sich gegen den Testirer nicht undankbar aufgeführt, und also die Enterbung nicht verdient habe. Allein beides dieses veränderte Justinian, setzte gewisse bestimmte Ursachen, aus welchen Kinder oder Eltern enterbt werden könnten, fest, und verordnete, daß der Testirer jederzeit die Ursache der Enterbung ausdrücklich im Testament anführen, und der eingesetzte Erbe die Wahrheit derselben beweisen sollte. Die Ursache, aus welchen Eltern ihre Kinder zu enterben berechtiget sind, sind folgende: 1. wann Kinder ihre Eltern sehr grob beschimpfen; oder 2. ihnen thätliche Gewalt zufügen, wann sie 3. den Eltern nach dem Leben stellen, mit Gift oder auf andere Art; wann 4. der Sohn seinen Vatter wegen eines begangenen Verbrechens angezeigt, und diesem hiedurch ein Schade zugegangen 5. wann der Sohn mit Maleficis und Mathematicis, (unter welchen vermuthlich Zauberer verstanden worden,) Umgang gepflogen: wann 6. der Sohn den Vatter an Verfertigung des Testaments gehindert; wann er sich 7. seines mit der Wuth befallenen Vaters nicht angenommen; 8. wann er, da er es konnte, seinen Vatter nicht aus der Gefangenschaft des Feindes losgekauft; 9. wann der Sohn ein solcher Ketzer geworden ist, welcher die vier erstere ökumenische Synoden nicht anerkennt; wann 10. der Sohn seinen Vatter wegen irgend eines Kapitalverbrechens, ausser dem Verbrechen der beleidigten Majestät anklagt; wann 11. der Sohn mit seiner Stiefmutter oder mit der Concubine des Vatters unzüchtigen Umgang pflegt; wann 12. der Sohn wider den Willen seines Vaters sich zu den Mimis gesellt; wann er 13. seinen Schulden halber im Gefängnis befindlichen Vatter, da er es könnte, nicht durch eine Bürgschaft aus dem Gefängnis befreit; endlich 14. wann eine minderjährige Tochter, welcher der Vatter ein Heiratgut geben, und sie verheiraten wollte, dieses ausgeschlagen, und Hurerey getrieben hat. Die Ursachen, aus welchen Eltern von ihren Kindern enterbt werden können, sind folgende: 1. wann die Eltern ihre Kinder wegen eines Kapitalverbrechens ange-

klagt, wann sie 2. den Kindern nach dem Leben gestellt haben, wann 3. der Vatter mit der Ehfrau oder Concubine seines Sohns Unzucht getrieben; 4. wann die Eltern ihre Kinder ein Testament zu machen verhindert, 5. wann sie, da sie konnten, ihre Kinder aus der Gefangenschaft des Feindes nicht losgekauft, 6. sich der wahnsinnigen Kinder nicht angenommen haben; wann 7. die Eltern Ketzer sind, und endlich 8. wann der Vatter der Mutter, oder diese jenen Gift gereichet hat. In Ansehung der Geschwister, wann diese mit Vorziehung einer schändlichen Person sich unter einander enterben können, sind auch von K. Justinian keine gewisse Ursachen bestimmt, folglich die Beurtheilung der Rechtmässigkeit derselben dem Ermessen des Richters überlassen worden. Ob aber bey Eltern und Kindern auch andere Ursachen der Enterbung als die im Gesetz bestimmte für rechtmässig angenommen werden können, ist eine grosse Streitfrage unter den Rechtsgelehrten; so viel ist gewiß, daß geringere oder ganz unterschiedene Ursachen, z. B. daß ein Kind wider den Willen seiner Eltern heiratet, niemals für rechtmässig angenommen werden könne, wann nicht in den besondern Gesetzen eines Orts oder Lands solche ausdrücklich festgesetzt sind; hingegen halten andere ganz richtig dafür, daß Ursachen, welche mit dem bestimmten grosse Aehnlichkeit haben, und eben so wichtig oder wichtiger als jene sind, zu einer rechtmässigen Enterbung hinlänglich sind, als z. B. wann ein Kind zwar nicht selbst seinen Eltern nach dem Leben stellt, oder sie wegen eines Kapitalverbrechens anklagt, aber die von einem andern nach dem Leben der Eltern gemachte Nachstellungen nicht verhindert, oder gar dazu behülflich ist, oder jemand zur Anklage aufhetzt, antreibt, und den Ankläger mit Geld, Rathschlägen und Beweismitteln unterstützt.

Wann solche Personen, welche einen Pflichttheil zu fordern haben, zwar eingesetzt sind, oder in einer geringern Summe, als ihr Pflichttheil beträgt, so können sie nicht für enterbt geachtet werden, und eben daher auch nicht mit der Querela inofficiosi klagen, sondern sie müssen die Condiction aus der l. 30. C. de testam. inoff. anstellen. Wann jemand der den Pflichttheil zu erwarten hat, zwar nicht zum Erben eingesetzt, aber ihm ein Vermächtnis verschafft worden, so wurde er nach dem ältern Römischen Recht für übergangen angesehen, und das Testament war ungiltig; in der Folge aber konnte ein solcher, wann sein Vermächtnis so viel oder mehr als der Pflichtteil betrug, gar nicht, und wann das Vermächtnis geringer als der Pflichttheil war, nur auf Ergänzung des letztern klagen; allein nach dem neuesten Römischen Recht muß der Pflichtteil durchaus unter dem Titel der Erbseinsetzung hinterlassen werden, und wann also demjenigen, der ihn zu fordern hat, auch ein grosses Vermächtnis verschaft worden wäre, so kann er doch immer das Testament mit der Querela inofficiosi anfechten. Endlich ist zu bemerken, daß im gemeinen Leben, aber nicht gut juristisch, öfters jede Ausschliessung eines Intestaterben Enterbung genannt wird. (38)

Enterbung, in guten Absichten, Exheredatio bona mente facta, ist diejenige Enterbung, welche nicht aus Haß wider den Enterbten, sondern vielmehr aus Fürsorge für demselben, und zu seinem besten geschieht, wann z. B. der Vatter seinen Sohn, welcher mit Schulden überladen ist, enterbt, damit ihm nicht seine Gläubiger alles Vermögen hinwegnehmen, und statt des Sohns die Enkel von demselben zu Erben einsetzt; oder wann eine Mutter, welcher die schlimme Wirthschaft ihres Manns bekannt ist, damit bey ihm das Vermögen der Kinder nicht verschwendet werde, ihre Kinder nur unter der Bedingung einsetzt, wann sie emancipirt seyn würden, oder einen andern zum Erben einsetzt, und diesem befiehlt, den Kindern so bald sie emancipirt seyn würden, die ganze Erbschaft zuzustellen. Ein solche Enterbung ist nach den Römischen Gesetzen erlaubt, wann anders eine rechtmässige Ursache vorhanden ist, deren Beurtheilung aber dem Ermessen des Richters überlassen bleibt. (38)

Enterenchyta, bedeutet soviel als eine Clystirspritze.

Enterhacken, Enterdraggen. Wurfhacken sind eiserne mit 4 bis 5 Klauen versehene an Tauen befestigte Hacken, welche von den Matrosen, die sich zu dem Ende auf die Mastkörbe, die Wände des Schiffes, dem Bogspriet oder auch wohl auf die Rüsten stellen, mit der Hand auf die feindlichen Schiffe geworfen werden, die geentert werden sollen. Wenn die Hacken an dem Rande des Schiffs oder im Tauwerk fassen, haalet man das Tau, woran sie gebunden sind bey, und ziehet das Schiff heran, damit man auf dessen Verdeck springen könne. (6)

Enteritis s. Darmentzündung.

Enterlopere, heissen theils Schiffe, die ohne zu der Compagnie zugehören, die in ein gewisses Land handelt, demnach nach demselben seegeln, theils kleine Schiffe, die sich heimlich in einen Hafen einschleichen und um den Zoll betriegen. (6)

Enterlooper, auch Interlopre, ist ein Seewort und bey der Handlung zur See besonders unter den Compagnien in Engelland, Holland, Dänemark, Hamburg ꝛc. sehr gebräuchlich; es bedeutet ein Schiff eines Particuliers, welches die weit entlegene Seeküsten und Häfen besuchet, um daselbst zum Nachtheil der Compagnien, die alleine nach diesen Gegenden zu handeln berechtiget sind, einen heimlichen oder sogenannten Schleichhandel zu treiben. Sie werden durch die Schiffe der Compagnien verfolgt, und weggenommen oder in Grund gebohrt. Die Holländer belegen solche Schiffe mit dem Namen Lorrendrayer.

Entern, heißt ein Schiff an ein anders feindliches Schiff mit Hacken und Seilen anklammern, um in dasselbe überzuspringen und sich seiner und seiner Mannschaft zu bemächtigen. Als man vor alters des grobe Geschütz noch nicht hatte, war dieses das gewöhnlichste, das in Seegefechten vorfiele. Caper, die gemeiniglich viel Volk an Bord haben, bedienen sich noch dieser Art des Angriffs, theils weil ihnen die Menge ihrer Mannschaft die Ueberlegenheit verspricht, theils weil sie dadurch Hoffnung haben, das Schiff und seine Ladung unversehrt zu überkommen. Wenn die Enterung vorgenommen werden soll, so sondert der Capitaine vordersamst diejenigen Leute ab, die bey den Canonen seyn müssen, alle übrige lässet er auf das oberste Verdeck Castelle u. s. w. treten bewaffnet sie mit Enterbeilen, Flinten, Granaten und Säbeln. Die Leute mit den Enterhacken werden angestellt (s. Enterhacken) man geht aufs feindliche Schiff los und trachtet mit dem Buge seines Schiffes am Halse des feindlichen, d. i. zwischen dem grossen und dem Fockmast, wo es am niedrigsten ist, anzulegen, welches, nachdem der Wind zulässet, mehr oder weniger gelinget. So bald man angelegt, lässet man die Hacken werfen um den Rand des Schif-

ses oder dessen hohes Tauwerk zu fassen, feuert und wirft Granaten auf den Feind und springt, so bald derselbe das Verdeck verläßt oder doch in Unordnung gebracht ist, auf dasselbe hinüber, wo denn ein desperates Gefechte angehet, weil gesiegt oder gestorben seyn muß. Die Enterung abzuhalten pflegt man die geworfenen Hacken abzuhauen, und das Schiff mit Spiaren oder 15 bis 20 Fuß langen Mastenden von sich abzustossen. (6)

Enterocele, s. Bruch.

Enterocystocele, (Chirurg.) heißt ein Bruch wo die Harnblase und Gedärme ausgetreten sind. s. Bruch. (9)

Enteropiplocele, s. Bruch.

Enteroyastrocele, (Chirug.) heißt ein Bruch, wo die Gedärme durch eine Eröffnung zwischen den Bauchmuskeln ausgetreten sind. s. Bruch. (9)

Entero hydrocele, (Chirurg.) heißt ein Bruch der nicht nur ausgetretene Gedärme, sondern auch eine Menge Wasser enthält, s. Wasserdarmbruch. (9)

Enteroma, Ἐντερωμα hiesen die starken Bohlen, womit die Ribben der Schiffe der Griechen bedeckt wurden. (21)

Enteromerocele, heißt ein Bruch da die Gedärme unter dem Poupartischen Band hervortretten, s. Schenkelbruch. (9)

Enteromphalos, s. Nabelbruch.

Enteroperistole, (Chirurg.) ist die Einklemmung der Gedärme, da solche entweder in der Bauchhöhle selbst oder wenn sie ausgetreten sind, zusammen gepreßt und also der Canal gänzlich verstopft wird, s. Einklemmung. (9)

Enteroraphie, s. Darmnath.

Enterosurcocele, (Chirurg.) heißt ein Bruch, wo die Gedärme nicht allein ausgetretten sind, sondern auch der Hoden verhärtet ist, s. Fleischbruch. (9)

Enterotomia, s. Darmschnitt.

Entfallen. (Grubenbau,) das Gebürge entfällt dem Gebäude sagt man von den Gruben Gebäuden, wann solches gegen die Seite getrieben wird, an welcher das Gebürge fällt, so daß wenn damit fortgefahren wird, man endlich zu Tage auskommt. (18)

Entfernung, (Musical.) betrift die Austheilung der Töne in verschiedene Stimmen. Man muß viel versucht, und mancherlei Wirkungen schon vernommen haben, um sich eine deutliche Kenntnis von der Lage der Töne und ihrer Wirkung verschaffen zu können. Die Natur selbst zeigt uns viel Verhältnis in der Lage, wenn wir die harmonische Fortschreitung betrachten: sind das Ganze und die Hälfte nicht um 8, die Hälfte und des Drittel um 5, das Drittel und Viertel um 4. u. s. w. Tönen unterschieden.

Wenn man diese Angabe der Natur in Absicht auf die Entfernung benutzet: so wird man finden, daß 1 ½ ⅓ ¼ in der Praktik unendlich besser als irgend eine Umwendung dieser harmonischen Antheilen zu ihrem Hauptklang klinge.

Man muß aber hiebey nicht auf eine Ausschweiffung gerathen, daß man die Stimmen zu weit entferne; denn diese Entfernung kann auch Fehler seyn, wenn die Verhältnisse zu weit von einander und ausser dem Zusammenhange liegen: so wäre z. E. eine Musik, worin Flöten und Fagotte einerley Gesang haben, ohne daß in der Mitte die Violine sie vereinigen, wo die kleine Pfeifgen ohne nahen Bezug auf die Violine mit den accompagnierenden und Baßstimmen angebracht sind.

Wenn man in weicher Tonleiter den vierten erhöhten Ton z. E.

Dis f a c oder den zweyten schlußfallmässigen

H dis f a hat: so sucht man bestmöglichst, diese unharmonischen Töne dis und f von einander zu entfernen, und deswegen trift man meistens das F im Baß und das dis in der höchsten Stimme an.

Diese Entfernung in der Praktik gründet sich auf eine harmonische Lage der Töne, nichtsdestoweniger dürfen wir uns niemals auf einen Irrsatz, den Rameau angenommen hat, verleiten lassen, daß die übermässige Sechste sie mag von der Fünfte oder Vierte, begleitet werden, welche schon Umwendungen obiger Grundharmonien sind, einer Umwendung fähig sey. (25)

Entfernung, ist die kürzeste Linie, die von einem Punkte zum andern gezogen werden kann; folglich die grade Linie, weil diese kürzer ist, als jede dazwischen begriffene krumme Linie. Wenn man von der Entfernung eines Punkts von einer Linie spricht, so verstehet man die Perpendicularlinie, die von jenem auf diese gezogen wird, darunter, weil sie abermals die kürzeste ist; in der That aber hat ein Punkt so viele Entfernungen von einer Linie, als man sich in derselben Punkte denken kann und die erklärte ist eigentlich die geringste unter allen. Eben so gehet es mit der Entfernung eines Punktes von einer Fläche, unter welcher man sich den Perpendikel von dem Punkte auf die Fläche vorstellet.

Die Entfernung einer Sache von uns schätzen wir nach dem Augenmaase aus mehrerley Gründen. Erstlich aus der Stellung, die das Auge annehmen muß, um die Sache deutlich zu sehen. Denn wir fühlen eine gewisse Gewalt, die wir dem Auge anthun, es sey nun um den Crystallkörper vor oder rückwärts zu bewegen, oder ihn platter anzuziehen, oder die Gestalt der Augenkugel selbst zu ändern oder worin sie nun sonst bestehe, wenn wir auf eine gewisse uns bekannte Distanz deutlich sehen wollen, und merken endlich, wenn die und die Empfindung einer angewendeten Gewalt statt hat, so sey der Gegenstand so und so weit entfernt. Dieses Gefühle allein reicht nur zu geringe Distanzen zu schätzen, weil, wenn sie eine gewisse Grenze überschreiten und die Oeffnung des Sternes gegen die Entlegenheit des Gegenstandes so geringe wird, daß die an beyden Enden seines Durchmessers einfallenden aus einem Punkte ausfahrenden Stralen von Parallelen nicht mehr merklich unterschieden sind, auch in der Stellung des Auges kein merklicher Unterschied mehr ist und also der Gebrauch dieses Merkmales verschwindet. Zweytens weil die Gegenstände in dem Maasse, wie sie weiter entfernet sind, kleiner erscheinen; so beurtheilen wir durch die Vergleichung der scheinbaren Grösse mit der wahren die Weite des Abstandes. Hiezu aber ist nöthig, daß uns die wahre Grösse bekannt sey. Wenn daher der Jäger einen jungen Haasen der 50 Schritte vor ihm vorbeyläuft, vor einen ausgewachsenen hält, der noch einmal so groß seyn müßte, so schätzt er ihn 100 Schritte weit entfernt. Drittens, weil alle Dinge also auch die Theile eines Ganzen in grösserer Weite kleiner gesehen, also in gewisser Weite gar nicht mehr erkennt und unterschieden werden, oder das Ganze undeutlich gesehen wird; so urtheilet man aus der Undeutlichkeit, nachdem sie sich nur auf kleinere oder auf grössere Theile erstreckt, daß der Gegenstand weniger oder mehr entfernt sey, und merkt end-

lich aus mehreren vorkommenden Fällen, daß z. E. wenn man eben aufhöret, Nase, Mund u. s. w. im Gesichte eines Menschen zu unterscheiden, er so viele Schritte von uns weg sey. Viertens da die Luft viele Stralen auf die Seite wirft, also je weiter der Gegenstand abliegt, desto weniger Stralen von ihm ins Auge kommen; so müssen die Farben einer nahen Sache viel lebhafter, einer entfernten aber viel blasser und trüber aussehen. Wir können also auch aus der Lebhaftigkeit der Farben die Entfernung schätzen, aber auch dabey uns betrügen, wenn wir der Sache eine stärkere oder schwächere Farbe zutrauen, als sie wirklich hat, oder auch wir sie durch eine trübere Luft ansehen, als sie gewöhnlich zu seyn pfleget. Fünftens nachdem wir zwischen der Sache und uns mehrere Gegenstände wahrnehmen, nachdem rechnen wir die Sache weiter weg. Wenn wir am Ende einer Wiese stehen, jenseits ihrer eine Menge Aecker, nach den Aeckern Gärten, hinter den Gärten eine Parthie Häuser und hinter den Häusern einen Thurm hervorragen sehen, so schätzen wir die Weite des Thurms groß und nach und nach kleiner, wie uns, wenn wir auf ihn zu gehen, weniger Gegenstände zwischen ihm und uns in die Augen fallen. Sechstens wenn wir den Kopf auf die Seite beugen oder selbst auf die Seite gehen, so ist der scheinbare Ort des Gegenstandes, hinter welchen wir noch etwas erblicken, mehr oder weniger verschieden, nachdem der Gegenstand näher bey uns ist oder weiter von uns abliegt, und diese grössere oder kleinere Parallaxe dienet uns gleichfalls die kleinere oder grössere Entfernung zu ermessen. Ausser diesen Mitteln, die ein Einäugiger sowohl als ein andrer benutzen kann, giebt es noch ein siebentes, wozu zwey Augen erfordert werden. Die Axen beyder Augen stossen nemlich in dem Punkte, der deutlich gesehen wird, zusammen, und nachdem daher dieser Punkt weiter abliegt, nachdem ist der Winkel, den die Augenaxen mit einander machen, spitziger. Aus der Gewalt, die wir, um die Augen in die hiezu erforderlichen Lagen zu bringen, anwenden müssen, lernen wir endlich auch die Entfernung abzumessen, so lange sie nicht so groß ist, daß die auf einen Punkt gerichtete Axen vor parallel, also die Entfernung der Mittelpunkte der Augen gegen die Entfernung der Sache vor nichts zu rechnen. Aus diesem allem erhellet, daß das Urtheil über die Distanz einer zumal etwas entfernten Sache nach dem Augenmaase sehr betrüglich und desto betrüglicher ist, je weniger man Uebung hat, oder je weniger man gewohnt ist, alle dazu dienliche Mittel zusammen anzuwenden.

Entfernungen zu messen lehret die Geometrie. Was zu thun ist, wenn man die Kette selbst anschlagen kann, wird der Artikel: Linie, grade, lehren. Wir wollen also dermalen nur von dem andern Falle reden, da man nicht unmittelbar selbst beykommen kann. Weil, wenn drey Dinge in einem Drepecke gegeben werden, die nicht alle in Winkeln bestehen, man die übrigen sowohl durch Zeichnung als durch Rechnung finden kann, so kommt es nur darauf an, daß man solche drey Dinge ausfündig zu machen suche. Ists erstlich möglich vom Punkte C aus *), wo wir stehen, nach A und B, den Punkten, deren Entfernung wir wissen wollen, zu gehen und zu sehen, so kann man die Linien AC, CB und den Winkel C messen und aus diesen nun bekannten dreyen Stücken entweder die Linie AB berechnen, wie der Artikel: Trigonometrie, anweiset,

*) Geometrische Tafel. Fig. 35.

oder den Triangel im Grossen oder Kleinen nachzeichnen, um im gezeichneten Triangel die gesuchte Linie nach dem Maasstabe zu messen. Im Grossen zeichnet man den Triangel nach, wenn man AC nach a verlängert bis ac = AC, desgleichen BC nach b verlängert bis bc = BC, alsdann sind nemlich die Verticalwinkel bey C auch gleich und, wenn man daher ab mißt, so weis man auch AB trägt man von AB z. E. den vierten Theil bis α und von BC den vierten Theil bis β, so ist auch $\alpha\beta = \frac{1}{4}$ AB. Hätte man aber den Winkel q durch Hülfe des Transporteurs, oder wie man es sonst zu machen weis, dem gemessenen Winkel C gleich, und oq, qp nach einem beliebigen verjüngten Maasstabe so groß gemacht als AC, CB nach dem grossen gefunden werden, so wäre auch oq nach demselben verjüngten Maaßstabe so groß als AB nach dem grossen. Kann man aber zweytens von C nur nach A gehen, von C aber doch sowohl als von A nach B sehen; so messe man wieder CA und die Winkel C, A; ziehe eine Linie oq die, nach welchem Maaßstabe man will, mit AC einerley Maas hat und setze bey o und q die Winkel A und C an, op wird wieder nach dem ausgesuchten Maasstabe so viel halten als AC nach dem grossen. Will man diese Zeichnung im Grossen machen, so kann man AC ganz oder nach einem beliebigen z. E. dem vierten Theil von C nach a oder nach α tragen, den Winkel bey a oder α so groß machen als der bey A (s. Winkel) und BC verlängern, bis es ab in b oder $\alpha\beta$ in β schneidet. Weil sich die Gleichheit der Verticalwinkel bey C hiedurch abermals von selbst giebt, so ist auch jetzt ab = AB oder $\alpha\beta = \frac{1}{4}$ AB. Kann man drittens von C und D aus nicht nach A und B kommen, wohl aber hinsehen, so messe man die Standlinie CD sammt den Winkeln an denselben nemlich ACD, BCD, BDC, ADC und setze auf eine Linie von derselben Länge nach einem verjüngten Maasstab cd dieselbe Winkel acd, bcd, bdc, adc auf. Die Entfernung der Punkten a und b, wo sich zwey und zwey Linien schneiden, wird nach demselben verjüngten Maasstabe so viel betragen als AB nach dem grossen. Denn in den Drepecken ACD und acd sind zwey Winkel gleich und, die Verschiedenheit der Maasstäbe bey Seite gesetzt, eine Linie. Daher ad = AD. Abermals in den Drepecken BCD und bcd sind zwey Winkel gleich und eine Seite, daher auch bd = BD. Endlich sind nun in den Drepecken ADB und adb die genannten zwey Seiten und die Winkel adb und ADB gleich, daher auch ab = AB. Aus eben den Seiten und Winkeln hätte man in eben der Ordnung die Rechnung machen und dadurch AB trigonometrisch bestimmen können. Diese Aufgaben, die noch auf mancherley Weise aufgelöset werden mögen, sind nicht leicht jemand in der Feldmeßkunst mäßig bewanderten, unbekannt. Folgende vierte aber mochte wenigeren vorgekommen seyn und ist gleichwohl von sehr grossem Nutzen. Wir wollen uns daher ein wenig länger bey ihr aufhalten. Drey Orte A, B, C *) sind bereits in gehöriger Lage und Entfernung in die Charte eingetragen; von D aus kann man sie alle drey sehen, aber zu keinem kommen, und der Punkt D soll auch an seinen gehörigen Ort in die Charte gebracht werden. Man messe zu dem Ende die Winkel ADB und BDC und mache sowohl BAE als ABE 90 Grad weniger den ersten, desgleichen sowohl CBF als BCF 90 Grad weniger den andern gleich; so bekommt man Durchschnitte

*) Geometrische Tafel. Fig. 37.

E und F, aus welchen man mit den Linien, die sich durchschneiden, zwey Kreise beschreibet, die sich sowohl in B als in dem abzugebenden Punkte D kreuzen. Denn wenn die Winkel bey A und B jeder 90 Grade weniger den ersten gemessenen hält; so ist der Winkel am Mittelpunkte AEB zweymal so groß als der erste gemessene. Folglich ist ein jeder, der seine Spitze in dem Bogen ADB hat und dessen Schenkel durch die Punkte A und B laufen, eben so groß als der erste gemessene, und kein andrer auf eben der Seite von AB liegender kann wieder dieselbe Grösse haben. Völlig aus denselben Ursachen giebt es keine andre auf derselben Seite von BC gelegene Stelle, wo die Spitze eines auf BC aufstehenden und dem zweyten gemessenen gleichen Winkels liegen könnte als allein in dem Bogen BDC. Folglich muß D da liegen, wo sich beyde Kreise kreuzen. Es ist sichtbar daß es gleichgültig ist, ob die Punkte A, B, C, in einer graden Linie, oder so liegen, wie sie hier entworfen sind. Sollte sichs aber in besondern Fällen zutragen, daß die Mittelpunkte E und F auf einander fallen, so liegen alle vier Punkte A, B, C, D in einem, nicht in zweyen Kreisen, es giebt also keine Durchkreuzung und D kann nicht bestimmt werden. Man muß deswegen vor einen der drey ersten einen andern schon in die Charte eingetragenen Punkt aussuchen. Ein zur Abkürzung dieser Operation von dem königl. dänischen Obrist Herrn von Stricker erfundenes Instrument findet man im achten Bande des Magazines für Ingenieurs und Artilleristen und im Vorberichte vor den neunten Band beschrieben. Wie die Entfernung durch den Schall gemessen werden könne, ist aus dem Artikel: Schall, zu ersehen.

Entfernung (Mechanik) der Kraft und der Last ist die vom Ruhepunkt der Maschine auf die Richtung der Kraft und Last gezognen senkrechte Linie. Es sey A *) der Ruhepunkt des waagrecht liegenden Hebels BC; die Last D hänge daran lothrecht herunter, die Direction ihres Zuges sey also BD: so ist die Distanz oder Entfernung der Last der Hebelarm AB selbst. Die in C applicirte Kraft aber ziehe nach der Richtung CE: so ist nicht der Hebelarm AC, sondern der von A auf CE gezogene Perpendikel AF die Entfernung der Kraft. Von dem Hebel, auf welchen sich alle andre Maschinen reduciren lassen, wird in dem Artikel: Hebel, erwiesen werden, daß, wenn die Momente der Kraft und der Last, d. i. die Produkte aus denselben in ihre Entfernungen, gleich sind, also die Kraft sich zur Last verhält, wie die Entfernung der Last zur Entfernung der Kraft, sich einander das Gleichgewicht halten, und daraus ist also klar daß eine geringe aber vom Ruhepunkte weit entfernte Kraft eine viel grössere aber dem Ruhepunkt eben so viel nähere Last erhalten könne.

Entfernung, (Optik) scheinbare ist der Winkel, unter welchem die wahrhaftige Entfernung zweyer Dinge gesehen wird. Wenn man sich also von beyden z. B. vom Mittelpunkte der Sonne und vom Mittelpunkte des Mondes, beyde mögen gleichweit oder wie in unserm Exempel ungleichweit vom Auge abliegen, grade Linien ins Auge gezogen vorstellet, und den Winkel, den beyde Linien am Auge mit einander machen, misset; so erfähret man ihre scheinbare Entfernung.

Entfernung (Astronomie) zweyer Sterne von einander ist die kaum erklärte scheinbare Entfernung derselben, welche also durch die Grösse eines Bogens bestimmt wird, der aus dem Auge als dem Mittelpunkte mit beliebigem Halbmesser beschrieben und zwischen der aus denselben ins Auge gezogenen graden Linien begriffen gedacht wird. Weil in Ansehung des Abstandes der Sterne der Halbmesser der Erde vor nichts zu rechnen ist; so kann man sich die Spitze des Winkels im Mittelpunkte der Erde, und weil alle aus der Spitze zwischen den Schenkeln beschriebene Bogen gleich viele Grade halten; so kann man sich den Bogen, der die Grösse des Winkels bestimmt, auf der Fläche der Kugel, an welcher alle dem Scheine nach gleichweit abliegende Sterne angeheftet sind, gezogen vorstellen. Solchergestalt wird die Entfernung zweyer Sterne in den Bogen eines größten Kreises, der auf der Fläche der Himmelskugel zwischen denselben lieget, verwandelt. Wie dieselbe mit Quadranten, Sextanten, Octanten u. s. w. gemessen wird, lehren die von diesen Werkzeugen redenden Artikel.

Entfernung eines Planeten von der Sonne oder **Elongatio** ist dem vorigen Absatze zu folge der Bogen des größten Cirkels, der also aus dem Mittelpunkte der Erde oder dem Auge des Beobachters von dem Planeten bis zur Sonne auf der Oberfläche der Himmelskugel beschrieben gedacht wird. Die Entfernung ist also die größte, wenn nach deren Erreichung der Bogen wieder abnimmt. Den Beobachtungen nach ist die größte Entfernung der Venus von der Sonne 45, des Merkurs 30 Grade und eben daher kommt es, daß der letzte mehrentheils unter den Sonnenstralen verborgen und nur selten sichtbar ist. Die andre Planeten, welche weiter von der Sonne abstehen als die Erde, folglich letztere zugleich mit umlaufen, entfernen sich von der Sonne bis auf 180 Grade, d. i. so daß sie derselben gegen über stehen. Bewegte sich Venus oder Merkur in einem Kreise *), dessen Mittelpunkt die Sonne C wäre, und man wüßte sowohl den Abstand der Erde von der Sonne AC als den Halbmesser der Planetenbahn BC, so liesse sich die größte Entfernung des letztern oder der Winkel BAC leicht berechnen. Denn in dem Dreyecke gleiches Namens wäre ausser den beyden genannten Seiten, auch der rechte Winkel CBA bekannt, weil die Entfernung des Planeten am größten erscheinen muß, wenn BA die Tangente seiner Bahn ist, und die Elongation wäre demnach der Halbmesser der Bahn der Venus oder des Merkurs mit dem Abstande der Erde von der Sonne dividiert, wenn der Sinus totus vor eins genommen wird. Weil aber die Bahnen sowohl der Erde als der andern Planeten, zumalen des Merkurs Ellipsen sind, in deren einem Brennpunkte die Sonne liegt, so kann diese Rechnung so kurz nicht zu Ende gebracht werden, und es fället ausserdem in die Augen, daß nachdem der Punkt, worin sowohl der Planet als die Erde sich zu der Zeit befinden, da die Elongation wieder abzunehmen anfängt, an einer Stelle ihrer Bahn lieget, die mehr oder weniger von der Sonne abstehet, die größte Elongation grösser oder kleiner befunden werden muß.

Entfernung eines Planeten vom andern, welche auch von einigen Elongation genennet wird, ist der Unterschied zwischen der Geschwindigkeit der Bewegung des einen und der Geschwindigkeit der Bewegung des andern und bestehet also in dem Stücke Weges, das der geschwindere in gegebener Zeit mehr zurücke leget, als der langsamere. Siehet man auf den Unterschied der mittleren Bewegungen (s. Bewegung, astronomisch); so hat man die mittlere: siehet man auf den Unterschied der wahren Bewegungen; so hat man die wahre Entfernung der Planeten vor Augen. Man

*) Mechanische Tafel Fig. 11.

*) Astronomische Tafel. Fig. 21.

wird von sich selbst errathen, daß die tägliche oder stündliche Entfernung der Weg seyn müsse, um welchen der geschwindere Planet den langsameren innerhalb einem Tage oder innerhalb einer Stunde überlauft.

Entfernung eines Sternes vom Scheitel oder Zenith ist der Bogen desjenigen Verticalkreises, worin der Stern stehet, zwischen ihm und dem Zenith; daher ist die mittägliche Entfernung der Bogen des Mittagskreises, welcher auch unter die Verticalkreise gehöret, zwischen dem Sterne und dem Zenith. Weil der Abstand des Sternes vom Horizonte seine Höhe ist und vom Horizonte bis ans Zenith 90 Grade sind; so macht die Entfernung eines Sternes vom Scheitel mit seiner Höhe immer 90 Grade aus und ist folglich eine das Complement der andern. Ist der Ort des Sternes, von dem man redet, der wahre Ort desselben, so ist sein Abstand vom Zenith die wahre Entfernung vom Scheitel; ist aber jener Ort der scheinbare, der durch die Parallaxe erniedrigte oder durch die Stralenbrechung erhöhete Ort, so ist es die scheinbare Entfernung.

Entfernung, curtirte, s. Curtirung.

Entfernung (Geographie) zweyer Oerter auf der Erde ist der Bogen des größten Kreises der Erdkugel, der zwischen denselben begriffen ist. Denn auf der Kugel, worauf keine grade Linie gezogen werden kann, ist dieser Bogen der kürzeste zwischen denselben Punkten mögliche. Aus der gegebenen Länge und Breite derselben kann ihre Entfernung nach Verschiedenheit der Fälle mit wenigerer oder mehrerer Mühe berechnet werden. Denn haben die Oerter einerley Länge, aber verschiedene Breite *), so darf man nur, wenn sie auf zweyerley Seiten des Aequatuors ÆQ liegen wie C und F, ihre Breiten CE und EF zusammen addiren, oder, wenn sie auf einer Seite des Aequators liegen wie C und G, ihre Breiten GE und CE von einander subtrahiren. Eben so siehet man ohnerinnert, was zu thun ist, wenn die Längen um 180 Grade verschieden sind oder die Oerter sich in zweyen verschiedenen Hälften eines Meridians befinden. Liegen sie nemlich in einer Halbkugel wie H und I, so addiret man die Complemente ihrer Breiten HP und PI; liegen sie in zweyerley Halbkugeln wie H und K, so addiret man die Breite QK des einen, das Complement der Breite HP des andern und PQ = 90° zusammen, um die Entfernung HPQK zu finden, oder ziehet HPQK, wenn es grösser ist als 180°, von 360° ab um die Entfernung HÆK zu finden. In andern Fällen muß man die sphärische Trigonometrie zu Hülfe nehmen. Es mögen aber, wenn die Länge verschieden ist, die Breiten einerley wie die der Oerter B und C, oder verschieden seyn wie die der Oerter B und G oder B und F, so sind immer in einem Dreyecke zwey Seiten sammt dem dazwischen liegenden Winkel, nemlich im ersten Falle PB und PC, im andern PB und PG, im dritten PB und PF sammt dem Winkel DPE gegeben, folglich lässet sich die dritte Seite BC, BG, BF ausrechnen nach den Regeln, die man in dem Artikel: Trigonometrie, findet.

Entfernung (Kriegsbauk.) der Polygonseiten wird der Perpendikel Gg **) zwischen der äusseren Polygon QH und der inneren qh genennt.

Andre Artikel, die man noch unter dem Titel: Entfernung, suchen möchte, wird man unter dem Titel: Weite, finden. (6)

Entfernungslinie. Wenn man eine perspectivische Zeichnung von etwas entwerfen will, so stellt man sich die Tafel als durchsichtig und zwischen den Gegenstand und das Auge O *) gesetzt vor, und sucht die Punkte auf der Tafel in welchen sie von den aus dem Gegenstande ins Auge fahrenden Stralen durchstochen wird. Um diese Punkte finden zu können, muß man sich eine senkrechte Linie vom Auge auf die Tafel OF einbilden, und diese Linie wird die Entfernungslinie genennt. (6)

Entfernungspunkt, Distanzpunkt. Wenn man durch das Ende der Entfernungslinie F auf der Tafel, oder durch den sogenannten Augenpunkt, mit der Fundamentallinie NI, auf welcher die Tafel aufstehet, die Horizontallinie PQ parallel gezogen, so trägt man auf die letzte vom Augenpunkte an entweder rechts oder links oder manchmal beyderseits die Länge der kaum erklärten Entfernungslinie FP, FQ und nennt die solchergestalt abgestochenen Punkte P, Q, Entfernungspunkte, deren Gebrauch man aus dem Artikel: Perspectiv, ersehen kann. (6)

Entfreyen, einen mit Recht, heißt in der Gerichtssprache des mittleren Zeitalters, einen von rechtswegen lossprechen; auch ihn mit richterlichen Beystande in dem Besitze eines Gutes gegen ungerechten Angrif schützen. (15)

Entfremden, eine Sache, heißt in den Urkunden des mittleren Zeitalters, eine Sache veräusseren. Sich entfremden einer Sache ist eben so viel als einer Sache entsagen, oder Verzicht auf selbige thun. (15)

Entführung, Raptus, ist die Hinwegführung einer ehrbaren Person von einem Ort an einen andern entfernten, welche wider ihren Willen, oder wider den Willen derjenigen, welcher Gewalt sie unterworfen ist, in der Absicht einer fleischlichen Vermischung geschieht; nach dem römischen Recht wird sie als eine Gattung der öffentlichen Gewaltthätigkeiten angesehen, in der Carolinischen Halsgerichtsordnung aber unter dem Fleischesverbrechen aufgeführt. Sie erfordert 1) eine Hinwegführung von einem Ort an einen andern entfernteren; denn wann z. B. eine Person, auf welche jemand unehrliche Absichten hat, obwohl mit Gewalt von einem Zimmer des Hauses in ein anderes, oder von einem Haus in ein nahe gelegenes anderes Haus geführt wird, so ist es noch keine Entführung, und nur in einer sehr grossen Stadt kann es geschehen, daß eine Entführung ohne Hinwegführung aus der Stadt begangen wird. Es muß 2) eine Person, und zwar wenn die gesezliche Strafe Statt finden soll, nach der Carolinischen Halsgerichtsordnung eine ehrbare Person entführt worden seyn; derjenige, welcher eine Hure entführt, wird immer nur mit einer geringern ausserordentlichen Strafe belegt; und sogar dient es schon zu einiger Milderung der Strafe, wann nur der Entführer aus wahrscheinlichen Gründen geglaubt hat, daß die Entführte eine Hure sey, oder nicht wußte, daß sie ihren ehemaligen schlechten Lebenswandel gebessert habe; sonsten aber kommt es in Rücksicht der Personen darauf nicht an, ob eine Weibsperson von einer Mannsperson oder umgekehrt, ob eine Mannsperson von einer Mannsperson entführt worden sey, wenn nur immer die Entführung in der Absicht einer fleischlichen Vermischung geschehen ist; und eben so ist es gleich viel, ob die Entführte weltlichen oder geistlichen Stands, ledig oder verheyratet, eine

*) Geographische Tafel. Fig. 9.

**) s. Tafel zur Kriegsbauk. Fig. 9.

*) s. Tafel zur Perspektiv, Fig. 1.

Wittwe oder Jungfrau seye. An der eignen Ehfrau oder Braut wird es nicht begangen, wenigstens nicht mit der gesetzlichen Strafe belegt. Das 3te Erforderniß ist, daß die Entführte wider ihren Willen, oder wider den Willen derer, welcher Gewalt sie unterworfen ist, entführt worden seye; wann gleich die Eltern oder andere, deren Gewalt die Entführte unterworfen ist, einwilligen, so wird doch wann sie nicht einwilliget, an ihr das Verbrechen der Entführung begangen, wann sie entweder durch äusserlich zugefügte Gewalt, welcher sie durch um Hülfe rufen, Schreyen, Weinen, oder Wöhren mit Händen und Füssen Widerstand gethan, genöthigt, oder durch wahrscheinliche Bedrohungen grösserer Uebel, ungestümmes Zureden, oder erdichtete Vorstellungen, nicht aber wann sie durch leere Schmeicheleyen und Geschenke zur Einwilligung gebracht, oder wann sie im Schlaf, in der Trunkenheit, in einem Anfall von Wahnsinn weggeführt worden. Wann die Entführte zwar einwilligt, aber ihre Eltern, ihr Ehmann oder ihr Bräutigam nicht einwilligen, so wird auch in diesem Fall das Verbrechen der Entführung begangen, dahingegen, wann Pfleger, Vormünder, oder andre Verwandte nicht einwilligen, solches nicht begangen wird, und zum wenigsten die gesetzliche Strafe desselben nicht Statt hat. Niemalen ist es eine Entführung, wann eine Person, die ganz unter keines andern Gewalt mehr steht, mit ihrer freyen Einwilligung von einer andern hinweggeführt, obwohl nachher mißbraucht wird; und eben so wenig wann eine unter der Eltern Gewalt stehende Person freywillig hinweggeführt wird, und die Eltern solches da sie es gewußt, nicht verhindert haben. Endlich ist 4) zum Begriff dieses Verbrechens wesentlich, daß eine Person fleischlicher Vermischung halber entführt worden seye, ohne Rücksicht übrigens, ob der Entführer einen blossen unehlichen Beyschlaf, Ehbruch, Blutschande, Knabenschänderey, oder ob er eine wirkliche Ehe zur Absicht gehabt habe, wiewohl in dem leztern Fall, wann zwischen dem Entführer und der Entführten eine Ehe Statt haben kann, billig niemals die gesetzliche Strafe der Entführung erkannt wird; wann aber ein Mensch in einer andern Absicht, als einer fleischlichen Vermischung, z. B. ihn in die Sclaverey zu verkaufen, zum Soldaten zu werben, u. s. w. entführt wird, so wird dadurch eine andere Gattung von Verbrechen, welche Menschendiebstahl heißt, begangen.

Das Corpus Delicti bey diesem Verbrechen besteht in der gewaltsamen, oder wider den Willen der Eltern u. s. f. geschehenen Entführung; und kann zwar in Ansehung der gegen die Entführten gebrauchten Gewalt und ihres Widerstands zuweilen durch Augenschein, muß jedoch meistens durch Zeugnisse und das Geständnis der Thäter berichtigt werden. Das Formale besteht in der Absicht, fleischlicher Vermischung halber eine Person anderswohin zu bringen. Das Verbrechen der Entführung ist für vollbracht anzusehen, wann eine Person von dem Ort, wo sie sich befunden hatte, dahin gebracht worden, wo sie der fleischlichen Vermischung halber hätte hingebracht, oder verborgen gehalten werden sollen, wann gleich keine Nothzucht oder sonstige fleischliche Vermischung vorgefallen; daher die gesetzliche Strafe nach dem strengen Recht Statt hat, wann gleich die Entführte durch Zufall, oder durch Hülfe anderer, durch eigene List, oder durch die Reue des Entführers aller weitern Mißhandlung entgangen wäre, wiewohl in dem leztern Fall die Milderung der Strafe allgemein für billig gehalten, und nach der Praxis, so oft kein Beyschlaf auf die Entführung folgt, von der gesetzlichen Strafe abgegangen wird.

Nach dem Römischen Recht wird nicht nur der Entführer, sondern auch alle, welche ihm geholfen, ihn begleitet oder aufgenommen haben, ohne Unterschied des Stands, Geschlechts und Alters am Leben, und zwar mit dem Schwerdt bestraft; wann Leute von Sklavenstand dieses Verbrechen verübt haben, werden sie lebendig verbrannt; der mit Gewalt Entführten, wann sie freygebohren ist, und den Entführer nicht geheyrathet hat, wird all sein und seiner Gehülfen Vermögen; wann aber die Entführte eingewilligt, oder den Entführer geheyrathet hat, so wird jenes Vermögen nicht ihr, sondern ihren Verwandten, und in deren Ermanglung dem Fiscus; und wann eine Klosterfrau entführt worden, so wird jenes Vermögen ihr mit der Nutznieſſung, dem Kloster aber mit dem Eigenthum zugesprochen: nebst deme darf der Entführer die Entführte nicht heyrathen, er hat sich keiner Freystädte zu erfreuen, und kann, wann er verurtheilt worden, nicht appelliren.

In der Carolinischen Halsgerichtsordnung ist verordnet, daß so jemand sein Ehweib oder eine unverleumdte Jungfrau wider des Ehmanns oder ehelichen Vaters Willen unehlicher Weise entführt worden, der Thäter nach Satzung unserer Vorfahren und unser kaiserlichen Rechte darum gestraft, und deshalb bey den Rechtsverständigen Rath gefragt werden solle; man hat daher in der Praxis mit Grund angenommen, daß die Römische Strafe des Schwerdts bey diesem Verbrechen angenommen worden, da zumal die Bambergische und Brandenburgische Halsgerichtsordnung ausdrücklich diese Strafe bestimmen; allein die Entziehung des Vermögens des Entführers findet heut zu Tag nicht mehr Statt, und es wird so gar nach den Grundsätzen des Canonischen Rechts heutzutag dem Entführer erlaubt, die Entführte zu heyrathen; und dadurch sogar die Strafe des erstern gemildert.

Eine geringere als die gesetzliche Strafe wird erkannt 1) wann das Verbrechen nicht vollbracht worden, z. B. der Entführer die zu entführende Person nicht vom Platz gebracht, oder mit ihr auf dem Weg aufgefangen worden, ehe er die Entführte an einen sichern Ort gebracht, 2) wann es an der Gewißheit des Corpus Delicti fehlt, wann es z. B. zweifelhaft ist, ob Gewalt, Drohungen, oder falsche Vorstellungen gegen eine entführte freye Person gebraucht worden, oder ob sie freywillig mit dem angeblichen Entführer davon gelauffen seye; wann besonders Vermuthungen vorhanden sind, daß eher das leztere geschehen, wann z. B. die Entführte in den Entführer verliebt gewesen; 3) wann bey Entführung einer der Gewalt eines andern unterworfenen Person nicht gewiß ist, ob dieselbe wider den Willen der Eltern geschehen, oder wann der Entführer nicht gewußt, daß die Entführte verheyrathet war, oder Eltern hatte; 4) wann die Entführte vor oder nach der Entführung in die Ehe mit dem Entführer eingewilligt hat; 5) wann der Entführer vor der Entführung der Entführten mit ihrer Bewilligung unehlich beygewohnt hat, 6) wann der Entführer, welcher nach vollbrachter Entführung die Entführte völlig in seiner Gewalt gehabt, freywillig von aller weitern Mißhandlung derselben abgestanden hat, 7) wann die Entführte eine Hure war, oder wenigstens der Entführer aus wahrscheinlichen Gründen solches geglaubt

hat; ja da die Carolinische Halsgerichtsordnung eine unverläumdte Jungfrau erfordert, so wird zu Milderung der Strafe schon eine leichtsinnige Aufführung, oder ein einziger erwiesener unehlicher Beyschlaf der Entführten hinlänglich seyn; 8) wann die Entführte mit dem Entführer rechtmäßig verlobt war; 9) wann die Eltern der Entführten ohne rechtmäßige Ursache ihre Einwilligung in die Ehe mit dem Entführer verweigert; überhaupt aber wird die gesetzliche Strafe wider den Entführer in dem Fall niemals mehr erkannt, wann eine Person freywillig, aber wider den Willen derer, welcher Gewalt sie unterworfen ist, entführt worden; auch wird 10) die Entführte selbst, wann sie wider ihren Willen entführt worden, mit keiner; wann sie aber freywillig entführt worden, mit einer geringern ausserordentlichen Strafe belegt; endlich werden 11) die Gehülfen des Entführers nicht leicht, und nur alsdann, wann ohne sie die Entführung nicht hätte geschehen können, mit der gesetzlichen, sonsten aber mit einer geringern ausserordentlichen Strafe belegt; einige Rechtslehrer haben auch für Umstände, welche eine Milderung der Strafe bewirken, angesehen, wann die Entführung nur in Absicht die Entführte zu heyrathen, geschehen; wann eine Mannsperson von einem Frauenzimmer entführt worden, wann der Ehgatte des Entführers oder der Entführten die ihm widerfahrne Beleidigung verziehen, oder gar eine Fürbitte eingelegt hat, wann eine noch unmündige Weibsperson entführt worden, allein diese Milderungsursachen werden von den meisten als ungegründet verworfen.

Die Strafe der Entführung kann auch aus andern Gründen geschärft werden, als 1) wann mit der Entführung andere Verbrechen, z. B. Tödtungen, Nothzucht, Ehbruch, Blutschande, Verwundungen und andere Gewaltthätigkeiten verbunden sind, in welchem Fall die Strafe nach den Regeln vom Concurs mehrerer Verbrechen zu bestimmen ist; 2) in Beziehung auf die Personen, wann z. B. eine Klosterfrau, ein vornehmes Frauenzimmer von einem Manne niedriger Herkunft, von einem Dienstboten die Tochter oder Frau seines Dienstherrn, von einem Vasallen die Frau seines Lehensherrn, oder von einem Juden eine Christin entführt worden; 3) in Ansehung des Orts, wann jemand aus einem geheiligten oder gefreiten Ort, z. B. aus der Kirche, aus der Residenz des Fürsten hinweggeführt worden, 4) in Rücksicht auf die Art der Begehung, wann die Entführung mit Hülfe vieler zusammen gerafften, besonders gewaffneter Leute, mittelst gewaltsamen Einsteigens und Einbrechens geschehen, endlich 5) wegen anderer Umstände, wann z. B. mehrere Personen zugleich entführt, wann die Entführung mehrmals an einer oder unterschiedenen Personen wiederholt worden ist.

Die Römische Gesetze gestatten nicht nur der Entführten, sondern auch ihren Eltern, Vormündern, Pflegern, Anverwandten, Patronen oder Herrn, den Entführer, welchen sie über der Entführung oder dem unehlichen Beyschlaf antreffen, ungestraft zu tödten, welches jedoch bey andern ausser der Entführten heutzutag nicht anders, als wann er, da er angetroffen wird, Widerstand thut, und Gewalt braucht, Statt finden wird. (38)

Entführung der Weiber. In den heroischen Zeiten der Vorwelt, wo besonders unter den Griechen die bürgerliche Verfassung noch nicht ihre nöthige Festigkeit erhalten hatte, war auch der Ehestand manchen gewaltsamen Beeinträchtigungen ausgesetzt. Daher war der Weiberraub in diesen rohen Zeiten nicht ungewöhnlich, und ward die Quelle von grausamen und verheerenden Kriegen. Herodot sagt, daß hierdurch zuerst die immerwährende Feindschaft sey veranlaßt worden, die viele Zeitalter hindurch zwischen den Griechen und Asiaten geherrscht und nicht eher aufgehört, als bis die leztern überwunden und den erstern unterwürfig geworden. Lycophron stimmt dem Herodot bey und sagt, daß der Raub der Jo, den die Phönizier begiengen, die Griechen wider die Einwohner Asiens aufgebracht habe, und daß daraus viele blutige Kriege entstanden, bis endlich Alexander Asien erobert habe. Der Raub der Helena durch den Paris verursachte die Zerstreuung von Troja, und daß dieser Weiberraub schon vorher sehr gewöhnlich, bestättigt Horaz in dem bekannten Verse:

Jam fait ante Helenam cunus deterrima belli
causſa. sed ignotis perierunt mortibus illi,
quos Venerem incertam rapientes; more ferarum,
viribus editior cædebat, ut in grege taurus:

Schön schildert diesen der rohen Menschheit so gewöhnlichen Weiberraub unser Wieland in den Beyträgen zur geheimen Geschichte ꝛc. durch das Beyspiel Xikequetzal, welche ihrem Korkox von dem stärkern nervigtern Tlaquatzni geraubt wurde. Nach und nach erhielten die Staaten Gesetz, und diese bekamen das ihnen gebührende Ansehen durch die ihnen beygefügten Strafen. Die Rechte des Ehestands wurden gegen die kühne Unternehmungen der wilden Wollüstlinge gesichert; aber in die Stelle der überlegenen Stärke trat nunmehr die List des feinern Verführers, der seinen wollüstigen Plan auf die Unbeständigkeit des weiblichen Herzens gründete, und raubte nun nicht mehr dies Weib, sondern dessen Tugend. Auch gegen diesen feinen Weiberraub, nemlich den Ehebruch, erwachten die Gesetze. s. Ehebruch bey den Alten. (21)

Entgegen gesetzte Grössen, heissen diejenigen, deren eine die andre garz oder zum Theil aufhebet. Z. E. wann ich 40 Schritte vorwärts und wiederum 10 Schritte rückwärts gehe, so sind beyde Wege entgegen gesetzte Grössen. Eine derselben wird positiv oder bejahend, die andere negativ oder verneinend genennt, wie man weiter ausgeführet findet in den Artikeln: Eins und bejahende Grösse. (9)

Entgegengesetzte Hyperbel. s. Hyperbel.

Entgegengesetzte Winkel. s. Winkel.

Entgegenlängen. (Grubenbau.) Sagt man bey Grubengebäuden, wenn zwey Oerter zu Gewinnung der Zeit gegeneinander getrieben werden. Dabey muß vorzüglich gute Markscheide und dabey richtige Compasse geführt werden, weilen sonsten leicht die zwey Oerter einander verfehlen können. (18)

Enthaltsamkeit überhaupt. s. Mäßigkeit.

Enthaltsamkeit, (*Continentia*) (catholisch) wird von den Theologen auf zweyerley Weise verstanden. Im engern Verstande ist sie eine Tugend, durch welche man allen fleischlichen Ergötzungen absagt: und also kömmt sie mit der jungfräulichen oder wittiblichen Keuschheit überein. s. die Art. Eheloser Stand. Keuschheit. Im weitern Verstand ist sie eine Tugend, durch welche die Vernunft gestärket wird, damit sie durch die böse Bewegungen der Lustseuche und fleischlichen Gelüste, welche gegen die Seele streiten, nicht überwunden werde. Von dieser sagt der heil. Hieronymus, in cap. 5. *Epist. ad Gal.* „Zwischen der Enthaltsamkeit und Eingezogenheit ist dieser Unterschied, daß die Eingezogenheit in vollkommenen Männern,

und

und eine vollkommene Tugend sey: die Enthaltsamkeit aber ist zwar auf dem Wege der Tugend, doch ist sie noch nicht zu ihrem Ende gekommen; weil sie noch gegen die Begierden zu streiten hat, obwohl sie nicht überwunden wird." Eben diesen Unterschied macht der Abt Thäremon bey dem Caßianus, Collat. 12. c. 10. und 12. „Es ist keine Keuschheit sagt er, sondern nur eine Enthaltsamkeit, wo die Reitzungen der Wollust noch widerstehen. Deswegen wird die Vollkommenheit der Keuschheit von den mühseligen Beschäftigungen der Enthaltsamkeit durch die beständige Ruhe unterschieden." Auf gleiche Weise reden die heil. Augustinus, Thomas von Aquin, u. a. m. (11)

Enthaltung, (catholisch) (*Abstinentia*) ist eine Tugend, durch welche man sich nach Gebühr von Speisen enthaltet, nach Beschaffenheit der Person, der Gesundheit und andern Umständen. In der catholischen Kirche versteht man hiedurch die **Enthaltung von Fleischspeisen**. Unter der Benennung des Fleisches aber kommen nicht allein die unvernünftige Thiere und Vögel, die auf der Erde leben, und von dieser ihre Nahrung haben; sondern auch jene vor, welche sich länger in dem Wasser aufzuhalten pflegen, und aus demselben sich nähren, die aber doch öfters ausser dem Wasser verbleiben können, z. B. die Täucherlein und andere Wasservögel, welche dem Geruch und Geschmacke nach den Fischen gleich sind. Daher vermeinen einige strengere Theologen, daß auch der Genuß dieser Vögel an den Enthaltungstagen verboten sey. Nichtsdestoweniger ist in unserem Deutschland eine ganz andere Gewohnheit, welche auch von den an Gelehrtheit so wohl als Frömmigkeit berühmten Männern insgemein nicht misbilliget wird; folglich kann man derselben Gewohnheit in diesen Gegenden ohne Scrupel folgen. Eben so ist bey uns erlaubt, an den Enthaltungstagen Schildkröten, Schnecken, Frösche und dergleichen zu essen. Hingegen wird die Fleischsuppe und das mit Fleisch gekochte Gemüß unter das Fleisch gerechnet; weil diese vieles von der Substanz des Fleisches einsaugen. Auch sind die Eyer und Milchspeisen von der Kirche an den Enthaltungstagen verboten, wie aus dem von dem Pabste Alexander VII. verdammten Satze erhellet, der also lautet: „Es ist nicht bewiesen, daß der Gebrauch, keine Eyer und Milchspeisen in der Fasten zu essen, verbinde." Von diesem Verbot meldet ausdrücklich der heil. Thomas von Aquin, 2. 2. q. 147. a. 8. ad 3. Noch mehr wird dieses aus dem Decret des Pabstes Gregorius des Grossen bewiesen, welches in dem canonischen Rechte, I. Part. *Decret.* Dist. 4. cap. *Denique* angeführet wird; wie auch aus der beständigen Gewohnheit der Glaubigen. Aber auch hierin haben wir in Deutschland eine Gegengewohnheit, Kraft welcher wir diese Speise erlaubter Weise geniessen dörfen.

Wenn auch einer oder der andere ist, der durch seine besondre Meynung eine jede auch kleine Uebertrettung des Enthaltungsgebotes für ein schweres Verbrechen und Todsünde zu halten scheint; so sind doch alle andere Theologen dagegen, und behaupten, daß man nach der natürlichen Vernunft in dieser Materie eine Kleinigkeit erkennen müsse. Denn wenn man in einem kleinen Diebstahle, der doch vom natürlichen Gesetze verboten ist, eine geringe Uebertrettung und nur eine läßliche Sünde annehmen muß, warum nicht auch in dem, der nur gegen das Kirchengesetz ein weniges Fleisch kostet. In der Bestimmung aber dessen, was hierinn für eine geringe Uebertrettung zu halten sey, kommen die Theologen nicht überein. Doch tragen auch diejenige, welche sicherer schreiben, kein Bedenken, den vierten Theil eines Loths Fleisches für eine Kleinigkeit, und nur für eine läßliche Sünde zu bestimmen. (s. auch den Artik. Abstinenz, und noch mehreres in dem Artik. Fasten.) (11)

Enthaltungen der Juden. Es war den Juden nach ihren Gesetzen geboten, sich gewisser Dinge entweder ganz, oder nur zu gewissen Zeiten, und unter gewissen Umständen zu enthalten. Kein Jude darf Wein trinken, den ein Unjude unter den Händen gehabt hat. (s. Coscherwein.) So lang die Priester in dem Tempel den Gottesdienst verrichteten, mußten sie sich des Weins enthalten. Dazu waren auch die Nasiräer verbunden, so lang die Zeit ihrer Absonderung dauerte. (s. Nasiräer.) Das Fleisch von gewissen Thieren dürfen die Juden gar nicht essen. (s. Thiere, reine und unreine.) Das Blut dürfen sie schlechterdings nicht essen. (s. Blut.) Auch das Fleisch derjenigen Thiere, die ihnen nicht verboten sind, dürfen sie nicht essen, wenn im Schlachten ein Fehler vorgegangen ist. (s. Schechten.) Kleider von Wolle und Leinwand dürfen sie nicht tragen. (s. Kleider.) Fleisch und Milch oder Butter dürfen sie nicht zusammen essen. (s. Speisegesetze der Juden.) Die jüdischen Männer dürfen zu gewissen Zeiten ihren Weibern nicht ehelich beywohnen. (s. Beyschlaf.) Auf ihrem Osterfest dürfen sie nichts gesäuertes essen. (s. Ostern.) (22)

Enthauenes Erz, wird in der Bergsprache dasjenige genennt, welches seinem Nachbar weggenommen wird.

Enthauptung, (gramat.) wird von Gottsched diejenige grammaticalische Figur im Deutschen genennt, wenn man vom Anfang eines Worts eine Sylbe abreißt; sie wird sonsten Aphäresis genennt. Ob diese Uebersetzung gut gerathen ist, weiß ich nicht; wenigstens sticht der Nebenbegriff den man dabey hat, zu sehr hervor. (22)

Enthauptung, (Jüd.) war keine bey den Juden gewöhnliche Lebensstrafe. Nur einmal wird ihrer gedacht, 1 B. Mos. 40, 17. aber da ist es eine ägyptische, und nicht eine hebräische Strafe. Es war zwar bey den Hebräern die Strafe mit dem Schwerdt üblich, aber sie wurde nicht wie bey uns durch das Abhauen des Kopfs vollzogen; sondern man brauchte solches so gut man konnte. Wenn der Goel das Blut seines Verwandten an dem Mörder rächen wollte, so konnte er ihn tödten, auf was für Art er wollte. Das Schwerdt war freylich hiezu das bequemste Instrument, mit dem er ihn entweder geradezu, oder hinterwärts angriff, und ihm eine tödtliche Wunde beybrachte, wo er am besten dazu kommen konnte. Wahrscheinlich stieß er ihm solches in den Leib. Wenn auch vom Abhauen des Kopfs hier und da in der Bibel etwas vorkommt, so geschah dieses erst nach dem Tode zur Beschimpfung. Da die Söhne Rimmons den Isboseth tödteten, so stachen sie ihn erst todt und hieben ihm hernach den Kopf ab. 2 B. Sam. 4, 7. Gleiches Schicksal widerfuhr dem Aufrührer Seba, 2 B. Sam. 20, 22. Auf gleiche Art ließ Juda dem Nicanor den Kopf und die rechte Hand abhauen, und solche zu Jerusalem zur Beschimpfung aufhängen. Auf solche Art geschah bey den Juden die Enthauptung, ohne daß sie decollandi artifices hatten. (22)

Enthauptung, Köpfen, Decollation, (Juriſt.) ist diejenige Todesstrafe, welche durch Abhauung des Kopfs

entweder mit dem Beil oder mit dem Schwerdt vollzogen wird; sie wird unter die geringere Todesstrafen gerechnet, und unter diesen für ehrbarer als das Aufhängen gehalten; an einigen Orten geschieht sie mit dem Schwerdt an andern mit dem Beil, wobey der Verbrecher das Haupt auf einen Block legen muß; zuweilen wird die Strafe der Enthauptung durch einen Zusatz vor oder nach derselben geschärft, wenn z. B. der Verbrecher auf den Richtplatz geschleift, ihm zuvor die Hand abgehauen, nachher sein Körper verbrannt, oder sein Kopf auf einem Pfahl gesteckt, sein Rumpf aufs Rad geflochten wird. In Ansehung der weitern Behandlung des Leichnams eines Enthaupteten ist zu unterscheiden, ob in der Urtel hierüber etwas vorgeschrieben worden; z. B. daß der Leichnam verbrannt werden solle, in welchem Fall die Begräbniß unterbleibt, oder ob in der Urtel nichts vorgeschrieben worden; alsdann wird entweder an Orten wo anatomische Anstalten sind, der Leichnam zur Anatomie übergeben, oder wo solche Anstalten nicht sind, wird er zwar begraben, aber nicht auf den gewöhnlichen Begräbnißplatz, sondern entweder unter dem Galgen, oder an einem besonders für hingerichtete Missethäter bestimmten Platz, oder an den Grenzen des gemeinen Begräbnißplatzes, ohne alles Gesang oder Geläute. Zuweilen kann es geschehen, daß wenn der Missethäter, nachdem er sein Verbrechen einbekannt hat, oder dessen überwiesen worden ist, gestorben oder entflohen ist, die Enthauptung an seinem Leichnam oder an seinem Bildniß vollzogen wird. (38)

Enthebung, ist in alten deutschen Rechtsbüchern so viel als Schadloshaltung, welche der Verkäufer dem Käufer schuldig ist, im Fall die gekaufte Sache von einem dritten mit Grunde in rechtlichen Anspruch genommen wird. Nach römischen Recht heißt solches die Eviction. (s. diesen Art.) (15)

Entheiligen, Entheiligung, ist dem Heiligen entgegengesetzt, und so wie dieses anzeigt, etwas von dem gemeinen Gebrauch zum gottesdienstlichen absondern, oder zur Verehrung in dem Dienste Gottes bestimmen und widmen, so ist entheiligen dagegen, wenn man das was in seiner Natur oder nach seiner Bestimmung heilig ist, zu einem ganz gemeinen oder gar entgegen gesetzten Gebrauch anwendet. Z. E. den Namen Gottes entheiligen, heißt, ihn bey unschicklichen Dingen unnöthig, wider und gegen die Verehrung Gottes anwenden. (s. Namen Gottes.) Den Sonntag entheiligen, heißt, diesen Tag nicht von den Werktagen unterscheiden, nicht zum Gottesdienste, sondern so gebrauchen, wie die andern Täge. (s. Sonntag und Sabbath) In so fern man aber aus Aberglauben einer Sache eine Heiligkeit zuschreibt, die sie nicht hat, so entsteht daraus eine fälschlich vorgegebene Entheiligung. (s. Heiligen, Heiligung. (20)

Entheiligen, (jüdisch) hat eine doppelte Bedeutung; einmal heißt es so viel, als eine Sache ihrer Würde berauben, und hiernächst eine Sache, die für heilig gehalten wird, zum gemeinen Gebrauch anwenden. In der ersten Bedeutung wird es genommen, wenn von der Entheiligung des Namens Gottes, und in der zweyten, wenn von der Entheiligung des Sabbaths, des Tempels, des Altars, und andrer zum Gottesdienst bestimmten Sachen, geredet wird. Der Name Gottes wird entheiligt, wenn man ihn nicht mit derjenigen Ehrfurcht braucht, die man dem höchsten Wesen schuldig ist. Dieses geschieht zum Exempel bey falschen und nichtswürdigen Eidschwüren, beym Fluchen, bey Gotteslästerung, bey der Abgötterey, bey leichtfertiger und unbesonnener Aussprechung desselben, bey nichtswürdigen, auch wohl gar schändlichen Dingen. Die genaue Bestimmung hievon gehört in die Moral. Wir wollen hier nur einige Stücke aus den jüdischen Gesetzen anführen. Im 3 B. Mos. 24, 16. heißt es, wer den Namen des Herrn lästert, der soll des Todes sterben. Die Juden übersetzen diese Stelle also: Wer den Namen Jehovah ausspricht, der soll des Todes sterben. Sie halten also eine jede Aussprechung dieses Namens für eine Entheiligung desselben. Das hebräische Wort נקב welches hier gebraucht wird, kann beydes bedeuten. Auch einige christliche Gelehrte stimmen hierinnen den Juden bey; aber nicht aus solchen aberglaubischen Gründen wie die Juden. So viel ist gewiß, daß die Juden lange vor Christi Geburt dieses Gesetz so verstanden haben, als würde schlechterdings verboten den Namen Jehovah auszusprechen, oder ihn wenigstens nicht anders, als bey feyerlich heiliger Gelegenheit, im gemeinen Leben aber gar nicht auszusprechen. Die Uebersetzung der sogenannten siebenzig Dollmetscher erklärt diese Stelle eben so: „fremde Gönner solle man nie lästern, damit man sich nicht angewöhne bey der Gottheit niedrig zu denken. Wenn aber einer den Herrn der Götter und Menschen, nicht etwa lästere, denn davon sey die Rede nicht, sondern nur seinen Namen zur Unzeit ausspräche, der solle sterben. Einige, die dieser Meynung zugethan sind, wollen die Gründe hievon aus der Staatsklugheit der Egyptier herleiten. Diese, sagen sie, hatten ihre geheimen Namen der Götter, welche allein die Priester aussprechen, im gemeinen Leben aber niemand nennen durfte. Ich zweifle sehr, ob man dieses auf das Gesetz Moses anwenden kann. Andere führen andere Gründe an, wodurch sie glauben, daß die Aussprechung des Namens Jehovah im gemeinen Leben, eine Entheiligung desselben sey. Einmal glauben sie, werde dadurch dieser eigenthümliche Name Gottes für Mißbräuchen und Verachtung bewahrt; zweytens sagen sie, ein im gemeinen Leben nie gehörter Name der Gottheit werde auch etwas sehr feyerliches haben, und einen desto tiefern Eindruck machen, alle Mißbräuche desselben zu verhüten. Die Juden hüten sich auch von einer jeden Entheiligung des Namens Gottes so sehr, daß wenn sie einen jeden Namen Gottes aussprechen, sie einen Zusatz zu seinem Lobe hinzufügen, z. E. der Gesegnete, der Hochgelobte, der Erhabene; ob sie aber durch ihr Geplärr den Namen Gottes nicht wirklich und in der That entheiligen, ist eine andere Frage; siehe mit mehrern den Art. Jehovah.

Den Sabbath entheiligen heißt nicht nur an diesem Tage an sich sündliche und gottlose Dinge verrichten, sondern auch solche Handlungen verrichten, die zwar an andern Tagen erlaubt, an diesem Tage aber von Gott verboten sind. Wir wollen uns auch hier blos auf jüdische Gesetze einschränken. Gott giebt das Gesetz: wer den Sabbath entheiligt, soll des Todes sterben; wer eine Arbeit darinnen thut, dessen Seele soll ausgerottet werden, 2 B. Mos. 31, 14. Die Strenge dieses Gesetzes ist manchen anstössig gewesen, allein wenn man bedenkt, daß Gott selbsten den Sabbath verordnet hat, daß er auch im bürgerlichen Verstande der König der Israeliten gewesen, und also eine Entsagung Gottes ein wirkliches Staatsverbrechen gewesen, daß der Sabbath ein Zeichen seyn sollte, wodurch sie den Gott, der Himmel und Erde erschaf-

sen hatte, bekennten; so wird man von der Strenge dieser Pönalverordnung ganz anders urtheilen. Es kommt also nur darauf an, was Moses unter den Arbeiten, die er am Sabbath verbietet, verstehe. Der Sabbath sollte ein Ruhetag seyn, an welchem die Feyer von Arbeiten nicht blos denen geboten war, die den wahren Gott an diesem Tage dienen konnten, sondern auch allen Ausländern die im Lande wohnten, und sonsten zum äussern Gottesdienst der Juden nicht verbunden waren, ja auch den Thieren, war die Freyheit von der Arbeit geboten. Diese Ruhe bestand aber nicht in einer Enthaltung von allen Leibesbewegungen, sondern von eigentlichen Handarbeiten. In den folgenden Zeiten aber wurde dieses Gebot durch die Zusätze der Pharisäer sehr erweitert. Eigentlich verbietet Moses nichts, als solche Arbeit, die man etwa seinem Knecht oder Taglöhner befiehlt. Es war z. E. verboten aus dem Lager zu gehen und Manna zu sammeln, Holz aufzulesen; allein, wenn jemand etwas vor sich liegen sahe, und solches aufhob, so versündigte er sich nicht gegen das Gesetz. Eine besondere Handlung, wodurch der Sabbath entheiligt wurde, war das Anzünden des Feuers, und die Arbeit in der Erndtezeit, 2 B. Mos. 16, 34. 23. XXXIV, 21. welches sich aber blos für das Clima von Palästina schickte. Diejenigen Handarbeiten aber, die zum äussern Gottesdienste gehörten, entheiligten den Sabbath nicht; auch war die Zubereitung zu den Opfermahlzeiten, die im Tempel gehalten wurden, von denen Handarbeiten ausgenommen, die den Sabbath entheiligten. Es ist ehemals, aber erst nach der babylonischen Gefangenschaft unter den Juden die Frage aufgeworfen worden, ob es eine Entheiligung des Sabbaths sey, wenn man sich an diesem Tage mit den Feinden in ein Gefecht einlassen wollte. Moses sagt nichts hievon, und es ist auch nicht zu begreifen, wie ein Staat bey einem solchen Gesetz bestehen könnte; so gar jede Räuberbande würde sich eine solche Gelegenheit zu Nutz machen, und das Land ungestraft ausplündern. Noch zu den Zeiten des Nehemiä muß man es nicht für eine Entheiligung des Sabbaths gehalten haben, gegen die Feinde zu streiten. Nehemias läßt am Sabbath die Thore verschliessen, weil die Tyrier allerhand Eßwaaren nach Jerusalem zum Verkauf brachten; da sich aber die fremden Kaufleute etlichemal vor die Stadt lagerten, so ließ er ihnen dies untersagen, mit der Bedrohung, er würde sonst Gewalt gegen sie gebrauchen; würde er aber dieses gethan haben, wenn er den Krieg für eine Entheiligung des Sabbaths gehalten hätte? Erst bey den Verfolgungen, die die Juden von den Syrern ausstehen mußten, machten sich einige fromme Juden, die sich in eine Höhle gerettet hatten, ein Bedenken, sich gegen die Syrer, die sie angriffen, zu wehren, und liessen sich lieber tödten. Ihr Beyspiel steckte andre an; aber sie wurden endlich klüger, und unter dem Mattathias wurde der Schluß gefaßt, sich am Sabbath zu wehren, wenn sie angegriffen würden, aber nicht selbsten anzugreifen. Auch diesen Umstand machte sich in der Folge der Zeit Pompejus zu nutz; er griff die Juden zwar an ihrem Sabbath nicht an, aber er ließ Belagerungsthürme bauen, und so eroberte er den Tempel, weil ihn die Juden an ihrem Sabbath seine Arbeit ruhig verrichten liessen. Aber so machten es die Juden zu Vespasians Zeiten nicht, sie fochten am Sabbath so gut als an andern Tagen, und glaubten nicht, daß sie den Sabbath entheiligten. Die neuern Juden haben die Fälle, wodurch der Sabbath entheiligt wird, erstaunlich vermehrt. Wir wollen einige der vornehmsten derselben anführen. Sie dürfen am Sabbath in der Synagoge für keinen Kranken bitten; der Jude darf sich nicht baden, nicht schwimmen, sich nicht barbieren, keinen Brief der über Feld kommt, anrühren, noch viel weniger das Petschaft eröffnen, er darf kein Geld einnehmen oder ausgeben, er darf am Sabbath nicht weiter reisen, als daß er des Abends bey rechter Zeit wieder zu Hause seyn kann ꝛc. siehe mit mehrern unter Sabbath.

Der Tempel und Altar wurde entheiligt, wenn solche Dinge dahin gebracht wurden, welche als abgöttisch und unrein davon verbannet seyn sollten; z. E. wenn unreine Thiere geopfert wurden, wenn Götzenbilder in dem Tempel aufgestellt wurden, u. dgl. Eine solche Entheiligung geschahe zu den Zeiten des syrischen Königs Antiochus, da Götzenaltäre in dem Tempel aufgerichtet, und Schweine geopfert wurden, 1 B. Macc. 1, 46. der Tempel wurde hernach von Juda wieder geheiligt. (s. Einweihung des Tempels, Chanukafest. (22)

Enthemion, Ἔνθεμιον hieß der unterste und niedrigste Theil am Hintertheile der griechischen Schiffe. (21)

Enterenchyta, heißt bey alten Aerzten die Spritze, mit welcher man eine Clystiere applicirt. (9)

Enthetos, (Arzneyk.) heißt bey den alten Aerzten ein äusserliches Arzneymittel, welches in die Nase gesteckt wird, um das Bluten zu stillen. (9)

Enthlasis, (Medicin.) heißt beym Hippocrates eine innerliche Quetschung. (9)

Enthronisticum, war ein gewisses Geschenk welches ein neuordinirter Bischoff theils an die Kirche bey welcher er angestellt worden, theils demjenigen Geistlichen der ihn ordinirte und dessen Gehülfen bey der Ordination zu machen pflegte. Kaiser Justinian hat in der Nov. 123. c. 3. dergleichen Geschenke, in denen Fällen wo solche gewöhnlich gebilliget, die Grösse derselben aber theils nach dem Stande des ordinirenden Geistlichen, theils nach dem Betrag der jährlichen Einkünfte, so der enthronisirte Bischoff zu erheben hatte, bestimmt. (41)

Enthusiasmus, heißt buchstäblich der Zustand eines Menschen, in welchem ein Gott ist; das ist, in ihm wirkt, ihm gewisse Dinge offenbart, oder ihn zu gewissen Handlungen antreibt. Die Heyden glaubten, daß die Götter oft auf diese Art in die Menschen wirkten, durch Orackel verborgne oder künftige Dinge offenbahrten, oder vermittelst der Magie einige Menschen in den Stand setzten, allerley ausserordentliche Wirkungen hervorzubringen; welche Meynung die Priester, wenn sie solche nicht selbst erfunden haben, doch zu ihrem Vortheil zu benutzen wußten. (s. Orackel, Magie, Zauberey.) Die Poeten gaben vor, daß sie ihre Einsichten und Gedichte von den Göttern erhielten, um sich in Ansehen zu setzen; und daher kommt es, daß sie in ihren Gedichten, insonderheit im Anfang, die Musen, andere Götter, oder ähnliche Wesen anzuruffen pflegen. Eigentlich aber war es ihre Einbildungskraft, welche ihnen ihre Vorstellungen eingab. Und so nennte man nun im figürlichen Verstande alle diejenigen Enthusiasten, Schwärmer, Begeisterte, welche eine ausserordentliche Einbildungskraft besaßen, und derselben den Lauf liessen. In diesem Sinn spricht man noch jetzo von dem Enthusiasmus der Dichter, Redner, Künstler, und über-

haupt eines jeden, der ganz besonders von einer Sache eingenommen ist, gewisse, vornehmlich aber ungewöhnliche Säze mit vieler Lebhaftigkeit und Feuer vertheidigt, sie allenthalben, wie Don Quichotte, mit einmischt, und sie zu Grundsäzen seiner meisten Handlungen macht.

In Bezug auf die Religion giebt es einen wahren und falschen Enthusiasmus. Jener besteht in wirklicher Eingebung und Offenbahrung, oder in einem wirklichen Antrieb Gottes zu gewissen Handlungen. Doch braucht man das Wort: Enthusiasmus heutiges Tages nicht leicht mehr hiervon; obgleich die Kirchenväter die den heiligen Schriftstellern widerfahrne Eingebung oder Theopneustie manchmal mit diesem Namen belegen. Der falsche Enthusiasmus ist entweder ein bloß vorgegebener, und also Betrug, oder ein eingebildeter. Von lezterm braucht man vorzüglich das Wort: Enthusiasmus; und dergleichen haben viele Leute, insonderheit die Stifter falscher Religionen gehabt, welche keine Betrüger waren, sondern es bey allem ihrem Irrthum redlich meynten. Im Deutschen nennt man sie Schwärmer, im Lateinischen, Fanatiker.

Das lezte Wort bedeutet seinem Ursprung nach Leute, welche das besorgen, was zum Dienst einst eines Tempels gehört. Da nun diese unter den Heyden allerley Göttererscheinungen vorgaben, so hat man endlich Fanatiker alle diejenigen genennt, welche sich gewisser Eingebungen der Götter rühmten; und von den Heyden ist das Wort auch unter die Christen gekommen. Fanatiker sind also eben so viel als Enthusiasten. Einige Schriftsteller unterscheiden jedoch beyde, und verstehen unter den Fanatikern nur solche, welche vorgeben oder vielmehr sich selbst einbilden, auf besondern Antrieb Gottes zu handeln, ohne sich einer weitern Offenbahrung gewisser Lehren oder Begebenheiten zu rühmen, als welches sie den Enthusiasten beylegen. Doch wird dieser Unterschied nicht allgemein beobachtet.

Dieses sind bloße Worterklärungen; die Sache selbst aber mit ihren mancherley Arten, sowohl in eigentlicher als figürlicher Bedeutung des Worts, findet sich in den Artikeln: Begeisterte und Begeisterung. (1)

Enthusiasten (überhaupt) s. Enthusiasmus. Von den kirchlichen Partheyen werden bey den Alten die Massalianer, (Messalianer) oder Eucheten vorzüglich so benennt. (s. Messalianer. (1)

Enthusiasten, (antiquarisch) Ἐνθουσιαζειν war bey den Griechen eine Art von Theomanten, die auch bisweilen ἐνθεαστικοι und θεοπνευστοι genennt werden, und die eine gewisse Begeisterung vorgaben, von den Engasteymantrn oder Pythonen aber sich dadurch unterschieden, daß in diesen eine gewisse Gottheit selbst wohnte, jene aber nur auf Antrieb derselben handelten und von ihr begeistert und in der Kenntniß künftiger Dinge unterrichtet wurden. Solche Enthusiasten waren Orpheus, Amphion, Musäus und verschiedene Sibyllen. (21)

Enthymema ist ein verstümmelter Schluß, dessen einer Vordersatz verschwiegen wird. Z. B.

Unmäßigkeit ist der Gesundheit nachtheilig.

Deßwegen muß man sie meiden.

Ein Beweiß in verstümmelten Schlüssen vorgetragen hat mehr Annehmlichkeit als in vollständigen, weil der anhörende ein gewisses Vergnügen daran hat, daß man seinem eigenen Nachdenken etwas überläßet. Unterdessen veranlasset die Eilfertigkeit im Denken öfters, daß man nicht wahrnimmt, der ausgelassene Satz seye falsch, und dadurch in Irrthum und sogar zu bösen Handlungen verleitet wird. Der Rachgierige denket: wer mich beleidiget hat, dem muß ichs fühlen lassen, und schlägt ohne weitere Untersuchung auf den, den er im Verdacht hat, zu. So falsch sein Obersatz ist, so würde er doch den Untersatz, wenn er ihn untersucht, öfters noch viel falscher finden, und dadurch von Uebereilung zurück gehalten werden. Wer also sicher gehen will, denke lieber in vollständigen als in verstümmelten Schlüssen, und ziehe die Gründlichkeit der Zierlichkeit vor. Welcher Satz fehlet und wie er lautet, fällt demjenigen, der die Schlüsse verstehet, von selbst in die Augen. (6)

Entiengio, (Naturgesch.) mit diesem Namen wird ein Vogel belegt, welcher sich im Königreich Congo aufhält und mit sehr schönen Farben geschmückt ist. Er wird so sehr hoch geschäzt, daß sein Gefieder nur von Prinzen und den vornehmsten Ministern darf getragen werden. Eine systematische Beschreibung haben wir nirgends gefunden. (9)

Entitas, bedeutete in der scholastischen Philosophie das Abstractum von Ens, wie z. E. rotunditas das abstractum ist von rotundum.

Entitative ein gleichfalls barbarisches Wort der Scholastiker, welches die Betrachtung der Sache blos an sich selbst mit Beyseitsezung aller Umstände und Nebendinge ausdrücken sollte. Auch hieß entitationem das Wirkliche im Gegensatz gegen das blos Mögliche. (6)

Entklagen, sich, heißt im alten Gerichtsstyl eine erhabene Anklage gehörig widerlegen. (15)

Entkräftung. (medicin) (*Adynamia*,) Mit diesem Namen belegen die neuen Aerzte, eine ganze Classe im System der Krankheiten. Dahin gehört der Schlagfluß, die Lähmung, die Starrsucht, die Fehler und Schwächung der Augen, als Staar ꝛc. Der verlohrne Geruch, die Taubheit, Heiserkeit, Fehler der Sprache, Engbrüstigkeit, Erstickung, Ohnmacht, Schwäche und Fehler des Magens und Gedärme, Unvermögen der Männer und Unfruchtbarkeit der Weiber. Alle diese Krankheiten werden in besondern Artikeln abgehandelt werden. (9(

Entkummern, heißt im alten Gerichtsstyl den Arrest aufheben. s. Kummer. (15)

Entlader, s. Electrischer Entlader.

Entlassen, (*detremper*,) s. Härtung der Münz-Stempel.

Entlasser, s. Maphrhir.

Entblassung, eines Amts. s. Dimission.

Entlassung, der Pflicht. Hierunter versteht man überhaupt eine gerechte Lossprechung von der Verbindlichkeit, mit welcher jemand einem andern als seinem Obern oder Bundesgenossen zugethan ist. Es pflegt solche hauptsächlich in folgenden Fällen vorzukommen, 1. wenn Territorien an einen andern Herrn überlassen werden, da denn der bisherige Landesherr die Unterthanen eines solchen Territoriums der Pflicht womit sie ihm bishero zugethan gewesen entlässet, 2. wenn ein Richter, in einer Sache welche sein Landesherr mit einem andern hat, erkennen soll. In dieser Rücksicht gibt es so wohl eine allgemeine, als eine besondere Erlassung der Pflicht. Erste bestehet darin daß ein Landesherr sein Gericht schon zum voraus seiner Pflicht auf dergleichen Fälle erlässet, da es denn bey würklich vorkommenden Fällen keiner besondern Entlassung bedarf; dahingegen die besondere Entlassung der Pflicht le-

diglich auf den Fall gehet wobey sie vorgenommen worden, z. E. so muß die Gemahlin eines protestantischen Reichsstandes, ihren Gemahl, in Ehesachen vor seinem eigenen Consistorium belangen, welches denn in solchem Fall seiner Pflicht entlassen zu werden pfleget. Endlich pflegt die Entlassung der Pflicht auch noch in andern Fällen zu geschehen als z. E. wenn ein Unterthan wider seine Obrigkeit Zeugnis ablegen soll. (41)

Entledigung, aus der väterlichen Gewalt, begreift alle Fälle unter sich, in welchen die Kinder aus der väterlichen Gewalt kommen. Dieses geschieht, 1. durch den Tod dessen, der die väterliche Gewalt hat, jedoch so, daß wann z. B. der Großvater stirbt, welcher den Sohn, und die Enkel in väterlicher Gewalt hatte, die letztern alsdann in ihres Vaters Gewalt zurückfallen, es müßte dann der Vater schon zuvor gestorben, oder aus der väterlichen Gewalt entlassen worden seyn; es giebt jedoch mehrere Fälle, wo die Wirkung der väterlichen Gewalt auch nach dem Tode fortwährt, wie z. B. bey der Erbfolge, bey der Pupillarsubstitution, und bey der testamentarischen Vormundschaft; 2. durch den Tod der Kinder, wo jedoch in Rucksicht der väterlichen Rechte über das Peculium die Wirkung der väterlichen Gewalt fortdauert; 3. durch die größte oder mittlere Capitis Deminution des Vaters; dann weil durch diese alle Bürgerrechte verlohren gehen, so muß auch die väterliche Gewalt, welche als ein Vorzug der Römischen Bürger angesehen wurde, dadurch aufhören; wann also z. B. der Vater in die Gefangenschaft des Feindes geräth, wann er zur Strafe der Deportation, oder zu einer Todesstrafe verurteilt wird, so verliert er notwendig die väterliche Gewalt; welche ihm jedoch, wann er aus der Gefangenschaft zurück kömmt, oder gegen die Verurtheilung zur Deportation oder Todesstrafe begnadiget wird, wiederum hergestellt wird; aber durch die Relegations, oder andere geringere Strafen geht die väterliche Gewalt nicht verlohren; 4. durch die größte oder mittlere Capitisdeminution des Sohns; 5. in Ansehung des natürlichen Vaters durch die vollständige Adoption, als durch welche die dem natürlichen Vater zustehende väterliche Gewalt auf den adoptirenden Vater übertragen wird, und durch die Arrogation in so ferne, daß der Arrogirte die väterliche Gewalt über seine Kinder verliert, und der arrogirende Vater sie bekommt; 6. durch die Emancipation; s. **Emancipation,** 7. in Ansehung der Beschwerlichkeiten des unter väterlichen Gewalt stehenden Sohns durch gewisse von **Justinian** bestimmte Ehrenämter, als z. B. eines Patricius, Bischoffs, Consul, Präfectus Prätorio, Präfectus Urbi, Magister Militum, und Patronus Fisci. Endlich 8. zur Strafe eines pflichtvergessenen Vaters, wann er seine Tochter andern zur Unzucht übergiebt, wann er ein Kind aussetzt, oder eine Person heiratet, mit welcher er in verbotenem Grade verwandt ist. Noch heut zu Tage geht in der Regel auf jede dieser Arten die väterliche Gewalt verlohren, nur daß die Capitis Deminution weniger bekannt ist, s. **Capitis Deminution,** und die Emancipation eine veränderte Gestalt bekommen hat; (s. **Emancipation**) unrichtig aber ist es, wann z. B. behauptet wird, daß ein jüdischer Vater durch die Bekehrung seines Kinds zum christlichen Glauben die väterliche Gewalt verliere. Von dem Fall der gänzlichen **Entledigung aus der väterlichen Gewalt** ist ein anderer Fall wohl zu unterscheiden, wo dieselbe nur ruht, und ihre Wirkung und Ausübung auf einige Zeit eingestellt wird, wie sich dieses z. B. bey einem lange Zeit abwesenden, oder mit der Wuth befallenen Vater zuträgt

Entleibung, s. **Mord auch Selbstmord.** (38)

Entmannen, s. **Castriren.**

Entnehmen, ist ein Ausdruck dessen man sich bey der Wechselhandlung bedienet, und so viel sagen will als trassiren; z. E. ich habe 1000 Rthl. auf Peter entnommen, so verstehe ich darunter, daß ich soviel auf ihn trassirt oder abgegeben habe. (28)

Entoilage, ist eine von Seide, Zwirn oder Nesselgarn verfertigte geklöppelte Spitzen- oder kantenartige Galanterie-Waare, welche zu Mannschetten, Busenstreifen, Garnirung der Frauenzimmer-Kleider und sonstigem Damesputz häufig gebraucht wird. Man verfertiget sie breit und schmal nach allerley Mustern. Man machet ganze Mantillen, Schürzen und sonstigen Putz von zusammengenäheter Entoilage.

Entomolog, und Entomologie, oder die Lehre von den Insecten, sollen unter **Insecktologie** abgehandelt werden. (24)

Entomolithen, (Versteiner.) s. **Insecten, versteinte.** (10)

Entomolithus paradoxus. (Versteiner.) (*Entomolithus paradoxus,*) so nannte **Linne** die sogenannte Käfermuschel, *Concha triloba rugosa,* wahrscheinlich darum weil er nicht wußte, was er aus dieser sonderbaren Versteinerung, die wir jetzo etwas zuverlässiger kennen, machen sollte. s. **Käfermuschel.** (10)

Entomon, der Name einer Assel. (*Oniscus*) s. unter **Spießwurm.** (24)

Entonium. (Baukunst.) Ein Kunstwort *Vitruvs,* worunter er bey den Wurfmachinen der Alten eine Maschine verstehet, die einer Leiter an dessen Ende mit 2 Haspeln versehen nicht unänlich war, und die Bestimmung hatte das Hemitonion zu spannen. Heut zu Tage würde man hierzu, wenn dergleichen Kriegsmaschinen noch eingeführt wären, leichter die Hackenwinde gebrauchen. (18)

Entre-Act, nennt man diejenigen Zeit, die bey einer theatralischen Vorstellung zwischen zweyen Aufzügen verstreicht, in welcher der Zuschauer nichts von der Handlung sieht. Es ist allemal etwas Unangenehmes, wenn der Zusamenhang unterbrochen wird, und das Gesetz der Stetigkeit hat auch in den schönen Wissenschaften seinen Platz. Der Zuschauer bey einem Schauspiel muß niemals müssig seyn, sonst wird seine Aufmerksamkeit zerstreut, und die unterbrochene Vorstellung der Handlung hat entweder gar keine, oder doch keine vollkommene Wirkung auf ihn. Wenn das griechische Schauspiel von dem neuern in irgend einer Sache unterschieden ist, so ist es in demjenigen Stück, wovon wir hier reden. Wenn auch die Handlung stille stund, so wurde die Lücke von dem Chor ausgefüllt, der in die Vorstellung der Handlung genau paßte, und der Zuschauer wurde mit Dingen unterhalten, die gerade zur Handlung gehörten. Fing der folgende Act an, so wurde die Handlung da fortgesetzt, wo sie am Ende des vorhergehenden gelassen war, man brauchte sich keine Gewalt an zu thun, sich in seinen Gedanken wieder dahin zu versetzen, wo man war. Sie machten aber auch ihre Anlagen so, daß zwischen zweyen Aufzügen keine längere Zeit verfloß, als in der wirklichen Natur wür-

de verflossen seyn. Die neuern Theatraldichter nehmen sich hierinnen mehrere Freyheit heraus. Sie trennen die Aufzüge zuweilen so weit von einander, daß sie in der Zwischenzeit einen wichtigen Theil der Handlung hinter dem Vorhang vorgehen lassen, freylich kann nicht alles, was zur Handlung gehört, vor den Augen der Zuschauer vorgestellt werden. Horaz sagt:

— — non tamen intus
Digna geri promes in scenam, multaque tolles
Ex oculis, quæ mox narret facundia præsens.

Der Abstand muß aber nicht so groß seyn, und die Zwischenzeit nicht so lang dauern, daß der Zuschauer den Faden der Handlung darüber verliert. Geschieht in der Zwischenzeit etwas wichtiges, das zur Handlung gehört, gesetzt auch, daß man es beym Anfang des folgenden Aufzugs hört, oder wohl gar erst, aus den, was jetzo geschieht, errathen muß; so wird der Zusammenhang allemal unterbrochen. Wird nun gar die Zwischenzeit mit allerhand nicht zur Handlung gehörigen Dingen ausgefüllt, z. E. Music, Tänzen, Balleten oder wohl abgebrochenen Zwischenspielen, so weiß der Zuschauer nicht, wo er ist. Es ist unleugbar, daß das grichische Theater in diesem Stück vor dem unsrigen viel voraus hat. Man will insgemein den Zuschauer blos ergötzen, und dieses geschieht meistentheils auf Unkosten der Wirkung, die das Schauspiel auf die Empfindung der Zuschauer haben könnte s. Chöre der Alten. (22)

Entractes. (Music) Musikalische Zwischenspiele, die zwischen den Aufzügen in den Comödien und Tragödien vorkommen. Sie nehmen diese Leere ein, und es ist wirklich Schade, daß sie durch Husten und Schwätzen der meisten Zuschauer verdunkelt werden. Die Composition hievon muß in einem besonders eindlichen Stil eingerichtet seyn.

Die gewöhnlichsten gleichen einem Andante einer Sinfonie. Man pflegt aber Menuetten, teutsche und andere Tänze mit einzuflechten: bey ihren Trios und Mineurs bekommen die Blaßinstrumenten ihre Solo. Wenn man ohne Wahl bey einem Trauerspiele solche Sprünge anbringen wollte: so würden die empfindsamen Zuschauer zum merklichen Nachtheil des gehörigen Eindrucks aus aller Verfassung gebracht. Es ist deswegen fast unentberlich, daß zu einem starken Trauerspiele (wie es bey Hamlet in Mannheim geschah) eigene Entreacts verfertiget werden.

Der Vortrag hievon muß ausserordentlich empfindsam seyn.

Die Mannheimer Zwischenspiele dürfen einem jeden jungen Tonsetzer sowohl in Ansehung ihrer niedlichem Composition, als auch ausserordentlich vereinten, und schmackhaften Vortrags jedem Spieler zum Muster dienen.

Bey den sogenannten Mono, Duo und Melodramen hat man zwischen dem Vortrage der recitirenden Personen, auch Zwischenspiele, die man, ob sie schon merklich kurz sind, doch Entracts nennt.

Entree, ist in seiner allgemeinen Bedeutung, so viel als Eingang. In den dramatischen Vorstellungen aber, ist es der Anfang einer theatralischen Vorstellung, wozu der Zuschauer zu demjenigen vorbereitet wird, was jetzo vorgestellt werden soll. Gemeiniglich geschieht solches durch Music und Tanz. Wenn bey der Opera die Entree durch den Tanz geschieht, so muß der Tänzer hieben auf folgende Stücke sehen: erstlich Lebhaftigkeit und Annehmlichkeit muß stets mit einander verbunden werden, doch so, daß die letztere am meisten hervorleucht; zweytens, der Tanz muß bedeutend seyn, und nicht in kunstmäßigen Springen bestehen; und drittens, Music und Tanz muß nicht nur mit einander selbst harmoniren, sondern auch mit der Vorstellung zusammenhängen. Geschieht die Entree blos durch Music, so muß der Tonkünstler durch das Ohr das Gemüth des Zuschauers nach und nach zu der Hauptvorstellung vorbereiten.

Entree hat noch eine andere Bedeutung. Man versteht darunter bey dem Ballet dasjenige, was man in den andern theatralischen Vorstellungen einen Auftrit nennt. Man theilt das Ballet gewöhnlich in fünf Aufzüge, und jeder Aufzug besteht aus 3, 6, 9 manchmal 12 Entreen, d. i. eine oder mehrere Quadrillen von Tänzern, die durch ihre Schritte, Geberden und Stellungen den Theil der allgemeinen Handlung, welchen sie auszudrücken hatten, vorstellten. Es ist keine Art des Tanzes, kein Charackter der Music, den man nicht darinnen einführte. In den Entreen bildet man Sitten, Alter und Leidenschaften. s. Ballet, Pantominen, Tanz. (25)

Entree. (musical.) Ein Eingang zu einem Ballet, der blos zur Unterhaltung dienet, bis der Vorhang aufgezogen wird. Er unterscheidet sich von der Symphonie und Ouverture dadurch, weil erstere, drey Theile hat, nur völlig ausgeführt ist, letztere uns die merkwürdigsten Handlungen der Oper vormalt. Entree hingegen blos vergnüget, ohne bestimmte Absicht, oder wenigstens das kürzeste unter den dreien ist. (25)

Entrelas. (Baukunst) s. Geländerzüge.

Entremodillon. (Baukunst) Wird die Weite zwischen zweyen Sparrenköpfen genennt. s. Sparrenkopf.

Entrevilastre. (Baukunst) s. Pfeilerweite.

Entreprenneur, heißt ein jeder der etwas großes unternimt. In der Handlung aber derjenige der gewisse große Lieferungen von Getraide, Pferden, Montirungen und d. g. an ein Regiment oder auch an eine ganze Armee übernimmt. Man muß alle mögliche Vorsicht und Klugheit bey einer solchen Unternehmung gebrauchen, damit, statt eines verhoffenden Gewinns man weder sich selbsten noch andere dadurch ins Unglück stürzet; es hat zwar schon manchem Verwegenen geglücket, sich, durch dergleichen große Unternehmungen in die er sich ohne Ueberlegung hinein gewagt, ungemein zu bereichern, doch übertrift die Anzahl der Unglücklichen bey weitem diejenige der Glücklichen; eine unvermuthete Veränderung gewisser Umständen kann auch die, mit der gröstten Vorsicht und Klugheit eingegangene Unternehmung fruchtlos machen, und den Entreprenneur um Haab und Gut, auch wohl gar um den Kopf bringen, besonders, wenn es eine ganze Armee angehet, jedoch tretten bey dergleichen wichtigen Unternehmungen mehrere Personen, als Gesellschaftere zusammen, wodurch denn auch die Gefahr vermindert, und die Ausführung da einem jeden Gesellschafter sein gewisses Geschäffte dabey zugetheilet ist, sehr erleichtert wird. (28)

Entresole. (Baukunst) s. Halbzimmer.

Entresolive, heißt in der Baukunst der mittlere Zwerch oder Querbalke.

Entrichoma. Wird der äussere knorplichte Augenliederrand genennt. (5)

Entrochiten. (Versteiner.) Waltzensteine, Säulensteine, Spangensteine, Rädersäulensteine,

Lat. *Entrochi, Entrochitæ, Entrochitæ columnares Entrochi cylindracei, Lapides cylindrici articulati, Columnæ judaicæ, Lapides Judaici forma naturali columnæ annulis cinctæ, Zoophytolithi pediculi seu Rami stellæ marinæ, Petrificata animalia articulorum compositorum stellarum marinarum, forma cylindrica longiori centro distincto superficie per circulos in determinata distantia divisa*, Wall. *Helmintholithus Isidis Entrocha* L. franz. *Entroques*, *Entrochites*, holländ. *Entrochiten*, *Raedersteene*, werden die Glieder der Encrinitenstiele, oder die Trochiten genennt, wenn sie säulenförmig unter sich verbunden sind. Wir haben es schon bey der Beschreibung der Encriniten erinnert, daß ihr Stiel aus einzelnen Trochiten besteht, und daß es also Entrochiten genennt würden, wenn mehrere Trochiten unter sich verbunden sind. Diese einzelnen Theile der Entrochiten, oder diese einzelnen Trochiten zeigen sich auch von aussen in ihrer einzelnen Verbindung, bald durch glatte einfache Einschnitte, bald durch glatte und gedoppelte, bald durch gezähnelte oder gekettete Einschnitte. Ihr äuserer Umriß ist bald glatt, bald gedüpfelt, bald ästig. Die letztere, von denen wir hernach besonders reden, heissen ästigte Entrochiten. Die Trochiten haben nicht einerley Bau, und daher ist auch die äußere Form der Entrochiten gar verschieden, indem einige einem geraden Cylinder, andre einer Pyramide, noch andere einem Paternoster u. s. f. gleichen. Die Ober- und Unterfläche hat eben falls verschiedene Zeichnungen, die sich aber bey der Beschreibung der Trochiten besser als hier möchte schildern lassen. Ihre Größe steigt von 20 Zoll herunter bis auf einen halben Zoll, die längsten werden immer in einer Mutter gefunden, da sie außer der Mutter selten über drey Zoll gefunden werden, welches daher begreiflich ist, daß sie leicht aus einander fallen, weil sie aus lauter einzelnen kleinen Theilen bestehen, die eine bloße Nerve befestiget und zusammen hält. Ihr Umriß ist allemal rund, aber ihre Stärke ist gar sehr verschieden. Auf Gothland findet man Beyspiele, die mehr als zwey Zoll im Durchschnitt haben, und an andern Orten beträgt der Durchschnitt ihrer Stärke kaum einen Viertelzoll. Das ist deucht uns keinen Wachsthum, sondern eine Gattungsgröße. Ihre Mutter ist gewöhnlich ein Kalkstein, seltener Sand- und noch seltener Hornstein. Man findet sie in diesen Müttern bald als Versteinerungen, und da sind sie, wie wir schon bey dem Wort Encrinit erinnert haben, in einen weissen glänzenden Kalkspath über gegangen, bald in Abdrücken oder Spurensteinen, bald aber auch doch selten in Steinkernen. Ihre äuere Farbe ist weiß, grau, röthlich und dergleichen, nachdem die Erde oder die Mutter beschaffen war, darinnen sie angetroffen werden.

Man hat gegliederte Corallen, die einige Aehnlichkeit mit den Entrochiten haben; allein da diese mehrentheils die Länge herab gestreift sind, und keinen Nervengang haben, so können sie von den Entrochiten leicht unterschieden werden. Die Orthoceratiten, wenn sie auch gleich einige Aehnlichkeit mit den Entrochiten haben, sonderlich diejenigen, deren Bau walzenförmig ist, oder welche ihre Eidspitze verlohren haben, haben doch da, wo sich zwey Glieder vereinigen nie eine strahlichte, oder mit blumichten Zeichnungen geschmückte Oberfläche sondern eine glatte, schüsselförmig erhöhete; daraus, wenn man sie anschleift bogenförmige Zeichnungen entstehen, und alles dieses sucht man bey den Entrochiten vergebens. Die Sternsäulensteine, da sie eckigt sind können leicht dadurch von den Entrochiten unterschieden werden.

Die Verschiedenheiten der Entrochiten haben mehrere Schriftsteller angegeben, die Schröter in seiner vollständigen Einleitung Th. III. S. 292. sistematisch gesammlet hat. Wir zeichnen blos die Walchische aus dessen Naturgeschichte der Versteiner. Th. II. Absch. II. S. 79. f. aus. Er hat eine gedoppelte Eintheilung derselben. In der ersten legt er die Beschaffenheit der Trochiten zum Grunde, und macht folgende Gattungen bekannt.

1) Entrochiten aus Trochiten einerley Art, mit geraden, gleichen, und ebenen Seitenflächen, vollkommen, wie Cylinder.
2) Entrochiten aus Trochiten einerley Art, mit einer convexen Seitenfläche, wie Tönncher oder Halbkugeln.
3) Entrochiten aus Trochiten einer Art, mit vertieften Seitenflächen.
4) Entrochiten aus Trochiten einer Art, welche um die Mitte ihrer Seitenfläche einen erhabenen runden Streif haben, dadurch der Entrochit einer mit Reifen umlegten kleinen Säule ähnlich wird.
5) Entrochiten aus Trochiten von verschiedener Art, und zwar aus Trochiten mit ebenen und convexen Seitenflächen.
6) Entrochiten aus Trochiten von verschiedener Art, wo die Trochiten an ihrer Größe allmählig abnehmen, und dadurch einen conischen Körper bilden.
7) Entrochiten aus Trochiten von verschiedener Art, wo die Trochiten bald ab- bald zunehmen.

In der andern Eintheilung leget Herr Walch die Seitenflächen, und die daran befindlichen Einschnitte zum Grunde, welche aus der Verbindung der einzelnen Trochiten entstehen. Hier sind folgende Abänderungen die bekannteste.

1) Entrochiten mit glatten und einfachen Einschnitten.
2) Entrochiten mit gezähnelten und sägeförmigen Einschnitten.
3) Entrochiten mit gewölbten und wellenförmigen Einschnitten.
4) Entrochiten mit geketteten Einschnitten. Von diesen sagt Herr Walch, daß sie nicht zu den Entrochiten, sondern zu den Sternsäulensteinen gehören. In dem mehresten Fällen ist es wahr, wir besitzen aber einen wahren Entrochit aus Gothland, der gekettete Einschnitte hat.

Eine eigne und in der That merkwürdige Gattung der Entrochiten sind die sogenannten ästigten Entrochiten, Ast- und Zweigförmige Walzensteine, *Entrochi ramosi*, *Entrochi aculeati* Rosin. *Isis Entrocha* L. *Petrificata animalia stellae marinae radiis cylindricis tenuioribus pluribus, ex una radice propullulantibus, fere digitorum instar ex ossibus metacarpi*. Wall. Sie haben ihren Namen daher, weil sie einen Stamm mit Aesten vorstellen. Man findet sie vorzüglich in der Schweitz, in Pommern und in den Meklenburgischen, sonderlich auf eine dreyfache Art. Entweder man findet gen isse unförmliche Steinklumpen, aus welchen gewisse Aeste und Wurzeln hervorgehen, die aus Rädersteinen zusammengesetzt sind, das unterste Glied derselben, so an dem Stein fest sitzt, breitet sich über den Steinklumpen her, und ge-

het auf eine aſtförmige Art in die Höhe; oder man findet Entrochiten die einen gabelförmigen Bau haben; oder man findet an Entrochiten, bald gröſſere bald kleinere Punkte, Knoten, Hervorragungen, Vertiefungen, und dergleichen, welches wahrſcheinlich Merkmale ehemaliger Aeſtchen ſind, welche verlohren gegangen ſind. Dieſe Aeſtchen ſtehen indeſſen eben nicht allemal in der regelmäſigſten Ordnung; und der Körper ſelbſt iſt, die Aeſte ausgenommen, faſt durchgängig den eigentlichen Entrochiten gleich.

Ueber dieſen merkwürdigen Körper haben die Naturforſcher verſchiedene Meynungen. Roſinus und Schulze hielten ſie für Wurzelſtücke der Encriniten. Walch hält ſie für Theile einer beſondern Zoophytenart, die mit dem Encrinit nah verwandt iſt. Schröter hält ſie für eine wahre Encrinitenart, und theilet alſo die Encriniten in glatte und in äſtigte ein. Er ſchlieſſet dieſes theils aus der Analogie mit dem Original des Pentacriniten, welches Herr Guettard beſchrieben hat, an deſſen Stiele ſich hin und wieder Aeſtchen befinden, da die Stiele der Verſteinerungen dieſer Art, glatt ſind; und aus der Analogie der äſtigten Entrochiten, und der äſtigten Sternſäulenſteine, die ſich obgleich ſelten im Steinreiche finden.

Die Gedanken des ſeel. Probſt Genzmar, weil ſie wenigſtens ſinnreich ſind, wollen wir wiederholen. Sie ſtehet im V. Bande der Berl. Sammlungen S. 156. f. und im Auszuge in Schröters vollſtändiger Einleit. Th. III. S. 296. 297. Herr Gänzmar hält dafür, daß dieſer Körper, die *Iſis Entrocha* des Linne, ſeine Zweige aus allen fünf Blättern der fünfblättrichten inwendigen Blume treibe, und alsdann bildet ſich auch äuſſerlich der ſonſt ganz runde Stamm zu einem fünfſeitigen Priſma, und wenn dieſe Zweige ausgebrochen ſind, ſo hinterlaſſen ſie Grübchen oder Narben. Bey dicken Stämmen ſind die Zweige häufig aus allen fünf Ecken hervorgetrieben, und einer ſitzt an dem andern, daher immer der Länge nach, ein Grübchen an dem andern ſtehet. Dieſe Grübchen ſind die *Cicatrices ramulorum deciduorum* Linnaei. Auch die dicken Stämme erſcheinen zum öftern gekrümmt. Ueberhaupt aber iſt dieſes ausgeſchoſſene Geſträuch, dieſe Zweige, die ſonder Zweifel in ihrem urſprünglichen Zuſtande eben ſo knorpelhaft waren, wie die an Meduſenhaupte, in dieſem ihren auſſernatürlichen Zuſtande der Verſteinerung, wegen ihrer Zartheit, zerknickt und zertrümmert, und nur ſehr ſelten findet man gerade ausgeſtreckte und gegliederte Endchen von der Geſtalt und Dicke der Fühlhörner eines Flußkrebſes, doch ganz weiß und aus ſelenitiſcher Materie beſtehend, die einen halben Zoll und drüber lang ſind. Sind die Stämme dünner, und etwa nur von der Dicke eines Federkiels, oder noch dünner, ſo treiben ſie weit ſeltener Nebenzweige aus. Ja alle Knötchen an manchen Entrochiten, ſcheinen anders nichts als Merkmale hervorkeimender Zweige zu ſeyn; wie ſie denn gemeiniglich auch ſehr irregulär ſtehen. Je dicker der Stamm iſt, deſto dünner pflegen ſeine Glieder, und je dünner er iſt, deſto dicker und ſtärker pflegen dieſe zu ſeyn. Ja bey denen die eines Federkiels nur dick ſind, oder noch dünner, wechſeln nicht nur zum öftern dünnere und dickere Glieder eins um andere ab; ſondern zuweilen ſtehen wohl gar dreyerley Glieder in einer bewundernswürdigen Ordnung, ſo daß 1) ein dickes, 2) ein dünnes, 3) ein mittelmäſiges, 4) ein dünnes, 5) ein dickes u. ſ. f. auf einander folgen. In andern folgen allemal drey dünne Glieder auf ein dickes, und zuweilen ſtehet in eben demſelben Stamme auch wohl nur ein dünnes zwiſchen zwey dicken.

Ueber die verſchiedenen Abänderungen der äſtigten Entrochiten theilet uns Walch in der Naturgeſch. der Verſteiner. Th. II. Abſchn. II. S. 82. folgende Eintheilung mit.

1) Aeſtigte Entrochiten mit ausgebreiteten Aeſten und Nebenäſten. *Entrochi ramoſi ramis divaricatis.*
2) Kriechende äſtigte Entrochiten. *Entrochi ramoſi repentes.*
3) Die ſogenannte Roſe von Jericho. Sie wird zwar unter die äſtigten Entrochiten gerechnet, aber eigentlich iſt ſie ein bloſer Entrochit, an welchen ſich eine Coralle angeſetzt hat, welches auch Herr Walch bemerkt.
4) Warzigte Entrochiten, welche nemlich bloſe Warzen, als Ueberbleibſel ehemaliger Aeſte haben.

Von dieſen kennet man folgende:

a) Entrochiten mit zarten Wärzchen, welche die Gröſſe eines Hirſenkorns haben.
b) Warzigte Entrochiten, die ehedem auf ihren Seiten Aeſte, ohne beſtimmte Zahl und Ordnung gehabt haben.
c) Warzigte Entrochiten, die in gewiſſen beſtimmten Entfernungen Trochiten zwiſchen ſich haben, auf welchen ringsherum allezeit fünf erhabene Warzen ſtehen, und worauf ehedem Aeſte geſeſſen haben.
d) Wurzelſtücke der äſtigten Entrochiten. Das ſind kalkartige Steinklumpen, welche mit einer ſteinartigen Cruſte überzogen ſind, aus welcher gewiſſe Hervorragungen hervorgehen. Wir thun hinzu

5) die gabelförmigen äſtigten Entrochiten, deren wir oben gedachten, und davon wir ſelbſt ein ſehr inſtructives Stück in unſrer Sammlung aufheben.

Die äſtigten Entrochiten ſind indeſſen viel ſeltener als die eigentlichen Entrochiten; ja dieſe eigentlichen Entrochiten, wenn ſie über ſechs Zoll lang ſind, ſind ſelten genug, die kürzern ſind deſto gemeiner, weil ſie in vielen Gegenden, nemlich da wo häufige Trochiten liegen, gefunden werden. Die vorzüglichſten und ſchätzbarſten ſind, 1) diejenigen, bey denen Trochiten von erhabenen und convexen Seitenflächen unter einander abwechſeln. 2) Wo die Trochiten dergeſtalt und ſo regelmäßig abnehmen, daß ſie einen coniſchen Körper bilden. 3) Wo die Trochiten bald ab, bald zunehmen. 4) Wo der Rücken der Trochiten mit einem Reif umlegt ſind. 5) Wo die Suluren kettenförmig ſind, der Körper aber ein wahrer Entrochit iſt.

Zeichnungen haben geliefert:

1) Von eigentlichen oder gemeinen Entrochiten: Knorr Samml. von den Merkwürdigkeiten der Nat. Th. I. tab. XI. a. tab. XXXV. a. b. c. tab. XXXVI. fig. 8. 9. 11. 12. Th. II. tab. G. II. IV. V. VI. *Suppl.* tab. VII. fig. 1. 2. 3. tab. VII. a. fig. 3. 5. tab. VII. c. fig. 2. 3. 4. 5. tab. VII. d. tab. VII. f. fig. 3. Walch ſyſtemat. Steinr. tab. III. n. 1. Baumer Naturgeſch. des Mineralr. Th. I. fig. 46. Baumer *Hiſt. natur. regni mineral.* fig. 41. 43. Scheuchzer Naturh. des Schweizerl. Th. III. fig. 150. Leibnitz *Protogaea* tab. X. Bourguet *Hiſt. des petrificat.* tab. LVIII. Mylius *Saxon. ſubt.* P. II. tab. 3. Roſinus *de Lithozois* tab. VIII. Harenberg *Lilium lapid.* tab. I. Lochner *Muſ. Beſl.* tab. XXXV. Klein *Deſcript. petrefactor. Gedan.* tab 23. Volkmann *Sileſ. ſubterran.* P. I. tab.

tab. 27. *Acta Helvet.* Vol. IV. tab. 6. fig. 2. 10. 13. 15. 17. 19. 20. bis 24. 32. 38. 76. 78. tab. 7. fig. 1. 2. 4. 5. tab. 8. fig. 5. Pondoppidan Naturh. von Dännemark tab. X. in fine Imperati *Hiſt. natural.* p. 743. Ritter *Oryctogr. Calenb.* I. tab. I. fig. 5. Meile *de lapid. figur. agri Lubecenſ.* tab. II. fig. 8. Scheuchzer *Phyſica* Th. II. tab. IX. fig. 40. Boodt *Gemmar. & lapid. hiſt.* p. 411. Schröter vollſtänd. Einleit. Th. III. tab. 3. fig. 6. 7.

2) Von äſtigten Entrochiten: Knorr Samml. von den Merkwürdigk. der Nat. Th. II. tab. G. II. fig. 2. bis 7. tab. G. IV, *Suppl.* tab. IV. B. fig. 4. bis 8. tab. VII. a. fig. 4. Schulze von den verſteinten Seeſternen tab. I. fig. 1. 2. Roſinus *de lithozois* tab. X. Claſſ. A. fig. 1. bis 8. Mineralog. Beluſt. Theil. VI. tab. III. fig. 13. 14. Berlin. Sammlungen Th. V. 2tes Stück fig. 3. 7. 9. 11. Beuth *Jul. & Mont. ſubterran.* tab. II. fig. ad p. 88. n. 20. *Acta Helvet.* Vol. IV. tab. 6. fig. 43. tab. 7. fig. 21. tab. 8. fig. 9. 10. Schröter vollſtänd. Einleit. Th. III. tab. V. fig. 5. (10)

Entrochiten, äſtigte, (Verſteiner.) ſ. Entrochiten.

Entropium, ſ. Verdrehung der Augenlieder nach innen.

Entrüſtung iſt ein heftiger Grad des Zorns gegen dasjenige, was uns unrecht ſcheint. In allen Theilen der ſchönen Wiſſenſchaften kommen Fälle vor, wo dieſe Leidenſchaft nicht nur ſtatt findet, ſondern wo ſie auch mit gutem Erfolg gebraucht werden kann. Im Heldengedicht, in dramatiſchen Stücken, in der Satire, in der Ode, kann der Dichter ſeinen Unwillen auf eine heftige Art zeigen. Der Redner hat hundert Gelegenheiten dazu. Nur müſſen beyde den Ausdruck, der ſich für dieſe Leidenſchaft ſchickt, vollkommen in ihrer Gewalt haben. Soll es Eindruck machen, ſo muß der Ausdruck ſchnell, lebhaft, und heftig ſeyn, ſo daß man ſo zu reden bey jedem Worte fühlt, der Redende habe mehr gedacht, als er in der Hitze der Leidenſchaft habe vorbringen können. Man leſe die Rede der Juno im Anfang der Aeneis, und die Reden der Dido, nach dem Abzug der Aeneas, im vierten Buch derſelben, ſo wird man Muſter von dem Ausdruck, der dieſer Leidenſchaft angemeſſen iſt, finden. Obgleich dergleichen Reden ſehr heftig ſind, ſo leſen wir ſie dennoch mit Vergnügen, weil wir geneigt ſind, an dem Unwillen der andern, wenn wir ihn gerecht finden Antheil zu nehmen. Wenn ſich Horaz über den Mena entrüſtet, der

Sectus flagellis triumviralibus
Præconis ad faſtidium
Arat Falerni mille fundi iugera
Et Appiam mannis terit,
Sedilibusque magnus in primis equis
Ottone contemto ſedet;

ſo werden wir beym Leſen ſelbſten gegen ihn aufgebracht. Wenn wir auf der Schaubühne einen Chremes im gerechten Zorn gegen einen ungerathenen Sohn ſehen, wie er tumido delitigat ore; ſo fühlen wir etwas in uns, daß wir ſelbſt dem leztern gern unſern eigenen Unwillen möchten empfinden laſſen. Sollte dieſe Entrüſtung aber gute Wirkung thun, ſo muß der Zürnende nach dem Urtheil der geſunden Vernunft und des guten Geſchmacks das Recht auf ſeiner Seite haben; ſonſten bringt ſie bey den Leſern gerade die entgegengeſezte Wirkung hervor. Wenn ſich ein ungerathener Sohn über ſeinen Vater entrüſtet, daß er ihm zu ſeinen Ausſchweifungen nicht Geld genug giebt, ſo zieht er niemanden, als höchſtens nur diejenigen, die eben ſo verdorben ſind, als er, in ſein Intereſſe. Niemals werden wir die Entrüſtung billigen, als nur da, wo wir den Gegenſtand für rechtmäßig erkennen, es mag nun aus wahren, oder aus Scheingründen geſchehen. Dieſes muß ſich der Künſtler zur Hauptregel machen. (22)

Entſagung bey der Taufe, ſ. Abrenuntiatio.

Entſagung, Verzicht, Renunciation, iſt der Nachlaß eines dem Entſager zuſtehenden Rechts; ſie wird als eine Art der Veräuſſerung angeſehen, weil ich durch den Nachlaß eines mir zuſtehenden Rechts immer mein Vermögen vermindere, und kann daher nur von ſolchen, welche über ihr Vermögen frey verfügen, und etwas veräuſſern können, geſchehen, da hingegen z. B. ein Kind, ein Verſchuldeter zum Nachtheil ſeiner Glaubiger einem ſchon habenden Recht nicht giltig entſagen kann. Die Entſagung kann entweder Titulo lucrativo, oder Titulo oneroſo geſchehen; jenes, wenn der, zu deſſen Vortheil entſagt wird, nichts; dieſes, wenn er etwas dagegen leiſtet; am häufigſten aber geſchehen die Verzichte auf künftige Rechte, welche jemanden mit der Zeit unter gewiſſen Umſtänden zuſtehen könnten, wie z. B. adeliche Töchtern der Erbfolge, und die Contrahenten gewöhnlich allen nur erſinnlichen Rechtswohlthaten und Exceptionen entſagen, wobey aber ſehr viel Mißbrauch vorgeht, wenn theils ſolchen Rechten, welche dem Entſagenden nicht zuſtehen, theils ſolchen, welchen nicht entſagt werden kann, entſagt wird. Einem Recht, welches mir nicht zuſteht, oder worüber ich wenigſtens nicht frey verfügen kann, einem Recht, welches nicht zu meinem, ſondern eines Dritten Vortheil eingeführt worden, beſonders einer geſezlichen Verordnung oder Vorſchrift, welche um des gemeinen Beſten willen gemacht worden und mittelbar mir zu Statten kommt, kann ich nicht entſagen. Weil übrigens die Entſagung eine Veräuſſerung und Verſchwendung ſeiner Rechte iſt, ſo haben die Rechtsgelehrte die Säze aufgeſtellt, daß dieſelbe niemals vermuthet, und wann ſie auch wirklich geſchehen iſt, ſo engbedeutend als nur möglich erklärt wird; ja gemeiniglich hält man dafür, daß ein allgemeiner Verzicht auf alle zuſtehende Exceptionen und Rechtswohlthaten in Anſehung gewiſſer beſonderer Exceptionen und Rechtswohlthaten keine Wirkung habe; und daß ſelbſt ein Verzicht auf gewiſſe beſtimmte Exceptionen und Rechtswohlthaten nicht giltig ſeye, wenn ſolche nicht dem Entſagenden zuvor deutlich und genugſam erklärt worden, oder er ſonſt eine Perſon iſt, von welcher man die Kenntniß des vergebenen Rechts erwarten kann. Dennoch aber kann eine Entſagung auch ſtillſchweigend geſchehen, wenn der, welchem ein gewiſſes Recht zuſteht, ſolche Handlungen unternimmt, aus welchen dieſelbe nothwendig folgt; wenn z. B. der in einem Teſtament mit Stillſchweigen übergangene oder unrechtmäßig enterbte Notherbe das ihm in dieſem Teſtament verſchafte Vermächtnis ohne Widerſpruch annimmt, ſo entſagt er damit ſtillſchweigend ſeinem Recht, das Teſtament anzufechten, und ab inteſtato zu erben. Die ausdrückliche Entſagung wird öfters mit einem Eyd beſtärkt, um ſie auf den Fall, wenn ſie nach den Geſezen ungiltig ſeyn ſollte, dadurch verbindlich zu machen; und nach der Praxis hat gröſtentheils die eydliche Beſtärkung des Verzichts dieſe Wir-

kung, daß z. B. wenn gleich der Entſager von dem vergebenen Recht nicht zuvor belehrt worden, dennoch die Entſagung durch den Eyd verbindlich wird. (38)

Entſafacale. Mit dieſem Namen belegen die Reiſebeſchreiber eine Pflanze von der Inſel Madagaſcar: Sie ſtellt einen Baum vor, der ſo hoch iſt als ein Mandelbaum, wenige gerade Zweige und eyrunde Blätter hat, wie die Wallnüſſe. Die Früchte ſind lang, cylindriſch in kleine Fächer getheilt, mit einer holzigen Schale bekleidet, von auſſen und innen gelb; doch giebt es auch ſchwarze und weißgraue. Sie entſpringt unmittelbar aus der Rinde des Stammes und hängt an einem kurzen Stiele. Ihr Saft iſt ſüß und riecht auch ſüßlich. (9)

Entſchädigung, oder Erſetzung des von andern erlittenen Schadens, rechtfertigt zwar das Geſetz der Natur; weil aber leichtlich die gehörige Gränzen überſchritten werden könnten; ſo haben alle Stifter geſitteter Staaten ſolche durch poſitive Geſetze beſtimmt. Wir wollen hier dasjenige unterſuchen, was Moſes darüber verordnet hat. Er trägt dieſe Materie nicht in einem allgemeinen Satz vor, ſondern ſetzt nur einige Fälle feſt, die er entweder aus der natürlichen Billigkeit, oder aus einem alten Herkommen herleitet. 1) Wer das Vieh eines andern tödtete mußte es Stück vor Stück in der Natur erſetzen. 3 B. Moſ. 24, 18. Nicht aber blos dem Werth nach mit Geld abkaufen; im Hebräiſchen ſteht, נפש תחת נפש Seele für Seele, d. i. Stück für Stück. Die Billigkeit dieſer Verordnung leuchtet einem jeden ein, welcher bedenkt, daß Moſes mit einem Volke zu thun hatte, welches vom Ackerbau, und der Viehzucht, da es den Menſchen nicht gleichgültig war, ob ſie das Vieh wirklich, oder den Werth dafür hatten, indem ſie nicht allemal Vieh für Geld bekommen, noch letzteres an den Pflug ſpannen konnten. Es verſteht ſich von ſelbſten, daß das Stück Vieh, welches der Beleidigte zur Entſchädigung bekam, nicht geringer ſeyn durfte, als dasjenige, welches er verlohren hatte. 2) Wenn eines Iſraeliten Ochſe den Knecht eines andern todt ſtieß, ſo mußte der Eigenthümer des Ochſen dem Herrn des Knechts dreyſig Silberlinge bezahlen; der Ochſe aber wurde geſteinigt. 2 B. Moſ. 21, 32. Da Leibeigene als Waare, die gekauft und verkauft wird, angeſehen wurde, ſo müſſen ſie freylich einen gewiſſen Preiß haben; allein genau kann ſolcher nicht beſtimmt werden, weil die Knechte nach den beſondern Umſtänden des Alters, Schönheit, Stärke, Geſchicklichkeit, und dergl. ſehr verſchieden ſeyn konnten; dennoch iſt es in gewiſſen Fällen nöthig, einen geſetzmäßigen Preis feſtzuſetzen, weil man nicht in allen Fällen erſt handeln konnte; und es würde gewiß ein ſehr verworrener Proceß entſtanden ſeyn, wenn alle gute und böſe Eigenſchaften eines Knechts mit in Anſchlag hätten gebracht werden ſollen. Moſes ſetzt alſo einen gewiſſen Mittelpreis feſt, den er vermuthlich aus dem gemeinen Herkommen genommen hatte, und taxirt ihn auf dreyſig Silberlinge. Daß der Ochs, der des andern Knecht todt geſtoſſen hatte, geſteinigt werden ſollte, ſetzt Moſes deswegen hinzu, um das Blut eines Menſchen noch mehr zu heiligen, und den Mord auch durch ſinnliche Eindrücke recht abſcheulich vorzuſtellen. (ſ. Mord) Maimonides macht hiebey die Anmerkung: wenn der Sclave nicht auf dem Felde desjenigen, dem der Ochſe gehörte, todt geſtoſſen worden wäre, ſo wäre der Herr damit losgekommen, daß ſein Ochſe geſteinigt worden wäre, die dreyſig Seckel aber hätte er nicht bezahlen dürfen. 3) Wenn ein Ochſe den andern todt geſtoſſen hätte; ſo würde es einen ſehr verwirrten Rechtshandel gegeben haben, wenn man hätte beweiſen wollen, wer der angreifende Theil geweſen wäre. Moſes trift alſo das Auskunftsmittel, daß beyde Theile den Schaden tragen mußten. Der Ochſe, der den andern geſtoſſen hatte, wurde verkauft, und das daraus gelößte Geld, wie auch der todt geſtoſſene Ochſe, wurde unter beyde getheilt. 2 B. Moſ. 21, 35. 36. War aber der Ochſe ſchon vorhin als ſtößig bekannt, und der Eigenthümer hatte ihn nicht in Acht genommen, ſo mußte deſſen Eigenthümer, dem Herrn, deſſen Ochſe todt geſtoſſen worden war, einen andern geben, das todt geſtoſſene Stück aber behielt er. Die ſiebenzig Dollmetſcher geben dieſe Stelle: wenn man es dem Herrn geſagt hat, daß ſein Ochſe ſtößig ſey; im Grunde betrachtet kommt es auf eines hinaus. 4) Hatte jemand einen Brunnen gegraben, und ihn nicht zugedeckt, oder eine alte ihm bereits gehörige Grube oder Ciſterne, offen gelaſſen, und ein Thier fiel hinein; ſo mußte derjenige, dem die Grube gehörte, das Thier bezahlen, ſolches aber für die Bezahlung behalten. Der chaldäiſche Paraphraſt Jonathan ſetzt hinzu, auf einem Platz, und die Rabbinen ſagen, daß es von einem ſolchen Brunnen zu verſtehen ſey, der auf einem gemeinſchaftlichen Platz, an einem öffentlichen Orte gegraben geweſen ſey; auſſerdem hätte ein jeder auf ſeinem Grund und Boden thun können, was er gewollt hätte. Im Texte ſteht von dieſer Anmerkung nichts; man vergleiche die Art. **Brunnen, Ciſterne.** 5) Wenn jemand ſein Vieh, entweder aus Bosheit, oder aus Nachläßigkeit auf eines andern Feld oder Weinberg weiden lies; ſo mußte er den dadurch zugefügten Schaden erſetzen. 2 B. Moſ. 22, 5. Gewöhnlich wird dieſe Stelle alſo überſetzt: er ſoll es von dem Beſten auf ſeinem Acker wieder erſetzen. Die ſiebenzig Dollmetſcher überſetzen es: er ſoll von ſeinem Feld nach ſeinen Früchten geben, d. i. er ſoll von ſeinem Felde ſo viel wieder geben, als er in des andern Felde Schaden gethan hat. Die Rabbinen nehmen dieſe Worte gleichfalls in dem gewöhnlichen buchſtäblichen Verſtand, und machen daraus die Rechtsregel, daß man in allen Fällen, in welchen man den Schaden erſetzen ſoll, das Beſte dazu anwenden müſſe. Andere aber geben dem Worte מיטב welches gemeiniglich, durch, das Gute, das Beſte, überſetzt wird, eine andere Bedeutung. Sie leiten es von dem arabiſchen Wort, טוב her, welches weiden bedeutet; davon kommt das Wort Mutab, eine Trift. Metab heißt ihnen alſo, ſo viel, als Hut- oder Weiderecht, das Weidgeld; ſie überſetzen alſo dieſe Stelle, alſo: wer ſein Vieh auf des andern Feld, oder Weinberg treibt, muß das Weidegeld, entweder vom ganzen Jahr, oder von der Zeit, da er darauf geweidet hat, bezahlen. Obgleich Moſes den Armen erlaubt, die zurückgebliebene Garben aufzuleſen: ſo wollte er doch nicht, daß andere ihr Vieh auf ſeine Aecker treiben ſollte. Nach den erſten Erklärungen gehet die Entſchädigung auf den Schaden, den jemand auf des andern Grundſtücken zu der Zeit anrichtet, wenn die Früchte noch darauf ſtehen; nach den andern aber auf das Weiden auf derſelben, wenn die Früchte bereits eingethan waren. 6) Wenn durch Unvorſichtigkeit der Hirten Feuer auf dem Felde auskam, ſo mußte derjenige den Schaden erſetzen, der das Feuer angemacht hatte. Dieſes Geſetz kann nicht nach unſern Sitten erklärt werden. Bey uns ſind die Hirten gemeiniglich arme Leute, an denen man ſich wenig, oder gar nicht erholen kann. Bey den Iſraeliten

im Gegentheil waren die Hirten gemeiniglich die Reichsten, und wenn auch ihre Leibeigenen diese Unvorsichtigkeit begegangen hatten, so mußte ihr Herr für den Schaden stehen. Was die Talmudisten für Einschränkungen hiebey gemacht haben, geht uns hier nichts an; man kann sie im talmudischen Tractat, der von den Schäden handelt, finden. 7) Hatte einer gestohlen, so mußte er das Gestohlene zwey- vier- oder fünffach ersetzen. War das Gestohlene noch ungeändert in der Gewalt des Diebes, so mußte es zweyfach ersetzt werden; war es schon veräussert, so mußte es bey Schaafen vierfach, bey Ochsen aber fünffach ersetzt werden. Hatte der Dieb nicht zu bezahlen, so ward er zum Knecht verkauft, wahrscheinlich auf so viel Jahre, als zur Tilgung seiner Schuld nöthig war. (s. Diebstahl) 8) Hatte jemand ein Depositum abgeleugnet, und es wurde hernach bey ihm gefunden, so wurde es, wie bey einem Diebstahl gehalten, er mußte es doppelt ersetzen. Hatte er sich davon losgeschworen, und gestund es hernach aus Regung seines Gewissens, so mußte er es wieder erstatten, und noch den fünften Theil darüber. Alle diese Entschädigungen setzen voraus, daß derjenige, der etwas wieder erstatten sollte, auch etwas habe, daran man sich halten konnte. Und dieses hatte unter den Israeliten ein jeder. Jedermann hatte seinen väterlichen Acker, dessen Ernten angegriffen werden konnten; im Fall der Noth konnte man seine Kinder, seine Frau, ja ihn selbsten zum Leibeigenen verkaufen, und sich davon bezahlt machen.

Was diejenigen Beschädigungen anbelangt, die im eigentlichen Verstand nicht ersetzt werden konnten, z. E. Verletzungen am Körper, und dergleichen so tratt das Wiedervergeltungsrecht ein, davon in einem besondern Artikel gehandelt werden soll. (22)

Entschädigung, Schadloshaltung, Indemnisation, ist die Ersetzung eines dem andern zugefügten Schadens. So wie ein jeder schon nach dem Naturrecht schuldig ist, den durch seine Schuld oder vorsetzlich verursachten Schaden dem andern zu ersetzen, so verordnen eben dieses auch die positive Rechte, und geben auf die Entschädigung demjenigen der in einem Contract beschädigt worden ist, die Klage aus dem Contract; dem aber, welchem ausser einem Contract ein Schade zugefügt worden, die Klage aus dem Aquilischen Gesetz und andern Klagen. (s. Damnum und Damnum injuria datum) In jenem Fall wird die Klage auf Entschädigung auch wider die Erben gegeben, in diesem Fall aber sind die Erben nach dem römischen Recht nicht gehalten, ausgenommen wann mit dem Erblasser, welcher den Schaden zugefügt, schon lis contestirt worden ist. Zu Begründung der Klage auf Entschädigung ist nöthig, 1) daß der Kläger den ihm zugefügten Schaden beweise, worüber er zuweilen zu einem Eyd zugelassen wird; 2) daß der Beklagte vorsetzlich gehandelt, oder eine Unvorsichtigkeit begangen, die ihm aufgerechnet werden kann, und daß 3) aus der vorsetzlichen Handlung oder Schuld des Beklagten, und nicht anderswoher der Schade erfolgt sey. (38)

Entscheiden, heißt überhaupt durch richterlichen oder schiedsrichterlichen Ausspruch bestimmen, welche der Parthien das Recht auf ihrer Seite hat. In der Glosse zum Sachsenspiegel wird dieses Wort auf die schiedsrichterlichen Aussprüche eingeschränkt; so wie auch der Schiedsrichter selbst darin ein Entscheider genannt wird. Jedoch ist diese nähere Bestimmung sonst eben nicht sehr üblich. (15)

Entscheidung, ist die Bestimmung dessen, was in einer strittigen Sache Rechtens ist; wann sie vom gebührenden Richter auf die erforderliche Weise gegeben und abgefaßt ist, so wird sie zur Urtel, und heißt, je nachdem sie die Hauptsachen oder nur einen Nebenpunct entscheidet, Endurtel oder Bescheid; wann das Gericht, welches eine Streitsache entscheiden solle aus mehreren Beysitzern besteht, so erfolgt die Entscheidung nach den mehreren Stimmen; wann aber die Stimmen der Beysitzer gleich sind, so hat gemeiniglich der Vorsitzende das Recht, durch seine Stimme zu entscheiden. (38)

Entscheidung in Krankheiten, s. Crisis.

Entscheidungseyd, s. Eyd.

Entscheidungsgründe, (*rationes decidendi*,) nennt man diejenigen Ursachen, welche den Richter bewogen haben, so und nicht anders sein Urtheil abzufassen. Sie werden den Zweifelsgründen entgegen gesetzt, und müssen folglich diese zwar nicht nothwendig an der Zahl, aber doch an innerer Kraft überwiegen. Vor der Mitte des siebenzehenten Jahrhunderts findet man selten Beyspiele, daß dergleichen den Urtheilssprüchen wären beygefügt worden. Nach dem Reichsabschiede von 1654. ist aber den Unterrichtern befohlen, ihre Entscheidungsgründe an das Cammergericht bey erfolgter Appellation einzusenden; auch die Rechtsfacultäten auf Academien sind angewiesen dieselben unentgeltlich aufsetzen. Dieses ist seitdem auch bey allen Gerichten eingeführt, von deren Aussprüchen an ein höheres Tribunal appellirt wird. An manchen Orten ist sogar vorgeschrieben, daß jeder Richter die Entscheidungsgründe seinem Urtheil inseriren solle; und wo es nicht vorgeschrieben ist, da thut doch oft ein Richter sehr wohl daran, wenn er damit die Parthien zu belehren und zu beruhigen sucht. Nur muß er alsdann auch auf seiner Huth seyn, daß er keine Blässen der Unwissenheit und Einfalt gebe. Wenn übrigens die Entscheidungsgründe dem Urtheil selbst eingerückt sind, so gehen sie auch mit demselben in die Rechtskraft über; welches nicht geschicht, wenn sie dem Urtheil nur beygelegt sind. (15)

Entscheidungs-Jahr, s. Annus criticus, Decretorius.

Entscheidungstag, (*dies decretorius*) ist der erste Januar des Jahres 1624. Entstehung und Absicht dieses Entscheidungsziels ist mit dem Entscheidungs-Jahre, wovon bereits unter Annus criticus gehandelt ist, einerley. Hier bemerken wir nur noch diesen Unterschied, daß insofern die Rede von der Religionsübung überhaupt ist, man auf das ganze Entscheidungsjahr sehen müsse: insofern aber nur die Frage von Ausübung einzelner Rechte ist, alsdenn kommt alles darauf an, wie es am Entscheidungstage gehalten worden, oder in welcher Verfassung die Sache damals gestanden habe. (15)

Entschlagsbriefe, heissen in der Sprache des Mittelalters ein Befehl „daß man einen auferlegten Arrest wieder relaxiren solle. (3)

Entschuldigung der Vormünder s. Excusatio.

Entsetzen. s. Spolium.

Entsetzen. s. Schröcken.

Entsetzen, ist ein heftiger Grad des Schreckens, oder auch des Abscheues, gegen einen gewissen Gegenstand. Je unvermutheter der Ueberfall ist, und je heftiger er uns revoltirt, desto gröſſer ist das Entsetzen. Mit Uebergehung dessen, was der Psycholog über die Entstehung und der Grade desselben sagen kann, wollen wir hier

nur unſere Gedanken hievon in Abſicht auf die ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte ſagen. Es wird erſtlich überhaupt die Frage aufgeworfen, ob ſchreckhafte und entſetzliche Dinge ein Gegenſtand der ſchönen Wiſſenſchaften ſeyn können. Dieſe Frage iſt von einigen aus dem Grunde verneinet worden, weil die ſchönen Künſte die Abſicht hätten, den Menſchen zu ergötzen, das Entſetzen aber keine angenehme Gemüthsbewegung ſey. Wir werden bey einer andern Gelegenheit zeigen, wie falſch dieſer Grundſatz ſey, (ſ. Künſte, ſchöne.) Hier ſetzen wir zum Grund, daß entweder die Nachahmung der Natur, oder die Beſſerung der Menſchen, oder eine beluſtigende Belehrung derſelben, der wahre Endzweck der ſchönen Wiſſenſchaften ſey. Wir mögen ſie in einer Abſicht anſehen, in welcher wir wollen, ſo können wir uns nicht überreden, daß das Entſetzen derſelben nachtheilig ſey. Nur muß man einen Unterſchied machen, zwiſchen der äuſſerlichen Vorſtellung des Entſetzlichen, und der Beſchreibung oder Schilderung deſſelben. Jene kann das Gemüth ſo erſchüttern; daß wir unſre Augen mit Widerwillen davon wegwenden; dieſe aber kann das Gemüth bis zu groſſen und erhabenen Empfindungen erheben. Man laſſe einen Sterbenden auf dem Schauplatze ſo vorſtellen, wie er in der Natur iſt; er röchle, er verdrehe die Augen, er drehe die Glieder gewaltſam herum, er ſterbe unter grauſamen Verzuckungen: ſo wird der Anblick den Zuſchauern zu empfindlich ſeyn, ſie werden fliehen. Da Aeſchylus die Eumeniden auf das Theater brachte, ſo war der ganze Areopagus auſſer ſich. Männer, die in den Waffen grau geworden waren, zitterten, die Menge flohe davon: ſchwangere Frauen kamen nieder. Abſcheuliche Dinge deren bloſſen Begrif ſchreckt, dürfen niemals auf der Bühne vorgeſtellt werde. Horaz ſagt:

Ne pueros coram populo Medea trucidet,
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus.

gewaltſame ſinnliche Handlungen verdunkeln alle Täuſchungen der Dichtkunſt. Manche Schauſpieldichter glauben durch ſinnliche Vorſtellungen dergleichen entſetzlicher Gegenſtände auf die Zuſchauer einen deſto tiefern Eindruck zu machen. Wer für Cannibalen arbeitet, mag ſolche gewaltſame Mittel zu rühren vielleicht nöthig haben; wer aber mit Menſchen zu thun hat, deren Gefühl ſchon verfeinert iſt, verfehlt durch dergleichen Vorſtellungen ſeinen Endzweck. Der bloſſe Begriff, daß ein Vater den Gedanken bekommt, ſein geliebtes Kind, um es für der groſſen Noth, die er ſelbſt fühlt, zu bewahren, umzubringen, iſt entſetzlich genug, und derjenige iſt ein Barbar, und kein empfindlicher Menſch, der nöthig hat, um dieſes Entſetzen recht zu fühlen, die Handlung ſelbſt zu ſehen. Ganz aber verhält es ſich mit der Beſchreibung entſetzlicher Gegenſtände; dieſe beleidigen nicht nur das zärtliche Gefühl nicht, ſondern der Menſch wird dadurch von verderblichen Gegenſtänden abgeſchreckt. Der Künſtler ahmt alsdenn der Natur nach, welche da Entſetzen erregt, wo der Menſch etwas, das ſeinem Leben Gefahr droht, entdeckt. Dies iſt die facundia præſens, die Horaz ſtatt der wirklichen Vorſtellungen entſetzlicher Gegenſtände empfiehlt. Wie ſchreckhaft, aber auch zugleich lehrreich, iſt die Schilderung, die Klopſtock von einem ſterbenden Gottesleugner macht:

— der kommende Sieger
Und das bäumende Roß, der rauſchen Panzer Getöſe
Und das Geſchrey, und die tödtende Wuth, und der donnernde Himmel,
Stürmt über ihn. Er liegt, und ſinkt mit geſpaltenem Haupte
Dum und gedankenlos unter den Todten, und iſt noch und denkt noch, und fluchet.
Daß er noch iſt, und ſpitzt mit bleichen ſterbenden Händen
Blut gen Himmel. Gott flucht er, und wollt ihn gern noch leugnen.

Der höchſte Grad des Entſetzlichen mißfällt alſo bloß in der äuſſerlichen Vorſtellung; in der Beſchreibung aber iſt es eine fruchtbare Quelle des Erhabenen. Aeuſſerliche Handlungen alſo, die durch das Schreckliche, das Wunderbare, das ihnen Pantomine, nicht aber als Zeichen der Gedanken anhängt, müſſen wegbleiben. Wenn das Entſetzliche nur Schautern und Bewundern erregt; ſo erreicht es die Abſicht des Künſtlers nur zur Hälfte; es muß auch gute Geſinnungen in dem Leſer oder Zuſchauer erregen. (22)

Entſetzen eine Feſtung, heiſſet den Feind durch Gewalt von auſſen nöthigen die Belagerung aufzuheben. Durch Gewalt; denn wann es durch den dazwiſchen kommenden Friedensſchluß oder andern gütlichen Vergleich geſchiehet, ſo ſagt man nicht, die Feſtung ſeye entſetzt worden. Durch Gewalt von auſſen; denn wenn es durch die Lage, durch die Vortreflichkeit der Vertheidigung, mit einem Worte durch Gewalt von innen geſchiehet, ſo gebrauchet man dieſen Ausdruck gleichfals nicht. Die äuſſerliche Gewalt mag aber beſtehen, worin ſie will; man mag den Feind durch Abſchneidung der Zufuhr, durch einen Einfall in ſein Land, durch einen Angriff der belagernden Armee zum Abzug zwingen u. ſ. w.: ſo entſetzet man die Feſtung; wiewohl man im eigentlichſten Verſtande nur das letzte bey dieſen Worten gedenket, wovon wir daher jetzo allein noch das nöthigſte anführen wollen.

Wenn der Feind auſſer der belagernden noch eine Obſervationsarmee auf den Beinen hat, ſo hat er weniger Urſache wegen dem Entſetzen der Feſtung in Sorgen zu ſtehen. Man begreift leicht, daß er dieſelbe zwiſchen die Feſtung und die gegentheilige Armee und zwar nicht weit von der erſten ſtellen werde, damit ſie dem Gegentheile, nach welcher Seite er ſich wendet, um ſeinen Angriff auszuführen, mit der geringſten Bewegung immer den Weg verlegen könne. Weil es immer rathſam iſt, dem Gegentheile an Mannſchaft überlegen zu ſeyn, ſo gibt die belagernde der Obſervationsarme bey bevorſtehendem Angriff ſo viele Truppen ab, als ſie füglich entbehren kann, überläſſet alsdenn derſelben den Gegentheil abzutreiben, und ſetzet vor ſich blos das Geſchäfte der Belagerung fort.

Iſt keine Obſervationsarmee vorhanden, ſo muß ſich die belagernde Armee ſelbſt wehren, und hat hiezu zwey Wege vor ſich; entweder nemlich erwartet ſie den Feind hinter ihren Linien oder rücket ihm entgegen, und ſchlägt auf freyem Felde. Das erſte iſt zu wählen, wenn die Belagerer ſtark genug ihre Linien aller Orten genugſam zu beſetzen und ſicher ſind, daß ihnen die Zufuhr nicht abgeſchnitten werden könne; wenn des Feindes gröſte Stärke in Cavallerie beſtehet, die er wider Leute, die hinter Linien fechten, weniger als wider frey ſtehende Leute brauchen kann; wann die Mannſchaft der Belagerer neu und unerfahren, oder durch vorhergehende unglückliche Zufälle den Muth verlohren, der ihr durch die von den Bruſtwehren gewährte Bedeckung erſetzet wird; wenn man

dem Feinde an Artillerie ſtark überlegen iſt, die hinter Linien ſicherer als im freyen Felde bedienet werden kann u. ſ. w. Hingegen iſt das letzte vorzuziehen, wenn der heranrückende Feind den Belagerern die Zufuhr nehmen könnte; wenn die Linien derſelben zu weitläuftig ſind, als daß ſie gehörig beſetzt werden könnten u. ſ. w. Sind die Bedenklichkeiten auf beyden Seiten gleich, ſo gibt der Grund in den Linien zu verbleiben den Ausſchlag, weil man ſich dadurch weniger der Gefahr ausſetzt, daß der Feind Mannſchaft Nahrungs- und Kriegsbedürfniſſe in die Feſtung bringen möge. Rücket man aber ihm entgegen, ſo iſt nothwendig zu beobachten, ſowohl daß man ſo viele Truppen zurücklaſſe, daß die Belagerung fortgeſetzet, die Linien bewacht und einem kühnen Ausfall die Spitze geboten werden könne; als daß man ihm weit genug, doch nicht zuweit, entgegen gehe. Erſtens damit nicht, wenn es unglücklich ablauft, die Beſtürzung und daraus entſpringende Unordnung ſich zu ſchnelle bis in die Laufgräben ausbreite und allzugroſſen Verluſt und Schaden nach ſich ziehe, ſondern Raum bleibe ſich wieder zu ſetzen, und Zeit zu unübereilten Abzügen zu verſchaffen. Letzteres damit man nicht tourniret, von den Truppen vor der Feſtung abgeſchnitten, oder um die Communication mit derſelben gebracht werden könne u. ſ. w. Daß man ſich in dieſem Falle den bequemſten Ort, worauf man den Feind erwarten kann, ausſuchen müſſe, verſtehet ſich von ſelbſt, und was überhaupt die Frage betrift, ob und wie man Linien vertheidigen müſſe, davon wird in dem Artikel Linien, geſprochen werden.

Von Seiten derer die den Entſatz unternehmen, haben wir nur den Fall zu betrachten, da die Belagerer in ihren Linien bleiben, und aus der kaum angeführten Urſache von dem Angriffe der Linien nur ſo viel zu ſagen, als zu der Bewirkung des dadurch intendirten Entſatzes einer Feſtung nöthig iſt. Dem Commendanten der Feſtung muß durch treue Spionen oder andre ſichere Gelegenheit von dem Vorhaben umſtändliche Nachricht gegeben und ihm anbefohlen werden, wie er ſich dabey zu verhalten hat. Z. E. man wird an der und der Stelle zu der und der Stunde den Hauptangriff thun; er ſoll denſelben durch einen ſtarken Ausfall in Rücken der attaquirten Truppen ſo und ſo unterſtützen. Man muß ferner den Hauptangriff auf einen durch Flüſſe, Moräſte u. d. gl. von dem übrigen abgeſonderten Theil des feindlichen Lagers richten, damit die angegriffene nicht, oder nicht leicht, unterſtützet und daher deſto eher über den Haufen geworfen werden können. Zu dem Ende ſchieſſet man die Communicationsbrücken entzwey, oder ſucht ſie, wenn man es dahin bringen kann, zeitig zu beſetzen. Endlich trachtet man bey der Gelegenheit der Feſtung Munition, Proviſion und Mannſchaft zu zu bringen, damit, wenn allenfalls der ganze Endzweck nicht erhalten werden ſollte, dieſelbe doch in den Stand geſetzt werde, ſich geraume Zeit länger zu vertheidigen. Die Mannſchaft muß vornemlich aus Infanterie beſtehen, weil man ſie und nur wenig Cavalerie in Feſtungen nöthig hat. Pulver nehmen Reuter in lederne Säcken woraus nichts ausfällt, daß auf dem Wege verſtreuet und Gelegenheit zu Unglück geben würde, hinter ſich und geben ſie, ſo bald es nöthig iſt, an Fußgänger ab. Sie dörfen daher nicht zu ſchwer ſeyn, und nicht viel über 30 Pfund Pulver in ſich faſſen. Mehl, wird in gleich ſchweren leinenen Säcken auf Wägen mit gefahren, und gleichfalls an Fußgänger abgegeben. Reuter und Wägen ſammt ihrer Bedeckung ziehen ſich wieder zurück, und wird deswegen ein Corps zu ihrer Unterſtützung in der Nähe gelaſſen, damit ſie den zugeführten Vorrath nicht ſelbſt aufzehren. (6)

Entſetzung des Amts, ſ. Abſchied, Bediente caßiren. Dimißion.

Entſiglung, oder Eröffnung der geſigelten Briefe, iſt nach der Regel niemand erlaubt, als demjenigen, an welchen der Brief gerichtet und überſchrieben iſt; und wann er an mehrere, oder an ein Collegium gerichtet iſt, ſo hat nach der Regel der Vornehmere, oder der Vorſteher des Collegium das Recht ihn zu entſigeln; und derjenige, welcher wiſſentlich und in böſen Abſichten den an einen andern gerichteten Brief entſigelt, kann als ein Falſarius beſtraft werden; beſonders alsdann, wenn er, wie z. B. ein Poſtverwalter damit gegen ſeine beſchworne Amtspflichten handelt; und der, welcher einen an jemand anders gerichteten Brief entſigelt, hat immer die Vermuthung wider ſich, daß er ihn auch geleſen habe, wann er nicht das Gegentheil hinlänglich beweiſen kann; und eben ſo wird wider ihn vermuthet, daß er vorſetzlich den Brief entſiegelt habe, wann nicht gewiſſe beſondere Umſtände, z. B. Gleichheit des Namens, oder Zweydeutigkeit der Ueberſchrift einen unſchuldigen Irrthum wahrſcheinlich machen. Derjenige an welchen der Brief gerichtet iſt, kann auch gegen den andern, welcher wiſſentlich ihn entſiegelt, eine Injurienklage anſtellen. Unter gewiſſen Umſtänden kann ſogar eine ſolche Entſiglung ein Hochverrath ſeyn, wann nemlich Briefe, welche vom Landsherrn oder Staatsbedienten geſchrieben, oder an ſolche gerichtet ſind, in der Abſicht, Staatsgeheimniſſe zu entdecken und zu verrathen, entſigelt werden. Unſträflich aber iſt dieſe Entſiglung, wann ſie von jemand mit Bewilligung deſſen, an welchen der Brief gerichtet iſt, oder aus einem wahrſcheinlichen Irrthum geſchieht. Ob es dem höchſten Regenten des Staats erlaubt ſeye, die von ſeinen Unterthanen geſchriebene oder an ſie gerichtete Brief zu entſiegeln läßt ſich wenigſtens ohne groſſe Einſchränkung nicht bejahen.

Wann Proceſſacten an ein Rechtscollegium zu Einholung eines Spruchs verſandt, und mit dem Spruch verſiegelt zurückgeſandt worden, ſo iſt es der Ordnung gemäß, daß ſie nicht anders, als in Gegenwart der hiezu vorgeladenen Parthien entſigelt werden; weil im widrigen Fall der Richter ſich den Partien verdächtig macht. (38)

Entſpentgut, iſt ein zum öffentlichen Verkauf gerichtlich ausgebottenes Gut, womit es nach der Nürnberger Reformation folgende Bewandniß hat. Wenn der Gläubiger aus des Schuldners fahrender Habe ſeine Befriedigung nicht erhalten kann, ſo wird die Execution gegen deſſelben liegende Gründen erbeten. Wann dieſe erkannt iſt, ſo wird durch den Frohn- oder Landboten aus dem Hauſe ein Span, aus dem Acker eine Erdſcholle, aus der Wieſe ein Stück Raſen genommen, und am nächſten Gerichtstage zum Verkauf an den Meiſtbiethenden ausgeboten. Alsdann heißt ein ſolches Grundſtück ein Entſpentgut. Findet ſich hierauf kein Käufer und der Schuldner bezahlt auch nicht innerhalb des zum Verkauf angeſetzten Termins, ſo wird der Glaubiger in das Grundſtück ſelbſt eingeſetzt.

Entſündigen, heißt von der Sünde und Unreinigkeit befreyen. Es wird dieſes Wort ſowohl von Sachen, als Perſonen gebraucht. So heißt 2 B. Moſ. 29, 36. den Altar entſündigen, ſo viel, als ihn durch

ein Sündopfer reinigen und heilig machen. (s. Einweihung der Stiftshütte.)

Wenn es von Personen gebraucht wird, so heißt es ebenfalls so viel als Reinigen. Wenn David Ps. 51, 8. sagt: entsündige mich mit Ysoppen, so zielt er damit unfehlbar auf diejenige Reinigung, da ein Aussätziger mit einem Büschel Ysop, der in Wasser getaucht war, besprengt wurde. (s. Reinigung, Aussatz.) (22)

Entsprechen. Dieses Wort, welches seit einiger Zeit wieder Mode zu werden anfängt, ist nichts weniger als ein neues Wort. Man findet es in der Bedeutung, daß es so viel als übereinkommen gemäß seye, heißt, wie das lateinische Wort, respondere, schon in uralten Schriften; z. E. die Gesätz und der Nom sollen einander entsprechen, sagt schon Kaiserberger. (22)

Entwässerung, (Hydrotechnie) geschiehet wenn man das an einem Ort befindliche Wasser von demselben ab, und an einen andern Ort leitet. Hierdurch werden Gegenden, die Wasserreich sind, von ihrem Ueberfluß entledigt und ausgetrocknet. (s. Austrocknung.) Bey dem Entwässern eines Lands oder Gegend hat man vorzüglich drey Untersuchungen anzustellen, ehe man auf Mittel denken darf, ein so wichtiges Vorhaben wirklich auszuführen. Es sind folgende: Woher der so reiche Wasservorrath komme? Wie stark der Zufluß sey? Und wohin man es sicher zu leiten gedenke? Was die erste Frage betrift, so kann der Wasservorrath von Quellen, vom Ausbruch und Durchfluß der Dämme, von Ueberschwemmungen der Ströhme, vom Regen und Schneewasser kommen. Hier kommt es darauf an, ob sich solcher vertheilen, versenken und vermindern läßt, — und ob es möglich, daß ein dem Zufluß proportionirter Abfluß verschaft werden kann. Das 2te Zubereitungsgeschäfte, welches darinn bestehet, daß man auch die Mächtigkeit des zufliessenden Gewässers untersuche, ist vielen Schwierigkeiten öfters unterworfen. Sollte ein Fluß oder Bach der in der Nähe vorbey fliesset, die Ursache der Bewässerung seyn, so muß das Profil des Abflusses davon mit dem Profil des Ausflusses berechnet werden. Es giebt Fälle, wo man mit sehr geringer Mühe die Menge des Abflusses messen und bis auf Cubiczolle bestimmen kann, dennoch aber würde man sich sehr irren, wenn darnach der entwässernde Abzug sich richten sollte. Denn rühret das Quellwasser von benachbarten höhern Ströhmen oder Seen her, da diese Wasserschätze gar oft in den Höhlen benachbarter Gebirge versteckt liegen; so werden die Quellen immer ergiebiger hervorbrechen, jemehr der Sumpf abgelassen wird, und je tiefer die zu entwässernde Erdfläche unter dem Wasserpaß der Quellen gesenkt lieget. Hier gehet es nicht anders her, als in den Schächten der Bergwerke, wo man aus dem freywilligen Abflusse des Wassers durch den Stollen und der gegebenen Tiefe der Grube auf den wahrscheinlichen Zufluß des Grubenwassers, wenn die Kunst sumpfet den Schluß machet. Es vermehret sich nemlich der Zufluß wie die Quadratwurzeln aus den Höhen, weil einmal die Geschwindigkeit des Wassers nach diesem Gesetze zunimmt. Z. E. man hatte gefunden, daß ein Abschuß von 30 Cubicfuß Wasser in einer Secunde oder sonst bestimmten Zeit das Quellwasser um einen Fuß erniedrige, es wäre aber noch drey Fuß Höhe abzuzapfen übrig, um das Land trocken zu machen; so wird man unter diesen Umständen nichts ausrichten, wofern nicht der Abzug so eingerichtet wird, daß in einer Secunde 60 Cubicfuß ablaufen können.

Denn die Wurzel aus 4 ist = 2, mit welcher Wurzel der beobachtete Abfluß der Höhe = 1 Fuß multiplicirt werden muß. Folglich gehört zu einer Entwässerung von 9 Fuß Wasserhöhe ein Abzug von 90 Cubicfuß in jeder Secunde, wenn 30 Cubicfuß Wasser bey ein und eben derselben überschwemmten Fläche in solcher bestimmten Zeit den Spiegel um 1 Fuß erniedriget hätten. So lange das Quellwasser durch ein mürbes Geschiebe von Gestein oder durch festliegenden groben zusammengewachsenen Sand und Toph hindurch seigert, kann man so rechnen, wie wir vorhin angezeigt haben, und beruffen uns auf die Erfahrung der Bergleute. Wie aber da, wenn das unterirrdische Wasser durch flüssigen feinen Sand hindurch dringet, denselben vor sich hertreibet, ihn ausstürzet, und endlich gar wie aus einem weit eröffneten Schlunde hervorbricht? Alsdenn ist mit Maschinen gar nichts auszurichten, und hat man keine Gelegenheit durch einen geraumigen und mit starken Gefällen begabten Canal die Entwässerung fortzusetzen, so ist alle Hoffnung verschwunden, jemals mit seinem Vorhaben zu Stande zu kommen.

Die Bestimmung des Abflusses durch die Menge des Zuflusses gilt nur da, wo die Ueberschwemmung verhütet werden soll, und wo die Ableitung des übrigen Gewässers schon durch eine mehrere Eröffnung der Schütze oder geringe Erweiterung des Canals beyläufig zuwege gebracht werden kann. Sind grosse weitläuftige Seen und über ansehnliche Felder verbreitete Gewässer zugleich mit abzuleiten; so ändert sich unsere Rechnung.

Denn bey diesen Umständen wird der Abzugscanal nicht nur eben so viel Wasser abführen, als in gleicher Zeit zufließt, sondern noch dazu auch das bereits vorhandene in der verlangten Zeit nebenher mit verschlingen müssen, wenn eine gänzliche Entwässerung erfolgen soll. Bey Auflösung einer Aufgabe von dieser Art hat sich der Wasserbaumeister folgendermassen zu verhalten: Ihm wird die Zeit gesagt, in welcher er trocknen Grund und Boden verschaffen soll, diese sey = T. Wie viel Cubicfuß der abzulassende Wasserkörper enthalte, kann er stereometrisch messen, und er thut wohl, wenn er bey einer gar zu ungleichen Tiefe lieber zu viel als zu wenig annimmt, wenigstens muß er überzeugt seyn, daß nicht mehr Wasser in seinem Basin vorhanden seyn könne als er angenommen. Diese Quantität sey = Q. Ueberdem hat er bereits durch eine behutsame Wahrnehmung den Zufluß = a in einer von ihm angenommenen kürzern Zeit = t bestimmt. Bleibet nun die Geschwindigkeit des Abflusses sich beständig gleichförmig, oder hat die Lage der Sache ihm eingegeben, eine gewisse mittlere Geschwindigkeit des Abflusses, der allemahl zuletzt schwächer ist als im Anfange je nachdem der Spiegel des abfliessenden Gewässers fällt, ich sage, hat er eine mittlere Geschwindigkeit angenommen, so kann er allemal schliessen, wie $T : t = Q : q$, folglich $\frac{tQ}{T} = q$. Hier bedeutet q die kleinere Quantität Wasser, welche in der kurzen Zeit, auf welche er den Zufluß reduciret hat, nebenher mit ausfliessen muß, wenn er in der gegebenen Zeit der Entwässerung = T fertig seyn will. Allein er soll auch in solcher Zeit den immerwährenden Zufluß mit fortschaffen, dieser sey = a in der Zeit = t.

Wird nun das unbekannte Volumen so in einer angenommenen Zeit durch den Abzug fortströhmen muß, wenn die verlangte Abtrocknung erfolgen soll = x gesetzet. Alsdenn ist $\frac{t\,Q}{T} + a = x$.

Wäre eine stillstehende See ohne Zufluß in einer gegebenen Zeit abzulassen, so ist $x = \frac{t\,Q.}{T}$

Wir wollen ein Beyspiel zur Probe nehmen. Eine See, dessen Wasserschatz 9000000 enthält, in welchen in jeder Minute 1000 zufliessen, soll innerhalb 4 Wochen abgelassen werden. Da fragt es sich, wie viel Wasser wird in jeglicher Minute in den Canal des Abflusses eintretten müssen? t = 1. Q = 9000000 T = 4 Wochen = 40320 Minuten.

Und a = 1000. Mithin $\frac{t\,Q}{T} + a = 1223\frac{1}{21}$c Abfluß in jeder Minute und $20\frac{7}{10}$ in jeder Secunde.

Wird der Abfluß auf irgend eine Art und Weise unterbrochen, wie solches sich bey Sielen in den Seedeichen zuträget, welche zur Zeit der Fluth nicht ziehen, so bald das Wasser vor dem Deiche mit dem Binnenwasser wagerechten Stand hält, und nochmals das letztere übersteiget, bis es wieder unter dem wagerechten Stand wegfällt. Wenn nun die Fluth unter dem wagrechten Stand des Binnenwassers zurück tritt, dann öffnen sich wieder die Sielen und lassen das Binnenwasser herausschiessen. Nennet den ganzen Zeitraum, in welchen sich diese Begebenheit einmal zuträget = D, so ist die Währung des abwechselnden Abflusses = d, ferner die Quantität Wasser, welche in einem gegebenen Zeittheile, z. E. in jeder Secunde unaufhörlich herausfliessen müßte, wenn die Entwässerung erfolgen soll, sey = q. Man siehet, je gröſser d wird, desto kleiner wird die Quantität Q, welche zur Zeit der Oeffnung aus dem Siele herausströhmet, es findet daher ein umgekehrtes Verhältniß allhier statt. Nemlich:

D : d = q : Q inverse folglich ist $Q = \frac{D\,q.}{d}$ Auf diese Art kann man genau genug finden, wie viel Wasser in einer Secunde oder Minute währender Oeffnung aus dem Sichle herausstürzen müsse. Z. E. alle 12 Stunden ist einmal Ebbe und Fluth. Die Fluth kann nicht eher die Sielthüren zuschliessen, als wenn sie den Spiegel des Binnenwassers übersteiget, lieget nun das Binnerland mit seinem Sumpfe etwas hoch, so währet es lange, ehe sich der Siel schliesset, manche pausiren in zwölf Stunden kaum zwo, also die Zeit des Abflusses = 10. Es wird auf solchen Fall D = 12 und d = 10 werden. Nun sey die Quantität Wasser, so alle Secunden immerwährend herausfliessen müßte das Land trocken zu erhalten, wenn keine Ebbe und Fluth wäre, q = 20′ denn würde $\frac{D\,q}{d} = 24'$ = Q. Dieses will so viel sagen: schlösse die Fluth die Thüren niemals, so könnte man mit 20 Abfluß in jeder Secunde zufrieden seyn, und darnach das Profil der Siele einrichten, weil sie aber innerhalb 12 Stunden nur 10 Stunden lang ziehet, so müssen 24′ in einer Secunde ausfliessen können. Auf gleiche Art ist zu verfahren, wenn um dringender Ursache willen der Abfluß eine zeitlang gehemmet werden muß.

Die 3te Untersuchung wohin das abfliessende Wasser zu leiten, betrift sehr viel das Entwässerungsgefälle. Dieses bestimmt die Richtung und Leitung des Wassers. Die übrigen Maasregeln aber lauffen dahinaus: 1) das überflüssige Strohmgewässer wo möglich anderswo abzuleiten, oder verhindert man den Zufluß und also das Steigen des abführenden Wassers. Kann dieser letztere Vorschlag auch bey dem abzuleitenden angebracht werden; so erleichtert man sich dadurch die Entwässerung.

2) Oder beschleunigt die Geschwindigkeit der Strohmbahn, theils durch Erweiterung der Strohmengen, theils mit Durchstechung der Serpentinen, oder auch durch Verbesserung des gar zu trägen Ausflusses bey der Einmündung des Flusses in andere Gewässer.

3) Erniedriget die Fachbäume und verwandelt die ganze oberschlächtigen Räder in halb oberschlächtige, oder diese in unterschlächtige, welches desto füglicher geschehen kann, da die Entwässerung den Zufluß oder den Wasserschatz der Müller vermehret.

4) Oder führet den Abzugscanal um die Mühle herum, und lässet ihn in gehöriger Entfernung vom Rade in das Unterwasser eintretten.

5) Wären Wasserfälle vorhanden, so schaffe man dieselben weg, und vergönne dem Strohme einen unterbrochenen Abfluß.

6) Kleine Flüsse verschilfen und verschlämmen sich, oft sind Abtrocknung der Wiesen eine Folge der Aufräumung verwachsener Flüsse gewesen.

7) Im Fall der nächste Strohm die Ursache der Ueberwässerung wäre, und uns die Erlaubniß fehlen sollte ihn zu erniedrigen, oder derselbe für diese Kunststücke zu groß und zu mächtig, unsern Anstalten nicht gehorchen wollte; so werden zwar die Entwässerungen nur bey seichtem Wasser vor sich gehen können, und es ist ein Glück, daß grosse Ströhme insgemein den Sommer hindurch mit mässigem Wasser zufrieden sind, so wie es ein Vortheil ist, wenn man zur rechten Zeit durch ihren Ueberfluß die Wiesen bewässern und mit ihrem Schlamme düngen kann. Indessen finden sich an Ströhmen allemal Gefälle und Krümmen, wenn man nun am tiefsten und äussersten Orte des zu entwässernden Feldes mit dem Abzugsgraben in gerader Linie die Krümme vorbeygehet und denselben so weit fortsetzet, bis man ein ziemliches Gefälle herausgebracht hat, so wird dieser Graben ungleich schneller ziehen, als der Strohm selbiten fortfliesset und dadurch die Entwässerung bewirken.

Wo das zu entwässernde Feld niedriger liegt, als alle rings umher befindliche Gewässer, daselbst nimmt man insgemein seine Zuflucht zu Maschinen. Nachdem diese dreyfache vorläufige Untersuchung vollendet worden und der Ausspruch dahin ausgefallen, eine Entwässerung sey entweder ganz oder zum Theil, entweder zu allen oder zu gewissen Zeiten möglich, man auch nunmehro weiß, unter was für Umständen sie möglich zu machen, so wird von dem Vorhaben ein wohl überdachter Plan entworfen.

Der Anfang wird gemacht mit Aufzeichnung der überschwemmten Gegend bis zu ihrem letzten Abflusse hin. Auf dieser Charte werden der Länge und auch der Breite nach, da, wo man es für nöthig befindet, einige Profillinien gezogen und die Senkungen des Grundbodens auf diesen Linien bemerket. Dieses kann ohne Nivellirwage geschehen, indem der Spiegel der Ueberschwemmung die untrüglichste Wasserwage selbst abgiebet. Welches eins war. Hierauf suchet auf der Charte die tiefste Senkung auf, und verfolget dieselbe bis an den Ort, wo der Abfluß angeleget werden soll,

so wisset ihr nunmehr welchen Gang der Hauptgraben auf der Wiese nehmen werde. Ziehet die übrigen Senkungen mit dem Hauptgraben zusammen, so habt ihr auch alle Nebengraben abgezeichnet. Würden diese Gräben aufs Gerathewohl kreuzweise nach Gutdünken hingerissen werden, so würde man in Gefahr gerathen unnöthige Kosten auf überflüssige Gräben zu verwenden, nicht zu gedenken, daß dadurch viel Land verlohren gienge. (18)

Entwässerungsgefälle, s. Gefälle.

Entwässerungsgraben, s. Graben.

Entwässerungsziel, s. Siel.

Entwaffnen, (Fechtkunst) dieses geschiehet beym Fechten, wenn man seinen Gegner zum Vergnügen oder Uebung den Rapier, oder bey ernstlichen Duellen den Degen aus der Hand schlägt. Hierbey verfährt man also, man streicht mit seiner Klingenstärke die Schwäche seines Gegners nieder, und wenn man die Mitte erreicht hat, so ziehet man mit der Klinge einen starken Bogen gegen den innern Leib des Gegners. Die Wendung der Hand muß hierbey hurtig und von der Terz nach der Prime gebogen seyn. Durch diese Operation wird ihme der Degen in der Faust verdrehet und aus der Hand geschlagen. Geübte Fechter entgehen dem Entwaffnen dadurch, daß sie das Gefäß fahren lassen und in der Geschwindigkeit wieder fangen.

Entwehrschaft, ist ein noch nicht sehr gebräuchlicher Ausdruck der deutschen Rechte, für das, was nach den römischen Rechten **Eviction** genannt wird. s. dies. Art. (15)

Entweichen, heißt bey den Handwerkern, wenn einer auf Verlangen der Zunft den Gebräuchen und Artikeln zu Folge einen Abtritt nehmen muß.

Entweihen, ist bald so viel als entheiligen, bald aber bedeutet es einem Geistlichen der ein Verbrechen begangen, die Weihe abnehmen, ihn degradiren. (s. **Weihe**. (1)

Entwenden, bedeutet eben so viel als stehlen, ist aber ein gelinderer Ausdruck, den man bey geringen Diebstälen, oder bey solchen, wo andere Umstände die Handlung weniger sträflich machen, gebraucht, wie z. B. auch die Römer den unter Eheleuten begangenen Diebstahl nicht Furtum, sondern **Amotio** nannten. (38)

Entwerfen, s. Entwurf.

Entwickelung, heißt sowohl überhaupt die Auseinandersetzung des Mannichfaltigen in einer Sache, als auch die Wiederherstellung einer verworrenen Ordnung. Wenn uns eine Sache vorher dunkel war und nun anfängt, klar und deutlich zu werden, so sagen wir: die Sache entwickelt sich. Die Entwickelung setzt allemal eine gewisse Hinderniß voraus; durch sie wird das Zweifelhafte gewiß, das Ungewisse bestimmt, das Dunkle klar, das Verworrene deutlich; durch sie erkennen wir dasjenige was in einer Sache liegt, indem wir ihre Merkmale nach und nach auseinander setzen. Die Entwickelung zeigt sich in allen Verrichtungen unserer Seele. Ein Gedanke, ein Begriff, eine Vorstellung entwickelt sich, wenn die Merkmale, oder alles was sich von demselben denken läßt, ausser einander, und nach einander gedacht werden; ein Urtheil entwickelt sich, wenn wir das Verhältniß der Begriffe einsehen; eine Schlußfolge entwickelt sich, wenn wir nicht allein die Grundsätze, aus welchen geschlossen wird, sondern auch die Folge der Sätze und ihre Verbindung miteinander, deutlich einsehen, so daß dasjenige, was uns vorher räthselhaft war, nunmehr gewiß, bestimmt und deutlich wird. Obgleich die schönen Wissenschaften die sinnliche Erkenntniß zum vornehmsten Gegenstand haben, so findet doch die Entwickelung auch hierinnen statt. Der Redner zergliedert seine Begriffe, worauf sein Beweiß beruht, in seine Bestandtheile, er zeichnet die Charactere, drückt die Gesinnungen aus, und erweckt deutliche und lebhafte Entschliessungen. Der Dichter schildert seine Begriffe, und stellt sie uns anschauend dar; er wendet seinen Gegenstand auf verschiedne Seiten, und zeigt uns denselben jederzeit in einen neuen Gesichtspunct, wo wir Merkmale an ihm entdecken, die wir vorher nicht gewahr wurden. Die meiste Schwierigkeit verursacht die Entwickelung der Leidenschaften. Diese steigen zuweilen zu einer erstaunlichen Grösse, und zeigen sich durch ganz ungewöhnliche Ausgänge. Hier ist Kunst des Dichters nöthig, damit er uns den Gang der Leidenschaften von ihrem ersten Ursprung bis zu ihrem gewaltigen Ausbruch, vorzeichnet, damit wir gleichsam die Schritte abzählen können, die die Seele gethan hat. Der Dichter, der hierinnen glücklich seyn will, muß die geheimen Gänge der menschlichen Seele genau kennen. Die Romanschreiber fehlen häufig hierinnen. Sie schildern uns einen Menschen, der von einer rasenden Leidenschaft bestürmt wird; wir wissen nicht wie es zugegangen ist, daß er auf einmal in eine solche Heftigkeit gerathen ist; wir können nicht anders glauben, als daß er durch eine unsichtbare unwiderstehliche Macht getrieben werde. Würde uns aber der Dichter stufenweis führen, so würden wir begreifen können wie es zugegangen sey, daß seine Leidenschaft zu einer solchen Stärke angewachsen sey.

Entwickelung heißt auch in einer besondern Bedeutung die Wiederherstellung einer verworrenen Ordnung. Eine verwickelte Ordnung hat zwar für die Phantasie vielen Reiz, aber sie ist nicht so leicht im Gedächtniß zu behalten. Der Künstler bedient sich der erstern, um seinen Werken mehr Geist und Leben zu geben; aber er muß die scheinbare Unordnung wieder auf den allgemeinen Zweck, den er sich bey seinem Werk vorgesetzt hat, zurückziehen. Dies nennt **Horaz**, ex fumo dare lucem. In der epischen und dramatischen Dichtkunst, wo der Hauptgegenstand Handlungen sind, zeigt sich die Kunst der Entwickelung besonders. Soll die Handlung Eindruck auf uns machen, und sollen die handelnden Personen in ihrer wahren Grösse gezeichnet werden, so müssen Schwierigkeiten angelegt werden, aus denen ein ganz anderer Erfolg, als den wir erwarteten, zu vermuthen steht, das ist Verwickelung. Die handelnden Personen spannen alsdann alle Kräfte an, diese Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und dieses ist Entwickelung. Es häufen sich zuweilen Gedanken, die gegeneinander streiten und die Sache aufzuhalten scheinen; wir werden aufmerksamer und die Sache wird uns interessanter; wir werden ungewiß, wie die Sache ablaufen werde, aber endlich nehmen die gegeneinander streitende Umstände eine andere Wendung, und die Sache kommt auf den ersten Zweck, d. i. sie entwickelt sich. Hiebey muß der Dichter seine Hauptbeschäftigung darauf wenden, daß alle wirkende Ursachen, so wohl diejenige, die die Schwierigkeiten veranlassen, d. i. die Sache verwickeln, als auch diejenige, die sie heben, d. i. die Sache entwickeln, natürlich und wahrscheinlich seyn. Die Verwickelung darf nicht aus der Luft gegriffen seyn, man darf keine Schwierigkeiten erdichten, wo

keine sind, sondern sie müssen in der Sache selbst liegen. Viele dramatische Dichter bilden sich ein, daß die Kunst darinnen bestehe, nur recht viele Schwierigkeiten, Gott weiß woher? zusammen zu haufen; sie werden aber auch oft so verwickelt, daß sie sich nicht wieder herauswickeln können. Sic desiliunt in arctum, sagt Horaz, unde pedem proferre pudor vetet, aut operis lex. Sie wissen sich als denn nicht anders zu helfen, als daß sie den Knoten zerreissen, anstatt ihn aufzulösen. Der Dichter darf nichts geschehen lassen, wo man nicht deutlich merkt, daß es habe geschehen müssen, oder daß es aus der Lage der Charaktern und Umstände nothwendig erfolgt sey. Ein Muster einer vortreflichen Entwickelung finden wir in der Iliade des Homers. Daß sich zwey Befehlshaber bey einem Heere entzweyen, daß daraus üble Folgen entstehen, ist etwas sehr gemeines. Aber Homer hat diese gemeinen Begebenheiten auf eine wunderbare Art verwickelt, aber eben so herrlich, wieder in Ordnung gebracht, und entwickelt. Die Hauptschwierigkeit war, daß sich Achill von dem Heere trennt, und daraus entsteht alles das Unglück, das die Griechen überfällt, und welches Homer so meisterlich beschreibt. Die Griechen werden geschwächt, und können nichts gegen die Trojaner ausrichten. Auf der einen Seite treibt sie Rachsucht und Nationalstolz an, Troja zu stürzen; auf der andern Seite sind sie so geschwächt, daß sie nichts thun können. Sie versuchen zwar das äusserste, aber sie können nichts ausrichten, und jedermann sieht ein, daß wenn nicht Achill wieder zum Heere kommt, sie unverrichteter Sache mit der größten Schande abziehen müssen. Bis hieher geht die Verwickelung, und das so natürlich, daß jederman einsieht, es habe nicht anders kommen können; jedermann erwartet, die Griechen würden Abschied nehmen, aber nun entwickelt sich die Sache ganz anders, und wieder auf eine ganz natürliche und wahrscheinliche Weise. Achill hat einen Freund, der sich der bedrängten Griechen annehmen will; auf seine Erlaubnis geht er gegen die Trojaner, bleibt aber im Treffen. Durch den Verlust seines Freundes wird Achill dermassen aufgebracht, daß sich jede Nerve seiner Seele zur Rache spannt; er vergißt die Beleidigung, die ihm Agamemnon angethan hatte, geht wüthend in den Streit, erlegt den Hektor, die vornehmste Stüze der Griechen, die Griechen bekommen die Oberhand, und die Schwierigkeiten sind gehoben, d. i. die Sache hat sich nun entwickelt.

Wie viele vortrefliche Charaktern die in der Iliade aufgestellt sind würden wegfallen, wenn die Sache nicht verwickelt worden wäre; wie wenig würden wir aber auch den Werth des Helden Achilles haben können lernen, wenn sich die Sache nicht auf diese Art entwickelt hätte. Je mehr Schwierigkeiten in einem Werk der Kunst angelegt sind, desto stärker strengt sich das Genie an, solche zu überwinden. Wäre Achill Krankheit halber von dem Heere weggeblieben, so würde zwar alles Unglück über die Griechen haben kommen können; aber die Sache würde bey weiten nicht interessant gewesen seyn, wäre Achill aus einem andern Grund, als wüthender Rachsucht wegen seines getödten Freundes, wieder zum Heere gekommen, so würde er seinem Charackter, den er von Anfang des Gedichts hat, quod.

Impiger, iracundus, inexorabilis, acer,
Jura neget sibi nata, nihil non arroget armis,

nicht gemäß gehandelt haben. Daraus folgt also, daß die Entwickeluug jederzeit aus dem Charackter der Personen, und aus der Natur der Sache hergeleitet werden müsse. Man vergleiche die Art. Auflösung, Catastrophe, Knoten, Peripetie. (22)

Entwöhnen. Man kann nicht sagen, wie lang die hebräischen Mütter ihre Kinder an ihren Brüsten getränkt haben. So viel ist gewiß, daß sich die Mütter niemals, als nur in den äusserſten Nothfällen davon entzogen haben; wie lang aber ein Kind an der Bruste seiner Mutter gelegen habe, davon finden wir in der Bibel keine gewisse Spur, und die Rabbinen sind hierinnen sehr verschiedener Meinung. Einige setzen eine Zeit von fünf Jahren, andere von zwölf Jahren, noch andere zwey Jahre und vier Monathe. Wenn man das zum Grunde legt, was die Mutter des jüngsten Maccabäers sagt: mein Kind, das ich bey drey Jahren geseuget habe, 2 B. Macc. 7, 27. so möchte wohl die zulezt angeführte Meinung die wahrscheinlichste seyn. Der Tag der Entwöhnung war in den Häusern der Reichen feyerlich begangen. Abraham machte an dem Tage, da Isaac entwöhnet wurde, ein herrliches Gastmal. 1 B. Mos. 21, 8. Einige Ausleger sind der Meinung, daß sich damals Ismael über die Freudensbezeigungen, die sein Vater bey dieser Gelegenheit anstellte, aufgehalten, und einige Zeichen der Spötterey habe merken lassen. Allein, die Spötterey Ismaels muß mehr als kindischer Muthwille gewesen seyn, weil sie Paulus eine Verfolgung nennt. Gal. 4, 29. Weiter finden wir in der Bibel von dieser Materie nichts, als die Entwöhnung Samuels, von welcher aber nicht besonders angemerkt wird. (22)

Entwöhnen, der Füllen. s. Fohlen.

Entwöhnen, der Kinder. Die Natur hat den meisten vierfüssigen Thieren so wohl als dem Menschen seine erste Nahrung in der Muttermilch angewiesen und bestimmt. Wie lange aber das Säugen dauren soll, das ist bey den Thieren zwar auch von der Natur festgesezt, nicht aber bey dem Menschen. Ein Kind saugt an seiner Mutter bis es 5 oder 6 Jahre alt ist, wenn es nicht davon abgewöhnet wird. Da aber das zulange Saugen weder dem Kinde noch der Mutter zuträglich ist, so ist ein Alter von 2½ Jahren höchstens einem Jahr das schicklichste ein Kind zu gewöhnen, alsdann hat der Magen des Kindes schon so viele Stärke und Verdauungskraft, daß er leichte Speisen vertragen kann. Indessen ist dieses keine gewisse Regel, es kann eine Krankheit der Mutter, oder auch eine übelbeschaffene Milch Ursach geben das Kind früher zu gewöhnen und eine schwächliche Constitution des Kindes kann es anrathen das Entwöhnen weiter hinaus zuschieben. Das zu lange säugen ist nicht nur für das Kind ganz unnuz, denn es gedeihet nicht besser davon, sondern hindert auch die Fruchtbarkeit, denn ein säugendes Weib concipirt nicht so leicht, als ein anderes. Noch eher als man das Kind gewöhnet, ist es nöthig ihm nach und nach andere Kost bey zu bringen oder es Essen zu lehren, denn ausser dem gewöhnt es sich weit übeler. Man wählt am besten hierzu eine dünne aus Wasser und Semmel bestehende Suppe, oder aus Milch mit etwas gemischten Brode, dabey giebt man dem Kinde zuweilen Milch und Wasser zu trinken. Wenn das Kind gewöhnt worden ist, so kann man ihm mehrere Abwechslung von Suppen geben, als

Gersten, Haber und Spelzengrützensuppe, die mit Wasser, dünner Fleischbrühe oder Wasser und Milch gekocht ist, die Versüssung mit etwas wenig Zucker oder Honig ist nicht schädlich, und macht dem Kinde die Nahrung angenehmer, hingegen sind alle gesalzene Speisen, alle Breye von nicht gegohrnem Mehle, alle Hülzenfrüchte, saure und andere hart zuverdauende Speisen, alles hitzige, gegohrne Getränke, Wein, Brandewein, Kaffe, Bier und d. g. schädliches. Auch Fleisch taugt den gewöhnten Säuglingen nichts, das beste Getränk ist Wasser und Kuhmilch.

Bey dem Entwöhnen hat mehrentheils die Mutter viele Beschwerden auszustehen, denn die Natur hat, durch die Brüste eine Absonderungsweg eröffnet, welcher nun auf einmal wieder verstopft werden soll, daher schwellen die Brüste auf, werden oft steinhart und schmerzen unerträglich, zuweilen vergeht dieser Unfall bald von selbst, oft aber muß man Mittel dagegen brauchen, die besten Arzeneyen sind eine sehr magere Kost, eine reichliche Aderlasse am Fuß und betäubende zurücktreibende Arzeneyen äusserlich aufgeschlagen, dahin gehören die Blätter von dem Stechapfel, (*Datura stramonium* L.) und alle Bleymittel, als Bleyweißpflaster oder besser Goulardisches Bleywasser und andere mehr. Wenn alles nichts hilft muß man zuweilen etwas Milch durch eine Milchpumpe oder Zugflasche ausziehen. (9)

Entwürken; sich der Klage mit Recht, oder mit einem Eyde entwürken, heißt in dem Gerichtsstyl des Mittelalters, sich von der angebrachten Beschuldigung durch Rechtsgründe, oder durch einen Reinigungseyd loß machen. (15)

Entwurf, s. Anlage, Anordnung.

Entwurf, (Baukunst) nennt man einen Bauriß, in welchem die Lage der Theile in so ferne sie bey einander oder in so ferne sie über einander gelegt werden durch einzele Linien bezeichnet werden, ohne auf ihre wahre Breite zu sehen. Unter den römischen Baumeistern findet man ihn bald Idea bald Lineamentum genannt. Man zeichnet auch Facaden und Aufrisse von den Gebäudern bloß aus freyer Hand ohne Maasstab, wie sie dem Auge sich vorstellen, in Licht und Schatten, und wenn solche nach der Vorlegung den Beyfall erhalten, so werden sie nach dem Maaß aufgetragen und als Bauriße gezeichnet;

Von Entwürfen zu geometrischen Messungen und in der Mahlerey. s. Brouillon. (18)

Entwurf. (musik.) Man hat es den Raisonnements im musikalischen Fache zu danken, daß man jezo Planmäßig arbeitet und Entwürfe macht. Es ist zwischen der Rede, Dicht und Tonkunst in Anordnung der Perioden, in Ankettung verschiedener Sinne, im ab und zunehmenden Gang, nicht der mindeste Unterschied, nur fehlt es uns an einem dreyfachen Systeme, das uns die Bestandtheile für alle drey schöne Künste gleich anwendbar vorstelle.

Um Leuten, die blos von diesem Kunstworte einige Erläuterung zu haben wünschten, Genügen zu leisten: so wollen wir ein einziges Beispiel eines Operncompositeur anführen. Wenn er das Gedichte bekommt, so ließ er es öfters durch, bis er's auswendig weis; dann fängt er an die Caraktern jeder Personen zu untersuchen, jede Person muß ein eigenes Gepräg in ihren Arien und Recitativen haben, zwey Personen müssen in ihrem Caracter die gröste Mannigfaltigkeit, jede Person aber in ihren verschiedenen Tonstücken, die höchst mögliche Einheit erhalten, und hiebey muß wieder vorzüglich darauf gesehen werden, das der allmälige Stufengang immer befördert werde, das die stärksten Stücke immer auf die lezt aufgespart bleiben, und daß der Zuhörer nie Ursach finde zu gähnen. Dies heist nun der Operndichter, der ein denkender Kopf ist, und mehr als seine Tonleiter weis, macht den Entwurf von seiner Opernmusik. Leute, die geradezu componien, können immer einzele Schönheiten für Concerte, niemals aber ein groses Ganze (l'ensemble was man in der vernünftigsten Oper Europens zu Paris suchet) erzielen. (25)

Entycheten, auch Eutycheten, werden für eine kleine Parthey der Simonianer, oder Anhänger Simons des Zauberers gehalten. Sie lehrten, daß die Seelen deswegen in die Körper geschickt wären, damit sie die Geister, welche die Welt erschaffen hätten, verehren könnten. Wenn Origenes Recht hat, so müssen diese Leute Christum für einen Sohn Gottes gehalten haben, welches sich mit dem Lehrbegriff des Simons nicht wohl zusammenreimt. (Walchs Ketzergeschichte. 1 Th. S. 159) (1)

Entipasis. Heißt die Schulterblatthöle. (5)

Entzifferung. s. Dechifrirkunst.

Entzückung. (*Ekstasis*) Ist eine Krankheit, bey deren Anfall der Kranke plözlich in Schlummer verfällt, wobey der Körper in der nemlichen Lage bleibt die er gehabt hat, wie der Anfall erschiene und wo die Nerven gegen alle äussere Reize taub sind. (5)

Entzückung, (*Ekstasis*) gehörte mit zu den mancherley Arten, wie sich Gott den Propheten und Aposteln oder heiligen Männern groffenbart hat. Wenn man in einem wachenden Zustande und bey gesunder Vernunft ist, so sieht man nichts, als was einem gegenwärtig ist: wenn man aber wachend und bey gutem Verstande gleichwol Dinge sehen, welche nicht um uns sind: so ist es ein Wunder, und zwar ein solches, welches man Entzückung nennt. Davon kann derjenige, welcher eine solche Entzückung selbst hat, wohl überzeugt werden, aber nicht ein anderer, bis entweder eine Weissagung oder ein Wunder die Richtigkeit beweiset, daß diese Erscheinung gegründet, und bey einem Zustande der gesunden Vernunft geschehen sey. In solcher Entzückung sahe Paulus Jesum 1 Cor. 15, 8. dieser Apostel wurde entzückt bis in den dritten Himmel 2 Cor. 12, 2. 4. Petrus sahe in dieser Entzückung den Himmel offen, und ein Tuch sich hernieder lassen mit allerley Thieren, und hörte eine Stimme, Apostelgesch. 10, 10. 11, 5. 22, 17. Stephanus die Herrlichkeit Gottes Apostelgesch. 7, 55. (20)

Entzündung. *Inflammatio* (Chemie) sagt man wenn die Feuertheilchen sichtbarlich von den Körpern, die sie enthalten aufsteigen und aus ihnen entweichen. s. Flamme. (29)

Entzündung, Selbstentzündung. s. Pyrophor.

Entzündung, Inflammatio. (chirurgisch) So wie die medicinische Entzündung stets aus innern Ursachen entsteht, so kommt die chirurgische immer von äusserlichen her, und ist unter den chirurgischen Krankheiten die allerhäufigste, entweder als Ursache, oder Symptom, oder Folge derselben. Die Entzündungen sind entweder ächte, oder unächte. Die ächten scheinen ihren Sitz vornemlich in den rothen Blutgefässen, die unächten aber, worunter die vorzüglichsten die rosenartige und die catarrhalische sind, vornemlich in den feinern Gefässen ihren Grund zu haben. Die Zeichen der äusserlichen Entzündungen sind widernatürliche Röthe, Geschwulst, Hitze, und Schmerz, welche sowohl

Bentley, Richard, D.D. (1662–1742), classical scholar, was born at Oulton, near Wakefield, on 27 January 1662. He was educated at Wakefield grammar school, and in 1676 was admitted at St. John's College, Cambridge. He graduated B.A. in 1680, M.A. in 1683, and was elected fellow of his college in 1685. In 1689 he was appointed by Stillingfleet to be his librarian, and in 1690 he was made chaplain to Bishop Lloyd. In 1691 he was appointed by Lloyd to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1692 he was appointed by Stillingfleet to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1693 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1694 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1695 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1696 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1697 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1698 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1699 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1700 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1701 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1702 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1703 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1704 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1705 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1706 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1707 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1708 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1709 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1710 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1711 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1712 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1713 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1714 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1715 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1716 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1717 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1718 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1719 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1720 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1721 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1722 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1723 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1724 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1725 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1726 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1727 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1728 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1729 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1730 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1731 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1732 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1733 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1734 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1735 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1736 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1737 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1738 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1739 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1740 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists. In 1741 he was appointed by Tenison to be his deputy as Boyle lecturer, and delivered eight lectures in defence of religion against atheists. In 1742 he was appointed by Tenison to be his deputy as preacher at the Temple, and delivered eight sermons in defence of religion against atheists.

schickliche Lage, in welcher die Lefzen der Wunde auseinander gezogen oder die entzündeten Theile verlängert werden, tragen sehr viel zur Vermehrung oder Verlängerung der Entzündung bey. Um die Entzündung zu heilen, muß der Wundarzt den widernatürlichen Reiz wegschaffen, oder ihn wenigstens zu mindern suchen, wenn er ihn nicht ganz heben kann; das heißt, er muß den Schmerz mäßigen, die Säfte verdünnen, und die heftigen Bewegungen der festen und flüßigen Theile beruhigen, wenn er die Ursache der Entzündung nicht heben kann. Unter den Mitteln, welche zur Erreichung dieser Absicht dienen, ist die Aderlasse eines der wirksamsten. Unterdessen ist dieses Mittel oft mit Behutsamkeit zu gebrauchen, wenn Unreinigkeiten in den ersten Wegen sind, und eine faulichte Beschaffenheit des Bluts damit verbunden ist; wenn an dem entzündeten Theile viel Härte, und wenig Schmerz und Hitze wahrgenommen wird; wenn man voraussiehet, daß eine starke Eyterung folgen wird, welche die Kräfte des Kranken erschöpft; wenn die Entzündung durch örtliche Schwäche veranlaßt, und unterhalten wird; und endlich in allen Fällen, wo zum voraus erhellet, daß sie sich nicht zertheilen lassen, sondern in Eyterung übergehen wird. Wenn die Entzündung und das Fieber gelinde, der Kranke schwach, oder alt ist, wenn die nächste Ursache der Entzündung gänzlich gehoben werden kann u. s. w. ist die Aderlasse ganz unnöthig. Aber sehr nöthig ist sie, wenn die Entzündung ganz unvermischt, heftig, und mit einem starken Fieber verbunden ist; wenn der entzündete Theil sehr empfindlich und wichtig ist; wenn der Kranke jung, stark, und vollblütig ist; wenn die Ursache der Entzündung nicht gehoben, oder nicht gemildert werden kann; wenn der Wundarzt die Eyterung gänzlich verhüten will; wenn sich während dem Entzündungsfieber Entzündungen in den Eingeweiden erzeugen; u. s. w. In diesen Fällen ist es zuweilen nothwendig die Aderlässe zu wiederholen. Die Aderlasse muß frühe verrichtet, und das Blut plötzlich ausgeleeret werden, die allenfalls nöthige Wiederholung kurz vor der Fieberverschlimmerung geschehen, und sie selbst immer so nahe als möglich an dem entzündeten Theile angestellt werden. Zu diesen örtlichen Aderlässen bedient man sich gewöhnlich der Schröpfköpfe oder der Blutigel. Um den Patienten gegen die nicht zu vermeidenden Reize unempfindlich zu machen, muß man den Körper zu erschlaffen suchen. Dies leisten vornemlich Fuß- und halbe Bäder, erweichende Klystiere, verdünnende, wässerichte Getränke, Molken, Buttermilch, Gerstenwasser, Brodwasser, eine Abkochung von getrocknetem Obste, Haberegrütze, u. s. w. erweichende Bähungen, oder Aufschläge, die von Zeit zu Zeit lau warm auf den Unterleib gelegt werden. Der Mohnsaft ist eines der kräftigsten Mittel die Wirkungen des Entzündungsreizes zu mindern. Sein Gebrauch erfordert aber vorhergangene Reinigung der ersten Wege, und Aderlässe und wiederholte Klystiere, damit er nicht stopfe. Wenn er seine gehörige Wirkung thun soll, so muß er aber in reichlichen Dosen gegeben werden, wozu der Abend die bequemste Zeit ist. Als vorzügliche Mittel den Krampf zu stillen, haben sich die Brechmittel vorzüglich merkwürdig gemacht. Sie müssen aber in so kleinen Gaben gereicht werden, daß sie kein Brechen, sondern nur Uebelkeit erregen. Besonders leisten sie in Entzündungen, die durch innere Reize erregt werden, oft grossen Nutzen, und unterhalten zugleich die nöthige Leibesöffnung. Die Purgiermittel sind mehr im ersten Zeitraume der Krankheit, als in dem zweyten dienlich, weil sie alsdann zu der Zeit, wo die Säfte in einem hohen Grad verdickt und entzündbar sind, die wässerichte Feuchtigkeiten ausleeren. Sie müssen gelind und nicht erhitzend seyn, wohin besonders die Tamarinden, die Cassia, Manna, das englische Salz u. a. m. gehören. Unter den vegetabilischen Seifen haben der Honig, der Syrup, u. a. m. und unter den Mittelsalzen, der Salpeter, und der Salmiak eine besondere Kraft das entzündbare Blut aufzulösen, die Nervenkraft der festen Theile zu mindern, und die letztern zugleich offenen Leib zu erhalten, daß sie in allgemeinem Gebrauch sind. Die Blasenpflaster sind bey Entzündungen, vornemlich solchen die von innern Ursachen entstehen, vom größten Nutzen; aber sie dürfen nur da gebraucht werden, wo das Fieber durch Aderlässe ganz geschwächt ist, und die Entzündung noch immer mit einer Heftigkeit fortdauert. Die Blasenpflaster müssen aber groß seyn, wenn sie ihren Dienst leisten sollen. Ausser den bisher angezeigten Mitteln hat auch der Wundarzt Gelegenheit äusserliche Mittel zu gebrauchen, die auf den entzündeten Theil selbst gelegt werden. Diese Mittel müssen nun entweder zusammenziehend, reizend, oder erweichend, erschlaffend, besänftigend seyn. Es lassen sich hier, wo von den Entzündungen überhaupt gehandelt wird, nur einige allgemeine Regeln angeben, die übrigens nicht ohne Ausnahme sind, wo die eine, oder die andere Art von diesen Mitteln statt findet. Alle Entzündungen, welche nach Quetschungen, Erschütterungen, gewaltsamen Ausdehnungen u. s. w. überhaupt durch eine Schwäche der Gefässe, und eine daher rührende Anhäuffung und Stockung der Gefässe veranlaßt werden, erfordern den Gebrauch äusserlicher stärkender, zusammenziehender, zertheilender Mittel. Diejenigen Entzündungen hingegen, welche ganz allein, oder vorzüglich durch einen widernatürlichen Reiz erreget werden, erfordern besänftigende, erschlaffende Mittel. Eben dieselben Mittel sind nothwendig wenn der entzündete Theil äusserst schmerzhaft, gespannt, und trocken ist, und wenn zu gleicher Zeit sehr viele krampfhafte Zufälle im ganzen Körper, oder an einzelnen Theilen erscheinen. Ist hingegen der entzündete Theil sehr geschwollen, aber wenig schmerzhaft, so sind gemeiniglich zertheilende und stärkende Mittel zuträglich. Wenn bey einer Entzündung die Eyterung nicht vermieden werden kann, so müssen die erweichende Mittel sogleich angewendet werden; denn die Entzündung endigt sich desto eher je früher die Eyterung entsteht. Zu dieser Gattung von Entzündung gehören die Blutschwären, die meisten kritischen Entzündungen, diejenigen Entzündungen, welche sich zu gequetschten Wunden gesellen, u. a. m. Entzündungen die durch Reiz entstehen, und mit heftigen Bewegungen verbunden, hitzig und fieberhaft sind, erfordern meistens besänftigende Mittel. Wenn aber Schwäche zum Grunde liegt, und die Entzündung langwierig ist, so muß man fast immer stärkende und zusammenziehende Mittel anwenden. Wenn aus einem entzündeten Theil eine scharfe Feuchtigkeit ausfließt, wie z. B. in der hitzigen feuchten Ophthalmie so sind allein schleimige und besänftigende Mittel angezeigt. Entzündungen, die durch eine Stockung verdickter Feuchtigkeiten entstehen, die viel Härte und wenig Schmerz bey sich haben, erfordern äusserliche auflösende Mittel, worunter der Salmiak das vorzüglichste ist. Bey dem Gebrauch dieser Mittel muß man zugleich auf die Beschaffenheit des Körpers und des lei-

denden Theils sehen. Je empfindlicher, trockner, oder gespannter der Körper oder der leidende Theil ist, desto zuträglicher sind gemeiniglich erweichende, befeuchtende Mittel; schlaffe, welke, feuchte Körper erfordern mehrentheils stärkende, reizende Mittel. In einem jeden entzündeten Theile bleibt am Ende der Krankheit Schwäche zurück, die oft langwierige Entzündungen unterhält, oder zu neuen Anlaß giebt. Deswegen sind am Ende einer jeden Entzündung stärkende Mittel angezeigt. Oft ist auch der Gebrauch einer fest angelegten Binde nöthig. Alle Mittel, welche eine zusammenziehende und zurücktreibende Kraft haben, dürfen nicht eher gebraucht werden, bis hinlänglich zur Ader gelassen worden ist. Zu den vorzüglichsten stärkenden und zertheilenden Mitteln gehören der Wein, Brandtwein, Eßig, China, Alaun, Campher, Bley, Thedens Schußwasser, Raute, Wermuth, Melisse, Balsam, Chamillenblumen, Fliederblüthen, Salbey, Lavendel, Granatblüthen, Eichenrinde, Galläpfel, Tausendblatt, Tormentillwurzel, Schlangenwurzel u. s. w. Diese Mittel werden am bequemsten als Bähungen von Zeit zu Zeit umgewärmt auf den leidenden Theil gebracht. Wenn aber der Kranke keine feuchte Wärme leiden kann, so muß man sie in trockner Gestalt z. B. in Kräutersäckchen aufschlagen. Unter den lindernden, besänftigenden, erweichenden Mitteln sind Semmelkrumen, Leinsaamen, Mohnköpfe, Schierlingskraut, Bilsenkraut, Holunderblüthen, Malvenblüten, Milch, erweichende Oele u. s. w. Die vorzüglichsten, die am besten in Gestalt eines warmen Breyes aufgelegt werden. Unter dem Gebrauch dieser Mittel wird entweder die Geschwulst weich und bleicher, und die Zufälle nehmen ab. Alsdenn ist es Zeit den Theil von aussen durch die gehörige Mittel zu stärken. Der Leib muß stets offen erhalten werden; und wollte sich die Entzündung in eine chronische verwandeln, so ist besonders der innerliche Gebrauch der Chinarinde angezeigt. Hätte sich zu einer solchen Entzündung ein innerliches Gift mit beygesellt, so muß dieses mit seinen eignen Mitteln bestritten werden. Nehmen aber aller Mittel ohngeachtet die Symptomen zu, so geht die Entzündung in ein Eytergeschwür über, wovon unter einem besondern Artikel wird gehandelt werden. (4)

Entzündung der Augen. (Viehartzneyk.) Das Aug des Pferds kann auf mancherley Art entzündet werden, und die Heilung desselben gründet sich auf eben die Gründe, wie bey den Menschen. Die alten Pferdärzte bedienten sich häufig fetter Salben, und dergleichen Schmierereyen, welche die neuere als schädlich mit Recht verwerfen. Der sogenannte Nagel am Aug verursachet bey den Pferden öfters eine Entzündung, weswegen man ihn ausschneidet, wovon seines Orts, die Art der Operation, angezeigt werden wird. Wenn keine äusserliche Verletzung die Ursache der Entzündung der Augen ist, so wird solche gemeiniglich durch Aderlassen, waschen mit frischem Wasser, und in das Saufen des Pferds täglich 1 Loth Salpeter gemischt, gehoben. Ist aber eine äusserliche Verletzung vorhanden, so muß man sich nach dem vorhandenen Fall und nach den Umständen richten. s. Augen. (36)

Entzündung und Entzündungsfieber. (medic.) Die innerliche oder medicinische Entzündung muß von andern zufälligen Entzündungen unterschieden werden. Vor ihr geht gemeiniglich ein geringerer oder heftigerer Frost voraus, worauf eine starke Hitze, und ein starker, geschwinder voller Puls folgen. Es entsteht eine röthliche, glänzende, etwas harte Geschwulst, mit einem festsitzenden Schmerz, und die Verrichtungen des leidenden Theils werden unterbrochen. Der Patient leidet Durst und Kopfschmerzen, die Zunge ist von der Trockenheit weiß, der Patient kann irre reden, der Urin ist nach dem Grade der Hitze mehr oder weniger hochroth, oft wässericht von den Krämpfen, die Haut ist gespannt, und trocken. Es ist aber nicht nöthig, daß alle diese Zeichen allemal zusammen da sind; denn oft läßt sich die Geschwulst des entzündeten Theils nicht sehen, oft ist statt des Schmerzes, nur eine Beängstigung vorhanden, wie in der Entzündung der Leber und Lunge geschiehet. Zuweilen ist der Puls weder hart noch voll, wie in manchen Gattungen der Bräune, und der Augenentzündung, ja wohl ist er klein und schwach, wenn starke Entzündungen übel sind behandelt worden. Man hat sogar Magenentzündungen gefunden, wo gar kein Zeichen einer Entzündung zugegen war. Die innerliche Entzündung ist immer entweder als Ursache der sie begleitenden Krankheit, oder als Symptom, oder als Folge derselben anzusehen. Von den Ursachen, welche die Erscheinungen an einem entzündeten Theile hervorbringen, ist bey der chirurgischen Entzündung geredet worden, worauf wir uns der Kürze halben berufen. Bey einer jeden Entzündung muß man nicht nur auf die Constitution des Patienten sondern auch auf das Geschlecht, das Alter, den angegriffenen Theil, und auf die herrschende Epidemie sehen, wenn man auf den Ausgang derselben schliessen will. Leute von mittlerem Alter, von gespannten Fibern, deren Blut eine entzündliche Anlage hat, wo sich der rothe Theil leicht vom Blutwasser scheidet, die eine starke Leibesbeschaffenheit haben, sind heftigern und häufigeren Entzündungen unterworfen, als Kinder und Frauenzimmer. Erwachsene Personen, deren Körper durch Arbeit abgehärtet, deren Gefäße weniger elastisch, und deren Säfte dick sind, sind schwerer zu heilen, als junge Leute, und Frauenzimmer. Bey auszehrenden und lungensüchtigen Personen, ist die Entzündung eines edlen Eingeweides, als der Lunge, oder der Leber fast immer tödtlich. Bey scorbutischen und mit üblen Säften angefüllten Körpern geht fast jede Entzündung in Eyterung über. Die Ursachen der Entzündung liegen, wie wir schon gesagt haben, theils in der Constitution der Subjecte, theils in den äusserlichen auf den Körper wirkenden Ursachen. So tragen äussere Kälte, vieles Fleischessen und volle Nahrung bey einer gesunden Verdauungskraft, geistige Getränke, und hitzige Speisen, starke erhitzende Bewegungen sehr vieles zur Entzündung bey. Manche äussere Entzündungen und Reize, können eine innere nach sich ziehen. Auch zu starke Purgier- und Brechmittel können sie erregen. Als innerliche Ursachen, bringen unterdrückte, sonst gewöhnliche Blutflüsse als die goldne Ader, und beym weiblichen Geschlecht die monatliche Periode zuweilen heftige Entzündungen hervor. Das Fieber, welches sich mit der Entzündung verbindet, ist entweder rein, oder mit andern Krankheitsmaterien verbunden, die man wohl kennen muß, um den Reiz wegzuschaffen, oder zu mindern der es vermehrt, und in der Heilung glücklich zu seyn. Es läßt sich ein entzündungsartiges Fieber vorstellen, ohne eine örtliche Entzündung, ob es gleich seltner vorfällt. Dies ist das einfache entzündliche Fieber, wobey die Zeichen der Unreinigkeiten in den ersten Wegen, und der faulichten Beschaffenheit der Säfte fehlen. Wenn das entzündungsartige Fieber die Ursache einer nachfolgenden Entzündung ist, so kann es allerley Verbindungen haben, als Seiten-

stechen, Entzündung der Gebärmutter, u. s. w. Es erfolgt alsdenn ein starker, brennender, stechender Schmerz, der keinesweges krampfhaft ist, der festsitzt, und die Zufälle der Congestion an den disponirten Ort werden immer stärker, bis sich die Entzündung örtlich zeigt. So wie der Sitz unterschieden ist, so sind es auch die Folgen, als bey der Magenentzündung, Ekel, Brechen, u. s. w. Ist das einfache entzündliche Fieber mit keiner örtlichen Entzündung verbunden, so geschieht die Krise, ausser dem Schweis, und Urin, zuweilen durch Blutflüsse, Auswurf, selten durch Diarrhoe. Dieses Fieber bricht sich gemeiniglich in vier bis sieben Tagen, und wohl nach noch längerer Zeit. Wenn ein kritischer Schweis bevorsteht, so wird die Haut weich, feucht und juckend, der Puls weich und wellenförmig, und der Urin wird sparsamer abgesondert. Ein bevorstehendes kritisches Nasenbluten zeigt sich durch Röthe der Augen, Schwere des Kopfs, und Kopfschmerzen, Jucken der Nase, und doppeltschlagenden Puls. Gemeiniglich verbinden sich mehrere Ausleerungen mit einander. Wenn der Urin kritisch ist, so muß er anfangs wolkicht seyn, hernach aber einen Bodensatz absetzen. Die Haut ist alsdann gespannt, der Durst stark, und in der Harnröhre ein Kitzel. Die kritische Ausleerung durch den Stuhlgang, geschieht gemeiniglich nur bey alten kraftlosen Leuten. Erfolgt keine dieser Ausleerungen, so ist eine Eyterung zu vermuthen. Man bemerkt alsdann erst nach dem Tode, daß alle Eingeweide mit einer eyterartigen Materie bedeckt sind, die aus den Blutgefässen ausgetrieben, und da abgesetzt worden. Der Ausgang der innerlichen örtlichen Entzündungen ist verschieden. Sie lösen sich entweder durch kritische Ausleerungen, oder durch Absetzungen auf andere Theile, oder sie gehn in Eyterung, oder den Brand, oder in eine Härte über. Die Vertheilung ist nur da zu hoffen, wo die Entzündung nicht allzustark, und die Säfte unverdorben sind, und wenn die Ursache und der Sitz der Entzündung so beschaffen sind, daß sie vertheilt werden kann. In diesem Fall verliehren sich die Zufälle der Entzündung nach und nach, und es erfolgen gemeiniglich Ausleerungen durch den Schweis, Urin, Speichel, und Durchfall. So löst sich eine Entzündung der Gedärme und der Leber durch häufige Stuhlgänge, die Entzündungen der Nieren durch den Urin, die Entzündung der Lungen durch den Auswurf, u. s. w. Wenn die Entzündung sehr heftig ist, und keine dieser Ausgänge erfolgt, so geht sie in Eyterung über. Die Schmerzen lassen alsdenn nach, der Patient glaubt sich ganz wohl und ausser Gefahr, nur empfindet er kleine mit Hitze abwechselnde Schauer, wovon er keine rechte Ursache anzugeben weis, und an dem Ort, wo der Schmerz war, bleibt nur das Gefühl einer Schwere und Kälte übrig. Wenn sich das Eyter in die Zellenhaut ergießt, so erhebt sich der Abscess nach aussen. Ein solcher Abscess kann meistens äusserlich geöffnet werden. Wenn das Eyter an einem verschlossenen Orte angesammelt ist, so heißt man dies eine Eyterbeule. (Vomica.) Bleibt diese lange verschlossen, so macht sich das Eyter Hohlgänge, und Fisteln. Wenn eine Eyterbeule platzt so ist die Gefahr des Ausgangs verschieden, nachdem der Theil ihres Sitzes verschieden, und nachdem das Eyter gutartig oder bösartig ist. Zuweilen wird das Eyter eingesogen, und auf einen andern Theil des Körpers hingeworfen, wo es neue Entzündung, und neues Fieber und auf edlern Eingeweiden oft den Tod erregt, wenn nicht bald eine andere kritische Ausleerung erfolgt. Wann bey einem sichtbaren Theile der heise Brand entsteht, so wird dieser Theil aschfarbig, schwarzbraun, bleyfarbig, oder schwarz, und auf ihm schiessen Blasen in die Höhe, die mit einer gelblichen, oder schwarzen Feuchtigkeit angefüllt sind. Den innerlichen Brand erkennt man, wenn der Schmerz, die Hitze, und Entzündung aufs höchste gestiegen waren, nun aber plötzlich und ohne merkliche Ursache nachlassen, der Kranke matt, und an den Extremitäten kalt wird. Der brandige Theil ist zwar unempfindlich, es ist aber ein gutes Zeichen, wann in den herumliegenden Theilen die Entzündung noch schwach fortdauert, wodurch die entzündete Theile abgesondert werden. Wenn der heise Brand in den kalten übergeht, so verliert der Theil alles Gefühl und Leben, es entsteht ein aashafter Geruch, und bey innerlichen Entzündungen zerfließt der brandige Theil in eine stinkende Jauchen, zuweilen geht die Entzündung in eine unschmerzhafte Härte über, die man aber nicht immer mit dem Namen eines Scirrhus belegen kann. Oft findet sie sich in den Drüsen, zuweilen auch an andern Theilen. So lange eine Härte klein bleibt, ist sie so wie ein kleiner Scirrhus unschädlich, wenn sie nicht durch ihre Grösse die nahgelegenen Theile druckt, Entzündung, Auszehrung, oder den kalten Brand verursacht. Das Entzündungsfieber kann vielerley Verbindungen machen, und dadurch unrein werden. So kann es sich z. B. mit einer rosenartigen Geschwulst, mit Catarrhen, Rheumatismen, Ruhren, Ausschlägen, als Frieseln, Masern, Pocken, Scharlachflecken, und dergleichen verbinden, worauf man in der Cur allzeit Rücksicht nehmen muß.

Die Anzeigen zur Heilung der innerlichen Entzündung, und des einfachen entzündlichen Fiebers sind kürzlich folgende: die allzugrosse Wallung des Bluts muß gemindert, der Drang desselben zu den edlern Theilen muß abgeleitet, das zu schwache Entzündungsfieber muß vermehrt, die zu dichte Materie muß geschmolzen, die Säfte aufgelöst und verdünnt, die rohe Materie gekocht, und die gekochte ausgeführet werden. Die Wallung des Bluts wird vermindert, und der Andrang desselben nach den edlen Theilen wird abgeleitet, durch Aderlassen, Schröpfköpfe, Blutigel, Klystiere, Bähungen, Blasenpflaster, Senfumschläge, und kühlende Purgiermittel. So wie die Aderlässe immer das kräftigste Mittel ist, die Menge des Bluts zu verringern, und den Zufluß nach dem gereizten Theile, und den zum Theil verstopften Gefässen abzuleiten, und durch diese Ableitung die Wirkung der Arzneyen besser zu unterstützen, so ist die Aderlässe welche so nahe als möglich an dem entzündeten Orte angestellt wird, immer am kräftigsten. Es ist ein Zeichen, daß Blut genug ist abgezapft worden, wann der Puls weicher wird, und die Hitze sich verringert; doch muß man sich hierinnen auch nach dem Alter, den Kräften, dem Temperament, und der Gewohnheit des Patienten richten. Jünglinge, magere, vollblütige Personen, und Frauenzimmer vertragen meistens eine reichlichere Aderlässe, als andere. Hysterische Frauenzimmer, Hypochondristen, schwächliche Körper, Kinder, sehr fette und alte Leute vertragen sie weniger, wobey man jedoch immer auf die Kräfte sehen, und acht haben muß, ob nicht vielleicht eine andere reichliche Ausleerung als Diarrhöe und dergleichen, einen Theil der Aderlässe vertrette. Um die stockenden Feuchtigkeiten das dicke Blut, und die verdickten Säfte aufzulösen, und die rohe Materie zu kochen,

stehen die Mittelsalze, als Salpeter und Salmiak oben an. Zum Getränke kann man sich einer Abkochung von Gerste, Hafer, Quekenwurzeln, eines Absuds von Holunderblüthen bedienen, die man mit Meerzwiebelhonig, andern Syrupen, und Salpeter versetzen kann. Wenn das Fieber zu schwach würde, welches sich leicht aus dem Pulse, den Kräften, und der übrigen Beschaffenheit des Kranken beurtheilen läßt, so muß man sich aller kühlenden Arzneyen enthalten, hingegen zu erweckenden Mitteln, als Wein, Moschus, Campher, China, und Blasenpflastern seine Zuflucht nehmen. Je näher die Entzündung einem gutartigen Ausgange ist, desto mehr müssen die Mittel so gewählt werden, daß sie den Urin und die Ausdünstung, stärker betreiben, um die Zertheilung, als die vollkommenste Krisis zu Stande zu bringen, oder welche so wirken, daß sie diejenige Ausleerung befördern, welche die Natur vorher anzeigt. Die Wahl dieser Arzneyen hängt von denjenigen Umständen ab, welche unter den Artikeln von den besondern Gattungen der hitzigen Fieber vorkommen. Daher muß man immer darauf sehen, ob die Entzündung rein, oder mit andern Fiebern, als einem galligten, bösartigen, oder faulen Fieber verbunden ist. So lange die Entzündung dauert, und der Schmerz die Härte und Stärke des Pulses noch groß sind, läßt man ohne Rücksicht auf die Zeit der Krankheit zur Ader. Nur der Grad dieser Zeichen, und die Abwesenheit der Anzeigen einer Zertheilung, oder der bevorstehenden Eiterung, oder Verhärtung müssen die Anzahl derselben angeben. In eben dieser Absicht, so wohl die Vollblütigkeit zu mindern, als die Ausleerung des Bluts so nahe als möglich an dem leidenden Orte zu verrichten, setzt man bey Entzündungen des Gehirns, des äusserlichen Kopfs, des Halses, der inwendigen Theile des Mundes, blutige Schröpfköpfe an die Schläfe, auf den Kopf, hinter die Ohren, in den Nacken, und an andern Theilen überhaupt auf denjenigen Ort, worunter die Entzündung verborgen liegt. Erweichende Klystiere des Tags einigemal gebraucht sind, besonders in Entzündungen der Theile des Unterleibs angezeigt, wo sie den Reiz verringern, den Krampf besänftigen, und die Theile bähen. Der Kranke nimmt auch des Tags ein bis zweymal laulichte Fußbäder, worinnen er lange sitzen bleibt, und in dem Fall einer Entzündung im Unterleibe, auch halbe Bäder, die bis an den entzündeten Theil, und noch darüber reichen. Diese Bäder dürfen aber nicht mehr, als lauwarm seyn. Aeusserlich kann man um den Krampf zu lindern erweichende Bähungen und Aufschläge warm auf den Unterleib bringen. Wenn die Entzündung mit einem galligten, faulen, bösartigen, oder faulartigen Flekenfieber verbunden ist, so weicht die Heilart derselben, von der bisherigen in etwas ab. Mit dem Aderlassen muß man viel behutsamer gehen, hingegen sich der Brech- und Laxiermittel nach dem Sitze der Entzündung desto mehr bedienen, und diesen bald möglichst die China mit erweckenden, oder kühlenden Mitteln nachsetzen. (4)

Entzündung der Gebärmutter, s. Gebärmutter, Fehler derselben.

Entzündung des Gebärmuttermunds, s. Gebärmuttermund, Fehler desselben.

Entzündungsfell, (Medicin.) (*Crusta inflammatoria.*) Man erblickt auf dem Blute, welches man bey Entzündungen aus der Ader zapfet, wenn es gerinnt, ein mehr oder weniger dicke weiß gelbliche eiterfarbige Haut und nennt solches eine Entzündungsfell oder eine Speckhaut. Man hat verschiedene Hypotheſen über die Entstehung, und Ursachen dieser Erscheinung ausgedacht, welche solche zum theil gut, zum theil schlecht erklären, mit deren Erzählung wir aber den Leser hier verschonen wollen. Die neueste und unserer Einsicht nach vollständigste Erklärung ist eine durch viele evidente Versuche erläuterte Theorie welche Herr Hewſon in seinem *Experimental Inquiries* London. 1772. der Welt bekannt gemacht hat.

Hier werden nun freylich die bis dahin allgemein angenommene Hypotheſen von Zähigkeit des Bluts bey Entzündungen, von Stöckungen, und Verdickung nicht nur über den Haufen geworfen, sondern gerade das Gegentheil davon als Wahrheit dargestellt, und mit so bündigen evidenten Versuchen erwiesen, daß man anfänglich darüber frappirt wird. Doch zur Sache. Das Blut bestehet aus drey Hauptbestandtheilen welche sich gar leicht von einander abscheiden lassen, dem Purpur (*Cruor*) dem Wasser (*Serum*) und der gerinnbaren Lymphe (*Lympha coagulans.*) Wenn man das Blut eines gesunden Menſchen der Luft in einer Schale aussetzt, so fängt es nach einigen Minuten an zu gerinnen, und zwar verbindet sich der Cruor mit der gerinnbaren Lymphe und bildet einen rothen Kuchen, das Blutwasser aber scheidet sich ab, bleibt flüssig und steigt in die Höhe, wenn der rothe Blutkuchen zertheilt wird. Bey Entzündungen gehet weit längere Zeit vorbey bis das in eine Schale gelassene Blut gerinnet, oft geschiehet es erst nach einigen Stunden. Eben das geschiehet auch bey Schwangeren. Hieraus schon folgt sehr natürlich daß die geträumte Verdickung und Zähigkeit desselben bey Entzündungen falsch sey. Im Gegentheil ist das Blut dünner, weniger geneigt zu gerinnen und der Cruor läßt sich viel leichter von der gerinnbaren Lymphe trennen. Nun ist es leicht einzusehen woher die Entzündungshaut kommt. Der Cruor trennt sich, da das Blut so lange flüßig bleibt, von der gerinnbaren Lymphe setzt sich als specifisch schwerer zu Boden, und läßt der geschiedenen Lymphe Zeit sich oben zu sammeln und hart zu werden. Diese also stellt die Haut vor, und es ist folglich gar kein widernatürlicher Bestandtheil, sondern nur eine grössere Auflösung und folglich leichtere Trennung des Blutes. Woher eigentlich nun die veränderte Beschaffenheit zu leiten sey, ist schwerer zu bestimmen, doch ist nach des Verfassers Meynung die stärkere oder schwächere Wirkung der Blutgefäße, welche das Blut in sehr kurzer Zeit im Stande sind zu verändern, und ihm diese verdünnte Eigenschaft zu geben. Bey Entzündungen wirken die Blutgefäße stärker, und geben also vorzüglich dem Blute diese Eigenschaft. Bey Ohnmächtigen schwachen Personen hingegen wirken sie schwächer und machen die Lymphe gerinnbarer, daher pfleget das Blut sehr schwacher ohnmächtiger Menschen gar schnell zu gerinnen und kann folglich keine Entzündungshaut bekommen. Alle diese Sätze sind nun mit so überzeugenden Gründen dargethan, daß wir gern und willig diese Theorie unsern Lesern als die wahre geben können. Einwürfe lassen sich dagegen freylich machen; aber gegen welche Wahrheit in der Welt sind nicht welche gemacht worden? Herr Hewſon selbst hat viele aufgeworfen und sehr gut aus dem Wege geräumt. Doch wollen wir noch einige wenige welche man dagegen vorgebracht hat, anführen. Die Haut womit man die Eingeweide bey Entzündungen überzogen findet, streiten gar nicht mit dieser Theorie; nach Hr. Hew-

sons Erklärung (s. dessen *Experimental Inquiries* P. II. 1774. Pag. 111.) werden die Schlagadern durch die Entzündung so verändert, daß sie eine mehr gerinnbaren Lymphe ausschwitzen, so wie sie bey der Wassersucht in den Zustand gerathen, ein weniger gerinnbarere Lymphe auszuschwitzen. Man braucht also keine coagulirte und verdickte materiam perspirabilem zur Erklärung. Die gerinnende Zapfen von Blute bey dessen Ausflüssung aus der Nase in Entzündungsfiebern ist ein gar geringer Einwurf, und kaum werth angeführt zu werden. Freylich gerinnet das Blut welches Tropfen weise der Luft ausgesetzt wird, eher, als wenn es in einer Schale aufgefangen wird, denn die Luft ist es welche solches gerinnen macht. Wenn die Nase stark genug in eine Schale blutet, so fällt das schnelle Gerinnen weg. Eben so wenig Gewicht hat der Einwurf, daß sich nach Hewsons Theorie nicht erklären lasse, woher die Entzündungshaut bey Schwindsüchtigen und Schwangern kommt, da doch hier das Blut langsam durch den Körper schleiche. Denn vor erst ist eben so richtig nicht daß hier das Blut langsamer circulire, denn der geschwinde Puls bey Schwindsüchtigen zeuget von einer schnellern Circulation und überhaupt braucht man wohl keinem Arzte zu beweisen, daß das Blut bey Schwindsüchtigen verdünnet und seine Bestandtheile weniger zusammenhängend auch leichter zu trennen seyen. Bey den meisten Schwangeren ist die Wirkung der Blutgefässe in der That stärker, als ausser dem Ueberhaupt wo das Blut in irgend einem Theile in seinem Laufe gehindert wird, oder gar aufgehalten, da wird die Bewegung und Kraft der Blutgefässe in andern Theilen desto stärker. Endlich ist auch bey manchen schwächlichen Schwangeren wo sich kein voller harter Puls findet, keine Entzündungshaut zu sehen. Wir denken genug gesagt zu haben, um dem Leser einiges Licht über diese Sache zu geben. Uebrigens muß man Hewsons Abhandlung selbst lesen, um sich völlig von der Wahrheit dieser paradox scheinenden Theorie zu überzeugen.

In der practischen Arzneywissenschaft ist diese eben beschriebene Haut eine Sache von ziemlicher Wichtigkeit, denn ob solche gleich nicht immer ein gewisses Kennzeichen, einer Entzündung ist, oder ihre Abwesenheit ein Kennzeichen vom Gegentheil, so kann man doch mit Hülfe der übrigen Kennzeichen desto gewissere Schlüsse machen. Auch muß man bey der Bestimmung der Quantität des Blutes beym Aderlassen mit darauf sehen. Wenn bey der zweyten Aderlässe, die Entzündungshaut unter einerley Umständen schwächer ist, oder gar fehlt, so ist es ein Kennzeichen (ob wohl nicht das einzige) daß die Entzündung abgenommen habe. Uebrigens muß man alle Umstände wie gesagt zu Hülfe nehmen, wenn man sichere Schlüße davon machen will, denn eine Ohnmacht, Schrecken und Schwäche können das Entzündungsfell verhindern, ob gleich eine wahre Entzündung vorhanden ist, und in manchen Fällen ist keine Entzündung da, obwohl das Blut mit einer dicken Haut bedeckt ist. (9)

Entzündungskrankheiten beym Rindvieh, sie nehmen gewöhnlich ihren Anfang mit Kälte über den ganzen Körper, welche man aber selten bey ihnen wahrnimmt. Meistens folgt eine starke und oft brennende Hitze; der Puls gehet stark, der Durst ist groß und der Lust zum Fressen verliehrt sich fast ganz oder ist sehr gering. Die innere Entzündungen haben ihre besondere und eigene Kennzeichen, je nachdem sie einen Theil des Leibes angegriffen; als in der Lunge schweres Athemholen, starkes Husten und Blut auswurf, in dem Magen und den Gedärmen Reitzungen zum Erbrechen, Verstopfung des Leibes und starkes Grimmen und Schneiden im Unterleibe.

Wenn das Blut durch eine innerliche oder äusserliche Ursache in den kleinen Gefässen stockt, und wegen des übrigen darauf stossenden Blutes eine stärkere Hitze in dem Theile entstehet, wodurch derselbe anschwillt und von aussen roth wird, so sagt man dieser oder jener Theil seye davon entzündet. Die Entzündungskrankheiten sind vielerley, so wie ihre Ursachen, zu den innerlichen zählet man eine schlechte Beschaffenheit eines dicken, zähen und zu Entzündungen geneigten Geblüts, zu den äusserlichen hingegen jede schleunige Erkaltung des erhitzten Körpers durch kaltes Sauffen rauhe und kalte Witterung und was dergleichen mehr ist.

Alle Gattungen sowohl in- als äusserlicher Entzündungen endigen sich auf viererley Art, als durch Vertheilung, Eiterung, Brand und Verhärtung. Die erste ist der beste und sicherste Weg, und es folgt gewöhnlich eine völlige Widerherstellung, die Vereiterung hingegen ist mit vieler Gefahr verbunden, weil der an dem innern Theil abgesonderte Eiter nicht leicht einen glücklichen Ausgang findet, er wird dahero scharf, faul und stecket die übrigen Theile des Leibs mit an. Der Brand ist am gefährlichsten, indeme wenn solcher überhand nimmt, ohne Rettung ist. Die Verhärtungen verursachen zwar so lange sie in ihrem Zustand verbleiben zuweilen einige Ungelegenheiten, wenn man sie aber durch unschickliche Mittel zu zertheilen suchet, so können die Verhärtungen gar leicht in einen tödtlichen Krebs verwandelt werden.

Wenn sich die eben angezeigten Kennzeichen einer innerlichen Entzündung offenbaren ohne daß man eigentlich weis, welchen Theil sie betroffen, so läßt man dem kranken Vieh ohne Anstand stark zur Ader und fährt hiermit zu wiederholten malen fort, bis sich eine Verminderung der Zufälle zeigt; auch muß bey allen Entzündungskrankheiten die Lebensordnung aufs genaueste eingerichtet werden, und ertheilet Willburg in seiner Anleitung fürs Landvolk, eine sehr gute Anweisung.

Envelope, bedeutet in der Kriegsbaukunst bald das, was man sonst **Sillon**, bald das, was man sonst **Mantel** nennt, und worüber also diese Titel nachgeschlagen werden können. Heutzutag verstehet man vornemlich eine Verschanzung darunter, welche man in einiger Entfernung um eine Festung herumführet, theils auf den Zwischenraum sich lagernde Truppen damit zu decken, theils den Feind zu einem Angriff aus grösserer Ferne dadurch zu nöthigen, theils auch noch andern Absichten. Mayntz ist mit einer solchen Envelope umgeben. (6)

Enverſin, ist ein schlechter wollener Zeug, der zu Chalons an der Marne verfertiget wird, und auf dem Stuhle 2 dasige Ellen in der Breite haben solle, damit er, nach geschehener Walke noch ¼ Elle, nach dem Pariser Maase breit liegen möge. (28)

Enucleator, (Naturgesch.) ist der Name einer Gattung von Kernbeisser. (*Loxia* L.)

Enuctry ist der Name eines vierfüßigen mit Hörnern versehenen Thiers im Königreich Congo, von welchem man keine weitere Nachricht hat. (9)

Enula oder **Inula**, s. Alant.

Enunciatio, s. Satz.

Enunciativa Verba, werden diejenige Worte eines Gesetzes genannt, welche von dem Gesetzgeber nicht

nicht in der Absicht, damit etwas zu verfügen, sondern blos beyfällig gebraucht worden sind. Dem Erklärer der Gesetze ist es sehr wichtig, solche Verba enuntiativa von verbis dispositivis genau zu unterscheiden, weil nur diese das Wesen des Gesetzes ausmachen. Wir wollen, um die Sache deutlicher zu machen, ein Beyspiel an einem Römischen Gesetz geben. In der *L. 1. C. de jure emph.* heißt es: Constituimus, — justum validumque esse contractum, in quo cuncta, quæ inter utrasque contrahentium partes super omnibus & etiam fortuitis casibus pactionibus scriptum interveniente habitis placuerint, firma illi bolo-que debeant custodiri. —

Hier haben mehrere Rechtsgelehrte aus den Worten: *scriptum interveniente* schliessen wollen, als ob der schriftliche Aufsatz ein nothwendiges und wesentliches Stück des emphitevtischen Contracts wäre, ohne welches dieser nicht giltig seyn könnte. Dieses würde richtig seyn, wenn die Worte: *scriptura interveniente dispositiva* wären; allein da aus dem ganzen Inhalt und den Wortfügungen erhellet, daß diese Worte nur beyfällig zugesetzt worden, ohne daß der Gesetzgeber etwas damit verfügen wollte, folglich dieselbe nur *enunciativa* sind, so kann nicht behauptet werden, daß der schriftliche Aufsatz ein wesentliches Erforderniß des emphyteoticarischen Contracts seye. (38)

Envoye, ist die Benennung eines Gesandten vom zweyten Rang. (s. Gesandter.) Sie werden in ordentliche und ausserordentliche abgetheilt, je nachdem sie zu beständigen, oder nur vorübergehenden Verrichtungen abgeordnet sind. Kommt dieses Wort in dem Creditiv selbst vor, so weiß sich der Hof, welcher einen solchen Envoye empfängt darnach zu richten: werden hingegen andere Namen darin gebraucht, so müssen die übrigen Umstände entscheiden, ob der Abgeordnete ein Gesandter vom ersten oder zweyten Rang seyn soll. Ordentlicherweise können sie auf das Prädikat Excellenz keinen Anspruch machen, wenn ihnen dieser Titel nicht in andern Rücksichten gebührt, oder aus Höflichkeit freywillig gegeben werden will, worinn man freylich an kleinern Höfen gegen die Envoyes von grössern Höfen nicht difficil ist. Im Deutschen wird das Wort, Abgesandter, als gleichbedeutend mit dem französischen Wort Envoye angenommen. (33)

Enydris, ist ein Synonimum der Otter Wiesel (*Mustela Lutra* L.) und einer Gattung Serpent. (*Boa*. L.) (9)

Enyo, (*Pap. Hel.*) der Surinamische Blutstrahl, Göze. *Pap. Hel. Bellona.* Cram. pap. ex II. t. 13. fig. E. F. *Brassolis* Fabr. Dieser Tagschmetterling, ein Heliconier hat gestreckte Flügel, die vollständig und braunschwarz sind. Die Vorderflügel haben auf beyden Seiten gelbe Flecken, davon 3 in der Mitten nah beysammen in einem Kleeblatt liegen; einer aber gegen die Spitze, der auf der untern Seite doppelt ist. Die Hinterflügel sind oben ungefleckt, unten aber am Vorderrand mit einigen gelben ungleichen länglichen Flecken, der Hinterrand mit 6 kleinen gelben Flecken umschlossen. In der Mitte befinden sich blutrothe Streifen wie Adern, davon 2 gabelförmige, die von der Wurzel ausziehen, die größten sind. Der Leib ist unten gelb. (24)

Enzian, s. Genziane.

Enzian, weisser, wurde in vorigen Zeiten, wo man noch allerley Exeremente in der Arzney brauchte, der weisse Hundskoth genennet. (9)

Eora, Αἰωρα, ἰωρα, so wurde ein Fest und feyerliches Opfer genennt, das die Athenienser unter Absingung gewisser Lieder zur Ehre der Erigone begiengen, die auch Aletis, Ἀλητις heißt, und eine Tochter des Icarius war. Vom ausschweifenden Kummer über den Tod ihres Vaters angetrieben, erhieng sie sich. Davon heißt dies Fest ἀἰωρα. Dies Wort oder ἰωρα hat verschiedene Bedeutungen. Sophocles nennt den Strick, an dem sich Jocaste erhieng, ἰωρας πλεκτας. Kleine Bildnisse in Menschengestalt, die bald dem Saturn gewidmet wurden, bald den Kindern zum Spiel dienten, hießen auch ἀἰωραι, oscilla, welchen Namen auch Larven von Baumrinden hatten, ora corticibus horrenda cavatis, die dem Bacchus zu Ehren an Bäumen aufgehängt wurden, so daß sie der Wind hin und her bewegen konnte, daher sie auch vom Virgil Georg. 2, 398 mollia, d. i. mobilia oscilla genennt werden. Endlich wurde auch ein gewisses Spiel, da man sich auf einer von Stricken gemachten Schaukel hin und her schleudern ließ, ἀἰωρα und bey den Lateinern oscillatio genennt.

Doch wir kehren von dieser etymologischen Ausschweifung zur Beschreibung jenes Festes zurück. Erigone bat bey ihrem Tode die Götter, daß, wenn die Athenienser die Ermordung des Icarius nicht rächen würden, alle Jungfrauen derselben auf eben die Art wie sie, ihr Leben endigen möchten. Ihre Bitte ward erfüllt, indem sich viele Jungfrauen derselben erhiengen, ohne daß man eine wahre Ursache ihrer Verzweiflung entdecken konnte. Apoll gab daher den Rath, durch das Fest Aeora die Manen der Erigone zu befriedigen. Andere sagen, daß es zur Ehre des Königs Temaleus oder des Aegisthus und der Clytemnestra seye gefeyert worden. Noch andre meynen, daß es anfänglich auf Befehl eines Orakels zum Andenken der Tochter des Aegisthus und der Clytemnestra begangen worden, die in Gesellschaft ihres Grosvaters Tyndarus nach Athen reißte, den Orestes vor dem Gerichte des Areopagus verklagte, und weil sie ihren Proceß verlohr, sich mit dem Strang ums Leben brachte. Das bey diesem Feste ἰωρα dargebrachte Opfer hieß ἐνδειπνος. (21)

Epacmastica febris, (Med.) heißt ein Fieber welches immer mehr steiget. (9)

Epacten. Weil ein mittlerer synodischer Mondmonath 29 Tage 12 Stunden 44 Min. 3 Sec. und einige Tertien hält, so ist ein bürgerlicher Monat von 31 Tagen, 1 Tag 11 St. 15 Min. 57 Sec. und ein bürgerlicher Monat von 30 Tagen blos 11 St. 15 Min. 57 Sec. länger als jener. Deßgleichen weil ein Mondjahr oder zwölf Mondmonate 354 Tage 8 St. 48 Min. 38 Sec.; das Julianische Sonnenjahr aber, welches von dem wahren astronomischen nur in Minuten und Secunden unterschieden ist 365 Tage 6 St. hält; so ist ein Julianisches Jahr um 10 Tage 21 St. 11 Min. 22 Sec. oder in ganzen Tagen um 11 Tage länger als das Mondjahr. Dieser Ueberschuß des bürgerlichen über den Mondmonat und des Julianischen über das Mondjahr wird die monatliche und jährliche Epacte genennet. Die letztere dienet, wenn man weiß, an welchem Tage in einem gegebenen Monate eines gegebenen Jahrs Voll- oder Neulicht war, zu bestimmen, an welchem Tage des Jahrs darauf oder des Jahrs vorher wiederum Voll- oder Neulicht seyn wird oder gewesen ist. Das künftige nemlich fällt 11 Tage früher, das vorhergehende war 11 Tage später.

Z. B. den 12 August 1783 war Vollmond, daher war den 23 August 1782 auch Vollmond, und wird den 1 August 1784 wieder seyn. Ja man siehet leicht, daß man nicht nur auf das nächste sondern auf viele folgende Jahre die Vollmonde oder jede Mondsbrüche solchergestalt zum voraus bestimmen kann. Denn gleichwie das nächste Jahr der Vollmond 11 Tage früher fällt, so fällt er das zweyte 22, das dritte 33 Tage früher. In diesem dritten Jahre aber fällt, wenn man die Stunden und Minuten des synodischen Mondmonats vor einen vollen Tag rechnet, 30 Tage nach dem Vollmonde, wovon die Rede war, ein andrer, und dieser also nur 3 Tage früher. Eben so fället weiter das vierte Jahr ein Vollmond 14, das fünfte 25, das sechste 36 Tage früher als der anfänglich vorausgesetzte, und folglich der 30 Tage nach diesem letzten erfolgende, 6 Tage früher als eben dieser vorausgesetzte. Die weitere Fortsetzung giebt folgendes Täfelein:

Jahre. gegebenes.	Epacten.	Jahre.	Epacten.	Jahre.	Epacten.
	*	7	XVII	† 14	IV
1	XI	8	XXVIII	15	XV
2	XXII	† 9	IX	16	XXVI
† 3	III	10	XX	† 17	VII
4	XIV	† 11	I	18	XVIII
5	XXV	12	XII	† 19	*oder XXX
† 6	VI	13	XXIII	20	XI

War also den 12 August 1783 ein Vollmond, so ist wieder einer 1784 den 1 August, 1785 den 21 Jul. 1786 den 9 Aug., 1787 den 29 Jul., 1788 den 18 Jul., 1789 den 6 Aug., 1790 den 26 Jul., 1800 den 5 Aug., 1801 den 25 Jul., 1802 wiederum wie 1783 den 12 August; 1803 wiederum wie 1784 den 1 August, u. s. f. auf denselben Tag, worauf er vor 19 Jahren gefallen. Daß, wenn 19 Jahre zurückgelegt sind, die Voll- und Neumonde wieder auf dieselbe Tage fallen, ist daraus sichtbar, weil 19 Jahre 6939 Tage 18 Stunden, 235 mittlere synodische Monate aber ebenfalls 6939 Tage 16 Stunden 32 Min. 28 Sec. also nur 1 St. 27 Min. 32 Sec. weniger ausmachen. Eben daher ist in der Tabelle vor das 19 Jahr ein Zusatz nicht von 11 sondern von 12 Tagen gemacht, und die Epacte nicht XXIX sondern XXX angegeben und dadurch ausgedruckt werden, daß ein Vollmond 30 Tage früher, und folglich wiederum einer auf denselben Tag falle, also die Periode wieder von vorne anfange. Dieser vergrösserte Zusatz von 12 Tagen, der jedesmal im 19 Jahre des Cyclus gemacht wird, um zu erhalten, daß die Epacte 0 oder * oder XXX werde, welches alles einerley bedeutet, heißt der **Mondssprung**, saltus lunæ, und wird dadurch veranlasset, weil, so oft ein ganzer synodischer Monat abgezogen wird, wie im 3, 6, 9, u. s. w. Jahre geschiehet, merklich viel zu viel, nemlich 30 Tage statt 29 Tage 12 St. 44 Min. 3 Sec. abgezogen, und dagegen zwar alle Jahre, so oft 11 zugesetzt werden, auch etwas zu viel, nemlich 11 Tage statt 10 Tage 21 St. 11 Min. 22 Sec. zugesetzt wird; aber gleichwohl die wenigern ihr Maaß mehr übersteigenden Abzüge einen Tag und etwas drüber mehr ausmachen als die mehreren ihr Maaß weniger übersteigenden Zusätze, und folglich der zu viel abgezogene Tag durch den sogenannten Mondssprung wieder eingebracht muß werden. Was nemlich alle Jahre zu viel zugesetzt wird, beträgt 2 St. 48 Min. 38 Sec., und thut folglich in 19 Jahren 2 Tage 5 St. 24 Min. 2 Sec. Was aber in den sieben im Täfelein mit † bezeichneten Jahren zu viel abgezogen wird, thut jedesmal 11 St. 15 Min. 57 Sec., also in den 7 Jahren 3 Tage 6 St. 51 Min. 39 Sec. folglich werden 1 Tag 1 St. 27 Min. 37 Sec. mehr zu viel abgezogen als zu viel zugesetzt. Es war also nicht nur nöthig diesen Tag einzubringen, sondern nachdem er eingebracht ist, fehlen doch noch 1 Stunde 27 Min. 31 Sec. 55 Tert. wenn es ganz scharf angegeben werden soll. Hieraus erhellet erstlich, daß zwar nach Verlauf von 19 Jahren der Vollmond wieder auf denselben Tag, aber nicht auf dieselbe Stunde fället; zweytens, daß daher, wenn z. B. der Vollmond dieses Jahr auf einen gewissen Sonntag ganz frühe 27 Min. 31 Sec. 55 Tertien nach Mitternacht einfällt, so fället er über 19 Jahre eine Stunde vor Mitternacht, also Samstags Nachts um 11 Uhr ein, also wird der Tag unrecht angegeben; drittens, daß nach Verlauf gewisser Zeit, nemlich nach $312\frac{5}{8}$ Jahren, (s. Cyclus) dieser Ueberschuß auf einen ganzen Tag und nach und nach noch höher anwächst, folglich auf ein Mittel gedacht werden mußte den Irrthum aufzuheben, wenn von den Epacten langwieriger Gebrauch gemacht werden sollte. Wäre weiter nichts als das angeführte zu bedenken, so würde allem abgeholfen, wenn man nach verflossenen 300 Jahren alle Epacten um 1 nach verflossenen 600 Jahren um 2 u. s. w. erhöhete, also vor * XI. XXII. III. u. s. w. I. XII. XXIII. IV. u. s. w. deßgleichen II. XIII. XXIV. V. u. s. w. substituirte, weßwegen auch in dem immerwährenden Calender, von welchem wir den Monat Januarius zur Probe vorgeleget haben, vor der Epacte z. E. XI. die auf den 20 das Neulicht anmeldete. Die Epacte XII zum 19, XIII zum 18 und so fort gesetzet werden, (s. Calender, immerwährender) anzudeuten, daß, wenn in den ersten 300 Jahren die Epacte XI das Neulicht auf den 20 anzeiget, in den folgenden 300 Jahren die Epacte XII dasselbe auf den 19 und in den abermals folgenden 300 Jahren die Epacte XIII dasselbe auf den 18ten anzeige. Allein, weil das tropische Jahr nicht 6 Stunden sondern nur 5 St. 48 Min. 45 Sec. über 365 Tage hält; also wenn jedesmal das vierte zum Schaltjahr gemacht wird, zu viel eingeschaltet wird, und daher, um die Gleichheit wieder herzustellen, in 400 Jahren 3 Secularjahre zu gemeinen und nur das vierte zum Schaltjahre geordnet worden, so fallen in die obige 300 Jahre, die einerley Epacten gehabt haben würden, gewiß zwey auch zuweilen drey durch Auslassung eines Schalttages entspringende Irregularitäten, wodurch die obige Ordnung verändert wird. Im Jahr 1582 also im 16ten Seculum, waren die Epacten I, XII, XXIII, IV u. s. f. diese hätten durch 3 Jahrhunderte fortdauern müssen, haben auch wirklich das 17 Jahrhundert fortgedauert, weil 1600 ein Schaltjahr war. Allein weil 1700 der Schalttag unterdrückt worden, so mußten im 18 Seculum die Neumonden um einen Tag zurücktretten, und die Epacten *, XI, XXII, III, u. s. f. werden. Mit dem Schlusse dieses Jahrhunderts wären die 300 Jahre zu Ende, die Epacten müssen also vermöge des obigen um 1 steigen; allein weil 1800 wieder der Schalttag unterdrückt also die sonst statt habende Epacten um 1 vermindert werden, so hebt sichs gegen einander auf, und die Epacten bleiben im 19 Seculum wie sie im 18 waren. Im 20 aber, weil 1900 nochmals der Schalttag unterdrückt wird, vermindern sich die Epacten um 1, sind also XXIX, X, XXI, II, u. s. f. und bleiben im 21 Seculum weil das Jahr 2000 endlich ein

Secularſchaltjahr iſt. Damit man nicht nöthig habe jedesmal dieſe Nachrechnung zu machen, hat man ein paar Tabellen verfertiget, deren eine man tabula expanſa und die andere tabula æquationis epactarum nennt, und durch welche zuſammen man dem Cyclus der in jedem Jahrhundert, und die Epacten die in jedem Jahre gelten, ſogleich ausgeworfen findet. Um ohne Weitläuftigkeit dem Leſer einen Begriff von dieſen Tabellen und ihrem Gebrauche zu geben, wollen wir von einer und der andern einen Theil hieher ſetzen.

Tabula æquationis epactarum.

D	1582	B	2100
D	1600 Schaltjahr.	A	2200
		u	2300
C	1700	A	2400 Schaltjahr.
C	1800		
B	1900	u	2500
B	2000 Schaltjahr.	t	2600. 2700. 2800.

Pars tabulæ epactarum expanſæ.

	Güldne Zahlen.																	
	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	1	2
	Epacten.																		
D	23	4	15	26	7	18	29	10	21	2	13	24	5	16	27	8	19	1	12
C	22	3	14	25	6	17	28	9	20	1	12	23	4	15	26	7	18	*	11
B	21	2	13	24	5	16	27	8	19	*	11	22	3	14	25	6	17	29	10
A	20	1	12	23	4	15	26	7	18	29	10	21	2	13	24	5	16	28	9
u	19	*	11	22	3	14	25	6	17	28	9	20	1	12	23	4	15	27	8
t	18	29	10	21	2	13	24	5	16	27	8	19	*	11	22	3	14	26	7
s	17	28	9	20	1	12	23	4	15	26	7	18	29	10	21	2	13	25	6

Die erſte dieſer beyden Tafeln kann nach den angezeigten Gründen ſo weit fortgeſetzt werden, als beliebet. Die andere hat, wenn ſie vollſtändig iſt, unter den oben angeſetzten güldnen Zahlen 30 Reihen abwechſelnder Epacten, wovon hier nur 7 vorgeleget ſind. Vor der erſten hier abgedruckten Reihe gehen 7 andere vorher, die mit den Buchſtaben P, N, M, H, G, F, E, bezeichnet ſind und mit den Zahlen *, 29, 28, 27, 26, 25, 24, anfangen. Nach der letzten hier abgedruckten folgen noch 16, die mit den Buchſtaber r, q, p, n, m, l, k, i, h, g, f, e, d, c, b, a, bezeichnet ſind, und mit den Zahlen 16, 15, 14, 13, 12, 11, 10, 9, 8, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1 anfangen. Es ſind alſo darinn alle mögliche Abwechslungen der Epacten in ſolcher Ordnung hinter einander geſetzt, daß ein jeder mit dem folgenden Buchſtaben bemerkten Horizontalreihe die Epacte in eben derſelben Vertical-Columne um 1 gröſſer iſt, als in der mit dem vorhergehenden Buchſtaben bezeichneten. Will man nun vor ein gegebenes Jahr z. E. vor 1783 die Epacte wiſſen, ſo ſucht man erſt vor das gegebene Jahr die güldne Zahl, (ſ. Güldne Zahl) welche dieſesmal 17 iſt. Alsdann ſucht man das Secularjahr, dieſesmal 1700, in der erſten dieſer beyden Tabellen, um den dabey ſtehenden Buchſtaben C zu finden, der auf die mit C bezeichnete Reihe in der zweyten Tabelle verweiſet. Endlich ſucht man in dieſer Reihe C in der Columne unter der güldnen Zahl 17 die Epacte, welche jezo 26 iſt. Hat man die Epacte gefunden, ſo gehet man damit in den immerwährenden Calender und ſucht den Tag jedes Monates auf, welchem die gefundene Epacte beygeſchrieben iſt. Dieſer z. E. der 5 Januar, woneben die Epacte 26 ſtehet, iſt diejenige, auf welchen der mittlere Neumond fällt. Damit man bey dieſem Aufſuchen keinen Anſtand bekomme, muß man wiſſen, daß, weil die bürgerliche Mondmonathe wechſelsweiſe 29 und 30 Tage haben, wovon die Urſache aus den erſten Linien dieſes Artikels in die Augen leuchtet, man einen Mondmonath um den andern, nemlich jedesmal dem graden, alſo dem zweyten, vierten u. ſ. w. die Epacten XXV und XXIV zugleich zugetheilt, und den vorhergehenden Tag mit 25. XXVI beleget. Wenn nun in einem Cyclus die Epacten XXV und XXIV beyde vorkommen, wie z. E. in dem mit B bezeichneten geſchiehet, ſo muß, weil innerhalb 19 Jahren nicht zweymal die Neumonde auf einerley Tag fallen können, nicht auf die Epacte XXV bey den folgenden, ſondern auf die Epacte 25 bey dem vorhergehenden Tag geſehen werden. Dieſe Epacte 25 gilt alſo in allen den Cyclen, worinn XXV und XXIV beyde vorkommen. Daß ſie auch in den ungraden Monaten zu XXV geſetzet werden, und alſo darinn 25. XXV neben einander ſtehen, hat die Uniformität erfordert, damit 25 immer einerley Stelle bezeichne. Kommen XXV und XXVI in einem Cyclus auf einmal vor wie in s, ſo ſiehet man ohne Anſtand, daß die XXV gilt, die mit XXIV auf einen Tag fällt. Alle drey Epacten XXIV, XXV, XXVI können nicht zuſammen in einem Cyclus vorkommen, und fällt alſo die Frage weg, welches XXV alsdann zu nehmen ſeye. Daß der letzte December des immerwährenden Calenders 19. XX zur Epacte erhalten, iſt deßwegen geſchehen, weil in dem Cyclus D, worinn die Epacte 19 der guldnen Zahl 19 entſpricht, das Neulicht auf den letzten December fällt. Uebrigens werden die Neumonde durch die Epacten ſpäter, als ſie wirklich geſchehen, angegeben, wie denn der oben auf den 5 Januar dieſes Jahres durch die Epacten angezeigte ſchon den 3ten Morgens um 8 Uhr eingetroffen, wovon Clavius, dem die Einrichtung des Gregorianiſchen Calenders das meiſte zu danken hat, zur Urſache angiebt, damit die darnach reaulirte Feyer des Oſterfeſtes deſto ſicherer dem Schluſſe des Nicäniſchen Conciliums gemäß ausfalle. (ſ. Oſterrechnung.)

Durch die Epacten läſſet ſich leicht das Alter des Mondes auf jeden gegebenen Tag beſtimmen. Denn weil die Epacte jährlich um 11 alſo monatlich ſehr nah um 1 Tag wächſet, ſo iſt mehr nicht nöthig, als daß man zu dem gegebenen Tage z. E. den 17 Aug.

die Zahl des Monats vom März die 6 (beyde eingeſchloſſen)

und die Epacte des Jahrs 1783 — 26 addire

Die Summe 49 oder, weil

sie grösser ist als 30, ihr Ueberschuß über 30 nemlich 19 ist das verlangte Mondsalter am vorgeschriebenen Tage. Wäre ein Tag des Januars oder Hornungs vorgeschrieben, so hätte man ihn als den sovielten Tag des 11 oder 12 Monats des vorhergehenden Jahres angesehen. Wer aus dem gefundenen Mondsalter ferner den Tag des nächsten folgenden Vollmondes finden wollte, hätte jenes Alter diesesmal 19 von 30 oder 49 von 60 abzuziehen und zu dem Reste 11 noch 14 zuzusetzen. Die Summe 25, oder in andern Fällen ihr Ueberschuß über 30, zeiget, daß der nächste Vollmond 25 Tage nach dem 17 August, kurz vor welchem es auch erst Vollmond war, also den 11 September einfällt.

Bey den bisher betrachteten **Chronologischen Epacten** lässet man die Stunden, Minuten und Secunden aus der acht, welche man bey den **astronomischen Epacten**, die zur Vorbereitung zur Berechnung der Finsternisse dienen, in Consideration ziehen muß. In den astronomischen Tafeln findet man auch eine solcher Epacten um die mittlern Neu- und Vollmonde genauer anzugeben. In den Delahirischen Tafeln z. E. ist sie die 19, und wir wollen den Gebrauch derselben durch ein Exempel lehren. Man verlangt das mittlere Alter des Mondes am 16 September 1783 Morgens um 9 Uhr oder astronomisch den 15 Sept. um 21 Uhr 17 Min. 24 Sec zu wissen. Man exerpiret also aus der angeführten Tabelle

	d	h	I	II
die Wurzel 1700 — —	21	13	5	34
80 Jahre — — —	14	5	52	37
2 Jahre complet — —	21	6	22	45
August complet — —	6	18	7	35
(A) gegebene Zeit — —	14	21	17	24
Summe	78	16	45	55
Hievon ab 2 Revolutionen	59	1	28	6
bleibt das mittlere Alter —	19	15	17	49
Ziehet man dieses mittlere Alter ab von einer Revolution oder — — —	29	12	44	3
so zeiget der Rest — — daß noch so viel Zeit verstreichen müsse, bis der nächste mittlere Neumond eintritt. Addiret man diese Zeit zu der gegebenen (A), so lehret die Summe — — Tag, Stunde, Minute und Secunde, worauf der nächste mittlere Neumond fällt.	9	21	26	14
	24	18	43	38

Embolismische Epacten werden die von XIX bis XXIX genennt, weil, wenn man nach dem Anfange dieses Artikels XI zusetzt, die Summe XXX überschreitet, und daher, wenn die folgende Epacte angegeben werden soll, 30 von der Summe abgezogen werden. In die Jahre nemlich, welchen solche Epacten zukommen, fallen 13 Mondmonathe, und sie sind daher embolismisch, daher kommt die Benennung.

Julianische und Gregorianische Epacte. Wenn man die vor ein gegebenes Jahr gefundene güldene Zahl, welche anzeiget, das wievielste das vorgegebene vom Anfange des Mondzirkels seye, mit 11 als der Epacte eines Jahres multiplicirt, so ist entweder das Product selbst oder dessen Ueberschuß über so vielmal 30, als darinn enthalten sind, die Julianische Epacte, diejenige nemlich die in die Reihe der Julianischen Jahre passet, worin jedes vierte Jahr ohne Ausnahme ein Schaltjahr ist. In der Reihe der Gregorianischen Jahre sind drey Secularjahre hinter einander, welche sonst der Ordnung nach Schaltjahre seyn müßten, gemeine und nur das vierte ein Schaltjahr; daher ist von den Zeiten des Nicänischen Conciliums bis 1700 der Anfang des Gregorianischen Jahres 11 Tage vor den Anfang des Julianischen vorgerücket; in diesem Jahrhunderte also muß von der Julianischen Epacte, oder von der um 30 vermehrten Julianischen Epacte, wenn es anders nicht geschehen kann, 11 abgezogen werden, wenn die Gregorianische angegeben werden soll. Z. B. Die güldne Zahl vor 1783 ist, wie schon oben bemerkt worden, 17. Diese mit 11 multiplicirt sind 187, mit 30 dividirt, lassen einen Rest = 7, und $7 + 30 - 11 = 26$ als die schon oben auf andere Weise gefundene diesjährige Gregorianische Epacte. Vom Jahre 1800 an wird 12; von 1900 an wird 13 abgezogen, weil diese beiden Secularjahre noch gemeinen Jahre sind.

Sonnenepacten sind eben das, was man sonst Concurrenten nennt, und unter diesem Namen bereits erkläret worden. Da die Sonntagsbuchstaben ihre Stelle weit besser vertreten, sind sie längst aus dem Gebrauch gekommen. (6)

Epacte. (diplom.) In den Zeitangaben der Urkunden und in dem alten Calender findet man diesen Ausdruck häufig. Die Epacte ist eigentlich ein Zeitlauf von 19 Jahren, so sich nach der goldnen Zahl richtet. Sie bestehet in der Zahl von eilf Tagen, welche das gemeine Sonnenjahr das Mondjahr übertrift, so nur 354 Tage hat. Also ist die Epacte des ersten Jahrs 11, zu welcher Zahl man noch 11 für das zweyte hinzusetzet, und so hat man 22 zur Epacte fürs zweite Jahr. Wenn man zu diesen noch 11 hinzufüget, so hat man die Zahl 33. Von dieser Zahl nimmt man 30 ab, die einen ganzen Monat ausmachen, alsdann bleiben noch 3 zur Epacte des dritten Jahrs übrig, und so weiter alle Jahr ꝛc. In der Diplomatik hat man vorzüglich darauf zu sehen, 1) da die Schaltjahre einen Tag mehr haben, so muß von dem Schalttage an 1 zu der gewöhnlichen Epacte hinzugethan werden. 2) Die Zeitberechnungen stimmen in Berechnung der Epacten nicht allemal überein, einige begreifen den Monat März mit unter die Monate, die man zählen muß, um das Jahr hindurch den Tag des Monden zu finden, und andere schließen solchen aus. 3) Vormals zählte man ad XI. Kalend. Aprilis oder den 22. März für den verlangten Tag des Monden, und diese Zahl diente für das ganze Jahr zur Epacte. Wir rechnen den 31. des Christmonats für den verlangten Tag des Monden, und dieser giebt uns die Epacte des folgenden Jahrs. Dieses macht einen großen Unterschied und viel Verwirrung bey Berechnung der Epacten in den Urkunden, daher bey der Zeitangabe der Urkunden auf die Epacten nicht viel zu sehen ist, wenn hier ein Fehler vorkommt, wenn sonst nur das Uebrige oder die Hauptsache der Zeitangabe richtig ist. (8)

Epactroceletes. Ἐπακτροκέλητες. Nach Schäfers Meinung waren diese Art griechische Schiffe, so wie auch die **Myoparones**, μυοπάρωνες und Phaseli, φασηλοι, eine vermischte Art. Die Myoparones wären vermuthlich eine Art von Raubschiffen, welche von den Griechen überhaupt λῃστρικαι und πειρατικαι genennt wurden. Cicero gedenkt ihrer de Orat. 3. und in Verrem 3, 5 und 7 öfters, und

aus ſeinen Worten erhellet, daß es nicht nur Raubſchiffe geweſen, ſondern daß es auch kleinere und gröſſere gegeben habe. Von den φασηλοις ſagt Appian, daß die, welche Octavia ihrem Bruder ſchenkte, ἐπιμικτοι ἐκ φορτιδων νεων και μακρων geweſen. Plutarch, der eben das in Vita Antonii erzehlt, nennt dieſe geſchenkten Schiffe μυοπαρωνας, woraus Baſius die Folge ziehen will, daß die Myoparones und Phaſeli vielleicht einerley geweſen. Allein aus dem Salluſt, in deſſen Fragmenten B. 3. der Geſchichten läßt ſich das Gegentheil vermuthen. Catulls Gedicht über den Phaſelus verdient geleſen zu werden. Epacteoceles war nach dem Suidas auch ein Raubſchiff, und das Mittel zwiſchen Epacteis und Celes. (21)

Epáa, ein Tagſchmetterling, ſ. unter Helikonier.

Epagoge, iſt eine Beweisart der griechiſchen Redner, wenn ſie aus der allgemein anerkannten Aehnlichkeit zweyer Sachen von der einen auf die andere ſchloſſen. Es iſt eben der Beweis, den die Lateiner argumentationem a ſimili, auch inductionem nennten. Einer ſolchen Art zu ſchließen, bedient ſich Cicero, wenn er beweiſen will, daß Sulla nicht alles habe bemerken können, was unter ſeiner Regierung vorgegangen iſt. Er vergleicht den Sulla mit dem Jupiter, und ſagt: ſi Jupiter —— hominibus nocuit, quorum nihil pernicii cauſſa, divino conſilio, ſed vi ipſa & magnitudine rerum factum putamus: quid mirum Sullam cum ſolus rempublicam regeret —— aliqua animadvertere potuiſſe? Cic. pro Roſc. c. XLV. (22)

Epagoge, ἐπαγωγη. So hies eine Art des Marſches in der griechiſchen Taktik, der darinnen beſtand, daß die ganze Colonne in gleiche Diviſionen getheilt war, die alſo hinter einander dergeſtalt marſchirten, daß die Fronte der hintern dem Rücken der vor ihnen hergehenden parallel war. Man hat daher dies Wort bisweilen auch von einer rhetoriſchen Figur, die inductio genennt wird, gebraucht, wenn nemlich aus vorher zugeſtandenen Sätzen gewiſſe Folgerungsſätze hinter einander in einer natürlichen Ordnung und Folge hergeleitet werden.

Eine andere Art des Marſches hies παραγωγη, Paragoge, welche von erſterer darinnen unterſchieden war, daß der Phalanx ſich alsdann nicht nach der geraden Linie, welche die Fronte machte, ſondern nach den Gliedern gegen einen Flügel hinwärts zog, und daß die Anführer nicht gerade aus, wie es die Fronte erfoderte, ſondern ſeitwärts ſich zogen. Geſchahe es nach der linken Seite, ſo war es ἐυωνυμος παραγωγη; geſchahe es aber nach der rechten Seite, ſo hies es δεξια παραγωγη.

Dieſe Paragoge ſcheint das geweſen zu ſeyn, was heutzutage das Deployiren genennt wird, wenn nemlich die in gerader Linie hinter einander ſtehenden Diviſionen ſich theils rechts, theils links ziehen, an die Flügel der vorne ſtehenden Diviſion anſchließen, mit derſelben eine Fronte machen, und in kurzer Zeit eine lange Linie formiren, wodurch der Feind oft unerwartet überflügelt werden kann. Die Lateiner nehmen bisweilen den Ausdruck explicare copias in dieſem Sinne. Polyp braucht von dieſem Manövre das Wort παραγειν oder ἀντιπαραγειν; hingegen προαγειν, ἐπαγειν und μετωπηδον braucht er, wenn er ſagen will, daß die Soldaten gerade aus marſchiren und irgend wohin Fronte machen.

Die Epagoge und Paragoge wurde auf eine vierfache Art abgetheilt. Denn, wenn man den Feind erwartete, und gegen ihn nur auf einer Seite aufmarſchirte, ſo hies es ἐπαγωγη oder παραγωγη μονοπλευρος; wenn auf zwoen Seiten, διπλευρος; wenn auf dreyen, τριπλευρος, und wenn alle vier Seiten ausrückten, den Angriff zu thun, ſo hies es τετραπλευρος.

Man mochte übrigens nach der Epagoge oder Paragoge marſchiren, ſo mußte der General jedesmal diejenige Seite, welche dem Feind ausgeſetzt war, am meiſten verſtärken. Auf gleiche Weiſe mußte er auch drauf denken, die übrigen Seiten in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, wenn er zu befürchten hatte, von mehrern Seiten her angegriffen zu werden. (21)

Epagoges, ἐπαγωγεις. In Athen waren beſondere Obrigkeiten, die Ναυτιδικαι oder auch ὑβριζοδικαι hieſſen, und die Unterſuchung der zwiſchen Kaufleuten und Seeleuten entſtandenen Streitigkeiten hatten. Auch hörten ſie die Perſonen ab, welche, ob ſie gleich von väterlicher und mütterlicher Seite Kinder auswärtiger Eltern waren, dennoch auf eine betrügliche Art ihre Namen in das öffentliche Regiſter hatten eintragen laſſen, und deswegen einen Anſpruch auf die Vorrechte freygebohrner Bürger machten. Dies thaten dieſe Richter am 26. Tage jedes Monats. Von dieſen Magiſtratsperſonen waren nun, wenigſtens nach dem Sigonius und Emmius, die ἐπαγωγεις nicht ſehr unterſchieden, die nur diejenigen in Handlungsſachen vorfallenden Streitigkeiten zu vernehmen hatten, welche geſchwind abgethan werden mußten und nicht bis zu den monatlichen Sitzungen der Nautodikon verſchoben werden konnten. Nach dem Pollux wurden auch, auſſer dieſen gerichtlichen Unterſuchungen, die durch öffentliche Gaſtgebote und Malzeiten veranlaßten Streitigkeiten von ihnen geſchlichtet. (21)

Epagogium, wird die Vorhaut des männlichen Gliedes genennt. (5)

Epagon, (Baukunſt) ein Vitruvianiſch Kunſtwort, worunter er eine Winde verſtehet. ſ. Winde. (18)

Epaiica, iſt ein Beyname des gewundenen Tanges. (*Fucus turbinatus* L.) (9)

Epalxes, ἐπαλξεις, die zwiſchen den Einſchnitten an der Bruſtwehre befindlichen Hervorragungen, welche die Lateiner pinnus, die Griechen aber auch noch πτερα, πτερυγας und πτερυμαχωνας nennten. ſ. Belagerungen der Alten. (21)

Epanacliſis, ἐπαναχλισις, hies in der griechiſchen Taktik eine rückwärts gehende Schwenkung nach der linken. (21)

Epanadiploſis, (Arzneik.) heißt die Verdoppelung eines Fiebers, oder die Verwandlung eines einfachen Fiebers in ein zuſammengeſetztes. (9)

Epanadiploſis, iſt eine rhetoriſche Wortfigur, da das Wort, welches zu Anfang eines Perioden geſetzt iſt, am Ende eben deſſelben wiederholet wird. Z. B.

Caeſaris & famam & nomen tot ferre per annos
Tithoni prima quod abeſt ab origine Caeſar. Virg. *Georg.* III. 47.

Ante nouis rubeant quam prata coloribus ante. *Ib.* IV. 306.

Geſchieht aber die Wiederholung alſo, daß die Sätze von einander getrennt ſind, und die erſten Worte des

Vorhergehenden in dem Nachfolgenden wiederholt werden; so wird die Figur Epanalepsis genennt. Z. B.

Phosphore redde diem; quid gaudia noſtra moraris
Caeſare venturo? Phoſphore redde diem.

Artig iſt dieſe Figur angebracht in einem Sinngedicht des Martials:

Rumpitur invidia quidam, cariſſime Juli,
Quod me Roma legit, rumpitur invidia.
Rumpitur invidia, quod turba ſemper in omni
Monſtramur digito, rumpitur invidia.
Rumpitur invidia, quod rus mihi dulce ſub urbe eſt.
Parvaque in urbe domus, rumpitur invidia
Epigr. IX. 98. (22)

Epanalepſis, ſ. Epanadiploſis.

Epanaphora, ſ. Anaphora.

Epanaſtema, heißt eine an den Häuten des Auges aufſchießende Blatter. Von den gleichbedeutenden Benennungen dieſer Krankheit kann man in der Onomatologia medica nachleſen. (4)

Epanodus, iſt eine Wiederholung zweyer Wörter in umgekehrter Ordnung, ſo daß das erſte zuletzt, und das letzte zuerſt geſetzt wird. Z. B. Gratiam qui refert habet, & qui habet, eo quod habet, refert. Cic. Dieſer Menſch iſt reich und arm; arm an zeitlichen Gütern, reich an Tugenden.

Hieher rechnet man auch folgenden Vers:

Qui negat eſſe deum, coeli mox ſidera ſpectet,
Sidera qui ſpectat, non negat eſſe deum.

Epanodus hat auch noch eine andere Bedeutung, und iſt diejenige Figur, wenn man nach einer etwas langen Digreßion wieder auf ſeine Hauptmaterie zurückkommt. Die gewöhnlichen Formeln ſind: ut ad propoſitum revertar, ut redeam, unde digreſſus ſum. (22)

Epanorthoſis, ſ. Correctio.

Epanorthoſis, Epanorthoticus Uſus. ſ. Uſus.

Epanthiſma, (Arzneik.) nennen die griechiſchen Aerzte zuweilen den Ausſchlag auf der Oberfläche des Körpers. (9)

Epaphia, iſt der Name des weiſſen Danaers mit dem braunen Wurzelflecken. (24)

Epaphus, heißt ein Schmetterling von den bäuerlichen Dickköpfen. (24)

Eparmata, (Arzneyk.) nennen die Alten die verhärtete Ohrendrüſen. (*Parotides*) Galenus braucht das Wort zuweilen von jedem erhabenen Ausſchlage. (9)

Epaule, ſ. Schulterwinkel.

Epaulement, ſ. Schulterwehre.

Epaulia, ἐπαυλια. ſ. Braut und Bräutigam.

Epaulirter Bau, (Baukunſt) wird ein Gebäude genannt, das bey ſeiner Aufführung nicht auf einmal, ſondern nur ein Theil deſſelben gebaut wird, dabey aber in Rückſicht des noch zu bauenden übrigen Theiles, da wo das übrige Stück künftig hingeſetzt werden ſoll, hin und wieder immer ein Stein um den andern hervorragend gelaſſen werden, welche mit der Zeit in die Mauern des anzuſetzenden Stücks eingreifen ſollen. (18)

Epazotl, iſt eine fremde Benennung des ambroſiſchen Gänſefußes. (*Chenopodium ambroſioidis* L.) (9)

Epechin ten Navn. Ἐπεχειν την ναυν. Ein in der Schiffahrtskunſt der Alten bekannter Ausdruck. Wenn man nemlich den Hafen erreicht hatte, wo man zu landen gedachte, ſo lief man vor allen Dingen zurück nach dem Hintertheile des Schiffs, um es zu wenden. Dies nennte man ἐπι πρυμναν oder πρυμναν χρουεσθαι, wie der Scholiaſte des Ariſtophanes ad Veſpas bemerkt. Dieſe Redensart braucht Thucydides ſehr artig von denen, die ſich fechtend zurückziehen, ſo daß ſie immer gegen den Feind Fronte behalten. Hierauf wurden die Schiffe gewendet, welches man mit dem Worte ἐπιστρεφειν ausdruckte. Es geſchahe auf die Art, daß das Vortertheil des Schiffs nach dem Meere hinwärts gerichtet wurde, wovon Virgil ſagt: Obvertant pelago proras.

Und nun ruheten die Ruderknechte von ihren Arbeiten aus und legten ihre Ruder nieder. Dies nennten nun die Griechen ἐπεχειν την ναυν und die Lateiner inhibere remos. Während dieſer Zeit wurden die Ruder an gewiſſe Hölzer gehängt, wie aus dem Statius Theb. 5, v. 344. erhellet.

Quinquaginta illi trabibus de more revinctis
Eminus abrupto quatiunt nova littora ſaltu.

Damit aber die Ruder nicht möchten von der Gewalt des Waſſers unterdeſſen zerbrochen werden, ſo hieng man ſie dergeſtalt auf, daß ſie nicht bis ans Waſſer reichten, ſondern an den Seiten des Schiffs geradeaus ſtunden und gleichſam ſchwebten. Ovid ſagt in dieſer Abſicht Metam. 11, v. 25.:

Obvertit lateri pendentes navita remos. (21)

Epeler iſt ein Beyname des Maßholders. (*Acer campeſtris* L.) (9)

Epen (botan.) iſt ein Beyname des Traubenkirſchen-Pflaumbaums. (*Prunus avium* L.) (9)

Ependytes, ein Oberkleid überhaupt, und der egyptiſchen Mönche inſonderheit. (1)

Epenthеſis, ſ. Einſchiebſel.

Eperlan, Eperlanus iſt eine Gattung von Salm. Er heißt ſonſt auch Schmelt, Röterlein, Meerſtint. lat. *Oſmerus I. Arled. Trutta II.* Klein. (9)

Eperon, (Waſſerbaukunſt) werden bey den Brückenpfeilern die ſcharfen gegen den Strohm gerichteten Ecken genennt. Man hat ſchon viel geſtritten, welchen Winkel dieſer Ecke vor die Brückenpfeiler der zuträglichſte ſey. Der ſtumpfe, der winkelrechte, oder der ſpitzige. Sonſt heißt auch Eperon ſo viel als Strebepfeiler und wird alſo davon unter dieſem Titel mehreres vorkommen. (18)

Epeunacti. Ἐπευνακτοι. Eine Art von Freygelaſſenen bey den Spartanen. Bey dieſem Volke hatten die Freygelaſſenen verſchiedene Namen. Unter den Epeunacten wurden eigentlich diejenigen Heloten verſtanden, welche damals mit dem Burgerrechte waren beſchenkt worden, als der Krieg gegen die Meſſenier viele Spartaner dahingerafft und bey den übriggebliebenen die Furcht erregt hatte, daß der Feind ſie ganz übermannen möchte. Andere Freygelaſſene hieſſen ἀφεται oder ἀδιοπτοι oder ἐρυκτηρες, oder διοπτοσιοσαυται, die auf den Schiffen gebraucht wurden und νεοδαμωδης, d. i. neu Bürger; denn δαμωδης ſind, in der Sprache der Spartaner, Bürger und zwar ſolche die gewiſſe Abgaben entrichten. Und dieſe Neodamoden ſcheinen, nach erlangter Freyheit, mehr Vorrechte der Bürger genoſſen zu haben, als die übrigen Freygelaſſenen, die, wenn ſie entweder zur Belohnung für ihre im Krieg bewieſene Tapferkeit, oder für den in Gefahren geleiſteten Beyſtand die Freyheit erhielten, doch immer geringer waren, als die gebohrnen Lacedämonier.

Nicht leicht hat ein anderer Staat eine ſolche Menge

von Sclaven gehabt, als Sparta. Plutarch ſagt, daß die Aetolier, als ſie in Laconien eingedrungen, allein 50000 Heloten weggeführt haben. Der Zuſtand derſelben war beklagenswürdig, und das Joch der Sclaverey, unter dem ſie ſeufzeten, das härteſte. Am übelſten wurden die Meſſeniſchen Knechte, welche die Spartaner im Krieg mit den Meſſeniern zu Sclaven gemacht hatten, behandelt. Daher das Sprüchwort: δουλοτερος Μεσσηνης. Doch waren die Lacedämonier edeldenkend genug, die treuen Dienſte ihrer Knechte auch zu belohnen. Solche treue Knechte, beſonders unter den Heloten, hieſſen Αργειοι. (21)

Epeus. Sulzer giebt dieſen Namen einem Tagſchmetterling, den er für eine Varietät von *Papil. quercus* hält. Er iſt aber vermuthlich der nemliche, und zwar das Männchen. ſ. Blauſchiller. (24)

Epff, (botaniſch) iſt ein Beyname des Eppich (*Apium* L.) (9)

Epha iſt ein jüdiſches Maas zu trocknen Waaren, und hielt ſo viel, als 432 Eyerſchalen, oder ſo viel als ein Bat bey naſſen Dingen. Der zehnte Theil davon, hieß Chomer, und der dritte Theil war ein Seah. ſ. Bat. (22)

Ephaptis, hies ehemals diejenige Binde, welche die Soldaten und Jäger um die Hände ſtatt der Handſchuhe ſich bedienten.

Ephebaum, heißt der Raum zwiſchen den äuſſern Schmerbauch bis an die Schaam. (5)

Ephebarchus. Εφηβαρχος. ſ. Ephebia.

Ephebeum, Εφηβειον hies bey den Griechen der Ort des Gymnaſiums, wo ſich die Jünglinge oder Ephebi übten, oder wo, nach der Meynung anderer, diejenigen, die ſich üben wollten, zuſammenkamen und ſich ſowohl von der Art der Uebung, worinnen ſie wetteifern wollten, als auch von der Belohnung des Siegers beſprachen. ſ. Gymnaſium. (21)

Vitruv verſtehet hierunter einen abgeſonderten Platz in den römiſchen Bädern, worin die jungen Leute Lectiones bekamen. Es war ſolche in der Bauart der Exedra gleich und nur in dem Gebrauch davon unterſchieden. (18)

Ephebia. Εφηβια. Dies war bey den Griechen nicht ſowohl ein öffentliches Feſt, als vielmehr eine Privatfeyerlichkeit, wenn die Söhne freyer Bürger im ſiebenzehnten Jahre ihres Alters unter die Epheben aufgenommen wurden, welches ἐφηβευειν hies. Man ſtellte dabey einen bekränzten Lorbeer, κορυθαλη oder κορυθαλια, vor die Hausthür und brachte dem Hercules ein Trankopfer, das ὀνιστηρια genennt wurde.

Die Epheben, deren ἐφηβια ein Jahr dauerte, hatten ihre eigene Kampfſchule, ἐφηβειον; ihren eigenen Aufſeher, ἐφηβαρχος; ihren eigenen Aufwärter in der Kampfſchule, παιδικεως; ihren eignen Platz im Theater, ἐφηβικον. (21)

Ephebicon. Εφηβικος, Εφηβικον hies in den Theatern der Griechen der den Epheben beſtimmte Platz. (21)

Ephebus, Εφηβος hies der Jüngling nach dem ſiebenzehnten Jahre bey den Griechen. Bis in das zwanzigſte Jahr mußte er im Lande herumreiſen und ſich ſolches bekannt machen. Hatte er das zwanzigſte Jahr zurückgelegt, ſo ſchrieb man ihn in das ληξιαρχικον ein, wo er zu gleicher Zeit für mündich erklärt wurde, und folgenden Burgereyd ſchwören mußte. „Ich will nie etwas thun, wodurch die heilige Rüſtung entehrt werden könnte. Ich will nie meinen Poſten verlaſſen, oder mich wider meinen Feldherrn auflehnen, ſondern ich will für mein Vaterland und für die Religion fechten, es geſchehe in der Armee, oder in einem einzelnen Gefechte. Ich will nie Veranlaſſung darzu geben, daß mein Vaterland geſchwächt, oder beeinträchtiget werde. Und wenn mich das Loos trift, über das Meer zu ſeegeln und in eine Colonie zu gehen; ſo will ich das mir angewieſene Land, ſo klein es auch iſt, bauen. Ich will denen, die recht richten, gehorchen. Ich will den gegenwärtigen Geſetzen treulich anhangen; und alle Verordnungen, welche das Volk einmüthig machen wird, will ich von keinem verletzen oder umſtoſſen laſſen, ſondern ſie entweder für mich ſelbſt, oder in Verbindung mit andern, vertheidigen. Ich will mich der Religion meines Vaterlandes gemäß bezeigen. Und ich ſchwöre es bey der Agraulus, beym Enyalius, Mars, Jupiter, bey der Erde und Diana. Ich will die Ehre meines Vaterlandes dergeſtalt vertheidigen, daß, wenn es die Umſtände erfodern, ich mein Leben dafür laſſen will. Mein Beſtreben, die Herrſchaft Athens auszubreiten, ſoll nie aufhören, ſo lange Waizen, Gerſten, Weinberge und Olivenbäume auſſerhalb der Grenze derſelben befindlich ſind.“ Durch dieſen Eyd ward alſo der junge Athenienſer zugleich unter die Bürger aufgenommen, welche Aufnahme durch einen Schmaus feyerlicher gemacht wurde, wobey dem Hercules ein Trankopfer gebraucht wurde. In Sparta mußten ſich die Epheben ſehr ſtark in mancherley oft ſehr ernſthaften Kämpfen unter einander üben, bey denen man Schläge und Wunden nicht achten durfte, woferne man ſich anderſt nicht dem Vorwurfe der Feigheit ausſetzen wollte. Der Ort, wo dies geſchahe, oder das Ephebeum, war ringsherum mit Waſſer umfloſſen, darüber die Epheben vermittelſt einer Brücke giengen, und ſich hernach bey ihren Kämpfen einander in das Waſſer zu treiben ſuchten. Alle zehen Tage mußten ſich die Epheben vor den Ephoren ſtellen, und ihre Aufführung und Kleidung der Prüfung derſelben unterwerfen.

Zu Pellene hatten die Ephebi ebenfalls ihre beſondere Uebungen, und wer dieſelben nicht durchgegangen, konnte kein Ehrenamt bekleiden. In Creta galt das nemliche, wo die Ephebi ſogar mit Prügeln gegen einander fechten mußten. (21)

Ephedra, ſ. Meerträubel.

Ephedrus, Εφεδρος. Die Athleten oder Kämpfer in den griechiſchen Spielen wurden durch das Loos mit einander gepaart. (ſ. Spiele der Griechen.) Nach dem Lucian nun ward der mit keinem Gegner gepaarte Athlete Ephedrus genennt. Dieſer Schriftſteller befriedigt aber ſeine Leſer nicht, die gerne wiſſen wollten, mit welchem Sieger der übrigen Paare der Ephedrus gekämpft habe. Denn es war natürlich, daß, wenn auſſer dem Ephedrus, drey oder vier Paar als Ringer und Pancratiaſten auftraten, auch drey oder vier ſiegende Athleten ſeyn mußten. Es fragt ſich alſo: mit welchem dieſer Sieger lies ſich der Ephedrus in Kampf ein? Wurde dies etwa auch durchs Loos entſchieden? Oder kämpfte er mit dem, deſſen Buchſtabe unmittelbar vor dem ſeinigen hergieng? Oder mußten etwa die Sieger ſo lange mit einander kämpfen, bis einer alle überwunden hatte und alſo ein einziger als Sieger übrig blieb, der denn zuletzt an dem Ephedrus einen neuen und noch ganz unentkräfteten

Gegner fand? Fast möchte man das letzte aus einer Stelle beym Pausanias Eliac. 2, 13. vermuthen. Er erzehlt, daß bey dem Wettrennen immer 4 und 4 Athleten zugleich nach dem vorgesteckten Ziele gelaufen sind. Wer von diesen vieren den Preis davon trug und siegte, der mußte mit dem, der unter vier andern wettrennenden Athleten Sieger geworden war, sich von neuem in einen Wettstreit einlassen, um, wo möglich, die Ehre eines zweyten Siegs davon zu tragen. Nur Schade, daß Pausanias bey dieser Gelegenheit nichts vom ἐφεδρος sagt, und daß man also doch aus seiner Erzehlung nicht wissen kann, mit wem der in Reserve bleibende Athlete gekämpft hat. Jene Art mit den Buchstaben zu loosen, ohne deren Kenntnis dieser Artikel unverständlich seyn würde, und die wir also nicht bis in den allgemeinen Artikel von den Spielen der Griechen verspären wollen, beschreibt uns Lucian im Hermotimus folgendermassen. „Man stellt, sagt er, ein silbernes und dem Jupiter geweihetes Gefäß hin, und legt kleine Loose hinein, die von der Grösse der Bohnen und mit Buchstaben bezeichnet sind. Auf zweyen dieser Loose stehet A, auf zweyen andern B, auf zweyen Γ; und so werden noch mehr Loose paarweise mit den folgenden Buchstaben characterisirt, wenn es die Anzahl der gegenwärtigen Athleten erfodert. Immer haben zwey Loose einerley Buchstaben. Jeder Athlet tritt unter Anrufung Jupiters zu dem Gefäß, greift hinein und ziehet ein Loos heraus. Bey jedem stehet der Mastigophorus, der die Hand eines jeden Athleten zurückhält, damit er den Buchstaben nicht sehe, den er herausgezogen hat. Wenn alle ihr Loos haben, so gehet der Alytarch, oder einer von den Hellanodiken herum und besiehet die Loose der in einem Kreise stehenden Athleten. Den, der ein A gezogen hat, paaren sie mit dem, der auch ein A hat, um mit einander zu ringen oder als Pancratiasten zu kämpfen. Eben so kommen die zusammen, welche beyderseits ein B gezogen haben. So wirds gehalten, wenn die Zahl der Kämpfer gleich ist, z. E. acht, vier, oder zwölf. Ist aber die Zahl ungleich, so wird ein mit einem überflüßigen Buchstaben bezeichnetes Loos zu den übrigen ins Gefäß geworfen. Wer dies Loos zieht, der bleibt in Reserve so lange, bis die andern gekämpft haben. Und man hält es für kein geringes Glück, dies Loos zu ziehen (und also ἐφεδρος zu seyn) weil der, der solches bekommt, mit noch ganz frischen Kräften kämpfen kann, wenn die andern schon ermattet sind." (21)

Ephegesis, Εφηγησις. Wenn zu Athen ein auf der That ergriffener Verbrecher vor die Obrigkeit geführet wurde, so hies die Klage ἀπαγωγη. War aber der Ankläger nicht im Stande, ihn zur obrigkeitlichen Person zu bringen; so pflegte er die obrigkeitliche Person mit sich in das Haus zu nehmen, wo der Verbrecher versteckt war, oder sich vertheidigte. Dies hies ἐφηγησαι und die Handlung selbst ἐφηγησις. (21)

Ephelcis, (Arzeneyk.) heißt bey den griechischen Aerzten die blutige und eyterichte Materie, welche in Lungenkrankheiten ausgespien wird, auch der Schurf, welcher sich über ein Geschwür zuweilen anlegt. (9)

Ephelis. Mit diesem Namen bezeichnet man auch die Sommerflecken. (5)

Ephelkysis heißt in der griechischen Sprache die Hinzufügung des Buchstabens N zu der letzten Sylbe in dem *Dativo plurali* in ι, und allen dritten Personen bey den verbis, wenn sich solche auf ς oder σ endigen, das folgende Wort aber mit einem Vocal anfängt; z. E. *ανδρασιν εκεινοις, εκαλεσεν ημας*, für *ανδρασι εκεινοις, εκαλεσε ημας*. Dieses N wird deswegen Ni ephelkysticum genennt, weil es als eine Zugabe am Ende hinzugefügt wird. Dieses N wird auch in den vorhinangeführten Fällen an die Worte, *παντα πασι, κα, φι, δε*, angehängt. Die Attiker brauchen diesen Zusatz auch zuweilen, wenn das folgende Wort nicht mit einem Vocal anfängt, besonders findet man es oft für den Buchstaben γ, κ, und χ. Die Jonier, hingegen, beobachten dieses auch da nicht, wo das folgende Wort mit einem Vocal anfängt, und schreiben z. E. *απις ειλε αλλες*. (22)

Ephemern, Eintagsfliegen, Tagthierchen, Uferaas, Hafft, Aust, oder Augst, im Lateinischen *Ephemera, Diaria*, im Dänischen Dogeflur, heißt ein Insektengeschlecht, welches zu den Insekten mit netzförmigen Flügeln oder Linnes Neuroptern gehört: Sie sind sehr schwächliche Creaturen, haben nach Linne ein Maul ohne Zähne, und keine Fühlspitzen; allein nach Fabricius ein Maul mit Kiefern und vier Fühlspitzen, welche aber überaus klein sind; ausser ihren netzförmigen Augen noch zwey auch drey Ocellen. Die Fühlhörner sind sehr klein, die Flügel, deren die meisten vier, wenige nur zwey haben, sind in Ansehung der Länge sehr breit; stehen gerad in der Höhe, oder liegen über sich geschlossen zusammen. Die Hinterflügel sind allzeit viel kleiner, als die vordern, oft unmerklich, und liegen niemals in Falten. Der Körper ist lang und schmächtig, fast cylindrisch, hinten geht er etwas spitzig zu, und hat entweder zwey oder drey borstenförmige Schwanzfäden, die oft länger, als das ganze Insekt sind; überdieses hat das Männchen am After zwey Haken, womit es sich bey dem Begatten am Weibchen fest hält. An der Brust stehen sechs Füsse, welche fünf Glieder an den Fußblättern haben; die vordersten zwey sind länger, und liegen vor sich gestreckt. An manchen Gattungen unterscheiden sich die Männchen noch durch zwey besondere Höker, welche zwischen den Augen auf dem Kopf liegen. Reaumür vergleicht sie mit Turbans oder mit Champignons, weilen ihr Oberende nur flach erhaben und fein gegittert ist. Wir werden sie in der Folge Turbansaugen nennen. Weilen dies Geschlecht ein sehr kurzes Leben hat, indem die meisten derselben in dem ersten Tag, wo sie ihre Vollkommenheit erlangt, nachdem sie sich gepaart, und die Weibgen sich ihrer Eyer entlediget, sterben, so hat man ihm die Namen der Eintagsfliegen, Tagthierchen ꝛc. gegeben. Die Larven der bisher bekannten Arten leben im Wasser, einige in Tonröhren in dem Schlamm des Wassers: Man giebt ihnen zwey bis drey Jahre zu ihrer völligen Entwickelung. Sie haben sechs Füsse, an den Seiten des Leibs Schwimmenflossen oder Kiefen, welche ihnen theils zum Athemholen theils zum Rudern dienen, am Kopf Fühlhörner, einen doppelten Brustschild, und borstige Schwanzfäden. Sie häuten sich wie andere Larven. Als Puppen oder Nymphen sind sie von den Larven in nichts unterschieden, als daß man die Spuren der Flügelscheiden siehet. In diesem Stand nähren sie sich noch immer von vegetabilischen Theilen. Kommt die Zeit ihrer letzten Verwandlung: so begeben sie sich aus dem Wasser, setzen sich an einen trocknen Ort, oder schwimmen auf der Oberfläche des Wassers, legen

mit vieler Leichtigkeit ihre Hülle ab, und fliegen davon; gleichwohl sind sie noch nicht ganz vollkommen. Sie müssen sich in diesem scheinbaren vollkommenem Stand noch einmal entwickeln, welches man bey keinem andern Insekt wahrgenommen hat. Sie setzen sich zu dem Ende fest an eine Wand oder Stengel, und erwarten in ruhigem Zustand den Augenblick, da sie die lezte sehr feine Haut, womit das ganze Insekt, sogar die Flügel bekleidet gewesen, ablegen können. Die Haut bleibt an der Wand, fast in der Gestalt der Ephemer selbst hängen. Nun ist sie im Stand, ihr Geschlecht fortzupflanzen. Gemeiniglich geschiehet die Begattung gegen Untergang der Sonnen. Sie versammlen sich truppenweise, und schwärmen mit vieler Lebhaftigkeit in der Luft. Eben da geschiehet es, daß die Männchen die Weibchen erhaschen, und daß vielleicht durch Hülfe ihrer Fangarme, oder der langen Vorderfüsse, mit ihnen davon fliegen, an einen sichern Ort sich ansetzen, und sich paaren, welches in einem Augenblick geschehen ist. Degeer beobachtete nicht allein diese wirkliche Paarung, sondern sahe auch, besonders bey der *Ephemera vulgata*, daß sich das Männchen unter das Weibgen sezte, und am Leib festhielte. Es krümmte hierauf seinen Hinterleib in die Höhe, und brachte dessen Ende gegen eine Oeffnung, die sich am Bauch des Weibgens zwischen dem 7. und 8ten Ring befand. Sobald die Begattung vorbey ist: so bleibt das Weibgen noch eine Zeitlang sitzen, flieget alsdann über das Wasser, läßt seine Eyer aus der oben bemerkten Oeffnung des Bauchs nicht einzeln, sondern den ganzen Vorrath auf einmal fallen, der sogleich auf den Boden niedersinket. Da auf diese Weise die Absicht ihres Daseyns erfüllt ist, so erfolgt, wie bey den meisten Insekten der Todt. Die Gattungen, welche bekannt geworden, theilt man gewöhnlich nach der Zahl der Schwanzfäden in Ephemern mit drey, und Ephemern mit zwey Schwanzfäden: Inzwischen bleibt es noch immer schwer, die Gattungen rein zu bestimmen.

1) Weilen oft Schwanzfäden verlohren gehen, und man leicht eine Ephemer mit drey unter die mit zwey Schwanzfäden bringen kann.

2) Weilen manche Männchen Turbansaugen, die Weibgen aber keine haben, auch nicht selten in Farben differiren, daß man aus einer Art zwey zu machen verführt wird.

3) Weilen man leicht eine Ephemer vor ihrer lezten Häutung als vollkommen ansehen, und sie in Vergleichung mit dem vollkommenen vor zweyerley halten kann.

Es ist also nur Versuch, ob die hier beschriebene alle wirklich verschiedene Gattungen sind.

I) Ephemern mit drey Schwanzfäden.

Ephemer, gemeine, gemeiner Hafft, Uferaas, (*Ephemera vulgata*. L. Fabr. Mull. Scop. Fueßl. Schrank, *l'éphemère à trois filets & ailes trochetées*. Geoffr. *Ephemere commune* Degeer Ins. Tom. II. Pars II. t. 16. Sulzers Kennzeichen t. 17. f. 103.) Sie ist die größte, und gewöhnlichste unter den Europäischen, oft an manchen Orten in ungeheurer Menge, und nach Scopolis Bericht im Junius bey Laz so zahlreich, daß die benachbarten Bauern jeder über zwanzig Wagen voll dieser todten Insekten zur Düngung auf seine Aecker führt. In unsern Gegenden ist sie zwar so häufig nicht, allein doch an sumpfigten Orten, Teichen und Bächen ganz gemein. Die Larven leben im Schlamm des Wassers, haben aber mehr als ein Jahr Zeit nöthig, ehe sie in den Nymphenstand tretten, in welchem sie nur dadurch von dem vorigen unterschieden sind, daß man die Spuren von von den Flügeln wahrnimmt. Ihre Farbe ist weißgrau mit etwas gelb. Der Kopf hat eine braune hornartige Platte, welche zwischen den Fühlhörnern in zwey Kegelspitzen hervortritt: die Fühlhörner, welche sich in eine feine Spitze endigen und mit Haaren besezt sind, haben am Grund zwey dickere cylindrische Glieder. Unter dem Kopf an beyden Seiten des Mauls befindet sich ein vorwärts gestreckter hornartiger, auswärts gekrümmter und zugespitzter Theil, der länger ist, als die zwey ersten Kegelspitzen an der hornartigen Platte. Endlich siehet man an der Unterlippe vier Fühlspitzen: der Brustschild ist gedoppelt: der Leib hat neun Absätze, davon die sechs ersten jeder ein paar doppelte Kiefen an den Seiten haben, die sich auf den Rücken gegen einander krümmen. Jede Kiefe hat an ihren Seiten Fäden, die ihr das Ansehen geben, als wenn sie mit Haaren besezt wäre. Sie dienen ihnen theils zum Rudern, theils zum Athemholen. Ihre sechs Füsse sind ziemlich lang und dick, mit Haaren besezt: das Fußblatt endiget sich mit einem Haken. Am After stehen drey mit Haaren besezte Fäden, die in eine feine Spitze auslaufen. Im May oder Jun. gehen sie aus dem Wasser an einen trocknen Ort, und verwandeln sich nach abgelegter Nymphenhaut in das geflügelte Insekt; und wenn auch dieses noch einmal sich von seiner dünnen Haut entlediget, so ist es zum Zeugen geschickt; dies geschieht nach einer kurzen Zeit und stirbt alsdenn. Männchen und Weibgen unterscheiden sich, daß erstere etwas dunkler braun als lezteres ist, auch hat das Männchen längere Vorderfüsse, und Schwanzfäden: endlich fehlen dem Weibchen die zwey Afterhaken, die man am Männchen wahrnimmt. Die Vorderfüsse liegen immer vorwärts gestreckt, und haben die Farbe des Kopfs und Brustschilds: die Flüge! sind braunadricht und mit einigen braunen Flecken beschmuzt; der Leib fällt gleichfalls ins Braune, und ist an den Seiten mit zwey Reihen schwarzer Striche gefleckt. Die drey Schwanzfäden sind braungegliedert.

Ephemer, gelbe, gelber Hafft, (*Ephemera lutea*. L. Fabr. Fueßl. Sulz. Gesch. tab. 24. f. 6. *l'éphémere à trois filets & ailes reticulées*. Geoff. Schrank.) Diese Art ist gelb, die Flügel durchsichtig, gegittert, mit einigen gelben Flecken; hinten drey Schwanzfäden.

Ephemer, braungeränderte. Randflügel. (*Eph. marginata* Fabr. *l'éphémere noire à trois filets*, Geoffr.) Eine Art von denen, worinnen sich nicht genau bestimmen läßt, welche von den Autoren hieher zu rechnen. Linne und Fabricius sagen, daß sie schwarz sey, drey Schwanzfäden und weisse Flügel habe, an welchen der äussere oder Vorderrand braun sey; damit stimmt Geoffroi vierte Gattung überein, ob er gleich solche für Linnes *Eph. vespertina* hält. Müller beschreibt auch eine *Eph. marginata*. Vielleicht ist sie das Männchen; den äussern Rand nennt er nicht braun, sondern gedenkt nur einer dunklen Linie gegen die Spitze hin, und zugleich der zwey Turbansaugen von brauner Farbe.

Ephemer, abendschwärmende Abendthierchen, (*Ephemera vespertina*, Linn. Fabricius Fueßl. Degeer. Ins. Tom. II. Pars II. t. 17. f. 11 - 16.) Nach Degeer beschreiben Linne und Fabricius dieses Insekt, ehe es als geflügeltes Insekt sich gebäu-

tet hatte. Es ist alsdenn am Körper und Vorderflügeln schwarz, an den Hinterflügeln aber weiß. Wann es aber diese letzte Häutung vollendet: so ist sein ganzer Körper noch schwarz mit hellbrauner Brustschildseite, alle Flügel aber weiß ohne irgend eine Farbe: das Männchen unterscheidet sich durch 4 bis 5 hellbraune Ringe am Leib. Die 3 Schwanzfäden sind länger als der Körper. Diese Ephemer kommt aus einer braungrünlichen dreygeschwänzten Larve, welche auf jeder Seite 7 spitzzugehende pflanzenblätterähnliche Kiefen hat. Sie verwandelt sich gewöhnlich im May.

Ephemer mit weissem Gürtel, (*Ephémere a ceinture blanche*, Degeer Inſ. Tom. II. P. II. t. 17. f. 17. 18. *Ephem. halterata*, Fabr.) Sie ist eine der kleinsten Gattungen, und unterscheidet sich durch folgende Kennzeichen. Sie ist braun, hat weisse Flügel, und eine weisse Mitte des Hinterleibs: die 3 Schwanzfäden und Afterhacken des Männchens sind auch weiß, die Füße weißgraulich. Die Männchen haben ausser ihren Augen noch 2 Turbansaugen, und 3 kleine Ocellen. Die Hinterflügel sind überaus klein, daß man sie kaum wahrnimmt. Sie verliert leicht den mittlern Schwanzfaden, und man kann sie alsdenn leicht vor eine andere halten. Vielleicht ist sie Müllers *Eph. diaphana*.

Ephemer, dänische, (*Eph. danica*, Mull.) Sie hat 3 Schwanzfäden, und blaßgüldne, gefleckte Flügel. Müller führt zu dieser Schäffer, Inſ. t. 9. f. 5. 6. an.

Ephemer gefiederte. (*Eph. plumoſa* Mull.) Sie hat nur 2 Flügel, die weiß, aber am dickern Rand dunkel sind. Männchen und Weibchen sind nicht unterschieden: die 3 Schwanzfäden, welche durch das Microscop auf beyden Seiten gefiedert scheinen, sind von der Länge des Körpers.

Ephemer, kleinste, (*Ephem. minima* Mull.) Wie die vorige zweyflüglicht, und weiß mit dunklem Vorderrand, allein die Schwanzfäden sind fünfmal länger als der Körper: sie sind überaus subtiel, und krausen sich zusammen, sobald das Inseckt mit der Nadel angesteckt ist.

Ephemer, gelbbrauner, (*l'ephémere à trois filets & ailes brunes*, Geoff. Roeſ. Inſ. II. *ins. aquat.* t. 12. f. 1. 2. *Ephem. procellaria*, Sturmhafft, Fueßly.) Diese Art ist braun, die Flügel graubraun, und hat 3 Schwanzfäden, die bey Röſel so lang als der Körper sind. Röſel hat zugleich die Larve dieses Insects angegeben, sie ist dunkelrothbraun, hat die gewohnlichen Kiefen von gleicher Farbe, nemlich 6 auf jeder Seite des Leibs, und 3 borstenähnliche Schwanzfäden von der Länge der Körpers. Wenn sie sich verwandelt: so kommt die Puppe auf die Oberfläche des Wassers, springt auf, die Ephemer entwickelt sich und flieget davon.

II.) Ephemern mit 2 Schwanzfäden.

Ephemer, zweyäugigter. Glaßhafft, zweyäugiger Hafft- oder Uferaas. (*Eph. bioculata* L. Fabr. *l'ephémere jaune à deux filets & ailes reticulées.* Geoffr.) Diese zweygeschwänzte Ephemer hat einen kleinen Kopf und zusammengedrückten wölkichten Brustschild, weissen durchsichtigen Leib, welcher an den letzten Gliedern braunschwärzlich ist. Die Schwanzborsten sind 2 mal so lang als der Körper und weiß: die Füsse sind weiß, und die vordersten länger. Die Flügel weiß mit einem gelbröthlichen Wiederschein und gegittert. Auf dem Kopf stehen zwey grössere gelbe Turbansaugen als die gewöhnliche Augen. Müller hält seine *Ephem. diaphana* vor diese. Er gibt ihr aber nur 2 Flügel, und sagt, daß statt der Hinterflügel nur 2 pfriemenförmige Schuppen zu sehen wären: vielleicht ist die *diaphana* die Ephemer mit weissem Gürtel oder Fabricii *Ephem. halterata*.

Ephemer, brauner, auch brauner Hafft. (*Eph. fuſcata* L.) Kopf, Brustschild, das erste und die 4 letzten Glieder des Leibs sind braun, die übrigen Glieder nebst den Fühlhörnern, Flügeln, Füssen und Schwanzfäden weiß. Die Hinterflügel sind sehr klein, die Vorderfüsse sehr lang. Die 2 Schwanzfäden kürzer als der Leib: die Luftlöcher braun: die Turbansaugen groß und orangegelb. Ein schwedisches Inseckt.

Ephemer, schwarze, (*Eph. nigra*, L. Fabr. schwarzer Hafft. Fueßl. Schrank.) Von Grösse einer Schnacke, ganz schwarz; die Füße sind bleicher; auch die Flügel sind schwärzlich, und der dünnere Rand wie mit Wimmerhärchen besetzt: die Hinterflügel kaum merklich.

Ephemer, schnackenförmige, das Mückenaas. (*Ephem. culiciformis*, L. Fabr. *Ephem.* 6. Geoffr. Mull.) Etwas grösser als eine Schnacke mit 2 Schwanzfäden, die so lang als der Körper sind: der Brustschild ist schwärzlich, der Leib braun, die Flügel weiß, die 2 Turbansaugen groß und braunblaulich.

Ephemer, kurzlebende, Stundenhafft, Stundenthierchen. (*Ephem. horaria*, L. Fabr. Geoffr. Mull. Fueßl. Röſ. Inſ. II. *ins. aquat.* II. t. 12. f. 3-6.) Sie ist so groß als eine Hausfliege: die Flügel weiß, und am dickern Rand braunschwarz, der Schwanz hat 2 Borsten, die Füße weiß: die vordere länger und braun: die 2 Turbansaugen braunpurpurfarbig: der Leib aschfarbig, die Ränder der Absätze aber weiß, sie hat 2 kleine Ocellen, Geoffroi gibt deren 3 an. Um den Abend fliegen sie, wenn sie sich verwandeln, häufig aus dem Wasser, tragen noch ihr altes Kleid, welches sie alsdenn zuerst ablegen, wo sie sich ansetzen. Sobald sie sich gepaart, und das Weibchen seine Eyer gelegt, so sterben sie, daß sie also kaum von Abend bis an den Morgen leben.

Ephemer, gestreifte, der Strichling. (*Ephem. ſtriata*, L. Fabr. Geoffr. Mull.) Linne nennt diese in seiner Fauna ſuec. (weilen er ein Exemplar hatte, davon die Schwanzfäden verlohren gegangen) *Ephemera mutica*, da er aber hernach vollkommene bekame, die ihre 2 Schwanzfäden hatten, änderte er den Namen *mutica in ſtriata*. Sie ist klein, ihre Flügel weiß, nicht gegittert, sondern gestreift; der Körper braun mit weissem Leib, doch ist das Weibchen röthlich: die Turbansaugen sind kleiner als die gewöhnliche Augen.

Ephemer, zweyflüglichte, der Zweyflügel. (*Eph. diptera*, L. Fabr. Degeer Inſ. II. P. II. t. 18. f. 5. fœm. & f. 8. maſ. *Ephemera anulata* Mull.) Diese Art unterscheidet sich von andern, daß sie nur 2 Flügel hat. Sie ist von mittler Grösse, die Randflügelrippe schwärzlich mit weißlichten Characktern, der Schwanz zweyborstig, Männchen und Weibchen haben nach Degeer einigen Unterschied, gemein haben sie weisse Schwanzfäden mit schwarzer Spitze, und kleine, schräge dunkelrothe Striche am Leib, aber sie unterscheiden sich, daß die Weibchen dunkelschiefer graue, die Männchen dunkelbraune Körper und die 5

ersten Leibringe oben hellgrau haben. Die Männchen haben 2 Turbansaugen.

Ephemer, edle, (*Ephem. gemmata*, Scop. Müll.) mit 2 langen Schwanzfäden, durchsichtigen, gegitterten Flügeln. Der Körper ist fuchsroth mit gelblichten Leibringränden.

Ephemer, weißfüßichte, (*Eph. albipes*, Scop.) Sie ist braun, hat röthliche Augen, und weisse Füße: die Flügel sind härich: die zwey Schwanzborsten weiß, und doppelt länger als der Körper.

Ephemer, kleine, (*Ephem. parvula*, Scop.) Kopf, Brustschild und die Spitze des Leibs sehen schwarz aus, alles übrige ist weiß, nur sind noch die Augen röthlich, und die 2 Schwanzfäden doppelt länger als die Flügel.

Ephemer, ansehnliche, der artige Hafft, (*Eph. speciosa*, Schrank.) Der Körper ist braun, die Flügel weiß, die Vorderfüsse blau und lang, die 2 Schwarzborsten fast 3 mal länger als der Körper.

Ephemer, strohfarbige, (*Eph. flava*, Schrank.) *Ephem. helvola*, der gelbliche Sulzers Gesch. t. 24. f. 7. Geoffr. Inf. II. 239. 5.) Diese Art gleichet der *Eph. lutea*, nur hat sie 2 Schwanzfäden. Sie ist durchaus gelb, die Flügel aber ein wenig blasser, und die Schwanzfäden von dunklen Ringen scheckicht. Müllers *Ephem. sulphurea*, scheint eben diese zu seyn.

Ephemer, graubauchichte, (*Ephemere grise en dessous* Degeer Ins. II. P. II. t. 18. f. 2. 3. 4. *Ephemera venosa*, Fabr.) Die Larven dieser Ephemer sind braun, grauschattirt, die Schenkel braunbandirt, am Schwanz mit 3 Borsten, und an den 7 ersten Absätzen des Leibs auf jeder Seite 7 blätterförmige, vorn fadenspitzig zugehende Kiefen. Die Ephemer selbst hat nur 2 Schwanzfäden, ist dunkelbraun, die 4 Hinterfüsse grau und braungefleckt, die die Flügel durchsichtig, schwarzgeädert.

Ephemer gelblichte, (*Eph. luteola*, Müll.) Sie ist ganz gelb; nur Füße, Flügel und Schwanzfäden sind weiß.

Ephemer, röthlichte, (*Eph. rufula*, Müll.) an dieser Art findet man nur 2 Flügel, sie ist braun, hat 2 geringelte Schwanzfäden: der Leib ist in der Mitte weiß, und die Ränder roth. (24)

Ephemera, (Arzneyk.) ist der Namen des eintägigen Fiebers, welches mit dem Namen Rothlauf gemeiniglich belegt wird. ſ Fieber. (9)

Ephemeriä, sind diejenigen Ordnungen, in welche die jüdischen Priester des alten Testaments eingetheilt waren. Die Priester der Juden stammten alle mit einander von den beyden Söhnen Aarons, Eleasar und Ithamar, ab; denn seine beyden andern Söhne, Nadab und Abihu, starben ohne Kinder. Wie es vor Davids Zeiten mit ihrer Eintheilung beschaffen gewesen, davon finden wir in der heiligen Schrift keine Anzeige. Die Talmudisten erzählen hievon folgendes: Moses setzte für die Israeliten acht Ordnungen, viere von Eleasar, und viere von Ithamar; Samuel kam, und erhöhete sie auf sechzehen Ordnungen, und David auf vier und zwanzig. Eine andere Tradition sagt, Moses habe schon für die Israeliten sechszehn Ordnungen eingesetzt, acht von Eleasar, und acht von Ithamar; und da die Kinder Eleasars sich mehr vermehrten, als die Kinder Ithamar, so vertheilten sie sie, und setzten sie auf vier und zwanzig. Mit diesen stimmt auch Maimonides ein, und sagt, Moses habe die Priester in acht Ordnungen eingetheilt, vier von Eleasar, und vier von Ithamar, und diese Ordnung sey bis auf die Zeiten Davids geblieben, der sie in vier und zwanzig Ordnungen eingetheilt habe. Von dieser Eintheilung sagt uns das erste Buch der Chron. 24. daß alle damals vorhandene Priester, von den beyden vorhingenannten Söhnen Aarons abgestammt wären. Daß aber von den Nachkommen Eleasars mehrere Häupter der Familien gewesen wären, als von den Nachkommen Ithamar, von jenen sechszehen, und von diesen acht. Diese Eintheilung geschah unter den Augen der Priester Zadock und Abimelech von beyden Geschlechten. Diese vier und zwanzig Familien wurden nach dem Loose vertheilt, und Semajah, der Schreiber von den Leviten, schrieb sie vor dem Angesichte des Königs, des Hohenpriesters, der Häupter der Väter von den Priester und Leviten, auf. In den ersten sechszehn Ziehungen wurde zwischen den Söhnen Eleasars und Ithamars abgewechselt, hernach aber wurden die übrigen achte gezogen. Die Ordnung wie die Losen gezogen wurden, war folgende: Jojarib, Jedajah, Harim, Seorim, Malchijah, Mijamin, Hakkoz, Abija, Jesna, Sechanjah, Eliasib, Jakim, Huppa, Jesebrab, Bilga, Immer, Hesir, Happizez, Petajah, Jehezkel, Jachin, Gamul, Delajah, Maaspah. 1 Chron. 24, 7-18. Wer von diesen vier und zwanzig Ordnungen zu dem Geschlechte Eleasars, oder Ithamars gehört habe läßt sich nicht mit Gewißheit sagen. Von diesen Ordnungen besorgte eine jede den öffentlichen Gottesdienst eine Woche lang. Sie stellte sich am Sabathe ein, und den folgenden Sabath trat sie wieder ab; ehe das Rauchwerk bey dem Morgenopfer angezündet wurde, wenn man die Schaubrode auf den güldenen Tisch legte.

Niemand durfte sich zu früh einstellen, sondern er mußte warten, bis die Zeit und Ordnungen an ihn kam. Von diesen wurde der ordentliche Dienst bey den täglichen Brandopfern, wie auch freywilligen Opfern verrichtet. In dieser Ordnung blieb es, bis auf die Zeit der Babylonischen Gefangenschaft. Wie es nach derselben ausgesehen habe, darüber sind die Ausleger nicht ganz einig. Josephus sagt, daß die von David eingeführte Ordnung bis auf seine Zeit gedauert habe. Andere aber sagen, von diesen vier und zwanzig Ordnungen wären nur viere wieder zurückgekommen, nemlich Jedajah, Harim, Malchijah, und Immer, die übrigen wären in Babel zurück geblieben, Esr. 11, 36. Neh. 7, 49. Um diese beyden Nachrichten mit einander zu vereinigen, erzählen die Rabbinen, die Sache auf folgende Art. Diese vier zurückgekommene Ordnungen, wurden, um die alte Zahl bey zu behalten, in vier und zwanzig Theile getheilt, nemlich jede Ordnung in sechs Geschlechten, und dieses nach dem Loos; es wurden nemlich zwanzig Zettel gemacht, auf welchen der Namen der noch fehlenden Ordnungen geschrieben wurden. Jedajah, z. E. der noch von den alten Ordnungen war, zog fünf Zeddel aus dem Topf, welche die Namen von den alten Ordnungen bekamen, und so machten alle die, welche von Jedajah abstammten sechs Ordnungen aus. Und so auch mit den übrigen. Und so läßt sich auch ein Scheinwiederspruch zwischen Esr. 11, 36. und Luc. 1, 5. heben. Die alte Ordnung Abia war zwar nicht wieder zurückgekommen, aber eine von den neuen führte diesen Namen. Zacharias wird daher nicht einer von den

Nachkommen des Abia, sondern nur von seiner Ordnung genennt. Diese Ordnungen zogen wöchentlich aus ihren Städten, wenn sie die Reihe traf, nach Jerusalem. Wenn der Tag der Aufwartung kam, so versammelten sich diejenigen, die zu einer Ordnung gehörten, den Abend zuvor in der grossen Feuerkammer, nahmen von denjenigen, die diese Woche den Dienst gehabt hatten, die Schlüssel zum Tempel, legten sich hier schlafen, und traten den folgenden Morgen ihren Dienst an. Die Abgehende giengen alsdenn nach Hause. Unter denen Priestern, die eine Ordnung ausmachten, wurden die Geschäfte, die zum Dienst gehörten verlooset. Das erste Loos betraf diejenigen, die des Morgens den Brandopferaltar reinigten; das zweyte diejenigen, die das Lamm zum Morgenopfer schlachten mußten, da denn alle Verrichtungen, die dabey vorfielen, wieder unter die einzelnen Priester ordentlich vertheilt war. Das dritte Loos gieng auf das Räuchern, und was dabey vorfiel. Im vierten Loos wurden diejenige Priester erwählt, die die vor dem Altar niedergesetzte Stücke vollends hinaufbringen mußten. Und auf diese Art wurden alle Verrichtungen vertheilt; keiner durfte einen Eingriff in die Amtsverrichtungen des andern thun, und alles gieng in der schönsten Ordnung, so daß ein jeder Priester wußte, was und zu welcher Zeit er es zu thun hatte.

So wie nun die jüdische Priesterschaft in vier und zwanzig Ordnungen eingetheilt war, so waren auch aus dem ganzen Volk eben so viel Ordnungen gezogen, die gleichsam die Abgeordneten des ganzen Volks waren. Denn weil die täglichen Opfer im Namen des ganzen Volks gebracht wurden, so mußte entweder das ganze Volk dabey zugegen seyn, oder seine Abgeordneten schicken. Diese hiessen Standmänner, weil sie im Namen des ganzen Volks dabey stehen mußten. Es waren derer, aus jedem Stamm zwey, die sich zu Jerusalem, oder in der Nähe dabey aufhalten musten. Wie viel Personen zu einer solchen gerechnet wurden, ist nicht bestimmt. So wie eine von den Priesterordnungen aufzog, so zog auch die Ordnung der Standmänner auf. Eine jede von diesen Ordnungen hatte ihr Oberhaupt, welcher ראש המעמד der Standhauptmann genennt wurde. Einige Rabbinen sagen, daß nur allemal die eine Hälfte einer solchen Ordnung nach Jerusalem gegangen sey, die andern wären zu Haus geblieben, und hätten während der Zeit, als jene in dem Tempel waren, sich in ihren Synagogen mit Beten und Lesen des Gesetzes beschäfftigt. (22)

Ephemeriden, (antiq.) hiessen bey den Griechen Verzeichnisse gewisser Tage, die man, aus Aberglauben, zu gewissen Geschäften für vortheilhaft; oder nachtheilig hielt; wiewohl auch dies Wort von Verzeichnissen der Ausgabe und Einnahme, oder manchen an diesem und jenem Tage vorgefallenen Begebenheiten gebraucht wird. In dem zuerst angeführten Verstande könnte man Hesiods ἔργα καὶ ἡμέρας fast eine ἐφημερις, Ephemeriden, nennen. (21)

Ephemeriden, (litter.) sind eigentlich solche Schriften, in welchen Begebenheiten nach der Ordnung der Tage, in welchen sie vorgefallen sind, aufgezeichnet sind. In denjenigen Wissenschaften die sich besonders auf Erfahrungen und Beobachtungen gründen, sind sie von einem unbeschreiblichen Nutzen, welchen niemand verkennen wird. Seit dem man die einzelnen Begebenheiten an den himmlischen Körpern, die Veränderungen in dem Gewächs- und Thierreich, die Erscheinungen in der moralischen Welt, bemerkt und aufgezeichnet hat, haben alle dahin einschlagende Wissenschaften ihr Gebiet unendlich erweitert. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhundertes fiengen die Engländer zuerst Stoff zu solchen Ephemeriden zu sammeln, und der damalige Secretair der gelehrten Gesellschaft, Oldenburg, machte die erste Probe davon bekannt, in welchen hauptsächlich Beobachtungen aus der Naturkunde gesammelt wurden. Ihrem Beyspiele folgten die Franzosen, erweiterten aber ihren Plan, und mischten Recensionen von Büchern aus andern Theilen der Wissenschaften mit ein; daraus entstund das Journal des Savans. Diesem Vorgang folgten die Italiener, und in Florenz und Rom, erschienen Beurtheilungen über die Erfindungen und Ausarbeitungen der gelehrten aus allen Ständen. Im Jahr 1682. hatten in Deutschland die sogenannten Acta Eruditorum ihren Anfang, wobey sich insonderheit Otto Menke um die gelehrte Welt sehr verdient machte. Und nun entstunden gelehrte Zeitungen und Monatschriften in ungeheurer Menge, so daß wenn man nur die Titel alle anführen wollte, man ein ganzes Buch damit anfüllen könnte. Wie zahlreich sind die Acten und Schriften der gelehrten Gesellschaften und Academien in allen Reichen Europens? Wie ungeheuer groß die Menge der Monat- und Wochenschriften! Vielleicht macht sich einmal ein Sammler das Geschäfte, und schreibt: Ephemeriden der Ephemeriden. (22)

Ephemeriden, (Astronom.) sind Tafeln, darinn man den Ort der Sonne und der andern himmlischen Körper auf alle Tage des Jahres, wie auch andere merkwürdige Himmelsbegebenheiten berechnet findet. Johannes Regiomontanus war der erste, der dergleichen in einiger Vollkommenheit vor die Jahre 1475 — 1506 verfertiget, wie Weidler in seiner Historie der Astronomie berichtet, woselbst man ein Register unter dem Titel *Ephemerides astronomicae*, ein weitläuftiges Verzeichniß vieler andern, die nachher eben solche Arbeit übernommen, antrift. Unter den neuesten sind die bekanntesten die *Connoissance des tems*, welche die Akademie der Wissenschaften zu Paris seit 1679 alljährlich herausgeben lässet; Eustachii Zanotti *Ephemerides motuum coelestium* 1751 — 1762 *ad meridianum Bononiensem*; Maximiliani Hell *Ephemerides ad meridianum Viennensem* 1757 *& seq.*; *the nautical Almanac ad astronomical Ephemeris* 1767 u. f. und vornemlich das unter der Aufsicht der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom Jahrgange 1776 an bis jetzo herauskommende astronomische Jahrbuch, welches immer zwey Jahre vor dem, zu welchem es bestimmet ist, erscheinet, und nebst den eigentlichen Ephemeriden jedesmal eine sehr nützliche Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Beobachtungen, Nachrichten, Bemerkungen und Abhandlungen liefert.

Witterungsephemeriden sind Schriften, darinn der tägliche Stand des Barometers, Thermometers u. s. w. bemerket wird. Es kommen dergleichen schon seit geraumen Jahren und an verschiedenen Orten heraus. Man hoffet durch Vergleichung derselben Regeln der Abwechslung zu finden und in den Stand zu kommen, zukünftige Witterungen zum voraus zu sagen.

Reiseephemeriden nennt man Tagebücher, worin die Seefahrer täglich den Wind, die Witterung, die

Abweichung der Magnetnadel, die Länge und Breite des Ortes, wo ſie ſich befinden, und andere merkwürdige Begebenheiten zu notiren pflegen. (6)

Ephemerios, war ein Geiſtlicher in der griechiſchen Kirche, welcher Acht haben mußte, daß die Horae richtig abgewartet, und die Singſtunden gehalten wurden. Sonſt hießen auch Ephemerii diejenigen, welche den Biſchöffen zugeordnet und beſtändig um ſie herum waren, um von ihrem Lebenswandel Zeugniß geben zu können. (1)

Ephemeroides, iſt ein Beyname der Commeline. ſ. d. Art. (9)

Ephemeron, Ephemerum, iſt ein Beyname der eintägigen Lyſimachie, des Cap Mendirle (*Eranthemum Capenſe* L.) einige Gattungen von Commeline, verſchiedener Tradeſcantenarten, der blaſigen Schwindblume. (*Helonias bulloſa* Linn.) (9)

Ephemeron venenoſum, (botan.) iſt ein Beyname der Herbſt Zeitloſe. (*Colchicum autumnale* L.)

Ephemerophalangium, iſt ein Beyname der Tradeſcante. (*Tradeſcantia* Linn.) (9)

Ephephi, war der Name eines Monats im egyptiſchen Jahre, der dem Tamuz der Juden und dem Panemus der Macedonier entſprach, und alſo ſeinen Anfang den 25ſten May nahm. (21)

Epheſia, Ἐφεσια. Man könnte dies Feſt der alten Griechen auch Ἀρτεμισια nennen, und war der Diana zu Epheſus gewidmet. Die Epheſiſche Diana war überhaupt in allen Städten bekannt, und das rührt, nach dem Pauſanias in Meſſen. C. 31, theils von der Majeſtät dieſer Göttin, theils von dem hohen Alter und der Größe ihres Tempels, theils von der Vortrefflichkeit der Stadt Epheſus her. Vorzüglich wurde ſie von Mannsperſonen verehrt, die ſich bey dieſem Feſte dem Trunk und andern Ausſchweifungen überließen. Nur Mannsperſonen und unverheurathete Mädchen durften in ihren Tempel gehen. Verheurathete Frauen mußten ſich bey Todesſtrafe ſowol von dieſem Tempel, als auch von dem hinter demſelben gelegenen Hain und der daſelbſt befindlichen Grotte entfernt halten.

Die Prieſter der Diana zu Epheſus hießen ἱσιατορες, d. i. epulones, welche die feyerlichen Göttermahle beſorgen mußten, oder ἱσσηνες von ἱσσην, welches, wie Goldhagen beym Pauſanias Arcad. C. 13. bemerkt, im Epheſiſchen Dialecte einen König bedeutet; ſo daß alſo dieſer Namen die Prieſter bedeutet, welche die oberſte Aufſicht über den ganzen Gottesdienſt hatten, wie etwa bey den Athenienſern der Archon, dem die Beſorgung aller Religionsſachen aufgetragen war, βασιλευς, der König, hies. Beym Heſichius kommen auch ἀκροτοβατοι vor, worunter er die verſtehet, welche zu Epheſus die höchſte Aufſicht über die Opfer der Diana hatten. Die Prieſter der Diana mußten ſich, ſo wie an andern Orten, alſo auch hier, der Keuſchheit ſorgfältig befleißigen. Und ſo auch die Prieſterinnen der Diana, deren Plutarch in der Abhandlung: *an ſeni gerenda ſit reſpublica?* drey Claſſen anführt. Die zur erſten Claſſe gehörige hies μελλισρη, eine künftige Prieſterin, weil ſie erſt darzu unterwieſen wurde; die zur andern, Ἱερη, eine würkliche Prieſterin; und die zur dritten, παρισρη, eine geweſene Prieſterin. In dieſer Abſicht waren ſie alſo den römiſchen Veſtalinnen ähnlich, die in den erſten zehen Jahren den Dienſt der Göttin Veſta lernen, und in den folgenden zehen Jahren denſelben verwalten, und in den dritten zehen Jahren andere darinnen unterrichten mußten. Es iſt hier noch zu bemerken, daß bey den Epheſien auch muſicaliſche Wettſtreite angeſtellt worden ſind, und daß es bey einem neuern, erſt unter dem Kaiſer Veſpaſian aufgekommenen Feſte zu Epheſus, das man βαρβιλλια vom Barbilles, einem berühmten Aſtrologen, ſo nennte, auch dergleichen Wettſtreite gegeben habe. (21)

Epeſtias, (Chirurg.) iſt der Name eines austrocknenden Pflaſters, deſſen ſich die alten Wundärzte bedient haben. (9)

Epheſtrien, Hephäſtrien. Das letztere iſt ohne Zweifel vom erſtern, ſo wie Hepheſtos, Ἡφαιςος, der Vulcan, von Epheſtris, ἐφεςρις, ein Ueberrock, unterſchieden. Beides waren Feſte der Griechen, und zwar letzteres zu Ehren des Vulcans.

Bey den Hephäſtien liefen drey Knaben mit angezündeten Fackeln, ſo ſtark ſie konnten, und derjenige, welcher das Ziel zuerſt erreichte, ohne daß ſeine Fackel verloſchen war, trug den auf dieſen Lauf geſetzten Preis davon. Dies Feſt ward zu Athen im Ceramicus gefeyert. Verloſch dem erſten dieſer dreyen Läufer, die den Wettſtreit miteinander eingiengen, die Fackel, ehe er das Ziel erreichte, ſo übergab er ſie dem andern; wenn dieſem ein gleiches wiederfuhr, ſo erhielte ſie der dritte; brachte auch dieſer die Fackel nicht brennend ans Ziel, ſo bekam keiner den Preis. So ſtellt Meurſius dieſen Wettſtreit, deſſen Pauſanias in Atticis Erwähnung thut, vor. Allein es ſcheint, daß es aus des Pauſanias Worten eben ſo wenig, als aus der Erzehlung des Scholiaſten des Perſius folgt, daß die Wettläufer nur drey geweſen ſeyen. Sie zählen bis auf drey, um dadurch nur einen Begriff von dem Spiel zu geben. Zuletzt aber ſetzen ſie hinzu: „Wenn ſie aber allen erliſcht, ſo iſt der Sieg keinem.“ Ja aus des Scholiaſten Worten iſt es beynahe augenſcheinlich, daß der Streitenden mehr geweſen. Secundus tertio, ſimiliterque omnes, donec currentium numerus impleretur.

Die Epheſtrien, welche man zu Theben feyerte, hatten nach dem Montfaucon, der aber die Quelle, daraus er geſchöpft hat, nicht anzeigt, etwas ſehr ſonderbares. Man kleidete den Wahrſager Tireſias in Weibskleider; darauf entkleidete man ihn wieder, und legte ihm eine andere Kleidung an, um dadurch anzuzeigen, daß er ſein Geſchlecht verändert hatte. Und da Epheſtris eine Art von Oberrock war, ſo nahm man daher den Namen des Feſtes.

Auſſer Montfaucon hat ſonſt kein Sammler der griechiſchen Feſte dieſes Feſtes erwähnt. Es ſcheint daher nicht unwahrſcheinlich, daß dieſer Alterthumsforſcher die Epheſtrien mit den Hybriſtiken verwechſelt habe. An dieſem Feſte legten nemlich die Weiber zu Argos männliche Kleidung an, und die Männer eine weibliche. Den Urſprung davon erzählt Plutarch folgendermaßen. Da der Spartaniſche König Cleomenes eine große Menge Argiver niedergehauen hatte, rückte er vor die Stadt Argos ſelbſt und belagerte ſie. Ein tapfere Kühnheit bemächtigte ſich der Dichterin Teleſilla. Sie ergriff die Waffen, andere Weiber folgten ihr und zogen unter ihrer Aufführung auf, die Stadt zu vertheidigen. Es glückte ihnen, den Cleomenus nicht nur zurück zu ſchlagen, ſondern auch den Konig Demarat, der ſchon in die Stadt eingedrungen war, zurückzutreiben. Macro-

bius giebt von dieſem Feſte eine andere, aber nicht ſo wahrſcheinliche Urſache an, und beruft ſich deswegen auf den Philochorus. Er ſagt nemlich, es ſey geſchehen, weil der Mond ſowol zum männlichen als weiblichen Geſchlechte gerechnet werde, den die Venus vorgeſtellt habe, der man an dieſem Tage geopfert. (21)

Ephetae, Ἐφεται. In Athen waren, wie Harpocration berichtet, nach den Zeiten des Athenienſiſchen Geſetzgebers Dracon in den Gerichten ἐπι δελφινιῳ, ἐπι παλλαδιῳ, ἐπι πρυτανειῳ und ἐν Φρεαττοι die Ephetен die Richter. Von dieſen Ephetен, als vorſitzenden Richtern in dieſen unterſchiedenen Gerichtsſtätten wollen wir jezt ausführlicher handeln.

Das Gericht ἐπι παλλαδιῳ wurde unter der Regierung Demophoons, eines Sohns des Theſeus errichtet, und zwar aus folgender Veranlaſſung. Einige Argiver unter Anführung des Diomedes, oder, nach andern, des Agamemnons, wurden zu Nachtzeit an die Küſten von Attica verſchlagen. Sie landeten bey dem Haven Phalerum, und weil ſie im feindlichen Land zu ſeyn glaubten, ſo beraubten und plünderten ſie ihn, wodurch die Athenienſer in einen plözlichen Schrecken verſezt wurden. Sie verſammelten ſich alſo unter der Anführung des Demophon, ſchlugen dieſe Ankömmlinge mit Gewalt zurück, tödteten eine große Menge derſelben, und nöthigten die übrigen, ſich wieder auf ihre Schiffe zu begeben. Bey Anbruche des Tags aber erblickte Demophoons Bruder, Akamas, unter den Erſchlagenen das Palladium, oder das von Troja mitgebrachte Bild der Minerva. Daraus erkannten ſie, daß die Erſchlagenen ihre Freunde und Bundsgenoſſen waren. Sie befragten deswegen das Orakel, und begruben ſie nicht allein auf eine anſtändige Art an dem Orte, wo ſie waren erſchlagen worden, ſondern heiligten auch das Bildnis der Göttin, erbaueten ihr einen Tempel, und ſezten ein Gericht nieder, vor dem ſich diejenigen ſtellen mußten, die eines unvorſezlichen Todſchlags wegen angeklagt wurden. Demophoon ſelbſt war der erſte, der vor dies Gericht gefordert wurde, weil er bey ſeiner Zurückkunft von dem vorbenannten Gefechte einen ſeiner Unterthanen durch eine plözliche Wendung ſeines Pferds ums Leben brachte. Andere ſagen, daß Agamemnon durch den Verluſt ſeiner Leute erbittert, die Entſcheidung des Streits 50 Athenienſern und eben ſo viel Argivern übergeben habe, die insgeſamt ἐφεται genennt worden, und zwar διὰ το παρ' ἀμφοτερων ἐφεθηναι αὐτοις τα της χρισεως, d. i. **weil ihnen von beiden Partheien die Entſcheidung des Streits war überlaſſen worden.**

Nachher wurden die Argiver ausgeſchloſſen, und die Anzahl der Ephetен vom Draco auf 51 eingeſchränkt. Nach der Behauptung einiger Schriftſteller iſt Draco der erſte Stifter der Ephetен geweſen. Viel wahrſcheinlicher aber iſt die Meinung derer, welche ſagen, daß er ihnen eine regelmäßigere Einrichtung gegeben, daß er ihre Macht vergrößert, ſie mit vielen wichtigen Vorrechten beehrt, und über den Senat des Areopagus geſezt habe. In dieſer Verfaſſung blieben ſie bis auf die Zeiten des Solons, der ihre Macht in engere Grenzen einſchloß. Die vor ihre Unterſuchung bisher gezogenen Fälle wurden ihnen abgenommen, und nichts blieb ihnen übrig, als Menſchenmord, unvorſezliche Todtſchläge, und, wie einige ſagen, Conſpirationen wider das Leben der Bürger, wenn ſie vor erfolgtem Ausbruche entdeckt wurden. Funfzig Ephetен wurden durch die Wahl ernennt, ſo daß aus jedem Stamme fünf erwählt wurden. Den Ein und funfzigſten beſtimmte man durch das Loos? Alle waren Männer von edlem Character, von tugendhaftem Wandel, von ſtrengen Sitten, und von männlichgeſezтem Ernſt. Denn wer das funfzigſte Jahr noch nicht erreicht hatte, konnte nicht in ihre Zahl aufgenommen werden. Ehedem ſprachen ſie auch im Delphinio und andern Tribunalen Recht, und nach der Meinung einiger, ſogar im Areopagus. Denn Pollux ſagt, daß ſie in fünf Gerichten über Blutſachen Verhör gehalten. Es gab aber auſſer dem Areopagus nur vier Gerichte, in welchen ſolche Sachen verhört wurden. Die Streitſachen wurden vom βασιλευς vorgetragen, und das ganze gerichtliche Verfahren ſtimmte in einigen Stücken mit dem beim Areopagus überein. Auch hier mußten beide Partheien ihr gegenſeitiges Vorbringen mit feyerlichen Eidſchwüren und Flüchen bekräftigen, und wenn die Redner das, was ihnen oblag, gethan hatten, ſo ſchritten die Richter zur Abfaſſung der Sentenz.

Ἐπι Δελφινιῳ war ein Gericht im Tempel des Apollo Delphinius und der Diana Delphinia. Vor die Unterſuchung deſſelben gehörten alle Mordthaten, wobey der Miſſethäter zwar die That eingeſtand, aber auch zugleich zu ſeiner Vertheidigung anführte, daß er ſie den Geſezen gemäs unternommen habe: z. B. im Falle der Nothwehr, oder des Ehebruchs, indem es jedem erlaubt war, einen Ehebrecher zu ermorden, wenn er auf der That ertappt wurde. Der erſte, der vor dieſem Gericht verhört wurde, war Theſeus, der auf ſeiner Reiſe nach Athen die Räuber erſchlagen hatte, welche die Wege zwiſchen Trözen und Athen unſicher machten, und nachher die Söhne des Pallas, die ſich wider ihn empörten.

Ἐπι Πρυτανειῳ war ein Gericht, welches alle die Mordthaten unterſuchte, die vermittelſt lebloſer und empfindungsloſer Dinge, z. B. Steine, Eiſen, Bauholz und dergleichen waren verübt worden. War hiermit jemand durch einen unerwarteten Zufall, oder durch die Leitung einer unbekannten Hand, oder eines nachher entflohenen Menſchen getödtet worden; ſo wurde hier Recht über ſie geſprochen und der Befehl gegeben, daß ſie durch die φυλοβασιλεις, (oder φιλοβασιλεις nach dem Sigonius de republ. Athen.) aus dem Athenienſiſchen Gebiete weggeſchaft werden mußte. Sigonius glaubt nemlich, daß der βασιλευς, der einer von den Archonten war, die ſchädlich geweſenen lebloſen Werkzeuge durch ſeine Freunde habe hinwegſchaffen laſſen. Dies Gericht war ſo alt, als Erechtheus, und der erſte Gegenſtand ſeiner Unterſuchung war, nach dem Pauſanias, ein Beil, womit ein Prieſter des Jupiters Polievs einen Ochſen, ein damals für unverletzlich gehaltenes Thier, der einen von den geheiligten Kuchen gefreſſen hatte, getödtet, und gleich nach verrichteter That ſich durch die Flucht gerettet hatte. (ſ. Buphonus.) Dieſer Ort war zugleich auch der Verſammlungsort, wo öffentliche Gaſtgebote angeſtellt wurden. Auch wurde hier eine heilige und ſtets brennende Lampe von Wittwen unterhalten, die ihrer Jahren wegen nicht mehr heurathen konnten, und die ſich der Mutter der Götter geweihet hatten. Dieſe Lampe erloſch, nach dem Plutarch im Leben des Numa, unter dem Ariſtion. Sie wurde mit eben denſelben Gebräuchen und

Karïatonien unterhalten, die zu Rom beym Veſtaliſchen Feuer üblich waren, welches, nach Plutarchs Verſicherung, ganz nach dem Beyſpiele dieſes und eines andern ähnlichen heiligen Feuers zu Delphi angeordnet und eingeführet wurde.

Vom Gerichte Ἐφρεαττοι. ſ. En Phreattoi.

Nach Dracons Zeiten waren die Epheten, wie Harpocration bemerkt, in allen dieſen Gerichten die vorſitzenden Richter.

Goguet, wenn er von den Epheten redet T. 3. S. 28 ſagt: „Von den Geſetzen des Draco iſt nichts mehr übrig, als einige bey verſchiedenen Schriftſtellern zerſtreuete Fragmente, die Thyſius geſammlet hat, und welche man in Gronovii *Theſaur. Antiquit. Graecar.* T. 5. antrift. Man ſiehet nicht, daß dieſer Geſetzgeber etwas an der Athenienſiſchen Regierungsform geändert hätte. Er machte blos eine neue Geſellſchaft, welche Epheten genennt wurden. Dieſer Gerichtshof, der aus 51 Richtern beſtund, die aus den angeſehenſten Männern in Athen erwählt wurden, ward der oberſte Gerichtshof zu Athen. Man appellirte von den Ausſprüchen aller übrigen Gerichtshöfen dahin. Er allein that den lezten Ausſpruch. Dieſer große Vorzug der Epheten war nicht von langer Dauer. Der Areopagus, der durch den Draco war erniedrigt worden, gelangte unter dem Solon wieder zu ſeinem alten Glanze.“

Der Scholiaſt des Ariſtophanes redet noch von andern Richtern, die durch das Loos erwählt wurden, um in allen dieſen Gerichten die vorfallenden Streitigkeiten zu ſchlichten. Das kann vielleicht in ſpätern Zeiten geſchehen ſeyn; wenigſtens hat es bey den älteſten Athenienſern nicht ſtatt gefunden. Man müßte denn von einigen geringern und weniger merkwürdigen Gerichten es verſtehen.

Die Methode, nach welcher die Richter erwählt wurden, wird auf folgende Art beſchrieben. Es gab zu Athen zehen Gerichtshöfe; folglich eben ſo viele, als es Stämme gab. Ueber jeden derſelben waren große Buchſtaben eingegraben, die mit rother Farbe, oder, wie andere wollen, mit verſchiedenen Farben gemalt waren, und von denen verſchiedene Gerichtshöfe ſelbſt ihren Namen bekamen, z. B. φοινικιουν, βατραχιουν u. ſ. w. Wenn nun in Streitſachen ein Verhör gehalten werden ſollte; ſo ernannten die Theſmotheten, in Begleitung eines Regiſtrators, die Richter, welche in dieſen Sachen Recht ſprechen ſollten, durchs Loos, auf welchem die zu jedem Gerichtshofe gehörigen Buchſtaben geſchrieben waren. Wenn die Looſe gezogen waren, ſo nahm ein jeder Richter das, was ihm zugefallen, und gieng damit in den Gerichtshof, an dem eben die Buchſtaben, die auf ſeinem Looſe ſtanden, eingegraben waren. Hier bekam er vom öffentlichen Ausrufer ein Täfelchen, auf welchem er den Hauptinhalt der Reden beider Partheyen ſchreiben mußte, und einen Stab, der in allen Zeiten das beſtändige und vielleicht das einzige Ehrenzeichen der richterlichen und höchſten Gewalt war. Daher werden die σκηπτρα, Zepter, beym Homer für heilig gehalten, und bey ihnen die feyerlichſten Eide abgelegt. So läßt z. B. Iliad. 1. v. 233 dieſer Dichter ſeinen Helden, den Achill zum Agamemnon ſagen: „Aber ich ſage dir und ich ſchwöre einen großen Eid, ja bey dieſem Scepter ſchwöre ich, der nie wieder Blätter und Zweige bekommen, nie wieder Knoſpen treiben wird, da er einmal ſeinen Stamm auf den Bergen verlaſſen hat. Denn das Meſſer hat ihn ſeiner Blätter und Rinde umher beraubt. Jezt tragen ihn die Richter der Griechen in Händen, welche die Geſetze Jupiters beſchützen.„ Dies Zepter war zuweilen auch bey hohen Perſonen mit goldenen und ſilbernen Stiften geſchmückt. Homer ſagt bald nach der angeführten Stelle: „Achill warf den mit goldnen Stiften beſchlagenen Zepter auf die Erde.„

Wenn die Athenienſiſchen Richter ihr Verhör gehalten hatten, ſo mußten ſie die Sache unterſuchen, und dann gaben ſie unverzüglich ihren Zepter den Peytanen wieder zurück, von denen ſie die ihnen gebührende Belohnung erhielten. Dieſe Belohnung hieß μισθος δικαστικος und wurde aus dem öffentlichen Schatz bezahlt. Bißweilen beſtand ſie in einem Obolus für jede Streitſache, bißweilen in drey Obolen; indem der Scholiaſt des Ariſtophanes aus dem Ariſtoteles de republ. bemerkt, daß der Sold der Richter von den Demagogen bald vergröſſert bald verringert worden ſey Daher war es ausdrücklich verbotten, daß niemand an einem Tage in zweyen Gerichten Recht ſprechen ſollte, weil es für geizig gehalten wurde. Der Sold der Richter hieß auch zuweilen ſchlechtweg Το δικαστικον. Der Richter, der ſich beſtechen ließ, wurde an Geld geſtraft.

Von den Epheten hat Krebs in ſeiner Diſſertatio de Ephetis, Athenienſium Judicibus, Leipzig 1740 ausführlich gehandelt. (21)

Epheu, (botan.) (*Hedera* L. & Tournef. 384.) Mit dieſem Namen wird ein Pflanzengeſchlecht belegt, welches in die erſte Ordnung der fünften Linneiſchen Claſſe (*Pentandria monogynia*) gehört. Die Blumen ſtehen in einer einfachen Dolde, welche eine kleine vielzahnige Hülle hat. Jedes Blümchen hat einen kleinen fünfzähnigen Kelch, welcher den Fruchtknoten umgibt. Die Krone beſtehet aus fünf länglichen ausgebreiteten, an der Spitze gekrümmten Blättern. Die fünf Staubfäden haben pfriemförmige aufrechte Träger, auf welchen die an der Baſis geſpaltene Staubbeutel liegen. Der Stempel beſtehet aus einem gewundenen mit dem Fruchtboden umgebenen Fruchtknoten, einem ſehr kurzen einfachen Griffel und einer einfachen Narbe. Auf die Blüthe folget eine einfächrige kugelrunde Beere, mit fünf groſſen auf einer Seite erhabenen auf der andern platten Samenkörnern. Man zählt nur zwo Gattungen: Gemeiner Epheu, (*Hedera Helix* L. Mill. dict. n. 1. Blakw. t. 188. *Hedera arborea* C. Bauh. *Hed. poëtica*, *H. major ſterilis*, ejusd. Eppich, Wintergrün, Baumwinde, Mauerebig, Mauerpfau, Jloof, Jlaub, Klinox, Jbenblätter, Lorbeerkraut, Klimmob.) Er wächſt in Europa an alten Baumſtämmen und Mauern in Wäldern und Gärten wild. Er ſtellt einen Baum vor, der aber niemals frey in die Höhe wächſt, ſondern ſtets an eine Wand oder einem Baumſtamm hinauf klettert. Die Zweige hängen ſich vermittelſt kleiner Häckchen oder Gäbelchen feſt, und halten den ganzen Baum in aufrechter Stellung. Er hat wechſelsweiſe geordnete, dicke, dunkelgrüne, glänzende Blätter, welche in den erſten Jahren lanzetförmig ſind, bey zunehmenden Alter des Baums aber fünf Lappen bekommen und endlich dreyeckig werden. Die ganze Höhe des Baums ſteigt auf 50 Schuh und bekleidet oft die ganze Gibelwand eines Hauſes. Die Blumen kommen im September zum Vorſchein und ſind grünlich, die Beeren, welche im folgenden Früh-

linge reif werden, schwarz. Das Holz des Stammes ist weich, weißlich, schwammig und mit grauen Masern durchzogen. In der Arzneykunst wird von diesem Baume wenig Gebrauch gemacht. Man hielte ehemals die Blätter für ein äusserliches antiseptisches und heilendes Mittel, und brauchte sie im Absud in Geschwüren. Auch sollen solche die Milch in den Brüsten vertreiben, wenn die Säuglinge entwöhnt worden. Noch bedient man sich derselben statt der Pflaster zur Bedeckung der Fontanelle.

Fünfblätteriger Epheu, (*Hedera quinquefolia* L. Mill. dict. n. 2. Du Hamel, Rois. p. 302. *Helix* Mitch. gen. 30. Jungfernwein.) Er wächst in Canada wild und hat ebenfalls einen kletternden Stamm, welcher aber schwankender und dem Weinstocke ähnlich ist. Jedes Blatt ist aus fünf oder sieben Blättern zusammen gesetzt, welche eyrund, ausgezackt, dunkelgrün und glänzend sind. Im Herbste werden solche blutroth, nachher gelb und fallen im Winter ab. Die kleinen grünlichen Blumen kommen im Julius hervor und stehen in dreyfachen, doppelt zweytheilichen, endlich doldenartigen Büscheln. Die Beeren sind zweyfächrich und enthalten vier Saamenkörner. Man kann diese Gattung hier zu Lande gut durch Auslaufer fortpflanzen, und sie dient zu Lauben und Bogengängen. (9)

Epheu. (öconomisch betrachtet) Schäfer- und Bienenwirthe können den Epheu wohl leiden, denn seine Blätter sind den Schafen ein gutes gesundes Futter, und seine Blüthen besuchen die Bienen; allein der Gärtner hält ihn von seinen Bäumen ab, denen er sehr schädlich ist, wenn er sich um sie schlinget, und mit seinen Hacken in die Risse der Rinde dringt. Hie und da findet man noch den gefleckten Epheu, auch zuweilen Mauren damit bekleidet. (24)

Epheu, (antiq.) *Hedera*. Dieser Strauch war bey den Alten dem Bacchus heilig, es schmückten sich das Volk und die Priester am Feste dieses Gottes mit Kränzen von den Zweigen dieses Strauchs, und ihre Thyrsi waren mit Epheulaub umwunden. Vielleicht heiligte man dem Bacchus den Epheu deßwegen weil seine Armee, die er nach Indien geführt hatte, mit Epheukränzen geschmückt wieder zurück kam. Da in Asien dieser Strauch selten ist, so mußte ein mit solchen Kränzen geschmücktes Heer ein sonderbares und ungewöhnliches Ansehen machen. Eben deßwegen versah auch Alexander nach dem Plinius B. 16, 34. sein Heer damit. Alexander ob raritatem coronato hedera exercitu victor ex Asia rediit, exemplo Liberi patris.

Eben so schmückten die Thrazier bey ihren Feyerlichkeiten und Festen ihre Helme und Schilde mit Epheulaub; endlich schmückten sich auch die Dichter zuweilen mit Kränzen von dieser Pflanze. (21)

Epheu. (Baukunst) In Städten findet man ihn nicht selten, daß er an den Stadtmauern, Zwinger- und Grabenmauern einwurzelt und an ihrer Fronte in die Höhe wächset und weit öfters ausbreitet. So angenehm das Grüne dieses Gewächses dem Auge ist, so nachtheilig ist dieses wilde Gewächse hier den Mauern. Die Wurzeln desselben welche sehr elastisch sind, und in die Fugen des Gemäuers eindringen, auch die Aeste selbst welche Wurzeln in die Mauern treiben, sprengen so wie sie durch das Wachsen dicker werden, das Gemäuer auseinander, und die stärkste Mauer verlieret hierdurch ihre Bindung. Hierzu kommt noch der an den Epheu schlagende Regen, welcher die Mauer beständig mit Feuchtigkeiten überflüssig versorgt, daß dadurch die Steine und der Mörtel zwischen solchen verfrieren und nach und nach abfallen. Wo man also denselben an Mauern antrift, hat man Bedacht zu nehmen, daß man alle Stämme und Aeste absäge, damit ihme die Nahrung genommen wird und er verderbe. In den Lustgärten wird er zu Portalen, Spalieren, Bekleidung der Mauern, Gallerien und Lusthäusern gebraucht, weil kein Gewächs zu finden, welches einen so dicken Schirm und auch eine von der Sonne undurchdringliche Wand machet, wie dieses. Es hängt sich solcher so genau an die Wände, daß man weder Holz noch Pfähle oder Geländer, weder Nägel noch Bande zu dem Anheften nöthig hat, und kann solches weder Nässe noch Hitze, Sonne, Kälte oder Trockne vertreiben und schädlich fallen, wo solches einmal angewurzelt ist. (18)

Epheu, Erd- (botan.) wird zuweilen die Epheuförmige Gundelrebe (*Glechoma hederacea* L.) genennet. (9)

Epheu, unächter Erd-, (botan.) ist ein Beyname des Alpenhuflattig (*Tussilago alpina* L.) (9)

Epheucranz, (Conchyl.) so wird der sogenannte geschmückte Bauerjunge, eine Conchylie, genennet, die wir im dritten Bande dieser Encyclopädie S. 76. n. 7. beschrieben haben. (10)

Epheuharz, (*Gummi Hederæ*) (Arzneyk.) ist eine braune harzige Substanz, welche aus Ostindien gebracht wird, und schon in ältern Zeiten in die Apothecken aufgenommen worden ist. Man sagt es sey der Saft aus dem gemeinen, dort ebenfalls wachsenden Epheu, welcher von selbst aus dem Stamm fliesse, jedoch ist dieses noch nicht mit Gewißheit zu behaupten. Uebrigens sind seine Arzneykräfte so schwach, daß man es schon längst nicht mehr in Gebrauch ziehet. Wir überheben daher unsern Leser einer langen Erzählung der ihm vor Zeiten beygelegten Tugenden. (9)

Ephialtes, (med.) (*Incubus*) das Alpdrücken, (s. Alp.) (9)

Ephialtes. Ein Bastard Sphinx, welcher unter Rothringel beschrieben wird. (24)

Ephiomachus, (Naturgesch.) ist ein Beyname der Fechter-Eydechse, (*Lacerta Colotes* L.) (9)

Ephipparchia, Ἐφιππαρχια war in der griechischen Tactik eine doppelte Hipparchie, und bestand folglich aus tausend und vier und zwanzig Mann Reutern. (21)

Ephippia, Ἐφιππια, die Pferdedecken bey den Alten, hießen auch bey den Griechen σφωμαστα, und nach dem Plinius B. 7, 56. soll Pelethronius ihr und der Zäume Erfinder gewesen seyn. Man machte sie aus verschiedenen Sachen, z. E. aus Leder, Tuch und den Häuten wilder Thiere. Das Pferd des Parthenopäus bey dem Statius ist mit der Haut eines Luchses bedeckt, und das Pferd des Aeneas bey dem Virgil B. 8, 552. mit einer Löwenhaut. Oft findet man auch, daß die Pferde mit gestickten und kostbaren Decken und Schabracken sind geschmückt worden. (s. Virgil, Aeneid. 7, v. 276.) (21)

Ephippium, (anatom.) der Sattel am Keilbein des Schädels. (s. Knochen.) (9)

Ephod, oder, wie es Luther übersetzt, Leibrock, war eines von den Kleidungsstücken des Hohenpriesters bey den Juden. Die Vulgata übersetzt das hebräische Wort אפוד durch Superhumerale, ein Kleid, das man über die Schultern hängt. Es war eigentlich

eine Art von kurzen Mantel, welcher hinten bis über die Lenden und vorne über den Bauch herabhieng. Es bestund aus drey Stücken, erstlich aus einem Stück das den Rücken und die Brust bedeckte, zweytens, aus den beyden Schulterblättern, welche um die Achseln herumgiengen, und über den Schultern zusammengefügt waren, und drittens aus dem Gürtel, welcher nach einiger Meynung hinten an dem Halse und über die beyden Schultern hinweg, auf der Brust aber kreuzweis übereinander gieng, und sich hernach um den Leib herum schlug, und den engen Rock umgürtete. Es war zwar dieses Ephod eines von den unterscheidenden Kleidungsstücken des Hohenpriesters, aber eine besondere Art derselben, die das leinerne auch schlechte Ephod genennet wurden, trugen auch andere Personen. Dieses war keine heilige, sondern nur eine Ehrenkleidung. Es trugen es die gemeinen Priester; Samuel bekam ein solches Kleid bey seiner Darstellung im Tempel; David trug es bey besondern Feyerlichkeiten, 1 Sam. 11, 18. 2 Sam. 6, 18. Dasjenige Ephod aber, welches der Hohepriester trug, war von ganz anderer Art. Es bestund aus geschlagenen Goldfäden, ägyptischer Leinwand, welches mit Scharlach- und Himmelblaufarbe gefärbt, und worinnen allerhand künstliche Blumen gewebt waren. Josephus beschreibet es auf folgende Art: Es war wie ein Brustharnisch gestaltet, ohngefähr dem griechischen Epomis ähnlich. Es war von unterschiedenen Farben mit Gold vermengt, und also gewebt, daß auf der Brust ein leerer Platz übrig blieb, auf welcher hernach das Brustschild angeheftet wurde. Auf beyden Schultern war das Ephod offen, wo zwey grosse güldne Spangen, wie Schlangen gestaltet, angebracht waren, um die vordere und hintere Seite zusammen zu heften; in einer jeden war ein grosser Edelstein eingefaßt, auf welchem die Namen der Kinder Israel eingegraben waren. Dieses Ephod war eigentlich eine heilige Kleidung, und durfte ausser der Stiftshütte nicht gebraucht werden. Es werden in der heiligen Schrift zwey Fälle angeführt, wo das Ephod ausser dem von Gott bestimmten Heiligthum gebraucht wurde, und beyde Fälle werden als eine Versündigung angegeben. Der eine Fall war, da Gideon aus der Beute der Midianiter ein Ephod machen, und in seiner Stadt Ofra aufstellen ließ, welches ihm und seinem Hause zum Fallstrick gereichte. B. der Richt. 8. 27. Die Ausleger sind über diese Geschichte nicht einig. Einige glauben, Gideon habe solches als ein Siegeszeichen wegen seiner vortrefflichen Thaten aufgerichtet. Andere aber halten dafür, daß er solches aus eigener Macht, als ein besonders Heiligthum aufgestellt habe, damit er bey allen vorkommenden Gelegenheiten Gott durch einen gemeinen Priester um Rath könnte fragen lassen. Und dieses gereichte dem Volk zum Anstoß, und gab ihm Gelegenheit in Abgötterey zu verfallen, wozu es nur allzusehr geneigt war. Gideons Versündigung bestund also darinnen, daß er einen eigenwilligen Gottesdienst, gegen das ausdrückliche Verbot Gottes, anrichten wollte, daß er das Ephod von einem gemeinen Priester tragen ließ, da es doch eigentlich nur für den Hohenpriester gehörte, daß er den Ort des öffentlichen Gottesdienstes an einen andern Ort hinverlegte, als wo er nach dem göttlichen Befehl seyn sollte; und endlich, daß er zur Trennung des Volks und zur Abgötterey Gelegenheit gab. Auf gleiche Art muß auch diejenige Begebenheit beurtheilet werden, die B. der Richt. 17, 5. erzählt wird. (22)

Ephodos, wird bey den Griechen eine Art des Eingangs einer Rede genennt, wo man sich bey seinen Zuhörern auf eine versteckte Art einzuschmeicheln sucht. (s. Einschmeichlung.) (22)

Ephodos, ἔφοδος nebst dem verwandten Zeitworte ἐφοδεύειν braucht Polyb vom Geschäfte der Peripolon, welche bey Nacht die Runde machen mußten. Die Lateiner nennten dies Circuitio, vigiliam circumire. Bey den Römern wurden Reuter zur Runde gebraucht. Oft hielten sie auch die Tribunen, die Legati, ja die Imperatores selbst. Lipsius de milit. rom. lib. 5. dial. 9. giebt von dieser Materie einen belehrenden Unterricht. Der gewöhnliche griechische Ausdruck, die Runde machen war περιπολειν. (s. auch Codon κωδων.) (21)

Epholkia oder **Epholkides**, ἐφολκια, ἐφολκιδες, hießen in der griechischen Schiffbaukunst, nach dem Scholiasten des Aristophanes kleine, den Acatiis (ἀκατια,) ähnliche Fahrzeuge, die an grosse Schiffe befestiget waren und von denselben fortgezogen wurden. (ὑφ' ἑτερας μειζονος ἑλκομεναι.) Hieher gehören auch die λεμβοι, lembi, die sehr kleine Kähne waren, wie aus Virgil Georg. 1, 201. und Plautus Mercat. Act. 1, 2, 81. erhellet. Doch siehet man aus dem Livius B. 36. C. 34. daß es auch grosse Lembos gegeben habe. (21)

Ephori. Ἔφοροι. So hießen gewisse obrigkeitliche Personen zu Lacedämon, welche, wie schon ihr Name zu erkennen giebt, die Aufsicht über den ganzen Staat hatten, und deren Amt selbst ἐφορεια hieß. Einige schreiben ihren Ursprung und ihre erste Einsetzung dem Lycurg zu, andere aber leiten sie mit mehrerem Grunde vom König Theopompus her, der dadurch das königliche Ansehen zwar einschränkte, aber desto sicherer und angesehener machte. Ihre Anzahl belief sich nur auf fünf, und jeder derselben verwaltete sein Amt nur ein Jahr, welches nöthig war, um den Mißbrauch ihrer Macht, die sich sogar über die Könige erstreckte, zu verhüten.

Die Absicht ihrer Einsetzung war, so wohl die Könige in Schranken zu halten, als auch die Rechte des Volks zu vertheidigen, so wie die Tribunen zu Rom das Volk gegen die etwanigen Eingriffe der Consuln schützen mußten. Ihre Aufsicht erstreckte sich über den Gottesdienst und über die Staatsgeschäfte. Sie opferten der Pallas, wenn die bewaffneten Jünglinge sich jährlich zu einem feyerlichen Opfer versammelten. Sie legten Träume aus, die sie im Tempel der Pasiphae ausserhalb der Stadt schlafend erwarteten. Sie hatten die Direction der öffentlichen Spiele und Feste. In bürgerlichen Angelegenheiten war ihr Ansehen noch grösser und ihre Macht fast unumschränkt. Sie konnten obrigkeitliche Personen strafen, absetzen und zum Tode verurtheilen. Alle, und sogar die Könige, mußten sich vor ihnen stellen, wenn sie zweymal waren vorgeladen worden. Ihnen war die oberste Aufsicht über die Jugend anvertrauet, und die Epheben mußten deßwegen alle zehn Tage vor ihnen erscheinen, damit so wohl ihr Anzug, als auch ihre Lebensart von ihnen untersucht wurde. Sie entschieden manche bürgerliche Streitigkeiten ganz allein, und hatten zu dem Ende ein Versammlungshauß, ἐφορειον, auf dem Markte und Richterstuhle, δικραι ἐφορικαι, auf welchen sie Recht sprachen. Ueber den öffentlichen

Schatz hatten sie, als solcher zu Lacedämon angelegt wurde, allein zu verordnen. Von ihnen hieng die Führung des Kriegs, der Friedensschluß und die Bündnisse ab. Sie versorgten die Armee mit Proviant. Sie lenkten die Versammlungen des Volks, und belohnten die, welche Belohnungen verdienten. Mit der Zeit, an welcher sie ihr Amt antratten, und das geschahe im Herbste, fiengen die Spartaner ihr Jahr an, und benennten auch das Jahr nach einem derselben, der deswegen Eponymos, ἐπώνυμος, hies, so wie bey den Athenienſern in eben dieſem Sinn ein Archon genennt wurde. Uebrigens wurden ſie aus dem Volke erwählt, und bisweilen gelangten Leute von niedrigem Stande zu dieſer hohen Würde. Cleomenes hob den ganzen Ephorat zum groſſen Schaden des Staats auf. (21)

Ephori Gamu, Ἔφοροι γαμυ, hieſſen bey den Griechen Venus und andere Schutzgötter der Ehe, die man vor der Hochzeit anzurufen pflegte. Sie hieſſen auch γαμηλιοι θεοι. (21)

Ephorion, ἐφορειον und Ephoria, ἐφορια. ſ. in Ephori.

Ephorn, iſt ein Beyname des Maßholder. (*Acer campeſtris* L.) (9)

Ephydor, Ἐφυδωρ oder Ἐφ ὑδωρ. ſ. Clepſydra.

Ephygon Rakon, Hevron Ameinon, Ἐφυγον κακον, ἑυρον ἀμεινον. Dies ſungen die Athenienſer bey unterſchiedenen Gelegenheiten, und es bedeutete ſo viel, als, ich bin dem Schlimmen entgangen, und habe was Beſſeres gefunden. Einmal war dies Lied üblich bey dem Gaſtmahle, welches gehalten wurde, wenn die Braut in dem Hauſe ihres Bräutigams anlangte, wo ein Knabe der mit Dornen und Eicheln bekränzt war, pflegte ins Zimmer zu tretten, und mit Rückſicht auf einen mit Brod angefüllten Korb, den er trug, dies Lied anſtimmte.

Vor das andere bedienten ſich dieſe Wörte auch die Athenienſer bey einem ihrer Feſte, das Θεογαμια, die Vermählung der Götter, oder auch Antheſphoria hies, um ſich der Zeit zu erinnern, da die Menſchen ihre Nahrungsmittel änderten, und ſtatt der Eicheln und wild wachſenden Früchte Getraide zu eſſen anfiengen.

Bey Hochzeiten ſcheint man dadurch haben anzeigen zu wollen, theils das den Neuverheyratheten jezt zu Theil gewordene Glück, theils den Vorzug des ehelichen Lebens vor dem eheloſen. (21)

Ephyne. (*Pap.*) ſ. unter Nymphen.

Epi, (Baukunſt) wird bey einem Kegeldach oder runden Thurmdach die Zuſammenfügung der Sparren und Tragbänder mit dem Ständer genennt. Jeder Sparr hat dreyerley Schiftungen dabey. Zwey Seiten Schiftungen an die benachbarten, eine Stirnſchiftung an die runde Helmſtange, und eine obere Maulſchiftung. (18)

Epi Delphinio, Ἐπι Δολφινιω
Epi Palladio, Ἐπι Παλλαδιω
Epi Prytaneo, Ἐπι Πρυτανειω
} waren drey Gerichtshöfe zu Athen. ſ. Epheten. (21)

Epi ton Demotikon, ἐπι των δημοτικων, und

Epi ton phoinikon Pragmaton, ἐπι των φοινικων πραγματων, waren Gerichtshöfe zu Athen. Den erſten Namen führten ſechs Tribunale, vor denen bürgerliche Streitigkeiten unterſucht und entſchieden wurden: den andern hatte der Gerichtshof, der über Mordthaten und Blutſachen ſprach. (21)

Epiala, wird dasjenige Fieber genennt, wo Froſt und Hitze zugleich empfunden wird. (5)

Epibades, oder Epibatides, ἐπιβαδες, ἐπιβατιδες hieſſen bey den Griechen die Transportſchiffe für Menſchen, welche bey den Lateinern naves actuariæ genennt wurden. Dieſe Transportſchiffe der Griechen hatten unterſchiedene Benennungen, die von dem, was darauf verführt wurde, hergenommen wurden. Transportſchiffe für Menſchen hieſſen überhaupt πορια und ἐπιβατιδες, oder auch beſonders ὁπλιταγωγοι und στρατιωτιδες, wenn ſie mit Soldaten angefüllt waren. Transportſchiffe für Pferde aber hieſſen ἱππηγοι, ἱππαγωγοι und hippagines. Livius redet von Transportſchiffen mit dreyſig Rudern und Cicero führt einige actuariola von zehen Rudern an. Bayfius de re navali glaubt, daß dieſe Schiffe bey den Lateinern deswegen actuariæ genennt worden, quod remis agerentur. Scheffer de varietate navium widerſpricht ihm aber und behauptet, daß ſie auch oft mit Seegeln verſehen geweſen. Die Griechen nennten ſie ἐπιβαδες oder ἐπιβατιδες, inſofern ſie darzu dienten, die ἐπιβατας, vectores, d. i. die Paſſagiers, (wiewohl unter dieſen Ausdrücken zuweilen auch Seeſoldaten verſtanden werden,) ſowohl über Flüſſe zu ſetzen, als auch zur See irgend wohin zu transportiren. Bayfius vermuthet mit Wahrſcheinlichkeit, daß die navigia actuaria vom Thucydides B. 4. πλοια κωπηρη und vom Plutarch im Alexander πορθμεια κωπηρη genennt worden. Iſt das richtig, wie es deswegen ſcheint, weil Thucydides dieſe Art Schiffe vom μακρα νηι unterſcheidet, ſo iſt es vielleicht falſch, daß man die Kriegsſchiffe, welche μακραι hieſſen, κωπηρη genennt habe. Zu den actuariis rechnen einige auch die κερκουρους, die doch beym Plautus als ſehr groſſe Schiffe vorgeſtellt werden und eine Erfindung der Corcyräer geweſen ſenn ſollen.

Thucydides gedenkt der Transportſchiffe öfters, z. B. im 2ten Buche C. 56., wo er ſagt, daß Pericles bey ſeiner Unternehmung auf den Peloponneſiſchen Küſten, auſſer ſeiner Flotte von hundert Seegeln, noch beſondre Transportſchiffe gehabt habe, die aus andern alten Schiffen verfertigt waren, und worin ſich dreyhundert Reuter befanden. Auch B. 7. C. 31. geſchieht eines Transportſchiffs Meldung, daß die Corinthiſche ſchwere Mannſchaft nach Sicilien führen ſollte und dem Demoſthenes in die Hände fiel. (21)

Epiballein tini Tryſippion, ἐπιβαλλειν τινι τρυσιππιον, heißt, in einem ſprüchwörtlichen Ausdruck der Griechen, einen entſchuldigen, einen freyſprechen.

In Athen pflegte man nemlich denen Pferden, die im Kriege ausgedient hatten, an der Schnautze ein Merkmahl einzubrennen, das oft τροχος, wegen ſeiner Rad- oder Cirkelförmigen Geſtalt, bisweilen auch τρυσιππιον genennt wurde und wodurch man das Pferd von fernern Dienſten für frey erklärte. Eupolis ſagt in dieſer Abſicht:

ἀΦ' ὡσπερ ἱππῳ μοι ἐπιβαλεις τρυσιππιον;

und in eben dem Sinn, wie wohl mit etwas andern Worten, ſagt Crates:

ἱππαγωγα πεντηκοντα μειονα κυκλῳ ἐπιβαλει. (21)

Epibatae, ἐπιβαται. So hieſſen bey den Griechen die zur See dienenden Soldaten, welche bey den Lateinern Claſſiarii genennt wurden. Der Ausdruck kommt entweder her ἀπο του ἐμβαινειν τας ναυς, d. i. weil ſie zu Schiffe giengen; oder ἀπο του ἐπιβαινειν τα καταστρωματα, d. i. weil ſie das Verdeck beſtiegen, um von dort aus zu fechten. Dieſe Epibatae waren eben ſo, wie die zu Lande dienenden Truppen, bewaffnet; nur ſcheint die Anzahl der Schwerbewaffneten unter ihnen allemal gröſſer geweſen zu ſeyn, als man ſie zu Lande nöthig zu haben glaubte. Beym Plutarch im Themiſtocles ſtehet ausdrücklich, daß unter achtzehn Mann, die in jedem zur Flotte dieſes Feldherrn gehörigem Schiffe auf dem Verdeck fechten, nur vier Leichtbewaffnete geweſen ſind. In der That kam auch ſehr viel drauf an, daß ſie ſich ſo gut, als möglich, bewaffneten, weil es ganz unmöglich war, ſich im Seegefechte zurückzuziehen, oder einen andern Platz einzunehmen, ſondern ſie genöthigt waren, Mann für Mann zu fechten, und ſo lange auf ihrer Stelle ſtehen zu bleiben, bis das Treffen entſchieden ware Ihre ganze Rüſtung war daher zwar, der äuſſerlichen Geſtalt nach, gemeiniglich eben ſo beſchaffen, als die Rüſtung der Landtruppen, war aber weit ſtärker und dauerhafter. Auſſerdem bediente man ſich zur See noch verſchiedener Kriegswerkzeuge, die man auf dem feſten Lande nicht brauchte. (ſ. ſolche in den Artikeln: Dorata navmacha, Drepanon, oder *manus ferrea*, Harpagones,) worzu auch das Werkzeug gehört, deſſen Vegetius *de re milit.* 4, 23. gedenkt, das am groſſen Maſtbaume hieng, und einem Mauerbrecher ſehr ähnlich war. Es beſtand aus einem ſehr langen Baum mit einem eiſernen Kopfſtück, das man mit der gröſten Gewalt gegen die Seiten des feindlichen Schiffs ſties. (21)

Epibateria, waren bey den alten Griechen eine Art poetiſcher Reden, welche nach der Zurückkunft in das Vaterland gehalten wurden. Wenn ein Grieche eine Zeitlang abweſend geweſen war, und nun glücklich zurückkam, ſo berief er ſeine Mitbürger auf einen gewiſſen Tag zuſammen, hielt eine Rede, worinnen er den Göttern für die ihm erzeigte Gunſt dankte, und machte zuletzt ſeinen Bürgern ein Compliment, worinnen er ſich ihrem Wohlwollen empfahl. Eine ſolche Rede hies Epibaterium, vielleicht, weil ſie ein Mittel war, wodurch jemand empor ſteigen konnte, (ἐπιβαινειν) vielleicht auch, weil ſie von einer Art von Bühne (ἐπιβημα) gehalten wurde; vielleicht auch von der Bedeutung des Worts ἐπιβαινειν, da es wieder kommen heißt. Mit dieſen Namen werden auch diejenigen Gedichte genennt, worinnen man ſeinen Freunden bey ihrer Zurückkunft in das Vaterland Glück wünſcht. Horaz hat verſchiedene dergleichen Gedichte, und inſonderheit in ſeinen Oden, B. II. Od. 7. *O ſaepe mecum* &c. (22)

Epibathrá, ἐπιβαθραι, auch ἀναβαθραι oder κλιμακες hieſſen in der griechiſchen Schiffahrtskunde die kleinen Brücken, oder Treppen, deren man ſich bediente, um aus den Schiffen ans Land, oder von einem Schiffe in ein anderes zu gehen.

Bey den Belagrungen der Alten kommen auch ἐπιβαθραι vor. Athenäus *de mach. bell.* bedient ſich dieſes Ausdrucks und Joſephus nennt ſie ἐπιβατηριους μηχανας, die nach der Beſchreibung, Herons *de mach. bell.* hänſerne Schiffsleitern geweſen ſind. Vitruv beſchreibt ſie als machinas aſcendentes, per quas ad muros pede plano erat tranſitus B. 10. C. 19. Man kommt hierdurch faſt auf die Vermuthung, als wäre dieſe ἐπιβαθρα oder machina aſcendens des Vitruvs eben das geweſen, was bey den Römern tolleno genennt wurde, d. i. ein an der Spitze eines Lothrecht aufgerichteten Balkens angebrachter und im Gleichgewicht ſchwebender Queerbalke, der nach Art eines Ziehbrunnens auf und nieder bewegt werden konnte und an deſſen einem Ende ein Korb oder ſonſt ein Behälter angehängt wurde, um Soldaten hineinzuſtellen, die ſogleich auf die Mauer der Stadt gehoben wurden, ſobald das andere Ende des Queerbalkens mit Stricken herunter gezogen ward. Der Tolleno war alſo an ſich keine Leiter, aber er diente ſtatt derſelben, und hatte Aehnlichkeit mit der Sambuca, σαμβυκη, die zwar nach der Beſchreibung des Vegez B. 4, C. 23, eine Fallbrücke war, die von den an die Mauern geführten Thürmen auf die Mauer ſelbſt gelegt wurde, um mit leichter Mühe die Stadt erſteigen zu können. Nach Polybs Vorſtellung war ſie aber eine Art von Leitern, deren man ſich bediente, um die an Waſſer oder Meer gelegene Stadtmauern von den Schiffen aus zu erſteigen, oder Leute vermittelſt derſelben in die Höhe zu heben. Gewiſſe Leitern hieſſen auch ſpectarores, und hatten eine ſtarke und feſtſtehende Baſis. Man hob damit einzelne Soldaten hoch empor, damit ſie ſehen möchten was in der belagerten Stadt vorgieng. (21)

Epibda, ἐπιβδα, auch ſonſt ἀναυλια, hies der zweyte Tag der Hochzeitfeyer bey den Griechen. (ſ. Braut und Bräutigam.) Ueberhaupt wurden alle zu einer Feyerlichkeit hinzugeſetzte Tage bey den Griechen ἐπιβδαι genennt. So nennt z. B. Heſychius den vierten Tag der Apaturien, Epibda. Alſo war Epibda kein beſonderes Feſt der Athenienſer, wie der Verfaſſer des Etymologicums ſagt, ſondern jeder Tag, der nach dem Beſchluſſe des eigentlichen Feſtes noch gefeyert wurde, hies ſo. Heſychius beſchreibt deswegen die ἐπιβδας durch αι ἡμεραι μεθορτοι, d. i. Tage, die nach dem Feſte folgen. Der Ausdruck ſelbſt kommt vom griechiſchen Zeitworte ἐπιβαινειν her. (21)

Epibole iſt eine rhetoriſche Figur, da verſchiedene auf einander folgende Sätze mit einerley, oder gleichviel bedeutenden Worten, anfangen. Z. E. ſiehe das Blut deines Volks an, welches er geſchonet; ſiehe ſein eigenes, welches er ſo großmüthig für uns vergoſſen hat; ſiehe die verirrten Seelen an, die er durch ſeine Rathſchläge und durch ſein Exempel wieder zurecht gebracht hat. Flechier: oder: Miſeremini mei, judices, quem conjurata tanta vis inimicorum occupat; miſeremini ſolitudinis - - miſeremini ſenectutis. Von dieſer Figur mit veränderten Worten führt Rutilius Lupus folgendes Beyſpiel aus dem Demoſthenes an: Dolui viri Athenienſes, ubi hoſtem intra murum vagari vidi; ægre tuli, quod omnium veſtrum facilitatem unius fallacia tentatam intellexi; commovit me, quod in accipienda injuria pleroſque lætitiam oſtentantes cognovi. Sonſten wird dieſe Figur auch Anaphora genennt. (22)

Epibolis, ἐπιβολις oder auch ἀντιφατιος hies in der Sprache der Weiſſagung aus den Opfern die un-

ebene Seite an der Leber des Opferthiers, und bekam den letztern Namen, weil die daran wahrgenommenen Zeichen die Feinde betrafen, so wie im Gegentheile die am erhabenen Theile der Leber, welche ἑστιας hies, befindlichen Zeichen für die opfernde Familie selbst gehörten; weswegen denn auch dieser obere Theil, weil er so zu sagen, der Familie und den Freunden derselben gehörte, seinen Namen bekam. War eine von diesen Aussenseiten runzlicht, verdorben oder krank, so glaubte man, daß dadurch Böses und Verderben angedeutet würde. War sie aber gesund und grösser, als sonst gewöhnlich, so hielt man es für eine glückliche Vorbedeutung. Seneca zielt auf diese Zeichen im Oedipus v. 360, wo Manto die beyden Hauptheile der Leber also beschreibt:

Et capita paribus bina consurgunt toris,
Sed utrumque cæsum tenuis abscondit caput
Membrana, lutebram rebus occultis negans
Hostile valido robore insurgit latus,
Septemque venas tendit.

Eben so verfuhren die römischen extispices.

Lucan sagt deswegen, Cäsars Sieg über den Pompejus sey auf diese Art vorherverkündigt worden.

Die untere unebene Fläche der Leber hies auch δεξις oder δοχη, wie aus der bald folgenden Stelle des Euripides erhellet, wo gesagt wird, daß πυλαι und δοχη der Galle nahe liegen. Πυλαι und χολη trift man aber nur auf der untern Fläche an. Uebrigens ist zu merken, daß diese beyden Wörter δεξις und δοχη sich bey keinem alten medicinischen Schriftsteller finden. Der Zwischenraum zwischen beyden Theilen wird von einigen πυλαια und ευρυχωρια, vom Hesychius ὁδοι oder ἐκτροπαι und vom Euripides Electra v. 828. πυλαι genennt. Man sahe es für ein böses Zeichen an, wenn dieser Zwischenraum eng und gleichsam verschlossen war; und Dio sagt daher im Leben des Caracalla, daß die Aruspices ihm den Rath gegeben hätten, auf seiner Huth zu seyn, weil die Zugänge der Leber verschlossen gewesen. Doch alle diese Benennungen betreffen eigentlich den Theil der untern Seite der Leber, wo verschiedene Blutadern in eine Hauptader zusammenkommen, welche alsdenn in die Leber hineingehet, sich darinnen überall verbreitet und Vena Portarum genennt wird. (21)

Epicanthides, sind die äussere und innere Augenwinkel. (5)

Epicarpium, Pulsarzney, Pulspflaster, ist eine Arzney, die äusserlich auf den Puls aufgelegt wird. Man bediente sich ehemals dieses Mittels gegen die kalte Fieber, Krämpfe, und Ohnmachten. Gemeiniglich wurden hierzu stark wirkende Arzneyen genommen, als Knoblauch, Zwiebeln, Nieswurz, Campfer, Pfeffer, Theriak u. s. w. Die man in Gestalt eines Aufschlages, oder einer Bähung, oder eines Pflasters aufs Faustgelenke brachte. Heutzutage sind diese Mittel ihrer Unwirksamkeit wegen bey vernünftigen Aerzten aus der Mode gekommen. (4)

Epicataphora, Superna Porta, ist der Sterndeuter achtes himmlisches Haus, woraus sie Sachen, die den Tod betreffen, wenn und auf was Weise der Mensch sterben werde, sein Begräbniß, ihm zufallende Erbschaften u. d. gl. prophezeyhen wollen. (6)

Epicauma, s. Encauma.

Epicca, (Botan.) ist der Beyname welchen die Franzosen der Rothtanne (*Pinus Abies* L.) geben. (s. Fichte.) (9)

Epicedia, (von επι und κηδος, die Leiche, die Trauer,) sind Gedichte die bey Gelegenheit einer Leiche verfertiget werden. Die Alten hatten bey ihrer Leichenbegängnissen dreyerley Arten von gebundenen, oder ungebundenen Aufsätzen, die öffentlich abgelesen wurden. Die erste wurde gehalten, wenn sich der Leichenconduct dem Scheiterhaufen näherte, und diese wurden Nänia genennt; die andere, die man auf den Grabstein schrieb, hieß Epithaphium; und die dritte, die man vor dem todten Körper, ehe man ihn auf den Scheiterhaufen setzte, hersagte, hieß Epicedium. Ueberhaupt versteht man darunter ein jedes Gedicht, worinnen traurige Empfindungen über den Tod eines Menschen ausgedruckt werden. Horazens Ode auf den Quinctilius Varrus, 2 B. 9. Od. zeichnet sich von der ungeheuren Menge erkaufter Gelegenheitsgedichte dieser Art, womit die Dichter um die Grabstätte oft unbedeutender Personen herum schwärmen, besonders aus. In Klopstocks Gedichten kommen verschiedene Epicedia vor, die man den Alten, wo nicht vorziehen, doch wenigstens an die Seite stellen kann.

Epicephalaeum, Επικεφαλαιον. Ein bey der römischen Steuererhebung gewöhnlicher Ausdruck, im Deutschen die Kopfsteuer. In den römischen Provinzen wurde nemlich die Steuer entweder nach den Köpfen der Einwohner, oder nach den Säulen und Hausthüren entrichtet. Ersteres war das Epicephalaum, die beyden letztern Arten hiessen Columnarium und Ostiarium. Cäsar sagt in dieser Absicht B. C. 3. 32. multa præterea generatim ad avaritiam excogitabantur, in capita singula servorum ac liberorum tributum imponebatur. Columnaria, ostiaria, frumentum, milites &c. (21)

Epiceraſtica (Medicin.) heissen die äusserlichen mildernde Mittel, welche die scharfen Säfte verdünnen und stumpf machen. (9)

Epiceron, darunter verstehen die alten Griechen das Bockshorn. (*Trigonella Fœnum græcum* L.)

Epichalcum, wird das Mundstück von einer Trompete oder Waldhorn genennt.

Epicheirotonia ton Nomon, Επιχειροτονια των νομων. Weil veränderte Umstände eines Staats alte Gesetze mit der Zeit nicht nur unnütze, sondern gar schädlich machen können; so verordnete Athens weiser Gesetzgeber, Solon, daß die Gesetze alle Jahr einmal sorgfältig durchgesehen, und jedes derselben, das der gegenwärtigen Beschaffenheit und Lage, des Staats nicht entsprechen würde, widerrufen werden sollte. Dies hieß Cheirotonia ton nomon vom Gebrauch, die Stimmen durch Aufhebung der Hände dabey zu geben. Es geschah auf folgende Art. Am eilften des Monaths Hecatombäon wurden, nach dem die κηρυξ, der Gewohnheit gemäß, ein freyerliches Gebet in Gegenwart der Versammlung gethan hatte, die Gesetze in folgender Ordnung vorgelesen. Nemlich zuerst die, welche den Senat betraffen; dann die, welche das Volk angiengen; ferner die, welche für die neun Archonten und für die übrigen obrigkeitlichen Personen nach ihrer Ordnung bestimmt waren. War dies geschehen, so ward gefragt, ob die jedesmal vorhandenen und gültigen Gesetze für den Staat zureichend wären? Schien es nöthig zu seyn, eine Veränderung in denselben zu machen; so ward die

Ueberlegung der Sache bis zum vierten des Monaths Metagitnion verſchoben, als an welchem Tage die letzte ordentliche Verſammlung unter der Aufſicht der erſten Ordnung der Prytanen gehalten wurde, ſo wie die Vorleſung der Geſetze in der erſten Verſammlung geſchahe. In allen dieſen Verſammlungen wurden die dahin gehörigen θεσμοι oder Geſetze, welche die Geſetzgebung betraffen, genau und pünktlich beobachtet, und die Prytanen ſowohl, als die Pródri nachdrücklich beſtraft, wenn ſie etwas ausliessen. Am erſten des Monats Metagitnion wurde eine andere Verſammlung zuſammen berufen und die Pródri ſtatteten dem Volke Bericht von der Sache ab. Das Volk entſchied aber nichts für ſich ſelbſt; ſondern trug den Nomotheten auf, es an ſeiner Statt zu thun, und ernennte fünf Redner, die συνδικοι hieſſen, um im Namen des Volks die alten Geſetze zu vertheidigen. Ward die Berufung dieſer Verſammlung unterlaſſen; ſo mußte ein jeder von den Prytanen, nach Solons Verordnung, 1000 Drachmen, und jeder von den Pródris 400. Drachmen zur Strafe bezahlen. Alles dies mußte in Gegenwart der Thesmotheten in die Schatzkammer, die ſich im Tempel der Minerva im Schloß befand, abgeliefert werden. Geſchahe es nicht; ſo mußten die Thesmotheten eine Anzeige wider ſie im Gericht der Heliäa thun: denn wenn ſie dies nicht thaten, ſo ward ihnen ſelbſt der Eintritt in den Areopagus unterſagt. Was übrigens die Thesmotheten anlangt, ſo gaben ſie, wenn ſie das, was die Redner zur Vertheidigung der alten Geſetze ſagten, angehört hatten, ihr Gutachten dieſem Vortrage gemäß, und ihr Urtheil wurde vom Volk in der folgenden Verſammlung beſtättigt. Dieſes alles lehrt uns von der Athenienſiſchen Staatsverfaſſung Demoſthenes in Leptinem und deſſen Erklärer Ulpian. (21)

Epicherema nennt man in der Vernunftlehre einen Schluß, deſſen Vorderſätzen kurze Beweisgründe angehänget und dadurch die weitläuftigeren Schlüße, womit ſolche ſonſt hatten beſtättiget werden müſſen, erſpahret worden. Z. B.

Was dem Geſetze der Natur zuwider iſt, iſt wahrhaftige Sünde;

Denn das Geſetz der Natur iſt der Wille Gottes.

Allzuviele Arbeit iſt dem Geſetze der Natur zuwider;

Denn ſie ſchwächt die Kräfte des Leibes und der Seele.

Alſo iſt allzuviele Arbeit wahrhaftige Sünde. (6)

Epichordis, ſo nennt man auch das Gekröſe.

Epichoriambicus verſus, iſt ein Sapphiſcher Vers, wo nach dem dritten Fuß ein choriambus hineingeſetzt iſt. Das Schema des bloſſen Sapphiſchen Verſes iſt, folgendes:

— ∪ | — — | — ∪ ∪ | — ∪ | — ∪

der epichoriambiſche Vers aber ſieht alſo aus:

— ∪ | — — | — ∪ ∪ | — ∪ ∪ — | — ∪ | — ∪

Ein Beyſpiel davon iſt der Vers aus Horazens 1 B. 8. Od. 12. v. Sæpe trans finem jaculo nobilis expedito. (22)

Epicithanisma, waren ehemals gewiſſe Stücke für die Cither, welche am Ende des Schauſpiels geſpielt wurden. (25)

Epicleidia, Επικλειδια, ein Athenienſiſches Feſt, das nach dem Heſychius, der Ceres zu Ehren gefeiert wurde. (21)

Epicleros, Επικληρος, hieß bey den Athenienſer eine Tochter, die keine rechtmäßige Brüder hatte, und alſo ihres Vaters Vermögen erbte. Solche Töchter, ſie möchten nun die einzigen Erbinnen, oder Miterbinnen ſeyn, wurden vom Athenienſiſchen Geſetzgeber Solon ſelbſt auch περικληριτιδες, von andern πατρουχοι, bisweilen auch, wie Euſtathius meldet μανδαι, am gewöhnlichſten aber επικληροι genennt. Damit aber ihr Vermögen nicht von ihrer Familie auf einen andern Stamm kommen mögte, hatte Solon, eben ſo wie der jüdiſche Geſetzgeber 4 Moſ. 36. gebotten, daß ſie einen ihrer nächſten Anverwandten heyrathen, oder ihrer Erbſchaft verluſtig ſeyn mußten. Weigerte ſich eine von beyden Parthien, oder glaubte einer näher verwandt zu ſeyn, als der andere Mitwerber, ſo entſtand daraus der Proceß, welcher δικη επιδικασιας hieß.

In Betracht ihrer anſehnlichen Mitgift hatte eine ſolche Erbin das Recht, wenn ihr Mann der ehelichen Pflicht kein Genüge leiſten konnte, ihren nächſten Verwandten bey ſich ſchlaffen zu laſſen. Dies Geſetz wurde wider diejenigen gegeben, die, ob ſie ſich gleich ihres Unvermögens bewußt waren, dennoch des Erbtheils wegen, reiche Erbinnen heyratheten, und alſo das Geſetz mißbrauchten, der Natur gleichſam Gewalt anzuthun. Bey dem allen war es, wie Plutarch erinnert, ſehr wohlgethan, daß Erbinnen eines anſehnlichen Vermögens, im Fall des Unvermögens ihres Manns genöthigt waren, ſich nur allein mit dem nächſten Verwandten ihres Mannes abzugeben, damit doch die Kinder von einer und ebenderſelben Familie ſeyn mögten. Ein anderes Vorrecht ſolcher reichen Erbinnen war auch, daß ihre Männer verpflichtet waren monatlich dreymal bey ihnen zu ſchlafen, wie dies Plutarch im Solon bemerkt. Bey den Spartanern entſchieden die Könige, wann um eine ihren Vater ganz erbende Tochter mehr anhielten, und ein Recht an ſie zu haben glaubten. (21)

Epicleſis, επικλησις heißt bey den Griechen die Art von Gebetern, welche im Lateiniſchen Collecten genennt werden. (ſ. dieſen Art.) Hernach bedeutet es das Gebet in der Meſſe, daß Gott durch den heiligen Geiſt das Brod und den Wein in den Leib und das Blut Chriſti verwandeln möge. (1)

Epicönum genus, oder wie es andere nennen Promiſcuum genus, iſt in der Grammatik, wenn ein Wort ſein genus nach der ordentlichen Regel zwar behält, aber unter einerley Endung, von beyden Geſchlechtern dem männlichen ſowohl, als dem weiblichen gebraucht wird, z. E. homo, Lepus, paſſer, ſind männlichen Geſchlechts, man mag nun von männlichen, oder weiblichen Geſchlecht reden, ſo auch im umgewandten Fall, ſind vulpes, beſtia, alauda, aquila, fœminina, und man verſteht doch beyderley Geſchlechter darunter: mancipium, ſcortum ſind neutra, und werden dennoch von beyden Geſchlechtern gebraucht. Perizonius macht hierüber die Anmerkung: hæ voces per ſe quidem ſexum non ſignificant, ſed qualitatem quandam, quæ poteſt cadere in utrumque ſexum. Will man das Geſchlecht genau andeuten, ſo ſetzt man die Wörter mas und fœmina darzu, z. E. lepus mas, lepus fœmina. Einige Sprachlehrer machen hierüber die Anmerkung, daß ſolches bey denjenigen Thieren geſchehe, wo der Unterſchied des Geſchlechts nicht ſo deutlich in die Auge falle, oder wo man nicht beſonders darauf ſehe. (22)

Epicolica regio, heißt die Bauchſeitengegend, Lendengegend. (ſ. den Art. Bauch.) (5)

Epicombia, heiſſen gewiſſe Sträuſſer, an denen Gold- Silber- und Kupfermünzen gebunden waren, welche ein Senator zu Conſtantinopel unter das Volk auswarf, wenn der Kayſer an ſeinem Crönungstage aus der Kirche gieng. Gewöhnlich wurden ihrer zehen tauſend zu dieſer Abſicht beſtimmt. An jedem befanden ſich wenigſtens drey goldene, und eben ſo viele ſilberne; die kupfernen nicht mit gerechnet. Georg Pachymeres, ein Schriftſteller des 13ten Jahrhunderts, ſagt in dieſer Abſicht von der Crönung des Michaels, des Sohns des Andronicus: jaciuntur *ſolitis* faſciculi, numiſmata alligata habentes. (21)

Epicophaſis, heißt die Taubheit; (ſ. dieſ. Art.)

Epicopi, ἐπίκωποι hieſſen bey den Griechen diejenigen Matroſen oder Ruderknechte, welche auf ihren Ruderbänken ganz zulezt, und alſo dichte am Hintertheile ſaſſen, und zwar deswegen weil ſie hinter ihren Cameraden ſaſſen, ſo wie dieſe, welche alſo dem Vordertheile am nächſten ihren Siz hatten, πρόκωποι hieſſen. (21)

Epicranium, (Anatom.) heißt die Aponevroſe, welche der Stirn und Hinterhauptmuſkel bilden, und womit der Schädel bedeckt iſt. (ſ. Muſkeln.) (9)

Epicraſis, (Arzneyk.) heißt die Ausführung der ſchädlichen Säfte welche nach und nach auf gelinde Weiſe geſchiehet. (9)

Epicriſis, (Medicin.) heißt die Beurtheilung einer Krankheit, ſowohl die Erklärung aller Symptome, als auch das Gutachten über die nöthigen Arzneymittel. (9)

Epicruſis, (Arzneyk.) heißt eine in Japan übliche Operation, wo man die fleiſchigen Theile des Leibes mit einem dünnen Brettchen ſchlägt, bis eine Röthe und Geſchwulſt erfolgt. Es dient in den Krankheiten wo bey uns das Reiben mit wollenen Tüchern, das Bürſten oder die Spaniſchen Fliegen gebraucht werden. (9)

Epicum carmen, heißt entweder ſo viel als Epopee, oder Heldengedicht, davon in einem beſondern Artikel gehandelt werden ſoll; oder ein Gedicht, das aus lauter Hexameter beſteht. Die erſte Bedeutung beziehet ſich auf den Inhalt, und die zweyte auf die äuſſere Form, die jederzeit ſorgfältig von einander unterſchieden werden müſſen. Die Satyren und Briefe des Horaz, die Gedichte des Lucrez ſind in Hexametern, oder epiſcher Form geſchrieben, aber doch keine epiſche Gedichte. (ſ. epiſch, Epopee.) (22)

Epicuräer, werden die Anhänger Epicurs genannt. Dieſer war ein Athener, gebürtig aus Gargettium, von zwar vornehmen doch armen Eltern, ſo daß auch der Vater Schule halten mußte; die Mutter durch Geſpenſterbannen und ähnlich aberglaubiſche Dinge Geld ſammelte. Er wurde im dritten Jahre der 109te Olympiade gebohren; gieng mit ſeinen Eltern nach Samos, als Coloniſt, und wurde bis ins 18te Jahr theils zu Samos, theils zu Teos erzogen. Nun kam er nach Athen, wo er vermuthlich von den damals berühmten Philoſophen Unterricht zu nehmen nicht unterließ. Weil nach Alexanders des Groſſen Tode die Athener in unglückliche Händel verwickelt worden, begab ſich Epikur nach Colophon, von da nach Mytilene, zulezt nach Lampſacus, allwo er bis in ſein 37tes Jahr blieb. Wer ſeine Lehrer in der Philoſophie waren, iſt wegen groſſer Verſchiedenheit der Nachrichten, nicht auszumachen. Er ſelbſt rühmte ſich ohne Lehrer ein Philoſoph geworden zu ſeyn, welches manche ihm zur Prahlerey ausdeuten: vielleicht aber den Sinn hat, daß er alles aus Bücher gelernt hat; in welchem es mit der Verſchiedenheit anderer Berichten von ſeinen Lehrern, am beſten ſich ſcheint vereinigen zu laſſen. Denn daß er von keinem, auch aus Büchern nicht, gelernt habe, widerlegt das Syſtem augenſcheinlich, und ſo nahmen es meiſtens die Gegner. Vorzüglich gefielen ihm Democrits und Metrodors aus Chios Schriften, ſo daß er ihre Grundſäze annahm, wie in den Folgerungen hie und da etwas beſſerte. Doch iſt dies nur von phyſiſchen Gegenſtänden zu verſtehen, in der Sittenlehre ſcheint er am meiſten dem Ariſtipp gefolgt zu ſeyn, doch ſo, daß er die Grundſäze von den zu offenbar anſtößigen reinigt, und verfeinerte.

In ſeinem 32ten Jahre glaubte er ſich ſtark genug eine eigne Schule zu errichten, welche er erſt zu Mytilene, hernach zu Lampſacus eröffnete. Allein ſchon im 36ten Jahre, es ſey nun aus Mangel am Zulauf, oder weil der Ort zu unbekannt war, nach Athen zurück gieng. Da aber die öffentlichen beſten Orte von andern Philoſophen ſchon beſezt waren; kaufte er ſich einen angenehmen Garten, wo er mit ſeinen Schülern gemeinſchaftlich lebte. Auch hatte er in der Stadt ein Haus, wo er zuweilen ſich mit ſeinen Schülern aufhielt, und welches er ihnen im Teſtament vermachte. Von nun an verließ er Athen nicht wieder, auch in den ſchwerſten Zeiten nicht. Hier verſammelte ſich aus ganz Griechenland eine beträchtliche Anzahl Schüler, auch aus Aſien, ſo gar aus Aegypten: angelockt nicht allein durch den Ruf ſeiner Geſchicklichkeit, ſondern auch durch ſein leutſeliges Betragen gegen die Lehrlinge dazu kam, daß Epicurs Sittenlehre, als durch welche er am meiſten berühmt war, ſo ganz ſich in die Zeiten ſchickte. Freyheitsliebe und Patriotismus, welche vorher die Stoiker und Academiker in der Sittenlehre inſpiriert, vorzüglich die erſtern zu Lieblingsphiloſophen gemacht hatten, waren entweder ganz erloſchen, oder doch in den lezten Zügen. Sie hatte erſt Luxus, darauf die Obermacht der Macedoniſchen Könige, nach und nach unterdrückte; und jezt dachte jeder, wie es in monarchiſchen Verfaſſungen gewöhnlich geſchieht, blos auf eignes Vergnügen und eignes Wohl. Gerade ſo lehrte Epikur müßte der Menſch leben, und gefiel dadurch dem vernünftigen Eigennuze; auch ſprach er von Wolluſt, welches manche für Schwelgerey nehmen und gefiel dadurch auch den Schlemmern. Dadurch wurde Epicurs Lehre in kurzem berühmt, und der Zulauf groß. Er lebt mit den Schülern in ſeinem Garten zuſammen, ohne doch daß dieſe ihre Güter gemeinſchaftlich machten. Seine Leutſeligkeit wußte unter ihnen alle das beſte Vernehmen zu erhalten, und ſie ſo eng zu verknüpfen, daß man unter ihnen Beyſpiele der aufrichtigſten und edelmüthigſten Freundſchaft findet. Epicur lebte aus Liebe zur Ruhe und Gemächlichkeit, vielleicht auch, weil er von Natur zum andern Geſchlechte keinen ſtarken Trieb hatte, unverheyrathet; welches hernach zum Grundſatze in der Schule ward. Doch war er dabey nicht unthätig: auſſer den Beſchäftigungen des Unterrichts; war er im Schreiben ſo eifrig, daß man ihn unter die Vielſchreiber ſezte; weil er an dreyhundert Bücher verfertigt hatte. Dieſe urtheilten, wie ſeine Anhänger zu ſeinem Lobe ausdrücklich anmerkten, nichts ausgeſchriebenes, oder compiliertes: ſondern lauter Gedanken Epikurs. Von denen allen was aber, auſſer ein paar Briefen der Grundmaximen und einigen

Fragmenten, nichts übrig geblieben. Die Alten nahmen an der Schreibart die Simplicität, das Ungekünstelte und die Deutlichkeit. Durch eifriges Studieren zog er sich eine schwächliche Gesundheit zu, welches die Feinde, auf Weichlichkeit deuteten. Vornehmlich quälten ihn Steinschmerzen an welchen er auch, unter heftigen Martern im 72. Jahr seines Alters jedoch bey steter Heiterkeit des Geistes, mit seinen Freunden sich unterhaltend, und ihnen die Aufrechthaltung der Lehre empfohlen, im Bade, seinen Geist aufgab. Dies geschah im andern Jahre der 127ten Olympiade. Nach seinem Tode blieb sein Andenken nicht blos der Schule werth; auch Athen ehrte ihn mit Bildsäulen, und andern Denkmähler.

Seine Schüler waren für ihn enthusiastisch eingenommen, und pflegten daher ihn höher, als nach Verdienst zu preisen. Seine Feinde dagegen vornemlich die Stoiker, eiferten desto heftiger gegen ihn, und setzten ihn eben so ungerecht, vorzüglich in Ansehung seiner Lebensart, herunter. Den Stoikern, mißfiel seine eigennützige, nichts edles und grosses enthaltende, so gar alles edle der menschlichen Natur herabwürdigende Sittenlehre; theils aus Selbstsucht, weil ihr Ansehen dadurch sank; theils auch aus reinern Antrieben, weil dadurch überhaupt bey dem Menschengeschlechte alles grosse vernichtet wurde. Ihnen misfiel ferner seine freye Denkungsart in Ansehung der Religion, als wodurch alle Wahrsagereyen, alle vom Volk geglaubte Götterwirkung, auch die Versehung selbst geleugnet wurde. Eben durch letzteres ward auch Epicur dem grossen Haufen verhaßt, und durch ersteres allen die noch republikanische oder patriotische Grundsätze hegten. Dadurch kam es denn daß ein Epicuräer und Schwelger oft gleichbedeutend galten, Atheisterey, Ruchloßigkeit, kurz alle Laster der Schule, und ihrem Stifter aufgebürdet wurden; daß man von Epicur allerhand Schriften erdichtet, worin er selbst sich von der schlechtesten Seite schilderte, und auch die geringste Fehler in abscheuliche Laster verwandelte. Auch christliche Schriftsteller nahmen aus ähnlichen Gründen dieselbe Meynung an; und so ist Epicur lange Jahrhunderte hindurch als ein Scheusal von Menschen geschildert, bis endlich helldenkende, und von Vorurtheilen freye Männer im vorigen Jahrhunderte ihn in einer lobenswürdigen Gestalt dargestellt haben. Diese nemlich haben gefunden, daß ein ihm fast allgemein vorgewiesenes liederliches, ausschweifendes, schwelgerisches Leben, bloß in der Bitterkeit der Feinde Grund hat, und uneingenommenen Schriftsteller, darunter sogar Stoiker, seine Mäßigkeit, Nüchternheit, Enthaltsamkeit, ja bis zur Strenge getriebene Sparsamkeit im Essen und Trinken, mit Lobsprüche belegen. Von Unwissenheit, und Verachtung aller schönen Litteratur, auch der strengern mathematischen Wissenschaften ließ er sich nicht frey sprechen; von der Atheisterey hat man es zwar versucht, aber nicht mit dem besten Erfolge; wie auch von zu grosser Eitelkeit, und auskramen eignen Verdienstes; welche ihn zuweilen auch verleitet haben gegen andere, so gar Democrit dem er doch in der Physik fast alles zu danken hatte, sich ungerecht und verächtlich zu betragen.

Ueber die Philosophie überhaupt, dachte Epikur so: ihr einziger Zweck sey, uns glücklich zu machen durch Cultur der Vernunft: alle Wissenschaften also, welche hiezu nichts beytragen, Mathematik, Redekunst, überhaupt schöne Litteratur seye von keinem Werthe, und leere Speculationen müßiger Köpfe. Philosophische Betrachtungen nemlich machten, daß wir erkennen, was wir begehren und verabscheuen müssen, um den Körper gesund, und den Geist ruhig und vergnügt zu machen. Daher gilt dem Philosophen Wahrheit über alles, er darf weder selbst etwas erdichten, noch auch von andern erdichtetes annehmen und fortpflanzen; mithin sich mit den Dichterfabeln nicht beschäftigen. Daher muß auch der Philosoph zwar nicht alles gewiß behaupten, doch aber gewisse feste Grundsätze haben, von deren Wahrheit er vollkommen überzeugt ist, und durch nichts abgebracht werden kann. Die Philosophie hat zween Theile, den physischen und moralischen. Ersterer ist darum nöthig, damit wir aus der Natur der Dinge einsehen lernen, ob und was wir von allem erhabenen göttlichen Wesen und der uns umgebenden Dingen zu fürchten haben; ob der Tod so schrecklich ist, als man ihn glaubt, und des Vergnügens und Schmerzens Natur kennen lernen. Wir können nicht anders ruhig seyn, als wenn wir alle Furcht vor Götter, künftige Belohnungen und Strafen, und allen Aberglauben verwerfen. Letzterer zielt unmittelbar auf den letzten Zweck aller Philosophie. Die von einigen noch hinzugesetzte Dialectik nützt nichts, weil sie sich nur mit Wortklaubereyen und Chikanen beschäftigt; einige wenige Hauptregeln sind zur Erkenntniß des Wahren anreichend.

So hatten schon vor ihm in verschiedenen Stücken Aristipp, der Cyniker, auch Sokrates geschlossen; alle, indem sie nur den einzelnen Menschen, nicht den wirklichen Menschen in allen seinen gesellschaftlichen Verbindungen und Bedürfnissen vor Augen hatten. Könnte jeder von sich leben, so wäre freylich tiefe Mathematik nicht nöthig; ob sie gleich auch so als ein vortreffliches Uebungsmittel des Verstandes, und den Philosophen in unzähligen Fällen leitend, empfohlen werden müßte. Also den Nutzen der mathematischen und schönen Wissenschaften, selbst der Physiologie, sah Epikur bey weitem nicht in seinem ganzen Umfange. Auch von der Dialektik begriff er die Wichtigkeit nicht, weil er sie blos als brodlose Kunst der Sophisten betrachtete, welches sie auch damals größtentheils in der That war; indem man sie zur Leiterin unsers Verstandes bey Beobachtungen, Versuchen, und Auflösung schwerer Fragen, kurz als Kunst selbst zu denken und zu erfinden, noch nicht behandelt hatte.

Er sahe sie blos als Mittel an, von der Wahrheit zu urtheilen, und faßte deswegen das Wichtigste in kurze Vorschriften, wornach man jedes prüfen konnte. Darum gab er ihr auch den neuen Namen Canonica. Sie enthielt im Wesentlichen folgendes: es giebt drey Regeln aller Wahrheiten die Empfindung, die allgemeine Idee und das Gefühl. Erstere ist weiter nichts als der Eindruck, welchen der Gegenstand auf die Sinne macht, dadurch uns von seiner Gegenwart benachrichtigt, und sich uns bekannt macht. Letzteres ist das Angenehme und Unangenehme, welches manche Sensationen begleitet. Die allgemeine Idee beschreibt er, in den noch vorhandenen Nachrichten nicht völlig bestimmt; es scheint indessen, er verstand darunter auch die allgemeine Grundsätze und Begriffe des gemeinen Menschenverstandes welche wir alle als ausgemacht gelten lassen. Die Sinne trügen nie, weil sie nie urtheilen, sondern blos uns gegenwärtige Eindrücke überliefern — dies kann unter gewissen Einschränkungen allerdings gelten; vermuthlich aber verstand sich Epikur selbst nicht ganz; er behauptete nemlich zu-

folge dieſer Regel, die Sonne ſey nicht größer als ſie ſcheint, und nahm ähnliche Betrügereyen der Sinne für Wahrheit; welche er doch ſelbſt durch ſeinen Grund hätte für Unwahrheit erklären können und ſollen. So aber, da er die Folge weiter ausdehnte, als der Grund es erlaubte, verwickelte er ſich in offenbare Ungereimtheiten. Auch die allgemeine Idee oder Prolepſis ſteht ſehr unverdienter Weiſe unter den Grundregeln aller Wahrheit, und nach dieſer mußte Epikur ſich manche Widerſprüche ausſetzen. — Epikur fährt fort; auf die Empfindung folgte, aus ihr entſpringt das Urtheil, die Meinung, als worin allein Wahrheit und Falſchheit ſich finden kann, und diejenige Meinung iſt wahr, welcher die Empfindung entweder beſtritt, oder doch nicht widerſpricht; nachdem alle Umſtände der Empfindung, Entfernung, Medium, Diſpoſition der Organe u. ſ. w. gehörig unterſucht und richtig ſind befunden worden. — Wie aber, wenn nun auch ſolche Empfindung mit den allgemeinen Verſtandesgrundſätzen ſtreitet? Den Fall hatte Epikur nicht unterſucht, überhaupt über Gränzen des Scheins und Seyns nicht tief genug nachgedacht. Daher denn auch dieſe Regel zu voreilig angenommen iſt. — Der allgemeine Begriff, die Prolepſis, iſt gleichſam die Definition, ohne welche man nichts unterſuchen, urtheilen, zweifeln kann. Sie iſt in allen Vernunftſchlüſſen der Grundſatz, und daher muß das Ungewiſſe aus dem Begriffe des Gewiſſen abgeleitet werden. Sie entſteht aus der Empfindung, als an welcher ſie, theils durch Anſcheine, theils durch Aehnlichkeit, theils auch durch Verhältniß abgezogen wird. Dennoch begriff er hierunter, wo ſich weiter finden wird, auch Sätze des gemeinen Verſtandes. Hier iſt ſie blos allgemeiner Begriff, der daher, als aus Empfindung entſpringend, nicht zu den unmittelbaren Kriterien gehören kann. — Ein Vergnügen ohne allen Schmerz muß man wählen, und einen Schmerz ohne alles Vergnügen meiden; aber das Unangenehme, wodurch etwa der das noch Größere abgewendet, oder ein noch Gröſſeres uns zugezogen wird, muß man meiden.

Ueber die Natur dachte er ſo: aus nichts wird nichts, ſonſt würde alles aus allen werden, weil kein Saame nöthig wäre. Auch wird nichts zu nichts, weil ſonſt ſchon alles zu Grunde gegangen wäre. — Dies verſucht Epikur, ſo viel man weiß, zuerſt zu beweiſen; nicht richtig freylich, weil er glaubte, einen a priori zu erweiſenden Satz, aus Erfahrungen darthun zu können. Geſetzt, die Erfahrung iſt durchaus dafür; folgt daraus Unmöglichkeit des Gegentheils? Und ſo lange das nicht, dient er zur Grundlage eines ganzen Syſtems nicht. — Das Univerſum war ſtets, wie es jetzt iſt, und wird auch ſtets ſo bleiben; denn es kann ſich in nichts anders verwandeln, weil auſſer ihm nichts exiſtirt. Das Univerſum iſt Körper, welches die Empfindung unwiderſprechlich lehrt. Wäre aber nichts Leeres, welches wir Raum, Platz, Ort nennen: ſo könnten die Körper nicht irgendwo ſeyn, noch ſich durch etwas bewegen, wie doch die Erfahrung lehrt. Auſſer dieſen beiden Weſen, Körper und leeren Raum, läßt ſich nichts denken. — Schon gleich des Syſtems erſte Grundlage enthielt lauter Fehler gegen die ſo ſehr von ihm herabgeſetzte Dialektik, welche ſich dadurch hinlänglich an ihm gerochen hat. Er nimmt faſt lauter unerwieſene, noch dazu falſche Sätze als ausgemacht an, und nun iſt leicht das übrige zu folgern.

Die Körper ſind entweder gemiſchte, oder ſolche, woraus die Miſchungen werden; welche letztere untheilbar und unveränderlich ſind, ſonſt müßten ſie zuletzt ganz in Nichts übergehen. Sie haben Kraft, in den Auflöſungen fortzudauern, ſind von Natur ſolide und durchaus unauflösbar. Die Principien alſo ſind nothwendig Atomen. — Hier erkennt man gleich Demokritiſche oder Leucipiſche Schlüſſe, welche aber keine Nothwendigkeit mit ſich führen, ſo lange des Gegentheils Unmöglichkeit nicht dargethan iſt, welches durchaus a priori geſchehen muß. — Das Univerſum ferner iſt unendlich, weil das Endliche nie Aeuſſerſtes hat, und das Aeuſſerſte durch ein anderes beſtimmt wird; was alſo kein Aeuſſerſtes hat, iſt unendlich. Dieſe Unendlichkeit kommt ihr ſowol in Anſehung der Ausdehnung, als auch der Anzahl ſeiner Körper zu. Denn wäre das Leere unendlich, der Körper aber in beſtimmter Zahl: ſo ruhte letzter nirgends: ſondern müßten ſich in unendlichen Leeren zerſtreuen. Wäre hingegen der leere Raum endlich, der Körper aber zahllos: ſo könnte er dieſe nicht faſſen. — Wie fühlbar ſich hier Epikur widerſpricht! Wie iſt möglich, daß das Enthaltende und Enthaltene gleich unendlich ſey? Endlich, welch ein elendes Sophism der Unendlichkeit darzuthun? Den älteſten Philoſophen gereicht ſo etwas zum Lobe, aber dem Epikur, zu deſſen Zeiten doch ſchon Plato und Ariſtoteles tiefer philoſophirt hatten, zum nicht zu entſchuldigenden Tadel. Auch iſt hier nicht einmal etwas neues.

Die Atomen haben zahlloſe Mannichfaltigkeiten von Figuren, deren ſo manche Verſchiedenheit, als was die Erfahrung zeigt, können nicht aus beſtimmten Grund Figuren entſtehen. Die Zahl der Atomen von jeder Figur iſt unendlich; die Figurenverſchiedenheiten jedoch nur unbeſtimmlich. Sie ſind in ſteter Bewegung, und zwar mit gleicher Geſchwindigkeit, weil der leere Raum den ſchwerſten ſo gut als leichteſten gleich Geſchwindigkeit erlaubt. Auch haben ſie keine Qualitäten auſſer Figur Ausdehnung und Schwere. Die Ausdehnung hat jedoch ihre Gränzen: denn noch nie iſt ein Atom geſehen worden. — Hier fehlen die Beweiſe durchaus, und das ſo demonſtrativ ſich anhebende Syſtem fängt an einem Roman zu gleichen. Die Schwere, ſagen einige Nachrichten, hat Epikur den Atomen zuerſt beygelegt; allein ſie ſcheint doch auch im Leucippiſchen und Democritiſchen Syſtem unentbehrlich zu ſeyn: wodurch wurden ſonſt die Atomen bewegt? Vielleicht nannten jene ſie nur nicht ausdrücklich. — Es giebt unendliche Welten, der unſrigen theils gleich, theils ungleich, weil der Atome unendliche Menge zu ſolcher Anzahl vollkommen hinreicht. Ihre Entſtehung aus den Atomen läßt ſich nun ſo erklären: die Atomen haben eine zweyfache Bewegung, die eine durch die Schwere, die andre durch Rückprellen, wenn ein Atom auf den andern ſtößt. Die erſte Bewegung geht nach der geraden Linie, weil aber ſo die Atomen ſich nie erreichen werden: ſo folgte, daß ſie vor der Perpendicularlinie ein wenig abweichen müſſen. — Hierin weicht Epikur vom Demokrit ab, und hat eben darum von den Alten ſchon die bitterſten mit Recht verdienten Spöttereyen erdulten müſſen. Dieſe Abweichung hat keinen Grund in der Natur, wird blos des Syſtems halben erdichtet, iſt alſo einem Philoſophen durchaus nicht zu verzeihen. Wie viel beſſer, wenn er wegen der verſchiedenen Größe den Atomen auch verſchiedene Schwere gegeben hätte! Nicht vorher gelehrt, daß alle Atome ſich in leeren Raum mit gleicher Geſchwindigkeit bringen! —

Hieraus erhellet, daß die Atomen ſich durch ihre eigene

jene Kraft ſich von Ewigkeit her bewegen, ſo auf einander ſtoßen, dadurch größere Körper, und endlich Welten bilden. Durch die zahlloſen zackigten, eckigte und andere Geſtalten hängen ſie ſich an einander, wodurch alſo dieſer Art Atomen ihre Thätigkeit genommen wird. Die runden und glatten hingegen laſſen ſich in der Bewegung nicht leicht aufhalten, ſind daher thätiger, und bey allen Körpern Hauptprincip der Thätigkeit. Alle Thätigkeit iſt daher Bewegung: denn durch ſie wird alles betrieben; auch Veränderung der Qualitäten, Uebergehung aus einen Geſchlechte in das andere iſt Bewegung, indem ſie blos aus Vorſetzung der Atomen entſteht. — Was hierin zu empfehlen iſt, hatte auch ſchon Democrit geſagt; wenigſtens nach ſeinen Grundſätzen ſagen müſſen. — Das Fatum daher iſt gleichfalls nichts anders, als die ſich aneinander bewegenden Urſachen, in ſo fern ſie verknüpft ſind, und von einander abhangen. Hiedurch und durch die Abweichung der Atomen von der geraden Linie glaubte er einem unvermeidlichen innerlich nothwendigen Fato auszuweichen. Und in ſo fern er etwas ohne Urſache annahm, konnte das gelingen: denn wo keine Urſache iſt, läßt ſich auch keine Verkettung der Begebenheiten denken. Allein entweder weichen alle Atomen ab, oder nur einige. Im erſten Falle iſt die Nothwendigkeit wieder da; im andern fragt ſich, warum einige ſolch Privilegium haben? Ob nicht aus ihrer gleichen Natur auch gleiche Eigenſchaften richtig folgen? Und dann iſt wieder die Nothwendigkeit da. Sobald nemlich nichts ohne Urſache geſchieht, entſteht unvermeidlich unter mehreren ſimultanen und ſucceſſiven Dingen ein feſter Zuſammenhang von Urſachen und Wirkungen. Alſo wende er ſich, wie er will, er kann die Nothwendigkeit nicht vermeiden, da er alles aus weſentlichen, blinden Kräften der Materie, ohne alle Dazwiſchenkunft eines denkenden Weſens entſtehen läßt.

Aus der verſchiedenen Cohäſion der Atomen überhaupt der Art der Zuſammenſetzung entſtehn die nicht urſprünglichen Qualitäten der Körper. Werden nemlich die einen Körper ausmachenden Atomen durch einen größern Raum ausgedehnt: ſo wird das dichte dünner; haben die Atomen viele Zwiſchenräume, und ſind ſie nicht feſt in einander gehängt: ſo iſt der Körper flüßig und feucht. Mit Weichheit und Härte verhält es ſich beynahe, wie mit Dichtigkeit und Dünnheit. Wachsthum und Abnahme entſteht durch hinzukommende oder abgehende Atomen. Die Figur der Körper hängt von den Figuren der Atomen ab. Auch entſtehen die Kräfte der Körper aus Miſchung der Eigenſchaften von Atomen. Die Farben entſpringen aus verſchiedener Zurückwerfung der Lichtſtrahlen durch die verſchiedene Verbindung der Atomen. Das Licht ſelbſt iſt nichts als Ausfluß des leuchtenden und an ſich nicht ſichtbar, ſondern blos durch die Farbe. Schall iſt ein ähnlicher Ausfluß ſehr ſubtiler Atomen, welches auch von den andern Empfindungen gilt. Wärme nemlich iſt Ausfluß runder, ſehr beweglicher Atomen, welche darum deſto leichter in die Poros dringen, und die Körper auflöſen können. Kälte hingegen entſteht von gröbern eckigten, langſamen Atomen. — Dies iſt noch der beſte, obgleich nicht durchaus neue Theil des Syſtems. Wie weit es Demokrit hier gebracht hatte, läßt ſich aus Mangel an hinlänglichen Nachrichten nicht beſtimmen, daher Epicurs Verdienſt nicht genau feſtſetzen. Von den Alten wenigſtens rechnet keiner ihm hier etwas als Entdeckung an; er hätte aber deren genug machen können, wäre es ihm eingefallen, das noch Unbeſtimmte zu beſtimmen, und das Unſichere durch neue Verſuche zu beveſtigen.

Bey der Entſtehung wird nichts neues ſubſtantielles hervorgebracht, nur das vorhandene verbunden. Nichts entſtandenes iſt ewig, wegen der innern Bewegung, und ihrem innern Streite gegen einander. Alſo auch die Welt nicht, deren Einheit beſteht blos in der Verbindung der Theile, nicht in einer einzigen ſie zuſammenhaltender Seele: denn beſeelt iſt ſie nicht, noch weniger Gott ſelbſt. Sie hat alſo einen Anfang ihres Daſeyns, welches aus Erfindung der Kunſt und Fortgang der Kultur unläugbar erhellt. Ein ſchönes, obgleich nicht ganz demonſtratives, vermuthlich hier zuerſt auf die Bahn gebrachtes Argument! Die Welt iſt aber nicht durch eine Gottheit gebildet, ſondern blos durch eigene Kraft der Atomen, nach Zufall und Ohngefähr entſtanden. Denn das ſeelige Weſen der Gottheit erlaubt ihr nicht, ſich mit ſolchen mühſamen Geſchäften zu befaſſen. — Gerade als wenn nicht auch bey uns Glückſeligkeit, in Thätigkeit beſtünde! — Die Atomen nemlich durch ihre ſtete, unabläßige Bewegung, verſammelten ſich nach und nach in dem Orte, wo jetzt die Welt iſt, hiengen ſich an einander, häuften ſich, und machten ſo ein Chaos anfänglich aus. In dieſer Miſchung ſenkten ſich die ſchwereſten Atomen zuerſt, die leichtern, runden, feinern erhoben ſich. Aus dieſen feinern, unter einander verknüpften entſtand der Himmel. Die runden unter einander gemiſchten und geſammleten bildeten die Sonne und andere Geſtirne. Die ſchwerern, als welche nicht ſo hoch ſteigen konnten, machten die Luft aus. Die ſchwereſten und unterſten bildeten die Erde: das Waſſer aber ward aus feinern, aber durch Ausdünſtungen der Geſtirne, und Bewegung der Luft verdickten. In dieſer Vermiſchung entſtanden auch die Saamen aller Gewächſe und Thiere. Die Menſchen nemlich erwuchſen aus der Erde, als welche den Saamen dazu enthielt, und gewiſſe dem Uterus ähnliche Hohlungen bildete, aus welchen die Menſchen als ſie reif waren, und die Erde platzte, hervorkrochen, zugleich aber einen durch die Erde zubereiteten milchähnlichen Saft vorfanden. — Hier ſpricht Epicur nicht als Naturforſcher, ſondern ein der Welt nur nach der Oberfläche kaum kennender Knabe. Daß Leucipp und Demokrit ſo ſprachen, war ihnen wegen damaliger Kindheit der Naturlehre zu verzeihen. Aber nachdem doch ſchon Sokrates über die Endurſachen vortrefflich geſprochen, auch Plato behauptet hatte, es ſey unmöglich, von allem und jedem Grund anzugeben, wofern man nicht eine ordnende Weisheit zu Hülfe riefe; nachdem aus der Natur ſchon manche hieher gehörige Beobachtungen geſammlet waren, noch ſo zu ſchwatzen, iſt durchaus unverzeihlich. Zwar ſuchte Epicur jene Gründe dadurch zu entkräften, daß er das Daſeyn aller Endurſachen abläugnete; der Zahn ſey nicht zum Beiſſen, das Auge nicht zum Sehen, die Hand nicht zum Faſſen gemacht; ſondern ihre Geſtalten haben ſich zufällig durch die Atomen beſtimmt, und man habe dieſe hernach zu verſchiedenen Abſichten brauchbar gefunden, daher übereilt den zufälligen Nutzen einer überlegenden Weisheit zugeſchrieben. Dies war nun zwar bald geſagt, aber nicht ſo bald bewieſen: Epicur hätte nur an einem einzigen Beyſpiele, die Bildung des Fußes, etwa im Detail verſuchen ſollen, ob ſeine Schlüſſe durchgängig anwendbar wären. Auch mußte das geringſte Nachdenken fühlbar machen, daß bloße durch keine Regel beſtimmte Atomenverknüpfung nie ſolche Dinge als Thiere, nicht einmal als

Bäume sind, formen kann. Er scheint sich zwar durch Saamen helfen zu wollen, die im Schooße der Erde verborgen lagen; allein diese Saamen waren durch keine besondern Atomen, nicht ewig, mithin mußte auch ihre Entstehung erklärt werden.

Wie Gott mit der ersten Einrichtung der Welt sich nicht beschäftigt hat, so befaßt er sich auch nicht mit deren Regierung, mithin giebt es gar keine Vorsehung. Dies zeigen auch die mancherley in der Welt sichtbaren Unordnungen, das physische so wohl als moralische Uebel. Folglich giebt es auch keine Dämonen oder Untergottheiten, welche in diese Welt Einfluß haben, was davon gesagt wird, ist Fabel. — In den Gründen gegen die Vorsehung hat Epikur das Verdienst Demokrits System verbessert und bereichert zu haben; obgleich auch sie nicht unbeantwortlich sind. Noch jetzt ist dies der Atheisten grosse Topic, weil es schwer, in manchen Fällen unmöglich ist, aus der Natur der Dinge zu zeigen, daß es so seyn mußte, und so lassen wir wie es ist. Das Gute hat aber doch diese epikurische Freydenkerey gestiftet, daß dem Aberglauben Schranken gesetzt, und über manche Religionsbegriffe damaliger Zeit mehr Licht verbreitet wurde. Denn die Epikuräer warens, welche sich am muthigsten allen Arten von religiösen Betrügereyen widersetzten und sie in ihrer Blöße darstellten. Eben hiedurch sowohl als durch ihre übrigen atheistischen Grundsätze aber wurden sie den Christen verhaßt, daher in deren Schriften überall mit grosser Bitterkeit angegriffen. — Gleich allem Entstandenen, wird auch die Welt vergehen, ja wahrscheinlich so vergehen, daß von ihrer gegenwärtigen Gestalt nichts, wie Atomen zerstreut übrig bleiben. Unter den zahllosen Welten ist möglich, daß einige der unsrigen völlig gleich sind. Ob Epikur, gleich Leucipp und Demokrit annahm, daß aus Auflösung einiger Welten andere werden, wird nirgends bestimmt.

Ueber die Seele und deren Vermögen dachte zwar er nach seiner Vorgänger Grundsätzen, doch wandte er sie weiter an, weil man damals die Seele aus Beobachtungen schon näher hatte kennen lernen. Die Seele ist körperlich, sie besteht nemlich aus sehr subtilen, glatten und runden Atomen, weil sie sonst nicht den ganzen Körper durchdringen und beleben könnte. Körper muß sie seyn, weil sie sonst leerer Raum seyn würde; denn was nicht Körper ist, ist leerer Raum. Auch beweisen dies ihre Uebereinstimmungen mit dem Wachsthum, der Abnahme, dem gesunden und kranken Zustande des Körpers. Die Verschiedenheit der Sinne kommt von der verschiedenen Bauart der körperlichen Organe. Die Vernunftverrichtung besteht darinn, auch wenn die Sinne ruhen, zu Denken und zu überlegen, daher dieser Theil der Seele aus den subtilsten rundesten und beweglichsten Atomen besteht. Die vernünftige Seele wohnt mitten in der Brust, denn hier empfinden wir Freude und Traurigkeit, und andere Verrichtungen der Vernunft. Das Denken geschieht wie das Sehen, durch Bilder. Von allen Körpern nemlich gehen subtile Ausflüsse aus, welche in Gestalt dieser Körper in der Luft herumschwimmen, durch subtile Oeffnungen in die Augen dringen, und uns sehen machen, durch eben solche auch bis zur Seele selbst gelangen, und unsre Gedanken sind. Eben daher entspringen auch die Träume. Nach dem Tode zerstreut sich die Seele, indem ihre Bestandtheile auseinander gehen; daher auch keine abgeschiedene Seelen noch Strafen oder Belohnungen nach dem Tode statt finden, sondern was man von einer Unterwelt glaubt, erdichtet ist. — Auch den von seinen Vorgängern nicht bewiesenen Materialismus, bestätigte Epikur durch neue Gründe, und verbesserte auch hierinn ihr System; diese Gründe sind noch jetzt der Materialisten vornehmste Stütze. Vermuthung geben sie allerdings, aber strenge schliessen sie nicht; und werden es auch nie, biß man a priori wird dargethan haben, daß überhaupt alles immaterielle unmöglich ist. Die Erklärung des Denkens und Empfindens ist lächerlich, und dazu erschlichen, denn das wesentliche, woher kommt Denkkraft? wie kann sie aus Bewegung entspringen? wird nicht erklärt.

Nach solchen Grundsätzen sollte man erwarten, habe Epikur gerade heraus gesagt, es ist kein Gott. So verfährt er aber nicht, er sagt mit andern, es giebt Gottheiten: denn alle Menschen haben einen natürlichen Begriff, eine Prolepsin, von Gott. Auch ohne vorläufigen Unterricht glauben alle Völker, daß es Götter giebt; und dieser Glaube schreibt sich nicht von Gesetzen oder politischen Einrichtungen her. Sie wurden auf diesen Begriff geleitet, dadurch, daß sie die ordentliche und regelmäßige Bewegung der Gestirne, überhaupt das regelmäßige in der Welt, ohne einen weisen Regierer nicht erklären konnten. Auch zum Theil dadurch, daß im Traume ihnen übermenschliche Gestalten erschienen, als welche nicht anders denn durch Ausfluß subtiler Theilchen von solchen Wesen gleich andern Traumbildern entstehen können. Nach diesem Begriffe sind die Götter ewige, selige, lebende Wesen in menschlicher Gestalt. Denn theils denken sich alle Menschen die Gottheiten in Menschengestalt, theils ist wirklich diese unter allen Thieren die vorzüglichste, und da Gott ein lebendes Wesen ist, ihm eigen. Doch ist dieser Körper vom unsrigen wesentlich verschieden; er ist kein grober, ja auch kein aus Atomen bestehender, sondern ein Körper eigner Art, kein Körper, sondern gleichsam Körper; er hat kein Blut, sondern gleichsam Blut. Bestünde er aus Atomen, so könnte er nicht ewig seyn, daher er auch nicht zusammen gesetzt ist, und wegen seiner Feinheit von andern Körpern nicht beschädigt werden kann. Unsere Welt ist für die Gottheiten kein anständiger Wohnplatz; sie wohnen vielmehr in dem leeren Zwischenraume der Welten. Hier leben sie ohne alle Geschäfte, ohne alle Wirksamkeit, sich allein an ihrer Weisheit und Ewigkeit ergötzend, in der seligsten Ruhe. Eben wegen ihrer Vollkommenheit und Erhabenheit verdienen sie indeß unsre reine, von allen Nebenabsichten entfernte Verehrung.

Dieser Theologie halber wird Epikur von den meisten zu den Gottesleugnern gerechnet; andere aber entschuldigen ihn wenigstens dadurch, daß er Gottes Daseyn nicht blos behauptet, sondern auch mit Gründen erhärtet habe. Obgleich in der Theologie die gröbsten Irrthümer und Verstossungen gegen gesunde Vernunft vorkommen, so folge doch daraus nicht, daß er alle Gottheit geleugnet habe. Freylich, soll nur der Atheist seyn, der mit ausdrücklichen Worten Gott leugnet, so ist es Epikur nicht. Nach der Anlage seines Systems, wodurch aller Einfluß Gottes auf Bildung, Erhaltung und Regierung, der Welt aufgehoben, mithin auch aller Beweiß a posteriori (den a priori kannte man damals noch nicht) also überhaupt aller Beweiß geleugnet wird, ist er zweifelsohne Atheist. Alles was gegen Gottes Daseyn kann gesagt, alle Ausflüchte, wodurch die gewöhnlichsten und stärksten Beweise

entkräftet werden können, sind entweder ausdrücklich schon in diesem System enthalten, oder liegen doch durch Folgerungen in dessen Grundsätzen. Demokrit konnte, weil er die Folgen nicht alle sahe, doch noch bey diesen Grundsätzen eine Gottheit glauben; aber Epikur, der absichtlich allem was bisher dafür war gesagt worden, entgegen arbeitete, der die Folgen, welche sich nun schon durch so manche Streitigkeiten und entgegengesetzte System mehr entwickelt hatten, nothwendig sehen mußte, konnte schwerlich im Ernste bey solchen Grundsätzen eine Gottheit annehmen. Die Frage kann also jetzt nur die seyn, war es ernstlich gemeint, was Epikur von der Gottheit lehrte, oder war es blos dem grossen Haufen und den Priestern zu Gefallen gesagt? Schon einige unter den Alten beschuldigten ihn der Heucheley, und in der That hat diese Beschuldigung, nach dem eben berührten, starken Schein. Dazu kommt, daß Epikur sich selbst hier auf das gröblichste, und auch ihn selbst fühlbarste widerspricht. Oben war sein Hauptgrundsatz, es existiren nichts als Atomen und leerer Raum; eben darum leugnete er alle geistige Wesen. Hier wird den Göttern, ein nicht aus Atomen bestehender, ein Körper ganz eigner Art, das heißt gar keiner, nur ein eingebildeter zugeschrieben. Sollte Epikur solchen Widerspruch nicht gefühlt haben? Nicht gemerkt, daß seine ganze Theologie der Physiologie gerade entgegen steht, und eine die andere nothwendig umstößt? Nicht gesehen, daß sein quasi corpus, quasi sanguis, Worte ohne Begriffe sind? Dies alles sieht einem Nothbehelfe, einer leeren Ausflucht, einem Blendwerke, so ähnlich, als ein Ey dem andern, und man kann sich schwerlich des Gedankens erwehren, Epikur habe im ganzen Ernst keine Gottheit geglaubt.

In der Sittenlehre hegte Epikur folgende Grundsätze: Vergnügen ist von Natur angenehm, Schmerz von Natur unangenehm. Daher ersteres gut, letzterer übel. Vergnügen also ist Ursache des Guten sein Wesen, wie Schmerz Wesen des Uebels. Obgleich wir bisweilen ein Vergnügen meiden, so ist es doch nicht das Vergnügen an sich; so auch nicht der Schmerz an sich den wir begehren, wenn wir etwas schmerzhaftes verrichten. Wir meiden zuweilen ein Vergnügen, wegen grösserer daraus entstehender Schmerzen, und unterwerfen uns dem Schmerze aus entgegengesetzter Ursache. Daher obgleich alles Vergnügen gut, aller Schmerz böse ist, doch oft um der Folgen willen ein Vergnügen muß vorbeygegangen und ein Schmerz ausgestanden werden. Vergnügen daher ist das höchste Gut; welches daher erhellet, daß alle Thiere, so bald sie gebohren sind, darnach streben; den Schmerz hingegen fliehen, als welcher eben darum höchstes Uebel ist. Auch begehren wir das Vergnügen um keines andern, blos um sein selbst willen, und fliehen den Schmerz aus gleichem Naturantriebe. Es giebt aber zwo Gattungen von Vergnügen, die eine in der Ruhe, welche in Befreyung von allem Unangenehmen, allem Schmerze, aller Unruhe; die andere in der Bewegung, welche in angenehmen Sensationen, Freude und Fröhlichkeit besteht. Das Vergnügen, welches das höchste Gut heißt, ist das erstere, folglich Befreyung von allen körperlichen und geistigen unangenehmen Empfindungen. Folglich gehören nicht die Vergnügungen der Schwelgerey und andere angenehme Sensationen, sondern blos die Empfindung, daß man weder am Körper noch am Geiste etwas Unangenehmes habe, zum höchsten Gute.

Ueber den Sinn dieser Grundsätze streitt schon das Alterthum, Epikurs Gegner suchten aus allen Kräften sie dahin zu deuten, daß sie körperliche Vergnügungen zum höchsten Gute machten; die Epikuräer selbst hingegen, diesen erniedrigenden Vorwurf abzulehnen. Jene behaupteten, Epikur habe keinen andern Begriff vom Vergnügen, als den jedes Thier auch hat, ihm sey thierische Wollust höchstes Gut. Denn er lasse alle geistige Vergnügungen aus körperlichen Sensationen entspringen, und behaupte, es gebe kein ursprüngliches Seelenvergnügen. Und so mußte er auch als Materialist lehren. Diesen Folgerungen auszuweichen, behaupten die Epikuräer, nicht das Vergnügen der Sensation selbst sey ihnen höchstes Gut, sondern die Indolenz, die Befreyung von allem Schmerz, und allen unangenehmen Gedanken und Affecten. Diese Streitigkeit hat sich auch unter den Neuern erhalten, und mit diesen Gründen streiten auch sie. Aus dem erstern zogen Epikurs Gegner die Folgerung, das System führe zur Schwelgerey und bloßem thierischen Leben; es zerstöhre alle Tugend und Rechtschaffenheit. Eben dadurch wurde Epikur in das gehässigste Licht gestellt, und seine Sittenlehre, als die allerverwerflichste verschrieen. Zwo Fragen sind, dünkt mich, hier zu unterscheiden; die eine, ist Epikur Lehrer der Schwelgerey und Ausschweifung? die andere, welches ist eigentlich sein höchstes Gut? Lehrer der Schwelgerey ist er wie wohl sicher nicht, weil er befiehlt ein Vergnügen zu meiden, dessen Folgen Schmerz sind, dessen Gewicht das Vergnügen übertrift, wodurch alle Unmäßigkeit, Ausschweifung, verhütet wird. Auch ist er kein Vertheidiger blos thierischer Wollust, gleich Aristipp; denn er setzt das höchste Gut auch im angenehmen Gemüthszustande, dem nemlich, worinn wir in Betrachtung unserer Umstände mit uns selbst zufrieden, von allem Schmerze und allen verdrießlichen Gedanken frey sind. Da nun die gehässigste Folgen wegfallen, wird man das übrige zuzugeben geneigter seyn. Aus allen angeführten nemlich ist klar, daß Epikur innere moralische und blos geistige Empfindungen nicht annahm, noch annehmen konnte, also das erste Princip alles angenehmen und unangenehmen ihm körperliche Sensationen seyn mußten. Daß seine Indolenz oder ruhiger Gemüthszustand, nur darum ein Gut ist, weil körperliche Schmerzen übel, und körperliche Vergnügen gut sind; wäre nicht dies, so würde auch sie für uns nichts reitzendes haben; weil wir dann in diesem Zustande nichts behagliches finden würden. Dies gesteht auch Epikur selbst, indem er die körperlichen Empfindungen als ersten Grund und Wesen alles Uebels und aller Güter ausdrücklich angiebt. Daraus folgt unmittelbar, daß Eigennutz sein eigentliches moralisches Princip ist; denn wer alles nur thut, um körperlichen Schmerz zu meiden, um sich von allen verdrießlichen Erinnerungen und Gedanken, ein ehemaliges körperliches Mißvergnügen zu befreyen, und sich von allen Besorgnissen künftiger unangenehmer Sensationen los zu machen, der handelt blos um seines Körpers willen, hat blos sich zum letzten Zweck alle Handlungen, sieht daher allein auf seinen Nutzen, auf sein Vergnügen. Ihm kann kein Vergnügen anders zu Theil werden als durch angenehme Sensationen oder Befreyung von unangenehmen.

Das erhellt nun aus Erklärung der Tugenden noch mehr. Die Weisheit nemlich ordnet die Vergnügen, und bestimmet ihre Würde, lehrt, daß Entfernung

des Schmerzes höchstes Vergnügen, und die Indolenz kein Schlaf, oder ganz unthätiger Zustand ist, sondern ein solcher, worinn alle Verrichtungen des Lebens ruhig und mit Annehmlichkeit vollführt werden. Erfordert aber doch die Nothwendigkeit Schmerzen zu leiden, so kommt die Standhaftigkeit zu Hülfe, als welche macht, daß wir sie standhaft ertragen und uns durch sie nicht erbittern lassen. Das thut sie vornemlich durch den Trost, daß grosse Schmerzen kurz, und lang anhaltende, gering sind. Mit der Weisheit hat die Klugheit gleiche Bedeutung, denn auch diese sorgt, daß alle Handlungen auf unser Glück abzielen; beugt vor, daß nichts uns begegne, welches uns Schmerz verursache, vertreibt Traurigkeit aus dem Herzen, und regiert alle Begierden und Leidenschaften. Jedes Menschen eigne oder besondere Klugheit, besteht darinn, daß er sich und seine natürlichen Neigungen kenne, nichts gegen seine Naturgaben unternehme, und dahin sehe, daß seine erwählte Lebensart mit seiner Gemüthsbeschaffenheit übereinstimme, um so ruhig und schmerzlos wie möglich zu leben. Ehe man nemlich eine Lebensart ergreift, muß man sich selbst prüfen, ob man dazu geschickt und wiefern zu allem dabey vorfallendem geneigt sey. Wer ohne Frau nicht ruhig leben kann, heyrathe: wer aber solche Unruhe nicht fühlt, bleibe lieber unverheyrathet, denn sich verheyrathen, setzt der Weisheit viele Hinderniße in den Weg. Hat man geheyrathet, so betrage man sich gegen die Frau, daß man ihre Liebe erwerbe, die Kinder erziehe man gut, daß auch sie glücklich werden. Wer von Natur ehrsüchtig ist oder die Thätigkeit liebt, und zu öffentlichen Geschäften Geschick hat, der befasse sich mit Staatsgeschäften, weil er durch Widersetzung gegen seine Natur sich Unruhe zuziehen würde. Wer aber von Natur die Ruhe liebt und den Ehrgeitz unterdrückt hat, der thut besser, ein ruhiges von öffentlichen Verrichtungen entferntes Leben zu führen. — Diese Vorschriften sind vortrefflich, doch erfordern sie, um allgemein anwendbar zu seyn, noch einige nähere Bestimmungen. Es giebt Fälle, wo es Pflicht ist, sich und seinen Neigungen Gewalt anzuthun, und wer bloß nach seinem Sinne leben wollte, würde, was er als Mensch und Bürger schuldig ist, bey weitem nicht erfüllen; auf heroische Tugend aber ganz Verzicht thun müssen. Uebrigens wäre es gut, wenn in der Sittenlehre mehrere Pflichten hypothetisch eingerichtet würden. Die Gemüther verhalten sich wie der Körper; wie wir diesen nicht einerley Arzney und Diät ohne Unterschied vorschreiben, so sollte auch nicht allen ohne Unterschied einerley Geistes-Diät verordnet werden.

Der Mäßigkeit Pflicht besteht darinn, die Begierden im Zaum zu halten, so daß sie der Vernunft sich unterwerfen; also ist sie nicht um ihrer selbst willen, sondern darum begehrungswürdig, weil sie die Seele durch Beruhigung glücklich macht. Aus Schwachheit lassen sich die meisten von den Wollüsten hinreissen und regieren, ohne Vorhersehung der Folgen, und tauschen deßwegen gegen kleine, auch sonst zu erlangende, nicht nothwendige Vergnügen, grosse Schmerzen ein. Die Begierden ferner sind theils natürlich, theils aus Imagination entspringend; erstere sind entweder nothwendig, oder nicht nothwendig. Also lassen sich alle unter drey Classen bringen, die natürlichen und nothwendigen, die natürlichen und nicht nothwendigen, endlich die weder natürlichen noch nothwendigen. Die Mäßigkeit muß dahin sehen, daß die nothwendige nicht zu heftig, und dadurch schädlich werden, sie müssen befriedigt werden, doch nur so weit, daß die damit verknüpfte schmerzhafte Empfindung gehoben werde. Hunger, Durst, u. s. w. gehören hieher. Die weder nothwendige noch natürliche muß man ganz vertilgen; die natürliche aber, und nicht nothwendige müssen in gehörigen Schranken gehalten werden. Daher gewöhne man sich an einfache, nicht köstlich zugerichtete, leicht zu habende Speisen; Brod und Wasser verschaffen dem ihrer bedürftigen das gröste Vergnügen. Von Vergnügungen der Liebe enthalte man sich möglichst, sie nutzen nie, und es ist schon viel, wenn sie nicht schaden. Daher man auch Musik und Gedichte zu meiden hat, als die die Begierden entflammen. Ueber Beleidigungen erzürne man sich nicht, weil es nicht möglich ist alle Menschen gerecht und vernünftig zu machen. Auch, wo Bestrafung nöthig ist, werde sie ohne Zorn vollzogen. Wer in der Dunkelheit lebt, lebt glücklich, daher man nach Ehrenstellen nicht trachten muß; doch sind Ehrensäulen durch Verdienst erlangt, nicht zu verwerfen, nur müssen sie nicht ängstlich gesucht werden. Mit wenigem zufrieden zu seyn, macht wahrhaftig glücklich; folglich trachte man nur nach solchen natürlichen Reichthümern, welche leicht erworben werden können, nicht nach beunruhigenden Schätzen. Das Zukünftige ist weder in unserer Gewalt noch auch ganz ausser derselben, daher erwarte man es nicht mit zu grosser Zuversicht, oder lasse auch zu muthlos alle Hoffnung fahren; beydes ist Quelle von mancherley Unruhen. Ein Weiser fürchtet sich nicht sein Leben zu verlieren, weil dies nicht in seiner Macht steht, hält es für kein Uebel, nicht zu leben, und wünscht sich kein langes, sondern ein angenehmes Leben. Man gewöhne sich den Tod für etwas uns nicht angehendes zu halten, so erst werden wir gesättigt und vergnügt von dannen gehen.

Tapferkeit dient gegen die Furcht, erträgt den Schmerz gelassen und scheut Beschwerlichkeit nicht; nur dadurch gelangt man zum wahren Seelenfrieden. An sich selbst hat sie nichts empfehlenswerthes, weil Schmerz, Beschwerlichkeit, Wachen, Arbeit, an sich nicht angenehm sind, nur weil durch sie Sorge, Furcht und Unruhe vertrieben werden, ist sie empfehlenswerth. Furchtsamkeit, Trägheit und Unthätigkeit werden also nicht um ihrer selbst willen getadelt, sondern weil sie Mißvergnügen verursachen. Furcht vor göttlichen Zorn, und Einfluß höherer Wesen auf uns, beunruhigt uns am meisten. Daher diese durch Ueberzeugung, daß dergleichen erdichtet ist, muß vertrieben werden. Auch Furcht vor dem Tode erzeugt heftige Unruhen, wogegen man erwäge, daß uns der Tod nichts angeht, weil wir nach ihm nichts mehr empfinden. Alsdann hat man weder Verlangen mehr nach dem hier zurückgelassenen, noch Besorgniß wegen des hernach erfolgenden. Folglich wäre es thöricht sich über ersteres zu betrüben und über letzteres zu ängstigen. So lange wir sind, ist der Tod nicht, und wenn der Tod ist, sind wir nicht mehr. In Ansehung des körperlichen Schmerzes verhalte man sich so: man ziehe sich keinen zu, als um grössern dadurch zu entgehen, oder ein überwiegendes Vergnügen zu erlangen. Wird uns aber aus unvermeidlichen Ursachen durch Schwäche des Körpers oder äussern Gewalt, Schmerz verursacht, so muß man ihn standhaft ertragen und dessen Ende oder Erleichterung gelassen erwarten. Ein sehr heftiger Schmerz hört bald auf, weil er entweder durch sich selbst bald sein Ende findet, oder durch den Tod Unempfindlichkeit hervorbringt. Ein gelinder und anhaltender Schmerz hingegen ist an

sich erträglicher, und nicht lange ohne alles begleitende Vergnügen. Daher ist auch ein Weiser, sogar in Martern glücklich; denn unüberwindliche Nothwendigkeit macht den Schmerz durch Gedult leichter, er zieht die Gedanken nach Möglichkeit von der schmerzhaften Empfindung ab, erinnert sich an vergangene gute Thaten und genossenes Vergnügen. Gemüthskummer quält den Weisen nicht, denn dieser entsteht aus den äussern Uebeln, deren entgegengesetzte Güter wir heftig begehren, dadurch daß wir glauben unglücklich zu seyn. Meynung ist also seine Quelle, und diese sucht der Weise zu berichtigen, und zwar dadurch, daß er die äussern Güter nicht als Eigenthum, sondern als geliehene Sachen betrachtet, mithin sich nicht betrübt, wenn sie vom Glücke wieder gefordert werden.

Gerechtigkeit ist eine aus der Gesellschaft entspringende Tugend, und der Gesellschaft gemeinsames Band. Auch sie wird nur durch begleitendes Vergnügen empfohlen; weil sie keinem schadet, und von den aus Beleidigungen entstehenden Unruhen befreyt; uns der Strafe der Gesetze nicht fürchten läßt, und vor Haß der Mitbürger sichert. Daß etwas rechtmäßig sey, dazu gehört, daß es die allgemeine Sicherheit befördere, und durch die Gesellschaft verordnet sey. Wo keine solche gesellschaftliche Verbindung ist, da ist auch kein Recht oder Unrecht, mithin auch unter Nationen nicht, die keine solche Verbindung machen wollen. Sie zu errichten trieb die Noth, und die Unterdrückungen der Stärkern, als welche lehrten ohne Vergleich sich nicht zu schaden, sey kein sicheres und bequemes Leben möglich. Niemand denke daß seine Ungerechtigkeit stets verborgen bleiben werde, und bliebe sie es auch: so kann er doch die Furcht entdeckt zu werden, nicht ablegen.

Wohlthätigkeit, Mitleiden, Dankbarkeit, sind der Gerechtigkeit verwandt. Wer Vermögen dazu hat, muß andern beystehen, theils sich dadurch Vergnügen zu verschaffen, theils sich dadurch guten Namen zu machen, und nicht andern ein Gegenstand des Hasses, und der Verachtung zu werden. Aus eben den Gründen ist auch Freundschaft zu empfehlen; Unterstützung und Beystand, und dadurch grössere Sicherheit, sind es die die Freundschaft anrathen. Hernach entsteht durch den Umgang Liebe, welche, auch ohne Rücksicht auf Nutzen, vergnügt. Daher muß ein Weiser Freunde suchen, auch für sie im Nothfall sterben; doch nimmt er keinen zum Freunde, von dem er nicht weiß, daß er zu seiner Zufriedenheit und Sicherheit etwas beytragen werde.

Das ist also das System des Epikurischen Egoismus; wodurch sich das oben bemerkte bestätigt, daß in der Sittenlehre Epikur blos eigenen Nutzen, eigenes Vergnügen zur Richtschnur macht. Seine Glückseligkeit besteht darin, von allem körperlichen Schmerze, allen Gemüthsunruhen, und heftigen Leidenschaften frey, ruhig dahin zu leben; und blos für Erhaltung dieses ruhigen Zustandes besorgt zu seyn. Antriebe zu grossen heroischen Thaten enthält diese Lehre gar nicht, vielmehr Reize zur Erschlaffung und Unthätigkeit. Zudem erkennt sie auch keine uneigennützige, edle Triebe der Seele, führt alles auf persönliches Wohl zurück, und kann daher auch keine strenge Beobachtung der Gerechtigkeit, keine wahre Menschenliebe, und Wohlthätigkeit, fordern. Man ist nur gerecht, wo man Strafe fürchtet, und so lange man sie fürchtet; man thut nur wohl, um Gegenwohlthaten zu empfangen. Ja man ist nicht einmal im eigentlichen Sinne gerecht, weil man gegen alle, womit man in keiner gesellschaftlichen Verbindung steht, gar keine Pflichten hat. Daher hier auch kein eigentliches Natur- und Völkerrecht anerkennt wird. Man sieht also, daß dies System theils der menschlichen Natur nicht angemessen, theils für sie zu erniedrigend, theils nicht in allen Fällen hinlänglich ist. Daher auch Epikur in manche Widersprüche sich verwickelt, wenn er fordert, man müsse für seinen Freund auch sterben, man müsse wohlthätig seyn. Nach den Grundsätzen kann er weiter nichts fordern, als daß man es scheinen müsse, weil der Schein hier so gut wie das Seyn wirkt; und der nicht wahrhaftig wohlthätig ist, der nur Gegendienste verlangt. Zu diesem Anstößigen kommt noch das Freygeisterische in Ansehung höherer Wesen und des Zustandes nach dem Tode. Daher diese Sittenlehre mit Recht allen Edeldenkenden, und von der Gottheit richtiger urtheilende verhaßt seyn mußte. Dennoch hat sie das Verdienst die Tugend von der Seite des Vortheils sehr eindringend zu empfehlen, und die edlere Antriebe fühlen, durch Eigennutz dazu anzutreiben. Insofern ist sie auch weit besser und vollkommner als die Aristippische; dabey mit manchen vorher nicht bekannten Bemerkungen und neuen Gedanken angefüllt. Eben ihre Simplicität, in Ansehung des Grundsatzes und des grossen Scheines, auch der offenbahren Richtigkeit mancher Folgerungen, hat sie daher manchen empfohlen, und ihr bis auf unsere Zeiten noch Anhänger erhalten.

Unter Epikurs lebenden Freunden zeichnen sich vorzüglich aus, Polyänus, Hermachus, Metrodor, und Mus. Metrodors Geburtsort ist nicht zuverläßig bekannt; von der Zeit an, da er Epikur hatte kennen lernen, trennte er sich nicht von ihm; und drang in das System so tief, daß man ihn fast für den andern Epikur hielt. Seine Sanftmuth, und Abhärtung gegen alle Uebel des Lebens, werden sehr gerühmt. Ihm werden noch weit härtere, und niedrigere Sätze zur Last gelegt, als seinem Lehrer; welches aber wahrscheinlich daher kommt, daß sein Bruder der Sekte abtrünnig ward, und gegen ihn ein Buch voller Bitterkeit, und übertriebenes Hasses schrieb. Vom Polyän weiß man fast weiter nichts, als daß er ein guter Mann war. Hermachus aus Mytilene gebürtig, wurde vom Epikur zum Nachfolger im Lehren bestimmt. Er hat einiges gegen Plato, Aristoteles, und über Empedokles geschrieben, welches sich aber nicht erhalten hat. Mus war Epikurs Sclave, durch seines Herrn Testament erlangte er die Freyheit und zeichnete sich in der Sekte vortheilhaft aus. Auch Frauenzimmer hörten Epikur, und nahmen seinen Satz an, dahin gehört Leontium, Metrodors Beyschläfern, und Themista. Die Schüler ehrten Epikurs Andenken nach seinem Tode dadurch, daß sie an gewissen von ihm dazu bestimmten Tagen, und mit festgesetzten Feyerlichkeiten opferten, sein Bild in Ringen trugen, und ehrten; seine Grundmaximen von Wort zu Wort auswendig lernten; überhaupt gegen ihn so grosse Achtung hegten, daß in der Schule, bis auf die letzten Zeiten nie Zwiespalt und Partheygeist, wie in andern, gewesen sind.

Die Folge in der Schule ist nicht genau von den Alten beschrieben; auch sind die Männer, weil sie nichts neues hinzugethan, also den menschlichen Verstand nicht weiter gebracht haben, nicht sehr merkwürdig. In den letzten Zeiten der römischen Freyheit und unter den ersten Kaisern blühte diese Philosophie sehr in Rom, wozu vornemlich der abnehmende Patriotismus, der wachsende Eigennutz, und Hang zum Ver-

gnügen das meiſte beytrugen. Damals fiengen auch manche Epikuräer an, den Wollüſten nachzuhangen, und durch ihr Leben die Lehre zu ſchänden. Daher damals Epikuräer und Schwelger für gleichbedeutend galten, welche Bedeutung auch noch jezt die herrſchende iſt. Noch zu den Zeiten der Freyheit zeichnete ſich unter den Römern vornemlich Lucretz aus, deſſen Gedicht über Epikurs Phyſik, noch jezt, nicht blos als vornehmſtes Ueberbleibſel, ſondern auch als vorzügliches Lehrgedicht, und mit ächtem ſyſtematiſchen Geiſte geſchrieben, vorhanden iſt.

Nach Chriſti Geburt erhielt ſich die Sekte mit am längſten, und gelangte nebſt andern gleichfalls zu öffentlichen Lehrſtühlen. Weil aber die Epikuräer den Chriſten, aus oben erwähnten Urſachen vorzüglich verhaßt waren, und ſich zwiſchen ihren Sätzen, und der chriſtlichen Religion keine Verbindung möglich machen lies: ſo mußte auch die Sekte aufhören, ſobald die chriſtliche Religion allgemein wurde; und konnte in den Fortgang der Kenntniſſe, gleich den Eklektikern, Ariſtotelikern und Platonikern keinen Einfluß haben. Als aber, nach Endigung des düſtern Mittelalters, ſich über die Philoſophie neues Leben verbreitete, und man anfieng alte Syſteme zu erneuern, fanden ſich auch Männer, die Epikurs Philoſophie wieder hervorſuchten, jedoch mit der Religion in Verbindung zu bringen, ſich bemühten; und daher das Freygeiſteriſche daraus verbannten. Dahin gehört vorzüglich Gaſſendi, hiervon ſ. Gaſſendiſten. (17)

Epicuräer iſt bey den Juden ein Schimpfwort, und verſtehen ſie darunter nicht nur einen liederlichen wollüſtigen Menſchen, ſondern beſonders einen ſolchen der nicht von ihrer Religion iſt, und bedeutet dieſes Wort bey ihnen eben ſo viel, als ein Ketzer. Luſtig iſt die Derivation, die ſie von dieſem Worte machen. Einige leiten es von dem hebräiſchen Wort פָּקַר, welches verachten heißt, her, und verſtehen darunter einen Menſchen, der das Geſetz, und diejenigen, die ſich damit beſchäftigen, verachtet. Andere aber leiten dieſes Wort von einem, der Epicurus geheiſſen habe, her, von dieſem ſagen ſie, er wäre das Haupt von einer Parthie Ketzer geweſen, die die Unſterblichkeit der Seele, die göttliche Vorſicht, und die künftige Welt geleugnet hätten. Eben ſo luſtig iſt die Ableitung des hebräiſchen Worts מִין ein Ungläubiger, ein Ketzer, welches ſie von dem bekannten Manes ableiten. Elias in ſeinem Buch, Tisbi, ſagt: ich finde in den Büchern der Griechen, einen gewiſſen Menſchen mit Namen Manes, מָאנִי der ohne Geſetz gelebet hat, von welchem ſeine Anhänger מִינִין Minin. d. i. Ketzer, genennt worden, ſo wie die Epicuräer, vom Epicurus. In dem Talmud kommt dieſes Wort ſehr oft in der Bedeutung, als ein Unglaubiger, d. i. der kein Jude iſt, vor. Abarbanel ſagt: wenn der Menſch nicht alle dieſe Hauptſtücke glaubt, wie ſichs gebührt, ſo iſt er aus der Zahl der Iſraeliten ausgeſchloſſen, er wird ein Ketzer, Epicurer und Abſchneider der Pflanzen; man muß denſelben verachten, haſſen und aus dem Mittel ſchaffen: zum Beweis führt er Pſ. 139, 21. Herr ich haſſe diejenigen, die dich haſſen. Maimonides ſagt; derjenige, welcher das mündliche Geſetz nicht bekennt, iſt nicht nur ein alter Rebelle, deren im Geſetz Meldung geſchieht, ſondern er iſt unter der Summe der Epicurer begriffen. Uebrigens reden die Juden von zweyerley Epicurern, von heydniſchen und iſraelitiſchen Epicurern. Daß die Juden zuweilen die Chriſten mit dieſem Ehrennamen belegen, iſt unleugbar. Nachdem Abarbanel die Auslegung der Chriſten über Daniel 9, 24-27. in ſeinem Buch *Majene Jeſchua*, weitläuftig widerlegt hat, ſo ſagt er mit ausdrücklichen Worten, daß dieſes geſchehen ſey, dem Epicurer zu antworten, damit er ſich nicht klug dünke. Der bekannte R. Lippmann in ſeinem Buch: *Nizzachan*, wirft ebenfalls mit dieſem Wort beſtändig um ſich. (22)

Epicycepicyclus, ſ. Epicyclus.

Epicycloïs, ſ. Kreisradlinie im Art. Linie.

Epicyclus. Nach den Gedanken der alten Aſtronomen mußten ſich die Planeten in keinen andern krummen Linien, als in Kreiſen, mit keiner andern, als mit gleichförmiger Geſchwindigkeit bewegen. Daher, weil die Bewegung der Planeten von der Erde aus betrachtet ungleich ſcheinet, legten ſie den Mittelpunkt des Kreiſes, als der Bahn, auſſer dem Mittelpunkte der Erde. (ſ. Eccentricus) Bey der Sonne kamen ſie hiemit aus und der in dieſem eccentriſchen Kreiſe berechnete Ort der Sonne kam mit ihren Obſervationen, die auch nicht die allerfeinſten waren, ziemlich überein. Allein bey andern Planeten wollte die Rechnung mit den Beobachtungen gar nicht zutreffen, ſie mogten die Mittelpunkte der Bahnen legen, wohin ſie wollten, weil diejenigen Ungleichheiten der Bewegung, von welchen man jezo weis, daß ſie von der Bewegung der Erde um die Sonne abhangen, daraus unerklärbar waren. Um nun nichts als Kreiſe und gleichförmige Bewegung zuzulaſſen, erdachten ſie einen neuen Kreis MXQL *), in deſſen Peripherie ſich der Planet bewegen ſollte währender Zeit, da der Mittelpunkt A daſſelben Kreiſes in der Peripherie des Deferens ABCV fortlief. Dieſer neue Kreis MXQL heißt Epicyclus und zwar, wenn der Deferens concentriſch war, Concentrepicyclus oder Homocentrepicyclus; wenn jener eccentriſch war, Eccentrepicyclus. Reichte der Epicyclus noch nicht zu, alle Ungleichheiten, die ſich durch die Obſervationen zeigten, zu heben; ſo lies man noch eines andern Epicyclus Mittelpunkt im Umkreiſe des erſten, in der Peripherie jenes aber endlich den Planeten ſelbſt laufen, und nennte alsdenn jenen andern Epicycepicyclus. Und hieraus wird man abnehmen, was ein Epicycepicycepicyclus iſt, wenn es vorkommt.

Wir wollen erſt einmal den Zuſammenhang dieſer Sache am Beyſpiele der Sonne ſehen **). Um den Mittelpunkt der Erde T beſchreibe man den Kreis ACB, als einen concentriſchen Deferens, und ziehe ſeinen Durchmeſſer AB. Um den Mittelpunkt A beſchreibe man den kleineren Kreis ☉EF, als den Epicyclus. Der Mittelpunkt A des letzteren bewege ſich in der Peripherie des erſten von Abend gegen Morgen, daß er nach und nach in die Stellen C, B u. ſ. w. komme. Die Sonne, die anfangs in der verlängerten BA in ☉ gedacht wird, laufe im Epicyclus von Morgen gegen Abend oder von ☉ über E nach F u. ſ. f. dergeſtalt, daß währender Zeit, darin A nach C oder B kommt, die Sonne ☉ von S nach s oder von Σ nach σ komme, vorausgeſetzt, daß der Bogen des Epicyclus Ss ſo viele Grade halte, als der Bogen des Deferens CA, und ΣHσ ſo viele, als ACB oder, welches gleichviel iſt, daß jedesmal der Winkel SCs = CTA und folglich Cs parallel mit TA. Die Sonne wird alſo nach einander in ☉, s, σ von der Erde T aus geſehen. Ziehet man sG mit CT parallel, daß CsGT ein Parallelogramm

*) Aſtronomiſche Tafel. Fig. 18.

**) ſ. ebendaſ. Fig. 25.

iſt, und beſchreibet aus G mit einem Halbmeſſer Gs = TC = TA den Kreis Ssσ; ſo liegen alle vorgenannten Punkte, worin nach und nach die Sonne ſtehet, in dieſem Kreiſe. Denn es iſt natürlich, daß, wenn man ſo viele gleiche Parallelen, als man will, wie AS, Cs, Bσ nach einer Seite hin an die Peripherie eines Kreiſes anſetzt, alſo alle Punkte des Umkreiſes nach einerley Richtung gleich weit fortſchiebt, die ganze Peripherie fortgeſchoben wird und die Endpunkte der Parallelen in der Peripherie deſſelbigen Kreiſes liegen, deſſen Mittelpunkt eben ſo viel, nemlich von T nach G fortgerücket iſt. Alſo thut der Concentrepicyclus hier eben die Dienſte, als der excentriſche Kreis Ssσl, wodurch Ptolemäus die Bewegung der Sonne erkläret, d. i. in demſelben Punkte s ſtehet zur gegebenen Zeit die Sonne, man mag ihre Bewegung durch den Excentricus Ssσl oder durch den Concentrepicyclus erklären. Der Bogen Ss iſt zwar dem Bogen AC gleich; wenn aber die Sonne im letzten liefe, deſſen Mittelpunkt die Erde iſt, ſo ſähe man von der Erde aus die Bewegung der Sonne gleichförmig, weil die gleichen Bogen AC und BK, welche in gleichen Zeiten durchloſſen werden, von T aus gleich erſcheinen; da nun die gleichen Bogen Ss und σl, die auch in gleichen Zeiten durchloſſen werden, von T aus ungleich erſcheinen, nemlich der nähere σl gröſſer als der weitere Ss, wie die Sonne in der Erdnähe ſchneller zu laufen ſcheinen muß, als in der Erdferne.

Um die Bewegung der drey oberen Planeten zu erklären, formirten ſich die Alten folgende Theorie. *) D war der Mittelpunkt der Welt, alſo der Erde und der Ekliptik; DE die ganze Excentricität; daher E der Mittelpunkt des Aequans; (ſ. Excentricus Aequator) DG die Hälfte der Excentricität und G der Mittelpunkt des Excentricus Deferens ABCV, worin ſich der Mittelpunkt A des Epicyclus ſo bewegte, daß die Bewegung deſſelben von E aus angeſehen gleichförmig, von G aber und noch mehr von D angeſehen ungleichförmig erſchiene. Um den Kreiſen die gehörige Proportion zu geben, theilte man den nach Belieben angenommenen Halbmeſſer des Excentricus in 60 Theile und dieſe in 60 Scrupel, und gab bey

	Saturn,	Jupiter,	Mars
der Excentricität des Deferens DG	— 3, 25.	2, 45.	6, 0
dem Halbmeſſer des Epicyclus AM	— 6, 30.	11, 30.	39, 30
Alſo der Summe dieſer beyden —	— 9, 55.	14, 15.	45, 30
So war die gröſſte Weite von der Erde DM	— 69, 55.	74, 15.	105, 30
Und die kleinſte DW — — —	— — 50, 5.	45, 45.	14, 30

Der Mittelpunkt des Epicyclus bewegte ſich im Excentricus Deferens, der bey verſchiedenen Planeten die Ekliptik in ihrem Mittelpunkte unter verſchiedenen ſtändigen Winkeln ſchnitte, nach der Ordnung der Zeichen und zwar brauchte der des Saturns 30, der des Jupiters 12 und der des Mars beynahe 2 Jahre, bis er herum kam. Der Planet bewegte ſich hingegen im Epicyclus, der eine nach gewiſſen Geſetzen veränderlich ſchiefe Stellung gegen den Deferens hatte, in der oberen Hälfte nach dem Zeichen, in der unteren Hälfte aber demſelben entgegen, und brauchte der Saturn und Jupiter zu ſeinem Umgange im Epicyclus etwas über ein Jahr, Mars etwas über zwey Jahre; Saturn nemlich 378, Jupiter 398, Mars 779 Tage. In A war die Erdferne, in C die Erdnähe des Excentricus; hingegen in N, dem Ende von EKN, die mittlere Erdferne des Epicyclus; in O, dem Ende von DKO, ſeine wahre Erdferne und in Z, dem Ende von GKZ, das Punctum Contractus oder Concavitatis. Dieſe drey fielen alſo nie zuſammen, auſſer wenn der Mittelpunkt des Epicyclus in A oder C der Linie der Abſidum des Deferens ſtunde. Eben ſo war R und d die mittlere und wahre Erdnähe. In allen mittleren Conjunctionen der Sonne mit einem Planeten befand ſich letzter in der mittleren Erdferne ſeines Epicyclus, und in allen mittleren Oppoſitionen mit der Sonne befand er ſich in ſeiner mittleren Erdnähe. Auſſerdem ſo weit der mittlere Ort der Sonne von dem mittleren Orte des Planeten abſtunde, ſo weit ſtunde dieſer von ſeiner mittleren Erdferne. Daher dauerte eine Periode der Bewegung im Epicyclus ſo lange als die Zeit von einer Conjunction des Planeten mit der Sonne bis zur andern, und die mittlere Bewegungen des Mittelpunkts des Epicyclus und des Planeten in demſelben zuſammengenommen waren der mittleren Bewegung der Sonne gleich; je langſamer alſo eine von jenen beyden war, deſto ſchneller war die andre.

Mit den beyden untern Planeten hat es dieſelbe Bewandniß, nur ſind noch zwey beſondre Dinge daran zu bemerken. Nemlich erſtlich durchlauft der Mittelpunkt des Epicyclus genau in eben der Zeit den Excentricus nach der Ordnung der Zeichen, in welcher die Sonne den ihrigen; woher es kommt, daß dieſe Planeten ſich nie weiter von der Sonne entfernen, als der Halbmeſſer ihres Epicyclus beträgt. Von den 60 Theilen, worin der nach Belieben angenommene Halbmeſſer des Excentricus getheilt wird, hält aber der Halbmeſſer des Epicyclus der Venus 43 und 10 Scrupel, des Merkurs 22 und 30 Scr. und der Planet lauft darin den Zeichen entgegen. Zweytens der Merkur hat noch was ganz beſonders an ſich; denn der Mittelpunkt ſeines Deferen bleibt nicht immer vom Mittelpunkte der Erde gleich entfernt, ſondern hat eine veränderliche oder zeitige Excentricität, *excentricitas temporaria*; daher trugen die Alten in der Linea Abſidum AH **) vom Mittelpunkte der Ekliptik A bis B, von B bis C und von C bis D jedesmal 3 Sechzigtheile des Halbmeſſers des Deferens, beſchrieben aus C mit CD einen kleinen Kreis, in deſſen Peripherie ſich der Mittelpunkt D des Deferens FEGE den Zeichen entgegen und zwar mit eben der Geſchwindigkeit, womit ſich der Deferens der Zeichen nach, bewegte. Alſo war die gröſte Excentricität des Deferens AD = 9, und die kleinſte AB, welche zugleich die Excentricität des Aequans PP war = 3. Man bildete ſich zu dem Ende gleichſam eine runde Capſel oder Büchſe IK mit einem runden Loche LM ein, welcher beyder Mittelpunkte in C lagen, und in der Capſel einen vertieften Striefen, der in der Figur weiß gelaſſen worden und deſſen Mittelpunkt in D lag. Die durchlöcherte Büchſe war der Excentrus Excentri oder der Excentricus Excentrici und in dem vertieften Striefen drehete ſich ein darein paſſender Ring, als der Deferens, eben ſo ſchnell den Zeichen nach als die Büchſe oder der Excentrus Excentri dem Zeichen entgegen. AF war alſo bey dem Merkur = 69, AG = 51; daher AH = 91, 30;

*) Aſtronom. Tafel Fig. 18.
**) ſ. Ebendaſ. Fig. 26.

dabey der Venus die beſtändige Eccentricus nach dem Ptolemäus = 1, 15 alſo die Weite der Erdferne des Deferens von der Erde = 61, 15. und die Weite der Erdnähe = 58, 45, daher die größte Entfernung der Venus ſelbſt AH = 104, 25 und AN = 15, 35. war.

Endlich um auch noch den Mond mit ein paar Worten zu berühren, ſetzt Copernicus in der geänderten alten Theorie deſſelben zuvörderſt einen concentriſchen Kreis MIO *) nemlich deſſen Mittelpunkt A im Mittelpunkte der Erde iſt. In deſſen Peripherie beweget ſich der Mittelpunkt I des Deferens dem Zeichen entgegen ſo, daß, wenn der Mittelpunkt in I ſtehet, der Deferens DHE und, wenn jener in M ſtehet, dieſer LNV iſt. In der Peripherie des Deferens lauft wieder der Mittelpunkt des Epicyclus nach der Ordnung der Zeichen, und in der Peripherie des Epicyclus der Mond in der oberen Hälfte gegen, in der untern nach den Zeichen.

Unter der oberen Hälfte des Epicyclus, medietas cycli ſuperior, verſtunde man diejenige Hälfte, in deren Mitte ſich die Erdferne, und unter der untern diejenige, in deren Mitte ſich die Erdnähe befand; gleichwie die Morgenhälfte diejenige hieß, die zwiſchen der Erdferne und Erdnähe begriffen und gegen Morgen gekehrt war, die Abendhälfte, die gegen Abend gekehrt war. Die beyde letzten Hälften ſcheidende, grade Linie von der Erdferne zur Erdnähe hies Durchmeſſer der Abſidum des Epicyclus; gleichwie die beyde erſten Hälften ſcheidende, im Mittelpunkte des Epicyclus ſenkrecht auf den Durchmeſſer der Abſidum aufgerichtete gerade Linie der Durchmeſſer der mittleren Längen, diameter mediarum longitudinum, genennet wurde, weil der darin ſtehende Planet eine mittlere Entfernung hat zwiſchen der größten in der Erdferne und der kleinſten in der Erdnähe.

Folgende Worte müſſen hier noch kürzlich erklärt werden, weil in andern Titeln hieher verwieſen worden iſt. Aequatio Argumenti oder Proſtaphäreſis Anomaliä oder primi Epicycli oder bey dem Monde primä Inäqualitatis iſt **) der Bogen gh der Ecliptik zwiſchen den wahren Orte g des aus der Erde D geſehenen Planeten S und dem wahren Orte h des gleichfalls aus der Erde D geſehenen Mittelpunkts K des Epicyclus. Dieſe Linie DKh, worin man den wahren Ort des Mittelpunkts des Epicyclus aus der Erde ſiehet, heißt die Linie der wahren Bewegung des Epicyclus, linea loci vel motus veri centri epicycli; hingegen DZ, welche aus dem Mittelpunkt der Erde D parallel lauft mit EK oder Ei der aus dem Mittelpunkt des Aequans E durch den Mittelpunkt des Epicyclus K gezogenen Linie, heißt Linie der mittleren Bewegung des Epicyclus, und der Bogen hZ der Ecliptik iſt die Aequatio centri in Eccentrico oder Proſtaphäreſis Eccentri in Eccentrico. Die Aequatio centri in Epicyclo iſt der Bogen des Epicyclus ON zwiſchen der wahren Erdferne O und der mittleren N. Endlich ***), weil bey dem Monde der Punkt Q, wo die Linie ON in den Epicyclus eintrift, die von O dem Punkte des Concentricus, der der Erdferne des Eccentricus L gegenüber liegt, durch den Mittelpunkt des Epicyclus N gezogen wird, die mittlere Erdferne des Epicyclus heißt; ſo nennt man PQ den Bogen des Epicyclus zwiſchen der wahren Erdferne P und der kaum erklärten mittleren Q Aequatio Centri Lunä oder Proſtaphäreſis ſecundi Epicycli. (6)

*) Aſtronom. Tafel. Fig. 19.
**) ſ. ebendaſ. Fig. 18.
***) ſ. ebendaſ. Fig. 19.

Epicyema, ſo benennt man die Ueberſchwängerung. (ſ. dieſen Artikel.)

Epidauria, ἐπιδαύρια, ἐπιδαυρίων ἡμέρα, hieß der achte Tag des Eleuſiniſchen Feſtes, weil Aeſculap, der von Epidaurus nach Athen gekommen war, an dieſem Tage eingeweyhet worden. Von dieſer Zeit an wurde auch Aeſculap zu Athen göttlich verehrt.

Epidemia, Ἐπιδημία, war der Namen des Feſtes, welches Privatperſonen bey ihrer glücklichen Zurückkunft von einer Reiſe mit ihren Freunden und Verwandten feyerten. (21)

Epidemia Apollinis, hieß das Feſt, welches man dem Apoll zu Ehren, zum Gedächtniſſe ſeiner Ankunft und Gegenwart feyerte. (21)

Epidemia, Epidemiſche Krankheiten. Wann Krankheiten an einem Ort, oder ganzen Gegenden aus einer gemeinſchaftlichen Urſache entſpringen, und dabey viele Menſchen anfallen, ſo nennt man dieſe Krankheiten epidemiſche. Wir werden unter dem Artikel Krankheiten dieſelbe näher betrachten. (5)

Epidendrum, ſ. Vanille.

Epideris, (Anatom.) heißt bey den griechiſchen Aerzten die Waſſernymphen und die Clitoris der weiblichen Schaam. (9)

Epidermis, iſt die den ganzen Körper umgebende äuſſere Haut. Wir werden davon unter dem Artikel Haut handeln. (5)

Epidermis, (Botan.) iſt das Oberhäutchen der Blätter, ſ. Blatt.

Epideſis, (Chirurg.) heißt der Verband, welcher angelegt wird, um das Blut zu ſtillen. (9)

Epideſmus, (Chirurg.) heißt der doppelte Verband, wo ein Band über das andere angelegt wird. (9)

Epidicos, Ἐπίδικος hieß in der Athenienſiſchen Rechtsſprache eine Jungfrau, um welche Anverwandten ſtreiten, wer ſie heyrathen ſolle. (ſ. Dice Epidicaſias. (21)

Epididymis, heißt die Nebenhode, ſ. den Artikel Geburtstheile männliche.

Epidoſes, Ἐπιδόσεις, hieſſen zu Athen die freywilligen Beyträge zum Beſten des Vaterlandes.

Epidotes, Ἐπίδοτης hieß, nach dem Heſychius, Jupiter bey den Spartanern, weil die Menſchen aus ſeiner Hand die Güter dieſes Lebens erhalten. Unter dieſem Namen hatte er auch einen Tempel zu Mantinea.

Nach dem Pauſanias führten auch beſondre Götter dieſen Namen, denn er ſagt, der Senator Antonin habe dem Aeſculap ein Bad und den Göttern, die den Namen der Epidoten führen, einen Tempel erbauet. Da ſie nun in dieſer Stelle mit unter dem Aeſculap, der Hygea und dem Apoll vorkommen, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ihre Gaben, die ſie den Menſchen ſchenken, ſich auf den Leib beziehen. Nach dem Banier ſtunden ſie den Kindern vor. Vielleicht waren dieſe Epidoten bey den Griechen in einem allgemeinen Namen das, was Educa, Potina, Oſſilago u. ſ. w. bey den Römern im Beſondern bezeichneten. (21)

Epidroma, (Arzneyk.) heißt die Anhäufung des Blutes oder eines andern thieriſchen Saftes, in einem Theile des Körpers. (9)

Epidromos, Ἐπίδρομος, hieß bey den Schiffen der alten

alten Griechen das hinterſte Seegel, das gröſſer war, als der δολων auf dem vordern Theile des Schiffs. (21)

Epigaſtrica regio, iſt die Oberbauchgegend ſ. den Artikel Bauch.

Epigea, ἐπιγεια, auch ἀπογεια, πειρματα, πρυμνησια, der Lateiner retinacula, waren die Taue, womit man die Schiffe am Ufer befeſtigte. Zu dem Ende waren in den meiſten Häfen Steine aufgerichtet, die nach Art eines Rings durchbohrt waren und deswegen δακτυλιοι hieſſen, und an denen die aus dem Hintertheile geworfene Taue gebunden wurden. Dies geſchahe denn allemal, wenn Schiffe in den Hafen einlieſen. Sollten ſie wieder in die See gehen, ſo wurden dieſe Taue losgemacht und das hies solvere funes oder retinacula. So ſagt Ovid. Metamorph. 15, 605.

Aeneadæ gaudent cæſoque in littore tauro
Torta coronatæ ſolvunt retinacula navis.

In Häfen, welche eine bequeme und für den Winden geſicherte Lage hatten, blieben die Schiffe auch unangebunden und frey. Homer ſagt deswegen Odyß 10, 136. „Hier iſt der Hafen ſo ruhig, daß es keines Hafens bedarf.“ (21)

Epigeios, ſ. Rohr.

Epigenema, Wird ein neuer Zufall in ganzen Krankheiten genennt, der nicht ſowohl eine Wirkung derſelben, als vielmehr blos ein Nebenzufall iſt, der ſich aus beſondern Umſtänden, des Kranken diesmal dazu ſchlägt, doch etwas an dem Lauf der Krankheit verändern kann. (5)

Epigeneſe. Daß die Entſtehung und Ausbildung der organiſirten Körper, ohngeachtet aller Bemühungen der neuern Phyſiologen, ohngeachtet alles des Lichtes welches durch häufige Beobachtungen und Verſuche darüber verbreitet worden, zu den ſchwereſten Lehren der Phyſiologien gehören, iſt bekannt genug, und wird im Art. Erzeugung näher beſtimmt. Es iſt noch nicht einmal mit Gewißheit ausgemacht, wo der erſte Grundſtoff eines jeden Thieres und einer jede Pflanze herkommen, vielweniger wie und durch welche Kräfte dieſer Grundſtoff ausgebildet werde. Ob die Vermiſchung des männlichen und weiblichen Saamens den Stoff abgebe, oder ob die Saamenthierchen das Mehreſte beytragen, oder ob der ganze Keim im weiblichen Ey zu ſuchen ſeye, wird in dem ſchon genannten allgemeinen Art. unterſucht. Die Entwickelung und Ausbildung des Grundſtoffs zu erklären hat man zwey berichtete Theorien, Evolution nemlich und Epigeneſe. Von der erſtern (ſ. Evolution.) Die Hauptſache in der leztern Theorie geht darauf hinaus, der erſte ungeformte Grundſtoff werde nach der Befruchtung nach und nach, und ein Theil des organiſirten Körpers nach dem andern ausgebildet; die wichtigſten Theile der vollkommenen Thiere, als Herz und Gehirn zuerſt, denn andere weniger wichtiger und zulezt die Extremitäten. Am ausführlichſten und ſcharfſinnigſten hat Caſpar Friederich Wolff dieſes Syſtem ausgeführt: die allmählige Bildung einigermaſſen wahrſcheinlich zu machen, nimmt er eine gewiſſe weſentliche dem Körper angebohrne Kraft an: einige übertragen der Seele dieſes Geſchäft und behaupten, dieſe bilde den Körper allmählich aus: andere z. B. Büffon denken ſich im organiſirten Körper gewiſſer Formen, worinn der Grundſtoff zum neuen Körper abgedruckt würde. (39)

Epigius, hieß bey den Aſtrologen ein Planete in ſeiner Erdnähe, und daher war epigius ſoviel als perigäus. (6)

Epiglottis, das Züngelgen in den Tangenten am Spinetten und Clavicymbeln. (25)

Epiglottis, iſt der Luftröhrendeckel, ſ. dieſen Artikel.

Epiglottis iſt ein Beynahme des Kehldeckel Tragant (*Aſtragalus* L.)

Epigona, ſ. Grundſtrauch.

Epigonatis, iſt die Kniſcheibe.

Epigonatium, ein Kleid das bis über die Knie herabhängt, und dergleichen die Geiſtlichen in der Griechiſchen Kirche tragen. Es iſt eben das, was ſonſt Stoicharium, oder Sticharium genennt wird. Verſchiedne Schriftſteller verwechſeln es mit dem Hypogonatium, das aber ganz davon verſchieden war. (ſ. dieſe Wörter.) (1)

Epigramma, ἐπιγραμμα, ein eingebranntes Maal. ſ. Brandmaale und Character regius. 8. Bd

Epigramma. Ueber die deutſche Ueberſetzung dieſes Worts ſind die Kunſtrichter nicht einig, da ſie es bald durch Ueberſchrift, bald durch Aufſchrift, bald durch Inſchriften, bald durch Sinnſchriften, bald durch Sinngedicht geben; unter dieſen ſind Aufſchrift und Sinngedicht die gewöhnlichſten, deren jenes Wernike, dieſes aber Logau, zwey der berühmteſten Männer in dieſer Art von Gedichten, brauchen. Auf die Benennung kommt es uns nicht an, wir wollen von der Sache reden. Die erſte Entſtehungsart der Epigrammen war ohne Zweifel, dieſe, daß ſie Aufſchriften auf gewiſſe öffentliche Denkmäler waren. Aufſchriften können ohne das, worauf ſie ſtehen, oder ſtehen könnten, nicht gedacht werden. Beydes zuſammen macht das Ganze aus, von welchem der Eindruck entſteht, dem wir der gewöhnlichen Art zu reden, nur der Aufſchrift allein zu ſchreiben. Erſt ein ſinnlicher Gegenſtand, der unſre Neugierde reizet; und dann die Nachricht auf dieſen Gegenſtand ſelbſt, die unſre Neugierde befriedigt. Vergleichen wir damit die Gedichte, denen wir insgemein den Namen der Epigrammen beylegen, ſo wird ſich die Form dieſer Gedichte leicht beſtimmen laſſen. In einem jeden Sinngedicht laſſen ſich zwey dergleichen Stücke die wir angeführt haben, unterſcheiden. Das eine iſt ein Vorwurf, der unſre Neugierde reizt, und das andere eine Erklärung, die unſrer Aufmerkſamkeit zum Aufſchluß dient. Hieraus läßt ſich folgende Erklärung von einem Epigramm geben: es iſt ein Gedicht, in welchem nach Art der eigentlichen Aufſchriften, unſre Aufmerkſamkeit, auf irgend einen einzelnen Gegenſtand erregt, und davon mehr oder weniger geſagt wird, unſre Neugierde zu befriedigen; oder es iſt ein kleines Gedicht, darinnen der Dichter merkwürdige Perſonen, oder Sachen, nicht umſtändlich, ſondern gleichſam nur im Vorbeygehen, und in wenig Worten in einem beſondern und ſeltenen Lichte zeigt. Es iſt alſo das Epigramm gleichſam ein poetiſches Monument, das wir mit einem einzigen Blick überſehen. Gottſched erkläret es, durch einen kurzen poetiſchen ſinnreichen Einfall, der jemanden zum Lobe, oder zum Tadel gereicht. Wenn ſcharfſinnig hier ſo viel heißt, als Wahrnehmung eines beſondern Umſtandes an einer Sache, ſo ſtimmt dieſe Erklärung mit der vorhergehenden überein. An der berühmten Grabſchrift, welche Auſonius auf die Dido machte, findt man die Form eines Epigramms deutlich.

Infelix Dido, nulli bene nupta marito
Hoc pereunte fugis, hoc fugiente peris.

Hier sieht man in dem ersten Vers gleichsam die Statue einer durch Heyrath unglücklichen Person; und die zweyte erklärt das unglückliche und seltene Schicksal dieser Person in wenig Worten. Man könnte diese zwey Theile die Erwartung, und den Aufschluß nennen. Batteux sagt: daß Epigramm hat nothwendigerweise zwey Theile, der erste ist der Vortrag der Sache, die den Gedanken hervorgebracht, und veranlaßt hat; und der andere der Gedanke selbst, oder die Pointe, d. i. dasjenige, was den Leser reizt, und ihn interessirt. Wenn uns unvermuthet ein beträchtliches Denkmal aufstößt, so vermengt sich mit der Ueberraschung so gleich eine Art von Verlegenheit über die uns noch ungewisse Bestimmung desselben, welche so lange anhält, bis wir uns ihm mehr genähert haben, und durch seine Aufschrift aus unsrer Ungewißheit gesetzt worden sind. Diese Reihe von Empfindungen ahmt das Sinngedicht nach, und um dieser Aehnlichkeit willen hat es den Namen Epigramma bekommen. Aus diesen Grundsätzen läßt sich nun schon vorläufig bestimmen, welche von den kleinen Gedichten, die man insgemein Sinngedichte nennt, mit Recht diesen Namen verdienen, oder nicht. Einige begreiffen alle die kleinen Gedichte, die nichts als allgemeine moralische Lehren, oder Bemerkungen haben, unter dem Namen der Sinngedichte. Eine solche Lehre, oder Bemerkung, wenn sie nicht aus einem einzelnen Fall, der unsere Neugierde erregt hat, hergeleitet, oder auf ihn angewendet wird, kann zwar den zweyten Theil eines Epigramms abgeben; aber an und vor sich, sie sey auch noch so witzig vorgetragen, sie sey auch in ihrem Schluß noch so spitzig zubereitet; so ist sie dennoch kein wahres Sinngedicht, sondern blos Maxime, die diejenige Empfindung nicht erregen kann, die dem Sinngedichte eigen ist. Zuweilen pflegt man also kleine Gedichte, die eigentlich nur die zweyte Hälfte eines Epigrams ausmachen, auch mit diesem Namen zu belegen, alsdenn aber wird der erste Theil durch die Ueberschrift ersetzt, als welche den Gegenstand schildert. Z. E. folgendes Sinngedicht mit der Aufschrift: über ein kleines Lustwäldchen, das mit Wasser umgeben ist:

Hic Cytherea tuo poteras cum Marte jacere
Vulcanus prohibetur aquis, sol pellitur umbris.

ist eigentlich nur die Aufschrift: das Denkmal wird durch die Ueberschrift angezeigt. Wollte man es vollständig machen, so würde ohngefehr der Anfang, als der erste Theil also ausgedrückt werden: dieses Wäldchen ist mit Wasser umgeben, und dichte mit Bäumen bepflanzt; dann würde das obige folgen. Viele von so gerühmten Sinngedichten enthalten nichts als blosse moralische Sätze. In diesem Gesichtspunkt thut Martial zu wenig; denn das Moralisiren ist seine Sache gar nicht. Er hat wenig Sinngedichte, die sich mit einer allgemeinen Moral schliessen; nicht als wenn gar keine Moral darinnen wäre, sondern sie ist in Handlung verwebt, er moralisirt, mehr durch Beyspiele, als durch Worte. Andere fallen in den entgegengesetzten Fehler, und erregen Erwartung, ohne einen Aufschluß darüber zu geben. Hieher gehören alle jene kleine Gedichte, die nichts als ein blosses seltsames Factum enthalten, ohne im geringsten anzuzeigen, aus welchem Gesichtspunkt wir dasselbe betrachten sollen; die uns weiter nichts lehren, als daß einmal etwas geschehen sey, welches nicht alle Tage geschieht. Doch mit diesen dürfen wir nicht diejenigen kleinen Erzehlungen verwechseln, die zwar auch ohne alle Betrachtung und Folgerung vorgetragen werden, die aber doch eine allgemeine Wahrheit so anschauend enthalten, daß es überflüßig gewesen wäre, sie mit ausdrücklichen Worten hinzuzufügen. Z. E.

Thesauro inuento, qui limina mortis inibat
Liquit ovans laqueum, quo periturus erat.
At qui, quod terræ abdiderat, non repperit aurum,
Quem laqueum inuenit, nexuit & periit.

Wer ist so blödsinnig, der die Wahrheit, die darinnen liegt, nicht zugleich denken sollte? Einige Kunstrichter wollen dergleichen Gedichte nicht unter die Sinngedichte rechnen, sondern weissen ihnen ihren Platz unter den Apologen, unter den äsopischen Fabeln an. Sie setzen das Wesen des Sinngedichts nicht in der gedrungenen Kürze, womit sie erzählt werden, sondern bestimmen den Unterschied zwischen dem Sinngedicht und der Fabel auf folgende Art: in einem Sinngedicht folgen die Theile der Erzählung aufeinander, in der Fabel aber fallen sie in eines zusammen; der einzelne Fall in einer Fabel kann Erwartung erregen, weil man ihn nicht ausgehört haben kann, ohne daß der Aufschluß zugleich mit da ist; das Epigramm aber ziehet unsre Aufmerksamkeit auf eine Folge, welche weniger nothwendig daraus fließt.

Beyde Theile, die Erwartung und der Aufschluß müssen in einem Epigramm einander vollkommen angemessen und proportionirt seyn. Wir müssen beyde, mit einem Blick übersehen können, ob ihm gleich der Dichter durch Auseinandersetzung seiner einzelnen Theile, bald einen grössern, bald einen geringern Umfang geben kann. Der Dichter darf also nicht erweitern, um ein paar Verse mehr zu machen, sondern er muß sein Hauptaugenmerk auf den Ausgang richten, und sehen, ob und wie viel dieser durch eine grössere Ausführlichkeit und Deutlichkeit gewinne. Zuweilen kann dasjenige, was den Stoff des Epigramms ausmacht, sehr ausführlich vorgestellt werden, wenn dadurch das Verhältniß zwischen ihm und dem Aufschluß recht auffallend wird, z. E. wenn ein Ding besonders groß, oder besonders klein angegeben wird. Martial hätte auf das kleine Landgütchen, womit ihm einer so viel als nichts schenkte, folgendes Gedichtchen machen können.

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis
Sed rus est mihi majus in fenestra
Hoc quo tempore prædium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Aber wie viel launigter und beissender wird dieses Epigramm durch die eingeschalteten noch kleinern Maase, als ein Gärtchen vor einem Fenster ist; und noch mehr, da der Dichter den Abstand von diesem, bis zu einem Mund voll Essen, durch so viel andere Verkleinerungen auszufüllen weiß. I B. Ep. 19. Es kommt hiebey gar vieles auf die Absicht des Dichters an, und aus diesen müssen die Epigrammen beurtheilt werden. Oft will der Dichter nur das Andenken ausserordentlichen Begebenheiten, so wohl im Glück, als Unglück erhalten; bald will er loben, bald tadeln, bald will er die Klügern über die Thoren lachen machen. Und hiedurch kann das Epigramm, so klein es auch ist, äusserst wichtig werden. Wie leichtsinnig müßte der nicht seyn, der folgendes Epigramm auf den Epictet ohne Rührung lesen könnte.

Δουλος Επικτητος γενομην, και σωματι πηρος,

Καὶ πενὴν τρος, καὶ φιλος Αθανατοισι. d. i. Dies ist Epictet, ein Sclave, lahm und höchst arm, aber den Göttern werth. Aus eben diesen Grund, weil diese Gedichte so klein sind, so leiden sie auch nicht den geringsten Flecken. Gedanken und Ausdrücke müssen vollkommen bestimmt, richtig und passend seyn. Der Gegenstand muß bald mit wenigern, bald mit mehrern Zügen, meisterhaft gezeichnet seyn, daß wir ihn schnell mit allen seinen Farben fassen können. Ein Epigramm ist kein Werk eines gemeinen Versmachers, sondern es erfordert einen Meister in Gedanken und Ausdruck. Ein Epigramm ist mehr, als nach dem Boileau, ein guter Einfall, mit ein paar Reimen geziert (un bon mot de deux rimes orné) auch mehr, als nach dem Batteux, ein interessanter Gedanke, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen wird. Ein Epigrammendichter muß eine vorzügliche Gabe haben, in einer jeden Sache etwas zu entdecken, daß unsre Neugierde reizt, und solche auch durch Witz und Scharfsinn befriedigen. Scaliger nennt es, poëma breve cum simplici cujuspiam rei, vel personæ, vel facti indicatione, aut ex propositis aliquid deducens, d. i. Vortrag des Subjects, der Sache, die den Gedanken veranlaßt hat, und der Gedanke selbst. Es erstreckt sich also das Epigramm über alles, was ein Gegenstand der menschlichen Wißbegierde werden. Soll man also das Epigramm in seiner ganzen Stärke empfinden, so muß man das Subject, welches die Gelegenheit zu den Gedanken gegeben hat, in allen seinen Bestimmungen kennen. Viele Epigrammen kommen uns nur deswegen so frostig vor, weil wir die besondere Gelegenheit nicht wissen. Freylich ist es ein Fehler des Dichters, wenn er dieses nicht deutlich bemerkt, aber er kann auch seine Ursachen haben, warum er den veranlassenden Fall mit Fleiß verschweigt. Im allgemeinen aber genommen, muß der Dichter wenigstens einen Fingerzeig geben, worauf er ziele, sonst sehen wir uns überall um, und wissen nicht, wo wir den Stoff finden sollen, und dadurch geht das Vergnügen verloren. Man vergleiche die zwey Epigrammen, über einen Gegenstand miteinander.

Lumine Acon dextro, capta est Lecuilla sinistro,
Et potis est forma vincere vterque Deos.
Blande puer, lumen, quod habes concede puellae,
Sic tu caecus Amor, sic erit illa Venus.

Du mußt o kleiner Lycon, dein Aug Agathen leihn,
Blind wirst du denn Cupido, die Schwester Venus seyn.

Das erste versteht man ohne Titel; aber wenn bey dem andern nicht die Ueberschrift: an zwey sehr schöne, aber einäugige Geschwister stünde, so wäre es ganz unverständlich, und auch da verhält es sich zu jenem, wie eine kahle Aufschrift, die in einem Buche angeführt wird, zu eben derselben Aufschrift, die wir auf einem schönen Monument selbst lesen. Ganz anders sind die Epigrammen des Martials, diese haben die Erläuterungen eines Titels nicht nöthig; was zum Verstand des Epigramms gehört, ist in dem Epigramm selbst, wenigstens haben sie sich zur Zeit des Dichters von selbst verstanden. Eine vorzügliche Eigenschaft des Gedankens in einem Epigramm ist seine Kürze; indem der Leser geschwind, aber doch nicht leer abgefertigt seyn will. Eine der vornehmsten Eigenschaften eines Epigramms ist dasjenige, was die Lateiner das acumen, und die Franzosen pointe nennen, d. i. derjenige Gedanke, um dessen willen die Erwartung erregt wird, der am Ende des Ganzen stehen muß, und sich von allen übrigen Gedanken, die nur seinetwegen da sind, auszeichnen muß. Dieses ist das wahre Kennzeichen eines Epigramms. Man hüte sich aber, daß man nicht bloßes Gedankenspiel für die Spitze des Epigramms hält. Der Einfall in einem Epigramm muß auch neu seyn, denn schon die bloße Ueberraschung ist uns angenehm; kann der Dichter keinen wirklich neuen Gedanken aufstellen, so muß er ihm doch eine solche Wendung zu geben suchen, daß er wenigstens die Eigenschaft des neuen dadurch erhält. Auch durch Zweydeutigkeit kann ein Epigramm zuweilen vergnügen. Was Cicero vom Scherz überhaupt sagt: quod si admixtum est ambiguum, sit salsius, das gilt auch vom Epigramm. Es ist dieses nicht blos zum Lachen gut, sondern kann auch zuweilen die Seele des seinen Scherzes seyn, und dem Ernst selbsten Anmuth geben. Nur darf diese Zweydeutigkeit nicht bloßes Wortspiel seyn.

Wir haben aus dem Alterthum sehr schätzbare Sammlungen von dergleichen Gedichten. Hieher gehören von den Griechen die sogenannten Anthologien, davon unter einem besondern Artickel gehandelt worden ist. Diese Art von Gedichten war den Griechen zu ihrer besten Zeit besonders eigen; sie lachten so gern, als irgend ein anderes Volk; es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß sich Martial, der Hauptepigrammatist, bey den Römern nach diesen Mustern gebildet hat. Er war der erste, der sich eine fixe, deutliche Idee von dem Epigramm machte, und dieser Idee beständig treu blieb, da vor seiner Zeit diese Art von Gedichten unter dem Schwall anderer kleinern Gedichte unabgesondert lag. So wie er der erste Epigrammatist der Zeit nach ist, so ist er es auch dem Werth nach. Einige Kunstrichter wollen ihm einen falschen Witz Schuld geben; aber welcher Epigrammatist ist ganz frey davon. Nur wenige haben so viele Epigrammen geschrieben, und niemand unter so vielen, so viel gute, als er. Nichts hat seinem Ruhme mehr geschadet, als der unzüchtige Inhalt vieler seiner Gedichte. Martial entschuldigt sich zwar.

Lascivia est nobis pagina, vita proba est;

allein diese Entschuldigung ist nicht weit her. Einige haben ihn daher castrirt, und seine unzüchtigen und leicht ansteckende Gedichte lieber herausgeschnitten, als ihn gänzlich aus den Händen unschuldiger und mit zarter Stirne begabter Leser zu verbannen. Andere haben den Martial in diesem Stück noch auf eine andere Art vertheidigen wollen. Sie sagen: alle diejenigen, die sich der Besserung des sittlichen Verderbens unterzogen haben, erlauben sich auch eine freye Sprache zu führen, und sich mit eigentlichen Worten über dasjenige auszudrücken, was sonst der Wohlstand zu bemänteln befehlen würde. Indessen dünkt mich doch, dieser Beweis läßt sich nicht von allen Gedichten des Martials führen. Unter den neuern haben sich auch verschiedene Dichter in Epigrammen hervorgethan. Ausonius hat ein ganzes Buch von Epigrammen geschrieben, die aber mehr durch Leichtigkeit, als vorzüglichen Witz hervorstechen. Burman hat die ältern in seiner lateinischen Anthologie herausgegeben. Bey den Engländern ist Owen der Verfasser einer Sammlung von lateinischen Epigrammen, unter der viele glücklich, viele aber auch äusserst frostig gerathen sind. Unter den Deutschen gab Logau in der Mitte

des vorigen Jahrhunderts drey tausend deutscher Sinngedichte heraus, die aber wegen der vielen eingemischten schlechten in Vergessenheit geriethen, bis sie Ramler und Lessing im Jahr 1759 wieder herausgaben, doch so, daß sie nur den dritten Theil beybehielten, und einige nöthige Aenderungen wagten. Nach ihrem Urtheil ist er der Martial der Deutschen. Hierauf folgte Wernike, der zehen Bücher Ueberschriften, wie er sie nennt, hinterlies. Er ist gedrängt, stark, gedankenreich, und unerschöpflich an witzigen Wendungen. Man sieht den Staatsmann in seinen Maximen, den Kenner der Welt in seinen spottenden Zügen, den Philosophen in seinen Sittensprüchen; zuweilen hat er etwas gesuchten Witz, und obgleich die Sprache zu seiner Zeit noch nicht die Geschwindigkeit hatte, die zu dergleichen Gedichten gehört, so hat er es doch so weit gebracht, als man es zu seiner Zeit bringen konnte. Lessing vergleicht ihn auf folgende Art mit dem Martial: beider Reichthum ist fast gleich groß, nur daß man dem Reichthume des Deutschen ein wenig zu sehr die Mühe und den Schweiß ansieht, den er gekostet. Wernike besaß mehr von den Metallen, woraus Geld zu münzen, und dem Martial gieng mehr gemünztes Geld durch die Hände. Unter den neuen Epigrammen haben die vom Kästnern den schärfsten Stachel, die von Lessing einen vorstechenden Witz; Göcking hat glückliche Erfindungen und vortrefliche Wendungen. Eine Menge dergleichen Gedichte, gute und schlechte, findet man in den Taschenkalendern, Musenalmanachen und Blumenlesen, womit wir alle Jahre heimgesucht werden. (22)

Epigrapheis, ἐπιγραφεῖς, hießen zu Athen diejenigen Bediente, welche alle diejenigen, die gewisse Abgaben zu entrichten hatten, nach eines jeden Vermögen schätzen, die öffentlichen Rechnungen führen, und die zur Bezahlung anhalten mußten, welche mit ihren Abgaben rückständig waren.

ἐπιγραφεύς, (in der einfachen Zahl) hies der Secretär der εὐθύνων, oder Rechnungsrevisoren zu Athen. (21)

Epilachontes, ἐπιλαχόντες. Bey der Wahl der Senatoren zu Athen war es merkwürdig, daß ausser denen, die unmittelbar in den Senat aufgenommen würden, noch gewisse Hülfsmitglieder oder Ueberzählige erwählt zu werden pflegten, die, im Fall irgend ein Senator seiner üblen Amtsführung wegen abgesetzt wurde oder vor Ablauf der zu seinem Amt bestimmten Zeit starb, ohne weitere Umstände die dadurch erledigten Stellen besetzten. Solche überzählige Senatoren hießen ἐπιλαχόντες. s. auch Kephyllophoresai. (21)

Epilarchia, ἐπιλαρχία. Gemeiniglich bezeichnet in der griechischen Tactik das Wort ἴλη ein Corps Reuterey, es sey so zahlreich, als es wolle: in eingeschränkterem Verstande aber bedeutet es bisweilen einen Trupp von 64 Mann. Von diesem Ausdruck ἴλη kommt nun Epilarchia her, die zwo ἴλας enthielte, und also aus 128 Mann bestand. (21)

Epilemma, ist eine redneriſche Figur, da sich der Redner selbsten einen Einwurf macht, und solchen sogleich beantwortet. Z. B. beym Cicero: at domicilium Romae non habuit? Is, qui tot annis ante ciuitatem datam, sedem omnium rerum ac fortunarum suarum Romae collocavit? pro Arch. c. 4. oder beym Demosthenes: ja wird mancher hier fragen, wo soll unsre Flotte anländen? Der Krieg, der Krieg wird es uns schon sagen, wo unser Feind am schwächsten ist. (22)

Epilempsis, heißt so viel als Epilepsie oder fallende Sucht. (9)

Epilenios, ἐπιλήνιος, auch ἐπιλήνια, eine Saltation der Griechen, bey welcher sie die bey der Weinlese üblichen Geschäfte durch zweckmäßige Geberden tactmäßig nachahmten. Man stellte sich z. B., als wenn man Trauben läse, Körbe trüge, Wein kelterte, Fässer füllte, Most tränke u. s. w. So beschreibt uns Longus diesen mimischen Tanz, dessen Name zugleich die Lieder bezeichnet, die bey der Weinlese gesungen wurden. Nach dem Tacitus Annal. B. II. war diese Saltation auch bey den Römern nicht unbekannt. (21)

Epilepsie, s. fallende Sucht.

Epilobium, s. Unholdenkraut.

Epilogismus, (Arzneyk.) heißt der Ausspruch der Aerzte, welche über eine Krankheit mit einander zu Rathe gegangen sind. (9)

Epilogus, heißt in der Redekunst der Schluß einer Rede, worinnen die vorhervorgetragenen Beweisgründe wiederholet und zusammengedrängt, und damit die Erregung derjenigen Leidenschaft verbunden wird, die der Redner verlangt. Die Lateiner nennen es Peroratio. (s. diesen Art.) In der dramatischen Dichtkunst bedeutet Epilogus eine kurze Rede, die nach der Vorstellung des Schauspiels an die Zuhörer gehalten wurde, worinnen einige Bemerkungen oder auch Anwendungen, Entschuldigungen, in Beziehung auf das vorgestellte Stück vorgetragen worden. Die Person, die diese kurze Rede hielt, hieß ehemals selbst Epilogus, so wie Prologus nicht nur die Vorrede zu einem Schauspiel, sondern auch den Vorredner bedeutete. Heutzutage hat man es nicht mehr, doch trift man es noch zuweilen bey englischen Schauspielen an. Man muß den Epilogus nicht mit dem Exodium der Alten verwechseln; dieser gehörte zum Stück, jener aber hieng von dem Gutachten des Dichters, ob er hinzufügen wollte oder nicht. s. Prologus, Exodium. (22)

Epimanikia, sind eine Art von Vorermel, oder lange Handschuh, die bis an den Ellnbogen reichen, und von den Geistlichen in der griechischen Kirche getragen werden. (1)

Epimedium, s. Sockenblume.

Epimeletae, ἐπιμεληταί, hießen die vier Curatores, die das Volk bey dem Eleusinischen Feste wählte. (21)

Epimeletae Emporiu, s. Emporiu Epimeletae.

Epimelis, ist ein Beyname des gemeinen Mespelbaumes. (*Mespilus germanica* Linn.) (9)

Epimenia, ἐπιμηνία. Zu Athen wurden alle Neumonde Opfer für das Wohl des Staats gebracht, welche diesen Namen führten.

Der nemliche Ausdruck bezeichnete aber auch bey den Griechen den Proviant, welcher den Knechten monatlich gereicht wurde. Was sie davon ersparten, war ein Theil ihres Peculiums. (21)

Ephimethea, (*Phal. Attacus.* Cram. *pap. ex.* XV. t. 176. f. A.) Man findet diese Atlasphaläne, oder Attacker auf der Küste von Guinea. Sie übertrift an Größe unser Tau. Alle Flügel sind ungezähnt; die vordersten aber haben eine Ausschweifung, und die hintersten ein langes Eck in der Mitte des Hinterrands: ihre Farbe ist ein graubraun mit hellern ins Röthliche fallenden Mischungen; gegen die Wurzel der Vor-

derflügel zeigt ſich ein helleres abgebrochenes ſchmales Band, in der Mitte ein weißlicher, dreyeckigter Punkt, und gegen den Hinterrand ein überzwerger ſchwarzer Streif, der auf der Innenſeite einen weiſſen Rand hat; eben ein ſolcher Streif oder Band befindet ſich auch in den Hinterflügeln; hinter dieſen Streifen iſt die Farbe aller Flügel mehr graugelb. In den Hinterflügeln zeichnet ſich in der Mitte ein großes ovales Auge aus. Sein Kern iſt orangegelb mit einem weiſſen halbmondförmigen durchſichtigen Flecken, um den Kern geht ein ſchwarzer und alsdenn ein weiſſer Ring; der Körper und die innere Seite der Hinterflügel fallen ins Gelbe; die Fühlhörner ſind gefiedert; unten iſt alles wie oben, nur ſiehet man da das Auge nicht. Das Weibgen hat Drury Inſ. II. t. 13. f. 1. abgebildet. (24)

Epimetrum, das Aufmaas oder Uebermaas, welches in den römiſchen Provinzen von Getraide, Wein und andern Dingen, welche dem Eintrocknen und der Verzehrung unterworfen waren, aufgegeben werden mußte, wenn ſolche zur Ausfuhr nach Rom beſtimmt waren. Je weiter die Provinz von Rom lag, deſto größer war das Epimetrum, welches aber wegfiel, wenn jemand ſeine Abgaben in baarem Gelde bezahlte. Ordentlicher Weiſe betrug das Epimetrum beym Wein und Speck den zwanzigſten, vom Waizen den funfzigſten, von Gerſten den vierzigſten, und von trocknen Früchten den hunderſten Theil. (21)

Epimone, iſt eine oratoriſche Figur, wenn man etwas mit Heftigkeit behauptet. Z. B. beym Cicero: occidi, occidi, non ſpecium Melium. Wenn man in der Hitze des Affects das erſte Wort wiederholet, ſo wird die Figur Epizeuxis genennt. (22)

Epimylis, iſt eine griechiſche Benennung der Knieſcheibe. ſ. Knochen. (9)

Epinette, (botan.) wird zuweilen die Balſamtanne (*Pinus Balſamea* L.) genennt. ſ. Fichte. (9)

Epinette, iſt ein Spinett oder ein Inſtrument mit Claves von einer gewiſſen Gattung. Man nennet eigentlich diejenigen kleinen Hölzer, die man berühret, les touches, oder die Taſten, die Schlüſſel, um uns die Anhängigkeit der Töne an die mechaniſche Taſten aufzuſchließen, und dieſer wiewohl harten aber nicht minder wichtigen Etymologie nach werden alle dergleichen Inſtrumenten, worauf beſtimmte Taſten liegen, denen gewiſſe Töne antworten, Claviere genannt.

Es giebt deren drey verſchiedener Gattungen:

1) Deren Anſchlag mit einem meßingenen Tangenten geſchiehet, und dieſe heißen im Detail Clavichorde.
2) Worauf ein geſpitzter Federkiel die Saiten anſchnellt, wie auf dem großen Clavecin, die wegen ihrer Figur Flügel genennt werden, und auf den Epinetten.
3) Die einen ſchnellkräftigen Hammer haben, und deswegen der größten Stärke und dabey einer äuſſerſt verſchiedener Modification fähig ſind, aber Hämmerclaviere, oder Fortepiano, und wechſelweis Pianoforte.

Ferners Pantalons wegen der Nachahmung eines von Pantaleon Eiſenſchmiedt in Sachſen beſonders verfeinerten Hackbrets genannt werden.

Die Epinette, wovon hier die Rede iſt, haben die Figur eines großen Clavichord, ſie ſind einſaitig bezogen, und ſobald dieſer Kiel nur ein wenig matt wird, ſo ſind ſie ſtumm.

Da der Hang zu den Hammerclavieren täglich allgemeiner wird: ſo kommen, wiewohl ohne Grund, die Claviere auſſer Uebung, und noch vielmehr die Epinetten, deren koſtbare Unterhaltung und tägliche Stimm- oder Bekielungsbedürfniß noch dazu mit wenigem Vortheile abſeiten der Stärke oder Annehmlichkeit mit Recht alle Liebhaber ermüdet.

Ein deutſcher Claviermacher in Paris hat den Verſuch gemacht, die ganze Conſtruction vom Epinett, worauf der Reſonanzboden von den tiefſten Tönen ſchon anfängt, in ein Hämmerclavier zu bringen. (25)

Epinicia, ἐπινικια, ἐπινικιος ἑορτη, war bey den Griechen das Siegesfeſt nach erfochtenem Siege. Man opferte bey dieſer Gelegenheit, welches ἐπινικια θυειν, ſo wie das Siegesopfer ſelbſt θυσιαι ἐπινικιοι genennt wurden. Auch ſang man dabey Siegeslieder, tanzte und ſtellte Freudenmale an, und dies hies τα ἐπινικια ἱσταν.

Zu den Feyerlichkeiten, welche den Triumph der Athleten begleiteten, gehörten auch gewiſſe öffentliche Schmauſereyen, welche auch den Namen der Epinicien führten. Einige dieſer Gaſtgebote wurden auf öffentliche Koſten angeſtellt. Wenigſtens bewirthete man zu Olympia die Sieger im Prytaneum, wie dies Pauſanias in Eliacis I, 15. und Athenäus Deipnoſ. 6, 8. bezeugen, welcher letztere ein hieher gehöriges Epigramm des Timocles anführt. Aber auch Privatperſonen und ſonderlich die Freunde der Sieger ſtellten mit groſſer Feyerlichkeit Gaſtgebote an. Sie wetteiferten dabey um den Vorzug, ſo daß ihre Freygebigkeit oft in Verſchwendung ausartete. Dies geſchah einſt bey dem Schmauſe, der zur Ehre des Sohns Phocions gehalten wurde, welcher in den panathenaiſchen Spielen beym Wettrennen den Preis erhalten hatte. Die dabey gereichten Fußbäder beſtanden aus Wein, der mit den köſtlichſten Specereyen vermiſcht war und einen herrlichen Wohlgeruch verbreitete. Dem alten Phocion mißfiel dieſer Luxus ſo ſehr, daß er zu ſeinem Sohn ſagte: „Kannſt du das ſo mit anſehen, daß man deinen Sieg durch eine ſolche Verſchwendung entehrt und gleichſam zernichtet?“ Dieſer Anecdote, die Plutarch im Phocion erzehlt, ſcheint Athenäus zu widerſprechen, der eben die Sache Deipnoſ. 4, 19. ſo erzehlt, als wenn Phocion dies prächtige Feſtin ſelbſt gegeben hätte. Er ſagt nemlich, ὁ πατηρ ἱστια τους ἑταιρους. Ohne Zweifel muß, nach Fabers glücklicher Vermuthung, Agoniſt. 2, 18. dafür geleſen werden, ἱστιατο ὑφ ἑταιρων d. i. er wurde bewirthet. Nimmt man dieſe ungezwungene und ſich ſelbſt empfehlende Leſart an, ſo ſtimmt alles mit Plutarchs Erzehlung überein.

Xenophon erzehlt ein anderes Beyſpiel eines ſolchen Gaſtmahls, das Callias dem Autolycus gab, der als Pancratiaſt in den Panathenaiſchen Spielen geſiegt hatte. Ueberhaupt wars ein herrſchender Gebrauch, zur Ehre derer, die in Gymniſchen Spielen oder muſicaliſchen Wettſtreiten geſiegt hatten, Gaſtmahle anzuſtellen, und dies nennten die Griechen das ἱστιαν τα νικητηρια oder ἐπινικια. Oft gaben die Sieger ſelbſt mit vielen Koſten feyerliche Gaſtgebote, zu denen eine Menge von Gäſten eingeladen wurde. Das thaten, nach dem Plutarch, Alcibiades, nach Athenäus Deipnoſ. I. Cicero de Orat. 2. und Quintilian II, II. Leophron, Scopas und andere. Manche giengen ſo weit, daß ſie einen groſſen Theil der Zuſchauer, welche Zeugen ihres erkämpften Siegs geweſen, wo nicht bewirtheten, doch we-

nigſtens beſchenkten. Jon aus Chios, der zu Athen als Acteur in einer Tragödie den Preis davon getragen hatte, gab jedem Athenienſer χιον χεραμιον zum Geſchenk. Dies war entweder ein irdnes Gefäs aus Chios, oder eine gewiſſe Quantität von Chierwein. Dies letztere vermuthet Faber Agoniſt. 2, 19. Hätte er Recht, ſo würde Jon eine erſtaunende Quantität Chierwein haben austheilen müſſen, wenn man das χεραμιον, nach einigen Alterthumsforſchern z. E. Herrn Rambach (im dritten Theile der Potteriſchen Archeologie S. 210, 215.) auf 33 Berliner Maaſſe rechnen wollte. Empedocles aus Agrigent, der in den olympiſchen Spielen geſiegt hatte, und als ein Pythagoräer ſich des Fleiſches der Thiere enthielte, lies aus den köſtlichſten Ingredienzien einen groſſen Marzipan in Geſtalt eines Ochſen verfertigen und theilte ihn unter die Zuſchauer aus. Dies machte alſo manchem Sieger ſeinen Sieg ſehr theuer; und noch theuerer ward er bisweilen durch die ἀναθηματα, d. i. die angelobten und geweiheten Geſchenke, womit die ſiegreichen Athleten die Tempel ſchmückten. (21)

Epinicios Hymnos. In der griechiſchen Kirche wird der engliſche Lobgeſang (Jeſ. 6, 3.): Heilig, heilig, heilig iſt der Herr Zebaoth, alle Lande ſind ſeiner Ehren voll; wozu noch geſetzt wird: Hoſianna in der Höhe, gelobet ſey Gott der da kommt im Namen des Herrn, Hoſianna in der Höhe, Epinikios Hymnos oder das Triumphlied genennt. (21)

Epinicium carmen iſt vermöge der Etymologie ein Siegeslied, wenn man entweder über den über die Feinde erhaltenen Triumph jauchzet (ſ. Päan) oder die Ueberwinder in den Kampfſpielen beſingt. Von dieſer Art ſind die meiſten Oden des Pindars, die den Ueberwindern in den Kampfſpielen zu Ehren verfertigt worden. ſ. Pindariſche Oden. (22)

Epinoche, nennen die Droguiſten und Specereyhändler den Caffee von der beſten Eigenſchaft. (28)

Epinotion, wird auch das Schulterblatt genennt. (5)

Epinyctides, (Arzeneyk.) ſ. Nachtblattern.

Epione, (*Phal. noctua.*) ſ. unter Eulen.

Epiorcos, ἐπιορκος, der Meineidige. ſ. Eydſchwüre und Meineyd bey den Alten.

Epipactis, iſt ein Synonimum des Dingelförmigen Knabenkrautes (*Orchis abortivum* L.) einiger Gattungen Stendel (*Satyrium* L.) mehrerer Gattungen Zweyblatt (*Ophrys* L.) und Serapiade (*Serapias* L.) (9)

Epiparoryſmus iſt, wann Kranke in Fiebern mehreren Anfällen unterworfen ſind, als ſonſt gewöhnlich iſt. (5)

Epipechy heißt der obere Theil des Ellenbogenknochen. (5)

Epipedometrie iſt derjenige Theil der Geometrie, der von den Flächen handelt, wie man Stereometrie denjenigen Theil nennet, der ſich mit den Körpern beſchäftiget. Doch iſt jener Name nicht ſo gebräuchlich als dieſer. (6)

Epiphanes. ſ. Erſcheinungen der Götter.

Epiphania, das Feſt der Erſcheinung Chriſti. ſ. dieſen Artikel. wie auch Dreykönigstag.

Epiphanianer, eine Benennung der Carpocratianer, von dem Epiphanes einen Sohn des Carpocrates, der deſſen Irrthümer auszubreiten ſuchte, und bey ſeinen Anhängern in groſſer Achtung ſtand. ſ. Carpokratianer. (1)

Epiphi, iſt der ohneins letzte Monat des alten ägyptiſchen Nabonaſſariſchen Jahres, der gröſtentheils in den Julianiſchen Julius fället. (6)

Epiſphlebos, (medicin.) heißt einer der groſſe hochliegende Adern hat, wie alle hagere ſanguiniſche Perſonen. (9)

Epiphlogiſma, bedeutet nach Vogel *gen. morb.* ein brennender Schmerz, der ſich demjenigen nähert, den eine auf einen empfindenden Theil des Leibes gehaltene glühende Kohle hervorbringt. (4)

Epiphonema iſt ein nachdrücklicher Denkſpruch am Ende einer Rede, da man gleichſam in den Gemüthern der Leſer einen Stachel zurück läßt, über dasjenige nachzudenken, was man geſagt hat; zuweilen enthält er auch das Reſultat von Betrachtungen, die man über die ganze Sache machen konnte. Nachdem Virgil den Zorn der Juno, als die Haupturſache des Unglücks des Aeneas und ſeiner Trojaner angeführt hatte; ſo ſetzt er hinzu: tantæne animis cœleſtibus iræ? Da eben derſelbe geſagt hatte, daß die Trojaner ſieben Jahre lang auf allen Meeren herumgetrieben worden, ehe ſie nach Italien kommen konnten; ſo endigt er dieſe Erzählung mit dieſem Denkſpruch: tantæ molis erat Romanam condere gentem. Es verſteht ſich von ſelbſten, daß ein ſolcher Denkſpruch nicht aus der Luft gegriffen werden darf, ſondern daß er in der Sache ſelbſten liegen, und gleichſam von der Sache erzeugt werden muß. Viele Hiſtorienſchreiber fehlen, wenn ſie glauben ihre Erzählung durch Einmiſchung ſolcher Denkſprüche recht nützlich zu machen. Sie ſtutzen ſolche mit einer Menge Gemeinplätze auf, und ſchieben ein Epiphonema auf das andere, daß der Leſer endlich aus Verdruß davon eilt. Ein Epiphonema, muß kurz, treffend und doch unerwartet kommen, wenn es rühren und erwecken ſoll. (22)

Epiphora iſt, wenn in verſchiedenen Sätzen das letzte Wort, um eines Nachdrucks willen, wiederholt wird. Z. E. Surgamus, ſolet eſſe gravis cantantibus umbra,
Juni Peri gravis umbra, nocens & frugibus umbra. Virg. *Ecl.* X. 75.
Sie ſind Hebräer; ich auch: ſie ſind Iſraeliten, ich auch; ſie ſind Abrahams Saamen, ich auch. 1 Cor. 11, 22. Quis legem tulit? Rullus. Quis majorem partem populi ſuffragiis privavit? Rullus. Quis comitiis præfuit? Rullus. Cic. pro leg. Agr. or. II. Dieſe Figur wird auch ſonſten Epiſtrophe genennt. Cicero erklärt ſie durch crebram eiusdem verbi in extremum converſio. (22)

Epiphora. ſ. Thränenaug.

Epiphoremata, ἐπιφορηματα hies bey den alten Griechen der Nachtiſch, welcher aus allerley Leckerbiſſen beſtand. Bey den Doriern ward er ἐπαικλεια genennt, weil bey ihnen ἀικλα und συναικλεια das Gaſtmahl hies. (21)

Epiphoron, ἐπιφορων, war der Name eines Wurfs mit den Würfeln, quaſi manum bellumque colluſori inferens. Ein gleichgeltender Name dieſes Wurfs war ἐπιφερων. (21)

Epiphillanthus, iſt ein Beyname einer Gattung Blattblume. (9)

Epiphyllanthes planta wird in der Botanik eine Pflanze genennt wo die Blume unmittelbar aus einem Blatte entſpringt, oder wo das Blatt den Kelch bildet. (9)

Epiphyllocarpae plantae heiſſen Pflanzen, welche Fruchtbeeren auf einem Blatte tragen. (9)

Epiphylloſpermae, werden die Farrenkräuter genennt, welche ihre Fructification auf dem Rücken der Blätter tragen. Herr von Haller macht eine beſondere Pflanzenklaſſe daraus. (9)

Epiphyſes, ſo werden die Anſätze an den Knochen genennt. (ſ. unter Knochen.) (5)

Epipigma, (Chirurg.) nannten die alten Wundärzte ein Inſtrument, den verrengten Schulterbeinkopf einzurichten. (9)

Epiplaſma, ſ. Cataplaſma.

Epiplegia, ſ. Hemiplegie.

Epipleroſis, (Arzneyk.) heißt die Anfüllung und Ausdehnung der Gefäſſe von dem ſtarken Andrang der Säfte. (9)

Epiplexis iſt, wenn man in einer Rede auf ſeinen Gegner mit Heftigkeit losgeht, ihn ſein Unrecht ſinnlich unter die Augen ſtellet, ihn heftig bedreuet, und durch wiederholte Fragen verwirrt und beſchämt macht. In der erſten Catilinariſchen Rede des Cicero kommen eine Menge Beyſpiele davon vor. Z. E. Patere tua conſilia non ſentis? quem noſtrum ignorare non ſentis, ubi fueris, quid ageris &c. Auch ein Beyſpiel aus dem Virgil:

Non ego te vidi Damonis peſſime caprum
Excipere inſidiis? Ecl. III. 11.

Der Gegner muß hierdurch beſchämt werden, wenn ihm der Redner alles ſtückweiſe vorſtellt, und ſein eigen Urtheil auffordert. Dieſe Figur wird auch Epitimeſis genennt. (22)

Epiploce iſt in der Oratorie, wenn der letzte Theil eines Satzes in dem folgenden wiederholet, und daraus ein neuer Gedanke entwickelt wird, der alsdenn wieder in dem folgendem zu Anfang geſetzt, und auf dieſe Art immer fortgefahren wird. Doch muß dabey dieſes in acht genommen werden, daß der Gedanke in dem folgenden immer höher ſteigt, und näher zur Sache kommt. Dieſe Figur iſt in der Oratorie eben das was in der Logik der Sorites iſt. Wir wollen einige Beyſpiele davon geben. Cicero ſagt: In urbe luxuries creatur, ex luxuria exiſtat avaritia neceſſe eſt; ex avaritia erumpat audacia, inde omnia ſcelera ac flagitia gignuntur. Or. pro Roſc. Amer. c. 27. Ein anderes Beyſpiel aus einer Rede des Liſias: Cheramenes cum hominibus armatis ad eum venit; cum veniſſet ſine ulla religione domum ejus expugnavit, expugnata vi domo, familiam abſtraxit, abſtractam omnibus tormentis excruciavit, cruciatam vinxit, vinctam in publicum projecit. Ein Beyſpiel aus der Bibel: Reichet dar in eurem Glauben Tugend, in der Tugend Beſcheidenheit, in der Beſcheidenheit Mäſſigkeit, in der Mäſſigkeit Gedult, in der Gedult Gottſeligkeit ꝛc. 1 Petr. II, 5. Sonſten wird dieſe Figur auch Climax genennt. (22)

Epiplocele, ſ. Netzbruch.

Epiplocomiſtae, heiſſen diejenigen Perſonen, welche einen ſehr dicken Bauch haben, bey welchen das Netz ſehr mit Fett beladen und ausgedehnt iſt. (9)

Epiploica Vaſa. So benennt man die Gefäſſe, welche in dem Netz herumlaufen. (5)

Epiploitis, (Arzneyk.) heißt die Entzündung des Netzes. (ſ. Netzentzündung.) (9)

Epiplomphalon, ſ. Netznabelbruch.

Epiploon heißt das Netz.

Epiplo-Sarkomphalos, ſ. Netz- Nabel- und Fleiſchbruch.

Epipogum, iſt ein Beyname einer Gattung von Stendel, (*Satyrium* L.) (9)

Epipolaſis, (Arzneyk.) nennt Hippocrates den Ueberfluß der Feuchtigkeiten des menſchlichen Körpers. (9)

Epirotica, iſt ein Beyname einer Sorte von Apfelbaum mit plattrunden Früchten. (9)

Epirrhoa, (medicin.) nennt Hippocrates den Zufluß der Feuchtigkeiten an einen Theil des Körpers. (9)

Epiporoma, heißt eine ſtarke Verhärtung in den Gelenken, wie z. B. der tophus oder die Juwelen der Gichtbrüchigen und Callus. (4)

Epiproikos, Ἐπιπροικος hieß bey den Athenienſern eine Tochter die Brüder hatte, und das Vermögen mit ihnen theilte. Das Gegentheil von dieſem Ausdruck iſt ἐπικληρος. (21)

Epirhedium, eine Art von Laſtwagen mit vier Rädern bey den Römern. (21)

Epis, (Waſſerbau) nennt man Dämme an den Strohme wie auch an den Meerufern, dergleichen man zu Oſtende ſiehet, welche bald von Faſchinen, bald von Mauerwerk aufgeführt werden, um das Waſſer abzuweiſen, und zu verhindern, daß es nicht um ſich reiſſe. (18)

Epiſarcidium oder **Hyposarcidium**, heißt die Waſſerſucht, wo ſich die wäſſerige Feuchtigkeit unter der Haut in dem Zellgewebe des ganzen Leibes aufhält. (9)

Epiſcaphia, ἐπισκαφια, nach dem Heſychius, ein Rhodiſches Feſt. (21)

Epiſcenia, ἐπισκηνια, bey einigen auch ἐπισκηνα, war, nach dem Heſychius ein Spartaniſches Feſt. (21)

Epiſcenion, ἐπισκηνιον, hieß der Ort über der Scene im Theater, wo alle Maſchinen, vermittelſt welcher man verſchiedene Figuren und Ausſichten vorſtellte, in Bewegung geſetzt wurden. (21)

Epiſcepſis, ἐπισκηψις. (ſ. Dice, S. 201.) (21)

Epiſcira, **Epiſciroſis**, ἐπισκηρα, ἐπισκηροσις hieß ein Feſt zu Sciea im Attiſchen Gebiete, welches der Ceres und Proſerpina zu Ehren gefeyert wurde. (21)

Epiſch heißt alles dasjenige, was Beziehung auf die Epopee oder das Heldengedicht hat, z. E. epiſche Dichtkunſt, epiſcher Dichter, epiſche Charactere und dergl. Man ſehe den Art. Epopee. (22)

Epiſcheſis, (Medicin) heißt bey den griechiſchen Aerzten die Verhaltung desjenigen, was aus dem Körper ausgeleeret und abgeſondert werden ſollte. (9)

Epiſchidiae, (Baukunſt) werden vom Vitruv Keile genennt, dergleichen diejenige ſind, womit man das Holz ſpaltet. Man brauchte ſie theils groſſe Laſten zu heben, theils Mauern abzubrechen, theils Holzwerk zu ſpannen. (18)

Epiſchion, iſt ſo viel als Schaambein. (5)

Epiſcopa. Man kann es nicht leugnen, daß, beſonders in der orientaliſchen Kirche auch verheyrathete Männer zu einem Biſtume gelanget ſind. Sie werden da wohl auch nach erhaltenem Biſtume im Eheſtande fortgelebt haben, und alſo kann auch die Gemahlin eines ſolchen Biſchoffs den Namen Epiſcopa gehabt haben. (14)

Epiſcopa templa. Solchen Namen führen jene Kirchen, welchen ehemal ein Biſchoff vorſtund, wo aber nachher die Stiftung zu ſehr geſchmälert wurde, oder gar zu Grunde gieng, daß kein Biſchoff mehr von den Kircheneinkünften kann ernährt werden. Die

Stiftsgeistlichen von dergleichen Kirchen haben einen Rang vor andern Geistlichen. Mehrentheils wird in dergleichen Kirchen der Gottesdienst auch prächtiger gehalten. (14)

Episcopale Jus, das Recht eines Bischoffs. (s. Bischoff, wie auch: bischöfliches Recht.) (1)

Episcopalen, nennet man die Glieder der herrschenden und durch die Gesetze bestättigten bischöflichen Kirche in England und Irrland, in Entgegensetzung der Presbyterianer. Von dieser Kirche ist unter dem Artikel: Bischöfliche Kirche bereits oben hinlänglich gehandelt. Auch sind die englische und irrländische Bischöffe und Erzbischöffe unter dem Artikel: Bischoff in protestantischen Ländern aufgezählet. In dem zuerst angeführten Artikel ist ingleichen der Hauptunterschied, worinn die Anhänger der hohen und der niedern Kirche von einander abgehen, richtig bestimmt worden. Die erste befolgen gemeiniglich in politischen Angelegenheiten die Grundsätze der Torys, so wie die andern es mit den Wighs oder der Volksparthey es zu halten pflegen. Die letztere werden auch wegen ihrer gegen andre Religionspartheyen und Lehrmeynungen weit getriebenen Duldung Latitudinarier genennt. (s. unter Latitudinarier.) Wir bemerken hier nur noch, daß die hohe Kirche einen leidenden Gehorsam gegen die Obrigkeit oder den König streng einschärft, wornach es Unterthanen niemalen erlaubt sey, unter welchem Schein oder Vorwand es auch seyn möge sich zu widersetzen. Ein Lehrsatz, dessen Behauptung sie bey der glücklichen und nothwendigen Revolution gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in manche Verlegenheiten brachte, und zu allerhand Ausflüchten, Modificationen und Restrictionen nöthigte, woraus auch die fortgewährte Trennung der Nonjurors, und im Anfang dieses Jahrhunderts die Sacheverellische und andere Unruhen entsprungen sind. Die niedrige Kirche stehet hingegen den Völkern in gewissen wichtigen Fällen die Befugniß zu, sich den willkührlichen Eingriffen des Monarchen in die Gerechtsame der Nation zu widersetzen, wenn alle gelindere Mittel, den religiosen und politischen Depotismus abzukehren, unwirksam geblieben seyen. Mit dieser Meynung ist eine andre wegen der Thronfolge verbunden. Die von der hohen Kirche wollen, die Erbfolge der Fürsten sey göttlichen Rechtes, da die von der niedrigen Kirche sie nur aus einem menschlichen Recht, aus menschlichen Einrichtungen und Gewohnheiten herleiten. Die Episcopalen halten überhaupt viel auf die alte Kirchenväter; insonderheit legt die hohe Kirche den Vätern der vier ersten Jahrhunderte ein sehr hohes Ansehen bey, und hält ihre sogenannte Uebereinstimmung (Consensum patrum) für eine zweyte Glaubensregel; will auch besonders die alte Kirche zu Constantins Zeiten, als worinn sie erst zur vollen Freyheit gelangt, ihre Einrichtungen zu vollenden, für das nachahmungswürdigste Muster einer Kirche unter einem christlichen Regenten angesehen wissen, dagegen die von der niedern Kirche gleich andern protestantischen Gemeinen, vom Ansehen der Kirchenväter bey Beurtheilung der Dogmen, und von dem Zustand der Kirche seit Constantin dem Grosen, weit gemässigtere Gedanken hegen. Die übertriebene Hochachtung fürs Episcopat, und der Glaube an das ausschließliche göttliche Recht desselben ist stets die Quelle mancher Härte gegen die protestantische Dissenters, und oft einer sehr grossen Gelindigkeit gegen die römische Kirche bey den Anhängern der hohen Kirche gewesen. Dem klugen Fra Paolo machte die grosse Gewalt der Bischöffe in England zu seiner Zeit schon Sorge: Mich deucht, schrieb er einst, ich sehe schon das Pferd gesattelt, und ich glaube, der alte Reuter (der Pabst) wird bald aufsteigen. Doch diese damals nicht ungegründete Besorgniß ist durch die grosse Staatsveränderungen der brittischen Monarchie nunmehr gänzlich gehoben. Niemand hat die Lieblingssätze der hohen Kirche weiter getrieben und mehr übertrieben, als die Jacobitisch gesinnte Nonjurors (Eidweigerer) wovon wir zu seiner Zeit handeln werden. Die Universität zu Oxford ist auf der Seite der hohen, und die zu Cambridge auf der Seite der niedern Kirche. Von der unter den Episcopalen entstandenen Parthey der Methodisten. (s. Methodisten. (32)

Episcopales valvulae, heissen die mützenförmige Herzklappen. (s. Herz.) (9)

Episcopalis Dignitas, bischöfliche Würde. Es ist von jeher in der katholischen Kirche die Lehre gewesen, daß die Bischöffe vor andern Priestern und Geistlichen den Rang haben. Unter ihrer Aufsicht stunden in der ersten Kirche schon nicht nur die Priester, Diakonen und andere Geistliche, sondern auch die übrigen Christen, was das Geistliche oder das Seelenheil betraf. Sie verwalteten ihr Amt mit solcher Demuth und Liebe, daß sich die Christen eine Freude daraus machten, unter solchen Vorstehern zu leben. Christus selbst hatte aus seinen Jüngern zwölf erwählt, die er Apostel nannte. Er gab ihnen die Gewalt, das Reich Gottes einzurichten, das heißt, die von ihm gestiftete christliche Kirche zu verbreiten. Zu diesen sprach er: Wer euch höret, höret mich, wer euch verachtet, verachtet mich; wer aber mich verachtet, verachtet jenen der mich gesandt hat. In dieser apostolischen oder geistlichen höchsten Würde folgen nun die Bischöffe den Aposteln nach; denn Christus der Herr und das erste Oberhaupt der Kirche hatte eben diesen Aposteln die Gewalt gegeben, wenn es die Anzahl der Glaubigen und Bekehrten erfordern würde, andere zu den geistlichen Verrichtungen einzuweihen. Dieses thaten auch die Apostel. Sie weihten Priester und Bischöffe. Sie gaben einigen die höchste geistliche Gewalt, welche sie Bischöffe nannten, und da Christus auch noch andere 72 Jünger beruffen hatte, welche er vor sich zwey und zwey hingesandt hatte, das Reich Gottes zu verkündigen; so verordneten sie auch noch andere Priester und Diakonen, welchen sie keine so weitschichtige Gewalt ertheilten. Sie konnten zwar auch das Wort Gottes verkündigen und verschiedene Sacramenten ausspenden; sie mußten aber doch unter dem Bischoffe stehen. Hier ist zu merken, daß im Anfange der christlichen Kirche der Name Bischoff auch den Priestern beygelegt wurde, wie es der heil. Chrysostomus Hom. I. in epist. D. Pauli ad Philippenses anzeigt. Vielleicht hatten auch die Apostel den Priestern so sie ordinirt hatten, die höchste Gewalt ertheilt, andere nach Erforderniß der Glaubigen zu ordiniren. Nach der Zeit aber wurden nur jene, welche einer ganzen christlichen Gemeinde vorstunden, und die Hauptobsorge über die übrigen Geistlichen und Glaubigen hatten, Bischöffe genennt. Die andern Geistlichen aber welche Priester waren, und unter der Oberaufsicht des Bischoffs die Heilsmittel ausspendeten, nannte man Presbyteri. Schon bey den ältesten Schriftstellern, z. B. beym heil. Clemens im 1ten Sendschreiben an die Corinthier, das fast alle Gelehrte für ächt erkennen, findet man, daß die bischöffliche Würde

de von Christo ihren Ursprung habe, und daß die Bischöffe den Aposteln in ihrem Amte nachgefolgt sind. Eben dieses behauptet auch Ignatius in seinen Briefen. Cyprian sagt in seinem 65 Briefe: „Die „Apostel, das ist, die Bischöffe und Vorgesetzte hat „Gott gewählet, und in vornehmern von den Apo„steln gestifteten Kirchen sind die Namen der Bischöffe „bis auf unsere Zeiten aufbewahret worden.„ (14)

Episcopatus extravagantes, das ist, auswärtige Bistümer. Schon in den ersten Jahrhunderten hat sich die Kirche Christi über die Maassen ausgebreitet. Nicht nur in bevölkerten Städten wurden Bistümer errichtet, sondern auch bey einigen barbarischen Völkern entstunden blühende Kirchen, welchen nur mündlich die Lehre des Heilands war vorgetragen worden. Geringere Kirchen wandten sich zu den vornehmern bey entstehenden Streitigkeiten; die vornehmern aber zu dem römischen Stuhle, den man schon von dem ersten Jahrhundert her, als den Mittelpunkt der Einigkeit angesehen hatte. Man war schon in den ältern Zeiten und zwar in dem IV oder V Jahrhundert zu Rom darauf bedacht, ein Verzeichniß der errichteten Bistümer zu haben. Man schickte aber auch um die nemliche Zeit und noch mehr in den folgenden Geistliche aus, welche die christliche Religion noch immer mehr fortpflanzen sollten. Dadurch kam es, daß nicht alle Bistümer welche auswärts gestiftet waren, in das römische Verzeichniß konnten eingetragen werden, noch weniger konnte man ihnen ihren Hauptbischoff oder Metropolitan anweisen, von welchem sie abhangen sollten. Diese wurden sodann Episcopatus extravagantes genennt. Manche christliche Gemeinden und zugleich auch manche Bischöffe möchten sich wohl auch wegen Irrlehren oder andern Ursachen von den andern Bischöffen getrennt haben, wodurch sie ebenfalls den Namen Episcopatus extravagantes erhalten haben. Zu Zeiten wurden auch Bischöffe zu Rom ordinirt, um ein noch unglaubiges Volk zu bekehren. Wenn sie sich nun eine christliche Gemeinde versammelt hatten, und Geistliche ordinirt hatten, denen sie als Bischöffe vorstunden, so waren dieses ebenfalls Episcopatus extravagantes. Dermalen werden bey der römischen Curie nur jene Episcopatus extravagantes genennt, welche zu Rom in das Verzeichniß der Bistümer nicht eingetragen worden. (14)

Episcopiani, sind in der griechischen Kirche diejenigen Geistlichen, die um den Bischoff herum sind, und dessen Aufträge besorgen, vornemlich aber die, welche Beysitzer des Chartophylax sind, welcher die Streitsachen im Namen des Bischoffs entscheidet. (1)

Episcopi Primatus. Obgleich die Bischöffe der erstern Kirche nichts weniger als eitle Ehre und einen weltlichen oder zeitlichen Vorzug suchten, sondern vielmehr mit ganz vollkommenem Eifer dahin bedacht waren, das wahre Wort Gottes zu predigen, auszulegen, und die von dem Weltheilande eingesetzten Heilsmittel auszuspenden; so erhielten sie nichtsdestoweniger von den ihnen untergebenen Christen grosse Achtung und Ehrfurcht, und dieses zwar wegen ihren fast bey allen einleuchtenden Tugenden. Sehr viele unter diesen Bischöffen hatten auch eine nicht gemeine Gelehrtheit, wodurch ihr Ruhm noch mehr vergrössert wurde.

Die Geschicklichkeiten, mit welchen sie die Kirchenangelegenheiten, sodann auch die vorkommenden Streitigkeiten entschieden, machten sie nicht nur bey dem Volke beliebt, erwarb ihnen nicht nur Zutrauen, sondern sogar auch bey den Auswärtigen einiges Ansehen. Hatten Christen unter sich auch wegen zeitlichen Gütern miteinander Streithändel, so erwählten öfters beyde Partheyen den Bischoff zum Schiedsrichter, welche gar manchmal auch verworrene Sachen nach der natürlichen Billigkeit besser, als nach den strengen Gesetzen entschieden, wodurch sie sich also auch ein grosses Ansehen erworben, besonders nachdem sich die römischen Kaiser zu der christlichen Religion bekannt hatten.

Nachdem aber verschiedene sogenannte barbarische Völker in das weitschichtige römische Reich eingefallen, und eine Provinz um die andere hinwegnahmen, und sich darinnen festsetzten, welches in dem fünften, sechsten und siebenten Jahrhundert nach der Geburt des Heilandes geschehen; so erwarben sich die Bischöffe, welche in den eroberten Ländern schon waren, nicht geringes Ansehen, auch bey den Königen dieser neuerrichteten Königreiche; denn dergleichen barbarische Nationen, welche in fremde Landschaften eingefallen, waren entweder schon Christen, oder wenigstens zu dem Christenthume geneigt.

Die Heerführer bemerkten auch, daß die Bischöffe in grossem Ansehen bey den überwundenen Völkern stunden, welche sich schon zuvor zu der christlichen Religion bekannt hatten. Sie sahen also, daß sie nicht leichter ihren Thron befestigen könnten, als wenn sie die Bischöffe auf ihren Seiten hätten, als von deren Lehre und Unterrichte die Klerisey sowohl als das sämtliche christliche Volk abhieng. Sie gebrauchten also auch in den schwersten Reichsangelegenheiten die Hülfe und den Rath der Bischöffe. Sie ertheilten denselben ansehnliche Güter, und zwar jenen, welche Bischöffe in vornehmern Städten waren, auch zu Zeiten einen Vorrang vor den andern Bischöffen, wodurch dann Primaten, Metropolitanen, und andere Würden der Bischöffe entstanden. Dergleichen vornehmere Bischöffe schrieben auch öfters mit Einwilligung der Könige besondere Kirchenräthe aus, denen der König zu Zeiten auch selbst beygewohnt, wo nicht nur Kirchenstreitsachen, sondern auch manchmal Reichsangelegenheiten ausgemacht wurden.

Freylich ist es dadurch geschehen, daß manche Kirchenangelegenheiten auch zu der weltlichen Regierung sind gezogen worden; aber auch nicht weniger wurden manche politische Sachen der Einrichtung der Kirchenprälaten überlassen, und gar manchmal auch von den weltlichen Regenten den Bischöffen und Kirchendienern zugeeignet.

Als nun Carl der Grose das Reich der Franken gar sehr erweiterte, und solches in den grösten Theil des Deutschlands ausdehnte, so machten ihm die deutschen Völker, besonders die Sachsen, welche sich mehrmalen empörten, gar viel zu schaffen. Dieser grosse König der Franken, welcher nachmalen auch den Titel eines occidentalischen Kaisers erhielte, stiftete in Deutschland gar viele Bistümer und Erzbistümer. Jenen, welche etwa schon gestiftet waren, wie auch den Klöstern und Abtheyen wieß er ansehnliche Einkünfte an, und weil er wohl wußte, daß er von den Kirchenprälaten weniger zu befürchten hätte, so übertrug er denselben auch eine Art von weltlicher Regierung, die er durch seine Waffen den deutschen Heerführern und andern Vornehmen schon abgenommen hatte. Auch diese erhielten nachdem verschiedene Vorzüge, theils von Carl dem Grosen selbst, theils auch von den Päbsten, und zwar auf oder ohne ihr Verlangen. Manchmal haben auch die Päbste jenen Bischöffen ge-

gen welche sie ein besonderes Zutrauen hegten, und welche die päbstlichen Rechte noch mehr emporzubringen trachteten besondere Vorzüge gestattet, sie zu ihren Vicarien ernannt, und ihnen auch zu Zeiten den Titel eines Primaten gegeben. (14)

Episcopi rurales. Die christliche Religion wurde schon in den ersten vier Jahrhunderten durch den Eifer apostolischer Männer auch unter barbarischen Nationen fortgepflanzet, bey denen öfters wenige Städte vorkamen, und welche zu Zeiten in den Wäldern, und auf den Feldern wohneten; war nun eine ziemliche christliche Gemeinde bekehret, so bestimmte man auch einen geistlichen Vorsteher der neubekehrten christlichen Gemeinde, welchem aber auch kein gewisser Sitz in einer Stadt konnte angewiesen werden, und dergleichen Vorsteher wurden dann Episcopi rurales genannt. s. oben Chorbischöfe. (14)

Episcopium, so nannte man in den mittleren Zeiten die Wohnung eines Bischofes. Ein jeder Bischof hatte mehrere Geistliche in seiner Wohnung versammelt, nemlich Priester (Presbyteros) einen Erzdiacon, und andere Diaconen, einen Subdiacon, und noch andere, welche die kleineren Weihen hatten, deren Beyhülfe er sich auch zu den kirchlichen Verrichtungen bediente. Zu diesen gesellten sich öfters auch noch andere junge Leute, welche einmal zum Kirchendienste wollten aufgenommen werden, und etwa auch um deswillen eine geistliche Pfründe genossen. In den mittleren Zeiten war ehedem in Ansehung der Bischöflichen Wohnung der grobe Misbrauch, daß, wenn der Bischof starb, dieselbe von benachbarten Edelleuten, oder auch vom Pöbel aus geplündert wurden. Es sind deswegen in verschiedenen Conciliis mehrere Canones abgefaßt worden, wodurch dieser Misbrauch verboten wird. (14)

Episcopus, heißt buchstäblich ein Aufseher, und wurde bey den Alten so wie noch jetzo das Wort: Inspector von allerley Arten von Aufsehern und Vorgesetzten geistlichen und weltlichen Standes gebraucht. Von ihm ist das deutsche Wort: Bischof entstanden, unter welchem weiter nachzusehen ist. (1)

Episcopus, (Naturgesch.) ist der Name der Bischofs Merle. (*Tanagra* L.)

Episcopus Episcoporum. Diesen Titel gibt schon im dritten Jahrhunderte der berühmte Kirchenschreiber Tertullian dem Römischen Pabste. In dem Buche de pudicitia sagt er mit folgenden Worten: Audio etiam edictum esse propositum, & quidem peremtorium, Pontifex scilicet Maximus, quod est Episcopus Episcoporum, edicit: ego & Mœchiæ & fornicationis delicta pœnitentia functis dimitto, auf deutsch: ich höre auch, daß ein Ausspruch sey verkündiget worden, und zwar ein entscheidender Ausspruch: der vornehmste Priester, das ist der Bischof der Bischöfe saget aus: Ich lasse auch die Laster des Ehebruches und der Hurerey jenen nach, welche hinlängliche Busse deswegen verrichtet haben. Es gibt zwar einige, welche diese Worte des Tertullians nicht von dem römischen Pabste verstehen, sondern einem andern Bischofe zueignen wollen, aber dies geschieht ohne allem Grunde; und da Tertullian dieses Buch zu Rom geschrieben, so wollen andere nicht zweifeln, daß er hier von dem römischen Pabste rede, welches man auch aus anderen Stellen dieses nemlichen Buches abnehmen kann. Man muß zwar mit dem berühmten Kirchengeschichtschreiber Fleuri eingestehen, daß die Päbste damals dergleichen Titel sich nicht zueigneten, und daß Tertullian hier aus Spott dem römischen Bischoff solche Titel gebe: allein diese Spottrede meynen verschiedene, würde ganz ungegründet seyn, wenn nicht damals der Pabst von allen Katholischen als das Haupt der Kirche, und als ein Hirt der anderen Bischöfe anerkannt worden. Der heilige Cyprian soll in der Vorrede für den Kirchenrath zu Karthago im Jahr 258. gegen diesen Titel auch in etwas geifert haben. Zu den jetzigen Zeiten eignet sich der römische Pabst auch nicht einen solchen Titel zu; sondern er nennet sich vielmehr Servus Servorum Dei, das ist ein Diener der Diener Gottes. (14)

Episeion, ἐπισειον, war erstlich der Namen des Bogens auf dem Hintertheile der Schiffe der Griechen, unter dem der Steuermann saß, die Bretter dieses Bogens heissen τα περιτονια; zweytens der Namen eines Bands, das am äussersten Ende ἠλακατη einer Stange ἱκριον auf den Schiffen der Griechen hieng, sich nach dem Winde drehete, und, weil es in beständiger Bewegung war, den Namen ἐπισειων erhielte.

Episema, sind im Griechischen gewisse Charaktere, deren man sich zur Bezeichnung einiger Zahlen bedient. Die Griechen haben zwar keine besondere Zahlzeichen, sondern bedienen sich, wie andere morgenländische Völker der Buchstaben des Alphabeths, so daß α, 1, β, 2. γ, 3. ι, 10. κ, 20. ϱ, 100. σ, 200. ϡ, 1000. β, 2000. u. s. w. bedeutet. Sie lassen aber die Buchstaben nicht in ihrer Ordnung fortlaufen, sondern setzen gewisse Charactere dazwischen, die einige bestimmte Zahlen anzeigen, und diese nennen sie ἐπισημα. Dieser Zeichen sind drey; das erste ist ϛ, und bedeutet sechs, es wird zwischen ε, welches fünf, und zwischen ζ, welches sieben bedeutet, hinein gesetzt. Das andere Episemon ist, ϟ und bedeutet neunzig, es wird solches zwischen π, achtzig, und ϱ, hundert gesetzt, es wird wohl, weil es vor dem ϱ steht μαντιρρω, genennt: das dritte ist endlich ϡ und bedeutet neunhundert, es heißt Σαν πι. Unter diesen wird das erste im vorzüglichen Verstand Episemon genennt, es heißt auch sti, auch stigma, weil diese Figur zu Anfang der Worte, anstatt στ, gebraucht wird. Von allen diesen sind die Figuren in denen alten Denkmälern verschieden. (s. Montfaucon *Palæographia græca.* p. 124. seqq.) (22)

Episemasia, (Arzneyk.) heißt der erste Eintritt der Krankheit, oder die Zeit wo man solche zuerst bemerkt hat. (9)

Episemeiosis, ἐπισημειωσις hieß der summarische Innhalt eines Buchs, der der den Leser in Stand setzte, die ganze Schrift auf einmal zu übersehen, und ist gleich bedeutend mit ἐλεγχος, ἐκθεσις, καταλογος, συλλαβος, πιναξ u. s. w. (21)

Epision, heißt die Schaamgegend.

Episkythisai, ἐπισκυθισαι. Griechen und Römer mischten ihren Wein gemeiniglich mit Wasser, zuweilen aber auch, wenn sie recht lustig seyn wollten, trunken sie ihn unvermischt. Dis letztere nennte man ἐπισκυθισαι; und zielte damit auf die Scythen, welche grosse Säufer waren und den Wein nicht gern durch beygemischtes Wasser schwächten. Daher ist σκυθιζει πινειν, oder σκυθιστιειν, so viel als ἀκρα-

τοπιον, und σκυθικη ποσις wird durch ἀκρατοποσια erklärt. Diese Redensarten kamen zu Lacedämon auf, seitdem Cleomenes aus Sparta auf eine ausschweifende Art ungemischten Wein trank, an den er sich während seines Aufenthalts unter den Scythen gewöhnt hatte. Nicht aber blos die Scythen, sondern auch die Thrazier waren grosse Säufer. Deswegen nennte man sie bey den Griechen ἀκρατοποτας, merobibos. Eben daher kommt der vom Pollux angeführte Ausdruck θρακια προποσις, meri propinatio. (21)

Episoden müssen nach den ältern und neuern Begriffen in ganz verschiedenen Verstand genommen werden. Der erste Begriff der Episode schreibt sich noch von dem ersten Ursprung der Tragödie her. Episode (επεισοδη) bedeutet eigentlich eine fremde, eine nebenher eingeschobene Sache, die mit der Hauptsache keine Verbindung hatte. Der Chor, der das Lob des Bacchus besang, und die gottesdienstliche Gesänge, waren die Hauptsache bey den Festfeyerlichkeiten der Griechen. Man fieng hierauf an, und ließ zwischen den Gesängen des Chors zur Veränderung einige Personen auftretten, die eine gewisse Handlung vorstellen mußten. Und dieses nennte man Episode. Alles dasjenige, was zwischen den Gesängen des Chors eingeschlossen war, und folglich die ganze Tragödie, wie sie in der Folge daraus entstunde, hieß Episode. Was anfänglich blosse Nebensache war, wurde nunmehr Hauptsache. Nachher schränkte man den Begriff der Episode genauer ein, und verstunde darunter das Stück der Tragödie, nach dem ersten Gesang des Chors bis auf die Auflösung. Nach einer jüngern Bedeutung bezeichnet Episode ein jedes Stück der Tragödie, welches zwischen zween Gesängen des Chors eingeschlossen war, und welches man heutzutage einen Act, oder einen Aufzug nennt. Nach der neuesten Bedeutung, die auch zu unsern Zeiten gewöhnlich ist, heißt Episode eine fremde und eingeschobene Begebenheit, die nicht nothwendig zur Haupthandlung gehört. Man findet sie nicht allein in den dramatischen Gedichten, sondern in allen, wo eine Handlung zum Grunde liegt. Es sind Vorstellungen, die in dem Zwischenraum, wo die Erzählung oder Vorstellung der Handlung unterbrochen wird, oder stille steht, eingeschoben wird. So gibt Homer im zweyten Buch der Ilias, während der Zeit, als beyde Heere sich in Schlachtordnung stellen, eine Beschreibung von der Seemacht der Griechen. Dahin gehört in der Aeneis die Liebe der Dido. In Addisons Cato ist die Liebe der Arsene und des Pharnaces, eine Nebenhandlung, oder Episode. Diese letzte Bedeutung ist den Alten völlig unbekannt gewesen. Man beruft sich zwar insgemein auf eine Stelle in des Aristoteles Dichtkunst, wo er sagt: unter allen einfachen Fabeln und Handlungen, sind die episodischen die unvollkommensten; ich nenne aber eine episodische Fabel diejenige, in welcher die Zwischenbegebenheiten, weder nach der Wahrscheinlichkeit, noch nach der Nothwendigkeit mit einander verknüpft sind. Wenn man diese Stelle genau ansieht, so erhellet daraus, daß Aristoteles hier unter den Episoden nichts anders verstehe, als die Theile der Handlung, aus welchen sie zusammengesetzt ist; er tadelt also, wenn die Acte, oder Aufzüge einer Tragödie nicht natürlich und wahrscheinlich auseinander fliessen. Hätte er das Episoden in unsrer neuern Bedeutung genommen, so würde er nicht gesagt haben, daß sie untereinander verbunden seyn, sondern daß sie mit der Haupthandlung zusammenhängen müssen. Daß unter beyden aber ein reeller Unterschied sey, ist offenbar. In Miltons Paradies hängt die Schöpfung des Menschen und der Fall der Engel nicht mit einander zusammen, aber doch mit der Haupthandlung. In der Aeneis hat die Liebe der Dido mit den Wettspielen bey dem Grabe des Anchises nichts mit einander gemein; ob sie gleich beyde in die Haupthandlung passen.

Ein Dichter kann seine Haupthandlung dadurch erweitern, daß er verschiedene Nebenbegebenheiten mit einflicht. Es sind dieses keine fremde, von der Haupthandlung ganz und gar unabhängige Vorstellungen, sondern sie werden als Theile mit derselben verbunden; sie können auch nicht auf gerade wohl angeflickt werden, sondern sie müssen sich aus dem Grund derselben entwickeln. Die Episoden lenken zwar die Aufmerksamkeit eine Zeitlang von der Hauptvorstellung ab, aber sie dürfen nicht so stark ausgemahlt werden, daß der Zusammenhang der Haupthandlung dadurch unterbrochen wird. Bey der Menge von Episoden in der Odyssee verliert man den Helden niemals aus dem Gesicht. Sie verursachen gleichsam nur Ruhestellen, auf welcher sich die Aufmerksamkeit unterdessen erholt, weil man dasjenige, was inzwischen in der Haupthandlung vorgegangen ist, nicht vorstellen will, oder kann. Damit unterdessen die Handlung nicht stille stehe, so wird etwas Episodisches eingemischt. Nachdem Aeneas auf die Africanische Küste verschlagen war, so läßt Virgil indessen bis zur Abfarth der Trojaner die Geschichte mit der Dido vorgehen. Die Episoden können auch noch aus einem andern Grund nothwendig werden. Wenn zwey interessante Vorstellungen von entgegengesetzten Character aufeinander folgen müssen, so dienen die Episoden dazu, das Gemüth nach und nach in eine andere Fassung zu setzen, und zu dem folgenden vorzubereiten. Wenn nun dergleichen Episoden in den Character der Hauptsache hineinpassen, und in den Stoff der Handlung so verwebt werden, daß man sie ohne Schaden nicht herausnehmen kann, so dienen sie nicht nur dazu, dem Stoff eine angenehme Mannigfaltigkeit zu geben, sondern sie halten auch die Einigkeit der Handlung zusammen. (22)

Episoden, sind in der Musik Zwischenspiele, die uns den Hauptsatz auf einen Augenblick vergessen lassen, und seinen Eintritt desto angenehmer machen. Deren muß jeder Rondo haben, die unter einem sehr uneigentlichen Namen vermischter Weise als Mineurs meistens verstanden werden. Ein Zwischenstück kann in einer weichen Tonart verfertiget seyn, alle Episoden sind aber keine Mineurs. Man fängt bisweilen den zweyten Theil eines Instrumentalstücks mit einem ganz episodischen Satz an, und alsdann mit vielem Vorbedacht, wenn der erste sehr stark ausgearbeitet worden, und wenn es darum zu thun ist, daß der abgemattete Zuhörer seine zu sehr gespannte Nerven etwas ruhen lasse, um grösserer noch aufbehaltener Wirkung aufnehmlich zu seyn. (25)

Episodium, επεισοδιον. Zu der äusserlichen Form der griechischen Tragödie gehörte der Prologus, das Episodium, das Exordium und der Chor. Der Prologus enthielte, nach der Erklärung, die uns Aristoteles davon gibt, die erste Scene des Stücks, worin die Umstände enthalten sind, die über das ganze Stück, über die Zeit und den Ort der Handlung, über die Namen und Characters der handelnden Per-

sonen einiges Licht verbreiten und dem Zuschauer einen solchen Abriß des Ganzen vorlegen, daß er nach der Ausführung desselben begierig gemacht wird.

Das Episodium, ἐπεισόδιον, bedeutet eigentlich ein eingeschobenes Stück, und hat daher diese Benennung, weil anfänglich die Chöre die Hauptsache machten, so daß der Dialog nur eingeschaltet wurde. Nachher aber ward das Episodium der ganze Theil der Tragödie, der zwischen den Gesängen des Chors aufgeführt wurde, und die Verwicklung der ganzen Handlung in sich enthielte.

Das Exordium faßte das in sich, was nach dem letzten Gesang des Chors folgte, und zeigte die Entwicklung, oder den Ausgang des Trauerspiels. Manche Trauerspiele endigte zwar der Chor: das that er aber nicht als Chor, sondern als Person, und der letzte Gesang desselben, der eine Betrachtung über das aufgeführte Drama enthielt, war gemeiniglich zu kurz, als daß er zu den eigentlichen Gesängen des Chors gerechnet werden könnte.

Der Chor, der anfänglich die Hauptsache bey den dramatischen Vorstellungen war, und wegen der gottesdienstlichen Lieder, die er schon im höchsten Alterthum sang, vom Volk mit aberglaubischer Ehrfurcht angesehen wurde, blieb auch nachher ein wesentliches Stück des Trauerspiels. Die Dichter behielten ihn, nachdem sie das Wesen der Tragödie besser hatten kennen lernen, dennoch aus wichtigen Ursachen bey.

Zuvorderst diente er, den Zuschauern durch gewisse zwischen den Haupttheilen, der Handlung eingeschaltete Lieder einen Ruhepunct zu geben, weil sie sonst durch eine beständige Aufmerksamkeit auf einerley Gegenstand leicht hätten ermüdet werden können. Der Inhalt der Lieder des Chors bezog sich aber gemeiniglich auf den Gegenstand des Stücks, das aufgeführet wurde. Bisweilen überliessen sich die Dichter bey Verfertigung dieser Lieder ihrer Einbildungskraft, und machten Gesänge voll herrlicher Lehren und grossen Gesinnungen. Daher haben wir diesem Theile des Chors die erhabensten Stücke der Dichtkunst zu verdanken. Manche Chöre des Aeschylus sind im Pindarischen Schwung und im dithyrambischen Ton geschrieben. Aristophanes zwar spottet oft über diesen Ton in den Fröschen, welche übrigens ein wichtiges Stück in Beziehung auf die Geschichte des Athenensischen Theaters sind. Die Sophocleischen Chöre sind voll feueriger Einbildungskraft. Beydes haben die Euripideischen Chöre nicht; sie ersetzen aber das von Seiten der Empfindung, was ihnen in Ansehung des Lyrischen Tons fehlt. Hiernächst wurde der Chor auch als Zeuge der vorgestellten Handlung oder Begebenheit gebraucht, weil man dafür hielt, daß keine grosse Begebenheit ohne Zeugen seyn könne. Daher stellten die, welche den Chor ausmachten, solche Personen vor, die bey der Begebenheit, von der die Tragödie entlehnt war, zugegen gewesen seyn konnten, ohne doch dabey selbst so sehr interessirt gewesen seyn, daß sie nicht hätten können Rath ertheilen, oder über manche Theile der dramatischen Vorstellung lehrreiche Betrachtungen anstellen können, wie es der Absicht des Chors gemäß war. So bestehet z. B. der Chor im Philoctet des Sophocles aus den Reisegefährten des Ulysses und Neoptolemus; in der Iphigenia aus den Bedienten der Prinzeßin; im Orest aus einer Anzahl Argischer Mädchen, welche kamen die Electra zu trösten; im Ajax aus den Salaminiern, seinen Unterthanen. Endlich besorgte und ordnete den Chor auch die Musik, machte einen Theil der Decoration aus, und beseelte gleichsam alles. Denn er blieb gemeiniglich während der ganzen Vorstellung auf der Bühne, wenn nicht ein besonderer Umstand seine Abwesenheit erforderte. Und eben dadurch wurde der Dichter verpflichtet, die aufeinander folgenden Theile des dramatischen Stücks so zu verbinden, daß dabey die Einheit der Handlung, der Zeit, des Orts beobachtet wurde: über welche Einheit man beym Aristoteles in dessen Poetik und in den Anmerkungen des Professor Curtius vollständige Erläuterungen antrift. Man muß übrigens nicht glauben, daß der Chor beständig gesungen habe. Oft redete er und antwortete den redenden Personen. Und das geschah nicht singend. Vielmehr führte in diesem Falle einer für viele das Wort: und dies that der Choriphäus, der das Haupt des Chors war. Wenn der Chor sang, so theilte er sich oft in zween halbe Chöre, die sich auf dem Theater in zwo Reihen gegen einander stellten und wechselsweise sangen. Sie giengen während des Gesangs entweder bis auf die Mitte der Bühne, oder sie giengen wieder auf ihren Ort zurück, oder sie blieben ruhig auf ihrem Platz stehen. Im ersten Falle hies der Gesang Strophe, im andern Antistrophe, und im dritten Epodos. Aristoteles führt noch andere Benennungen der Gesänge des Chors an, nemlich παρῳδος, στασιμος und κομμοι. Parodos war der erste Gesang des gesammten Chors, der nach dem Prologus folgte, und vom ersten Auftritt des Chors unterschieden war. Stasimos enthielt alle übrige Gesänge des Chors, und hat nicht, wie einige geglaubt haben, vom Stillstehen des Chors seinen Namen, weil darinnen auch Strophen und Antistrophen angetroffen werden. Kommi sind die Klagen unglücklicher Personen. Der Chor der gemeiniglich die Rolle eines weisen Lehrers und ehrlichen Manns spielt, nimmt Theil an ihrem Unglück, und bricht gemeinschaftlich mit ihnen in Klagen aus. Man findet dergleichen in der Andromache des Euripides; im Ajax und Oedipus des Sophocles. (21)

Epispastica, so nennt man im engern Verstande solche äusserliche reitzende Mittel, welche durch den Reitz, den sie an einem äussern Theile erregen, den Trieb der Säfte von dem Hauptstamme und seinen innern Aesten ableiten: sie werden daher öfters in Entzündungen, Verstopfungen innerer edlerer Theile, und einem zu starken Trieb der Säfte nach denselbigen, mit großem Nutzen gebraucht. s. auch anziehende Mittel. (12)

Epispharia, werden die kreisförmige Krümmungen und Windungen auf der Oberfläche des Gehirns genennt. (5)

Epistasis, (Arzneyk.) heißt jede Materie, welche auf dem Harne der Kranken schwimmt. (9)

Epistalma, ist der besondere Auftrag, welchen der Regent in gewissen besondern Angelegenheiten einem seiner Diener ertheilt, durch welchen er demselben die seinen Absichten entsprechende Ausführung des aufgetragenen Geschäfts demselben anbefiehlt. Im weitläuftigern Verstand und nach der etymologischen Bedeutung ist zwar dieser Ausdruck auf ein jedes Mandat überhaupt passend, allein die römische Gesetze geben ihm den angeführten eingeschränktern Sinn, nach welchem es also für den, welchem ein Auftrag gegeben worden, eigentlich Befehl ist, und nach der Regel von ihm nicht weggewiesen werden darf. Nicht nur Staats-

angelegenheiten zu Kriegs- und Friedenszeiten, sondern sogar auch Privatgeschäfte, welche den Regenten selbst betreffen, können Gegenstände des Epistalma seyn. Ist damit noch eine besondere Instruction verknüpft, welche dem Geschäftträger die zu beobachtende Verfahrungsart genauer vorzeichnet, so muß es, weil es sich nur auf dessen Person bezieht, und nur für ihn Richtschnur in seinem Betragen ist, geheim gehalten werden, dahingegen dasselbe, wann es in allgemeinen Ausdrücken ohne nähere Verhaltungsregeln abgefaßt ist, und keine besondere Bestimmungen dabey eintreten, bekannt gemacht werden kann, und öfters zur Legitimation des Handelnden vorgewiesen werden muß. Zuweilen, jedoch selten, wird durch das Epistalma dem Bevollmächtigten die uneingeschränkte Gewalt beygelegt, das Geschäft nach seinen besten Einsichten gänzlich abzuschließen und zu Ende zu bringen; gemeiniglich aber die Genehmigung von Seiten des Committenten noch ausdrücklich vorbehalten, daher die Eintheilungen des Epistalma in das geheime und öffentliche, (secretum et non secretum) in das vollständige und unvollständige (plenum et minus plenum). (38)

Epistata, ἐπιστατης. Die Griechen bedienten sich dieses Worts, das überhaupt einen Vorsteher bedeutet, zur Bezeichnung mancherley Aemter und Bedienungen im Frieden und Krieg, mit denen eine Art von Aufsicht verbunden war. In Ansehung des leztern waren die Epistatae diejenigen Soldaten, welche die mittelsten Glieder ausmachten, so wie die auf beiden Flügeln stehenden Soldaten nebst ihren Anführern παραστατοι hießen. Ausserdem wurden auch eine Art von geringen Officiers, welche hinter dem Lochos, λοχος, standen, ἐπιστατοι genennt.

In Athen hies derjenige Archon, der den Schlüssel zum Hauptthore der Citadelle verwahrte, oder auch zur Thüre des Opisthodomus, an seinem Tage ἐπιστατης. Denn länger, als einen Tag, durfte er diese Schlüssel nicht bey sich behalten. Die Citadelle zu Athen hatte nemlich, obgleich viele kleine Thore sich daran befanden, dennoch nur ein Hauptthor, oder einen Haupteingang, zu dem man auf Stufen hinaufstieg, die mit weissem Marmor bedeckt waren. Pericles erbauete dasselbe mit solcher Pracht, daß die darauf verwendeten Kosten sich auf 2012 Talente beliefen. Der Baumeister hies Mnesicles, und brachte fünf Jahre damit zu. Ueber der Halle dieses Hauptthors befanden sich Statüen zu Pferde, die entweder des Schmucks wegen angebracht waren, oder, wie einige wollen, die Söhne des Xenophons vorstellen sollten. Der Opisthodomus war zu Athen das Gebäude, worin der öffentliche Schatz aufbewahrt wurde, lag hinter dem Tempel der Minerva, war mit einer doppelten Mauer umgeben, durch welche nur ein Thor führte, und erhielte seinen Namen von seiner Lage. s. Opisthodomus.

Epistata nennte man ferner in Athen denjenigen unter den Prytanen, der die Schlüssel zur öffentlichen Schatzkammer selbst in Verwahrung hatte, und durchs Loos gewählt wurde. Dies ihm anvertrauete Amt wurde für so wichtig gehalten, daß keiner unter den Prytanen die Erlaubniß hatte, solches mehr als einmal zu verwalten.

Epistata hies auch der Präsident des Collegii, der Proedrorum, dessen vornehmstes Geschäfte darinnen scheint bestanden zu haben, daß er dem Volk die Freyheit ertheilte, seine Stimmen zu geben, welches zu thun es nicht berechtigt war, ehe er nicht ein Zeichen darzu gegeben hatte.

Epistatae ton Hydaton, ἐπισταται των ὑδατων, waren zu Athen die Aufseher der Wasserleitungen und anderer Canäle, durch welche das Wasser floß. Die Brunnen selbst standen unter der Aufsicht der Krenophylaken.

Epistatae ton demosion Ergon, ἐπισταται των δημοσιων ἐργων, hießen zu Athen die Aufseher der öffentlichen Gebäude des Staats, die Stadtmauern ausgenommen. Diese hatten ihre eigne Curatoren, welche τειχοποιοι genennt wurden. s. Teichopoi. (21)

Epistaxis, (Arzeneyk.) heißt bey den Griechen ein öfteres Nasenbluten. (9)

Episteln, von den in dem neuen Testament enthaltenen Schriften dieses Namens s. den Art. Canon der heil. Schrift im 5. Band; vornemlich S. 64. von den untergeschobnen Briefen der Apostel. s. den Art. Apocrypha im 1. Band von den einzelnen Stellen aus den Apostolischen Briefen, welche in den Kirchen vorgelesen werden. s. den weiter unten folgenden Art. Epistolische Lectionen. (1)

Epistemonarcha, ἐπιστημοναρχης, war ein Titel, den man den griechischen Kaisern gab, gleichsam als wenn sie Fürsten aller Wissenschaften wären. Eine Art von Schmeicheley, welche noch heutzutage in manchen Dedicationen anzutreffen ist, die der Kenner der Welt als eine Art von Satyre betrachtet. Das ehemalige Sprüchwort der Russen, das weiß niemand, als Gott und der Zaar, enthält ähnliche Begriffe. (21)

Ferner war es ehedem in der griechischen Kirche die Benennung eines Geistlichen, der die übrigen an ihre Pflichten erinnern mußte, wenn sie etwa nachläßig waren. Er hatte auch das Amt über die Erhaltung der Reinigkeit des Glaubens zu wachen. (1)

Epistola, ein Brief. (antiq.) Im Art. Brief haben wir die antiquarischen Merkwürdigkeiten in Ansehung dieser schriftlichen Unterredungen ausführlich abgehandelt. Jezt sollen noch die unterschiedenen bey den Römern üblich gewesenen Arten von Briefen in alphabetischer Ordnung kurz beschrieben werden.

Epistola adventoria hies das Schreiben, welches man seinem Freunde auf den Weg entgegenschickte.

Epistola evocatoria, ein Schreiben, wodurch man jemand an einen Ort einladet oder wohin beruft. So kommt dieser Ausdruck beym Sidonius B. 8, 12 und Cassiodor 5, 28 vor.

Epistola formalis, oder formata, förmliches Schreiben, waren öffentliche Ausschreiben der Kaiser in der Einrichtung und Schreibart der öffentlichen Edicte und Instrumente, so daß sie zur Abfassung anderer in der Art zum Muster dienten, und zum Grund gelegt wurden. Sueton redet davon im Domitian.

Epistola Principis. Das Schreiben des Kaisers im eigentlichen Verstande ist weiter nichts, als ein jedes anderes Schreiben, worin man seine Willensmeinung bey einer Sache zu verstehen giebt, welches die Aufschrift Imperatores Honorius & Theodosius A. A. Consulibus, Praetoribus, Tribunis plebis, Senatui S. D. schon beweist. Theophilus hingegen sagt, epistola principis sey rescriptum ejus ad relationem magistratus, de re quapiam ancipiti emissum. Dieser Begriff scheint aber zu enge, und schließt blos den Begriff der Rescripte ein, quae sunt responsa princi-

pis ad relationes magiſtratuum, aut preces & deſideria ſupplicantium.

Epiſtolae laureatae waren Briefe, um die ein Lorbeerzweig gewunden war, dergleichen die Feldherrn der Römer an den Senat ſchickten, wenn ſie einen Sieg gegen den Feind erfochten hatten.

Epiſtolae ſyſtaticae waren bald Empfehlungsſchreiben, bald nur ſo viel als Päſſe, oder Briefe, die jemand aufweiſen mußte, wenn er ungehindert reiſen wollte. (21)

Epiſtola, (kirchlich) ſ. Briefe (kirchlich).

Epiſtola, (röm. Rechtsg.) hieß bey den Römern ein Brief, daher ehmals auch die Codicille, als die vom Teſtirer an ſeinen Erben gerichtete Schreiben Epiſtolae oder Epiſtolae fideicommiſſariae genannt wurden. Beſonders aber wird der Name Epiſtola in den römiſchen Geſetzen einer gewiſſen Gattung von Verordnungen des Regenten beygelegt; wann nemlich eine Obrigkeit in einem ſchweren Fall an den Kaiſer berichtet, und ſich deſſen Rath und Entſcheidung ausgebeten hatte, ſo wurde die vom Kaiſer ertheilte Antwort Epiſtola genannt; und man findet viele derſelben noch im Juſtinianeiſchen Geſetzbuch. Zuweilen werden auch die Edicte in den römiſchen Geſetzbüchern Epiſtolae generales genannt. (38)

Epiſtola Collectionis, war eigentlich eine Urkunde, wodurch die Ausſetzung eines Kindes atteſtiret ward, ſo an jemand überlaſſen wurde, der dafür ein gewiſſes Geld bezahlte, aber dagegen dieſes Kind nochmals, wenn er es groß gezogen, als ſeinen Sclaven behalten konnte. Dergleichen findet man in den Capitular. des Baluzius II. Th. einigemal. (8)

Epiſtola conculcaturia, hieß derjenige Freyheitsbrief, den der Herr demjenigen Knecht ertheilete, der eine Perſon vom freyen und guten Stande (bene ingenuam) geheurathet hatte, daß die Kinder, ſo aus der Ehe gezeugt werden würden, frey und ohne Knechtſchaft ſeyn ſollten. Weil dergleichen Ehen gemeiniglich von einer Entführung herrührten, wenigſtens wider Willen der Eltern, ſo waren ſie ſtrafbar, und die Kinder aus der Ehe blieben allerdings in der Knechtſchaft, wenn ſie nicht durch dieſen Freyheitsbrief davon entlediget waren. (8)

Epiſtola Ingenuitatis, wenn man einem Knecht die Freyheit ſchenken wollte, ſo ließ man ihm einen Freyheitsbrief ausfertigen, der dieſe und noch viele andere Benennungen (Charta libertatis, Libellus manumiſſionis, Teſtamentum libertatis &c.) hatte. Er ward im Namen des Grafen oder Domeſtici, dem die Verwaltung der Cammergüter übergeben war, ausgefertiget. Zuweilen war die Befreyung darin auf eine gewiſſe Zeit erſtlich beſtimmet, öfters gar erſt nach dem Tode desjenigen, der ihn freygelaſſen hatte. Man behielte ſich auch wol einige Dienſte von dem Freygelaßnen vor. Wenn er aber in den geiſtlichen Stand kam, ſo mußte er gleich die völlige Freyheit haben, ohne irgend eine Reſtriction. (8)

Epiſtolae poeticae, ſ. poetiſche Briefe.

Epiſtolarium, (*Epiſtolarium*) auf deutſch ein Epiſtelbuch. Schon in der älteſten Kirche hat man bey den Zuſammenkünften der Chriſten, wo und wenn ſie ihren Gottesdienſt halten wollten, die Briefe der Apoſtel, oder auch anderer heiligen Männer gleich anfangs geleſen, damit die chriſtliche Gemeinde dadurch erbauet würde. Man hat ſchon ehemals, beſonders in der orientaliſchen Kirche, dieſe Epiſteln geſammelt, und in ein Buch zuſammengetragen; dieſes Buch wurde ſodann Epiſtolarium genannt. (14)

Epiſtoleus, ἐπιστολευς. So hieß bey den Lacedämoniern der College des Admirals, oder des Navarchos, ohne deſſen Rath und Beyſtand der Admiral nichts thun durfte. Ja zuweilen hatte der Navarchos oder Admiral blos den Titel, und der Epiſtoleus das würkliche Commando auf der Flotte. So war Lyſander in der Schlacht bey Aegos Potamos nur Epiſtoleus und Araeeus Navarchus.

Statt Epiſtoleus wurde zuweilen auch Epiſtoliaphoros, ἐπιστολιαφορος, dieſer Viceadmiral genennt. (21)

Epiſtoliſche und evangeliſche Lectionen. (liturgiſch catholiſch.) In der catholiſchen Kirche werden unter der heil. Meſſe einige Stellen aus der heil. Schrift geleſen, deren eine die Epiſtel, die andere das Evangelium genennet wird. In den alten gedruckten und geſchriebenen Schriften wird die Epiſtel angedeutet durch die Lection oder das Leſen aus dem Apoſtel; weil ſie gemeiniglich aus den Epiſteln des heil. Paulus gezogen ſind; obwol ſie auch zuweilen aus andern Büchern des alten und neuen Teſtaments geleſen werden. Die Juden fiengen am Sabbath ihre Verſammlungen mit dem Leſen der Bücher des Moſes und der Propheten an, wie aus den Apoſtelgeſchichten 12 und 15 erhellet. In dem neuen Teſtament ſagt der heil. Paulus 1 Corinth. 14: „Wenn ihr zuſammenkommet, ſo hat ein jeder aus euch den Pſalm, die Lehre “ ꝛc.; wodurch einige verſtehen die Pſalmen und Lectionen vor dem Meßopfer. Der Apoſtel redet noch deutlicher Coloſſ. 4: „Wenn dieſe Epiſtel bey euch wird geleſen ſeyn, ſo machet, daß ſie auch in der Kirche zu Laodicea geleſen werde; und jene der Laodicäner ſollet auch ihr leſen.“ Und ſeinen erſten Brief an die Theſſalonicher beſchließt er alſo: „Ich beſchwöre euch durch den Herrn, daß dieſe Epiſtel allen heiligen Brüdern geleſen werde.“ Obwohl aber der Apoſtel nicht ausdrücklich ſagt, daß die Epiſtel in der Meſſe ſollte geleſen werden; ſo halten doch der Cardinal Bona mit andern für ganz wahrſcheinlich, daß dieſes in der Meſſe geſchehen ſey; indem man von keinen Zuſammenkünften der damaligen Glaubigen etwas weiß, ausgenommen von jenen bey der Verrichtung des Abendmahles. Daraus ſchließen nun die Schriftſteller, daß der Gebrauch, die heil. Schrift und die Epiſtel in der Meſſe zu leſen, von den Apoſteln eingeführet worden ſey. Tertullianus redet hievon in ſeiner Apologie, Cap. 39. „Wir kommen zuſammen, ſagt er, zu dem Vorleſen der heil. Schrift.“ Und der heil. Martyrer Juſtinus, da er in ſeiner zweyten Apologie von den heil. Zuſammenkünften der Chriſten ſchreibet, ſagt: „Und die Schriften der Apoſtel oder der Propheten, wie es die Zeit mit ſich bringt, werden geleſen.“ Die älteſten Liturgien des heil. Jacobus, Baſilius und Chryſoſtomus führen die Epiſtel als einen merklichen Theil der Meſſe an, wodurch die Gemüther der Glaubigen ſollten vorbereitet werden.

In den erſten Jahrhunderten wurden nicht allein die Schriften der Propheten und Apoſtel in der Kirche geleſen, ſondern auch die Briefe der römiſchen Päbſte und anderer Biſchöffe, beſonders jene, welche *Literae Irenicae, Pacificae*, oder *Communicatoriae* genennet wurden; weil durch dieſelbe die Einigkeit, der Friede und die Gemeinſchaft zwiſchen dem Pabſte und den Biſchöffen ſamt allen Glaubigen bewieſen und erhalten wurde: und aus dieſen waren die Ketzer leicht von den

Rechtglaubigen zu unterscheiden. Diese Briefe wurden von einer Kirche zu der andern überschicket, damit alle wüßten, mit welchen Bischöffen sie Gemeinschaft haben könnten. Und weil die weit von einander entlegenen Glaubigen ihre Gemeinschaft durch den gewöhnlichen Friedenskuß, durch das Abendmahl, oder durch die Eulogien nicht haben zeigen können; so geschahe dies durch ebendieselbe Briefe. Daß aber dergleichen Briefe in der Kirche seyn gelesen worden, bezeugt Eusebius in seinen Kirchengeschichten, Lib. 3. Cap. 16. da er von dem Briefe des Pabstes Clemens I. an die Corinther sagt, daß man denselben in vielen Kirchen zu lesen gepflogen habe. Er meldet noch von mehreren solchen Briefen, welche von Martene, Bona u. a. m. in ihren liturgischen Werken angeführet werden.

Die Reihe und Ordnung der epistolischen und evangelischen Lectionen, welche das Jahr hindurch in der heil. Messe gelesen werden, soll der heil. Hieronymus nach der gemeinen Meinung der Gelehrten, wie Bona sagt, verfasset haben in einem Buche, welches er Comitem, und andere alte Schriftsteller Lectionarium nennen. Von dem Pabst Damasus aber ist diese Ordnung in der römischen Kirche zu beobachten befohlen worden. Um eben dieselbe Zeit war in der africanischen Kirche der Gebrauch, daß an verschiedenen Tagen und Festen auch besondere Schriftstellen sind abgelesen worden, wie der heil. Augustinus am Anfange seiner Auslegung über die Epistel des heil. Johannes bezeugt. Und die Kirchenversammlung zu Carthago im vierten Jahrhunderte sagt, Can. 47, daß es sich nicht gezieme, in der Kirche andere Bücher, als aus dem alten und neuen Testament zu lesen. Eben dies verordnete um die nemliche Zeit die Kirchenversammlung zu Laodicea in Asien, Can. 59. In der vierten zu Toledo in Spanien um das Jahr 633. wurde C. 16 geboten, daß die Offenbarung des heil. Johannes in der Messe zwischen Ostern und Pfingsten sollte gelesen werden. In den Ambrosianischen und Mozarabischen Meßbüchern sind vor dem Evangelio zwo Lectionen enthalten, deren eine aus dem alten, die andere aus dem neuen Testament entnommen ist. Mabillonius (*De Gallic. Liturg.* Lib. 1. cap. 3.) beweist aus dem Gregorius von Touron, daß in Frankreich vor Zeiten drey Lectionen gebräuchlich gewesen seyn: die erste wurde aus den Propheten, die zweyte aus dem Apostel, und die dritte aus den Evangelisten gelesen. Nach der heutigen Kirchendisciplin wird nur eine Lection oder Epistel in der heil. Messe gelesen, etliche Tage ausgenommen, an denen mehrere vorgeschrieben sind, wie unten wird bemerket werden.

In den ältern Zeiten wurde sowohl die Epistel als auch das Evangelium an einem erhöheten Ort oder Lesepult, in Ambone, auf welchem auch der Bischof zu predigen pflegte, gelesen. Doch war ein Unterschied zwischen beiden; denn der Ordo Romanus schreibt dem Subdiacon vor, „auf den Lesepult zu steigen, um zu lesen; doch nicht auf die obere Staffel, auf welchem das Evangelium gelesen wird." Diese Verrichtung aber, die Epistel zu lesen, war den Subdiaconen nicht zu allen Zeiten eigen; denn anfänglich verwalteten dieses Amt die Lectores, wie aus dem 33. und 34. Briefe des heil. Cyprianus erhellet. Es kömmt noch hinzu, daß in den alten Weiheceremonien des Subdiacons, welche in den Kirchenversammlungen zu Carthago und zu Aachen, wie auch in dem Ordine Romano beschrieben sind, gar nichts enthalten sey, welches die Gewalt, die Epistel zu lesen, bedeuten sollte, wie Hallier und Morinus von der Ordination des Subdiacons weitläuftig beweisen. Die Lectores aber wurden vor Alters, wie anizo, mit der Darreichung eines Buches der heil. Schrift geweihet. In der morgenländischen Kirche wird den Lectores ein Buch, welches die Briefe des heil. Paulus enthält, übergeben, welches sie auch itzt noch öffentlich in der Kirche lesen.

Zu welcher Zeit aber das Lesen der Epistel den Subdiaconen übergeben worden sey, läßt sich so genau nicht bestimmen. Doch vermeinen Martene, der Cardinal Bona und andere, dies sey in dem achten Jahrhunderte geschehen. Denn Amalarius, der Anfangs des neunten Jahrhunderts lebte, verwunderte sich (Lib. 2. cap. 11.) daß der Subdiacon so oft die Epistel in der Messe lese; da ihm dieses weder aus seiner Weihe, weder aus den canonischen Briefen, weder aus seinem Namen zukomme. Ueber eben dieses verwunderten sich Micrologus und Durandus. Unterdessen sagt doch die erste Kirchenversammlung zu Reims im Jahre 865, daß das Lesen der Epistel des heil. Paulus die Verrichtung des Subdiacons sey. Nach der heutigen Kirchendisciplin ist kein Zweifel, daß dem Subdiacon gebühre, die Epistel in einer feyerlichen Messe zu singen; denn bey dessen Weihe sagt der Bischof zu ihm, wenn er ihm das Epistelbuch darreichet: Accipe librum Epistolarum, & habe potestatem legendi eas in Ecclesia sancta Dei. (s. den Art. Subdiacon.) Wenn aber kein Subdiacon gegenwärtig ist, so kann ein noch in den mindern Weihen stehender Clericus die Epistel in einer feyerlichen Messe singen, doch ohne Manipel, nach der Verordnung der Congregation der heil. Gebräuche, welche Meratus Tom. 1. P. 1. pag. 202. anführet. Der Priester liest sie allzeit in der Stille so, wie in der Privatmesse. Nach gelesener Epistel wird in den feyerlichen Messen von dem Chore, in den Privatmessen aber von dem Diener geantwortet, *Deo gratias.*

Das Evangelium wurde gleich im Anfange der christlichen Kirche, so bald es schriftlich verfasset war, in den heil. Versammlungen der Glaubigen öffentlich vorgelesen, wie die ältesten Schriftsteller bezeugen. Der heil. Paulus selbst sagt 2 Corinth. 8. von dem Bruder, welcher sein Reisegefährte war: **Der im Evangelio durch alle Kirchen sein Lob hat.** Dieser Gefährte aber war nicht Barnabas, wie die Griechen vermeinen, sondern Lucas, wie Hieronymus und andere bezeugen: und der heil. Ignatius in seinem Briefe an die Epheser nennet ausdrücklich den heil. Lucas, dessen Lob im Evangelio ist. Ferner erzehlet Eusebius *Hist. Eccl.* Lib. 2. cap. 15. daß der heil. Marcus auf das Ansuchen der Römer sein Evangelium geschrieben, „welches der heil Petrus durch die Offenbarung des heil. Geistes erkennet und genehmiget habe, daß es hinfüro in den Versammlungen sollte gelesen werden. Dieses wird auch von dem Clemens in seinem sechsten Buche *Institutionum*, und von dem hieropolitanischen Bischoffe Papias bekräftiget." Der heil. Martyrer Justinus sagt in seiner zweyten Apologie, daß das Lesen des Evangeliums aus der apostolischen Erblehre herkomme. Endlich ist keine Liturgie, welche nicht befohlen hat, das Evangelium in der Messe zu lesen. Gregorius der Große sagt zwar in seinem Briefe an den Johannes, Bischof zu Syracusa, daß die Apostel von dem Gebethe des Herrn gleich zur Consecration ge-

schritten wären; woraus Morinus schließet, das Evangelium sey durch viele Jahre in der Messe nicht gelesen worden. Allein der Cardinal Bona merket sehr wohl, daß dieses von jener Zeit zu verstehen sey, wo das Evangelium noch nicht schriftlich verfasset gewesen; sonst müßte man den Clemens und Papias, welche die nächste an den Zeiten der Apostel waren, einer Unwahrheit beschuldigen müssen, da sie bezeugen, das von dem heil. Marcus geschriebene, und von dem heil. Petrus genehmigte Evangelium sey in den Kirchen gelesen worden.

Vor Zeiten waren die Lectores aus ihrer Weihe bestimmet, auch das Evangelium zu lesen, wie aus dem 33. und 34. Briefe des heil. Cyprianus, und aus der ersten Kirchenversammlung zu Toledo, Cap. 2. abzunehmen ist. Hernach aber wurde diese Verrichtung aus Hochschätzung gegen das Evangelium den Diaconen übergeben. Daher sagt der heil. Hieronymus in seinem Briefe an den Sabinianus: „Du hast das Evangelium als ein Diacon gelesen." Isidorus zählet (Lib. *de Divin. Offic.* c. 8.) unter die Verrichtungen des Diacons, „das Evangelium zu verkündigen." Sozomenus bezeugt (*Hist. Eccl.* Lib. 7. c. 19.) daß zu Alexandria das Evangelium von dem Erzdiacon, anderswo von den Diaconen, und in vielen Kirchen nur von den Priestern, und an den höheren Festtagen von dem Bischoffe gelesen würde.

Die Ceremonien, mit welchen vor Alters das Evangelium gelesen wurde, beschreibt der Ordo Romanus also: „Der Diacon küsset die Füße des Bischoffes, und geht nach begehrtem Segen vor den Altar und küsset das Evangelium; er nimmt das Buch, aus welchem er lesen will, in seine Hände, legt einen Theil desselben an seine rechte Schulter, und steigt auf den Lesepult. Vor ihm gehen her zween Subdiaconen, mit zweyen oder einem Rauchfasse, und machen Rauchwerke: auch zween Acolythi, welche zween Leuchter tragen, und sich voneinander zertheilen, wenn sie zum Lesepult kommen, wo die Subdiaconen und Diaconen mit dem Evangelium zwischen ihnen vorbeygehen. Die zween Subdiaconen aber mit den Rauchfässern steigen vor dem Evangelium an der einen Seite auf den Lesepult, und gehen gleich an der andern Seite wieder hinunter, und stellen sich allda vor der Staffel. Derjenige aber, der kein Rauchfaß hat, wendet sich zu dem Diacon, reicht ihm seinen linken Arm, in welchen derselbe das Evangeliumbuch legt, damit der Subdiacon die Stelle aufschlage, wo das Zeichen zum Lesen angebracht ist. Nachdem dieses geschehen, steigt er (der Diacon) auf den Lesepult, und sagt: Dominus Vobiscum. Hierauf wendet sich der Bischof, die Priester, und das ganze Volk gegen Sonnenaufgang. Und wenn er gesagt hat: Sequentia S. Evangelii, so macht derselbe Diacon das Creutzzeichen auf seine Stirn und auf seine Brust, wie auch der Bischof und das ganze Volk, und wenden sich zu dem Evangelium. Alsdann legen auch alle ihre Stöcke aus den Händen, und niemand behält eine Bedeckung auf dem Haupte. Der Diacon aber stehet gegen Mittag, auf welcher Seite die Männer pflegen zusammen zu kommen; sonst aber gegen Mitternacht. Auch die Lichter an den Wänden werden unter der Verkündigung des Evangeliums von den Acolythis bey den Lesepult gestellet bis zu dessen Ende. Nach abgelesenem Evangelium bezeichnet sich sogleich das Volk mit dem Creutzzeichen, und der Diacon steiget von dem Lesepult, wo ihm der Subdiacon das Evangelium abnimmt, vor seiner Brust trägt,

und dasselbe dem Bischoffe oder dem Priester, und hernach allen, die in der Ordnung stehen, der ganzen Geistlichkeit, wie auch dem Volke zu küssen darreichet, worauf er dasselbe wieder an seinen Ort zurücksetzet."

Nach der heutigen Meßordnung geht der Priester nach gelesenen Epistel und Graduale von der linken Seite des Altars, welche die nemliche der linken Seite des auf dem Altar gegen das Volk stehenden Crucifixes ist, in die Mitte desselben, und bereitet sich, das Evangelium zu lesen, durch das Gebeth: *Munda cor meum* &c. Allmächtiger Gott! reinige mein Herz und meine Lefzen, der du die Lefzen des Propheten Esaias mit einem feurigen Stein gereiniget hast: würdige dich, auch mich durch deine angenehme Erbarmnis also zu reinigen, damit ich dein heil. Evangelium würdig verkündigen möge; durch Christum unsern Herrn. Amen. Hierauf begehret der Priester den Seegen unmittelbar von Gott, sprechend: *Jube Domine benedicere;* und fahret fort: *Dominus sit in corde meo* &c. Der Herr sey in meinem Herzen und in meinen Lefzen, damit ich sein Evangelium würdig und geziemend verkündige. Amen. Alsdann geht er zu der rechten Seite des Altars oder des Crucifixes, und sagt: *Dominus vobiscum*, und: *Sequentia* oder *Initium S. Evangelii* &c. wobey er mit dem Daumen seiner rechten Hand auf den Ort des Buches, wo das Evangelium anfängt, ein Creuzzeichen macht, mit welchem er sich selbsten auch bezeichnet an der Stirn, an dem Munde und an der Brust, und fängt an, das vorgeschriebene Evangelium zu lesen. In einer feyerlichen Messe kehret der Priester, nachdem er das Evangelium geendiget, zurück in die Mitte des Altars. Der Diacon legt unterdessen das Evangeliumbuch auf den Altar, reicht dem Priester den Weihrauch, welcher davon in das Rauchfaß wirft, und selben segnet. Nach diesem kniet der Diacon in die Mitte des Altarschemmels, und betet das *Munda cor meum*. Alsdann geht er wieder vor den Priester, und begehret knieend den Seegen mit den Worten: *Jube Domne benedicere*. Der Unterschied, warum der Priester sagt, *jube Domine*, und der Diacon, *jube Domne*, (s. in dem Art. Dominus et Domnus.) Der Priester segnet ihn, wie vorher sich selbsten: *Dominus sit in Corde tuo* &c. Nach empfangenem Segen steht der Diacon auf, begiebt sich an das gehörige Ort, und singt das Evangelium. Der Subdiacon hält das Evangeliumbuch: die Leuchterträger stehen mit brennenden Kerzen auf beyden Seiten; und der Priester steht auf der Epistelseite, und wendet das Angesicht gegen den Diacon. Nach geendigtem Evangelium zeiget der Diacon mit dem Finger den Ort, wo das Evangelium anfängt, welches der Subdiacon dem Priester zu küssen überbringet.

Wenn der römische Pabst ein feyerliches Meßopfer verrichtet, so werden die Epistel und das Evangelium in griechischer und lateinischer Sprache gesungen. Vor dem lateinischen Diacon, der ein Cardinal ist, gehen sieben Acolythi mit sieben Leuchtern und brennenden Kerzen her, und stehen um ihn, da er das Evangelium singt. Wenn dasselbe geendiget ist, so geht auch der griechische Diacon dahin, und singt das Evangelium in griechischer Sprache.

In der griechischen Kirche wird der Eingang zu dem Evangelium sehr feyerlich gehalten. Der Priester nimmt das Evangeliumbuch von dem Altar, und übereicht es dem Diacon. Beyde gehen aus dem Sacrario durch die mitternächtliche Thüre an den Ort, wo

der Prieſter das Gebet des Eingangs lehret. Hierauf begehret der Diacon von dem Prieſter, daß er den heil. Eingang ſegne; worauf er zu dem Biſchofe oder Prieſter geht, und haltet ihm das Evangelium dar, ſelbiges zu küſſen. Nach dieſem erhebt und zeigt der Diacon das Evangelium, ſprechend: Die Weisheit des Rechten: und nachdem er das Evangelium auf den Altar gelegt, ruft er fünfmal mit Untermiſchung einiger Gebete: Laßt uns aufmerken. Nun räuchert er das Altar und Sacrarium, nimmt das Evangeliumbuch, und geht nach empfangenem Segen, nebſt vorausgehenden Leuchter- und Rauchfaßträger zu dem Leſepult. Unterdeſſen ruft der Prieſter: Die Weisheit des Rechten. Nachdem der Diacon geſprochen hat: *Sequentia S. Evangelii* &c., antwortet der Chor: *Gloria tibi Domine*, Ehre ſey dir, o Herr; worauf der Prieſter ſagt: Laßt uns aufmerken. Wenn das Evangelium geleſen iſt, begiebt ſich der Diacon zu der Thüre des Sacrariums, und überreicht das Evangelium dem Prieſter, welcher ihm wünſchet: Der Friede ſey mit dir.

Bey den Mohren geht der Diacon vor dem Evangelium in der Kirche herum, und ermahnet alle mit lauter Stimme: Stehet auf, höret das Evangelium und die gute Verkündigung unſers Herrn und unſers Heylandes JEſu Chriſti. Hierauf nimmt der Prieſter das Evangeliumbuch, welches er dreymal räuchert, und nachdem er den Eingang in die Kirche feyerlich geſegnet hat, ſingt er ſelbſt das Evangelium bey angeſteckten Kerzen und übrigen Ceremonien.

Nach dem Gebrauche der Maroniten wird das Evangelium auf folgende Weiſe geleſen. Vorher wird unter einigen Gebeten der Weihrauch in das Rauchfaß gelegt, und der Prieſter ſagt: Der Friede ſey mit euch allen. Das Volk antwortet: Und mit deinem Geiſte. Der Altardiener ermahnet die Gegenwärtige: ſeyd aufmerkſam. Der Prieſter ſetzet hinzu: In der Zeit der Regierung unſers Herrn, unſers Gottes und unſers Erlöſers JEſu Chriſti hat er zu ſeinen Jüngern und Schaaren geſagt. Das Volk begehret den Seegen, und der Prieſter wendet ſich zu demſelben, macht das Creuzzeichen, und ſagt: Die rechte Hand unſers Herrn Jeſu Chriſti, und der hohe Arm ſeiner Stärke, und die verborgene Kraft ſeiner Majeſtät, jene, welche allen Segen und alle Gaben des Lebens enthält, jene, welche über den Apoſteln im heil. Speiſeſaale in Sion geruhet, ſie geheiliget, und auf dem Oelberge geſegnet hat, dieſe komme, wohne, und ruhe über meinen Brüdern, die leſen, und hören, und beſchütze dieſen Ort und ſeine glaubige Einwohner zu allen Zeiten und in jedem Augenblicke in Ewigkeit. Das Volk antwortet: Amen. Der Prieſter fährt fort: Alſo in der Zeit der Regierung unſers Herrn Jeſu Chriſti, unſers Erlöſers, des Wortes Gottes, welches für uns Fleiſch geworden, iſt dieſes alſo geſchehen. Das Volk ſagt: Herr, erbarme dich unſer. Alsdann lieſt der Prieſter das Evangelium, nach welchem er das Buch küſſet, und ſpricht: Und der Friede oder Sicherheit ſey bey uns allen. Das Volk antwortet: Amen. Endlich beſchließt der Prieſter dieſe Verrichtung mit den Worten: Jeſu Chriſto ſey Lob, Dankſagung und Benedeyung wegen ſeinen lebendigen Worten, die für uns ſind, und ſeinem Vater, der ihn wegen unſerm Heile geſendet hat, und ſeinem lebendigen und heiligen Geiſte, itzt und in Ewigkeit. Amen.

Die Epiſtoliſche und Evangeliſche Lectionen, welche das Jahr hindurch geleſen werden, ſind mit einer vortreflichen Ordnung angeſetzet, und haben auf jeden Tag eine beſondere Beziehung. Sie werden mit dem Jahre in zween Theile abgetheilet; in dem erſten ſoll das Gedächtnis des Wandels Chriſti auf Erden erneuert werden, und der andere ſoll uns anweiſen, unſer Leben nach ſeinem Beyſpiele einzurichten.

Der erſte begreift die Zeit vom Advent bis auf das Feſt der heiligen Dreyeinigkeit, und der letzte reicht wieder bis auf das Advent: Während der erſten Zeit ſollen die Epiſteln und Evangelien uns erwecken, dasjenige, was unſer Heiland für uns gethan und gelitten hat, dankbarlich zu erkennen, und ſtellen uns vor ſeine Geburt, Beſchneidung, Offenbahrung vor den Heyden, Lehren, Wunderwerke, Taufe, Faſten, Verſuchung, Todeskampf, Creuz und Leiden, Tod, Begräbnis, Auferſtehung, Himmelfahrt und Sendung des heiligen Geiſtes. Und in der letzten Abtheilung des Jahres zeigen ſie uns die richtigen Wege des Chriſtenthums, auf welchen wir den Tugenden nachfolgen, und die Laſter fliehen ſollen.

Die beſondere Einrichtung der Epiſtoliſchen und Evangeliſchen Lectionen nach dem römiſchen Meßbuche iſt folgende: Am erſten Sonntage im Advent iſt die Epiſtel genommen aus dem 13. Capitel an die Römer, wo die Kirche die Glaubigen, um ſich zu dem Feſte der Geburt des Heilandes vorzubereiten, ermahnet, vom Schlafe aufzuſtehen, das Böſe zu meiden, und das Gute zu wirken, vom 13. Vers bis an das Ende dieſes Capitels. Das Evangelium wird geleſen aus Luc. 21. vom 25. bis zu dem 32. Vers, welches von der zweyten Ankunft Chriſti, des göttlichen Richters, und von dem Ende der Welt handelt.

Am zweyten Sonntage wird die Epiſtel aus Röm. 15. vom 4. bis zu dem 13. Vers geleſen, wo der Apoſtel die bekehrte Juden und Heyden zum Lobe Gottes aufmuntert; weil alles, was vorgeſagt worden, in ihnen durch die Gnade des Heilandes erfüllet iſt. Das Evangelium handelt von den zween Jüngern, welche Johannes zu Chriſto geſchickt hat, Matth. 11, vom 2. bis zu dem 10. Vers.

Am dritten iſt die Epiſtel genommen aus Philipp. 4, vom 4. bis zum 7. Vers, wo die Glaubige zur geiſtlichen Freude, Gebete und Dankſagung ermahnet werden; das Evangelium aber aus Joh. 1, wo vom 19. bis zum 28. die Geſandſchaft der Juden an den Johannes, und deſſen Antwort beſchrieben iſt.

Am Quatembermittwoche werden aus Eſaias zwo Epiſteln geleſen; die erſtere aus dem 2. Cap. vom 2. bis zu dem 5. Vers; die andere aus dem 7. Cap. vom 10. bis zum 15. Vers, in welchen der Prophet die Ankunft des Erlöſers klar vorgeſagt hat. Das Evangelium beſchreibet die Verkündigung der Menſchwerdung des göttlichen Wortes; Luc. 1, vom 26. bis zum 38. Vers.

Am Quatemberfreytage wird in der Epiſtel aus Eſai. 11, vom 1. bis zum 5. Vers, die Ankunft des Erlöſers vorgeſtellet. Das Evangelium iſt eine Fortſetzung deſſen, welches am vorigen Mittwoche geleſen worden, und enthält, Luc. 1, vom 39. bis zum 47. Vers, die Erzehlung, wie Maria die Eliſabeth beſuchet, dieſe prophezeihet, und Maria Gott gelobet hat.

Am Quatembersamſtage werden ſechs Epiſteln

gelesen; die vier erstere sind aus Esaias 19, vom 20. bis zum 22. Vers: 35, vom 1. bis 7. Vers: 40, vom 9. bis zum 11. Vers: 45, vom 1. bis zum 8. Vers. In allen diesen ist die Rede von der Ankunft des Erlösers. Die fünfte Epistel ist aus dem Daniel 3, vom 49. bis zum 59. Vers, und handelt von der wunderbaren Erhaltung der drey Knaben in dem babylonischen Feuerofen. Die sechste ist aus 2 Thessal. 2, wo der Apostel vom 1. bis zum 8. Vers die Glaubige zur Standhaftigkeit im Glauben ermahnet, und auch vorsagt den Antichrist und die zweyte Ankunft Christi. Das Evangelium ist aus Luc. 3, vom 1. bis 6. Vers, und handelt von den Bußpredigten des heiligen Johannes.

Am vierten Sonntage liest man die Epistel aus 1 Corinth. 4, 1. bis 5. welche lehret, nicht zu urtheilen. Das Evangelium ist das nemliche mit dem, welches vorher an dem Quatembersamstage gelesen worden.

Am Sonntage zwischen Weynachten und der Erscheinung des Herrn ist die Epistel aus Galat. 4, 1. bis 7. genommen, wo der heil. Paulus sagt, daß Christus die Dienstbarkeit des jüdischen Gesetzes aufgehoben habe. Das Evangelium aus Luc. 2, 33. bis 40. handelt von der Weisagung des Simeons und der Prophetin Anna.

Am Sonntage in der Octav der Erscheinung des Herrn wird die Epistel aus Röm. 12, 1. bis 5. gelesen, in welcher der heil. Paulus die Glaubige unterrichtet, daß sie sich Gott gänzlich ergeben, aber wegen den empfangenen Gnaden nicht erheben sollen.

Das Evangelium aus Luc. 2, 42. bis 52. beschreibt, daß Jesus, als er zwölf Jahre alt war, von seinen Eltern verlohren, und unter den Lehrern wieder gefunden worden, und mit denselben nach Nazareth gegangen, und ihnen unterthänig gewesen sey.

Am zweyten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn ist die Epistel eine Fortsetzung der Epistel des vorigen Sonntags, Röm. 12, 6. bis 16. Das Evangelium ist von der Hochzeit und von dem ersten Wunderwerk Christi zu Cana in Galiläa, Johan. 2, 1. bis 11.

Am dritten Sonntage wird die Epistel weiter fortgesetzet, Röm. 12, 16. bis 21. Das Evangelium enthält die wunderbare Gesundmachung des Aussätzigen und des Knechtes des Hauptmanns, Matth. 8, 1. bis 13.

Am vierten handelt die Epistel von der Liebe des Nächsten, Röm. 13, 8. bis 10. Das Evangelium erzehlet, wie Jesus den auf dem Meere entstandenen Sturm gestillet hat, Matth. 8, 23. bis 27.

Am fünften ermahnet die Epistel die Glaubige, sich in den Tugenden, besonders in der Liebe zu üben, Coloss. 3, 12. bis 17. In dem Evangelium wird das Gleichnis von dem Säemann und dem Unkraut vorgestellet, Matth. 13, 24. bis 30.

Am sechsten werden die Christen in der Epistel gelobt wegen ihrer Standhaftigkeit und Eifer im Glauben, 1 Thess. 1, 1. bis 10. Das Evangelium vergleichet das Himmelreich dem Senftkörnlein und Sauerteige, Matth. 13, 31. bis 35.

Am Sonntage Septuagesimä schreibt die Kirche, um die Glaubige von den weltlichen Lustbarkeiten dieser Zeit abzuhalten, die Epistel vor aus 1 Corinth. 9, und 10., in welcher der heil. Paulus die Christen zur Abtödung und Eifer zu den Tugenden aufmuntert durch das Beyspiel derer, die um die Wette laufen.

Das Evangelium handelt von den Arbeitern in dem Weinberge, Matth. 20, 1. bis 16.

Am Sonntage Sexagesimä wird die Epistel aus 2 Corinth. 11. und 12. gelesen, wo der Apostel seine evangelische Arbeit, Verzückung in den dritten Himmel, und seine Versuchungen vorstellet, um die Christen in dem Glauben zu stärken. Das Evangelium vergleichet das Wort Gottes mit dem guten Saamen, Luc. 8, 4. bis 15.

Am Sonntage Quinquagesimä wird durch die Epistel die Nothwendigkeit der Liebe vorgestellet, 1 Cor. 13, 1. bis 13. In dem Evangelium sagte Christus sein Leiden vor, und machte den Blinden bey Jericho sehend, Luc. 18, 31. bis 43.

Am Aschermittwoche ermahnet die Epistel zur Buße in Fasten und Weinen, und verspricht die Gnade und Barmherzigkeit des Herrn, Joel 2, 12. bis 19. In dem Evangelium zeigt Christus, wie man sich bey dem Fasten verhalten soll, Matth. 6, 15 bis 21.

Am Donnerstag handelt die Epistel von der Befreyung des schon angedrohten Todes des Ezechias, Esai. 38, 1. bis 6. Das Evangelium erzehlet das wunderbare Gesundmachen des Aussätzigen, und des Knechtes des Hauptmanns, Matth. 8, 1. bis 13.

Am Freytag lehret in der Epistel Gott sein Volk, dasjenige zu meiden, was das Fasten mangelhaft machen kann, Esaia 58, 1. bis 9. Das Evangelium befiehlt auch die Feinde zu lieben, und die Gleißnerey bey dem Almosengeben zu vermeiden, Matth. 5, und 6.

Am Samstage ist die Epistel eine Fortsezung der Epistel des vorigen Tages, und ermahnet zur Verleugnung des eigenen Willens, Esai. 58, 9. bis 14. Das Evangelium erzehlet, wie Christus auf dem Meere zu seinen Jüngern gegangen, und die Winde gestillet hat; wie auch von den Kranken in dem Land Genesaret, welche durch die Berührung seines Kleids gesund wurden, Marc. 6, 47. bis 56.

Am ersten Sonntage in der Fasten enthält die Epistel eine lebhafte Aufmunterung, die zur Buße gewidmete Tage in allerhand Tugendübungen zuzubringen, 2 Cor. 6, 1 - 10. Das Evangelium handelt von der Fasten Christi, und von dessen Versucher, Matth. 4, 1 - 11.

Am Montage verspricht Gott der Herr in der Epistel, daß er selbst kommen, und der Hirt seiner Schaafe seyn wolle, Ezech. 34, 11 - 16. In dem Evangelium redet Christus von dem lezten Gerichtstage, Matth. 25, 31 - 46.

Am Dienstage werden durch die Epistel alle eingeladen zur Buße, weil Gott barmherzig ist, Esai. 55, 6 - 11. Das Evangelium stellet vor, daß Christus die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel verjagt, und die Blinde und Lahme aber gesund gemacht habe, Matth. 21, 10 - 17.

Am Quatembermittwoche werden zwo Episteln gelesen, welche zwo Figuren der vierzigtägigen Fasten enthalten, nemlich des Moses auf dem Berg Sinai, Exod. 24, 12 - 18. und des Elias, 3. B. d. Kön. 19, 3 - 8. In dem Evangelium giebt Christus an dem Propheten Jonas ein Zeichen von seiner Auferstehung nach dreyen Tagen, und nennet jene seinen Bruder, Schwester und Mutter, die den Willen seines Vaters erfüllen, Matth. 12, 38 - 50.

Am Donnerstage verspricht die Epistel, die Sünde der Eltern nicht mehr in den Kindern zu rächen, wenn diese die Gebote Gottes halten würden, Ezech. 18, 1 -

9. Das Evangelium handelt von dem grossen Glauben des cananäischen Weibes, und von der Gesundmachung ihrer Tochter, Matth. 15, 21 - 28.

Am Quatemberfreytag wird die Epistel des vorigen Tages fortgesetzet, Ezech. 18, 20 - 28. Das Evangelium erzehlet die Gesundmachung des Kranken, welcher acht und dreyßig Jahre an dem Teiche gelegen war, Joh. 5, 1 - 15.

Am Quatembersamstage werden sechs Episteln gelesen; die erste ist genommen aus Deuter. 26, 12 - 19. in welcher Gott den Zehend vorschreibt, und nimmt die, welche seine Gebote halten, für sein Volk auf. Die zweyte ist aus Deuter. 11, 22 - 25. wo jenen vieles von Gott versprochen wird, die seine Gebote beobachten. Die dritte ist aus 2 Maccab. 1, 23 - 27. und enthält das Gebet der Priester nach der Zurückkunft aus der babylonischen Gefangenschaft. Die vierte ist aus Eccli. 36, 1 - 10. in welcher der Verfasser Gott bittet, daß er sich über sein Volk erbarme. Die fünfte ist aus Daniel 3, 49 - 59. von den drey Knaben in dem babylonischen Feuerofen. Die sechste ist aus 1 Thess. 5, 14 - 23. und giebt zwar eine kurze, doch sehr kraftige Sittenlehre. In dem Evangelium ist die Verklärung Christi auf dem Berge Thabor beschrieben, Matth. 17, 1 - 10.

Am zweyten Sonntage in der Fasten ermahnet die Epistel, 1 Thessal. 4, 1 - 7. weiter in der Frömmigkeit und Heiligkeit, zu welcher wir berufen sind, fortzuschreiten. Das Evangelium ist das nemliche, welches an dem vorigen Tage gelesen wurde.

Am Montage enthält die Epistel das eifrige Gebet des Daniels 9, 15 - 19. daß sich Gott über das in der Gefangenschaft liegende Volk erbarmen wolle. In dem Evangelium drohet Christus den Juden, sie in der Unbußfertigkeit sterben zu lassen, weil sie ihn nach so vielen Zeichen nicht haben erkennen wollen. Joh. 8, 21 - 29.

Am Dienstage wird in der Epistel erzehlet, daß Elias zu Sarepta das Mehl und Oel einer Wittwe wunderbar vermehret habe, 3 B. d. Kön. 17, 8 - 16. In dem Evangelium bestraft Christus die Schriftgelehrte und Pharisäer wegen ihren bösen Thaten, besonders wegen dem Hoffarth, und empfiehlt den Seinigen die Demuth, Matth. 23, 1 - 12.

Am Mittwoch wird in der Epistel das Gebet gelesen, in welchem Mardochäus Gott anruft, sich über sein Volk, welchem der Untergang gedrohet war, zu erbarmen, Esther 13, 8 - 17. In dem Evangelium sagt Christus sein Leiden vor, und antwortet der Mutter der Söhne Zebedäi, Matth. 20, 17. bis 28.

Am Donnerstage ermahnet die Epistel, das Vertrauen auf Gott, und nicht auf Menschen zu setzen, Jerem. 17, 5 - 10. Das Evangelium ist von dem reichen Mann und armen Lazarus, Luc. 16, 19 - 31.

Am Freytage beschreibt die Epistel den Haß der Söhne Jacobs gegen ihren unschuldigen Bruder Joseph, Genes. 37, 6 - 22. Das Evangelium stellet den Juden in der Gleichnis des Hausvaters und der Weinbergsleuten ihre Grausamkeit gegen die Abgesandte und den Sohn Gottes vor, Matth. 21, 33 - 46.

Am Samstage handelt die Epistel von dem Segen und Rechte der Erstgeburth so Jacob von seinem Vater Isaac erhalten hat, Genes. 27, 6 - 39. Das Evangelium zeigt in der Gleichnis des verlohrnen Sohnes die grosse Barmherzigkeit Gottes gegen den sich bekehrenden Sünder, Luc. 15, 11 - 32.

Am dritten Sonntage in der Fasten verlangt die Epistel, daß wir Christum nachahmen, und weit entfernet von allen Lastern seyn sollen, Ephes. 5, 1 - 9. Das Evangelium handelt von dem von Jesu ausgetriebenen stummen Teufel, Luc. 11, 14 - 28.

Am Montage redet die Epistel von dem Naaman, den Elisäus von dem Aussatze gereiniget hat, 4 B. d. Kön. 5, 1 - 15. Das Evangelium erzehlet, daß die Pharisäer nach einigen von Christo erhaltenen Verweise ihn haben von dem Berge stürzen wollen; er aber gieng durch die Mitte derselben, Luc. 4, 23 - 30.

Am Dienstage enthält die Epistel die Geschichte des von dem Elisäus wunderbar vermehrten Oels einer Wittwe, damit sie ihre Schulden abtragen könnte, 4 B. d. Kön. 4, 1 - 7. Das Evangelium zeigt, wie die brüderliche Bestrafung solle beschaffen seyn, Matth. 18, 15 - 22.

Am Mittwoche handelt die Epistel von den Geboten der andern Gesetztafel Moses, Exod. 20, 12 - 24. In dem Evangelium verweist Christus den Schriftgelehrten und Pharisäern, daß sie die Gebote Gottes ihren falschen Traditionen nachsetzen, Matth. 15, 1 - 20.

Am Donnerstage ermahnet Jeremias 7, 1 - 7. in der Epistel, das falsche Vertrauen auf die äusserliche Verehrung abzulegen, und die Gebote Gottes zu beobachten. Das Evangelium erzehlet das Gesundmachen der Schwieger des heil. Petrus nebst andern Wunderwerken Christi, Luc. 4, 38 - 44.

Am Freytage wird in der Epistel gemeldet von dem Wasser, welches Moses aus den Felsen schafte, Numer. 20, 2 - 13. In dem Evangelium bietet Christus der Samaritanin das lebendige Wasser an, Joh. 4, 4 - 42.

Am Samstage wird in der Epistel die Geschichte der von dem Daniel erretteten Susanna vorgestellet, Dan. 13, 1 - 62. Das Evangelium ist von der von Christo befreyten Ehebrecherin, Johann. 8, 1 - 11.

Am vierten Sonntage in der Fasten stellet der heil. Paulus vor die Freyheit des neuen gegen das alte Gesetz durch die zween Söhne des Abrahams, nemlich den Isaac und Ismael, Gal. 4, 22 - 31. Das Evangelium beschreibt das Wunderwerk von der Vermehrung der fünf Brode, mit welchen Christus fünftausend Menschen gespeiset hat, Johan. 6, 1 - 15.

Am Montage wird in der Epistel das weise Urtheil Salomonis zwischen zween wegen einem Kind streitenden Weibern vorgestellet, 3 B. der Kön. 3, 16 - 28. In dem Evangelium verjagt Christus die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel, und sagt vor, den Tempel seines Leibes nach dreyen Tagen wieder aufzubauen, Joh. 2, 13 - 25.

Am Dienstage wird in der Epistel die Anbetung des goldenen Kalbs, und die Fürbitte des Moses für die Israeliten angeführet, Exod. 32, 7 - 14. In dem Evangelium beweist Christus den Juden, daß sie ungerecht gegen ihn murren, weil er einen Menschen am Sabbath gesund gemacht hat, Joh. 7, 14 - 31.

Am Mittwoche werden zwey Episteln gelesen, welche ein Vorbild der heil. Taufe waren; weil an diesem Tage vor Zeiten diejenige Catechumenen ausgezeichnet wurden, die man für tauglich hielte, die heil. Taufe zu empfangen: die erste ist aus Ezech. 36, 23 - 28. die andere aus Esaia 1, 16 - 19. Das Evange-

lium enthält das Wunderwerk von dem Blinden, den Christus sehend gemacht hat, Joh. 9, 1 - 38.

Am Donnerstage handelt die Epistel von dem Sohne der Sunamitin, den Elisäus vom Tode erwecket, 4 B. d. Kön. 4, 25 - 38. und das Evangelium von dem Todten zu Naim, dem Jesus das Leben wieder gegeben hat, Luc. 7, 11 - 16.

Am Freytage erzehlet die Epistel, wie Elias den Sohn der Wittwe zu Sarepta zum Leben erweckte, 3 B. d. Kön. 17, 17 - 24. und das Evangelium, wie Christus den Lazarus aus dem Grabe zum Leben erwecket hat, Joh. 11, 1 - 45.

Am Samstage wird Christus in der Epistel als der Erlöser seines Volkes vorgesagt vom Esaias 49, 8 - 15. In dem Evangelium unterrichtet Christus das Volk von seiner Gottheit, Joh. 8, 12 - 20.

Am Passionssonntage erhebt der heil. Paulus in der Epistel, das Opfer des neuen Bundes, welches Christus selbsten ist, weit über die Opfer des alten Gesetzes, Hebr. 9, 11 - 15. Das Evangelium enthält den weitern Unterricht von der Gottheit Christi, welcher sich, als die Juden ihn steinigen wollten, verborgen hat, Joh. 8, 47 - 58.

Am Montage stellet die Epistel vor die Buße der Niniviten, und die Erbarmnis des Herrn, Jon. 3, 1 - 10. Das Evangelium berichtet, daß die Fürsten der Juden ausgeschicket haben, Christum zu fangen; er aber sagte, sie würden ihn suchen, und nicht finden, und ladet diejenigen ein, die nach ihm dürsten, Joh. 7, 32 - 39.

Am Dienstage handelt die Epistel von der Rache der Babylonier gegen den Daniel, in welchem Gott grosse Zeichen gethan hat, Dan. 14, 28 - 42. Das Evangelium sagt, daß Christus nach Galiläa, und von da in geheim nach Jerusalem am Laubehüttenfest gekommen sey, wo ihn einige für gut, die andere für einen Verführer hielten, Joh. 7, 1 - 13.

Am Mitwoche befiehlt in der Epistel Gott dem Moses, die gegebene Sittenlehre dem Volke vorzutragen, Levit. 19, 10 - 19. In dem Evangelium beweist Christus aus seinen Werken, daß er der Meßias sey, Joh. 10, 22 - 38.

Am Donnerstage wird in der Epistel gelesen das Gebet des Azarias im babylonischen Feuerofen, Dan. 3, 34 - 45. Das Evangelium ist von dem sündhaften Weibe, dem Christus die Sünden nachgelassen hat, Luc. 7, 36 - 50.

Am Freytage begehret Jeremias 17, 13 - 18. in der Epistel den Schutz Gottes wider seine Feinde. Das Evangelium redet von dem Todesurtheil, welches die Versammlung der Juden wider Christum abgefasset haben, Joh. 11, 47 - 54.

Am Samstage enthält die Epistel die Verabredung der Juden, den Jeremias aus dem Wege zu räumen, Jer. 18, 18 - 23. Das Evangelium beschreibt den feyerlichen Eintritt Christi in Jerusalem, und dessen Rede von seinem Leiden, Joh. 12, 10 - 37.

Am Palmsonntage ermahnet der heil. Paulus in der Epistel zur wahren Demuth nach dem Beyspiele Christi, der sich bis zum Tode des Creuzes erniedriget hat, und deswegen von Gott erhöhet worden ist, Phil. 2, 5 - 11. Das Evangelium erzehlet die ganze Leidensgeschichte Christi aus dem heil. Matthäus.

Am Montage redet Esaias 50, 5 - 10. in der Epistel von Christo, wie er in seinem Leiden mit Schmach und Unbilden erfüllet worden. Das Evangelium erzehlet, wie Jesus von der Martha und dem

Lazarus aufgenommen, und von Maria gesalbet worden, Johann. 12, 1 - 9.

Am Dienstage wird in der Epistel der zum Creuztode verurtheilte Heyland vorgesagt von dem Jeremias 11, 18 - 20. Das Evangelium enthält die von dem heil. Marcus beschriebene Leidensgeschichte des Erlösers.

Am Mittwoche wird eben diese Leidensgeschichte in der Epistel von dem Esajas 62, und 63, bis zum 7. Vers beschrieben. Das Evangelium erzehlet die Leidensgeschichte Christi aus dem heil. Lucas.

Am Donnerstage ist in der Epistel die Einsetzung des heiligsten Abendmahls beschrieben, 1 Corinth. 11, 20 - 32. Das Evangelium handelt von der Fußwaschung, Johann. 13, 1 - 15.

In den Charfreytagsceremonien (an diesem Tage wird kein Meßopfer verrichtet) sind zwo Lectionen vorgeschrieben; die erstere aus Ose, 6, 1 - 6. wo der Tod und die Auferstehung Christi vorgesagt wird. Die andere ist aus Exod. 12, 1 - 11. und befiehlt das Osterlamm zu essen, und mit dessen Blute die Thürschwellen zu bestreichen. Das Evangelium ist die Leidensgeschichte des Heylandes, welche der heil. Johannes beschrieben hat.

Am Charsamstag wird in der Messe, welche vor Zeiten in der Nacht, da Christus auferstanden ist, gehalten wurde, die Epistel aus 1 Coloss. 3, 1 - 4. gelesen, welche die mit Christo auferstandenen Glaubige ermahnet, ein neues und himmlisches Leben zu führen. Das Evangelium verkündiget den Weibern durch einen Engel bey dem Grabe, daß Christus auferstanden sey. Matth. 28, 1 - 7.

Am Ostersonntag lehret der heil. Paulus in der Epistel, den alten Sauerteig der Laster auszufegen, um die Ostern rein zu halten, 1 Corinth. 5, 7. 8. Das Evangelium erzehlet, daß der Engel den Weibern die Auferstehung Jesu Christi verkündiget, und diese zu den Jüngern geschickt habe, um es auch denselben bekannt zu machen, Marc. 16. 1 - 6.

Am Ostermontage gibt der heil. Petrus mit andern Aposteln in der Epistel das Zeugnis von dem Leben, Tode und Auferstehung Christi, Apostelg. 10, 37 - 43. Das Evangelium enthält die Erscheinung Christi den zween Jüngern nach Emaus am Tage seiner Auferstehung, Luc. 24, 13 - 35.

Am Osterdienstage verkündiget der heil. Paulus in der Epistel den Tod und Auferstehung Christi, und die Erfüllung der Verheissungen Gottes, Apostelg. 13, 26 - 33.

In dem Evangelium erzehlet Lucas 24, 36 - 47. wie Jesus am ersten Tage seiner Auferstehung gegen Abend allen Jüngern zugleich erschienen ist.

Am Mittwoche beweißt Petrus in der Epistel den Juden, daß Christus den sie getödtet haben, der versprochene Meßias sey, Apostelg. 3, 13 - 19. wo er sie auch zur Busse ermahnet. Das Evangelium meldet, daß Christus seinen Jüngern bey dem Tiberischen Meere erschienen sey, Johann. 21, 1 - 14.

Am Donnerstage meldet die Epistel von dem Unterrichte und Taufe, welchen der Kämmerling der Königin der Mohren von dem heil. Philippus empfangen hat, Apostelg. 8, 26 - 40. Das Evangelium beschreibet, wie Christus der Maria Magdalena erschienen ist, Johann. 20, 11 - 18.

Am Freytage ermahnet der heil. Petrus in der Epistel zum Guten, und sagt die Taufe mache seelig durch die Auferstehung Jesu Christi, 1 Petr. 3, 18.

21. Das Evangelium handelt von der Erſcheinung Chriſti auf dem Berge in Galiläa, wo er ſeine Jünger ſchickte, zu predigen, zu taufen, und die Gebote Gottes zu verkündigen, Matth. 28, 16-20.

Am Samſtage lehret die Epiſtel, daß Chriſtus der lebendige Eckſtein ſey, auf welchen wir geiſtlicher Weiſe uns bauen ſollen, 1 Petr. 2, 1-10. Das Evangelium erzehlet, daß auch Petrus und der Jünger, den Chriſtus liebte, zu dem Grabe des Herrn geeilet ſind, Johann. 20, 1-9.

Am weiſſen Sonntage zeigt die Epiſtel, daß der wahre Glaube die Welt überwinde, 1 Johann. 5, 5-10. Das Evangelium führet beſonders jene Erſcheinung Chriſti an, wo der heil. Thomas gegenwärtig geweſen iſt, Johann. 20, 19-31.

Am zweyten Sonntage nach Oſtern ermahnet die Epiſtel, die Sünden zu meiden, und dem Beyſpiele Chriſti nachzufolgen, 1 Petr. 2, 21-25. Das Evangelium iſt von dem guten Hirten, Johann. 10. 11-16.

Am dritten erfordert die Epiſtel von den Glaubigen, daß ſie ein gutes Beyſpiel geben, und ihren Vorgeſetzten gehorſam ſeyn ſollen, 1 Petr. 2, 11-19. In dem Evangelium ſagt Chriſtus ſeinen Jüngern vor, daß er ſie nach kurzen Trübſalen mit einer immerwährenden Freude erfüllen wolle, Johann. 16, 16-22.

Am vierten lehret die Epiſtel, daß alle Gnaden und Gaben von Gott herkommen, Jacob. 1, 17-21. In dem Evangelium verſpricht Chriſtus nach ſeiner Himmelfahrt, ſeinen Jüngern den heil. Geiſt zu ſenden, der ſie alle Wahrheit lehren werde, Johann. 16, 5-14.

Am fünften ermahnet die Epiſtel, die Religionswahrheiten nicht allein zu hören, ſondern auch im Werke zu zeigen, Jacob. 1, 22-27. Und weil dieſe die Bittwoche iſt, (ſ. den Art. Bettage. cathol.) ſo wird in der Meſſe das Evangelium geleſen, in welchem Chriſtus ſeine Jünger ermahnet, in ſeinem Namen den Vater zu bitten, Johann. 16, 23-30.

Am Montage und Dienſtage handeln die Epiſtel, Jacob. 5, 16-20. und das Evangelium Luc. 11, 5-13. von dem Gebet.

Am Vorabend des Feſtes der Himmelfarth Chriſti bezeugt die Epiſtel, daß Chriſtus von ſeiner Auffahrt vielerley Aemter für ſeine Kirche angeordnet habe, Epheſ. 4, 7-13. In dem Evangelium betet Chriſtus zu ſeinem Vater für ſeine Jünger, Johann. 17, 1-11.

An dem Feſt der Himmelfahrt Chriſti erzehlen die Epiſtel, Apoſtelg. 1-11. und das Evangelium, Marc. 16, 14-20. Die Geſchichte dieſer Auffahrt.

Am folgenden Sonntage ermahnet die Epiſtel zu den chriſtlichen Tugenden, 1 Petr. 4, 7-11. In dem Evangelium redet Chriſtus von der Ankunft des heil. Geiſtes, und ſtärket ſeine Jünger, Johann. 15, und 16, bis 4.

Am Vorabend des Pfingſtfeſtes erzehlet die Epiſtel, daß ſich etliche Jünger zu Epheſus haben taufen laſſen, und da Paulus ihnen die Hand auflegte, der heil. Geiſt über ſie gekommen ſey, Apoſtelg. 19, 1-8. In dem Evangelium verſpricht Chriſtus ſeinen Jüngern die Sendung des heil. Geiſtes, Johann. 14, 15-21.

Am Pfingſtſonntage iſt in der Epiſtel die Geſchichte von der Ankunft des heil. Geiſtes enthalten, Apoſtelg. 2, 1-11. Das Evangelium der vorigen Tages wird fortgeſetzt vom 21 Vers bis zum 31.

Am Pfingſtmontag handelt die Epiſtel von denen, welche Petro geglaubet haben, über die der heil. Geiſt gekommen iſt, Apoſtelg. 10, 42-48. Das Evangelium bezeugt, Chriſtus ſey auf die Welt gekommen, daß alle, die an ihn glauben, nicht zu Grunde giengen, Johann. 3, 16-21.

Am Pfingſtdienſtage erzehlet die Epiſtel, daß Petrus und Johannes nach Samaria gegangen, um den Getauften den heil. Geiſt mitzutheilen, Apoſtelg. 8, 14-17. In dem Evangelium nennt ſich Chriſtus die Thür zum Schafſtalle, durch welche man zur Seeligkeit eingeht, Johann. 10, 1-10.

Am Quatembermittwoch verweißt der heil. Petrus in der erſten Epiſtel den Juden, daß ſie die Apoſtel für berauſcht gehalten haben, Apoſtelg. 2, 14-21. Die Die zweyte Epiſtel erzehlet, das Geſundmachen der Kranken durch den Schatten des heil. Petrus, Apoſtelg. 5, 12-16. In dem Evangelium ſagt Chriſtus, daß er das Brod des Lebens ſey, Johann. 6, 44-52.

Am Donnerſtage erzehlet die Epiſtel die von Philippo in Samaria gewirkten Wunder, Apoſtelg. 8, 5-9. In dem Evangelium gibt Chriſtus den Apoſtel die Gewalt über die Teufel, und ſchreibt ihnen Verhaltungsregel vor, Luc. 9, 1-6.

Am Quatemberfreytage verſpricht der Herr in der Epiſtel den Bekehrten eine groſſe Glückſeeligkeit, Joel, 2, 23-26. In dem Evangelium läßt Chriſtus dem Gichtbrüchtigen ſeine Sünden nach, und macht ihn geſund, Luc. 5, 17-26.

Am Quatembersamſtage werden ſechs Epiſtel geleſen; die erſte aus Joel, 2, 28-32. ſagt vor die Zukunft des heil. Geiſtes, und den Tag des Leidens Chriſti. Die zweyte iſt aus Levit. 23, 9-21. und handelt von dem Feſt der erſten Garbe, und nach fünfzig Tage vom heiligſten Feſte der neuen Opfer. Die dritte beſchreibt aus Deuteron. 26, die Opfer der Erſtlinge. In der vierten aus Levit. 27, 3-12. verſpricht Gott ſeinem Volke allen Segen, wenn ſie ſeine Gebote halten werden. Die fünfte iſt von den drey Knaben in dem Babyloniſchen Feuerofen, Daniel, 3, 49-59. Die ſechste Röm. 5, 1-5. ermahnet zum Friede, Gedult und Liebe Gottes. Das Evangelium erzehlet die Geſundmachung der Schwieger des heil. Petrus, und andere Wunderwerke Chriſti, Luc. 4, 38-44.

Am erſten Sonntage nach Pfingſten begeht die Kirche das Feſt der heiligſten Dreyeinigkeit. Die Epiſtel redet von der Höhe der Weisheit Gottes, und von ſeinen Urtheilen, Röm. 11, 33-36. In dem Evangelium ſendet Chriſtus ſeine Jünger zu allen Völkern, ſie zu lehren und zu taufen im Namen des Vaters, und des Sohns, und des heil. Geiſtes, Matth. 28, 18-20.

Am Donnerſtage dieſer Woche wird das Fronleichnamsfeſt gehalten. In der Epiſtel redet der heil. Paulus 1 Corinth 11, 23-29. von der Einſetzung des heil. Abendmahls. In dem Evangelium nennet Chriſtus ſein Fleiſch und Blut, eine wahre Speis und Trank, Johann. 6, 56-59.

Am zweyten Sonntage nach Pfingſten ermahnet die Epiſtel zur Liebe des Nächſten, 1 Johann. 3, 13-18. Das Evangelium beziehet ſich noch auf das Fronleichnamsfeſt, und handelt von dem groſſen Gaſtmahl, Luc. 14, 16-24.

Am dritten ermahnet die Epiſtel zur Demuth, Vertrauen auf Gott, und Wachtſamkeit gegen den Feind unſers Heils, 1 Petr. 5, 6-11. In dem Evangelium beweißt Jeſus ſeine Barmherzigkeit gegen die

Sünder in der Gleichniß des verlohrenen Schafes, Luc. 15, 1-10.

Am vierten müntert die Epistel die Glaubige auf gegen alles Leiden durch die Hofnung der zukünftigen Glory, Röm. 8, 18-23. Das Evangelium enthält die Geschichte des wundervollen Fischfangs, Luc. 5, 1-11.

Am fünften lehret die Epistel, wie die Glaubige die Einigkeit und Liebe unter sich erhalten sollen, 1 Petr. 3, 8-15. In dem Evangelium wird die Liebe des Nächsten von Christo eingeschärfet, Matth. 5, 20-24.

Am sechsten unterrichtet die Epistel die Getaufte, daß sie der Sünde gänzlich abgestorben seye, und allein in Christo leben sollen, Röm. 6, 3-11. Das Evangelium erzehlet, daß Christus vier tausend Menschen mit sieben Brod, und etlichen Fischen gesättiget habe, Marc. 8, 1-9.

Am siebenten ermahnet die Epistel, nach verlassenen Sünden ein neues und heiliges Leben zu führen, Röm. 6, 19-23. Das Evangelium unterrichtet, wie man die falsche Propheten erkennen solle, Matth. 7, 15-21.

Am achten lehret die Epistel, nicht nach dem Fleische, sondern nach dem Geiste zu leben, Röm. 8, 12-17. Das Evangelium ermahnet durch die Gleichniß des ungerechten Hausvaters zum Almosengeben, Luc. 16, 1-9.

Am neunten stellet die Epistel die Strafen der Laster der Juden den Christen zum Beyspiele vor, 1 Corinth. 10, 6-13. In dem Evangelium weinet Christus über Jerusalem, und verjagt die Verkäufer aus dem Tempel, Luc. 19, 41-47.

Am zehnten beschreibt die Epistel die Zertheilung der Gaben des heil. Geistes, 1 Corinth. 12, 2-11. Das Evangelium ist von dem Gebete des Pharisäers und Publicans, Luc. 18, 9-14.

Am eilften führet die Epistel die Zeugnisse der Auferstehung Christi an, 1 Corinth. 15, 1-10. Das Evangelium erzehlet, daß Christus einen Tauben und Stummen hörend und redend gemacht habe, Marc. 7, 31-37.

Am zwölften legt die Epistel den Dienern des neuen Bundes einen grössern Vorzug bey, als jenen des alten, 2 Corinth. 3, 4-9. In dem Evangelium bestättiget Christus, daß die Liebe gegen Gott aus ganzem Herzen, und gegen den Nächsten wie gegen sich selbsten zum ewigen Leben nothwendig sey, Luc. 10, 23-37.

Am dreyzehnten zeigt die Epistel, daß die dem Abraham gemachte Verheissungen durch den Glauben an Christum erfüllet würden, Galat. 3, 16-22. Das Evangelium ist von den zehen Aussätzigen, Luc. 17, 11-19.

Am vierzehenten lehret die Epistel, die Werke des Fleisches zu fliehen, und die Werke des Geistes zu verrichten, Galat. 5, 16-24. Das Evangelium ermahnet, Gott allein zu dienen, der für alle sorget, Matth. 6, 24-33.

Am fünfzehnten unterrichtet die Epistel, dem Nebenmenschen in Demuth beyzuspringen, Galat. 5, 25. und 6, bis 10. Das Evangelium erzehlet die Auferweckung des Todten zu Naim, Luc. 7, 11-16.

Am sechszehnten bittet der heil. Paulus in der Epistel, für die Glaubige, daß sie in dem Guten gestärket und erhalten würden, Ephes. 3, 13-21. Das Evangelium erzehlet, daß Christus einen Wassersüchtigen gesund gemacht, und die Demuth gelehret habe, Luc. 14, 1-11.

Am siebenzehnten ermahnet die Epistel zur Einigkeit im Geiste, Ephes. 4, 1-6. In dem Evangelium lehret Christus das Gesetz der Liebe, und fragt die Pharisäer wessen Sohn Christus sey? Matth. 22, 35-46.

Am Quatembermittwoche in dem September werden zwo Epistel gelesen, die erste aus Amos, 9, 13-15. sagt vor das Ende der Gefangenschaft der Israeliten. Die zweyte meldet, daß Esdras dem Volke das Gesetz vorgelesen habe, 2 Esdr. 8, 1-10. Das Evangelium erzehlet die Vertreibung des tauben und stummen Geistes, Marc. 9, 16-28.

Am Quatemberfreytage verspricht Gott durch den Osee 14, 2-10. seine Barmherzigkeit jenen, die sich bekehren. Das Evangelium ist von der Sünderin, welcher Christus ihre Sünde nachgelassen hat, Luc. 7, 36-50.

Am Quatembersamstage werden sechs Epistel gelesen. Die erste aus Levit. 23, 27-32. handelt von dem heil. Versöhnungstage. Diese wird in der zweyten fortgesetzt, und beschreibt die Ruhetage vom 39. bis zum 43. Vers. Die dritte verkündiget die Barmherzigkeit Gottes, Michä 7, 14-20. Die vierte ermahnet zum Guten, und verspricht die Erbarmnis Gottes, Zachar. 8, 14-19. Die fünfte ist von den Knaben in dem Babylonischen Feuerofen, Dan. 3, 49-59. Die sechste beweißt aus der Unvollkommenheit der Opfer des alten Bundes, die Vollkommenheit des neuen Opfers, Hebr. 9, 2-12. Das Evangelium enthält die Gleichniß von dem unfruchtbaren Feigenbaum, und die Gesundmachung des achtzehn Jahre lang kranken Weibes, Luc. 13, 6-17.

Am achtzehnten Sonntage nach Pfingsten danket der heil. Paulus in der Epistel für die Gaben, die Gott den Glaubigen verliehen hat, 1 Corinth. 1, 4-8. In dem Evangelium beweißt Christus seine Gottheit, da er dem Gichtbrüchtigen die Sünden vergiebt, und ihn gesund macht, Matth. 9, 1-8.

Am neunzehnten enthält die Epistel etliche Puncten der christlichen Sittenlehre, Ephes. 4, 23-28. Das Evangelium handelt von dem Könige, der seinem Sohne Hochzeit hielt, zu welcher er andere durch seine Abgesandte einladen ließ, Matth. 22, 1-14.

Am zwanzigsten ist die Epistel eine Fortsezung der Sittenlehre, Ephes. 5, 15-21. Das Evangelium ist von dem Sohne des Königleins, den Christus gesund gemacht hat, Johann. 4, 46-53.

Am ein und zwanzigsten ermahnet die Epistel starkmüthig gegen die Feinde unsers Heils zu streiten, Ephes. 6, 10-17. In dem Evangelium stellet Christus in der Gleichniß eines Knechts, der seinem Könige viel schuldig war, vor die Nothwendigkeit, seinem Nebenmenschen zu verzeyhen, wenn man von Gott Verzeyhung erlangen wolle, Matth. 18, 23-35.

Am zwey und zwanzigsten zeigt der heil. Paulus in der Epistel, daß er sehr eifrig verlange das Zunehmen und die Erhaltung der Glaubigen in dem Guten, Philipp. 1, 6-11. Das Evangelium beweißt die Bosheit der Pharisäer, und die Weisheit Christi, Matth. 22, 15-21.

Am drey und zwanzigsten wird die Epistel des vorigen Sonntags fortgesetzet, Philipp 3, 17. und 4, bis 3. Das Evangelium enthält zwey Wunderwerke Christi, da er ein Weib von dem Blutgang be-

freyet, und das Töchterlein des Obersten der Synagog auferwecket hat, Matth. 9, 18-26.

Am vier und zwanzigsten und letzten Sonntage nach Pfingsten läßt der heil. Paulus in der Epistel nicht nach, für die Glaubige zu bitten, damit sie den Willen Gottes erkennen und erfüllen mögten, Coloss. 1, 9-14. Das Evangelium sagt vor die Zerstöhrung Jerusalem, und das Ende der Welt, Matth. 24, 15-35.

An den Festtagen der catholischen Kirche werden folgende Epistel und Evangelien in der Messe gelesen.

An dem Feste der Geburt des Herrn ermahnet die Epistel in der ersten Messe das Böse zu meiden, und durch gute Werke sich Gott wohlgefällig zu machen, Tit. 2, 11-15. Das Evangelium erzehlet, wie die Geburt Christi den Hirten ist verkündiget worden. Luc. 2, 1-15. In der zweyten Messe lehret die Epistel, daß wir der Gnade Gottes alles zu danken haben, Tit. 3, 4-7. Das Evangelium redet von den Hirten, welche nach Bethlehem gereiset sind, den Heyland zu sehen, Luc. 2, 15-20. In der dritten Messe redet die Epistel von dem Sohne Gottes, welcher erschienen, selbsten uns zu unterrichten, Hebräer 1, 1-12. Das Evangelium enthält das Zeugniß von der Menschwerdung des göttlichen Wortes, Johann. 1, 1-14.

Am Feste des heil. Stephanus, den 26. December, erzehlet die Epistel die Steinigung dieses Heiligen, Apostelg. 6, und 7. In dem Evangelium verweißt Christus den Juden, daß sie die Propheten umbringen, und diejenige, welche zu ihnen gesandt worden, steinigen, Matth. 23, 34-39.

Am Feste des heil. Apostel Johannes, den 27. December, werden in der Epistel selig gesprochen, welche sich durch die Furcht Gottes tauglich machen zur Weisheit, Eccli. 15, 1-6. Das Evangelium handelt von dem Jünger, den Christus lieb hatte, Johann. 21, 19-24.

Am Feste der unschuldigen Kinder, den 28. December, ist die Epistel von den Jungfrauen, die dem Lamme folgen, Apocal. 14, 1-5. In dem Evangelium ermahnet der Engel den heil. Joseph, mit dem Kinde und der Mutter in Egypten zu fliehen wegen dem Kindermord des Herodes, Matth. 2, 13-18.

Am Feste der Beschneidung des Herrn, den 1 Jenner, erinnert die Epistel, daß die Gnade des Erlösers erschienen sey, und uns in dem Guten unterrichte, Tit. 2, 11-15. Das Evangelium erzehlet, daß das Kind sey beschnitten, und ihm der Name Jesus gegeben worden, Luc. 2, 21.

Am Feste der Erscheinung des Herrn, den 6. Jenner, redet die Epistel von der Bekehrung der Heyden, Esai. 60, 1-6. Das Evangelium erzehlet die Ankunft der Weisen zu Jerusalem und Bethlehem, Matth. 2, 1-11.

Am Feste der Reinigung Mariä, den 2. Hornung, sagt die Epistel den Vorlaufer und Ankunft Christi vor, Malach. 3, 1-4. Das Evangelium beschreibt, wie Maria Jesum dem Herrn nach den Reinigungstagen vorgestellet, Luc. 2, 22-32.

Am Feste des heil. Apostels Mathias, den 24. oder, wenn es ein Schaltjahr ist, den 25. Hornung, handelt die Epistel von der Wahl des heil. Mathias zum Apostel, Apostelg. 1, 15-26. Das Evangelium enthält die Bekenntniß Christi zu seinem Vater,

daß er den Kleinen geoffenbahret, was er den Weisen der Welt verborgen hat, Matth. 11, 25-30.

Am Feste des heil. Josephs, den 19. Merz, ist die Epistel von dem Lobe des Moses Eccli. 25, 1-6. In dem Evangelium wird Joseph von dem Engel ermahnet Mariam nicht zu verlassen, Matth. 1, 18-21.

Am Feste der Verkündigung Mariä, den 25. Merz, enthält die Epistel die Weissagung von einer Jungfrau, die einen Sohn empfangen und gebähren würde, Esai. 7, 10-15. In dem Evangelium verkündiget der Engel Gabriel Mariä, daß sie den Sohn Gottes empfangen und gebähren solle, Luc. 1, 26-38.

Am Feste der heil. Apostel Philippus und Jacobus den 1 May, beschreibt die Epistel die Bewunderung der Gottlosen, wenn sie einstens die Glorie der Gerechten, die sie verachtet haben, sehen werden, Buch der Weisheit 5, 1-5. In dem Evangelium tröstet Christus seine Jünger, und sagt dem Philippus, daß, wer ihn sehe, sehe auch den Vater, Johann. 14, 1-13.

Am Feste der Geburt des heil. Johannes des Täufers, den 24 Junius, weissaget die Epistel, daß Christus der Führer seines Volks seyn werde, Esai. 49, 1-7. Das Evangelium enthält die Geschichte der wunderbaren Geburt des heil. Johannes, Luc. 1, 57-68.

Am Feste der heil. Apostel Petrus und Paulus, den 29. Junius, erzählet die Epistel, daß der heil. Petrus von dem Herodes gefangen, und von einem Engel wieder befreyet worden, Apostelg 12, 1-11. In dem Evangelium nennet Christus den Petrus nach seiner Bekenntniß einen Fels, auf welchen er seine Kirche bauen will, und giebt ihm die Schlüssel des Reichs der Himmel, Matth. 16, 13-19.

Am Feste der Heimsuchung Mariä, den 2. Julius, ist die Epistel aus Cantic. 2, 8-14. genommen, und enthält eigentlich die Liebe Christi gegen seine Kirche. In dem Evangelium wird beschrieben die Geschichte, wie Maria die Elisabeth heimgesucht hat, Luc. 1, 39-47.

Am Feste des heil. Apostels Jacobus, den 25. Julius, beschreibt die Epistel die Verfolgungen der Apostel, 1 Corinth. 4, 9-15. Das Evangelium bestraft den Ehrgeitz der Kinder Zebedäi, Matth. 20, 20-23.

Am Feste des heil. Martyrer Laurentius, den 10. August, redet die Epistel von der Belohnung der Almosen, 2 Corinth. 9, 6-10. Das Evangelium ermahnet zu der Nachfolge Christi, Johann. 12, 24-26.

Am Feste der Himmelfahrt Mariä, den 15. August, enthält die Epistel das Lob und den Ursprung der Weisheit, Eccli. 24, 11-20. Das Evangelium handelt von der Einkehre Christi bey der Martha und Maria, Luc. 10, 38-42.

Am Feste des heil. Apostels Bartholomäus, den 24. August, redet die Epistel von den unterschiedlichen Ständen, welche Christus in seiner Kirche angeordnet hat, 1 Corinth. 12, 27-31. Das Evangelium ist von dem Beruf der zwölf Apostel, Luc. 6, 12-19.

Am Feste der Geburt Mariä, den 8. September, redet die Epistel von dem Ursprunge und Lobe der Weisheit, Sprüchw. 8, 22-35. Das Evange-

lium enthält das Stammregister Christi, Matth. 1, 1-16.

Am Feste des heil. Apostels Matthäus, den 21. September, erzehlet die Epistel das Gesicht der vier Thiere, Ezech. 1, 10-14. Das Evangelium ist von dem Berufe des heil. Matthäus zum Apostelamt, Matth. 9, 9-13.

Am Feste des heil. Erzengels Michael, den 29. September, fängt die Epistel an von der Offenbarung, welche Johannes von dem Engel erhalten hat, Apocal. 1, 1-5. Das Evangelium mahnet ab von dem Aergerniß, Matth. 18, 1-10.

Am Feste der heil. Apostel Simon und Judas, den 28. October, handelt die Epistel von den unterschiedlichen von Christo angeordneten Kirchenstellen, Ephes. 4, 7-13. In dem Evangelium sagt Christus seinen Jüngern die Verfolgungen vor, die sie wegen seinem Namen werden ausstehen müssen, Johann. 15, 17-25.

Am Feste aller Heiligen, den 1. November, redet die Epistel von den Ausgezeichneten, welche sollen erhalten werden, wenn die Erde gestraft wird, Apocal. 7, 2-12. In dem Evangelium werden die acht Seligkeiten beschrieben, Matth. 5, 1-12.

Am Feste der Opferung Mariä, den 21 November, handelt die Epistel von dem Ursprunge der Weisheit, Eccli. 24, 14-16. In dem Evangelium nennet ein Weib die Mutter Christi selig, und Christus auch jene, welche das Wort Gottes hören und beobachten. Luc. 11, 27. 28.

Am Feste des heil. Apostels Andreas, den 30. November, zeigt die Epistel, daß Gott keinen Unterschied an den Personen mache, die in Christum glauben, Röm. 10, 10-18. Das Evangelium erzehlet, wie Christus den Andreas und andere zum Apostelamte berufen hat, Matth. 4, 18-22.

Am Feste der Empfängniß Mariä, den 8. December, handelt die Epistel von dem Ursprunge der Weisheit, Sprichw. 8, 22-35. Das Evangelium enthält das Stammregister Christi, Matth. 1, 1-16.

Am Feste des heil. Thomas, den 21. December, sagt die Epistel, daß die Gläubige auf die nämliche Grundfeste gebauet seyn, wie die Apostel und Propheten, Ephes. 2, 19-22. Das Evangelium ist von der Erscheinung Christi, bey welcher dem heil. Thomas erlaubet wurde, die Finger in die Wundmahle und die Hand in die Seite Christi zu legen, Johann. 20, 24-29.

Am Feste der Kirchweihe wird in der Epistel die neue Stadt Jerusalem beschrieben, welche dem Lamme zur Braut ausgezieret ist, Apocal. 21, 2-5. Das Evangelium berichtet von dem Heil, welches dem Hause des Zachäus bey der Einkehre Christi wiederfahren ist, Luc. 19, 1-10. (11)

Zu diesem Artikel ist noch hinzuzufügen: Erstlich, daß auf die Sonntage zwischen Weyhnachten und Erscheinung die obengemeldte Lectionen verlesen werden, es sey der Sonntag nach Christtag oder der Sonntag nach Neujahr. Wenn der erste Christtag auf einen Sonntag fällt: so ist weder ein Sonntag noch Christtag, noch ein Sonntag nach Neujahr, weil alsdann das Neujahr auch auf einen Sonntag fällt, und Erscheinung Christi den darauf folgenden Freytag ist, worauf der nächste Sonntag der erste nach Erscheinung oder auch der Sonntag in der Erscheinung (infra Octavam Epiphaniae) heißt. Fällt der erste Christtag auf einen

Montag, so hat man wohl einen Sonntag nach Christtag, aber keinen nach Neujahr; und eben so ist es, wenn Weyhnachten mit einem Dienstag anfängt. Fällt der erste Christtag auf einen Freytag oder Samstag, so ist kein besonderer Sonntag nach Weyhnachten, weil dieses Fest drey Tage währt, und also in beyden Fällen der Sonntag mit darunter begriffen ist; aber man hat alsdann einen Sonntag nach Neujahr. Fällt endlich der erste Christtag, mithin auch das Neujahr, auf einen Mittwoch oder Donnerstag: so hat man beidesmal zwey Sonntage zwischen dem Christfest und dem Erscheinungsfest, nemlich einen Sonntag nach Christtag, und einen nach Neujahr. Auf beyde aber sind nur einerley epistolische und evangelische Lection.

Zum andern. Es kann sich zutragen, daß mehrere als 24 Sonntage nach Pfingsten fallen, und es ihrer wohl gar 28 sind, wogegen alsdann weniger Sonntage nach Epiphania oder dem Erscheinungsfest sind. Fallen 25, so werden die Lectionen vom 6. Sonntag nach Epiphania auf den 24sten verlesen; und die sonst auf den 24sten übliche Lectionen kommen auf den 25sten. Sind 26 Sonntage nach Pfingsten, so werden die Lectionen vom 5. Epiph. auf den 24. und die vom 6. Epiph. auf den 25. verlesen. Den Beschluß machen die sonst auf den 24. üblichen Lectionen, welche nun auf den 26. kommen. Eben dieses letztere findet statt, wenn 27 oder 28 Sonntage sind. Sind es 27, so hat man die Lectionen vom 4. Epiph. auf den 24; die vom 5. Epiph. auf den 25., und die vom 6. Epiph. auf den 26. Sonntag. Sind es 28, so kommen die Lectionen vom 3. Epiph. auf den 24, die vom 4. E. auf den 25; die von 5. E. auf den 26; die vom 6. E. auf den 27; so daß die Lectionen des 24. Sonntags immer den Beschluß machen. s. Calender. (Kirchencalender) 4. Band S. 782. 2te Spalte.

Drittens. In Ansehung der Festtage ist zu bemerken, daß nur diejenigen angezeigt worden, welche allenthalben in der catholischen Kirche üblich sind. Ausser diesen sind in einer jeden Diöces noch besondere Festtage, auf welche ebenfalls Lectionen verordnet sind, welche aber hier nicht angezeigt werden konnten, da es in einer jeden Diöces anders ist, und wovon man sich aus dem Missale einer solchen Diöces, oder dem Kirchencalender derselben belehren lassen muß, wenn man es wissen will. s. übrigens auch den Artickel: Feste. (1)

Epistolische und evangelische Lectionen. (Lutherisch.) Die Lectionen, welche noch jetzo in der catholischen Kirche üblich sind, sind von den Lutheranern größtentheils beybehalten worden. Obgleich niemand von ihnen glaubt, daß die Einrichtung von den Aposteln herrühre, als wovon sich kein Beweis findet, solches auch daher noch unwahrscheinlich ist, daß man in den ältern Zeiten nicht allenthalben einerley Lectionen gehabt: so sind sie doch über den Ursprung derselben nicht ganz einig. Verschiedne schreiben dieselben dem Pabst Damasus I. zu, welcher A. 384 gestorben ist, und auf dessen Befehl der bekannte Schriftsteller Hieronymus die Lectionen in einem eignen Buch, Comes oder Lectionarium genannt, gesammelt und geordnet habe, welches Buch aber viele dem Hieronymus absprechen, auch von dem Auftrag des gedachten Pabstes nichts wissen wollen. Andre meynen, daß der Pabst Gregorius der Große, welcher 604 verstarb, dieselben in Ordnung gebracht habe. Dem sey wie ihm wolle, so sind dieselben im 6. Jahrhundert, wie sie jezt sind, wenigstens größtentheils

schon

ſchon üblich geweſen. Durch Kaiſer Carl den Groſſen ſind zu Anfang des 9. Jahrhunderts die Kirchengebräuche, welche zu Rom üblich waren, auch nach Frankreich und Deutſchland, und von daher auch hernach in andere Länder gekommen. Eben dieſer Kaiſer hat durch zwey Gelehrte, Alcuin und Paul, den evangeliſchen und epiſtoliſchen Lectionen gewiſſe Erklärungen, die aus ältern Schriftſtellern genommen waren, beyfügen laſſen, welche die Geiſtlichen, von denen die wenigſten damals ſelbſt eine Erklärung der Schrift oder eine Predigt machen konnten, nach den Schrifttexten vorleſen ſollten; daher einige, obgleich nicht mit hinlänglichen Grunde, meynen, daß die Evangelien und Epiſteln ſelbſt erſt auf Befehl dieſes Kaiſers eingerichtet worden. Indeſſen iſt daher die Benennung der Poſtillen entſtanden. Denn es ſtunden in dem hierüber verfertigten Buch nach dem Evangelio oder Epiſtel die Worte: poſt illa nemlich verba textus, d. i. nach jenen Textworten ſollen nun die folgenden Erklärungen vorgeleſen werden.

Daß man aber nur einzelne Schriftſtellen verleſen hat, iſt nicht urſprünglich ſo geweſen: ſondern man laſe ganze Bücher der heil. Schrift der Reihe nach durch, und bey auſſerordentlichen Gelegenheiten nur einzelne Stellen. So wie die Feſttage, wie auch die Gedächtnißtage der Martyrer und Heiligen allmählig aufkamen, ſo wählte man auf dieſelben ſolche einzelne Schriftſtellen, von denen man glaubte, daß ſie ſich zu dem feyerlichen Tag, den man begieng, am beſten ſchickten. Aus dem Auguſtinus iſt zu erſehen, daß zu ſeiner Zeit die Evangeliſten der Reihe nach vorgeleſen worden, auf feyerliche Tage aber beſondre Stellen üblich geweſen, wodurch jene Reihe unterbrochen worden. Es ſind alſo die Feſt- und Feyertagslectionen, als einzelne abgeriſſene Stellen (Pericopae) betrachtet älter, als die ſo nachher auf die Sonntage verordnet worden. Jene gaben Gelegenheit, daß man auch auf die Sonntage einzelne Schriftſtellen beſtimmte, deren Wahl bey den Biſchöffen ſtand. Vieles iſt dabey dem Zufall überlaſſen worden; doch wählte man in den Evangelien gemeiniglich Erzählungen von Wundern, welche Jeſus verrichtet hat. Viele glauben, daß man hierbey eine Abſicht auf die im 4. Jahrhundert entſtandenen, und im 5. und 6. noch häufigen Arianer gehabt, welche die Gottheit Chriſti läugneten, und die man am beſten mit den von Jeſu verrichteten Wundern widerlegen zu können geglaubt hätte. Da aber die Arianer die Wunder Jeſu keineswegs beſtritten, und ihnen immer die Ausflucht übrig blieb, daß ſo viele Propheten des alten Teſtaments auch Wunder gethan hätten: ſo war der Schluß, wenn man nicht jederzeit hinzuſetzte, daß Jeſus die Wunder aus eigner Kraft verrichtet habe, welches in den Evangelien ſelbſt nur ſelten zu verſtehen gegeben wird, eben nicht ſonderlich bündig. Vielleicht ſahe man bey der Wahl auch auf die den Menſchen ſo gewöhnliche Neugierde, nach welcher ſie Erzählungen von wunderbaren Dingen lieber hören, als andere Sachen. Das Meiſte aber beruht offenbar auf dem Zufall.

Zu Luthers Zeiten war die ganze Bibel in deutſcher Sprache nicht gleich in den Händen des Volks. Aber man hatte ſchon lange vor ihm Bücher in dieſer Sprache, welche die ſonn- und feſttäglichen Evangelien enthielten. Dieſe Urſache war es vornemlich, warum Luther die üblichen Texte beybehielt, und auch über dieſelben predigte, ohne ſich jedoch allemal daran zu binden. Andere Lehrer folgten dieſem Beyſpiel und glaubten durch die chriſtliche Freyheit dazu berechtigt zu ſeyn. Daher findet man bey den Lutheranern keine durchgängige Uebereinſtimmung in dieſen Texten. Meiſtens hat man die Lectionen der Catholiſchen beybehalten; zuweilen iſt man auch davon abgegangen. Auch finden ſich auf einige Tage gedoppelte Lectionen. Von allen dieſen Dingen läßt ſich meiſtens kein anderer Grund angeben, als daß es an einem Ort ſo, an einem andern anders gehalten worden. Um nun die Bibeln auch an andern Orten abzuſetzen, hat man in dem hinten angehängten Verzeichniß wohl auch mehrere Lectionen, ſo wie man ſie in Erfahrung gebracht hat, beygeſetzt. Der Prediger hat unter dieſen die Wahl, welche er verleſen will; er nimmt aber gemeiniglich nur die Lectionen, die in dem Evangelien- und Epiſtelbuch, das in ſeinem Lande eingeführt iſt, und mit dem üblichen Geſangbuch auch zugleich verkauft zu werden pflegt, angetroffen wird, als in welchem Buch jedesmal nur eine Lection aus mehrern vorkommt. Man hat alſo Lutheriſcher ſeits keine einſtimmige Ordnung gemacht, ſondern man hat die catholiſchen Lectionen bald beybehalten, bald abgeändert, und an dieſem Ort dieſe, an andern Orten andere Lectionen gewählt.

Wir wollen dieſe Lectionen kürzlich herſetzen, und diejenigen, welche von den Catholiſchen abgehen, bemerken.

1. Advent- Ep. Röm. 13, 11 — 14. Das Evangelium iſt das nemliche, das bey Catholiſchen ſowohl als Lutheranern auf den Palmſonntage üblich iſt: Matth. 21, 1 — 9. Bey den Catholiſchen wird das Evangelium Luc. 21, 25 — 32. verleſen, das die Lutheraner auf den 2. Adventsſonntag haben.

2. Adv. Luth. Epiſt. Röm. 15, 4 — 13. Evang. Luc. 21, 25 — 32. Cathol. Matth. 11, 2 — 10., welches bey den Lutheranern den folgenden Sonntag kommt.

3. Adv. Ep. Luth. 1 Cor. 4, 1 — 5. Cathol. Philipp. 4, 4 — 7. welches bey den Lutheranern auf den 4. Adv. verleſen wird. Ev. Luth. Matth. 11, 2 — 10. Cath. Joh. 1, 19 — 28. das die Lutheraner den folgenden Sonntag haben.

4. Adv. Epiſt. Luth. Philipp. 4, 4 — 7. Cath. 1 Cor. 4, 1 — 5. Ev. Luth. Joh. 1, 19 — 28. Cath. Luc. 3, 1 — 6.

1. Chriſttag. An dieſem Tag werden drey Meſſen bey den Catholiſchen geleſen. Bey der erſten ſind die Lectionen Tit. 2, 11 — 15. und Luc. 2, 1 — 15. Dieſe haben die Lutheraner beybehalten, jedoch finden ſich in einigen Bibeln noch folgende epiſtoliſche Lectionen Tit. 3, 4 — 7. und Jeſai 9, 2 — 7. Bey der zweyten Meſſe Tit. 3, 4 — 7. und Luc. 2, 15 — 20. und bey der dritten Hebr. 1, 1 — 12. und Joh. 1, 1 — 14.

2. Chriſttag. Apoſtelg. 6. und 7. und Matth. 23, 34 — 39. bey Luth. und Cath. Auſſer dieſen ſind noch folgende Lectionen bey den Luth. üblich. Tit. 3, 4 — 7. und Luc. 2, 15 — 20, welches die Lectionen von der vorhingedachten zweyten Meſſe ſind.

3. Chriſttag Sirach. 15, 1 — 6. Johann. 21, 19 — 24. bey den Luth. und Cath. und auſſer dieſen bey den Luth. die Lectionen von der dritten Meſſe Hebr. 1, 1 — 12. und Joh. 1, 1 — 14. In einigen Bibeln findet ſich noch eine Epiſtel 1 Joh. 1, 1 — 10. Sonntag nach Chriſttag Gal. 4, 1 — 7. Luc. 2, 33 — 40. bey Luth. und Cath.

Neujahr Ep. Luth. Gal. 3, 23 — 29. Cathol.

Tit. 2, 11 — 14. Das Ev. Luc. 2, 21. iſt bey beiden einerley Sonntag nach Neujahr, bey den Cath. die nemlichen Lectionen, wie auf den Sonntag nach Chriſttag. Bey den Lutheranern ſind drey Epiſteln 1 Petr. 4, 12 — 19. 1 Petr. 3, 20 — 22. Tit. 3, 4 — 7. wozu in einigen Bibeln Tit. 2, 11 — 14. als die vierte kommt, und zwey Evangelien Matth. 2, 13 — 23. Matth. 3, 13 — 17.

Erſcheinung Chriſti (Epiphania) Jeſai 60, 1 — 6. und Matth. 2, 1 — 11 bey Cathol. und Luth.

Auf die erſten fünf Sonntage Epiphan. oder nach der Erſcheinung Chriſti ſind die Lectionen bey Catholiſchen und Lutheriſchen ganz einerley; daher ſie aus dem Catholiſchen Artickel zu erſehen.

Mariä Reinigung, Mal. 3, 1 — 4. Luc. 2, 22 — 32. bey beiden.

6. Epiph. Ep. Luth. 2 Petr. 1, 16 — 21. oder Col. 3, 18 Cap. 4, 1. wogegen bey den Cathol. 1 Theſſ. 1, 1 — 10 iſt. Das Ev. iſt bey Luth. Matth. 17, 1 — 9; bey Cathol. aber Matth. 13, 31 — 35.

Auf die Sonntäge Septuageſimä, Sexageſimä, Quinquageſimä (Eſto Mihi) und Invocavit (erſten Sonntag in der Faſten) ſind die Lectionen einerley.

Reminiſcere Ep. 1 Theſſ. 4, 1 — 7. bey beiden. Ev. bey den Luth. Matth. 15, 21 — 28. bey den Cath. Matth. 17, 1 — 10.

Oculi, Lätare, Judica ſind wieder einerley.

Palmſonntag. Im catholiſchen Artickel ſteht: das Evangelium iſt die ganze Leidensgeſchichte aus dem Matthäus. In unſerer Vulgata (Wien 1705) ſteht Matth. 21, 1 — 9. welches eben das Evangelium iſt, das auch die Lutheriſchen haben, wiewol in einigen Bibeln ſich Matth. 26, 17 — 29. findet. In unſerm Miſſale (Mainz 1742) ſteht das vorhergedachte Evangelium Matth. 21, 1. auch. Die Epiſtel iſt bey Catholiſchen und Lutheriſchen Phil. 2, 5 — 11; doch ſteht in verſchiedenen Lutheriſchen Bibeln noch eine Epiſtel verzeichnet. 1 Cor. 11, 23 — 32.

Mar. Verkündigung; bey beyden einerley.

Gründonnerstag auch; nur daß einige Bibeln noch 2 Moſ. 12, 1 — 13. haben.

Charfreytag. Bey den Cathol. Oſe. 6, 1 — 16. 2 Moſ. 12, 1 — 12. und das Ev. iſt die Leidensgeſchichte nach dem Johannes. Bey den Luth. Jeſ. 53. ganz, und die aus den vier Evangeliſten zuſammengezogne Leidensgeſchichte. In einigen Bibeln finden ſich noch folgende Lectionen: Pſalm 22. ganz, und Matth. 27, 57 — 66.

Auf die 3 Oſtertage ſind die Lectionen einerley; ſo auch auf alle Sonntage zwiſchen Oſtern und Pfingſten, auf Himmelfahrt, und die 3 Pfingſttäge, nur daß ſich auf den lezten Pfingſttag in den Lutheriſchen Bibeln noch eine zweyte epiſtoliſche Lection findet: Apoſtgeſch. 2, 29 — 36.

Den erſten Sonntag nach Pfingſten begehen Catholiſche und Lutheriſche das Feſt der heil. Dreyeinigkeit. Die Epiſtel iſt bey beyden einerley; das Evangelium aber bey den Cath. Matth. 28, 18 — 20. Bey den Luth. Joh. 3, 1 — 15.

Den zweyten Sonntag nach Pfingſten nennen die Lutheriſchen den erſten Sonntag nach Trinitatis (oder nach dem Feſt der heil. Dreyeinigkeit); und ſo geht die Zählung bey beyden auf eine verſchiedne Art fort. Bey den Luth. ſind die Lectionen 1 Joh. 4, 16 — 21. Luc. 16, 19 — 31. bey den Cath. 1 Joh. 3, 13 — 18. Luc. 14, 16 — 24. welche die erſtern auf den folgenden Sonntag haben.

2. Sonnt. nach Trin. (3. nach Pfingſt. bey den Cath.) Luth. 1 Joh. 3, 13 — 18. Luc. 14, 16 — 24. Cath. 1 Petr. 5, 6 — 11. Luc. 15, 1 — 10.

3. S. nach Trin. (4. nach Pf.) Luth. 1 Petr. 5, 6 — 11. Luc. 15, 1 — 10. Cath. Röm. 8, 18 — 23. Luc. 5, 1 — 11.

4. S. nach Trin. (5. nach Pf.) Luth. Röm. 8, 18 — 23. Luc. 6, 36 — 42. Cath. 1 Petr. 3, 8 — 15. Matth. 5, 20 — 24.

Johannisfeſt. Luth. Jeſai. 40, 1 — 5. Cath. Jeſ. 49, 1 — 7. Das Evangel. iſt. Luc. 1, 57 — 80. bey den Luth. wogegen es bey den Cath. nur bis V. 68. geht.

Mariä Heimſuchung. Das Evangel. Luc. 1, 39 — 47. bey den Cath. bey den Luth. aber bis V. 59. Die Epiſtel bey den Cathol. Hohelied 2, 8 — 14. Auſſer dieſer finden ſich bey den Lutheriſchen noch zwey. Röm. 12, 9 — 16. Jeſai 11, 1 — 5.

5. S. nach Trin. (6. nach Pf.) Luth. 1 Petr. 3, 8 — 15. Luc. 5, 1 — 11. Cath. Röm. 6, 3 — 11. Marc. 8, 1 — 9.

6. S. nach Trin. (7. nach Pf.) Luth. Röm. 6, 3 — 11. Matth. 5, 20 — 26. Cath. Röm. 6, 19 — 23. Matth. 7, 15 — 21.

7. S. nach Trin. (8. nach Pf.) Luth. Röm. 6, 19 — 23. Marc. 8, 1 — 9. Cath. Röm. 8, 12 — 17. Luc. 16, 1 — 9.

8. S. nach Trin. (9. nach Pf.) Luth. Röm. 8, 12 — 17. Matth. 7, 15 — 23. Cath. 1 Cor. 10, 6 — 13. Luc. 19, 41 — 47.

9. S. nach Trin. (10. nach Pf.) Luth. 1 Cor. 10, 6 — 13. Luc. 16, 1 — 9. Cath. 1 Cor. 12, 2 — 11. Luc. 18, 9 — 14.

10. S. nach Trin. (11. nach Pf.) Luth. 1 Cor. 12, 1 — 11. Luc. 19, 41 — 48. Cath. 1 Cor. 15, 1 — 10. Marc. 7, 31 — 37.

11. S. nach Trin. (12. nach Pf.) Luth. 1 Cor. 15, 1 — 10. Luc. 18, 9 — 14. Cath. 2 Cor. 3, 4 — 9. Luc. 10, 23 — 37.

12. S. nach Trin. (13. nach Pf.) Luth. 2 Cor. 3, 4 — 11. Marc. 7, 31 — 37. Cath. Gal. 3, 16 — 22. Luc. 17, 11 — 19.

13. S. nach Trin. (14. nach Pf.) Luth. Gal. 3, 15 — 22. Luc. 10, 23 — 37. Cath. Gal. 5, 16 — 24. Matth. 6, 24 — 33.

14. S. nach Trin. (15. nach Pf.) Luth. Gal. 5, 16 — 24. Luc. 17, 11 — 19. Cath. Gal. 5, 25 Cap. 6, 10. Luc. 7, 11 — 16.

15. S. nach Trin. (16. nach Pf.) Luth. Gal. 5, 25 — Cap. 6, 10. Matth. 6, 24 — 34. Cath. Eph. 3, 13 — 21. Luc. 14, 1 — 11.

16. S. nach Trin. (17. nach Pf.) Luth. Eph. 3, 13 — 21. Luc. 7, 11 — 16. Cath. Eph. 4, 1 — 6. Matth. 22, 35 — 46.

Michaelis. Das Evangel. bey beiden einerley. Matth. 18, 1 — 10. Epiſt. bey den Cath. Offenb. 1, 1 — 5. bey den Luth. Offenb. 12, 7 — 12.

17. S. nach Trin. (18. nach Pf.) Luth. Eph. 4, 1 — 6. Luc. 14, 1 — 11. Cath. 1 Cor. 1, 4 — 8. Matth. 9, 1 — 8.

18. S. nach Trin. (19. nach Pf.) Luth. 1 Cor. 1, 4 — 9. Matth. 22, 34 — 46. Cath. Eph. 4, 23 — 28. Matth. 22, 1 — 14.

19. S. nach Trin. (20. nach Pf.) Luth. Eph. 4, 22 — 28. Matth. 9, 1 — 8. Cath. Eph. 5, 15 — 21. Joh. 4, 46 — 53.

20. S. nach Trin. (21. nach Pf.) Luth. Eph. 5,

15 — 21. Matth. 22, 1 — 14. Cath. Eph. 6, 10 — 17. Matth. 18, 23 — 35.

21. S. nach Trin. (22. nach Pf.) Luth. Eph. 6, 10 — 17. Joh. 4, 47 — 54. Cath. Phil. 1, 6 — 11. Matth. 22, 15 — 21.

22. S. nach Trin. (23. nach Pf.) Luth. Phil. 1, 3 — 11. Matth. 18, 23 — 35. Cath. Phil. 3, 17 — Cap. 4, 3. Matth. 9, 18 — 26.

23. S. nach Trin. (24. nach Pf.) Luth. Phil. 3, 17 — 21. Matth. 22, 15 — 21. Cath. Col. 1, 9 — 14. Matth. 24, 15 — 35.

24. S. nach Trin. (25. nach Pf.) Luth. Col. 1, 9 — 14. Matth. 9, 18 — 26.

Die Catholiſchen haben auf den 25 — 28. Sonntag nach Pfingſten keine eignen Lectionen, ſondern es werden dieſelben von denjenigen Sonntagen nach Epiphania, welche in einem ſolchen Jahr nicht vorkommen, entlehnt; wie in dem Anhang zu dem Catholiſchen Artickel gezeigt worden.

25. S. nach Trin. (26. nach Pf.) Luth. 1 Theſſ. 4, 13 — 18. Matth. 24, 15 — 28.

26. Sonnt. nach Trin. (27. nach Pf.) Luth. 2 Petr. 3, 3 — 13. oder 2 Theſſ. 1, 3 — 10. Matth. 25, 31 — 46.

27. S. nach Trin. (28. nach Pf.), Luth. Sechs Epiſteln. 1 Theſſ. 5, 1 — 11. 2 Theſſ. 1, 3 — 10. 2 Petr. 3, 3 — 7. Röm. 3, 21 — 28. 2 Cor. 5, 1 — 10. Jud. V. 14 — 19, und vier Evang. Matth. 25, 1 — 13. Matth. 24, 37 — 51. Matth. 5, 1 — 12. Matth. 17, 1 — 9.

Aus dem vorſtehenden Verzeichniß iſt zu erſehen, daß die Lutheriſchen vom 2. Sonntag nach Trin. bis zum 24. allemal die Epiſtel haben, welche die Catholiſchen den nächſten Sonntag vorher hatten. Den 2. und 3. Sonntag nach Trin. haben jene ebenfalls die Evangelien von den vorhergehenden Sonntag der Catholiſchen. Den 4. haben ſie ein beſonderes Evangelium. Vom 5. aber bis zum 25. haben die Lutheriſchen immer das Evangelium von dem zweytvorhergehenden Sonntag der Catholiſchen. Dieſes iſt zu viel Ordnung und abſichtlicher Plan, als daß es dem bloßen Zufall zuzuſchreiben wäre; welches aber die Abſicht geweſen, daß man immer die nächſtvorhergehende Epiſtel, und vom 5. Sonntag nach Trinitatis an, immer das zweytvorhergehende Evangelium gewählt habe, iſt uns unbekannt.

In Anſehung der Apoſteltäge ſind auf Andreastag die Lectionen bey beiden einerley.

Thomas. Das Evangelium iſt einerley; jedoch findet ſich in einigen Luth. Bibeln noch Joh. 2, 8 — 22. Die Luth. haben die Epiſtel Eph. 1, 3 — 6. Cath. Eph. 2, 19 — 22.

Pauli Bekehrung. Luth. Apoſtelg. 9, 1 — 22. Matth. 19, 27 — 30. In dem Catholiſchen Artickel fehlt dieſer Tag, weil er nicht in allen Diöceſen üblich iſt. Im Miſſale ſtehen die nemlichen Lectionen, die die Lutheriſchen haben.

Matthias einerley.

Philipp und Jacob einerley. Nur haben die Luth. eine zweyte Epiſtel. Eph. 2, 19 — 22.

Peter Paul. Einerley.

Jacobi. Das Evangel. einerley. Epiſt. bey den Cathol. 1 Cor. 4, 9 — 15. bey den Luth. Röm. 8, 28 — 39.

Bartholom. Cath. 1 Cor. 12, 27 — 31. Luc. 6, 12 — 19. Luth. 2 Cor. 4, 7 — 10. oder Eph. 2, 19 — 22. Luc. 22, 24 — 30.

Matthäi. Evang. ein ley. Epiſt. Cath. Eph. 4, 7 — 13. Luth. 1 Cor. 12, 4 — 11. oder Eph. 4, 7 — 14.

Simon. und Judä. Evangel. einerley. Epiſt. Cath. Eph. 4, 7 — 13. Luth. 1 Petr. 1, 3 — 9.

In der Lutheriſchen Kirche wird es mit Verleſung der Lectionen ſo gehalten. Die Epiſtel wird vor der Predigt nach einem kurzen Gebeth, das Evangelium aber auf der Kanzel verleſen, und über letzteres des Morgens gepredigt. Solches geſchieht auf alle Sonn- und hohe Feſttage, aber an den Marien- und Apoſteltägen, wie auch auf Johannis und Michaelis wird an Orten, wo dieſe Feyertage noch üblich ſind, keine Epiſtel verleſen. Wo des Morgens und des Nachmittags Predigten ſind, da wird des Morgens über das Evangelium, des Nachmittags über die Epiſtel gepredigt. Wo nur des Morgens eine Predigt iſt, ſteht es dem Prediger frey, ob er über das Evangelium oder die Epiſtel predigen will. Gemeiniglich geſchieht es über das Evangelium; doch darf er auch ſowohl an einzelnen Tagen, als auch durch einen ganzen Jahrgang die Epiſtel nehmen. Iſt die Morgenpredigt über die Epiſtel, ſo wird nicht dieſe, ſondern das Evangelium vorher am Altar verleſen. Die Verleſung dieſer Lectionen geſchieht jedesmal durch einen Prediger.

Bey den Lutheranern iſt kein allgemeines Kirchengeſetz vorhanden, welches ſie zur Verleſung und Erklärung dieſer Lectionen verbände. Doch iſt ſolches in einigen Kirchenordnungen befohlen. Im Allgemeinen aber beruht alles blos auf dem Herkommen. Es iſt daher ſchon oft die Frage aufgeworfen worden: ob es nicht beſſer ſey, von dieſer Gewohnheit abzugehen. Und hierzu finden ſich in der That hinreichende Gründe. Die Stellen ſind nicht auf das beſte gewählt; einerley Begebenheiten kommen der Hauptſache nach in den meiſten Evangelien vor. Viele eben ſo wichtige Begebenheiten, wenn man doch Begebenheiten haben will, fehlen. Es giebt viele andere Stellen, inſonderheit Reden Jeſu, welche zur Belehrung und Erweckung, den beiden Entzwecken einer Predigt, dienlicher ſind. Sie enthalten weder alle Glaubenslehren, noch alle Lebenspflichten, noch auch alle Bewegungsgründe zur Vermeidung der Laſter, und zur Ausübung der Tugend, inſonderheit in Beziehung auf die mancherley Stände und Lagen, in welchen ſich der Chriſt befinden kann. Das beſtändige Einerley durch alle Jahre ermüdet, und ſchwächt die Aufmerkſamkeit; und will der Prediger Sachen vorbringen, die einen Bezug auf ſeine Gemeine haben, ſo muß er oft viele Zwiſchenſätze machen, um auf das zu kommen, was er gerade braucht; welches nicht nur unnöthige Weitläuftigkeiten verurſacht, da er es kürzer haben könnte, wenn er einen ſchicklichen Text wählen dürfte, in welchem das, was er ſagen will, ſchon buchſtäblich enthalten iſt, und nicht erſt hineingezwungen werden muß; ſondern auch den Zuhörer, wenn er den Zwang und das weithergeholte Weſen ſieht, deſſen ſich der Prediger bedient, um Sachen aus der Lection herzuleiten, die in der That nicht darin liegen, womit ſich jedoch manche Prediger viel wiſſen, gar leicht auf den Gedanken bringt, man könne bey der Auslegung der heil. Schrift nach bloſſem Gutdünken verfahren. Selbſt gute Prediger ſind oft in dieſe Fehler verfallen, wenn ſie z. B. alle Glaubenslehren oder Lebenspflichten in ganzen Jahrgängen aus dieſen Lectionen haben herleiten wollen.

Die Vertheidiger des Herkommens können ſich nicht auf das Alterthum berufen, wie jedoch manche aus Un-

kunde der Sache thun. In den ersten Zeiten des Christenthums wußte man nichts von diesem Gebrauch; er entstand nach und nach, und ob man gleich im 6. Jahrh. zu Rom schon die Lectionen eingerichtet haben mag: so wurde dieses in der abendländischen Kirche erst im 9. und folgenden Jahrhunderten allgemein: denn in der griechischen Kirche hat man, wie aus einem eigenen folgenden Artickel erhellt, theils nicht die nemlichen Lectionen, sondern oft ganz andere, theils kommen die, welche man bey den Catholischen und Lutherischen hat, bey den Griechen auf andere Tage vor. In den ersten Zeiten Luthers war ausser dem Evangelien- und Epistelbuch noch nichts von der Bibel in den Händen des gemeinen Volks; man mußte sich also hieran halten, vornemlich auch, um allen Verdacht abzulehnen, als wollte man dem Volk neue und nicht schriftmäßige Lehren vortragen, worauf es gar zu leicht fallen konnte, wenn man ihm Stellen vorlase, von denen es aus Ermanglung der Bibel nicht wissen konnte, ob sie auch gerade so in derselben befindlich seyen, und ob man nichts aus eignem Kopf zusetzte. Alle diese Ursachen fallen weg; heutiges Tages hat ein jeder die Bibel, und ist also im Stande, die ihm vorgelesenen Stellen selbst darinn nachzuschlagen. Bey einigen möchte die Bemühung, das Herkommen aufrecht zu erhalten, aus Gemächlichkeit herfließen. Alle Jahre ungefähr das nemliche mit einer kleinen Veränderung des Hauptsatzes zu sagen, damit es nicht gar zu deutlich in die Augen fällt, ist freylich sehr bequem, und erfordert wenig Forschen und Nachdenken. Ob aber solches auch dem Zuhörer angenehm, und was mehr ist, nützlich sey, ist eine Frage, die leicht zu entscheiden ist. Die große Unwissenheit, die noch immer unter so viel Christen herrscht, gründet sich ausser der Vernachläßigung zweckmäßiger Catechesationen, vornemlich in diesem Gebrauch, alle Jahr über einerley Stellen zu predigen, wodurch viele der wichtigsten Wahrheiten aller Gattung oft in zehen Jahren über nicht vorkommen. Freylich hat man über die Evangelien und Episteln weit mehr Hülfsbücher, oder deutlicher zu reden, Postillen, wo man ganze Predigten herausnehmen, oder aus mehrern eine zusammenschmelzen kann; wiewohl die über die Evangelien in ungleich größerer Anzahl als über die Episteln gefunden werden; daher auch viele Prediger ungerne daran gehen, über die letztern zu predigen, weil sie hierunter nicht gerade Bücher haben. Allein wer nicht im Stande ist, aus eignem Kopf Predigten, die für seine Zuhörer schicklich sind, als welches die Arbeiten anderer Schriftsteller nicht immer sind, noch seyn könne, zu verfassen, der sollte auch kein Prediger seyn wollen. Indessen giebt es doch nunmehr unter den Lutherischen eben sowohl, als unter den Reformirten Predigten genug über andere Texte, die derjenige gebrauchen mag, der nicht im Stande ist, etwas von sich selbst hervorzubringen.

Der Prediger der durch keine Kirchenordnung gebunden ist, muß indeß doch vorsichtig seyn, wenn er auf die Sonn- und Feyertäge über selbstgewählte Texte predigen will. Denn obgleich das gemeine Volk nichts dagegen hat, wenn ein Candidat über einen solchen Text predigt, weil es ihm nicht zutraut, daß er in der Geschwindigkeit über eine jede Lection predigen könne, so erwartet es doch solches von seinem ordentlichen Prediger, vermöge des alten Herkommens. Er thut also wohl ein paar Jahre über die Evangelien und alsdann ein Jahr über die Episteln zu predigen. Hernach kann er freye Texte nehmen, wenn er das

Volk zuvor in Predigten oder Catechismuslehren und in volkreichen Städten allenfalls gar durch eine eigne Schrift, wovon sich auch Beyspiele finden, gehörig zu dieser Neuerung vorbereitet hat. Denn im Grunde haben die Zuhörer nichts dagegen, so bald sie nur sehen, daß es nicht aus Neuerungssucht geschieht, sondern wichtige und ihm begreifliche Gründe vorhanden sind. Ist dieses geschehen, so nimmt er das nächste Jahr die Glaubenslehren, und das folgende die Lebenspflichten in ihrer natürlichen Ordnung nach selbst erwählten Texten vor, welches allerdings seinen grossen Nutzen hat, und mehr zur Belehrung beyträgt, als wenn, wie es bey den Lectionen unvermeidlich ist, die Materien ohne allen Zusammenhang vorgetragen werden. Nachher kann er wieder einmal die Evangelien, dann das nächste Jahr die Episteln, und endlich die darauf folgenden Jahre freye Texte ohne Absicht auf Zusammenhang der Materie wählen, und mit allen diesen Dingen nach Gutfinden, nach der Lage seiner Zuhörer und ohne allen Anstoß abwechseln. Zum Ueberfluß kann er vor der Predigt am Altar, wo gewöhnlich nur die Epistel verlesen wird, das Evangelium auch verlesen; und alles Volk wird um so eher zufrieden seyn. Denn wider dessen Willen so etwas vorzunehmen verhindert die Erbauung und schwächt das Zutrauen, welches dasselbe nothwendig zu seinem Prediger haben muß. Auf diese Art haben es bereits verschiedene Prediger, sogar in Reichsstädten, gemacht, und vielen Nutzen gestiftet.

Diesem könnte man entgegen setzen, daß hierdurch nicht in allen Kirchen eines Landes oder auch einer Stadt einerley Texte erklärt würden, welches dann doch nicht schön sey, und leicht Anstoß verursachen könnte. Allein wer stößt sich von dem Volk unter den Reformirten hieran? Und wo ist die geringste Nothwendigkeit einer solchen Uebereinstimmung? Singt man ja doch nicht einerley auf jeden Sonntag in einem ganzen Lande! Inzwischen ist uns ein Land bekannt, wo das Consistorium sich der Sache annahm, und verordnete, es sollte im ersten Jahr über die Evangelien, im zweyten über die Episteln, im dritten über die Glaubenslehren, und im vierten über die Lebenspflichten in ihrer natürlichen Ordnung, zu welchen beyden die Texte vorgeschrieben waren, jedoch die hohen Festtage zu Festmaterien bestimmt blieben, gepredigt werden; das fünfte Jahr sollte dem Prediger in Absicht auf die Wahl der Text ganz frey bleiben, und nach Verlauf von fünf Jahren sollte die Ordnung, wozu man allenfalls auch noch ein Jahr zu Predigten über den Catechismus hätte hinzufügen können, wieder von fornen angehen. Hierdurch wurde wenigstens durch vier ganze Jahre die oben verlangte Uebereinstimmung in allen Kirchen des Landes beobachtet; wiewohl diese nützliche Anstalt nicht nach dem Geschmack derjenigen Prediger war, welche nichts aus sich selbst hervorbringen konnten, und nicht über alle vorgeschriebne Texte wirkliche oder ähnliche Predigten in ihren Postillen finden konnten.

Ist ein Prediger durch die Kirchenordnung an die Evangelien gebunden, so kann er freylich ohne Vorwissen seines Consistorii nichts abändern. Aber dieses wird ihm, wenn er eine zweckmäßige Vorstellung thut, und die Zufriedenheit seiner Gemeine hiermit darthun kann, die Einwilligung nicht versagen, sondern vielleicht gar dadurch ermuntert werden, an den übrigen Orten des Landes das nemliche, wo nicht gerade zu befehlen, doch zu erlauben. (1)

Epistolische und evangelische Lectionen, (reformirt) die Reformirten bedienen sich dieser Lectionen nicht, sondern predigen über selbsterwählte Texte. Doch steht es dem Prediger frey, dieses auch zu thun, welches dann auch zuweilen geschieht.

In der Bischöflichen Kirche in England werden dieselben jedoch auch wie bey den Lutheranern vor der Predigt nach einer kurzen Collecte verlesen. Man hat daselbst eben die Lectionen welche die Lutheraner haben, jedoch immer nur eine, wenn deren oben mehrere angegeben worden; und es ist solches jedesmal die zuerst genannte. Doch gehen folgende ab:

1 Christtag, Hebr. 1, 1-13. Joh. 1, 1-15. von der dritten Messe.

3 Christ. Ep. 1. Joh. 1, 1-10.

Sonntag nach Christtag und nach Neujahr sind einerley Lectionen, wie bey den Catholischen.

Neujahr, Rom. 4, 8-15. Luc. 2, 15-22.
Erscheinung, Ep. Eph. 3, 1-13.
6 Epiph. 1 Joh. 3, 1-9. Matth. 24, 23.
Palmf. Evang. Math. 27, 1-55.
Gründonn. Ev. Luc. 23, 1-50.
Charfreyt. Hebr. 10, 1-26. Joh. 19, 1-38.
1 Ostert. Col. 3, 1-8. Joh. 20, 1-11.
Trinitatis, Epist. Offenb. 4, 1-11.
25 Nach Trinitatis, (denn sie zählen die Sonntage wie die Lutheraner) Jerem. 23, 5-9. Joh. 6, 5-15. Sind noch mehrere dieser Sonntäge, so werden die Lectionen von den Sonntagen nach Epiph. entlehnt, wie bey den Catholischen; doch so, daß diese da immer den Beschluß machen.

Thom. Ep. Eph. 2, 19-22. wie bey den Cathol.
Phil. Jac. Ep. Jac. 1, 1-13.
Jacob, Ep. Apostelg. 11, 27. — C. 12, 3.
Barthol. Ep. Apostg. 5, 12-17.
Mathäi, Ep. 2 Cor. 4, 1-7.
Sim. Jud. Ep. Jud. 1-9. (I)

Epistolische und evangelische Lectionen. (in der griechischen Kirche) Wir waren zwar bey Abfassung des Artikels: Dominica (7 B. S. 489.) willens diese Materie bis in den Artikel: Sonntag zu versparen. Da wir aber überlegten, daß die Leser die Sache eher hier suchen, und nicht gerne so lange warten möchten, so haben wir unsern Entschluß geändert. Wir bedienen uns hierbey folgender Schrift: Leonis Allatii de Dominicis & Hebdomadibus recentiorum Græcorum, welche sich bey dessen Werk: de Ecclesiæ Occidentalis atque Orientalis perpetua consensione, 4to Coloniæ Agrippinæ 1648. befindet, und woraus wir einen Auszug mittheilen.

Die Griechen fangen, wie in dem Artikel: Calender der Griechen, (4 B. S. 784) erinnert worden, ihr bürgerliches Jahr mit dem 1 Septemb. alten Styls, oder nach dem Julianischen Calender an. Das Kirchenjahr aber fängt mit dem Sonntag vor Septuagesimä an, wo die Fasten ausgerufen werden. Sie rechnen die Wochen nicht, wie wir, von dem vorhergehenden, sondern von dem folgenden Sonntag, und so ist bey ihnen z. E. die von uns sogenannte Pfingstwoche die erste Woche nach Pfingsten. Doch haben sie in Absicht auf die Wochen zwischen Ostern und Pfingsten eben die Art zu zählen, deren wir uns bedienen.

Die vier Evangelisten werden von ihnen jährlich einmal ganz durchgelesen. Doch geschieht solches nicht auf die Sonntage allein, sondern auch auf die Werkeltäge; zu dem Ende sind die Evangelisten in gewisse Abschnitte eingetheilt, so daß alle Jahre auf den nemlichen Sonntag auch der nemliche Abschnitt vorkommt. Jedoch ist nicht immer die Folge der Stellen beobachtet worden, nach welcher sie in den Evangelisten selbst stehen. Auch wird zuweilen auch eine Lection aus einem andern Evangelisten genommen, an dem die Reihe nicht ist. Von dem ersten Ostertag bis auf Pfingsten wird das Evangelium Johannis in 7 Wochen. Von dem Monntag nach Pfingsten bis auf den Sonnabend vor dem Sonntag welcher der 17 nach Pfingsten, oder der nächste Sonntag nach dem Creutzerhöhungsfest ist, und zu Anfang des Septembers fällt, wird das Evangelium Matthäi verlesen, doch so, daß solches von der 12 bis 17 Woche nur des Sonnabends und des Sonntags geschiehet, wogegen die 5 ersten Tage der Woche, das Evangelium Marci verlesen wird. Dieses geschiehet auch den 17 Sonntag selbst; aber den 16 als dem Sonntag vor Creutzerhöhung wird eine Lection aus dem Johannes genommen. Mit dem Montag nach dem 17 Sonntag nach Pfingsten gehen die Lectionen aus dem Lucas an, und währen durch 15 Wochen, also bis auf den zweyten, oder folgende Sonntage nach Epiphania, je nachdem derselben mehrere sind, welches, wie bey uns, von dem frühern oder spätern Fall der Ostern abhängt, so daß wenn derselben viele sind, dagegen desto weniger Sonntage nach Pfingsten gezählt werden. Hierbey aber wird der letzte Sonntag nach Epiph. wie auch Septuagesima nicht mit in der Zahl der 15 begriffen, ob sie gleich noch Lectionen aus dem Lucas haben. In der 13 und der folgenden Woche wird nur des Sonnabends und des Sonntags aus dem Lucas, auf die 5 erstern Tage der Woche aber aus dem Marcus gelesen. Es wird also ein grosser Theil des Marcus auf Wochentagen zwischen dem Matthäus und Lucas, der Ueberrest desselben aber während den Fasten von dem Monntag nach Sexagesima an gerechnet, bis zu Ostern auf die Sonnabende und Sonntage vorgelesen.

Von dem ersten Sonntag nach Pfingsten bis zum 16, oder dem Sonntag von Creutzerhöhung, führen die Sonntage von dem Mathäus, der verlesen wird, den Namen, so daß der erste Sonntag nach Pfingsten der erste Sonntag des Matthäus heißt, u. s. w. Von dem 18 Sonntag werden die Sonntage wo Lucas verlesen wird, Sonntage des Lucas genennt. So heißt daher der 18 Sonntag nach Pfingsten der erste Sonntag des Lucas, der 19 der zweyte, u. s. f. Von dem Marcus und Johannes aber werden keine Sonntage benennt, sondern sie führen andere Namen theils von gewissen Feyerlichkeiten, theils von dem Inhalt der Evangelien, welche nun folgen:

Der letzte Sonntag nach Epiph. heißt Prosphonesimos, weil die Fasten an demselben verkündigt werden, auch der Sonntag des Zöllners und Pharisäers von dem Evang. Luc. 18.

Septuages. der Sonntag des verlohrnen Sohns, (Τὸ ἀσωτὸς) von dem Ev. Luc. 15.

Sexages. der Sonntag der Enthaltung vom Fleisch (κυριακὴ τῆς ἀποκρέω, Apocreos) weil man nun aufhört Fleisch zu essen. Allatius giebt das Evangelium nicht an.

Quinquages. oder Estomihi, der Sonntag der Enthaltung vom Käse, den man nun auch nicht mehr ißt; Tyrophagus im griechischen. Allatius meldet kein Evangelium, welches jedoch auf diesen und alle Sonntage in der Fasten, von denen er die Evangelien

auch nicht meldet, wie oben erinnert worden, aus dem Marcus iſt.

1 Faſtenſonntag, Invocavit, heißt das Feſt der Orthodoxie zum Andenken der wiederhergeſtellten Verehrung der Bilder. (ſ. den Art. Bilder wie auch Calender der Griechen.)

Die übrigen Sonntage bis auf Oſtern heißen der zweyte, dritte Faſtenſonntag u. ſ. w. (Τῶν νηστειῶν) der vierte, oder Lätare heißt auch Meſoneſtimos oder Mitfaſten, wie bey den Abendländern. (ſ. Dominica mediana.) Der Palmſonntag heißt der Sonntag der Zweige, (Τῶν βαΐων) die darauf folgende Charwoche die heilige und die groſſe Woche.

Oſterſonntag, Paſcha. Allatius giebt das Evangelium, welches aus dem Johannes ſeyn muß, nicht an. Die Oſterwoche heißt bey den Griechen die Reinigungs- oder Erneuerungswoche, (διακαινησιμος, Diäceneſiſmos, und nicht Diarceneſimos wie im 7 B. S. 161. durch einen Druckfehler ſteht.)

1 S. nach Oſtern, Antipaſcha (ſ. dieſen Artikel) heißt bey den Griechen auch der Thomasſonntag, von dem Evangelium Joh. 20. Sie nennen ihn aber den zweyten Sonntag von Oſtern (από Τὸ πάσχα) weil ſie den Oſterſonntag mitzählen. Es folgt alſo

3 S. nach Oſtern, (bey uns 2) er heißt auch der Sonntag der Salbenden (μυροφόρων,) auch der Sonntag Joſephs des Gerechten aus Arimathia, vom Evangelium aus Marc. 15, 42. und C. 16, 1.

4 S. nach Oſtern, (bey uns 3) der Sonntag des Gichtbrüchigen vom Evang. aus Math. 9. wie Heineccius (Abbildung der griechiſchen Kirche III. Th. S. 183.) meynt; vielleicht aber auch aus Marc. 2. weil jenes noch einmal auf den 6 Sonntag nach Pf. vorkommt.

5 S. nach Oſtern, (bey uns 4) der Sonntag der Samariterinn vom Ev. Joh. 4. auch Meſopentecoſtes, weil er ungefähr in der Mitte zwiſchen Oſtern und Pfingſten iſt.

6 S. nach Oſtern, (bey uns 5) der Sonntag des Blindgebohrnen aus dem Ev. Joh. 9. Die darauf folgende Woche heißt Analepſis oder die Himmelfahrtswoche.

7 S. nach Oſtern, (bey uns 6) der Sonntag des Gedächtniſſes des Nicäiſchen Conciliums, welches an dieſem Tag begangen wird (Τῶν ἁγίων Τριακοσίων δέκα καὶ ὀκτῶ Θεοφόρων τῶν ἐν Νικαίᾳ.) Allatius meldet das Evangelium nicht.

Pfingſtſonntag. Hier hat er auch das Evangelium nicht. 1 S. nach Pf. Er heißt auch der Sonntag aller Heiligen, deren Gedächtniß begangen wird, dieß iſt der 1 Sonnt. Mathäi. Weil nun die Evangelien, wie oben gemeldet, aus dem Math. genommen werden. Allatius beſtimmt das Evangelium nicht.

2 Pf. und Math. Ev. Math. 5, 1.

3 Pf. u. Math. Das Evangel. meldet Allatius nicht.

4 Pf. u. Math. Ev. Math. 8. vom Hauptmann.

5 Pf. u. Math. Ev. Math. 8. von 2 Beſeſſenen.

6 Pf. u. Math. Ev. Math. 9. vom Gichtbrüchigen.

7 Pf. u. Math. Ev. Math. 9. von 2 Blinden.

8 Pf. u. Math. Ev. Math. 14, 17. von 5 Brodten.

9 Pf. u. Math. Ev. Math. 14, 25. von Jeſu Gang auf dem Meer.

10 Pf. u. Math. Ev. Math. 17, 15. vom Mondſüchtigen.

11 Pf. u. Math. Ev. Math. 18, 23. vom Gleichniß des Königs.

12 Pf. u. Math. Ev. Math. 19, 16. vom reichen Jüngling.

13 Pf. u. Math. Ev. Math. 20. vom Weinberg.

14 Pf. u. Math. Ev. Math. 22, 1. von der Hochzeit.

15 Pf. u. Math. Ev. Math. 22, 34. vom Schriftgelehrten.

16 Pf. der Sonntag vor Creutzerhöhung. Allatias ſagt blos das Evangelium ſey aus dem Johannes.

17 Pf. der Sonntag nach Creutzerhöhung (μετὰ Τὴν ὕφωσιν;) und hier, es ſey aus dem Marcus (wahrſcheinlich C. 7, v, 24.)

18 Pf. iſt der erſte Sonntag Lucä, aus welchem nun die Evangelien genommen ſind. Ev. vom Fiſchzug, Luc. 5.

19 Pf. und 2 Luc. von der Liebe der Feinde. Ev. Luc. 6, 27. (welches Heineccius ausgelaſſen hat.)

20 Pf. u. 3 Luc. von dem Sohn der Wittwe. Ev. Luc. 7, 11.

21 Pf. u. 4 Luc. von dem Säemann. Ev. Luc. 8, 4.

22 Pf. u. 5 Luc. vom reichen Mann und dem Lazarus. Ev. Luc. 16, 19.

23 Pf. u. 6 Luc. von dem welcher eine Legion Teufel hatte. Ev. Luc. 8, 30.

24 Pf. u. 7 Luc. von Jairi Tochter. Ev. Luc. 8, 41.

25 Pf. u. 8 Luc. von den Schriftgelehrten. Ev. Luc. 10, 25.

26 Pf. u. 9 Luc. von dem Reichen. Ev. Luc. 12, 16. (dies hat Heineccius, der ohnehin alles in dieſer Materie aus dem Allatius genommen, weggelaſſen.)

1 Adv. u. 10 Luc. von dem kranken Weib. Ev. Luc. 13, 11.

2 Adv. u. 11 Luc. von dem Abendmahl. Ev. Luc. 14, 16.

3 Adv. u. 12 Luc. von den zehen Ausſätzigen. Ev. Luc. 17, 11.

4 Adv. heißt bey den Griechen der Sonntag vor Weihnachten. Allatius ſagt blos das Ev. ſey aus dem Matthäus.

Sonntag nach Chriſttag, Ev. Math. 2. von den Weiſen aus Morgenland.

Sonntag nach Neujahr, heißt bey den Griechen der Sonntag vor Erſcheinung Chriſti, (πρὸ Τῶν φώτων.) Ev. Marc. 1, 1. Iſt zwiſchen Chriſttag und Erſcheinung nur ein Sonntag, ſo iſt das Ev. Math. 2. wie vorhin.

1 Epiph. heißt der Sonntag nach Erſcheinung. Allatius hat das Evang. nicht angeführt.

2 Epiph. iſt der 15 Sonntag Lucä, (ſo nennt ihn Allatius und aus ihm Heineccius;) da aber zwiſchen dieſem und dem 3 Adv. als dem 12 Sonntag Luc. zum wenigſten 3 Sonntage ſind, und Allatius bey dieſen die Zahl Luc. nicht beyfügt, ſo iſt nicht ganz klar, wie er zählt; zumal da bey den angeführten Sonntagen kein Evangelium aus dem Lucas genommen iſt.

Weil wir in dieſer Materie keiner weitern Subſidien als der Schrift des Allatius habhaft werden

konnten, so konnten wir die Evangelien weder von allen Sonntagen noch auch von den Festtagen, als welche er auch nicht hat, noch auch die Episteln angeben. Denn dieser gedenkt er gar nicht; ob es gleich gewiß ist, daß bey der Messe jedesmal eine epistolische Lection von dem Leser, so wie das Evangelium von dem Diacon verlesen wird, (s. Heinecius III. Th. S. 337. Kings Gebräuche der russischen Kirche, S. 140. 142.) (1)

Epistolographi, werden diejenigen Gelehrten genennt, deren Briefe entweder bey ihren Lebzeiten oder nach ihrem Tode in ganzen Sammlungen herausgegeben worden sind. Daß die Gelehrsamkeit im Ganzen genommen, Vortheile aus solchen Sammlungen habe, ist wohl nicht zu leugnen. Der Gelehrte trägt oft Bedenken, seine Meynungen über gewisse Materien öffentlich vorzutragen; aber unter den Augen seines Freundes redet er frey heraus. Daß Mißbrauch davon gemacht werden kann, ist eben so wenig zu leugnen. Ferner hat ein Gelehrter nicht immer Gelegenheit, über gewisse, besonders einzelne Materien, seine Meynung öffentlich zu sagen, in Briefen aber kann er es thun, zumal da durch Gegenschreiben seiner Freunde ihm bald dieser bald jener Fingerzeig gegeben wird. Wir wollen einige, so wohl alte als neue anführen, von denen viele Briefe in Sammlungen herausgegeben worden sind: Cicero, Plinius, Seneca, Tertullianus, Petrarcha, Ang. Politianus, Petr. Bembus, Erasmus, Melanchthon, Camerarius, Palearius, Manutius, Casaubonus, Scaliger, Grotius, Sarpi, Balzac, Conring, Leibnitz, Burmann, Mosheim, Gesner, und noch viele andere, die man nicht ohne Nutzen in allen Theilen der Wissenschaft brauchen wird. (22)

Epistomia, sind die äusserste Mündungen der Gefäße. (5)

Epistomium, (Hydraulik) ein Kunstwort Vitruvs, dessen er sich in seiner Architectur bedient, um ein Instrument anzuzeigen, welches man gebraucht, die Röhren auch andere Gefäße, in welchen flüssige Sachen enthalten, zu verschliessen und zu eröffnen.

Heutzutage nennt man es einen Hahnen, ohnerachtet das Epistomium der Alten eine andere Gestalt hatte. (18)

Epistomium, eine Ventil oder Windklappe in einer Orgel oder Positio. (25)

Epistrephein, Επιστρεφειν. Ein Schiffarthsausdruck bey den Griechen. Hatte man nemlich einen Hafen erreicht, wo man zu landen gedachte, so lief man vor allen Dingen zurück nach dem Hintertheile des Schiffs, um solches zu wenden. Dies hieß επι πρυμναν, oder πρυμναν χρουεσθαι. (s. επισχειν την ναυν.

Epistrephein epi dory, επιστρεφειν επι δορυ, ein griechischer Ausdruck, dessen sich Xenophon, Polyb und Diodor bedienen, wenn sie von der Schwenkung der Soldaten zur Rechten reden, weil die Soldaten ihre Lanzen in der Rechten führten. Aehnliche Ausdrücke sind περικλαν επι δορυ, εκ δοκαλος παρεμβαλλειν. Die Lateiner sagen auch, ad hastam, ad scutam, um die rechts oder links zu machende Bewegung auszudrucken. (21)

Epistrophäus, wird das zweyte Halswirbelbein genennt. (s. weiter unter Knochen.) (5)

Epistrophe, (Rhetor.) s. Epiphora.

Epistrophe, (Arzneyk.) heißt das Recidiv einer Krankheit, besonders wenn es lange nachher erfolgt. (9)

Epistrophe, επιστροφη hieß bey den Griechen die Schwenkung, welche der ganze Phalanx, oder die ganze Armee, Mann an Mann geschlossen, nach der Rechten oder Linken machten. Das Gegentheil der Epistrophe war Anastrophe, ανασροφη, in welcher die Armee ihre vorige Stellung in der Fronte durch eine einige der Epistrophe entgegengesetzte Viertelsschwenkung wieder annahm. Die doppelte Epistrophe hieß Perispasmos, im Fall die Armee umgekehrte Fronte machte und sich nun mit dem Angesichte dahin stellte, wohin vorher der Rücken gekehrt war. Die dreyfache Epistrophe hieß Ecperispasmos.

Bey der Epistrophe diente der äusserste Lochagos an einem der beyden Flügel zum Drehpuncte. (s. Perispasmos. (21)

Epistylium, (Baukunst) ein Kunstwort Vitruvs worunter er einen über den Säulen liegenden Balken versteht. Er wird höchstens aus drey Platten zusammengesetzt, welche in den zierlichen Ordnungen durch ein Stäblein oder durch ein Kafnißlein von einander unterschieden werden. Sonst nennt man ihn auch Architrab oder Unterbalken. (18)

Episyllogismus, heisset in der Vernunftlehre unter zweyen concatenirten Schlüssen derjenige, dessen einer Vordersatz durch den andern Schluß erwiesen wird. Unter folgenden beyden:

Immaterielle Wesen können mit Augen nicht gesehen werden.

Geister sind immaterielle Wesen.

Also können Geister nicht mit Augen gesehen werden.

Geister können nicht mit Augen gesehen werden.

Gott ist ein Geist.

Also kann auch Gott nicht mit Augen gesehen werden.

ist der letzte, worinn der gemeinschaftliche Satz ein Vordersatz ist, der Episyllogismus, gleichwie der erste, worinn der gemeinschaftliche der Hintersatz ist, Prosyllogismus genennt wird. (6)

Epitagma, επιταγμα. Ein Ausdruck in der griechischen Tactik. Zwo Tarentinarchien machten eine Hipparchie oder ein Corps von 512 Reutern aus, welches mit der Ala der Römer übereinkam. Zwo Hipparchien machten eine Ephipparchie oder ein Corps von 1024 Reutern. Zwo Ephipparchien machten das Telos oder 2048, und zwey Telos das Epitagma von 4096 Reutern.

Man hat übrigens zu bemerken, daß dies Verhältniß der Reuterey gegen das Fußvolk, welches die Tactiker festgesetzt haben, nicht immer beobachtet wurde. Polyb giebt verschiedene Beyspiele vom Gegentheile. So hatte z. B. die griechische Armee, die zum Dienste des Königs von Egypten auf die Beine gebracht wurde, 70000 Mann Infanterie, und nicht mehr als 5000 Mann Reuterey. Philipp von Macedonien hatte im Krieg gegen den Proconsul Flamininus nur 2000 Mann Cavallerie neben seinem Phalanx, und Alexander der Grosse hatte auf seinem Marsche nach Asien bey 30000 Mann Infanterie nur 5000 Mann Cavallerie. (21)

Epitaphium ist eine Aufschrift auf einem wirklichen, oder erdichtetem Grabe. Da die Absicht hiebey ist, das Andenken der Person, die hier begraben liegt, zu erhalten, so lassen sich hieraus leichtlich die Regeln der-

selben herleiten. Von dem Styl, in welchem sie abgefaßt werden müssen, wollen wir unter dem allgemeinen Art. Stylus lapidaris reden. Was wir von Denkmälern und Aufschriften, in besondern Artikeln gesagt haben, gilt auch von Grabschriften. Der Orient ist sehr reich an Grabschriften. In Aegypten trift man viele steinerne Särge an, die mit Hieroglyphen beschrieben sind; sogar in den arabischen Wüsten findet man solche in natürliche Felsen eingehauen, wovon Niebuhr in seiner Reisebeschreibung verschiedene anführt. Auch die nordischen Völker erhielten das Andenken ihrer Verstorbenen durch Aufschriften, die man auf ihre Gräber setzte. Zu Sparta aber wurde nur denjenigen eine Grabschrift auf ihr Grab zu setzen erlaubt, die vor den Feind in dem Kriege für das Vaterland geblieben waren. Die Form der Grabschriften ist verschieden. Oft läßt man die verstorbene Person durch eine Presopopöie selbst reden. Man hat noch eine solche Grabschrift aus den Zeiten des August auf eine in der besten Blüthe ihrer Jahre verstorbene Frau:

Immatura peri, sed tu felicior annos
Vive tuos, coniux optime, vive meos.

Wenn man in vielen Grabschriften die Wörte findet: sta viator, so beziehet sich dieses auf die ehemalige Gewohnheit, die Grabmäler an den Strassen anzulegen. Je einfacher und treffender das Lob des Verstorbenen ausgedruckt ist, desto vollkömmener sind sie. Wir wollen einige anführen. Newtons Grabschrift ist: Isaacum Newtonum, quem immortalem testantur tempus, natura, cœlum, mortalem hoc marmor fatetur: Die Engländer haben auf Drydens Grabstein nichts gesetzt, als Dryden, gleichsam als wenn der bloße Name schon Lob genug wäre. Werden die Grabschriften im epigrammatischen Ton abgefaßt, so muß man sich hüten, daß man nicht in spielenden Witz falle. Daß Grabschriften nicht selten Beweise der Thorheit sind, davon findet man hier und dar Beweise. (22)

Epithaphium, (Bauk.) ist ein nach den Regeln der Baukunst gesetztes Werk, welches man entweder auf den Gottesäckern, oder in denen Kirchen zum Andenken denen Verstorbenen aufrichtet. Die Erfindung darzu wird aus der Natur der Arcaden oder Bogenstellungen genommen; bey deren Auszierung man für andere mit auf den Stand derjenigen Person, welcher das Epitaphium gesetzet wird, zu sehen hat. Heutzutage brauchet man hier insgemein nur das Schnitzwerk nach der Phantasie derer Bildhäuer, und ist das wesentliche Stück davon eine Tafel, darauf die Inscription kommt, und die man hernachmals nach seinen eigenen Erfindungen mit architectonischen Zierrathen einzufassen, und mit kleinen Statuen auszuzieren pfleget. In Kupfer gestochene Muster hievon trift man hin und wieder bey denen Kupferhändlern an; ein besonder Werk aber, worin dieser Theil der Baukunst besonders und ausführlich beschrieben würde, ist noch nicht vorhanden. (18)

Epitasis, (Medicin) heißt der Anfang einer Krankheit, besonders der Fieber. (9)

Epitasis, ist der zweyte Theil der Comödie bey den Alten, wo sich die Verwickelung der Handlung anfängt, und dauert bis zu der Entwickelung, welche Catastasis genennt wird. Von der Sache selbst reden wir unter den Art. Drama, Verwickelung, Knoten, Entwickelung, Comödie, Tragödie ꝛc. (22)

Epitasis, (music.) die Erhöhung eines Klangs.

Epithalamia, ἐπιθαλαμια, s. Braut und Bräutigam bey den Griechen.

Epithalamium, ist ein Gedicht, worinnen man eines Freundes Heyrath besingt. Empfindungen der Liebe, der Freundschaft, und alles Glücks, das aus der Verbindung zweyer Personen entspringt, geben ausser den persönlichen Umständen, den Stoff dazu. Daß Zweydeutigkeiten, die sich manche Hochzeitdichter erlauben, keinen Platz darinnen finden, verstieht sich von selbst. Eine Probe von den Hochzeitgedichten der Alten giebt Catull in seinem Gedicht auf die Heyrath der Julie und des Manlius, *Epigr.* LXI. (22)

Epithema, Umschlag, (Pharmacie) so nennt man ein äusserliches Arzeneymittel, das gemeiniglich mit Leinwand oder Tuch auf einzelne Theile gelegt wird; zuweilen wirkt es blos auf die Haut, oder die unmittelbar darunter liegende Theile, aber öfters werden seine feinere und flüchtigere Theilchen in die Mündungen der Gefäße aufgenommen, und so verbreitet es seine Wirkungen weiter: daher werden sie gemeiniglich warm, selten kalt, bald trocken, bald feucht aufgelegt; die trockene werden in dieser Absicht in Säckgen genäht; bey den nassen taucht man die Tücher in die Flüßigkeiten, die zu diesen Absichten bestimmt sind, und wiederholt dieses so oft sie trocken werden. s. auch Bähung und Ueberschlag. (12)

Epitheton, s. Beywörter.

Epithitis. (Baukunst) Ein Kunstwort Vitruvii, welches den Rinnleisten auf einem Fronton bedeuten soll, der ganz oben aufgesetzt ist, und hingegen an dem, unter dem Fronton befindlichen horizontalen Gesimse fehlet. Er dient statt der Ortbretter in den deutschen Giebeln, den Regenanschlag abzuhalten. (18)

Epithridakia, ἐπιθριδακια, war nach dem Hesychius, ein griechisches Fest, zur Ehre des Apolls. (21)

Epithymbrum, ist der Name einer Spielart von der europäischen Flachsseide. (*Cuscuta* L.) (9)

Epithymum, ist der Beyname einer Spielart der europäischen Flachsseide (*Cuscuta* L.) die auf dem Thymian und andern Pflanzen wächst. (9)

Epitimesis, s. Epiplexis.

Epitimion, die Strafe welche der Priester in der griechischen Kirche den Beichtenden zur Genugthung auflegt. s. Bußstrafen. (1)

Epitogium, eine Art Oberkleid bey den Griechen, insonderheit den Geistlichen. (1)

Epitomatores werden diejenigen unter den Gelehrten genennt, welche aus grössern Werken kleinere Auszüge machen. (s. diesen Artikel) Unter den Alten wird Justinus hierunter gerechnet, welcher aus dem weitläuftigen Werk des Trogus Pompejus einen Auszug geliefert hat. Wenn alle Epitimatoren mit so vieler Beurtheilungskraft und Precision arbeiteten, als Justinus, so verdienten ihre Werke die nemliche Achtung, als diejenigen, aus denen sie Auszüge machen. Aber viele unter den sogenannten Gelehrten, welche nicht selbst etwas das des Lesens werth ist, hervorbringen können, doch aber unter der Zahl der schreibseligen Geister seyn wollen, machen Auszüge aus den Werken der andern, und machen, daß auch diejenigen verächtlich werden, welche brauchbare Auszüge liefern. (22)

Epitonium. Die Wirbel an verschiedenen Instrumenten,

menten, womit die Seiten angespannt und nachgelaſſen werden. (25)

Epitrachelion, iſt ein Stück der Kleidung der Geiſtlichen in der griechiſchen Kirche; eine Art Stola, welche als ein Streif um den Hals gebunden wird, und vornen bis an die Knie herabhängt. (1)

Epitritus iſt eine Versart, oder Fuß, von vier Sylben, wovon drey lang, und eine kurz iſt. Dieſer Fuß iſt verſchiedener Veränderungen fähig, nachdem die kurze Sylbe entweder zu Anfang, in der Mitte, oder am Ende ſteht; und darnach bekommt er auch verſchiedene Namen. Epitritus primus heißt er, wenn die erſte Sylbe kurz, und die drey übrigen lang ſind, z. E. ⏑ – – – τυφαπτων, amaverunt. Epitritus ſecundus iſt, wenn die kurze Sylbe den zweyten Platz einnimmt, die übrigen aber lang ſind. Z. E. πραγματευω, – ⏑ – – diligentes. Epitritus tertius, hat die kurze Sylbe, in der dritten Stelle, z. E. πολεμιος, – – ⏑ – constantiæ; und beym Epitritus quartus; endlich iſt die vierte Sylbe kurz, die drey vorhergehenden aber lang, z. E. – – – ⏑ ἐκπιπτοντις, inconſtanter. (22)

Epitritos. (Baukunſt) Ein Vitruvianiſches Kunſtwort, welches von einem Baumaaße gebraucht wird, welches $\frac{4}{3}$ Maaßen enthält. Ein Ganzes wurde von den Alten in 6 Theile getheilt. Ein Drittel von 6 iſt 2, dieſe zu 6 gelegt, werden 8 erhalten. Hievon entſtund wahrſcheinlich die Benennung. (18)

Epitrochaſmus iſt eine Figur, wenn man viele Gedanken in einem Perioden zuſammenhäuft, und ſolche ſchnell mit einander verbunden vorträgt, damit dem Zuhörer ſehr vieles auf einmal in die Gedanken kommt, und er deſto mehr bewegt wird. Z. E. Cæſar in Italiam evolarat, Corfinium deſertum præſidio ceperat, urbe potiebatur, Pompejum perſequebatur. Demoſthenes in der erſten Philippiniſchen Rede ſagt: o wenn wir doch lieber anſtatt des allen klüglich erwegen wollten, daß Philippus unſer Feind iſt, daß er uns alles das unſrige nimmt, daß er ſich ſchon eine geraume Zeit ſo trotzig erwieſen, daß alles, worauf wir uns bisher verlaſſen haben, uns nunmehr zuwider iſt; daß wir uns inskünftige auf nichts, als auf uns ſelbſten Hoffnung machen können: wenn wir alles dieſes, ſage ich erwegen wollten, dann würden wir klüglich handeln, und uns aller thörigten Fabeln entſchlagen. (22)

Epitrope, ſ. Conceſſio.

Epitropi, ἐπίτροποι, hieſſen bey den Griechen die Vormünder; ingleichem die Curatores der Freygelaſſenen und Schutzverwandten zu Athen, die ſie ſich nach wieder erlangter Freyheit wählen konnten. Dieſe letztern waren verbunden, ihre Clienten zu vertheidigen, für ſie zu appelliren und ihre Sache vor den Richtern zu führen, die aus Achtung gegen den Patron aus dem Stamme, zu dem er gehörte, ernannt wurden, im Fall nemlich, daß der Client von ſeinem Patrone ſelbſt beeinträchtiget wurde. (21)

Epitus, ſurin. (*Papil. pleb. urb.*) ſ. unter Dickköpfe, bürgerliche.

Epixenagia, ἐπιξενάγια. Ein Ausdruck in der griechiſchen Taktik bey den leichten Truppen.

Dieſe leichten Truppen machten gemeiniglich die Hälfte des Phalanx aus und beſtunden alſo aus 8192 Mann, ſo wie die Reuterey wieder hiervon die Hälfte betrug. Dieſe leichte Truppen ſtellte man auf verſchiedene Weiſe, ſo wie es theils die Diſpoſition des Feinds, theils die Beſchaffenheit und Lage des Schlachtfelds, erforderte. Bald ſtellte man ſie ins Vordertreffen, bald ins Hintertreffen, bald auf die Flügel. Die Eintheilung und Stellung derſelben war auf folgende Art eingerichtet. Die Höhe ihrer Rotten hatte nicht mehr als 8 Mann, mithin die Hälfte derjenigen Höhe, die man dem Phalanx gab. Das vereinigte Corps der leichten Truppen war alſo, wie der Phalanx, in 1024 Rotten geſtellt. Vier Rotten machten eine Syſtaſis von 32 Mann. Zwo Syſtaſes eine Pentecontarchie, zwo dieſer eine Hecatontarchie von 128 Mann. Eine jede Hecatontarchie hatte über das noch 4 Perſonen, nemlich einen Fähndrich, einen Trompeter, einen Adjutanten und einen Herold. Zwo Centurien formirten eine Pſilagi von 256 Mann. Zwo Pſilagien eine Xenagie von 512 Mann. Zwo von dieſer ein Syſtremma von 1024 Mann; zwey Syſtremmen eine Epixenagie von 2048 Mann: zwey Epixenagien ein Stiphos, alſo 4096 Mann; zwey Stiphos ein Epitagma von 8192 Mann.

Dies ganze Corps wurde von acht hohen Offizirs commandiert, nemlich von vier Epixenagen und vier Syſtrematarchen. Dieſe leichten Truppen waren von groſſem Nutzen: ſie verwundeten und tödteten den Feind aus der Ferne, bedeckten ihn öfters mit einem Hagel von Steinen, Pfeilen, und Wurfſpieſſen und nöthigten ihn dadurch, ſeine Stellung zu verlaſſen und handgemein zu werden. Die Leichtigkeit ihrer Waffen machte ſie ferner behende und geſchickt, Berge und Anhöhen zu erſteigen. Man bediente ſich daher insgemein der leichten Truppen, um eine Anhöhe zu beſetzen, wo ſie auch um ſoviel leichter ſich halten konnten, weil ſie den Feind nicht anrücken lieſſen, ohne ihn mit einem Regen von Pfeilen zu empfangen. Man bediente ſich ferner derſelben beym Recognoſciren oder um einen Hinterhalt anzulegen. Endlich brauchte man ſie hauptſächlich zur Bedeckung des Phalanx auf Märſchen, oder beym Rückzug. (21)

Epizeuxis iſt eine rhetoriſche Wortfigur, wenn in einem Satz das erſte Wort etlichemal wiederholt wird. Z. E. O Corydon, Corydon, quæ te dementia cepit. Virg. Ignoſce, ignoſce Cæſar, ſi eius viri auctoritati ceſſit. O Land, Land, höre des Herrn Wort. (22)

Epizypides; (Baukunſt) ſ. Semitonion.

Epobelia, ἐπωβελία hies die Geldſtrafe zu Athen, wenn jemand die wider ſeinen Gegner eingegebene Klage nicht erweiſen konnte. Sie hatte ihren Namen daher, weil er den ſechſten Theil des Werths der Sache, worüber geſtritten wurde, erlegen mußte, folglich vom Worte ὀβολος, indem er von jeder Drachme einen Obolus deponirte, welcher der ſechſte Theil derſelben iſt. Einige dieſer Gelder wurden in allen Prozeſſen, einige wenige ausgenommen, gerichtlich niedergelegt, ehe die Unterſuchung ihren Fortgang haben konnte. (21)

Epoche, (chronolog.) ſ. Aera.

Epoche (Aſtronom.) *radix* oder Wurzel der mittleren Bewegung eines Planeten iſt der mittlere Ort deſſelben zu einer beſtimmten Zeit, z. E. im Anfange des laufenden Jahrhunderts, d. i. am Mittag des 31. Decembers 1699, durch Hülfe deſſen man den mittleren Ort des Planeten auf eine jede andre Zeit ange-

den kann. Was sie ist und wozu sie genutzet wird, kann man an folgendem Beyspiele sehen, darin der mittlere Ort der Sonne vor eine gegebene Zeit z. E. 1783. den 5. September morgens um 2 Uhr aus der vierten Tabelle des de la Hire gesucht wird.

Epoche	1700	=	9ˢ.	10°.	52′. 27″.
Jahre	70	=			2. 31.
	12	=			5. 30.
Monat August		=	7.	29.	30. 44.
Tage	4	=		3.	56. 33.
Stunden	14	=			34. 30.
			5.	15.	2. 15. (6)

Epochen der Alten. Jede merkwürdige Begebenheit in der Geschichte, von der man die Jahre zu zählen anfängt, heißt eine **Epoche**. In den Geschichten fast aller Völker findet man solche Zeitpunkte, und je willkührlicher dieselben an und vor sich sind, desto mehr Epochen sind dadurch veranlaßt worden. Bald hat man die **Erbauung**, oder **Zerstörung einer Stadt**, bald die **Gründung neuer Reiche durch neue Regenten**, oder durch **ausgeführte Colonien**, bald eine **veränderte Regierungsform** und **Gesetzgebung**, bald gewisse **Feyerlichkeiten und Feste**, bald eine **merkwürdige** und wegen ihrer glücklichen, oder unglücklichen Folgen sich auszeichnende **Begebenheit** zur Epoche festgesetzt, um darnach die Jahre zu berechnen. Eine Menge solcher mehr, oder weniger wichtigen, mehr, oder weniger üblich gewesenen Epochen führt Jos. Scaliger B. 2. Isagogicor. Chronologiae canonum S. 112, und *de emend. temp.* B. 5. an. Petavius zählt deren, 29 auf, die vongallen Chronologen angenommen worden Rationar. Temp. S. 772. Nicht aber alle Epochen sind vongleicher Wichtigkeit und von gleich langer Dauer gewesen. Oft ist eine von der andern verdrängt worden, wenn man sich entweder freywillig entschloß, eine neue anzunehmen, oder auf Befehl und aus Gehorsam die alte Epoche fahren ließ. Oft behielt man auch bey einer angenommenen Hauptepoche kleinere Nebensachen, Nebenepochen oder Bezeichnungen der Jahre bey, indem man sie nach den Königen, Archonten, Ephoren u. s. w. benennte. So ist es in vielen griechischen Staaten gegangen. Die Athenienser zehlten ihre Jahre erst nach den Königen und dann nach den Archonten. Die Lacedämonier bestimmten sie ebenfalls nach ihren Königen, und dann nach ihren Ephoren. Zu Corinth, Theben, Elis, in Thessalien, Epirus u. s. w. war es nicht anders beschaffen, nur daß ein grosser Theil der Geschichte dieser und anderer Staaten, so lange sie noch ihre Könige hatten, in die fabelhaften Heldenzeiten fällt, von denen wir zu wenig Zuverläßiges wissen, um die damalige Zeitrechnung richtig angeben zu können. Bey allen diesen kleineren Epochen, wie sie auch immer in jedem Staat beschaffen gewesen seyn mögen, gab es in Griechenland eine sehr wichtige Epoche, nach der die Jahre gezählt und die Begebenheiten geordnet wurden. Das sind die **Olympiaden**, die von den olympischen Spielen ihre Benennung haben. Die Ursache, weswegen alle Griechen diese Epoche nach und nach annahmen, war theils das gemeinschaftliche Interesse, das sie bey diesen glänzenden Spielen hatten, weil der Ruhm der olympischen Sieger auch der Völkerschaft, zu der sie gehörten, zur Verherrlichung gereichte; theils die gemeinschaftliche Verehrung des Jupiter Olympius, dem zu Ehren die olympischen Spiele angestellt wurden; theils das grosse Vergnügen, das alle Griechen dabey genossen, und das um desto grösser war, jemehr sie sich da als Bürger eines Staats betrachten, sich kennen lernen, manche Verbrüderung und Gastfreundschaft errichten und manchen Streit beylegen konnten, der in Griechenland, wo eine Menge kleiner und gegen einander eifersüchtigen Staaten war, leicht entstehen konnte; theils der feyerliche Gebrauch, bey den olympischen Spielen Bündnisse, Friedensschlüsse und andere wichtige Vorfälle im Namen Jupiters bekannt zu machen. Aus allen diesen Gründen mußten die olympischen Spiele den Griechen sehr wichtig seyn; und jemehr die Religion einen Antheil daran hatte, desto mehr wurden sie dadurch zur gegenseitigen Freundschaft eingeladen, und desto geneigter waren sie, jede Wiederholung der olympischen Spiele als einen merkwürdigen Zeitpunkt zu betrachten, und ihre Annalen darnach zu ordnen; so wie die Priester des olympischen Jupiters nicht nur ein genaues Verzeichnis von den Namen der Sieger hielten, sondern auch alle wichtige Begebenheiten, die sich in jeder Olympiade zutrugen, niederschrieben.

Eine Olympiade faßt 4 Jahre in sich, nicht 5, wie einige fälschlich geglaubt haben. Dieser Irrthum rührt daher, weil der Zeitraum, der zwischen jeder Feyer der olympischen Spiele verstrich, und eigentlich eine τετραετηρις war, doch bisweilen πενταετηρις genennt worden ist, weil allemal mit Anfange des fünften Jahrs, und zwar zur Zeit des Vollmonds, der dem Solstitium im Sommer am nächsten war, und also in unsern Junius fiel, die feyerlichen Spiele wiederholt wurden.

Der erste Anfang der Olympiaden wird verschiedentlich angegeben. Petavius setzt ihn ins Jahr der Welt 3208, in das 23ste vor Erbauung der Stadt Rom, und in das 777ste vor Christi Geburt. (s. dessen, Rationarium tempor. Theil 2. B. 3, C. 1. Usser hingegen hält das 772ste und Calvisius das 774ste Jahr vor Christi Geburt für den Anfang derselben.) Dieser und anderer Meynungen ungeachtet, hat man sich doch so ziemlich darüber verglichen, daß die olympiadische Zeitrechnung nicht von den allerältesten olympischen Spielen angehe, die Pelops oder Herkules gestiftet haben soll und die nach manchen Unterbrechungen vom Endymion, Neleus, Pelias und andern öfters erneuert worden sind: sondern von der Zeit des Elischen Königs Iphitus an, der, nach Eusebii Meynung, 406 Jahre nach Trojans Zerstöhrung und also 770 und etliche Jahre vor der christlichen Zeitrechnung lebte. Er stellte die durch Krieg und Pest unterbrochenen olympischen Spiele, auf Anrathen des Orakels, wieder her, lud alle Griechen darzu, als zu einem gemeinschaftlichen Feste, ein, wodurch der Zorn der Götter gedämpft und der damals herrschende Geist der Zwietracht unterdrückt werden sollte; und machte die Anordnung, daß sie alle vier Jahre feyerlich begangen werden sollten. Man hält die Zeit, da dies geschahe, für die 28ste Olympiade, vom ersten Entstehen der olympischen Spiele an gerechnet. Und dies ist die Periode, da man einen chronologischen Gebrauch von den Olympiaden zu machen anfieng; daher auch in Ansehung dieses Gebrauchs die erste Olympiade von hier an gezählt wird. Denn von dieser Zeit an haben die Nachrichten von den Begebenheiten in Griechenland eine regelmäßige Zeitordnung, und alles wird nun nach und nach deutlicher, gewisser und geschichtmäßiger, als es in m vorhergehenden

fabelhaften und heroiſchen Zeitalter war. Von dieſer Zeit an wurden auch die Namen der olympiſchen Sieger in ein Verzeichnis eingetragen und das geſchahe beym Corœbus von Elis zum erſtenmale. Nach den Namen dieſer Sieger benennte man anfänglich die Olympiaden. Sogar unrecht war das nicht. Denn dadurch wurden nicht allein die Sieger ſehr verherrlicht und andere Griechen zur Begierde nach einem ähnlichen Siege angeflammt; ſondern es waren auch die Namen der mit Preis gekrönten Kämpfer in ganz Griechenland ſo bekannt, daß jeder leicht wiſſen konnte, zu welcher Zeit er gelebt habe. Weil in deſſen bey dieſer Art, die Olympiaden zu bezeichnen, manche Irrungen vorgehen konnten, zumal wenn man die Verzeichniſſe der Sieger, welche die olympiſchen Prieſter hatten, nicht ſogleich nachſehen konnte; ſo machte man die Folge der Olympiaden dadurch für jeden Staat merklicher und beſtimmter, daß man z. B. zu Athen dem Namen des jedesmaligen Siegers den Namen des Archonten, der zu der Zeit regierte, zu Lacedämon dem Namen des Ephoren, zu Argos dem Namen der Prieſterin der Juno, zu Delphi den Namen der weiſſagenden Prieſterin des Apolls beyfügte. Die alſo eingerichteten und unter obrigkeitlicher Aufſicht gemachten Verzeichniſſe wurden in dem Archiv jedes Staats aufbewahrt, und jedermann konnte ſie da nachſehen. Mit der Zeit wurden ſie ſehr ausgebreitet, und kamen in die Hände vieler Griechen, indem einige Gelehrte, Ariſtarch, Ariſtoteles, Hippias, Steſiclides, Timäus, Agriopas, Philochorus und andere Verzeichniſſe der Olympiaden und olympiſchen Sieger öffentlich bekannt machten, die im Grunde nichts anders, als griechiſche Chronologien waren. Schade, daß ſie alle verlohren gegangen. Da übrigens ſchon Ariſtoteles eine Chronologie geſchrieben hat, ſo kann Eratoſthenes, der über 40 Olympiaden ſpäter lebte, und deſſen chronologiſches Werk Dionys von Halicarnas ſehr lobt, nicht der erſte griechiſche Chronograph ſeyn, wie Dodwell in den Annalibus Thucydideis Sect. 3, geglaubt hat. Das älteſte griechiſche Denkmal, das wir in Anſehung der Zeitrechnung haben, ſind die Marmora Arundeliana oder Oroniensia, die vom Seldenus, Marsham, Prideaux und Chandler erläutert worden ſind. (ſ. Chronik von Paros.)

Bey dieſer Gelegenheit iſt zu bemerken, daß die älteren Geſchichtſchreiber der Griechen, Herodot, Thucydides und Xenophon ſich der olympiadiſchen Zeitrechnung in ihren Schriften nicht bedienen, ſondern die Jahre nach der Regierung gewiſſer Könige, nach Archonten, nach der Dauer mancher Kriege, nach dem Wechſel der Jahrszeiten u. ſ. w. beſtimmen. Hingegen Pauſanias, Polyb, Dionys von Halicarnaß und Diodor aus Sicilien haben ſich der Olympiaden zum Zeitmaaße bedient.

Die Pythiſchen Spiele dienten ebenfalls zur Zeitbeſtimmung, und man benennte und zählte darnach die Pythiaden. Nicht aber nach den älteſten pythiſchen Spielen, die nach Verlauf acht voller Jahre wiederholt wurden, ſondern nach den neueren, durch die Amphictyonen verbeſſerten und alle vier Jahre gefeyerten Spielen zählte man ſie. Eine Πυθιας iſt alſo ein Zeitraum von vier Jahren. Die darnach eingerichtete Zeitrechnung ward in Vergleichung mit den Olympiaden ſpat üblich. Denn die erſte Pythiade fällt ins zweyte Jahr der 48ſten Olympiade, folglich 584 Jahr vor Chriſti Geburt, und 168 nach Roms Erbauung. Eine Vergleichung der Pythiaden mit den Olympiaden hat Eras. Schmid in *Prolegom. ad Olympionicas Pindari* S. 27. angeſtellt und er iſt bis zur 154. Pythiade gegangen, die mit der 202ten Olympiade übereinſtimmt und ſich mit dem 27ſten Jahre nach Chriſti Geburt anfängt. Er hätte die Vergleichung vielleicht noch weiter fortſetzen können, weil die olympiſchen und übrigen feyerlichen Spiele (ἱεροὶ ἀγῶνες) ſehr lange im Gebrauch blieben.

Einige fangen mit der zweyten Pythiade an und halten ſie für die erſte. Der chronologiſche Gebrauch, den man davon machte, war zwar in Griechenland nicht ſo allgemein, als die olympiadiſche Zeitrechnung, die nicht nur faſt 200 Jahre älter, ſondern auch aus den vorher angeführten Gründen wichtiger war; gleichwohl zählte man die Jahre darnach, vornemlich zu Delphi, wo die pythiſchen Spiele gehalten wurden, und, wie es ſcheint, in andern Gegenden, wo man nicht allein an der Feyer der eigentlichen pythiſchen Spiele groſſen Antheil nahm, ſondern wo man auch beſondere pythiſche Spiele anſtellte: z. E. in Macedonien, zu Megara und Sicyon. Wichtig genug waren auch die pythiſchen Spiele, um ſie zu einer Epoche zu machen. Denn ſie wurden zur Ehre Apolls gefeyert, der zu Delphi ein berühmtes und für den Aberglauben der Griechen ehrwürdiges Orakel hatte; ſie wurden unter Darbringung vieler Opfer, in Gegenwart unzähliger Zuſchauer und in der freundſchaftlichen Abſicht, die Gemüther der Griechen durch die Bande der Liebe immer enger zu verbinden, begangen. Dennoch behielte die olympiadiſche Zeitrechnung, ihres höhern Alters wegen, den Vorzug.

Noch weniger wurde nach Nemeaden und Iſthmiaden gerechnet, die von den nemeiſchen und iſthmiſchen Spielen alſo genennt wurden. Hätte man die Zeiten darnach geordnet, ſo würde jede Nemeade und Iſthmiade ein Zeitraum von zwey Jahren geweſen ſeyn, weil die genannten Spiele alle zwey Jahre gehalten wurden. Euſebius ſetzt die erſte Nemeade ins zweyte Jahr der 53ſten Olympiade; es ſtreitet aber dagegen das, was Schmid aus dem Scholiaſten Pindars angeführt hat. Je weniger Zuverläßiges man alſo davon weis und je ſeltner nach Nemeaden gezählt worden iſt, deſto ſchwerer iſts, die Nemeaden mit den Olympiaden und Pythiaden zu vergleichen. Ausführlich hat von dieſem Gegenſtand gehandelt Wilh. Lloyd in der 1700. zu Oxford in Fol. herausgekommenen *Series chronologica Olympiadum, Pythiadum, Iſthmiadum, Nemeadum, quibus veteres Graeci tempora ſua metiebantur*, und hat zu gleicher Zeit die Vergleichung dieſer Epochen bis aufs Jahr 220 nach Chriſti Geburt fortgeſetzt.

Was wir von den Nemeaden geſagt haben, gilt auch von den Iſthmiaden. Es iſt beynahe unmöglich, ihren Anfang und Fortgang richtig anzugeben, vornemlich deswegen, weil die iſthmiſchen Spiele, die an ſich glänzend genug und ſogar älter, als die olympiſchen Spiele waren, durch Unruhen und Streitigkeiten oft unterbrochen und bisweilen ſehr lange ausgeſetzt wurden. Wo ſoll man alſo anfangen, die Iſthmiaden zu zählen? Eher läßt ſich etwas von den iſthmiſchen Jahren ſagen, bey denen der Cyclus zum Grunde lag, deſſen ſich die Corinthier und Syracuſaner bedienten und wovon Dodwell in der ſechſten

Dissertation *de veteribus Graecorum Romanorumque Cyclis* gehandelt hat.

Ausserhalb Griechenland wurde in den nach Alexanders Tode gestifteten Reichen in Asien eine andere Epoche eingeführt, die in der Staaten- und Kirchengeschichte sehr merkwürdig ist, und sich sehr weit ausbreitete. Sie wird die Epoche der Seleuciden genennt, und fängt sich von der Zeit an, da Seleucus Nicator Babylon eroberte, und dadurch den Grund zum größten Reiche in Asien nach Alexanders Tod legte. Der Anfang dieser Epoche fällt also in die 117te Olympiade, in das 442ste nach Roms Erbauung und in das 312 vor Christi Geburt. Manche rechnen sie, wiewohl ohne Grund, von der Zeit an, da Seleucus den Titul eines Königs von Syrien annahm. Das geschahe aber erst im vierten Jahre der 119ten Olympiade, eilf Jahre nach Eroberung Babylons und nach manchen Siegen über verschiedene orientalische Völker, wodurch er die Grenzen seines Reichs bis nach Indien ausgebreitet hatte. Eben die Grösse und Macht dieses Reichs veranlaßte, daß nach dieser Epoche in vielen Ländern die Zeit bestimmt wurde. Man findet sie noch auf vielen Münzen syrischer Könige und Städte, z. B. Apamea, Seleucia, Palmyra, Emesa, Chalcis, Laodicea, Damascus u. a. angemerkt, die von Vaillant und Noris mit grosser Gelehrsamkeit erläutert worden sind. Einige von der Stadt Tyrus, unter der Regierung Antiochi und Demetrii geprägte Münzen haben folgende Umschrift: *βασιλεως αντιοχου τυριων* ΠΜΡ, und *βασιλεως δημητριου* ΗΝΡ *τυριων*. Die auf der ersten Münze bemerkte Jahrzahl bedeutet 147. und die auf der andern, 157. Beyde beziehen sich auf die Epoche der Seleuciden und zeigen an, daß die erstgenannte Münze unter dem syrischen Könige Antiochus Epiphanes und zwar im zehnten Jahre seiner Regierung, welches in das 147ste Jahr der Seleucidischen Aera fällt, geschlagen worden sey; so wie die andere im achten Jahre der Regierung des Demetrius Soter (denn das ist das 157ste der Seleucidischen Epoche) geprägt worden ist. Dies dient zum Beweise, daß auch Phönizien, worin Tyrus lag, sich der Seleucidischen Epoche bedient habe. Sie war auch üblich in den Phönizischen Städten Tripolis, Orthosia, Sidon, Aradus; und sie wurde vermuthlich in mehreren Städten angenommen, nachdem die Nachfolger des Seleucus, und sonderlich Antiochus der Grosse sich Phönizien unterworfen hatte. Erstgedachte Städte nahmen mit der Zeit eine neue Epoche an, deren Anfang aber verschiedentlich angegeben wird. So fängt z. E. Spanheim die neue Epoche der Tyrier mit dem Jahr 621. nach der Erbauung der Stadt Rom an, Vaillant mit dem Jahr 615, und Harduin mit dem Jahr 629. Manche dem syrischen Reiche unterworfene Städte behielten die Epoche der Seleuciden auch damals noch bey, als die Römer Syrien schon zur Provinz gemacht hatten. Viele aber gaben sie auf, und nahmen eine neue Epoche an, als sie die Freyheit nach ihren eignen Gesetzen zu leben, entweder von einigen syrischen Königen, oder von den Römern erhielten. In der Provinz Commagene und in der darzu gehörigen Hauptstadt Samosata wurden die Jahre vom dritten Jahre der 212ten Olympiade, das in das 824te Jahr nach Roms Erbauung und in das 71ste Jahr der christlichen Zeitrechnung fällt, gezählt, um entweder dem Kaiser Vespasian zu schmeichlen, der damals den König Antiochus verjagte, oder dadurch die Freude über die Befreyung von der bisherigen königlichen Herrschaft zu erkennen zu geben. Einige in Commagene, welches nachher Euphratensis Provincia genennt wurde, gelegene Städte, sonderlich Germanicia, hatten eine noch spätere Epoche.

Aus eben der Ursache veränderten die syrischen Städte, Laodicea, Antiochia, Seleucia; Gabala, Gadara, Gaza und mehrere ihre Epoche, und zählten ihre Jahre von der Zeit an, da sie vom Pompejus oder Julius Cäsar *αυτονομιαν* erhalten hatten, die aus sehr begreiflichen Gründen für sie wichtig genug war, um sie auf ihren Denkmälern und Münzen zu bemerken. Auf verschiedenen Münzen, die zu Antiochien sind geprägt worden, wo die Epoche der Seleuciden bis zum Anfang der römischen Herrschaft über Syrien, d. i. bis zum Jahr 690. nach Roms Erbauung, üblich war, findet man nach der Zeit dreyerley Epochen. Die eine beziehet sich auf die vom Pompejus erkaufte und erhaltene Autonomie, welches die Umschrift zu erkennen giebt: *αντιοχεων της μητροπολεως και αυτονομου*. Die andere fängt sich etwas später von der Zeit an, da Julius Cäsar die Autonomie der Antiochier bestätigte und durch neue Privilegien vergrösserte. Die dritte nimmt ihren Anfang nach der Ueberwindung des Antonius bey Actium, mit dem ersten Jahr der Regierung des Augustus. Die Stadt Seleucia lies ebenfalls Münzen prägen, worauf der Zeitpunkt, da sie vom Antiochus Grypus in der 167sten Olympiade, oder im 645sten nach Erbauung Roms ihre Freyheit erhielte, zur Epoche gemacht wird. Dahin gehört eine grosse silberne Münze, mit der Umschrift: *σελευκεων της ιερας και αυτονομου*. Δ. Der letzte Buchstab bedeutet das vierte Jahr nach erhaltener Freyheit. Auf einer andern Münze dieser Stadt, die mit eben der Umschrift versehen ist, stehet die Jahrzahl BC d. i. 202. und das bezeugt, daß die Seleucenser nach der Epoche ihrer Autonomie die Jahre bis 846. nach Roms Erbauung, folglich bis unter Domitians Regierung, gezählt haben. Viele Münzen der am Meer gelegenen Stadt Laodicea geben die Epoche der vom Julius Cäsar erlangten Freyheit an, und die Laodicenser werden auf denselben aus Hochachtung und Dankbarkeit gegen ihren Wohlthäter *Ιουλιοι* genennt. Noris *de epochis & anno Syro macedonum* führt S. 274. nicht wenig solcher Münzen an, auf welchen die Worte stehen: *ιουλιεων των και λαυδικεων*. Und aus manchen Münzen ergiebt sich, daß diese Benennung und die Epoche, worauf sie sich beziehet, bis zur Regierung Trajans üblich gewesen.

In Ansehung der Seleucidischen Epoche ist noch zu bemerken, daß sie sich bis nach Mesopotamien, Palästina und andern der Herrschaft der Seleuciden unterworfenen Ländern ausgebreitet habe; daß sie unter den Juden üblich gewesen, und in den Büchern der Maccabäer (z. B. I, 1, v. II.) Jahre des griechischen Reichs genennt werde, daß sie auch von den asiatischen Christen gebraucht worden, und in der Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte von grossem Nutzen sey, weil sie in den Acten mancher in Asien gehaltener Concilien und Synoden vorkommt; daß endlich auch die Chaldäer nach dieser Epoche ihre astronomische Beobachtungen bezeichnet haben, wie dies Scaliger *de emendat. temp.* 2. pag. 97. *de periodo*

Chaldæorum Alexandrea darthut. In Anſehung der Juden iſt zu bemerken, daß ſie dieſe Aera auch die Zeitrechnung der Contracten genennt haben, weil die unter ihnen ausgefertigten Contracte und Verträge mit den Jahren dieſer Epoche bezeichnet zu werden pflegten, nicht nur ſo lange ſie den Syriſch Macedoniſchen Königen unterworfen waren, ſondern auch nachher. Denn obgleich die Juden ſich im 170ſten Jahre der Seleucidiſchen Aera von der Herrſchaft der Seleuciden losmachten, (1 Maccab. 13, 41.) und vom erſten Jahre der Regierung Simons eine neue Epoche anfiengen, (1 Maccab. 13, 42.) ſo behielten ſie doch die ältere Epoche der Seleuciden zugleich bey (1 Maccab. 14, 27.) und hatten ſich ſo ſehr an ſolche gewöhnt, daß ſie dieſelbe noch viele Jahrhunderte hernach beobachteten.

Dieſe Nachrichten von den Epochen der Griechen haben wir von dem vortreflichen Ueberſetzer der Potteriſchen Archaeologie, dem Herrn Rambach, aus deſſen eignen archäologiſchen Abhandlungen, welche den dritten Band der potteriſchen Archaologie ausmachen, entlehnt. In Anſehung anderer ſowohl früherer, als ſpäterer Epochen verweiſen wir unſere Leſer auf den Artikel Aera, Caniculariperiode, Chronik, egyptiſche, und auf das in London herausgekommene Chronologiſche Werk: Epoche celebriores Chataiorum. (21)

Epoche tu dikerotos, ἐποχη του δικερωτος. Calippus deſſen Cyclus bekannt iſt, machte mit demſelben eine Veränderung, um den Neumond mit der alten Olympiſchen Epoche, wornach die Macedonier ſich richteten, wieder in Uebereinſtimmung zu bringen. Dieſe Veränderung beſtand darin, daß er den Anfang der Jahre vom Sommer auf den Herbſt verlegte, damit auch in dieſer Abſicht die Jahre mit den alten Olympiſchen Jahren übereinſtimmen mögten. Weil nun gerade zu der Zeit, da Calippus dieſe Aendrung vornahm, Alexander ſeinen Sieg bey Arbela erfochte, ſo nennte er ſeine neue Zeitrechnung zum Andenken dieſes groſſen Siegers ἐποχη Ἀλεξανδρου. Doch ward nicht gleich von dieſer Zeit an, ſondern erſt 12. Jahre nach Alexanders Tode darnach zu rechnen angefangen. Dies fällt, nach Noris, in das 442. Jahr der St. Rom, oder in das 312te vor Chriſti Geburt. Durch die nach Alexanders Tod in Aſien geſtifteten Reiche ward dieſe Zeitrechnung ausgebreitet. Auch die Araber nahmen ſie an und nannten ſie Therik Aleſcandriae, und nachher Therik Dulcánani, d. i. ἐποχη του δικερωτος. Alexander wurde aber δικερως genennt, weil er auf verſchiedenen Aſiatiſchen Münzen, ſonderlich der Cyrenäer, mit einem gehörnten Haupt abgebildet wurde, wovon die Urſache war, weil er für den Sohn des Jupiter Ammons gehalten ſeyn wollte, deſſen gehörntes Bildnis die Cyrenäer vorher auf ihren Münzen hatten. (ſ. auch Cyclus.) (21)

Epode, (Arzneyk.) heißt die aberglaubiſche Curart einer Krankheit, wo man ſolche durch Geſänge und Seegenſprechen heilen will. (9)

Epodos, heißt eigentlich eine Zugabe von Verſen, von ἐπι und ᾠδη. Dieſes Wort hat nicht zu allen Zeiten einerley Bedeutung gehabt. In den ältern Zeiten wurde eine gewiſſe Anzahl Verſe bey den lyriſchen Oden alſo genennt. Es hatte damit folgende Beſchaffenheit. Weil in den älteſten Zeiten Geſang und Tanz miteinander verbunden waren, ſo ſung der Chor eine gewiſſe Anzahl Verſe in einem Zug, oder Marſch, und dieſes wurde Strophe genennt. Wenn der Chor ſich in ſeinem Zug wendete, und den nemlichen Gang wieder zurück gieng, ſo fieng eine zweyte Folge von Verſen an, deren Anzahl und metriſchen Einrichtung mit der vorhergehenden genau übereinkam, weil der Chor eben ſo viel Schritte thun mußte, um dieſe Verſe zu ſingen, als er bey der erſten nöthig hatte: und dieſes wurde Antiſtrophe genennt. Wenn der Chor hierauf ſtillſtehend noch einige Verſe ſung, ſo wurde dies Epodos genennt, welche von den beyden vorigen Abſätzen ſowohl der Zahl, als der metriſchen Einrichtung nach, verſchieden ſeyn konnte. Man kann dieſes ſowohl an den Chören der griechiſchen Tragödien, als auch an den pindariſchen Oden ſehen. In den neuern Zeiten nennte man Epodos, oder eine epodiſche Ode, eine ſolche, wo nach einem längern ſechsfüßigen jambiſchen Vers, ein kürzerer von vier Jamben folgt. Von dieſen nennte man den erſten den Hauptvers, den andern aber, womit ſich der Sinn des Diſtichons endigt, den Zuſatz, oder Epodos. Archilochus unter den Griechen ſcheint der Erfinder davon geweſen zu ſeyn. Dieſer Dichter, der nach dem Ausſpruch des Horaz proprio rabies armavit Jambo, bediente ſich dieſer Versart beſonders zur Beſchimpfung des Lycambes, der ihm ſeine Tochter zur Ehe verweigert hatte. Horaz ahmte dieſem Dichter nach, und ſchrieb ein ganzes Buch ſolcher Epoden, in abwechſelnden längern und kürzern Verſen, und nahm nach dem Muſter ſeines Vorgängers meiſtens den ſcheltenden Ton an. Die Benennung der horazianiſchen Epoden muß nur nach dem größten Theil der Oden dieſes Buchs verſtanden werden, indem einige darinnen vorkommen, auf welche die vorhin angeführte Erklärung nicht vollkommen paßt. Einige erklären die Epoden des Horaz, aber falſch, auf eine andere Art, und glauben, dieſes Buch werde deswegen das Buch der Epoden genennt, weil ſie Horaz, nach Vollendung der vier erſten Bücher, gleichſam als eine Zugabe, hinzugefügt hätte. Die alten Grammatiker wiſſen von dieſer letzten Erklärung nichts. (22)

Scaliger in ſeiner Politik behauptet, es ſey bey den Griechen üblich geweſen, daß nach gewiſſen bey ihren Opfern angeſtimmten Geſängen, endlich ein beſondrer Sänger hervorgetretten und die ganze Ceremonie mit einem Schlußgeſang geendigt habe. Dieſe Perſon habe Epodos geheiſſen. Er beruft ſich in dieſer Abſicht auf den Galen. (21)

Epomadion, iſt eine lange Binde oder Streife von den Schultern bis auf die Füſſe an der Kleidung der griechiſchen Geiſtlichen, ſonſt auch Homophorion genennt. (1)

Epomis, (Anatom.) heißt der obere Theil des Ellenbogens, welcher gewöhnlich Acromium genennt wird. (ſ. Knochen.) (9)

Epomphalum, (Chirurg.) heißt ein Pflaſter oder anderes Mittel, welches man auf den angeſchwollenen Nabel zu legen pflegt. (9)

Epona war der Name einer Römiſchen Göttin, welche die Beſchützerin der Eſel und ihrer Treiber war, wie ſchon ihr Name anzeigt, der aus ἐπι und ὀνος der Eſel zuſammengeſetzt iſt. Man pflegte ihr Bildniß in den Viehſtällen mit allerley Blumen und Cränzen auszuſchmücken. Ob ſie mit der Hippona, oder der Pferdegöttin, einerley geweſen, iſt noch nicht ausgemacht. (21)

Eponina, so nennt man einen Tagschmetterling aus der Ordnung der Helikonier. (24)

Eponymoi, Επωνυμοι, die Gleichnamigten, hiessen im besondern Verstande die alten Helden, von denen die Stämme zu Athen ihre Namen erhalten hatten, und denen in der Nähe des Rathhauses Ehrensäulen waren errichtet worden. (s. Bürger Athenienſiſche.) (21)

Eponymos, ἐπωνυμος. Diesen Namen führte zu Athen derjenige unter den 9. Archonten, der im vorzüglichen Sinne Archon hieß, und der vornemſte unter ihnen war, weil das Jahr von ihm genennt wurde. Seine Gerichtsbarkeit erſtreckte ſich ſowohl über gottesdienſtliche, als bürgerliche Gegenſtände. Sein Geſchäfte war es, alle Streitigkeiten zu entſcheiden, die zwiſchen Männern und ihren Frauen entſtunden, oder die durch die nach dem Tode ihres Manns geſchehene Niederkunft einer Frau, ingleichem durch Teſtamente, Eheſtiftungen und Vermächtniſſe veranlaßt wurden. Er mußte für die Waiſen ſorgen, und ihnen Vormünder und Aufſeher beſtellen. Er mußte die Klagen derer, die von ihren Nachbarn beleidigt worden waren, hören und diejenigen ſtrafen, die ſich der Völlerey ergeben hatten. Er war auch die erſte Inſtanz bey einigen öffentlichen Anklagen, dergleichen die εισαγγελιαι, φασεις, ἐνδειξις und ἐφηγησεις waren. Er hielt ferner Gericht im Odeum, wo allerley Unterſuchungen, die Lebensmittel und andere Bedürfniſſe betreffend, von ihm angeſtellt wurden. Seine Pflicht war es, Curatoren, ἐπιμελητας, zu ernennen, die für die feyerliche Begehung der Feſte, welche διονυσια und δαφνηλια hieſſen, und für andere Feyerlichkeiten ſorgen mußten. Er mußte endlich die Schauſpiele anordnen, und für Sänger Choriſten und andere dahin gehörige Nothwendigkeiten ſorgen. Es war ein Halsverbrechen wenn er ſich betrunken finden ließ. (21)

Epopea, (*Phal. noctua.*) ſ. unter Eulen.

Epopee, iſt eine poetiſche umſtändliche Erzehlung einer wichtigen und intereſſanten Begebenheit, worinnen das Wunderbare und Merkwürdige derſelben in einem feyerlichen Tone anſchauend vorgetragen wird. Dieſe Art der Gedichte iſt bey weitem das Vornehmſte unter allen, und nur wenige Dichter zeichnen ſich bey allen Nationen durch dieſe Meiſterſtücke aus. Wir wollen umſtändlich davon reden. Epopee iſt poetiſche Erzählung, aber nicht jede poetiſche Erzählung iſt Epopee. Wenn das Ganze des Stoffs getreu aus der Geſchichte genommen iſt, und der Dichter dem Faden der Erzählung mit ſorgfältigen Schritten in allen Umſtänden von Erheblichkeit folgt, dann iſt ſein Werk ein hiſtoriſches Gedicht. Es unterſcheidet ſich dieſes von einer bloſſen Geſchichtserzehlung dadurch, daß der Dichter in Nebenumſtänden, in Decorationen, in Betrachtungen, in der Einkleidung, im Ton der Erzehlung, Freyheit behält, aus ſeinem Dichtungsvermögen herzunehmen, was er will. Wenn der Dichter nur die Hauptbegebenheiten des Ganzen, und die Hauptzüge der Charactere ſeiner Perſonen, aus der Geſchichte entlehnt, und nach dem Zweck der Lehre, die darinnen liegt, das Gebäude in den übrigen Theilen nach ſeiner eigenen Idee aufführt; oder wenn er die Lehre verändert, und nach dieſer Veränderung einzelne Handlungen, und Character zu erfindet, ohne in der Hauptſache die Wahrheit, und den hiſtoriſchen

Gang der Begebenheiten zu ändern; ſo iſt das Gedicht nicht mehr ganz hiſtoriſch, aber doch noch nicht vollkommen epiſch, ſondern zwiſchen beyden zertheilt, man könnte es hiſtoriſch epiſch nennen. Wenn aber der Dichter übermenſchliche Weſen mit in die Handlung bringt, zwiſchen welchen und den aufgeſtellten Menſchen ſich die Handlung theilt, daß jene um dieſer willen mit handeln, oder dieſe gar nur Werkzeuge ſind, wodurch jene handeln; ſo iſt dieſes Epopee im eigentlichen Verſtand, als zu deren unterſcheidender Character beſonders gehört, daß die Handlung zwiſchen höhern und menſchlichen Weſen getheilt ſey. Silius und Lucan, ſind Beyſpiele der beyden erſten Arten, die Ilias, die Aeneis, das verlohrne Paradies, der Meßias, von der leztern.

Wir haben geſagt die Epopee ſey eine Erzehlung einer wichtigen Begebenheit: und dadurch unterſcheidet ſie ſich von dem Trauerſpiel. Dieſes ſtellt uns die handelnde Menſchen vor das Geſicht, wir ſehen ſie handeln, und ihre Reden enthalten die Aeuſſerungen ihrer Geſinnungen; die Epopee aber erzählt, doch iſt ſie um ſo viel vollkommener, je näher ſie ſich der dramatiſchen Vorſtellung nähert. Homer erzehlt, was ſeinen Helden thun, wenn er aber ihre Reden und Geſinnungen vorſtellen will, ſo läßt er ſie ſelbſten reden. Mehr als die Hälfte des Meßias machen die dramatiſchen Reden der darinnen vorkommenden Perſonen aus. Die Epopee iſt alſo gewiſſermaſſen ein Trauerſpiel, deſſen Handlungen erzehlt werden. Es geht zwar der Erzehlung vieles von der Lebhaftigkeit der dramatiſchen Vorſtellungen ab, aber ſie gewinnt auch auf einer andern wieder viel. Das Trauerſpiel iſt in Anſehung des Orts eingeſchränkt; in der Epopee im Gegentheil erweitert ſich die Scene nach der Idee des Dichters, er kann ſie ſo oft verändern, als er will. Aeneas iſt bald in Troja, bald zu Carthago, bald in Sicilien, bald in Italien, bald auf dem Meere, bald auf dem Lande. In einem Trauerſpiel muß ſich der Dichter in einen Raum einer erdichteten Zeit einſchränken, und die Handlung ſo formieren, daß ſie wahrſcheinlich in dieſer Zeit wirklich hätte geſchehen können, in welcher ſie vorgeſtellt wird, die Zeit der Epopee aber, hat keine andere Gränzen, als die, ihr ihre eigene Handlung vorſchreibt. In der Epopee können, und müſſen übermenſchliche Weſen mit wirken, in dem Trauerſpiel iſt der Dichter dadurch eingeſchränkt, daß er ſolche dem Auge nicht mit vollkommener Wahrſcheinlichkeit und Täuſchung vorſtellen kann. Das Trauerſpiel muß in der Hize der Handlung, und nahe bey ihrer Auflöſung anfangen, und alles dasjenige vermeiden, was zu lange Zwiſchenfälle vorausſezt, ihre ſchleunige Bewegung von einem Act zum andern iſt ſo zuſammenhängend, daß wenig Zwiſchenfälle eingepaßt werden können, in der Epopee im Gegentheil iſt die Kette der Handlung weit länger, und läßt mehrern Epiſoden zu. Beyde Arten von Gedichten aber haben wieder vieles miteinander gemein. In beyden muß die Handlung pathetiſch ſeyn, d. i. Leidenſchaften erregen können. Taſſo erklärt das Heldengedicht durch eine Nachahmung einer berühmten, groſſen und vollkommenen Handlung, die die Gemüther durch das Wunderbare bewegt, und durch das angenehme vergnügt. Er will das wunderbare blos in der Epopee, und das Pathetiſche blos in der Tragödie haben. Allein er ſchränkt hierinnen die Gränzen der Epopee allzuſehr ein, und gibt Regeln, die weder er, noch andre beobachtet haben. So ſehr wir

auch durch das Wunderbare überraſcht werden, ſo würde doch das Intereſſe ſehr ſchwach ſeyn, wenn der Dichter keine andere Leidenſchaften hineinbrächte. Man nehme aus der Iliade den Schmerz der Andromache und des Hektors, den Schmerz des Achilles über den Tod des Patroclus, und ſeine Unterredung mit dem alten Priamus hinweg; man entziehe der Aeneis den Laocoon, die Dido, den Eurpalus; ſo wird man finden, daß das Intereſſe der Haupthandlung ungemein geſchwächt werden wird. Beides Bewunderung und Mitleiden muß in der Epopee mit einander verbunden werden.

Nach dem wir nun den Begriff der Epopee im Ganzen gegeben haben, ſo wollen wir das Wichtigſte, was dabey zu bemerken iſt, ſtückweis durchgehen. Das erſte, was wir hier zu bemerken haben, iſt die Handlung, deren Stoff die Fabel der Epopee genennt wird. Ariſtoteles nennt die Fabel συστασιν πραγματων, die Beſchaffenheit der Unternehmungen und Vorfälle. Sie iſt das Gewebe, in welches der Dichter die Charaktere, Reden, und Entſchlieſſungen der handelnden Perſonen einflicht. Die Fabel iſt dasjenige, was dem Dichter Gelegenheit gibt, Kenntniſſe der menſchlichen Natur auf andere zu bringen. Homer hatte nicht die Abſicht, ſeinen Griechen zu erzählen, was vor Troja vorgegangen war, er wollte ihnen unter dieſer Hülle höhere Wahrheiten vorſtellen. Dieſe Fabeln, die den Stoff zum Heldengedicht geben, theilt man in pathetiſche und moraliſche. In jenen herrſcht der Affect vorzüglich, wie in der Ilias; in dieſer werden moraliſche Grundſätze unter dem Bilde der Begebenheiten vorgetragen, wie in Odyſſee. In jener iſt lauter Unruhe und Bewegung; in dieſer philoſophiſche Betrachtung. Es iſt alſo die Fabel eine aus der Geſchichte genommene, oder ganz erdichtete Begebenheit, durch deren Erzehlung der Dichter eine gewiſſe Abſicht zu erreichen ſucht. Meiſtentheils werden ſie aus der Geſchichte genommen, weil ganz erdichtete Perſonen und Handlungen unſre Aufmerkſamkeit weniger reizen, als diejenige, die wir für wirklich halten. Was Horaz vom Trauerſpiel ſagt, kann man auch auf die Epopee anwenden.

Si quid inexpertum ſcenæ committis, & audes
Perſonam formare novam, ſervetur ad imum
Qualis ab incepto proceſſerit, & ſibi conſtet.
Dificile eſt proprie communia dicere, tuque
Rectius Iliacum carmen deducis in actus,
Quam ſi proferres ignota indictaque primus.

Dieſe Geſchichte geſchehen ſelten in Ordnung, wie ſie der Dichter braucht; er richtet ſie alſo ſo ein, wie ſie ſeiner Abſicht gemäß ſind, er läßt einige Dinge weg, ſetzte andere hinzu, erdichtet, verkürzt, verlängert, wie er die Sachen braucht. Die Fabel der Ilias iſt kürzlich dieſer während der Belagerung der Stadt Troja entzweyten ſich Agamemnon und Achilles ſo ſehr, daß ſich dieſer vom Heer abſonderte, und nach Hauſe ziehen wollte. Dadurch wurden die Belagerer ſo geſchwacht, daß es das Anſehen gewann, ſie würden die Belagerung aufheben müſſen. Sie ſuchten vergeblich den Achilles durch Bitten zu vereinigen, daß er ſich wieder mit ihnen vereinigen möchte; aber ein beſonderer Zufall ſetzte ſeinen Heldenmuth in neues Feuer, und dieſes veranlaßte den Tod des Hektors, wodurch die Eroberung erleichtert wurde. Dieſes iſt die Fabel; die Handlung iſt dasjenige, was geſchieht, wodurch die Fabel ihre Wirklichkeit erhält; z. E. der Streit zwiſchen Achilles ur Agamemnon, der Tod des Patroclus, und dergl. Manche Kunſtrichter unterſchieden Fabel und Handlung nicht immer gehörig von einander, und ſchreiben der einen zu, was der andern gehört. Man kann ſie ſo von einander unterſcheiden, daß die Fabel die geſchehene Sache iſt, deren Anfang, Fortgang und Ende ſich der Dichter der Ordnung nach vorſtellt; die Handlung aber das, wodurch ſie geſchieht, wodurch ſie ihren Anfang hat, fortſchreitet und ihr Ende gewinnt.

Es fragt ſich alſo, wie muß die Handlung beſchaffen ſeyn, die den Stoff zu einer Epopee geben ſoll. Wir haben dieſe Frage gleich oben in der Erklärung der Epopee beantwortet: es muß eine wichtige, eine intereſſante Handlung ſeyn. Handlungen ſind der Endzweck aller Gedichte, aber in einem Heldengedicht müſſen ſie beſonders wichtig ſeyn. Es iſt dieſes das gröſte Meiſterſtück des Menſchlichen Witzes, und muß alſo auch in dieſem Stück die gröſte Vollkommenheit haben. Die Handlung eines Heldengedichts muß die gröſte ſinnliche Schönheit haben, die möglich iſt. Dieſes kann nicht beſſer geſchehen, als durch die Wichtigkeit der Handlungen. Wichtige Handlungen ſind diejenigen, wobey das Herz des Zuſchauers in unaufhörlicher Wirkſamkeit iſt. Es kann dieſes auf mancherley Weiſe bewürket werden. Das Geſchäfte, welches betrieben wird, kann an ſich ſelbſt ſo wichtig ſeyn, daß die handelnden Perſonen dabey nothwendig in die lebhafteſte Wirkſamkeit geſetzt werden; es kann auch durch die dabey intereßirte Perſonen wichtig werden, die uns wegen ihres Standes und Charakters merkwürdig werden; es kann auch zufälliger Weiſe durch aufgeſtoßene Schwierigkeit und ſeltſame Verwickelung der Umſtände wichtig werden, durch Umſtände, die unſre Neugierde beſonders reitzen. So ſind Begebenheiten, die das Glück oder Unglück eines ganzen Volkes mittelbar oder unmittelbar wirken, ein würdiger Stoff eines Heldengedichtes. Die Wichtigkeit dieſer Handlungen muß der Kunſtrichter nach ihrer urſprünglichen Beſtimmung beurtheilen, und ſie nach den Begriffen der Nation, für welche ſie der Dichter beſtimmt hat, beurtheilen. Die Handlung in der Meſſiade iſt uns wichtiger, als in der Aeneis, und in dem verlornen Paradies wichtiger, als in dem befreyten Jeruſalem. Es giebt gewiſſe Handlungen, die, an ſich betrachtet, wenig wichtiges haben, die aber durch die glückliche Kunſt des Dichters ſehr beträchtlich werden. Daß z. B. einige trojaniſche Flüchtlinge ſich einſchiffen, um ſich anderwärts niederzulaſſen, iſt eine ſehr unbedeutende Begebenheit; Virgil hat ihr aber durch den Geſichtspunkt, aus dem er ſie anſieht, da er ſie als den Grund von der Stiftung der römiſchen Nation vorſtellt, eine ausnehmende Größe und Wichtigkeit gegeben. Dieſe Abendtheurer werden die Stammväter eines Volks, das dereinſten den ganzen Erdboden beherrſchen ſollte. Dadurch bekommt die Handlung für die Römer ein auſſerordentliches Gewicht. Die Wichtigkeit einer epiſchen Handlung ſteigt um ſo viel höher, je allgemeiner und öffentlicher das Intereſſe derſelben iſt. In dieſer Abſicht hat die Handlung in dem verlornen Paradieſe, und der Meſſiade die gröſte Wichtigkeit, weil ſie das ganze Menſchengeſchlecht intereſſiren. Wir leugnen dabey nicht, daß nicht auch minder allgemeine Begebenheiten ein würdiger Stoff einer Epopee werden können; z. B. ein Sohn, deſſen Vater in Banden ſeufzt, und der, um ihn zu befreyen, alles verſuchte, was die Natur, Tapferkeit und Zärtlichkeit, muthiges und großes unternehmen kann, würde ein wichtiger Stoff einer Epo-

pee seyn, zumal da besonderes Interesse zuweilen der Menschheit wichtiger seyn kann, als öffentliches: allein dergleichen Begebenheiten werden alsdenn dadurch wichtig, weil sie die ganze Menschheit, als Menschheit, und nicht als blosse Völkerschaft, interessirt. Das allgemeine Interesse verbindet uns durch persönliche Neigungen. Wählt ein Dichter eine Handlung zum Subject eines Heldengedichts, deren Wichtigkeit nur in den Meinungen eines gewissen Volks gegründet ist, so muß er sich in der Ausführung den Zwang anthun, sich blos nach den Maximen dieses Volks zu richten. So ist das Subject der Odyssee von allgemeinerer Wichtigkeit, als der Aeneis. Dort rufen die Pflichten des Königs, des Vaters, des Ehemanns, den Ulysses nach Ithaka zurück; er übersteigt alle Hindernisse, die ihm im Wege liegen, glücklich. Hier übersteigt ein Held, der den Ruinen seines Vaterlands mit einer kleinen Anzahl seiner Mitbürger entflohen war, alle Hindernisse, um seinen Freunden ein neues Vaterland zu verschaffen. Bis hieher ist allgemeines Interesse. Daß ihm aber durch einen Eigensinn des Schicksals befohlen wird, sich in diesem und keinem andern Winkel der Erde niederzulassen, einer Königin treulos zu werden, die sich ihm ganz ergeben hatte, einem Prinzen eine Frau zu entreissen, die ihm versprochen war, das konnte niemand, als ein Volk interessiren, welches von seinem fabelhaften Ursprung ganz begeistert war. Die Wichtigkeit der epischen Handlung hängt aber nicht immer von dem vornehmen Stand der dabey interessirten Personen ab, sondern die Personen müssen durch ihre Handlungen wichtig werden; auch eine Person von niedrigem Stand kann sich bis zur Heldenwürde in einem Gedichte erheben. Nicht alle Thaten eines großen Mannes sind große Thaten; sondern nur diejenigen, aus welchen große Folgen herkommen. Wenn Personen von niedrigen Stand durch erhabene und große Handlungen sich vom Pöbel unterscheiden, wenn durch ihre Unternehmungen die Schicksale ganzer Nationen entschieden werden, so sind sie würdige Gegenstände epischer Gedichte. Tell, der die Freyheit der Schweiz gründete, Cortez, der ein grosses Reich über den Haufen warf, sind Personen aus dem niedern Stand, aber ihre Begebenheiten haben epische Würde. Einige Kunstrichter verlangen, daß die Handlung in einem Heldengedicht nicht nur nach den Urtheilen einer Nation, oder einiger Menschen groß und wichtig seyn müsse; sondern sie müsse innerlich groß und wichtig, d. i. in einem hohen Grade tugendhaft seyn. Wir geben zwar zu, daß der Held eines epischen Gedichts ein grosser Geist seyn müsse; wir halten es für einen wirklichen Fehler, wenn er sich durch offenbar grobe Bosheiten auszeichnet; er muß wenigstens einen Schein von Ehre und Tugend haben, und sollte es auch ein falscher seyn. Allein, ein vollkommen tugendhafter Charakter wird keinen so starken Eindruck auf das menschliche Herz machen, als wenn er mit einigen Schwachheiten verknüpft ist, über die sich der Held durch viele Vorzüge erhebt, und der Menschheit Ehre macht. Unter die episch-wichtigen Handlungen rechnen wir also solche, wozu ein grosser Muth und Herzhaftigkeit erfordert wird, und die ein gewöhnlicher Mensch nicht würde ausgeführt haben; Handlungen, die einen gröſsern Grad der Tugend (nicht immer im moralischen, sondern auch oft im Nationalverstand) voraussetzen. Ausser dem, was wir bisher von der innern Gröſse und Wichtigkeit einer Handlung, in so fern sie der Stoff zu einer Epopee seyn soll, gesagt haben, muß sie auch eine gewisse äusserliche Gröſse haben, wo mannichfaltige Anstrengung der Kräfte erfordert wird, wo gewaltige Schwierigkeiten vorkommen, wo die handelnden Personen in der gröſsten Wirksamkeit sind. Der Dichter kann ihr also durch die Erdichtung die gehörige Ausdehnung geben. Allein, man denke nicht, daß es auf die Länge der Zeit, und auf die Menge der Zufälle ankomme. Die eigentliche Dauer der Aeneis, von dem an den afrikanischen Küsten erlittenen Schiffbruch, bis auf die Anländung in Italien, ist so lang nicht. Eben so berechnet man die Zeit von der Dauer der Handlung in der Iliade, von dem Streit des Agamemnons bis auf den Tod des Hektors, daß sie etwa nicht gar zwey Monate ausmacht. Eine Handlung von einem Tage kann wichtiger seyn, als eine von vielen Jahren. Die Begebenheiten der Griechen in den zehen Jahren, da sie vor Troja lagen, verlieren sich unter der kurzen Zeit, die den Inhalt der Iliade ausmacht. Man hatte ehemals ein Gedicht, das man nur zum Spott die kleine Iliade nennte, die eine viel längere Zeit, als die Iliade des Homers ausmachte. Sie fieng von der Niederkunft der Leda an, und endigte sich mit der gänzlichen Zerstörung von Troja. Je mehr die Theile einer Handlung zusammengedrängt sind, je mehr Menschen ihre Kräfte dabey anstrengen, je gröſser die Folgen sind, desto wichtiger ist die Handlung. Das Interessante muß nicht in dem Aeusserlichen der Handlung, sondern in dem, was zum Geist und zum innern Charakter derselben gehört, liegen. Viele glauben, daß durch Verwickelung und eine Menge geheimer Intriguen eine Handlung merkwürdig werde; aber sie irren sich. Gerade die Handlungen, die die meiste Einfalt haben, zeigen ihre Gröſse durch sich selbsten, ohne daß sie äussern Flitterstaat nöthig haben.

Die zweyte Eigenschaft einer epischen Handlung ist: sie muß wahrscheinlich seyn. Dem Dichter kann es gleichviel gelten, ob eine solche Handlung jemals geschehen ist; aber gedenkbar muß sie doch seyn; das folgende muß aus dem vorhergehenden auf eine ungezwungene Art flieſsen. Wo dieses nicht ist, da fällt die Aufmerksamkeit hinweg. Es muß in der ganzen Handlung nichts geschehen, wovon man nicht in den Charaktern der Personen, und in der Lage der Umstände den Grund finden könnte. In diesem Betracht muß der epische Dichter ein vollkommener Menschenkenner seyn; er muß immer wirkende Ursachen und Wirkungen mit einander verbinden; er muß nicht groſse Kräfte aufbieten, um kleine Wirkungen hervorzubringen, und eben so wenig grosse Wirkungen aus kleinen Kräften entstehen lassen. Diese Wahrscheinlichkeit der Handlung widerspricht dem Wunderbaren, welches in der hohen Epopee seinen besondern Platz hat, im geringsten nicht; nur daß man das Wunderbare nicht immer in dem Uebernatürlichen sezt, daß nur durch Wirkung der Allmacht wirklich wird. Das Natürliche und Wunderbare kann, so wie in andern Dingen, also auch in der epischen Handlung, gar wohl beysammen stehen. Es kann etwas so sehr über unsre Erwartung seyn, daß wir in den höchsten Grad des Erstaunens darüber gerathen, und sich dennoch aus ganz natürlichen Ursachen entwickeln. Hiebey muß der Dichter eine sorgfältige Prüfung mit dem geläuterten Verstand anstellen. Es ist bey weitem nicht hinreichend, wenn eine wilde Phantasie ausserordentliche Begebenheiten erdichtet; sie muß auch von einer gesunden Urtheilungskraft unterstützt werden, sonst werden ihre Vorstellungen chimä-

tisch. Das Wunderbare thut niemals eine gute Wirkung, wenn es nicht glaubwürdig und begreiflich ist. Der Dichter muß hiebey genaue Rücksicht auf die Kenntnisse derjenigen nehmen, für die er schreibt. Wollen wir also das Wunderbare beym Homer beurtheilen, so müssen wir uns in seine Zeiten setzen; vieles war damals glaublich und gedenkbar, welches uns jetzo nach unsern Begriffen ungedenkbar ist. Klopstock hat in seinem Meßias vieles, das bey einem gänzlich unwissenden Volk nicht die geringste Wirkung thun würde, welches uns, die wir von dem Bau der Welt durch die Entdeckungen der Astronomen gereinigte Begriffe haben, in das angenehmste Erstaunen setzt. Dieses muß auch insonderheit in Absicht auf die höhere Wesen, die bey einer epischen Handlung mitwirken, oft ganz allein wirken, bemerkt werden. Sie dürfen den Begriffen des Volks, welchen eine Epopee unmittelbar gewidmet ist, niemals zuwider seyn. Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob dergleichen höhere Wesen, dergleichen bey den alten Griechen und Römern ihre Götter, und bey den Christen Engel und Teufel sind, in einer Epopee statt finden können; und man bejahet diese Frage insgemein eben so unbestimmt, wenn es die Wichtigkeit der Handlung verlangt; ausserdem aber will man sie nicht paßiren lassen. Horaz sagt schon: Nec Deus interfit, nisi dignus vindice nodus incideriť. Und nun sind wir eben so klug, als vorher. Ich frage aufs neue, wenn ist der Fall? und man antwortet mir, wenn sie solches ihrer Würde nach thun können. Die Erlösung des Menschengeschlechtes durch den Meßias ist eine so wichtige Handlung, daß übermenschliche Wesen, ihrer Würde unbeschadet, Theil daran nehmen konnten. Aber damit ist die Frage noch nicht ganz entschieden. Ich frage nun aufs neue: wenn müssen sie Theil daran nehmen? Die Nothwendigkeit dergleichen Wesen liegt nicht blos in der Wichtigkeit der Handlung, sondern vornemlich in der Natur und Veranlassung derselben. Wenn die Handlung von der Art ist, daß sie ohne übermenschliche Wesen weder angefangen, noch ausgeführt werden kann, und dies nicht durch bloße Zulassung, sondern durch thätige Mithandlung: dann kann der Dichter einen Grund angeben, warum er dergleichen Wesen in sein Gedicht bringt. Daß dieses der Fall bey der Messiade ist, bedarf keines Beweises, und der Tadel derjenigen, welche sagen, daß Klopstock die heidnische Mythologie unter christlichen und jüdischen Namen in sein Gedicht gebracht habe, verdient keine Widerlegung. Daß Engel an dem Erlösungswerke Theil nehmen konnten, ist aus der Natur der Sache offenbar, und daß sie wirklich Theil daran genommen haben, sagt uns die biblische Geschichte. Ob nun gleich Klopstock durch Erdichtung vieles hinzugesetzt, so macht doch dieses die ganze Vorstellung nicht unwahrscheinlich. Auf gleiche Art müssen wir auch in Absicht auf die Griechen und Römer urtheilen. Zu den Zeiten Homers war es ein Glaubensartickel unter den Griechen, daß sich die Götter zuweilen sichtbar und körperlich in die Geschäfte der Menschen mischten; nach ihrem Lehrbegriff stunde jedes Volk unter dem Schutz eines oder mehrerer Götter: und dieses rechtfertigt den Homer allerdings, daß er Götter in seinen Gedichten mithandeln ließ. Bey dem Virgil findet die Sache schon mehrere Schwierigkeit. Zu seinen Zeiten glaubte man schon nicht mehr, daß sich die Götter in körperlicher Gestalt unter die menschlichen Begebenheiten mischten; aber es war ein anderer Glaube herrschend geworden. Man glaubte, daß überhaupt alles in der Welt durch Leitung eines obersten Wesens geschehe, man glaubte eine Vorherempfindung und Erkenntniß künftiger Dinge, und diese war zweyerley, in Raserey und im Traume. Begeisterung und Erscheinung war allgemeiner Glaube, und was das Gepräge von dem einen oder dem andern hatte, verdiente zu Virgils Zeiten öffentlichen Glauben. Daraus zogen die Dichter neue Vortheile; sie konnten gemeinen Dingen, die sie zu erzehlen hatten, eine wunderbare Wendung geben; wer von übermenschlichen Wesen zu reden wußte, von dem glaubte man, er habe Offenbarung. Und so konnte Virgil und seine Zeitgenossen, Erscheinungen der Götter in ihren Gedichten der Wahrscheinlichkeit ohnbeschadet beybehalten. In den folgenden Zeiten, wo auch dieser Glaube aufhörte behielten die epischen Dichter die Erscheinung und Mitwirkung höherer Wesen bey, aber in einem andern Gesichtspunkt, nemlich als Allegorie. So flicht Voltaire in seiner Henriade die Zwietracht, als ein solches allegorisches Wesen, in die Handlung ein; ob aber dieses der Höhe der Epopee würdig sey, kann billig bezweifelt werden. Ich mache daraus die Regel: wenn eine Handlung ganz menschlich ist, wenn ihres gleichen blos durch menschliche Kräfte ausgeführt wird, und wenn der allgemeine Glaube derjenigen Zeit, woraus die Begebenheit genommen ist, keine Erscheinung und unmittelbare Mitwirkung solcher übermenschlicher Wesen zuläßt, da sind sie überflüßig, und vermindern die Wahrscheinlichkeit der epischen Handlung.

Die dritte Eigenschaft der Handlung in der Epopee ist die Einheit. Mit Voraussetzung dessen, was wir oben unter dem Art. Einheit gesagt haben, wollen wir hier nur einige Anmerkung machen, die die Epopee insonderheit angehen. Es ist dieses eine der wesentlichsten Eigenschaften derselben. Die Epopee ist dem Andenken einzelner Thaten, einzelner Begebenheiten gewidmet; und wenn auch gleich solche durch die Werke der Kunst erweitert werden, so muß sich doch alles auf ein einziges Interesse beziehen. Die Nothwendigkeit dieser Regel läßt sich auch noch auf eine andere Art erweisen. Die Absicht des epischen Dichters ist durch Erzehlung einer merkwürdigen Begebenheit zu rühren; er will durch genaue Schilderung der Thaten in seinen Lesern starke Bewegungen erwecken, ihnen grosse Empfindungen einflößen, und ihnen erhabene Gesinnungen beybringen. Diese Absicht zu erreichen, muß er ihnen die Haupthandlung sehr umständlich schildern, damit der Leser das Sittliche derselben fühle. Es kann also nicht mehr als eine Haupthandlung darinnen seyn, sonst wird entweder das Interesse getheilt, oder das Gedicht muß zu einer so ungeheuern Größe anwachsen, daß man es nicht übersehen kann. Einige italiänische Kunstrichter wollen dieser Regel, die von Homers Werken abstrahirt und vom Aristoteles bestätigt worden, nicht so viel einräumen, als man ihr insgemein zuschreibt. Tasso sagt von dem Ariost, daß ob er gleich diese Regel in seinem Orlando furioso nicht beobachtet habe, so werde er doch von allen Altern des menschlichen Lebens, von allen Geschlechten mit Vergnügen gelesen. Gravina stimmt größtentheils damit überein. Allein eine sorgfältige Beobachtung, was in uns vorgeht, wird uns gar leicht von der Richtigkeit dieser Regel überzeugen. Wenn wir ein Heldengedicht lesen, so merken wir an uns, daß alle unsre Wünsche sich in einem Punkte vereinigen. So oft man uns nun Personen vorstellt, deren Glück sich

nicht mit einander verträgt, und deren Interesse einander entgegengesetzt ist; so wählt unser Herz für sich ohne Hülfe des Nachdenkens diejenige Person, deren Redlichkeit und Tugend unsre Zuneigung verdient, und wir setzen uns an ihre Stelle. Nunmehr nehmen wir an allen demjenigen Antheil, was sie betrift; ihr Interesse wird das unsrige. Wenn nun in einem Gedicht zwey einander entgegengesetzte Interesse vorgestellt werden, so wird unsre Neigung ungewiß, das Interesse wird getheilt, und der Eindruck des Ganzen geschwächt. Ist das Gedicht aus vielen einzelnen Zufällen zusammengesetzt, so können alle Augenblicke neue Leidenschaften, Furcht, Hoffnung, Unruhe, Mitleid miteinander abwechseln. Alle diese Bewegungen muß der Dichter so zu ordnen wissen, daß die Hauptbegebenheit der Mittelpunkt ist, worauf alles abzielt, alles was in dem Gedichte vorkommt, muß entweder Hinderniß oder Hülfsmittel seyn, das ihre Beziehung darauf hat. Man durchlese nach diesen Grundsätzen die Iliade, die Aeneis, den Messias, so wird man die deutlichsten Beyspiele von dieser Regel finden. Der Einheit der Handlung ist die Verwickelung gar nicht entgegen, vielmehr, wenn sie gehörig bearbeitet wird, macht sie solche erst recht kenntlich. Verwickelt nennen wir eine Begebenheit, wenn es uns einige Mühe kostet, den Ausgang derselben zu finden; wenn zu Erreichung des Zwecks mancherley Mittel angewendet werden müssen. Wenn Virgil seinen Aeneas von Troja gerade nach Italien gebracht hätte, so würde es wenig Reitzung gehabt haben; aber da er ihn durch verschiedene Hindernisse und durch allerhand Umwege herumführt, ohne jemals den Hauptpunkt aus den Augen zu lassen, so wird der Leser immer begieriger auf den Ausgang der Sache. Nur muß die Verwickelung nicht so groß werden, daß sie der Empfindung schadet; denn alsdenn wird das Interesse getheilt, die Einheit geht verloren, und nachdem wir uns ängstlich nach dem Faden der Erzählung umsehen, so wird der Eindruck, den die Erzählung machen könnte, verloren. Wenn demnach Episoden oder Zwischenbegebenheiten eingeschaltet werden, so müssen sie mit der Haupthandlung zusammenhängen, und mit derselben ein Ganzes ausmachen. Man kann dieses am besten daraus erkennen, wenn sich der Innhalt des ganzen Gedichts in wenig Worte zusammenfassen läßt, so daß das Ganze nur eine Erweiterung der ganz kurzen Erzählung ist.

Die vierte Eigenschaft einer epischen Handlung ist, daß sie vollständig sey. Man muß in dem Gedicht den eigentlichen Anfang der Handlung deutlich bemerken, die Ursache erkennen, die die handelnde Personen in Bewegung setzt; man muß ihren Fortgang deutlich bemerken, und endlich den eigentlichen Ausgang, oder dasjenige, was ausgerichtet werden soll, so deutlich sehen, daß man nichts mehr erwarten kann; man muß deutlich empfinden, daß keine von den handelnden Personen etwas mehr bey dem Geschäfte zu thun habe. Diese Vollständigkeit erfordert zwey Stücke, einmal eine völlige Begränzung des Gegenstandes, und sodann eine ununterbrochene Verbindung der Theile. Homer wollte den Zorn des Achilles und die daraus entstandene schlimme Folgen für die Griechen erzählen. Der Dichter mußte die Aufmerksamkeit von allen Dingen, die damit nicht zusammen hiengen, absondern; er durfte nicht vom Anfang des Trojanischen Kriegs anfangen, von den Ursachen desselben, von den Begebenheiten der zehen vorhergehenden Jahre, sondern er mußte von seiner Hauptsache anfangen, und sobald der Zorn des Achills durch Hektors Tod gestillt war, so mußte er aufhören, ohne sich in dasjenige einlassen, was hernach erfolgt war. Durch diese Absonderung des Stoffs von der Hauptmasse weiß er, wo er anfangen und wo er aufhören soll; das ist die Regel des Horaz, daß der Dichter gleich mitten in die Materie eintreten soll (in medias rapit res). Diese Gränzen muß der Dichter gleich anfangs in der Ankündigung bezeichnen, damit der Leser wisse, was er zu erwarten habe. So macht es Virgil. Er sagt:

Arma virumque cano Trojae qui primus ab oris
Italiam fato profugus Lavinaque venit
Littora — — — — dum conderet vrbem
Inferretque Deos Latio.

Mit dem Tode des Turnus war diese Absicht erreicht; und hier mußte sich auch das Gedicht schließen. Alle die dazu gehörige Gegenstände sind in eines zusammengefaßt, und durch ihre Verbindung wird die Handlung vollständig; es ist nichts zu viel, und nichts zu wenig.

Die letzte Eigenschaft einer epischen Handlung endlich ist, daß sie lehrreich sey. Dies ist der eigentliche Zweck der Fabel, unter ihrem Gewand Wahrheiten vorzutragen, die für den Verstand und das Herz brauchbar sind. Der Dichter kann auf eine doppelte Art auf die epische Fabel fallen: entweder er fällt zufälligerweise auf eine Begebenheit, leitet daraus eine wichtige Wahrheit her, und giebt ihr Geist und Leben; oder er sucht zu einer gewissen Wahrheit, die er sich als Zweck vorgesetzt hat, eine Begebenheit auf, unter deren Gewebe er jene vorstellt. Vermuthlich ist Virgil durch die erste Art auf seine Aeneis gekommen. Er mag zufälligerweise an die Niederlassung des Aeneas in Italien und an die Folgen derselben gedacht haben, und dabey auf die Gedanken gerathen seyn, daß diese Begebenheit eine sehr gute Fabel abgeben könne, seinen Römern den göttlichen Ursprung ihres Reichs und die von den Schicksalen den Juliern bestimmte Herrschaft vorzustellen. Homer kam auf den andern Weg zur Erfindung der Iliade. Er mag sich vorgenommen haben, den Griechen die schädlichen Folgen der Eifersucht zu zeigen, und dazu diente ihm der Vorfall mit dem Achilles zur Gelegenheit. Der Dichter mag auf einen Weg zur Epopee gekommen seyn, auf welchen er will, so ist seine Absicht, nicht blos zu vergnügen, sondern auch durch Unterricht zu rühren; er will uns nicht geschehene Sachen erzehlen, sondern uns durch Vorbildung derselben gute Lehren geben. Eine jede Haupthandlung muß sich mit einer Moral endigen. Voltaire will das Schreckliche der bürgerlichen Kriege, und das Abscheuliche des Fanaticismus und Aberglaubens zeigen, und erwählt dazu die bekannte Geschichte der Henriade. Die Größe dergleichen Wahrheiten hängt von der Größe des Beyspiels ab. Der Dichter tritt hier nicht als Sittenlehrer oder als dogmatischer Philosoph auf, sondern er zeigt an den erzehlten Begebenheiten

Quid sit pulcrum, quid turpe, quid vtile, quid non.

Er lehret durch Beyspiele, indem er Männer von grossem Verstand und Herzen aufstellt, und sie vor unsern Augen handeln läßt. Das Lehrreiche liegt nicht in gelegenheitlichen Denksprüchen, sondern aus den Urtheilen und Handlungen der Personen läßt er die Leser selbst Grundsätze ziehen, die für ihn wichtig

sind; er lehrt nicht durch Worte sondern durch Thaten. Hierdurch wurde Homer der allgemeine Lehrer seiner Nation, so daß man seine Gedichte für eine reiche Vorrathskammer von Weisheits und Tugendlehren ansahe. Das Lehrreiche kann auf zweyerley Art in der Epopee liegen, entweder in der Geschichte selbst oder in der Bearbeitung derselben. Das erstere ist gewissermassen Nebensache, wenigstens kann es aus einer blossen Geschichte eben so gut gezogen werden, als aus einer epischen Handlung. Das andere aber ist die Hauptsache, wenn man aus den Handlungen und Gesinnungen der Personen Maximen für das Leben zieht. Und so viel sey von der Handlung in der Epopee genug gesagt.

Das nächste was wir zu erklären haben, betrifft die Ausführung oder Bearbeitung der Handlung, als des Stoffs der Epopee. Die Epopee ist zwar eine Erzählung, aber sie ist von der Erzählung des Geschichtschreibers unendlich verschieden. Wenn der Geschichtschreiber erzählt, so hat er die Absicht, uns eine Sache, von welcher wir noch nichts wissen, bekannt zu machen. Der Epopeendichter aber setzt schon voraus, daß uns die Geschichte der Handlung bekannt sey; er will uns nur dasjenige, was wir schon wissen, so vorzeichnen, wie es uns am lebhaftesten rühret. Deßwegen geht er auch ohne Vorbereitung mitten in die Sache hinein. Virgil fängt seine Erzählung gleich damit an, daß Juno die flüchtigen Trojaner, denen sie so auffätzig war, durch einen Sturm von den italiänischen Küsten denen sie sich bereits näherten, ab, und nach Africa trieb. In der Messiade eröffnet der Messias am Oelberge die Erzählung. Wir wissen bereits die Sache, die uns der Dichter erzählen will, die Hauptumstände sind uns bereits bekannt, er sorget nur dafür, daß wir alles in dem Gesichtspunct und in der Ordnung, wie es den lebhaftesten Eindruck auf uns macht, sehen. Er ist deßwegen in seiner Erzählung viel umständlicher und weitläuftiger als der Geschichtschreiber, weil ihn kleine Umstände die den Geschichtschreiber wenig oder gar nicht interessiren, sehr wichtig werden können, starke Leidenschaften dadurch zu erregen. Der Geschichtschreiber, der den Abzug des Aeneas von Troja beschreiben wollte, brauchte z. E. nichts zu sagen, als daß Aeneas in der Nacht seine Creusa verlohren, unwissend, ob sie sich verirrt habe, oder von den Feinden aufgefangen worden; aber man sehe wie lebhaft Virgil die Situation, in welcher damals Aeneas war, schildert. Wenn der Dichter Personen auftretten läßt, so hat er nicht nöthig, uns erst zu sagen wer sie sind, was sie geredet und gethan haben, als wenn die Sache schon lange vorbey wäre, sondern er nimmt für bekannt an, daß wir sie kennen, er läßt sie nur vor unsern Augen handeln. Bey interessanten Gegenständen ordnet er, ehe er noch die Personen handeln läßt, den Ort der Scene an, daß die Leser ohne weitere Mühe die Aufmerksamkeit gleich auf dasjenige richten können, was vorgeht. Ehe noch Virgil seine Aenaden nach Africa verschlagen läßt, so beschreibt er Carthago, als den Ort wo die rührende Scene mit der Dido vorgehen sollte. Urbs antiqua fuit &c.

Die ganze epische Behandlung begreift den Plan, die Charactere und den Styl. Im Plan unterscheidet sich wieder die Ankündigung, der Knoten und die Entwickelung; von einem jeden wollen wir kürzlich handeln. In der Ankündigung liegt der Inhalt der Epopee so eingewickelt, wie die künftige Pflanze mit ihren Blättern, Blumen und Früchten, in dem Keim des Saamenkorns liegt. So klein dieser Theil des Heldengedichts ist, so wichtig ist er, und so grosse Kunst erfordert er. Bescheidenheit und Einfalt sind nach der Vorschrift des Horaz die wichtigsten Eigenschaften derselben.

Nec sic incipies, ut scriptor cyclicus olim
Fortunam Priami cantabo & nobile bellum —
Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte:
Dic mihi Musa virum &c. A. P. v. 136.

Die Bescheidenheit welche Horaz am Homer lobt, zeigt sich vorzüglich darinnen, daß Homer die Erzählung nicht auf seine Kräfte nimmt, sondern sie sich von einer Gottheit erbittet, da der cyclische Dichter, als grosser Prahler, grandis promissor, dieses Geschäfte auf seine eigne Schultern nimmt. Mit der Ankündigung des Werks verbinden die Heldendichter zugleich eine Anruffung der Gottheit, indem sie ein solches Gedicht für viel zu wichtig halten, als daß es durch bloße menschliche Kräfte hervorgebracht werden könnte. Wenn es zugleich solche Dinge enthält, die der Dichter natürlicher Weise nicht hat wissen können, so muß er seine Zuflucht zu der Unterstützung einer Gottheit nehmen. Die Griechen haben Ankündigung des Werks und Anruffung der Gottheit jederzeit mit einander verbunden. Der Anfang der Iliade ist: Besinge mir Göttinn den Zorn des Achilles ꝛc. Die Odyssee hebt sich an: Besinge mir Muse, den Mann ꝛc. Der Dichter erkennt seine Schwäche, er unterfteht sich nichts, als nur der Muse nachzusingen. Durch diesen einzigen Zug schildert er sich als einen bescheidenen Mann, der sich gänzlich der Gnade der Götter überläßt; zwey Stücke, die ihm das Vertrauen der Leser erwecken, und den zu erzählenden Wundern einen Grad der Wahrscheinlichkeit geben, den sie nicht haben würden, wenn sie sich nicht auf das Ansehen einer Gottheit gründeten. Die Römer haben Ankündigung und Anruffung von einander getrennt, und ihrem Beyspiel sind die neuern gefolgt. Nachdem Klopstock angekündigt hat, daß er besingen wollte,

der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geschenkt hat;

so setzt er gleich hinzu:

Aber, o Werk, daß nur Gott allgegenwärtig erkennet
Darf sich die Dichtkunst auch wohl aus dunkler Ferne dir nähern?
Weihe sie Geist, Schöpfer, vor dem ich im Stillen hier bete
Führe sie mir als deine Nachahmerin voller Entzückung
Voll unsterblicher Kraft in verklärter Schönheit entgegen.
Rüste sie mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit,
Mit der du forschender Geist die Tiefen der Gottheit durchschaust.

Die andere Eigenschaft der Ankündigung ist die Einfalt, wodurch sich die ganze Einrichtung des Werks verräth. Virgils Ankündigung soll uns zum Muster dienen. Hier sehen wir den Helden, virum Trojæ qui primus ab oris Italiam venit, seinen Character, den frommen Aeneas, qui inferet Deos Latio,

die Maſchinen, fatum, vis ſuperum, Junonis ira, die Verwickelung der Begebenheiten, multum ille terris jactatus & alto, multum quoque bello paſſus, die Entwickelung, dum conderet urbem.

Der übrige Körper der Epopee beſtehet aus der Vorſcene, aus dem Knoten und der Entwickelung. Die Vorſcene enthält die Situation der Perſonen in dem Zeitpunct, wo ſich das Gedicht anfängt, und das Gemälde des entgegengeſetzten Intereſſe, deſſen Verwickelung den Knoten der Intrigue knüpfen wird. Dieſer beſteht in der Aufhäuffung der gegeneinander ſtreitenden Vorſtellungen, in Hinderniſſen, die dem erwarteten Ausgang entgegen ſtehen, in Schwierigkeiten, die eine neue Anſtrengung der Kräfte erfordern. Hierdurch wird die Aufmerkſamkeit und Neugierde gereizt, und die Sache ſelbſten wird intereſſanter. In der Epopee iſt der Knoten von verſchiedener Art. Erſtlich kann die Handlung an ſich ein ſehr gefährliches oder mit auſſerordentlichen Schwierigkeiten begleitetes Unternehmen ſeyn; und hier knüpft ſich der Knoten von ſelbſten, indem es höchſt ſchwer iſt, der Sache einen glücklichen Ausgang zu geben. Dieſe Verwickelung liegt in der Odyſſee; denn die Herumreiſſe des Ulyſſes, und die Wegſchaffung einer Schaar muthwilliger und zum Theil mächtiger Liebhaber iſt für einen einzelnen Menſchen ſchon an ſich ein ſchweres Unternehmen, wenn es auch durch zufällige Umſtände nicht erſchweret wird. Je gröſſer der Dichter dieſe Schwierigkeiten zu machen weiß, deſto mehr wird die Begebenheit intereſſant, und die Aufmerkſamkeit des Leſers gereizt. Eine andere Art von Verwickelung zeigt ſich, wenn Leidenſchaften gegen Leidenſchaften und Intereſſe gegen Intereſſe ſtreitet. Von dieſer Art iſt der Knoten in der Iliade. Zwey Heerführer entzweyen ſich und der Dichter hat hieraus eine ſolche Verwickelung gezogen, daß eine Menge merkwürdiger Situationen daraus entſtunden. So iſt auch die Verwickelung in dem Meſſias, wo der Tod Jeſu als eine ſolche Sache vorgeſtellt wird, an welcher das ganze Reich der Geiſter Antheil nimmt. Es mögen nun Schwierigkeiten ſeyn von welcher Art ſie wollen, ſo muß der Dichter hauptſächlich darauf ſehen, daß ſie alle wahrſcheinlich und natürlich ſeyn. Die Schwierigkeiten dürfen nicht willkührlich erdichtet ſeyn; es dürfen keine groſſe Hinderniſſe gemacht werden, wo es leicht iſt, ihnen auszuweichen, groſſe Wirkungen dürfen nicht aus kleinen Urſachen entſtehen, der Dichter darf nichts geſchehen laſſen, ohne uns deutlich merken zu laſſen, daß es nothwendig habe geſchehen müſſen, und daß es aus der Lage der Sachen, und den Characteren der Perſonen nothwendig habe erfolgen müſſen. Dieſe Verwickelungen kommen nun nicht allein in der Haupthandlung vor, ſondern auch in einzelnen Theilen, ja ſogar in den Epiſoden; dadurch wird das Gedicht auſſerordentlich intereſſant. In der Iliade kommen tauſend einzelne Begebenheiten vor, wovon eine jede ihre beſondere Verwickelung hat. So wie nun dieſe Schwierigkeiten zuſammen geknüpft werden, ſo müſſen ſie ſich auch wieder auflöſen. Man ſehe hierüber den Art. **Auflöſung** nach. Einige Kunſtrichter verlangen, daß die Entwickelung ſich allemal mit dem Triumphe der Tugend, und mit der Strafe des Laſters endigen müſſe. Die Natur des Subjects muß beydes beſtimmen, und aus dem Eindruck den der Ausgang der Sache macht, muß von dem Intereſſe des ganzen Gedichts geurtheilt werden. Wenn man z. E. die Staaten eines Prinzen in ſeiner Abweſenheit durch Tyrannen verwüſtet ſieht, wenn ſeine Frau gemartert wird, ſich einen von ihnen zum Gemahl zu wählen, wenn ſein Sohn in dem zarteſten Alter täglich der Gefahr ausgeſetzt iſt, in den liſtigen Nachſtellungen umzukommen, wie ſein Vater und Mutter am Ende des Grabes den Himmel um ſeine Zurückkunft anruffen, ſo wird man ungeduldig ihn wieder in ſeine Staaten zurückkommen, und ſeine Familie tröſten zu ſehen. Alles was dieſen Ausgang verzögert, macht uns betrübt, und wenn die Gefahr wohl eingetheilt iſt, ſo läſt ſie uns bis an den Augenblick zittern, wo die Furcht der Freude Platz macht. Durch das Ende der Gefahren erlangt endlich die Verwickelung, und mit derſelben die ganze Handlung ihr Ende. Je mehr Schwierigkeiten nun der Dichter in der Verwickelung findet, deſto ſtärker ſtrengt er ſich an ſolche zu überwinden. Je genauer die Verwickelung und Auflöſung aus dem Character der Perſonen und aus der Natur der Sachen entſteht, deſto mehr gewinnt das Intereſſe der Handlung. Gleich zu Anfang derſelben muß der Knoten allmählig geknüpft, und nach und nach immer feſter werden, daß dadurch eine allgemeine Anſtrengung aller wirkenden Kräfte entſtehe. Auf der einen Seite müſſen die Schwierigkeiten vermehret werden, und auf der andern müſſen Anlagen gemacht werden, ſolche zu überwinden, bis endlich der Ausſchlag ſich dahin wendet, womit die Handlung geendigt wird.

In der Oeconomie der Epopee verdienen auch die Charactere eine beſondere Beobachtung. Es müſſen ſowohl Haupt- als Nebenperſonen gehörig geſchildert werden, daß ſie ſich genau von einander unterſcheiden. Es dürfen aber in der Epopee nicht gemeine und alltägliche Charactere geſchildert werden, ſondern der Dichter muß uns mit ganz merkwürdigen Perſonen bekannt machen, mit Perſonen von hervorſtehender Sinnesart, Handlungen und Thaten, und muß uns ſolche in der Nähe ſehen laſſen. Durch dergleichen Schilderungen unterſcheidet ſich das epiſche Gedicht von der hiſtoriſchen Erzählung. Sie ſind ein beſonderes weſentliches Stück deſſelben. Den Character dieſer Perſonen lernen wir aber nicht aus Beſchreibungen, ſondern aus ihren Thaten kennen. Sie müſſen ſich durchaus gleich bleiben. Der Dichter formirt ſich ein Ideal von einem Character, wie er ihn zu ſeiner Abſicht braucht. Freylich gehört hiezu eine ſeltene Beurtheilungskraft, Kenntniß der Menſchen, und ein Genie, das ſich nach jeder Form bilden kann. Der Dichter muß aus eigner Erfahrung die Grundſätze und Maximen der Menſchen kennen, und muß jeder Perſon den natürlichſten Anſtrich des Characters, des Zeitalters, und der Sitten zu geben wiſſen. Iſt die Handlung, die er bearbeitet, aus entfernten Zeiten oder Ländern, ſo muß er ſich mit den Sitten und der Gedenkungsart eben ſo bekannt machen, als mit ſeinen eigenen. Und damit jeder Character ſich hinlänglich entwickele, ſo muß er die Handlung ſo einzurichten wiſſen, daß jede Hauptperſon in mannichfaltige Situationen komme, wodurch ſich ihr Character entwikelt. (ſ. Character.)

Endlich verdient auch der Styl der Epopee noch eine Betrachtung. Weil der Dichter von ſeinem hohen Gegenſtand, den er beſingt, ganz eingenommen iſt, ſo muß ſich ſeine Begeiſterung auch in dem Ton der Rede zeigen. Er muß feyerlich, pathetiſch, aber nicht enthuſiaſtiſch ſeyn. Auch wenn er erzählt, ſo muß ſich ſein Ausdruck von dem gemeinen Ausdruck entfernen. Er liebt ſtarke und vollklingende Worte, ſeine

Ausdrücke geben höhere Begriffe, als die gemeinen; er vermeidet die gemeinen Verbindungen, besonders Redensarten, die aus der gemeinen Sprache hergenommen sind; auch seine Wortfügungen unterscheiden sich von den gemeinen. Weil er sich in der Einbildung alles als gegenwärtig vorstellt, so ist er in seinen Schilderungen sehr malerisch, und sein Ton nimmt überall das Gepräge der Empfindungen an. Wo die Handlung lebhaft ist, da ist er in vollem Affect; ist er stark begeistert, so fällt er in das Überglaubische. Er wählt eine solche Versart, die sich zu dergleichen Vorstellungen am besten schickt. Daher kommt es, daß die meisten epischen Dichter den griechischen Hexameter gewählt haben, weil er zu diesem Ton der schicklichste ist.

Dieses ist nun das Wesentlichste, was wir im Allgemeinen von der Epopee zu sagen haben, und diese Regeln gelten vornemlich von der hohen Epopee, die wichtige Handlungen besingt, und Menschen von ausserordentlichen Charactern vorstellet. Sie kann unzählige Formen annehmen. Es ist nicht immer nothwendig, daß übermenschliche Mächte darinnen vorkommen, um die Begebenheiten wunderbar zu machen; es können auch menschliche Handlungen durch das Genie des Dichters groß und wunderbar vorgestellt werden. Uebrigens hat es auch nicht an Kunstrichtern gefehlt, die zu der Epopee ganz willkührliche Regeln gegeben haben; sie haben z. E. die Zeit bestimmt, wie lang die Handlung dauern müsse; sie haben sogar befohlen, daß ein Heldengedicht nicht mehr als zwölf Bücher enthalten müsse. Diese und dergleichen Regeln wollen wir ihnen gerne schenken, und wenn ein Dichter das Wesentliche was wir zu einem Heldengedicht gefordert haben, leistet, so wollen wir ihn gern unter die Zahl dieser Dichter aufnehmen, es mag sein Gedicht von einer Form, Grösse und Versart seyn, von welcher es will.

Wenn man bedenkt was für Genie zu dieser Art von Gedichten gehört, so wird man sich nicht wundern, daß unter allen Nationen so wenige sind, die mit Recht Anspruch darauf machen können. Der erste Keim dazu liegt in dem natürlichen Trieb, merkwürdige Auftritte, die man mit Empfindung gesehen hat, wieder zu erzählen, und dadurch die Eindrücke die man selbsten gefühlt hat, auch bey andern zu erwecken. Dies mag Gelegenheit gegeben haben, daß einige lebhafte Köpfe sich in solchen Versuchen mögen geübt haben, und daß man allmählich anfieng, feyerliche Erzählungen mit Kunst zu bearbeiten. Die ersten Heldengedichte waren ohne Zweifel nichts anders, als affectvolle Erzählungen einheimischer Begebenheiten. Bey den alten Griechen waren die Autoschediasmatischen Erzählungen, wie sie Aristoteles nennt, gewiß nichts anders, als solche feyerliche Erzählungen einheimischer Thaten, die nach und nach verfeinert und zur Vollkommenheit gebracht worden. Wenn wir aus den Ueberbleibseln der alten Celtischen Barden, auf die ersten Proben der Griechen schliessen, (und warum sollten wir dieses nicht können, da sich die Natur unter allem Himmelsstrich gleich ist?) so möchte dasjenige, was wir jezo gesagt haben, dadurch leichtlich bestättigt werden. In Ossians Gedichten sehen wir ächte Spuren der epischen Dichtkunst, feurige Phantasie, erhabene Einfalt, mannichfaltige Bilder, affectvolle Erzählungen, Seelen der Vorfahren, als Maschinen gebraucht; alles dieses sind wirkliche Spuren von dem Wesentlichen der epischen Dichtkunst. Nur den Griechen glückte es, diese Dichtungsart zu dem höchsten Gipfel der Vollkommenheit zu bringen, von deren Beyspiel die Dichter der übrigen Nationen die Regeln abgezogen haben, wornach sie sich gebildet haben. Die Namen derselben haben wir unter dem Art. Dichter angeführt.

Alles, was wir bisher gesagt haben, gilt von der hohen Epopee. Allein die neuern haben das Gebiet der Dichtkunst erweitert, und uns auch eine scherzhafte oder comische Epopee geliefert. Diese nimmt den Ton der eigentlichen Epopee an, und braucht ihn zum Scherz bey nichtsbedeutenden Kleinigkeiten, denen sie den Schein einiger Wichtigkeit giebt. Die Alten haben nichts davon gewußt, man müste denn das einzige Stück das wir noch haben, die Batrochomyomachie des Homers hieher rechnen. Obgleich Homer viele Nachahmer gefunden hat, so hat ihn doch hierinnen weder ein Grieche noch Römer nachgeahmt. Erst im 15 Jahrhundert schrieb Heinrich von Alkmar den Reineke Fuchs in plattdeutscher Sprache; hierauf folgte Rollenhagens Froschmäußler. Tassoni schrieb den geraubten Eymer, (Secchia rapita) um über einen Krieg zwischen Modena und Ferrara zu spotten. Nicht lange hernach schrieb Buttler seinen Hudibras, in welchem er die fanatischen Kriege zu Cromwells Zeiten lächerlich machte. Nachher machten sich Dichter vom ersten Rang an diese Art zu scherzen, Boileau mit seinem Pult, Pope mit dem Lockenraub, Garth mit der Armenapotheke, Zachariä mit dem Renomisten, Wieland mit dem neuen Amadis und dergl. Diese Gedichte haben ihre Helden, aber keine Achille die Troja zerstören wollen, sondern etwa einen Junker, der einem Frauenzimmer eine Haarlocke abschneidet, einen Prälaten der einen Pult aus dem Chor entfernt, einen Baron der ein Schnupftuch entwendet. Sie erregen auch Leidenschaften, die aber, weil sie mit ihren Ursachen zu wenig Verhältniß haben, in das Lächerliche fallen. Sie haben auch ihre Maschinen, nicht solche die aus dem Göttersystem entlehnt sind, nicht allemal allegorische Personen, sondern auch Wesen aus der Fabrik der Dichter, Sylphen und Gnomen. Die ganze Dichtungsart ist aus dem epischen und satirischen zusammengesetzt, und der Dichter muß die Regeln von beyder in seiner Gewalt haben. Dieses zeigt sich besonders in dem Ton der Erzählung, der sich sowohl nach der Beschaffenheit des Subjects, als nach dem Stand der eingeführten Personen richtet. Unter den Deutschen hat sich sonderlich Zachariä mit dem comischen Heldengedicht beschäftigt, aber nicht überall mit gleichem Erfolg. In seinem Renomisten wählte er einen Helden, der für den feinen Scherz zu plump ist, einen Menschen der gerade alles thut, was den äusserlichen Wohlstand beleidigt. Das Schnupftuch nimmt schon einen feinern Ton an, hat schicklichere Maschinen, und die Entwickelung ist auch scherzhafter. Wielands neuer Amadis ist bey weitem das meisterhafteste Gedicht in dieser Art. Wir halten es nicht für nöthig es zu zergliedern, da es fast in jedermanns Händen ist. Die Kunstrichter haben sich überhaupt noch nicht die Mühe gegeben, die Regeln dieser Art von Gedichten zu erklären. Vielleicht ist die Erfindung zu neu, und wir haben noch zu wenig Meisterstücke, daß man schon anfangen könnte, darüber zu commentiren. Einige Grundsätze zur Beurtheilung derselben werden wir unter dem allgemeinen Titel: Scherze, geben. (22)

Epops, s. Wiedehopf.

Epos, heißt im griechischen eigentlich eine Rede, von ἔπω, ich sage; hernach bedeutet es insonderheit eine gebundene Rede oder Vers, womit die Griechen hernach besonders diejenigen Verse bezeichneten, die Orakelsprüche der Götter enthielten. So wurden die sogenannten guldenen Gedichte, die man dem Pythagoras zuschreibt, ἔπη χρυσᾶ, genennt. Endlich versteht man darunter das vorzüglichste und vollkommenste aller Gedichte, das Heldengedicht, welches man daher auch Epopee oder Ἐποποιία, nennt, (s. Epopee.) (22)

Epoptä, s. Elevsinische Geheimnisse.

Epoptä, ἐποπται, d. i. Augenzeugen oder Zuschauer, wurden in den Elevsinischen Geheimnissen diejenigen genennt, welche zu den grossen Geheimnissen gelassen wurden. (21)

Epoptevein, ἐποπτευειν und **Epoptica Mysteria**, ἐποπτικα μυστηρια, die grossen Mysterien, (s. Elevsinische Geheimnisse.) (21)

Epostraciomus, ἐποστρακισμος. Ein Spiel der griechischen Knaben, wenn sie mit einem flachen Steine die Oberfläche des Wassers dergestalt bestrichen, daß er etlichemal aufprellte und wieder absprang, welcher Zeitvertreib noch heutzutage bekannt ist. Ausser dem Pollux Onomast. 9, 7. und dem Eustathius ad Iliad. 6. und dem Verfasser des grossen Etymologicons beschreibt uns Minucius Felix in seinem Octavius 3, dies Spiel folgendermassen. Et cum ad id loci ventum est, obi sub ductæ naviculæ substratis roboribus a terrena labe suspensæ quiescebant, pueros videmus gestientes certatem testarum in mare jaculationibus ludere. Is lusus est testam teretem, jactatione fluctuum levigatam legere de litore: eam testam plano situ digitis comprehensam, inclinem ipsum atque humilem, quantum potest, super undus inrotare: ut illud jaculum vel dorsum maris raderet vel enataret, dum leni impetu labitur, vel summis fluctibus tonsis emicaret, emergeret, dum assiduo saltu sublevatur. Is se in pueris victorem ferebat, cujus testa & procurreret longuis & frequentius exsiliret. (21)

Eppich, s. Peterlein, (*Apium* L. und Merk *Sium* L.) (9)

Eppich, Apium. (antiquar.) Dies Kraut brauchten Griechen und Römer nur bey Trauermahlzeiten zum Essen. Doch setzte man es bey andern Schmausereyen, in Cränze geflochten, aufs Haupt, damit es durch seine Kühle den Wirkungen des Weins widerstehen möchte. In den Isthmischen Spielen bekamen die Sieger einen Cranz von dürrem, in den Nemeischen aber einen von grünem Eppich. Ausserdem wurden damit die Gräber bekränzt, wie die aus der Anecdote erhellt, welche Plutarch vom Timoleon erzählt. Dieser Feldherr gieng auf eine Anhöhe, um die Stärke des carthaginensischen Heers zu beobachten. Da begegneten ihm eine Anzahl Maulesel, die mit Eppich beladen waren. Seine Soldaten hielten dies für eine sehr üble Bedeutung, weil, wie Plutarch sagt, dies eben das Kraut ist, womit wir die Gräber schmücken. Hierdurch ward das Sprüchwort veranlaßt, das man von todtkranken Personen brauchte, von denen man zu sagen pflegte, daß sie des Eppichs benöthigt wären, δεισθαι αυτους σελινου. (21)

Eptacordo maggiore, (musikal.) ist die grosse Siebente; **Eptacordo minore**, die kleine Siebente. (25)

Epulis, s. Zahnfleischgewächs.

Epulotica, nennt man im engern Verstande solche äusserliche stärkende Mittel, welche die Natur bey der Bildung der Narbe, die sich über den Wunden schließt, unterstützen; wenigstens die Hindernisse abhalten, welche dieser Heilung im Wege stehen. (12)

Epulones. Da die Opfer, Cerimonien und Feste in Rom sehr häufig wurden, und die Pontifices nicht mehr alles bestreiten konnten, so stiftete man im Jahr d. St. 557. ein neues Priesterthum, dessen vornehmsten Amtsverrichtungen darin bestunden, die Oberpriester der Mühe zu überheben, die sie bisher gehabt hatten, das Fest anzuordnen, welches man zur Ehre des Jupiter bey gewissen feyerlichen Gelegenheiten begieng, und Wirthsstelle dabey zu vertreten. Man ersiehet aus dem Livius B. 25, 2. B. 27, 36. B. 29, 38., daß dies Fest beynahe jährlich, bey Gelegenheit der Plebejischen Spiele, gefeyert worden. Nebst dem Jupiter, der nach Gewohnheit der Römer ihre Ruhe zu pflegen, auf einem Bette lag, war auch noch Juno und Minerva zu Tische, und sassen auf Stühlen, wie die römischen Damen pflegten. Dies sagt Valerius Max. B. 2, C. 1, 2. Das Amt dieser neuen Priester, die Epulones hiesen, bestund nach dem Cicero *de haruspicum responsis* 10. nicht nur in Besorgung dieses Festes und alles dessen, was darzu gehörte, sondern auch darinnen, daß sie Acht hatten, damit alle erforderliche Gebräuche dabey beobachtet, und nichts Unanständiges begangen würde; und im Falle man es an irgend einer Formalität hatte fehlen lassen, davon den Pontifices Bericht abzustatten, die darauf befahlen, die nemliche Cäremonie noch einmal vorzunehmen. Zuerst wurden nach dem Livius B. 33, 42. nur drey mit diesem Amte bekleidet: nachher vermehrte man sie bis auf sieben. Man bewilligte ihnen gleich das Recht, die Toga prætexta zu tragen, welche eigentlich nur denen zukam, die irgend ein höheres obrigkeitliches Amt bekleideten (bey dem sie sich der Sella curulis bedienen durften), und das man auch den Pontifices und den Decemviris zugestanden hatte. Denn was die Augures betrift, so scheint es, daß sie ganz besondre Purpurkleider gehabt, die nur sie allein trugen, so wie auch den Augurstab. (s. Servius *ad Virg. Aeneid.* 6. 612. Cicero *ad fam.* 2. *ep.* 16. und *ad Atticum* 2. *ep.* 9.) Aus dem Dio Cassius B. 53. und Aulus Gellius I, 12. kann man sehen, daß man sie in allen Stücken den Oberpriestern, den Auguen und Decemvirn gleich geschätzt: und Cicero berichtet, daß der Consul des Jahrs 697., der Lentulus Marcellinus einer mit von den Septemviris Epulonibus gewesen sey.

Das es in Rom nichts neues war, daß eine Person zweyerley priesterliche Aemter hatte, so liessen sich die Kaiser in alle die vornehmsten Collegien der Priester aufnehmen. Wir haben noch eine alte Inschrift vom Tiber, wo er mit dem Titul eines Pontifex max. eines Augurs, eines Quindecimvir auch noch den Titul eines Septemvir epulo verbindet.

Unter den Vorrechten der Epulonen war dies eins der wichtigsten, daß sie nicht verbunden waren, ihre Töchter zu Vestalinnen herzugeben; und dies Vorrecht hatten sie, wie Gellius l. 12. berichtet, mit den übrigen Dienern der Religion gemein. Da dieser Schriftsteller von den römischen Jungfrauen redet, die nicht Vestalinnen zu werden brauchten, spricht er:

Man ſagt, daß die Entſchuldigung derjenigen, deren Schweſter zu dieſem Prieſterthume gewählt worden, als gültig angenommen würde; desgleichen diejenige, deren Vater ein Flamen, oder einer von den Funfzehnern, die zur Verſehung des Gottesdienſtes beſtellt waren, oder einer von den Siebenern der Epulonen, oder ein Salier geweſen, eine Veſtalin zu werden nicht gezwungen werden dürfe. (21)

Epulum. So nannten die Römer jeden öffentlichen Schmaus, der auf öffentliche Koſten gegeben wurde, da im Gegentheile epulae auch von Privatſchmäuſen gebraucht wurde und Prandium im Gegenſatze von Epulum einen dem Volk auf öffentliche Koſten gegebenen Mittagsſchmaus bey öffentlichen Spielen bezeichnete. So ſagt Sueton im Cäſar, 38. adjecit epulum ac viſcerationem & poſt Hiſpanienſem victoriam duo prandia (verglichen mit Sueton im Auguſt 35; und im Tiber, prandium dein populo mille menſis & congiarium trecenos numos viritim dedit. Solche epulæ hieſſen auch öfters mit dem allgemeinen Namen cœnæ. Wir wollen diejenigen Schmäuſe der Römer, deren unter dem Ausdruck Coena noch nicht Erwähnung geſchehen iſt, hier anführen, und bey den übrigen auf coena verweiſen.

Epulae aditiales, ſ. Coena aditialis.

Epulae Albanae, ein Schmaus, der am Feſte Quinquatria, d. i. dem Feſte der Minerva auf dem Berg Albanus gegeben wurde. Martial zielt in folgenden Worten auf dieſen Schmaus:

Non Albana mihi ſit comeſſatio tanti,
Nec Capitolinæ Pontificumque dapes.

Epulae Capitolinae, ſ. Coena Capitolina und Epulum Jovis.

Epulae funebres, ſ. Coena feralis.

Epulae geniales, der Schmaus, den der junge Ehemann ſeiner Frau zu Ehren unter allerley Luſtbarkeiten und Muſik anſtellte, wobey die Römer den Thalaſſio, oder das Brautlied, ſo wie die Griechen ihren Hymenäus laut anſtimmten.

Epulae Pontificiales, ſ. Coena Pontificialis.

Epulae Saliares, ſ. Coena Saliaris.

Epulae triumphales, ſ. Coena triumphalis.

Epulum Herculis, wurde vom Zehnten der Opfer, die dem Hercules dargebracht wurden, beſtritten. Man kündigte ihn mit Blaßen und Pfeifen an und machte einen ſehr groſſen Aufwand an demſelben. Sonderlich hatten die Kaufleute die Gewohnheit, dem Hercules den Zehnten ihrer Waare zu weihen, welche Art von Opfer pollu&tum, die Handlung ſelbſt pollucere hies. Ihre Abſicht bey dieſem Zehnten war eigennützig und nichts geringers, als eine hundertfache Wiedererſtattung und ein reicher von dieſem Gotte zu erwartender Seegen. Varro ſagt in Anſehung des Ausdrucks pollucere de L. L. 5 t Cum ex mercibus libamenta porrecta ſunt Herculi in aratum *pollu&tum* eſt, und Nävius ſagt, nach dem Priſcian, von dieſem Feſte: Qui decumus partes, quantum alieni fuit, polluxit, tibia publicando epulo, Herculi decumat.

Epulum Jovis, ſ. Coena Capitolina.

Epulum Ludorum Cauſſa, war eigentlich ein Prandium, das dem Volke in aufgeſchlagenen Buden bey dem Circus von dem gegeben wurde, welcher die Spiele gab. In den ältern Zeiten ſah das Volk, ohne Eſſen zu ſich zu nehmen, den ganzen Tag über zu. Im J. d. St. 693. unterbrach man aber um Mittag die Spiele, damit die Zuſchauer eſſen konnten.

Man gab auch bey andern Gelegenheiten, z. B. bey der Dedication einer Statue ſolche öffentliche Schmäuſe, wie folgende Inſchrift beym Gruter S. 414. beweiſet: OB DEDICATIONEM. STATVAE. DECVRIONIBVS. ET. SEVIRIS. ET. IVVENIBVS. SPORTVLAS. ET. POPVLO. EPVLVM. ET. OLEVM. EADEM. DIE. DEDIT.

Epulum militare, der Soldatenſchmaus ward von den Feldherrn bey manchen Gelegenheiten den Soldaten ihres Heers gegeben: wie z. B. beym Antritt ihres Commando's; oder wenn ſie zu Imperatoren waren ausgerufen worden; bald vor, bald nach einer Schlacht, um ſie im erſtern Falle zu ermuntern und zu ſtärken, im andern zu belohnen. (21)

Epulus, (*Pap. pleb. rur.*) ſ. Dickköpfe, bäuerliche.

Epure, (Baukunſt) heißt in der Baukunſt eine Zeichnung oder Riß im Groſſen von einer Sache, die man bauen will, z. E. ein Riß von dem Profil einer Säule. Wenn das vorhabende Werk ſehr groß iſt; ſo macht man von jedem abgeſonderten Theile einen beſondern Riß. Solche alle Kleinigkeiten ſichtbar genug ausdrückende Riſſe wohl zu entwerfen iſt überhaupt bey der Ausfertigung eines Gebäudes nöthig, damit es in der gehörigen Vollkommenheit von den Werkleuten aufgeführet werde. (18)

Equapium, (botan.) iſt ein Beyname des Pferdſilgen Smyrnenkrautes, (*Smyrnium Oluſatrum* L.)

Eques, (Naturgeſch.) iſt ein Beyname der Poſttaube (*Columba tabellaria* L.) (9)

Equeſtre Feudum, ſ. Ritterlehn.

Equeſtria hieſſen die vierzehn unterſten Reihen der Sitze im Circus und Theater, die den römiſchen Rittern bey dieſen öffentlichen Schauſpielen angewieſen waren, welche Anſtalt von dem L. Roſcius Otho, einem Tribunus Plebis, herrührte. Daher heißt bey den römiſchen Schriftſtellern intra quatuordecim ſedere ſo viel, als ein römiſcher Ritter ſeyn. (21)

Equeſtris, ἱππιος und ἱππια war ein ſehr gewöhnlicher Beyname verſchiedener römiſchen und griechiſchen Gottheiten, z. B. der Juno, der Minerva, des Mars zu Elis, des Neptuns ebendaſelbſt und bey den Arcadiern, cui prima furentem fudit equum tellus magno percuſſa tridenti; und endlich der Fortuna zu Rom, wo ſie im neunten Quartiere einen ſchönen Tempel hatte, den ihr Q. Fulvius Flaccus, als Proprätor, wegen ſeines mit ſeiner Reuterey erfochtenen Sieges gelobet und als Cenſor in der Folge auf das prächtigſte erbauet hatte. Doch glauben andere, dieſer Tempel habe zu Antium geſtanden. (21)

Equiculus, (Aſtron.) ſ. Pferd, das kleine.

Equipage bedeutet alle Ausrüſtung an Pferden, Wagen, Maulthieren, an Küchengeräthſchaft, Meubles u. ſ. w., welche ein Officier mit ſich ins Feld nimmt. In beſondern Dienſten hat man beſondre Vorſchriften, wie viel jedem Range von Officieren erlaubet wird. Vernünftig iſt, die Equipage ſo viel, als immer möglich, einzuſchränken, weil ſie der Armee zumalen im Marſche ſehr hinderlich, der Schade groß iſt, wenn ſie dem Feinde in die Hände fället, und die vielen unnöthigen Pferde die Fütterung rar machen, woraus mancherley Ungelegenheit entſtehet. Weichlichkeit und Stolz machen daß auch hier nicht allezeit geſchiehet, was vernünftig iſt.

Equipage eines Schiffes heiſſet die ſämmtliche Mannſchaft an Officiers, Soldaten, Matroſen u. ſ.

w. die darauf iſt. Daher wenn man ſagt die Equipage eines verunglückten Schiffes ſey gerettet worden, ſo heiſſet es ſo viel als, die Mannſchaft, womit es beſetzt war, ſey mit dem Leben davon gekommen. (6)

Equipage wird bey der Handlung in zweyerley Verſtande genommen, und zwar verſtehet man hierunter, bey der Handlung zu Lande, das ganze Reiſegeräthe, Ausrüſtung; Kutſchen, Wagen, Pferde, und das Gefolge der Leuten; bey der Seehandlung aber werden unter dem Namen Equipage die zur Führung und Vertheidigung des Schiffes beſtimmten Leute verſtanden, und beſtehen eigentlich aus Soldaten, Officiere, Matroſen, Schiffsjungen und aus dem Unter- und Oberſteuermann.

Zu Friedenszeiten beſtehet die Equipage der Kauffarthenſchiffen allein aus Matroſen, die nach den Laſten, die das Schiff trägt, eine jede Laſt zu 2 Tonnen gerechnet, eingerichtet wird. Ein holländiſches Schiff von 40 bis 50 Laſten hat gewöhnlich 7 Mann Equipage und 1 Schiffsjungen und ſo wird ſie von 10 Laſten zu 10 Laſten immer um einen Mann verſtärket. Die Equipagen der engliſchen und franzöſiſchen Schiffen ſind gemeiniglich etwas ſtärker, doch aber faſt beſtändig nach der nemlichen Proportion. (28)

Equipage, (Mechanik) werden die Nebenwerke genennt, welche von einem einzigen Hauptwerk bewegt werden. Wenn ein Waſſerrad auf einen Wellbaum befeſtigt iſt, an deſſen einem Ende ein Stirnrad befindlich, welches wieder in die Trillinge zweyer Wellbäume greift und ſolche bewegt, ſo nennt man das Waſſerrad mit ſeiner Welle ein Vorleg, die beyden anderen Werke aber, welche durch die Wellbäume mit Trillingen bewegt werden, Equipagen. (18)

Equipagemeiſter iſt ein Schiffbedienter, dergleichen bey jeder Flotte und in jedem Schiffzeughauſe nöthig iſt. Er hat das Tau- und Takelwerk unter ſeiner Aufſicht, desgleichen den Bau und die Ausrüſtung der Schiffe, das Geſchütz, die Munition und was ſonſt zur Fahrt nöthig iſt. Sollen Truppen tranſportirt werden, ſo ſorget er für die Anſchaffung der dazu nöthigen Fahrzeuge, für die Lebensmittel u. ſ. w. (6)

Equipement iſt die Ausrüſtung eines Schiffes, und begreifet alles in ſich, was zur Unterhaltung und Sicherheit deſſelben nöthig iſt, als Tau- und Seegelwerk, Lebensmitteln, Waffen und dergleichen. (28)

Equipes iſt ein in Frankreich und beſonders auf dem Fluſſe Loire gebräuchliches Wort, und bedeutet eben ſo viel, als was die, ſo auf der Seine und Marne ſchiffen, eine gewiſſe Anzahl oder einen Zug Fahrzeuge nennen; das heißt, eine groſſe Reihe Chalans oder anderer Schiffe, die an ein andern gehangen werden, und ſolchergeſtalten die Loire bis nach Roanne hinauffahren. Iſt der Wind gut, ſo fahren ſie mit Seegeln; iſt er aber widrig ſo werden ſie von Männern gezogen deren manchesmal 60. bis 80. an einem einzigen Seile ziehen. (28)

Equiſetum, ſ. Schaftheu. Es wird auch der gemeine Tannwedel, (*Hippuris vulgaris* L.) der Vogelmeyerförmige Hendel, (*Elatine alſinaſtrum* L.) einige Armleuchtergattungen, (*Chara* L.) und das untergetauchte Zinken (*Ceratophyllum demerſum* L.) zuweilen alſo benennt. (9)

Equiſonance war ein Namen bey den Alten, wodurch ſie die andere Wohlklänge von der Octav und doppelte Octave unterſcheideten. Manche haben auch das reſiduum (Ueberbleibſel) der eingetheilten Saite mit

ſeinem Antheil (pars aliquota) verglichen, und auf die Æquiſonantia geſehen z. B.

wenn man $\frac{2}{3}$ mit $\frac{1}{3}$

$\frac{4}{5}$ mit $\frac{1}{5}$ vergleichet: ſo findet ſich immer der nemliche Ton im Ueberbleibſel, weil $\frac{2}{3}$ von $\frac{1}{3}$, $\frac{4}{5}$ von $\frac{1}{5}$ die Octav iſt. Aus dieſer Æquiſonantia (lateiniſch) franzöſiſch, Equiſonance wollten einige die Wohlklänge beweiſen; weil $\frac{4}{5}$ zum $\frac{1}{5}$ nicht mehr die Unteroctav, ſondern Unterquint ausmachen, allein da man bey der Neunte $\frac{8}{9}$ zu $\frac{1}{9}$ eben dieſe Verhältnis der Achte abſeiten das Ueberbleibſel zu ſeinem Antheile antrift: ſo kann dieſe Regel als Charakteriſtik, der Wohlklang keinesweges ſtatt finden. (25)

Equitantia folia, (botan.) heiſſen die Blätter wenn ſie parallel mit den Seiten zuſammen gelegt ſind, ſo daß ſie im Durchſchnitt dieſe Figur bilden. Man trift dieſe Stellung bey vielen Baumknospen oder Augen an. (9)

Equites nennt Linne, welcher die meiſten Namen der Tagſchmetterlinge aus der alten Geſchichte entlehnte, die erſte Claſſe derſelben, und theilt ſie, da er die Namen der berühmten Krieger bey Troja gebrauchte, in Equites Trojanos und Archivos ein, wovon unter Ritter gehandelt wird. (24)

Equites. Unter dieſem Artikel wollen wir das Merkwürdigſte von der Reuterey der alten Völker, beſonders der Griechen und Römer, und wie bey leztern die urſprünglichen Reuter ſich nach und nach von ihrer erſten Beſtimmung entfernt und einen beſondern Stand im Staate ausgemacht haben, ſo viel möglich, ausführlich, abhandeln.

Unter allen Thieren, die dem Menſchen im Krieg Dienſte leiſten können, iſt das Pferd das geſchickteſte. Dieſe Entdeckung ſcheint man ſehr frühe gemacht zu haben. Da man aber dies Thier in dieſer Abſicht auf gedoppelte Weiſe gebrauchen kann, theils indem man es vor einen Wagen ſpannt, theils wenn man es reitet; ſo entſtehet die Frage, welcher Gebrauch des Pferds der ältere geweſen. Aus allen Nachrichten des Alterthums erhellet, daß man ſich der Pferde viel früher zum Ziehen, als zum Reiten bedient habe. Und in der That muß es im Anfange viel leichter geweſen ſeyn, ſich in den Schlachten der Wagen, als der Reuter, zu bedienen. Der Kriegsmann, der auf dem Streitwagen ſtund, hatte die Sorge und Mühe nicht, die Pferde zu lenken: er hatte beſtändig einen Wagenführer, der dies beſorgte. Der Reuter hat dieſen Vortheil nicht. Seine Aufmerkſamkeit wird in die Sorge zu fechten, und ſein Pferd zu lenken, getheilt. Auſſerdem wird die wilde Hitze des noch nicht genug gebändigten und abgerichteten Pferds durch die Schwere der Laſt, die es ziehet, oder auch etwa trägt, wie bey Packpferden, gedämpft und ziemlich verringert.

Doch ſcheint es in einigen Ländern, wie z. B. in Paläſtina, Arabien und Aegypten, wo die Völker frühe gute politiſche Verfaſſungen hatten, nicht lange gewährt zu haben, daß man die Kunſt, zu Pferde zu ſitzen, erfunden, und man alſo die Reuterey in den Schlachten einführen konnte. Man ſiehet aus dem erſten Buche Moſes, Cap. 49, 17. daß zur Zeit Jacobs die Kunſt, zu Pferde zu ſitzen, in Paläſtina bekannt geweſen ſeyn muß. Dieſe Gewohnheit fand ſich auch zur Zeit Hiobs, Cap. 39, 21. der in Idumea wahrſcheinlich zur Zeit Jacobs gelebt hat, bey den Arabern. Nach den weltlichen Geſchichtſchreibern iſt die Kunſt zu reiten in Aegypten erfunden worden. Einige ſchreiben ſie dem Orus, dem Sohn des Oſi-

ris, zu. Andere legen diese Ehre dem Sesostris bey. Die erstere Meynung wird durch eine vom Plutarch *in Isid. & Osir.* angeführte Tradition unterstützt. Und es ist allerdings sehr wahrscheinlich, daß die Aegytier, deren Entdeckungen in allen Arten so alt sind, schon lange vor dem Sesostris den Nutzen des Reitens werden eingesehen haben. Kurz, zu Jacobs Zeiten ritt man schon in Aegypten: und Diodor aus Sicilien erzehlt, daß des Sesostris Vorgänger alle ihre Sorge darauf gerichtet hätten, eine grosse Anzahl Pferde im Reich zu unterhalten. In dieser Absicht hätten sie an den Ufern des Nils, zwischen Theben und Memphis, hundert Ställe, jeden zu 200 Pferden, bauen lassen. Man setzt hinzu, daß man, wahrscheinlich nicht gleich von der ersten Zeit an, da das Reiten bekannt ward, Reuterey bey den Schlachten eingeführt habe. Dies müßte man aber doch zugeben, wenn man die Meynung der Schriftsteller annehmen wollte, welche dem Sesostris die Erfindung dieser Kunst beylegen wollen, weil, nach dem einstimmigen Zeugnis der Geschichtschreiber, dieser König, Reuter bey seinem Heer gehabt.

Doch muß man bemerken, daß in diesen Zeiten die gröβte Stärke der Armeen in den Streitwagen bestanden, und daß ihr Gebrauch viel stärker und allgemeiner, als der von der Reuterey, gewesen. In Homers Iliade wird der Reuterey und Pferde häufig gedacht. Man muß aber wohl bemerken, daß Homer darunter nicht diejenige Reuterey verstehe, wie wir solche heuzutage bey unsern Armeen haben, oder wie die Griechen solche in den Zeiten nach dem trojanischen Kriege hatten. Dies Wort Reuterey bezeichnet bey diesem Dichter nichts, als Wagen, die ordentlich von zwey Pferden gezogen wurden und worauf zwey Mann stunden. Was die Reuter anlangt, so gab es in den heroischen Zeiten weder bey den Armeen der Griechen, noch der andern Völker, von denen Homer redet, dergleichen. Dies kam nicht etwa daher, als wäre die Kunst, zu Pferde zu sitzen, damals in Griechenland unbekannt gewesen. Diese Kenntnis war ohne Zweifel von alten Zeiten her durch die Colonien, die aus Aegypten und Phönizien kamen, in welchen Ländern, wie wir bereits gemeldet haben, das Reuten in den entferntesten Zeiten bekannt gewesen, dahin gebracht. Allein die Art, sich der Reuter im Krieg zu bedienen, und die Kunst, besondre Kriegshaufen daraus zu machen, war den Griechen in den heroischen Zeiten ganz unbekannt. Die einzige Manier dieser Völker, die Pferde zu gebrauchen, war, sie an Wagen zu spannen, sowohl damit zu streiten, als zu reisen. Dies bestättigen Homer Odyß. 3, 475, 476; Diodor 5, 21. Pollux 1, 141. und mehrere Schriftsteller.

Allerdings muß man sich wundern, daß die Griechen und viele andere Nationen so lange Zeit ohne den Gebrauch der Reuterey geblieben. Merkten sie denn die Unbequemlichkeit der Streitwagen bey einer Armee nicht? Waren ihnen etwa die mit der Verfertigung und Unterhaltung dieser Maschinen verknüpften Kosten nicht merklich? Sahen sie nicht, daß von den zwey Mann, welche sich auf dem Streitwagen befanden, nur einer fochte, der andere aber zu weiter nichts diente, als die Pferde zu lenken? welches ein so ansehnlicher Verlust war. Noch mehr. Es gab Wagen, an denen nicht nur drey, sondern auch vier Pferde gespannt waren, für eine einzige Person, wie dies Homer Iliad. 8, 185. beweist. Endlich konnte ein Graben, ein Riß vom Wasser, ein Zaun, ein unebener Boden die Wagen unnütze machen: welchen Unbequemlichkeiten die Reuterey nicht so sehr ausgesetzt ist. Die geringe Kenntnis, welche man ehedem von der Kriegskunst hatte, ist es, was den Gebrauch der Streitwagen so lange Zeit bey den Griechen erhalten hat. Man wußte damals noch nicht, sich den Vortheil des Bodens zu Nutze zu machen, noch den Krieg in einer von Bäumen und Gesträuchen verwachsenen Gegend zu führen. Man wählte gewöhnlich zum Schlagen eine offne und weite Ebene. Nachdem aber Zeit und Erfahrung die Völker in der Kriegskunst mehr unterrichtet hatten, lernten sie den Nachtheil der Streitwagen einsehen. Die sehr gesitteten Nationen hörten auf, sich derselben zu bedienen, und sezten die Reuterey an ihre Stelle. Dies gesahe aber erst ziemlich späte.

Wir haben schon gemeldet, daß durch ägyptische und phönizische Colonien die Kunst zu reuten und vielleicht die Pferde selbst in Griechenland bekannt geworden. Die griechischen Geschichtschreiber sind in Ansehung der Personen, welche diese Kunst den Griechen bekannt gemacht haben, nicht einig, und verhüllen, ihrer Gewohnheit nach, diese Sache in Fabeln. Einige schreiben die Erfindung dieser Kunst den Amazonen zu; Palaphatus den Centauren, Plinius B. 7, 56. dem Bellerophon, und endlich, um andere Meynungen zu übergehen, Homer im Hymnus auf den Neptun, Sophocles im Oedipus und andere dem Gotte des Meers, welches, wenn man diese Sage von der Fabel enthüllet, so viel sagen will, daß diese Kunst nebst den Pferden über das Meer hergekommen seyen, und welches also die oben angeführte Meynung bestättiget. Neptun soll, wie die Fabel sagt, das Pferd geschaffen haben und bekam deswegen verschiedene Beynamen, z. B. ἱππιος, ἱππαρχος, ἱππηγετης, ἱπποκουριος.

Anfangs war die Kunst zu reiten noch sehr unvollkommen. Man wußte noch nicht die Manier, dies Thier durch Zaum und Gebiß zu lenken; man regierte es blos mit einem Strick, mit einer Ruthe und mit der Stimme. So machten es noch in spätern Zeiten die Numidier, die Getulier, die Lybier und Massiler, von denen Lucan sagt:

Et gens, quæ nudo residens Massilia dorso
Ora levi flectit frænorum nescia virga.

Und so behandeln noch die Nachkommen dieser Völker heutzutage ihre Pferde, wie dies die erst neuerlich vom Marocanischen Kaiser nach Wien geschickten Pferde bewiesen haben. Zu Homers Zeiten aber hatten die an die Wagen gespannten Pferde bereits Zaum und Gebiß, wie wir dies aus Iliad. 19, 393. sehen. Nach und nach kamen die Zäume in Gebrauch, besonders diejenigen, welche ein eisernes Gebiß hatten, das einige Aehnlichkeit mit Wolfszähnen hatte, und deswegen bey den Griechen λυκοι, und bey den Lateinern lupata genennt wurden. Diese Zäume soll nach dem Statius, der sich desfalls auf die alte Sage beruft, Neptun, d. i. ein über das Meer hergekommener Anführer irgend einer Colonie, erfunden haben. Andere, z. E. Virgil, schreiben ihre Erfindung den Lapithern oder den Centauern zu, die in einer gewissen Thessalischen Stadt Pelethronium wohnten. Doch meynen einige, daß Virgil Georg. 3, 115. nicht den Lapithern, sondern einem zu dieser Nation gehörigen Manne, der Pelethronius geheissen, diese Erfindung zu-

geſchrieben, beſonders weil auch Plinius denſelben für den Erfinder der Zäume und der Pferdedecken hält. ſ. Ephippia.

Es ſcheint nicht, daß die Griechen zu Zeiten des Homers die Kunſt, die Pferde zu beſchlagen, verſtanden haben. Selbſt in ſpätern Zeiten ſagt Xenophon, von dem wir einen beſondern Tractat von der Pferdezucht haben, nichts vom Beſchlagen. Es ſcheint dies alſo eine ſpätere Erfindung zu ſeyn. Und dies iſt um ſo weniger zu verwundern, da es noch heutzutage bey vielen Völkern nicht üblich iſt, die Pferde zu beſchlagen. Zwar haben Euſtathius und nach ihm Madame Dacier geglaubt, daß die Pferde zur Zeit des Trojaniſchen Kriegs beſchlagen geweſen. Sie berufen ſich desfalls auf den 152, und 153ſten Vers des 11ten Buchs der Iliade, wo ihrer Erklärung nach, Homer ſagt, daß die Pferde mit ihrem Erz die Erde geſchlagen, χαλκῳ δηουντες. Allein dies Participium beziehet ſich auf die Nominative ἑζοι und ἱππους im 150. und 151ſten Verſe, und der Dichter will damit ſagen, daß die Griechen die Trojaner in die Flucht geſchlagen, indem ſie dieſelben mit ihren ehernen Waffen ſchlugen, wie dies auch ſo der Scholiaſt erklärt.

Der heutzutage üblichen Sättel thun alle alte Schriftſteller eben ſo wenig Erwähnung, als der Steigbügel. Auch findet man auf alten Denkmalen keine Spur von Sätteln und Steigbügeln. Doch iſt es, wie ſchon Geßner bemerkt hat, ſehr wahrſcheinlich, daß der Gebrauch derſelben ſo gar neu nicht ſey. Von den Steigbügeln ſ. Biſtapia.

Wir haben ſchon oben erinnert, daß man unter dem Ausdruck Reuterey, beym Homer, die Streitwagen verſtehen müſſe. Dieſe auf Wagen fechtende Reuterey war damals im größten Anſehen. Die vornehmſten Perſonen, Könige und Prinzen, z. B. Agamemnon, Ulyſſes, Menelaus, Achill und andere fochten auf dieſe Art. Freret im 7ten Theil der Schriften der Academie der Aufſchriften vom Urſprung der Kunſt zu reiten in Griechenland, und der Verfaſſer einer zu Berlin 1774. herausgekommenen Abhandlung von der Beſchaffenheit und dem Gebrauche der Cavallerie in den älteſten Zeiten, führen dies weitläuftig aus. Dieſe Streitwagen der Könige und Helden waren aber nicht allein zum Kriegsdienſt eingerichtet, ſondern auch vortreflich gearbeitet. Sie prangten von getriebener Arbeit von Gold und andern Metallen. Vom Wagen des Rheſus ſagt Homer, er ſey mit Gold und Silber künſtlich ausgelegt geweſen: und von Diomeds Wagen ſagt dieſer Dichter: „Sein Wagen mit Gold und Zinn prächtig ausgelegt, rollte hinter den ſchnellaufenden Roſſen her.“ Dieſe Streitwagen waren auch zuweilen mit köſtlichen Decken behangen. Dies ſagt Homer von des Licaons Wagen, und in dieſer Abſicht nennt er des Achills Wagen ἁρματα ἐυ ποικιλα.

Größtentheils werden die vom Homer angeführten Wagen von zwey neben einander geſpannten Pferden gezogen. So viel Pferde hatte Achills Wagen, und die Namen dieſer Pferde waren Xanthus und Balius. Oft wurde zu dieſen beyden Pferden ein drittes hinzugefügt, das nur neben den Deichſelpferden gieng, aber nicht mit zog, ſondern mit einem Zügel gelenkt wurde, und daher σειραιος, σειραφορος, παρασειρος hies. Beym Homer wird es gemeiniglich παρηορος, und der Zügel, mit dem es gelenkt wurde, παρηορια genannt. Dies Nebenpferd diente theils darzu, um angeſpannt zu werden, wenn eins von den andern Pferden getödtet, oder verwundet wurde, oder müde ward, theils bey dem Eindringen in den Feind die Gewalt des Chocs zu vermehren. Weil das Nebenpferd mehr Freyheit hatte, als die Stangenpferde, ſo heißt παρηορος im verblümten Sinne auch ſo viel, als ausſchweifend. Waren vier Pferde vor einem Streitwagen, ſo waren gemeiniglich zwey davon Stangenpferde, συνωροι, und zwey davon Nebenpferde, παρηοροι, eins zur Rechten, das andere zur Linken. Daß aber zuweilen vier Pferde am Wagen geſpannt geweſen, zeigt eine Stelle beym Homer, wo Hector ſeine Pferde alſo anredet: „Xanthus und du Podargus, Aethon und du edler Lampus, vergeltet mir nun das Futter und den ſüſſen Waizen, den euch Antromache, des großmüthigen Entions Tochter, in Menge und mit Wein vermiſcht, ſo oft ſie nur wollte, eher darreichte, als ſie mich, ihren jugendlichen Gemahl, bedachte.“ Eben ſo ſagt dieſer Dichter, daß das Phäaciſche Schiff die Fluthen ſo ſchnell durchſchneide, als ſich vierſpännige Hengſte durchs Feld ſtürzen.

Auf jedem Wagen waren wie ſchon geſagt, zwey Mann; daher er auch διφρος, oder gleichſam δι-φορος genennt wurde. Doch bezeichnet dies Wort in dem ſtrengſten Verſtande nicht den ganzen Wagen, ſondern nur den Theil, wo man ſtand, oder ſaß. Einer von den beyden auf dem Wagen befindlichen Männern hies ἡνιοχος, weil er den Zügel führte. Und das war in den damaligen Zeiten ſo wenig ein knechtiſcher oder unedler Dienſt, daß ſich vielmehr Männer von Anſehen demſelben unterzogen. Das thaten Neſtor und Hector nach dem Homer Iliad. 15, 352. und thaten es nicht blos in auſſerordentlichen Fällen, ſondern ſo häufig, daß ſie es bisweilen ihr eigenes Geſchäfte ſeyn lieſſen, wie wir dies aus der Iliade 5, 237; 8, 115; 11, 102; 15, 352. erſehen. Indeſſen ſtand der Wagenführer, wo nicht allemal an Würde, doch an Tapferkeit und Stärke unter dem eigentlichen Krieger, der παραιβατης, παραβατης, in ſpätern Zeiten auch ἀναβατης, ἀποβατης hies, und dem andern Befehl und Anweiſung gab, wohin er den Wagen lenken ſollte. Der eigentliche Streiter, oder Ritter hatte zu ſeiner Linken den Wagenführer, um die Rechte zum fechten frey zu behalten. Nach einigen Denkmalen ſollte man ſchlieſſen, daß der Ritter hinter dem Wagenführer, und höher, als derſelbe, geſtanden habe. In der That würde dieſe Stellung zum fechten bequem geweſen ſeyn. Aber bey dem Homer ſtand wenigſtens der Ritter neben dem Wagenführer z. B. Iliad. 5, 837; 4, 367.

Die Rüſtung der Ritter beſtand in Schutz- und Trutzwaffen. Zu jenen gehörte der Helm, der Bruſtharniſch, eine breite Binde von Blech unter dem Harniſch, über die eine Scherpe gebunden war, ein groſſer und ſchwerer Schild und Beinharniſche: zu dieſen gehörte eine Lanze, etliche Wurfſpieſe und das Schwerdt. Kam der Ritter dem Feinde ganz nahe, ſo ſprang er vom Wagen, wovon beym Homer und andern Dichtern viele Beyſpiele gefunden werden. Wurde der Ritter müde, welches wegen ſeiner ſchweren Rüſtung leicht geſchehen konnte, ſo ſprang er wieder auf den Wagen,

und sezte von da herab dem Feinde mit Pfeilen und Wurfspiesen zu.

Ausser diesen ordentlichen Wagen hatten die Alten noch Sichelwagen, s. Drepanophorus.

Es ist schlechterdings unbekannt, durch wen und zu welcher Zeit die Reuterey bey den Griechen eingeführt worden. Was man davon gewisses sagen kann, ist dies, daß der erste Messenische Krieg, der ins Jahr 743. vor Chr. Geb. fällt, die erste Gelegenheit ist, wo die Geschichte der Reuterey bey den griechischen Armeen Meldung thut. Es befand sich Reuterey bey dem Heere der Spartaner und dem der Messenier. Diese Anstalt mußte, wie es scheint, ziemlich neu seyn; denn ausser dem, daß diese Reuterey sehr gering war, war sie auch so schlecht, daß sie beyden Theilen keinen Vortheil brachte. Pausanias bemerkt dabey, daß die Einwohner von Peloponnes noch nicht die Kunst verstanden, ein Pferd gut zu regieren. Man kann also annehmen, daß die Einführung der Reuterey bey den griechischen Armeen nicht lange vor dem ersten Messenischen Kriege erfolgt sey.

Uebrigens hatten die Griechen immer nur sehr wenige Reuterey. Griechenlands Boden, der trocken und dürre ist, war den Pferden nicht sehr günstig. Nur der Boden von Thessalien war zur Zucht und Nahrung der Pferde geschickt. An andern Orten arteten sie durchgehends aus. Dies alles ist um so weniger zu bezweifeln, da die Griechen in der Schlacht bey Marathon und Platää fast gar keine Reuterey hatten, weil, nach dem Herodot B. 6. damals Thessalien in der Gewalt der Perser war. Gleichwohl war in der Schlacht bey Platää die griechische Armee hunderttausend Mann stark. Uebrigens kostete die Unterhaltung eines Corps Thessalischer Reuter so beträchtliche Summen, daß die wenigsten griechischen Städte im Stande waren, diesen Aufwand zu machen besonders, da ausserdem auch der Sold eines Reuters täglich eine Drachme betrug. Die Seltenheit der Pferde in Griechenland war überhaupt die Ursache, daß nur diejenigen in den griechischen Staaten zu Pferde dienten, welche ein grosses Vermögen hatten, und im Stande waren, auf eigne Kosten ein Pferd zu halten. Daher machten sowohl zu Athen, als zu Sparta die ἱππεῖς, Reuter, die zwote Ordnung, oder den zweyten Stand im Staate aus, so daß sie über das gemeine Volk den Rang hatten und zunächst auf die folgten, die vom vornehmsten Stande und vom größten Vermögen waren. Eben so war es auch, wie wir in der Folge sehen werden, mit den römischen Equitibus beschaffen. Auch bey den Chalcidiern wurden, wie Herodot B. 5. saat, nur Begüterte unter diesen Stand genommen. Als aber nachher die Reichen Vergnügen und Ruhe zu lieben anfiengen, und es für rathsamer hielten, einen Reuter in seiner Rüstung zu stellen, und ihn für ihr Geld zu unterhalten, als ihre eigne Person in Gefahr zu wagen: so blieb zwar noch der vorige Name, aber die mit dem Dienste zu Pferde verbundene Ehre war, wie dies auch bey den Römern geschahe, verlohren.

Unter allen Griechen haben sich die Thessalier durch die Reutkunst den größten Ruhm erworben, und ihre Cavallerie ward in allen Kriegen am meisten geschäzt. Auch die Colophonier haben sich einst durch viele grosse Thaten zu einem so hohen Gipfel des Ruhms geschwungen, daß man sie für unüberwindlich hielte. In allen langwierigen und schweren Kriegen suchte man ihren Beystand; und die Parther, welche von ihnen Hülfsvölker bekam, glaubte des Siegs gewis zu seyn. Daher werden die Redensarten κόλοφωνα τιθέναι und Colophonem imponere sprüchwörtlich gebraucht, und hiessen so viel, als eine Sache endigen, wie dies Strabo B. 14. bezeugt. Die Lacedämonier waren an Cavallerie schwach, und man findet, wie schon gesagt, erst in den Messenischen Kriegen, daß sie sich derselben bedient haben. Als aber die Messenier von ihnen überwältigt worden, und sich die Spartaner mehr ausbreiteten; so merkten sie bald, wie sehr sie der Reuterey zur Unterstüzung und Bedeckung ihrer Infanterie benöthigt wären, und ersetzten in kurzer Zeit ihren Mangel dadurch, daß sie ihre Jugend in der Reitkunst übten. Sie hatten zu dem Ende gewisse Lehrer in dieser Kunst, die ἱππολαρται nach dem Hesychius, hießen. Den größten Theil ihrer Cavallerie bekamen sie von Scios. In dem Berichte, den Thucydides und Xenophon von diesen Sciritischen Truppen der Spartaner geben, finden sich einige Schwierigkeiten. Letzterer sagt Cap. 2. des vierten Buchs, daß die Spartaner ihre Reuterey aus den Sciriten formiert hätten. Verstehet man unter diesen Sciriten die Einwohner der Insel Sciros im Aegeischen Meer, so stimmt dies mit dem, was Thucydides davon sagt, nicht wohl überein. Denn nach diesem Schriftsteller C. 98, B. 1. wurde die Insel Skiros, die zuvor von den Dolopern bewohnt war, von den Athenienſern eingenommen und mit neuen Pflanzen besezt. Mithin konnten die Spartaner keine Reuterey daher ziehen, da diese Insel nicht unter ihrer Bottmäßigkeit stand. Eben so wenig stimmt dasjenige, was Thucydides im 67sten Cap. B. 5. sagt, damit überein. Thucydides gedenket zwar hier der Sciriten und sagt, daß sie, wie gewöhnlich, den linken Flügel in der Spartanischen Armee besezt hätten. Allein er unterscheidet sie mit deutlichen Worten von der Spartanischen Reuterey, die auf die Flügel postirt war. Selbst aus Xenophons Stelle läßt sich schliessen, daß unter den Sciriten nicht die Einwohner der Insel Sciros zu verstehen seyen. Denn er nennt sie ὁμόρους Nachbarn der Spartaner, welches nach der Lage dieser Insel nicht seyn kann. Es ist daher wahrscheinlich, daß unter diesen Sciriten die Einwohner einer nicht weit von Sparta entlegenen Stadt, oder eines Gebiets, das vom Xenophon Sciritis genannt wird, und zwischen Mantinea und Sparta lag, verstanden werde. Aber auch hier findet die Frage statt, wie die Spartaner aus dieser kleinen gebürgigen Gegend ihre Reuterei haben ziehen können?

Das Attische Gebiete war ebenfalls gebürgig und also seiner natürlichen Beschaffenheit nach zur Pferdezucht unbequem. Man findet daher, daß die Athenienſiſche Cavallerie anfänglich sehr schwach gewesen und nur aus 96. Reutern bestanden hat. Denn da in den ältern Zeiten alle Athenienſer in acht und vierzig Naukrarien eingetheilt wurden, war eine jede derselben, wie Pollux saat, verbunden, ausser einem Schiffe, auch zween Reuter für den Staat zu stellen. Es ist daher kein Wunder, daß die Perser bey der Schlacht bey Marathon über die Athenienſer spotteten, daß sie es wagten einen so unbeträchtlichen Haufen Reuter ihnen entgegen zu stellen. Nach den Siegen der Griechen über die Perser vermehrte Athen seine Reuterey anfangs auf 300. und zulezt auf 1200.

Mann, und bewaffneten zugleich ein eben so starkes Corps mit Bogen und Pfeilen, weil ihnen bisher die Bogenschützen auch abgegangen waren. Denn sowohl damals, als auch in den folgenden Zeiten, bestand die Stärke der meisten griechischen Armeen in schwer bewaffnetem Fußvolk.

Die Athenienser erlaubten keinem zu Pferde zu dienen, bevor er nicht eine genaue Prüfung ausgestanden hatte, wenn sich jemand auf eine listige Art in die Rolle der Reuter eingeschlichen hatte, so ward er für ehrlos und seiner bürgerlichen Rechte für verlustig erklärt. Diese Prüfung bestand in einer Untersuchung ihrer Vermögensumstände, ihrer Stärke und Munterkeit. Denn niemand ward in die Rolle der Reuter eingetragen, der nicht ein ansehnliches Vermögen und einen starken und gesunden Cörper hatte. Der Hipparch, und, wenn es die Umständen erforderten, der Phylarch und der Rath der fünfhundert beschäftigten sich mit dieser Untersuchung. Den zu schwach befundenen, oder schon ausgedienten, wurde ein Merkmal eingebrannt, das τρυσιππιον hies und ein Zeichen ihrer Entlastung war. In Ansehung der Pferde ward darauf gesehen, ob sie ihren Reutern gehorchten. Die unbändigen und muthlosen wurden verworfen. Man stellte diese Prüfung an του χωδωνος ψοφω, d. i. vermittelst des Schalls einer Glocke, oder eines ähnlichen Instruments. Daher heißt χωδωνιζειν so viel, als πειραζειν, d. i. prüfen, und ἀχωδωνιστον ist eben so viel, als ἀπειραστον, ungeprüft. Von diesem τρυσιππιον bey den Pferden (s. Epiballein tini trysippion.)

Man findet bey den griechischen Schriftstellern verschiedene Benennungen der Reuter, die meistens von der Verschiedenheit der Waffen und ihrer Art zu fechten hergenommen sind. Sie hiessen z. B. ἀκροβολισται, d. i. die den Feind in einiger Entfernung mit Lanzen beunruhigten, ferner δορατοφοροι, die Wurfspiesse trugen, ξυσοφοροι, ὑπακοντισται, ἱπποτοξοται, die Bogen und Pfeile hatten, κοντοφοραι, θυρεοφοροι. Nach Verschiedenheit der Waffen, womit die Reuter versehen waren, fochten einige in der Nähe, οἱ πλησιον μαχουμενοι, und andere in der Ferne, πορρωθεν ἀκοντιζοντες. Alle diese Namen geben ihre Verschiedenheit zu erkennen.

Die ἀμφιπποι, die zuweilen aus Irrthum oder aus Verfälschung des eigentlichen Namens ἀντιπποι genennt worden, hatten zu mehrerer Bequemlichkeit zwey Pferde, auf denen sie wechselsweise ritten. Bisweilen werden sie auch ἱππαγωγοι genennt, διατο ἀγειν ἱππον, weil sie eins ihrer Pferde als Handpferd führten. Aus dem Pollux erhellet, daß dies zweyte Pferd besonders bey weiten und starken Märschen ist gebraucht worden. Daß dies aber kein spat aufgekommener, sondern bald nach den heroischen Zeiten bekannt gewesener Gebrauch gewesen, erhellet aus folgenden Worten Homers Iliad. 15, 683, wo er von einem im Pferderennen geübten Mann sagt: „Er schwingt sich sicher, ohne zu fallen, von einem Pferde aufs andere, während ihres schnellen Laufs.„

Die διμαχαι, welche Alexander der Grosse zuerst einführte, waren eine Art von Dragonern. Sie hatten eine Rüstung, die etwas schwerer war als die der gewöhnlichen Reuter, aber nicht ganz so schwer, als die der Fußvölker. Sie fochten bald zu Pferde bald zu Fuß. Deswegen waren auch Knechte bey ihnen, die ihre Pferde in Empfang nahmen, wenn sie beordert wurden, abzusitzen.

Man theilte die Reuterey noch auf eine andere Art ein. Einige waren καταφρακτοι oder Küraßier und nicht allein selbst gepanzert, sondern auch ihre Pferde waren mit Platten von Eisen und andern Metall bedeckt. (s. Cataphractarii, Clibanarii.)

Die Pferde der Reuter waren auch noch mit gewissen Zierathen geschmückt, z. B. mit Glocken, wie die Pferde des Rhesus bey dem Euripides; mit gestickten, oder sonst künstlich gearbeiteten Decken — die Decken selbst dienten in dieser Zeit noch statt der Sättel — und mit anderm Schmuck, den die Lateiner phaleræ, und die Griechen φαλαρα nennten, und worunter manche einen an der Stirne oder an den Kinnbacken befindlichen Schmuck, andere aber den ganzen Putz des Pferds verstehen.

Equites bey den Römern. Das lateinische Wort, eques bedeutet so wohl einen gemeinen Reuter, als auch einen römischen Ritter, und in den ersten sechs Jahrhunderten Roms muß man es nur in der ersten Bedeutung nehmen. Ein Eques war also weiter nichts als ein Mann, der bey der Reuterey der Legionen Dienste that. Man wählte aber diese Reuterey aus denen, die wegen ihres Vermögens und ihrer Geburt die angesehnsten waren. Sie wurden von den Censoren gewählt, die hierin so, wie in der Wahl der Senatoren, eins der Vorrechte ausübten, das vorher die Consuls, und vor diesen die Könige besessen hatten.

Daß die unter den Königen errichteten 18 Centuriæ equitum die Reuterey der Legionen ausgemacht, ist leicht zu erweisen. Livius sagt uns dies sehr deutlich B. 42. C. 6. wenn er den König Perses von Macedonien folgender massen reden läßt: „die römische Reuterey bestehet aus der vornehmsten Jugend und ist die Pflanzschule des Senats. Aus ihrem Mittel wählen sie die Senatoren, die sie hernach zum Consulat und zur Anführung der Kriegsheere befördern.„ Polybius sagt B. 6. C. 18. ausdrücklich, daß die Reuterey der Legionen aus denen erwählt worden, welchen die Censoren ein offentliches Pferd angewiesen und dabey auf ihr Vermögen Rücksicht genommen hätten. Bey den Austheilungen, welche die Feldherrn ihren Heeren machten, wenn sie die Ehre des Triumphs erhalten hatten, siehet man nach dem Livius B. 34. C. 52; B. 36. C. 40. daß der Centurio, oder der Hauptmann des Fußvolks, doppelt so viel, als ein gemeiner Soldat, und der Reuter dreymal so viel bekam, alles im Verhältniß mit ihrem Solde der sich eben so verhielte. Ein Beweis, daß der gemeine Reuter weit über den Centurio war.

Die Ritter waren also bey ihrer ersten Stiftung blosse Soldaten, und machten die bey den Legionen dienende Reuterey aus. Allein diese equites hörten endlich auf, Kriegsdienste zu verrichten und machten einen besondern Stand im Staate aus. Die Zeit, wann dieses geschehen, läßt sich nicht genau bestimmen. Wir werden davon in der Folge ausführlicher reden. Hier bemerken wir nur das Allgemeine, daß diese Veränderung sich vorzüglich scheint unter dem Tribunate des C. Gracchus ereignet zu haben, wo die bisherigen Equites die Richterstühle erhielten. Damals hörten sie auf unter den Legionen zu dienen und die Worte Richter und Ritter wurden gewisser

wassen gleich bedeutend. So wenigstens scheinen des Plinius Worte, B. 33. C. 1. zu verstehen zu seyn, wenn er sagt: quod antea militares equi nomen dederant, hoc nunc pecuniæ judices tribuunt. Mit der Veränderung ihrer Amtsverrichtung veränderten die equites auch ihren Namen. Denn wie eben diese Schriftsteller bemerkt, führten sie bis nach den Zeiten des C. Gracchus den Namen Trossuli. Dies dient zum Beweise, daß dies der wahre Zeitpunct ist, da sie aufhörten, Soldaten Dienste zu thun. Den Namen Trossuli bekamen sie von einer Stadt dieses Namens in Thussien, die sie mit Sturm eingenommen hatten, ohne vom Fusvolk unterstützt zu werden. Nothwendig mußte ihnen dieser Name sehr rühmlich seyn, so lange sie Soldaten waren. Seit dem es aber viele Ritter gab, die in Rom grau wurden, ohne je zum Heere zu kommen, so schien dieser Name ihnen eine Art des Vorwurfs zu seyn und kam nach und nach in Vergessenheit.

Wir wollen nun diesen Gegenstand ausführlicher und zwar größtentheils nach den Aufklärungen, die uns Le Beau in den Aufsätzen der königlich französischen Academie der Aufschriften gegeben hat, ausführen, und von den Equitibus der Römer handeln, erstlich ehe sie ein besondrer Stand des Staats wurden und in den Legionen zu dienen aufhörten, zweytens von ihrer Beschaffenheit, als besondrer Stand des Staats betrachtet, und drittens von der an ihre Stelle bey den Legionen getretenen Reuterey reden.

Romulus theilte, wie bekannt, seine Unterthanen in drey Tribus und wählte von jeder derselben hundert Mann zur Reuterey aus, so daß diese drey Centurien den Namen von den Stämmen erhielten, aus denen sie waren gezogen worden. So denken wenigstens von dieser Sache Onuphrius, und die meisten Alterthums Forscher. In der Folge verstärkte Tullus Hostilius diese erste Reuterey mit 300 Albanern und Tarquinius Priscus bis auf 1800. Mann, ohne die Centurien zu verändern. Sie behielten ihren alten Namen. Nur theilte man jede Centurie in zwey Theile, wovon die erste mit einer Beziehung auf die Einrichtung des Romulus und Tullus Hostilius, den Namen der Priorum, oder der Aeltern; die zwote aber, welche Priscus hinzugethan hatte, den Beynamen der Posteriorum, der Spätern, bekam. Dionys von Halicarnas und Festus sagen, Tarquinius habe eigentlich die Anzahl der Tribus selbst vermehren wollen, wodurch sich dann natürlicher Weise auch die Centurien der Reuterey hätten vermehren müssen. Was die Erzehlung des Livius anlangt, so finden sich einige Schwierigkeiten darin, die ohngefehr folgendermassen gehoben werden können. Erstlich obgleich Tullus Hostilius die Römische Reuterey mit dreyhundert Albanern verstärkt hatte, so waren doch in den Zeiten des Tarquinius Priscus nur noch die drey Centurien des Romulus vorhanden, woraus zu schliessen wäre, daß diese Albanische Reuter keine neue Centurien ausgemacht, sondern nur den ersten einverleibt geworden. Zweytens als Tarquinius Priscus die Zahl der Reuter in jeder Centurie verdoppelt, so machten die drey Centurien 1800 Mann aus. Folglich müssen nothwendig die drey Centurien des Romulus vor dieser Vermehrung 900 Mann stark gewesen seyn. Diese Anzahl entstand und bildete sich vielleicht auf folgende Art.

Romulus hatte anfänglich drey Centurien, jede zu hundert Mann Reuter errichtet. Er vermehrte sie nachher durch die Celeres, die seine Leibwache ausmachten. Diese bestunden, wie Dionys aus Halicarnas meldete, aus dreyhundert braven Reutern, die er aus den besten Familien nahm. Ob nun gleich diese besondre Reuterey einen eignen Namen führte, so wurden sie doch zu den ersten Centurien geschlossen, wovon denn nun eine jede 200. Mann stark war. Tullus Hostilius that 300. Albanische Reuter hinzu, und auch diese vertheilte man unter die schon vorhandenen drey Centurien, wovon nun jede 300. Köpfe ausmachte; welches denn die gerade Anzahl ist, welche Livius vor der Regierung des Tarquinius Priscus angiebt. Dieser verdoppelte sie: so machten nun die 3 Centurien 1800. Mann aus, oder jede 600. In diesem Zustande befand sich die Römische Cavallerie, als Servius Tullius mit der Eintheilung der Römischen Burger eine neue Eintheilung traf und einen neuen Plan der Römischen Militz festsetzte. Er theilte nemlich das ganze Volk in sechs Classen ein, wo von jede aus 140 Centurien, oder, nach dem Dionys aus Halicarnas, aus 150. bestand, woraus sich, die letzte ausgenommen, die Infanterie der römischen Armeen bilden mußte. Weiter dachte er auf die Errichtung der Reuterey. In dieser Absicht stellte er 12. neue Centurien Reuter an, die alle aus den besten Häusern genommen wurden. Aus den drey Centurien des Romulus machte er sechs und ließ ihnen die nemlichen Namen, die sie schon hatten, und den Unterschied der Priorum und Secundanorum, wie Festus angiebt.

Diesen Reutern wies er zehen tausend Asses aus dem öffentlichen Schatze zur Anschaffung der Pferde an, und für die jährliche Unterhaltung derselben zweytausend Asses auf die Güter der reichsten Wittwen. Und diese Centurien der Reuterey waren die ersten und vornehmsten von der ersten Classe. In der Versammlung des Volks gaben sie die ersten Suffragien.

So weit stimmen Livius und Dionys von Halicarnas miteinander ganz überein. Und so läßt sich auch leicht bestimmen, wie stark der Anzahl nach jede dieser Centurien gewesen. Unter dem Tarquinius Priscus enthielt jede Centurie 600. Mann. Servius Tullius theilte sie und machte sechs daraus. Er führte sie also auf 300 Mann zurück. Nun fügte er noch 12. Centurien darzu. Darf man also wohl zweifeln, daß er die neuen und letzten der Zahl nach den ersten nicht sollte gleich gemacht haben? Jede der 18 Centurien hatte also dreyhundert Mann, und das ganze Corps machte im Ganzen 5400. Reuter aus, welche Anzahl für 18. Legionen hinreicht, wenn auf jede Legion dreyhundert Reuter gerechnet werden.

Da sich von den Zeiten des Romulus an bis zum Servius Tullius ohne Zweifel verschiedene plebejische Familien bereichert und ein grosses Vermögen erworben hatten, daß solches zum Census der ersten Classe, wie ihn Servius Tullius angesetzt hatte, hinreichte: so ist es wahrscheinlich, daß ein grosser Theil dieser Reuter von Familien der Plebejer gewesen. Man hatte also Reuter von patrizischen und plebejischen Familien, und wahrscheinlicher Weise machten letzte gar bald den größten Theil aus.

Man betrachtete aber diese Reuterey als die ersten und vornehmsten in der Römischen Jugend. Als Tarquinius Priscus den grossen Circus bauen ließ, so wies er ihnen und den Senatoren darin einen besondern Platz an. Brutus zog die angesehensten aus diesen Reutern in den Senat, als er die Stellen der-

jenigen Senatoren wieder beſetzen wollte, die Tarquini der Stolze hatte ermorden laſſen. Beym Livius hieſſen ſie ſehr oft primores, principes, proceres juventutis. Einige Gelehrte haben behaupten wollen, daß ſo wie derjenige, den die Cenſoren bey Ableſung der Senatorenliſte zuerſt nannten, den Titul des erſten des Senats, princeps ſenatus, führte, ſo ſey auch der, den ſie in der Liſte der Ritter oben angeſetzt, der Erſte der Jünglinge, princeps juventutis, genennt worden. Dis hat aber keinen Grund. Denn es wird in den Zeiten des freyen Staats nie eines Erſten der Jünglinge gedacht. Zwar nennt Livius die Ritter principes juventutis, aber in der mehreren Zahl, und will damit weiter nichts ſagen, als daß ſie die vornehmſten und der Kern der römiſchen Jugend geweſen. Wenn auch an andern Orten vom Erſten aus dem Ritterſtande geredet wird, ſo geſchiehet es allzeit in der mehreren Zahl, und es werden dadurch nur die Vornehmſten und angeſehenſten dieſes Standes angedeutet. Auguſt war der erſte, der ſeinen Enkeln den Titul principes juventutis, als einen beſondern Ehrentitul dem vielleicht das deutſche Erb- oder Cronprinzen entſprechen würde, geben ließ. Da er ſich ſelbſt begnügte, alle Rechte einer unumſchränkten Herrſchaft unter dem beſcheidenen Titul eines Erſten des Senats auszuüben; ſo wollte er, daß ſeine vermuthlichen Nachfolger mit dem Titul der Erſten der Jünglinge beehrt würden. Die Inſchriften und ſelbſt die Münzen, zeigen ihn uns unter dieſem Titul, ſo wie auch eine Münze des Titus und Domitian, wo dieſe beyden Prinzen zu Pferde vorgeſtellt ſind, mit der Umſchrift: Titus & Domitianus, Cæſares Princ. Juvent. Dieſer Titul war den vermuthlichen Cronerben eigenthümlich, und Tacitus erzehlt, daß kurz darauf, als Nero vom Claudius adoptirt worden, er auſſer andern Tituln und Vorzügen, auch mit den Titul eines Erſten der Jünglinge beehrt worden. Von ſpätern Zeiten haben wir noch eine Menge von Münzen, auf denen die Söhne der Kaiſer, oder die, welche ſie zu ihren Nachfolgern beſtimmt hatten, eben ſo genennt worden.

Zehen Jahre nach Vertreibung der Könige vertraute den Rittern der Conſul Sulpitius, als man ihn von einer geheimen Verſchwörung benachrichtigte, die Beſchützung des Forums an. Im 342ſten Jahre von Rom ſchickte man bey der groſſen Hungersnoth an alle benachbarte Völker und Prinzen einen Senator und zween Equites, um Getrayde aufzukaufen. Die Equites erhielten einen dreyfach gröſſern Sold, als die Fusgänger. Im Range waren ſie über die Centurionen erhoben, wie dies ſchon anfangs gemeldet worden. Bey der Anlegung der Colonie von Vibo bekam ein Fußgänger 10. Morgen, und der Reuter dreyſig Morgen Landes, und in der von Aquileja erhielt der Fußgänger 50, der Centurio 100. und der Reuter 150 Morgen. Im Lager waren die Equites von der Schanzarbeit frey, auch durften ſie bey ihren Pferden nicht Wache halten, weil die Triarier hinter ihnen gelagert waren. Kurz, ſie behaupteten bey jeder Gelegenheit den Vorzug und Charakter einer ausgeſuchten Mannſchaft vor allen andern in der Armee, und dieſer erſtreckte ſich ſo weit, daß auch die Statuæ equeſtres weit mehr, als eine jede andere, galten. Man darf ſich alſo nicht wundern, daß alles dies die Equites ſehr über das übrige Volk erhob, und daß ſich der Begriff von einem ordine equeſtri in den Gedanken der Römer ſchon zum voraus bildete und feſtſetzte, ehe er noch wirklich im Staat aufgenommen war und ſtatt fand. Daher haben auch die Schriftſteller, welche nach der wirklichen Errichtung des Ritterſtands geſchrieben, kein Bedenken getragen, den Ausdruck ordo equeſter zur Bezeichnung der römiſchen Cavallerie zu gebrauchen, ſelbſt vor den Zeiten der Gracher, welche die erſten Stifter des Ritterordens geweſen. Sie ſchreiben und reden in einem Anachronismus, der den Begriffen ihrer Zeitgenoſſen und der Achtung, die man in den erſten Zeiten für die Reuterey hegte, angemeſſen war.

Das Pferd, welches der Staat jeden Eques unterhielt, war das vorzüglichſte, wodurch ſich der Römiſche Reuter unterſchied, wie es Plinius B. 33, 1. durch die Worte & quod antea militares equi nomen dederant deutlich zu verſtehen giebt. Hievon kam alſo der Name Equites. Dies Pferd gab aber der Staat entweder in einer Summe Gelds, für die es angekauft wurde, wie es Servius Tullius angeordnet hatte, oder in Natur, wie ſolches nachher ſcheint gewöhnlich geweſen zu ſeyn. Der Staat gab auch das Futter oder die Unterhaltungskoſten für dies Pferd, ebenfalls nach der Einrichtung dieſes Königs und die Reuter trugen das übrige der Unkoſten, bis die Republik gegen das Jahr 350. einen Sold für die Cavallerie feſtſetzte, ſo wie ſie ſolches drey Jahre vorher für die Infanterie gethan hatte. Von der Zeit an gab man wahrſcheinlicherweiſe weiter nichts mehr zur Unterhaltung der Pferde her, weil der dreyfache gröſſere Sold, den die Reuterey vor dem Fußvolke voraus hatte, überflüßig zu allem hinreichte.

Die Eigenſchaften, welche von einem Eques gefordert wurden, waren, daß er von einer ehrbaren Familie ſeyn, den Reutercenſus d. i. ein Vermögen des Burgers der erſten Claſſe beſitzen und untadelhaft ſeyn mußte. Fanden ſich bey jemand dieſe Umſtände beyſammen, ſo war er auch des Staatspferds fähig, und es kam weiter nichts darauf an, ob er von patriziſcher oder plebejiſcher Familie abſtammte. Doch unter dem Romulus und den andern Königen bis auf den Servius Tullius wählten die Könige, weil der Cenſus noch nicht eingeführt war, unter den Vornehmſten des Staats diejenigen aus, welche zu den Reutercenturien gezogen werden ſollten.

Ob nun aber gleich Servius Tullius die Gröſſe des Vermögens beſtimmte, das ein Reuter haben mußte, ſo hieng doch davon die Aufnahme unter die Reutercenturien nicht allein ab, ſondern es blieb immer die Wahl dem Könige offen, oder den Conſuls, die auch in dieſer Abſicht die Stelle der Könige vertraten. Da aber gegen das 310te Jahr d. St. Cenſores gewählt wurden, ſo fiel ihnen, weil ſie die Aufſicht der ganzen Zucht im Staate hatten, auch die Beſorgung der Reutercenturien zu. Wer Reuter wurde, der mußte das Staatspferd aus ihren Händen bekommen, und dann erſt ward er in eine der 18. Centurien eingeſchrieben. Diejenigen, welche den Cenſus eines Reuters hatten, aber durch die Uebergabe des Staatspferds den Centurien noch nicht waren einverleibt worden, dienten dennoch noch nicht unter der Reuterey. Während der Belagerung von Veji, wo die Römer eine Schlappe bekommen hatten, die ſie beunruhigte, erbotten ſich diejenigen, welche den Reutercenſus hatten, mit ihren eignen Pferden zu dienen. Man nahm alſo ordentlicher Weiſe keine Reuter mehr in die Centurien auf, als welchen die Cenſores wirklich das Staatspferd gegeben hatten. Allein dieſer

Umſtand änderte ſich gegen die Zeiten des Polyb im zweyten Puniſchen Kriege. „Sonſt war man gewohnt, ſagt dieſer Schriftſteller, die Reuter nach dem Fußvolk zu wählen und auszuſuchen, und rechnete 200. derſelben auf 4000. Fußgänger. Jezt aber wählt man die Reuter zuerſt, und der Cenſor ſucht ſie nach dem Verhältniſſe ihres Vermögens aus. Man gibt jeder Legion 300.“ Polyb will damit ſagen, daß man ſonſt die Reuterey nicht in die Legionen vertheilt hätte, als bis die Infanterie der Legion wäre gezogen geweſen, weil in dieſem Falle die Auswahl der Reuter leichter geweſen ſey. Man fand ihrer immer mehr, als zu den 18. Centurien erfordert wurden. Allein da dieſe 18 Centurien viel gelitten hatten, und die Legionen in gewiſſen Jahren bis auf 23. angewachſen waren, ſo fiengen die Cenſores bey der Muſterung und Recrutirung die Unterſuchung bey denen unter dem Volke an, welche das Reutervermögen hatten, und ſuchten die Zahl unter ihnen aus, welche erfordert wurde, um jeder Legion 300. Reuter zu geben. Doch erhielten ſie auch damals noch das Staatspferd aus ihren Händen.

Es mußten dieſe Reuter, wenn ſie bey der Muſterung nicht ausfallen ſollten, auſſer den obigen Eigenſchaften auch von Seiten der Sitten und Aufführung untadelhaft ſeyn. In dieſer Abſicht ſtellten die Cenſores alle Jahr eine Prüfung derſelben, equitum probationem an, und zwar am 15ten Julius. Sehr viele vermengen aber dieſe Ceremonien mit einer andern, die den nächſten Tag darauf erfolgte und equitum transvectio hies. Aus folgendem wird ihr Unterſchied erhellen. Der Marſch der Cavallerie, ſo ſoll equitum transvectio jezt heiſſen, geſchahe des Jahrs zweymal, nemlich am Tage der Lupercalien, d. i. am 15ten Februar, und dann am 16ten Julius. Dionys von Halicarnas ſucht den erſten Urſprung von dieſer Ceremonie im 257. Jahr d. St. bey der Schlacht am See Regillus. Allein Livius, Valerius Maximus, und Aurelius Victor ſetzen ihren Urſprung 200 Jahre ſpäter an. Sie ſchreiben ihre Anordnung und Einrichtung den Q. Fabius Maximus Rullianus zu, welcher im J. d. St. 449. Cenſor geweſen. Dionys von Halicarnas gibt uns eine Beſchreibung davon. Die Reuter marſchirten in Uniform und Schlachtordnung vor dem Stuhle der Cenſoren auf dem offentlichen Platz vorbey. Mehr thaten ſie am Tage der Lupercalien nicht. Allein am 15ten Julius gieng vor dieſer Revüe eine Prüfung der Cavallerie, oder die ſogenannte Probatio equitum her. Und mit dieſer leztern verhielte es ſich alſo. Gleich mit dem erſten Morgen kamen die Cenſores aufs Forum, und ſetzten ſich auf ihr Tribunal. Die Reuter kamen zu Fus, hielten ihre Pferde am Zaum und marſchirten, ſo wie ſie namentlich aufgerufen wurden, vor ihnen vorbey: nach der Ordnung der Rolle, welche die Cenſores in den Händen hatten. Man durfte ſie alsdann anklagen. Der verklagte Reuter machte Halt. Ward er überführt, ſo degradirte ihn der Cenſor mit den Worten, vende equum. Ward er hingegen für unſchuldig erkannt, ſo befahl ihm der Cenſor fort zu marſchieren mit den Worten, traduc equum. Doch es konnten ihm die Cenſores auch für ſich allein ſchon das Pferd nehmen, wenn ſich gleich keine Ankläger fanden; und dies war ein groſſer Schimpf, der ihn zum Dienſte unter der Reuterey untüchtig machte. Dieſe Prüfung geſchahe mit der äuſſerſten Strenge. Man verzieh ihnen nicht die geringſte Feigheit und beſtrafte ſogar die Weichlichkeit und Nachläßigkeit an denſelben. Im Artikel Cenſus findet man ein merkwürdiges Beyſpiel davon. Dieſe Prüfung dauerte nachher auch noch fort, als die Equites einen beſondern Stand im Staate ausmachten und das Staatspferd nicht mehr das Zeichen des Dienſtes im Krieg, ſondern der Ehre und des Vorzugs vor andern Bürger ward. Auguſt, der die Cenſores wieder einführte, hielt mehr als einmal in Perſon die Revüe über die Reuterey, doch mit einiger Milderung der Strenge, indem er das Anklagen derſelben nicht weiter geſtattete, welches, wie Sueton erzehlt, ehedem ſehr üblich geweſen war. Es behielt aber doch derjenige, welcher bey dieſer Muſterung den Vorſitz hatte, immer noch das Recht, dem Reuter das Pferd zu nehmen. Daher ſagt auch Ovid in ſeiner Vertheidigung an den Auguſt, daß er in der probatione equitum nie vom ihm ſey angehalten worden. Caligula verband, nach dem Sueton, Mäßigung und Strenge in dieſer Muſterung. Leuten, die ſich einen böſen Ruf zugezogen hatten, nahm er die Pferde; andere aber, die weniger verſchuldet hatten, übergieng er mit Stillſchweigen und nannte ihre Namen nicht, wodurch ſie zwar auch degradirt, aber doch nicht ſo empfindlich beſchimpft wurden. Der Scholiaſt des Perſius ſagt, es hätten zu ſeinen Zeiten die Conſuls den Vorſitz bey dieſer Revüe gehabt und Lipſius führt eine Stelle an, aus einem alten Gloſſarium, woraus erhellet, daß ſelbſt in den Zeiten des Adrians die Reuter untadelhaft ſeyn mußten.

Der Dienſt mit eignem Pferde war etwas Beſchimpfendes. Die erſten Cenſores, welche nach dem unglücklichen Tage bey Canná erwählt wurden, nahmen allen Reutern die Pferde, welche die Schlacht überlebt hatten, erklärten ihre vorherige Dienſte für null und nichtig und verdammten ſie zu einem zehenjährigen Dienſte auf eignen Pferden. Sie ſuchten auch alle diejenigen auf, welche ſich Alters und andern Urſachen halber unter die Reuterey hätten ſollen enrolliren laſſen und ſich zu Anfange des Kriegs nicht geſtellt hatten, und ſetzten ſie dann, im Falle der Schuld, in die Claſſe der Aerariorum herunter. Hieraus erhellet, daß diejenigen, welchen den Cenſum equeſtrem hatten, ſich gelegenheitlich vor den Cenſoren zeigen und ſtellen mußten, um das Pferd vom Staat zu erhalten.

So wie es eine Beſtrafung war, wenn einem das Staatspferd genommen wurde, ſo gereichte die Erhaltung deſſelben auf der andern Seite zur Ehre. Dies heißt beym Cäſar ad equum reſcribere, d. i. einen unter die Zahl der equitum ſetzen. Es war daſſelbe alſo eine Ehrenbelohnung. Doch ganz davon befreyt zu ſeyn, das war ebenfalls Ehrenbelohnung, welches vielleicht ſonderbar ſcheinen könnte. Ein gewiſſer Aebutius entdeckte im Jahr 567. d. S. eine gefährliche Verſchwörung, und erhielt dafür unter andern Vorrechten auch dies, daß ihm der Cenſor kein Staatspferd anweiſen ſollte, ne cenſor ei equum publicum aſſignaret. Das kam daher, weil der Dienſt bey der Reuterey mehr rühmlich und läſtig, als einträglich war. Denn der vom Staate bezahlte Sold reichte zur Bezahlung der Koſten nicht zu, welche der Reuter bey ſeiner ganzen Ausrüſtung machen mußte. Dies ertheilte Vorrecht war alſo eine Befreyung vom Dienſte, und beweißt, daß alle diejenigen, die um dieſe Zeit ein Staatspferd hatten, in den Armeen dienten, und daß man keine andere Equites, als die Reuter bey den Legionen hatte.

Waren die zehen Jahre, welche der Reuter dienen mußte, vorbey, so brachten sie ihre Pferde zu den Censoren. Dies giebt uns Varro durch die Worte, in castris permansi, inde reduxi caballum ad Censorem zu erkennen. Auch Plutarch sagt, daß die römischen Reuter bey dem Ende ihrer Dienstjahre ihr Pferd aufs Forum vor die Censores brächten, und dann ihren Abschied erhielten, wenn sie vorher die Feldherrn genannt, unter denen sie gedient hatten. Auch dies geschah in der oben angeführten Probatione Equitum. Diese Prüfung findet man abgebildet auf einer goldnen Schaumünze des Claudius. Der Kaiser sitzt in der Eigenschaft des Censors auf einer Sella curulis. Vor ihm stehet ein Reuter mit dem Pferde am Zaum. In der Beyschrift liest man Censor. Eben dieser Gebrauch fand auch bey den Griechen statt. Aus dem Harpocration lernen wir, daß der Reuter die Kosten zum Ankaufe des Pferds und seiner Rüstung aus der Staatscasse erhielt, und aus dem Lysias in der Rede für den Mantitheus erhellet, daß er, wenn seine Dienstzeit vorbey war, das Pferd wieder bey den Phylarchen abgeben mußte.

Gieng ein Reuter in den Stand der Senatoren über, er mochte nun ein Patrizier oder Plebejer seyn, so hörte der Rang, den er als Reuter hatte, auf, weil er nun einen höhern erhalten hatte. Eben so verhielt es sich auch in der Folge bey den eigentlichen Rittern, als der Ordo equestris, der Ritterstand, einen besondern Stand im Staat ausmachte. Man ward aber Senator durch die Bekleidung öffentlicher Staatsämter, worunter die Quästur das erste war. Doch das bloße Bekleiden der Staatsämter verleibte einen nicht wirklich in den Senat ein. Man mußte vorher erst durch Censores in die Rolle der Senatoren eingetragen werden, welche den Namen der Senatoren ablasen, ehe sie ihr Amt niederlegten. Da nun aber nicht gerade alle Jahre Censores erwählt wurden; da zuweilen auch eine geraume Zeit zwischen zween Censuren verstrich: so begab es sich nicht selten, daß jemand das Staatspferd noch lange behielt, wenn er auch gleich schon Staatsämter bekleidet hatte, die ihn zum Range eines Senators berechtigten. So kam es, daß Pompejus in seinem ersten Consulate noch das Staatspferd hatte, wie aus dem Plutarch zu ersehen. Er war noch nicht in die Rolle der Senatoren eingeschrieben worden, da das Ablesen der Namen der Senatoren in 17 Jahren nicht geschehen war. Ein noch auffallenderes Beyspiel haben wir am C. Claudius Nero und dem M. Livius Salinator. Diese hatten schon alle Staatsämter bekleidet und behielten doch noch das Staatspferd, selbst bis in ihre Censur, die sie 549 d. St. bekamen. Sigonius hat diese Schwierigkeit schlecht gehoben. Valerius Maximus sagt, sie wären propter robur aetatis noch in den Reutercenturien gewesen. Daraus könnte man etwa schließen, daß es einem Reuter, der Senator geworden, auch nach der Bekleidung der höchsten Aemter frey gestanden hätte, das Pferd des Staats beyzubehalten, wenn ihm das Alter den Dienst noch erlaubt habe. Und dies scheint auch also zu seyn. Aber diejenigen Reuter, die nicht Senatores geworden, behielten das Staatspferd bis zu Ende ihres zehenjährigen Dienstes, und nicht länger. Doch in den spätern Zeiten der Republik scheinen die Glieder des Ordinis equestris, die nie zur Würde eines Senators gelangten, verbunden gewesen zu seyn, jenes Staatspferd durch ihr ganzes Leben beyzubehalten, weil Sueton erzehlt, August habe den Rittern, die über 35 Jahr gewesen, frey gestellt, ob sie ihr Pferd noch länger behalten oder abgeben wollen.

Die römischen Reuter hatten aber ihre besondern Unterscheidungs- und Ehrenzeichen. Von der Angusticlavia wollen wir hier nichts gedenken, welcher Schmuck sich auf den eigentlichen Ritterorden beziehet, und nicht eher aufkam, als bis die Equites den Mittelstand zwischen dem Senate und der Plebs ausmachten. Durch sie unterschied sich nicht der Reuter vom Fußgänger, sondern der Ritter vom Rathsherrn. Der eigentliche Schmuck, durch den sich der Reuter auszeichnete, war die Phalera, der goldne Ring und die Trabea.

Die Phalera scheint der älteste Schmuck der Reuter gewesen zu seyn. Die Commentatores des Virgils halten diese Phalera für eine Bezeichnung der Beschirrung des Pferds. Allein die Stelle des Dichters widerspricht dieser Erklärung. Eurysalus legt im Lager der Rutuler die eroberten Phaleras selbst an. Eurysalus phaleras Ramnetis & aurea bullis cingula — — Haec rapit, atque humeris nequicquam fortibus aptat. Zeigt der Ausdruck aptat humeris nicht einen Schmuck der Person an? und scheint nicht der Beysatz & aurea bullis cingula eine bloße exegetische Erklärung der Phalerarum zu seyn? Wenigstens erzählt Virgil mit den Worten haec rapit fort. Ueberdas findet man, daß auch die Fußgänger mit Phaleris bisweilen sind beschenkt worden: wie z. B. L. Siccius Dentatus, welcher sich 25 Phaleras erhalten zu haben rühmete. (Dieser römische Held hat aber auch nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Dionys von Halicarnaß unter der Reuterey gedient). Le Beau glaubt daher, daß die Phaleræ eine Art von Wehrgehänge oder Gürtel mit goldnen Knöpfen besetzt gewesen wären, aurea bullis cingula. Die Phaleræ, mit denen die Infanteristen beschenkt wurden, sind wahrscheinlich der ordentliche und gewöhnliche Schmuck der Reuter gewesen, und wenn man den letztern ein Geschenk zur Ehre mit Phaleris machte, so waren es wohl kostbarere, als ihre alltäglichen und gewöhnlichen. Als der Scriba Flavius, der dem Volke die Fastos bekannt machte, Aedilis und Tribunus Plebis wurde, so legten die Senatores zur Bezeugung ihres Unwillens ihre goldne Ringe, und die Reuter ihre Phaleras ab. Plinius, der uns dies erzehlt, fügt hinzu, daß der letzte Umstand von manchen unrichtig so erklärt worden, als hätte der Ritterstand, ordo equestris, der doch damals noch nicht im Staat war, sein Mißfallen dadurch zu verstehen geben wollen. Livius, der uns die nemliche Sache erzehlt, merkt an, daß der meiste Adel die goldnen Ringe und die Phaleras abgelegt hätte. Dies letzte Wort beziehet sich auf die Reuter, unter welchen sich ebenfalls Adeliche, d. i. Patrizier, befanden, und die gewöhnlich aus den vornehmsten Familien gezogen wurden.

Die goldnen Ringe werden gewöhnlich als ein Ehren- und Unterscheidungszeichen der Equitum angegeben, und man sucht ihr Daseyn eben so, wie den Ordinem equestrem, in den ältesten Zeiten des römischen Staats. Allein dies Vorurtheil widerlegt schon das bloße Zeugniß des Plinius. Selbst die Senatores trugen geraume Zeit nur eiserne Ringe. Vor der Aedilität des Flavius, wie Plinius erzehlt, war der Gebrauch der Ringe noch nicht so gemein und häufig: also vor dem 448sten Jahre d. St. nicht; und wenn man uns sagt, daß der Adel damals seine goldne

Ringe

Ringe abgelegt habe, so gilt das nur von einem Theil der Senatoren, nicht aber von den Reutern, die nicht Ringe, sondern ihre Phaleras ablegten. Aber im 2ten Punischen Krieg müssen sie nothwendig schon gemeiner gewesen seyn. Sonsten hätte Hanibal seine drey Scheffel Ringe, wovon die Geschichte redet, nicht nach Carthago schicken können. Plinius redet hiervon B. 33. C. 1. ausführlich, woraus auch erhellet, daß die Senatores den Ring trugen, ehe noch der Ordo equestris im Staat war, und daß diese ihn auch nachher zu tragen fortfuhren; daß der Ring ohne die Laticlavia ein Unterscheidungszeichen des Ordinis equestris gewesen, daß viele Ritter immer noch einen bloßen eisernen Ring getragen. Plinius setzt hinzu, daß Tiber im 9ten Jahre seiner Regierung für die Zukunft den Stand und die Eigenschaft derer, die einen goldnen Ring tragen durften, bestimmt, und ihren Gebrauch denjenigen verboten habe, die nicht von freyer Geburt waren, und deren Vater oder Großvater nicht 400000 Sesterzien besessen hätte. Allein der Ehrgeiz brachte dieses Gesetz des Tiberius bald wieder in Abgang, und man sah einen Haufen Leute, und selbst Freygelassene, die sich dieses Unterscheidungszeichens anmaßten, so daß unter des Claudius Censur nur allein 400 Freygelassene angeklagt wurden, dieses Vorrecht mißbraucht zu haben.

Es fragt sich aber, ob die Reuter auch goldene Ringe getragen, ehe sich noch der Ritterstand gebildet hatte? Le Beau begnügt sich bey Beantwortung dieser Frage nur mit Muthmassungen, auf die ihn die Worte des Plinius leiten. Da die Reuter sahen, daß sich die Senatores, nach denen sie den nächsten Rang hatten, durch dergleichen Ringe auszeichneten, so wollten sie sich ohne Zweifel dadurch ebenfalls vom übrigen Volke auszeichnen, und trugen also gegen die Zeit des zweyten Punischen Kriegs goldene Ringe. Aber dieser Gebrauch war doch nicht allgemein, und Mago selbst sagt bey den Carthaginensern, daß die drey Scheffel Ringe, die er ihnen als Siegszeichen überbrächte, nur von den angesehensten unter der römischen Reuterey wären genommen worden.

Die Soldaten von der Infanterie trugen einen eisernen Ring, wie Appian beym dritten Punischen Krieg meldet. Der Kaiser Severus erlaubte jedem Soldaten den goldenen Ring, und diese Gewohnheit bestund noch unter dem Aurelian. Nach und nach verlohr sich aber die Ehre und Achtung, die bis dahin immer noch mit dem goldenen Ring war verbunden gewesen, indem die Kaiser anfänglich denselben ihren eignen Freygelassenen und dann auch den Freygelassenen der Privatpersonen, die in einigem Ansehen stunden, ohne alle Schwierigkeit erlaubten: und zuletzt gab Justinian allen, sowohl Manns- als Weibspersonen, die man frey machte, das Recht, einen goldenen Ring zu tragen, ohne daß sie desfalls um besondere Erlaubniß einkommen durften.

Von der Entstehung des Ritterstands an konnten die hohen Obrigkeiten, wem sie wollten, den Ring geben. Sylla gab ihn dem Schauspieler Roscius; der Prätor Verres seinem Schreiber, und Julius Cäsar dem Labien. Aber damit gaben sie ihnen doch nicht den Rang und Stand der Ritter. Darzu ward erfordert, daß man vom Censor das Staatspferd erhielte. Diejenigen, welche von den hohen Obrigkeiten das Recht, den goldenen Ring zu tragen, erhielten, bekamen weiter keinen Vorzug, als daß sie auf dem Theater in den 14 Stufen sitzen durften.

Von der Trabea ist nur weniges zu sagen. Sie war keine eigentliche Uniform des Reuters im Krieg, und eben so wenig eine gewöhnliche Tracht. Man trug sie nur zur Cärimonie, oder zum Staate bey der Revüe oder der sogenannten Transvectione equitum. Sie hatte gerade die Form der Toga, war weiß und mit Purpur bordirt und gestreift, von welchen Streifen sie den Namen hat. Man muß sie aber nicht mit der Trabea der triumphirenden Feldherrn verwechseln. Diese war mit goldnen Palmen versehen, welche in den Stoff selbst gestickt oder gewebt waren.

Es läßt sich, wie schon gleich anfangs gemeldet worden, kein bestimmter Zeitpunkt angeben, wann eigentlich die Ritter aufgehört haben, unter den Legionen als Reuter zu dienen. Diese Veränderung geschahe unvermerkt, und schlich sich nach und nach ein, ohne daß sie durch eine Verordnung unterstützt worden wäre, so wie die andern Mißbräuche, welche die grosse Zucht des Staats nach und nach untergruben. Einige Gelehrten trennen schon den Ritterstand von der Reuterey von den Zeiten der Gracher an. Andere setzen solche erst auf das erste Consulat des Marius, andere in die Zeit, wo den Bundsgenossen das römische Bürgerrecht ertheilt wurde; andere setzen sie bis nach dem bürgerlichen Kriege des Marius und Sulla zurück. Sehr viele verwirren diese Epochen miteinander, und halten sich bald bey einer, bald bey der andern auf. Vielleicht vereinigt sie folgende Meinung mit einander. Diese Trennung geschahe nach und nach, und ereignete sich in dem ganzen Zeitraume, der zwischen dem Gesetze des Gracchus und der Eroberung von Gallien liegt. Alle die Epochen, wovon so eben geredet worden, sind in diesem Zeitraume eingeschlossen, und sind weiter nichts, als besondere Begebenheiten, die darzu beytrugen, daß sich die Ritter immer mehr und mehr vom Dienste der Legionen freymachten. Des Gracchus Gesetz erhob sie über die Plebs; und gab also Gelegenheit, daß sie es nicht mehr für anständig hielten, die Tribunale mit einem Reuterfattel zu vertauschen. Fünfzehn Jahre hernach steckte Marius allerley schlechtes Volk unter die Legionen, und nun mochten die Ritter bey einer Infanterie nicht weiter dienen, die sie verachteten. Achtzehn Jahre ungefähr hernach erhielten die Italer das Burgerrecht, und nun fiel der Unterschied unter der römischen Infanterie und dem Fußvolke der Alurten weg. Die letztern wurden in die römische Legionen aufgenommen, und ihre Reuterey, die bisher unter dem Namen der Alarum Equitum Sociorum von der römischen unterschieden gewesen, nahm nun auch am Dienste der Legionen Theil. Diese Vermischung war ein neuer Beweggrund der römischen Ritter zur Trennung. In den bürgerlichen Kriegen des Marius und Sulla bereicherten sich endlich die Ritter mehrentheils durch die öffentlichen Pachtungen sehr. Des Cotta Gesetz führte sie wieder auf die Tribunale ein; sie mußten also die Reuterdienste bey den Legionen weit unter ihrer Würde halten. Da nun auch die Armeen weit zahlreicher geworden waren, und die Legionen sich stark vermehrt hatten, da sich unterdessen die Zahl der Ritter in den bürgerlichen Kriegen sehr vermindert hatte: so konnten auch die Ritter weiter nicht mehr die gehörige Anzahl Reuter aus ihrem Orden stellen, und mußten also aus Noth in der Gesellschaft von Leuten dienen, die weit unter ihrem Range waren. Das alles bewog sie zu Absonderung und Trennung vom Reuterdienste bey den Legionen. So urtheilt Le Beau von den römischen Equitibus und von ihrer Trennung von der Reuterey der Legionen. Wir wollen nun diesen um die vor-

her angegebene Zeit im römischen Staate entstandenen neuen Stand der Ritter nach seiner eigentlichen Beschaffenheit, nach seinen in dieser Epoche erhaltenen Vorzügen und Beschäftigungen hauptsächlich nach Anleitung der im T. 1. T. 4. T. 7. T. 14 und T. 28 der Abhandlungen der Academie der Aufschriften näher betrachten. Vom ersten Anfang der Stadt Rom bis auf die Gracchen behaupteten sich nur allein die Senatores auf den Gerichtsstühlen, so daß selbst die Volkstribunen, die doch die Democratie begünstigten, dem Senat die Verwaltung der Gerechtigkeit nicht streitig machten. Endlich aber erhoben sich Tiberius und Cajus Gracchus, diese zween grosse und unternehmende Tribunen, gegen das Ansehen der Senatoren, das sie in den Gerichtsstühlen behaupteten. Kaum war der erste mit seiner Lex agraria durchgedrungen, als er auch den Vorschlag that, den Senatoren die Gerichtsstühle zu nehmen und solche in Zukunft mit Personen aus den Equitibus zu besetzen. Zehen Jahre nach seiner Ermordung setzte sein Bruder Cajus diesen Vorschlag wirklich durch. Die Equites wurden Richter, und nun betrachtete man sie als einen ehrwürdigen Körper, der sich damals aber doch noch nicht von der Plebs absonderte. Sechszehn Jahre hatten schon die römischen Reuter die Gerichtsstühle versehen, als der Consul Q. Servilius Caepio im 647sten Jahr d. St. mit Beyhülfe des L. Crassus Einigkeit zwischen ihnen und dem Senate zu stiften suchte, indem er Senatores und Equites zusammen bey den Gerichtsstühlen anstellte. Doch man weiß nicht gewiß, ob das Gesetz des Caepio angenommen worden: wenigstens ist es in kurzer Zeit aus der Acht gekommen, da Cicero sagt, daß die Senatores vor dem Plotischen Gesetze das Amt der Richter mit den Equitibus noch nicht getheilt gehabt hätten. Vielleicht wurde das Gesetz des Caepio, wie wenigstens Sigonius glaubt, zwey Jahre hernach unter dem Consulate des Marius in 649 durch ein anders des C. Servilius Glaucia wieder abgeschaft. Dies schließt Sigonius aus einigen Stellen des Cicero und aus einem Fragmente des Servilisch-Glauciſchen Gesetzes selber, daß er auf zwoen kupfernen Tafeln im Cabinet des Cardinals Bembo gefunden hatte. Dies Gesetz verordnete, daß beym Gerichte der Concussion 450 Richter angestellt werden sollten, die keine Senatores wären. Sigon setzt die Anordnung dieses Gesetzes ins Jahr 653, worin C. Servilius Glaucia Prätor gewesen. So viel ist gewiß, daß die Senatoren im Jahr 662 nicht mehr zu den Gerichten sind zugelassen worden, als der Volkstribun Livius Drusus dem Volke den Vorschlag that, und auch ein Gesetz durchsetzte, nach welchem die Gerichtsstühle halb mit Senatoren und halb mit Equitibus besetzt werden mußten. Allein zwey Jahre hernach mußten die Equites, nach einem Gesetz des Tribuns Plautius Silvanus, nicht nur mit dem Senate, sondern auch mit der Plebe die Tribunale theilen. Ob dies Gesetz völlig bis auf die Zeiten des Sulla bestanden, weiß man nicht. Das ist aber gewiß, daß Sulla im Jahr 673, während seines zweyten Consulats, den Rittern die Gerichte wieder nahm, weil sie sich im bürgerlichen Krieg wider ihn erklärt hatten, und sie den Senatoren allein gab. Zehen Jahre hernach unter dem Consulate des Pompejus und Crassus wollte der Prätor L. Aurelius Cotta die drey Stände mit einander vereinigen, und nach seinem Gesetze sollten die Gerichtsstühle zu gleicher Zeit durch Senatores, Equites und Tribunos Aerarii besetzt werden, welche letztere aus dem Stande der Plebis waren. Cicero war eben damals ernannter Aedilis, als dies Gesetz publicirt wurde, und es galt auch noch unter seinem Consulate.

Der zweite Zustand, in dem uns Plinius die Equites sehen läßt, gegen die Zeit hin, da sie einen besondern Stand zu bilden anfiengen, ist derjenige, wo sie als eine Gesellschaft von Generalpächtern erscheinen. Als Sulla den Senat wieder in den Besitz der Gerichtsstühle gesetzt hatte, gaben sich die bisherigen Richter oder Equites mit der Pacht der römischen Gefälle ab, und wurden die Generalpächter des Staats. Da man, um Richter zu seyn, eben so viel Vermögen haben mußte, als erfordert wurde, um römischer Ritter zu seyn, und man, um einen Generalpachter abzugeben, nothwendig reich seyn mußte, damit man dem Staate die nöthige Sicherheit stellen konnte; so machten die Zolleinnehmer oder Pachter der öffentlichen Gefälle des Staats wegen ihrer Reichthümer auf den Rang und die Würde der Equitum Anspruch, und verlangten, daß man sie als einen zweyten Stand in der Republik, der das Mittel zwischen dem Senate und dem Volk ausmachte, ansehen sollte. Der Senat hingegen, der die Zunahme der Macht der Ritter nur mit neidischen Augen ansahe, weigerte sich, sie für einen vom Volke unterschiedenen Stand zu erkennen. Er wollte sie sogar nicht einmal für Ritter erkennen, und diesen Titul nur denen zugestehen, welchen der Censor ein Staatspferd angewiesen hatte. Indessen behaupteten doch diese Generalpachter, die mit denen, welche vorher Richter gewesen, einerley waren, und die, wenigstens zum Theil, die Gerichtsstühle wieder erlangt hatten, da sie in der Republik die angesehenste Gesellschaft nach dem Senate ausmachten, und aus den reichsten und vornehmsten Personen der ersten Classe bestunden, daß sie einen besondern vom Senate und dem Volk unterschiedenen Stand ausmachten. Ein grosser Theil von ihnen war mit dem Senate durch Blutsfreundschaft und Heyrathen verwandt, indem sie von alten und vornehmen Geschlechtern abstammten, wie Cicero dies in der Rede für den Cluentius C. 55, weitläuftiger ausführt. Sie konnten auf die höchsten Würden Anspruch machen, zogen aber ein angenehmes und ruhiges Leben den mühsamen Regierungsgeschäften vor. Die übrigen stunden mit dem Volke in Verbindung. Dies waren Plebejer, welche Reichthümer, und durch diese Ansehen und Achtung erworben hatten. Dadurch, daß der Senat sich ihren Ansprüchen widersetzte, machte er die Gemüther der erstern von sich abwendig, die sonst natürlicher Weise dessen Absichten würden begünstigt haben, und verknüpfte die letztern noch fester mit dem Volke. Bewilligte er ihnen hingegen den Vorzug, welchen sie verlangten, so brachte er die, welche ihres Ansehens und ihrer Reichthümer wegen im Staat das meiste Gewicht hatten, auf seine Seite, und konnte gewiß seyn, daß er durch dies Mittel in den Comizien oder Versammlungen des Volks nach Centurien, wo man mehr aufs Vermögen, als auf die Anzahl sahe, das Uebergewicht haben werde. Cicero war aus dem Ritterstande entsprungen, den er allzeit nach seinem Vermögen begünstigte, und sahe sehr wohl ein, wie viel dem Senate daran gelegen sey, mit diesem Stande vereinigt zu seyn. Daher stellte er während seines Consulats die Vereinigung zwischen ihnen zum gemeinschaftlichen Vortheil wieder her, und

bewog den Senat, sie als einen besondern Stand, der das Mittel zwischen dem Senate und Volk hielt, anzusehen. Man sehe Cicero's Briefe an den Atticus B. 1. Br. 17. da nals fieng die Ritterschaft an, den Namen eines Standes zu führen, und man setzte sie sogar bisweilen unter dieser Benennung dem römischen Senate und Volke bey: Senatus Populusque Romanus & Equester ordo. Man nennte den Ritterstand zuletzt, weil er nur erst seit kurzem es dahin gebracht hatte, daß man ihn als einen von den übrigen Ständen unterschiedenen Stand ansahe. Dies alles sagt Plinius B. 33, C. 2. in folgender Stelle: Judicum appellatione separari cum ordinem primum omnium instituere Gracchi, discordi popularitate in contumeliam senatus: mox ea debellata, auctoritas nominis, vario seditionum eventu, circa Publicanos substitit: & aliquamdiu Publicani tertiae vires fuere. Marcus Cicero demum stabilivit Equestre nomen in consulatu suo, ei Senatum concilians, ex eo se ordine profectum celebrans, ejusque vires peculiari popularitate quaerens. Ab illo tempore plane hoc tertium Corpus in Republica factum est, coepitque adjici *Senatui populoque romano* & *Equester Ordo*. Qua de causa & nunc post populum scribitur, quia novissime coeptus est adjici. Im vorhergehenden Capitel hatte Plinius gesagt: Sed annuli plane medium ordinem tertiumque Plebi Patribusque inseruere: quod antea *militares equi*, hoc nunc *pecuniae Judices* tribunt. Nec pridem id factum.

Die Ritter machten also erst seit dem Consulate des Cicero einen vom Senate und Volke unterschiedenen Stand aus. Ob sie gleich nicht mehr bey den Legionen Dienste thaten, so wiesen doch auch noch fernerhin die Censoren einer gewissen Anzahl von ihnen öffentliche Pferde an, so daß zu Cicero's Zeiten das Wort Eques drey verschiedene Bedeutungen hatte. Erstlich behielt es seine ordentliche und alte Bedeutung in Ansehung derer, denen der Censor ein Staatspferd angewiesen hatte, welches auch noch unter den Kaisern fortdauerte, und diese werden öfters vorzüglich Equites equo publico genennt, wie man aus der 5ten Philippischen Rede Cap. 5. des Cicero und aus verschiedenen Inschriften ersiehet. Diese machten ohne Zweifel den Kern der römischen Jugend aus. Zweytens bezeichnete das Wort Eques alle diejenigen, welche wegen ihrer Geburt oder ihres Vermögens unter den Richtern Sitz hatten, oder sich auf Pachtungen des Staats einließen. Endlich ward das Wort Eques auch ferner von denen gebraucht, die bey der Reuterey der Legionen dienten; welche aber nicht mehr zum Ritterstande gehörten.

Doch wir kehren zu den römischen Rittern, als Pächtern der Staatsgefälle, zurück. Diese Pachtungen der Zölle mußte den Rittern um so eher zufallen, da die Senatores, welchen ohnehin das Handeln untersagt war, keinen Antheil daran haben konnten. Wir finden daher schon vor den Zeiten der Gracchen, daß die Centuriae Equitum Pachter des Staats gewesen. Als sie des Gracchus Gesetz zu Meistern der Rechtspflege gemacht hatte, so gaben sie diese ihnen so vortheilhafte Pachtungen so wenig auf, daß sie vielmehr die Ausschweifungen ihrer zur Einnahme der Gefälle angestellten Leute in den Provinzen durch ihre Rechtssprüche begünstigten, wie das Beyspiel des P. Rutilius, den sie im Jahr 661 verwiesen, hinreichend darthut. Als ihnen aber Sulla die Gerichte wieder nahm, so legten sie sich noch in grösserer Anzahl auf die Pachtungen. Von der Zeit an ist bey den öffentlichen Verpachtungen immer von Equitibus die Rede; nicht, als wenn alle Equites Publicani gewesen wären, sondern weil an den Pachtungen nur hauptsächlich die erstern Theil nahmen. Dies will Plinius sagen, daß man nach den Zeiten der Graccher und den bürgerlichen Kriegen, die darauf erfolgt sind, die Publicanos Equites genennt habe, und daß die Publicani einige Zeit über den dritten Stand im Staate ausgemacht hätten.

Ohngeachtet aber der Ritterstand einen besondern Theil des Staats bey der Eintheilung der römischen Bürger ausmachte; so ward er doch nicht als ein abgesonderter Stand in der Staatsordnung bey Aemtern und Versammlungen betrachtet, auch konnte er keinen Schluß für sich allein machen. Die römischen Ritter hiengen, so sehr sie auch dem Namen und dem Range nach von der Plebs unterschieden waren, dennoch in der Staatseinrichtung, in den Gesetzen und der ganzen Polizey des Staats vom Volke ab, unter dessen Namen sie auch im Titul Senatus Populusque Romanus immer mit begriffen wurden. Ovid macht einen doppelten Unterschied unter den römischen Rittern; unter solchen, die es ihrer Geburt wegen waren, und denen, die es ihrer Glücksumstände wegen und durch ihren Dienst wurden. Diejenigen, welche das nöthige Vermögen erwarben, und den Ritterstand durch dasselbe behaupten konnten, erhielten auch den Titul der Equitum durch die Ernennung der Kaiser. Ovid beklagt sich, daß ihm sein Mägdchen einen neuen römischen Ritter vorgezogen, der sich durchs Kriegshandwerk bereichert hatte. Man setzte also auch schon damals den eitlen Vorzug der Geburt weit über erworbene Verdienste.

Unter den römischen Kaisern finden wir Ritter von verschiedener Beschaffenheit nach den verschiedenen Stufen ihres Adels, ihrer Glücksumstände und kaiserlicher Gunstbezeugungen. Einige dienten unter der Prätorischen Reuterey oder unter den sogenannten Singularibus. Diese machten einen Theil der kaiserlichen Leibwache aus, und erhielten hernach Präfecturen. Claudius gab ihnen erst das Commando einer Cohorte, nachher von einer Ala, und dann machte er sie zu Tribunen bey einer Legion. Galba wählte, als er in Spanien zum Kaiser ausgerufen worden, zu seiner Nachtwache römische Ritter, denen er den Namen der Evocatorum gab. Casaubonus glaubt, daß diese Einrichtung auch noch in der Folge bestanden habe, und daß die Evocati Augusti auf den Inschriften darnach erklärt werden müßten, daß folglich das Wort Evocatus seine alte Bedeutung verloren hätte. Doch von diesen Evocatis unten ein mehreres.

Die angesehensten Ritter wurden Aufseher und Verwalter von Provinzen unter dem Titul der kaiserlichen Procuratoren: und diese nennt Tacitus den Ritteradel nobilitatem equestrem. Auf Inschriften findet man noch andere Ehrenämter, die sie zuweilen bekleideten: z. B. der Bibliothekäre der Kaiser. Nach der vom August getroffenen Einrichtung sollte ein römischer Ritter Statthalter von Egypten seyn. Die höchste mit ihrem Stande verbundene Würde ist ohnstreitig die eines Praefecti Praetorio. Ein Gesetz des ersten Valentinians giebt ihnen den Rang unmittelbar nach den Clarissimis.

Zuweilen findet man auch noch in diesen Zeiten Ritter unter den Legionen, wie es einige, wiewohl seltene Marmoraufschriften beweisen. Sie thaten diese Dien-

ſie unter der Reuterey vielleicht aus Geſchmack, vielleicht wegen ihrer ſchlechten Glücksumſtände. Wir finden ſogar, daß ſie ein ganzes Corps ausgemacht haben, und daß ihre Aufſeher Curiones geheißen. Doch muß man die Anzahl der römiſchen Ritter auf den Marmorn nicht zu ſehr vervielfältigen. Das Wort Eques ſchlechtweg geſetzt, oder Eques legionis bezeichnet nur einen gemeinen Reuter; Eques romanus, oder der Beyſatz, equo publico, hingegen einen ächten römiſchen Ritter.

Das ganze Corps der Ritter theilte ſich nach der Trennung von der Reuterey der Legionen in ſechs Turmas, deren jede von einem Commendanten angeführt wurde, der ſevir equitum romanorum hieß. Alle dieſe Turmae kommen auf Inſchriften vor; doch wie Fabretti bemerkt, die ſechste ausgenommen. Daß es aber ſechs Turmae geweſen, beweiſt der Name Sevir offenbar. Capitolin iſt der einzige alte Schriftſteller, der des Sevirats gedenkt, wenn er ſagt, Antonin habe den Marc-Aurel zum Sevir der römiſchen Ritter gemacht. Wenn nemlich die römiſchen Ritter die Muſterung paſſirten, d. i. die ſogenannte Transvectionem hielten, ſo theilten ſie ſich in ſechs Schwadronen, deren jede von einem Sevir commandirt wurde. Der Commendant der Sevirorum war aber der Princeps juventutis. Es war alſo Beſcheidenheit, daß Antonin den Marc-Aurel nur erſt zur Würde eines Seviro erhob, da ihm doch ſchon Adrian, wie Capitolin meldet, das Staatspferd im ſechsten Jahre ſeines Alters hatte geben laſſen. Vermuthlich fand dieſe Eintheilung der Ritter in ſechs Turmas nicht weiter, als bey der Transvectione und probatione equitum ſtatt, und iſt alſo der Character Sevir, wie auch Reineſius glaubt, weiter nichts, als ein Ehrenname geweſen. Vielleicht waren auch dieſe beide Muſterungen die einzigen Fälle, wo die damaligen römiſchen Ritter einen vereinigten Cörper ausmachten, und es ſcheint, daß man von der Würde eines Ritters in der erſten Transvectione Equitum Antheil nahm, ſobald man vom Kaiſer das Staatspferd erhalten hatte. Nach dem Caracalla findet man keine Spur mehr vom Gebrauche des Staatspferds und ſeiner Ertheilung durch den Kaiſer. Wenigſtens bezeichnet in den Zeiten des Ulpians der Ausdruck equus publicus weiter nichts, als ein Poſtpferd.

Wir müſſen nun noch zeigen, in welchem Zuſtande ſich die römiſche Reuterey nach der Trennung des Ordinis equeſtris vom Dienſte bey den Legionen befunden habe. Die römiſche Reuterey war, ehe noch die Bundsgenoſſen das römiſche Bürgerrecht erhielten und mit derſelben vermiſcht würden, in Turmas oder Schwadronen eingetheilt. Jede Legion hatte ſo viel Turmas als Cohorten, d. i. zehn Schwadronen. Dieſe Turmae waren aber nicht an gewiſſe Cohorten insbeſondre verbunden oder vertheilt, ſondern ſie machten zuſammengenommen die Reuterey der Legion aus. Der Bundsgenoſſen Reuterey hieß Ala. Man nennte ſie deßwegen Ala oder Flügel, weil die Legionen in der Mitte ſtunden oder den Mittelpunct der Armee ausmachten, die Bundsgenoſſen hingegen zur Rechten und Linken, d. i. auf den Flügeln angeſtellt waren. So bald aber die Bundesgenoſſen mit unter die Römer geſteckt wurden, ſo bald nahm auch die ganze Reuterey den Namen Ala an, und jede Ala theilte ſich in Turmas ab. Schelius glaubt auch, daß die Reuterey von der Zeit an aufgehört habe, ein einziges Corps mit der Legion auszumachen. Aber deutliche Beweiſe von dieſer Veränderung findet man erſt um die Zeit der Eroberung Galliens. Denn die Legionen des Cäſars hatten dazumal weiter keine mit ihnen verbundene Cavallerien. Ueberall unterſcheidet er die Reuterey von den Legionen. In der Schlacht gegen die Nervier vereinigen ſich die Reuter nach der erſten Flucht wieder, und bearbeiten ſich aus allen Kräften, um es an Tapferkeit den Legionariis gleich zu thun.

Um dieſe Zeit ſcheint die Abſonderung der Reuterey von den Legionen ſchon allgemein geweſen zu ſeyn. In der Armee des Pompejus, während des bürgerlichen Krieges, iſt nur von Alis Equitum die Rede. Cäſar erzehlt, daß Pompejus ein Corps von 300 Reutern, die ſogar Sclaven und Hirten waren, aufgerichtet habe. Das geſchah nun freylich in der dringenden Noth. Ordentlicher Weiſe beſtunden die Corps der Reuterey aus Italern, aus Provinzialiſten und Barbaren, worunter einige Römer und wohl gar Ritter mit untermengt waren. Man nahm nemlich die Cavallerie entweder von fremden Völkern in Sold, oder man machte es den Provinzialen zur Pflicht, eine verhältnißmäſſige Anzahl derſelben zu ſtellen, oder man ſuchte die vornehmſten unter den Einwohnern der Provinzen zu bewegen, daß ſie als Volontairs zu Pferde dienten. Dieſe letztern waren eigentlich die ſchon oben beſchriebenen Evocati, die von gutem Geſchlechte waren, und den Rang gleich nach den römiſchen Rittern hatten. Es iſt aber zu merken, daß dies Wort Evocati auch die Veteranos und alle die Soldaten, die wenn ſie ſchon ihren Abſchied erhalten hatten, von neuem wieder Dienſte nahmen, wenn ſie dazu eingeladen wurden, bezeichne. Die 3 jetzt genannten Arten von Cavallerie der Römer hieſſen bey dem Cäſar B. G. 3, 4. mercenarii, imperio aut gratia comparati. Was die imperio comparatos anlangt, ſo lieſſen die Stadthalter der Provinzen, wegen dieſer zu ſtellenden Reuterey ihre Jugend in der Reutkunſt unterweiſen und deßwegen in den Provinzialſtädten Circos anlegen. Man nannte ſie alarios equites, und ſie wurden von einem Römer commandirt. Pompejus gab bey Pharſalus dem Sohne des Cicero das Commando einer ſolchen Ala, und Plinius der ältere diente in Germanien als Präfectus Alae. Dieſe Alae beſtunden aus 300, 600, auch wohl 1000 Reutern, und machten unter den Kaiſern die vorzüglichſte Reuterey der Armee aus. Tacitus redet nur von Alis in der Armee des Germanicus, des Vitellius und Veſpaſianus, und ſchildert uns dieſelben als Corps, die nach Verſchiedenheit der Umſtände bald ſtärker, bald ſchwächer waren. Velleius Paterculus erwähnt keiner andern Reuterey in der Armee des Varus, als der Alarum. Kurz, man findet in dieſen Zeiten keine Spur mehr von Reutern der Legionen. Hygin, der Gramatiker, der doch alle Truppen, die zu Zeiten des Adrians vorhanden waren, nach einem genauen Regiſter aufführt, ziehet keine Legionreuter mit in ſein Lager. Darauf läßt ſich nun ſchlieſſen, daß von den Zeiten des Cäſars an keine Reuter mehr mit der Legion im eigentlichen Verſtande und als ein weſentlicher Theil verbunden geweſen.

Nichts deſtoweniger findet man auf ſpätern Inſchriften, die in dieſe Zeiten fallen, nach Equites legionarios, und namentlich bey dem Gruter, von der zweyten, ſiebenten, dreyzehnten und ſechzehnten Le-

gion, deren nicht zu gedenken, welche Fabretti und le Beau anführen. Die von lezterm angeführte Inschrift redet gar von einem Corps römischer Reuter in der zwey und zwanzigsten Legion. Beym Reinesius kommt eine vor, die einer Thurma der dritten Legion gedenkt. Die Notitia Imperialis verbindet nun zwar niemals Corps der Reuterey mit den Legionen, sondern gedenkt ihrer unter den eignen Namen der Equitum, Alarum, Cuneorum, Vexillationum. Allein Antonins Itinerarium giebt doch in Germania secunda, d. i. am Niederrhein, Alas der 5, 6, 7, 9 und 10 Legion an. Ja unter den Söhnen des Constantins scheint jede Legion noch ihre eigne Reuterey gehabt zu haben. Zosimus sagt, daß die illyrischen Reuter, welche nach Gallien, als Recruten für die dortigen Legionen waren abgeschickt worden, sich mit der Parthey des Maxentius verbunden hätten. Vegez giebt der Legion 726 Reuter.

Auf alle diese Einwürfe läßt sich aber leicht antworten. Vegez vermengt nicht selten die Miliz aller Zeiten. Er ist voller anscheinender Widersprüche. Schelius, der am besten verschiedene Stücke der römischen Miliz erklärt, verwirft des Vegez Zeugniß. Es ist aber zu bemerken, daß die Legion zu den Zeiten des zweyten Valentinians, unter welchem Vegez lebte, ihre alte Gestalt gänzlich verlohren hatte, und weiter nichts mehr davon, als den Namen führten. So wie die Kriegszucht anfieng zu fallen, so mischten sich auch Reuter in die fremden Cohorten, Cohortes equitatæ, und diese Gewohnheit gieng auch auf die Legionen über. Bey dem Vegez hat die erste Cohorte 1100 Fußgänger und 132 Reuter, die andern haben 555 Infanteristen und 66 Reuter. Dies waren aber jene Legionreuter nicht mehr, welche zur Vollständigkeit der alten Legionen gehörten. Denn diese Reuterey war nicht nothwendig ein Corps mit ihrer Cohorte und auch nicht immer mit ihr verbunden. Manchmal lag die Infanterie einer solchen spätern Legion oder Cohorte in einer Provinz beysammen und ihre Reuterey wieder in einer andern. Zwar führte die Ala der Reuterey den Namen der Cohorte und bisweilen auch den Namen der Legion, mit welcher sie in Verbindung stand. Diese Verbindung bestand aber fast nur im Namen, und man kann also immer noch sagen, daß diese Legionen keine Reuterey, und diese Alae kein Fußvolk führten. Manchmal ließ man sie zusammenstoßen, meistens aber waren sie von einander detaschirt. Es kann also die Verwirrung der Miliz in den damaligen Zeiten nicht wohl hier zum Grunde gelegt werden.

Auch die Stelle des Zosimus ist von keinem grössern Gewichte, und eben so wenig will der Einwurf sagen, der aus Antonins Itinerarium genommen worden, da er auf einer falschen Voraussetzung beruhet. Was aber die Inschriften betrift, auf denen Reuter der Legionen vorkommen, so ist zu bemerken, daß sie alle in die Zeiten der Kaiser gehören. Sie waren römische Bürger, welche in den Alis oder Cohorten dienten, welche den Legionen nur zufällig beygesellt waren. Alle diese Reuterey ist von derjenigen sehr unterschieden, die wenigstens bis auf des Marius Zeiten im Staate bestund und den Legionen selbst einverleibt war, folglich mit der Legion errichtet wurde und auch mit der Legion aufhörte. Nach und nach, so wie die Kriegszucht abnahm, vermehrte sich in den spätern Zeiten die Reuterey immer mehr und mehr, und unter dem Justinian, wo die römische Miliz schon halb barbarisch war, bestund sie fast ganz aus Reuterey.

Dies Verhältniß der Reuterey zum Fußvolk war aber in den ersten Zeiten des römischen Staats ganz anders, und zwar anfänglich wie eins zu zehen. Romulus gab seiner Legion 3000 Mann zu Fuß und 300 Pferde. In der Folge änderte sich dies Verhältniß; die Reuterey blieb auf dem nemlichen Fuß, da hingegen die Infanterie bey der wachsenden Macht der Römer und zwar vermuthlich deßwegen verstärkt wurde, weil die Römer sehr bald einsahen, daß eine allzuzahlreiche Reuterey im Kriege mehr lästig als nüzlich ist, oder auch weil das Verhältniß der reichen Bürger gegen die weniger reichen immer kleiner ist.

Selbst in den Zeiten da die Infanterie der Legion auf mehr als 5000 Köpfe stieg, blieb das vorher angegebene Verhältniß noch, zwar nicht in Rücksicht auf die Legion, sondern auf die ganze Armee. Als der ältere Scipio nach Africa gieng, machte nach dem Appian, seine Reuterey den zehnten Theil der Armee aus. Er giebt ihm 16000 Mann Fußvolk und 1600 Reuter. Und selbst in den spätern Zeiten unter den Kaisern findet das Verhältniß ungefehr noch statt. Constantins Armee gegen den Maxentius bestund nach dem Zosimus aus 90000 zu Fuß und 8000 Pferden. Lezterer hatte 160000 zu Fuß und 18000 Reuter.

Livius und Dionys von Halicarnaß geben der Legion in allen Zeiten einstimmig 300 Reuter. Polyb hingegen giebt der Legion ordentlicher Weise nur 200 Reuter und in ausserordentlichen Fällen 300. Daß aber die ältern Schriftsteller in der bestimmten Angabe der Legionreuterey nicht ganz einig waren, das erhellet aus einer Stelle des Livius im Jahr der Schlacht bey Cannae, B. 22, C. 36. wo er sagt: Numero quoque peditum equitumque legiones auctas, millibus peditum & centenis equitibus in singulos adjectis, ut quina millia peditum, treceni equites essent —— quidam auctores sunt. Dies ist aber gerade die Meynung des Polybs, welche Livius nicht annimmt, sondern jeder Legion immer 300 Reuter giebt, die er gewöhnlich justum equitatum nennt.

Manchmal vermehrte man auch ausserordentlich diese Anzahl, wie man z. B. im J. d. R. 538 eine Legion von 5000 Fußgängern und 400 Reutern nach Sardinien schickte. Eine eben so starke Legion schickte man auch 573 nach Spanien, wohin man im Jahr der St. 584. eine Legion von 5000 Fußgängern und 330 Reutern anwarb. Uebrigens hatte eine Legion im macedonischen Kriege 6000 Fußgänger, aber nicht mehr als 300 Reuter. (21)

Equites apocalyptici, s. den Art. Apocalyptische Ritter.

Equites aurati werden diejenige genennt, welche von dem Kaiser bey der Krönung mit dem Schwerdt Carls des Grossen zu Rittern geschlagen werden. (s. Kaiserkrönung.) Sie bekamen diese Benennung von dem Recht, goldne oder vergoldete Sporn zu tragen. (33)

Equivoque, (Musik.) heißt jener Fall, wenn man entweder die nemliche Harmonie in mehreren Tonarten gebrauchen, oder die eigene Harmonie durch das Zusammenstossen naher Töne nicht wohl verstehen kann; es giebt also zwey Gattungen von Mehrdeutigkeit:

1) Wenn die Harmonien in mehreren Fällen können gebraucht werden.

2) Wenn die verschiedene Harmonien gleichmässig können verstanden werden.

Die ganze Lehre der Mehrdeutigkeit die zuerst in den Mannheimer Tonschriften behandelt worden, und worauf wir alle diejenigen verweisen müssen, die eine weitläuftige systematische Kenntniß hievon verlangen, schränkt sich auf drey Fälle von erstierer, und vier Fälle von zweyterer Gattung eine

Wir haben zwar Tonarten zu sieben Tönen, jeder Ton kann seine Harmonie erhalten, und so giebt es zweymal 7, d. i. 14 Harmonien in unsern Leitern.

Der erste Vierte und Fünfte in harter Tonleiter hat die grosse Dritte und grosse Fünfte.

Der erste Vierte und Fünfte in weicher Leiter hat die kleine Dritte und grosse Fünfte.

Der erste vierte und fünfte in harter Leiter wird zum dritten sechsten und siebenten in weicher Leiter.

Der erste vierte und fünfte in weicher Leiter wird zum sechsten zweyten und dritten in harter Leiter; wir haben also:

12 Harmonien mit grosser Fünfte,
6 Harmonien mit grosser Dritte,
6 Harmonien mit weicher Dritte.

Eine Harmonie also 1) mit grosser Dritte und grosser Fünfte giebt uns den I, IV, V in harter } Leiter
oder den III, VI, VII in weicher }

Eine Harmonie 2) mit kleiner Dritte und grosser Fünfte giebt uns den I, IV, V in weicher } Leiter
oder den II, III, VI in harter }

Der einzige siebente in harter und zweyte in weicher Leiter hat seine kleine Fünfte:

Eine Harmonie also 3) mit kleiner Dritte und kleiner Fünfte giebt uns den VII in harter } Leiter
oder II in weichen }

Der siebente Ton in weicher Leiter kann mit drey andern siebenten Tönen

Der vierte erhöhte mit einem fünften.

Der zweyte schlußfallmäsige mit einem andern zweyten und

Der dritte mit zwey andern dritten Tönen mehrdeutig seyn, und dies sind die vier Fälle der andern Gattung, wenn nemlich die Harmonie an und vor sich entscheidend ist, wenn aber die Töne, so bald man sie nicht geschrieben siehet, mit andern Tönen mehrdeutig sind.

Z. B. Bey Anhörung der Harmonie kann ich glauben
Eis gis h d der VII vom w. Fis
f Gis h d der VII vom w. A
oder f as H d der VII vom w. C
oder f as ces D der VII vom w. Es
zu bernehmen

Bey Anhörung der Harmonie kann ich glauben
Eis g h d der IV erhöhte v. w. H
f G h d der V vom C
zu vernehmen

Eben so ist der II vom weichen A, H dis f a
mit dem II vom weichen Es, ces es F a
der III vom weich. A, C e gis
mit dem III vom weich. Cis, his e gis
mit dem III vom weich. F, c e As
zweydeutig.

Wer nun die Harmonien alle kennen will, besonders aber wenn jemand Lust zum moduliren hat, so kann nichts mehr als eine beständige Uebung in der musikalischen Mehrdeutigkeit empfohlen werden.

Der Nutzen hievon ist so allgemein, daß von irgend einem Tone, wenn man in eine weiche Tonart ausweichen will, man platterdings den siebenten schlußfallmäsig erhöhten Ton anschlagen dörfe. Die Ursach ist folgende: nach jedem Hauptton kann man seinen siebenten erhöhten Ton eintretten lassen, eben so auch den siebenten erhöhten von seinem vierten, den siebenten erhöhten von seinem fünften Ton, z. B.

7b 7b 7b
C H | C E | C Fis | jeder aber ist mit den andern siebenten Tönen mehrdeutig, also können wir uns vermittelst der Mehrdeutigkeit aller siebenten Töne von den 12 weichen Tonarten nach jedem Tone bedienen. (25)

Equuleus, war der Name einer Marter- und Foltermaschine bey den Römern, besonders derjenigen, auf welcher der Mensch gewaltsamer Weise ausgedehnt und an Händen und Füssen verrenkt wurde. Seneca redet von ihr Brief 66 und 67. dem Unglücklichen der auf diesem Equuleo lag, wurden mit den glüend gemachten Fidiculis die fleischichten Theile des Körpers verbrannt und zerfleischt. (21)

Equuleus, (Astronom.) s. **Pferd, das kleine.**

Equus, das Pferd. Bey den Alten war das Pferd dem Kriegsgotte Mars heilig. Zu Rom wurde jährlich diesem Gott zu Ehren am 15 October, Idibus Octobribus, ein Wettrennen mit Pferden im Marsfelde angestellt. War dies vorbey, so opferte man das Pferd, welches vor einer Biga, die den Sieg erhalten hatte, zur rechten Hand gespannt gewesen war. Dies Pferd hieß Equus October, oder auch equus bigarum victricium dexter. So bald es geschlachtet war, riß man den Kopf und Schwanz mit der grösten Geschwindigkeit weg, um den Kopf öffentlich anzunageln und den Schwanz so geschwind aufs Capitol zu bringen, daß noch das frische Blut herauslaufen konnte. Weil man das Pferd als ein kriegerisches Thier hochschätzte und es deßwegen dem Mars geheiligt hatte, so waren auch die von ihm abgeleiteten Vorbedeutungen für die Hoffnung künftiger Macht und kriegerischer Gröse günstig. Deßwegen wählten nach dem Justin die Erbauer von Carthago den Ort zu ihrer Stadt, wo sie bey Grabung des Fundaments einen Pferdekopf gefunden hatten. Von der bey den Sueven gewöhnlich gewesenen Verehrung und Opferung der weisen Pferde. (s. Deutschen — der alten Religion.) Auch im Orient war diese Verehrung und Opferung der Pferde gewöhnlich. Das alte Persien hatte seine der Sonne geheiligte weisse Pferde. Mithridat opferte dem Meer Pferde, in das er sie an einem vierspännigen Wagen hineinsprengen ließ; Xerxes dem Flusse Strymon weisse Pferde, ehe er denselben passirte. Auch Tiridat opferte dem Euphrat ein Pferd, ehe er mit dem General Vitellius über denselben gieng. Manchmal ließ man auch diese geweiheten Pferde laufen, und sie ihre Weide an dem Fluß suchen. So weihete Cäsar dem Rubico, als er gegen Rom marschirte, eine Menge von Pferden, die er frey laufen ließ.

Die weissen Pferde waren in den Augen der Alten ein Kennzeichen der Hoheit und Majestät. Die triumphirenden Feldherrn der Römer saßen auf einem runden überguldeten Wagen, den vier nebeneinander gespannte weisse Pferde zogen. Nach dem Herodot mußten die Cilicier dem Persischen König Darius jährlich 300 weisse Pferde liefern. Dionys und Hieronymus, Tyrannen von Sicilien, fuhren auf mit weissen Pferden bespannten Wagen. Auch Nero hielt seinen Einzug in Neapel mit einem Zug von vier

weiſſen Pferden. Doch bedienten ſich auch reiche und vornehme Privatperſonen dieſes Rechts, mit weiſſen Pferden auch wohl weiſſen Maulthieren zu fahren, deren Köpfe mit Silber auch Gold gleichſam bedeckt waren.

Plinius ſagt uns, daß das alte Deutſchland und überhaupt der nördliche Theil von Europa mit vielen wilden Pferden angefüllt geweſen, und Strabo verſichert dies nemliche beſonders von Vindelicien und den Gegenden am Rhein und der Donau. Das Pferdefleiſch war bey den alten Deutſchen bis auf die Zeiten des Bonifaz ein Hauptnahrungsmittel, ein Hauptopfer für ihre Götter und ein vorzüglicher Theil ihrer Göttermale. Deßwegen gab ſich dieſer Biſchoff mit Hülfe des Pabſtes Zacharias alle Mühe, dieſe Gewohnheit auszurotten, und machte die Enthaltung vom Pferdefleiſch zu einer Hauptbedingung bey der Annahme des Chriſtenthums.

Die in der alten Geſchichte wegen ihres Luxus ſo übel berüchtigten Sybariten ſollen ihre Pferde tanzen gelehrt und ſich dadurch die groſſe Niederlage in der Schlacht gegen die Crotoniaten zugezogen haben, indem ihre Pferde, als ſie die Feldmuſik gehört, auf die Hinterbeine getretten wären und ſich zum Tanz angeſchickt hätten. Zu Plinius Zeiten hielte man Wolfszähne, die dem Pferde angehängt wurden, für das beſte Mittel, es im Lauf unermüdet zu machen. Eben dieſer Schriftſteller gedenkt einer Art von Menſchen in Pontus, Thibiæ genannt, welche in dem Stern des einen Augs das Bild eines Pferds ſehen lieſſen und im Waſſer nicht untergiengen. Dies war aber ohne Zweifel ein Irrthum dieſes Schriftſtellers, in welchen ihn der mißverſtandene lateiniſche Ausdruck equus, verwickelte, der in der Sprache der alten Aerzte eben ſo, wie das griechiſche ἵππος, die Krankheit der Augen andeutet, wenn dieſelben immer blinzen, welches, wie auch das Nichtunterſinken im Waſſer, nach der Rockenphiloſophie, ein Kennzeichen der Hexen ſeyn ſoll. (21)

Equus æneus Aurelii Antonini, heißt die Statua equeſtris des Kaiſers Antonins, die 1536 auf dem Berge Cölius nicht weit vom Lateran aufgegraben und vom Pabſte Paul III. in dem Hofe des Capitols aufgerichtet wurde. (21)

Equus Cæſaris Dictatoris, ein berühmtes Pferd dieſes groſſen Römers, das vornen ſtatt der Pferdsfüſſe, Menſchenfüſſe gehabt haben ſoll, und vor dem Tempel der Venus Genitrix in vergoldeter Bronze abgebildet geweſen. Andere machen aus dieſer Arbeit ein Werk des Lyſippus, der dadurch den berühmten Bucephalus des Alexanders habe vorſtellen wollen. (21)

Equus publicus. In den ältern Zeiten der Kaiſer und des freyen Staats das Staatspferd, welches die Cenſoren oder die Kaiſer den Rittern gaben, in den ſpätern Zeiten des Ulpians ein Poſtpferd, das zur Fortſchaffung der Staffeten gebraucht wurde. (ſ. Equites.) (21)

Equus, equus aereus, alatus, dimidiatus, major, ſecundus, volans, (Aſtronom.) ſ. Pegaſus.

Equus feudalis, ſ. Lehenpferd.

Equus marinus, (Naturgeſch.) iſt ein Beyname des Seepferds Nadelfiſches, (*Syngnanthus, Hippocampus* L.) (12)

Equus maſculus, (Aſtronom.) ſ. Wolf.

Equus minor, prior, (Aſtronom.) ſ. Pferd, das kleine.

Er, oder die Anrede eines andern in der dritten Perſon der einzelnen Zahl, hat ſich in der deutſchen Sprache eingeſchlichen, nachdem auch die zweyte Perſon der mehrern Zahl, welche bey Anreden einzelner Perſonen gebraucht worden, oder das Ihr, anfieng geringgeſchäzt oder nicht für höflich genug, geachtet zu werden. Doch blieb es, auſſer was etwa in Privatſchreiben und Cabinetsordern geſchehen möchte, gröſtentheils bey dem mündlichen Gebrauch, und iſt, wenigſtens unſers Wiſſens, nicht in dem Canzleyſtyl aufgenommen worden. Auch der mündliche Gebrauch wird durch die eingeriſſene Anrede eines andern in der dritten Perſon der mehrern Zahl (durch Sie) dahin beſchränkt, daß ſich meiſtens jeder der Anrede durch Er in den Fällen bedient, wo er die anzuredende Perſon in eine Mittelclaſſe zwiſchen denen, die ihm am nächſten, und diejenigen die von ihm am weiteſten entfernt ſind, oder entfernt zu ſeyn ſcheinen, rechnet. So hat es z. B. einigen Fürſten beliebt, ihre adeliche und bürgerliche Dienerſchaft, wenn ſie ſonſt in gleichem Poſten ſtehen, durch Sie und Er zu unterſcheiden, oder durch das Er auszudrücken, ob man in ihren Dienſten ſtehe oder nicht. Andere hingegen, welche eingeſehen haben mögen, daß ihnen der bürgerliche Diener in dem nemlichen Amte eben dieſelbe oder beſſere Dienſte leiſte, als der adeliche, haben dieſen demüthigenden Unterſchied aufgehoben, und überhaupt machen die gröſten Monarchen den Vorgang unter den Fürſten, ſich der Anrede durch Er gegen diejenige Claſſe von Menſchen, welche aller adelichen Würden und Bedienungen fähig ſind, ſelten mehr zu bedienen. Daß aber etwa hier und dort noch ein Landjunker ſeinen gelehrten Beamten mit Er anredet, iſt, ſelbſt nach dem Geſtändniß des vernünftigen Adels, ein Ueberbleibſel der hochwohlgebohrnen Barbarey, wofür ſich der Amtmann, der es dulten kann, anderwärts ſchadlos hält.

Es giebt auch noch einer Anrede in der dritten Perſon der einzelnen Zahl, welche bey öffentlichen Geſchäften öfters gebraucht wird, um dadurch ſtreitige Titel oder ſonſt unangenehme Arten zu reden zu vermeiden oder gelinder zu machen. Dieſes iſt die Anrede, deren man ſich ſonſt nur von abweſenden Perſonen bedient, durch Der.

Der weſtphäliſche Friedenscongreß war, wie überhaupt wegen ſo unendlicher grammaticaliſcher Streitigkeiten, ſo auch insbeſondere wegen des Redens in tertia perſona merkwürdig. Den Anlaß hiezu gab der berühmte Excellenzſtreit. Es hatte der franzöſiſche Geſandte, Duc de Longueville, gleich nach ſeiner Ankunft den Titel Alteſſe prätendirt, welcher ihm aber von den Geſandten der im Krieg befangenen Kronen und der Mediateurs verweigert wurde. Der päbſtliche Nuntius und der venetianiſche Orator ſchickten ihre Cavaliers zu ihm, um ihm das Ankunftscompliment zu machen, jedoch mit ausdrücklichem Befehl, mit ihm nicht anders als Signor Duca und in der dritten Perſon durch le zu reden. Der franzöſiſche Geſandte ſchlug ihnen hierüber die Audienz ab. Nun kam der ſpaniſche Geſandte, Graf Pigneranda, auch an, und es war alſo an dem, daß ſolcher von dem kaiſerlichen Geſandten die erſte Viſite erhielte, weil es die franzöſiſchen abgeſchlagen hatten. Dieſe fieng alſo an ihr Schritt zu gereuen, und ſie ſuchten dem ſpaniſchen Geſandten dieſe Erſtgeburt durch die Aeuſſerung hinweg zu fiſchen, daß man mit dem Duc de Longueville nur in tertia perſona reden möchte. Nun hatte zwar dieſe Aeuſſerung nicht mehr die Wirkung,

die erste Visite bey dem spanischen Gesandten zu hintertreiben. Indessen blieb es dabey, daß die Mediatores, als sie dem Duc de Longueville die Visite ertheilten, mit ihm nicht anders als in tertia persona sprachen, ohne weder Altesse noch Exzellenz zu berühren.

Wenn durch sogenannte Promemorias gehandelt wird, so pflegt man sich mehrentheils dieser Art, in der dritten Person von sich selbst, und in Ansehung dessen mit welchem man handelt, oder an den der Aufsatz gerichtet ist, zu sprechen, zu bedienen, um dem Titel- Curialien- und Courtoisie-Unwesen auszuweichen. Z. B. Es hat der —— ische Herr Gesandte in einem Promem. von ꝛc. von sich kommen lassen, daß ꝛc. ꝛc. Unterzeichneter —— ische Gesandte kann nicht umhin, gegen diese Aeusserung hierdurch zu erklären ꝛc. ꝛc.

Nicht weniger wenn ein grosser Herr, oder ein Collegium jemand höflicher zu begegnen hat, heißt es nach Befinden —— Derselbe, oder der Herr, oder wenn es mehrere sind, Dieselben, die Herren; oder auch, unsere hochgeehrteste, hoch- und vielgeehrteste Herren, unsere liebe Besondere ꝛc. (33)

Eracliten, Heracliten, eine Art Ketzer, eben diejenigen, welche Hieracliten genennt werden, so daß jenes ein Schreibfehler zu seyn scheint. (1)

Eragrostis, ist ein Beyname einer Gattung von Rispengras (*Poa* L.) und von Zittergras (*Briza* L.) (9)

Erangelia (botan.) ist ein Beyname des gemeinen Schneetropfen (*Galanthus nivalis* L.) (9)

Eranthemum, s. Nienderle.

Erawai, ist ein Beyname einer Spielart des gemeinen Wunderbaumes (*Ricinus communis* L.) (9)

Erastianer heissen diejenige, welche die in der Presbyterianischen Kirchenverfassung eingeführte strenge Kirchenzucht sammt dem Bannrecht der Kirche verwerfen, und der Obrigkeit, besonders von derselbigen Confession, das Recht der äusserlichen Kirchenregierung, und alles, was zur Unterhaltung guter Zucht und Ordnung in der Kirche gereicht, anzuordnen, als ein obrigkeitliches Vorrecht beylegen; von Thomas Erastus, einem würdigen Gelehrten und berühmten Arzt erst zu Heidelberg, hernach zu Basel. Als man 1565. in Heidelberg und der Churpfalz die Kirchenzucht und den Bann ganz auf den Genfer Fuß einzuführen versuchte, setzte sich Erastus, als damaliger Kirchenrath, nebst dem Canzler Probus und etlichen Predigern stark dawider, und gab Theses heraus, worin er der Kirche das Bannrecht absprach. Beza schrieb gegen ihn, und er verfertigte eine Replic dagegen, ließ sie aber aus Achtung und Freundschaft gegen den Genfer Gottesgelehrten ungedruckt liegen, bis sie nach seinem Tode von Castelvetro, der seine Wittwe geheyrathet hatte, herausgegeben, und auch wieder von Beza beantwortet ward. (s. oben Bann.)

Der Name der Erastianer oder neuen Erastianer ward besonders in England üblich; bey Gelegenheit der Streitigkeiten zwischen den Presbyterianern und Independenten unter dem langen Parlament um das Jahr 1647. Die Presbyterianer gaben sich nach Abschaffung des Episcopats alle Mühe, das Kirchenregiment ihrer Presbyterien, Classen und Synoden überall einzuführen, und wollten dasselbige von dem Parlament anerkannt und bestätigt wissen. Viele einsichtsvolle Staatsmänner setzten sich im Parlament ihren Versuchen entgegen, weil sie, die kaum das schwere bischöfliche Joch abgeschüttelt hatten, eine neue geistliche Tyranney von dem strengen Presbyterianismus besorgten. Die Independenten vereinigten sich auch dagegen, aus Furcht von den Presbyterianern unterdrückt zu werden. Johann Lightfoot behauptete die Erastische Sätze sehr weitläuftig in der grossen Versammlung der Gottesgelehrten zu Westmünster. Coleman und andere Prediger waren gleicher Meynung, welches von beyden Seiten viele Streitigkeiten veranlaßte. Ludwig du Moulin that sich besonders in vielen Schriften für seine Parthey hervor, schränkte die Rechte der Kirche blos auf Unterricht und Ermahnung aus Gottes Wort ein, und verfocht die obrigkeitliche Gerechtsame in der Regierung der Kirche wider die Ansprüche des strengeren Presbyterianismus. s. weiter unter den Artikeln: Independenten, Presbyterianische Kirchenverfassung. (32)

Erato, ein Tagschmetterling. s. unter Helikonier.

Eraz. Unter diesem generischen Namen beschreibt Scopoli das Linneische Asiluogeschlecht, welches unter Raubfliege abgehandelt wird. (24)

Erbacker. Bey der Einnahme des Landes Canaan bekam jeder Israelite ein Stück Feldes, oder einen Acker, eigenthümlich, den er nie verkaufen durfte, und der auf ewig bey seiner Familie blieb. Es wurde also kein Israelite gebohren, der nicht schon bey seiner Geburt ein gewisses Stück Feld, als seinen Erbacker, hatte. Man sollte glauben, daß bey der Vermehrung der Familien, wenn der angeerbte Acker, unter die einzelnen Glieder derselben vertheilt wurde, die Erbportionen dieses Ackers endlich so klein hätten werden müssen, daß keiner davon auch nur nothdürftig hätte leben können. Allein zu geschweigen, daß eine solche starke Vermehrung selten geschieht, indem immer Personen ohne Kinder versterben, deren hinterlassene Felder die allzustarke Verminderung hindert, indem solche in den Besitz der nächsten Anverwandten von eben der Familie kamen; so geräth bey einer allzustarken Vermehrung, wenn eine Familie, die vom Ackerbau lebt, sich so stark vermehrt, daß sie der Acker nicht mehr reichlich ernährt, und nicht mehrere Hände gebrauchen kann, die fernere Population von selbst in einen Stillstand, weil der Vater seinem Sohn nicht erlaubte, früh zu heyrathen. Und gesetzt auch, der Fall einer starken Vermehrung tritt zuweilen ein, so zeigt uns die Geschichte, daß sich eine Zahl Israeliten in Colonien vereinigte, und theils in Arabien, theils an solchen Orten, wo noch Cananiter waren, Länder in Besitz genommen, und unter sich vertheilt haben. Bedenkt man nun dabey, daß die Verdoppelung der Einwohner eines Landes, in welches keine fremde Einwohner gezogen werden, kaum in vierhundert Jahren geschieht, so darf man nicht besorgen, daß die Erbäcker der Israeliten mit der Zeit so klein geworden seyn dürften, daß die Besitzer nicht davon hätten leben können. Diese angestammten Erbäcker nun hatten besondere Rechte. Eines derselben war dieses, daß sie nicht verkauft werden konnten. 3 B. Mos. 25, 23. Gott sahe das Land Canaan in einer besondern Bedeutung, als sein Eigenthum an, und folglich hatten die Israeliten gar kein Recht solches zu verkaufen. Es konnte zwar ein Israelite seinen Erbacker auf eine Zeitlang verkaufen, aber im funfzigsten Jahr, welches Moses das Jubeljahr nennte, kam er wieder an den alten Eigenthümer, oder dessen Erben, ohne alle Einlösung zurück. Es war also nicht sowohl ein Verkauf der Aecker, als vielmehr der Erndten, und der Preis stieg und fiel,

nachdem der Kauf viele oder wenige Jahre vor dem Jubeljahr geschah. Auch hatte der Verkäufer das Recht, wenn er vor Eintritt des Jubeljahrs wieder zu Kräften kam, die noch rückständigen Ernten nach Abzug der bereits genossenen, für eben den Preis wieder zu kaufen, für welchen er sie verkauft hatte. Eben dieses Rechts konnte sich auch der nächste Anverwandte des Verkäufers, oder wie ihn die Hebräer nennen, sein Goel bedienen, und einen verkauften Acker wieder einlösen. Diese Einrichtung diente erstlich dazu, daß keine Familie durch Zusammenkaufung vieler Grundstücke zu mächtig wurde, und also unter den Israeliten eine beständige Gleichheit erhalten wurde. Zweytens machte es, daß kein Israelite vollkommen arm gebohren wurde, und gesetzt auch sein Erbacker war verkauft, so kam er doch im Jubeljahr wieder zum Besitz des Seinigen. Drittens hatte es den Vortheil, daß nicht leicht ein Israelite aus Armuth sein Land verlassen würde, sondern vielmehr seinen Acker mit allem Eifer bauen werde. Die Liebe zum Vaterland gewann dadurch unendlich viel. Mußte der Israelite die Waffen ergreifen, so stritt er für den Fleck Landes, den er und seine Vorfahren in Besitz hatten, und von dem er wußte, daß auch er seinen Nachkommen zu Theil werden würde. Dieses Gesetz seinen Erbacker nicht zu veräussern litte nur zwey Ausnahmen. Erstlich, wenn man einen Acker Gott durch ein Gelübde geheiligt hatte, so konnte man ihn einlösen, wenn man den Werth der Ernten bis zum Jubeljahr, und den fünften Theil darüber an den Priester bezahlte; that man es nicht, so fiel der Acker im Jubeljahr den Priestern zu. 3 B. Mos. 27, 16. Zweytens ein verbanneter Acker, verblieb der Gottheit auf ewig geheiligt. Was vom Verkauf der Erbäcker gesagt worden, gilt deswegen nicht von andern Arten der Veräusserungen. Wir finden nicht, daß es verboten war, solche zu vertauschen, wenn sie nur nicht in einen andern Stamm versetzt wurden; denn alsdenn gieng es wieder die Absicht des Gesetzes. (22)

Erbämter. Unter diesem Namen findet man in Deutschland zweyerley Aemter, welche wohl von einander zu unterscheiden sind. Nemlich erstlich die **Reichsunter- und Erbhofämter**; und zweytens die **Reichsständischen Erbhofämter**. Es ist nöthig, von jeden besonders zu reden. Die **Reichserbämter** bestehen in der Verwaltung derjenigen Dienste, welche die weltliche Churfürsten vermöge ihrer **Erzämter** zu verrichten haben, und womit gewisse Personen von ihnen wiederum erblich beliehen worden. Diese nennt man davon Erbunterbeamte, subofficiales. Denn da die Churfürsten selten zugegen seyn können oder wollen, wenn vermöge ihrer **Erzämter** gewisse Verrichtungen zu übernehmen sind, so mußten Personen bestimmt werden, die solches an ihrer Statt thäten. Der Ursprung und die Geschichte solcher Erbämter ist bis auf die Zeit der goldnen Bulle eben so ungewiß und unbestimmt, als die Geschichte der Erzämter. Es war keine festgesetzte Zahl derselben und sie hafteten auch nicht beständig auf einerley Familien. So wie aber die goldne Bulle vier weltliche **Erzämter** bestimmte, und solche an einige Reichsständische Häuser band, so wurden vom Kaiser **Carl IV.** auch die Familien benannt, welchen die Reichserbämter eigen seyn sollten. Dieses sind 1) die **Erbschenken** von Limburg; 2) die **Erbtruchsesse** von Nordenberg; die **Erbmarschälle** von Pappenheim; und 4) die **Erbcämmerer** von Falkenstein. Von diesen Familien sind jezt die Grafen von Pappenheim allein noch übrig; die übrigen sind ausgestorben. Die geistlichen Churfürsten haben zwar auch ihre **Erzämter**, welche in den drey **Erzcanzlerwürden** bestehen, jedoch hat allein der Churfürst von Maynz einen Unterbeamten, welches der **Reichsvicecanzler** ist. Dieser kann aber nicht in die Classe der eigentlichen Erbbeamten gesetzt werden, weil seine Würde nicht erblich ist; und es muß deshalb von ihm in einem besondern Artikel gehandelt werden. Ausser den genannten vier Erz- und Erbämtern des Reichs, gab es vor und nach der goldnen Bulle noch andere Reichsober- und Unterämter, deren Verrichtung zwar keinen sehr genauen Zusammenhang mit der deutschen Staatsverfassung hat; jedoch wollen wir das Wissenswürdigste davon auch diesem Artikel beyfügen

Alle jene vier Reichserbämter gehören jezo an Familien aus dem fürstlichen und gräflichen Stande, welche auch deutschen Herkommens seyn müssen; wegen der Religion aber ist nichts bestimmt. Auch ist die Reichsstandschaft kein nothwendiges Erforderniß in der Person eines Reichserbbeamten, wie denn zum Beyspiel die Grafen von Pappenheim zwar unmittelbar, aber keine Reichsstände sind. Ja! im Jahr 1714. wurde das erledigte **Erbschenkenamt** an die **Grafen von Althan** vergeben, welche nicht einmal unmittelbare Güter besitzen. Gleiche Bewandniß hat es auch mit dem **Grafen von Calenberg**, welcher die Anwartschaft auf dieses **Erbmarschallamt** hat. Daß diese Erbämter von den Erzbeamten, deren Amtsverweser sie sind, keineswegs aber von dem Kaiser vergeben werden, ist wenigstens heutzutage ausser Zweifel; wie die neuere Beyspiele von Verleihung des Erbschenken, Erbtruchsessen und Erbschatzmeisteramts uns belehren können. Jeder Churfürst ertheilt seinem Erbbeamten darüber eine ordentliche Belehnung und Lehnbrief. In dem Pappenheimischen Lehenbrief wird auch einiger dazugehörigen Lehngüter gedacht; in den übrigen wird blos das Amt verliehen. Kraft dieser Belehnung wollen die Churfürsten auch Richter über die solche Aemter betreffende Streitigkeiten seyn, und die darüber errichteten Familienverträge bestättigen. Jedoch haben die Grafen von Hohenzollern den unter sich wegen des Erbcämmereramtes errichteten Vergleich vom Kaiser conformiren lassen. Diese Lehenbriefe und Familienverträge müssen indessen bestimmen, wie es unter mehrern Gliedern eines Hauses in Ansehung der wirklichen Ausübung des Erbamts sowohl, als in Ansehung der davon zu führenden Titel gehalten werden solle. Das Erbmarschallamt wird zum Beyspiel allezeit von dem Aeltesten des Hauses Pappenheim, und in dessen Abwesenheit von dem Nachältesten verwaltet; daher sie denn auch in ihren Titeln die Namen **Aeltester** oder **Nachältester** führen. Auf den Fall, daß ein oder der andere Erbbeamte nicht zugegen seyn könnte, soll dessen Dienst nach der Verordnung der goldnen Bulle (Tit. 27. §. 8.) von demjenigen ordentlichen Hofbedienten des Kaisers versehen werden, welcher mit ihm gleichen Amtsnamen hat, und solche Function sonst täglich verrichtet; und diesem soll mit der Amtspflicht auch alsdann derjenige Vortheil zu gut kommen, welcher etwa davon abhängig ist. Bey der Kaiserwahl wird jedoch dieser Verordnung heutzutage nicht buchstäblich nachgegangen; sondern wenn von der Familie eines Reichsbeamten etwa niemand zugegen ist, so ernennt gemeiniglich der Erzbeamte, von dem das Erbamt abhängig ist, einen Substituten; jedoch hat auch schon der Kaiser solches gethan. Was sonsten über

dieſer Erbbeamten-Verrichtung bey der Kaiſerkrönung zu ſagen wäre, wird ſchicklicher in dem Artikel: Kaiſer erzählt werden können; wie denn daſelbſt auch die Gefälle nahmhaft zu machen ſind, welche den Erbämtern bey der Krönung zu Theil werden. Von den übrigen Gefällen ſind diejenigen die vornehmſten, die bey Reichsthronbelehnungen von den Reichsſtänden zu bezahlen ſind. Schon die goldne Bulle hat darüber Tit. 29. §. 2. 3. gewiſſe Verfügungen gemacht; und in der neuern Wahlcapitulation (Art. 3. §. 23.) iſt ausdrücklich verſehen, daß auch den abweſenden Erbbeamten die bey ſolchen Gelegenheiten fallende Nutzbarkeiten durch die kaiſerliche Hofämter nicht entzogen werden ſollen. Allein dieſe Hofämter ziehen jede Gefälle nach der neueſten Obſervanz dennoch, und die Reichserbämter bekommen nichts. Die Nutzbarkeit ſelbſt bey einer Thronbelehnung beträgt 120 Gulden für jedes Erbamt; und der Reichserbmarſchall bekommt das Doppelte für ſein Pferd. Dieſes und mehr andere Dinge haben Stoff zu weitläuftigen Streitigkeiten zwiſchen den Reichserbämtern und den kaiſerlichen Hofämtern gegeben, mit deren Unterſuchung den Leſern dieſes Artikels wohl nicht gedient ſeyn dürfte. Wir wollen dagegen nur noch von jedem Erbamte insbeſondre etwas reden.

Nachdem die Familie der Grafen von Limburg, welche das Erbſchenkenamt nach der goldnen Bulle hatte, im Jahr 1714. ausgeſtorben, ſo wurde von Carl VI. als König in Böhmen der Graf Michael von Althan und ſeine männliche Nachkommenſchaft mit dieſem Reichserb- oder Unteramte den 19. Junius eben deſſelben Jahrs wieder beliehen. Wegen der mit dieſer verbundenen Amtsverrichtung wurde dem Grafen damals eine beſondere Inſtruction ertheilt, welche ſonſt nirgends, ſo viel man weiß, gedruckt ſteht, als in J. J. von Moſer neuem Staatsrechte, und zwar in demjenigen Theile, welcher vom römiſchen Kaiſer, römiſchen Könige und den Reichsvicarien handelt S. 451. folgl. Uebrigens führen die Reichserbſchenken wegen dieſes Amtes einen goldnen Becher oder Pocal mit einem Deckel im Wapen, und auf einem gecrönten Helme eben dergleichen.

Die heutigen Reichserbtruchſeſſen, oder Reichserbküchenmeiſter ſind die Grafen von Waldburg, welche im Jahr 1594. von Churpfalz damit beliehen ſind, und ſolches auch behalten haben, nachdem das Erztruchſeſſenamt von Pfalz auf Bayern und von Bayern wieder auf Pfalz gekommen iſt. Das Wapen dieſes Erbamtes iſt ein rother Schild mit einem goldnen Reichsapfel, ſodann ein Helm mit einem rothen Kiſſen, worauf dieſer goldne Reichsapfel ruhet.

Bey dem Reichserbmarſchallamte haben ſich die Grafen von Pappenheim bis auf dieſen Tag erhalten. Sie ſind zwar keine Reichsſtände, ſondern nur Mitglieder der Reichsritterſchaft, haben aber dennoch ein beträchtliches Gebiet. In Staatsſchriften wird der Reichserbmarſchall zuweilen überhaupt der Reichsmarſchall genannt; den Titel Untermarſchall hingegen braucht man bald von ihm ſelbſt, bald auch von ſeinem Reichsquartiermeiſter. Das Wapen der Reichserbmarſchälle iſt ein überzwerch getheilter ſchwarz- und weiſſer Schild, und darinnen zwey rothe Erzmarſchalliſche ins Creuz gelegte Schwerdter. Auf dem Helme aber ragen aus einer goldnen Crone zwey creuzweis geſtellte gelbe Lanzen hervor, an welchen ſolche Fähnlein hangen, wie der Schild geſtaltet iſt. Ohnſtreitig iſt dieſes das wichtigſte Erbamt; weil von ſelbigem die meiſten Verrichtungen auf den Reichs-Wahl- und Crönungstagen abhangen; daher von ſelbigen auch die zahlreichſten Nachrichten und Urkunden vorhanden ſind, wovon man ein Verzeichnis in des Georgiſch *Regeſtis diplomaticis* unter dem Artikel: Pappenheim, antrift. Der Hauptvertrag dieſer Familie wegen des Erbmarſchallamtes ſteht bey Kyllinger *de Ganerbinatu* p. 214. ſeq. Vermöge deſſelben ſind zwar alle Glieder dieſer Familie Erbmarſchälle, die eigentliche Amtsführung kommt aber nur demjenigen zu, welcher der Aelteſte an Jahren, Monaten, Tagen und Stunden iſt. Wenn aber dieſer durch Krankheit oder ſonſt verhindert wird, ſein Amt zu verſehen, ſo kommt ſolches dem Nachälteſten zu. Ein catholiſcher Geiſtlicher iſt unfähig, zu dieſem Amte; der deutſche oder Johanniterorden aber ſind keine Hinderniſſe daſſelbe zu übernehmen. Um nicht bey allen Vorfällen in Perſon zugegen zu ſeyn, oder alles ſelbſt zu verrichten, hält der Reichserbmarſchall einen Reichsquartiermeiſter, welcher ehedem Erbmarſchalllieutenant oder Untermarſchall genannt wurde; wozu ein des Staatsrechts und des Staatsceremoniels wohl kundiger Mann beſtellt werden muß. Desgleichen hält der Erbmarſchall beym Reichsconvente auch eine Canzley, welche aus einem Canzleyrath und zween Canzelliſten zu beſtehen pflegt. Jener verſieht zugleich das Reichsquartiermeiſteramt, und von dieſen muß einer catholiſch, und der andere ein Augsburgiſcher Confeſſionsverwandter ſeyn. Auſſer dieſen beſtellt der Reichserbmarſchall auch noch einen Reichsproſoß. Von den Geſchäften des Erbmarſchalls und aller von ihm abhangenden Perſonen bey Wahl- und Crönungstagen iſt der Art: Kaiſer, nachzuſehen; und was ihre Amtspflichten bey dem Reichstage ſind, wird gleichfalls unter dieſem Artikel gelehrt. Daß der Graf von Calenberg, Herr der Herrſchaft Moskau in der Lauſnitz die Anwartſchaft auf das Reichserbmarſchallamt erhalten habe, auf den Fall, wenn das Pappenheimiſche Haus abſterben ſollte, iſt oben ſchon erwähnt.

Reichserbcämmerer ſind heutzutage die Fürſten und Grafen von Hohenzollern. Ihr Amtswapen iſt ein rother Schild, darin zween goldne Scepter creuzweis ſchräg geſtellt ſind, und auf einem goldenen gecrönten Helme ein gerader goldner Scepter. Nach dem Familienvertrage von 1575. verſieht der Aelteſte von Hohenzollern dieſes Erbamt. So viel von den vier alten Erbämtern.

Nachdem Churpfalz durch den Weſtphäliſchen Frieden das Erzſchatzmeiſteramt erhalten, ſo belehnte es im Jahr 1653. die Grafen Ludwig und Hans Joachim von Sinzendorf für ſich, ihre Brüder und ſämmtliche männliche Lehenserben mit dem Erbſchatzmeiſteramte; wobey dann auch beſonders verordnet wurde, wer von dieſem Geſchlecht ſolches Amt jedesmal verſehen ſollte. Die Grafen mußten ſich aber dabey durch einen Revers verbinden, daß ſie ſich noch vor dem nächſten Reichstage unmittelbare Güter im Reiche anſchaffen wollten, damit ſie das Erbſchatzmeiſteramt mit Würdigkeit verwalten könnten. Graf Theodor brachte hierauf das Burggrafthum Reinek an ſich und erhielt davon Sitz und Stimme auf dem Churrheiniſchen Craysconvente. Churpfalz erklärte hierauf im Jahr 1689. daß weil dieſer zuerſt geleiſtet habe, was nach jener Bidingung geſchehen ſollen, ſo gebühre ihm, jedoch der Erbfolgsordnung dieſer Familie ohnbeſchadet, das Erbſchatzmeiſteramt vor andern ſeines Geſchlechts, welche ſich noch nicht dazu qualificirt hätten. Da aber dennoch die Grafen fort-

führen, unter ſich darüber zu ſtreiten, ſo gab Churbraunſchweig im Jahr 1711, als damaliger Erzſchatzmeiſter den Beſcheid, daß künftig derjenige das Erbſchatzmeiſteramt vertretten ſolle, welcher nach der im Lehenbrief von 1653 feſtgeſetzten Erbfolgsordnung dazu berechtigt ſey; jedoch ſollten alle, die dieſes Lehens fähig ſeyn wollten, nach dem damals ausgeſtellten Revers innerhalb zehen Jahren, oder binnen der Zeit, da wiederum ein Belehnungsfall eintreten würde, ſich unmittelbare Güter anſchaffen, widrigenfalls aber gewärtig ſeyn, daß ſie zur Ausübung des Erbſchatzmeiſteramtes nicht zugelaſſen würden. Dieſe Grafen führen übrigens zum Amtswappen die goldne kaiſerliche Krone, und auf einem Helm ein rothes Kiſſen mit goldnen Quaſten, nebſt einer darauf ruhenden Kaiſerkrone. Da nun endlich auch nach Abſterben des letztern Churfürſten von Bayern das Erzſchatzmeiſteramt allein und ohne Widerſpruch an Churbraunſchweig gekommen iſt, ſo iſt die Erfindung eines neuen Erbamtes dadurch eben ſo überflüßig geworden, als die Sorge für ein neues Erzamt, wovon ſolches abhangen könnte, und es wird alſo wohl vor der Hand bey den beſchriebenen fünf Erbämtern verbleiben.

Wir kommen nunmehro auch auf die übrigen kaiſerlichen Reichserbhofämter, welche zum Theil in würklicher Uebung ſind, theils von einigen Reichsſtänden ſich zugeeignet, oder auch nur von Gelehrten auf dem Papiere behauptet werden.

Das erſte iſt das **Erbgeneral- und Oberpoſtmeiſteramt** im römiſchen Reiche und den Niederlanden, welches dem **Fürſten von Thurn und Taxis** zuſtändig iſt. Die von Taxis brachten bekanntlich ſchon unter Kaiſer Maximilian I. das Poſtweſen in Deutſchland und den Niederlanden auf, und dieſes Verdienſt erwarb ihnen das Generalpoſtmeiſteramt. Jedoch war dieſes nur etwas perſönliches. Hingegen im Jahr 1615 belehnte Kaiſer Matthias, Lamoral Freyherrn von Taxis und nach deſſen Ableben ſeinen Sohn Leonhard, wie auch alle deren eheliche Leibeserben männlichen Geſchlechts mit dem Generalpoſtmeiſteramt im Reich. Von Kaiſer Ferdinand II. wurde dieſe Belehnung im Jahr 1621 auch auf die weibliche Deſcendenz erſtreckt, im Fall die männliche abſterben würde; und Kaiſer Franz erhob dieſes Erbgeneralpoſtmeiſteramt zu einem Reichsthronlehen. Churmainz wird als Protector dieſes Erbamtes betrachtet, (ſ. die neueſten Wahlcapitulationen ſeit Carl VII. Art. 28.) und hat dafür, wie auch der Kaiſer, desgleichen der Reichsvicecanzler, desgleichen die kaiſerlichen geheimen und Reichshofräthe die Briefpoſt auf allen Taxiſchen Poſtämtern frey.

Dieſem Erbamte müſſen wir gleich 2) das **kaiſerliche Obriſthof- und Feldpoſtamt** beyfügen. Dieſes bekleiden die Grafen von Paar. Die Kaiſer hatten nemlich gleich anfangs neben dem Reichsgeneralpoſtmeiſteramte ihren eigenen öſterreichiſchen und Hofpoſtmeiſter beſtellt; und als die von Taxis im Jahr 1615 mit jenem Amte beliehen wurden, blieb das öſterreichiſche Hofpoſtamt ausdrücklich davon ausgeſchloſſen. Es kam aber zwiſchen beiden Poſtämtern zu Streitigkeiten, welche noch jetzo dauern; deren Geſchichte aber unſere Leſer vermuthlich keine groſſe Luſt haben, ſich erzählen zu laſſen; zumal da in den öſterreichiſchen Erblanden in Anſehung des Poſtweſens ſolche Verfügungen getroffen ſind, durch welche das erbliche Hofpoſtmeiſteramt der Grafen von Paar zu einem bloſſen Titel geworden iſt.

3) Das Reichserbcammerthürhüteramt, welches wenigſtens ſeit den Zeiten des Kaiſers Sigismund den Herren und nunmehr zum Theil Grafen von Werthern zuſtändig iſt. Sie werden deshalb noch jetzt mit einigen, wiewohl nicht ſehr beträchtlichen Gütern beliehen, und ihr Geſchäft beſteht bey den Kaiſerwahlen in der Auf- und Zuſchlieſſung des Wahlconclavis.

Die folgenden ſind auſſer Uebung gekommene Erbämter, welche gleichwohl zum Theil noch vom Kaiſer verliehen oder von gewiſſen Familien in Anſpruch genommen werden.

1) Das **Erzſtallmeiſteramt**, wovon Churſachſen behauptet, daß es ein Stück ſeines Reichserzmarſchallamtes ſey. Daher dann auch der Vorſchlag, hieraus ein beſonderes Erzamt für Churbraunſchweig zu machen, nicht zu Stande kommen konnte, ohngeachtet am Reichstage groſſe Bewegungen deshalb entſtanden ſind, und die Sache mit groſſem Eifer vom kaiſerlichen Hofe betrieben iſt. Jetzt iſt dieſem Streit durch den Abgang der neunten Chur von ſelbſt ein Ende gemacht. Das Vorgeben, als ob die Fürſten von Schwarzburg Reichserbſtallmeiſter wären, iſt ganz unerweislich.

2) Die Herzoge von Würtemberg werden mit dem kaiſerlichen und Reichsſturmfahnen beliehen, und führen davon eine gelbe Fahne mit einem einfachen ſchwarzen Adler in ihren Wappen. Als daher der Kaiſer im Jahr 1692 das Erzpanneramt dem neuen Churhauſe Braunſchweig beylegen wollte, widerſprach dieſem Vorhaben der Herzog von Würtemberg in öffentlichen Staatsſchriften, als ſeinen Gerechtſamen nachtheilig; und die Sache kam auch, aller Reichstagsunterhandlungen ohngeachtet, nicht zu Stande. Sollte es dem Hauſe Würtemberg aber nunmehro gelingen, eine eigene Churwürde zu erhalten, ſo würde die Reichsfähndrichswürde oder das Reichspanneramt das ſchicklichſte Erzamt für dieſes abermalige neunte Churhaus geben, indem kein anderes Haus ſich darwider zu ſetzen Urſach hätte. Indeſſen ereignet ſich heutzutage niemalen weder in Kriegs- noch in Friedenszeiten eine Gelegenheit, darin die Reichsſturmfahne bey öffentlichen Reichshandlungen gebraucht würde.

3) Das **Reichserbjägermeiſteramt**. Hierüber haben die Markgrafen von Meiſſen von Carl IV. vier Urkunden erhalten, welche dem Churhauſe Sachſen im vorigen und dieſem Jahrhunderte verſchiedentlich ſind beſtätigt worden, und auf dem berühmten Reichsconvent zu Metz im Jahre 1356 ſoll der Markgraf von Meiſſen dieſes Reichsamt neben andern Reichserzämtern ausgeübt haben. Allein die Sache iſt nicht ganz auſſer Zweifel, und nach dem Inhalt der darüber ertheilten Diplomen wird es wahrſcheinlich, daß dieſes Meißniſche Jägeramt nur ein Provinzialreichsamt geweſen ſey, deſſen Ausübung ſich nicht aufs ganze Reich, ſondern nur auf die ſächſiſche Waldungen erſtreckt habe. Die ſächſiſchen Staatsrechtslehrer behaupten indeſſen, daß wenn gleich dieſes Erbamt heutzutage ruhe, ſo ſey es doch nicht gänzlich erloſchen, und könne auch keinem andern ertheilt werden. Dieſer Umſtand machte ohne Zweifel die wichtigſte Bedenklichkeit aus, daß man nach dem Weſtphäliſchen Frieden daraus kein neues Erzamt für Churpfalz machen konnte, wie man zu thun Vorhabens war. Auſſer den Markgrafen von Meiſſen machen aber auch noch mehrere deutſche Reichsſtände auf das Reichsoberjägermei-

steramt Anspruch. Die Herzoge von Pommern behaupteten auf dem Reichstage 1542, daß dieses Reichsamt auf dem Besitz ihres Fürstenthums Rügen hafte, und daß sie darüber viele Privilegia hätten. Man findet auch, daß Kaiser Carl IV. im Jahr 1348 dieselben mit Stücken, quae ad magistratum venationis imperii pertinere noscebantur, belehnt habe. Auch Herzog Rudolph IV. von Oesterreich hat sich oft des heil. römischen Reichs Obristjägermeister geschrieben; man weiß aber nicht, aus welchem Grunde, und weder seine Vorfahren noch seine Nachfolger haben sich dieses Titels weiter bedient. Ueberdem wird auch dem Churfürsten von Sachsen, den Herzogen von Cärnthen, den Herzogen zu Jülich, den Grafen von Urach, und ihren Nachfolgern den Herzogen von Würtemberg, den Fürsten von Anhalt, den Fürsten von Schwarzburg, den Grafen von Spiegelberg, in den Schriften der Gelehrten ein solches Reichsjägeramt zugeschrieben; es fehlt aber überall an den nöthigen Beweisthümern, und man erblickt in der zahlreichen Menge von Prätendenten zu diesem Erbamte nichts weiter, als die alte Lieblingsneigung unserer deutschen Fürsten zu einem der blutigsten und gefahrvollesten Zeitvertreiben. Wahrscheinlich ist aber auch, daß die Kaiser zu den grossen Forsten, welche ihnen in Deutschland hin und wieder unterworfen waren, häufig Jäger- und Forstmeister bald erblich, bald nur für die Person des Ernannten mögen bestellt haben; und daß hierin die Veranlassung zu allen jenen Ansprüchen zu finden sey. Es ist aber nun in diesem Punct alles so sehr von der ehemaligen Verfassung verschieden, daß ein neuer Reichserz- oder Erbjägermeister keinen Busch, geschweige einen Wald oder Forst finden würde, worin er sein Jäger- oder Forstmeisteramt ausüben könnte. Wem an den Nachrichten von der Verfassung ehemaliger Zeiten in Ansehung dieser Sache gelegen ist, der kann sie in Stissers Forst- und Jagdhistorie der Deutschen finden.

Endlich ist noch eine Anzahl solcher Reichserbämter mit wenigem zu erwähnen, welche entweder blosse Hirngespinnste einiger Gelehrten sind, oder von welchen sich doch nichts zuverläßiges angeben läßt, weil sie längst in Abgang gekommen. Dahin gehören folgende: 1) Die Pfalzgrafen am Rhein sollen Erzhofmeister seyn. Aber die Herzoge von Lothringen sollen im Jahre 1258 auch dazu bestellt worden seyn; desgleichen bekam Georg Herzog in Bayern vom Kaiser Maximilian dem ersten den Titel eines Reichshofmeisters. Man weiß aber überall nicht, was ein solcher Hofmeister zu thun haben soll.

2) Die Herzoge von Geldern erhielten 1339 ein Amt, welches eine Art von *Grand Maitre de Garderobbe* war.

3) Die Herzoge von Luxemburg sollen des Kaisers Pferd am Zügel führen, und bey der Tafel vorschneiden.

4) Kaiser Maximilian I. wollte die Fürsten zu Anhalt zu des Reichsstäbelmeistern machen; es kam aber nicht zu Stande.

5) Die Herzoge von Lothringen haben dem ehemaligen Canzler Ludewig zu Halle ein sonst unbekanntes Reichsfeuerherrnamt zu danken. Andere wollen ein kaiserliches Erbfeuerherrn- und Erbthürhüteramt den Herrn von Pleisse zuschreiben.

6) Der Churfürst von Mainz soll ehedem das Reichsrichter- und Schutzherrenamt über alle Juden im Reich gehabt haben.

7) Auch das Amt eines *Procuratoris Germaniae & Advocati imperii*, welches den Landgrafen von Thüringen zugeschrieben wird, ist kaum dem Namen nach bekannt.

8) Das Reichskesselträgeramt der Könige von Böhmen ist ebenfalls eine Erfindung der fruchtbarn Einbildungskraft des Herrn von Ludewig.

9) Ein Herr Pachelbl von Gehag wollte die Burggrafen von Nürnberg bald zu Erzpförtnern, bald zu Buticalariis des römischen Reichs machen.

10) Das Reichsfischmeisteramt wird bald den Grafen von Wernigerode, bald den Herzogen von Würtemberg, bald auch der Stadt Basel beygelegt.

11) Das jus Primipilariatus seu antibellatoris Archistrategi & Generalatus bellorum inter Rhenum & Visurgim soll von den Grafen von Arensberg an das Erzstift Cöln gekommen seyn.

Wir kommen nunmehr auf die zwote Gattung deutscher Erbämter; nemlich auf diejenige, welche deutschen Reichsständen eigen sind. Da sie aber nur selten und bey den feyerlichsten Gelegenheiten zum Vorschein kommen, so wollen wir auch nur so viel davon beybringen, als von einer nur selten und wenige Personen interessirenden Sache zu sagen dienlich ist. Diese Erbbeamte waren anfänglich Ministerialen oder Dienstleute, und keine Lehnleute. Nach und nach aber wurden mit solchen Diensten auch Lehngüter, theils durch Lehnsertheilung, theils durch Lehnsauftragung, theils auch durch beides zugleich verbunden. Ordentlicher Weise gehen deswegen auch die Erbämter nicht auf die Töchter; und die Cleviſchen sollen auch nicht einmal an fremde Familien verliehen werden. Manche Reichsstände haben auch mehr als die gewöhnlichen vier Erbämter, nemlich den Erbmarschall, Erbkämmerer, Erbschenken und Erbtruchsessen; ja einige haben sogar neben den Erbbeamten noch sogenannte Oberbeamten; in welchem Fall dann jene von diesen der Regel nach eben so angenommen und belehnt werden, wie solches bey den Reichserz- und Erbämtern üblich ist, worin diese reichsständische Verfassung auch wohl nur eine blosse Nachahmung zu seyn scheint. Einige Erbämter werden auch wohl als Allodien besessen. Es haben sowohl die geistlichen als weltlichen Churfürsten und Fürsten dergleichen Erbämter: Grafen und Prälaten aber gewöhnlich nicht, wenn gleich einige gefürstete Aebte damit versehen sind. Bey vielen sehr ansehnlichen deutschen Fürsten sind sie auch ganz in Vergessenheit gekommen, oder man findet wenigstens keine Nachricht von ihnen in gedruckten Schriften. Diejenige, welche solche Erbämter bekleiden, sind ordentlicher Weise von Adel, und Personen bürgerlichen Stands haben ehedem so wenig, als jetzt dazu gelangen können. Die mit diesen Erbämtern verbundene Lehen sind sehr mannichfaltig. Einige bekommen Güter, Schlösser, Häuser; andere gewisse Gefälle, Kutschen, Pferde, Mobilien, oder auch besondere Gerechtsame; ja bey einigen Stiftern haben die Erbbeamten gar auf der verstorbenen Bischöffe Verlassenschaft Anspruch machen wollen. Andere wiederum werden überhaupt nur mit den Erbämtern selbst beliehen, und müssen sich mit der bloſſen Ehre, welche der Titel giebt, begnügen, ohne einen andern Vortheil davon zu ziehen. Auch läßt sich mit Grund nicht behaupten, daß solche Geschlechte alle ihre Lehen, welche sie etwa im Lande besitzen, in Ansehung ihres Erbamtes hätten. In manchen Ländern sind auch adliche Familien, welche dergleichen Erbämter hatten, ausgestorben, und man

hat nach sehr veränderten Zeitumständen nicht dienlich gefunden, wiederum andere damit zu belehnen. Die Obliegenheiten solcher Erbbeamten bestehen ausser den allgemeinen Lehenspflichten in gewissen Hofdiensten, welche jedoch heutzutage nur bey ausserordentlichen Feyerlichkeiten gefordert zu werden pflegen. Einige solcher Erbbeamten haben auch auf Landtägen viel zu sagen. Ordentlicher Weise verrichtet aber der Stammälteste die Erbamtsdienste, und zieht auch die davon abhangende Nutzungen; bisweilen aber ist dasselbe an eine gewisse Linie gebunden, oder es ist ein gewisser Wechsel unter den Gliedern einer Familie festgesetzt, oder der Lehnherr wählt auch wohl nach Gefallen einen derselben zur Ausübung des Erbamtes. Im Fall ein Erbbeamter an der Ausübung seines Dienstes verhindert wird, steht ihm frey, einen andern an seiner statt von der Familie die Amtsverrichtung aufzutragen. Viele Familien haben von ihrem Erbamte den Namen bekommen, dahero es dann viele Schenke, Marschälle, Truchsesse u. s. w. giebt, welche sich durch besondre Beynamen von ihren Besitzungen wieder von einander zu unterscheiden pflegen. Z. B. Die Schenke von Bynsfurth, Schenke von Lybenstein, Schenke zu Schweinsberg ꝛc.; desgleichen die Marschälle von Ebenet und die Marschälle von Herrengossenstadt ꝛc.; welche dann auch keinesweges für eine Familie zu halten sind.

Wir wollen diesem Artickel noch ein Verzeichniß der heutigen reichsständischen Hofämter, so weit dergleichen bekannt sind, anhängen.

Churfürsten.

I. Churmainz. 1) Erzmarschälle, die Landgrafen zu Hessen; Erbmarschälle, die Grafen von Heusenstamm. 2) Erzküchenmeister, die Pfalzgrafen am Rhein als Grafen von Veldenz, Erbküchenmeister, die Herren von Greifenklau und Vollraths; 3) Erzschenken, die Grafen von Schönborn; Erbschenken, die Grafen von Cronberg; 4) Erzcämmerer, die Grafen von Stollberg; Erbcämmerer, die Grafen von Metternicht im Winnenberg.

II. Churtrier; 1) Erbmarschälle, die Grafen von Elzkempenich. 2) Erbtruchsesse, die Grafen von der Leyen. 3) Die Erbcämmerer, die Freyherren von Kesselstadt. 4) Erbschenken, die Schenken von Schmiedeberg. Ausser diesen waren ehedem bey diesem Churhause noch das Erbbannerträgeramt, das Erbschützenamt, und das Hofspeiseramt üblich; sie sind aber mit den Familien, welche dieselben bekleideten, erloschen.

III. Churcölln. 1) Erbschenken, die Herzoge von Arensberg. 2) Erbtruchsesse, die Grafen von Manderscheidt zu Blankenhayn. 3) Erbmarschälle, die Grafen von Salmreiferscheid. 4) Erbcämmerer, die Grafen von Plettenberg. Ausser diesen Erbhofmeister, die Grafen von Newenar und Moers; desgleichen Erbvoigte, die Grafen von Newenar und Limburg.

IV. Böhmen. 1) Das oberste Erbmarschallamt vertritt heutzutage der oberste Landmarschall. 2) Oberste Erbtruchsesse sind die Grafen von Colloredo. 3) Oberste Erbmundschenken die Grafen von Tschernin. 4) Oberste Erbhofmeister die Grafen von Kinski. 5) Oberste Erbsilbercämmerer die Grafen von Uhlefeld. 6) Oberste Erbküchelmeister die Grafen von Wratislaw. 7) Erbvorschneider die Grafen von Waldstein. 8) Erbthürhüter die Herren Mladota von Solopisk. 9) Erbpannerherren vom Herrenstande die Grafen Korzensky von Terefchau, und vom Ritterstande die Marquardt von Hradeck. 10) Erbschatzmeister, die Grafen von Wrtby.

V. Churpfalz. 1) Erbtruchsesse, die Grafen von Alzeia, und nach deren Abgange die Freyherrn von Hirschhorn. 2) Erbschenken, die Grafen von Erbach. 3) Erbmarschälle, die Rheingrafen.

VI. Chursachsen. Erbmarschälle, die Herren von Löser aus dem Hause Salis. Die übrigen Erbämter sind nicht mehr in Uebung.

VII. Churbrandenburg. 1) Erbcämmerer, die Grafen von Schwerin. 2) Erbmarschälle, die Freyherren Gans von Puttlitz. 3) Erbtruchsesse, sonst die Freyherren von Hoverbeck, seit 1740. die Grafen von Münchow und seit 1763. die von Grävenitz. 4) Erboberkuchenmeister, die Freyherren von Schulenburg. 5) Erbschenken, die von Hacken. 6) Erbschatzmeister, die von Schenk. 7) Erbjägermeister, die von der Groben.

VIII. Churbraunschweig hat sich seit der erhaltenen Churwürde keine besondere Erbämter bestellt.

Oesterreich und die geistliche Fürsten.

I. Erzherzoge von Oesterreich. 1) Obrist-Erb-Landhofmeister im Lande unter der Ens die Fürsten von Trautson; im Lande ob der Ens die Grafen von Weissenwolf. 2) Obrist-Erb-Landcämmerer im Lande unter der Ens die Grafen von Breuner; im Lande ob der Ens die Fürsten von Lamberg. 3) Obrist-Erb-Marschall im Lande ob und unter der Ens die Grafen von Stahrenberg. 4) Obrist-Erbland-Stallmeister im Lande ob und unter der Ens die Grafen von Harrach. 5) Obrist-Erbland-Mundschenken im Lande unter der Ens die Grafen von Hardeg; im Lande ob der Ens von Zinzendorf. 6) Obrist Erbland-Truchsessen in ganz Oesterreich die Grafen von Schönborn. 7) Obrist-Erbland-Jägermeister im Lande unter der Ens, die Grafen von Zinzendorf; im Lande ob der Ens die Fürsten von Lamberg. 8) Obrist-Erbland-Silbercämmerer in ganz Oesterreich die Grafen von Kufstein. 9) Obrist Erbland Kuchelmeister in ganz Oesterreich die Freyherren von Hegenmüller. 10) Obrist-Erbland-Thürhüter im Lande unter der Enz die Grafen von Haugwitz, im Lande ob der Ens die Grafen von Choteck. 11) Obrist-Erbland-Stabelmeister in ganz Oesterreich die Herren von Rappach. 12) Erbland-Vorschneider in ganz Oesterreich die Grafen von Zinzendorf. 13) Obrist-Erbland-Falkenmeister im Lande unter der Ens die Grafen St. Julian; im Lande ob der Ens die Grafen von Thierheim. 14) Obrist Erbland-Panierherren in ganz Oesterreich die Grafen von Abensberg und Traun. 15) Obrist Erbland Münzmeister in ganz Oesterreich die Grafen von Sprinzenstein. 16) Erbland-Zeugmeister in ganz Oesterreich sind die Grafen von St. Hilario gewesen, nach deren Absterben sind keine andre bestellt. 17) Obrist-Erbland-Kampfrichter und Kampfschildträger in ganz Oesterreich die Grafen von Zinzendorf. 18) Obrist Erb-Spielgrafen (welche die Gerichtsbarkeit über alle Musicanten und Gaukler haben) die Grafen von Breuner. 19) Obrist-Erb- und Hofkaplan im Lande unter der Ens der Probst zu St. Pölten; im Lande ob der Ens, der Abt zu Steuergersten. 20) Obrist-Hof- und General-Erbland-Postmeister die Grafen von Paar.

In Steyermark sind ferner folgende Landerb-Aemter. 1) Obrist-Erbland-Hofmeister die Grafen von Trautmannsdorf. 2) Obrist-Erbland-Käm-

merer die Grafen von Wildenstein. 3) Obrist-Erbland-Marschälle die Grafen von Saurau. 4) Obrist-Erbland-Stallmeister die Grafen von Windischgrätz. 5) Obrist-Erbland-Mundschenken, die Stubenbergische Familie. 6) Obrist-Erbland-Truchsessen die Grafen von Hardeck. 7) Obrist-Erbland-Jägermeister, die Fürsten und Grafen von Dietrichstein. 8) Obrist-Erbland-Silbercämmerer, die Grafen von Perlas. 9) Obrist-Erbland-Kuchelmeister, das gräflich Wurmbrandische Haus. 10) Obrist-Erbland-Stäbelmeister, und 11) Obrist-Erbland-Vorschneider, die Grafen von Schrattenbach. 12) Obrist-Erbland-Falkenmeister die Grafen von Steinpeis.

Im Herzogthum Kärnthen sind folgende Erbland-Hofämter. 1) Obrist-Erbland-Hofmeister, die Grafen von Rosenberg. 2) Obrist-Erbland-Cämmerer, die Grafen von Herberstein. 3) Obrist-Erbland-Marschälle, die Grafen von Wagensperg. 4) Obrist-Erbland-Stallmeister, die Grafen von Rhevenhüller. 5) Obrist-Erbland-Mundschenken, die Grafen von Dietrichstein. 6) Obrist-Erbland-Truchsessen, die Grafen von Herberstein. 7) Obrist-Erbland-Jägermeister, die Grafen Paradeiser. 8) Obrist-Erbland-Silbercämmerer, die Grafen von Thurn. 9) Obrist-Erbland-Küchelmeister, die Grafen von Sailer. 10) Obrist-Erbland-Stäbelmeister, die Grafen von Wels. 11) Obrist-Erbland-Vorschneider, die Grafen von Stürgk. 12) Obrist-Erbland-Falkenmeister, die Freyherren von Hallerstein.

Im Herzogthum Krain und der Windischen Mark sind folgende Erbämter. 1) Erbland-Hofmeister, die Grafen von Thurn. 2) Obrist-Erbland-Cämmerer und Obrist-Erbland-Marschalle, die Fürsten und Grafen von Auersberg. 3) Erbland-Stallmeister, die Fürsten von Lamberg. 4) Erbland-Mundschenken, die Grafen von Lobenzl. 5) Erbland-Truchsessen, die Freyherren von Hohenwert. 6) Erbland-Jägermeister, die Grafen von Gallenberg. 7) Erbland-Silbercämmerer, die Grafen Katzianer von Katzenstein. 8) Erblandstabelmeister, die Freyherren von Eck. 9) Erbland-Vorschneider, die Grafen Sauer von Ankenstein. 10) Erbland-Falkenmeister, die Grafen von Lanthieri.

In der gefürsteten Grafschaft Tyrol sind folgende Erbämter. Erbland-Cämmerer, die Freyherren von Cleß. 2) Erbland-Marschalle, die Fürsten von Trautson. 3) Erbland-Stallmeister, und Erbland-Vorschneider, die Grafen von Wolkenstein. 4) Erbland-Mundschenke, die Grafen von Spauer. 5) Erbland-Truchsessen, die Grafen Künigl. 6) Erbland-Jägermeister, die Grafen Fieger. 7) Erbland-Silbercämmerer, die Grafen von Brandis. 8) Erblandküchelmeister, wie auch Erbland-Stäbelmeister, die Grafen von Welsberg.

II. Erzbischof von Salzburg. Die vier Erbhofämter, nemlich das Marschall, Schenken, Truchseß und Cämmereramt tragen die Herzoge von Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Bayern vom Stifte zu Lehen; und belehnen damit wieder andere Familien, welche jedoch vom Erzbischof benannt werden, im Fall ein Amt durch das Aussterben einer Familie erledigt wird. Jezt sind 1) Erbmarschalle, die Grafen von Ladron. 2) Erbschenke, die Grafen von Kuenburg. 3) Erbtruchsessen, die Grafen und Fürsten von Lamberg. 4) Erbcämmerer, die Grafen von Törring.

III. Bamberg übertrift in Ansehung der Würde seiner Erbbeamten alle andere Bisthümer; denn dieses sind keine andere als diejenige Churfürsten, welche die vier alten Reichsämter bekleiden, und zwar 1) der König von Böhmen ist Oberschenk; 2) der Churfürst von der Pfalz, Obertruchseß; 3) der Churfürst von Sachsen, Obermarschall. 4) der Churfürst von Brandenburg, Obercämmerer. Diese empfangen solche Oberämter von jedem regierenden Fürsten und Bischof zu Lehen; und belehnen damit wieder vier alte Geschlechter der Ritterschaft in Franken. Gegenwärtig sind. 1) Unterschenken, die von Aufses. 2) Untertruchsessen, die von Pommersfelden, (oder nach anderer Angabe) die von Bibra. 3) Untermarschälle, die Marschälle von Ebenet, und 4) Untercämmerer, die von Rothenhahn.

IV. Würzburg, 1) Erbmarschälle, die Grafen von Henneberg; deren Untermarschall, ist heutzutage einer aus dem Geschlecht von Bibra. Als etwas sonderbares verdient angemerkt zu werden, daß dieses Untermarschallamt weder vom Bischof, noch von dem Erbmarschalle, sondern vom Kayser zu Lehen geht. 2) Erbtruchsesse, die Grafen von Isenburg; deren Untertruchsesse die von Thüngen. 3) Erbschenken, die Grafen von Castell, deren Unterschenken, die Freyherren von Heßberg. 4) Erbcämmerer, die Grafen von Wertheim; und deren Untercämmerer die Zobel von Giebelstedt.

V. Worms hat jezt nur noch Erbcämmerer, aus der Familie von Dahlberg. Die übrigen Erbämter sind mit Absterben der Familien, welche sie bekleideten, in Abgang gekommen.

VI. Aichstedt. 1) Erbmarschalle, die Grafen Schenke von Castell. 2) Erbcämmerer, die Freyherren von Schaumberg. 3) Erbtruchsesse, die Herren von Leonrodt, 4) Erbschenken, die Freyherren von Eyb.

VII. Speier. Erbcammermeister, sind die Grafen von Leiningen. Von andern Erbämter ist nichts bekannt.

VIII. Straßburg. Nur die Grafen von Hanau-Lichtenberg sind als Erbmarschälle dieses Stifts zuverläßig bekannt, das übrige beruht auf unsichern Angaben.

IX. Costanz. 1) Erbmarschälle, die Freyherren von Syrgenstein. 2) Erbtruchsesse, die Herren Zweyer von Fürmbach. 3) Erbschenken, die Freyherren Segesser von Brunegg. 4) Erbcämmerer, die Freyherren von Sazenried.

X. Augspurg. 1) Erbtruchsesse, die Grafen Stadion; 2) Erbschenken, die Herren von Welden. 3) Erbmarschalle, die Herren von Westernach. 4) Erbcämmerer, die Freyherren von Freyberg.

XI. Hildesheim. 1) Erbmarschalle, die von Schweicheld. 2) Erbtruchsesse oder Erbdroſten, die von Kramm; nach anderer Angabe aber die Böcke von Wülfingen, welche auch 3) Erbcämmerer seyn sollen. 4) Erbschenken, die von Veltheim.

XII. Paderborn. 1) Erbmarschalle, die von Spiegel zu Peckelsheim. 2) Erbschenken, die von Spiegel zum Desenberg. 3) Erbhofmeister, die Grafen von Haxthausen. 5) Erbthürhüter oder Erbcämmerer, die von Schiller oder Schilder. 5) Erbküchenmeister, die von Westphal. 6) Erbtruchsessen, die von Stapel.

Digitized by Google

XIII. Freysingen. 1) Erbtruchſeſſen, die Freyherren und nun Grafen von Seibelsdorf; 2) Erbmarſchalle, die Freyherren von Prinzenau. 3) Erbcämmerer, die Freyherren von Weix. 4) Erbſchenken, die Freyherren von Preiſing zu Kopfsberg.

XIV. Regenſpurg. 1) Erbſchenken, die Freyherren von Pfetten oder Pfäden. 2) Erbtruchſeſſe, die Grafen von Taufkirchen, (nach einem alten Verzeichniſſe der Reichsunmittelbaren Lehne bey Ludewig in der Erläuterung der goldnen Bulle Th. 2. pag. 1115. und Moſer im Reichshofrathsproceß Th. 3. p. 788. ſoll ein Graf Nothhaft de Wernberg vom Kaiſer mit dieſem Erbamte des Bißthums Regenſpurg beliehen werden) 3) Obermarſchalle, die Erzherzoge von Oeſterreich, und deren Untermarſchalle die Grafen von Törring. 4) Erbcämmerer, die Freyherrn von Stingelheim.

XV. Paſſau. 1) Erbmarſchalle, die Fürſten von Lamberg, oder nach anderer Angabe ein Graf von Nothhaft. 2) Erbcämmerer, die Grafen von Ahane und Neuhaus. 3) Erbtruchſeß, die frey und edle Herren von Benzenau, oder wie andere wollen, die Fürſten von Lamberg. 4) Erbſchenken, die Grafen von Weiſſenwolf, oder wie andere meynen, die von Benzenau.

XVI. Trient. 1) Erbmarſchalle, die Grafen und Freyherrn von Firmian. 2) Erbſchenken, die Grafen von Thun. 3) Erbcämmerer, die Grafen von Arz oder Arſo. 4) Erbtruchſeſſen, die Freyherrn von Prato.

XVII. Brixen. 1) Erbmarſchalle, die Grafen von Welsperg. 2) Erbcämmerer, die Freyherrn Colonna zu Vels. 3) Erbſchenken, die Grafen von Thun. 4) Erbtruchſeſſen, die Grafen von Wolkenſtein zu Rodeneg.

XVIII. Baſel. 1) Erbtruchſeſſen, die Freyherrn von Schönau zu Daßheim. 2) Erbcämmerer, die Reichen von Reichenſtein zu Inzlingen, wechſelsweiſe mit den München von Münchenſtein, genannt von Leuenburg. 3) Erbmarſchalle, die von Eptingen zu Neuweiler. 4) Erbſchenken, die von Berenfels zu Hegenheim. 5) Erbkuchenmeiſter, die von Rothberg zu Bambach und Rheinweiler.

XIX. Osnabrück. 1) Erblanddroſten oder Erbtruchſeſſen, ſind die Grafen und Freyherrn von Bar zu Barnau. 2) Erbjägermeiſter, ſind die von Ledebur und von Münnich zur Webur. Mehrere Erbämter ſcheinen jetzt nicht mehr vorhanden zu ſeyn.

XX. Münſter. 1) Erbmarſchalle, die Freyherren von Plettenberg. 2) Erbdroſten oder Erbtruchſeſſe, die von Droſt zu Viſcherring. 3) Erbcämmerer, die Freyherrn von Gahlen.

XXI. Chur. 1) Erbſchenken, die Erzherzoge von Oeſterreich als Grafen von Tyroll. 2) Erbmarſchalle, die von Planta. 3) Erbtruchſeſſen, die von Monte. 4) Erbcämmerer, die Flugi von Aſpermont.

XXII. Fulda. 1) Erbmarſchalle, die Freyherren und nunmehrige Grafen von Görz zu Schlitz. 2) Erbcämmerer, die Freyherrn von Walderſee. 3) Erbtruchſeſſe, die Freyherrn von der Tann. 4) Erbſchenken, die Freyherrn von Buſeck.

XXIII. Corvey. 1) Erbmarſchalle, die von Stockhauſen. 2) Erbſchenken, die von der Malsburg.

XXIV. Kempten. 1) Erbtruchſeſſe, die Herzoge von Bayern, deren Untertruchſeſſen, die von Roth. 2) Erbſchenken, die Herzoge von Sachſen, deren Unterſchenken, die von Bodmann. 3) Erbmarſchalle, die Grafen von Montfort; deren Untermarſchalle, die von Prasberg. 4) Erbcämmerer, die von Werdenſtein ſind.

XXV. Ellwangen. 1) Erbſchenken, die Freyherrn von Rechberg zu Hohen-Rechberg. 2) Erbmarſchalle, die Freyherren Adelmann zu Adelmannsfelden. 3) Erbcämmerer, die Freyherrn von Freyberg und Eiſſenberg. 4) Erbtruchſeſſe, die Freyherrn von Schwarzach zu Horn.

XXVI. St. Gallen. 1) Erbtruchſeſſen, die Edlen von Bichelſee. 2) Erbmarſchälle, die Edlen von Thurn. 3) Erbſchenken, die Schenken von Landeck. 4) Erbkämmerer, die Gielen von Glattburg.

XXVII. Eſſen. 1) Erbmarſchälle, die Freyherren von Dobbe. 2) Erbdroſten, die Freyherren von Vitinghof genannt Schall. 3) Erbſchenken, die Freyherren von Dingelen zu Dahlhauſen. 4) Erbkämmerer, die Freyherren von Schirp.

Weltliche Reichsſtände.

I. Bayern. 1) Erblandhofmeiſter, die von Haßlang. 2) Erbtruchſeſſen, die reichsgräfliche Familie dieſes Namens. 3) Erbmarſchälle, die von Gumpenberg. 4) Erbſchenken, (Erbcämmerer) die Grafen von Preyſing. 5) Erblandjägermeiſter, die Grafen von Törring.

II. Bremen. 1) Erbſchenken, die von Iſſendorf. 2) Erbküchenmeiſter, die Schulten von der Lich. 3) Erbmarſchalle, die Freyherrn von Marſchalke.

III. Brandenburg-Culmbach oder Bayreuth. 1) Erbmarſchälle, die von Kunsberg zu Hayn. 2) Erbtruchſeſſe, die Grafen und Herren von Schönburg. 3) Erbcämmerer Amt iſt nach Abgang derer von Lüchau erledigt, und noch nicht wieder beſetzt. 4) Erbſchenken, die Freyherrn von Kotzau.

IV. Braunſchweig-Lüneburg oder Celle. 1) Erbmarſchalle, die Marſchalle von Meding. 2) Erbküchenmeiſter und Erbſchenken, die Vehren. 3) Erbkämmerer, die von Knesebeck. 4) Erbtruchſeſſen, die Freyherren von Grote. 5) Erbpötker, die von Spörken.

V. Fürſtenthum Calenberg, Grubenhagen und Wolfenbüttel. 1) Erbmarſchälle, die von Oldershauſen. 2) Erbſchenken, die von Reden, oder wie andere behaupten, die von Schlieſtedt, oder die von Behr und von Reindorf. 3) Erbcämmerer, die von Kramm. 4) Erbtruchſeſſe, die von Veltheim. 5) Erbküchenmeiſter, die von Röſſing, jedoch ſind auch die Götzen von Ohlenhauſen mit dem Küchenamte zwiſchen dem Deiſter und der Leine beliehen.

VI. Halberſtadt hat noch zwey Erbämter. 1) Erbmarſchälle, die von Röſſing. 2) Erbſchenken, die Schenken zu Flechtingen.

VII. Heſſen, ſowohl Caſſeliſcher als Darmſtädtiſcher Linie. 1) Erbmarſchälle, die Freyherren von Rodeſel. 2) Erbſchenken, die Schenken von Schweinsberg. 3) Erbcämmerer, die von Berlepſen. 4) Erbtruchſeſſe oder Erbküchenmeiſter, die Freyherren von Dörnberg oder Dörnigenberg.

VIII. Würtemberg. 1) Erbmarſchalle, die von Thumben. 2) Erbſchenken, die Freyherren von Wallbrunn. 3) Erbkämmerer, die Gültlinger. 4) Erbtruchſeſſen, die Speten. Letztere ſollen jedoch noch keine Belehnung empfangen haben.

IX. Pommern. 1) Erbmarſchälle, der Herzo-

gen von Stettin, die Malzahne; des Herzogthums Pommern, die Flemminge; auf Rügen die Bugenhagen und nach ihnen die Grafen von Putbus, und des Fürstenthums Camin die von Ramin. 2) Erbcämmerer, die von Eickstedt, und im Hinterpommern die von Somnitz. 3) Erbschenken, die von Wüssow, von Bork, von Wedel, von Dewitz, von der Osten, von Blücher, von Manteufel, von Krokowen. 4) Erbküchenmeister, die von Swerin.

Mehrers ist von den heutigen Reichsständischen Erbhofämtern nicht bekannt. Man vergleiche übrigens mit diesem Artikel noch den, welcher von Erzämtern handelt, wie auch die von einigen einzelnen Erbämtern sprechenden kurzen Artikel, die manche Wort- und Sacherklärungen geben, welche in diesem allgemeinen Artikel nicht wohl zu suchen gewesen seyn dürften. (15)

Erbauen, Erbaulich, Erbaulichkeit, Erbauung. Erbauen oder erbaulich seyn, ist theils als eine allgemeine moralische Pflicht, theils als eine besondere zu betrachten, und die letztere liegt dem Lehrer ob. Das Wort selbst ist tropisch, und wird theils von Aeckern oder Feldern gebraucht, welche angebauet oder im Bau erhalten werden, damit sie geschickt gemacht oder immer vollkommner werden, nützliche Producte zu geben, theils von Häusern, welche entweder neu aufgeführt oder ausgebessert und vollkommener gemacht werden. Dieser Tropus wird auf eine sehr schickliche Art in der Moral gebraucht, die Sorge für die Vollkommenheit des Geistes oder das Wohl der Seele auszudrücken, so wohl was die erste Anrichtung als die Erhaltung, Befestigung und Vermehrung des Guten betrift. Auf diese Art erbauen wir uns theils selbst, theils andere, oder die Erbaulichkeit ist denn eine Pflicht gegen uns sowohl als gegen andere. Die heil. Schrift bedient sich dieser Redensart öfters, Ap. Gesch. 9, 31. die Gemeinde welche sich erbauet, 20, 32. das Wort Gottes ist mächtig, euch zu erbauen. 1 Thess. 5, 11. bauet einer den andern. 1 Petr. 2, 5. bauet euch zum Hause Gottes. Jud. 20. erbauet euch auf euren allerheiligsten Glauben. Eben so wird auch die geistliche Glückseligkeit des Menschen mit einem Gebäude oder Hause verglichen. Es wird aber auch zuweilen eigentlicher durch Besserung ausgedrückt. Röm. 14, 19. Durch Wahrnehmen unserer selbst mit Reizen zur Liebe und zu guten Werken, Ebr. 10, 24. Vornemlich verstehet man unter der Erbaulichkeit ein solches Verhalten, wodurch wir für die Seelenwohlfahrt unsers Nächsten besorgt sind, oder sehen sie als eine Pflicht gegen unsern Nächsten an, und da begreift sie die brüderliche Erinnerung oder Bestrafung und gute Beyspiele, (s. Brüderliche Bestrafung und Beyspiel) und ist den Verführungen und den Aergernissen entgegengesetzt. Bey Ausübung dieser Pflicht kommt es einmal auf Verhinderung, Verwirrung und Vermehrung vor alle dem an, was der Seele schädlich seyn könnte, theils auf die Beobachtung alles dessen, was ihr nützlich und heilsam seyn kann. Zu dem ersten gehören Unwissenheit, Irrthum, Aberglauben, Sünden, und zu dem andern, Beförderung heilsamer und wichtiger Erkenntniß, und immer mehrere Verbesserung derselben, Verschaffung wahrer Beruhigungs- und Trostgründe, wahre Besserung und Tugend und deren immer mehrere Vollkommenheit. Sie geht also sowohl auf den Verstand als auf den Willen, und es läßt sich keines von dem andern trennen. Denn der Wille kann nie richtig geleitet werden, wo es an richtiger Einsicht des Guten und Bösen fehlt, wo man die wirksamen Bewegungen und die tüchtigen Mittel dazu nicht kennt.

Alle diese verbundenen Pflichten kann man theils auf eine nähere, theils auf entferntere Art oder mittelbar und unmittelbar ausüben. Die Erbaulichkeit erfordert nicht, daß man zu seinen Unterhaltungen mit seinem Nächsten allezeit die nächsten und unmittelbaren Gegenstände der Religion erwähle, und in jeder Gesellschaft und bey jeder Gelegenheit so gleich und auch wohl besonders von den eigentlichen Wahrheiten der Offenbahrung spreche, und auf das Herz des Nächsten geradezu andringe. Man muß nicht allein die gehörige Klugheit anwenden, um seinen Zweck sicherer erreichen zu können; sondern bedenken, daß schon jede Verbesserung der Seelenkraft, einen Einfluß auch Glauben, Tugend und Glückseligkeit des Menschen habe. Seine Empfindungskraft, Geschmack, Einbildungskraft, Verstand u. s. w. verfeinern und verbessern ist auch der Weg ihn für die Religion und für sein ewiges Glück zu bilden, und seine Vorstellungen von Irrthümern auch in natürlichen Dingen bewahren, ihn in jeder Kenntniß der Welt zu üben, Wohlstand und bürgerliche Sitten zu verbessern ist auch Beförderungsmittel der geistlichen Wohlfahrt.

Die unmittelbare und nähere Erbauung geht eigentlich dahin, in den Wahrheiten, welche der Mensch zur Erlangung seiner ewigen Seeligkeit und also auch zu seiner wahren Beruhigung, Besserung und Tugend wissen muß, zu üben und zu stärken, Belehrung oder doch Besorgung und Beförderung guten Unterrichts, Abwendung schädlicher Irrthümer, Aberglaubens und Blendwerke, Bewahrung vor Lastern, Besserung des Lasterhaften, Befestigung des Zweifelnden, des Schwachen, Kleinmüthigen, und Erweckung zu mehrerer Heiligkeit machen die Stücke der eigentlichen und unmittelbaren Erbaulichkeit aus. Dies muß nun mit der wahren Klugheit und nach den jedesmaligen Umständen und Gelegenheit geschehen, durch ein stetes unsträfliches und rechtschaffenes Verhalten im Reden und in allen Handlungen, in Gesellschaften und in dem Privatleben, und durch stete Gleichheit in seinem ganzen Wandel.

Eine besondere Pflicht ist es bey dem Lehrer, welcher die eigentliche Seelsorge zu führen hat, und vornemlich fordert man von ihm, daß er ausser seinem Wandel und Umgang mit andern auch seinen Lehrvortrag erbaulich einrichten solle. Der Prediger aber predigt erbaulich, wenn seine Predigt so eingerichtet ist, daß er einen starken Eindruck auf das Gemüth der Zuhörer macht, wodurch gute und dem Zweck der Religion gemäße Gesinnungen erwecket und erhalten werden. Hauptsächlich kommt es also darauf an, daß gute und religiose Gemüthsbewegungen befördert werden; z. E. Furcht vor Gott, Freude in Gott, Hoffnung und Zuversicht zu Gott, oder Beschämung eines Menschen wegen böser Handlung, Reue und göttliche Traurigkeit, u. s. w. Deßgleichen heilsame und ernstliche Entschliessungen zum wahren Guten, und heilige Richtungen des Gemüths auf Gott. Solche Eindrücke aber müssen nur durch die rechte Mittel entstehen. Ein blos sinnlicher Eindruck, welcher auf keine deutliche Vorstellung gebauet ist, ist keine wahre Erbauung. Z. E. Traurigkeit ohne richtiges Bewußtseyn, warum? Sinnliche Empfindungen, die, weil sie blos sinnlich sind, vielmehr Schwärmereyen sind. Dies sind falsche Erbauungen. Daher blosse und viele Ceremonien, starke Declamationen des Redners, weinender, beweglicher

Ton

Ton u. ſ. w. können ſo wie die Melodien eines Geſangs oder wie über Muſik zuweilen Eindrücke aufs Gemüth machen, und man hört zuweilen ſagen, man ſey erbaut worden, wenn man nichts weiter als gewiſſe ſinnliche Gefühle geſammlet hat. Auch können gewiſſe Redensarten und myſtiſche ſinnliche Ausdrücke dahin gerechnet werden, weil ſie an gewiſſe ſinnliche Empfindungen durch die Imagination erinnern. Dieſe Dinge aber geben bey dem allen doch keine rechte und ſichere Richtung des Gemüths zum Guten, ſondern ſind vorübergehende dunkle unbeſtimmte Aufwallungen und Rührungen, welche eben ſo leicht wollüſtige und andere unregelmäßige Bewegungen hervorbringen, oder ihnen Platz machen können. Wahre Erbauung erfordert allezeit auch Erleuchtung oder Belehrung, oder es müſſen erleuchtete Affekten und Gemüthsbewegungen hervorgebracht werden: wodurch ſie zu beſtimmten und regelmäſigen Geſinnungen und Handlungen angetrieben werden. Ohne richtige Erklärung und Entfernung irriger, falſcher und verwirrter Vorſtellung der Religionswahrheit die man glauben, oder die man zur Regel ſeines Verhaltens annehmen und gebrauchen ſoll; ohne Belehrung, warum man das glauben ſoll, und was eine ſolche Wahrheit für einen Einfluß auf unſere Tugend, Gemüthsruhe und Glückſeligkeit habe; oder was uns die Handlungen und Geſinnungen, die man befolgen und erwählen ſoll, für Nutzen und Vortheil bringen, ohne Beweis dieſer Wahrheiten läßt ſich daher keine wahre Erbauung denken, obgleich dies alles nicht methodiſch und ſchulmäßig geſchehen, ſondern nach der Vorſtellungsart des vermiſchten Haufens und ſo viel es ſeyn kann, augenſcheinlich und ſinnlich gemacht werden muß. Eine richtige, deutliche und gewiſſe Erkenntnis wirkt allezeit und zwar ſicher auf das Herz, doch muß man hierin nicht zu trocken ſeyn, ſondern den ganzen Unterricht ſo einrichten, daß zugleich das Gemüth in die Bewegung geſetzt wird, das hoch zu ſchätzen, zu lieben, zu wünſchen, zu wollen und in Ausübung zu bringen. Alsdenn kann man äuſſerliche Dinge, Cerimonien, Ton, Melodien u. ſ. w. als gute Beförderungsmittel anſehen, das Gemüth zur Aufmerkſamkeit zu reizen, die Gemüthsbewegung und den guten Affect zu ſtärken, zu erhöhen, zu fixiren. (20)

Erbbauern, Arffburen, ſind in Oſtfrießland diejenigen, welche die Theelen (ſ. dieſen Art.) von ihren Vorfahren geerbt haben. (15)

Erbausträge, ſ. Austräge.

Erbarengericht, ſ. Erbäre.

Erbbeamte, ſ. die Artikel: Erbämter und Erzämter.

Erbbegräbnis, (antiquar.) iſt eine Begräbnisſtelle, welche jemand für ſich und ſeine Familie eigenthümlich beſitzt. Die älteſte Nachricht, die wir von einem ſolchen Begräbnisplatz haben, kommt in der Geſchichte Abrahams vor, welcher nach dem Tode der Sarah vom Hebron, dem Hethither, einen Acker nebſt einer Höle zum Begräbnis kaufte. Hieher wurde auch Abraham begraben, hieher brachten auch die Söhne Jacobs ihren Vater aus Aegypten, und Joſeph nahm von ſeinen Brüdern einen Eyd, daß ſie ſeinen Leichnam eben hieher beyſetzen wollten, wenn ſie wieder in das Land zurückkämen. Die Aegyptier hielten beſonders viel darauf, die Todten aus ihrer Familie beyſammen zu behalten. Sie hatten ſie nicht nur Jahre, ſondern Jahrhunderte lang über der Erde in Kaſten einbalſamirt, und verwahrten ſie in dem innern Theil des Hauſes. Aus 1 Sam. 25, 1. ſcheint zu erhellen, daß auch bey den Juden dieſe Begräbnisſtellen nahe bey ihren Häuſern geweſen ſeyn. Nach Matth. 27, 60. hatte ſich Joſeph von Arimathia ein eigenes Grab in ſeinem Garten in einen Felſen hauen, das für ihn und ſeine Familie beſtimmt war. Die Erbbegräbniſſe der ehemaligen Könige von Aegypten zu Theben, davon man noch heutzutage die Ueberbleibſel findet, verdienen hier beſonders angemerkt zu werden. Diodor von Sicilien gedenkt ſchon dieſer wundervollen Gräber, und ſagt, in den Geſchichten der Aegyptier würden ihrer ſieben und vierzig angeführt, zur Zeit des Königs Ptolomäus, des Sohns Lagus, wären ihrer noch ſiebenzehen vorhanden geweſen, und zu ſeiner Zeit wären die meiſten zerſtört. Pocok beſuchte den Platz, wo ſie waren, den man heutzutage, Bab-el-Meluke, oder Königsthor nennt, und macht folgende Beſchreibung davon. Sie ſind in Hügel eingehauen. Dieſe Hügel ſind gähe Felſen; die Grüfte ſind wie lange Gemächer oder Gallerien unter den Bergen ausgehauen, die aus einem dichten weiſſen Stein beſtehen; ſie ſind mehrentheils zehen Fuß breit und hoch. Vier von dieſen Gallerien, die an einander ſtoſſen, und dreyſig bis funfzig Fuß lang ſind, gehen nach einem Gemach zu, wo das Grabmal des Königs iſt, mit deſſen auf dem Deckel in erhabem Schnitzwerk befindlichen Abbildung. Seiten und Decken der Gallerien ſind mit hieroglyphiſchen Figuren ausgehauen. Das Grab des Königes beſtehet aus einem einigen rothen Granitſtein, und iſt der Deckel ſo gemacht, daß er inwendig hineinpaßt. Die Decke des Gemachs iſt wie ein Gewölbe ausgehauen. Dieſe Grabſtätten geben uns ein Bild, wie die ausgehauene Gräber der Alten mögen ausgeſehen haben. Niebuhr hat auch einige ſolcher Begräbnishölen beſchrieben. ſ. Begräbnis, Grab. (22)

Erbbegräbnis, (juriſt.) (*Sepulchrum hereditarium*) kommt in einer doppelten Bedeutung vor. 1) Wird ein Begräbnis von ſeinem Endzweck alſo genannt; wenn nemlich einer für ſich und ſeine Erben eine Grabſtätte beſtimmet, und ſo wird Erbbegräbnis im l. 5. *D. de religioſis* genommen, da es denn von dem Familienbegräbnis darin weſentlich unterſchieden iſt, daß in das letzte, alle und jede, welche zu der Familie deſſen der ſolches errichtet hat gehören, begraben zu werden, verlangen können, wenn gleich ſie nicht Erben deſſen der es errichtet hat, geworden ſind; dahingegen die Erben blos als ſolche von dem Gebrauch des Familienbegräbniſſes ausgeſchloſſen ſind. Auf das Erbbegräbnis aber, können umgekehrt nur die Erben des Stifters Anſprüche machen, wenn gleich ſolche keine Anverwandte deſſelben ſeyn ſollten, dahingegen die, welche zu der Familie des Stifters gehören, blos als ſolche d. i. wenn ſie nicht zugleich auch ſeine Erben geworden, davon ausgeſchloſſen ſind.

2) Wird ein Begräbnis, auch von der Art und Weiſe wie ſolches erlangt wird, Erbbegräbnis genannt, da nemlich jemand durch Erbgangsrecht ein Begräbnis erlanget, und in dieſer Bedeutung kommt es vor im l. 6. *D. de religioſis.* (41)

Erbbereiten, iſt in Bergwerksrechten eine öffentliche Handlung, wodurch eine Ausbeutzeche von den Vorſteheren beritten und bezogen oder beſehen wird. Es wird dabey deſſen Lohn oder Belehnung unterſucht, das in Lehen habende Feld, Fundgrube und Maaßen mit der Schnur vermeſſen, und ſogleich vom Geſchwornen verlochſteinet. Dieſes Erbbereiten geſchieht vom Oberbergamt wie auch vom Stadtmagiſtrat und dem Berg-

amte. Die Absicht einer solchen Handlung ist, alles in Richtigkeit zu setzen, und dadurch künftigen Streitigkeiten vorzubeugen. Zu diesem Ende geht a :ch eine Edictalcitation aller derer, die dabey interessirt sind, durch ein dreymaliges Ausrufen von vierzehen Tagen zu vierzehen Tagen, voraus, wodurch der Tag des Vermessens angesetzt wird. Streitigkeiten, welche sich dabey hervorthun, werden durch Vergleiche, Bergschiede oder Urtheil abgethan. (15)

Erbbeschloßte sind adeliche Familien, welche das Recht haben Schlösser oder Berge erblich zu besitzen. s. Beschlossete. (41)

Erbbestand, s. Erbleihe.

Erbbrodspender, s. Brodspende.

Erbbücher, sind öffentliche Verzeichnisse von herrschaftlichen Gefällen, Diensten, und Hebungen; Zinsen, Gülten und dergleichen. Von ihrer Einrichtung und Absicht, s. die Art. Amtsbücher und Catastrum, unter welchen Benennungen die Erbbücher gleichfalls vorzukommen pflegen. (15)

Erbbürge, heißt in alten Urkunden ein Bürge, welcher mit liegenden Gründen hinreichend begütert ist. (15)

Erbbürger, werden in einigen alten Stadtrechten diejenigen Bürger genannt, welche ihr Bürgerrecht als ein Erbrecht besitzen. Ihnen wurden die Pfalbürger entgegengesetzt. s. diesen Artikel. (15)

Erbcämmerer des Reichs, ist der Erbbeamte des Churfürsten von Brandenburg als Erzcämmerers. Die älteste Spur von diesem Erbamte findet sich in einer Urkunde vom Jahr 1150. (beym Schaten *in annal. Paderborn.* Lib. VIII. p. 783.) wo ein Thicepertus de Weinsperg Camerarius vorkommt, welcher nebst anderen Hofbeamten ein vom Kaiser verlangtes Gutachten in einer Streitsache des Abts von Correy mit seinen Erbbeamten ausstellt. Durch die goldene Bulle ist das Reichserbcämmereramt der Familie von Falkenstein zugesichert worden. Nachdem aber der Mannsstamm derer von Falkenstein im Jahr 1418. mit Werner von Falkenstein, Churfürst von Trier, verloschen und die Falkensteinische Herrschaft unter die weiblichen Anverwandten vertheilt worden, so gelangten die von Weinsberg abermals zum Besitz dieses Reichserbamtes. Im Jahr 1510. starb auch dieses Geschlecht mit einem namens Philipp aus, und Kaiser Maximilian vergab dieses Reichserbamt an einen Georg von Sainsheim, welcher schon 1504. eine Anwartschaft darauf erhalten. Dieser starb aber auch ohne männliche Erben; und nun halfen die Churfürsten von Brandenburg ihren Stammvettern den Grafen von Hohenzollern zum Reichserbcämmereramte, welches Haus bis auf den heutigen Tag im Besitz desselben geblieben ist. Graf Eitel Friedrich IV. ist der erste dieses Hauses, welcher solches gehabt hat; und im Jahr 1516. damit beliehen ist. Im Jahr 1690. wurden die von Hohenzollern zu Regenspurg durch Churbrandenburgische Gesandte mit diesem Erbamte beliehen, jedoch unter der Bedingung, daß dieses Lehen in der Zukunft in der Markbrandenburg als dem gewöhnlichen Lehnhofe gesucht werden sollte. Zu Vermeidung aller Streitigkeiten über die Verwaltung dieses Amtes hat Graf Carl von Hohenzollern im Jahr 1575. eine Erbeinigung zu Stande gebracht, vermöge welches der Aelteste, wenn er dazu geschickt ist, das Erbamt allein versehen, oder solches dem Aeltesten nach ihm überlassen darf; wenn aber diese nicht am Hofe des Kaisers sich einfinden, wohl aber ein anderer jüngerer gegenwärtig ist, so hat dieser das Recht die Erbcämmererdienste zu verrichten, und die davon fallenden Vortheile sich zuzueignen. Im Jahr 1653. entstand unter den Brandenburgischen Abgesandten und den Fürsten von Hohenzollern ein Streit wegen der Ausübung des Erbamtes, wobey aber die letztern ihr Recht durch Vortragung der Insignien und Aufwartung an der kaiserlichen Tafel behaupteten. Mehreres kommt unter dem Artikel: Kaiser. s. auch Erb- und Erzamt. (15)

Erbcapellan, s. Erbämter.

Erbdiener des Rechts, heissen in Kaiser Friedrich III. im Jahr 1441. projectirten Reformation die Gerichtsscheffen, welche der deutschen Sitten und Rechte wohlkundig waren, und in ihren Urthelsprüchen denselben allein folgten. Ihnen werden die Doctores des römischen Rechts entgegengesetzt, welche daselbst besoldete Knechte des Rechts genannt werden. (15)

Erbdrost, ist ein Drost, welcher seine Würde erblich besitzet. s. Drost.

Erbe, Heres, (römisches Recht) ist derjenige, welcher krafthabenden Erbrechts in alle Rechte und Verbindlichkeiten eines Verstorbenen eintritt. Damit jemand Erbe werde, ist erforderlich, daß 1) ein anderer gestorben seye, von dessen Erbschaft die Rede seyn kann; wenn der Tod des Erblassers einigem Zweifel ausgesetzt ist, so muß er von demjenigen, welcher Erbe seyn will, bewiesen werden; dieses kann theils durch Zeugen, welche den Erblasser sterben oder begraben gesehen, theils durch glaubwürdige Urkunden, z. B. von der Obrigkeit ausgestellten Todtenscheine, Auszüge aus den unter öffentlicher Autorität gehaltenen Todtenbüchern durch Grabschriften oder beglaubte Abschriften derselben geschehen, es kann aber auch zuweilen der Tod eines Menschen vermuthet werden, wann er nemlich schon lange abwesend ist, man schon lange keine Nachricht von seinem Leben, und er das siebenzigste Jahr erreicht hat; 2) daß er ein Erbrecht habe, und ihm also die Erbschaft angefallen sey, (s. Delatio Hereditatis.) Dieses Erbrecht gründet sich entweder auf ein giltiges Testament, in welchem jemand zum Erben eingesetzt ist; oder auf die Verordnung der Gesetze, Kraft welcher jemand in Ermanglung eines Testaments Intestaterben des Verstorbenen ist; durch Verträge aber konnte nach dem römischen Recht niemand Erbe werden, weil man es für unrecht hielt, daß jemand durch einen Vertrag in Ansehung der freyen Verfügung über sein Vermögen nach seinem Tod eingeschränkt werden sollte, und befürchtete, daß solche Verträge zu Nachstellungen nach dem Leben des Erblassers Anlaß geben könnten; hingegen nach deutschen Rechten sind mehrere Gattungen solcher Verträge über die Erbschaft, theils durch allgemeine, theils durch besondere Gesetze und Gewohnheiten als giltig und verbindlich angenommen worden, wie z. B. die Eheberedungen, Einkindschaften, Conventionalfideicommisse, Ganerbinate, und dergl. Das dritte Erforderniß, um Erbe seyn, ist, daß derjenige, welchem die Erbschaft angefallen ist, sie entweder ausdrücklich antrette, oder solche Handlungen unternehme, aus welchen eine stillschweigende Annahme der Erbschaft folgt; nur bey den in der väterlichen Gewalt des Erblassers stehenden Kindern ist eine solche Erklärung nicht nöthig; (s. Erbe suus.) Endlich versteht sich von selbst, daß derjenige, welcher Erbe seyn will, fähig seyn muß, ein Erbschaft zu erwerben; denn es können z. B. nach dem römischen Recht die Söhne derjenigen, welche einen Hochverrath

begangen, Ketzer und Apostaten nicht Erben seyn, und noch manche andere nicht zu Erben eingesetzt werden.

Der Erbe tritt in alle Rechte und Verbindlichkeiten des Erblassers ein; die Beerbung wird daher unter die allgemeine Erwerbungsarten gerechnet und der Erbe stellt nach der Regel die Person seines Erblassers vor; daher ist er vom Legatarius, und andern, welche durch letzte Willen nur einzelne Dinge bekommen, unterschieden; da er in alle Rechte des Erblassers eintritt, so hat er z. B. das Eigenthum aller dem Erblasser eigen gewesenen Dinge; was andere dem Erblasser aus Contracten oder sonsten woher schuldig waren, hat er das Recht mit den dem Erblasser zugestandenen Klagen zu fordern; nur diejenige Klagen, welche nach der besondern Verordnung der Gesetze den Erben nicht zustehen, wie z. B. die Injurienklagen, die Klagen wegen eines inofficiosen Testaments, die Klage in Factum de Calumniatoribus, die Klage auf Widerruf einer Schenkung und die Volksklagen, können von dem Erben nicht angestellt, jedoch, wenn vom Erblasser Lis contestirt worden, von ihm fortgesetzt werden; eben so diejenige Rechte, welche blos auf der Person des Erblassers hafteten, z. B. Aemter, Vormundschaft, die Stelle eines Schiedsrichters, die Nutznieſſung und andere persönliche Dienstbarkeitsrechte geben nicht auf den Erben über. Der Erbe hat auch das Recht den Besitz aller zur Erbschaft gehörigen Dinge zu ergreifen, und kann in dieser Rücksicht wider jeden Besitzer das Interdictum quorum Bonorum, oder unter gewissen Umständen das Remedium aus der l. *fin. C. de edict.* D. Hadr. *toll.* anstellen; (s. Interdictum quorum Bonorum, und Edictum D. Hadriani) jedoch geht der Besitz der zur Erbschaft gehörigen Dinge nicht von selbst auf den Erben über, und er ist, wenn ein anderer sich in deren Besitz befindet, nicht berechtigt, mit eigener Gewalt sich in deren Besitz zu setzen.

Auf gleiche Weise tritt der Erbe in die Verbindlichkeiten des Erblassers ein, und ist dieselbe zu erfüllen, und alle Schulden des Erblassers zu bezahlen verbunden, so sehr, daß wenn er sich nicht der Rechtswohlthat des Inventarium bedient hat, er alle Schulden wenn sie gleich mehr als den Werth der ganzen Erbschaft betragen, aus dem Seinigen bezahlen muß; und in dieser Rücksicht kann er von den Glaubigern des Erblassers mit eben denjenigen Klagen, welche ihnen wider den Erblasser zustunden, belangt werden. Wenn der Erblasser sich eines Verbrechens schuldig gemacht, so ist der Erbe niemals zu einer Strafe deswegen verbunden, ausser insoferne er selbst Antheil an dem Verbrechen genommen, und z. B. eine vom Erblasser gestohlene Sache wissentlich behalten und verborgen hat, oder wenn der Erblasser bey seinen Lebzeiten in eine zu bezahlende Geldstrafe verurtheilt, oder über eine auf Privatstrafe angestellte Klage Lis contestirt worden ist; nur die einzige Verbrechen der beleidigten Majestät und Repetundarum waren nach dem römischen Recht von dieser Regel insofern ausgenommen, daß wenn der Verbrecher auch vor angestellter Anklage verstorben war, dennoch gegen die Erben auf Confiscation seiner Verlassenschaft geklagt werden konnte, in welchem Fall jedoch immer den Erben die Vertheidigung der Unschuld des Erblassers zu gestatten ist. Eben so wenig aber ist der Erbe nach dem römischen Recht wegen eines vom Erblasser begangenen Verbrechens zu einiger Entschädigung verbunden, und alle aus einem Verbrechen herrührende Klagen, wenn gleich der Kläger mit denselben nur seine Entschädigung sucht, werden nach dem römischen Recht wider den Erben nicht gegeben, ausgenommen wenn mit dem Erblasser Lis contestirt worden ist, oder insoferne aus dem Verbrechen des Erblassers etwas auf die Erben gekommen ist, und nur die einzige Condictio furtiva, welche ohne Unterschied wider die Erben Statt findet, scheint von der Regel eine Ausnahme zu machen. Nach dem canonischen Recht hingegen ist es ausser Zweifel, daß die Erben wegen eines vom Erblasser begangenen Verbrechens, insoweit die Erbschaft zureicht, zur Entschädigung verbunden sind; viele Rechtsgelehrte behaupten auch, daß das canonische Recht in der Praxis den Vorzug in dieser Lehre vor dem römischen Recht erhalten habe, allein mehrere halten mit gutem Grund dafür, daß im Zweifelsfall das römische Recht vorzuziehen sey.

Nebst dem ist der Erbe verbunden, aus dem geerbten Vermögen die Vermächtnisse, Fideicommisse, und Schenkungen von Todes wegen zu entrichten, welche der Erblasser verordnet hat; ja wenn er kein Inventarium verfertiget hat, muß er sie allen, wenn sie auch mehr als die Erbschaft betragen, entrichten; hat er aber ein Inventarium verfertigt, so darf er nicht nur nicht weiter, als die Kräfte der Erbschaft erlauben, bezahlen, sondern auch nach den Falcidischen Viertel zu seinem Vortheil abziehen. (s. Falcidisches Gesetz) Auf Entrichtung dieser Schuldigkeiten wird der Erbe mit der persönlichen Klage aus dem Testament, oder wenn der Erblasser ohne Testament Vermächtnisse und dergl. verordnet hat, mit der Actio personalis utilis ex Testamento, belangt, und es kann auch unter gewissen Umständen wider ihn die Rei Vindication, Pfandklage, oder das Rechtsmittel aus der l. fin. *C. de fideicommiss.* angestellt werden. (s. Vermächtnis) Endlich sind die Erben auch verbunden, den Erblasser begraben zu lassen, und können in dieser Rücksicht von einem andern, welcher dessen Begräbnis auf seine Kosten besorgt, Geld oder Waaren dazu geliehen hat, mit der funerarischen Klage belangt werden. Um die Erbschaft zu erhalten, und sein Erbrecht zu behaupten, steht dem Erben wider einen jeden, welcher als ein vermeintlicher Erbe oder ohne Grund die Erbschaft besitzt, die Erbschaftsklage zu.

Endlich was den Gerichtsstand des Erben betrift, versteht sich von selbst, daß in Sachen, in welchen der Erbe nicht als ein solcher belangt wird, derselbe nicht vor dem Gerichtsstand des Erblassers belangt werden kann, sondern vor seinem eigenen belangt werden muß, und eben so unstrittig ist, daß wenn jemand mit dem Erblasser einen Proceß angefangen, und ihn vor seinem Richter belangt hat, der Erbe wenn er auch diesem Gericht nicht unterworfen ist, und einen eigenen privilegirten Gerichtsstand hat, dennoch den Proceß bey dem Gericht wo er anhängig ist, in dem Zustand wie er bey dem Tod des Erblassers ist, reassumiren und fortsetzen muß; hingegen ist diese Frage sehr bestritten, ob wenn der Proceß noch nicht angefangen ist, eine wider den Erblasser zustehende Klage vor dem Gerichtsstand des Erblassers wider den Erben angestellt werden könne, oder ob sie vor dem Gerichtsstand des Erben angebracht werden müsse? Ersteres behaupten viele, selbst alsdenn, wenn der Erblasser noch nicht citirt worden, wenn auch der Erbe einen privilegirten Gerichtsstand hätte, und dem des Erblassers auf keine Weise unterworfen wäre, so daß der Erbe vor den Gerichtsstand des Erblassers vorgeladen, und im Fall

Nichterscheinens wider ihn als einen Ungehorsamen verfahren werden könne; allein gegründeter und den Gesetzen gemässer ist ohne Zweifel die Meynung, daß der Erbe wenn er nicht für seine Person dem Gerichtsstand des Erblassers unterworfen ist, vor demselben nicht belangt werden könne, sondern vor seinem eigenen Gerichtsstand belangt werden müsse, weil der Gerichtsstand niemals auf die Erben übergeht; und wie die Glaubiger sich nicht hätten beschweren können, wenn der Erblasser selbst sein Domicilium, und damit seinen Gerichtsstand verändert hätte, eben so wenig haben sie Grund, ihre Rechte für verletzt zu halten, wenn sie den Erben vor einem andern Gerichtsstand belangen müssen; sobald nur die Erbschaft angetretten, wenn sie gleich noch nicht vertheilt ist, müssen die Erben vor ihrem eigenen Gerichtsstand belangt werden. An einigen Orten ist jedoch, um allen daher entstehenden Beschwerlichkeiten vorzukommen, verordnet, daß das erbschaftliche Vermögen nicht eher vertheilt, oder ausgeführt werden darf, bis alle darauf fallende Schulden bezahlt, oder wegen deren Bezahlung hinlänglicher Vorstand geleistet worden ist. (38)

Erbe, (deutsches Recht) wird bey den Rechtsgelehrten in einer dreyfachen Bedeutung genommen: 1) insofern es der Errungenschaft entgegengesetzt ist, verstehet man darunter alles, was man von seinen Eltern oder Verwandten durch Erbfolge ohne Testament erhalten hat. Denn was uns durch Testamente dergestalt zufällt, das wir ausserdem keinen Anspruch darauf hätten machen können, gehört zur Errungenschaft. 2) In Hamburg, Lübek, und einiger anderer Orte Rechten werden nur die auf diese Art ererbten Grundstücke mit dem Namen Erbe bezeichnet; bewegliche Güter hingegen, wenn sie gleich ererbt sind, werden nicht mit darunter begriffen. 3) Insofern Erbe dem Lehen entgegengesetzt wird, begreift man darunter alle beweglichen und unbeweglichen, ererbten und errungenen Güter, auf welche man kein bloses nutzbares Eigenthum, wie ein Vasall hat, sondern welches uns als Allodialbesitzern zuständig ist. Es ist alsdenn mit Allodium gleichbedeutend. (s. den Art. Erbe, Lehnrecht.) Wenn die Erbfolge im Lehen und Erbe nicht auf eine Person trift, sondern wegen verschiedener Ordnung der Erbfolge, das Lehen einem andern und das Erbe auch einem anderen zufällt, so muß eine Absonderung des Lehns vom Erbe vorgenommen werden, wovon unter dem Artikel: Lehensabsonderung zu handeln ist. (15)

Erbe, Erbgüter (Lehnrecht). Die Worte Lehn und Erbe sind einander entgegengesetzet, und von sehr unterschiedener Bedeutung, auf gleiche Art, wie Lehn- und Erbgüter. Man hat schon in den ältesten Zeiten, wiewol unter andere Benennung (Allode ꝛc.) das Erbe dadurch unterschieden und kenntbar gemacht, daß solches ein freyes Erbgut und Eigenthum, so von den Vorfahren in der Eigenschaft ererbet oder angekauft und auf andere Art erworben, mithin ohne die geringste Lehnsverbindung völlig frey ist. Der Hauptbegriff bestehet also darin, daß alles, was Erbe heißt, von aller Lehnspflicht und Verbindlichkeit frey, auch niemals darunter begriffen gewesen.

Man muß sich nicht irren lassen, wenn man unter anderen Benennung dieses Worts antrift. Sache und Bedeutung ist einerley. Es heißt in alten Gesetzen Schenkungen, Traditionen ꝛc. 1) Proprietas, Eigenthum, 2) Sors, zugefallenes Erbtheil, 3) Hereditas, Erbtheil, 4) Patrimonium, väterlich Erbe, 5) Possessio propria, eigenthümliche Besitzung, 6) Labor, soll wol hier eine erbliche Erwerbung bedeuten, obwol es auch sonst in einem andern Verstande genommen ist, und 7) in neuern Zeiten Eigen und Eigenthum, wie es oft in Urkunden heist — mit allen Landen, Herrschaften, Eigenthümern, Lehenschaften.

Die Erbgüter des niedern Adels und anderer Privatpersonen sind vorzüglich aus den eigenthümlichen Besitzungen, so die Ingenui ursprünglich besessen, entstanden, oder vielmehr in der alten Eigenschaft geblieben. Die fränkischen Könige und ihre Nachfolger liessen die Eigenthümer gerne bey dem Besitze ihrer Erbgüter, um sie desto eher in Gehorsam und Unterwürfigkeit zu erhalten. Ihre Entstehung geschahe auch auf andere Art, durch Schenkung, Verjährung ꝛc. allein die vorzüglichste bleibt allemal die, so zuerst gedacht ist, nemlich durch die Menge der uralten eigenthümlichen Besitzungen, und diejenige Lehnrechtslehrer, so behaupten, daß der gröste Theil unser jetzigen landsäßigen Lehngüter in Deutschland aus zu Lehn aufgetragenen Erbgütern bestehet, verdienen allen Beyfall. Man findet noch jetzo in Holstein, Mecklenburg, Pommern, Braband, Geldern ꝛc. sehr viele Erbgüter, und die daselbst befindliche Lehngüter gehen von der gemeinen Natur der Lehen so stark ab, daß man aus den ihn anklebenden Eigenschaften und Freyheiten genugsam überzeuget wird, daß sie vormals Erbgüter gewesen, die zu Lehn aufgetragen sind, weil die Besitzer damals aus vielen Gründen Ursache hatten zur Sicherheit und zum Schutz solches zu thun.

Die Natur und Eigenschaft der Erbgüter, in so weit sie den Lehngütern entgegengesetzet sind, bestehet hauptsächlich darin, daß der Besitzer sie als sein wahres Eigenthum behandelt, niemand als Lehnherren darüber erkennet, noch weniger die geringste Lehnpflicht davon leistet, sondern frey nach Gefallen damit handelt, auf das männliche und weibliche Geschlecht vererbet, und was dergleichen Eigenschaften mehr sind. Dieses ist der allgemeine Begriff, der aber vielfach durch Familienverträge ꝛc. abgeändert, und in diesem oder jenem Fach z. B. wegen Vererbung auf die weibliche Linie und deren Succession, wegen Veräusserung ꝛc. eingeschränket ist, worauf in solchen Fällen hauptsächlich gesehen werden muß.

Schon nach den ältesten Gesetzen und vorhandenen Nachrichten war die Freyheit der Eigenthümer von Erbgütern nicht ganz uneingeschränkt. Nach den Fränkischen Capitularien mußten sie gleichfalls zum Schutz des Vaterlandskrieges Dienste thun, sich einem Seniori unterwerfen, auch zuweilen gewisse Abgaben an Gelde und Korn davon prästiren. Wenn sie grosse Verbrechen begangen hatten, so wurden sie mit Beraubung der Erbgüter bestrafet, die sich der Fiscus zueignete. Vorzüglich war schon die Freyheit bey den ererbten Allodien dahin eingeschränket, daß deren Veräusserung ohne Einwilligung der Erben nicht geschehen konnte. Hierin treffen die alten Gesetze der Burgundier, Sachsen, Normänner ꝛc. mit dem Sachsen- und Schwabenspiegel überein. In verschiedenen Stadtgesetzen der niedersächsischen Städte extendiren diese Einwilligung auf alle Erbgüter ohne Ausnahme.

Bey den Erbgütern des niedern und landsäßigen Adels überzeugen die Menge von Urkunden, daß die Verwandte ihre Einwilligung zu deren Veräusserung gegeben. In Nothfällen erlaubten die alten Gesetze zwar den Verkauf, doch behielten die Erben das Nä-

herrecht, und der Verkäufer mußte es ihnen zuvor zum Kauf anbieten. Es gieng solches nicht blos allein auf die allernächsten Verwandte, sondern alle die, so von dem ersten Acquirenten abstammeten, hatten dieses Recht, daher sind die Formeln in den Urkunden — cum consensu omnium heredum nostrorum. — Die Veräusserung war auch ebenfalls nicht gültig, wenn der Verkäufer nicht bey völliger starker Gesundheit war, so daß er mit Schwerd und Schild das Pferd besteigen konnte, wie noch jetzo in der Laußnitz bey Veräusserung von Lehngütern gebräuchlich ist.

Nach den mehresten alten deutschen Gesetzen waren die Töchter so lange von der Erbfolge bey den Erbgütern ausgeschlossen, wie Söhne und männliche Erben vorhanden waren. Bey den Longobarden mußten sie mit dem blossen Brautschatz zufrieden seyn, bey andern Völkern erhielten sie ausser selbigen noch etwas aus den Gütern zur Aussteuer. Bey den Westgothen hergegen erbten die Töchter zugleich mit den Söhnen, weil ihre Gesetze schon durch die römischen vermischet waren.

Nach Einführung der römischen Rechte in Deutschland haben alle diese alte deutsche Rechte zwar sehr viele Abänderung erlitten, jedoch ist noch vieles, besonders in den ältesten Stadtgesetzen übrig geblieben. Hieher gehört besonders bey dem niedern Adel ꝛc. der Retractus gentilitius, und auch die noch jetzo zuweilen übliche Renunciation der adlichen Töchter auf die väterlichen Erbgüter bis auf den ledigen Anfall nach Abgang der männlichen Linie, so offenbar aus der alten vormaligen Ausschliessung der Töchter herrühret. Was im übrigen nach heutiger Beschaffenheit die Erbgüter für Eigenschaft haben, bestimmen vorzüglich die Familienverträge, die Landesobservanz und andere Verordnungen ꝛc., worauf in jedem Lande nach Verschiedenheit der Umstände die gehörige Rücksicht genommen werden muß. s. Allodia und Reichsallodia. (8)

Erbe, civilis, war derjenige, welcher nach dem Civilrecht der Römer entweder nach dem Testament, in welchem er eingesetzt war, oder ab intestato Erbe war. Nur dieser wurde von den Römern Erbe genannt, derjenige aber, der nach einem Edict des Prätor die Bonorum Possession erhielt, war nicht Erbe, weil der Prätor, der nicht Gesetzgeber war, keinen zum Erben machen konnte, welcher es nicht nach den Civilgesetzen war, sondern er hieß nur Bonorum Possessor. (38)

Erbe, extraneus, ist dem Suus Heres entgegengesetzt, und also ein jeder Erbe, welcher zu Zeit des Absterbens des Erblassers sich nicht in dessen väterlicher Gewalt befindet, als z. B. die mancipirte Kinder und Enkel, die von Töchtern erzeugte Enkel, Seitenverwandte u. s. w. Er ist von dem Suus Heres vornemlich dadurch unterschieden, daß er die ihm angefallene Erbschaft nicht von selbst, und nicht anders erwirbt, als durch deren Antretung, oder dadurch, daß er sich durch Handlungen als Erbe aufführt; daher wenn er zwar nach dem Erblasser, aber ehe er die Erbschaft anzunehmen, sich erklärt hat, stirbt, er dieselbe nicht auf seine Erben überläßt; wann er, daß er die Erbschaft nicht annehmen wolle, sich erklärt, so heißt dieses nicht abstiniren, sondern repudiciren der Erbschaft. (38)

Erbe, fideicommissarischer, wird derjenige genannt, welchem nach der Verordnung des Testirers die Erbschaft oder ein Theil derselben von dem eingesetzten oder Intestaterben zugestellt werden solle. Nach dem strengen und ältern römischen Recht ist er eigentlich nicht Erbe, und tritt nicht in die Rechte und Verbindlichkeiten des Erblassers ein, daher er weder dessen Forderungen einklagen konnte, noch dessen Schulden bezahlen mußte, bis endlich nach vielen Veränderungen es dahin kam, daß nach dem Antheil der Erbschaft, welcher ihm zugestellt wurde, auch die Forderungen und Schulden des Erblassers auf ihn übergangen. (s. Fideicommiss.) Gegen den eingesetzten oder Intestaterben konnte er ehmals auf Herausgabe der Erbschaft gar nicht klagen; als aber endlich den Fideicommissen überhaupt eine Verbindlichkeit beygelegt wurde, konnte bey dem Prätor eine ausserordentliche Klage auf Herausgabe der Fideicommißerbschaft angestellt, und eben so kann heutzutag in dieser Absicht eine Imploration des Richters angebracht werden. Wann aber der eingesetzte Erbe dem fideicommissarischen Erben die Erbschaft mit Worten abgetreten hat, und ein Dritter sie als vermeintlicher Erbe oder ohne Grund besitzt, so wird dem fideicommissarischen Erben wider den dritten Besitzer die Hereditatis Petitio fideicommissaria gegeben. (38)

Erbe, fiduciarischer, wird derjenige eingesetzte oder Intestaterbe genannt, welchem der Testirer die Erbschaft oder einen Theil derselben einem andern abzutreten, aufgegeben hat; nach dem ältern römischen Recht war er zu dieser Abtretung nicht verbunden, sondern diese hieng blos von seinem guten Willen ab, und daher bekam er auch den Namen: fiduciarischer Erbe. Da in der Folge die Fideicommisse verbindlich wurden, und also der fiduciarische Erbe die Erbschaft dem fideicommissarischen abtreten mußte, so geschah es daher oft, daß jener die Erbschaft gar nicht antreten wollte; aus diesem Grund wurde zuerst durch den Trebellianischen Rathschluß verordnet, daß auf denjenigen, welchem die Erbschaft als Fideicommiß abgetreten wurde, alle dem Erblasser und wider ihn zustehende Klagen übergehen sollten, und im Pegasianischen Rathschluß, daß demjenigen, der eine Erbschaft als Fideicommiß einem andern abträte, erlaubt seyn sollte, von derselben den vierten Theil einzubehalten, daß aber auch nunmehr der fiduciarische Erbe zu Antretung der Erbschaft sollte gezwungen werden können; Justinian vereinigte endlich beide Rathschlüsse, nach welchen also 1) der fiduciarische Erbe, wenn er nicht aus einem andern Grund den vierten Theil der Erbschaft behält, ihn abziehen darf, 2) alle Rechte und Verbindlichkeiten nach der Größe des abgetretenen Erbtheils auf den fideicommissarischen Erben übergehen, und 3) der fiduciarische zur An- und Abtretung der Erbschaft gezwungen werden kann.

Der fiduciarische Erbe hat nur ein widerrufliches Recht auf der Erbschaft, welche er abtreten solle; daher kann er nichts von derselben ohne Noth veräussern, und was er veräussert, kann der fideicommissarische Erbe von jedem Besitzer vindiciren; er muß eben daher, wann er die Erbschaft nach der Verordnung des Testirers einige Zeit behalten darf, dem fideicommissarischen Erben Caution wegen der Abtretung leisten, er muß sie wohl verwalten, und allen vorsetzlich oder durch grosse Nachläßigkeit verursachten Schaden ersetzen, auch zu Zeit der Abtretung Rechnung ablegen. Er kann aber auch von dem fideicommissarischen Erben die auf die Erbschaft verwandte Kosten zurückfordern. (38)

Erbe, Ganerbe. s. diesen Art.

Erbe, Gunsterbe, s. Ganerbe.

Erbe in einer gewissen Sache, Heres in re certa, wird derjenige genannt, welcher nicht in einem quotischen Theil der Erbschaft, z. B. in der Hälfte, zu einem dritten, vierten Theil u. s. w. sondern in einer gewissen Sache, z. B. Haus, Garten, oder in einer arithmetisch bestimmten Summe, z. B. tausend Thalern zum Erben eingesetzt ist. Diese Art der Einsezzung hat etwas widersprechendes, weil der Erbe immer Universalnachfolger des Erblassers seyn solle, und doch nach dieser Verordnung des Testirers nur eine einzelne Sache bekommen würde. Die römische Rechtsgelehrte haben sich daher bey dieser Erbeinsetzung damit geholfen, daß sie unterscheiden, ob neben dem Erben in einer gewissen Sache auch einer oder mehrere in quotischen Theilen der Erbschaft oder überhaupt eingesetzt seyen, oder nicht. Im ersten Fall, wann z. B. der Testirer sagt: A soll Erbe meines Hauses seyn, B und C sollen meine Erben seyn, wird A als Erbe einer gewissen Sache nur für einen Legatarius, B und C aber für wirkliche Erben gehalten; in dem andern Fall aber wird der, welcher nur in einer einzelnen Sache z. B. im Haus zum Erben eingesetzt worden, als wirklicher Erbe angesehen. Wann mehrere Erben in gewissen Sachen eingesetzt sind, z. B. A soll mein Haus, B tausend Thaler, C meinen Garten erben, so nimmt ein jeder das, worinn er besonders eingesetzt ist, als ein Vorvermächtniß voraus, und die übrige Erbschaft theilen sie ohne Rücksicht auf den Werth der Sachen, in welchen sie eingesetzt sind, zu gleichen Theilen. Wann es aber z. B. heißt: A soll in der Hälfte, B und C in der andern Hälfte meines Gartens Erben seyn, so wird auch die übrige Erbschaft dem A zur Hälfte, und dem B und C miteinander zur andern Hälfte zugetheilt. (38)

Erbe, Intestaterbe, ist derjenige, welcher nach der alleinigen Vorschrift der Gesetze ohne einige Erklärung des Erblassers Erbe des Verstorbenen wird. Der Intestaterbe tritt ein, wenn entweder der Erblasser gar kein Testament gemacht, oder das vorhandene Testament aus irgend einigem Grund ungiltig ist; im Zweifelsfall ist die Vermuthung für ihn, daß er Erbe seye, so lange nicht ein anderer beweist, daß ein Testament vorhanden seye, in welchem er zum Erben eingesetzt worden; wann aber dieses bewiesen, so ist die Vermuthung für den Testamentserben so lange, bis der Intestaterbe beweist, daß das Testament aus irgend einigem Grund ungiltig seye. Wer daher als Intestaterbe eine Erbschaft erhalten will, muß im Fall des Widerspruchs beweisen, 1) daß derjenige, von dessen Erbschaft die Rede ist, gestorben, 2) wann ein Testament vorhanden ist, daß dieses aus irgend einigem Grund ungiltig seye; und 3) daß er als Verwandter des Verstorbenen das Recht ab intestato zu erben habe, und zwar, wenn wider einen andern Verwandten geklagt wird, muß der Kläger beweisen, daß er dem Verstorbenen näher im Grad als der Beklagte, oder gleich nahe verwandt seye, welches hauptsächlich durch Stammbäume und Taufscheine geschieht. Uebrigens hat der Intestaterbe alle Rechte und Verbindlichkeiten, wie der Testamentserbe; auch er ist verbunden, die ihm von dem Erblasser in Codicillen, oder nach der Vorschrift der l. fin. c. de fideicomm. auferlegte Vermächtnisse und Fideicommisse zu entrichten; ja in vielen Fällen muß er sogar die in einem ungiltigen Testament enthaltene Verordnungen des Testirers befolgen, besonders wenn lezteres mit der Codicillarclausul versehen ist. (38)

Erbe, Landerbe, heißt der, welcher die Allodialgüter erbet, und wird dem Lehnserben entgegen gesetzt. Man s. den Art. Lehnserbe. (3)

Erbe, Lehnserbe, s. Erbe nach dem Lehnrecht.

Erbe, Leibeserbe, heist der Erbe, welcher zugleich ein Descendent vom Verstorbenen ist. (3)

Erbe, Miterbe, Coheres, wird der Erbe in Rücksicht der andern genannt, welche mit ihm zugleich Erben sind; sowohl aus einem Testament kann jemand mehrere Miterben haben, wann deren mehrere eingesetzt worden, als auch ohne Testament, wann der Erblasser mehrere Verwandte gleichen Grads hinterlassen hat. Die Miterben bekommen entweder gleiche Erbtheile, wann sie gleich eingesetzt sind, z. B. A, B, C, D sollen meine Erben seyn, und wann der ohne Testament verstorbene Erblasser mehrere Verwandte gleichen Grads, z. B. sechs Kinder, sechs Bruderskinder hinterlassen hat; oder sie bekommen ungleiche Erbtheile, wenn sie entweder ungleich eingesetzt sind, z. B. A soll mein Erbe seyn, B und C soll mein Erbe seyn, in welchem Fall A die eine, und B und C miteinander die andere Hälfte der Erbschaft bekommen, oder wenn mehrere Intestaterben ungleichen Grads vorhanden sind, deren einige nach dem Repräsentationsrecht in die Stämme erben, wenn z. B. der Erblasser zwey Kinder, und von dem dritten Kind sechs Enkel, oder zwey Brüder, und von einem Bruder sechs Kinder hinterläßt, in welchen Fällen die sechs Enkel oder Bruderskinder nur einen Drittel bekommen. Wann einer von den Miterben abgeht, welcher seinen Erbtheil nicht annehmen will oder kann, so fällt dessen Erbtheil den übrigen Erben zu, und zwar so, daß der leergehende Ertheil zuerst dem doppelt verbundenen zufällt, sonsten aber allen, doch so, daß die doppelt verbundenen nur einen Theil bekommen. Z. B. sagt der Testirer: A ist mein Erbe, B und C ist mein Erbe, D ist mein Erbe; wann A abgeht, so fällt die eine Hälfte seines Erbtheils dem B und C, die andere dem D zu; wann B abgeht, fällt sein Erbtheil allein dem C zu; niemalen aber kann der Intestaterbe den Erbtheil eines abgehenden Testamentserben bekommen, so lange dieser noch Miterben aus dem Testament hat. Wann die Erben einem Miterben sein Recht bestreiten, so steht diesem wider jene die sogenannte partiaria Hereditatis Petitio zu. Die Miterben können zwar die Erbschaft gemeinschaftlich behalten, aber jeder von ihnen hat das Recht, auf Theilung der gemeinschaftlichen Erbschaft zu klagen, und in dieser Rücksicht wider seine Miterben das Judicium familiæ erciscundæ anzustellen. (38)

Erbe, nachgesetzter, Aftererbe, Heres substitutus, ist derjenige, welcher im zweyten Grad an die Stelle des ersten Erben eingesetzt worden; er wird es entweder durch die gemeine Nacherbseinsetzung, wenn er nemlich auf den Fall, da der erste Erbe die Erbschaft nicht annehmen kann, oder nicht annehmen will, eingesetzt wird; oder durch die pupillarische Nacherbseinsetzung, wenn er einem unmündigen Sohn des Erblassers auf den Fall, wenn dieser in der Unmündigkeit dahin sterben würde, zum Erben nachgesetzt wird; oder durch die exemplarische Nacherbseinsetzung, wenn er einem wahnsinnigen Kinde des Erblassers auf den Fall, wenn solches in seinem Wahnsinn dahin sterben würde, zum Erben nachgesetzt wird. Dieser nachgesetzte Erbe wird als ein solcher angesehen, der unter einer gewissen Bedingung eingesetzt ist, von deren Existenz es abhängt, ob er wirklich Erbe wird oder nicht. Er

wird also wirklicher Erbe alsdann, wenn in dem ersten Fall der eingesetzte Erbe nicht Erbe wird, wenn in dem zweyten Fall der als Erbe eingesetzte unmündige Sohn des Erblassers als unmündig stirbt, oder in dem dritten Fall der zum Erben eingesetzte wahnsinnige Sohn des Erblassers als solcher, ohne ein Testament gemacht zu haben, stirbt. (38)

Erbe, necessarius, wird in den römischen Gesetzen derjenige genennt, welcher, er mag wollen oder nicht, die ihm angefallene Erbschaft annehmen muß. Dahin gehörten theils die Sclaven, wann sie von ihren eigenen Herrn zu Erben eingesetzt waren, theils die in der väterlichen Gewalt des Erblassers stehende Kinder; sehr oft geschah es, daß ein Römer, dessen Vermögen mit vielen Schulden überladen war, seinen Sclaven zum Erben einsetzte, oder wenigstens einen andern nachsetzte, in der Absicht, damit nach seinem Absterben die verschuldete Erbschaft nicht in seinen des Erblassers, sondern in des Sclaven als Erben Namen verkauft, und also die aus jenem entspringende Schande vermieden wurde. Obschon aber der von seinem Herrn eingesetzte Sclave nothwendig die Erbschaft annehmen mußte, so hatte er doch davon den grossen Vortheil, daß er eben dadurch die Freyheit, ohne einen Patronen zu haben, erhielt, wenn ihm gleich der Testirer diese nicht ausdrücklich verschaft hatte, und daß er die Schulden seines Herrn und Erblassers nicht weiter als die Erbschaft zureichte, nichts aber aus dem seinigen bezahlen mußte. Die Kinder, welche in des Erblassers Gewalt zu Zeit dessen Absterbens sind, waren eben so sehr verbunden, die väterliche Erbschaft sowohl nach dem Testament, in welchem sie eingesetzt waren, als auch ab intestato anzunehmen, und alle darauf haftende Schulden, wenn sie auch weit mehr als die Erbschaft betrugen, von dem ihrigen zu bezahlen, wenn nicht der Vater entweder ausdrücklich oder stillschweigend, z. B. durch Nachsetzung eines andern Erben ihnen die Nothwendigkeit, seine Erbschaft anzutretten, nachgelassen hatte. Der Prätor aber half in der Folge den Kindern damit, daß er ihnen die Rechtswohlthat zu abstiniren gab, und zwar den unmündigen, wenn sie gleich in die Erbschaft sich eingemischt hatten; den mündigen aber nur wenn sie sich derselben enthalten, und nichts davon beyseit geschaft hatten; dadurch erhielten sie den Vortheil, daß obschon ihnen die Erbschaft von selbst ohne ihre Erklärung zufiel, sie doch, wenn sie sich deren enthielten, in den Wirkungen nicht als Erben angesehen wurden. (38)

Erbe, Notherbe, wird derjenige genennt, welcher an den Erblasser einen Pflichttheil zu fordern hat, und also wenn sein letzter Wille gelten solle, entweder zum Erben eingesetzt, oder aus einer gesetzlichen Ursache rechtmässig enterbt werden muß; unrichtig aber wird dieser Erbe necessarius genannt, weil das römische Recht diesem Ausdruck einen ganz andern Sinn beylegt. Die Rechte des Notherben ergeben sich aus deme, was unter dem Artikel Enterbung angeführt worden, und zu denselben gehören nach dem römischen Recht die Kinder, unter welchen auch die Enkel u. s. f. wann ihnen im Grad niemand vorgeht, begriffen sind; die Eltern, Großeltern u. s. f. wenn sie die nächste Intestaterben sind, und unter der Einschränkung, wenn schändliche Personen eingesetzt sind, die vollbürtige oder wenigstens vom Vater her verwandten Brüdern und Schwestern. Nach den meisten deutschen Landsgesetzen oder Gewohnheiten wird auch der überlebende Ehegatte unter die Notherben gerechnet, und kann ohne rechtmäsige Ursache von der Erbschaft nicht gänzlich ausgeschlossen werden. Uebrigens kann der Notherbe niemals das Testament anfechten, wenn er nur in dem geringsten Theil der Erbschaft eingesetzt ist, sondern in diesem Fall klagt er nur auf Ergänzung des Pflichttheils, und wenn er in dem vollen unbeschwerten Pflichttheil eingesetzt, obwohl von der ganzen übrigen Erbschaft ausgeschlossen ist, kann er niemals klagen. (38)

Erbe, prätorischer, ist so viel als Bonorum Possessor; das Civilrecht der Römer schloß nach seiner Strenge öfters jemand von der Erbschaft aus, von welchem der Prätor glaubte, daß er nach dem Testament, oder gegen das Testament, oder ab intestato billig hätte zugelassen werden sollen; solchen gab der Prätor die Bonorum Possession secundum, oder contra Tabulas, oder ab intestato, und dadurch erhielten sie auch die Erbschaft und wurden in allen Wirkungen als Erben angesehen, unerachtet sie den Namen Erben nicht führten; der einzige Unterschied von dem wahren Erben war hauptsächlich dieser, daß der Bonorum Possessor bey der Obrigkeit seine Bonorum Possession agnoseiren mußte, und ihm hiezu eine kurze Zeit nach Verschiedenheit der Fälle vorgeschrieben war. Sonsten kan auch der prätorische Erbe gegen jeden, welcher die Erbschaft als Erbe oder ohne Grund besitzt, eine Hereditatis Petition anstellen, welche possessoria genennt wird. (38)

Erbe, putativer, wird derjenige genennt, welcher in der irrigen Meynung, als ob er wirklich der Erbe des Verstorbenen wäre, die Erbschaft besitzt. Wider ihn wird dem wahren Erben die Hereditas Petitio gegeben, theils auf Abtrettung der Erbschaft, theils darauf, daß er von seiner bisher geführten Verwaltung der besessenen Erbschaft Rechnung ablege. Mit der Erbschaft muß er nicht nur alles, was bey dem Absterben des Erblassers in derselben gewesen, sondern auch was nachher an Zuwachs und Nutzungen auf irgend einige Art dazu gekommen, abtretten, nicht weniger das, was aus den verkauften erbschaftlichen Sachen erlößt worden, und die aus erbschaftlichen Geldern wegen der Erbschaft erkaufte Sachen; und alles dieses muß er nach Anleitung des verfertigten Inventariums, oder wann ein solches nicht vorhanden ist, vermittelst einer eidlichen Specification herausgeben. Der putative Erbe muß zugleich alle vorhandene, und die verzehrte Früchte in so weit, als er dadurch reicher geworden, ersetzen; wegen der nicht mehr vorhandenen erbschaftlichen Sachen, sie mögen nun durch Zufall oder durch eine Handlung putativer Erben verlohren gegangen seyn, ist er so wenig als wegen der verzehrten Früchte anders verbunden, als in so fern er dadurch reicher geworden ist; überhaupt ist er wegen einer verlohrnen oder veräusserten Sache, wegen eines Dolt oder Culpä niemals anders, als in jener Rücksicht verbunden, weil er als bonä Fidei Besitzer immer über seine eigene Sache zu verfügen glaubte; eben so wenig ist er zu Ersetzung der Früchte und Zinse, welche er hätte einnehmen können und nicht eingenommen hat, verbunden; hingegen ist er berechtigt, die auf die Leiche des Erblassers, die zu Bezahlung der Schulden und Vermächtnisse, die auf die Früchte und die auf die Erbschaftsachen selbst nothwendig oder nützlich verwandte Kosten zurückzuforden. (38)

Erbe suus, ist derjenige, welcher bey dem Absterben des Erblassers sich in dessen väterlicher Gewalt befin-

det, und der nächste in der Reihe an dem Erblasser ist; als z. B. dessen Söhne und Töchter, die von einem Sohn abstammende Enkel und Enkelinnen, wann deren Vater gestorben, oder von dem Großvater schon zuvor emancipirt worden ist; die von Söhnen und Enkeln abstammende Urenkel und Urenkelinnen, wann deren Vater und Großvater gestorben, oder vom Urgroßvater emancipirt worden sind; hingegen ist der emancipirte Sohn, der Enkel von der Tochter, oder ein solcher Enkel, dessen Vater bey Absterben des Erblassers noch lebt und in dessen Gewalt ist, nicht suus Heres. Diese Benennung hat ihren Ursprung daher, weil man die in väterlicher Gewalt stehende Kinder zu Lebzeiten des Vaters schon als Miteigenthümer des väterlichen Vermögens ansahe, und sie also nach dessen Tod gleichsam sich selbst succedirten; die römischen Gesetze setzen gemeiniglich, wenn sie von diesen Erben reden, das Wort suus vor und Heres nach; umgekehrt aber, wann nur sein Erbe verstanden wird.

Der suus Heres unterscheidet sich von andern dadurch, daß er nach dem Tod des Erblassers gleich von selbst ohne weitere Erklärung Erbe wird, und es also wirklich ist, unerachtet er weder die Erbschaft angetretten, noch sich als Erbe aufgeführt hat; daher wenn er, ohne irgend eine Erklärung wegen Annahme der Erbschaft gemacht zu haben, gleich nach dem Erblasser stirbt, er dannoch die Erbschaft auf seine Erben überläßt; eben daher ist auch das Testament ungiltig, in welchem er weder eingesetzt noch enterbt ist; diese Rechte finden noch heutzutage statt, und sind auch durch die prätorische Wohlthat zu abstiniren, nur in so fern verändert, daß der suus Heres der ihm von selbst zugefallenen Erbschaft sich enthalten kann, und damit die Wirkung seiner Eigenschaft als eines Erben hindert. (38)

Erbe, Testamentserbe, ist derjenige welcher nach der Vorschrift des Testaments, in welchem er eingesetzt worden, Erbe des Verstorbenen wird; wer also als ein solcher eine Erbschaft verlangt, muß nebst dem Tod des Erblassers beweisen, daß ein Testament gemacht, und er in demselben zum Erben eingesetzt worden; daß aber dieses Testament giltig seye, ist er nicht schuldig zu beweisen, sondern der Intestaterbe muß dessen Ungiltigkeit, wenn er sie behauptet, beweisen; sogar kann der eingesetzte Testamentserbe, wenn das Testament nur keinen sichtbaren Fehler hat, nach der l. fin. C. de edict. D. Hadr. toll. den Besitz der Erbschaft verlangen; (s. Edictum D. Hadriani,) und der Streit über die weitläuftigere Einwendungen gegen das Testament muß sodann weiters ausgesetzt werden. Der Testamentserbe ist insbesondere verbunden, alles dasjenige genau zu entrichten, was ihm der Testirer in dem Testament auferlegt hat. Wann er unter gewissen Bedingungen eingesetzt ist, so wird er nicht Erbe, wenn diese nicht bey seinen Lebzeiten in Erfüllung gehen, sondern sein Erbtheil fällt in diesem Fall entweder den eingesetzten Miterben, oder wenn solche nicht vorhanden sind, dem Intestaterben zu; werden sie aber erfüllt, so wird er angesehen als ob er gleich nach dem Tod des Erblassers Erbe geworden wäre. So lang ein Testamentserbe vorhanden ist, und wenn auch von zehen eingesetzten Erben nur ein einziger übrig ist, welcher die Erbschaft antretten will und kann, so wird kein Intestaterbe zugelassen, sondern den übrigen Testamentserben fallen alle Erbtheile der übrigen zu. (38)

Erbe, Universalerbe, Heres ex Asse, ist derjenige, welcher allein, ohne einen Miterben zu haben, die ganze Erbschaft bekommt, weil er entweder allein im Testament eingesetzt, oder kein ihm gleich naher Intestaterbe vorhanden ist. Wann ein Erbe, ohne einen Miterben zu haben, auch nur in dem halben, zehenden oder tausendsten Theil, oder in einer gewissen Sache als Erbe im Testament eingesetzt wäre, so würde ihm doch die ganze Erbschaft zufallen, und er also Universalerbe seyn, weil, so lange ein Testamentserbe vorhanden ist, nach der Regel: nemo pro parte testatus, pro parte intestatus decedere potest, niemals der Intestaterbe zugelassen wird; nur wann ein Soldat einen Erben z. B. in der Hälfte eingesetzt hat, ohne zur andern Hälfte einen Miterben zu ernennen, so fällt diese andere Hälfte den Intestaterben zu. (38)

Erbe, voluntarius, wird derjenige genennt, in dessen freyen Willen es steht, ob er die ihm angefallene Erbschaft annehmen will oder nicht, und ist also dem Necessarius entgegengesetzt. Ein solcher freywilliger Erbe ist ein jeder, welcher sich nicht in der väterlichen oder herrlichen Gewalt des Erblassers bey dessen Absterben befindet; ja auch diejenige, welche in der väterlichen Gewalt des Erblassers sind, sind, nachdem sie von dem Prätor die Wohlthat sich deren enthalten zu dürfen, bekommen haben, voluntarii, geworden. (38)

Erbe fällt der Mutter in den Schooß. Mit dieser Redensart wird in einigen Statuten das Erbrecht der Mutter an dem Vermögen der vor ihr verstorbenen Kinder ausgedrückt. Man nennt solches auch den Schooßfall. (s. diesen Art.) (15)

Erbe geht nicht aus dem Busen; diese Formel drücket eben das aus, was sonst der Schooßfall genennt wird, nemlich das Erbrecht der Mutter an den Gütern der vor ihr verstorbenen Kinder. (s. auch Erbe fällt der Mutter in den Schooß.) (15)

Erbegeld, Pecunia Hereditoria, pflegt man dasjenige Geld zu nennen, welches ein Miterbe dem andern, wegen der bey Theilung der Erbschaft übernommenen erbschaftlichen Sachen der Gleichstellung wegen schuldig wird. Nach dem sächsischen Recht hat der Erbe, im Fall eines über des Miterben Vermögen entstandenen Concursproceß, wegen dieser Erbgeldsforderung ein Recht in die erste Klasse der Gläubiger, allein nach dem gemeinen Recht wird der Erbe in Beziehung auf das Erbgeld nur als Verkäufer angesehen, und hat also wegen desselben in der Ordnung der Glaubiger keinen Vorzug, er müßte sich dann auf den an seine Miterben überlassenen Gütern ausdrücklich ein Pfandrecht vorbehalten haben, in welchem Fall er auf solchen ein privilegirtes Pfandrecht hat, und also in so fern solche in der Maße noch vorhanden sind, und zu seiner Befriedigung zureichen, in die zwote Classe der Glaubiger gesetzt wird. (38)

Erbeigen, heißt in alten Urkunden alles das, was jemand als sein uneingeschränktes Eigenthum besitzt, oder was ein Allodium und kein Lehngut ist. (15)

Erbeinigung, s. Erbvereinigung.

Erbeinsetzung, Heredis Institutio, ist die von dem Testirer im Testament gemachte Anzeige desjenigen, welcher Erbe seiner ganzen Verlassenschaft seyn solle; sie muß in einem Testament und kann in Codicillen niemals geschehen, und wenn das Testament aus irgend einigen Grund ungiltig ist oder aufgehoben wird, so fällt auch die Erbeinsetzung mit dahin; nur kann es unter gewissen Umständen geschehen, daß vermöge der einem ungiltigen Testament beygesetzten

Codicillarclauſel zuweilen die Erbseinſetzung in ſo weit gerettet wird, daß ſie für eine fideicommiſſariſche Verordnung gehalten, und es alſo angeſehen wird, als ob der Teſtirer ſeinen Inteſtaterben gebeten hätte, die Erbſchaft dem eingeſetzten Erben als Fideicommiß abzutretten, in welchem Fall jedoch der Inteſtaterbe das Recht hat, von der Erbſchaft den trebellianiſchen Viertel abzuziehen. (ſ. Codicillarclauſel.) Die Erbseinſetzung macht das Weſen des Teſtaments aus, und es kann ein vollſtändiges Teſtament mit den wenigen Worten: A ſoll mein Erbe ſeyn, gemacht werden, hingegen ein letzter Wille, welcher keine Erbseinſetzung, obwohl viele andere Verordnungen enthält, iſt niemals ein Teſtament; und wenn zwar ein Erbe, aber ein unfähiger eingeſetzt, oder aber die im Teſtament enthaltene Erbseinſetzung vom Teſtirer wieder durchſtrichen worden, ſo iſt das Teſtament ungiltig.

Der eingeſetzte Erbe muß fähig ſeyn aus einem Teſtament etwas zu erwerben, ſonſt iſt die ganze Erbseinſetzung und das Teſtament ungiltig, und die Inteſtaterbfolge tritt ein; und zwar muß der Erbe fähig ſeyn, 1) zu der Zeit, da das Teſtament gemacht wird; denn wenn er damals unfähig war, ſo kann die von Anfang ungiltige Erbseinſetzung durch die nachher erlangte Fähigkeit des Erben nicht wieder giltig werden; 2) zu Zeit des Abſterbens des Teſtirers, weil in dieſem Zeitpunct erſt der letzte Wille ſeine unwiderrufliche Giltigkeit erhält; eine Unfähigkeit aber, welche der Erbe nach geſchehener Einſetzung bekommt, und vor dem Abſterben des Teſtirers wieder verliert, macht die Erbseinſetzung nicht ungiltig; 3) zu Zeit der Antrettung, weil durch dieſe erſt die Erbſchaft erworben wird, oder es muß vielmehr der Erbe von dem Abſterben des Teſtirers bis auf die Antrettung immer fähig bleiben. Wenn endlich der Erbe unter einer gewiſſen Bedingung eingeſetzt iſt, ſo muß er 4) auch zu der Zeit fähig ſeyn, wo die Bedingung in Erfüllung geht; allein eine Unfähigkeit nach des Teſtirers Abſterben, welche vor erfüllter Bedingung wieder gehoben worden, macht die Erbseinſetzung nicht ungiltig; wohl aber eine Unfähigkeit welche nach erfüllter Bedingung entſteht, obwohl ſie vor angetrettener Erbſchaft wieder gehoben wird.

Ein jeder kann im Zweifelsfall zum Erben eingeſetzt werden, welchen die Geſetze nicht für unfähig erklären, und es wird daher die Fähigkeit des eingeſetzten Erben immer vermuthet, ſo lange nicht von andern das Gegentheil bewieſen wird. In gewiſſer Rückſicht konnten alſo nach dem Römiſchen nicht zu Erben eingeſetzt werden, 1) Sclaven; der Teſtirer kann zwar ſeinen eigenen Sclaven zum Erben einſetzen, jedoch nicht anders, als wenn er ihm zugleich die Freyheit giebt, welches daher immer mit der Erbseinſetzung des eigenen Sclaven verbunden zu ſeyn vermuthet wird, einen fremden Sclaven kann zwar der Teſtirer zum Erben einſetzen, aber derſelbe erwirbt die Erbſchaft nicht ſich, ſondern ſeinem Eigenthümer, er müßte dann vor Abſterben des Teſtirers ſeine Freyheit erhalten haben; heutzutag aber laſſen ſich dieſe römiſche Verordnungen auf unſere leibeigene Leute nicht anwenden, welche ohne Anſtand zu Erben eingeſetzt werden, und eine Erbſchaft ſich ſelbſt erwerben können; nach dem ältern Römiſchen konnten 2) keine andere, als welche das römiſche Bürgerrecht erhalten hatten, zu Erben eingeſetzt werden; dieſe Verordnung aber wurde ſchon durch den Kaiſer Caracalla ſehr eingeſchränkt, indem er allen, die unter dem römiſchen Scepter lebten, die Rechte der römiſchen Bürger mittheilte, durch eine Verordnung Kaiſer Friedrichs aber in der Auth. Omnes peregrini. C. commun. ſucceſſ. gänzlich aufgehoben, und es iſt kein Zweifel, daß heutzutage, wo das Albinagialrecht nicht im Wege ſteht, Fremde ungehindert zu Erben eingeſetzt werden können. Es konnte 3) nicht eine ungewiſſe Perſon zum Erben eingeſetzt werden, und für eine ſolche wurde ein jeder gehalten, von welchem der Teſtirer nicht wußte ob er exiſtiren würde, und wer er wäre; daher konnten ehmals die, welche noch nicht gebohren, obwohl ſchon in Mutterleib waren, die Armen überhaupt, Kirchen, Städte und Collegien nicht zu Erben eingeſetzt werden, welche alle aber nach dem neuern römiſchen Recht eingeſetzt werden können; auch war z. B. eine ſolche Erbseinſetzung: Derjenige welcher meine Tochter heyrathet, welcher bey meinem Abſterben Conſul ſeyn wird, ſoll mein Erbe ſeyn, ungiltig, allein nach dem neuen römiſchen Recht iſt die Einſetzung eines jeden Erben, welcher nur auf irgend einige Art gewiß werden kann, giltig; und ſelbſt ein Irrthum des Teſtirers in dem Namen, oder andern zufälligen Bezeichnungen des Erben ſchadet der Erbseinſetzung nicht, wenn nur die Perſon des Erben gewiß iſt; wenn aber die Perſon des eingeſetzten Erben ganz ungewiß iſt, wenn er z. B. den Titius ohne weitere Bezeichnung eingeſetzt hat und mehrere dieſen Namen führen, oder wenn er einen Namen und andere Umſtände angegeben hat, aus welchen ſich durchaus keine gewiſſe Perſon errathen läßt, ſo iſt auch nach dem neueren römiſchen Recht und noch heutzutag die Erbseinſetzung ungiltig; ſonſten aber kann der Teſtirer Leute, welche er nie geſehen, Leute, welche ihm ganz unbekannt ſind, zu Erben einſetzen; wenn er die Armen überhaupt einſetzt, ſo verſteht man darunter die Arme desjenigen Orts, in welchem er ſeine Wohnung hat; andere können 4) zu ihrer Strafe gar nicht zu Erben eingeſetzt werden, als nemlich die Söhne eines Hochverräthers, die Ketzer und Apoſtaten, eine Judengemeinde, unerlaubte, oder nicht obrigkeitlich beſtättigte Collegien; andere können 5) nur in gewiſſer Rückſicht nicht eingeſetzt werden; dahin gehört nach dem römiſchen Recht der Kaiſer, welcher zwar nach der Regel immer zum Erben eingeſetzt werden kann, nur aber nicht Litis cauſa, nemlich wenn es nur nicht in der Abſicht geſchiehet, daß der Gegner des Teſtirers einen mit ihm habenden Proceß verlieren ſolle; ſo kann ferner ein Ehegatte ſeinen zweyten Ehegatten nicht in einen gröſſern Theil der Erbſchaft einſetzen, als eines von den Kindern erſter Ehe erhalten hat; der Vater kann niemals diejenige, mit welcher er Blutſchande getrieben hat, oder die mit ihr erzeugte Kinder, noch die Mutter den Vater, wohl aber die Mütter die durch Blutſchande erzeugte Kinder zu Erben einſetzen; endlich konnte ein Vater ſeine mit einer Concubine erzeugte Kinder, wenn er auch eheliche Kinder hatte, nicht weiter als in einer Uncia; wenn er keine eheliche Kinder, aber Eltern hatte, nicht weiter als in acht Uncien zu Erben einſetzen. Der Teſtirer kann entweder einen oder mehrere, und ſo viel er nur will, wenn nur die Anzahl beſtimmte Gränzen hat, zu Erben einſetzen. Die Erbseinſetzung kann ohne oder mit einer gewiſſen Bedingung geſchehen; der Erbseinſetzung eines Suus Heres kann nur eine ſolche Bedingung, welche zu erfüllen in ſeiner Macht ſteht, bey-

geſetzt; nach dem neuern Römiſchen Recht aber kann überhaupt demjenigen, welcher einen Pflichttheil zu fordern hat, wann er nur in dieſem eingeſetzt iſt, gar keine Bedingung vorgeſchrieben werden; der Einſetzung anderer Erben aber kann eine jede Bedingung, deren Erfüllung möglich iſt, mit der Wirkung beygeſetzt werden, daß wann ſie vor dem Tod des eingeſetzten Erben in Erfüllung geht, derſelbe Erbe wird, als ob er ohne Bedingung eingeſetzt geweſen wäre; wann aber die Bedingung vor dem Abſterben des eingeſetzten Erben nicht in Erfüllung geht, alsdann derſelbe für nicht eingeſetzt gehalten wird, und alſo ſein Erbtheil entweder den eingeſetzten Miterben, oder dem nachgeſetzten Erben, oder dem Inteſtaterben zufällt. Eine Bedingung, welche blos vom Zufall abhängt, wird manchmal für erfüllt gehalten, wann etwas anderes, als der Teſtirer vorgeſchrieben, aber welches nach dem Sinn des Teſtirers der vorgeſchriebenen Bedingung gleich iſt, geſchieht, wann z. B. die Mutter ihren Sohn unter der Bedingung: wann der Sohn emancipirt werden würde einſetzt, ſo wird der Sohn auch Erbe, wann er durch den Tod des Vaters oder auf andere Art von der väterlichen Gewalt befreyt worden iſt; eine Bedingung aber, deren Erfüllung in der Gewalt des eingeſetzten Erben ſteht, muß nach der Vorſchrift des Teſtirers erfüllt werden; jedoch wird ſie für erfüllt gehalten, wann derjenige, zu deſſen Vortheil ſie beygeſetzt iſt, ihre Erfüllung hindert; wann z. B. jemand unter der Bedingung eingeſetzt iſt, wann er dem Titius tauſend Thaler bezahlen würde, und Titius die ihm angebotene tauſend Thaler nicht annimmt, ſo iſt die Bedingung für erfüllt zu achten; wann endlich die Erfüllung der Bedingung theils von Zufall, und Gewalt des Erben, theils von dem Willen eines dritten abhängt, z. B. Titius, wann er die Caja heyrathen wird, ſoll mein Erbe ſeyn, ſo iſt zu unterſcheiden, ob die Erfüllung der Bedingung durch das Nichtwollen des Erben oder Zufall gehindert wird, weil z. B. Titius die Cajam nicht heyrathen will, oder dieſe vorher ſtirbt, und in dieſen Fällen wird die Bedingung für nicht erfüllt angeſehen; oder ob ſie deswegen, weil der Dritte es hindert, weil z. B. Caja dem Titius auf ſeine Anwerbung kein Gehör gibt, nicht erfüllt werden kann, alsdann wird die Bedingung für erfüllt angeſehen. Die vorgeſchriebene Bedingung muß immer vor dem Abſterben des eingeſetzten Erben, und nach der Regel erſt nach dem Abſterben des Teſtirers erfüllt werden, ausgenommen, der Teſtirer mußte ausdrücklich ſich deren Erfüllung auch vor ſeinem Abſterben gefallen laſſen, oder die Natur der Bedingung, z. B. Titia wann ſie heyrathen, wann ſie mich heyrathen, wann ſie Kinder bekommen wird, ſolches mit ſich bringen. Sind mehrere Bedingungen der Erbseinſetzung beygeſetzt, ſo müſſen ſie, wann ſie Verbindungsweiſe geſetzt worden, alle; wann ſie aber alternativ geſetzt worden, ſo muß nur eine oder die andere erfüllt werden. Eine Bedingung, deren Erfüllung unmöglich iſt, z. B. wann er das Meer austrinken, den Himmel mit den Fingern berühren wird, wird bey der Erbseinſetzung und allen Gattungen der letzten Willen für nicht beygeſetzt, und alſo der Erbe für unbedingt eingeſetzt gehalten; und eben ſo verhält es ſich auch mit Bedingungen, welche den Geſetzen und guten Sitten zuwider ſind, z. B. wann er den Titius tödten, ſich von ſeiner Frau ſcheiden, nackend auf einem öffentlichen Platz tanzen, ſeinen Eltern keinen Unterhalt geben wird, und dergl. Von gleicher Beſchaffenheit war bey den Römern die Bedingung eines von den Erben abzuſchwörenden Eydes, die Bedingung: wann er nicht heyrathen, wann er ſeine Religion verändern wird; auch eine Bedingung, deren Erfüllung zwar an ſich möglich, aber wegen beygeſetzter Zeit oder anderer Umſtände unmöglich iſt, wird für nicht beygeſetzt angeſehen, z. B. wann er in ſechs Stunden von Rom nach Conſtantinopel reiſen wird; und von gleicher Beſchaffenheit ſind endlich auch die ſogenannte deriſoriſche Bedingungen, welche nemlich dem Erben ſchaden und beſchwerlich ſind, und doch niemand nützen, z. E. wann er mein Geld, meine Edelſteine mit mir begraben wird. Wann endlich der Erbseinſetzung eine verneinende Bedingung beygeſetzt iſt, z. B. wann er niemals nach Rom gehen, niemals ſich betrinken wird, hat die Wirkung, daß der Erbe zwar ſogleich die Erbſchaft antretten kann, aber eine Caution leiſten muß, niemals wider die vorgeſchriebene Bedingung zu handeln, oder wann er dieſes thun würde, die Erbſchaft mit allem Zugehör an diejenige, welchen ſie gebührt, abzutretten.

Wenn ein Erbe bis auf eine gewiſſe Zeit, oder nach einer gewiſſen Zeit eingeſetzt worden, z. B. Titius ſoll zehen Jahre lang, oder in zehen Jahre nach meinem Tod mein Erbe ſeyn, ſo wird in beyden Fällen wegen der Regel: Nemo pro parte teſtatus, pro parte inteſtatus decedere poteſt, die Zeit für nicht beygeſetzt gehalten, weil in beyden Fällen zum Theil der Teſtamentserbe, zum Theil der Inteſtaterbe eintretten mußte; wann der Erbseinſetzung ein Tag beygeſetzt worden, welcher in Anſehung der Frage: ob, oder ob und wenn er kommen werde? ungewiß iſt, z. B. wann Titius in dieſem Jahr Conſul wird, wann mein Schiff aus Aſien zurückkommen wird, ſo wird derſelbe für eine Bedingung angeſehen, und als eine ſolche beurtheilt; der einer Erbseinſetzung beygeſetzte Todestag gilt als eine Bedingung, wann er einen Dritten angeht, z. B. A. ſoll mein Erbe ſeyn, wann B ſterben wird, weil es geſchehen kann, daß A den Todesfall des B nicht erlebt, und alsdann nicht Erbe wird; iſt er aber auf den Teſtirer oder Erben gerichtet, z. B. A ſoll mein Erbe ſeyn, wann ich ſterben werde, wann er ſterben wird, ſo wird er für nicht beygeſetzt geachtet. Die Erbseinſetzung iſt ganz ungiltig, wann ſie perplexa, nemlich ſo verworren und unverſtändlich iſt, daß der Sinn des Teſtirers dabey nicht errathen werden kann, z. B. wann A mein Erbe ſeyn wird, ſoll B mein Erbe ſeyn; und wann B mein Erbe ſeyn wird, ſoll A mein Erbe ſeyn, eben ſo iſt eine captatoriſche Erbseinſetzung ganz ungiltig, z. B. wann A, oder in welchem Theil ſeiner Erbſchaft A mich zum Erben einſetzen wird, ſo oder in eben dieſem Theil ſoll er auch mein Erbe ſeyn.

Mit welchen Worten die Erbseinſetzung geſchehe, wann ſie nur deutlich iſt, iſt gleichgiltig; ſogar ſchadet es derſelben nicht, wann der Teſtirer ſich in dem Geburtsnamen, Taufnamen, Amt, Vaterland u. ſ. w. des eingeſetzten Erben geirrt, ihm einen Schimpfnamen, eine Verwünſchung beygeſetzt, oder die Worte: er ſoll Erbe ſeyn, beyzuſetzen vergeſſen hat, wann nur aus andern Umſtänden die Perſon und die Einſetzung des Erben gewiß erhellet. In einem geſchriebenen Teſtament mußte zwar ehemals der Teſtirer den Namen des Erben, entweder im Teſtament

oder bey der Unterschrift mit eigener Hand schreiben, und wann er nicht konnte, mußte er in Gegenwart der Zeugen die Namen der Erben aussprechen; allein nach dem neuern Römischen gilt die Erbeinsetzung im geschriebenen Testament, wann auch der Testirer den Namen des Erben nicht geschrieben. Bey dem mündlichen Testament ist verordnet, daß der Testirer in Gegenwart der Zeugen die Erben deutlich angebe, doch kann solches ohne Aussprechung des Namens des Erben, z. B. wann der Testirer auf ihn deutend sagt: dieser soll mein Erbe seyn, geschehen; nach der Praxis aber gilt sogar ein mündliches Testament, wann der Testirer ohne den Erben den Zeugen bekannt zu machen, sich in ihrer Gegenwart auf eine gewisse Schrift beruft, in welcher der Name des Erben geschrieben stehe. Ehmals mußte die Erbeinsetzung, um giltig zu seyn, vor den Vermächtnissen und andern Verordnungen geschrieben werden, welches aber nach dem neuern Römischen Recht nicht mehr erforderlich ist. (38)

Erben in Häupter, Successio in Capita, wird bey der Intestaterbfolge genannt, wann jeder Erbe aus seiner eigenen Person erbt, und also so viel Erbtheile gemacht werden, als Erben vorhanden sind; wann z. B. der Verstorbene sechs Kinder, oder drey Brüder hinterläßt, in welchen Fällen jeder Erbe einen gleichen Erbtheil bekommt. (38)

Erben in Linien kommt bey der Intestaterbfolge der Ascendenten vor, bey welcher nemlich, wann mehrere Ascendenten gleichen Grads vorhanden sind, die Erbschaft unter beyde Linien zu gleichen Theilen vertheilt wird; wann z. B. der Verstorbene eine Großmutter väterlicher Seite, und beyde Großeltern mütterlicher Seite hinterlassen hat, so fällt die eine Hälfte der Erbschaft jener, die andere diesen zu. Ausser diesem Fall findt nach dem gemeinen Recht das Erben in Linien nicht statt. (38)

Erben in Stämmen, kommt in denen Fällen vor, wo einige von den Erben oder alle Erben nicht aus ihrer eigenen Person, sondern kraft eintrettenden Repräsentationsrechts aus der Person ihres Vaters, Großvaters u. s. w. welchen sie vorstellen, erben, und daher öfters ungleiche Erbtheile erhalten. Wann z. B. der Verstorbene einen Sohn, und von dem andern Sohn vier Enkel, von einem dritten Sohn zehen Urenkel hinterläßt, so bekommt der Sohn einen, die vier Enkel als Repräsenten ihres Vaters einen, und die zehen Urenkel als Repräsentanten ihres Großvaters einen Drittel, eben so wann der Vater von einem Sohn einen, von dem andern zwölf Enkel hinterläßt, so bekommt jener eine, und diese die andere Hälfte; wann ferner der Erblasser einen Bruder, von einem andern Bruder drey, und von einer Schwester sechs Kinder hinterläßt, so wird in Stämme geerbt, und ein Drittel fällt dem Bruder, der andere den Brudeskindern, und der dritte den Schwesterkindern zu; ausser diesen Fällen wird nach dem gemeinen Recht nicht in Stämme geerbt, und wann z. B. der Erblasser von einem Bruder zwey, von einem andern zehen Kinder, aber keinen Bruder oder Schwester hinterläßt, so wird nach der Anzahl der Personen in die Häupter geerbt; und wann der Erblasser z. B. zwey Brüder, und von einem dritten Bruder Enkel hinterläßt, so werden diese ganz ausgeschlossen. (38)

Erbenzins, Canon emphyteuticus, wird die Abgabe genannt, welche der Erblehensmann (Emphyteuta) zu gewissen Zeiten, gemeiniglich alle Jahre, an den Erblehensherrn (Dominus Emphyteuseos) zu entrichten schuldig ist. Er ist bey dem Erblehen wesentlich und ohne denselben kann keine Emphyteuseos seyn; daß er aber alle Jahre entrichtet werden muß, ist zufällig, und kann durch Verträge anders, z. B. daß er alle Monate, alle zwey oder drey Jahre entrichtet werde, bestimmt werden, er kann so wohl in Früchten als baarem Geld bestehen, unterscheidet sich aber von dem Miethzinns hauptsächlich dadurch, daß er nicht wie dieser, gleichsam die genossene Früchte damit zu vergelten, sondern nur als ein Zeichen, daß der Emphyteuta das Eigenthumsrecht des Erblehenherrn anerkenne, bezahlt wird, daher ist auch nicht nöthig, daß der Erbzins mit den Früchten des emphyteutischen Guts in einem Verhältniß stehe, sondern er ist gemeiniglich weit geringer; wenn daher Zweifel vorfallen, ob ein gewisses Gut als emphyteutisch oder als gepachtet anzusehen seye, so muß hauptsächlich auf die Summe der jährlichen Abgabe Rücksicht genommen werden; ist nemlich diese mit dem Ertrag der Früchte in einem Verhältniß, so wird vermuthet, daß das Gut nur verpachtet worden; ist aber die jährliche Abgabe weit unter diesem Verhältniß, so wird vermuthet, daß das Gut emphyteutisch seye. (38)

Erbenzinsgüter. Unter diesem Namen begreift man erstlich, wiewohl unschicklicher Weise die bona Emphyteuticaria, deren Natur unter dem Artikel Emphyteusis erklärt seyn muß. Letztere Güter sind eine Erfindung des römischen Rechts, und waren bis zur Einführung desselben in Deutschland unbekannt. Mit demselben aber sind sie in einigen Gegenden aufkommen; jedoch finden sie sich überall selten, und die Vermuthung streitet in zweifelhaften Fällen keinesweges für die Natur dieser Güter, wenn auch der Namen derselben in den darüber ausgestellten Urkunden vorkommen sollte; wofern nicht alles nach dem Inhalt dieser fremden Rechte bestimmt worden ist. Zweytens versteht man unter den Erbenzinsgütern diejenige Art deutscher Bauergüter von welchen ein gewisser Grundzins jährlich zu entrichten ist und an denen der Besitzer ein völliges oder eingeschränktes Erbrecht hat. Von diesen Gütern kann am bequemsten unter dem Artikel Zinsgüter gehandelt werden. Hier wollen wir nur noch zeigen wiefern sie von der römischen Emphyteusi verschieden sind. 1) der Besitzer eines nach römischen Rechts bestimmten Emphyteutguts hat ein wahres nutzbares Eigenthum (dominium utile); der Besitzer eines deutschen Erbenzinsgutes hingegen wird nur als Pachtinhaber oder Erbpächter betrachtet. 2) Jener hat allezeit ein völliges und uneingeschränktes Erbrecht an dem Gute; dieser hingegen nicht überall; und die Rechte verschiedener Provinzen weichen in diesem Puncte gar sehr von einander ab. 3) Jener hat völlige Freyheit das Gut zu veräussern, wenn er nur im Falle eines Verkaufs seinen Dominium directum das Näherkaufsrecht ausüben läßt; dieser hingegen hat selten die Freyheit Veräusserungen vorzunehmen, und ist darin nach den Rechten verschiedener Provinzen auf mannigfaltige Art eingeschränkt. 4) Jener kann wegen seines stärkeren und völligeren Erbrechtes nicht so leicht des Guts verlustig erklärt werden, als dieser. 5) Jener hat keine Bauern- oder Frohndienste zu leisten, wie dieser gewöhnlich zu thun schuldig ist. 6) die Contracte welche jener in Ansehung seines Guts schließt bedürfen zu ihrer Gültigkeit keine Bestätigung des domini directi; welche hingegen bey deutschen Zins und Erbenzinsgütern der Regel nach nothwendig ist.

7) wenn jener aus gerechten Ursachen das Gut verliehrt, so werden ihm keine Meliorationsforderungen gestattet, weil er nach der Natur der römischen Emphyteusis ohnehin zur Besserung des Guts verpflichtet war; diesem hingegen müssen von dem Nachfolger im Besitz des Gutes die Besserungskosten gewöhnlicher Weise ersetzt worden. 8) Jener entrichtet an den Dominum nichts als den jährlichen sehr geringen Canon, welches zum Zeichen der Recognition, des Obereigenthums bezahlt wird; desgleichen bey Veräusserungen gibt der neue Besitzer für die Ertheilung des nutzbaren Eigenthums einen Laudemium oder Lehnware; hingegen der Besitzer eines deutschen Erbenzinsgutes ist nach den verschiednen Sitten der Provinzen, und Verabredung zwischen dem Herrn und dem Bauer, zu gar mancherley Abgaben verpflichtet, welche nach der Nutzbarkeit des Gutes, wovon sie bezahlt werden, pflegen bestimmt zu seyn. Aus diesen Verschiedenheiten ergiebt sich nun von selbst, daß die Anwendung des römischen Rechts von der Emphyteusi, auf deutsche Zins und Erbenzinsgüter ganz unschicklich sey, und auf meistens ganz irrige Entscheidungen führe; daher dann auch neuere und einsichtsvollere Rechtsgelehrte sich ihrer gänzlich enthalten. (15)

Erbexen, nennt man diejenigen Personen welche einen Wald oder Holzung in ihrem gemeinschaftlichen Privateigenthum haben. Sie heissen auch Märker, Holzungsgenossen. Die Forstgerichtbarkeit, welche aus ihren Mitteln zu Untersuchung und Entscheidung der entstehenden Streitigkeiten und Forstfrevel angeordnet ist, wird das Erbexengericht genannt. (15)

Erbeyd, (*juramentum adsecurationis*,) ist der Eyd, welchen Leibeigene ihrem Herrn schwören, und wodurch sie versprechen, sein Bestes so viel möglich zu befördern, die Zins- und Frohnpflichten zur gesetzten Zeit zu erfüllen, und sich der über sie dem Herr zustehenden Gewalt niemals unbefugter Weise zu entziehen. (15)

Erbfähigkeit, ist die Fähigkeit, des Verstorbenen Erbe zu werden; es gehört darzu nicht nur, daß jemand überhaupt keinen solchen Fehler an sich habe, welcher nach der Verordnung der Gesetze ihn hindert Erbe zu werden, daß er entweder in einem giltigen Testament zum Erben eingesetzt, oder wann ein giltiges Testament nicht vorhanden ist, als der nächste in der Classe und im Grad ein Recht zur Intestaterbfolge habe; sondern insbesondere auch, daß er lebendig gebohren seye. Diese letztere Eigenschaft wird besonders in dem Fall häufig bestritten, wann ein Ehmann mit Hinterlassung einer schwangern Wittwe ohne andere Kinder stirbt. Der Posthumus ist immer nur unter der Voraussetzung Erbe, daß er lebendig zur Welt gekommen ist; wann also die Erben des Manns beweisen können, daß das nach des Manns Absterben von seiner Frau gebohrne Kind todtgebohren seye, so sind sie Erben des verstorbenen Manns, oder wenigstens nach deutschen Rechten Miterben mit der Frau; kann aber die Mutter beweisen, daß ihr Kind lebendig gebohren worden, so hat dieses den Vater, und die Mutter ihr Kind geerbt, und die andere Intestaterben des Manns sind gänzlich ausgeschlossen. Wer aber den Beweiß zu führen habe, hängt von zufälligen Umständen besonders davon ab, wer die meiste Vermuthung für sich habe; wann z. B. das Kind zu frühzeitig gebohren, von kränklichen Eltern erzeugt worden, Zeichen der Fäulniß an sich hat, u. s. f. so wird vermuthet, daß das Kind todtgebohren seye, und die Mutter muß den Beweiß des Gegentheils übernehmen; ist aber das Kind von gesunden Eltern erzeugt, zu rechter Zeit gebohren, hat es seine volle gesunde Gliedmassen, u. s. f. so müssen diejenige den Beweiß übernehmen, welche behaupten, daß das Kind todt gebohren seye. (38)

Erbfall, ein Fall, welcher macht daß jemand Erbe eines andern wird. (3)

Erbfälle sind diejenige Fälle, in welchen es darauf ankommt, daß die Hinterlassenschaft eines Verstorbenen beerbt werde; wann über solche Erbfälle Streit entsteht, so müssen dieselbe nach den Gesetzen desjenigen Orts, wo der Erblasser seine Heimath hatte, entschieden werden. Wann z. B. ein Sächsischer Inwohner stirbt, welcher einen Bruder und Bruders- und Schwesterkinder hinterläßt, so erbt der Bruder allein, und schließt nach Sächsischen Rechten die Bruders- und Schwesterkinder aus, wann gleich diese an Orten leben, wo nach dem gemeinen Recht die Bruderskinder mit den Brüdern in die Stämme zugelassen werden. Wann hingegen z. B. der Erblasser in einer andern Provinz Deutschlands, wo das gemeine Recht gilt, seine Heimath hatte, so werden die hinterlassene Bruders und Schwesterkinder mit den Brüdern in die Stämme zugelassen, wann gleich alle Erben in Sachsen ihre Heimat hätten. (38)

Erbfeuerherr, s. Erbämter.

Erbfischermeisteramt. Den gegründesten Anspruch auf dieses Reichs-Erbamt haben die Grafen von Wernigerode, denen der Kayser Heinrich III. solches nicht nur ausdrücklich bestätigt, sondern auch davon ein Wapen verliehen hat, welches in zween rothen mit den Köpfen, Bäuchen und Schwänzen gegen einander gekehrten Forellen besteht, und von ihnen bis auf den heutigen Tag geführt wird, die Veranlassung dazu gab das öftere Hoflager des gedachten Kaisers am Harze, wo er von den Grafen mit Fischen versorgt wurde. Ausserdem schreibt man dergleichen Erbamt auch den Grafen von Barby, der Stadt Basel, den Herzogen von Würtenberg, und den Grafen von Oldenburg, wiewohl ohne hinlänglichen Grund zu. Es ist aber auch heutzutage selbst bey den Grafen von Wernigerode ausser dem Wapen keine Spur einer Ausübung dieses Erbamtes übrig. (15)

Erbfluß, Hauptfluß. Mit dieser Benennung wird ein Fluß belegt, welcher zwey Berge von einander scheidet und beständig Wasser hat.

Erbförster, werden die Besitzer der Forsthuben genannt, an welche auch die Waldgenossen ihre Abgaben zur Recognition des Waldrechts zu entrichten haben. Sie führen in dieser Eigenschaft über die Forstöconomie eines solchen Waldes, dessen Benutzung den Waldgenossen zukommt; und wenn sie nicht im Stande sind solches selbst zu verrichten, so sind sie befugt, hierzu einen Stockförster zu bestellen. Die Erbförster sind gemeiniglich Edelleute oder doch Besitzer adelicher Güter; zum Stockförster hingegen pflegte ein Bauer oder anderer gemeiner des Forstwesens nicht ganz unkundiger Mann ernannt zu werden, welcher den Wald fleissig besuchen und auf die Handlungen der Waldgenossen ein wachsames Auge haben muß. (15)

Erbfolge, Succeßio Hereditaria, (röm. Recht) ist die Nachfolge in des Verstorbenen Rechte und Verbindlichkeiten, welche durch Beerbung desselben geschieht. An Orten und in Fällen, wo Erbverträge erlaubt und verbindlich sind, (wie gewisse Gattungen derselben in Deutschland,) geht allen andern sowohl Testaments-

als Inteſtaterben derjenige vor, welcher durch einen giltigen Vertrag ein Recht auf des andern Verlaſſenſchaft bekommen hat. Sonſten aber und nach dem gemeinen römiſchen Recht geht zuerſt der Teſtamentserbe dem Inteſtaterben vor, ſo daß, ſo lange nur ein Teſtamentserbe übrig iſt, welcher die Erbſchaft anzunehmen ſich erklärt, kein Inteſtaterbe als ſolcher zugelaſſen wird. Unter den Teſtamentserben ſelbſt richtet ſich die Erbfolge vornemlich nach den Graden; nemlich der auf gemeine Art nachgeſetzte Erbe wird nicht eher zugelaſſen, als wenn der eingeſetzte, welchem er nachgeſetzt iſt, die Erbſchaft nicht angetretten hat, und der Nachgeſetzte des nachgeſetzten Erben nicht eher, als wenn der eingeſetzte und der erſte nachgeſetzte Erbe nicht Erben geworden ſind; der pupillariſche oder exemplariſche nachgeſetzte Erbe wird nicht eher zugelaſſen, als nachdem der eingeſetzte Pupill oder wahnſinnige Sohn des Teſtirers in der Unmündigkeit oder im Wahnſinn mit Tod abgegangen iſt; diejenige aber, welche mit einander im erſten Grad eingeſetzt ſind, erben auch zugleich mit einander, jedoch nicht immer zu gleichen Theilen; ſondern es iſt hier allein die Verordnung des Teſtirers zu beobachten, wobey auf die Verbindung der Erben in den Ausdrücken des Teſtirers ſehr Acht zu geben iſt, weil mehrere mit einander verbundene nur für eine Perſon angeſehen werden, und nur einen Erbtheil mit einander bekommen. Wenn z. B. der Teſtirer ſchreibt: *A* ſoll mein Erbe ſeyn, *B* ſoll mein Erbe ſeyn, *C* ſoll mein Erbe ſeyn, oder *A B* und *C* ſollen meine Erben ſeyn, ſo bekommt jeder derſelben einen gleichen Erbtheil; wenn er aber ſchreibt: *A* ſoll mein Erbe ſeyn, *B* und *C* ſoll mein Erbe ſeyn, *D*, *E*, und *F* ſoll mein Erbe ſeyn, ſo bekommt A einen, B und C einen, und D E und F mit einander einen Drittel; eben ſo wenn er ſchreibt: mein Bruder *A*. und meines Bruders *B* Kinder ſollen meine Erben ſeyn, ſo bekommt A die eine, und des Bruders B Kinder, ſo viel ihrer ſind, nur die andere Hälfte; in zweifelhaften Fällen aber bekommen alle eingeſetzte Erben gleiche Erbtheile; und wenn z. B. der Teſtirer ſchreibt: *A*, *B*, *C*, *D*, ſollen meine Erben ſeyn nach denen Theilen, welche ich noch beyſetzen werde, und er die Theile nicht mehr beſtimmt, ſo erben ſie zu gleichen Theilen; und wenn er ſchreibt: *A* oder *B* ſollen meine Erben ſeyn, ſo erben ſie beyde zu gleichen Theilen.

Iſt kein Teſtamentserbe vorhanden, weil entweder kein giltiges Teſtament gemacht worden, oder die eingeſetzte Erben die Erbſchaft nicht antretten, ſo tritt die Inteſtaterbfolge ein. Die Grundſätze derſelben aber waren nach dem ältern, mittleren und neuen römiſchen Recht ſehr unterſchieden, daher wir von denſelben das nöthigſte in aller Kürze anführen wollen.

Nach dem älteſten römiſchen Recht wurde zufolge der Geſetze der zwölf Tafeln bey der Inteſtaterbfolge allein auf die Familie und deren Erhaltung Rückſicht genommen; nur diejenige konnten erben, welche in der Familie des Verſtorbenen, und unter dieſen nur diejenige, welche im Grad die nächſte waren; alle andere, als z. B. emancipirte Kinder, die in eine fremde Familie adoptirte Kinder, Enkel von einer Tochter, und alle Seitenverwandte durch Perſonen weiblichen Geſchlechts waren ausgeſchloſſen. Es erbten daher zuerſt 1) die Sui Heredes ohne Unterſchied des Geſchlechts oder Grads, und hier ſchloß der nähere den entfernteren einer andern Linie nicht aus, ſondern die Enkel traten in die Stelle ihres Vaters, die Urenkel in die Stelle ihres Großvaters ein; emancipirte Kinder erbten nicht, bis ſie in der Folge durch das prätoriſche Edict unde Liberi zugelaſſen wurden; eben ſo wenig Enkel von einer Tochter, als welche nur in ihres Vaters, nicht in der Mutter Familie waren, und in der Folge nur nach dem prätoriſchen Edict unde Cognati erben konnten; hatte der Erblaſſer keinen Suus Heres, ſo waren ſeine nächſte Erben die Agnaten, nemlich die durch Perſonen männlichen Geſchlechts verwandte Perſonen, z. B. Geſchwiſter von beyden Banden, oder von väterlicher Seite, des Vaters Bruder, des Bruders Sohn u. ſ. w. wenn ſie nicht durch eine Capitis Deminution ihre Familienrechte verlohren hatten; waren mehrere Agnaten vorhanden, ſo erbten die, welche gleichen Grads waren, mit einander; ſonſten aber ſchloß der im Grad nähere den entfernteren, und zwar ſo ſehr aus, daß wenn auch der nähere unfähig war, oder die Erbſchaft ausſchlug, der Entferntere nicht zugelaſſen, ſondern die Erbſchaft als vacant dem Fiſcus zugeſprochen wurde; welches jedoch der Prätor in ſeinem Edictum ſucceſſorium nachher abänderte; unerachtet nach den Geſetzen der zwölf Tafeln die Agnaten ohne Unterſchied des Geſchlechts erben ſollten, ſo kam es doch durch die Erklärungen der Rechtsgelehrten bald dahin, daß zwar die Agnaten männlichen Geſchlechts auch in den entfernteſten Graden, von den Agnaten weiblichen Geſchlechts aber nur die Schweſtern zugelaſſen wurden. Hatte der Verſtorbene auch keine Agnaten hinterlaſſen, ſo erbten endlich die Gentiles, welche nemlich zwar nicht von der gleichen Familie mit dem Verſtorbenen, aber doch von der gleichen Gente waren. Wenn endlich auch dieſe fehlten, ſo wurde die Erbſchaft als vacant dem Fiſcus zugeſprochen, ausgenommen, daß in der Verlaſſenſchaft eines Freygelaſſenen, welcher ohne einen Suus Heres ſtarb, der Patron oder deſſen Kinder als Agnaten zugelaſſen wurden. Nach dieſer Ordnung der Inteſtaterbfolge war alſo 1) der Vater niemals Erbe ſeiner Kinder; denn wenn er ſie in ſeiner Gewalt hatte, gehörte ohnehin alles, was die Kinder hatten, dem Vater, und auch ihre Peculien nahm er nach ihrem Tod als ſolche zu ſich; waren ſie aber emancipirt, ſo hörte die Familienverbindung unter ihnen, und damit aller Grund der Erbfolge auf; nachher lies der Prätor nach ſeinem Edict: ſiquis a Parente manumiſſus den Vater als Patronen zu der Erbſchaft ſeines emancipirten Sohns zu. Die Mutter konnte 2) nur alsdenn, wenn ſie durch die in Manum Convention ſua Heres ihres Manns geworden war, ihre mit ihm erzeugte Kinder als Agnatin erben; allein ohne die in Manum Convention war kein Grund der Erbfolge einer Mutter in das Vermögen ihrer Kinder vorhanden; nur der Prätor lies ſie in Ermanglung aller Agnaten aus dem Edict unde Cognati zu, und durch den unter Hadrian gemachten Tertullianiſchen Rathſchluß wurde verordnet, daß eine Mutter, welche das römiſche Bürgerrecht, und wenn ſie nur Freygebohrne war, drey; oder wenn ſie eine Freygelaſſene war, vier Kinder hätte, denſelben, ſie ſeyen eheliche oder uneheliche, wenn ſie nur nicht mehr in der väterlichen Gewalt wären, Erbin ſeyn ſollte; nur wurden der Mutter die Kinder des Verſtorbenen jeden Grads und Geſchlechts, auch die emancipirte, der Vater, welcher das verſtorbene Kind emancipirt hatte, und die Brüder von beyden, oder des Vaters Seite vorgezogen; die Schweſtern gleicher Art wurden mit der Mutter zugelaſſen, allen übrigen Agnaten und Cognaten aber gieng letztere vor; nachher wurde ver-

ordnet, daß auch eine Mutter, welche auſſer dem Verſtorbenen keine Kinder hatte, mit den Agnaten erben ſollte, und zwar ſo, daß ſie einen Drittel, und die Agnaten zwey Drittel der Erbſchaft bekamen; und Juſtinian verordnete endlich, daß die Mutter, wenn ſie auch wenige, oder auſſer dem Verſtorbenen keine Kinder hätte, die entferntere Agnaten ausſchlieſſen, und wenn ſie mit Brüdern des Verſtorbenen erbte, einen gleichen Erbtheil wie dieſe; wenn ſie aber mit Schweſtern des Verſtorbenen erbte, die Hälfte der Erbſchaft bekommen ſollte; dieſes Erbrecht der Mutter aber geht verlohren, wenn ſie ihren vaterloſen unmündigen Kindern einen Vormund zu erbitten unterlaſſen, oder nachdem ſie ſelbſt die Vormundſchaft ihrer Kinder übernommen, gegen den abgelegten Eyd zur zwoten Ehe geſchritten iſt.

Die Kinder erbten 3) ihren Vater nur alsdenn, wenn ſie in väterlicher Gewalt und Familie waren; ohne Unterſchied übrigens, ob ſie ehlich erzeugt, legitimirt, oder von dem Erblaſſer an Kindes Statt angenommen waren; die emancipirte erbten nicht, bis ſie endlich der Prätor aus dem Edict unde Liberi unter der Bedingung zulies, wenn ſie im Fall ſie Suos zu Miterben hatten, in die väterliche Erbſchaft dasjenige einwürfen, was ſie vom Vater bey ſeinen Lebzeiten bekommen hatten; Enkel von einer Tochter erbten nicht, weil ſie nicht in der Familie des mütterlichen Grosvaters ſondern ihres Vaters waren; ſie wurden nur nachher in Ermanglung der Agnaten aus dem Edict des Prätors: unde Cognati zugelaſſen, und endlich erbten ſie zwey Drittel desjenigen, was ihre verſtorbene Mutter geerbt hätte; die in Adoption gegebene Kinder erbten nichts an dem natürlichen Vater, weil ſie in eine fremde Familie übergegangen waren; nur wenn ſie von dem adoptiviſchen, bey Lebzeiten des natürlichen Vaters emancipirt waren, wurden ſie zu des leztern Verlaſſenſchaft nach dem prätoriſchen Edict unde Liberi zugelaſſen, und nach dem neueren römiſchen Recht blieben die von einem Fremden adoptirte Kinder in der Familie des natürlichen Vaters; adoptirte Kinder konnten, wenn ſie von dem adoptiviſchen Vater emancipirt waren, denſelben nicht mehr erben, weil durch die Emancipation alle Verbindung aufgehoben war; endlich Kinder, welche auſſer der Ehe von einer Concubine, aus einem Stuprum, Fornication; noch mehr, welche durch Ehbruch oder Blutſchande erzeugt worden, erben niemals ihren Vater, wenn ſie nicht auf irgend eine rechtmäßige Art in deſſen Gewalt gekommen ſind; weil ſie auſſer dieſem Fall nicht zur Familie des Vaters gehören; nur die von einer Concubine erzeugte Kinder können, wie in der Folge vorkommen wird, unter gewiſſen Umſtänden von dem Vater erben.

Die Kinder erbten ferner 4) ihre Mutter nicht, ausgenommen als Agnaten, wenn die Mutter durch die in Manum Convention in ihres Ehmanns Gewalt gekommen war, oder in Ermanglung der Agnaten aus dem prätoriſchen Edict unde Cognati; endlich aber wurde in dem Orphitianiſchen Rathſchluß verordnet, daß die Kinder, ſowohl ehliche als unehliche, beyderley Geſchlechts, ſie mochten in väterlicher Gewalt ſtehen oder nicht, ihre freygebohrne oder freygelaſſene Mutter ab inteſtato erben ſollten, und eben dieſes wurde in der Folge auch auf die Enkel und Enkelinnen ausgedehnt; ſie wurden allen Agnaten, und ſelbſt beyden Eltern der Mutter vorgezogen, und ihr Erbrecht gieng durch die Capitis Deminution nicht verlohren.

Ferner 5) die Cognaten, welche nemlich mit dem Erblaſſer durch Perſonen weiblichen Geſchlechts verwandt waren, und eben ſo die Agnaten, welche eine Capitis Deminution erlitten hatten, erbten nach dem ſtrengen Civilrecht gar nicht, bis ſie endlich vom Prätor durch das Edict: unde Cognati, zwar nach den Agnaten, aber doch vor den Gentilen zu der Bonorum Poſſeſſion bis auf den ſiebenten Grad, und zwar ſo zugelaſſen wurden, daß immer der nähere den entfernteren ausſchloß, die Cognaten gleichen Grads aber miteinander zu gleichen Theilen erbten.

Endlich 6) Ehleute konnten niemals nach dem Civilrecht einander erben, ausgenommen wenn die Frau durch die Convention in Manum der väterlichen Gewalt ihres Manns unterworfen, und dadurch Sua Heres deſſelben geworden war, bis endlich der Prätor, jedoch erſt in Ermanglung aller Agnaten und Cognaten den Ehgatten zur Bonorum Poſſeſſion in des vor verſtorbenen Ehgatten Verlaſſenſchaft zulies.

Dies war die Geſtalt der römiſchen Inteſtaterbfolge, bis endlich Kaiſer Juſtinian in ſeiner berühmten 118. Novelle eine andere aufſtellte, in welcher er die Spitzfündigkeiten des ältern Rechts aufhob, ſolches in vielen Stellen verbeſſerte, und zu mehrerer Simplicität zurückbrachte, hauptſächlich aber mit Verwerfung des alten Familienrechts die billigere Grundſätze der Prätoren, jedoch ohne ihre Umſchweife annahm; er nahm dabey hauptſächlich auf die natürliche Blutsverwandtſchaft Rückſicht, und hob in Beziehung auf das Erbrecht den Unterſchied unter den in väterlicher Gewalt ſtehenden und emancipirten Kindern, Agnaten und Cognaten, und unter Agnaten, welche eine Capitis Deminution erlitten oder nicht erlitten hatten, gänzlich auf. Am ſchicklichſten läßt ſich dieſe neue Ordnung der Inteſtaterbfolge in vier Klaſſen eintheilen. Die erſte Klaſſe beſetzen die Kinder, welche ohne Unterſchied des Alters, Geſchlechts oder Grads, ohne Unterſchied, ob ſie der väterlichen Gewalt des Erblaſſers unterworfen ſeyn oder nicht, ob ſie vor oder nach dem Tod des Erblaſſers gebohren werden, ob die Enkel von einem Sohn oder Tochter ſeyn, immer die erſte Erben ſind, und alle Aſcendenten und Seitenverwandte ausſchlieſſen. Wenn der Sohn oder die Tochter bey Leben iſt, können die von ihm oder ihr erzeugte Enkel den Grosvater nicht erben; jedoch wenn jene die väterliche Erbſchaft ausſchlagen, werden dieſe nach dem prätoriſchen Edict unde Liberi zugelaſſen; wenn aber die Eltern erſten Grads geſtorben ſind, ſo erben die Enkel immer an den Groseltern, und bekommen ohne Unterſchied ob ſie Kinder erſten Grads, oder nur Enkel von andern Kindern zu Miterben haben, Kraft hier eintrettenden Repräſentationsrechts immer denjenigen Erbtheil, welchen ihr verſtorbener Vater oder Mutter wenn ſie lebten, bekommen haben würden; die Kinder erben ſelbſt mit Ausſchluß der Groseltern auch denjenigen Vater, der noch in des Grosvaters Gewalt iſt, und folgen ihm ſogar in alle Peculien nach, jedoch unbeſchadet der dem Vater hierauf gebührenden Nutznieſſung. Wenn Kinder aus unterſchiedenen Ehen vorhanden ſind, ſo erben die Kinder an ihrem gemeinſchaftlichen Vater oder Mutter mit einander; keines aber erbt auſſer dem Fall einer giltig geſchloſſenen Einkindſchaft an ſeinem Stiefvater oder Stiefmutter, ſondern jedes der unterſchiedenen Kinder ſeinen eigenen Vater oder Mutter; wobey noch zu bemerken iſt, daß die Kinder erſter Ehe vor dem gemeinſchaftlichen Vater oder Mutter dasjenige voraus erben,

was derselbe von seinem ersten Ehgatten durch Schenkung oder letzten Willen erhalten hat. Die durch nachfolgende Ehe legitimirte Kinder, und eben so die aus frühzeitigem Beyschlaf erzeugte erben wie die eheliche; die durch Anerbietung an die Curie legitimirte erben wie die ehliche; nur können sie keinen grössern Erbtheil bekommen, als eines von den ehlichen, welches den geringsten hat; die durch ein fürstliches Rescript legitimirte Kinder erben an dem Vater, wenn sie mit voller Wirkung legitimirt sind; jedoch wenn der Vater auch eheliche Kinder hat, nicht anders, als es ohne Abbruch des Pflichttheils der ehelichen Kinder geschehen kann; sind sie aber nur, um die Makel ihrer Geburt abzuwischen, oder ohne Wissen des Vaters legitimirt worden, so erben sie an dem Vater nicht. Arrogierte Kinder, wenn sie nicht emancipirt worden, erben den arrogirenden Vater; und auch dessen Ascendenten, wenn sie in die Arrogation eingewilligt haben; vollständig adoptirte Kinder erben sowohl den natürlichen als den adoptirenden Vater, und dessen Ascendenten und Seitenverwandten; unvollständig adoptirte Kinder erben den natürlichen und adoptirenden Vater, nicht aber des letztern Vater oder andere Verwandte, von unehlichen Kindern erben diejenige, welche durch Blutschande oder Ehbruch erzeugt worden, weder den Vater noch die Mutter; die von einer Concubine erzeugte Kinder erben ihre Mutter immer, wenn sie auch von vornehmer Geburt ist, und ehliche Kinder hat; ein durch Stuprum oder Fornication erzeugtes Kind erbt seine Mutter, auch wenn sie ehliche Kinder hat; nur wenn die Mutter von vornehmer Herkunft ist, wird es durch die ehliche Kinder ausgeschlossen; an dem Vater erben die aus einem Stuprum oder Fornication erzeugte Kinder niemals, die von einer Concubine erzeugte Kinder aber alsdenn, wenn der Vater keine Ehfrau und ehliche Kinder hat, einen Sechstheil, welchen sie mit der Mutter theilen müssen; wenn aber der Vater ehliche Kinder hat, bekommen die von der Concubine erzeugte allein den nöthigen Unterhalt; heutzutage findet die römische Erbfolge der von einer Concubine erzeugten Kinder bey denjenigen Statt, welche von Eltern, die sich einander heyrathen könnten, aus einem Stuprum erzeugt worden sind. Die zwote Klasse der neuen Justinianischen Erbfolge besteht aus den Ascendenten, Geschwistern von beyden Banden, und solcher verstorbenen Geschwistern hinterlassenen ehlichen, oder erbfähigen Kindern, welche in Ermanglung erbfähiger Descendenten die nächste Erben sind, und alle weitere Seitenverwandte ausschliessen. Unter den Ascendenten selbst schließt der im Grad nähere den entferntern aus, die von gleichem Grad aber erben in Linien; zweyseitige Geschwister sind hier, welche beyde Eltern mit einander haben, und in Ansehung beyder erbfähig sind, als z. B. Kinder, welche aus einer rechtmäßigen oder putativen Ehe, welche von verlobten Eltern, die durch Zufall an Vollziehung der Ehe verhindert worden, erzeugt sind; diese vollbürtige Geschwister und ihre rechtmäßig erzeugte ehliche Kinder werden mit den Ascendenten zur Erbfolge zugelassen, und zwar erben die Geschwister in die Häupter, die Kinder der verstorbenen Geschwister aber, wenn sie Geschwister zu Miterben haben, in die Stämme; wenn sie keine Geschwister zu Miterben haben, in die Häupter. In dieser Classe können sich also folgende unterschiedene Fälle ergeben. 1) Der Verstorbene hinterläßt keine vollbürtige Geschwister oder deren Kinder, aber Vater und Mutter; alsdenn erben diese beyde ohne Rücksicht, woher der Verstorbene sein Vermögen bekommen, zu gleichen Theilen allein, und schliessen alle weitere Ascendenten und Seitenverwandte aus; unabbrüchig jedoch der dem Vater auf den Peculien zustehenden Rechte; 2) der Verstorbene hinterläßt keine Geschwister oder deren Kinder, sondern einen Vater, und beyde Groseltern mütterlicher Seite; so erbt der Vater mit Ausschluß der mütterlichen Groseltern, und aller andern Verwandten allein, ohne alle Rücksicht, woher der Verstorbene sein Vermögen bekommen. 3) Der Verstorbene hinterläßt keine Geschwister, oder deren Kinder, keinen Vater, keine Mutter, sondern nur entferntere Ascendenten, z. B. einen Grosvater väterlicher, und beyde Groseltern mütterlicher Seite, so wird in Linien geerbt, und der väterliche Grosvater bekommt die eine, und beyde mütterliche Groseltern die andere Hälfte, welche sie wieder gleich unter sich theilen. 4) Der Verstorbene hinterläßt keine Ascendenten und keine Kinder von Geschwistern, sondern allein vollbürtige Brüder und Schwestern, so erben diese allein in die Häupter. 5) Der Verstorbene hinterläßt keine Ascendenten, aber vollbürtige Geschwister, und vor verstorbener vollbürtiger Geschwister Kinder; z. B. zwey Brüder A und B, und von der Schwester C sechs Kinder, so erbt A einen, B einen, und der C Kinder zusammen einen Drittel; jene also erben in die Häupter, diese in die Stämme. 6) Der Verstorbene hinterläßt weder Ascendenten, noch Geschwister, aber verstorbener vollbürtiger Geschwister Kinder, so erben diese in die Häupter, und wenn z. B. von einem Bruder zwey, von andern zehen Kinder vorhanden sind, so erbt jedes ohne Unterschied einen Zwölftel; in Ansehung der Frage aber, ob noch ein Bruder vorhanden sey, und also in Stämme geerbt werde, wird blos auf den Anfall der Erbschaft gesehen; und wenn zu Zeit des Anfalls ein Bruder oder eine Schwester vorhanden war, wenn sie gleich die Erbschaft ausgeschlagen, oder vor deren Antrettung mit Tod abgegangen, so wird immer in Stämme geerbt. 7) Der Verstorbene hinterläßt Ascendenten und vollbürtige Geschwister, aber keine Kinder vor verstorbener vollbürtigen Geschwister, so wird in die Häupter nach der Anzahl der Personen geerbt, jedoch so, daß wenn entferntere Ascendenten gleichen Grads, und unterschiedener Linie vorhanden sind, auf jede Linie, wenn sie auch mehrere Personen hat, nur ein Erbtheil fällt; z. B. sind zwey Brüder, ein Grosvater väterlicher, und beyde Groseltern mütterlicher Seite vorhanden, so werden nur vier Theile gemacht, wovon jeder Bruder einen, der väterliche Grosvater einen, und die mütterliche Groseltern einen bekommen. 8) Der Verstorbene hinterläßt vollbürtige Geschwister, verstorbener vollbürtiger Geschwister Kinder, und Ascendenten, so erben die erstere und letztere, wie in eben angeführten Fall, der Geschwister Kinder aber in Stämme. Endlich 9) hinterläßt der Verstorbene keine Geschwister, sondern nur Ascendenten, und verstorbener vollbürtiger Geschwister Kinder, so werden zwar nach dem strengen Recht diese durch jene ausgeschlossen, nach der Praxis aber werden diese in die Stämme zugelassen. Die Ascendenten sind übrigens nur alsdenn Erben ihrer Descendenten, wenn sie im umgekehrten Sterbefall von diesen beerbt würden; sie sind also z. B. Erben eines vollständig legitimirten Kinds; ein durch die Anerbietung zu der Curia legitimirtes Kind erbte der Vater zu drey Vierteln; ein aus putativer Ehe erzeugtes Kind erbt dasjenige von den

Eltern, welches unwiſſend; nicht aber dasjenige, welches wiſſentlich die ungiltige Ehe geſchloſſen hat; das von verlobten Perſonen erzeugte Kind erben beyde Eltern, wenn die Vollziehung der Heyrath durch Zufall verhindert worden iſt; das arrogirte Kind erbt der arrogirende Vater, wenn er nicht wegen deſſen Unmündigkeit die Herausgabe ſeiner Verlaſſenſchaft auf deſſen Todesfall verſprochen hat, jedoch hat er die natürliche Eltern und vollbürtige Geſchwiſter des Arrogirten zu Miterben; den vollſtändig adoptirten Sohn erbt der adoptirende Vater mit den natürlichen Eltern und vollbürtigen Geſchwiſtern; den unvollſtändig adoptirten Sohn erbt der adoptirende Vater nicht; die unehlichen Kinder, wenn ſie aus Blutſchande oder Ehbruch erzeugt ſind, werden weder von Vater noch Mutter beerbt; die von einer Concubine erzeugte Kinder werden von der Mutter immer, vom Vater aber nur zu einem Sechstel alsdenn beerbt, wenn ſie weder Ehfrau noch ehliche Kinder haben; die aus einem Stuprum oder Fornication erzeugte Kinder werden von der Mutter immer, niemals aber vom Vater beerbt. Die Kinder der vollbürtigen Geſchwiſter erben in dieſer Claſſe auch nur alsdenn, wenn ſie das Recht hatten, den verſtorbenen Bruder oder Schweſter des Erblaſſers als Vater oder Mutter zu erben; daher z. B. der Sohn, welchen des Erblaſſers Bruder durch Stuprum, Fornication u. ſ. w. erzeugt, ſo wie ſeinen Vater, alſo auch ſeines Vaters Bruder nicht erben kann, da hingegen der aus einem Stuprum erzeugte Sohn der Schweſter des Erblaſſers, ſo wie ſeine Mutter, alſo auch der Mutter Bruder beerbt. Wenn der Verſtorbene weder Deſcendenten, noch Aſcendenten, noch vollbürtige Geſchwiſter oder Kinder von ſolchen hinterläßt, ſo kommt die Inteſtaterbfolge ferner in der dritten Klaſſe an die einſeitige Brüder und Schweſtern, und der verſtorbenen einſeitigen Geſchwiſter hinterlaſſene erbfähige Kinder. Einſeitige Geſchwiſter werden hier genennt, welche nur eines der Eltern ſo gemeinſchaftlich haben, daß ſie als Deſcendenten deſſelben rechtmäſſige Inteſtaterben ſind; daher ſind nicht allein diejenige, welche aus der erſten rechtmäßigen Ehe des Vaters oder der Mutter erzeugt ſind, einſeitige Geſchwiſter derjenigen Kinder, welche nach dem Tod ihrer Mutter oder ihres Vaters von dem überlebenden Vater oder Mutter in der zwoten rechtmäßigen Ehe erzeugt worden ſind, ſondern es gehören in Anſehung der Inteſtaterbfolge z. B. noch ferner dahin, diejenige, welche von einer Mutter, es ſey von einem oder unterſchiedenen Vätern, durch Stuprum, Fornication oder Concubinat erzeugt ſind, ſowohl unter einander, als in Beziehung auf die ehliche Kinder der Mutter; diejenige, welche von dem Vater des Verſtorbenen arrogirt, oder mit voller Wirkung adoptirt worden ſind; diejenige unehliche Kinder, welche auf Anſuchen des einen von den Eltern, ohne des andern Bewilligung durch ein fürſtliches Reſcript legitimirt worden ſind; hingegen ſind unehliche Kinder, welche zwar gleichen Vater, aber unterſchiedene Mütter haben, in Beziehung auf die Inteſtaterbfolge nicht einmal für einſeitige Geſchwiſter zu halten. In dieſer Claſſe kommen wieder dreyerley Erbfälle vor; entweder 1) hat der Verſtorbene nur allein einſeitige Geſchwiſter hinterlaſſen, alsdenn erben dieſe, ohne Rückſicht ob ſie vom Vater oder von der Mutter Geſchwiſter ſind, ob des Verſtorbenen Vermögen von väterlicher oder mütterlicher Seite herrühre, zu gleichen Theilen in die Häupter; oder 2) ſind keine einſeitige Geſchwiſter, aber Kinder verſtorbener einſeitiger Geſchwiſter vorhanden, in welchem Fall wiederum nach der Anzahl der Perſonen zu gleichen Theilen in die Häupter geerbt wird; oder ſind 3) einſeitige Geſchwiſter, und anderer verſtorbenen einſeitigen Geſchwiſter Kinder vorhanden, in welchem Fall jene in die Häupter, dieſe in die Stämme erben.

Endlich wenn der Verſtorbene weder Deſcendenten noch Aſcendenten, weder vollbürtige noch einſeitige Brüder oder Schweſtern, oder deren Kinder hinterlaſſen hat, ſo kommt die Erbfolge in der vierten Klaſſe an die übrige Seitenverwandte, welche ohne alle Rückſicht, ob ſie durch Perſonen männlichen oder weiblichen Geſchlechts, ob ſie von mehreren, oder nur von einer Seite verwandt ſeyen, ob ſie eine Capitis Deminution erlitten haben oder nicht, mit Ausſchluß alles Repräſentationsrechts immer nach dieſen einfachen Regeln erben, daß der nähere im Grad den entfernteren ausſchließt, Verwandte gleichen Grads aber miteinander zu gleichen Theilen zugelaſſen werden. Wenn aber endlich der Verſtorbene auch keine erweisliche Seitenverwandte hinterlaſſen hat, ſo hat nach der Regel der Fiſcus desjenigen Orts, wo der Verſtorbene ſeine Wohnung hatte, oder wo ſeine Güter gelegen ſind, das Recht, die erbſchaftliche Güter als vacant in Beſitz zu nehmen, welches zwar eine Gattung der Univerſalnachfolge, aber keine Erbfolge iſt. Jedoch gehen nach dem römiſchen Recht noch einige Perſonen dem Fiſcus vor. Der überlebende Ehgatte kann nicht allein in Ermanglung aller Verwandten noch nach dem neueſten römiſchen Recht durch die Bonorum Poſſeſſion aus dem prätoriſchen Edict: unde Vir et Uxor die Erbſchaft des verſtorbenen Ehgatten erhalten, ſondern es iſt auch in den neueſten römiſchen Geſetzen verordnet, daß wenn der verſtorbene Ehgatte reich, der überlebende aber arm wäre, und der Verſtorbene mehr als drey Erben hätte, der überlebende mit ihnen einen gleichen Erbtheil; wenn aber der Verſtorbene drey oder weniger Erben hätte, der überlebende arme Ehgatte immer einen Viertheil der Verlaſſenſchaft, jedoch mit der Einſchränkung bekommen ſollte, daß wenn ſeine eigene mit dem Verſtorbenen erzeugte Kinder Miterben wären, ihm von ſeinem Erbtheil nur die Nutznieſſung, den Kindern aber das Eigenthum zuſtehen ſollte. Ferner wurde von den römiſchen Kaiſern gewiſſen Collegien und Corporibus das Vorrecht gegeben, das Vermögen eines verſtorbenen Collegen an ſich zu ziehen, wenn er keine rechtmäßige Erben hinterlaſſen hatte; z. B. der Kirche in dem Vermögen eines Geiſtlichen, der Compagnie in dem Vermögen eines Soldaten, den Collegien der Naviculatien, Decurionen, Appacitoren u. ſ. w. Wenn ferner die nächſte Inteſtaterben ſich eines Wahnſinnigen nicht annehmen, und auf deren vergebliche Warnung ein Fremder ihn beſorgt, ſo wird dieſer mit Ausſchluß der Inteſtaterben ſein Erbe. Endlich wenn der Landesherr mehreren miteinander etwas ſchenkt, und einer derſelben ohne Erben mit Tod abgeht, ſo fällt ſein Antheil vom Geſchenk den andern Donatarien zu.

Dieſe neueſte Ordnung der Erbfolge findet noch heutzutage im Zweifelsfall aller Orten ſtatt, wo nicht durch beſondere Landes- oder Stadtgeſetze etwas anders verordnet iſt; wie dann beſonders die Erbfolge der Eheleute meiſtentheils in den deutſchen Geſetzen anders angeordnet iſt. (38)

Erbfolge nach deutſchen Rechten. Das römiſche Recht kennt, wie aus andern Artickeln zu erſehen iſt, nur zweyerley Arten der Erbfolge; nämlich die Teſtamen-

mentalische und die Gesetzliche. Nach deutschen Rechten hingegen giebt es noch eine dritte, welche ihren Grund in Erbverträgen hat; denn diese sind bey den Deutschen zu allen Zeiten verbindlich gewesen, wenn sie auch durch keine Eidschwüre bekräftigt waren. Dergleichen Erbverträge werden wie andere Contracte unter gegenseitiger Einwilligung geschlossen, ohne daß sie deshalb jedesmal ein gegenseitiges Erbrecht ertheilen. Man theilt sie ein 1) in verfügende (*pacta dispositiua*), wodurch in den schon eigenthümlich vorhandenen Gütern eine Erbfolge angeordnet wird; 2) in erwerbende (*pacta adquisitiua*), wodurch man ein Erbrecht auf Sachen zu erhalten sucht, welche uns noch nicht eigenthümlich zugehören; 3) in erhaltende (*pacta conseruatiua*), wodurch man ein bereites zukommendes Erbrecht noch mehr zu befestigen und zu sichern sucht; und 4) in entsagende oder verzichtleistende (*pacta renunciatiua*), wodurch man sich eines Erbrechts begibt. Die erste Gattung solcher Verträge bezieht sich besonders auf die Stammgüter, unter welchem Artickel auch davon zu handeln ist, wie darüber auf eine verbindliche Art Erbverträge geschlossen werden können. Von der zwoten Art sind die Artickel Erbverbrüderung und Ganerbschaften nachzusehen. Die dritte Gattung hat weder besondere Namen noch abweichende Rechte; sie dienet zur Aufrechterhaltung einer jeden andern Art von Erbverträgen; denn es sind darunter alle accessorische Verträge begriffen. Zu der vierten aber gehören a) die Verzichtleistung der Töchter des hohen und niederen Adels, b) die Primogenitur, c) das Majorat, d) das Minorat, e) das Seniorat. Von allen diesen sprechen besondere Artickel. Hier fügen wir nur noch die allgemeine Bemerkung bey, daß alle diese verschiedenen Arten der Erbverträge eine gemeinschaftliche Absicht haben; nämlich die Erhaltung des Glanzes der Familien. Hieraus wird nun schon von selbst begreiflich, daß dergleichen vorzüglich unter dem höheren und niedern Adel in Deutschland üblich sind; und daß sie unter Personen vom bürgerlichen Stande eben nicht häufig seyn können; zumal, da sie auch durch den weit allgemeineren Gebrauch des römischen Rechts unter ihnen, eine ungleich größere Freyheit über ihre Vermögen durch Testamente zu disponiren erhalten haben. Indessen finden sich doch auch Beyspiele davon unter ihnen, wie die Artickel Eheverträge und Einkindschaft lehren. Unter den Bauern sind dergleichen Erbverträge natürlicher Weise noch seltener, da sie über ihre Güter gemeiniglich nicht ohne Einwilligung ihrer Gutsherren contrahiren dürfen. Etwas dergleichen kommt jedoch in den Artickeln Vorraus, Auszug, der alte Theil vor.

Was die deutschen Rechtsgrundsätze von der testamentarischen und gesetzlichen Erbfolge anbetrift, so wird davon unter den Artikeln Testament und Intestaterbfolge am schicklichsten zu reden seyn. (15)

Erbfolge der Hohenpriester und Könige der Juden. s. Hohepriester, Könige.

Erbfreundschaftsrecht, (*retractus gentilitius*) ist eine besondere Art des Abtriebs, (s. dies. Art.) welche auch Erblosung genannt wird. Es besteht in dem Rechte des nächsten Anverwandten des Verkäufers, die verkaufte Sache von dem Käufer durch Erlegung des gegebenen Kaufgeldes in der durch die Gesetze vorgeschriebenen Zeit wieder einzulösen, und als sein Eigenthum zu behalten. Der Ursprung dieses Rechts kann mit Grunde weder aus den mosaischen noch aus den römischen Rechten abgeleitet werden; vielmehr beruhet dasselbe allein auf ein ursprüngliches deutsches Herkommen. Der Grund desselben besteht in der Beschaffenheit der Erbgüter, an welchen die sämtlichen von dem ersten Erwerber abstammenden Verwandten eine Art der Gemeinschaft hatten, welche ihnen ein vorzügliches Recht gab, dieselben an sich zu bringen, wenn sie ausser der Familie verkauft werden sollten. Hieraus folgt, daß die Erblosung oder das Erbfreundrecht auf die Errungenschaft nicht ausgedehnt werden kann, weil an denselben weder den Kindern des Besitzers oder Erwerbers, noch seinen übrigen Verwandten eine Gemeinschaft zugesprochen werden kann; indem solches nach dem angenommenen Grunde blos auf Erb- und Stammgüter seine Beziehung hat. Gleichwohl ist wegen der allgemeinen Gütergemeinschaft, die man unter den Gliedern einer Familie annahm, von einigen Rechtsgelehrten die Erblosung auch auf wohlgewonnene Güter der Eltern ausgedehnt worden; und einige neuere Stadt- und Landrechte bestätigen diese Meinung; ob solches gleich der Theorie nicht gemäß zu seyn scheint. Wo nun ein solches Erbfreundschaftsrecht statt findet, da kann ohne Einwilligung der Anverwandten kein rechtsbeständiger Verkauf eines Gutes vorgenommen werden, und dieses ist der stärkste Beweis ihres Miteigenthums. (15)

Erbgangsrecht, s. Erbfolge.

Erbgedinge, sind eben das, was sonst Erbverträge genannt werden; s. von ihnen den Artickel: Erbfolge nach deutschen Rechten. (15)

Erbgeld, s. Erbegeld.

Erbgerichte, Erbgerichtsbarkeit und Erbgerichtsherr, s. Patrimonialgerichtbarkeit.

Erbgesessen, sind solche Personen, welche unter dem Gerichtszwange mit unbeweglichen Gütern angesessen sind. In einigen Stadt- und Landrechten ist verordnet, daß ein jeder, der ein glaubwürdiges Zeugniß vor Gericht ablegen will, erbgesessen seyn müsse. (15)

Erbgrind, s. Grind.

Erbgründe, sind eine im Oesterreichischen befindliche Art Bauergüter, wovon der Besitzer das nutzbare Eigenthum hat, auch dieselben vererben kann, und dabey dergestalt zins- und dienstpflichtig ist, daß wenn er seine Schuldigkeit drey Jahre verabsäumt, ihm das Gut nach vorhergehender Untersuchung genommen werden kann. Dergleichen Güter werden auch Hofgüter, Gültböfe, Grunderbgründe genannt. s. d. Art. (15)

Erbgulden, heißt das Abzugsgeld oder die Nachsteuer, welches der Obrigkeit von Erbgütern, die einem Fremden zugefallen sind, entrichtet werden muß. s. davon den Art. Abzugsgeld. (15)

Erbgut, nennt man erstlich alles dasjenige, was jemand von seinen Eltern oder Blutsfreunden ererbt hat. Sodann heißt zweytens alles Gut Erbgut, was jemand in einem so uneingeschränkten Eigenthume besitzt, daß er es nach dem gemeinen Rechte wieder vererben kann. In der ersten Bedeutung pflegt das Erbgut oft der Errungenschaft; in der zweyten aber den Lehn- und Stammgütern entgegengesetzt zu werden. (15)

Erbhäuer, sind, die das Häuerwerk ordentlich gelernet und ausgelernet haben, und ihnen der volle Häuerlohn durch die Geschworne erkannt ist, auch wird keiner zu einem Geding gelassen, der nicht ein Erbhäuer ist.

Nach der Freybergischen Verfassung ist der Lohn ein Rthlr. drey ggr.

Erbherr, Erbgerichtsherr, ist derjenige, welchen das Erbgericht oder die Patrimonialgerichtbarkeit über die Erb- und Gerichtsgesessenen zukommt. (15)

Erbhöfe, ist eine Art Bauergüter in Hanöverischen Landen, woran der Besitzer ein so völliges und uneingeschränktes Eigenthum hat, daß er darüber unter den Lebendigen und auf den Todesfall disponiren kann, wenn er nur im letzteren Falle dem Pflichttheile der Kinder nichts zum Nachtheil verfügt. Sie sind also in diesem Betrachte von den Meyer- und Schillingshöfen ganz unterschieden. (15)

Erbhofämter, s. Erbämter.

Erbhofmeister, s. Erbämter.

Erbhuldigung, s. Huldigung.

Erbiatum, ist eine africanische Benennung der Kappern. (9)

Erbjägermeister, s. Erbämter.

Erbjungfernrecht. Das bekannte Erbjungfernrecht der adlichen Töchter im Herzogthum Mecklenburg soll aus einem Privilegio des Herzogs Albrechts von Mecklenburg, so zum Könige von Schweden erwählet, aber gefangen ward, aus dem Grunde herrühren, daß das adliche Frauenzimmer damals seinen Schmuck hergegeben, um den König im J. 1395 aus der Gefangenschaft zu befreyen. Allein die Mecklenburgischen Schriftsteller widersprechen zum Theil diesem Vorgeben, und behaupten, daß diese Gerechtigkeit der adlichen Töchter weit älter, und nur von dem Könige damals ihnen bestätiget sey, so wie auch nachher 1434 und 1471 geschehen ist, wie es denn auch in den Bestätigungsbriefen selbst — eine stete alte Gewohnheit — genannt ist. (s. Gerdes Sammlung Mecklenb. Urkunden P. II. p. 88. u. f. w.) Vielmehr ist zu glauben, daß da überall die Mecklenburgische Lehne unter die *feuda impropria* gehören, und wohl größtentheils anfgetragne Lehne sind, vielleicht bey der Auftragung dieser Umstand zur Condition gemacht worden, zumal überhaupt die Mecklenburgische Lehne viel voraus haben, und von der Natur der Lehne ganz abgehen. Dieses also vorausgesetzt, bestehet das Erbjungfernrecht der adlichen Töchter in Mecklenburg eigentlich darin, daß wenn der Lehnmann ohne männliche Erben verstirbt, und das Lehn an die Agnaten fällt, die Töchter alsdenn, so lange sie leben, die ganze Nutznießung der Güter behalten, mithin ist das Erbjungfernrecht blos ein *Jus usufructuarium*. Dieses Recht extendirt sich auch sogar, im Fall keine Töchter mehr am Leben, auf des verstorbenen Sohns Töchter, (aber auch weiter nicht) weswegen sich schon zuweilen die Ritterschaft selbst beschweret, daß es zu weit gienge, zum Nachtheil der Agnaten.

Die Erbjungfer genießet Zeitlebens alle Einkünfte des Lehnguts, sie mögen bestehen, worin sie wollen, und wenn sie mit Vorwissen und zum wahren Besten des Guts neue Gebäude aufführet, oder sonsten Meliorationes macht, so muß solches ihren Erben vergütet werden. Wegen der Deteriorationen aber verordnet der Landtagsreceß, daß sie keinesweges berechtiget, davon etwas zu veräussern, das Holz zu verhauen, noch sonsten das Gut zu schmälern, widrigenfalls solches den Lehnsfolgern bezahlet werden soll. Indessen sind sie auch schuldig, alles in baulichen Wesen zu erhalten, die Aecker in Düngung, und auch die Zinsen von Capitalien, so darauf haften, wie alle andere Onera zu bezahlen. Wenn sie die väterliche Güter unter sich getheilet (wenn nemlich mehr Töchter vorhanden sind), so daß jede einen gewissen Theil davon im Besitz hat, und eine stirbt, so fällt deren Theil nicht an die übrigen Schwestern, sondern an die Agnaten, oder im Fall der Apertur an den Lehnherrn, sind sie aber in Gemeinschaft geblieben, so fällt es den übrigen zu. Es schadet auch nicht ihrem Rechte, wenn sie heyrathen, ihre Männer genießen mit ihnen alle Einkünfte, so lange bis der Tod der Frau als Erbjungfer alles aufhebt, wodurch auch das Recht der Männer erloschen ist.

In Pommern, wo ebenfalls mehrentheils aufgetragene Lehne sind, findet man gewissermaßen etwas ähnliches hiervon, nemlich wenn keine Söhne vorhanden, so behalten die Witwe des letzten Vasallen und seine unverheyrathete Töchter die völlige Nutznießung des ganzen ersten Jahrs, nach dessen Verlauf fällt das Gut an die Agnaten. (8)

Erbkastenvoigte, sind eine Art von Advocatis ecclesiasticis, deren unterscheidender Character darin besteht, daß sie als Stifter einer Kirche oder eines Klosters, dieselben auch aus ihren eigenthümlichen Vermögen dotirt, sich und ihren Nachkommen aber die Advocatie vorbehalten haben. Vorzüglich haben viele aus dem höheren und niederen Adel unter den Kaisern aus dem sächsischen Stamme dergleichen Advocatien an ihre Familien gebracht. s. Advocat und Vogt. (15)

Erbkönig. s. König. Als einen Titel führen es die Könige von Dännemark und Norwegen, seitdem die Souverainität eingeführt worden. (41)

Erbkoth, s. Meconium.

Erbkörber, s. Körber.

Erbkrankheiten, sind solche Krankheiten, welche von Eltern auf Kinder durch die Zeugung fortgepflanzt werden sollen. Wir werden hiervon unter dem Artickel Krankheit zu handeln Gelegenheit haben. (5)

Erbkretscham, nennt man in Sachsen diejenigen Schenken oder Krüge, auf welchen die Gastwirthsgerechtigkeit erblich haftet. Der Grund davon ist entweder ein Privilegium oder die Verjährung. (15)

Erbküchenmeister, s. Erbämter.

Erbkux, nennt man bey Bergwerken denjenigen Kux, welcher für den Eigenthümer des Feldes oder Grundstückes, worauf die Grube angelegt ist, zur Ausbeute frey gebauet wird. Es heißt auch der Ackertheil. (15)

Erblande, pflegen in der deutschen Staatssprache diejenigen Länder und Staaten genannt zu werden, welche einem regierenden Kaiser von wegen der Erbfolge in seinem Hause zufallen. Man will sie damit eigentlich von denen Reichsdomainen unterscheiden, welche dem Kaiser als Kaiser zustehen. Aber leider sind die Kaiser in den älteren Zeiten mit letzteren so verschwenderisch umgegangen, daß nichts davon übrig geblieben ist; weshalb denn auch nothwendig ein Besitzer grosser Erbstaaten erwählt werden muß. In so fern nun diese innerhalb den Gränzen des deutschen Reichs gelegen sind, gehören sie gleich anderen reichsständischen Landen zu den Reichsunterthanschaften. s. den Artickel Kaiser. (15)

Erblandhofämter, nennt man im Oesterreichischen und einigen anderen deutschen Landen die Erbämter. s. dies. Art. (15)

Erblasser, wird derjenige genannt, welcher gestorben ist, und eine Erbschaft hinterlassen hat; in den römischen Gesetzen wird er gemeiniglich Defunctus, und wenn er ein Testament gemacht hat, Testator genannt; alle ihm zugestandene Rechte, so wie auch seine Verbindlichkeiten gehen nach der Regel auf den Erben über, welcher dessen Person immer vorstellt. (s. Erbe.) Wegen einer dem Erblasser nach seinem Tod zugefügten Injurie können die Erben klagen; ist sie ihm aber selbst bey seinen Lebzeiten zugefügt worden, so

vermuthet man, daß er bey seinem Sterben sie verziehen habe, und die Erben können also wegen derselben nicht mehr klagen. (38)

Erblehn und **Erbmannlehn.** Durch diesen Ausdruck verstehet man aber auch ferner entweder ein **vermischtes Erblehn** (*feudum hereditarium mixtum*) welches allein in Absicht der Erbfolge, oder in der freyen Macht darüber nach Gefallen zu disponiren die Eigenschaft eines Allodii an sich hat, und der Lehnherr eigentlich nichts weiter, als den **Lehndienst** daran hat, so aus dem Lehnbriefe und der Observanz des Lehnhofes zu beurtheilen ist, oder es ist ein **völliges Erblehn** (*feudum hereditarium merum*) darunter zu verstehen, so in beyderley Absicht, sowohl der Lehnsfolge, als der freyen Disposition, der Natur eines Allodii gleich kömmt, mithin ein wirkliches Erbgut ist, worauf nur der Lehndienst haftet. Man muß aber nicht allemahl aus der Formel **zu Erblehn** oder **zu rechten Erblehn**, so zuweilen in den Lehnbriefen gebraucht ist, schliessen, daß hier ein **völliges Erblehn**, worin auch die Töchter succediren, gemeinet sey, keineswegs, man hat den Ausdruck nur unschicklich gebraucht, und ist nur allein die Erbfolge der männlichen Linie darunter gemeinet, ein anderes aber ist es, wenn in dem Lehnbriefe stehet — **für sich seine Erben und Erbnehmen**, so allerdings auch für die weibliche Linie Vermuthung gibt, doch bleibt allemal der ganze Inhalt des Lehnbriefes, und die Observanz eines jeden Lehnhofes der sicherste Weg zur Interpretation von dergleichen Formeln, die öfters von unschicklichen Concipienten herrühren. **Erblehn und Erbmannlehn** ist einerley, indem **Lehn, rechtes Lehn**, und **Mannlehn**, gleichbedeutende Worte sind. (8)

Erblehnmann, ist in allgemeiner Bedeutung ein jeder der ein Erblehn besitzet, da aber das Wort Erblehen in verschiedener Bedeutung genommen wird, so wird auch das Wort **Erblehnmann** in eben so vielen Bedeutungen gebraucht, insbesondere bedeutet dieses Wort soviel als **Erbzinsmann**, da man einen solchen damit andeutet der ein **Erbzinsgut**, als ein solches besitzet. s. **Erbenzinsgüter.** (41)

Erblehenwaare, heißt dasjenige Geld, welches die Erben des Erbenzinsmannes bey Uebernehmung des Erbenzinsgutes dem Erbenzinsherren für die Ertheilung des nutzbaren Eigenthums bezahlen müssen. (s. auch **Laudemium.**) (15)

Erblehenwasser, nennt man solches Fluß- oder Fischwasser, welches die Innhaber gegen einen an die Herrschaft zu bezahlenden jährlichen Erbenzins, erblich zu benutzen berechtigt sind. (15)

Erblehre. Die catholische Glaubenslehre über diesen Satz, s. in dem Art. **Tradition.**

Erbleihe, Erbpacht, Erbbeständniß, (*Locatio perpetua*) ist eine im Heßischen, in der Wetterau und andern deutschen Gegenden häufig vorhandene Art Bauergüther, deren unterscheidender Character darin besteht, daß der Gutsherr seinen Hof oder sein Grundstück, unter Vorbehaltung des Eigenthums, und einen jährlichen Zins dergestalt verpachtet, daß der Erblandsidel oder Besitzer dabey, so lange er seinem Contracte ein Genüge leistet, für sich und seine Erben eben so gut, als bey seinen eigenthümlichen Erbgütern gesichert ist. Die Natur dieser Leihegüter ist nicht überall gleich, sondern es kommt in Bestimmung ihrer rechtlichen Eigenschaften alles auf den Inhalt des Contracts oder des Leihebriefes an. Sind mehrere Leihebriefe vorhanden, so wird hier immer nach dem jüngsten gesprochen, wofern der Bauer nicht erweisen kann, daß darin gegen seinen Willen eine Aenderung gemacht worden. Die äusserliche Form bey Empfängniß der Leihen, besteht blos in Ertheilung eines besonderen **Leihebriefs**, in welchen die Rechte und Verbindlichkeiten des Lehnmannes bestimmt sind. Der Gutsherr empfängt dagegen einen **Beständnisbrief** zurück. Bisweilen werden auch statt der Leihe- und Beständnißbriefe blosse **Leihezettel** ausgefertigt und auseinander geschnitten. Ueberhaupt aber gehören diese Briefe oder Zettel nicht zum Wesen des Leihcontracts. In Hessen hat man noch keine Leihbriefe auffinden können, die älter wären, als das Jahr 1227. Bey Vererbung oder Verkaufung der Erbleihe werden dem Gutsherren gemeiniglich so genannte **Weinkaufsgelder** entrichtet, welches eine **Lehenwaare** oder **Laudemium** ist, die ehedem besonders versprochen seyn mußte, heutzutage aber auch ohne besondere Verabredung gefordert werden können. Bey Kirchengütern pflegt die Erbleihe alle **Schaltjahre** erneuert zu werden, daher denn der Name **Schatgeld** oder **Kirchlose** entstanden ist. Ist ein solches Weinkaufsgeld auch zum Voraus auf künftige Zeiten bestimmt, so folgert man daraus mit Grunde, daß der Lehnmann ein Recht auf die Erneuerung der Leihe habe. Auf die versäumte Bezahlung desselben ist nicht die Beraubung der Erbleihe, sondern gemeiniglich der doppelte Weinkauf gesezt. s. auch den Art. **Landsiedeleyrecht.** 15)

Erblich gegeben, (Salzwerkwissenschaft) s. **Wechsel.**

Erblose Güter, (*bona vacantia*) nennt man das hinterlassene Vermögen eines ohne Testament verstorbenen, auf welche auch kein Blutsverwandter als gesetzlicher Erbe Anspruch macht. Dieses Vermögen fällt dem **Fiscus** anheim; welcher jedoch davon auch alle Schulden des Verstorbenen bezahlen muß. Ehe die Güter eines Verstorbenen für erbloſe Güter erkannt werden können, muß eine Edictalcitation ergehen, worin jedermann, der ein Erbrecht daran darthun will, auf bestimmte Zeit vorgeladen wird. Erscheint darauf niemand, oder kann eine vorgebliche Verwandschaft zu Recht nicht erwiesen werden, alsdann erfolgt erst ein richterlicher Ausspruch zu Gunsten des Fiſcus. (15)

Erblosung, ist eine Gattung der anbedingten Losung, (**Retractus conventionalis**) wozu das Recht dadurch entsteht, daß bey Theilung einer Erbschaft mehrere Erben miteinander dahin sich bereden, daß wann einer von den Erben etwas von dem ihm in der Theilung zugefallenen Gütern veräussern würde, auf solchen veräusserten Gütern den übrigen Miterben ein Losungsrecht zustehen sollte. In der Wirkung ist sie andern anbedingten Losungen gleich. s. auch **Abtrieb** und **Erbfreundschaftsrecht.** (38)

Erbmänner, sind gewisse Geschlechter in der Stadt Münster, aus welchen der Stadtmagistrat bestellt wird, und welche nunmehr gleich andern von ritterbürdiger Abkunft sowohl in Stiftern, als bey Land und Rittertägen zugelassen werden. Ueber den adelichen Stand dieser Erbmänner ist zwischen ihnen und dem Domcapitel zu Münster ein anderthalbhundertjähriger Proceß geführt worden, welcher aber endlich ganz zu ihrem Vortheil entschieden worden ist. Die Geschichte dieses Rechtsstreits gibt eine der merkwürdigsten Begebenheiten für das deutsche Recht. Er wurde zuerst im Jahr 1557. am Cammergericht anhängig gemacht; welches auch endlich im Jahr 1685. einen Ausspruch zum Besten der Erbmänner

that. Hierauf wurde von Seiten des Domcapitels an den Reichstag recurrirt, und die Sache wurde nun einer extraordinairen Reichs-Revisions-Commission, welche aus sechs Ständen von beyder Religion bestand, zu untersuchen aufgetragen. Diese waren in ihren Stimmen getheilt; und als die Sache wieder an den Reichstag gelangte, so war die Meynung des fürstlichen und reichsstädtischen Collegii, daß wegen einer Gleichheit der Stimmen, die Cammergerichtliche Sentenz für bestättigt zu halten sey; das Churfürstliche Collegium aber wollte eine neue Commission angeordnet, und zu Vermeidung der Stimmengleichheit noch den siebenden Commissarium hinzugethan wissen. Endlich schickte der Reichsconvent aber die beyden von einander abweichenden Schlüsse der drey Reichstagscollegiorum im Jahr 1708 an den kaiserlichen Hof, welcher im Jahre 1709. die Resolution ertheilte, daß das Urtheil des Cammergerichts in Petitorio und Possessorio confirmirt werde. Das Stift suchte diesen Streit zwar nach fünf Jahren auf dem Reichstage abermahls zu erneuern; allein es blieb dennoch bey der vorigen Entscheidung, und das Stift mußte sich dieses gefallen lassen; behielt sich aber doch die bey andern Edelleuten erforderliche Ahnenprobe auch in Ansehung der Erbmänner vor, ehe sie zu einer Stelle in dem Domcapitel gelassen werden könnten. (15)

Erbmannlehn, s. Erblehn.

Erbmarschall, s. die Art. Erbämter, Kaiser, und Reichstag.

Erbmeierrecht, ist das Recht der Erbmeier, an den Meiergütern. Letztere werden nemlich den Besitzern gegen einen gewissen jährlichen Canon und ein Laudemium entweder auf eine bestimmte Zeit, oder auf immer und erblich eingeräumt. Im letzteren Falle heissen sie Erbmeier, im ersten Meier schlechthin. Jene haben ein nutzbares Eigenthum, und ihre Güter sind den Erbenzinsgüter ziemlich gleich; diesen hingegen kann man nur einen Nießbrauch beylegen. Die nähre Bestimmung des Unterschiedes von beyden, so wie die Rechte derselben muß vorzüglich aus dem Meiercontracte oder dem Meierbriefe hergenommen werden. Man sehe den Art. Meiergüter. (15)

Erbmeierstädtische Güter, sind eine Art Bauer-Güter in Westphalen, besonders im Herzogthum Jülich und der Grafschaft Ravensberg, welche in Ansehung der Rechte ihrer Besitzer den Meiergütern völlig gleich sind, auf welchen Artikel wir auch deshalb auch die Leser hier verweisen. Sie werden, wiewohl unrichtig, von einigen auch Erbenzinsgüter genannt. In der Julichschen Policeyordnung heissen sie Sadell-Schatz- und Zinsgüter. Ihre Besitzer sollen in alten Zeiten Leibeigene gewesen, in der Folge aber frey gelassen seyn. (15)

Erbnehmen, sind die Intestat und Testamentserben, welche des Verstorbenen Güter bekommen und zu sich nehmen. In Urkunden über Verträge werden öfters die Ausdrücke: Erben und Erbnehmen miteinander verbunden, indem die Verpflichtungen und Entsagungen der Contrahenten auch auf dieselbe gerichtet werden; allein so wie es meistentheils überflüßig ist, in solchen Urkunden der Erben zu gedenken, so ist es noch mehr ganz ohne Wirkung, wenn auch die Erbnehmen beygesetzt werden, besonders wann man unter Erbnehmen wie gemeiniglich geschieht, diejenige verstebt, welchen die Erbschaft nicht nur angefallen ist, sondern welche sie auch wirklich erworben und zu sich genommen haben. Einige verstehen unter den Erbnehmen auch diejenige, welche Kraft eines Vertrags die Erbschaft erhalten; welche aber im übrigen alle Rechte und Verbindlichkeiten anderer Erben haben. Ferner sind einige Rechtslehrer der Meinung, daß wenn die Redensart: Erben und Erbnehmen bey einem Familienfideicommiß sich befinde, sie in einem engern Verstande nur von solchen Erben anzunehmen sey, welche in gerader absteigender Linie von dem ersten Stifter abstammen. (38)

Noch andere verstehen unter Erben die, welche ohne Testament erben, unter Erbnehmen aber solche, welche ihr Erbrecht aus einem Testament herleiten. Ueberhaupt aber müssen diese Worte nach der Natur des Erbrechts, wovon die Rede ist, nur auf solche Personen ausgedehnt werden, welche zu Folge desselben Erben seyn können. Mithin kann auch aus dem blossen Ausdrucke Erben und Erbnehmen allein noch nicht gefolgert werden, daß zum Beyspiel in Lehngütern auch Frauenzimmer oder überhaupt alle Intestat- und Testamentserben zur Erbfolge kommen sollen. (15)

Erbpacht, s. Erbleihe.

Erbpferdner, s. Pferdner.

Erbpflicht, heißt in den Nürnbergischen Stadtrechten und andern deutschen Gesetzen, der Eyd, wodurch der Erbenzinsmann zu Erfüllung seines Versprechens sich dem Gutsherren verbindlich macht. (15)

Erbpötkenamt, ein in Niedersächsischen Provinzen gebräuchliches Erbamt, welches wahrscheinlich darin bestand, daß der Erbpötker die Speisen bey der Tafel des Fürsten versuchen oder kosten mußte, daher es auch im lateinischen officium prægustatoris genannt wird. Dann Pütken oder Pötken heißt in der alten plattdeutschen Sprache versuchen oder kosten. Im Bremischen hatte ehedem eine Familie von Borch dieses Erbamt, wo es aber eingegangen ist. Im Herzogthum Lüneburg hingegen werden noch jetzt die Herren von Spörken damit beliehen. (15)

Erbportion, ist gewöhnlich eben das, was sonst Erbtheil, Kindestheil genennt wird, bisweilen versteht man aber darunter ein Paragium. (s. dies. Art.)

Erbpostmeister, s. Erbämter.

Erbprinz, heißt unter den Kindern eines deutschen Fürsten derjenige, welcher nach des regierenden Fürsten Ableben die nächste Hofnung der Folge in der Regierung hat. In Dännemark werden alle Prinzen des königlichen Hauses, wegen des ihnen angebohrnen Rechtes auf die Thronfolge Erbprinzen genannt; dahingegen der nächste Thronfolger, wie in andern Königreichen der Cronprinz heißt. In deutschen fürstlichen Häusern kann nur alsdann ein Erbprinz seyn, wenn Primogenitur, oder eine andere Art der Erbfolge eingeführt ist, welche Theilungen und gemeinschaftliche Regierungen ausschließt. Der Erbprinz pflegt in diesem Falle, wohl in Ceremoniel und den zu seinem Unterhalt und Hofstaat ausgesetzten Geldern von den übrigen Prinzen unterschieden zu werden, er hat aber sonst gemeiniglich keine weitere Vorzugsrechte vor den andern, wenn ihm der regierende Herr nicht dergleichen gestattet. (15)

Erbrath, bedeutet einen Erbbeamten einiger fürstlichen Häuser, z. E. so führen die Grafen von Löwenstein und Tübingen den Titel der Erbräthe der Herzoge von Würtemberg. (41)

Erbreceß, ein Instrument über die Erbvertheilung.

Erbrechen, (juriſt.) ist besonders bey dem Diebstahl ein Umstand, welcher die Strafe desselben sehr erschwert, (s. Diebstahl, Effractor.) Das Erbre-

brechen der Gefängnisse macht eine besondere Gattung von Verbrechen aus, wovon unter dem Art. Gefängniß.

Erbrechen, (medicin.) s. Brechen.

Erbrechen fremder Briefe, s. Entsiglung.

Erbrecht, (nach dem Naturrecht) ob ein Erbrecht sich nach dem Naturrecht gedenken lasse? ist eine unter den Gelehrten sehr strittige Frage. Doch sind die meisten darin einig, daß man durch einen Erbvertrag, nach dem Naturrecht, ein Erbrecht erhalten könne; denn so bald mir jemand verspricht, daß ich nach seinem Tode sein sämmtliches Vermögen haben solle, und ich dieses Versprechen angenommen, so habe ich wegen dieses Vertrags, sobald der Promissor stirbt ein nähe-res und ausschliessendes Recht auf seine Verlassenschaft, und wollte mir jemand diese Erbschaft wegnehmen, so würde er mir das aus dem Vertrag erworbene Recht entziehen und mich beleidigen. Dahingegen man darüber sehr streitet: 1) ob ein Intestat-Erbrecht sich gedenken lasse nach dem Vernunftrecht? 2) ob ein Erbrecht aus einem Testament in dem Naturrecht statt finde? diejenigen welche die erste Frage bejahen, haben folgende Gründe: a) man dürfe nicht annehmen daß der Verstorbene sein Vermögen nach seinem Tode allgemein habe preis geben wollen, sondern daß er vielmehr gewollt, daß dasselbe bey einander bleiben und jemand anders zu Theil werden sollen. b) diese Person der es der Verstorbene gönnen wollen, seye derjenige den der Verstorbene am meisten lieb gehabt habe, da nun die Erfahrung lehre, daß man seine Blutsfreunde am meisten liebe, so müßte auch diesen die Erbschaft nach dem vermutheten Willen des Verstorbenen zu Theil werden. Diejenige aber welche die Intestaterbfolge aus dem Naturrecht verweisen, führen an: a) das Recht der Unverwandten, zu verlangen, daß der Verstorbene sie lieben sollen, seye nur ein unvollkommenes Recht, aus diesem könne kein vollkommenes Recht auf die Verlassenschaft desselben, gegen andere Menschen entstehen; b) lehre die Erfahrung daß man fremde Freunde, öfters weit mehr liebe als seine Unverwandten, der vermuthete Wille des Verstorbenen gründe sich dahero auf einem schwachen Schluß.

Die Testamentarische Erbfolge anbetreffend, so führen ihre Vertheidiger folgendes an: ein jeder könne über sein Vermögen, nach Gefallen, so aufs Gegenwärtige als auf die Zukunft, sowohl wiederruflich als unwiederruflich, ordnen, und da kein anderer dadurch beleidigt werde, so müsse solches gelten. Eine solche wiederrufliche Verordnung, auf die Zukunft enthalte das Testament, es müsse also auch dasselbe gültig seyn. Diejenige aber welche die Testamentarische Erbfolge verwerfen, berufen sich auf den Begrif eines Testaments, dies seye eine einseitige d. i. eine solche Ernennung eines Erben die von dem Erben nicht angenommen werden könne, und aus welcher er, durchaus kein Recht so lang der Testirer lebt, bekommen solle. Es wolle ihm also der Testirer bey seinem Leben kein Recht geben, und nach seinem Tod könne er ihm keines mehr geben, folglich habe auch der T. Erbe kein ausschließliches Recht auf die Erbschaft, sondern jeder anderer Mensch seye eben so gut als der T. Erbe befugt die Erbschaft zu occupiren. (41)

Erbrecht, Jus hereditarium, (röm Recht) ist das Recht, kraft dessen eine Erbschaft jemanden zugehört; es ist ein dingliches Recht, und bringt also eine dingliche Klage hervor, mit welcher derjenige, welchem das Erbrecht zusteht, wider einen jeden welcher die Erbschaft als vermeintlicher Erbe oder ohne Grund besitzt, auf Abtrettung derselben klagen kann, so wie er auch kraft dieses Rechts die von jemanden besessene Erbschaft selbst in Besitz nehmen kann. Das Erbrecht bekommt der Erbe durch den blossen Anfall und Antrettung der Erbschaft, ja der Suus Heres hat nicht einmal die Antrettung nöthig; hingegen der Besitz der Erbschaft geht nicht von selbst auf den Erben über, sondern muß ergriffen werden; jedoch kann der Erbe auf Erlangung des Besitzes mit dem Interdictum quorum Bonorum, oder dem Rechtsmittel aus der l. fin. C. de edict. D. Hadr. toll. klagen. (38)

Erbrecht, (deutsch Recht) bedeutet in einigen deutschen Gerichten auch den sogenannten Gewandfall oder das Weydmahl. Was alsdann hiervon zu merken, lehret der Artikel Baulebungsrecht. (15)

Erbregister, ist eben das, was sonst Lagerbücher oder Catastra genennt werden. Von ihrer Abfassung und Beweißkraft siehe den Art. Catastrum. (15)

Erbreich, wird ein Reich oder ein Staat genennt, dessen Regenten das Recht haben, die Regierung auf ihre Erben und Nachkommen fortzupflanzen. Das entgegengesetzte heißt ein Wahlreich, (s. diesen Art.) Auch Erbreiche sind sehr unterschieden. In einigen ist nur das männliche Geschlecht der Nachfolge fähig, und das weibliche Geschlecht tritt erst alsdann ein, wenn keine männliche Personen von dem regierenden Hause vorhanden sind, als in Spanien, Ungarn, Böhmen und der Oesterreichischen Monarchie; in andern tritt das weibliche Geschlecht nach den nähern Graden der Verwandtschaft, vor dem männlichen, an die Regierung, als in Portugal. Wieder in andern kann der Regent sich sogar seinen Nachfolger oder Nachfolgerinn als Erben seines Thrones nach Willkühr ernennen, welche also Erbreiche im weitesten Verstande genennt zu werden verdienen. (s. künftig den Art. Staatsverfassung.) Für die vollkommenste, das bißt auf das genaueste bestimmte Reichs-Erb-Folg-Verordnung wird die Dänische gehalten, welche König Friederich III. im Jahr 1665. unterschrieben, Friederich IV. aber im Jahr 1709. bekannt gemacht hat. (33)

Erbrichter, hierdurch wird angedeutet 1) ein Erbgerichtsherr, 2) ein Richter welcher sein Amt erblich besitzet, 3) ein von den streitenden Theilen in Erbschaftssachen erwählter Richter, 4) bedeutet es so viel als Erbfrohn. (s. Frohn.) (41)

Erbritter, ist eine besondere Würde oder Titel, welcher nach der Meynung alter Publicisten den Aeltesten aus den vier adelichen Geschlechten, von Andlow, von Weissenbach, von Fronberg und von Carlowitz eigen seyn soll. Die Sache gehört unter die Quaternionen. (s. diesen Art.) (15)

Erbsaß, ist eben so viel, als Erbgesessen. (s. diesen Art. (15)

Erbsbohne, s. Bohne, Zwerg.

Erbschacht, (Grubenbau) wird bey dem Grubenbau der tiefste Schacht welcher jedesmalen zugleich der Hauptschacht ist, genennt. Man nennt bey Salzwerken den Salzbrunnenschacht also, dessen Salzwerk von Gewerken betrieben wird. (18)

Erbschaft. (jüd. antiquar.) Moses hat hierüber in seinen Büchern nichts umständliches verordnet, sondern setzt entweder aus einem alten Herkommen voraus, was hierinnen Rechtens war, oder redet nur gelegenheitlich von einem oder den andern dahin einschlagenden Punct. Es war unter den Juden ein uraltes Herkommen, daß bloß die Söhne erbten, die

Töchter aber von der Erbschaft ausgeschlossen waren. Labans Töchter wissen es, daß sie in dem Hause ihres Vaters kein Erbtheil haben, sondern wie Fremde geachtet sind, 1 B. Mos. 30, 15. Wenn die Töchter nicht gewöhnlich von der Erbschaft wären ausgeschlossen gewesen, so würden die Töchter Zelophchads nicht nöthig gehabt haben, um das Erbe ihres Vaters zu bitten, 4 B. Mos. 27, 1. folg. Bey dieser Gelegenheit bestimmte Moses dieses alte Herkommen durch eine positive Verordnung. Er läßt es dabey bewenden, wenn ein Vater Söhne und Töchter hinterließ, daß die letztern von der Erbschaft ausgeschlossen waren. Wenn aber ein Vater gar keine Söhne hinterließ, so erbten die Töchter. Bey dieser Gelegenheit machte Moses folgende Gesetze in der Erbfolge: erstlich, die Söhne; waren keine Söhne da so erbten die Töchter, in Ermangelung deren fiel die Erbschaft an seinen Bruder, hatte er keinen Bruder, so erbte seines Vaters Bruder, war auch dieser nicht da, so kam die Erbschaft an die nächsten Verwandten. Doch machte Moses noch dabey die Einschränkung, daß wenn eine Tochter in Ermangelung der Söhne ihren Vater erbte, sie nicht aus ihrem Stamm heyrathen durfte. Eine solche Erbtochter war Maria, die Mutter Jesu; sie hatte vermuthlich ein Erbgut zu Bethlehem, und mußte deßwegen, wider die Art der Frauenspersonen, nach Bethlehem, um sich daselbst aufzeichnen zu lassen. Gesetzt auch, sie war so verarmt, daß ihr Erbgut etwa durch Versatz oder auf andere Art, jetzo in fremden Händen war, so konnte es doch bey dem Erlaßjahr wieder eingelöset, und in ihre Hände kommen. Joseph ihr Mann muß von gleichem Stamm und von gleicher Familie gewesen seyn, weil er auch nach Bethlehem mußte. Es scheint, daß zuweilen Väter ihren Töchtern, wenn sie auch Söhne hatten, ein ordentliches Erbtheil zuwenden konnten. Dieses mag nun wohl nicht von den von seinem Vater ererbten Gütern zu verstehen seyn, denn diese waren unveräusserlich, und konnten den Söhnen nicht entzogen werden; sondern es betraf etwa solche Güter, die der Vater erworben hatte, oder oder auch etwa Aecker, die er über sein väterliches Erbgut zuerst in Besitz genommen, erobert, oder urbar gemacht hatte. Wir finden verschiedene Beyspiele davon in der israelitischen Geschichte. Unter den Söhnen Aschees wird ihre Schwester, Scherach, namentlich angeführt, vermuthlich, weil sie auf Verordnung ihres Vaters mit geerbt hatte, 1 B. Mos. 46, 17. 4 B. Mos. 26, 46. Barsillai hatte einen Sohn, dessen 2 Sam. 19, 35. gedacht wird, und doch setzte er seine Tochter zur Erbin ein. Machir hatte einen Sohn der hieß Gilead, er hatte aber auch eine Tochter, die den Ehezran aus dem Stamm Juda heyrathete, aus welcher Ehe Jair entsprung, der aber nicht zum Stamm Juda, wie es seine väterliche Herkunft erforderte, sondern zum Stamm Manasse gerechnet wurde; folglich muß er durch die Erbschaft seiner Mutter in diesen Stamm gekommen seyn, 4 B. Mos. 32, 41. 2 Chron. 2, 21. Caleb gab seiner Tochter einen Acker mit, als er sie verheyrathete, und doch hatte er Söhne. Wenn nun jemand eine solche Erbtochter heyrathete, so mußte er in die Familie seines Schwiegervaters übergehen, und sich als dessen Sohn einschreiben lassen; denn die Erbschaft wurde den Töchtern deßwegen gegeben, damit der Name ihres Vaters in den Erbtafeln nicht verlöschen möchte. Hieraus läßt sich die Discrepanz zwischen Matth. 1, 16. und Luc. 3, 23. heben, da in der ersten Stelle der leibliche Vater Joseph, in der zweyten aber, der leibliche Vater der Maria, der Schwiegervater Josephs, für dessen Sohn Joseph in den Geschlechtstafeln eingeschrieben war, zu verstehen ist. Wie es in Ansehung der Versorgung der Töchter gehalten worden ist, in dem Fall, wenn sie nicht erbten, und zur Zeit des Todes ihres Vaters nicht verheyrathet waren, davon sagt Moses nichts. Es ist zwar der natürlichen Billigkeit gemäß, daß sie von den Erben ihres Vaters versorgt werden mußten; wie viel ihnen aber ausgeworfen werden sollte, sagt Moses nicht, sondern überläßt solche Fälle, die freylich, da Moses die Vermehrung der Ehen so sehr begünstigt hat, sich nicht oft werden ereignet haben, entweder der Billigkeit der Erben oder einem eingeführten Herkommen.

Das von dem Vater hinterlassene Erbe wurde unter die Söhne so vertheilt, daß der Erstgebohrne eine doppelte Erbportion bekam. Dieses war noch ein Ueberbleibsel von der alten patriarchalischen Einrichtung. Das israelitische Volk bestund ursprünglich aus einzelnen freyen Familien, deren Oberhaupt der Patriarch war. Nachdem das Volk in Stämme eingetheilt wurde, so behielt man noch vieles von dieser ursprünglichen Familieneinrichtung bey, und man sahe den Erstgebohrnen als das vermuthliche Haupt der Familie nach dem Tode des gemeinschaftlichen Vaters an, und unterschied ihn auch in dem Erbtheil von seinen Brüdern. In den ältern Zeiten vor Mose übten die Väter ein Recht aus, das in der Folge zu vielen Verdrießlichen Anlaß geben konnte. Da sie in der Vielweiberey lebten, so konnten sie den ersten Sohn derjenigen Frau, die sie am liebsten hatten, für den Erstgebohrnen erklären, wenn auch gleich Söhne von andern Weibern, den Jahren nach älter waren. Wir sehen dieses deutlich in der Geschichte Jacobs. Dieser hatte zwey Frauen und zwey Mägde in der Ehe; er gieng aber bey der Erbtheilung, die Erstgebohrnen der Lea und der beyden Mägde, die insgesamt älter waren als Joseph, vorbey, und gab das doppelte Erbtheil dem Joseph, dem Erstgebohrnen der von ihm vorzüglich geliebten Rahel, indem er verordnete, daß die beyden Söhne Josephs bey der Erbtheilung als seine eigene Söhne angesehen werden sollten, und folglich bekam Joseph in seinen Kindern eine doppelte Erbportion, daher es auch 1 Chron. 5, 2. heißt, Jacob habe dem Joseph die Erstgeburt gegeben. Daß ein solches Recht in den Familien unendlich viel heimlichen Verdruß, Sorge und Haß muß verursacht haben, kann man leicht abnehmen, indem der wirklich Erstgebohrne und seine Mutter beständig befürchten mußte, es könne ihm künftig der Erstgebohrne der andern Frau vorgezogen werden, und diese wird nicht ermangelt haben, es beständig zu suchen und zu wünschen. Diesem Verdruß beugte Moses durch ein ausdrückliches Gesetz vor, und befahl, ohne Rücksicht auf die vorzügliche Liebe zu der einen oder der andern Frau, denjenigen als den Erstgebohrnen zu erkennen, und ihm folglich doppeltes Erbtheil zu geben, der zuerst auf der Welt erscheinen würde, 5 B. Mos. 21, 15. Wie es mit den Söhnen der Mägde gehalten worden seyn, darüber ist in den Schriften Mosis nichts ausdrücklich bestimmt. Abraham setzte Isaac zu seinem einzigen Erben ein, und fertigte die Söhne der Mägde mit Geschenken ab; hingegen die Verlassenschaft Jacobs wird so wohl unter die Söhne, Frauen, als der Mägde vertheilt. Eine Magd, die ihr Herr zur Beyschläferinn hatte, wurde bey weitem nicht als

eine Hure angesehen, und die mit ihr erzeugten Kinder hatten alle Rechte der ehelichen und rechtmässigen Kinder. Daß Moses hierüber nichts verordnet hatte, darf uns nicht befremden; denn so lang die Israeliten in der Wüste waren, hatten sie nicht viel Erbtheil. Nachdem sie aber zum Besitz des Landes Canaan kamen, so konnte freylich diese Sache nicht lange ohne Gesetz bleiben; aber wir finden in den folgenden Büchern der Bibel keine Nachricht davon. Wenn man sich auf die Geschichte Jephtha beruft, so paßt diese nicht vollkommen hieher. Seine Brüder wollen ihn von der Erbschaft ausgeschlossen haben, weil er der Sohn einer Hure war, und dieses wurde auch durch die Aeltesten des Landes durch Urtheil und Recht bestättigt. Jephtha wirft ihnen zwar dieses als eine Gewaltthätigkeit vor. Allein es ist dabey zu bedenken, daß die Söhne der Kebs- oder Nebenweiber niemals Hurenkinder genennt worden; wenn also auch die Söhne dieser mit den Söhnen der rechten Frauen in der Erbschaft gleiche Rechte hatten, so gieng es doch nicht auf die Kinder, die mit einer gemeinen Hure erzeugt waren. Und doch muß die Ausschliessung dergleichen Kinder zu jenen Zeiten nicht etwas ganz gewöhnliches gewesen seyn, weil sich Jephtha über eine ungewöhnliche Härte beschwehrt. Vielleicht hatte der Vater das Recht in seiner letzten Willensmeynung darüber zu disponiren. Die Erbvertheilung selbst geschah entweder durch gütliche Vergleichung, oder durch das Loos. Lightfoot meynet, daß solches gemeiniglich durch eine Versammlung von dreyen geschehen sey, oder durch andere, die von denen, zwischen welchen die Sache vorfiel, zu Schiedsrichtern erwählet worden. Man rechnet insgemein die Stelle Luc. 12, 13. hieher, worüber aber die Ausleger nicht ganz einig sind. Einige glauben, derjenige, der Christum zum Theilungsbeystande angesprochen habe, sey ein nachgebohrner Bruder gewesen, dem der Erstgebohrne die ganze Erbschaft habe entziehen, und sich nicht mit der ihm angewiesenen doppelten Erbportion habe begnügen wollen. Andere aber glauben, daß er ihn blos als Schiedsrichter habe haben wollen. Eben so verschieden sind sie, wenn sie die Ursache von der Weigerung Christi, dieses Geschäfte zu übernehmen, angeben wollen. Einige glauben, es sey deßwegen geschehen, daß Christus keine Gelegenheit habe geben wollen, er sey ein irrdischer König, und die Absicht seiner Sendung wären bürgerliche Geschäfte; und folglich sey das Verlangte ausser seinem Bezirk gewesen. Andere glauben es sey deßwegen geschehen, weil Christus an einem oder dem andern der beyden Brüder Merkmale des Geitzes gefunden, daher er auch gleich Gelegenheit genommen, dieses Laster in den folgenden Versen zu bestrafen. Noch andere führen diese Ursache an: die Juden hätten geglaubt, zur Zeit des Messias würden die Streitigkeiten über Mein und Dein aufhören, und der Messias werde sich nicht in fremde Händel mischen; und dieses hätte Christus diesem Menschen zu Gemüthe führen wollen. Uns kommt es am wahrscheinlichsten vor, daß Christus dadurch den Juden keine Gelegenheit habe geben wollen zu lästern, daß er sich in Dinge, die ihn nichts angiengen mischen wollte, und daß er zu weit wichtigern Dingen in die Welt gekommen sey, als solchen, die ein jeder Schiedsrichter entscheiden könnte.

So viel finden wir von jüdischen Erbschaftsrechten in der Bibel; nun wollen wir auch dasjenige anführen, was die Talmudisten darüber verordnen. In dem talmudischen Tractat, Baba Bathra, kommen die Rechtsregeln davon vor. Es ist erstlich unter den Verwandten der Unterschied, daß einige einander wechselseitig erben, einige aber nur einseitig. Unter die ersten gehören z. E. Vater und Sohn, unter die andern aber Mutter und Sohn, so daß der Sohn den Vater, und der Vater den Sohn erbt, wenn er ohne Kinder stirbt; der Sohn aber zwar die Mutter, die Mutter aber nicht den Sohn erbt, sondern seines Vaters Anverwandten. Der Sohn erbt seiner Mutter Schwester, die es vom Vater her ist, indem er an seiner Mutter Stelle tritt, welche sie würde geerbt haben, wenn sie bey ihren Lebzeiten gestorben wäre; hingegen kann seiner Mutter Schwester ihn nicht erben, weil seine Mutter selbst ihn nicht erbt. Die männlichen Personen schliessen die weiblichen, welche dem Erblasser in gleichem Grad verwandt sind, von der Erbschaft gänzlich aus. Wenn also jemand Söhne und Töchter hinterläßt, so theilen sich die Söhne in dessen Verlassenschaft, die Töchter aber gehen leer aus. Hat er aber keine Söhne oder Sohneskinder hinterlassen, so erben die Töchter, und gehen den männlichen Erben in aufsteigender Linie vor. Wenn aber eine weibliche Person an die Stelle einer männlichen tritt, und ihre Rechte übernimmt, so wird sie selbst erbfähig; z. E. wenn einer von den Brüdern verstirbt, und blos Töchter hinterläßt, so tretten diese an die Stelle ihres verstorbenen Vaters, und bekommen dessen Antheil von der Verlassenschaft ihres Großvaters, und werden in diesem Fall von ihres Vaters Brüdern nicht ausgeschlossen, weil sie ihren Vater, als eine erbfähige Person bey der Erbschaft vorstellen; alle Töchter dieses Verstorbenen aber zusammen erben nicht mehr als den Antheil ihres Vaters, dessen Stelle sie sämtlich übernehmen. Personen, die blos von mütterlicher Seite verwandt sind, erben einander niemals. Folgende Rechtsregel ist in dem angeführten Talmudischen Tractat festgesetzt: die Nachkommen einer erbfähigen Person treten allezeit an ihre Stelle, und bekommen derselben Antheil an der Verlassenschaft, und schließen alle diejenige aus, welche die verstorbene Person ausgeschlossen haben würde, wenn sie am Leben gewesen wäre. Z. B. Wenn Ruben stirbt, so erben seine Söhne; stirbt einer von den Söhnen bey des Vaters Leben, und hinterläßt einen Sohn oder Tochter, oder Enkel, oder Enkelin, so erben diese an des Vaters statt einen Kindstheil von Rubens Vermögen; hätte Ruben keine Söhne, und wäre kein Sohn oder Tochter von irgend einem seiner Söhne da, so erben seine Töchter; wären keine Töchter und Abkömmlinge von ihnen da, so fällt Rubens Erbschaft zurück auf seinen Vater Jacob; lebte Jacob nicht mehr, so erben ihn seine Brüder, und so weiter deren Söhne und Nachkommen; oder in deren Ermangelung ihre Töchter und deren Nachkommen. Wären Rubens Brüder alle ohne Erben gestorben, oder hätte er gar keine Brüder gehabt; so erbt ihn alsdenn Dinah seine Schwester, oder ihre Nachkommen. Wäre auch von der Schwester Seite niemand, so fiel die Erbschaft auf Isaac, und nach dessen Tod auf Esau zurück u. s. w. Die jüdische Erbfolge geht also in folgender Ordnung, 1) die Söhne, 2) ihre Nachkommen, 3) die Töchter, 4) ihre Nachkommen, 5) der Vater, 6) die Brüder, 7) deren Nachkommen, 8) die Schwestern, 9) deren Nachkommen, 10) der Grosvater, 11) die Vatersbrüder, 12) deren Nachkommen, 13) die Vaterschwestern, 14) deren Nachkommen u. s. w.

In dieser Erbfolge schließen die ehelichen Kinder und Verwandte die unehelichen, und selbst diejenigen, die in Blutschande gebohren sind, nicht aus; jedoch muß die Mutter frey und von der Nation seyn; ist sie aber eine Sklavin, oder nicht von der Nation, so wird das Kind der Mutter, und nicht dem Vater zugeschrieben, daher es auch den Vater nicht erben kann, wenn auch sonst keine Erben vorhanden sind. Wenn eine verwitwete oder von ihrem Mann verstossene Frau stirbt, so wird in der Erbfolge eben die Ordnung beobachtet, die wir vorhin angeführt haben. Diese Erbfolge findet indessen nur statt, wenn der Erblasser ohne Testament verstorben ist. Es stehet aber einem jeden frey, über sein Vermögen nach Gutachten zu disponiren, und solches unter seine Erben nach Wohlgefallen zu vertheilen, auch wohl Fremden zuzuwenden. Jedoch machet das jüdische Recht hiebey folgende Einschränkung. Unter der Benennung eines Geschenkes kann man von dem Seinigen vermachen, so viel man will, und findet in diesem Fall keine Einschränkung statt. Wenn auch jemand kein förmliches Testament macht, und einem unter dem Namen einer Schenkung, Todes halber, etwas vermacht; so wird es pünctlich beobachtet. Die Rechtsregel der Rabbinen ist: die Worte eines Sterbenden sind so rechtskräftig, als Verschreibungen bey unbeweglichen und Einhändigungen bey beweglichen Gütern. Braucht er aber den Ausdruck Erbschaft, oder erben, z. B. dieser oder jener soll so und so viel von mir erben, so müssen dabey folgende Regeln beobachtet werden: 1) man kann niemanden zu einem Erben machen, der kein rechtmäßiger Erbe ist, auch keinen rechtmäßigen Erben geradezu ausschliessen; indem ein solcher Testirer angesehen wird, daß er eine Bedingniß gemacht habe wider dasjenige, was im Gesetz geschrieben steht. 2) Man kann den Antheil eines rechtmäßigen Erben vergrössern, so viel man will, auch ihn zum Universalerben einsetzen, nur daß dadurch dem Recht der Erstgeburt, als welches unveränderlich ist, kein Eintrag geschehe. Es gelten daher blos folgende bejahende Ausdrücke: dieser mein rechtmäßiger Erbe soll so und so viel erben; hingegen verneinde Ausdrücke, dieser mein rechtmäßiger Erbe soll gar nichts, oder weniger erben, sind ungültig. 3) In gesunden Tagen kann man über sein Vermögen nur als Geschenk, nicht aber als Erbschaft, testiren. 4) Wenn jemand sein Vermögen seinen Kindern verschreibt, so muß er schreiben, von heute an und nach meinem Tode, und bedeutet dieses so viel, daß das Eigenthum von jetzt anfange, die Benutzung aber erst nach seinem Tode angehe. 5) Wenn ein Vater seinem Sohne etwas nach seinem Tode verschreibt; so kann es weder der Vater ohne Einwilligung seines Sohnes, noch der Sohn ohne Einwilligung des Vaters verkaufen.

Die Töchter können nicht anders erben, als wenn keine Brüder vorhanden sind; wenn aber Brüder da sind, so werden die von der Erbschaft ausgeschlossene Töchter von dem väterlichen Vermögen verpflegt und unterhalten, so lang sie minderjährig und unverheyrathet sind, wenn die Brüder zur Theilung schreiten, so muß von der Erbschaft so viel zurückbleiben, als zur Verpflegung der Schwestern erfordert wird. Der Talmud sagt, wenn das Vermögen zu klein wäre, so müßten die Töchter unterhalten werden, und die Söhne müßten ihr Brod vor den Thüren suchen. Dieser Satz wird von allen eingeräumt, wenn die Verlassenschaft blos in unbeweglichen Gütern besteht; hat aber der Vater auch bewegliche Güter hinterlassen; so wollen einige Rabbinen den Söhnen gleiche Rechte auf dieselbe, in Absicht auf die Verpflegung der Töchter zu schreiben. Sind keine Söhne vorhanden, so schreiten die Töchter sogleich zur Erbvertheilung, und lebt hernach eine jede für sich. Erben die Töchter nicht mit, so muß ihnen, ehe zur Erbtheilung geschritten werden kann, eine standesmäßige Mitgabe und Aussteuer ausgesetzt werden, doch können sie vor ihrer Verheyrathung keinen Anspruch darauf machen, wobey man folgende Regel bestimmt: die erste zu verheurathende bekommt den zehenten Theil von der Verlassenschaft, die zweyte den zehenten Theil von dem Ueberrest u. s. w. Jedoch muß hiebey auf die Umstände und den präsumtiven Willen des Vaters gesehen werden. Sind die Brüder ehrlich, so wird ihnen die Sorge für die Verpflegung der Töchter überlassen. Die erstgebohrnen Söhne bekommen von allen hinterlassenen Gütern ihres Vaters, so wohl beweglichen als unbeweglichen eine doppelte Erbportion, z. B. von fünf Söhnen bekommt der erstgebohrne $\frac{2}{6}$, und jeder der übrigen $\frac{1}{6}$ von der Verlassenschaft des Vaters; bey der Verlassenschaft der Mutter aber findet kein Recht der Erstgeburt statt. Stirbt der erstgebohrne Sohn vor der Theilung; so fällt das Recht der Erstgeburt auf seine Nachkommen; hinterläßt er aber keine Nachkommen, so cessirt es völlig. Der Erstgebohrne kann nach des Vaters Tod sein Recht verkaufen oder verschenken. Will er bey der Erbtheilung Gebrauch davon machen; so muß er Anspruch darauf machen, ehe die wirkliche Theilung ihren Anfang genommen hat; ist aber von der Verlassenschaft schon einiges vertheilt, und hat er solches geschehen lassen, so wird solches als eine Verzicht auf das Recht der Erstgeburt angesehen. Nach dem Verhältniß seiner Erbportion trägt er entweder einen einfachen oder doppelten Theil an den väterlichen Passivschulden, nachdem er entweder sein Recht der Erstgeburt hat geltend gemacht oder nicht. Zwischen dem Tode des Vaters und der Erbtheilung werden die Kinder gemeinschaftlich aus der Verlassenschaft unterhalten, obgleich das eine mehr, das andere weniger zu seiner Unterhaltung braucht. Hinterläßt ein Vater erwachsene und unerwachsene Kinder, und die erwachsenen haben in währender Zeit, da sie aus der gemeinschaftlichen Masse zehrten, das Vermögen durch gute Anstalten verbessert, oder sonst mit der Verwaltung derselben Mühe gehabt; so geschieht alles zum gemeinschaftlichen Besten, und sie können nichts zum Voraus fordern. Haben sie sich aber durch Protest vorher verwahrt, oder von dem ihrigen Unkosten darauf verwendet, oder durch ihrer Hände Arbeit die Güter vermehrt, so muß ihnen solches vergütet werden. Haben die Erwachsenen aus der Masse ihr Heyrathsgut bekommen, so muß für die Unerwachsenen ein gleiches festgesetzt werden; ist aber die Verheyrathung noch bey Lebzeiten des Vaters geschehen, so wird es als ein Geschenk angesehen, und die Unerwachsenen können nichts zum Voraus fordern. Wenn einer von den Erben die Gemeinschaft aufheben will, oder die Gerichte es nicht zuträglich finden, daß die Gemeinschaft länger fortdauere; so werden den Kindern Vormünder gesetzt, und alsdenn zur Theilung geschritten; alsdenn geschieht die Theilung mit Zuziehung der Gerichte. Die Theilung selbst geschieht durch das Loos, und können solches die Kinder, wenn sie erwachsen werden, nicht aufheben, es müßte denn seyn, daß in der Taxirung der Güter ein Fehler um

½ vorgegangen sey, alsdenn wird die Theilung aufgehoben. So viel von der jüdischen Erbschaft, das übrige s. unter Testament, Vormund. (22)

Erbschaft, Hereditas, bedeutet zuweilen die Erwerbungsart, durch welche der Erbe mittelst des Anfalls und der Antretung der Erbschaft das Eigenthum derselben und aller dem Erblasser eigen gewesenen Sachen erwirbt, und gehört in dieser Rücksicht unter die bürgerliche allgemeine Erwerbungsarten; sonsten aber und gewöhnlich bedeutet sie die ganze Sammlung von körperlichen und unkörperlichen Dingen, von Rechten und Verbindlichkeiten, welche der Erblasser gehabt hat, und nach seinem Tod auf den Erben übergehen; auch wenn der Erblasser sehr wenig oder nichts als Schulden hinterlassen hat, so wird doch dessen Hinterlassenschaft eine Erbschaft, welche von demjenigen, dem sie angefallen ist, angetreten werden kann. Zu der Erbschaft gehören alle von dem Erblasser besessene körperliche und unkörperliche, bewegliche und unbewegliche Sachen, nicht nur welche derselbe als Eigenthümer, oder kraft eines andern ihm zustehenden dinglichen Rechts, z. B. Pfandrechts besessen, sondern auch fremde, z. B. hinterlegte, geliehene, vermiethete Sachen, welche sich bey dem Absterben des Erblassers unter dessen Gütern befunden, weil der Erbe von demjenigen, welcher dergleichen Dinge bey dem Erblasser hinterlegt, ihm geliehen oder vermiethet hat, mit der Klage aus dem Contract auf deren Herausgabe belangt werden kann. Es gehört ferner zu der Erbschaft alles dasjenige nicht nur, was bey dem Absterben des Erblassers in derselben befindlich gewesen, sondern auch ohne Unterschied alles, was nach dieser Zeit vor angetretener Erbschaft auf irgend einige Art dazu gekommen, z. B. was die zu der Erbschaft gehörige Sclaven in dieser Zeit erworben, die von den Sclavinnen inzwischen gebohrne Kinder, was durch Alluvion oder Coalition den Gütern zugewachsen, die inzwischen gewachsene Früchte, verfallene Zinse, Miethzinse u. s. w. nicht weniger alles dasjenige, was der Erbe oder Besitzer nach angetretener Erbschaft aus derselben erworben, z. B. erhobene Früchte und Zinse, Sachen, welche der Erblasser besessen, und der Erbe nach einem fortgesetzten Besitz durch Verjährung eigenthümlich erworben. Ferner bringt es die Eigenschaft der Erbschaft als einer Universitas mit sich, daß dasjenige, was an die Stelle einer erbschaftlichen Sache erworben worden, auch eine erbschaftliche Sache wird, daher z. B. das Geld, welches aus dem Verkauf erbschaftlicher Sachen erlöst, das Geld, welches von den Schuldnern des Erblassers bezahlt worden, Sachen, welche mit erbschaftlichem Geld erkauft, oder gegen erbschaftliche Sachen eingetauscht worden, immer zur Erbschaft gehören; in Rücksicht derjenigen Sachen, welche der Erbe nach angetretener Erbschaft kauft, ist zu unterscheiden, ob er solche der Erbschaft wegen gekauft habe oder nicht. Im ersten Fall gehören sie zur Erbschaft, wenn sie gleich der Erbe mit seinem eigenen Geld gekauft; im andern Fall aber nicht, wenn sie gleich mit erbschaftlichem Geld gekauft worden.

Sachen und Rechte, welche nicht auf den Erben übergehen, z. B. der Besitz, persönliche Privilegien und Dienstbarkeitsrechte, Aemter u. s. f. gehören nicht zur Erbschaft. (38)

Erbschaft, liegende, Hereditas jacens, heißt die Erbschaft, wenn der Erblasser gestorben, und also die Erbschaft zwar dem Erben angefallen, aber von ihm noch nicht angetreten worden. Wenn der Erblasser einen Suus Heres hat, gibt es niemals eine liegende Erbschaft, weil sie dem Suus Heres gleich durch den Anfall von selbst erworben wird. Die liegende Erbschaft stellt die Person des Erblassers vor, und was derselben vor der Antretung zuwächst, gehört zu der Erbschaft, als ob es der Erblasser erworben hätte; so bald aber die Erbschaft angetreten wird, hört sie gänzlich auf, jacens zu seyn, und es wird angesehen, als ob der Erbe augenblicklich nach dem Tod des Erblassers in alle dessen Rechte und Verbindlichkeiten eingetreten wäre; alle Rechte und Verbindlichkeiten, welche nicht durch den Tod des Erblassers aufhören, bleiben auf der liegenden Erbschaft, nur ist sie eines Besitzes nicht fähig, und Rechte, deren Ausübung eine Handlung oder eine Person erfordert, können der Erbschaft nicht erworben werden; ein zur Erbschaft gehöriger Sclave erwirbt zwar das, was ihm verbindlich versprochen wird, der liegenden Erbschaft; aber er kann z. B. ein Nutznießungsrecht, eine Erbschaft, zu welcher er eingesetzt ist, der liegenden Erbschaft nicht erwerben.

An einer liegenden Erbschaft, weil sie nicht besessen wird, konnte nach dem römischen Recht weder von einem Erben noch von einem andern ein Diebstahl begangen werden, sondern die Entwendung aus derselben war ein ausserordentliches Verbrechen, welches Expilatio Hereditatis genannt wurde; ja selbst alsdenn, wenn der Erbe die Erbschaft angetreten, aber noch nicht in Besitz genommen hatte, wurde an ihr kein Furtum begangen.

Der Erbe kann zwar ohne Nachtheil die Erbschaft bis zu dreißig Jahren liegen lassen; allein wenn diejenige, welche von der liegenden Erbschaft Schaden haben, z. B. Gläubiger und Legatarien sich darüber beschweren, so wird dem Erben, damit er sich bedenken könne, ob er die Erbschaft antreten wolle oder nicht, von dem Regenten eine jährige und von der Obrigkeit eine neunmonatliche Frist zur Entschliessung gegeben. (38)

Erbschaft, vacante, ist diejenige Verlassenschaft, zu welcher kein Erbe vorhanden ist; ehemals wurde eine Erbschaft sogleich für vacant erklärt, wenn keiner der eingesetzten Erben, oder wenn der zu Zeit des Anfalls nächste Intestaterbe sie nicht bekam, weil er nicht konnte oder nicht wollte, sie wurd also, mit Ausschluß des nächstfolgenden Intestaterben als vacant sogleich dem Fiscus zugesprochen; allein dieses findet nach dem neuern römischen Recht, besonders nach dem prätorischen Edictum successorium nicht mehr statt, und so lange noch ein Testaments- oder Intestaterbe übrig ist, welcher die Erbschaft annehmen kann und will, so wird sie niemals für vacant erklärt. Dennoch kann sich der Fall einer vacanten Erbschaft auch noch heutzutag ergeben, wenn entweder wegen der vielen Schulden und anderer Beschwerden, welche auf derselben haften, niemand sie antreten will, oder wenn nach dem Tod des Erblassers niemand zugegen ist, welchem die Erbschaft angefallen ist, oder welcher ein Erbrecht beweisen kann. In dem letzten Fall wird die Erbschaft dem Fiscus zugeeignet, jedoch muß zuvor die Obrigkeit eine dreymalige Edictalcitation ergehen lassen, und alle diejenige unter einem geraumigen Termin vorladen, welche an die in Frage stehende Erbschaft eine gerechte Ansprache zu haben glauben; und erst, wenn auf diese Citation niemand erscheint, wird die Erbschaft dem Fiscus zugesprochen, welcher jedoch auch die Beschwerden derselben anerkennen, und die darauf haftende Schulden, Vermächtnisse u. s. w. bezahlen muß. Der Fiscus aber muß wenigstens innerhalb vier Jahren von

dem Absterben des Erblassers die Erbschaft in Besitz nehmen; sonst wenn jemand in dieser Zeit die Erbschaft in Besitz genommen, wird der Fiscus ausgeschlossen. (38)

Erbschaft, verschuldete, ist, welche mit Schulden so sehr überladen ist, daß das in der Erbschaft befindliche Activvermögen zu deren Bezahlung nicht hinreicht. Wenn der Erbe eine solche Erbschaft antritt, so muß er alle Schulden, wenn auch das erbschaftliche Activvermögen nicht zureicht, bezahlen; ausgenommen er müßte die Erbschaft mit der Rechtswohlthat des Inventarium angetreten haben, in welchem Fall er nicht weiter, als die im Inventarium bestimmte Summe des Activvermögens zureicht, zu Bezahlung der Schulden verbunden ist; wenn jedoch jemand, in der unschuldigen Meinung, als ob das Activvermögen der Erbschaft weit mehr als die Schulden betrüge, die Erbschaft ohne Inventarium angetreten, nachher aber verborgene Schulden sich offenbaren, welche das Activvermögen übersteigen, so kann er gegen die geschehene Antretung der Erbschaft das Rechtsmittel der Wiederherstellung in vorigen Stand erhalten. Wenn aber, wie es gemeiniglich geschieht, weder ein Testaments- noch Intestaterbe die verschuldete Erbschaft antreten will, so wurde ehmals nach dem ältern römischen Recht, wenn die Glaubiger dreißig Tage lang in den Besitz derselben eingesetzt waren, ein Magister zum Verkauf der Erbschaft aufgestellt, es wurde sodann der Verkauf öffentlich bekannt gemacht, und bald nachher mit gewissen von den Gläubigern festgesetzten Bedingungen ausgerufen, z. B. wer diese Erbschaft kaufen wird, soll den Glaubigern die Hälfte, den Drittel dessen, was sie zu fordern haben, bezahlen, und wenn endlich die Erbschaft auf diese Art verkauft war, mußte der Käufer die Gläubiger nach dem abgeredeten Theil befriedigen. Nachdem diese Art Verkäufe in Abgang gekommen waren, wurden die Gläubiger auf ihr Verlangen in den Besitz der Erbschaft eingesetzt, und ihnen die Vertheilung derselben überlassen. Heutzutag wird für eine solche verschuldete Erbschaft, zu welcher kein Erbe vorhanden ist, ein Güterpfleger verordnet, und der ordentliche Concursproceß angestellt, bey welchem sodann über die Forderungen der Glaubiger statt des Gemeinschuldners der Güterpfleger gehört werden muß. (38)

Erbschaftsantretung. s. Antretung der Erbschaft.

Erbschaftsausschlagung, Repudiatio Hereditatis, ist die Erklärung des eingesetzten oder Intestaterben, daß er die ihm zugefallene Erbschaft nicht annehmen wolle. Sie erfordert 1) daß derjenige gestorben sey, dessen Erbschaft ausgeschlagen wird, weil sie eher nicht angefallen ist, und vor dem Anfall nicht ausgeschlagen werden kann; daher wenn der künftige Erbe bey Lebzeiten des Erblassers sich erklärt und verspricht, daß er die Erbschaft nicht annehmen wolle, er hiedurch niemals verbunden, und die Erbschaft anzutreten nicht gehindert wird; ja selbst wenn er in der irrigen Meinung, als ob der Erblasser gestorben wäre, die Erbschaft bey dessen Lebzeiten ausschlägt, oder wenn er in der irrigen Meinung, als ob der Erblasser noch lebte, nach dessen Tod die Erbschaft ausschlägt, so ist die Ausschlagung ohne Wirkung; 2) daß dem Erben die Erbschaft angefallen seye, und er dieses wisse; denn wenn z. B. der Erbe die Erbschaft zu der Zeit ausschlägt, wo der ihm vorgehende Intestaterbe die Erbschaft noch nicht ausgeschlagen, oder wo der Erbe nicht weiß, daß der ihm vorgehende Intestaterbe die Erbschaft ausgeschlagen oder vor der Antretung gestorben, oder da er nicht weiß, daß er im Testament zum Erben eingesetzt ist, oder wenn der eingesetzte Erbe die Erbschaft ausschlägt, ehe er weiß, ob die seiner Einsetzung beygefügte Bedingung in Erfüllung gehen werde oder nicht, so ist die Ausschlagung ohne Wirkung; 3) daß die Erbschaft noch nicht angetreten worden; denn eine einmal angetretene Erbschaft kann nicht wieder ausgeschlagen werden, es müßte denn der Erbe aus wichtigen Ursachen die Wiederherstellung in vorigen Stand gegen die Antretung erhalten; selbst wenn jemand in mehreren Theilen der Erbschaft zum Erben eingesetzt ist, so kann er, wenn er den einen angenommen hat, den andern nicht ausschlagen; oder wenn er in einem Theil eingesetzt, in dem andern einem Miterben nachgesetzt ist, so kann er, wenn er jenen angenommen, und der Fall der Nacherbeinsetzung eintritt, diesen nicht ausschlagen; so können auch z. B. die Kinder nicht den Pflichttheil annehmen, und das übrige ausschlagen; wohl aber die ganze elterliche Erbschaft ausschlagen, und das Vorempfangene zurückbehalten; nur wenn jemanden zugleich die Lehenserbschaft und die Allodialerbschaft des Verstorbenen angefallen, so kann er, wenn er nicht ein Descendent des Erblassers ist, jene annehmen und diese ausschlagen; 4) die Ausschlagung der Erbschaft kann nur von einem solchen Erben geschehen, welcher über sein Vermögen etwas zu verfügen, und sich verbindlich zu erklären fähig ist; daher kann z. B. ein Wahnsinniger, ein obrigkeitlich erklärter Verschwender, ein Betrunkener, ein Unmündiger ohne seinen Vormund, ein Minderjähriger ohne seinen Pfleger u. s. f. eine Erbschaft nicht ausschlagen; ob derjenige, dessen Schulden zu Bezahlung seines Vermögens nicht hinreichen, eine ihm angefallene Erbschaft ausschlagen könne, ist eine unter den Rechtsgelehrten sehr bestrittene Frage, welche am richtigsten damit beantwortet zu werden scheint, daß derselbe zwar vor angefangenem Concursproceß, nicht aber nachher eine ihm angefallene vortheilhafte Erbschaft ausschlagen könne; 5) die Ausschlagung der Erbschaft muß gehörig erklärt werden: das bloße Stillschweigen dessen, welchem die Erbschaft angefallen ist, oder der bloße Nichtgebrauch der erbschaftlichen Dinge ist hiezu nicht hinreichend, ausgenommen es müßte ein anderer Besitzer der Erbschaft solche inzwischen durch Verjährung erworben haben, oder die dem Erben auf Verlangen des nachgesetzten und der Intestaterben zum Bedenken über die Antretung der Erbschaft gesetzte Zeit ohne dessen Erklärung verflossen seyn; sonsten kann die Ausschlagung der Erbschaft entweder ausdrücklich, und in diesem Fall ohne alle Feyerlichkeit mit jeden deutlichen Worten geschehen, oder stillschweigend durch solche Handlungen, welche der Erbe ohne die Erbschaft auszuschlagen nicht vornehmen könnte; wenn z. B. der eingesetzte Erbe wissentlich erbschaftliche Sachen von dem nachgesetzten oder Intestaterben kauft, oder demselben das, was er dem Erblasser schuldig gewesen ist, bezahlt. Wenn der Intestaterbe im Testament zum Erben eingesetzt ist, so kann er die Erbschaft aus dem Testament ausschlagen, und sie ab intestato annehmen; aber wenn er die ab intestato ausgeschlagen, kann er sie nicht mehr aus dem Testament annehmen, wenn er aber nicht wußte, daß er zum Erben eingesetzt war, kann ihm die Ausschlagung weder die Erbschaft aus dem Testament, weil er diese nicht ausgeschlagen, noch die Erbschaft ab intestato nehmen, weil ihm vor Ausschlagung der Testamentserbschaft diese nicht angefallen war; der eingesetzte Erbe kann jedoch niemals zum Nachtheil und zu Hintergehung eines Dritten die Te-

stamentserbschaft ausschlagen, und die ab intestato annehmen; wenn z. B. ihm in dem Testament die Entrichtung mehrerer Vermächtnisse und Fideicommisse aufgetragen ist, so muß er diese dennoch entrichten, wenn er gleich die Erbschaft ab intestato anzutreten sich erklärt. Eben so, wenn der Verstorbene ohne Testament abgeht, und einen Bruder und eines andern Bruders Sohn hinterläßt, so kann jener, wenn er zehen Kinder hat, durch eine Ausschlagung der Erbschaft nicht bewirken, daß seine zehen Kinder mit des andern Bruders Sohn in die Häupter erben; sondern seine Ausschlagung wird nur die Wirkung haben, daß sein Erbtheil als nicht angetreten, dem andern Miterben zufällt. Die allgemeine Wirkung der Ausschlagung der Erbschaft ist diese, daß der ausschlagende Erbe sie nicht mehr antreten kann, er müßte denn aus wichtigen Gründen wieder die geschehene Ausschlagung in vorigen Stand wieder hergestellt werden; daß also die ausgeschlagene Erbschaft nach Verschiedenheit der Umstände bald Kraft Zuwachsungsrecht dem Miterben, bald dem nachgesetzten, bald dem Intestaterben zufällt; oder als vacant dem Fiscus zugesprochen wird. (38)

Erbschaftsinventarium, ist das unter öffentlichem Ansehen und Glauben verfertigte Verzeichnis aller zu einer Erbschaft gehörigen Dinge. Bey den Römern war es eine besondere Rechtswohlthat für die Erben, welche anfänglich Kaiser Hadrian nur einigen als ein Privilegium, Kaiser Gordian den Soldaten, endlich aber Justinian allen Erben ohne Unterschied gestattete, daß wenn sie mit Antrettung der Erbschaft zugleich ein nach der Vorschrift der Gesetze eingerichtetes Inventarium verfertigten, sie niemals weiters, als die in dem Inventarium bestimmte Summe des Activvermögens beträgt, an Schulden, Vermächtnissen u. s. w. zu bezahlen verbunden seyn sollten; wodurch also der Erbe den Vortheil erhielt, daß er ohne Gefahr, die Schulden des Erblassers von dem Seinigen bezahlen zu müssen, die Erbschaft sicher antretten konnte; und diese Rechtswohlthat steht einem jeden, sowohl Testaments- als Intestaterben, auch dem Erben des Erben, auf welchen die Erbschaft übergelassen wird, zu. Zu Verfertigung eines Erbschaftsinventarium sind in dem römischen Recht mehrere Feyerlichkeiten vorgeschrieben; der Erbe ist nemlich verbunden 1) innerhalb dreisig Tagen von der Zeit, da ihm der Anfall der Erbschaft bekannt geworden, die Verfertigung desselben anzufangen; dasselbe soll, 2) wenn die Erben gegenwärtig sind, innerhalb sechszig Tagen geendigt werden; sind aber die Erben an unterschiedenen Orten zerstreut oder abwesend, so muß das Inventarium innerhalb eines Jahrs, vom Absterben des Testirers an gerechnet, geendiget werden. Es muß 3) durch zugezogene Tabellionen verfertigt, und 4) alle diejenigen, welche irgend ein Interesse dabey haben, als z. B. alle Erben, Legatarien, Glaubiger u. s. f. dazu geladen werden; in Rücksicht derjenigen, welche nicht vorgeladen worden, beweißt das Inventarium nicht, hingegen ist ihm auch die Abwesenheit derer, welche auf die ergangene Vorladung nicht erschienen sind, nicht nachtheilig. Es sollen 5) an die Stelle derer Interessenten, welche abwesend sind, drey ehrliche Männer, welche in der Stadt wo das Inventarium gemacht wird, wohnen und Güter besitzen, als Zeugen zugezogen, und endlich das verfertigte Inventarium entweder von dem Erben selbst mit Ausdrückung der Summe des ganzen Betrags der Erbschaft, und mit der Bezeugung, daß er nichts aus derselben wissentlich unterschlagen, oder wenn der Erbe selbst nicht schreiben kann, Statt seiner von einem Tabellio in Gegenwart der Zeugen unterschrieben werden.

So lange an Verfertigung des Inventarium gearbeitet wird, können die Erben von den Gläubigern des Erblassers nicht beunruhiget und belangt werden, ausser sie müßten die zu Verfertigung des Inventarium bestimmte Zeit haben vorbeygehen lassen. Ist das Inventarium verfertigt, so ist dessen hauptsächlichste Wirkung diese, daß der Erbe zu Bezahlung der erbschaftlichen Schulden weiter, als die Kräfte der Erbschaft zureichen, nicht verbunden ist; er zieht vor allen Dingen die Kosten, welche auf die Leiche des Erblassers, auf Eröffnung des Testaments und Verfertigung des Inventarium ergangen sind, ab, nach diesem kann er die erbschaftliche Glaubiger, und unter diesen auch sich selbst, wenn er etwas an den Erblasser zu fordern hatte, die Legatarien u. s. f. wie sie sich melden, befriedigen, und wenn endlich die Erbschaft erschöpft ist, so ist er denen, welche sich weiters melden, zu nichts mehr verbunden, sondern weißt sie mit der Exception der Rechtswohlthat des Inventarium ab, jedoch wird den nicht befriedigten Glaubigern wieder diejenige, welchen Vermächtnisse bezahlt worden sind, die Condictio indebiti; und den Pfandglaubigern wider diejenige, welche die ihnen verpfändte Sachen an Bezahlungs Statt erhalten haben, die Pfandklage gegeben. Wenn auch bey oder nach Verfertigung des Inventarium erbschaftliche Dinge verdorben werden oder verlohren gehen, so ist der Erbe, er müßte denn betrüglich oder äusserst nachlässig gehandelt haben, den Schaden zu leiden nicht verbunden, sondern er rechnet auch diesen Verlust von dem Betrag des Inventarium ab; wenn er aber bey Verfertigung des Inventarium gewisse erbschaftliche Sachen wissentlich unterschlagen und verborgen hat, daß sie daher in dasselbe nicht eingetragen worden, und die erbschaftliche Glaubiger, Legatarien u. s. f. dieses beweisen, so muß nach dem römischen Recht der überwiesene Erbe sich den gedoppelten Werth dessen, was er unterschlagen hat, anrechnen lassen; ist aber ohne Wissen des Erben eine erbschaftliche Sache aus dem Inventarium weggelassen worden, so wird sie allein nach ihrem einfachen Werth nach aufgerechnet. Das nach der gesetzlichen Vorschrift verfertigte Inventarium beweiset schon nach dem römischen Recht als eine öffentliche Urkunde vollständig, daß nicht mehr und nicht weniger, als der Inhalt desselben besagt, in der Erbschaft gewesen, und kann daher von dem Erben auch, um den Belauf des Pflichtheils zu bestimmen, oder um den Abzug des Falcidischen Viertels gegen die Legatarien, oder den Abzug des Trebellianischen Viertels gegen die Fideicommissarien zu behaupten gebraucht werden. Wenn der Erbe ein Inventarium zu machen unterlassen hat, so ist die Folge davon diese, daß er alle Schulden des Erblassers, wenn sie auch weit mehr, als die erbschaftliche Güter betragen, daß er alle Vermächtnisse, ohne den Falcidischen Viertel abziehen zu können, bezahlen muß; nur der Soldat hat das besondere Privilegium, daß wenn er auch die Erbschaft ohne Inventarium angetretten hat, er jedoch zu Bezahlung der erbschaftlichen Schulden über den Betrag der Erbschaft nicht verbunden ist; und ein anderer Erbe kann aus wichtigen Ursachen wider die Antrettung ohne Inventarium, in vorigen Stand wieder hergestellt werden.

Heutzutag werden bekanntlich beynahe in jedem Erbfall auch Erbschaftsinventarien verfertigt, aber meistentheils nicht sowohl in der Absicht, der daraus entstehenden Rechtswohlthat theilhaftig zu werden, als vielmehr, um nach dem durch dasselbe bestimmten Betrag der Erbschaft die Antheile der mehreren Miterben, zuweilen auch den Pflichttheil eines Notherben, oder das dem Fiscus schuldige Abzugsgeld bestimmen zu können; wegen welch letzterer Ursache öfters, wenn auch eine reiche Erbschaft einem einzigen Erben zufällt, ein Inventarium verfertigt werden muß; dennoch ist noch heutzutag, wie nach dem römischen Recht das Erbschaftsinventarium dazu nützlich, daß der Erbe wegen den Schulden des Erblassers nicht weiter, als die in demselben angegebene Summe der Erbschaft beträgt, verbunden ist; allein die in dem römischen Recht zu Verfertigung des Inventarium vorgeschriebene Termine und Formalitäten werden heutzutage nicht mehr beobachtet. Wenn in besondern Land und Stadtrechten hierüber nichts vorgeschrieben ist, so kann der Erbe das Inventarium zu machen nach seinem Belieben anfangen wenn er will; wenn aber Glaubiger und andere Interessenten es bey der Obrigkeit betreiben, so wird ihm ein Termin hiezu angesetzt; allein vor allen Dingen werden heutzutag gleich nach dem Absterben des Erblassers alle dessen Güter, besonders Schränke, Kästen u. dgl. Behältnisse unter öffentlicher Autorität, gemeiniglich durch den Gerichtsactuarius in Beyseyn eines obrigkeitlichen Deputirten versiegelt, und wenn hierauf die Verfertigung des Inventarium angefangen wird, wieder unter öffentlicher Autorität entsiegelt, dabey wird zugleich, wenn es nicht die Erben nachlassen, den Dienstboten und andern, welche um den Erblasser gewesen, Handtreue an Eydes Statt, daß sie nichts zur Erbschaft gehöriges wissentlich unterschlagen und verborgen haben, und wenn sie noch etwas finden würden, solches anzeigen wollten; nach Befinden der Umstände aber auch der Manifestationseyd abgefordert, und sodenn das Inventarium angefangen; jene obrigkeitliche Besieglung geschieht, und alle Gelegenheit und allen Verdacht einer Untreue und Entwendung aus der Erbschaft zu heben, und wird niemals unterlassen, ausgenommen wo nur ein Erbe ist, oder sämmtliche Miterben sich die Besieglung abbitten, und sonsten niemand dabey ein Interesse hat. Der Verdacht einer Entwendung aber wird desto stärker, und kann zu einem Manifestationseyd Anlaß geben, wenn die obrigkeitliche Siegel vor der obrigkeitlichen Entsieglung verletzt oder abgerissen worden sind. Das Inventarium wird hierauf durch eine öffentliche Person, gewöhnlich durch den Gerichtsschreiber oder einen öffentlichen Notarius, welchem einige Gerichtsdeputirte beygegeben werden, verfertigt, und dazu werden zwar sämmtliche Erben, aber nicht mehr die Glaubiger, Legatarien, u. s. w. vorgeladen; hingegen pflegt man, um den Werth der erbschaftlichen Dinge richtig zu bestimmen und einzutragen, beeydigte, oder wenigstens kunstverständige Schätzer beyzuziehen. Alles was zur Erbschaft gehört, an unbeweglichen und beweglichen Sachen, an Activ und Passivschulden, wird hierauf nach gewissen Rubriken, mit Beysetzung des Anschlags und Berechnung des Betrags in das Inventarium eingeschrieben, und dieses am Ende sowohl von sämmtlichen Erben, als auch von dem Notarius oder Gerichtsschreiber, der es verfertigt, und den dazu gezogenen obrigkeitlichen Deputirten unterschrieben. Ein auf diese Art ordentlich verfertigtes Inventarium hat noch heutzutag eben die Wirkung, wie nach dem römischen Recht, und beweist den Betrag der Erbschaft vollständig; jedoch wird der Beweis des Gegentheils immer zugelassen, und kann dieser sogar durch Eydeszuschiebung geführt werden, wiewohl um durch Eydeszuschiebung beweisen zu können, die Land und Stadtgesetze öfters, und auch viele Rechtslehrer entweder einen bey Verfertigung des Inventarium begangenen Fehler, oder einen besondern gegen den Erben vorwaltenden Grund eines Verdachts erfordern. Die Erben können zwar sich untereinander, oder der Erblasser ihnen die Verfertigung eines Inventarium nachlassen, allein einem Dritten, z. B. den Kindern in Ansehung ihres Pflichttheils, den Glaubigern, den Legatarien u. s. w. kann dieser Nachlaß nicht zum Nachtheil gereichen.

Zuweilen vertritt die eydeliche Anzeige der zur Erbschaft gehörigen Dinge, (jurata Specificatio) die Stelle eines Inventarium, besonders wenn der bisherige Besitzer, welcher kein Inventarium gemacht hat, die Erbschaft an den klagenden wahren Erben abzutretten verurtheilt wird. Allein um von Bezahlung derjenigen Schulden, welche den Betrag der Erbschaft übersteigen, befreyt zu werden, ist zwar nach einigen besondern Rechten, nicht aber nach dem gemeinen Recht die eydliche Specification hinreichend, sondern es wird hiezu immer ein Inventarium erfordert. (38)

Erbschaftsklage, Hereditatis Petitio, ist diejenige Klage, mit welcher der wahre Erbe die ihm angefallene Erbschaft von dem Besitzer zurückfordert. Der Erbe kann die ihm angefallene Erbschaft zwar alsdenn, wenn niemand sie in Besitz genommen hat, eigenmächtig in Besitz nehmen; allein wenn schon ein anderer sie im Besitz hat, darf er diesen nicht eigenmächtig aus dem Besitz vertreiben, sondern muß gegen denselben die ihm zustehende entweder possessorische, (s. Edictum D. Hadrian, Interdictum quorum Bonorum) oder petitorische Rechtsmittel bey dem gebührenden Richter anstellen. Das dem Erben zustehende petitorische Rechtsmittel ist die Erbschaftsklage, welche weil sie aus dem Erbrecht entspringt, und wider jeden Besitzer gegeben wird, eine dingliche; in Betracht dessen aber, daß der beklagte Besitzer die Erbschaft verwaltet, und von der geführten Verwaltung Rechnung ablegen muß, eine persönliche, also eine aus beiden gemischte Klage ist; insofern sie persönlich ist, ist sie bonâ Fidei; als dinglich aber ist sie arbitraria, so daß der Richter denjenigen Beklagten, welcher die erste Urtel nicht befolgt, in den vom Kläger beschwornen Werth der Erbschaft verurtheilen kann.

Die Erbschaftsklage wird einem jeden, sowohl Testaments- als Intestaterben, auch dem Erben des Erben, wenn auf ihn die Erbschaft übergelassen worden ist, gegeben, wider denjenigen, welcher die Erbschaft nach dem Ausdruck der Gesetze entweder pro Herede oder pro Possessore besitzt; pro Herede aber besitzt derjenige, welcher in der irrigen Meynung, als ob er Erbe wäre, die ganze Erbschaft, oder einen Theil derselben, oder gewisse erbschaftliche Sachen besitzt; pro Possessore aber besitzt derienige, welcher wenn er um den Grund seines Besitzes befragt wird, antwortet: ich besitze, weil ich besitze, oder vielmehr, welcher keinen Grund seines Besitzes anzugeben vermag; hingegen wird die Erbschaftsklage wider denjenigen, welcher aus einem besondern Titel eine oder mehrere erbschaftliche Sachen besitzt, nicht gegeben sondern wenn

z. B. der Besitzer erbschaftlicher Dinge zum Grund seines Besitzes angiebt, daß der Erblasser ihm diese Dinge geschenkt, oder verkauft habe, so kann und muß sie der Erbe geradezu als sein Eigenthum von ihm vindiciren; wenn ein Schuldner des Erblassers dem Erben unter dem Vorwand, daß ihm die Schuld von dem Erblasser geschenkt worden, sie zu bezahlen verweigert, so muß ihn der Erbe mit der dem Erblasser gegen ihn zugestandenen Klage belangen. Damit aber der Kläger erfahren konnte, ob der Besitzer die Erbschaft oder eine dahin gehörige Sache pro Herede oder Possessore, oder ob er sie unter einem besondern Titel besitze, so konnte der Besitzer ehmals vor dem Prätor darüber befragt, (in Jure interrogirt,) und gegen die Regel zu Angabe des Titels seines Besitzes angehalten werden; heutzutag aber stellt der Kläger geradezu seine Klage an, und erwartet, ob der Beklagte wegen der zur Erbschaftsklage nöthigen besondern Qualität seines Besitzes etwas einzuwenden habe. Sonsten wird die Erbschaftsklage auch gegen fingirte Besitzer gegeben, nemlich 1) wider denjenigen, welcher auf Befragen des unwissenden Klägers fälschlich vorgiebt, daß er die Erbschaft besitze, und sich als Besitzer mit ihm auf die angestellte Klage einläßt; 2) wider denjenigen, welcher betrüglich aufgehört hat, die Erbschaft zu besitzen, oder wissentlich, daß sie nicht sein gehöre, sie veräussert; nur wenn der wahre Besitzer den Erben zu befriedigen, oder ihm zu antworten sich erbietet, kann dieser fingirte Besitzer nicht mehr belangt werden; wenn aber schon dieser den Erben befriediget, so kann doch der wahre Besitzer noch belangt werden. Wider die Erben des fingirten Besitzers wird die Erbschaftsklage nicht gegeben, ausser insofern sie durch die Erbschaft reicher geworden sind; wider die Erben des wahren Besitzers aber, insofern sie noch besitzen. Derjenige, der in der Ueberzeugung, daß er der wahre Erbe sey, die Erbschaft besessen, und Bona Fide veräussert hat, kann mit der Erbschaftsklage nicht belangt werden, wenn er sie z. B. verschenkt, oder einem vermeintlichen fideicommissarischen Erben abgetreten hat; wenn er aber durch die Veräusserung reicher geworden, wenn er z. B. die Erbschaft oder eine dahin gehörige Sache verkauft hat, so ist er auf den erlößten Kaufschilling verbunden. Ein Käufer der Erbschaft kann, wenn er in mala Fide ist, auf die ganze Erbschaft mit der utilis Hereditatis Petition; wenn er aber in bona Fidei ist, mit eben derselben nur alsdenn belangt werden, wenn der Verkäufer nicht bezahlen kann; der Verkäufer aber kann, wenn er in bona Fide war, auf den erlößten Kaufschilling; wenn er in mala Fide war, auf den ganzen Werth der verkauften Erbschaft als fingirter Besitzer belangt werden.

Die Erbschaftsklage wird darauf gegeben, daß der Kläger als Erbe erklärt, und ihm die Erbschaft mit allem Zugehör abgetreten werde; es müssen also abgetreten werden 1) alle in der Erbschaft bey Absterben des Erblassers befindliche körperliche und unkörperliche, bewegliche und unbewegliche, dem Erblasser eigen gewesene oder fremde Sachen; der Beklagte muß auch dasjenige, was er dem Erblasser schuldig war, bezahlen; 2) muß der Beklagte dem Erben alles dasjenige abtreten, was nach dem Absterben des Testirers der Erbschaft aus ihr selbst zugewachsen ist, als z. B. Früchte, Zinse, Mietzinse, Kinder von Sclavinnen, Junge von Thieren, was der zur Erbschaft gehörige Sclave erworben; 3) selbst auch, was nach angetretener Erbschaft der Erbe um der Erbschaft willen, z. B. um die erbschaftliche Güter zu bauen, mit seinem oder erbschaftlichem Gelde sich anschaft; nicht aber, was er sonsten obwohl mit erbschaftlichem Gelde erkauft; 4) alles was an die Stelle der erbschaftlichen Sachen tritt, z. B. der Kaufschilling von den verkauften erbschaftlichen Dingen, das was mit erbschaftlichem Geld vor angetretener Erbschaft gekauft worden, die gegen die erbschaftliche eingetauschte andere Sachen; die in Rücksicht der erbschaftlichen Sachen erworbene Klagen; 5) in Ansehung der Früchte ist hauptsächlich unter dem bona Fidei, und mala Fidei Besitzer ein Unterscheid zu machen; jener, welcher nemlich aus guten Gründen glaubt, daß ihm die Erbschaft zugehöre, muß zwar auch die genossene Früchte, und die bezogene Zinse, weil sie beide einen Theil der Erbschaft ausmachen, jedoch beyde nur in so weit, als er dadurch reicher geworden, ersetzen, und es wird in Ansehung der Frage: ob er reicher geworden, allein darauf gesehen, ob er zu Zeit der in Rechtskraft ergangenen Urtel einen Vortheil aus der Erbschaft habe? Die noch vorhandene Früchte oder Zinse muß er, jedoch nach Abzug der darauf verwandten Kosten dem Kläger immer ausliefern; allein wegen der Früchte und Zinse, welche er hätte beziehen können, aber nicht bezogen hat, ist er dem Kläger zu nichts verbunden. Der mala Fidei Besitzer, welcher nemlich wissend, daß ihm die Erbschaft nicht gehöre, sie dennoch als Erbe besitzt, muß nicht nur alle genossene sowohl vorhandene, als nicht vorhandene Früchte und Zinse, sondern auch diejenige, welche er nicht bezogen, aber hätte beziehen können, und Früchten aus Früchten ersetzen. 6) Wegen der verdorbenen, verlohrnen, verzehrten oder veräusserten Sachen ist der bona Fidei Besitzer zu keiner Schadenersetzung, auch nach der Litis Contestation nicht verbunden, und kann deswegen niemals ausser insofern er reicher geworden, belangt werden; hingegen der mala Fidei Besitzer muß den Werth aller verdorbenen, verlohrnen, verzehrten oder veräusserten Sachen ersetzen; nur den durch bloßen Zufall entstandenen Schaden hat er nicht anders, als wenn er erst nach der Litis Contestation geschehen ist, oder wenn er als ein Prädo ohne allen Grund die Erbschaft besitzt, zu ersetzen: Der beklagte Besitzer darf 7) gegen diese Schuldigkeiten abrechnen, was er wegen der Erbschaft ausgegeben hat, als z. B. wenn er auf die Leiche des Erblassers, auf ein demselben nach seinem Befehl errichtetes Monument Kosten verwandt, wenn er desselben Schulden bezahlt, die von ihm verordnete Vermächtnisse entrichtet, zu Erhaltung der erbschaftlichen Gebäude und anderer Sachen nothwendige Kosten verwandt hat; auch die auf Beziehung der Früchte verwandte Kosten darf ein jeder Besitzer; die auf die erbschaftliche Sachen selbst verwandte nützliche, aber nicht nothwendige Kosten darf der bona Fidei Besitzer immer, der mala Fidei Besitzer aber nur insofern abrechnen, als sie noch vorhanden sind, und den Werth der Sache erhöhen; die voluptuarische Kosten darf der bona Fidei Besitzer abrechnen, der mala Fidei Besitzer aber nur von der Sache, auf welche sie verwendet worden, hinwegnehmen, insofern es ohne die Sache selbst zu beschädigen, geschehen kann; solche Kosten endlich, welche der Besitzer ohne Rücksicht auf die Erbschaft aufgewandt hat, kann er niemals dem Erben aufrechnen. Wenn der Besitzer solche vermeintliche Schulden oder Vermächtnisse, welche der Empfänger an dem Erben zu fordern nicht berechtigt war, bezahlt hat, so kann er diese von dem Empfänger mit der Condictio indebiti zurückfordern, nicht aber dem Erben aufrech-

nen; ausgenommen daß der bonâ Fidei Besitzer gegen Abtretung der ihn zustehenden Condictio indebiti auch den Betrag solcher Bezahlungen von der Erbschaft einbehalten kann. Ueber diese wechselseitige Schuldigkeiten muß der Besitzer dem Erben Rechnung ablegen, und weil in dieser Beziehung nothwendig ist, zu wissen, welche Dinge zu Zeit der Besitznehmung des Beklagten und nachher in der Erbschaft befindlich gewesen, so wird die Herausgabe der Erbschaft an den Besitzer immer vermittelst eines zu Recht beständigen Inventarium, oder in Ermanglung dessen, vermittelst einer vom Erben abzugebenden eydlichen Specification gefordert. Der Kläger muß in der Erbschaftsklage im Fall eines Widerspruchs, theils sein Erbrecht, theils den Besitz des Beklagten beweisen; und der Beweis des ersteren begreift unter sich den Beweis des Todes des Erblassers, (s. Erbe) bey dem Testamentserben den Beweis des Testaments, und der darin enthaltenen Einsetzung des Klägers; bey dem Intestaterben den Beweis der nahen Verwandschaft, und zuweilen auch der Ungiltigkeit des Testaments.

Die Erbschaftsklage pflegt qualificirt genennt zu werden, wenn der Kläger, ehe er bittet, ihn als Erben zu erklären, vorher noch etwas anders zu bitten hat, wie z. B. in der Querela Nullitatis Testamenti, daß das vorhandene Testament als ungiltig erklärt, oder in der Querela inofficiosi, daß das vorhandene Testament als inofficiosum rescindirt werde. Die Utilis wird nach der Praxis gegeben, wenn jemand sein Erbrecht aus einem Erbvertrag, z. B. aus einer Ehberedung oder Einkindschaft behauptet.

Die Erbschaftsklage muß entweder vor dem Gericht desjenigen Orts, wo die Erbschaft gelegen ist, oder vor dem Gericht, welchem der beklagte Besitzer für seine Person unterworfen ist, angestellt werden. (38)

Erbschaftsklage, Fideicommissaria, wird von dem universalfideicommissarischen Erben, welchem der fiduciarische Erbe die ganze Erbschaft oder einen Theil derselben wörtlich abgetreten hat, wider denjenigen, der die fideicommissarische Erbschaft pro Herede oder pro Possessore besitzt, auf Abtretung derselben sammt allem Zugehör gegeben. Sonsten hat sie alle Eigenschaften der gemeinen Erbschaftsklage. Wider den fiduciarischen Erben aber, weil dieser wirklicher Erbe ist, findet sie niemals Statt, sondern um ihn zu der vom Testirer anbefohlnen Abtretung der Erbschaft zu nöthigen, wird ohne eine bestimmte Klage anzugeben, nur das richterliche Amt angerufen. (38)

Erbschaftsklage, partiaria, wird von demjenigen, der entweder nach dem Testament oder ab intestato nur zu einem gewissen Theil Erbe ist, gegen denjenigen welcher solchen Erbschaftstheil pro Herede oder pro Possessore besitzt, angestellt, daß der Kläger als Miterbe erklärt, und der Beklagte ihm seinen Antheil an der Erbschaft sammt Zugehör abzutreten schuldig erkannt werde. Gemeiniglich wird sie gegen die Miterben angestellt, welche den Kläger nicht als Miterben anerkennen wollen; wenn jedoch mein Miterbe mit einem Dritten die Erbschaft besitzt, so kann ich gegen diesen allein klagen, daß er mir den von ihm besessenen mir zustehenden Theil der Erbschaft abtrete. Wenn der Antheil des Klägers noch ungewis ist, weil ein Miterbe noch nicht gebohren ist, so müssen, weil Drey-linge gebohren werden können, für den Nichtgebohrnen drey Erbtheile zurückbehalten werden. (38)

Erbschaftsklage, Possessoria, ist diejenige Erbschaftsklage, mit welcher der prätorische Erbe oder Bonorum Possessor die ihm nach den prätorischen Edicten zugefallene Erbschaft sammt Zugehör von demjenigen, der sie pro Herede oder Possessore besitzt, zurückfordert. Sie hat alle Eigenschaften und Wirkungen mit der gemeinen Erbschaftsklage gleich. (38)

Erbschaftsrecht bey den Griechen. Bey diesem Volke erbten die rechtmäßigen Kinder die Güter ihrer Väter und Mütter. Waren ihrer mehrere, so theilten sie die Verlassenschaft: und es scheint, daß ein Vortheil mit dem Rechte der Erstgeburt sey verbunden gewesen. Bey dieser Theilung des elterlichen Vermögens machte man so viel Theile, als Erben da waren, und alsdenn zog man sie nach dem Loos, wie wir dies aus dem Homer Odyß. 7, 149; 14, 208. und aus dem Aristoteles Polit. 6, 4. lernen. Auf diese Weise wurde nicht allein bey den Gütern der Privatpersonen, sondern auch bey königlichen Familien verfahren. In der Ilias 15, 186. antwortet Neptun der Iris, da sie ihm von Seiten des Jupiters den Befehl bringt, den Griechen nicht mehr beyzustehen, daß er dem Jupiter an Würde gleich sey. „Wir sind, fügt er hinzu, drey Brüder, alle drey Söhne des Saturns und der Rhea, Jupiter der erste, ich der zweyte und Pluto der dritte; das Reich ist unter uns getheilt. Man hat drey Theile gemacht, die nicht nach der Ordnung der Geburt vertheilt worden. Man hat sie durchs Loos gezogen, und das Glück hat jedem seinen Theil bestimmt. Virgil folgt dem Homer Aeneid. 1. 138. hierin völlig.

Ob nun gleich bey der Theilung der Güter die Brüder gleich geachtet wurden, so waren doch gleichwohl gewisse Vorzüge mit dem Rechte der Erstgeburt verbunden. Diese bestanden in der Ehre und dem Respect, welche die Jüngern den Aeltern zu erzeigen schuldig waren, und in der Macht, welche diese über jene hatten. Man kann sogar sagen, daß die Griechen diese Vorzüge der Erstgeburt für ein göttlich Recht gehalten. Homer beweist dies in der vorhin angeführten Stelle, wo Jupiter zur Iris sagt: mein Bruder muß wissen, daß ich in der Eigenschaft des Erstgebohrnen über ihn bin. Iris dringt in den sich sträubenden Neptun und fragt ihn: ob er nicht wisse, daß die schwarzen Furien beständig die Erstgebohrnen begleiteten, um die Schmach zu rächen, welche sie von ihren Brüdern erlitten?

Die Kinder der Beyschläferinnen hatten kein Recht an die Hinterlassenschaft ihrer Väter. Denn bey dieser Art von Beywohnung gab es weder Verträge noch Feyerlichkeiten. Die daraus erzeugten Kinder bekamen nichts, als was ihnen ihre Brüder freywillig lassen wollten.

Wer keine rechtmäßige Erben hatte, konnte nach seinem Wohlgefallen adoptiren, wen er wollte, sowohl seine eigne natürliche Söhne, als auch die Söhne anderer, jedoch mit Einwilligung ihrer Eltern. Diese Erlaubnis hatten aber diejenigen nicht, welche nicht über ihr Vermögen disponiren konnten, z. B. Sclaven, Weibspersonen, Wahnsinnige und Jünglinge, die noch nicht 20 Jahr alt waren. Alle diese durften eben so wenig ein Testament machen, als adoptiren. Der Adoptirte erhielt zu vorderst zu Athen das Burgerrecht, und dann wurde sein Name ins Verzeichnis der Zunft, oder des Cantons, wozu sein neuer Vater gehörte, eingetragen. Dies geschahe aber nicht zu eben der Zeit, da die Namen der leiblichen Kinder eingetragen wurden, sondern wenn man die Tharge-

lien feyerte. (s. das mehrere von der Adoption im Art. Εἰσποιετά.)

Wer weder rechtmäßige noch adoptirte Kinder hatte, den beerbten seine nächsten Anverwandten. Dies war schon zu Homers Zeiten üblich. Dieser Dichter gedenkt dieses Gebrauchs, wenn er sagt, wie Diomedes die beyden einzigen Söhne des Phänops, getödtet habe (Iliad. 5, 155) „Er tödtete sie, und nahm beyden das theuere Leben. Dem Vater verursachte er Trauer und nagende Sorgen. Denn er sahe sie nicht aus der Schlacht zurückkommen, und ihr Erbtheil fiel Fremden zu."

Eustathius und der alte Scholiast wollen zwar, daß die in dieser Stelle genannten χηρωσαι gewisse obrigkeitliche Personen bedeuten, die an das Vermögen derjenigen ein Recht gehabt hätten, die χηρευοντες των διαδοχων, d. i. ohne rechtmäßige Erben gestorben, um solche bey ihrem Leben zu verhindern, sie den Verwandten zu entziehen. Allein ausserdem, daß Eustathius und der alte Scholiast keine Schriftsteller anführen, welche die Errichtung dieser angeblichen Obrigkeit bemerkt hätten, so hätten sie, wenn sie auf das Wort δατεονται, wovon χηρωσαι der Nominativ ist, aufmerksam gewesen wären, wohl sehen können, daß χηρωσαι bey dieser Gelegenheit nicht Gutsverwalter bedeuten könne. Diese theilen die Erbschaften nicht, sondern selbst nach der Etymologie ihres Namens sind sie gesetzt, dieselben zu erhalten. Man muß also hier unter χηρωσαι Seitenverwandten verstehen, wie es auch Hesychius und Pollux erklären. So wie die, welche Verwandten hatten, von denselben geerbt wurden, so fiel im Gegentheile das Vermögen derer, die ohne rechtmäßige Erben starben, dem Regenten, dem Staate, oder der höchsten Obrigkeit anheim, je nachdem es die Gesetze eines jeden Staats mit sich brachten.

In Ansehung der Testamente herrschte in Griechenland nicht durchgehends einerley Gebrauch. In einigen Staaten war es jedem erlaubt, über sein Vermögen zu disponiren; in andern Staaten hatte im Gegentheil niemand diese Erblaubniß. Plutarch sagt im Leben des Solons, daß dieser Gesetzgeber wegen seines Gesetzes in Ansehung der Testamente sehr gepriesen werde. Vorher war es nemlich niem anderlaubt, jemand etwas zu vermachen, sondern das ganze Vermögen des Verstorbenen fiel der Familie anheim. Er aber erlaubte es einem jeden nach Gutbefinden zu schenken, weil er dafür hielt, daß Freundschaft ein stärkeres Band sey, als Verwandtschaft, und Zuneigung des Herzens stärker, als Blutsfreundschaft. Auf diese Art überlies er das Vermögen eines jeden der Disposition des Eigenthümers. Jedoch hielt er nicht alle und jede Testamente für gültig, sondern schrieb denen, die welche machen wollten, folgende Bedingungen vor:

1) Sie mußten Athenienſische Burger seyn, und keine Sclaven oder Fremdlinge, denn in diesen Fällen wurde ihr Vermögen zum Besten des Staats, also nach einem schon damals üblichen jure Albinagii eingezogen.

2) Sie mußten von niemand adoptirt geworden seyn. Denn, wenn adoptirte Personen ohne Erben sturben, so fiel ihr durch die Adoption erhaltenes Vermögen an die Verwandten desjenigen, der sie adoptirt hatte, wieder zurück.

3) Sie mußten die männlichen Jahren schon erreicht haben. Denn wer noch nicht zwanzig Jahr alt war, konnte im Testamente nicht mehr, als eine Medimne Gersten vermachen.

4) Sie mußten keine leibliche männliche Erben haben: denn sonst gehörte ihr Vermögen denselben zu. Hatten sie aber nur Töchter, so mußten die, denen das Erbe vermacht war, solche heyrathen. Doch konnte man auch den Kindern Erben substituiren, die das Erbrecht bekamen, falls die Kinder vor dem 20sten Jahre sturben.

5) Sie mußten bey völliger Vernunft seyn, weil die Testamente welche während Raserey einer Krankheit, oder bey einer kindischen Schwäche des Alters abgezwungen wurden, in der That nicht der Wille des Testators waren.

6) Sie mußten sich in keinem Gefängnis befinden, und von allem Zwang frey seyn. Denn sonst wäre ihre Einwilligung nur erzwungen gewesen.

7) Sie mußten durch keine Schmeicheleyen einer Frau dazu bewogen worden seyn. Denn der weise Gesetzgeber, sagt Plutarch, hielt mit gutem Grunde dafür, daß zwischen List und Nothwendigkeit, zwischen Schmeicheley und Zwang kein grosser Unterschied sey, weil beydes gleich stark ist, jemand zu verleiten, wider seine Einsichten zu handeln.

Gemeiniglich wurden die Testamente in Gegenwart einiger Zeugen unterschrieben, die zur Bekräftigung ihre eignen Siegel drunter drückten. Alsdann übergab man sie gewissen Commißionairs, die ἐπιμεληται hiessen und dahin sehen mußten, daß der Inhalt der Testamente vollzogen wurde. Zu Athen war es üblich, bey Verfertigung der Testamente eine obrigkeitliche Person, und zwar besonders den Astynomos zu zuziehen, damit die Bekräftigung und Glaubwürdigkeit der Testamente desto grösser seyn mögte. Aller Vorsicht ungeachtet, fehlte es doch nicht an Leuten, die falsche Testamente unterschoben. Harpocration bemerkt aus dem Dimarchus, daß die Testamente in Gegenwart der Archonten unterzeichnet worden sind. Aus den Worten, die er und auch Suidas anführt, verdient dies gelegenheitlich angemerkt zu werden, daß δοσις worunter gemeiniglich eine Schenkung verstanden wird, bey Rednern in einer engern Bedeutung vom schriftlichen Aufsatze eines Testaments, wodurch jemand zum Erben eingesetzt wird, gebraucht werde. Daher kommen δουναι und διαθεσθαι, als gleichbedeutende Wörter vor, die Isäus gemeiniglich miteinander verbindet. So redet er auch oft zugleich von der Erbschaft, κατα δοσιν und κατα διαθεσιν, die der Erbschaft κατα γενος entgegen gesetzt wird. Diese geschahe ab intestato; jene aber nach dem Inhalt des Testaments. Wenn jemand starb, ohne ein Testament gemacht zu haben, so erbten die nächste Anverwandten, οἱ ἀγχιστευοντες oder ἀγχιστεις. Daher hies diese Erbschaft κληρονομια κατ' ἀγχιστειαν. Dies letztere Wort bedeutet eigentlich das Verwandtschaftsrecht, hiernächst aber auch das auf die Verwandschaft gegründete jus adeundæ hæreditatis.

Bisweilen wurde das Testament nicht schriftlich aufgesetzt, sondern der Testator machte in öffentlicher Versammlung seine Willensmeinung bekannt, dergleichen bey den Römern in den Comitiis calatis geschahe. Daß es bey den Griechen wirklich üblich gewesen sey, kann man beym Plutarch im Leben des Alcibiades sehen, wo dieser Biograph vom Callias sagt, daß

er, aus Besorgnis einer wider ihn zu erregenden Conspiration, vor dem versammleten Volke erklärt habe, wie es nach seinem Tode mit seinem Vermögen sollte gehalten werden.

Diogenes von Laerte hat einige Testamentsformeln, z. B. des Aristoteles, Lycon und Theophrastus aufgezeichnet. Man ersiehet daraus, daß sie nach einer angenommenen und übereinstimmenden Form sind eingerichtet gewesen. Man wünschte sich nemlich zuerst Gesundheit und Leben; und dann ward hinzugefügt, daß im Falle des Absterbens es so und so gehalten werden sollte. Z. B. Ἔσται μὲν εὖ, ἐὰν δέ τι συμβῃ, ταῦτα διατίθεμεν. Brissonius de form. solemn. handelt auch hiervon und andern, die Testamente betreffenden Dingen ausführlich.

Wir wollen diesen Artikel mit der Anzeige der die Erbfolge und Testamente betreffenden Gesetze zu Athen beschliessen. Sie waren nach Potters Archäologie B. I. 354, folgende Güter und Häuser sollen bey des Verstorbenen Familie bleiben.

Knaben und Mädchen sollen nicht mehr vermachen können, als eine Medimne Gerste, d. i. 88. Pfund 12. Loth, oder einen Berliner Scheffel.

Alle die damals, als Solon, Archon war, nicht unter die Zahl der Bürger aufgenommen sind, ob ihnen gleich niemand widersprach, sollen die Erlaubniß haben, ihr Vermögen zu hinterlassen, wem sie wollen, ausgenommen wenn sie noch Söhne am Leben haben, oder durch die Schwachheiten des Alters, oder durch Gemüthskrankheit, oder durch Zauberey ganz ausser Stande gesetzt sind, oder von ihren Frauen dazu überredet, oder durch eine Nothwendigkeit darzu gezwungen worden sind.

Das Testament derer die Kinder haben, und dennoch über ihr Vermögen disponiren, soll gültig seyn, wenn die Kinder sterben, ehe sie zu reifen Jahren kommen.

Jeder kann, wenn er gleich Töchter am Leben hat, dennoch sein Vermögen andern vermachen, mit dem Beding, daß die, so er in den Genuß desselben setzt, seine Töchter heyrathen.

Adoptirte sollen keine Testamente machen, sondern so bald sie rechtmäßig erzeugte Kinder haben, wieder in die Familie tretten, aus der sie sind adoptirt worden. Bleiben sie aber ohne Kinder bis an ihren Tod, so sollen sie den Anverwandten dessen, der sie adoptirt hat, das Vermögen wieder herausgeben.

Alle rechtmäßige Söhne sollen gleichen Antheil an ihres Vaters Verlassenschaft haben.

Wer, nach dem er einen Sohn adoptirt hat, rechtmäßige Kinder zeugt, soll sein Vermögen zwischen den rechtmäßigen Kindern und dem adoptirten Sohne theilen.

Das Vermögen dessen, der ohne testirt zu haben, stirbt und Töchter hinterläßt, soll denen zufallen, die sie heyrathen. Sind aber keine Töchter da, so sollen folgende es erhalten, nemlich des Vaters Brüder und deren Söhne. Sind weder Brüder, noch deren Söhne da; so sollen die männlichen Descendenten derselben erben, wenn sie auch noch so weitläuftige Verwandten seyn sollten. Sind aber keine Enkel des im zweyten Grad verwandten Vaters von männlicher Seite mehr am Leben, so sollen die Verwandten der Frau Erben seyn. Im Fall von beyden Seiten niemand mehr am Leben ist: so sollen die das Vermögen geniessen, die die nächsten Anverwandten von väterlicher Seite sind. Was die unehlichen Kinder betrift; so sollen sie von Euclids Archontat an keinen Anspruch auf das Recht der Verwandschaft machen. Ist eine rechtmäßig erzeugte Tochter und ein unehelicher Sohn da; so soll die Tochter ein vorzügliches Recht zu dem Vermögen haben, sowohl in Ansehung gottesdienstlicher als bürgerlicher Rechte.

Keinem unehelichen Kinde sollen mehr als fünf μναῖ vermacht werden: d. i. (eine Mna in Silber 21. Rth. 8. gr. 6. Pf.) 106. Rth. 18. gr. 6. Pf. — oder das zwölffache, wenn man goldene Minas darunter verstehen wollte.

Im ganzen Jahre, nur nicht im Monat σκιῤῥοφοίων sollen die Vermächtnisse nach den Gesetzen untersucht werden; so daß niemand eins derselben geniessen soll, woferne es ihm nicht gesetzmäßig ist zuerkannt worden.

Wer eine Klagschrift wider jemand eingiebt, der zum Erben eingesetzt ist, soll ihn vor den Archon führen, und παραχαταβολὴν deponiren, wie es bey andern Klagen üblich ist. Denn, wofern er den, der das Vermögen besitzt, nicht verklagt, soll er keinen Anspruch darauf machen. Und wenn der unmittelbare Erbe, wider den die Klage war anhängig gemacht worden, mit Tode abgegangen, so soll der andere binnen der Zeit, welche die Natur der Klage erfordert, an den Archon appelliren, der diese Klage eben so wohl in Untersuchung zu nehmen hat, als die vorhergehende Klage dessen, der im Besitz des Vermögens ist.

Wenn fünf Jahre nach dem Tode des unmittelbaren Erben verflossen sind; so soll das Vermögen den Erben des Verstorbenen sicher bleiben, ohne daß Prozesse wider sie erhoben werden können. (21)

Erbschaftstheilung, Erbtheilung, Divisio Hereditatis, ist die Bestimmung der Theile der Erbschaft, welche jedem von mehreren Miterben zukommen; es sind bey derselben hauptsächlich zwey Fragen zu untersuchen, 1) welcher Theil einem jeden Erben zukomme, und 2) wie einem jeden Erben sein Erbtheil zugeschrieben werden müsse. Die erste Frage hat bey Intestaterben wenigen Anstand; es kommt alles lediglich darauf an, ob die mehrere Erben in die Häupter, in die Stämme, oder in Linien erben; im im ersten Fall werden so viele Theile als Erben sind, gemacht, und jeder bekommt einen gleichen Erbtheil; im zweyten Fall erhält von denen, welche nach ihrer eigenen Person erben, jeder einen vollen Erbtheil; von denen aber welche eines andern Person vorstellen, erhält nur jeder Stamm zusammen einen Erbtheil, und dieser Erbtheil wird wieder unter die zu dem Stamm gehörige Personen gleich vertheilt: der Erblasser hinterläßt z. B. zwey Söhne, von einem andern Sohn drey Enkel, und von einer Tochter sechs Urenkel; in diesem Fall bekommt jeder der Söhne einen, die drey Enkel zusammen einen, und die sechs Urenkel zusammen einen Viertel; unter den Enkeln wird ihr Erbtheil wieder in drey Theile vertheilt, folglich erhält jeder derselben einen Zwölftel der Erbschaft; bey den Urenkeln ist wieder zu unterscheiden, ob sie alle von einem Enkel abstammen, alsdann theilen sie ihren Viertel in gleiche Theile, und bekommt also jeder der sechs Urenkel einen Vierundzwanzigstel der Erbschaft; oder ob sie von unterschiedenen Enkeln abstammen? im letztern Fall, wann z. B. von einem Enkel ein, von einem andern fünf Urenkel erzeugt wor-

worden; so bekommt der erstere die eine Hälfte des diesem Stamm zufallenden Erbtheils, also einen Achtel der ganzen Erbschaft, die übrigen fünf Urenkel aber die andere Hälfte. Wann endlich in Linien geerbet wird, so wird jeder Linie ein gleicher Erbtheil zugeschieden, wann z. B. der Verstorbene einen Großvater väterlicher, und beyde Großeltern mütterlicher Seite hinterläßt, so wird jenem die eine, diesen die andere Hälfte zugetheilt.

Mehrere Schwierigkeiten hat öfters die Bestimmung der Erbtheile unter mehreren Testamentserben, wobey immer die erste Regel ist, daß die Erbtheile nach der Vorschrift des Testirers zu machen sind. Daher wann der Testirer schreibt: A B und C sollen meine Erben sollen zu gleichen Theilen meine Erben seyn, so wird jedem ein Drittel der Erbschaft zugeschieden; wann er schreibt: A soll zur Hälfte, B zu einem Zwölftel, C zu fünf Zwölftel mein Erbe seyn, so wird ohne Anstand nach dieser Vorschrift getheilt; hat er die Theile nicht ausdrücklich bestimmt, so bekommt im Zweifelsfall immer ein jeder Erbe gleichen Erbtheil, nur daß mehrere mit einander verbundene nur miteinander einen Erbtheil bekommen; also wann z. B. der Testirer schreibt: A soll mein Erbe seyn, B und C sollen meine Erbe seyn, D, E, und F, sollen meine Erben seyn, so bekommt A einen, B und C einen, D, E, und F einen Drittel, und dieser wird unter B und C in zwey, unter D, E, und F wieder in drey gleiche Theil getheilt; so wann der Testirer z. B. schreibt: mein Bruder A, und meiner Schwester B Kinder sollen meine Erben seyn, so bekommt jener die eine, diese die andere Hälfte; wann er seine Intestaterben überhaupt zu Erben einsetzt, so bekommen sie eben solche Theile, wie sie ab intestato bekommen haben würden; wann er aber z. B. dem Bruder A und die Schwesterkinder B, C, und D also zu Erben einsetzt: A, B, C, D sollen meine Erben seyn, so bekommt jeder einen gleichen Erbtheil. Wann der Testirer seine Erben zwar zu bestimmten Theilen einsetzt, aber durch dieselbe die Erbschaft nicht erschöpft wird, z. B. A soll mein Erbe zur Hälfte seyn, oder A soll zu einem Drittel, und B zu einem Drittel mein Erbe seyn, so fällt dem eingesetzten Erben auch die übrige Erbschaft nach dem Verhältniß ihrer bestimmten Antheile zu; wann ferner der Testirer mehrere Theile macht, als die Erbschaft beträgt, wann er z. B. schreibt: A soll zu zwey Dritteln, B zu einem, und C zu einem Drittel mein Erbe seyn, so wird der vom Testirer zu viel angegebene Theil den eingesetzten Erben nach dem Verhältniß ihrer Erbtheile abgezogen, oder in dem angezeigten Beyspiel werden aus den Drittheilen Viertheilen gemacht. Wann endlich der Testirer bey einigen Erben ihre Erbtheile bestimmt hat, bey andern aber nicht, z. B. A soll zu einem Drittel, B zu einem Drittheil, C, D, E und F sollen meine Erben seyn, so bekommen die ohne bestimmten Erbtheil eingesetzte Erben den Rest der Erbschaft zu gleichen Theilen, welchen die mit bestimmten Erbtheilen eingesetzte Erben übrig lassen, also in dem angezeigten Fall erhalten, C, D, E und F zu vier gleichen Theilen den übrigen Drittel. Wann aber die mit bestimmten Erbtheilen eingesetzte Erben die ganze Erbschaft erschöpfen, und noch andere ohne bestimmte Theile eingesetzt sind, z. B. A, B, und C sollen jeder zu einem Drittel meine Erben seyn, D und E soll mein Erbe seyn, so wird die Erbschaft in zwey Haupttheile getheilt, wovon die mit bestimmten Theilen eingesetzte Erben A, B und C zu drey gleichen Theilen den einen, die beyde andre D und E den andern Haupttheil bekommen; nur wenn der Testirer von den letztern also gesagt hätte: den übrigen Theil meiner Verlassenschaft sollen D und E erben, so würden diese, wenn kein Theil mehr übrig ist, nichts erben. Wenn einem Erben von seinem Miterben der ihm gebührende Erbtheil als ihm nicht gebührend widersprochen und verweigert wird, so muß er gegen seine Miterben die partiarische Erbschaftsklage anstellen, und also den Richter bitten, ihn als Erben zu dem verlangten Antheil zu erklären.

Wenn die Erbschaft mehreren Erben angefallen und von ihnen angetretten worden ist, so können sie zwar wenn alle einig sind, die Erbschaft gemeinschaftlich behalten, allein es ist auch einem jeden Miterben, welcher die freye Verfügung über das Seinige hat, erlaubt, wenn auch alle übrige in Gemeinschaft bleiben wollten, auf die Theilung anzutragen, so sehr, daß wenn auch die Erben viele Jahre in Gemeinschaft geblieben wären, dennoch das Recht eines jeden, auf Theilung der Erbschaft anzutragen, niemals durch Verjährung verlohren geht; nur wenn der Testirer ausdrücklich gewisse Sachen ausgenommen, und von ihnen verordnet hat, daß sie nie getheilt werden, sondern den Erben gemeinschaftlich bleiben sollen, so müssen die Erben bey dieser Gemeinschaft bleiben, ausgenommen sie müßte schädlich oder gefährlich seyn, oder wenigstens offenbar niemand zum Vortheil gereichen; auch solche Erben, welche nicht frey das ihrige veräussern und darüber verfügen können, dürfen die Theilung nicht verlangen; so kann z. B. ein Minderjähriger, eine Kirche, eine Gemeinde ohne die bey jeder Veräusserung nöthige Feyerlichkeiten die Theilung der Erbschaft nicht verlangen, und bey dem erstern wird die Einwilligung des Pflegers, die Bestättigung und Decret der Obrigkeit und eine rechtmässige Ursache erfordert; wenn hingegen dergleichen Personen von ihren Miterben zur Theilung aufgefordert werden, so können und müssen sie solche immer zulassen.

Die Klage, mit welcher ein Erbe von seinem Miterben die Theilung der Erbschaft fordert, heißt Actio oder Judicium familiæ erciscundæ. Sie wird jedem Erben gegeben, wenn er von seinem Miterben als ein solcher anerkannt wird; wird ihm aber dieses noch bestritten, so muß er immer zuvor die partiarische Erbschaftsklage anstellen, und damit seine Klage auf die Theilung vorbereiten; nur wenn er in Besitz der Erbschaft ist, kann er bey angestellter Theilungsklage, wenn ihm der Beklagte die Einwendung des ermangelnden Erbrechts macht, sein Erbrecht beyläufig beweisen, sonst wird die Klage auf Theilung der Erbschaft sowohl den Testaments- als Intestaterben, ohne Unterschied ob er besitze oder nicht besitze, gegeben. Sie findet nur gegen die Miterben, niemals gegen einen dritten statt, welcher vielmehr, wenn er die Erbschaft oder einen Theil derselben besitzt, mit der Erbschaftsklage zu belangen ist. Dennoch wenn ein Erbe wider jemand auf Theilung der Erbschaft klagt, so hat er damit diesen noch nicht unwiderruflich für seinen Miterben anerkannt, sondern kann, wenn nur die Urtel noch nicht gesprochen und nicht in Rechtskraft übergegangen ist, von jener Klage wieder abgehen, und die Erbschaftsklage anstellen, ja selbst gegen die in Rechtskraft übergegangene Urtel aus gegründeten Ursachen die Wiederherstellung im vorigen Stand erhalten; eben diese Klage findet auch unter mehreren fi-

deicommissarischen Erben statt, und das utile Judicium Familiä erciscundä wird dem fideicommissarischen Erben, wider den fiduciarischen Erben welcher einen Theil der Erbschaft jenem abzutretten hat, ferner den arrogirten unmündigen Sohn wider die Erben des arrogirenden Vaters auf den ihm gebührenden Viertel, und heutzutag denjenigen, welche aus einem Vertrag ein Erbrecht haben gegeben; wenn auch ein oder mehrere Erben abwesend sind, so hindert dieses nicht, daß nicht andere auf die Theilung klagen, und die Theilung wirklich vor sich gehen könne; nur müssen die abwesende Erben zu der Theilung immer beruffen, und den Nichterschienenen, wenn sie auch keine Bevollmächtigte bestellt haben, Pfleger zugegeben werden; auch wird ihnen, wenn sie wegen ihrer Abwesenheit verkürzt worden, die Wiederherstellung in vorigen Stand leicht gestattet.

Die Klage Familiä erciscundä wird gegeben 1) auf die Theilung der gemeinschaftlichen Erbschaft, und in so ferne ist sie, weil sie auf ein dingliches Recht sich gründet, und damit ein Theil der Erbschaft vindicirt wird, eine dingliche Klage; 2) auf mancherley Schuldigkeiten, welche in der Verwaltung der gemeinschaftlichen Erbschaft ihren Grund haben; daher diese Klage, weil sie auch auf Verbindlichkeiten gerichtet ist, welche gleichsam aus einem Contract fliessen, auch eine persönliche, folglich eine aus beyden gemischte Klage ist.

Sie wird gegeben auf Theilung der Erbschaft, welche alsdann durch die Urthel des Richters geschieht, und eine gerichtliche Theilung heißt; aussergerichtlich aber heißt sie, wenn sie entweder von dem Erben ohne Zuthun der Obrigkeit, oder zwar mit Hülfe der Obrigkeit, daß sie aber nicht als Richter eine strittige Sache entscheidet, geschieht; wenn nur eine solche aussergerichtliche Theilung geschehen, aber gewisse Sachen aus der Theilung geblieben sind, so kann nachher wegen dieser noch die Klage Familiä erciscundä angestellt werden; da hingegen, wenn die Theilung gerichtlich geschehen ist, wegen zurückgebliebener einzelner Sachen nicht mit jener, sondern mit der Klage Communi Dividendo geklagt werden muß; heutzutag sind gemeiniglich zu Besorgung der Erbschaftstheilungen besondere Gerichtspersonen bestellt, welche Theilrichter, Waisenrichter genannt werden, gemeiniglich aber das Recht, strittige Fälle bey der Theilung zu entscheiden nicht haben, daher die von ihnen vorgenommene Theilung für aussergerichtlich gehalten wird, und niemals in Rechtskraft übergeht. In die Theilung kommen nach der Regel alle erbschaftliche Sachen, nicht nur, welche dem Erblasser eigen waren, oder auf welchen er sonsten ein dingliches Recht hatte, sondern auch, welche nach dessen Absterben dem Erben wegen der Erbschaft erworben worden sind, als z. B. Sachen, welche sie durch Fortsetzung des Besitzes des Erblassers verjährt, welche von dem Erblasser gekauft, und dem Erben übergeben worden sind, was zu einem erbschaftlichen Gut durch Alluvion oder Coalition hinzugekommen u. s. w. es kann mit der Theilung zugleich die Entrichtung eines den klagenden Erben verschaften Vorvermächtnisses, und die Einwerfung dessen, was die miterbende Descendenten vom Erblasser voraus empfangen haben, verlangt werden. Hingegen ist kein Gegenstand der Theilung 1) was auf die Erben nicht übergeht, z. B. die Nutznieſſung oder andern Rechte welche mit der Person des Erblassers erlöschen; 2) Sachen, auf welchen der Erblasser weder ein Eigenthumsrecht, noch ein anderes auf die Erben übergehendes dingliches Recht hatte, welche vielmehr dem Eigenthümer zuzustellen sind; dahin gehört z. B. das Beybringen der Ehefrau des Erblassers, die von dem Erblasser verwaltete Präculien der Kinder, Sachen welche dem Erblasser geliehen oder bey ihm hinterlegt worden sind, u. s. w. Wenn der Erblasser mit andern in einer Gesellschaft gestanden, so kann auch nur sein Antheil in die Theilung gebracht werden; daher wenn ein Ehegatte stirbt, welcher mit dem überlebenden Ehegatten in einer Gemeinschaft des Errungenen stund, so muß zuförderst der Antheil eines jeden an dem Errungenen bestimmt, und allein der Antheil des Verstorbenen an demselben in die Theilung gebracht werden, wenn auch einer der Miterben eine Sache aus der Erbschaft besitzt, von welcher er behauptet, daß sie ihm von dem Erblasser geschenkt oder verkauft worden, so kann er wegen derselben nicht mit der Klage Familiä erciscundä belangt werden. Es kommen 3) nicht in die Theilung solche Dinge welche den Erben nicht gelassen werden, z. B. geheiligte oder religiose Sachen, schädliche Gifte, schädliche und verbottene Bücher, Dinge welche der Erblasser durch eine Missethat erworben hat, welche alle dem Fiscus zugeeignet werden; nur sind die entwendete Sachen ihrem Eigenthümer wieder zuzustellen; 4) die dem Erblasser zugehörige Urkunden, bey welchem jedoch zu unterscheiden ist, ob sie seine Güter oder seine Person betreffen; im ersten Fall gehörigen sie demjenigen, welchem die Güter zufallen, z. B. Hausbriefe dem, welcher das Haus bekommt; im andern Fall aber demjenigen, welchen entweder der Testirer bestimmt, oder welcher zu einem grössern Antheil Erbe ist, oder welchen die Erben durch Vertrag oder durchs Loos wählen, oder wenn der Besitz solcher Urkunden auf keine dieser Arten entschieden werden kann, so werden sie entweder bey einem gemeinschaftlich hiezu erwählten Freund oder bey Gericht hinterlegt; es werden ferner 5) nicht getheilte Rechte und Beschwerden, besonders Dienstbarkeiten welche auf Gütern haften, sondern wegen derselben kann von jeden, und wider jeden Erben in solidum geklagt werden; wird aber ein solches Gut bey der Theilung einen von den Erben zugeschieden, so gehen auf diesen allein auch die dem Gut ankledende Rechte und Beschwerden über. Endlich werden 6) nach den Grundsätzen des römischen Rechts die Forderungen und Schulden des Erblassers nicht getheilt, weil sie von sich selbst schon unter den Erben nach dem Verhältniß ihrer Erbtheile getheilt sind, und so wie jeder Erbe zu seinem Antheil den Erbschaftlichen Schuldner belangen, eben so jeder auch zu seinem Antheil von den erbschaftlichen Glaubigern belangt werden kann; dennoch ist es heutzutag gewöhnlich, daß bey Erbschaftstheilungen die Schulden und Forderungen nicht mehr wirklich getheilt, sondern wenn nicht die Schulden vor der Theilung bezahlt werden, jede einzelne Schulden und Forderungen einzelnen Erben ganz zugewiesen werden; der Erbe aber, welcher eine ihm zugeschiedene Forderung ganz einklagt, fordert immer nur seinen Antheil in eigenem, der Miterben Antheile aber in derselben Namen, und muß daher gegen den Schuldner auf dessen Verlangen sich hinlänglich legitimiren, daß ihm von seinem Miterben ihre Antheile an der Forderung abgetretten worden seyen. Eben so wenn der erbschaftliche Glaubiger wider einen Erben, welcher die ganze erbschaftliche Schuld übernommen, auf die ganze Schuld klagen will, so muß er im Fall des Widerspruchs jene Uebernahme beweisen; der Glau-

biger aber kann, wenn er nicht selbst eingewilligt, niemals gezwungen werden, wegen seiner Forderung sich an dem Erben, welchen die Schuld von den Miterben zugewiesen worden, allein zu halten, sondern ohne Rücksicht auf die Theilung von jedem Erben seinen Antheil fordern, daher es die Vorsicht erfordert, zu einer solchen Anweisung der Schulden an einem Erben die Einwilligung des Glaubigers einzuholen.

Die Theilung selbst geschieht entweder durch natürliche Zerschlagung der theilbaren Sachen in so viele Theile, als Erbtheile zu machen sind, wie dieses z. B. mit dem baaren Geld, Wein und dergleichen Dingen geschieht, und davon wird jedem Erben sein Antheil entweder nach seiner Wahl oder nach dem Loos gegeben, oder wird ohne wirkliche Vertheilung die Sache nur in der Einbildung (civiliter) getheilt; dieses geschiehet, wenn entweder eine Sache gar nicht theilbar ist, z. B. ein Pferd, oder wenn sie ohne grossen Nachtheil, ohne ihren Werth sehr zu verringern, nicht schicklich getheilt werden kann, wie solches meistens der Fall bey Häusern und andern liegenden Gütern ist; in diesem Fall wird, wenn die Erben einig werden können, bald nach Art eines Tausches getheilt, indem das eine Gut diesem das andere jenem zu seinem Erbtheil geschlagen wird, und sodann jeder seinen Erbtheil entweder nach der gemachten Uebereinkunft oder nach dem Looſe nimmt; bald nach Art eines Verkaufs, wenn sämtliche Erben das erbschaftliche Gut oder sämtliche Güter einem Miterben in einem billigen Preiß überlassen, und er sie nach Verhältniß ihrer Erbtheile mit einer gewissen Summe Gelds entschädigt; bald werden sämtliche erbschaftliche Güter vor der Theilung verkauft, und erst nachher die erlößte Kaufschillinge getheilt. Können die Erben darüber nicht einig werden, wem dieses oder jenes Gut zuzutheilen seye, so wird, wenn sie über dessen Werth einig sind, durch das Loos geholfen; es werden gemeiniglich so viele sogenannte Looszettel als Erbtheile gemacht, deren jeder so viel möglich aus allen Rubriken der erbschaftlichen Sachen den gleichen Werth enthält, und wie ein jeder Erbe seinen Looszettel zieht, so wird er wegen seines Erbtheils aus der Erbschaft befriedigt. Können aber die Erben über den Preiß einer erbschaftlichen Sache nicht einig werden, so wird sie entweder demjenigen unter den Erben, welcher dafür den grösten Kaufschilling anbietet, oder unter mehreren, welche einen gleichen Kaufschilling anbieten, demjenigen, welcher den grössern Erbtheil hat, überlassen, oder zum öffentlichen Verkauf ausgesetzt, und dabey auch die Erben zur Versteigerung zugelassen; bey solchen Theilungen kann es auch geschehen, daß der Richter einem Erben wegen seines Guttheils ein Dienstbarkeitsrecht auf des andern Guttheil zuspricht, wofür aber dieser immer zu entschädigen ist, ja es kann geschehen, daß wenn keine andere schickliche Art der Theilung ausfindig zu machen ist, alsdann der Richter einem das Eigenthum, dem andern die Nutznieſſung des Guts zuspricht, oder daß er sämtliche Erben in dem Miteigenthum bestättigt, und ihnen zu abwechselnden Zeiten die Nutznieſſung zuspricht. Was bey dieser richterlichen Theilung einem oder dem andern von dem Erben zugesprochen worden, dessen Eigenthum geht auf ihn ohne Uebergabe über. Unter den Erben hat nach der Regel in Ansehung der Auswahl gewisser erbschaftlicher Sachen keiner vor dem andern einen Vorzug, nur wenn mehrere einen gleichen Kaufschilling für eine erbschaftliche Sache bieten, hat derjenige den Vorzug, welcher den grösseren Erbtheil bekommt; in einigen deutschen Provinzen jedoch, besonders in Sachsen, ist das sogenannte Kurrecht eingeführt, kraft dessen unter mehreren Erben unterschiedenen Geschlechts die weibliche Erben, oder unter mehreren Erben männlichen Geschlechts der ältere die Theile machen, sodann aber im ersten Fall die männliche, im zwoten die jüngere Erben wälen, an andern Orten haben auch die Kinder in Ansehung der von ihren Eltern herkommenden Güter ein Vorzugsrecht vor andern Miterben.

Die Wirkung der geschehenen Theilung ist, daß ein jeder Erbe das, was ihm von der Erbschaft zugetheilt worden, in einem unzertrennten Eigenthum besitzt, wenn die Erben einen solchen zur Theilung zugelassen haben, welcher nicht wirklich Miterbe war, so ist zu unterscheiden, ob die Theilung gerichtlich oder aussergerichtlich geschehen, im ersten Fall können sie nichts von ihm zurückfordern, sondern es steht ihm die Exception der erhaltenen rechtskräftigen Urthel wider den Kläger zu; im andern Fall aber können die Erben, sie müßten denn wissentlich und in der Absicht zu schenken, oder nach Art eines Vergleichs einem dritten zur Theilung zugelassen haben, von ihm seinen Antheil wieder zurückfordern. Wenn einem Erben dasjenige, was ihm in der Theilung zugefallen ist, von einem dritten evincirt wird, so sind die Miterben verbunden, ihm die Eviction zu leisten, nemlich, ihn wegen dessen, was er wegen der behaupteten Ansprüche eines dritten auf die ihm zugetheilte Sache nunmehr weniger hat, schadlos zu halten, wenn auch gleich die Erben sich deßwegen nichts untereinander versprochen haben.

Wenn bey der Theilung ein oder der andere Erbe gegen die andern verkürzt worden ist, so kann im Fall, wenn die Theilung aussergerichtlich wiewohl durchs Loos geschehen ist, der verkürzte Erbe wegen jeder beträchtlichen, wiewohl nicht die Hälfte betragenden Verkürzung, wenn auch kein Betrug vorgefallen ist, gegen seine Miterben auf die Gleichstellung und Verbesserung der Theilung klagen, nur alsdann findet eine solche Klage nicht statt, wenn die Erben wissentlich ungleiche Erbtheile gemacht, und sie dem Loos überlassen haben, oder wenn einer nach Art eines Verglichs einen geringern Erbtheil angenommen hat, oder die Ungleichheit nur von ungefähr, z. B. daher entstanden, daß der eine die ihm zugefallene Güter geringer oder theurer verkauft hat. Wenn die Erben jeder Klage wegen Verkürzung gegen einander entsagt haben, so wird jener Klage ebenfalls nicht statt gegeben, ausgenommen, wenn ein Betrug vorgefallen ist. Wenn aber die Theilung gerichtlich geschehen ist, so findet niemals eine Klage wegen Verkürzung statt, weil die Theilung in Rechtskraft übergeht, und diese auch wegen der grössesten Verkürzung nicht wieder aufgehoben wird.

Die **Erbschaftstheilung** geschieht zuweilen nur durch Bestimmung der Summen, ohne jedem Erben seinen Theil wirklich zu überlassen; dieses geschieht, wenn das ganze erbschaftliche Vermögen in dem Besitz und der Nutznieſſung eines Miterben bleibt, wenn z. B. der Erblasser einen Ehgatten und Kinder hinterläßt, so wird zwar eine Theilung auf dem Papier entworfen, und es werden die Erbtheile des überlebenden Ehgatten und der Kinder nach den Summen genau bestimmt, allein nach den meisten deutschen Gesetzen bleibt der überlebende Ehegatte im Besitz und Genuß des ganzen Vermögens, und wird also nicht wirklich getheilt. In diesem Fall wird die Erbschaftsthei-

sung eine Eventualtheilung, so wie hingegen in dem Fall, da wirklich getheilt wird, eine Realtheilung genennt.

Die Klage auf Theilung der Erbschaft ist zugleich wie wir oben angeführt haben, noch auf besondere persönliche Schuldigkeiten gerichtet; der Kläger kann also mit derselben 1) auf die Mittheilung aller von dem Innhaber aus der Erbschaft bezogenen Früchte und Nuzungen zu seinem Antheil, 2) auf die Ersetzung der von dem Besitzer verzehrten, oder durch seinen Dolus oder Culpa Levis in Concreto verlohrnen oder verdorbenen erbschaftlichen Dinge; und 3) auf die Ersetzung der vom Kläger wegen Verwaltung der Erbschaft aufgewandten Kosten zu der Beklagten Antheil, und der davon von Zeit des Verzugs verfallenen Zinse klagen. (38)

Erbschaftsüberlassung, Hereditatis, Transmissio, ist der Uebergang einer dem Erben angefallenen Erbschaft auf dessen Erben. Die Regel hievon ist, daß eine dem Erben angefallene Erbschaft auf dessen Erben nicht überlassen wird, als nachdem sie der Erbe erworben hat; daher ist kein Zweifel, daß die einem Suus Heres angefallene Erbschaft, weil sie ihm gleich durch den Anfall von selbst erworben wird, auch wenn derselbe vor gemachter Erklärung stirbt, auf alle dessen Erben; eine einem andern angefallene Erbschaft aber, wenn sie einmal angetretten ist, ebenmässig auf alle Erben übergeht; wenn hingegen der Erbe stirbt, ehe ihm die Erbschaft angefallen ist, z. B. vor dem Tod des Erblassers, so haben auch seine Erben niemals einige Ansprache auf die Erbschaft, stirbt aber der Erbe zwar nach angefallener Erbschaft, aber ehe er dieselbe durch wirkliche Antrettung erworben hat, so geht solche auf die Erben des Erben nicht über, ausgenommen in einigen wenigen, in den Gesetzen besonders ausgenommenen Fällen. Diese sind folgende: 1) Kinder, welche nicht mehr in väterlicher Gewalt stehen, überlassen die ihnen vom Vater oder der Mutter angefallene obwohl nicht angetrettene Erbschaft auf ihre Descendenten, welche ihre Erben sind, nicht aber auf andere Erben, und in diesem Fall wird die Ueberlassung die theodosianische Transmission genennt; 2) wenn ein Erbe sich der Rechtswohlthat zu deliberiren bedient, und innerhalb des zur Deliberation vorgeschriebenen Zeitraums mit dem Tode abgeht, so kommt der Ueberrest dieses Zeitraums dem Erben desselben in so weit noch zu statten, daß er innerhalb desselben noch die Erbschaft antretten kann. 3) Wenn einem Kind eine Erbschaft angefallen ist, und dasselbe im Kindsalter mit Tod abgegangen ist, ehe es die Erbschaft gehörig angetretten, so wird diese Erbschaft auf den Vater des Kinds, nicht aber auf andere Erben oder Ascendenten überlassen; selbst die Mutter und Geschwister nehmen, nachdem sie des Vaters Miterben geworden, nach dem strengen Recht an dieser überlassenen Erbschaft nicht Theil, wiewohl nach der Praxis sie billiger zugelassen werden; 4) wenn der Erblasser gewaltsamer Weise ums Leben gebracht worden, wo es also Pflicht des Erben war, vor der Antrettung den Thäter des Mords ausfindig zu machen, der Erbe aber während dieser Untersuchung gestorben ist, so überläßt er die Erbschaft auf seine Erben. Wenn endlich 5) der Vater in der Gefangenschaft, und nach ihm ein Kind, unwissend, daß der Vater zuvor gestorben war auch stirbt, so geht nach dem römischen Recht die Erbschaft des Vaters auf die Erben des Kinds, besonders auf dessen Mutter über. Ueberhaupt aber, wenn der Erbe durch wichtige zufällige Umstände gehindert wird, die ihm angefallene Erbschaft anzutreten, so kann öfters der Erbe des Erben durch die Rechtswohlthat der Wiederherstellung in vorigen Stand noch die Erbschaft erhalten. (38)

Erbschaftsverkauf, Venditio Hereditatis, ist wegen einiger besondern Umstände dem Rechtsgelehrten merkwürdig. Eine Erbschaft wird entweder als dem Verkäufer schon angefallen, oder als noch nicht angefallen verkauft. Von dem leztern Fall ist die Regel diese: In welchen Fällen ein Vertrag über die noch nicht angefallene Erbschaft giltig ist, in solchen gilt auch der Verkauf derselben; es gilt daher der Verkauf einer noch nicht angefallenen Erbschaft einer ungewissen unbestimmten Person, z. B. wenn mir innerhalb eines Jahrs eine Erbschaft anfallen wird, so will ich sie dir für tausend Thaler, oder: die nächste Erbschaft, welche mir anfallen wird, will ich dir für tausend Thaler verkauft haben; in beiden Fällen gilt der Kauf, sobald dem Verkäufer eine Erbschaft anfällt, und sie muß dem Verkäufer gegen Erlegung des Kaufschillings abgetreten werden; sie mag auch groß oder gering ausfallen, so kann kein Theil wegen Verkürzung gegen den andern klagen. Auch ist der Verkauf der nicht angefallenen Erbschaft auf diese Art giltig, wenn der Verkäufer sagt: für tausend Thaler verkaufe ich dir all mein Recht auf jede Erbschaft, welche mir anfallen wird; in diesem Fall muß der Käufer den Kaufschilling bezahlen, wenn gleich dem Verkäufer keine Erbschaft anfällt; allein wenn auch dem Verkäufer viele und beträchtliche Erbschaften anfallen, so muß er gegen den bedungenen Kaufschilling alle dem Käufer abtreten. Nicht weniger ist der Verkauf der noch nicht angefallenen Erbschaft einer dritten gewissen Person giltig, wenn diese Dritte in den Verkauf einwilliget, und bis auf seinen Tod bey dem Willen, den Verkäufer zum Erben zu haben, bleibt. Wenn eine Erbschaft als schon angefallen verkauft wird, so wird zu Giltigkeit des Verkaufs erfordert, 1) daß der, von dessen Erbschaft die Rede ist, gestorben, und 2) die Erbschaft dem Verkäufer angefallen seye; wenn es an ein oder anderem fehlt, so ist der Verkauf ungiltig, und der Verkäufer ist verbunden, wenn der vorgebliche Erblasser noch nicht gestorben ist, dem Käufer den Kaufschilling samt allen verursachten Schäden und Kosten; wenn aber der Erblasser zwar gestorben, aber die Erbschaft dem Verkäufer nicht angefallen ist, dem Käufer den Werth der Erbschaft samt allen Kosten und Schäden zu ersetzen; wenn jedoch im leztern Fall der Verkäufer dem Kaufer die ganze Erbschaft übergeben, und ihn in den Besitz gesezt hat, so kann dieser gegen jenen nicht klagen, bis ihm von dem wahren Erben die Erbschaft evincirt wird, in welchem Fall er von dem Verkäufer die Evictionsleistung fordern kann. Wenn nach dem Tod des Erblassers jemand die Erbschaft nur gleichsam als eine Hoffnung verkauft, z. B. also: ich verkaufe dir, wenn mir des *A* Erbschaft, oder was mir von derselben angefallen ist, oder was mir der *A* von seiner Erbschaft in seinem Testament zugedacht hat, für tausend Thaler, so ist der Verkauf giltig, der Käufer muß den Kaufschilling bezahlen, wenn gleich dem Verkäufer nichts von der Erbschaft angefallen ist, und der Verkäufer muß gegen den Kaufschilling die ganze ihm angefallene Erbschaft, so groß sie auch ist, dem Käufer abtreten; nur wenn der Verkäufer betrüglich gehandelt, und zu Zeit des Verkaufs schon gewußt hätte, daß ihm nichts von der Erbschaft zufallen

wird, so kann er nicht allein den bedungenen Kaufschilling nicht fordern, sondern muß auch den Käufer durchaus schadlos halten.

Wenn eine dem Verkäufer wirklich angefallene Erbschaft giltig verkauft worden ist, so ist, wie bey jedem Kaufcontract, also auch hier die Wirkung, daß der Verkäufer die verkaufte Erbschaft abtreten, der Käufer aber den bedungenen Kaufschilling bezahlen muß. Der Verkäufer muß also dem Käufer alle erbschaftliche Sachen, welche nicht ausdrücklich ausgenommen worden, mit allen nach dem Tod des Erblassers hinzugekommenen Nutzungen und Vermehrungen übergeben, auch den Erlös aller aus der Erbschaft veräusserten, und den Werth aller aus der Erbschaft verzehrten oder durch seine Schuld verlohrnen Sachen ersetzen; er muß dem Käufer nicht allein alle dem Erblasser zugestandene Klagen und Forderungen, sondern auch diejenige, welche der Erbe nachher wegen der Erbschaft erworben hat, abtreten, er wird selbst dasjenige, was er dem Erblasser schuldig war, unerachtet nach dem strengen Recht diese Schuld durch Confusion aufhört, nunmehr dem Käufer schuldig. Der Käufer muß hingegen auch alle Beschwerden der Erbschaft übernehmen, die auf die Leiche und Uebernahme der Erbschaft ergangene Kosten und die Schulden des Erblassers bezahlen, die von ihm verordnete Vermächtnisse entrichten, der Verkäufer kann selbst das, was ihm vermacht worden, oder was ihm der Erblasser schuldig gewesen, an den Käufer fordern, oder von der abzutretenden Erbschaft, so wie auch das, was er wegen der Erbschaft ausgegeben, einbehalten; wenn auch dem Verkäufer auf einem erbschaftlichen Gut ein Dienstbarkeitsrecht zugestanden, so muß ihm solches, weil es nach dem strengen Recht durch Confusion erloschen ist, wieder hergestellt werden. Was dem verkaufenden Erben wegen des vacanten Erbtheils eines Miterben kraft Zuwachsungsrechts zufällt, oder was er als nachgesetzter Erbe eines Miterben bekommt, gehört nicht dem Käufer, sondern dem Verkäufer, es müßte denn ausdrücklich mitverkauft worden seyn. Wenn der Verkäufer als Erbe etwas, das er nicht schuldig war, im Namen der Erbschaft bezahlt hat, so kann er dieses, er müßte denn vom Richter dazu verurtheilt worden seyn, nicht vom Käufer, sondern nur vom Empfänger mit der Condictio indebiti zurückfordern; eben so wenn dem Verkäufer als Erben von jemand, der irrig meinte, in die Erbschaft schuldig zu seyn, etwas bezahlt worden, so kann dieses nicht der Käufer, sondern nur der Bezahler an den Verkäufer fordern.

Obwohlen aber der Wirkung nach der Käufer Erbe ist, und in des Erben Stelle tritt, so bleibt doch im Grund der Verkäufer Erbe; er kann gegen die Erbschaftsschuldner klagen, und diese werden durch die an ihn gemachte Bezahlung von ihrer Verbindlichkeit frey; eben so können die Legatarien und erbschaftliche Gläubiger gegen den Verkäufer klagen, und er ist schuldig, sie zu befriedigen; hingegen muß der Verkäufer das, was er von den Schuldnern eingenommen, dem Käufer wieder geben, und der Käufer muß dem Verkäufer das, was dieser an Schulden oder Vermächtnissen bezahlt hat, wieder ersetzen. Der Käufer kann auch niemals in seinem eigenen Namen, sondern er muß in des Verkäufers Namen mit den ihm von diesen abgetretenen Klagen gegen die Erbschaftsschuldner klagen, und muß sich in dieser Rücksicht hinlänglich legitimiren; doch kann er nach dem neuern römischen Recht nach berichtigtem Kauf auch vor förmlicher Abtretung der Klagen die Actiones utiles wider die Schuldner anstellen; eben so ist der Käufer nicht schuldig, auf die von den Erbschaftsgläubigern wider ihn angestellte Klagen sich einzulassen, wenn er sich nicht besonders ihnen verbunden, und die Schuld des Verkäufers expromittirt hat. Wenn dem Käufer die gekaufte Erbschaft von dem wahren Erben evincirt wird, so kann er wider den Verkäufer auf die Evictionsleistung klagen: allein wenn ihm nur einzelne unter der Erbschaft begriffene Sachen von einem Dritten evincirt worden; so ist er zur Klage auf Evictionsleistung nicht berechtigt, es müßte ihm denn solche wegen der evincirten Sachen ausdrücklich versprochen worden seyn. Uebrigens steht dem Verkäufer wider den Käufer, und diesem wider jenen auf Leistung der mancherley Contractschuldigkeiten die Klage aus dem Contract zu, und der Verkäufer ist auch berechtigt, wenn der Käufer den Kaufschilling zu entrichten sich weigert, wegen desselben erbschaftliche Sachen zurückzubehalten.

Wenn der Verkäufer nicht wahrer Erbe war, so kann der wahre Erbe wider ihn die directe Erbschaftsklage, oder wider den Käufer die utilem anstellen; ist aber der Verkäufer wirklich Erbe, so kann er einen dritten Besitzer mit der directen Erbschaftsklage, der Käufer aber mit der utili belangen. (38)

Erbschatzmeister, s. Erbamt.

Erbschenk, s. Erbamt.

Erbschichter, ist eine Art weltlicher Richter, welcher nach seiner ersten Absicht unter Erben die Streitigkeiten zu schlichten, hernach aber auch andern Parthien Recht zu sprechen die Macht erhalten hat. (15)

Erbschirm. s. Erbschütz.

Erbschleicher, (*Heredipeta*) wird überhaupt ein jeder genannt, welcher durch listige Schmeicheleyen eine Erbschaft, die ihm doch eigentlich nicht gehörte, von dem zukünftigen Erblasser zu erhalten sucht. Derjenige ist also kein Erbschleicher, welcher durch Schmeicheleyen die Erbschaft von dem, den er als nächster Intestaterbe ohnehin beerbet, zu erhalten suchet. Unter der Erbschleichung ist auch nicht begriffen, wenn einer den andern zwingt, zu seinem Vortheil ein Testament zu machen, oder denjenigen, der ein Testament machen will, mit Gewalt abhält, sondern man verstehet hauptsächlich darunter dieses, daß einer durch Schmeicheleyen oder andere unerlaubte, doch aber nicht gewaltsame Weise, den andern beweget, ihn in seinem Testament zum Erben einzusetzen, oder ihm ein Vermächtniß zu hinterlassen. Nach dem Zeugniß der Schriftsteller waren solche Erbschleichungen bey den Römern sehr häufig. Weil aber dieses, daß einer von dem andern etwas auf gedachte Art erschlichen, und daß ihn der Testirer wegen dieser Schmeicheley zum Erben eingesetzt, oder ein Vermächtniß hinterlassen habe, schwer zu beweisen ist, so konnten die römischen Gesetze nicht alle Arten der Erbschaftsschleichungen verbieten, sondern sie begnügten sich damit, daß sie die sogenannten institutiones captatorias verboten, als welche darin bestehen, daß einer den andern zum Erben einsetzet, falls er ihn wiederum zu seinem Erben ernennet. L. 70. 71. *D. de hered. instituendis.* (41)

Erbschmieden, gehören zu den auf den Grund und Boden haftenden Werkstätten: denn es sind solche Schmieden, welche manche adeliche Güterbesitzer bey ihren Gütern haben, und welche, so oft es die Noth erfordert, durch einen Meister oder wandernden Gesellen wieder besetzt werden. (15)

Erbschoßbuch, Erbregister, sind Bücher, welche

die Adelichen und Amtleute halten, worin die Frohndienste, Zinsen, Lehns, nebst andern Schuldigkeiten und Abgaben der Unterthanen eingetragen sind. Diese beweisen der Regel nach wider die Unterthanen nichts, sie müßten denn mit Zuziehung und Genehmigung der Unterthanen durch vereidete Personen errichtet worden seyn, oder falls dieses nicht geschehen wäre, durch andere Gründe unterstützt werden. (41)

Erbschulze, heißt auf manchen Dörfern derjenige Schulze, welcher sein Schulzenamt bey seiner Familie erblich hergebracht hat. In solchem Falle pflegt derselbe auch darauf mit gewissen Gütern beliehen zu seyn, wovon er auch Erb- und Lehenschulze genannt wird. (15)

Erbschutz, ist ein solcher Schutz, welchen die Erbcastenvoigte den geistlichen Stiftungen, welche der Freygebigkeit ihrer Vorfahren ihren Ursprung zu danken haben, angedeihen lassen. In dieser Beziehung nannten sich die Churfürsten von Sachsen ehedem Erbschutzfürsten der Bischöffe von Merseburg, Meissen und Naumburg. Daß ein Erbschutzherr eigentlich kein Landesherr sey, fällt zwar leicht in die Augen; jedoch hat der Erbschutz oft zu Anmassungen Anlaß gegeben, welche nur mit den landesherrlichen Vorrechten bestehen konnten. Die Churfürsten von Brandenburg sind Erbschutzherren der Reichsstadt Northausen, und als Herren der Grafschaft Mark Erbvoigt- Schutz- und Schirmherren des Stifts Werden. Anderer Beyspiele nicht zu gedenken. (15)

Erbsbohne. Eine kleine weisse Bohne, welche im Feld gezogen wird, und auch Perlbohne, Eyer- oder Prinzeßinbohne heißet. s. unter Bohne. (24)

Erbse. (botan.) (*Pisum* Linn.) Mit diesem Namen wird ein Pflanzengeschlecht belegt, welches in die vierte Ordnung der siebenzehnten Classe (Diadelphia decandria) gehört. Der Kelch bestehet aus einem spitzen fünfspaltigen fortdaurenden Stücke, dessen beide obersten Abschnitte kürzer sind. Die Krone ist schmetterlingförmig, ihre Fahne sehr breit, umgekehrt herzförmig, zurückgebogen, mit einer Spitze gekerbt, die beyden Flügel rundlich, an einander gelehnt, kürzer als die Fahne, der Kiel platt, halbmondförmig und kürzer als die Flügel. Neun Träger der Staubfäden sind in eine oben gespaltene Röhre verwachsen, einer stehet oberwärts, besonders die Staubbeutel sind rundlich. Der Stempel bestehet aus einem länglichen platten Fruchtknoten, einem aufsteigenden dreyeckigen häutigen Griffel, der oben einen haarigen Kiel und gebogene Seiten hat. Die Narbe ist oben an der Ecke angewachsen, länglich und zottig. Auf die Blüthe folgt eine grosse lange rundliche einfächrige zweyklappige Schoote, die eine in die Höhe steigende Spitze hat. Sie enthält mehrere kugelrunde Saamenkörner. Man zählt folgende Gattungen.

Gemeine Erbse. (*Pisum sativum* Linn. Mill. dict. n. 1. Blackw. t. 83.) Diese sehr bekannte Pflanze wird häufig auf Aeckern und in Gärten gezogen. Die faserige jährige Wurzel treibt zarte biegsame ästige Stengel, welche an benachbarten Gegenständen in die Höhe kriechen. Die Blätter sind gefiedert, länglich und völlig glattrandig, gestielt und mit einem ästigen Gäbelchen versehen. Die Blattansätze sind gekerbt nach unten zu abgerundet. Die Blumen stehen zu mehrern beysammen auf einem Stiele, und sind weiß. Es giebt mehrere Abänderungen von dieser Gattung: als 1) die Früherbse, *Pisum hortense minus*, welche der eben beschriebenen völlig gleich sind, nur aber schneller wachsen und reif werden. 2) Die Zuckererbse oder Stabelerbse, welche eine weiche, fleischige süßliche und mehr breite als rundliche Schoote bekommen. Sie wächst auch viel höher als die gemeine Erbse, und wird mit Reisern unterstützt. 3) Die Zwergerbse, welche nur 4 bis 5 Zoll hoch wird. 4) Die Büschelerbse, Traubenerbse, Rosen- oder Kronerbse. (*Pisum umbellatum*) Die Schooten kommen nur oben aus dem Gipfel. Sie wird nicht viel höher als die gemeine.

Ochererbse. (*Pisum Ochrus* Linn. Mill. dict. n. 6. *Ochrus folio integro capreolos emittente* C. Bauh. *Ervilia sylvestris* Dodon.) Italien und Creta sind ihr Vaterland. Die Blättchen sitzen paarweise an einem Stiele, laufen daran herab, und bilden zwo Flügel. Die bläulichen Blumen entspringen aus den Blattwinkeln. Zur Speise taugt diese Gattung nicht viel, denn sie ist bitter und hart.

Stranderbse. (*Pisum maritimum* Linn. Mill. dict. n. 4. *Pisum spontaneum perenne repens humile* Morif. hist. 2. p. 47. f. 2. t. 1. f. 5.) Der europäische Meerstrand und Canada sind ihr Vaterland. Sie hat eckige Stengel, pfeilförmige Blattansätze, zusammengerollte Blätter, deren Stiele oben etwas platt sind. Mehrere Blumen stehen auf einem Stiele.

Wilde Erbse. (*Pisum arvense* Linn. *Pisum pulchrum folio anguloso* C. Bauh. Morif.) Sie wächst in Europa unter dem Getraide wild; hat vielblättrige Blattstiele, gekerbte Blattansätze und einzelne Blumen. (9)

Erbsen, (ökonom.) eine bekannte Schotenfrucht. Einige werden im Feld, andere in den Gärten erzogen. Erstere nennt man Feld- oder Ackererbsen, letztere aber Gartenerbsen. Letztere sind aber wieder von zweyerley Art: Erbsen, welche eine weiche Schale haben, und mit derselben pflegen gekocht und gespeiset zu werden; diese heißen Zuckererbsen, und kommen unter diesem Namen vor; und Erbsen, welche eine harte Schale haben, und woraus man nur die noch nicht zeitigen Kerne zum Kochen nimmt, und Kernerbsen genennt werden; diese können aber auch eben so wie die Ackererbsen ins Feld gesäet werden; man hat unter ihnen Früherbsen, Zwergerbsen, Büschel- oder Doldenerbsen, Fontanellerbsen; und unter den Felderbsen grüne, klein und großkernichte, weißlichte, gelbe und blaulichte; der Boden, worinnen sie am besten fortkommen, muß nicht allzustreng, aber auch nicht leicht seyn, und durch die Dung gehörige Fettigkeit haben: füget man noch den Fleiß des Ackermanns in gehöriger Zubereitung seines Felds hinzu: so werden, wenn die Witterung und andere zufällige Umstände nicht seiner Arbeit entgegen sind, die Erbsen immer gerathen, ob mit dem Feld umgewechselt oder auf einerley Acker der Jahre diese Frucht gesäet wird. Man thut besser, wenn man sie unterpflügt, als unteregt; auf diese Art gehen weniger verlohren, und der Acker zeugt auch nicht zu viel Unkraut. Die beste Saatzeit ist der April: säet man später, so giebt es zwar viel Stroh, aber wenig Erbsen, und auch diese stehen in Gefahr, von dem Mehlthau verdorben zu werden. Da das krauten in den Erbsen sehr schädlich ist: so muß man auch darum den Acker zuvor recht reinigen, damit das Unkraut nicht überhand nimmt. Sobald die Erbsenschoten, wenigstens die meisten reif sind, so müssen sie bey trockner Witterung abgemäht, oder mit der Sichel abgegraset werden, und nachdem das Stroh trocken, nach Haus und in der Scheuer in die Höhe lüftig gelegt werden, bis sie können ausgedro-

ſchen werden. Liegen ſie zu lang auf dem Acker, daß ſie beregnet werden, ſo ſpringen die Schoten auf, und das Stroh, das doch eine gute Schaffütterung iſt, verdirbt. Der Acker, der Erbſen getragen, wann er zuvor gedüngt worden, muß nun ſogleich umgebrochen werden, damit er, wann Winterfrucht hineingeſäet werden ſoll, noch einmal zur Saat geackert werden kann; iſt er aber ungedüngt mit Erbſen beſäet geweſen, ſo wird ſogleich nach der Ernte Dung auf die Erbſen Stoppeln gefahren, ſolche untergeackert, damit er zur Winterfrucht wenigſtens noch einmal geackert werden könne. Manche Landwirthe finden es ſehr vortheilhaft, daß ſie Erbſen mit Futter oder Saubohnen vermengt auf einen Acker ſäen: die Erbſen ſchlingen ſich an die Bohnenſtengel und tragen reichlich. Viele legen auch Erbſen zu den Cartoffeln; auch dieſe gerathen wohl, weilen ſie ſich an die Cartoffelſtengel hängen. Ueberhaupt können ſie faſt mit jeder andern Frucht vermengt geſäet werden, nur iſt alsdenn die Scheidung dieſer zweyerley Früchte etwas verdrießlich. Wie jedes Gewächs ſeine Feinde hat: ſo fehlt es der Erbſe auch nicht an ſolchen. Der Erdfloh, eine grüne Raupe, woraus ein Schmetterling kommt, die Blattläuſe. Eine Rüſſelkäferlarve, der Erbſenfreſſer, oder *bruchus piſi*, und andere thun dieſer Pflanze großen Schaden, wenn nicht eine günſtige Witterung ſie dafür bewahrt. Der Nutzen der Erbſen iſt offenbar: Menſchen gebrauchen ſie als eine gute Speiſe zu Suppen, Brey, Zugemüſe; auch das Mehl mit andern Fruchtmehl vermiſcht zu Brod und andern Speiſen. Da ſie zuweilen ſich nicht weich kochen laſſen, welches von der Erdart oder dem Waſſer oder von andern Umſtänden herkommen mag: ſo kann man ſie nur zuvor in kaltes Waſſer einweichen, und dann zum Feuer ſetzen. Will man ſie zu einem Brey oder Suppen zart verrühren, ſo ſchlägt man die gekochten durch eine Seihe durch. Schweine werden ungemein fett, wenn man ihnen entweder die Erbſen geſchroten, oder ganz und ungeſchroten mit kaltem Waſſer giebt. Auch mit den Pferden und Rindvieh kann man ſie mit vielem Vortheil geſchroten füttern. (24)

Erbſen. (Handlung) In den Seeſtädten wird damit bey ganzen Schiffsladungen ſtarker Handel getrieben. Von Pohlen aus wurden ſie über Danzig nach Holland und andern Ländern verführt; ſie werden Scheffel- und Viertelweiſe verkauft, und man hat ſich bey ihrem Einkauf wohl in Acht zu nehmen, daß ſie nicht gequellet, ſondern wohl dürre und trocken ſind. Die beſten davon ſind die ſchöne weiſſe, und die nicht mit wurmſtichigen und ſchwarzen vermenget ſind. (28)

Erbſe, Mohren- (botan.) heißt zuweilen die Languedokiſche Wicke. (9)

Erbſe, die rothe, (Conchyl.) die bauchiche inwendig purpurfarbene Telline, (*Tellina piſiformis* L. XII. p. 1120. Sp. 69. *Tellina teſta ſubgloboſa laevi, intus incarnata, oblique ſubſtriata ſtriis antice angulo acuto reflexis.* Müller Linneiſches Naturſyſtem. Th. VI. S. 242. Schröter Flußconchyl. S. 192.) Linne beſchreibet dieſe Telline, die ſich in den Flüſſen, oder in den ſüſſen Waſſern aufhält, folgendergeſtalt. Sie hat die Gröſſe einer Erbſe, und ſey etwas bauchich oder aufgeblaſen, ſie ſey von Auſſen weiß, von Innen, aber blos in der Vertiefung purpurfarbig. Sie iſt in die Queere geſtreift, aber ſo fein, daß man dieſe Queerſtreifen mit bloſen Auge kaum erkennen kann, und dieſe Streifen laufen endlich in einen Winkel zuſammen. Das Schloß hat, die Seitenzähne ausgenommen, einen einzigen Zahn. Bisweilen aber ſelten findet man die Muſchel ganz weiß, wo folglich der innre purpurfarbene Fleck fehlt. Man findet wie Linne ſagt, dieſe Muſchel an den Mündungen der europäiſchen Flüſſe. Uns iſt ſie noch nie zu Geſichte gekommen, daher wir auch nur die Linneiſche Beſchreibung derſelben haben mittheilen können; ſie muß auch in den däniſchen Cabinetten fehlen, weil wir ſie in dem ſechſten Bande des durch Herrn Chemnitz fortgeſetzten neuen ſyſtematiſchen Conchylliencabinet vermiſſen. (10)

Erbſe, ſchwarze, (botan.) iſt ein Beyname der Languedokiſchen Wicke, (*Vicia narbonenſis* L.) (9)

Erbſelbeeren, werden zuweilen die Sauerdornbeeren genennt. ſ. Sauerdorn.

Erbſeln, eingemachte, (*Fructus berberum conditi,*) (Pharmacie) ſ. eingemachte Berberisbeeren.

Erbſelnſaft, (*Rob berberum,*) (Pharmacie) ſ. Berberisbeerengeſelz.

Erbſelnſyrup, (*Syrupus berberum,*) (Pharmacie) ſ. Berberisbeerenſyrup.

Erbſen, verſteinte. (Mineral.) ſ. Erbſenſteine.

Erbſen, bethlehemitiſche, verſteinte. (Mineral.) ſ. Erbſenſteine.

Erbſen, weſtindiſche, (Conchyl.) die neritenartige Strandmondſchnecke, Chemnitz. Mondſchneckenförmige Neriten. Mart. *Turbo neritoides* L. XII. p. 1232. Sp. 606. *Turbo teſta ovata glabra obtuſiuſcula margine columnari plano* L. *Neritagtig Thorentje? Gronov* Knorr Vergnügen Th. VI. tab. 23. fig. 8? 9? Chemnitz Conchyl. Th. V. tab. 185. fig. 1. bis 11? Der Lage nach hat dieſe kleine Schnecke einen etwas ſchrägen Bau, wie viele Neriten zu haben pflegen, aber die Windungen ragen hervor, ob ſie gleich nur einen ſtumpfen Zopf bilden, und dadurch wird der Bau der Schnecke eyförmig. Die erſte Windung iſt rund gewölbt, die obere Windungen ragen ein wenig hervor, ſie machen aber doch in der That einen platten Wirbel, und noch eine plattere Endſpitze, weil zwey von den vier obern Windungen in ſich ſelbſt gewunden ſind, und alſo einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt haben. Die Mundöffnung iſt nicht ganz rund, ſondern ungezweifelt eyförmig zu nennen, wie bey den mehreſten Neriten, die Mündungslefze hat keinen Saum, und die Spindel iſt platt, oder etwas eingedrückt, Linne kann alſo mit Grunde ſagen, ſie ſey den Neriten überaus ähnlich und klein. (*Teſta Neritis maxime affinis Minuta.*) Eben darum aber kann die Abbildung Gualtieri *Index teſtar.* tab. 45. fig. K. worauf ſich Linne beruft, nicht hieher gehören, weil dieſe zwar klein, aber ganz wie eine Mondſchnecke gebaut iſt. Man findet dieſe Schnecke an den Stranden der europäiſchen Meere, und an den weſtindiſchen Ufern in unzählbarer Menge, daher es leicht begreiflich iſt, daß ſie ſich auch in vielen Veränderungen beſonders in Rückſicht auf die Farbe und die Farbenzeichnung finde. Bald iſt ſie einfärbig, hoch oder blaßgelb, roth, bräunlich u. dgl.; bald mehrfärbig, gefiedert, mit Bändern oder Faden umwunden, oder ſonſt noch anders gefärbt, die Schale iſt aber für eine ſo kleine Schnecke, die höchſtens die Gröſſe einer Haſelnuß erreicht, vorzüglich ſtark.

Vorher haben wir gehört, daß Martini dieſe weſtindiſchen Erbſen, mondſchneckenförmige Neriten nennet, und ſie folglich unter die Neriten zählet. Nach unſrer Meynung ſind ſie auch wirklich Neriten. Nach unſrer Meynung gehören ſie zu *Nerita littoralis*

L. und wenn wir nun die Abbildung Lister *Histor. animal. angliae* tab. 3. fig. 11. 12. mit der gegenwärtigen Beschreibung des Linne, mit seiner Beschreibung der *Neritae littoralis*, und mit solchen Körpern, die von den Conchyliologen hieher gerechnet werden vergleichen, so halte ich mich fest überzeugt, daß Linne aus Uebereilung eine und eben dieselbe Conchylie unter zwey verschiedene Geschlechter gebracht, sie als zwey verschiedene Gattungen angesehen, und einmal *Turbo neritoides*, das anderemal aber *Nerita littoralis* genennt habe. Diese Uebereilung kommt in dem Linneischen System noch einigemal vor, daher wir durch unsern Ausspruch dem Ritter um so viel weniger Unrecht thun. Wollte man indessen ja einen Unterschied annehmen, der aber eigentlich nicht Gattungsunterschied seyn kann, so sind einige etwas mehr in die Höhe gewunden, diese könnten *Turbo neritoides* seyn, andre sind weniger in die Höhe gewunden, und mehr platt, diese könnten *Nerita littoralis* heissen, und noch andere sind ganz platt an ihrem Wirbel; diese wären *Turbo obtusatus*. (10)

Erbsenbaum, (botan.) (*Robinia caragana*. L.) s. Robinie.

Erbsenblumen, nennt man in der Botanik zuweilen die Schmetterlingsblumen, (*Flos papilionaceus*. L.) (9)

Erbsenerz, (Metallurgie) bedeutet in der Berg- und Hüttensprache eine Unterart des Eisensumpferzes in kleinen bald mehr bald weniger vollkommnen kugelichten Körnern. (12)

Erbseneule, Erbsenmotte, (*Phal. noct. pisi.*) s. unter Eulen.

Erbsenfresser, Erbsenwibel, Erbsenkäfer, (*Bruchus pisi*. L. Fabr. Schranck, Fuesl. *Dermestes pisorum* L. Mus. L. Ulr. 35. *le Mylabre a croix blanche* Geoffr. Ins. I. t. 4. f. 9. *Bruche des Pois*. Degeer Ins. V. t. 16. f. 3. 4. *Laria salicis*, Scop.) Ein Saamenkäfer, welcher wegen seines Schades bekannt genug ist. Er legt seine Eyer zu der Zeit, wenn die Erbsen Schoten ansetzen, und zwar in jede Erbse nur ein Ey. Die Larve geht aus, nähret sich in der Erbse, ohne ihren Wachsthum zu hindern, verwandelt sich zur Puppe, und endlich in das vollkommene, ohne ihren ersten Wohnort verlassen zu haben. An der Erbse, in welcher dieser Feind steckt, bemerkt man nichts als einen runden Flecken, der daher entsteht, weilen an diesem Ort das Insekt alles Mark der Erbse bis auf die Hülse ausgefressen, um zu seiner Zeit diesen Deckel loszustossen, und zu neuem Schaden hervorzubrechen. Man trift dieses schädliche Insekt fast aller Orten an, wo Erbsen gepflanzet werden, jedoch in einer Gegend mehr, als in einer andern, oft in solcher ungeheuren Menge, daß man die Erbsenzucht ganz aufgegeben hat. Man hat zwar auf Mittel gedacht, dasselbe zu vertilgen; allein keins ist zuverläßig, und wo es schiene geholfen zu haben, da war es nicht Folge dieses Mittels, sondern der Witterung oder der Zeit, zu welcher die Erbsen gesäet worden, welche meines Erachtens das meiste beytragen müssen, wenn man diesen Feind aus unsern Feldern vertreiben will. Der Landmann sagt gewöhnlich von seinen Erbsen, die diesen Bewohner haben, die Erbsen haben Mücken, und läßt sie auf der Mühle schälen, um sie von diesem Insekt zu reinigen, wenn er sie zur Kochspeise gebrauchen will. Der Käfer selbst ist schwarzbraun, hat einen kleinen etwas niederhangenden Kopf, die Fühlhörner sind etwas keulenförmig und an der Wurzel braunroth: Brustschild breiter als lang, hinten an den Seitenecken spitz, und in der Mitte des Hinterrands mit einem weissen Haarflekken: die Flügeldecken sind stumpf, hinten abgerundet, kürzer als der Leib mit Längsstreifen, und weißgrau gesprenkelt; der unbedeckte Theil des Leibs ist weißgrau mit zwey grossen schwarzen runden Flecken. Die Hinterschenkel haben unten gegen die Spitze ein Dörnchen. (24)

Erbsenkäfer, s. Erbsenfresser.

Erbsenschoote, (Conchyl.) (*Solen enfis* L.) s. Scheidenmuschel, die gekrümmte.

Erbsenschild, (*Canfer pisum.*) s. unter Glattschildkrebs.

Erbsensteine (Mineral.) steinerne Erbsen, versteinte Erbsen, Pisolithen, lat. *Pisolithus*, *Pisa lapidea*, *Ammonites major*. franz. *Pisolithe*. holländ. *Erte of Errete Steen* heissen gewisse Körper des Mineralreichs, welche das äussere Bild einer Erbse haben. Daß verschiedene Gelehrte wahre versteinte Erbsen, die kein Tophstein, kein Steinspiel, sondern eine wahre Versteinerung sind, glauben, behaupten und sogar vertheidigen, das sollte man fast nicht glauben, allein es ist wahr. Von den bethlehemitischen Erbsen, davon wir hernach noch etwas sagen werden, glaubte man nicht nur, daß sie durch ein Wunderwerk Christi entstanden wären, welches bey Topfsteinen und Steinspielen nicht nöthig war, sondern Lesser sagt auch, daß man die Hülse und den Kern an ihnen auf das deutlichste unterscheiden könne. Liebknecht (*Hassia subterran.* p. 174.) redet von versteinten Erbsen aus der Wetterau, und er, und seine Freunde denen er Beyspiele davon übersandte hielten sich gewiß davon überzeugt, daß es wahre Versteinerungen derjenigen Früchte wären, die man Erbsen nennet, præsertim sagt er: cum siliquata ratio facile nonsolum cognoscatur, sed & in nonnullis utriculus seu umbilicus appareat. Wenn wir auf die Beschreibung der versteinten Früchte kommen werden, so werden wir darthun, was auch die Vernunft begreift, daß Früchte gar nicht so häufig versteint werden können, wie die Erbsen im Mineralreiche sind, und die Pisolithen, da sie aus lauter Lamellen bestehen, können darum keine versteinten Erbsen seyn, weil die Erbse ausser ihrer äussern dünnen Haut, inwendig einen soliden Kern hat, der sich in zwey horizontale halbkugelförmige Theile zerlegt.

Dasjenige also, was man Erbsensteine nennet, sind tropfsteinartige Steinspiele, welche die Gestalt, oft auch die Grösse und die Farbe der Erbsen haben. Es sind runde Küchelchen von verschiedener Grösse und Farbe, die sich in einer Mutter finden, aus der sie leicht ausgelößt werden können, und sich, wenn die Mutter durch irgend einen Zufall zerstöhrt wird, selbst ablösen, daher man sie auch hin und wieder in der Erde ohne Mutter findet. Bald sind sie grösser bald kleiner bald gerade so groß wie Erbsen; bald ist ihre Farbe weißgelb, und wirklich erbsfarbig, bald weiß oder weißgrau, bald roth, bald schwarz. In ihrem Mittelpunkte enthalten sie gemeiniglich ein Sandkorn, um dieses hat sich eine Lamelle nach der andern angelegt, welche man an abgesprungenen, oder angeschliffenen Beyspielen deutlich siehet, ja einige lassen sich sogar in ihre einzelnen Lamellen zerlegen.

Kundmann versichert daß in gewissen Höhlen bey Liptau der Fußboden aus lauter Erbsen bestünde, die eine gleiche Solitidät besitzen; er redet auch von kohlschwarzen

schwarzen Erbsensteinen aus Ungarn, die fast wie Zinngraupen beschaffen sind, die er aber für kleine Glasköpfe hält. Der Erbsensteine aus der Wetterau habe ich vorher gedacht, und der Erbsensteine zu Bruck im Canton Bern gedenken die mineralogischen Belustigungen ohne sie zu beschreiben.

Die gewöhnlichsten und bekanntesten Erbsensteine sind die aus dem Carlsbade. Sie liegen größtentheils in einer Mutter, die von einer topfartigen Materie ist, die mancherley Farben an sich genommen hat, unter denen die weisse und die weißgelbe die gewöhnlichsten sind. Diese Mutter und die darinnen liegenden erbsförmigen Kugeln, sind zuweilen so fest, daß sie sich schleifen und poliren lassen, und hier siehet man die Lamellen gar deutlich woraus diese Kugeln bestehen. Manchmal ist die Mutter eine blose dünne Schale, auf deren Oberfläche diese Kugeln liegen, gewöhnlich aber findet man ganze Massen solcher Kugeln, die eine verschiedene Grösse haben, und die blos durch eine topfartige Materie zusammen geleimt sind. Grösse und Farbe dieser sogenannten Erbsen sind verschieden, die schönsten Beyspiele aber sind diejenigen, an welchen Grösse und Farbe den natürlichen Erbsen gleicht, über welche sich keine topfartige Materie gelegt und sie unkenntlich gemacht hat. Sie bestehen allemal aus einzelnen Lamellen, und verrathen daher ihren Ursprung woher es mir auch zugleich wahrscheinlich ist, daß sie eine kugelrunde Bildung haben. In der Gegend des Carlsbades sind sie überaus gemein.

Von den bethlehemitischen Erbsen haben die ältere Schriftsteller sehr viel, aber wenig wahres geschrieben. Es erhellet aus den besten und getreuesten Beschreibungen die wir davon haben, daß sie ebenfalls aus einzelnen Lamellen bestehen, und folglich im Grunde nichts mehr und nichts weniger, als die Carlsbader Erbsensteine sind. Denn obgleich Lesser von ihnen behauptet, daß sie die Hülse und den Kern vorstellen, so heißt doch dies nur so viel, die obere Lamelle hat sich aufgelößt. Von diesen bethlehemitischen Erbsen giebt uns Kundmann (*rar. nat. & art.* p. 148.) folgende Nachricht. „Insonderheit sind werth zu betrachten die *Pisa lapidea Bethlehemitica*, welche für sich sehr hart, mit einer glatten Schale überzogen, und vollkommen rund sind, in keiner zertheilten aber erscheinet ein *Vestigium* vom Keim, welcher doch in den Erbsen deutlich zu sehen ist, wie denn auch inwendig, wenn sie queer hindurch geschnitten, in selben lauter subtile Cirkel sind, die im mindesten nicht in den rechten Erbsen wahrzunehmen; vielweniger das die Steinchen sich in der Mitte wie die Erbsen, wenn sie nur gequellet, theilen lassen. Durch was für ein Wunderwerk Christi aber diese entstanden, davon kann nachgelesen werden Raumolvius *in itinerario* S. 449. dergleichen Fabeln erzählet auch Franciscus Ferdinand de Troilo in seiner orientalischen Reisebeschreibung S. 68. ff.“ Man sagt nemlich: Christus sey bey einem Acker vorübergegangen, wo ein Mann Erbsen gesäet hatte. Christus habe ihn gefragt, was er säe? und er habe geantwortet: kleine Steinchen; darauf habe Christus gesagt; so erndte denn auch Steine, und sogleich wären seine Erbsen in Steine verwandelt worden, und das wären nun eben die Steine, die man noch auf diesem Acker auflesen könnte. Dies Wunder schrieben andere der Maria zu. Lesser Lithotheol. S. 1248 §. 637.

Einige Gelehrten halten diese Erbsensteine für Tophandre für Tropfsteine, einige trennen sie von den Roggensteinen, andre halten beyde für einerley Steinarten. Wir halten dies für Kleinigkeiten, und halten uns überhaupt bey ihnen, da es blose gemeine Steinspiele sind, nicht länger auf. Wir wollen nur noch einige Zeichnungen von solchen Erbsensteinen anführen: Kundmann *rar. nat. & art.* tab. 9. fig. 4. Bptemeister *Apparatus curiosor.* tab 21. fig. 249. 250. Liebknecht *Hassia subterran.* tab. 9. fig 4. Boodt *Gemmar. & lapid. hist.* p. 423. lit. A. Schröter vollständ. Einleit. Th. II. tab. 2. fig. 5. bis 10. (10)

Erbsensteine, Carlsbader. (Mineral.) s. Erbsensteine.

Erbsenstrauch. s. Robinie.

Erbsenwespe, (*Ichnevmon piforius.* Linn. Müll. Eine Schlupfwespe, die unter die Weißschildgen mit einem weissen Ring um die Fühlhörner gehört.) Sie ist eine von den größten Arten, welche als Larve in den Raupen der Nachtphalänen lebt. Linne traf sie in der Raupe der *Phalaena pisi* an, und gab ihr daher obigen Namen. Ihr Kopf ist schwarz, die Fühlhörner gleichfalls und spiralförmig eingebogen, und haben in der Mitte einen weissen Ring: der Brustschild schwarz mit einer weissen Linie auf beyden Seiten, und zwar vom Kopf an bis an die Flügel: unter der Einlenkung der Flügel steht ein weißlicher Punkt: das Schildgen ist gelblich; alle Schenkel schwarz, die Schienbeine und Fußblätter blaßrostfarbig: der Leib hat auch eine Rostfarbe, dessen Stielgen aber ist schwarz: die Flügel mit einem Rostrandflecken. Es giebt Abänderungen, welche einen ganz rostfarbigen Leib, solche Fühlhörner und Schenkel haben. Man citiert hierzu Schäffers Ins. t. 22. f. 8. t. 114. f. 1. t. 70. f. 6. t. 6. f. 12. (24)

Erbsetzer, Testator. s. Testament.

Erbsetzung. s. Erbeinsetzung.

Erbshofen, (botan.) ist ein Beyname des gemeinen Sauerach, (*Berberis vulgaris* L.) (9)

Erbsichdorn, ist ein Provinzialname des Sauerach (*Berberis* L.) (9)

Erbsieden. (Salzwerkswissenschaft) Bey gewerkschaftlichen Salinen nennt man also das einem Pfänner oder Halloren zugefallene Antheil Sieden, welches er vermöge der Erbschaft als Erbsinteressent zu versieden hat. (18)

Erbsilbercämmerer,
Erbspielgraf,
Erbstäbelmeister,
Erbstallmeister,
} s. Erbämter.

Erbstand, heisset so viel als Erbpacht oder Erbbestand. s. Pachtung.

Erbstollen, (Grubenbau) nennt man einen Stollen, der wenigstens 10 Lachter und ein Gräpel oder eine Spanne, unter dem Rasen bey dem Fundschacht einkommt. Er muß dem Stöllner, oder dem der ihn dahin gebauet, von den getroffenen Erzen, oder Metallen, so lange welche vorhanden sind, das Neunte geben. Ein solcher Erbstolle hat einen Stollenhieb, das ist, wenn er Erz in den Mossen antrift, so mag er ½ Lachter von der Wasserseige an in der Foerst, oder über sich, und ½ Lachter in der Weite das Erz weghauen. Wird ein anderer Stollen 7 Lachter tiefer (seiger) angesetzet, und bis unter die Zeche an die Erze fortgetrieben, so wird der erste enterbet, und es bekommt, dieser das Neunte von den Metallen, die auf dieser Zeche erfolgen. Wird ein solcher Erbstolle mit gehöriger Wasserseige in mehrere auf dem Gange liegende Gruben zur Abführung der Wasser, und Zu-

führung der Wetter fortgetrieben, ſo bekommt der Stöllner auch von allen ſolchen das Neunte, oder worüber ſich ſonſt die Gewerken mit dem Stöllner vergliechen, wofür derſelbe ſchuldig iſt, den Stollen im Bau und Beſſerung zu halten. (18)

Erbſünde. (jüdiſch) Die Erbſünde nennen die Juden יצר הרע d. i. die böſe Geſtalt. Einer ihrer Rabbinen ſagt: „als der erſte Adam noch nicht geſündigt hatte, ſo war er ganz und gar ein Engel des Herrn Zebaoth; dieweil er ganz ſchön, und ohne den geringſten Fehler war; alſo war es auch beſchloſſen, daß er auf ſolche Weiſe in Ewigkeit leben ſollte, als wie einer von den himmliſchen Dienern. Nachdem er aber geſündigt hatte, und zur böſen Luſt gezogen worden; ſo wurde er entblöſet von Verſtand und mit Unflath bekleidet; worauf er denn aus dem Paradies gejagt worden. Der erſte Menſch hat die Welt verfinſtert, und das Geſchlecht der böſen Menſchen in die Welt eingeführt; nunmehr ſind die Menſchen gezwungen, ihre Seele mit einem andern Kleid zu bekleiden.“ Dieſer böſen Natur des Menſchen legen ſie verſchiedene Namen bey, die ſie alle mit einander aus der heiligen Schrift herleiten. Sie nennen ſie Jezar harah, das böſe Dichten, aus 1 B. Moſ. 8, 21. ſie nennen ſie den Unbeſchnittenen, aus 5 B. Moſ. 10, 16. den Unreinen, aus Pſ. 51, 12. den Haſſer, aus Sprüchw. 25, 21. den Anſtoß, aus Jeſ. 57, einen Stein, oder das ſteinerne Herz aus Ezech. 9, 9. die von Mitternacht, Joel 2, 20. Nach dieſen ſieben Benennungen der Erbſünde, haben ſie auch ſieben Abtheilungen in der Hölle, wo ſie gebüſet werden muß. Von dieſer Erbſünde, die ſie als einen böſen Geiſt perſonificiren, ſagen ſie, daß ſie beſonders des Nachts ihre Herrſchaft über den Menſchen ausübe. Es iſt keiner, ſagt einer ihrer vornehmſten Schriftſteller, der nicht in der Nacht in ſeinem Bette, den Geſchmack des Todes ſchmecke, und deſſen Seele nicht aus ihm fahre; wenn nun der Leib alſo ohne die heilige Seele übrig bleibt, ſo iſt der unreine Geiſt fertig, und hält ſich auf ſolchem Leib auf, und wird derſelbe verunreinigt; deswegen ſoll der Menſch des morgens mit ſeinen Händen, ehe er ſich gewaſchen hat, nicht über die Augen fahren, weil der böſe Geiſt darauf ſitzt.“ Deswegen iſt ihre erſte Beſchäftigung, wenn ſie aufſtehen, daß ſie die Hände waſchen, um den Jezer hora, abzuwaſchen. Ferner lehren ſie, dieſer Jezer hora, werde einmal ganz von der Erde vertilget werden, ſo daß die Menſchen alsdenn nicht mehr ſündigen würden, und dieſes werde zu den Zeiten des Meſſias geſchehen; alsdenn werde der Jezer hora zu einem heiligen Engel gemacht werden. Dieſes ſind kürzlich die vornehmſten Lehren, die die Juden von der Erbſünde haben. (22)

Erbſünde, (catholiſch. dogm.) Als Adam unſer erſter Vater das Gebot Gottes, nichts von der verbotenen Frucht zu eſſen, übertreten, (ſ. Fall der erſten Eltern.) hat er ſich nicht allein perſönlich verſündiget; ſondern auch alle, welche von ihm durch die natürliche Fortpflanzung abſtammen, werden mit dieſer Sünde inniglich bemackelt empfangen; und deswegen wird dieſer Mackel die Erbſünde genennet. Marius Mercator berichtet, in Commonit. I. daß Theodorus Mopſueſtenus der erſte geweſen ſey, welcher die Erbſünde geläugnet habe. Nichts deſtoweniger werden die alte Gnoſtiker, die Manichäer, ja auch Origines deſſelben Irrthums beſchuldiget. Mit dieſen ſey es, wie ihm wolle, ſo iſt doch gewiß, daß dieſer Irrthum im fünften Jahrhunderte von Pelagius, Cäleſtius und Julianus iſt behauptet worden, denen ſich der groſſe Auguſtinus unüberwindlich widerſetzet hat. Die Semipelagianer ſchienen zwar die Lehre von der Erbſünde mit den Catholiken anzunehmen; doch vermeynt der heil. Proſper, in Carm. *de ingratis.* daß ſie ſich nach ihrem Lehrgebäude nicht gänzlich aus der Irrlehre des Pelagius herauswickeln könnten. Denn (wie der heil. Auguſtinus mehrmal anmerket) die Lehre von der Gnade iſt ſo verknüpfet mit der Lehre von der Erbſünde, daß, wer eine läuget oder verletzet, nothwendig auch die andere läugnen oder verletzen müſſe. Dieſer Irrthum wurde von mehrern Kirchenverſammlungen in Africa, und in der zweyten zu Orange in Frankreich, wie auch von den römiſchen Päbſten Innocentius I. und Zoſimus verdammet, und endlich auch vergraben; bis ihn endlich im 12. Jahrhunderte Petrus Abälardus wieder aus den Finſterniſſen hervorgezogen hat, wie der heil. Bernardus in ſeinem 190. Briefe, den er im Jahre 1140. an den Pabſt Innocentius II. geſchrieben hat, bezeuget. In dem 16. Jahrhunderte ſtunden noch mehrere Erbſündeläugner auf, nemlich Ulricus Zwinglius, die Anabatiſten und und Socinianer. Die Arminianer ſcheinen, in der Lehre von der Gnade und von der Erbſünde den Semipelagianer beyzutretten.

Gegen dieſe beweiſen die Catholiken, daß alle Nachkömmlinge Adams in der Erbſünde empfangen werden, erſtens, aus der heil. Schrift. 1) Job. 14, 4. ſagt unſere lateiniſche Bibel: Wer mag aus einem unreinen Geblüte Erzeugten reinigen? Vermagſt es nicht du allein? Der hebräiſche Text lautet alſo: wer mag den Unreinen reinigen? Niemand kann das thun. Bey den 70. Dollmetſcher lieſt man: wer iſt rein von Unflath? Nicht ein einziger, auch derjenige nicht, deſſen Lebenszeit auch nur ein Tag auf Erden iſt. Dieſe drey Text geben einer dem andern ein Licht, und uns den Beweis für die Erbſünde. Denn hier iſt die Rede von dem Unflath, welcher dem von dem unreinen Geblüte empfangenen Menſchen ſchon von ſeinem Urſprunge her anklebet, und von welchen ihn Niemand, als Gott allein, der ihn gebildet hat, wieder reinigen kann. Lächerlich iſt, daß die ſogenannten polniſchen Brüder aus der Zunft der Socinianer, dieſe Stelle von dem natürlichen Unflath auslegen wollen; indem von dieſem eine jede Magd das Kind reinigen kann. Man muß alſo nothwendig eine Seelenmackel verſtehen; und weil die Kinder nicht im Stand ſind, dieſelbe durch eine perſönliche Handlung an ſich zu ziehen; ſo bleibt nichts übrig, als daß man die Worte des Propheten von der Erbſünde verſtehen müſſe. 2) In dem 50. Pſalmen ſagt David: Sieh, ich bin in Ungerechtigkeiten empfangen, und in Sünde empfieng mich meine Mutter. Der hebräiſche Text redet in der einfachen Zahl בחטא in der Sünde, בעון in der Sünde. Er redet aber nicht von der Sünde ſeiner Eltern, welche ſie bey ſeiner Zeugung ſollten begangen haben; denn er war in einer heiligen Ehe von dem gerechten Jeſſe und deſſen Weibe gebohren. Er will alſo nichts anders anzeigen, als daß er, wie alle andere Menſchen in der Erbſünde ſey empfangen worden.

Die Thomiſten und Auguſtinianer führen noch einen Beweiß für die Erbſünde an, aus dem 1 B. Moſes 17, 14. Wird ein Knäblein (die 70. Dollmetſchen ſetzen hinzu: von acht Tagen) an dem Fleiſche ſei-

ner Vorhaut nicht beſchnitten ſeyn, ſo ſoll es aus ſeinem Volke ausgerottet werden: weil es meinen Bund zernichtet hat. Durch dieſe Redensart aber, ſagen ſie, wird gemeiniglich angedeutet die ewige Verdamnis, mit welcher doch die Kinder wegen perſönlichen Gebrechen, deren ſie unfähig ſind, nicht können beſtraft werden; es muß alſo durch den Bund das dem Adam gegebene Gebot verſtanden werden, welches alle in dem Adam übertretten haben. Andere Theologen hingegen geſtehen, daß man aus dieſer Stelle keinen überzeugenden Beweiß machen könne; indem noch viele behaupten, die Beſchneidung ſey nur, um das iſraelitiſche Volk von andern zu unterſcheiden, nicht aber die Erbſünde auszulöſchen, eingeführet worden. 3) Die Wahrheit der Lehre von der Erbſünde wird aus dem neuen Teſtament durch die Zeugniſſe des h. Paulus noch gründlicher vor Augen geſtellet. Er ſagt Röm. 5, 12. „gleichwie durch einen Menſchen die Sünde in dieſe Welt gekommen iſt, und durch die Sünde der Tod alſo hat ſich auch der Tod auf alle Menſchen erſtrecket, in welchem alle geſündiget haben.“ Die Tridentiniſche Kirchenverſammlung erklärte, daß die catholiſche allenthalben ausgebreitete Kirche dieſen Text zu allen Zeiten von der Erbſünde verſtanden habe. Der Apoſtel ſagt ebend. 18v. daß, „gleichwie durch die Sünde eines einzigen die Verdammniß über alle Menſchen gekommen iſt, alſo auch durch die Gerechtigkeit eines einzigen die Rechtfertigung des Lebens allen Menſchen zu gefloſſen ſey.“ Und an die Corinth. 15, 22. ſchreibt er daß, „gleichwie alle in Adam ſterben, alſo auch alle in Chriſto würden lebendig gemacht werden.“ Nebſt andern iſt noch merkwürdig die Stelle Epheſ. 2, 3. Wir waren von Natur Kinder des Zorns, wie die Uebrigen. Der griechiſche Text hat Φυσει, die Vulgata überſetzte *natura*; Julianus aber *prorſus*; doch bedeutet beydes das nemliche. Mit dieſen und dergleichen Schriftſtellen triumphirte der heil. Auguſtinus über die Pelagianiſche Ketzerey, und zeigte, daß der chriſtliche Glaube eigentlich in zween Menſchen, in dem Adam nemlich und in Chriſto beſtünde, durch deren erſten wir alle in die Sünde ſeyn geſtürzet, und durch den andern von der Sünde erlöſet worden. 4) Nebſt den angeführten pauliniſchen Zeugniſſen iſt nicht minder kräftig, die Fortpflanzung der Erbſünde darzuthun jene Stelle Johann. 3, 3. und 5. Wer nicht wiedergebohren wird, kann das Reich Gottes nicht zu ſehen bekommen... Wer nicht wieder aus dem Waſſer und heiligen Geiſte gebohren wird, kann in das Reich Gottes nicht eingehen. Durch dieſe Worte wird die Nothwendigkeit der Taufe, welche zur Vergebung der Sünden mitgetheilet wird, deutlich angezeigt. Weil aber die Kinder keiner perſönlichen Sünde können ſchuldig ſeyn, ſo kann man auch keine andere Nothwendigkeit der Taufe aufweiſen, als ſelbe dadurch von der Erbſünde zu reinigen. Von dieſem Beweiß handelt der heil. Auguſtinus weitſchichtig Serm. 214. gegen alle eitle Einwendungen der Pelagianer. Hieher gehören auch die Exorciſmen, welche ſchon von den Apoſtelzeiten in der Kirche bey den neuen Täuflingen gebräuchlich waren, und gegen die böſen Geiſter geſprochen wurden. Warum dieſes? Aus keiner andern Urſache, als weil alle durch die Erbſünde in der Gefangenſchaft des Teufels gebohren werden.

Obwohl alle dieſe Stellen offenbar und überzeugend ſind; ſo bemüheten ſich doch die Pelagianer dieſelbe durch verſchiedene Verdrehungen zu verdunkeln. Ihre Hauptausflucht war, daß ſie vorgaben, der Apoſtel verſtehe durch die Fortpflanzung der Erbſünde allein die Nachahmung, indem die Menſchen dem Beyſpiele des Adams in ihren Sünden nachfolgen. Allein der heil. Auguſtinus legte ihnen die Richtigkeit dieſer Auslegung auf vielerley Weiſe vor Augen. Denn 1) warum ſagte nicht Paulus, daß die Sünde durch die Eva oder durch den Teufel in die Welt gekommen ſey, indem dieſe vor dem Adam geſündiget hatten, deren Beyſpiele die Sünder auch nachahmen? 2) Der Apoſtel redet von jener Sünde, durch welche der Tod in die Welt gekommen iſt, oder wegen welcher alle Menſchen dem Tode unterworfen ſind. Nun ſind auch diejenigen dem Tode unterworfen, welche dem Adam mit perſönlichen Sünden nicht nachahmen, nemlich die Kinder; folglich ꝛc. 3) Wie können endlich jene Worte des Apoſtels: Wir waren von Natur Kinder des Zorns, mit der pelagianiſchen Auslegung übereinkommen? Eine andere Ausflucht ſuchte nach den Pelagianern Zwinglius, und vermeynte die Menſchen hätten von dem Adam nur den Tod und andere Armſeligkeiten, nicht aber die Sünde geerbet; nichts anders, als wenn ein Vater wegen begangenem Verbrechen zu der Dienſtbarkeit verdammet wird, deſſen Strafe auch die Kinder empfinden müſſen, obſchon ſie an der Schuld des Vaters keinen Theil haben. Aber auch dieſe Auslegung iſt gegen den Sinn des Apoſtels, welcher ſagt, daß alle in dem Adam geſündiget haben, daß wir alle als Kinder des Zorns gebohren würden. ꝛc. Wenden die Pelagianer ferner ein, daß es ungerecht zu ſeyn ſcheine, wenn die Nachkömmlinge Adams, da ſie noch nicht waren, deſſen Schuld über ſich ſollten gezogen haben; ſo antwortet der heil. Auguſtinus, daß es noch ungerechter ſeyn würde, wenn alle die Strafen der Sünden empfinden ſollten, und doch die Schuld nicht an ſich hätten. Daher ſagte die zweyte Kirchenverſammlung zu Orange can. 2, daß diejenigen Gott einer Ungerechtigkeit beſchuldigen, die behaupten, daß nur der leibliche Tod, nicht aber die Sünde über das ganze menſchliche Geſchlecht verbreitet wäre. Noch unſchicklicher iſt die Ausflucht der Pelagianer auf die Stelle Johann. 3, 3. und 5. ſie dichten einen Unterſchied zwiſchen dem Reiche Gottes und dem ewigen Leben; um das erſtere zu erlangen, ſagen ſie, ſey den Kindern die Taufe nothwendig, nicht aber zu dem andern. Denn ſie haben nicht allein keinen Grund, dieſen Unterſchied zu machen; ſondern derſelbe wird durch die Worte Chriſti Matth. 25, 34. und 46 ganz zernichtet; indem er in dem ſelben Sinne den Auserwählten ſagt, das Reich Gottes zu beſitzen, und in das ewige Leben einzugehen.

Die beſtändige Tradition in der catholiſchen Kirche gibt den zweyten Beweis, daß alle Menſchen mit der Erbſünde bemackelt empfangen werden. Denn ſo bald die Irrlehre des Pelagius und Cäleſtius ausbrach, wurde ſie ſogleich von allen insgemein als neu und ketzeriſch verworfen. Sie wurde verdammet von der Carthaginenſiſchen Kirchenverſammlung im Jahre 412. von der Dioſpolitaniſchen im Jahre 415, in welcher Pelagius losgeſprochen wurde, weil er jenen verſtellter Weiſe das Anathema geſagt hat, welche lehreten, „die Sünde des Adams habe ihn allein, nicht aber das menſchliche Geſchlecht verletzet.“ Im Jahre 416. wurde ſie in einer abermaligen Carthaginenſiſchen und in der Meleviſaniſchen verworfen, welche beyde von dem Pabſte Innocentius I. ſind genehmiget worden. Zwey Jahre hernach wurde die

ganze Sache wieder von einer allgemeinen Africanischen Kirchenversammlung untersucht, und die Irrlehre des Pelagius durch mehrere Canonen ganz und gar verbannet. Der Pabst Zosimus gab hernach ein Schreiben, welches Epistola Tractoria genennet wird, gegen die Pelagianer heraus, dem sich alle Bischöfe, nur wenige ausgenommen, mit vollem Beyfalle unterzeichnet haben. Die catholische Lehre von der Erbsünde wurde auch von mehreren morgenländischen Kirchenversammlungen, besonders von der allgemeinen zu Ephesus im Jahre 431. bestättiget. Doch liessen sich die Pelagianer beyfallen, den heil. Augustinus einer Neuerung in dieser Lehre zu beschuldigen; er aber legte ihnen sogleich die übereinkommenden Zeugnisse der ältern Väter vor die Augen, nemlich des Irenäus, Cyprianus, Reticius, Olympius, Hilarius, Gregorius Naz, Ambrosius, Basilius, Chrysostomus, Innocentius, Hieronymus ꝛc. Deren Stelle er in seinen Schriften gegen die Pelagianer an verschiedenen Orten anführet. Diesen können noch beygesetzt werden Ignatius in Epist. ad Trallian., der heil. Mart. Justinus in Dial. cum Treph., Pacianus in serm. ad Fid. & Catech. Gregorius Nyss. in Psalm. c. 16. Tertullianus u. a. m. Augustinus konnte also mit gröstem Rechte dem Julianus vorrupfen, Lib. 2. de Nupt. & concup. c. 12. „Nicht ich habe die Erbsünde erdichtet, welche der catholische Glaube von Alters her haltet; sondern du, der du diese läugnest, bist ohne Zweifel ein neuer Ketzer.“ Von den nach dem heil. Augustinus folgenden Kirchenvätern bleibt ohnehin kein Zweifel übrig. Daher gab die Tridentinische Kirchenversammlung den gerechten Ausspruch Sess. 5. Can. 2. Wenn jemand behaupten wird, daß die Sünde des Adams ihm allein, und nicht dessen Nachkommenschaft geschadet habe, und daß die von Gott empfangene Heiligkeit und Gerechtigkeit, die er verlohren, allein für sich, und nicht auch für uns verlohren habe; oder daß er durch die Sünde des Ungehorsams verunreiniget, allein den Tod und die Strafen des Leibes in das ganze menschliche Geschlecht ausgebreitet habe, nicht aber auch die Sünde, welche der Tod der Seele ist; der solle verflucht seyn, indem er dem Apostel widerspricht, welcher sagt: durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen, und durch die Sünde der Tod, und hat also sich der Tod auf alle Menschen erstrecket, in welchem alle gesündiget haben.

Die Pelagianer vermeynten, die Lehre von der Fortpflanzung der Erbsünde laufe gegen die natürliche Vernunft, und wendeten weiter dagegen ein. 1) Daß zu einer Sünde erfordert werde ein freyer Beyfall des Willens; wie kann aber dieser Beyfall unsers Willens in dem Ungehorsam des Adams enthalten gewesen seyn? 2) Es ist nicht zu erklären, wie gerechte und heilige Eltern ihre Kinder mit der Sünde bemackelt zeugen sollen. 3) Es scheint man wolle den Irrthum der Manichäer wieder auferwecken, da man sagt, die Natur des Menschen sey so bös, daß von ihr die Sünde nicht könne abgeleitet werden. 4) Endlich könnte man sagen, der Ehestand sey unerlaubt, indem die Erzeugung der Kinder nicht geschehen kann, ohne die Sünde zu vervielfältigen. Es wird hier eine hinreichende Antwort seyn, wenn man auf alle diese Einwendungen sagt, daß in diesem und andern Geheimnissen der Religion die Vernunft sich der Offenbahrung Gottes demüthigst unterwerfen müsse. Unterdessen antwortet der heil. Augustinus auf das 1) daß zu einer wirklichen persönlichen Sünde der freye Beyfall unsers Willens zwar erfordert würde, nicht aber zu der Erbsünde, welche eine Schuld der Natur ist; um nun mit dieser behaftet zu seyn, ist es genug, daß man die menschliche Natur an sich habe. Er führet deßwegen auch die Worte des heil. Ambrosius an, welcher sagt: „Es war Adam, und in ihm waren wir alle: es fiel Adam, und in ihm sind wir alle gefallen.“ Auf das 2) sagt der heilige Augustinus, daß es auf eine wunderbare Weise geschehe, doch geschehe es. Wir müssen der heiligen Schrift glauben, welche lehret, daß wir in der Sünde empfangen seyn, und davon nicht anders, als durch die geistliche Wiedergeburt befreyet würden. Die 3) Einwendung verschwindet, wenn man betrachtet, daß die Natur von Gott recht und gut sey erschaffen, und allein durch die Sünde des Adams verunreiniget worden, doch nur so, daß sie durch die Gnade Christi wieder gereiniget werde. Die 4) Einwendung ist eben so unbedeutend; denn die Zeugung der Kinder hat an sich keine andere Absicht, als sich des göttlichen Seegens, wachset und vermehret euch, zu gebrauchen; daß aber die Kinder in der Erbsünde empfangen werden, geschiehet nur zufälliger Weise.

Ueber die Art der Fortpflanzung der Erbsünde belästigte Julianus mehrmal den heil. Augustinus mit der Frage, durch welchen Ritz dieselbe von den Eltern zu den Kindern eingienge? Augustinus antwortete, warum er einen Ritz suche, da er doch ein geöfnetes Thor habe? Durch einen Menschen, sagt der Apostel, durch die Schuld eines einzigen, sagt der Apostel, durch den Ungehorsam eines Menschen, sagt der Apostel, was fragt er weiter? ꝛc. Dem ungeachtet war doch der heil. Augustinus zuweilen über die Art und Weise dieser Fortpflanzung zweifelhaft, und vermeynte, dieselbe könne am leichtesten erkläret werden in der Lehre der Traducianer, welche behaupteten, daß auch die Seelen der Kinder von den Seelen der Eltern fortgepflanzet würden, worüber er sich auch schriftlich bey dem heil. Hieronymus Raths erholte. Allein wenn man auch sagt, wie man sagen muß, daß die Seelen von Gott erschaffen werden, so folgt doch nicht, daß die Fortpflanzung der Erbsünde ganz und gar unerklärlich sey, denn aus ihrer Vereinigung mit dem befleckten Körper wird sie schier auf eben jene Weise bemackelt, wie sie, wenn der Körper verwundet ist, dessen Schmerzen empfindet. Dem sey nun, wie ihm wolle; dies ist gewiß, daß die Kirche bisher über die Weise der Fortpflanzung der Erbsünde nichts bestimmet habe; sondern das Tridentinum, sagt nur, daß sie einem jeden eigen sey.

Worin die Natur und Wesenheit der Erbsünde bestehe, hat abermal die Kirche noch nicht entschieden, wie Titelanus in seiner Apologie für die Tridentinische Kirchenversammlung, in welcher er selbst gegenwärtig war, bezeuget. Ja Pallavicinus (Lib. 7. Hist. Conc. Trid. c. 10. n. 8.) erzehlet daß die päbstliche Abgesandten und Vorsteher dieser Versammlung die Väter ermahnet hätten, über die Natur der Erbsünde nichts gewisses zu bestimmen, indem die Scholastiker in Erklärung derselben noch zertheilet wären. Dem ungeachtet handelten die versammelte Väter ernsthaft über diesen Gegenstand, und machten den Anfang davon den 21. May im Jahre 1564. wo der Bischof Angelus Paschalis diese

Sache auf folgende Weiſe ſolle vorgeſtellet haben. „Die Natur der Erbſünde, wie eines jeden andern Fehlers kann nicht beſſer erkläret werden, als durch die Natur der entgegengeſetzten Vollkommenheit: gleichwie, wenn man verſtehen will, was die Blindheit ſey, man nothwendig wiſſen muß, was die Kraft zu ſehen ſey. Alſo iſt die Erbſünde ein Mangel, welcher jener Vollkommenheit entgegen geſetzet iſt, welche dem unſchuldigen Adam mitgetheilt war, und die urſprüngliche Gerechtigkeit genennet wird. Es muß alſo aus dieſer Vollkommenheit die Natur der Erbſünde erkläret werden. Weil nun die urſprüngliche Gerechtigkeit aus zweyen Stücken beſtanden iſt, deren das erſte und vornehmſte war, daß der menſchliche freye Wille Gott und deſſen höchſten Herrſchaft unterworfen geweſen ſey; das andere war die Unterwerfung der untern Kräften der menſchlichen Vernunft und dem freyen Willen. Daher folgte nun, daß, da der Wille des erſten Menſchen von Gott abgewichen iſt, auch die untern Kräfte von dem Willen des Menſchen abgewichen ſeyn, und ſich gegen die Herrſchaft empöret haben. Alſo iſt dieſe letzte Zerſtöhrung des Menſchen und deſſen übrige Schaden, mit welchen der rebelliſche Willen iſt geſtraft worden, gleichſam das Materiale der Erbſünde; das erſte aber, welches eine Art der Schuld und nicht der Strafe iſt, iſt das Formale (der Biſchof redete nach der damals gebräuchlichen Schulart) dieſer Sünde: und es ſcheint, in dieſem beſtehe die Natur der Erbſünde" ꝛc. Dieſe von dem Biſchofe gegebene Erklärung gewann den Beyfall faſt aller Väter, welche dadurch zu verſtehen gaben, daß ſie der Meynung des heil. Thomas von Aquin beypflichteten, welcher das Formale der Erbſünde in dem Mangel der urſprünglichen Gerechtigkeit, und das Materiale in der rebelliſchen Begierlichkeit geſetzet hat. Daher ſagen die Theologen, die Erbſünde, wie ſie in uns iſt, ſey die Begierlichkeit mit dem Mangel der urſprünglichen Gerechtigkeit: oder, wie ſie von andern weitläufiger beſchrieben wird, die Erbſünde ſey die rebelliſche von dem Adam zu ſeinen Nachkömmlingen fortgepflanzte Begierlichkeit, welche dieſelbe zu Sünder mache, die von Gott abwendet und zu den Geſchöpfen gekehret, bemackelt, boß, unrein, in Gott Todte und Kinder des Zorns ſind, bis dieſe Schuld durch die heil. Taufe, oder durch eine wahre Bekehrung zu Gott ausgelöſchet werde. Dieſe Begierlichkeit wird von den Theologen habitualis genennet, nicht als wenn ſie aus öfters wiederholten Handlungen entſtünde, ſondern weil ſie jene Neigung zum Böſen iſt, welche aus dem rebelliſchen untern Theile des Menſchen entſtehet, und die ſich aus Abgang der urſprünglichen Gerechtigkeit der Vernunft des Menſchen nicht unterwirft. Es folgt alſo, daß die Erbſünde die Sünde des Adams ſey, doch mit dem Unterſchied, daß ſie in dem Adam als eine wirkliche und perſönliche Sünde geweſen ſey; in uns aber iſt ſie eine Sünde der Natur und des Urſprungs; denn ſie iſt in uns nicht anders, als weil wir eine durch die Sünde des Adams angeſteckte Natur haben. Uebrigens erkläret die Tridentiniſche Kirchenverſammlung (Seſſ. 5. Can. 5.) von der gemeldeten Begierlichkeit: „daß, obſchon ſie von dem Apoſtel zuweilen eine Sünde genennet wird, die catholiſche Kirche niemals eine Sünde, welche wahrhaft und eigentlich in den Getauften verbleibe, verſtanden habe; ſondern daß ſie alſo genennet werde, weil ſie aus der Sünde entſtanden iſt, und zur Sünde reizet."

Aus den Strafen der Erbſünde, nemlich aus den Armſeligkeiten dieſes Lebens, und beſonders aus dem Tode, welchen alle ſogar die unſchuldigen Kinder unterworfen ſind, machte der heil. Auguſtinus öfters den Beweis, daß in allen eine Sünde ſeyn müſſe, wegen welcher Gott dieſe Strafen über ſie verhänget habe. Da aber in den Kindern keine wirklich, und perſönliche Sünde ſeyn kann; ſo folgt, daß ſie mit der Erbſünde müſſen behaftet ſeyn. Die Pelagianer wußten hier keine andere Ausflucht, als daß ſie vorgaben, der Tod und andere Armſeligkeiten dieſes Lebens ſeyn keine wahren und eigentlichen Strafen, ſondern natürliche Folgen der menſchlichen Natur. Der heil. Auguſtinus aber überwies ſie aus der heil. Schrift, welche den Tod den Sold der Sünde nennet, Röm. 6, 23. Sie bezeugt, daß der Tod durch die Sünde in die Welt eingegangen ſey, Röm. 5, 12. Alles dieſes kommt überein mit jener Bedrohung Gottes: **An welchem Tage du davon eſſen wirſt, wirſt du des Todes ſterben.** 1 B. Moſ. 2, 17. Von den Armſeligkeiten der Kinder Adams, ſo bald ſie gebohren werden, handelt die heile Schrift, Eccl. 40. Eine noch gröſſere Strafe der Erbſünde iſt die rebelliſche Begierlichkeit, durch welche das Fleiſch ſich immer gegen den Geiſt empöret. Dieſe führte der heil. Auguſtinus mit den Zeugniſſen der heil. Väter öfters gegen die Pelagianer an, und glaubte, ſie wären dadurch gänzlich überwunden. Ferner iſt das ganze menſchliche Geſchlecht durch die Sünde des Adams, nach der gemeinen Redensart der Väter und Theologen, **verletzet, verwundet und geſchwächt** worden. Einige neuere behalten zwar eben dieſe Ausdrücke; doch verſtehen ſie dadurch keine andere Verletzung oder Schwachheit, als jene, welche nur in der Entziehung der übernatürlichen Gaben, mit welchen der unſchuldige Adam ausgezieret war, beſtehet; alſo, daß der gefallene Menſch keinesweges an ſeinen natürlichen Kräften ſey geſchwächt worden; ſondern daß er dieſe eben ſo behalte, als wie ſie Adam gehabt hätte, wenn er mit keinen übernatürlichen Gaben wäre gezieret geweſen, und auch Gott durch ſeinen Ungehorſam nicht beleidiget hätte. Daher pflegen ſie zu ſagen, der gefallene Menſch ſey von dem ganz nach der Natur, in puris naturalibus, erſchaffenen Menſchen nicht anders unterſchieden, als wie ein ausgeraubter von einem nackenden Menſchen. Andere Theologen aber halten insgemein die e Erklärung für ungegründet und falſch, und beweiſen dieſes aus jenem von Chriſto gegebenen Gleichniß von dem nach Jericho gehenden, und unter die Mörder gefallenen Menſchen, welcher von denſelben nicht allein ausgeraubet, ſondern auch ſehr verwundet und nur halblebend iſt verlaſſen worden, Luc. 10, 30. Durch dieſen Menſchen aber verſtehen die heil. Väter insgeſamt das ganze menſchliche Geſchlecht, welches durch die Sünde des Adams nicht allein der übernatürlichen Gaben beraubt, ſondern auch ſo verwundet und halblebend verlaſſen worden, daß es nicht anders als durch die Erlöſung und Gnade Chriſti könnte geheilet werden. Die Zeugniſſe der Väter führet der heil. Thomas in Catena aurea an. Hier ſolle genug ſeyn, die Ausſprüche der Kirchenverſammlungen zu Orange und Trient zu vernehmen, deren erſtes, welches nachdem es von der ganzen Kirche genehmiget worden, ein unzweifelhaftes Anſehen hat, Can. 1. ſagt, „durch die Sünde des Adams ſey der ganze Menſch an Leib und Seele in einen ſchlimmern Stand verſetzet worden;" Und Can. 3. „Die Freyheit des Willens ſey

in dem erſten Menſchen geſchwächt worden:" Und Can. 25. „Der freye Wille ſey geſchwächt und gemindert worden." Das Tridentinum fället, Seſſ. 5. Can. 1. das Anathema gegen denjenigen, „welcher nicht bekennet, daß der erſte Menſch, nachdem er das Gebot Gottes in dem Paradies übertreten hatte; ſogleich die Heiligkeit und Gerechtigkeit, mit welcher er ausgezieret, verlohren habe ... und daß der ganze Adam durch dieſelbe Uebertretung an Leib und Seele in einen ſchlimmern Stand ſey verſetzet worden." Und ſeſſ. 6. cap. 1. erkläret daſſelbe, daß durch die Erbſünde der freye Willen an ſeinen Kräften ſey gemindert und geſchwächt, doch aber nicht ausgeloſchen worden. Alles dies ſcheint etwas mehreres zu ſagen, als eine bloße Entziehung der Gnade und anderer übernatürlichen Gaben. Daher ſagte auch der Pabſt Gelaſius I. in Epiſt. ad Epiſc. per Picenum, „durch die Erbſünde ſey die menſchliche Weſenheit verſchlimmert worden." Ueber dieſe Materie haben weitſchichtig geſchrieben Thomas de Lemos, *in Panoplia Gratiae.* Boſſuet, *Traité de la Concupiſcence.* Duguet, *Explicat. ſur la Geneſe.* u. a. m.

Aus dem, was bisher geſagt worden, folgt, daß Chriſtus ohne Erbſünde geweſen ſey, weil er nicht durch die fleiſchliche Begierlichkeit, ſondern durch die Kraft des heil. Geiſtes iſt empfangen worden. Was die fromme Lehre der Catholicken von der ſeligſten Jungfrau Maria betrift, daß ſie nemlich aus beſonderer Gnade Gottes von der Erbſünde befreyet erhalten worden ſey, ſ. den Art. Empfängniß Mariä. (11)

Erbſünde. (Evangel. lutheriſch) Wir müſſen hier zwey Stücke wohl von einander unterſcheiden. Erſtlich, ob das, was wir Erbſünde oder allgemeines Verderben der Natur nennen, ſich wirklich bey allen Menſchen befinde, und zweytens, woher dieſes Uebel rühre. Beide Fragen dürfen nicht miteinander verwechſelt werden, und die erſte hängt von der andern ſo wenig ab, daß wenn ich auch von dem Urſprung des Böſen in der Welt gar keine Erklärung geben könnte, oder dieſe Erklärungen noch ſo verſchieden wären, ſo würde doch das erſte, nemlich das moraliſche Böſe ſelbſt immer da ſeyn. Die Erkenntniß dieſes Uebels iſt in der Religion überaus wichtig, weil mit dieſer Lehre viele andere wichtige Lehren, nemlich von dem Unvermögen eine gottgefällige und zur Seligkeit hinreichende Tugend auszuüben, von der Nothwendigkeit einer Offenbarung, von der Nothwendigkeit eines Verſöhners und der Verſöhnung, der Gnadenwürkungen u. ſ. w. zuſammenhangen.

Die Gewißheit, daß ein allgemeines Verderben ſey, gründet ſich auf die Erfahrung, wenn auch in der Schrift nicht einmal ein Beweis dafür vorhanden wäre: denn ein jeder weiß aus ſich ſelbſt, daß er einen überwiegenden Hang zu dem habe, was allein ſeinen Sinnen ſchmeichelhaft iſt, und daß er ſich nach den Begierden, welche durch ſinnliche Vorſtellungen in ihm erregt werden, richte, ohne erſt die Vernunft zu fragen, ob es recht und gut ſey, ja daß er ſelbſt wider ſeine beſſere Einſicht oft durch die Gewalt der Sinnlichkeit hingeriſſen werde; kurz eine unvernünftige Neigung und heftige Triebe zu Dingen oder Handlungen, welche moraliſch böſe ſind, in ſich trage. Es iſt kein Menſch, der niemals vorſetzlich und wiſſentlich geſündigt haben ſollte. Auch der wirklich gute und gebeſſerte Menſch findet in ſich dergleichen Neigung und heftige Bewegungen, mit denen er zu kämpfen hat, und von welchen er oft wider ſeinen Willen noch übereilt wird. Das haben auch die Heiden, die keine Offenbarung hatten, niemals geleugnet, ſondern willig eingeſtanden. Nur einige Stellen wollen wir hier aus dem Seneca anführen, liber 3. de ira c. 26. Haec per totum genus humanum vulgata ſunt. Omnes inconſulti & improuidi ſumus, omnes incerti, queruli, ambitioſi. Quid lenioribus verbis ulcus publicum abſcondo, omnes mali ſumus. Quidquid itaque in aliis deprehenditur, id unusquisque in ſinu ſuo inveniet. Cicero, *de amicitia* ſagt: multis ſignis natura declarat quid velit: — obſurdeſcimus tamen neſcio quo modo, nec audimus. und *Quaeſt. Tuſcul.* libr. 3, 1. Simulac editi in lucem & ſuſcepti ſumus in omni continuo pravitate & in ſumma opinionum perverſitate verſamur: ut paene cum lacte nutricis errorem ſuxiſſe videamur. Alle alte Philoſophen bemühten ſich daher, den Urſprung des Böſen ausfindig zu machen, deſſen Sitz ſie in der Materie zu finden glaubten. Daher kam auch die Meinung, daß es ein doppeltes Grundweſen ſowol ein böſes als gutes, geben müſſe, oder der Manichäismus. Man findet alſo in der Erfahrung ſelbſt das allgemeine moraliſche Uebel ſchon gegründet, und ohne weitern Beweis aus der Bibel iſt es ſchon klar, daß der Menſch mit ſolchen moraliſchen und innern Zerrüttungen auf die Welt komme. Das ſagt nun auch die Schrift an mehrern Orten. Sie redet z. B. von einem Geſetz der Sünde in dem Fleiſche, oder von etwas in uns, einer in uns wohnenden Sünde und Uebel, wodurch die Sünde gewiſſermaßen unvermeidlich iſt, und worin der Grund liegt, daß man auch wider ſeine beſſere Erkenntniß, ja wider ſeine Vorſätze oft Böſes thue und Gutes unterlaſſe; Röm. 7, 7 — 25. Das Dichten und Trachten des menſchlichen Herzens ſey böſe von Jugend auf und immerdar 1 Moſ. 8, 21. David redet von ſich, aber das, was er von ſeiner Geburt ſagt, muß auch von allen gelten: ich bin aus ſündlichen Saamen gezeuget, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen und gebohren. Pſ. 51, 7.

Doch muß man in der Erklärung dieſer Erbſünde weder zu weit gehen, noch ſie auch zu geringe machen. Wir ſagen, ſie beſtehe aus etwas negativen und etwas poſitiven. In Anſehung des erſtern iſt ſie der Mangel oder die Abweſenheit der Vollkommenheiten, welche der Menſch im Stande der Unſchuld beſaß. (ſ. Ebenbild Gottes.) Es fehlt ihm an derjenigen Beſchaffenheit, welche erfordert wird, Gott wohlgefällig zu handeln, und mit ihm in Vereinigung zu ſtehn: und zugleich an dem Vermögen dieſem Mangel abzuhelfen. Das Poſitive iſt die überwiegende Sinnlichkeit oder die wirkliche Neigung zum Böſen und Abneigung vom wahren Guten. Dieſes Poſitive wird in der Augsburgiſchen Confeßion beſonders deswegen behauptet, weil die Schrift wirklich böſe Begierden und unordentliche Neigungen dem Menſchen von Geburt zuſchreibt 1 Moſ. 8, 21. Röm. 7, und eben dadurch ſuchte man der Vorſtellung zu begegnen, als ſey die Erbſünde allein in dem Mangel der urſprünglichen Gerechtigkeit zu ſetzen, und die böſen Neigungen nicht für Sünde zu erklären. Bloßer Mangel der Erkenntniß, der Liebe und Furcht Gottes kann hier noch nicht genug ſeyn, denn ohnehin kann ein Menſch nicht mit Erkenntniß gebohren werden, und alle Erkenntniß wird erlangt. Daraus, daß ein Menſch ohne Erkenntniß u. ſ. w. gebohren wird, folgt auch noch keine ſolche Neigung zur Sünde. Wenn man auf die einzelnen Kräfte der Seele ſieht; ſo iſt der Verſtand des Menſchen in dem gegenwärtigen Zuſtande vielen Irrthümern in dem, was er zur Seligkeit wiſſen

muß, unterworfen; ſein Wille iſt eben deswegen verderbt, und beſtimmt ſich oft gegen das göttliche Geſetz, er iſt unvermögend zum Guten und unbeſtändig, ſeine Begierden ſind unordentlich, und führen ihn oft gewaltſam fort, ehe der Verſtand darüber urtheilt, und die ſinnlichen Begierden herrſchen ſelbſt oft über die Vernunft: es ſind alſo ſowohl die Ober- als Unterkräfte der Seele verdorben, oder das regelmäßige Verhältniß derſelben gegen einander aufgehoben.

Doch muß man dieſes Uebel nicht gröſſer machen, als es iſt, und als es die Schrift ſelber vorſtellt. Es iſt nicht jede Unwiſſenheit und Einſchränkung unſerer Erkenntniß Irrthum, ja nicht jeder Irrthum auch in Dingen, die die Religion und Gottesverehrung nicht betreffen, Verfall der menſchlichen Natur, und nicht jede Unvollkommenheit und verfehlte Wichtigkeit in Handlungen, die nicht auf die Moralität gehn, Sünde zu nennen: denn das gehört zu den nothwendigen Schranken der menſchlichen Natur, von welchen der Menſch auch in dem Stande der Unſchuld nicht befreyet ſeyn konnte. (ſ. Ebenbild.) Eben ſo wenig muß man denken, daß er ſo durchaus verdorben wäre, daß ſchlechterdings nichts Gutes mehr bey ihm angetroffen würde, und er auf die Art nicht einmal der moraliſchen Beſſerung mehr fähig wäre. Es iſt doch unſtreitig in dem Menſchen noch eine herrliche Anlage zu vielen moraliſchen Guten, es iſt noch ein moraliſches Gefühl in ihm, und die Schrift ſagt, daß auch die Heiden noch von Natur Werke des Geſetzes thun, und ſich ihre Gedanken unter einander verklagen oder einander entſchuldigen, ſie ſchreibt ihm auch noch nach dem Fall das Ebenbild Gottes zu. Die Theologen pflegen dies Reſte des göttlichen Ebenbildes zu nennen: aber dies alles iſt an ſich und gegen den erſten Zuſtand des Menſchen viel zu unvollkommen, und der unordentliche Hang zu dem Böſen viel zu groß, daß wahre, ächte und beſtändige Tugend und Rechtſchaffenheit bey dem Menſchen und durch ſeine gegenwärtige Kräfte erhalten werden könnte. Man kann auch nicht ſagen, daß ein Menſch zu allen Arten der Sünde, oder auch, daß alle Menſchen zu eben der Sünde eine gleiche Neigung hätten: denn manche Sünden ſtreiten gegen einander, und eine hebt die andere auf, und das Uebel legt ſich auf mancherley Art an den Tag, nach der natürlichen Beſchaffenheit und Temperament des Menſchen, ſo daß der eine mehr zu dieſen, der andere zu andern Arten der Sünden geneigt iſt. Genug, daß alle darin übereinkommen, daß ſie ſehr heftige Triebe haben, von welchen ſie hingeriſſen werden, und daß die Bewegungsgründe, welche die Vernunft und Offenbarung geben, nicht ſtark genug ſind, den Willen nach dem göttlichen Geſetz zu beſtimmen. Man kann auch nicht behaupten, daß der Menſch eben deswegen das Böſe wolle, weil es böſe iſt, oder weil es Gott verboten hat, und er alſo eine eigentliche Feindſchaft oder Antipathie gegen Gott habe; und deswegen das Gute meide und unterlaſſe, weil es gut iſt, vielmehr wünſcht er, daß das nicht böſe ſeyn möchte, was er thut: allein ſeine Begierden und Triebe führen ihn fort, ehe er bedenkt, wie die Handlung gegen das göttliche Geſetz ſich verhalte, und ſie ſind zu gewaltſam, daß er ihnen öfters nicht widerſtehen kann, wenn er gleich weiß, daß ſie böſe ſind. Zuletzt kann freylich bey dem Menſchen Feindſchaft gegen Gott und ſein Geſetz entſtehen. Noch weniger kann man ſagen, daß die Erbſünde die Subſtanz des Menſchen ſey. Flacius, ein ehemaliger Profeſſor zu Jena, dem es bey ſeiner übrigen ausgebreiteten theologiſchen und philoſophiſchen Kenntniß an Philoſophie fehlte, kam auf dieſen Gedanken. Er ſtritte ſehr ſtark gegen den Synergiſmus, welchem Strigelius, ſein College daſelbſt, ergeben war. In einem Colloquio, welches zwiſchen beiden 1560 angeſtellt wurde, ſagte Strigelius, der Menſch ſey nicht ſo ſehr verderbt, daß nicht ſein freyer Wille noch etwas vermöge, welches zum Weſen des Menſchen gehöre, die Erbſünde ſey nur ein Accidenz, und frug den Flacius, ob er läugnen könne, daß ſie ein Accidenz ſey. Dieſer wollte ſich in die Beantwortung dieſer Frage, weil ſie blos philoſophiſch ſey, nicht einlaſſen, und endlich ſagte er in dem Gedränge, da ſein Gegner auf die Antwort beſtund, ſie ſey Subſtanz. In der Folge ſuchte er in ſeinem *Clavis* und in einer andern Schrift dieſe Meinung, daß die Erbſünde zum Weſen des Menſchen gehöre, noch mehr zu vertheidigen und weitläuftiger auszuführen, daß er darüber gar in den Verdacht des Manichäiſmus gerieth. Inzwiſchen war bey Flacius nichts als Mangel der Kenntniß in der philoſophiſchen Terminologie und Verwirrung durch die Worte Subſtanz und Accidens, und wußte von dem Unterſchied der Accidentien in der Philoſophie nichts. Seine Meinung war, blos zu verhindern, daß man nicht die Erbſünde als ein Uebel anſehen ſolle, das gering ſey, oder wohl bey dem Menſchen zuweilen gar nicht gefunden werde, ſondern das es bey jedermann ohne Unterſchied von Geburt an befindlich, und von ſeiner Natur in dieſem Leben unzertrennlich ſey. ſ. Accidens.

Dieſes Uebel hat nun freylich ſeinen Sitz eigentlich und allein in der Seele, denn es iſt eine Neigung zu freyen Handlungen gegen das göttliche Geſetz, und das Subject muß alſo ein günſtiges Weſen ſeyn. Inzwiſchen hat doch auch der Leib Theil an der Erbſünde, ſo wie derſelbe auch Theil an dem erſtern beſſern Zuſtande des Menſchen im Stande der Unſchuld hatte. Man pflegt daher den Leib das Subjectum ſecundarium der Sünde zu nennen. Es wird durch die jetzige Beſchaffenheit des Körpers theils das Uebel veranlaßt, theils beſtimmt, theils unterhalten und vermehrt. Von der Veränderung des Körpers hängen auch Veränderungen in der Seele ab, und die Schrift nennt es ein Geſetz der Sünde, das in den Gliedern liege, nennt das Uebel ſelbſt Fleiſch und die Sünden Werke des Fleiſches, und den Leib einen Leib des Todes. Wir legen auch erſt dieſe moraliſche Unordnung mit dem Tode oder Ablegung des Leibes ab. Die Einrichtung der Sinne und die Schwäche derſelben, die Miſchung des Bluts und der Säfte und das verſchiedene Verhältniß der feſten und flüßigen Theile des Körpers, oder das Temperament beſtimmt die unordentlichen Begierden in uns zu dieſer oder jener Art ſinnlicher Handlungen, ernährt, befördert und unterhält das Uebel in uns. Einige wollen aus der in dem menſchlichen Körper durch den Genuß der verbotenen Frucht entſtandenen Zerrüttung die Unordnungen der Seele ſelbſt herleiten, wovon in dem folgenden.

Dieſes moraliſche Uebel wird auch unter dem allgemeinen Begriff der Sünde mit ausgedrückt. Es hat zwar ſowohl catholiſchen als auch einigen proteſtantiſchen Lehrern geſchienen, als wenn dieſes die Unbequemlichkeit habe, daß die wirklichen Sünden mit dem moraliſchen Erbübel vermiſcht würden, weil das Wort Sünde ſchon wirkliche Handlungen anzeige, und man könnte in dieſem Betrachte lieber moraliſches Uebel (*malum morale*) zum allgemeinen Begriff machen. Indeſſen kommt darauf nicht viel an, indem eine vernünftige Erklä-

rung der Sache ſelbſt der Mißdeutung ſchon vorbeugt. Die Schrift ſelbſt aber nennt es doch (αμαρτια) Sünde. Röm. 6, 7.

Zum Unterſchiede von wirklichen Sünden haben die Theologen ſie Erbſünde, *peccatum originale*, *haereditarium*, genannt. Die Benennung findet man zwar nicht in der Schrift, aber doch iſt die Sache darin gegründet: daß ſie nemlich mit der Geburt des Menſchen und ſeinem erſten Urſprung da iſt, und ein jeder ſie mit der Zeugung von ſeinen Eltern erhält. Vom Auguſtinus an findet man dieſe Benennungen.

Sie heißt ein natürliches Uebel, weil es zur jetzigen Natur des Menſchen, d. i. zu dem Verhältniſſe der Kräfte gegen einander und dem Maaſe derſelben gehört, und zugleich mit dem Menſchen da es ſo eigen iſt, wie andere natürliche Beſchaffenheiten des Menſchen; daß der Menſch nicht mehr eben dieſelbe Natur wie Adam ſie in der Schöpfung erhielte, habe, und die Erbſünde nicht in der Beraubung oder dem Verluſt gewiſſer übernatürlicher Gaben, welche Gott ihm zu dem natürlichen noch hinzu gethan habe, beſtanden habe. Sie wird habituelle genennt, oder Fertigkeitsſünde, doch muß man das nicht ſo verſtehen, als wenn es eine durch Uebung, Gewohnheit oder mehrere vorhergegangene Handlungen entſtandene Gemüthsfaſſung und Richtung der Seelenkräfte beſonders der Neigungen ſey, und als wenn der Menſch ſchon vorher exiſtirt oder vor ſeiner Geburt bereits geſündigt habe, noch auch daß ſie mit einer wirklichen Fertigkeit gebohren und in die Welt geſetzt wurden, ſondern ſo wie bey den Menſchen durch öftere Wiederholung der Handlungen, eine Gewohnheit und eine ſolche Gemüthsfaſſung entſteht, nach welcher das Gemüth zu dieſer Art der Handlung eine mehrere Richtung erhält, ſo iſt ſchon mit der Geburt eine gewiſſe Proclivität (oder Hang) ſich mehr nach dem ſinnlichen zu beſtimmen als nach den Schlüſſen des Verſtandes. Wenn man dieſes Uebel in die Sinnlichkeit des Menſchen ſetzt, ſo muß man dieſe Sinnlichkeit ſelbſt nicht für das Böſe in dem Menſchen halten, denn Sinn, Sinnlichkeit, ſinnliche Begierden gehören zu der weſentlichen Einrichtung eines aus Leib und Seele beſtehenden Menſchen, die von dem Schöpfer ſelbſt herrührt, und alſo nicht böſe iſt, noch böſe ſeyn kann. Ohne Sinne, ſinnliche Empfindungen und Begierden würde der Menſch in der Welt nicht ſeyn können, des gröſten Glückes entbehren, und der mancherley Vergnügungen, die daher entſpringen, verluſtig gehen; es würden viele edle Triebe wegfallen, und der Menſch, Gott in der Welt zu verherrlichen, untauglich werden; ohnehin gründet ſich bey uns alle unſere Erkenntniß zuerſt auf den Sinnen, ſondern das Böſe beſteht darinn, daß das rechte Verhältniß der obern und untern Kräfte der Seele, oder der Sinnlichkeit gegen die Vernunft geſtört worden iſt. Der Eindruck der ſinnlichen Empfindung iſt zu ſtark und zu heftig auf die Seele, daß die Vernunft theils gar nicht zu ihrem Geſchäfte vor der Handlung ſelbſt kommen kann, ſondern die durch ſie erregten Begierden den Menſchen hinreiſſen, bis erſt nach der Handlung oder der Befriedigung der Begierden der Menſch wieder ein ruhiger Zuſchauer und Richter ſeiner Handlung wird, die alsdann den Ausſpruch über die Moralität thut, und Zufriedenheit oder Anklage und Unruhe in der Seele verurſacht, welches denn das Geſchäfte des Gewiſſens genennt wird, theils wenn auch der Verſtand ſich bey der Heftigkeit und Gewalt der ſinnlichen Begierden mit beſchäftigt, ſo vereinigt er ſich mit dieſem unordentlichen Triebe ſelbſt, und erfindet die Mittel und die beſte Art der Ausführung, Gründe der Entſchuldigung und der Rechtfertigung. Der Verſtand oder überhaupt die obern Kräfte der Seele ſind dagegen geſchwächt, daß ſie über die Sinne nicht die gehörige Herrſchaft ausüben können. Man hat hier auch die Frage aufgeworfen, ob man das Uebel hauptſächlich in der Sinnlichkeit und deren Gewalt, oder in der Schwäche des Verſtandes ſetzen ſolle? An ſich kommt auf dieſe Unterſuchung nicht viel an, denn allzugroſe Sinnlichkeit ſchwächt die Kräfte des Verſtandes und hält ihren Gebrauch auf, und bey einer Schwäche des Verſtandes iſt die Wirkung der Sinnlichkeit dagegen gröſſer. Wenn man inzwiſchen bedenkt, daß Erkenntniß und Willen durch die Sinne beſtimmt wird, auch die Schrift, wie in den vorhergehenden bemerkt wird, dieſes angebohrne Verderben, Fleiſch oder Sinnlichkeit, ein Geſetz der Glieder, Begierden des Fleiſches u. ſ. w. nennt, ſo würde man nicht unrecht ſagen, daß das Uebel vornemlich und zunächſt in der groſſen Sinnlichkeit liege, doch ohne zu leugnen, daß es zugleich in der Schwäche des Verſtandes gegründet ſey.

Dieſe Sünde iſt nun zwar allgemein, oder alle Menſchen ohne Unterſchied, nur Chriſtus ausgenommen, (ſ. Empfängniß Chriſti,) iſt mit ſolcher moraliſchen Zerrüttung gebohren, indeſſen iſt doch die Frage, ob die Erbſünde bey jedem gleich groß ſey, oder verſchiedene Grade habe. Einige Theologen behaupten das letztere, und ſagen, daß die Erfahrung es ſchon lehre, daß in einem der unordentliche Trieb zum Böſen weit heftiger ſey als in dem andern, und einer immer eine mehrere Anlage zu gröſſern und mehrern Sünden habe, als der andere. Auch die Bibel ſoll dieß ſagen, wenn ſie ſpricht Jacob. 1, 14. ein jeglicher wird verſucht, wenn er von ſeiner eignen Luſt gereizt und gelockt wird, denn da werde von der Luſt geredet, die einem jeden Menſchen eigen ſey. Dieſe Verſchiedenheit aber in den Neigungen beruhe auf dem Temperament, und daher ſey die Erbſünde nichts anders als die Temperamentsſünde. Nach dieſer Erklärung ſehe man am beſten, wie von den Eltern dieſes Uebel auf die Kinder fortgepflanzt werde, denn man finde gemeiniglich, daß die Kinder das Temperament und alſo auch die beſondere Art der Neigung des Geizes, der Wolluſt, des Zorns u. ſ. w. habe, wie ſie bey den Eltern angetroffen werden. Eine ſolche Lehre, daß die Erbſünde nichts anders als Temperamentſünde ſey, habe denn auch den Nutzen dem Menſchen zu zeigen, wohin er eigentlich ſeine Aufmerkſamkeit zu richten, und was er vornehmlich in ſich zu bekämpfen und zu beſtreiten habe. Gewöhnlich ſage man, es ſey die Erbſünde eine Neigung zu allem Böſen, welches doch im Grunde nicht möglich auch nicht richtig ſey, und dem Menſchen den Schaden bringe, daß er nicht ſeine Sorge die Sünde zu beherrſchen auf die rechte und eigentliche Seite ſeines innern Feindes richte. Andere aber ſagen, und ohne Zweifel mit mehrerm Rechte, daß dasjenige, was wir von Adam haben, bey allen Menſchen einerley und das Verderben gleich groß ſey, die Erbſünde aber von der Temperamentsſünde gar wohl unterſchieden werden müßte. Die erſte haben wir von Adam. Die andere aber zunächſt von unſern Eltern. Jene es iſt überhaupt Neigung zum Böſen, und die böſe Luſt die jeder ſelbſt innerlich in ſich trägt, dieſe iſt die beſondere Modification des angeerbten Uebels. Es folgt nicht, daß weil der Menſch

von

von Natur einen Hang zur Sinnlichkeit hat, und daher oft von dem Scheinguten geblendet wird, er deßwegen alle Arten der Sünde an ſich haben und ausüben müſſe, und daß er nicht beſonders auf die Bekämpfung ſeiner Temperamentsſünden bedacht ſeyn müſſe. Man weiß, daß man in den Predigten die Menſchen öfters erinnert, beſonders in Anſehung derer Sünden, welche aus dem Temperament entſpringen, und welche man Schooßſünden zu nennen pflegt, wachſam ſeyn müſſe. Das Temperament ändert ſich auch mit den Jahren, und überdem iſt zwiſchen dem körperlichen Temperament und dem Seelentemperament ein Unterſchied. Es können zuweilen die Neigungen des körperlichen Temperaments beherrſcht ſeyn, und dagegen ganz andere obgleich nicht eben allezeit beſſere Geſinnungen und Fertigkeiten an die Stelle tretten.

Die Erbſünde muß auch nicht nothwendig herrſchend ſeyn, obgleich der Menſch ſo lange er lebt, dieſelbe nicht völlig auszieht und ablegt, ſondern dieſer Saame und Zunder der Sünde durchs ganze Leben bleibt, 1 Joh. 1, 13. Ebr. 12, 1. ſo kann doch dieſe innere Neigung immer beherrſcht, und durch die Mittel der Vernunft und Gnade in den Schranken gehalten werden, daß keine herrſchenden und vorſezlichen Sünden erfolgen, und das ſoll das Geſchäfte des Chriſtenthums und des Chriſten ſeyn.

Noch müſſen wir hier bey dieſem erſten Puncte die Frage bemerken, ob die Erbſünde auch verdammlich ſey? Einige bejahen ſie, andere aber verneinen ſie. Die katholiſche Kirche glaubt, daß wer ohne Taufe ſtierbe, nicht ſelig werden könne, und unter den Proteſtanten haben manche Theologen eben dieſe Meynung geäuſſert. Denn da die Erbſünde doch Sünde ſey, auf die Sünde aber der Tod und die Strafe der Verdammniß geſezt ſey, ſo müſten auch alle Menſchen wegen der Erbſünde verdammt ſeyn. Darum heiße es auch, daß wir alle von Natur Kinder des Zorns ſeyn, Epheſ. 2. und niemand könne ins Reich Gottes eingehen, der nicht aus Waſſer und Geiſt wiedergebohren ſey. Auguſtinus trug dieſe harte Meynung vor, de Civitate Dei libr. 14. c. 1. Fulgentius de fide c. 29. ſagte, die Kinder im Mutterleibe ſind wegen der Erbſünde der Verdammniß ſchon unterworfen, und werden ohne Taufe dem ewigen Feuer übergeben, welchen andere gefolgt ſind. Doch etwas milder haben andere geſprochen, und zwar keine ewige Verdammniß, doch eine Ausſchlieſſung von dem Anſchauen Gottes und alſo eine Art des Mittelzuſtandes (limbus infantum) angenommen, z. E. Damaſus, Gregorius Nazianzenus u. m. Dieſe Meynung iſt in der katholiſchen Kirche. Die Proteſtanten haben auch zum Theil aus einer übertriebenen Vorſtellung von der Nothwendigkeit der Taufen, z. E. Buddeus, an der Seeligkeit der Kinder, welche ohne Taufe ſterben, gezweifelt, doch daß die Kinder der Chriſten einen Vorzug vor den Heidenkindern haben würden, weil jene gleichſam in ihren chriſtlichen Eltern geheiligt worden ſeyen.

Andere aber verwerfen die Verdammlichkeit, noch mehr aber die wirkliche Verdammniß wegen der Erbſünde. Zwar ſey der leibliche Tod wegen der Sünde Adams auf alle Menſchen gekommen, und in dieſem Betracht könne man ſagen, daß alle, auch die Kinder im Mutterleibe der Strafe wegen der Erbſünde unterworfen ſeyn, denn davon rede Paulus, 1 Cor. 15, 22. Röm. 5, 12. der Tod ſey durch alle Menſchen hindurch gedrungen, dieſer Tod rühre von des einigen Menſchen, nicht von jedes eignen Sünde her, dem ſey jeder Menſch bis auf Moſen von Adam an unterworfen geweſen. Allein das könne von der ewigen Verdammniß nicht gelten. Man müße hier an dem Wort Sünde nicht kleben, denn wenn die heil. Schrift dieſer Wort ἁμαρτια gebrauche, ſo müſte man nicht vergeſſen, daß es eine viel weitere Bedeutung habe, und überhaupt ſo viel heiſſe, als einen Fehler, eine Unrichtigkeit. Wirkliche Sünde ſey doch die Erbſünde nicht, denn dazu gehören Freyheit und eigne Wahl. Von Gott würde es grauſam ſeyn, jemand wegen einer fremden oder der Eltern Sünde mit Verdammniß zu belegen. Wer könne wohl jemanden ſtrafen, wenn er taub, ſtumm, blind oder ſonſt mit einem Naturfehler gebohren worden ſey, oder ihm das zurechnen. Daß der Menſch von Natur ein Kind des Zorns Gottes ſey, erklären ſie auf die Art, daß die Menſchen von Kindheit an, wegen ihrer vielerley Sünden der Strafe Gottes unterworfen ſey, bis er durch die göttliche Gnade in einen beſſern Zuſtand gebracht ſey. Daß aber jeder, welcher in das Reich Gottes kommen wolle, wiedergebohren ſeyn müße, weil das, was vom Fleiſch gebohren iſt, Fleiſch, und was vom Geiſt gebohren iſt, Geiſt ſey, heiſſe nichts anders, als durch die leibliche Geburt entſtehe der bloſe natürliche Menſch, ein wahrhaftig guter und geiſtlicher Menſch müſſe durch die Veränderung, die Gott in ihm hervorbringt, dargeſtellt werden.

Zwiſchen beyden Meynungen iſt noch eine dritte. Man ſagt nemlich, der Zuſtand eines Menſchen von Natur und nach ſeiner leiblichen Geburt iſt freylich ſo, daß er ſich zu dem Reiche Gottes und zur Seeligkeit nicht ſchickt. Er iſt untauglich und ungeſchickt zu ſeinem wahren Zweck und zu ſeiner Seeligkeit. An ſich betrachtet, würde die Erbſünde alſo auch den Menſchen von der Seeligkeit ausſchlieſſen und vor Gott verwerflich machen; ja Gott würde, wenn der Menſch nicht gebeſſert und durch die gnädige Veranſtaltung Gottes hergeſtellt werden könne, und worden wäre, das ganze Menſchengeſchlecht haben eingehen laſſen. Es würde aber niemand wegen der Erbſünde verdammt, ſondern allein wegen ſeiner eignen Sünde und ſeines Unglaubens. Das was von Adam auf alle Menſchen gekommen ſey, das habe auch Chriſtus durch ſeine allgemeine Verſöhnung aufgehoben und dem Menſchen unſchädlich gemacht. So wie Gott alles unter der Sünde beſchloſſen oder über alle Menſchen die Sünde habe kommen laſſen, ſo habe er ſich auch aller erbarmt in Chriſto. Dieſe allgemeine Verſöhnung kommt nun auch den Kindern zu gut, welche zwar von Geburt Kinder des Zorns ſind, aber durch Chriſtum Kinder der Gnade geworden ſind. Die Taufe verpflichtet nur diejenigen Menſchen, die ſie gebrauchen können, und wenn ohne eigne Schuld des Menſchen ſolche unterbleibt, ſo kann dieſe unverſchuldete Unterlaſſung derſelben niemanden verdammen, und dieſes iſt die gewöhnlichſte Meynung der Theologen.

Es iſt nun die andere Hauptfrage noch zu erörtern, woher denn dieſes allgemeine Uebel rühre und ſeinen Urſprung habe. Darüber ſind die Meynungen ſehr getheilt. Wenn man über den Urſprung der Erbſünde blos philoſophiren will, ſo kommen nothwendig mancherley Hypotheſen zum Vorſchein, die aber doch alle auf keinen feſten Grunde beruhen, weil hier alles auf ein factum ankommt, welches durch Philoſophie nicht herausgebracht werden kann, ſondern hiſtoriſche Zeugniſſe erfordert. Von den bloſſen Einſchränkungen der

menſchlichen Natur es herzuleiten, wie der Naturaliſt thut, iſt wohl nicht hinreichend. Denn es betrift ja hier nicht Fehler der Unwiſſenheit, ſondern auch ſolche Sünden, von denen man erkennt, daß ſie theils uns ſelbſt theils andern Schaden bringen, und der Natur und dem Geſetz Gottes zuwider ſind. Zu ſolchen Handlungen fühlt der Menſch gleichwohl nicht allein eine gewaltige und unvernünftige Neigung, welcher er nur mit ſehr vieler Mühe widerſteht, öfters aber unterliegt und das wirklich erkannte Böſe wirklich thut. Dieß iſt auch nicht etwann der Fall eines oder des andern Menſchen, auch nicht deſſen allein, welcher keine übernatürliche Offenbarung hat, ſondern ein allgemeines Uebel. Man findet es bey Kindern ſchon, welche mit Heftigkeit und Eigenſinn wider Verbot und Recht handeln, bey den Chriſten und Nichtchriſten, aufgeklärten und Gelehrten, wie den Ungelehrten, und ſowohl gegen das Natur- als Offenbarungsgeſetz. Ein ſolches allgemeines Uebel aber läßt ſich doch aus den bloſſen Einſchränkungen der menſchlichen Natur nicht herleiten, ſondern es muß eine gewiſſe moraliſche Krankheit bey ihm ſeyn.

Aus der Erziehung, aus Beyſpielen und Verführungen oder gar weil die Menſchen dem Adam nachgeahmt, läßt es ſich eben ſo wenig erklären, obgleich die Socinianer und andere dergleichen behaupten wollen. Allerdings muß man zugeſtehen, daß dadurch vieles geſchehen kann, aber das ganze Phänomenon kann man doch daraus nicht herleiten. Man müßte doch eine gleiche Wirkung bey guten wie bey böſen Beyſpielen erkennen, und hier iſt das Gegentheil offenbar. Man ſieht, daß Leute von der beſten Erziehung und welche die edelſten Beyſpiele vor ſich haben, welche die ſchönſten und vortrefflichſten Kenntniſſe geſammelt haben, nicht allein demſelben auf eben die Art unterworfen ſind, ſondern das zum Guten gebildete Herz in einer ſehr kurzen Zeit ganz verwildert werden kann, und Menſchen von nicht ſo guter Erziehung oft noch mäßiger und enthaltſamer, weiſer und klüger handeln. Ein verdorbener laſterhafter Menſch braucht mehrere Zeit, und es koſtet ihm weit mehrere Schwierigkeiten, das Böſe und nur das Laſterhafte abzulegen, als erfordert wird, einen durch mehrere Jahre in der Tugend geübten Menſchen verderben zu ſehen. Die Beyſpiele ſind nicht ſtark genug ihn allein zu beſtimmen. Oft ſieht ein Menſch böſe Beyſpiele, aber das Eckelhafte, Schändliche und Verächtliche, das er z. E. bey einem Säufer u. ſ. w. immer vor ſich ſieht, pflanzt ihm einen Haß und Abſcheu dagegen ein, und dagegen können ihn die deutlichſten und ſtärkſten Beyſpiele von andern Arten des Böſen nicht abhalten. Er ſieht z. E. den Schaden den ſich andere durch Hurerey und Unzucht, durch Unmäſſigkeit, durch Trunkenheit u. ſ. w. zugezogen haben, ja er findet es endlich an ſich ſelbſt, und gleichwohl iſt bey aller beſſern Erkenntniß und innern Abſcheu gegen ſolche Handlungen, ſein Trieb und ſeine Neigung zu denſelben unvernünftig ſtark. Je weniger ein Menſch böſe Beyſpiele geſehen und in der Unſchuld erzogen worden iſt, deſto mehr ſteht er in Gefahr durch das Neue der Laſter hingeriſſen und in kurzer Zeit verführt zu werden. Am allerwenigſten kann man ſagen, daß die Menſchen dem Adam nachahmen, denn wir haben ja kein Paradies, keinen ſolchen verbotenen Baum, u. ſ. w. und niemand billigt Adams Sünde, ſondern mißbilliget und beklaget ſie. Wie kann man nun bey ſolchen Umſtänden dieſes nicht bey einem oder dem andern, ſondern bey allen Menſchen ohne Ausnahme befindliches Uebel von der bloſſen Erziehung, von Beyſpielen, von Nachahmung und Verführung herleiten? Wäre das, ſo würde endlich Nachdenken, Erfahrung, Uebung und Gewohnheit zum Guten, ſteten Kampf gegen das Böſe, dieſes Uebel mit der Zeit ganz ausrotten, aber wir finden das Gegentheil. Man kann es zwar ſchwächen, es ändern ſich zwar die Arten der Neigungen, aber es kommen andere an die Stelle, die durch Beyſpiele nicht haben entſtehen können. Es iſt alſo das Uebel etwas natürliches in uns, denn das, was bey jedem ohne Unterſchied angetroffen wird, ohne daß es erſt erlernt werden muß, heißt natürlich.

Von Gott kann eine ſolche moraliſche Unordnung in der Natur nicht herkommen. Dieſer Gedanke iſt viel zu abſcheulich, als daß wir ihn nicht bey dem erſten Augenblick verwerfen ſollten. So bald man nur einen Begriff von Gott hat, ſo kann man ihn nicht anders als gut und heilig denken, das lehret ſchon die Vernunft und auch die Offenbarung. Wenn gleich in der Bibel zuweilen ſolche Redensarten vorkommen, z. E. Verſtocken, Sammlung künftiger Irrthümer u. ſ. w. ſo fühlt man doch ſchon, daß dieſe orientaliſchen und harten Ausdrücke der Bibel nicht nach dem Buchſtaben genommen werden können, (ſ. Verſtockung) ſondern nach dem Zuſammenhang und dem ganzen Innhalt der Schrift, und der Natur Gottes ſelbſt einen andern Sinn haben. Wie könnte er die Sünde verbieten, beſtrafen, u. ſ. w. wenn er gleichwohl ſolche ſelbſt gewollt, oder den Menſchen ſo gebildet hätte, daß er ſchlechterdings ſündigen müßte. Einige ſind zwar auf den Gedanken gekommen, als wenn wir ſchon vorher geſündigt hätten. Gott habe Geiſter, welche vorher geſündigt hatten zur Strafe in dieſen Leib oder gröbern Materie geſteckt, aber denn würde Gott mit Sünde ſtrafen, und Sünde wollen, und Sünde und Strafe, Wirkung und Urſache verwechſelt werden. Und wenn dieſer Zuſtand Strafe ſeyn ſollte, ſo müſte ſich doch der Menſch deſſelben bewußt ſeyn. Niemand aber weiß von ſolcher ehemaligen Exiſtenz und der dabey vorgefallenen Sünde etwas, und daher kann auch ſein jetziger Zuſtand nicht als Strafe angeſehen werden. Ohnehin hört, wo das Bewußtſeyn und Andenken gänzlich fehlt, auch die Perſöhnlichkeit auf, wir wären nicht mehr die Perſonen, und alſo würden nicht die nemlichen Perſonen, welche geſündigt hatten, geſtraft werden.

Andere meynen Gott habe den Menſchen in ſolchen Zuſtande mit Vorbedacht und weißlich geſetzt, um ihn durch ſolche Verſuchungen und Ueberwindung oder Bekämpfung derſelben in der Tugend zu üben, und ihn dadurch zu einem künftigen Stande der Belohnung beſſer in dieſer Vorbereitungszeit tüchtig zu machen. Allein dieſe Einrichtung würde den Zweck zu ſehr verfehlen, indem ſo viele ja der mehreſte Theil dieſen Verſuchungen unterliegt, und ſtatt in der Tugend geübt und befeſtigt zu werden, durch die Lüſte und Sünden überwunden wird. Daß Gott aber uns nicht beſſer habe machen können, und es nicht an ſich möglich geweſen wäre, einen ſtärkern und überwiegenden Hang zum Guten in uns zu pflanzen, kann wohl kein vernünftiger Menſch behaupten.

Man ſieht, daß man hier mit der Philoſophie nicht zurecht kommt, und doch iſt gleichwohl die Auflöſung dieſer Frage ſehr wichtig. Sind wir ſo von Gott gebildet, wie wir ſind, ſo iſt entweder Gott der Urheber des Böſen, nicht ein heiliges, ja ſogar ein grauſames Weſen, wenn er uns gleichwohl wegen der un-

herrweiblichen Sünde ſtraft; oder wir ſind doch wenigſtens unſchuldig, und es kann uns die Sünde mit Recht nicht zugerechnet werden, unſere Natur dient uns ſelbſt zur Entſchuldigung, und denn würde aller Trieb zum Guten und alle Bewahrung vor der Sünde in den Menſchen erſtickt werden. Es iſt das mit eine Haupturſache, woraus wir die groſſe Bedürfniſſe einer Offenbahrung herleiten.

Die Schrift leitet dieſen Zuſtand von der Sünde des allgemeinen Stammvaters der Menſchen her. Der Menſch iſt gut und nicht ſo übel erſchaffen: bey ihm war eine beſſere Proportion und ein wichtiges Verhältnis der Seelenkräfte, der Sinnlichkeit und der Vernunft; aber er ſündigte, indem er das Geſetz von der verbotenen Frucht übertrat, und wo es ſeine Nachkommen ſind nur von der Zeit an und dadurch in den gegenwärtigen Fall gerathen. (ſ. Fall Adams, Sündenfall.) Sie ſagt zwar bey der Geſchichte der Sünde Adams nicht gleich auch, daß dadurch die ganze moraliſche Natur Adams und ſeiner Nachkommen ſey verdorben worden; indeſſen iſt doch die Sache ſelbſt in der Bibel deutlich. Röm. 5, 12. ff. Die Sünde iſt durch einen Menſchen in die Welt gekommen, die Uebertretung eingeführt, durch eines Ungehorſam ſind viele Sünder geworden. Allein wie die eine Sünde des Adams ſowohl ſeine Natur zerrüttet, als auch auf die Nachkommen fortgepflanzt worden, erklärt uns die Bibel nicht. Man kann die verſchiedenen Erklärungen, welche die Theologen davon gegeben haben als bloſe theologiſche Meynungen anſehen, die den Grund des Glaubens nicht weſentlich angehen. Nun kommt es darauf an, daß keine Hypotheſe angenommen werde, welche andere bibliſche und wichtige Wahrheiten über den Haufen wirft.

Was den Adam ſelbſt betrift, ſo iſt hier die Schwierigkeit, wie eine einzige Sünde in ihm ſolche Fertigkeit und herrſchende Neigung habe hervorbringen können, indem es ja wieder die Erfahrung zu laufen ſcheint, daß eine einzige Handlung ſchon eine beſtändige Gemüthsfaſſung ausmache; ja wie es möglich ſeyn können, daß aus dieſer einen Sünde eine Geneigtheit zu ſo mannichfaltigen Sünden habe entſtehen können, zumal da dieſe Sünde ſogleich ſo ernſtlich und nachdrücklich geſtraft wurde, und Adam die groſſe Schädlichkeit und Abſcheulichkeit derſelben dadurch ſogleich erkennen mußte? Einige erklären die Sache damit, daß jede Sünde eine Handlung wider Gott und eine Verletzung ſeiner höchſten Verbindlichkeit ſey, wer alſo auch nur eine Sünde begehe, der werde ſich kein Bedenken machen auch jede andere zu begehen, ſo bald er dazu Reize und Verſuchung finde, allein das iſt doch keine nothwendige Folge, daß der, welcher eine Sünde thut, nun auch mehrere Sünden thun müſſe oder werde, und dadurch läßt ſich eine ſo gewaltige und unordentliche Neigung des Menſchen noch nicht erklären. Andere glauben, daß durch den Genuß der Frucht, nur die Sünde erſt zum Ausbruch gekommen, welche ſchon längſt in der Seele geweſen ſey. Adam ſowohl als die Eva hätten vielfältige Verſuchung vorher gehabt, und ihr Herz ſey ſchon von Gott abgewendet geweſen, jetzt aber ſey die Sünde erſt ausgebrochen, und alſo nicht dieſe Sünde allein, ſondern ſchon mehrere vorhergegangene Sünden, welche aber jetzt erſt öffentlich ausgebrochen, habe die unglückliche Fertigkeit in ihm hervorgebracht. Hiebey aber iſt nur dieſe Schwierigkeit, daß von dergleichen Abfall des Herzens und Sünden vor dem Genuß der Frucht in der Bibel keine Spur iſt, und es immer heißt, von einer Sünde. Noch andere erklären die Sache durch die natürliche Beſchaffenheit der Frucht. Dieſe habe eine gewiſſe Schädlichkeit oder ein Gift mit ſich geführt, welches zuerſt auf den Körper und die ſinnliche Werkzeuge, und denn dadurch auf die Seele, auf die ſinnlichen Empfindungen und ſo auf den Verſtand ſolche nachtheilige Wirkung gehabt, daß das ganze Verhaltniß der Seelenkräfte des Menſchen geſtöhrt worden ſey. Die Erfahrung beweiſe, daß es dergleichen Kräuter, Früchte und überhaupt äuſſerliche Urſachen geben könne, wodurch ſolche unregelmäßige Eindrücke auf die Seele entſtehen: und man könne dies um ſo mehr annehmen, da Gott ja ohnehin dem Menſchen nichts verbiete, als was ſeiner Natur nach ſchädlich iſt. Man könne dieſes aus den unordentlichen ſinnlichen Bewegungen ſehen, die nach 1 Moſ. 2, 25. ſogleich nach der Sünde entſtanden ſeyn. Hätte alſo Adam auf eine andere Art als durch dieſen Genuß geſündigt, ſo wäre dergleichen üble Folgen nicht in ihm entſtanden als dieſe war. Wenn man ja die Sache erklären müßte, ſo wäre dieſe Meynung wohl noch die ſcheinbarſte, und ſie wird wirklich von den mehrſten Theologen angenommen, inzwiſchen iſt ſie doch auch noch mit mancherley Schwierigkeiten verknüpft. Denn es iſt noch gar nicht ſo ausgemacht, daß das, was Gott verbeut, auch ſeiner Natur nach ſchädlich ſeyn müſſe, und daß die Urſache des Verbots einer an ſich unſchädlichen Sache nicht in gewiſſen äuſſerlichen Verhältniſſen liegen könne. Man findet auch in der Bibel ſelbſt von dem verborgenen Gifte in der Frucht dieſes Baums keine Anzeige, und die Beſchreibung derſelben, daß ſie lieblich anzuſchauen geweſen, iſt vielmehr nach orientaliſcher Art zu reden, eine Beſchreibung einer geſunden und nützlichen Frucht; und ſollte dieſer Baum ſelbſt eine dem Körper ſo nachtheilige Wirkung bey ſich geführt haben, ſo ſey wieder unbegreiflich, daß ſich dieſes Gift nicht bey den erſten Menſchen ſtärker als den Nachkommen gezeigt habe, denn ein Gift wirke in den erſten Wegen doch gewaltſamer, und verliehre in dem folgenden nach und nach von ſeiner Kraft. Gleichwohl lebten die erſten Menſchen länger als die Nachkommen, und dieſe haben nicht weniger nicht gemäßigtere Triebe in der Seele als die erſten Menſchen.

Noch andere glauben, daß Gott zur Strafe dem Menſchen die vorige Heiligkeit und Regelmäßigkeit oder das Bild Gottes genommen habe. Dieſe Meynung hat aber vielleicht die größte Bedenklichkeiten, weil man Gott dadurch als ein Weſen denken müßte, daß ſelbſt Sünde beſchloſſen habe, und die Urſache der Strafe zur Strafe ſelbſt gemacht habe.

Man ſieht alſo, daß es hier vielerley Dunkelheiten gebe. Gott hat uns die Sache weiter nicht erklärt, und wir müſſen uns hier mehrentheils damit begnügen, daß wir wiſſen, die Sache ſey in facto gewiß; die Urſache aber ungewiß und dunkel.

Noch mehr aber wird man in Verlegenheit geſetzt, wenn man erklären ſoll, wie dieſes Uebel auf die Nachkommen fortgepflanzt werden könne und ausgebreitet ſey; und wie wir unter der Sünde des Adams mit Recht leiden können, oder ſie uns habe zugerechnet werden können. Es iſt ja doch nicht allgemein, daß ein Vater ſeine Neigungen auf ſeine Kinder forterbt, und warum würden uns nicht auch die Sünden unſerer eignen Eltern, ſondern nur gerade die eine Sünde Adams und nicht auch ſeine Buſſe zugerechnet. Es giebt hier eine Menge von Erklärungen, wodurch man

dieſe Sache zu erleichtern ſucht. Gewöhnlich ſagt man, daß Eltern ihren Kindern durch die Zeugung nichts mittheilen könnten, was ſie ſelbſt nicht haben, und keine andere Natur durch ſie fortgepflanzt werden könne, als ſo wie ſie ſolche beſitzen. Allein dies ſtreitet ſelbſt wider die Erfahrung. Denn ein blinder, ſtummer, tauber u. ſ. w. Vater, kann Kinder zeugen, welche dieſe Fehler der Natur nicht haben. Andere haben behaupten wollen, daß alle Menſchen in Adam zugegen geweſen wären, und alſo auch alle dieſe Seelen in Adam mitgeſündigt und zu ſeiner Sünde die Beyſtimmung gegeben hätten: allein dieſe Sache läßt ſich wohl ſo leicht nicht denken, am wenigſten könnte uns dergleichen Handlungen als eigne Handlung angerechnet werden, da wir doch kein Bewußtſeyn gehabt hätten, und auch kein Menſch iſt, der ſich deſſelben bewußt wäre. Noch andere ſagen, Adam wäre der Repräſendent oder das Bundeshaupt des ganzen menſchlichen Geſchlechts geweſen, was er gethan habe, habe er im Namen aller ſeiner Nachkommen gethan, und daher wären auch für ihn und alle Menſchen gleiche Folgen geweſen. Allein entweder hätte ſich Adam ſelbſt zu einem ſolchen Bundeshaupt oder Bevollmächtigten aufgeworfen, und denn könnte man nicht einſehen, wie Gott ohne Ungerechtigkeit wegen einer ſolchen Anmaſſung die unſchuldigen Menſchen hätte in ſolches Elend können fallen laſſen: oder Gott hätte ihn dazu gemacht: und ihn wegen eines vermuthlichen Conſenſes dafür angenommen und auch hier könnte man nicht begreifen, wie Gott ohne Beyſtimmung der Menſchen ihn dazu machen, und dann ſeine Handlungen für Handlungen ſolcher Menſchen habe erklären können, die nicht einmal da waren, vielweniger ihn zu einer Handlung für ſie bevollmächtigt haben. Eine Vermuthung aber daß alle Menſchen es wie Adam gemacht haben würden, würde keinen Grund haben. Ueberhaupt aber kann doch Gott nicht mit ſündlichen Neigungen die Menſchen belegen wollen. Um die Schwierigkeiten daher beſſer aufzulöſen; ſagt man, daß man zwiſchen der Zurechnung der Sünde Adams in ihrer Fortpflanzung einen Unterſchied machen müſſe. Das letztere iſt nicht Zurechnung, ſondern geſchieht nach dem einmal in der Natur gelegten Geſetz der Zeugung. Es liegen hier freylich wieder groſſe Dunkelheiten in dem Weg, inzwiſchen iſt doch nun die Erfahrung dieſer wirklichen Fortpflanzung da, und wir ſehen, daß Menſchen in Anſehung dieſer moraliſchen Anordnung Menſchen von ihrer Art zeugen. Ohnehin iſt uns ja das noch immer ein Geheimnis, wie durch die Zeugung die Menſchen ſelbſt fortgepflanzt werden. Wir können nicht deutlich machen, noch ſelbſt begreifen, wie jemand dem andern Leben, Perſönlichkeit mittheile, nicht einmal wie der Leib fortgepflanzt werde, vielweniger wie es mit der Seele zugehe. Das erſte läßt ſich freylich noch eher denken als das andere, weil die Seele ein einfaches und geiſtiges Weſen iſt. Und doch wenn ſich die Seelen nicht propagiren, ſondern Gott unmittelbar bey der Bildung des Körpers im Mutterleibe oder ſchon längſt vorher ſolche erſchaffen hatte, ſo würden neue und eben ſo groſſe Schwierigkeiten entſtehen, wie denn die Seelen, die doch Gott nichts anders als rein und ohne Sünde erſchaffen können, ſogleich bey der Verbindung mit dem Körper von dieſem Uebel angeſteckt worden, oder wie Gott nach ſeiner Heiligkeit ſie gleichwohl mit ſolchem Körper habe können vereinigen laſſen, und doch läßt ſich auch keine Fortpflanzung der Geiſter (Traducianiſmus) denken. Dieſe ganze Art der Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts bleibt uns daher dunkel, und alle Erklärungsarten eben deswegen bloſe Hypotheſen. Genug die Erfahrung lehrt es und die Schrift ſagt es, daß mit der Geburt des Menſchen dieſes Uebel auch da ſey. Es dienen ſolche Möglichkeiten einigermaſſen dazu, daß man ſich durch die mancherley Zweifel nicht irre machen laſſe, wenn man bedenkt, daß wirklich ſich ſowohl körperliche Krankheiten als auch beſondere Arten von Neigungen von den Eltern auf die Kinder forterben. Noch haben die mehrſten neuen Theologen angenommen, daß in der Frucht des verbotenen Baums ſelbſt etwas ſchädliches geweſen, welches unmittelbar auf den Körper, und unmittelbar auf die Seele gewirkt habe, und wodurch denn das Uebel durch die körperliche Zeugung ſich auf die Nachkommen habe fortpflanzen können. Dies werde nicht allein dadurch wahrſcheinlich weil Gott dem Menſchen nichts verbiete, als was ſchädlich iſt, ſondern auch, weil gerade nur dieſe eine Sünde des Adams, und nicht auch andere Sünden von ihm oder unſern Voreltern als Urſache unſerer Zerrüttung angegeben würden. Es müſſe alſo in dieſer einzelnen Sünde oder in dem Formelle derſelben der Grund der Krankheit liegen. Man ſehe ſolches auch daraus, weil das Sinnliche zunächſt den ſtarken Einfluß in das Verderben der Seele habe. Unter mehrern Erklärungen ſcheint wohl dieſe diejenige zu ſeyn, welche am mehreſten befriedigt. Indeſſen haben wir doch auch ſchon im vorhergehenden bemerkt, daß es auch hier wichtige Schwierigkeiten gebe: daß bey den Verboten Gottes nicht nothwendig eine innere Schädlichkeit zum Grunde liegen müſſe, ſondern auch unſere Verhältniſſe daſſelbe veranlaſſen können, und man nicht begreifen könne, warum dieſes Gift nicht in der Folge mehr abnehmen und vielmehr zunehmen ſollte, denn da eben daher auch die Sterblichkeit entſtehen ſoll, ſo iſt unbegreiflich, daß die erſten Menſchen viel älter wurden und beynahe 1000 Jahr lebten, da hingegen die Menſchen jetzt, bey welchen doch der Gift nach und nach ſeine Kraft verlohren haben ſollte, ſo ſehr viel kürzer leben. Noch ein anderer Einwurf, welcher gegen dieſe Hypotheſen gemacht wird, iſt, daß auf dieſe Art Gott ſelbſt die Veranlaſſung zur Sünde gegeben hätte. Er habe ja doch gewußt, daß die Menſchen der Verſuchung von der Frucht zu eſſen, unterliegen, daß dadurch ſie nicht allein ſelbſt, ſondern auch alle ihre Nachkommen nicht allein ſterblich werden, ſondern auch in eine ſolche Unordnung der Seele gerathen würden, und dennoch habe er dieſen Baum in den Garten und zwar der Mitte deſſelben geſetzt, ja ſogar einen böſen Geiſte zugelaſſen, ſie zu verführen, und dadurch die Verſuchung ſo groß und den Fall beynahe unvermeidlich gemacht. Hier ſey nicht blos Zulaſſung des Böſen, ſondern wirklich Veranſtaltung ſelbſt, und zwar noch in dem erſten und frühen Anfang der Exiſtenz der Menſchen, wo ſie noch nicht geübt genug waren, in dem Guten ſelbſt, um gegen ſündliche Reize und Verſuchungen mehr geſichert zu ſeyn. Auf dieſen letzten Einwurf aber, welcher nicht allein die angeführte ſondern überhaupt die Zulaſſung des Sündenfalls betrift, läßt ſich antworten, der Menſch mußte und zwar vornemlich in dem erſten Stande ſeiner Unſchuld ein Uebungsmittel haben, allezeit ſeine Sinne unter dem Gehorſam des Verſtandes zu erhalten, und dazu war das Mittel bequem. Bey jedem andern Mittel würde man aber die Frage wiederholen, warum Gott dieſes und kein anders gewählt habe. Ob man gleich alſo nicht ſagen kann, daß kein anders möglich geweſen wäre, ſo kann man doch nicht

sagen, daß ein anders auch besser gewesen wäre. Andere drucken das zwar so aus, daß Gott dem Menschen auf die Probe setzen müssen, ob er auch dankbar und gehorsam bleiben würde, allein die Nothwendigkeit einer solchen Prüfung möchte wohl schwerer zu erweisen seyn, als die Nothwendigkeit eines Uebungsmittel über das sinnliche zu herrschen. Daß aber Gott ein solches Mittel erwählte, wodurch nicht allein Adam sondern auch alle seine Nachkommen so verderbt wurden, oder diese Fortpflanzung der Sünde zuließ, scheint dem ersten Ansehen nach hart zu seyn. Man sagt zwar, Gott habe doch, wenn die Sünde Adams sich nicht fortgeerbt hätte, auch bey den Nachkommen ein solches Uebungsmittel erwählen müssen, diese aber wären doch nicht anders oder besser gewesen als Adam, ja vielmehr sey Adam der unter allen Menschen der vollkommenste und beste gewesen, es würden also doch alle gesündigt haben. Allein diese Antwort würde so wie sie hier gegeben wird, wohl wenig Befriedigendes haben, indem man keinen Grund hat anzunehmen, daß Adam besser als alle andere Menschen gewesen wäre, daß alle Menschen, weil sie wie Adam gewesen und gleiche Versuchung gehabt haben würden, eben so gesündigt haben sollten, wie er, denn so wie Adam auch nicht sündigen konnte, so war auch bey seinen Nachkommen der Fall möglich, daß viele nicht würden verführt worden seyn; überdem muß man hier nicht von einer blosen Möglichkeit schliessen. Doch ist überhaupt das, wogegen dieser Zweifel geht, nur Hypothese, und es bleibt die Art und Weise der Zulassung immer für uns noch sehr dunkel. Niemand kann daran zweifeln, daß Gott diese üble Folge für uns würde haben aufheben können, ja auch aufgehoben haben würde, wenn das seiner Weisheit und übrigen Eigenschaften so gemäß gewesen wäre. Sicherlich wäre doch wohl die Sünde früher oder später in die Welt gekommen, und der gröste Theil hätte seine Freyheit gemißbraucht und andere mit in seine Sünde hineingezogen. Es war aber doch für den Menschen immer besser lieber ein angeerbtes Uebel als ein eignes für jedermann zuzulassen, wodurch sie denn desto eher des Mitleidens und der Hülfe von Gott fähig und empfänglich waren, auch war es allezeit der göttlichen Weisheit anständiger, statt so vieler Wunder ein einziges zu thun, womit dem Uebel für jedermann, welcher es nur annehmen und gebrauchen wollte, abgeholfen werden konnte. Wir müssen wohl bedenken, daß kein Mensch in diesem blos natürlichen Zustande ist, sondern Gott eine allgemeine Erlösung und Versöhnung erfunden habe, welche allezeit mit dem Fall des ersten Menschen und der Fortpflanzung der Sünde verbunden werden muß. Durch dasselbe ist ja alles Uebel, was vom Adam über die Menschen gekommen, aufgehoben, und kein Mensch wird wegen der Erbsünde sondern nur wegen seiner eignen Sünde verdammt. Es kommt aber noch dieser Vortheil hinzu, daß nun der Mensch in einer gehörigen und weisen Ordnung durch Christum sogar wegen seiner eignen und wirklichen Sünde Vergebung erhalten kann, und eben dadurch ist diese Erbsünde eine Veranlassung zu noch grössern Nutzen für die Menschen geworden, und hat in die Welt wirklich noch mehrere Vollkommenheit gebracht. Diese Wohlthat der Versöhnung ist denn auch ein noch stärkerer Antrieb die Sünde zu beherrschen, über uns zu wachen, und es zur höhern Vollkommenheit des Geistes zu bringen; denn durch die Gnadenmittel und Gnade Gottes selbst sind wir im Stande, die Sünde zu besiegen, und überwiegendere Neigung zum Guten in uns zu erhalten. Ob es aber der Weisheit und Güte Gottes gemäß sey, einem bösen Geiste eine solche schädliche Wirkung auf der Erde als die Verführung der ersten Menschen war, zuzulassen, davon siehe Dämonen, Teufel. Wenigstens kann man doch nicht beweisen, daß Verführungen und deren Zulassung schlechterdings wider Gottes Absichten und innere Heiligkeit streiten, und man muß doch zugeben, daß eben deswegen, weil der Mensch verführt wurde, auch eine Versöhnung und Begnadigung des Menschen desto mehr möglich gemacht wurde.

In so fern die Zurechnung der Sünde Adams so viel ist, als Strafe, welche Gott über die Menschen hat kommen lassen: so besteht solche darin, daß alle Menschen sterben müssen. Dies war die eigentliche Drohung, welche Gott dem Verbot von der Frucht hinzusetzte. Denn obgleich der Tod gewöhnlich in den leiblichen, geistlichen und ewigen Tod eingetheilt wird, und manche alle diese drey Arten des Todes hier haben verstehen wollen, so hat man doch in der Schrift keinen Grund etwas mehr als den leiblichen Tod unter dieser Drohung zu denken. Der geistliche Tod oder der Stand der Sünde und ein sündliches Leben kann von Gott nicht zur Strafe gemacht werden: jede Sünde vermehrt zwar die Fertigkeit in der Sünde, aber das ist natürliche Folge und nicht Gottes Verordnung, daß ein Mensch sündigen, und derjenige, welcher gesündigt hat, noch mehr sündigen und darin mehrere unglückliche Fertigkeit erhalten solle. Die ewige Verdamnis oder der sogenannte ewige Tod kann auch hier nicht verstanden werden, denn obgleich jede Sünde und also auch diese Sünde Adams den Menschen vor Gott verwerflich macht, und ihn von der Seligkeit ausschließt, ja obgleich der erste Mensch diese Folge und Strafe der Sünde allerdings erkannte, und wohl wußte, daß ihm die Uebertretung solche zuziehen werde, so kann man doch nicht sagen, daß Adam unter dem Worte Tod dieses verstanden, und Gott es damit habe sagen wollen, vielmehr mußte wohl der eigentliche und natürliche Begriff dieses Wortes nemlich ein leibliches Sterben hier gemeynt seyn. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß Tod und Sterben in der Schrift in mehrerer Bedeutung vorkommen, und überhaupt alle Arten des Unglücks begreife, aber dieser Gebrauch des Worts in der folgenden Bibelsprache war deswegen nicht auch schon dem Adam bekannt. Ueberdem ist mit der Drohung und der nachher ausgesprochenen Strafe ausdrücklich verbunden, daß er wieder zur Erden werden solle, wovon er genommen war. (s. Tod.) Dies war auch das eigentliche Uebel, was Adam vorher nicht wissen konnte, und ihm daher von Gott bekannt gemacht wurde. Die andern Strafen, welche damit verbunden wurden, waren theils mit der Sterblichkeit genau verbunden, theils waren sie als Mittel anzusehen, wodurch die allzugrosse Sinnlichkeit besser im Zaum gehalten wurde.

Das Uebel, welches nun auch als Strafe über alle Nachkommen wirklich gekommen ist dieser leibliche Tod. In wie weit und ob die Nachkommen auch wegen der Erbsünde verdammt werden würden, haben wir im vorigen schon erwähnt, und gezeigt, daß wegen der Erbsünde, wenn sie auch wirklich von der Seligkeit den Menschen ausschließt, gleichwohl um Christi willen niemand verdammt werde. Das Uebel aber, was wirklich über die Menschen um Adams willen kommt ist der leibliche Tod. Denn dieser Tod ist nicht Folge eigner und wirklicher Sünden, weil schon Kinder sogar

im Mutterleibe ſterben, und Paulus leitet ihn aus der einzigen Sünde Adams her, Rom. 5, 12. und ſagt, daß diejenige, welche nicht mit gleicher Uebertretung wie Adam ſündigen, ſterbe müſſen. V. 14. daß wir alle an eines Sünde ſterben, V. 15. 16. 17. Zwar redet er auch von einer Verdammniß durch des einen Sünde: allein das Wort κατακριμα heißt überhaupt Strafe, und dieſes ſagt er hier offenbar in dem leiblichen Tod.

Daß Gott aber dieſes Uebel über alle Menſchen wegen der Sünde Adams kommen ließ, kann wohl kein Grund ſeyn, gegen die Gerechtigkeit Gottes Zweifel zu erheben, und ihn anzuklagen, daß er fremde Sünden an Unſchuldigen ſtrafe. Denn das beſtändige Leben des Leibes gehört nicht zur Glückſeligkeit des Menſchen nothwendig, und er war doch daſſelbe niemanden ſchuldig. Es iſt aber auch dieſes Uebel ſelbſt durch Chriſtum dadurch aufgehoben, daß wir mit dem Leibe einſt wieder vereinigt werden ſollen. Ja es iſt nunmehro würklich Wohlthat für uns, indem das Sterben oder die Trennung von dem Leibe ſowohl das Mittel iſt, die Sünde ſelbſt abzulegen, und auszuziehen, als auch die Sinnlichkeit immer mehr zu unterdrücken: denn der Gedanke des Todes befördert den mehrern Ernſt, das Sterben ſelbſt für uns heilſam zu machen.

Einige haben den Tod von einer ewigen Vernichtung des Leibes und der Seele oder doch des Leibes verſtehen wollen, wovon wir durch Chriſtum befreyet werden, aber dieſe Meinung hat am wenigſten Grund. Man hat überall keinen Grund in der Natur und in der Schrift, eine ewige Zernichtung zu behaupten, und Paulus redet in ſeinem Briefe immer von dieſem Tode ſo, daß man nichts, als das gewöhnliche Sterben aller Menſchen darunter verſtehen kann.

Wir können hiebey eine Frage nicht unberührt laſſen: ob es wohl rathſam ſey, dem gemeinen Volke dieſe Lehre von der Erbſünde vorzutragen, und in Predigten, in Catechiſationen, Catechiſmus- und catechetiſchen oder Erbauungsſchriften davon zu reden. Einige haben, wenn ſie gleich die Sache ſelbſt nicht beſtritten, oder geleugnet haben, doch das Stillſchweigen für rathſamer gehalten, weil aus dieſem Vortrage allerley Uebel entſtünden, die der Tugend und Gottſeligkeit hinderlich ſeyn könnten, ja wirklich würden. Es ſey nichts gewöhnlicher, als daß die Menſchen die Schuld von ihren Sünden eben deswegen auf die Schwachheiten der Natur, auf die angebohrne Erbſünde und auf den Teufel ſchöben, und darin eine Entſchuldigung ſuchten; daß ſie deſto weniger nach ernſtlicher Gottſeligkeit ſtrebten, weil ſie immer den Vorwand gebrauchten, ein Menſch könne wegen der anklebenden Sünde es doch nicht zur Vollkommenheit bringen, und unſere Tugend ſey und bleibe ſchwach. Ja man bekomme dadurch einen Haß gegen Gott, Zweifel an ſeiner Gerechtigkeit, oder Unwillen gegen die geoffenbarte Religion, weil ſie doch lehre, daß Gott unſchuldige Menſchen wegen fremder Sünde ſtrafe, oder die Menſchen ohne ihr Verſchulden mit ſolchen unglücklichen Neigungen und Fertigkeiten gebohren werden laſſe. Der Menſch falle, anſtatt ſeine eigne Sünden zu verabſcheuen, nur auf eine Verabſcheuung des Adams, und Anklage ſeines erſten Stammvaters. Man ſehe auch keinen Nutzen von dieſer Lehre ein. Ein jeder Menſch könne ja Gott dienen, Chriſti ſich tröſten, ohne daß er von dieſer Erbſünde und dem angebohrnen Elende etwas wiſſe. Es iſt das allerdings ſehr ſcheinbar: allein wenn man die Sache nicht einſeitig, ſondern nach allen Seiten betrachtet, ſo hat man ſehr wichtige Gründe zum Gegentheil, und man kann nicht wohl ohne Schaden und Verſündigung dieſe Lehre vor dem Volke ganz mit Stillſchweigen übergehen. Doch muß man billig vorausſetzen, daß ſie ordentlich vorgetragen werde, und daß man menſchliche Zuſätze, ungeheure Vergröſſerungen und unrichtige Erklärungen weglaſſe, welche bey dieſer Lehre ehedem nichts ungewöhnliches waren. Will man den Menſchen ſo weit herabſetzen, daß er gar nichts weder natürliches Gute, noch das, was doch zur Vorbereitung des Menſchen zur wahren Bekehrung gehört, oder actus paedagogici genannt werden, thun könne; daß ihm nicht möglich ſey, grobe Ausbrüche der Sünde zu meiden, oder ehrbar und äuſſerlich tugendhaft zu leben, ja wohl gar nicht mehr verbeſſert werden könnte und was dergleichen mehr iſt: ſo würde das freylich eine ſehr ſchädliche Lehre ſeyn. Dieſe unrechte und ungegründete übertriebene Lehre von dem natürlichen Elende hat ſowohl viele zum Pelagianiſmus als auch Unwillen gegen die chriſtliche Religion verleitet. Es iſt auch ſehr ungegründet, wenn in der Formel der Abſolution, die der Lehrer gebraucht, die Vergebung der Sünden anzukündigen, auch der Vergebung der Erbſünde gedacht wird, welche freylich durch Chriſtum unſchädlich geworden, aber doch nach dem vorhergehenden niemanden verdammt, oder um welcher willen doch niemand wirklich geſtraft wird. Alle andere ſchlimme Folgen, welche, wenn man dieſe Lehre richtig vorträgt, etwan dennoch möglich wären, werden theils von ſelbſt wegfallen, theils ſind ſie zufällige Mißbräuche, welche immer auch bey den beſten und nothwendigſten Sachen ſtatt finden, und um welcher willen wir eine wirklich nützliche und erhebliche Wahrheit nicht verſchweigen dürfen. Solcher Mißbrauch iſt offenbar, wenn man ſeine Sünde den erſten Eltern, oder der Unvermeidlichkeit derſelben wegen der angebohrnen Unordnung zuſchreiben, und ſich mit der Schwachheit der Menſchen entſchuldigen will, indem nach der wahren Lehre von dieſer Sache dieſe innere Sünde nicht nothwendig herrſchend ſeyn muß, ſondern beherrſcht werden kann und muß, und wir beſonders durch das Chriſtenthum und Chriſtum die Mittel haben, wodurch die Herrſchaft der Sünde überwunden, und beſſere Fertigkeiten in dem Menſchen hervorgebracht werden. Die Gründe aber, welche für den Vortrag dieſer Lehre ſtreiten, ſind allerdings ſehr wichtig und erheblich. Es iſt einmal eine Lehre der Schrift, und die Bibel iſt doch in jedermanns Händen, und ſoll es auch ſeyn, damit ein jeder ſich ſelbſt von dem, was er glaubt, überzeuge, und ſeinen Glauben nicht allein auf das einſchränke, was ſein Lehrer ihm allein vorzutragen für gut findet. Wenn aber doch Gott den Menſchen nichts unnöthiges und überflüßiges lehrt, denn das wäre wider die Weisheit Gottes, die unſtreitig vollkommener iſt, als der Menſchen Meinung und Rathſchläge; ſo kann doch dieſe Lehre von der Erbſünde wohl nicht unnöthig, ja noch viel weniger ſchädlich und der wahren Tugend gefährlich ſeyn. Würde nun der Lehrer in dem Religionsunterricht die Sache bedachtſam übergehen, ſo wäre es bey dem gemeinen Mann auffallend, und würde ein Mißtrauen gegen den Lehrer und die Lehre erregen. Ueberdem iſt doch, wie bereits angezeigt worden, dieſe unglückliche unordentliche Neigung ein Erfahrungsſatz, und jedermann iſt ſich derſelben bewußt, jedermann räſonnirt alſo auch über die Quelle derſelben, und fällt ohne Be-

lehrung entweder auf den Gedanken, daß die urſprüngliche Einrichtung ſeiner Natur nicht anders ſey, und daher die daraus entſpringenden Sünden nicht ſo viel auf ſich haben, und dies würde dann noch weit mehr das moraliſche Uebel befördern, in der Tugend noch weit ſchädlicher werden: ſelbſt die Bemühung, gut und beſſer zu werden, würde endlich geſchwächt werden, wenn man bey allem Fleiß ſich ſelbſt zu beherrſchen, gleichwohl ſähe, daß man ſeinen Zweck nicht ſo völlig erreichen könne, ſondern durch die Gewalt der Sinnlichkeit öfters betrogen würde. Oder der Menſch könnte gar auf den Gedanken kommen, daß Gott ihn ſo gemacht habe: denn aus Beyſpielen und Nachahmung u. ſ. w. würde der Menſch bey weitern Nachdenken das Uebel nicht einmal herleiten. Dieſem Uebel wird durch ordentliche vernünftige und ſchriftmäßige Erklärung dieſer Lehre abgeholfen. Da nun auch ein jeder Chriſt getauft wird, die Taufe aber doch eine Beziehung auf eine ſündliche Beſchaffenheit des Menſchen hat, welche er von Geburt an und mit derſelben überkommen, und weswegen er einen Erlöſer und deſſen Verſöhnung annimmt, ſo iſt auch zur Erklärung dieſer Taufhandlung nöthig, von dem verdorbenen Zuſtand des Menſchen niemand unbelehrt zu laſſen. Es hängt überdem dieſe Lehre mit der Lehre der Verſöhnung durch Chriſtum immer genau zuſammen, daß gewöhnlich eine mit der andern erkannt oder geleugnet wird: denn wenn dieſes innere Verderben in dem Menſchen nicht iſt, ſo muß er für ſich ſelbſt den Forderungen des Geſetzes nachleben und tugendhaft und gut ſeyn können, und braucht eines ſolchen Mittlers nicht, wie ihn die heil. Schrift vorſtellt. In der Tugendlehre hat die Einſicht in die urſprüngliche Beſchaffenheit des Menſchen manchen Nutzen, indem ſie dazu dient, daß der Menſch ſtets auf ſeiner Hut bleibe, ihn immer vorſichtig mache, ein gewiſſes Mißtrauen in ſich ſelbſt ſetze, ſich niemals auf ſeine Kräfte und Tugend zu verlaſſen, die Gnadenmittel ſorgfältiger zu gebrauchen, Gottes Beyſtand ernſtlicher zu ſuchen, die Gnade der Erlöſung höher zu ſchätzen, mit ſeinem Nächſten und deſſen Schwachheiten mehr Geduld zu haben, und auf gute Erziehung, Bildung und Beſſerung der Jugend und ſeines Nebenmenſchen überhaupt ſorgfaltiger bedacht zu ſeyn u. ſ. w.

Der Anſtoß gegen dieſe Lehre rührt mehrentheils aus unrechter Vorſtellung derſelben und aus einer falſchen Philoſophie her. Man glaubt, die Sünde könne nach aller vernünftigen Logik blos aus Fehlſchlüſſen des Verſtandes herrühren, bedenket aber nicht, daß gewiſſe Handlungen nicht von bloßen Trugſchlüſſen, ſondern auch von Empfindungen entſpringen, und von dunklen und verworrenen Begriffen, die aus der Sinnlichkeit entſtehen. Dieſe Sinnlichkeit aber iſt gar oft mit der Vernunft in Widerſpruch. Man bildet ſich überdem ein, daß wenn einmal der Verſtand etwas als gut erkenne, ſo müſſe nothwendig nach pſychologiſchen Gründen, der Wille dadurch gelenkt und beſtimmt werden. Denn man könne niemals etwas wählen, als was man ſich in dem Augenblick der Wahl als gut vorſtelle: allein man vergißt hier, daß man unter dem ſinnlich erkannten Guten und dem, was die Vernunft dafür erkennt, einen Unterſchied machen müſſe. Der Wille beſtimmt ſich allezeit nach dem, was der Menſch ſich als gut vorſtellt, aber nicht allezeit nach dem, was die Vernunft dafür erkennt, ſondern oft nur nach dem ſinnlich ſchönen und guten, und daher entſteht es, daß ſich der Menſch in der Wahl des Guten betrügt, nach blos ſinnlichen Trieben handelt, und nicht erſt die Vortheile der Vernunft abwartet. (20)

Erbſünde. (Reformirt.) Die Reformirte Kirche behauptet in dieſer Glaubenslehre die gemeinſchaftliche proteſtantiſche Grundſätze mit Verwerfung aller Pelagianiſchen und Semipelagianiſchen Meinungen, und lehret eine ſowohl anklebende als zugerechnete Erbſünde.

In dem Heidelbergiſchen Catechiſmus handeln die 5-10 Fragen hievon, und es heißt daſelbſt ausdrücklich, daß durch den Fall und Ungehorſam unſerer erſten Eltern unſere Natur alſo vergiftet worden, daß wir alle in Sünden empfangen und gebohren werden; daß der Menſch, wenn er nicht durch den Geiſt Gottes wiedergebohren, dermaßen verderbt ſey, daß er ganz und gar zu einigem Guten untüchtig und zu allem Böſen geneigt ſey; daß Gott beide über angebohrne und wirkliche Sünde ſchröcklich zürne, und ſie aus gerechtem Urtheil zeitlich und ewig ſtrafen wolle. In der Belgiſchen Confeßion heißt der 15. Artickel: „Wir glauben, daß durch den Ungehorſam des Adams die Erbſünde über das ganze menſchliche Geſchlecht ſich ausgebreitet habe, welche eine Verderbniß der ganzen Natur und angeerbter Gebrechen iſt, womit auch ſelbſt die Kinder in dem Leibe ihrer Mutter befleckt ſind, und welche gleich als eine Wurzel alle Arten der Sünden in dem Menſchen hervorbringt, und daher vor Gott ſo abſcheulich und verflucht iſt, daß ſie zur Verdammung des menſchlichen Geſchlechts hinlänglich genug iſt. Auch wird dieſelbe durch die Taufe nicht völlig hinweggenommen, noch mit der Wurzel ausgerottet; ſintemal die Sünde gleichſam als ein aufwallendes Waſſer beſtändig aus derſelben, als einer unſeligen Quelle, hervorſpringt, wiewohl ſie den Kindern Gottes zur Verdammniß nicht zugerechnet, ſondern durch deſſen Gnade und Barmherzigkeit vergeben wird; jedoch nicht, daß ſie in der Sünde ſicher einſchlafen ſollen, ſondern daß die Empfindung dieſes Verderbens deſto öftere Seufzer in den Glaubigen erwecke, zu verlangen, daß ſie von dieſem Leib des Todes befreyet werden.“ Hiermit ſtimmen die übrigen Confeſſionen der Reformirten überein. ſ. dieſen Artickel im 6. B. wie auch: Artickel der Engliſchen Kirche im 1. B. (1)

Nur iſt über die Art und Weiſe der Zurechnung der Sünde Adams im vorigen Jahrhundert unter den Reformirten in Frankreich ein innerer Streit erreget worden, indem der Profeſſor Joſua de la Place (oder Placäus) die unmittelbare Zurechnung dieſer Sünde als unerweislich verwarf, und dagegen eine mittelbare Zurechnung annahm; welche darin beſtehe, daß den Menſchen aus Adams Fall (der, als Sünder, keinen heiligen Saamen erzielen können) eine gänzliche Verdorbenheit anklebe, und ſie von wegen dieſer und Adams Fall herrührenden Verdorbenheit würdig ſeyen, eben ſo angeſehen zu werden, als ob ſie jene Uebertretung ſelbſt begangen hätten. Seine Meinung, wozu auch einige Evangeliſchlutheriſche Gottesgelehrten z. B. Aegidius, Hunnius geneigt geweſen, trug er zuerſt 1640 in einer Abhandlung: Von dem Zuſtand des gefallenen Menſchen vor der Gnade, vor, und ſuchte ſie nachher weitläuftig in einem erſt nach ſeinem Tode 1661 herausgekommenen Buch: Von der Zurechnung der Sünde Adams, gegen alle Einwendungen zu beſtätigen. Man war anfangs mit dieſer Hypotheſe ſehr unzufrieden, und der Nationalſynod, Synod zu Charenton, verwarf ſie 1645, und verbot allen Predigern und Pro-

fessoren bey Strafe der Kirchenexecution, sich hierin von der gemeinen Lehre der protestantischen Kirchen zu entfernen, verordnete auch, daß die Candidaten bey ihrer Aufnahme ins Predigtamt diesen Synodalschluß unterschreiben sollten, welchen auch Garissoles, Rivet, des Marets und andre in eignen Abhandlungen vertheidigten. Allein dieser Schluß war durch den Betrieb seines Amtsgenossen und Freundes, des berühmten Amyraud, auf dem Nationalsynod zu Loudún 1660 sehr gemildert, und blos befohlen, daß die Candidaten den 10. und 11. Artickel der französischen Confession unterschreiben, und alle sich des Disputirens wider die gemeine Lehre enthalten sollten. Die Meinung des de la Place fand auch bey vielen, besonders bey den Theologen aus der Saumürischen Schule, Beyfall. Daher verdammten die für die Glaubensreinigkeit heftig eifrende Helvetier diese Hypothese namentlich in der bekannten Formula Consensus. — Beide Theile suchen ihre Meinung durch Gründe zu erweisen, und besonders mit der wichtigen apostolischen Stelle und Parallele zwischen Adam und Christus Röm. 5, 12 ff. übereinstimmend darzustellen. Die Vertheidiger der unmittelbaren Zurechnung, welche immer die größte Zahl ausgemacht haben, erweisen solche, nachdem die ältere Meinung, als ob die Nachkommen dem Keime nach in Adam vorhanden gewesen, und also in ihm gesündigt hätten, wobey der Irrthum des Traducianismus zum Grunde zu liegen schien, beynahe durchgängig verworfen worden, theils aus der Beschaffenheit des Werkbundes, welchen Gott mit Adam errichtet, und worin Adam das menschliche Geschlecht, als dessen Stammvater und sittliches Haupt dergestalt repräsentirt habe, daß sein Verhalten gegen das ihm gegebene Verbot seiner ganzen Nachkommenschaft aus einer zu vermuthenden Einwilligung (ex consensu praesumtivo vel interpretando) habe imputiret werden müssen; theils aus dem Erfolg, weil alle Folgen der Sünde Adams, sittliches Verderben, Sterblichkeit und alles damit verbundene Elend sich auf seine Nachkommenschaft verbreitet haben, welches ohne eine sittliche Zurechnung der ersten Sünde sich mit den göttlichen Vollkommenheiten nicht wohl reimen lasse; endlich weil blos auf diese Weise die vom Apostel gemachte Parallele zwischen Adams Ungehorsam und Christi Gehorsam sich im eigentlichsten Verstand der Worte erklären lasse, wenn man bey beiden eine unmittelbare sittliche Zurechnung (dergleichen in der Rechtfertigung unstreitig Platz hat) annehme. Diejenige hingegen, welche eine allein mittelbare Zurechnung der Sünde Adams treiben, verwerfen entweder jenen Lehrsatz vom Werkbund, und daß Adam darin zum sittlichen Haupt und Stellvertreter seiner ganzen Nachkommenschaft angeordnet worden, gänzlich, und finden es mit der Gerechtigkeit und Güte des Höchsten unvereinbar, daß Adams ganze Verschuldung ohne wirkliche und durch eine blos zu vermuthende Einwilligung seinen noch nicht existirenden Nachkommen zugerechnet werden solle, oder sie nehmen auch einen Werkbund an, worin aber nur eine mittelbare Zurechnung statt habe. Jener Schluß aus der Theilnehmung an den Folgen der ersten Sünde auf eine unmittelbare Zurechnung derselben, meynen sie, sey unrichtig; die Sache verhalte sich vielmehr also: daß nach der Ordnung und dem allgemeinen Lauf der Natur die Verdorbenheit, besonders durch die leibliche Geburt, von den Aeltern auf die Kinder sich fortpflanze, und Gott aus weisen, heiligen und gnädigen Absichten diese natürliche Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts nicht unterbrochen, und eben dadurch, daß uns jene erste Sünde mittelbarer Weise zugerechnet worden, den Grund gelegt habe, uns ein überschwengliches Heilungsmittel wider die Sünde in der Erlösung Jesu Christi zu gewähren. Die Stelle Röm. 5. glauben sie sonder Zwang von einer blos mittelbaren Zurechnung der Sünde Adams erklären zu können, weil wir durch die leibliche und physische Verbindung mit dem gefallenen Adam unsre Natur verderbt und sein Ungehorsam uns mittelbarer Weise zugerechnet werde, also die Gerechtigkeit Christi uns durch die geistliche Verbindung mit ihm zu gut komme; dieses sey der Hauptabsicht Pauli bey jener Parallele gemäß, als welche sey, zu zeigen, daß die Früchte und Folgen des Gehorsams Christi sich eben so weit und selbst weiter erstreckten, als die Folgen des Ungehorsams Adams. — Ueber das Gericht dieses Streites urtheilen alle gemäßigte Theologen, seitdem die erste Hitze sich gelegt hat, sehr gelind, und zwar aus dem Grunde, weil bey der einen Meinung sowohl als bey der andern die Lehrsätze von der gänzlichen Verdorbenheit und Ohnmacht des Sünders zum geistlichen Guten, und die damit in Verbindung stehende Glaubensartickel von der Rechtfertigung und Heiligung ungekränkt stehen bleiben. (32)

Erbsünde, (nach den Arminianern, oder Remonstranten.) Was die Remonstranten angeht, so ist zwar bekannt, daß es einige unter dieser Religionspartey giebt, welche die sittliche Verdorbenheit des Menschen, und folglich die Erbsünde ganz leugnen, oder höchstens den zeitlichen Tod und die damit verknüpfte zeitliche Mühseligkeiten für eine Folge des Ungehorsams Adams wollen gelten lassen. Die mehreste aber nehmen die Lehre von der Erbsünde, wenigstens von der anklebenden Verdorbenheit unter gewissen Einschränkungen an, wie unter anderen die Confession der Remonstranten Cap. VII. §. 4. ausdrücklich lehret: „Adam, als die Wurzel und der Stamm des „menschlichen Geschlechts, habe mit sich seine ganze „Nachkommenschaft, die gleichsam in seinen Lenden „eingeschlossen gewesen, und von ihm durch die na„türliche Zeugung herkommen sollte, in dasselbige „Verdammnißurtheil verwickelt, so daß alle Menschen „ohne Unterschied, J. C. allein ausgenommen, zufol„ge der einzigen Sünde ihres ersten Vaters ihrer ur„sprünglichen Glückseligkeit und der wahren zur Er„langung des Heils nöthigen Gerechtigkeit beraubt, „und zum Tod und Elend verurtheilt worden; wel„chem wir noch izt unterwürfig gebohren würden; „nur sey dabey zu bemerken, daß uns Gott gegen „dieses allgemeine Uebel ein gnädiges Hülfsmittel in J. C. zubereitet habe.“ Allein bey allen diesen Aeusserungen gehen sämmtliche Remonstranten von der Lehre der evangelischen Kirchen auf mehr als eine Weise ab. 1) In Ansehung des natürlichen Verderbens leugnen sie die gänzliche Verdorbenheit und Ohnmacht des Menschen zum geistlichen Guten, und setzen dasselbige vielmehr in eine Entkräftung der sittlichen Empfindungen und ein Uebergewicht der Sinnlichkeit, woraus der Hang zur Sünde entstehe; wobey der Mensch noch immer ein Vermögen habe, die unverderbte höhere Seelenvermögen recht zu gebrauchen, und dadurch, besonders wenn das Licht des Evangeliums ihm zu Hülfe komme, sich zu bessern. Daher sie auch jene starke Schriftsteller, woraus die Evangelische Kirchen jene gänzliche Verdorbenheit und Ohnmacht der Menschen

erwei-

erweisen, als Ephes. 2, 3. Ephes. 4, 18. u. s. w. nicht von einem angeerbten, sondern durch eigne Sünden thätlich erworbenen unsittlichen Zustand verstehen wollen. 2) Sie leugnen die Zurechnung der Sünde Adams auf seine Nachkommen, als streitend mit den sittlichen Vollkommenheiten der Gottheit, und den ausdrücklichen Erklärungen der Schrift, daß Kinder die Sünde ihrer Eltern nicht tragen sollten, und geben höchstens zu, daß die durch die natürliche Fortpflanzung von Adam herrührende Sterblichkeit und das zeitliche Elend der Menschen in einem uneigentlichen und metonymischen Verstand eine Zurechnung der Sünde könne genannt werden. Eben so leugnen sie, 3) daß die uns anklebende Verdorbenheit im eigentlichen Verstand Sünde genannt werden könne, indem eine jede Sünde den eignen freyen Gebrauch des Willens voraussetze, wie sie daher auch die erste unordentliche Regungen im Gemüth (die motus primoprimos) nicht für Sünde erkennen wollen; und besser nenne man dieses Verderben ein Erbübel. (Eben diese Meynung äusserte der Schweitzerische Reformator Zwingli in seiner Kaiser Carl V. 1530. präsentirten Confeßion.) Hieraus folgt nun 4) daß sie lehren, die Erbsünde ziehe dem Menschen an und für sich keine Strafe zu, selbst der zeitliche Tod könne nur in einem analogischen Sinne so benannt werden, und daß es wider alle Begriffe von der göttlichen Gerechtigkeit und Güte anlaufe, zu glauben, der gerechte Gott wolle diese sogenannte Sünde mit einer ewigen Verdammniß oder auch nur mit einem ewigen Mangel der Seeligkeit strafen. (32)

Erbsünde, (nach der Lehre der griechischen Kirche) Was die griechische Kirche hiervon für Begriffe habe, ist aus der sogenannten orthodoxen Confeßion derselben zu ersehen, wo es heißt: „die Erbsünde (vor- oder grosväterliche Sünde) ist eine Uebertrettung des göttlichen Gesetzes, welches dem Urheber des menschlichen Geschlechts Adam im Paradies mit diesen Worten gegeben war: von dem Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses, sollt ihr nicht essen; welches Tages ihr davon essen werdet, werdet ihr des Todes sterben. Genes. 2, 17. Diese Erbsünde ist von Adam durch die ganze menschliche Natur hindurch gedrungen, weil wir alle schon damals in Adam waren, und auf diese Art ist durch den einzigen Adam die Sünde auch auf uns alle gekommen. Daher werden wir auch alle in diesem Uebel empfangen und gebohren wie die Schrift lehrt, Röm. 5, 12. Es kann auch diese Erbsünde durch keine Busse gänzlich abgeschaft und ausgerottet werden, sondern sie wird nur aus der Gnade Gottes durch das Werk der Erlösung unsers Herrn Jesu Christi, welches er in seinem angenommenen Fleisch verrichtet, und durch dessen theueres Blutvergiessen abgethan; und dieses geschieht durch die heilige Taufe, ohne welche niemand von dieser Sünde befreyt werden kann; sondern jedermann ein Schuldner des ewigen Todes bleibet, wie geschrieben steht: warlich u. s. f. Joh. 3, 5. Hiermit stimmt auch Metrophanes Critobulus überein, welcher die Erbsünde kürzlich durch eine Zuneigung zu aller Bosheit und eine ganz unvernünftige Begierde beschreibt. Der Patriarch Jeremias, dem die Augspurgische Confeßion von den Würtenberger Theologen übersetzt zugesandt worden, antwortete ihnen: „Was das andere Capitel (Artikel) dieser Confeßion anbetrift, darin gelehrt wird, daß alle Menschen der Erbsünde unterworfen seyen, dieses bejahen auch wir als eine gewisse Wahrheit; denn es heißt im 51. Psalm: Siehe ich bin u. s. f. und so stehet auch im Evangelio Joh. 3, 2. Es sey denn, daß jemand gebohren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen, was nemlich die Reinigung dieser von den ersten Eltern uns angebohrnen Sünde anbelangt.“ Er beschreibt auch die Erbsünde, als eine natürliche Trägheit, dadurch der Mensch zum Bösen sehr geneigt, zum Guten aber ungeschickt werde. (Heinecii Abbildung der griechischen Kirche 2. Th. S. 111.) Der Rußische Erzbischof Platon (s. dessen rechtglaubige Lehre S. 78.) sagt durch die Uebertrettung unserer ersten Eltern ward die Sünde in der Welt allgemein, sie hat das ganze menschliche Geschlecht angesteckt und dasselbe in das grosse Elend gestürzet, wobey er sich auf Röm. 5, 12. beziehet.

Von diesem angebohrnen Verderben nehmen die Griechen niemand aus, als unsern Erlöser. Von der heiligen Jungfrau glauben sie zwar daß Gott sie vor allen wirklichen Sünden bewahret habe, sie sey aber eben sowohl als andere Menschen in Sünden empfangen und gebohren worden; und hierbey beziehen sie sich sowohl auf ihren Lobgesang worinn sie Gott ihren Heyland nenne, als auch auf die ihr von dem Engel geschehene Ankündigung der Empfängniß Jesu durch die Kraft des Höchsten, and den heiligen Geist, welches lehre, daß sie einer Reinigung bedurft hätte, und also eben sowohl als andere Menschen in Sünden empfangen worden. (Heinecc. am angezeigt. Art. S. 77) (1)

Erbsünde, (Taufgesinnte oder Anabaptisten) der 4. Artikel der Confeßion von Johann de Rys und Lubbert Gerritsz drückt sich in Ansehung dieser Materie folgender Gestalt aus: „Gott hat den Menschen gut erschaffen zu seinem Bild und Gleichniß, zum Wohlstand und zur Seligkeit, und in ihm alle Menschen zu einem gleichen Endzweck. Der erste Mensch ist gefallen in Sünde und Ungnade. Er ist von Gott durch sichere tröstliche Verheissung wieder aufgerichtet, und zum ewigen Leben, mit allen denen, die in ihm gefallen waren, angenommen worden: also daß niemand von seinen Nachkommen in Ansehung dieser Wiederaufrichtung mit Sünde oder Schuld gebohren wird.“ (1)

Erbsünde. (Quacker) Obgleich in dem Glaubensbekenntniß der Quacker, welches in ihrem Catechismus befindlich, und ohnehin aus lauter biblischen Stellen ohne alle Erklärung zusammengesetzt ist, nichts von der Erbsünde vorkommt, (s. Köchers Abriß aller Religionen 1756. S. 332. u. f.) so ist doch aus Robert Barclay Apologie welche zur Vertheidigung derselben 1675. dem König Carl II. in Großbritannien übergeben worden, ersichtlich, daß sie die im eigentlichen Verstande so genannte Erbsünde, das angebohrne Verderben, und dessen Zurechnung leugnen. In gedachter Apologie lautet S. 59 nach der deutschen Uebersetzung der 4. Satz, welcher hernach von S. 60 70. ausgeführt wird, folgendermassen: „Alle Nachkömmlinge Adams, oder das menschliche Geschlecht, sowohl Juden als Heyden, sind dem ersten Adam, oder irdischen Menschen nachgefallen, abgeartet, und gestorben, der Fühlung und Empfindung des innerlichen Zeugnisses (des innerlichen Lichts) und Samens Gottes beraubt, und der Macht der Natur und des Samens des Satans, welchen er in die Herzen der Menschen so lange sie in ihrem natürlichen und verdorbenen Zustande verharren, gesäet hat, unterworfen; daher kommt es, daß nicht allein ihre Wor-

te und Werke, sondern auch alle ihre Einbildungen immerdar vor den Augen Gottes böse seyen, Genes. 6, 5. dieweil sie von diesem bösen und verderbten Samen herkommen. Derohalben kann ein Mensch, so lange er in so einem Stande ist, nichts rechts erkennen, ja auch seine Gedanken und Begreiffungen von Gott und göttlichen Sachen sind beydes ihm und allen andern ganz und gar unnützlich, bis er von dem bösen Samen abgesondert, und mit dem göttlichen Licht vereinigt sey. Deswegen werden die Irrthümer der Socinianer und Pelagianer verworfen, welche das natürliche Licht erheben, wie auch der Papisten und des meisten Theils der Protestanten, welche behaupten, es könne der Mensch ohne die wahre Gnade Gottes kein rechter Diener des Evangelii seyn, und den Seelen Nutzen schaffen. Doch wird dieser Same den Kindern nicht zugerechnet, bis sie sich mit demselben wirklich durch Uebertrettung vereinigen. Denn diese sind von Natur Kinder des Zorns, welche wandeln nach dem Lauf dieser Welt, u. s. f. Ephse. 2, 2. 3." (1)

Erbsünde. (Socinian.) Die Socinianer halten dafür, daß die Erbsünde nicht aus der heiligen Schrift erwiesen werden könne, und erklären die gewöhnlich für diese Lehre angebrachten Stellen auch so gar Röm. 5, 12. u. f. von der wirklichen Sünde. Sie meynen der Fall Adams habe als eine einzelne Handlung nicht die ganze Natur desselben, und also noch vielweniger aller seiner Nachkommen verderben können. Sie leugnen also die Fortpflanzung des natürlichen Verderbens, auch als eines blossen Uebels betrachtet, und meynen, wann der Mensch eine gewisse Neigung zur Sünde habe, so komme dieses von der Gewohnheit zu sündigen, die Sünde selbst aber rühre von dem Mißbrauch der Freyheit her. Den Tod halten sie für keine Folge der Sünde Adams, indem sie glauben, der Mensch sterbe vermöge der blossen Beschaffenheit seines Körpers, der nie zur Unsterblichkeit bestimmt gewesen. (s. Ebenbild Gottes, Socin.) Natürlicherweise können sie also, da sie das von Adam her geerbte Verderben schon in sich selbst leugnen, auch nicht zugeben, daß die Sünde Adams seinen Nachkommen auf irgend eine Art zugerechnet werde. Der Mensch ist ihrer Meynung nach noch eben so unverdorben, als er ursprünglich war, wenn man ihn im Stande seiner Geburt betrachtet; er hat noch den Willen und die Kraft Gutes zu thun, und kann wenn Gottes Hülfe dazu kommt, und der Mensch sich selbst Gewalt thun will, auch dem Willen Gottes gehorsam seyn. (1)

Erbtheil, hat ausser seiner gewöhnlichen und allgemeinen Bedeutung, in der Bibel, auch noch diese besondere, daß es entweder das ganze Land Canaan, oder den einem jeden Stamm der Israeliten in demselben zugefallenen Antheil bedeutet. Diese Benennung gründet sich auf die göttliche Versicherung, die dem Abraham geschehen war, daß dieses Land ihm und seinen Nachkommen von Gott zum Eigenthum angewiesen war. 1 B. Mos. 15, 7. Als nun die Israeliten das Land in Besitz nahmen, so thaten sie nichts, als daß sie die Erbschaft, die ihnen von Abraham zugefallen war, antratten, und konnten es also mit Recht, als die Verlassenschaft Abrahams, die ihnen von den Cananitern vorenthalten wurde, ansehen. Noch ehe Abraham von Gott den Befehl bekam, nach Palästina zu ziehen, war schon sein Vater Willens sich mit seinen zahlreichen Heerden in dieses Land zu begeben. Tharah, Abrahams Vater, vollendete den Zug nicht, sondern blieb in den Gegenden um Haran, Abraham aber wendete sich in dieses Land, und durchzog es mit seinen Heerden. Er und sein Sohn und Enkel übten das Eigenthumsrecht darinnen aus, ohne den Cananitern unterwürfig zu seyn. Um selbige Zeit kamen auch die Canaaniter, deren ursprüngliche Wohnung am rothen Meere war, in das Land, legten anfänglich Factoreyen da an, und bemächtigten sich endlich des ganzen Landes. Wie die Israeliten unter dem Jacob nach Egypten zogen, so begaben sie sich gar nicht des Rechts auf Canaan, sondern sie zogen nur auf eine Zeitlang der Hungersnoth wegen nach Egypten, und hatten dabey immer den Vorsatz, wieder nach Canaan zurück zu kehren. Zu dem Ende befahl er vor seinem Tode, ihn in Palästina zu begraben: und dieses geschah, ohne daß sich die Canaaniter dagegen setzten. Joseph befahl gleichfalls seinen Brüdern, seinen Leichnam mitzunehmen, wenn sie dereinsten wieder in das Land Canaan zurückziehen würden. Und hierauf gründete sich die Benennung, daß das Land Canaan das Erbtheil der Israeliten genannt wird. (22)

Erbtheilung, s. Erbschaftstheilung.

Erbthürhüteramt, dieses bekleiden die Grafen von Werthern im heiligen Römischen Reich, welche deshalb auch vom Kaiser mit gewissen Gütern beliehen werden. s. auch Erbamt. (15)

Erbtochter, heißt eigentlich diejenige Tochter, welcher nach Abgang einer männlichen Linie die Erbfolge in den neuerworbenen, und den Familienfideicommiß nicht incorporirten Allodialgütern zusteht. Das Recht derselben geht nach ihrem Ableben auch auf ihre Descendenten dergestalt über, daß diese alsdann erben, was jene selbst, wenn sie den Fall erlebt haben würde, bekommen hätte; nemlich alles was nicht zu den Stammgütern gehört. (15)

Erbtruchsessen des heiligen römischen Reichs sind die Grafen von Waldburg. (s. den Art. Erbamt.) (15)

Erbverbrüderungen, (*Pacta confraternitatis*) sind Verträge, welche Familien des höhern und niedern Adels miteinander eingehen, und worinn versprochen wird, daß nach erfolgten gänzlichen Abgang der einen Familie, die lebenden Glieder der andern die Länder oder Güter erben sollen. Die nächste Veranlassung zu solchen Erbverträgen gab das Faustrecht; indem man bey vorfallendem Angriffe von den Erbverbrüderten eben so viel Beystand hofte, als von wirklichen Anverwandten. Zugleich trat auch die Absicht, das Ansehen seines Hauses immer mehr und mehr zu erweitern, dabey ein. Mit den Landfrieden hat jene Veranlassung ganz aufgehört, und die Erbverbrüderungen können heutzutage nur zu Erreichung der letztern gebraucht werden. Sind die Länder und Güter worüber solche Erbverträge geschlossen werden, Allodien, so gehört die kaiserliche Bestätigung eigentlich nur zu den nicht überflüssigen Cautelen, von welchen die Gültigkeit dieser Verträge selbst nicht abhängt. Sind es aber Lehngüter, so ist zur Festhaltung der Erbverbrüderung die Lehnsherrliche Einwilligung durchaus nothwendig. Unter den Beyspielen von Erbverbrüderungen ist das zwischen Sachsen, Brandenburg und Hessen wohl eines der berühmtesten. Jedoch ist dabey zu merken, daß zwar Sachsen und Hessen kaiserliche Bestätigung darüber erhalten haben; daß aber der Vertrag mit Brandenburg noch nicht auf gleiche Weise anerkannt sey. Da indessen in der kaiserlichen

Wahlcapitulation Art. 1. §. 9. den Ständen ihre Erbverbrüderung aufrecht zu erhalten in allgemeinen Ausdrücken zugesagt wird, so iſt es problematiſch, ob jene Erbverbrüderung noch einer beſondern kaiſerlichen Beſtätigung zu ihrer Gültigkeit bedürfe? Daß eine Erbvereinigung noch keine Erbverbrüderung ſey, zeigt ein anderer Artikel. (15)

Erbvergleich, ſ. Erbreceß.

Erbvereinigung iſt ein Bündniß, welches mehrere Perſonen oder Familien ihrer gegenſeitigen Freundſchaft und Vertheidigung wegen ſchlieſſen, ohne ein beſonderes Erbrecht deßhalb auf ihre Beſitzung einander einzuräumen. Der letztere Punct unterſcheidet die Erbvereinigungen von Erbverbrüderungen. Jedoch haben beyde einerley Veranlaſſung, nemlich das Fauſtrecht. Eine kaiſerliche Beſtätigung der Erbvereinigungen iſt nicht nothwendig, inſonderheit da nach der deutſchen Reichsverfaſſung jeder Reichsſtand das Recht Bündniſſe zu ſchlieſſen hat. (15)

Erbverträge, ſ. Erbfolge nach deutſchen Rechten.

Erb und eigen, heißt zwar überhaupt alles, was man als Eigenthümer beſitzt; bisweilen werden aber die Stadtgüter unterſcheidungsweiſe alſo benennt, wenn man ſie den Landgütern entgegenſetzt. (15)

Erb- und Stammgüter, ſind ſolche Güter, zu deren Beſitz man durch Erbſchaftsrecht von den Vorfahren und Blutsverwandten gelangt. Sie werden theils den Lehngütern theils den der Errungenſchaft entgegen geſetzt; und ſind übrigens eine Gattung von Allodialgütern. Sie können ordentlicher Weiſe nicht zu Lehen aufgetragen, noch ſonſt auf eine Art zum Nachtheil der Blutsverwandten veräuſſert werden. (15)

Erbvoigt, war ehedem in einigen Städten eben die Perſon, welche nun Stadtvoigt genennt zu werden pflegt, und eine Gerichtbarkeit in geringfügigen Streitigkeiten ausübt. (15)

Erbvorſchneider, ſ. Erbämter.

Erbzahl, iſt eine figürliche Benennung des Erbrechts, wie auch der Verwandſchaft, welche der Grund eines behaupteten Erbrechts iſt. Bisweilen werden auch ſelbſt die Verwandten und Erben alſo benennt. (15)

Erbzeugmeiſter, ſ. Erbämter.

Erbzins, ſ. Erbenzins.

Erbzinsgüter, ſ. Erbenzinsgüter.

Erbzoll. (Maſchinenbau) Wird bey gehenden Werken beſonders bey Mühlen die Höhe genennt, wenn der Fachbaum auf dem Wehr um 1 Zoll höher als er liegen ſollte, liegt, weilen man wahrgenommen hat, daß das über ſolchen Fachbaum flieſſende Waſſer nach und nach wohl einen Zoll abzehren kann. Daher man ſolchen auch wohl den Zehrzoll zu nennen pflegt. (18)

Erdäpfel, (botan.) mit dieſem Namen werden verſchiedene Pflanzen belegt, als die Trüffeln, die Kartoffeln, eine Gattung Sonnenblume, (*Helianthus tuberoſus* L.) zuweilen auch die Kurbiſſe. (9)

Erdäpfel. Die Erdäpfel werden wie die Cartoffeln oder Erdbirn in allem bearbeitet, können aber über Winters ohne alle Gefahr, zu verfrieren, auf dem Felde gelaſſen werden. Der Geſchmack des Erdapfels, wenn er im Waſſer gekocht wird, iſt, wie der Geſchmack de Artiſchocken. Er dient übrigens zu allem, wozu die Kartoffeln dienen, und iſt eine gute Fütterung vor Schwein und Rindvieh. Wo das Holz hoch im Preiß ſtehet, da wäre er zu empfehlen, weil man ſeine Stengel zur Feurung brauchen könnte; übrigens aber iſt doch die Kartoffel weit vorzüglicher in allem und jedwedem Betrachte. (ſ. Sonnenblume. (13)

Erdamianth, (*Amianthus terreſtris* L.) iſt weniger hart als die übrigen Amiantharten, ſeine Faſern ſind wie thonartig, daher glaubt auch Linne, er ſey aus Thon entſtanden der in zuſammenlaufende Faſern verwachſen ſey. Seine Farbe iſt gewöhnlich grünlicht auch gelbweislich; er findet ſich bey Sahlberg in Schweden, auch bey Magdeburg in Felſenritzen. (39)

Erdarten, (Mineral.) ſ. Erden.

Erdarten, (öconom.) der Landwirth beſchäftigt ſich mit Unterſuchung der Erdarten weiter nicht, als in ſofern er wiſſen muß, welche Erdarten zu ſeinem Feldbau gut und zuträglich ſind; es iſt vor ihn genug, wenn er weiß, daß es zu leichte und zu ſchwere Erdarten gebe, und daß dieſe beyden zuſammen gemiſcht werden müſſen, wenn die dritte, die nicht zu ſchwere und nicht zu leichte, die das rechte Maas der Schwere hat, herauskommen ſolle.

Zu der zu leichten Erdart rechnet er den klaren Sand, die weiſe milbigte Erde; zu der zu ſchweren alle Thonerden von allerley Farben, und weil der ſchwere Mergel oder Kies aus dieſem erwächſt, ſo zehlt er ihn dahin auch.

Die allzuleichte Erde hat verſchiedene Fehler und verurſachet, wenn Getraide darauf erbaut werden will, allerley Schaden. Sie läſſet die Feuchtigkeit zu bald durch ſich durch fallen oder in die Lüfte verflichen. Sie frieret Winterszeit zu ſehr auf, läßt die Saamenwurzeln gehen, wird ſelbſt durch den Regen von den Wurzeln weggewaſchen, und vom Winde, wenn ſie gefroren war und wieder trocknet, weggewehet, ſo daß alſo des Saamens Wurzeln blos liegen, und der Saame verkommt, das Gras nimmt ſeine Stelle ein, und was dann noch von Saamen herum ſtehet, erſtickt und verdirbt unter demſelben. Die allzuſchwere Erde hat auch ihre Mängel; ſie wird zu feſte, zu zäh, zu gebunden, nimmt den Regen nicht gerne auf, iſt bey trockenem Wetter zu hitzig, die Wurzeln des Saamens können nicht recht durchkriechen, ſo wie der Saame ſelbſt, wenn er von ihme etwas ſtark bedeckt wird, ſchwer keimt oder gar nicht hervorſtechen kann. Manche Früchten, gleichwie der Roggen, können gar nicht auf ihm erbaut werden.

Wenn man alſo dieſe Fehler gegeneinander hält und berechnet, ſo ſiehet man leicht ein, daß ſie einander können aufheben und gut machen, und ein Feld durch das andere könne verbeſſert werden; das zu ſchwere kann dem zu leichten nöthige und gemeſſene Schwere geben, und das zu leichte kann dem zu ſchweren die bedürfende Lockerheit verſchaffen. Hat man alſo einen zu ſchweren Acker, ſo fährt man auf denſelben zu leichtes Feld auf; iſt aber der Acker zu leichte, ſo fährt man ihm zu ſchwere Erdarten zu. — Wie viel? — Wenn man dem zu leichten Feld das dritte Theil zu ſchweres zuſetzt, und alſo dem zu ſchweren zwey Drittel zu leichtes giebt, ſo wird das rechte Maas voll ſeyn; man pflüget kaum über drey bis vier Zoll tief; geſetzt nun, man pflügete auch vier Zoll, ſo wird es doch, wenn man das angegebene Maas bey der Aufführung hält, wenig Unterſchied machen; man wiegt in der Landwirthſchaft nicht wie in der Apotheke, nach den Granen aus.

Erde, die viel alcaliſches in ſich hält, hält man zum Feldbau vor ſehr gut; man kann es wiſſen, ob ſie vieles oder weniges enthält, und zwar ſo: Man nimmt

ein Stückchen Erde und gießt Scheidewasser darauf; hat sie viel alcalisches in sich, so wird sie stark aufbrausen; hätte sie aber dergleichen alcalisches Wesen nicht in sich, so wird es unterbleiben. (13)

Erdartischocke, (botan.) ist ein Beyname der Erdäpfel, Sonnenblume (*Helianthus tuberosus* L.) (9)

Erdaxe, ist derjenige Durchmesser der Erde, um welchen dieselbe sich in dem Copernicanischen System innerhalb 24 Stunden von Abend gegen Morgen umdrehet, oder dessen Verlängerung im ptolomäischen System die Weltaxe abgiebt, um welche sich das ganze Weltgebäude von Morgen gegen Abend in eben derselben Zeit herumdrehet. Stünde die Axe der Erde senkrecht auf ihrer Bahn, so läge der Aequator in der Fläche der Ecliptik, die Sonne stünde also jahraus jahrein in dem Aequator, und es wäre auf der ganzen Erde immer Tag und Nacht gleich. In dem Artikel: Ecliptik, kann man finden was für einen Winkel diese mit dem Aequator und also auch die Axe dieses mit der Axe jener macht, wie auch ob dieser Winkel immer derselbe bleibe, oder ob er einer Veränderung, Ab- oder Zunahme unterworfen seye. Jetzo begnügen wir uns anzumerken, daß, wenn das copernicanische System richtig ist, der jährliche Umlauf der Erde um die Sonne so geschehen müßte, daß die Axe derselben sich immer parallel bleibe. Es ist aber, um dieses zu erklären, nicht nöthig, wie einige sich eingebildet, eine dritte Bewegung der Erde anzunehmen. Denn wenn eine Kugel blos in einem Kreise umlauft und keine andre Bewegung derselben zugleich mit statt hat, so behält jeder Durchmesser die Lage, die er einmal hat, und bleibt also mit sich selbst in allen Lagen parallel. Kommt aber zu jener fortrückenden Bewegung blos noch eine Drehungsbewegung und keine dritte hinzu, so bleibt von dem einen Durchmesser, um welchen die Drehung geschiehet, das wahr, was vorher von allem wahr war; weil (s. Drehung um die Axe) bey der blos alleine statt habenden Drehung um die Axe dieselbe allein unbeweglich bleibet, während dem, daß alle ausser ihr liegende Puncte Kreise um dieselbe beschrieben. Wenn folglich eine Kugel mit der fortrückenden Bewegung die Drehung um die Axe allein verbindet, so bleibet ihre Axe mit sich selbst parallel. Es folget hieraus, daß wenn die Erde in ihrer Bahn in A *) stunde, und ihre Axe DC auf den Stern E gerichtet war, dieselbe mit sich selbst parallele Axe dc, wenn die Erde im gegenüber liegenden Puncte B stehet, nicht nach E sondern nach dem Sterne F gerichtet seyn müsse, so daß, weil AE parallel mit BF, EBF = AEB, d. i. gleich dem Winkel, unter welchem der Durchmesser der Erdbahn von E aus gesehen wird, oder der Parallaxe der Erdbahn. Liesse sich der Winkel EBF durch Wahrnehmungen bestimmen, so liesse sich, weil die andern Winkel bey A und B leicht anzugeben sind, nachdem die Sonne im Aequator oder in den Wendekreisen stehet, und AB bekannt ist, die Entfernung des Sternes E oder AE durch die Trigonometrie berechnen. Allein wegen der unübersehlichen Entfernung der Fixsterne ist der Winkel AEB oder EBF so klein, daß alle Werkzeuge und alle menschliche Geschicklichkeit nicht zureichen ihn zu messen. Es ist auch leicht zu begreifen, daß, wenn der Winkel auf irgend eine Weise gemessen und nur dabey um ein paar Secunden gefehlet würde, weil der Winkel selbst keine Minute hält, der Irrthum in der darauf gegründeten Rechnung gar sehr groß seyn müste, und also alle darauf verwendete Mühe vergeblich seye. (6)

*) s. Geographische Tafel, Fig. 10.

Erdback, Thon- oder Kleback, ist einer von den Backen in der Zuckersiederey, (s. Back) darin der feine weisse Thon präparirt wird, den man auf die Böden der Zuckerhüte schlägt, um den noch darinn befindlichen Sirup davon abzusondern. (6)

Erdbad, ein Mittel, das man auf der Insel Assen sehr gewöhnlich gegen den Scharbock gebraucht, und auch in Spanien und Frankreich versucht hat; da man nemlich einen Menschen ganz oder zum Theil nackend in eine frisch gegrabene Grube steckt. (12)

Erdbahn, ist der Weg, den die Erde in ihrer jährlichen Bewegung um die Sonne durchlauft. Erweitert man die Fläche derselben bis in den entlegensten Himmel, so ist der sie daselbst begränzende Kreis, in deren einem Puncte nach dem andern man die Sonne von der nach und nach fortrückenden Erde uns nahen siehet, die Ecliptik. Copernicus selbst hielte die Erdbahn noch vor einen Kreis, und man glaubte nicht, daß es möglich sey, daß ein himmlischer Körper in einer anders gestalteten Bahn laufte. Keplern war es aufgehoben aus den tychonischen Wahrnehmungen herauszubringen, und Newtonen war es aufgehoben aus der Natur der Centralkräfte zu beweisen, daß die Bahnen aller Planeten Ellipsen sind, in deren einem Brennpuncte die Sonne lieget, (s. Centralkräfte.) Doch weicht die Ellipse, in welcher die Erde lauft, nicht sehr vom Kreise ab, indem ihre Excentricität oder die Entfernung ihres Mittelpunctes von einem der Brennpuncte kaum der 120ste Theil ihrer grossen Axe ist. (s. Excentricität) Nimmt man sie vor einen mit der mittlern Entfernung der Erde von der Sonne beschriebenen Kreis an, so ist, die Sonnenparallaxe = 8″ 6 angenommen, ihr Halbmesser 78,438,126,840, folglich ihr Umkreis 492,591,436,555 französische Toisen. Durchlauft diese die Erde in einem Jahre, so leget sie täglich 1,349,565,580, also stündlich 56,231,899, folglich jede Minute 937,198 und jede Secunde 15,620 Toisen zurücke.

Die grosse Axe der Erdbahn behält nicht immer einerley Lage, sondern die Beobachtungen der Sonnenformen beweisen eine, wiewohl sehr langsame Bewegung derselben, vermöge welcher sie 1 Minute 2 Secunden oder nach de la Caille 1 Minute 5½ Secunden jährlich fortrückt. Daher kommt es, daß, wenn die Erde zu einer gegebenen Zeit in ihrer Sonnenferne stünde, sie nach Verlauf eines Jahres, wenn sie wieder dieselbe Entfernung vom Aequator erreicht, d. i. einen tropischen Umlauf zurückgeleget hat, noch nicht wieder in ihrer Sonnenferne stehet, d. i. ihren anomalistischen Umlauf noch nicht vollendet hat, sondern noch 1 Min. 4 Secunden ihre Bahn weiter durchwandern muß, wovon im Art. Jahr mehreres gesagt wird. (6)

Erdbathengel, (botan.) ist der Beyname einer Gattung Ehrenpreis, (*Veronica Teucrium* L.) (9)

Erdbeben: so nennt man eine gewaltsame Erschütterung des Erdbodens, die sich oft zu gleicher Zeit in einer grossen Entfernung äussert, und mit verschiedenen merkwürdigen und fürchterlichen Erscheinungen verbunden ist. Die erschütternde Stösse dauren längere oder kürzere Zeit, dabey versinken Berge, Felsen reissen von einander, ganze beträchtliche Stücke Land werden in die Höhe gestossen, grosse Gegenden gehen unter und werden verschüttet, hier und da entstehen Erd-

ſpaltungen, aus welchen Dünſte von verſchiedener Art mit Gewalt hervordringen, die in der Nachbarſchaft befindliche Vulkane fangen an auszuwerfen, an einigen Orten ſenkt ſich blos das Erdreich und die Stelle wird mit Waſſer bedeckt: zuweilen werden groſſe Stücke geſunkenes Land überſchwemmt, ſo daß ein ordentlicher See entſteht. Gewöhnlich iſt ein unterirdiſcher rollender Donner mit verbunden, welchem ein dumpfes Getöſe vorher geht, und dieſes bemerkt man ſogar unter dem Boden der See. Ein ſolches rollendes Donnerendes Getöſe hört man vorzüglich auch bey den Erdbeben die ſich längſt den Küſten erſtrecken, welche hier und da, beſonders in Schweden häufig ſind; auch an den Ufern groſſer Flüſſe, wie z. B. an den Ufern der Elbe hat man dieſe mehrmalen bemerkt. Zu den vorzüglichſten bey Erdbeben gar oft vorkommenden Erſcheinungen, woraus man zugleich auf eine wahrſcheinliche Urſache ſchlieſſen kann, ſind die von entzündbaren Dünſten entſtehende Feuerausbrüche. Dieſe zeigen ſich nicht allein an den Orten ſelbſt wo die Haupterſchütterung iſt, ſondern auch in beträchtlichen Entfernungen hievon, ſogar an ſolchen Stellen wo man weiter gar keine oder doch nur eine ganz geringe Erſchütterung bemerkt. Auch aus dem Meere hat man mehrmalen wirkliches Feuer hervorbrechen ſehen; einen ſolchen ſehr heftigen Feuersausbruch aus der Mitte des Aegäiſchen Meeres, oder des Archipelagus, der vier Tage angehalten hat, finden wir von Strabo und Seneca beſchrieben. Im Jahr 726. unſrer Zeitrechnung ſahe man zwiſchen den Inſeln Thera oder Santorini und Therasia ein aus dem Meere aufſteigendes mit Flammen untermiſchtes Rauchen einige Tage lang, eine entſetzliche Menge von Bimsſteinen wurde hiedurch ausgeworfen und an alle europäiſche und aſiatiſche Küſten des Archipelagus getrieben. Im Jahr 1650. brach dergleichen Feuer, vier Meilen von der Inſel Santorin oſtwärts zwiſchen den Wellen hervor, und daſſelbe geſchah in derſelben Gegend im Jahr 1707. zum zweytenmal. In den neuern Zeiten und namentlich in dem Monat October 1773. ſah man, obnweit der Inſel Luconia, die zwiſchen dem 14 und 20 Grad nordlicher Breite und zwiſchen dem 136. und 142 Grad der Länge, von Ferro gerechnet, liegt, auſſerordentlich ſtarke Flammen aus verſchiedenen Stellen des Meeres brechen: dieſe dauerten über 24 Stunden, und waren mit heftigen Erſchütterungen und Donner in Geſellſchaft.

Mit dieſem Ausbruch von unterirdiſchem Feuer war gewöhnlich die Entſtehung neuer und ſelbſt anſehnlicher Inſeln verbunden; bey einer ſolchen Gelegenheit wurde ein anſehnliches Stück Land bey der öſtlichen obern Spitze der Halbinſel Morea aus dem Boden des Meeres in die Höhe gehoben und dabey ein Theil des daran ſtoſſenden Archipelagus in ſolchem Grad erhitzt daß er wie ſiedendes Waſſer Blaſen aufwurfe. Bey dem ſchon oben genannten Feuerausbruch aus der Mitte des Archipelachus entſtund eine neue Inſel. So iſt im Jahr 1570. eine neue Inſel bey Santorini hervorgekommen und daſelbe geſchah im Jahr 1707. nochmals. Sogar ſollen die Inſeln Santorini und Therasia ſelbſt auf dieſe Art im Jahr d. W. 3713. entſtanden ſeyn: beyde ſollen auch anfangs zuſammengehangen haben und in der Folge durch ein Erdbeben getrennt worden ſeyn.

Daß alle dieſe Erſcheinungen merkwürdige Bewegungen und Veränderungen des Waſſers und der Atmoſphäre nach ſich ziehen, iſt leicht zu denken. In den älteſten Zeiten ſoll eine groſſe Strecke des Mittelmeers dadurch trocken gemacht worden ſeyn. Bey dem 1750. entſtandenen Feuerausbruch ohnweit Santorini ſtieg die See 30 Ellbogen hoch, überſchwemmte weites Land und wütete ſo entſetzlich, daß ſogar in dem 80 Meilen davon entlegenen Seehaven in Candia mehrere Schiffe zerbrachen. Die Atmoſphäre war darauf mit einem ſtinkenden Rauche ganz verfinſtert, dieſer bleibte einige Zeit an und verhinderte theils an ſich, theils auch wegen der zugleich auf der See herumſchwimmenden ungeheuern Menge von Bimsſteinen die Schifffahrt ganz. Immer bemerkt man auf der See heftigen Sturm, dabey entſtehen ungeheure Wellen und Waſſerſäulen, welche Schiffe in die Höhe heben und zerſchmettern. Nicht ſelten ſteigt ein ſchwefelichtes dicker Dampf auf der Fiſche mit offnem Maul auf das Waſſer treibt und tödtet. In den Brunnen und Quellen bekommt das Waſſer gar oft einen Schwefelgeſtank der ſich auch in die Luft erſtreckt: in einigen Brunnen ſteigt das Waſſer, wird trübe, ſtoßt Blaſen aus, bekommt eine Milchfarbe, unangenehmen Geſchmack und Geruch. In den Flüſſen bemerkt man gar oft Aufwallen und Trübwerden wie z. B. bey dem heftigen Erdbeben zu Ferrara 1570. im Po Fluß geſchah: in der Tiefer hat man bemerkt, daß das Waſſer plötzlich geſtiegen und gefallen: auch hat man zuweilen daß Flüſſe dabey ihren Lauf verändert und ein anderes Bette bekommen haben.

Da bey jedem Erdbeben Dünſte von verſchiedener Art in die Höhe ſteigen, ſo iſt es kein Wunder, daß man zu der Zeit allerhand merkwürdige und ſeltene Lufterſcheinungen ſiehet. Nebenſonnen und Nebenmonde, feurige Schwerdter und Streifen an der Sonne, Feuerkugeln die durch einen weiten Weg in der Luft fahren und mit einem Knall zerſpringen, Höfe um Sonne und Mond, Nebel vor der Sonne und dieſe Bleich- oder Blutfarben, allerhand elektriſche Erſcheinungen das St. Helenenfeuer, Donne- und Blitz, Nordſcheine und andere feurige durchſichtige Streifen am Himmel, mancherley Geräuſch und pfeiffen in der Erde und in der Luft ꝛc. die Dünſte ſind von ſehr verſchiedener Art. Bulfio führt an, daß man zur Zeit eines Erdbebens einen Geruch wie von brennendem Terpenthin empfunden, die gewöhnlichſte ſind immer Schwefel oder auch nach Erdpech und Steinkohlen riechende Dämpfe. Von dieſen vielen verſchiedenen Ausdünſtungen rühren ſicher die mancherley Seuchen und Krankheiten her, welche man nach vielen Erdbeben beobachtet hat, vorzüglich Peſt und andere Faulfieber, die in Italien gar oft, auch 1509. in Conſtantinopel und 1521. in Portugall, den Erdbeben gefolgt ſind. Es kommen freylich noch manche Gelegenheitsurſachen zu, wohin wir vorzüglich Schrecken, Kummer und Traurigkeit rechnen. Daß man nach manchen Erdbeben ſehr vielfältig Wahnſinn und Tobſucht geſehen, iſt nicht zu bewundern und gar leicht zu erklären: ſo auch die vielen Schlagflüſſe, Schwindel ꝛc. Auf alle Arten von Thieren haben Erdbeben denſelben ſchädlichen Einfluß: alle vierfüßige Hausthiere fangen an zu heulen und zu wüthen, Schaafe ſterben in groſſen Haufen, Tauben, Gänſe, Hühner werden wild und fliegen fort, alle Vögel fliegen erſchrocken umher, Mäuſe und Ratten laufen aus ihren Löchern davon u. ſ. w.

Auf die künftige Witterung haben Erdbeben immer einen groſſen Einfluß, meiſtentheils folgen warme Winter und fruchtbares Wetter darauf: dies bemerkt man in Italien immer, und ſogar in den kälteſten Be-

genden z. B. auf Island hat man es erfahren, wo an dem Theil der Insel, welchen vorher ein Erdbeben betroffen hatte das schönste warme Wetter, am andern Theil hingegen die strengste Kälte war. Wenn in Schweden Erdbeben sind, so erwartet man allgemein ein gutes darauf folgendes Jahr. In Portugall, Lima und an den mehresten Orten folgte auf vorhergehende Erderschütterungen meistentheils grosse Fruchtbarkeit des Landes. Doch findet dieses nicht an Orten die von Natur sehr trocken sind statt, sondern vorzüglich an feuchten, denn man findet ziemlich allgemein daß nach Erdbeben wenig Regen fällt und grosse Trokenheit des Landes entsteht.

Die andern minder merkwürdige und weniger ausserordentliche Erscheinungen bey Erdbeben übergehen wir ganz, und gedenken nur noch der manchmal vorkommenden sehr unerklärbaren Begebenheit, daß nemlich die Magnetnadel ihre Richtung und alle magnetische Kraft vor und bey Erdbeben verlohren hat. Dieses geschah noch im Jahr 1773. auf einem spanischen Schiffe nicht weit von der Küste von Borneo: hierauf folgte Sturm, im Boden des Meeres heftiges Krachen und Erdbeben.

Zuweilen gehen den Erdbeben verschiedene Veränderungen in der Atmosphäre und in der Erde vorher, besonders lang anhaltender Regen, stinkende Nebel, Veränderungen der Gewässer u. dgl. Meistentheils ist aber die heiterste Witterung sowohl zu Land als zu Wasser und man kann also auf gar keine Art mit Grund auf ein bevorstehendes Erdbeben schliessen. Ehe wir von den Ursachen der Erdbeben sprechen, wollen wir einige merkwürdige Erderschütterungen besonders anführen.

Daß der Erdboden zu allen Zeiten und schon in den ältesten viele Veränderungen von Erdbeben erlitten hat, ist aus der Geschichte bekannt. Ob man solche auch schon vor der grossen allgemeinen von Mose beschriebenen Ueberschwemmung gehabt habe, ist immer wahrscheinlich und vielleicht hat diese grosse Veränderung der Erde, selbst einem Erdbeben ihre Entstehung zu verdanken gehabt: doch hat man hiervon keine gewisse Nachrichten, als etwa die, welche uns das grosse Archiv der Natur, an die Hand giebt. Das erste Erdbeben dessen die Geschichte erwähnt, richtete in Griechenland im Jahr d. W. 3508. ansehnliche Verwüstungen an. Strabo erzehlt, daß ohnweit Sidon in Phönicien eine ganze Stadt allmählig, so daß fast jeder Einwohner sich noch retten konnte, verschüttet worden. Dieses Erdbeben spürte man in ganz Syrien und in Lubóa: dabey trockneten die arethäsischen Brunnen ganz aus und erst nach mehreren Tägen bekamen sie wieder Wasser. Im Jahr 17. nach Christi Geburt war das fürchterliche Erdbeben, welches in einer Nacht dreyzehn grosse und ansehnliche Städte Klein Asiens zerstöhrte: Dieses äusserte seine Wirkung zu gleicher Zeit in einem Kreise, der dreyhundert Meilen im Durchmesser hatte; die Berge wurden dabey umgestürzt, der Lauf der Flüsse verändert und die Quellen verschüttet. Nicht allein wegen seiner Heftigkeit sondern auch wegen der langen Fortdauer war dieses Erdbeben besonders merkwürdig, und in dieser Rücksicht ist ihm wohl keines wieder gleich gekommen als das man zu Anfange dieses 1783 sten Jahres in Sicilien und Kalabrien beobachtete. Vor andern verdient auch das berühmte Erdbeben das im Jahr 79. mit dem fürchterlichen Ausbruch des Vesuvius verbunden gewesen, wobey der ältere Plinius das Leben verlohren, angeführt zu werden. Die schöne Stadt Herculanum, welche man in den neuern Zeiten, 64 rheinländische Fuß tief unter der Erde wieder gefunden hat, wurde hierbey verschlungen. Es ist aber wahrscheinlich daß diese Stadt nicht bey dem Erdbeben selbst gesunken sondern durch den nachfolgenden Auswurf des Vulkans verschüttet worden. Allen Anzeigen nach ist Herculanum zuerst durch Vulkanen Asche bedeckt und den durch Wasser überschwemmt worden: hierdurch setzte sich die Asche, die feurigen Lavaströhme überflossen nun alles ganz gemach und machten eine allgemeine Bedeckung. Eben so sind die Städte Pompeii und Stabia nicht durch Erdbeben untergegangen, sondern vom Vesuv verschüttet worden: hierüber findet sich blos leichte, nicht zusammengebackene Asche, und keine Lavarinde. Daß alle die Zerstöhrungen nicht ausserordentlich gewaltsam erfolget, sieht man daraus, weil alle Einwohner sich zu retten Zeit hatten: nirgends als in Stabia fanden sich einige todte Körper und zwar drey weibliche: Sogar müssen die Einwohner Zeit gehabt haben, ihre Kostbarkeiten wegzu bringen. In derselben Gegend finden sich auch merkwürdige Spuren von einem auffallenden Steigen und Fallen des Meeres, welches wohl mit dem genannten Erdbeben verbunden gewesen seyn mag. Die Säulen im Foro des Tempels des Bacchus zu Pozzuolo, welche zum Theil noch stehen, zum Theil liegen, sind von einer Seemuschel (dactylus) hier und da wie ein Sieb durchlöchert, sogar sieht man dies an Säulen vom härtesten Granite. Nothwendig müssen diese Säulen eine Zeitlang unter Wasser gestanden haben, denn sonst hätten die Muscheln sie ohnmöglich angreifen können. Das ganze Gebäude ist auf einer nicht weit vom Meere entfernten ziemlichen Anhöhe. Unter Trajans Regierung wurde die Stadt Antiochia heftig erschüttert und ziemlich verheeret; zu Justinians Zeiten geschah dieses zum zweytenmal und dabey kamen über 40000 Einwohner um: 60 Jahre nachher kam ein noch heftigeres Erdbeben wobey auf 60000 Menschen verlohren giengen. In Lybien soll ein Erdbeben nach Augustins Bericht 100 Städte zu gleicher Zeit verwüstet haben. In Sicilien richtete eins der fürchterlichsten Erdbeben im Jahr 1169. die erschrecklichsten Verwüstungen an; die umständliche Nachrichten hiervon finden sich in des Herrn von Burigny Geschichte von Sicilien: in Catanea allein kamen bey 20000 Menschen um; die Decke des Dohms stürzte hierbey ein und die ganze zahlreiche Versammlung nebst dem Bischof und 40 Priestern wurden hierbey erschlagen. Ueberhaupt sind wohl in keiner Gegend so viele Erdbeben je bemerkt worden als in dieser unglücklichen Insel und im untern Theil von Italien; was die Ursache hiervon seyn mag, zeigen der Aetna, der Vesuv und die Menge von brennbaren Mineralien die in der ganzen Gegend so häufig sind, genugsam: Aus manchen Umständen läßt sich sogar schliessen, daß ganz Sicilien ehemals durch ein Erdbeben von Italien abgerissen worden. Im Jahr 1182. verwüstete ein Erdbeben die mehresten Orte in Syrien und im Königreich Jerusalem. 1265. litten Sicilien und Calabrien wieder ansehnlich. Um das Jahr 1460. verlohr Neapel auf 30000 Menschen und alle die ansehnlichsten Gebäude. Im Jahr 1523. beobachteten die Portugiesen im Meere bey Cambaga unter dem Wasser ein Erdbeben: die Schiffe schwankten und krachten bey dem vollkommensten und heitersten Wetter ausserordentlich. Das 16te Jahrhundert war für Sicilien besonders fürchterlich, denn in den Jahren 1536, 1537, 1542,

1553 und 1563. wütheten die Erdbeben immer fort. Verſchiedene merkwürdige Umſtände ereigneten ſich hierbey, beſonders daß alle Brunnen in der ganzen Gegend einige Tage lang geſalzen blieben. Bey dem Erdbeben von 1542. wurde die Stadt Syracus verwüſtet. Im Jahr 1638. war der berühmte Jeſuit P. Kircher ein Augenzeuge einer fürchterlichen Erſchütterung in Calabrien: jeder Erſchütterung gieng ein fürchterliches Getöſe vorher, und die Erſchütterungen waren ſo heftig daß faſt niemand dabey auf den Beinen ſtehen können, er ſelbſt mußte ſich an Bäume und Geſträuche halten, alles auf dem ganzen Land wurde verwüſtet und verſchlungen. Dieſes Erdbeben zernichtete die Stadt Euphemia, welches Kircher 3 italiäniſche Meilen davon beobachtete, ein undurchdringlich finſteres Gewölke umzog die ganze Stadt, ſie verſunk ganz und den andern Tag fande man an ihrer Stelle einen ſtinkenden ungeheuren See. Die 60 Meilen davon entlegene Inſel Stromboli ſchien in vollen Flammen zu ſtehen und ganze ungeheure Feuermaſſen ſtiegen davon in die Höhe. Nicht lange hernach erſtreckte ſich ein Erdbeben faſt durch ganz Europa, beſonders durch Deutſchland, Holland, Frankreich und England; ſtark ſpürte man es an den Ufern groſſer Flüſſe und bey den Seeküſten, am ſtärkſten in den Gebirgen. Ueberhaupt währte es nur zwo Minuten und erſtreckte ſich dem ungeachtet durch mehr als 2600 Quadratmeilen. 1692. ſank in Jamaica der gröſte Theil von Portroyal bey einem Erdbeben ins Meer. 1693. Hatte Sicilien dieſes Unglück wieder: das Erdbeben fieng den 9. Jan. ſehr leicht an und Tags darauf wurden eine groſſe Menge kleiner Oerter und die Städte Meſſina, Catanea, Palermo, Syracuſa, Agoſta, Lantina, Paterna zu gleicher Zeit umgeſtürzt. In Meſſina giengen nur wenige Menſchen verlohren obgleich alle Hauptgebäude in Steinhaufen verwandelt wurden. Für Agoſta war alles doppelt fürchterlich weil ein Pulvermagazin durch das aus der Erde brechende Feuer ergriffen wurde, welches die halbe Stadt in die Luft ſprengte und durch die wieder herabfallende Steine und Balken über 3000 Menſchen erſchlug. In Catanea verlohren bey 23000 Menſchen das Leben. Palermo wurde 1726. nochmals erſchüttert und zum vierten Theil nebſt einen Verluſt von 1500 Einwohnern ruinirt. In unſerm 18ten Jahrhundert waren einige Erdbeben beſonders fürchterlich und auſſerordentlich weit ausgebreitet; 1746. im October wurde die groſſe Stadt Lima ſo verwüſtet daß nur 20 Häuſer ſtehen blieben: die Stöſſe dauerten 15 Minuten lang. Von Callao blieb nur ein Thurm übrig und alles andere mit allen Einwohnern gieng im Meer unter. 21 Schiffe giengen im Hafen unter, 4 wurden durch die Gewalt der Stöſſe eine Meile weit auf das Land geworfen. Den 1ſten November 1755. ſpürte man über einen groſſen Theil der Erde das fürchterliche Erdbeben, welches in Liſſabon die bekannte erſchreckliche Verwüſtungen anſtellte. Nach den Hollmanniſchen Berechnungen erſtreckte es ſich über 79, 200. geographiſche Quadratmeilen zu gleicher Zeit. Wenn man die Bewegungen des Waſſers, die man faſt an allen Seeküſten von Europa, in den groſſen Ströhmen und Seen beobachtet hat, in Rechnung bringt ſo kommt ein noch gröſſerer Strich heraus. Faſt in ganz Europa, an vielen Orten von Africa, im Ocean, im mittelländiſchen Meere und ſelbſt in America hat man es geſpürt. Das dritte fürchterliche Erdbeben dieſes Jahrhunderts verwüſtete 1774. ganz Quatimala. Noch in friſchem Andenken iſt einem jeden unſrer Leſer das Erdbeben vom 5ten Februar dieſes 1783ſten Jahres, welches für Sicilien und Kalabrien fürchterlicher als alle vorhergehende war. Schon oben haben wir angeführt daß dieſes wegen ſeiner langen Fortdauer immer eins der merkwürdigſten geweſen. Der Mittelpunkt der Erſchütterung war wohl im mittägigen Theil von Kalabrien, denn hier richtete es die gröſte Verwüſtungen an; es erſtreckte ſich auſſerdem über einen groſſen Theil des Joniſchen Meeres, über die Lippariſchen Inſeln, über die mitternächtliche Spitze von Sicilien und über den unter dem Namen des Fretum ſiculum bekannten Theil des Tyrrhenſchen Meeres. Die ungeheuerſten Granitberge wurden gehoben, und zum Theil in Abgrund und in die See geſtürzt, Strömen blieben aus, auſſerordentlich heftiger Regen und ein ganz überzogener dunkler Himmel war immer mit verbunden. Auch der berühmte Fels Scilla wurde halb in die See geworfen. Die Anzahl der Todten in Sicilien und Kalabrien überhaupt belief ſich ungefehr auf 32,000. doch hat Sicilien allein nur gegen 4000. Menſchen verlohren. Das prächtige Meſſina nebſt den mehreſten Ortſchaften und prächtigen Gebäuden längſt der Küſte von Meſſina bis Patti und auf dem feſten Lande bis Rometti wurde ganz verwüſtet. Die vorzüglichſte Städte und Gegenden in Kalabrien welche entweder ganz verſchüttet wo den, oder doch anſehnlich gelitten haben, ſind Caſale nuovo. S. Procopio, Palmi, Seminara, Padavoli, Oppido, Roſarni, Droſi, Camparni, Euſoletto, La Madonna u. m.

Mehrere geringere Erdbeben die man in unſerm Jahrhundert theils in unſerm Deutſchland und andern Europäiſchen Ländern, theils in den übrigen Welttheilen und den Inſeln beobachtet hat übergehen wir. In einigen Gegenden kommen ſie gar oft vor, dauern aber nicht lang, und ſind auch nicht heftig, z. B. in den Sibiriſchen Städten Irkuzk, Barguſinsk, Krasnojarsk, in der Gegend des Sees Baikal, auf Kamtſchatka, Island, in Norwegen u. ſ. w.

Daß die ältern und neuern Naturforſcher ſich viele Mühe gegeben haben, die Urſache der Erdbeben auszufinden, und ihre Entſtehung zu erklären, iſt leicht zu denken, und daß man daher manche verſchiedene Erklärungen und Theorien bekommen habe, konnte man nicht anders erwarten. Einige gaben blos dem unterirdiſchen Feuer die Schuld, andere Dünſten von verſchiedener Art, andere eingeſchloſſener Luft und Winden, und noch andere der Electricität: eine jede von dieſen Urſachen mag wohl das ihrige beytragen, und vielleicht können alle bey jedem Erdbeben zuſammen kommen. Da die Erdbeben bisweilen ganz deutlich eine gewiſſe Richtung beobachten, die auch mehreren auf einander folgenden Erdbeben bisweilen gemein iſt, ſo glauben viele die Dünſte bewegen ſich durch beſtimmte unterirrdiſche Höhlungen, die mit einander durch einen groſſen Theil des Erdbodens in Verbindung ſtünden. Einige nehmen ferner an, in verſchiedenen dieſer Höhlungen ſey Waſſer, in andern Feuer, und in noch andern Luft. Wann man aber auf die Erſcheinungen bey Erdbeben genau acht gibt, ſo wird man nicht nöthig haben, zu Dingen die ſich unmöglich beweiſen laſſen, ſeine Zuflucht zu nehmen, und man wird alles ziemlich genau aus den Erſcheinungen ſelbſt erklären können. Die mehreſten Erdbeben zeigen ſich in Gegenden wo viele brennbare Mineralien, als Schwefelkieſe und Erdharze von aller Art in der Erde befindlich ſind; daß dieſe unter Umſtän-

den verwittern und von selbst in Flammen ausbrechen, lehret die tägliche Erfahrung, und daß hierbey eine ungeheure Menge von brennbarer Luft entwickelt wird, haben uns die Erfahrungen und Versuche der Naturkundiger gezeigt. Einen belehrenden Versuch machten schon manche alte Chemisten, indem sie Schwefel und Eisenfeile (die Bestandtheile des genannten Schwefelkieses) mit einander vermischt, und mit Zusatz von etwas Wasser unter die Erde vergruben: nachdem dies einige Zeit gelegen und in einander zu wirken Zeit hatte, fieng die Erde sich an zu heben und wirkliche Flamme stieg aus derselben hervor. Wenn die mancherley unter der Erde zusammenliegende brennbare Mineralien verwittern, so entwickeln sich nicht allein ihre Bestandtheile, sondern diese wirken auch auf andere nah gelegene Körper zugleich, so wird natürlich die aus dem Schwefelkies entwickelte Säure manche andere Körper auflösen, und dabey eine ungeheure Menge von mancherley Luftarten heraustreiben. Durch die nothwendig dabey entstehende Wärme wird das in der Gegend befindliche Wasser ebenfals erhizt und in Dämpfen verwandelt. Alle diese Dämpfe und entwickelte Luftarten müssen wegen ihrer ausserordentlichen Elasticität nothwendig nach allen Seiten drucken und sich Plaz zu machen suchen, und dieses allein wird schon eine Erderschütterung zu erregen im Stande seyn. Kommt nun noch zu, daß die Schwefeldünste und brennbare Luftarten sich entzünden, so wird die Elasticität aller dieser Körper noch mehr vermehrt, und es müssen nothwendig nach dem verschiedenen Verhältniß der Menge der mit Gewalt wirkenden Dünste und nachdem sie tief oder weniger tief unter der Oberfläche der Erde befindlich sind, mehr oder wenig heftige Erschütterungen entstehen. Es läßt sich leicht begreiffen, daß eine grosse Menge von den genannten Materien, die sehr tief in der Erde liegt, einen grössern Theil der Erde erschüttern, und zum Theil heben wird, als eine eben so grosse Menge die weniger tief liegt, im lezteren Fall werden aber die Verwüstungen heftiger seyn, denn wahrscheinlich wirken diese unter der Erde befindliche elastische Materien eben wie die Minen nach der Gestalt eines umgekehrten Kegels, und in diesem Falle muß freylich die erschütternde Kraft tief liegen, wann ein grosses Stück Land erschüttert werden soll. Denkt man sich die erschütternde Ursach im Mittelpunkt der Erde, so wird nothwendig die ganze Erde eine Erschütterung erleiden. Das bey Erdbeben ausgebrochne Feuer, der Schwefelgeruch, die aus der Erde hervorbrechende Winde und Dünste von aller Art, die mancherley Lufterscheinungen nach dem Erdbeben, der Schwefelgestank der Wasser, das Aufsteigen der Blasen aus dem Wasser, überhaupt die Veränderungen der Natur und die Qualität der Gewässer und mehrere andere zufällige Beobachtungen beweisen die Richtigkeit der hier vorgetragnen Theorie. An der ausserordentlichen Wirkung der oben genannten entwickelten Dünste wird niemand zweifeln, wer die Elasticität der Luftarten besonders der entzündeten phlogistischen Luft, der durchs Feuer in Dämpfen verwandelten flüßigen Materien, und überhaupt auch die Wirkungen des Feuers kennt.

Daß manche Erdbeben ohne Feuerausbrüche sind, und daß eben diese sogar einen grössern Grad der Heftigkeit haben, auch länger anhalten und sich weiter ausbreiten ist keineswegs ein Beweiß gegen die oben angeführten Ursachen. Die entzündete und in Dämpfe verwandelte Materien liegen in diesem Fall sehr tief, sowohl unter dem festen Lande als unter dem Boden der See, wann sie sich einmal stark ausgedehnt und eine Erschütterung erregt haben, so verlieren sie von ihren Kräften nothwendig, und können sich daher keinen Ausgang mehr machen, sie verlieren sich nun allmählig, dringen langsam durch die Erde, und verrathen sich durch die vielerley Ausdünstung, welche nach dem Erdbeben aus dem Land und Wasser herausfahren.

Die Erdbeben, welche in den Gegenden beobachtet werden, wo feuerspeyende Eisberge sind, z. B. in Island beweisen die genannte Ursache noch vorzüglich, wenn diese Berge verschneien und zufrieren, daß die entwickelte Dünste und Luftarten keinen Ausgang finden können, so entsteht immer ein Erdbeben und darauf erst fangen die Vulkane an zu speyen. Auch die im untern Theile von Italien und Sicilien schon längst gemachte Beobachtung, daß nach langwierigem Regen Erdbeben erfolgen, beweißt dasselbe: die Ausgänge des Vesuvs und Aetna werden dadurch zugeschlämmt, der Regen fließt zum Theil in die unten befindliche brennbare Mineralien, diese kommen dadurch in neue Bewegung und erregen ein Erdbeben.

Die Erscheinungen auf der See, z. B. das Aufschwellen derselben, das Zurückweichen vom Lande, die Ueberschwemmungen auf einer andern Seite, die heftige Wellen, das entsetzliche und sich weit ausbreitende Stossen des Wassers, das Ausbleiben der Quellen und Flüssen, alles läßt sich vollkommen nach der angeführten Theorie erklären. Die Dünste heben den Meeres Boden mit unglaublicher Gewalt und Heftigkeit, damit muß allerdings das Wasser gehoben werden, wie sich der Boden wieder senkt, und hier und und da Risse bekommt, wird das Wassee wieder fallen und bey jeder neuen Erschütterung breitet sich der Stoß im Wasser weit fort.

Bey Gelegenheit der Erdbeben am 8. Febr. und 8. März 1749. desgl. am 30. Sept. 1750. kam Will. Stuckeley zuerst auf die Vermuthung, ein Erdbeben könne nicht von unterirrdischen Entzündungen herrühren, sondern es sey eine electrische Erschütterung, welche alle die Erscheinungen zuwege bringe. Die Erschütterung in England, führt Stuckeley an, habe sich auf 30. Meilen erstreckt, und man habe keinen Ausbruch von irgend einer Art bemerkt, und dies hätte man doch nothwendig von Dünsten die eine solche Kraft haben, erwartet. Seiner Vorstellung nach hätte sich über ganz England ein langer anhaltender Schwefelgeruch verbreiten, alle Quellen und Brunnen hätten gestört werden müßten, welches doch nicht erfolgt sey: er berechnet noch wie tief dergleichen Entzündungen liegen müssen, die z. B. einen Kreis der 300. Meilen im Durchmesser habe, erschüttern könnten, und bringt 200. Meilen heraus, nun wird behauptet, daß keine Entzündung möglich wäre, die eine umgekehrte Erdkegel dessen Grundfläche drey und die Axe zweyhundert Meilen habe, bewegen könne. Die Erscheinungen an Schiffen, worauf es geschienen habe, als wann sie an Klippen gestossen, oder als wenn gegen den Boden mit Gewalt geschlagen worden, liessen sich aus den Grundsätzen irgend einer unterirrdischen Explosion gar nicht erklären; die Erschütterung müsse nothwendig durch etwas verursacht worden seyn, was mit ungleich grösserer Geschwindigkeit als irgend ein Heben der Erde unter der See, wirken könne: Dünste können nichts als ein allmähliches

Auf-

Aufschwellen verursachen, und dem Wasser gewiß nicht einen solchen Stoß mittheilen, u. s. w.

Es werden ausserdem eine Menge Beweise angeführt, daß das Erdbeben ein electrischer Schlag sey. Vor dem ersten Erdbeben in London war das Wetter warm und trocken, obgleich der Wind beständig aus West und Südwest kamm: hierdurch mußte dieser Theil der Erde in einen gewissen Zustand der Electricität gesetzt werden. Alle Gewächse kamen ungewöhnlich früh heraus, weil die Electricität das Wachsen der Pflanzen befördert: man bemerkte starke Nordscheine, theils mit ganz ungewöhnlichen Farben, theils ungewöhnlich hochroth und fürchterlich, auch stunden sie stark nach Süden, so daß einige Leute aus Gegenden wo Erdbeben häufig sind, diese wirklich voraussagten. Man sah das ganze Jahr durch eine Menge andere electrische Erscheinungen als Donner und Blitz, Feuerkugeln und andere Meteore. In der Nacht vor dem Erdbeben sah man starkes Wetterleuchten, kurz vorher verfinsterte eine grosse dicke Wolke (die nach Stuckeleys Meynung unelectrisch war) den Himmel, es fiel ein starker Platzregen, hierdurch kam die electrische Erde mit der Wolke in Verbindung und beym plötzlichen Mittheilen der electrischen Materie wurde die Erschütterung veranlaßt. Eben so wie das electrische Zischen vor dem Schlage vorhergeht, so gieng auch hier ein starkes Getöse vor dem Erdbeben vorher, welches bey einer andern Gelegenheit rauschend war.

Den Schwefelgeruch und Feuerausbrüche bey manchen Erdbeben erklärt Stuckeley für electrische Erscheinungen; die Bewegung im Wasser für eine gleichförmige zitternde, die der zitternden Bewegung einer gespannten musikalischen Saite gleichkam.

Daß noch mehrere Naturkundiger die Erdbeben aus der Electricität zu erklären gesucht haben, ist schon im Art. Electricität angeführt worden. Hier müssen wir noch die Meynung und die wichtige kleine Schrift des Dom Andreas Bina eines Benedictinermönchs von Monte Cassino (Ragionamento sopra la cagione de terremoti ed in particolare di quello della terra di Gualdo di Nocera nell Umbria sequitat'A. 1751. in Perugia.) Dieser Mann kam auf den Gedanken, ob sich die Erdbeben nicht durch den Leydenschen electrischen Versuch erklären liessen? er behauptet dies und nimmt zur wahrscheinlichen Erklärung unterirdische Wasserbehältnisse an. „Diese sollen die Stelle der Flasche vertreten und die Adern oder Röhren, die durch den Körper der Erde lauffen, können alsdann das Amt des metallenen Draths verrichten. Sobald nun ein Haufen verbrennlicher Materien in irgend einer unterirdischen Höhle Feuer fängt, so wird sich in der daselbst eingeschlossenen Luft die electrische Kraft erregen, sich den Adern mittheilen und von da in die Wasserbehältnisse sammlen: die Erde über diesen Adern wird sich erheben und erschüttert werden, und die Erschütterung wird da am heftigsten seyn wo man sich über den Adern und Wasserröhren befindet, von denen ein Theil die electrische Kraft von der Luft empfängt, die durch die Entzündung erregt wurde, und sie nach den Wasserbehältnissen bringet, ein Theil den Lauf derselben wieder von neuem anfängt. Die Erschütterung wird sich ereignen, wenn sich, vermittelst einer ungewöhnlichen Geschwindigkeit der electrischen Adern, die Behältnisse mehr als gewöhnlich anfüllen, und das Wasser sich in ihnen zu ausserordentlicher Höhe erhebet; nun wird es sich an einem Ort dem Erdreiche nähern, welches sich in den Umständen befindet, erschüttert zu werden, und darauf wird eine electrische Explosion entstehen, als wie erfolgen würde, wenn man Wasser in einem electrisirten Gefässe erhube, bis es einem unelectrisirten Körper nahe genug käme. Man begreift leicht, daß nach der Grösse des electrischen Körpers und nach der Weitläuftigkeit und Menge der Wasserbehältnissen, die man in der Erde annimmt, auch die Erschütterung in der Erde merklich seyn, und diese wenigstens erhoben werden muß. Das erhobene Erdreich fällt durch sein eigenes Gewicht wieder zurück, und senkt sich; dadurch nähert es sich dem genannten electrisirten Wasser, und wird also in solchen abwechslenden Bewegungen nach Richtungen, welche durch die Stösse bestimmt werden, fortfahren, so lange das Wasser Kraft dazu mittheilen kann. Daß das Erdreich auch, wenn es schon electrisirt ist, noch solche Stösse empfangen kann, läßt sich eben so begreifen, wie bey dem Leydenschen Versuch der Stoß noch erfolgt, wann der, welcher das electrisirte Glas hält, auf Pech stehet. Ja, wenn die äussere Fläche der Flasche benetzt ist, gehet der Versuch viel besser von statten, wann man auf einem electrischen Körper, als wenn man auf dem blossen Fußboden stehet; und da die Schichten von Pech und Schwefel, welche die unterirrdische Wasserbehältnisse vielleicht bekleiden, nothwendig naß sind, so werden sie in gegenwärtigem Fall desto geschickter zur Explosion seyn. Daher sind Oerter wo sich warme Quellen befinden dem Erdbeben mehr unterworfen, als andre; einmal weil der electrische Stoß stärker wird, wann das Wasser in der Flasche kochet; zweytens, weil da eine Menge schwefelichter und pechartiger Theilchen ist, welche auch dieserwegen behülflich sind, die Gewalt des electrisch flüßigen Wesens zu verstärken, und den Stoß zu vergrössern. Auch machet die Erfahrung den Satz wahrscheinlich, daß sich im Innern der Erde, wo solche Quellen entspringen, Behältnisse voll kochenden Wassers befinden, durch welche der Adern beständiger Lauf erhalten wird."

„Herr Bina wendet seine Hypothese noch auf verschiedene Umstände des Erdbebens an, welche die terra di Qualdo fast verwüstet, und mit wiederholten Erschütterungen nicht nur die Stadt Perugia, sonden ganz Umbrien und die benachbarten Provinzen beunruhiget hat. Die ersten Erschütterungen ereigneten sich zwischen 2. und 3. Uhr des Nachmittags, den 17. Heumonath und zwischen 5. und 6. Uhr empfand man zween, die heftiger waren und länger dauerten als die vorhergehenden; die stärksten aber, durch welche ein sehr alter und hoher Glockenthurm umgefallen und sehr viele Gebäude verderbet worden, ereignete sich zwischen 6. und 8. Uhr derselben Nacht, und hielte, eine Viertel unde lang an. Nachdem dieses Erdbeben aufgehört hatte, zeigte sich auf dem Gipfel des Berges Sarasanta ein Rauch, wie ein dichter Nebel, der auf eine grosse Weite einen sehr heftigen und unerträglichen Gestank wie verbranntes Papier oder brennender Schwefel, ausbreitete. Manche versichern, währenden Erdbebens eine grosse Flamme gesehen zu haben, welche aus dem obersten Gipfel des Berges herausgefahren wäre. Kurz vor den Erschütterungen, etwa eine halbe Minute vorher, hörte man ein Getöse, das den Einwohnern von Gualdo ein Vorbotte des herannahenden Erdbebens war. Die Hypothese des Herrn Bina wird dadurch noch etwas wahrscheinlicher, weil in der Nachbarschaft von Gualdo eine berühmte und alte Quelle ist, deren unangenehmer Geruch auf

pech- und schwefelartige Bestandtheile schliessen läßt.

Merkwürdig ist es daß Eisbrüche auch zu geringen Erdbeben Gelegenheit geben können. Daß das Eis wann es aufzugehen anfangt, mit einem grossen Getöse springt und Risse bekommt ist eine bekannte Sache. In den nordlichen Gegenden wo nicht nur innländische Seen sondern auch das Meer selbst mit Eis bedeckt werden, bemerkt man, daß grosse Klippen und Steinen die an den Ufern liegen, wo der Eisbruch vor sich gehet, oft in der Mitte bersten, dabey zittert die Erde auf eine ¼ Meile und drüber, so daß Häuser wanken, u. s. w.

Da die Erfahrung lehret daß die höchsten und ganz steinernen Gebäude an den Orten wo Erdbeben gespürt werden, vorzüglich leiden, am ersten zusammenfallen und den größten Schaden thun, so ist es sehr rathsam niedrige hölzerne Häuser besonders in den Gegenden wo Erdbeben häufig sind, zu bauen. Plinius giebt schon an, man solle die Häuser auf abhängigen und hohlen Boden bauen: daß diese Vorsicht ihren guten Grund hat, beweisen die Häuser in Neapel die auf einem abhängigen Boden stehen. Am besten ist es auch einen leimigten Boden auszusuchen, weil dieser die Erschütterung nicht mit solcher Heftigkeit fortzupflanzen im Stande ist.

Die Ursachen der Erdbeben zu verhindern und die Verwüstungen von denselben zu verhüten, ist wohl aller vorgeschlagenen Mittel ungeachtet, unmöglich. Einige Naturkundiger und namentlich Herr Professor Hollmann in Göttingen kam auf den Gedanken, ob man nicht den zusammengepreßten elastischen Dünsten und Lustarten einen Ausgang verschaffen könnte, wenn man tiefe Schächte in die Erde grübe, welche bis in die unterirdische Höhlen reichen müßten. Daß dies unmöglich, oder doch wenigstens mit den erstaunlichsten Schwierigkeiten verbunden ist, sieht man alsdenn ein, wenn man bedenkt, wie viele Anstalten, theils das Wasser herauszubringen, theils andere gemacht werden müssen, wenn man nur eine mäßig tiefe Grube anlegen will, wie viel mehr, wenn man auch nur 12 Meilen tief graben wollte; auch müssen wir hierbey erinnern, daß man in den tiefsten Bergwerken noch nicht tiefer als ein Drittheil Meile gekommen ist. Doch finden wir bey Paulian T. III. p. 338. daß zu Tauris in dieser Absicht Schachte gegraben worden.

Priestley wirft die Frage auf, ob man dem Erdbeben, vorausgesetzt, daß sie durch die Entladung einer überflüßigen Electricität aus der Oberfläche der Erde verursacht würden, in Gegenden, wo sie sich oft ereigneten, nicht etwa durch beständig sehr hoch fliegende Drachen, mit Draten in den Schnuren, vorbeugen könne, so daß eine leichte Communication zwischen der Erde und den obern Gegenden der Atmosphäre, befördert würde? ob die Frage zu beantworten der Mühe werth sey, überlassen wir unsern Lesern. (39)

Erdbeben. Diese fürchterlichen Naturbegebenheiten sind im Orient weit häufiger, als bey uns in Europa. Auch in den ältesten Zeiten findet man Nachrichten davon, und die geistlichen Dichter der Hebräer spielen häufig darauf an; Ps. 46. 1 Kön. 19, 11. Jes. 6, 4. Amos 1, 1. Eines der fürchterlichsten Erdbeben ist ohnstreitig dasjenige, welches bey dem Tode Christi geschah, Matth. 27, 51. Daß es aber auf die Juden einen so geringen Eindruck gemacht hat, ist ausser andern Ursachen wohl daher gekommen, weil diese Naturbegebenheiten in Palästina nicht selten waren. Dieses Erdbeben war mit einigen besondern Umständen begleitet, daher wir hier einige Anmerkungen darüber machen wollen. Es heißt in der angeführten Stelle; um die sechste Stunde war eine Finsterniß über das ganze Land, bis um die neunte Stunde; und da bebte die Erde, die Felsen zerrissen, und die Gräber thaten sich auf. Der gemeine Hause der Schrifterklärer will hier eine Sonnenfinsterniß gefunden haben, worüber sich die Gegner der Religion eben so vergeblich geärgert, als ihre Vertheidiger, Philologen, Astronomen und Theologen die Köpfe zerbrochen haben. Man hat allerhand Umwege genommen, um die Schwierigkeiten zu heben. Bald soll Dionysius Areopagita dieselbe zu Heliopolis in Aegypten beobachtet haben; und doch weiß man, daß seine Schriften untergeschoben sind. Bald soll sie sich in den Jahrbüchern der Sineser aufgezeichnet finden, ohne daß sie von den Astronomen dieser Nation vorausgesehen worden; und doch weiß man, wie wenig zuverläßige Nachrichten wir aus diesem Reiche haben. Bald soll sie Phlegon Trallionus geschrieben haben, und doch trift die Zeitrechnung nicht zu. (s. Finsterniß.) Es entstehet hier die Frage, ob Matthäus wirklich von einer Sonnenfinsterniß redet? Er sagt weiter nichts, als um die sechste Stunde war eine Finsterniß über das ganze Land, das heißt, über demjenigen Theil von Palästina, der mit Jerusalem unter einem Horizont lag. Die Ursache von dieser Finsterniß führt er im 45sten Vers an, da er das Erdbeben selbst erzehlt. Die Verfinsterung des Horizonts war entweder ein Vorbote oder eine Wirkung des Erdbebens. Die Erfahrung lehrt, daß bey Annäherung eines Erdbebens, noch mehr aber während desselben, sich der Himmel zutrübt, und der Horizont dunkel wird. Man vergleiche die Beschreibung, die Jesaias von einem Erdbeben macht: es kommt des Jehovah Tag, ein grausamer, wüthender, feuerspeyender Tag, das Land zur Wüste zu machen, und die Sünder daraus zu vertilgen; des Himmels Gestirne und seine Planeten scheinen ihr Licht nicht mehr; der Himmel erzittert und die Erde erbebt. Cap. 13, 9-13. Auf diese Art lassen sich die Schwierigkeiten leicht heben, ohne der Schrift Gewalt anzuthun. Daß aber ein Erdbeben gerade zu der Zeit kam, darüber dürfen wir uns nicht wundern, da wir mehr dergleichen Fälle haben, wo sich die göttliche Allmacht dieses Mittels bedient, die Menschen auf dasjenige aufmerksam zu machen, was zu solchen Zeiten vorgieng. Joel 3, 3. 4. Matth. 24, 7. Apostelgesch. 16, 26. Matth. 28, 2. Offenb. 6, 12. 8, 5. (22)

Erdbeben. Bey den Griechen und Römern war Erdbeben ein Unglück drohendes Omen. Seneca sagt deswegen im Thyest V. 694:

Lucus tremiscit, tota succussa solo
Nutauit aula, dubia quo pondus daret,
Ac fluctuanti similis.

Aus dieser Ursache suchte man den Gott, von dem die Erdbeben herrühren, und der sie abwendete, auf alle Art zu besänftigen. Die Spartaner sangen, wie Xenophon sagt, wenn ein Erdbeben gewesen war, dem Neptun einen Päan. Denn Neptun war es, von dem man glaubte, daß er durch Erdbeben die Erde erschüttere, und deswegen ward er von den Dichtern ἐνοσίγαιος und ἐνοσίχθων genennt. Um diesen Gott zu besänftigen, stürzte sich Curtius in den zu Rom sich öffnenden Abgrund. Und der Phrygische König Midas warf, auf Anrathen des Orakels, viele

Köstbarkeiten in einen ähnlichen Abgrund zu Cälenae, um den Gott, von dem diese Tiefe war eröffnet worden, zu besänftigen. (21)

Erdbeer. (botan.) (*Fragaria* Linn. & alior.) Ein Pflanzengeschlecht aus der fünften Ordnung der zwölften Linneischen Classe (Icosandria polyandria) Der Kelch bestehet aus einem platten Stücke, welches in zehn Abschnitte getheilt ist, wovon fünf wechselweise auswärts stehen und schmäler sind. Die fünf rundlichen ausgebreiteten Kronblätter sind an den Kelch befestiget. Die Staubfäden 20 an der Zahl, haben pfriemförmige kurze im Kelche steckende Träger und mondförmige Staubbeutel. Der Stempel bestehet aus vielen kleinen in ein Köpfchen vereinigten Fruchtknoten, einfachen zur Seite stehenden Griffeln mit einfachen Narben. Nach der Blüthe schwillt der Fruchtboden auf, und stellt eine grosse weiche saftige Beere vor, auf welcher allenthalben viele kleine spitze Saamenkörner zerstreut liegen. Es sind nur drey Gattungen dieses Geschlechts bekannt.

Eßbare Erdbeere. (*Fragaria Vesca* Linn. Blackw. t. 77. Mill. dict. n. 1. *Fragaria vulgaris* C. Bauh.) Sie wächst in Wäldern und unfruchtbaren Feldern in Deutschland und andern europäischen Reichen wild. Die Wurzel ist fortdaurend und treibt viele rauhe Stengel mit kriechenden Auslaufern. Die Blätter sind rauh, adrig, länglich rund sägeförmig gezahnt, und stehen zu drey auf einem Stiele. Es gibt mehrere Abarten von dieser Gattung. Dahin gehört 1) die weisse Erdbeere, auch Brößling oder Knackbeere genannt. (*Fragaria fructu albo* C. Bauh.) Die Früchte sind weiß, süßer als die gemeinen rothen, aber nicht so angenehm balsamisch. 2) Sterobblühende oder Monatserdbeere. (*Fragaria minor semper florens ac fragescens alpina, Fragaria omnium calendarum.*) Sie kommt mit der gemeinen fast ganz überein, doch sind die Früchte länger und spitzer. Sie blühet und trägt den ganzen Sommer über bis in den Spatherbst Früchte. 3) Die grosse Gartenerdbeere. (*Fragaria fructu parui pruni magnitudine* C. Bauh. *Frag. folio ovato-lanceolatis rugosis, fructu ovato* Mill. dict.) Die Blätter sind grösser und hellgrüner als bey der gemeinen Felderdbeere, die Früchte überaus viel dicker, an einer Seite roth, an der andern fleischfarbig. 4) Die Virginische Erdbeere (*Fragaria Virginiana fructu coccineo* Mill.) hat platte oben blaulichgrüne unten weißliche etwas glattere Blätter. Die Früchte sind eyrund, tief ausgegraben, so daß das Fleisch zwischen den Saamenkörnern scheint hervorzuquellen, ihre Farbe ist schön hochroth, und ihr Fleisch angenehm von Geschmack, doch etwas wässerig. 5) Die Chilische oder Riesenerdbeere. (*Fragaria Chiloensis fructu maximo, foliis carnosis hirsutis* Dill. *Frag. foliis ovatis carnosis hirsutis fructu maximo* Mill. dict. n. 4.) Die Blätter und Stiele sind dicker und haariger als bey der Gartenerdbeere, und auch die Früchte haben die Grösse einer Wallnuß, ja eines kleinen Apfels, sind aber von keinen angenehmen Geschmack, sondern wässerig und mehlig. 6) Die Englische oder Muscatellererdbeere. (*Fragaria moschata fructu magno* Duchesne.) wächst weit büschiger und dichter als die gemeine; die Blumen stehen fast alle in einer Höhe und bilden gleichsam eine Dolde oder Blumenstraus. Die Früchte sind länglich eyrund, und haben festes nicht eben angenehmes nach Bisam schmeckendes Fleisch. 7) Die grüne oder Ananaserdbeere (*Fragaria flore amplissimo, fructu Ananas saporem & odorem referente.*) hat eine Frucht, welche grünlich bleibt und einen Ananasgeschmack besitzt. Die zackige Erdbeere. (*Fragaria muricata, Fragaria arborea flore herbaceo.*) Sie hat aufrechte Stengel und sehr rauhe Blätter. Die Früchte sind mit spitzen Hacken oder Stachelchen besetzt und nicht zu essen.

Man benuzt von dieser Gattung besonders der gemeinen wildwachsenden nicht nur die Früchte, sondern auch die Blätter, woraus man einen ganz angenehmschmeckenden Thee bereitet. Die Früchte sind aber das vornehmste. Sie erfrischen und kühlen die erhizte Säfte, machen einen offenen Leib, treiben auf den Harn, sind antiseptisch, und werden vom Herrn von Linne gegen Steinbeschwerden, das Podagra und die Lungensucht angepriesen. In den Apothecken hat man verschiedene Präparate, davon in besondern Artickeln wird gehandelt werden.

Einblättrige Erdbeere. (*Fragaria monophylla* Linn.) Ihr Vaterland ist nicht bekannt. Sie ist vielleicht nur eine Ausartung der gemeinen. Die Blätter sind einfach, der Blumenschaft länger, die Kronblätter kleiner als bey der gemeinen.

Unfruchtbare Erdbeere. (*Fragaria sterilis* L.) Sie wächst in Deutschland, England und der Schweitz wild. Sie treibt einen kriechenden Stengel ohne Ranken. Die dreyfache Blättchen sind eyförmig, weich, haarig, und unterwärts weiß. Die Blumen entspringen aus den Blattwinkeln auf einzelnen Stielen. Der Fruchtboden schwillt zu keiner Beere an, sondern bleibt platt und trocken. Daher ist sie eher für eine Gattung des Fünffingerkrautes als der Erdbeere zu halten. (9)

Erdbeere. (Oekonom.) Man hat ausser den gemeinen wilden Erdbeeren noch verschiedene Sorten, die man aber in Ansehung des Gebrauchs entbehren kann, wenn man nur die gemeine und Gartenerdbeere behält. Leztere mit allen andern, wenn sie im Garten gezogen werden, müssen gute Wartung und keinen zu trocknen und magern Erdboden haben. Sollen sie reichlich tragen, so nimmt man ihnen alle auslaufende Fäden oder Ranken weg, weilen diese ihnen viele Nahrung rauben. Man zieht sie von Saamen, der von zeitigen am Stock vertrockneten Erdbeeren gesammlet wird, und behandelt die Aussaat, wie man die Auricklsaat behandelt. Leichter vermehrt man seine Stöcke, wenn man ihre Fäden auslaufen läßt: die an denselben treibende Augen schlagen alsdenn Wurzel, und bilden neue Stöcke, welche man ausheben, von den Fäden abschneiden und setzen kann: oder man häufet die Stöcke mit Erde, daß die Nebenzweige Wurzel schlagen können, und reisset sie alsdenn zum Versetzen auseinander. Dies kann im August und September geschehen. Uebrigens versteht es sich von selbsten, daß die Erdbeerbeete eben so rein von Unkraut gehalten werden müssen, als andere Blumenbeete, und daß man ihnen eine Lage giebt, wo sie gehörige Sonne und doch Feuchtigkeit haben. Um frühe Erdbeeren zu haben, nimmt man meistens seine Zuflucht zu den Mistbeeten. Man braucht diese Frucht zum Nachtisch. Einige geniessen sie mit Wein, Zucker und Zimmet, andere ohne Wein mit Zucker: und noch andere mit Milch, doch soll leztere Art sehr schädlich seyn. (24)

Erdbeer, (Conchyl.) Erdbeerduplett, Erdbeermuschel, ist ein Name, der für eine zweyschalige Muschel gehöret, den aber die Schriftsteller manchen Muscheln geben. So nennen z. B. Lesser und Ger-

saint die Pharaoschnecke, *Trochus pharaonis* (s. Pharaoschnecke.); so nennen andre Schriftsteller das sogenannte gleichseitige Ziegelherz, (*Cardium isocardia* Linn.) (s. Ziegelherz, das gleichseitige.) Eigentlich aber gehöret dieser Name zweyen Muscheln, die beide unter die *Cardia* des Linne unter die Herzmuscheln gehören, und die wir nur beschreiben wollen.

1) Die weisse oder gelbe Erdbeere, das schuppichte Herz von Born, *Cardium fragum* Linn. XII. p. 1123. Sp. 83. *Cardium testa subcordata, subangulata, sulcis notatis lunulis elevatis.* Linn. Franz. *Fraisé blanche*, holländ. *Witte of geele Aardbey doublet, Tamme Aardbey:* Lister *Hist. Conchyl.* tab. 315. fig. 152. Bonann. *Recreat.* Class. III. fig. 374. Bonanni *Muf. Kircher.* Class. II. fig. 110. Rumph Amboin tab. 44. fig. G. (mediocr.) Gualtieri *Ind. Testac.* tab. 83. fig. E. von Born *Muf. Caef. Vind. Testac.* tab. 3. fig. 3. 4. Chemnitz Conchylienk. Th. VI. tab. 16. fig. 166. 167. Schröter Journal Th. III. tab. 2. fig. 6. Da der Herr Pastor Chemnitz in Kopenhagen diese und die folgende rothe Erdbeere in seinem fortgesetzten neuen systematischen Conchyliencabinet Th. VI. S. 173. f. so meisterhaft beschrieben hat, so wird es uns, ob wir gleich diese Erdbeeren selbst besitzen, und also nach Originalen beschreiben könnten, doch erlaubt seyn, eine so genaue Beschreibung zu wiederholen.

Die Vorderseite dieses gewiß nicht gemeinen, sondern sehr raren Herzens, welches den Namen der weissen und gelben Erdbeere führet, gleichet völlig dem Bilde eines in der Mitte merklich erhobenen Herzens. Es hat diese Muschel viele Gleichförmigkeit mit dem Mittel- oder Taubenherz, (*Cardium medium* L.) nur ist es dreyseitiger, und dabey weniger gewölbt und erhoben. Ich zähle auf derselben 34 Streifen und Ribben, die sehr nahe an einander gränzen, zwischen sich die engsten Furchen haben, und auf ihrer Höhe mit solchen gekerbten schuppenförmigen Runzeln besetzt erscheinen, für die ich keinen recht bequemen Namen zu finden, noch sie genauer zu beschreiben weiß. Linne redet von lunulis elevatis, Gualtieri von imbricibus, von Born von squamulis, noch andere von annulis, tuberculis, granulis. Meinen Lesern bleibt es überlassen, hievon den schicklichsten Namen herauszuwählen, der ihnen für diese unzähligen hohlziegelförmig schuppenartigen Erhöhungen der angemessenste zu seyn scheinen möchte. So sehr auch die ganze Oberfläche dieser Erdbeermuschel von solchen Runzeln bedeckt wird, so pfleget doch die Wirbelspitze davon frey zu seyn, weil sie sich vermuthlich daselbst immer am ehesten abscheuern und abreiben. Die Farbe ist weiß. Die Schuppen und Runzeln sind schwefel- oder citronengelb. Die innere Höhlung ist glänzend weiß. Der ganze äussere Rand beider fest zusammenschliessender Schalen ist gekerbt und gezähnelt. Vornemlich siehet man an der Vorderseite starke sägeförmige Zähne und Einschnitte, welche ziemlich genau in einander eingreifen. Die innern Wände sind glänzend weiß. Das Schloß hat in jeder Schale zween Mittelzähne, und beides zur Rechten und Linken einen starken Seitenzahn, der genau in die entgegengesetzte Vertiefung einschließet. — Der Herr Hofrath von Born muß es vermuthlich geglaubt haben, daß diese Gattung im Linnäischen System fehle, weil er sie nicht mit dem Linne Cardium fragum, sondern Cardium imbricatum genennt. Daß sie in den ostindischen Meeren wohne, hat schon Lister sehr richtig angezeigt.

Herr Chemnitz macht noch eine merkwürdige Varietät bekannt. Sie hat nur 28 Streifen oder Ribben, und doch einerley Größe, eine viel weissere Grundfarbe, ihre feinen Schuppen stehen nicht gedrängt beysammen, sondern in ziemlicher Entfernung von einander, auch ist die schwefelgelbe Farbe viel lichter und heller, sie wohnet ebenfalls in den ostindischen Gewässern, und ist eben so rar und selten als die vorherbeschriebene. Sie verdienet eher den Namen der weissen Erdbeere, da jene besser die gelbe Erdbeere heißen kann.

Das einzige setzen wir hinzu, daß unsre Duplette, dieser Erdbeere, die etwas kleiner, als die vom Herrn Chemnitz, fig. 166. abgebildete ist, 32 Ribben habe.

2) Die rothe Erdbeere. *Cardium unedo* Linn. XII. p. 1123. *Cardium testa subcordata, sulcis lunulis coloratis.* Linn. Franz. *La Fraisé rouge:* holl. *roode Aardbey doublet.* Lister *Hist. Conchyl.* tab. 315. fig. 151. Bonanni *Recreat.* Class. III. fig. 375. Bonanni *Muf. Kircher.* Class. II. fig. 109. Rumph Amboin. Raritätenk. tab. 44. fig. F. Valentyn Abhandl. tab. 16. fig. 23. Gualtieri *Ind. Testar.* tab. 83. fig. A. Argenville Conchyl. tab. 23. fig. N. (mala) Seba *Thesaur.* Tom. III. tab. 86. fig. 12. Knorr Vergnüg. Th. II. tab. 29. fig. 2. Regenfuß Th. I. tab. 3. fig. 25. Chemnitz Conchyl. Th. VI. tab. 16. fig. 168. 169. Die rothe Erdbeermuschel, sagt Herr Chemnitz, hat zwar einerley Form mit der gelben und weissen, aber sie ist ungleich gröfser, gewölbter und dickschaligter. Daher behauptet Bonanni mit Recht, (was Linne wiederholt,) parum differt ab antecedenti, sed mole illam superat. Linne behauptet, sie sey öfters zehnmal größer (decuplo major) als die gelbe Erdbeere. Vermuthlich ist dieses ein Druckfehler, und soll duplo major, (zweymal so groß) heißen. Denn ihre Grösse ist ansehnlich genug, wenn man rothe Erdbeermuscheln aufweisen kann, die doppelt so groß sind, als die gelben. Ich zähle an der grossen, die ich hier aus dem Spenglerischen Kabinet vor mir liegend habe, dreyßig breite längliche Ribben, (eine unsrer Dupletten 2¼ Zoll lang hat ihrer 31, die andre etwas über 2 Zoll hat ihrer 28, und die dritte von 1¼ Zoll hat ihrer auch 28.) welche zwischen sich merklich vertiefte Furchen, und auf ihrem Rücken hellrothe, rosenfarbene, dicke erhobene, länglichte Puncte oder schuppichte Knötchen haben, welche aber nicht dichte und gedrängt, wie bey der ersten gelben Erdbeere, sondern in ziemlicher Entfernung von einander stehen, auch von ganz andrer Form und Bildung sind. Daß eben diese erhabenen Puncte und rothe Schuppen die Veranlassung gegeben, ihr den Namen der rothen Erdbeermuschel beyzulegen, darf ich wohl nicht erst erinnern. Die eine Lippe bey der Vulva legt sich über die andre hinüber, welches Linne als ein unterscheidendes Merkmal anführet, dadurch sie sich von der gelben Erdbeermuschel unterscheide. In Absicht der Zähne des Schlosses oder Gelenkes herrschet bey dieser und der vorigen eine völlige Gleichheit. Man siehet auch hier in jeder Schale die beiden Mittel- und Seitenzähne. Auf der Vorderseite dieser Muschel erblicket man ein deutliches in der Mitte sehr erhabenes Herz. Der ganze äussere Rand hat starke Einschnitte, und bey der Vorderseite recht sägeförmige, zwar in einander eingreifende, aber doch nicht völlig an einander schliessende Zähne. Die Grundfarbe dieser Muschel ist sehr weiß. Die Schuppen sind hell oder rosenroth. Die innern Wände sind glänzend weiß. Nach Rumphs

Bericht werden diese Muscheln bey der amboinischen Küste unter dem Sande steckend angetroffen, und sind daselbst gar nicht rar noch selten. Bey uns sind sie desto seltener. In der Leersischen Auction sind 12 Dupletten mit 12 Gulden bezahlt worden. (10)

Erdbeerbaum, (botan.) (*Arbutus* Linn.) s. Sandbeere.

Erdbeerduplett, (Conchyl.) s. Erdbeere.

Erdbeerengeist, (*Spiritus fragorum*) (Pharmacie) ein brennender Geist, der durch die Gährung aus den Erdbeeren zubereitet wird, noch etwas von ihrem Geruch, sonst aber wenig mehr von ihren ursprünglichen Heilkräften, am wenigsten ihre kühlende Kräfte, sondern vielmehr ganz die Natur eines andern brennbaren Geistes hat. (12)

Erdbeerenkrautwasser, (*Aqua fragariae*) (Pharmacie) ein Wasser, das auf die gewöhnliche Art aus dem Kraute der Erdbeeren gebrannt wird, aber vor einem andern reinen Wasser keinen Vorzug hat. (12)

Erdbeerensaft, (*Syrupus fragorum*) (Pharmacie) ein angenehmer kühlender und harntreibender Syrup, der auf die gewöhnliche Art aus zehen Theilen frisch ausgepreßten und gereinigten Erdbeerensaftes, und sechszehen Theilen feinen weissen Zuckers zubereitet wird. (12)

Erdbeerenwasser, (*Aqua fragorum*) (Pharmacie) ein Wasser, das, wenn es frisch und recht sorgfältig aufbewahret ist, den erquickenden Geruch der Erdbeeren und ihre Kräfte hat: man destillirt sie auf die gewöhnliche Art mit noch einmal so viel Wasser, und zieht von jedem Pfund der Früchte ein halb Quartier Wasser ab. (12)

Erdbeerklee, s. Klee.

Erdbeermeyer, (botan.) ist ein Beyname der Schminkbeer. (*Blitum* Linn.) (9)

Erdbeerspinat, (botan.) ist ein Beyname der Schminkbeere. (*Blitum* Linn.) (9)

Erdbeschreibung, Geographie, ist die Wissenschaft dessen, so sich an der Oberfläche des Erdkörpers unterscheiden lässet. Die Untersuchung des innern Baues desselben überlässet der Erdbeschreiber dem Naturforscher und, was er von dem, das sich innerhalb der Erde befindet, in Betrachtung ziehet, z. B. Höhlen, Erzgänge u. d. gl. das ist theils alle nur in der äussersten Rinde der Erde enthalten, theils wird es nur von ihm erwogen, in so fern es etwas ist, das unter der Oberfläche angetroffen wird. Eben so beschäftiget er sich mit den Winden und andern Lufterscheinungen gleichfalls nur in so fern, als sie etwas sind, das sich über der Oberfläche des Erdkörpers zuträget, also in Rücksicht auf die Oberfläche bemerket wird.

Man pfleget die Erdbeschreibung in die allgemeine und besondere (geographiam generalem & specialem) abzutheilen, deren jene die ganze Oberfläche der Erde überhaupt, diese besondere Theile derselben zum Gegenstande hat. Die letztere begreift also die Chorographie oder Beschreibung beträchtlicher Länder und die Topographie oder Beschreibung einzelner Oerter und kleiner Striche in sich. Die allgemeine Erdbeschreibung ist theils mathematischen, theils physicalischen Inhalts. Der mathematische Theil derselben handelt von der Figur und Grösse der Erde; von der Bewegung derselben, wovon die Abwechslung der Tags- und Jahrszeiten abhänget; von der Polhöhe eines Ortes und der davon abhängenden Breite desselben; von der Eintheilung der Oberfläche der Erde in Zonen und Climata; vom Unterschiede der Oerter in Ansehung des Schattens, den die darauf befindlichen Körper werfen, wie auch in Ansehung der verschiedenen Tages- oder Jahreszeiten, die zugleich daselbst statt haben; von der Länge eines Ortes; von der Entfernung eines Ortes vom andern; von der Weise das auf der Oberfläche der Erde befindliche auf einer Kugel oder auf einer ebenen Fläche zu entwerfen u. s. w. Der physicalische Theil spricht von den verschiedenen Materien, woraus die zunächst unter der Oberfläche enthaltene Rinde der Erde bestehet; vom festen Lande, Inseln, Halbinseln, Bergen, Höhlen; vom Wasser, dem Meere, Seen, Flüssen, Quellen; von der über der Oberfläche der Erde stehenden Atmosphäre, den Winden u. d. gl.

Die besondre Erdbeschreibung wendet theils den Inhalt der allgemeinen auf besondre Länder und Theile derselben an, d. i. bestimmt die Grösse, Figur und Grenzen derselben; die Länge und Breite der vornehmsten Städte; erzählt und nennt die dazu gehörigen Städte, Festungen, Märkte, Dörfer; die darin liegenden Berge und Bergwerke; die dadurch fließenden Ströhme; die darin befindlichen Seen und besondre Quellen; die darin wachsenden Früchte und darin lebende Thiere u. s. w.; theils beschreibet sie die Einwohner nach ihrer Religion, Regierungsform, Lebens- und Gemüthsart, Wissenschaft, Sprache, Sitten, Handel und Wandel u. s. w. setzet also dem physicalisch-mathematischen einen weitläuftigen theils Natur- theils civilhistorischen Theil zu.

Der historische Theil der Geographie pfleget auf mehrere Weisen in Unterarten abgetheilet zu werden. In Ansehung der Zeit unterscheidet man die alte, mittlere und neue; in Ansehung des Ortes die ober- und unterirdische; in Ansehung des Gegenstandes die natürliche, politische, biblische u. s. f.

Aus der Unentbehrlichkeit dieser Wissenschaft für Reisende zumal zur See, daher auch für den Handel, ist leicht abzunehmen, daß die Menschen sich sehr zeitig mit derselben werden beschäftiget haben. Wenn Josephus recht berichtet war, so haben schon Moses und Josua Charten von dem gelobten Lande machen lassen, als sie es unter die Stämme Israels vertheileten, und Apollonius von Rhodus erzählet, daß Sesostris König von Aegypten, der 1500 Jahre vor Christi Geburt regieret, die von ihm eroberten Länder in Risse bringen lassen. Gewisser ists, daß entweder Thales von Miletо, der 600 Jahre vor Christi Geburt gelebet, oder sein Schüler Anaximander sowohl auf einer Kugel als auf einer Tafel von Erzt die Erde und das Meer vorgestellet, und daß Hecatäus ein Jonier und Anaximanders Landsmann, drittehalb bis dreyhundert Jahre hernach die erste bekannte aber nicht bis zu uns gekommene geographische Schrift aufgesetzet, wiewohl Scylax aus der Insel Caryande, der auch eine Geographie geschrieben haben soll, und dessen Periplus noch vorhanden, noch ein paar hundert Jahre älter ist. Alexander der Grosse hielte zwey Ingenieurs Geographes, wie man sie in Frankreich nennen würde, Diognetes und Beton, welche die Länder, die er mit seiner Armee durchzog, aufnehmen mußten, und zu seiner Zeit lebten Aristoteles, der in seinem Buche *de mundo* viele geographische Kenntniß gezeiget, desgleichen Pytheas zu Marsilien, der dieser Wissenschaft halben sehr grosse Reisen unternommen, und dem man die Eintheilung der Erdfläche in Climata zu danken hat,

und andre. Hipparchus von Nicäa hat 140 Jahre vor Christi Geburt angefangen sich der Grade der Länge und der Breite zu bedienen, um die Stellen der Oerter auf der Oberfläche der Erde zu bestimmen. Strabo von Amasa in Cappadocien, dessen 17 Bücher der Geographie noch vorhanden sind, und Dyonysius von Byzanz, der auf Befehl Augusts eine Geographie geschrieben, die er Periegesin genennt und wovon er den Beynamen Periegeta bekommen, lebten zu Christi Zeiten. Und im ersten Jahrhundert schrieb sowohl der bekannte Spanier Pomponius Mela sein Buch de sita orbis als der ältere Plinius seine Naturhistorie, deren 3, 4, 5, 6 Buch der Erdbeschreibung gewidmet ist. Den Beschluß der alten Geographen mag Claudius, Ptolomäus aus Pelusium in Egypten machen, der in der Mitte des zweyten Jahrhunderts gelebet und dessen 8 Bücher von der Geographie noch übrig sind, wozu Agathodämon die gleichfalls noch vorhandenen Charten gezeichnet. Mit unsäglicher Mühe verglich dieser um die Wissenschaft, wovon die Rede ist, sowohl als um die Astronomie ungemein verdiente Mann die Nachrichten der Reisenden von den Lagen der Oerter, verband die Geographie mit den geometrischen Gründen und brachte die Hipparchische Methode die Stelle der Oerter durch die Länge und Breite zu bestimmen, zuerst zur Ausübung. Die von ihm hieran verwendete Arbeit ist desto grösser und bewundernswürdiger, als er nur wenige dazu brauchbare unmittelbare Beobachtungen vor sich hatte, und bey weitem den grösten Theil derselben durch Rechnungen aus der Länge der längsten Tage, der von den Reisebeschreibungen geschätzten Weite und Richtung der Wege u. dgl. ersetzen mußte. Aus dieser Ursache war es aber auch nicht anders möglich, als daß er oft in Irrthum verfallen muste, und in neuen Zeiten eine grosse Anzahl seiner Angaben falsch befunden wird. Viel jünger, aber von unbekannten Jahren ist die sogenannte Peutingerische Tafel, wovon unter ihrem eigenen Namen mehreres zu lesen.

Nach geendigten Zeiten der Barbarey in Europa war einer der ersten, der sich die Herstellung der Geographie angelegen seyn liesse, Domenico Mario Negro ein Venetianer welcher am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine Erdbeschreibung in 26 Büchern herausgegeben. Alle, die nach ihm diese Wissenschaft bearbeitet, anzuführen, wäre sehr weitläuftig; wir lassen es also bey zweyen bewenden, welche vorzüglich würdig sind genennt zu werden. Der erste ist ein auch in andern Wissenschaften berühmter Franzose Allain Menesson Mallet, dessen Geographie schon 1683 in 5 Theilen herausgekommen, und gleich das Jahr darauf ins deutsche übersetzt worden. Der andre ist der königliche Preussische Oberconsistorialrath Herr Anton Friederich Büsching, dessen in 5 Theilen und 9 Bänden seit 1754 mehrmalen mit Vermehrungen und Verbesserungen herausgegebene neue Erdbeschreibung nicht nur Hübnern und Hagern, welche bis dahin die besten Geographen in Deutschland waren, sondern alles übertrift, was je in dieser Wissenschaft von den Gelehrten aller Nationen geleistet worden. Daher auch das vortreffliche Werk ins französische, englische, russische und pohlnische übersetzt worden.

Unter den Schriften von der mathematischen und physicalischen Geographie der neuern und neuesten Zeiten verdienen folgende vornemlich namhaft gemacht zu werden. Bernhard Varenii *geographia generalis* 1650. die in englische und französische Sprache übersetzt worden. Jo. Bapt. Riccioli *geographiæ & hydrographiæ reformatæ Libri XII.* 1672. J. G. Liebknecht *elementa geographiæ generalis* 1712. Joh. Lulophs Einleitung zur mathematischen und physicalischen Kenntniß der Erdkugel, 1750. in holländischer Sprache und 1575. von Herr Hofrath Kästner ins deutsche übersetzt. Torb. Bergmanns physicalische und Friedr. Mallets allgemeine oder mathematische Beschreibung der Erdkugel, beyde aus dem schwedischen von Herrn Prof. Röhl, erste 1774 und andre 1775 übersetzt. Beyträge zur physicalischen Erdbeschreibung, die seit 1773 stückweise herauskommen, und dermalen zu vier Bänden angewachsen sind.

Das ganze System, nemlich die mathematische, physicalische und historische Geographie mit einander verbunden und nach einem ganz neuen Plane theils ausgeführt, theils entworfen, findet man in des Hrn. Hofrath Joh. Christoph Gatterers Abriß der Geographie, der 1775 zu Göttingen herausgekommen. Aus der vorangeschickten Anzeige ist der Plan zu ersehen, und es würde der Erdbeschreibung sehr vortheilhaft seyn, wenn sie nach demselben ausgearbeitet, und die dazu gehörigen Charten nach den verschiednen beliebten Abtheilungen vorhanden wären. Der erste Theil enthält die Gränzkunde, und zwar die mathematische und physische; der zweyte die Länderkunde, wo die Länder nach der Lage eingetheilt werden. Diese beyden Theile sind in dem gedachten Buch wiewohl nur kürzlich bearbeitet; doch ist der zweyte Theil noch nicht ganz ausgeführt. Der dritte Theil heißt die Staatenkunde, und soll die sogenannte politische Geographie nach den alten, mittlern und neuen Zeiten begreifen. Der vierte heißt Menschen- und Völkerkunde, und enthält Vorschläge zur Geographie der Sprachen, der Religionen, der Producte, der Cultur und der Handlung, und endlich der Geographie selbst, so wie man sich eine Historie der Historie gedenkt.

In den Artikeln: Erde, Himmel und Erdkugel, Landcharten, wird man das weitere, was man hier vermissen möchte, ausgeführt finden. (6)

Erdbeschreibung, (alte und mittlere) diese Abtheilung richtet sich nach der Abtheilung der Historie, welche gemeiniglich von Anfang des menschlichen Geschlechts bis auf die Zeiten, wo das römische Reich in den Orient und Occident getheilt worden, (A. 395.) die alte; und von dar bis ungefähr an das 16 Jahrhundert die mittlere genennt wird. Da in diesen beyden grossen Zeiträumen die Reiche und Länder nicht immer einerley Grösse und Gränzen gehabt, alte Völker erloschen und andere aufgekommen sind; so muß ein jeder derselben wiederum auf mancherley Art abgetheilt, und was die Landcharten betrift, diese auch darnach eingerichtet werden. Das wichtigste Werk über die alte Erdbeschreibung ist Christoph. Cellarii *Notitia Orbis antiqui* in 2 Bänden in 4. mit Landcharten, welches 1701 zum erstenmal und 1773 zum letztenmal erschienen ist. Das neueste Handbuch in diesem Fach ist d'Anville *Geographiæ antiquæ Compendium*, in deutscher Sprache, gr. 8. Nürnberg in der Weigelischen Kunsthandlung, 1781. u. f. Es enthält Beschreibung und Charten, ist aber noch nicht ganz heraus. Im ersten Theil findet sich eine Nachricht von den ältern Geographen unter den Griechen

und Römern, und dann von den Schriftstellern, welche nach der Wiederherstellung der Wissenschaften alte Erdbeschreibungen geliefert haben; doch ist letzteres nicht vollständig. Einen sehr brauchbaren Atlas über die alte Geographie hat geliefert: Joh. David Köler in seiner *Descriptione Orbis antiqui in XLIV. Tabulis exhibita*, fol. in der Weigelischen Kunsthandlung zu Nürnberg. (1724.) Es sollte auch ein ähnlicher Atlas über die mittlere Geographie in 40 Charten herauskommen, (s. Vorrede des sogleich anzuführenden Buches) welches aber nicht geschehen ist. Dagegen gab eben dieser Köler (Köhler) eine kurze und gründliche Anleitung zu der alten und mittlern Geographie, in gr. 8. mit Chärtchen in eben dem Format und Verlag heraus. Der erste Theil ist 1730 (zweyte Aufl. 1745.) der zweyte 1737. (zweyte Aufl. 1760. ob es gleich nicht auf dem Titel angemerkt ist) und der dritte Theil erst 1765 von Hrn. Prof. Will zu Altdorf herausgegeben worden. Der Chärtchen sind überhaupt 37. Auf eine ähnliche Art hat Joh. Matthias Hase die alte und mittlere Geographie zu verbinden gesucht, und in der Homannischen Handlung zu Nürnberg herausgegeben: *Historia Universalis politica Idea plane nova*, 4to. 1743. 84 Seiten. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen folgt eine chronologische Vorstellung der vornehmsten Reiche, wozu 16 Charten in dem nemlichen Format gehören, die aber nicht sowohl Landcharten als chronologische Tafeln sind. Ferner gehören dazu 28 geographische Chärtchen wovon 24 die alte und mittlere Geographie, jedoch nur der grössern Reiche (des Egyptischen, Assyrischen, Persischen, Griechischen, Römischen, Arabischen, Fränkischen, Deutschen, Mogolischen, Türkischen) nach mancherley Abtheilungen, die übrigen 4 aber das neuere Deutsche, Türkische und Russische Reich enthalten. Dieses Werk ist hernach 1750. unter einem andern Titel und vermehrt herausgekommen: *Atlas historicus comprehendens Imperia Maxima, seu Monarchias Orbis antiqui ab Hasio.* Landchartenformat. Darinn befinden sich 1) die vorhingedachte *Historia universalis politica Idea*, oder sie wird vielmehr zugleich mitverkauft, da sie in 4. ist. 2) Die 16 chronologische Tafeln auf 8 Blättern, 3) die 28 Chärtchen auf 9 Blättern. Diese Tafeln und Chärtchen sind schlechthin die nemlichen, die vorher angeführt worden sind, die man gleich anfänglich in Folioformat, zwey, drey, etlichemal gar vier auf einem Bogen hat abdrucken lassen, damit man sie hernach entweder so lassen oder nach Belieben in 4. zerschneiden könnte. Doch begreift dieser Atlas noch 4) das römische deutsche Reich nach verschiedenen Perioden auf 7 Blättern, 5) die biblische Geographie auf 6 Blätter, und 6) acht Blätter Charten von allerley meistens alten Städten und Gebäuden, z. E. den Pyramiden; alle diese von N. 4-6. sind in Landchartenformat, und oft vier und mehrere Städte auf einem Bogen. (Christian Junkers Anleitung zur Geographie der mittlern Zeiten, 4. Jena 1712. geht blos auf Deutschland, welches man aus dem gewöhnlichen abgekürzten Titel, ja nicht einmal sogleich aus dem vollständigen schliessen sollte.) Da vornehmlich in der mittlern Geschichte noch gar viel Dunkelheit und Ungewißheit ist, so trift dieses auch die Geographie dieses Zeitraums, als welche nothwendig aus der Geschichte geschöpft werden muß. So wie man jene weiter bearbeitet und specielle Werke herausgiebt, mit welchen sehr oft geographische Beschreibungen und Charten verbunden sind, so wird auch diese immer mehr vervollkommnet werden. (1)

Erdbirnen, (botan.) ist ein Benname der Erdäpfel Sonnenblume, (*Helianthus tuberosus* L.) und der Kartoffeln. (9)

Erdbirn, s. Kartoffeln. Doch muß man noch zwey Dinge hier nachholen; das erste: die Frage, wie und welche Erdbirn werden gesteckt? ist zu beantworten. — Erdbirn von der Grösse eines Hünereyes sind zum Stecken die besten; sie sollen nicht zu groß und auch nicht zu klein seyn. — Es ist aber auch nicht nöthig ganze Erdbirn zum Stecken zu nehmen. Man schneidet grössere zwey, drey, viermal entzwey, nur daß jedes Stück ein paar Augen hat, und legt sie so ein, daß die Augen aufwärts herfür stehen. — Oder man sticht ihnen nur die Augen so groß als eine Haselnuß aus und stecket diese ein; so bleibt die Erdbirn noch zum Gebrauche in der Hand. — Hätte man wenige Erdbirn, so kann man die Kugeln welche sich oben am Kraute aus den Blüthen formiren, recht zeitig werden lassen, und dann nimmt man den Saamen, wie den Gurkensaamen heraus, läßt ihn trocknen, hebt ihn zum Gebrauche auf; im Frühling säet man ihn in Gartenbeeten auf gut gedungt Land in Reihen ein, ist er aufgewachsen, so hauft man das Kraut, und bekommt aufs andere Jahr zum Aussticken Knollen genug.

Die zwote Frage: Welche Erdbirnart ist nun die beste? — Diejenigen, die blau blühen und weiß sind, sind zum Essen die besten, sie werden in gutem Lande über Hünereyer groß und jeder Stock zeuget sehr viele. Die übrigen alle, bis auf die englischen, sind in sofern einander im Essen ganz gleich, nur daß die rothen und gelben runden sehr mehligt, die langen knorrichten sehr speckigt sind, die langen rothbleiche, glatten, die man Mäuse heißt, und am ersten zeitigen, halten das Mittel. Die yam-battatos, die weiß, auch roth und länglicht platt sind und sehr groß werden, übrigens ein Kraut wie die englischen haben, taugen zum Essen auch sehr wohl, werden sehr groß, und sehen schön aus. Die englischen sind zum Essen mit Salz nichts; aber in Brühen taugen sie wohl. Zum verfüttern und Brodbacken sind sie die besten und ihrer Grösse wegen, da sie im Herausnehmen gar nicht viel Mühe machen, geben sie mit den yam-battatos allen übrigen vor, sie sind weiß mit rothem nach Marmorart unterschossen.

Die Erdbirn dienen zu allerhand: Zu Puder, Stärke, Brandtewein, Brod, Kuchenspeisen; sie sind zur Fütterung vor alle Gattungen Viehes, selbst alles Federvieh, so sie ihm gekocht fürgeschüttet werden, nähret sich damit; das hat man schon einmal gesagt; hier nur noch so viel: wie man aus ihnen gut Brod backet. — Man kann ein Drittel Mehl nehmen, Dinkel- auch Gerstenmehl ist hiezu das schicklichste, weil solches wohl trocknet und selbsten nicht feucht ist, und zwey Drittel Erdbirn. Man kann diese also roh zu samt der Schelfe auf einem Reibeisen, worauf man sonst den Meerrettig in der Küche reibet, reiben; man hat dazu jetzt auch eine besondere Mühle erfunden. Man kann sie aber auch sieden, die Schelfe abziehen, und dann in dem Erdbirndrucker nur durchdrucken. Der Teig wird wie ein anderer Brodteig eingelegt und behandelt. Bedienet man sich der Erdbirn roh, so darf der Teig lind, und wie ein gewöhnlicher Teig seyn, nimmt man sie aber gesotten, so muß der Teig fest geführt werden. Der Ofen muß in beyden Fällen wohl ausgeheizt seyn. Das Brod so gebacken, ist sehr

schmackhaft und angenehm zu essen. Das Feld ist besser nicht genutzt, als wenn man auf solchem mit dem Klee- und Kartoffelbau abwechselt. Hat man zwey Jahre Klee darauf gehabt, so bricht man den Acker im Herbste her um, ackert ihn Frühlings noch einmal, befährt ihn mit Mist, besteckt ihn mit Erdbirn, bearbeitet ihn gut, folgenden Frühling wird er gepflüget, mit Haber besäet, beeget, hierauf sogleich mit rothem dreyblätterigten Kleesaamen wieder besäet, und mit einem Rechen so obenhin überrechet; bis Ende Mayens ist der Haber halb Ellen hoch gewachsen, dann wird er als die allerbeste milchtreibende Fütterung vor die Kühe gemähet, bis Mitte des Julii wächst er wieder eben so dichte auf, schosset und der Klee kommt ebenfalls dazwischen halb Ellen hoch empor und dann wird er wieder gemähet, etwas mästender kann wohl nicht seyn als dieses, bis an den Herbst kann man wieder ziemlich viel Klee zum abmähen haben, das folgende Jahr steht ohne Dung der schönste Klee da, das dritte Jahr wird er mit Gyps gedungt, zweymal abgemähet, und zum künftigen Erdbirnbau umgerissen. — Dabey noch zu rathen: so bald im Frühling anfangs Aprils die Erdbirn gelegt sind, sprütze man weisen Rübensaamen durchaus über den Acker dahin, bis man die Erdbirn behacket — nachher haufet, schont man die Rüben so viel als man kann, bis Mitte des Junius, um Johannis hat man die Menge Rüben zum verkochen, diese zieht man bis zu Ende des Julius nach und nach aus, so werden sie den Erdbirn nicht im mindesten schaden, und der Nutze von ihnen ist ansehnlich genug. Man verkoche sie selbst oder verkaufe sie an andere auf dem Markte.

Seit einigen Jahren hat man an den Erdbirn oder Cartoffeln eine besondere Krankheit gespürt: das Laub an den meisten Stöcken war klein und krauß, kam schon so aus der Erde hervor, die Stengel schmächtig, und trugen sehr wenig Früchte. Oft erwuchsen sogar aus einer Cartoffel ein solcher ausgearteter Stengel mit krausem Laub, und ein andrer gesunder mit frischem schönen Laub; das nehmliche nahm man auch an den gesäeten wahr. Woher kam dieses? Es ist hier der Ort nicht, weitläuftige Untersuchungen über die Ursachen dieser Ausartung anzustellen; die nächste und wahrscheinlichste Ursache lage ohne Zweifel in der grossen Hitze und Dürre, welche wir A. 1780. 81 u. 83. hatten, dann A. 1782. fand man wenig oder gar keine ausgeartete, sie waren gesund, frisch und trugen reichlich; allein wir hatten auch keine anhaltende Hitze und Trocknung nicht, wie in jenen Jahren.

Erdblume, (botan.) ist ein Beyname der Nostock Gallerte, (*Tremella Nostok* L.) (9)

Erdboden, (Physik.) hierunter versteht man gewöhnlich die obere Fläche der Erdkugel, worauf wir wohnen. Zuweilen aber mit Unrecht, nennt man auch die ganze Erde so. (39)

Erdboden, (Oekonom.) ihn betrachtet als Oekonom, ist er die Vorrathskammer vor das Ganze der Schöpfung lebendiger Creaturen; denn alles lebt von demselben; er kann von seinen Nahrungssäften vor alle Geschöpfe numal erschöpft werden, weil alle die Nahrungen, die er gibt, in ihn allezeit wieder zurück gehen; nur das kann geschehen, daß ein Flecke vor dem andern von den Nahrungstheilen mehr oder weniger wieder zurücke bekommt; das aber kommt daher, weil die von lebendigen Geschöpfen von ihm genossene Nahrungen von einem Flecken weg und auf einen andern gebracht werden; würde das nicht seyn, so würde er gleich fruchtbar, wie er einmal war, bleiben und wieder werden. Es kommt also nur auf die Menschen an, daß sie ihm die Nahrungssäfte, die er durch die auf ihm weggenommene Gewächse verlohr, wiederum zuführen, und die Hindernisse des Wachsthums dessen, so darauf wachsen soll, wegräumen. Das Ganze der Natur unterstützt sie darauf ohnehin schon; denn die Ausdünstungen des ganzen Erdbodens, der Auswürfe der lebenden Geschöpfe selbst, sogar ihrer modernden Bestandtheile, die in die Wolken als Nebel aufgenommen, von ihnen über den ganzen Erdboden ausgebreitet werden und in Regen und Schnee auf denselben wieder herab fallen und in denselben eindringen, kommen allemal so wieder zu fernerm Wachsthume zurück. So ist der beständige Kreislauf der Natur! Niemand hat Ursache sich über irgend einen Flecken des Erdbodens, daß er nichts nutze, zu beschweren; nutzet er zu nichts, so ist nur der Mensch in der Schuld, der ihn zu nutzen verabsäumt und nicht dazu bereitet. Die Erde ist auf ihrer Oberfläche in verschiedenen Tiefen allezeit fruchtbarer, oder mit mehreren Nahrungen versehen als unter derselben; jedoch wird die untere Erde herausgehoben und liegt eine Zeitlang oben; der Sonne, der Witterung blos und aufgedeckt da, so zieht sie Nahrungsfett an, und verwandelt sich zur Fruchtbaren bald um. (13)

Erdbögen, (Maurer) werden von den Maurern die in die Erde gemachte Bögen von Stein genennt. Sie dienen gemeiniglich in sumpfigt und lockern Boden zum Fundament der Mauren, und werden auch bey dem Schachtbau steinerner Schächte zum Fundament derselben in lockerm Gebürge gebraucht. Man bedient sich dieser Bögen vorzüglich bey dem Gründen der Gebäude, indem man zu Ersparung der Baumaterialien von einem Grundpfeiler zu dem andern Bogen sprenget und darauf die Grundmauren setzet. Dergleichen Fundamente, welche auf den auf Pfeilern gesprengten Bogens ruhen nennt man Pfeilerfundamente. s. diesen Artikel. (18)

Erdbohne, (botan.) werden zuweilen die Cartoffeln genennt. (9)

Erdbohrer. (Maschinenbau) Ein Werkzeug, womit man die Erde bohren kann *); man braucht solchen selten über 16 Fuß oder 8 Ellen lang, und er bestehet wie der Bergbohrer aus verschiedenen Stücken, die bey dem Gebrauche nach und nach zusammengeschraubt werden. Die Anfangsstange weiset oben ein starkes Oehr a, welches 2 Zoll weit ist, worein ein Heft von hartem Holze etwa 3 Viertheil Ellen lang eingeschoben wird, den Bohrer damit herum zu wenden; am Ende befindet sich eine Schraubenmutter b, in welche die folgenden Stücke eingeschraubet werden. Die Stange ist rund, und bey c breit geschmiedet, damit man sie mit dem Schlüssel füglich anfassen, und die folgenden Stücke darein schrauben möge. e Zeiget eine Spille, welche bey d eingesteckt wird, und bey e durch und in das Stück, welches daran geschraubet wird, gehet, daß sich die Stücke in der Arbeit nicht ausschrauben können. Die Länge dieser Anfangsstange von a bis b ist $\frac{1}{4}$ Ellen, der Durchschnitt aber beträgt 1 Zoll. Die zweyte Figur dabey **) zeiget das andere Stück, welches oben bey c eine Schraube hat, dasselbe in die Stangen zu bevestigen; bey b ist die runde Stange zu Anfassung des Schlüssels breit geschmidet. Unten hat das Instrument einen beiderseits gebogenen

*) s. Taf. Maschinenbau, Fig. 47.
**) s. ebendas. Fig. 48.

Spaden, welcher bis a immer spitziger zuläuft, dessen beide ¾ rund gebogene Schneiden o und u gut geschärft seyn müssen. Die Breite dieses Spadens beträgt 3 Zoll, die Dicke aber etwa ½ Zoll oder auch etwas weniges mehr. Die ganze Länge dieses Instruments ist ¾ Ellen. Die dritte Figur *) weiset das dritte Stück, welches der Bohrer selbst ist, und womit hauptsächlich gebohret wird. Es hat dasselbe oben bey a eine Schraube wie das zweyte Stück, damit man es in die Mutter der Stange einschrauben könne. Bey z ist die schon erwähnte Spille zu ersehen, welche aber nicht ganz durch die Dicke gehet, sondern bey w aufruhet. Unter der Schraube nächst b ist dasselbe wie die andern breit geschmiedet, damit man es mit dem Schlüssel wohl anfassen und einschrauben möge. Von b bis c ist die Stange rund, und im Durchmesser 1 Zoll dick; bey c aber ist sie hohl, doch aber nicht völlig, in die Rundung getrieben, sondern in der Mitte offen gelassen, damit sich die Erde wohl einsetzen könne. Unten hat dasselbe bey d eine spitzige Schneide, welche bis e schräg und so zu sagen schneckenförmig gewunden und wohl scharf gearbeitet ist. Die ganze Länge dieses Instruments beträgt eine Elle. Die vierte Figur **) ist eine Mittelstange, welche ebenfalls oben bey z eine Schraube hat, dieselbe in die Anfangsstange zu bevestigen. Unter der Schraube ist das Stück, wie auch die andern 1¼ Zoll dick, und bey w breit geschmiedet. Von w bis b aber ist sie wie die Stangen der übrigen 1 Zoll dick. Bey b ist sie wieder zu Anfassung des Schlüssels breit geschlagen. Unten in x wieder wie oben 2½ Zoll dick, in welcher Dicke sie die Mutterschraube hat, worinnen die Untertheile Fig. 49. oder bey mehrerer erlangten Tiefe wiederum eine Mittelstange eingeschraubet werden. a) Weiset wieder die schon erwähnte Spille zur Bevestigung und Bewahrung gegen das Ausschrauben. Die ganze Länge dieses Instruments von z bis x ist 1¾ Elle; es kann aber auch 1½ Elle verfertiget werden. Das weiter ***) gezeichnete Instrument ist ein Sandbohrer, welcher oben bey a ebenfalls eine Schraube hat, und unter der Schraube bey b zu Anfassung des Schlüssels breit geschmiedet ist. c d Weiset ein überschlagenes Gewinde, derer das eine d scharf gemacht werden muß; mitten haben beide Gewinde eine viereckigte Oeffnung. Unten hat dasselbe einen auf der Seite bey e bis zur andern Seite schief geöffneten und scharfen Boden, welcher sowohl als das Gewinde d den Sand aufreibet und in sich fasset. Dieses Instrument wird ¾ Ellen lang verfertiget. Die sechste Figur****) zeiget einen Schlüssel, mit welchem die bereits beschriebene Stücke zusammengeschraubet werden. Er ist von a bis c ¼ Elle lang. Die Weite der Zacken b beträgt nicht gar 1 Zoll, und muß also verfertiget werden, daß er an die breit geschmiedete Oerter wohl passe, und die Zacken nicht zu weit, auch nicht gar zu enge seyn. Die fernere Beschaffenheit dieses Schlüssels ist aus der deutlichen Abzeichnung leicht zu ersehen. Damit ich nun auch von dem Gebrauche dieses Erdbohrers dem Landmann etwas weniges melde, so ist zu merken, das *****) gezeichnete Instrument vermittelst zweyer hierzu verfertigter Fig. ******) gezeichneter Schlüssel in der Schraubenmutter b der Anfangsstange eingeschraubet, und hiemit der Rasen oder oberste Fläche der Erde geöffnet werde; damit das zweyte Untertheil *) destoweniger Hinderniß finde; nachdem solches geschehen ist, nimmt man die 48ste Figur ab, und schraubet anstatt derselbe die 49te Figur ein, welche in die Oeffnung, welche die 48te gemacht, gerade nieder gedrehet wird. Wenn man nun damit einen Fuß tief nieder gekommen ist, so ziehet man ihn herauf, die Beschaffenheit der Erde zu untersuchen, die er in sich genommen hat; und so muß man den Bohrer bey jedem Fuß Tiefe, auf die man gekommen heraufziehen, und zugleich reinigen. Wenn nun die Bohrersstange der Figur 49. bis an die Schraube niedergebohret ist, so schraubet man die Anfangsstange Figur 47. ab, und setzet die Figur 50. die ein Mittelstück ist, daran. Oben auf dieses Mittelstück schraubet man wieder die Anfangsstange, und wenn auch diese auf die vorerwähnte Art niedergebohret worden, so vergrössert man allemal den Bohrer von neuem mit einem solchem Mittelstücke, so weit als nöthig ist. Ich setze nun aber den Fall: es kommt ein Landmann, welcher die Erdarten, die sich unter seinem Felde befinden, untersuchet, währendem Bohren auf zarten Sand, und will doch auch wissen, was für eine Erdart unter demselben sey, oder ob die Sandlage weit in die Tiefe gehe, so kann er dieses mit dem Fig. 49. gezeichneten Instrumente nicht bewerkstelligen. Denn der Sand kann sich in diesem Instrumente nicht aufsetzen; folglich ist es ihm ohnmöglich, denselben aus der Spuhr heraus zu bringen, und die darunter befindliche Erde zu untersuchen. Es wird derowegen das Figur 51. gezeichnete Instrument bey dergleichen Umständen an die Stange bevestiget. Dieses reibet der Sand, weil er sich aufsetzen, und wegen denen überschlagenen Gewinden nicht herausfallen kann, füglich ausgebohrt, und die Erdart, welche sich unter demselben befindet, leicht erhalten und erkennet werden können. Alle diese Stücke müssen von gutem Eisen verfertiget werden. Ein Erdbohrer von 8 Ellen mit seiner Zugehörde wird ungefehr 32 Pf. wiegen, und ist also nicht schwerer, als daß ihn ein Mensch allein mit geringer Mühe handthieren kann; wodurch sich die Erdschichten auf 7 bis 8 Ellen tief in einer Stunde untersuchen lassen, welches kaum 10 Personen in einem ganzen Tage mit dem Grabscheite bewerkstelligen würden, da noch über dieses eine grosse Menge Erde müßte heraus geworfen, und selbst der Rasen beschädigt werden. Folglich sind diese Erdbohrer einem Landmanne sehr nützlich, und er kann sie auf vielerley Art gebrauchen, als:

1) Sich dadurch von dem innern Gehalte und der eigentlichen Beschaffenheit des Erdreiches auf seinem Gute zu versichern, und zu sehen, auf was für Art demselben am besten zu helfen ist. Zum Beyspiele: wenn sein Feld oben aus Sand bestehet, Thon zu dessen Verbesserung zu finden: und im Gegentheil: wenn dasselbe aus Thon bestehet, Sand aufzusuchen, u. s. w.

2) Bey Gebäuden ist es nöthig mit diesem Erdbohrer zu untersuchen, ob der Grund, auf welchen das Haus kommen soll, auch fest genug ist, und ob er nicht auf einer Seite lockerer als auf der andern sey, davon öfters die Einstürzung der Gebäude herkommt, wie man öfters aus der Erfahrung belehrt worden, wo das Wasser den Grund der einen Seite locker gemachet, und das Haus eingestürzt ist.

*) s. Tafel Maschinenbau. Fig. 49.
**) s. Ebendas. Fig. 50.
***) s. ebendas. Fig. 51.
****) s. ebendas. Fig. 52.
*****) s. ebendas. Fig. 48.
******) s. ebendas. Fig. 52.

3) Läßt ſich derſelbe auch mit groſſem Nutzen zu Aufſuchung der Brunnen gebrauchen.

4) Erdmergel aufzuſuchen, deſſen vortrefliche Eigenſchaften bekannt genug ſind.

5) Allerley Arten Thon, als: Porcellanthon, Ziegelthon, Töpferthon, feuervesten Thon, zu Ziegeln, Retorten, und ſogenannten Waldenburgiſchen Gefäſſen, Walkerthon, Pfeiffenthon, u. dgl. zu finden. Samt noch andern nützlichen Erdarten, die ich lieber Erdſchätze nennen wollte, welche vielleicht in dem Felde eines Landmannes verborgen liegen, und, obwohl dieſelbe ſehnlichſt gewünſchet werden, dennoch aus Mangel der Unterſuchungen weder dem Landmanne, der dieſelbe unwiſſend in ſeinem Eigenthume beſitzet, noch dem Staat bishero nützlich ſeyn können.

6) Schlier und Mergel damit zu finden. Es dienet dieſer Schlier nicht allein vortreflich zu Düngung der Aecker, ſondern es wächſet durch denſelben auch ohne Saamen und Pflanzung der Klee, welcher wiederum einen groſſen Nutzen bringet.

7) Kann man damit guten Brenntorf aufſuchen, welcher, beſonders bey ſchon ſehr drohendem Holzmangel ſehr nützlich wäre, u. ſ. w. worzu dieſer Erdbohrer ſehr bequem ſeyn wird, deſſen mannichfaltigen Nutzen hier zu erzehlen viel zu weitläuftig wäre. (18)

Erdbrand, ſo nennt man im Bergbau die Höhlen darinnen Erze verwittern; auch die verwitterten Erze ſelbſt, vornemlich wenn ſie wie ausgebrannt oder berußt ausſehen. Noch braucht man den Ausdruck von Gegenden unter der Erde, wo Steinkohlen, Kieſe und andere Mineralien ſich entzündet haben. (39)

Erdbrücke, (Waſſerbau.) wird von den Waſſerbaumeiſtern eine von der Natur über einen Fluß gebaute Brücke genennt, welche eigentlich das Erdreich vorſtellt, welches über denen unter den Boden ſich verlierenden Flüſſen und Ströhmen, befindlich iſt. Eine dergleichen Erdbrücke findet man in Preuſen über den Fluß Boraven, der im Hauptamte Johannisburg zwiſchen der Stadt Bialla und dem Kirchdorfe Ropinsko dicht bey dem Dorfe Ruden flieſſet, und ſich bald darauf bey einer Anhöhe in der Erde verlieret. Dies währet ſo lange, bis er eine halbe Meile davon in einer niedrigen Gegend wieder hervor kommt, und nachdem er ſodann eine Viertelmeile fortgefloſſen, er ſich zuletzt in den See Warſau ergieſſet. Was für ein einfaches und überaus künſtliches Gewölbe iſt bey dieſen ungeheuren Erdbrücken angebracht worden, deren Schwiebbögen eine halbe Meile Weges lang gezogen, nicht nur Laſten und groſſe Heerden, ſondern ſogar ein ganzes Dorf mit allen darzu gehörigen Gebäuden, vielleicht ſchon viele Jahrhunderte hindurch ſtützen und tragen müſſen? (18)

Erdbuccinum, das rothgeflammte, (Conchyl.) oder das über die Gewinde herab rothgeflammte Senegalliſche Erdbuccinum, wird in der deutſchen Ausgabe des Argenville Conchyliologie S. 178. der ſogenannte Roſenmund, oder die franzöſiſche Schellenſchnecke, *Bulla achatina* L. genennt. (ſ. Roſenmund) Hier bemerken wir nur daß dieſe Conchylie von welcher Argenville tab. 10. fig. 2. eine überaus ſchlechte Zeichnung liefert, nichts weniger als eine Erdſchnecke ſey, und daß ſie auch nicht auf Senegall gefunden werde, ſonſt würde ſie Adanſon in ſeiner *Hiſtoire du Senegal* nicht übergangen haben. Es iſt vielmehr eine ungezweifelte Seeſchnecke, die man in den americaniſchen Meeren, in Weſtindien, und Jamaica findet. (10)

Erdbuccinum, das umwundene und geſtreifte, (Conchyl.) ſo wird von manchen Schriftſtellern, die Staatenflagge, die Prinzenfahne, der vielfarbige Bund, *Bulla virginea* genennet, von dem wir ſchon im IV. Bande S. 616. einige vorläufige Nachricht gegeben haben, das übrige aber werden wir bey dem Namen: Staatenflagge, anführen. (10)

Erdbulle, iſt eine öſterreichiſche Provinzialbenennung des Rhordommelreiher (*Ardea ſtellaris* L.) ſ. Reiher.

Erdcaſtanie, (botan.) ſ. Erdknoten. (*Bunium Bulbocaſtanum* L.)

Erdconchylien, (Conchyl.) ſ. Erdſchnecken.

Erdcorallenmoos, (Corall.) (*Corallina terreſtris* L. XII. p. 1306. *Corallina brachiata, articulis cylindricis, fructificationibus lateralibus pedunculatis tranſverſim rugoſis.* L. Pallas Elench. Zoophyt. p. 427. n. 8. *Corallina terreſtris. Corallina oppoſite ramoſa, articulis cylindricis, fructificationibus lateralibus pedunculatis tranſverſim oblongis.* Meeſe *Flor. friſic.* p. 75. n. 503. tab. 1. Pallas holländ. p. 540. *Aard-Coraal-Gewas.* Gronov Zoophyl. Faſc. III. p. 379. Sp. 1777. Muller Linneiſches Naturſyſt. Th. VI. S. 829. Erdcorallenmoos.) Dem Anſcheine nach alſo auch eine wahre Coralline die nicht in der See, nicht im Waſſer, ſondern auf dem trocknen Lande gefunden wurde. Herr David Meeſe entdeckte ſie auf der Bergumer Heyde in Frießland; und Linne und Pallas mußten ſie in ihre Syſteme aufnehmen, weil ſie alle Kennzeichen einer wahren Coralline an ſich hat. Linne, der die Corallinen für Zoophyten hält, wies ihr die letzte Stelle unter ſeinen Corallinen an, und ſtellte ſie gleichſam auf die verlohrne Poſt. Pallas ſtellte ſie mitten unter ſeine Corallinen, und er konnte es, weil er die Corallinen nicht für Thiere hält, und er beruft ſich deswegen in ſeinem *Elencho Zoophyt.* S. 419. unter andern ausdrücklich auf dies Erdcorallenmoos des Hrn. Meeſe, welches auch Gronov am angeführten Orte thut. Doch bewundert es Hr. Pallas daß auf dem trocknen Lande eine wahre Coralline gewachſen ſey, die er in dem Cabinet des Hrn. Gronovs ſelbſt geſehen hatte, daher er die Sache an und für ſich ſelbſt gar nicht leugnen konnte. Allein die Sache verhält ſich nicht alſo, Herr Meeſe fand dieſe Coralline in der See auf einem röthlichen Corallgewächſe, und ſahe alſo, daß dieſe Coralline durch Sturm auf das trockne Land ſey geworfen worden, und ſich daſelbſt veſt geſetzt habe. Gedachter Herr Meeſe hat auch dem Hrn. Pallas davon Nachricht gegeben, wie Herr Boddaert in ſeiner holländiſchen Ueberſetzung des Pallas S. 644. und aus ihm Herr Müller am angef. Orte S. 830. berichten. Wir haben alſo keine Coralline des feſten Landes, darum aber braucht der Name nicht wegzufallen, wie Herr Müller glaubt, denn die erſte Entdeckung derſelben iſt doch auf dem veſten Lande, oder auf der Erde geſchehen, und dieſer Umſtand war es doch allemal werth, auf die Nachkommen aufbehalten zu werden.

Uebrigens gehöret dieſe Coralline unter die kleinſten, denn ſie wird kaum einige Linien hoch, iſt etwas ſtärker als ein Haar, hat gegen einander über ſtehende Aeſte, welche cylindriſch, weiß und kalkartig ſind. Die Befruchtungstheilchen liegen auf der Coralline zerſtreut, ſie ſind cylindriſch, und mit kleinen Stielchen verſehen. (10)

Erdcrocodill, (Naturgesch.) ist ein Beyname der Stinkeidechse, (*Lacerta Stincus* L.) (9)

Erddamm, (Wasserbau) wird eine mit Erde aufgeführter Damm genennt, welcher an die Ufer der Flüsse und Teiche angelegt wird. Es müssen solche vom Ufer etwas ab, und 1 bis 2 Fuß höher als das höchste Wasser angelegt werden, eine hinlängliche Fläche, auf 1 Fuß Höhe, ohngefeh 1½ Fuß in schräger Linie, und oben eine Rundung haben, auch mit grünen Rasen überdeckt werden, damit das ausserordentliche grosse Wasser, so darüber fliessen möchte, solchen nicht leicht hinweg spühlen könne.

Ein solcher schräg verfertigter Damm ist, wenn er sich veste gesenket und mit Gras bewachsen, der stärkeste und auch beständigste.

Heranwachsende Wasser machen die Erde an einem neugemachten Damme, wenn derselbe sich noch nicht veste gesezet und grün bewachsen, weich, daß derselbe herunter sinket, ja es bricht öfters den Damm gar durch. Wo solches zu besorgen, und kein hinlänglicher Platz, oder auch Erde, einen gehörig schrägen Damm aufzuführen, vorhanden, sondern man denselben steil und nahe am Ufer machen muß; so thut man bey Anlegung desselben, absonderlich wenn er von Sande verfertiget werde müßte, wohl, wenn man die Zäune davor, mitten darin, und auch hinten machet.

Der vorderste Zaun hält den Erdsand, so das grosse Wasser von dem neugemachten und sich noch nicht vestgesezten Damm abspühlet, auf, und wenn grosse Wasser bis in die Mitte des Dammes durchdringen sollten, thut der mittlere Zaun und die dahinter liegende Erde widerstand, und wenn eine grosse Wasserfluth über den Damm schwemmen sollte, wird der hintere Zaun die Erde von des Dammes Hinterseite noch zurück halten. Es conserviren auch die Zäune den Damm wenigstens so lange, bis sich derselbe veste gesezet und grün bewachsen ist.

Einige bedecken auch wohl die frische Erde an der schrägen Wasserseite mit Stroh, welches auch so lange, bis es verfaulet das Abspühlen der Erde verhindert. Wenn man nach des Flusses Seite Busch anhägern will, so ists am rathsamsten, ein Packwerk von Weidenbracken daselbst anzulegen, welches die Ufers am besten beschüzet, und für fernerem Einbruche in Sicherheit stellet.

Wenn man einen Damm nach der Landseite verstärket und erhöhet, verbindet sich solche frische Erde selten mit dem alten Damme. Man hat Exempel, daß das grosse über den alten Damm streichende Wasser, zwischen denselben, und der neuen Ansteckung eingedrungen, solche von den alten Damm abgelöset und weggespühlet. Dahero ist es sicherer, wenn ein Damm eine Erhöhung und Verstärkung erfordert, daß solche an der Wasserseite vorgenommen wird. (18)

Erddohnen, sind Sprenkel, welche verschiedene grosse Vögel z. B. Schnepfen zu fangen nahe an der Erde aufgestellt werden. (39)

Erd-Dreyeck, irdisches Dreyeck, (*triangulum terreſtre*, *triplicitas terreſtris*,) werden von den Sterndeutern die drey irdischen Zeichen genennt, der Stier, die Jungfrau und der Steinbock. (6)

Erde, Erdkörper, Erdkugel, ist der grosse Weltkörper, den wir bewohnen, aus welchem und dem Himmel wir uns gemeiniglich das allergrößte All die ganze Welt zusammengesezt vorstellen, welcher aber, wie sich im folgenden zeigen wird, in der That mit zum Himmel gehöret und der dritte Planete ist, der sich zwischen der Venus und dem Mars um die Sonne beweget, den man daher auch wie den übrigen Planeten sein eigenes Zeichen ♁ gegeben hat.

Von der Figur der Erde hatten die Alten mancherley wunderbare Ideen, die man in Riccioli *almageſto novo* gesammlet findet. Leucippus z. B. dessen Meynung unter den Kirchenvätern Lactantius Auguſtinus, Chryſoſtomus und Hieronymus zugethan gewesen seyn sollen, hat sie vor trommel- oder walzenförmig, Cleantes vor kegelförmig gehalten. Heraclitus formte sie in einen Kahn; Democritus desgleichen in eine hohle tellerartige Gestalt; Anaximenes, Empedocles in eine flache Scheibe, Xenophones setzte unzählig viele Wurzeln darunter, worauf sie stehen sollte, gleichwie sie die Indianer von vier Elephanten tragen liessen, u. s. w. Doch wer weis ob die angeführten Männer dergleichen abgeschmackte Meynungen wirklich geheget. Denn Ariſtoteles, der älter ist, als mancher der kaum genannten, desgleichen auch Thales, Anaximander, Pythagoras und mehrere begriffen, daß die Erde kugelrund sey, und in der Astronomie hatte man es damals auch bereits so weit gebracht, wie denn Thales schon Finsternisse voraus gesagt, daß solche abentheuerliche Gedanken nicht wohl mehr statt haben konnten. Der hydrostatische Beweis des Ariſtoteles ist freylich so überzeugend nicht, als er ihm vorkam. Denn aus dem Grunde, daß flüßige Materien immer an die niedrigsten Orte hinfliessen, also nicht eher zur Ruhe kommen, bis sie überall gleich hoch oder bis zu gleicher Entfernung vom Mittelpunkte stehen, schliessen, daß die Oberfläche des Meeres und also auch des weder überschwemmten noch allzu hoch über das Meer hervorragenden Landes rund sey, heißt eine Kugelgestalt und darin einen Mittelpunkt voraus sezen, auf welchen von allen Seiten her der Druck geschiehet, und ein andrer, der die Erde vor eine flache Ebene und alle Richtungen, wornach die Schwere aller Orten drückt, vor parallel ansiehet, also keinen solchen Mittelpunkt zugiebt, worin sich alle diese Richtungen vereinigen, läßt den Hydrostatischen Grundsatz in seinen Würden und leugnet die nicht aus ihm sondern aus der Annahme dessen, das bewiesen werden sollte, fliessende Folge. Es giebt aber mancherley Erfahrungen, aus welchen sich die Rundung der Erde sicher schliessen läßet. Ueberall, wo man den Horizont frey umsehen kann, zumalen auf der See, findet man ihn kreisrund. Ob die Stralenbrechung und die über grosse Genauigkeit, womit die Beobachtung angestellet werden müßte, den Cassinischen Vorschlag, wahrzunehmen, ob der von einem hohen Berge aus beobachtete scheinbare Horizont des Meeres sich mehr oder weniger gegen Norden und Süden als gegen Osten und Westen unter den wahren senke, und daraus zu schliessen, ob die Rundung auf die eine oder die andere Weise von der Kugelgestalt abweiche, mag dahin gestellet bleiben. Genug, wenn die Erde nicht kugelförmig oder beynahe kugelförmig wäre; so könnte die Grenze des sichtbaren Horizontes nicht überall ein Kreis sey. Ferner wenn der Mond bey seiner Totalverfinsterung in den Schatten des Erdbodens und wiederum aus demselben herausrückt, desgleichen wenn bey den Partialfinsternissen ein Theil des Erdschattens oben oder unten über den Mond weggehet, so siehet dieser Schatten, welches Stücke seiner Oberfläche der Erdboden dem Monde entgegen kehret, so viel das Auge urtheilen kann, immer kreisrund aus; nur die Kugel aber kann, von

welcher Seite her sie das Licht beſcheinet, immer einen kreisförmigen Schatten werfen. Endlich wäre der Durchschnitt der Erde von Norden nach Süden eine grade Linie wie AD *); so müsse ein Beobachter, der die größte Höhe eines Sterns S in B gleich dem Winkel SBA gefunden, wenn er z. E. 15 deutsche Meilen nordwärts nach AC und eben so viel nach D südwärts reisete an beyden Orten. Die Höhen des Sternes SCA und SDA der ersten gleich finden. Denn die Geometrie lehret, daß SCA = SBA + BSC und SDA = SBA — DSB; BSC aber und DSB wegen der unendlichen Entfernung des Sternes = o sey und folglich SBA durch dessen Zusatz und Abzug weder vergrössert noch verkleinert werde. Allein bey den angeführten Weiten BC und BD ist vermöge der Erfahrung SCA ohngefehr um einen Grad grösser und SDA um einen Grad kleiner als SBA, daher kann AD keine grade, sondern muß eine ungefehr kreismäßige krumme Linie **) seyn. Denn wenn ein Stern S bey seiner größten Höhe im Scheitel des Beobachters in B, d. i. in der Verlängerung des Halbmessers MB stehet; so ist der Stral sC, σD, der von ihm herunter in das Auge des 15 Meilen weiter gegen Norden oder Süden in C oder D befindlichen Beobachters kommt, der kaum angeführten unendlichen Entfernung halber parallel mit SB, liegt aber nicht mehr in der Verlängerung des Halbmessers MC oder MD, sondern macht mit derselben einen Winkel SCN oder ODσ, der vermöge der ersten Gründe der Geometrie dem Winkel BMC oder DMB, wovon BC oder DB das Maas ist, gleich und also einen Grad groß ist, wenn der Bogen BC oder DB einen Grad beträgt, wie er ohngefähr thut, wenn er 15 deutsche Meilen lang ist. Auf dieselbe oder wenigstens beynahe auf dieselbe Weise sind alle übrige von Süden nach Norden oder umgekehrt laufende Striche auf dem Erdboden gekrümmet, und daher siehet man daß er auch von Osten gegen Westen rund und also seine Gestalt kugelmäßig ist. Von dieser letzten Krümmung kommt es her, daß die Sonne und andre Sterne den weiter gegen Osten wohnenden Völkern früher, den weiter gegen Westen wohnenden später auf und unter gehen und zwar grade, wie es den bisherigen Schlüssen zufolge geschehen muß, um eine Stunde früher oder später, wenn ihre Wohnplätze unter dem Aequator 225 deutsche Meilen oder in gewissen Breiten nach Proportion weniger von einander abliegen. Eben daher kommt es, daß der Erdboden auf den südlichen Meeren rings herum umschiffet werden kann, wie mehrmalen geschehen ist. (s. Umschiffung der Erde) Von jener ersten Krümmung aber, nemlich von Norden nach Süden, kommt es her, daß manche Sterne an gewissen Orten niemals unter, an gewissen andern Orten niemals aufgehen. Denn wenn AX die Axe ist, um welche sich der Himmel drehet, so kommt der Stern S, der, wenn er sich bey seiner größten Höhe in dem Theile ADX des Mittagskreises befindet, im Scheitel des Punktes B stehet, zu der Zeit, da er sich bey seiner geringsten Höhe im Theile AbX des Mittagskreises befindet, nach t in den Scheitel des Punktes b, wird also vom Beobachter in B in der mit bt parallelen Linie BT gesehen, sein Abstand also vom Zenith ist der spitzige Winkel SBT, er erscheinet also noch über den Horizont. Hingegen ein Stern der unten im Mittagskreise in R oder dem Scheitel des Punkts P stehet, stehet, wenn er in den höhern Theil kommt, in r oder dem Scheitel des Punktes β, wird also vom Beobachter in B in der mit βr parallelen Linie Bϱ gesehen, sein Abstand vom Zenith ist also der rechte Winkel SBϱ, also erreicht der Stern kaum seinen Horizont, und ein andrer näher bey X befindlicher würde noch tiefer unter demselben geblieben sey. Endlich von beyden Krümmungen kommt es her, daß, wenn man sich von einem z. B. auf einer grossen Plane stehenden hohen Thurme, nach welcher Gegend man will, nach und nach mehr entfernet, man anfangs dessen Fuß, nach und nach immer höher liegende Theile desselben und zu lezt erst den Gipfel oder die Spitze aus dem Gesichte verlieret.

Rund ist also gewiß die Erde; ob sie aber kugelrund sey, ist eine andre Frage. Josua Childrey hat 1660., Thomas Burnet 1681., Johann Caspar Eisenschmidt 1691. erweisen wollen, daß ihr eine länglicht runde Gestalt zukomme. Stellet man sich aber dieselbe als aus blosem Wasser oder wenigstens lauter Homogener und sehr weicher Materie bestehend, anfänglich kugelrund und ruhend vor; so ist sehr begreiflich, daß, als sie in die Bewegung gesetzt worden, vermöge deren sie sich um ihre Axe drehet (s. Weltgebäude, Copernicanisches), jedes Theilgen derselben einen Schwung bekommen, und also ein Bestreben sich in der Ebene des Parallelkreises, worin es sich befindet, von dessen Mittelpunkte zu entfernen, und zwar ein desto grösseres Bestreben, je weiter es von dessen Mittelpunkte ablag. Dieses Bestreben mußte, nachdem es grösser oder kleiner, desgleichen nachdem seine Richtung der Richtung, wornach die Schwere drückt, mehr oder weniger direct entgegen gesetzt war, von der Schwere mehr oder weniger abbrechen. Nehmen wir rV *) vor die Axe an, um welche die Drehung geschiehet, so ist nicht nur der Punkt B, der alsdenn unter dem Aequator liegt, weiter von seinem Mittelpunkte M, als p, der in einem ziemlich davon abliegenden Parallelkreise liegt, von seinen Mittelpunkte m entfernet, also die Fliehkraft in B beträchtlich grösser als in p, sondern auch in B die Richtung derselben BS der Richtung der Schwere SB direct entgegen, da in p die Richtung der Fliehkraft pN mit der Richtung der Schwere Qp einen ziemlich schiefen Winkel macht, also der Antheil der Fliehkraft, der der Schwere entgegen wirket, wenn jene selbst durch pN vorgestellet wird, nur = pn ist. (s. Kräfte, zusammengesetzte) Also wird unter dem Aequator der Schwere am meisten und, wie man vom Aequator weiter weggehet, immer weniger, unter den Polen selbst aber gar nichts abgebrochen. Daher haben die Dinge unter den Polen selbst ihre wahre ganze Schwere, sie wird geringer, wie man sich dem Aequator mehr und mehr nähert, und ist unter demselben am geringsten. Da nun die Hydrostatik lehret, daß die Höhen flüßiger Materien von verschiedener Schwere in communicirenden Röhren sich verkehrt verhalten, wie diese Schweren; so muß, wenn man sich 3 Röhren BM, pM, βM vorstellet, die in M sich in einander öffnen und in welchen, wie wir anfangs angenommen, bey der ruhenden kugelrunden Erde des Wassers gleich hoch gestanden, bey der sich drehenden Erde das Wasser nicht mehr gleich hoch, sondern in BM so viel höher als in pM, in pM so viel höher als in βM stehen, als der Unterschied

*) Geographische Tafel. Fig. 2.

**) s. ebendas. Fig. 3.

*) Geographische Tafel Fig. 3.

der Schwere erfordert. Das Meer stehet also unter dem Aequator am höchsten, näher gegen die Pole niedriger, unter den Polen selbst am niedrigsten; die Erde folglich auch, weil sie bey den Polen nicht mehr über das Meer hervorraget, als bey dem Aequator und in den Zwischengegenden. Daher ist die Erde eine an den Polen plattgedruckte und unter dem Aequator erhabene Afterkugel, daran also die Axe kürzer ist als der Durchmesser des Aequators. Newton in den vortreflichen principiis Ph. N. mathematicis, die 1682. zum erstenmale herausgekommen, und Huygens in der Schrift *de causa* gravitatis, die 1690. gedruckt worden, u. a. haben sich bemühet die Verhältniß der ersten zu dem andern zu bestimmen. Wir wollen uns aber in ihre Rechnungen nicht einlassen, theils weil sie sich nicht in dieses Werk schicken, theils weil sie unerwiesene Annahmen voraussetzen, z. B. wir haben angenommen, die anfänglich ruhend gedachte Erde habe aus einer homogenen Materie bestanden und seye rund gewesen; 's Gravesande aber erinnert *phys. element. math.* Th. II. n. 4410. u. f. Die Erde hätte auch eine andere Gestalt haben können, wenn sie einen festen Kern in sich gehabt hätte. Denn wenn dieser sphäroidisch gebildet und mit einer flüßigen Materie übergossen gewesen wäre, so würde die Erde nach der verschiedenen Figur und Dichte des Kernes auch selbst eine verschiedene Figur gehabt haben; also seye zwar so viel richtig, daß, die Figur möge gewesen seyn, wie sie wolle, durch die Drehung die Axe vermindert und der Durchmesser des Aequators vergrössert werden: allein es folge deswegen noch nicht, daß die obwohl verminderte Axe kleiner seyn, als der obwohl vergrösserte Durchmesser der Erde; es lasse sich also hierin nichts durch Schlüsse sondern bloß durch Erfahrungen mit Gewißheit entscheiden. Inzwischen wollen wir doch anmerken, daß Newton die Verhältniß des Durchmessers des Aequators zur Axe angibt = 230. 229. Huygens = 578 : 577.

Diese Behauptung ist übrigens nicht ohne Beyspiel im Himmel. Denn obwohl am Mars, der beträchtlich kleiner ist als die Erde (s. Durchmesser der Planeten) und sich langsamer drehet als dieselbe, (s. Drehung um die Axe) kein Unterschied zwischen der Axe und dem Durchmesser des Aequators wahrgenommen werden kann; so ist es doch sehr sichtbar an dem so viel grössern und sich so viel geschwinder herumdrehenden Jupiter; denn die Verhältniß ist beynahe wie 12. zu 13.

Wenn wir von dem, was die Erfahrung sagt, Nachricht geben wollen, so müssen wir zugleich von der Grösse der Erde und den, um dieselbe zu bestimmen, vorgenommenen Messungen reden. Schon uralte Mathematiker haben sich hiemit beschäftiget. Wie Anaximander, der allerälteste, 550. Jahre vor Christi Geburt dabey zu Werk gegangen, weiß man nicht. Eratosthenes 200. Jahre; Hipparchus 100. Jahre; Posidonius kurz vor Christo um Ciceros Zeiten; der Chineser Y — Hang 700. Jahre; die Arabische Mathematiker 800. Jahre nach Christo giengen, was die Hauptsache betrift, alle einerley Weg; sie müssen nemlich eine Portion z. E. einen Grad des Mittagskreises, welches zu verrichten der Grad des Mittagskreises, lehren wird, berechneten daraus die Grösse des ganzen Kreises und daraus ferner den Durchmesser. Eben denselben nahm in neueren Zeiten Johann Fernel 1525. aber nicht mit der Sorgfalt und Ueberlegung, die er sonst als Arzt bewiese. Mit viel grösserer Geschicklichkeit verfolgte ihn um 1618. Willebrord Snell in den Niederlanden, dessen Messungs- und Rechnungsfehler, Peter von Musschenbröck 1739. verbessert; desgleichen Richard Norword 1635. in England; Johann Baptista Riccioli mit seinem Gehülfen Franz Maria Grimaldi 1644. und nachher in Italien; Picard 1669; Johann Dominicus Cassini und sein Sohn Jacob 1700. der letztgenannte mit Maraldi und dem jüngern de la Hire 1718. alle in Frankreich; und endlich die von Ludwig XIV. 1735. in den nordlichten Theil von Peru, verschickten französische Mathematiker Bouguer, Godin, la Condamine, de Jussieu und Couplet sammt ihren Begleitern den Spanischen Officieren D. George Juan und D. Antonio de Ulloa und die 1736. nach Lapland verschickte Mathematiker Maupertuis, Clairaut, Camus, der jüngere Le Monnier und Outhier samt dem schwedischen Sternkundiger Celsius; desgleichen de la Caille 1752. auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung, und ganz kürzlich Mason und Dixon 1768. in Nordamerica, 1770. Liesganig in Oesterreich und Ungarn. Maire aber und Boscowich im Kirchenstaate, Beccaria und Canonica 1774. in Piemont. Bis an die Snelliische Messung können alle ältere in der Geographie nicht genutzet werden, theils weil sie nicht mit der erforderlichen Genauigkeit verrichtet worden, theils weil man die Maasse, deren sich die Alten bedienet, die Stadien u. d. gl. nicht genugsam kennet. Wie weit die vielen nachfolgenden an vielerley Orten vorgenommenen Messungen von einander abweichen und wie viel oder wenig sie zu einer vollständigen Kenntniß der Erde beytragen, werden wir hernach anzeigen. Jetzo wollen wir noch fortfahren andre theils ausgeübte theils vorgeschlagene Messungsarten zu erzählen. Wie alle bisherige darin bestunden, daß ein Grad oder ein anderer bestimmter Theil des Mittagskreises gemessen wurde, so schlug de l' Isle vor, einen Theil des grösten Kreises, der den Meridian von Paris rechtwinklicht durchschneidet, zu messen und daraus die Grösse eines Grades des durch Paris laufenden Parallelkreises zu berechnen. Denn fiele derselbe kleiner aus, als er unter eben derselben Breite seyn müßte, wenn die Erde kugelrund wäre, so erhellte daraus, daß die Erde eine länglicht runde; fiel er aber grösser aus, so wäre klar, daß sie eine plattgedruckte Afterkugel seye. Der Schluß ist begreiflich, denn *) wenn EBD eine halbe Ellipse, CBA ein halber Kreis, dessen Halbmesser. BF der halben kleinen Axe der Ellipse gleich und der gemeinschaftliche Aequator ist; die Verticallinie GL aber auch der Ellipse BGD senkrecht stehet, also GLD das Complement der Breite des Punkts G auf der Ellipse ist: so muß, wenn FI mit LG pararell gezogen wird, folglich IFA = GLD, der Punkt F derjenige seye, der auf der Kugel eben dieselbe Breite hat. Ziehet man also die senkrechte Linien GM, IH auf ED, so sind sie die Halbmesser der Parallelkreise zweyer gleiche breite habender Punkte, davon einer G auf der eprunden, der andere I auf der kugelrunden Erde liegt. GM aber ist kleiner als IH, daher ist auch die Päripherie und folglich auch die Grade des Parallelkreises auf der länglichten Erde unter einerley Breite kleiner als auf der sphärischen. Aus der Verhältniß der Linien IH und GM liesse sich ferner die Figur der Erde genau bestimmen. Cassini, Ma-

*) Geographische Tafel. Fig. 4.

raldi, de la Grive und Chevalier haben diese Messung in den Jahren 1733. 34. 35. wirklich ausgeführet, und sie bewiesen bey angewendeter grösserer Sorgfalt das Gegentheil von dem, was sie anfänglich zu beweisen schienen, nemlich die plattgedrückte Gestalt der Erde. Allein selbst die französische Academie der Wissenschaften, deren Mitglieder sie proponiret und exequiret, setzt auf sie kein Vertrauen. Manfredi hat die Parallaxe des Mondes als ein Mittel die Figur der Erde zu bestimmen vorgeschlagen. Weil nemlich *) der parallactische Winkel $BAT = \frac{BT}{sin.\ tot.AT}$; so muß bey einerley Entfernung des Mondes des AT der parallactische Winkel grösser oder kleiner seyn, nachdem der Halbmesser der Erde BT, worüber der Beobachter stehet, grösser oder kleiner ist. Man möchte hiedurch also wohl entscheiden können, ob der in einem dem Aequator nahen, oder der in einen andern dem Pole nahen Punkt der Erdfläche gezogene Halbmesser grösser, also die Erde eine länglichte oder plattgedruckte Afterkugel sey; die Figur derselben aber selbst genau dadurch auszumachen, möchte die Schärfe, womit dergleichen Beobachtungen angestellet werden können, nicht zureichen. Besser ist die Länge der Pendule hiezu zu nützen, welche wenn sie immer Secunden abschlagen sollen; in verschiedener Entfernung vom Aequator verschiedene Länge haben müssen. Wir überlassen aber, um diesen Absatz nicht zu lange zu machen, die hieher gehörige Beobachtungen und daraus zu ziehende Schlüsse dem Artikel: **Pendul.** Eine Methode die Grösse der Erde ohne alle Beyhülfe der Astronomie zu messen, hat Kepler angegeben, wozu zwey hohe ziemlich von einander entlegene Berge nöthig sind, deren Gipfel einer vom andern aus gesehen werden kann. Weil nemlich, wenn die Erde eine Kugel ist, die verlängerte Richtung eines Senkbleyes immer in dem Mittelpunkt der Erde eintrift; so messe man auf dem einen Berge B **) den Winkel CBA, den die Richtung des Senkbleyes BA mit der Visirlinie auf des andern Berges Gipfel BC macht, und eben so auf dem andern Berge den Winkel BCA mit einem sehr fein getheilten Instrumente. Wenn man die Summe beyder von 180. Graden abziehet, so bleibet der Winkel am Mittelpunkte der Erde BAC übrig, der die Grösse des Bogens DE ohne Astronomie offenbaret. Man messe also endlich die grade Linie BC, wie die Geometrie lehret, welche, weil man von B bis C sehen kann, so gar groß nicht seyn und daher dem Bogen DE gleich angenommen werden kann; so weis man das in Minuten und Secunden bekannten Bogens Maaß auch in Ruthen und Schuhen und kann daraus ferner den ganzen Umkreis und Durchmesser leicht berechnen. Maurolycus, Clavius, Casatus und andre haben jeder auf seine eigene Art aus der Weite, worauf man von einem hohen Berge oder Thurm aus ins flache Land oder die See sehen kann, die Grösse eines Bogens oder des Halbmessers bestimmen wollen. Denn wenn der Gesichtsstrahl, der von C***) über das Land oder die See hinstreifet, DF ist, so macht er als eine Tangente mit dem Halbmesser AF einen rechten Winkel bey F. Den Winkel ACF kann man messen, und CF desgleichen; so weiß man auch CAF. Spricht man nun: wie der *sin.* CAF: CF = *sin.* ACF: AF so hat man den Halbmesser. Oder misset man die Höhe des Berges CE; ziehet von CA, dem Secans des Winkels CAF; den Sinus totus EA ab und spricht: wie dieser Unterschied zum Sinus totus so die Höhe des Berges CE zum Halbmesser der Erde, so hat man ihn auf eine andere Weise. Oben ist schon erwähnet worden, daß Cassini auf ähnliche Art bestimmen wollen, nach welcher Richtung sich die Erde mehr krümme und auf welche Weise sie also von der Kugelgestalt abweiche. Allein wer erwäget, wie klein bey dem Keplerischen und diesem Verfahren die Winkel bey A ausfallen, wie grosse Irrthümer also aus dem allergeringsten Versehen bey deren Bestimmung entstehen müssen, und wer dabey bedenkt, wie unmöglich es seye, die angeführten Winkel auf den Gipfel der Berge wovon er abhängt, genau zu messen, da bey verschiedner Dichte der Luft die Reflection der Strahlen so verschieden ist, daß man nach Kirchers Zeugniß von Malta aus die Spitze des Aetna zu gewissen Zeiten siehet, zu andern nicht siehet: der wird auf dergleichen Messungen sich nicht verlassen. Wir wollen das Verzeichniß der mancherley Meßungsarten mit Griembergers ausschweifendem Vorschlage beschliessen. Man soll in einem, so viel möglich, grade ausgehenden und horizontalen Meerufer eine strake ohngefehr einen Grad lange senkrechte am Anfange ganz niedrige gegen das Ende aber immer höhere Mauer aufrichten; am niedrigen Anfange auf der Mauer die scheinbare Horizontallinie durch Hülfe eines Richtscheides und einer Bleywage ziehen; dieselbe bis ans hohe Ende der Mauer verlängern und die gezogene Linie sowohl, welche BC vorstellen mag *), als den Winkel BCA, den das Loth am Ende C mit ihr macht, genau messen. Weil hiedurch sein Complemant BAC auch bekannt wird; so kann man nun BA durch folgende Proportion finden: *Tang.* BAC: *sin. tot.* = BC: BA, wovon man die Höhe der Linie am Anfange über die Meeresfläche BD abziehet, um den Halbmesser der Erde DA zu bekommen.

Was durch die unsre Aufmerksamkeit vorzüglich würdigen Messungen erhalten werden, bestehet in folgendem. Picard fand einen Grad des Mittagskreises in der Breite oder in dem Abstand vom Aequator von 49. Grad 23. Minuten zwischen Paris und Amiens 57060 Toisen lang, und es galt damals blos um die Grösse, nicht um die Bestimmung einer gewissen Krümmung der Erde. Dominicus Cassini und sein Sohn nahmen den ganzen südlichen Bogen auf von Paris bis Collioure in Roußillon an den Pyrenäischen Gebürgen, der über 6¼ Grade beträgt, und nachgehends sein Sohn und Maraldi ferner noch den nördlichen Bogen von Paris bis Dunkirchen, der gegen 2¼ Grade hält. Ein Grad des südlichen Bogens in den andern wurde zuletzt 57097, und ein Grad des nördlichen 56960 Toisen lang, folglich die nördlichen Grade kleiner als die südlichen befunden. Die neuern Messungen, die man in folgendem Täfelein übersehen kann, worin die erste Columen die mittlere Breite des gemessenen Grades anzeiget, bestättigen das Gegentheil.

*) Astronom. Tafel. Fig. 22.
**) Geograph. Tafel. Fig. 5.
***) Ebendas.

*) Geograph. Tafel. Fig. 5.

Breite	Toiſen auf 1°	
o I		
o o	56753	in Peru unter dem Aequator
33. 18	57037	auf dem Vorg. d. g. Hof. Süd.
39. 12	56888	im nördlichen Amerika
43. o	56979	im Kirchenſtaate
44. 44	57069	in Piemont
45. o	57028	in Frankreich
45. 57	56881	in Ungarn
48. 43	57086	in Oeſterreich
49. 3	57069	in Frankreich
66. 20	57422	in Lapland.

Wenn man ſich eine Ellipſe oder ihr ähnliche Figur als aus lauter kleinen Kreisbogen zuſammen geſetzt vorſtellt; ſo iſt offenbar, daß, wo dieſe Bogen flacher ausfallen, d. i. in der Nähe der kleinen Axe, die Halbmeſſer, womit ſie beſchrieben ſind, länger ſeyn müſſen. Längern Halbmeſſer aber geben gröſſere Umkreiſe und dieſe gröſſern Grade. Alſo ſind an einer Ellipſe oder andern ovalen Figur die Grade an der kleinen Axe am größten, nehmen nach und nach ab, und ſind an der groſſen Axe am kleinſten. An einem Kreiſe hingegen ſind alle Grade gleich. Die bisher erzählten Meſſungen insgeſammt beweiſen alſo, daß die Mittagskreiſe der Erde keine wirkliche Kreiſe ſind. Vermöge der erſten aber, nach welchen die Grade gegen die Pole hin abnehmen, wäre die Erdaxe die groſſe und der Durchmeſſer des Aequators die kleine Axe des ovalen Meridianes, und daher die Erde ſelbſt eine länglicht oder eyrunde Afterkugel, wie ſie Childrey, und Eiſenſchmidt haben wollten, und man daher anfänglich in Frankreich behauptete. Die leztern hingegen, welche, nachdem man die bey den erſten begangenen Fehler bemerket, mit gröſſerer Zuverläßigkeit angeſtellet worden, beweiſen klar, daß die Axe der Erde die kleine und der Durchmeſſer des Aequators die groſſe Axe des Meridianes, alſo die Erde ſelbſt eine um den Aequator erhabene und bey den Polen plattgedruckte Afterkugel ſeye, wie Newton, Huygens und andre nach ihnen durch Schlüſſe herausgebracht. Aus zweyen Graden läſſet ſich die Geſtalt der Ellipſe finden. Allein wenn man dieſes Verfahren hier anbringt, ſo zeiget ſich, daß jede zwey zum Grund gelegte eine Ellipſe geben, worin die übrigen nicht paſſen. Eben dieſes offenbaret ſchon beym erſten Anblicke die unregelmäßige Zunahm derſelben. Der Durchſchnitt der Erde durch die Polen iſt alſo entweder keine Ellipſe, oder die angegebenen Gröſſen der Grade ſind nicht gänzlich genau, oder es gibt ſonſt noch eine Urſache des Mangels der Uebereinſtimmung. Das zweyte vermuthete der berühmte Euler, machte deswegen an den vier von den Franzoſen gemeſſenen kleine Aendrungen und vereinigte ſie dadurch in eine Ellipſe. Boſcovich verſuchte eben dieſe Auskunft, und diejenigen die mit den Meſſungen zu thun gehabt, könnten es ganz wohl geſchehen laſſen, weil die allenfalls begangenen Fehler gewiſſermaſſen vor unvermeidlich und nicht vor Folgen ihrer Ungeſchicklichkeit oder Sorgloſigkeit zu erkennen wären. Wenn z. E. das Senkbley welches ſie ſich bey Meſſung der Sonnen- oder Sternhöhen bedienen mußten, durch benachbarte groſſe Berge ein wenig von ſeiner Richtung abgelenket worden, (ſ. Berge) ſo können ſie alle mögliche Kunſt und Vorſichtigkeit angewendet und dennoch den Bogen um etwas weniges, aber hier genug bedeutendes, zu groß oder zu klein angegeben haben; ja ein Irrthum von 2 Secunden an einem Bogen des Himmels, vor welchen nicht leicht ein Beobachter wird gut ſeyn können, gibt ſchon einen Fehler von 32. Toiſen. Das erſte aber iſt an ſich gar nicht unwahrſcheinlich. Denn die elliptiſche Figur iſt eine bloſſe Hypotheſe, auf welche man verfallen, weil, wenn man ſiehet, daß man zu viel gethan, da man eine Sache vor kreisrund gehalten, man gewöhnlicher Weiſe nicht gar weit davon auf einmal abzugehen, ſondern bey der ihr ähnlichſten Rundung, der elliptiſchen, ſo lange ſtehen zu bleiben pfleget, bis man gezwungen wird, noch einen Schritt weiter zu thun. Bouguers Gedanke lieſſe ſich deswegen, wenn er nur auf alle nachher gefundene Maaſſe paſſete, ganz wohl hören, nach welchem der Durchſchnitt der Erde eine Figur ſeyn ſoll, worinn die Grade wie die Biquadraten der Sinus der Breite wachſen, da ſie in der Ellipſe beynahe wie die Quadrate der Sinus die Breite zunehmen. Unterdeſſen iſt aber in Anſehung des dritten auch das wahr, daß die Grade nicht in einerley, ſondern in ſehr verſchiedenen Mittagskreiſen gemeſſen worden, und die Frage noch nicht ausgemacht iſt, ob alle Mittagskreiſe einerley Krümmung haben, und alſo die ſphäroidiſche Geſtalt der Erde als eine ſolche angeſehen werden kann, die durch die Umdrehung einer in ſich ſelbſt laufenden Linie um ihre Axe erzeuget wird. Desgleichen iſt es nicht unmöglich, daß die Krümmung jedes Mittagskreiſes nicht aller Orten einerley Geſetze und beſonders in der mittägigen Halbkugel einem andern Geſetze folgt, als in der Mitternächtigen, wenigſtens ſcheint der auf dem Vorgebürge der guten Hofnung gemeſſene Grad dieſe Vermuthung zu unterſtüzen. Doch behält aus angeführten und mehreren Urſachen, die ſich hier nicht alle anführen laſſen, die Euleriſche Vermuthung das Uebergewicht.

Bey dieſer noch nicht völlig gehobenen Ungewißheit, kann die Gröſſe und daher auch die Verhältniß der Erdaxe und des Durchmeſſers des Aequators noch nicht in aller Schärfe angegeben werden. Inzwiſchen kann man aus folgendem Täfelein erſehen, was man herausgebracht. Die Maaſſe ſind Toiſen.

nach	Erdaxe	Durchm. des Aeq.	Verhältn.
Caſſini	6579368	6510796	96 : 95
Maupertius	6525600	6562480	177 : 178
Bouguer bey eilept. Durchſchn. bey der angezeigten Geſt.	6532902	6562391	222 : 223
	6525377	6562026	178 : 179

Nach Eulers oben angeführter Veränderung der Maaſſe iſt das Verhältniß 229 : 230, welches mit dem Newtoniſchen übereinkommt. Die von Huygens, dem erſten, der hierüber nachgedacht, angegebene Verhältniß iſt oben auch ſchon angezeigt worden. Will man es nicht ſehr genau nehmen, ſo kann man die Erde, da doch nach Maupertius der Durchmeſſer des Aequators die Axe nur um ſein $\frac{1}{178}$ nach Bouguer noch weniger übertrift, vor eine Kugel gelten laſſen, deren Durchmeſſer das arithmetiſche Mittel zwiſchen jenen beyden oder 6544040 Toiſen groß iſt.

Ganz neuerlich, nemlich in ſeiner 1782. herausgegebenen Beſtimmung der Geſtalt und Gröſſe der Erde, behauptet der berühmte Lehrer bey der Ingenieur-Academie zu Wien, Herr Gerlach, daß, obwohl die ſcheinbaren oder die durch aſtronomiſche Beobachtungen beſtimmten Grade der Breite vom Aequator an bis zum Pole beſtändig zunehmen, dennoch die Erde nicht bey den Polen eingedrückt, ſondern wirk-

lich kugelförmig seye, und bringet dadurch die von einander abweichenden Messungen in eine Uebereinstimmung, die gröſſer ist, als man sie von den so viele Accuratesse erfodernden Operationen erwarten sollte. Wir überlassen dem Leser, dem daran gelegen ist, die in der genannten Schrift angeführten Gründe selbst zu prüfen, und zeigen nur noch an, daß nach seinen Rechnungen ein wahrer Grad jeden gröſten Zirkels (denn von der Ungleichheit der scheinbaren ist kaum gesprochen worden) auf der Oberfläche des Meeres 57050 und in einer 170 Klaftern darüber erhabenen Höhe 57053 französische Klaftern, der Halbmesser der Erde aber bis zur Oberfläche des Meeres 3268724, also der ganze Durchmesser 6537448 solcher Klaftern seye.

Man hüte sich, eine so sorgfältige, mühsame und kostbare Untersuchung der Gestalt und Gröſſe der Erde, für unnütze zu halten. Denn sie hat drey sehr beträchtliche Nutzen. Der erste, der freylich der gröſte seyn wird, wenn man die Wissenschaft die Gröſſe des zur See zurückgelegten Weges und die Stelle, wo sich das Schiff befindet, vollkommen oder wenigstens viel genauer, als jetzo noch möglich ist, zu bestimmen, dermaleins erreichen wird, zeiget sich in der Geographie und Schiffarth. Denn wenn ein Schiff unter der Polhöhe von 45 Graden von Osten nach Westen oder umgekehrt seegelte und der Steuermann wüßte, daß 8½ Grad von dem Orte seiner Abfahrt Klippen und Sandbänke in seinem Wege liegen, so würde er, indem er sich nach Cassini Gradtafel richtete, die daselbst jeden Grad um 645 Toisen zu kurz angiebt, in dem Augenblicke, da er darauf scheiterte, noch um 5482 Toisen oder noch beynahe um 2 Seemeilen davon entfernt zu seyn glauben. Also ist dem Steuermanne und allen, die ihm ihr Leben und ihre Güter anvertrauen, nicht wenig an dieser Kenntniß gelegen. Der zweyte Nutzen offenbaret sich zunächst in der Astronomie in Bestimmung der Horizontalparallaxe des Mondes und des Winkels, den die Vertical- oder auf der Erdfläche senkrecht stehende Linie mit der durch ihren Mittelpunkt und die Stelle des Beobachters gezogenen graden Linie macht. De la Lande giebt uns hierüber folgendes Täfelein

Breite	Winkel der Scheitellinie		Zunahme der Parallaxe
0°	0′	0′	15″, 8
10	5	6	15, 3
20	9	36	13, 9
30	12	58	11, 8
40	14	44	9, 2
42	14	52	8, 7
44	14	58	8, 2
46	14	58	7, 6
48	14	52	7, 0
50	14	44	6, 5
55	14	4	5, 2
60	12	58	4, 0
65	11	26	2, 8
70	9	36	1, 9
80	5	6	0, 5
90	0	0	0, 0

nach welchem man, wenn die Horizontalparallaxe des Mondes unter dem Pole 3600″ angenommen wird, in jeder Breite so viel, als darin angezeiget ist, z. B. unter der Breite von 50° noch 6″, 5 dazu addiren muß, und die Weite eines Sternes vom Zenith in eben der Breite um 14′ 44″ verändern muß, wenn man sie durch die Reduction auf den Mittelpunkt der Erde bringen will, vorausgesetzt, daß man die Zusammendrückung der Erde mit Newton vor $\frac{1}{230}$ rechnet. Der dritte Nutzen bestehet im Einflusse in das Wasserwägen. Denn hiebey kommt es auf die Senkung der wahren unter die scheinbare Horizontallinie an, und diese ist sichtbarlich bey verschiedener Gestalt und Gröſse der Erde gleichfalls verschieden.

Nimmt man die im vorletzten Täfelein zuletzt vorkommende Gröſse der Erdaxe und des Durchmessers des Aequators an, so ist die Oberfläche der Erde, 2283 Toisen auf eine französische Längenmeile gerechnet, 25858089 Quadratmeilen und der körperliche Inhalt 12360044000 Cubicmeilen. Nimmt man ferner ein noch merkliches Sandkörnchen $\frac{1}{20}$ einer Linie dick an, so würde der Erdboden, wenn er aus purem Sande bestünde aus 759 Quintillionen und 121200 Quadrillionen solcher Körnchen bestehen. Setzt man endlich, die Erde bestehe aus einer Art Thon, davon der Cubicfuß 140 Pfund wiegt, so beträgt ihr ganzes Gewicht 4 Quadrillionen und 448994 Trillionen Pfunde. Setzet man das Gewicht der Atmosphäre hinzu (s. Dunstkugel), so ist das ganze Gewicht 4 449004 584708 5890 36 388520 Pfunde. Es werden im folgenden Artickel vorkommen, worin man bey der letzte dem Anschein nach überflüßige Anmerkungen nützen kann.

So groß die Erde ist, so erscheinet sie doch von andern himmlischen Körpern aus betrachtet sehr klein. Denn es ist offenbar, daß, wenn unsre Erde so dicke wäre als Jupiter, sie von ihm aus gesehen, so groß erscheinen müßte, als er von der Erde aus gesehen erscheinet. Allein sie ist nur den zwanzigsten Theil so dick als Jupiter. Daher siehet sie von ihm aus betrachtet zwanzigmal schmäler aus als er, und, wer in dem neuentdeckten Planeten stünde, würde sie schwerlich mehr im Himmel finden. Ja selbst, da der Durchmesser der Erd nicht völlig viermal so groß als der des Mondes ist, so siehet sie vom Monde aus betrachtet noch nicht viermal so dick aus, als uns der Mond. Man siehet also leicht ein, daß die Bewohner andrer Sterne Ursache haben, unsre Erde für einen Stern und zwar für einen Planeten zu erkennen, und wir Ursache haben ihnen Beyfall zu geben.

Den Mond erleuchtet sie aus eben dem Grunde, aus welchem der Mond die Erde erleuchtet. Weil aber ihre Oberfläche beynahe vierzehenmal so groß als die des Mondes, so macht sie vierzehnmal so hell in ihm, so daß man um das Neulicht das ihm von der Erde zugesendete Licht wahrnehmen und seinen von der Sonne nicht beschienenen Theil sehen kann. Sie leistet aber nicht allen seinen Theilen gleichen Dienst. Denn, da der Mond immer einerley Seite der Erde entgegen kehret, so ist sie nur denen, die diese eine Halbkugel bewohnen, niemals den andern sichtbar, und zwar behalten sie die, die sich auf der Mitte dieser Halbkugel befinden, immerfort über ihrem Scheitel, und die sich an dem Rande derselben aufhalten, immerfort in ihrem Horizonte an einerley Stelle, nur muß sie wegen dem Wanken des Mondes sich bald ein wenig zu erheben, bald ein wenig zu senken scheinen. Stehet der Mond zwischen uns und der Sonne, so ist die erleuchtete Hälfte der Erde gegen den Mond gekehrt und die Seleniten haben also Vollerde, wenn wir Neumond haben. Stehet aber die Erde zwischen dem Monde und der Sonne, so ist ihr dunkler Theil dem Monde zugekehrt nnd die Seleniten haben also Neuerde, wenn wir Vollmond haben. Ist

endlich

endlich der Mond 90 Grade gegen Morgen oder Abend von der Sonne entfernt, so ist die Hälfte der erleuchteten und die Hälfte von der dunkeln Seite dem Monde zugewendet, und es ist folglich im Monde erstes oder letztes Viertel. Folglich gehet die Erde in Monatsfrist alle diejenige Veränderungen durch, die wir am Monde wahrnehmen. Sie drehet sich aber vermöge des bald nachfolgenden in 24 Stunden um ihre Axe und die Mondsbewohner müssen also innerhalb dieser Zeit Europa, Asia, Afrika, Amerika und die große Inseln in Gestalt der Flecken nach einander darauf sehen, und können also, wenn sie existiren, Vernunft haben und brauchen, nicht nur die Umdrehung der Erde um ihre Axe daraus schließen, sondern auch die Zeit derselben leicht bestimmen.

Daß die Erde sich innerhalb 24 Stunden von Abend gegen Morgen um ihre Axe drehe, und daher sowohl die Abwechslung des Tages und der Nacht, als der Schein komme, als bewege sich der ganze Himmel in eben dieser Zeit von Morgen gegen Abend, findet man im Artickel: Weltgebäude, ausgeführt. Wir wollen jezo nur die Geschwindigkeit betrachten, womit diese Drehung geschiehet. Wenn man 15 deutsche Meilen auf einen Grad des Aequators rechnet, so ist der Umfang desselben 5400 Meilen. Soll ein Punkt unter der Linie diesen Weg in 24 Stunden zurücklegen, so muß er in einer Stunde 225, also in einer Minute $3\frac{3}{4}$ und in einer Secunde $\frac{1}{16}$ einer Meile durchlaufen. Oder wenn nach dem eben von Maupertuis angegebenen Durchmesser der Aequator 20616687 Toisen enthält, so durchlauft ein Punkt desselben 859028 in einer Stunde, etwas über 14317 in einer Minute, und etwas über 238 in einer Secunde; ihre Geschwindigkeit ist also ohngefähr der Geschwindigkeit einer Kanonkugel gleich. Wem dieses zu viel dünkt, der erwäge die Geschwindigkeit, die er den himmlischen Körpern, deren so viele sind, und deren mancher so erstaunlich groß ist, zuschreiben muß, wenn er die eine kleine Erde von der gegen die andern sehr mäßigen Bewegung befreyen will. Der nahe Mond nemlich müßte schon in einer Secunde über $3\frac{1}{4}$, die Sonne aber 1375 Meilen durchfliegen, ohnerachtet die letzte beynahe vierzehn hunderttausendmal so groß ist als die Erde, der Millionen von unermeßlich entfernten Fixsternen nicht zu gedenken.

Von dem jährlichen Umlauf der Erde um die Sonne spricht gleichfalls der Artickel: Weltgebäude, ausführlich, und wir lassen es daher wiederum bey einigen hieher gehörigen Bemerkungen bewenden. Wenn wir nur einen ohngefähren Ueberschlag machen, die Bahn der Erde kreisförmig und ihren Halbmesser 22000 halbe Erddurchmesser groß annehmen, so legt die Erde darin stündlich einen Weg von 13564, in einer Minute aber einen Weg von 226, und in einer Secunde einen Weg von etwas mehr als $3\frac{3}{4}$ deutschen Meilen zurücke. Also ist diese lezte Geschwindigkeit mehr als 60mal gröſſer, als jene. Was für ein unbegreiflich starker Arm, der eine solche erstaunliche Masse mit einer solchen Geschwindigkeit dahin geschleudert! Wohl sind die Himmel seiner Ehre voll!

Von diesem Umlaufe und der Lage der Erdaxe gegen die Bahn hängen die abwechselnde Jahrszeiten ab, wovon unter diesem Titel und ihren besondern Namen mehreres gesprochen wird; daher wir hier von ihnen so wenig, als von dem Wanken der Erdaxe und dem von deren Verlängerung in 25920 Jahren um die Pole der Ecliptik zu beschreibenden Kreise, davon gleichfalls unter jenem Namen und im Artickel: Vorrücken der Nachtgleichen, gehandelt wird, zu reden, sondern nur anzuzeigen für nöthig halten, daß man alles, was man hier vermisset, unter seiner eigenen Rubrik ausgeführet finde.

Von dem jezigen Zustande des Erdkörpers, der uns nur nach seiner Oberfläche und der zunächst darunter liegenden Rinde bekannt ist, wissen wir vornehmlich folgendes. Ohngefähr zwey Drittel der Oberfläche nehmen die Meere und grossen Seen ein, der dritte Drittel bestehet aus mehr und weniger darüber erhobener Erde. Sowohl diese blos liegende als die vom Meere bedeckte und ihm zum Grunde dienende Erde bestehet theils aus weit ausgebreiteten Plänen, theils aus gelinde abhängigen Hügeln, theils aus hohen und steilen Bergen. Plänen, Hügel und Berge sind durchaus aus mancherley Schichten von Gartenerde, Sand, Lehm, Thon, Stein zusammengesetzt, so daß gemeiniglich alle erstgenannte die oberen und die Steine die untersten Lagen ausmachen, doch sind die Gipfel der Berge meistens ausgenommen, welche entweder kahle Felsen oder doch nur mit weniger Erde bedeckt zu seyn pflegen. Alle diese Schichten, die sich durch ihre Farben und andre Beschaffenheiten deutlich unterscheiden, sind durchgehends in gleichlaufende und sichtbare Grenzen eingeschlossen; strecken sich oft ohnunterbrochen in grosse Weiten aus, doch mit abwechselnder bald gröſserer bald kleinerer Dicke; liegen selten in Bergen, gemeiniglich aber in Plänen, waagrecht, vielfältig aber auch bald mehr bald weniger und nach allen Weltgegenden schief abhängend, ja stehen zuweilen fast gänzlich senkrecht; werden öfters, nemlich an den Ufern der Flüsse und des Meeres, an den Seiten der Gebürge auf einmal abgeschnitten, hingegen entweder tiefer in den Thälern oder in den gegenüber stehenden Gebürgen oder Ufern wieder fortgesetzt, welche Gebürge und Meerufer vielfältig sich so zusammenschicken, daß, wo das eine vorspringt, das andre sich zurückziehet dergestalt, daß es nicht anders aussiehet, als ob sie ehedem zusammen gehangen hätten, und ein dazwischen gelegenes Stück niedergesunken oder weggeschwemmt worden wäre. Diese Schichten sind ferner an theils Orten eingebogen und höckericht, scheinen in diesen Gegenden Gewalt gelitten zu haben und zerbrochen worden zu seyn. An andern Orten siehet es aus, als wäre ein Felsen oder eine aus bald schiefen bald senkrechten andern Schichten bestehende Masse durch die waagrechten Schichten durchgedrungen und von unten herauf geschoben worden. Die über einander liegenden Schichten sind keinesweges nach der specifischen Schwere geordnet, sondern vielfältig liegen leichtere unten und schwerere oben, in einer und derselben Schichte aber ist das Gesetz der Schwere beobachtet. Diese Schichten sind ferner auf verschiedene Weise gesprungen und gerissen, und die Risse bald leer geblieben, bald mit Crystallen und Mineralien bezogen, bald gar damit ausgefüllt. Ueberdieses halten sich in denen Schichten, die theils lehmig, theils sandig, theils erdig, theils steinig sind, vielfältig Körper von andern Arten, kleine Steine u. d. g. vornehmlich sehr kenntliche meistens versteinerte Ueberbleibsel von bekannten und unbekannten Land- Fluß- und Meerpflanzen und Thieren auf. Zumalen ist merkwürdig, daß man Knochen und Zähne von Elephanten, Nashörnern und andern ausländischen Thieren, auch Reste von Pflanzen, die heutzutage nur in Indien und andern entfernten heissen Gegenden leben und wachsen, in unsern Gegenden und

viel weiter gegen Norden ausgräbt. Was man am häufigsten antrift, sind Meerschnecken und Muscheln, als mit welchen und deren Trümmern zuweilen ganze weitläuftige Schichten völlig angefüllet sind. Zuweilen liegt ihrer eine unsägliche Menge, die alle von einerley Art, aber grösser, kleiner und von allerley Alter sind, beysammen; zuweilen sind vielerley Arten unter einander gemischt. Diese Schnecken und Muscheln sind theils mit der Materie der Schichte, worin sie sich finden, theils mit einer andern Gattung von Stein, Crystall, Kieß oder Erzt ausgefüllt, theils auch leer. Einige sind in Stein verwandelt, andre sind noch wie sie waren, noch andre sind verschwunden, und man findet nur die in ihren Höhlungen abgeformten Kerne, manchmal auch diese nicht, sondern blos ihre Abdrücke. Unter den Bergen giebts ungeheure Steinfelsen, die aus Quarz, Granit, Porphyr u. d. g. bestehen, selten etwas von Schichten an sich blicken noch weniger etwas von fremden Körpern, desto häufiger aber mancherley reichhaltige Erzadern in sich finden lassen. Diese grossen rohen unförmlichen Klumpen sind die Ganggebürge, die öfters tief unter vielen solchen Schichten, wovon vorher die Rede war, verborgen liegen und die Kerne und Grundlagen der höchsten Berge ausmachen; öfters hoch aus denselben hervorragen. Bisweilen findet man auch grosse abgebrochene Stücke derselben auf weiten Plänen liegen, welche bis in die größte Tiefe nichts ähnliches felsenartiges in sich enthalten. Die Erzgänge und Nester in diesen Gebürgen richten sich nach keinen noch zur Zeit bekannten ständigen Regeln. Hier sind bald beträchtlich grosse bald kleine ringsum begrenzte Räume innerhalb dem Gebürge mit Erzt ausgefüllt; dort bestehen ganze Schichten aus Erzt; an noch andern Orten scheinet das Gebürge ehedem von einander gesprungen und nachmals der Riß mit Erzt angefüllt worden zu seyn. Wie es unter diesem Felsengebürge aussiehet, hat noch kein menschliches Auge gesehen; ob daher diese Felsen in die ewige Teufe fortgehen, oder ob der Erdkörper inwendig hohl ist, ob ihn Wasser oder was sonst ausfüllt, sucht man durch Schlüsse auszumachen, die man bald auf diese bald auf jene Hypothesen gründet.

Daß, wie die ganze Welt, so auch unsre Erde durch das allmächtige Wort: es werde, aus dem Nichts hervorgerufen worden, darin ist alles, was Vernunft hat, einig. Ob sie aber in der Gestalt, die sie jetzo hat, oder in welcher andrer sie aus der Hand Gottes gekommen, darüber sind die Meinungen desto mehr verschieden. Unsrer Absicht ist es gemäß, diejenigen die das meiste Aufsehen gemacht, kürzlich anzuführen. Auf Muthmassungen sind sie insgesamt gebauet, denn wer wird in einer Sache dieser Art den menschlichen Einsichten zumuthen, die völlige Gewißheit zu erreichen; an Wahrscheinlichkeit aber sind sie einander sehr ungleich, und besonders kommen einige mehr, andere weniger mit der Mosaischen Urkunde überein, welche die christliche Philosophen alle mit Ehrerbietigkeit, einige aber nur dem allgemeinen Inhalte, andre selbst dem Buchstaben nach annehmen.

Unter denen, welche die jetzige Gestalt der Erde vor ihre ursprüngliche halten, die ihr der Schöpfer von Anbeginn gegeben, ist, wo nicht der einzige, doch der vornehmste Herr Elias Bertrand, welcher in seinen *Memoires sur la structure interieure de la terre*, 8. Zürich 1760, zwar die allgemeinen Erscheinungen auf der Oberfläche der Erde, nemlich die obersten Sand- und Leimenschichten der allgemeinen Sündfluth, und die hin und wieder befindlichen besondern Erscheinungen, die sich in grössern und geringern Tiefen erstrecken, besondere Ueberschwemmungen, Erdbeben und andere dergleichen Verheerungen; hingegen die ganze Haupt- und innerliche Einrichtung, die grossen Berge, Höhlen u. s. w. dem unmittelbaren und ohne untergeordnete Ursachen wirkenden Willen des Schöpfers dergestalt zuschreibet, daß er sogar dafür hält, Gott habe gleich im Anfange die figurirten Fossilien, welche Pflanzen und Thiere vorstellen, und man in festen wie vorhergeöffneten Steinen und Felsen verschlossen findet, mit den übrigen allen zugleich gemacht, am dritten und fünften Tage einigen derselben das Leben und die Kraft sich fortzupflanzen verliehen und sie deswegen an Orten, die sich für sie schicken, untergebracht, die übrigen hingegen liegen gelassen leblos und überall verstreuet, wo wir sie jetzo versteinert herausgraben. Alle übrigen Naturforscher, die wir nun nach einander namhaft machen werden, stellen sich den ersten und ursprünglichen Zustand des Erdkörpers ganz anders als den jetzigen vor, und suchen den Uebergang desselben aus dem ehemaligen in den jetzigen Zustand durch mancherley natürliche Ursachen zu erklären.

Von Rechtswegen sollten wir mit des sonst verdienter Weise berühmten Carte sius Gedanken den Anfang machen, die er im dritten und hauptsächlich im vierten Theile seiner *Principiorum philosophiae* vorträgt. Allein seine nach blossem Belieben erdichteten Elemente (s. Elemente, physische), worauf er sie gebauet, und die damit verbundenen übrigen grundlosen Annahmen erniedrigen sie unter die Würde eines Traums, so daß sich darüber schon P. Daniel in seiner Reise durch die Welt des Carte sius aufgehalten. Wir gehen sie deswegen eben sowohl stillschweigend vorbey, als wir die Meinungen des Eratosthenes, Xanthus, Strato, Strabo und anderer alten unberühret lassen.

Nach Thomas Burnets *Theoria sacra telluris* ist die Erde als ein wüstes Chaos erschaffen worden, das eine flüßige aus allen möglichen durch einander gemischten Materien bestehende Masse war. Hierin sanken die schwereren Theile, und bildeten um den Mittelpunkt einen großen harten Kern. Das leichtere Wasser blieb über demselben, und darüber ferner die noch leichtere Luft. Auf dem Wasser schwamm ein fettes öhlichtes Wesen, auf welches aus der damals noch sehr unreinen Luft viele erdigte Theile nach und nach herunter fielen, die sich mit der Fettigkeit vermischten, und eine ohngefähr tausendmal höhere glattrunde Laimenschichte hervorbrachten, als der dickeste Schnee zu liegen pfleget, und diese durch keine Berge und Thäler verstellte, sondern gleichsam abgedrehte und durch keine Meere unterbrochene Kruste, die ihrer Fettigkeit halber die Pflanzen in Menge hervorbrachte, war der Wohnplatz der ersten Menschen und Thiere. Weil aber die Ecliptik damals auf den Aequator fiele, folglich keine Abwechslung der Jahreszeiten statt hatte, so trocknete die Sonnenhitze innerhalb 1600 Jahren diese Kruste nicht nur sehr aus, sondern drang auch tiefer in das darunter befindliche Wasser, das häufig in der Gestalt der Dünste fortgieng, und der in seine Stelle tretenden Luft Platz machte. Hierüber borstete die ausgedürrte und nicht mehr unterstützte Kruste an tausend Orten von einander, stürzte zum Theil völlig in die Tiefe, zum Theile stellten sich die Scherben auf ihre Ränder und umschlossen die über das Wasser getretene Luft. Das Wasser wurde also gezwungen in die Höhe zu stei-

gen und alles zu überschwemmen so lange, bis es sich Zugänge zu den Lustbehältern unter den grossen Scherben eröffnet, in die es sich alsdenn ergossen und darüber an seiner Höhe merklich abnahme. Diese anfangs durch den gewaltigen Sturz und nachmals durch das Wasser und dessen Bewegung übel mißhandelten höckericht und uneben gemachten Scherben wurden also wieder blos, und sind unser jetziger ungestalteter und aller ehemaliger Ordnung und Schönheit beraubter Wohnplatz; die über den völlig versunkenen Theilen der Kruste stehen gebliebene Gewässer aber sind das Meer. Solchergestalt ist denn sowohl die erste herrliche Gestalt der Erde, als der Einbruch und der Ablauf der Sündfluth und das dadurch verunstaltete Ansehen unseres jetzigen Aufenthaltes erklärt, aber auf eine Weise, womit man nicht zufrieden seyn kann. Denn nicht nur die heilige Schrift führt Berge, Ströhme und Meere an, die vor der Sündfluth da waren, sondern man begreift auch leicht, daß sie da seyn mußten, wenn Pflanzen auf der Erde wachsen und Thiere darauf leben sollten. Es ist abgeschmackt, sich diese Dinge als Mängel und Gebrechen des Erdkörpers vorzustellen, welche zu seiner Vollkommenheit nothwendig erfodert werden. Das Meer muß die Dünste und seine Größe die Menge der Dünste hergeben, woraus der Regen wird, der das Land befeuchtet und fruchtbar macht. Ueberdieses leben in ihm unendlich viele und mannichfaltige Creaturen, die wegbleiben müßten, wenn es nicht wäre, und wie viel es zur Glückseligkeit der Menschen beyträgt, beweiset der Reichthum und der Ueberfluß der in England, Holland und andern Ländern herrscht, die daran angrenzen. Flüsse sind von gleicher Nothwendigkeit, und ohne Berge können weder Quellen, noch Bäche, noch Ströhme seyn. Auf Bergen leben Thiere und wachsen Pflanzen, die an andern Orten nicht fortkommen u. s. w. Ferner verlangt Burnet, das Wasser zwischen dem Kerne, und der, wie er sie ohngefähr angiebt, 3000 Fuß dicken Kruste, soll von der Sonnenhitze zum Theil ausgedünstet seyn. Als wenn die Sonnenhitze bis auf eine solche Tiefe eindränge, und Dünste durch eine solche dicke Decke durchdringen könnten. Wie sollen weiter die versteinerten Ueberbleibsel der Seethiere in die Berge gekommen seyn, da dergleichen vor der grossen Ueberschwemmung nicht gelebt haben können? Weil kein offenes Meer vorhanden, sondern alles Wasser unter einer dreytausend Fuß dicken Schaale in Abgrund verborgen war. Daß die Erdaxe auf der Ecliptik senkrecht gestanden, wird blos angenommen, damit ja die Kruste genug ausdörre, um Ritze zu bekommen und einzustürzen. Denn sonst hat man mehr Grund zu behaupten, daß die Schiefe der Ecliptik ab, als daß sie zugenommen. (s. Ecliptik.) Mehreres, das sich gegen diese Hypothese mit Grund erinnern ließe, würde anzuführen überflüßig seyn.

Ein anderer berühmter Engländer William Whiston stellet die Sache in seinem Buche *a new theory of the earth* folgender Gestalt vor. Moses beschreibet nicht die ursprüngliche Schöpfung der Erde selbst, sondern ihre Umbildung, ihre Verwandlung aus demjenigen Zustande, worinn sie, wer weiß wie lange, vorher war, in denjenigen, worinn sie zum Theil jetzo noch ist. Sie war nach seinen Gedanken erst ein Comete, der einen ohngefehr 2000 französische Meilen dicken und in der Sonnennähe erstaunlich erhitzten Kern hatte, dessen Hitze die Ursache der noch bis auf den heutigen Tag fortdauernden aber ziemlich verminderten innerlichen Wärme der Erde ist. Dieser Kern war in einem Chaos unter einander gemischter Wasser- Luft- Erde- und andrer Theile von ungeheurer Höhe eingewickelt, das da bald in der Sonnennähe siedend heiß, bald in der Sonnenferne zum Eisklumpen wurde, auf dem also nichts wachsen und nichts leben konnte. Diesen Cometen hielt Gott am ersten von Mose angegebenen Tage in seiner Bewegung ein, und schrieb ihm seine neue dem Kreise nahe kommende Bahn vor, doch ohne ihm die Drehung um die Axe beyzubringen. Von Stund an fiengen die in dem Chaotischen Breye vermischten Theile an sich zu trennen, die schwereften fielen zuerst nieder, setzten sich um den ursprünglichen Kern und nahmen viele ihnen anklebende Feuchtigkeit mit sich. Darüber setzten sich nach und nach leichtere, gleichfalls noch vieles Wassers mit sich führende irrdische Theile. Oben darüber blieb das durch die Trennung der Theile ziemlich klar gewordene Wasser und ganz oben die Luft stehen. Das mit der ersten allerschwereften, und sich nach und nach noch immer mehr zusammensetzenden Theilen vermischte Wasser trat endlich über sie; das mit den zweyten leichteren vermischte Wasser sutterte durch sie durch und so entsprung zwischen dem in den schwereften Theile eingehüllten Kerne und der Erdenrinde eine beträchtliche Wassersammlung, in welcher die an einigen Orten höher aufgethürmte und daher schwerere, an andern Orten dünner ausgefallene und leichtere Erdenrinde sich dort mehr senkte, hier mehr erhob, bis sich dorten verstreute Becken, worein das obere Wasser zusammen floß, hier Erhöhungen bildeten, davon jene die antediluvianischen kleinen überall vertheilten Meere, diese die ehemaligen Berge ausmachten. Bis hieher war, weil die Erde sich noch nicht um die Axe drehete, Jahr und Tag einerley, und ein mosaischer Schöpfungstag dauerte also ein ganzes Jahr. Dieses scheint dem Erfinder dieser Hypothese nothwendig aus vielerley Ursachen, darunter eine der wichtigsten seyn mag, daß nach Moses Bericht an einem Tage Dinge geschehen seyn sollen, die an einem Tage der jetzigen Dauer, ja an vielen sich nicht zutragen können, z. E. am dritten sind die Wasser von dem ganzen trockenen Lande in die See abgelaufen, und die Pflanzen auf der Erde hervorgekommen. In so wenigen Stunden kann aber das Wasser nicht z. E. mitten aus Asien bis in die See laufen; der Boden ist auch nicht gleich so trocken, daß er Pflanzen tragen könnte. Als unsere ersten Eltern durch die Sünde aus dem Stande der Unschuld fielen, ließ Gott die Drehung der Erde um ihre Axe anfangen, welches die physicalische Ursache von den Wirkungen des göttlichen Fluches und aller Unbequemlichkeiten ist, die wir nun auszustehen haben. Endlich, da das menschliche Geschlecht äusserst ausgeartet war, kam 2349 Jahre vor Christi Geburt ein andrer Comet von seiner Sonnennähe zurück; die Erde passirte den 18 November innerhalb zwey Stunden nahe bey ihm durch seinen Schweif; hiedurch geschahe es sowohl, daß die Erde einen grossen Theil seiner Dünste an sich zog, also eine ungeheure Menge Wasser daraus auf sie regnete, als daß durch die starke anziehende Kraft des Cometen die runde Figur der Erdenrinde länglich ausgezogen, und das darunter befindliche Wasser in eine so heftige Bewegung gesetzet wurde, daß die Rinde darüber zerbrechen mußte, und das unterirrdische Wasser an allen Ecken herausdrang, also sowohl die Fenster des Himmels als die Brunnen der Tiefe aufgiengen, und eine allgemeine Ueberschwemmung hervor-

brachten. Als die Erde in ihrer Bahn fortlief und sich wieder vom Comete entfernte, trat sowohl das ihm ursprünglich zugehörige als das dem Cometen entzogene Wasser theils wieder zurücke in die Höhlen des Abgrundes, die, weil sie durch die erwehnte Dehnung der Erde erweitert worden, mehr aufnahmen als vorher, theils flosse es in die bey dem zerbrechen der Kruste entstandenen Tiefen und weit ausgedehnten Thäler, und formirte unsere jetzigen Meere, welche eben sowohl als die nunmehrige Bergketten oder Rücken der unordentlich zusammengesunkenen und von dem darüber gestandenen und bey dem Abzug dazwischen weggeflossenen Wasser umgebildeten ehemaligen Rindestücken, etwas neues von der Sündfluth hervorgebrachtes sind. Diese Hypothese mag so viel sinnreicher als die Burnetische seyn, und sich mit den Phänomenen so viel besser reimen, wie sie immer will, so fället es doch in die Augen, daß sie eine Composition von lauter willkührlichen Voraussetzungen ist, davon kein Wort erwiesen oder auch nur wahrscheinlich gemacht, von manchem aber das Gegentheil mit mehrerm Rechte behauptet werden kann. Welche Künsteley erfordert es, das Wasser zwischen die Rinde und den Kern zu bringen, damit sich die Brunnen der Tiefe nach der Auslegung des Verfassers aufthun können? Man lese die Artikel: Ebbe und Fluth, Comet, um zu sehen, wie sich die Verlängerung des ehemaligen Erdrundes zu seiner anziehenden Kraft und die Menge Wasser, die sein Schweif hergeben soll, zu dessen Natur und Beschaffenheit schicket, der aus alten Schriftstellern theils leichtglaubig angeführten, theils mit Gewalt zu seinem Vortheil ausgelegten Stellen nicht zu gedenken.

Wie Johann Woodward in dem *Essay towards the natural history of the Earth* annimmt, war die Erde anfänglich eine mit einer dicken Rinde bekleidete grosse Wasserkugel, auf welcher von Anbeginn Berge, Thäler und Meere gewesen, und das Meer hatte Communication mit dem Wasser des Abgrundes. Als Gott die Erde mit der Sündfluth heimsuchen wollte, hob er die Schwere der Körper entweder gänzlich oder doch gröstentheils auf, darüber stieg das Meer in die Höhe, überschwemmte die Erde und führte die in ihm befindliche Fische und Schaalenthiere darüber hin, das Wasser des Abgrundes folgte nach und so stieg das Wasser über die höchsten Berge. Weil alle Körper, Felsen, Marmor u. dgl. ihre Festigkeit und Zusammenhang blos von dem Drucke der darum und darüberstehenden Luft haben sollen, welcher nun aufgehoben war, so zerfielen und zerflossen Steine, Mineralien, und mit einem Worte alles zusammen im Wasser; nur die Pflanzen, Knochen und Schaalen der Thiere nicht, als deren Bau aus zusammengewebenen Fibern, nicht aber der Druck der Luft, den Grund ihres Zusammenhangs ausmacht. Endlich gab Gott den Dingen ihre Schwere wieder, und deßwegen senkten sich die Mineralien- Stein- und Erdtheilchen samt denen darüber schwimmenden Muscheln, Schnecken u. dgl. herunter so tief, als sie vorhergelegen, nicht bis in den Mittelpunct der Erde, denn der innere Raum den die Wasserkugel erst eingenommen hatte, hat Woodward noch nöthig. Die schwereresten Sachen senkten sich unten hin, und wie sie nach und nach leichter waren, so hielten sie sich länger im Wasser und senkten sich später, daher bestehet die Erde aus so vielen über einander liegenden Lagen und Schichten, darunter jede, wie sie höher liegt, aus Materie von leichterer Art zusammengesetzt ist, und diejenige Gattung von Schneckengehäusen, Schaalenthieren u. s. w. enthält, die mit ihr von einer Schwere sind. Anfänglich bildeten sich diese Lagen alle horizontal, und die neue Erde wurde so rund, wie eine abgedrehte Kugel; allein das Wasser, worinn sich alles zu Boden gesetzt, stund noch oben darüber. Obwohl das steinartige der neugebildeten Erdkruste wegen hergestellter Schwere wieder seine vorige Härte erlangt, so wurde es doch von seiner eigenen und des darüber stehenden Wassers Last an tausend Orten eingedrückt, die Stücke stiegen mit einem Ende und senkten sich mit dem andern. Darüber bekam der Erdboden die Unebenheit, die er jetzo hat, und die meisten Erdschichten haben jetzt eine schiefe Stellung; die in die Höhe gestiegenen Seiten der Trümmer sind unsere Berge, die niedergesunkenen sind die Thäler und der Meeresgrund. Zugleich gaben die bey diesem Bruche entstehenden Klüfte dem bisher noch oben gestandenen Wasser gute Gelegenheit, wieder in seine vorher eingenommene Tiefe hinunter zu stürzen, die ihm zu Gefallen vorher leer gelassen worden, und worein auch eben deßwegen die kaum angeführten Trümmer nicht kommen durften, und der Ueberrest des Wassers, der da nicht Platz fand, blieb in den tiefsten Thälern stehen und macht unsere jetzige Meere aus. Es ist nicht nöthig, die Menge von Particularitäten anzuführen, womit Woodward seine Hypothese noch weiter ausstaffiret; z. B. daß alle Berge, Meere u. s. w. nach der Sündfluth wieder dahin gekommen, wo sie vor ihr waren; daß die neue Pflanzen aus den Saamen der alten aufgewachsen, die in der aufgelößten Masse mitgeschwommen, und sich gerade nur an den Orten niedergesenkt und zwar auf der Oberfläche der Schichten, wo das Clima zu ihrem Wachsthum vortheilhaftig war, u. s. w. Denn die Ungereimtheit der ganzen Erdichtung leuchtet aus dem kurzen Auszuge schon deutlich genug heraus. Wenn er doch zu Wundern seine Zuflucht zu nehmen sich gezwungen siehet, denn die Aufhebung und Wiederherstellung der Schwere ist nichts anders; so hätte er gar viel kürzer davon kommen und alle seine übrige Fabeln sparen können. Diese hängen noch über das sowohl mit den angenommenen Wundern, als mit sich selbst sehr übel zusammen. Denn wenn schon die Schwere weggenommen wird, so steigen die Körper deßwegen doch nicht über sich, sondern bleiben wo sie sind. Wie konnte sich daher das Meer über die Erde ergiesen, und wie konnte das erdichtete Wasser aus der Tiefe herauf kommen? Hiezu hätte noch ein besonderes Druckwerk gehöret. Wie unnatürlich ist die Auflösung aller Steine und Mineralien im Wasser und die unversehrte Erhaltung der Häute, Knochen und Schaalen der Thiere? Wie abentheuerlich die davon angegebene Ursache, daß der Zusammenhang der Steine vom Drucke der Luft herkomme, der bey aufgehobener Schwere wegfiel, und daß die Verwebung der Fasern und Fibern dieser Auflösung widerstanden? Wie ferner die Schwere hergestellt war, hätte der ganze Brey mit allem was in ihm geschwommen, in die innere Höhlung, woraus das Abgrundswasser getretten war, stürzen sollen. Nach Woodward aber bleibt sie leer und die sich präcipitirenden Theilchen dürfen nur bis an ihren Umfang sinken, ohne daß man hört was sie daselbst aufhält. Endlich bricht die Kruste in Stücken, fällt aber wiederum nicht in die Tiefe, wie jedermann erwartet hätte; sondern erlaubt dem leichterem Wasser, worinn sie vorher in die kleinsten Theilchen zertheilt zu Boden

gesunken, zwischen sich durch in den Abgrund zu stürzen u. s. w. daß von den übereinander liegenden Schichten der Erde immer die untern von schwererer Art seyen als die obern, ist der Erfahrung eben sowohl zuwider, als daß die in jeder enthaltenen Versteinerungen mit ihr von gleicher Schwere seyn. Wir wollen uns aber nicht länger daben aufhalten.

Der grosse Leibnitz stellt sich den Ursprung und die nachmalige Verwandlung unsers Erdbodens in den *Actis Eruditorum* 1683. und in seiner Protogäa folgender Gestalt vor. Anfänglich brennte die Erde wie die Sonne oder ein Fixstern, war also geschmolzen, verlöschte aber und fieng an zu erkalten, als Gott das Licht von der Finsterniß schiede. Während der Gluth überzog sich die Erde mit einer glasartigen Rinde, wie man noch an unserm Sande siehet, als an dem zermalmten Ueberbleibsel derselben, und woher es kommt, daß sich alles auf dem Erdboden durch die Hitze wiederum in Glas, das es ehedem war, verwandeln lässet. Bey dem Erkalten bildeten sich nicht nur, wie man in gegossenen Metallen siehet, grosse Blasen, d. i. nach Proportion des Erdbodens ungeheure Höhlen, sondern es fielen auch die vorher durch die Hitze weit weggetriebenen Wassertheilchen herunter, so daß die ganze Erde dadurch auf eine merkliche Höhe bedeckt wurde. Das Wasser laugete die in der Schlackenrinde enthaltenen Salze aus und wurde dadurch zu dem salzigen Seewasser. Da die Erde noch immer mehr und mehr erkaltete, zog sie sich noch mehr und mehr zusammen, sie risse daher an einigen Stellen und das Wasser bekam Zugang zu einigen Höhlen, die es ausfüllete. Inzwischen blieb doch noch die ganze Kugel damit bedeckt, und die Conchylien und andere Seethiere hatten Zeit sich zu vermehren und überall auszubreiten. Endlich öffneten sich durch Erdbeben oder andere Ursachen mehrere Höhlen, worein abermals so viel Wasser stürzte, daß ein Theil der Erde trocken wurde und in den Stand kam, Pflanzen zu tragen und von Menschen und Thieren bewohnet zu werden. Durch das Einstürzen der Decken solcher Höhlen, wurde der Erdboden uneben und es gab Berge, Thäler und Plänen, davon die niedrigsten der Rest des Meeres bedeckte. Endlich kam die Sündfluth, die darinn bestund, daß der bisher trockne höhere Theil der Erde auf einmal in die darunter befindlichen mit Wasser gefüllten Höhlen sank, also dasselbe heraustrieb und nöthigte die ganze Kugel zum zweytenmal zu überdecken. Am Ende derselben öffneten sich auch die bisher noch leer gebliebenen Höhlen, verschluckten abermals einen grossen Theil des übergetrettenen Gewässers und setzten dadurch die höchsten Theile der Erde abermals ins Trockene. Man siehet leicht, daß Leibnitz die Höhlen sehr nöthig braucht, und daß er, um sie zu bekommen, die Erde schmelzen lässet. Allein was er zur Bekräftigung dieser Voraussetzung anführet, kommt ihr nicht sehr zu statten. Denn daß alles auf dem Erdboden durch die Hitze in Glas verwandelt werde, ist theils zu viel gesagt, indem flüchtige Materien vom Feuer zerstreuet und fortgejagt werden; theils beweiset es nicht, daß es vorher Glas war. Warum verwandelt sich die Lava nicht noch heutzutag in Sand und Erde, wie einige mit Unrecht behaupten, und findet man um den Aetna noch vom Punischen Kriege her liegende, die nicht verwandelt, sondern vom Winde nach und nach mit Staub, der in fruchtbare Erde übergegangen, bedeckt worden? Ferner stehet seiner Voraussetzung entgegen, daß eine glühende eiserne Kugel von der Dicke unsrer Erde nach Newtons Ueberschlage 50000 Jahre zum abkühlen nöthig hat, (s. Comet) also, so viel man auch wegen dem Unterschiede der Materie abgehen lässet, doch immer so viele Zeit darauf gehet, daß es, wenn ja die Höhlen seyn müssen, vernünftiger ist zu behaupten, Gott habe die Erde gleich mit solchen erschaffen, als er habe sie so lange Zeit in ihrem blossen ausserdem zwecklosen Vorbereitungszustande zubringen lassen. Ueberdies hat man keine Anzeigen der Abnahme der Wärme, und es ist vielmehr aus der Vergleichung der ehemaligen mit der jetzigen Wärme an eben denselben Orten zu vermuthen, daß sie zunehmen. Obwohl ferner aus der Leibnitzischen Hypothese sehr begreiflich ist, wie die Conchylien und Seethiere in die Erde und Gebürge gekommen, so reimet sich doch nicht dazu, daß man vielfältig versteinertes Holz und andere Pflanzen, deßgleichen Ueberbleibsel von Landthieren unter den Seegeschöpfen vermischt in eben demselben Steine antrift, weil Leibnitz die Seeproducte sich in die Erde versenken lässet, so lange diese noch ganz mit Wasser bedecket ist, folglich noch keine Landthiere und Landpflanzen vorhanden sind.

Der berühmte Engländer Johann Ray behauptet in seinen *physico-theologica discourses concerning primitive chaos &c.* gleichfalls ein anfängliches Chaos und eine Präcipitation der schwerern Theile, nach deren Ende die ganze Erdkugel hoch mit Wasser bedeckt war. Hierauf brachten unterirdische Winde und entzündete Dünste ein Erdbeben hervor, welches nicht nur die Berge sondern das ganze trockene Land in die Höhe hob, wie in neuern Zeiten im kleineren mehrmal geschehen, und das Wasser nöthigte, sich über den Räumen die niedrig geblieben, zu sammeln, und das Meer zu formiren. Fanden sich hin und und wieder zerbrechliche Stellen oder Ritze, so brach die Gewalt mit grossem Ungestümm heraus, schleuderte Steine, Erde und Asche um sich, und bildete daraus eine andere Art von Bergen. Auf eine und die andere Weise entstunden Höhlen in der Tiefe, die zum Theil wieder eingesunken und sich in Thäler und Sümpfe verwandelt, gröstentheils aber durch die Stärke ihrer Wölbung und Widerlagen vor dem Einsturz gesichert sind. In diejenige, die niedriger als die Oberfläche des Meeres liegen und worein es Eingang gefunden, ist sein Gewässer eingedrungen und hat sich darinn nach den Hydrostatischen Regeln seiner Oberfläche gleich gestellt. Als die Zeit der Sündfluth herbeykam, fiel nicht nur ein langer anhaltender heftiger Platzregen, sondern es thaten sich auch die Brunnen der Tiefe auf, welches dadurch geschahe, daß der Mittelpunct der Erde zu solcher Zeit verändert und dem Mittelpunct des festen Landes näher gesetzet worden, worauf das atlantische und stille Meer nothwendig auf den unterirrdischen Abgrund, womit es Communication hat, drücken, und das darinn enthaltene Wasser zwingen müssen, durch die Oeffnungen die es gebrochen, herauf zu steigen und das Land zu überschwemmen. Die Veränderung des Mittelpuncts geschahe nach und nach, damit das Meer nicht übergelaufen, sondern durch Eindringen in den Abgrund sich allmählig erniedriget und das Wasser nur aus den Brunnen der Tiefe hervorgesprudelt, welches wegen der Lage des Mittelpunctes nicht ins Meer zurückfliessen konnte, sondern über dem Lande stehen bleiben mußte, bis nach verrichteter Execution der Mittelpunct wieder an seinen vorigen Ort, also auch das Wasser durch die Oeffnungen in

den Abgrund zurücktrat, und darüber das Meer seine alte Höhe wieder erhielt. Durch diese Hypothese, die das Wasser nur über das feste Land bringt, erspart man eine Unsumme Wassers, das man in andern Hypothesen nöthig hat, und kaum in 22 Oceanen Platz findet. Aber nach diesen Gründen würde das Wasser nur auf die Oberfläche derjenigen Halbkugel, in deren Gebiete der Mittelpunct getretten, und nicht auf die gegenüberliegende gestiegen, also die Sündfluth nicht allgemein gewesen seyn. Derowegen lässet Ray noch andere uns zur Zeit unbekannte Ursachen dergestalt auf das Meer drücken, daß das Wasser auch auf der anderen Halbkugel allenthalben hervorspritzen müssen. Diese Ueberschwemmung zog nun eine grosse Veränderung der Oberfläche der Erde nach sich, da hier Inseln aus Halbinseln gemacht, Ufer weggeschwemmt und an andern Orten angesetzt, Berge hier hervorgebracht dort weggeschaft, der Lauf der Flüsse geändert worden u. s. w. Eben daher kommen die versteinerten Conchylien und Seekörper die aus der Erde gegraben worden. Doch ist nicht zu läugnen, daß durch neuere Ueberschwemmungen, durch Erdbeben, durch Feuerspeyende Berge u. dgl. noch mehre Veränderungen theils hervorgebracht worden, theils annoch hervorgebracht werden. Die willkührlichen und durch gar keine Gründe wahrscheinlich gemachten Annehmungen fallen vor sich in die Augen, und bedürfen also nicht gerüget zu werden. Wir wollen daher nur ein paar Worte von dem übeln Zusammenhange des arbitrarischen Systemes sagen. Denkt man der Mittelpunct der Schwere habe sich allmählig verrücket, wie sein Urheber haben will, damit das Meer nicht aus den Ufern, sondern durch den Abgrund über die Erde getretten, so lässet sich nicht begreiffen, wie die zum Theil zerbrechlichen Schneckengehäuse und andre Seeproducten ganz, und die zweyschaligen Muscheln mit unzertrennten Schalen auf die Oberfläche und in eine solche Lage zusammen gekommen, wie man sie im Grunde des Meeres in ihrer Heimath beysammen findet, da sie in die Tiefe stürzen und wieder mit Gewalt aus derselben heraus gestossen werden müssen. Ferner hätten die schwereren Gattungen im Abgrunde zu Boden sinken und nicht mit dem Wasser heraufsteigen müssen. Ueberdas ist der Druck aufs Meer, wodurch das Wasser über die andre Halbkugel gebracht wird, als ein angeflickter Zusatz nicht nur ein böses Zeichen vor die Hauptbypothese, sondern thut auch den Dienst nicht, dessenthalben er erdacht worden. Denn das Wasser mußte von der vom Schwerpuncte entfernten Halbkugel schnell wieder ab und ins Meer zurücklaufen, ohne bis zu einer beträchtlichen Höhe aufsteigen zu können. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn Ray den Schwerpunct innerhalb der Erde ringsherum hätte reisen lassen, denn dadurch hätte er die Ueberschwemmung sicherer, obwohl nach und nach, über die ganze Erde gebracht, und nachdem er verlanget, daß die durch das Wasser angestellte Verwüstung grösser oder kleiner seyn solle, hätte er den Schwerpunct geschwinder oder langsamer verrücken können. Wenn man sich einmal das Erdichten erlaubet, so muß es auf ein bischen mehr oder weniger nicht ankommen.

Die Veränderung des Mittelpunkts der Schwere hat mehreren das kürzeste Mittel die Abwechslungen des Zustandes des Erdbodens hervorzubringen geschienen. Robert Hooke in den *posthumous Works* hält dafür, die Erde habe seit der Schöpfung dergestalt ein andres Ansehen bekommen, daß jetzo Berge und veste Länder seyn, wo ehedem Thäler und Meere waren. Die Ursachen davon seyen Erdbeben, wodurch ganze Strecken des Meergrundes ohne Verkehrung der Schichten, woraus sie bestunden, und der Berge, die sich darauf befanden, über die Oberfläche des Wassers in die Höhe gehoben worden; gewaltige Ströhme des Wassers, das von den Hügeln herunter gestürzet, desgleichen durch die Winde, durch Ebbe und Fluth in ausserordentliche Bewegung gesetzt worden; heftige Sturmwinde; nach und nach erfolgendes Hinuntersinken der schwereren und Aufsteigen der leichteren Theile. Insbesondre sucht er den Grund davon, daß jetzo Meere sich da befinden, wo ehedem Berge stunden, in der Verrückung des Schwerpunkts der Erde, die durch Erdbeben bewerkstelliget worden, und hält vor wahrscheinlich, daß sowohl die Pole als die Bewegung der Erde um dieselbe sich geändert und zwar letztere so viel langsamer geworden, daß das vieljährige Leben der Patriarchen vor der Sündfluth der absoluten Zeit nach nicht länger gedauert, als das jetzige Menschenalter zu seyn pfleget.

Der Herr Landvoigt Engel in Bern giebt in seinem Versuche über die Frage: wenn und wie ist America bevölkert worden, scheinbare Gründe an, derenthalben die Ausdrücke Mose über die Allgemeinheit der Sündfluth nicht buchstäblich anzunehmen, und leitet letztere von einem Wunder her, wodurch der Schwerpunkt der Erde verändert und Meer über Asien geführet worden, welches, nachdem der Schwerpunkt wieder an seine Stelle zurückgekehret, gleichfalls in sein Ufer zurücke getreten und Asien wieder entblöset. Man findet aber in Europa und America auf dem vesten Lande und in den Gebürgen eben sowohl Seeprodukte als in Asien, und jene andre Länder müssen also eben sowohl unter Wasser gestanden haben, als dieses; daher muß derjenige, der auf der Verrückung des Schwerpunktes beharret, sie entweder mehrmals wiederholen, oder sie im Kreise herum geschehen lassen, und denn doch noch auf besondere Mittel denken, wodurch er die Conchylien und dergleichen weit weg von der See und tief in die Gebürge bringt.

Der berühmte schweitzerische Arzt und Naturforscher Johannes Scheuchzer schließt in seiner Dissertation von der Bildung der Erde, davon man einen Auszug in der Geschichte der Academie der Wissenschaften zu Paris von 1708. findet, aus den waagrechten gleichdicken und mit der Erde concentrischen Schichten des Erdbodens, die man überall in der Ebene antrift, daß er durch Niedersinkung der irdischen Theile im Wasser entstanden. Es muß aber eine zweyte viel jüngere solche Niedersinkung statt gehabt haben, worin See- und Landthiere, Aeste und Blätter vergraben worden, weil dergleichen zur Zeit der ersten Sinkung noch nicht vorhanden waren, und die hiezu erforderliche zweyte allgemeine Weltüberschwemmung, wodurch mehrere andre besondre nicht ausgeschlossen worden, war die Sündfluth. Nichts scheinet sich wider diese Vorstellung aufzulehnen, als die Berge, weil sich alles Flüssige waagrecht setzet. Allein Scheuchzer findet das Mittel diese mit jener zu vereinigen darin, daß er Gott durch seine Allmacht einen grossen Theil der vorher horizontalen Lagen zerbrechen und in die Höhe heben lässet, damit ein Theil des Gewässers, worin sich die Schichten niedergesenket, in die dadurch entstandenen Höhlen gedrungen und die Erde entblöset worden. Weil die solchergestalt in die Höhe gehobenen Stücke vest genug seyn mußten, um stehen bleiben zu können

und nicht wieder einzustürzen; wählte Gott diejenigen Gegenden, wo sich viele Felsenschichten fanden. Darum sind die felsichten Länder, wie die Schweitz, voller Berge und die flachen, wie Flandern, Deutschland, Hungarn, Pohlen, bestehen aus Sand und Laim fest, wie der Bergmann spricht, bis in die ewige Teuffe. Die zerbrochenen, gehobenen und verrückten Schichten konnten solchergestalt nicht mehr wagrecht bleiben, allein ihre unter sich gleichlaufende Lage haben sie behalten, wie der Verfasser durch viele Beobachtungen beweiset, und bestätigen dadurch den ihnen zugeschriebenen Ursprung. Wenn sich alle Schichten aus dem Wasser horizontal und mit der Erde concentrisch niedergesetzt, so lässet sich der Unterschied der Höhe des Meergrundes und der trockenen Erde nach Scheuchzerischen Gründen nicht begreifen, es sey denn, daß Gott nicht nur die bergichten Gegenden sondern das ganze veste Land aus der Tiefe herauf gehoben, und denn fehlte es denen grossen Plätzen, die bis hinunter aus Laim und Sand bestehen, an Unterstützung, wenn es an dem ist, daß des Haltes halber die felsichten Strecken gehoben worden, und so hängt das Besondre dieser Hypothese nicht zusammen. Was sie mit andern gemein hat, lässet sich, weil Scheuchzer nicht anzeigt, wo er seine Gewässer hernimmt, theils nicht beurtheilen, theils gelten dagegen diejenigen Erinnerungen, die schon gegen andre gemacht worden.

Nicht gar weit gehen hievon die Gedanken des Abts Pluche ab, die er in seinem angenehmen Schauplatze der Natur, am Ende des dritten Theiles der deutschen Uebersetzung geäussert. Wiewohl nemlich die Erdkugel von Anbeginn aus verschiedenen Gattungen Erde bestanden, die schichtweise auf einander gelegen, ingleichem aus Bergen, Thälern, Ebenen, Meeren, welches lauter zur Wohnung des Menschen hauptsächlich nothwendige Sachen sind, so war doch ihre damalige Gestalt sowohl als die Atmosphäre einigermassen von der jetzigen verschieden. Der Aequator stund in der Ecliptik, daher herrschte ein beständiger Frühling, ausser dem heissen Striche, auf der ganzen Erde. Die Oberfläche derselben war weit grösser als jetzo, um die wegen der langen Lebenszeit viel grössere Anzahl der Menschen aufzunehmen und zu ernähren; das Meer also, das oben ein kleinerer Raum einnahm, lag zum Theil unter der Erde in grossen Höhlen und hatte mit dem oberen Gemeinschaft. Als Gott die Sünden der Welt bestrafen wollte, lenkete er die Axe der Erde auf die Seite, wie sie jetzo noch stehet; dadurch wurde die vorige Ordnung dergestalt unterbrochen, daß man auf der einen Hälfte der Erde die heftigste Sonnenhitze verspührete: währender Zeit man auf der andern Hälfte vor Kälte erstarrete. Daher entstunde die Verdickung der Luft, ihr gewaltsames Ausdehnen und vorher niemals empfundenes Stossen. Sie drang zwischen die Wasser der Tiefe und das darüber befindliche Gewölbe. Die Wasser unter dem Himmel wurden dadurch gleichfalls verdickt und stürzten mit Ungestüm herunter. Die gewaltsam erschütterte Erde zersprang und fiel stückweise in das Wasser der Tiefe, welches deswegen nach dem Maase in die Höhe steigen mußte, wie ihm sein Raum verengert wurde. Als die Zeit des Gerichtes vorüber war, hob sich theils das Wasser in Gestalt der Dünste in die Luft, theils verlief es sich in die Erde dahin, wo ihm die herunter gefallenen Stücke Platz gelassen. Vermöge dieser Erklärung findet man noch Spuren des ältesten Baues der Erde aus über einander liegenden Schichten von Mergel, Sand, Thon und andere mit grosser Weisheit und Kunst hergebreiteten Materien; jedoch alles beschädiget, gebogen, an vielen Orten zersprungen und also beschaffen, daß man noch die Fustapfen der Veränderungen wahrnimmt, welche die göttliche Gerechtigkeit mit ihnen vorgenommen hat; die Erde hat sich in Pyramiden oder Hügel aufgehäuft, wie bey aller Erde geschiehet, die man hinweg wirft; die nackende und abgespühlte Felsen gehen aus den höchsten Bergen überall zu tage; das Meer stehet an dem Fuß des Erdreichs und hat seine ehemalige Stellen die wir jetzt bewohnen, verlassen übersäet mit Seegewächsen, Fischen, Muscheln, über welche zum Theil die Gebürge hingefallen, und die wir jetzo theils auf der Oberfläche finden, theils aus der Tiefe herausgraben. Ob die blose Veränderung der Erdaxe, die freylich nicht in Ansehung der göttlichen Allmacht, vielleicht aber in Ansehung der göttlichen Weisheit bezweifelt werden darf, alles dasjenige, was ihr hier zugeschrieben wird, leisten, die Athmosphäre zu solchen Regengüssen in Stand setzen, die Luft unter die Erde zwängen und dadurch die Rinde derselben zersprengen, ob zwischen den ins Wasser herunter gefallenen Trümmern Platz habe bleiben können, worein sich die überflüßige Gewässer gröstentheils wieder verlaufen, u. s. w. sind Dinge, die Beweis erfordert hätten, den der Verfasser schuldig geblieben. Vielleicht hätte er sich besser darauf berufen, daß durch die von der Veränderung der Erdaxe abhängende Aenderung des Aequators, unter welchem wegen der Schwungkraft das Meer am höchsten, und ohngefehr sieben französische Meilen höher als unter den Polen stehen muß, das Wasser sich unter und um den neuen Aequator gezogen, die Länder desselben also überschwemmt und andre unter und um den alten gelegene, wovon es sich weggegeben, dagegen entblösset. Gleichwohl müßte diese Veränderung auf dieselbe Zeit eingeschränket und nicht als nach und nach geschehend und noch jetzo fortdaurend angesehen werden, weil, wenn sie auch der Astronom nicht gewahr würde, sie doch den Bewohnern der Küsten in die Augen fallen müßte. Denn an einem Orte, wo die Fortrückung des Pols um einen Grad den neunzigsten Theil obiger sieben Meilen oder 177½ Toisen Vermehrung oder Verminderung der Meereshöhe nach sich zöge, müßte eine Rückung um drey Secunden, die mit Instrumenten zu beobachten schwer fallen möchte, schon einen Unterschied der Meereshöhe von einem Schuhe, die sich ganz wohl sehen lässet, verursachen. Ueberdas wenn nicht die Erde zugleich zertrümmert wird, so können unter dem jetzigen Aequator blos liegende Länder wie mit Meer bedeckter Grund gewesen seyn, und gleichwohl findet man unter demselben häufige versteinerte Seeproducte. Darum ists Pluche nicht zu verdenken, daß er die Erdkruste einstürzen lässet.

Der Ritter Linne denkt sich in seiner Rede *de telluris habitabilis incremento* den Garten Eden als eine nicht sonderlich grosse Insel, die das einzige damals trockene Land ausmachte. Sie lag unter dem Aequator und hatte einen sehr hohen Berg, in dessen verschiedenen Höhen alle Pflanzen und Thiere, so verschiedenes Clima sie sonst erfordern, wachsen und leben konnten. Von allen zweygeschlechterigen Thieren und Pflanzen schuf Gott darauf ein Paar, von den eingeschlechterigen aber nur ein Stück, damit ihre Vermehrung bis zur Zeit der Sündfluth, da sie doch umkommen mußten, nicht zu stark wurde. Solchergestalt hatte Adam alle Thiere in der Nähe um sich und brauchte sie nicht in der ganzen Welt aufzusuchen, um sie ken-

nen zu lernen und ihnen Namen zu geben. Diese glückſelige Inſel wuchs nach und nach und nahm ſo, wie noch an den Ufern von Bothnien, Dalland und Gothland geſchiehet, zu, daß endlich das ganze trockne Land daraus entſtund, daß durch mancherley andre erlittene Veränderungen die jetzige Geſtalt erhalten. Die Wahrnehmungen an den angeführten Provinzen mögen ihre Richtigkeit haben; dagegen aber hat die See an andern Orten wieder Steilen gewonnen, und die Erfahrung beſtätiget wenigſtens die angenommene allgemeine Abnahme derſelben nicht. Zudem würde ſie, wenn ſie immer bey der Verhältniß geblieben, die man an den genannten Ländern beobachtet und worauf ſich der Ritter gründet, in 600 Jahren Malta nicht zur Größe von Corſica gebracht haben. Wo die hohe Berge auf den flachen Anſchwemmungen hergekommen, iſt noch weniger zu begreifen, desgleichen wovon die Thiere gelebet, da die erſte Art die meiſten Pflanzengeſchlechter und die andere die erſte bald würde ausgerottet haben.

De Maillet in ſeiner Schrift: *Telliamed ou entretiens d'un philoſophe indien* &c. hält alle Planeten und damit auch die Erde vor einen verlöſchten brennenden Körper, der in ſeinem größten Abſtand von der Sonne, um welche er ſich jetzo beweget, mit dem aus andern eher zu ihrer Reife gelangten Planeten ausgeſtiegenen Waſſer bedeckt war, welches er bey ſeiner mehreren Annäherung zur Sonne mehr und mehr durch die Ausdünſtung verlohren, und nach deſſen gänzlichen Verluſte er wieder in Brand gerathen wird. Alle die Erde, die wir jetzo bewohnen, war alſo ehedem Meeresgrund und iſt dadurch nach und nach entblöſſet worden, weil das Meer nach und nach an Höhe abnimmt, wie er denn aus denen an den Ufern Aegyptens und andrer Orten angeſtellten Beobachtungen ſchlieſſet, daß dieſe Erniedrigung ohngefehr in 1000 Jahren 3 Fuß beträget. Die übrigen Einfälle, daß alle Erdpflanzen allmählig ausgeartete Seepflanzen ſeyn und alle Landthiere, ſelbſt der Menſch, ehedem Meerthiere geweſen u. ſ. w., gehen uns dermalen nichts an. Das Beſondre, wodurch ſich die Meynung des de Maillet von andern unterſcheidet, ſtreitet mit der Vernunft und mit der Erfahrung. Die Ausdünſtungen des Meeres können nicht aus der Dunſtkugel herauskommen, ſondern fallen in Geſtalt des Regens wieder herunter und werden durch die Ströhme zurück ins Meer gebracht, das alſo darüber nicht abnimmt; und zu Venedig kann man an dem Fuſsboden der St. Marcus Kirche, der, nachdem die Kirche durch Brand gelitten, im Jahr 976. ſo gelegt worden, wie er noch auf dieſe Stunde liegt, und der gleichwohl jetzo kaum einen Schuh höher iſt als die Fluth und gleich anfangs, wenn er nicht überſchwemmt werden ſollte, ſo viel höher geweſen ſeyn muß, deutlich abnehmen, daß ſich das Meer in 900 Jahren um nichts erniedriget. Ja der ganze Boden der venetianiſchen Inſeln iſt noch ſo hoch über der Meeresfläche als er vor 1200 Jahren war, andrer ähnlicher Erfahrungen zu geſchweigen. Daß Flüſſe Schlamm ins Meer führen, der ſich zu Boden ſetzet, neues Land an die Ufer anhängt und dadurch macht, daß die See zurücktritt, iſt eine Wahrheit, die unſer Verfaſſer mit der irrigen vertikalen Senkung derſelben verwechſelt.

Herr Bouguet in ſeinem *memoire ſur la theorie de la terre*, ſo den *lettres philoſophiques ſur la formation des ſels* beygefüget iſt, behauptet, wie viele Vorhergehende, die Entſtehung der Erde aus einem anfänglichen flüſſigen Zuſtande und das Beſondre ſeiner Meynung beſtehet darin, daß die ſchwereſten und am meiſten zuſammenhängenden Theile durch die Umdrehung der Erde um ihre Axe dahin gebracht worden, wo die Bewegung am heftigſten war, und daß darum die höchſten Berge, deren Gipfel die ſchwereſten Felſen tragen, und die ſchwereſten Metalle und Edelſteine unter dem Aequator, zwiſchen den Wendekreiſen und den anliegenden Striefen der gemäſsigten Erdgürtel zu finden ſeyn. Allein, wenn er recht hätte, ſo müſten alle Berge in den angezeigten Gegenden, keine nahe bey den Polen, angetroffen werden, ja die Erde müſte unter dem Aequator einen ohngefähr an einem fortgehenden Ring nicht ſtark abgeſetzte Erhöhungen und Vertiefungen haben; die Gebürge müſten ſich alle von Oſten nach Weſten ziehen; die ſchweren Metalle müſten ſich alle in den Gipfeln der Berge aufhalten; alle Berggipfel müſten felſenartig ſeyn, u. ſ. w. welches alles falſch und der Erfahrung zuwider iſt.

Nach den Gedanken des berühmten franzöſiſchen Gräfen von Büffon im erſten Theile ſeiner *hiſtoire naturelle generale & particuliere* haben alle Planeten mit der Erde einerley Urſprung, ſie ſind nemlich Stücke der Sonne, die ein Comet zu der Zeit, davon die Moſaiſche Schöpfungsgeſchichte ſagt, daß das Licht von der Finſternis geſchieden worden, abgeſtoſſen. Dieſe Maſſen waren alſo anfänglich geſchmolzen und flüſſig, nahmen daher, ſobald ſie vom Ganzen abgeſondert waren, Kugelgeſtalt an, erkalteten nach und nach u. ſ. w. und wurden an den Orten, worauf die Sonne am wenigſten wirket, d. i. bey den Polen, zuerſt ſo ſtark abgekühlet, daß ſie Pflanzen tragen und Thiere ernähren konnten, welche ſich nach und nach weiter gegen den Aequator ausbreiteten, wie ſich die dazu erforderliche Temperatur nach und nach mehr zu demſelben herunter erſtrecte. Wie es alſo z. B. in Schweden noch ſo heiß war, als es jetzo zwiſchen den Wendezirkeln iſt, lebten daſelbſt Löwen, Elephanten, Nashörner u. dgl. die dort nicht mehr ausdauren können, ſondern in die mittägliche Gegenden gewandert ſind, wo ſie vorher man in ſolchen kalten Erdſtrichen verſteinerte Knochen von Thieren, die jetzo nur in dem heiſſen Erdgürtel leben. Die Erde hatte ferner nach der Büffoniſchen Hypotheſe anfänglich keine andre als eine vergiaſete Materie, die in den erſten 30 bis 35000 Jahren ſo heiß war, daß ſich die Dünſte ihr nicht nähern konnten. Als ſie nach und nach mehr verkühlte, fielen dieſe in Geſtalt des Waſſers auf ſie herunter, aus denen darin befindlichen organiſchen Theilen bildeten ſich Schalenthiere und aus deren Ueberbleibſeln entſtunde alle kalkartige Materie, die vorhanden iſt, und worin wie Conchylien zum Theil noch verſteinert finden. Bey der erſten Verkaltung und Erhärtung der Erde gab es Blaſen und Buckeln d. i. Höhlen und Erhöhungen auf der Oberfläche der Erde. Das unterirdiſche Feuer machte, daß die Blaſen nach und nach zerplatzten; das Waſſer, das ohngefähr 2000 Toiſen über die jetzige Meeresfläche hoch ſtunde und die ganze Kugel bedeckte, verlief ſich zum Theil in die aufgeſprungene Höhlen und ſo kamen die Länder ins Trockene. Sie blieben aber nicht, wie ſie urſprünglich waren; denn theils hat der Regen die Gipfel der Berge und überhaupt überall die Erde abgeſchwemmt und ins Meer geführet und thut es noch immer; theils nimmt das beſtändig von Oſten nach Weſten fließende Meer immer an den öſtlichen Küſten weg und ſetzt an den weſtlichen an; daher iſt

ist jetzt Land, wo ehedem See war und umgekehrt; und wird, weil dieses Abnehmen und Ansetzen noch immer fortdauert, künftig wieder See seyn, wo jetzt Land ist und umgekehrt. So viel Ehre der Herr von Büffon sich durch seine grosse Kenntniß in der Naturgeschichte erworben; so wenig kann man ihm doch in dem Stücke, wovon hier die Rede ist, beypflichten. Denn, daß jemals ein Comet wider die Sonne gelaufen und ein Stück davon abgestossen, wird, ohne den mindesten Grund davon angeben zu können, angenommen. Wollte man es zugeben, so wäre noch eine grosse Frage, ob die Sonne eine geschmolzene Masse sey und, wenn sie es wäre, warum ist die abgestossene Portion beysammen geblieben und nicht nach hunderterley Gegenden aus einander gespritzt? wenn sie beysammen geblieben, warum mußte sie verlöschen und erkalten, das zurückgebliebene Grössere aber fortbrennen? Ferner ist wieder die nach und nach abnehmende Wärme der Erde schon oben erinnert worden, daß sie der Erfahrung zuwider und daß nicht nur wegen der Cultur, Ausrottung der Wälder, Vertrocknung der Sümpfe u. s. w. das jetzige Frankreich und Deutschland wirklich wärmer sind, als das alte Gallien und Germanien wären, sondern auch das jetzige Italien wärmer ist, als das viel länger schon cultivirte alte Italien. Was die kalkartigen Materien anbetrift, so ist ihr Ursprung nicht allgemein aus den Ueberbleibseln der Schalenthiere abzuleiten, denn man findet sie in den ursprünglichen Gebürgen, die kein Zeichen der ehemaligen Gegenwart des Meeres und der Schalthiere an sich haben. Ferner die Regen und die daraus entstehenden Bäche zerstöhren die Berge nicht, sondern machen sie vielmehr vollkommener. Daß das Meer immer mehr und mehr an den östlichen Küsten abwäschet und an den westlichen ansetzet, widerspricht der Erfahrung, welche vielmehr lehret, daß die Ströhme, sie mögen auf der Morgen- oder Abendseite ins Meer fallen, durch den herbeygeführten Schlamm, den sie absetzen, das Land vergrössern, und daß deswegen das Meer sowohl auf der einen als auf der andern Seite Land abspühlet. Daß auf irgend eine Weise angeschwemmte Länder flach und ohne Berge seyn müssen, unsre bergichte auf solche Art nicht entstanden seyn können, ist oben schon erinnert worden, und wenn die Kürze, deren wir uns befleißigen müssen, erlaubte alle Particularitäten zu erzählen, die der Herr von Büffon in seine Theorie einwebet, so würden wir noch zu mehreren Einwendungen Gelegenheit finden.

Herr Le Cat, Secretär der Academie zu Rouën, erkläret im *Magasin françois* 1750 den Ursprung der Erde folgender Gestalt. Anfänglich war alle Materie dieses großen Körpers nach ihrer Schwere geordnet, das Wasser stund also zu oberst, und umgab ihn völlig. Diese gleichsam abgedrehte sphäroidische Gestalt ohne Berge und Thäler würde die Erde immer beybehalten haben, wenn Gott ihr nicht den Mond beygeordnet hätte. Allein die gewaltsame Bewegung der Ebbe und Fluth, die dieser hervorbrachte, hob, wie sie noch täglich thut, den Schlamm vom Grunde, häufte ihn hie und da in ungeheure Massen auf, bildete also Berge und folglich auch Thäler, letzte nahmen das Wasser in sich, erste wurden also entblößet, oder kamen ins Trockne, und die festen Länder sind also da, sind aus dem Meeresgrund entstanden, und werden noch immer vergrößert, weil wegen der Fortdauer der angeführten Ursache das Meer sein Bette noch immer tiefer aushöhlet, also nicht nur zurücktritt, sondern auch das unten abgeschabte auf den Seiten ansetzt. Es ist an dem, daß in dem Falle, wie sich ihn Le Cat gedenket, die Bewegung der Ebbe und Fluth den Schlamm auf dem Grunde aufrühret, allein daß hin und wieder verstreute Berge daraus gebildet werden, ist nicht möglich: denn entweder schiebt die Fluth den aufgerührten Schlamm immer vor sich hin, oder, was sich davon präcipitiren soll, muß da herunter fallen, wo die Bewegung merklich geringer ist, das ist auf beiden Seiten gegen die Pole hin, und muß daselbst nicht abgesetzte Berge, sondern an einem fortgehenden Gürtel hervorbringen. Solchergestalt konnte die Erde und ihre Berge diejenige Figur und Lage nicht haben, die man wirklich daran findet. Ferner wenn das Land auf die Weise, die hier angenommen wird, formiret worden, so konnte die See nur jedesmal in den Raum eintreten, aus welchem sie den Schlamm weggeschafft; hob sie den nicht über ihre Oberfläche in die Höhe, so konnte sie sich nicht unter dieselbe senken. Wären alle unsre Plänen 200 Toisen über die Meersfläche erhaben, und nähmen so viel Raum auf der Erde ein als das Meer, so müßte es dieselbe nach und nach um 100 Toisen aufgethürmt und sich um 100 Toisen dagegen gesenket haben. Wie ist es aber möglich, daß es die Erde auf eine solche Höhe über sich hinauf arbeite? und wie ist es ferner möglich, daß es noch 3000 und mehrere Toisen höhere Berge darauf zu Stand bringe? Ueberdieses können nicht alle Berge vom Meere gebildet seyn, denn die ganze Kette von Pyrenäen und Alpen, desgleichen die Cordelieren und andre enthalten weder Versteinerungen, noch bestehen sie aus Schichten.

Die Entstehung der neuen Insel im Archipelagus im Meerbusen der Insel Santorin 1707 und Montenuovo bey Neapel 1538 durch das unterirdische Feuer brachte Anton Lazaro Moro auf die Gedanken, daß der ganze trockene Erdboden auf dieselbe Weise entstanden seye. Daher behauptet er in dem *Libri due de' crustacei e degli altri marini corpi, che si trovano su monti*, die dichte steinigte Rinde der Erde seye bey der Schöpfung ohngefähr 175 Toisen hoch mit süssem Wasser bedeckt gewesen, worin deswegen annoch weder Pflanzen noch Thiere Unterhalt fanden. Als der Schöpfer am dritten Tage das trockne Land hervorbringen wollte, ließ er das unterirdische Feuer wirken, das die Rinde hin und wieder in die Höhe hob, und solchergestalt die primitiven Berge formirte, die ohne Schichten und Seekörper sind. Bald nach ihrer Entstehung durchbrach das Feuer diese Berge und warf auf allen Seiten Ströhme von Lava und Regen von Asche, Bimstein und Mineralien, Schwefel, Salz, Harz heraus in das Meer, wodurch dessen Grund an vielen Orten weit und breit schichtenweise überdeckt, sein Geschmack salzicht, und es fähig wurde, Thiere und Pflanzen zu erhalten. Diesen bedeckten Grund fuhr das noch immer wirkende unterirdische Feuer fort gleichfalls in die Höhe zu heben und dadurch die Berge der zweyten Ordnung zu bilden, die zwar Schichten aber noch keine Seeproducte enthalten, als welche damals noch nicht vorhanden waren, da die Schichten erzeuget wurden. Endlich füllte Gott das Meer mit Pflanzen und Thieren, und besetzte das trockne durch den Ueberzug von Vulcanischer Materie fruchtbar gewordene Land gleichfalls mit Bäumen und andern Gewächsen. Unterdessen war das unterirdische Feuer noch immer geschäftig und fuhr fort, aus den Bergen beider Ordnungen Schwefel, Harz, Lava, Bimstein, Asche u. s. w. auszuwerfen, welche Mate-

rien ſich ſchichtenweis über einander legten und unſern Plänen den Urſprung gaben. Neue Stöſſe des Feuers hoben neue Theile des Meergrundes, und ſolchergeſtalt kamen Berge der dritten Ordnung und Hügel zum Vorſchein, deren Schichten mit Seeproducten, Schalenthieren und Pflanzen vermiſchet ſind. Weil die Vulcane noch geraume Zeit fortwirkten, ſo ſind auch bewohnte Gegenden durch ihre Auswürfe wiederum bedeckt, und daher ſowohl Erdgewächſe als Erdthiere und Kunſtſachen, Schiffe, Werkzeuge u. d. g. überſchüttet worden. Nachdem die Vulcane hier und dort dieſe und jene Materien ausſpeyeten, nachdem war die daraus gewordene Erde im Stande, dieſe und jene Pflanzen zu tragen, wovon dieſe und jene Thiere leben konnten. Seit dem von neuern Vulcanen dieſe Schichten mit andern Materien überzogen worden, wachſen andre Pflanzen an denſelben Orten, wovon andre Arten der Thiere, nicht mehr die vorigen leben können. Solchergeſtalt war es möglich, daß ſich ehemals Elephanten in den nordiſchen Gegenden aufhielten, die man heutzutage nicht mehr daſelbſt findet, ja daß Thierarten gänzlich ausgegangen, und es iſt ganz erklärbar, warum man Elephantenknochen hoch gegen Norden aus der Erde gräbet, und an vielen Orten Ammonshörner, die man wenigſtens im Groſſen nicht mehr in der See antrift. Man begreift hieraus, warum vielfältig die Erdſchichten eine von der waagrechten bald viel bald wenig abweichende Richtung haben, weil ſie nämlich erſt von der Lava und der heruntergefallenen Materie gebildet und nachher von dem Feuer wieder gehoben und verſchiedentlich gekrümmt worden; warum, wie Bianchi und Manfredi beobachtet haben wollen, das Meer z. B. im Adriatiſchen Buſen in 230 Jahren um einen Fuß geſtiegen, weil nemlich die Vulcane noch fortfahren zu wirken und den Raum, den das Meerwaſſer einnimmt, zu verengern u. ſ. w. Inzwiſchen ſind ſie ſeit ſehr langer Zeit dergeſtalt in Ruhe, daß, wenn nicht noch einer und der andere zuweilen tobete, man von ihnen, und wenn nicht die Eingangs dieſes Abſatzes erwähnte Inſel und der Berg erſt vor kurzem durch ſie entſtanden wären, man von ihrer Wirkung keinen Begriff mehr hätte. Es iſt nicht zu läugnen, daß Moro einen ganz andern Weg betritt, als ſeine Vorgänger, und dadurch die Verdienſte vieler andrer übertrift. Allein ſein Syſtem verdienet doch den Beyfall nicht, den er demſelben verſpricht, wie aus folgenden Proben abzunehmen. Die Berge der erſten Ordnung konnten allerdings durch die elaſtiſchen Dünſte in die Höhe gehoben werden, das konnte aber nicht geſchehen, ohne daß die dicke ſteinigte Rinde beyzeiten zerbrochen wurde, und alſo die Dünſte einen Ausgang funden. So hätten die gehobenen ſchweren Maſſen wiederum müſſen herunter fallen, und es iſt unbegreiflich, durch welches Mittel ſie ſtehen geblieben, zumalen die Seitenwände, die ſie unterſtützen ſollten, immer der Hypotheſe zufolge von neuem erſchüttert, verrückt und ſelbſt gehoben wurden. Die Santoriniſche Inſel, der Monte-nuovo und mehrere dergleichen Exempel beweiſen mehr Anhäufungen nach und nach ausgeworfener Vulcaniſcher Materien, als hangenbleibende in die Höhe gehobene groſſe Maſſen. Ferner ausflieſſende Lava und herumgeſtreute Aſche breiten ſich ſo weit nicht aus, als ſie ſich nach dieſer Hypotheſe hätten ausbreiten müſſen. Jene lauft nicht dahin, wie ein flüßiges Metall, ſondern iſt viel zäher als geſchmolzenes Glas, wälzt ſich auf der Ebene langſam fort, und erſtarret zeitig. Von dieſer werden nur die feinſten Staubtheilchen vom Winde weit fortgetrieben, und was ſich alſo in der Ferne ſenkt, beſtäubet kaum die Oberfläche, überziehet ſie aber nicht mit einer dicken Rinde. Die Steine, worin man die Petrefacten findet, können auch nicht Lava ſeyn, als welche viel zu zähe iſt, als daß ſich Sachen genau darin abdrücken könnten, und deren Hitze alles, zumalen brennbare Dinge, Holz, Blätter u. dgl. verbrennen und gänzlich verſtöhren müßte. Daß in Norden ehedem Elephanten zu Haus geweſen, kann auch nicht ſeyn. Denn wenn auf der ehemaligen Oberfläche daſelbſt ſolcher Boden geweſen wäre, auf welchem Futter vor ſie hätte wachſen können; ſo war doch der Grad der Wärme nicht da, den ſie ſelbſt und der Wachsthum ihres Futters erfodert u. ſ. w.

Faſt aus allen bisher erzählten Syſtemen hat der ehemalige berühmte Berghauptmann Johann Heinrich Gottlob von Juſti einzele Theile herausgenommen, in ſeiner Geſchichte des Erdkörpers in eine neue Hypotheſe zuſammengefüget und zu ihrer Beſtätigung manche von der Wahrheit abweichende, zum Theil auch gar fabelhafte, Gründe angeführet. Er denkt ſich nemlich die Erde, die ein von der Sonne vor Millionen Jahren losgeriſſenes Stück ſeyn ſoll, hohl ohngefähr 200 Meilen dick, und inwendig mit dem Centralfeuer ausgefüllet. Nachdem dieſes Feuer hunderttauſend und mehr Jahre die ganze Erddicke zu durchdringen gearbeitet, hat es endlich die erſtaunlichen Felſen ſo hoch emporgehoben, als wir die allerälteſten Berge jetzo ſtehen ſehen. Die übrigen Berge ſind durch die Fluthen und Ströhme des über der jetzt bewohnten Erde ehedem geſtandenen Meeres zuſammen geſpühlet und die vielerley Schichten, die man übereinander antrift, beweiſen vielerley nach einander erfolgte Hauptüberſchwemmungen, oder daß unſre jetzt bewohnte trockne Erde ſchon mehrmal trocken und dazwiſchen vom Meere überdeckt geweſen. Alles zielet dahin ab, unſern Erdball unermeßlich alt zu machen, weil alle die Urſachen, die ihm die jetzige Geſtalt gegeben, ſehr langſam wirken, und daher, um das zu liefern, was ſie geliefert, eine unzählige Menge von Jahrhunderten nöthig hatten. Daß die Erde ein abgeſtoſſenes Stück der Sonne ſeye, haben wir oben ſchon vor eine grundloſe Annahme erkannt, und in dem Artickel: Centralfeuer, erwieſen, daß es damit ebendieſelbe Bewandtniß habe. Der Urſprung der primitiven Berge durch die Erhebung der Steinſchale des Erdballes iſt kaum erſt in dem vorhergehenden Abſatze beurtheilt. Die hundert und mehr tauſend Jahre, die das Centralfeuer nöthig gehabt haben ſoll, die Erdſchale zu durchwirken, ſind auf keine Art erweislich. Denn von Juſti muß ſich verſtoſſen haben, da er ſagt, ſeine Wirkung habe ſich 1200 Meilen weit erſtrecken müſſen, da er ſelbſt den Halbmeſſer der Erde höchſtens nur 900 Meilen groß angiebt, und über dieſes ſchon gemeldet worden, daß er der Kruſte eine Dicke von ohngefähr 200 Meilen zuſchreibt. Die Argumente, womit er darthun will, daß die Bildung der andern Berge und der Erdſchichten unermeßliche Zeit gekoſtet, ſind alle unerheblich. Denn z. B. daß die mehreren und bis in eine groſſe Tiefe hinunter reichenden abwechſelnden Erdlagen nicht anders entſtanden ſeyn können als dadurch, daß derſelbe Platz mehrmalen nach einander Meeresgrund und wieder trockne Erde geweſen, iſt offenbar falſch. Ein Strohm z. B. der, ſo oft er durch heftige Regen ſehr trübe wird, an den Ufern des Meeres, worein er ſich ergieſſet, die Erdtheilgen niederleget, kann viele Schichten über einander bilden, ehe der neue Anſatz über die Meeresfläche hervorraget.

Das kaum gesagte lehret auch, daß, wenn man in einer gewissen Tiefe Schalenthiere herausgräbt, so viel Fuß tiefer abermals auf Schalenthiere trift u. s. f. hieraus nicht folge, daß derselbe Ort nach und nach mehrmals trocken und Meeresgrund gewesen. Die schwarze Erde, wodurch gewisse unter einander liegende Schichten von einander abgesondert worden, ist auch kein giltiger Beweis hievon. In der Schweitz ist im Jahr 1618 das ganze Dorf Plurs und eine gute Strecke darum in die Tiefe versunken, ein Theil des benachbarten Berges darüber hingestürzt, und man findet nun an seiner Stelle einen Pfuhl. Sollte man, wenn die Zeit diesen ausgefüllt und trocken gelegt haben wird, einen Schacht daselbst abteufen, so würde man, wenn man an das Dorf käme, Ueberbleibsel der Häuser u. s. w. und die schwarze Gartenerde finden, aber unrecht daraus schliessen, daß das Meer die darüber liegende Erde darauf gebracht. Aus dem also, daß den Wahrnehmungen zufolge Sandbänke, die vor 100 Jahren einige Fuß unter der Meeresfläche lagen, heute noch eben so tief darunter liegen, folgeren, daß wenigstens 3000 Jahre darauf gehen, bis ein Platz der Meeresgrund war und trocken geworden, wieder Meeresgrund wird, und aus der Menge der Schichten schliessen, daß eben so viele dergleichen Abwechselungen von trocknem Lande und Meeresgrunde Platz gehabt; also, wenn man 40 Schichten übereinander findet, daraus abnehmen, daß zu ihrer Bildung wenigstens 120000 Jahre nöthig gewesen, heißt sich sehr übereilen. Die Mittel, zu welchem von Justi Zuflucht nimmt, um auffallende Umstände an den Versteinerungen, die man innerhalb den Gebürgen findet, zu erklären und ein recht hohes Alter der Welt daraus zu erzwingen, sind nicht besser. Denn um Elephantenknochen in die nordischen Gebürge zu bringen, behauptet er, wie oben Pluche, daß sich die Axe der Erde verändert habe, weil sonst die Körper dieser Thiere von ihrer jetzigen Heimath aus wenigstens 4000 Meilen hätten durch das Wasser müssen fortgetrieben werden, da doch der ganze Umkreis um die Erde nur 5400 Meilen und vom hiesigen Erdstriche bis nach Siberien kaum ein Weg von 700 Meilen ist. Zur Bestätigung dieser Veränderung der Axe beruft er sich unter andern auf die fabelhafte Erzählung eines egyptischen Priesters im Herodot, daß vor vielen tausend Jahren die Sonne mehrmals in Westen auf- und in Osten untergegangen. Um zu berechnen, in wie langer Zeit ein Stück Holz von gegebener Dicke in Stein verwandelt werde, führt er einen in dem kaiserlichen Cabinet befindlichen Balken an, der ein Pfeiler der trajanischen Brücke über die Donau gewesen seyn soll, und, so viel er sich erinnern kann, einen Fuß dick und 21 Fuß lang war. Dieser Balken ist in den 1700 Jahren, die er in der Donau gestanden, sowohl an dem Theile, der in der Erde steckte, als an dem, der ins Wasser ragte, nur von aussen nach innen einen halben Zoll dick in Agath versteinert, das übrige Inwendige ist kaum calcinirt. Weil nun alle Steinwerdung bey dem Holze von aussen anfängt und nach und nach in das Innere dringt; man aber durch und durch versteinerte Hölzer findet, die wohl 4 Fuß dicke sind; so kann man durch die Regel de Tri ausmachen, daß 81600 Jahre verstrichen, bis sie in diesen Zustand gekommen. Wie schwankend diese Rechnung seye, lässet sich aus folgenden Anmerkungen, deren mehrere gemacht werden könnten, abnehmen. Wer ist gut dafür, daß der angeführte Balken einer von den Pfeilern der trajanischen Brücke gewesen, wenn er auch in derselben Gegend gefunden worden? Vielleicht ist er viel neuer und kaum 100 bis 150 Jahre alt. Woher weiß man, daß wider alle Erwartung die Versteinerung des Holzes auswendig anfängt und nach und nach ins Innere dringt? Gesetzt, der Balken hat wirklich 1700 Jahre in der Donau gestanden, vielleicht und vermuthlich ist er alsdenn eben deswegen nur einen halben Zoll tief in Stein verwandelt und das zwar bald, in den ersten 50, 60 Jahren, weil er vom Umfange nach innen zu Stein wurde und dadurch dem Wasser, das die versteinernde Theilchen mit sich bringt, der Weg in das Innere verstopft worden; vielleicht war sein Inneres von der Fäulniß angegriffen oder aus andern Ursachen nicht aufgelegt, versteinert zu werden. Ferner ist leicht zu erachten, daß nachdem die Holzart verschieden ist, und der Ort, wo die Versteinerung vorgehet, und nachdem die Steinart ist, worin sie übergehet, die Versteinerung mehr oder weniger Zeit braucht u. s. w. Wenigstens lieset man in den *Actis Upsaliensibus* 1722, daß ein Bergknappe, der vor 49 Jahren verschüttet worden, bey der Aufräumung der Grube gänzlich versteinert gefunden worden, und wer weiß wie lange schon vorher gänzlich versteinert war, und siehet also, daß die Justische Rechnung nicht besser ist, als wenn einer, der von der Verschiedenheit des Inhalts der Bücher nichts wüßte und vom Hörensagen hätte, daß Newton an einer gewissen Quartseite seiner *principiorum* 14 Tage geschrieben haben soll, daraus, daß das *Theatrum Europaeum* 40000 mal so viel, als eine solche Quartseite in sich enthält, schliessen wollte, Abelin müßte an diesem Werke 560000 Tage oder 1534 Jahre gearbeitet haben, und es seye also unmöglich, daß es die Geschichte des 1617 und folgende Jahre in sich enthalte. Das Gesagte reicht auch zu den von andern gemachten Einwurf aus dem Alter der Tropfsteine in der Baumannshöhle und mehrere ähnliche zu beantworten. Diese Säulen sollen nemlich alle Jahre einen neuen Steinansatz ringsherum erhalten, und es sollen Säulen da seyn, die schon 20000 dergleichen Ansätze haben, die also 20000 Jahre alt seyn müßten. Wer hat sich die Mühe gegeben, die 20000 Ansätze zu zählen, und wer hat bewiesen, daß alle Jahr einer zuwächst? Ist nicht, um uns in die Entstehungsart der Tropfsteine nicht einzulassen, tausendmal vermuthlicher, daß wenn der zur Verfertigung eines Ansatzes gehörige Vorrath, den die Natur jährlich dazu verwendet, jetzo zureichet, eine Kruste um die dicke Säule zu bilden, so müßte derselbe Vorrath, wie ehedem die Säule nur halb so dicke war, zureichen, mehr solche Krusten, und wie die Säule noch eher nur ein Viertel so dick war, noch mehr solche Krusten zu formiren? u. s. w. Mehreres was zur Beurtheilung des von den Stalactiten hergenommenen Beweisgrunds dienet, kann man in den Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte B. 1. St. 1. S. 124 lesen.

Eine umständliche Widerlegung dieses Systemes findet man in Herrn Prof. Wiedeburgs 1782 gedruckter Anwendung der Natur- und Grössenlehre zur Rechtfertigung der heil. Schrift, in welchem Buche er auch sowohl, als in den schon vorher herausgekommenen Muthmassungen über die Sonnenflecken eigene Gedanken über unsern gegenwärtigen Gegenstand vorträgt, die ihm wegen der lobenswürdigen Absicht auch bey denjenigen zum Ruhme gereichen müssen, die ihm in der Sache selbst Beyfall zu geben Anstand finden. Wir wollen der Kürze halber nur das, wo-

durch er sich von andern vornemlich unterscheidet, auszeichnen. Die der Ausdehnung nach unendliche Welt ist im Anfang, d. i. von Ewigkeit, erschaffen, nicht aber sind zugleich alle diejenige grosse Körper, woraus sie jetzo bestehet, zum Vorschein gekommen, sondern die Planeten, und darunter unsre Erde, waren zuerst Sonnenflecken, die, als sie sich der Sonne mehr und mehr näherten, und endlich bey dem Eintritt in ihre electrische Atmosphäre dieser Kraft auch theilhaftig wurden, von derselben weggeschleudert in Cometen übergiengen, welchen endlich der Wink Gottes ihren engeren weniger accentrischen Lauf um die Sonne mit bestimmter Schiefe der Ecliptik vorschrieb, und sie dadurch zu Planeten werden hieß. Der Zweck des Herrn W. blos die Mosaische Schöpfungsgeschichte als nicht erdichtet und fabelhaft, wovor sie von manchen angesehen wird, sondern als wahr und der Vernunft gemäß vorzustellen, nicht aber den Bau der Erde und die Weise, wie er zu Stand gekommen, zu erklären, erfoderte nicht, sich in alles dasjenige einzulassen, was andre, die wir vor ihm angeführet haben und nach ihm anführen werden, ihren Absichten gemäß aus einander setzen mußten. Wie aber der übrige Inhalt seiner Abhandlung auch ausserhalb unsrer Sphäre liegt, so erwähnen wir daraus nichts weiter, sondern beschliessen diesen Theil unsrer Erzählung mit einer kurzen Anmerkung über das, was wir ausgezogen haben. Von der unendlichen Ausdehnung und der ewigen Schöpfung der Welt wird der Artickel: Welt, reden. Was Herr Wiedeburg von den Sonnenflecken hält, wollen wir gleichfalls in dem davon handelnden Artickel anzeigen. Jetzo glauben wir nicht allein von unsrer dermaligen Kenntniß der Beschaffenheit sowohl der Sonnenflecken als der Cometen behaupten zu müssen, daß sie noch viel zu unzureichend und ungewiß seyn, als daß wir die Muthmassung, aus jenen Cometen diese, und aus diesen Planeten entstehen, wagen dürften; sondern auch hinzusetzen zu müssen, daß, wenn wir diese Muthmassung dennoch wagen wollen, wir, weil kein natürlicher Uebergang vom Stande des Cometen in den Stand des Planeten statuiret, sondern die Allmacht zu Hülf gerufen wird, dem Naturforscher dadurch eben so wenig ein Genüge leisten, als derjenige ihm ein Genüge leisten würde, welcher, um den Ursprung des jungen Huhns zu erklären, sagte, aus dem in die Nahrungssäfte und in das Blut des alten Huhnes sich verwandelnden Futter werde das Ey, und aus dem Eye werde durch die unmittelbare Wirkung der Allmacht das junge Huhn.

Vorzüglich verdienet das System des Herrn de Luc, welches er in seinen 1779. in französischer Sprache herausgegebenen Briefen über die Geschichte der Erde und des Menschen ausführlich vorgetragen, den Lesern bekannt gemacht zu werden. Er beweiset zuforderst, daß geschmolzene Materien und kegelförmige Gestalt characteristische Kennzeichen sind, daß ein Berg von unterirrdischem Feuer, und horizontale oder beynahe horizontale Schichten, deren Oberfläche ziemlich parallel und eben sind, und worin man fremde Körper findet, characteristische Zeichen sind, daß ein Berg durch successive Bodensätze des Wassers gebildet worden. Andere Berge und Boden, worin man weder diese noch jene Merkmale antrift, sind ursprünglich und ihre Entstehungsart lässet sich dermalen noch nicht aus physikalischen Gründen erklären. Nun findet man auf dem festen Lande die Menge von Bergen und Böden, die aus wenig geneigten oder gar waagrechten Schichten bestehen; sowohl in den obersten als in sehr tief liegenden Schichten findet man Seeproducte und abgerundete grössere und kleinere Stücke der ursprünglichen Materie genau abgeformet. Diese Berge und Böden sind also vom Wasser geformet, und die Massen, worin man die Seeproducten u. s. w. findet, sind ehedem einmal flüßig, oder wenigstens sehr weich gewesen. Das Wasser, das diese Berge gebauet, muß, weil diese von unten an bis oben hinaus gleichförmige Berge zum Theil sehr hoch sind, und also nur in langer Zeit zu Stande kommen konnten, lange und tief über der Erde gestanden, kurz die jetzige trockene Erde muß ehedem Meeresgrund gewesen seyn, und das Meer muß sich davon weder plötzlich, weil es sonst die Sandhügel weggeschwemmt und die Ufer zerrissen und zersetzt hätte, noch auch unvermerkt zurückgezogen haben, weil man sonst keine Seeproducte in den Erd- und Steinschichten finden könnte, als die in den benachbarten Meeren sich noch aufhalten; da man hingegen theils solche darin antrift; die nur in weit entfernten Meeren leben, theils solche, deren Art gänzlich scheinet zu Grund gegangen, oder wegen der erlittenen grossen Veränderung unkenntlich geworden zu seyn, weil man keine von der Gattung mehr ausfindig machen kann. Ferner hat unsre Erde die Menge Berge, denen man deutlich ansiehet, daß sie Anhäufungen von Materie sind, die dem Feuer ausgesetzt waren; deren Bau dem Baue der noch vorhandenen Vulcanen gleich ist, und die von Lagen bedeckt und damit umgeben sind, die das Meer darüber und daran geschwemmt; welche also gebrannt und ausgeworfen haben müssen, als unsere Länder noch unter Meer stunden, wie diejenige, der die oben erwähnte Insel im Archipelagos hervorgebracht. Ja man findet hin und wieder, daß vulkanische und vom Meere aufgelößte Lagen schichtenweiß mit einander abwechseln. Daß ganze Bergrücken in die Höhe gehoben seyn worden, lässet sich aus der Wirkung des unterirrdischen Feuers nicht begreifen, und man findet auch keine Spuren einer solchen gewaltsamen Zertrümmerung, als hiermit vergesellschaftet gewesen seyn mußte. Daher ist unsre jetzige Erdfläche noch in derselben Höhe, in welcher sie sich ehemals als Meeresgrund befand. Weil die vegetabilische Erde aus den darin übergehenden Ueberbleibseln der Pflanzen entspringet, so schliesset man aus der aller Orten ziemlich gleichen Höhe der Schichte der vegetabilischen Erde, daß das Meer unsre jetzige Länder alle zugleich verlassen, nicht nach und nach, zumal man siehet, daß es seit langer Zeit sein Bette nicht mehr verändert, sondern nur, wo es besondere locale Umstände veranlassen, hie und da etwas abschwemmet, und an andern Orten wieder ansetzet. Die Entblössung der jetzigen Länder kann auch nicht vor so gar sehr langer Zeit geschehen seyn, weil die vegetabilische Schichte gegen die andere von geringer Dicke ist. Unter den in den mehr erwähnten Schichten befindlichen fremden Körpern befinden sich auch Pflanzen und Ueberbleibseln von Landthieren. Also war die Erde zu der Zeit, da unsere jetzige Länder noch unter Meer stunden, schon mit Pflanzen und Thieren besetzt. Aber die Ueberbleibsel von Pflanzen und Landthieren, die man in unsern Gegenden antrift, sind vielfältig von Arten, die jetzo weit von hier und wohl gar in der andern Hälfte der Kugel wohnen. Also muß sich die Erdfläche in Absicht auf Pflanzen und Thiere gar sehr verändert haben. Dieses alles, was bisher gesagt worden, erkläret sich, und sein Zusammenhang offenbaret sich ganz natürlich, wenn

man sich gedenket, daß das ehemalige bewohnte feste Land in die darunter befindlich gewesene Höhlen eingestürzt und unter die damalige Meeresfläche hinunter gesunken. Denn solchergestalt mußte das Meer den von ihm verlassenen Raum ausfüllen und unsre jetzige Länder seinen ehemaligen Grund, der seine ursprüngliche Klippen und Berge, die zum Theil als Inseln darüber hervorgeraget, wie auch seine durch vulcanische Auswürfe und durch zusammen geschwemmte Schichte erzeugte Berge hatte, blos lassen, ohne daß er erhöhet wurde. Um die Anstände, die der aufmerksame Leser hin und wieder finden möchte, aus dem Wege zum räumen, verfolget der Herr Verfasser sein System sorgfältig und beantwortet alle Fragen, die ihm vernünftiger Weise können vorgeleget werden. Z. E. daß man in den mehrgedachten Schichten ausser den Seeproducten auch Bäume und andre Erdpflanzen, Knochen, Zähne u. s. w. von Landthieren antrift, wird begreiflich, wenn man sich vorstellet, daß die Gewächse, die Thiere auf dem alten trocknen Lande, das versunken ist, gewachsen und gelebet; daß sie durch die Ströhme desselben Landes in das ehemalige Meer, das über unsere jetzige Länder gestanden, geführet und von dessen Fluthen und Ströhmen theils zerstückt, theils an den Ort gebracht und in der Schichte, die damals die oberste war, begraben worden, woselbst und worin wir dieselbe oder ihre Theile jetzt finden. Sind nun über diese Schichten nach und nach mehrere andere hingeschwemmt worden, haben die unter dem alten Meere befindlichen Vulcane Laven darüber hingegossen, hat das Meer nach der Hand neuen Schlamm über den Laven und über den Vulcanen selbst ausgebreitet, u. s. f.; so liegen diese Versteinerungen tief unter allerley Schichten, die theils Seeproducten in sich haben, theils nicht haben. Die durch den Austritt der Laven aus den Vulcanen entstandenen leeren Räume konnten nicht breite und tiefe Höhlen seyn, sonst wären die elastische Dünste durch sie herausgedrungen und hätten die Laven zu den obern Oefnungen herausgeschoben; sie mußten also sehr lange und sich weit erstreckende Gänge seyn; die Elasticität der darin verschlossenen Dünste mußte also heftige Erdbeben verursachen, wodurch Ritze und Spalten in den ursprünglichen und in den festgewordenen neuen Bergen entstehen mußten, die sich nach und nach mit fremden Materien füllten, welche zu denjenigen Gängen wurden, die wir in den Bergen finden. Zersprengte das unterirrdische Feuer schwache Gewölber, so flogen die Stücke mehr oder weniger weit weg, die Meeresfluthen rolleten sie weiter und begruben sie endlich in die zusammen geschlammten Schichten. Daher kommen die oben angeführten abgerundeten Stücke der ursprünglichen Materie in den Lagen der neugebildeten Berge. Durch die Zersprengung dieser und Einstürzung andrer Gewölber unter dem alten Meere konnten manche mit Holz u. d. g. bewachsene und von Thieren bewohnten Inseln versinken. Auch durch diesen Weg können ihre oben auf eine andere Weise erklärten Ueberbleibsel in die Schichten der Berge gekommen seyn. Desgleichen wurde hierüber das alte Meer erniedriget, und diese Erniedrigung zog weitere Folgen nach sich, in die wir uns, wenn wir nicht zu weitläuftig werden wollen, nicht einlassen dörfen. Endlich wurden die Widerlagen der obern wasserleeren Gewölber unter der alten festen Erde durch die Gewalt der eingeschlossenen Dünste zerbrochen, nachdem das unterirrdische Feuer dem Wasser Eingang in dieselbe verschaft, welches Gährungen darin hervorgebracht und dadurch Explosionen verursachet. Eben auf diese Weise ergieng es nach und nach mit den zweyten, mit den dritten Gewölbern. Es entstunde also mehr und mehr zunehmender Raum, wohin sich das Meer verlaufen, und sein altes Bett ohne heftiges Ungestümm, also ohne dessen Hügel und Sandebenen wegzureissen verlassen konnte. Als diese neue Länder von Wasser verlassen waren, machte das unterirrdische Feuer, das nun das Gewicht des Wassers nicht mehr zu heben hatte an den schwachen Stellen neue Explosionen, wodurch die Trümmer des zerbrochenen Bodens sehr weit umher geworfen wurden, bis die gährende Materien nach und nach vertrockneten, und die Ruhe hergestellt wurde. In dem neuen Bette des Meeres hingegen entzündeten sich neue Vulcana und bildeten die neue vulcanische Archipelagos, worin man noch hin und wieder Feuerschlünde antrift. (Man sehe z. B. Cook's Reise um die Welt im IIten Band der deutschen Uebersetzung der Geschichten der Seereisen. S. 172.) Die auf den Inseln des alten Meeres, unseren jetzigen höchsten Gebürgen, gewachsenen Pflanzen trugen den Saamen, der durch die Winde und durch die Vögel auf das neu entblösete Land gebracht worden; theils wurde er auch von den untergegangenen Ländern herüber geschwemmt, und davon stammen die Pflanzen auf den jetzigen festen Ländern ab. Auf beyderley Weisen wurden auch die meisten Thierarten erhalten, denn theils können bey dieser grossen Revolution manche derselben gänzlich ausgegangen seyn; theils scheint es, als habe die Versammlung der Thiere in der Arche Noä vielmehr zum Endzweck gehabt, daß gleich in der Gegend, wo die erhaltenen Menschen aussteigen würden, die nöthige Thierarten vorhanden seyn möchten, als daß alle Thiere auf dem Erdboden wiederum von ihnen abstammen sollten, weil die Absicht Gottes die Ausrottung der sündigen Menschen nicht aber der unsündigen Thiere erforderte. Warum man Ueberbleibsel von Pflanzen und Thieren in unsern Gebürgen findet, davon die Originalen jetzo nur weit von uns im heissen Erdgürtel sich aufhalten, als woraus hauptsächlich erhellet, daß unsre Länder nicht langsam, sondern ziemlich schleunig vom Meer verlassen worden, wird schon zum Theil dadurch begreiflich, daß die vor der grossen Revolution stärkere Fähigkeit der Erdfläche und der Atmosphäre sich erwärmen zu lassen, vortheilhafte Localumstände und die Stellung der Berge Ländern einen hinreichenden Grad der Temperatur verschaffen konnten, damit Elephanten u. d. gl. Thiere darin leben möchten, die sich bey den veränderten Umständen jetzo in denselben Gegenden nicht mehr aufhalten. Ferner aber mußte das Einsenken der alten Länder in die darunter befindlichen leeren Gewölber und die Ueberströhmung derselben von dem von unsern jetzigen Ländern abgeflossenen Meere, wodurch sowohl grosse Massen von einer Seite auf die andre gebracht als ihre Entfernungen vom Mittelpuncte verändert wurden, selbst der Schwerpunkt des Erdkörpers verändern, dadurch wurde die Höhe der Meeresfläche, also auch ihre relative Höhe gegen die Länder, und folglich die Höhe der Atmosphäre und demnach auch die Temperatur der Länder mit geändert. Endlich wenn man sich der Trägheit der Körper erinnert, vermöge welcher sie in dem Zustande worin sie sind, zu verharren trachten, und erwäget, daß eine nahe bey dem Aequator befindliche Portion Wasser sich geschwinder, eine nahe bey dem Pole befindliche aber langsamer beweget, als anders so mitten dazwischen lieget; so siehet man ein,

daß wenn bey der beschriebenen grossen Revolution das Meer seine Breite merklich geändert, z. E. vom Nordpol gegen den Aequator, vom Aequator gegen den Südepol abgeflossen, es die übrigen Theile des Erdkörpers gegen Norden hin in ihrer Bewegung aufgehalten, und gegen Süden hin beschleuniget, also die Axe, um welche die Bewegung geschiehet, verrücket, also auch die Lage des Aequators geändert. Und hieraus ergiebt sich ein dritter Grund, daß auf dem ehemaligen Lande Thiere an Orten haben leben können, von welchen uns ihre Ueberbleibsel durch die Flüsse in das alte Meer haben geführet, und das Letztre an diejenige Plätze geschwemmt werden können, wo wir sie jetzo ausgraben, und wo dermalen dergleichen Thiere nicht mehr leben können. Diese Veränderung der Erdaxe, die hier als Wirkung der veränderten Stelle des Meeres angesehen wird, ist eben so gegründet, als sie oben von Pluche in seinem System als die Ursache der veränderten Stelle, des Meeres ohne Grund angenommen worden, und die am Ende dieses Absatzes aus dem Buche des Herrn de Luc ausgezogene Erklärung der Sündfluth ist nicht nur eben so begreiflich und natürlich, sondern stimmt auch mit der Mosaischen Erzählung eben so pünktlich überein, als die im Anfange dieses Absatzes ausgezogene Erklärung des ursprünglichen Zustandes der Erde, wenn man nur mit dem Herrn Verfasser annimmt, daß die Mosaischen Tage ziemlich lange unbestimmte Perioden sind. Man braucht keinen Cometen, keine Zertrümmerung der Erde u. s. w. um Wasser herbey zu schaffen, das alles überschwemmt; man braucht keine mit Gewalt herbeygezogene Mittel, die das Wasser wieder wegschaffen; die Phänomenen, deren Grund zugleich daraus angegeben wird, sind Bestättigungen derselben und gleichsam Documente, woraus sie bewiesen wird. Die Wörte Gottes: Siehe ich will sie verderben mit der Erde, sind dadurch, daß die alte Länder versunken und das Meer von seinem alten Grunde, unsere jetzigen Länder, darüber hingeflossen, genau erfüllt; die Brunnen der Tiefe thaten sich wirklich auf, d. i. das Wasser drang durch die Ritze der berstenden Krüste überall durch und floß zugleich von den Seiten herzu; die Fenster des Himmels thaten sich auf, denn die grösse Menge der Dünste, die bey dieser Catastrophe aufsteigen müssen, und die Heftigkeit des daraus entspringenden Regens ist von ihr unzertrennlich; daß sich nach und nach die Wasser verloffen, ist buchstäblich wahr u. s. w. Fragen, die sonst Schwierigkeiten machen, beantworten sich von selbst. Z. E. woher fande die Taube das Oelblatt, das sie Noa zurückbrachte, auf einem so verheerten Erdkörper? Antwort: auf einem nunmehrigen hohen Berge; der vorher eine unüberschwemmte Insel des alten Meeres war, und damals Oelbäume der vormaligen niedrigen und also warmer Lage halber tragen konnte, obwohl er jetzt der hohen und kalten Lage halber keine mehr trägt. Wo nahm Noa die Reben her zu den Weinbergen, die er pflanzte? Antwort: eben daher u. s. w.

Das meiste und vornehmste, was das System des Herrn de Luc von andern unterscheidet, hat schon der berühmte Senior aller jetzt lebenden academischen Philosophen, Herr Professor Hollman im dritten Tome des Comment. Societatis Regiæ scientiar. Gœttingensis im Jahre 1753. vorgetragen.

Dem Herrn Rath Raspe in seinem specimine historiæ naturalis globi terraquei 8. Amsterd. 1763., kommt die Grösse der leeren Höhlen unbegreiflich vor, die man in dem Erdkörper voraussetzen muß, damit sie die ungeheure Massen der alten Länder aufnehmen konnten, und es ist nicht zu läugnen, daß, wenn man anfängt diese Grösse zu überschlagen, der Beyfall, den man der kaum angeführten Erklärung gegeben, zu wanken beginnet. Denn wenigstens ohngefehr 600 Klafter durchaus tief kann man unser jetziges Meer annehmen, das wenigstens zweymal so viel Raum einnimmt als unsre jetzige trockne Erde oder das alte Meer. Dieses alte Meer muß also ohngefehr 1200 Klafter tief gewesen seyn, und folglich das alte feste Land mehr als 1200. Kl. höher gestanden haben, als das jetzige. Das alte feste Land oder der jetzige Meeresgrund, der, wie schon gesagt, zwey Drittel der ganzen Oberfläche des Erdkörpers einnimmt, muß also mehr als 1800. Klafter gesunken, und die leeren Höhlen müssen also erstaunlich groß gewesen seyn, die diese abscheuliche Masse verschlungen. Weil aber gleichwohl unläugbar ist, daß das jetzige Land ehedem Meeresgrund war, hingegen das Wasser diesem nach nicht von demselben abgeflossen so bleibet nach Herrn Raspe Gedanken nichts anders übrig, als daß das Land aus dem Wasser in die Höhe gehoben worden und zwar in ganzen Stücken, mit seinen Schichten, Bergen, und Thälern, wie vermöge des obigen schon Rajus und vornemlich Hooke statuirte, und wie man aus der Erfahrung weiß, daß manche grosse und kleine Insel entstanden. Denn die andre Art, wie das Land über das Wasser steigen konnte, die Moro annimmt, vermöge welcher es nach und nach von feuerspeyenden Bergen ausgeworfen wird, kann nach seinem Urtheile aus mehreren Ursachen nicht statt haben, weil nemlich in manchen 1000 und mehr Meilen grossen Strecken gar keine Spuhr eines ehemaligen feuerspeyenden Berges angetroffen wird, weil ferner die Schichten der Erde viel zu ordentlich und regelmäßig übereinander liegen und mit einander abwechseln, als daß man ihnen einen so tumultuarischen Ursprung zuschreiben könnte, ꝛc.

Der Herr Oberconsistorial- und Oberbaurath Silberschlag zu Berlin trägt in seiner 1780. in zwey Theilen herausgegebenen Geogenie eine von dem vorhergehenden ganz unterschiedenes aber mit den Gründen der Naturlehre an den meisten Stellen sehr wohl zusammen hängendes und mit Mathematik reichlich unterstütztes System vor, das desto mehr würdig ist, ausführlich vorgetragen zu werden, je mehr es selbst den Buchstaben Mosaischen Erzählung zu bestättigen dienen soll. Im Anfang schuf Gott das Chaos vor jeden Weltkörper da, wo er künftig seine Stelle haben sollte. Hierauf was Luft, Wasser, Erde, u. s. w. werden sollte, vereinigte sich in seinen ihm zukommenden Bestandtheilen, sammelte sich durch die anziehende Kräfte in homogenen Massen, davon die schwereren in die leichteren niedersanken und die Letzteren dagegen zu steigen nöthigten. Der Schöpfer sprach: es werde Licht, und diejenigen Chaos, woraus Sonnen werden sollten, entzündeten sich ohne noch zu wirklichen Sonnen ausgebildet zu seyn. Das undurchsichtige Erdchaos war also auf der der künftigen Sonne ausgesetzten Seite im Lichte, auf der gegenüberstehenden im Dunkeln, und, da es zugleich anfieng, sich um seine Axe zu drehen, so begann so gleich die Abwechslung des Tages und der Nacht. Den folgenden Tag vollendete sich die Absonderung der Luft, die darin hangen gebliebenen Wassertheilchen schossen in Wolken zusammen, und solcher Gestalt stund die Atmosphäre über der verdichteten übrigen Masse, auf deren Oberfläche das Wasser mehr und mehr zum

Vorschein kam und in deren innerem sich die schweren terrestrischen Theile um den Mittelpunct herum zusammen sezten, worin sich alsobald die Versteinerung in unzähligen Punkten entspann, und schleunig mehr und mehr um sich griffe. Im innersten dieses immer fester und fester gewordenen Kernes brach eine plözlich wirkende und daher elastische unermeßliche Kraft aus, die wir in nichts anders als in einem nach Art der Minen sehr schnell wirkenden Feuer suchen können; diese blies den grossen Ball heftig auf und trieb, wie sie hier mehr dort weniger Widerstand fand, das Erdreich den Absichten des Schöpfers gemäß hier weniger dort mehr in die Höhe. Solchergestalt tratt das feste Land und die Inseln sammt den Bergen aus dem Gewässer hervor, welches theils auf den weniger erhabenen Strecken stehen blieb und die Meere formirte, gröſten Theils aber in die innen erstandene sehr grosse Höhlung und in andre Grotten stürzte, von welchen, weil sie ein gar merkwürdiges Glied in dieser Kette sind, bald umständlicher gesprochen werden soll. Die Gewalt dieses Feuers stieß die schweren Klippen wie Keule theils durch die schlammigte Oberfläche durch und sie wurden nackte Felsen, theils schob sie solche durch Steinschichten, die sich darüber schief stellen und in donlagichte Geschiebe verwandeln müssen, welche in der Pläne noch horizontal fortstreichen, auch öfters jenseits des Thales sich wieder in schiefe Geschiebe erhoben. Weiche Massen, die sich noch dehnen liessen, thürmte sie Hügel- und Rückenweise auf. An tausend Orten brach sie endlich durch die Erddecken und man findet wie der Herr V. davor hält, die häufigen Craters heutzutage, der vielen auf der Oberfläche vorgenommenen Veränderungen ungeachtet noch überall. Bey diesem Durchbruche sprengte sie, was ihr im Wege war, aus den Schlünden heraus; die schwereſten Klumpen fielen am nächsten nieder, leichtere Feldsteine fuhren weiter und den Sand als damals theils noch nicht ganz versteinerte Granitmaterie, theils noch weiche Quarzmaterie u. s. w. streuete sie am weitesten herum. Der Lezte findet sich daher nach Herrn S. nur auf und wenig unter der Oberfläche, nicht in der Tiefe der Erde, weil er durch Auswurf über die Oberfläche entstanden. Die Erklärung wird durch wirkliche Beyspiele zumalen durch den Ursprung des Monte nuovo bey Pozzuolo bestättiget. Als sich diese Kraft Ausbrüche durch die Oberfläche machte, drang sie nicht gleichsam durch senkrechte Schornsteine aus dem Abgrunde in die Höhe, sondern, wie ihr der Unterschied des Widerstandes zuliesse, nach der Richtung schiefliegender Flächen; bildete, wo sie durch die allgemeine Ausdehnung entstandene nachgebende Stellen fand, weite und tiefe in die länge ausgestreckte Blasen. Daher sind die in der Erdenrinde befindlichen stockwerksweise über einander liegenden und und theils unter einander theils mit dem grossen Centralgewölbe oder dem Abgrunde durch engere Gänge communicirender Höhlen, deren jede wesentlich wenigstens zwey Schlünde hat, einen eintrettenden, durch welchen sie selbst gebildet worden, und einen ausgehenden, durch welchen die die Höhlen formirende Kraft wieder herausgefahren. Sowohl die Entstehungsart als der Endzweck verstattet die Verdoppelung ja Vervielfachung der einen und der andern Art von Schlünden, und ihre Einmündung in die Höhlen ist, nachdem die weiter unten anzuzeigende Absicht des Schöpfers eins oder das andre erforderte, bald nahe an der Decke, bald nahe an oder in der Sohle der Höhle. Die tiefsten dieser Höhlen haben ganze weitläuftige Länder, die höchsten beträchtliche Berge zu Decken und in den Bergen befinden sich selbst noch in verschiedenen Höhen verschiedene kleinere Höhlen. Aus den Unteren derselben erheben sich durch die Communicationsgänge Dämpfe in die Oberen, die an den Decken und Seidenwänden anschlagen, herunter treuffen und in den niedrigen Gegenden ihres Bodens unterirrdische Seen formiren, welche in den höher liegenden Höhlen befindlichen Seen, indem sie zu Tage ausfliessen, die ständigen Quellen mit Wasser versorgen. Das meiste von dem gesagten kann man an der Baumannshöhle, der Deminfalvenſischen und andern mit Augen sehen. Wir haben jezo nichts weiter davon nöthig anzuführen, als daß die obersten Oefnungen derselben das über der Erdrinde gestandene Schöpfungswasser in die nächsten Gewölbe, die Communicationen in tiefere, und die tiefsten endlich in das grosse Centralgewölbe geleitet, bis auf das, was in den Meeren und in den tieferen Stellen der Grotten, die nemlich über dem Boden der weiter in die Tiefe führenden Gänge liegen, stehen geblieben; daß die zu tage gehenden Oefnungen der Schlünde der obersten Gewölbe durch den nachfliessenden Schlirch und Schlamm zulezt verstopft worden, und daß das ganze Gerippe der Erdkruste in einen festen Granit übergegangen, der nicht nur an manchen Orten über die Oberfläche herausticht, sondern auch nach dem Zeugnisse aller Reisebeschreibungen das allgemeinen Grundgestein der Erdkugel ist. Dieser innere Bau der Erde und das darin eingeschlossene und zum Theil mit Wasser zum Theil mit Luft gefüllte Höhlensystem dienet nun dem Herrn Verfasser die Weise zu erklären und begreiflich zu machen, wie die Sündfluth, die der Erde nachher die Gestalt gegeben, die sie im wesentlichen noch heutzutage hat, entstehen und wieder abfliessen können. Um seine Theorie durch die Erfahrung zu bestättigen und aus derselben noch manches nicht voraus gesehenes zu lernen, ließ er einen zu dieser Absicht besonders eingerichteten Heronsbrunnen *) in Conischer Gestalt aus Blech verfertigen, weil man sich eine Kugel von solchen Gestalten zusammengesezt vorstellen kann. Das unterste Gefäß DCE stellt einen Theil der grossen Tiefe oder des mit Wasser gefüllten Centralgewölbes und C selbst der Mittelpunkt der Erde vor. Das mittelste Gefäß FGIH stellt die Summe des Raumes aller zunächst über der grossen Tiefe befindlichen mit Luft erfüllten Höhlen vor. Das oberste Gefäß ABLK druckt die Summe des Raumes aller zunächst unter der Oberfläche der Erde befindlichen mit Wasser gefüllten Höhlen aus. Die Zwischenräume KLGF, HIED mögen mit fester Materie, Stein u. s. w. ausgestopft seyn, wie sie wollen. Die Röhren M und N aus dem untersten ins mittlere und aus dem mittleren ins oberste Gefäß vertretten die Stelle der eintrettenden Schlünde, durch welche die Kraft, die die Höhle gebildet, in dieselbe eingetretten. N endet sich nahe bey der Oberfläche AB, wovon die Ursache aus dem Begriffe des Heronsbrunnen bekannt ist und unten selbst berühret werden wird. Die Baumanns- und andere Höhlen beweisen, daß in der Natur diese Lage statt hat. O ist einer der Austrittsschlünde, der nahe bey der Sohle der Höhle KL anfangen muß, und im folgenden einen Springschlund abgeben wird, P ist ein Canal, der den Abgrund mit der Oberfläche verbindet. Um das oberste Gefäß gehet ein Rand R

*) Hydraulische Tafel Fig. 2.

und der Boden des dadurch formirten Bassins AB ist bey Q erhabener und mit Erhöhungen besetzt, um festes Land mit seinen Bergen und Thälern, bey S tiefer, um den Grund des Meeres zu präsentiren. Nun sollte eine Atmosphäre auf die Oberfläche und folglich besonders auch auf dem Pfropf T, der die Springröhre verschliesset, drücken. Diesen Druck durch eine Nachahmung zu erhalten, ist auf das oben an dem meßingernen wohl eingeschmirgelten Stöpselgen angebrachte Scheibgen ein proportionirtes Gewicht gestellt. Um endlich durch die Maschine diejenige Vorstellung hervorzubringen, derenthalben sie erfunden ist, füllet man erstlich das Gefäß ABLK durch einen in die Springröhre bey T gesteckten Trichter mit Wasser, verstopft diese Röhre mit dem angeführten Stöpsel und setzt das Gewicht auf seine Scheibe. Ferner füllt man auch den Abgrund CDE so lange, bis die Röhre PP überlauft, und das übrige Wasser in dem Meere S stehen bleibt, welches beydes bey der Erde selbst in den ersten Tagen der Schöpfung vermöge des obigen geschehen ist. Hierüber wird die Luft in FGIH, in welchem Raum kein Wasser dringen konnte, oder aus welchem es durch die Röhre M in den Abgrund weiter hinunter fallen müsie, wie auch wegen der Communicationsröhre N die über dem Wasser in ABLK zusammengedrückt, und zwar heftig, da die drückende Wassersäule im Erdboden selbst zwischen 40 und 50 deutschen Meilen hoch seyn muß. So lange nun das Gewicht auf der Springröhre stehen bleibt, d. i. so lange die durch das Gewicht vorgestellte Schwere der Atmosphäre bleibt, wie sie ist; so lange ist zwar alles in Ruhe, aber zugleich in völliger Bereitschaft loszubrechen, so bald die Allmacht der Atmosphäre einen beträchtlichen z. E. den dritten Theil ihrer Schweere entziehet; wie man, daß dieses geschehen, aus dem heftigen und anhaltenden Platzregen, der zur Ueberschwemmung vor sich so sehr viel nicht beygetragen, deutlich siehet. Denn so bald das Gewicht abgenommen wird, so bald fährt der Stöpsel aus der Springröhre und die Brunnen der grossen Tiefe öfnen sich und das Wasser springt mit Gewalt heraus; die Erde und die darauf befindlichen Berge werden überschwemmt; das Wasser, das seine gröste Höhe erreichet, behält dieselbe einige Minuten, wie die Sündfluth nach Mose auch einige Zeit stille gestanden, weil die Fallröhre so viel verschlucket als der langsamer fortspringende Brunnen des Abgrundes ausspritzet. Endlich wenn die untere Oefnung der Röhre O über Wasser ist, fähret die zusammengedruckte Luft aus der Springröhre heraus, man siehet also den Wind, der vor der Abnahme der Sündfluth nach der Mosaischen Erzählung sich eingestellt, und es entstehet Raum in der bisherigen Lufthöhle, daß das durch die Röhre PP gedruckte Wasser des Centralgewölbes darein steigen und sich folglich von der Oberfläche der Erde nach und nach verliehren kann. Reicht das über der Erde stehende Wasser nicht mehr an die Mündung der Röhre PP, so hört der Abfluß auf und die Wassersäule in PP senkt sich bis Druck und Gegendruck gleich sind. Ob in den Meeren nach der Sündfluth das Wasser höher oder niedriger als vor derselben stehen sollte, hieng also blos von der Höhe dieser Mündungen ab. Wenn Herr S. in sein oberstes Gefäß 14. Maaß Wasser goß, dauerte die Ueberschwemmung, der Stillstand und der Abfluß des Wassers jedes einzel genau so viele Secunden, als es bey der wirklichen Sündfluth nach seiner Rechnung Tage dauerte, zur Anzeige, daß die Erklärung durch das Modell mit der Begebenheit in der Natur wohl übereinstimmt. Um eine ohngefähre Idee zu erhalten, wie dieser in ganz simpler Gestalt vorgelegte Heronsbrunnen von der die Kruste der Erde über den Abgrund erhebenden Kraft, durch die von ihr darinn gebildete zerstreute und irreguläre Höhlen auf tausenderley zufällige Weise verändert hat, hervorgebracht, und doch immer das Wesentliche beybehalten werden können, betrachte man den Sector eines Durchschnittes durch die Erde DEC *). Die Grotten Q, Q, Q, sind die Fluthhöhlen, deren Stelle das oberste Gefäß im Heronsbrunnen vertritt; R, R, die Springcanäle oder Moses Brunnen des Abgrundes, die aus dem Boden jener Höhlen aufsteigen; S, S, S, sind die Lufthöhlen, an deren statt der Heronsbrunnen das zweyte Gefäß hat; T, T, T sind, was die Röhre N im Brunnen ist, und sind deßwegen oben in die Fluthhöhlen eingemündet; V, V, V ist ein Treibcanal, der P, P, P im Brunnen hieß und bis in die Centralhöhle reicht, von welcher im Brunnen DEC einen Theil vorstellet; W, W, W sind Nebenhöhlen, worinn sich blos Luft oder auch etwas Wasser aufhalten mag. Wir können uns nicht in die Berechnung der Summe der Capacitäten dieser Gewölbe, der nöthigen Stärke derselben um der auf sie wirkenden Kraft zu widerstehen, der Wassermenge, die zur Sündfluth nöthig war, der Profile der Schlünde u. s. w. einlassen, müssen aber rühmen, daß alles, was die Mathematik zur Auflösung dieser Aufgaben (von der Arche Noä, der Patriarchalischen Zeitrechnung u. dgl. ist die Rede nicht) darreichen konnte, benutzet, das ganz und theilweise wohl durchgedachte System mit tüchtigen, und wo es nicht anders seyn konnte, wenigstens scheinbaren Gründen durchaus unterstützet und die vorausgesehenen Einwürfe durch wohl mit der Hypothese zusammenhängende Antworten aufgelöset worden. Z. B. die versteinerten Muscheln und Schnecken, die man öfters nahe bey und zwischen versteinerten Erdpflanzen und Erdthieren oder ihren Theilen findet, und derenthalben man heutzutage gemeiniglich glaubet, daß die See viele hundert Jahre über unsrer jetzt bewohnten Erde gestanden haben müsse, hält Herr S. gröstentheils vor Geschöpfe, die sich in unterirrdischen Seen, welche über den Sündfluthsgrotten wie in den Cirknitzer Gebürgen verborgen liegen, aufgehalten haben, weil Gott, der alles mit lebendigen Creaturen ausgefüllet, diese nicht leer davon gelassen haben wird, und man unter den versteinerten viele solche findet, dergleichen in den offen liegenden Gewässern nie entdeckt worden. Die Verwesung ihrer Einwohner und Ausfüllung ihrer Schalen ist schon in diesen Seen geschehen; sie wurden samt dem Schlamme, in dem sie stacken, von den durch diese Seen plötzlich ausgebrochenen Brunnen des Abgrundes herausgetrieben, und samt demselben nach ausgedünsteter und verflogener Feuchtigkeit versteinert u. s. w. Andere Körper, die wirklich im Meer zu Hause sind, haben bey der Sündfluth die dem Lande nahe Trompen aufs Ufer geschleudert, die über alles sich fortwälzende Wogen haben sie weiter fortgetrieben, daselbst fanden sie Morastlave, in welcher sie niedergesunken, mit neuem Moraste überschichtet und damit ausgefüllet worden. Eben so sind Elephantenkörper nach Sibirien gekommen. Nachdem sie die Verwesung aufgeblähet, stiegen sie in die Höhe, schwommen, wurden erst von Wind und Wellen, nachmals von den Ströhmen der abfliessenden Fluth über den Erdboden ver-

*) s. hydraulische Tafel, Fig. 3.

verſtreuet, blieben endlich zum Theil liegen und wurden zum Theil in dem von höhern Gegenden herabflieſſenden Waſſe und Sand begraben. Doch vielleicht ſind die in den mitternächtigen Ländern bisher ausgegrabenen Zähne und Knochen, die man vor Elephantenzähne und Knochen hält, vom Wallroſſe, wie Herr Gallandat im IX Th. der Abhandlungen der vlieſſingiſchen Geſellſchaft davor hält. Es fiel alsdann eine groſſe Schwierigkeit weg, die dieſem und andern Syſtemen läſtig iſt. Andere Einwendungen, die ſich nicht eben ſo leicht abfertigen, der Kürze halben aber ſich hier nicht nach Würden vortragen laſſen, findet man in den eben ſo beſcheiden als gründlich abgefaßten philoſophiſch-phyſicaliſchen Fragmenten über die Gnogenie, davon der erſte Theil in dieſem Jahre zu Breßlau in 4 herausgekommen.

Gleichwie die vorhergehenden Syſtemen hauptſächlich auf Gründe, die die Mechanik darbietet, gebauet ſind oder ſeyn ſollen, ſo beruhet dasjenige, das der verdiente Herr geheime Bergrath Gerhard im erſten Theile ſeines Verſuches einer Geſchichte des Mineralreichs (8. Berlin 1781.) vorgetragen, vornehmlich auf chymiſchen Gründen. Es iſt nach demſelben wahrſcheinlich, daß der Schöpfer bey Hervorbringung der Erdkugel nur die einfacheſten Subſtanzen, glasartige Erde, Feuermaterien und Waſſer hervorgebracht, und denſelben blos die Kraft ineinander zu wirken, und dadurch neue Körper zu erzeugen, mitgetheilet habe. Dieſe Subſtanzen wurden anfänglich in dem wüſten unordentlichen Klumpen, der zu unſrer Erde werden ſollte, durch innere Bewegung in beſtändiger Vermiſchung erhalten, vermöge welcher ſie in einander wirken und ſich mit einander verbinden, alſo Salze, Alaunerde, Kalkerde, Salzerde, Eiſenerde und aus dieſen als den erſten Elementen ferner Thon, Oehle, Schwefel, Kies hervorbringen konnten. Hierauf hemmete ſich die innere Bewegung des Chaos, wie bey einer Gährung, der Niederſchlag fieng an und die ſchwereſten Theile bemächtigten ſich, wie natürlich, der unterſten Plätze. So entſtunden feuchte Schichten von Kies, Eiſenerde, glasartiger Erde und Thon, deren ſalzige und öhlichte Theile, womit ſie vorher vermiſcht waren, anklebten. Ehe aus dem Waſſer, das dieſe Schichten über und über bedeckte, die darinn noch gröſtentheils ſchwimmende leichte Kalkerde ſich auch niederſchlug, entſtunden in jenen Schichten Erhitzungen, worüber eine groſſe Menge fixer Luft aus denſelben drang, und wodurch die Schichten in die Höhe gehoben und untereinander geworfen, die glasartige Erde in Quarz, die Thonerde in Glimmer und vermiſcht mit weniger Kalkerde in Feldſpath und Schörl cryſtalliſirt wurden. Dieſe Maſſen wurden endlich ſteifer und zuſammenhängender, widerſetzten ſich alſo dem ferneren Ausdringen der flüſſigen elaſtiſchen Materie, welche ſie daher in die Höhe trieb, daß ſie hier über das Waſſer hervorragten, dort mehr oder weniger unter deſſen Oberfläche ſtunden und ſolchergeſtalt die Granitgebürge darſtellten, die an den meiſten Orten in weitläuftige ebene Flächen ausliefen, an andern Orten einzelne Spitzen in die Höhe boten, und noch an andern ungeheure Keſſel bildeten, die in der Folge zu groſſen Waſſerbehältern dienten. Die gehobenen Schichten muſten bey dieſer Gelegenheit hin und wieder Spalten und Riſſe bekommen, das Waſſer aber ſowohl, weil es in engere Grenzen eingeſchloſſen wurde, ſtärker unter ſich wühlen, als von der durch die anfänglich weichen Schichten durchdringenden fixen Luft ſtark beweget, und der Niederſchlag der noch darinn befindlichen Kalkerde gehindert werden. Eben dieſe Bewegung des Waſſers vermehrte ſeine Ausdünſtungen, die ſich an den Spitzen der neugebohrnen Berge ſammelten, die Menge weicher Maſſe davon abſchwemmten, am Fuſſe und Gehänge derſelben wieder abſetzen und ſolchergeſtalt Gneus- und Schiefergebürge erzeugten. Der Durchbruch der kaum genannten Waſſerbehälter verurſachte ähnliche Abſchwemmungen. Der durch beyderley Abſchwemmungen herbeygebrachte Thon, wurde ſeiner zarten kleinen Theile halber weiter fortgeführt, als die cryſtalliſirten ſchwereren Theile des Quarzes, Feldſpaths, Glimmers und Schörls. Es ſetzten ſich daher die Gnausgebürge unmittelbar auf den Granit, in weiterer Entfernung Schiefergebürge, und endlich ſenkten ſich die Kalktheile und ſetzten die letzte urſprüngliche Lage auf. Beyde letzte Arten von Gebürgen kamen aufs Trockene, weil ſich neue Feuerſchlünde unter dem Waſſer öffneten, und einen beträchtlichen Theil deſſelben in ſich ſogen. Die alten Gebürge und mit ihnen die ganze Erdfläche litten in der folgenden Zeit mehrere groſſe Veränderungen. Die abwechſelnde Hitze und Kälte machten zuerſt die höchſten Spitzen mürbe, welche durch die Schnee- und Regenfluthen herunter geſchwemmt, am Fuße wieder abgeſetzt, alſo abwechſelnde Schichten von Thon, Sand und Kalk formiret wurden, die mit der Zeit erhärteten und Steine gleiches Namens abgaben. In den Thälern entſtanden auf eben dieſe Weiſe nach Verſchiedenheit der Natur der bildenden Theile, Porphyre, Serpentine, Sandſteine, Breccienſchichten. Die Bäche und Quellen machten Einſchnitte und Schlüfte. Die Luft trocknete die naſſen Gebürge und verurſachte Klüfte, Spalten und Oeffnungen. Die feuchten Gebürge ſenkten ſich und zogen ſich an den verhärteten Gebürgen ab. Erdbeben hoben hier Theile in die Höhe, ſtürzten dort andre nieder. Ueberdas verfaulte eine ungeheure Menge von Pflanzen und Thieren, deren Ueberbleibſel der Erde einen neuen Ueberzug gewährten. Die bisher noch umſchloſſenen Waſſerbehälter, deren oben gedacht worden, brachen auch vollends durch, wodurch die verſchiedenen Sündfluthen des Noah, Ogyges, Deukalions und diejenigen, von welchen die Chineſer und Amerikaner erzählen, entſtunden, welche mächtige und weit ausgebreitete Lager von Kalk- und Sandſteinen die wir hin und wieder in den Flötzgebürgen wahrnahmen, aus ihren mitgeführten Schlamme bildeten. In dieſem Schlamme blieben viele Waſſerthiere ſtecken, Pflanzen und Erdthiere wurden davon überſchüttet, deren Verſteinerungen man daher vorzüglich in Flötzgebürgen und Ebenen findet. Mehrere dergleichen nach einander erfolgte Veränderungen gaben endlich dem Erdkörper diejenige Geſtalt, die er jetzo hat.

Wieder ein ganz anderes chymiſches Lehrgebäude hat der kürzlich verſtorbene berühmte Naturforſcher Freyherr von Gleichen in ſeiner 1782. gedruckten Schrift von Entſtehung, Bildung, Umbildung und Beſtimmung des Erdkörpers aufgeführt. Er läſſet ſich nicht mit den Moſaiſchen Feſſeln binden, ſondern ſchlieſſet blos theils aus der Betrachtung des Erdbodens ſelbſt, theils aus ſeinen mit vielem Fleiſſe angeſtellten chymiſchen Verſuchen, was er behauptet. Wenn man nemlich mit wohl filtrirtem Thau oder Regenwaſſer ein gläſernes Gefäß bis auf ein Drittel anfüllet und vor dem Zutritte der Luft wohl verwahret, ſo erblickt man nach Verlauf einiger Tagen eine erſtaunliche Men-

ge grösserer und kleinerer Infusionsthiergen darinn, einige Zeit hernach eine aus den verstorbenen Thierchen entstandene Haut auf der Oberfläche des Wassers die sich zu Boden setzt und nach dem abrauchen eine braunrothe Erde ist, und das abgegossene Wasser in einer nicht ganz vollen wohl verstopften Flasche einige Zeit der Sonne ausgesetzt lässet, noch eine braune oder grüne Erde zu Boden fallen. Eben so ist es im grossen ergangen Unser Planet war ursprünglich eine blosse Wasserkugel, die sich Jahrtausende in ihrer Bahn wälzte. Der in ihr liegende Stoff zur Gährung und die nach und nach in Freyheit gesetzte Schnellkraft des zum Leben bestimmten Urstoffes, wirkte stufenweise die Bildung grösserer und kleinerer Wasserthiere, Muscheln, Fische, Seeungeheuer, die ihres gleichen zeugten und endlich starben. Die thierische Schlammerde verfaulter Fische häufte sich mit der Länge der Zeit erstaunlich an, da sowohl einige so erstaunlich groß, daß man sie wie Sandbänke auf dem Meere siehet, theils sie über alle Massen fruchtbar sind. Die aus dem innersten des Wassers geschiedene reine Erde samt der thierischen Erde oder dem figirten Wasser senkten sich von allen Seiten nach der Mitte der Kugel, und bildete daselbst in unermeßlicher Zeit den ersten Erdkörper. Die Gährung dieser aus so vielerley verschiedenen Thierarten entstandenen Masse und mehrere Ursachen wirkten Wärme und Hitze im inneren derselben, hierauf erfolgten Aufblähungen und einzelne Stücke der Erde stiegen über die Oberfläche des Wassers. Ehe die Erdmasse ihre Festigkeit erhielte, wurde der Schlamm woraus sie bestunde, von der Bewegung des Wassers und der nun entstandenen Ebbe und Fluth auf verschiedene Weise verschoben und anders geformet und Schalengehäuse darein geknätet. Als die letztern aber auf dem fester gewordenen Erdkerne sich angehäuffet, wurden sie von der zerstöhrenden Gewalt des Wassers zum Brey zermalmet und zum Stoff des zu seiner Zeit sich verhärtenden Kalkes bereitet. So bald Theile der Erde über das Wasser hervorragten, wurden ihre jungfräulichen Kräfte durch Sonnenlicht und Luft in diejenige Bewegung gesezet, wodurch Pflanzen und Thiere ihr Daseyn erhielten. In unübersehlichen Zeiten wurden die hervorragenden Theile der Erde immer grösser, konnten also immer mehr Thiere und Pflanzen, die zu ihrer fernern Vergrösserung vermöge des schon gesagten beytragen, ernähren; die Erde verlohr aber wenigstens die vorzüglichsten und stärksten Kräfte der eigenen Bildung der Körper für beyde Reiche, die sie bey der vollkommenen Reinigkeit der Elemente in den ersten Zeiten hatte. Die Bewegung des Meeres von Osten nach Westen, Ebbe und Fluth und die Erhebung der Erde haben die Höhen und Tiefen auf der Oberfläche derselben hervorgebracht, und die durch die solchergestalt entstandenen Thäler fortfliessenden Ströhme und andere Gewässer haben theils ins Meer, theils in die Höhlen der Erde Salze, Harze, Schwefel und steinartige Theile geführet, die im Meere mit Schlamm von Schalengehäusen hoch überdeckt, und als sie austrockneten, entzündet wurden und ihre Decke wiederum über den Meeresgrund empor hoben. Solchergestalt kamen endlich die Vulkane über die Oberfläche der See. Vulkane, Ueberschwemmungen und Erdbeben haben nun die Erde von Zeit zu Zeit immer verändert. Das unterirrdische Feuer zerbrach die aus zermalmten Muschelschalen entstandenen Steinbänke, schmelzte die durch Thiere und Pflanzen erzeugten Salze, Oele und Harze mit Erde zusammen, wodurch neue Arten der Salze, Steine und Erze entstanden, und das Meerwasser seine Salzigkeit und Bitterkeit erhalten. Hier wurden Länder getrennt und Inseln vom festen Lande abgesondert, dort wurden Inseln durch dazwischen in die Höhe gehobenen Meeresgrund zusammengehängt, zu welchen und andern Veränderungen grosse und kleine Ueberschwemmungen, deßgleichen vielleicht mehrmalige Veränderungen der Erdpole auch das ihrige beygetragen haben mögen. Solche und andere Veränderungen stehen der Erde künftig noch immer mehr bevor. Die Ströhme führen beständig Erde ins Meer, verengern dadurch dessen Raum; immer fixirt sich mehr und mehr Wasser in den Röhrgen der Pflanzen und Thiere als den hiezu destinirten Werkzeugen, und des Flüssigen wird auf der Erde immer weniger; die Hitze unter der Erde nimmt nach dem Zeugnisse der Bergleute immer zu; es ist also nichts anders zu erwarten, als daß endlich das Feuer die ganze Masse unsers Planeten schmelzen und reinigen und ihm diejenige Vollkommenheit geben wird, wozu er als ein alsdenn vollendetes Glied des grossen All der Welten von der Allmacht ausersehen war.

Wenn wir die Absichten dieses Werkes nicht aus den Augen setzen wollen, so dürfen wir nicht alle mögliche Einfälle, Meynungen und Träume aller, die sich von dieser Sache zu schreiben unterfangen, anführen. Wir lassen es also hierbey, ohnerachtet theils schon vor einiger Zeit (z. E. Königs *Cosmogonia* oder neueste und älteste Naturgeschichte in brüderlichen Anschreiben, 8. Amsterdam 1764.) theils noch seit kurzem mehrere Schriften herausgekommen, die eine Philosophie über den Ursprung der ganzen Welt und insbesondere der Erde enthalten sollen, z. E. *la physique du monde par* Marivetz & Gouffier, 4. *Paris* 1780. *la philosophie de l'univers ou theorie philosophique de la nature par* Viallon, 8. Paris und Brüssel 1781. *la terre habitable ou essai sur la structure exterieure & interieure du globe*, 8. Paris u. Londen 1782. und einige deutsche, welche gröstentheils den Schriften derer nicht beykommen, die hierinn das Eis gebrochen und denen folglich billiger Weise nicht zuzumuthen war, etwas unverbesserliches zu liefern.

Von den Bemühungen derjenigen, die sich blos mit der Mosaischen Urkunde und deren Auslegung, nicht aber mit der philosophischen Erklärung des Baues der Erde beschäftigen, zu reden, ist hier gleichfalls nicht der Ort. Um aber etwas von ihnen zu melden, wollen wir kürzlich anzeigen, daß einige, unter welchen der Herr Ritter Michaelis und Herr Superintendent Rosenmüller vorzüglich genennt zu werden verdienen, genau bey dem Buchstaben des Mosaischen Textes bleiben; ohnerachtet nicht alle sie von der ersten Schöpfung, sondern vielmehr von einer Umschaffung der längst vorher existirenden Erde verstehen, wie z. E. der Herr Vicepräsident Jerusalem in seinen Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, Herr D. Leß in seiner practischen Dogmatik; andere hingegen sich erlauben, die ganze Schöpfungsgeschichte vor ein blosses malerisches Gedicht anzusehen, an dem nichts als der Satz: Gott hat alles erschaffen, wahr, alles übrige aber Erdichtung und poetische oder malerische Auszierung seyn soll, z. E. der Verfasser der Urgeschichte im IV. Theile des Repertoriums vor biblische und morgenländische Litteratur. (6)

Erde. (antiquar. und mythologisch) Ohngeachtet die Alten durch ihre Schiffarthen, Colonien und Kriege

eine ziemliche geographiſche Kenntniß von der Oberfläche der Erde erhalten hatten, wie wir dies im Art. Geographie der Alten ausführlicher zeigen werden; ſo waren doch ihre Begriffe und Vorſtellungen von der eigentlichen Geſtalt und Gröſſe des Erdballs noch ſehr eingeſchränkt und öfters abgeſchmackt. Viele glaubten, die Erde wäre eine groſſe weit ausgebreitete kreisförmige Ebene, welchem Wahn der lateiniſche Ausdruck orbis terrarum ſeinen Urſprung zu danken hat. Die Chaldäer ſollen ſich die Erde unter der Geſtalt eines Schifferboots, andere unter der einer Pyramide eines Würfels vorgeſtellt haben. Die ältern griechiſchen Weltweiſen hatten nicht weniger kindiſche Begriffe. So verglich Leucipp die Erde mit einer Walze und Demokrit mit einer Schüſſel. Aus dieſen irrigen Vorſtellungen folgten andere, z. B. daß man ſich eine Stadt, eine Gegend, als die Mitte der Oberfläche der Erde dachte, dergleichen ſich die Griechen von Delphi, welches daher μεσομφαλος, orbis umbilicus hies, die Juden von Jeruſalem und noch heutzutage die Chineſen von Peking einbildeten. Zur Zeit des Homers hielt man nach Iliad. 18, 606, 607, unſere Erdkugel für eine platte Fläche, die von allen Seiten mit einem Strom Waſſer umgeben wäre. Dieſer Irrthum war noch zu Herodots Zeiten in völligem Anſehen. Denn er macht ſich B. 4, 34. über diejenigen luſtig, welche bey ihrer Beſchreibung des Umkreiſes der Erde ſie als rund vorſtellten, als wenn man ſie, ſagt er, auf der Drechſelbank abgedreht hätte.

Dergleichen ungegründete Vorausſetzungen konnten ſich aber nur ſo lange erhalten, als die Sternwiſſenſchaft noch unvollkommen blieb. Denn ſobald ſich die aſtronomiſchen Kenntniſſe vermehrten, lies ſich aus vielen Erſcheinungen am Himmel eine richtigere Erklärung der Figur der Erde folgern. Hierzu fand ſich bald Gelegenheit, als die Alten anfiengen weite Kriegszüge, und Reiſen zu Waſſer und zu Land in entlegene Gegenden vorzunehmen. Denn da wurden ſie zuerſt aus dem veränderlichen Stand der Sterne gegen den Scheitelpunkt und Horizont, und Entdeckung neuer Sterne ſo wie ſie ſich an entlegenere Orte begaben, auch ſelbſt durch die Bemerkung, wie weit entfernte erhabene Gegenſtände auf der See und dem Lande zuerſt zu Geſichte kommen, auf die Vorſtellung gebracht, daß der Erdkörper eine kugelähnliche Geſtalt haben müßte. Was die Griechen in Europa betrift, ſo ſind dieſelben ziemlich lange in dieſen Kenntniſſen zurückgeblieben, und wir finden nicht, daß vor dem Anaximander es jemand unter ihnen gewagt hätte, die Geographie mit Hülfe der Aſtronomie und Geometrie vollkommner zu machen. Dieſer Schüler des Thales war der erſte, welcher nach dem Agathemerus Hypotypoſ. geograph. B. I. C. 1. eine Weltcharte zu entwerfen wagte, welches Diogen von Laerte mit dem Zuſatz beſtätigt, daß er auch einen Erdglobus verfertiget, den aber in der Folge Eratoſthenes verbeſſert habe. Und doch ſoll eben dieſer Anaximander die Erde für einen Cylinder gehalten haben. Vielleicht war die erſtere richtigere Vorſtellung eine Folge reiferer Jahre und Kenntniſſe.

Pythagoras ſoll unter den Griechen der erſte geweſen ſeyn, welcher die Erdkugel nach Art der Himmelskugel in fünf Zonen getheilet. Ohngeachtet dieſer Kenntniſſe, welche einige Philoſophen Griechenlands aus Aegypten mitgebracht und ihren Schülern wieder mitgetheilt hatten, herrſchte doch im Ganzen genommen bey den Griechen die geographiſche Unwiſſenheit auch noch in den ſpätern Zeiten auſſerordentlich. Sie ſcheinen ſogar nicht einmal von den Entdeckungen Kenntniß gehabt zu haben, welche man auf den alten Reiſen, von denen wir im Art. Geographie der Alten reden werden, gemacht hatte, und die dem weit ältern Homer nicht ſcheinen unbekannt geweſen zu ſeyn. Allein dieſe Begriffe und Kenntniſſe drangen bey den Griechen in Europa nur erſt ſehr ſpat durch, und fanden wenig Glauben. So glaubte z. B. Herodot, der wenigſtens 400 Jahre nach dem Homer gelebt hat, ganz und gar nicht, daß das Meer die Erde umgebe. Ich kann mich, ſagt er B. 4, 34. über diejenigen nicht des Lachens enthalten, welche behaupten, daß der Ocean um unſere Erde flieſſe. Man kann nicht den geringſten Beweis davon geben. „Ich glaube, ſagt er an einem andern Orte, B. 2, 20. daß Homer dasjenige, was er vom Ocean erzehlt, aus irgend einem alten Werke genommen habe; allein er that es, ohne etwas davon zu verſtehen; und wiederhohlte, was er geleſen hatte, ohne hinlänglich zu wiſſen, was er geleſen.“

Eben dieſer Schriftſteller thut ſein möglichſtes, da er von der Reiſe redet, die auf Befehl des ägyptiſchen Königs Necho um Africa unternommen worden war, die ihm davon gemachte Erzehlung verdächtig zu machen. Er ſiehet die Umſtände für fabelhaft an, welche am meiſten im Stande ſind, die Wahrheit davon heutzutage zu beſtätigen. Er konnte ſich z. B. nicht vorſtellen, daß dieſe Schiffer, wie ſie ſagten, die Sonne in einem Stande geſehen hätten, der demjenigen ganz entgegen iſt, worinnen man ſie in Europa ſiehet. (B. 4. C. 39.) Die Phönizier verſicherten nemlich, daß ſie auf einem Theile ihres Wegs die Sonne zu ihrer Rechten geſehen. Dies war dem Herodot deswegen anſtößig, weil die Alten den Abend die vordere, den Morgen die hintere, Mitternacht die rechte, und Mittag die linke Seite der Welt nannten. Sie gründeten ſich darauf, daß die ſcheinbare Bewegung des Himmels von Morgen nach Abend gehet, und man folglich den Abend für den vordern Theil der Welt annehmen mußte.

Ein anderes Beyſpiel von der Unkunde der europäiſchen Griechen in der Kenntnis der Erde finden wir beym Herodot B. 8, 131. zur Zeit, da ſich Xerxes Griechenland unterwerfen wollte, kamen Abgeordnete aus Jonien nach Griechenland, mit dem Anſuchen, daß man ihr Land von der Herrſchaft der Perſer befreyen ſollte. Dieſe Abgeordneten begaben ſich nach Aegina, wo die griechiſche Seemacht verſammlet war, eröffneten die Urſachen ihrer Ankunft und baten, daß dieſe Flotte nach Jonien ſeegeln mögte. Allein ihr Geſuch ward abgeſchlagen, weil ſich die Griechen nicht unterſtunden, über die Inſel Delos hinauszugehen. Zwo Urſachen hielten ſie davon ab. Erſtlich wußten ſie nicht, was man jenſeits Delos für einen Weg nach Jonien nehmen müſſe: und ſie fürchteten vor das andere, dieſe Reiſe zu wagen, weil ſie glaubten, daß von Aegina nach Samos ſo weit wäre, als von Aegina nach den Herculesſäulen.

Ohne Zweifel gewannen ihre Kenntniſſe einen beträchtlichen Zuwachs nach den Zeiten des Alexanders. Allein die Einſichten, womit ſich die Erdkunde ehemals bereicherte, waren allemal ſehr unvollkommen. In den ſchönſten Tagen Griechenlands und Roms nahm alles, was man von der Erde kannte, auf der

Landcharte ein Stück ein, das zweymal länger, als breit war, indem man von den jenseits der Linie liegenden Ländern noch keinen Begriff bey diesen Völkern hatte. Diesem Vorstellung der bewohnten Erdfläche haben wir noch heutzutage unsere Namen von der Breite und Länge der Länder zu danken. Dies Stück der diesen beiden Völkern bekannten Erde begriff ungefähr zwey Drittheil von Europa, ein Drittheil von Africa und ein Viertheil von Asien. Man kannte also weiter nichts, als den Theil der Erde, der unter der mitternächtlichen temperirten Zone liegt, und ausserdem fehlte noch viel, daß alle Länder unter dieser Zone richtig wären bekannt gewesen.

Was die übrigen Begriffe der griechischen Gelehrten vom Ueberreste unsrer Erdkugel anlangt, so waren sie sehr kindisch. Die meisten glaubten, daß von den fünf Zonen nicht mehr, als zwo bewohnt wären, weil ihrer Meynung nach, auf der einen Seite die erschreckliche Kälte und auf der andern die unausstehliche Hitze nicht erlaubten, die drey übrigen zu bewohnen. Uebrigens nahmen diese Philosophen blos aus einem Schluß und der Kenntnis, die man von der Gestalt der Erde hatte, an, daß die mittägige temperirte Zone bewohnt werden könne. Sie wußten, daß diese Zone eben so weit von der Linie entfernt sey, als die, wo sie wohnten, und daß man folglich daselbst einer beynahe gleichen Temperatur der Luft geniessen müßte. Uebrigens hatten sie keine Gewisheit, daß diese Zone wirklich bewohnt wäre. Denn weit entfernt, daß sie eine Gemeinschaft mit den Völkern dieser Länder unterhalten hätten, glaubten sie nicht einmal, daß dies möglich wäre. Wenn wir von den Einwohnern der mittägigen Zone reden, sagt Geminus, so geschiehet es nicht, daß wir wüßten, daß diese Zone bewohnt wäre, sondern wir glauben blos, daß sie es seyn könne. Uebrigens haben wir keine gewisse Versicherung davon. Cicero war nicht besser belehrt. Sehet, läßet er den Scipio sagen, sehet die Erde, wie sie gleichsam mit fünf Gürteln umgeben ist, davon nur zween bewohnt sind. Der in der Mitte brennt ohne Unterlaß von der Hitze der Sonne, da es unter den beiden äussern beständig friert. Es haben auch die Menschen, welche die mittägige temperirte Zone bewohnen, in ihrer Art nichts mit den unsrigen gemein.“

Plinius sagt da, wo er von den zwo temperirten Zonen redet, als etwas ausgemachtes, daß ihre Einwohner keine Gemeinschaft unter einander haben könnten, und zwar wegen der äussersten Hitze der zwischen beiden liegenden Zone. Macrobius behauptet, daß die Völker von beiden temperirten Zonen, niemals eine Gemeinschaft mit einander gehabt hätten, und daß dies auch wegen des vom Plinius schon angeführten Grunds unmöglich wäre. Man lies also damals nur aus einer Muthmassung und blosen Wahrscheinlichkeit in der südlichen temperirten Zone Einwohner zu, so ungefähr, wie man heutzutage im Monde Einwohner annimt. Und doch war Alexander schon in einen Theil der heissen Zone gekommen, ohne verbrannt zu werden: und die um Africa geschifften Phönizier waren ums Cap der guten Hoffnung gefahren und hatten also einen Theil der südlichen temperirten Zone besucht. Ausserdem hatte Xerxes einem angesehenen Perser eine dieser phönizischen ähnliche Schiffahrt aufgetragen, der zwar nicht so weit, als diese Phönizier, gekommen, aber doch, nach dem Herodot B. 4, 42, versicherte, daß er Menschen in der südlichen temperirten Zone angetroffen habe.

In noch neuern Zeiten hatten die Carthaginenser den Hanno, einen versuchten Schiffmann, auf die Entdeckung der östlichen Küste von Africa ausgesandt. Seine Beschreibung ist noch vorhanden und erst neuerlich aus dem Griechischen, in welche Sprache das Punische Original übersetzt geworden, auch in unserer Sprache bekannt gemacht worden. Ohngeachtet die griechische Sprache so gemein gewesen, so sind doch des Hanno Entdeckungen von den Griechen und Römern nicht benutzt worden.

Was noch besonders die Oberfläche unsrer Erdkugel betrift, und die genaue Lage der Meere, des festen Landes und der Inseln, so befanden sich die Alten in dieser Absicht in einer grossen Unwissenheit. Aus Mangel tüchtiger Werkzeuge und astronomischer Instrumente konnten sie sich solche richtige Kenntnisse, die wir heutzutage besitzen, nicht verschaffen.

Auf die Kenntniß der Gestalt der Erde folgt die Untersuchung über die Grösse derselben. Wußten die Alten einmal, daß die Erde eine Kugel sey, so war die Beantwortung der Frage: wie groß ist diese Kugel? schon im Allgemeinen möglich gemacht, so bald einige astronomische Kenntnisse zum Grund gelegt und zu Hülfe genommen wurden. Aus der beobachteten mittägigen Höhe eines Sterns aus zween im nemlichen Meridian liegenden Oertern lassen sich die Grade des zwischen den Oertern der Beobachtung liegenden Bogens des Meridians bestimmen. Mißt man diesen Bogen auch nach einem Längenmaase genau ab, so findet man nach der Proportionsregel, wie groß der Umkreis des ganzen Meridians nach solchem Längenmaaß sey. Daraus kann man dem Halbmesser der Erde, den Flächeninhalt des größten Kreises der Kugel, ihre Oberfläche und ihren körperlichen Inhalt leicht berechnen. Nach diesen Grundsätzen ist das Problem: die Grösse der Erde zu finden, schon in den ältesten Zeiten bearbeitet worden. In dem Artikel: Scaphium, wird davon ausführlich gehandelt werden. Hier wollen wir nur eins und andere von diesem Gegenstande anführen. Achilles Tatius ad Arati Phaenomena C. 18. erzehlt, daß die Chaldäer, deren astronomische Kenntnisse nicht gering gewesen, behauptet hätten, daß ein Mann, der einen guten Schritt machte, der Sonne um die Erde folgen, und zu gleicher Zeit mit diesem Gestirne bey dem Aequinoctialpunkte ankommen könnte: d. i. daß im Laufe eines Sonnenjahrs, daß die Chaldäer, (s. Chronologie, antiquarisch) auf 365 Tage und etliche Stunden setzten, ein Mann, der einen guten Schritt gienge, die Reise um die Erde machen könnte und wirklich machen würde, wenn er seinen Weg allzeit gleichförmig fortsetzen könnte. Ein Mann macht gemeiniglich $\frac{27}{4}$ von einer deutschen Meile oder 24133 rheinländische Schuhe, davon 23629. auf eine deutsche Meile gehen in einer Stunde. Folglich würde er, wenn er beständig, ohne sich aufzuhalten, fortgehen könnte, in 365 Tagen 5202 deutsche Meilen zurücklegen; welches anzeigt, daß die chaldäischen Astronomen der wahren Grösse des Umkreises der Erde nahe gekommen, als welche 5400 deutsche Meilen hat

Daß Anaximander von Milet und Archytas, die zwischen dem vierten und fünften Jahrhundert vor Christi Geburt gelebt, die Erde gemessen haben, ist von Schriftstellern angeführt, aber ihre eigentlichen Methoden sind dabey eben so wenig gemeldet, als die

Resultate ihrer Rechnung. Eratosthenes, der 300 Jahr vor Christi Geburt lebte, ist der erste, von dessen Arbeit in diesem Stücke etwas bestimmtes aufbehalten ist, wie wir im Art. Scaphium, ausführlich zeigen werden. Wir bemerkten hier nur das Allgemeineste. Er hielte dafür, daß Syene und Alexandrien unter einem Meridian lägen, daß der Bogen zwischen ihnen $\frac{1}{50}$ vom ganzen Umkreise und 5000 Stadien betragen, daß also der ganze Umkreis der Erde 250000 Stadien betrage. Wenn seine Voraussetzung und Messungen auch richtiger wären; als sie es in der That nicht sind, so würde uns seine Messung doch nichts nützen, weil wir die Grösse seiner Stadien nicht wissen. Hipparch, von dem wir nach Eratosthenes, ebenfalls eine Bestimmung des Umfangs der Erde haben, scheint nur des letztern Messungen berichtiget zu haben. Er hat den Umfang der Erde auf 275000 Stadien gesetzt. Es sind aber weder seine Gründe, noch die Grösse seiner Stadien bekannt. Possidonius bestimmte aus dem Stern Canopus im Schiffe Argo den Unterschied der Polhöhe zwischen Rhodus und Alexandrien zu $7\frac{1}{2}$ Grad, und den Abstand beider Oerter zu 5000 Stadien, woraus der ganze Umkreis 240000 Stadien wird. Aber auch hier gelten die vorigen Gründe der Ungewisheit. Nach ihm findet man nicht, daß in einem Zeitraum von fast 900 Jahren an Auflösung dieses Problems gedacht worden wäre; bis der Calife Almamon, über 800 Jahre nach Christi Geburt durch seine Geometer in der Ebene Zinjar zween Grade des Meridians abmessen lies, wo sie den für einen Grad 56 Meilen gefunden haben sollen. Man kennt aber die Grösse dieser arabischen Meilen eben so wenig, als die der Alexandrinischen Stadien: und es war also alle diese Mühe für die Nachwelt verlohren. So nothwendig ist es, bey allen solchen Messungen den dabey gebrauchten Maasstab den Nachkommen samt der gebrauchten Methode und dem Resultate der Rechnungen zugleich mit zu überliefern!

Daß die Chaldäer der Erde eine Bewegung um die Sonne beygelegt, scheint aus der ihnen von spätern Schriftstellern zugeschriebenen, und von diesen ohne Zweifel misverstandenen Meynung zu folgen, daß die Erde einem Schiffe ähnlich sey und also in der Luft fortseegle. Uebrigens ist bekannt, daß das wahre Weltsystem, und also auch der jährliche Umlauf der Erde um die Sonne bey den ältesten Priestern Aegyptens einheimisch gewesen, durch diese dem Pythagoras und dessen Schülern, namentlich dem Philolaus bekannt geworden, daß aber die griechischen Weltweisen aus Priesterfurcht solches unter ihre Esoterische Weisheit gerechnet haben. Cleanth, der nicht so vorsichtig war, und die Bewegung der Erde öffentlich lehrte, mußte sich durch die Flucht retten, weil ihn die Priester anklagten, daß er die Ruhe der Göttin Vesta, d. i. der Erde, gestöhrt habe. Ein Galilaei 2000 Jahre vor Galilái, den diese nemliche Unvorsichtigkeit beynahe auf den Scheiterhaufen gebracht hätte. Daß die Antipoden den Alten bekannt gewesen, lehren die schon oben angeführten Begriffe von der Kugelgestalt der Erde, und die ausdrücklichen Behauptungen in Cicero's Träume des Scipio.

Sehr viele Völker des Alterthums haben die Mutter Erde als eine Gottheit verehrt. Aegypter, Syrier, Phrygier, Scythen, Griechen und Römer thaten dies. (s. Vesta.) Die Erde, als Göttin betrachtet, wird in der Mythologie eine fruchtbare Mutter. Im Anfang, sagt Hesiod in seiner Theogonie, war das Chaos, hierauf die Erde, dann der Amor, (die Liebe) der schönste unter den Unsterblichen. Von der Erde entsprungen der Himmel und die Sterne, der Aufenthalt der unsterblichen Götter. Von ihr entsprungen auch die Berge, und durch ihre Heyrath mit dem Himmel, erzeugte sie den Oceanus, und mit ihm den Coeus, den Kreus, den Hyperion, den Japetus, die Thea, die Rhea, die Themis, die Mnemosyne, die Phöbe, die Thetys und den Saturn. Auch gebahr sie hierauf die Cyclopen den Brontes, Steropes, diese Schmiede des Donners. Der Himmel und die Erde hatten noch andere Kinder, nemlich die stolzen Titanen, den Kottus, den Beiareus und den Gyges, die 100 Hände und 50 Köpfe hatten. Der Himmel hatte indessen seine Kinder eingeschlossen und erlaubte ihnen nicht, den Tag zu sehen. Dies kränkte die Erde, ihre Mutter, so sehr, daß sie eine Sichel schmiedete, deren sich Saturn bediente, um den Himmel zu entmannen. Aus dem Blute, das aus der Wunde floß, entstanden die Giganten, die Furien und die Nymphen: die abgeschnittenen und ins Meer geworfenen Theile aber erzeugten, als sie sich mit dem Schaume des Meers vermischten, die schöne Venus, die hierauf die Insel Cythere bewohnte. Wegen ihres Ursprungs aus Meerschaum nannte man sie Aphrodite, Cyprigenia, weil sie nahe bey Cypern zur Welt kam, und dort ans Land stieg, und Cytherea, weil sie sich nach der Insel dieses Namens bald nach ihrem Ursprung begab. Amor und Cupido waren ihre unzertrennlichen Gefehrten, sie selbst aber war die Wollust der Menschen und Götter.

Söhne der Erde, *terrae filii*, hießen bey den Alten, nach ihren irrigen Begriffen von der ersten Entstehung der Menschen, welche sie durch eine ungefehre Mischung der Elemente unter dem Beystand der erwärmenden Sonne aus dem Schooße der Erde hervorkommen ließen, die ursprünglichen Einwohner eines Landes Autochthones, und nach einer davon abgeleiteten verächtlichen Bedeutung, Menschen, deren eigentliche Abkunft und Eltern unbekannt waren. Die Erde erhielte, als die Mutter und Pflegerin aller Wesen, bey den Alten den Namen Omniparens. Lucrez sagt in dieser Absicht:

Omniparens eadem rerum commune sepulcrum.

Von der Erde in Beziehung auf die Leichname s. Beerdigung. (21)

Erde, (*Terra.*) (Chemie.) So nennt man trockene höchst feuerbeständige an sich geruch- und geschmacklose Körper, die sich weder in Wasser noch in Oel auflösen, im Feuer nicht brennen, unter dem Hammer sich nicht strecken lassen, und einen ganz lockern Zusammenhang ihrer Theilchen haben: diese Eigenschaften zeigen sich wenigstens an den inneren Erdarten, die unter dem Namen Alaun- Bittersalz- Kalk- und Kieselerde bekannt sind: sie ist der wesentlichste Bestandtheil aller vesten Körper, und von ihrem verschiedenen Verhältnisse zu den übrigen Bestandtheilen des Körpers hängt vorzüglich der verschiedene Grad der Festigkeit und Härte bey festen, so wie der verschiedene Grad von Dicke und Flüßigkeit bey flüßigen Körpern ab: sie bleibt von gemischten und zusammengesetzten Körpern zurück, wenn Feuer und andere zerstöhrende Kräfte der Natur die übrige Bestandtheile flüchtig gemacht haben. Sehr

gerne verbindet sie sich, ohne sogleich das Ansehen und alle Eigenschaften einer Erde zu verlieren, mit brennbarem Grundstoff und Säuren, (s. verschlingende, zusammenziehende Gipserde.) sie ist aber nicht nur ein Gegenstand der Untersuchungen des Scheidekünstlers, sondern auch der Stoff zu seinen Gefäßen, Oefen, Leimen. (s. Leim, Ofen, Tiegel.) Aeltere Aerzte haben einer großen Anzahl Erden vorzügliche Arzneikräfte zugeschrieben. (s. Siegelerde.) (12)

Erde. (Mineral.) Nach Cronstedt können alle Körper des Mineralreichs in vier Classen gebracht werden. 1) Erdarten. 2) Erdharze. 3) Salze, und 4) Metalle. Die Erden sind bey ihm Körper, die sich nicht ausdehnen oder strecken lassen, größtentheils im Wasser und in Oelen unauflöslich sind, und in der Glühhitze ihren körperlichen Inhalt behalten. Wenn also die Erden rein sind, so sind es trockne feste Körper, ohne Geruch und ohne Geschmack, in den Flüssigkeiten unauflöslich, locker zusammenhangend, und im Feuer beständig. Sie machen die Grundsubstanz der festen Körper aus, die man durch chymische Kunstgriffe wieder in ihre Grunderden zerlegen kann. Man findet freylich die Erden viel häufiger gemischt, als rein, allein man hat doch die Natur so weit belauscht, und die Kunst so weit gebracht, daß man die sogenannten Grund- oder die reinen Erden getrennt, und dadurch die reinen Erden hat kennen gelernt. Man fand nemlich bey der Vergleichung mehrerer Erdarten, bey aller ihrer Uebereinstimmung unter einander, doch wesentliche Unterschiede, bey der einen Erscheinungen, welche die andre nicht hatte, und gab ihnen nun den Namen der reinen Erden, weil sich hier keine Erde in die andre gemischt hat, oder der Grunderde, weil sie entweder für sich, oder in der Vermischung unter sich den Grund zu festen Körpern legt, die man in der Natur findet. Eigentlich findet sich die Erde in allen drey Reichen der Natur, in dem Thierreiche, dem Pflanzenreiche, und dem Mineralreiche. Jezo aber reden wir vornemlich von dem Mineralreiche, wo das Daseyn verschiedener Erden durch Augenschein und Erfahrung bestätiget wird, und wovon man sich sogar durch verschiedene feste mineralische Körper, Steine und Minere überzeugen kann, die an der freyen Luft zerfallen, oder wie man sich sonst ausdrückt, verwittern, und sich durch diesen Weg in Erde auflösen. Man hat aber auch wieder Augenschein und Erfahrungen, wo aus Erden feste Körper werden, oder gemacht werden können, und man schließet daraus untrüglich, daß die Erden der Grundstoff der festen mineralischen Körper sind. Ihre grosse Verschiedenheit lehret über dieses, daß die Erden unter sich gar nicht einerley Grundstoff haben können, daß man folglich verschiedene Erdarten annehmen müsse, daß aber, wenn man die reinen Erden von den unreinen, oder von den gemischten trennet, ihre Anzahl eben nicht allzugroß sey. Gemeiniglich setzet man folgende:

1) Kieselerden. Es sind Erden, welche von keiner Flüßigkeit, es sey Wasser, oder sonst etwas eine Veränderung leiden, und die sogar im Feuer beständig bleiben. s. Kieselerde.

2) Kalcherden. Es sind Erden, die mit den sauern Geistern aufbrausen, durch sie aufgelöset werden, und in einem starken Feuer ohne Zusatz, oder für sich zu Glase schmelzen. (s. Kalcherden.) Eben hieher gehören auch die Gypserden, die ob sie sich gleich bey chymischen Versuchen anders als die Kalcherden verändern, von ihnen doch nicht getrennet werden können, weil alle diese Veränderungen daher kommen, weil sie mit einer Vitriolsäuere verbunden sind. Sie brausen daher mit den Säuern nicht auf, werden, wenn sie gebrannt, und dann mit Wasser vermischt sind, feste steinharte Körper, und können durch ein starkes Feuer ebenfalls in ein Glas verwandelt werden. s. Gypserde.

3) Thonerden. Es sind Erden, die sich mit Wasser vermischt in einen Teig verwandeln, der mit Feuer gebrannt fest wird. (s. Thonerden.) Man setzt nicht ohne Grund

4) die metallischen Erden hinzu, welche sich nemlich, wenn sie mit einem brennbaren Wesen vermischt werden, in ein Metall verwandeln. s. metallische Erden.

Von allen diesen unterscheidet man die gemischten oder zusammengesetzten Erden, wo nemlich mehrere der angeführten Erden unter sich verbunden sind, und wo der Mischungsgrad häufiger oder sparsamer angetroffen wird. Man hat zwar gefragt: ob man eine ursprüngliche reine Erde vorzeigen könne? Mich dünkt, man müsse diese Frage von einer andern unterscheiden? ob man sich keinen Zeitpunct gedenken könne, wo die Erden, die wir vorher genannt haben, vor sich bestunden, und also rein waren? Uns dünkt, da der Schöpfer den Grund zu den festen Körpern, den Steinen und den Minern legte, da mußte es durch solche Erden geschehen, die man Grunderden oder Urstoff nennet, und doch wenigstens in so fern kann man reine und ursprüngliche Erden annehmen. Ja in einem noch andern Verstande darf man das behaupten. Man wird freylich nicht leicht eine der vorgenannten Erden ganz rein finden, woran vielleicht die großen Veränderungen Schuld sind, die unsre Erde in mehrern Zeitpuncten erlitten hat, aber das hat man doch gefunden, nachdem man verschiedene Erdarten gereiniget hat, daß sie sich nur in einer vierfachen Veränderung zeigen, und daß man folglich die Eintheilung in Kieselerden, Kalcherden, Thonerden, und metallische Erden in keiner Rücksicht verwerfen könne. Bey genauer Untersuchung heißt es in dem neuen Schauplatz der Natur 2. Band S. 657. wird man finden, daß die Mischung einer von den namhaft gemachten Erden immer einfacher, als die andre ist, daß wie z. B. der Gypserde klar und offenbar ist, dieselbe als eine aus der Kalcherde entstandene Erde zu betrachten ist, welche, wenn das Vitriolsaure ganz von ihr geschieden werden kann, alsdann eben die Eigenschaften zeiget, welche der Kalcherde besonders zukommen, und dieselben bey andern unterscheiden. Bey der Thonerde fällt es schon so deutlich nicht in die Augen; doch kann man bey den angestellten Versuchen auf die Spur kommen, welche zeiget, daß die Thonerden mit den Kieselerden in Verwandschaft stehen, und aus denselben entstanden zu seyn scheinen. Die reine Kieselerden hingegen werden in den Untersuchungen also befunden, daß man sie in Betrachtung anderer Erden für sehr einfach und ursprünglich halten muß. Die Kalcherde scheinet zwar auch eine besondere Erde, und einfacher als die Thonerde zu seyn; ob sie aber, wie die Kieselerde, gleichfalls für eine besondere ursprüngliche Erde zu halten, läßt sich zur Zeit noch mit keiner Zuverläßigkeit bestimmen, wiewohl die meisten Versuche ganz besondere und von den Eigenschaften der Kieselerde unterschiedene Eigenschaften entdecken; doch kann man auch bey einigen Versuchen auf einige Vermuthung kommen,

daß sie vielleicht aus der Kieselerde entstanden seyn könnte.

Wenn von der elementarischen Erde, fährt unser Verfasser fort, die Rede ist, so läßt sich zwar mit keiner Gewißheit bestimmen, ob man vermittelst chymischer Versuche eine wirklich elementarische Erde ohne das mindeste von einer beygemischten andern Substanz erhalten könne? Unterdessen ist doch auch nicht zu leugnen, daß man vermittelst chymischer Untersuchungen, bey einer Erde Eigenschaften finden kann, welche man bey der elementarischen Erde, überhaupt betrachtet, anzunehmen hat. In den allgemeinen Begriffen der Chymie wird im dritten Theile S. 58. von der elementarischen Erde folgendes gesagt: „Die Erfahrung lehrt, daß die Körper, welche ausser den andern Grundsubstanzen auch Erde enthalten, von dieser mancherley Eigenschaften bekommen. Wir werden gewahr, daß ein Körper, welcher zugleich schwer, feuerbeständig, und strengflüßig oder wohl gar unschmelzbar ist, mehr von dieser Erde, als ein anderer Körper hat, welcher bey eben der Größe entweder nicht so schwer, oder nicht so feuerbeständig oder nicht so strengflüßig und nicht so unschmelzbar ist. Wir sehen ferner, daß ein Körper, wenn man ihm einen Theil von seiner Erde entzieht, etwas von seiner festen Gestalt verliert, und daß solches desto mehr geschieht, jemehr ihm entzogen, und jemehr andre Grundsubstanzen, das Feuer nemlich, das Wasser und die Luft desto mehr figirt werden, und daß sie es desto weniger, und endlich gar nicht sind, wenn ihnen die Erde entzogen wird. Kann man also nicht hieraus schliessen, daß alle sichtbare greifliche Körper von der Substanz, die wir Erde nennen, die feste Gestalt, die Schwere, die Feuerbeständigkeit, die Unschmelzbarkeit haben? Läßt sich nicht ferner vermuthen, daß die sichtbaren greiflichen Erden, welche wir durch die Zerlegung aus den Körpern erhalten, ob wir sie schon nicht für einfach halten können, größtentheils aus einer Substanz bestehen, von welcher sie die feste Gestalt, die Schwere, die Feuerbeständigkeit, die Unschmelzbarkeit und die Unveränderlichkeit im Feuer erhalten? Es ist wohl hiebey nichts unwahrscheinliches, und es ist zu vermuthen, daß da es unmöglich ist eine Trennung anzunehmen, welche ins Unendliche gehet, also eine Substanz übrig bleiben müsse, welcher die angeführten Eigenschaften wesentlich sind, und die wir alsdann die elementarische Erde nennen können. Je ähnlicher sich nun eine Erde bey den Zerlegungen bleibt, und je unveränderlicher dieselbe bey den Versuchen ist, desto mehr wird man Grund haben, zu muthmaßen, daß sie der elementarischen Erde nahe komme."

Wenn wir die reinste Kieselerde untersuchen, so werden wir finden, daß sie unter allen Erden die meiste Feuerbeständigkeit, Unschmelzbarkeit und Unveränderlichkeit im Feuer besitzet, und daß sie folglich, ob wir dieselbe gleich nicht mit völliger Gewißheit für die elementarische Erde halten können, derselben doch am ähnlichsten ist. Die Feuerbeständigkeit, die Unschmelzbarkeit und Unveränderlichkeit im Feuer sind Eigenschaften, welche, wenn sie zugleich in einem Körper angetroffen werden, deutlich zu erkennen geben, daß ein dergleichen Körper einfacher, als andre seyn müsse. Mit der Kalcherde ist es anders beschaffen; es leidet dieselbe im Feuer viel Veränderung, und es wird selbige, wenn das Feuer heftig genug ist, für sich, ohne einem Zusatz schmelzbar, zum deutlichem Beweis, daß dieselbe mit den Erdtheilen etwas verbunden haben müsse, welches zur Schmelzbarkeit und Veränderlichkeit Gelegenheit giebt. Vielleicht kann man mit der Zeit durch chymische Versuche noch einen Weg entdecken, auf welchem man zu einer nähern Bestimmung kommen, und darthun kann, daß vielleicht die Kalcherde aus der Kieselerde entstanden, und daß folglich nur eine einzige Grunderde zu finden, welche für die erdichte Grundsubstanz aller übrigen Erden zu halten, doch also, daß sie nach der Beschaffenheit der beygemischten Substanzen, solche Mischungen erhält, welche wegen der besondern Eigenschaften, die dadurch verursacht werden, als besondere Geschlechtsarten von Erden angenommen werden müssen, ob sie schon in der elementarischen Beschaffenheit einerley Erde zum Grunde haben.

Man setze demnach, daß nur eine einzige Grunderde in der Natur vorhanden, und daß solche die reinste Kieselerde sey; man setze ferner, daß die Kieselerde den erdigten Grundtheil der Thon- und Kalcherde ausmache, und daß jede von diesen beiden Erden sowohl, wie die reinste Kieselerde selbst, die Grundmassen von andern mehr gemischten oder mehr zusammengesetzten Erden sind, und, daß folglich die Kieselerde entweder unmittelbar oder mittelbar, das ist vermittelst der Thon- und Kalcherde, die Mischung aller Körper, in Betrachtung des erdigten Grundtheils ausmacht, so wird dieses der oben angeführten Eintheilung von den Erden nicht entgegen seyn, sondern vielmehr zur nähern Betrachtung und eigentlichen Bestimmung der Mischung aller Erden führen, und dieses zwar mit mehrerer Wahrscheinlichkeit, als wenn man unter dem Vorwande mehrerer Deutlichkeit viele wesentlich verschiedene Grunderden annehmen wollte, welches vielleicht zu unrichtigern und irrigern Begriffen führen würde, gesetzt auch, daß man beide Meinungen als blos angenommene und nicht erwiesene Sätze betrachten müßte. Doch man ziehe die chymischen Erfahrungen zu Rathe, so wird es wahrscheinlich werden, daß wohl nur eine einzige Grunderde vorhanden, und daß derselben die reinste Kieselerde am ähnlichsten sey. Man muß aber dieses nach sorgfältig geprüften Erfahrungen einräumen und zugeben, daß der Mischung, den Eigenschaften und dem Ansehen nach ganz verschiedene Erden aus einer einzigen Grunderde entstehen, so hat man dem ohngeachtet noch keinen Grund, unzählige von einander ganz verschiedene Erdarten anzunehmen, und so viel derselben sind, auch so viele Classen von Geschlechtsarten zu behaupten, sondern man hat vielmehr Grund dazu, eine bestimmte und noch dazu kleine Anzahl von Geschlechtsarten und zwar die oben angeführten Hauptarten, der Kieselerden, Thonerden, Kalcherden, metallischen Erden und zusammengesetzten Erden, zu welchen alle gegenwärtig bekannte Erden, als unter eben so viel Classen gebracht werden können, festzusetzen; weil jede von diesen Haupt- und Geschlechtsarten solche Characteres und Eigenschaften hat, nach welchen eine jede zu einer von diesen Geschlechtsarten gehörige Erdart so betrachtet werden kann, daß man einen deutlichen und der Mischung derselben gemäßen Begriff erlangt, obschon nicht alle zu einer Geschlechtsart gehörige Arten nicht vollkommen einerley Mischung haben, und deshalben in einer Classe bisweilen verschiedene Unterarten gemacht werden müssen.

Es wird uns erlaubt seyn, über die so wichtige, so so oft untersuchte, und eben so oft bestrittene Materie von der Elementarerde, noch die Gedanken eines in der Mineralogie sehr erfahrnen und geübten Mannes

des Herrn Prof. Gmelin in dem Linnäischen Naturſyſtem des Mineralreichs Th. 1. S. 8. f. anzuhängen, weil dadurch viele der obigen Gedanken ergänzt, erläutert und beſtätiget werden. Welche unter den Erden, die wir bisher kennen, fragt er, verdient wohl den Namen des Elements, welche iſt der Urſtoff der übrigen? Iſt es wirklich die Kieſelerde, oder wie ſie andre nennen, die glasachtige, ſie, die allen Veränderungen hartnäckiger widerſteht, als die übrigen? Iſt ſie es, aus welcher die Natur durch die Vermiſchung mit der allgemeinen Säure der Luft, vornemlich in den organiſirten Körpern, Alaunerde erzeugt, deren Säure man in den eingeäſcherten und vermoderten Thieren und Pflanzen und in der daraus entſtandenen Dammerde entdeckt, und die wieder zur Kieſelerde wird, ſo bald ihr dieſe ſauern Theilchen wieder entzogen werden, die ſie von der urſprünglichen Natur der Erde entfernen, und dem Salze nahe bringen? Geſchiehet nicht bey der Thonerde der Anfang dieſes Zurückgangs in die Muttererde, in die Kieſelerde, und iſt die Verglaſung der reinen und unreinen Alaunerde durch die Kräfte der Natur, vornemlich durch die Gewalt des Vulcans, oder durch das verſtärkte Feuer des Künſtlers, nicht auch eine Verwandlung der gemiſchten Alaunerde, in die reine Kieſelerde, die vorzüglich durch die gewaltſame Entfernung der ſauern Theilchen geſchehen iſt?

Iſt aber auch die Kalcherde ein Abkömmling dieſer Kieſelerde? Wird dieſe in den Körpern der Pflanzen und Thiere, vornemlich der Seethiere, die ſie mit ihrer Nahrung in ſich ziehen, durch ihre bewegende Kräfte und vornemlich durch die Beymiſchung von Waſſertheilchen in die Kalcherde umgeſchaffen, und kehrt ſie nicht, wenn ſie dieſes durch langes Ausdünſten oder durch gewaltſames Feuer langſam oder ſchnell verliert, bald langſamer, bald geſchwinder in die Kieſelerde zurück? Zeigt dies nicht die Menge von Kieſeln und Kieſelſand an dem Strande des Meeres, und dem Ufer der Flüſſe; die kalchartigen Gehäuſe der Schalthiere, die in dieſen Waſſern leben; die Kalcherde, die man in der Aſche aller Thiere und Pflanzen, ſelbſt ſolcher, die in Sandboden gewachſen ſind, findet; die Kalchrinde, womit Kieſel und Jaſpisarten von auſſen ſo oft bekleidet ſind; der ſichtbarliche ſtufenweiſe Uebergang der Kalcharten, in Achat, den Collini in der verſteinerten Schale eines Seethiers von innen nach auſſen bemerkte; ſelbſt die Verwandlungen thieriſcher Körper in Kieſelarten, die unleugbaren Spuren von Kalcherde, die ſich in den meiſten Kieſelarten finden, und die Verglaſung der untermiſchten Kalcharten, welche Pörner in einem anhaltenden recht ſtarken Feuer zu Stande brachte? Sollte die Kalcherde nicht die erſte ſeyn, durch welche die Natur von der einfachen Erde zu dem mehr gemiſchten Salze übergeht, ſie, die ſich in Abſicht auf ihre Miſchung dem Salze ſchon ſo ſehr nähert, und durch den Verluſt ihrer Luft, und eines Theil ihres Waſſers, und durch die zugleich erfolgende Beymiſchung von Feuertheilchen, zu einem geſchmackvollen, und im Waſſer auflöslichen Körper, zu einem wahren Salze wird, aber ſo bald ſie ihre Feuertheilchen verliert, und wieder Luft und Waſſer bekommt, in die Natur der Kalcherde zurückkehrt? Sollte die Erde des Bitterſalzes, die der Kalcherde in vielen Eigenſchaften ſo nahe kommt, nicht die zweyte Stufe von der einfachen Erde zu dem Salze ſeyn, da die Salze, die aus ihrer Verbindung mit Säuren entſtehen, vornemlich aus der Verbindung mit Vitriolſäure ſich weit leichter und in gröſſerer Menge in Waſſer auflöſen, als ähnliche Salze, welche aus der Verbindung der Kalcherde entſpringen?

Und iſt es wohl ſo viel gewagt, wenn wir vermuthen, daß ſich die Natur der Kieſelerde ſogar dazu bediene, um aus ihr durch verſchiedene Verbindungen, die wir noch nicht kennen, auf eine Art, und durch Mittel und Wege, die uns noch unbekannt ſind, wenigſtens zum Theil, indem ſie die Theilchen der Kieſelerde näher an einander bringt, und dadurch ihre Dichtigkeit, und ihr eignes Gewicht vermehrt, den erdhaften Grundſtoff der Metalle zu erzeugen? Läßt dieſes nicht die Härte, worinnen die Kieſelarten alle andre einfachen Steine übertreffen, ihre leichte Verwandlung in Glas, die ſie mit der metalliſchen Erde gemein haben, die Auflößlichkeit der leztern in Laugenſalzen wenn wir ſie damit in das Feuer bringen, durch die Vermittlung der Laugenſalze ſogar in Waſſer, und ihre Fällung aus dieſer Auflöſung durch eine Säure, lauter Eigenſchaften, die wir auch an den Kieſelarten bemerken; läßt nicht der Verſuch eines Gerhard, der aus Schwefel und Kieſelerde eine metalliſche Erde entſtehen ſahe, und die eben nicht ſo ſehr ſeltene Verwandlung thieriſcher Körper, vornemlich der Schalthiere in Schwefelkieſe, Eiſenerze, Kupfererze und Silbererze, muthmaßen, daß die Natur die einfachen Erden nach und nach zur metalliſchen Erde erhöhe?"

Ich habe es wohl nicht nöthig über den Nutzen der Erde viel zu ſagen. Ich dächte wenn wir nur unſre Erde, die wir bewohnen, mit einiger Aufmerkſamkeit betrachteten, wir würden den Nutzen der Erde wohl einſehen. Man ſetze unſer Erdboden beſtehe nur aus Steinen und Waſſer, wo würden Pflanzen und Bäume wachſen, wo würden Thiere beſtehen können, die ſich von den Gewächſen der Erde nähren, wo würde ſelbſt der Menſch beſtehen können, dem ſein Brod aus der Erde wächſet? Der Herr läßt Gras wachſen für das Vieh, und Saat zum Nutzen der Menſchen. Auch die Steine ſelbſt, ſie haben ihren entſchiedenen groſſen Nutzen; aber wo würden wir uns Steine gedenken können, wenn keine Erde wäre? Denn ob wir wohl urſanfänglich Steine annehmen müſſen, ſo müſſen wir doch auch dieſes annehmen, daß andre Steinarten neuerlich aus Erden entſtanden ſind, und noch täglich aus Erde Steine entſtehen können, und zum Theil wirklich entſtehen. Die Farbenerden haben ihren groſſen Nutzen zur Malerey, und zu Werken der Kunſt. Andre Erden z. B. der Thon und Sand, wer kennet nicht ihren Nutzen? die metalliſchen Erden, geben den Menſchen Vortheile genug, und wenn keine Erde wäre, ſo würden auch die Erze keine Mütter haben, wo ſie ſich erzeugen konnen. — Ehedem brauchte man viele, und beſonders die Siegelerden, auch in der Medicin. In unſern Tagen hat zwar die Erfahrung ihre Kraft zimlich geſchwächt, und ihren Gebrauch gemindert, aber doch nicht gänzlich und in allen Fällen aufgehoben. Man muß alſo den groſſen Nutzen der Erden einräumen.

Ueber die verſchiedenen Eintheilungen der Erden, will ich nichts ſagen. Ich begnüge mich mit der allgemeinen oben angeführten und von den mehreſten Mineralogen angenommenen allgemeinen Eintheilung in Kieſel- Kalk- Thon- metalliſche und vermiſchte Erden. Man wird unter eine von dieſen fünf Claſſen, gewiß eine jede von den verſchiedenen Erden bringen können, wenn man ſie genau und beſonders chymiſch unterſucht. Freylich iſt die Anzahl der Erden ſehr groß, vielleicht

aber,

aber, besonders durch unsre Vorfahren ohne Noth vergrössert worden. Indessen ist es meine Pflicht ein Verzeichnis derselben mitzutheilen, und einen Fingerzeig davon zu geben, wo man in diesem Werke wenigstens einige Nachricht von jeder derselben finden kann.

1) Ackererde, (*Terra fertilis.*) Man verstehet darunter diejenige Erde, die sich über unsern ganzen Erdboden ausgebreitet hat, und welche eigentlich die Fruchtbarkeit des Erdbodens befördert. Eigentlich entstehet sie aus verfaulten Pflanzen, und kann selbst durch Kunst also bereitet werden. Man findet sie indessen mehrentheils mit andern Erdarten, Thon, Sand, und dergleichen vermischt. Je weniger indessen eine Ackererde dergleichen Vermischungen hat, desto fruchtbarer ist sie. Sie zeigt sich, mehrentheils durch ihre Vermischungen in verschiedenen Farben, doch ist die Farbe einer guten fruchtbaren Erde schwärzlich, oder schwarz, die Erde selbst ist locker, mit den Fingern zerreiblich, quillt im Wasser auf, und breitet sich aus und zerfällt. s. auch Gartenerde.

2) Alaunerde, Erde die Alaun hält, oder aus Alaun bereitet ist. s. Alaun, im ersten Bande S. 320.

3) Alkalische Erde, s. Kalkerde.

4) Arsenicalische Erde, s. Arsenic im ersten Bande S. 806.

5) Bethlehemitische Erde, gehört unter die fabelhaften und abergläubischen Erden unserer guten lieben Alten. Man sagt, da Maria, wegen den blutdürstigen Absichten, Herodis, mit Jesu ihrem Sohne fliehen mußte, so habe sie sich in einer Höhle eine Zeitlang aufgehalten, in welcher man dann eine weisse Erde gefunden habe, die mit der Milch der Maria benetzt worden sey. Wahrscheinlich hat man dieser Erde eine grosse Kraft beygelegt.

6) Bituminöse, oder erdpechhaltige Erde. s. Erdpech.

7) Bläuliche Erde, (*Cæruleum montanum.*) Bergblau von einer bläulichen Farbe. Beym Herr Bertrand *Dict. des Fossiles* Tom. I. p. 96. macht sie die erste Classe seines *Bleu de montagne*, oder des Kupfer oder Bergblaues aus. (s. Bergblau im III. Bande dieser Encyclopädie S. 385.) Zur Ergänzung jenes angezogenen Artikels merke ich an, daß Bertrand vom Bergblau vier Gattungen angenommen hat. 1) Il en est du Terreux, souvent mêlé de matieres hétérogenes. *Cæruleum montanum terreum.* En Allemand: *bläuliche Erde.* 2) Il y en a du Pierreux, toujours solide, souvent friable, quelquefois feuilleté. *Cæruleum montanum lapideum.* En Allemand: *Derbes Bergblau, Schieferblau.* 3) Il s'en trouve du Grainé, comme le grais. *Cæruleum montanum granulatum.* En Allemand: *Körniges Kupferblau.* 4) Enfin on en voit qui est superficiel, ou attaché sur le mines de cuivre. *Cæruleum montanum superficiale.* En Allemand: *Angeflogenes Kupferblau.*

8) Bleyerden. s. dem III. Band. S. 77.

9) Brennerde, oder brennliche Erden. Am Caspischen Meere nicht weit von Baku, und dem Naphthabrunnen an der rußischen Gränze soll ein gewisser Ort seyn, wo die Erde unaufhörlich brennet. Wenn dort die Einwohner zur Nachtzeit Licht haben wollen, so graben sie in ihren Wohnungen nur eine Grube von einer Viertelelle, stecken ein hohles Rohr eine halbe Elle tief in diese Grube, und halten Feuer darüber, und die Dünste entzünden sich, und brennen ohne daß das Rohr verletzt werde, so lange unaufhörlich fort, bis man diese Flamme auslöscht. In öffentlichen Nachrichten hat man in einer gewissen Weltgegend, die uns gerade nicht beyfallen will, von einem solchen ewigen Lichte geredet, daß aus der Erde brennet, und zwar unaufhörlich brennet, dergestalt, daß die Leute dabey Wasser sieden können. Daß sich bituminöse Erden, wenn sie auf Haufen geschüttet werden, von selbst in der Luft entzünden, das ist eben so bekannt, als es bekannt ist, daß der calcinirte Kalkstein, oder der sogenannte lebendige Kalk entzündet, wenn es auf ihn regnet. Man kann also auch eigentlich sogenannte brennliche Erden annehmen.

10) Coboldерden, s. Farbencobold und Giftcobold.

11) Erde aus Chio, (*Terra chia*, franz. *Terre de Chio* ist eine Siegelerde, die aus der Insel Chio kommt, sie gehöret unter die fetten Erden, ist von Farbe weiß wie Asche, erscheinet aber immer, als wenn sie mit einer Rinde überzogen wäre. Man legt ihr grosse Heylskräfte bey, und sagt besonders, daß sie anhalte, und die Flecken und Narben der Haut hinwegnehme. Sie soll vorzüglich selten seyn, und daher kommt es, daß man, um nur den Glauben der Menschen zu bestätigen, und ihre Wünsche zu befriedigen, gemeinere Erde für solche Erde aus Chio ausgiebt.

12) Erde, cölnische, s. Cölnische Erde.

13) Dädalische Erde, (*Terra daedala*, *Humus daedalea* L.) Man findet sie hin und wieder auf der ganzen Erde. Sie ist eigentlich blos eine feine Abänderung der Gartenerde, und die wahre, wenigstens die beste Nahrung der Gewächse. Sie ist braun, und so ungemein fein, daß sie sich nicht nur mit dem Wasser vermischt, sondern mit demselben auch durch Tuch und Papier durchläuft, und auf diese Weise von der gröbern Stauberde geschieden werden kann. Sie ist aus thierischen Misie, oder aus Gartenerde entstanden, welche die Wärme oder die Zeit immer mehr verfeinert, und innigst aufgelößt hat. Durch die Nahrung, die sie den Pflanzen verschaft, wird sie ein Bestandtheil der Pflanzen; diese sind die Nahrungsmittel der Thiere; nun wird sie ein Bestandtheil der thierischen Körper, und diese vermodern wieder zur thierischen Stauberde. So geht alles in der Natur in einen ewigen Kreise. Gmelin Linneisches Natursystem des Mineralreichs Th. IV. S. 427. f.

14) Dammerde, Gartenerde, schwarze Stauberde, (*Humus ruralis* L.) Davon ist das nöthigste bereits im sechsten Bande dieser Encyclopädie S. 705. gesagt worden. Aber die schwammige Dammerde, oder wie sie andre nennen, die Brauserde, *Humus efferfescens* L. ist dort übergangen, daher wir hier die Nachricht des Hrn. Prof. Gmelin im Linneischen Natursyst. des Mineralreichs T. IV. S. 430. wiederholen wollen. Man findet sie, sagt Hr. Gmelin hin und wieder an etwas feuchten Orten, wo sie aus Wurzeln entstanden zu seyn scheint, die durch Wärme und Feuchtigkeit in groben Staub verwandelt worden sind. Sie scheint eine Spielart der Gartenerde zu seyn, die nahe an den Brauselhon gränzt; aber sie ist viel gröber, schluckt das Wasser weit heftiger in sich, behält es länger bey sich, und trocknet langsamer aus; denn läßt sie sich zwischen den Fingern zerreiben. Im Frühling erhebt sie sich bey den Nachtfrösten und der Tageshitze, und wirft die aufkeimenden Pflanzen mit

der Wurzel heraus daß sie verderben. Daher ist sie auf Aeckern und Gärten sehr verhaßt.

15) Ebusinische Erde, oder Ebusianianische Erde. s. den *VII.* Band S. 813.

16) Eisenhaltige Erde, so nennet man diejenigen metallischen Erden, die mehr oder weniger eisenhaltig sind, oder die auch nur von dem Eisen die Farbe haben, in der sie erscheinen. Man zählet dahin den Eisensand, den Eisenglimmer, verschiedene Eisenocher, wenn sie die Gestalt der Erde haben, die sogenannte Cöllnische Erde, verschiedene Umber, oder Umbraerden und einige lose und mürbe Braunsteinarten. Die letztern, so gewiß sie unter die Erden gerechnet werden können, so einen falschen Platz haben sie unter den Eisenerden da es bekannt ist, daß der Braunstein entweder gar keinen, oder nur einen gar geringen Eisengehalt hat, daher er auch von den neuern Mineralogen von den Eisenminern ausgeschlossen und zu den blosen Steinen zurück gewiesen ist. Hingegen sind die Eisensände desto gemeiner, und es gehören hieher nicht nur die mehresten Goldsände, sondern auch sehr viele Sände, die man an den Ufern des Meeres findet, oder aus der Tiefe des Meeres hervorhohlt, oder aus Conchylien herausschüttelt, enthalten Eisen, welches sich so gar in den mehresten Fällen ausmagnetisiren läßt, und also gediegen ist.

17) Englische Erde, s. Fetthon.

18) Mit Erdpech durchdrungene Erde, oder Erde, die zugleich Erdpech in sich hat. s. Erdpech.

19) Feste Erde. s. Feste Erde.

20) Fette Erde. s. Fette Erde.

21) Fleckige Erde. s. Fleckigeerde.

22) Flugerde. s. Flugerde.

23) Fruchterde. s. Fruchterde.

24) Galmeyerde. s. Galmey.

25) Gartenerde. s. Gartenerde.

26) Gemeine Erde. s. Gemeine Erde.

27) Geraische Erde. s. Hoppische Erde.

28) Glasartige Erde. s. Kieselerde.

29) Gypserde. s. Gypserde.

30) Harte Erde. s. Harte Erde.

31) Heide Erde. s. Heide Erde.

32) Hoppische Erde. s. Hoppische Erde.

33) Japanische Erde. s. Japanische Erde.

34) Indianische Erde. s. Indianische Erde.

35) Kalckartige oder

36) Kalckerde. s. Kalckerde.

37) Kieserde, oder

38) Kieselerde. s. Kieselerde.

39) Kobolderde. s. Cobolderde.

40) Kupferhaltige Erde. s. Kupferhaltige Erde.

41) Lemnische Erde. s. Lemnische Erde.

42) Maltheser Erde. s. Maltheser Erde.

43) Medicinische Erde. s. Medicinische Erde.

44) Metallische Erde, s. Metallische Erde.

45) Mineralische Erde. s. Mineralische Erde.

46) Moorerde. s. Moorerde.

47) Pecherde. s. Pecherde.

48) Persianische Erde. s. Persianische Erde.

49) Queckſilbererde. s. Queckſilbererde.

50) Reine Erde. s. Reine Erde.

51) Rothe oder

52) Röthelerde. s. Rödelerde.

53) Sächsische Erde. s. Sächsische Erden.

54) Sächsische Wundererde. s. Sächsische Wundererde unter Erde.

55) Salinische Erde. s. Salzerde.

56) Salpetererde. s. Salpetererde.

57) Salzerde. s. Salzerde.

58) Erde aus der Insel Samos. s. Terra Samia.

59) Sanderde. s. Sanderde.

60) Schiefererde. s. Schiefererde,

61) Schwammige Dammerde. s. Dammerde vorher Num. 14)

62) Schwarze Erde. s. Schwarze Erde.

63) Seifenerde. s. Seifenerde.

64) Selenitische Erde. s. Selenitische Erde.

65) Siegelerden. s. Siegelerden

66) Silberhaltige Erden. s. Silber.

67) Sumpferde. s. Moorerde.

68) Talkerde. s. Talkerde.

69) Thierische oder

70) Thiererde. s. Thiererde.

71) Thonartige oder

72) Thonerde. s. Thonerde.

73) Torferde. s. Torf.

74) Türkische Erde. s. Türkische Erde.

75) Vermischte Erde. s. Vermischte Erde.

76) Veronische Erde. s. Veronische Erde.

77) Vitriolerde. s. Vitriol.

78) Vulkanische Erde oder Asche. s. Vulkanische Erde.

79) Wundererde. s. Sächsische Wundererde, unter Erde.

80) Wurzelerde. s. Moorerde.

81) Zusammengesetzte Erde. s. vermischte Erde.

Wir haben diese verschiedenen Erdarten, oder vielmehr diese verschiedenen Namen über Erden darum angeführt, damit unsern Lesern eine Uebersicht über das Ganze ertheilet werde, das wir deswegen hier nicht ausführen wollten, weil dieser Artickel auch bey der eingeschränktesten Beschreibung einige Bogen würde erfüllt haben. Indessen lehren auch die blossen Namen, daß nicht alles verschiedene Erdarten sind, wenn man verschiedene Namen gab, die man doch alle wissen und kennen muß, weil man ihnen einmal eigne Namen gab. Den größten Unterschied machen die Vermischungen, theils der Erden mit Erden, theils der Erden mit Salzen und andern mineralischen Körpern, dergestalt, daß ihre Anzahl leicht unzählbar werden könnte, wenn man jeden kleinen Unterschied in Anschlag bringen wollte; ihre Anzahl würde sich aber auch erstaunend verringern, wenn man nur die kenntlichsten Mischungen trennen, und dann die Erden so betrachten und so benennen wollte, wie sie nun erscheinen. (10) Erde, (ökonomisch.) was sie seye, weiß jeder. Im Feldbau muß sie so angesehen werden, als ein Gefäß, in welchem sich Oehle, Salz in Feuchtigkeiten aufhalten oder davon aufgelößt und abgeschwemmt werden, und dann in die Wurzeln, die in der Erde fest sitzen und anliegen, als Nahrungen in die Pflanzen eintreten; von der Erde selbst haben die Pflanzen die allerwenigste Nahrung; dann von ihr selbst geht kaum etwas in dieselbe ein. Es ist also nicht genug, daß der Acker viele Erde habe, er muß auch Oehle, die die eigentliche Nahrungen der Pflanzen ausmachen, enthalten.

Nach den Bestandtheilen der Erde, ihrer Lage und, nach dem Gebrauch vor die Gewächse wird die Erde verschiedentlich benennt. Sie heißt Bau- oder Dammerde, wenn man die oberste Erde, die gebauet wird, nennen will. Gartenerde eine feine nicht allzuschwere, die Feuchtigkeit haltende mit Dungtheilchen wohlvermischte Erde

schwarze Feld- oder Ackererde, eine gleiche doch gröbere Erde; Holzerde, welche aus verfaulten Holz allein, oder mit demſelben vermiſcht, beſteht: Jungfererde, die unter Damm- oder Bauerde liegt, und noch nicht gebaut worden, ſie heißt auch wilde Erde. Schlamm- oder Teicherde, welche nach Ablaſſung eines Theichs aus demſelben geſchöpft wird; wann dieſe über Winter ausgefroren hat, ſo iſt ſie auf den Aeckern eine herliche Düngung: Straſſen- oder Gaſſenerde, oder das von der Gaſſe zuſammengemachte Kehricht, welches, wenn es mit Viehexkrementen vermiſcht iſt, vortrefflich dünget; Blumen- oder Gewächserde, eine fette, ſchwarze, mürbe Erde. Düngererde, eben die, welche unter Dungerde beſchrieben worden. Mergel-Miſt-Moorerde, welche aus dieſen Theilen vorzüglich beſteht: ausgelaugte Erde, die von Salpeter ausgelaugt, oder auch die Aſche, aus welcher das Salz ausgezogen iſt, welche man noch nützlich zu Düngung der Aecker und Wieſen gebrauchen kann; ausgemergelte Erde, die keine Kraft mehr hat, ausgeſogen iſt, und nichts mehr trägt, wann ſie nicht friſche Düngung erhält, u. ſ. w.

Erde (Probirkunſt) manche Erde enthält, ohne das innere durch ihr äuſſerliches Anſehen zu verrathen, Metall, ſelbſt edles Metall, oft in einer ſolchen Menge, daß es Mühe und Koſten reichlich belohnt, welche man an ſeine Ausſcheidung wendet. Ein etwas anſehnlicher Metallgehalt offenbaret ſich übrigens gemeiniglich durch eine gröſſere eigenthümliche Schwere, bey einigen öfters durch eine wenigſtens auf der Oberfläche erſcheinende gewiß, z. B. bey dem Eiſen braune, rothe oder gelbe, bey dem Zinnober ſafttothe, bey dem Kobolt blas pfirſingblüthrothe, bey dem Kupfer blau oder grüne Farbe. Gewiſſer kann man davon werden, wenn man zwo kleine genau abgewogene Proben, nachdem man die Erde ſo klein als möglich gemacht hat, die eine in eine hinreichende Menge Scheidwaſſers, die andere in eine hinreichende Menge Königswaſſer wirft, und einige Tag lang damit in eine gelinde Wärme ſtellt; dann aber die Flüßigkeit abgieſt, und durchſeiht: hat ſie einen herben Dintengeſchmack und wird ſie vom Gallöpfelſud dunkel, von der Blutlauge aber blau, ſo hält die Erde Eiſen, hat ſie eine dunkelgrüne Farbe, ſo hält ſie Nikel, hat ſie eine blaugrüne Farbe, die ſich auf das Zugieſen von Salmiakgeiſt in eine ſchöne hochblaue verwandelt, und ſetzt ſich an ein darein gelegtes Stückeiſen eine rothe Kupferrinde an, ſo hält ſie Kupfer; wird ſie auf das Zugieſen von zerfloſſener Pottaſche trüb und braungelb, und eine dareingelegte Kupfermünze weis wie Silber, ſo hält ſie Queckſilber; verändert ſich die Auflöſung nicht, wenn Zinck hineingelegt wird, und hat ſie keinen ſcharfen Geſchmack, ſo hält ſie Zink; wird die mit Scheidwaſſer gemachte Auflöſung ſogleich trüb, wie Milch, wenn man diſtillirtes Waſſer dazu gießt, ſo hält ſie Wismuth, ſchmeckt die eben damit gemachte Auflöſung ſüß, und gerinnt ſie gleichſam auf der Stelle zu einem weiſſen Käſe, ſo bald man Salzwaſſer darauf gießt, ſo hält ſie Bley; ſchmeckt ſie ſcharf, erträgt die Verdünnerung mit Waſſer, ohne trüb zu werden, und läßt wenn man eine Kupfermünze darein wirft, einen glänzenden ſilberweiſſen Staub ſatten, der auch die Oberfläche der Münze verſilbert, ſo hält ſie Silber, hat die mit Königswaſſer gemachte Auflöſung eine rothlichte Farbe und alle Eigenſchaften einer ſympathetiſchen Dinte, ſo hält ſie Kobolt; läßt ſie auf die Vermiſchung ſelbſt mit dem reinſten Waſſer einen weiſſen Kalk fallen, und bewirkt, wann ſie mit einer geſättigten Goldauflöſung vermengt wird, in dieſer weiter keine Veränderung, ſo hält ſie Spiesglas; läßt ſie auf das Zugieſen ſelbſt des reinſten Waſſers ebenfalls einen weiſſen Kalk fallen, macht aber eine geſättigte Goldauflöſung, wann ſie darzu gegoſſen wird, trüb und dunkelroth, ſo hält ſie Zinn; bleibt ſie auf das Zugieſen eine mit Waſſer verdünneten, übrigens aber geſättigten Zinnauflöſung, ſo wie auf das Zugieſen von reinem Waſſer klar, ſo hält ſie Platina; bleibt ſie aber zwar klar, wann man Waſſer darunter gießt, wird hingegen trüb und dunkelroth, wenn man Zinnauflöſung beymengt, ſo hält ſie Gold: zeigt die Erde wenn ſie auf Kohle geſtreut wird, eine helle blaue Flamme, ſo hält ſie Schwefel; ſteigt ein weiſſer dicker nach Koblauch riechender Rauch davon auf, ſo hält ſie Arſenik; nimmt das Waſſer, das man damit gekocht hat, einen herben Geſchmack davon an, und wird, wann man zerfloſſene Pottaſche darunter gießt, weis wie Milch, ſo hält ſie Alaun; nimmt das Waſſer zwar einen herben Geſchmack davon ab, wird aber auf das Vermiſchen mit Pottaſche vielmehr ſchmutzig grün, ſo hält ſie Vitriol; zwinget ſie, wenn ſie auf Kohlen geſtreut wird, und erthellt ſie dem Waſſer, das damit gekocht wird, einen bittern Geſchmack mit, ſo hält ſie Salpeter; ſchmeckt das damit gekochte Waſſer nach Lauge, und färbet es den Veilchenſaft grün, wann es darauf gegoſſen wird, ſo enthält ſie Laugenſalz. Die Art wie man verfährt, um zu wiſſen, wie viel gerade von jedem dieſer Mineralien in der Erde ſtecke, wird unter den Artikeln, die davon handeln, genauer beſtimmt werden.

Zeigt die Probe einen ſo ſtarken Gehalt an nützlichem Mineral, daß es der Mühe werth iſt, es auszuſcheiden, ſo nimmt man dieſe Arbeit damit vor; Salz, als z. B. mineraliſches Laugenſalz, Salpeter, Alaun, Vitriol werden durch Auskochen mit Waſſer flüchtiger als: Schwefel und Arſenik durch Röſtfeuer. Alaudes und Gifftfänge, Metalle und ihre Erze, vornemlich ſolche, deren eigenthümliche Schwere beträchtlicher und deren Werth höher iſt, vornemlich alle Metalle, durch Waſchen und Schlemen geſchieden; zuerſt werden nemlich die gute Stücke von nichts haltender Erde abgeſchlagen und ausgeſucht, d. h. geſcheidet; dann (Diejenige, die ſehr hart ſind, müſſen zuvor gebrannt werden, damit die folgende Arbeit nicht zu ſchwer wird) unter das Pochwerk gebracht oder ſonſt klein gerieben, (dieſe beyde erſten Arbeiten ſind bey dem Gold- und Silberſande überflüßig) und nun in einen Sihertrog, ſo daß ſie nicht über einen halben Zoll hoch darin liegen, eingetragen, man taucht den Sihertrog wagrecht in das Waſſer, hält ihn mit der einen Hand, und mit der andern bewegt man das Waſſer ſachte von der feichten Gegend des Sihertrogs nach der tiefern zu, denn läßt man es ein wenig in Ruhe, nun neigt man den Sihertrog ſachte vorwärts, damit das Waſſer ablaufe, und die darin ſchwimmende Erdtheilchen mit ſich fortführe, die ſchwerere Metalltheilchen aber allein zurückbleiben; ſind ſie das erſtemal noch nicht rein; ſo wiederholt man dieſen Kunſtgriff noch einmal, und ſo oft bis ſie endlich allein zurück ſind: ſonſt kann man auch durch Bley das Silber oder Gold daraus ziehen: man reibt die Erde zart, und vermengt entweder einen Theil davon mit gleich viel ſehr fein abgeriebenen Bleyglaſes, trägt dieſes auf einen oder zween (wann einer nicht geräumig genug ſeyn ſollte,

alles zu faſſen) reinen noch nie gebrauchten Probierſcherben, auf welchen man ſchon zuvor ſechsmal ſo viel, als von der Erde gekörntes Bley gebracht, und mit dem Finger auseinander gebreitet hat, ein, bedeckt es mit eben ſo vielem gekörntem Bley, als man das erſtemal auf den Probierſcherben gethan hat, ſetzt dann den Scherben zu hinterſt unter die Muffel, verſtärkt das Feuer, bis das Bley treibt, nach und nach; denn aber läßt man mit dem Feuer nach bis das Bley faſt nicht mehr treibt, eine kleinere Oberfläche bekommt, und mit Schlacken bedeckt wird; nach einer Viertelſtunde gibt man wieder ſtärkeres Feuer, daß alles dünn fließt und das Bley wieder treibt, rührt dann ſorgfältig, daß nichts herausfällt, mit einem warm gemachten Häckchen um, läßt wenn ſich ein pechzähes Weſen, das ſich in der Schlacke nicht auflößt, zeigen ſollte, mit dem Feuer wieder etwas nach, zieht es denn mit einem kalten Häckchen behutſam heraus, reibt es zart, und dann mit halb ſo viel oder noch einmal ſo viel Bleyglas zuſammen, trägt es ſo wieder in den Scherben, und gibt nun wieder ſtärkeres Feuer, mit welchem man ſo lange anhält, bis man ſieht daß die Schlacke nicht mehr ſtäubig, härig zähe und ungleich gefärbt iſt, wo ſie dann zart gerieben, wieder auf den Reibſcherben getragen und mit der Arbeit fortgefahren werden mußte, ſondern geſchwinde wieder vom Häckchen ablauft, und wann das Ende deſſelbigen erkaltet, ſich als eine dünne allenthalben gleichgefärbte glänzende Rinde herum angelegt hat; nun faßt man den Scherben mit der Zange, gießt Bley und Schlacke in ein mit Kreiden ausgeſtrichenes Grübchen des Ausgießbleches, und ſchlägt die Schlacke ab; aus welcher man nachher die etwa noch darin befindlichen Körner heraus nimmt, ſo hat man nun das Silber oder Gold, das in der Erde war, im Bley durch das Anſieden, welches gemeiniglich drey Viertel- bis eine Stunde dauert, erhalten: oder man bringt die Erde mit eben ſo vielem Bleyglaſe vermiſcht und mit zwölfmal ſo vielem gekörnten Bley in einen guten irrdenen Tiegel der dreymal ſo viel faſſen kann, bedeckt das Gemenge mit ſo vieler Glasgalle und Kochſalz, daß dieſe, wann ſie flieſen beynahe einen halben Zoll dicke Lage machen; ſetzt den Tiegel auf einen Backſtein in den Windofen, legt bis an ſeinen oberſten Rand Kohlen um den Tiegel herum, und zündt dieſe durch glühende Kohlen an, welche man darauf wirft; verſtärkt dann das Feuer ſo weit als nöthig iſt, daß alles dünn fließt, und hält damit eine Viertelſtunde an; nimmt dann den Deckel ab, rührt alles mit einem Eiſen um, und gießt es in das Ausgiesblech, oder läßt auch den Tiegel erkalten, ſchlägt ihn dann entzwey, und das Bley von den Schlacken ab: oder man reibt die Erde mit noch einmal ſo vieler Glätte oder Menninge zuſammen, bringt ſie in einen Tiegel, deckt dieſen mit einem Deckel zu, verſtreicht die Fugen wohl, und ſchmelzt nun alles im Windofen oder vor dem Gebläſe zu Glaſe; wann der Tiegel kalt iſt, ſo reibt man das darin enthaltene Glas, nachdem man ihn zerſchlagen hat, zart, und ſchmelzt es mit noch einmal ſo vielem ſchwarzen Fluſſe in einem geräumigen Tiegel zuſammen; wann alles recht dünn fließt, ſo ſetzt man den Tiegel aus dem Feuer heraus auf eine trockene Stelle, klopft etlichemal auf dieſe und nimmt, wann alles kalt iſt, das auf dem Boden liegende ſilberhaltige Bley heraus; wie das Silber nun von dem Bley geſchieden oder abgetrieben werden müſſe, davon ſ. Cupelliren. Durch dieſes Verfahren im kleinen läßt ſich nun auch jede Erde, auf Silber, Gold oder Platina probiren. (12)

Erde, alcaliſche, (*Terra alcalina*,) (Chemie) ſo nennt man überhaupt jede Erde, welche Säure in ſich ſchluckt, und gemeiniglich von der mit ihr vereinigten erſten Luft damit aufbraußt, wie z. B. rohe Bitterſalzerde, rohe Kalkerde, und die verſchlingende thieriſche Erde iſt. (12)

Erde, antiſcorbutiſche: dieſe hat wegen des Gebrauchs im Scharbock den Namen erhalten: ſie findet ſich in Norwegen, wo ſie gebraucht wird, und iſt eigentlich eine Bolarerde. (ſ. Bolus. (39)

Erde aufhacken, auflockern, iſt ein ſehr nothwendiges und nützliches Geſchäfte im Felde, Garten und Weinbau. Es geſchiehet bey und auf weniger Erde: in Scherben und Kübeln, durch kleine Werkzeuge, Meſſer, Gabeln u. d. gl. auf Feldern durch Pflug, Haue und Karſt. Das Feld locker zu machen, hat die Abſicht: daß Regen, Schnee und Sonnenwärme, alſo das, was zum Wachsthum der Pflanzen nöthig iſt, beſſer, ungehinderter und häufiger eindringen können; daß das Unkraut, welches Schatten gibt, das Auffallen der Sonnenſtrahlen abhält und hindert, und die Pflanzennahrungen vor wegnimmt, die Pflanzen entkräftet und erſtickt, vertilget werde: — Keine ſchicklichere Zeit hiezu iſt, als wann es recht trocken iſt, und wann nach dem Lockermachen die Trockne noch einige Tage anhält; ſo verdorret das Unkraut und folgt alsdann im Regen, ſo trinken die Wurzeln ſich ſatt, breiten und dehnen ſich ungehinderter aus. (13)

Erde, ausgelaugte, wird überhaupt der Theil der Pflanzaſche genannt, welcher nach dem Auslaugen übrig bleibt. Sonſt glaubte man allgemein dieſe Erde ſey kalkigter Natur, die Unterſuchung der neuen Chemiſten haben aber gezeigt, daß dieſe Erde von verſchiedener Art und in einigen Pflanzen von ganz beſonderer Natur iſt. Doch iſt man noch nicht ganz darüber ins reine. Die Seifenſieder nennen ihre ausgelaugte Erde den Ausſchlag und dieſer iſt zum Dung der Aecker ſehr gut. Auſſerdem gibt man auch der Erde woraus Salpeter wird, (der Muttererde) dieſen Namen. (39)

Erde, bellievriſche, iſt die in den Glashütten von Frankreich gebräuchliche Erde, wovon die Tiegel worin das Glas geſchmolzen wird, gemacht werden: auch wird der innere Theil der Oefen damit beſchlagen. Sie wird von Bellievre in der Normandie herbeygebracht. (39)

Erde, blätterige Weinſtein. ſ. Weinſteinerde.

Erde, rimoliſche, ſ. Seifenſtein.

Erde, eckartsbergiſche, heißt ſo weil ſie am Eckartsberge unweit Weiſſenfels in Sachſen gefunden worden. Die Zeche iſt im Jahr 1746. liegen geblieben, und nunmehr gänzlich verfallen, daher iſt ſie in den Cabinetten ſchon wirklich ſelten geworden. Sie fand ſich in Neſtern unter dem Schwefelkies, und hatte die beſondere Beſchaffenheit, daß ſie im Neſte und an der Luft blau wurde. Springsfeld hat gefunden, daß ſie ihre Farbe vom Eiſen hat, Linne rechnet ſie deswegen zu der Eiſenerde und nennt ſie natürliches Berliner Blau, (*coeruleum Berolinenſe nativum*) Rud. Aug. Vogel rechnet ſie zu den thonigten Erden und nach den Unterſuchungen die wir mit der unſrigen angeſtellt haben mit Recht. Es gibt freylich blaue Eiſenerden die ſich zum Theil in Säuren auflöſen laſſen, und ſehr viel Eiſen haben, welche man nicht zu den tonartigen Erden rechnen kann. (39)

Erde, Eckbolzheimer, iſt wohl von eben der Art wie

die Sächsische Wundererde. ſ. Schöpflins Alſatia illuſtrata. (39)

Erde, eretriſche ſ. eretriſche Erde.

Erde, geſiegelte, ſ. Siegelerde.

Erde, Gewächs, ſ. Dammerde im mineralog. Art. Erde.

Erde, italieniſche, iſt eine Eiſenerde und kommt dem braunen Ocher am nächſten, iſt aber weit lebhafter: ſie wird zum Malen und Glaſiren gebraucht. Je ſchwerer ſie iſt, deſto beſſer. (39)

Erde, Jungfererde, nennen die Chemiſten eine von allen fremdartigen Theilen freie elementariſche Erde. Auch verſteht der Landmann eine Erde die noch nicht an der Luft geweſen iſt, oder den Boden der gebauten Ländereyen, darunter. (39)

Erde, Marſcherde, ſ. Marſchland.

Erde, Mergelerde, ſ. Mergel.

Erde, Porcellanerde, ſ. Porcellan- und Thonerde.

Erde, pozzoliſche, oder Pozolanerde, iſt eine rothbraune ziemlich leichtflüßige Eiſenerde, welche man aus Civita Vecchia im Kirchenſtaate und aus Puozoli im Königreich Neapolis bekommt: ſie beſteht aus Eiſen mit verſchiedener Erde verbunden. Mit Kalk und Waſſer giebt ſie einen ſehr feſten Kitt der vorzüglich zu Waſſergebäuden taugt: wegen dieſer Eigenſchaft wird ſie durch ganz Europa verführt. Von der Vulcanenaſche iſt ſie in manchen Eigenſchaften verſchieden. (39)

Erde, ſächſiſche Wundererde, (*terra miraculoſa Saxoniæ*) iſt eine Art Steinmark die ein ſehr buntes Anſehen hat. Man findet ſie in den zwikauiſchen, wieſenburgiſchen, wildenfelſiſchen, kalkgrünſchen und ſchönauiſchen Marmorbrüchen auch bey den Dörfern Chamsdorf und Planitz in Oberſachſen. Chriſtian Richter der einen beſondern Tractat darüber geſchrieben, verhehlte die Orte auſſerordentlich, welche nachher von andern Mineralogen entdeckt worden ſind. Man findet auch Steine die mit den Speckſteinen die gröſte Aehnlichkeit haben unter dieſem Namen. Im Feuer werden dieſe ſowohl als die Erde ſo hart, daß ſie ſich wie Jaspis ſchleifen laſſen. Die Richterſche Sammlung von dieſer Wundererde iſt im Dreßdner Kabinette. (39)

Erde ſpaniſche, ſ. Spaniſche Kreide.

Erde, urſprüngliche Elementarerde, (*terra primigenia*) iſt ein trockner ſpröder höchſt feuerbeſtändiger Körper der weder Geruch und Geſchmack hat, ſich nicht weiter in ungleichartige Theile zerlegen läßt, und zur Zuſammenſetzung der mehreſten Körper kommt. Manche Naturforſcher haben ſie zwar aus der Klaſſe der Elemente verbannen wollen, wie z. B. Paracelſus und ſeine Anhänger, und ganz neuerdings ſind die berühmte und fleiſſige Chemiſten Bergmann und Scheele auf denſelben Gedanken gekommen. Dieſe behaupten, Erde ſey eine durch Waſſer gerinnende Säure. Die Chemiſten haben bis jezt fünf Erdarten gefunden, die ſich nicht weiter in Beſtandtheile zerlegen laſſen, und alſo mit einander in gewiſſen Betracht urſprüngliche Erden genennt werden können. Dieſe ſind 1) die Kalkerde, 2) die Bittersalzerde, 3) die Alaunerde, 4) die Schwererde und 5) die Kieſelerde. Von den beſondern Kennzeichen dieſer Erdarten wird in den eignen Artikeln gehandelt. Hier wollen wir nur einiges allgemeines anführen, um unſern Leſern zu zeigen, daß man dieſe verſchiedene von manchen Chemiſten und Mineralogen noch verkannte Erdarten mit Recht von einander unterſcheidet.

1) Kalkerde.

a) Macht mit der Vitriolſäure den Gyps.

b) Braußt mit Säuren auf.

c) Wird im Feuer zu ungelöſchtem oder lebendigen Kalk, verliert dabey $\frac{44}{100}$ von ihrem Gewicht (34 Theile Luftſäure und 11 Theile Waſſer) löſt ſich nun im Waſſer auf, treibt das flüchtige Laugenſalz aus ſeinen Verbindungen mit Säuren, löſt den Schwefel auf und verbindet ſich jezt mit den Säuren ohne aufbrauſen.

d) Mit Salpeterſäure macht ſie den balduiniſchen Phosphor, und mit Salzſäure den Hombergiſchen.

e) Ihre Schwere iſt wie 3,773. Sie iſt der vornehmſte Beſtandtheil der gemeinen Kalkſteine des Marmor, Mergel, der Muſchelſchaalen und der gemeinen Gartenerde.

2) Bittersalzerde.

a) Macht mit der Vitriolſäure das Engliſche oder Bittersalz.

b) Braußt mit Säuren ſtark auf.

c) Iſt an ſich, wenn ſie aus dem Bittersalze durch Laugenſalz geſchieden worden, im Waſſer auflöslich.

d) Im Feuer gebrannt wird ſie unauflöslich, verliert $\frac{53}{100}$ (25 T. Luftſäure und 30 T. Waſſer) von ihrem Gewicht, löſt die Säuren nun ſchwerer auf, treibt das flüchtige Laugenſalz aus dem Salmiak, verbindet ſich auch mit dem Schwefel, obwohl nur ſehr ſchwach.

e) Ihre Verbindung mit der Salzſäure iſt auſſerordentlich gering, daher dieſe Säure in mäßigem Feuer davon geht.

f) Ihre Schwere iſt zur Schwere des Waſſers wie 2,155, zu 1,000. Sie findet ſich vorzüglich in den Salzſohlen, Serpenthinſtein, Amianth, Talk u. m.

3) Alaunerde

a) Macht mit der Vitriolſäure den Alaun.

b) Löſt ſich in Säuren ohne aufbrauſen auf.

c) Verliert im Feuer nichts als etwas Waſſer, und wird, wenn ſie vorher zuſammengeknetet worden, darinn ſo hart, daß einige Stücke am Stahl Feuer geben.

d) Treibt das flüchtige Laugenſalz nicht aus dem Salmiack und verbindet ſich nicht mit Schwefel.

e) Ihre Schwere iſt wie 1,305 zu 1,000. Sie iſt der vorzügliche Beſtandtheil aller Thonarten, des Schiefers, findet ſich in verſchiedenen Edelſteinen und in einer groſſen Menge von andern Erden und Steinen.

4) Schwere Erde, (*terra ponderoſa.*)

a) Giebt mit der Vitriolſäure den ſogenannten Schwerſpath oder ſchweren Flußſpath.

b) Wird in Säuren mit Aufbrauſen aufgelöſt.

c) Verliert im Feuer $\frac{28}{100}$ (28 Theile Waſſer und 7 Theile Luftſäure) wird nun von den Säuren mit Hitze ohne aufbrauſen aufgelöſt.

d) Treibt jezt ein cauſtiſches Laugenſalz aus dem Salmiack und verbindet ſich mit dem Schwefel ſehr innig.

e) Ihre Schwere iſt wie 3,773 zu 1,000. Auſſer dem Schwerſpath fand man ſie nur noch im Leberſtein; es iſt aber immer wahrſcheinlich, daß ſie noch in mehrern Körpern befindlich iſt.

5) Kieſelerde.

a) Keine Säure wirkt auf ſie, auſſer die Flußſpathſäure.

b) Im Feuer bleibt ſie ganz unverändert.

c) Mit feuerbeſtändigen Laugenſalzen ſchmelzt ſie zu Glas, und zeigt überhaupt eine auſſerordentliche ſtarke Verwandtſchaft mit dieſem Laugenſalz.

d) Ihre Schwere ist wie 1,975.

e) Im Papinischen Topf wirkt das Wasser etwas auf die ganze reine Erde und löst einen Theil auf.

Sie findet sich vorzüglich im Quarz, Bergkrystall, Kiesel, und alle am Stahl feuergebenden Steinen.

Welche von allen diesen unzerlegbaren Erdarten die eigentliche ursprüngliche sey, ist noch unentschieden. Von den mehresten wird doch die Kieselerde dafür angenommen. (39)

Erde, verschlingende, (*Terra absorbens*) so heißt im engern Verstande die mit Säuren aufbrausende Erde, die man in thierischen Körpern, vornehmlich in harten Theilen derselbigen findet und die sich am deutlichsten und reinsten zeigt, wenn diese Theile weiß gebrennt sind. Sie kommt in den meisten Eigenschaften auch in ihren Wirkungen auf den menschlichen Körper mit der Kalkerde überein, und ist auch, genauer untersucht, Kalkerde, aber mit Phosphorsäure auf das innigste vereinigt, die aber doch durch Vitriolsäure davon geschieden, und mit einem Zusatz von brennbarem Grundstoff zu Phosphorus gemacht werden kann. (12)

Erde, Walkererde, s. **Walkererde.**

Erde, wilde Erde, ist die Erde unter dem bebauten Lande welche unter der Feld- und Gartenerde liegt, und daher von dem gewöhnlichen Dünger nicht durchdrungen werden kann. (39)

Erde, zusammenziehende, (*Terra adstringens*) (Chemie) eine zusammengesetzte mit Säure und brennbarem Grundstoff auf das innigste vereinigte Erde, welche sich im Pflanzenreiche findet, den Pflanzen und ihren Theilen einen herben Geschmack und zusammenziehende und stärkende Kräfte mittheilt, sich in Säuren, Weingeist und Wasser auflöst, zum Theil selbst mit dem gebrennten Wasser über den Helm geht, und das Eisen aus allen seinen Auflösungen mit dunkelblauer oder schwarzer Farbe niederschlägt, oder welches eben so viel heißt, mit allen Eisenauflösungen Dinte macht.

Die übrige nicht besonders genennte Erdarten, s. im mineralogischen Artikel Erde. (12)

Erdeichel, (botan.) ist ein Beyname verschiedener Pflanzen, als der Bataten Winde? (*Convolvulus Batatas* L.) der Erdapfel Sonnenblume, (*Helianthus tuberosus* L.) der Erdnuß Platterbse, (*Lathyrus tuberosus* L.) der Cartoffeln und Trüffeln. (9)

Erdeichelschwärmer, heißet auch der Sphinx, (*Filipendulæ*) oder der Bastardsphinx des Steinbrechs. (24)

Erdeichhörnchen, s. **Eichhorn, gestreiftes.**

Erdeidechse, heißt jede Gattung von Eidechsen welche auf dem Lande lebet, zum Unterschiede derjenigen Gattungen, welche sich im Wasser aufhalten und daher Wassereidechsen genennt werden. (s. Eidechse.) (9)

Erdendruck, (Baukunst) der Baumeister hat den Druck der Erde auf vielfache Art zu betrachten, und die Lehre davon ist ihm wegen dem vielfältigen Gebrauch derselben sehr nützlich und nothwendig. Der Druck des Erdreichs hinter Futtermauern, auf den Gewölben der Brücken, Wasserleitungen, Wälle und dergleichen, bey Dämmen und Teichen, ist vor ihn wichtig, und dennoch kann man noch keine vollständige Theorie desselben zusammen geschrieben aufweisen, auch Belidor, Lampert und Silberschlag haben noch lange nicht alles untersucht. Der Druck der Erde oder des Erdreichs kann sich äusern auf dessen Grundfläche worauf sie ruhet und auf die Seite; daß auf erstere der Druck nach der ganzen Schwere des ob ihr ruhenden Erdreichs geschiehet, zeigt die Lehre vom Drucke überhaupt, wie schwer aber ein Cubicfuß Erde sey, kann nur durch Versuche bestimmt werden. Der Seitendruck des Erdreichs hängt nicht allein von der Schwere desselben und dessen Festigkeit ab. Diese ist sehr verschieden, und bey manchem Erdreich so groß, daß es wie eine Wand nach einer senkelrechten Linie stehen bleibt. Belidor gedenkt sich hiebey in einem Kasten ACDE *) auf gehäuften trockenen Sand, er zieht das Schutzbrett C A weg, und findet, daß der Sand im herunterfliessen die Böschung A a erhalte, und demnach der Druck des Sandes dem Gewicht des heruntergestossenen A a C gleich sey. Er fügt bey, daß ungeachtet zwischen trockenem Sande und festerem Erdreiche allerdings ein Unterschied zu machen sey, man dennoch bey dem Erdreiche einen ähnlichen Satz annehmen könne.

Man kann in der That auch einen solchen Satz annehmen, aber ohne daß man nöthig habe, denselben durch solche Versuche besonders zu beweisen. Man setze statt des Erdreichs einen flüssigen Körper von gleicher specifischer Schwere, so wird jeder Punct des Schutzbrettes C A ein Verhältniß seiner Tiefe unter der Oberfläche gedrucket, und wenn man AE = AC macht, so ist das Gewicht der Masse C E A der Summe des Druckes gleich, welches das Schutzbrett von bemeldter flüssigen Materie auszuhalten hat. Nun kann der Druck des Erdreichs an sich schon nicht gröser seyn, er kommt aber diesem Drucke desto näher, jemehr das Erdreich der Flüssigkeit näher kommt.

Gehet man diesen Sätzen weiter nach, und untersucht sie nach genauer mathematischer Schärfe, so wird man wahrnehmen, daß der Druck des Erdreichs an einer Seitenfläche durch eine Parabel und nicht durch eine Triangel bestimmt werde. (18)

Erdenge, ist ein schmaler Striefen Landes, wodurch zwey benachbarte Meere von einander geschieden werden. So trennet die Erdenge von Panama, die Nord- und Südamerika aneinander hänget, das Mar del Nort und das Mar del Sur von einander und die Erdenge von Sues sondert das rothe von dem mittelländischen Meere ab. Sie gereichen der Schiffarth zu beträchtlicher Hinderniß, indem sie zu grossen Umwegen nöthigen. In Spanien ist deßwegen mehrmals darüber Rath gehalten worden, ob nicht von Panama bis Rombre de Dios ein Canal ausgestochen werden könne; deßgleichen sind schon einige alte Könige von Aegypten und Persien, wie auch der Kaiser Trajan und einige arabische Caliphen damit umgegangen, einen Graben vom rothen bis in das mittelländische Meer zu führen. Ohnerachtet die Länge dieser Canäle so groß nicht ist, daß sie von einem sonst so nützlichen Vorschlage abschrecken könnte, indem unter dem genannten der erste kaum 15 deutsche Meilen lang seyn müste; so sind dergleichen Berathschlagungen doch niemals zu einem Schlusse gekommen. Es ist zu vermuthen, daß die Natur, welcher daran gelegen zu seyn scheinet, daß die Meere durch die Erdzungen geschieden seyn und bleiben sollen, unüberwindliche Hindernisse in den Weg geleget habe. Nach Kühns Gedanken von dem Ursprung der Quellen ist das Meer an der Westseite der panamischen Erdenge beynahe $\frac{1}{2}$ deutsche Meilen höher als an der Ostseite, und ein aus dem einen in das andere geführter Canal würde also ein Gefälle von beynahe $\frac{1}{10}$ der Länge, d. i. ein zehnmal

*) s. Tafel bürgerliche Baukunst, Fig. 201.

ſo ſtarkes Gefälle des Waſſers bekommen haben, als das gewöhnliche in den Flüſſen zu ſeyn pfleget. Die ſtille See würde alſo durch denſelben mit ſolcher Gewalt in den Mexicaniſchen Meerbuſen bis in die atlantiſche See gedrungen ſeyn, daß alles da herum an der öſtlichen Küſte im Waſſer hätte müſſen umkommen. Die Erdzunge bey Corinth hat Spuren der angefangenen und unterbliebenen Arbeit, und die an der Crimm iſt wirklich abgegraben geweſen und nach der Zeit wieder verſchlemmt worden. (6)

Erdengerling, heißt die Larve der Werre oder Maulwurfsgrille, (*Gryllus Gryllotalpa* L.) (9)

Erdepheu, (botan.) heißt zuweilen die gemeine Gundelrebe, (*Glechoma hederacea* L.) (9)

Erderſchütterung, ſ. Erdbeben.

Erdfall, Erdneigung: nicht allein bey Erdbeben ſondern auch bey andern Gelegenheiten geſchieht es manchmal, daß das Erdreich ſich plötzlich oder auch nach und nach niederſenkt, und ſo aus der Ebene ein Thal entſteht und dieſes heißt ein Erdfall. Die auf dieſem Stück Land ſtehende Gebäude, Bäume, Hügel ſtürzen entweder zuſammen oder neigen ſich auf die Seite. Gewöhnlich wird die geſunkene Stelle mit Waſſer bedeckt. In Wärmelandsdal in Schweden ſah man nach einen Erdbeben einen Erdfall von 12 bis 16 Ellen tief und auf allen Seiten 100 und mehr Ellen lang. Sie werden manchmal durch die dabey liegende Flüſſe verurſacht. Beſonders entſtehen ſie auch von ausgeſpühlten Salzgebürgen und laſſen auf in der Nähe befindliche Salzquellen ſchlieſſen. (39)

Erdfall. (ökonomiſch) Der Landwirth füllt ſie zu ſeinem Beſten mit Stein und Kummer aus. Andere Erdfälle erfolgen auch dabey: wenn die Landwirthe dem Mergel zu haſtig und geizig nachgraben, und die obere Erde nicht zuvor genugſam hinweg räumen; das Unterſtützen hilft da wohl nichts, viele haben dabey ſchon ihr Leben oder ihre gerade Glieder verlohren. Das Anzeichen, daß die Erde bald einfällen will, ſind die Sprünge und Ritze, die ſich in der Erde oberhalb zeigen, ſind die geringſten, ſichtbaren da, ſo iſt man keinen Augenblick mehr ſicher; öfters geſchiehet auch der Einfall, ohne daß die geringſte Ritze vorher entſtehen. (13)

Erdfall. (Salzwerkswiſſenſchaft) Die Erdfälle, welche nicht durch die dabey liegende Flüſſe verurſachet worden, geben eine Spur auf Salzgebürge und daher auch Salzquellen. Herr Bergrath und Phyſicus Dr. Glaſer zu Suhle hat erwieſen, daß von ausgelaugten Salzgebürgen Erdfälle entſtehen. Daher es denn kommt, daß man bey allen Salzwerken in der Gegend von einer Meile, Erdfälle findet. Bey den Salzwerken im Amte Aelen in der Schweiz findet man trichterförmige tiefer oder untiefere Löcher von ein Morgen groß, auch gröſſer und kleiner. Bey dem Salzwerk zu Schwäbiſchhall findet man eine Viertel- auch halbe Meile davon auf verſchiedenen Gegenden häufige Erdfälle, und ſo auch bey dem Salzwerk zu Niederhall. (18)

Erdfang, iſt eine beſondere Anlage vorzüglich bey Strömen und in Weinbergen wodurch die vom Strom oder vom Regen abgeriſſene und fortgeſpülte Erde aufgefangen wird. In den Weinbergen werden blos Gruben gegraben wo ein groſſer Theil der Erde ſich hinein ſetzt, welche alsdenn wieder an ihren Platz getragen wird. (39)

Erdfarbe, nennt der Lohgerber jene Treibfarbe womit das Schmalleder getrieben wird, als welches ſie in den verſchiednen Provinzen, auf eben ſo verſchiedne Arten verrichten. (19)

Erdfarben, ſind für den Maler alle diejenige Farben, welche entweder als eine wirkliche Erde gefunden, oder ſolche die durch das Brennen in eine gefärbte Erde verwandelt werden. Zu der erſten Gattung gehört vorzüglich Kreide, Gelberde, Ocher, hellgrüne Erde, Bergblau, Umbra. Zur andern Gattung gehören mancherley Galmei Steine, und überhaupt die eiſenſchüßigen Steinarten. (19)

Erdfaß, Luſtfeuerwerkerey, ſ. Schwärmerfaß.

Erdfeige, ſ. Erdnuß.

Erdferne, (*apogaeum*,) iſt der Punkt in der Bahn eines Planeten, worin er von der Erde am weiteſten abſtehet. In der alten Aſtronomie, welche die Erde zum Mittelpunkte des Weltgebäudes machte und um ſie alle Planeten in epicyclis ſich bewegen lieſſe, deren Mittelpunkte in andern Kreiſen, die man deferentes nannte, fortwanderten, war A *) der Punkt des Eccentricus oder Deferens, der von der Erde D am weiteſten entfernt war, das apogaeum eccentrici deferentis; M aber und N die Punkte, wo die aus dem Mittelpunkte E des Aequans durch den Mittelpunkt des Epicyclus A und K gezogenen Linien den letzten ſchnitten, wurden apogaeum medium epicycli und die Punkte M und O, wo die aus dem Mittelpunkt der Erde D durch den Mittelpunkt des Epicyclus gezogne Linien den letzten ſchnitten, apogaeum verum epicycli genannt. Jenes hies auch aux media, dieſes aux vera epicycli. (ſ. Aux und Epicyclus) In der neuen Aſtronomie, worin nicht die Erde ſondern die Sonne der Mittelpunkt der Bewegungen der Planeten iſt, iſt das Aphalium oder die Sonnenferne in die Stelle der Erdferne getreten; doch ſpricht man noch von der Erdferne der Sonne, als welche mit der Sonnenferne der Erde übereinkommt. Daß und wie viel dieſe jährlich fortrücket, iſt ſchon im Artikel: Erdbahn, bemerket worden. Die Weiſe, wie man dieſe Bewegung und ihre Geſchwindigkeit beſtimmet, beſtehet darin; daß man zwey lange nach einander beobachtete Erdfernen von einander abziehet, ihren Unterſchied in Secunden verwandelt und denſelben durch die dazwiſchen verſtrichene Zahl der Jahre dividiret. Z. E. Hipparchus beobachtete die Sonnenferne 140 Jahre vor Chriſti Geburt in ♊ 5° 30′ und Riccio-lus 1646. nach Chriſti Geburt in ♋ 7° 26′ 15″. Der Unterſchied 31° 56′ 15″ in Secunden verwandelt und mit der Zahl der Jahre 1785. dividirt giebt 1′ 2″ zur jährlichen Bewegung der Sonnenferne, wie ſie auch de la Hire in ſeinen aſtronomiſchen Tafeln angiebt.

Da der Mond ſich wahrhaftig um die Erde beweget, ſo bleibt in Anſehung ſeiner das Wort: Erdferne, nothwendig. Was aber von ihr zu ſagen iſt und worin beſonders die monatliche Erdferne des Mondes beſtehet, kann man im Artikel: Eccentricität, monatliche, des Mondes, finden, wie im Artikel: Bewegung der Erdferne, was von ihrer Bewegung angeführet zu werden verdienet. (6)

Erdfeſt, iſt ſo viel als was in die Erde gepflanzt oder ſonſt befeſtigt iſt, daß es als ein Pertinenzſtück eines unbeweglichen Guts betrachtet werden ſoll. (15)

Erdfett, Erdtalg, Bergbalſam, Bergtalg: von dieſem Erdharz hat man verſchiedene Arten. 1) Finniſches Erd- oder Bergfett, ſ. Bergfett. Hierbey haben wir noch anzumerken, daß es leichter als Talg

*) Aſtronomiſche Tafel. Fig. 18.

brennt, ohne zu fliessen und mit blauer Flamme; es läßt ein zähes und im Mund nicht aufzulösendes Harz zurück.

2) Persisches Bergfett, findet sich an verschiedenen Orten in Persien, bekommt dort verschiedene Namen und wird verschiedentlich hoch geschätzt. a) Sehebennaad der Perser. Dieses findet sich zwischen den persischen Städten Lara und Darab an einem Caucasischen Berge; wird gegen Silber aufgewogen und riecht auf Kohlen nach Schwefel. b) Tsiampeh: aus derselben Gegend, riecht wie Amber und wird viermal so hoch wie Silber gehalten. c) Kodreti Benni, in einem Felsen unter dem Fuß des Caucasischen Berges Benna in der Provinz Daraab. Ist dem Schusterpech ähnlich. Der Chan bekommt diese Art allein: nach Kämpfers Vermuthung ist es die Mumie, mit welcher die alten ägyptischen Könige einbalsamirt wurden. Jetzt wird es als Arzney gebraucht. In jedem Jahr wird es nur einmal aus der Höhle geholt: ein Mann geht in Beyseyn mehrerer vornehmen Perser mit einem mundvoll Wasser hinein, krazt alles ab was er findet, wenn er wieder heraus kommt, wird untersucht ob er nichts versteckt hat, denn wird die Höhle wieder versiegelt. Das Reine wird durch Schmelzen vom Unreinen geschieden, ersteres in eine silberne Büchse gethan und an den Chan geschickt. (39)

Erdfeuer, s. Feuer, unterirdisches.

Erdflachs, Bergflachs, Steinflachs, Seidenstein, Urberamianth, unverbrennlicher Lein, Ξυλον der Griechen, s. Amianth und Asbest.

Erdfliege, heisset bey einigen der Erdfloh oder Gartenhüpfer, *Chrysom. oleracea* L.; bey andern der Langfuß oder *Tipula* L., endlich auch Linnes *Musca terrestris*: Sie gehört unter die Rauhfliegen mit borstentragenden Fühlhörnern. In der Statur kommt sie der Hausfliege nah, ist aber mehr braunschwarz: der Brustschild hat ausser den Seitenlinien einen schwarzen Punkt neben dem Kopf: der Leib ist unten an den Seiten der Länge nach gestreift. Sie ist in Schweden zu Haus. (24)

Erdflötze, s. Erdlagen.

Erdfloh. Ist ein ziemlich allgemeiner Name, worunter alle Gattungen von springenden Blattkäfern verstanden werden, welche die jungen Gewächse fressen; insonderheit giebt man diesen Namen der *Chrysomela oleracea* L., welche unter Gartenhüpfer vorkommt. Auch Linnes *Mordella* oder Pflanzenkäfer heisset oft Erdfloh, und Erdflohkäfer, nicht weniger die *Podura atra* oder ein Pflanzenfloh. (24)

Erdfloh: (ökon.) ein sehr schädliches Insekt, welches in unzählbarer Menge vom Frühling an bis in den Herbst vielerley Pflanzen höchst schädlich überall anfällt, und gegen welche noch kein ganz hinlängliches Mittel erdacht ist. Die Erdflöhe sind kleine schwarze Käfergen kaum so groß als ein Stecknadelsknopf, sie nagen an den zarten Pflanzen, wann sie die ersten Kaime und Blättgens haben, öfters ganz weg, oder zum Theil so ab, daß sie davon umkommen; sind sie aber etwas schon erstarkt, so durchlöchern sie solche, können sie aber nicht mehr zum Ersterben beschädigen und entkräften.

Ihrem verderbenden Fraß sind alle Kohl, Reps, Rüben und dergleichen Pflanzen ausgesetzt und unterworfen. Ihre Zeit, in welcher sie am häufigsten schaden, ist die Zeit des Sonnenscheins, auch die Zeit überhaupt, in der es nicht regnet. In Regenszeiten, auf Gegenden, wo der Thau lange bleibet, wo es schattigt ist, auf Mistbeeten schaden sie wenig oder nichts. Könnte man also alle Pflanzen im Schatten auf Mistbeeten haben, einige Zeit ihres ersten Aufkaimens stets naß erhalten, so würde man sie gegen die Erdflöhe sichern; solches ist aber bey einigen nicht möglich: Wer will den Reps oder die Rüben, den Leinacker u. dgl. in solche Umstände versetzen? Bey Kohlpflanzen mag es noch angehen; man kann sie auf verschiedenen Wegen in solche Umstände bringen. Man säet sie in schattigte Orte; allein, weil ihnen der beständige Schatten auch niemalen zuträglich seyn kann, so thut man sehr wohl, wenn man sie so säet, daß man ihnen nach Willkühr Schatten und Sonne zu geben, im Stande ist. In einigen Gegenden macht man über die Pflanzenbeete Bügel von langen Ruthen, einen von dem ander ½ Elle ab, diese Bügel flegt man so mit Stroh ein, daß die Sonne hin und her nur durchfallen kann, sind die Pflanzen etwas erstarkt, so wird das Stroh weggenommen, und die Erdflöhe vermögen da nichts mehr. Auch dieses Mittel noch: Man überdeckt die Pflanzenbeete mit ganz frischem, sehr strohigtem Mist ganz locker, hierunter haben sie bey dem Schatten Luft und Sonne, und der Gestank, der sie von den Mistbeeten abhalten soll, verscheucht sie auch da. Will man seine Pflanzen oft begiessen, so ist es eben das, als wenn es viel regnete und streut man noch, nachdem sie begossen und naß sind, Asche, reinen Ruß aus dem Camin auf, daß sie ankleben bleiben, so spührt man auch davon ganz guten Effekt. Weil die Erdflöhe die Zwiebeln nicht anfallen, so glauben einige, daß ihnen ihr Geruch zuwider seyn müsse, daher säen oder stecken sie Zwiebeln unter dieselben. Andere, weil sie keinen Erdfloh auf dem Grasboden sehen, reissen Gras ab und bestreuen die Pflanzen damit. Eines oder das andere mag helfen, unterdessen vor grosse Felder ist noch kein Rath, dieser ist noch zu erfinden; also die Wahrheit: je kleiner der Feind ist, je mehr kann er beym Feld und Gartenbau schaden. (13)

Erdgalle, (botan.) ist ein Beyname des officinellen Gnadenkrautes, (*Gratiola officinalis* L.) und der Tausendgüldenkraut Gentiane, (*Gentiana Centaureum* L.) (9)

Erdgans, ist ein Beyname der Brandgans. s. Ente, (*Anas Tadorna* L.)

Erdgarbe, (*Gerbe de feu*,) nennt man die von der springenden Mine in die Höhe geschleuderte Erde, weil sie, wenn die Linie des kürzesten Widerstandes lothrecht und die Mine stark geladen ist, ziemlich die Gestalt einer aufrecht stehenden Garbe nachahmet. (6)

Erdgeschmack. Die Gewächse haben zu ihrem natürlichen Geschmack öfters einen ganz fremden beygemischt; es ist natürlich gedacht, wenn man sagt, daß sie ihn von der Erde, worinnen sie wachsen, annehmen. Dies merket man gar oft an den Weinen, die dadurch bald angenehm bald unangenehm werden. (13)

Erdgeschoß, (Baukunst) s. Geschoß.

Erdgestiebe: (Metallurgie) so nennt man das Gemenge aus Erde und Kohlenstaub, woraus in den Schmelzöfen Heerd, Sohl und Vorheerd geschlagen werden; man nimmt darzu sehr zarten durch ein sehr feines Sieb geschlagenen Kohlenstaub, und zwey- bis dreymal so viele geschlemmte, getrocknete, zart abgeriebene, und gleichfalls durchgesiebte Erde, am besten und gewöhnlichsten Thonerde, macht sie in einer Grube mit Wasser an, schlägt sie recht stark durcheinander,

und

und deckt das Gemenge, wenn es noch nicht gebraucht wird, mit Bretern so lange zu: dieses Gemenge ist nicht nur äusserst strengflüßig und kann also ein sehr starkes Feuer aushalten, ohne Schaden zu leiden, sondern schüzt auch die innern Wände des Ofens, und dient wegen des Kohlenstaubs und seines brennbaren Wesens zur Wiederherstellung derer Metalltheilchen, die etwa währendem Schmelzen verkalkt oder verglast worden seyn könnten. (12)

Erdgewächse, alles was aus der Erde wächst nennt man also. Oft nur diejenige, davon das Eßbare sich in oder unter der Erde befindet, z. E. Kartoffeln, Rüben ꝛc. (s. Gewächse.) (13)

Erdgeyer, s. Geyer.

Erdglänzer, (*Carabus niteus*) s. unter Rennkäfer.

Erdgrün, eine mattgrüne steinichte Erde, deren sich die Maler bey verschiedenen Gegenständen bedienen. Durch das Brennen wird diese Erde in eine grünbraune Farbe verwandelt. (19)

Erdgruben, s. Gruben, Höhlen.

Erdgrund, heißt in der Malerey ein Stück des Erdbodens das mit nichts besezt ist. (39)

Erdgrylle, (*Gryllus Gryllotalpa*) s. Reitwurm.

Erdgürtel, Zone. Man kann sich nicht die beyden Wendekreise und die beyden Polarkreise auf der Erdkugel gezogen vorstellen, ohne zugleich drey Streifen, einen nemlich zwischen beyden Wendekreisen, den andern zwischen dem Wendekreis des Steinbocks und dem mittägigen Polarkreise, den dritten zwischen dem Wendekreis des Krebses und dem mitternächtigen Polarkreise, und zwey Schilder, einen im mittägigen den andern im mitternächtigen Polarkreise begriffenen, zugleich mit zu gedenken. Diese drey Striefen und zwey runde Schilder heissen die Erdgürtel, und zwar der erste der sogenannten Streifen der heiße, die beyden andern die gemäßigte, und die beyden Schilder die kalten Gürtel, (zonæ torridæ, temperatæ, frigidæ.) Wie Strabo erzählt, hat schon Parmenides die fünf Zonen unterschieden, desgleichen thun ihrer Virgil, Ovid und mehrere alte Erwähnung.

Die Breite, worauf sich die Zonen erstrecken, hängt von der Schiefe der Ecliptik ab. Nimmt man diese zu 23 Grad und 28 Minuten an, so reicht so weit auf beyden Seiten des Aequators der heisse Gürtel und seine ganze Breite beträgt demnach 46 Grad 56 Min. Desgleichen ist der Halbmesser der beyden kalten Gürtel 23 Gr. 28 Min. und der Kreis, der sie einschließt, liegt überall vom Aequator 66 Gr. 32 Min. ab. Die Breite der gemäßigten Zonen ist hiedurch mit bestimmt und hält 43 Gr. 4 Min. Also fällt sogleich, als man die geographische Breite eines Orts vornimmt, in die Augen, in welcher Zone er liegt.

Um den Flächeninhalt der Zonen zu berechnen, wollen wir, weil es nicht der Mühe werth ist, sich in die grössere Weitläuftigkeit, die die noch nicht gänzlich bestimmte elliptische Gestalt verursachen würde, einzulassen, die Erde kugelrund annehmen, und zuvorderst eine allgemeine Formel festsetzen. Es seye deswegen *) der Halbmesser der Erde ÆM = MQ = PM = ML = a, MO = x, TO = y, so ist bekanntermassen

$$\frac{a^2-x^2=y^2}{-2x\,dx=2y\,dg}$$

*) s. Geographische Tafel, Fig. 11.

$$\frac{x^2dx^2=y^2dy^2}{\frac{x^2dx^2}{a^2-x^2}=dy^2}$$

$$\sqrt{(dx^2+dy^2)}=\sqrt{(dx^2+\frac{x^2dx^2}{a^2-x^2})}$$

$$=\sqrt{\frac{(a^2dx^2-x^2dx^2+x^2dx^2)}{a^2-x^2}}$$

$$=\frac{adx}{\sqrt{(a^2-x^2)}}=\text{Tt, wenn tc}$$

unendlich nahe an TC gezogen ist. Ist ferner die Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie wie 1 : π, so ist die Peripherie des Durchmessers TC = $2\pi y$, folglich die unendlich schmale Fläche die durch Drehung Tt oder das Element der Fläche, welche durch Drehung des Bogens ÆT um die Axe MO erzeuget wird,

$$=\frac{2a\pi ydx}{\sqrt{(a^2-x^2)}}$$

$$=\frac{2a\pi dx\sqrt{(a^2-x^2)}}{\sqrt{(a^2-x^2)}}$$

$= 2a\pi dx$. Daher das Integral oder das Stück der Kugelfläche, das zwischen dem Aequator und einem Parallelkreis, der vom Aequator um x = MO abstehet, enthalten ist = $2a\pi x$. Stellet man sich ferner von T nach M eine gerade Linie gezogen vor, so ist, ÆM vor den Halbmesser genommen, TN = OM = x der Sinus von ÆT oder der Breite des Parallelkreises, daher, 1 vor den Sinus totus genommen, 1; Sin ÆT = $a : x$, folglich $x = a$. Sin ÆT. Solcherstalt wird nemlich $2a\pi x = 2a^2\pi$. Sin ÆT. Wenn nun TC ein Wendekreis ist, so ist ÆT = 23 Gr. 28 Min. folglich die Fläche des halben heissen Gürtels = $2a^2\pi$. Sin 23°28′. Wenn TC ein Polarkreis ist, so ist ÆT = 66 Gr. 32 Min. folglich die Fläche des halben heissen und ganzen anliegenden gemäßigten Gürtels = $2a^2\pi$. Sin 66°32′ oder welches gleichviel ist, $2a^2\pi$. *Cos.* 23°28′; daher die Fläche des gemäßigten Gürtels allein = $2a^2\pi$ (*Cos.* 23°28′ — Sin 23°30′). Endlich wenn $x = a$, so wird die halbe Kugelfläche zu $2a^2\pi$; daher ist die Fläche einer kalten Zone = $2a^2\pi$ (1 — *Cos.* 23°28′). Setzen wir den Halbmesser der Erde 860 Meilen groß, so finden wir die Inhalte der Zonen vermittelst der Logarithmen folgender Gestalt:

log. a = 860	= 2.9344984
log. a^2 —	= 5.8689968
log. 2 —	= 0.3010300
log. π = 3,14	= 0.4969296
log. $2a^2\pi$ —	= 6.6669564
log. $\frac{\text{Sin } 23°28'}{\text{Sin tot}}$	= 0.3998819
	6.2670745

Also ist der Inhalt des halben heissen Erdgürtels = 1,849,586 Meilen und folglich des ganzen 3,699,172. Ferner

log. $2a^2\pi$ —	= 6.6669564
log. $\frac{\text{cos. } 23°28'}{\text{sin tot}}$	= — 0.0374924
	6.6294622

Also ein gemäßigter und der anliegende halbe heisse Erdgürtel halten zusammen 4,260,516 davon abgezogen die halbe heisse Zone — 1,849,586 bleibt

vor die gemäßigte — 2,410,930 Meilen.

Endlich den Logarithmus von $2a^2\pi$ oder 6.6669564 entspricht die halbe Erdfläche 4,644,666. Hievon obige — 4,260,516 abgezogen, bleibt

ein kalter Gürtel — 384,150 übrig.

In dem Berliner Astronomischen Jahrbuch vor 1784 findet man S. 174. u. f. eine Tafel des Inhaltes aller Zonen einer Kugel von halben zu halben Graden der Breite, sowohl wenn man den Halbmesser durch Tausendtheile ausdrückt, als wenn man der Peripherie 5400 oder der Länge eines Grades 15 Theile giebt. Diese Tafel kann bey der Berechnung des Flächeninhaltes grosser Länder sehr nützliche Dienste thun. Denn man darf nur ein solches Land in Parallelstreifen mit dem Aequator, jeden von der Breite eines halben Grades, eintheilen, und vermittelst dieser Tafel den Inhalt eines jeden Streifen von vorliegender Länge durch die Proportion suchen, 360 Grade in der gegebenen Breite haben den Inhalt, den die Tafel anzeigt, wie viel geben so viele Grade davon, als der Länge nach auf das zu berechnende Land fallen? Ist der Unterschied der obern und untern Grenzen dieser Streifen beträchtlich, so macht man die Rechnung für jede beyder Grenzen und nimmt das Mittel beyder Resultaten.

Da die Wendekreise diejenige sind, unter welchen die äußersten Oerter liegen, in deren Scheitel noch die Sonne kommt, so haben alle Bewohner der heissen Zone ausser denen, die sich an den Grenzen derselben, d. i. den Wendekreisen befinden, die Sonne des Jahres zweymal über dem Scheitel, und zweymal ist sie ihnen am weitesten vom Scheitel entfernt, einmal nordwärts das andremal südwärts. Weil nun Sommer und Winter diejenigen Jahrszeiten sind, die sich anfangen, wenn die Sonne am nächsten bey dem Scheitel und am weitesten von demselben stehet; so haben die Bewohner des heissen Gürtels ausser denen an der Greize, zweymal des Jahrs Sommer und zweymal Winter, und diese Jahrszeiten sind unter dem Aequator selbst beydemale gleich, ausser denselben aber ungleich lang, und zwar desto mehr ungleich, je weiter man vom Aequator weggehet. Den Bewohnern der gemäßigten und kalten Gürtel kommt die Sonne nie über den Scheitel, und wenn sie im Wendekreis des Krebses stehet, stehet sie denen in den nordischen Gürteln am nächsten, und denen in den südlichen am fernsten; umgekehrt wenn sie im Wendekreis des Steinbocks stehet. Daher ist in den nördlichen gemäßigten und kalten Gürteln Sommer, wenn in den südlichen Winter ist und umgekehrt. Und weil man Frühling die Jahrszeit nennt, die sich anfängt, wenn die Sonne nach dem Winter, und Herbst diejenige, die sich anfängt, wenn die Sonne nach dem Sommer in Aequator tritt; so ist auch in den nördlichen Gürteln Herbst, wenn in den südlichen Frühling ist, und umgekehrt.

Die recht mitten im heissen Gürtel, d. i. unter der Linie oder dem Aequator selbst wohnen in Æ, *) haben PL zum Horizont einen Kreis, der überall 90 Grade von Æ abstehet, folglich durch die Pole des Aequators P und L geht. Ein Kreis, der durch die Pole des andern geht, steht auf ihm senkrecht und theilt ihn in zwey gleiche Theile. Der Horizont also dessen, der unter der Linie wohnt, theilt den Aequator und also alle damit parallele Kreise, TC, tc, als welche mit dem Aequator einerley Pole haben, in zwey gleiche Theile, und stehet auf ihnen insgesamt senkrecht. Die Sonne und alle Sterne laufen in Tagekreisen, die mit dem Aequator parallel sind, daher stehen die Tagekreise der Sonne jahraus jahrein und alle Tagekreise aller Sterne auf dem Horizont dessen, der unter der Linie wohnt, senkrecht und liegen zur Hälfte über, zur Hälfte unter ihm. Deswegen sagt man von ihm, er habe die Weltkugel grade (Sphæram rectam) und es ist bey ihm immer Tag und Nacht gleich, auch verweilen bey ihm alle Sterne so lange über als unter dem Horizont. Er siehet beyde Pole. Alle Sterne gehen ihm auf und alle gehen ihm unter. Er wohne im heissen Gürtel, wo er will, so wirft er zu der Zeit, da die Sonne in seinem Scheitel stehet, Mittags keinen Schatten, oder ist ascius, und zu andern Zeiten fällt ihm, wenn sein Platz nicht grade unter den Wendekreisen selbst liegt, der Schatten Mittags bald nordwärts bald südwärts, oder er ist amphiscius.

Der recht mitten in einem der kalten Gürtel, d. i. unter einem Pole selbst wohnt in P *), hat den Aequator ÆQ zum Horizont, alle Tagekreise der Sonne und andere Sternen TC, tc, sind mit seinem Horizonte parallel, oder er hat die Weltkugel parallel, sphæram parallelam. Die eine Hälfte aller Sterne gehet ihm also nie unter, die andre nie auf. Auf den Tag des Frühlings- und Herbstanfangs lauft der Mittelpunt der Sonne rings um ihn im Horizonte herum (die Stralenbrechung bey Seite gesetzt, welche wir hernach in Betrachtung ziehen wollen), den ganzen Sommer gehet er ihm nicht unter, den ganzen Winter nicht auf. Es ist bey ihm immer Mittag und zugleich immer Mitternacht, denn alle seine Verticalkreise sind zugleich seine Mittagskreise, weil sein Zenith und Nadir mit den Polen einerley sind. Jemand wohne im kalten Gürtel, wo er will, nur nicht unter dem Polarkreise selbst, so geht des Sommers in 24 Stunden sein Schatten rings um ihn herum oder er ist periscius. Denn wenn er in K im Polarkreise pk selbst wohnt, so ist sein Horizont Tc, also berührt der Mittelpunct der Sonne, wenn sie im Wendekreis des Krebses TC lauft, in der Mitternacht, und, wenn sie im Wendekreis des Steinbocks tc lauft, im Mittag den Horizont das erstemal in T, das andremal in c, also wirft er zu Mitternacht keinen Schatten. Man siehet auch hieraus, daß, je weiter jemand von pk gegen den Pol hin wohnet, je mehrere Tage ihm die Sonne nicht auf und nicht unter gehe.

Wer in einem gemäßigten Gürtel wohnt, den bescheinet die Sonne im nordlichen nie von Norden her, im südlichen nie von Süden her; jeder wirft also das ganze Jahr durch Mittags seinen Schatten immer auf eine Seite nordwärts oder südwärts, daher heißen sie heteroscii. Die Tage und Nächte nehmen ihnen so wohl als allen, die nur nicht unter den Polen und unter der Linie leben, ab und zu, und zwar so, daß je grösser jedes Ortes Breite oder Polhöhe, desto länger auch dessen längster Tag und dessen längste Nacht ist. Denn wenn HR **) der Horizont des Ortes Z und hr der Horizont des Orts z, P der Pol, ÆQ der Aequator ist, so ist des Ortes Z kleinere Breite ÆZ und kleinere Polhöhe PR, jedes Ortes z grössere

*) Geographische Tafel Fig. 12.

*) Geograph. Tafel. Fig. 13. **) Fig. 14.

Breite Æz und grössere Polhöhe Pr. Von dem Wendekreis des Krebses TC aber, worinn die Sonne am längsten Tage der Bewohner der nördlichen Halbkugel lauft, fällt ein kleineres Stück TM über den Horizont HR, ein grösseres Tm über den Horizont hr, und eben so von dem Wendekreis des Steinbocks tc, worinn die Sonne am kürzesten Tag der nördlichen Völker lauft, fällt ein kleineres Stück Nc unter den Horizont HR, ein grösseres Stück nc unter den Horizont hr.

Der heisse Erdstrich scheinet wegen der übermäßigen Hitze und der Kälte sowohl wegen der übermäßigen Kälte, als wegen der sehr langen Nächte nicht aufgelegt bewohnt zu werden. Anaxagoras, Diogenes, Aristoteles, Cleomades, Strabo, desgleichen Cicero, Pomponius Mela, Plinius, Virgilius, Ovidius, Horatius und noch viele andere alte hielten wirklich den heissen Gürtel vor unbewohnbar, und, wenn man bedenkt, daß die Sonnenstralen unter denselben senkrecht oder fast senkrecht auffallen, so sollte man mit ihnen glauben, die Hitze müßte daselbst so groß seyn, daß sie der Mensch nicht ertragen könne. Gleichwohl ist diese Zone nicht nur bewohnt und übertrift an theils Orten die andern Zonen an Fruchtbarkeit, sondern die Hitze ist auch daselbst bisweilen geringer als in den gemäßigten Strichen. Z. E. zu Batavia in ohngefähr 6 Graden Süderbreite steht das Fahrenheitische Thermometer zu Mittag im Schatten auf 84 bis 88 Grad, und auf 88 bis 90 haben es Herr von Bergen in Frankfurt an der Oder und Hanov zu Danzig stehen sehen, und heute den 4 August 1783 stunde es hier zu Giessen gerade auch auf 88 Gr. Die Ursache, warum die Hitze geringer ist, als man erwarten sollte, ist vornemlich in folgenden Umständen zu suchen. Die Wärme, die die Sonne verursachet, hängt nicht allein von dem Winkel, unter welchen ihre Stralen auftreffen, und der Dichte der Stralen, sondern auch von der Länge der Zeit ab, da die Sonne eine Fläche bescheinet und nicht bescheinet. (s. Wärme.) Unter dem Aequator sind alle Tage gleich, nemlich 12 Stunden lang, und selbst unter den Wendekreisen ist der längste Tag nur 13 St. 32 Min. die kürzeste Nacht also 10 St. 28 Min. lang. Zu Giessen hingegen ist der längste Tag 16 St. 10 Min. also die kürzeste Nacht 7 St. 50 Minuten; zu Danzig aber ist der längste Tag 17 St. also die kürzeste Nacht 7 St. lang. Wirklich geringere Wärme, die eine zeitlang hinter einander immer wechselsweise 17 Stunden lang mitgetheilt und nur 7 lang entzogen wird, kann zu einer grössern Summe anwachsen als eine wirklich grössere Wärme, die eben so lange hintereinander immer nur 12 St. lang mitgetheilt und wieder 12 St. lang entzogen wird. Ferner zwischen den Wendekreisen ist meistens, wenn sich die Sonne dem Scheitelpunct nahe befindet, der Himmel mit Wolken bedeckt, welche, so lange sie hängen bleiben, gleichsam Vorhänge sind, die die Heftigkeit der Sonnenstralen mindern, und, wenn sie im Regen herunter fallen, die Erde abkühlen. Endlich tragen auch die beständigen Winde, die zwischen den Wendekreisen wehen, das ihrige zur Mäßigung der Wärme bey. Ausser diesen allgemeinen Ursachen giebt es noch manche besondre, die nur an besondern Orten statt haben. Die Nähe grosser Ströhme und noch mehr des Meeres, der Schatten hoher Berge, und vornehmlich die Höhe der Lage eines Orts vermindern die Wärme sehr beträchtlich, so daß z. E. in der Höhe zu Quito in Amerika unter der Linie ein immerwährender Paradiesischer Frühling regieret, da in den angränzenden Thälern alles von der Hitze gebraten wird.

In den gemäßigten Gürteln nimmt die Wärme von den Wendekreisen bis an die Polarkreise so ab, wie man aus dem kaum gesagten nunmehr selbst ermessen wird. Wir merken deswegen nur noch zweyerley davon an. Erstlich in einerley Breite derselben Zone ist die Wärme und Kälte sehr verschieden, z. B. in Holland ist die Kälte des Winters sehr erträglich; zu Argun hingegen in Sibirien an der Grenze der Tartarey thauet der Boden im Sommer nicht mehr als anderthalb Ellen tief auf, obwohl Argun 2 Grade südlicher liegt als Leiden. Man schließe nicht aus dieser und mehreren dergleichen Beobachtungen, daß es in demselben Parallelkreise desto kälter seye, je weiter man gegen Osten kommt. Denn zu Prinz Wallisfort in Hudsonsbey 94 Gr. 50 Min. westwärts von London im 58°56′ Vorderbreite frieren des Winters Wasser, die nicht über 10 bis 12 Fuß tief sind, bis auf den Grund, selbst der Weingeist frieret, und die Felsen zerbersten für Frost; der Ort aber liegt nur 3 Grade höher als Edenburg in Schottland, wo man immer sehr leidliche Winter hat. Zweytens ist die Kälte in derselben Breite der südlichen Halbkugel größer als in der nordlichen. Wenn im Sommer die Wärme daselbst eben so viel grösser wäre, so würde mancher die Ursache darin suchen wollen, daß die Sonnenferne der Erde in unsern Sommer und den südlichen Winter, also die Sonnennähe in unsern Winter und den südlichen Sommer fällt. Allein theils thut dieser Unterschied so viel nicht, indem die augenblickliche Wirkung der Stralen bey uns und in gleicher südlicher Breite sich nur verhalten müßte wie 22374^2 zu 21626^2 das ist wie 1000 : 934½; theils ist es im südlichen Sommer nach den Zeugnissen der Reisebeschreiber und neuerdings erst beyder Herrn Forster z. B. in der Magellanischen Straße so kalt, als fast im Winter bey uns. Wo sonst der Grund dieser Erscheinung zu suchen, ist noch nicht bekannt. Vielleicht steckt er in der verschiedenen Beschaffenheit des Bodens, in der Menge der Salpeter- oder Salmiactheile, die daselbst in der Erde gefunden wird, oder sonst in so etwas.

Die Beschaffenheit des Erdbodens nahe bey den Polen ist bis jetzt ganz unbekannt; doch soll nach dem Zeugnisse des Grafen von Buffon ein englischer Capitaine Monson so hoch hinauf gesegelt seyn, daß er nur noch 5 Gr. 35 Min. vom Nordpole entfernt geblieben, und soll, was wohl schwerlich jemand erwartet, daselbst eine offene See ohne Eis gefunden haben; ja zwey holländische Schiffe sollen zu den Zeiten Carls II. Königes in England bis auf einen Grad dem Pole nahe gekommen seyn und gleichfalls daselbst kein Eis angetroffen haben. Wir behalten uns, bis nähere Bestätigung einlangt, die Erlaubniß aus, an diesen Nachrichten zu zweifeln. Denn zu Tornao, welches beynahe noch einen Grad von der kalten Zone abliegt, friert der Weingeist in den Thermometern in nicht geheizten Kammern. Sonst, wenn es der Kälte und der ihrentwegen mangelnden Nahrungsmittel halben möglich wäre, so wäre es der langen Nächte halben nicht unmöglich, selbst unter den Polen zu leben. Denn die Morgendämmerung gehet daselbst schon an, wenn die Sonne 19 Gr. unter dem Horizonte, also unter dem Aequator, stehet, wofern nicht die dichtere Luft die Stralen noch stärker als die

unsrige bricht, und dadurch die Grenze der Dämmerung noch erweitert, und die Abenddämmerung dauert gleichfalls so lange, bis die Sonne wieder diese Tiefe erreichet. (s. Dämmerung.) Jede dieser Dämmerungen währt also wenigstens 54 Tage, und die völlig dunkele Nacht dauert also wenig über 2 Monate. Ohngefähr die Hälfte derselben wird durch den Mondschein und der Ueberrest durch den ununterbrochenen Schein der Nordlichter erträglich gemacht. (6)

Erdgürtelmoire. (Naturgesch.) ist ein Beyname des weissen Tropiker. (*Phaeton aethereus* L.) (9)

Erdgut, heißt die mittlere Sorte des gemeinen holländischen Tabackes, er hat den Namen von dem Boden, worauf er wächst, zum Unterschied vom Sandgut und bestem Gut. (39)

Erdhaltiges Wasser. Daß kein Wasser in der ganzen Natur ganz rein ist, und daß sogar in dem Schnee- und Regenwasser erdigte Theile gefunden worden, haben die Untersuchungen der Chemisten gezeigt. Man nennt doch nur die Wasser erdhaltige, welche mit Erde überladen sind, und solche bey verschiedenen Gelegenheiten absetzen. s. die Art. Wasser, incrustirende Wasser, Tropfsteine. (39)

Erdharz, ist ein Name den einige dem Judenpech, andere der ganzen Ordnung der brennbaren Mineralien, noch andere einem einzelnen Geschlechte derselbigen beylegen. Alle Arten dieses Geschlechts kommen darin mit einander überein, daß sie einen sehr geringen Grad von Kälte, Schwere und Härte haben, sich nicht, wie Pflanzenharze, in Weingeist, wohl aber, wie sie, in Oelen auflösen, im Feuer mit einer hellen Flamme, und mit einem starken, gemeiniglich etwas schweren Geruch brennen, sich mit Wasser ohne Vermittlung eines dritten Körpers nicht vermischen, aber mit ätzendem Laugensalze eine Art Seife machen, aus vielem brennbaren Wesen, das bald mehr, bald weniger mit Säure, welche dann in ihrer Natur zunächst an das Bernsteinsalz gränzt und Erd- und Eisentheilchen versetzt ist, bestehen, und was die festere Arten betrift, eine dunkele Farbe haben, und wenn sie warm gerieben werden, leichte Körper an sich ziehen: dahin gehören nun Bergbalsam, Bergöl, Bergtheer, finnisches Bergfett, persischer natürlicher Balsam, Judenpech, Erdkohle, Steinkohle und Gagat. (12)

Erdhaspel, (Maschinenbau) s. Haspel.

Erdhaue, Spitzhaue, (*feuille de jauge*) heißt eins der Instrumente des Minirers. Es ist eine runde vorne etwas zugespitzte und gekrümmte Haue, die man besonders im laimichten Grunde braucht, wenn man stille arbeiten und vom Feinde unter der Erde nicht gehöret werden will. (6)

Erdhopfen, (botan.) wird zuweilen das Johanniskraut genennt. (9)

Erdhummel, (*Apis terrestris*) s. unter Hummel.

Erdhübel, nennt man oft die aufgeworfene Erde der Maulwürfe auf den Wiesen, wenn sie nicht verbreitet worden, sondern verwachsen sind. (24)

Erdhündchen, ist ein Beyname des Zemni.

Erdhüre, ist eine an manchen Orten übliche Benennung des Grundzinses, welchen die Bauern der Herrschaft bezahlen müssen. (15)

Erdichtung, ist in der weitläuftigsten Bedeutung die Vorstellung einer Sache als wirklich, die aber nicht wirklich vorhanden ist. Wenn in eine Erzählung solche Umstände mit eingeflochten werden, die nicht so geschehen sind, wie sie erzählt werden; so nennt man solches Erdichtungen. Curtius ist voll solcher Erdichtungen; die Reden, welche Livius seinen Personen in den Mund legt, sind gleichfalls von dieser Art. Alle Vorstellungen, in denen wir die Theile verschiedener Empfindungen zusammensetzen, die wir im Ganzen nicht eben so empfunden haben, werden Erdichtungen genennt. Die Grundlage davon ist die Phantasie. Vermöge derselben ruft die Seele die gehabten Vorstellungen zurück, sondert nach eigenen Willkühr Theile davon ab, setzt sie zusammen, und schafft sinnliche Bilder in unzählige Formen und Gestalten um, d. i. sie dichtet, sie vereinigt Einzelnheiten zu einem Ganzen. Hieraus entstehen dichterische Schilderungen, Mahlereyen und Werke der Kunst. Der Dichter oder Mahler, der z. B. eine Landschaft erdichten will, trägt alle die einzelne Reitze und Schönheiten, die er in der Natur zerstreut gefunden hat, in eines zusammen: hier eine anmuthige Flur, von der Natur mit einem erquickenden Grün überkleidete Gefilde; dort ein rieselnder Bach mit einer angenehmen Mischung von Berg und Thal; dort Wild, das sich in schattigten Wäldern lagert; hier auf fetten Waiden gehende Heerden, und, was sonsten die Natur dem Menschen zur Freude hervorgebracht hat. Aus der Zusammensetzung dieser Schönheiten dichtet er sein Bild. Man kann drey Grade von Erdichtungen setzen, und es giebt auch eben so vielerley Arten derselben. Die erste ist, wenn dasjenige, was man erdichtet, dem gewöhnlichen Lauf der Natur vollkommen gemäß ist, und von dem, was wirklich geschieht, nur blos darinnen unterschieden ist, daß ihm das historische Zeugniß seiner Wirklichkeit fehlt. Von dieser Art ist der gewöhnliche Stoff der dramatischen Vorstellungen, welche wirkliche in dem sittlichen und politischen Leben der Menschen vorkommende Fälle genau nachahmt, wo alles, was vorgestellt wird, eben also wirklich hätte geschehen können. Hier werden die wirklich vorhandenen Kräfte des Menschen, nach ihrer wahren Beschaffenheit dargestellt. Dergleichen Erdichtungen sind nichts anders, als Beyspiele von wirklich vorhandenen Fällen, die aber in dieser Verbindung nicht geschehen sind. Die einzelnen Theile sind lauter Wirklichkeiten. Ein Satirenschreiber sammelt eine unendliche Menge von Zügen der Narren, die er aus eigner oder fremden Erfahrung hat, und setzt sie in einem Bilde zusammen. Nun kann es geschehen, daß sich jemand vollkommen getroffen findet; den aber der Dichter niemals gekannt hat. Er erdichtet einen Charakter, der in der Natur wirklich seyn kann. Dergleichen Erdichtungen erfordern eben keinen ausserordentlichen schöpferischen Geist, aber desto mehr Beurtheilungskraft und Verstand, weil alles aus der wirklichen Natur hergenommen seyn muß. Hier werden uns merkwürdige Charaktere der Menschen vorgestellt, wir werden mit den menschlichen Leidenschaften in ihrer wirklichen Natur bekannt gemacht; Umstände, Situationen, Geschäfte und Begebenheiten, an denen sich diese Charaktere und Leidenschaften in dem menschlichen Leben am deutlichsten äussern, werden aus der Geschichte der Menschheit herausgezogen; alles geschieht so, wie es geschehen könnte. Die Haupteigenschaft dieser Erdichtungen ist Wahrheit, daß man nicht Dinge mit einander verbinde, die nicht verbunden werden können, und nicht trenne, was sich nicht trennen läßt. Romanschreiber lassen sich oft durch ihre ausschweifende Phantasie verführen, und lassen Menschen so handeln, wie ein Mensch in solchen Umständen weder jemals gehandelt hat noch handeln kann. Solche Vorstellungen sind utopische Chimären, und

keine Erdichtungen. Horazens Regel gilt hier vornemlich: ficta sint proxima veris. Die zweyte Gattung von Erdichtungen machen diejenigen Vorstellungen aus, wo die Gegenstände nicht aus der wirklichen Natur genommen sind, sondern wo man andere Wesen nimmt, und ihnen menschliche Handlungen sowohl aus dem politischen als sittlichen Leben zuschreibt. Man schafft sich gleichsam eine neue Welt. Man setzt eine gewisse Bedingniß voraus, durch welche die Vorstellungen ihre Möglichkeit bekommen. In der äsopischen Fabel nimmt man, daß die Thiere reden können, und nach dieser Voraussetzung läßt man sie ihrem Charakter gemäß handeln und reden. Hier reducirt man andere, als menschliche Wesen, auf menschliche Handlungen und Gesinnungen. Soll eine solche Erdichtung wahr seyn, so muß kein Widerspruch darinnen sichtbar seyn. Von dieser Art der Erdichtungen sind Ovids Verwandlungen, Gullivers Reisen, und beynahe das ganze mythologische System der Alten. Hieher gehören auch allegorische Vorstellungen, auch wenn man abstracte Ideen durch Personificirung anschauend macht. Weil die Dichter insonderheit von dergleichen Erdichtungen Gebrauch machen, so nennt man sie poetische Erdichtungen. Wer in dergleichen Erdichtungen glücklich seyn will, muß eine reiche Phantasie und vielen Witz haben; doch aber muß er auch eine reife Beurtheilungskraft haben. Wer sich einbildet, daß eine ausschweifende träumerische Phantasie allein hinreichend sey, gute Erdichtungen von dieser Art zu machen, der irret sich sehr. Man muß eine hinlängliche Stärke von Genie haben, dergleichen erdichte Wesen, es mögen nun Gnomen oder Sylphen, Feen- oder Einwohner anderer Weltkörper seyn, eine solche Natur zu geben, die sich überall in so viel besondern Fällen und Umständen auf eine ihnen eigene Art äussert. Dergleichen Erdichtungen können unter gewissen Umständen und zu gewissen Zeiten wahrscheinlich seyn, und unter andern nicht. Bey Beurtheilung derselben muß man sich in diejenigen Zeiten versetzen, aus welchen die Gegenstände hergenommen sind. Hiezu setzen noch einige eine dritte Gattung von Erdichtungen, wenn sie auf ernsthafte Gegenstände, z. B. den Zustand der Menschen nach dem Tode, und überhaupt auf seine Verbindung mit der unsichtbaren Geisterwelt angewendet werden. Dergleichen Erdichtungen haben Milton und Klopstock in ihren bekannten Heldengedichten. Jedes Volk, das von diesen wichtigen Beziehungen eines Menschen, von dem Zustand der Seele nach dem Tode, einige Begriffe gehabt hat, hat solche durch seine Erdichtungen sinnlich zu machen gesucht; es hat die unsichtbare Geisterwelt in eine sichtbare und körperliche verwandelt. Die Griechen hatten ihr Elysium, und die alten nordischen Völker hatten ihre Walhalle und Odins Hof. Man hat bemerkt, daß blos allgemeine und abgezogene Begriffe davon nicht hinlänglich auf die Gemüther wirkten; deswegen haben die Dichter aller Völker, die von diesen Dingen einige Begriffe gehabt haben, sie durch Erdichtungen sinnlich zu machen gesucht. Ob die christliche Religion eine solche Erdichtung zulasse, darüber ist verschiedentlich gestritten worden. Sulzer sagt hievon: „Abgezogene Begriffe von der allgemeinen Aufsicht, unter welchen die ganze Schöpfung steht, von dem guten und bösen Schicksale der Menschen nach dem Tode, haben fast gar keine Wirkung auf die Gemüther. Nichts kann demnach wichtiger seyn, als Erdichtungen, wodurch diese Begriffe nicht nur durch ihre Sinnlichkeit faßlich, sondern auch zugleich einleuchtend werden. Ein glückliches System solcher Erdichtungen wäre für die Religion des gemeinen Mannes unendlich besser, als das beste System abgezogener Glaubenslehren, und als die subtilste Schultheologie. Klopstock scheinet ein solches System ausgedacht zu haben; aber es ist nicht popular. Er setzet durch den Reichthum und Glanz der Erdichtungen in Bewunderung, müßte aber unendlich einfacher werden, um allgemein nützlich zu seyn. Der Urheber und die ersten Verbreiter der christlichen Religion haben eine sehr gute Anlage zu einem solchen System gegeben; und es ist zu wünschen, daß ein Dichter aufstehe, der das Sinnliche des christlichen Glaubens mit Faßlichkeit und Anmuthigkeit, wie der Homer die Theologie seiner Zeit in seine Gedichte eingewebet hat, in ein schönes episches Gedicht einwebte. Noch scheinet das, was Bodmer in der Noachide hier und dar von Erdichtungen von dieser Art hat, das faßlichste zu seyn; aber sein System ist noch zu unvollständig. In einigen Stücken solcher Art ist Klopstock überaus glücklich gewesen; seine Beschreibung von dem Tode Judas Ischariots ist ein Meisterstück. Seine Engel, die er bey dem Erlösungswerk mitwirken läßt, geben seiner Einbildungskraft einen vortrefflichen Schwung; aber sie sind nicht für den gemeinen Menschenverstand. Was Homer von seinen unsichtbaren Wesen sagt, konnte jeder Grieche verstehen.

Diese verschiedene Arten von Erdichtungen tragen alle das Gepräge von der Denkungsart und dem Temperament der Dichter. Die erdichtete Wesen der Griechen zeigen überall den natürlichen, freyen, anmuthigen, aber auch bisweilen grossen und heftigen Charakter dieses Volks; ihre Götter sind erhabene griechische Menschen. Eben dieses Urtheil gilt von den Halbgöttern der alten nordischen Völker; ihr Nationalcharakter ist auch an ihren erdichteten Personen sichtbar. Die melancholischen Egyptier haben lauter häßliche und ausschweifende Erdichtungen; von ihnen kommen die ungeheuern Götter und gehörnte Teufel her. Miltons melancholisches Temperament sieht man auch an seinen ausgearteten Engeln. Aus der Begierde, mit welcher dergleichen Erdichtungen angenommen werden, kann man auch einen wahrscheinlichen Schluß auf die Denkungsart der Leser machen. (22)

Erdkäfer. Ein gemeiner Namen, worunter bald die eigentlichen Käfer oder *Scarabæus* L. bald die Gräber oder *Silpha* L. bald die Rennkäfer oder *Carabus* L. verstanden werden. (24)

Erdkästen, heißt so viel als Erdknoten (*Bunium Bulbocastanum* L.)

Erdkastanie, ist ein Beynam der Erdknoten.

Erdkegel, sind Kegel, auf welchen man die Länder des Erdbodens eben so verzeichnet hat; wie die Astroscopia oder Coniglobia Kegel sind, auf welchen man die Gestirn des Himmels verzeichnet hat. s. Coniglobium. (6)

Erdkiefer, (*Coris* L.) mit diesem Namen wird ein Pflanzengeschlecht belegt, welches in die erste Ordnung der fünften Classe (*Pentandria monogynia*) gehört. Der Kelch bestehet aus einem bauchigen zusammengelehnten fünfzähnigen Stücke, und ist oben mit fünf einfachen unten mit fünf gezähnten Dornen gekrönt. Die Krone ist einfach und unregelmäßig, ihre Röhre so lang als der Kelch cylindrisch, die Mündung platt, in fünf längliche gekerbte stumpfe Abschnitte getheilt, davon die zween untersten kürzer sind und weiter von

einander abſtehen. Die fünf Staubfäden haben borſtenförmige herabgebogene Träger und einfache Staubbeutel. Der Stempel beſtehet aus einem rundlichen über dem Boden befindlichen Fruchtknoten, einem fadenförmigen herabgebogenen Griffel von der Länge der Staubfäden, und einem dicklichen Narbe; Auf die Blüthe folgt auf dem Grunde des Kelches eine kugelförmige einfächriche fünfklappige Beere, mit vielen kleinen faſt eprunden Samenkörnern. Die einzige bekannte Gattung dieſes Geſchlechtes iſt die **Erdkiefer von Montpellier**, (*Coris Monſpelienſis* L. *Coris caerulea maritima* C. Bauh. *Symphytum potraeum* Cam. epit. 699.) Sie hat einen rothen Stengel und wechſelweiſe, bandförmige, etwas dicke ausgebreitete Blätter. Die Blumen ſtehen in Aehren beyſammen. (9)

Erdkirſche, (botan.) heißt an manchen Orten die gemeine **Judenkirſche** (*Phyſalis Alkekengi* L.)

Erdknoten, (botan.) (*Bunium* L. *Bulbocaſtanum* Tournef.) Mit dieſem Namen bezeichnet man ein Pflanzengeſchlecht aus der zweyten Ordnung der fünften Linneiſchen Claſſe (*Pentandria digynia*) Die Blumen ſind in eine doppelte Dolde vereiniget, die allgemeine iſt vielfach und hat weniger als zwanzig Strahlen, die beſondere ſind ſehr kurz und gedrängt. Die allgemeine Hülle beſteht aus vielen kurzen gleichbreiten Blättchen, die beſondere ſind borſtenartig ſo lang als die Dolden. Die eigentliche Kelche ſind kaum ſichtbar. Alle Blümchen tragen Frucht und haben fünf umgebogene herzförmige gleiche Kronblätter, fünf kurze einfache Staubfäden. Der Stempel beſteht aus einem länglichten unter dem Boden befindlichen Fruchtknoten, zween umgebogenen Griffeln mit ſtumpfen Narben. Auf die Blüthe folgt eine eprunde nackende zweyſpaltige Frucht, oder zwey eprunde auf einer Seite platte auf der andern erhabene Samenkörner. Es ſind zwo Gattungen dieſes Geſchlechts bekannt: **Caſtanienförmiger Erdknoten**, (*Bunium Bulbocaſtanium* L. Mill. dict. n. 1. Oed. dan. n. 220. *Bulbocaſtanum majus folio apii* C. Bauh. *Nucula terreſtris* Lobel. Erdkäſte Erdeichel, Saucaſtanien, Schäfernuß, Erdnuß.) Wächſt in den Wäldern von Deutſchland, Frankreich und England wild. Die Wurzel iſt fleiſchig und knollig, der Stengel geſtreift, die Blätter geſtielt, groß, gefiedert, lanzetförmig und zerſchnitten. Die Blumen kommen am Gipfel der Aeſte hervor, und ſind weiß. Die ballige Wurzeln ſind eßbar und ſchmecken faſt wie Caſtanien. Man ißt ſie roh und gebraten mit Butter und Pfeffer. Die Schweine wühlen fleißig nach dieſer Speiſe. In Gärten will dieſe Pflanze nicht fort.

Gewürzhafter Erdknoten, (*Bunium aromaticum* L. *Ammialterum ſemine apii* C. Bauh.) Wächſt in Syrien und der Inſel Creta wild. Die Blätter ſind dreymal zuſammengeſetzt und die kleinen Blättchen ins beſondere fadenförmig und glatt. Die Blüthe iſt weiß. (9)

Erdkobolt, (Metallurgie) ſo nennen viele die natürliche insbeſondere die dunkler und ſchlechter gefärbte Koboltkalke. (12)

Erdkörbe, (*Corbeilles*) heiſſen die kleinen oder breiteren unten ſchmäleren Schanzkörbe, die die Geſtalt abgekürzter Kegel haben. Meiſtens haben ſie unten 8, oben 10. bis 12. Zolle zum Durchmeſſer und eine Höhe von 1 bis 1½ Fuß. Man ſetzt ſie auf die Bruſtwehren, die Vertheidiger dadurch zu bedecken, welche ihr Gewehr durch das kleine Schießloch, das zwiſchen zweyen neben einander ſtehenden Körben bleibet, durchſtecken können. Andre ſolche Körbe, die unten Böden haben, brauchen die Mineurs Erde von einer Stelle zu der andern zu tragen. (6)

Erdkohle, Bergpecherde, Bituminöſeerde, bey einigen auch Bergtort oder Schlammſchiefer, zuweilen unreifes Alaunerz, oder wilde Alaunerde, oder Erdmark; ſie findet ſich meiſtens in ganzen Flözen, zuweilen in gröſſern oder kleinern Neſtern, gemeiniglich nicht tief unter der Oberfläche der Erde, z. B. in Perſien nicht weit von den Naphthaquellen, am Jeſer, am Wolga, am Bugurna, auch am draliſchen Gebürge, im rußiſchen Reiche, bey Boſerup, Dennemora u. a. O. in Schweden, bey Chezahow in Polen, bey Koniz in Ungarn, im Herzogthum Parma, im Gebiete der Florentiniſchen Stadt Siena, bey Viterbo, bey Melilli und Coſta de Garita in Sicilien, bey Grenoble im Delphinat, im Gebiete des Berniſchen und Zürchiſchen Freyſtaats, in Welſchneuburg, bey Pyrmont, bey Winzen im Zelliſchen, bey Erfurt, bey Langenbogen und Halle im Saalkreiſe, bey Gera, bey Brumbey in Magdeburg, bey Freyenwalde in der Mark, bey Dörrenberg, Merſeburg, Coſwik, Altenburg, Radewiz und Mattendorf in Sachſen, bey Teſchen in Böhmen, in Stepermark, auch bey Idria in Krain, die ſicilianiſche ausgenommen, welche ſchiefericht und dunkelgelb oder grünlicht iſt, iſt die Erdkohle von dunkeler, brauner oder ſchwarzer Farbe, und und zwar ſo lange ſie friſch und feucht iſt, zähe ohngefähr wie Thon, aber nachher los wie Staub zuweilen, wie z. B. die perſiſche, doch auch dann noch etwas zähe, wie Pech, in Siberien findt man oft Schalenthiere und Abdrücke von Fiſchen darin: roh hat ſie keinen Geruch, aber im Feuer gibt ſie einen ſtarken Geruch von ſich, der bey der Geraiſchen und bey der Sibiriſchen von Gorodiſiſche dem Geruch des brennenden Aminebarzes zimlich gleich kommt; ſelten bricht ſie in helle Flammen aus, und nur in einem ſtarken Feuer fängt ſie an zu glimmen, ſie läßt immer Aſche nach ſich, die zuweilen ohne Zuſatz zu Glaſe ſchmelzt: ſie iſt leicht durch bloſſen Abraum zu gewinnen, aber wegen der ſchwachen Hitze, welche ſie gibt, nicht ſehr geachtet; inzwiſchen kann ſie doch in der Nachbarſchaft von Schwefelkieſen zum Röſten derſelbigen und Ausſchmelzen des Schwefels, oder nahe bey fetten Steinkohlen, ſtatt des Leims, um den Grub und Abfall derſelbigen zuſammen zu backen, oder bey Salzſothe, Salpeter- und Vitriolhütte, die mit Holz oder Steinkohlen gefeuert werden, wenn man ſie, nachdem das Holz ſchon zu Kohlen gebrannt, oder die Steinkohlen ſchon in voller Glut ſind, hineinwirft, zur Unterhaltung der Hitze gebraucht werden. (12)

Erdkränzlein, (botan.) iſt ein Beyname der gemeinen **Gundelrebe**. (*Glechoma hederacea* L.) (9)

Erdkraut, (botan) wird zuweilen der **Erdrauch** (*Fumaria* L.) genennt.

Erdkrebs, iſt auch ein Name der ſchädlichen **Werre** oder **Reitwurms** (*Gryllus Gryllotalpa* L.) (24)

Erdkreiſe, heiſſen die mancherley Kreiſe, der Aequator, die Ekliptik, die Wende- Polar- Parallel- Mittagskreiſe u. ſ. w. die man ſich auf der Erde gezogen einbildet und auf den künſtlichen Erdkugeln wirklich ziehet, um die Stellen der Oerter und andre Beſchaffenheiten derſelben in der Geographie dadurch zu beſtimmen. (6)

Erdkreis. Die Cabbaliſten behaupten, daß ſieben Weltſyſteme, und eben ſo viel Erdkreiſe übereinander ſind. Mit Vorausſetzung deſſen, was in dem Art.

Cabbalisten darüber gesagt worden ist, merken wir hier noch folgendes an. Der unterste Erdkreis wird Erez hattachtona, oder die unterste Erde genennt. Dieses ist ein Ort der Finsterniß, wo gar nichts ist. Hieher wurde Adam nach seiner Vertreibung aus dem Paradiese gesetzt. Als er hier ankam, überfiel ihn Furcht und Schrecken, weil er nichts als die Spitze des feurigen Schwerdtes sah, mit welchem er aus dem Garten Eden war verwiesen worden. Hier saß er den ganzen Sabbath über; hierauf brachte ihn Gott auf den zweyten Erdkreis, der der nächste über diesen war, und dieser heißt, Adamah. Den Beweiß hievon nehmen sie aus 1 B. Mos. 3, 23. wo gesagt wird, daß Gott der Herr den Adam aus dem Paradiese vertrieben habe, daß er das Land (im hebräischen, Adamah,) bauen sollte. Hier leuchtet ein Licht vom Firmament, auch glänzen daselbst Sterne und Planeten. Hier wohnen Riesen von ungeheurer Gestalt, die von dem Adam in den ersten 130. Jahren mit der Lilith gezeugt worden, Teufel, Geister und Gespenster. Diese kommen von da, in denjenigen Erdkreis herauf, den die Menschen bewohnen. Der dritte Erdkreis heißt, Arca. Hier leuchtet ein Licht von der Sonne, hier wird gesäet und gepflanzet, es wachsen auch einige Früchte da. Hier wohnen die Kinder Cains, die zum Theil sehr groß, zum Theil aber sehr klein sind; jeder hat zwar zwey Köpfe, aber in Ansehung der Kenntniß sind sie weit unter den Menschen. Hier war Adam so lange, bis er den Seth zeugte, alsdenn gieng er von den übrigen Erdkreisen vorbey, und kam sogleich auf den siebenden den wir bewohnen, und welchen sie Tebel nennen. Die drey dazwischen liegende Erdkreise heissen Ge, Neschiſa und Zija. Ge ist weitläuftiger grosser Ort, wo die Länge der Hölle ist. Dieser Ort ist nahe bey dem Elemente des brennenden Feuers, und die Einwohner haben viel Gold und Edelgesteine; sie verstehen auch die Zauberkünste. Ueber diesem Erdkreis ist der fünfte, welcher Neschia, (von נשי vergessen) heißt. Hier wohnen lauter Zwerge, welche keine Nasen haben, sondern der Athem gehet durch zwey Löcher aus und ein. Alles, was sie thun, vergessen sie augenblicklich wieder. Der sechste Erdkreis heißt Zija, (ציה) ein drockner Ort; die Einwohner hier sind von schöner Gestalt; sie untersuchen die Quellen des Wassers, und steigen bisweilen durch die Quellen auf unsern Erdkreis. Wenn diese sieben Erdkreise keine Allegorie von den verschiedenen innern Theilen unsrer Erdkugel sind; so weiß man nicht, was man aus demselben machen soll. Die Cabbalisten suchen grosse Weißheit darinnen, die wir ihnen aber gerne schenken. (22)

Erdkriecher, (*Apis subterranea.*) s. Hummel.

Erdkröte, (*Rana rubeta* L.) s. Frosch Feuerkröte. Es gibt verschiedene Abarten derselben. Die Erdkröte lebt unter der Erde in den Häusern und heißt zuweilen auch Hausunke. Sie ist grau mit schwarzen Warzen gefleckt. (9)

Erdkrone, (botan.) wird an einigen Orten der gemeine Huflattig (*Tussilago Fafara* L.) genennt.

Erdkugel, (geographisch) s. Himmels- und Erdkugel.

Erdkugel, (Feuerw.) ist eine Art Luftkugeln, welche, wann sie angezündet und auf die Erde geworfen wird, mehrmalen hin und wieder springt. Ihre Zubereitung ist folgende. Eine hölzerne Bombe, in welche ein gewöhnliches Brandrohr mit dem gewöhnlichen Satze eingeschlagen wird, wird mit einer Vermischung angefüllet von in Mehl zerbrochenem Salpeter 16. Pf. in Salpeterwasser gekochten und wieder getrockneten Sägespänen 4. Pf., Schwefel 4. Pf. Pulver ½ Pf., kleingefeilten Elfenbein ½ Pf. In die gefüllte Kugel werden hin und wieder Löcher gebohrt und in dieselbe kürzere und längere eiserne Schläge vest eingeschlagen, welches blecherne, inwendig offene, mit Pulver geladene, auswendig wohl verstopfte, und mit Hülfe des Ranftes am äusseren Ende angenagelte Röhrgen sind. Wie der entbrannte Zeug innerhalb der Kugel einen Schlag nach dem andern entzündet, so springt und hüpft die Kugel allemal in die Höhe. Mehrere Weisen dergleichen Kugeln zu verfertigen beschreibt Simienowietz, Th. I. B. 4. C. 2. (6)

Erdläufer, (*Phal. bomb. vestigialis.*) s. unter Spinner.

Erdlagen. Wenn man tief in die Erde hinunter gräbet, so findet man Massen von allerley Arten Erde, Sand und Stein, die mit einander abwechseln und diese sinds, welche man mit dem Namen der Erdlagen oder Erdschichten beleget. Perrault in seinem *Traité de l'origine des fontaines* Varenius in seiner *Geographia generali* und Ramazini *de fontium mutinensium admiranda scaturigine* beschreiben ausführlich, was die Erfahrung von diesen Lagen und ihrer Folge auf einander lehret, und wir haben sowohl den Kern der Beobachtungen dieser und mehrer andrer, als die mancherley Gedanken vieler Naturforscher über den Ursprung derselben in dem Artikel Erde, vorgetragen, die wir also hier nicht wiederholen dörfen. Eine Erfahrung des Perrault aber, die wir in der angeführten Stelle zu berühren nicht nöthig fanden, verdienet hier nachgeholet zu werden. So oft er nemlich auf Hügel und auf ebenem Lande nach Wasser graben ließ und ohngefehr so tief kam, als der Grund des nächsten oft ziemlich weit entfernten Strohmes lag, fande er jedesmal eine Lage Sand, darunter eine Lage von gröberem Kieß grösseren und kleineren Steinen vermischt und darunter eine Unterlage von fetter Lette. In der Sand- und Kießlage fand er jederzeit Wasser, welches durch die darunter befindliche Leitenschichte verhindert wurde, tiefer hinunter in den Boden zu dringen. Fiel das Wasser stark in den Ströhmen, so zeigte sich deutlich, sowohl wie die verschiedenen Erdlagen von ihrem Canale durchschnitten waren, als wie das Wasser aus den durchschnittenen Sand- und Kießlagen heraus rieselte und den Vorrath des Wassers im Strohme vermehrte. Wuchsen die Flüsse dagegen hoch an, so drang viel ihres Wassers in die weit und breit sich erstreckenden Sand- und Kießlagen, das sich nachmals in die Keller und Gewölber der benachbarten Städten dergestalt ergoß, daß das Ausschöpfen derselben so lange vergeblich war, als die Sandlagen im Stande waren neues abzugeben. Nach Ramazini Wahrnehmung liegen zuweilen dergleichen mit Lette gefütterten Wasser führender Sandlagen mehrere in verschiedener Tiefe untereinander, und der Verfasser dieses Artikels hat, als er einsmal dem Bohren nach Salzquellen beygewohnet, zwey übereinander hinstreichende Sauerwasser führende Gründe beobachtet, deren oberster, dessen Wasser schwächer war, so viel er sich erinnern kann, ohngefehr 16. und der unterste, dessen Wasser sehr viel stärker war, ohngefehr 80 Fuß unter der Oberfläche der Erde lag. (6)

Die Steinbrecher schliessen von den Erdlagen auf das unter dem Boden befindliche Gestein. Unter

Mergel und kalkartigen Erdlagen findet man gern Kalksteinbrüche. Unter einem Gemische von Kalkerde und Sand gerne Töpfstein, unter Gypserde, Gypsstein, und dergleichen. In horizontalen Erdschichten streicht das Gestein horizontal oder sohlig, fallend oder steigenden aber einschliessend Gestein. (18)

Erdleberkraut, (botan.) ist ein Beyname der Hundsflechte, (*Lichen caninus* L.) (9)

Erdloch. Wenn ein Bienenkorb, wie es im Niedersächsischen gewöhnlich ist, in einer Heyde unmittelbar auf dem Boden stehet, voll eingetragen ist, und man hat keinen Halbkorb, den man unterstellen könnte; so wird unter ihm ein Loch in der Erde spannentief ausgegraben, welches die Bienen noch voll machen, und solches heißt beym Bienenbau: Erdloch. (13)

Erdmännchen, s. Bergmännchen.

Erdmäuschen, (botan.) ist ein Beyname der knolligen Platterbse, (*Lathyrus bulbosus* L.) (9)

Erdmändel, (botan.) ist ein Beyname des eßbaren Cypergrases, (*Cyperus esculentus* L.) es hat diesen Namen wegen der eyförmigen oder mandelnähnlichen Wurzelknollen erhalten. (9)

Erdmark, so nennt man eine leicht in Würfel zerfallende Erdkohle, die man in Schweden unter losen Sandbänken, und an den Seiten und tiefern Stellen von Sümpfen findet. (12)

Erdmast, heißt im Forstwesen alles Gewürm was die Schweine wenn sie in die Mast getrieben sind, aus der Erde hervorwühlen und gern fressen. (39)

Erdmauren, s. Chausseemauren.

Erdmaus, s. Maus.

Erdmehl, (Mineral.) s. Himmelsmehl.

Erdmehlkäfer, nennt Statius Müller des Pallas *Tenebrio bupreſtoides*, welchen wir unter Schlupfkäfer finden. (24)

Erdmeßkunst, s. Feldmeßkunst.

Erdmicrometer, ist ein von dem Lehrer der Mathematik am Osnabrückischen Gymnasium, Herr Reinhold, erfundenes Instrument, welches gebraucht werden kann, geringe Breiten in unzugänglichen Höhen, die zugleich mit bestimmet werden, zu messen, z. E. die obere Dicke eines noch auf seiner Wurzel stehenden Stammes von der Erde aus zu messen. Das Wesentliche des Werkzeuges bestehet erstlich aus einem vierkantigen verticalen, zweytens aus einem dünneren vierkantigen horizontalen Stabe, der in einem Loche am unteren Ende des verticalen Stabes, worein er wohl passet, hin und her geschoben werden kann, am einen Ende ein mit einem feinen Löchlein zum Durchvisiren versehnes Plättgen hat und von demselben an auf seiner oberen Fläche in etliche hundert gleiche Theile abgetheilet ist, welche auch auf den verticalen Stab von der Oberfläche des horizontalen an aufgetragen sind. Drittens läßt sich ein horizontaler Läufer an dem verticalen Stabe, der durch den Läufer durchgesteckt ist, auf und ab schieben in einer Fläche worauf der horizontale Stab senkrecht steht. Auf der Oberfläche des Läufers, da auf der einen Seite vom verticalen Stabe an etliche Zolle lang und von da an in eben dieselbe gleiche Theile, worein die beyden andern Stücke, abgetheilt ist, lässet sich ein senkrecht in die Höhe stehender Zeiger vermittelst einer Schraube hin und her bewegen. Endlich steht das ganze Werkzeug auf einem Stativ, worauf es genau lothrecht gestellt werden kann. Will man damit die Dicke eines Stammes in einer vorgeschriebenen Höhe messen; so stellet man das Instrument in beliebiger Entfernung vom Baume auf; mißt den Abstand des Instruments vom Baume z. E. 100 Fuß; ziehet den horizontalen Stab, eben so weit, also diesesmal bis an den hunderten Strich, aus dem verticalen; schiebet den Läufer so hoch in die Höhe, bis man durch das Löchelgen im Plättgen vorne an dem horizontalem Stabe über den Läufer weg den Baum gerade in der Höhe siehet, wo man seine Dicke messen soll, und schraubt endlich den senkrechten Zeiger so nahe zu dem verticalen Stabe, daß man den Durchmesser des Baumes genau dazwischen pakt. Der Zeiger wird alsdenn die Grösse des Diameters auf dem Läufer, und die Oberfläche des Läufers wird die Höhe der vorgeschriebenen Gegend des Stammes über den Stand des Instrumentes auf dem verticalen Stabe abschneiden.

Ein andres viel zusammengesetzteres Instrument, das zu eben diesem Gebrauche angewendet werden kann, ist unter seinem Namen: Dendrometer, angeführet worden. (6)

Erdmilbe, rothe. (*Acarus holoſericeus.*) s. Milbe.

Erdmörser, s. Erdwurf.

Erdmöwe, wird zuweilen der Puffinsturmvogel, (*Procellaria Puffinus* L.) genennt. (9)

Erdmoos, s. Moos.

Erdmorchel, ist ein Beyname der Cartoffel.

Erdmotte, nennt man ein Schuppenthierchen (*Lepiſma terreſtris*); es kommt unter seinem generischen Namen vor. (24)

Erdmücke, ist *Tipula* L. oder der Langfuß.

Erdmuschel, (Conchyl.) Entenmuschel des Rumphs tab. 46. fig. C. eine Art von Miesmuscheln. s. Miesmuscheln.

Erdnähe, (*Perigaeum*) ist der Punkt in der Bahn eines Planeten, darin er der Erde am nächsten stehet. Man weis ihn, sobald man die Erdferne weis, weil beyde Punkte 180 Grade von einander abliegen, und der Artikel: Erdferne, enthält dasjenige in sich, was hier zu wiederholen überflüßig wäre. (6)

Erdnassel. (*Scolopendra.*) s. Nassel.

Erdnebel, heißt ein niedriger Nebel der nah an der Oberfläche der Erde befindlich ist. (39)

Erdneigung, s. Erdfall.

Erdnuß, Erdfeige, Erdeichel, (botan.) diese Namen werden verschiedenen Pflanzen gegeben nemlich dem Erdknoten, (*Bunium* L.) den knolligen Platterbsen, (*Lathyrus tuberoſus* L.) der americanischen Bohrblume, (*Glycine Apios* L.) und der Ackerzwiebelvogelmilch, (*Ornithogalum luteum* L.) (9)

Erdnuß, auch Ackereigeln, (*Lathyrus* L.) Wo diese Pflanze auf den Fruchtfeldern wächset, bringt sie den Früchten Schaden; denn sie schlingt sich nicht allein um die Fruchtstengel, und entzieht ihnen die Nahrung, sondern lockt auch die Schweine nach ihren knollichten Wurzeln herbey. Wer sie daher ausrotten will, darf nur den Schweinen freyen Lauf auf seinen Acker lassen. So schädlich aber dieses Gewächs auf den Fruchtfeldern ist: so gern hat man es auf den Wiesen, und viele pflanzen es durch Einsetzung der knollichten Wurzeln dahin. Sie schlagen gern an, und breiten sich geschwind aus, wenn die Wiese nicht allzu feucht ist. Die Blätter dieser Pflanze sind ein vortreffliches Futter vor das Zug- und Melkvieh und wird theurer als Heu bezahlt, als jedes andere. Die Wurzeln aber oder vielmehr Knollen, welche an den Wurzeln wie Nüsse hängen, gebraucht man wie Castanien, deren Geschmack sie haben: Die Blumen von schöner

rothen Farbe und Rosengeruch werden auch von den Bienen besucht: Ausser dieser Pflanze giebt es noch eine andere, welcher man gleichfals den Namen Erdnuß giebt, und ausser Deutschland noch in mehrern Ländern unter dem Graß wächset: Ihre Blumen haben eine weisse Farbe, und ihre Wurzeln Knollen wie die erstere; man bräte sie auch wie Castanien unter glüender Asche: Sie haben auch eben diesen Geschmack: daher nennt man sie auch Erdcastanien, und weilen ihnen die Schweine sehr nachstellen, Saucastanien. Eine ähnliche Pflanze haben auch die Americaner, welche bey Linne eine *Glycine* ist. Sie essen ihre Knollen, die wie Artischocken schmecken, statt des Brods, und kochen ihren Saamen wie Erbsen. (24)

Erdnymphen, nennt man auch die Stinkfliegen, (*Hemerobius* L.) aus der vierten Ordnung der Insekten mit netzförmigen Flügeln. (24)

Erdöl, s. Bergöl, Bergtheer, Steinöl.

Erdpapilion, (*Pap. pl. rur. Phlaeas.*) s. unter Goldfalter.

Erdpech, s. Bergtheer, Judenpech.

Erdpechhaltige Hölzer, (Lithol.) s. bituminöse Hölzer.

Erdpfrieme, (botan.) ist ein Beyname einiger Gattungen von Ginster, (*Genista* L.) (9)

Erdpin, (botan.) ist ein Synonimum des Schlagkrautgamander, (*Teucrium Chamaepithys* L.) (9)

Erdpole, sind die beyden Erdpunkte der Erdaxe oder desjenigen Durchmessers der Erde, um welchen sie sich in dem Copernicanischen Systeme innerhalb 24 Stunden drehet. Verlängert man die Erdaxe bis sie zu beiden Seiten in den Himmel einsticht, so wird sie zur Weltaxe und die beyden Punkte des Himmels sind die Weltpole. Wie daher jeder Erdpol unter einem der Weltpole liegt, so führet er auch mit demselben einerley Namen, der mitternächtliche nemlich Nord- oder arctischer, die mittägliche aber Süd- oder antarctischer Pol. (6)

Erdräumer, ist eine vorn rundlich eingebogene breite Schippe, die Schießscharten damit auszuräumen. Die Minirer brauchen auch ein solches Werkzeug, die Erde damit herbeyzuziehen, und nennen es Kraze. (6)

Erdralle, ist eine Gattung von Rallen, (s. diesen Artikel.) welche braun ist und ihres fetten zarten Fleisches wegen sehr hochgeschäzt wird. (9)

Erdramme, s. Handramme.

Erdrauch, (botan.) (*Fumaria* L.) Mit diesem Namen belegt man ein Pflanzengeschlecht aus der zweyten Ordnung der siebenzehnten Linneischen Classe (Diadelphia hexandria). Der Kelch bestehet aus zwey an den Seiten gegen einander überstehenden gleichen, aufrechten, spitzen, kleinen abfallenden Blättchen. Die Krone ist länglich larvenförmig mit einer Röhre, wo der hervorragende Gaumen den Schlund verschließt. Die obere Lefze ist platt, stumpf, gekerbt, zurückgebogen, und ihre stumpfe Basis, welche hinten hervorraget stellt das Nectarium vor. Die untere Lefze ist der oberen sehr ähnlich, nach der Basis zu kielförmig und hat auch ein Nectarium. Der Schlund ist viereckig, stumpf und senkrecht gespalten. Die sechs Staubfäden haben nur zween gleiche breite oben zugespizte Träger, in jeder Lefze einen. Auf jedem sitzen oben drey Staubbeutel. Der Stempel bestehet aus einem länglichen platten zugespizten Fruchtknoten, einem kurzen Griffel und einer tellerförmigen, aufrechten, platten Narbe. Auf die Blüthe folgt eine einfächrige Schoote. Uebrigens variiren die Theile an diesem Geschlechte sehr und die Staubfäden sind fast nur allein beständig. Es giebt folgende Gattungen:

Aehriger Erdrauch, (*Fumaria spicata* L. Mill. dict. n. 2.) Er wächst in Spanien, Languedoque und bey Verona auf den Aeckern wild. Der Stengel ist aufrecht, die Blätter sind klein, fadenförmig und meergrün. Die Blumen stehen in einer gedrängten Aehre und wechseln in der Farbe sehr ab. Bey Montpellier wächst eine Abart davon, welche sehr fein zerschnittene Blätter und weisse Blumen hat.

Blasenerdrauch, (*Fumaria vesicaria* L. Mill. dict. n. 10. *Cysticapnos africana scandens.* Boerh. Lugd. 1. p. 310. t. 310. Pluk. alm. 400. t. 335. f. 3.) Er wächst in Aethiopien und dem Vorgebürge der guten Hoffnung wild. Die Stengel liegen auf der Erde und sind bey 3 Schuh lang. Die Blätter sind mit Gabeln versehen, die Blumen weißlich gelb, die Schooten kugelförmig, zugespizt und aufgeblasen.

Bergerdrauch, (*Fumaria Capnoides* L. Mill. dict. n. 3. Hall. helv. n. 349.) Er wächst in Deutschland und andern europäischen Reichen wild. Die Stengel sind ästig bis acht Zoll hoch, die Blätter fein zertheilt und bleiben immer grün, die Blumen weißlich gelb in lockeren Kolben vereinigt, die Schooten gleichbreit und viereckig. Man findet nur zween Staubbeutel bey dieser Gattung.

Bolliger Erdrauch, (*Fumaria bulbosa* Linn. Ludw. ect. t. 151. Blackw. t. 534. *Fumaria bulbosa radice cava* C. Bauh. Hohlwurz, Farnsaamen, Donnerpflug, Frauenschüchlein.) Er wächst in ganz Europa in Wäldern und an Zäunen wild. Die Wurzel ist fortdaurend, rund, hart und gelb. Die einzelne Stengel werden 5 und mehrere Zoll hoch. Die Blumen kommen früh im April hervor und sind Lilafarbig, zuweilen weiß. Die Ohren der Blumen sind fingerförmig. Es giebt eine Abart, welche keine inwendig ausgehöhlte Wurzel hat, wie diese.

Edlererdrauch, (*Fumaria nobilis* L. Gmel. sib. 4. p. 66. t. 34.) Er ist in Sibirien zu Hause und gleicht dem vorhergehenden gar sehr, doch ist er viel grösser. Die Wurzelblatter 7 bis 9 an der Zahl sind spannenlang, doppelt gefiedert: die Stengel schieflaufend und fünfeckig. Die Blumen stehen in einer einseitigen stumpfen Traube und haben glatträndige eyrundlanzettförmige Ohren; sie sind noch einmal so groß als beym bolligen Erdrauche, weiß mit gelber Mündung, riechen wie Schlüsselblumen; ihre Lefzen sind weder gekerbt noch sägezähnig, ihr Schlund ist schwarz.

Englischer Erdrauch, (*Fumaria claviculata* L. Mill. dict. n. 5. *Fumaria claviculis donata.* C. Bauh. 143. Morif. hist. 2. p. 266. f. 3. t. 12. f. 3.) Er wächst in England und Dänemark auf steinigen, wüsten Plätzen. Vorne an den Blättern sitzt ein Gäbelchen. Die Schooten sind gleich breit.

Gelber Erdrauch (*Fumaria lutea* L. *Fumaria capnoides* Mill. dict. n. 4. *Fumaria lutea* C. Bauh.) Die Stengel sind purpurroth und umherschweifend, die Blumen hellgelb, die Schooten walzenrund. Mauritanien ist sein Vaterland.

Immergrüner Erdrauch, (*Fumaria sempervirens* L. Mill. dict. n. 12. Corn. Canad. 57. t. 57.) Virginien und Canada sind das Vaterland. Der Stengel stehet aufrecht, ohngefehr 1½ Schuh hoch, rund glatt, oben ästig; die Blätter glatt, grün, die

Blumen blaß purpurroth und gelb, die Schooten gleichbreit rispenförmig.

Mönchskappenförmiger Erdrauch, (*Fumaria cucullaria* L. Mill. dict. n. 8. *Capnorchis americana* Boerh.) Virginien und Canada sind sein Vaterland. Der Stengel ist einfach, neun Zoll lang und nackend, die Blätter entspringen an der Wurzel und dreyfach zusammengesetzt; die Blumen weißgelblich.

Neunblättriger Erdrauch, (*Fumaria enneaphylla* L. Mill. dict. n. 11. Bocc. mus. 2. p. 83. t. 73. Barr. ic. 42.) Er wächst auf steinigen Plätzen in Spanien und Sicilien, hat dreyfach zusammengesetzte Blätter die aus herzförmigen Theilen bestehen. Die Stengel sind schwach, gestreckt und ästig, die Blumen grünlichweiß, in lockere Kolben geordnet.

Officineller Erdrauch, (*Fumaria officinalis* L. Mill. dict. n. 1. Blakw. t. 237. Ludw. ect. t. 83. Taubenkropf, Ackerraute, Grindkraut, Krätzheil, Firnstern, Taubenkörbel.) Er wächst häufig auf Aeckern. Die faserige Wurzel treibt einen ästigen schuhlangen Stengel mit vielen meergrünen gefiederten Blättern deren Theile eingeschnitten sind. Die Blumen sind meistens purpurroth oder violet, zuweilen weiß, in eine Aehre geordnet und stehen am Gipfel der Aeste. Sie haben kleine schmale Deckblätter. Man hat diese Pflanze von alten Zeiten her als ein Heilmittel in die Apotheken aufgenommen. Der bittere seifenartige Saft derselben, hat besonders wenn er frisch ausgepreßt worden, eine eröffnende blutreinigende Kraft, und der Nutzen desselben in der Krätze und andern von unreinem Blute entspringenden Ausschlägen der Haut ist nicht ohne Grund.

Prächtiger Erdrauch, (*Fumaria spectabilis* L. Gmelin. sib. 4. p. 63. n. 90.) Er wächst in Sibirien wild. Der Stengel ist aufrecht und giebt einige Seitenäste aus den Blattwinkeln. Die sehr grossen prächtigen Blumen stehen in einer Traube ohne Deckblätter, sind purpurroth mit einem dunkeln violetten Schlunde.

Steigender Erdrauch, (*Fumaria capreolata* L. Mill. dict. n. 6. Flor. dan. t. 340.) Er wächst in England, Dänemark und Languedoque wild. Er kommt mit dem gemeinen officinellen Erdrauche überein nur sind seine Blätter mit Gäbelchen versehen und hängen sich an benachbarte Gegenstände an. Die Blumen sind blaßgelblich oder hellröthlich. (9)

Erdrauchessenz, (*Essentia fumariae.*) (Pharmacie) Man gießt über acht Loth Erdrauchkraut, das im Schatten getrocknet ist, ein Quartier gereinigten Weingeistes, läßt ihn eine Zeitlang bey einer ganz gelinden Wärme in wohl verschlossenen Gefässen darüber stehen, drückt ihn dann durch ein Tuch, und giebt ihn noch über ein Loth von dem Erdrauchkraute, läßt ihn wieder eine Zeitlang darüber stehen, drückt ihn wieder durch ein Tuch, und seit ihn durch: So erhält man allerdings ein Mittel, das etwas von den Arzneykräften des Erdrauchs hat, allein da das Uebergewicht des Weingeistes ihm zugleich fremde der Hauptabsicht des Arztes öfters nachtheilige Kräfte mittheilt und die heilsame Theilchen des Erdrauchs sich besser durch Wasser, als durch Weingeist ausziehen lassen, so wird eine recht starke etwas dicke Auflösung des Extracts in einem gebrannten Wasser von dieser Essenz immer den Vorzug behaupten. (12)

Erdrauchextract, *Extractum fumariae.* (Pharmacie) Ein herrliches eröffnendes und stärkendes bitteres Mittel, das entweder in Pillen gegeben, oder noch besser mit sieben bis acht Theilen eines gebrannten Wassers zu einem Elixir gemacht, vornemlich in Verstopfungen der Eingeweide sehr gute Dienste leistet: Gemeiniglich bereitet man es so zu, daß man das getrocknete Kraut mit sechs Theilen Wassers kocht; den Absud hernach durchpreßt, auf den Rückstand wieder frisches Wasser gießt, wieder damit kocht, und nach einiger Zeit wieder durch ein Tuch preßt; dann alle diese Absüde durchseit, zusammengießt, und bey einer ganz gelinden Wärme so lange abdampft, bis sie ungefehr so dick, als Honig, sind: Noch kräftiger aber wird das Extract, wenn man aus dem Kraute, so lange es noch ganz frisch ist, den Saft auspreßt, durchseit und um ihn weiter abzuhellen, bey einer ganz gelinden Wärme so weit einkocht, bis er so dick, als Honig, ist. (12)

Erdrauchsaft, (*Syrupus fumariae.*) (Pharmacie) Ein bitter süsser Syrup, der noch vieles von den eröffnenden und stärkenden Kräften des Erdrauchs in sich hat. Man preßt den Saft aus dem frischen Kraute aus, hellt ihn ab, und kocht ihn dann so weit ein, bis ungefehr ein dritter Theil abgedampft ist; in neun Lothen von diesem Safte, den man im Frühling auch frisch und einzeln, als ein eröffnendes und blutreinigendes Mittel gebrauchen kann, löst man in einer gelinden Wärme sechzehen Loth Zucker auf. (12)

Erdrauchsalz, (*Sal fumariae,*) ein feuerfestes Laugensalz, das aus der Asche des Erdrauchkrautes auf die gewöhnliche Art ausgelaugt wird, aber nichts mehr von seinen Arzneykräften, sondern vielmehr die Heilskräfte anderer feuerbeständigen Laugensalze hat. (12)

Erdrauchwasser, (*Aqua fumariae,*) (Pharmacie) ein Wasser, das man durch die Destillation auf die gewöhnliche Art von dem Erdrauchkraute erhält; das aber, weil die Heilskräfte des Erdrauchs nicht auf flüchtigen Theilen beruhen, nichts von den Arzneykräften dieser Pflanze, und vor einem andern reinen Wasser keinen Vorzug hat. (12)

Erdrauchzucker, (*Conserva fumariae,*) (Pharmacie) hat die Arzneykräfte des Erdrauchs ziemlich unversehrt in sich, und wird auf die gewöhnliche Art zubereitet. Man hackt nemlich das frische Erdrauchkraut ganz klein, und stößt es mit zween Theilen weissen, fein zerriebenen Zuckers mit einem hölzernen Stempfel in einem steinernen Mörser; wann alles ganz gleich gemischt ist, so bewahrt man das Gemenge in porcellanenen oder gläsernen Gefässen auf. (12)

Erdratze, s. Maus.

Erdraupen, nennt man insgemein diejenige nackende Raupen, welche am Tag sich in die Erde verbergen, und nur morgens, abends, oder des Nachts zum Fressen hervorkriechen; oft auch diejenige, welche sich in der Erde verwandeln, oder auch als Raupen in der Erde überwintern. (24)

Erdreich, (öconom.) so nennet man die Erde. Von ihrer Mischung ist schon unter dem Artikel: Erdart, geredet worden. Daß verschiedenen Gewächsen verschiedene Erdarten gut, andere schädlich sind, läßt sich nicht leugnen; unterdessen ist gewiß, daß das Erdreich, wenn es so gemäßiget wird, daß es nicht zu schwer und nicht zu leicht ist, vor alle Erdgewächse, wann es erforderlich gedungt ist, ersprießlich und gut ist.

Was das künstliche Präpariren des Erdreichs anbelangt, so ist es das, was alle andere Künsteleyen sind, die wohl im Kleinen versucht; aber im Grossen nicht nachgemacht werden können, und laufen über-

haupt alle dahin aus, daß man von denjenigen Dingen, die sehr düngreich sind, schlechtere Erde beymischet, sie ein paar Jahr wohl unter sich modern läßt, und sich derselben zur Ansaat bedienet. (13)

Erdriß, s. bey Erdbeben.

Erdrose, ist ein Beyname der Mundrosen Herbstblume. (*Alcea Rosea* L.) (9)

Erdrosseln, war nicht unter den von Mose verordneten Lebensstrafen. Will man etwa einwenden, daß doch öfters des Aufhängens an einem Baum, oder an einem Pfahl, Meldung geschehe; so geschahe dieses nicht, so lang der Missethäter noch lebte, sondern es war Beschimpfung nach dem Tode, wenn der Missethäter vorher durch das Schwerdt war entleibet worden. In den folgenden Zeiten aber kam diese Strafe von den Syrern auch zu den Hebräern. Sie wurde auf folgende Art vollzogen. Man grub den Verurtheilten bis an den Hals in Mist, man wickelte darauf ein hartes Tuch in ein weiches, legte es dem Missethäter um den Hals, und zog auf beiden Seiten so lange, bis ihm die Seele ausgieng. Nach einem von den Talmudisten angenommenen Grundsatz, daß der Ausdruck, des Todes sterben, die Erdrosselung bedeute, setzen sie diese Strafe auf folgende Verbrechen: wer seinen Vater und Mutter schlägt; wer eine Seele aus Israel stiehlt; wenn ein Aeltester sich dem grossen Gericht in der Sitzung widerspenstig erzeigt; wenn ein falscher Prophet im Namen eines Götzen weissagt; wer ein Eheweib beschläft; ein falscher Zeuge wider eines Priesters Tochter u. s. w. (22)

Erdrosseln, stranguliren, ist bey den Türken eine Todesstrafe, mit welcher nur Personen vom Stande belegt zu werden die Ehre haben. Das morgenländische Hofceremoniel unterscheidet sich also auch darin von dem abendländischen, wo das Henken, eine nur in unbedeutenden Nebenumständen von dem Erdrosseln verschiedene Sache, ordentlicher Weise für Verbrecher der niedrigern Classen gehört. Die Ceremonie des Erdrosselns besteht darin, daß der Sultan dem Candidaten mit dem seidenen Strick die Verehrung macht, welchen dieser zu küssen, und sich selbst um den Hals zu legen pflegt, worauf er von den dazu abgeordneten Janitscharen, oder stummen Sklaven, zugezogen, nachher der Kopf von dem Rumpfe getrennt, und zum Zeichen der treulich ausgerichteten Commission hoher Orten eingeschickt wird. Abgesetzte Sultane selbst sind schon dieses Todes gestorben. Man bemerkt jedoch, daß in neuern Zeiten die Strafe der Verbannung öfters an die Stelle des ehehin weit häufiger gewesenen Strangulirens eingetreten sey. Uebrigens wird der geschenkte seidene Strick dem Sultan reichlich bezahlt, indem er immer der Intestaterbe des Stranguliten ist. (33)

Erdrübe, (botan.) ist ein Synonimum des Schweinsbrodes. (*Cyclamen* L.) (9)

Erdrückte Kinder. Es ist bekannt, wie oft schlafende Eltern ihre unglücklichen neben ihnen liegende Kinder erdrücken. Es verlohnt sich immer der Mühe die gehörigen Hilfsmittel an diesen kleinen Geschöpfen unter gewissen Umständen zu versuchen, und sie unter ihrem traurigen Schicksal nicht erliegen zu lassen. Wenn freylich dieselben ganz platt, oder so stark gedrückt sind, daß ihnen Blut aus Mund und Nase läuft, oder innere edle Theile verletzt sind, so ist unsere Hülfe vergeblich; aber oft sind die Umstände nicht so verzweifelt. Die Kinder verleben an einer Art von Schlag oder Erstickung, und alsdann sollte man doch bedacht seyn, sie zu retten. Man muß sie also nach dem Henslerschen Rathe eiligst entblößen, und ihnen, wenn Gesicht und Hals roth und braun angelaufen sind, etwas Blut aus der Drosselader, oder dem Arme laufen lassen. Alsdann sucht man ihnen warmen Athem in den Mund zu blasen, und dabey die Brust hinauf anzudrücken, und von den Ribben nach der Brust aufzustreichen. Auch bläset man ihnen Tabacksrauch oder Luft in den Mastdarm, und versäumt das Reiben und die nöthigen Erwärmungen nicht. Nase und Schlund werden mit Vorsicht gereitzt. Sobald sie sich etwas erholen, werden sie, wenn das Zimmer dünstig und warm ist, in ein kühles gebracht, um eine freye stärkende Luft zu schöpfen. Man hält sie da in warme Tücher, die mit Wein getränket sind, eingewickelt, setzt die obigen Mittel fort, und sucht sie zu laben. Sollte sich aber bey der Rückkehr des Lebens ein fortdauerndes Röcheln der Brust äussern, so muß man Meerzwiebelsaft in warmem Wasser geben. Will dies aber nicht fruchten, so reicht man, nach dem unterschiednen Alter der Kinder, 2, 3 bis 4 Gran Spießglasschwefel, mit Zucker gemischt, läßt Thee, oder warmes Wasser mit süssem Mandelöl nachtrinken, und setzt abführende reitzende Clystire, wonach doch immer die labenden Getränke müssen fortgesetzt werden. (4)

Erdsack, ist ein aus Zwilch, bisweilen auch aus Leder verfertigter Sack, dessen sich die Minirer bedienen, Erde aus einer Stelle in die andre zu tragen. Andre Erdsäcke heißen eigentlich Sandsäcke und werden unter diesem Namen beschrieben. (6)

Erdsalamande, s. Eydechse. (*Lacerta vulgaris* Linn.)

Erdsalz, (Salzwerkswiss.) s. Salz.

Erdschaber, ist eine beynahe halbrund ausgebogene Klinge mit hölzernen ohngefähr einen Fuß langen an beyden Enden senkrecht angesetzten Griffen, wie die Schabe der Schlächter und Faßbinder. Die Minirer bedienen sich derselben, das Erdreich wegzuschneiden. (6)

Erdschaf, ist ein Beyname der Lama. s. Kameel.

Erdschatten. Weil die Erde und das sie bescheinende Licht, die Sonne, Kugeln sind, deren letzte grösser als die erste, so lehret die Optik, daß der Schatten der Erde Kegelgestalt habe, und folglich alle mit der Grundfläche parallele Durchschnitte desselben Kreise seyen. Da die Mondsfinsternisse darin bestehen, daß der Mond in den Schatten der Erde tritt; so siehet man daraus, daß die Kenntniß des letzten demjenigen nöthig ist, der von der ersten sich einen deutlichen Begriff machen, und noch vielmehr demjenigen, der sie berechnen will. Wir wollen deswegen sehen, wie die Sternkundiger sowohl die Länge desselben, als seinen Durchmesser in der Gegend, wo ihn der Mond auffängt, bestimmen.

Es seye S der Mittelpunkt der Sonne *), T der Mittelpunkt der Erde, also TP die Axe des Erdschattens, ABP ein äusserster vom Umkreis der Sonne kommender und am Umkreise der Erde dahin fahrender also den Schatten begrenzender Strahl, und man ziehe noch SB. In dem Dreyecke SPB ist alsdenn die Seite PB nach A verlängert und daher der äußere Winkel SBA der Summe der beyden inneren entferneteren BST + BPT gleich, folglich der halbe Winkel des Kegels BPT gleich SBA oder dem scheinbaren Halbmesser der Sonne, weniger BST oder dem Winkel, unter welchem der Halbmesser der Erde aus der Sonne gesehen wird, d. i. weniger der Parallaxe der Sonne

*) Astronom. Tafel. Fig. 28.

(s. Parallaxe). Z. B. in der mittleren Entfernung der Sonne ist der scheinbare Halbmesser der Sonne 16 Min.; die Parallaxe derselben beträgt 8½ Sec. Daher ist BPT = 15 Min. 51½ Sec. und der ganze Winkel des Kegels 31 Min. 43 Sec. Um hieraus ferner die Länge des Schattens zu finden, macht man die Regel de Tri:

Tang. BPT : BT = Sin. TBP : TP
15′51½″ : 1 = Sin. tot :

oder in Logarithmen

Log. Sin. tot. = 10,0000000
Log. Tang. 15′51½″ = 7,6639867
Log. TP = 2,3360133

welches giebt TP = 216, 8 Halbmesser der Erde. Da der Mond in seiner mittleren Entfernung nur um 60 Halbmesser von der Erde entfernt ist, so siehet man hieraus, daß der Schatten der Erde weit über ihn hinaus reicht. Weil aber der nächste Hauptplanet, zwischen welchen und die Sonne unsre Erde treten kann, nemlich der Mars, in seiner Erdnähe 8000 Halbmesser der Erde von ihr abstehet, so ist gleichfalls hieraus offenbar, daß weder er noch viel weniger ein andrer in ihren Schatten kommen, also die Erde blos den Mond und keinen andern Planeten verfinstern könne.

LC seye der Halbmesser des Erdschattens in der Gegend, wo der Mond durch ihn durchgehet; also CTL der Winkel, unter welchem er von der Erde aus gesehen wird, oder seine scheinbare Größe, die man sucht; der Winkel, unter welchem der Bogen der Mondsbahn gesehen wird, den sein Mittelpunct während der halben Dauer einer Centralfinsterniß durchlauft. Wenn man die Linien TC und AT ziehet und die letzte bis D verlängert, so entstehet ein Dreyeck ATC. und der Winkel CTD, den die verlängerte Seite desselben mit der nächstanliegenden macht, ist der Summe der beiden entfernteren BAT + BCT gleich, deren erster die Parallaxe der Sonne und der andre die Parallaxe des Mondes ist. Ziehet man von CTD den Winkel LTD ab, der seinem Verticalwinkel ATS oder dem scheinbaren Halbmesser der Sonne gleich ist, so bleibt CTL übrig. Der Halbmesser des Erdschattens da, wo der Mond durch denselben gehet, ist also der Summe der Parallaxen des Mondes und der Sonne weniger dem Halbmesser der Sonne gleich. Z. B. Die Horizontalparallaxe des Mondes zur Zeit der Opposition am 17. März 1764 war 60 Min. 56 Sec. Die Horizontalparallaxe der Sonne ist immer 8, 5 Sec. Die Summe also von beiden war 61 Min. 4½ Sec. Ziehet man hievon den Halbmesser der Sonne 16 Min. 5 Sec. ab; so bleibt für den Halbmesser des Erdschattens 44 Min. 59½ Sec. übrig. Die Beobachtungen geben beständig den Schatten etwas grösser als die Rechnungen, welches von der Erdatmosphäre herrühren mag. Für diese Vergrösserung nahmen de la Lande und Tob. Meyer $\frac{1}{60}$ desselben an. Also müßten noch 45 Sec. zugesetzt werden, und der gesuchte Halbmesser wäre 45 Min. 44½ Sec. Es ist leicht einzusehen, daß dieser Halbmesser grösser und kleiner ausfällt, nachdem Sonne und Mond näher oder weiter von der Erde abstehen. Die beiden äussersten Schranken sind 37 Min. 46 Sec. und 46 Min. 19 Sec.

Rechnet man die geringe Parallaxe der Sonne für nichts, so ist der Halbmesser des Schattens gleich der Mondparallaxe weniger den Halbmesser der Sonne. Findet man also die Grösse des Halbmessers des Schattens aus der Beobachtung der Dauer einer Finsterniß und addiret dazu den Halbmesser der Sonne, so erhält man die Mondsparallaxe. Auf diese Weise hätte man schon längst letztere und dadurch auch die Entfernung des Mondes von der Erde bestimmen können. (6)

Erdschatz, ist eben so viel als Erdhüre. s. diesen Art. (15)

Erdscheibe, s. Schweinsbrod.

Erdschichten, s. Erdlagen.

Erdschlägel, ein Instrument, welches wie ein kleiner Holzschlägel gestaltet, von Eisen oder auch von Holz mit Eisen beschlagen gemacht ist; man gebraucht ihn zum Verklopfen der Erdschollen. (24)

Erdschnacken, nennt man auch das Linneische Geschlecht *Tipula* oder den Langfuß. (24)

Erdschnecke, Amberschnecke, (Conchyl.) s. Beydelebige im III. Bande S. 581.

Erdschnecken, (Conchyl.) (*Cochleae terrestres*, franz. *Coquillages terrestres*) werden diejenigen Conchylien genennet, die ihren Aufenthalt nicht in der See, auch nicht in süssen Wassern, sondern auf dem Lande, auf der Erde haben. In so fern wir bey dem Wort Conchylien alles in der Kürze vorgetragen haben, was zur Kenntniß der Conchylien überhaupt, und also auch zur Kenntniß der Erdschnecken insonderheit, gehöret, was nemlich ihren Bau, ihren Wachsthum, ihre Bestandtheile, und dergleichen anlangt, so kann ich mich hier auf jenes beziehen, und daher kürzer seyn. Ich werde mich daher hier blos an die Erdschnecken, als Erdschnecken halten.

Ich sage Erdschnecken, und nicht Erdconchylien, weil wir auf dem festen Lande keine Muscheln kennen, sondern blos Schnecken, die gröstentheils in die Höhe gerichtete Windungen, oder einen hervortretenden Zopf haben, der gleichwohl bey manchen Gattungen merklicher, bey andern aber unmerklicher hervortritt. Nur wenige sind flach gewunden. Wenn sie noch ihren Bewohner haben, so unterscheidet dieser durch seine vier Fühlhörner, auf dessen Gipfel die Augen sitzen, sie deutlich genug von den Fluß- und von den Seeschnecken. Da wir aber ausländische Conchylien ohne ihren Bewohner geschickt bekommen, so darf man sich nicht wundern, wenn über einzelne Gattungen ausländischer Conchylien über den Ort ihres Aufenthaltes so viele Dunkelheit und Zweydeutigkeit herrscht. Unsere inländischen Erdschnecken kennt man freylich leicht an ihrer mindern Schönheit und an der gröbern Masse ihrer Schale. Man hat sogar unter den ausländischen, ja unter den ostindischen Erdschnecken einige, die nicht grösser, und nicht ansehnlicher sind, als unsere kleinere und kleinsten Erdschnecken; aber unter den ausländischen, besonders ostindischen Erdschnecken giebt es nicht wenige, die an Schönheit und Grösse viele Seeschnecken beschämen. Hier ist nun kein äusseres Kennzeichen vorhanden, wodurch man die Erdschnecken von den Fluß- und den Seeschnecken unterscheiden könnte; und gleichwohl hat man von jeher diese von den übrigen Conchylien unterschieden. Dieser Unterschied hat seinen Grund, und hat ihn nicht. Er hat Grund, wenn wir auf den Wohnort der Conchylien, und auf ihren Bewohner sehen, aber keinen Grund, wenn wir den Bau der Conchylien selbst in Erwegung ziehen. Und gleichwohl haben Lister, Argenville, Gualtieri, Martini und mehrere die Erd- von den Fluß- und den Seeconchylien unterschieden. Diese Sache ist um so vielmehr zu verwerfen, da wir, wie bereits erinnert worden, von vielen

Schnecken den Ort ihres Aufenthalts nicht wissen. Linne ist daher sichrer gegangen, und er verdienet vollen Beyfall, daß er den Wohnort der Conchylien nicht in Betrachtung zoge, sondern auf ihren äussern Bau sahe. Hier stehen einige derselben unter dem Geschlecht Bulla, mehrere unter Turbo, und die mehresten unter Helix.

Die Erdschnecken haben davon ihren Namen, weil sie auf dem trocknen Lande, oder auf den Erdboden wohnen, sie können daher in keinem Wasser leben, es sey süß oder gesalzen. Sie finden daher auch auf dem Erdboden, an Schwämmen, Kräutern und dergleichen ihre Nahrung; begatten sich, legen Eyer, die sie in die Erde vergraben, und leben mehrere Jahre, ob man gleich so geradezu nicht entscheiden kann, wie lange sie leben. Die größten unsrer europäischen Erdschnecken, die sogenannten Weinbergsschnecken, Helix pomatia Linn. werden bey uns gespeist; man kann sie aber nur im Winter und im Frühjahr genießen, so lange sie nemlich sich mit ihrem Deckel verschlossen haben. Sie machen daher auch in manchen Gegenden einen Handlungszweig aus, wie man denn z. B. in der Fastenzeit aus Schwaben ganze Schiffsladungen nach Wien bringt. Sie verschliesen sich mit einem Deckel, und das thun überhaupt alle Erdschnecken, obgleich ihr Deckel nicht von gleicher Beschaffenheit ist. Der Deckel der genannten Weinbergsschnecken ist stark, kalkartig und völlig durchsichtig, der Deckel der übrigen europäischen Erdschnecken ist häutig, oder pergamentartig, dünne und fast durchsichtig. Von den Deckeln ostindischer und anderer ausländischer Erdschnecken, wissen wir wenig zu sagen. Aber das wissen wir, daß unsre europäischen Erdschnecken, sich nur im Winter, wo sie sich in die Erde, oder unter das Moos, in die alten Mauern und unter Steine verbergen, mit einem Deckel versehen, den sie im Frühjahr von sich werfen, und vor dem Herbste nicht wieder annehmen. Sie können indessen auch im Sommer eine Art von Deckel verfertigen, der in einer dünnen, zähen, pergamentartigen Haut bestehet, den sie gemeiniglich dann verfertigen, wenn sie gereitzt werden, Nachstellungen vermuthen, oder eine Zeitlang ruhen wollen. Sie verfertigen alle ihre Deckel aus einem zähen Schleim, den sie ausschwitzen, und welcher dergestalt bindend ist, daß sich eine Schnecke z. B. an einem Baume dergestalt befestigen kann, daß man einige Gewalt braucht, wenn man sie losreissen will. In diesem Falle siehet man es aber auch, daß sie zugleich eine solche Haut, von der ich vorher sprach, über sich hergezogen haben.

Der Bau unsrer Erdschnecken ist sehr verschieden, denn einige sind platt, wie ein Posthorn um den Mittelpunkt gewunden, nur daß man, wie bey den mehresten Posthörner, unten keine Windungen siehet, sondern bald einen tiefern Nabel, bald aber auch keinen. Andre sind in die Höhe mehr oder weniger gewunden, und unter diesen sind auch schraubenförmige, die also schmal gebaut, lang gestreckt, und spitzig sind. Das Merkwürdigste bey unsern Erdschnecken ist dieses, daß unter ihnen viel links gewundene sind. Man findet dergleichen nicht nur unter den Weinbergsschnecken einzeln, die man in Wien Schneckenkönige nennt, sondern man hat auch unter ihnen Gattungen die man nie anders als linksgewunden findet, welches besonders die beyden Gattungen sind, die Linne *Turbo bidens* und *Turbo perversus* nennet. s. Erdschraube.

Eine Erscheinung, die besonders in unsern Tagen viel Aufsehens gemacht hat, ist diese, daß man den Erdschnecken, besonders den Weinbergsschnecken den Kopf abgeschnitten hat, der ihnen wieder gewachsen ist, eine Erscheinung, die gleichwohl nicht jedem gelungen ist, der mit ihnen Versuche angestellt hat. s. Weinbergsschnecke.

Das Thier der Erdschnecken ist seinen Bedürfnissen und seiner Oeconomie gemäß erbaut. Seinen mit vier Fühlhörnern besetzten Kopf, auf deren Spitzen die Augen sitzen, kann das Thier lang hervorstrecken, und gänzlich in seinen Körper zurückziehen, und gleichsam verbergen. Eben so kann es auch mit seinen Fühlhörnern verfahren, unter denen allemal die zwey obern länger sind, als die zwey untern. Sie sind eine Art hohler Röhren, die das Thier vermittelst eines Muskels schnell einziehen, und fast eben so schnell wieder ausdehnen kann. Die Augen haben eine Linsenförmige Gestalt, und sind ein kleiner schwarzer Punkt. Da das Thier seine Fühlhörner bewegen kann, so kann es auch seine Augen zu ihrem Endzweck sehr wohl gebrauchen. Der Mund der Erdschnecken, der sich am vordern und untern Theile des Kopfes befindet, ist zwar nur klein, aber mit alle den Werkzeugen versehen, deren ein jeder Mund benöthiget ist, sie haben sogar Zähne, welche an solchen Erdschnecken, die sich von Kräutern nähren am sichtbarsten sind. Sie sind zwar nicht wie die Zähne der Thiere knochenartig, sondern sie bestehen aus einem festen geriefelten Knorpel, wodurch diese Thiere ihre Speise gar wohl zernagen können. Die innere Theile, die Zunge, den Gaum, den Magen und dergleichen, welche Lister, und noch ausführlicher Swammerdam in der Bibel der Natur untersucht haben, wollen wir übergehen, und nur noch bemerken, daß die Erdschnecken zwar keine eigentliche Füße, aber doch einen langen spitzig zulaufenden, mit vielen Muskeln versehenen Theil haben, den die Naturforscher die Fußsohle nennen. Vermittelst dieser Muskeln, gehet oder fähret das Thier gleichsam, obgleich langsam genug, gleichwohl für seinen Zweck und Bedürfnisse hinlänglich. Aus den Drüssen dieser Muskeln dringt ein Schleim, der dem Thier den Gang erleichtert, aber auch dazu dienet, daß es sich, wenn es ruhen will, durch denselben befestigen kann. Von dem Halse des Thiers gehet ein hohler Canal durch alle Windungen hindurch, ist an der Endspitze befestiget, und hat unter andern für das Thier den Vortheil, daß das Thier in seinem Hause sicher wohnen, und dasselbe regieren kann. Man nennet diesen Theil den Sipho, der allezeit mit einer schlammigten Materie ausgefüllt ist, vielleicht zugleich der Theil, der die Speisen sondert, und nach ihren verschiedenen Zwecken anwendet, dergestalt, daß der abgesonderte Koth in den Körper zurücke geht, und endlich durch einen Darm durch die Abführungsöfnung als wahrer Koth von dem Thiere ausgehet. Von den Zeugungsgliedern, und der Art ihrer Begattung will ich nichts sagen, sondern nur das Einzige bemerken, daß unsre Erdschneckenthiere lauter Zwitter sind, die also zu gleicher Zeit befruchten und befruchtet werden können. Ihre Fruchtbarkeit ist ansehnlich, doch kann man gerade nicht sagen, daß sie grossen Schaden anrichten, man kann ihnen ihr Daseyn auf dem Erdboden also wohl gönnen.

Was wir jezo gesagt haben, das gilt vorzüglich von denen mit einem Hause bedeckten Erdschnecken, die unter die Schalthiere, *Testacea* gehören. Man hat aber auch Erdschnecken ohne Hauß, die daher den Namen nackter Erdschnecken führen, *Cochlae nudae*, franz. *Limaces*. Beym Herrn von Linne

haben sie den Geschlechtsnamen *Limax*, von welchen er folgende Gattungen hat. 1) *Limax ater.* 2) *Limax albus.* 3) *Limax rufus.* 4) *Limax maximus.* 5) *Limax hialinus.* 6) *Limax agrestis.* 7) *Limax flavus.* 8) *Limax papillosus.* Die letztere hält sich in dem Norwegischen Meere auf, und sollte nicht unter den *Limacibus* stehen. Die erstere sind Erdschnecken, sind mit vier Fühlhörner versehen, und sonderlich die eine unter ihnen *Limax agrestis* richtet auf den Feldern und in den Gärten oft grosse Verehrungen an.

Man kann nicht sagen, daß die Schriftsteller die mit einem Hause bedeckter Erdschnecken, sonderlich die europäischen gänzlich übergangen hätten; allein wir haben doch noch keine ausführliche und vollständige Beschreibung aller bekannten inn- und ausländischen Erdschnecken. Man kann die hieher gehörigen Schriftsteller, in zwey Classen bringen.

In die erste Classe setze ich diejenigen Schriftsteller, welche der Erdschnecken gleichsam nur gelegentlich gedacht haben. Z. B. Linne in seinem Natursystem, und diejenigen die dem Linne folgen, als von Born, Mus. Cæs. Vind. Testac. und Index Mus. Cæs. Vind. P. I. Schröter, Einleitung in die Conchylienkenntniß nach Linne; ferner Rumph amboin. Raritätenk. der einiger Erdschnecken um Amboina gedenkt; Lister Hist. animal. Angliæ, der wenig englische Erdschnecken beschreibt; Seba Thes. T. III. der verschiedene Erdschnecken seines Cabinets beschreibt. Klein Method. Ostrac. und Lesser Testaceotheol, die aus Schriftstellern gesammelt haben, was sie von Erdschnecken fanden, doch hat Lesser auch einige Erdschnecken seiner Gegend, und seiner Sammlung hinzugethan.

In die andere Classe setze ich diejenige Schriftsteller, welche der Erdschnecken, wenigstens vieler derselben mit einiger Ausführlichkeit gedacht, und sie beschrieben zum Theil auch abgebildet haben. Es sind folgende.

1) Lister Hist. Conchyl. tab. 8-91. gibt hundert Abbildungen inn- und ausländischer Erdschnecken, mit kurzen Beschreibungen, bildet auch tab. 101-105. verschiedene nackende Erdschnecken ab, die er zum Theil zugleich anatomisch behandelt hat. Die Beschreibungen der anatomischen Tabellen sind ausführlicher.

2) Gualtieri hat in seinem Indice testarum den Anfang seines Werks, mit den Abbildungen der Erdschnecken seiner Sammlung gemacht, die er Tab. I. bis IV. abbildet, doch gehöret die Hälfte der vierten Tafel für die Flußschnecken. Gualtieri besaß bekannter Massen eine der größten Conchyliensammlungen, daher er eine recht schöne Anzahl verschiedener Erdschnecken abgebildet, und nach seiner Gewohnheit mit genauen Beschreibungen begleitet hat.

3) Argenville hat in seiner Conchyliologie tab. 28. Erdschnecken abgebildet und S. 288. f. der deutschen Ausgabe beschrieben. Es sind 25. Nummern von Erdschnecken mit Häusern und 6 Figuren nackender Erdschnecken. Es sind lauter inländische. Einige ausländische sind auf den vorhergehenden Tafeln mit abgebildet, ihre Anzahl aber ist sehr gering. Die Beschreibungen sind überaus mittelmäßig gerathen. Die Beschreibungen und Abbildung der Thiere findet man in der Zoomorphose des Herrn von Argenville tab. 9. und S. 64. und diese Beschreibungen sind besser.

4) Geoffroy hat in seiner Beschreibung der Conchylien um Paris, davon der sel. D. Martini eine Uebersetzung in dem Raspischen Verlage in Nürnberg herausgegeben, auch der Erdschnecken um Paris gedacht, und meisterhaft beschrieben; nur Schade daß ihre Zahl so gar gering ist.

5) Martini hat in dem zweyten und dritten Bande des Berlinischen Magazins eine weitläuftige Abhandlung von den Erd- oder Grundschnecken abdrucken lassen, zu welcher sechs Kupfertafeln gehören. Sowohl die nackenden als auch die bekleideten Erdschnecken sind ein Vorwurf seiner brauchbaren Arbeit, in welcher sowohl von den Erdschnecken überhaupt, als auch von den verschiedenen Gattungen insonderheit gehandelt wird. Martini hat hier so viele Gattungen inn- und ausländischer Erdschnecken beschrieben als ihm bekannt waren, sie mit Schriftstellern verglichen, und überhaupt seine Arbeit so eingerichtet, daß dies die vollständigste Abhandlung ist, die wir über die Erdschnecken haben.

D. Schlotterbeck hat in dem fünften Band der Actorum Helveticorum S. 275. eine Observationem physicam de Cochleis quibusdam, nec non de Turbinibus nonnullis eingerückt, worinnen er inländische Erdschnecken genau beschreibt und Tab. III. A abbildet. Es sind 22. Gattungen und Abänderungen, die hier vorkommen. Auch sind hier Flußschnecken beschrieben. Das einzige Werk das den Erdschnecken ganz allein gewidmet ist.

7) Schröter Versuch einer systematischen Beschreibung der Erdconchylien. Berlin 1771. in Octav mit zwey Kupfertafeln. Man findet hier alles beysammen, was man von den Erdschnecken, ihren Schalen und Bewohnern überhaupt wissen muß; man findet aber auch die Thüringischen Erdschnecken, denn diesen ist diese Arbeit gewidmet vollständig und ausführlich beschrieben.

Die einzelnen Gattungen der Erdschnecken hier zu beschreiben, würde für unsern Zweck zu entfernt, und überhaupt zu weitläuftig seyn, wir werden sie unter ihren eigenen Namen beschreiben. Wir bemerken jezt nur, das man sich im ersten Bande S. 418. bey dem Namen Amberschnecke auf diesen Artikel Erdschnecke beruft. Diese Amberschnecke aber ist eben diejenige die wir im dritten Bande S. 581. unter dem Namen Beydlebige oder Amphibienschnecke beschrieben haben. Von den versteinten Erdschnecken siehe hernach Erdschnecken, versteinte. (1c)

Erdschnecke ohne Hauo, der Körper dieses Geschlechts von Würmer ist länglich, unten platt, am Kopfe stehen vier Fühlstangen. Unterwärts stehet der Mund mit den Zähnen, und an der linken Seite des Halses die Oefnung für die Zeugungsglieder. Der mittlere Theil stellt ein fleischiges Schild vor unter welches sich das Thier ganz hinein ziehen kann. Der Hintertheil des Leibs lauft spitz zu. Der Herr von Linne führt acht Gattungen von diesem Geschlechte an.

Ackerschnecke, (*Limax agrestis.*) Sie ist aschgrau, klein und ohne Flecken. Ihr Aufenthalt sind die Felder und Gärten, wo sie von den jungen entsprossenden weichen Gemüsearten lebt.

Bergschnecke, (*Limax rufus* L.) Sie hält sich an den Bergen und in Gemüsegärten auf, ist etwa 3 Zoll lang, rothgelb von Farbe.

Bernsteinschnecke, (*Limax flavus* L.) Sie ist gelb, durchsichtig und gefleckt, von mittelmäßiger Grösse. Ihr Aufenthalt sind die Gemüsegärten.

Buschschnecke, (*Limax maximus* L.) Sie hält sich in finstern Gebüschen auf und ist die größte Gattung, aschgrau von Farbe. Auf dem Rücken-

schilde sind grosse braune Flecken an den Seiten wellenförmige Striche am weissen Bauche zwo Reihen schwarzer Flecken. Sie lebt ebenfalls von Kräutern, paart sich im August und ihre Eyer gehen im April aus.

Gelbrändige Schnecke, (*Limax albus* L.) ist weiß mit einem gelben Rande. In Deutschland findet sie sich selten.

Moosschnecke, (*Limax hialinus* L.) Sie lebt im Moose und findet sich auch in den Gärten an den jungen Pflanzen ein. Der Körper ist klein durchsichtig, mit einem braunen Strich über den Rücken herab.

Waldschnecke. (*Limax ater* L.) Sie hält sich in den Wäldern und zuweilen in den Wiesen auf. Ihr Leib ist oben schwarz, am Bauche bläulich grau, runzlich und bis 4 Zoll lang. Ihr Futter sind grüne und dürre Blätter.

Warzenschnecke. (*Limax papillosus* L.) Sie hält sich im Meere bey Norwegen auf, und ist nicht gröſser als ein Reiskorn, allenthalben mit spitzen Wärzchen besetzt. (9)

Erdschnecken, linke, (Conchyl.) so heißt in der Conchyliologie

1) Unter den ausländischen Erdschnecken die sogenannte **Linkoschnecke** oder **linke Topfschnecke.** (*Helix perversa* L.) s. **Linksschnecke.**

2) Unter den inländischen Erdschnecken die sogenannten **linken Schraubenschnecken** oder die **linken Erdschrauben,** von welchen Linne zwey Gattungen angiebt, von denen die eine Turbo bidens, die andere aber Turbo perversus heißt. s. **Erdschraube, linke.** (10)

Erdschnecke, senegallische, (Conchyl.) so heißt die eigentliche **Zebraschnecke,** welche Linne zu seiner Bulla achatina rechnet. Adanson nennet sie Kambuel, und es ist doch merkwürdig, was er sagt, daß er auf der ganzen Insel Senegall weiter keine einzige, als diese Erdschnecke gefunden habe. Das ist auch die Ursache, warum man diese Conchylie nur schlechthin die **senegallische Erdschnecke** oder das **rothgeflammte senegallische Erdbuccinum** nennet. s. **Zebraschnecke.** (10)

Erdschnecken, versteinte, *Cochleæ terrestres petrefacta;* franz. *Cochlite lunaire, ou Cochlite a bouche ronde fossile;* holländ. *versteende Maanhorn,* heissen diejenigen versteinten Schnecken, deren Originale man unter den Erdschnecken aufzusuchen hat. Sie gehören gar nicht zu den gemeinen Versteinerungen, zumal wenn man, wie es billig ist, diejenigen calcinirten Erdschnecken trennet, die man in den Tophsteinen findet. Die Schriftsteller reden indeß häufig genug von versteinten Erdschnecken, wenn man hingegen viele derer Körper genauer betrachtet, die man hieher zu rechnen pflegt, so können es auch füglich Seeschnecken seyn. Die Entscheidung wird in vielen Fällen dadurch desto schwerer, weil sie mehrentheils in bloſen Steinkernen erscheinen. Die Ursache ihrer Seltenheit ist ohne Zweifel diese: daß, da unser jetziges Land vorher See war, nicht wohl Erdschnecken unter die Seeconchylien sich mischen konnten, was also ja versteint vorhanden seyn kann, konnte blos durch Ueberschwemmungen oder durch Erdbeben verschüttet werden, und dann in das Steinreich übergehen, welches überhaupt nicht so häufig geschehen konnte, weil die Erdschnecken auf dem Erdboden zerstreut wohnen, und also auch nur einzeln verschüttet werden konnten. In Tophsteinen war dies eher möglich, welches die Entstehung des Tophsteins darthut. Indessen reden doch die Schriftsteller hin und wieder von versteinten Erdschnecken, und wir müssen es einräumen, daß unter vielen verdächtigen und zweydeutigen Beyspielen, einige ungezweifelte versteinte Erdschnecken vorkommen. Walch (in der Naturgesch. der Versteiner. Th. II. Abschn. I. S. 101.) sagt von ihnen folgendes: So gemein das Original dieser Cochlitenart ist, so ist doch das daraus gebildete Petrefact, weder überall noch auch gar zu häufig anzutreffen. Viele der versteinten sind ihrer natürlichen Schale, weil diese zart und dünne ist, beraubet worden. Wo diese noch anzutreffen, ist sie auch nicht von einerley Beschaffenheit. Manche haben einen harten Steinkern mit aufliegender calcinirter Schale, die sich bisweilen wie Kreide abreiben, oder in den zärtesten Lamellen absondern läßt. Anderer ihre Schalen sind hart versteint, und bald in einen festen Kalkstein bald in ein spatartiges Wesen verwandelt, welches die seltensten sind. (Bey Busweiler findet man in einem sehr festen Tophsteine Erdschnecken, die mit Spathkrystallen ausgefüllt sind.) Ihre Matrix ist gemeiniglich ein Kalkstein von weißlicher, gelblicher, röthlicher Farbe, die alsdenn gemeiniglich auch das Petrefact zu haben pflegt. Bisweilen liegen sie auch in Tophsteinen, und da haben sie meist ihre natürliche Schale noch unverändert erhalten. Man findet auch inkrustirte Gartenschnecken, an welchen sich ein festes topfartiges Wesen ansetzet. In Deutschland giebt es sehr schöne, zu Sternberg im Mecklenburgischen, zu Nördlingen und Ulm in Schwaben, in den Quedlinburgischen Kalksteinbrüchen, auch im Braunschweigischen. In der Schweitz an verschiedenen Orten theils mit, theils ohne natürliche Schale. Die engländischen kommen der Versteinerungsart nach den schweitzerischen am nächsten.

Da man in der Lithologie so häufig von versteinten Erdschnecken redet, so entstehet die Frage: **ob man in der Versteinerungskunde aus den versteinten Erdschnecken eine eigne Klasse machen dürfe?** Diejenigen welche sie unter die Cochliten werfen, handeln nach unserer Einsicht mit eben so wenigen Gründen, als diejenigen, die aus ihnen eine eigne Klasse machen. (s. **Cochliten.**) Man sollte aus ihnen keine eigne Klasse machen. Denn wir haben unter den Erdschnecken nicht eine einzige Gattung, davon wir nicht in den süßen Wassern oder in der See gleiche oder wenigstens ähnliche Beyspiele antreffen. Man kann also von sehr vielen Versteinerungen dieser Art nicht einmal apodictisch beweisen, daß sie ihr Original unter den Erdschnecken aufzusuchen haben. Und wenn auch dieses nicht wäre, so haben wir unter den Erdschnecken auch nicht eine Gattung, welche nicht unter den Versteinerungen bereits einen bestimmten Ort hätte, wohin man sie legen kann. Z. B. die Erdschrauben gehören unter die Turbiniten und Strombiten, die Trompeten unter die Buccinniten, die Weinbergs- und Waldschnecken, sie mögen genabelt oder ungenabelt seyn, unter die trochitenartigen Cochliten, die plattgewundenen und tellerförmigen unter die unächten Ammoniten. (Schröter lithologisches Lexicon, Th. II. S. 122.) Ja eben deswegen, weil der Bau der Erdschnecken so gar verschieden ist, so ist es um so viel weniger anzurathen, in der Lithologie aus ihnen eine eigne Klasse zu bestimmen.

Wenn die Rede von versteinten Erdschnecken ist, so meynet man gewöhnlich die innländischen, über die ausländischen herrscht in Rücksicht auf die natürlichen

Erdſchnecken Verwirrung und Dunkelheit genug, an Verſteinerungen dieſer Art iſt gar nicht zu gedenken, wenn man nemlich von ihrer gewiſſen Beſtimmung redet. Ich merke dies darum an, damit man unter den Zeichnungen von natürlichen Erdſchnecken, die ich nun mittheilen werde, vorzüglich inländiſche ſuche. Die Zeichnungen von verſteinten Erdſchnecken führe ich auf Verantwortung ihrer Verfaſſer an. Alſo Zeichnungen

1) Von natürlichen Erdſchnecken: Liſter *Hiſt. Conchyl.* tab. 8. bis 99. Liſter *Hiſt. animal. Angl.* tab. 2. fig. 1. bis 14. Liſter *Exercit. anatom. altera.* Fig. 1. Argenville Conchyl. tab. 28. fig. 1. bis 25. Argenville Zoomorphoſe tab. 9. Schäfer erſte und fernere Verſuche mit Schnecken, tab. 2. fig. 4, 5. 6. tab. 3. tab. 4. fig. 2. 3. 4. tab. 5. tab. 6. fig. 1. bis 4. Martini in dem Berliniſchen Magazin, Th. II. III. tab. 1. bis 6. Schlotterbeck in den *Actis helveticis* Tom V. tab. III. A. Schröter von den Erdconchylien. tab. 1. 2. Von Born *Muſ. Cæſ. Vind. Teſtacea.* tab. 16. fig. 3. bis 8. 18. 19.

2) Von verſteinten Erdſchnecken. Knorr Samml. von Merkwürdigk. der Nat. Th. II. tab. B. VI. a. fig. 10. 11. 12, 14. bis 18. 20. tab. B. VI. b. fig. 1. 3. Kundmann *rar. nat. & art.* tab. 3. fig. 6. Ritter *Supplementa ſcriptor.* fig. 8. Davila *Catalog. ſyſtemat.* Tom. III. tab. II. 13. (10)

Erdſchocke, ſ. Artiſchocken.

Erdſcholle, iſt ein Stück zuſammengebackene Erde, das beym Graben oder Pflügen ausgebrochen worden. (39)

Erdſchollen. In der Landwirthſchaft ſucht man dieſe mit der Egge, mit dem Pflug oder der Haue zu zerſtücken, ehe man den Saamen in das Feld einſtreut, damit dieſer unter den Schollen nicht erſtickt werde und gehörig aufgehen könne. (13)

Erdſchrauben, (Conchyl.) (*Turbines terreſtres*) nennt man alle ſchraubenförmig gewundene Erdſchnecken. Sie gehören alſo unter das Geſchlecht der Schraubenſchnecken, und werden unter ihren eigenen Namen beſchrieben werden. Unter ihnen giebt es auch linksgewundene. (ſ. Erdſchrauben, linke.) (10)

Erdſchrauben, linke, oder linksgewundene. (Conchyl.) Unter den eigentlichen Schraubenſchnecken, die ſich auf dem Lande aufhalten, und alſo unter die Turbines des Linne gehören, hat Linne beſonders zwey welche unſrer Anzeige verdienen.

1) Die linksgewundene Erdſchraube mit gekerbten Windungen. Die Zahnſchnecke, Müller ſollte nach Linne heiſſen die linke Erdſchraube mit zwey Zähnen: *Turbo bidens* L. holländ. *twee tandige Linkſe.* Bonanni Recreat. & Muſ. Kircher. Claſſ. III. fig. 41. vergröſſert, Gualtieri Index teſtar. tab. 4 fig. D. E. Schröter Einleitung in die Conchylienk. Th. I. tab. 3. fig. 22. Linne giebt von dieſer linken Erdſchraube eine ſehr gute Beſchreibung, daher es uns deſto unbegreiflicher iſt, warum die mehreſten Schriftſteller dieſe und die folgende Gattung faſt durchgängig verwechſelt haben. Es iſt wahr, Linne beruft ſich bey Turbo bidens auf Gualtieri tab. 4. fig. C. welches Turbo perverſus iſt, allein wer weiß es nicht, wie unzuverläßig die Citaten des Linne ſind. Es iſt ferner wahr, daß Linne der folgenden Gattung die Zähne der Mündung gänzlich abſpricht, allein daraus folgt nur, daß er keine guten Beyſpiele vor ſich hatte. Unſere gegenwärtige linke Erdſchraube beſchreibt er ſo deutlich, daß man ſie leicht kennen kann, wenn man ſich nur an ſeine Worte hält. Er ſagt: ſie habe einen thurmförmigen Bau, eine durchſichtige Schale, linksgedrehte Windungen, deren Winkel oder Einſchnitte einigermaſſen gekerbt ſind, und unten in der Mundöffnung zwey Zähne. (*Turbo teſta turrita pellucida: anfractibus contrariis, futura ſubcrenata, apertura poſtice bidentata.*) Die Schnecke iſt nur klein, etwas über einen halben Zoll lang, die Schale iſt ſchraubenförbig gebaut, iſt durchſichtig, von einer hornfärbigen Farbe, die Windungen ſind nicht gewölbt ſondern geſtreckt, nehmen alle 10. verhältnißmäßig ab, und gehen in eine ſcharfe Spitze aus. In den Winkeln der Windungen ſitzen feine Zähnchen, wodurch die Einkerbungen entſtehen, und Gualtieri drückt ſich bey der Beſchreibung der angeführten Figuren recht gut aus, wenn er ihnen *papillas albas in ſpiraxum commiſſuris* beylegt. Die Mundöffnung iſt rund und geſäumt, und unten ſtehen zwey weiſſe ſichtbar hervorragende Zähnchen. Dieſe lingsgewundene Erdſchraube hält ſich nach Linne in den ſüdlichen Gegenden von Europa auf, die meinige iſt von Florenz, wo ſie auf den daſigen Hügeln gefunden wird.

2) Die linksgewundene Erdſchraube mit 10. Windungen, Mart. Die unvergleichliche, Geofr. Die Linkſchraube, Müll. *Turbo perverſus* L. Franz. *la non Pareille*, Geofr. *Grain d'Avoine*, Argenv. Holländ. *Linkſe.* Liſter *Hiſtor. Conchyl.* tab. 40. fig. 38. tab. 41. fig. 39. Liſter *Hiſt. animal. angl.* tab. 2. fig. 10. Gualtieri *Ind. Teſtar.* tab. 4. fig. C. Argenville Conchyl. tab. 28. fig. 19. 20. Argenville Zoomorph. tab. 9. fig. 13. Berlin Magaz. Th. III. tab. 5. fig. 56. 57. 61. Schlotterbeck in den *Actis Helvet.* Vol. V. tab. III. A. fig. 17. 18. Schriften der Drontheimiſchen Geſellſch. Th. III. tab. 6. fig. 17. Murray *Fundam. teſtaceol.* tab. 1. fig. 2. Schröter Erdconchyl. tab. 1. fig. 4. a. b. fig. 5. So wie dieſe linke Erdſchraube gewöhnlich erſcheinet, hat ſie faſt ganz den Bau auch die nemliche Anzahl der Windungen, nur fällt ſie gemeiniglich etwas gröſſer, bis zu 1 Zoll und hat in den Windungen keine Kerben. Ihre Farbe iſt hellbraun, doch etwas dunkler als die vorhergehende, ihre Schale iſt glatt, dünne und durchſichtig, ihre Windungen ſind links gedreht, ihre Mundöffnung iſt etwas gedrückt, weiß geſäumt, und hat unten einen zuſammengedrückten rinnenförmigen Ausgang, der ſich an manchen ſeltenen Beyſpielen auch oben findet. Die Mundöffnung hat drey Zähne, unter denen aber der dritte ſo verſteckt iſt, daß man ihn von auſſen kaum ſiehet, an aufgeſchliffenen Beyſpielen aber, auf der zweyten Windung durch drey Falten auf der Spindel kenntlich genug wird. Linne ſpricht dieſer linken Erdſchraube die Zähne ab, er hatte aber wahrſcheinlich Beyſpiele vor ſich, denen die erſten zwey Windungen fehlten, denn nur in dieſen ſiehet man von auſſen Zähne, und auf der Spindel, die drey Falten. Dieſe linke Erdſchraube erſcheint in manchen Abänderungen. Die eine iſt gerade ſo gebaut, wie die beſchriebene, ſie hat aber horizontale Streiffen oder vielmehr Runzeln. Eine andere Abänderung iſt viel ſchmäler gebaut, länger geſtreckt, gleichwohl kürzer, und hat eine dunkelbraune Farbe, ſie erſcheinet ebenfalls bald glatt, bald die Länge herab geſtreift. In Europa iſt dieſe linke Schraube eine

der

der gemeinsten, die sich allenthalben findet, wo nur Waldungen oder sonst mosigte Gegenden sind. (10)

Erdschütte. Wir wollen diese merkwürdige Belagerungsart der Alten anjezt deutlicher und ausführlicher als solches im allgemeinen Artikel **Belagrungen der Alten** geschehen ist, nach den Guischardischen Grundsätzen und Erläuterungen, wie uns solche Herr Professor Nast in seinen griechischen Kriegsalterthümern im Auszug geliefert hat, beschreiben.

Dieser Erdschutt hieß bey den Römern Agger, bey den Griechen, χαραξ, χαραχωμα, περιφραγμα, und sein Gebrauch muß sehr alt gewesen seyn, indem schon 2 Sam. 20. bey Gelegenheit der Empörung des Seba gegen den David desselben Meldung geschiehet. „Sie kamen, heißt es daselbst im 15 Vers, und belegten den Seba und schütteten einen Schutt um die Stadt und traten an die Mauer, und alles Volk das mit Joab war, stürmte und wollte die Mauer niederwerfen.“

Bey dem Angriffe einer Stadt vermittelst einer Erdschutte vertheilte der Feldherr zuvorderst sein Kriegsheer in verschiedene Lager, die er besonders befestigen ließ, legte sodann, um unter ihnen die Gemeinschaft zu unterhalten, Verschanzungen an und zog, wenn es die Lage verstattete, gegen die Stadt eine umgebende Linie, welche alle diese verschiedenen Lager bedeckte, zu welcher man bisweilen noch eine zwote wider die Hülfe von aussen hinzufügte. (von diesen Circum- und Contravallationslinien ist schon im Hauptartikel hinlänglich gehandelt worden.) Hatte der Feldherr auf diese Weise für die Sicherheit des Lagers hinreichend gesorgt, so suchte er das Erdreich zur Anlegung des Erdschutts auf. Dieser Erdschutt wurde nach Beschaffenheit der Länge, die man ihm geben wollte, von der Seite des Lagers her angefangen, und bis an den Rand des Grabens fortgeführt, wie dies aus einer Stelle des Livius erhellet, wo dieser Geschichtschreiber sagt: forte quodam loco male densatus agger pondere superstantium in fossum procubuit. (Der Ritter Polard glaubte, daß man den Erdschutt am Rande des Grabens angefangen habe.) Die Länge und Breite desselben wurde gleich anfangs durch den Entwurf des Feldherrn nach dem Maas der anzugreifenden Fronte bestimmt. Meistentheils bemerken die Schriftsteller den Raum, welchen die anzugreifende Fronte eingenommen. Der Erdschutt des Cäsars bey der Belagerung von Bourges hatte 330 Fuß Breite und vermittelst der bedeckten Gänge setzte man rechts und links Thürme dazu. Polyb und Diodor bemerken bey einigen Belagerungen, daß die Fronte des Angriffs eine gewisse Anzahl Thürme des Walls der Festung samt den dazwischen liegenden Curtinen umfaßte. Wir haben von dergleichen Erdschutten oder Katzen, wie sie Polard nennt, eine Menge Beyspiele in der alten Geschichte. Auch noch Procop giebt ein Beyspiel von einem solchen Erdschutte in seinem Berichte von der Belagerung von Edessa durch den Cosroes.

Die meisten Maschinen der Belagerten, vornehmlich die, welche die Wirkung des Sturmbocks abhielten, wurden auf den Wallgang gesetzt. So lange sich daselbst die Belagerten halten konnten, so lange getrauete man sich nicht zu nähern, um den Graben zu füllen, und sodann den Sturmbock anzubringen. Da sie Meister vom obern Theil ihres Walls waren, so überdeckten sie die Angreifenden mit Pfeilen, andern Geschossen und allen Arten von Kunstfeuer. So bald man aber hoch und nahe genug an der Mauer eine Erdschutte aufgeführt hatte, um die Vertheidigungslinien der Mauer zu bestreichen, so bald die Batterien zu den Maschinen daselbst angelegt waren, und die Belagerer sich im Stande fanden, ihre Pfeile und Wurfwaffen anzubringen, so konnten sich die Belagerten nicht mehr auf dem Wallgang halten, und waren entweder genöthigt denselben zu verlassen, oder sie wurden in ihren Bewegungen so eingeschränkt, daß sie dem Sturmbock nur schwachen Widerstand thun konnten. Alsdann füllte man den Graben unter Bedeckung des Erdschutts an und brachte den Sturmbock in aller Sicherheit an die Mauer. Man siehet daraus, warum die Geschichtschreiber, so umständlich sie auch sonst die täglichen Vorfälle einer Belagerung beschrieben, doch selten etwas vom Hinabsteigen in den Graben und von dessen Ausfüllung sagen. Denn nunmehr konnte der Feind unternehmen was er wollte; er durfte sich nur wider die Wurfmaschinen der Belagerten verwahren. Da diese aber hinter den Mauren standen, so hatten sie weder Gewalt genug, noch eine sichere Richtung. Die Wirkung des Sturmbocks war nunmehr unfehlbar, so bald er einen freyen Schwung hatte. Die Stadt lag alsdann in den letzten Zügen, und wenn sie gewartet hatte, bis der Sturmbock an die Mauern gestossen, si aries murum tetigisset, so nahm man keine Capitulation mehr an, ausser unter harten Bedingungen; es sey denn, man habe währender Belagrung eine andere neue Mauer hinter der eingestossenen gebauet, wie zu Platäa, Athen, Rhodus und Halicarnaß geschahe.

Wenn man die Arbeit des Erdschutts anfieng, so stellte der Feldherr einen Theil seiner Kriegsvölker vor die Linien, um die Arbeiter gegen die Ausfälle zu decken. Diese aber rückten auf beyden Seiten gegen die Oerter vor, welche die Seiten des Erdschutts einnehmen sollten. So bald sie bis auf einen Pfeilschuß an die Belagerten gekommen waren, so legten sie die Annäherungsgänge, (Approchen, Vineas) an, die schon vorher zubereitet waren. Diese Maschinen bestunden aus einem Dach von starken Brettern 16-20 Fuß lang, und ungefähr 8-12 Fuß breit. Dies Dach war nach seiner Länge und Breite von geraden aufgerichteten Balken unterstützt, deren jeder 2 Fuß vom andern stand. Man bedeckte es mit drey oder vier Lagen Flechtwerk und verwahrte es noch mit frischen Viehhäuten und mit solchen Bedeckungen, die dem Feuer und den Steinen Widerstand thun konnten. Diese bedeckten Gänge führte man etwas schief, einen neben dem andern bis auf eine gewisse Weite fort, wo man sie wendete, um sie zusammenzufügen und die Fronte der Arbeit damit zu bedecken. Diese Arbeit hieß man Vineas agere, und unter dem Schutz dieser verdeckten Gänge legte man den Grund zum Erdschutte. Zuerst befestigte man grosse Bäume in die Erde, deren Aeste hervorragten und ineinander geflochten wurden. Zum Grund schlug man eine Art von Pfahlwerk auf, worzu man grosse, nach der Länge und Queere gelegte Balken brauchte. Dies Bett bedeckte und füllte man mit einer Lage von Erde, Steinen und andern Dingen aus, so daß diese Masse alle nur mögliche Festigkeit bekam. Da aber diese verdeckten Annäherungsgänge allzuniedrig waren, um diese Arbeit zu bedecken, wenn das Werk seiner Ausdehnung und Höhe nahe kam, so nahm man seine Zuflucht zu den Blendungen. (Crates, Plutei). Diese letztern Maschinen thaten zu-

te Dienste, um die Arbeiter zu decken und die fürchterlichste Zurüstung von Wurfwaffen zu vereiteln. Die gewöhnlichste Art derselben war folgende. Man pflanzte lange Balken vor die Fronte des Erdschutts und andere in die Queer darüber, in Gestalt eines Galgens und hieng daran Vorhänge aus frischen Häuten, Stricken, Seilern und andern Sachen gemacht, die fähig waren, dem Feuer zu widerstehen oder die Stösse zu mildern und unwirksam zu machen. Diese Vorhänge erhöhete man nach dem Maas, nach welchem der Schutt höher wurde. Von der Seite des Lagers gab man dem Erdschutte eine bequeme Auffart, um den Pferden und Menschen, welche Erde, Holz und Steine hinauf brachten, die Arbeit zu erleichten. Die entgegengesetzte Seite des Erdschutts aber befestigte man sehr sorgfältig mit Faschinen, und machte sie sehr wenig abhängig, um den Zugang desto beschwerlicher zu machen. Wenn nur der Grund und die Wände wohl befestigt waren, so machte man auf der Auffarth von Seiten des Lagers einen Platz für einen oder zween Thürme, deren oberster Stock über die Blendungen hervorragte und die Belagerten beunruhigte. Hatte der Erdschutt seine gehörige Höhe erreicht, so brachte man bisweilen die Thürme auf seine obere Fläche, und vermuthlich geschahe dies nicht anderst, als indem man sie stückweise auseinander legte. Ausser den Thürmen auf dem Erdschutte, die man eben nicht allemal brauchte, hatte man noch andere von einer dem Wall gemäßen Höhe, die von der Seite gegen den Feind mit allem versehen waren, was sie wider das feindliche Feuer und Wurfgeschoß verwahren konnte. Sie waren an den Erdschutt, vermittelst rechts und links angebrachten verdeckten Gänge angehängt. Sie beschossen die Belagerten in dem Rücken, die von der Höhe des Walls dem Erdschutte gegenüber alles anwendeten, um den Fortgang der Arbeit zu hemmen. War nun der Erdschutt zu Stande gebracht, so nahm man die Blendungen weg und errichtete an deren Statt eine Brustwehre mit ihren Schießscharten. Oefters begnügte man sich auch mit Flechtwerk, um die Bogenschützen und andere Soldaten zu decken, die zur Bewahrung der Werke und Bedienung der Maschinen hingestellt waren. So bald man den Erdschutt zu einer gewissen Höhe gebracht hatte, so stand die Gemeinschaft mit den Werken und dem Lager offen. Die Kriegsvölker konnten in aller Sicherheit hinter dem Erdschutte anrücken, sich rechts und links ausbreiten, durch die verdeckten Gänge zu den Thürmen kommen, und sich unter dem Schutz derselben zur Bewahrung der Werke begeben.

Das nähere von den bey diesem Erdschutte nothwendigen Annäherungsgräben s. im Art. Laufgräben bey den Alten. (21)

Erdschwalbe, (Naturgesch.) ist ein Beyname der Uferschwalbe, (*Hirundo riparia* L.) (s. Schwalbe. (9)

Erdschwamm, (botan.) ist ein Synonimum des Kugelschwammes, (*Lycoperdon* L.) es ist auch eine allgemeine Benennung aller Schwämme die auf der Erde wachsen, zum Unterschied der Baum- und Wasserschwämme. (9)

Erdschwämme, versteinte, (Versteiner.) s. Pilze, versteinte.

Erdschwein, wird von einigen die Tamarandua genennt. (s. Ameisenfresser) (*Myrmecophaga tridactyla* L.) (9)

Erdspaltung, s. bey Erdbeben.

Erdsperling, ist ein Provinzialname der Lerche. (9)

Erdspinne, s. Spinne.

Erdspinnenkraut, (botan.) ist ein Beyname der Zaunblume, (*Anthericum* L.) (9)

Erdspitze, nennt man einen schmalen und spitzigen Theil des festen Landes, der sich ins Meer oder in einen Fluß erstreckt. (39)

Erdstaub. (mineralog.) Von diesem lese ich in dem Bergmannischen Wörterbuche, Chemnitz 1778. S. 158. folgendes. Erdstaub ist eine Erdart, leicht, trocken und bröcklich, ist zwischen den Fingern trocken und scharf anzugreifen, mit Wasser befeuchtet läßt sie sich zu einem Teig kneten, so bald sie aber wieder trocken worden, hat sie ihre vorige Lockerkeit wieder. Lat. *Humus pulvrulenta. Terra dissoluta* Agric. & Scheuchz. *Terra macra. Terra dissipabilis. Terra nova.* Franz. *Terre en poussière.* Bey dem Namen Staub und Stauberde, werden wir auch dieser vermeynten Erde insonderheit gedenken. Jetzo bemerken wir nur folgendes: der Erdstaub macht eigentlich keine besondere Erdart aus, weil er nichts anders als eine in seine kleinsten Theilchen aufgelößte Erde ist. Regen, Luft und Sonnenschein, ja die Füsse der Menschen und der Thiere sind die Mittel dieser Auflösung, und es kommt daher bey der Bestimmung des Erdstaubes auf die Erdart an, woraus er entstund. So siehet man in sandigen Gegenden Sandstaub, der nemlich aus dem aufgelößten Sande entstund; und so nach der Beschaffenheit andrer Erden. Man kann daher das nicht von einer jeden Stauberde sagen, was vorher von derselben gesagt wurde. Je leichter sich indessen eine Erde in kleinere Theile zerlegen läßt, desto leichter kann aus derselben Erdstaub entstehen, und je weniger der Erdstaub Hindernisse findet sich zu erzeugen und zu erhalten, desto häufiger zeigt er sich. Man kann also in Gegenden wo wenig oder gar keine Steine die Felder und die Wege überdecken, ganz natürlich mehr Erdstaub erwarten, als in steinichten Gegenden; ferner in heißen Gegenden mehr als in kältern, in trocknen mehr als in feuchten u. s. w. (10)

Erdsteine, (Mineral.) s. Geoden.

Erdstern, (botan.) ist ein Beyname des Mondkrauts Traubenfarre, (*Osmunda Lunaria* L.) (9)

Erdstinker, (*Carabus bupreſtoides.*) s. Rennkäfer.

Erdstockrag, ein schwarzer, glatter, glänzender fast wie Holz aussehender Körper, der mit dem Gagat die gröste Aehnlichkeit hat, nur weniger Erdharz in der Mischung; er findet sich unter andern bey Hildesheim unter den Alaunerzen, man nennt es auch sonst gegrabenes Ebenholz. (39)

Erdstoß, ist eine besondere Erscheinung bey Erdbeben, und entstehet wenn der Erdboden durch die unterirrdische entwickelte Dünste in die Höhe gestossen wird. (39)

Erdstrich, s. Erdgürtel.

Erdtalg, s. Bergfett und Erdfett.

Erdtuffel, s. Kartoffel.

Erdvielfuß, (*Julus terreſtris.*) s. unter Vielfuß.

Erdwachs, wird zuweilen das Judenpech genennt. (s. diesen Artik.)

Erdwaizen, s. Klafterkraut.

Erdwalze, (Mechanik) wird eine starke Walze genennt, welche auf der Erde liegt, in beyden Enden in Pfannen ruhet, und dazu dient, ein Seil, Ketten und dergleichen anzuspannen. Mit diesen befestigt man Flosse, Schiffmühlen und andere im Wasser

ſchwimmende Körper, Gebäude u. dergl. mittelſt der Seile oder Ketten die von ſolchen an die Walze gezogen ſind, dadurch daß man mittelſt etlicher Hebel die Walzen drehen kann, welche in die Erde beveſtigt iſt. Man bedient ſich auf derſelben die Windmühlen zu drehen, Laſten und groſſe Steine von einem Ort nach dem andern zu bringen. (18)

Erdwandkäfer, europäiſcher. Goeze. (*Melolontha humuralis* Fabr.) Ein kleiner unbewaffneter Käfer mit einem Schildgen: der Kopf iſt ſchwarz, der Schild zurückgeſchlagen, abgehauen, vollſtändig: der Bruſtſchild ſchwarz und ungefleckt: die Flügeldecken ſchwarz, etwas geſtreift, an der Wurzel blaß mit einem ſchwarzen Punkt: in der Mitte aber einen kleinen blaſſen Punkt. Die Füſſe ſind ſchwarz. (24)

Erdwaſſer, ſind alle die in und auf der Erde befindliche Waſſer, und werden zum Unterſchied der Luftwaſſer ſo genannt. (39)

Erdweichſelkirſchen, ſ. Kirſchbaum.

Erdwerke, nennt man in der Kriegsbaukunſt aus bloſer Erde ohne Mauer aufgeführte Werke. Vor Alters beſtunde die Beveſtigung der Städte in bloſen Mauern und darin von Diſtanz zu Diſtanz angebrachten Thürmen. Die Italiäner und Spanier, welche nach der Erfindung des Pulvers und der Kanonen Wälle um die Städte baueten, behielten noch vieles Mauerwerk bey. Die Holländer aber, denen zu der Zeit, als ſie ſich der ſpaniſchen Botmäſigkeit entzogen, ſowohl Geld als Zeit mangelte, Mauern aufzuführen, legten zuerſt ihre Veſtungen mit bloſen Erdwerken an, wobey ihnen ſowohl ihr dazu ſich vorzüglich ſchickendes Erdreich als ihre Erfahrung im Deichbau ſehr zu ſtatten kam. Nach ihnen ſind viele dabey geblieben, andre aber haben eingeſehen, daß die vernünftige Verbindung der Mauer und der Erde zur nachdrücklichſten Vertheidigung erfordert werde, ſowohl dem feindlichen Kanon und der Mine genugſam zu widerſtehen, als durch wohl angelegte Gewölbe der Beſatzung und ihrem Vorrathe Sicherheit zu verſchaffen und die Defenſion ſelbſt mit dem gröſten Vortheile zu vervielfältigen. (6)

Erdweybrauch, (botan.) wird zuweilen der Schlagkrautgamander, (*Teucrium Chamaedrys* L.) genennt. (9)

Erdwicke, (botan.) iſt ein Beyname der Platterbſe beſonders der knolligen, (*Lathyrus tuberoſus* L.) (9)

Erdwinde, (Maſchinenbau) ſ. Winde.

Erdwinde, (botan.) einige Gattungen Winde, (*Convolvulus* L.) und das Klatinenlöwenmaul, (*Antirrhinum Elatine* L.) werden alſo benennt. (9)

Erdwolf, (*Gryllus Gryllotalpa.*) ſ. Reitwurm.

Erdwühler, nennt man den Minierer oder Linnes *Scarabaeus ſubterraneus*; ferner eine Hummel oder *Apis acervorum* L.; auch heißt des Fabricius *Scarabaeus terreſtris* der kleine engliſche Erdwühler. Er hat Farbe, Zeichnung und Geſtalt des *Scarab. Foſſor*, wird auch in ſeiner Geſellſchaft angetroffen, daß man ihn vor den nemlichen halten kann, nur iſt er dreymal kleiner, und die Kopfhöcker ſind kleiner und ſtumpfer. Endlich nennet Goeze den *Scarites ſubterraneus* Fabr. oder einen Schlupfkäfer den amerikaniſchen Erdwühler: Er iſt groß wie *Carabus leucophtalmus* und ganz ſchwarz: der Kopf ſteht vorgeſtreckt, und hat an der Spitze 2 Tieffurchen, die Fühlhörner ſind pechfarbig, perlenartig, doch iſt das erſte Glied das längſte; der Bruſtſchild erhaben, kurz, glatt, glänzend, hinten abgerundet; die Flügeldecken geſtreift, die Vorderfüſſe mit ſtarken Schenkeln, und 6 Zähnen an den Schienbeinen. (24)

Erdwurf, iſt eine dem Feuermörſer ähnliche Verrichtung, durch welche man viele Bomben, Granaden und Steine auf einmal werfen kann. Sie beſtehet aus einem unter einem ſchiefen Winkel in die Erde eingegrabenen groſſen Wein- oder Bierfaß, welches den Flug des Mörſers vorſtellet, und aus einer mitten hinter dem Faſſe unter eben dem Winkel eingegrabenen Kammer, die aus Bley, Eiſen oder Metall gegoſſen ſeyn, oder auch aus einem kleinen ſtarken mit eiſernen Reiffen beſchlagenen hölzernen Tönngen beſtehen kann. An das Zündloch der Kammer beveſtiget man eine mit Pulver gefüllte Wurſt, die man über der Kammer und dem Faſſe weg an einem Ort, wo man zu zünden gedenket, leitet und mit einer hölzernen Rinne ſo decket und verwahret, wie man ſie bey den Minen, die gleichfalls dadurch angezündet werden, zu decken pfleget. Wenn alles fertig iſt, ladet man die Kammer, ſetzt einen ſtarken hölzernen und durch aufgenagelte eiſerne Schienen noch mehr verſtärkten Spiegel auf, und beſchüttet ihn mit Steinen oder leget Bomben und Granaden dergeſtalt ordentlich auf demſelben herum, daß die ſchwereſten in die Mitten und die leichteſten an dem Rande herum zu liegen kommen. Die Bomben und Granaden müſſen wohl angefeuert und ihre Brandröhren durch Stopinen verbunden ſeyn, damit man ſie alle auf einmal anzünden und ſodann durch die Wurſt der Kammer Feuer geben kann. Ein ſolcher Erdwurf kann nur ein einigesmal gebraucht werden, unterdeſſen können 20 Mann unter der Anführung eines guten Feuerwerkers derſelben 5 bis 6 in einem Tage verfertigen und daraus läſſet ſich jedesmal eine gute Anzahl Granaden zugleich in einen nicht ſehr weit ausgedehnten Raum zuſammen werfen. Nach Miethe Geſchützbeſchreibung hat ein gewiſſer Oberſt Getgant dieſe Art Geſchütz erfunden und vor Thorn in Preuſſen viele Ehre damit eingelegt. Nach Brydone's Reiſe durch Sicilien und Malta, hat man in der lezten Inſel viele dergleichen ſehr groſſe Erdwürfe an denjenigen Orten, wo Landungen möglich ſind, in die Felſen eingehauen und Stückkugeln, Steine u. dgl. in der Nähe dabey auf Haufen zuſammen geleget, um, ſobald man es nöthig haben wird, einen ſolchen Stein- und Kugelregen auf die Boote zu werfen, daß ſie alle zu Grund ſinken müſſen.

Erdwurf, wird auch die ſeltene Naturbegebenheit genennt, da bey einem Erdbeben ein Stück Erde herausgeſprengt und an einen andern Ort geſchleudert wird. Im X ten Bande der Schwediſchen Abhandlungen der deutſchen Ueberſetzung S. 239. wird ein ſolcher beſchrieben, der ſich 1694. den 1. Jänner bey Aufgang der Sonne in Wärmelandsthal zugetragen. Man hörte bey heiterem Himmel dreymal hinter einander einen Ton, als wenn der Donner von weitem einſchlüge und fand hernach den groſſen Erdwurf bey Ringsſtadshofe im Thale. Das Erdbeben wurde auf der öſtlichen Seite eines an Ringſtad vorbeyflieſſenden Fluſſes ſo ſtark gefühlet, daß auf zwey Meilen weit Häuſer und die Berge ſelbſt zitterten; auf dem Hofe aber, der keinen Büchſenſchuß weit vom Orte des Erdwurfes ablieget, wurde man es gar nicht gewahr. Das Stück Erde, das ausgeworfen worden, war viereckicht mit einigen Fichten, Birken und Weiden bewachſen. Es blieb eine 12 bis 16 Ellen tiefe, von Oſten nach Weſten 138 Ellen lange, auf der weſtlichen Seite gegen den Hof 104 und auf der öſtlichen

Seite gegen den Fluß 77 Ellen breite Grube zurück, worin man weichen und flüßigen blauen Thon sahe, der Blasen warf und zu kochen schiene. Die Erde wurde auf 300 Ellen weit theils in den Fluß, theils auf eine jenseitige Wiese geschleudert, und das Wasser wurde zugleich so hoch gehoben, daß die Leute Fische auf trockenem Lande bekamen. Etwas ähnliches soll sich am ersten Pfingsttag 1749. auf dem Zuckerberge ohnweit Reimswaldau im Landshultschen Creyse zugetragen haben, welcher an fünf Stellen zerborsten und eine unsägliche Menge Wasser ausgegossen, die einen grossen Theil der umliegenden Gegend überschwemmet. Leute, die den Anfang davon gesehen, sagten, es sey ein beträchtlicher Theil des Erdbodens in die Höhe geworfen worden, alsdenn sey ein Dampf an dem Berge aus der Oeffnung herunter gezogen und dem Dampf sey das Wasser nachgefolget. Der Ritter William Hamilton hat der Societät der Wissenschaften zu London, unter andern Anecdoten von dem im Anfange des laufenden 1783. Jahres vorgefallenen Erdbeben zu Messina, noch eine ähnliche Begebenheit berichtet, daß nemlich ein gewisser Hügel in einen ziemlich weit davon gelegenen Weinberg versetzet worden. (6)

Erdwurm, s. Regenwurm.

Erdzirkel, nennt man in der Geographie die Zirkel die man sich auf der Oberfläche der Erde vorstellt, zum Unterschied, von den Welt und Himmelszirkeln. (39)

Erdzunge, s. Erdenge.

Erebinthus, darunter haben die Alten eine Art von Linsen verstanden. Auch einige Gattungen Fleckenkraut, (*Galega* L.) werden also benennt. (9)

Erebus, bezeichnet im Griechischen eigentlich die Finsternis, wird aber von den Dichtern personificirt, und als ein Sohn des Chaos vorgestellt. (21)

Erecta antbera, (botan.) heißt ein Staubbeutel der mit seiner Basis auf den Träger bevestigt ist. (9)

Erectus, aufrecht, werden die Theile einer Pflanze genennt, wenn sie nach senkrechter Direction aufgerichtet stehen. (9)

Eremit, s. Rabe. (*Corvus Eremita* L.)

Eremit, heißet ein Käfer, welcher unter Einsiedler beschrieben worden, ferner ein Heimgen, (*Gryllus desertus*) oder russischer Eremit; auch der unter Atlas, deutscher beschriebene *Pap. N. g. Hermione* hat diesen Namen; endlich ein Krebs (*Cancer eremita*,) der unter Krebskrabben vorkommt. (24)

Eremitage, (Baukunst) s. Einsiedley.

Eremitage, ist auch der Name eines guten französischen Weins, welcher zwischen Valence und St. Valliere in Dauphine wächst, und wovon eine Flasche auf der Stelle selbst mit 3 Livres bezahlt werden soll. (39)

Eremiten. (cathol.) Mönch dürfte wohl das Geschlechtswort seyn, unter welchem die Catholiken alle Arten frommer Leute verstehen, die sich von der Gesellschaft der Weltleute absondern, und ein strenges, abgetödetes Leben führen. Wenigstens giebt diesen Begriff die Etymologie dieses Wortes zu erkennen; und der heilige Benedict bedienet sich desselben, wenn er im ersten Kapitel seiner Regel die Arten der Mönche erzehlen will. Bellarmin bemerkt, daß man denen, so sich dem Mönchsstand gewidmet, verschiedene Namen gegeben habe, als da sind: Therapeuter, Asceten, Eremiten, Cönobiten, Anachoreten, Religiosen, Waldbrüder. Nur ist die Frage, ob sie in eben der chronologischen Ordnung auf einander gefolget sind; ob das cönobitische, klösterliche Leben vor dem eremitischen, einsiedlerischen, oder umgekehrt, gewesen? Man wird sich nicht recht von dem Begriffe eines Eremiten in verschiedenen Zeiten unterrichten können, wenn man diesen Streit nicht einigermassen kennt. Nach der Meynung Heliot's will Cassianus behaupten, die Klosterleute wären älter als die Eremiten, älter als der heilige Paul von Theben, den man man gewöhnlich den ersten Eremiten nennt. Und eben dieser Cassianus, wie auch Eusebius und Sozomenus sollen behaupten, die Therapeüten, die, nach dem Berichte des berühmten Geschichtschreibers Philo, in den benachbarten Gegenden von Alexandrien ein gemeinschaftliches Leben geführt haben, hätten den Grund und das Ideal zum klösterlichen oder cönobitischen Leben gelegt, wären also Christen gewesen. Die französischen Schriftsteller haben sich hierüber nicht vereinigen können und den Aussagen der obgedachten Väter eine andere Auslegung gegeben. Einige haben schlechthin geleugnet, daß die Therapeüten Christen gewesen. Montfaucon, in seiner Uebersetzung des Philo, gab dies letztere zu, lies sie aber nicht als Mönche gelten. Der Abt Fleury läßt es unentschieden, ob sie Christen gewesen, glaubt aber mit Gewißheit behaupten zu können, es hätten sich zu Zeiten des heiligen Marcus viele Christen aus Begierde zu einem vollkommneren Leben, in der Nachbarschaft von Alexandrien in Cellen verschlossen, des Tages gebetet, über die heilige Schrift moralische Betrachtungen angestellt, Handarbeiten verrichtet, und endlich erst nach Sonnenuntergange Speisen zu sich genommen. Tillemont nennt sie Asceten und man ist über das Alterthum ihres Ursprungs sowohl, als dieses Namens zimlich einig. Helyot sieht sie aber als Jünger der Therapeüten an und behauptet, die heidnischen Verfolgungen hätten verhindert, daß die Asceten nicht mehr in so grossen Versammlungen, wie die Therapeüten, zusammen leben konnten. Aus dem bisherigen wäre also wahrscheinlich, daß es schon in den ersten Jahrhunderten Asceten gegeben, die so lange zusammen lebten, bis sie, aus Furcht die grausamen Marter der Heiden nicht ausdauern zu können und dennoch dem äusserst gefürchteten Abfalle auszuweichen, in die entlegensten wüsten Einöden, Höhlen und Klüften flüchteten, von deren Bewohnung man sie Eremiten oder Einsiedler nannte. Einer der vornehmsten war der heilige Paul von Thebais, der wirklich, nachdem ihn zur Zeit der Verfolgung des Decius sein Schwager, angegeben hatte, in ein Landhaus entwich und sich endlich, weil ihn sein Schwager aufsuchte, in eine unterirrdische Höhle verbarg, woselbst er 90 Jahre lebte, ohne je einen Menschen zu sprechen, bis ihn der heilige Anton, der auch schon einige Zeit ein Eremit gewesen, im Jahre 314. antraf und nicht lange hernach daselbst begrub. Anton fieng darauf an, Klöster zu bauen und gemeinschaftlicher zu leben. Eben das thaten die Heiligen, Amo auf dem Gebürge Nitria, Pachomius in Oberthebais, Hilarion und Macarius in ganz Palästina, Aones in Syrien, so daß fast alle Provinzen des Orients in kurzer Zeit mit dergleichen Einsiedlern besetzt waren. Rufin, der ungefehr 17 Jahre nach dem Tode des heiligen Antons durch ganz Orient reisete, versichert als ein Augenzeuge, es wären fast eben so viel Mönche in den Wüsten, als Einwohner in den Städten gewesen; in der Stadt Oxyrrhinchus habe es mehr Klöster als Häuser gegeben; der Bischof dieses Orts habe ihm betheuert, daß daselbst 20000 Nonnen und 10000 Mönche wären. Fer-

ner habe er den Priester Serapion gesehen, der Superior von 10000 Mönchen gewesen.

Man ersieht aus dem bisherigen, daß zur Zeit der Verfolgungen viele Asceten in die Einöde flohen, theils verstreut, theils auch beysammen lebten. Die letztern können vielleicht Vorschriften von ihren Superioren gehabt haben, wie z. B. Pachomius eine besondere Regel gegeben hat. Unterdessen hatten sie noch keine Gelübde, bis der heilige Bischof Basilius im Jahre 363. in Pontus und Cappadocien die Eremiten, nach dem Grundsatze des Predigers: Wehe dem, der allein ist; wenn er fällt, so ist kein anderer da, der ihm aufhilft 4, 10., mit den Cönobiten verband, ihnen eine Regel (Ascetic) vorschrieb, und durch Gelübde, wodurch sie sich von den Eremiten unterschieden, verpflichtete. So fieng sich in Orient das cönobitische oder klösterliche Leben an, dessen Werth die heiligen Väter weit über das eremitische hinaussetzen. In Occident war es der heilige Benedict, der dem Beyspiele des heiligen Basilius nachfolgete und das cönobitische Leben auf dem Berge Cassin einführte, eine Regel und Gelübde vorschrieb. Im ersten Kapitel seiner Regel gedenket er einer andern Art von Eremiten und nennt sie Anachoreten, die man nachher Verschlossene (Reclusi) geheissen hat. Es geschah nemlich manchmal, daß die Cönobiten aus Begierde, noch vollkommner zu leben, nach einer im Kloster ausgehaltenen Prüfungszeit, die aber nicht gleichförmig bestimmt und in einigen Klöstern auf 40, in andern auf 20 Jahre beschränkt war, mit Erlaubnis ihrer Aebte aus der Gemeinschaft giengen und sich in eine Einöde verschlossen. Das Concilium Trullanum verbietet dergleichen eingeschlossenen Einsiedlern, nach einem Jahre Prüfung in ihren Leben nicht wieder aus ihren Hütten zu gehen. Die Kapitularien der Könige von Frankreich verdammen die Verwegenheit derjenigen Cönobiten, die aus Eitelkeit oder einer falschen Ruhmsucht ihre Klöster verlassen, und ohne Erlaubnis ihrer Aebte besondere Cellen errichten würden. Carl der Grosse soll die Anachoreten in ihre Klöster zurückgeschickt haben. Die Anachoreten unterschieden sich wieder von andern Eremiten, die Hyeronymus, Cassianus und Benedict Sarabaiten nennt. Diese wohnten zwey und zwey, oder auch einzeln, in Wildnissen, Bergen und Wäldern, aber ohne eine solche vorläufige Prüfung in der Klosterdisciplin und ohne einem Abte und einer Regel unterworfen zu seyn, wie dies bey den Anachoreten erforderlich war, sondern lebten ganz nach eigner Willkühr.

Die Waldbrüder unserer Zeit, die mit ihren betrügerischen Einsiedeleyen nun doch endlich anfangen, seltner zu werden, haben sehr viel Aehnlichkeit mit den Sarabaiten. Uebrigens waren diese Leute sehr wenig geachtet, besonders wenn sie, wie es oft geschehen und noch bisweilen geschieht, ihre Hütten verliessen und bey einem müßigen und wollüstigen Leben überall herumschweiften. Schon Augustin wirft ihnen das unheilige Verhandeln angeblicher Reliquien von Märtyrern vor und der heilige Paulinus kann sie vollends gar nicht leiden:

„ Qualia vagari per maria & terras solent
„ Auare mendicabula,
„ Qui deierando Monachos se vel naufragos,
„ Nomen casumque venditant.“

In der römischcatholischen Kirche existiren unterschiedene Gesellschaften, die sich Eremiten nennen und den Regeln verschiedener Orden folgen. Man hat Eremiten des heiligen Augustin, des heiligen Hieronymus, des heiligen Paulus, des heiligen Evangelisten Johannes, des heiligen Wilhelms u. s. w. s. Congregation. (37)

Eremiten (Griech. Kirche) oder Einsiedler. Von ihrem Ursprung handelt der vorhergehende Artickel. (s. auch Anachoreten und Mönche.) Die eigentlichen Einsiedler nennen die Griechen jezo Asceten, welcher Name aber mehrerley bedeutet. (s. Asceten.) Sie leben in einsamen Oertern in kleinen Cellen, oder auch Höhlen, von Wurzeln, Kräutern, Zwieback, gedörrten Obst und dergleichen, welches sie sich theils selbst zubereiten, theils auch zuweilen aus benachbarten Klöstern erhalten. Sie essen des Tags nur einmal, ausser des Sonnabends und Sonntags, wo jedoch manche auch nur einmal essen, alle aber viele Fasten halten und bloßes Wasser trinken. Sie reden, wenn jemand zu ihnen kommt, entweder gar nicht, oder sehr wenig. Einen grossen Theil der Zeit bringen sie mit Betrachtungen und mit Beten zu; doch arbeiten sie auch auf allerley Art, machen Stricke, Sonnenschirme aus Binsen und Rohr, Körbe, hölzerne Löffel, Schaufeln, auch wohl Wollenarbeiten und dergleichen, welches sie an ein benachbartes Kloster liefern, und dagegen Eßwaaren erhalten. (Heineccius Abbildung der griechischen Kirche 3. Th. S. 408. Elseer Beschreibung der griechischen Christen 1. Th. S. 122.) (1)

Eremodicium, eine aus dem Griechischen abstammende Benennung, welche in den römischen Gesetzen so viel bedeutet, als die Aufgebung eines angefangenen Rechtsstreits nach geschehener Litis Contestation, sie geschehe vom Kläger oder Beklagten. (38)

Eren, heißt so viel als Ahorn. (9)

Ereptitia bona, wird dasjenige von einem Verstorbenen hinterlassene Vermögen genannt, welches jemanden zwar als Erbschaft oder Vermächtniß angefallen ist, von diesem aber nicht empfangen und besessen werden kann, sondern ihm als einem Unwürdigen von dem Fiscus entzogen wird. Die römischen Gesetze bestimmen mehrere solche Fälle, in welchen der Fiscus die jemanden zugefallene Erbschaft oder Vermächtniß an sich zieht, als 1) wenn ein Soldat derjenigen, mit welcher er ein Stuprum begangen hat, etwas vermacht; 2) wenn jemand von einer Weibsperson, mit welcher er einen Ehbruch begangen, und welche er nachher geheyrathet hat, zum Erben eingesetzt worden ist; 3) Wenn der Erblasser ums Leben gebracht worden ist, und der Erbe, welcher volljährig ist, unterlassen hat, durch Nachforschung, Anzeige und Anklage diese Tödtung zu rächen; und wenn er wissend es unterlassen hat, so muß er die ganze Erbschaft mit allen Früchten wieder herausgeben, und verliert die Forderungen, welche er an den Erblasser hatte; 4) wenn die Erbschaft demjenigen angefallen ist, welcher den Erblasser an Verfertigung eines Testaments gehindert hat; wenn 5) derjenige, welchem eine Erbschaft oder Vermächtniß nach dem Testament zufällt, in seinem eigenen Namen ohne hinlänglichen Grund das Testament als falsch oder als von einem Unsinnigen gemacht, gerichtlich angefochten hat, und wider ihn gesprochen worden ist; oder wenn er mit seinem Zeugniß demjenigen, welcher das Testament angefochten, beygestanden hat; 6) wenn jemand dasjenige, was ihm hinterlassen worden ist, oder etwas anderes, einem solchen zuzustellen, heimlich versprochen hat, welcher aus einem letzten

Willen etwas zu erwerben unfähig ist; wenn 7) derjenige, welchem aus dem lezten Willen etwas angefallen ist, den Testirer nach seinem Tod wegen eines Capitalverbrechens angeklagt, dem Ankläger beygestanden, oder seinen bürgerlichen Zustand der Freyheit angefochten hat; wenn dergleichen vor dem Tod des Testirers geschieht, so wird es angesehen, als ob er selbst das Zugedachte wieder genommen hätte; wenn 8) der Erbe oder Legatarius selbst, oder durch einen andern, welchem er den Auftrag dazu gegeben hat, den Erblasser um das Leben gebracht, oder zu dessen Tödtung Gelegenheit gegeben, oder nur durch seine Nachläßigkeit dazu beygetragen hat; wenn 9) der Erbe die Erbschaft ausgeplündert, in welchem Fall jedoch nur der entwendete Theil dem Fiscus zufällt; 10) wenn die Erben bey Lebzeiten des Erblassers über sein Vermögen verfügt, und dazu gehörige Güter verschenkt haben; wenn 11) einem Vormund, welcher gegen das gesezliche Verbot seine Pupillin geheyrathet hat, von dieser etwas vermacht worden ist.

Das römische Recht ist zwar in dieser Rechtslehre durch kein deutsches allgemeines Gesetz aufgehoben worden, und da die Beweggründe dieser Gesetze auch noch heutzutage anschlagen, so läßt sich nach dem strengen Recht immer noch behaupten, daß das hinterlassene Vermögen in den angezeigten Fällen dem Fiscus heimfalle. Indessen sind die meisten Rechtslehrer der Meinung, daß in vielen der angezeigten Fälle das römische Recht nicht angenommen seye, und die Erbschaft oder Vermächtniß nicht dem Fiscus, sondern den rechtmäßigen Erben zufalle; und in manchen dieser Fälle haben auch besondere Landsgesetze das römische Recht abgeändert.

Wenn dem Fiscus dergleichen **Bona ereptitia** zufallen, so muß derselbe immer auch die darauf haftende Beschwerden anerkennen, und z. B. wenn ihm eine ganze Erbschaft zufällt, auf die dem Erben auferlegte Vermächtnisse und hinterlassene Schulden bezahlen. s. Confiscation. (38)

Eresia, ist ein Beyname der Theophraste. (9)

Eresimus, der Name eines Tagschmetterlings, der unter Danaer, bunte, beschrieben worden. (24)

Erethymia, ἐρεθυμία, ein Fest, das die Lycier zur Ehre des Apollo ἐρεθυμιος begiengen. (21)

Eretmon, ist ein fremder Name einer Gattung von Hederich. (*Erysimum* L.) (9)

Eretriaker, s. Eliaker.

Eretrische Erde, (Mineral.) (*Terra eretria*, franz. *Terre d' Eretrie*) eine Erde, die von Eretrium, einer Stadt in Lubea, heutiges Tages Negropont, ihren Namen hat. Sie kommt in den Schriften der ältern Zeiten vor, und man sagte, es gebe derselben zweyerley, graue und weisse, und sie habe die Eigenschaft, daß sie auf Kupfer gestrichen, einen violetten Strich mache. Dioscorides Lib. V. Cap. 171. p. m. 622. den Encelius *de re metallica*. Lib. II. Cap. 29. p. m. 139. excerpirt hat, sagt davon folgendes. In genere terrae Eretriadis quaedam vehementer alba est, altera cinerea. Optima vero habetur ad cinereum colorem vergens & perquam mollis, quaeque si per aeramenta tractim ducatur, violacei coloris lineamenta reddit. Lavatur vt ceruſſa, aut hunc in modum: Ex ea quantum libuerit terito seorsum, & aqua perfusa: ac vbi pessum ierit humorem leuiter excolato: terram vero siccatam solibus iterum terito per diem, adjecta aqua, vt respere confidat. Matutino deinde colo excernito, demumque ad solem tritam degerito in pastillos, quatenus fieri poterit. Quodsi assata tostave desideretur, terrae frusta ciceris magnitudine in fictile perforatum conjicito, oreque vasis diligenter obturato candentibus indito carbonibus, ac follibus continenter perflato. Vbi vero cinis in favillas sese converterit, aut aëreum potius colorem contraxerit, exemptum reponito. Vim habet adstringentem & refrigeratoriam, ac leviter emollientem: cava itidem explet, vulneraque cruenta glutinat. (10)

Erfahrung, nennen wir diejenige Erkenntniß, die wir erhalten, indem wir auf unsre Empfindungen acht geben. So weit und nicht weiter, als die Empfindung, reicht die Erfahrung. Alles, was wir ihr zum Grunde unterlegen und was wir auf sie bauen, Auslegungen, die wir darüber machen, und Schlüsse, die wir aus ihr ziehen; kurz, was nicht selbst Empfindung ist, muß nicht zur Erfahrung gerechnet werden. Es kann aber sowohl innerliche Empfindung seyn, oder Bewustseyn, Gefühl dessen, was in unsrer Seele vorgehet; als äusserliche oder Vorstellung dessen, das in die Gliedmassen unsers Körpers wirkt. Jene ist die Quelle der psychologischen, diese aller Arten der physikalischen Erfahrungen.

Der Gegenstand unsrer Empfindung wird entweder ohne unser Zuthun durch die Natur hervorgebracht, wir haben nichts dabey zu verrichten, als daß wir ihn empfinden; oder wir müssen ihn selbst bereiten. In dem ersten Falle heißt die Erfahrung eine **Bemerkung** (*observatio*), es seye nun, daß sie sich so von selbst darbiete, daß sie einem jeden in die Augen fället, der die gewöhnliche und zu allen menschlichen Handlungen nöthige Aufmerksamkeit mitbringt; oder daß sie einen hohen Grad der Aufmerksamkeit erfodere, der durch Uebungen erhalten, oder durch vorausgesetzte Kenntnisse erweckt, oder durch den Gebrauch künftiger Werkzeuge unterstüzt wird. Jene nennt man eine **gemeine Bemerkung** oder **Wahrnehmung**, diese eine **künstliche Bemerkung** oder **Beobachtung** (*observatio vulgaris, artificialis*). Im andern Falle heißt die Erfahrung ein **Versuch** (*experimentum*), es seye nun, daß wir nur hier und jezt dasjenige, was wir sehen wollen, selbst verfertigen müssen und die Natur es zu andern Zeiten oder an andern Orten ohne unsre Beyhülfe hervorbringt, oder daß es ohne uns von der Natur allein nie dargestellet wird. Nach diesen Erklärungen hat man die Kenntniß, daß der Mond ab- und zunimmt, der bloßen Wahrnehmung; daß die runde Gestalt der Planeten, wenn sie sich hinter dem Monde so eben verbergen wollen, zuweilen in ein ovale übergehet, der Beobachtung, und daß die Mondsstrahlen nicht die mindeste Kraft zu wärmen haben, dem Versuche zu danken. Denn das erste kann ein jeder sehen, der den Mond eine Zeit lang hinter einander nur mit der Aufmerksamkeit betrachtet, womit er ein gedrucktes Blatt betrachten muß, wenn er lesen will; er braucht kein Perspectiv, keine astronomische Wissenschaft, oder sonst andre Eigenschaften dazu. Das zweyte kann nicht ohne Fernröhren entdeckt werden; wer es gewahr werden will, muß wohl acht geben, weil der Unterschied der Gestalten nicht sehr groß ist, und der erste, der es beobachten sollte, mußte dazu durch die Kenntniß veranlaßt werden, daß, nachdem sich die Sache zeiget, einiger Schluß auf die An- und Abwesenheit der Mondsatmosphäre gemacht werden könne. Das dritte lehrt das in den Brennpunkt eines großen dem

Monde ausgeſetzten Brennſpiegels oder Brennglaſes gehaltene Thermometer, welche Verbindung der Werkzeuge wir ſelbſt machen müſſen, und von der Natur vergeblich erwarten.

Da die Erfahrung die hauptſächlichſte Quelle iſt, aus welcher der Menſch gründliche Erkenntniß ſchöpft; ſo kommt ſehr viel darauf an, daß man recht mit derſelben umzugehen wiſſe. Es wird deswegen vermuthlich nachdenkenden Leſern angenehm ſeyn, die vornehmſten Regeln der Erfahrungskunſt hier vorzufinden, die wir daher mitzutheilen für unſre Schuldigkeit achten.

Es ſind der Dinge, worauf es ankommt, hauptſächlich ſechs. Man muß fein und genau zu empfinden, man muß ſcharf auf alles acht zu geben, man muß Verſuche, die die aufſteigenden Fragen beantworten, zu entwerfen und richtig anzuſtellen, man muß unter mehreren in einerley Abſicht vorzunehmenden Beobachtungen oder Verſuchen die vorzüglichſten auszuwählen, man muß das Beobachtete recht zu beſchreiben und ſich verſtändlich und pünktlich auszudrücken, und man muß aus der Erfahrung richtige Folgen zu ziehen wiſſen.

Um fein und genau vieles, ja, wo möglich, alles, was eine Sache an ſich hat, zu empfinden, muß man ſcharfe Gliedmaſſen der Sinnen, vornemlich, weil doch das Geſicht die meiſten Entdeckungen machen muß, ſcharfe Augen haben. Alle übrigen Sinne ſind noch zur Zeit ſich ſelbſt überlaſſen, nur den Augen kann man durch Fern- und Vergröſſerungsgläſer zu Hülfe kommen, um Dinge zu ſehen, die das bloſe Auge allein entweder gar nicht, wie z. B. den Ring des Saturns, oder ſehr unkenntlich, wie z. B. die Flecken des Mondes, wahrnehmen würde. Wo das bloſe Auge alſo allein nicht hinreicht, da muß man zu ſolchen Werkzeugen ſeine Zuflucht nehmen, und eben deswegen auch gute und vortrefliche von ſchlechten und mittelmäßigen zu unterſcheiden wiſſen. Ein weniger vollkommneres kann in beſondern Umſtänden brauchbarer ſeyn als ein vollkommenes, wie z. B. ein Fernrohr, das knapp zureichet, die Jupiterstrabanten zu ſehen, beſſer zur Beobachtung ihrer Finſterniſſe gebraucht werden kann, als ein dieſelbe ſtark vergröſſerndes, ſo fern die Abſicht iſt, den Unterſchied der Länge der Oerter dadurch zu beſtimmen. Daher muß man in jedem Falle die dienlichſten auszuſuchen wiſſen. Weil das beſte Inſtrument in der Hand des Unkundigen nichts tauget, ſo muß man alle zu der beſten Anwendung erfoderliche Handgriffe und Vortheile wiſſen, z. B. den Fernröhren die gehörige Oeffnung zu geben, die Fäden des Micrometers, wenn man ihn braucht, geſchickt zu erleuchten wiſſen. Weil ferner jeder Sinn an einer Sache gewiſſe beſondre Eigenſchaften entdeckt, welche durch einen andern an ihr nicht wahrgenommen werden können, wie z. B. das Auge die Farbe des Weins, die Naſe ſeinen Geruch, die Zunge ſeinen Geſchmack allein empfindet; ſo muß man eine Sache, wovon man eine umſtändliche und ausführliche Erkenntniß zu haben begehrt, unter ſo viele Sinnen bringen, als ſie zuläſſet. Und weil abermals zu beſondern Zeiten beſondre Eigenſchaften an einer Sache gefunden werden können, z. B. an einer Pflanze andre, wenn ſie kaum aus dem Samen aufkeimt, andre, wenn ſie erwachſen iſt, andre wenn ſie blühet, andre wenn ſie Früchte trägt, andre wenn ſie nach und nach abſtirbt; ſo muß man ſolche Dinge in allen ihren abwechſelnden Umſtänden betrachten. Eine vorzügliche Sorge muß man endlich darauf verwenden, daß man den Betrug der Sinne und den Fehler der Erſchleichung vermeide, weswegen wir den Leſer auf die hievon handelnde eigene Artickel verweiſen.

Die Inſtrumenten, deren man, die Erfahrungen damit anzuſtellen, bedarf, werden ſamt der Weiſe, wie ſie zu gebrauchen, jedes unter ſeinem eignen Namen in dieſem Werke ausführlich beſchrieben, und hier alſo nur angemerkt, daß ein ſorgfältiger Beobachter von keinem derſelben Gebrauch macht, ehe er es genau geprüft und ſich von deſſen Güte überzeugt hat. Der Aſtronom z. B. um von der Richtigkeit ſeiner Meſſungen überzeugt zu ſeyn, unterſucht, ob die Gläſer des Fernrohres an ſeinem Quadranten recht centriret ſind, ob die Fäden ſeines Netzes an der rechten Stelle ſtehen, ob die Punkte o und 90° einen accuraten rechten Winkel am Mittelpunkte miteinander machen, ob die Axe des Fernrohrs der Linie des 90ten Grades genau gleichlaufend, ob die Theilung mit der erforderlichen gröſten Sorgfalt gemacht iſt, und ob das Werkzeug ſo feſt und unbeweglich ſtehet, daß keine unbemerkte Verrückung deſſelben die Meſſung fehlerhaft macht. Unter mehreren Arten der Werkzeuge, wodurch einerley Erfahrungen angeſtellt werden können, iſt öfters ein groſſer Unterſchied, und zuweilen leiſten diejenige, die am Anfange am meiſten zu verſprechen ſcheinen, am Ende am wenigſten. Z. B. Man hielt lange die Gnomons für die beſten Werkzeuge, die allermindeſte Aenderung der Schiefe der Ecliptik zu bemerken. Jezo beſorgt man mit Recht, daß die allergeringſte Senkung der hohen und ſchweren Mauer, an welcher oben dasjenige, was die Spitze des Gnomons vorſtellt, angebracht iſt, die verhoffte Schärfe der Beobachtung vereiteln möge. Es iſt offenbar, daß ein ſorgfältiger Beobachter den Unterſchied der Güte mehrerer Arten von Inſtrumenten zu beſtimmen, und die beſſere ſolchergeſtalt den ſchlechteren vorzuziehen wiſſen müſſe. Zu dem Ende hat er zu unterſuchen, was für Veränderungen jedes Werkzeug unterworfen iſt, und auf Mittel zu denken, entweder dieſe Veränderungen verſchwinden zu machen, oder ſich zu verſichern, daß er im Gebrauche dieſe Veränderungen vermeide. Z. B. Die Pendelſtangen an den Uhren werden in der Wärme länger, in der Kälte kürzer; die Uhren gehen daher etwas langſamer, wenn es warm, und etwas geſchwinder, wenn es kalt iſt. Man muß daher entweder dieſer Veränderung abzuhelfen ſuchen, worüber man den Artickel: Pendel, nachſchlagen kann, oder muß die Uhr immer in einerley Wärme erhalten. Desgleichen wenn man ſiehet, daß gewiſſe Fehler bey dem Gebrauche gewiſſer Werkzeuge unvermeidlich ſind, ſo muß man ſich angelegen ſeyn laſſen zu beſtimmen, wie viel ſie, wenn die gröſte Sorgfalt angewendet wird, betragen, damit man wiſſe, bis wie weit unſre Erfahrungen zuverläßig ſind, oder ob der Fehler ganz für nichts gerechnet werden könne. Z. B. Wenn die Uhr an einem Orte ſtehet, der nicht geheizt werden kann, ſo widerſtehet die durch die Kälte verdickte Luft der Bewegung des Pendels mehr als die von der Wärme verdünnte. Ohne Unterſuchung kann man nicht wiſſen, ob dieſer Einfluß der Kälte und Wärme in den Gang der Uhr bey der geringen Ausſchweifung des Pendels viel, wenig oder nichts zu bedeuten hat, ob er alſo geachtet oder nicht geachtet werden darf. Es verſtehet ſich hieraus, daß Beobachter, deren Verrichtungen die äuſſerſte Accurateſſe erfodern, beſtändig auf die Verbeſſerung ihrer Werkzeuge ſinnen, und nie mit dem Grad der Güte zufrieden ſeyn müſſen, den ſie erreichet

haben. Daß man sein Werkzeug gehörig zu behandeln verstehen müsse, ist oben schon angemerkt worden; jetzo setzen wir hinzu, daß man eine Fertigkeit, dasselbe recht zu gebrauchen, besitzen und durch Uebung erlangen müsse. Ueberall macht die Uebung den Meister und hilft die größten Schwierigkeiten überwinden. Wir beschliessen diesen Absatz mit der Erinnerung, daß, wenn sehr feine Beobachtungen zu machen sind, man alles vorher wohl zurüsten und in völlige Bereitschaft bringen müsse, damit, wenn der Augenblick kommt, es an nichts fehle.

Das zweyte, das erfodert wird, um durch die Erfahrung zu richtiger und ausgebreiteter Erkenntniß zu gelangen, bestehet darin, daß man alles, was die Empfindungen in sich fassen, fühle, und nichts unbemerkt vorüber gehen lasse. Die Begierde, die Sache zu wissen, recht, genau und ausführlich zu wissen, trägt hierzu sehr viel bey, und macht unser Gefühl so viel feiner, daß uns nicht leicht etwas entwischt. Affecten und fremde Gedanken hingegen ziehen die Aufmerksamkeit von der Sache ab, womit man sich beschäftigen soll. Vorgefaßte Meinungen verblenden uns, daß wir nicht sehen, was vorhanden, und dagegen sehen, was nicht da ist. Uebereilung treibt die Menge Dinge vor unsern Augen vorbey, ehe wir eins oder das andre davon gewahr werden. Vor diesem allem muß man sich also sorgfältig hüten. Das hauptsächlichste Mittel aber sich recht scharfsichtig zu machen und zu erhalten, das uns in die Augen fällt, was zehn andre übersehen, bestehet in einer fleißigen und sorgfältigen Vorbereitung. Wenn wir nemlich uns alles bekannt machen, was andre schon an dem Gegenstande, womit wir uns beschäftigen, wahrgenommen haben wollen; wenn wir aus unsrer schon erlangten Wissenschaft schliessen, was er für Eigenschaften an sich haben müsse, wenn wir aus der Aehnlichkeit desselben mit andern bekannten Dingen oder aus andern Anzeigen vermuthen und rathen, wie er beschaffen seyn möge, und suchen nachgehends das alles in ihm auf: so haben wir, die wir suchen, gegründete Hoffnung viel mehr zu finden, als andre, die nicht suchen und nur annehmen, was sich von selbst darbeut. Dieses ist die größte und wichtigste Regel, nach welcher sich derjenige zu verhalten hat, dem daran gelegen ist, die Erfahrung so weit, als möglich ist, zu treiben. Nur muß er die dazu gehörigen Cautelen nicht aus den Augen setzen, worunter folgende die vornehmsten sind. Weil man sich nicht von vorgefaßten Meinungen soll blenden lassen; so muß man gegen alles bey andern gefundene, geschlossene und gerathene völlig gleichgültig bleiben, nichts erzwingen, nicht gerade so sehen wollen, wie man es sich zum voraus vorgestellet. Es müssen nur Fragen seyn, ob die Sache so und so beschaffen seye, auf welche man von der Natur Antwort und Belehrung erwartet; nicht Sätze, die voraus als Wahrheiten angesehen und dazu nur Beweise gesucht werden. Weder übertriebene Verehrung des einen, noch Haß oder Verachtung des andern muß uns blenden, daß wir die Dinge so wie der erste, oder anders wie der andre sehen wollen. Wir müssen die Hypothesensucht nicht bey uns aufkommen lassen, welche diejenige, die damit behaftet sind, antreibt, so bald sie einen flüchtigen Blick in ein Fach natürlicher Gegenstände gethan, Spinnengewebe von Systemen und Theorien zu verfertigen, oder von andern anzunehmen, nach welchen sie alles, was ihnen vorkommt, meistern; überall nur sehen, was in ihren Kram dient; andre Wahrnehmungen, die ihnen zuwider sind, drehen und wenden, bis sie darein passen; oder, wenn sie sich gar nicht schicken wollen, solche verdächtig machen, und ihnen andre hier und da zusammengeklaubte entgegensetzen. Wir müssen nicht deswegen etwas läugnen, weil wir es nicht wahrnehmen, es seye denn, daß wir erweisen können, wenn etwas gewisses statt habe, so müsse es sich nun in den Umständen, die vorhanden sind, zeigen und sich wahrnehmen lassen. Kein Hang zum Wunderbaren muß uns verleiten, überall ausserordentliche und unerhörte Dinge finden zu wollen, welchem Hange man manche fabelhafte Beschreibungen von Cometen, Lufterscheinungen u. dgl. zu danken hat. Endlich müssen wir Muth genug besitzen, die Sachen zu sehen, wie sie uns unsre Augen vorstellen, ohne uns darum zu bekümmern, ob sie andre auch so sehen, oder nicht, und ob es andern wohl oder übel gefällt, daß wir sie so sehen. Es muß uns mehr an der Wahrheit, als an der Gunst deren gelegen seyn, die sich derselben widersetzen.

Im vorstehenden Absatze ist fremder Erfahrungen Erwähnung geschehen in der Absicht, daß man sie untersuchen und von ihnen Gelegenheit nehmen soll, die Sache mit desto grösserer Aufmerksamkeit zu betrachten. Wir setzen nun zu, daß sie auch in andern Absichten merkwürdig sind. Nicht alle Erfahrungen lassen sich an allen Orten und zu allen Zeiten anstellen, manche sind auch mit so grossen Kosten verknüpft, daß sie nicht ein jeder dem daran gelegen ist, selbst machen kann. In solchen Fällen kann und muß man daher dieselbe als Erfahrungen andrer eben sowohl vor wahr gelten lassen, als seine eigenen. Inzwischen damit man nicht durch erdichtete, nachläßig angestellte, verdrehte u. s. w. in Irrthum verleitet werde, ist nöthig, den Mann wohl zu kennen, dem man trauen soll. Hat er sich den Namen eines genauen und scharfsichtigen Beobachters erworben, der weder aus Unachtsamkeit etwas übersieht, noch mit Fleiß die Augen von dem abwendet, oder mit Vorsatz zwingt und biegt, was sich nicht zu seinen vorgefaßten Meynungen reimet; so hat er recht, Glauben von uns zu fordern. Im gegentheiligen Falle kann er nicht mehr begehren, als man seine Angaben zur gelegenheitlichen Prüfung aussetze. Selbst jenes Aussagen hält ein Vernünftiger nicht aus blossem Vorurtheil vor wahr, sondern er überzeugt sich davon dadurch, daß er die Methode, wie der Beobachter zu Werk gegangen, die Vorsichtigkeit, die er dabey gebraucht, die Instrumente, deren er sich bedienet, sich genau bekannt macht, desgleichen, wo sich zuweilen eine Beobachtung oder ein Versuch wiederholen lässet, wirklich unbefangen wiederholet, um urtheilen zu können, ob und wie weit der Vorgänger das Vertrauen, das man auf ihn setzet, verdiene. Will man aber das Letztere thun, so muß man auch das ganze Verfahren mit allen den Umständen, die der Beobachter als nöthig angiebt, nachmachen und keinen verabsäumen. Denn im gegentheiligen Falle ist es kein Wunder, wenn unser Versuch ganz anders ausfällt, als der unseres Vorgängers, den wir daher unrechtmäßiger Weise für falsch ausgeben, und den davon abhangenden Fortgang der Wissenschaften hindern würden. Ja wenn man gewiß zu seyn glaubt, daß man die Wiederholung genau angestellt, und die Sache dennoch anders findet, muß man dem Vorgänger nicht gleich Uebereilung beymessen. Denn in eine Erfahrung haben manchmal gar vielerley Nebendinge einen Einfluß, Fertigkeit dessen, der sie anstellt,

stellt, körperliche Disposition desselben, Zustand der Luft u. s. w., worüber sich zu Zeiten zutragen kann, was sich zu andern Zeiten nicht zuträgt. Man muß also in solchen Fällen die Versuche ferner und so oft wiederholen bis man siehet, woran es liegt, und was wahr ist.

Das dritte, so derjenige verstehen muß, der die menschliche Erkenntniß durch Erfahrungen zu erweitern geschickt seyn soll, bestehet darin, daß er auf die vorgelegten Fragen bestimmt antwortende Versuche anzugeben und zu erfinden wissen aus welcher Ursache Leibnitz die Erfahrungskunst eine Kunst die Natur zu fragen genennt. Auch hiezu dienet die grosse Regel des vorigen Absatzes, wie im Artikel Hypothese, weiter ausgeführet wird. Denn nicht alles, was dem gemachten Entwurfe nach die Sache an sich haben soll, lässet sich an ihr ohne weitere Vorbereitung sehen, sondern manches muß mühsam aufgesucht werden, und man wird dadurch veranlasset, allerley Mittel und Wege auszudenken, bis es durch einen gelinget zu entdecken, ob unsre Vermuthung gegründet oder ungegründet seye. Z. E. als man so weit gekommen war, daß man dem Abscheu der Natur vor dem Leeren Grenzen setzte und erkannte, daß das Wasser derenthalben in den oben verschlossenen Röhren nicht höher als ohngefehr 32. Fuß stehen bleibe; kam Torricelli auf den Gedanken, die Sache aus der Schweere der Luft und dem Druck derselben auf das Gefäß voll Wasser, worin die Röhre mit dem unteren Ende eingetaucht wird, zu erklären. Aus den angeführten Grenzen des Abscheues schloß er nemlich, daß die Kraft, womit die Natur denselben ausführet, ein andres schwereres flüßiges Wesen nach Proportion in einer minderen Höhe, also das 14mal schwerere Queckſilber in einer 14mal geringeren Höhe erhalten müsse. Er stellte den Versuch an und fand wirklich, daß das Queckſilber nur 27 bis 28 Zoll hoch stunde. Durch welche Versuche er weiter zu erhärten gedachte, daß der Druck der Atmosphäre diese Kraft seye, ist nicht bekannt worden, weil der Tod seine fernere Untersuchung unterbrach. Pascal aber entwarf zwey Wege hinter die Wahrheit zu kommen. Der eine bestunde darin, daß er einen luftleeren Raum über dem Gefässe voll Queckſilber, worin die Röhre eingetaucht ist, zuwege zu bringen trachtete und erwartete, daß, wenn seine Vermuthung richtig seye, das Queckſilber in der Röhre ganz herunter fallte, wie bey angestellten Versuche wirklich geschahe. Der andere bestund darin, daß er dachte, wann die Röhre auf einen hohen Berg getragen werde, so stehe so viel weniger Luft über dem Gefäße; wenn also durch ihren Druck das Queckſilber in der Röhre erhalten worden, so müsse es auf dem Berge merklich niedriger stehen. Als sein Schwager Perier deswegen mit der Röhre auf den Puy-de-dome einen sehr hohen Berg in Auvergne stieg, fand er wirklich, daß das Queckſilber einige Zoll niedriger stunde, als in der Tiefe, und der Versuch bestättigte also abermals die Erwartung. Man siehet aus diesem Beyspiele, wie, wann man eine Hypothese zur Erklärung von etwas, das sich in der Natur zuträgt, entwirft, man, um sie entweder zu bestättigen oder zu wiederlegen, Schlüsse aus ihr ziehet, die da offenbaren, was statt haben müßte, wann die Hypothese wahr wäre, und nicht statt haben könnte, wenn sie falsch wäre, und wie man auf Versuche denkt, durch welche man entdeckt, ob das alles statt habe.

Eine andre Weise viele neue Versuche anzustellen und durch sie viele neue Wahrheiten zu entdecken ist die, daß man einen Gegenstand, der noch wenig untersucht worden, durch alle die Proben durchführet, die man mit andern Dingen dieser Art zu machen pfleget. Dieses Verfahren bedienen sich die Chymiker vielfältig, und so haben sie das noch nicht sehr lange bekannte Weise Gold oder die Platina durch vielerley Säuren und theils allein theils vermischt mit andern Metallen und mehreren andern Körpern durch allerley Grade des Feuers passiren lassen, um seine Eigenschaften zu erforschen.

Noch eine der vorigen ähnliche Weise, durch neue Versuche zur Kenntniß neuer Wahrheiten zu gelangen, bestehet darin, daß man neuerdings bekannt gewordene Proben mit allen vorkommenden Gegenständen vornimmt. So brachte man nach der Zeit, als die Luftpumpen erfunden worden, alle lebendige Thiere, die sich dazu schickten, Fische, Vögel, vierfüßige und kriechende Thiere, Früchte, Blätter, Saamen, Säfte, Feuer, schallende Körper u. s. w. in den leeren Raum, um zu sehen; wie sie sich darin verhalten.

Viertens muß man unter mehreren einerley Absicht bezielenden Versuchen und Beobachtungen, die einander an Zuverläßigkeit und Genauigkeit ungleich sind, die besseren den schlechteren vorzuziehen wissen. Je mehr sich darin der Gegenstand in seiner ganz natürlichen Gestalt und befreyet von allen fremden Umständen, die ihm ein anderes Ansehen geben können, zeiget; je mehreren Vorzug verdienen sie. Zuweilen aber erfordern ganz simple ungekünstelte Beobachtungen, von welchen der Theorie nach eine vollkommne Entscheidung zu erwarten wäre, eine Accurateſſe, welche weder der Schärfe unsrer Sinne, noch der Vollkommenheit unsrer Instrumente angemessen ist, und sind daher ganz unbrauchbar. Z. E. Aristarchs Methode die Weite der Sonne von der Erde zu ermessen aus der Beobachtung des Augenblicks, wovon der Mond halb erleuchtet ist, also mit der Sonne und der Erde ein rechtwinklichtes Dreyeck macht, verspricht wegen ihrer Simplicität und anscheinender Leichtigkeit sehr viel, erfordert aber, andrer Schwierigkeiten zu geschweigen, weil die geringste Abweichung des Winkels am Monde vom rechten einen sehr grossen Unterschied gibt, eine Genauigkeit in Bestimmung des Augenblicks, welche der geschickteſte und mit den besten Werkzeugen versehene Observator zu erreichen nicht übernehmen wird. Solche Methoden, die sich gemeiniglich uns zuerst darstellen, sind daher andern nachzusetzen, die, obwohl sie auf tiefsinnigen Theorien beruhen, doch mit grösserer Genauigkeit ausgeführt werden können. Deswegen ziehet man die Bestimmung der Entfernung der Sonne von der Erde aus der Parallaxe der Sonne, die man aus dem Durchgang der Venus durch die Sonne abnimmt, sehr weit vor, ohnerachtet sie durch ungleich tieferes Nachsinnen ausgedacht werden mußte. (s. Durchgang der Venus durch die Sonne) Es verstehet sich ferner von selbst, daß man bey der Ausführung einer Methode zu observiren allen möglichen Fleiß und alle Vorsichtigkeit anwende, damit man die gröſte Accurateſſe erreiche, die dabey möglich ist, und keine Mühe vor überflüßig ansehe, die etwas dazu beytragen kann; wie auch daß man, so oft Gelegenheit dazu da ist, also zu mancherley Zeiten an mancherley Orten die Beobachtung wiederhole; daß man, wenn mehrere gleich zuverläßige Beobachtungs-Methoden möglich sind, sich aller bediene, um eine durch die andre zu unterstützen; daß man aus seinen

Beobachtungen Resultate ziehe und dieselbe varificire u. s. w.

Kann auch die beste Methode zu observiren uns zu keiner ganz vollkommenen Genauigkeit verhelfen, so ist es nützlich zu wissen, bis wie weit man damit reiche, um ihren wahren Werth darnach zu bestimmen. Wenn z. E. wie Herr P. Hell dafür hält, seine Angabe der kaum angeführten Sonnenparallaxe zu 8,70″ innerhalb eines Hundertheils einer Secunden sicher ist, wozu gleichwohl sehr viel gehört, so ist die Entfernung der Sonne von uns nicht genauer bekannt, als daß man sagen kann, man fehle um keine 27. halbe Erddurchmesser, d. i. um keine 23220. deutsche Meilen.

Das fünfte, so wir von demjenigen gefodert, der durch seine Erfahrungen der Welt und den Wissenschaften dienen will, ist, daß er sie deutlich und richtig beschreiben. Man thut wohl, wenn man ohne Zeitverlust gleich nach angestellter Erfahrung alles aufschreibt; denn man vergißt leicht einige Umstände, man verändert leicht einige und verstellt darüber wohl, nachdem unser Gedächtniß uns weniger getreu ist und wir uns mehr auf dasselbe verlassen, die ganze Sache so, daß unsere Beobachtung mehr falsches als wahres in sich enthält. Man zeichne die Sache sorgfältig ab, so lange man sie noch vor Augen hat, wenn, wie oft geschiehet, nicht alles durch blosse Worte begreiflich genug gemacht werden kann. Man bediene sich der simpelsten und ungekünstelten Redensarten, setze allen Schmuck und Zierlichkeit des Styls auf die Seite und richte seine einzige Sorge darauf, daß daß man sich recht verständlich und pünktlich der reinen Wahrheit gemäß ausdrücke, nichts nöthiges übergehe, nichts überflüßiges einmische, noch viel weniger zu fremden der Sache nicht entsprechenden Gedanken durch unbehutsam gewählte, falsche Nebenbegriffe erweckende Worte Anlaß gebe, und endlich die blosse Thatsachen ohne alles darüber angestellte Raisonnement hinsetze. Man ertheile ferner von den Instrumenten, deren man sich zu der Beobachtung oder dem Versuche bedienet, von der Weise, wie man sie angewendet und wie man überhaupt zu Werk gegangen, umständliche Nachricht, um dadurch die Leser in den Stand zu setzen, theils die Erfahrungen nachzumachen, theils, wenn etwa andre Beobachter manches andres angeben, aus der Vergleichung der von jedem gebrauchten Werkzeuge und des von jedem gewählten Verfahrens urtheilen zu können, woher die Abweichung komme und wer, oder wie weit jeder recht habe. Endlich führe man an und beschreibe auch mißlungene, wider die Erwartung ausgefallene, oder unsre Lieblingsmeinungen wankend machende Erfahrungen mit eben so vieler Aufrichtigkeit und eben so weniger Zurückhaltung als andre, die vollkommen nach unserem Wunsche gelungen sind. Eine Regel, deren sorgfältigste Befolgung man hauptsächlich von Aerzten, die ihre Wahrnehmungen drucken lassen, erwartet und zwar, um desto mehr, je mehr sie, wenn sie anders verfahren, ihre Ehre auf die Spitze stellen und ihr Gewissen schwer beladen.

Endlich gehört sechstens zur Kunst die Grenzen der Wissenschaften durch Erfahrungen zu erweitern, daß man Folgen aus denselben zu ziehen und daraus die Ursachen der Begebenheiten zu entwickeln wisse. Newton giebt uns hiezu eine sehr wichtige Regel, daß nemlich Wirkungen von einerley Art auch Ursachen von einerley Art zugeschrieben werden müssen. Wenn man also von einer gewissen Begebenheit die Ursache sucht, hat man sich umzusehen, ob nicht schon andre mehr oder weniger ähnliche Begebenheiten bekannt sind, deren Ursachen man bereits entdecket hat. Z. B. wie ist es möglich, daß dasselbe Lufttheilgen durch mehrere schallende Körper zugleich in mehrerley Bewegungen gesetzt werde und in eben derselben Zeit diese und jene Zahl von Schwingungen mache? als man darüber nachdachte, besann man sich, daß ein Lichtstrahl sich, wann ich so reden darf, in mehrere Fäden spalten lasse, deren jeder sich auf eine andere Weise brechen lässet und eine andre Farbe darstellet. Man hielte sich also befugt anzunehmen, daß sich die Lufttheilgen ebenmäßig gleichsam in mehrere Stäubgen spalten lassen deren jedes zu besonderen Schwingungen aufgeleget ist und einen andern Ton erwecket. Unterdessen darf man diesen Schluß nicht vor gänzlich sicher halten; denn die Natur weichet manchmal von dieser Aehnlichkeit mit sich selbst ab, wo man es am allerwenigsten erwartet. Z. B. so sehr es sonst der Ordnung der Natur gemäß ist, daß die Fortpflanzung der Thiere durch die Begattung geschiehet, und so wenig man noch in den ersten Jahren des jetzigen Jahrhunderts an eine Ausnahme von derselben gedacht; so hat doch die nachfolgende Zeit gelehret, daß die jungen Polypen aus den alten wie die Aeste aus den Bäumen herauswachsen und daß die Baumläuse, ohne sich zu paaren, sich vermehren. Man muß daher von der Regel nur Anlaß nehmen, auf die ersten Gedanken zu kommen, aber nicht dabey stehen bleiben, sondern nachsinnen, wie man durch Beobachtungen oder Versuche ausmachen möge, ob die auf sie gegründete Vermuthung richtig oder unrichtig seye. Allgemeine Vorschriften lassen sich hierüber nicht geben, sondern man muß aus den vorwaltenden besondern Umständen abnehmen, was zu thun ist. Z. B. wenn man die Rinde eines Baumes fest unterbindet, so erzeuget sich ein Wulst ober- und unterhalb des Bandes und der erste ist merklich dicker als der andre. Ist die Ursache hievon eben die Senkung des Saftes durch die Schwere, vermöge welcher er sich über dem Bande sackt? Wer durch die Erfahrung entscheiden will, ob dieses die wahre Ursache seye; der beuge den unterbundenen Ast und befestige ihn in dieser Stellung. Er wird sehen, daß der Wulst auf derselben Seite dem ohngeachtet stärker wird, und daß folglich der angegebene Grund nicht der rechte seye.

Will es auf keine Weise gelingen, die Ursachen der Naturbegebenheiten zu ergründen, so bestrebe man sich wenigstens, die dazwischen etwa statt habende Dependenz einzusehen und zu begreiffen, welche andre von einer derselben Folgen seyen. Durch sorgfältige Vergleichung derselber unter einander und durch auf diese Vergleichung gebaute Versuche muß man dieses zu erhalten trachten, und wenn man glücklich ist, so gewinnet man dadurch so viel, daß man viele Fragen in eine verwandelt und die uns vorgelegte Aufgabe um so viel einfacher macht. Obschon man z. B. weder weiß, woher es kommt, daß die Stralen von verschiedener Farbe einen verschiedenen Grad der Brechbarkeit noch woher es kommt, daß sie einen verschiedenen Grad der Biegsamkeit haben; so ist es doch vortheilhaft, daß man weiß, daß das Lezte nothwendig von dem ersten abhängt, und wer also dermaleins das erste erklären wird, das andere mit erkläret. Die Mathematiker bedienen sich eines ähnlichen Mittels, das Verzeichniß ihrer Unwissenheiten abzukürzen, indem sie Aufgaben, die sie nicht genau auflösen können, auf die Rectification oder Quadratur ge-

wiſſer krummen Linien reduciren, die ſie nicht rectificiren oder quadriren können.

Zuweilen dienen die Beobachtungen und Verſuche, die in Anſehung deſſen, was wir eigentlich zu wiſſen begehrten, fruchtlos ablaufen, unerwartete andre Wahrheiten zu entdecken, die uns wegen der vergeblich angewendeten Mühe ſchadlos halten.

Regeln, dergleichen wir bisher vorgetragen, die ſich bey allen Arten der Erfahrungen anwenden laſſen, werden zur allgemeinen, andre, die gewiſſe beſondre Gegenſtände vorausſetzen, aus deren Begriffen ſie flieſſen, werden zu dieſer oder jener beſondern Erfahrungskunſt gerechnet. Z. B. die Regel: wer aus der Erfahrung lernen will, wie es zugehet, wenn ſich die Seele mit ihrem freyen Willen zu etwas entſchlieſſet, der muß auf diejenige Fälle acht geben, da er etwas wichtiges zum erſtenmal will, gehöret zu dem beſondern Kapitel von der Kunſt die menſchliche Seele zu beobachten. (6)

Erfahrungskunſt, ſ. Erfahrung.

Erfinden, heißt unbekannte Wahrheiten aus andern bekannten durch Schlüſſe herleiten. Geſchiehet dieſes nicht, ſondern man kommt nur zufälliger Weiſe auf einen glücklichen Einfall, ſo wird er gefunden nicht erfunden. Eben ſo wird eine Wahrheit, die durch Beobachtung alſo durch den Gebrauch der Sinne, nicht durch Schlüſſe entdeckt wird, (ſ. Erfahrung, Beobachtung) im eigentlichen Verſtande nicht erfunden, wohl aber wenn ſie aus Erfahrungen hergeleitet, oder nachdem ſie durch Schlüſſe herausgebracht worden, durch die Erfahrung beſtätiget, oder auch nachdem man durch Schlüſſe auf die Spuhr gekommen, durch die Erfahrung weiter unterſucht und berichtiget wird. Daher iſt es dem ungeachtet eine gegründete Eintheilung, vermöge welcher man die Erfindung in Erfindung durch die Erfahrung und durch bloſe Schlüſſe (à poſteriori und à priori) abtheilet. Schlüſſe aber können vom Erfinden nicht getrennt werden. Man hat zwar davor halten wollen, der Schluß diene zum Erfinden nicht, weil das, was allenfalls erfunden werden könnte, der Hinterſatz, vorher bekannt ſeyn müßte, ehe man ihn machen könne. Allein daß dieſes fälſchlich angenommen werde, kann man nebſt mehrerem hieher gehörigen im Artikel: Schluß, ausgeführt leſen.

Wer die Abſicht hat neue Wahrheiten zu erfinden, der muß vornemlich ſich angelegen ſeyn laſſen, 1) ſowohl von dem Subject, davon ſie handeln ſollen, als von deſſen Merkmalen und deren Merkmalen genaue Erklärungen aufzubringen, damit er davon den möglichſt deutlichen Begriff erreiche, der ihn in Stand ſetzet, weit hinaus zu überſehen, was daraus folgt und flieſſet; 2) ſich alles dasjenige, was in einiger Verbindung damit ſtehendes in älteren und neuern Zeiten bereits erfunden worden, nicht nur bekannt, ſondern auch ſo geläufig zu machen, daß jeder Satz, deſſen er bedarf, ihm augenblicklich und ohne Beſinnen einfalle; 3) die Regeln, nach welchen der Wahrheit nachgedacht werden muß und die in der Vernunftlehre vorgetragen werden, wohl verſtehen zu lernen und ins Gedächtnis zu faſſen, damit er jeder, deren er nöthig hat, ſich ſogleich erinnere; 4) die Fertigkeit zu erlangen, dieſe Regeln auszuüben, wozu das Leſen der Schriften der Mathematiker und die Aufmerkſamkeit auf ihr Verfahren im Nachdenken behülflich ſeyn kann.

Eben dieſe Schriften der Mathematiker aber lehren noch weiter, daß die Kunſt zu ſchlieſſen und die Wiſſenſchaft der Vorderſätze allein nicht zureichen die Wahrheit zu erfinden, ſondern noch andere Hülfsmittel nöthig ſind, die den Weg erſt vorbereiten, den die Schlüſſe durchwandern ſollen. Z. B. als wir im Artikel: Dreyeck, erweiſen wollten, daß, wenn eine Seite AC*) nach d verlängert wird, der von auſſen entſtehende Winkel BAd beyden inneren entfernteren B und C zuſammengenommen gleich ſeye; ſo mußte erſt aus A mit BC eine Parallellinie Ae gezogen werden; dadurch zerfälte ſich der äuſſere Winkel in zwey Theile b und c; nunmehr war möglich aus den Begriffen der Wechſelwinkel und der innern und äuſſeren Winkeln an Parallellinien zu ſchlieſſen, daß b = B und c = C, daher BAd = B + C. Ohne dieſe Vorbereitung durch die Linie Ae hätten die Begriffe der Wechſel- und andere Winkel nicht applicirt und die Wahrheit nicht gefunden werden können. Solche Hülfsmittel werden Kunſtgriffe zu erfinden (artificia heuriſtica) genennt. Je mehr jemand mit dieſen bekannt iſt, deſtomehr iſt er aufgelegt, Entdeckungen zu machen. Unter dieſe Hülfsmittel gehören principium reductiones, principium oppoſitionis, fictiones heuriſticæ, von welchen allen unter ihren eigenen Titeln gehandelt wird.

Die ontologiſchen ganz abſtracten Begriffe leiſten den Dienſt, daß ſie dasjenige mit allgemeinen Wörten anzeigen, worüber in beſondern Fällen nachgedacht werden muß, wenn man die geſuchte Wahrheit erfinden will, und heiſſen dieſes Dienſtes halber, den ſie dem Erfinder leiſten, notiones directrices, wovon mehreres im Artikel: Begriff, zu leſen.

Die Mathematiker haben ihre Kunſt zu erfinden bereits zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht in ihrer Analyſis oder, wie man gemeiniglich zu ſagen pfleget, Algebr. In der Philoſophie und andern Wiſſenſchaften wünſcht man eine ähnliche Kunſt, eine Algebra philoſophica, an welcher bereits Leibnitz, Robert Hooke, Richer und Lambert zu arbeiten angefangen. In den Artikeln: Zeichenkunſt und Verbindungskunſt kann man auch hievon etwas mehreres leſen.

So angenehm es iſt zu wiſſen, wenn man die Kenntnis nützlicher Wahrheiten zu denken habe, ſo wenig weis man wirklich von den meiſten Erfindungen in Sachen, die die Künſte angehen, und ſelbſt in wiſſenſchaftlichen Dingen die Urheber. Die Haupturſache hievon beſteht vermuthlich darin, daß die meiſten Sachen zufälliger Weiſe gefunden worden, daher niemand aus der Entdeckung ſich einen groſſen Ruhm machen und denſelben auf die Nachkommen fortpflanzen konnte. Ueberdieſes waren gemeiniglich die Erfindungen anfangs ſehr ſchlecht und unerheblich, ſind aber nach und nach von vielen andern mehr und mehr verbeſſert und endlich zur groſſen Vollkommenheit gebracht worden, daher ſich eigentlich nicht ſagen laſſet, wem man davor am meiſten verbunden iſt. Endlich mag es auch groſſentheils daran liegen, daß die Künſtler ſelbſt ſelten Liebhaber vom ſchreiben, die Schriftſteller aber mit ihren eigenen Gegenſtänden beſchäftiget ſind und ſich um andre auſſer ihrem Fache zum Vorſchein kommende Erfindungen nichts zu bekümmern pflegen. Zudem iſt es etwas ſonderbares und gleichſam eine Demüthigung vor den menſchlichen Verſtand, welchem die alles regierende Vorſicht ſcheinet ſeine Entbehrlichkeit zur Ausführung ihrer Abſichten begreiflich machen zu wollen, daß viele der nützlichſten Dinge in den Zeiten der gröſten Finſterniß ausfindig gemacht worden. Die Bril-

*) Geometriſche Tafel. Fig. 21.

len, das unächte Porcellan oder die Fayence, das Lumpenpapier, der Compaß, die Windmühlen u. dgl. sind aus dem 13ten und Anfange des 14ten Jahrhunderts.

Wie hieraus erſichtlich iſt, daß in vielen Fällen das Glück mehr Antheil an den Erfindungen hat, als der Verſtand; ſo folget daraus weiter, daß man die Gröſſe des Erfinders nicht nach der Nutzbarkeit der von ihm erfundenen Sache ſchätzen könne. Die Perſpective, deren Nutzen ſehr groß iſt, hat der Tradition noch ein unwiſſendes Kind durch einen glücklichen Einfall ausfindig gemacht. Wer dermaleins die völlig genaue Quadratur des Kreiſes gewehren wird, kann auf den Rang eines Leibnitz und Newton unter den Gelehrten Anſpruch machen, ohnerachtet dieſelbe bey der Näherung, die man hat, was den practiſchen Gebrauch betrift, ganz füglich entbehret werden kann. (6)

Erfinden, (muſic.) iſt die Haupteigenſchaft eines ſchönen Geiſtes: er muß in ſeiner Vorſtellungskraft nicht nur empfundene Eindrücke lebhaft behalten können, ſondern vermittelſt eines umgehenden Rades von unendlichen neuer Combinationen ungeſchaffene Welten vor ſich erbliken, was ihm mit Rechte den Namen eines ſchöpferiſchen Genies zuwege bringt.

Wenn ſeine Manieren auch ungekannte Manieren ſind: denn wird das ſchöpferiſche Genie noch zum Originalgenie erhöht. Es giebt alſo mehr ſchöpferiſche als ganze Originalgenie; deren vielleicht ein ganzes Jahrhundert nur einen Decartes, Newton und Leibnitz in Frankreich, England und Deutſchland aufzuweiſen hat.

In der Muſik, die unendlich reicher an Nüancen als andere an Realitäten iſt, läßt es ſich noch viel ſchwerer eines und das andere beſtimmen. Endlich in der Theorie kann man geläufiger die Erfindungen als in der Practik ausmeſſen. So kann z. B. niemand dem franzöſiſchen Tonſetzer Rameau die Erfindung des Baſſe fondamentale ſtrittig machen, wer aber derjenige geweſen, der die ſogenannte Achtenfolge von mehreren Inſtrumenten, die jezo völlig überhand genommen hat, und täglich gemißbrauchet wird, eigentlich erfunden habe, iſt viel ſchwerer mit Gewißheit zu behaupten.

Den Zuſchnitt aller Sinfonien hat man vielleicht dem Joh Stamitz, Churpfälziſchen Inſtrumentalmuſik-Director in Mannheim, die Art der vierſtimmigen wohl unterhaltenden Cammermuſik zu verdanken. Welchen Nutzen die erſte in Mannheim errichtete wiſſenſchaftliche öffentliche Tonſchule geſchaft habe, mögen diejenige, die die Theorie nicht einzuſehen vermögen, aus den häufigen praktiſchen Werken der Tonſchüler, deren Genies gewiß erſtickt geblieben wären, beurtheilen.

Im übrigen, wenn jemand zu einem bekannten Inſtrumente eine oder ein paar Saiten beyfügt, die vielleicht das vielſtimmige erleichteren, und die bizarre Spielart noch mehr erſchweren, kann man noch nicht mit ſo vieler Dreiſtigkeit, wie es einige Enthuſiaſten pflegen, behaupten, daß er ein Erfinder ſey.

Der erſte, dem niemand von allen andern Ausländern das Verdienſt abſprechen kann, das Operntheater zu einer wahrſcheinlichen Tragödie umgeſchaffen zu haben, iſt unſtreitig unſer Ritter Gluck, den unſere Landesleute noch viel zu wenig erkennen.

Er iſt der Erfinder der wenig dramatiſchen Muſik, und um ſeine Erfindung ans Licht zu bringen, mußte er Deutſchland verlaſſen, und eine Stadt ſuchen, die eine ganze Nation vorſtellt, die in ihren Ringmauern den wahren Geſchmack fürs Theater, als Theater (denn für die Muſik als Muſik iſt die franzöſiſche die allerbeſte) aufbehält, und da ſchuf ſich das ſchöpferiſche Originalgenie eine neue Bahn, zu gröſter Ehre Deutſchlands; denn wo kann ein Deutſcher dem Deutſchland mehr Ehre als auſſer Deutſchland machen? (25)

Erfindung, heißt überhaupt die Hervorbringung einer neuen Vorſtellung durch unſre eigene Kraft, inſofern wir ſolche nicht von andern bekommen haben. Daß der Begrif der Neuheit relativiſch iſt, iſt eine bekannte Sache. Ich komme z. E. entweder durch Nachdenken, oder durch einen Zufall, auf einen Gedanken, den ich vorher noch nie gehabt habe, den aber vielleicht tauſend andere vor mir gedacht haben, ſo iſt er in Abſicht auf mich neu, und ſeine Hervorbringung, Erfindung. Leibnitz und Newton kamen, ohne daß einer etwas von dem andern wußte, auf die Erfindung der Differentialrechnung; man beſchuldigte jeden, daß er mit des andern Kalb gepflügt habe; und der Erfolg zeigte, daß jeder ein von den andern unabhängiger Erfinder war. Nicht aber eine jede Entdeckung einer bisher unbekannten Sache verdient den Namen einer Erfindung, ſondern nur diejenige, wo aus Ueberlegung etwas ausgedacht wird, das einer gewiſſen Abſicht, die man dabey hat, gemäs iſt. Die Erfahrung überzeugt uns, daß jeder Menſch, bey einem verhältnismäßigen Nachdenken etwas finden könne, daß ihm, und vielleicht auch vielen andern, vorher unbekannt war. Die Erfindungskraft iſt alſo ein natürliches, dem Menſchen angebohrnes Vermögen, daß jeder Menſch, nach dem Maaße ſeines beſondern Genies hat; die Kunſt kann ſolches niemals geben, ob ſie ihm gleich zu Hülfe kommen kann. Die Erfindung iſt alſo ein Werk des Verſtandes, der die genaue Verbindung zwiſchen Mittel und Abſichten entdeckt. Man wende mir hier nicht ein, daß Erfindungen oft durch den bloſen Zufall entſtehen. Ich gebe zu, daß der Zufall Gelegenheit dazu geben kann, wenn aber nicht ein denkender Kopf dazu kommt, der den Zufall gehörig zu gebrauchen weis, ſo bleibt dasjenige, was daraus erfunden werden könnte, ewig vergraben. Tauſend Menſchen haben Aepfel von Bäumen fallen ſehen; nur ein Newton benutzte es, um die Theorie der Schwere daraus zu erfinden. Leibnitz erklärt die Entſtehungsart der Erfindung auf folgende Art. Nach ſeiner Meynung liegen bereits alle Vorſtellungen, die wir nach der Diſpoſition unſerer Kräfte haben können, alle auf einmal in uns; aber von der faſt unendlichen Menge derſelben, iſt nach der Beſchaffenheit unſers äuſſern Zuſtandes immer eine nur ſo klar, daß wir uns derſelben bewußt ſind, daß wir Beobachtungen darüber anſtellen können. Wenn nun dieſes geſchieht, ſo erlangen andere Vorſtellungen, die in einer nahen Verbindung mit derſelben ſtehen, durch das Geſetz der Aſſociation einen merklichern Grad der Klarheit; je gröſſer nun die Menge der herbeygezogenen Begriffe iſt, und je länger die Aufmerkſamkeit darauf gerichtet iſt, deſto mehr zeichnet ſich die Hauptvorſtellung aus. Daher kommt es, daß eine groſſe Menge von Vorſtellungen, die alle an einem Hauptbegriffe hängen, ſich uns zugleich darſtellen. Man kann alsdenn diejenigen, die ſich am beſten zuſammen ſchicken, und zwiſchen denen die engſte Verbindung ſtatt hat, in einen Gegenſtand zuſammen ordnen: und dieſes hieße alsdenn Erfindung. Wenn man dieſe Hypotheſe annimmt, ſo laſſen ſich viele fruchtbare Folgen daraus herleiten, die manche

Erſch inungen in der menſch ichen Seele glücklich erklären. Je mehr man durch eine beſtändige Uebung Fertigkeit erlangt, bey jedem klaren Zuſtand der Gedanken auf das Einzelne darinnen Achtung zu geben, damit auch die übrigen Theile des Ganzen klar würden, und alſo neue Begriffe und Vorſtellungen, die an ſie angränzen, hervorbringen, deſto leichter kann man zu Erfindungen kommen. Ein erfindungsreicher Kopf kann aus den gemeinſten Vorfällen Stoff nehmen, Gedanken zu entwickeln. Milton ſah einſtens eine dramatiſche Vorſtellung von dem Sündenfall, die nach dem Geſchmack jener Zeiten groteſk genug war; und dadurch entſtund der erſte Entwurf ſeines verlohrnen Paradieſes. Archimed erfand in der Badwanne das bekannte hydroſtatiſche Geſetz von dem Verhältniſſe flüßiger und feſter Körper, und der Beſtimmung ihrer ſpecifiſchen Schwere. Ein Maler ſollte einen Jupiter malen, und wußte nicht durch was für ein Bild der Gott ſo vorgeſtellt werden könnte, daß ſeine Macht und Majeſtät die übrigen Götter weit übertrafe. Dieſes beunruhigte ihn lange Zeit. Er hörte aber einſtens dieſe Stelle aus dem Homer leſen: Jupiter ſchüttelte ſein ambroſiſches Haupthaar, und der ganze Olymp zitterte: nun, rief er plözlich aus, habe ich, was ich ſuchte. Wer eine ſolche Fertigkeit in einem hohen Grad erlangt hat, wird bey einer jeden klaren Vorſtellung ein weites Feld vor ſich ſehen, und die verbundenen Vorſtellungen werden ſich auch durch jede flüchtige Veranlaſſung wieder deutlich darſtellen.

Wir haben geſagt, daß etwas erfinden, ſo viel heiße, als etwas ausdenken, das unſern Abſichten gemäß iſt. Der menſchliche Geiſt geht hier einen doppelten Weg: entweder iſt uns der Zweck, oder die Abſicht gegeben; und denn beſteht die Erfindung in der Ausdenkung der Mittel, wodurch jene erreicht wird: oder man hat einen Stoff vor ſich, und findet aus der genauen Betrachtung, daß er ein gutes Mittel abgeben könnte, einen gewiſſen Zweck zu erhalten. Nach der erſten Art erfindet der Redner ſeine Rede, wenn er durch Nachdenken auf die Vorſtellung kommt, aus denen die Wahrheit deſſen, was er beweiſen will, erkennt wird. So handelt der Baumeiſter, wenn er ein Gebäude zu einem beſtimmten Gebrauche erfindet; der Dichter, wenn er ſich vorgeſezt hat, einen gewiſſen Charakter, oder eine Leidenſchaft zu behandeln; der Maler, wenn er durch ſein Gemälde eine beſtimmte Empfindung erregen will. Bey dieſer Art von Erfindungen muß der Künſtler ſeinen Zweck vor allen Dingen genau beſtimmen; er muß wiſſen, was er eigentlich machen will. Hiedurch unterſcheidet ſich der beſtimmte Künſtler von dem Waghals, der auf ein Geradewohl Ideen zuſammenſezt, und dem Zufall überläßt, was endlich daraus werden ſoll. Wenn einer als Redner auftreten wollte, ohne genau beſtimmt zu haben, was er denn eigentlich für eine Abſicht zum Zweck habe; würde er denn wohl Beweisgründe, und zwar hinreichende Beweisgründe finden, für einen Satz, den er ſelbſten noch nicht weis? Er kann einen Zufluß von Gedanken, auch guten Gedanken haben; aber, weil ſie nicht auf einen Punkt zuſammen treffen, ſo können ſie unmöglich eine beſtimmte Wirkung hervorbringen. Ein Werk, deſſen Abſicht nicht genau beſtimmt iſt, wird niemals vollkommen werden; denn die Vollkommenheit beſteht in der Uebereinſtimmung des Mannichfaltigen mit demjenigen Zweck, den man ſich vorgeſezt hat. Man ſieht es vielen Werken der Kunſt an, daß ihre Urheber ſelbſten nicht gewußt haben, was ſie wollen. Wie viele Tonſtücke hört man, dabey der Tonkünſtler keine andere Abſicht gehabt zu haben ſcheint, als von einem Tone zum andern überzugehen? wie mancher Dichter verkauft uns etwas für eine Ode, worinnen die Gedanken keine andere Verbindung unter einander haben, als die aus dem Aſſociationsgeſez entſtehet! wie manchen Tanz ſiehet man, der keine andere Abſicht verräth, als allerhand Wendungen und Sprünge zu zeigen! Alle dergleichen Produkte können nichts anders, als Mißgeburten ſeyn, von denen man nicht ſagen kann, was ſie ſind. Hat nun der Künſtler einen deutlichen und beſtimmten Begriff von dem, was er ausführen will; ſo muß er nunmehr die Mittel aufſuchen, wodurch er ſeine Abſicht erreichen kann. Hier iſt es ſchwer, wo nicht gar unmöglich, Regeln zu geben, wie der Künſtler Ideen, die dazu dienlich ſind, einſammeln und ſie zuſammen ſtellen ſoll. Allein, wir dürfen nur auf die Natur Achtung geben, welchen Weg ſie nimmt, wenn ſie einen gewiſſen Zweck zu erreichen ſucht. Iſt irgend eine Leidenſchaft bey uns herrſchend worden, die wir gern befriedigen möchten (dies iſt der Zweck) was thun wir? Wir ſuchen alle mögliche Mittel auf, welche etwas dazu beytragen können. Wir ſind ſo ſinnreich, überall Gelegenheit zu finden, wo ſie ein anderer, der nicht von der nemlichen Leidenſchaft, wenigſtens nicht in gleichen Grad getrieben wird, unmöglich würde vermuthet haben! Die Hauptidee liegt uns immer in den Gedanken. Auf gleiche Art müſſen wir uns bey den Werken der Kunſt in eine Lage ſezen, ſo daß die Abſicht, die wir erreichen wollen, Leidenſchaft bey uns wird. Es wird alsdenn gewiß nicht fehlen, daß uns unſre Phantaſie eine Menge Gegenſtände für die Augen bringt, die als Mittel zu unſern Abſichten gebraucht werden können. Da aber nicht alle Vorſtellungen von gleichem Verhältniſſe mit unſrer Abſicht ſind, ſo hält der Verſtand über die Schäze, die uns eine lebhafte Phantaſie darreicht, eine genaue Muſterung; und ein feines Gefühl unterſcheidet dasjenige, was ſich am beſten dazu ſchickt. Je mehr Erfahrung der Künſtler hat, deſto glücklicher wird er hierinnen ſeyn. Ein Baumeiſter, der viel geſehen hat, ein Tonkünſtler, der viel gehört hat, wird niemals über den Mangel an Materialien klagen, aus denen er das Ganze zuſammenſezen kann, das er ſich vorgenommen hat, darzuſtellen. Iſt der Vorrath ſeiner Einbildungskraft nicht hinreichend, ſo verbindet er damit Erdichtungen. Und hiedurch erfindet er die Mittel, wodurch er ſein Werk zu demjenigen macht, was es ſeiner Abſicht nach ſeyn ſoll. Er muß ſich aber aller Gedanken, die nicht zu ſeinem Zweck gehören, demſelben wohl gar hinderlich ſind, entſchlagen; um dieſes zu erreichen entziehe er ſich dem Geräuſche der Welt und ſuche die Einſamkeit. Was Ovid von dem Dichter ſagt:

Carmina ſcribentis ſeceſſum & otia poſcunt,

gilt von einer jeden Art von Erfindung. Er gewöhne ſich ferner, alles, was ihm in die Gedanken kommt, auf ſeinen Zweck zu ziehen. Hat er ſich in eine ſolche Lage geſezt, ſo wird ſich ihm dasjenige, was zu ſeinem Zweck dienlich iſt, von ſelbſten darbieten. Iſt aber jemand zu ſteif, dasjenige, was wir bisher angeführt haben, zu vollziehen, ſo wird er auch keinen Anſpruch auf den Namen eines erfinderiſchen Kopfs machen dürfen. Doch dürfen wir nicht glauben, daß derjenige, der zu einer gewiſſen und beſtimmten Art von Erfindungen nicht aufgelegt iſt, es auch zu dem andern nicht ſey. Es kommt darauf an, was der Menſch

durch sein Genie, durch seine Talente, auch durch seine äussere Umstände für eine Richtung habe; wie er durch Betrachtung wohl erfundener Werke seine Einbildungskraft gestärkt habe, daß er bey vorkommenden Fällen eine Leichtigkeit habe, schicklich zu verfahren; und wie er endlich durch angestellte Versuche seine Kräfte geprüft habe.

Die andere Art von Erfindungen ist, wenn man aus einer gegebenen Materie durch Betrachtung findet, daß sie ein gutes Mittel abgeben könne, zu einer gewissen Absicht gebraucht zu werden. So liest z. E. der dramatische Dichter eine Geschichte, und findet, wenn er darüber nachdenket, daß sie Stoff zu einem Drama geben könnte; so hört der Tonkünstler etwas in einem Tonstück, wodurch er auf die Erfindung kommt, durch eine gewisse Bearbeitung desselben eine bestimmte Erfindung auszudrücken. Diese Art von Erfindungen hat mit demjenigen vieles gemein, wo durch einen Zufall manches, das in den mechanischen Künsten brauchbar ist, entdeckt worden ist. Da man z. E. bemerkte, mit was für Gewalt der Wind in ein ausgespanntes Tuch bläst, so ist man dadurch vermuthlich auf die Erfindung der Segel gekommen. Man bemerkte, daß sich der Magnet mit einer Seite gegen Norden wende, und benutzte diese Beobachtung zur Erfindung der Magnetnadel. Die meisten Erfindungen in den mechanischen Künsten haben auf diese Art ihr Daseyn erhalten, und es würde eine angenehme Beschäftigung seyn, wenn man sie alle auf ihren ersten Ursprung zurück führen könnte. Wir werden in einem besondern Artikel ein kurzes Verzeichnis geben. (S. Erfindung, Littern.) Angestellte Versuche liefern oft etwas ganz anders, als was man anfänglich suchte; und erfinderische Köpfe leiten das Gefundene auf einen Endzweck, an den diejenigen, die den ersten Versuch gemacht haben, niemals gedacht haben. Der Mönch, Bartholdus Schwarz, hat gewiß nichts weniger im Sinn gehabt, als das Schießpulver zu erfinden; und da der Versuch dasselbe hervorbrachte, so dachte er gewiß noch nicht daran, wozu dieses Product gebraucht werden könnte. Die Aegyptier sahen lange Zeit eine gewisse Bewegung die der Ibis machte, ehe es jemanden einfiel, dieses Manöuvre bey den Menschen durch Clystiere zu benutzen. Wir schränken uns aber hier blos auf die schönen Wissenschaften ein, und wollen zeigen, wie sich der Künstler in Absicht auf die zufällige Erfindungen zu betragen habe. Es werden ihm diese Erfindungen ungemein leicht werden, wenn er sich oft mit solchen Gegenständen beschäftigt, von welchen er etwas erfinden will. Es kann ihm oft ein unansehnlicher, ja oft häßlicher Gegenstand eine neue Idee erwecken, auf die er vielleicht nicht gekommen wäre, und die er zur Bewunderung der Kenner ausführt. Merkwürdig ist, was der berühmte da Vinci in seinem Buche von der Malerey sagt: wenn ihr irgendwo eine bestaubte fleckigte Mauer, oder bunte Steine mit mannichfaltigen Adern siehet, so werdet ihr bisweilen Dinge daran finden, die sich sehr gut zu Gemälden schicken, Landschaften, Schlachten, Gewölke, kühne Stellungen, ausserordentliche Kopfstellungen, Gewänder und mancherley Dinge dieser Art. Diese seltsame durcheinander liegende Gegenstände sind eine gute Hülfe zur Erfindung, und geben vielerley Zeichnungen und neue Einfälle zu Gemälden. Was Vinci hier von der Malerey sagt, gilt von allen Künsten und Wissenschaften. Plinius sagt, es sey kein Buch so schlecht, welches nicht etwas gutes habe. Dieser Gedanke kann auch in Absicht auf die Materie, von welcher wir hier reden, wahr seyn. Ein denkender Kopf geräth zuweilen durch den schlechtesten Gedanken den er liest, auf einen wichtigen, der eine ganze Reihe von neuen Ideen veranlaßt. Die schönsten Geister, die ihrem Jahrhundert Ehre machen, haben oft aus Schriften geschöpft, die man kaum des Besehens werth achtet. Wie manche schöne und bewundernswürdige Vorstellungen finden wir in Wielands Schriften, die durch alte Ritterbücher und Feenmährchen entstanden ist. Wie manches Gassenlied hat einem Tonkünstler Gelegenheit gegeben, das schönste Tonstück zu erfinden. Wie oft gestehen Künstler, daß sie durch dies und jenes erst auf diese oder jene Idee gekommen sind. Der Historienmaler sieht jeden Menschen, der ihm aufstößt, als eine zur Historie schickliche Figur an; findet er an ihm etwas characteristisches, so wünscht er sogleich ihn zu einem Gemälde zu brauchen, und augenblicklich denkt er auf etwas, wozu er ihn brauchen kann, d. i. er empfindet aus dem Mittel die Absicht. Eben so macht es der comische Dichter. Er sieht alle Menschen aus dem Gesichtspunct an, wie sie sich durch ihre Handlungen und Situationen auf die comische Bühne schicken; stößt er irgendwo auf einen Character, so entsteht sogleich in ihm eine Begierde ihn zu gebrauchen; er entdecket eine Fabel, in die er diesen Character verweben könnte. Auf diese Art findet man überall Veranlassungen zu Erfindungen. Man bewundert oft die Erfindungen eines Genies, und glaubt, es müsse eine ganz ausserordentliche schöpferische Kraft in ihm seyn; und doch wenn man die Geschichte seiner Erfindungen wüßte, würde man finden, daß sie der Zufall hervorgebracht habe. Allein, demohngeachtet verdient ein solches Genie Hochachtung, ein gemeiner Kopf läßt Zufälle vorbeyrauschen, aber ein denkender Kopf weiß sie zu benutzen. Hat man nun auf diese Art die Absicht gefunden, so bearbeitet man sie so, wie wir von dem ersten Weg der Erfindung gesagt haben; und die oben angeführten Regeln gelten auch hier. Die Lehrer der Beredsamkeit haben für ihre Kunst besonders gesorgt; Cicero, Aristoteles, Hermogenes und andere haben besondere Regeln zur Invention gegeben. Andere Zweige der Wissenschaften sind nicht so fleißig bearbeitet worden. Wer Genie hat braucht diese Regeln nicht, und wer kein Genie hat, dem helfen sie nichts.

Man hat ein bekanntes Sprüchwort, daß es leicht sey zu dem Erfundenen etwas hinzu zu setzen, (inventis facile est aliquid addere) und dieses hat auch seine vollkommene Richtigkeit. Es kann jemand auf die eine oder andere der beyden angezeigten Arten zu einer Originalerfindung gekommen seyn, die ein anderer zwar nachahmt, aber besser bearbeitet als der erste Erfinder. Jeder Gegenstand kann auf mehr als eine Art angesehen werden; und hierdurch kann einer Gedanken haben die der andre nicht hat. Man kann etwas hinzuthun, weglassen, ändern, und dadurch bekommt die Sache eine ganz andere Gestalt. Viele dramatische Dichter, sowohl der alten als neuen Zeit, haben aus dem Homer geschöpft, und seine Originalerfindungen auf ihre besondere Art benutzt. Mehrere tragische Dichter haben einerley Fabel zum Grund gelegt, und die Erfindung in der Ausführung ist dennoch unendlich verschieden. Man vergleiche den Oedip des Sophocles und Voltaire, den Agamemnon des Seneca und Thomsons, mit einander, so

wird man die Richtigkeit deſſen, was wir geſagt haben, einſehen. Jeder Theil einer Erfindung macht wieder ein Ganzes aus, der ſeine eigene Bearbeitung erfordert. Nun geſchieht es oft, daß die Hauptvorſtellung glücklich erfunden iſt, mit den einzelnen Theilen aber will es nicht ſo gut von ſtatten gehen. Mancher dramatiſcher Dichter iſt in der Erfindung des Plans auſſerordentlich glücklich, aber die einzelnen Theile, Charactere, Situationen, Leidenſchaften und dergl. ſind elend. Auf der andern Seite findet man oft einzelne Theile glücklich, aber es fehlt an der Hauptvorſtellung, und es geht oft wie Horaz ſagt:

Aemilium circa lutum faber imus, & ungues
Exprimet, & molles imitabitur ære capillos,
Infelix operis ſumma, quia ponere totum Neſcit.

Bey ſolchen Werken ſcheinen die Theile nur von ohngefähr zuſammen gekommen zu ſeyn, wie ſie die Phantaſie zuſammen gebracht hat; aber Erfindungskraft im Ganzen fehlt. Wo kein Verhältniß zwiſchen Mitteln und Abſichten iſt, da geht die Ehre der Erfindung verlohren. Doch iſt endlich auch noch dieſes anzumerken, daß, obgleich die Erfindung ein Werk des Verſtands iſt, ſie ſich doch nicht erzwingen läßt. Wir ſind aus unſrer eignen Erfahrung überzeugt, daß wir oft mit aller angeſtrengten Aufmerkſamkeit, und aller angewendeten Mühe einen Gedanken nicht entwickeln können; und zu einer andern Zeit ſtellt er ſich uns gleichſam von ſelbſten ohne unſre Mühe in voller Klarheit dar. Manche Begriffe löſen ſich in unſerer Seele allmählig auf, und werden deutlich. Alles, was wir in dieſen Umſtänden thun können, iſt, daß wir auf ſolche günſtige Augenblicke warten, und wenn ſie da ſind, faſſen, ohne uns zu ängſtigen. Plinius erzählt von einem Maler, der mit einem Gemälde ganz fertig war, bis auf den Schaum, den er an dem Maule des Pferdes ausdrücken wollte; er verſuchte es verſchiedenemale, ohne daß es ihm glückte; er wurde endlich böſe, und warf voller Zorn einen Schwamm den er in der Hand hatte, gegen das Gemälde, dieſer verwiſchte die Farben, daß ſie gerade ſo wurden wie er ſie haben wollte. Aber man iſt nicht immer ſo glücklich wie dieſer Maler. Man muß mit Gedult und Zeit die Reife ſeiner Gedanken abwarten. (22)

Erfindungen. (litterariſch) Es wird unſern Leſern nicht unangenehm ſeyn, wenn wir ihnen ein kurzes hiſtoriſches Verzeichniß von den vornehmſten Erfindungen, beſonders der mittlern und neuern Zeiten geben; was die ältern Zeiten anbelangt, ſo hat Pancirollus manches gute geliefert. 1025 Guido Aretin hat die Kunſt erfunden, die Töne mit Puncten auf Linien zu bezeichnen, ſo wie auch das Ut, re, mi, fa, ſol, la, zur Benennung der Töne, zu welchem ein Franzoſe, le Maitre, im vorigen Jahrhunderte noch das ſi geſetzt hat. Die jetzt gewöhnlichen Noten aber ſoll Johann de Meuris aus Paris 1330 erdacht haben, wovon jedoch in ſeinen Schriften nichts zu finden iſt. Am Ende des eilften Jahrhunderts lebte Wilhelm 9 Graf von Poitou (geb. 1071.) der erſte Troubadour und Vater der Feenmährchen. Gregor von Tours iſt der erſte, der von gemalten Fenſtern redet. Die zu St. Denis ſind ohngefähr von 1140, und erſt ſeit dem vierzehnten Jahrhundert bediente man ſich des weiſſen Glaſes zu den Fenſtern. Schon im dreyzehnten Jahrhunderte kennt man die Brillen. Roger Baco erwähnt ihrer. Ungleich älter ſcheinen die Spiegel aus geblaſenem Glaſe zu ſeyn; die deutſchen Schriftſteller des dreyzehnten Jahrhunderts reden von ihnen als von einer bekannten Sache, und der Minneſänger Conrad von Würzburg weiß ſogar, daß man ſie aus Aſche verfertigte. Das wiſſen manche unſerer jetzigen Minneſänger nicht. 1272. Der Kaiſer Rudolf bediente ſich der von ihm erfundenen Pontons, um über den Rhein zu gehen. 1330. Barthold Schwarz, ſonſt Conſtantin Anglig en aus Freyburg, erfand zu Cölln das Schießpulver, von ohngefehr bey einer chemiſchen Arbeit. Andere ſetzen die Zeit der Erfindung deſſelben in 1351.; aber die ſpaniſchen Geſchichtſchreiber verſichern, daß die Mohren ſich ſchon des groben Geſchützes bey der Belagerung von Algezira 1342. bedienten. In die letzte Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts fällt die Erfindung der Karten, welche den Deutſchen zuzuſchreiben iſt. In Frankreich kannte man ſie zur Zeit Carl V. der 1380. geſtorben iſt, und ſchon 1387. wurde in Spanien das Kartenſpiel durch einen königlichen Befehl verboten. Um eben die Zeit fällt die Erfindung der Hüte. 1400 ohngefähr erfand ein Nürnberger, Rudolf das Drathziehen. 1410 iſt nach der gewöhnlichen Meynung das Malen mit Oelfarben auf Leinwand durch Johann von Eck zu Brügge erfunden worden. Mit ihm fangen die verſchiedenen Schulen der Maler an, deren man vier Hauptſchulen zählt, die italieniſche, franzöſiſche, deutſche und niederländiſche. In die erſte Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts fällt die Erfindung der Kutſchen. Die erſten, welche man in Paris ſahe, war die, welche Ladislaus, König in Hungarn und Böhmen, der Königin von Frankreich ſchenkte. In Deutſchland bediente man ſich ihrer zuerſt in Wien 1515, in England 1580. 1440. In dieſer Zeit wurde die Buchdruckerkunſt mit beweglichen und einzelnen Buchſtaben, zu Straßburg durch Johann genannt Gensfleiſch, gemeiniglich Guttenberg genannt, einen Mainziſchen Edelmann aus dem Hauſe von Sorgenloch, erfunden. Die erſten zu Straßburg gemachten Verſuche wurden 1450 zu Mainz durch den in ſein Vaterland zurückgekehrten Guttenberg, und ſeine beiden Gehülfen Johann Fuſt und Peter Scheffer zu mehrerer Vollkommenheit gebracht. Der letztere, ein Bedienter von Fuſt, erfand 1452 die Kunſt die Lettern zu gieſſen; denn vorher ſchnitt man ſie erhoben auf Holz oder Metall. Das erſte mit der Zeit des Druckes verſehene Buch iſt Lotharius Buch vom menſchlichen Elende vom Jahr 1448. Das berühmte Schauſpiel vom Doctor Fauſt gehört in die ſpätern Zeiten vom Kaiſer Maximilian I., und geht jenen Fauſt nichts an, wie einige geglaubt haben. Um dieſe Zeit gab es nemlich einen Gaukeler des Namens im Würtembergiſchen, den auch Melanchthon gekannt hat. Gleichfalls um das Jahr 1440 kann man die Erfindung der Holzſchnitte ſetzen. Martin Schön, ein Goldſchmidt und Maler, der zu Culmbach gebohren und zu Colmar im Elſaß 1486 verſtorben iſt, iſt der älteſte Künſtler in Holzſchnitten, von dem wir wiſſen: aber er iſt nicht der Erfinder davon, da man noch ältere Stücke hat. Das Kupferſtechen iſt zu Bockholt im Münſterſchen durch Iſrael von Mecheln um 1450 erfunden worden. Die älteſten Kupferſtiche ſind ein Ecce Homo von 1450 und ein alter Mann mit einem jungen Mädchen von 1455.; in Frankreich aber hat man erſt ſeit 1573 in Kupfer geſtochen.

1464 bediente ſich Johann Müller, der von ſeinem Geburtsorte, Königsberg, gewöhnlich Johann

Regiomontanus heißt zuerst der Decimalbrüche in seinen Sinustafeln. Eben dieser verdiente Mann führte den Gebrauch der Tangenten in der Trigonometrie ein, fügte zuerst dem Kalender den Lauf der Himmelskörper bey, da der Kalender bis dahin nur die Festtage enthalten hatte; und stellte nebst Georg Purbach nach der Wiederherstellung der Wissenschaften die ersten astronomischen Beobachtungen in Deutschland an. Auch im fünfzehenten Jahrhunderte stifteten zu Perugia einige Privatpersonen das erste Leihhaus. Pabst Sixtus IV. errichtete das zweyte zu Savona im Jahr 1479. 1487 soll das erste Glockenspiel zu Alost in Flandern verfertigt worden seyn. 1490 ohngefähr haben die Portugiesen das Vorgebürge der guten Hoffnung entdeckt, und 1498 am 22. May kam Vasco de Gama, gleichfalls ein Portugiese, nach Umschiffung dieses Vorgebürgs, in Ostindien an. 1492 ist das Jahr der Entdeckung von America durch Christoph Colomb aus Genua, wenn nicht vielmehr Martin Behaim noch vor ihm America ausfindig gemacht hat.

1500 machte Peter Hele zu Nürnberg die ersten Taschenuhren, die zuerst unter dem Namen der Nürnbergischen Eyer bekannt wurden. Im Anfange des sechszehenten Jahrhunderts muß schon das Aetzen der Kupferplatten mit Scheidewasser erfunden gewesen seyn; man hat geätzte Blätter von Albrecht Dürer vom Jahr 1502; aber der weiche Aetzgrund soll von Dielerich Meyer aus Zürch erfunden seyn, der 1572 gestorben ist. 1505 ist die erste Sammlung von alten Aufschriften von Conrad Peutinger von Augsburg herausgegeben worden. In eben diesem Jahre hat Sigmund von Maltitz, ein Sachse, das von ihm erfundene nasse Pochwerk bey den Hütten eingeführt. 1516 legte Franz von Taxis unter Maximilian I. die ersten Posten von Wien nach Brüssel an. Aber erst 1615 erhielt Lamorald von Taxis die allgemeine Aufsicht über das Postwesen in Deutschland, für sich und seine männliche Erben. 1519 trat der erste Umschiffer der Erde Hernand Magelhaens seine grosse Reise an. Da er unterwegens auf Cebu, einer der Philippinischen Inseln ermordet wurde, so erlebte er nicht das 1522 erfolgte Ende der ersten Umschiffung der Erde. 1520 wurde die erste Chocolade durch einen Spanier aus Mexico nach Europa gebracht. 1521 gab Albrecht Dürer das erste Werk in Deutschland über den Festungsbau heraus. 1530 erfand ein Braunschweigischer Bürger, Namens Jürgen, das Spinnrad. 1538 bemerkte Georg Hartman zu Nürnberg zuerst die Abweichung der Magnetnadel von der wahren Mittagslinie, die er 10 Gr. 15 M. östlich fand. Eben derselbe erfand 1540 den Kaliberstab. 1540 gebrauchte Erasmus Reinhold aus Saalfeld in Thüringen zuerst in Deutschland das verfinsterte Zimmer zur Projection der Sonnenfinsternisse. Um diese Zeit ungefähr mag Guter, ein Nürnbergischer Bürger, die Windbüchse erfunden haben. Ein anderer Künstler in Nürnberg, der nach ihm gute Windbüchsen verfertigte, Johann Lobsinger, wurde in ganz Deutschland dadurch berühmt. Gegen die Mitte des sechszehenten Jahrhunderts lehrte Nicolaus Copernicus aus Thoren in Preussen die Menschen die wahre Einrichtung des Weltgebäudes. 1543 machte man in England die ersten metallenen Stecknadeln: denn bis dahin bediente sich das Frauenzimmer statt ihrer kleiner hölzerner Stiftchen. Um eben die Zeit führte hauptsächlich Andreas Vesal aus Brüssel das Studium der Zergliederungskunst in Europa ein, und Jacob Berengar, ein Arzt zu Carpi, bediente sich zuerst des Queckſilbers zur Heilung der Krankheiten der Unzüchtigen.

1547 trug in Frankreich König Henrich II. und in England 1561 die Königin Elisabeth die ersten seidenen Strümpfe. 1550 bediente sich Purbach zu Wien, bey den astronomischen Beobachtungen der Uhren mit Minuten und Secunden. 1555 glaubt man gemeiniglich, sey das Stempelpapier in Spanien und Holland eingeführet worden. In Frankreich ist der Gebrauch desselben bey gerichtlichen Aufsätzen erst 1655 von Ludwig XIV. befohlen worden. 1560 wurde der Taback in Frankreich zuerst bekannt, aber der Gebrauch desselben zum Rauchen und Schnupfen fieng erst mit dem siebenzehnten Jahrhundert an. Diese Pflanze ist zu uns aus America gekommen, so wie die Kartoffeln, die Franz Drake 1586 nach Europa brachte. In Deutschland aber wurden die Kartoffeln erst um 1650 bekannt, und in manchen Gegenden von Deutschland viel später. 1590 erfund Franz Vieta von Fontenay in Baspoitou die Buchstabenrechnung. Um eben die Zeit erfand Zacharias Janssen, ein Brillenmacher zu Mittelburg, die ersten Fernröhre, die bald Galilei nachher zum zweytenmale erfand. Diese sogenannten holländischen Fernröhre bestehen aus einem erhabenen und einem hohlen Glase, aber die vom Kepler angegebenen astronomischen Fernröhre sind aus zwey erhabenen Gläsern zusammengesetzt, und stellen die Gegenstände verkehrt vor. Um 1590 hatte man in Deutschland schon Zeitungen, aber in Frankreich hat Renaudot die ersten 1631 geschrieben. Der Name Gazette kömmt daher, daß man in Venedig, um sie zu lesen, eine kleine Münze bezahlte, die den Namen Gazetta hat. Die Leipziger gelehrten Zeitungen fangen mit dem Jahre 1715 an; das französische Journal des Savans, das seine Entstehung dem Parlamentsrathe de Sallo zu danken hat, ist von 1665. Gleichfalls aus dem Ende des sechszehenten Jahrhunderts ist das sogenannte Opus Mallei, oder die Art in Kupfer zu stechen, wobey man mit einem spitzigen Hammer Puncte in die Platte schlug. Die ersten Stücke dieser Art sind von Paul Flint von Nürnberg von 1592. In das Ende des sechszehenten Jahrhunderts gehört auch die Entdeckung von Siberien durch einen rußischen Bauer, Namens Anica. Auch der erste Gebrauch des Haarpuders scheint in diese Zeiten zu setzen zu seyn. Am Ende des vorigen Jahrhunderts puderten sich nur die Schauspieler, und zwar blos auf der Schaubühne; nach geendigtem Schauspiele klopften sie den Puder wieder sorgfältig aus den Haaren.

1603. Der mit dem Anfange dieses Jahrhunderts von Jobst Bürge, einem Mathematiker des Landgrafen Wilhelm zu Cassel erfundene Proportionalzirkel ist von Levin Hulsius in diesem Jahre beschrieben worden. Im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts entdeckte der grosse Kepler die elliptische Gestalt der Laufbahnen der Planeten, das sechseckigte in der Gestalt der Schneeflocken, das wahre Lehrgebäude der Optik, und die Gründe, worauf hernach Newton sein System der anziehenden Kraft in dem ganzen Weltgebäude bauete. 1609 Simon Mayer oder Marius, ein Mathematiker des Markgrafen zu Anspach, entdeckte die vier Jupitersmonden, welche Galilei ein paar Monate nachher gleichfalls wahrnahm

nahm. Ohngefähr um diese Zeit erdachte Johann Prätorius, Lehrer der Mathematik zu Altdorf, sein Meßtischen. 1610 machte Herwart von Hohenberg, Canzler des Herzogs Maximilian von Baiern, den Gebrauch der Logarithmen in Deutschland bekannter, die man aber schon in Stiefels 1544 gedruckten Rechenkunst findet. 1611 entdeckte der Jesuit Christoph Scheiner die Sonnenflecken. Eben derselbe soll den Storchschnabel zum Nachzeichnen der Figuren erfunden haben, so wie man ihm auch die Erfindung des Helioscopes zuschreibt. 1626 hat Loßmann die Kunst erfunden, Kupferstiche mit verschiedenen Farben abzudrucken. Christoph le Blon aus Frankfurt hat sie zu einer grössern Vollkommenheit gebracht. In eben dieses Jahr setzen die Franzosen die Erfindung der papiernen Tapeten, die sie einem Scheidenmacher zu Rouen, Namens Francois, zuschreiben. Die Engländer eignen sich hingegen die Erfindung des Tapetenpapieres zu. 1627 hat Cornelius Drebbel aus Nordholland das zusammengesetzte Vergrösserungsglas ausfindig gemacht. Das einfache hat man lange zuvor gekannt. 1628 Wilhelm Harvey, ein englischer Arzt und Naturforscher, hat die wahre Art des Kreislaufes des Blutes im menschlichen Körper entdeckt. 1637 erfand Johann Hevel, ein Danziger Rathsherr, das Polemoscop. 1638 ohngefähr hat Cornelius Drebbel das Thermometer zuerst erdacht. 1643 machte Evangelista Toricelli zu Florenz die wichtige Entdeckung der Toricellischen Röhre, die nachher unter dem Namen des Barometers mit verschiedenen Aenderungen bekannter geworden ist. 1644 kam der erste Coffee nach Marseille. 1647 verfertigte Hevel die erste Mondcharte, und bemerkte die Libration des Mondes. 1648. Die schwarze Kunst wurde von einem Hessischen Obristlieutenant, Namens von Siegen, erfunden. Prinz Robert von der Pfalz, der sie von ihm erlernet hatte, brachte sie zu einer grössern Vollkommenheit. 1649 wurde die erste Fieberrinde aus America nach Europa gebracht, aber erst 1680 wurde ihr Gebrauch gemein. 1653 machte der Neapolitaner Lorenz Tonti die von ihm erfundenen und nach seinem Namen genannten Tontinen in Paris bekannt. 1654 zeigte Otto von Guerike, Burgermeister zu Magdeburg, allerley Versuche mit der von ihm erfundenen Luftpumpe, auf dem Reichstage zu Regensburg vor dem Kaiser Ferdinand III. und einigen deutschen Fürsten. Eben dieser Guerike hat sich auch schon einer Schwefelkugel zum Electrisiren bedient. 1657 hat Christian Huygens, ein berühmter Mathematiker in Holland, die Pendeluhren erfunden. Eben derselbe entdeckte den fünften Mond des Saturn 1655, und den den Saturn umgebenden Ring; die vier übrige Monde hat Johann Dominic Cassini 1671, 1672 und 1684 wahrgenommen. 1656 hat man in England zuerst den Strumpfwirkerstuhl erfunden. 1657 führte Lorenz Tonti die erste Lotterie in Paris ein. 1659 Childre beobachtet in England das Zodiakallicht, welches nachher 1683 durch Cassini bekannter geworden ist. Um 1665 oder noch später scheint der Jesuit Kircher die Zauberlaterne erfunden zu haben. 1666 ist das erste Pfund Thee durch den Lord Arlingthon aus Holland nach England gebracht worden. Jetzt kommen ohngefähr siebenzehn Millionen Pfund von dieser Waare aus Sina nach Europa. 1672 bemerkte Richter zuerst auf der Insel Cayenne, daß ein Pendel, welches in Paris Secunden schlägt, dort verkürzt werden muß, wenn es ferner Secunden schlagen soll. Die Ursache liegt darinn, daß nach dem Aequator zu die Schwere der Körper geringer ist, als weiter davon ab. In eben diesem Jahre wollte Cassini zum erstenmale einen Mond neben der Venus gesehen haben, den er zwar nachher einigemal wieder zu sehen glaubte, der aber vermuthlich nicht vorhanden ist.

Um 1675 hat ein verunglückter Kaufmann zu Hamburg, Namens Brand, den aus Urin verfertigten Phosphorus entdeckt. Kunkel erfand ihn zum zweytenmale, als Brand die Zubereitung desselben ihm nicht bekannt machen wollte. 1675 bemerkte Picard zuerst das Leuchten der Barometer bey einer Erschütterung derselben im Dunkeln. 1676 gab Johann Christoph Sturm seine im ersten Collegio über die Experimentalphysik gehaltenen Vorlesungen heraus. Zum erstenmale in Deutschland hatte er dergleichen Vorlesungen 1672 gehalten. 1676 machte Barlow in England die ersten Repetiruhren. Um eben diese Zeit erfand Simon Pauli aus Rostock die Kunst, die Knochen zu bleichen, um sie nachher zu ganzen Gerippen zusammen zu setzen. Auch erfand Leibnitz die Differentialrechnung, welche 1684 bekannter wurde 1688 machte Papin seinen Kessel bekannt, worin man in wenigen Minuten auch die harten Theile der Thiere ganz weich kochen kann. In eben dem Jahre erfand Thewart in Frankreich die gegossenen Spiegelgläser. Um diese Zeit hat Alexander Thiele zu Dresden die ersten Landschaften in Pastell gemalt. 1699 goß Johann Keller aus Zürch die erste Bildsäule zu Pferd aus Metall in einem Gusse; es ist die Statue von Ludwig XIV. Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts ist das Prägewerk bey den Münzen durch Nicolaus Briot erfunden worden. Unter Ludwigs XIV. Regierung haben die Hofnarren in Frankreich mit Anglo aufgehört. In Deutschland hat man sie länger beybehalten. Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts hat ein Goldschmidt zu Quedlinburg, Namens Pfannenschmid, die trockne Scheidung des Goldes und Silbers von einander erfunden. Um diese Zeit hat Friedrich Ruysch, ein berühmter holländischer Zergliederer, die vorzüglich berühmten Einspritzungen gemacht. Die Monturen bey den Regimentern hat König Ludwig XIV. in Frankreich zuerst eingeführt.

1701 hat uns Newton die Natur des Lichtes und der Farben kennen gelehrt. 1702 erfand Böttcher von ungefähr, da er ganz etwas anders suchte, das vortrefliche Meißnerische Porcellain. Der 1708 verstorbene Baron von Tschirnhausen ist der erste gewesen, der sehr grosse Brennglaser verfertigt hat. Um diese Zeit ohngefähr haben Dippel und Dießbach zu Berlin von ohngefähr das Berlinerblau erfunden. Im Anfange dieses Jahrhunderts ist die Kunst, Kanonen aus dem Ganzen zu bohren, so daß der Kern ganz bleibt, von Moritz, einem Schweitzer, erfunden worden. Um diese Zeit hat auch Fahrenheit die ersten einigermassen vollkommenen Thermometer verfertigt. 1718 wurde das von Pantaleon Hebenstreit erfundene vortrefliche musikalische Instrument, das nach dem Vornamen seines Erfinders Pantalon genannt wird, zuerst an dem Dresdnischen Hofe bekannt. 1731 hat der berühmte Muschenbroek das von ihm erfundene Pyrometer bekannt gemacht. 1735 bestimmte Maupertuis die wahre Gestalt der Erde, von der man bis dahin noch ungewiß zu seyn

glaubte, ob sie eine länglichte oder plattgedrückte Kugel sey. Um eben diese Zeit bemerkte Paul Baptista Balbi die besondere Eigenschaft der Bologneser Flaschen, daß sie von einem kleinen hineingeworfenen Feuersteine sogleich zerspringen, da sie doch von aussen einen starken Schlag ertragen können. 1737 hat ein französischer Wundarzt, Blechier, zuerst bemerkt, daß die Färberröthe denen Thieren die Knochen roth färbt, welche davon geniessen. 1740 hat Lieberkühn zu Berlin das Sonnenmicroscop erfunden. Mit den von Trembley aus Genf in Holland 1743 entdeckten Polypen hat man eine ganze neue Welt von Thieren kennen gelernt, die unter manchen andern merkwürdigen Eigenschaften auch die haben, daß sie sich durch den Schnitt vervielfältigen lassen. In eben dem Jahr 1743 hat der Canonicus von Kleist zuerst die elektrische Erschütterung wahrgenommen. Mit Unrecht wird diese merkwürdige Entdeckung einem gewissen Cuneus in Leiden, oder dem berühmten Muschenbroek zugeschrieben. 1744 hat Ludolf zu Berlin zum erstenmale das Weinöl durch den electrischen Funken angezündet. 1747 hat der Graf von Buffon Brennspiegel bekannt gemacht, die aus mehrerern ebnen Spiegeln bestehen, welche so gestellt sind, daß sie die Sonnenstrahlen alle auf eine Stelle werfen. Aber Kircher redet schon von diesem Kunstgriffe. 1750 hat ein Wundarzt aus Bern, Namens Brossard, die blutstillende Kraft des Feuerschwammes bekannt gemacht. 1751 sind die künstliche Magneten durch Canton hauptsächlich bekannt geworden, von denen aber eher Servington Savery der Erfinder zu seyn scheinet. Ohngefähr um diese Zeit hat Tull, ein Engländer, die den Alten schon bekannt gewesene Kunst, die Fische durch das Verschneiden grösser und fetter zu machen, wieder aufs neue gelehrt. 1753 Das Wachsmalen durch die Enkaustik, wodurch die Farben gleichsam eingebrannt werden, ist durch den Grafen von Caylus und den D. Majault zu Paris auf eine gewisse Weise wieder erfunden worden. In eben dieser Zeit hat ein Engländer Harrison eine Uhr angegeben, welche er Timekerzer nennt; vermittelst welche er die Länge zur See mit der von der englischen Nation erforderten Genauigkeit zu bestimmen sich getrauete. Er hat wirklich die Hälfte des auf die Bestimmung der Länge zur See gesetzten Preises erhalten, aber nachher ist man bey genauern Untersuchungen mit seinem Werkzeuge sehr unzufrieden gewesen. Le Roi, ein Pariser Uhrmacher, hat eine ähnliche Uhr verfertigt, die man in Frankreich mit Beyfall aufgenommen hat. Auch 1753 hat ein Pariser Künstler, Namens Loriot, der Akademie der Maler zu Paris sein Geheimniß vorgelegt, Pastelmalereyen festzumachen. 1755 sind die ersten Noten nach der neuen Breitkopfischen Erfindung zu Leipzig gedruckt worden. Um das Jahr 1756 fällt die Erfindung der achromatischen oder farbenlosen Fernröhre. Der berühmte Euler hat dazu Gelegenheit gegeben, und ein englischer Künstler Dolland hat diese Fernröhre aus den Crownglase und dem Flintglase, welche die Lichtstrahlen in unterschiedenen Verhältnissen brechen, zuerst gemacht. Von 1761 an hat Koelreuter seine Versuche, Bastardpflanzen durch die Kunst hervorzubringen, bekannt gemacht. 1765 hat man in England eichene Sägespäne zum Gerben gebraucht, und in eben dem Jahre hat ein Irländer, Namens Rankin, des Heidekrauts sich zu eben der Absicht bedient. 1765 machte die Jungfer Davis aus England das vortrefliche musikalische Instrument in Paris bekannt, welches man Harmonika nennt, und der berühmte Pensilvanier Franklin erfunden hat. Es bestehet aus gläsernen umlaufenden Glocken, auf denen man mit den Fingern ohngefähr wie auf einem Claviere die Töne greift. 1767 hat Duglas Budeu, deputirter Marschall von der Admiralität in England, eine Maschine erfunden, womit man bey der Probe in anderthalb Minuten zwo Tonnen Wasser aus einem Schiffe wegbrachte. 1771. Ein geschickter Künstler zu Hannover, Namens Wiehe, hat eine sehr einfache Maschine erdacht, die sich an allen Arten von Wägen anbringen läßt, wodurch man flüchtig werdende Pferde in einem Augenblick losspannen kann. Von eben demselben haben wir auch 1773 die Beschreibung eines geographischen Wagen erhalten, in welchem sich der damit zurückgelegte Weg, in Ansehung der Grösse sowohl, als der Richtung, von selbst abzeichnet.

In den letzten Jahren hat man wichtige Entdeckungen zur Verbesserung der Schiffahrt gemacht, als sonst in Jahrhunderten, zumal verdienen die angemerkt zu werden, die die Gesundheit der Seeleute angehen. Capitain Cook hat auf der Reise, die der Dr. Förster mit ihm gethan hat, und die 3 Jahre und 18 Tage gedauret, von 118 Menschen nur einen einzigen durch Krankheit verloren, und dieser gieng mit schadhafter Lunge aus England. Die ersten Schiffe, die man bey Errichtung der ostindischen Compagnie in England ausrüstete, hatten gemeiniglich, ehe sie ein paar Grade über die Linie kamen, schon den vierten Theil der Mannschaft verloren. Sir Richard Hankins versichert, daß er in den 20 Jahren, da er die See befahren, 10000 Seeleute rechnen könnte, welche nur allein vom Scorbut hingerissen seyn worden. Anson verlohr innerhalb 2 Jahren auf seiner Reise vier Fünftel der Anzahl Leute, die er Anfangs hatte. Dieses hat man der grössern Reinlichkeit, öfteren Lüftung des Zeugs, der Würze, dem sauern Kohl und der Vertheilung des Schiffsvolks in 3 Wachten lediglich zu verdanken. Herr Wales, der Astronom bey der vorerwähnten Reise, hat ein Instrument erfunden, die Winkel zu messen, die sowohl eine Fläche, die durch den Kiel und Mast eines Schiffs gelegt würde, als auch eine, die auf dieser durch den Mast senkrecht stünde, mit dem Horizont bey den Schwankungen des Schiffs macht.

Noch erst kürzlich haben die Gebrüder Montgolfier eine Maschine erfunden, die mit brennbarer Luft erfüllt, sich weit in die Luft erhebt. Was man gegenwärtig daraus machen soll, weiß man nicht. Franklin sagt von ihr: sie gleicht einem neugebohrnen Kind, von dem man noch nicht weiß, was aus ihm werden soll; ein gescheuter Mann oder ein Tölpel.

Dieses sind die vornehmsten Erfindungen, und wir würden ein ganzes Buch damit anfüllen können. Der menschliche Geist bleibt niemals stille stehen; und wer weiß, was unsre Nachkommen noch für Erfindungen aus der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts werden zu erzählen haben. (22)

Erfindungskunst, s. Erfinden.

Erfliegen, wird bey der Falkenjagd von dem Vogel gesagt, wenn er seinen Raub im Fluge eingeholet und ergriffen hat.

Erforschung der Gemüther, s. Gemüth.

Erfrierung. (*Congelatio.*) Die Kälte wirkt auf unsere festen und flüßigen Theile eben so, wie auf andere Körper. Jene verkürzt und verengert sie, diese

aber macht sie dichter, zum Umlaufen ungeschickt, und in stärkerem Grade wirklich zu Eis. Wird nur ein einzelner Theil von der Kälte angegriffen, so wird dieser bleich, roth, und endlich blau. Hierauf folgt eine Hitze in demselben und ein heftiger Schmerz. Dieser verliert sich, der Theil wird unempfindlich, unbeweglich und zerbrechlich. Es ist also eine Regel, daß man mit einem gefrornen Gliede sehr behutsam umgehen muß. Hat die Kälte auf den ganzen Körper gewirkt, so entstehet bey einem mittelmäßigen Grade derselben, ein Zittern der untern Kinnlade und des ganzen Körpers, eine Beengung und Zusammenschnürung der Brust, der ganze Körper wird steif, das Gefühl vermindert sich; jemehr die Kälte steigt, desto mehr nehmen diese Zufälle mit ihr zu, und es entsteht zuletzt eine unbezwingliche Neigung zu schlafen. Wenn bey diesen Umständen nicht bald thätige Hülfe erfolgt, so ist der Tod unvermeidlich, der sich durch einen Schlagfluß einstellt. Die Kur bey einem erfrornen Glied ist ziemlich gewiß, wenn man frühe genug dazu gerufen wird. Das Mittel, es wieder herzustellen und zu beleben, ist eine langsame Erwärmung desselbigen. Dies gilt aber nicht nur von einzelnen Gliedern, sondern auch vom ganzen Körper, wenn er durch Kälte des Lebens beraubt worden ist, vorausgesetzt, daß nicht alle Säfte des Körpers in Eis verwandelt sind. Man bringt also den erfrornen Theil in Schnee oder in ein Gefäs, das mit eiskaltem Flußwasser angefüllt ist. Das Wasser kann allenfalls einen Grad wärmer als die Kälte seyn, worinnen der Theil erfroren. Mit dem erfrornen Gliede muß man sehr behutsam umgehen, damit es nicht zerbreche. Nach einiger Zeit setzt sich von aussen um den gefrornen Theil eine Eiskruste. Damit das Wasser nicht zu bald warm werde, muß man es von Zeit zu Zeit erfrischen. Es versteht sich, daß diese Arbeit in keinem geheizten Zimmer vor sich gehen darf. Bedient man sich des Schnees, so muß man damit so lange reiben, bis der Theil wieder aufgethaut ist. Dies ist geschehen, sobald die Empfindung und Bewegung wieder hergestellt sind. Alsdann bringe ich den Patienten in einem ungeheizten Zimmer zu Bette, gebe ihm ein gelindschweißtreibendes Mittel, als glühenden Wein u. dgl., wasche äusserlich den Theil mit warmer Milch, worinnen aromatische Kräuter abgekocht worden, oder mit andern geistigen Feuchtigkeiten, womit der Ueberrest der andern unangenehmen Empfindungen gemeiniglich mit weggenommen wird. Oft wird der Wundarzt nicht eher gerufen, bis der erfrorne Theil schon heftig geschwollen, roth, blau, schwarz und ungemein schmerzhaft, ja an einigen Stellen schon brandig ist. Wenn der wirkliche Brand nicht schon da ist, so thut er am besten, auch hier auf die eben angezeigte Art zu verfahren. Todtgefrorne werden eben so behandelt, als einzelne erfrorne Glieder. Man reibt sie entweder mit Schnee, oder bringt sie in Wasser, das dem Gefrierpuncte sehr nahe ist. Mund und Nase müssen nur frey bleiben. Sobald ein Zeichen des Lebens erscheint, hält man dem Patienten starke Riech- und Nießmittel vor die Nase, bläst ihm Luft in den Mund, giebt ihm Tabacksrauchklystiere u. dgl. Endlich vermehrt man nach und nach die Wärme, doch ja nicht schnell, giebt ihm ein gelindes schweißtreibendes Mittel, und läßt ihn im Bette einer gelinden Ausdünstung abwarten. (4)

Erfrischung der Racen, s. Race.

Erfrischungen einnehmen, heißt bey der Seefahrt sich während einer langen Reise wieder mit frischem Wasser und andern Lebensmitteln, als frischem Fleisch, Brod, Kräuter, Früchten und dergleichen in einem Seehafen zu versehen.

In der Sprache des Umgangs heißen Erfrischungen alle Sachen, welche um der Kühlung willen genommen, und allenfalls auch dabey a stärken.

Erfrischungen im Morgenlande. Bey der starken Hitze dieses Himmelsstrichs sind die Menschen von jeher darauf verfallen, durch kühlende Getränke die Hitze zu mildern. In den ältesten Zeiten bedienten sie sich hiezu des Eßigs, wie aus Ruth 2, 14. zu ersehen ist. In den folgenden Zeiten, wie Pracht und Wohlleben mehr überhand nahm, war der Witz der Menschen geschäftig, auch künstlichere Mittel dazu zu gebrauchen. Aus Sprüchw. 25, 13. scheint zu Folgen, daß sie sich hiezu des aufbehaltenen Schnees zu bedienen pflegten, der in dem nördlichen Theil von Palästina vom Berg Libanon, dessen Spitze das ganze Jahr mit Schnee bedeckt ist, in Körben in die niedern Gegenden gebracht wurde. Einige Ausleger aber erklären die hebräischen Worte צנת שלג nicht durch Aufbehaltung, sondern durch Kälte, Erfrischung des Schnees, und glauben nicht, daß hier die Rede von Getränken sey, die mit Schnee abgekühlet wären. Daß die Alten den Wein abgekühlt haben, ist wohl ohne Zweifel. Athenäus sagt ausdrücklich: daß die Alten den Wein kühlten, um ihn desto frischer zu erhalten, Stattis in seiner Comödie 3. B. S. 124. Diese Abkühlung geschah bald in Brunnen, bald in Cisternen, bald mit Schnee. Demohngeachtet glauben die Ausleger nicht, daß in der angeführten Stelle von einem gemischten Getränke die Rede sey; sondern sie glauben, die Alten hätten sich des bloßen Schnees, statt eines erfrischenden Getränks bedient. Athenäus an dem angeführten Ort sagt: wir heben den Schnee auf zum trinken; wenn ich trunken bin, denn trinke ich Schnee. In der Hauptsache ist es dennoch richtig, daß man sich in den ältesten Zeiten des Schnees zur Abkühlung bedient haben. In den wärmern Gegenden aber, wo kein Schnee zu bekommen war, bedienten sie sich des Saftes gewisser Früchte dazu. Der Granatapfel wurde hiezu besonders bequem gefunden. Ich wollte dir, heißt es, Hohel. 8, 2. gewürzten Wein, den Saft meiner Granatäpfel zu trinken geben, d. i. Wein und Granatäpfel untereinander gemischt. Auch noch heutzutage bedienet man sich dieser Frucht zu gleicher Absicht. Nicht weniger bedienet man sich auch der Citronen, und da den Mahommedanern nach ihren Gesetzen der Wein verboten ist; so verfertigen sie das bekannte Getränk, Sorbet, oder Scherbet, in welchem der Citronensaft eines der vornehmsten Ingredienzen ist. s. diesen Art. (22)

Erfrischungsquatiere, sind diejenige, die man Truppen nach ausgestandenen ausserordentlichen Beschwerlichkeiten; z. E. Belagerungen, währenden Feldzuge auf kurze Zeit zugestehet, damit sie vor Ausgang desselben wieder im Stande seyn zu wichtigen Unternehmungen gebraucht zu werden. (6)

Erfüllung der Bedingung, s. Bedingung.

Erfüllung des Pflichttheils, s. Ergänzung des Pflichttheils.

Erfüllungseyd, s. Eyd.

Ergänzung, s. Complement.

Ergänzung des Pflichtheils, Supplementum legitimæ; wenn ein Notherbe zwar zum Erben eingesetzt ist, aber in einem solchen geringen Theil der Erb-

schaft, welcher weniger als den Pflichtheil beträgt, so kann er nicht mit der Querela inofficiosa das Testament anfechten, und dessen Aufhebung verlangen, sondern er kann nur, unbeschadet der Giltigkeit des Testaments auf Ergänzung des Pflichttheils, nemlich auf Ersetzung des Abgangs aus der übrigen Erbschaft klagen, zu welchem Ende die sogenannte Actio suppletoria, oder Condictio ex lege, und zwar ex l. 30. c. de. inoff. testam. angestellt wird. Wann der Notherbe zum Erben nicht eingesetzt, aber ihm ein Vermächtniß, welches weniger als den Pflichttheil beträgt, verschaft worden ist, so konnte er nach dem ältern römischen Recht auch allein auf Ergänzung des Pflichttheils klagen, allein nach dem neuern römischen Recht steht ihm immer die Querela inofficiosi oder Nullitatis zu, wann er nicht zum Erben eingesetzt, obwohl ihm ein Vermächtniß verschaft worden ist. (38)

Ergänzungseyd, s. Eyd.

Ergane, dies war keineswegs eine besondere Göttin, sondern nur ein characterischer Beyname der Minerva, und heißt so viel, als Erfinderin oder vielmehr Werkmeisterin, weil man dieser Göttin viele Erfindungen zueignete. s. Minerva. (21)

Ergasine, ist ein Synonimum der Myrrhen.

Ergasterium, eine Werkstädte, heißt bisweilen ein Kloster, weil darin sowohl geistliche Uebungen und gottselige Werke, als Handarbeiten betrieben werden. (37)

Ergastulum, hieß bey den Römern ein Gefängniß worin die Sclaven, wenn sie von der Arbeit kamen, aufbehalten wurden. Die Sclaven, die in solchen Gefängnissen waren, hiessen Ergastuli, und der Aufseher eines oder mehrerer solcher Gefängnisse Ergastularius. Ein mehreres hievon siehe in dem Artikel Sclaven bey den Römern. (1)

Ergata, (Baukunst) ein Kunstwort Vitruvii worunter er eine senkelrecht gestellte Winde oder Welle verstehet, um die ein Seil gewunden wird. Er unterscheidet solche gar wohl von der horizontalliegenden, welche von ihm Sucula genennt wird. Man nennt ihn deutsch auch den Zug. Eine aufrecht gestellte Welle, die man vermittelst der Stange um ihre Axe beweget, wodurch sich ein Seil so über eine Rolle gezogen wird, aufwindet, gibt die allgemeine Beschreibung derselben. In der Mechanick wird sie zu dem Rüstzeuge gerechnet, welcher den Namen Axis in Peritrochio führt. (18)

Ergatia, Ἐργατια, ein Fest des Hercules zu Lacedämon. Vermuthlich ward es zum Andenken seiner Arbeiten und bestandenen Abentheure, die im griechischem, ἔργα, bey den Lateinern, labores hiessen gestiftet. (21)

Ergeben, Ergebenheit bedeutet nach dem Wortverstande die freywillige Abhängigkeit, und Zuneigung eines denkenden Wesens von dem andern, folglich im Grunde mehr, als Gehorsam und Unterthänigkeit, welche wir einem andern Menschen sehr oft wider unsern Willen schuldig seyn können. Es hat aber auch dieser Ausdruck das Schicksal gehabt, unter die Worte, bey denen man nichts denkt, d. i. die Complimenten, aufgenommen, und dadurch, wider seine Natur, unter die Ausdrücke, unterthänig und gehorsam, heruntergesetzt zu werden. Man unterschreibt sich also in Briefen an solche Personen, die man durch die Unterschrift, ihr gehorsamer Diener zu seyn, zu viel geehrt zu werden glaubt, ihren ergebenen Diener. Da aber auch unter solchen Personen noch eine Verschiedenheit ihres Rangs, oder der gegen sie hegenden Achtung, seyn kann, so hat man, um dieses anzuzeigen, einen Positiv, Comparativ und Superlativ zur Hülfe genommen, welche man durch ergebener Diener, ganz ergebener Diener und ergebenster Diener ausdrückt; ja, wo man zwischen Gehorsam und Ergebenheit im Zweifel steht, werden sie in einem gehorsamergebensten Diener zusammengehängt. Für einen Gran mehr von Höflichkeit wird es gehalten, wenn man das Wort, Diener, ausläßt: und in aufsteigender Linie schreibt: „Ergebener, ganz Ergebener, Ergebenster, oder gehorsamergebenster. Vermuthlich weil sich alsdann der geneigte Leser das Wort Knecht hinzudenken kann; so wenig sich dieses elende Wort mit der Ergebenheit zusammenreimt.

In mündlichen Complimenten ist der ergebener Diener in den meisten Gegenden unsers Vaterlandes ganz ausser Uebung gekommen; nur habe ich es noch mit Vergnügen aus dem Munde braver Schweitzer gehört, weil ich daß auch etwas dabey gedacht worden seyn möchte, doch wähnen konnte. (33)

Ergeben sich, sagt man im Kriege, wenn man aufhöret Widerstand zu thun. Ins besondere spricht man, man ergebe sich auf Discretion, wenn man keine Bedingungen vorschreibt, sondern es auf die Billigkeit des Ueberwinders ankommen lässet. (6)

Ergebebrief, wird in deutschen Rechten derjenige schriftliche Contract genannt, wodurch sich jemand einem Herrn zum Leibeigenen übergibt. s. Leibeigenschaft. (15)

Ergebung, in den göttlichen Willen s. Geduld, wie auch Zufriedenheit mit der göttlichen Regierung und Vorsehung unter dem Art. Vorsehung. (1)

Ergeht ferner, was Recht ist, ist die gewöhnliche Clausel, welche den richterlichen Decreten und Beyurteln, durch welche nur ein Incidentpunkt entschieden wird, beygesetzt zu werden pflegt, womit der Richter anzeigt, daß wann und je nachdem die in der Beyurtel geschehene Auflage befolgt werden würde, hierauf die Endurtel erfolgen werde; so heißt es z. B. würde Kläger schwören, daß — würde Kläger beweisen, daß — so wird hierauf ferneres ergehen was Recht ist. (38)

Ergiessung, heißt, wenn eine Feuchtigkeit, die von Natur in den Gefässen ist, durch irgend eine Ursache austritt, und sich ins Zellengewebe zwischen die Muskeln, oder in die Höhle des Kopfs, der Brust, oder des Bauchs ergiesset. Nach heftigen Quetschungen sehen wir Blut unter der Haut im Zellengewebe, wodurch ein Abscheß entsteht; bey Schlagflüssen, oder heftigen Erschütterungen des Kopfs tritt Blut, oder eine wässerichte Feuchtigkeit ins Gehirn aus. Wann die Lungen verletzt werden, oder wenn ein Eitergeschwür in denselben platzt, so wird die Brusthöhle mit Eiter oder Blut angefüllt; eben dies gilt von der Höhle des Unterleibes. Die Kur dieser Ergiessungen kommt unter eignen Artikeln vor, je nachdem sie von einer Ursache entsprungen sind. s. auch den Artikel Erschütterung. (4)

Ergötzen. Sehr wenige Leute haben richtige Begriffe von dem Endzweck der Musik. Das wissen alle daß sie für die Ohren ist, ob sie aber für das Herz arbeiten solle, ob der Geist sich damit beschäftigen könne ist eine andre Frage

Man muß erst die Musik in verschiedene Classen eintheilen, jeden Musikendzweck untersuchen, und

dann gelangen wir erſt dorthin um zu wiſſen, wie ſie genoſſen ſeyn ſoll.

Wir haben die Sing- und inſtrumentaliſche Muſik. Die Singmuſik theilt ſich in Kirchen, Opern- und Concertmuſik.

Die Kirchenmuſik muß das Gepräge einer Majeſtät haben, die Herzen zur Andacht entflammen, und durch ihrer erſchütternden Stärke den Geiſt mit erhabenen Gedanken füllen, dabey darf ſie nicht eben trocken, ſteif gegen das Gehör und unangenehm ſeyn, und alsdann kann ſie beſonders wann ſie nach einer kräftigen Rede folget, eben dasjenige beſtättigen, wozu die Zuhörer ſchon vorbereitet waren.

Die Opernmuſik muß den äuſſerſten Grad der Empfindung erreichen, ſie muß die Herzen zu menſchenfreundlichen Theilnehmungen ſtimmen, den Geiſt gegen alles Unrecht in Harniſch bringen, dazu dienen die leidenſchaftliche Scenen, die das Unglück bedrangter Seelen ſchildern, die Chöre die überraſchen, und die Vorſtellungskraft beſtürmen, und im ganzen muß doch viel Geſang, viel leichtflieſſendes herrſchen um die Ohren zu ergötzen.

Von beyden Gattungen, wann ſie ihren Endzweck erreichen, gilt immer das Rhetoriſche Sprüchwort,

docet, delectat, movet.

Die Concertmuſik (noch immer iſt die Rede vom Singſatz) die aus Arien beſtehet, kann nach ihrem verſchiedenen Inhalt auch rühren, aber da wir ſelten eine beſtimmte Idee von Ausdruck haben, (dann eine Cantate iſt eine kleine Zimmeroper) ſo dient ſie mehr zur Ergötzung als zur Rührung oder Belehrung. Wenn man aber im Concerte ſittliche Cantaten einführen wollte: ſo wär es eine preiswürdige Erfindung. Man erfindet alle Tage, und niemand befleiſſet ſich einem öffentlichen Concerte am glänzenden Hofe den Schimmer zu geben, deſſen es aufnehmlich iſt. Solche ſittliche Cantaten wohl vorgetragen, und wie es gehört, mit einer äuſſerſten Stille und Achtſamkeit aufgenommen, haben mehr Verdienſt, als eine unbedeutende italieniſche Oper, die weder Concert noch Dram iſt, und dann könnte man mit Horaz ſagen,

Omne tulit punctum. qui miſcuit utile dulci.

Die inſtrumentaliſche Muſik hat auch ihre untergeordnete Gattungen. Die pantominiſche Balletmuſik wird durch die Gebehrden das, was die Opernmuſik durch den Geſang wird.

Die Concerten ſind meiſtens halsbrecheriſche Sprünge, die ſehr ſelten auf ein empfindſames Herz wirken können, und ſind ſie nach dem neuen Geſchmack gemacht: ohne Adagio, ohne rührende Geſänge: ſo arten ſie mit ihren ungeſalzenen Rondos in eine taumelnde Tanzmuſik aus.

Sinfonien für die Kirche gibt es leider wenige, die mit einer gewiſſen Munterkeit die hiehergehörige Pracht verbinden, und eine Spur von Erbauung enthielten: unſere Herrn Concertmeiſter tragen kein Bedenken heute nach dem Gloria dasjenige hören zu laſſen, was geſtern Abends den Harlequinspoſſen zur Ouverture gedienet hatte.

Viele Leute gehen in die Oper (nur in Frankreich nicht) und wiſſen nicht das Thema. Sie ſchauen in einen Guckkaſten hinein, und intereſſiren ſich wenig für eine verzweifelnde Perſon; hören von weitem etwas, was zum Tanzen reitzet, und dann fällen ſie das Urtheil daß ſie ſchön geweſen ſey.

Diejenigen, die der Tonkunſt die zwey erſte Vortheile; nemlich für den Geiſt und für das Herz zu arbeiten, abſprechen was thun ſie: durch ſie werden die ſchönen Muſen, die dem Olympus ſo nahe ſind, zu leichtfertigen Buhldirnen abgewürdiget. (25)

Ergötzlichkeiten, nach der Sittenlehre betrachtet. ſ. Vergnügungen. (z)

Ergötzung, iſt eine Bewegung in der Seele, die aus der Vorſtellung einer angenehmen und ſchönen Sache entſteht. Ueber die Abſtammung dieſes Worts ſind die Sprachlehrer nicht einig. Gottſched und Conſorten leiten es von Atz, Speiſe, und ätzen, ſpeiſen her, Wachter von god, oder gut, Heinze gar von dem Gatzen der Hühner. Andere leiten es von dem Worte, gaſa, welches in der nordiſchen Sprache, ſich ausgelaſſen freuen, heißt, her und kommen von dieſem auf das lateiniſche Gaudium, und auf das griechiſche γαδεσαι, oder γηδειν, ſich freuen. Hieraus beſtimmen ſie nun die Bedeutung dieſes Worts, durch einen lebhaften Grad der ſinnlichen Freude. Einige ſchränken die Bedeutung dieſes Worts zu ſehr ein, wenn ſie es blos von einem Vergnügen zur Erquickung nach einer Arbeit gebrauchen wollen, allein der Sprachgebrauch iſt für die allgemeine Bedeutung. Nun zur Sache. Ergötzen, heißt angenehme Empfindungen von jeder Art hervorbringen, die auf nichts fortdaurendes abzielen, oder bey denen man keinen andern Zweck, als den Genuß ſelbſt hat. Gegenſtände werden alſo ergötzend genennt, inſofern ſie angenehme Bewegungen verurſachen. Das Ergötzen iſt alſo nicht eine Eigenſchaft der Gegenſtände, ſondern eine Bewegung, die durch dieſelbe in uns hervorgebracht wird. Das Schöne für die Sinnen und die Einbildungskraft, das ſinnliche und intellectuelle Schöne iſt die Mutter der Ergötzung. Dinge, die wir ſinnlich ſchön nennen, werden es dadurch, daß ſie in uns angenehme Bilder und Erinnerungen erwecken; dienen ſie blos zur Beluſtigung der Sinne, ohne in der Seele etwas zur Uebung des Nachdenkens zu hinterlaſſen, ſo dauert das Vergnügen nicht lange. Das Schöne für die Sinne, muß alſo auch mit etwas ſchönem für die Einbildungskraft verbunden ſeyn. Alsdenn ergötzet es die Seele, und macht Eindruck auf ſie. Die Annehmlichkeiten des Lebens hängen gröſtentheils davon ab. Wenn man das Ergötzen auf die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften beziehet; ſo wird wohl niemand in Abrede ſeyn, daß es ein würdiger Zweck derſelben ſey; ob es gleich nicht der einzige, auch nicht der höchſte Zweck derſelben iſt. Wenn wir die Natur ſtudiren, ſo finden wir, daß ſie bey dem Angenehmen und Unangenehmen, das ſie in ihre Werke gelegt hat, faſt durchgehends höhere Abſichten habe, als den bloſſen Genuß, und dennoch ſcheint manches blos auf das Ergötzen abzuzielen. Man weiß, daß Ländereyen, Berge, Thäler, Flüſſe, und alles, was eine Ausſicht angenehm macht, zu ganz andern Abſichten da iſt, als das Aug durch die Mannichfaltigkeit der Farben, zu vergnügen; aber wer getraut ſich denjenigen zu tadeln, der bey einer ſeiner Spaziergänge, oder in ſeinen Erhohlungsſtunden die Abſicht hat, dieſe lieblichen Scenen dazu zugebrauchen, daß er dieſe angenehme Empfindungen ruhig genieſſe. Nach dem Beyſpiel der Natur kann alſo auch die Kunſt allerdings zum Ergötzen gebraucht werden. So wie in der Natur das Angenehme ſelten ohne das Nützliche vorhanden iſt, ſo können auch beide Abſichten in den Werken der Kunſt verbunden werden. Ich gebe gerne zu, daß das Nützliche eine

erhabenere Absicht der schönen Künste sey; aber man wird doch auch nicht leugnen können, daß die bloße Ergötzung eine Absicht sey, die derselben nicht gänzlich unwürdig ist. Aber es ist hiebey die Einschränkung nöthig, daß ein Künstler, der blos ergötzen, d. i. durch die Werke der Kunst sinnliches Vergnügen erregen will, solches mit Geschmack thun müsse, daß er uns nicht mit Kindereyen unterhalte; er muß viel Geschmack, einen feinen Witz, und mannichfaltige Erfahrung haben; er muß aus dem Umgang mit seinen Köpfen unter den verschiedenen Ergötzlichkeiten die besten haben kennen gelernt; er muß seinen Werken eine solche Form geben, daß sie uns interessant werden. So erreicht er dasjenige, was Horaz von den Dichtern erfordert: & prodesse volunt, & delectare poetae. (22)

Ergötzungen der Morgenländer. Wir verstehen darunter alles dasjenige, wodurch sich die Morgenländer nach ihren ernsthaften Geschäften ein sinnliches Vergnügen verschaffen, und in ihren müßigen Stunden die Zeit vertreiben. Ob dieses gleich ein Gegenstand von geringer Erheblichkeit zu seyn scheint, so ist es doch dem Beobachter des Menschengeschlechtes nicht gleichgültig. Sie hängen meistentheils vom Nationalcharakter eines Volks ab, und geben uns einen Fingerzeig, das Genie desselben zu entdecken. Das Clima, die Sitten, und die Regierung scheinen den Morgenländern einen entschiedenen Hang zur Melancholie einzuflössen, und dieser Hang verstärkt sich natürlicherweise durch ihre Enthaltung von Gesellschaften, denen sie auf alle Art auszuweichen suchen. In ihre Harems eingeschlossen, wo sie eben nicht viel Stoff zur Unterhaltung finden; ohne Antheil an den öffentlichen Geschäften; durch die Regierung in ihrem Kunstfleiß gehindert; fühllos für Künste und Wissenschaften, sind sie der martendsten Langenweile preiß gegeben, gewöhnen sich an ein tiefes Stillschweigen, und verlieren alles Gefühl für die Geselligkeit, die bey andern Völkern einen so grossen Theil ihrer Ergötzungen ausmacht. Nur die Griechen, die unter den Türken wohnen, haben ihren alten Nationalcharakter nicht gänzlich abgelegt; sie suchen Gesellschaften, und unterhalten sich durch Gesprächigkeit. Eine ihrer liebsten Ergötzungen sind die Erzehlungen, besonders in den Gesellschaften der Frauenzimmer. Wenn sie zusammenkommen, so erzehlt eine alte Frau eine Fabel, und die jungen Mädchen machen sich eine Ehre daraus, diese Erzehlungen um die Wette zu wiederholen. Die Türken aber sitzen bey ihrer Pfeife Tobak, unbeweglich und still. Ihre Ergötzlichkeiten, die sie etwa noch haben mögen, sind daher zum Theil abgeschmackt, und unverfeinert, zum Theil mehr öffentlich, als häuslich, zum Theil auch roh und steif. Die vornehmen Mahommedaner schliessen sich in ihre Harems ein, und man kann daher von ihren häuslichen Ergötzungen nicht viel sagen. Die vornehmen Türken scheinen ein besonderes Vergnügen am Reiten zu haben, und dieses macht einen grossen Theil ihrer Ergötzungen aus. Sie versammeln sich wöchentlich zweymal auf einem geräumigen Platz mit einem grossen Gefolg von Bedienten zu Pferd, verfolgen sich in vollem Gallop mit einem Dattelstock von vier Schuhen, diesen werfen sie mit aller Gewalt gegen einander, so daß derjenige, welcher getroffen wird, nicht selten beschädigt wird: eine wunderliche Art von Ergötzung. Andere stellen einen Wassertopf auf einen Sandhaufen, und schiessen in vollem Lauf mit Kugeln darnach; noch andere belustigen sich mit Bogenschiessen, und wer sich darinnen besonders hervorthut; dem wird eine kleine Ehrensäule aufgerichtet. Die Bedienten belustigen sich alsdenn zu Fuß, indem sie einen sechs Schuh langen Stock gegen einander werfen. Der gemeine Mann und die Bauern fechten spielweise mit Stöcken, und werfen einander nach den Köpfen. Zuweilen lassen sich auch Klopffechter für Geld sehen, nicht weniger findet man auch Ringer unter ihnen, die, lederne Beinkleider ausgenommen, ganz nackend und mit Oel beschmieret sind. Eben dergleichen Lustbarkeiten sind bey den Persern üblich. Die Ergötzlichkeiten der Kinder bestehen darinnen, daß sie mit einander um die Wette laufen, Steine in die Luft werfen, und ehe er herunter fällt, zwey oder drey von der Erde aufzuraffen suchen, und alsdenn erst den aufgeworfenen zu erhaschen. Es ist natürlich, daß ein Volk, welches die gesellschaftliche Unterhaltung nicht kennt, und unter dem Joch des Despotismus seufzt, einen grossen Hang zu öffentlichen Feyerlichkeiten hat. Ausserdem sitzen sie in den Caffeehäusern, rauchen eine Pfeife Tobak, hören den Bänkelsängern stillschweigend zu, und sitzen stundenlang in einer Ecke, ohne ein Wort zu reden. Das Tobakrauchen gehört unter ihre Lieblingsergötzlichkeiten; daher sie auch über die Form und Materie ihrer Tobakspfeifen, sehr umständlich sind. Vorzüglich sind die genannten persischen Pfeifen sehr in Gang. Sie lassen den Rauch erst durch eine Flasche mit Wasser laufen, ehe sie ihn zum Mund bringen. Die Vornehmen lassen sich ihre Tobaksmaschinen nachtragen, und halten oft auf dem Wege still, um zu rauchen. Gemeine Leute machen sich ihre Pfeifen aus Cocusnüssen. (s. Tobak) Unter die morgenländische Ergötzlichkeiten gehört auch das Spielen, doch ist es den Mahommedanern verboten, um Geld zu spielen. Von Chartenspielen wissen sie nichts; doch haben sie das Dam- Schach- und Bretspiel. Für das Schachspiel sind sie besonders eingenommen, so daß sie ganze Tage damit zu bringen. (s. Spiele) Ausserdem ergötzen sie sich mit Musik, Tanz, und Schauspielen, auch die Bäder machen einen besondern Theil ihrer Ergötzlichkeiten aus; von welchen allen in besondern Artikeln gehandelt werden soll; s. auch Zeitvertreib. (22)

Ergreifet das Bajonet, ist ein Commandowort in den Exercitien der Soldaten, welches vom präsentirten Gewehre in zwey Tempo bewerkstelliget wird. 1) Man stösset mit der rechten Hand das Gewehr an die linke Seite, tritt zugleich mit dem rechten Fusse vor den linken, stößt das Gewehr mit der rechten Hand an die Mündung und hält es an der linken Seite, wie vorher. 2) Man ergreift mit der rechten Hand das Bajonet oberwärts dem Gewehre, wobey man den Kopf nicht bücken, die Mündung nicht sinken lassen und das Gewehr mit der linken Hand vest am Leibe behalten muß.

Ergreifet das Gewehr, ist wiederum ein Commandowort bey den Soldaten, welches vom gestreckten Gewehr in vier Tempo bewerkstelliget wird. 1) Man drehet sich auf den Absätzen rechts um. 2) Man fällt nieder, wie bey den Strecken. 3) Man erhebt sich wie vorher, und bringet im erheben die rechte Hand an die Mündung. 4) Man drehet sich wieder links um, macht Front und hält das Gewehr beym Fuß, wie gewöhnlich.

Ergreift die Patrone, ist abermals ein Commandowort in den Handgriffen der Soldaten, welches, nachdem man den Hahn in die Ruhe gesetzt hat, in zwey Tempo bewerkstelliget wird. Bey dem ersten er-

greift man die Patron mit einem kurzen Umschweife und schlägt stark auf die Patrontasche. Bey dem zweyten Tempo bringt man die Patronen mit der rechten Hand geschwinde eine Spanne vom Munde. (6)

Ergreifung des Besitzes, geschieht durch diejenige körperliche Handlung wodurch jemand anzeigt, daß er nunmehr die Sache als die seinige besitzen und behalten wolle, z. B. wenn ich eine bewegliche Sache in die Hand nehme, und in meine Verwahrung bringe, wenn ich ein unbewegliches Gut in jener Absicht betrete, mir die Schlüssel zum Eingang des Hauses in dieser Absicht zueigne; bey ganzen Ländern dadurch, wenn sich jemand von den Unterthanen huldigen, und die Beamte u. s. w. in Pflichten nehmen läßt. Wenn von einer Sache die Rede ist, welche niemand zugehört, und auf welche niemand ein ausschiesliches Recht hat, so steht die Besitzergreifung jedem frey, und jeder kann durch dieselbe das Eigenthum der Sache erwerben. Gehört zwar die Sache niemanden zu, aber es hat jemand ein vorzügliches Recht, sich solche zuzueignen, so steht auch nur diesem das Recht zu, deren Besitz zu ergreifen, daher kann z. B. von den zu einer liegenden Erbschaft gehörigen Sachen niemand als der Erbe selbst den Besitz ergreifen; ein anderer, welcher wissentlich, daß sie ihm nicht zugehören, den Besitz erbschaftlicher Sachen, um sie sich zuzueignen ergreift, begeht das Verbrechen der expilirten Erbschaft; ergreift er aber den Besitz solcher Dinge in der Ueberzeugung, daß sie sein gehören, so kann zwar der Erbe wider ihn auf Abtretung des Besitzes klagen; wenn aber dieses nicht geschieht, so kann er nach gehörig fortgesetztem Besitz das Eigenthum solcher Sachen durch Verjährung erwerben. Endlich von Sachen, welche einem andern zugehören, kann niemand anders, als mit Einwilligung des Eigenthümers nach der von ihm geschehenen Uebergabe den Besitz ergreifen; geschieht dieses mit Bewilligung des Eigenthümers, so geht auf den neuen Besitzer das Eigenthum über; wird aber der Besitz einer fremden Sache ohne Bewilligung des Eigenthümers ergriffen, um sich solche zuzueignen, so wird dadurch ein Diebstahl begangen, wenn der Besitzergreifer wußte, daß die Sache eines andern war; wußte er aber dieses nicht, oder glaubte irrig, daß der Eigenthümer einwillige, so wird er zwar nicht Eigenthümer, aber doch bonâ Fidei Besitzer. (38)

Ergreifung des Verdienstes Christi. s. Glaube.

Erhaben, convex, wird dem hohlen, vertieften oder concaven entgegen gesetzt. Hänget man zwey nach Belieben angenommene Punkte in einem Bogen durch eine grade Linie oder Sehne zusammen; so heißt die der Sehne zugekehrte Seite des Bogens concav und die davon abgekehrte convex. (6)

Erhaben, nennen wir überhaupt dasjenige, was durch seine Grösse und Vollkommenheit Bewunderung erregt. Wenn wir das Wesen der schönen Künste und Wissenschaften in der sinnlich-vollkommenen Vorstellung der Gegenstände setzen, so wird eben dieses der Leitfaden seyn, nach welchen wir uns in Bestimmung dieses Begriffs in Beziehung auf die schönen Künste und Wissenschaften zu richten haben. Wir werden alles dasjenige erhaben nennen, was gröſſer und stärker ist, als wir es erwartet haben. Das bloſe Schöne und Gute gefällt, ist angenehm, ergötzend, macht sanften Eindruck, den wir genieſſen; allein, das Grosse und Erhabene ergreift das Gemüth mit starker Kraft, und reißt es zur Bewunderung hin. Und dieser Eindruck ist nicht vorbeyrauschend, er besteht nicht in einer Ueberraschung, sondern er ist anhaltend. Je länger man sich mit einem erhabenen Gegenstande beschäftigt, desto stärker wächst der Eindruck, den er macht. Die Bewunderung ist eine Folge des Erhabenen. Der Entschluß eines Regulus nach Carthago zurückzukehren, ob ihm gleich die Martern nicht unbekannt waren, die seiner daselbst warteten, ist erhaben und erregt Bewunderung, weil wir der Pflicht auch einem Feind sein Wort zu halten, nicht so viel Gewalt über ein menschliches Herz zugetrauet hätten. Wir haben gesagt, daß der Eindruck, den das Erhabene macht, nicht transitorisch sey; dies bedarf noch einer nähern Einschränkung. Es ist wahr, die Bewunderung an sich, gleicht einem Blitz, der in einem Augenblick uns blendet, und wieder verschwindet, wenn das Feuer nicht unterhalten wird. Allein, dies kann auf mannichfaltige Art geschehen. Wenn wir uns für den Gegenstand, der unsre Bewunderung erregt hat, interessiren, wenn wir ihn lieben, oder wenn er durch ein unverschuldetes Elend unser Mitleiden verdient; so wechselt Bewunderung und wehmüthige Empfindung in unsrer Seele ab, wir hoffen und fürchten, und bewundern zugleich seine grosse Seele. Alsdenn ist der Gegenstand in der Lage, von welcher Seneca sagt: Ecce spectaculum dignum, ad quod respiciat, operi suo intentus Deus, ecce par Deo dignum, vir fortis cum mala fortuna compositus. Die Bewunderung setzt allemal Grösse voraus, und so auch das Erhabene. Die Natur hat in unser Herz einen unüberwindlichen Hang gegen dasjenige gelegt, was für uns erhaben, und fast göttlich ist. Wir bewundern niemals kleine Gewässer, nicht einmal wegen ihrer Klarheit und Nutzbarkeit, aber wohl den Nil, die Donau, und am meisten den Ocean, wegen seiner Grösse: so sagt Longin. Und er hat Recht. Das Grosse giebt unsrer Seele einen Schwung; wodurch sie sich über ihre gewöhnliche Grösse erhebt; wir sind für alles dasjenige, woran wir etwas Grosses finden, partheyisch. Allein, da die Bewunderung nur da entsteht, wo die Grösse wirklich erkannt wird, so muß die Grösse des erhabenen Gegenstandes nicht auſser unserm Gesichtskreis liegen. Das Erhabene ist für uns eine verhältnismäßige Idee, und richtet sich nach dem Standort desjenigen, der sie hat. Für einen Menschen von der niedrigsten Classe kann etwas erhaben seyn, das es für einen Menschen von gereinigten Geschmack nicht ist, so wie wir einen Hügel für erhaben halten, wenn wir ihn von der Tiefe ansehen, aber für niedrig, wenn wir von der Spitze eines Berges auf ihn herab sehen. Allein, wenn das Grosse so sehr auſser allen unsern Begriffen liegt, daß wir gar keine Vergleichung anstellen können, so erregt es auch keine Bewunderung. Wenn ich mir alle Mühe gebe, Miltons Teufel sinnlich zu denken, so kann ich nicht. Ich stelle mich für das Ungeheuer, und anstatt es ganz zu sehen, werde ich immer nur einen Theil gewahr; es ist mir unmöglich, diese partiale Ideen in eine ganze zu fassen. Eben dieses gilt von abstracten Wahrheiten, die mir unbegreiflich sind. Wenn man uns sagt, Gott habe die Welt aus nichts erschaffen, oder Gott regiere die Welt durch bloses Wollen; so werden wir dadurch nicht gerührt, weil es gänzlich auſser unsern Begriffen liegt. Wenn aber Moses sagt: jetzt sprach Gott, es werde Licht, und das Licht ward; so gerathen wir in eine Bewunderung, weil wir uns einbilden, etwas von dieser Grösse zu verstehen: wir hören befehlende Worte, und fühlen einigermassen ihre Kraft, und wenn man uns anstatt

des blosen göttlichen Willens ein sinnliches Zeichen desselben läßt, wie Homer und Horaz, die uns ein Bild ihres Jupiters geben, cuncta supercilio moventis, so erstaunen wir über diese Macht. Wenn daher Dichter solche Gegenstände anzeigen wollen, die ihrer Natur nach so groß sind, daß sie von keinem endlichen Gedanken erreicht werden können; so führen sie uns in die Gegenden zurück, die wir übersehen können. Die Psalmen Davids sind voll von solchen Vorstellungen. Wenn er z. E. die Unendlichkeit Gottes beschreiben will; so sagt er: Herr deine Gnade reicht über die Himmel hinweg, und deine Wahrheit über die Wolken; deine Gerechtigkeit wie die Berge Gottes, und dein Recht, eine unergründliche Tiefe. Wenn uns ein Dichter sagte, die Ewigkeit sey eine Dauer ohne Ende, so rührt er uns wenig; wenn aber Haller sagt:

Die schnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit, und Schall, und Wind,
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
Ermüden über dir und finden keine Schranken;

so bekommen wir doch einigermassen einen Begriff von dieser unendlichen Grösse; indem wir sehen, daß die bezeichnete Sache immer grösser ist, als das Zeichen, und unsre Bewunderung steigt bey jedem Ausdruck. Eben dieses gilt von moralischen Gesinnungen, wenn sie übertrieben werden. So bald wir uns die Grösse derselben nicht sinnlich denken können, so thun sie keine Wirkung auf uns. Unser Geist will sich immer mit den hervorstechenden Characteren in eine Vergleichung setzen, sich zu eben der Höhe empor schwingen, wo er jene sieht, wenn ihm nun die Grösse derselben ganz aus dem Gesichte liegt, so fehlt auch jenes Bestreben, welches unsere Seele in Thätigkeit setzt, und den Grund unsers Vergnügens ausmacht. Wir müssen also für jedes Erhabene ein Maas haben, nach welchem wir seine Grösse zu messen bemüht sind. Alsdenn erst kann die Seele einen Schwung nehmen, und sich zu jener Grösse erheben. Deswegen sagt Longin: natürlicherweise wird die Seele durch das wahre Erhabene gleichsam erhöhet, und indem sie selbst einen hohen Schwung bekommt, mit Vergnügen und grossen Gesinnungen erfüllt, als wenn sie das was sie hört, selbst erfunden hätte. Das Erhabene beschäftigt alsdenn die Kräfte der Seele dergestalt, daß alle Nebenbegriffe, die irgend mit derselben verknüpft sind, verschwinden müssen. In dem Augenblick wenn wir das Erhabene fühlen, kann weder der Witz noch die Einbildungskraft ihr Amt verrichten, und uns auf andere Begriffe leiten; denn mit dem Gegenstand der jetzo unsere Seele mit Bewunderung erfüllt, war niemals ein anderer ähnlicher Begriff verbunden, daß wir vermöge der Associationsgesetze darauf verfallen sollten. Unsere Aufmerksamkeit wird durch das Neue dergestalt gefesselt, daß wir dabey stehen bleiben, ohne auf andere Begriffe auszuschweifen; daher die Bewunderung des erhabenen Gegenstandes zuweilen so groß werden kann, daß wir in Erstaunen gerathen.

Ehe wir weiter gehen wollen wir noch einige andere Erklärungen anführen, die andere von Erhabenen gegeben haben. Mit derjenigen Erklärung die wir angegeben haben, stimmt Homer überein, wenn er sagt: jede Bewegung die grosse und erhabene Gegenstände verursachen, wird auch mit demselben Namen belegt; eine Empfindung die die Seele erhebt, wird erhaben oder groß genennt; daher kommt das Erhabene in der Poesie. Gerard sagt, diejenigen Dinge sind erhaben, welche Umfang mit Simplicität vereint besitzen. Longin sagt, dasjenige ist erhaben welches viel Nachdenken verursacht, welches man unmöglich besser geben kann, welches im Gedächtniß bleibt und nicht so bald vergessen wird; überhaupt ist dasjenige schön und erhaben, was allen Menschen gefällt. Und gewiß, wenn Leuten von verschiedenen Wissenschaften, Lebensart, Neigungen, Alter und Einsicht, die nemliche Sache zugleich gefällt, so ist die Vermischung und Zusammenstimmung so vieler Verschiedenheiten ein grosser Beweiß von dem Wunderbaren und Erhabenen. Diese angeführten Erklärungen sind nicht alle von gleicher Wichtigkeit. Ohne uns in eine genaue Prüfung derselben einzulassen, wollen wir nur einige Anmerkungen darüber machen. Wenn Longin zu einem Kennzeichen des Erhabenen angiebt, daß es allen Menschen gefalle, so können wir diesen Character nicht als allgemein gelten lassen. Höchstens kann er nur auf diejenige Art des Erhabenen angewendet werden, welche in der Sache selbst liegt, nicht aber auf diejenige, wo das Erhabene in der Ausführung des Künstlers liegt. Es gehört oft eine tiefe Einsicht in die Geheimnisse der Kunst dazu, um die Talente eines Künstlers zu bewundern; und wie wenig sind dieser unter den Menschen. Allein, daß das allgemeine Gefallen ein sicherer Probierstein von demjenigen Erhabenen ist, welches in der Natur und nicht in der Kunst gegründet ist, geben wir gerne zu. Ja Leute von gemeiner Denkungsart, deren Gefühl nur nicht ganz verwöhnt worden, müssen z. E. das Erhabene in den Gesinnungen desto wunderbarer finden, jemehr es sich über ihre Denkungsart erhebt. Wenn wir nun dasjenige was wir bisher gesagt haben, zusammen fassen, so folgt, daß die vornehmsten Merkmale des Erhabenen diese sind: 1) er muß Bewunderung erregen, 2) höchst sinnlich, und 3) vollkommen ausgedruckt seyn.

Die Bewunderung verursacht Nachdenken, fesselt die Aufmerksamkeit, und macht, daß wir das Bewunderte nicht leicht vergessen; die Sinnlichkeit macht, daß es leicht und faßlich ist, und von jedermann der gesunde Vernunft hat, begriffen werden kann; der vollkommenste Ausdruck macht, daß es schwerlich besser gemacht werden kann. Und hiedurch dünkt mich, lassen sich alle die verschiedenen Arten des Erhabenen in eine zusammen bringen.

Nunmehr wollen wir die verschiedene Arten des Erhabenen untersuchen. Erstlich bemerken wir denjenigen Unterschied, der aus den Gegenständen welche Bewunderung erregen, entsteht. Entweder besitzt der vorzustellende Gegenstand an und vor sich selbst solche Eigenschaften, die bewundrungswürdig sind; oder der Gegenstand ist an und vor sich selbst so ausserordentlich nicht, der Künstler besitzt aber die Geschicklichkeit die Eigenschaften desselben empor zu heben, und in einem solchen Lichte zu zeigen, daß Bewunderung über die Vollkommenheit des Künstlers entsteht. In dem ersten Fall bewundert man die Vollkommenheit der Sache, und im andern die Geschicklichkeit des Künstlers. Wir müssen von einem jeden insonderheit reden. Man kann das Erhabene in den Gegenständen wieder in zwey Classen eintheilen, in das physische und moralische. Ein Körper der so groß ist, daß wir ihn kaum noch in seinem ganzen Umfang mit den Sinnen fassen können, eine weite dunkele Einsamkeit die uns mit düstern Vorstellungen füllt, und diese mit sich in das Unendliche zieht; eine Tiefe, die zuletzt in sich selbsten verschwin-

ſchwindet; eine Zeit die an die Ewigkeit gränzt oder in dieſe fließt; eine Kraft die gröſſer iſt als die gröſte Kraft, deren wir uns bewußt ſind; alle dieſe Dinge werden erhaben, wenn ihnen eine Vorſtellung zu Hülfe kommt, die uns dasjenige ohne Umſchweife zu erkennen giebt, was über das gewöhnliche Maas hinaufſteigt. Wir wollen einige Beyſpiele anführen. Man kann die Majeſtät der Natur nicht ohne Bewunderung ſehen, und wer ſolche Gegenſtände würdig malen oder beſchreiben will, der erreicht das ſinnlich Erhabene. Man leſe Hallers Gedichte über die Alpen.

Der ſich die Pfeiler des Himmels, die Alpen, die er beſungen,
Zu Ehrenſäulen gemacht.

Wenn Klopſtock den unermeßlichen Raum des Himmels beſchreibt, ſo ſagt er:

Hier füllen nur Sonnen den Umkreis
Und gleich einem vom Lichte gewebten ätheriſchen Vorhang
Zieht ſich ihr Glanz um den Himmel herum. Kein dämmernder Erdkreis
Naht ſich des Himmels verderbenden Blick. Entfliehend und ferne
Geht die bewölkte Natur vorüber. Da eilen die Erden
Klein, unmerkbar dahin, wie unter dem Fuße des Wandrers
Niedriger Staub, von Gewürmen bewohnt, aufwallet und hinſinkt.

Eben derſelbe beſchreibt die lange Dauer einer Sache, ſo lang,

als die Seele
Sich die Ewigkeit denkt, wenn ſie in ſchnellen Gedanken,
Aus dem Körper entfleucht.

Dieſes Erhabene wird dadurch noch ſtärker, wenn die Phantaſie dazu kommt, und ſich durch Erdichtung eine zweyte ſinnliche Welt ſchaft. Durch dieſen Kunſtgriff ſind die Gemälde des Himmels und der Hölle, beym Milton und Klopſtock, ſo erhaben. Welcher Reichthum der Phantaſie iſt in ihren Beſchreibungen. Wir bewundern die Gegenſtände wegen der Menge und des Reichthums der Dinge, die uns auf einmal vor die Augen kommen und die wir zu faſſen unvermögend ſind. Vergleichungen thun hier eine gute Wirkung. Wenn Virgil den ungeheuer groſſen Mezenz malet, ſo ſagt er:

At vero ingentem quatiens Mezentius haſtam
Turbidus ingreditur campo. Quam magnus Orion
Quum pedes incedit medii per maxima Nerei
Stagna viam ſcindens, humero ſupereminet omnes
Aut ſummis referens annoſam montibus ornum,
Ingrediturque ſolo & caput inter nubila condit:
Talis ſe vaſtis infert Mezentius armis.

Groſſes mit Kleinem verglichen, macht das Erhabene des erſten ſichtbarer. Wenn Pope ſagt, Gott ſehe mit gleichem Blick eine Waſſerblaſe und eine Welt im Staub, ſo erhebt der Gedanke die Seele ungemein; oder wie Haller ſagt:

Der Sterne ſtille Majeſtät
Die uns zum Ziel befeſtigt ſteht
Eilt von dir weg, wie Gras an ſchwülen Sommertagen;
Wie Roſen, die am Mittag jung
Und welk ſind vor der Dämmerung,
Eilt vor dir weg, der Angelſtern und Wogen.

So groß nun auch die Bewunderung über phyſiſche Gegenſtände iſt, ſo werden wir doch weit mehr entzückt, wenn wir die Vollkommenheiten des Geiſtes denken. Ein groſſer Verſtand, groſſe und ungemeine Geſinnungen, eine glückliche Einbildungskraft, die mit einem durchdringenden Scharfſinn verknüpft iſt, heftige Gemüthsbewegungen, die ſich über das gemeine erheben, und überhaupt alle groſſe Eigenſchaften des Geiſtes reiſſen unſere Seele um ſo mehr zur Bewunderung hin, je höher der Geiſt über den Körper erhaben iſt.

Eine beſondere Aufmerkſamkeit verdient dasjenige Erhabene, welches in den Geſinnungen und Leidenſchaften ſichtbar iſt, weil die Bewunderung in dieſen Gegenſtänden auf das Herz wirkt. Diejenigen Geſinnungen, die ein groſſer Geiſt in den verſchiedenen Situationen äuſſert, in denen er ſich befindet, haben eine beſonders ſtarke Kraft auf unſre Herzen. Wenn wir anderer Menſchen Empfindungen, Leidenſchaften, innerlich wirkende Kräfte mit unſerm Gefühl vergleichen, und gegen dasjenige halten, was wir zu thun vermögend ſind, ſo entſteht allemal Bewunderung, wenn wir Kräfte ſehen, die weit über die unſrigen erhaben ſind. So können die Empfindungen der Ehre, der Rechtſchaffenheit, der Liebe des Vaterlands, ſo ſtark in einem Menſchen ſeyn, daß ſie Bewunderung in uns erregen. Wenn wir einen Helden ſehen, der die ſchwerſten Beleidigungen verzeiht, ſo wie Auguſtus zum Cinna, der in eine Verſchwörung gegen ihn getretten war, ſagt: laßt uns Freunde ſeyn; oder wenn Cäſar zum Brutus, in dem Augenblick da er ihn mit dem Dolch durchſticht, ſagt: auch du Brutus! oder wenn der Hoheprieſter in der Athalia, da man ihn bey den gefährlichſten Umſtänden durch Drohungen ſchrecken will, ruhig ſagt: ich fürchte Gott, Abner, und kenne keine andere Furcht; ſo müßte derjenige ohne alles Gefühl ſeyn, der das Erhabene in dieſen Geſinnungen nicht erkennen wollte, und zur Bewunderung hingeriſſen würde. Dahin gehört auch die Antwort jenes Spartaners, gegen welchen ein Perſer prahlte, daß die Menge der Pfeile des perſiſchen Heeres die Sonne verdunkeln würde; wir werden alſo, ſagte der Spartaner, im Schatten fechten. Hiedurch geben erhabene Seelen die Gröſſe ihrer Geſinnungen und Charaktere zu erkennen, und verdienen unſere Bewunderung. Die Stärke des Gemüths, das ſich durch nichts niederdrücken läßt, die Kühnheit, die keine Gefahr ſcheuet, der Muth, den keine Gefahr überwältigt, hat auch etwas Groſſes, wenn es auch nicht zum Beſten angewendet wird. Die Anrede, womit Satan nach ſeinem Fall die Hölle begrüſſet, hat etwas Erhabenes von dieſer Art. Hieher gehört auch die erhabene Bosheit des Caiphas und Philo beym Klopſtock. Weit mehr Bewunderung erregen aber ſolche erhabene Gedanken, wenn ſie aus einer edlen Sinnesart entſtehen; wenn edle und wirklich groſſe Gedanken einem Menſchen gleichſam zur andern Natur geworden ſind, daß ſie groß handeln und denken, ohne es ſo zu reden, ſelbſten zu wiſſen. Da man jener Lacedämonierin die Nachricht brachte, daß ihr Sohn im Treffen umgekommen ſey, ſo ſagte ſie: deswegen habe ich ihn gebohren, damit jemand wäre, der kein Bedenken trüge, für das Vaterland zu ſterben. Hieher gehört auch das bekannte: qu'il mourat, in dem Trauerſpiel des Racine, die Horazier. Ein Parallelſtelle iſt eine Ode der ſeligen Langin:

Natur, warum haſt du mich weiblich gebildet?
O könnte ich doch mit ſtarken männlichen Händen,

Mein Blut für dich, o Vater Friedrich, verſprü-
zen!
Es thu es mein Kind.

Aus dieſer Quelle flieſſen auch die ſtarken Monologen, die man in unſern neuen Trauerſpielen antrift, wovon die bekannte aus Shakeſpears Hamlet: Seyn und Nichtſeyn? dies iſt die Frage ꝛc. ein Meiſterſtück iſt. Doch iſt hiebey auch noch dieſes anzumerken, daß ſo kurz eine heroiſche Seele in ihren Entſchlieſſungen iſt, ſo kurz und nachdrücklich giebt ſie auch ſolche in ihren Worten zu erkennen. Dergleichen erhabene Geſinnungen thun ihre Wirkung, auch wenn ſie ohne allen Schmuck der Rede vorgetragen werden; ja es verträgt ſich dieſer nicht einmal gut damit. Die Zergliederung des Hauptbegriffs würde durch ihre Langſamkeit die Bewunderung ſchwächen, indem ſie uns das Erhabene nun nach und nach empfinden lieſſe, die Seele würde nicht die Muſe haben, den Begriff des Erhabenen ſelbſt noch zu denken, und ihn in ſeiner ganzen Gröſſe zu fühlen. Wenn ein Mann von groſſer Seele bey dem ſtürmenden Ungewitter der Gefahren und des Unglücks in ſtiller Ruhe bleibt, ſo iſt ſelbſt ſeine Ruhe etwas bewundernswürdiges und erhabenes, wenn es auch blos nach der Natur geſchildert iſt, ohne Schmuck und Zierrath der Rede. So iſt der Weiſe, der nach dem Horaz

Si fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinæ.

So iſt der Fromme, der nach David ſagt:

Wir fürchten uns nicht, wenn auch die Welt un-
tergienge
Und Gebirge im Meere vergehen,
Wenn das Meer wüthete und wallete,
Und von ſeinem Ungeſtümm Berge einfielen.

So erhaben nun eine ſolche Ruhe iſt, ein eben ſo erhabener Gegenſtand iſt es, wenn die Seele gleichſam aus ſich hervortritt, und durch heftige Leidenſchaften ihre Kraft äuſſert; wenn ſie jezt vom Schrecken, Reue, Zorn und Verzweiflung plözlich betäubt wird. Die Seele arbeitet alsdenn unter einer Menge von Vorſtellungen, die ſie im Augenblick übereilen; alles drängt ſich zum Ausbruch, und wir ſehen die Seele in einer Bewegung, die über unſer Erwarten iſt. Wer kann ohne Schautern den Schmerz Hiobs anſehen, auch wenn er von Leiden übermannt, ſeine Geburtsſtunde verflucht; wer zittert nicht, wenn er beym Sophocles die Jocaſta ſagen hört: nun wohl, ich kann nicht mehr reden, dies iſt das leztemal, daß ich dich ſpreche. Hier bewundern wir entweder den Ausbruch der Leidenſchaften oder die Urſache derſelben. Von der erſten Art iſt der Zorn des Achills beym Homer, den auch die Wellen des Xanthus nicht zurück halten können; die Rachſucht des Coriolans beym Thomſon, wenn er ſagt: gieb mir den unterſten Rang in dem Heere, ganz Italien ſoll dennoch erfahren, und allen künftigen Zeiten ſoll es die Stimme des Gerichts ſagen, daß ich zugegen geweſen bin, daß Coriolan dem Heere der Volcker beygeſtanden habe, als das herrſchende Rom der Erde gleich gemacht worden. Von der andern iſt Oedipus, der in dem entſezlichen Augenblick, da er alle Greuel vernahm, die er begangen hatte, nichts ſagte, als: ich hatte nichts geringers vermuthet. Man denke alles, was Oedipus gethan hatte, und urtheile von der Verzweiflung, in welcher er war. Genug von der erſten Art des Erhabenen.

Die andere Art des Erhabenen iſt diejenige, wo der Gegenſtand zwar nichts auſſerordentliches hat, aber durch den Künſtler ſo vorgeſtellet wird, daß er unſre Bewunderung erweckt. Zuweilen ſind beyde Arten beyſammen. Es iſt z. B. ſchon an ſich etwas Groſſes, durch eigenes Nachdenken das Menſchengeſchlecht zu erleuchten, wenn aber Kleiſt ſagt,

die deren nächtliche Lampe den ganzen Erdball er-
leuchtet,

ſo wird durch die Art der Vorſtellung die erſte Idee weit erhabener. Hier fällt die Bewunderung auf die Fähigkeiten des Künſtlers zurück, der uns einen gewöhnlichen Gegenſtand in einem ſolchen Lichte darſtellt, daß er unſere Bewunderung verdient. Ein Menſch, der ſich ſterbend auf dem Schlachtfeld herum wälzt, iſt ein ſehr gemeiner Gegenſtand, und wirkt an ſich keine Bewunderung. Aber man ſehe, mit welcher Meiſterhand ihn Klopſtock zeichnet:

Der kommende Sieger,
Und das bäumende Roß, der rauſchenden Panzer
Getöſe,
Und das Geſchrey, und der tödtenden Wuth, und
der donnernde Himmel
Stürmt über ihn. Er liegt, und ſinkt mit geſpal-
tenem Haupte
Dumm und gedankenlos unter den Todten, und
glaubt zu vergehen,
Darauf erhebt er ſich wieder, und iſt noch, und denkt
noch, und fluchet
Daß er noch iſt, und ſpritzt mit bleichen ſterbenden
Händen
Blut gen Himmel, Gott flucht er, und wollt ihn
gern noch leugnen.

Wie verſchieden und doch erhaben, iſt eine andere Beſchreibung eines Sterbenden, von eben dieſem Dichter.

Dem Sterbenden brechen die Augen,
Sehen nicht mehr; ihm ſchwindet der Anblick der
Erde und des Himmels
Tief in die Nacht. Er höret nicht mehr die Stim-
me des Menſchen,
Noch der Freundſchaft zärtliche Klagen. Er ſelbſt
kann nicht reden
Und mit bebender Zunge den Abſchied kaum ſtam-
meln,
Athmet tiefer herauf; ein kalter ängſtlicher Schweiß
läuft
Ueber ſein Antlitz, das Herz ſchlägt langſam, dann
ſtehts, dann ſtirbt er.

Dieſes Erhabene zeigt ſich eben nicht allemal in einer umſtändlichen Ausmalung des Gegenſtandes, ſondern ein einziges Wort giebt oft dem Gedanken einen ſolchen Schwung, der durch alle Beredſamkeit nicht zu erhalten iſt. Man erinnere ſich an den Gellertſchen Ausdruck, im Inkle und Pariko, mich, die ich ſchwanger bin, und urtheile, ob das abgebrochene mich, nicht mehr ſagt, als eine lange Strafpredigt. Wenn Dido dem Aeneas in der unterirrdiſchen Welt antrift, ſo läßt ſie Virgil kein Wort reden, ſondern

Illa ſolo fixos vultum auerſa tenebat.

und dieſes Stillſchweigen thut in Abſicht auf den Leſer die herrlichſte Wirkung. Longin macht hierüber folgende Anmerkung: das Erhabene iſt nichts anders, als ein Wiederſchein von der Gröſſe unſers Geiſtes; und darum bewundern wir zuweilen das bloſſe Denken eines Menſchen, wenn er auch kein Wort redet. Von dieſer Art des Erhabenen giebt Longin die meiſten Beyſpiele. Eine Vorſtellung, die uns nicht ſonderlich

rührt, kann auch durch die Entwickelung erhaben werden, weil wir sie ohne diese nicht fassen können; durch die Einkleidung aber wird die Hoheit der abgezogenen Vorstellungen begreiflich. Den allgemeinen Satz, daß Gott alles mit Weisheit regiere, drückt Salomo sehr erhaben auf diese Art aus: da er die Himmel bereitete, war ich daselbst; da er die Tiefen mit seinem Ziel verfassete u. s. w. Sprüchw. 8, 25. folg.

Durch Bilder, Gleichnisse, und besonders durch die Prosopopie können Vorstellungen, die sonst wenig Kraft haben, ungemein erhaben werden. Wenn Haller von dem Erfinder des Schießpulvers sagt, er schafft dem Donner Brüder; wenn eben derselbe vom Elephanten und Wallfisch sagt:

Dem Fisch, der Ströhme bläst, und mit dem Schwanze stürmet,
Hast du die Adern ausgehöhlt,
Du hast den Elephant aus Erde aufgethürmet,
Und seinen Knochenberg beseelt;

so hängt das Erhabene blos von der Einkleidung ab. Diese Art des Erhabenen kann auch in den bildenden Künsten erhalten werden, und die Bildhauer und Baumeister der Alten haben uns darinnen vortrefliche Meisterstücke hinterlassen.

Da das Erhabene eine der schönsten Eigenschaften der Werke der Kunst ist, so haben sich die Kunstrichter die Mühe gegeben, die Quellen derselben aufzusuchen. Longin ist der älteste, der von dieser Materie geschrieben hat; sein Buch περι ὑφους, ist in jedermanns Händen. Er beruft sich auf eine ältere Schrift des Cäcils von dieser Materie, die aber nicht bis auf unsere Zeiten gekommen ist. Er hat viele Uebersetzer und Erklärer gefunden, die ihn theils verstanden, theils nicht verstanden haben. Dieser Longin giebt fünf Quellen von dem Erhabenen an. Die erste nennt er το περι τας νοησεις αδροπηβολον, d. i. eine edle Kühnheit ungemeine Gedanken glücklich hervorzubringen; die zweyte, το σφοδρον και ενθουσιαστικον παθος, eine heftige enthusiastische Leidenschaft; die dritte ποια των σχηματων πλυσις, Bildung der Figuren; die vierte γενναια φρασις, edler Ausdruck; die fünfte endlich η εν αξιωματι και διαρσει συνθεσις, würdige und erhabene Stellung der Worte. Die beiden ersten dieser Quellen liegen in der Natur, die drey letzten in der Kunst; und mit diesen letztern giebt er sich auch am meisten ab. Longin hat Recht; denn was kann aus dem, was wir von der Natur des Erhabenen gesagt haben, glücklicher zum Erhabenen gebraucht werden, was ist nothwendiger dazu, als eine natürliche Anlage des Geistes, wodurch sich der Mensch über die gewöhnliche Denkungsart hinaussetzt? als ein edler und stolzer Eifer; ein lebendiger Entschluß, keine andere, als grosse Gedanken hervorzubringen? als eine Auswahl grosser Objekte mit den prägnantesten Umständen, daß er an einer jeden Sache, so klein sie auch ist, die wichtigsten Seiten entdeckt und proportionirt denkt? Wenn jemand eine solche Anlage hat, können seine Producte anders, als groß werden? Man glaube aber ja nicht, daß die Natur hier alles und die Kunst nichts thue. Es ist wahr, ohne natürliche Anlage des Geistes und des Herzens wird man nie etwas vorzügliches, weder in diesem, noch in jedem andern Theil der schönen Wissenschaften leisten; allein es muß doch solche auch durch Zeit, Gelegenheit, Arbeit und Studium erhöhet werden. Wir haben in den redenden und bildenden Künsten die größten Meisterstücke des Erhabenen; aber glaubt man wohl, daß Demosthenes, Homer, Phydias, Raphael ihre Geschicklichkeit blos der Natur zu danken gehabt haben? Der Saame liegt im Herzen; aber Kunst und äussere Umstände machen, daß er aufkeimt. Die Regel, die man zu beobachten hat, ist sehr einfach; aber die Anwendung derselben hat Schwierigkeiten. Sie ist diese: um erhaben zu seyn, muß man nur diejenigen Umstände eines Gegenstandes wählen, welche die größte Figur machen. Diese Wahl der Umstände bestimmt die Manier des Künstlers. Die Dichtkunst hat besonders eine grosse Gewalt, Gegenständen ein Ansehen von Grösse zu geben. Ein guter Geschmack, interessante Gegenstände auszulesen, setzt oft den Leser in einen solchen Gemüthszustand, daß er durch die Beschreibung mehr gerührt wird, als wenn er selbst Zeuge der Begebenheit gewesen wäre. Eine andere Regel des Erhabenen ist, daß man sich abstracter und allgemeiner Worte, so viel als möglich, enthalten soll, im Gegentheil Bilder, die das Leben der Poesie sind, in ihrer ganzen Vollkommenheit darstellen. Es kann kommen, daß ein Mensch durch Vorstellung des Grossen so sehr über seinen Zustand erhöhet wird, daß es äusserst schwer ist, diese Bewegung in ihrer ganzen Vollkommenheit durch einen einzelnen Gedanken hervorzubringen; er muß alsdenn die Vorstellung durch einzelne Theile zum Ausdruck bringen, bis solcher seiner Idee vollkommen entspricht. Daß hiebey eine besondere Behutsamkeit nöthig sey, ist ohne unser Erinnern klar. Der erhabenste Geist läßt sich oft durch das Niedrige, das in den Sitten seiner Zeit herrscht, hinreissen, daß er es auch in den Werken der Kunst nicht vermeidet. Er muß deswegen nichts als seine Materie denken, wie sie zu allen Zeiten, unter allen Umständen groß und erhaben seyn kann. Er muß deswegen besonders auf diejenige Umstände Achtung geben, die ihm eine besondere Reitzbarkeit geben können; denn grosse Gedanken entstehen nur durch besondere Veranlassungen. Nur alsdenn, wenn der Künstler durch die Grösse seiner Materie begeistert ist, wird das Erhabene, dessen er fähig ist, in seinem Verstand und Herzen hervorbrechen. Das wichtigste ist, erhaben zu fühlen; hat der Redner und Dichter alsdenn die Sprache, der Maler die Zeichnung, der Tonkünstler die Harmonie in seiner Gewalt, so zeigt sich das Erhabene auch im Ausdruck. Man wird nicht nöthig haben, viele Regeln davon zu geben. Die Leichtigkeit und Einfalt sind die vornehmsten Eigenschaften desselben; künstliche und gesuchte Wendungen sind demselben zuwider. So wie in den sittlichen Wendungen, diejenigen, die groß denken, nur immer den geraden Weg gehen, da kleine Seelen voller niedrigen Umwege sind; so ist es auch in den Werken der Kunst. Ein Gegenstand, der in seinem Wesen groß ist, darf nur genennt werden, so steht er in seiner ganzen Stärke da. Der Schmerz des Laocoons drückt sich in seinem Gesicht aus, ohne daß man des Schreyens und Heulens nöthig hat. Agamemnon verhüllt bey der Aufopferung der Iphigenia das Gesicht, und dieses sagt weit mehr, als alle Verzerrungen des Gesichts.

Nun noch ein paar Worte von den Fehlern, die in Absicht auf das Erhabene begangen werden können. Der Künstler strengt oft seine Kräfte auf eine unnatürliche Art an; um nicht zu kriechen, verliert er sich in Wolken, bildet Vorstellungen, die entweder auf

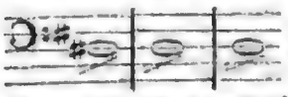
Unkosten der Sinnlichkeit erhaben, oder doch übertrieben sind, und dieses nennt man Schwulst. Zuweilen ist der Künstler nicht fähig, die Grösse seines Gegenstandes zu erreichen, er bleibt in der Tiefe und wird kriechend. Wenn ein erhabener Gegenstand zu sehr in der Vorstellung ausgebildet wird, so verliert er durch die Künsteleyen, die Wirkung, die er hervorbringen konnte. Oft bringt der Künstler das Erhabene am unrechten Ort an; und dieser Fehler heißt Parenthyesus. Kann ein schwülstiger Gedanke gar nicht sinnlich gedacht werden; dann heißt er Nonsense, oder Galimathias. Von allen diesen wird unter besondern Artickeln gehandelt, s. ausserdem auch Bombast, Phöbus. (22)

Erhaben (musik.) Durch das Erhabene in der Musik verstehet man, wenn das Wort ästhetisch genommen wird, solche Züge, die sich vom Niedrigen sondern.

Zwischen Edel und Erhaben ist noch ein grösser Unterschied: ein Pastorale oder ein musikalisches Schäfergedicht darf nicht niedrig seyn, und im geringsten nicht einer Bauernhochzeit, einem flamändischen Gemälde von besoffenen Trunkenbolden gleichen, doch darf es nicht erhaben seyn, weil dies der Character von Heldengedichten und musikalischen Epopeen würde.

Zum Ruhme der Deutschen, die doch andern Völkern in der Bildung erst lange und spät nachgekommen sind, muß man gestehen, daß sie auch in Wirthshäusern, wenn man zum Tanzen und nur für die Füße aufspielet, sich mit keiner gar zu niedrigen Musik begnügen: sie verlangen einen etwas regelmäßigen Baß, wollen eine begleitende zweyte Violin und Hörner zur Verstärkung haben, statt daß in Frankreich zehn und zwölf Paare hinter einer Geige (und wie gekratzet ist diese) herhüpfen, ja man siehet nicht ohne Staunen, daß in den edelsten Gesellschaften zum Tanzen ein Pfeifer geholt wird, der zugleich eine Trommel schlägt, und auf dem Tische erhaben dort sitzet, wodurch alle vernünftige Augen und gesunde Ohren beleidigt werden müssen.

Um eine Idee vom Erhabnen in der Musik zu geben: so müßen wir uns auf dasjenige beziehen, was unter dem Artickel: Edel, gesagt worden, nur mit dem Unterschied, daß jede edle erhabene Musik edel sey; nicht aber jede edle Musik erhaben seyn dörfe oder könne. Starke abgeflossene Züge — ein studirter und nicht trommelmäßiger Baß, (wie bey der italiänischen Musik



ꝛc.)

Mannigfaltigkeit in Gesängen, eine Bratsche, die melodisch gesetzt ist, (eine wahre Seltenheit, die Bratsche in eigener Bewegung zu hören, nicht Col Basso mit dem Baß, nicht von ihr unzusammenhängende Stücken von aufgeklaubten harmonischen Klängen zu vernehmen) — kurz, was Feinheit und Stärke verbindet, sind das Gepräg des Erhabenen, was jeder fühlen muß, der für dergleichen Eindrücke in jedem Fache der Wissenschaften und schöne Künste aufnehmlich ist.

Da der Gegenstand der Kirchenmusik der allererhabenste ist; so ist dieser Character auch dort am unentbehrlichsten, und wer sich lang mit Kirchenmusik allein beschäftiget hat, besonders, wem der scharfsichtige Zergliederungsgeist fehlt, wird in der Opernmusik im Komischen schwerfällig werden, weil dort das Erhabene ausser seinem Kreise versetzt wurde.

Im mechanischen Verstande bedeutet dieses Wort diejenige Hölzer am Claviere, die nicht niedrig sind: also nennt man das cis dis fis gis ais die erhabenen Tasten, und wer gut Clavierspielen lernen oder lehren will, muß die verschiedene Lage dieser Tasten in allen möglichen Tonleitern und Tonarten wohl und pünktlich studiren.

In den Herausgaben der Mannheimer Monatschrift befindet sich ein Clavierstück, das ohne allen niedrigen und gewöhnlichen Tasten blos auf den erhabenen gespielt werden kann.

Wie auf dem Manual diese Tasten sich von den andern unterscheiden; so sondern sie sich ebenfalls auch in dem Pedale. Sie sind meistens für die Behandlung mit den Füssen sehr ungemächlich eingerichtet, weil sie zu hoch liegen, erstaunlich klappern, und alle Augenblicke drohen stecken zu bleiben.

Herr Andreas Krämer, Hoforgelmacher von Mannheim, hat in der Hofkapelle eine Einrichtung getroffen, die verdiente, allgemeiner zu werden: es sind nemlich ganz niedrige sehr breite Hölzer, wobey keine Scheeren klappern, die, wenn sie hinunter getreten sind, den niedrigen Tasten zugleich kommen, und ohne daß der Organist abrütschen kann, sogleich, wenn er sie nachläßt, wieder in die Höhe schnellen. (25)

Erhabene Arbeit, (Baukunst) wird eine jede Arbeit genennt, die über die glatte Fläche hervorragende Erhöhungen hat. Diese Erhöhungen und Erhabenheiten können getriebene, gegossene und geschnitzte Arbeit seyn. Das Materiale, woraus sie gearbeitet wird, kann Holz, Stein, Eisen, Kupfer, Silber, Bronze u. dgl. seyn. Die Figuren und Arbeit selbst kann auch durchgebrochene oder halberhabene Arbeit seyn. s. weiter Basrelief. (18)

Erhabener Spiegel. s. Spiegel.

Erhabenes Glas, wird ein Glas genennt, das in der Mitte dicker ist, als am Rande. Man hat vier Gattungen solcher Gläser, die man kennen muß, ohnerachtet die Wirkung immer dieselbe bleibt, so lange die grössere Dicke der Mitte gegen die Dicke am Rande mit der Grösse des Glases in derselben Verhältniß stehet. Planconvexe sind auf einer Seite erhaben, auf der andern eben; auf beiden Seiten erhabene sind theils beyderseits gleich convex, theils copulirt oder ungleich auf beyden Seiten convex; endlich convexe Menisken sind auf der einen Seite mehr erhaben, auf der andern weniger vertieft. Sowohl die erhabene, als an den letzten auch die vertieften Flächen sind kugelförmig gekrümmt. Man hat zwar bemerkt, daß solche sphärische Gläser, die aus einem Punkte ausfahrenden Stralen nicht wieder genau in einem Punkte vereinigen, von welcher Eigenschaft erhabener Gläser jetzo gleich ausführlicher geredet werden wird, und Cartesius hat deswegen in seiner Dioptrik elliptische und hyperbolische Gläser vorgeschlagen, als von welchen wirklich erweißlich ist, daß sie die aus einem in der Axe gelegenen Punkte kommenden Stralen völlig genau wiederum in einem Punkt zusammenbringen. Allein theils sind dergleichen Gläser sehr schwer zu bereiten und noch niemand vollkommen gelungen; theils verdienen sie den Vorzug vor den sphärischen um deswillen nicht, weil sie die von Punkten, die ausser der Axe liegen, ausfliessenden Stralen schlechter als die sphärischen vereinigen; theils und vornemlich ist die von der Gestalt abhangende Abweichung, welcher man abhelfen wollte, eine Kleinigkeit gegen die von der verschiedenen Brechbarkeit der Stralen ab-

hangende erſt nach der Hand entdeckten; und wenn daher die lezte nicht gehoben wird, ſo iſt die Verbeſſerung in Anſehung der erſten von keiner Erheblichkeit. (ſ. Abweichung der Lichtſtralen.) Wir wollen uns deswegen im folgenden mit der Betrachtung der Stralenbrechung in anders als kugelförmig gekrümmten Gläſern nicht aufhalten.

Man braucht die erhabenen Gläſer hauptſächlich zu Brillen, zu finſtern Kammern, Zauberlaternen, Fernröhren, Vergröſſerungs- und Brenngläſern, und ihre vornehmſten Eigenſchaften, worüber ſie zu dieſen Gebräuchen aufgelegt ſind, beſtehen darin, daß ſie brennen, Bilder machen und vergröſſern, und dieſe mehreren Eigenſchaften haben ihren Grund in der einen, daß ſie die aus einem Punkte ausfahrenden Stralen wieder in einem vereinigen. Dieſe lezte wollen wir deswegen zuvorderſt näher betrachten.

Wenn der erſte dieſer Punkten unendlich weit ablieget und alſo die von ihm herkommenden Stralen parallel ſind, ſo nennet man den lezten den Hauptbrennpunkt oder vorzugsweiſe allein Brennpunkt, und den Abſtand deſſelben von dem Glaſe die Brennweite. Nach der Brennweite benennt man das Glas, und ſagt z. B. es ſeye ein Glas von 3 Fuß, von 4 Zoll, von 2 Linien, wenn ſein Brennpunkt 3 Fuß, oder 4 Zoll, oder 2 Linien von ihm abliegt.

Um augenſcheinlich zu beweiſen, daß die aus einem Punkte vor dem erhabenen Glaſe ausfahrenden Stralen in einem Punkt hinter demſelben wieder zuſammen gebrochen werden, zeichne man ſich den Durchſchnitt des Glaſes und ſeine Axe vor. ANB *) ſeye die Hälfte des Durchſchnittes und DF die Axe, CA der Halbmeſſer der oberen, KB der Halbmeſſer der unteren Fläche. Man erwähle ſich einen Punkt D, von welchem die Stralen ausfahren ſollen, und ziehe ſich einen derſelben DP und weiter fort bis b. Weil nun der Stral bey dem Uebergang aus der Luft ins Glas ſo gebrochen wird, daß der Sinus des Neigungswinkels zum Sinus des gebrochenen ſich verhält wie 3 zu 2; (ſ. Brechung der Lichtſtralen) ſo beſchreibe man aus dem Brechungspunkte P mit beliebiger Oeffnung des Zirkels einen Bogen ba von einfallenden Stralen bis an den Halbmeſſer PC der obern Fläche, ziehe deſſen Sinus bc auf den lezten ſenkrecht, theile denſelben in 3 gleiche Theile, ziehe durch den oberſten Theilungspunkt d die Parallele de mit PC und endlich durch e die Linie Pg, welche mit PC einen Winkel macht, deſſen Sinus $= \frac{2}{3}$ bc, die alſo den beym Eingang gebrochenen Stral vorſtellt. Weil ferner der Stral bey dem Uebergang aus dem Glaſe in die Luft ſo gebrochen wird, daß der Sinus des Neigungswinkels zum Sinus des gebrochenen ſich verhält wie 2 zu 3; ſo beſchreibe man abermals aus dem Brechungspunkte Q mit beliebiger Oeffnung des Zirkels einen Bogen hg von dem verlängerten Halbmeſſer KQ der unteren Fläche bis an den einfallenden Stral und noch über denſelben hinaus, ziehe deſſen Sinus gi auf den Halbmeſſer ſenkrecht, trage die Hälfte deſſelben gk auf ſeine Verlängerung, ziehe durch l die Parallele lm mit Qh, und endlich durch m die Linie QF, welche mit Qh einen Winkel macht, deſſen Sinus $= \frac{1}{2}$ ig, die alſo den beym Ausgange gebrochenen Stral vorſtellet. In dem ſolchergeſtalt beſtimmten Punkt F kommen alle Stralen zuſammen, die in dem Umfange des mit AP beſchriebenen Kreiſes auf das Glas fallen. Andre etwas näher bey A auffallende treffen ein wenig weiter vom Glaſe, und wieder andre ferner vom A auffallende treffen ein weniger näher bey dem Glaſe (ſ. Abweichung der Lichtſtralen); alle insgeſammt alſo in einem kleinen Kreisgen, das vor einen phyſicaliſchen Punkt gilt, zuſammen. Auf dieſe Weiſe kann man ſich alle oben unterſchiedene Arten der erhabenen Gläſern und darin die Stralenbrechung zeichnen, ſo wird man nicht nur ſehen, daß die angeführte Eigenſchaft allgemein iſt, ſondern auch, wenn man accurat verfährt, die Weite beſtimmen, worin die Stralen hinter dem Glaſe zuſammen kommen.

*) ſ. Dioptriſche Tafel, Fig. 11.

Das lezterе geſchiehet leichter und mit gröſſerer Accurateſſe, wenn man die im Artikel Brennweite, gegebene allgemeine Formeln auf die beſondere Fälle anwendet, welches wir jezo thun wollen. Wenn der Halbmeſſer AC die dem ſtralenden Punkt entgegen geſetzter Fläche $= r$, der Halbmeſſer KB der gegenüberliegenden Fläche $= \varrho$, die Entfernung DA des ſtralenden Punkts D vom Glaſe $= b$, die Verhältniß des Sinus des Neigungswinkels zum Sinus des gebrochenen beym Uebergang aus Luft in Glas $= m : n$ oder 3 : 2 die Entfernung BF des Vereinigungspunkts F vom Glaſe $= f$: ſo iſt, die Dicke des Glaſes vor nichts gerechnet,

$$f = \frac{nbr\varrho}{(m-n)b(r+\varrho)-nr\varrho} \text{ oder } \frac{2br\varrho}{b(r+\varrho)-2r\varrho}$$

Setzet man $b = \infty$ oder der ſtralende Punkt liege unendlich weit vom Glaſe, ſo wird f zum Brennpunkt l und

$$l = \frac{nr\varrho}{(m-n)(r+\varrho)} \text{ oder } \frac{2r\varrho}{r+\varrho}, \text{ d. i. der}$$

Brennpunkt eines copulirten Glaſes, wird gefunden, wenn man ſpricht: wie die Summe der Halbmeſſer zu dem einen, ſo der doppelte andere zum geſuchten.

Weil, wenn man die Würde von r und ϱ verwechſelt, d. i. r läßt KB und ϱ läßt AC bedeuten, beyde Formeln bleiben, wie ſind; ſo ſiehet man daraus, daß es in Anſehung des Vereinigungspunkts gleich viel iſt, welche Fläche dem ſtralenden Punkte entgegen gekehrt wird. Sind beyde Halbmeſſer einander gleich oder $r = \varrho$ ſo iſt

$$f = \frac{2br^2}{2br-2r^2} = \frac{br}{b-r} \text{ und } l = \frac{2r^2}{2r} = r$$

der Brennpunkt alſo eines auf beyden Seiten gleich erhabenen Glaſes iſt um den Halbmeſſer vom Glaſe entfernt.

Iſt die vordere Fläche eben, folglich $r = \infty$, ſo iſt

$$f = \frac{2br\varrho}{br-2r\varrho} = \frac{2b\varrho}{b-2\varrho} \text{ und } l = \frac{2r\varrho}{r} = 2\varrho$$

Iſt hingegen die hintere Fläche eben, alſo $\varrho = \infty$, ſo iſt

$$f = \frac{2br\varrho}{b\varrho-2r\varrho} = \frac{2br}{b-2r} \text{ und } l = \frac{2r\varrho}{\varrho} = 2r$$

Alſo iſt abermals in Anſehung des Vereinigungspunkts gleich viel, ob die erhabene oder die ebene Fläche dem ſtralenden Punkt entgegen gekehrt wird, und der Brennpunkt eines auf einer Seite erhabenen auf der andern flachen Glaſes liegt um den Durchmeſſer deſſelben von ihm ab. Soll eine Fläche hohl oder das Glas ein Meniſk ſeyn, ſo iſt der Halbmeſ-

ser der hohlen Fläche negativ. Es sey also erstlich $r=-r$, und man erhält

$$f=\frac{-2br\varrho}{b\varrho+2r\varrho-br} \text{ und } l=\frac{-2r\varrho}{\varrho-r}$$

Es seye zweytens $\varrho=-\varrho$ und man erhält

$$f=\frac{-2br\varrho}{br+2r\varrho-b\varrho} \text{ und } l=\frac{-2r\varrho}{r-\varrho}$$

Soll also l positiv seyn oder der Brennpunkt noch hinter dem Glase liegen, d. i. der Menisk convexer Art seyn, so muß, wenn der Halbmesser der hohlen Fläche vom Halbmesser der erhabenen abgezogen wird, ein negativer Rest bleiben, also der Halbmesser der hohlen Fläche grösser als der Halbmesser der erhabenen seyn. Es gilt wiederum in Ansehung des Abstandes des Vereinigungspunktes gleich viel, welche Fläche dem stralenden Punkte entgegen gehalten wird, und man findet endlich die Brennweite des Menisks, wenn man spricht: wie der Unterschied der Halbmesser zu dem einen, so der doppelte andre zu dem gesuchten die Brennweite also eines jeden spärischen Glases, dessen beyde Flächen auf zweyerley Weise gekrümmt sind, ist überhaupt die vierte Proportionalgrösse zur Summe oder Differenz beyder, dem einen und dem andern Durchmesser.

Aus dem Artikel Brennweite ist ferner bekannt, daß $f=\frac{lb}{b-l}$ aus welcher Formel sich allerley schöne und nüzliche Folgen ziehen lassen. Z. B. es fliesset daraus, daß dagegen $b=\frac{lf}{f-l}$, oder daß, wann, der erste Punkt vor dem stralenden angenommen, der zweyte der Vereinigungspunkt ist; umgekehrt würden, der zweyte Punkt vor dem stralenden angenommen; der erste zum Vereinigungspunkt werden; oder daß das Glas, welches die aus D ausfahrende Stralen in F vereiniget, dagegen die aus F ausfahrenden wiederum in D vereinige; woraus ferner klar ist, daß die Stralen, wie sie bey ihrem Durchgang durch verschiedene Mittel mögen gebrochen seyn worden, durch denselben Weg rückwärts wieder in den Punkt gelangen können, aus welchem sie ausgefahren. Es fliesset ferner daraus, daß $l=\frac{fb}{b+f}$, d. i. wann weder die Sonne scheint, daß man den Brennpunkt des Glases durchs anzünden mit demselben bestimmen könnte, noch der Prospect an dem Orte, wo man sich befindet, zulässet, weit entlegene Sachen in eben der Absicht zu präsentiren: so kann man dazu jede sehr nahe Gegenstände wählen; dann die Brennweite ist die vierte Proportionalgrösse zum Abstand des stralenden vom Vereinigungspunkte, des stralenden vom Glase und des Vereinigungspunkts von eben demselben, bringt man daher das Glas in die Mitte, daß der eine dieser Punkten so weit vor ihm als der andere hinter ihm liegt, also daß $f=b$; so ist $l=\frac{f^2}{2f}=\frac{1}{2}f$, d. i. in diesem Falle ist die Brennweite der Hälfte des einen oder andern Abstandes gleich. Endlich wenn b durch l gegeben oder die Entfernung des stralenden Punktes als ein vielfaches der Brennweite angesehen wird, so drückt sich f oder der Abstand des Vereinigungspunktes gleichfalls dadurch aus. Denn wann $b=pl$; so ist $f=\frac{pl^2}{pl-l}=\frac{pl}{p-1}$; z. E. wenn $p=9, 8, 7$ u. s. w. so ist $f=\frac{9}{8}l, \frac{8}{7}l, \frac{7}{6}l$, u. s. w. und dagegen wenn $p=\frac{8}{9}, \frac{7}{8}, \frac{6}{7}$ u. s. w. so ist dem obigen gemäß $f=9l, 8l, 7l$ u. s. w. Also auch wann $p=2$, oder $b=2l$ so ist, wie kaum auf eine andere Weise erwiesen worden, auch $f=2l$, d. i. wenn der stralende Punkt um die doppelte Brennweite vor dem Glase liegt, so liegt der Vereinigungspunkt eben so weit hinter demselben. Ist endlich $p=1$, so ist $f=\frac{l}{0}=\infty$ oder Stralen, die aus dem Brennpunkte ausfahren, kommen hinter dem Glase in unendlicher Entfernung zusammen oder sind hinter dem Glase parallel, abermals gemäß dem obigen Satze, vermöge dessen der erste Stral der ausfahrende des zweyten, wann der zweyte der ausfahrende des ersten ist. Rückt der stralende Punkt noch näher zum Glase und wird also $p<1$, so wächst die Entfernung des Vereinigungspunkts hinter dem Glase noch über das unendliche hinaus, d. i. die Linie *) die durch Drehung um den Punkt A aus der Lage ab, darin sie BC auf der rechten Seite in b schnitte, in die Lage cd, darin sie BC noch auf der rechten weiter von D in d schnitte, und ferner in die Lage ef, darin sie BC nirgends weder auf der rechten noch auf der linken Seite oder auf beyden Seiten in unendlicher Entfernung schnitte, gekommen, kommt durch noch weiter fortgesezte Drehung in die Lage gh, in welcher sie BC auf der linken Seite in g schneidet, und wann der Abstand des Schneidungspunkts von D nach der rechten $+f$ war, so fängt nun der Abstand nach der linken an $-f$ zu seyn, Es seye z. E. $p=\frac{1}{4}, \frac{1}{2}$; so ist $f=-3l$, $-2l$, $-l$ u. s. f. zulezt wann die einfallende Stralen statt aus einem Punkte auszufahren, auf einen Punkt losgehen, also D (fig. 11) nicht vor, sondern hinter dem Glase liegt, und folglich b negativ ist; so wird $f=\frac{lb}{b-l}$ zu $\frac{-lb}{-b-l}$ oder $\frac{lb}{b+l}$, welcher Werth immer positiv, aber auch immer kleiner als l ist.

Bis hieher haben wir den stralenden Punkt in der Axe liegend gedacht, nun soll er wie d **) ausser der Axe DF liegen. Unter den unzähligen Stralen, die von d aus über dem ganzen Glase ausgestreuet werden, muß einer da seyn, welcher nachdem er in a gebrochen worden, auf ein Element b trift, das mit jenem a parallel ist, welcher also in einer mit seiner vorigen parallelen Richtung bf aus dem Glase herausfährt, und von welchen man, weil die Dicke des Glases, wovon der Abstand der beyden Parallelen abhängt, vor nichts gerechnet wird, annehmen kann, daß er in einer graden Linie dabf ungebrochen durchgehe, und die Axe des von d ausfahrenden Stralenkegels abgebe. Wie vermöge des vorhergehenden alle von dem Punkte A ***) in der Axe ausfliessende Stralen AC, AE mit dem in der Axe selbst ungebrochen durchgehenden Stralen AD in a vereiniget wurden und aus a so, wie die Linien ac, ad, ae vorstellen, ferner fort in das Auge bey H fuhren; so werden ganz auf dieselbe Weise und aus demselben Grunde die aus B ausfahrenden Stralen BF, BG mit dem kaum angezeigter Massen ungebrochen durch die Mitte des Glases

*) Dioptrische Tafel. Fig. 14.
**) Fig. 15.
***) Fig. 16.

gehenden Strale BD in b vereiniget und fahren aus b ferner so, wie die Linie bf, bd, bg anzeigen, fort ins Auge bey H. Kurz, wie das Auge, wenn das Glas nicht da wäre, die Stralen aus A und B und eben so aus allen dazwischen liegenden Punkten der Linie AB empfangen würde, so empfängt es sie nun, da das Glas vorgehalten wird, aus a und b und allen dazwischen liegenden Punkten, es siehet also die Linie AB nun in ab und es ist demnach verständlich, wie das erhabene Glas dadurch, daß es die aus einem Punkte ausfahrende Stralen wieder in einen Punkt zusammen bricht, das Bild ab von der Linie AB hervorbringt. Es ist zugleich daraus mit verständlich, wenn das Bild vor, wenn es hinter das Glas, wie weit es davon fällt, wie groß und ob es aufrecht oder verkehrt ist. So lange nemlich der Gegenstand weiter als der Brennpunkt vom Glase abliegt, so lange fällt vermöge des vorhergehenden Absatzes das Bild hinter das Glas; so bald der Gegenstand über den Brennpunkt herbey rückt, so bald steht das Bild vor dem Glase. Weil die Vereinigungspunkte in den graden Linien liegen, die von den stralenden Punkten durch die Mitte des Glases gezogen werden, und die sich also in der Mitte des Glases durchkreuzen; so ist das hinter dem Glase befindliche Bild verkehrt, das vor demselben befindliche aufrecht. Das eine und andre ist desto weiter vom Glase, je näher der Gegenstand dem Brennpunkte, nnd desto näher bey dem Glase, je weiter der Gegenstand von dem Brennpunkt entfernt ist. Endlich weil in den Dreyecken ADB und aDb die Winkel bey a und A und die Verticalen bey D gleich sind, wenn das Bild hinter das Glas fällt *) oder der Winkel D gemeinschaftlich ist, wenn es vor das Glas fällt **); so ist AD: aD = AB: ab, oder der Gegenstand und sein Bild verhalten sich gegen einander, wie ihre Entfernungen. Also weil z. E. das Bild so weit hinter dem Glase stehet, als das Object vor demselben, wenn das letztere um die doppelte Brennweite von dem Glase entfernt ist; so ist in diesem Falle das Bild so groß als das Object. Wie dieses weiter vom Glase rückt, so wird jenes kleiner, wie dieses näher rückt, so wird jenes grösser, aber, weil mit derselben Menge von Stralen ein grösserer Raum überdeckt wird, auch trüber, bis es bey dem Eintritt des Objects in den Brennpunkt verschwindet.

Wir haben bisher unter dem Bilde eines Punktes den Punkt verstanden, worin sich die von jenem ausfahrenden Stralen mit einander vereinigen, und von welchem aus sie also eben so auseinander fahren, wie sie von dem Punkt aus, von welchem sie ursprünglich herkommen, auseinander fahren. Liegt er aber auf der andern Seite des Glases und man bringt ein weisses Blatt Papier in denselben, so malet sich der stralende Punkt darauf ab, indem die von ihm brennenden Stralen die Oberfläche des Papiers in eine Erschütterung setzen, (s. dunkle Körper) die derjenigen gemäß ist, welche in dem stralenden Punkte statt hat. Hielte man ein weisses Papier in den Punkt vor dem Glase, wo die aus dem Glase kommenden rückwärts verlängerten Stralen in dem Falle zusammenkommen, da der Gegenstand zwischen dem Glase und dessen Brennpunkt liegt, so würde der stralende Punkt darauf nicht abgemalet werden, weil wirklich keine Stralen auf das Papier fallen, sondern nur ihre Verlängerungen, also auch keine Wirkung derselben darauf sichtbar werden kann. Man kann also die ersten von den letzten durch die Beynamen wahre und eingebildete Bilder füglich unterscheiden. Selbst aber die wahren Bilder sind von den Gemälden, die sie auf der weissen Wand hervorbringen, durch mehrerley Eigenschaften unterschieden. Das Bild ist auch ohne das Gemälde, und letzteres ist, wenn es ist, eine Wirkung des ersten. Das Bild a des Punktes A *) kann nur von einem Auge, das innerhalb den Schenkeln des Winkels cae seine Stelle hat, von keinem andern ausserhalb demselben befindlichen; das Gemälde aber von jedem Auge, von welchem eine grade Linie in den Punkt a gezogen werden kann, gesehen werden. Aus dem, was von dem Vereinigungspunkte in obigen gesagt worden, ist klar, daß der Gegenstand und sein wahres Bild, also auch der Abdruck desselben oder das Gemälde, ihre Stelle mit einander verwechseln können, d. i. daß, wenn man den Gegenstand in die Stelle bringt, worin sein Bild stunde, alsdenn das Bild in die Stelle kommt, wo der Gegenstand stunde; daß eines unendlich entfernten Gegenstandes wahres Bild in Brennpunkt fällt u. s. w.

Vom Vereinigen der Stralen und vom Abbilden der Gegenstände durch convexe Gläser ist jetzo und vom Brennen mit denselben in einem eigenen Artikel das Nöthige gesagt worden; es ist also nichts weiter übrig, als daß von der Vergrösserung durch dieselbe gleichfalls kürzlich gesprochen werde. Wir haben schon überlegt, daß sich der Punkt A in der Axe in a **) und der Punkt B in der durch ihn und die Mitte des Glases gezogenen Linie DB in b präsentire und wissen, daß, wenn das obige p ein Bruch ist, der durch $\frac{c}{d}$ ausgedrückt werden mag, $f = \frac{\frac{c}{d}\,i}{\frac{c}{d} - 1} = \frac{c\,i}{c-d}$ seye. Wir können also sowohl die Entfernung, worin das Bild erscheinet, als daraus ferner seine Grösse bestimmen. Es ist nemlich $d - c < d$, und folglich wenn $\frac{c}{d}$ ein wahrhaftiger Bruch, folglich $c < d$, und daher $c - d$ eben das was $d - c$ nur negativ ist, auch $c - d < d$; daher $\frac{c}{c \cdot d} > \frac{c}{d}$ oder der Abstand des Bildes aD ist immer grösser als der Abstand der Sache AD, und kann so viel grösser erhalten werden, als man verlanget, nachdem man dem c eine Verhältniß zu d giebt. Da das durch das Glas CE betrachtete Object AB eben den Eindruck in das Auge macht, als stünde es in a und wäre ab; so lässet sich daraus verstehen, warum weitsichtige, wenn sie zu nahe Gegenstände deutlich sehen wollen, convexe Brillen brauchen. (s. Brille)

Von der vergrössernden Kraft kleiner Glaslinsen und der Weise, wie sie geschätzet wird, giebt der Artikel: Vergrösserungsglas, Nachricht.

Der kleinen Glaskügelein ist keine Erwähnung geschehen, weil davon in einem eigenen Artikel: Glaskugel, geredet wird. (6)

Erhaltung, ist ein Stück oder ein Theil der göttlichen Vorsehung, welche man in die Erhaltung, Mitwirkung und Regierung einzutheilen pflegt, doch nehmen andere auch nur zwey Theile an, nemlich die Erhaltung und Regierung, und begreifen denn unter der

*) Dioptrische Tafel. Fig. 16.
**) s. Ebendas. Fig. 17.

*) Dioptrische Tafel. Fig. 16.
**) s. ebendas. Fig. 17.

erſten die Mitwirkung zugleich, weil die Erhaltung der Kräfte eines Dinges von der Erhaltung des Dinges ſelbſt nicht getrennt werden könne, oder ſie wird zur Regierung gezogen, in ſo fern auf den Gebrauch und Anwendung der Kräfte geſehen wird. (ſ. Vorſehung, Mitwirkung und Regierung.

Die Erhaltung ſelbſt, in ſo fern ſie als ein Theil der ganzen Vorſehung angeſehen wird, beſteht darin, daß Gott macht, daß diejenigen Dinge die er zur Wirklichkeit gebracht hat, auch fortdauren und beſtehen: man nennt ſie auch theils den Rathſchluß Gottes oder ſeinen Willen von der Fortdauer der Geſchöpfe, theils die Handlung Gottes, welche es mit der fortgeſetzten Wirklichkeit der Geſchöpfe zu thun hat. Es iſt freylich weder ein von den übrigen Rathſchlüſſen abgeſonderter Rathſchluß, oder eine abgeſonderte Handlung in Gott, (ſ. Rathſchluß) aber indem wir den Willen Gottes und an den verſchiedenen Geſchöpfen und bey dieſen wieder in Anſehung ihrer mancherley Veränderungen, Kräfte u. ſ. w. denken, ſo erleichtern wir uns die Vorſtellung von Gott, ſeinen Eigenſchaften und Werken durch ſolche verſchiedene Eintheilungen der Rathſchlüſſe, des Willes und der Werke Gottes.

Daß die Dinge ihre Wirklichkeit behalten und fortdauren, kommt allein Gott zu, und iſt ein Werk aller drey Perſonen in Gott, weil es nicht in der Perſönlichkeit einer oder der andern Perſon, ſondern in dem Weſen Gottes gegründet iſt, und es nicht ein Verhältniß der Perſonen im göttlichen Weſen, ſondern ein Verhältniß gegen Dinge, die auſſer Gott ſind, anzeigt. Man nennt es daher ein opus ad extra, welches allen dreyen Perſonen zukommt, und ſchließt aus der Zueignung dieſes Werks an den Sohn Coloſſ. 1, 17, Hebr. 1, 3. Gottes auf die wahre Gottheit deſſelben. (ſ. Gottheit Chriſti) Daß die Erhaltung aber ein göttliches Werk oder eigne Handlung Gottes ſey, erhellet nicht nur aus der Schrift Pſ. 36, 7. ff. Pſ. 104, 24, 27—30. 147, 7—9. u. a. m. ſondern auch aus der Vernunft. Denn es läßt ſich die Erhaltung oder Fortdauer der Wirklichkeit von der Wirklichkeit ſelber nicht trennen, und ſo wenig die Exiſtenz und der erſte Anfang des Seyns in den Geſchöpfen gegründet iſt, ſo wenig kann auch der folgende Augenblik deſſelben oder die Fortſetzung der Exiſtenz in ihm ſeyn, und ſo wie der Anfang von ihm und ſeine erſte Wirklichkeit von Gott abhängt und in ihm gegründet iſt, ſo iſt es auch die Dauer derſelben. Die Abhängigkeit von dem Schöpfer kann in den folgenden nicht abnehmen, ſonſt würde aus dem Geſchöpfe ein independentes Weſen entſtehen, welches allein Gott ſeyn kann. Es kann alſo ein Geſchöpf ſeines Schöpfers nicht einen Augenblick entbehren, und es iſt nur ſo lange, als Gott will, daß es ſeyn ſoll. Ohnehin muß man bey der Hervorbringung der Dinge doch einen Zweck annehmen, welcher ohne Fortdauer nicht erhalten werden kann, und Gott wollte nicht allein, daß die Dinge da ſeyn, ſondern ihr Daſeyn zu gewiſſen Abſichten auch behalten, und eine Fortdauer haben ſollten. Man nennt daher die Erhaltung auch eine fortgeſetzte Schöpfung. Wem alſo die Erhaltung der Welt zukommt, dem muß die Gottheit ſelbſt zukommen.

Nur iſt hier die Frage aufgeworfen worden, ob die Erhaltung ein actus negativus oder poſitivus von Gott ſey. Einige haben ſie für einen bloſen actum negativum gehalten z. E. Arminianer und manche Philoſophen, und nach dieſer Meynung hat Gott weiter nichts gethan, als daß er nur die Dinge nicht zerſtöret, oder ſeine Macht nicht angewandt hat, ſie aus ihrer Wirklichkeit wieder zum Nichtſeyn zurück zu führen. Nachdem Gott die Welt einmal hervorgebracht habe, ſo könne ſie nun auch vor ſich beſtehen, und ſey auf Seiten Gottes weiter nichts nöthig, als daß er nur ſolche nicht wieder zerſtöre und aufhebe. Sie glauben, es ſey dieſes der Vollkommenheit Gottes anſtändiger. Könne ein Baumeiſter, ein Uhrmacher u. ſ. w. ein Gebäude, Uhr und ein anderes Werk aufſtellen, das alsdenn ohne ſeinen weitern reellen Einfluß und fortgeſetzte Thätigkeit vor ſich beſtehe und fortdaure, warum wolle man bey Gott und den göttlichen Werken ſolches nicht zugeben? Ohnehin vermiſche man dadurch wirklich Schöpfung und Erhaltung der Dinge, und ſo wenig man die Fortdauer und Erziehung eines Kindes eine fortgeſetzte Zeugung nenne, ſo wenig müſſe auch Schöpfung und Erhaltung vermengt, und die Erhaltung eine fortdaurende Schöpfung genennt werden. Wenn Gott in derſelben in jedem Augenblik poſitive wirke, ſo könne man nicht einſehen, wie gleichwohl die Kräfte der Geſchöpfe abnehmen. Dazu komme vornemlich, daß ja zur Vernichtung der Dinge ein actus poſitivus gehöre, und wenn Gott poſitive zur Zernichtung handele, wie könne er poſitive bey der Erhaltung wirken, denn in dieſem Fall wäre ja doch zur Zernichtung nichts weiter nöthig, als daß Gott nur aufhöre zu erhalten, oder dieſe Vernichtung müßte alsdenn bloſer actus negativus ſeyn.

Man hält aber dieſe Sache für eine bloſe Subtilität, und den Streit darüber von keinem erheblichen Einfluß in die Religion. Genug wenn nur die Dependenz der Dinge von Gott in jedem Augenblik behauptet und angenommen wird. Die Urſache warum man einen actum poſitivum in dieſem Werke behauptet, liegt in den Gründen die vorher für die Erhaltung ſelbſt angeführt ſind, und die Dinge bleiben gleichwohl immer zufällig, und es läßt ſich nicht bey Gott, wie bey Menſchen denken, daß er ſein Werk nachdem er es gemacht hat, aus den Hände lege. Bey einem Baumeiſter und Uhrmacher iſt es ein anders, er bringt die Dinge nicht hervor, ſondern er ſetzt ſie nur zuſammen, und handelt dabey nach denen in der Natur liegenden Kräften und Geſetzen. Die Baumaterialien haben ihre Exiſtenz ohne den Baumeiſter, ſie würden ſolche auch behalten haben, wenn der Baumeiſter ſie nicht zum Hauſe verwandt hätte, und nun dauren ſie ohne Zuthun des Baumeiſters, doch in der Verbindung fort, welche ihnen der Baumeiſter gegeben hat. Dieſe Verbindung ſelbſt hängt nicht von dem bloſen Willen deſſelben ab, ſondern vielmehr von Geſetzen der Natur, welche Gott gegeben hat. Man ſchließt hier alſo ganz unrichtig von einem menſchlichen Werkmeiſter auf Gott, und es iſt eine eingebildete Vollkommenheit Gottes, nach welcher ſeine Geſchöpfe ohne ſein weiteres Dazuthun oder Wirkung fortdauren ſollten. Schöpfung und Erhaltung iſt freylich nicht einerley. Die erſte iſt Ertheilung der Wirklichkeit bey vorher blos möglichen Dingen, die andere iſt Fortſetzung derſelben oder Ertheilung der Fortdauer bey ſchon wirklichen Dingen. Beyde ſind alſo allerdings verſchieden, und daher haben mehrere Theologen räthlicher gehalten, ſich dieſer Redensart: Fortgeſetzte Schöpfung, zu enthalten. Es kommt auch auf dieſe Benennung gar nicht an, indeſſen redet die Schrift doch ſelbſt ſo, daß ſie die neue Einrichtung, Wiederherſtellung, durch (κτιζειν, κτισις) erſchaffen, Erſchaffung ausdruckt, und es

bleibt

bleibt doch in beyden das Aehnliche, daß ſie durch den fortdaurenden kräftigen Willen Gottes da ſind; welches bey Zeugung und Erziehung eines Kindes der Fall nicht iſt. Wenn man ſagt: daß bey einer ſolchen poſitiven Erhaltung die Kräfte der Dinge nicht abnehmen, und lebendige Geſchöpfe nicht ſterben können, ſo bedenkt man nicht, daß dieſe Handlung Gottes ſeiner Abſicht und der Einſicht in den Zuſammenhang der Dinge gemäß ſey und er die Dinge nicht länger erhalten wolle, als es der jedesmalige beſondere Zweck derſelben erfordere, es folgt aus der Erhaltung nicht nothwendig eine unendliche Fortdauer und zwar ſogar in ihrer Zuſammenſetzung und Verbindung mit andern Dingen und der Beſchaffenheit. Die Schwierigkeit aber, daß alsdenn die Vernichtung der Dinge nicht mehr actus poſitivus ſondern negativus ſeyn würde, iſt von weniger Erheblichkeit. Denn wenn nun dem ſo wäre, ſo würde daraus weiter nichts widerſprechendes oder nachtheiliges erwachſen, indem es ja nicht ſchlechterdings nothwendig iſt, die Vernichtung zum actu poſitivo zu machen. Allein ſo wie die Fortdauer der wirklichen Dinge auf dem kräftigen Willen Gottes beruhet, ſo würde nun der völlig aufhören, oder die Vernichtung gleichfalls auf dieſen kräftigen Willen gegründet ſeyn, ohne daß ſich das widerſpreche. Warum ſoll ſich das einander aufheben, Gott will ſo viele Augenblicke und Zeiten hindurch, daß etwas ſey, und will nun in einem folgenden Augenblicke, daß es nicht mehr ſey.

Es geht die Erhaltung auf alle wirkliche Dinge. Dieſe aber ſind theils zur Körper- theils zur Geiſterwelt gehörig. Bey der Körperwelt kann man theils auf die einzelnen Theile derſelben, theils auf die Zuſammenſetzung dieſer Theile ſehen. Was die einfachen Theile betrift, ſo bleiben ſolche immer in ihrer Wirklichkeit, und wir können uns bey denſelben in ihrer Erhaltung keine Veränderung denken. Wenn ſie gleich mit dieſen oder andern Theilen verbunden, oder davon wieder abgeſondert werden, ſo bleiben ſie doch immer dieſe nemlichen Theile ſelbſt. Die Menge und innere Beſchaffenheit der einfachen Theile bleibt alſo in der Natur immer eben dieſelbe, und wir haben ſo wenig Grund eine Schöpfung neuer Theile als eine Vernichtung einiger vorhandenen Theile anzunehmen. Sie machen immer die Vorrathskammer aller Körper in der Welt aus. Die zuſammengeſetzte Körper aber ſind beſtändigen Veränderungen unterworfen, ſie erhalten neue Theile, ſie verlieren andere, und ihre Theile unter einander kommen in andere Verhältniſſe und Verbindungen. Dieſe Veränderungen ſind bald gröſſer bald geringer. Bey den groſſen Weltkörpern fällt dieſes weniger in die Augen, denn bey der Sonne, Planeten u. ſ. w. finden wir die nemliche Bewegung, Ordnung, Kräfte u. ſ. w. wie ſie immer geweſen ſind, und ſie behalten ihre gleiche Maſſe von Theilen. Auf der Erde aber und nach der Analogie alſo auch auf andern Weltkörpern giebt es Körper, welche mehr den Veränderungen unterworfen ſind. Es ſind dies ſowohl lebloſe als lebendige Geſchöpfe, wo wir ſowohl in den Individuen als Arten und Geſchlechter die ſteten Abwechſelungen wahrnehmen. Sie kommen weg, und ſterben, und es entſtehen andere und werden gebohren. Hier zeigt ſich nun die Erhaltung Gottes in allen dieſen Geſchöpfen und beſonders auch in den Menſchen, daß die Individuen ihre beſtimmte Zeit fortdauren, und das was zur Fortdauer, Pflege und Nahrung erfordert wird, immer da iſt, und die Geſchlechter und Arten erhalten werden. Wie denn Gott bey der Sündfluth ſelbſt die Erhaltung aller dieſer Geſchöpfe ſo wunderbar veranſtaltete. Wenn man aber doch genau reden will, ſo geht die Erhaltung nur allein auf die einfachen Theile, und die Veränderungen in den Körpern vielmehr zur göttlichen Regierung, und Vorſehung im eingeſchränktern Verſtande.

Was nun von der Erhaltung der Körperwelt geſagt worden, das gilt eben ſo von den Geiſtern. Da ſie ihrer Natur nach untheilbar ſind; ſo ſind ſie eben ſo wenig verweslich und können weder durch ſich ſelbſt, noch durch etwas anders zernichtet werden. Indeſſen bleiben ſie gleichwohl immer zufällig, die ihren Grund der Wirklichkeit bey ihrer Fortdauer eben ſo in Gott, als bey ihrem erſten Entſtehen haben.

Nur muß man wohl merken, daß die Erhaltung nur auf die Wirklichkeit und eigentlich auf die einfachen Dinge (die ſimplicia) gehe. Wenn wir bey den Geſchöpfen nun auch Einſchränkung, Unvollkommenheiten und Böſes antreffen, ſo gehören dieſe Dinge nicht zur Erhaltung. Denn man könnte es bedenklich finden, wie dergleichen Zweifel mehrmalen gemacht worden, daß Gott gleichwohl die böſen Geiſter und auch böſe Menſchen erhalte, da es ja beſſer und dem Beſten der Welt zuträglicher ſchiene, wenn Gott ſolche lieber in ihr Nichts zurückfallen lieſſe, ja es könnte jemand ſcheinen, als wenn Gott durch die Erhaltung derſelben wenigſtens auf eine entferntere Art an dem Böſen derſelben Theil nehme. Es geht aber Gottes Erhaltung nur auf die Subſtanz und die Realitäten eines Dinges nicht aber auf die Zufälligkeiten. Gott erhält den Geiſt, aber nicht die Sünde und das Böſe in dem Geiſte, welches von dem eignen und freyen Gebrauch der Kräfte abhängt. Daß Gott aber nicht dieſe Geſchöpfe lieber vernichtet, welche ihre Kräfte übel anwenden, gehört zur göttlichen Regierung, welche kleinere Uebel zuläßt, wenn durch deren Wegſchaffung gröſſere entſtehen ſollten, und welche nach der Abſicht Gottes bey vernünftigen Geſchöpfen, die ihnen zukommende natürliche Freyheit nicht aufheben kann, ohne daß die Weisheit Gottes ſelbſt dadurch verletzt werden ſollte. Die Erhaltung der Kräfte der Dinge gehört, wie wir im vorigen erinnert haben, mit zur Conſervation, denn ohne Leben und Kräfte läßt ſich keine Subſtanz denken. Wir werden aber das, was von der Mitwirkung in der Theologie gelehrt wird, in dem beſondern Artikel davon anführen. (20)

Erheben ſich, ſagt man von einem Schiffe, das unter Seegel geht, wenn es ſich von der Küſte entfernt und das hohe Meer zu gewinnen und den Wind zu faſſen ſucht. (6)

Erheben und Erniedrigen, wird bey den Jägern 1) von einem Bär geſagt, welcher bald in die Höhe, bald auf die Erde ſiehet um etwas auszuſpühren. 2) Das Wildpret erhebt ſich, d. i. ſtehet von der Erde auf. 3) Das Jagdzeug erheben, bedeutet aufheben und aufſtellen.

Erhebung, (Baukunſt) welche Vitruv abſcedentia nennt, begreift dasjenige, was in den Gemälden erhaben wird, indem man durch Schattiren den Hintergrund vertiefet, den Vordergrund aber der ſich erheben ſoll deſto weiſſer läßt. In dem deutſchen Sprachgebrauch wird dieſes unter der Erhebung der Zeichnungen und Bauriſſe begriffen. (18)

Erhebung der Staatseinkünfte, macht einen eigenen Gegenſtand des Nachdenkens eines guten Cameraliſten aus. Es iſt nicht genug: den Quellen der

Einkünfte des Staats nachzuspühren, und Sorge zu tragen, daß solche nie versiegen, vielmehr, wo möglich, ergiebiger gemacht werden; sondern ihre Schätze sind auch durch den geradesten, und sichersten Canal in dasjenige Bassin zu leiten, aus welchen sie wieder zu den Bedürfnissen des Staats geschöpft und vertheilt werden können, und sollen. Der gewöhnlichste Weg ist, daß eigene redliche Personen angestellt werden, welche solche erheben, und zu rechter Zeit wieder an ihre vorgesetzten Einnehmer abliefern, die sie endlich alle in die Schatzkammer des Staats, oder an die Generalcasse abgeben. Da diese Personen belohnt werden müssen, um ausser der Versuchung zu seyn, in die ihnen anvertrauten Gelder Eingriffe zu thun, so ist es eine der ersten Grundregeln, die Anzahl der Einnehmer, so viel immer seyn kann, zu vermindern, um eben so viel Besoldungen, als Verminderungen der Staatseinkünften, zu erspahren; jedoch aber auch sie nicht auf eine allzugeringe Anzahl zu setzen, damit eines Theils ein jeder Zeit genug übrig habe, alles dasjenige, was in seine Einnahme gehört, einzutreiben, und andern Theils die Gefahr des Verlusts eines Theils der Staatseinkünften, welcher sich durch Untreue oder Nachläßigkeit des Einnehmers ereignen könnte, nicht allzu groß werde. Daß man übrigens dieser Gefahr entweder durch Cautionen, welche die Einnehmer zu stellen haben, oder durch Gegenschreiber, und Gegenschliesser, (Controleurs) oder durch beyde zugleich, zu verringern suche, ist bekannt.

Da indessen diese gewöhnliche Erhebung der Staatseinkünfte, (franz. la Régie) immer die Beschwerlichkeit hat, daß sie durch viele Hände gehen müssen, ehe sie in die Hauptcasse fallen, so haben einige Cameralisten den Weg der Verpachtung derselben (franz. la Ferme) eingeschlagen, um solche durch weniger Hände in festgesetzten bestimmten Summen zu erhalten.

Wäre es auch den Regenten im Ernste nur um diesen Punkt zu thun, und liesse sich die Gewinnsucht der Pächter der Staatseinkünfte in Schranken halten, so möchte diese Art der Erhebung einen Vorzug vor der andern darin haben, daß der Staat mehr auf ein Gewisses dabey Rechnung machen, und seine Ausgaben darnach reguliren könnte.

Allein derjenige, der zuerst auf diesen Einfall gerieth, scheint die Bemerkung nicht gemacht zu haben, daß die Natur selbst uns ihren Seegen nicht ein Jahr wie das andere im gleichen Maaße zufliessen läßt, um uns in dem Gebrauche desselben vorsichtig zu machen, und zu lehren, den Ueberfluß des einen Jahrs auf den Mangel des andern zurücke zu legen. Wäre die Fruchtbarkeit des einen Jahres der von dem andern vollkommen gleich, so würden die Menschen ihren Vorrath jährlich aufzehren, und ein ausserordentlicher Zufall grösserer Bedürfnis, deren es auch bey ganz gleicher Fruchtbarkeit noch eine Menge giebt, würde die äusserste Noth veranlassen. Daß auch die Fürsten, oder Häupter des Staats Menschen seyn, hat die Erfahrung in den meisten Staaten, wo man zu Erhebung der Einkünfte des Staats die Verpachtung erwählt hatte, gelehrt. Sie verzehrten die reine Einkünfte des Staats in dieser Zuversicht ihrer Gewißheit. Ein nicht vorhergesehenes Bedürfnis brach herein, und die Pachter der Staatseinkünfte wurden um einen Vorschuß auf die Einkünfte des folgenden Jahres angegangen, welchen sie auch, gegen vortheilhaftere Bedingnisse des Pachts, leisteten. So waren schon die künftige Früchte zum Theil aufgezehrt, und der Ueberrest zu den gemeinen Bedürfnissen des nächsten Zeitraums nicht anreichend. Man mußte sich also von den Pachtern das dritte Jahr vorausbezahlen lassen. Suchte der Himmel das Land mit Krieg oder einem verschwenderischen Regenten heim, so war ein Vorschuß auf das fünfte, sechste, zehnte ꝛc. Jahr erforderlich. Die Pächter der Staatseinkünften berechneten natürlicherweise ihre Interessen, und ehe man es sich versahe war der Staat in dem Zustand eines unvorsichtigen Jünglings dessen ganzes gegenwärtiges und zukünftiges Vermögen dem Juden gehört, welcher das erste unbedeutend scheinende Capitälgen zur Tilgung der ersten Spielschuld darlehnte. Doch dieses ist nicht die einzige traurige Folge der Verpachtung der Staatseinkünften. Damit der Gläubiger des Staats, oder der Pachter, wegen seines Vorschusses desto gesicherter seyn möge, wird er sich die Gewalt ausbedingen, sein Anlehn selbst von denjenigen einzutreiben, welche ihm zur Wiederbezahlung seines vorgeschossenen Geldes angewiesen sind. Der Regent muß also seine Unterthanen Leuten preißgeben, welche, da sie nur auf ihr gegenwärtiges eigenes Interesse sehen, und keine Regentenpflichten gegen den Contribuenten haben, sie mit der äussersten Strenge und Grausamkeit behandeln. Allgemeiner Haß gegen die Regierung, Erarmung und Auswanderung der Contribuenten, und gänzliche Austrocknung der Quellen der Staatseinkünfte sind also die endliche unausbleibliche Folgen dieser Art von Erhebung derselben: welcher folglich die erste, mit allen ihren Mängeln, von einem guten Regenten vorzuziehen ist. (s. *Monteſquieu de l'Eſprit des Loix* Liv. XIII. Chap. 19.) Daß übrigens diese Regel bey gewissen einzelnen Zweigen der Staatseinkünfte ihre Ausnahmen leide, und bey welchen, wird unter Finanzkunst gezeigt werden. (33)

Erhebungswinkel. (Maschinenbau) Bey den Maschinen heißt also der Winkel nach welchen eine Last gehoben wird. Bey Stampfwerkern besonders wird der Winkel ECD *) so genennt, weil von denselben die Höhe DE abhängt, um welche die Stämpfer gehoben wird. Es sey die Anzahl aller Daumen $= m$, und die Anzahl aller Stämpfer, die der Bewegung der Welle zugleich widerstehen, $= n$, der Erhebungswinkel, $= n$ so ist $n = \frac{n}{m} 2n$. Ferner sey die Höhe $DE = a$, die Länge der Daumen, vom Mittelpunkt der Welle angerechnet, $CD = b$, die Länge der Hebelatten, $DG = c$, die Entfernung CF der Stämpfer von der Axe der Welle, $= e$; so hat man $a = b$ hier, und $c = e - b$ cose. Bey der Pulvermühle zu la Fere war $n = 60°$, und $b = 20$ Zoll, also ist $a = 20 \times 0,866 = 17,32$ Zoll, und $e - c = 20 \times \frac{1}{2} = 10$ Zoll. Ferner war $c = 14$ Zoll, also $c = 24$ Zoll. Bey Salzwerken hat man in den Feldgestängen Hebkreuze welche die Pompenstangen heben, wobey der Hebungswinkel zu Zeiten sehr interessant ist. (18)

Erhellen, (beym Zuckersieder) heißt den Zucker bey dem lezten Sude im Erhellungskessel in eine klare und helle Brühe verwandeln. An einigen Orten sagen die Zuckersieder klären und benennen den siedenden Zucker Klärsel.

Erhellungsblech, Werkzeug des Gürtlers, dessen er sich bedienet, die Farbe der vergoldeten Knöpfe darin zu erhöhen. Dieses Werkzeug bestehet aus einer runden, blechernen, einem Durchschlag gleichen Scha-

*) s. Tafel Maschinenbau. Fig. 46.

ſe, den man beym Gebrauch einen durchlöcherten wohl paſſenden Deckel aufſetzt. Das mehrere iſt unter dem Artikel Gürtler nachzuſehen. (19)

Erhellungskeſſel, (der Zuckerſieder) iſt in den franzöſiſchen Zuckerſiedereyen dasjenige Geſchirr, worinnen der Zucker zur hellen und klaren Brühe geſotten wird. Er iſt von Kupfer und dem Range nach der dritte Keſſel. In einigen deutſchen Siedereyen wird der Zucker nur zweymal in einerley Keſſel gekocht. Das zweytemal unterläßt man alsdenn die ſogenannte Braſſe des Keſſels. Ueber dem ſogenannten Klarkeſſel wird aber der Sud blos durchgeſeyet und nicht gekocht.

Erhobene Stickerarbeit, wird jene genennt, welche auf dem Zeuge erhaben liegt. Der Grund wird zuerſt von Zwirn gemacht, und dieſer Grund alsdenn mit reichen Fäden nach der Breite dergeſtalt beleget, daß der Grund damit völlig bedecket wird. Der Sticker erleichtert ſich das Auflegen der Fäden, indem er ſie mit der Spalte eines kleinen gedrechſelten Stöckchen Faden von Faden feſthält. Jeder aufgelegte Faden wird mit Seide überſtochen, und dadurch befeſtiget. Die auf den Zwirngrund zu legende Fäden können verſchieden gewählt werden, und alsdenn entſtehen auch neue Benennungen der Stickerarbeit, z. E. geſprengte Arbeit, maſſive Arbeit. (19)

Erhöhet, (*hauſſé*) heißt in der Heraldik wenn eine Figur höher ſtehet als gewöhnlich iſt.

Erhöhung, Elevation, iſt ein Wort das in der Mathematik vielfältig und in mancherley Verſtand gebraucht wird. Man ſpricht in der Aſtronomie von der Erhöhung oder Elevation des Pols, des Aequators, eines Sterns, wovon man in den Artickeln: Aequator, Pol, Höhe, Nachricht findet. Man ſprach ehedem in der Aſtrologie von der Erhöhung oder exaltation eines Planeten und verſtunde darunter das himmliſche Zeichen, worinn man ſich einbildete, daß der Planet die meiſte Kraft habe. Saturn war in der Wage, Jupiter im Krebſe, Mars im Steinbock, Venus in den Fiſchen, Merkur in der Jungfrau, die Sonne im Widder und der Mond im Stier erhöhet. Desgleichen hieß auch Erhöhung oder Elevation bey den Sterndeutern der Vorzug eines Planeten vor dem andern, wenn ſie einerley Deutung hatten. In der Baukunſt nennt man zuweilen die Art Riſſe, die unter dem Namen der Aufriſſe beſchrieben werden, Erhöhungen. Was in der Rechenkunſt erhöhen zu einer Dignität ſagen will, lehren die Art. Dignität, Binomiallehrſatz. (6)

Erhöhung, Feſt der Erhöhung des Leibes Johannis des Evangeliſten. Dieſes wird von den Griechen den 26 September gefeyert, denn ſie glauben, daß Johannes gen Himmel gefahren, und daſelbſt bis auf die Offenbarung des Antichriſts und die Zukunft Chriſti verbleiben werde; wobey ſie ſich auf den Ausſpruch Joh. 21, 22. gründen, ſo wenig dieſer auch eine ſolche Meynung, die ſich auch ſchon bey einigen Kirchenvätern findet, beſtättigt. (1)

Erhöhung, gröſte, des Geſchützes, nennet man den Erhöhungswinkel deſſelben, unter welchem ſein Schuß oder Wurf am weiteſten reichet, und wovon im Artikel: Erhöhungswinkel geſprochen wird. (6)

Erhöhung, (Gartenbaukunſt) werden bey dem Gartenbau alle über der Ebene liegende Gegenſtände genennt. Sie beſtehen in Anhöhen, Abſätzen, Hügeln und Bergen. Sie geben eine Abwechslung der Proſpecte. Würde man ſie leer laſſen, ſo würden ſie ein kahles Anſehen gewinnen, dahero ſind ſie mit Bäumen, Buſchwerk, Waſſerfällen und Gebäuden zu beleben. Das Offene muß mit dem Verſchloſſenen und das Groſſe mit dem Kleinen abwechſeln. (18)

Erhöhung, (muſik.) der Töne in der weichen Leiter kommt daher, weil die kleine Dritten keinen Schlußfall machen können; es muß alſo in weicher Leiter die Dritte vom fünften Tone erhöhet werden, die groſſe Dritte vom fünften Tone iſt der ſiebente Ton, auch dieſer muß erhöhet werden; wie ſich aber der ſiebente zum erſten, ſo verhält ſich der vierte zum fünften; alſo auch dieſer muß erhöhet werden, der vierte Ton aber macht die Dritte zum zweyten aus, alſo muß auch der Dritte des zweyten Tones wenn er ſchlußfallmäßig ſeyn ſoll, erhöhet werden. (25)

Erhöhung Chriſti. Es wird ſowohl ſeine Art des Todes, da er ans Creuz erhöhet worden, exaltatio oder Erhöhung genennt, als auch die Vereinigung der göttlichen Natur mit der menſchlichen, wodurch dieſe in einen vorzüglichen und erhabenen Zuſtand geſetzt worden, und die Rechte erhalten hat, ſich der göttlichen Eigenſchaften und Herrlichkeiten zu bedienen oder die Menſchwerdung ſelbſt, (ſ. Communio naturarum und communicatio idiomatum.) Die Griechen nennen dies hypſoſin, hyperhypſoſin. Es wird aber auch und zwar beſonders in der Theologie der Zuſtand Chriſti darunter verſtanden, in welchen er nach der völligen Beendigung ſeines ganzen Verſöhnungswerks, aller ſeiner Leiden und ſeines Todes eingetreten iſt. Wir ſetzen hier voraus, was wir in den Artikeln Perſon Chriſti, Gottheit Menſchheit Chriſti, ausführlicher abhandeln werden, daß Chriſtus die menſchliche und göttliche Natur in ſeiner Perſon vereinigt habe, und was wir in den Artikeln Genugthuung, Erlöſung, Ständen Chriſti anführen werden, daß ſich die menſchliche Natur der in der Vereinigung mit der göttlichen ihr zukommenden Rechte und Herrlichkeiten, (ſ. communio und communicat. idiom.) nicht beſtändig während ſeines Lebenswandels auf Erden habe bedienen können. (ſ. Erniedrigung Chriſt.) Wir rechnen zu der Erhöhung Chriſti zwey Stücke. Erſtlich, daß er diejenigen Unvollkommenheiten welche nicht nothwendig mit dem Weſen eines Menſchen und nicht mit einer unverderbenen und unſündlichen Menſchheit verbunden ſind, ſondern von ihm zur Leiſtung einer ſtellvertretenden Genugthuung oder zur Verſöhnung der Menſchen freywillig angenommen worden, wieder ablegte; und zweytens, daß er diejenigen Vollkommenheiten, welche ſeiner menſchlichen Natur, wegen der Vereinigung mit der göttlichen Natur ſogleich in der Menſchwerdung zukamen, und welche er während der Zeit, da er die Verſöhnung der Menſchen ausführte oder in ſeinem Leben auf Erden nicht beſtändig gebrauchte, und um dieſer Abſicht willen nicht beſtändig gebrauchen konnte, nun dem ganzen Umfang und Graden nach in vollkommenen Beſitz und Gebrauch nahm. Es erhielte alſo Chriſtus in ſeiner Erhöhung eigentlich nichts neues, ſondern er hatte alle dieſe Vorzüge ſogleich mit der Menſchwerdung. Das Neue beſtund nur darinn, daß er dieſe ihm zukommende Herrlichkeit beſtändig gebrauchte, nachdem die Urſache weggefallen war, welche dieſem vollkommenen und beſtändigen Gebrauch entgegen ſtand. Die Uebergehung in dieſen Stand der Herrlichkeit wird theils als Handlung Gottes oder Chriſti ſelbſt angeſehen, und heißt beſonders Erhöhung, (actus exaltationis) oder als der Zuſtand oder nunmehrige Beſchaffenheit Chriſti betrachtet, und heißt status exaltationis. Dieſe gege-

bene Erklärung ist schon an sich Beweiß, daß die Erhöhung nicht auf die göttliche sondern allein auf die menschliche Natur Christi gehe, denn jene kann weder Leiden und Unvollkommenheiten erfahren, noch Vollkommenheiten und Vorzüge ablegen, und eben so wenig neue Vollkommenheiten und Herrlichkeit erlangen. Indessen haben doch sowohl die reformirte und viele Catholiken als auch selbst einige lutherische Theologen geglaubt, daß man die Erhöhung nicht allein von der menschlichen Natur Christi, sondern auch von der göttlichen oder von dem ganzen Gottmenschen behaupten müsse. Die erstern haben dies um so eher angenommen, weil sie dadurch die Redensarten von dem erhöheten Christo, daß er allwissend, allmächtig, allgegenwärtig sey, für uneigentlich erklären können, welche nur nach einer Allioses oder Verwechselung verstanden werden müssen. (s. Communicat. idiom.) Und diese sowohl als andere Lehrer sagen, daß Christus Joh. 17, 5. von einer Erhöhung oder Bekleidung mit einer Herrlichkeit rede, die er schon vor der Welt her gehabt habe, und also eben das Subject welches schon vor der Welt gewesen sey, nun in der Erhöhung die vorher gehabte und zwar äusserliche Herrlichkeit angenommen habe, welche er einige Zeit, da er in der Welt war, abgelegt. Man müsse bey der göttlichen Natur zwey Stücke unterscheiden, erstlich die innerliche Herrlichkeit oder die ewigen Vollkommenheiten, und zweytens die äussere Herrlichkeit in welcher er in der Welt erscheint oder sich offenbaret, und in welcher sich der Sohn Gottes mehrmalen im A. T. z. E. Jes. 6, 1. ff. und auch im N. T. Matth. 17, 3. gezeigt habe. Diese letztere habe der Sohn Gottes abgelegt, die erstere aber sey unveränderlich, und da der Sohn Gottes in der Erhöhung die äusserliche Herrlichkeit wieder angenommen habe, so könne man die Erhöhung auch sowohl von der göttlichen Natur als der menschlichen behaupten, oder sie gelte von dem ganzen Gottmenschen. Man glaubt dadurch manche Redensarten der Bibel besser verständlich zu machen. Es würde nun zwar bey solcher Erklärung die Sache unschuldiger seyn, so wie überhaupt die Verschiedenheit in dieser Meynung von keiner grossen Erheblichkeit und keinem wichtigen Einfluß in die Hauptlehre von Christo ist; inzwischen so wenig wie das Wesen des Sohns Gottes von dem Wesen des Vaters durch die Vereinigung der göttlichen Person Christi getrennt worden ist, so wenig hat auch die äußere Herrlichkeit des göttlichen Wesens in Christo etwas verlohren, oder eben so wenig ist sie zurückgehalten worden; sondern diese göttliche Natur Christi hat nur in der menschlichen die äussere Herrlichkeit eben so wenig als die innere beständig geäußert, und es würden weit mehrere Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten entstehen, wenn man von der göttlichen Natur Christi sagen wollte, sie sey ohngeachtet ihrer Unveränderlichkeit und unbegränzten Vollkommenheit dennoch erhöhet worden. Doch kann man allemal zugeben, daß die göttliche Natur Christi an der Erhöhung der menschlichen eben sowohl Antheil genommen habe, als an der Erniedrigung.

Es schreibt die heilige Schrift diese Erhöhung theils Gott überhaupt, theils der ersten Person in dem göttlichen Wesen zu, Phil. 2, 9. 2 Cor. 5, 18. ff. theils aber auch Christo, daß er sich selbst erhöhet, daß er selbst auferstanden, sich zur Rechten Gottes gesetzt u. s. w. Da überhaupt das ganze Versöhnungswerk Christi eine Veranstaltung des dreyeinigen Gottes ist, so ist auch die Erhöhung das Werk desselben. Doch wird es besonders von der ersten Person behauptet, Joh. 17, 5. Röm. 6, 4. Ephes. 1, 20. Ps. 110, 1. weil ihm die Sendung des Sohnes, die Auferweckung vom Tode, die Unterwerfung aller Dinge unter ihm u. s. w. zugeschrieben wird. Denn er wird als Richter in diesem Erlösungswerk betrachtet, welcher die Strafen an ihm als dem Bürgen vollzogen hat, und nun auch nach der geleisteten Versöhnung durch die Erhöhung erklärt, daß dieses Werk vollkommen ausgeführt und der göttlichen Gerechtigkeit ein Genüge geschehen sey.

Nur ist die Frage, ob man nicht diese Erhöhung Christi auch als eine göttliche Belohnung für seinen Gehorsam ansehen, und sie ein Verdienst für seine Leiden und die Ausführung seines Werks ansehen könne. Die Socinianer erklären sie auf diese Art, und können sie auch nicht anders als für eine solche Belohnung halten, weil sie die Gottheit Christi und daher alle von der Gottheit der Menschheit mitgetheilte Eigenschaften leugnen. Sie führen zur Bestätigung ihrer Meynung Philipp 2, 9. an, wo Paulus ausdrücklich sage, daß Gott Christum, weil sich derselbe erniedrigt und gehorsam gewesen sey bis zum Tode am Creuz, erhöhet und ihm einen Namen gegeben habe welcher über alle Namen ist. Ausdrücklich heiße es: darum (διο και) hat ihn auch Gott erhöhet, und die wahre Ursache derselben sey also sein Gehorsam, und dieser habe ihn den erhöheten und herrlichen Zustand erworben. Eben so heiße es im Jesaia 53, 11. 12. darum (לכן) daß seine Seele gearbeitet hat, will ich ihm grosse Menge zur Beute geben u. s. w. Man hat aber diese Behauptung für die Gottheit Christi gefährlich gehalten, weil man damit leugnen würde, daß ihm schon wegen der persönlichen Vereinigung der göttlichen mit der menschlichen Natur das Recht zu dieser Herrlichkeit zukomme, und noch mehr, daß er durch seine Versöhnung nicht sich sondern denen Menschen etwas erworben und verdient habe. Man antwortet daher, daß in diesem διο und לכן darum, nicht die verdienstliche und erwerbende Ursache sondern blos eine Folge liege, und es eben so viel sey, als wenn die Schrift sagte: nachdem er die Mühe und Arbeit, die Leiden und Erniedrigung übernommen, so folgte der herrlichere Zustand. Es haben indessen andere Theologen kein Bedenken gefunden, die Erhöhung Christi auch zugleich für eine Belohnung der menschlichen Natur Christi zu erklären, und das Verdienst für ihn selbst mit dem Verdienst für die Menschen zu verbinden. Es habe freylich das ganze Geschäfte Christi hauptsächlich sein Absehen auf die Menschen, und eigentlich habe er nicht sich etwas verdienen wollen, sondern uns. Er habe auch allerdings durch die Vereinigung mit der göttlichen Natur das vollkommenste Recht zu dem Gebrauch aller göttlichen Eigenschaften schon gehabt, allein es habe gleichwohl die menschliche Natur noch nicht den vollkommenen Gebrauch von ihm gehabt und haben können, denn sie sey das Werkzeug auf Erden gewesen, wodurch der Sohn Gottes die Erlösung der Menschen ausgeführt habe. So lange nun dieses Werk noch nicht vollendet war, so habe sie sich dieser Rechte nicht bedienen können. Nachdem aber die menschliche Natur solches vollendet und sich zu dem Werkzeug gebrauchen lassen, so sey sie nun in den völligen und beständigen Gebrauch dieser ihr von der göttlichen Natur zukommenden Rechte eingesetzt worden.

Inzwischen eignet sich der Sohn Gottes diese Erhö-

hung auch selbst zu. Röm. 1, 4. 14, 9. Joh. 10, 17. 18. u. a. m. Denn da die Erniedrigung freywillig war, und er selbst sich entäußerte und die Knechtsgestalt annahm, so war nun, da die Ursache derselben wegfiel, es auch sein Werk, diese Gestalt abzulegen, und sich seiner Rechte und Hoheit zu bedienen, und dies kam ihm denn sowohl nach seiner göttlichen als menschlichen Natur zu.

Man nimmt hier einige Stuffen der Erhöhung an, doch ist das nicht so zu verstehen, daß er nur nach und nach höher in seiner Herrlichkeit gestiegen, und von Zeit zu Zeit einen grössern Zuwachs von Herrlichkeit erhalten habe, sondern es sind blos Veränderungen mit ihm, aus welchen mehr oder weniger seine Erhöhung erkannt wird. Man theilt sie gemeiniglich ein in die inchoatam und consummatam, und die erste ist die Auferstehung selbst; oder in die Besitznehmung des erhöheten Zustandes und den Besitz selbst, da denn zu der ersten die Auferstehung und Himmelfahrt gehört, und das andere durch Sitzen zur rechten Hand Gottes ausgedruckt wird, welches nichts anders als seine höchste Regierung und Herrlichkeit selbst ist. Gewöhnlich nimmt man hier bey der Erniedrigung fünf Stuffen an, wie sie in dem apostolischen Glaubensbekenntniß vorkommen. Die Höllenfahrt, doch machen einige dieselbe zur Erniedrigung Christi, oder halten sie für eine Beschreibung von dieser Erniedrigung selbst; denn der Begriff oder die Erklärung davon unterschieden ist. (s. Höllenfahrt Christi.) Die Auferstehung (s. Auferstehung Christi) die Himmelfahrt, das Sitzen zur Rechten Gottes, und endlich die künftige Offenbarung am Tag des Weltgerichts. (s. Himmelfahrt, Sitzen zur Rechten Gottes und Weltgericht.

Diese ganze Erhöhung Christi ist als ein Beweiß der wahren Gottheit Christi anzusehen, denn wenn ihm diese nicht zukäme, so könnte auch seiner menschlichen Natur keine göttliche Herrlichkeit zugeeignet werden, die sie nicht anders als in der Gottheit Christi haben kann; sie beweiset die wirkliche und völlig geleistete Aussöhnung des Menschengeschlechts und die Warhaftigkeit seiner Lehre, denn solche Belohnung und Herrlichkeit könnte doch Gott Christo nicht geben, wenn er die Menschen mit falscher und ungegründeten Vorstellungen und Hoffnungen betrogen hätte. Und eben muß das überaus aufrichtend seyn, daß eben der Erlöser, der uns so viele und starke Proben der Zuneigung gegeben, selbst der Beherrscher und Regierer der Welt ist, und in seiner göttlichen Herrlichkeit auch unsere Glückseligkeit und künftige Wohlfahrt nach diesem Tode befördern könne und werde. (20)

Erhöhung des Grundes. (Wasserbau) Erhöhung des Strohmbettes. — Ein wichtiger Artikel bey dem Strohmbau, wodurch die Schiffahrt auf den Flüssen mehr und mehr verdorben wird. Der Wasserland breitet sich dadurch mehr aus. Das Wasser wird seichter und die Schiffe wollen nicht recht mehr fort. Auch noch ein Unheil entspringet hieraus, es ist die Aufschwellung des Wassers, wodurch die Dämme überfliessen und das Wasser in das Land tritt. Thäler und sumpfichte Gründe in denen man sonst weder das Land anbauen noch auf den über solche gehende Wege fortkommen kann, werden erhöhet, und dadurch der erhöhete Grund ausgetrocknet. Durch Wagen und Karren sich ein höheres Land zu verschaffen, würde ein Vorschlag seyn, der in Kleinigkeiten zu Anlegung eines Gartens oder einer Terrasse, sich noch wohl bewerkstelligen liesse, aber ganze Felder und Wiesen lassen sich, ohne unermeßliche Unkosten zu verschwenden, auf diese Art nicht erhöhen. Die Eigenthümer der Marschländer an der See haben Anstalten erfunden, nicht nur ihre niedrige Gegenden zu erhöhen, sondern sogar ihre ausgegrabenen Teichgruben wieder mit Schlick anzufüllen. Befinden sich nun die zu niedrigen Wiesen in einer so vortheilhaften Lage, daß das mit Schlick und feinen Sandtheilen geschwängerte Frühlingswasser der Ströhme in die Niederungen einstürzen kann, so werfe man in denjenigen Gegenden, wohin der Abfluß gerichtet ist, Schlickfänger vor, damit es nicht eben so schnell wieder abfliesse, als er sich über die Felder ergossen, sondern der Schlick sich vorsetze; man wird hierdurch nicht nur nach und nach den Grund erheben, sondern auch eine überaus fruchtbare Wiese erschaffen, zumal wenn sich unter dem Schlicke eine mäßige Mischung von Sande befindet, welche wegen des aus verfaulten Grasereyen entstehenden Torfes unentbehrlich ist. Ich bescheide mich gern, daß jedes Kunststück nur bey solchen Flüssen mit Nutzen anzubringen sey, die mit trüben Wasser über ihre Ufer treten. Wenn aber bisher die Nachbarn grosser Ströhme wenig Verschlickung auf ihren jährlich überschwommenen Wiesen wahrgenommen; mag solches wohl daher rühren, daß man nicht sofort die kommende Fluth in dieselben einfliessen lassen, sondern so lange gewartet hat, bis das Wasser ziemlich klar geworden, noch mehr ist dieser Mangel daher entstanden, daß keine Schlickfänger vorgeleget worden, welche den Lauf des Strohms auf der Wiesenfläche gehemmet und das Wasser zur Abklärung vermocht. Ueberschwemmungen entstehen aus dieser Arbeit niemals, indem die Schlickfänger sich nichts mit der Strohmbahn zu thun machen, und nur auf der Wiesenfläche angeleget werden. (18)

Erhöhung der Strafe, Exasperatio Poenae, geschiehet dadurch, daß in einem Fall, wo das Gesetz eine gewisse bestimmte Strafe vorgeschrieben hat, wegen besonderer Ursachen eine grössere oder durch Zusätze vermehrte Strafe erkannt wird. Nach der Regel ist sie dem Richter niemals, besonders aber in so fern ohne Ausnahme nicht erlaubt, daß die im Gesetz bestimmte Strafe, welche nicht das Leben nimmt, niemals zur Todesstrafe erhöht werden kann. Nur aus sehr wichtigen im Gesetz bestimmten oder in der Praxis allgemein angenommenen Ursachen ist dem Richter die Erhöhung der gesetzlichen Strafe erlaubt; sie gründet sich theils auf eine ausserordentliche Bosheit des Verbrechers, theils auf die Ausführung und Wirkungen des Verbrechens, wenn z. B. ein Verbrechen öfters an unterschiedenen Gegenständen verübt, wenn es nach einer langwierigen Ueberlegung und Vorbereitung, mit Verachtung aller erhaltenen besonders obrigkeitlichen Warnungen, mit ausserordentlicher List und Grausamkeit, mit äusserst hartnäckiger Entfernung aller Hindernisse, wenn es wider einen solchen begangen worden, welchem der Verbrecher besonders zur Dankbarkeit verpflichtet war, wenn daraus ein ganz ausserordentlicher Schade entstanden ist; besonders verordnen auch die römische Gesetze, daß alsdann, wenn eine gewisse Gattung Verbrechen sehr häufig einzureissen drohe, dem Richter die Erhöhung der Strafe erlaubt seyn solle; in welchem Fall jedoch immer eher, daß die Strafe im Gesetz erhöhet, als daß die Erhöhung dem Richter überlassen würde, zu wünschen wäre. Bey besondern Gattungen der Verbrechen giebt es immer auch wieder besondere Gründe die Strafe zu erhöhen, z. B. beym Mord, wenn er verrätherischer

Weise, wenn er an Eltern, Ehgatten u. s. w. begeht Diebstahl, wenn er zur Zeit einer allgemeinen Wassers- oder Feuersnoth begangen worden u. dgl. Ueberhaupt setzt die Erhöhung der Strafe immer Umstände voraus, welche gewöhnlich mit dem Verbrechen nicht verbunden sind, und daher von dem Gesetzgeber bey Bestimmung der gesetzlichen Strafe nicht angenommen worden sind, welche jedoch das Verbrechen in dem vorkommenden Falle weit schwerer und strafbarer machen. Die Erhöhung einer Strafe, welche nicht das Leben nimmt, geschieht z. B. durch Vermehrung der Geldstrafe, Verlängerung der Zeit des Gefängnisses oder der öffentlichen Arbeit u. s. f. bey Todesstrafen durch einen Zusatz vor oder nach Vollziehung derselben, z. B. Schleifen auf die Gerichtsstätte, Verbrennung des Leichnams u. dergl.; nach der Regel aber darf niemals die Art der im Gesetz bestimmten Strafe verändert werden, wenn nicht die Veränderung im Gesetz ausdrücklich erlaubt ist. Wo die Bestimmung der Strafe nach Verschiedenheit der Umstände dem Ermessen des Richters überlassen ist, da können zwar Umstände vorkommen, welche den Richter bewegen, eine grössere Strafe zu erkennen; allein dieses wird nicht Erhöhung oder Exasperation der Strafe genannt, welche immer eine im Gesetz bestimmte Strafe voraussetzt, von welcher abgewichen wird. (38)

Erhöhungswinkel, wird der Winkel genennt, den die Richtungslinie, wornach ein Körper getrieben wird, daher auch insbesondre der Winkel, den die Axe eines Stückes, Mörsers u. dgl., als nach welcher sich die Kugel bey dem Ausgang aus dem Geschütze beweget, mit der Horizontallinie macht. Körper, die im luftleeren Raume weggeworfen werden, bewegen sich in Parabeln (s. **Parabel**) und in diesem Falle verhält sich der halbe Parameter der Bahn zum Sinus totus, wie die Weite des Wurfes zum Sinus des doppelten Elevationswinkels, und weil der Parameter von der Geschwindigkeit, womit der Körper getrieben wird, abhänget, folglich bey einerley Geschwindigkeit einerley ist, also unter diesem Umstande die Verhältniß des halben Parameters zum Sinus totus dieselbige bleibt; so verhalten sich bey einerley Geschwindigkeit die Wurfsweiten wie die Sinus des doppelten Erhöhungswinkel. Der Erhöhungswinkel von 45 Graden giebt daher den weitesten Wurf; denn der Sinus von zweymal 45 oder von 90 Graden ist der Sinus totus oder der größte Sinus. Desgleichen wenn zwey Erhöhungswinkel gleichweit von 45 Graden sind, d. i. einer so viel über als der andre unter 45 Graden hält; so sind die doppelte Erhöhungswinkel gleichweit von 90 Graden entfernt; gleichweit aber von 90 Graden abstehende Winkel haben einerley Sinus; daher sind die Wurfsweiten bey einerley Geschwindigkeit unter Erhöhungswinkeln, die gleichweit von 45 Graden abstehen, z. B. unter den Winkeln von 40 und 50 Graden, gleich; die Kugel steiget aber unter dem grösseren Winkel höher, als unter dem kleineren, und jener wird daher erwählt, wenn die Kugel sehr hart aufschlagen, dieser, wenn sie sich nur wenig in die Erde eingraben soll. Weil ferner der Sinus des doppelten Winkels von 45 Graden der Sinus totus selbst ist, so lehret die Anfangs dieses Absatzes angeführte Proportion, daß die Wurfsweite unter 45 Graden der halbe Parameter der Bahn seye; und weil endlich der Sinus von 30 Graden oder des doppelten Winkels von 15 Graden die Hälfte des Sinus totus ist; so lehret eben diese Proportion, daß bey einerley Geschwindigkeit, also wenn von Bomben und Geschützkugeln die Rede ist, bey einerley Ladung die Wurfsweite unter einem Erhöhungswinkel von 15 Graden die Hälfte der Grösse oder der Weite unter 45 Graden oder der vierte Theil des Parameters seye. Hierauf gründet sich die von Belidor in seinem französischen Bombardierer gewährte Tabelle vor die Richtung der Mörser. Wenn man nemlich wissen will, welche Elevation man einem Mörser geben müsse, um mit einer gewissen Ladung z. B. von 2 Pf. auf eine gewisse Weite, z. B. auf 250 Klafter zu werfen; so muß man mit dieser Ladung erst einen Probewurf unter der Erhöhung von 15° thun, und die damit erreichte Weite, z. B. 160 Klafter messen. Diese Weite sucht man alsdenn in der Tabelle, und wenn man die Aufschrift: Probe von 160 Klaftern, darin gefunden, so suchet man ferner unter derselben die verlangte Weite, z. B. 250 Klaftern auf, wobey man findet 25° 41′ als die Grösse des erfoderlichen Elevationswinkels. Hätte die verlangte Weite 320 Kl. übersteigen, welches die Weite ist, die mit der Erhöhung von 45 Graden in diesem Falle erhalten wird, so hätte man daraus ersehen, daß mit 2 Pfunden diese Weite nicht erreicht werden kann. Die alten Bombardirer machten sich über besondere Mörser und besondre Ladungen derselben besondre Tabellen nach einem sehr willkührlichen und von der Wahrheit stark abweichenden Grundsatze. Z. B. Sie ladeten einen Mörser von 12 Zoll im Caliber mit 2 Pfund Pulver und brennten ihn unter Erhöhungswinkeln von 10, 11, 12 Graden ab, fanden, daß der Wurf immer 8 Klafter weiter gieng, und schlossen daraus, daß die Weite von Grad zu Grad allemal um 8 Klafter grösser seye, bis sie unter 45 Graden 360 Klafter erreiche. Eben so giengen sie mit Mörsern von anderen Caliber und mit andern Ladungen zu Werk. Seit dem man gefunden, daß der Widerstand der Luft sehr viel grösser ist, als man sich ihn anfänglich vorgestellt, siehet man ein, daß die Bahn der Bomben und Kugeln sehr merklich von der Parabel, die einen luftleeren Raum voraussetzet, abweichet und eine krumme Linie ist, daran der steigende Ast eine viel schiefere Stellung gegen den Horizont hat, als der sinkende. (s. **Wurflinie** im Artickel Linie.) Die Betrachtung dieser Linie zeiget, daß der weiteste Wurf nicht mit einer Erhöhung von 45 Graden, auch nicht bey allen anfänglichen Geschwindigkeiten unter einerley Erhöhungswinkel erhalten werde. Folgendes Täfelein, welches aus des Ritters de Borda Abhandlung über die krummen Linien, welche Kanonenkugeln und Bomben in ihrer Bahn beschreiben, genommen ist, und welches man auch im 9. Bande des Magazines für Ingenieurs und Artilleristen S. 273. findet, kann dienen, sich von dem Unterschiede einen Begriff zu machen.

Anfängliche Geschwindigkeiten.	Winkel, worunter die größten Wurfsweiten erhalten werden.		Wurfsweite unter der Erhöhung von 45 Gr.	Größte Wurfsweite.
Fuß in 1 Secunde	Grade	Minut.	Klafter	Klafter
600	37.	15	1020	1035
700	36.	20	1198	1225
800	35.	20	1365	1405
900	34.	35	1518	1576
1000	33.	55	1659	1739
1100	33.	20	1798	1894

Ein andres Täfelein deſſelben Schriftſtellers, welches man S. 261 des Magazines findet, lehret, daß eine 24pfündige Kanone ihre Kugel unter der Erhöhung von 36 Gr. 30 Min. mit einer anfanglichen Geſchwindigkeit von 600 Fuß in einer Secunde, und unter der Erhöhung von 33 Gr. 0 Min. mit einer Geſchwindigkeit von 1000 Fuß am weiteſten treibet, woraus erhellet, daß der Winkel, der die gröſte Weite giebt, auch bey verſchiedenen Arten des Geſchüzes verſchieden iſt. (6)

Erhörung des Gebets, ſ. Gebet.

Eribote, L. und **Eribotes** Fabr. beide bunte Danaer, davon der erſte unter dem Artickel Aſchſtrich, der lezte unter Danaer, bunter, geſchwänzter, mit blaulicher Wurzel beſchrieben worden. (24)

Erica. Mit dieſem Namen wird in der Botanik das Geſchlecht der Heide, die ſpizige Penäe. (*Penaea mucronata* L.) Die heideförmige Blärie, die indianiſche Hottonie, der unbärtige Spricker, (*Phylica imberbis* L.) der rothe Göttergeruch, (*Dioſma rubra* L.) die knotenblümige und ſtabwurzförmige Brunie, der gewimperte Vogelkopf, (*Paſſerina ciliata* L.) viele Andromedengattungen, das ausgehöhlte Steinkraut, (*Alyſſum ſinuatum* L.) die beiden Rauſchengattungen, (*Empetrum* L.) und der heideförmige Tang (*Fucus ericoides* L.) belegt. (9)

Ericäformis, iſt ein Beyname des cypreſſenförmigen Göttergeruch (*Dioſma cupreſſina* L.) und der Hudſonie. (9)

Erice, ſ. Erica.

Erichtag, Ertag, nennten die Oberdeutſchen den Dingſtag, weil ſie den Mars auf deutſch Erich hießen. Bey dem Steyerer *in Hiſt. Alberti II. Duc. Auſtr.* p. 51. iſt er Ertag genennt. In einer andern öſterreichiſchen Chronik bey dem Hohn *Monum. ined.* Tom. I. p. 598. hat man ihn Eritag genennt. Man hat ihn auch zuweilen Zinstag geheiſſen, weil an etlichen Gegenden an ſelben die Zinſen gemeiniglich bezahlet wurden. In der Schweiz heißt er auch der Prechtag. (8)

Erichtonius, (Aſtron.) ſ. Fuhrmann.

Ericoides, iſt ein Beyname des heideförmigen Hendel (*Elatine* L.) und einigen Gattungen Augentroſt (*Euphraſia* L.) (9)

Ericoila, iſt ein Beyname der Frühlingsgentiane. (*Gentiana verna* L.) (9)

Ericu, iſt ein fremder Name der rieſenmäßigen Aſclepiade. (*Aſclepias gigantea* L.) (9)

Eridanus, iſt eins der 48 bereits den alten bekannt geweſenen und beym Ptolemeus vorkommenden Sternbilder in der ſüdlichen Hälfte des Himmels. Es ſtellet einen mit verſchiedenen Krümmungen verſehenen Strohm vor, der ſeine Lage unter dem Stiere zwiſchen dem Orion und Wallfiſche hat. Gemeiniglich zählt man 46 Sterne darin, worunter einer am Ende, der Enar, Acharnar, Acharnarim heißet, und in unſern Gegenden niemals aufgehet, von der erſten Gröſſe, 10 von der dritten, 29 von der vierten, 4 von der fünften und zwey von der ſechsten Gröſſe ſind. Bayer zählt nur 43, Flamſted aber 69 Sterne. Er heiſſet ſonſt auch Flumen, Fluvius, Oceanus, Gyon, Nilus, Padus, bey den Griechen ὁ ποταμος, bey den Arabern Nar, Nahar, Acharnar. Nach dem Heſiodus iſt es der Po in Italien, in welchen Jupiter den Sohn des Phaetons durch einen Donnerſtral geſtürzet, weil er, da ihm ſein Vater den Sonnenwagen einen Tag zu regieren erlaubet, der Erde damit zu nahe gekommen, und dadurch groſſen Schaden geſtiftet. Schickard macht den Bach Kidron; Schiller den Durchgang der Kinder Iſrael durchs rothe Meer daraus, und Weigel formt ihn um in die Wappen der freyen Reichsſtädte. (6)

Erigeron, Erigerum, ſ. Altmannskraut. Es iſt auch ein Beyname der ſtinkenden Grundfeſte. (*Crepis foetida* L.) Der gemeinen Creuzwurz (*Senecio vulgaris* L.) und des Flöhalant. (*Inula pulicaria* Linn.) (9)

Erigone, eine Tochter des Icarius, der man aus folgenden Urſachen Feſte und Gottesdienſte in Griechenland ſtiftete und anordnete. Als nemlich Icarius, des Oebalus Sohn, einigen Schäfern in Attica Wein zu trinken gegeben hatte, ſo berauſchten ſie ſich, tödteten ihn, in der Meinung, er habe ihnen Gift beygebracht, und warfen ihn in einen Brunnen. Eine Hündin entdeckte ihn ſeiner Tochter Erigone, die ſich aus Verzweiflung erhenkte. Darauf verwüſtete die Peſt Athen. Man fragte das Orakel, und erfuhr, daß Bacchus den Tod des Icarius, welcher ſie gelehrt hatte, den Weinſtock zu pflanzen, rächte. Man ſuchte darauf die Mörder auf, tödtete ſie, und ſtiftete dem Icarius und der Erigone ein Feſt, während deſſen man ihnen zum Opfer Wein und Trauben darbrachte, um die Wohlthat mit Dank zu erkennen, die ſie den Einwohnern dadurch erwieſen, daß ſie dieſelben den Weinbau gelehrt hatten. Man ſtreuete auſſerdem noch aus, beyde wären an den Himmel verſezt worden, wo Icarius das Geſtirn des Bootes, Erigone das Zeichen der Jungfrau, und Mära, die Hündin des Icarius, das Zeichen des Hundsſterns ausmachte. (21)

Erigone, (Aſtron.) ſ. Aehre der Jungfrau.

Erinacea, iſt ein Beyname einer Gattung von Ginſter (*Geniſta* L.) und einer Gattung von Wollblume. (*Anthyllis* L.) (9)

Erinaceus, ſ. Igel.

Erinaceus. Mit dieſem Namen wird von einigen Botaniſten das Geſchlecht des Stachelſchwammes (*Hydnum* L.) belegt. (9)

Erinaceus toricatus, iſt ein Synonimum des Tadu. ſ. Armadill. (9)

Erinaceus luſitanorum, iſt ein Synonimum der Bonduc Guilandine. (9)

Erineos, iſt ein Beyname der gemeinen Feige. (9)

Erini genus, iſt eine Benennung des Venusſpiegel Glöckchen. (*Campanula* L.) (9)

Erinnerung. (*Reminiſcentia*) Wenn wir etwas, das wir ehedem gewußt, vergeſſen, und deſſen jezo nöthig haben, ſo beſinnen wir uns darauf auf die Weiſe, die der Artickel: Beſinnen, deutlich beſchreibet. Erreichen wir dadurch unſern Endzweck, d. i. bringen wir die in uns verloſchene Vorſtellung dadurch wieder hervor, oder erhalten, daß unſer Gedächtniß ſie wiederum vor diejenige erkennet, die wir ehedem, an dem Orte, zu der Zeit u. ſ. w. gehabt; ſo ſpricht man, wir erinnern uns derſelben. In einem allgemeinen Verſtande ſagt man auch, man erinnere ſich deſſen, das man im Gedächtniß behalten. (6)

Erinoſyce, (botan.) iſt der Name einer Spielart der gemeinen Feige. (9)

Erinus, die Kropfblume, das Rapunzelglöckchen (*Campanula Rapunculus* L.) und eine Gattung der Lobelie wird alſo benennt. (9)

Erinus, (*Pap. pleb. rur.*) ſ. Dickköpfe, bäuerliche.

Eriocaulon, ſ. Kugelbinſe.

Eriocephalus. Mit dieſem Namen wird das Geſchlecht des Wollkopfes, die wollköpfige Heide (*Erica Bruniades* L.) und der ſtrauchartige Boodenſaame (*Hippia frutescens* L.) belegt. (9)

Eriophoros, Eriophorus. (botan.) Mit dieſem Namen wird der Javaniſche Wollſaame, (*Bombax pentandrum* L.) der glatträndige Züllich, (*Andryala integrifolia* L.) die wollentragende Diſtel und die Peruvianiſche Meerzwiebel (*Scilla peruviana* L.) belegt. (9)

Eriophorum, ſ. Wollgras.

Erior, ſ. Salm, grauer.

Eriphia, (*Sphinx adſc.* Fabr.) ein ſurinamiſcher Baſtardſpinx: Kopf und Bruſtſchild ſehen dunkel aus, der Leib grünlich mit einem weiſſen Punkt an der Wurzel auf beiden Seiten; unten aber mit 2 weiſſen Streifen: die Vorderflügel oben grünlich ungefleckt, unten auch grünlich mit einem weiſſen innern Rand: die Hinterflügel oben ſchwarz mit einem breiten weiſſen Band, unten grünlich und ungefleckt: die Fühlhörner braun und kammförmig. (24)

Erippus, ſ. unter Danaer, bunte.

Eriſirhales, (botan.) iſt ein Synonimum des öſterreichiſchen Kratzkrautes. (*Cnicus* L.)

Eriſmae, (Baukunſt) werden von den alten Baumeiſtern die mit einer Mauer verbundenen Strebepfeiler genennt, welche unten ſtärker als oben ſind. Sie wurden zu den Fundamenten auch Widerlagen der Mauern gebraucht, worauf Gewölbe ruheten. ſ. Strebepfeiler. (18)

Eriſtiker, ſ. Megariker.

Erithacus, (Naturgeſch.) iſt der Linneiſche Name der Rothſchwanz Stelze. (*Motacilla* L.) (9)

Erithalis, ſ. Räucherholz.

Erithraea, (botan.) iſt ein Beyname der Tauſendguldenkraut Gentiane. (*Gentiana Centaurium* L.)

Erkaufung öffentlicher Aemter, ſ. Ambitus.

Erkältung (medicin.). Die Erfahrung lehrt täglich, daß eine ſchnelle Abwechslung der Temperatur der Luft, in welcher ſich die Menſchen befinden, einen ſchädlichen Einfluß in ihre Geſundheit hat, beſonders bey zärtlichen Perſonen. Der Menſch hat zwar von dem weiſen Schöpfer vor allen andern Thieren einen Vorzug dadurch erhalten, daß er alle Temperaturen ausdauern kann, in welchen noch ein lebendiges Geſchöpf zu leben im Stande iſt, denn die heiſſeſten Gegenden von Africa ſind eben ſowohl von Menſchen bewohnt, als die kahlen mit Schnee und Eiſe faſt ſtets bedeckten Polarländer; allein wenn durch zärtliche Erziehung die Feſtigkeit und Schnellkraft des Körpers und ſeiner Theile geſchwächt worden ſind, ſo iſt ein kaltes rauhes Lüftchen hinreichend, eine Krankheit zu verurſachen. Dieſes Erkälten pflegt öfter im Sommer zu ſchaden als im Winter, ſo wie die Erhitzung im Winter mehr Schaden thut als im Sommer. Uebrigens iſt der Erfolg in beiden Fällen der Geſundheit äuſſerſt nachtheilig. Von einer plötzlichen Erkältung, welche entweder im Sommer nach gehabter ſtarker Bewegung oder im Winter bey dem Verwechſeln eines ſehr ſtark geheizten Zimmers mit der freyen Luft, entſtehet, werden Schnupfen, Catarrhe, Flüſſe, Seitenſtechen, Lungenentzündungen, Colik, Ruhr, Bräune und andere Uebel erzeugt. Dieſe Uebel entſtehen alle dadurch, daß die ſcharfe reizende Säfte, welche durch den Schweiß abgeſondert werden mußten, zurücktreten und in irgend einem Theile des Körpers krampfhafte Zuſammenziehung erregen, indem die Schweißlöchee der Haut durch die Kälte zuſammengezogen werden. Uebrigens lehret die Erfahrung, daß eine kühle auf den erhitzten Körper wirkende Luft mehr Schaden thut, als kaltes Waſſer. Denn ſelten folgen auf kalte Bäder, auch ſelbſt nach Erhitzung, ſo ſichtbare Uebel, als bey einer ausgeſetzten kühlen Luft. Eine andere Art von Erkältung iſt diejenige, welche zur Winterszeit bey ſtrengem Froſt geſchiehet, dieſe kann nur in ihrem höchſten Uebermaaße ſchädlich, ja tödtlich werden. Geht man aber ſogleich, wenn der Körper noch ſteif von Froſt iſt, in ein ſtark geheiztes Zimmer, ſo iſt Schwindel, Ohnmacht, und ſogar ein Schlagfluß ſehr zu befürchten: denn wenn alles Blut durch die Kälte nach den inneren Theilen getrieben iſt, und durch die Einathmung einer heiſſen Luft plötzlich ausgedehnt wird, ſo dringt es nach dem Kopf und verurſacht die angeführten Uebel.

Es iſt alſo nöthig, daß jeder Menſch gewiſſe diätetiſche Regeln befolge, damit er ſich keine der angeführten Krankheiten zu befahren habe. Dahin gehört 1) daß man ſeinen Körper nicht zu ſehr verzärtele. Dieſes geſchiehet durch gar zu ſorgfältige Bedeckung des Kopfes, durch zu warme Betten und Pelzkleider, wenn es nicht ſehr kalt iſt. Auch das Waſchen und Reinigen des Leibes mit warmem Waſſer iſt ſchädlich; ſehr nützlich aber das tägliche Waſchen mit recht kaltem Waſſer. 2) Man ſuche ſoviel als thunlich iſt, immer einerley Temperatur des Zimmers zu erhalten, wenigſtens muß nie eine ſchnelle Abwechslung ſtatt finden. Nie ſteige die Wärme eines geheizten Wohnzimmers über 14 Grade des Reaumuriſchen Thermometers. 3) Im Frühjahr lege man nicht zu bald die Winterkleider ab. Im Anfang des Herbſtes, wenn auf heiſſe Tage ſehr kühle Nächte folgen, iſt es am gefährlichſten, den erhitzten Körper des Abends und des Nachts unbedeckt der Kühlung auszuſetzen. Die zu dieſer Jahreszeit im Schwange gehende Ruhren beweiſen, daß dieſes auch den robuſteſten Perſonen ſchädlich ſey. 4) Man hüte ſich ſogleich nach einer ſtarken Erhitzung durch einen kühlen Trunk zu laben. Vielen tauſenden iſt dieſes ſchon ſo übel bekommen, daß von dem Schaden zu reden überflüßig wäre. Die meiſten Menſchen können es eben ſo wenig ohne Gefahr vertragen, wenn ſie ſich nach einer Erhitzung einer durchziehenden Luft ausſetzen. Noch unvermeidlicher erfolgt der Schaden, wenn das Hemde und die Kleider naß vom Schweiße ſind. Es iſt daher ſehr wohl gethan, naſſe Kleider und Wäſche mit trocknen zu verwechſeln.

Indeſſen giebt es Gelegenheiten, wo man aller Fürſicht ohngeachtet ſich doch erkältet, und dann iſt es ſehr rathſam, dem ſich ſchon zeigenden Schaden in Zeiten vorzubeugen. Dieſes geſchiehet durch das Reiben der Beine und ganzen Körpers mit wollenen Tüchern, durch warme Fußbäder, eine Aderläſſe bey Vollblütigen, und durch gelinde Beförderung der unterdrückten Ausdünſtung. Dem zufolge trinket man Thee von Hollunderblüthe, und vermiſcht ihn mit einer Miſchung aus Honig und Weineßig. Sollte hierdurch nicht ein Schweiß bewirkt werden, ſo iſt ein warmes Bad des ganzen Körpers eines der kräftigſten Mittel. Alle erhitzende geiſtige flüchtig balſamiſche Arzeneyen hingegen thun mehr Schaden, als ſie nützen, und ſind daher gänzlich zu verwerfen. Hat man ſich im Winter bey ſtrengem Froſte zu ſehr erkältet, ſo iſt der beſte

Rath-

Rath, nie in ein geheiztes Zimmer zu gehen, sondern in einem Vorzimmer oder Kammer zu vor einige Zeit zu verweilen, bis der Körper anfängt, seine natürliche Wäeme wieder zu erlangen, man kann dieses mit Hülfe warmer Kleider, Betten oder Pelzwerks gar bald bewirken. Uebrigen ist es heilsam, bey strengem Froste die Brust und den Mund wohl zu verwahren, auch nie heftige Bewegungen vorzunehmen, wobey der Athemzug schneller wird: denn dadurch entstehen meistens Entzündungen der Lunge oder der Rippenhaut. Von der Heilung der aus Erkältung entstandenen Krankheiten selbst wird in besondern Artickeln gehandelt werden. (9)

Erkenntlichkeit, s. Dankbarkeit.

Erkenntniß, nennt man den ganzen Umfang des Begriffes, den jemand von einer Sache erreichet, und der alle ihm davon bekannt gewordene Sätze in sich enthält. Je grösser die Anzahl dieser Sätze ist, desto ausführlicher und vollständiger; je schärfer man sie erweisen kann, desto gewisser, und je öftere Anwendung auf vorkommende Fälle die Sätze zulassen, desto nützlicher ist unsre Erkenntniß.

Unter den gewöhnlichen Eintheilungen der Erkenntniß sind diejenigen, die wir in folgenden Absätzen vortragen wollen, die merkwürdigsten. Man kann sie zuvorderst in drey Grade, den untersten, mittelsten, und obersten abtheilen. Der erste schränkt sich darauf ein, daß man blos verstehen lernet, was andre von einer Sache lehren, und um diesen zu erreichen, hat man nichts weiter nöthig, als daß man die Erklärungen, Lehrsätze und Auflösungen der Aufgaben sich bekannt mache, ohne sich um die Beweise desselben zu bekümmern. Von dieser Art ist die Erkenntniß derer, die die Sachen handwerksmäßig lernen, und nur so viel zu wissen begehren, als sie, um in der Ausübung damit auszukommen, nothwendig wissen müssen. Der zweyte setzt zu dem ersten hinzu, daß man von den begriffenen Lehren andrer überzeuget seye. Man erreichet also denselben, theils wenn man die zu ihrer Bestätigung dienenden Erfahrungen betrachtet und erwäget, theils wenn man ihre Demonstrationen überleget und durchdenket. Wer auf den Titel eines Gelehrten Anspruch machen will, muß trachten, wenigstens dieses zweyten Grades theilhaftig zu werden. Den dritten, welcher abermals den zweyten voraussetzet, besitzen diejenige, die sich die Fertigkeit zuwege gebracht aus den begriffenen und als richtig erkannten Lehren andrer neuen dem menschlichen Geschlechte, oder wenigstens ihnen selbsten bisher unbekannte Wahrheiten herauszubringen und vor sich selbst zu erfinden. Auser den vorzüglichen natürlichen Gaben wird hiezu erfodert, sowohl daß man vieles wisse und alles, was man weiß, in promptem Gedächtniß habe, um alles dessen, was man zu seinen Schlüssen nöthig hat, sich augenblicklich zu erinnern, als daß man durch fleißiges Studium der Vernunftlehre und vornemlich der Mathematik die Fertigkeit erhalte, Schluß auf Schluß zu setzen, und der Kette der Wahrheiten in seinen Gedanken nachzugehen.

Ferner pfleget man die Erkenntniß in die historische, philosophische und mathematische einzutheilen. Die erste oder historische Erkenntniß bestehet darin, daß man blos weiß, etwas gewisses seye oder geschehe, ohne den Grund zu wissen, warum es ist oder geschiehet. Sie beruhet also, wenn sie wahr ist, wie hier vorausgesetzet wird, weil falsche Erkenntniß keine Erkenntniß ist, auf eigner oder fremder Erfahrung, welche letzte man glaubet, wenn man nichts dagegen einzuwenden findet. Da aber durch die Erfahrung nicht alle Eigenschaften aller Dinge mit gleicher Leichtigkeit wahrgenommen werden, sondern einige gleichsam von sich selbst in die Augen fallen, andere mit vieler Kunst und grosser Aufmerksamkeit, auch wohl vermittelst der Anwendung mancherley Werkzeuge entdeckt werden müßten; so hat man Ursache, die historische Erkenntniß selbst wiederum in gemeine und geheime abzutheilen. Z. B. Wer blos weiß, daß der Mond ab- und zunimmt, ohne sich um die Ursache zu bekümmern, der hat historische und zwar gemeine Erkenntniß, weil hiezu keine Kunst, keine Instrumenten, keine Vorbereitung, sondern nur die gewöhnliche Aufmerksamkeit, die man auf alle Dinge wendet, nöthig ist. Wer hingegen weiß, daß der Jupiter vier dergleichen Monde, wie unsre Erde einen, hat, dem schreibt man geheime historische Erkenntniß zu, weil diese Monden nicht so, wie gemeiniglich die andern Steene, mit bloßen Augen, sondern nur durch gute Ferngläser gesehen werden können und, wenn man sie siehet, man ihnen deswegen nicht sogleich ansiehet, daß sie Nebenplaneten oder des Jupiters Monden sind, sondern hiezu noch mehr erfoderlich ist. Die historische Erkenntniß kann mit gutem Grunde noch auf eine andre Weise in flüchtige und sorgfältige getheilet werden, davon die erste, die mit dem, das geschiehet, verbundenen, vorhergehenden, begleitenden und nachfolgenden Umständen unachtsam, diese fleißig beobachtet. Jene, dergleichen man bey dem gemeinen Manne, den Empirikern und Stümpern in ihren Geschäften antrift, ist daher sehr mißlich und unzuverläßig; diese hingegen, worin die Astronomen, Naturforscher und ächten Aerzte die Meister sind, von welchen man lernen kann, kostet Vorsichtigkeit und meistens oft wiederholte Erfahrung. So grossen Vorzug aber die lezte vor der ersten verdienet, so hat sie doch, und folglich noch vielmehr die erste, ihre mancherley Mängel, die von der historischen Erkenntniß theils gänzlich theils meistens unzertrennlich sind. Wir wollen deren die hauptsächlichsten anführen. Je mit wenigerer Sorgfalt man die Umstände beobachtet unter welchen sich etwas zuträgt, je mehrmal wird man die Sache wiederum vergebens erwarten, weil nothwendige und uns unbekannt gebliebene Umstände fehlen. Je mit mehrerer Sorgfalt aber man die Umstände beobachtet, je mehrmal wird man die Sache nicht erwarten, wenn sie sich wirklich einstellt, weil wir den nothwendigen Umständen manche unnöthige beymischen. So lange wir dennoch den Grund nicht wissen, warum sich die Sache zuträgt, d. i. so lange unsre Erkenntniß nur historisch ist, so lange schwanken wir immer zwischen diesen beiden Fehlern, und wir wagen also allezeit viel bey der Anwendung derselben. Ferner ist sie diejenige Erkenntniß, bey welcher allein der Aberglaube möglich ist, als welcher sogleich verschwindet, als man die Ursachen der Begebenheiten einsiehet. Völker, die nicht wissen, woher z. B. die Mondsfinsternisse kommen, können sie für Vorboten ihres Unglückes ansehen, Schlachten darüber verlieren, wie wirklich geschehen ist u. dgl.; andre, die die Ursache derselben wissen, sind frey von derselben Uebereilung. Desgleichen weil die historische Erkenntniß, wie wir kaum vernommen, desto mehrmals wiederholte Erfahrungen erfodert, je schwerer der Gegenstand derselben ist, wenn man einige Rechnung auf dieselbe soll machen können; so wird man erst spät und nach manchen über sie er-

littenen Schaden klug. Wiederum diese Art der Erkenntniß, die nur an der Oberfläche der Geschichte hangen bleibet, und nicht tiefer in den Grund der Sache eindringet, sättiget den wißbegierigen Geist nicht u. dgl. Die zweyte oder philosophische Erkenntniß findet sich bey denen, die von dem, das geschiehet, den Grund einsehen. Weil erzählen können, daß ein andrer dieses vor den Grund von jenem ausgiebt, nicht heißt den Grund selbst einsehen; so reichet es auch zur philosophischen Erkenntniß nicht zu, sondern macht, wie aus dem vorhergehenden leicht abzunehmen, eine bloße historische Erkenntniß fremder philosophischen aus. Weil ferner derjenige, der ächte philosophische Erkenntniß besizt, einsehen muß, daß das der Grund ist, was er dafür angiebt; man aber durch den Beweis, und zwar nur durch unumstößlichen Beweis, einsiehet, daß der Satz, den man für wahr hält, wahr ist: so muß er den Grund nicht nur erweisen, sondern demonstriren können, und folglich Wissenschaft davon haben (s. Demonstration, Wissenschaft). Weil abermals vollständige Beweise deutliche Begriffe voraussetzen, so muß die philosophische Erkenntniß deutlich seyn, welches sich von der historischen nicht durchaus sagen lässet; woraus weiter folget, daß jene die Zweydeutigkeit, Unbestimmtheit u. dgl. Fehler ausschliesset, die bey dieser gemeiniglich statt haben. Weil endlich die historische Erkenntniß darum, weil man bey ihr den Grund nicht weiß, warum die Dinge geschehen, nicht mit Sicherheit angewendet werden kann; uns dem Aberglauben und den Betrügereyen andrer aussetzet; das mit der gründlichen Einsicht verknüpfte Vergnügen nicht gewähret u. s. w., wie wir so eben wahrgenommen haben: so bestehet der grosse Vorzug der philosophischen Erkenntniß vor jener darin, daß man in allen diesen Stücken das Gegentheil von ihr sagen muß. Inzwischen soll uns dieser Vorzug weder verleiten, die historische Erkenntniß deswegen zu verachten, noch die philosophische vor den höchsten Gipfel, der sich erreichen lässet, anzusehen. Denn was das erste betrift, so beruhet diese auf jener, als auf ihrem Fundamente, wie man leicht begreift, wenn man bedenkt, daß, wenn wir Grund von den, das geschiehet, angeben wollen, wir uns, wo nicht immer, doch gewiß meistentheils auf Dinge, die wir aus der Erfahrung wissen, berufen, also auf unsere historische Erkenntniß bauen müssen. Z. B. den Grund von dem Eintritt des Wassers in die Sprize, sobald der Stöpsel zurückgezogen wird; vom Hangenbleiben des Wassers im Stechheber, dessen obere Oeffnung verschlossen wird; vom Steigen des Wassers im kürzeren Arme des gewöhnlichen Hebers u. d. gl. geben wir an aus der Schwere und der ausdehnenden Kraft der Luft, welche uns blos aus der Erfahrung bekannt sind, ohne daß wir den Grund wissen, warum die Luft schwer und mit einer ausdehnenden Kraft versehen ist. Daher kommt der von vielen geäusserte vernünftige Wunsch, daß die Beobachtungen, welche Künstler und Handwerker in ihren Werkstätten täglich machen und, theils weil sie ihnen so oft vorkommen, theils weil sie ihre Wichtigkeit nicht einsehen, keiner Achtung würdigen, möchten gesammelt und genau beschrieben werden, weil man dadurch einen Schatz geheimer historischer Erkenntniß erhalten und nach und nach viele philosophische Erkenntniß darauf bauen würde. Was aber das andre betrift, das lässet sich auch leicht einsehen, wenn man weiß, was mathematische Erkenntniß ist. Man schreibet nemlich diese demjenigen zu, der die Grösse einer Sache anzugeben und sie zu messen weiß. Wie alles, was da ist, seinen zureichenden Grund hat, und daher von allem philosophische Erkenntniß möglich ist; so hat auch alles, was endlich ist, sein gewisses Maaß, und lässet daher mathematische Erkenntniß zu, nur kostet es vielfältig grosse Schwierigkeiten, bis diese erreichet wird. Denn wer blos das Maas, das ein anderer angiebt, sagen, nicht aber dasselbe selbst finden oder die Sache selbst messen kann, der hat, wie man aus einem obigen ähnlichen Falle weiß, nicht selbst die mathematische, sondern blos historische Erkenntniß fremder mathematischer; und selbst ist die Bestimmung des Maaßes noch zweyerley, woraus zwey Arten der mathematischen Erkenntniß, deren eine schwerer als die andre zu erhalten ist, fliessen. Man kann nemlich theils blos wissen, daß die Sache so und so groß, z. B. daß die Erde 22000 ihrer Halbmesser von der Sonne entfernt ist, theils den Grund wissen, warum sie so groß, warum die Erde grade so weit, nicht mehr, nicht weniger von der Sonne entfernt ist. Jene macht die historischmathematische, diese die offenbar merklich difficilere philosophischmathematische Erkenntniß aus. Um nun abzusehen, daß die bloße Einsicht in den Grund der Dinge oder die bloße philosophische Erkenntniß, die die Wirkungen von ihren Ursachen ableitet, zur gänzlich sicheren Anwendung nicht allezeit zureichet, sondern öfters nöthig ist, die Grösse der wirkenden Kräfte zu messen und daraus, wie viel durch sie geleistet werden könne, zu urtheilen, also bis zur mathematischen Erkenntniß fortzuschreiten; so darf man nur die kaum gegebenen Beyspiele noch näher betrachten. Z. B. In einer Sprize von kurzer Saugröhre wird das Wasser, wenn der Stöpsel ausgezogen wird, aus seinem Behälter bis in den Stiefel oder Cylinder der Sprize, ja bis an den Stöpsel hin, hinaufsteigen; weil die Luft mit ihrer Schwere so stark auf das um die Saugröhre herum stehende Wasser drücket, daß es, wenn innerhalb derselben kein Widerstand statt hat, sich darin begeben und so lange sammeln muß, als Platz dafür übrig ist. Bleibt unsre Erkenntniß hiebey stehen; so werden wir das Wasser in dem Körper der Sprize erwarten, wenn es gleich von seinem Behälter bis in denselben eine senkrechte Höhe von 40, 50 und mehr Schuhen durch die Saugröhre zu ersteigen hätte. Haben wir aber die mathematische Erkenntniß erreichet und wissen, daß die Schwere der Atmosphäre nicht gröſſer ist, als daß sie mit einer 30 bis 32 Fuß hohen Röhre voll Wasser das Gleichgewicht hält; so werden wir in diesen Irrthum nicht verfallen, sondern die Fälle zuverläßig bestimmen können, in welchem das Wasser bis an den Cylinder der Sprize steigen und nicht steigen muß. Hieraus ersiehet man, wie nöthig zur Application, also zur Erhaltung unsrer Absichten und folglich zur menschlichen Glückseligkeit die mathematische Erkenntniß seye. Wir beschliessen diesen Abschnitt mit der Bemerkung, daß die philosophischmathematische Erkenntniß, welche sowohl die Kräfte der Ursache als die Grösse der Wirkung abwäget, wenn sie die letzte den ersten völlig gleich findet, die völlige Ueberzeugung von der richtig angegebenen Ursache gewähret, und den Geist des Forschers gänzlich zufrieden stellet.

Nach einer dritten Eintheilung ist unsre Erkenntniß entweder anschauend oder figürlich (intuitiva vel symbolica). Jene bestehet, wie das Wort sagt, in dem Anblick der Sache selbst, die unsern Sinnen oder unsrer Einbildungskraft gegenwärtig ist. Diese

hingegtn läſſet gleichſam die Idee der Sache verſchwinden und ſezt Zeichen in die Stelle der Begriffe. Worte ſind auch, und zwar die gewöhnlichſten, Zeichen der Gedanken; daher iſt auch unſre in Worte überſezte Erkenntniß figürliche und zwar die gemeinſte Art derſelben. Eben darum aber, weil alle figürliche Erkenntniß die Sache ſelbſt nicht vorſtellet, oder (das Wort: ſehen, in etwas weiterem Verſtande zu nehmen) nicht ſiehet, pflegt man ſie blind zu nennen und dieſer Blindheit iſt es zuzuſchreiben, daß man ſich öfters mit unverſtändlichen Worten, die man anhöret oder ſelbſt ſpricht, abſpeiſet. Z. E. ſo lange man nicht vor Augen hat, was Schatten und was erleuchtet iſt, meynet man Wunder, was für eine natürliche Erklärung des Cometenſchweifes, der der Sonne immer gegen über fället aber viel heller iſt als der übrige Himmel, man höre, wann uns jemand ſagt, er ſeye ein erleuchteter Schatten deſſelben. Dieſes iſt ein eben ſo beträchtlicher Fehler der figürlichen Erkenntniß, als der andre ebenfalls aus ihrer Blindheit entſpringende, daß ſie uns nemlich vielfältig zu Wortſtreiten veranlaſſet, wenn mir aus dem Widerſpruche, der in den Worten ſtatt hat, z. B. der Mond iſt ein Licht und iſt kein Licht, auf den Widerſpruch in den Gedanken ſelbſt ſchlieſſen, welcher lezter doch in der That nicht vorhanden iſt, ſo oft die Worte, die in einerley Bedeutung hätten müſſen genommen werden, zweyerley Verſtand haben, z. B. hier Licht einmal Feuer heiſſet, und das andremal etwas, das die umſtehende Dinge ſichtbar macht. Dieſe Fehler muß man ſorgfältig zu vermeiden ſuchen dadurch, daß man die Blindheit hebt, aus welcher ſie entſpringen, oder, wie man ſich auszudrucken pflegt, die figürliche Erkenntniß ſehend macht. Man verrichtet dieſes, wann man die anſchauende Erkenntniß mit ihr verbindet, oder ſie auf die anſchauende reduciret, welches geſchiehet, wenn man durch Empfindung oder Einbildung die Idee eines hieher gehörigen einzelen Dinges hervorbringt und in ihr auf eins nach dem andern aufmerkt, was durch jedes Wort beſonders ausgedrücket wird. Z. B. wenn ich den in figürlicher Erkenntniß abgefaßten Begriff des regulären Körpers, daß er in lauter gleiche reguläre Flächen von einerley Art eingeſchloſſen ſeye, auf die anſchauende Erkenntniß reduciren will, ſo bilde ich mir z. E. einen Würfel ein, womit man ſpielet, oder ſtelle mir einen ſolchen wirklich vor die Augen, und nehme davon nach und nach in Obacht, daß er in lauter Quadraten eingeſchloſſen iſt, alſo in regulären Flächen von einerley Art, und in ſolche Quadraten deren je zwey und zwey eine gemeinſchaftliche Seite haben, folglich einander gleich ſind. Bey dieſem Verfahren muß ſichs zeigen, ob ein Satz wirklich das läugnet, was der andere bejahet, oder ob es nur ſo ſcheinet, desgleichen ob ſich denken läſſet, was man ſagen konnte, oder nicht, alſo muß dadurch den bey der ſymboliſchen Erkenntniß möglichen Fehlern vorgebogen werden. Geſchiehet dieſes, ſo iſt ſie von überaus groſſem Nutzen, weil ſie alle Operationen des Verſtandes, Begriffe, Urtheile und Schlüſſe ungemein erleichtert. Man ſiehet dieſes deutlich daran, weil man faſt niemals anders als in Worten denket oder ohne Laut von ſich zu geben mit ſich ſelbſt ſpricht, und begreift auch die Urſache ohne Schwierigkeit. Davon in dem Artikel: Begriff, iſt gezeiget worden, wie man ihn deutlich macht; dazu wird unter andern erfordert, daß man jede Beſtimmung deſſelben beſonders denkt; eine Beſtimmung aber allein auſſer aller Verbindung mit andern, z. E. die bloſſe Rundung, ohne Materie, ohne beſondre Gröſſe, ohne Farbe u. ſ. w. wirklich vorzuſtellen iſt, wie der Verſuch einen jeden überzeugen wird, wo nicht unmöglich, wenigſtens höchſt ſchwer, mit Worten hingegen kann man leicht genau ſo viel ſagen, als man gedacht haben will; daher ſind in Worten eingekleidete oder figürlich gedachte deutliche Begriffe ſehr viel leichter als anſchauende. Eben dieſes gilt aus eben der Urſache auch bey den Urtheilen und an welchen es am deutlichſten ins Geſicht fällt, bey Schlüſſen. Daher kommt es daß der Gebrauch des Verſtandes denen, welchen die Sprache fehlet, alſo ſtumm und taub gebohrnen ſehr viel ſchwerer fället, als andern, und jene es damit nie ſo weit bringen als dieſe. Wir müſſen noch am Schluſſe dieſes Abſatzes anmerken, daß die Worte nicht die einzige Zeichen der Gedanken, ſondern noch viele andre Arten derſelben möglich ſind, die zu figürlicher Erkenntniß gebraucht werden können. Man ſehe davon den Artikel Zeichen, nach.

Viertens ſezet man der anſchauenden Erkenntniß die diſcurſive entgegen und verſtehet unter der lezten diejenige, die durch Schlüſſe herausgebracht wird, d. i. (ſ. Schluß) auf die man nach und nach kommt, indem man erſt ein Urtheil feſt ſezet, das ſagt: die Sache iſt von der Art; auf Veranlaſſung dieſes alsdenn durch die Einbildungskraft ein altes Urtheil wiederholet, das ſagt: Dinge von der Art haben die und die Eigenſchaft an ſich; und endlich aus dieſen beyden vorangehenden durch Trennung und neue Verbindung der Begriffe das dritte Urtheil ziehet: die Sache hat die und die Eigenſchaft an ſich. Dieſe Art der Erkenntniß iſt dem Menſchen höchſt nöthig und dienet ungemein zur Erweiterung ſeiner Einſichten, die ſehr eingeſchränkt bleiben würden, wenn er es durchaus bey der anſchauenden Erkenntniß bewenden laſſen müße, welches ſich nur auf dasjenige erſtreckt, was man in der durch den Anblick der gegenwärtigen oder abweſenden Sache gebildete Vorſtellung unmittelbar ſelbſt unterſcheidet. Es iſt nöthig anzumerken, daß Schlüſſe denken und dasjenige, was man weiß, durch Schlüſſe herausbringen, zweyerley iſt. Lezteres iſt, wie ſo eben ausführlich beſchrieben worden, ein ſucceßives Herleiten des einen aus dem andern, ein ſchrittweiſes Fortgehen von bekannten aufs bisher unbekannte. Erſteres aber beſtehet in einem Anblick der Wahrheiten in der Ordnung geſtellt, wie eine in der andern gegründet iſt. Dieſes bringt nicht nothwendig etwas nach und nach geſchehendes mit ſich und ſezt nicht nothwendig einen Unterſchied zwiſchen bekannten und unbekannten zum voraus, ob es gleich jenes mit ſich bringen und dieſer mit ihm verbunden ſeyn kann.

Gott, deſſen allerhöchſter Verſtand mit einem unendlichen Blick alles auf einmal durchſiehet, alle Wahrheiten und worin ſie und was in ihnen gegründet iſt, von Ewigkeit zu Ewigkeit unveränderlicher Weiſe gänzlich entdeckt vor ſich liegen hat, hat zwar auch alle mögliche Schlüſſe zugleich vor Augen, erkennet aber nichts diſcurſive. Eben ſo kann man von ihm nicht ſagen, daß er Ideen der Dinge verſchwinden laſſe und Zeichen ſtatt derſelben denke, und noch weniger, daß ſein allervollkommenſter Verſtand, wie der unſrige, eine ſolche Hülfe nöthig habe. Obgleich er alſo von allen möglichen Dingen alle mögliche Zeichen weis; ſo erkennet er doch nichts figürlich. Daher iſt alle Erkenntniß Gottes anſchauend, und da wie eine Wahrheit in der andern gegründet iſt, ſo

er den Grund, der einen in der andern liegend siehet, so erkennet er auch alle mögliche Verbindungen aller möglichen Wahrheiten anschauend, und seine unendliche Vernunft bestehet ohne discursive Erkenntniß (s. Vernunft). Wer genau weis, was man mit den Worten: per eminentiam, sagen will, der kann ohne Anleitung vor sich selbst urtheilen, ob man beyde im eigentlichen Verstande von Gott geläugnete Erkenntnißarten, ihm eminenter zulegen könne, und was dieses gesagt heisse.

Mit dem Unterschiede der **wahren** und **falschen**, wie auch der **gewissen**, **ungewissen** und **wahrscheinlichen** Erkenntniß halten wir uns nicht auf, weil was von der Wahrheit, Gewißheit u. s. w. in eigenen Artikel gesagt wird, dergestalt zureicht, daß hier davon zu sprechen überflüßig wäre. Nur wollen wir der **analogischen** Erkenntniß kürzlich gedenken, welche als zwar nicht falsch, aber auch als nicht ganz buchstäblich wahr anzusehen ist, und uns sowohl in der geoffenbarten als selbst in der natürlichen Erkenntniß Gottes sehr zu statten kommt, dessen bey uns statt habende Begriff sich mit dem Anblicke einer Sache durch einen dichten Flor füglich vergleichen lässet. Aus dem Artikel **Analoga**, ist abzunehmen, daß die analogische Erkenntniß sich zur anschauenden verhält, wie die eingebildete Begriffe (s. Begriff) zu den reellen, und daß man also unter derselben diejenige verstehet, bey welcher man sich, die Sache nicht, wie sie wirklich ist, sondern unter dem Bilde einer andern gewissermassen ähnlichen Sache vorstellet, um des uns unerreichliche Anschauen jener dadurch, so viel uns möglich, zu ersetzen. Hieher gehöret z. B. was wir zu denken haben, wann uns die h. Schrift von einer ewigen Zeugung des Sohnes vom Vater sagt.

Ferner lässet sich die Erkenntniß in **angebohrne** und **errungene** (connata & acquisita), wie auch in die a priori und a posteriori erhaltene abtheilen. Man findet aber alles, was hier davon gesagt werden könnte, in den Artikel **angebohrne Begriffe**, **angebohrne Erkenntniß Gottes**, *a priori*, *a posteriori*, und wir verweisen daher den Leser auf diese Stellen.

Abermals ist die Erkenntniß theils **theoretisch**, theils **practisch**; jene ist die Frucht der Speculation oder des Nachdenkens; diese erwächset aus den Anmerkungen, welche man bey der Ausübung zu machen Gelegenheit findet. Jene wird erhalten, indem man gewisse Begriffe zum Grund leget, daraus Folgen ziehet und denn ferner Schlüsse auf Schlüsse setzt; diese bestehet in einer Sammlung von Erfahrungen und daraus gezogenen Consequenzen. Gemeiniglich pflegt man der letzten theils wegen der mit der Erfahrung verbundenen Gewißheit und Zuverläßigkeit, theils wegen der nicht zu bezweifelnden Anwendbarkeit in der Ausübung, als durch welche man auf sie geleitet worden, einen so grossen Vorzug vor der ersten einzuräumen, daß man diese dagegen mit verächtlichen Augen ansiehet und ihr Schuld gibt, daß sie meistens aus Hirngespinsten und leeren Einbildungen zusammengesetzt seyn, die müßigen Köpfen eine Beschäftigung geben und von dem Unwissenden vor grosse Weisheit angesehen werden, in der Anwendung aber wenig Nutzen schaffen oder gar nicht stichhalten. Das erste und andere hat seine Richtigkeit, wenn man mit der Erfahrung gehörig zu Werk gehet, wie in dem Artikel **Erfahrung**, angewiesen worden, und dasjenige, was sie lehret, mit genau bestimmten Sätzen ausdrückt; ausser dem fällt der gerühmte Vorzug weg, und die ohne Verstand gesammelte practische Erkenntniß ist mehr schädlich als nützlich, indem ein Irrthum desto nachtheiliger ist, je mehr man sich auf ihn verläßt. Die der theoretischen Erkenntniß aufgebürdete Bodenlosigkeit und Untrüglichkeit beruhet sichtbarlicher Weise auf der Verwirrung dessen, was eigentlich zu derselben gehöret und sie ausmacht, mit der Ungeschicklichkeit dieses oder jenes, der sich mit Dingen abgiebt, denen er nicht gewachsen ist. Wenn man aus wohl überlegten und nach genauer Untersuchung wahr befundenen Gründen vorsichtig und ohne Uebereilung schliesset, so ist man vor Grillen und Hirngespinsten sicher und eine mit gleicher Bedachtsamkeit gemachte Anwendung dessen, was man herausgebracht, kann nicht trügen. Wenn man also vernünftig urtheilen will, so muß man beyde Arten der Erkenntniß, wovon jetzo die Rede ist, wofern man sich dabey gehörig verhält, vor gut und nützlich und die Verbindung beyder vor die vollkommenste, die man wünschen kann, erkennen, weil nicht nur eine ersetzt, was der andern abgehet, sondern auch immer die eine das, was die andre beyträgt, weiter treibet und seinem Nutzen grösseren Umfang giebt.

Endlich unterscheidet man in der practischen Philosophie **lebendige** und **todte Erkenntniß**, deren letztere sich innerhalb dem Verstande terminiret, bey dessen Beyfall sie es bewenden lässet, da die erste in den Willen übergehet und uns zu ihr gemässen Handlungen antreibet. Weil die praktische Philosophie zur unmittelbaren Absicht die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts hat, die nicht durch wissen, sondern durch thun, erhalten wird; so dringet sie mit Recht auf lebendige Erkenntniß, und zwar mit desto grösserem Rechte, je öfter die Erfahrung von dem

video meliora proboque,
Deteriora sequor,

traurige Beyspiele erlangt. Worauf es ankomme, daß die Erkenntniß lebendig seye, ist nicht schwer zu begreiffen. Ohne Bewegungsgründe nemlich hat kein Wollen statt, hingegen bleibet dieses nicht aus, wo sich jene einfinden. Das Leben der Erkenntniß hänget also von den Bewegungsgründen, die sie einschliesset, ab. Bewegungsgründe sind Vorstellungen des Guten oder Bösen, das mit einem Gegenstande verbunden ist. Folglich wenn unsre Erkenntniß uns eine Handlung nicht nur als vom Gesetze geboten, als der Natur gemäß, als vernünftig, sondern als uns heilsam, vortheilhaftig, Lust und Glückseeligkeit gewährend; die ihr entgegengesetzte aber als schädlich, Verdruß und Unglück nach sich ziehend vorstellet, so greiffet sie den Willen an und ist lebendig. Ist unser Gemüth noch zweifelhaft, ob die gerühmten Vortheile wirklich mit einer Handlung und mit der entgegengesetzten jene Nachtheile verbunden sind, so ist ihre Wirkung auf den Willen nur gering. Je mehr wir also die Ungewißheit unsrer Erkenntniß fühlen desto schwächer, und umgekehrt desto stärker und kräftiger ist ihr Leben, je mehr wir von ihrer Wahrheit überzeugt, oder, welches im gegenwärtigen Falle gleiche Dienste thut, überredet sind. Endlich Lust und Unlust sind, wie aus den davon handelnden Artikeln zu ersehen ist, Folgen des Gefühles, der Empfindung, oder, wie wir uns im obigen ausgedruckt, der anschauenden nicht der figürlichen Erkenntniß. Sollen sich also jene bey uns einfinden und uns zum thun und lassen bewegen, so müssen wir uns angelegen seyn lassen,

uns die Vortheile und Nachtheile unſrer Handlung ſelbſt, nicht ihre bloſſe Beſchreibungen, recht deutlich hell und ſichtbar vor die Augen zu ſtellen. Je mehr wir dieſes leiſten, je lebendiger wird abermals unſre Erkenntniß ſeyn.

Was man cognitionem ſimplicis intelligentiæ, mediam, und viſionis nennen, ſuche man unter dem Titel Scientia. (6)

Erkenntniß, (theologiſch) iſt das erſte Stück der Religion und Gottesverehrung, daher die Bibel ſelbſt dieſes Wort oft für Glaube und Gottesdienſt braucht. So wie Unwiſſenheit eine Quelle von Laſtern, Aberglauben und Irrthum iſt, ſo iſt zur wahren und gottſeligen Verehrung des höchſten Weſens, Erkenntniß Gottes oder des Weſens, das wir verehren ſollen, der Gründe, warum wir es verehren, die Art und Weiſe wie wir es verehren müſſen; desgleichen unſerer ſelbſt, unſerer Kräfte, Beſtimmungen u. ſ. w. nothwendig. Denn unſer Wille richtet ſich nach der jedesmaligen Einſicht in das Gute und Böſe, Wahre und Falſche: und ſo beruhet unſere Zufriedenheit oder Unzufriedenheit auf die richtige Beurtheilung des gegenwärtigen oder zukünftigen Glücks oder Unglücks.

Wir haben zwey Wege zur Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge. Erſtlich die Vernunft und zweytens die Offenbarung. Als vernünftige Geſchöpfe haben wir das Vermögen von Gott erhalten, ihn und göttliche Dinge ſo wie überhaupt Wahrheiten zu erkennen, und dieſe Erkenntniß, welche wir vermittelſt unſerer Vernunft von Gott haben, nennt man natürliche Erkenntniß, und die Religion oder Gottesverehrung, welche darauf gegründet iſt, iſt die natürliche Religion. Bey dieſer natürlichen Erkenntniß macht man den Unterſchied unter einer angebohrnen und erlangten. (inſitam oder connatam und acquiſitam.) Die angebohrne kommt jeden Menſchen zu, doch iſt auch hier der Unterſchied in explicitas und implicitas ideas gemacht worden. Nach der erſten Art der angebohrnen Erkenntniß wären die Sätze ſelbſt ſchon in der Seele, ohne daß ſie der Menſch erſt durch Nachdenken erfinden, oder entwickeln dürfte, und nach der andern Art wäre blos die Fähigkeit in dem Menſchen die Wahrheiten zu erfinden. Es iſt bereits von dieſem Unterſchied unter dem Artik. **angebohrne Begriffe, angebohrne Erkenntniß** geredet worden. Dieſe angebohrne Erkenntniß von Gott und göttlichen Dingen iſt alſo weiter nichts als das Vermögen der Seele ihn und die Wahrheiten von ihm zu erkennen. Dieſes Vermögen aber gehet nicht allein auf Gott und die Religion, ſondern auf alle Wahrheiten überhaupt. Man kann auch nicht ſagen, daß ſich daſſelbe eher und mehr in göttlichen Dingen äuſere, als in andern: indem es immer ſchwerer iſt, unſichtbare und überdem von allen bekannten Dingen verſchiedene Sachen zu erkennen, als blos ſichtbare, analogiſche, und natürliche. Es kann daſſelbe ſich auch bey einem eher und ſtärker, als bey dem andern zeigen, indem theils die Fähigkeiten unterſchieden ſind, theils mehr oder weniger Anlaß und Antrieb ſeyn kann, daß ſie ſich äuſſern. Die erlangte Erkenntniß iſt diejenige, welche der Menſch endlich durch angeſtelltes Nachdenken oder durch Unterricht anderer erhalten hat: bey derſelben werden alſo die natürliche Kräfte zum denken und zu erkennen erweckt, angewandt und geübt. Man ſchließt hier von dem natürlichen auf den Urheber der Natur, und leitet aus dem Hervorbringen der Dinge, aus ihrer Verbindung, Ordnung, Vortreflichkeit u. ſ. w. die Eigenſchaften des Schöpfers, ſeinen Willen, und Geſetze, die richtige Motive, die Art einer Gott anſtändigen Verehrung und Anbetung her.

Inzwiſchen iſt dieſer Weg mühſam, und unſicher, und man kommt auf demſelben nicht zur hinreichenden Erkenntniß. Die Erfahrung beweißt es ſchon allein wie viele Unrichtigkeiten und das höchſte Weſen entehrende Begriffe in der Welt angenommen worden ſind; wie lange die Welt in tiefem Aberglauben und in einer blinden Abgötterey verſunken war, und zum Theil noch iſt, und wie langſam es auch mit nur einiger Erkenntniß von Gott zugegangen iſt. Trift man auch bey den Philoſophen einige richtige Sätze an, ſo ſind ſie doch viel zu unvollſtändig, ſehr zweifelhaft, und größtentheils von ihnen auf Reiſen geſammlet, daß man ſie nicht einmal ihnen ſelbſt gerade zuſchreiben darf, ſondern größtentheils von einer noch übrig geblieben und erhaltenen Offenbahrung herleiten muß. Bey dem allen iſt das blos Wiſſenſchaft der Philoſophen und der gemeine Mann, welcher doch der größte Theil iſt, hat weder Gelegenheit noch Luſt, noch Kräfte ſolchen Vernunftſchlüſſen nachzugehen. Vornemlich aber kommt es darauf an, daß durch die Vernunft manche Religionsſätze, die gleichwohl zu unſerer Glückſeligkeit und wahren Gottesverehrung höchſt nothwendig ſind, ganz und gar nicht erkannt, erfunden und ausgemacht werden können. (ſ. Religion, Offenbarung.) Wenn uns Gott nicht zu Hülfe gekommen wäre, und uns übernatürliche Belehrung gegeben hätte: ſo würden wir von der Einheit Gottes, von dem Urſprung des Böſen, von der Verſöhnung mit Gott und andern nothwendigen Wahrheiten, ja ſelbſt von der Unſterblichkeit der Seelen und dem künftigen Leben wenig oder nichts wiſſen. Dieſe Belehrung haben wir in der Bibel, (ſ. Bibel, Eingebung, Offenbahrung) und die Erkenntniß welche wir durch dieſelbe haben, iſt die geoffenbarte Erkenntniß in Gegenſatz der natürlichen. Hierin iſt nun völlige Sicherheit, Gewißheit und Untrüglichkeit, weil alles auf göttlichen Ausſpruch beruhet. Durch dieſelbe wird die natürliche ergänzt, berichtigt und gewiß, und vollſtändig gemacht.

Es kommt bey einer richtigen Religionserkenntniß vornemlich darauf an, daß ſie wahr und richtig, gewiß und zuverläßig, zureichend und vollſtändig und endlich auch lebendig oder wirkſam ſey. Die Wahrheit oder Unrichtigkeit unſerer Erkenntniß, oder daß unſere Vorſtellungen mit der vorzuſtellenden Sache auch übereinſtimmen, beruhet auf die Einſicht ihrer Beweisgründe. Wir müſſen bey Vernunftſätzen aus ausgemachten Grundſätzen richtige Folgerungen ziehen, oder bey bibliſchen Wahrheiten durch richtige Erklärungen ſie aus der Bibel hernehmen. Falſche und irrige Sätze haben auch ihre Folgen für einen wahren oder falſchen Gottesdienſt. Ich muß eine Tugend erſt recht kennen, ehe ich ſie recht ausüben kann. Ich muß wiſſen, was eine Sache ſey, ehe ich ſie glauben kann. Unzählige Sünden und Thorheiten entſtehen aus Mißverſtand und Unwiſſenheit. Es iſt zwar möglich daß jemand eine wahre Erkenntniß haben und nach derſelben richtig handeln kann, ohne ſich der Gründe bewußt zu ſeyn, und man kann es für einen Menſchen ein Glück nennen, wenn er auf die Art gleichſam durch einen Zufall auf der rechten Straſſe fortgeht; allein ein ſolcher Menſch iſt doch deſto übler dran, wenn ihm Zweifel aufſtoſſen, oder ihm vorgelegt werden, und es iſt weder der Würde des Menſchen noch der Abſicht Gottes gemäß, etwas zu glauben oder zu billigen und zu be-

folgen, ohne zu wissen; warum? Wir sind einmal vernünftige Geschöpfe, und von Kindheit an ist schon in uns die Nachfrage und Forschung, warum etwas so und nicht anders sey, und Gott selbst hat uns nichts vorgelegt zu glauben oder zu befolgen ohne uns Gründe vorzulegen. Freylich können wir nicht alles, was wir wissen, aus Grundsätzen der Vernunft herleiten oder daraus begreiflich machen: und dies finden wir selbst bey der natürlichen Erkenntniß, (s. Geheimnisse) aber wir haben doch Aussprüche Gottes, und für die Wahrhaftigkeit dieser Aussprüche innere und äussere Beweise. (s. Eingebung) Solche Gründe geben unserer Erkenntniß eine Gewißheit und Festigkeit, welche dem Aberglauben und blinden Köhler Glauben entgegengesetzt wird. Es ist nicht die Meynung, daß ganz und gar keine Zweifel bey einer Ueberzeugung mehr übrig bleiben dürften. Es ist vielmehr unmöglich daß nicht bey einer genauen Forschung der Wahrheiten einige Bedenklichkeiten entstehen sollten: welche zur schärfern Prüfung und eben dadurch zur stärkern Ueberzeugung den Wahrheitsliebenden beförderlich sind. Denn es kommt dabey darauf an, ob man Zweifel sucht, oder ob man Wahrheit verlangt, und diese Bedenklichkeit zum anhaltenden Nachdenken anwendet. Nicht alle Zweifel lassen sich immer heben, denn bey den Schranken unserer Vernunft kommen wir nicht allezeit bis zu den ersten Gründen der Dinge und erreichen nicht allezeit ihren ganzen Umfang. Genug wenn ein Satz völlig und hinreichend erwiesen ist, so beruhige ich mich damit, daß diese Zweifel ungegründet seyn müssen. So ist zum Beyspiel genug, wenn ich weiß, daß ein einiger Gott ist, daß die Subjecte, welche in der Bibel Vater, Sohn und heil. Geist genennt werden, wirklich untereinander unterschieden sind, daß aber doch ein jedes Subject die höchste Gottheit habe, und diese drey der einige wahre Gott sind; wenn gleich hier noch manche Zweifel aufstossen können. Eben so ist es genug für mich, daß das moralische Uebel sich auf die Nachkommen fortpflanze, wenn gleich dabey noch manche Bedenklichkeit übrig bleibt, wie dies geschehe. Zweifel sind noch keine Widersprüche, und man findet in der natürlichen Erkenntniß von Gott und auch blos natürlichen Dingen allenthalben Zweifel, daß man gar nichts mehr glauben dürfte, wenn man etwas deswegen verwerfen wollte, weil man nicht alle Zweifel, welche dagegen gemacht werden können, aufzulösen, im Stande ist.

Eine solche Erkenntniß muß auch zureichend seyn: oder man muß so vieles und das so deutlich und gründlich wissen, daß sowohl das Leben darnach richtig bestimmt, als auch die wahre Zufriedenheit und Glückseligkeit darauf gebauet werden kann. Die natürliche Erkenntniß ist dazu nicht hinreichend, und auch diese muß immer erweitert und vollkommner werden; weil darauf überhaupt die Vollkommenheit und Wachsthum in derselben für den vernünftigen Menschen beruhet. Indessen giebt es hier grosse Lücken in der natürlichen Religion des Menschen, welche durch die Offenbahrung ausgefüllet werden, und wodurch sie erst die Vollständigkeit, wie sie in dem gegenwärtigen Leben möglich und nöthig ist, erhält. Hier entsteht nun freylich wieder die Frage, wie viel ein Mensch zum wirklichen Glücklichwerden wissen müsse, und wo die Grenzen sind, welche man zu stecken hat; oder was nothwendig erkannt werden müsse, und was ohne Schaden der Seeligkeit auch von jemand nicht erkennt werden könne. Man macht daher einen Unterschied unter der populär und wissenschaftlichen Religion, unter Haupt- und Nebenartikeln und Wahrheiten, wovon wir bereits unter Artikeln gehandelt haben.

Man hat für den gemeinen Mann in dieser Absicht die Catechismos, oder kleinen Lehrbegriffe, worin man die Haupt- oder wesentliche Religionslehren vorlegen wollen. Doch lassen sich bey dem allen keine bestimmte Grenzen festsetzen: sondern ein jeder muß in der Erkenntniß zu wachsen und sie vollständiger zu machen suchen. Ueberhaupt ist die heil. Schrift für jedermann, und die Grundlehren sind mit den andern Wahrheiten in derselben verbunden, sie erläutern, bestätigen, beweisen solche klären sie mehr auf, und zeigen den Zusammenhang derselben und ihren Einfluß in das Leben und in die Gemüthsruhe. Je grösser, deutlicher und vollkommener diese Erkenntniß wird, desto vollkommner wird auch die wahre Gottesverehrung: und die Schrift selbst dringt immer auf den steten Wachsthum der wahren Erkenntniß. Es sind dabey die Grade der Verbindlichkeit zu dieser Pflicht verschieden. Nach dem der Mensch mehr Zeit und Gelegenheit hat, oder mehr Kräfte oder Fähigkeiten besitzt, oder auch nach seinen besondern Verhältnissen mehr auf seine grössere und ausgebreitere Erkenntniß ankommt, nach dem wächst auch seine besondere Pflicht des grössern Wachsthums.

Alle Religionserkenntniß aber hat ihr Absehen auf die wahre Verehrung und Glückseligkeit. Es ist in derselben nichts, was blos speculativisch wäre, oder blos Theorie, und keinen Einfluß auf die Moralität und das Glück des Menschen hätte. Man theilt daher nicht unrecht diese Wahrheiten in Glaubens- und Lebenssätze, oder in dogmatische und practische. Es giebt zwar gewisse Nebenwahrheiten, welche für sich weder geradezu zur Beruhigung noch zur Gottseligkeit gehören, z. E. historische, geographische, genealogische u. s. w. allein sie haben doch immer ihre nöthige Verbindung mit den eigentlichen Religionslehren selbst, und ohne sie würde es an den Kennzeichen der Aechtheit der Schriftbücher oder an der richtigen Einsicht der Hauptlehren und ihrer Vollständigkeit fehlen. Wenn auch gleich nicht jeder einzelne solche zu wissen nöthig hätte, so bleiben sie doch für andere Bibelforscher, und diejenige, welche eine gelehrtere und vollkommnere Erkenntniß nöthig haben, oder verlangen, immer von grosser Wichtigkeit. So kann man auch sagen, daß es allgemeine Wahrheiten, oder solche Sätze in der Bibel gebe, von welchen nicht bestimmt gesagt werden könne, daß sie mehr zum Glauben als zum Leben oder umgekehrt, gehörten, sondern mit beyden in gleichen Verhältniß stehen. Diese werden vorausgesetzt, und sind die Fundamente der Glaubens- und Lebenswahrheiten selbst, z. E. die Lehre, daß ein Gott sey, von seinen Eigenschaften und andere. Genug es ist nichts blos speculativisch und hat immer seinen Einfluß in die Beruhigung und Gottseligkeit des Menschen, und zwar eines auf eine nähere, und das andere auf eine entferntere Art, und in so fern sie diesen Einfluß wirklich bey den Menschen zeigt, so nennt man das eine lebendige Erkenntniß.

Die Erkenntniß, welche zum Glauben gehöret, hat es mit allem zu thun, was der Mensch wissen muß, um seine Gemüthsruhe und Zufriedenheit darauf zu bauen: und vornemlich zur Ueberzeugung von einer göttlichen guten Vorsehung und Versöhnung gehört. Erkenntniß Gottes, seiner Eigenschaften, seines Wesens, der Dreyeinigkeit, seiner Rathschlüsse und Werke und besonders Christi und seiner Versöh-

nung, der Ordnung des Heils, und den Mitteln, wodurch wir die in Christo erworbene Glückseligkeit erhalten: Weil unsere wirkliche Seeligkeit auf Christum und seine Versöhnung beruhet, oder wir durch den Glauben an Christum d. i. durch das Vertrauen auf seine Versöhnung die göttliche Gnade und die Seeligkeit erhalten, so ist also auch die Erkenntniß Christi das erste Stück unsers Glaubens und wird aus dem Evangelio genommen. (s. Glauben) Diese Erkenntniß wird lebendig genannt, wenn durch sie das Gemüth wirklich beruhigt, und zufrieden gestellt wird, und der Mensch sich des Versöhners und seiner Wohlthaten freuet; womit denn auch Liebe zu Gott, Gehorsam, Dankbarkeit und also wahre Gottseligkeit verknüpft ist. Daher nennt man das einen lebendigen Glauben, wenn er durch gute und heilige Gesinnungen und gute Werke thätig ist.

Die Erkenntniß, welche zur Gottseligkeit erfordert wird, hat es mit den Pflichten des Menschen zu thun, und wird aus dem göttlichen Gesetz genommen. Hier kommt das Gesetz selbst, der Gesetzgeber, die Verbindlichkeit des Menschen, die Motive, Folgen guter und böser Handlungen, die Mittel der Ausübung, die Kräfte des Menschen und deren rechte Anwendung in Betrachtung. Diese Erkenntniß ist lebendig, wenn wirklich die Gesinnungen und Handlungen nach derselben eingerichtet werden, oder der Mensch gebessert und geheiligt wird.

Eine solche lebendige Erkenntniß der Religionswahrheiten ist zwar nothwendig zur Glückseligkeit, es fließt aber doch das Leben nicht nothwendig aus der Erkenntniß. Es kann jemand eine wahre richtige ja überzeugende Erkenntniß haben, ohne daß sie lebendig sey. Es ist von einigen auch denenjenigen, welche nicht der Erkenntniß gemäß leben, die wahre und gewisse Erkenntniß selbst abgesprochen worden, und daher rührte der Streit, ob auch ein Unbekehrter ein wahrer Lehrer seyn könnte: und man hat behauptet, daß wahre Erkenntniß nach der natürlichen Einrichtung des Menschen, nach welcher der Wille durch Erkenntniß des Guten und Bösen bestimmt wird, auch nothwendig auf den Willen Wirkungen hervorbringen müsse. Es ist aber die Erfahrung selbst dagegen, und man weiß, daß man die Pflicht der Keuschheit, des Gehorsams gegen Obrigkeit und Eltern u. s. w. vollkommen richtig erkennen, und doch dagegen handeln kann: und daß die rechtglaubigsten Lehrer dennoch ein lasterhaftes Leben führen können. Die Gottseligkeit selbst macht allein noch niemand gelehrt, oder zu einem guten Schrifterklärer, Philosophen u. s. w. sondern dazu gehört Talente und Fähigkeiten der Seele, Fleiß und Cultur derselben. Diese können bey einem Ungebesserten gröſſer und mehr seyn als bey dem wirklich gebesserten; und darnach berechnet man auch zugleich die mehrere oder mindere Moralität der Laster. Es bleibt zwar immer wahr, daß jede Erkenntniß auf den Willen wirke, und man schreibt daher den Wahrheiten immer eine Wirkung zu. Nur unterscheidet man dabey actum primum und secundum. In actu primo hat die Wahrheit allezeit ihre Wirkung, welcher der Mensch auch nicht widerstehen kann. So fühlt z. E. ein Lasterhafter Gewissensunruhen, wenn gewisse Wahrheiten vom göttlichen Gesetz, Strafen der Sünden, Bewegungsgründe zur Busse in seinem Gemüthe aufgestellet werden: und von diesen ersten Wirkungen kommt es auch, daß viel Böses unterbleibt, was sonst ohne dieselbe geschehen seyn würde, und viel Gutes noch geschieht, was ohne sie nicht geschehen seyn würde. Allein diese erste Wirkung kommt nicht immer zur vollen Kraft. Es wird solche Empfindung und Bewegung in dem Gemüthe erstickt, die Sinnlichkeit und die unordentlichen Begierden und Affecten, Gewohnheiten u. s. w. sind zu gewaltsam, und bestimmen den Willen oder das Begehrungsvermögen und daher kommt es, daß Menschen wieder ihre bessere Erkenntniß handeln, und so sind die Wahrheiten actu secundo ohne Kraft.

Es ist auch mit den Religionswahrheiten und besonders in unsern Zeiten und bey Menschen, die in der christlichen Kirche gebohren werden, ganz anders, als mit philosophischen Wahrheiten, oder solchen, die man als ein Erwachsener aus Ueberzeugung zuerst annimmt. Wir nehmen die Schriftwahrheiten mehrentheils um der Zeugnisse willen, oder aus Glauben an, wir hören sie von Kindheit auf, und werden ihrer gewohnt, ehe wir darüber noch nachgedacht haben, oder durch Verfolgung u. s. w. genöthigt wurden, sie statt des Irrthums zu wählen. Eben daher kann desto leichter unter den Christen wahre und doch nicht lebendige Erkenntniß seyn. Inzwischen hilft uns keine andere als nur die lebendige Erkenntniß zum seelig werden. Dies ist der Zweck ihrer Offenbahrung an den Menschen, und dahin gehen die mit derselben verbundenen Gnadenwirkungen.

Die Erkenntniß unserer selbst und der Werke der Natur ist schon ein Weg zur Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge, und giebt uns die natürliche Religion. Sie ist aber auch um unserer eigenen Glückseligkeit willen nothwendig. Der Mensch ist zum Herrn der Erde gemacht, und alles hat seinen Einfluß auf das Beste der Menschen, und dient zu seiner Erhaltung und Vergnügen. Je gröſſer daher die Kenntniß der natürlichen Dinge ist, desto mehr kann er sie zu seinem wahren Vortheil und seinem Vergnügen und nach der Absicht des Schöpfers gebrauchen.

Die Erkenntniß unserer selbst aber ist für einen vernünftigen Menschen so natürlich und nothwendig, daß er keinen einzigen Schritt ohne sie auf dem Weg des Glücks machen kann. Denn das bleibt doch immer die erste Frage eines vernünftigen Menschen: wer bin ich? wozu bin ich da? was für Anlagen, Kräfte und Talente habe ich meine Bestimmung zu erreichen und glücklich zu werden. Der Mensch kann sich nach seinen innern und äussern Einrichtungen und Verhältnissen betrachten: und die jedesmalige Untersuchung seiner jedesmaligen Lage und Beschaffenheit ist der erste Schritt zur Weisheit und Glückseligkeit. Nach seinen äussern Verhältnissen ist er ein Bürger der Welt, ein Theil des Menschengeschlechts, ein Glied des Staats, und darin wieder einer engeren Gesellschaft; ein Vater, ein Kind, ein Ehegatte, ein Bruder, ein Lehrer, eine obrigkeitliche Person u. s. w. und alle diese besondern Verhältnisse geben ihm so viel besondere Bestimmungen und Pflichten. Es kommt hier auch der Zustand seiner Glücksumstände, Güter und Ehre in Betrachtung, davon den rechten Gebrauch zu machen, und sie wohl zu verwalten.

Da der Mensch aus Leib und Seele besteht, so geht auch seine Selbsterkenntniß auf beydes. Die Sorge für seine Gesundheit, Erhaltung seiner Glieder und sein Leben selbst hängt mit von der richtigen Erkenntniß seines Leibes ab. Die Seele aber ist der edelste Theil des Menschen, und man hat theils die natürliche, theils moralische Beschaffenheit derselben kennen zu lernen. Die Anlagen, Kräfte und Fähigkeiten, Temperament

u. s. w., um zu wissen zu welchen Geschäften des Lebens man am geschicktesten sey, und wie man sowohl der Welt am besten nützlich werden, als auch sein eignes Wohl am besten befördern könne. Noch wichtiger ist die Pflicht die moralische Beschaffenheit seiner Seele kennen zu lernen: sowohl das Gute, wozu man die mehrste Anlage hat, und das man wirklich besitzt, um dadurch dankbare Gesinnungen gegen Gott zu erhalten, und immer darin zu wachsen, als auch das moralische Böse, um solches abzulegen, und bessere Fertigkeiten zu erlangen. (s. Selbstprüfung) In Ansehung des lezten gehört daher eine sorgfältige Erkenntniß seiner Sünden. Sie ist ein Stück der wahren Busse. (s. Busse und Bekehrung) Die Regeln, nach welcher dieselbe angestellt wird, sind; daß man seine Sünden sowohl der Menge nach (extensive) als der Grösse und Wichtigkeit nach (intensive) untersuche. In Ansehung des erstern hat man die verschiedene Eintheilungen der Sünden, gegen Gott, gegen uns selbst, gegen andere, Begehungs- und Unterlassungssünden, eigne und fremde oder Theilnehmung an andern Sünden, Sünden der Jugend, der männlichen Jahre, des Alters, Augen- Zungensünden oder nachdem man solche mit verschiedenen Gliedmassen des Leibes begangen, u. s. w. In Ansehung des zweyten, kommt es darauf an, ob solche mit mehrerer oder weniger Ueberlegung, mit mehrerm Vorsatz oder aus Uebereilung, aus Gewohnheit, Temperament, Erziehung oder dagegen geschehen seyn; ob man mehr oder weniger Motive dazu oder Hindernisse dagegen gehabt: Warnungen vorhergegangen, und man besonders auch andere damit verführt, lang daurende Uebel angerichtet hat, u. s. w. Eine solche genaue Erkenntniß seiner Sünden ist nicht um ihrer selbst willen, sondern nur als Mittel der moralischen Besserung nothwendig. Man sieht die Abscheulichkeit und Strafbarkeit seiner Sünden, und seinen Seelenzustand dadurch ein, es entsteht dadurch die Reue und dies hat den doppelten Zweck und Nutzen, nemlich erstlich, daß ein Mensch desto ernstlicher die göttliche Gnade und Vergebung der Sünden suche, und daher die Versöhnung durch Christum wohl anwende, oder zum Glauben an Christum geführt werde, zweytens, daß er desto angelegentlicher die Sünde ablege, und gebessert werde, und daher die Mittel zu derselben sorgfältiger gebrauche. Eine solche Erkenntniß seiner Sünden ist nicht allein zur Anrichtung des Glaubens und des thätigen Christenthums, sondern auch zur beständigen Fortsetzung desselben und Wachsthum nöthig. Man kann seine Fehler nicht ablegen, so lange man sie nicht kennt, und nicht wissen, wie man mehrere Vollkommenheit erwerben soll, so lange uns die Mängel nicht bekannt sind. (2c)

Erkenntniß, (juriſt.) bedeutet öfters so viel, als ein Spruch des Richters oder ein Urtel, öfters aber bezeichnet es unter dem Namen der Causâ Cognition die vorgängige Untersuchung der zu wissen nöthigen Umstände, welche dem Spruch des Richters oder dem Decret der Obrigkeit vorangeht. In Proceßsachen ist es ein unbezweifelter Satz, daß ein Spruch des Richters oder ein Urtel, welche ohne vorgängige Causâ Cognition erfolgt, ungiltig seye; bey andern Handlungen aber, welche vor dem Richter nicht als solchem, nicht um der Entscheidung willen, sondern vor der Obrigkeit vorgenommen werden, um ihnen durch die Autorität derselben Giltigkeit oder mehrere Giltigkeit zu verschaffen, erfordern bald diese Erkenntniß, bald aber nicht, je nachdem es im Gesetz vorgeschrieben ist; wenn z. B. unbewegliche Güter eines Unmündigen oder Minderjährigen veräussert, wenn ein vaterloser Unmündiger von jemand an Kindes Statt angenommen, wenn über die Schuldigkeit, Alimente zu leisten, ein Vergleich geschlossen wird, so wird das Decret der Obrigkeit, und eine vorgängige Erkenntniß oder Untersuchung der Sache erfordert; viele deutsche Gesetze erfordern eben eine solche Erkenntniß, wenn unbewegliche Güter gerichtlich verpfändet werden; in andern Fällen aber und wo das Gesetz solches nicht erfordert, wenn z. B. ein Testament bey Gericht hinterlegt, ein zwischen volljährigen Contrahenten geschlossener Kaufcontract dem Gericht insinuirt wird, ist einer Erkenntniß nach der Regel nicht nothwendig. (38)

Erkenntniß, Baum des Erkenntnisses des Guten und Bösen. s. diesen Artikel III. Band.

Erkenntnißvermögen, nennet man alle Vermögen unsrer Seele, deren sie sich bedienet, Vorstellungen hervorzubringen. Also verstehet man darunter die Sinne, die Einbildungskraft, das Gedächtniß, den Verstand, den Witz, die Vernunft u. s. w., von welchen allen unter ihren eigenen Namen ausführlich gehandelt wird. Wir haben also jezo nichts hinzuzusetzen, als daß man die Erkenntnißvermögen in obere und untere abtheilet, davon jene deutliche, diese undeutliche und dunkle Vorstellungen gewähren. Zu den lezten rechnet man die Sinnen, Einbildungskraft, Gedächtniß; zu den ersten Verstand, Vernunft u. s. s. aus einer Ursache, die man im Artikel: Ueberlegung, ausgeführet findet. Der Vorzug der menschlichen Seelen vor den Seelen der Thiere, worüber jene eine Stelle unter den Geistern haben und diese nicht, bestehet in den obern Erkenntnißvermögen, die bey den ersten angetroffen werden, nicht bey den lezten, als welche sich mit den bloßen unteren Vermögen behelfen müssen. (s. Seelen der Thiere.) (6)

Erkennung der Urkunden. s. Recognitio documentorum.

Erker, (Baukunst) Ausladung, wird ein Austritt genennt, der aus einem Gebäude von dem zweyten auch dritten Geschoß hinaus gebaut, und bedeckt ist. Er ist von dem Balcon darin unterschieden, daß solcher ein Austritt ist, der nicht bedeckt, sondern einer kleinen Altane gleichet. Unsere Vorfahren waren denselben sehr geneigt, und man findet sie in den alten Städten Deutschlands noch sehr häufig, besonders in Nürnberg, München, Frankfurt, Leipzig und Dresden. In Italien, Frankreich und Holland aber sind die Balcon mehr üblich als die Erker. Sie benehmen den Gebäuden die Aussicht in die Gassen, und sind ein wahrer Mißstand derselben, daher sie auch in den meisten Bauordnungen neu anzulegen verboten sind. Vor hundert und 200 Jahren suchte man eine ordentliche Zierde in der Anlage der Erker. Man verzierte sie mit Säulen, wie man noch an dem Apelischen Haus in Leipzig siehet. Sie wurden sowohl in die Mitten als an den Ecken der Gebäude angebracht, und giengen durch eine, zweye, drey, auch vier Geschosse. Der Gestalt nach findet man die Erker theils als ein Quadrangulum, theils als ein halber Zirkel auch als ein Polygon ausser den Vorderwänden und Ecken der Gebäude angehängt. Die Erfindung von Veränderungen war hier sehr geschäftig, und eben so reich auch die Verzierungen an denselben. Sie wurden auf viel und mancherley Art gezeichnet, nachdem sie bald nur auf ein Geschoß an einem Hause gemacht sind, bald aber auch auf zwey. Sie werden von Holz und von Stein gebaut

angetroffen, und ruhen bald auf einer Säulenstellung, Bogenstellung, bald auf einer einzigen Säule, Pfeiler, bald aber auf starken Kragsteinen, Bügen, Streben und dergleichen. Auch hierin suchten die Alten Kunst, und immer einer an Gefährlichkeit des Baues den andern zu übertreffen. Wer den gefährlichst scheinenden und am wenigsten unterstützten Erker zu bauen wußte, der wollte dem andern an Kunst überlegen seyn. Hievon kam es, daß man dergleichen Gebäude antrift, wo der Erker wie ein Schwalbennest an einem Hause hangt. Zu Degerloch bey Stuttgart siehet man einen achteckigten von Holz gebauten Erker, der 16 Schuh im Durchmesser hat, und auf einer zwey Fuß dicken Säule stehet. Zu Halle in Schwaben siehet man einen eben so weiten und zwey Stockwerk hohen, auf einem einzigen Kragstein schon zweyhundert Jahre ruhen. In die Erker macht man gerne Zimmer, um eine bessere Aussicht zu erhalten. Man nennt solche Erkerzimmer. Mit Abschaffung der Erker brachte man innerhalb der Ecke der Gebäude kleine Zimmer an, die der deutsche Eckzimmer, der französische Baumeister Coltier nennt.

Erker, welche auf den Dächern ausgebauet werden, um mehreren Raum in solchen zu erhalten, nennt man Dacherker, auch Erkerladen. Vor 100 Jahren sahe man solche als eine Schönheit an, und wollte an allen guten Gebäuden solche wissen. Sie waren uns Deutschen das, was denen Franzosen ihre Attique ist. Weil aber durch die Kehlen das Wasser gerne eingedrungen, so verlohren sie bald ihren Werth, worzu noch gute Feueranstalten kommen, die solche für feuersgefährlich ansahen und verboten hatten. (18)

Erker. Im Orient trift man sie sehr häufig an, und sie dienen besonders dazu, um die Zimmer abzukühlen. Sie haben deswegen sowohl vorne, als auf beiden Seiten Gitterfenster, wodurch die Luft auf allen Seiten durchziehen kann. Eine Gattung davon sind in der Türkey die Bioske, welches bedeckte Gallerien sind. In einem solchen Erker befand sich Eglon, da ihn Ehud erstach. Buch d. Richt. 3, 20. In einem solchen Erker sahe Salomo durch das Gegitter ein ehebrecherisches Weib. Sprüchw. 7, 6. Es giebt auch eine Art von Erkern, die in den inwendigen Hof gehen. Im Hebräischen heißen sie עֲלִיּוֹת kühle Zimmer; es wird ihrer in dem alten Testamente oft gedacht. Viele Ausleger, denen die Bauart der Alten unbekannt ist, übersetzen dieses Wort durch Fenster, die doch in vielen Stellen, z. B. Richt. 5, 28. Sprüchw. 7, 6. ausdrücklich davon unterschieden werden. Diese Erker sind etwas höher, als der Fußboden des Zimmers, an welche sie stoßen. In den spätern Zeiten war es in Jerusalem verboten, dergleichen Erker auf die Straße herauszubauen. (22)

Erker, s. Servitus projiciendi.

Erkiesler Schiedsrichter, s. Schiedsrichter.

Erklärung, (*Definitio*) ist einer der hauptsächlichsten Gründe, worauf alle Wissenschaften beruhen, und daher einer der vornehmsten Gegenstände, womit sich die Vernunftlehre beschäftiget. Worin sie bestehe, und wodurch sie sich von der ihr nahe verwandten Beschreibung unterscheide, ist bereits in dem genannten Artickel angezeiget, aus welchem wir jezo wiederholen müssen, daß man unter der Erklärung einen mit Worten ausgedruckten abgekürzten vollständig deutlichen Begriff von einer Sache zu gedenken habe. Welcher Begriff deutlich und welcher vollständig heiße, kann man aus dem Artickel Begriff ersehen; was aber dadurch gefodert werde, daß er abgekürzt seyn soll, ist jezo zu bemerken. Alles, was die Sache an sich hat, zusammengedacht, macht den ganzen ausgeführt vollständigen Begriff derselben aus. Sollten unter diesen vielen Bestimmungen einige wenige die übrigen alle dergestalt nach sich ziehen, daß, wo jene angetroffen werden, dieser keine fehlen kann; so machen jene zusammengenommen den abgekürzt vollständigen Begriff aus. Allgemeine Begriffe lassen dergleichen Grundsammlungen zu, weil alle Bestimmungen, woraus sie bestehen, ständige und von der Sache unzertrennliche Beschaffenheiten derselben sind; bey einzelen Dingen hingegen, als welche sich durch umständige Zufälligkeiten von einander unterscheiden, können dergleichen nicht statt haben. Daher sind nur von Arten und Geschlechtern, überhaupt von allgemeinen, nicht von einzelen Dingen abgekürzte vollständige Begriffe oder Erklärungen möglich. Endlich bringt der Sprachgebrauch mit sich, daß man nicht in anschauender, sondern in figürlicher Erkenntniß (s. Erkenntniß) abgefaßte oder, weil wir uns meistens der Worte selten andrer Zeichen zu bedienen pflegen, und es nichts ungewöhnliches ist, bestimmter zu reden, als man denkt, mit Worten ausgedruckte Begriffe mit dem Namen der Erklärungen belege. Denn daß sie nicht eben in Worte, sondern überhaupt nur in Zeichen eingekleidet seyn müssen, ist daraus klar, weil der Algebraiker seine Formeln $ax = y^2$ u. dgl. vor Erklärungen der Parabel und andrer krummen Linien erkennt und man es ihm gelten lässet.

Jede Art der Dinge hat ein ihr eigenes Wesen, d. i. gewisse gleichsam Wurzel- oder Urbestimmungen, wovon die übrigen dazu gehörigen alle abstammen, z. B. daß das Dreyecke ein in drey grade Linien eingeschlossener Raum seye, ist die Grundlage aller seiner Bestimmungen, um welcher willen und durch welche ihm alle übrige zukommen, die folglich sein Wesen ausmacht. Von dem also, was in der Sache selbst das Wesen ist, vertritt die Erklärung in unsern Gedanken die Stelle, und das Wesen mit Worten ausgedruckt ist wirklich eine Erklärung, die zum Unterschiede von andern **wesentliche Erklärung** (*definitio essentialis*) heißt. Denn weil man sowohl vom Grunde auf das gegründete als von diesem auf jenen schliessen kann, so lassen sich auch aus andern von den Urbestimmungen unterschiedenen abgekürzte vollständige Begriffe und zwar auf mehrerley Weise zusammensetzen, die ebenfalls Erklärungen sind, und **ausserwesentliche Erklärungen** (*definitiones accidentales*) genennt werden. Daß das Dreyecke ein in drey grade Linien eingeschlossener Raum seye, war eine wesentliche, daß es eine Figur ist, die drey Winkel hat, ist eine ausserwesentliche Erklärung desselben. Beide Gattungen zusammen begreift man unter dem allgemeinen Namen **Worterklärung**, und setzet sie der **Sacherklärung** (*definitio nominalis & realis sive genetica*) entgegen, welche die Art und Weise angiebt, wie die Sache entstehet; z. B. wenn man einen Winkel mit einer graden Linie zuschließt, so wird ein Dreyecke daraus. Man sagt von der lezten, daß sie die Sache selbst, und von der ersten, daß sie nur das Wort erkläre, weil die Herzählung gewisser Merkmale zwar den Begriff, der mit dem Worte verbunden werden soll, nicht aber die Möglichkeit der Sache vor die Augen leget, welche hingegen aus der Weise, wie die Sache entspringet, erhellet. Von beiden aber ist die nach dem Sinne der älteren Vernunftlehrer verstandene Worterklärung ver-

schieden, als welche in grammatikalischen Anmerkungen über das Wort bestunde; aus welcher Sprache, von welchem Stammorte es herkomme, was es sonst noch mehr zu bedeuten pflege u. dgl. anzeigete, und heutzutage von dem Philosophen dem Sprachforscher überlassen wird.

Der grosse Nutze, den richtige Erklärungen in Wissenschaften gewähren, hat die Vernunftlehrer bewogen, Regeln ausfündig zu machen, wornach sie müssen abgefasset werden, und veranlasset auch uns, dieselbe kürzlich zu erzählen. Sie sind folgende. Weil jede Art von jeder andern Art eben darum, weil sie eine andere Art ist, durch etwas unterschieden seyn muß, also der Begriff von der ersten nicht vollständig seyn kann, wenn er von Wort zu Wort auch auf die andre passet; so muß die ganze Erklärung, d. i. alle darin angegebene Merkmale zusammen genommen, der erklärten Art der Dinge eigen seyn, oder keiner andern als ihr zukommen, wenn auch jede einzeln, ja zwey und zwey u. s. w. bey mehreren andern angetroffen werden. Z. B. Es giebt mehr feste, es giebt mehr durchsichtige und giebt mehr künstliche Körper, als Glas, desgleichen mehr feste durchsichtige, mehr feste künstliche und mehr durchsichtige künstliche Körper; aber das Glas ist der einzige feste durchsichtige künstliche Körper, den man hat; daher machen diese Bestimmungen erst alle zusammen eine gute Erklärung des Glases aus. Zweytens weil eine Sache zu einer gewissen Art der Dinge nicht gehöret, so bald ihr ein in ihren Begriff einschlagendes Merkmal fehlet, so muß die ganze Definition von Wort zu Wort auf alle unter der erklärten Art stehende Dinge passen und, wie nach der ersten Regel nicht zu wenige, so nach der andern nicht zu viele Merkmale in sich fassen. Es würde also ein Fehler seyn, in der Definition des Glases die Figur, die Farbe oder irgend eine andre zufällige Beschaffenheit desselben zu bestimmen. Vermöge dieser beiden ersten Regeln sind die Erklärung und das Erklärte einander reciprok, d. i. von allem, wovon die erste wahr ist, ist auch das andere, und von allem, wovon das andre wahr ist, ist auch die erste wahr. Weil drittens Erklärungen abgekürzte Begriffe sind, so dürfen keine überflüßigen Merkmale in dieselbe gebracht werden, welche aus andern bereits darin enthaltenen fliessen, sondern es haben darin gerad nur so viele, nicht mehrere und nicht wenigere, Platz, als hinreichen, die erklärte Art von allen andern zu unterscheiden. Z. B. Daß das Glas die Lichtstralen bricht, darf, so wahr es ist, nicht zu dem übrigen in der obigen Definition zugesetzet werden, weil es eine Folge der schon darin angeführten Durchsichtigkeit ist. Soll die Erklärung demjenigen, dem sie gegeben wird, den kaum angezeigten Dienst thun, so dörfen viertens keine ihm unbekannte Merkmale darin vorkommen, noch unbekannte Namen sonst bekannter Merkmale. Z. B. Sowohl derjenige, der gar nichts von dem weiß, was man in der Geometrie unter dem Brennpuncte verstehet, als derjenige, der sie ganz wohl kennet, aber diesen Namen nie mehr gehört hat, wird durch die an sich gute Erklärung der Ellipse, daß sie die krumme Linie seyn, worin die Summe jeder aus beiden Brennpuncten in einen Umfangspunct gezogener grader Linien gleich ist, nicht erbauet. In gegenwärtigem und in den meisten Fällen ist der in dieser Regel verbotene Fehler nur relativ, d. i. die an sich ganz gute Erklärung ist übel angebracht. Es giebt aber auch andre Fälle, worin der Fehler absolut ist, und worauf sich die fünfte und sechste Regel beziehen. Nemlich das erklärte Wort ist jedem, der einer Erklärung desselben bedarf, unbekannt; es darf also weder in die Definition von ihm selbst, noch in die eines andern Wortes kommen, das dagegen in seine Erklärung einschlägt. Man sagt von den Erklärungen, die der letzten Regel zuwider sind, sie machen einen Kreis (circulus in definiendo), wovon wir nichts weiter erwähnen wollen, weil unter diesem Namen ausführlich davon gesprochen wird. Noch eine Folge aus der vierten ist die siebente Regel, daß kein metaphorisches oder uneigentlich genommenes Wort in die Erklärung gesetzt werden dörfe, wie z. B. geschiehet, wenn man die Vernunft durch eine Kette der Wahrheiten erkläret. Die Regel befiehlet, daß man denjenigen, der eine Erklärung fodert, d. i. dem nicht nur der Name, sondern die Sache selbst unbekannt ist, nicht mit einem andern gleichbedeutenden Namen abfertige, z. B. ihm sage, die Irrsterne seyen die Planeten, als wodurch nur demjenigen ein Dienst geschehen kann, der die Sache selbst kennet, nur nicht weiß, daß sie durch dieses Wort angezeiget werde. In der achten Regel steckt die neunte, welcher zufolge man nicht dunkles durch gleich dunkles erklären soll. Denn wenn dieser Fehler begangen wird, so bringt man nicht Merkmale vor, auch nicht unbekannte Merkmale, als welche doch immer einen demjenigen, dem sie nicht unbekannt sind, brauchbaren Begriff ausmachen würden; sondern substituiret blos ein gleichbedeutendes zusammengesetztes Wort, das in einer weitläuftigen Redensart bestehen kann, vor ein einfaches oder den Namen der Sache. So giebt z. B. derjenige, der gefraget wird, was unmöglich seye, und antwortet; was nicht seyn kann, keine Merkmale des Unmöglichen an, sondern setzt blos vier Wörter, die mit einander ein zusammengesetztes Wort ausmachen, in die Stelle des einfachen, daher der Fragende nach dieser Belehrung nichts mehr und nichts weniger weiß, als er vorher wußte, und wieder fragen muß, was denn seyn und nicht seyn könne. Ferner, es giebt Fälle, in welchen, sobald man weiß, was die Sache nicht ist, man zugleich mit weiß, was sie ist; wenn nemlich alles, was sich denken lässet, entweder dieses oder jenes seyn muß, so habe ich nur nöthig, eins von beiden zu kennen, und kann, sobald das vorkommende nicht dieses ist, mit Zuverläßigkeit sagen, daß es jenes seye. In diesen und in keinen andern Fällen, sagt die zehnte Regel, darf die Erklärung negativ seyn; z. B. ich darf das Mögliche negativ definiren, daß es nemlich seye, was keinen Widerspruch in sich hat. Denn alles, was man nennen kann, ist eins von beyden, möglich oder unmöglich; kenne ich also das Unmögliche durch die affirmative Definition oder daran, daß ein Widerspruch in ihm steckt, so bin ich zugleich versichert, daß alles übrige, worin er nicht steckt, möglich seye. Die Ellipse hingegen darf ich nicht durch eine runde Figur definiren, in welcher sich kein Punct angeben lässet, der von allen Puncten des Umfanges gleichweit abliegt; weil nicht alle runde Figuren entweder Kreise oder Ellipsen sind. Man siehet aus diesem Exempel, daß in solchen Fällen die negative Erklärung schon durch die erste Regel verboten wird. Endlich eilftens, weil die Erklärung ein zwar abgekürzter, doch vollständiger Begriff ist, also in den wenigen angegebenen alle der Sache zukommende Merkmale darin stecken; alle Merkmale aber theils dieser Art mit andern gemeinschaftlich, theils ihr allein eigen sind, wovon jene den Begriff des Geschlechts diese den Unterschied der Art ausmachen (s. Art, Geschlecht); so muß jede Erklärung, wo nicht schon selbst den Worten, wenigstens

dem Inhalt nach aus dem Geschlechte und dem Unterschiede zusammengesetzt seyn. Z. B. in der Erklärung des Menschen, daß er ein vernünftiges Thier seye, drückt selbst das eine Wort (Thier) das Geschlecht und das andre (vernünftiges) den Unterschied aus. Andere z. E. die aus einem attributo proprio bestehen, fassen in dem Ausdruck desselben beides zusammen, weil es als dieser Art allein zukommend zureicht, sie von allem übrigen zu unterscheiden, also eine völlige Erklärung abzugeben. (s. Attributum.) So macht z. B. die Selbständigkeit eine ganze unverstümmelte Erklärung der Gottheit aus, und schliesset das Geschlecht und den Unterschied derselben ein, weil sie ihr allein und sonst keinem andern Wesen zukommt.

Welche von beiden Gattungen, Wort- oder Sacherklärung, vor der andern den Vorzug verdiene, ist eine Frage, auf welche nicht überhaupt, sondern erst alsdenn geantwortet werden kann, wenn der Gebrauch, der davon gemacht werden soll, bestimmt ist. Soll dadurch die Sache, wenn sie vorkommt, erkannt werden; so dient die letzte weniger als die erste, weil man einem Dinge, das fertig ist, selten ansiehet, woraus und wie es entstanden. Es ist daher möglich, und man hat Beyspiele, daß von längst bekannten Dingen neue Sacherklärungen erfunden werden und man nicht weiß, wovon sie handeln. Man bemühet sich alsdenn aus denselben so viele Eigenschaften herzuleiten, bis sie die erklärte Sache genugsam characterisiren, d. i. bis sie mit einander eine zulängliche Worterklärung ausmachen. Im Artickel: Regelschnitte, kann man ausgeführte Exempel dieses Verfahrens finden, wo aus der Weise, wie jeder Durchschnitt gemacht ist, geschlossen wird, was für Eigenschaften die durch ihn entstehende Figur an sich hat, und welche krumme Linie sie folglich darstellt. Will man die Erklärungen hingegen in Wissenschaften zum Erfinden und Beweisen nützen, so sind die Sacherklärungen gemeiniglich brauchbarer als die andern, weil sich aus dem, woraus die Sache wird, und aus der Weise, wie sie daraus wird, meistens mit weniger Mühe abnehmen lässet, was sie für Eigenschaften an sich hat, wie kaum angeführet worden. Die Mathematicker bedienen sich daher derselben in allen Fällen, wo sie solche haben können.

Denn obwohl ausser Gott alles übrige entstehet und vergehet, also von allem eine Sacherklärung möglich ist; so erlauben doch die Schranken des menschlichen Verstandes oder seine dermalige Einsichten zuweilen nicht, daß er sie erreiche. Eben so bringt eben der Grund mit sich, daß man von manchem eine Sacherklärung geben kann, wovon man keine Worterklärung weiß, und daß der Fall der seltenste ist, da man beide gewähren kann.

Von den Worterklärungen sagt man, sie seyen willkührlich, und zwar in zweyerley Verstand. Einmal weil man die Wahl hat zwischen der wesentlichen und mehreren ausserwesentlichen. Jene ist zwar von jeder Sache nur einmal möglich, weil sie aus allen wesentlichen Bestimmungen, ohne daß eine derselben fehlet, zusammengesetzt seyn muß, wie theils aus dem Gesagten, theils aus dem erhellet, was im Artickel: Wesen, noch weiter vorkommt. Dieser hingegen lassen sich so viele geben, als die Sache attributa propria hat und als viele veränderte Sammlungen von attributis communibus derselben, die zusammengenommen keiner andern Sache zukommen, sich machen lassen. Unter diesen allen kann man, welche man will, aussuchen. Doch bringt diese Willkührlichkeit keine gänzliche Gleichgültigkeit mit sich; denn in diesen ganzen Zusammenhang gewisser Gedanken paßt diese, in jenen jene besser. Z. B. Beide folgende Definitionen von Gott, daß er der Schöpfer aller Dinge, und daß er der unbetrügliche Richter aller unsrer Handlungen seye, sind an sich gleich gut; soll aber die Wirklichkeit desselben aus der Zufälligkeit der Welt erwiesen werden, so schicket sich nur die erste in die dazu nöthige Kette der Gedanken, wie die zweyte in einem andern Falle besser angebracht wäre, worin man aus den Gewissensbissen auf das Daseyn Gottes zu schliessen gedächte. Das andremal sind die Worterklärungen willkührlich, weil die Bedeutung des Wortes, die durch sie angezeiget wird, seyn kann, wie man will. Inzwischen erfodert die in Wissenschaften zu gebrauchende und daher auch besonders die philosophische Schreibart, daß jedes Wort dem Sprachgebrauch gemäß genommen werden, und hiedurch wird diese Art der Willkührlichkeit dergestalt eingeschränkt, daß sie nur in zweyerley Umständen übrig bleibet, einmal wenn das Wort mehrere gewöhnliche Significate hat, worunter man einen nach Belieben aussuchen kann, und das andremal, wenn man aus Noth vom Sprachgebrauche abweichet, weil man vor einen neuerfundenen Begriff in der Sprache kein Wort findet. Wie man die dem Sprachgebrauch gemässe Bedeutung entdecket, lehret ein davon handelnder eigner Artickel. Daß die Sacherklärungen gleichfalls allezeit im zweyten Verstande willkührlich sind, zuweilen auch im ersten, wenn die erklärte Sache auf mancherley Weise entstehen kann, ist etwas, darauf man zwar gemeiniglich nicht achtet, das aber mit geringer Aufmerksamkeit begriffen wird.

Es ist allezeit nützlich, mehrere Erklärungen von einerley Sache zu wissen, weil sie in manchen Umständen durch diese, in manchen andern durch jene leichter erkennet, und diese Eigenschaft leichter aus dieser, jene leichter aus jener hergeleitet wird. Es ist aber alsdenn nöthig, daß man die völlige Uebereinkunft derselben erweise, weil man sonst Gefahr lauft, das erklärte Wort in zweyerley Verstand zu nehmen und falsche Schlüsse mit vier Gliedern zu machen. Die gänzliche Uebereinkunft aber wird dargethan, wenn man nicht nur erweiset, wem die erste Erklärung zukommt, dem komme die zweyte zu; sondern auch, wem die zweyte zukommt, dem komme die erste zu. Denn wenn uns eins bewiesen wird, so kann seyn, daß eine allgemeiner als die andre, und folglich nicht eine der andern völlig gleichgültig ist.

Wie die Definition allein betrachtet ein Begriff ist, so ist sie mit dem Definitum zusammen genommen ein Satz, und zwar, man mag dieses von jener oder jene von diesem aussagen, ein sogenannter leerer Satz, (propositio identica) in welchem dem Subject und Prädicat einerley Begriff entspricht. Sie gehöret daher in dieser Betrachtung unter die unbezweifelbaren Grundsätze, auf die man ächte Demonstrationen bauen kann, obwohl in andrer Betrachtung man Beweis von ihr zu fodern befugt ist. Denn sie kann vom Sprachgebrauch abweichen, wovon schon oben die Rede war; desgleichen die Merkmale, die man in ihr verbindet, können einander widersprechen, also einander aufheben, daß man grade nichts denket, wenn man sie zusammen denken will, wie z. B. die Worte, eckigter Kreis, eine völlige Gedankenleere in dem, der sie anhöret, verursachen. Wenn daher eine Erklärung in den Verdacht fällt, den einen oder den andern Fehler

an sich zu haben, so muß man sie von demselben durch besonders deswegen zuführenden Beweis befreyen, welches man im letzten Falle die Realität der Definition evinciren nennet. Am leichtesten geschiehet dieses durch die Erfahrung, wenn man eine Sache vorleget, die alle in der Erklärung angegebene Merkmale zusammen an sich hat. Findet sich keine solche, so lässet sich zwar daraus kein Einwurf machen, weil dergleichen Dinge vielleicht genug vorhanden, nur uns unbekannt sind und, wenn es wirklich keine gäbe, es deswegen nicht folgte, das sie nicht möglich seyen: allein es sind doch grössere Weitläuftigkeiten, wozu man alsdenn genöthiget ist.

Weil die Gründe der Erkenntniß vor den daraus fliessenden Folgen hergehen müssen, so erfodern die Regeln einer guten Methode, daß die Erklärungen vorher und die darauf beruhenden Sätze nachher vorgetragen werden. Die alten Mathematicker pflegten gleich zu Anfang jedes Buches alle Erklärungen, die sie in demselben nöthig hatten, in einer Reihe hinter einander hinzuschreiben und zu numeriren, damit sie in der Folge jede, auf die sie sich bezogen, anführen konnten. Dieses war theils eine den Lesern verdrießliche Gewohnheit, theils deswegen demjenigen, der sich aus dem Buche unterrichten wollte, nicht vortheilhaft, weil er vielfältig nicht einsehen konnte, warum grade diese Merkmale in den Begriff dieser Sache zusammen genommen werden, und abwarten mußte, bis er in der Folge die Ursache wahrnahm. Unsre Regel fodert dieses nicht, sondern will nur, daß jede Erklärung vor denen Sätzen hergehe, die aus ihr verstanden und erwiesen werden müssen.

Endlich wer verständlich schreiben und genau verstanden werden will, muß alle Worte, die nicht aus dem gemeinen Leben hinlänglich bekannt, oder in vorausgesetzten Wissenschaften bereits definiret sind, genau erklären, und bey der einmal gegebenen Erklärung bis ans Ende verbleiben. (6)

Erklärung, in Beziehung auf die schönen Wissenschaften ist, wenn man den Begriff, den ein gewisses Wort ausdruckt, deutlich macht. Redner und Dichter bedienen sich derselben, aber nicht so oft, auch nicht mit solcher Kürze und Präcision, als die Philosophen. Es ist ihnen genug, wenn sie charakteristische Merkmale, weniger oder mehr, nachdem sie es nöthig haben, angeben. Sie bedienen sich derselben auch nicht so oft, als der Philosoph. Selten redet der Dichter oder der Redner von Dingen, die seinen Zuhörern oder Lesern ganz unbekannt sind, und er würde sich lächerlich machen, wenn er nach Wolfischer Lehrart alle Worte streng definiren wollte. Nur ein

Magister Duns, das grosse Licht,
Der deutschen Dichtkunst Ehre,
Der, dessen Muse finster spricht,
Wie seine Ding er lehre,
Der lauter Metaphysik ist,
Auch wenn er scherzt, und wenn er küßt,

nur ein solcher wirft beständig mit logischen Definitionen um sich. Der schöne Geist macht seine Begriffe auch klar, aber nicht durch abstracte Merkmale; er bedienet sich dazu der Bilder, durch deren Züge er seine Begriffe so bezeichnet, daß sie zugleich klar und lebhaft werden. Wenn der trockene Philosoph den Geitz erklärt per excessum in amore bonorum huius vitae; so schlägt der Dichter einen ganz andern Weg ein. Man lese Horazens Erklärung in seinen Satiren, I. B. 1. S. 30 folg. V. Wir wollen aber hier die Erklärungen besonders in Beziehung auf die Redekunst ansehen. Der Redner hat allerdings die Erklärungen nöthig; er mag nun entweder die Absicht haben, zu unterrichten, oder zu überzeugen, oder zu bewegen; so kann er es schlechterdings nicht entübrigt seyn, bestimmte und klare Begriffe zu haben, und sie seinen Zuhörern beyzubringen. Soll er sie unterrichten; so versteht es sich von selbsten; soll er sie überzeugen, so muß er solches durch Beweisgründe thun; soll er sie bewegen, so muß er ihnen dasjenige, wozu er sie bewegen soll, lebhaft schildern. Ueberall liegen Erklärungen zum Grund. Die Hauptgeschicklichkeit eines Redners besteht in der Kunst zu überreden. Dieses aber kann auf keine andere Art geschehen, als wenn er die Begriffe entwickelt und gegen einander hält. Oft kommt es darauf an, daß man zeigt, daß ein gewisser allgemeiner Begriff auf eine besondere Sache angewendet werden könne, oder nicht. Dieses kann nicht anders geschehen, als wenn der allgemeine Begriff durch Erklärung bestimmt und entwickelt werde. In den gerichtlichen Reden des Cicero kommt oft vor, daß er untersuchen wolle, quid sit? und quale sit? Das erste geht auf die Sache, die geschehen ist; das andere auf den allgemeinen Begriff, ob die geschehene Sache darunter gehöre oder nicht. Cicero vertheidigt z. B. den Milo. Die Sache, das quid? war nicht zu leugnen; Milo hatte den Clodius entleibt: nur kam es auf das quale an, ob es ein qualificirter, und unter die Gesetze gehöriger vorsetzlicher Mord, oder eine Nothwehr gewesen sey. Diese Begriffe mußte Cicero entwickeln, wenn er seinen Beweis führen wollte. Eben dieser will beweisen, daß Pompejus unter allen Römern der geschickteste Feldherr sey, dem man den Krieg wider den Mithridates anvertrauen könnte. Um dieses darzuthun, mußte er den Character eines vollkommenen Feldherrn entwickeln, d. i. er mußte eine Erklärung davon geben. (pro lege Manilia) Der Redner legt also die Regeln einer guten Erklärung, welche die Vernunftlehre giebt, zum Grund, und macht sie durch Entwickelung anschauend. Diese Erklärungen eines Redners betreffen entweder das Wesen der Sache; oder wenn dieses im Ganzen nicht bestimmt werden kann, so nimmt er alle ihre Eigenschaften besonders; oder er hält sich nur an eine einzige Eigenschaft besonders. Im ersten Fall bedient er sich einer Sacherklärung, und im letzten einer Worterklärung. Und dieses gilt nicht allein bey der Hauptsache, sondern der Redner hat auch in Nebensachen Erklärungen nöthig, um zu zeigen, daß dasjenige, worauf er dringt, bereits schon wirklich in den Begriffen seiner Zuhörer liege. Oft entsteht die Klarheit sinnlicher Begriffe blos aus etymologischen Erklärungen.

Den Alten waren diejenigen Reden, worinnen ein allgemeiner Hauptsatz zum Grunde gelegt wird, unbekannt; alle ihre Reden hatten nur einzelne Personen, oder Sachen zum Gegenstand. Sie redeten z. B. nicht davon, was ein Majestätsverbrechen sey, und wie es bestraft werden müsse; sondern ob Sempronius dieses Verbrechen begangen habe, und ob er zu bestrafen sey? Ihre Erklärungen betrafen also theils eine That, theils den Namen, womit sie benennt werden müsse. Jene werden besonders Erzählungen genennt; wovon in einem besondern Artickel gehandelt werden soll; diese kommen mit unsern dogmatischen oder philosophischen Erklärungen überein. Der Redner siehet seinen Begriff auf derjenigen Seite an, wo er ihm zum Beweis am vortheilhaftesten ist. In seinem Vor-

trag ſucht er ſeinen Begriff ſo ſinnlich vollkommen zu machen, als es möglich iſt. Wie die Erklärungen zum Beweiß gebraucht werden, ſ. den Art. Beweiß in ſchönen Wiſſenſchaften. (22)

Erklärung, einer mündlichen oder ſchriftlichen Rede. (ſ. Auslegung.)

Erklärung der Urthel, ſ. Declaratio Sententiae.

Erkranken, (Jagd) ſagt man von einem Wildprett, wenn es nach dem Schuß ermattet.

Erkobert Gut, iſt eben ſo viel als erworbenes Gut, oder die Errungenſchaft, (ſ. dieſen Art.) Jedoch iſt die Bedeutung dieſes Ausdrucks bisweilen noch ausgedehnter, daß auch ſolche Güter darunter begriffen werden, die nicht wohl erworben ſind, ſondern die ſich jemand ohne Recht und mit Gewalt zu eigen gemacht hat. (15)

Erkundigungsacten oder **Denuntionsacta** nennt man zuweilen die Inquiſitionsacten, wenn entweder das in Frage ſtehende Verbrechen von keiner groſſen Wichtigkeit iſt, oder man aus andern Gründen der Ehre des Beſchuldigten ſchonen will, welche durch den Namen Inquiſition immer etwas leidet. (38)

Erlängen, iſt in Bergwerken, wenn ein Muther aus gewiſſen Urſachen nicht zur Beſtättigung kommen kann. Da denn die Muthung auf 14 Tage beygeleget, und ſolches mit wenigen Worten darauf regiſtriret wird. Worauf denn ſolche Muthung bey ihrer Kraft bleibet, daß ſie nicht wieder in das freye fällt.

Erläßliche Sünde, (*peccatum veniale*) ſ. Erlaßſünde.

Erläuterung, heißt, wenn man eine Sache ſo vorſtellt, daß ſie begreiflich wird. In der Rhetorik verſtehet man inſonderheit diejenigen Zierrathen darunter, die die Hauptvorſtellung lebhaft und klar machen. Da nun niedere Begriffe, wie man ſie in der Logik nennt, allemal mehr enthalten als abſtracte und höhere Begriffe, ſo tragen dieſe ungemein viel zur Erläuterung bey. Wenn Horaz ſeinen Freund ermahnet, Wein zu trinken, ſo beſtimmt er die Art des Weins:

Deprome quadrimum Sabina
Merum diota.

Jemehr allgemeine Begriffe anſchauend macht, deſto lebhafter werden ſie. Die Kunſtrichter haben eine jede ſolcher Erläuterungen mit beſondern Namen benennet. Werden Vorſtellungen mit einander verwechſelt, ſo nennen ſie dieſe Art der Erläuterung einen Tropus. Setzen ſie niedere Begriffe, um einen höhern dadurch klärer zu machen, ſo nennen ſie es Exemplum oder Beyſpiel. Setzte man einander entgegengeſetze Begriffe neben einander, ſo daß einer den andern klärer macht, ſo nennt man es Contrarium. Vergleicht man ſeine Vorſtellung mit einer andern, ſo nennt man es Simile, Comparatum oder Gleichniß. Siehe alle dieſe beſondere Artikel, wie auch Figur, Erweiterung.

Unter den Erläuterungen verſtehet man auch diejenigen Anmerkungen, die zum Verſtändniß der alten Schriftſteller gemacht werden. Vieles aus der Geſchichte Alterthümern und andern Theilen der Wiſſenſchaften iſt zu wiſſen nöthig, wenn man die Alten verſtehen will. Nicht alle Leſer ſind mit dieſen Hülfsmitteln verſehen; daher ſucht man ihnen den Verſtand derſelben durch Anmerkungen aus verſchiedenen Theilen der Gelehrſamkeit zu erleichtern. Wenn man hierbey jederzeit die Abſicht vor Augen hat, alles, was zum richtigen Verſtand einer Stelle gehört zu ſagen; ſo ſind ein herrliches Mittel dazu. Allein viele Notenmacher ſchütten den ganzen Sack ihrer Gelehrſamkeit aus, und überladen die Schriftſteller der Alten dermaſſen mit Erläuterungen, daß man vor lauter Anmerkungen den Sinn des Schriftſtellers nicht finden kann. Nur gar zu häufig werden fremde und nicht zur Sache gehörige, vor Gelehrſamkeit ſtrotzende Anmerkungen beygefügt, auch oft Dinge geſagt, woran der Schriftſteller gewiß nicht gedacht hat. (ſ. Scholiaſten, Noten.)

Ueber die Erläuterungen zur Aufklärung der heiligen Schrift müſſen wir noch ein paar Worte beſonders reden. Die heilige Schrift iſt urſprünglich an ſolche Menſchen gerichtet geweſen, die in Anſehung der Sprache, Sitten, Gebräuche, Kenntniſſen und andern Umſtände, von uns unendlich unterſchieden ſind. Ihnen war damals deutlich und verſtändlich, was uns bey einem ſo groſſen Abſtand nothwendig dunkel und unbegreiflich ſeyn muß. Der Fleiß der Gelehrten hat alles aufgeſucht, was zur Aufklärung derſelben etwas beytragen konnte. Und daraus ſind die Erläuterungen zur Erklärung der heiligen Schrift entſtanden. Sie ſind nicht eigentliche Erklärungen und Auslegungen, ſondern ſie gehören unter die Hülfsmittel derſelben. Sie betreffen entweder die Sprache oder die in der Bibel vorgetragene Sachen. Jene nennt man philologiſche Erläuterungen und dieſe Realerläuterungen. Von beyden ſind eine groſſe Menge vorhanden. (ſ. Auslegungskunſt.) (22)

Erläuterung der Klage, ſ. Emendatio Libelli.

Erlaß der Sünde, ſ. die Artikel Losſprechung, Ohrenbeicht, Taufe, wie auch Sünde und Vergebung der Sünde.

Erlaßbrief heißt erſtlich ein Document, worinn ein Herr den Leibeigenen die Freyheit ſchenkt. Jedoch iſt üblicher dieſes ſchlechthin einen Laßbrief zu nennen, (ſ. dieſ. Art.) zweytens heißt in Sachſen und der Lauſitz ein Erlaßbrief die ſchriftliche Erlaubniß eines Herrn, welche er den Kindern ſeiner dienſtpflichtigen Bauern ertheilt, daß ſie ſich bey andern als Geſinde in Dienſte begeben dürfen. Wenn ſie nemlich weder Handwerke gelernt, noch der Vater ihrer Dienſte in ſeiner Haushaltung bedarf, ſo ſind ſolche Kinder der Frohnpflichtigen Bauern vermöge des ſogenannten Dienſtzwanges, (ſ. dieſ. Art.) ſchuldig vor allen dem Gutsherrn zu dienen. Dieſe Schuldigkeit wird ihnen durch eine ſolche ſchriftliche Erlaubniß erlaſſen. (15)

Erlaßjahr. Gott hatte den Iſraeliten den Befehl gegeben, daß, wenn ſie zum Beitz des Landes Canaan gekommen wären, das ganze Land jedes ſiebente Jahr brach liegen ſollte. Dieſes Jahr hatte in den jüdiſchen Geſetzen verſchiedene Namen. Es wurde überhaupt das ſiebente Jahr genennt; es hieß auch das Erlaßjahr, שנה השמטה auch שנת שבת das Sabbaths- oder Ruhejahr. Die Vorrechte, wodurch ſich dieſes Jahr von andern Jahren auszeichnete, waren folgende, 1) in dieſem Jahre ſollten die Aecker nicht beſäet, noch geärndtet, der Weinſtock nicht beſchnitten, und keine Weinleſe gehalten werden, 2) es ſollten keine Schulden eingeklagt werden, 3) das moſaiſche Geſetz ſollte öffentlich abgeleſen werden, und nach einigen ſollten 4) alle Knechte frey gelaſſen werden. Wir wollen von einem jeden inſonderheit reden.

Nach der moſaiſchen Verordnung, 3 B. Moſ. 25, 2-5. ſollte das Land ſeine Feyer dem Herrn feyern; ſechs Jahre ſollten ſie ihr Land beſäen und ihren Weinberg beſchneiden, und ihre Früchte einſammeln; aber im ſiebenten Jahr ſollte das Land dem Herrn ſeine groſſe Feyer feyern, darinnen ſie ihr Feld nicht beſäen, noch ihren Weinberg beſchneiden ſollten; was von ſich ſelber aus der Erde wuchs ſollten ſie nicht erndten, und die Trauben die ohne Arbeit wuchſen, ſollten ſie nicht leſen; was aber wuchs ſollte gemein ſeyn, daß davon die Hausväter, Knechte und Mägde, Taglöhner, Hausgenoſſen, das Vieh und Thiere im Lande eſſen ſollten. Dieſe Verordnung iſt ſo deutlich, daß ſie keiner weitern Erklärung bedarf. Wir wollen alſo nur einige Anmerkungen darüber machen. Einige glauben, daß Gott deswegen dieſe Verordnung gemacht habe, um die Juden deſto genauer an ſich zu ziehen, indem er ihnen durch ſeine beſondere Vorſehung im ſechſten Jahr eine ſo reichliche Erndte verſprochen, daß ſie nicht nur das ſiebente Jahr ſondern bis in das neunte Jahr, Nahrungsmittel genug haben würden. Sie berufen ſich auf 3 B. Moſ. 25, 19-21. da es heißt, daß Gott ſeinen Segen über ſie im ſechſten Jahr gebieten wollte, daß er dreyer Jahre Getraid machen ſollte. Ob nun gleich dieſe Stelle ziemlich deutlich iſt, ſo begnügen ſich doch andere nicht damit, ſondern ſie ſuchen noch andere Gründe davon auf. Wir wollen ihre Gedanken in einem kurzen Auszuge liefern. Nach dem gewöhnlichen Lauf der Providenz, ſagen ſie, wird die reiche Erndte nicht immer ſo periodiſch, daß ſie gerade in dem ſechſten Jahre in dem iſraelitiſchen Lande ſo überaus fruchtbar ausfiele; es könnte dieſes nicht anders als durch ein periodiſches Wunderwerk geſchehen, wovon wir doch in der Bibel nicht die geringſte Spur finden; und ein ſolches Wunder würde gar nicht nöthig geweſen ſeyn, wenn Moſes nicht ein ſolches Geſetz gegeben hätte, zu deſſen Rechtfertigung man alsdann zu einem beſtändigen Wunder ſeine Zuflucht nehmen müßte. Sie gerathen daher auf eine Vermuthung, daß Moſes in der angeführten Stelle nicht im ſechſten Jahre, ſondern in den ſechs Jahren geſchrieben und blos verheiſſen habe, in den ſechs Jahren ſo gute Erndten zu geben, daß man noch auf folgende Jahre davon übrig haben könnte. Sie glauben alſo, Moſes habe bey dieſem Geſetze auf nichts anders geſehen, als die Iſraeliten zur Aufbewahrung des Getraides zu bewegen, wodurch einer künftigen Hungersnoth am beſten vorgebeugt werden könnte. Wenn im ſiebenten Jahre das ganze Land brach liegen mußte, ſo war eine natürliche Folge hievon, daß ein jeder der einen Acker hatte, in den vorhergehenden Jahren einen gewiſſen Vorrath auf das ſiebente Jahr aufheben werde. Hierdurch wurde das Volk im Ganzen vor einer eigentlichen Hungersnoth geſichert; denn da dieſes ein jeder wird gethan haben, ſo konnte leicht ſo viel Getraide vorräthig ſeyn, als das Land in etlichen Jahren brauchte; es war auch nicht zu beſorgen, daß gewinnſüchtige Leute aus dem Mangel der Erndte Vortheile ſuchen würden, indem ein jeder von ſeinen Erſparniſſen jährlich etwas zurück legen konnte. Geſetzt auch, es war einer oder der andere der es nicht that, ſo konnte doch bey der Menge derer die es thaten, die Theurung nicht ſo auſſerordentlich hoch ſteigen, als wenn kein ſo groſſer Vorrath vorhanden war. Wir überlaſſen es denen, die die Staatswirthſchaft verſtehen, weiter darüber nachzudenken. Dieſe Verordnung vom Sabbathsjahre hatte noch einige andere gute Folgen. In dem ſiebenten Jahre wurden die hebräiſchen Knechte wieder frey, wie hernach mit mehrerm ſoll gezeigt werden. Da nun in dieſem Jahre das ganze Land eine groſſe Gemeinheit war, wo alles was wuchs, demjenigen zu theil wurde, der ſich deſſelben bemächtigte; ſo konnten dieſe Knechte nunmehr überall Unterhalt finden, und ſich zu einer neuen Haushaltung anſchicken. Sie bekamen bey ihrer Loslaſſung etliche Schafe zum Geſchenk; für dieſe funden ſie überall Weide, und konnten alſo den Anfang zu einer kleinen Heerde machen.

Das zweyte Stück, wodurch ſich das ſiebente oder Erlaßjahr von andern Jahren unterſchiede, war, daß in dieſem Jahr keine Schulden durften eingetrieben werden. Die Verordnung ſteht 5 B. Moſ. 15, 1. f. Man erklärt dieſes Geſetz auf verſchiedene Art. Einige glauben, es wären vermöge dieſes Geſetzes alle Schulden im ſiebenten Jahre für verloſchen erklärt worden. So erklären es die Talmudiſten, ſchränken es aber durch allerhand Tugendlehren ein. Sie ſagen in dieſen Jahren wären alle Schulden erlaſſen worden, ſie möchten nun mit einer Verſchreibung oder ohne dieſelbe gemacht worden ſeyn; Waaren- oder Ladenſchulden wären zwar dadurch nicht aufgehoben worden; wenn man ſie aber zu einem Darlehen gemacht habe, indem man ſich mit dem andern berechnet, ſo wurden ſie aufgehoben; ſo war auch, ſagen ſie, der Lohn eines Taglöhners nicht aufgehoben worden, es ſey denn daß man ihn zu einem Anlehen gemacht habe. Wenn jemand im ſiebenten Jahre ſeine Schulden habe bezahlen wollen, ſo durfte ſie der Glaubiger nicht annehmen, ſondern er mußte ſagen: ich erlaſſe ſie dir. Sagt aber der Schuldner demohngeachtet bezahle ich ſie, ſo durfte er es annehmen. Wer auf dieſe Weiſe ſeine Schulden bezahlte, an dem finde der Geiſt der Weiſen ſein Vergnügen. Andere, die dieſes Geſetz auch von einer gänzlichen Tilgung der Schulden erklären, ſchränken es blos auf arme Schuldner ein; aber dieſe durften zu keiner Zeit gedrängt werden; ſonſt würde ein unbarmherziger Glaubiger gewiß nicht bis in das ſiebente Jahr gewartet haben, und würde alſo dieſe Verordnung ganz vergeblich, und ſolche von der allgemeinen Pflicht, die man zu allen Zeiten dem armen Nächſten ſchuldig war, nicht unterſchieden geweſen ſeyn. Noch andere, denen dieſe Erklärung von einer gänzlichen Erlöſchung der Schulden ungerecht vorkommt, erklären dieſes Geſetz nicht von einer Erlaſſung der Schulden, ſondern nur von einer Nachſicht, ſo daß ſie im ſiebenten Jahr nicht durften eingeklagt werden, daß Recht aber ſolche zu fordern, auf die folgenden Jahre dem Glaubiger unbenommen blieb. Sie gründen ſich erſtlich auf die Bedeutung des Wortes שמט welches ſo viel heißt, als hängen laſſen, ſein Recht fallen laſſen; wodurch alſo nichts anders angezeigt wird, als im ſiebenten Jahre ſollte man ſeine Hand nicht an den Glaubiger legen, oder ihn, nach unſerer Art zu reden, nicht exequiren. Und dieſe Bedeutung rechtfertigt ſich auch durch die Natur der Sache. Im ſiebenten Jahre war keine Erndte, wovon hätte nun der Schuldner bezahlen ſollen? Im ſiebenten Jahre wurden alle hebräiſchen Knechte frey; wie hätte alſo einer der nichts zu bezahlen, von ſeinem Glaubiger an Zahlungsſtatt zum Leibeigenen können genommen werden? Es iſt alſo ganz natürlich, daß die Bezahlung der Schulden nur aufgeſchoben, nicht aber gänzlich aufgehoben wurde. Dieſes Geſetz gieng übrigens blos die Iſraeliten, nicht aber die Fremdlinge an;

dieſe konnten im ſiebenten Jahre eben ſo gut zur Bezahlung angehalten werden, als in den übrigen Jahren. Dieſes wird auch noch durch einige beſondere Verordnungen beſtättigt, welche Moſes im folgenden macht. Wenn im ſiebenten Jahr alle Schulden erloſchen geweſen wären, wie hätte es Moſes für eine Niederträchtigkeit erklären können, einem Armen ein Darlehen zu verſagen, weil das ſiebente Jahr nahe wäre, v. 9. und 10. Bey ſolchen Umſtänden wäre weder Eigenthum noch Ehre ſicher geweſen; der Arme hätte im ſechſten Jahre die Reichen brandſchatzen können, wie er gewollt hätte. Hätte er ihm das Darlehn verſagt, ſo würde er allen Beſchimpfungen ausgeſetzt geweſen ſeyn; hätte er es ihm gegeben, ſo konnte er gewiß verſichert ſeyn, daß er nichts wieder würde bekommen haben. Nun urtheile man, welche von beyden Erklärungen am vernünftigſten iſt; im ſiebenten Jahr da keine Erndte iſt, ſollen keine Schulden eingeklagt werden, ſondern man ſoll dem Schuldner bis auf folgende Jahre Zeit laſſen; oder im ſiebenten Jahr ſollen alle Schulden erlaſſen ſeyn, ohne daß man ſie jemals fordern kann.

Der dritte Punkt, wodurch ſich das Erlaßjahr auszeichnete, war, daß das Geſetz am Lauberhüttenfeſte öffentlich abgeleſen wurde. Der Befehl hiezu ſteht, 5 B. Moſ. 31, 9-12. Es geſchah dieſes am erſten Tage des Feſtes, wenn das Erlaßjahr zu Ende gieng. Die Juden geſtehen einhellig, daß dieſe Vorleſung entweder vom Könige oder von den vornehmſten Perſonen im Volk geſchehen ſey. Zur Zeit der Könige las es faſt allemal der König, oder in Ermangelung deſſen die Leviten. Die Rabbiner machen davon folgende Beſchreibung: Es wurde eine erhabene Bühne oder Thron, in dem Vorhof, wohin alle Iſraeliten, Weiber und Kinder kommen durften, erbaut. Der Diener des Hohenprieſters brachte dieſem das Geſetzbuch, aus deſſen Händen es der König empfieng; nachdem er ſich geſetzt hatte, ſo las er es in Gegenwart der Prieſter, der Leviten und des ganzen Volkes ab. Der Anfang des Leſens wurde mit dem fünften Buch Moſe gemacht, welches er ohne innen zu halten, bis Cap. 6, 4. las, hierauf fuhre er Cap. 11, 13-22. fort, alsdenn Cap. 14, 22. 17-28. Dieſes geſchah deswegen, damit dem Volk der Inhalt des Geſetzes von Zeit zu Zeit erneuert werde, und ſie ſolches hören, lernen und beobachten möchten.

Endlich rechnen auch einige noch viertens die Freylaſſung der Knechte unter die Vorrechte des Erlaßjahres, worinnen aber doch nicht alle Alterthumsforſcher einig ſind. Im 2 B. Moſ. 21, 1. heißt es: wenn du einen Knecht kaufeſt, ſo ſoll er die ſechs Jahre dienen, und in dem ſiebenten ſoll er frey ausgehen. Dieſes verſtehen nun einige von dem Erlaßjahr; da aber in den bereits angeführten Geſetzen von einer Freylaſſung der Knechte im Erlaßjahre nichts geredet wird, im Gegentheil den Knechten der Gebrauch der von ſelbſt wachſenden Früchte geſtattet wird; ſo glauben andere, daß durch das Erlaßjahr die Knechtſchaft nicht aufgehoben worden, ſondern daß hier nur von dem ſiebenten Dienſtjahre geredet ſey, daß alſo folglich ein Knecht am ſiebenten Jahre ſeines Dienſtes, es mochte nun ſolches ein Erlaßjahr ſeyn oder nicht, frey ausgehen konnte. Und hiemit ſtimmen auch die Rabbinen überein, welche ſagen: das Sabbathjahr giebt keinen Knecht frey. Diejenigen, die die Gegenmeynung behaupten, ſagen, da das Erlaßjahr dem Herrn geheiligt geweſen, ſo würde es eine Ruchloſigkeit geweſen ſeyn, wenn man einen Knecht wieder ſeinen Willen in der Knechtſchaft habe behalten wollen. Allein die erſte Meynung iſt uns wahrſcheinlicher. Was aber die Freylaſſung der Knechte am groſſen Erlaßjahr, oder in dem ſogenannten Jubeljahr anbelangt, davon ſoll am gehörigen Ort gehandelt werden.

Nun entſtehet die Frage, von welchem Jahre die Epoche dieſer Erlaßjahren angefangen werden müſſe. Daß ſolche nicht eher, als nach der Beſitznehmung des Landes Canaan geſetzt werden könne, iſt aus der moſaiſchen Verordnung klar, wo es ausdrücklich gemeldet wird. In welches Jahr aber das erſte Sabbathsjahr zu ſetzen ſey, darüber ſind die Gelehrten nicht einig. Die gemeinſte Meynung ſetzt das erſte Erlaßjahr in das ſiebente Jahr, nachdem das Manna aufgehört hatte zu fallen. Nachdem die Iſraeliten ſechs Jahre mit der Eroberung und Vertheilung des Landes zugebracht hatten, ſo war das ſiebente Jahr in aller Betracht ein Ruhejahr für ſie. Fragt man, in welchen Monath der Anfang dieſes Jahres zu ſetzen ſey; ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſolches der Monath Tisri geweſen. In dieſem Monathe waren die Früchte bereits eingeerndet, und ſo konnte Vorrath für das künftige Jahr vorhanden ſeyn; und da der Anfang des Jubeljahrs in eben dieſem Monath geſetzt war, 3 B. Moſ. 25. 9. ſo gilt der analogiſche Schluß allerdings, daß auch das Erlaßjahr in dieſem Monath angefangen. Wie weit die Beobachtung dieſes Geſetzes in Ausübung gekommen, läßt ſich zwar aus der Geſchichte nicht genau beſtimmen; doch ſollte man aus 2 Chron. 36, 21. faſt ſchlieſſen können, daß die Feyer dieſes Jahres bis zum Anfang der babyloniſchen Gefangenſchaft ſiebenzigmal hinter einander unterlaſſen worden; denn nachdem es heißt, daß das Land ſiebenzig Jahre gefeyert habe, ſo ſetzet der Schriftſteller hinzu, ſo lange bis es ſich über ſeine ungeruheten Sabbathe habe tröſten können; folglich muß dieſes Geſetz häufig übertretten worden ſeyn.

Nach dem ſiebenten Erlaßjahr, verordnete Gott ein groſſes Erlaßjahr, welches insgemein das Jubeljahr genennt wird; ſiehe davon den beſondern Artikel: Jubeljahr. (22)

Erlaßſünde. Man macht in der Theologie den Unterſchied unter Erlaß- und Todſünde. Unter denen erſtern verſteht man diejenigen, bey welchen der Menſch nicht aus dem Stande der Gnaden fällt, und unter den letztern ſolche Sünden, welche den Verluſt der göttlichen Gnade nach ſich ziehen. Es gehen aber die Proteſtanten von den Catholiken darin ab, daß jene bey den Erlaßſünden auf die ſubjective Beſchaffenheit des Menſchen, dieſe aber auf das Objectum der moraliſchen Handlung ſehen. Nach der Lehre der Proteſtanten iſt keine Sünde gering und unbedeutend, ſondern mit einer jeden Uebertrettung des Geſetzes iſt Schuld und Strafe verknüpft: doch ziehen einige Sünden dieſe Schuld und Strafe nicht wirklich nach ſich, ſie ſind zwar an ſich verdammlich, aber doch verdammen ſie nicht wirklich; wenn ſie ein Menſch, welcher wirklich im Gnadenſtande lebt, ſich der Unrechtmäßigkeit dieſer Handlung, indem er ſie thut nicht bewußt iſt, und nicht in die Sünde einwilligt, ſondern übereilt wird, oder aus Unwiſſenheit ſolche begeht. In einem gewiſſen Verſtande ſind alle Sünden ohne Unterſchied Erlaßſünden, (remiſſibilia) in ſofern der Menſch in der Ordnung der Buſſe und des Glaubens Vergebung der Sünden erhalten kann. Von der Sünde in den heil. Geiſt ſiehe unter einem beſondern Ar-

tikel: hier iſt von ſolchen Erlaßſündrn (peccatis venialibus) die Rede, die indem ſie begangen werden, nicht zugerechnet werden. Die Urſache dieſer Zurechnung iſt immer allein das Verſöhnungswerk Chriſti, welches den Glaubigen, ſo lange ſie in dem Glauben ſind, zugerechnet bleibt. 1 Joh. 2, 1. 2. Dieſe Sünden gereichen auch keinesweges zur Entſchuldigung oder Geringſchätzung der Sünde: ſondern man ſetzt einen wirklich glaubigen und heiligen Menſchen voraus; der ſeine Handlungen immer genau unterſucht, ſeine Schwachheitsfehler aufſucht, und bey deren Wahrnehmung das Unrecht derſelben erkennt, und mit Bekümmerniß fühlt, ſie dazu gebraucht, deſto mehr ſich davor in Acht zu nehmen, und auf ſeiner Hut zu ſeyn: alles angerichtete Böſe auf das möglichſte verbeſſert und gut macht, und ſich bey allem der göttlichen Gnade in Chriſto getröſtet.

Solche Erlaßſünden gereichen an ſich ſelbſt zur Verminderung des geiſtlichen Lebens, und je mehr Schwachheit von dem Menſchen begangen werden, deſto näher iſt er dem Fall und wirklich gröberen Verſündigungen; es iſt alſo ein ſolcher Zuſtand worin der Menſch mehr oder leichter von Schwachheiten übereilt wird, noch ein Stand der Unvollkommenheit eines Chriſten: daher empfiehlt die Schrift, die Wachſamkeit und Vorſichtigkeit, die tägliche Ablegung der noch anklebenden Sünden oder des alten Menſchen, den treuen Gebrauch der Gnadenmittel zu immer mehrerer Feſtigkeit im Guten. Wegen ſolcher Erkenntniß und Ablegung der Erlaßſünde wird alſo von den Chriſten täglich Buſſe erfordert. So wenig wie dieſe Art der Sünden zur Entſchuldigung oder Geringſchätzung der Sünde dient, eben ſo wenig dürfen ſie auch vergröſſert werden: ſowohl bey uns ſelbſt als bey andern, weil ſo lange der Menſch lebt, es unmöglich iſt ganz von der Sünde rein und vollkommen zu ſeyn. (20)

Erlaſſung des Eydes, ſ. Eydesrelaxation.

Erlaſſung der Pflicht, iſt überhaupt die Handlung eines Regenten, wodurch er ſeinen Unterthanen oder Bedienten erlaubt, ihr ihm eydlich gethanes Verſprechen nicht zu erfüllen. Wenn Unterthanen einem anderen Herrn übergeben werden, ſo müſſen ſie zuvor ihrer Pflicht feyerlich erlaſſen werden. Auch die Beyſitzer der höheren Gerichte eines Landes ſind in den Proceßordnungen, auf den Fall, da ſie einen Rechtsſtreit zwiſchen ihrem Herrn und deſſen Unterthanen zu ſchlichten haben würden, ihrer Pflichten erlaſſen, daß ſie bloß ihrem Gewiſſen und den Rechten in der Entſcheidung folgen dürfen. (15)

Erlaſſung der Schuld, iſt die Erklärung deſſen, der etwas zu fordern hat, gegen den, welcher es ſchuldig iſt, daß er dieſer Forderung entſagt haben wolle. Sie geſchieht entweder gegen eine wechſelſeitige Leiſtung, wann der Schuld die Schuld oder die wegen derſelben verglichne Summe bezahlt, etwas an Bezahlungsſtatt gibt, einen andern an ſeine Stelle anweiſet, u. ſ. f. oder aus bloſſer Freygebigkeit. In dieſer lezten Bedeutung wird gemeiniglich die Erlaſſung der Schuld genommen, und kann entweder in dem lezten Willen des Glaubigers, oder bey deſſen Lebzeiten geſchehen. Im erſtern Fall, wann der Teſtirer z. B. verordnet, dem Titius erlaſſe ich ſeine Schuld, ich befehle, daß meine Erben an den Titius nichts mehr fordern, wird die Erlaſſung Legatum Liberationis genannt, in dem andern Fall muß ſie lediglich als eine Schenkung angeſehen und beurtheilt werden; daher z. B. nur diejenige eine Schuld erlaſſen können, welche ſchenken, welche frey über ihr Vermögen verfügen können, und einem jeden eine Schuld erlaſſen werden kann, welcher nur einer Einwilligung fähig iſt; alſo z. B. Unmündige, Minderjährige, erklärte Verſchwender, niemals eine Schuld nachlaſſen, wohl aber, die Erlaſſung einer Schuld giltig annehmen können, wann nur der Unmündige die Jahre der Kindheit zurückgelegt hat; daher iſt die Erlaſſung einer Schuld nicht verbindlich, ehe ſie vom Schuldner angenommen worden, und kann vor dieſer Zeit vom Glaubiger widerrufen werden; ein Verſchuldeter kann ſo wenig zum Nachtheil ſeiner Glaubiger eine Schuld nachlaſſen, als ſchenken. Die Erlaſſung einer Schuld kann nicht nur ausdrücklich, ſondern auch ſtillſchweigend durch Handlungen, aus welchen ſie nothwendig folgt, erklärt werden; wenn z. B. der Glaubiger dem Schuldner die Schuldverſchreibung zurückgibt, oder ſie in ſeiner Gegenwart zerreißt, ſo wird, ſo lange nicht eine andere Abſicht dieſer Handlungen bewieſen werden kann, die Erlaſſung der Schuld vermuthet; wann aber der Glaubiger nur das ihm zugeſtellte Fauſtpfand zurückgibt, oder in die Veräuſſerung des ihm verſetzten Unterpfands einwilligt, ſo wird hieraus nicht die Erlaſſung der Schuld, ſondern nur des Pfandrechts vermuthet. Eine Schuld kann entweder ganz, oder nur ein Theil derſelben erlaſſen werden; von lezterem Fall gibt der ſogenannte Nachlaßvertrag der Glaubiger, (Pactum remiſſorium) ein deutliches Beyſpiel. (38)

Erlaſſung der Straffe, kann vom Richter niemals, ausgenommen, wann der, wider welchen die Strafe erkannt worden, ſeine Unſchuld beweißt, von dem Regenten aber immer mit oder ohne Urſache geſchehen, in welchem Fall ſie Begnadigung heißt; wiewohl ſich leicht zeigen läßt, daß eine Begnadigung ohne wichtige Urſachen immer für das Wohl des Staats von ſchlimmen Folgen ſeyn müſſe. Die Strafe kann entweder zum Theil, oder ganz nachgelaſſen werden; in keinem Fall aber kann deren Erlaſſung denen, welche wegen des begangenen Verbrechens eine Schadloshaltung an den Verbrecher zu fordern haben, nachtheilig ſeyn. (38)

Erlaubnißſchein, iſt eben ſo viel, als Erlaßbrief. ſ. dieſ. Art.

Erlaucht, die deutſche Ueberſezung von illuſtris, iſt ein Wort, welches zu unſern Zeiten aufgekommen, und als eine gräfliche Titulatur, Erlauchter Reichsgraf, wie auch in der Courtoiſie, Eure Erlauchten gebraucht wird. Schöngeiſterey, und Schmeicheley, um die Grafen dadurch um etwas den Durchlauchten zu nähern, mögen an dieſer Erfindung gleichſtarken Antheil haben. Man wird immer am beſten thun, wenn man ſich um das herkömmliche Canzley-Ceremoniel erkundigt, und nach demſelbigen richtet; da verſchiedene gräfliche Häuſer theils die Excellenz, theils die hochgräfliche Gnade im Herbringen haben, und ſich nicht gern ein anderes anſchwärzen laſſen möchten. (33)

Erle, Eller, (botan.) (*Betula Alnus* L.) Wir haben das Geſchlecht der Birke zu welchem dieſer Baum mit Recht gezählt wird, oben ſchon beſchrieben. Hier wollen wir die Gattungs Kennzeichen näher betrachten. Die Blumenkätzchen ſtehen bey der Erle auf äſtigen Stralen ſind etwas ſtärker als an der gemeinen Birke und unter jeder Schuppe liegen zween Samenkörner, da hingegen bey jener ſtets drey. Es gibt wieder verſchiedene Spielarten der Erle, die gemein-

ſte

ste Sorte ist die hier zu Lande wildwachsende klebrichte Erle, (*Betula glutinosa* α L. *Alnus rotundifolia glutinosa viridis*, C. Bauh. *Alnus foliis obverse ovatis rugosis* Mill. dict. n. 7. Du Roi harpk. 1. P. 100. Eller, Elder, Elsen, Elsterbaum, Urle, Aerle, Orlinbaum, Ottenbaum ꝛc.) Die Blätter stehen wechselweise an den Aesten, sind beynahe rund, 1½ bis 2 Zoll breit und etwas weniges länger, stumpf eingekerbt, dunkelgrün, glebrich, und glatt. Die Blüthe kommt zu Ende des Märzes hervor. Die Rinde des Stammes ist braunschwarz und aufgerissen, der Stamm wächst zuweilen gerade und einen Schuh dick.

Die weisse nordische Erle, (*Betula incana* β L. du Roi p. 109. *Alnus folio incano* C. Bauh.) Ist eine besondere in Lappland und andern nordischen Ländern wachsende Sorte. Die Blätter sind etwas spitzer als bey der vorigen, nicht glebrich, mit einer grauen feinen Wolle begleitet, spitz und fein gezahnt. Die Rinde ist glatt und weiß. Sie kommt besser auf trocknem Sandboden fort, als auf feuchten Plätzen.

Ausser diesen beyden Arten führt du Roi noch eine dritte nordamericanische an, (*Alnus rugosa americana*) deren Blätter schmäler sind als an den beyden angeführten, dabey eyrund zugespitzt, scharf ausgezackt, oben glatt, und auf beyden Seiten hellgrün.

Erle, Eller, Else, (Forstw.) wird in schwarze und weisse abgetheilt. Die gemeinste ist die schwarze, ein Baum von mittlerer Grösse, der vorzüglich wässerige Gegenden liebt, und runde sich weit ausbreitende Wurzeln hat. Ihre Frucht besteht aus schwarzen schuppigen Zapfen, worin kleine Saamenkörner enthalten sind, so im September und October reifen auch ein ganzes Jahr halten. Man säet sie im Frühjahr bey nassem Wetter in nassen Boden. Wer die Erlen verpflanzen will, thue es im 4. oder 5ten Jahre im Frühling. Es ist keine absolute Nothwendigkeit, daß der obere Grund, wohin sie zu stehen kommen, feucht sey, wenn sie nur in der Tiefe Nässe finden. Man kann die Eller als Baum und als Schlagholz vernutzen; doch ist sie als Unterholz am nützlichsten. Das erste schlage man in den Wintermonathen, und das zweyte nach vorüberseyenden härtesten Winterfrösten. Als Stammholz müssen die Erlen im 40ten oder 50ten Jahre (weil sie da ihr Wachsthum endigen) und als Buschholz alle 10 bis 20. Jahre nach Beschaffenheit des Erdreichs abgetrieben werden.

Erle, (Bauk.) das frische Erlenholz hat, wenn es vom Stamme gehauen wird, eine rothe Farbe, die sich nach der Trockne in eine rothbräunliche verändert. Es ist mittelmäßig hart, ziemlich zähe, und in der Schwere etwas geringer als das von der Birke. In der freyen Luft dauert es nicht, da es die abwechselnde Nässe, Trockne und Hitze nicht vertragen kann, sondern wird bald mürbe. Schon nach einem Jahre fängt es an zu faulen, daß man also, bey dessen Anwendung, darauf zu sehen Ursache hat. Daher bedient man sich desselben vorzüglich zu Wasserwerken, weil es da so fest als ein Stein wird, Man macht Rostwerke, Wasserschwelle, Wasserrinnen, Dielen oder Bohlen ins Wasser und dergleichen mehr davon. Da wo man dieses Holz im Ueberfluß hat, dabey aber auch Mangel am Eichenholzes, braucht man dasselbe zwar auch ausser dem Boden und ausser dem Wasser, allein — mit der Vorsicht, daß man solches ein oder zwey Jahre zuvor ins Wasser legt, um es dadurch fester zu machen.

Als Werkholz können bey Mangel des Eschenholzes Molden, Backtröge, Schaufel und Bettstellen daraus gemacht werden, so von Wanzen frey bleiben sollen. Schreiner und Drechsler verbrauchen es ebenfalls. Erstere beitzen es so schön wie Ebenholz. Es werden auch Holzschuhe daraus geschnitten. Beym Hopfenbau braucht man ihre Stangen zu Ersparung der der kiefernen. Man haut sie hierzu alle 5 bis 6 Jahre aus den Brüchen, und schält sie um dauerhafter zu seyn. Da ein rechter Hopfenbau ohnehin in Tiefen angelegt wird; ein Erlenbruch ebenfalls; so sind beyde gemeiniglich einander nicht abgelegen. Die Rinde wird von den Schuhmachern und Gerbern theils zum Schwarzfärben theils zum Gerben gebraucht. Als Brenn- und Kohlholz ist die Erle ganz brauchbar, gibt wenig Rauch, auch eine gute Kohle. Zum Pottasch- und Seifensieden ist ihre Asche aber keine der besten.

Die Wurzeln werden in die Schierlöcher der Ziegelöfen geworfen, wenn der Brand vorbey ist, und die Schürlöcher zugemauert werden sollen. Der Ruch davon färbt die Ziegel schwarzgrau, ohne daß sie glasürt sind.

Der ökonomische Nutzen dieses Holzes besteht nicht allein darinnen, daß es die Moräste trockner macht, und schlagweis gehauen werden kann, ohne es von neuem anzusäen, sondern daß es auch die Wiesen, wo es an deren Wasser gepflanzet ist, gegen reissende Wasser sichert. Wann das Melkvieh sein Laub frisset, so gibt es viel Milch; auch die Schafe fressen es, wenn es noch jung ist; die Schäfer halten es vor ein Kennzeichen, daß das Schaf gesund ist, wann es dies Laub im Frühjahr mit Begierde frißt, weilen die Blätter fett und klebricht sind, so legt man sie, um die Flöh darauf wie mit Vogelleim zufangen, unter die Bettstellen.

Die weisse Erle ist eine Seltenheit, hat eine ins weisse fallende Rinde einen graden und glatten Stamm. Ihrer Wurzeln sind eben so viele als an der gemeinen Erle, allein sie schlagen nicht so leicht an. Ihre jungen Triebe und grüne Knospen, die schöner sind als an der schwarzen Eller, geben nebst den Blättern dem Baume ein unterscheidendes Ansehen.

Erle, schwarze, (botan.) ist ein Beynahme des Faulbaum Wegdorn. (*Rhamnus Frangula*) L.)

Erledigen vom Gebirge, heißt bey dem Bergbau soviel als waschen oder absondern.

Erlegen, (Salzwerkswissenschaft) Alles Geschirr, welches Stahl hat wie Beilen, Hauen, Pickel, Schlägel, Meysel, Heebeisen, wird erlegt, wenn man es mit frischem Stahl versiehet. Es muß dieses so oft geschehen, als der vorhandene Stahl abgearbeitet worden, daß er nicht mehr angreift. (18)

Erlegen, (Jägerey) heißt so viel als ein Wildpret schiessen, oder mit Zangeisen abfangen, daß es verendet.

Erlenblätter, versteinte. (Versteiner.) Unter den verschiedenen vorgeblichen Blättern, gedenken verschiedene Schriftsteller, als Schulze von den Kräuterabdrücken S. 64. das *Museum Richterianum* p. 260. 261. Lange *Hist. lap. fig. Helv* p. 54. Kayßler neueste Reisen S. 706. *Onomatol. hist natural.* T. I. p. 290. Davila *Catal. system.* Tom. III. p. 250. 252. Scheuchzer *Muf. diluv.* n. 32. 215. Scheuchzer *Herbar. diluv.* n. 406. 407. Bertrand *Dictionaire des foss.* P. I. p. 229., auch der Erlenblätter. Allzuhäufig kommen sie gleichwohl nicht vor,

es sey denn in Tophsteinen, oder aus incrustirenden Wassern. Vom letztern Falle führet Schütte ein Beyspiel aus dem Fürstenbrunnen bey Jena an; dergleichen Beyspiele aber sind gar nicht selten, weil man in Gegenden, wo incrustirende Wasser sind, dergleichen selbst bereiten kann. s. Blätter. (10)

Erlenböcklein, (*Leptura alni* L. *Callidium* Fabr.) Einer von den kleinsten Kräuterböcken, und von der Statur der *Leptura arietis*. Man trift ihn hin und wieder auf Erlen an: ist schwarz, die Flügeldecken gegen die Wurzel rostfarbig; in der Mitte eine weisse begichte Queerlinie, und nach hinten eine andere weisse Queerlinie; die Fühlhörner und Füsse rostfarbig: die Schenkel keulenförmig. (24)

Erleneule, (*Phal. noctua leporina.*) s. Eulen.

Erlenfresser. (*Chrysomela alni* L. Fabr. Scop. Schrank, Frisch Ins. VII. t. 8. Erlenblattkäfer, Fueßl. der violetblaue und eyrunde tiefpunktirte Blattkäfer, Gleditsch Forstw. I. 559. *le Gribouri bleu de l'aune* Geoff. Ins. I. 232. *Chrysomele violette de l'aune* Degeer Ins. V. t. 9. f. 18. *Luperus alni*, Müll. Der Sulzerische und Schäferische Fallkäfer, welche Fabricius und Goze citiren sind dieser nicht, sondern gehören zu cylindrischen Blattkäfern: der gegenwärtige aber ist ein Ovalblattkäfer.) Er wird häufig auf Erlen angetroffen, und hat mit mehreren andern grosse Aehnlichkeit: er ist ohngefehr 3 Linien lang und 2 breit: der Brustschild ist kleiner als bey andern dieser Art, sonst ganz violetblau, der Kopf aber mit den Fühlhörnern, und der Brustschild unten nebst den Füssen schwarz. Die Flügeldecken sind ohne Ordnung mit unzähligen Hohlpunkten bestreut. Das impragnierte Weibgen hat einen dicken Hinterleib. Die Larven, die sich auf der Erle nähren, sind glänzend schwarz, und verwandeln sich in der Erde. (24)

Erlenhüpfer, (*Curculio alni.*) s. unter Springrüsselkäfer.

Erlenholz, versteintes. (Versteiner.) (*Lignum alni, Ciethrites*, franz. *Bois d'aulne.*) Unter den verschiedenen versteinten Holzarten, nennen folgende Schriftsteller: Scheuchzer *Herbar. diluv.* p. 112. n. 615. Lesser. Lithotheol. S. 701. Kundmann *Promtuar.* p. 241. Kayßler neueste Reisen S. 706. Helwing *Lithogr. Angerburg.* P. II. p. 201. Walch Naturgesch. der Versteiner. Th. III. S. 17. *Mus. Richter.* p. 262. und Schröter vollständige Einleitung Th. III. S. 188. auch das Erlenholz. Ja in der *Onomatol. Hist. nat.* T. I. p. 291. wird sogar gesagt, daß die Naturforscher wahrgenommen daß der Erlenbaum für andere dazu geneigt sey zu versteinern, und das Eisen gern zulasse. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob die eine Holzart zur Versteinerung geneigter sey, als die andre? auch nicht: ob man bey versteinten Hölzern ihre Originale, oder das natürliche Holz, dahin sie gehören genau angeben könne? sondern wir wollen beyde Fragen bis dorthin versparen, wenn wir von den versteinten Hölzern reden. s. Holz, versteintes. (10)

Erlenmotte, (*Tinea Rajella.*) s. Motte.

Erlennager, (*Tenthredo alni.*) s. Sadenblattwespen.

Erlensauger, (*Chermes alni*) kommt unter Blattsauger an der Erle vor. (24)

Erlenschildlaus, gepuderte. (*Coccus farinosus alni.* Goeze *Gallinsecte poudrée de l'aune.* Degeer Ins. VI. t. 28. f. 16. 17.) Degeer fand diese Schildläus an der Erle. Sie ist 2 Linien lang, und hat 14 Leibringe; sonst ist sie oval, hellbraun, und oben bis in die Mitte weiß gepudert, an den Seiten und hinten sieht man viele kleine Wollbüschel, die von einer ausschwitzenden Materie entstehen, wie bey den Blattsaugern. (24)

Erlenschwamm, (botan.) s. Blätterschwamm, Erlen.

Erlenspanner. (*Geometra alniaria.*) s. Nagelflügel.

Erlenspinner, (*Phal. bomb. Camelina.* L. Fabr. Müll. Wiener Schmett. Cameelmotte, Gleditsch Forstw. I. 389. Flügelzehe, Fueßl. *la crête de coq.* Geoffr. Kronenvogel. Müll. I. N. S. der Ins. t. 22. f. 6. Roes. Ins. I. *phal.* 2. t. 28.) Man findet die Raupe dieses Nachtschmetterlings, der unter die spiralzüngige Spinner mit einem Kammrücken und niedergebogenen Flügeln gehört, im Septemb. auf Weiden, Linden, Erlen, Birken, Apfelbäumen: Sie ist gelbgrünlich, und ausser kleinen einzeln stehenden Härchen nackend: der Kopf ist groß und grün: über den Rücken zieht eine grüne Ader, und zu den Seiten 2 gelbe Linien: über dem After stehen 2 rothe, erhabene, zugespitzte Warzen mit längern Härchen neben einander: Erwachsen verliert sie fast die Rückenlinie: die Füsse sind unten roth; die Freßspitzen gelb und roth. Sie verwandelte sich im Octob. auf der Erde, und gieng im April des folgenden Jahrs aus. Die Phaläne ist braun, die Flügel wie ausgefressen oder gezähnt, und haben 3 braunschwarze überzwerche Linien: die Vorderflügel haben in der Mitte des dünnern Rands einen erhabenen Zahn, und die Hinterflügel einen gegen das Ende des dünnen Rands. Wenn daher die Phaläne mit zusammengeschlagenen Flügeln ruht; so bilden diese Zähne einen Cameelbuckel. (24)

Erlenwickler. (*Tortrix prasinana.*) s. Blattwickler an Sageichen.

Erlenwurger, (botan.) heißt zuweilen die grössere Sommerwurz (*Orobanche major* L.) (9)

Erleuchtete, eine Secte in Spanien; (s. Alumbrados) und eine in Frankreich. s. Illuminati, (Illumines.) (1)

Erleuchtung. (cathol.) Die Geistlehre führet den Menschen nach und nach zu seiner Vollkommenheit. Anfangs leitet sie ihn auf dem Wege der Reinigung; hernach auf dem Wege der Erleuchtung; endlich auf dem Wege der Vereinigung. Von dem ersten und dritten Wege s. die Art. Reinigung, Vereinigung. Der Weg der Erleuchtung beschäftiget sich mit hohen Kenntnissen göttlicher Geheimnisse, die über den Verstand des Menschen alles das Licht verbreiten, welches er zur Ausführung der Rathschläge Gottes über sich sowohl, als auch andere, die ihm untergeben sind, vonnöthen hat. Der heil. Bonaventura giebt diesem Wege in der Vorrede zur Mystischen Theologie das besondere Unterscheidungszeichen von andern Wissenschaften: 1) daß man ihn nicht aus der Kunst, sondern aus sich selbst herholen müsse; 2) daß man ihn erst brauche, und erfahre, bevor man ihn begreife.

Die Eigenschaften der Erleuchtung sind, 1) daß sie etwas zur Verbesserung des Herzens beytragen müsse; denn Gott pflegt seine Gaben nicht mitzutheilen, um nur unsere Neugierde zu befriedigen; sondern damit wir dieselbe mit Nutzen anwenden sollen. Und wenn er auch einige tiefer einsehen ließ; so gestattet er

ihnen nicht, davon einen pralhaften Gebrauch zu machen. 2) Daß ihre Nutzanwendung von dem, der sie erhält, anfangen müsse, und sich nur über diejenigen erstrecke, die sich unter der Pflicht seiner Besorgung befinden. Um aber auch andern seine geheimen Mittheilung aufzudringen, muß eine besondere Sendung vorhanden seyn, die sich allzeit in untrüglichen Kennzeichen äussert. 3) Weil sie eine Folge der beständigen Uebung der Beschauung und der reinesten Absichten seiner Belehrung ist; so gehöret hierzu eine ununterbrochene Aufmerksamkeit auf die innere Stimme des Herrn, die von einer so zärtlichen Beschaffenheit ist, daß der geringste Hauch der Eigenliebe, das mindeste Getöse der Leidenschaft sie zu verhindern im Stande ist. Redet diese Stimme zu dem Menschen, muß er ihr mit Ehrfurcht und Treue folgen. Endlich weil die Beschauung keine Wirkung des Verstandes, sondern eine sonderbare Gunstbezeigung von Seiten Gottes ist; so hat man sich um dieselbe weder ängstig zu bekümmern, wenn sie sich nicht nach unserm Begehren einfindet: weder darf man eine pflichtmäßige Handlung unterlassen, um dieselbe zu erzwingen; eben so wenig darf man sich erheben, wenn sie Gott verleihet. Da aber die Kennzeichen der Beschauung von einem so zarten Gewebe sind, daß man sich daran sehr leicht versehen kann; so findet man keinen bessern Probierstein derselben, als die demüthige Erkenntniß seines Nichts.

Aus dem, was bisher gesagt worden, kann man die Merkmale ziehen, nach denen man die falsche von den wahren Erscheinungen, Offenbahrungen und Eingebungen, die auf diesem Wege zu entstehen pflegen, unterscheiden kann. Derjenige, so andere hierin zu leiten hat, prüfe und untersuche. 1) Die Gemüths- und Leibesbeschaffenheit der angeblichen Träumereyen. Findet er in dieser Dünste einer erhizten Einbildungskraft oder schwermüthigen Milzes, welche den Gegenständen öfters eine Wirklichkeit ertheilen; so kann er schon allerdings über den Betrug urtheilen. Die Verzückungen der Anhänger des Abts Paris geben davon die traurigen Proben. 2) Man beobachte die Begebenheit selbst in ihren Umständen, ob sie nicht wieder die natürliche Folge der Ursachen und der Wirkungen anstosse; denn Widersprüche kann man von Gott nicht vermuthen; ob sie wider die unleugbaren Beweise der Geschichte laufen; ob sie etwas der Schrift nachtheiliges, oder wenigstens ausser der Ordnung der in ihr erhaltenen Erscheinungen vorbringen; endlich ob sie nur im geringsten wider die guten Sitten anstossen, oder eine Glaubenslehre auch nur mittelbar angreifen. 3) Der Zeitpunct ist nicht minder von Bedenklichkeit, ob sie nemlich nach einer feurigen Betrachtung, oder bey kaltem Geblüte, im Traume, oder bey wachenden Augen sich eräugnet habe. 4) Endlich muß man vor allen auf die Aussicht der Sache und des Erzehlenden sehen, ob dieselbe der Kirche, oder demjenigen, den das Gesicht betrift, zuträglich sey: ob man daraus eine gute Lehre ziehen könne, oder alles nur zum Beweise einer besondern Heiligkeit dienen solle. Auch muß man dabey auf das Betragen der Person Acht haben, warum sie es beybringe, sich zu belehren, oder unsere Hochachtung zu erwerben; ob sie es gelassen oder begeistert vortrage; wie sie die Einwendungen, die man ihr dagegen macht, aufnehme. Uebrigens beobachte man die sonstige Lebensart der Person, ihre Gesinnungen, ihre Uebungen, und die Gelegenheit, wie sie dazu gelanget. Ein Führer solcher Menschen kann nicht Vorsicht genug gebrauchen, um nicht getäuscht zu werden.

Die Hülfsmittel zu diesem Wege sind 1) die Wegräumung der Hindernisse; denn „unser Gemüth, sagt der heil. Gregorius Lib. 5. *Moral.*, kann zur Anschauung innerlicher Dinge nicht gelangen, bevor es sich nicht von jenen, die dasselbe im äusserlichen verwickeln zurückziehe. Unser Herz kann zu jenen hohen Betrachtungen nicht hinaufsteigen, so lang es das Getümmel irdischer Begierden niederbeugt.“ Und der heil. Bernardus, *de Consid.* sagt: „drey Stücke sind, die das Auge des Verstandes verdunkeln, und von der Ansicht des wahren Lichtes entfernen, die Finsternis der Sünde, das Gedächtnis der Sünde, und die Sorge zeitlicher Absichten. Jenen hilft die Beicht ab; diesen die Andacht; den leztern die Beruhigung“. 2) Die standhafte Ausübung aller Berufspflichten; denn „wer die Burg der Beschauung erobern will, schreibt abermal der heil. Gregorius, Lib. 6 *Moral.*, der muß sich vorher auf dem Felde des wirksamen Lebens wohl herum genommen haben; damit er gesichert sey, ob er dem Nebenmenschen kein Leid mehr zufüge; ob er das, was er von andern erfährt, mit Gleichmuth ertrage; ob er bey dem Besize zeitlicher Güter sich nicht auf eine unmäßige Art vergnüge; ob er von deren Verlust nicht gar zu heftig betrübet werde. Hernach muß man wohl Acht haben, wenn man sich in das Innere begiebt, um geistlichen Sachen nachzusinnen, ob man nicht einigen Schatten körperlicher Vorstellungen mit dahin bringe; und wenn das wäre, ob man sie mit einer Bewegung der Bescheidenheit ablehne.“ ꝛc. (II)

Erleuchtung. Man versteht in der Theologie darunter diejenige Wirkung Gottes und insbesondere des heil. Geistes, wodurch er in dem Menschen eine wirklich lebendige und heilsame Erkenntniß der seeligmachenden Wahrheiten hervorbringt und auch erhält und vermehrt. Man sezt in der Reihe der Gnadenwirkungen, wodurch der Mensch bekehrt wird, zum Glauben kommt, geheiligt, und im Guten erhalten und bevestigt wird; die Berufung zuerst, (s. Berufung) darauf folgt die wirkliche Besserung, diese geht zuerst im Verstande des Menschen vor, welcher richtige, gewisse und lebendige Vorstellungen erhält, und denn im Willen, welcher durch die richtigen Vorstellungen geleitet wird. Diese Besserung des Willens nennt man denn besonders Wiedergeburt. Die Wirkung dieser heilsamen Wahrheiten ist in Ansehung des Evangelii der Glaube und in Ansehung des Gesetzes die Heiligung. Es ist die Erleuchtung also ein Stück der Bekehrung selbst, ja die ganze Bekehrung wird zuweilen so benennt. Doch ist die Frage, ob in diesem Verstande, worin es in der Theologie genommen wird, das Wort auch allezeit in der Bibel vorkomme? daß es ein tropisches Wort sey und was im physischen Verstande Licht und Erleuchtung bedeute, ist bekannt. Die tropische Bedeutung von dem Wort im Hebräischen und Griechischen האיר, אור und φωτιζειν, φωτισμος, φως ist theils aufheitern und vergnügt machen Ps. 14, 14. 19, 9. Pred. 8, 1. theils unterrichten, und lehren 2 Kön. 12, 12. Joh. 1, 9. Apostelgesch. 26, 18. und so brauchen es auch die Perser Schriftsteller. Das Erleuchten und erleuchtet seyn, ist also nicht allenthalben in der Bibel lebendige Erkenntniß, geben oder haben, sondern sehr oft nicht

mehr, als von einer Sache oder Wahrheit belehren oder belehrt seyn. Es werden die Menschen, die der heilsamen Erkenntniß entbehren, oft als solche, die in der Finsterniß sitzen, und die Unwissenheit als Finsterniß beschrieben. Ephes. 14, 17. 18. Coloss. 1, 13. Christus aber ein Licht genannt, das alle Menschen erleuchtet, welche in die Welt kommen Joh. 1, 9. und Paulus sagt, daß er mit dem Evangelio jedermann erleuchte. Ephes. 3, 9. Dies kann von keiner lebendigen, sondern nur überhaupt von der wahren Erkenntniß verstanden werden. Doch kommen nicht nur auch solche Schriftstellen vor, in welchen der Actus secundus oder das Leben der Erkenntniß mit ausgedruckt wird z. E. Ebr. 6, 4. vielleicht auch Ephes. 1, 17. 18. deßgleichen zuweilen da, wo Erkenntniß für Erleuchtung gebraucht wird Joh. 17, 3. sondern es war auch die Absicht der Belehrung und Erleuchtung keine andere, als dadurch heilsame Wirkungen hervorzubringen, und bey denen ersten Christen waren die erleuchtete auch dem größten Theile noch wahre und gebesserte Christen, indem sie nicht aus Vorurtheil und weil sie so von Kindheit unterrichtet waren, sondern aus Ueberzeugung die heil. Schrift und die Lehre Christi annehmen. Die Theologen haben daher auch diesen Unterscheid der Erleuchtung immer erkannt, und sie eingetheilt in incompletam und completam. Unter der ersten verstunden sie die richtige und wahre Erkenntniß, und unter der andern die zugleich lebendige. Die erstern nannten sie auch naturalem, litteralem cognitionem und die andere die spiritualem, supernaturalem.

Indessen bleibt es immer richtig, daß die Erleuchtung, welche die Schrift von Christen fordert, und welche zur Seeligkeit erforderlich ist, lebendig seyn müsse; und daß dieses Leben der Erkenntniß eine Wirkung Gottes und des heil. Geistes sey: dem ohnehin die ganze Bekehrung des Menschen zugeschrieben wird. Doch handelt Gott hierin nicht unmittelbar, sondern mittelbar. Zwar hat Gott in den Propheten, Aposteln und den Menschen vor der schriftlichen Offenbahrung unmittelbar Erkenntnisse gewirkt, allein nachdem nun diese Offenbahrung wirklich da ist, so ist sie nun das Mittel, wodurch wir sowohl die wahre als die lebendige Erkenntniß erhalten. Röm. 3, 20. Ebr. 6, 4. 5. Obgleich die Wahrheiten, die wir vermittelst der Natur erkennen nicht ganz davon ausgeschlossen werden; so ist doch das Object der Erkenntniß, in so fern wir dadurch seelig werden, die heil. Schrift; oder eigentlich die Lehre Christi. Es ist also auch jene natürliche Erleuchtung, oder wichtige Erkenntniß von der lebendigen nicht zu trennen, und diese setzt jene allezeit voraus. Es ist dies der Irrthum der Fanatiker, daß Gott ohne das Wort Gottes unmittelbar in dem Menschen wirke oder daß schon ein jeder in sich selbst das Licht habe, welches nur erweckt werde, und dies Licht uns ohne das göttliche Wort, mehr, gewisser und vollständiger unterrichte. Diese Erleuchtung geht auch nicht dahin, daß wir durch sie gelehrte Theologen werden, noch weniger in andern Arten von Wissenschaften oder Gelehrsamkeit geübt werden, obgleich eine richtige, ordentliche und reine Denkart in alles Gute und Nützliche seinen Einfluß hat; nicht dahin, daß wir schwere Stellen auflösen, aus den Alterthümern, Philologie, Critik u. s. w. besser erklären; auch nicht auf den ganzen Inhalt der heil. Schrift, sondern eigentlich auf die wirklich erkannten Lehren der Schrift, und zwar diejenigen, welche zur Seeligkeit zu wissen, nöthig sind. Diese durch unsere eigne Aufmerksamkeit und eignes Nachdenken erhaltene Erkenntniß wird durch die Kraft, welche mit diesen Wahrheiten verknüpft ist, und durch den Geist Gottes in uns lebendig. Es erfordert daher auch die Erleuchtung auf unserer Seite den rechten und fleißigen Gebrauch des göttlichen Worts und Gebet. Ihre Grade sind aus eben dem Grunde verschieden. Je mehr ein Mensch seine Erkenntniß bereichert und gewiß macht, je mehr er solche anwendet, und durch Gebet seine Gesinnungen auf Gott und das Gute richtet, desto grösser ist das Maas der Erleuchtung, und so kann bey Unterlassung oder doch geringern Gebrauch dieser Uebungsmittel dieselbe abnehmen, oder endlich aufhören. Bey einem grossen Umfang der Erkenntniß und grosser theologischen Gelehrsamkeit kann jemand unerleuchtend seyn, und bey wenigerer Erkenntniß, welche aber getreulich angewendet wird, und welche nur die wesentlichen Stücke der Lehre Jesu betrift, doch ein grosser Grad der Erleuchtung statt finden. Uebrigens bedient sich Gott zur Erleuchtung auch unserer Beförderungsmittel. Die Lehrer sind als Werkzeuge Gottes anzusehen, durch welche die Lehren vorgetragen werden, mit welchen er in den Menschen wirkt, daher ihnen auch öfters das Aufthun der Augen und das Erleuchten zugeschrieben wird, und alle Umstände in unsern Verhältnisse, welche dazu etwas beytragen, daß die Erkenntniß zum Leben kommt, sind als Padagogien zu betrachten. (s. die Artikel: Erkenntniß,) in welchem das übrige hieher gehörige vorkommt. (20)

Erleuchtung der Häuser, s. Illumination.

Erleuchtung der Gemälde, s. Beleuchtung.

Erleuchtung der Strassen durch Laternen, gereicht nicht nur zur Zierde einer Stadt, sondern auch sowohl zur Bequemlichkeit der Einwohner, als zu derselben nächtlicher Sicherheit, und verdient daher unter die wichtigen Gegenstände der Stadtpolicey gerechnet zu werden. Daß sich die Franzosen, welchen übrigens die Policey unstreitig viel zu verdanken hat, diese Erfindung zueignen, und St. Evremont deswegen verächtlich auf die Griechen und Römer herabsieht, ist in den Beckmännischen angenehmen Beyträgen zur Geschichte der Erfindungen S. 62. zu ersehen; woselbst jedoch aus den alten Stellen zusammengetragen sind, aus welchen sich Muthmassungen ziehen liessen, daß Antiochia, Rom, und einige andere Städte, wo nicht in allen, doch wenigstens in den vornehmsten Gassen, öffentliche Laternen gehabt haben möchten. Es scheint aber dennoch aus denselben mehr sich zu ergeben, daß das Alterthum schon mit den Beleuchtungen (Illuminationen) bey öffentlichen freudigen Feyerlichkeiten, als mit der gewohnlichen Strassenerleuchtung bekannt gewesen sey: wohin auch die Stelle im Claudian gehört, wo der Dichter den Liebesgöttern die Rolle zu Verschönerung des Hochzeitfestins des Honorius und Maria austheilt, und einige mit diesen Worten zur Illumination commandirt: — —

Alii funalibus ordine ductis
Plurima venturae suspendite lumina nocti.

Mit mehrerer Gewißheit lernen wir aus den belobten Beyträgen, daß Paris seine öffentliche Erleuchtung ungefehr um das Jahr 1667. erhalten, und seinem ersten Policeylieutenant, Gabriel Nicol. de la Repnie, zu verdanken habe. Es sollen hierzu gegenwärtig mehr als 6000 Laternen dienen. Die neueste Verbesserung derselben besteht in Einführung der zurückprallenden Leuchten (lanternes à réverbere) da nemlich die Lichtstralen durch ein im Hintergrund der

Leuchte angebrachtes polirtes Metal verstärkt auf die Strassen geworfen werden. In London war es zwar schon im vorigen Jahrhundert befohlen, daß jedes Haus zu gewisser Zeit eine Laterne aushängen sollte; allein die Erleuchtung auf den jetzigen Fuß ist erst von den Jahren 1736. und 39. herzuleiten, wo die Unkosten Erhebung und Berechnung der dazu erforderlichen Gelder bestimmt worden. Man giebt die Anzahl aller öffentlichen und Privatlampen, welche letztere von vielen Einwohnern der Häuser auf eigene Kosten vor ihren Häusern unterhalten werden, auf 15000 an. Da sich auch diese Beleuchtung nicht nur auf diese ungeheure Stadt, sondern sogar auf eine gewisse Strecke vor derselben an den Landstrassen erstreckt, so darf man eher mehr, als weniger annehmen.

Amsterdam hatte dergleichen schon im Jahr 1669. und im Haag wurde diese Anstalt im Jahr 1678. getroffen. Coppenhagen hat zu König Christians IV. Zeiten seine Laternen erhalten, und soll ihre Anstalt sich auf 12000. belaufen; wiewohl diese Menge, gegen Paris und Londen genommen, beynahe unglaublich scheint. In Italien, wo diese Vorsorge am nothwendigsten wäre, liebt man solche entweder nicht, oder denkt hierzu allzuöconomisch. Weder Rom, noch Neapel werden daher erleuchtet, und man weis es nur für gewiß von Venedig, und Palermo. Madrit ist jetzt so schön erleuchtet als London; Lissabon hingegen bleibt hierin, so wie mit der übrigen Aufklärung, zurück. In Hamburg wurden die öffentlichen Laternen im Jahr 1675. beliebt. In Berlin hat man im Jahr 1679. den Anfang der Beleuchtung damit gemacht, daß aus jedem dritten Hause eine Laterne mit brennendem Licht ausgehängt werden mußte. Im Jahr 1682. brachte Churfürst Friedrich Wilhelm die Laternen auf Pfählen zu Stande. Jetzt hat die Stadt 2354 Laternen, welche vom September bis May brennen, und zwar auf Kosten des Königs. Potsdam hat 590 öffentliche Laternen. In Wien ward der Anfang im Jahr 1687. gemacht. Im Jahr 1776. brannten daselbst 3000 Laternen, deren Unterhaltung für 30,000 Gulden verpachtet war. Eine Laterne mit einem Pfahl kostete 10 Gulden. Jetzt soll diese Residenz 3445 Laternen haben. Leipzig erhielt seine Beleuchtung im Jahr 1702. Dreßden aber erst im Jahr 1705. In Cassel wurde sie im Jahr 1721. angefangen, aber erst Anno 1748. zu ihrer Vollkommenheit gebracht. Im Jahr 1778. bestand die Anzahl der Laternen, ohne diejenigen, welche um das Schloß herumstehen, und auf herrschaftliche Kosten unterhalten werden, in 1013. Sie sind verpachtet, und auf jede Laterne erhält der Pachter jährlich 2 Rthlr. 30 Alb. Sie brennen 20 Tage monatlich ausgenommen die Monate May, Jun. Jul. und den halben August. Halle im Magdeburgischen hat seine Laternen im Sept. 1728. erhalten. Im Jahr 1750. waren daselbst 600 Stück, zu deren Unterhaltung 10 Lampenputzer angestellt waren. Es wurden jährlich 10 Rthlr. für Baumwolle zu Dacht bezahlt, 40 bis 50 Tonnen Oel verbraucht, und gegen 100 Rthlr. für Ausbesserung der Lampen und Pfähle gerechnet. In Göttingen wurden die Laternen im Jahr 1735. angelegt. Ihre Anzahl besteht in 400. für deren Anzündung, und Versorgung mit Oel der Pachter im Jahr 1779. 443 Rthlr. schwer Geld erhielt. Die Ausbesserung derselben wird auf ungefehr jährlich 30 Rthlr. geschätzt. In Stuttgard und Ludwigsburg schreiben sie sich von der Regierung des Herzogs Eberhard Ludwigs, und in Mannheim von der Verlegung der Churfürstlichen Residenz dahin, oder von der ersten Opera, her. Da sie aber an diesen Orten mehr als ein Zeichen, daß sich die Hofhaltung daselbst gegenwärtig befinde, als für ein Institut zur allgemeinen Bequemlichkeit, angesehen werden müssen: so ist kein Wunder, wenn man die Laternen nur in den nach dem Schlosse führenden Hauptstrassen aufgepflanzt sieht, und wahrnimmt, daß sie zu erlöschen pflegen, wenn die Stunden der Hoflustbarkeiten verflossen sind. Diesen Residenzen haben es beynahe alle kleinere deutsche Höfe nachgeahmt. Meistens aber dauert der Staat nur von Martini bis Lichtmeß, und die Lampen werden auch in diesen höchsten Wintermonaten nicht angesteckt, so lang der Mond nach dem Calender scheinen sollte; ohne auf die Schnee- oder Regenwolken, welche den Mond öfters bedecken, oder auf seinen Auf- und Niedergang Rücksicht zu nehmen. Hier zu Frankfurt am Mayn ließ der Rath im Jahr 1707. auf dem Römerberge einige Nachtleuchten dergleichen er in der ganzen Stadt anzulegen gedachte, probiren; sie erhielten aber keinen Beyfall. Im Jahr 1711. wurden sie zwar allgemein angeordnet; kamen aber wieder ganz ausser Gebrauch, bis in den Jahren 1759-1762., da sich die starke französische Besatzung hier befand, viele Umstände die Erneuerung dieses nützlichen Instituts anriethen. Gegenwärtig wird die Beleuchtung der hiesigen Stadt von allen Fremden für eine der besteingerichteten in Deutschland gerühmt. Die Laternen bestehen aus 4 Gläsern, unten enger, als oben, und sind, weil die Enge der meisten Strassen die Stellung derselben auf Pfosten widerrieth, ordentlicherweise an einem an den Häusern bevestigten eisernen Arm durch eine Schraube angepflanzt. Dieser Arm steht 8 Fuß hoch über der Erde, und ist in den breiten Strassen eine Laterne von der andern 45 in engern Gassen 50 Schuhe entfernt; doch so, daß allezeit in der Mitte zwischen 2 Laternen auf der andern Seite der Strassen eine Laterne zu stehen kommt, die das Licht herüber wirft, folglich eigentlich auf jede 25 Schuh eine Leuchte zu stehen kommt. Die Laternen sind inwendig mit einen Einsatz von Blech versehen, um das etwa aus der Lampe rinnende Oel aufzufassen. Die Dachte in die Lampen sind von guter, sauberer Baumwolle, 6 Faden dick, und wohlgedreht; das Oel aber ist gutes Leinöl: und nach dieser Einrichtung brennt 1 Schoppen, oder ½ Pf. Oel 66 Stunden lang, folglich verzehren 66 Lampen alle Stunden einen Schoppen Oel. Die Anzahl der Laternen in Frankfurt und Sachsenhausen ist 1621, welche durch 24 Lampenfüller besorgt werden. Diese 24 Mann empfangen alle Morgen das vorgemessene Oel jeder in seine eigene numerirte Flasche, nebst den gemachten Dachten, von welchen, nach obiger Beschreibung gefertigt, ½ Elle auf eine Lampe wöchentlich gerechnet wird. Im Ganzen genommen rechnet man 1 Pf. Dacht auf eine hiesige Ohm Oel von 80 Maas, die Maas Oel zu 3 Pf. im Gewicht. Im Sommer hingegen, wo die kurze Nächte wenig Oel erfordern, und doch die Dachte alle Tage neu umgeschlagen werden müssen, ist 1 Pfund Dacht auf 1 Ohm Oel nicht hinreichend.

Wie der Lampenfüller seine Flasche empfangen hat, muß er seine ihm angewiesene Lampen zu füllen anfangen, und wenn er damit fertig ist, die Flasche wieder abgeben, darf auch während dieser Arbeit mit seiner Flasche in kein Haus gehen, um allen Unterschleif zu vermeiden. Zum Anstecken der Lampen, welches zur bestimmten Stunde geschieht, bekommt jeder Lampen-

füller ein Unschlittlicht, deren 8 auf 1 Pfund gehen, in einen Köcher, und geschieht das Anzünden mit solcher Behendigkeit, daß in einer halben Stunde 66 Lampen angesteckt sind. Auch muß jeder seine Lampen um 8 Uhr, und, nachdem die Witterung ist, um 10 Uhr zum andernmal visitiren und nachschüren. Der Wochenlohn eines Lampenfüllers ist 2 fl. 45 kr., wozu sie noch jährlich einen schwarzen Zwilchkittel bekommen; dafür sie aber auch bey Nacht zu allen Stunden, wenn es ihnen befohlen wird, z. B. bey entstehendem Feuerlerm oder andern Unruhen, die Lampen scheeren, und, zu Ersparung des Oels, je nachdem der Mondenschein früher oder später anfängt oder aufhört, ihre Lampen entweder erst anstecken, oder wieder auslöschen müssen, nicht weniger wöchentlich einmal die Laternen selbst zu reinigen gehalten sind. Eine solche Laterne anzuschaffen kostet, nebst dem Insatz und der Lampe, ingleichem den eisernen Arm, welcher sie trägt, 4 fl. 20 kr. Die Köcher und Flaschen der Lampenfüller nicht mitgerechnet. Aus der Instruction dieser Leute verdient noch nachgeholt zu werden, daß sie, besserer Ordnung wegen, ihrem Aufseher also übergeben sind, daß er sie aus eigner Autorität annehmen oder abschaffen, auch um begangener Dienstfehler willen an ihrem Lohn strafen kann. Damit es auch nicht etwa einem oder dem anderen von ihnen beygehen möchte, seine Leiter zu einem unsichern Behuf zu gebrauchen, so ist darin versehen, daß sich keiner bey der Visitation der Laternen, ohne brennendes Licht in seinem Köcher betreten lassen, oder seine Leiter, wenn er mit dem Füllen und Anzünden fertig ist, an einem andern, als an den ihm angewiesenen Ort, verwahren soll. (33)

Erleuchtungen im Morgenland. Erleuchtungen sind im Morgenlande eine Art öffentlicher Ehrenbezeugungen. Wenn die Araber in ihren Zelten sind, so ist das Zelt des Fürsten gemeiniglich mit vielen Lampen und Laternen behängt, wodurch es von dem Gezelt der Gemeinen unterschieden ist. Thevenot, da er den Empfang des neuen Bassa von Aegypten unter Zelten beschreibt, sagt, es wären an dem Eingang desselben zwey grosse Bäume gestanden, worauf zweyhundert Lampen gehängt gewesen, welche in der Nacht angezündet gewesen wären; und eben dieses werde bey der Caravane von Mecca von den Zelten der vornehmen Officiere beobachtet. Ueberhaupt sind die Morgenländer grosse Freunde vom Licht. In Aegypten sind heutiges Tages die Häuser nie ohne Licht. In allen bewohnten Kammern brennen die ganze Nacht hindurch Lampen, und die ärmsten Leute lassen es sich lieber an der Nahrung, als am Lichte fehlen. Daher kommen in den morgenländischen Schriften so viele Anspielungen auf das Licht vor, welches ein Bild der Glückseligkeit, so wie im Gegentheil, Finsternis und Mangel des Lichts, ein Zeugen der Traurigkeit und Unglückseligkeit ist. Hiob sagt: o daß ich wäre, wie in den vorigen Monden, in den Tagen, da mich Gott behütete, da seine Leuchte über meinem Haupte schien, d. i. da ich mein Zelt mit Lampen geschmückt hatte. Cap. 29, 2. Auf gleiche Weise beschreibt eben derselbe den Untergang einer Familie und die Verwüstungen ihrer Wohnungen: wie oft verlöschet die Leuchte der Ungerechten Cap. 21, 17. Wenn daher Gott dem David eine beständige Leuchte in Jerusalem verspricht, welcher Ausdruck sehr oft in der Bibel vorkommt; so heißt es so viel, als sein Haus sollte niemals untergehen. Auch bey den Juden waren die Erleuchtungen der Häuser zum Zeichen der Fröhlichkeit üblich. Bey dem sogenannten Chanuka- oder Einweihungsfest bestund die Feyerlichkeit besonders darinnen, daß sie viele Lichter anzündeten. Maimondes sagt ausdrücklich, daß dieses Fest dadurch wäre gefeyert worden, daß man eine grosse Menge Lichter vor den Thüren der Häuser die ganze Nacht hindurch habe brennen lassen; daher es auch das Fest der Lichter genennt wird. (s. Chanukafest.) An dem siebenten Tage des Lauberhüttenfestes zünden sie zur Bezeugung ihrer Fröhlichkeit in der Synagoge gleichfalls viele Lichter an. In dem Tempel zu Mecca brennen alle Nacht eine große Menge Lampen. (22)

Erleuchtungskreis. Wenn eine Kugel von einem Lichte beschienen wird, so bleibet der von Lichte abgekehrte Theil derselben dunkel, und der erleuchtete Theil wird von dem dunkeln durch einen Kreis abgesondert, welchem man den Namen des Erleuchtungskreises gegeben hat. Die Planeten und darunter besonders unsre Erde sind Kugeln, und die Sonne ist das Licht, das sie bescheinet; der erleuchtete Theil also unsrer Erde, d. i. derjenige, auf welchem es Tag ist, wird von dem dunkeln, oder worauf es Nacht ist, durch den Erleuchtungskreis abgesondert, welchen wir wegen dem grossen Abstande der Sonne und wenn wir von der Brechung der Stralen in der Luft abstrahiren, vor einen größten Kreis erkennen können, der die ganze in zwey Halbkugeln zertheilet. Der Pol dieses Kreises liegt da auf der Oberfläche der Erde, wo sie von der aus ihrem Mittelpunkte in den Mittelpunct der Sonne gezogenen Linie durchstochen wird. Dieser Pol also und mit ihm der Kreis wandert, wie die Sonne, in 24 Stunden rings um die Erde und trägt auf seinen beyden Seiten, die jeder durch seinen Pol laufende Meridian von einander theilet, Morgen und Abend rings um die Kugel herum. Liegt sein Pol grade im Aequator, so streicht der Erleuchtungskreis durch beyde Erdpole, der Erleuchtungskreis stehet auf dem Aequator senkrecht, theilt ihn und alle Parallelkreise in zwey gleiche Theile, und es ist daher aller Orten Tag und Nacht gleich. Liegt sein Pol in einem andern Punkte der Ecliptik, so schneidet er zwar den Aequator, wie jeder größter Kreis der Kugel den andern, in zwey gleiche Theile, nicht aber die mit demselben parallelen Kreise; es ist also nur unter dem Aequator, sonst nirgends, Tag und Nacht gleich, und an jedem andern Orte verhält sich die Länge des Tages zu der Länge der Nacht, wie der Theil des durch denselben streichenden Parallele- oder Breitenkreises, der in der beschienenen Halbkugel liegt, zu dem andern Theile desselben, der in der dunkeln Halbkugel liegt. (6)

Erleuchtungsmonath, s. Monath.

Erleuchtungsrohr, ist eine Erfindung des berühmten Lamberts, auf welche er bey Gelegenheit seiner Untersuchung einiger acustischen Instrumente verfallen und die er in den Abhandlungen der Acad. der Wissenschaften zu Berlin vom Jahr 1770 beschreibt. Es bestehet in einem hohlen abgekürzten Kegel von wohlpolirten weissem Bleche *) abcd. Die Höhe des abgeschnittenen Stückes me ist dem Halbmesser der untern Oeffnung nc und der Durchmesser der obern Oeffnung ab der Grösse der Flamme eines Lichtes also ohngefähr 1½ Zolle gleich, die Axe des abgestutzten Kegels en aber hat eine bequeme Grösse, wenn sie 5 Zolle hält. nc = me = x wird demnach gefunden, wenn man spricht:

*) Catoptrische Tafel, Fig. 5.

$me : eb = mn : nc$
$x : \frac{3}{4}11 = 5'' + x : x$ woraus wird

$x^2 = \frac{15}{4} + \frac{3}{4}x$

$x^2 - \frac{3}{4}x + \frac{9}{64} = \frac{15}{4} + \frac{9}{64} = \frac{249}{64}$

$x - \frac{3}{8} = \frac{1}{8}\sqrt{(249)}$

$x = 3 + \sqrt{(249)} = \frac{3 + 15{,}78}{8}$ (wovon nur + gilt, weil es sonst eine negative Gröſſe ist, also)

$= \frac{18{,}78}{8} = 2\frac{1}{3}$.

Es ist also $cd = 4\frac{2}{3}$ Zoll
$mn = 7\frac{1}{3}$ und nach den Pythagoriſchen Lehrſatz $mc = 7\frac{2}{3}$
und $ma = 2\frac{1}{2}$.

Um den Ausschnitt des Kreises zu bestimmen, aus welchem der Kegel zusammengebogen werden kann, ist es nöthig die Grade des Bogens zu wissen, welche die geometrische Gründe folgender Gestalt zu finden lehren. Aus dem Durchmesser $cd = 4\frac{2}{3}$ Zoll findet man den Umfang des Kreises = 14,65; ferner aus dem Halbmesser $mc = 7\frac{2}{3}$ findet man dessen halbe Peripherie = 24,07 und endlich spricht man 24,07 geben 180 Grade, wie viel geben 14,65, wodurch man $109\frac{1}{2}$ erhält. Will man nun vermittelst dieser Röhre das Licht einer Lampe horizontal fortwerfen, so befestiget man den beschriebenen abgekürzten Kegel so vor der Flamme, daß seine Axe waagerecht und seine enge Oeffnung dem Lichte so nahe stehe als geschehen kann, ohne daß der Rauch hinein schlage, und wenn man ein recht glänzendes Licht überall verlangt, so bringt man zwey dünne so weit voneinander entfernte Dachte neben einander an, daß die Flamme den ganzen Raum vor der Oeffnung erfüllet. Soll das Licht herunter auf einen Tisch geworfen werden, so ist es wohlgethan, wenn man der untern Seite des Kegels ad eine solche Lage giebt, daß sie mit dem Horizonte fh einen Winkel $agf = 45°$ macht, welche erhalten wird, wenn $af = fg$. Die Gränzen des Lichtes G und H bestimmen sich durch Verlängerung der Saiten ad und bc und wenn die Flamme des Lichtes ohngefähr 13 Zolle hoch stehet, so kann eine Röhre, wie die beschriebene in einer Lampe angebracht, die an einem Ende einer 5 Fuß langen Tafel stehet, sie bis ans andre vortrefflich und gleich erleuchten. In diesem Falle ist es, um desto mehr Nutzen von dem Schein des Lichtes zu ziehen, rathsam, die Abstutzung des Kegels nicht senkrecht auf die Axe wie ab, sondern lothrecht wie ak zu machen. Der Erfinder lehrt einen sinnreichen Entwurf der Linie, wornach das Blech ausgeschnitten werden muß, damit die Oeffnung diese verlangte elliptische Gestalt bekomme, die aber in der Ausübung entbehrlich ist, indem die gehörige Abstutzung ganz wohl mechanisch erhalten werden kann. Wollte man das Licht an die Decke des Zimmers in die Höhe werfen, so müßte die Röhre umgekehrt werden, daß k in die Stelle von a und a in die Stelle von k käme und ak wiederum vertical stünde. Wer im Bette lesen will, kann die Lampe der Sicherheit halber auf einem Gueridon 5 bis 8 Fuß weit von sich stellen, und deutlich genug dabey sehen. Aus einem 15 Fuß über die Strasse erhobenen Fenster hat man sie mit einer solcher Lampe dergestalt erleuchtet, daß man in der Weite von 60 Fuß jeden Strohhalm erkennen, und in der Weite von 35 bis 40 Fuß lesen konnte. Der kürzlich verstorbene berühmte Mechanicus Brander hat dergleichen kleine Erleuchtungsröhren an Vergrösserungsgläsern zur Erleuchtung der Objecten angebracht, und der Erfinder derselben hat mit einer 10 Zolle langen, deren Oeffnung an einem Ende $4\frac{1}{2}$ Linien, am andern $2\frac{1}{2}$ Zolle weit war, Lunten den er in die enge Oeffnung hielte, innerhalb 2 Minuten angezündet, indem er die Weite der Sonne entgegen kehrte. (6)

Erlöschung eines Rechtsmittels, des Beweises, s. Desertio Remedii, Desertio Probationis.

Erlösersritter, wurden von dem König Alphons I. in Arragonien im Jahr 1118. gestiftet, um durch diese Ermunterung der Tapferkeit christlicher Helden die Mauern desto geschwinder aus diesem Lande zu vertreiben; um so mehr, da diese Ehre mit schönen Einkünften verknüpft war. Die Ritter waren mit einem weissen Creutze bezeichnet. Uebrigens gehört dieser Orden unter die erloschene. Auch ein Mantuanischer Orden wird bisweilen mit diesem Namen genennt, welcher aber eigentlich der Orden des heiligen Bluts ist. (s. Heilige Blutsritter.) (33)

Erlösen, Erlösung, heiß überhaupt befreyen, erretten, sich jemandes annehmen, und geht sowohl auf das Leibliche als Geistliche. Es heißt aber auch so viel, als durch ein Aequivalent jemand losmachen, oder durch eine Ranzion oder Lösegeld jemand befreyen, und das zeigt besonders das Wort פדה meistens an, und das λυτροομαι. 3. B. Mos. 26, 46. und das Lösegeld selbst heißt λυτρον und αντιλυτρον. Vornehmlich wird von Christo gesagt, daß er uns erlöset habe, und daß er der Erlöser der Menschen sey, welches allerdings zuerst den allgemeinen Begriff ausdrückt, daß er uns frey gemacht und errettet aus dem Elend welches denn sowohl auf das leibliche als geistliche gehen kann, und in Ansehung beydes sehen wir Christum auch als unsern Erretter und Erlöser an; besonders aber wird es deutlich auf das Geistliche gezogen. Er hat uns von der Finsterniß, von der Sünde und ihrer Herrschaft, vom Fluch des Gesetzes, von dieser argen Welt, von der Schuld und Strafe frey gemacht. Zweytens aber wird die Erlösung Christi von der Strafe der Sünden mit einem Preise und Lösegeld, das er für uns gegeben, und welches in seiner eignen Person, in der Aufopferung seiner selbst und seines Lebens besteht, verbunden. Sein Leben heißt daher λυτρον, αντιλυτρον, und er habe die Erlösung (απολυτρωσιν) durch sein Blut gestiftet. Röm. 3, 24. Ephes. 1, 2. Coloss. 1, 14. 1 Petr. 1, 6. Matth. 20. Die Erlösung Christi ist also dadurch geschehen, daß er für die Menschen, welche die Strafe der Sünden tragen sollten, und dadurch unglücklich und elend sind, gestorben und sein Leben aufgeopfert hat. Dieser sein Tod war das Lösegeld, welches so viel als der eigne Tod der Menschen galt, und daher den Effect hatte, daß die Menschen selbst doch in der vorgeschriebenen Ordnung nicht die Strafe tragen durften. Dies ist also nichts anders als die Versöhnung, oder wie man es ausdruckt, die Genugthuung und Stellvertretung Christi, da er unsere Strafen getragen hat. Zuweilen wird von dieser Erlösung auch das Wort απολλασσειν und αντιλλαγμα gebraucht, welches eben so viel heißt, als etwas hingeben, und aufopfern, um nur jemand los zu

werden, oder von einem zu kommen, oder andere los zu machen. Auch wird von einem Loskaufen ἐξαγοράζειν geredet. Dieses aber was für die Menschen dahin gegeben wurde, war immer Christus selbst. Inzwischen muß man nur hiemit keine eigne und falsche Begriffe verbinden. Denn das Erlösen von unsern Feinden, von der Strafe der Sünden und vom Teufel, enthält nicht, daß Christus gleichsam dem Teufel das Lösegeld bezahlt habe, sondern Gott und der Gerechtigkeit, wodurch die Menschen mit ihm versöhnt, in seine bessere Gemeinschaft versetzt worden sind, und nicht mehr in dem Reich des Teufels oder in der Gemeinschaft des Bösen mit ihm stehen. Uebrigens werden wir in dem Artikel von der Genugthuung und Versöhnung von der Sache selbst mehr und ausführlicher handeln. (20)

Ermässigung der Kosten, s. Kosten.

Ermahnung bey den Censuren. Die Kirche Christi hatte von jeher die Gewalt, jene, welche sich ihren Gesetzen widersetzten und dieselbe hartnäckig verachteten, aus ihrem Schoos und von der Theilnehmung an den Verdiensten und allgemeinen guten Werken auszuschliessen; jedoch war zu Zeiten erforderlich, daß dergleichen hartnäckige Sünder und Uebertreter der Kirchengebote beförderst mußten ermahnet und gewarnet werden, ehe man sie von dem gänzlichen, oder einem Theil des Gottesdienstes ausschliesen konnte. Die büsenden Sünder wurden nur von einigem Theil des kirchlichen Gottesdienstes, und von einigen Heilsmitteln oder Sacramenten ausgeschlossen. In dieser Zeit wurden sie im Christenthume besser unterrichtet, und fleissiger zur Buse ermahnt, bis ihnen endlich ihre Sünde vergeben und sie von denselben wegen ihrer Buße losgesprochen worden. (14)

Ermattung der Bienen, s. Bienenkrankheiten.

Ermelblume, (botan.) (*Manulea* L.) Dieses Pflanzengeschlecht gehört in die zweyte Ordnung der vierzehnten Linneischen Classe. (Didynamia angiospermia) Der Kelch ist in fünf gleichbreite aufrechte gleiche fortdauernde Blättchen getheilt. Die Krone bestehet aus einem unregelmässigen Stücke. Ihre Röhre ist cylindrisch, fast weiter als der Schlund, die Mündung offen pfriemenförmig; sie hat oben vier an der Basis erhabene Abschnitte und unten einen umgebogenen. Die vier Staubfäden haben sehr kurze Träger, zween Staubbeutel stehen oben in dem Schlunde, und zween etwas längere unten in der Röhre. Der Stempel bestehet aus einem über dem Boden befindlichen rundlichen Fruchtknoten, einem fadenförmigen Griffel von der Länge der unteren Staubfäden und einer einfachen Narbe. Auf die Blüthe folgt eine eyrunde zweyfächrige zweyklappige Kapsel von der Länge des Kelches. Man kennt zwo Gattungen dieses Geschlechts.

Filzige Ermelblume, (*Manulea tomentosa* L. *Selago tomentosa* Ejusd. Sp. pl. *Pianta* Pluk. phyt. 319. f. 2.) Sie wächst auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung wild, und hat viele aufsteigende ästige blätterige weißfilzige Stengel. Die Blätter stehen gegeneinander über auf kurzen Stielen, sind umgekehrt herzförmig oder lanzettförmig stumpf gezahnt und mit dichtem Filze auf beyden Seiten bekleidet. Der längliche Blumenstraus stehet am Gipfel und ist länglich rund. Die Blumen sind hochgelb und haben Deckblättchen zwischen sich.

Lackförmige Ermelblume, (*Manulea Cheiranthus* L. *Nemia cheiranthus* Berg. *Cheiranthus africana flore luteo* Comm. hort. 2. p. 83. t. 42.) Das Vorgebürge der guten Hoffnung ist ebenfalls ihr Vaterland. Sie hat das Ansehen einer Augentrostgattung. Der Stengel ist einer Spanne lang von der Basis bis in die Mitte in viele kratzende aufrechte kleinen Stengel getheilt. Die Blätter stehen wechselweise und sind länglich eingekehrt herzförmig, stiellos, sägezähnig, an den obern Aesten klein. Die Blumentrauben stehen am Gipfel aufrecht, und sind länger als die Pflanze. Sie haben kurze gleichbreite Deckblätter. Die hochgelben Blumen sitzen auf ganz kurzen Stielen. (9)

Ermellina, (botan.) ist ein Beyname des walzenkrautförmigen Persimon, (*Diospyros Lotus* L.) (9)

Ermellinus, s. Guajacana.

Ermessen des Richters, Arbitrium Judicis. Nicht allein die Unvollständigkeit der Gesetze, sondern auch bey den besten Gesetzen die unendliche Verschiedenheit der Fälle, und aller dabey eintretenden Umstände macht es öfters nothwendig, bey Entscheidung einer Rechtssache manches dem Ermessen eines Richters zu überlassen. Selbst nach dem ältern römischen Recht, als das Amt der Obrigkeit und des Richters noch sehr unterschieden war, und dieser nur nach einer von jenem vorgeschriebenen Formul sprechen konnte, mußte doch diesem überlassen werden, in den Klagen bonâ Fidei so viel, als er nach seinem Ermessen für billig erachten würde, dem Kläger zuzusprechen, und man hatte eine besondere Gattung von Klagen, welche deswegen arbitrariâ genennt wurden, weil der Richter nach seinem Ermessen den Beklagten, welcher die erste Urthel nicht befolgte, zu etwas weiters verurtheilen, oder weil er, wo der Beklagte an einem andern Ort, als er versprochen hatte, bezahlte, das Interesse des Ortes nach seinem Ermessen in Anschlag bringen konnte. Und eben so ist es ausser Zweifel, daß noch heutzutag in unzählbaren Fällen, besonders wo von Bestimmung eines Kostenersatzes, eines Schadenersatzes, von Erklärung eines letzten Willens, von Abwägung eines Beweises, Tüchtigkeit zum Zeugniß, Eide und dergl. die Frage ist immer noch vieles dem Ermessen des Richters überlassen ist, und seye uns, weil wegen der unendlichen Verschiedenheit der Fälle dem Richter eine gemessene Vorschrift nicht gegeben werden kann. Ist aber eine Entscheidung dem Ermessen des Richters überlassen, so ist dieses nicht so zu verstehen, als ob der Richter in einem vorkommenden Falle nach seiner Willkühr, nach seinem freyen Belieben zum Vortheil der einen, und Nachtheil der andern Parthie entscheiden und bestimmen könnte, sondern er ist in solchen Fällen angewiesen, nach genauer Untersuchung und reifer Erwägung aller zur Sache gehörigen Umstände, nach den Regeln der Billigkeit und der Ueberzeugung seines Gewissens zu sprechen. Vornehmlich ist auch in Strafsachen dem Ermessen des Richters sehr vieles überlassen, und die vollkommenste peinliche Gesetzgebung wird ihm immer noch vieles überlassen müssen; ausser dem, daß bey Schätzung des Beweises, bey Beurtheilung der für und wider den Angeklagten streitenden Anzeigen, in Bestimmung und Ausführung der Mittel, die Warheit zu erforschen, vieles dem Ermessen des Richters überlassen ist, und nothwendig überlassen bleiben muß, haben wir eine ganze Gattung von Strafen, deren genauere Bestimmung in jedem vorkommenden Fall dem Ermessen des Richters überlassen ist, und welche daher arbitrarische Strafen genennt werden; wenn nem-

nemlich ein Verbrechen von der Art ist, daß es in jedem vorkommenden Fall mit andern Umständen begleitet ist, welche dessen Strafbarkeit vermehren oder vermindern, wie z. B. das Falsum, Injurien, u. s. f. so würde ohne die grösseste Unbilligkeit nicht eine bestimmte Strafe auf alle Fälle bestimmt, noch weniger auf jeden Fall eine besondere gewisse Strafe vorgeschrieben werden können, sondern es muß nothwendig deren genauere Bestimmung in jedem vorkommenden Fall dem Ermessen des Richters überlassen werden. Zuweilen ist zwar die Art der Strafe, z. B. Geldstrafe, Gefängniß u. dergl. im Gesetz bestimmt, aber derselben Grösse, Dauer u. s. f. dem Ermessen des Richters nach Verschiedenheit der Umstände überlassen. (38)

Ermessen eines ehrlichen Manns, Arbitrium, Arbitratus boni Viri, ist bey Verträgen, letzten Willen und andern ausser gerichtlichen Vorfällen das Ermessen und Urtheil eines hiezu berufenen ehrlichen Manns wodurch er etwas, welches noch unbestimmt ist, ohne gerichtliches Verfahren nach der Billigkeit bestimmet; zuweilen schreibt das Gesetz selbst die Zuziehung eines solchen Arbitratoris vor, wie z. B. viele deutsche Gesetze verordnen, daß wenn der Schuldner nicht bezahlt und das von ihm gegebene Pfand keinen Käufer findet, dieses durch erfahrne unpartheiische Leute geschätzt, und in dem von ihnen bestimmten Anschlag dem Gläubiger überlassen werden solle; zuweilen wird das Ermessen eines ehrlichen Mannes durch einen letzten Willen veranlaßt, wenn z. B. der Testirer verordnet: Dem *A* vermache ich eines von meinen Pferden, welches *B* für ihn am schicklichsten finden wird; mein Erbe soll dem *A* ein Wohnhaus kaufen, und will ich dem *B* den Auftrag geben, ein schickliches für ihn auszusuchen. Oefters wird auch dieses Ermessen durch einen Vertrag veranlaßt, wenn z. B. ein Haus verkauft wird um den Preiß, welchen Titius für billig erachten wird; und eine solche Bestimmung steht in der Macht eines jeden, welcher contrahiren kann; nur ist nothwendig, daß sämtliche Contrahenten dazu einwilligen; und eben so nothwendig ist in jedem Fall auch die Einwilligung des erwählten Arbitrator, welcher nach der Regel zu Uebernehmung des erhaltenen Auftrags nicht gezwungen, aber wenn er einmal den Auftrag angenommen hat, zu Ausführung desselben belangt werden kann. Ein jeder aber, welchem nicht ein Gesetz entgegen ist, oder welchen nicht ein natürlicher Fehler hindert, also z. B. auch ein Frauenzimmer, auch ein Blinder in Sachen, wo nicht das Gesicht nöthig, ein Tauber und Stummer kann ein solches Arbitrium übernehmen; nur ein Kind, ein Wahnsinniger, und nach den römischen Gesetzen ein Sclave ist hiezu nicht fähig; es kann sowohl dem Ermessen eines, als auch mehrerer etwas überlassen werden. Durch das Gesetz, so wie auch durch letzten Willen kann die Bestimmung dem Ermessen eines noch ungewissen ehrlichen Manns überlassen werden, welcher hernach entweder von demjenigen, von welcher Vortheil oder Nachtheil die Rede ist, oder im Fall sie nicht einig werden, vom Richter erwählt wird; allein wenn durch Vertrag etwas dem Ermessen eines ehrlichen Manns überlassen wird, so muß durchaus eine gewisse Person hiezu bestimmt werden, und wenn z. B. ein Gut um einen Preiß oder Pachtzins verkauft oder verpachtet wird, welchen (noch unbestimmte) ehrliche Männer für billig halten werden, so ist der Kauf- oder Pachtcontract nicht giltig und verbindlich, bis diejenige, welche den Kaufschilling oder Pachtzins bestimmen sollen, erwählt worden sind. Wenn in dem letzten Willen der ehrliche Mann zwar bestimmt worden ist, dessen Ermessen etwas überlassen seyn solle, derselbe aber weil er nicht will, oder weil er durch den Tod oder andere Zufälle gehindert, den Auftrag nicht annimmt, so wird ein andrer dazu gewählt; wenn aber der im Contract bestimmte Arbitrator den ihm gemachten Auftrag nicht annimmt, so ist der Contract nicht giltig, und verbindlich, bis die Contrahenten einen andern Arbitrator erwählt haben. Wenn eine Schuldigkeit auf das Ermessen des Schuldners selbst, z. B. die Entrichtung eines Vermächtnisses auf das Ermessen des Erben, ausgesetzt worden, so entsteht hieraus weder eine Verbindlichkeit, noch ein Klagrecht; es müßten dann die Worte zeigen, daß nicht sowohl die Schuldigkeit selbst, als vielmehr nur die Bestimmung der schuldigen Summe nach der Billigkeit dem Ermessen des Erben überlassen worden, in welchem letzteren Fall der Richter auf Ansuchen dessen, der zu fordern hat, eine Frist zur Erklärung und Bezahlung vorschreiben, und im Fall des Ungehorsams endlich selbst die schuldige Summe nach Billigkeit bestimmen kann; auf des Gläubigers oder Legatarius Ermessen kann eine Schuldigkeit immer ausgesetzt werden. In allen Geschäften kann das Ermessen eines ehrlichen Manns statt haben, wo es nicht in den Gesetzen für ungiltig erklärt wird, also z. B. in allen Contracten, wenn nur nicht wesentliche Erfordernisse des Contracts auf das Ermessen eines der Contrahenten ausgesetzt werden, bey Leistung des Heyrathguts, bey Stellung einer Rechnung, bey Entrichtung der Vermächtnisse, oder der Wahl unter mehreren alternativ vermachten Sachen; hingegen ist es z. B. ganz ungiltig, wenn die Erbseinsetzung dem Ermessen eines andern überlassen wird.

Derjenige, dessen Ermessen etwas zu entscheiden oder zu bestimmen überlassen worden, muß solches nicht nach seiner Willkühr und Wohlwollen, sondern nach hinlänglicher Untersuchung und Ueberlegung aller Umstände so ausführen, wie es Recht und Billigkeit erfordern; es findet aber bey demselben kein processualisches Verfahren statt, und er ist an die Regeln des strengen Rechts nicht gebunden; am Ende aber muß er durch seinen Ausspruch dasjenige zur Gewißheit bringen, was zuvor als ungewiß seinem Ermessen überlassen worden; so lang dieses noch nicht geschehen ist, bleibt das Geschäft noch unvollkommen, in welchem sein Ausspruch erwartet wird; durch diesen aber wird das Geschäft zur Vollkommenheit gebracht und purificirt, und diejenige, welche die Sache betrifft, müssen sich auch den Ausspruch des Arbitrator gefallen lassen, in welcher Absicht dem andern Theil nicht eine besondere Klage aus dem Arbitrium, sondern die gewöhnliche Klage aus dem Geschäft, von welchem die Rede ist, z. B. aus dem Contract, aus dem letzten Willen gegeben wird. Nur alsdenn, wenn der Ausspruch des bestellten Arbitrator sehr unbillig, und dem einen Theil schädlich ist, haben die Rechtslehrer den Gesetzen gemäß dawider das Mittel aufgestellt, daß der beschädigte Theil, die Sache dem Ermessen eines andern ehrlichen Manns zu überlassen bitten kann, welches Mittel Reductio ad Arbitrium boni Viri genannt wird, übrigens aber kein besonderes für sich bestehendes Rechtsmittel ist, sondern mit der gewöhnlichen Klage aus dem Geschäft, von welchem die Rede ist, oder vermittelst einer auf diese Klage eingewandten

Exception gesucht wird; wobey denn, wenn ihm statt gegeben wird, entweder von den Parthien, oder wenn diese nicht übereinkommen können, von dem Richter ein anderer ehrlicher Mann als Arbitrator bestellt wird. (38)

Ermeßliche Größe, Zahlen, s. Commensurabel.

Ermin, nennet man in den levantischen Stappelstädten, und besonders zu Smirna, die Zollabgabe, welche man für die ein- und ausgehende Waaren bezahlt. — Die Franzosen mußten zwar eine lange Zeit den Zollermin mit 5 pro Cent bezahlen, da doch die Engländer solchen nur mit 3 pro Cent entrichteten; jedoch ist kraft der im Jahr 1673 durch den Herrn von Nointel zwischen Frankreich und der Pforte erneuerten Capitulationen, diese Abgabe in Ansehung der Franzosen, und auch derer, die unter der französischen Flagge nach der Levante fahren ebenfalls auf 3 pro Cent herabgesetzet werden. (28)

Erminea, (Naturgesch.) ist ein Synonimum der gemeinen Wiesel. (*Mustela* L.) (9)

Ernährung. Wenn man bedenkt, daß durch die verschiedene Secretionen im Körper sehr viele flüßige und feste Theile verlohren gehen, so wird man auch leicht einsehen, daß dieser Verlust, wenn die Maschine bestehen soll, wieder ersetzt werden muß. Diese Ersetzung der verlohrnen Theile nennt man die Ernährung. Zu diesem Ende hat die Natur den Thieren die zwey merkwürdige Triebe nemlich den Hunger und Durst gegeben, wodurch sie genöthiget werden, Speisen und Getränke zu sich zu nehmen, und aus denselben die so nothwendige ernährende Materie zu bereiten. Einige Alten behaupten, daß keine feste sondern nur flüßige Theile ersetzt würden, die in Menge beständig verlohren giengen. Andere glauben, daß die festen Theile von dem Blut und andern Säften, welche bey ihrem Lauf an die Gefäße anstiessen, so wie auch durch die eigene Zusammenziehung der Gefäße, durch die Bewegung der Muskeln u. s. w. beständig abgerieben, und wie die flüßige Theile verlohren giengen, so daß ein Mensch nach Verlauf verschiedener Jahre den Körper in dem ganzen Umfang seiner festen Theile nicht mehr besäße, den er vorher gehabt hatte, indem die vorherige feste Theile durch das Abreiben verlohren gegangen, und wieder neue durch die Ernährung an deren Stelle getreten wären. In den neuern Zeiten hat man diesen starken Verlust der festen Theile mit vielen wichtigen Gründen bestritten und behauptet, daß nur die abgestorbenen festen Theile verlohren giengen, und daher wieder ersetzt werden müßten, daß das Blut ein flüssiges Wesen sey, welches das Abreiben nicht so stark bewirken könne; daß die feste Theile, wenn noch Einfluß von Blut und Lebensgeister in sie statt hat, mit einer lebendigen Kraft der Trennung ihres Zusammenhangs und dem Verlust ihrer Substanz widerstünden, daß wenn so viel von den festen Theilen abgerieben würden, nothwendig in vielen Theilen die Nerven gespannt, gedrückt werden müßten, welches ohne Empfindung von Schmerzen nicht vor sich gehen könne, die man doch bey keinem Menschen bemerke, daß wann die alte in den festen Theilen vorhandene Materie so stark verlohren gienge, und von dem Zusammenhang mit den übrigen Theilen getrennt würde, die neuangesetzte Materie wegen ihrer grösseren Weichheit noch weniger ihre Stelle behaupten könne, und die Ernährung also meistens fruchtlos ablaufen würde u. s. w. So viel ist gewiß, daß feste Theile abgerieben werden, wie man deutlich in dem Bodensatz des Urins bemerkt; daß aber dieser Verlust so groß sey, ist nach den eben angeführten Gründen nicht zu glauben. Die ernährende Materie, welche aus den Nahrungsmitteln ausgezogen worden, ist die sogenannte Lympha, ein Saft, welcher wegen seiner gerinnbaren Natur zur Ersetzung der festen Theile vorzüglich geschickt ist. Diese wird durch die Kraft des Herzens und Gefäße in den ganzen Körper zertheilt, setzt sich wahrscheinlich vermittelst der anziehenden Kraft an die durch den Verlust in den festen Theilen entstandene Lücken an, und ernähret dadurch. Wir werden aber von dieser Sache noch weitläuftiger in den Artickeln **Wachsthum** und **Stufe des menschlichen Alters** handeln. (5)

Ernah, ist eine fremde Benennung des **Haasen**.

Erndte. Dies Wort wird gebraucht, wenn die gezeitigte Erdgewächse eingesammlet werden, da es nun allerhand Erdgewächse giebt: Korn, Gersten, Haber, Heu, Grummet, Obst; so hat man auch allerhand Erndten: Korn- Gersten- Haber- Heu- Grummet- Obsterndte. Man soll natürlich nicht eher erndten, als bis die Früchten vollkommen gezeitiget, ganz ausgewachsen, von ihren Bestandtheilen voll und diese recht verfeinert und dicht an einander gelegen sind; sonsten wird man davon allerhand Schaden haben. Die Körner schrumpfen zusammen, füllen kein Maas, haben kein Gewicht, wenig an Mehl, viel Kleyen, kein Ansehen und keinen Werth; das Heu, wenn der Saame des Grases auf ihm noch nicht gezeitiget ist, läßt beym Abdorren keinen Saamen auf der Wiese zurück, und da aber doch, die besten Kräuterpflanzen am ersten von Jahren zu Jahren verkommen, so erhält der Boden in kurzem den schlechtesten Graswuchs. Das Obst, wenn es nicht gezeitiget ist, schrumpfet zusammen, fault leicht, weil es noch zu viel wässerigtes in sich hat, und bekommt niemalen einen süssen Geschmack. Es ist sehr gut, wenn bey jeder Erndte Sonnenschein oder wenigstens trocknes Wetter ist, so daß man also alles trocken und abgedorret nach Haus bringt. Unter allem Getraide befindet sich öfters viel Gras und Unkraut: man muß daher solches so lange abgehauen liegen lassen, bis dieses so ziemlich abgedorret ist: ein Tag, höchstens zwey Tage können hierzu bey dem Sonnenschein genug seyn. Die Gerste pflegt man etliche Tage liegen zu lassen, den Haber noch mehrere Tage, und man sieht es gern, wann er vorher, ehe man ihn heimbringt, beregnet worden, und wieder abgetrocknet ist; beyder Fruchtsorten Körner fallen so leichter beym Dreschen samt den Hülsen oder der Süd vom Geströh weg. Das Getraide pflegt man in den mehresten Orten mit der Sichel abzuschneiden; weit vortheilhafter aber wird es, wie unter dem Artickel: **Mähen**, gezeigt werden soll, gemähet.

Was bey jeder Art Frucht in Ansehung ihrer Erndte zu beobachten ist, kommt bey Abhandlung der Frucht selbsten vor. (13)

Erndte. (antiq.) Die ersten Menschen haben ohne Zweifel, aus Mangel der Kenntniß, von den Erzeugnissen der Erde nicht alles geerndtet, was sie davon hätten gewinnen können. Es mag eine geraume Zeit verstrichen seyn, ehe man geschickte Werkzeuge erfand, die Aehren abzuschneiden, und man fieng wahrscheinlicher Weise damit an, sie auszuraufen. Es giebt noch heutzutage Nationen, die keine andere Art zu erndten kennen. Die Länge dieser Arbeit machte, daß man Mittel suchte, sie abzukürzen: und es konnte nicht

ſchwer ſeyn, ein Werkzeug auszudenken, das geſchickt war, viele Aehren auf einmal abzuſchneiden. Die Sichel oder ein ſich ihr näherndes Inſtrument, ſteigt bis ins höchſte Alterthum hinan. Alle Traditionen der Alten reden von der Senſe des Saturns, den man, nach dem Diodor und Macrobius, für den Lehrer der Menſchen zu ſeiner Zeit im Ackerbau hielt. Dies ſetzt aber die Kunſt, die Metalle zu bearbeiten, voraus, wovon anfangs wenige Völker Kenntniß gehabt haben mögen, die von andern durch verſchiedene Mittel mag ſeyn erſetzt worden. Man kann davon aus demjenigen ſchlieſſen, was die neuern Nachrichten von gewiſſen Völkern erzählen. Die Einwohner von Paraguay ſchnitten ihr Korn mit den Ribben von Kühen, die bey ihnen die Stelle der Sicheln vertraten.

Die Griechen hatten etwas beſonders in ihrem Getraideſchneiden. Ihre Schnitter ſtellten ſich nicht nach der Reihe, wie die unſrigen. Sie theilten ſich in zween Haufen, davon ein jeder an einem Ende des Felds anfieng, und ſich einander näherten, und in der Mitte zuſammenſtieſſen. (Iliad. 11. 67.) Die Griechen ſchichteten nicht, wie wir, ihr Getraide in Garben in die Scheunen. Sie legten es in irdene Geſchirre oder Körbe, die zu dieſem Gebrauche beſtimmt waren. (Heſiod. Op. u. D. 475, 482.) Anſtatt die Aehren mit dem Flegel zu ſchlagen, lieſſen ſie es durch Ochſen treten. Und wahrſcheinlich iſt es, daß ihre Wanne nicht der unſrigen geglichen. Man vermuthet vielmehr, daß ſie ungefähr wie unſere Schaufel ausgeſehen habe.

Römer und Griechen bewieſen ihre Dankbarkeit gegen die Götter nach der Erndte durch Darbringung der Erſtlinge, ἀπαρχαι, ἀργματα, ἀπαργματα, die aus Obſt- und Feldfrüchten beſtunden. Dieſe Erſtlinge machten urſprünglich das ganze Opfer, wurden aber nachher, als die blutigen Opfer aufkamen, beybehalten. Sie wurden nach vollbrachter Erndte, Wein- und Obſtleſe vornemlich der Ceres, aber auch dem Apollo und der Diana gebracht, und in Abſicht auf die Erſtlinge wurde das Thalyſiſche und Thargeliſche Feſt angeordnet. Wer dieſe Erſtlinge nicht brachte, der ward als ein gottesvergeſſener Menſch angeſehen. (21)

Erndte. (jüd.) Bey den Juden gieng die Erndte weit früher an, als bey uns. Am zweyten Tage des Oſterfeſtes, welches, man mag die Rechnung machen, wie man will, immer in unſern April fällt, mußten Gott die Erſtlinge reifer Aehren gebracht werden, und der ganze Monat hatte davon den Namen Abib, oder der Erndtemonat. Von dieſer Zeit gieng eigentlich die Erndte an, und dauerte ſieben Wochen. Nicht alle Gegenden in Paläſtina mögen zu gleicher Zeit Erndte gehabt haben. In den ſüdlichern Gegenden ſcheint ſie früher, als in den nördlichen um den Berg Libanon herumgelegenen, gehalten worden zu ſeyn. Vor dem Oſterfeſt war es nicht erlaubt zu erndten. Sobald aber das Oſterlamm gegeſſen, und die Opfermahlzeit vorbey war, ſo konnte jeder Iſraelite gleich den folgenden Tage von Jeruſalem wieder nach Hauſe reiſen, 5 B. Moſ. 16, 7. eine Erlaubniß, die vielleicht deswegen nöthig war, weil, wenn der Aehrenmonat in einem Jahre ſpäter fiel, und vielleicht der 17. April der Neumond geweſen wäre, und folglich der erſte May der erſte Tag des Oſterfeſtes war, in den ſüdlichen Gegenden das Getraide ſchon überreif war. Nach den Erndten richtete Moſes ſeine ganze Calenderrechnung ein. Wenn man im Frühling am Neumond entweder wirklich reife Aehren hatte, oder mit Grund hoffen konnte, daß in der Mitte des Monden ſo viel reife Aehren vorhanden ſeyn würden, daß man eine ganze Garbe davon machen könnte, ſo war dieſer Monat der erſte des neuen Jahres; waren aber noch keine reife Aehren vorhanden, und konnte man nicht glauben, daß in Zeit von 14 Tagen ſolche vorhanden ſeyn würden; ſo wurde ein Monat eingeſchaltet, und der folgende Monat war der erſte. Die Fehler, die etwa dadurch in der Zeitrechnung vorgiengen, konnten ſich leichtlich ſelbſten wieder rectificiren, weil die Erndten in allen Jahren der Zeit nach wenig von einander verſchieden ſind, und nach vielen hundert Jahren fällt ſie immer um die nemliche Jahreszeit. Wie die Erndte zu Zeiten Moſis war, ſo iſt ſie auch noch heutzutage. Die Reiſebeſchreiber verſichern uns einſtimmig, daß in der Mitte des Monats May die Erndte in der Gegend von Bethlehem gemeiniglich vorüber ſey. Bey der Erndte ſelbſten waren ſie fröhlichen Muths. Sie hielten nicht nur bey dem Anfange der Erndte ihre Opfermahlzeiten, wozu die zweyten Zehenten und Erſtlinge angewendet wurden; ſondern vergnügten ſich auch bey der Erndte ſelbſten mit Geſang und Tanz. Pſ. 9, 8. 16, 9. Auch jeder Arme, der nur etwas zu verzehnten hatte, konnte etwas zu Opfermahlzeiten anwenden. Uebrigens hatte Gott für die ganz Armen bey der Erndte beſonders geſorgt, daß ſie nicht leer ausgehen durften. Es mußten erſtlich die Fremdlinge, Wittwen und Waiſen zu den Opfermahlzeiten und Gaſtgeboten gezogen werden, daß ſie ſich mit den übrigen vor Gott freuen ſollten, 5 B. Moſ. 12, 5-12. 17-19. 14, 22-29. 16, 10. 26, 12. Hiernächſt befahl Gott, daß das über den Acker hinausgewachſene, oder in herausgehenden Winkeln ſtehende Getraide nicht von dem Eigenthümer abgemähet werden durfte, ſondern es mußte den Armen überlaſſen werden. In dem Talmud ſtehet ein beſonderer Tractat hierüber, Peah genannt, worinnen die Satzungen der Aelteſten darüber vorkommen. In demſelben heißt es, daß obgleich in den moſaiſchen Geſetzen nicht beſtimmt wäre, wie viel es betragen müſſe, ſo werde der ſechzigſte Theil dazu ausgeſetzt, doch müſſe dabey auf die Gröſſe des Ackers und die Menge der Armen geſehen werden. Einige Rabbinen ſagen, daß man dieſes Maas auch von der Mitte des Ackers habe geben können; andere aber behaupten, daß wenn man es auch von der Mitte des Ackers gegeben habe, man doch am Ende des Ackers wenigſtens einen Halm habe müſſen ſtehen laſſen. Dieſen für die Armen ſtehen zu laſſenden Winkel erklären die Rabbinen von allem, was eßbar iſt, alles, was aus der Erde wächſt, was man auf einmal einerndtet, und was man einſammelt, um es aufzuheben. Alle Getraidarten, Nußbäume, Weinſtöcke, Granatbäume, Oel- und Palmbäume rechnen ſie gleichfalls darunter. Ferner verordnete Moſes, daß die auf dem Acker zerſtreuten einzelnen Aehren nicht zuſammen geleſen werden durften, ſondern die Armen hielten Nachleſe darüber; ja ihnen gehörten ſogar die Garben, die aus Unachtſamkeit auf dem Acker liegen geblieben waren, und der Eigenthümer hatte kein Recht ſolche nachzuholen. Eben ſo wurde es auch bey Oel- und Weinbergen, auch vermuthlich bey der Obſtleſe überhaupt gehalten; die Nachleſe war den Armen überlaſſen, und der Eigenthümer durfte nicht einmal die bey dem erſten Schütteln oder Schlagen zurückgebliebene Oliven einzeln ableſen. Alles, was nach der Wein- und Obſtleſe reif wurde, gehörte den Armen.

3 B. Moſ. 19, 9. 10. 5 B. Moſ. 24, 19. Ruth 2, 2 — 19. Die Rabbinen ſagen, daß man es den Armen auf ihr Wort glauben müſſe, daß dieſes oder jenes Getraid, ſolches ſey, welches nach den angeführten Geſetzen den Armen zuerkannt war. Auch unter den Arabern ſcheinten die Armen ein ähnliches Recht gehabt zu haben. Mahomed ſagt in ſeinem Coran: genieſſet dieſe Früchte, aber gebt auch bey der Erndte und Obſtleſe den Armen ihr Recht, doch thut auch hierinnen nicht zu viel, d. i. gebt nicht aus Ruhmbegierde mehr, als ihr ohne euern Schaden entbehren könnet; denn Gott liebet die Verſchwender nicht. Es iſt alſo gewiß, daß Mahomed gewollt hat, daß man bey der Erndte auch der Armen eingedenk ſeyn ſolle. (22)

Erndtebier. So lang die Erndte währet, pflegt man an manchen Orten, wo der gewöhnliche Getrank des Geſindes Waſſer iſt, demſelben Bier zu geben, und dies nennt man das Erndtebier. (24)

Erndteferien, werden im Gerichtsſtyl diejenigen Ferien genannt, welche zur Zeit der Erndte den Richtern und Parthien geſtattet ſind. Sie ſind nach der Verſchiedenheit des Clima in den Geſetzen verſchiedentlich beſtimmt. Nach einer Verordnung des Kaiſers Theodoſius ſollen ſie vom 24. Junius bis den 1. Auguſt; nach der Cammergerichtsordnung vom 8. Jul. bis zum 14. Auguſt dauern. Der letzten Beſtimmung bedient man ſich auch in manchen Provincialgerichten. In andern hingegen werden ſie willkührlich angeſetzt. Alle in dieſer Zeit erlaſſene Citationen und gerichtliche Verfügungen ſind unverbindlich; es ſey denn, daß ſie Sachen betreffen, welche wegen bevorſtehender Gefahr ſich nicht wohl verſchieben laſſen; oder daß Richter und Parthien ſich des Privilegii der Erndteferien freywillig begeben. (15)

Erndteknecht. Viele dingen ſich, ſo lang die Erndte währet, neben ihrem Geſind noch einen ſichern Menſchen, der die Erndtearbeit verrichten hilft. Sie machen mit demſelben entweder monat- oder wochenweiß Lohn, er aber ſich dagegen verbindlich, nicht ohne die wichtigſte Urſache ſeinen Erndtedienſt zu verlaſſen. (24)

Erndtekuchen, nennt man die dem Geſind auf gewiſſe Täge in der Erndte oder zu Ende derſelben gerichte Kuchen zu nennen. (24)

Erndteleitern, ſind gröſſere als gewöhnliche Wagenleitern mit ihrer Windaxe zu Ladung und Heimführung der Früchte. (24)

Erndtemonat, heißt der Auguſt, weilen in denſelben gewöhnlich die Erndte fällt. (24)

Erndtregiſter, iſt ein Verzeichniß, in welchem aufgeſchrieben wird, wie viel man von einer Gattung Erdgewächſen eingeerndtet hat; der Ordnung wegen, und weil ſie verſchiedene Vortheile bringen, ſind ſie dem Landwirth zu empfehlen: kann er wiſſen, wie viel jeder Acker abgiebt, ſo kann er ihn den Taglöhnern um einen ſolchen Lohn abzuerndten übergeben, wobey weder er noch ſie zu kurz kommen: er kann ſehen, ob ſein Acker fruchtbar iſt oder nicht, ob es ihm an Dung oder an der Erdmiſchung fehlet, er weiß zu berechnen, ob das Jahr kornreich geweſen, er kann vorher ſagen, ob die Früchten aufſchlagen werden oder nicht, es kann wider Betrug und Diebereyen dienen. Bey groſſen Meyereyen, bey denen der Beſitzer abweſend iſt, iſt es ſehr nothwendig, ſich wider die Betrügereyen zu verwahren. Weiß man, was ſein Gut und jeder Acker erträgt, ſo kann man ſie auch, wo man ſie künftig verpachten wollte, deſto ſicherer, ohne daß man dabey verliert, in Pachtungen hingeben. (13)

Erndtewagen, der weitere geſpannte und mit gröſſern Leitern verſehene Wagen, mit welchem die Früchte eingefahren werden. (24)

Erneuren, Erneurung, wird in der Theologie zu den Gnadenwirkungen gerechnet, und dem heil. Geiſt auf beſondere Art oder als ein opus attributionis zugeſchrieben, auch deßwegen zu ſeinem Erinnerungs-Zucht- oder Treibamt gerechnet. Das Wort Erneuerung חדש ἀνακαινοῦν, ἀνακαινίζειν, ἀνανεοῦσθαι, bedeutet überhaupt eine Sache einer anderen, beſſere Geſtalt geben, die von der vorigen unterſchieden iſt, 2 Moſ. 1, 8. Jerem. 31, 31. Ezech. 11, 19. 36, 26. aber auch öfters, etwas in die vorige Geſtalt zurückbringen, oder eine alte verdorbene Sache wieder herſtellen. Und ſo wird es auch von der moraliſchen Beſſerung und Heiligung des Menſchen gebraucht, und iſt mit heiligen und Heiligung einerley. Zuweilen hat es die Bedeutung, daß es die ganze Bekehrung und Veränderung des Menſchen anzeigt, welche auch durch Wiedergeburt ausgedruckt wird, Ebr. 6, 6. Tit. 3, 5. zuweilen aber iſt es die fortgeſetzte Beſſerung des Menſchen und ſo wird das Wort verſtanden, wenn es von der Bekehrung unterſchieden wird, 2 Cor. 4, 16. In dieſem leztern Verſtand nimmt man es auch gemeiniglich in der Theologie, und iſt mit der Heiligung, ausziehen des alten, und anziehen des neuen Menſchen, Epheſ. 4, 22. 24. Coloß. 3, 9. 10. der täglichen Buße, oder Buſſe der Stehenden einerley. Es iſt ſowohl ein Werk Gottes in dem Menſchen Tit. 3, 5. als das Werk des Bekehrten ſelbſt, welcher die in der Wiedergeburt erhaltene neuen Kräfte recht gebraucht und anwendet Epheſ. 4, 22. Es verhält ſich alſo der Menſch in der Erneurung nicht blos leidentlich, es ſind hier auch keine actus naturales allein, welche von ihm als pädagogiſche Handlungen, wie bey der erſten Bekehrung vorgehen, ſondern er wirkt auch ſelbſt, doch nicht durch blos natürliche, ſondern durch die in der Bekehrung bereits erhaltene Gnaden-Kräfte, daher rechnet man die Erneuerung, wenn ſie als Wirkung Gottes, oder wie man ſagt tranſitive verſtanden wird, zu der mitwirkenden Gnade. Das ganze Geſchäfte der Erneuerung geht theils auf die immer mehrere Wegſchaffung aller geiſtlichen Unvollkommenheiten der Seele, ſowohl Unwiſſenheit, Irrthümer, Zweifel, Vorurtheile im Verſtande, Trägheit im Nachdenken, u. ſ. w. als auch der wirklichen Sünde, Beherrſchung alter Gewohnheiten, Temperaments-Neigungen, Uebereilungen u. ſ. w. theils auf die immer mehrere Uebung und Wachsthum in allem Guten, wobey der gebeſſerte Menſch eben ſo handelt, als ob er erſt noch den Anfang im Guten zu machen habe, Philipp. 3, 12. und ſowohl in allen heilſamen, gewiſſen und feſten Erkenntniß als auch immer mehreren Fertigkeit in Ausübung alles wahren Guten zunimmt: und dadurch gegen jede Verſuchung zur Sünde deſto mehr geſichert wird. Hiezu hat er nicht allein Gottes Wirkung, welche die mitwirkende Gnade heißt, immer nöthig, weil Gott das gute Werk, welches er in dem Menſchen angefangen, auch vollendet, ſondern auf ſeiner Seite den Gebrauch der Gnadenmittel nemlich des göttlichen Worts und der Sacramente, und Gebet, Wachſamkeit und Uebung des Guten ſelbſt, und zwar bey der ſteten Möglichkeit und auch Gefahr zu irren und zu ſündigen, durch ſein ganzes Leben. Er kommt auch in der Heiligkeit niemals zur Vollkommenheit, und alſo hat er täglich

für die Vermehrung des Guten zu ſorgen. (ſ. Vollkommenheit.) Nach Beſchaffenheit dieſer treuen und und ſorgfältigen Anwendung der Mittel, und Uebung iſt daher auch der Grad der Vollkommenheit ſelbſt verſchieden, und ſowohl Zunahme als Abnahme in derſelben möglich. (20)

Erneuerung der Lehne, ſ. Renovatio inveſtiturä.

Erniedrigung Chriſti, man muß Chriſtum nach der menſchlichen und nach der göttlichen Natur betrachten. In Anſehung der göttlichen iſt er keiner Veränderung unterworfen, und ſie kann durch die Vereinigung mit der menſchlichen Natur ſelbſt nicht niedriger werden, oder etwas von ihrer Vollkommenheit und Herrlichkeit verliehren, ohne daß ſie zugleich aufhören würde, eine wahrhafte Gottheit zu ſeyn; denn das göttliche Weſen iſt unveränderlich. Zwar haben nicht nur die Reformirten und einige Catholiken, ja auch wohl Proteſtanten die göttliche Natur oder den ganzen Gottmenſchen zum Subject der Erniedrigung und der Erhöhung gemacht, (ſ. Erhöhung Chriſti;) ſondern auch die Kirchenväter haben vielfältig ſo geredet. Z. E. Origines de princip. ſagt; die über alles erhabene Natur ließ ſich von ihrem majeſtätiſchen Zuſtande herniederr, und wurde Menſch. Gregor. Nyß. adverſ. Eunom. lib. 4. ſagt: die Gottheit erkläret ſich u. ſ. w. Doch ſind die Väter gleichwohl ſonſt ſorgfältig darin geweſen, daß ſie nichts von der Gottheit behauptet haben, was der Menſchheit allein eigen iſt. Tertullian. adv. Prax. c. 27. ſagt: das Wort iſt nicht bey der Menſchwerdung in Fleiſch verwandelt; ſondern damit angezogen worden. Deum immutabilem & informabilem credi neceſſe eſt, ut æternum. — videmus duplicem ſtatum non confuſum ſed conjunctam in una perſona Deum & hominem Jeſum — adeo ſalva eſt utriusque proprietas ſubſtantiæ, ut & ſpiritus res ſuas egerit in illo, id eſt, virtutes & opera & ſigna, & caro paſſiones ſuas facta ſit eſuriens, ſitiens, anxia mortua. Auch Origines de princip. lib. 2, c. 6. man müſſe dieſe Vereinigung der beyden Naturen ſo betrachten, ne quid indignum & indecens in divina illa & ineffabili ſubſtantia ſentiatur. Desgleichen adv. Celſum libr. 7. u. a. m. Ehe über die Perſon und die beyden Naturen in Chriſto in der Kirche Streit war, haben ſich die Väter überhaupt etwas unbeſtimmt ausgedrückt: überdem ſich öfters uneigentlicher Redensarten bedient, und ihre Ausdrücke ſind ohnehin keine Norm für uns. Solche uneigentliche Redensarten ſind aber auch in der Bibel ſelbſt nicht ungewöhnlich, die denn ſo verſtanden werden müſſen, wie ſie ſich zu dem Subject ſchicken. Wir ſagen daher noch, Chriſtus ſey vom Himmel gekommen, der Sohn Gottes habe den Thron der göttlichen Majeſtät verlaſſen; um den Antheil anzuzeigen, den die göttliche Natur Chriſti an der Veränderung der menſchlichen genommen hat. Dieſe Redensarten dürfen freylich nicht nach dem Buchſtaben und nicht anders genommen werden, als ſie für die göttliche Natur Chriſti gehören. Denn es iſt durch die Vereinigung derſelben mit der menſchlichen keine Theilung im göttlichen Weſen, keine Trennung in Gott vorgegangen, und die Gottheit Chriſti hat nicht aufgehört in alles zu wirken u. ſ. w. nachdem ſie in dem Menſchen Jeſu, oder in der menſchlichen Natur auf eine ganz beſondere Art, wie ſie in keinem andern Geſchöpfe wirkt, zu wirken angefangen hat. Es müſſen daher ſolche oratoriſche Redensarten nicht übertrieben werden. Das Subject der Erniedrigung Chriſti iſt alſo allein die menſchliche Natur deſſelben. Man kann dieſelbe aber theils vor ſich ſelbſt, theils in der Vereinigung mit der göttlichen Natur betrachten, und daher entſtehen zwey Hauptſtücke bey der Erniedrigung. Wird ſie vor ſich ſelbſt betrachtet, ſo war ſie unſündlich und eben daher auch den Leiden nicht unterworfen, welche unter der Knechtsgeſtalt begriffen werden, und noch weniger hätte er ſterben müſſen. Sieht man auf die mit der menſchlichen Natur vereinigte Gottheit, ſo hatte der Menſch Chriſtus in dieſer Vereinigung die vollkommenen Rechte zum ſteten Gebrauch aller göttlichen Majeſtät und Herrlichkeit, und daher entſteht die Erklärung der Erniedrigung Chriſti, daß ſie in der freywilligen Annahme aller Beſchwerlichkeiten, Leiden und des Todes ſelbſt, oder der Knechtsgeſtalt, und in der Entäuſſerung des beſtändigen Gebrauchs aller der menſchlichen Natur zukommenden Herrlichkeit beſtanden. Das erſte Stück oder die Uebernahme der Beſchwerlichkeiten, u. ſ. w. wird im eingeſchränkten Verſtande die ταπεινωσις, und das 2te oder die Entäuſſerung des ſteten Gebrauchs der göttlichen Herrlichkeit die κενωσις genannt. Die Hauptſtelle, welche von der ganzen Erniedrigung Chriſti, ſo wie auch von der Erhöhung handelt, iſt Philipp. 2, 6. ff. Zu dem erſten Stück wird gerechnet, 1) daß er diejenige Schwachheiten, welcher nur allein eine ſündliche Natur unterworfen iſt, und denen er, weil er keine Sünde an ſich hatte, vor ſich nicht hätte unterworfen ſeyn dürfen, angenommen habe: dagegen diejenige Gaben und Vorzüge die ihm ſonſt als einem unſündlichen zukamen, nicht durchaus gebraucht habe. Dieſe Schwachheiten ſind zwar ſelbſt unſündlich, ſie rühren aber doch von der Sünde her, oder ſind, nachdem die Sünde in die Welt gekommen, und der Fall Adams geſchehen, entſtanden. 2) daß er die Knechtsgeſtalt angenommen, und als ein Knecht nicht ſowohl ſeinen Willen als den Willen Gottes gethan, und ſich Verbindlichkeit unterworfen habe, die er ſonſt nicht gehabt haben würde, z. E. daß er der Beſchneidung und dem ganzen kirchlichen und bürgerlichen Geſetz, ja ſeinen Eltern, den Obrigkeiten gehorſam geweſen, ſich zum Diener der Menſchen gemacht, und ein niedriges geringes Leben geführt, ja im Tode ſelbſt, in der Art deſſelben die Geſtalt eines Knechts gehabt habe. Indeſſen darf man doch auch dieſe Vorſtellung nicht übertreiben, und noch weniger das hieher rechnen, was zur natürlichen Beſchaffenheit eines Menſchen gehört, z. E. daß Chriſtus nach ſeiner menſchlichen Natur, nach und nach in den Vollkommenheiten des Leibes und der Seele gewachſen, daß er von keiner reichen Mutter und nicht im königlichen Schloſſe, daß er auf der Reiſe gebohren worden u. d. m. weil dieſe Dinge doch alle nicht zum Weſen der Glückſeligkeit gehören. Eben ſo wenig kann man mit Recht dahin rechnen, daß er Affecten von Traurigkeit, von Zorn u. ſ. w., daß er Hunger und Durſt empfunden habe, denn das gehöret zur Natur des Menſchen; daß er die ohnehin mit allen vernünftigen Geſchöpfen und Menſchen ſchon verbundenen natürlichen Verbindlichkeiten, und die Pflichten, die jedermann auch als ein Glied der Geſellſchaft zu beobachten ſchuldig iſt, beobachtet habe: denn alles dies ſind doch keine Laſten und Beſchwerlichkeiten, und ohne ſie kann keine wahre Tugend und bürgerliche Ehrbarkeit beſtehen.

Das andere Stück oder die κενωσις, betrachtet die

menschliche Natur insofern sie mit der göttlichen verbunden ist. Hier besteht nun die Erniedrigung Christi weder darin, daß er von der göttlichen Natur getrennt worden, oder solche abgelegt habe, noch auch, daß er der ihm mitgetheilten Eigenschaften sich ganz und gar nicht bewußt gewesen, oder sie niemals während dieses Standes gebraucht habe; sondern nur, daß er nicht immer davon den Gebrauch gemacht habe, weil die Ausführung seines Mittleramts, diesen beständigen Gebrauch solcher göttlichen Eigenschaften nicht zugelassen habe. Es wurde im Anfang des vorigen Jahrhunderts zwischen den Theologen zu Wittenberg dem Luc. Osiander, Mich. Nicolai und Theodor Thummius, und denen Giesser Theologen nemlich Balth. Menzer, und Just. Feuerborn über dieses Verhältniß der göttlichen und menschlichen Natur gestritten. Die erstere behaupteten, um die Allgegenwart der menschlichen Natur Christi aus der persönlichen Vereinigung mit der göttlichen besser beweisen zu können, daß Christus allerdings auch in dem Stande der Erniedrigung die göttliche Eigenschaften beständig gebraucht habe, nur daß er diesen Gebrauch heimlich gehalten, und nicht immer habe merken lassen. Man nennt dieses eine κρυψιν. Thummius hat sich in seiner ταπεινωτικοις deutlicher erklärt, und sagt, daß Christus nach der unzertrennlichen Verbindung der göttlichen und menschlichen Natur auch in dem ununterbrochnen Besitz der göttlichen Majestät und Herrlichkeit bey allen Stuffen seiner tiefen Erniedrigung geblieben, und Himmel und Erde und die ganze Welt das sichtbare und unsichtbare getragen, erhalten und regiert habe, wie er noch jetzt im Stande der Erhöhung thue; nur in denen Fällen, in welchen das Mittleramt nach welchem er freywillig leiden und sterben mußte, diesen Gebrauch gehindert, habe er sich dieses Gebrauchs nicht in Absicht auf die Welt und die Seinige, sondern nur in Absicht auf sich als den Mittler enthalten. Die Giesser Theologen aber und diesen stimmten die sachsischen bey, hielten dieß für eine Vorstellung und moralische Unvollkommenheit Christi, und für einen Irrthum, welcher der Schriftlehre von der Person Christi zuwider sey: indem Paulus Philipp. 2. ausdrücklich sage, daß sich Christus entäussert habe: es habe also die Erniedrigung Christi darin bestanden, daß er sich freywillig des ununterbrochnen und beständigen Gebrauchs der göttlichen Eigenschaft entäussert habe. Daher er sich auch des Gebrauchs der göttlichen Ehre und Anbetung in diesem Stande enthalten habe. Inzwischen bleibt dabey nicht allein das Verhältniß der göttlichen Natur zu der menschlichen, wodurch alle Mittlershandlungen und sein ganzes Versöhnungswerk die grosse Giltigkeit für alle Menschen erhalten hat, sondern er bewieß dabey auch selbst in der tiefsten Erniedrigung und im Tode auf mancherley Art seine göttliche Gewalt und Herrlichkeit: und zeigte in vielen grossen Wundern, daß er eine höhere und göttliche Natur mit der menschlichen verbunden habe.

Dieser Stand der Erniedrigung nahm mit dem Anfang seines Lebens seinen Anfang und dauerte bis zu dessen Ende, indem er währender ganzer Zeit sowohl Leiden und Beschwerlichkeiten erduldete, als auch sich der göttlichen Herrlichkeit nicht immer bediente. Doch erkennet man hier mit Recht den Unterschied, daß diese Erniedrigung zu einer Zeit merklicher gewesen, als zur andern, und der Grad seiner Leiden zu mancher Zeit höher gestiegen. Man hat daher nicht allein einige Stuffen in derselben angenommen, sondern lehrt auch, daß sie vornemlich auf die letzte Lebenszeit Christi gehe. Nur kann man den Socinianern nicht einräumen, daß sie erst nach der Taufe Christi seinen Anfang genommen. Denn da sie Christum für einen blossen Menschen halten, so glauben sie daß er nach seiner Taufe in dem Himmel gewesen, und von Gott mit grossen Gaben ausgerüstet worden, diese Gaben und Vorzüge aber nicht gebraucht habe.

Die Stuffen seiner Erniedrigung nimt man aus dem apostolischen Glaubensbekenntniß, und sie sind nichts anders als die besondere Begebenheiten in dem Leben Jesu, woraus seine tiefe Erniedrigung erkannt werden kann, und welche zugleich den wachsenden Grad derselben anzeigen. Gewöhnlich rechnet man dazu fünfe. 1) die niedrigen Umstände bey seiner Geburt, weil die Empfängniß und die Geburt selbst bey der Erniedrigung, wie wir oben gezeigt haben, schon vorausgesetzt werden, da sich denn das Elende und Niedrige in den Umständen bey seiner Geburt, den Umständen seiner Mutter, der Unterwerfung unter dem Gesetz der Beschneidung, der Reinigung, und in in der Flucht gezeigt habe. 2) die niedrige Beschaffenheit seiner Jugend, in welcher er wie andre Menschen in der Erkenntniß und allen Kräften zugenommen, Unterwerfung unter beschwerliche Lebensart u. d. m. 3) sein verächtlicher und beschwerlicher Wandel während der Zeit seines Lehramts, Dürftigkeit und Armuth, stete Feindschaft von den Juden u. s. w. 4) die eigentlichen Leiden zur Ausführung seines Versöhnungswerks, dahin sowohl die äussern Mißhandlungen, seine Gefangennehmung, Behandlung von dem Richter und Hohenpriester, Verurtheilung und Hinrichtung, als auch die innern Leiden gehören, welche er theils in dem Oelgarten theils an dem Creutz erlitten, 5) der Creutzestod, (s. Creutzigung Christi). Einige rechnen dahin auch die Beerdigung, andere verbinden sie mit dem Tode als die natürlichen Folgen desselben, s. Begräbniß Christi.

Diese ganze Erniedrigung Christi wird nach der Meynung mehrerer Theologen mit dem Ausdrucke Höllenfarth angedeutet, doch verstehen andere darunter eine Stuffe der Erhöhung Christi. (s. Höllenfahrt.) Die Ursachen dieser Erniedrigung werden aus dem ganzen Zweck der Sendung Christi erkannt. Das Mittleramt, oder Versöhnungswerk, welches er ausführte, erforderten diese Leiden, (s. Genugthuung, Versöhnung, Mittleramt, Erlösung:) indessen bestehen mit diesem Hauptzwecke noch andere wichtige Zwecke. Die Schrift und vornemlich auch Paulus in dem angeführten Briefe an die Philipper weiset uns auf dieselbe als ein sehr nützliches und vortrefliches Beyspiel auch unter harten und leidensvollen Umständen uns zu demüthigen, und Gott zu vertrauen, weil die wahre Glückseligkeit immer auch bey äusserlichen Leiden und Niedrigkeit bestehen kann, man um Wahrheit und Recht, und zur Ehre Gottes auch gerne harte Begegnisse ertragen, und auf künftige grössere und erhabenere Belohnungen, zu welchen wir mit ihm erhöhet werden sollen, zu sehen habe. Es hat auch, wenn man an die von Christo dabey abgezielte Versöhnung der Menschen denkt, seine ganze Erniedrigung eine besondere Kraft, uns die grosse Liebe Gottes und Christi recht lebhaft auszudrücken, und wenn man auf seine ganze Person, und besonders auf seine göttliche, und verherrlichte menschliche Natur sieht,

und ihn als den Regierer der ganzen Welt, und besonders den Herrn seiner Kirche betrachtet, den für uns wichtigen Nutzen, daß wir uns seines Mitleidens, Beystandes und Segens in den widrigen Umständen unsers Lebens versichern können, und zur Geduld und Nachahmung in den Leiden desto mehr ermuntert werden. Es wird zwar überhaupt seine Erniedrigung Gott zugeschrieben, der ihn unter das Gesetz gethan, und dessen Willen er hiedurch erfüllete, denn die ganze Versöhnung Christi war Gottes Rathschluß: es wird aber doch dieselbe auch immer wieder als ein eignes Werk Christi selbst vorgestellet, der sich selbst erniedrigte, sich selbst entäusserte, und gehorsam gewesen ist, und nach freyer Macht sein Leben gelassen hat, und für die Menschen als seine Schaafe hingegeben: wodurch denn die Zweifel wegfallen, daß Gott ohnmöglich jemanden fremde Schulden zurechnen könne. (s. Versöhnung, Erlösung, Genugthuung.) (20)

Ernrose, (botan.) ist ein Beynahm der rosenförmigen Herbstblume. (*Alcea rosea* L.) (9)

Ernst, ist eine mühsame Anstrengung der Aufmerksamkeit, auf gewisse Gegenstände, die uns interessiren; er ist die Wirkung solcher Gegenstände, die wir für wichtig halten. Daß die schönen Künste allerdings dazu aufgelegt sind, wird niemand in Zweifel ziehen. Wir werden hievon unter dem Art. schöne Künste, weitläuftiger seyn. Der Gegensatz der Ernsthaften ist Scherz, s. an seinem Ort. (22)

Ernstfeuerwerke, werden den Lustfeuerwerken entgegen gesetzt, und begreiffen alle diejenige unter sich deren man sich im Kriege zur Beschädigung des Feindes bedienet. Das Schiessen mit Kanonen, Doppelhacken und Flinten, aus Haubitzen und Mörsern geworfene Granaten und Bomben, Feuerballen, Carcassen, Leucht-Dampf-Stinkkugeln, Minen und dergleichen gehören hieher, von welchen allen unter ihren eigenen Titeln ausführlich gehandelt wird.

Vor der Erfindung des Pulvers hätte man bereits allerley heutzutage nicht mehr übliche und zum Theil nicht mehr bekannte Ernstfeuer. Hieher gehöreten die Malleoli, das griechische Feuer u. s. w. wovon man abermals die eigenen Namen nachschlagen kann. (6)

Ernsthaft, ist ein besonderer Charakter, den die Musik bilden muß. Der ernsthafte Charakter kann weniger groß als der erhabne seyn, aber mehr tragisch muß er immer werden. Wenn der Herr im Haus seine leichtfertige Soubrette ausschändet: so ist dies der ernsthafte, er darf aber nicht so erhaben seyn, als wenn ein König etwas verspricht, oder gar der Hohepriester fürchterliche Schwüre oder geheimnißvolle Orakelsprüche vorsagt.

Dieser Character ist nirgends unentbehrlicher als in der Kirche und leider höret man von so vielen Capellmeister nichts als Sprünge im Kyrie eleison. Wenn unsre Harmonicker mehr Einsicht von den Uebelklängen hätten, und die eilfte und dreyzehnte in ihrem ganzen Umfange zu behandlen wüßten, wenn ihre Bäße kräftiger und weniger Trommelbässe wären: wenn ihre Bogeninstrumenten ihre Altoviola mehr harmonische als fortrauschende tobende Sätze enthielten: so wär es viel leichter vom ernsthaften Character Beyspiele aufzuweisen. (25)

Eroberung des bedeckten Weges, eines Bollwerks, halben Mondes u. s. w. s. bedeckter Weg, Bollwerk, halber Mond, Angriff der Linien. (6)

Eroberungsrecht, ein trauriger fast immer mit Blut bezeichneter, gleichwohl ein gerechter Weg der Erwerbung unter freyen Völkern, obgleich in ungerechten Kriegen die Verantwortung des Siegers vor dem obersten Richterstuhle aller Völker allerdings übrig bleibt. Indeß werden so auf eine als die andre Art, die in des Feindes Gewalt gerathne Völker dadurch ihrer schuldigen Treue gegen ihren vorigen Regenten so lange entbunden, als die Gewalt des Feindes über sie fortdauert, weil sie durch ihre Ergebung von dem vorigen Staate abgerissen sind, und sich dem Eroberer von neuem verpflichtet haben. (19)

Eröffnen fremder Briefe, s. Entsieglung.

Eröffnen des Testaments, Apertura Testamenti, ist die Handlung durch welche eine verschlossene Testamentsschrift, um deren Inhalt zu erfahren, aufgeschlossen, entsiegelt, oder auf jede andere Art offen gemacht wird. Vor dem Absterben des Testirers darf das Testament niemals, ausser von ihm selbst oder auf seinen Befehl eröffnet werden; derjenige, der es bey Lebzeiten des Testirers ohne dessen Befehl eröffnet, wird nach dem Cornelischen Gesetz als ein Falsarius bestraft. Nach dem Absterben des Testirers aber ist die Eröffnung seines letzten Willens nothwendig, um zu wissen, was der Testirer in demselben verordnet habe. Diese Eröffnung wird entweder solennis genannt, wann sie von dem Richter mit einer Causâ Cognition geschieht, oder minus solennis, wann sie ohne Causâ Cognition geschieht; die letztere kann entweder aussergerichtlich geschehen, wann diejenige, welche dabey interessirt sind, das an einem Privatort befindliche Testament eröffnen und einsehen, oder gerichtlich, wann der Richter nach vorgängiger Vorladung aller derer, welche dabey ein Interesse haben, die bey Gericht befindliche Testamentsschrift eröffnet, und sodann jenen vorlesen, und von ihnen einsehen läßt. Diese minder feyerliche Eröffnung des Testaments geschieht immer nur in der Absicht, damit die Erben und andere, welche ein Interesse dabey haben, den Innhalt und die Beschaffenheit des Testaments erfahren; zuweilen ist sie nur vorläufig nöthig, um z. B. zu erfahren, was der Testirer wegen seines Leichbegängnisses und seiner Begräbnis verordnet habe, in welchem Fall das in dieser Absicht eröffnete Testament sogleich wieder verschlossen, versiegelt und bis zu künftiger feyerlicher Eröffnung, wieder an den Ort wo es zuvor gelegen, hingelegt wird. Die feyerliche Eröffnung (Publicatio, solennis Apertura) des Testaments geschieht nicht allein in der Absicht, den Innhalt und die Beschaffenheit des Testaments zu erfahren, sondern auch dessen Rechtsgiltigkeit ausser allen Zweifel zu setzen. Daher ist bey derselben erforderlich, daß 1) alle diejenige, welche bey dem Testament ein Interesse haben; also besonders die Intestaterben, und diejenige von welchen man wahrscheinlich voraus weiß, daß sie im Testament bedacht worden, vorgeladen werden, und zwar die Bekannte besonders, die Unbekannte durch Edictales; 2) daß alle bey Errichtung des Testaments gebrauchte Zeugen vorgeladen werden, um ihre Sigille und ihre Unterschriften in demselben anzuerkennen, kann aber ein oder der andere Zeuge nicht vor Gericht kommen, so wird ihm das Testament in dieser Absicht nach Hause geschickt; wann ein Zeuge das beygedruckte Sigill nicht als das das Seinige anerkennen will, so entsteht zwar gegen das Testament ein Verdacht, aber mit der Eröffnung wird dannoch fortgefahren; wann ein Zeuge seine Unterschrift läugnet, so entsteht hieraus eine Exception gegen die Aechtheit des Testaments,

bis der eingesetzte Erbe die Wahrheit der Unterschrift beweißt; wann aber auch alle Zeugen schon gestorben sind, und also das Testament auf diese feyerliche Weise nicht eröffnet werden kann, übrigens aber die Sigille und Unterschriften der Zeugen unverdächtig sind, so wird dennoch für die Wahrheit des Testaments, so lange vermuthet, bis von jemand das Gegentheil bewiesen wird. Es muß 3) das Testament wirklich eröffnet, den gegenwärtigen Personen vorgelesen, und zur Einsicht überlassen werden. Die richterliche Causa Cognition besteht also darin, daß der Richter genau untersucht, ob das Testament wirklich von dem Erblasser geschrieben, oder unterschrieben worden, ob an den nöthigen Feyerlichkeiten desselben nirgends kein Mangel, ob die Sigille und Unterschriften der Zeugen richtig und unverdächtig seyen, und über alles dieses muß ein öffentliches Protocoll von dem Gerichtsschreiber geführt werden. Derjenige Richter hat nach der Regel das Testament zu eröffnen, unter welchem die Erbschaft gelegen ist: alsdann aber kann die Eröffnung des Testaments auch von einem andern geschehen, wann es bey einem andern hinterlegt ist. Ein blos mündlich ausgesprochener letzter Wille kann zwar der Natur der Sache nach nicht eröffnet, jedoch dadurch publicirt, und ihm eine unumstößliche Rechtsgiltigkeit verschaft werden, wann die dabey gewesene Zeugen, über dessen Innhalt und Formalitäten endlich abgehört werden; ein gerichtlicher, ein dem Landsherrn übergebener, und ein von einem öffentlichen Notarius in ein öffentliches Instrument gebrachter letzter Wille, weil bey demselben keine Feyerlichkeiten nöthig, oder sie durch die öffentliche Urkunde schon bewiesen sind, bedarf niemals einer feyerlichen Publication, aber eine Eröffnung um dessen Innhalt zu erfahren, muß immer geschehen. Wann von dem Testament mehrere Abschriften vorhanden sind, so muß immer die Originalschrift eröffnet werden; die Eröffnung der Abschrift ist nach der Regel nicht genug, ausser sie mußte ganz glaubwürdig, und das Original verlohren gegangen seyn; sind mehrere Originalen eines Testaments vorhanden, so ist genug, wann eines eröffnet wird; sind aber mehrere Testamente und Codicille vorhanden, so müssen sie alle eröffnet werden, es müßte denn der Testirer die Eröffnung einer Schrift ausdrücklich verboten haben. Ein jeder hat das Recht, die Eröffnung des Testaments zu verlangen, welcher beweisen kann, daß er dabey ein Interesse habe, oder welcher schwören kann, daß er es nicht aus bösen Absichten verlange, wann er gleich weder Testaments, noch Intestaterbe ist; und er erhält durch die Eröffnung die Freyheit, es einzusehen, und abzuschreiben; wann auch niemand die Eröffnung verlangt, und dem Richter die Testaments- und Intestaterben unbekannt sind, so kann der Richter von Amtswegen mit Zuziehung einiger ehrlicher Männer das Testament eröffnen, und einsehen; nur muß er alsdann es wieder verschliessen, und diejenige, welche er daraus als Interessenten ersehen hat, vorladen. Die Eröffnung kann, wann das Testament vorhanden, und alle, welche vorgeladen werden müssen, gegenwärtig sind, gleich nach der Begräbniß des Erblassers geschehen; hat aber ein Dritter das Testament in Händen, so kann der Erbe mit der Rei Vindication oder Actio ad exhibendum; ein anderer Interessent aber mit dem Interdict de Tabulis exhibendis wider ihn klagen. Die allgemeine Wirkung der Eröffnung des Testaments ist, daß so bald der eingesetzte Erbe durch dieselbe seine Einsetzung erfährt, ihm die Erbschaft angefallen ist; die feyerliche Eröffnung macht auch das Testament nach seinen Feyerlichkeiten durchaus giltig, wann dabey kein Fehler entdeckt worden ist, jedoch in anderen Rücksichten, z. B. als ein inofficiosum kann es derselben ungehindert angefochten werden. Die minder feyerliche Eröffnung aber macht das Testament nicht giltig, ausgenommen in Rücksicht derer jenigen, welche es dabey als giltig anerkannt haben. (38)

Eröfnende Mittel, (*Aperientia obstruentia*) (Mater. Medic.) nennt man solche Mittel, welche Verstopfungen in den Gefässen, oder in einzelnen Drüsen und Eingeweiden heben; wie nachdem nun der Grund dieser Verstopfung bald in einer allgemeinen widernatürlichen Verdickung der Säfte, bald in einem zu matten Umlauf der Säfte in einzelnen Theilen, bald in einem zähen Schleim, der einzelne Theile überschwemmt, bald in einer widernatürlichen Spannung und Krampf oder auch Erschlaffung einzelner Theile oder der Gefässe überhaupt, bald in mehreren dieser Ursachen zugleich liegt, so muß auch das eröfnende Mittel verschieden seyn; bald werden verdünnende und auflösende Mittel, die wieder nach der Natur der Verdickung in den Säften mit Vorsicht gewählt werden müssen, wässeriche Getränke, Mittelsalze, Laugensalze, Pflanzensäure, Seifen und seifenartige Pflanzensäfte und Extracte, u. d. bald reizende Mittel, bald stärkende, bald erweichende und stillende Mittel diese Bestimmung erfüllen. (12)

Eröfnendes Bier, (*Cerevisia aperiens*) (Pharmacie) ein Kräuterbier das die englische Aerzte in der Bleichsucht, in Verstopfungen der Eingeweide u. d. zweymal des Tags zu dem vierten Theil eines Quartiers zu nehmen verordnen. Man gießt auf zwanzig Loth unzerstossenen Senfsamen, zwölf Loth langer Osterlucei, vier Loth von den Spitzen des Tausendguldenkrautes und zwey Loth von den Spitzen des Sevenbaums vierzig Quartier frisches schwaches Bier. (12)

Eröffnung der Urtel, Publicatio Sententiæ, ist diejenige Handlung, durch welche der Richter den Parthien die in ihrer Proceßsache beschlossene Urtel bekannt macht. Um solches gültig vorzunehmen, ist erforderlich, 1) daß die Parthien, so bald die Urtel ausgefertigt ist, auf einen gewissen Tag zu Anhörung der Urtel vorgeladen werden; mit dieser Citation wird gemeiniglich den Parthien aufgegeben, die vielleicht in der Legitimation ihrer Personen noch vorwaltende Mängel zu verbessern und die noch schuldigen Gebühren zu hinterlegen; der anberaumte Termin aber ist immer peremptorisch, und die erlassene Citation monitorisch; daher kann, wann ein oder der andere Theil nicht erscheint, obgleich der erschienene dessen Ungehorsam nicht anklagt, dannoch die Urtel eröffnet, ja sogar, wann beyde Theile aussenbleiben, für eröffnet angenommen werden, und unerachtet die Parthien abwesend waren, fängt dannoch das Decendium der Appellation von Zeit des zu Eröffnung der Urtel anberaumten Termins zu laufen an, es müßte denn in der Citation oder deren Einhändigung ein Fehler vorgegangen seyn, oder sonsten eine Parthie sich hinlänglich entschuldigen können. Die Urtel muß 2) schriftlich verfaßt seyn, und den Parthien mündlich eröffnet werden; wann die Urtel von einem auswärtigen Rechtscollegium oder von einem Rechtsgelehrten eingeholt worden; so muß sie der Richter unverändert, so wie sie vorgeschrieben ist, eröffnen;

nur

nur wann sie einen unbedeutenden Fehler in einem zufälligen Umstand, z. B. im Namen der Parthien enthält, kann der Richter einen solchen verbessern; die mündliche Eröffnung soll zwar nach der Vorschrift des Römischen und Canonischen Rechts von dem Richter selbst geschehen; allein heutzutag wird in den meisten deutschen Gerichten die Urtel vom Gerichtsschreiber vorgelesen; die schriftliche Bekanntmachung der Urtel soll nach der Regel niemals, ausser nur in geringfügigen Sachen geschehen; wann sie aber, wie es an einigen Orten hergebracht ist, geschieht, so lauft das Decendium der Appellation von der Zeit, wo die Urthel einer Parthie zugestellt worden ist; die Gesetze erforden 3) daß der Richter sitze, nicht aber stehe; die Urtel muß 4) in der gewöhnlichen Sprache des Gerichts; 5) an dem gewöhnlichen öffentlichen Ort; 6) in Rücksicht auf die Zeit nicht an einem Feyertage, es müßten denn die Parthien hiezu einwilligen, und nicht zu Nachtzeit eröffnet werden; viele deutsche Gesetze schreiben 7) eine gewisse Anzahl von Beysitzern vor, welche bey Eröffnung einer Urtel, je nachdem es ein Endurtel oder Beyurtel ist, gegenwärtig seyn müssen; endlich muß 8) auch bey Eröffnung der Urtel von dem Gerichtsschreiber ein Protocoll geführt, und in diesem insbesondere in Rücksicht auf das Decendium der Appellation die Zeit der Eröffnung nach Jahr, Monat, Tag, Stunde und Viertelstunde aufs genaueste bemerkt werden. Die Parthien oder ihre Anwälde und Sachwalter haben zwar bey Eröffnung der Urtel nichts zu thun, als zu hören, gemeiniglich aber geschieht es, daß sie vor derselben nochmals zur Urthel hintersetzen, und um deren Eröffnung bitten, vielleicht auch noch die Legitimation und andere Puncte berichtigen; nach der Eröffnung pflegt der gewinnende Theil für die Urtel zu danken, wobey jedoch alle Vorsicht zu gebrauchen ist, weil die dankende Parthie niemals mehr die Urtel anfechten, und nicht einmal der Appellation des andern Theils anhangen kann; der verliehrende Theil aber schweigt entweder ganz, oder bittet sich beglaubte Abschrift der Urtel aus, oder legt öfters gleich stehenden Fusses die Appellation dawider ein. In peinlichen Sachen muß gemeiniglich die abgefaßte Urtel, ehe sie eröffnet wird, an den Landsherrn oder dessen höchsten Collegien zur Genehmigung eingeschickt werden; nachdem sie zurückgekommen, so wird sie, wann der Angeschuldigte freygesprochen wird, sogleich eröffnet, und derselbe zugleich aus dem Gefängniß entlassen, wobey er jedoch öfters eine Urphede abschwören muß; auch wann eine geringe Strafe erkannt ist, kann die Urtel gleich eröffnet werden, ist aber eine Todesstrafe, oder eine nahe an sie hingränzende Strafe erkannt, so geschieht die Eröffnung derselben meistens drey Tage vor der Vollziehung, theils damit der Verurtheilte noch überlegen kann, ob kein Mittel zu Abwendung der Strafe mehr übrig seye; theils damit er sich auf einen seligen Tod vorbereiten, und was er für nöthig findet, über sein zeitliches Vermögen verordnen könne; gemeiniglich aber wird die Todesurthel dem Verurtheilten durch einen Abgeschickten, z. B. den Gerichtsschreiber ins Gefängnis zu wissen gemacht, welches Intimation heißt, die feyerliche Eröffnung aber geschieht erst am Tage der Vollziehung. (38)

Eröffnung der Zeugnisse, Publicatio Roluli, ist bey dem Proceß diejenige Handlung, durch welche der von einem oder beyden Theilen geführte, und von dem Richter oder dessen Commissarius eingezogene Beweis beyden Theilen bekannt gemacht wird. Wann der über die Zeugenaussagen und andere Beweißmittel abgefaßte Rotulus dem Richter übergeben worden, so muß der Richter entweder auf Ansuchen der Parthien oder von Amtswegen zu Eröffnung der Zeugnisse einen Termin anberaumen, und auf solchen beyde Parthien vorladen; und an diesem soll sodann der ganze Inhalt des Rotulus von dem Gerichtsschreiber den Parthien vorgelesen werden, damit diese hierauf ferneres miteinander über den geführten Beweis handeln; allein weil einestheils diese Vorlesung oft sehr beschwerlich seyn, und viele Zeit kosten würde, anderntheils die Parthien nicht leicht im Stande sind, aus der geschehenen Vorlesung alles hinlänglich zu fassen, und also blos aus dem Gedächtnis mit einander über den Beweis zu verfahren, so ist statt jener feyerlichen mündlichen Eröffnung der Zeugnisse bey den meisten deutschen Gerichten hergebracht, daß der Rotulus für aussergerichtlich publicirt angenommen, das ist, den Parthien schriftlich zu weiterer, bald mündlichen, bald schriftlichen Handlung, unter Anberaumung eines gewissen Termins mitgetheilt wird; worauf sodann verschiedentlich, an einigen Orten der Beweisführer, an andern derjenige, wider welchen Beweis geführt worden, den Anfang mit der weitern Handlung macht. (s. Disputirsätze) Die wichtigste Wirkung der geschehenen Eröffnung der Zeugnisse ist diese, daß nach derselben durchaus kein neuer Beweis mehr zugelassen wird, daß also z. B der Beweisführer keine Additionalartikel, der, wider welchen Beweis geführt worden, keinen Gegenbeweis mehr führen darf, weil man befürchtet, daß eine Parthie nach erfahrnen Zeugenaussagen leicht andere Zeugen zu ihrem Vortheil abrichten könnte; nur der Beweis durch Eydeszuschiebung wird auch nach eröffneten Zeugenaussagen noch zugelassen, und wenn nach dieser Zeit z. B. über die Tüchtigkeit der Zeugen gestritten wird, so kann über solche neue Umstände noch Beweis geführt werden; an vielen Orten wird auch der Beweis durch Urkunden nach eröffneten Zeugenaussagen immer noch zugelassen. (38)

Eros, Ἔρως. der griechische Name des Gottes der Liebe. s. Cupido.

Erosus, angefressen, heißt ein Blatt das am Rande sehr kleine stumpfe Ausschnitte hat. (9)

Erota. (*Phal. geometra.*) s. unter Spanner.

Erotidia und **Erotia**, Ἐρωτίδια, Ἐρώτια. Diese beyden Feste scheinen einerley gewesen zu seyn, und wurden von den Thespiensern zur Ehre des Ἔρως, oder Cupido, des Gottes der Liebe, gefeyert, und zwar alle fünf Jahre, wobey Ton- und andere Künstler um den Vorzug stritten. Wenn Streitigkeiten, sonderlich unter Eheleuten, vorgefallen waren, so wurden bey diesem Feste Opfer dargebracht, und Cupido feyerlichst um die Beylegung derselben gebeten. „Die Thespienser, sagt Pausanias, verehren keinen Gott von alten Zeiten her mehr, als den Eros oder Amor. Die älteste Bildsäule desselben ist ein schlechtbearbeiteter Stein. Auch die Parianer am Hellespont erwiesen ihm göttliche Ehre. Er hatte auch an vielen Orten ihm geweihete Altäre. Ein solcher Altar des Eros und Anteros stand in der berühmten Kampfschule zu Elis, in der die Ringer mit Bändern geschmückt wurden, worauf Eros und Anteros abgebildet waren. Jener trug einen Palmzweig, und dieser suchte ihm denselben zu nehmen". Uebrigens hat-

ten die Thespienser ein vom Praxiteles unvergleichlich gehauenes Bildnis des Eros, und vielleicht gab die Menge Menschen, die durch die Begierde, es zu sehen, nach Thespia gezogen wurde, Veranlassung zu den feyerlichen Spielen, welche die Thespienser sowohl dem Liebesgotte, als auch den Musen zu Ehren, aber zu verschiedenen Zeiten anstellten. Die letztern nennt Pausanias Μουσεια. (21)

Erotus, (*Sphinx leg.* Cramer *pap. ex.* IX. t. 104. f. B. Fabr. *Spec. Inf.* II. 145. n. 24.) Ein ächter ausländischer Sphinx mit vollständigen Flügeln. Kopf und Brustschild sind braun, auf beyden Seiten weißlich eingefaßt: der Leib aber braungelb, die Vorderflügel braun mit einem blaulichen grossen Flecken gegen die Wurzel, einem goldgelben Punkt in der Mitte, und einer blaulichen Einfassung am Hinterrand. Die Hinterflügel sind goldgelb mit einem schwarzen Rand. Die Füsse haben die Farbe der Hinterflügel. (24)

Erpelschwanz, (*Phal. bomb. curtula.*) s. Rosenweidenspinner.

Erpressung, s. Concussion.

Erquickende Mittel, (*Recreantia*) (Mat. med.) nennt man solche Arzneymittel, welche die schlafende und sinkende Lebenskräfte wieder aufwecken und anspornen; sie wirken vornemlich vermöge flüchtiger Theilchen, die einen unmittelbaren starken Eindruck auf die Nerven, vorzüglich auf die Geruchsnerven machen, und haben daher gemeiniglich einen angenehmen Geruch: Sie können also in Ohnmachten, Schlafsucht und ähnlichen Fällen sehr gute Dienste leisten, so wie sie hingegen in andern Krankheiten, bey welchen die Lebensgeister ohnehin zu sehr in Bewegung sind, nothwendig schaden müssen. (12)

Erregung der Leidenschaften, s. Bewegungen des Gemüths, Affecten, Leidenschaft.

Errhina, (Mater. medica) nennt man solche Mittel, die wenn man sie in die Nase zieht, niesen machen. Sie sind meistens scharf und reizend, und können nur da mit Nutzen gebraucht werden, wo in den Schleimhöhlen, die mit der Nase in Gemeinschaft stehen, etwas fremdes steckt, und mit Gewalt herausgebracht werden muß, oder wo überhaupt eine so gewaltsame Erschütterung vieler Theile, wie es bey dem Niesen geschieht, heilsam seyn kann; wo man aber von diesem Schaden zu befürchten hat, da muß auch der Gebrauch dieser Mittel vermieden werden. (12)

Error, s. Irrthum.

Error Calculi, s. Rechnungsirrthum.

Errschätzige Güter, s. Ehrschätzige Güter.

Errungenschaft, Wohlgewonnen Gut, der Erwerb, (*bona adquisita*, oder *Adquaestus*,) ist dasjenige Gut, was jemand nicht von seinen Vorfahren oder Blutsverwandten ererbt, sondern durch eigenen Fleiß oder durch Glück erworben hat. In dieser Bedeutung wird die Errungenschaft den Erb- und Stammgütern entgegengesetzt. Der Hauptunterscheid zwischen beyden besteht darin, daß der Eigenthümer von jenen eine weit freyere Gewalt hat, darüber unter Lebendigen und auf den Todesfall zu disponiren, als der von diesen. Jedoch wird dabey vorausgesetzt, daß durch Familienverträge oder Fideicommisse, oder durch besondere Stadt- und Landesgesetze diese Einschränkung in Ansehung der Stammgüter ausdrücklich angeordnet ist; denn ausserdem wird das ererbte Gut eben so frey, als das erworbene besessen. Daher denn auch dieser Unterschied nach den gemeinen Rechten unter Personen bürgerlichen Standes gewöhnlich nicht statt findet; indem nur die Erhaltung des Glanzes einer Familie denselben vorzüglich veranlaßt hat.

In den Landen und Orten, in welchen eine Gemeinschaft der Güter unter Ehegatten üblich ist, wird das Wort Errungenschaft noch in einer anderen eingeschränkteren Bedeutung genommen, welche im folgenden Artikel erklärt ist. (15)

Errungenschaft der Eheleute, Erwerb der Eheleute, Acquästus Conjugalis, ist dasjenige, was Eheleute ausser dem, was sie in die Ehe bey- und eingebracht haben, währender Ehe weiters erwerben. Nach dem römischen Recht, nach welchem keine Gemeinschaft der Güter unter den Eheleuten ist, bleibt jedem Ehgatten das, was er bey Antritt der Ehe beygebracht, oder während derselben durch Erbschaften, Vermächtnisse und Schenkungen erhalten hat, eigen, ausgenommen daß der Mann das sogenannte Dominium Civile des Heyrathguts und der Vermehrung desselben bekommt. Von Einkünften gehört der Frau dasjenige, was sie durch besondere Künste erwirbt, und die Früchte, welche ihr übriges Vermögen ausser dem Heyrathsgut abwirft, wenn sie solche nicht durch einen Vertrag dem Mann überlassen hat; dem Mann aber fallen nicht nur die Einkünfte aus seinem eigenen Vermögen, und alles dasjenige, was er durch sein Amt, seine Wissenschaft, sein Handwerk oder andere Künste, und was er durch seine Kinder erwirbt zu, sondern er hat auch die Nutzungen des Heyrathguts der Vermehrung desselben, und andern Vermögens seiner Ehfrau, welches sie ihm in dieser Absicht überlassen hat, zu beziehen; und selbst, was durch die gewöhnliche, zu Führung der Haushaltung gehörige Arbeiten der Ehfrau erspart und erworben wird, gehört dem Mann. Nach den römischen Gesetzen gehört daher im Zweifelsfall alles Vermögen der Eheleute dem Ehmann zu, so lange die Ehfrau nicht beweisen kann, daß es von ihr beygebracht oder ihr auf irgend eine Art eigenthümlich erworben worden; der Mann ist aber auch verbunden, alle die eheliche Gesellschaft, als z. B. den Unterhalt der Familie, die Erziehung der Kinder u. s. w. betreffende Ausgaben ohne Zuziehung des Vermögens der Ehefrau allein zu leiden. Eben so verhält sich auch heutzutage in Deutschland die Sache an denjenigen Orten, wo keine Gemeinschaft der Güter unter den Eheleuten eingeführt ist, in so fern nicht besondere Land- und Stadtgesetze ein anders verordnen. Wo eine allgemeine Gemeinschaft der Güter unter den Eheleuten ist, und also alles Vermögen eines jeden Ehgatten unter beyden Eheleuten zu gleichen Theilen gemein ist, da betrift eben dieses auch die Errungenschaft, welche daher an solchen Orten keine besondere Rechte hat; an vielen Orten Deutschlands aber betrift die ehliche Gemeinschaft nicht das eingebrachte eigenthümliche Vermögen der Eheleute, sondern nur die Errungenschaft, daß also jedem Theil sein eingebrachtes Vermögen eigenthümlich bleibt, die Errungenschaft aber bald zu zwey gleichen Theilen für jeden Ehgatten, bald zu zwey Dritteln für den Ehmann, und zu einem Drittel für die Ehfrau gemeinschaftlich wird, und an solchen Orten sind die Rechte der Errungenschaft sehr wichtig.

Die erste Frage ist daher, welches Vermögen zur Errungenschaft zu rechnen seye? sie läßt sich im allgemeinen nicht besser als negativ also beantworten, daß alles, was nicht von einem Ehgatten bey Anfang der Ehe eingebracht, oder nachher durch Erbschaften,

Vermächtniſſe und Schenkungen einem Theil erworben worden, Errungenſchaft ſeye; alſo z. B. alle Früchte, Hauszinſe und Mietzinſe aus den gemeinſchaftlichen oder einem Theil eigenen liegenden Gütern, alle Zinſe aus eingebrachten oder neu erworbenen Kapitalien, die Amtsbeſoldung des Manns und andere Einkünfte, welche er durch ſeine Wiſſenſchaft, Handlung, Handwerk oder andere Bemühungen, die Einkünfte, welche die Frau durch ihre Handarbeit z. B. als Köchin, Waſcherin u. ſ. w. erwirbt, was die Eheleute für die Speiſung fremder Perſonen bekommen, die Güter, welche mit errungenem, oder mit dem einem Theil eigenen Gelde währender Ehe gekauft werden; was aus dem währender Ehe geſchehenen Verkauf eigener oder gemeinſchaftlicher Güter erlöſt, oder mit dem erlöſten Kaufſchilling gekauft worden; der Werth deſſen, um was ein einem Ehgatten eigenthümliches oder ein gemeinſchaftliches Gut währender Ehe verbeſſert worden; hingegen alles dasjenige, was einem Ehgatten durch letzten Willen oder Schenkungen zugefallen, gehört nicht zur Errungenſchaft, ſondern zum eigenthümlichen Beybringen; daher ſelbſt die den Eheleuten bey Antritt der Ehe gemachte Hochzeitſchenkungen, wenn nicht durch Landgeſetze oder Gewohnheiten etwas anders eingeführt iſt, nicht zur Errungenſchaft, ſondern zu jedes Ehgatten Beybringen zu gleichen Theilen gehören; auch ſind von der Errungenſchaft diejenige Einkünfte immer auszunehmen, welche ſich der eine oder andere Ehgatte beſonders und ausſchließlich in den Ehpacten vorbehalten hat.

So wie die Eheleute die Errungenſchaft miteinander gemein haben, ſo müſſen auch von derſelben, alle gemeinſchaftliche, oder alle zum Beſten der ehlichen Geſellſchaft gemachte Schulden bezahlt werden; ja wenn die Errungenſchaft hiezu nicht hinreichend iſt, ſo müſſen die weitere Schulden ſolcher Eheleute von ihrem eigenthümlichen Vermögen nach demjenigen Verhältnis, in welchem ſie an der Errungenſchaft Antheil nehmen, bezahlt werden; hingegen die eigene Schulden eines jeden Ehgatten, z. B. was ein Ehgatte vor eingegangener Ehe ſchuldig geweſen, was er nachher wegen eines begangenen Verbrechens ſchuldig geworden, und dergleichen muß der ſchuldige Theil allein aus ſeinem eigenen Vermögen bezahlen. An ſolchen Orten, wo die Gemeinſchaft des Errungenen unter den Eheleuten Statt hat, muß im Fall eine Ehe durch den Tod getrennt wird, vor der Erbſchaftstheilung eine ſogenannte Geſellſchaftstheilung gemacht werden; nachdem nemlich durch das Inventarium feſtgeſetzt worden, wie hoch ſich das geſammte Vermögen beyder Eheleute belaufe, ſo wird hievon dasjenige, was von jedem Ehgatten eigenthümlich beygebracht worden, abgezogen; was übrig bleibt, iſt Errungenſchaft, und wird nach Vorſchrift der Landsgeſetze unter beide Eheleute getheilt, und alſo des verſtorbenen Ehgatten Antheil an der Errungenſchaft zu deſſen Verlaſſenſchaft berechnet, dem Ueberlebenden aber ſein Antheil an derſelben voraus zugeſchieden, und ſodann erſt die Erbſchaftstheilung gemacht; und das gleiche wird in Rückſicht auf die Errungenſchaft beobachtet, wenn wegen erkannter Ehſcheidung oder Nichtigerklärung einer Ehe das Vermögen beyder Eheleute von einander abgeſondert werden muß. Sind aber von den Eheleuten mehr gemeinſchaftliche Schulden, als Errungenſchaft gemacht worden, ſo wird in ſolchen Fällen von eines jeden Ehgatten eigenthümlichem Vermögen ſo viel abgezogen, als es nach dem Verhältnis ſeines Antheils an der Errungenſchaft zu Bezahlung ſolcher Schulden beyzutragen verbunden iſt. Wenn daher über des Ehmanns Vermögen ein Concursproceß entſteht, ſo kann zwar die Ehfrau aus demſelben all ihr eigenthümliches Vermögen zurückfordern, allein ſie iſt nach dem ſtrengen Recht auch ſchuldig, von demſelben ihren Antheil an allen vorhandenen gemeinſchaftlichen Schulden zu bezahlen. Durch die Gewohnheit aber iſt an den meiſten Orten, wo die Gemeinſchaft des Errungenen Statt findet, eingeführet, daß eine Ehfrau, welche an des Manns Verderben unſchuldig iſt, dadurch daß ſie der Errungenſchaft entſagt, von Bezahlung aller gemeinſchaftlichen Schulden, für welche ſie ſich nicht beſonders verbunden hat, befreyt wird, welche Rechtswohlthat unter dem Namen der weiblichen Freyheiten bekannt iſt. ſ. Weibliche Freyheiten. (38)

Erſäufen, (Maſchinenbau) ſagt man, wenn das Waſſer bey einer Mühle oder andern Waſſermaſchinen ſo hoch zu ſtehen kommt, daß alle Räder, ſie ſeyen unter- oder oberſchlächtig nicht mehr umlaufen können. An einigen Orten nennt man es auch das Baden der Räder, davon dieſer Artikel nachgeleſen werden kann.

Erſatz, ſ. Entſchädigung.

Erſäufen, gebraucht man auch von Aeckern und Wieſen, wenn durch viel Waſſer, es ſey von Regen oder Schnee oder ausgetrettenen Flüſſen, Früchte und Gras verderben. Vernünftige Landwirthe ſorgen daher, daß ſie ihre Felder und Wieſen ſo legen, daß keine Vertiefungen darinnen ſind, und gehörige Abzugsgräben haben, das Waſſer aufzunehmen. Von Menſchen ſ. Ertrinken. (24)

Erſäufen, ſ. Erränkung.

Erſaufen des Salzbrunnens. (Salzwerkswiſſenſchaft) Zu Halle in Schwaben ſagt man alſo, wenn das in der Stadt bey Wolkenbrüchen bey den Brunnen zuſammenflieſſende Tag- und Regenwaſſer ſich ſo häuft, weil es wegen hohem Waſſerſtand in dem benachbarten Kocherfluß nicht in ſolchen flieſſen kann, daß es über die Faſſung des Salzbrunnens ſteigt, und ſich mit der Sohle deſſelben vereinigt. Zu Halle in Sachſen hat man ſolche Anſtalten hingegen getroffen, daß man die Salzbrunnen zuſpünden kann. Bey noch andern Salzwerken iſt der Brunnen ſo ſtark erhöhet, daß man nichts von Ueberſchwemmungen zu beſorgen hat. (18)

Erſchaffung, ſ. Schöpfung.

Erſcheinung, Phänomenon. Wenn wir unterſchiedene Dinge, z. E. blaue Stäubchen und gelbe Stäubchen eines Pulvers nicht unterſcheiden können, ſo kommt uns eines vor wie das andere, das Blaue dieſesmal wie das Gelbe und das Gelbe wie das Blaue. Folglich ſtellen wir uns das erſte nicht vor, wie es wirklich iſt, und das zweyte gleichfalls nicht, ſondern eins wie das andre unter einerley dritter Geſtalt, alſo in unſerm Beyſpiele das Gelbe nicht als gelb, das Blaue nicht als blau, ſondern beydes als von einer dritten, dieſesmal der grünen Farbe. Undeutliche Begriffe ſind diejenige, die wir haben, wenn wir das mannichfaltige in den Gegenſtänden nicht von einander unterſcheiden. (ſ. Begriff.) Undeutliche Begriffe weichen daher von der wahren Beſchaffenheit der Dinge, denen ſie entſprechen, ab, ſo wie der undeutliche Anblick eines aus blauen und gelben Puder vermiſchten Pulvers es als grün vorſtellet. Dieſe von den Sinnen in unſerer Seele hervorgebrachte undeutliche Abbildungen der Dinge, ſo ferne ſie von deren wahrhaften Beſchaffenheit abgehen, werden Erſcheinungen genennt. Sol-

chergestalt ist die grüne Farbe des Pulvers, wovon bisher die Rede war, ein Phänomen oder eine Erscheinung.

Die Erscheinung also hat blos in unserer Vorstellung, ausser derselben keine Wirklichkeit. Hingegen ist ausser uns anders wahrhaftig da, das aber unter der Gestalt die es hat, nicht wahrgenommen, sondern durch den verwirrten Anblick in das, was nicht da ist, nur da zu seyn scheinet, umgeformet, also unter verstellter Gestalt wahrgenommen wird. Die Erscheinung ist daher von der Chimäre oder der leeren Einbildung sehr weit unterschieden, als welcher nichts ausser uns entspricht, und wenn man etwas eine Erscheinung nennt, wie wir unten z. B. den Körper eine Erscheinung nennen werden, so sagt man nicht, daß es ein bloses Hirngespinst, nichts wirkliches seye, sondern man sagt, wenn uns die Augen dergestalt geöffnet werden könnten, daß wir die Sachen so wie sie sind, zu sehen in den Stand kämen, so würden wir sie z. E. die Körper gar nicht kennen, nicht wissen, daß sie die Dinge sind, die uns unsre, wenn ich so sprechen darf, mit einem Flor überzogene Augen bisher auf die jedermann bekannte Weise vorgestellet; man sagt, es liege wirklich etwas reelles unter unsrer Vorstellung verborgen, auf welches aber diese Vorstellung so, wie sie ist, nicht passe, wer hingegen die confuse Vorstellung aufzulösen oder das in derselben verworrene zu unterscheiden wisse, der habe den Gedanken der auf die Sache wirklich passet. Das Exempel dessen wir uns bisher bedienet, bezeuget sogar, daß die Erscheinung dem darunter wahrhaftig verborgenen conträr seyn könne. Denn blaues, gelbes und grünes sind conträre Dinge.

Die Erscheinungen sind vermöge des gesagten nicht wahre sondern scheinbare Bestimmungen der Dinge, (s. Bestimmen) und da wahrhafte Bestimmungen entweder Realitäten oder Mängel sind, so sind die Phänomene weder diese noch jene, scheinen aber, nachdem sie sind, entweder unter diese oder unter jene zu gehören. Daher ist es nicht so widersinnig als man denken sollte, wenn man erst behauptet, daß alle (wahre) Bestimmungen entweder Realitäten oder Mängel sind, und hernach doch andre (scheinbare) anführt, die keines von beyden seyn sollen.

Daher gehet es wohl an, daß an einer Sache Erscheinungen vorkommen, die einander widersprechen, wie z. E. die Griesholztinktur gegen das Licht gehalten artig roth, vom Lichte weggekehret schön himmelblau aussiehet.

Es ist daher ferner sehr natürlich, daß aus ächten Gründen gezogene Erklärungen den Sachen vielfältig ein ganz anderes Ansehen geben, als sie vorher hatten. Ja da fast alle Ideen die uns unsre Sinnen darreichen, Erscheinungen sind, so ist es was ungewöhnliches und überhaupt davon zu reden gleichsam ein böses Zeichen vor eine Erklärung, wenn sie der Sache das Ansehen lässet, das sie vorher hatte, und es ist dem Philosophen nicht übel zu nehmen, wenn er, bis jedesmal das Gegentheil erwiesen wird, allgemein den Schluß vor richtig hält; die Sache siehet aus, als wäre sie so, also ist sie nicht so.

Wie, wenn man wahrhafte Beschaffenheiten einer Sache mit einander verwirret, die confuse Idee eine Erscheinung darstellet; so, wenn man wiederum Erscheinungen verwirrt, macht die solchergestalt entspringende confuse Vorstellung eine Erscheinung von der zweyten Ordnung, aus deren mehreren mit einander verwirrten eine Erscheinung der dritten Ordnung entstehet u. s. w. Wenn man z. B. ein aus schwarzem und aus weissem Puder vermischtes graues mit dem obigen grünen vermengte, so würde die daraus erwachsende neue Farbe eine Erscheinung der zweyten Ordnung abgeben. Ja weil in der That die bisher als in den mancherley Pudern wahrhaftig befindlich angenommene gelbe, blaue, weisse und schwarze Farben, wie der Artikel: Farbe, lehret, schon Phänomene sind; so ist diese neue, die eben zum Beyspiel angegeben worden, wirklich eine Erscheinung der dritten Ordnung. Man begreift sehr leicht, daß die Erklärung einer Erscheinung aus den darunter verborgenen wahren Beschaffenheiten immer desto schwerer werden müsse, je von einer höhern Ordnung sie ist, und daß wir Menschen daher wenige oder keine Hoffnung zur deutlichen Auslegung der meisten Erscheinungen haben.

Die Körper bestehen woraus sie immer wollen, so bleibt so viel immer richtig, daß wir ihre ersten Bestandtheile nicht erkennen und von einander unterscheiden, also daß wir sie undeutlich, folglich vermöge des Anfanges dieses Artikels anders vorstellen, als sie wirklich beschaffen sind. Daher rechnet man mit Recht die Körper, nemlich das Ansehen, das sie in unsern confusen Vorstellungen haben, (nicht was wahrhaftig ausser uns existirt und durch die Verwirrung das fremde Ansehen bekommt, sondern) das was wir denken, wenn wir die Körper denken, unter die Phänomene. In dem Artikel: Elemente (metaphysisch) wird dieser Gedanke weiter fortgesetzt, die Begreiflichkeit des Ursprungs der Körper aus immateriellen Elementen darauf gegründet, und die allgemeine Eigenschaften derselben, Ausdehnung, Stätigkeit u. s. w. wie solche uns in die Sinnen fallen, gleichfalls vor Erscheinungen erkannt.

Weil unsere confuse Idee die Körper als Substanzen vorstellet, die sie in der That nicht sind, (s. Körper, metaphysisch); so nennt sie Leibnitz *phanomena substantiata*, substanzenförmige Erscheinungen.

Da der Raum nichts anders ist als die abstracte Idee der Ausdehnung, die man sich als etwas vor sich unabhängig von den darinn befindlichen Dingen existirendes vorstellet, so gehöret der Raum, nemlich wiederum der von uns gedachte Raum, gleichfalls unter die Erscheinungen. Und weil die Zeit sich zu den Folgen der Wirklichkeiten nach einander verhält, wie der Raum zu dem zugleich aussereinander seyn derselben, oder jene bey jenen, was dieser bey diesem ist; so muß die Zeit ebenmäßig unter die Erscheinungen gerechnet werden. Wenn wir uns ferner Bewegung vorstellen, so steckt in unsrer Idee ein Körper, ein Raum, der von ihm durchloffen wird, und eine Zeit, innerhalb welcher es geschiehet; also fliessen mehrere Erscheinungen zusammen und der daraus erwachsende Begriff der Bewegung ist folglich eine Erscheinung der zweyten Ordnung, wie sie oben genennt worden. Die bewegende und die Trägheitskraft, deren erste Bewegung hervorzubringen bemühet ist, die andre derselben widerstehet, denken wir uns so, wie es unserm Begriff von der Bewegung gemäß ist; also trift unsre Vorstellung dieser Kräfte mit der Wahrheit so zu und weicht von ihr so ab, wie unsre Vorstellung der Bewegung; sie sind also auch mit derselben Erscheinungen.

Setzet man diese Ueberlegung weiter fort, so findet man, daß die Farben, der Schall, der Geschmack und Geruch der Körper u. s. w. mit einem Worte, alles

was um uns iſt, ſelbſt das groſſe Gebäude der ganzen körperlichen Welt, wie es uns von den Sinnen vorgeſtellet wird, aus lauter Erſcheinungen beſtehet, wovon die ſphäriſche Aſtronomie ein deutliches Geſtändniß ableget. (6)

Erſcheinungen, (theol.) war eine von den Arten, wie ſich Gott den Menſchen in den alten Zeiten offenbarte. Sie ſahen und zwar nicht blos in ihrer Einbildungskraft ſondern wirklich in einem wachenden Zuſtande, ein Object auf eine außerordentliche Art vor ſich, und erhielten bey oder durch daſſelbe Belehrungen oder Entdeckungen und Offenbarungen von Gott. So ſahe z. E. Manoah und deſſen Weib einen Engel, welcher ihnen die Geburt Simſons, Gideon einen Engel, welcher die Beſiegung der Midianiter ankündigte u. ſ. w. Im Neuen Teſtamente erſchien der Engel Gabriel der Maria, und kündigte die Geburt Chriſti an, ein Engel machte die Geburt Johannis ſeinem Vater Zacharias bekannt, dergleichen Erſcheinungen hatte Chriſtus ſelbſt in ſeinem Leiden im Oehlgarten, die Weiber, welche bey dem Grabe Chriſti waren, die Jünger nach der Auferſtehung Chriſti. Dieſe Engel erſchienen mehrentheils in der Geſtalt der Menſchen.

Von Gott ſelbſt aber heißt es öfters, daß er erſchienen ſey, wenn er durch äuſere in die Augen oder die Sinne fallende Dinge zu erkennen gab, daß er gegenwärtig ſey, oder beſondere Wirkungen anzeigen wollte. So heißt es, daß Gott dem Moſes erſchienen ſey, da dieſer in einem Buſch ein Feuer wahrnahm, das gleichwohl die Bäume nicht verzehrte, und denn die beſondere Stimme und den Auftrag von Gott hörte, daß er die Kinder Iſrael aus Egypten führen ſollte; da er auf dem Berge Sinai durch groſſe Bewegungen in der Luft, Donner und Blizen und beſondere Stimme das Geſetz gab; auch dem Abraham, vor der Zerſtöhrung der Städte Sodoms, Gomorrha, Adema und Zeboim, indem Abraham einen von dieſen Engeln, welcher ihm auch die Geburt Iſaacs und die Vertilgung dieſer Städte angezeigt hatte, den Herrn und Richter der Welt nannte. Kurz, es waren dieſe Art der Offenbarungen nicht ungewöhnlich. Die Erſcheinungen Gottes im Alten Teſtamente, werden ſehr häufig der zweyten Perſon in der Gottheit, welcher der Engel des Herrn, der Bundesengel, das Antlitz, welches auch dem Volke Gottes vorleuchtete, zugeſchrieben; ja in der ganzen älteſten chriſtlichen Kirche hat man alle Erſcheinungen Gottes im Alten Teſtamente vom Sohne Gottes verſtanden, und daher in einem beſondern und eignen Verſtande dem Vater die (Inviſibilitas) Unſichtbarkeit zugeſchrieben. Auf ſeine öftere Erſcheinungen im Alten Teſtamente ziehen daher einige Theologen die Redensart Pauli Philipp. 2, 6. Chriſtus war in göttlicher Geſtalt, und erklären ſie ſo, daß der Sohn Gottes zwar ſich in den vorigen Zeiten nicht anders als unter göttlichen und herrlichen Geſtalten gezeigt habe, jezt aber da er zur Verſöhnung der Menſchen gekommen ſey, nicht jene, ſondern eine geringere menſchliche und zwar Knechtsgeſtalt angenommen habe. Doch wird durch dieſe Erklärung der Pauliniſchen Stelle die Beweißkraft für die Gottheit Chriſti nicht abgeſprochen, indem eben das, daß er in göttlicher Herrlichkeit erſchienen iſt, und erſcheinen können, vorausſezt, daß er Gott ſeyn müſſe.

Es wird aber ſonſt das Wort Erſcheinen auch von einen auf kurze Zeit geſchehenen Sichtbar werden verſtanden, auch von der Geburt Chriſti und ſeiner Zukunft ins Fleiſch, von ſeiner künftigen Offenbarung zum Weltgerichte. Von ſeinen Erſcheinungen nach der Auferſtehung, ſ. Auferſtehung. Von den Erſcheinungen der Engel, ſ. Engel. (ao)

Erſcheinung Chriſti des Herrn, das Feſt der. Aus dem griechiſchen wird es auch Epiphania genennt. Die catholiſche Kirche feyert den 6 Jenner eine dreyfache Erſcheinung oder Offenbarung Chriſti, nemlich 1) vor den Heiden bey der Anbethung der Weiſen, 2) vor den Juden, da er von dem heiligen Johannes die Taufe empfieng, und die Stimme vom Himmel fiel: Dieſes iſt mein geliebter Sohn; und 3) vor ſeinen Jüngern, als er auf der Hochzeit zu Cana in Galiläa das Waſſer in Wein verwandelt hat. Bollandus führet in der allgemeinen Vorrede *Ad vitas Sanctorum*, cap. 4. §. 3. ein Fragment an von dem Polemeus Silvius, welches im Jahr 448. geſchrieben worden, und in dem Monate Jenner dieſes Feſt auf folgende Weiſe anzeigt: Octavo Idus Epiphania, quo die interpoſitis temporibus, & ſtella Magis Dominum natum nuntiavit, & aqua vinum facta, & in amne Jordanis Salvator baptizatus eſt: d. i. den 6 Jenner die Erſcheinung des Herrn, an welchem Tag zu verſchiedenen Zeiten, der Stern den Weiſen die Geburt des Herrn angekündiget hat, und das Waſſer zu Wein geworden, und der Heiland in dem Fluſſe Jordan getauft worden iſt. Von dieſem Fragment ſchreibt auch Ruinartus in Act. Martyr. und von dem heiligen Philippus, Biſchof zu Heraclea, welcher von Anfang des vierten Jahrhunderts die Marterkrone erlangt hat, ſagt er, daß dieſer aus Gelegenheit des annahenden heiligen Tages der Erſcheinung des Herrn die Seinigen zur geduldigen Uebertragung der Peinen ermahnt habe. Der heilige Bernardus ſchreibt, (Serm. 1. *de Epiph. Dom.*) von dieſem dreyfachen Erſcheinungsfeſte alſo: „In der erſten Erſcheinung erkannte man den wahren Menſchen, da er als ein Kind zwiſchen den Brüſten der Mutter erſchienen iſt; in der zweyten bezeugte der Vater, daß er der wahre Sohn Gottes ſey; in der dritten wird bewieſen, daß er wahrer Gott ſey, zu deſſen Befehle die Natur verwandelt wird.“ Wegen der Taufe Chriſti wurde dieſer Tag von einigen auch das Feſt der Erleuchtung oder der Lichter genennet; dies aber misfiel dem heiligen Hieronymus und verlangte ſehr ernſtlich, man ſolle die Benennung des Feſtes Epiphaniä oder der Erſcheinung des Herrn beybehalten. Von der Feyerlichkeit und dem Alterthum dieſes Feſtes führet Thomaſſinus (Tract. de Feſt. celebr. L. 1 & 2.) viele Zeugniſſe der Väter und Kirchenverſammlungen an.

Ein geſchriebenes Martyrologium von Brüſſel, von welchem P. Sollerius in den Anmerkungen über das Martyrologium des Uſuardus Meldung thut, enthält, daß am 6 Jenner nebſt der dreyfachen Erſcheinung auch noch die Gedächtniß der von Chriſto wunderbar vermehrten Brode und Fiſche gefeyert werde. Von dieſer vierfachen feyerlichen Gedächtniß redet der heil. Auguſtinus, Serm. 29. *de Tempore*. So viel folget hieraus, daß dieſe Diſciplin in einigen Kirchen eingeführt geweſen ſey; und Baleſinius berichtet in den Anmerkungen über das Martyrologium S. 12. daß man aus dem Hymnus, welcher in der Mayländiſchen Kirche an dieſem Feſttage gebetet wird, erkenne, daß in derſelben dieſe vierfache Feyer gebräuchlich ſey.

Droſius, Lib. 6. erzehlet, daß der 6 Jenner ſchon

bey den Römern wegen dreyen Triumphen des Augustus sehr herrlich sey gehalten worden. Und daher vermeynet Florentinius, in Exercit. 3. *de Histor. Magor.* daß die römische Kirche Gelegenheit genommen habe, das Fest der dreyfachen Erscheinung Christi entgegen zu setzen, um die Römer von ihrer heidnischen Feyer abzuführen.

Man hat über die Geschichte dieser drey Erscheinungen viele Fragen aufgeworfen. Von der ersten welche den Heiden geschehen ist, da sie zu dem Kinde Jesu kamen. (s. den Artik. Dreykönige.) Ueber die Taufe Christi, als der zweyten Erscheinung, läßt sich fragen, in welchem Jahre, an welchem Tage und Ort, und warum dieselbe geschehen sey? Auf die erste Frage antwortet Laurentius Berti, Diss. 6. Isagog. *in Hist. Eccl.* §. 28. daß Christus im funfzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius, nach Erbauung der Stadt Rom im 779. oder im 26 Jahre nach der Dionysischen Zeitrechnung, von dem heil. Johannes sey getauft worden. Pagius, Scheelstrate, Grayeson und noch andere vermeynen, dies sey in dem folgenden Jahr, nemlich in dem 16 der Regierung des Kaisers Tiberius, und in dem zweyten, nachdem der heil. Johannes sein Predigtamt angetreten hatte, geschehen. In welchem Alter Christus gewesen sey, als er die Taufe empfangen hat, kommen abermals die Schriftsteller nicht überein. Lucas sagt zwar C. 3, 23. Jesus war beynahe dreyßig Jahre alt ꝛc. allein das unbestimmte Wort ὡσεί, beynahe, läßt sich anwenden zu allen Meynungen, die hierüber gefunden werden, denn die erste behauptet, Christus sey getauft worden, als er sein dreyßigstes Jahr anfieng; die zweyte, als er das dreyßigste Jahr bald endigte; und die dritte, als er das ein und dreyßigste schon angefangen hatte.

In Bestimmung des Tags kommen die Schriftsteller besser überein, und sagen insgemein, Christus sey am 6 Jenner getauft worden. Denn dies scheint die beständige Meynung aller Kirchen zu beweisen; Baronius zeigt es in den Anmerkungen über das Martyrologium auf den 6 Jenner von der römischen Kirche; und von der morgenländischen Kirche bezeugen dasselbe Cassianus, Collat. 10. Thomassinus, Lib. 2. *de Fest.* c. 7. Tillemontius, Not. 16. *in Jes. Chr.* Die Kirchenväter pflichten insgesammt derselben Meynung bey; der einzige Epiphanius ist hievon abgegangen, welcher (Hom. 51.) den 12 Tag des Monats Athir, d. i. den 8 Nov. als den Taufstag Christi angiebt. Uebrigens schlagen sich auch die strengere Critiker Scaliger, Serrius, Casaubonus und Guilielmus Cave zu der ersten und gemeinen Meynung.

Den Ort, wo Christus die Taufe empfangen hat, zeigt der heil. Johann. 1, 28. Dies geschah zu Bethania, jenseits des Jordans, wo Johannes taufete. Allein, weil zwo Städte gewesen sind, die Bethania hießen, eine in der Zunft (Stamm) Benjamin, die 15 Stadien von Jerusalem entlegen war, und die andere in der Zunft Manasse, von welcher die Landschaft Bethania genennet wurde; so wird das letzte Bethania von dem Andrichomius und Lubinus für den Taufort Christi angegeben. Aus dem griechischen Text aber entsteht hier ein anderer Zweifel; denn in diesem liest man anstatt Bethania, Βηθαβαρα. Einige wollen durch beyde Namen dieselbe Landschaft verstehen, damit sie den griechischen Text mit der Vulgata vereinigen. Sanson vermeynet, es wäre noch ein anders Bethabara in der Zunft Ruben gegen dem morgenländischen Gestade des Jordans gewesen, und von diesem könnte man sagen, daß Johannes allda getauset habe, wenn man den griechischen Text der Vulgata vorziehen wollte. Von dem Orte, wo Christus die Taufe empfangen hat, schreibt der heil. Gregorius von Tours, *de Gloria Mart.* cap. 17. der im 6 Jahrhunderte lebte, daß die Aussätzigen dahin kämen, und, nachdem sie sich etlichemal gewaschen, gereiniget davon giengen.

Die Ursache, warum sich Christus von dem heiligen Johannes habe taufen lassen, war nach der Meynung des heil. Thomas, damit das Wasser durch die Berührung des heiligsten Fleisches Christi gereiniget und geheiliget würde. Der heil. Augustinus giebt noch eine andere Ursache, nemlich damit die Diener dadurch beweget würden, die Taufe des Herrn desto emsiger zu empfangen; weil der Herr sich mit so grosser Demuth von dem Diener hat taufen lassen. Der heil. Hieronymus führet nebst der ersten noch zwo andere Ursachen an, und sagt, daß Christus dadurch 1) alle Gerechtigkeit und Demuth des Gesetzes habe erfüllen, und 2) die Taufe des heil. Johannes gutheissen wollen.

Von der Weise wie Christus getauft worden sey, halten die Schriftsteller insgesammt, daß es durch die Eintauchung, per immersionem, geschehen sey, welches die Worte Matth. 3, 16. zu bestättigen scheinen. Daher vermeynet Sandini, *in Hist. Famil. Sacr.* daß die Maler hier eines Fehlers überwiesen würden, welche die Geschichte gemeiniglich vorstellen, wie der heil. Johannes mit einer Muschel in der Hand das Wasser über das Haupt des Heilandes ausgießt. Benedictus XIV aber, *de Fest. Dom.* schreibt, es könne seyn, daß die Eintauchung und der Ausguß des Wassers über das Haupt geschehen wäre. So viel mag hier genug seyn von der Taufe Christi.

Es ist gleich Anfangs gesagt worden, daß die catholische Kirche an diesem Festtage auch feyere die Gedächtniß des von Christo auf der Hochzeit zu Cana in Galiläa wunderbar in Wein verwandelten Wassers. Dies war das erste Wunderzeichen welches der Erlöser gewirket hat, wie erhellet aus Joh. 2, 11. Cana war eine Stadt in der Zunft Zabulon, zwischen dem Berg Carmel und Ptolomais gelegen, welche noch zu den Zeiten des heil. Hieronymus unter demselben Namen gestanden ist. Ueber diese Geschichte stellen die Gelehrte abermal verschiedene Untersuchungen an, 1) an welchem Tage dieses Wunder geschehen sey? 2) Wer der Bräutigam bey dieser Hochzeit gewesen? 3) Warum Christus der Hochzeit beygewohnet? 4) Wer der Architriclinus gewesen sey?

Von dem Tage schreibt der heil. Thomas, Lect. 2. in cap. 2. Joann. daß die drey Erscheinungen des Herrn am 6 Jenner geschehen wären, und zwar die Anbethung der Weisen im ersten Jahre der Geburt des Heilandes; die Taufe nach dreyßig Jahren, und ein Jahr hernach das Wunderwerk auf der Hochzeit. Auch der heil. Epiphanius (Hæres. 51.) setzet den Vorgang dieses Wunders auf den 6 Jenner, und Sandini sagt, dies wäre wahrscheinlich, wenn Christus den 6 Nov. wie Epiphanus vermeynte, wäre getauft worden. Allein Baronius, obwohl er in den zwey ersten Stücken die nemliche Meynung mit dem heil. Thomas hält, verneinet doch dieses (ad an. Chr. 31. n. 36.) von dem letzten, und sagt, daß nach dem

Zeugniß des heil. Auguſtinus dieſe drey Erſcheinungen auf einem Sonntage geſchehen wären. Wenn nun Chriſtus, fährt Baronius weiter fort, den 6 Jenner auf einem Sonntage iſt getauft worden, ſo konnte die wunderbare Verwandlung im folgenden Jahre nicht an einem Sonntage den 6 Jenner vorgegangen ſeyn; weil der Sonntag nicht wieder auf den 6 Jenner fallen konnte. Dieſer Schriftſteller bemerket noch über dieſes, daß Chriſtus nach empfangener Taufe ſeine Jünger berufen habe, und gewiß kein ganzes Jahr habe vorbey gehen laſſen, ohne ſeine Lehre mit einem Wunderwerke zu beſtättigen. Weil nun die Väter und andere Schriftſteller insgemein behaupten, Chriſtus ſey am 6 Jenner getauft worden, ſo ergreifen auch die mehreſte die Meynung des Baronius, und ſagen, Chriſtus habe entweder am Ende des folgenden Februarius oder von Anfang des Märzes das Waſſer in Wein verwandelt. Man könnte zwar dagegen einwenden, daß die Kirche in den Tagzeiten am 6 Jenner bete: Heut iſt aus dem Waſſer Wein gemacht worden. Allein Baronius bemerket mit andern, daß die Kirche durch dieſe Worte mehr nicht ſagen wolle, als: Heut wird die Gedächtniß der wunderbaren Verwandlung des Waſſers in Wein begangen.

Vor Zeiten waren einige, welche den heil. Evangeliſten Johannes für den Bräutigam dieſer Hochzeit gehalten haben. Zu dieſer Meynung ſind ſie wie es ſcheint, durch die Vorrede über das Evangelium des heil. Johannes, welche ſie dem heil. Auguſtinus irrig zugedacht hatten, überführt worden; daher wird ſie von andern insgeſammt verworfen. Die heil. Schrift ſelbſt legt dem heil. Johannes ein beſonderes Lob wegen ſeiner Reinigkeit bey, und die heil. Väter Ignatius, Epiphanius, Hieronymus u. a. m. behaupten, daß er ſich niemal verehlichet habe. Etliche hielten den heil. Simon, der auch Zelotes genennet wurde; und noch andere den Nathanael für den Bräutigam. Baronius ſcheint am beſten zu ſagen, der Bräutigam ſey ein Unverwandter Chriſti geweſen, und denſelben mit dem Namen nennen wollen, da die Schrift und ältere Väter davon ſchweigen, wäre nichts, als muthmaſſen.

Die Urſache, warum der Sohn Gottes dieſer Hochzeit habe beywohnen wollen, war nach der Meynung des heil. Auguſtinus, dadurch zu zeigen, daß er die Ehe eingeſetzet habe. Nebſt dieſem halten die mehreſte Theologen dafür, daß bey dieſer Gelegenheit die Ehe zu der Würde eines Sacraments von Chriſto ſey erhoben worden. Dies ſcheinen auch zu behaupten der heil. Epiphanus, Hom. 76. Cyrillus Alexand. in ſeinem Briefe gegen den Neſtorius, welcher von den Vätern der Epheſiniſchen Kirchenverſammlung (Act. 1. c. 26.) geleſen und beſtättiget wurde, u. a. m.

Das griechiſche Wort, Ἀρχιτρίκλινος, wird von einigen Vorſteher der Gäſte, von dem Grotius, Beſorger des Gaſtmahls, von andern Speiſemeiſter überſetzet. Gaudentius Brix und Ligtfoot vermeynen, es ſey ein Prieſter geweſen, welcher bey dergleichen feyerlichen Gaſtmahlen den Segen zu ſprechen pflegte. Dem ſey wie ihm wolle, die ſechs Krüge wurden von den Dienern mit Waſſer angefüllet, und der Architrielinus oder Speiſemeiſter hat durch ſeinen geſunden Geſchmack empfunden, daß es der beſte Wein ſey, den der Heiland durch ein groſſes Wunder aus dem Waſſer gemacht hatte. Weil wir von den ſechs Waſſerkrügen jetzt Meldung gethan haben, ſo läßt ſich hier noch fragen, was von denen zu halten ſey, welche an verſchiedenen Orten in Europa aufbehalten werden? Der Pabſt Benedictus XIV. vermeynet nicht unwahrſcheinlich zu ſeyn, daß ſie bey den Creuzzügen, welche veranſtaltet worden, um das heilige Land von der Gewalt der Saracenen zu befreyen, oder auch bey andern Gelegenheiten allda ſeyn gefunden, und in unſern Welttheil überbracht worden. Einer derſelben wird zu Paris in dem Kloſter Portus Regii aufbewahret, den der heil. Ludovicus König in Frankreich dahin gebracht haben ſoll; der zweyte zu Cöln, der dritte zu Tongern in der Lüttiſchen Landſchaft, der vierte zu Bologna in der Kirche der Serviten, der fünfte zu Muſinia in der Kirche des heil. Bartholomäus in dem Bologneſiſchen Biſthume. Croiſet ſagt in den Andachtsübungen am 8 Jenner, man habe gar keine Urſache zu verneinen, daß dieſe Krüge dieſelbe geweſen ſeyn, die auf der Hochzeit zu Cana ſind gebraucht worden. Und dies hält er für gewiß, daß ſie von Judenland wären herausgebracht worden, und von der Gattung und dem Gebrauche geweſen, wie jene, in welchen das Wunder geſchehen iſt.

Noch andere Wunderwerke werden von den heil. Vätern angeführt, mit welchen Gott dieſes Erſcheinungsfeſt habe verherrlichen wollen. Der heil Chryſoſtomus berichtet, Hom. 24. Tom. 1. daß es bey den Chriſten gewöhnlich geweſen ſey, zur Gedächtniß der Taufe Chriſti um Mitternacht aus der Kirche Waſſer nach Hauſe zu tragen, wobey ein offenbares Wunder geſchehen, indem es ein, zwey oder drey Jahre aufbehalten wurde, ohne zu verderben; ja man habe es nach dieſer Zeit noch ſo friſch befunden, als wenn es nur aus dem Brunnen geſchöpft wäre. Bey den morgenländiſchen Chriſten iſt nach dem Zeugniß des Pabſtes Benedictus XIV. *de Feſt. Dom.* noch die Gewohnheit, das an dieſem Tage geweihte Waſſer nach Hauſe zu tragen, wobey zuweilen daſſelbe Wunder geſchiehet, daß das Waſſer nicht verderbe. „Denn wir wiſſen, ſagt eben dieſer Pabſt, daß Joſephus Georgerinus, Erzbiſchoff zu Samos einer Inſel in dem Egäiſchen Meere, im J. 1676, als er in Frankreich war, das Waſſer nach dem morgenländiſchen Gebrauch in der Kirche geſegnet habe, von welchem man etwas in einer gläſernen Flaſche mehrere Jahre hindurch aufbehalten hat, ohne daß es im geringſten verdorben wäre; ja es würde noch länger alſo erhalten worden ſeyn, wenn die Flaſche nicht wäre verbrochen worden, wie Gravenſon, Diſſert. 8. *de Myſt. Et an. Chr.* p. 185. und der Cardinal Gottus, Tom. 4. p. 1. *de vera Rel.* c. 2. §. 5. n. 41. berichten.“ Der heil. Epiphanius erzehlet, Hæreſ. 51. n. 29 & 30. daß das Wunderwerk der Verwandlung des Waſſers in Wein jährlich auf dieſem Tage an mehrern Orten erneuert würde, nemlich in einem Brunnen zu Cibyra in Carien, und in dem Geraſeniſchen Brunnen in Arabien. Er verſichert zugleich, daß er ſelbſt aus dem erſten, und ſeine Brüder aus dem andern getrunken hätten. Caſaubonus, Exercit. 13. der doch nicht ſo leichtglaubig iſt, getrauet ſich nicht, dieſes Wunder, welches Epiphanius aus ſeiner eignen Erfahrung mit ſo nachdrücklichen Worten berichtet, zu verneinen. Und Baronius bemerket noch hierüber, ad ann. Chr. 31. er habe niemal geleſen, daß aus dieſem Brunnen vor dem Wunderwerke Chriſti an dieſem Tage Wein ſey geſchöpfet worden.

Die morgenländische Kirche hat das Fest der Erscheinung und der Geburt des Herrn mit einander auf einen Tage gefeyert, wie Tillemontius, Nota 4 & 9. *in vitam Jes Chr.* bemerket. In dem griechischen Menologio des Kaisers Basilius, welches im 9 Jahrhunderte geschrieben worden, wird die Feyer beyder Festen auf den 25 Dec. angekündiget. Von Anfang des 13 Jahrhunderts machte Dionysius, der auch Jacobus Bar-Salibi genennet wurde, den Armenianern einen Vorwurf wegen dem Gebrauche den sie hatten, diese beyde Feste auf den 6 Jenner zugleich zu feyern, wie Assemannus, *in Biblioth. Orient.* Tom. 2. cap. 32. berichtet.

Noch etliche, dieses Fest betreffende Umstände werden von den Schriftstellern angeführt, die man auch hier nicht ganz vorbey gehen will. 1) In der Metten der Tagzeiten, welche an dem Erscheinungsfest gebetet worden, wird das Invitatorium mit dem Psalme venite exultemus, gegen den Gebrauch, welcher bey allen andern Festen beobachtet wird, ausgelassen, und dieselbe wird nach gesprochenem Pater noster und Credo gleich von der Antiphon und dem Psalme angefangen. Albinus Flaccus, *de Div. offic.* Tit. *de Theophania* vermeynet, dies geschehe zum Zeichen des grossen Unterschiedes, welcher zwischen der Einladung der Kirche ist, da sie die Glaubigen zum Psalmensingen beruft; und da Herodes die Schriftgelehrte versammelt hat, um den Ort der Geburt des Herrn zu erfahren. Durandus, Lib. 6. cap. 16. will darinn die Geschwindigkeit der Weisen, mit welcher sie sich nach gesehenem Sterne auf die Reise machten, verstehen. Martene, *de antiq. Eccl. Discipl.* c. 14. hält dafür, dies geschehe, damit der Psalm Venite exultemus, welcher in der dritten Nocturn vorkommt, nicht zweymal gebetet würde. 2) An diesem Festtage pflegte man dem Volke den folgenden Ostertag in der Kirche öffentlich bekannt zu machen. Die Gelegenheit darzu gab die Nicänische Kirchenversammlung, als sie verordnete, daß die Ostern von allen zugleich an einem gewissen Sonntage gehalten würde. Weil nun Zwistigkeiten darüber entstanden, welcher Sonntag hiezu sollte bestimmt werden, so wurde beschlossen, dieses Geschäft dem Alexander, Bischof zu Alexandria und dessen Nachfolgern zu übergeben, um mit Beyhülfe der daßigen besten Astronomen den Ostersonntag zu benennen. Macrus (verb. *Epiphania*) war der Meynung, als hätte der alexandrinische Bischof die Briefe, in welchen er die Nachricht von dem bestimmten Ostertage mittheilte, unmittelbar an die andern Kirchen überschicket. Allein Benedictus XIV. bemerket aus dem Isidorus, *de Eccl. Off.* Lib. I. c. 26. daß diese unmittelbare Nachricht nur an die Egyptische Kirchen ergangen sey. Der römische Pabst erhielt von diesem Bischoff ein gleiches Schreiben, welches er den Primaten und Metropoliten mittheilte, in welchem der bevorstehende Ostertag angezeigt wurde. Diese Gewohnheit wurde so lang fortgeführt, bis die morgenländische Kirche sich von der römischen getrennet hat, zu welcher Zeit auch Rom an den erfahrensten Astronomen einen Ueberfluß hatte. Anizo ist noch der Gebrauch, daß in der Messe, welche an diesem Festtage in den Cathedralkirchen feyerlich gehalten wird, alle bewegliche Feste, Festa mobilia, des ganzen Jahres von dem Archidiaconus oder von einem Canonicus, oder auch von einem andern Geistlichen dem Volke von der Kanzel öffentlich bekannt gemacht werden. 3) Der Kaiser Theodosius der jüngere gab dem Feste der Erscheinung des Herrn eine Stelle unter denjenigen Tagen, an welchen die öffentliche Spiele verboten waren. Und Justinianus untersagte an demselben alle Rechtshändel und Belustigungen des Volkes. (11)

Erscheinung Christi. (Griech. Kirche) Ehemals wurde in der griechischen Kirche sowohl das Fest der Geburt Christ, als auch das Fest der Taufe desselben auf einen Tag nemlich den 6. Jänner gefeyert. Um die Zeiten des Chrysostomi aber fieng man an das erste Fest mit den Abendländern auf den 25. December zu feyern. Beyde nennte man Epiphania, die Erscheinung, oder Theophania die Erscheinung Gottes: denn auch auf das Fest der Taufe Christi schickt sich diese Benennung, indem sich Gott damals ganz besonders am Jordan geoffenbart hat. Matth. 3. Man benennte auch wohl das Geburtsfest die erste, und das andere Fest die zweyte Erscheinung. Bey den Griechen wird das letztere vornemlich als der Gedächtnistag der Taufe Christi angesehen. Doch begehen die Armenier auch an diesem Tage zugleich das Andenken der drey Weisen aus Morgenland, von welchen einer ihrer Meynung nach ein armenischer Fürst gewesen und Caspar geheissen haben soll. (Ricaut Beschreibung der griechischen und armenischen Kirche S. 87.) Dieser Tag war ehemals auch einer von den drey Festen, an welchen die Taufe den Catechumenen oder Erwachsnen ertheilt zu werden pflegte. (s. Taufe) Um deswillen wird er auch das Fest der Lichter genennt: denn die griechischen Kirchenväter haben frühzeitig die Taufe mit den Namen des Lichts (φῶς) oder der Erleuchtung (φώτισμα) belegt. (*Bingham Origines* vol. 9. p. 82. u. f.) Die alten Christen pflegten an diesem Tag Wasser zu schöpfen und aufzuheben, welches ihrem Vorgeben nach das sich schon bey dem Chrysostomus findet, sich oft eine sehr lange Zeit frisch und rein erhielt. Denn immer geschah es nicht; daher es wenn dasselbe verdarb, für ein Zeichen eines grossen bevorstehenden Unglücks gehalten wurde. (Elsner Beschreibung der griechischen Christen I. Th. S. 294.) Heutiges Tages wird das geschöpfte Wasser besonders geweihet, oder gesegnet. (s. Elsner wie auch Heinecii Abbildung der griechischen Kirche 3. Th. S. 227. und Trommlows Abbildung der Jacobitischen Kirche S. 71. Diese Segnung ist von der kleinern (ὁ μικρὸς ἁγιασμὸς) verschieden, als welche letztere zu einer jeden Zeit geschehen kann, wenn Mangel an heiligem Wasser zur Taufe oder zu einem andern Gebrauch in der Kirche vorhanden ist. (s. Weihwasser) Jene heißt die grosse Segnung (ὁ μέγας ἁγιασμὸς) und wird auf folgende Art verrichtet. Den Abend vor diesem Fest gegen Mitternacht begiebt sich der Patriarch, Bischof oder der vornehmste Geistliche des Orts mit dem Volk, welche alle Fackeln und Kerzen tragen, zum nächsten Brunnen, Bach, Strohm oder ans Meer, thut verschiedene Gebeter, und taucht ein Kreuz in das Wasser. Hierauf wird das Wasser geschöpft, und der Priester bezeichnet oder besprengt einen jeden Anwesenden zuerst die Priester hernach die Mönche und alsdenn die übrigen mit demselben vermittelst eines Weihwedels auf der Stirne. Darnach wird zur Kirche gegangen, und worauf die Kirche damit besprengt wird, auch die Gebeter wiederholt werden, und die Gegenwärtigen von dem Wasser trinken. Der Ueberrest wird aufgehoben, zur Taufe, zur Einweihung der Kirchen, und

der Häuſer und dergleichen. Auch wird vieles davon von dem Volk mitgenommen, und in Krankheiten gebraucht. Auch glaubt man, daß es die böſen Geiſter vertreibe. Zuweilen bekommen es auch diejenigen, welche noch im Bann ſind, anſtatt des Abendmahls, das ſie nicht erhalten. In der rußiſchen Kirche wird eben dieſer Gebrauch beobachtet, und zu Petersburg (ſ. Kings Gebräuche der rußiſchen Kirche S. 358. u. f.) geht es damit ſo zu: An dem Fluß Neva wird auf dem Eis eine Art von hölzernen Tempel errichtet, welcher gemalt und reich vergoldet, und rund umher mit verſchiedenen heiligen Gemälden inſonderheit den heiligen Johannes des Täufers behangen iſt. Dieſes wird der Jordan (in welchem ehemals Chriſtus vom Johannes getauft worden) genennt; ein Name, der ſonſt den Taufſtein, oder ein jedes Becken, worin heiliges Waſſer geweiht wird, zu bedeuten pflegt. Der Jordan wird mit einem Zaune von Zweigen von Tannenbäumen umgeben; und in der Mitte deſſelben wird ein Loch durch das Eis bis zum Waſſer gehauen. Eine Brücke von Brettern mit rothem Tuche wird um darauf zu gehen, für die Proceßion gelegt, und es iſt dieſelbe auch mit einem Zaun von Zweigen eingefaßt. Sobald als die Liturgie in der Kapelle des kaiſerlichen Palaſts geendigt iſt, ſo gehen die Kirchendiener, die Diaconi, die Prieſter, die Archimandriten (Aebte) und die Biſchöffe in ihren reichen Kleidern, und mit angezündeten Kerzen in ihren Händen, nebſt dem Rauchfaß, dem Evangelio, und den heiligen Gemälden und Fahnen aus der Kapelle zu dem Jordan, und ſingen die zu dem Dienſte beſtimmten Geſänge; hierauf folgt die Kaiſerin, der Großfürſt, die Senatoren und der ganze Hof. Alle Truppen in der Stadt werden rund um den Platz geſtellt, welches auch mit den Fahnen und der Artillerie geſchieht. Die Artillerie und die Truppen feuern, ſobald als der Dienſt geendigt iſt, und werden ſodann mit dem geſegneten Waſſer beſprengt, worauf der Rückzug in die Kapelle geſchieht. (1)

Erſcheinung Chriſti. (luth.) Bey den Lutheranern wird an dieſem Tag blos das Andenken der den Weiſen aus Morgenland wiederfahrnen Erſcheinung gefeyert. An einigen Orten iſt es ein ſogenannter ganzer, an andern aber nur ein halber Feyertag; und nachdem man an den meiſten Orten nach und nach dergleichen Feyertage abgeſtellt hat, ſo iſt dieſer an einigen Orten ganz abgeſchaft, an andern aber entweder als ein halber, oder auch als ein ganzer Feyertag beybehalten worden; daher hierin keine allgemeine Uebereinſtimmung gefunden wird. Uebrigens weis man an demſelben von ganz und gar keinen Ceremonien, ſondern der Gottesdienſt wird gehalten, wie auf einen jeden andern Feyertag. (1)

Erſcheinungen Chriſti nach ſeiner Auferſtehung. ſ. Auferſtehung Chriſti.

Erſcheinung der Geiſter und Geſpenſter. ſ. Geſpenſter.

Erſcheinung der Heiligen, ſoll ein Feſt der coptiſchen Kirche ſeyn, welches drey Tage dauert, und an welchen auf der weiſſen Wand einer Kapelle verſchiedne Abbildungen von Heiligen, nach Art eines Schattenſpiels, geſehen werden, die dann das Volk mit vieler Andacht und Freudensbezeugungen verehret. (1)

Erſcheinungen der Götter. Die Heiden ſtunden in der Meynung, daß ihnen ihre Götter nicht allein erſcheinen könnten, ſondern auch die Menſchen öfters dieſer Gnade wirklich gewürdiget hätten. Jupiter hies deswegen Epiphanes, der Gegenwärtige, der Erſcheinende; ein Zuname, der zwar auch andern Göttern gemein, aber doch ſonderlich dem Jupiter eigen war. In Anſehung dieſer geglaubten Erſcheinung der Götter, oder Theopſie, ſagt Cicero *de Nat. Deor.* 2, 2. daß die Götter oft ſichtbar geworden und man ſie oft erblickt habe. „Ein Heide redet, nach des Arnobius Berichte, alſo: „Man bilde ſich nicht ein, daß wir die Tempel deswegen bauen, um die Götter vor Regen, vor Winden, vor der Sonnenhitze und andern Ungemächlichkeiten des Wetters zu beſchützen: es geſchiehet, damit wir ſie in der Nähe ſehen und uns mit ihnen unterhalten, und mit der Ehrerbietung, die wir ihnen ſchuldig ſind, Geſpräche mit ihnen führen können". Diodor von Sicilien ſetzt, nachdem er geſagt hatte, daß Iſis verſchiedene Gattungen von Arzneyen erfunden, hinzu, das habe die Ehrfurcht gegen ſie nicht wenig vermehrt, weil man geglaubt, ſie ſey bey den Arzneymitteln, die ſie verliehen, gegenwärtig. Plutarch ſagt, daß Enquium, eine Stadt in Sicilien, vornemlich durch die öftere Erſcheinung der Göttinnenmütter anſehnlich geworden. Man ſtund in der Ueberzeugung, daß die Helden und die Götter vornemlich an den Feſttagen erſchienen, die man ihnen zu Ehren feyern, und daß ſie ſich, wie wir aus der 33ten Rede des Dio Chryſoſtomus ſehen, auſſer dieſer Zeit nicht ſehen lieſſen. Dieſe Gegenwart der Götter war es, welche die Ehrfurcht vermehrte, die man für ihre Bildſäulen hatte, weil man glaubte, daß die Götter darinnen gegenwärtig wären, wenn ſie ihre Götterſprüche ertheilten. (21)

Erſcheinungsbogen, Sehebogen, (*Arcus apparitionis, viſionis, fulſionis,*) nennet man den Bogen, der die Tiefe der Sonne unter dem Horizonte mißt, die ſie haben muß, wenn ein gewiſſer Planet oder Fixſtern ſichtbar ſeyn ſoll. Vor dem Aufgange der Sonne nemlich wird es, wie ſich die Sonne dem Horizonte nach und nach nähert, mehr und mehr hell, bis endlich der volle Tag anbricht; desgleichen nach dem Untergange der Sonne wird es, wie ſich die Sonne nach und nach tiefer unter dem Horizont begiebt, mehr und mehr dunkel, bis ſich endlich die volle Nacht einſtellet. (ſ. Dämmerung) Jeder Stern aber, nachdem er mehr oder weniger hell ſcheinet, wird durch ein gröſſeres oder geringeres Licht verdunkelt und dem Geſichte entzogen. Daher fodert jeder Stern nach dem Maaſe ſeines mehreren oder minderen Glanzes eine gewiſſe Tiefe der Sonne unter dem Horizonte, um geſehen werden zu können. Ganz genau läſſet ſich dieſer Bogen nicht umgeben. Denn aus dem ſchon angeführten Artikel: Dämmerung, iſt klar, daß bey verſchiedenem Zuſtande der Atmoſphäre verſchiedene Hellung bey einerley Tiefe der Sonne unter dem Horizonte ſtatt hat. Daher kann an verſchiedenen Orten und zu verſchiedenen Zeiten der Sehebogen vor einen gegebenen Stern gröſſer oder kleiner ſeyn als zu andern Zeiten und an andern Orten. Desgleichen wird er von ſchärferen Augen ſchon geſehen, wenn ihn ſchwächere noch nicht entdecken, und endlich ſcheinen einige bald mit ſtärkerem bald mit geringerem Lichte. Venus wird aus der letzten Urſache zuweilen bey einem Erſcheinungsbogen von 5, zuweilen bey viel geringerem z. E. von 2 Graden und zuweilen, wenn ſie der Erde ſehr nahe iſt, am hellen Tage neben der Sonne geſehen. Unterdeſſen geben doch Ptolemäus, Kepler und andre mit der Erfahrung ſo genau, als nöthig iſt,

zutreffende Bogen an, die aus folgendem Täfelein zu ersehen sind.

Namen und Grösse der Sterne	Sehebogen
Venus	5 Grade
Merkur	10
Jupiter	10
Saturn	11
Mars	11½
Erste Grösse	12
Zweyte —	13
Dritte —	14
Vierte —	15
Fünfte —	16
Sechste —	17
Nebelichte Sterne	18

Die Weise den Sehebogen zu berechnen ist weitläuftiger, als daß dem unkundigen Leser mit deren Erzählung gedient seyn könnte. Vermittelst der Himmelskugel aber findet man ihn sehr leicht, wenn man erst nach einer accurat gestellten Uhr den Augenblick bestimmt, an welchem des Abends der Stern sichtbar wird; alsdenn auf der nach der Polhöhe gehörig erhabenen Kugel den Punkt der Ekliptik, worin zu der Zeit die Sonne stehet, unter den Meridian bringt und das Zeigerlein des Stundenkreises auf 12 Uhr richtet; endlich die Kugel so lang drehet, bis der Zeiger jene auf der Pandeluhr bemerkte Zeit weiset, und zuletzt den Bogen zwischen den Sternen und dem Horizonte mit dem Höhenquadranten misset.

Der Gebrauch, den man von diesem Bogen machen kann, bestehet theils darin, die Grösse der Fixsterne durch denselben genauer als nach dem Augenmaase zu bestimmen, theils daraus die Zeit des ortus und occasus haliaci zu berechnen, (s. Aufgang.) Der Tag lässet sich freylich dadurch nicht ganz genau angeben, aus der Ursache, die schon oben bemerket worden; es kommt aber auch darauf so viel nicht an. (6)

Erschiessen, s. Arquebusiren.

Erschlagene, ihre Behandlung bey den Alten. s. Begräbniß der im Krieg gebliebenen.

Erschleichen, (*vitium subreptionis.*) In dem Artikel: Erfahrung, ist erinnert worden, daß nichts mit dem Titel der Erfahrung beleget werden dürfe, als wovon wir uns bewußt sind, daß wir es mit unseren Sinnen empfinden oder empfunden haben. Verstossen wir hierwider, so nennet man den Fehler, den wir begehen, den Fehler der Erschleichung. Was wir also aus unsrer Empfindung richtig oder unrichtig schliessen, die der Wahrheit gemäße oder ungemäße Auslegung, die wir über unsre Empfindung machen, allgemeine Sätze u. dgl., werden, wenn wir sie vor die Erfahrung selbst ausgeben, erschlichen. Z. B. wenn man davor hält, daß die Seele den Leib bewege, sey eine Erfahrung, so begehet man den Fehler der Erschleichung. Denn man mag auf sich acht geben, so scharf man will, so fühlet man nicht, daß die Seele dasjenige sey, was den Leib in Bewegung setzet; man schliesset es aber daraus, weil keine Bewegung im Leibe vorgehet, als die die Seele will. Daß man es auch für einen Fehler anrechnet, wenn richtig aus der Erfahrung gezogene Folgen, wahre Auslegungen derselben u. dgl. vor die Erfahrung selbst gehalten worden, hat seinen guten Grund; nicht sowohl darin, daß es immer ein Irrthum ist, wenn man eine Erfahrung nennt, was keine ist; als vielmehr darin, daß es ein Beweis ist, daß man auf den Schluß, den man macht, nicht acht giebt, wenn man nicht einmal gewahr wird, daß man einen Schluß macht; und daß man sich folglich der Gefahr, im schliessen einen beträchtlichen Fehltritt zu thun, aussetzet; welcher Fehltritt desto mehr auf sich hat, weil man, was man durch ihn behauptet, für eine Erfahrung also für höchst sicher und vollkommen gewiß hält. (6)

Erschleichen eines Rescripts. Eine Haupterforderniß zur Giltigkeit der landesherrlichen Rescripte ist, daß die Bitten, auf welche sie erlassen worden, gänzlich in der Wahrheit gegründet seyn, daher nach dem römischen Recht jedem Rescript die Clausul: *si preces veritate nitantur*, ausdrücklich beygesetzt werden mußte, und eben dieselbe nach dem canonischen Rechte in jedem Rescript enthalten zu seyn vermuthet wird. Wenn aber der Bittende entweder eine Unwahrheit vorgebracht, oder eine solche Wahrheit, welche auf die erfolgende Entscheidung nothwendig Einfluß haben muß, weil sie ihm zuwider ist, verschwiegen hat, so ist das Rescript als erschlichen ungiltig, und demjenigen, wider welchen von dem Rescript Gebrauch gemacht werden will, wird die Exceptio Sub- et Obreptionis gegeben. Um dergleichen Ungelegenheiten zu vermeiden, ist gewöhnlich, daß die Regenten, ehe sie auf eine Bitte ein Rescript ertheilen, über den Inhalt derselben einen Bericht von der Obrigkeit, welche ihn geben kann, verlangen, und an vielen Orten ist, um auch diese Umschweife zu vermeiden, weiters verordnet, daß kein Unterthan, ohne einen Beybericht seiner Obrigkeit beyzulegen, suppliciren solle. Daß ein Supplicant, welcher durch Unwahrheiten ein vortheilhaftes Rescript erschlichen, nicht nur keinen Vortheil aus demselben geniessen könne, sondern auch als Falsarius bestraft werde, versteht sich von selbst. (38)

Erschroten, (Salzwerkswissenschaft) heisset das Nachgraben einer Salzquelle, während welchem ein Schacht eingesenkt werden muß, theils den Einsturz des Erdreichs, welches den Grund wieder bedecken würde, als auch den Arbeitsleuten die Gefahr begraben zu werden zu verhüten, und endlich hierdurch der Quelle Luft zu verschaffen sich ergiessen zu können. Auf das Erschürfen folgt das Erschroten; dieses Erschroten wird erst alsdenn unternommen, wenn man schon vorläufige Versicherung auf Salzquellen hat, und die wahre Spuren auf dem Ort übereinstimmen oder doch einige Adern zu Tage ausgehen. Bey dieser Arbeit hat man denn vorzüglich zu sehen

1) auf die äusserliche Beschaffenheit des Gebirges,
2) auf die innerliche.

Die Gebirgslage kann betrachtet werden, als steile, oder hohe, oder prallende, als mittelmäßige, als sanfte und stücklichte. Bey letztern hat man grössere Schwierigkeiten, Mühe und Kosten zu überwinden, als bey erstern, weil man durch die niedrige Lage des Grundes dem wilden Wasser durch einen Ablauf mit Stollen oder Canälen keinen Ausgang verschaffen kann, welches bey einem hohen Gebirg ein hinlänglich Mittel ist, dagegen man bey diesem mit mühsamer Abtiefung vieler Schächte, (s. Abtäufung des Schachts) Treibung vieler Strecken oder Stollen, (s. dieses) und einer unbehülflichen Aus- und Einförderung sich placken muß, (d. h., die verschiedenen üblen Laaen verhindern, die Schächte in gehöriger Weite und Art zu erbauen, wodurch man zugleich in denselben zu arbeiten, Pompen und Maschinen anzulegen, verhindert ist.)

Hat man mit Anlegung des Schachts zu Erſchrotung der Salzquelle freye Hand, ſo gebe man denſelben, er mag in das Gebürge, in ein Thal, oder nicht weit von einem Fluß zu ſtehen kommen, wo möglich, nie ſo an, daß ihm die Schnee und Regenwaſſer zufallen, die das Abläufen beſchwerlich und manchmal ohne Künſte ganz unmöglich machen.

Kann man ihn ſo anbringen, wo man mit Stollen gute Wetter verſchaffen und die Waſſer abnehmen kann, ſo iſt es auf die Zukunft allemal von beſondern Nutzen.

Die meiſten Salzquellen liegen an Flüſſen, z. B. Hall in Schwaben am Kocher, Hall in Sachſen an der Saale, Niedernhall am Kocher, Sulz am Neckar, Wimpfen, Offenau und Mosbach am Nekkar, Kösen und Dürrenberg an der Saale, Turkheim an der Haart, und dergleichen.

Hier hat man alſo die Vorſichtigkeit bey Erſchrotung der Salzquellen zu verdoppeln, wenn man nicht ſolche den Beſchwerlichkeiten des anbeingenden Flußwaſſers in der Folge ausſetzen will.

Auch im flachen Felde findet man Salzquellen, wie zu Artern, ſie ſind aber nicht ſo reichhaltig als die im Gebirge, weil ſie mehr von Tagewaſſern leiden.

Die groſſe Koſten und viele Arbeit darf man zwar bey beyden Arten nicht ſcheuen. Bey der innerlichen Beſchaffenheit hat man ſeine Vorſichtigkeit anzuwenden,

1) auf die Schichten des Erdreichs, oder Erdlagen, in ſeinem Streichen und Fallen.

2) Die Beſchaffenheit des Erdreichs. Die Schichten des Erdreichs ſtreichen

a) entweder geneigt, welches mehr oder weniger ſchief gehet, und auf welche Seiten es fällt,

b) oder liegen horizontal.

Die geneigte Schichten kann man bey dem ausgehenden am erſten wahrnehmen; denn ſo wie ſie ſich im ausgehenden zeiget, eben ſo nehmen ſie auch ihren Gang unter der Erde fort.

Die geneigten Flözgebirge laufen die wenigſte Weite, und iſt bey deren Ausgang in die Tiefe, Sohle zu hoffen.

Man iſt bey dieſen dem Eindringen der wilden Waſſer gemeiniglich verſchont, dagegen aber bey dem Graben und Bauen der Schichten, von dem Druck des hängenden Erdreichs ſehr beläſtiget.

Man hat alſo allemal nach der Tiefe des Ausgangs der Schichten zu graben, wäre man durch die Schichten durch, ohne den Ausgang gefunden zu haben, ſo könnte man in denen Schichten, bis zu deren Ausgang fortgraben, und einen flachen Schacht treiben. Weil es aber in dieſem Geſtein oder Felſen ſehr beſchwerlich, mühſam und koſtbar zu graben iſt; ſo thut man beſſer, wenn man ſenkelrecht nach der Tiefe fortgräbt, und da wo man die Tiefe des Ausgangs der Schichten erreicht zu haben glaubt, einen Stollen oder Strecken horizontal nach der Lage gegen die Schichten führt; befände man die Schichten noch nicht in ihren Ausgang, ſo kann man ein gleiches Verfahren, wie geſagt, bis man den Ausgang der Schichten findet, vornehmen.

Findet man die Sohle reichhaltig genug, ſo verlohnet ſichs der Mühe einen neuen Tagſchacht, der die ſenkrechte Höhe mit der Quelle erhält zu führen, (ſ. Markſcheiden) und ſolchen zu faſſen, in welchem die Soole in die Höhe ſteigen, und ausgeſchöpft werden kann.

Die anfangs gegen die Quelle gemachte Stollen, können entweder zu Ableitung der wilden Waſſer, welches ſich in den erſten gegrabenen Schichten ſammlet, durch Maſchinen herausgeſchaft, oder durch weitere Stollen abgeleitet werden. Vorzüglich iſt genau zu bemerken, auf welcher Seiten, und ob ſie mehr oder weniger tief fallen? Die horizontalen Schichten ſchieſſen weiter fort, als die geneigten. Es iſt bey dieſen leichter eine Quelle aufzuſuchen, weil da überall wo dieſe Schichten noch fortlaufen, wenn man in die gehörige Teufe einſchlägt, Sohlenquellen zu vermuthen.

Was die Beſchaffenheit des Erdreichs anbelangt, ſo hat man folgendes zu bemerken:

Der Letten hält das wilde Waſſer ab, aber ſolchen durchzugraben iſt gefährlich, weil man gerne unter ſolchem wildes Waſſer erhält, wenn man ob demſelben noch keine gehabt hat. Im Leberkies iſt man vor wilden Waſſer ſicher.

Zu Kösen war man im Leberkies vor dem wilden Waſſer bey Erſchrotung der Salzquelle ſicher. Er war alda mit Letten bedeckt, und 5 Lachter mächtig.

Wo man einen Salzbrunn aufſucht, muß man jederzeit wenn es nicht andere Umſtände hindern, bis aufs Gypsgebirge gehen; denn wenn man auf Gyps- oder Spathboden gelangt, ſo erhält man die Quellen. Bey Erſchrotung der Salzquelle zu Kösen, hat der Gyps einen ſalzigten Geſchmack gehabt, und wenn er von der Luft getrocknet worden, einen weiſſen ſalzigten Ausſchlag erhalten. Als man dieſes Lager 2½ Lachter tief durchgebrochen, hat ſich die Sohle tropfenweiſe eingefunden.

Zu Artern hat man die Salzquelle auch im Gypsgebirge erſchürft, auch hat man unter den Schichten des Gypsgebirgs ganze dünne Schalen von weiſſen reinen Steinſalz angetroffen.

Zu Dürrenberg hat, nachdem man angefangen hatte, dies Lager von veſten Gypsbruch zu brechen, die Sohle auf einmale mit einem ſtarken Knall durchgebrochen.

Im Waſſerkieß, und Kieſelſteinen erhält man wildes Waſſer. In ſolchen fließt ſowohl hier als zu Halle in Sachſen das wilde Waſſer.

Im feſten Mergel iſt man für wilden Waſſer ſicher, er liegt feſt auf dem Boden an, und läßt das Waſſer nicht durchdringen. Aus dieſer Urſache iſt die Soole zu Halle in Sachſen ſo reichhaltig, weil die Tagewaſſer, wenn ſie durch das Erdreich geſickert, nicht durch dieſen Mergel nach der Quelle dringen können, ſondern auf demſelben fortgehen, bis ſie eine Oeffnung finden.

Zu Kösen hat man erfahren, daß man bey Erſchrotung der Salzquelle in dem 7 Klaftermächtigen Mergellage vor dem wilden Waſſer beſchützt war. Wo man alſo Mergel hat, und doch wildes Waſſer vorhanden, ſo iſt erſichtlich daß dieſes von denen Schichten oberhalb des Mergels hereindringt in die Faſſung der Quelle, und alſo möglich iſt, ſolche abzugraben. Nach der Erfahrung liegt in einigen Gegenden Kiesel oder dem Mergel, durch den ſie eindringen.

Eine Quelle, die in Kalkfelſen entſpringt tiefer zu graben, iſt nicht wohl rathſam, weil die Beyſpiele zeigen, daß man durch den Felſen durchgegraben, und dadurch auf einen ſchlechten, auch öfters auf ſumpficht moderichten Grund gekommen, wo alles verderbt worden. Wie zu Halle in Sachſen der Königl. und Meteritzbrunn. Zu Sulz auch zu Aalen hat man unter Kalkfelſen eine Steinkohlenlage getroffen und alles dadurch verderbt. Die herbeyfallenden Waſſer ſind fleißig zu unterſuchen, und zwar auf viererley Art.

1) Daß der Zufluß der wilden Waſſer bey Regenwet-

ter häufiger, als der wirklichen Zeit im Sommer, wo man gräbt einfallen könne.

2) Ob sie mineralisch, und von welcher Art, wo man, besonders, wenn es von einer zuträglichen Art, durch einen Stollen, oder Streken demselben nachgraben kann, bis man die Hauptader erreicht, die man alda in einem Schacht fassen, und zum Nutzen anwenden kann. Es können diese Alaun, Vitriol ꝛc. auch Gesundbrunnen seyn, und dadurch der Endzweck auf eine doppelte Art erreicht werden. Die Spuren, das Aufsuchen, und Fassen dieser Arten ist in einer andern Wissenschaft enthalten, die aber viele Gemeinschaft und Verbindung hiemit hat.

3) Was für Bestandtheile die fremden Wasser enthalten, ob sie kalte Gipse, Mergel, Kiesel, Letten, und dergleichen enthalten.

Hieraus kann erkannt werden, ehe man der wilden Quelle nachgräbt, von welcher Höhe oder Teufe sie einfällt, und dieses geschiehet nach den Schichten und Erdarten des Gesteins, ob diese oder jene Art, die oben oder unten liegt mit dem Wasser gemischt ist.

Eine Quelle kann, entweder von der Tiefe, oder denen Seiten heraus quellen. Dringt die Quelle von den Seiten ein, so hat man Gründe genug vor sich zu glauben, daß man mehr eine Ader der Quelle als solche selbst habe. Salzquellen kommen meistens von der Tiefe, die süssen aber von einer höheren Lage, und denen Seitenwänden. Kommt sie von der Tiefe, so hat man zu Zeiten tief, zu Zeiten aber weniger tief zu graben.

Die Ursachen hierzu können seyn, wenn man zu geringlötige Sohle, oder solche in weniger Quantität hat. Hiebey ist grosse Behutsamkeit nöthig, weil man durch unvorsichtiges Nachgraben die ganze Quelle verlieren kann, oder so viel wildes Wasser eindringt, daß die Sohle nicht mehr zu benutzen ist. Der Grund muß mit einem Erdbohrer vor dem Graben genau untersucht werden, worauf alsdenn die Arbeit desto sicherer unternommen werden kann. Im festen Gebirge ist man bey Niederteufung der vorhandenen Salzbrunnen sicherer als im Thale.

Borlach hatte diese Erfahrung bey Dürrenberg nicht beherzigt. Im Gypsgebirge darf man weiter nieder teufen. Die vorhandene Sohlenquelle im Letten ist öfters nur ein Zufluß oder Arm von der eigentlichen wahren Quelle, und ist daher nicht in der grösten Tiefe oder unter den süssen Quellen zu suchen.

Im Mergel allein finden sich diese Schwierigkeiten nicht, und darf so tief nemlich dieser liegt ohne Gefahr durchgegraben werden.

Die Sohlenquellen sind also in ihrer Tiefe sehr verschieden. Der hiesige Salzbrunnen ist 36 hiesige Schuh tief. Zu Halle in Sachsen den Gutjahrsbrunnen 45 Ellen. Zu Frankenhausen 36 Ellen. Zu Kösen ist der Salzbrunnen 82 Lachter tief erschroten worden. Zu Dürrenberg ist der Salzbrunnen 112 Lachter tief erschroten worden. Zu Sulz am Neckar ist der eine Salzbrunnen 354 Schuh tief gegraben worden. Zu Salso in Italien 200 Ellen tief. Zu Stassfurth im Magdeburgischen ist der grosse Kunstbrunnen 95½ Ellen, der kleine aber 78½ Ellen tief. Aus diesen Erfahrungen folgerten. Herr v. Beust und D. Zeiher halten folgenden Grundsaz: Es liegt tiefer als die Flüsse eine Mutter von Salz unter der Erde verborgen. Alle Salzquellen sind nur Aeste, oder Auswitterungen davon, und man kommt auf diese Hauptsalzlage, wenn man bis zur gehörigen Tiefe Schachte absenket. Sie glauben aber, daß dieser Saz sich nicht weiter, als bis auf die Gegenden wo Salzquellen liegen, ausgedehnet werden müsse.

Eben diese halten davor, daß die Engelländer bis auf die rechte Salzlagen gekommen sind, wie sie so reichhaltige Sohlen haben. Wenn die Hauptader verfehlet wird, und man doch Sohlen erhält, so nennt man sie ein Schwitzwerk, weil die Sohle nur durch die Erde schwitzet, und also nicht zu Tage ausbrechen kann. Bey weiterer Nachgrabung, werden nach den Anmerkungen der Erdeschichten und ihrem Streichen, Stollen in die Erde gegen der Hauptader getrieben. (s. Schwitzwerk.) Die Quellen, welche von der Seiten einfallen, zeigen an, daß die Sohle nicht tief gehet.

Ist sie nicht gar gering so muß man nicht weiter nachsuchen, weil man in der Tiefe sonsten süsses Wasser erhält. Wäre sie aber gering so treibet man Stollen nach, oder bohret seitwärts um die rechte Ader zu entdecken. Man kann seitwärts Stollen treiben, aufwärts fahren, abteufen bis man die Sohle findet.

Zu lockerem Erdreich ist grössere Fürsichtigkeit nöthig das viele Sprengen und Hauen ist sehr schädlich. Der Bergbohrer kann dabey mit dem grosten Vortheil gebraucht werden.

Wie an den Seiten von dem Einfluz des Erdreichs nachzubauen, wird in dem Artikel Fassung der Salzquellen gezeigt werden. (18)

Erschroten Wasser, (Salzwerkswissenschaft.) heißt bey dem Salzbrunnen graben, wenn man bey Niedertäufung eines Schachtes bey Aufsuchung der Salzquellen auf Klüffte kommt, von denen man wildes Wasser erhält; diesen kann man erhalten.

1) Wenn man in einer alten Ueberliefferung einen Schacht niederteuft, um Sohle aufzusuchen; daher Borlach zu Artern weislich die alte Ueberliefferung verlassen.

2) Im Steinkohlenlager.

3) Unter den Letten, wenn man nicht schon ob demselben hat.

4) Im Wasserließ.

5) Im klüftigen Kalkgebürge.

6) In Flüssen und in Thälern.

7) Auf dem flachen Felde. (18)

Erschürfen, (Salzwerkswissenschaft) sagt man von den Salzquellen, wenn man solche aufsucht. Es geschiehet dieses, wenn man von der Gegend in welcher man erschürfen will zuvor theils durch Spuhren (s. Spuhren) theils durch Untersuchung der zu Tage gehenden Wasserquellen (s. Sönditen) versichert ist, daß Salzquellen oder Steinsalz vorhanden ist. Dieses erschürfen geschiehet durch das Bohren in die Erde, und bedient man sich hiebey des Bergbohrers. (s. dies. Art.) Hat man durch diesen das Glück gehabt eine Salzquelle oder ein Salzgebürg zu entdecken, so macht man nunmehr Anstalt zu dessen Erschrotungen.

Eine Salzquelle kann nur da erschürft werden, wo noch keine war. Die Salzquellen zu Kösen und Dürrenberg sind von Hr. Bergrath Borlach an Orten erschürft worden, wo vorher noch keine waren. Ein Beweiß der tiefen Einsichten Hr. Borlachs in den Ursprung der Salzquellen. (18)

Erschütterung des Gehirns und Ergiessung. Es ist nicht nöthig, daß bey einer Erschütterung des Gehirns jedesmal eine Ergiessung zugegen ist. Die Erschütterung erfolgt nach starken Schlägen auf den Kopf, nach Streifschüssen, nach einem Fall, und

Digitized by Google

jeder Gelegenheit, wodurch die teigichte Masse des Gehirns, und die zarten Anfänge der Nerven einigermassen zusammengedrückt, und der Lauf des Geblüts in diesem Eingeweide gestört wird. Oft sind die Knochen der Hirnschaale dabey verletzt, und es finden sich Risse an dem Orte, wohin der Schlag gekommen ist, oder Gegenspalten, Eindrückungen der Knochen u. s. f. Zuweilen ist aber auch nicht die geringste äusserliche Verletzung zu finden, und im letztern Falle ist eine Erschütterung im eigentlichen Verstande zugegen. Die Erschütterung zeiget sich durch unterschiedene Zufällen, und verhält sich nach dem Grade, worinnen sie geschehen ist. Wilde Blicke, wunderliches Reden, unnatürlich langsamer, manchmal auch irregulairer und intermittirender Puls, ein Anfall von Fieber, Schwindel, Erbrechen, Leibesverstopfung, und anhaltende Schlaflosigkeit, begleiten sie anfangs. Sodann folgen Abnahme des Verstandes, ein dummes oder läppisches Bezeigen, Mangel des Gedächtnisses, Lähmung auf einer Seite, oder an einem Gliede, Verlust eines Sinnes, oder Sehens aus einem Auge, Krampf und Erstarrung oder Zusammenziehung eines besondern Theils, oder Muskels. Wann bey der Erschütterung keine Ergiessung ist, so ist sie nicht tödtlich. Die Ergiessung ist entweder vom Blute, oder vom dickern oder vom dünnern Theil der Lymphe, oder des Fliesswassers. Diese Feuchtigkeiten liegen auf der Oberfläche der dicken Hirnhaut, oder zwischen, oder unter den Gehirnhäuten auf oder in der Substanz des Gehirns, oder in dessen Kammern. In allen Fällen verursachen die ausgetretenen Säfte die oben von der Erschütterung erzählten Zufälle, es sey dann, daß sie in zu geringer Menge ergossen waren. Wenn Blut ausgetreten ist, so pfleget sich oft ein heftiges Bluten aus dem Munde, oder aus der Nase einzustellen. Der Puls wird nach und nach schneller, der Patient empfindet Schmerzen an dem Ort wo das Ausgetrettene sitzt, und die Exkremente gehen unwillkührlich ab. Nach dem Tode findet sich oft die Feuchtigkeit in den Gehirnkammern, oft legen sie sich als eine Haut über die ganze Substanz des Gehirns, oder die Häute desselben herüber. Nachdem die Ergiessung der Säfte stufenweise, oder plötzlich vor sich geht, sind auch die Zufälle geringer oder dringender; im ersten Falle darf man aber nicht sicher seyn, wenn sie auch einige Tage ausbleiben sollten. Eine jede Erschütterung, die nicht gleich tödtlich ist, erfordert gute Ruhe, genaue Diät, häufiges, oft wiederholtes Aderlassen, und innerlich kühlende Arzneymittel. Man muß sogleich alle Haare vom Kopfe sauber abscheeren, und untersuchen, ob keine äussere Wunde, keine Knochenverletzung und Splitter, oder Eindrücke der Hirnschale vorhanden sind. Findet man keine dieser Anzeigen, oder Spuren, daß eine Gegenspalte da sey, so muß man sich sogleich der Schmuckerischen kalten Aufschläge bedienen, die aus Wasser, Essig und Salmiack bestehen. Sehr viele Erfahrungen haben bewiesen, daß diese immer die besten Dienste gethan haben. Sie werden am besten angewendet, wenn der Patient die oben beschriebenen Zufälle, welche gerne auf die Erschütterung folgen, noch nicht spühret. Doch auch da hat man sie mit guten Erfolg brauchen sehen, wenn ein Theil der Symptomen sich schon wirklich eingestellt hatte. Diese Umschläge müssen über den ganzen Kopf gehen, und so oft mit neuem Wasser wieder kalt gemacht werden, als sie anfangen warm zu werden. Diese kalten Umschläge werden am besten gleich anfangs angewendet, ehe noch eine Ergiessung geschehen ist. Doch wenn sie auch schon geschehen wäre, so sind sie wenigstens nicht schädlich. Auch die geringste Ergiessung ist immer gefährlich, sie sey auch wo sie wolle. Wenn sie tief in der Masse des Gehirns sitzen, so sind sie desto gefährlicher; sind sie aber unmittelbar über, zwischen, oder unter den Hirnhäuten, so ist ihnen leichter beyzukommen. Das Aderlassen ist in diesem Falle eins der Mittel, die sich am wirksamsten bewiesen haben, zumal wann es möglichst nahe an dem leidenden Orte geschieht. Auch gelinde wiederholte Purgiermittel leisten gute Dienste, weil der Kranke ohnehin verstopft zu seyn pfleget. Wenn an dem Kopfe eine äusserliche Verletzung ist, so zeigt diese von selbst die Stelle, wo wir trepaniren müssen, um die ausgetrettene Feuchtigkeit wegzuschaffen. Wir können uns aber hierinnen doch betrügen: dann oft sitzt das ausgetrettene Blut weit von dem Orte entfernt, wohin der Schlag gekommen ist. Hier müssen wir uns eben so wie bey der Ergiessung ohne äusserliche Verletzung, auf Muthmassungen, und auf das vorhergegangene oder gegenwärtige Gefühl des Kranken verlassen. So bald das ausgetretene Blut weggeschaft worden ist, werden die Zufälle so gleich aufhören; es sey denn daß starke Entzündungen der Hirnhäute schon da wären, oder noch nachfolgten. Das ausgetrettene Blut ist immer geronnen. Daher muß sich der Wundarzt nicht irre machen lassen, wenn an solchen Orten, wo die Diploe stark ist, zuweilen viel Blut aus den Gefässen, die in dieselbe hineingehen, auslauft. Je näher die ausgetretene Feuchtigkeit unter der Hirnschale liegt, desto besser ist es für den Patienten, und desto bequemer für den Wundarzt. Liegt sie unter den Häuten so müssen diese durchschnitten werden. Hat man die Feuchtigkeit gefunden, so kann man leicht aus der Beschaffenheit derselben schliessen, ob es nöthig sey, derselben durch Einspritzungen, wozu in diesem Falle, verdünnter Wein mit Honig, und einigen Tropfen Terpenthinöhl dient, mehr Flüßigkeit zugeben, oder ob man es mittelst einer Sprize ausziehen, und ob man mehr als einmal des Tags verbinden müsse. Wenn das zerquetschte oder zerrissene Gehirn zu den Oeffnungen heraustritt, so drückt man es mit einem Myrtenblatt, oder den Fingern zurück, und verbindet die Wunde mit Bäuschchen, die mit Terpenthinöhl getränkt, und wieder ausgedruckt sind, dergestalt, daß die Ränder des Knochens dem Gehirn nicht schaden können. Uebrigens füllt man die Wunde mit Charpie aus, und legt einen Verband an, der das Gehirn zurückhalten kann. Zum Wegnehmen des gar zu stark hervorquellenden Gehirns, ist das Messer sicherer, als das Ezmittel, welches einige anrathen. Ein Hirnschaalenbruch macht wenig Unterschied im Falle einer Ergiessung, wenn das Hirn durch einstechende Splitter nicht allzustark verletzt worden ist. Diese muß man wegzunehmen suchen. Die Oeffnung der Wunde kann uns oft die Trepanation ersparen. Wenn der Bruch enge oder eingedrückt ist, so wird die Fortdauer der Zufälle im ersten Falle die Trepanation, im zweyten das Heben, oder alle beyde rathen. Die Heilung ist in beyden Fällen einerley. Unter dem Artikel Kopfbeschädigungen und Trepanation, wird mehr von dieser Materie vorkommen. (4)

Ersetzen, (*additio prosthesis*,) (Chirurgie) ist eine bekannte Operation in der Chirurgie, wodurch man einem Körper Theile zusetzt, die ihm mangeln. So werden

z. B. hölzerne Arme und Beine angeſetzt. Taglicotti dehnte ſo gar ſeine Kunſt bis auf neue fleiſcherne Naſen und Lippen aus. Wenn die Natur mit Hülfe der Kunſt hohle Geſchwüre und Fiſteln wieder mit Fleiſch ausfüllt, oder bey Wunden mit Verluſt der Subſtanz, neues Fleiſch erzeugt, oder wenn verlohren gegangene Knochen ſich zum Theil oder ganz erſetzen, ſo wird dieß auch Erſetzung genennt. (4)

Erſetzung des Schadens, ſ. Entſchädigung.

Erſitzen, heißt in alten deutſchen Rechten ſo viel, als ein Gut durch Verjährung erwerben; ſo wie hinwiederum erſitzen laſſen andeutet, ſein Grundſtück oder Recht durch Verjährung verliehren, oder daſſelbe vernachläſſigen. Auch bedeutet die Erſitzung überhaupt die Verjährung ſ. dieſ. Art. (15)

Erskrücher, Erskruper, ſind Benennungen des Dornfiſch Stachelbärſch, (*Gaſterosteus Spinachia* L.)

Erſtattung der Koſten, ſ. Koſten.

Erſtattung des Schadens, ſ. Entſchädigung.

Erſte, heißt eine Sache, wenn vor ihr keine andere iſt, und man ſiehet leicht, wenn ſie der Zeit nach, dem Rang oder der Ordnung nach u. ſ. w. die erſte iſt. Man nennt Gott das erſte und letzte Weſen mit Recht; weil er ewig, alſo niemals nicht iſt; daher kein Ding war, als er noch nicht war, kein Ding ſeyn wird, wenn er nicht mehr ſeyn wird; d. i. kein Ding vor oder nach ihm ſtatt hat. Manche Dinge heiſſen erſte theils dieſen Begriffe gemäß, theils ohne Rückſicht auf denſelben, wie aus folgenden Proben erhellet. (6)

Erſte, (muſikal.) was andern mit Prime ausdrücken, iſt die erſte abgeleitete Stimme in der muſikaliſchen Bezifferung. (25)

Erſte Bewegung, (*primum mobile*) nennt man in der alten Ptolemäiſchen Aſtronomie die äuſſerſte oder neunte hohle Kugel, welche alle übrige nach demſelben Syſteme zur Welt gehörige umfänget und in Bewegung ſetzet. Jeder Planet nemlich hatte ſeine eigene hohle Cryſtallkugel. Auſſer dieſen ſieben war eine achte, an welcher die Fixſterne angeheft waren, und eine neunte, die alle übrige einſchloß, deren Mittelpunkt der Mittelpunkt der Welt war, die Nichts von Sternen trug, die aber alle übrige Kugeln mit ſich in 24 Stunden von Abend gegen Morgen herum drehete, währender Zeit daß jede ihren beſondern Gang gieng und ihren Planeten ſeinen eigenen Weg fortſchafte. Das Copernicaniſche Syſtem hat alle dieſe hohle Kugeln abgeſchaft und beſonders vor die Bewegung des neunten von Morgen gegen Abend die Bewegung der Erde von Abend gegen Morgen um ihre Axe ſubſtituiret, welche lezte man daher heutzutage unter der erſten Bewegung zu verſtehen pfleget. (6)

Erſte Bitte, ſ. Bitte, erſte.

Erſtehen, ſein Recht oder ſeine Klage, iſt ein alter gerichtlicher Ausdruck, welcher gebraucht wird, wenn jemand einen Proceß gegen einen ungehorſamlich ausgebliebenen Beklagten gewinnet. Denn da der Kläger an den Gerichtstagen den Beklagten ſtehend erwartete; und dieſer auf ungehorſames Ausbleiben ſachfällig wurde, ſo hatte der Kläger in dieſem Falle ſein Recht gleichſam erſtanden, das iſt durchs Stehen ſeinen Proceß gewonnen. (15)

Erſter Erwerber, (*primus adquirens*) wird in illuſtren Familien derjenige Stammvater genannt, welcher gewiſſe Güter erworben und unter der Vorſchrift einer zu beobachtenden Erbfolge auf ſeine Nachkommen vererbt hat. Alle die von ihm abſtammen, haben ihm allein ihr Erbrecht zu verdanken; und ſind nicht ſchuldig, ſich ſolches durch einen der nachfolgenden Beſitzer, wäre es auch ihr eigener Vater, ſchmälern zu laſſen. ſ. Stammgüter. (15)

Erſter Mittagskreis, heißt derjenige in der Geographie, von welchem an man die Grade des Aequators und damit die übrigen Mittagskreiſe von Abend gegen Morgen zählet, von welchen an man alſo die Länge der Oerter auf der Erde ermißt. Weil die Natur ſelbſt keinen Punkt vorgeſchrieben, durch welchen er gezogen werden mußte, ſo iſt er von verſchiedenen verſchiedentlich angegeben worden. Ptolemäus, weil man zu ſeiner Zeit die Inſulas fortunatas oder die heutige Canariſchen Inſeln vor das äuſſerſte gegen Abend gelegene Land hielte; ließ den erſten Meridian durch die weſtlichſte Spitze derſelben laufen. Die Holländer ziehen die Teneriffe vor und laſſen ihn durch den berühmten Pic auf derſelben, der einer der höchſten Berge auf der Erden iſt, ſtreichen. Andre wählen die Inſel Palma und die Franzoſen ſeit 1634 auf Befehl des Königs Ludewig XIII. die weſtliche Küſte der Inſel del Farro, wodurch ſie der Ptolemäiſchen Angabe am nächſten kommen. Auſſer dieſen Canariſchen ſind auch einige Caboverdiſchen Inſeln, denen man die Ehre erzeiget den erſten Mittagskreis durch ſie zu ziehen; Jodocus Hondius legt ihn über St. Jacob, Ortelius und Mercator über die Inſel del Funge, und andre über St. Nicola. Desgleichen ſind hiezu einige der Azoriſchen oder Flandriſchen Inſeln ausgeſucht worden, del Coroo, Flores und von den Portugieſen Tercera, weil auf ihr die Magnetnadel keine Abweichung haben ſoll, welcher Urſache halber man den Artikel Abweichung des Magnets, nachſchlagen kann. Die franzöſiſche und holländiſche Anlage des erſten Mittagskreiſes, deren erſte die Länge der Oerter 2 Grade und 44 Minuten gröſſer angiebt, als die andre, ſind von den meiſten Erdbeſchreibern angenommen worden. In den neueſten Zeiten berechnen die Franzoſen die Längen nach dem Mittagskreiſe der Pariſer Sternwarte, der dem von Farro 20. Gr. 2. Min. 30. Sec. öſtlich liegt. Die Engländer nehmen heutzutage den von London, der von dem Pariſer 2 Gr. 25. Min. 15. Sec. gen Weſten liegt, die Schweden den von Upſala und ſo jede Nation den vor den erſten an, der durch die vornehmſte Sternwarte ihres Landes ſtreichet, und die Aſtronomen ſind längſt gewohnt, den des Orts, wo ſie ihre Obſervationen machen, anzuſehen, wie Tycho de Brahe den von Uraniburg, Riccoli den von Bononien, Flamſteed den von Greenwich annahm.

Die Verſchiedenheit der von verſchiedenen gewählten erſten Mittagskreiſe hat manche Verwirrung in der Geographie geſtiftet, und man begreift leicht, daß es, um dieſer vorzubeugen, nöthig iſt, anzuzeigen, welchen erſten Mittagskreis man vorausſetzet, wenn man die Entfernung anderer von ihm angiebt. Am beſten wäre es, wennman ſich entſchlöſſe einen gewiſſen durchaus anzunehmen und von demſelben öſtliche und weſtliche Längen bis auf 180. Grade zu zählen. (6)

Erſter Verticalkreis, wird der Vertical- d. i. durch das Zenith und Nadir ſtreichende Kreis genannt, der durch die Pole des Mittagskreiſes gehet, der alſo auf dem lezten ſenkrecht ſtehet und von Morgen nach Abend gerichtet iſt. Die Gnomonick lehret auf der einen Seite deſſelben die Mittags- und auf der andern die Mitternachtsuhr beſchreiben. (6)

Erſtes Viertel, heiſſet die Zeit, da im zunehmende Lichte die Hälfte der Mondsſcheibe erleuchtet iſt. Weil

der Mond langſamer als die Sonne lauft, folglich, wenn er geſtern mit ihr zugleich untergegangen, heute noch in einiger Höhe über dem Horizont ſtehet, indem ſich die Sonne unter demſelben verbirget, ſo iſt der Mond im Zunehmen auf der gegen Untergang gekehrten Seite erleuchtet. Folglich erkennet man das erſte Viertel daran, daß die erleuchtete Hälfte der Scheibe ſich gegen Abend wendet. Die Benennung kommt daher, daß zu der Zeit der von der Sonne ſich entfernende Mond um den vierten Theil des Himmels oder 90. Grad von ihr abſtehet. (6)

Erſte Urſache, weil die Urſache der Grund der Wirklichkeit des andern in ſich enthält; ſo iſt das, was der Grund der Wirklichkeit der Urſache in ſich hat, entfernte Urſache; woraus ſich denn, was die entferntere und noch entferntere Urſache ſeye, von ſelbſt verſtehet. Die aller entfernteſte, die alſo nicht wieder eine Urſache hat, wird die erſte, oder, wenn man von der andern Seite herzählet, die letzte Urſache genennt. Weil ohne zureichenden Grund nichts ſeyn kann und gleichwohl die erſte Urſache nicht wieder eine Urſache, d. i. den Grund ihrer Wirklichkeit nicht in einem andern hat; ſo muß ſie denſelben in ſich enthalten, und ein Weſen von dem man dieſes ſagen kann, muß ſeyn, oder die ganze Kette der Dinge iſt ohne Grund (ſ. Grund.) Daß Gott die erſte Urſache aller Dinge ſeye, iſt bekannt. (6)

Erſte Wahrheit. Jeder Satz muß aus Sätzen, die vor ihm ſchon bekannt ſind erwieſen werden. Hiedurch unterſcheidet ſich der Beweis von dem, was petitio principii genannt wird. Wenn alſo von einem wahren Satze kein Beweiß mehr möglich iſt, ſo giebt es keine andre Sätze, die man vor ihm vor wahr erkennen kann. Vermöge des Begriffes des erſten muß man folglich einen wahren Satz, der keinen Beweiß mehr zuläſſet, mit dem Namen der erſten Wahrheit belegen. Er liegt ganz vorne, wenn man die Sätze hinter einander ordnet, wie einer aus dem andern folget, und man behauptet durch dieſe Benennung nicht, daß kein andrer vor ihm dem Menſchen in die Gedanken kommen können.

Schon Ariſtoteles hat den Satz des Widerſpruches oder eine Sache kann nicht zugleich ſeyn und nicht ſeyn, vor die abſolut erſte Wahrheit erkannt, und er hatte Recht, weil ſich allerdings dieſer Grundſatz nicht wieder beweiſen läſſet, ſondern derjenige, der ihn beweiſen will, nothwendig die petitionem principii begehen muß, er trachte ihn herzuleiten, woraus er will. Denn er muß doch ſeine Schlußfolge vor richtig, alſo vor dem dicto de omni & nullo gemäß (man ſehe den davon handelden Artikel), alſo vor übereinſtimmend mit dem Satz des Widerſpruchs, von welchem jenes Dictum abhänget, erkennen; wenn er ſie vor beweiſend halten will. Er ſetzet alſo ſchon dadurch den Grundſatz, den er darthun will, voraus und muß ihn zum zweyten und drittenmal vorausſetzen, wenn er nicht geſchehen laſſen will, daß man ſeine von ihm vor wahr angeſehene und zugeſtandene Vorderſätze zugleich auch vor falſch anſehe. Er darf aber dieſes nicht geſchehen laſſen, weil ſonſt ſein Beweis auch zugleich das Gegentheil, oder Ja und Nein zugleich und folglich nichts beweiſet.

Andre Philoſophen haben andre Sätze vor die erſte Wahrheit ausgegeben, z. E. ein jedes Ding iſt, was es iſt, desgleichen jedes Ding iſt entweder oder iſt nicht, und andere noch andere. Jene kaum genannten Sätze ſind Folgen aus dem Grundſatze des Widerſpruches, wie eine genaue Prüfung derſelben leicht offenbaret, und können alſo ihm nicht vorgeſetzet werden. Die übrigen ſamt den Gründen anzuführen, warum ſie nicht den Rang der erſten Wahrheit behaupten können, würde Weitläuftigkeiten veranlaſſen; die wir uns in einer ſo abſtracten und die wenigſten Leſer intereßirenden Materie nicht erlauben dörfen.

Nur die, wie man gemeiniglich vorgibt, von Carteſius derer ausgegebene erſte Wahrheit möchte noch verdienen, beſonders erwogen zu werden. Man behauptet nemlich gemeiniglich, daß er den Schluß: ich denke, daher bin ich, oder, welches ſich noch eher hören lieſſe, den Satz: ich bin, oder meine Seele iſt, anſtatt jenes ariſtoteliſchen Grundſatzes vor die erſte Wahrheit erkenne. Allein aus dem 118ten ſeiner Briefe erhellet, daß man ihm unrecht thut. Was er lehret, beſtehet in folgenden, iſt alle ſichtbar richtig und entziehet dem obigen Grundſatze ſeine Würde nicht. Es kommt nemlich darauf hinaus: wir wiſſen von der Wirklichkeit keines andern Dinges eher, als von der Wirklichkeit deſſen, das in uns denket; wie daher in Anſehung der Möglichkeiten alle unſre Gewißheit ſich in den Satz auflöſſet: es iſt ohnmöglich, daß etwas zugleich ſeye und nicht ſeye; ſo löſſet ſich alle Gewißheit, die wir an der Wirklichkeit der Dinge haben, in die Gewißheit unſers Bewußtſeyns und die davon abhangende Gewißheit der Wirklichkeit des ſich bewußten Dinges auf. (6)

Erſtgeburth, ſ. Primogenitur.

Erſtgeburt, ihr Recht bey den Griechen. ſ. Erbſchaftsgeſetze der Griechen.

Erſtgeburt, (jüdiſch) die erſtgebohrnen Söhne hatten bereits in den älteſten Zeiten vor der moſaiſchen Einrichtung ihre beſondere Vorrechte. Bey der Patriarchaliſchen Haushaltung war der Erſtgebohrne das vermuthliche Haupt der Familie, wenn der Vater mit Tod abgehen würde; ſo wie es noch jtzo in manchen Stücken die arabiſchen Emier ſind. Eines der vorzüglichſten Vorrechte, die mit der Erſtgeburt verbunden waren, betraf die Prieſterwürde. Es wird dieſes ganz deutlich geſagt, 4 B. Moſ. 8, 16. daß Gott die Leviten anſtatt der Erſtgeburt genommen habe, daß ſie ſeinen Dienſt verrichten ſollten. Aus dieſem Grund wird auch die Niederträchtigkeit Eſaus, der das Recht ſeiner Erſtgeburt aus Geringſchätzung verkauft hatte, ſo vorgeſtellt, daß der Unglaube die Quelle davon geweſen ſey, Hebr. 12, 16. In eben dieſen Zeiten hatten die Väter das Recht, den erſten Sohn einer ihrer Frauen, welchen ſie wollten, zum Erſtgebohrnen zu erklären, und ihm dadurch alle die Vortheile, die davon abhiengen, zuzuerkennen. Es geſchah dieſes beſonders, wenn die Väter eine von ihren Frauen beſonders lieb hatten. Obgleich Iſaac jünger war, als Iſmael, ſo machte ihn dennoch Abraham zum Erſtgebohrnen, oder man müßte annehmen, daß er ihn als den einzigen, aus vollgültiger und gleicher Ehe entſprungenen, angeſehen habe; deutlicher aber iſt Jacobs Beyſpiel. Ruben war ohne Widerrede der Erſtgebohrne, aber, da er ſich durch ein grobes Verbrechen an ſeinem Vater verſündigt hatte, ſo nahm ihm dieſer die Rechte, die mit der Erſtgeburt verbunden waren, und gab ſie ſeinem jüngſten Sohn. 1 Chron. 5, 2. Es konnte nicht fehlen, ein ſolches Recht mußte in den Familien unendlichen Verdruß erregen; der wirklich Erſtgebohrne mußte immer in Sorgen ſtehen, es möchte ihm ein Erſtgebohrner der andern Frauen vorgezogen werden;

eine jede Frau wird ſich bemühet haben, eine beſondere Gunſt ihres Mannes zu erlangen, um den Nutzen davon auf ihren erſten Sohn zu bringen; der Mann war den dringenden Bitten bald dieſer, bald jener von ſeinen Frauen, ausgeſetzt. Dieſen nun vorzubeugen, verordnet er namentlich, daß es hiebey nicht auf die gröſſere oder kleinere Gunſt gegen eine oder die andere Frau ankommen ſollte. Der Vater ſagt er, kann nicht den Sohn der liebſten Frau zum Erſtgebohrnen machen, für den Sohn der feindſeligen, d. i. die er weniger liebt, als die andere, ſondern dem, der ſeine erſte Kraft iſt, dem gehört das Recht der Erſtgeburt. 5 B. Moſ. 21, 16. 17. Um Erſtgebohrner zu ſeyn, war es alſo nicht genug, der erſte Sohn einer Mutter zu ſeyn, man mußte auch der erſte Sohn des Vaters ſeyn; im erſten Betracht wurde er פתר רחם Phether Rechom, der die Mutter bricht, und im andern בכור oder der Anfang der Kräfte genennt. Nach dieſer Beſtimmung konnte alſo ein Sohn, der aus der Ehe einer Wittwe, die mit ihrem vorigen Manne ſchon Kinder gehabt hatte, wenn ihr gegenwärtiger Mann gleich ſonſt keine Kinder gehabt hatte, auf das Recht der Erſtgeburt eben ſo wenig Anſpruch machen, als wenn ein Wittwer der ſchon Kinder gehabt hätte, eine Jungfer geheyrathet und mit ihr einen Sohn gezeugt hatte. Auch derjenige war kein Erſtgebohrner, der zwar der erſte Sohn, aber nicht das erſte Kind war. Hieraus iſt zu begreiffen, warum bey der Zählung des Volks in der Wüſte, die Anzahl der Erſtgebohrnen ſo gering war, indem in einem Volk von ſechsmal hundert tauſend erwachſenen Mannsperſonen, nicht mehr als 22000 Erſtgebohrne von einem Monath an und drüber gezählt wurden. Nun, ſagen die Rabbinen, daß ſolche im ſtrengſten Verſtand genommene Erſtgebohrne allein das Recht doppelte Erbportion zu bekommen gehabt hätten, die andern aber, die in einer oder der andern angeführten weitläuftigern Bedeutung, entweder nur Erſtgebohrne des Vaters, oder der Mutter geweſen wären, hätten dem ohngeachtet müſſen ausgelöſſet werden. Ja, die Rabbinen ſagen, daß die Auslöſſung der Erſtgeburt nicht nach dem Vater, ſondern blos nach der Mutter müſſe berechnet werden, weil es heiſſe: was zuerſt die Mutter bricht. Wenn alſo jemand mehrere Weiber gehabt, die jede zuerſt einen Sohn gebohren hätte, ſo hätten ſie alle als Erſtgebohrne müſſen ausgelöſſet werden; aber einer davon hätte nur doppelte Erbportion bekommen. Die erſten nennen ſie בכורים לפריון Bechorim Lepidjon, d. i. Erſtgebohrne zur Auslöſſung; die andere aber בכורים לירושה Bechorim Liruſcha, das iſt, Erſtgebohrne zur doppelten Erbportion. Allein, in der Schrift finden wir dieſen Unterſchied nicht gegründet; wir bleiben alſo bey unſrer Erklärung, daß derjenige ein Erſtgebohrner genennt worden, und alle die Rechte die mit der Erſtgeburt verbunden waren, genoſſen habe, der ſowohl von Vater, als Mutter Seite der Erſtgebohrne war. Starb ein ſolcher, ohne Kinder zu hinterlaſſen, ſo erlöſchte mit ihm das Recht der Erſtgeburt, und der nachgebohrne Sohn konnte ſich dieſes Rechtes keinesweges anmaſſen. Gott eignete alle Erſtgebohrne Söhne, und auch überhaupt alle Erſtgebohre Männlein unter dem Vieh, ſich als ein beſonderes Eigenthum zu. Aus 2 B. Moſ. 13, 12-14. iſt deutlich zu erſehen, daß dieſe Verordnung ſich auf die Befreyung aus Aegypten bezog. Weil nemlich die Aegyptier nicht eher, als nachdem alle ihre Erſtgebohrne an Menſchen und Vieh getödtet waren, die Iſraeliten von ſich lieſſen; ſo behielt ſich Gott zum Andenken dieſer Befreyung nicht nur alle Erſtgeburt zum beſondern Eigenthum bevor, ſondern befahl auch den iſraelitiſchen Vätern, daß ſie dieſes ihren Kindern, als die Urſache dieſer Verordnung bekannt machen ſollten. Wenn ſich nun Gott alle erſtgebohrne Söhne unter den Menſchen zum Eigenthum vorbehielt; ſo hatte dieſes nicht die Abſicht, daß ſie Gott geopfert werden ſollten; denn Menſchenopfer waren ſtreng verboten: ſondern ſie ſollten zum Dienſte Gottes gebraucht werden. Da nun aber die Leviten an die Stelle der Erſtgebohrnen kamen, und die prieſterliche Verrichtungen und den Dienſt des Tempels allein verſorgen mußten; ſo mußten die Erſtgebohrne losgekauft werden, und das daraus entſtehende Geld, war zu der Beſoldung der Leviten gerechnet. Daher es auch nicht auf den Willkühr der Eltern ankam, ſondern der erſtgebohrne Sohn mußte losgekauft werden. Wir haben hievon in einem beſondern Artikel gehandelt; ſ. Auslöſung der Erſtgeburt.

Die erſtgebohrnen Söhne hatten unter den Hebräern beſondere Vorrechte. Erſtlich hatte der Erſtgebohrne eine gewiſſe Gattung von Herrſchaft über ſeine Brüder. Der ſterbende Jacob ſagte: Ruben, mein erſter Sohn, der Oberſte im Reich. 1 B. Moſ. 49, 3. Wenn die Söhne Hiobs zuſammen kamen, ſo geſchah es in dem Hauſe des Erſtgebohrnen. Hiob 1, 13. 18. Da David in der Beſtellung der Reichsfolge den Erſtgebohrnen übergieng; ſo war dieſes eine Gelegenheit zu verſchiedenen unangenehmen Auftritten. Amnon war der Erſtgebohrne, den ſchafte Abſolom durch einen Mord aus dem Wege, vielleicht nicht ſo ſehr aus Rache wegen Schändung der Thamar, als weil er ſelbſt gern der Erſtgebohrne ſeyn wollte. Als dieſer im Treffen geblieben war, ſo regte ſich Adonias, um König zu werden. Hieraus ſieht man, daß die Erſtgebohrnen einen Vorzug für ihren Brüdern gehabt haben. In den Genealogien im Buche der Chronik wird deswegen der Erſtgebohrne häufig das Haupt genennt. Das zweyte Vorrecht der Erſtgebohrnen war, daß ſie das Amt der Prieſter verwalteten. Dies mag wohl ehemals unter den Patriarchen üblich geweſen ſeyn; aber nachdem Moſes den Stamm Levi zum Prieſterthum beſtimmte; ſo fiel dieſes Vorrecht weg; doch gründete ſich darauf die Auslöſung. Einige Rabbinen ſind der Meynung, daß wenn ein erſtgebohrnes Kind einen Fehler an ſich gehabt habe; ſo hätte es nicht dürfen ausgelöſet werden, aber ſein Recht zur doppelten Erbportion ſey ihm unbenommen geweſen. Sie machen deswegen einen Unterſchied zwiſchen den Erſtgebohrnen zur Auslöſung, und den Erſtgebohrnen zur Erbſchaft: beym Moſe finden wir nichts davon. Das dritte Vorrecht des Erſtgebohrnen war, daß er in der Erbtheilung von ſeines Vaters Verlaſſenſchaft doppelte Erbportion bekam. (ſ. Erbſchaft.)

Was die Erſtgeburt von Thieren anbelangt; ſo iſt das allgemeine Geſetz; alles was männlich zuerſt die Mutter bricht, ſoll dem Herrn geheiligt ſeyn. Die Rabbinen machen hiebey allerhand ſpitzfindige Unterſuchungen; z. E. wenn man bey der Geburt nicht genau wiſſen könnte, ob ein Thier männlichen oder weiblichen Geſchlechts war; wenn ein Thier Zwillinge bekommen, ein männliches und ein weibliches, und man wußte nicht, welches von beiden zuerſt heraus gekommen: mit denen wir uns aber nicht aufhalten wollen. Die erſtgebohrnen Thiere, waren entweder opferbar, oder nicht. Im letzten Fall wurden ſie ausgelöſet,

(ſ.

(ſ. Auslöſung auch Bechorim) im erſten Fall dem Prieſter zum Opfer gebracht. Dergleichen Thiere durften ſchlechterdings nicht losgekauft werden; ſondern ſie mußten zum Tempel gebracht werden. 4 B. Moſ. 18, 17. Und von dieſem Geſetz iſt niemand befreyet geweſen; auch Prieſter und Leviten mußten ihr Erſtgebohrnes bringen. Ehe ein Hausvater ein ſolches erſtgebohrnes Thier brachte, ſo mußte er es erſt ſieben Tage an der Mutter ſaugen laſſen; vor dem achten Tage durfte es nicht gebracht werden. 3 B. Moſ. 22, 27. Alsdenn brachte es der Hausvater zu dem Tempel, und führte es durch ein beſonderes Thor, welches im Vorhof der Prieſter gegen Mittag lag, und nur das Erſtgeburtsthor genennt wurde, und übergab es dem Prieſter. Dieſer brachte es in die Kammer der Erſtlinge, wo es ſo lange aufbehalten wurde, bis es geſchlachtet wurde. Wenn es geopfert werden ſollte, ſo führte es der Prieſter wieder durch das Erſtgeburtsthor, und brachte es in den innern Vorhof, um es bey dem Brandopferaltar zu ſchlachten. Das Blut wurde auf dem Altar geſprengt, und nachdem das Fell abgezogen, und das Eingeweide ausgenommen war, alles Fett auf dem Altar verbrennt. Es kam auch kein Speis- und Trankopfer dazu, und der Hausvater durfte ihm auch nicht die Hände auf den Kopf legen. Er bekam auch nichts von dem Fleiſch, ſondern alles gehörte den Prieſtern, die es entweder im Tempel, oder innerhalb den Mauern der Stadt, mit den Ihrigen verzehren mußten. Allein aus 5 B. Moſ. 12, 6. 14, 23. 15, 19-23. ſcheint allerdings zu folgen, daß auch die Hausvater einen gewiſſen Antheil an den Opfern der Erſtgebohrnen gehabt haben. Man hat ſich Mühe gegeben, die Schwierigkeit zu heben, man iſt aber nicht auf eine Art zu Werke gegangen. Einige haben geglaubt, daß hier von den Erſtgebohrnen weiblichen Geſchlechts die Rede ſey, welches die Hausvater mit genoſſen hätten; allein vom weiblichen Geſchlecht heißt nie etwas in der Schrift Erſtgebohrnes. Andere glauben, daß hier von freywilligen Gaben die Rede ſey, und Moſes etwa ſage, daß man von dem Zweyerſtgebohrnen, oder demjenigen, was nach dem Erſtgebohrnen zunächſt gebohren worden, etwas zu einem Freudenmahle anwenden ſollte. Moſes ſcheint hier nicht ein eigentliches Geſetz zu geben, ſondern vielmehr nur altes Herkommen zu erneuern. So wie Moſes einen zweyten Zehenten zu Opfermahlzeiten verordnet, ſo ſcheint er auch hier das Nacherſtgebohrne zu eben dieſer Abſicht zu beſtimmen. Hatte ein erſtgebohrnes Thier einen Fehl, ſo durfte es nicht geopfert werden, ſondern die Prieſter aſſen es als eine reine gemeine Speiſe in ihren Häuſern. Maimonides ſagt: ein reines Erſtgeburtsvieh, wenn es einen Fehl hatte, es mag nun denſelben von der Geburt an gehabt, oder hernach erſt bekommen haben, gehörte den Prieſter, der es lebendig, oder geſchlachtet, eſſen, und wenn er wollte, verkaufen durfte. Das Urtheil, ob ein ſolches Thier einen Fehler hatte, der es zum Opfer untauglich machte, hieng von dem Obergerichte ab, und in Ermangelung von drey Geſetzverſtändigen. Von unreinen erſtgebohrnen Thieren, ſ. die oben genannten Artikel. (22)

Erſtickung und Erſtickte. Unter dem Worte Erſtickung verſteht man insgemein eine gänzliche Hemmung des Athemholens; zuweilen auch den Zuſtand, wenn durch irgend eine Urſache das Athemholen auſſerordentlich erſchwert wird. Die Urſachen, welche zu letzterem beytragen können, ſind unterſchieden. Die gewöhnlichen, welche es erſchweren, ſind Bruſtwaſſerſucht, hyſteriſche, und andere Krämpfe, Engbrüſtigkeit, Bräune u. ſ. w. Dieſe Umſtände können oft in eine völlige Erſtickung übergehen. Oefterer geſchieht ſie aber durch eine höchſt verdünnte Luft, durch Erdroſſeln und Erwürgen, durch ſchädliche Dämpfe in verſchloſſenen Orten, als durch die betäubenden Holz-, Torf- und beſonders die Steinkohlen, wie auch durch Lichter, und Lampen, durch den Schwefeldampf, und ähnliche aus Hölen und Bergwerken aufſteigende Dünſte, ferner durch die in verſchloſſenen Kellern gährende Feuchtigkeiten und Säfte, als Wein, Bier, Moſt, Eſſig, Meth, u. ſ. w. Wenn unter ſolchen Umſtänden der Patient einmal ſeiner Sinne beraubt iſt, die Urſache fortdauert, und nicht bald Rath geſchaft wird, ſo iſt er meiſtens verlohren. Wenn alſo jemand auf ſolche Art verunglückt iſt, ſo muß die erſte Sorge der Anweſenden dahin gehen, die Urſache zu entfernen, wodurch die Erſtickung hervorgebracht wurde, und, welche ſie bis hierher unterhielte. Wäre jemand durch Aufhängen erſtickt worden, ſo muß man den Strick ſogleich behutſam entzwey ſchneiden, oder wäre die Erſtickung in verdorbener Luft geſchehen, ſo muß man den Körper ſogleich in eine reine und ferne Luft bringen, oder wenn dies nicht ſogleich angehet, die verdorbene Luft durch den Zutritt einer neuen und reinen zu verbeſſern ſuchen, Zugluft verſchaffen, das Zimmer, oder den Ort mit Riechſpiritus oder Aſchenlauge ausſprizen, oder den Boden des Zimmers mit Aſche beſtreuen. Einem Erſtickten muß man ſogleich die Kleider löſen, und ihm eine aufrechte Lage geben. Die niederhängenden Füſſe muß man in ein lauwarmes Fußbad bringen, und durch Zugieſſen von warmen Waſſer ſeine Wärme zu erhalten ſuchen. Bey einem Erſtickten iſt gemeiniglich eine krampfhafte Zuſammenziehung der untern Kinnlade gegen die obere, und die Theile des Mundes und der Bruſt ſind krampfhaft zuſammengezogen. Um dieſe wieder geſchmeidig und beweglich zu machen, muß man ſogleich die Droſſelader am Halſe, oder wenn dies nicht angeht am Arme eine Ader öffnen, auch hinter den Ohren ſchröpfen, warme Bähungen als ein Stück Flanell in warmer Milch getränkt, unter dem Kinnbacken weg von einem Ohr zum andern oder aus erweichenden Kräutern mit Milch gekochte Ueberſchläge auf dieſe Art überſchlagen. In den Mund gießt man zwiſchen den Zähnen durch, warmes Waſſer mit Honig oder Oel vermiſcht, auch 12-15 Tropfen Salmiakgeiſt. Oft läßt die Mundklemme ohnerachtet des Gebrauchs aller dieſer Mittel doch nicht nach. Alsdenn muß man ein eiſernes oder knöchernes Inſtrument zwiſchen die Zähne bringen, und ſie behutſam auseinander zu zwängen ſuchen. Sobald die Mundklemme gehoben iſt, muß man warmen Odem einblaſen, und wenn dies wegen der krampfhaft zuſammengezogenen Kehle, und hoch aufgetriebenen Bruſt nicht von ſtatten geht, ſo muß man ſobald man einen Wundarzt bekommen kann, die Oeffnung der Luftröhre vornehmen laſſen, und unterdeſſen mit den ſchon angeführten Mitteln fortfahren, das Geſicht und die Bruſt auch mit kaltem Waſſer, Eſſig, oder Brandtwein beſprengen, vor die Naſe allerley ſtark riechende Sachen, als Zwiebeln, Meerrettich, Salmiakſpiritus halten, und ſcharfer Klyſtiere, als der Tabaksklyſtiere, oder Tabaksrauchklyſtiere ſich bedienen. Sobald die Mundklemme gehoben iſt, muß man von Zeit zu Zeit einen Löffel voll Campheressig mit Waſſer verdünnt, oder 10-12 Tropfen Salmiak-

geiſt in den Mund gieſſen, oder man kann ſich ſtatt deſſelben auch des Eſſigs bedienen, in den vorher geriebener Meerrettig gethan worden, und der nachher davon ausgepreßt iſt; auch kann man geſtoſſenen Senf mit Waſſer und Eſſig verdünnen, und einen Theelöffel voll davon von Zeit zu Zeit eingeben. Sobald der Kranke ſchlucken kann, giebt man ihm oft einen Löffel voll ſchwaches Salzwaſſer mit etlichen Tropfen Salmiakgeiſt, oder ein wenig Meerrettigeſſig, und läßt ihn Thee mit Citronenſaft, oder Eſſig trinken, wozu man auch den liquor anodynus zu 20 Tropfen ſetzen kann.

Wenn jemand an einem Orte von eingeſchloſſenen verdorbenen Dünſten verunglückt iſt, ſo muß man ihn ſogleich von da wegbringen, oder wenn dies nicht angeht, ſogleich etwas Schwefel oder Schießpulver daſelbſt anzünden, den Boden mit Eſſig beſprengen, und die Dämpfe dem Erſtickten zuwehen, und die angezeigten Mittel gebrauchen. Auf eine Erſtickung, die aus einer ſo höchſt verdorbenen Luft entſtanden iſt, pflegt oft eine Fäulung zu entſtehen. Dieſer zu begegnen, gehört zum Geſchäfte des Arztes. Ehe man einem Kranken zu Hülfe eilt, der ſich noch an dem Orte befindet, wo er verunglückt iſt, muß man ſelbſt auf ſeine eigne Sicherheit vorher bedacht ſeyn, wenn man nicht Gefahr laufen will, ſelbſt zu verunglücken. Läßt ſich der Verunglückte nicht ſicher mit Haken herausziehen, ſo darf man ſich ſo lange nicht zu ihm wagen, als die Dünſte beym Hineinſteigen das Licht auslöſchen, oder angebranntes Stroh, Papier, Späne, u. dergl. ſogleich ihre Flamme verlieren, und verlöſchen. Man muß alſo Thüren und Zuglöcher ſogleich öffnen, oder nach Umſtänden eine Wand einſchlagen, und nicht eher hineingehen, bis brennende Sachen ihre Flamme behalten. Ein Ort der mit dem Dampfe der betäubenden Holz- Torf- oder Steinkohlen, oder mit Schwefeldampf, oder mit den Dünſten gährender Säfte angefüllt iſt, wird am beſten, wenn nicht Feuer und Rauch zum Reinigen hinreichend erreget werden können, durch eine Lauge von Aſche, Kalk und Salz, die man hinein gieſſet, oder die man allein hinein ſchüttet, gereiniget. Die Dünſte aber, ſo aus einer faulichten, nicht verneuerten, verderbten, durch Moder, und Fäulnis angeſteckten Luft entſtehen, werden am geſchwindeſten durch angezündeten Schwefel oder Schießpulver verbeſſert. Wenn ſich jemand an einen ſolchen Ort hinwaget, ſo muß er ſobald er bemerkt, daß ihm ſchwindlicht wird, ihm die Luft vergehen will, und er ſeiner Sinnen nicht recht mehr Meiſter iſt, ſich ſogleich zurückziehen, und Thee oder auch Waſſer mit Eſſig, oder Citronenſaft genieſſen. Zur Vorſicht müſſen diejenigen, welchen es obliegt ſich an ſolche Orte wo Dünſte der erſtern Art ſind, zu wagen, ein Tuch oder ein Stück Flanell, welches mit Salzwaſſer, oder wenn die Dünſte von der letztern Art ſind, mit Weineſſig getränkt werden, um den Mund und die Naſe binden. Man kann auch ein paar Stücke mit 30 Tropfen von Hoffmanns Spiritus befeuchteten Zucker in den Mund nehmen. Bey Leuten, die von mineraliſchen Schwaden, aus Gruften und Bergwerken, oder von metalliſchen Dünſten, bey Metallarbeiten erſticken, und wie todt niederfallen, iſt die nemliche Erweckungsmethode angezeigt, die wir oben angegeben haben. Vorzüglich iſt es aber nöthig, daß man baldmöglichſt ein Brechmittel gebe, oder wenn man dergleichen nicht bey der Hand hat, durch Körper, womit man den Schlund reizt, ein Erbrechen zu erregen ſuche. Darauf giebt man den Patienten fleiſig fette öligte, und ſchleimigte Feuchtigkeiten zu trinken, als Mandel- oder Leinöl, Haberſchleim, Milch, und ſetzt zu gleicher Zeit dergl. Klyſtiere. An manchen Orten iſt der Gebrauch, daß diejenigen, welche ſich ſolchen Dünſten ausſetzen müſſen, vorher fette Sachen genieſſen. (4)

Erſtickung, ſ. Erdroſſeln.

Erſticktes bey den Juden. ſ. Eſſen.

Erſtigkeitsurtel, wird von einigen Rechtsgelehrten die in Conkursproceß ergangene Endurtel, durch welche die Ordnung der Gläubiger unter ſich entſchieden wird, genannt, ſ. Prioritätsurtel. (38)

Erſtling. Dieſes Wort wird in verſchiedener Bedeutung gebraucht. Einmal heißt es überhaupt das Erſte in ſeiner Art der Zeit nach. Beſonders bedeutet es zuweilen ſowohl die Erſtgeburt von Menſchen und Vieh, als auch die erſten Früchte von Erdgewächſen. In der letzten Bedeutung nehmen wir es hier, und verſtehen darunter diejenigen Früchte, die die Juden Gott zur Dankbarkeit weiheten. Sie waren von verſchiedener Art, nachdem ſie entweder öffentlich im Namen des ganzen Volks, oder von Privatperſonen für ſich gebracht wurden. Wir wollen von einer jeden Art inſonderheit reden. Die erſten öffentlichen Erſtlinge wurden am zweyten Tage des Oſterfeſtes gebracht, da nach der Verordnung Moſes von den erſten Früchten der Erndte dem Prieſter eine handvoll gebracht werden mußte, der ſie vor der Stiftshütte in die Höhe hub, und ſie dadurch Gott weihete; ehe dieſes geſchehen war, durften ſie von der neugewachſenen Frucht, weder geröſtete Körner, noch Körner in Aehren, eſſen. 3 B. Moſ. 23, 10. 14. Dasjenige, was dargebracht werden ſollte, nennt Moſes, עמר ראשית d. i. die Erſtlingsgarbe; weil aber עמר auch der Name eines jüdiſchen Maaßes iſt, nemlich der zehente Theil eines Epha iſt, ſo wollen einige daraus die Gröſſe der Garbe beſtimmen, daß ſie nemlich ſo viel Körner gehabt, als einen Homer ausmachten. Mit der Sache ſelbſten hatte es folgende Bewandnis. Den erſten Tag des Feſtes lies man vorbey gehen. An dem Abend dieſes Tages, womit ſich der folgende zweyte Tag des Feſtes anfieng, verſammelte ſich das Gericht, und ſchickte drey Männer ab, welche eine Garbe Gerſte, welche Frucht zu erſt reif wurde, von dem Felde holen mußten. Dieſe begaben ſich unter Begleitung vieler Menſchen, die ſich von allen Orten her verſammelt hatten, in das Thal Kidron, oder, wenn ſie da keine Gerſte antrafen, an den erſten Acker, wo ſie die Frucht fanden. Hier fragte der eine von den Abgeordneten: iſt die Sonne untergegangen? Das Volk antwortete: ja. Er fragte ſie ferner: ſoll ich ſchneiden? Und die Zuſchauer ſagten: ja. Er fragte weiter: mit dieſer Sichel? Antwort: ja. In dieſen Korb: ja. War dieſer Tag etwa ein Sabbath, ſo fragte er noch: ſoll ich es am Sabbath thun? Und die Antwort war: ja. Eine jede Frage wiederholte er dreymal, und bekam auch dreymal Antwort. Sobald nun von dem Volk die Erlaubnis war gegeben worden; ſo giengen die drey Abgeordnete auf drey unterſchiedene Felder. Ein jeder ſchnitt mit der Sichel eine handvoll ab; das Abgeſchnittene wurde in drey Körbe gethan, und in den Vorhof des Tempels getragen. Hier wurde es ausgeſchlagen, geworfelt, getrocknet, zu Mehl gemacht, und dreyzehenmal durchgebeutelt, daß man dadurch einen Homer des feinſten Mehles bekam. Am folgenden Tag, wenn das Morgenopfer vorbey war, nahm es der Prieſter, und vermengte es mit Oel und Weihrauch, that es in ein heiliges Gefäß, und hielte es

gegen die vier Weltgegenden, d. i. er webte es und hub es gleichſam als wenn er es Gott darbringen wollte, in die Höhe; hierauf ſalzte er es, trug es auf den Altar, warf einen Theil davon in das Feuer und behielt das übrige für ſich, welches er hernach mit den übrigen Prieſtern verzehrte. Dieſe Speiſe wurde für ſo heilig gehalten, daß, wenn auch einer einen Oliven groß davon bekam, die Juden vorgaben, daß er ſich damit zur Luſt habe ſättigen können. Joſephus ſagt, man habe nur die Aehren getrocknet, und die gereinigten Körner auf den Altar gebracht, ohne daß er von der Zubereitung des Mehls etwas ſagt. Wenn dieſe Ceremonie vorbey war, ſo ſprach der Prieſter den Segen und nunmehr durfte erſt das Getraide eingerndtet werden. Die Abſicht dieſer Ceremonie war unſtreitig, daß die Iſraeliten dadurch ein Bekenntniß ihrer Dankbarkeit gegen Gott ablegen ſollten, daß da ſie ihn als den Geber alles Guten anſahen, ſie ihm die Erſtlinge ihrer Früchte darbrachten. Es geſchah daher dieſe Ceremonie in dem Namen des ganzen Volks, und war von der Darbringung der Erſtlinge, die ein jeder in eigenem Namen brachte, davon hernach geredet werden ſoll, unterſchieden. Einige neuere ſind der Meynung, daß ein jeder Iſraelite etwas zu dieſen gemeinen und öffentlichen Erſtlingen beygetragen habe; da aber bey den alten nichts davon vorkommt, ſo behaupten wir mit Recht, daß die abgeſchnittene Garbe als ein Sinnbild der Erſtlinge vom ganzen Land angeſehen wurde. Es war dieſes die älteſte und erſte Art der Opfer, von denen uns die älteſten Schriften Nachricht geben. Abel und Cain opferten ſchon die Erſtlinge ihres Einkommens von Thieren und Feldfrüchten. Ariſtoteles ſagt, man hätte in den älteſten Zeiten bey der Erndte Verſammlungen und Opfer angeſtellt, damit man die Erſtlinge derſelben opfern möchte. Porphyrius billigt dieſes ſo ſehr, daß er ſagt, derjenige müſte gar keine Religion haben, der ſich deſſen weigerte. Von den Aegyptiern erzählt Diodor von Sicilien, daß diejenige welche das Getraide einſammelten, eine Garbe in die Höhe ſtellten, und von den Römern ſagt Plinius, daß ſie ihre Früchte und ihren Wein nicht eher koſteten, als bis ſie den Göttern zuvor etwas davon geopfert hätten.

Die zweyten öffentlichen und allgemeinen Erſtlinge wurden auf das Pfingſtfeſt gebracht, welches funfzig Tage nach Oſtern fiel. Er hieß dieſes Feſt, das Feſt der Wochen, weil es ſieben Wochen nach Oſtern fiel; es wurde auch das Feſt der Erſtlinge genennt, weil alsdenn zwey Brode vom neuen Korn geopfert werden mußten. So wie mit dem Oſterfeſt die Erndte anfieng, ſo endigte ſie ſich mit dem Pfingſtfeſt. Es wurden alsdenn zwey Brode, eben ſo, wie die Garben am Oſterfeſte, gewebt. Es heißt 3 B. Moſ. 23, 17. ihr ſollt aus euren Wohnungen zwey Brode bringen, und ein Webeopfer daraus machen. Einige Schrifterklärer ſind der Meynung, ein jeder Hausvater habe zwey Brode bringen müſſen, weil es heißt, aus euren Wohnungen; allein, dieſer Zuſaz kann auch blos bedeuten, daß dieſe zwey Brode aus eigenem Korn und nicht aus fremden verfertiget werden ſollen. Die Hebräer hatten dreyerley Speiſeopfer, welche im Namen der ganzen Gemeinde gebracht wurden, erſtlich die zwölf Schaubrode die alle Sabbathe aufgeſetzt wurden, die Webegarbe auf Oſtern, und dann die Erſtlingsbrode auf Pfingſten. Dieſe Brode muſten von feinem Mehle mit Sauerteig gebacken ſeyn; ſie wurden hierauf dem Prieſter überliefert, der ſie Gott darſtellte, aber nicht auf den Altar brachte, weil nichts geſäuertes auf den Altar gebracht werden durfte, und alsdenn mit ſeinen Collegen verzehrte. Es wurden hiebey noch beſondere Opfer gebracht, die 3 B. Moſ. 23, 18. erzählt werden, und die ganze Ceremonie mit einem Segen beſchloſſen.

Die dritten allgemeinen Erſtlinge wurden endlich am Lauberhüttenfeſt gebracht. Zur Zeit dieſes Feſtes waren alle Früchte eingeerndtet, und man ſagte Gott für die geſchenkten Früchte öffentlichen Dank. Jezo wurden die Erſtlinge von allen ſpät reif werdenden Früchten gebracht.

Auſſer dieſen allgemeinen Erſtlingen die im Namen des ganzen Volks gebracht wurden, war auch jeder Iſraelite verbunden, von ſeinen Privatfrüchten die Erſtlinge nach Jeruſalem zu bringen. Die beſondere Verordnung hievon ſtehet 5 B. Moſ. 26, 1. folg. Es iſt zwar keine eigentliche Zeit beſtimmt wenn die Einlieferung geſchehen ſollte; doch mußte ſie zwiſchen Pfingſten und dem Einbruch des Winters geſchehen. Wenn es in der angeführten Stelle heißt, die Iſraeliten ſollten von allen Früchten des Landes die Erſtlinge geben, ſo ſchränkten ſie die Hebräer auf folgende ſiebnerley Arten von Früchten ein, als Weizen, Gerſten, Feigen, Granatäpfel, Oliventrauben und Datteln, weil dieſe allein in der Schrift als ſolche Früchte namhaft gemacht würden, die das Land Canaan hervorbringe. Mit der Einſammlung dieſer Erſtlinge gieng es beſonders feyerlich zu. Wenn ein Hausvater eine von den ſieben gemeldten Früchten zuerſt hervorkommen ſahe, ſo zeichnete er ſie mit einer Binſe, und ſagte dabey: dies ſollen die Erſtlinge ſeyn. Zur Zeit der Erndte ſonderten ſie ſolche ab, und wenn die Erndte vorbey war, ſo lieferten ſie ſie, nach der Beſchreibung der Talmudiſten, auf folgende Art zu dem Tempel. Die Einwohner derjenigen Dörfer, die unter ein und eben daſſelbe Gericht gehörten, kamen in derjenigen Stadt worunter ſie gehörten, zuſammen, und brachten ihre Erſtlinge in Körben mit. Reiche Perſonen zeigten ihren Pracht auch darinnen, daß ſie koſtbare mit Gold und Silber durchflochtene Körbe hatten. Hier bleiben ſie des Nachts auf der Gaſſe, damit ſie ſich nicht etwa verunreinigen möchten. Die ganze Caravane einer jeden Stadt wählte ſich einen Anführer. So bald es Tag worden war, weckte ſie dieſer mit folgenden Worten auf: Laſſet uns hinauf nach Zion zu dem Berge unſers Gottes gehen. Hierauf machten ſie ſich auf den Weg. Vor ihnen her gieng ein Ochs, deſſen Hörner mit einem Cranz von Oelzweigen gezieret war. Dieſer war zu einem Dankopfer für die ganze Geſellſchaft beſtimmt. Wenn ſie in der Gegend von Jeruſalem angekommen waren, ſo ſchickten ſie Boten in die Stadt und lieſſen ihre Ankunft melden, mittlerweile legten ſie die Früchte der Erſtlinge in ihren Körben zurecht, ſo daß zu unterſt die Gerſtenähren, hernach die Weizenähren, ſodann die Oliven, hierauf die Datteln, nechſt dieſen die Granatäpfel und oben die Feigen und Trauben zu liegen kamen. Diejenigen, welche weit von Jeruſalem wohnten, brachten die beyden leztern Früchte gedörrt. Die Prieſter und Vornehmen der Stadt giengen ihnen vor das Thor heraus entgegen, und riefen ihnen zu: Seyd willkommen ihr Brüder; die Ankommenden aber ſagten: unſere Füße ſtehen in deinen Thoren, Jeruſalem. Sie giengen hierauf in den Tempel und brachten dem Prieſter ihre Erſtlinge, und ſagten dabey nach moſaiſcher Vorſchrift: Ich bekenne heu-

te dem Herrn deinem Gott, daß ich jetzo kommen bin in das Land, das der Herr unſern Vätern geſchworen hat uns zu geben. Ein jeder nahm hierauf ſeinen Korb von ſeinen Schultern und übergab ihn dem Prieſter; dieſer legte ſeine Hand unter den Korb, webte ihn vor den Herrn, und ſetzte ihn zuſammt den Früchten vor dem Altar nieder. Wenn dieſes geſchehen war, ſo mußte derjenige der die Erſtlinge brachte, noch ferner alſo ſagen: Mein Vater war ein herumwandernder Meſopotamier, zog nach Aegypten, und war dort ein Fremdling; anfangs war ſeine Familie nur klein, aber er ward in Aegypten zu einem zahlreichen, groſſen und mächtigen Volk; die Aegypter giengen hart mit uns um, unterdrückten uns, und legten uns ſchwere Laſten auf, da riefen wir Jehovah, den Gott unſrer Väter um Hülfe an, und er hörte unſer Geſchrey, ſah unſer Elend, Kummer und Unterdrückung, und führte uns mit ſtarker Hand, ausgeſtreckten Arm und fürchterlichen Wunderwerken aus Aegypten, und brachte uns hieher in ein Land da Milch und Honig fließt; und nun bringe ich hier die Erſtlinge der Früchte des Landes, das du Jehovah mir gegeben haſt. Dieſe Erſtlinge gehörten den Prieſtern, die Körbe aber wurden wieder zurück gegeben. Sie beteten hierauf zu Gott und kehrten wieder zurück, nachdem ſie ſich mit den Leviten und Fremdlingen in einem Dank- und Freudenmahl vergnügt haben. Auf dieſe Art wurde ein Theil der Erſtlinge der Früchte feyerlich dargebracht, ſo wie es Moſes verordnet, 5 B. Moſ. 26. Allein die Talmudiſten geben noch beſondere Geſetze, die in Anſehung gewiſſer ſtreitiger Fälle beobachtet werden mußten. Sie ſind in dem talmudiſchen Tractat, Biccurim, enthalten.

Auſſer dieſen Erſtlingen, welche im hebräiſchen בכורים Biccurim heißen, haben ſie noch eine Art gehabt, die im hebräiſchen תרומה Trehmah genennt wird, welches Luther durch Hebeopfer überſetzt hat. Dieſe mußten von allen Früchten die aus der Erde wachſen, ſie mochten Namen haben wie ſie wollten gegeben werden, und waren davon auch die geringſten Kräuter, Münz, Till, Kümmel, Rauten und dgl. nicht ausgenommen. So wie jene von rohen Früchten gegeben wurden, ſo wurden dieſe von ausgearbeiteten Früchten gegeben. Nirgends iſt beſtimmt wie viel von dergleichen erſten Früchten gegeben werden ſollte, doch ſetzen die Rabbinen, daß ein Freygebiger $\frac{1}{40}$, ein Mittelmäſiger $\frac{1}{50}$, und ein Geitziger $\frac{1}{60}$ gegeben habe; zwiſchen dieſen Zahlen habe ein jeder ſo viel geben können als er gewollt hätte. Die Phariſäer vergröſſerten dieſe Erſtlinge, und ſetzten ſie nicht mehr zwiſchen $\frac{1}{40}$ und $\frac{1}{60}$, ſondern zwiſchen $\frac{1}{50}$ und $\frac{1}{60}$. Wenn ein Hausvater dieſe Erſtlinge von ſeinen andern Früchten abgeſondert hatte, ſo mußte er wohl zuſehen, daß ſie mit den andern nicht wieder vermiſcht wurden; denn er durfte davon nicht das mindeſte zu ſeinem eigenen Nutzen verwenden. Sie gehörten insgeſammt den Prieſtern, welche nicht nur allein ſelbſt, ſondern auch ihre Weiber und Töchter, ja auch ihre hebräiſche Knechte davon aßen; Fremdlinge aber waren davon ausgeſchloſſen. Wenn eines Iſraeliten Tochter mit einem Prieſter verlobt war, ſo konnte ſie auch davon eſſen; hingegen heyrathete eines Prieſters Tochter einen andern Iſraeliten, der kein Prieſter war, ſo durfte ſie nicht mehr davon eſſen. Aß jemand, der nach den Geſetzen nicht davon eſſen durfte, unverſehens davon, ſo mußte er ein Schuldopfer bringen, ſolches dem Prieſter bezahlen, und noch den fünften Theil darüber geben; that er es aus Vorſatz, ſo wurde er gegeiſſelt. Die Prieſter hatten nicht allein die Erſtlinge von Früchten, ſondern auch von der Wolle der Schafe; dieſe wurde aber den Prieſtern nicht ſo gebracht, wie ſie von den Schafen kam, ſondern ſie mußten ſie geſäubert, gekemmt und bereitet liefern. Von den Erſtlingen aber waren die Früchte der Bäume in den drey erſten Jahren ausgenommen, als in welcher Zeit ſie unrein, und alſo von niemanden genoſſen werden durften.

Auſſer dieſen hatten auch die Prieſter von einem jedem Gebäck Brod, eine Art von Erſtling; davon wir unter dem Art. Challah geredet haben. (22)

Erſtlinge. (kirchlich) Gott hatte im alten Bunde, welchen er mit dem Volk Iſrael errichtet hatte, befohlen, daß ihm ſowohl die Erſtlinge von Menſchen als Thieren ſollten aufgeopfert werden. Die Erſtlinge der Menſchen wurden durch Zahlung eines gewiſſen Stück Geldes ausgelöſet. Es war dieſes aber ein Ceremonialgeſetz des alten Bundes, welches durch die Verkündigung des Evangeliums iſt aufgehoben worden, wie denn die Gottesgelehrten hierinn faſt überein kommen. Nichts deſtoweniger hat man in den mittlern Zeiten auch in den Kirchenverordnungen auflegen wollen, daß die weltlichen zur Erhaltung der Kirchen und der zum Gottesdienſte gewidmeten Perſonen die Erſtlinge hergeben möchten, wie denn dergleichen in einem römiſchen Kirchenrathe im Jahre 1063. iſt befohlen worden. Man trift dieſen Befehl auch im Dekrete des Grazians Diſt. XXII. an, wo befohlen wird, daß die Zehnten, Erſtlinge und Opfer ſowohl für die lebendig als todten den Kirchen Gottes getreu von den Laien ſollten ausgeliefert werden, und daß es in der Gewalt der Biſchöffe ſtehen ſollte, jene, welche ſolche zurück halten von der Gemeinſchaft der Kirche auszuſchlieſſen. Es ſcheinet aber, daß dergleichen Gebote nicht überall in den chriſtlichen Gemeinden verkündet, noch angenommen worden; weil es in wenigen Kirchen eingeführt worden, daß die Erſtlinge dahin müſſen verwendet oder ausgeliefert werden, wie denn die Canoniſten dieſes mehrentheils ſagen. Jedoch haben es an einigen Orten die frommen und gegen die Klöſter wohlgeſinnten Bauern im Gebrauche, daß ſie die Erſtlinge beſonders ihrer Kühe, an die Klöſter der Bettelmönche verſchenken. Allein dies geſchiehet nur aus freyem Willen und ohne hierüber ein Gebot zu haben. (14)

Erſtreckung der Friſt, Prorogatio Termini, iſt bey dem Proceſſe die vom Richter geſchehene Verlängerung der zu Beobachtung einer gewiſſen Handlung vorgeſchriebenen Zeit; ſie findet nach der Regel nur bey Friſten, welche vom Richter gegeben und beſtimmt werden, ſtatt, nicht aber bey geſetzlichen Friſten; daher z. B. der Richter das Decendium Appellationis nicht weiter erſtrecken kann; was ſonſten hievon zu bemerken iſt, ſ. unter dem Wort Dilation. (38)

Erſuchungsſchreiben, literae requiſitoriales werden beſonders diejenige Schreiben genennt, worinn ein Notarius erſucht wird eine Notariatshandlung vorzunehmen, oder worinn eine Obrigkeit die andre, welche nicht unter der erſten ſtehet, bittet, in ihrem Gerichtsbezirk eine gewiſſe Handlung zu verrichten. (41)

Ertela, (botan.) iſt ein Synonimum der Moniere.

Ertern, heißt bey den Tiſchlern das Holz über dem Stamm abſchneiden.

Erterbank, eine länglichte Bank der Tiſchler, wor-

auf ſolche zu ſchneiden und ſonderlich zu ertern pflegen.

Erterſäge, iſt bey den Tiſchlern eine grobe Handſäge, womit ſie ertern. (18)

Ertränkung, (juriſt.) iſt eine bey vielen Völkern, beſonders bey den Römern und Deutſchen ehemals ſehr gewöhnliche Todesſtrafe, welche jedoch von der römiſchen Strafe des Culei ſehr unterſchieden war; (ſ. Culei Poena.) Sie iſt ſelbſt in der Caroliniſchen Halsgerichtsordnung noch öfters, beſonders gegen Weibsperſonen, z. B. wegen boshaftiger Verrätherey im 124 Art. wegen Vergiftung im 130 Art. wegen Kindermords im 131 Art. wegen gefährlichen Diebſtahls im 159 Art. und wegen des dritten Diebſtahls im 162 Art. verordnet, und ſolle nach dem 192 Art. in der Formul: Mit dem Waſſer vom Leben zum Tod geſtraft werden ſolle, erkannt werden. Es bezeugen aber zur Ehre Deutſchlands ſchon alte praktiſche Rechtsgelehrte, daß dieſe Strafe auch in denen Fällen, in welchen ſie vom Geſetz vorgeſchrieben iſt, ganz auſſer Gebrauch ſeyn. (38)

Ertrag, iſt ein gewöhnliches Wort, womit man die Güte oder Schwäche eines Guts anzeigen will. Z. E. das Guth iſt von geringem Ertrag oder von hohem guten Ertrag, wenn im erſten Fall die Unkoſten faſt eben ſo groß als die Einnahme, im andern Fall aber, wenn die jährliche Nutzung die Ausgabe um vieles überſteigt. (24)

Ertrag reiner, eines Landes, oder eines Privatguts, wird erhalten wenn man alle gewiſſe Einkünfte zuſammen rechnet, die ungewiſſen nach Verſchiedenheit der Ungewißheit im Durchſchnitt von mehr oder weniger Jahren annimmt, von der herausgebrachten Summe, alle zur Erhaltung der Einkünfte nöthige Ausgaben abziehet, und endlich den Ueberſchuß zum reinen Ertrag annimmt. (19)

Ertrinken, wenn es von Feldern gebraucht wird, bedeutet es eben das was erſaufen heißt. (24)

Ertrinken und Ertrunkene. Die Aerzte ſind über die Art und Weiſe, wie das Ertrinken zugehe, in ihren theoretiſchen Erklärungen von jeher ſehr getheilt geweſen. Die älteſte Meynung, daß das eindringende Waſſer die untern Höhlen des Leibes dermaſſen anfülle, daß hierdurch allein und ohne alle andere Urſachen die zum Leben nöthigen körperlichen Verrichtungen völlig unterbrochen würden, iſt von den neuern ſehr bündig widerlegt worden, weil ſie einen Irrthum in der Rettung ertrunkener Perſonen allgemein machte. Felix Plater glaubte, daß der Tod der Ertrunkenen nicht dem eingedrungenen Waſſer allein, ſondern überhaupt nur dem Erſticken oder auch dem blos nur in den Lungen befindlichen Waſſer, in Gemeinſchaft mit dem Erſticken zuzuſchreiben ſey. Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Meynung vieles für ſich habe, und neuere Erfahrungen haben ſie beſtättigt. Hinwiederum lehren aber andere Erfahrungen, daß öfters nicht ſowohl in die Lungen als in den Magen Waſſer eingedrungen ſey, und daß man alſo nicht in allen Fällen den Tod der Ertrunkenen dem Waſſer in der Lungen allein zuzuſchreiben habe. Andere leiten den Tod der Ertrunkenen blos von einer Erſtickung her, und nehmen an, daß, der eingeathmeten Luft durch eine Zuſammenziehung und Verſchlieſſung der Werkzeuge des Athemholens, der Ausgang verwehret ſey. Detharding glaubt, daß der Kehldeckel in den Ertrinkenden ſich nach unten kehre, an die Stimmrize angedrückt werde, und ſolchergeſtalt den Eingang der Luft und des Waſſers von der Luftröhre abhalte. Senac nimmt Krämpfe und Zuckungen an, die der Eintritt des Waſſers in den Schlund, und der Anſtoß deſſelben an die Luftröhre verurſachen ſoll, wodurch ein Huſten entſtünde, und wegen des ſogleich erfolgenden Zuſchlieſſens der Luftröhre durch den vorfallenden Kehldeckel, die Gefäſſe der Lungen zerreiſſen müſſen. Daß alſo nicht Waſſer, ſondern gewaltſame Erſchütterung und krampfhafte Zuſammenziehung der Lungen, den Ertrinkenden tödte. De Haen nimmt mehrere Urſachen des Ertrinkens an, und leitet dieſen Tod bald vom Geblüt, das ſich in die Bruſthöhle ſoll ergoſſen haben, bald von der Blutergieſſung im Kopfe, die nicht erſt beym Ertrinken entſtanden, ſondern von eingewurzelten Fehlern des Kopfs, und einer beſondern Anlage zu Blutſtürzungen her. Die Neuern, worunter beſonders Herr Weber, Kunſt und Redlich genennt zu werden verdienen, haben eine neue ſehr wahrſcheinliche Hypotheſe zur Erklärung des Todes der Ertrunkenen angenommen, und nehmen dazu den Schlagfluß zu Hülfe.

Es ſind gewiſſe Zeichen welche uns wahrſcheinlich machen, ob ein Ertrunkener wieder gerettet werden könne, oder ob unſere Bemühungen ihn wieder zum Leben zurück zu bringen, vergebens angewendet ſeyn würden. Sie laſſen ſich aber nie zu einer mathematiſchen Gewißheit bringen. Zuerſt giebt uns die Zeit welche ein Ertrunkener unter dem Waſſer zugebracht hat, ein Merkmal ob wir uns zu fürchten haben oder hoffen dürfen. Nach den Beobachtungen der beſten Schriftſteller können ſelbſt die geübteſten Taucher nicht über 2 Minuten unter dem Waſſer leben. Man hat zwar Beyſpiele von Menſchen welche wieder hergeſtellt wurden, nachdem ſie 15, 20 bis 25 Minuten u. ſ. w. eine Stunde, ja neun Stunden unter dem Waſſer geweſen waren, und von den Schwimmern weiß man, daß ſie 15 und 30 Minuten, ja vier Stunden unter dem Waſſer geweſen waren, und doch wieder hergeſtellt wurden. Vielleicht haben aber hier die Beobachtungen getrogen, weil Menſchen, wegen der Schwere des Waſſers nicht ſo leicht zu Boden ſinken, ſondern zum öftern hervorragen, und daher leichter wieder hergeſtellet werden können. Wenn bey einem Ertrunkenen das Athemholen aufgehört hat, der Puls fehlt, und keine natürliche Wärme des Körpers und der Gliedmaſſen mehr da iſt, ſo ſind dieſe Zeichen immer weder einzeln noch zuſammen genommen, unwiderſprechliche Beweiſe des Todes, wofür die Erfahrung bürget. Selbſt die Fäulniß, ſagen manche Schriftſteller, könne uns nicht mit Gewißheit überführen, daß der Ertrunkene ohne Rettung ſey, ſondern man müſſe ſelbſt bis auf den Kreislauf des Geblüts ſeine Unterſuchung fortſetzen. Seye ein Menſch wirklich todt, ſo würde man ſeine Pulsadern von Blute leer, die Blutadern aber mit Blut ſehr angefüllt antreffen. Wenn der Kreislauf des Bluts aber noch nicht gänzlich aufgehört habe, ſondern nur ſchwach, unmerklich und gehemmt ſey, ſo wären die Pulsadern nicht leer, und würde durch ihre Oeffnung der Kreislauf wieder hergeſtellt werden können. Man müßte alſo mit einem tiefen Schnitt zuerſt die Pulsader die auf der äuſſern erhabenen Fläche der Hand zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger iſt, der Länge nach öffnen, und wenn dieſe, weil ſie nicht ſehr groß iſt, vielleicht kein Blut giebt, zur Oeffnung eines Aſtes der Schläfpulsader fortgehen. Bekäme man in beyden Fällen kein Blut, ſo ſolle man von fernern Verſuchen, den

Kranken zu reiten, abstehen. Bey der Rettung selbst kommt es auf 3 Punkte an. Man muß 1) das Gehirn von angehäuften und stockenden Blute frey zu machen, 2) das etwan in den Lungen befindliche schaumichte Wasser hinwegzuschaffen, und 3) Reitzbarkeit und natürliche Wärme, Kreislauf der Säfte und Bewegung der festen Theile wieder herzustellen suchen.

Die erste Forderung wird durch die Aderlasse allein zu erhalten seyn. Ist ein geschickter Wundarzt zugegen der die Oeffnung einer Pulsader unternehmen kann, so ist davon desto sicherere und geschwindere Hülfe zu erwarten. Bey Erwachsenen erachtet man es für unumgänglich nothwendig die äussere Drosselader zu öffnen. Bey Kindern aber, deren Kopf wegen der kleinen elastischen Gefässe nicht so leicht mit Blut überladen wird, kann man derselben überhoben seyn, wenn das Gesicht bleich ist und keine braunrothe Farbe angenommen hat. Die Menge des hinwegzulassenden Geblüts muß in jedem Falle nach der Leibesbeschaffenheit und Vollblütigkeit des Ertrunkenen bestimmt werden. Man kann deswegen bey einem Erwachsenen von 8 Unzen, bis zu 10, 12, bis 15 strigen. Dies gilt jedoch nur in denjenigen Fällen wo offenbare Vollblütigkeit da ist, und neuere Schriftsteller rathen die Zeichen derselben wohl zu prüfen, weil man durch eine unüberlegt angestellte Aderlässe eben sowohl schaden als nützen könne. — Um das in den Lungen oder in dem Magen etwann befindliche Wasser wegzuschaffen, wäre es sehr schädlich, wenn man nach dem abscheulichen Vorurtheil, das unter dem gemeinen und zum Theil unter dem vornehmen Pöbel noch herrschend ist, den Ertrunkenen auf den Kopf stellen wollte, um die Feuchtigkeit aus ihm wie aus einem Gefäß auszuleeren, oder ihn in ein Faß ohne Boden steckt und nach Herzenslust herum wälzet, oder ihm zur Unzeit ehe er noch schlingen kann, ein Brechmittel giebt, wovon leicht ein Theil in die Luftröhre fallen, und bey erfolgender Wirkung den Kranken ersticken kann. Gemeiniglich sind bey einem Ertrunkenen die Kinnbacken krampfhaft zusammengezogen. Diese muß man mit Oehl einreiben und erweichende Bähungen oder Aufschläge auf die Backen legen. Wenn auf diese Mittel der Krampf nicht nachlassen will, so muß man einige Gewalt brauchen, und mit behutsam zwischen die Zähne eingebrachte Instrumenten die Kinnbacken auseinander zu klemmen suchen. So bald der Mund geöffnet ist, bringt man einen Finger in denselben und holt damit den zähen Schleim heraus. Z. B. Gleicher Zeit muß man durch eine Röhre die man in den Mund steckt, warmen Athem in die Lungen des Ertrunkenen blasen. Man muß aber die Oeffnungen, so im Munde um die Röhre herum bleiben, eben so gut zuhalten als die Nase, damit die Luft durch keinen unrechten Weg wieder verlohren gehe. Auch kann man etliche Mund voll Tabacksrauch durch die Röhre gelind einblasen, welche die Lungen reitzen, so wie die in die Nase eingebrachten Nießmittel, und reitzende geistige Feuchtigkeiten vor die Nase gehalten, die verlohrne Reitzbarkeit wieder zu erregen pflegen. Beym Einblasen der Niesemittel muß man aber Vorsicht gebrauchen, daß nicht etwas davon durch die hintere Eröffnung der Nasenhöhle in die Luftröhre fahre, und ein gewaltsames Husten bey der erfolgenden Besserung errege. Niesemittel sind der gemeine Schnupftoback, wenn der Ertrunkene nicht vorher daran gewöhnt war, gepülverter Majoran, Raute, weisse und schwarze Niesewurz, spanischer Pfeffer und s. w. Von nicht gemeiner Wirkung ist der durch den Hintern in die Gedärme eingebrachte Tabacksrauch. Wenn man keine besonders zu diesem Rauchklystier verfertigte Maschinen hat, so kann man sich mit zwey kurzen irrdenen Pfeifen begnügen. Die eine bringt man mit ihrem mit Oehl bestrichenen Mundstück in den Hintern, der Kopf ist mit Taback gestopft und dieser ist angezündet, die andere Pfeife setzt man mit ihrem Kopfe auf den Kopf der erstern, und verwahrt und befestigt diese beyden Köpfe aufeinander mit angefeuchtetem Papier. Auf diese Art kann man durch das Mundstück der zweyten Pfeife den Rauch einblasen. Es haben auch einige die Oeffnung der Luftröhre anbefohlen, um die Luft durch einen nähern Weg in die Lungen zu bringen. Allein da bey solchen unvermutheten Vorfällen nicht immer ein geschickter Wundarzt und die gehörigen Instrumenten zugegen sind, so ist es besser eine so delikate Operation zu unterlassen, als den Ertrunkenen, wenn er wieder gerettet würde, durch das durch die Luftröhre in die Lungen ausgetrettene Blut einer Erstickung auszusetzen. Andere schlagen vor, man solle in die Brust eine behutsame Oeffnung machen, um unmittelbar an den Lungen einen Reitz anzubringen. Wir wünschen, daß dieser Rath sich durch die Erfahrung bewährt finden lasse. Der dritte Punkt, die Reitzbarkeit und natürliche Wärme, den Kreislauf der Säfte, und die Bewegung der festen Theile des Körpers wieder herzustellen, wird erfüllt wenn man den längere oder kürzere Zeit im kalten Wasser erstarrten Körper, die Wärme allgemach wieder mitzutheilen sucht. Die Wärme des Zimmers muß also allmählich verstärkt, und der rein abgetrocknete Kranke muß in warme Betten eingehüllt werden. Weil diese durch den kalten Körper bald wieder kalt werden, so muß man sie oft mit Bettflaschen oder andern warmen Körpern wieder erwärmen. Durch ein unter den Betten beständig fortgesetztes Reiben mit warmen Tüchern, und auf den Fußsohlen mit den stärksten Bürsten, durch warme Aufschläge, von Sand, Salz, Asche u. dgl. mit flüchtigen Geistern besprengt, auf die Herzgrube, über den Kopf, um den Hals, auf die Geburtstheile, unter die Achselbeugen gelegt, wird unsere Absicht ungemein befördert. Man packt auch wohl den Kranken in warme Asche oder Küchensalz, oder Sand ein. Auch warmer Mist, besonders Pferdemist, womit man den Ertrunkenen bis an den Kopf, Hände hoch bedeckt, hat oft die herrlichste Dienste gethan. Es muß aber hiemit etliche Stunden lang angehalten und der Gebrauch der andern angezeigten Mittel beständig fortgesetzt werden. Wenn aber alle diese Erwärmungsmittel fehlen sollten, so fehlt es doch gewiß nicht an Wasser zu einem warmen Bade, wovon man sich gute Erwartungen machen kann. Anfangs darf das Wasser nur von der Wärme seyn, den ein Theil kochendes Wasser mit zwey Theilen kaltem hervorbringt. Diese Wärme muß beständig durch hinzugiessen von frischem warmen Wasser erhalten und allmählich verstärkt werden. Der Körper liegt in diesem Bade über und über, bis an das Gesicht. Mit dem Wasser kann man auch Senf kochen oder Asche darunter mischen, oder Brandtewein zugiessen. Das Reiben des Körpers darf unterdessen nicht ausgesetzt werden. — Während dem Gebrauche dieser Mittel muß man nur nicht die Gedult verliehren; denn oft sind noch 2, 3 bis 4 Stunden erst Spuren des Lebens wieder bemerkt worden. Es sind gewisse Zeichen die zu erkennen geben, daß sich die Lebenskraft wieder er-

mannet. Die äussern sich hauptsächlich durch einige Verziehungen der Muskeln im Gesicht, durch Zucken eines oder mehrerer Glieder, Zittern der Lippen, langsames Emporsteigen und Sinken der Brust; die eingeblasene Luft wird mit einigem Geräusche aus den Lungen wieder heraufgestossen; es sammelt sich Schaum vor dem Munde; man hört ein Kollern im Unterleibe, die Pupillen werden empfindlich und verengern sich etwas bey Annäherung eines Lichts, und das Herz thut zuweilen einige kurze und geschwinde Schläge. Alsdann muß man aber gerade die bisherigen thätigen und stärkern Erweckungsmittel etwas vermindern, und auf kurze Fristen aussetzen, um die Natur selbst wirken zu lassen, indessen aber mit den Erwärmungsmitteln und dem öftern Einblasen der Luft fleißig fortfahren. Allmählich werden, so wie sich die Lebenskräfte stärker und thätiger empor heben, alle Bemühungen stuffenweise wieder vermehrt und verdoppelt. Ein Ertrunkener der wieder erweckt worden ist, ist so schwach, daß er auch durch den geringsten Fehler in der äusserlichen oder innerlichen Behandlung, wieder in die vorige Gefahr kann gestürzt werden. Man muß daher die größte Vorsicht anwenden. Das Zimmer und übrige Verhalten muß daher etwas wärmer seyn. Um den Schweiß zu befördern giebt man dem Kranken gelinde schweißtreibende Mittel, und wenn sich Uebelkeiten oder sonstige Anzeigen von Unreinigkeiten in den ersten Wegen zeigen, ein Brech- oder Purgiermittel auch wohl ein reizendes Klystier, und setzt das Reiben fort, wodurch der Körper zugleich erwärmt wird. Um die Lebenskräfte nun immer mehr zu erhalten und zu erheben, muß man sich stark riechender, flüchtiger und geistiger Mittel bedienen, als eines guten Weins, versüßter vegetabilischer oder mineralischer Säuren, flüchtiger Alkalien des Camphers oder der Gewürze die man vor die Nase hält oder in den Mund bringt. Zuweilen sind die Kräfte im Körper so schwach, daß sie nicht zu allen innerlichen Verrichtungen des thierischen Lebens hinreichen. Es werden also nährende und stärkende Mittel erfordert, die freylich aber mit Auswahl gegeben werden müssen. Denn wenn der Kranke noch nicht kauen kann oder die Verdauung noch nicht gehörig vor sich geht, so muß man flüssige, dünne und leicht zu verdauende Suppen und Kraftbrühen geben. Im Gegentheil wenn die Kau- und Verdauungswerkzeuge stark genug sind, so kann man festere Speisen auswählen. Nur ist zu merken, daß der Kranke lieber oft und wenig, als viel auf einmal esse. Ist der Körper allzusehr geschwächt, daß er auch die leichtesten Speisen nicht verdauen kann, so sind solche Mittel auch erforderlich, welche die verlohrne Verdauungskraft stärken, die zusammenziehend, bitter und balsamisch sind, wozu auch äusserliche mit Eisentheilen geschwängerte Bäder gehören.

Wir wollen noch kürzlich den Apparat anführen, der zur Rettung ertrunkener Personen gehört. 1) Ein bequemer Platz wo der Ertrunkene hingelegt werden kann, und zwar so, daß von allen Seiten ein freyer Zutritt zu ihm statt findet; am besten ein breiter Tisch in einem geräumigen Zimmer, oder auch in warmen Sommertagen unter freyem Himmel, in einer Scheune, auf einer Diehle u. s. w. 2) Leinene und wollene Tücher, auch Bürsten. 3) Bettlacken (Betttücher) Bettdecken, Matratzen, Pelzwerk, Friesdecken, was hiervon am geschwindesten und besten zu haben ist. 4) Asche, Salz, Sand und Gefässe zu ihrer Erwärmung. 5) Mit Kalk bereiteten Salmiakgeist, Hirschhornspiritus oder die flüchtigen alkalischen Salze selbst, oder doch Campherspiritus und Brandewein. 6) Starker Taback. 7) Backsteine, Wärmflaschen, Beutel. 8) Maschinen zu Tabacksrauchclystiren, oder Pfeifen, Pfeifenröhren, kleine Blasenbälge. 9) Allerley andere Röhren von Messerscheiden, aus gehohltem Holunderholze, Federspulen, Catheter, Trichter. 10) Gestossener Pfeffer, Majoran, Spaniol, und dergleichen zum Einblasen in die Nase. 11) Feuer und glüende Kohlen an mehreren Orten. 12) Eine Badewanne, ein langer Trog und dergl. 13) Heisses Wasser im Ueberflusse. — Wir haben im diesem Artikel einen zum Theil aus der Weberischen über unsern Gegenstand so bündig geschriebenen Abhandlung, kurzgefaßten Auszug geliefert, der alles das im kurzen enthält, was man dort weitläufiger ausgeführt findet. (4)

Ertrunkene, (Policey) diese wieder zu sich selbst zu bringen, oder zu retten, glaubte man, wie schon im vorhergehenden Artickel gedacht worden, das einzige Mittel zu seyn, daß man solche auf den Kopf stellte. Nachdem man aber nunmehr überzeugt ist, daß dieses vielmehr der Weg war, die Erstickung solcher Unglücklichen vollends ganz zu machen, so hat man für nöthig gefunden, in Ländern, wo die Regenten es nicht unter ihrer Würde zu seyn erachten, für die Erhaltung ihrer Unterthanen Sorge zu tragen, dem Volk dieses Vorurtheil nicht nur zu benehmen, sondern auch die der Sache gemässere Hülfsmittel durch öffentliche Verordnungen bekannt zu machen, oder zu befehlen, auf was Art und Weise in solchen Fällen verfahren werden soll.

Als ein Beyspiel eines solchen zur medicinischen Policey gehörigen Restripts fügen wir das Hochfürstliche Badendurlachische vom 14. März 1767. hier bey.

„Sobald ein Ertrunkener aus dem Wasser gezogen wird, soll solcher a) sogleich in eine warme Stube gebracht, gänzlich ausgezogen, auf ein wohlgewärmtes Bett geleget, gleichbalden über den ganzen Leib mit warmen Tüchern bedeckt, und so fort in der Geschwindigkeit, ohne dabey den Ertrunkenen in Ansehung des Rüttelns und Schüttelns zu schonen, mit solchen gerieben werden. Während dieser Zeit, in welcher dieses alles von wenigstens zwey bis drey Personen zugleich an allen Theilen des Leibes besonders über den Rückgrath, an Fußsohlen und Kopf, welcher abgeschoren werden kann, geschiehet, sollen sodann

b) andere Personen Asche, oder gerieben Salz, oder beides unter einander wohl wärmen, und den ganzen Leib damit überstreuen, auf dieses aber mit fernern Reiben des ganzen Körpers mit warmen Tüchern, auch der darunter liegenden und mehrmalen wieder zu erwärmenden Asche oder Salz unaufhörlich anhalten, somit dadurch den Körper in einer beständigen Wärme und Bewegung zu unterhalten suchen.

c) Soll einer dem Ertrunkenen nicht nur mehrmalen in den Mund hinein blasen, sondern auch ein anderer die Nase des Ertrunkenen, während daß ihm in den Mund geblasen wird, festzudrücken. Und gleichwie in einem jeden, ja dem geringsten Ort, ein Flußgeist, Wein, Brandewein, Kirschengeist, oder dergleichen etwas aufzutreiben seyn wird: also soll von diesen etwas gleichbalden warm gemacht, auf des Ertrunkenen Wirbel, Brust, Magen und Rückgrath mit warmen Tüchern öfters wohl eingerieben, auch jedesmalen der gerieben Platz des Körpers wiederum mit warmer Asche, Salz oder auch Sand über-

leget, weniger nicht, so lange bis etwas bessers durch einen Medicum herbey geschaft worden, adhibirt, und all dieses benebst Eßig, zum Anstreichen gebrauchet werden.

Im Fall nun während der Zeit, daß dieses alles geschiehet, an dem Ertrunkenen etwas weniges Athem gespührt, oder daß die Augenlieder und die Augen sich bewegen, auch Herz und Pulsen sich ein wenig wiederum regen und schlagen, wahrgenommen werden sollte; so soll mit ein wenig Wein, warmer Brüh oder Thee der Versuch, ob der Todtgeschienene wieder schluckt oder nicht? gemacht, und mit allvorstehendem so lange, bis der Chirurgus oder Medicus herbey kommt, continuirt, so fort von dem erstern Innhalt der sub Lit. A. von dem letztern aber nach der sub Lit. B. hier beygegebenen Vorschrift verfahren werden.

Beylage *Lit. A.*

Was der Chirurgus zu beobachten hat, wenn er zu verunglückten Personen kommt.

Dieser solle 1) vorderſamst genau untersuchen, ob alles das schon hinlänglich und ordentlich geschehen, was nach Anweisung des Fürstlichen Reſcripts die ersten, die zu der verunglückten Person gekommen, einstweilen bis zur Ankunft eines Chirurgi thun sollen, und, was daran fehlet, sogleich zu veranstalten und zu ersetzen.

2) Unterstehet er sich, die äusserliche Hals-Blut- oder Drossel-Ader (venam jugularem externam) mit einer Lancette zu öfnen? so mag er dieses sogleich thun. Ist er dieses zu verrichten nicht im Stand? so kann er sehen, ob er auf einem Arm oder Hand, die doch vorhero noch mit warmen Tüchern rechtschaffen gerieben seyn müssen, 6—8—10. bis 12. Unzen Blut, je nach dem Alter heraus bringen kann.

3) So bald die Aderlässe vorbey, wird mit oben in der Anweisung angezeigtem Reiben fortgefahren.

4) Der Chirurgus präparirt indessen ein Clystier von Kleyen, Küchensalz, Seiffen, mit Wasser gekocht und Baumöl versetzt, und applicirt es. Hat er eine Sprize? so ist diese hieher tauglicher als die Blase. Sollte der Chirurgus bey allen diesen Bemühungen keine Hofnung zur Erholung des Ertrunkenen haben, und ihme die Operation der Laryngotomie nicht unbekannt seyn? so solle er auch diese, um alles zu thun, unerschrocken vornehmen, ohne auf einen Medicum zu warten, und in die Oefnung warmen Athem, oder auch ein wenig Tobacksrauch einblasen.

5) Verstehet er ein Tobacksclystier zu geben? so gehet dieses obigem Nro 4. vor.

Beylage *Lit. B.*

Was der Medicus zu beobachten hat, wann er zu der verunglückten Person kommt.

Der nächste Medicus wird auf die erhaltene Nachricht, daß er zu einem Ertrunkenen berufen werde, sogleich zur Hülfe eilen, sofort

a) einen Spiritum salis ammoniaci volatilem cum balſ. vit. H. vermischt, zum Eingeben und Anstreichen,

b) eine stärkende Mixtur ex aq. cord. temp. cinamom: c. v. Melissæ c. v. Liq. C. C. S. Spir. sal. ammoniac: anis: fir: fl. tunic. &c. und ferner

c) etwas von Sulphur. aur. antim. tert. præcip. (der in geringer wiederholter dosi, mit einem sale medio und Oxymell: squillit: vermischt, in diesen Umständen besonders recommendirt zu werden verdient) auf den Fall einer möglichen Wiederholung mitnehmen, und

d) wann er mit einem geschickten Operateur versehen, an dem Ort des Ertrunkenen aber nicht einen gleich guten weiß, solchen mitbringen, sodann

e) seine erste Sorge seyn lassen, sich dessen zu erkundigen, was schon geschehen ist;

f) den Mangel noch zu ersetzen suchen, und

g) den Patienten oder Verunglückten, wann er sich nur ein wenig erholt hat, so tractiren, wie es die Grund-Reguln der Medicin bey Krankheiten, die von einer Steckung der Säfte überhaupt entstehen, eine Atonie des ganzen Körpers, ja öfters eine wirkliche Verletzung eines edlen Theils zurück lassen, erfordern, und einem jeden, dem der Name eines Medici mit Recht gebühret, schon bekannt seyn müssen."

Es hatte aber die Policey noch ein anderes Vorurtheil zu bekämpfen. Das Volk stand nemlich in dem irrigen Wahn, daß es eine entehrende Handlung sey, den Körper eines Menschen, welcher sich selbst des Lebens beraubt hätte, zu berühren. Da nun im Wasser gefundene Menschen sich freywillig dareingestürzt haben konnten, so giengen über diesem Vorurtheil neben solchen unglücklichen Personen auch manche andre wirklich verlohren, welche durch einen Zufall in dieses Element gerathen waren, und ohne diese alberne Bedenklichkeit noch hätten können errettet werden. Man hat sich also hier und dort die Mühe gegeben, dem gemeinen Mann begreiflich zu machen, daß zwar der seinen Posten freywillig deserirende Soldat sich beschimpfe, nicht aber sein tapfrer Camerad, welcher ihn an der Desertion hindert, oder wieder einholet. Weil aber auf eine gewisse Classe von Menschen Strafe und Belohnung mehr wirken, als Vernunftschlüsse, so hat man auf die Rettung eines Mitbürgers Belohnungen, und auf unterlassene mögliche Rettung Strafen setzen müssen: wovon in Ansehung der Erhängten in der Gerstlacherischen Sammlung Badendurlachischer Policeyanstalten und Verordnungen, 1 B. S. 546. ein Beyspiel zu lesen ist: dergleichen nachahmungswürdige Verordnungen man auch in Betref der Ertrunkenen aufweisen kann. Nun erzehlt man zwar spöttisch von einem Beamten, welcher diese von dem Landsherrn ausgesezte Prämie einem Retter abgesprochen habe, weil er einen dem Ertrinken nahe gewesenen Menschen noch lebendig aus dem Wasser gezogen, und das Reſcript nur von wirklich Ertrunkenen laute; ein Spruch, welcher einen allzubuchstäblichen Erklärer der Gesetze verräth. Indessen könnte der Mann doch vielleicht so gar unrecht nicht gehabt haben, wenn sich einer aus Muthwillen hätte in das Wasser fallen und von seinem aufpassenden Gehülfen wieder herausziehen lassen, um die Belohnung zu erhaschen, und miteinander zu theilen. Denn es sind auch solche Fälle möglich, und machen eine vorhergehende Untersuchung rathsam: wiewohl wir der Meynung wären, darin nicht zu scrupulos zu seyn, weil dem Landsherrn immer mehr an einem Menschen als an fahlen 10. Reichsthalern gelegen ist.

Erva de Capitaon, (botan.) ist ein Beyname des doldenförmigen Wassernabels, (*Hydrocotyle umbellatum* L.) (9)

Ervanga, (botan.) ist ein Beyname der Acker Winde (*Convolvulus agreſtis* L.)

Ervathdavor s. Ehescheidung.

Erubhin, oder wie es unsre Juden aussprechen, Erfin, heissen eigentlich Vermischungen, vom Stammwort

wort עוב insonderheit aber sind es diejenige Gebräuche bey den Juden, wodurch der Sabbath und Feyertage mit den Werkeltagen so vermischt werden, daß die Juden dasjenige, was sie nur an Werkeltagen thun dürfen, nun auch an Sabbath und Feyertagen thun dürfen. Es ist den Juden geboten, sich an ihrem Sabbathe von aller Arbeit zu enthalten, wovon unter dem Art. Sabbath mit mehrern gehandelt wird. Vermöge dieser Verbote darf ein Jude z. E. am Sabbath, weder kochen, noch braten, sie dürfen nichts von dem, was nicht unumgänglich zu den Kleidungsstücken gehört, bey sich tragen, sie dürfen nichts aus einem Hause in das andre tragen, und dergleichen. Wenn ein Jude diese Verordnungen genau halten wollte, so dürfte er am Sabbathe fast nicht aus dem Hause gehen, er dürfte so zu reden keine Stecknadel von einem Ort zum andern tragen. Um sich nun diese Verordnungen zu erleichtern, so haben sie diese sogenannten Erubhin oder Vermischungen erfunden. Es sind derselben viererley Arten, die erste wird genennt, עירוב חצרות Erubh chazeroth, eine Vermischung der Höfe. Es ist den Juden am Sabbath nicht erlaubt, etwas von einem Hof in den andern, oder von einem Gemach in das andere zu tragen, oder auch nur durch ein Loch hinein oder hinaus zu stecken. Vermöge dieses Gesetzes dürften die Juden an ihrem Sabbath weder zusammen kommen, noch auch Sabbathsspeissen miteinander in Gesellschaft geniessen. Um sich davon los zu machen, haben sie folgenden Gebrauch. Am Abend vor dem Osterfest bringt ein jeder Hausvater ein wenig Mehl, welches von dem Schammes, oder Schulklopfer gesammelt wird. Hieraus backen sie einen ungesäuerten Kuchen, oder Matzen. Wenn der Kuche gebacken ist, so trägt ihn der Schuldiener in die Schule, und gibt ihn einem von den Vornehmsten in die Hand, und bezeuget dabey, daß er auch diejenige mit zur Gemeinde rechne, und an dieser Handlung wolle Antheil nehmen lassen, welche jezt nicht zugegen wären, oder auch nach dem Passahfest bey ihnen wohnhaft werden würden. Hierauf nimmt der Rabbiner diesen Matzen in die Hand, und segnet ihn mit diesen Worten: „gelobet seyst du Herr, unser Gott, König der Welt, der du uns geheiligt hast mit deinen Geboten, und uns das Gebot von der Vermischung gegeben hast. Mit dieser Vermischung des Brodes soll uns erlaubt seyn, von einem Hause in das andere, von einem Hof in den andern, von dem Hause in den Keller, von dem Keller in das Haus, von dem Obersten in das Untere, von einem Winkel in den andern, sowohl dieser als auch die folgenden Sabbathe, alles hin und her zu tragen, was sowohl uns, als auch allen denjenigen Juden, die in dieser Stadt wohnen, nöthig ist.“ Hierauf wird dieser Matze entweder in der Schule, oder in einem andern öffentlichen Ort das ganze Jahr hindurch aufbewahret. So lang dieser Matze unverdorben bleibt, so lang haben die Juden die Freyheit am Sabbath die nöthigen Sachen von einem Ort zum andern zu tragen. Wird er aber schimmlicht, so hört diese Freyheit auf, doch können sie an jedem Abend vor dem Sabbath einen neuen backen, der alsdenn eben diese Kraft der Vermischung hat. Fromme Juden erneuern diese Vermischung alle Wochen, aus Besorgnis der Kuchen, welcher in der Synagoge aufbewahret wird, möchte verdorben seyn. Diese Verordnung hatte in den alten Zeiten keine andere Absicht, als daß diejenige, die in einem Hofe beysammen wohnten, am Sabbath zusammen kommen konnten. In den neuern Zeiten haben sie diesem Gesetz eine grössere Ausdehnung gegeben, so daß diejenige die in ganzen Gassen wohnten, am Sabbath zusammen kommen, und das nöthige zu einander tragen konnten. Hieraus entstund die zweyte Art von Vermischung, die sie insonderheit שיתוף המבאות Schittuph hammebooth, eine Verbindung der Gassen nennen. Diese Verbindung geschiehet auf folgende Art. Sie sammeln von einem jeden Juden ein wenig Speise, und setzen dieses in einem Gefäß in eines von den Häusern der Gassen, die sie miteinander vereinigen wollen. Dieses Gefäß heben sie in die Höhe, und sprechen folgenden Seegen darüber. Durch diese Verbindung soll allen denen, die in dieser Gasse wohnen, erlaubt seyn, am Sabbath von einem Hause in das andere über die Gassen, und von den Gassen in die Häuser zu tragen, was ihnen noth seyn wird. Wohnen die Juden an einem offenen Ort, der keine Mauren hat, so richten sie an den Strassen die sie mit einander verbinden wollen, zwo gegen einander überstehende Stangen auf, an welchen sie oben einen Strick, oder einen Drath von einer Stange zur andern ziehen; und dieses soll gleichsam die Stelle eines Thores vertretten, wodurch ein offener Ort, per fictionem, in einen verschlossenen Hof verwandelt wird, in welchem sie nach der Vermischung mit dem Matzen zusammen seyn können. Ist die Gasse an beyden Orten offen, so setzen sie oben und unten dergleichen Stangen. Ein jeder siehet nunmehr die verbundenen Gassen so an, als wenn sie einem jeden zu eigen gehörte. In dem Talmudischen Tractat Erubhin, werden besondere Gesetze, hievon gegeben, und diese Freyheit bald erweitert, bald eingeschränkt.

Die dritte Art von Vermischung heißt עירוב תחומין Erub techumin, oder die Vermischung der Oerter. Gott hatte den Israeliten ehemals bey Gelegenheit der Sammlung des Manna befohlen, daß, da am sechsten Tage dasselbe für zwey Tage gesammelt werden sollte, niemand am Sabbath von seinem Ort herausgehen sollte. 2 B. Mos. 16, 19. Hieraus machten sie in der folgenden Zeit den sogenannten תחום שבת oder Sabbatherweg, oder Bestimmung der Gränzen, wie weit sie an einem Sabbath gehen durften. Sie setzen solchen auf 2000 Schritt oder Ellen auf allen Seiten von der Stadt, wo ein Jude wohnet. (s. Sabbatherweg.) Um nun aber auch diesem Gesetze auszuweichen, und die Freyheit zu erhalten, am Sabbath weiter, als diese 2000 Ellen ausmachen, gehen zu dürfen, haben sie folgendes Auskunftsmittel erfunden. Erstlich erklären sie den Ort, wo sie ihre Sabbathruhe halten sollen, nicht von ihren Wohnhäusern, sondern von der ganzen Stadt, wo sie wohnen, sie mag so groß seyn, als sie will. Von den Mauren der Stadt rechnen sie hernach vier Ellen auswärts, und von da noch 2000 Schritte oder Ellen weiter; sie berufen sich hiebey auf 4 B. Mos. 35, 26. Wenn sie nun an einem Sabbath weiter gehen wollen, als diese bestimmte Gränzen ausmachen, so nimmt derjenige, der sich diese Freyheit verschaffen will, oder auch ein anderer Jude für ihn, am Freytage so viel Speise, wovon er ohngefehr zu zwey Mahlzeiten genug hätte; trägt dieselbe beynahe an das Ende der vorbemeldten 2000 Schritte, setzet sich da an einen bequemen Ort nieder, und isset ein wenig von diesem Gerichte, das übrige vergräbt er, und sagt dabey die Worte: „gelobet sey Gott, der uns das Gesetz von

der Vermiſchung gegeben hat. Hiedurch ſey uns erlaubt 2000 Ellen von einem Ort zum andern zu gehen.“ Dieſes ſehen ſie als eine Sabbathsmahlzeit, und den Ort ſelbſten, als ihre ordentliche Wohnung an, von welchem ſie am Sabbath noch 2000 Schritte weiter, auf welcher Seite ſie wollten, gehen konnten; doch ſetzen ſie noch hinzu, dieſe Verlängerung des Sabbathswegs dürfe nicht aus Wolluſt geſchehen, ſondern in der Abſicht etwas gutes zu thun. Dieſen Erubh kann einer für den andern, auch einer für viele, ja für eine ganze Judenſchaft machen.

Die letzte Gattung von Vermiſchung iſt endlich diejenige, die ſie ערוב תפשילין Erubh Taphſchilin, oder die Vermengung der gekochten Speiſen nennen. Dieſe hat die Abſicht, daß wenn an einem Freytage ein Feſttag einfällt, ſie an demſelben das Eſſen auf den folgenden Sabbath zubereiten dürfen. Denn es iſt ihnen an einem Feſttage nicht mehr zu kochen erlaubt, als was ſie gerade an dieſem Tage zu eſſen nöthig haben. Damit ſie nun auf den folgenden Sabbath nicht hungern dürfen, ſo vermiſchen ſie die feſtliche und ſabbathiſchen Speiſen mit einander. Es geht dabey folgender Geſtalt zu. Den Abend vor dem Freytage nimmt der Hausvater das Brod, welches zur zweyten oder dritten Sabbathsmahlzeit beſtimmt iſt, nebſt einem Stück Fleiſch oder Fiſch, oder auch ein Ey, giebt dieſes einem von den ſeinigen in die Hand, welcher es alsdenn in die Höhe hebt, und dabey ſagt: dieſes Brod und Fleiſch beſtimm ich dazu, daß alle Juden welche in dieſer Stad wohnen, Theil daran haben ſollen; gelobet ſeyſt du Gott, der du das Gebot von der Vermengung gegeben haſt; Kraft dieſer Speiſe ſey uns erlaubt an den Feyertagen zu ſieden und zu backen, zu braten, Licht an zu zünden, und alles zu thun, was uns am Sabbath nöthig ſeyn wird. Würde einer vergeſſen, dieſe Ceremonie zu machen, ſo ſollte er am Sabbath nichts eſſen; doch iſt ihm erlaubt, ſich die Speiſen von einem andern, der dieſe Vermiſchung gemacht, auf den Sabbath zu zubereiten zu laſſen. Hieraus ſehen wir, wie ſcharfſinnig die Juden ſind, ſich durch allerhand Kunſtgriffe die Schwere ihres Geſetzes zu erleichtern. (22)

Eruccabah, ſ. Bär, der kleine.

Erve, ächte, (*Ervum* L.) Eine Schotenfrucht, welche man wie die Erbſe zieht, und Schoten mit runden Samen trägt. Ihr Stroh frißt das Vieh, der Saamen wird zwar auch von Menſchen und Vieh geſpeiſet; weilen er ſich aber nicht weich kocht, überdas nicht geſund ſeyn ſoll, ſo iſt der Anbau nicht anzurathen, obgleich die Pflanze reichlich trägt. Man nennt auch Erve Linnes verſchiedene Gattungen des Orobus Geſchlecht, von denen aber nur die gelbe Erve als ein gutes Futterkraut geprieſen wird. (24)

Erven, (botan.) (*Orobus* L. & Tournef.) Dieſes Pflanzengeſchlecht gehört in die vierte Ordnung der ſiebenzehnten Linneiſchen Claſſe (*Diadelphia decandria*) der Kelch beſtehet aus einem röhrförmigen an der Baſis ſtumpfen Stücke, die Mündung iſt ſchief ſehr kurz und hat fünf Zähne, davon die drey unterſten mehr ſpitz, die beyden oberſten kürzer tiefer und ſtumpf ausgeſchnitten ſind. Die Krone iſt ſchmetterlingförmig, ihre Fahne umgekehrt herzförmig, an dem Gipfel und den Seiten umgebogen und ziemlich lang; die beyden Flügel ſind länglich, aufſteigend an einander gelehnt und faſt ſo lang als die Fahne; der Kiel iſt unterwärts wirklich geſpalten, aufſteigend zugeſpitzt, mit aneinander gelehnten platten parallelen Seitenrändern und bauchigem Grunde. Die zehn rundlichen Staubbeutel ſitzen auf zwo Trägern, daran einer einfach, der andere neunſpaltig iſt. Der Stempel beſtehet aus einem cylindriſchen platten Fruchtknoten, einem fadenförmigen in die Höhe gebogenen aufrechten Griffel und einer gleichbreiten an der unteren Seite bis mitten an den Griffelfilzigen Narbe. Auf die Blüthe folgt, eine walzenrunde, lange, einfächrige, zweyklappige Schote mit aufſteigender Spitze, welche viele rundliche Saamenkörner enthält. Man zählt folgende Gattungen:

Frühlings Erve. (*Orobus vernus* L. Mill. dict. n. 1. Blackw. t. 208. f. 1. 2. *Orobus ſylvaticus purpureus vernus* C. Bauh. Faſanenkraut, Waldkichern, rothe Waldwicken.) Sie wächſt in Deutſchland und andern Reichen in Wäldern wild. Die Wurzel iſt fortdaurend holzig und ſchwarz; der Stengel einen Schuh lang wellenförmig, äſtig; die Blätter gefiedert aus ſechs bis ſieben eyrunden groſſen glatten Blättchen mit glatträndigen halbpfeilförmigen Ohren zuſammengeſetzt. Die Blumen ſtehen zu vieren bis zehn in einem Büſchel am Gipfel und ſind purpurfarbig.

Gelbe Erve, (*Orobus luteus* L. Mill. dict. n. 7. Gmel. ſib. 4. p. 13. t. 4. *Orobus alpinus latifolius* C. Bauh. *Orobus ſylvaticus pallido flore* ejusd.) Wächſt in Sibirien, Verona, Helvetien, und auf den Pyrenäen wild. Der Stengel iſt zween Schuh lang einfach oder äſtig, dick; die Blätter ſind unterwärts meergrün, aus neun bis eilf eyrund länglichen Blättchen zuſammen geſetzt, mit breiten glatträndigen Ohren beſetzt; die Blumen gelb.

Knollige Erve, (*Orobus tuberoſus* L. Mill. dict. n. 2. *Orobus radice tuberoſa* Rivin. t. 59. *Lathyrus anguſtifolius radice tuberoſa* Loeſ. pruſſ. 138. t. 37.) Sie wächſt auf den Wieſen und in den Wäldern der nördlichen Reiche von Europa und wird zuweilen mit dem Namen falſches Süßholz belegt. Die Wurzel iſt bleibend mit vielen Faſern und Knollen beſetzt, der Stengel oben äſtig, ohngefehr einen Schuh hoch aufrecht. Die Blätter ſind gefiedert aus fünf bis ſieben lanzettförmigen Blättchen zuſammengeſetzt mit glatträndigen halbpfeilförmigen Ohren beſetzt. Die Blumen ſtehen zu drey bis vieren auf ziemlich langen Stielen in den Blattwinkeln und ſind blos purpurroth. Die Wurzeln dieſer Pflanze ſind ſüß nahrhaft und werden in Schottland gekocht gegeſſen.

Platterbſenförmige Erve, (*Orobus lathyroides* L. Mill. dict. n. 6.) Sibirien iſt das Vaterland. Die Wurzel perennirt, der Stengel iſt aufrecht, die Blätter ſtehen gepaart auf kurzen Stielchen und ſind eyrund ſcharf zugeſpitzt, die Blattanſatze gezahnt, die Blumen blau.

Pyrenäiſche Erve, (*Orobus pyrenaicus* L. Mill. dict. n. 5. Pluk. phyt. 210. f. 2.) Der Stengel iſt äſtig aus zwey Paaren zuſammengeſetzt, mit etwas ſtachlichen Anſätzen verſehen.

Schmalblättrige Erve, (*Orobus anguſtifolius* L. Gmel. ſib. 4. t. 14. f. 5. Pall. it. 1. p. 176.) Der Stengel iſt einfach, die Blätter beſtehen aus zwey Paar ſchwerdförmigen Blättgen und haben pfriemförmige Ohren; die Blumentrauben beſtehen in wenigen gelben Blumen. Sibirien iſt das Vaterland.

Schwarze Erve, (*Orobus niger* L. Mill. dict. n. 4. *Orobus ſylvaticus viciae foliis* C. Bauh. Rivin. tab. 60.) Sie wächſt auf hohen Plätzen in den nördlichen Reichen von Europa und wird auch mit dem

Namen schwarzes Fasanenkraut beleget. Die Wurzel ist bleibend, lang, dick und süß, der Stengel aufrecht, buschig etwa 2 Schuh hoch, die Blätter bestehen aus dreyzehn eyrundlänglichen Blättchen mit kleinen lanzettförmigen Ohren. Die Blumen stehen auf ziemlich langen Stielen in den Blattwinkeln, zu sechs oder mehreren, sind purpurroth, verbleichen geschwind und hängen auf die Seite.

Walderve, (*Orobus sylvaticus* L. Act. parif. 1706. p. 87. t. 90.) Frankreich und England sind das Vaterland. Der Stengel ist zottig, ästig und niedergelegt. Die Blätter bestehen aus sieben Paar.

Zottige Erve, (*Orobus hirsutus* L. *Orobus sylvaticus foliis circa caulem auriculatis* Buxb. cent. 3. p. 22. t. 41.) Thracien ist ihr Vaterland. Die Wurzel perennirt; der Stengel ist einfach, kriechend; die Blätter gepaart mit Stielen versehen, breit, eyrund, mit glatträndigen Ohren versehen; die Blumen blau. (9)

Erven, (botan.) ist auch ein Beynam einer Gattung Linse, (*Ervum Ervilia* L.)

Ervenstrang, (botan.) ist ein Beyname der grösseren Sommerwurz, (*Orobanche major.* L.)

Eruca, (botan.) ist eine Benennung verschiedener Pflanzen: vieler Rauken Gattungen (*Sisymbrium* L.) des Barbenkraut Hederich, (*Eryſimum barbarea* L.) der Hederichförmigen Lackblume (*Cheiranthus eryſimoides* L.) des Canadischen Gänsekrautes (*Arabis canad.* L.) einiger Kohl Gattungen, des raukenförmigen Senfs, (*Sinapis erucoides* L.) und einiger Gattungen Zackenkraut. (9)

Erucago, (botan.) ist ein Beyname des französischen Wau (*Reſeda Phyteuma* L.) des Stachelsenf Zackenkraut. (*Bunias* L.) (9)

Erucastrum, (botan.) s. Kohl.

Ervenwürger, s. Schuppenwurz, (*Lathraea* L.)

Ervilia, (botan.) ist ein Beynam der Ocher Erbse (*Piſum Ochrus* L.) und der kleinen Linse. (*Ervum* L.)

Ervilium, (botan.) ist ein Beyname der breitblättrigen Platterbse. (*Lathyrus latifolius* L.) (9)

Ervum, s. Linse, zuweilen wird auch der fuchsschwanzförmige Schnurstrauch, (*Sophora alopecuroides* L.) und einige Gattungen Platterbse, (*Lathyrus* L.) also benennt. (9)

Erwachsen, (juriſt.) wird von einer Proceßsache alsdann gesagt, wenn dieselbe nach gesprochener Urtel vermittelst der Appellation oder eines andern Rechtsmittels rechtmäßig an das höhere Gericht gebracht worden ist, in welchem Fall bey dem letztern: daß die Sache hiehero erwachsen; wann aber der gegenseitige Fall eintritt, und z. E. das Decendium Appellationis versäumt worden, oder der Werth der im Streit befangenen Sache nicht appellabel ist: daß die Sache nicht hiehero erwachsen, gesprochen wird. s. Devolutio Cauſä. (38)

Erwählter. Dieses Beywort setzte Kaiser Maximilian I. zuerst bey den Kayserlichen Titel. Die Veranlassung dazu gab ein vorgewesener Römerzug um die Kayserliche Krönung in Rom nach dem Herkommen zu empfangen; der aber nicht zu Stande kam, weil die Reichsstände die versprochene Reichshülfe dazu nicht stellten, und die Venetianer den Durchzug abschlugen. Der Kaiser erklärte hierauf, daß er um des Zugs überhoben zu seyn, den Kaiserlichen Titel dannoch führen wolle; da sonst ein zu Rom nicht gekröntes Oberhaupt des deutschen Reichs nur römischer König genannt wurde. In Schriften wurde seitdem das Beywort Erwählter hinzugefügt. Auf geschehe Vorstellung am päbstlichen Hofe, daß dieses dem päbstlichen Crönungsrechte nicht nachtheilig seyn solle, bestätigte der Pabst die Annehmung des Kaiserlichen Titels; und es ist seitdem auch von den folgenden Kaisern ohne weitere päbstliche Crönung oder Bestätigung dieser Titel gleichermassen gebraucht worden. Jedoch wollen die Päbste selbst ihn noch nicht geben, sondern nennen das Reichs Oberhaupt heutzutage: Romanorum regem, ac futurum imperatorem. Das Beywort erwählt soll indessen doch eigentlich nicht darauf zielen, daß er die kaiserliche Crönung zu Rom noch nicht empfangen habe; sondern man will vielmehr damit zu erkennen geben, daß er diese Würde weder durch Erbrecht noch durch päbstliche Begünstigung, sondern allein durch die Wahl der Churfürsten erlangt habe. (15)

Erwählung, s. Gnadenwahl.

Erwärmende Mittel, (*Calefacientia*, (Mater. medic.) sind solche Mittel, welche bald durch einen starken Reiz, den sie auf die Nerven und andere veste reizbare Theile machen, bald durch die verdünnernde Kraft, die sie auf die Säfte äussern, bald durch die beyde Wirkungen zugleich die natürliche Wärme des thierischen Körpers verstärken: sie können also, wo diese nachläßt, sehr gut zu statten kommen, wenn eine kluge Auswal getroffen wird, und müssen hingegen schaden, wo diese ohnehin schon zu stark ist. (12)

Erwartung ähnlicher Fälle, ist eine Benennung, die den ihr entsprechenden Begriff deutlich ausdrückt. Man verstehet nemlich darunter die Erwartung, daß sich wider dieselbe Begebenheit zutragen werde, weil die Umstände wieder da sind, unter welchen sie sich ehemals zugetragen. Wenn man z. B. ehedem wahrgenommen, daß, als nach einer schwülligen Hitze auf der Abendseite des Horizontes schwarze Wolken in die Höhe stiegen und sich, ein starker Wind erhob, ein Donnerwetter darauf folgte, und darum, weil man jetzo wieder nach gleicher Hitze ähnliche Wolken in derselben Gegend aufsteigen siehet, und den Wind abermals sausen höret, sich auf ein Gewitter gefaßt macht; so nennt man diese Gedankenfolge eine Erwartung ähnlicher Fälle.

Das Vernunftähnliche (analogum rationis) bestehet in dem Vermögen zu merken, dieses und jenes seyen verknüpfte Dinge, das mit dem Unvermögen verbunden ist, die Verknüpfung selbst einzusehen. Bey der Erwartung ähnlicher Fälle äussert sich dieses Vermögen; denn man sieht der Begebenheit entgegen, blos weil die Umstände wieder vorhanden sind; man merkt also daß die Begebenheit mit den Umständen in Verknüpfung stehet, und lässet es auch dabey bewenden; indem, wenn man die Folge der Begebenheit aus den Umständen selbst begriffe, dieser Schritt über die Erwartung ähnlicher Fälle hinaus gienge und den Gebrauch der Vernunft selbst ausmachte. s. Vernunftähnliches.

Der Gang im Denken, wovon wir reden, hat etwas den Schlüssen ähnliches in sich stecken. Denn vermöge des ersten Absatzes ist der allgemeine immer darin enthaltene Gedanke folgender: Unter diesen Umständen hat sich ehedem das und das zugetragen; jetzo sind diese Umstände vorhanden; also trägt sich auch jetzo das und das zu. Wer weiß, was ein Schluß ist, wird nicht sowohl davon, daß dieser Gedanke einem Schlusse ähnlich seye, als vielmehr davon Beweis fodern, daß es nicht wahrhafter Schluß selbst seye. Das letztere aber erhellet daraus, weil ein wahrhafter

Schluß auf dem Dictum de omni & nullo beruhen und daher sein Obersatz allgemein seyn muß, der hier in keinem allgemeinen Satze, sondern nur in einem ähnlichen Falle bestehet. s. Dictum de omni et nullo, und Analoga.

Wenn man durch mehrmals wiederholte Erfahrung die wahren Umstände, unter welchen sich etwas zu begeben pflegt, ausfündig macht; durch eben dieselbe die nothwendigen von den zufälligen und überflüßigen unterscheidet, und wohl acht giebt, ob alle nothwendige Umstände vorhanden sind, ehe man urtheilet, daß die Begebenheit jezo erfolgen werde; so thut die Erwartung ähnlicher Fälle eben die Dienste, wie die Vernunft selbst. Meistens aber erfordert die vielfältige Wiederholung der Erfahrungen lange Zeit. Daher ist es gemeiniglich ein Vorzug alter aufmerksamer Leute, daß sie jüngere in der Erwartung ähnlicher Fälle übertreffen, weswegen ihnen von denjenigen, die die Vernunft von dem ihr ähnlichen nicht zu unterscheiden wissen, mehrere Vernunft zugeschrieben wird.

Wo nicht alle doch die meisten Aberglauben haben ihren Ursprung einer übelangewendeten Erwartung ähnlicher Fälle zu danken, da man ganz und gar nichts zur Sache beytragende Umstände, die sich zufälliger Weise einmal zu ihr gesellet, vor diejenigen hält, unter welchen man sie zu hoffen oder zu fürchten habe. (6)

Erwechselte Jahre, (Salzwerkswissenschaft) s. Jahre.

Erweichende Mittel, (*Emollientia*,) (Mater. medic) solche Mittel, welche steifen, zu sehr gespannten und trocknen Theilen des thierischen Körpers theils dadurch, daß sie ihnen den mangelnden oder doch in zu geringer Menge vorhandenen Grundstoff der Feuchtigkeit geben, theils dadurch, daß sie den Verlust des noch vorhandenen durch die Ausdünstung und beständige Thätigkeit, verhindern, ihre natürliche und gesunde Spannung, Weiche und Feuchtigkeit wieder verschaffen, dahin gehört nun vorzüglich das Wasser, und alle Feuchtigkeiten, an welchen das Wasser den größten Antheil hat, besonders wann sie erwärmt, und noch mehr, wann sie in Dünste aufgelöst sind, ferner fette Oehle, Schleime und Sulzen: so heilsam sie also in solchen Krankheiten sind, die ihren Ursprung von so sehr gereißten, gespannten und steifen Fasern haben, so schädlich ist ihr Gebrauch alsdann, wenn die Fasern ohnehin schon zu schwach und erschlafft sind. (12)

Erweissen, Erweißlich machen, ist nach dem Sprachgebrauche practischer Rechtsgelehrten unterschieden von **Beweisen**; indem jenes nur eine Bescheinigung erfordert, wodurch das Vorgeben wahrscheinlich oder glaubwürdig wird; wie solches in Nebensachen und summarischen Verfahren zuläßig ist. Beweisen hingegen kann man eine Sache nicht anders, als unter Beobachtung aller in den Gesetzen vorgeschriebenen Formalitäten, und in der Absicht denjenigen Punct wovon die Entscheidung des Rechtshandels abhängt zu einem solchen Grade der Evidenz zubringen, wozu sie im menschlichen Gericht gebracht werden kann. Jedoch wird dieser verschiedene Sprachgebrauch nicht immer ganz sorgfältig in Obacht genommen. (15)

Erweisen, ist eben so viel als beweisen; einige wollen unter jenem Ausdruck nur einen geringern Grad des Beweises oder eine Bescheinigung verstehen. (38)

Erweiternde Mittel oder Werkzeuge, derselben bedient man sich in der Wundarzneykunst, um Hohlgänge oder Canäle in fleischichten Theilen zu erweitern, wenn ihre Seitenwände zu nahe aneinander stehen, als daß die in ihnen enthaltene Materie ausfliessen, oder von aussen einzubringende Einspritzungen weit genug in sie gelangen könnten. Diese Mittel bestehn entweder aus metallenen, gemeiniglich silbernen, oder blenernen Röhrchen, aus Meiseln, Quellmeiseln, die aus Schwamm, der mit Wachs getränkt ist, oder aus Wiecken, die von zusammengelegter Charpie gemacht sind. Die neuere Chirurgie hat den Gebrauch dieser Mittel sehr eingeschränkt, weil sie den Ausfluß der Materie hindern, und der Eyterung entgegen stehen; aber durch ihren Druck wohl neue Entzündung an den Rändern der Hohlwände oder des Geschwürs, oder Callus veranlassen, und durch den gehinderten Ausfluß der Feuchtigkeiten zu Hohlgeschwüren und Fisteln Gelegenheit geben. Nur in manchen Fällen sind sie mit Behutsamkeit gebraucht, noch mit Nutzen anzuwenden, als z. B. wenn man in gewissen Fällen Blutflüsse stopfen, oder Arzneyen an einen Ort bringen will, der keine Erweiterung mit dem Messer zuläßt, und wo sich der Grund der Oeffnung noch nicht gereinigt hat. (4)

Erweiterung des Augensterns, s. Augensterns-Erweiterung.

Erweiterung der Wunden, s. unter Wunden.

Erweiterung, ist nach dem Longin ein vollständiges Zusammentragen aller einer Sache zugehörigen Umstände und Eigenschaften, wodurch die Hauptvorstellung ihre wahre Stärke und Grösse bekommt. Es werden alle Nebenbegriffe, die durch die willkührliche Verbindung mit dem Hauptbegriff verbunden werden können, also zusammengestellt, nicht daß ein neuer Begriff dadurch entstehe, sondern damit der Hauptbegriff dadurch mehr verschönert werde. Man sammelt sich eine Menge sinnlicher Bilder von allen Arten, Empfindungen, Einbildungen, witzigen Einfällen, wovon ein jeder seine eigne Schönheit hat. Aus diesen macht man ein ganzes, so wie es mit dem Plan, den wir uns vorgesetzt haben, übereinstimmt. Diese verschiedene miteinander verbundene Begriffe dürfen aber nicht müßig dastehen, sondern den Hauptbegriff entweder klärer, oder richtiger, oder lebhafter, oder rührender machen; sie müssen nach den Regeln der Einheit miteinander verbunden werden, so daß keiner überflüßig, oder gothischer Zierrath zu seyn scheint. Wir wollen diesen Begriff der Erweiterung mit einem Beyspiel erläutern. In der neunten Ode es ersten Buchs, trägt Horaz den Satz vor; es ist Winter, und erweitert ihn auf folgende Art:

Vides ut alta stet nive candidum
Soracte; nec jam sustineant onus
Silvæ laborantes, geluque
Flumina constiterint acuto.

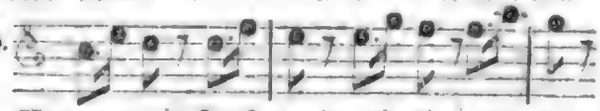
Welch eine Menge von Bildern in einem vereinigt; der tiefe Schnee der weisse Soracte, unter der Last des Schnees arbeitende Wälder, das schroffe Eis, stellen den Winter just in der Gestalt vor, wie ihn der Dichter brauchte. Da ein jeder Begriff viele Seiten hat, so kann ihn der Dichter durch die Erweiterung just auf derjenigen vorstellen, wo er ihm am vortheilhaftesten ist. Durch diese Zusammenstellung verschiedener Nebenbegriffe, bringen wir den Hauptgegenstand dem Leser gleichsam näher vor das Gesicht, daß er die verschiedne Theile übersehen, und deren Werth näher beurtheilen kann. Wenn wir einen schönen Gegenstand in der Ferne ansehen, so bemerken wir nur die

Hauptzüge; bringen wir ihn aber näher vor das Auge, so entdecken wir eine Menge Schönheiten, die wir vorher nicht bemerkt haben; wir vergnügen uns über die Menge, Verbindung und Schattierung derselben. Hiedurch erlangt der Künstler den Vortheil, eine Sache nach ihrer ganzen Grösse und Würde vorzustellen. Bisweilen ist eine ganze Rede, ein ganzes Gedicht, nichts anders, als ein einziger Gedanke, der durch eine Menge von Erweiterungen lebhafter und einleuchtender geworden ist. Wenn eine Sache vieles in sich schließt, so muß dieses der Künstler auseinander setzen, und dadurch die ganze Sache in ihr helles Licht setzen. Wo dergleichen Erweiterungen angebracht werden sollen, davon können nicht leicht Regeln gegeben werden. Ein Dichter und Redner, welcher weiß was er an jedem Ort für Eindrücke zur Beförderung seiner Absichten erwecken soll, wird ohne Unterricht von sich selbsten beurtheilen, wo und was für Erweiterungen er anbringen müsse. Man hat ehmals die Jugend angewiesen, aus den besten Schriftstellern die sogenannten Realien zu sammeln, sie unter ihre Haupttitul zu bringen, und sich bey vorfallenden Gelegenheiten derselben als Erweiterungen zu bedienen. Von dergleichen Erweiterungen gilt das was Horaz sagt: nec caput, nec pes uni constat formæ; sie gleichen einem Bettlersmantel, der aus allerhand bunten Lappen zusammen gestickt ist. Erweiterungen müssen aus der Sache selbst herausgeholt werden. Durch diese unterscheidet sich der rührende Vortrag des Redners und des Dichters, von dem forschenden Vortrag des Philosophen. Es kann seyn, daß der Zuhörer nicht so viel Fassung des Geistes hat, daß er die völlige Wirkung der Vorstellung fühlt; oder die Vorstellungen haben selbst nicht Kraft genug den Zuhörer zu rühren, weil sie zu einfach, zu trocken, zu abstract, zu speculativ sind. In beyden Fällen muß der Redner seine Zuflucht zu den Erweiterungen nehmen. Sie machen, daß sich der Zuhörer länger bey den Vorstellungen verweilt, daß er mehr Zeit bekommt, sich den Eindrücken zu überlassen. Der Redner setzt allerhand Vorstellungen hinzu, die die Aufmerksamkeit des Zuhörers beschäftigen, und zeigt die Sache in verschiedenen Gesichtspunkten. Diese Erweiterungen können so wohl bey einzelnen Gedanken als bey der Anlage der ganzen Rede statt haben. Hierinnen zeigt sich eine besondere Geschicklichkeit des Redners, seine Zuhörer durch Erweiterungen bey der Hauptvorstellung eine zeitlang aufzuhalten. Allein es müssen wirkliche Gedanken seyn, nicht bloße Wiederholungen einerley Sache in verschiedenen Ausdrücken, nicht Aufhäufung einer Menge nichtsbedeutender Nebenumstände. Die Vorstellungen welche hinzugefügt werden, müssen nicht blos den Verstand beschäftigen, sondern auch auf das Herz würken; sie müssen besonders die Gegenstände anschauend darstellen. Die Lehrer der Beredsamkeit haben sich die Mühe gegeben, alle Arten von Erweiterungen aufzusuchen und ihnen besondere Namen zu geben. Sie reden von Erweiterungen durch Erklärung, durch Beschreibung, durch Beweiß, durch Zergliederung, durch synonymische Worte und Redensarten, durch Beywörter, durch variationes per casus, durch Fragumstände u. dgl. Wer seinen Gegenstand wohl durchgedacht hat, dem bieten sich die Erweiterungen von selbsten dar, und wer nicht denken kann, dem helfen alle Regeln nichts. Es gilt auch hier die Horazianische Regel: Scribendi recte sapere est & principium & fons.

Erweiterung, ist eine musikalische rhetorische Figur grad jener vom Ende der Fuge wo man einschränket (lo stretto) entgegengesetzt, man nennt sie slargando il soggetto. Um einen klemmen Satz, der vielleicht ganz gleichgültig hätte aufgenommen werden können, geltender zu machen, setzt man ihn z. B. in ganzen Noten, da er vorher nur in Vierteln vorgekommen war. Dies ist ein Mittel im nemlichen und demselbigen Gesang eine Neuheit hervorzubringen.

Vielleicht würde manchen Lesern auffallend vorgekommen seyn, von der Erklärung einen musikalischen Artikel zu formiren, da sie hier einschlägt, so wollen wir nur paar ganze superficielle Kenntnisse beyfügen; denn ein musikalisches rhetorisches System existirt noch nicht. Wir merken gar oft, daß in der Musik nicht unbedeutende Gesänge zu geschwind vorbey rauschen.

z. B.



Wenn nun ein Tonsetzer, der die Harmonie in ihrer ganzen Ausdehnung kennt und hievon Meister ist, diesen Satz mit nemlicher oder abwechselnder Harmonie geltend machen wollte, wäre es nicht gut, daß er den Notenwerth verlängerte, den Satz erweiterte, die schnelle Harmonienfolge erklärte, und vermittelst anderer Figuren.

Z. B. Vierteln mit Punkte, Achteln mit Punkte einmal in der ersten, dann in der zweyten Geige, vielleicht auch in der Bratsche das nemliche auf eine so verschiedene Art zu behandeln wüßte, so daß alle Zuhörer anfiengen, sich mit diesem reitzenden Spiel zu beschäftigen, — zu belauschen, in welchem Tone er herumflattert, die Eintritte zu bemerken, und in diesem künstlichen idem & varium die feinsten Züge eines witzigen Redners zu entdecken. (25)

Erwerb, heißt eben so viel als Errungenschaft. (s. dies. Art.)

Erworben ist dasjenige, was man nach Abzug der Ausgabe von der Einnahme übrig behalten hat. Man nennt es gewöhnlicher die Errungenschaft. (s. dies. Art.) (15)

Erwürgen, s. Erdrosseln.

Erycinia. Cramer nennt so einen Tagschmetterling von Surinam, dessen Beschreibung unter Helikonier vorkommt. (24)

Erymanthis, (Astron.) s. Bär, der grosse.

Erymanthisches Schwein ist von dem Berg Erymanthus in Arcadien so benennt, und von dem Herkules erlegt worden. Seine Geschichte ist eben so wie die vom calydonischen vergrössert worden. (1)

Erymanthus, ein ausländischer Tagschmetterling, der zu den griechischen Rittern gehört, und unter ihnen abgehandelt werden soll. (24)

Eryngium ist der Lateinische Name des Geschlechts der Mannstreu, und ein Synonimum des Sichelkraut Merk, (*Sium falcaria* L.) des gegitterten Strahlkopfs, (*Atractylis cancellata* L.) des Zwergdistel Saflor, (*Carthamus Carduncellus* L.) und der Tournefortischen Gundelie. (9)

Erynnis, s. Furien.

Erynnis. (*Sphinx adsc. Fabr.*) In Surinam findet sich dieser Bastardsphinx. Er hat einen schwarzen ungefleckten Körper, eben solche Fühlhörner und Flügel, nur daß die Vorderflügel eine überzwerge ziegelfarbige Binde haben; unten herrscht die schwarze Far-

be, aber die Wurzel der Flügel ist blauglänzend, der Leib hat unten 2 Linien weisser Punkte. (24)

Erysimum, also wird das Geschlecht des Hederich benennt. Auch der Buchwaitzen Knöterich (*Polygonum Fagopyrum* L.) die verschiedene Gattungen Rauke, (*Sisymbrium* L.) und Lackblume, (*Cheiranthus* L.) der morgenländische Kohl, (*Brassica orientalis* L.) einige Senfgattungen und andere mehr führen diesen Namen. (9)

Erysipelas, s. Rose.

Erysiphe, (botan.) ist ein Beyname einer Gattung Schimmel. (9)

Erysisceptum, ist der Name einer Art von Rosenholz, welches eine gar schöne schwarze ins rothe fallende Farbe und sehr feine Adern und Streife hat. (9)

Erythra, (Naturgesch.) unter diesen Namen beschreibt und zeichnet Jonston einen Wasservogel, allein so undeutlich, daß er nicht systematisch zu bestimmen ist. (9)

Erythra, (botan.) ist eine griechische Benennung einer Art Melisse. (9)

Erythraeische Sibylle, s. Sibylle.

Erythrepicon, (botan.) ist ein Beyname des Pfauenschwanzes, (*Poinciana* L.) (9)

Erythrina, s. Korallenbaum und Fischfänger

Erythrynus ist der Name des Rothschuppen Meerbrachsen, (*Sparus* L.) (9)

Erythrobulbus, (botan.) ist ein Beyname der rispenförmigen Wachendorfie. (9)

Erythrococcis, unter dieser Benennung soll Plinius den Granatenbaum verstanden haben. (9)

Erythrodanum marinum, (botan.) ist ein Synonimum der Strand-Färberwurz, (*Crucianella maritima* L.) (9)

Erythromelon, ist der Name einer Apfelsorte, s. Apfelbaum, Calville. (9)

Erythronium, s. Hundszahn.

Erythrophtalmus, (Naturgesch.) ist der Beyname des Rothaug Karpfen. (9)

Erythropus, (Naturgesch.) ist ein Synonimum der Rothfuß Schnepfe, (*Scolopax Calidris* L.) (9)

Erythroxylum, s. Rothholz.

Erythrozonos, (botan.) ist ein Beyname einer Spielart der Frühlings Schlüsselblume, (*Primula veris* L.) (9)

Erythus, (*Pap. pleb. urb.*) s. Dickköpfe, bürgerliche.

Eryx, (Naturgesch.) ist der Linneische Beyname einer Gattung Schuppenschlange, (*Anguis* L.) (9)

Eryx. Diesen Namen führen 2 Tagschmetterlinge welche zu den pap. pleb. rur. gehören, davon der erste unter Bauer, chinesischer, der andere unter Dickköpfe, bäuerliche anzutreffen ist. Eben diesen Namen hat auch ein Bastardsphinx aus America; Fabricius beschreibt ihn, und Cramer pap. ex. XII. t. 140. F. E. F. ingleichen Sulzer Gesch. t. 20. f. 4. unter dem Namen Sphinx inaurata oder der vergoldete geben von ihm Abbildungen. Er hat schwarze Fühlhörner die oben an der Spitze weiß sind; bey Cramer sind sie etwas gefiedert. Der Kopf ist grüngülden, glänzend, hinten schwarz gefleckt, Brustschild schwarz, vorn mit 4 und auf dem Rücken mit 3 paar grüngüldenen Flecken besetzt, der Leib ist auch schwarz, hat auf beyden Seiten 7, nemlich nach vornen 4 grüngüldne und nach hinten 3 blaue Flecken. Der After ist schwarz, aber der Leib unten bluthroth mit 2 grüngüldnen Flecken auf beyden Seiten der Wurzel, die Vorderflügel haben einerley Farbe auf beyden Seiten, sind schwarz, an der Wurzel gülden, doch daß der äussere Rand schwarz bleibt; in der Mitte befindet sich ein bluthrother nierenförmiger Flecken. Die Hinterflügel sind oben ganz schwarz ohne Flecken, die Wurzel aber auf der untern Seite und 2 Flecken grüngülden. Die Füsse scheckicht. (24)

Erz, (Metallurgie) bedeutet bey vielen jede natürliche Gestalt, worinn Salz, brennbare Mineralien und Metalle gefunden werden, bey einigen nur solche natürliche Gestalten, wo diese Mineralien in fremde Bergarten eingemengt sind, und von diesen erst geschieden werden müssen; bey einigen nur solche, wo sie wirklich chemisch in diesen Bergarten aufgelößt, und zu ihrer Scheidung nicht blos mechanische, sondern auch chemische Kunstgriffe nöthig sind, andere endlich schränken das Wort nur auf dergleichen natürliche Gestalten und Mischungen der Metalle ein; viele unter diesen begreifen aber auch die natürliche Metallkalke, sie mögen nun rein oder mit einfachen Erd- und Steinarten vermischt seyn, darunter; im engsten Verstande des Worts hat das Erz eine ziemlich beträchtliche eigenthümliche Schwere und den Glanz eines Metalls, aber nie die Geschmeidigkeit des rein ausgeschiedenen Metalls; Schwefel ist das gewöhnlichste, bey bessern Metallen auch Arsenik und Eisen ein sehr gewöhnliche Vererzungsmittel, nur sehr wenige sind durch Vitriol- oder Salzsäure vererzt, und diese verdienen dann, da sie auch keinen Metallglanz haben und sich im Wasser auflösen, ihre Stelle eher unter den Salzen; so wie diejenige, welche fixe Luft bey sich führen, fast durchaus unter die Metallkalke. Wie die Erze theils durch äusserliche Eigenschaften, theils durch chemische Proben ihren innern Gehalt verrathen, und wie dieses daraus gezogen werden könne, s. unter den Metallen, auf welchen sie probirt und genutzt werden. Man findet diese Erze im Durchschnitt häufiger in Gebirgen von mittlerm Alter, oder in Schiefer als in Kalk und diesen häufiger als in Granitgebirgen, häufiger in sanften Mittel- als in prallichten, hohen oder in Vorgebirgen, Hügeln, oder auf ebenem Lande, häufiger im unfruchtbaren, (doch ist auch dieses bey weitem nicht allgemein) als in fruchtbaren Gegenden, häufiger in einiger Tiefe als nahe an der Oberfläche der Erde, doch zuweilen, vornemlich am Abhang von Berge, oder am Ufer von Flüssen, besonders von reissenden die in den Gebirgen entspringen, ganz am Tage in losen bald gröseren (Geschieben) bald etwas kleineren (Seifenerz, Wascherz) Stücken oder noch kleinern Körnern (Sand) denen man es insgesammt an ihrer Gestalt ansieht, oder aus dem Lauf und Austreten der Flüsse, an deren Ufer und in deren Nähe man sie findet, aus vorhergegangenen Ueberschwemmungen, Erdbeben oder vulkanischen Ausbrüchen errathen kann, daß sie nicht hier erzeugt, sondern aus ihrer ursprünglichen Geburtsstätte losgerissen und hieher geschwemmet oder geworfen worden sind; zuweilen sind sie wieder schichtenweise geordnet und mit Dammerde bedeckt. Wo sie am Ufer liegen, geben sie immer eine Anzeige, daß in dem Gebirge aus welchem der Fluß entspringt oder durch welches er strömt, wirklich das gleiche Erz vorhanden ist; manchmal erräth man dies auch aus der Menge und dem Gehalt der Mineralwasser die in solchen Gebirgen entspringen, aus der häufigen Erscheinung von Quarz und Spatharten, vornem ich wenn sie gleichsam fett aussehen, (die Bergleute nennen sie daher gemeiniglich höfliche oder auch edle Bergarten) zuweilen aus dem

schlechten Zustand der Pflanzen die auf einem solchen Boden wachsen, oder wenn insbesondere die Erze nicht tief liegen, aus gewissen Schwefel- oder Metalldünsten, am sichersten aber durch das Aufgraben der Erde oder durch Schürfen. Sonst finden sich aber die Erze weit öfter vest in den Gebirgen, bald in einzelnen Nestern, Drüsen oder Nieren, welche die Klüfte oder Risse der Gebirge ausfüllen, bald in grossen nach allen drey Ausmessungen sich gleich weit erstreckenden Haufen oder Stockwerke, bald in ordentlichen Erzadern, die parallel mit dem Horizonte laufen, wenigstens nur kleine Winkel von etwa 20° mit ihm machen, (Flöze) oder von der Oberfläche der Erde nach der Tiefe senkrecht, oder bald mehr bald weniger schief laufen (Gänge); streicht der Gang nach den Graden oder (in der Bergsprache) Stunden des Bergcompasses zwischen Stunde 3 und 6, so heißt er Morgengang, streicht er zwischen 6 und 9, so heißt er Spathgang, streicht er zwischen 9 und 12, so nennt man ihn einen flachen, streicht er zwischen 12 und 3, einen stehenden, macht er mit dem Horizont einen Winkel von 80° — 90°, so heißt er Seigergang, fällt der Winkel zwischen 20° und 80°, so heißt er ein donlegiger Gang. In diesen Gängen und Flözen stecken aber die Erze gemeiniglich in einer von der Gebirgsart verschiedenen Erd- oder Steinart, am gewöhnlichsten in Quarz oder Spat, die sie dann durchaus begleiten; diese nennt man die Gangart, den Gangstein, die Mutter oder Metallmutter, zuweilen sind sie aber auch in dieser noch durch ein Band von einer andern Steinart, so wie die Gänge und Flöze von der Gebirgart getrennet, die man denn Salband nennt.

Erz, edles, so nennt der Bergmann nicht nur Silber und Golderze im weitläuftigen Verstande dieses Worts, sondern auch silber- und goldhaltige oder überhaupt reichhaltige Erze anderer Metalle.

Erz, räuberisches, solches Erz das nicht nur an sich selbst, wenigstens bey der gewöhnlichen Verfahrungsart kein gutes Metall gibt, sondern auch wenn es andern Erzen beygemischt ist oder zugesetzt wird, einen Theil des in ihnen enthaltenen Metalles verflüchtigt, verschlackt, oder spröde und unartig und den Fluß selbst streng macht. (12)

Erz, bey den Alten, s. Kupfer.

Erz, (biblisch) im hebräischen נְחֹשֶׁת Nechoscheth von חָשַׁת graben, hat eine doppelte Bedeutung. Im allgemeinen Verstand bedeutet es alle Arten von Metallen; wird es aber andern Arten davon entgegen gesetzt, so bedeutet es Kupfer. Thubalcain wird im 1 B. Mos. 4, 22. als der Erfinder davon angeben. Vermuthlich hatte er durch einen Zufall harte und doch schmelzbare Materie, die sich hämmern ließ, entdeckt; er setzte seine Entdeckung immer weiter fort, bis er sie zu einem besondern Nutzen anwendete. Ehe man die Kunst erfand, die Metalle zu scheiden, so waren mehrere in einer Masse vereinigt; aber man muß doch frühzeitig angefangen haben, solche zu scheiden. Zu Mosis Zeiten, waren schon Silber, Gold, Eisen und Erz, als besondere Metalle bekannt. Einige verstehen also unter dem Erz, bloses Kupfer; so sagt Mathesius, wenn ihr in der Bibel von Erz leset, da redet die Schrift vom rothen Kupfer. Andere aber wollen eine künstliche Zusammensetzung verschiedener Metalle darunter verstehen. Sie geben sogar ein besonderes Verhältnis davon an. Sie sagen, das Erz welches zu der Stiftshütten und hernach zum Tempel gebraucht worden, sey kein gemeines Kupfer, sondern ein sehr kostbares Metall gewesen, das aus einem Drittel Gold, eben so viel Silber, und einem gleichen Zusatz von Kupfer bestanden habe. Ob uns nun gleich das lezte zu übertrieben scheinet, so glauben wir dennoch, daß das in der Bibel genennte Erz kein reines Kupfer, sondern daß andere Metalle, wiewohl in kleinerer Masse, noch darunter gewesen seyn mögen. (22)

Erz, ablaufen, heißt das in der Grube gewonnene Erz im Laufkarn an das Füllort oder an den Platz wo die Hubel gefüllt werden, bringen. (39)

Erzabt, lateinisch Archiabbas oder auch Archimandrita. Nachdem die Mönchsorden in Orient sowohl als in Occident sind eingeführt worden, vereinigten sich manche Klöster, wovon ein jedes seinen besondern Vorsteher hatte, in eine besondere Versammlung oder Congregation, und erwählten sodann einen welcher diesen sämmtlichen Klöstern vorstehen sollte; dieser bekam nachdem den Namen Erzabt. In der orientalischen Kirche aber wurde er Archimandrita genennt. (14)

Erz-Acolytus. Nachdem einmal mit dem äussern Pracht, auch die Titel- und Vorzugssucht in die Kirche Gottes sich eingenistet hatte, so erfand man allerley Aemter, und in der Klasse der Aemter verschiedene Rangstufen um einen oder den andern, der mit der gemeinen Stelle nicht zufrieden war, auszuzeichnen; dies mag den Ursprung dieses Erzacolyten erzeugt oder veranlaßt haben. Es kann aber auch seyn, daß dieses Kirchenamt einen ehrbarern Ursprung darinn hatte, daß man dem Orden der geringern Kirchendiener, worunter die Acolyten gehören, ein Haupt vorsetzen wollte, welches über die andre wachen und Rechenschaft dem Bischoff geben mußte; in der Kirche muß diese Würde durchgehends erloschen seyn; nur soll sie noch in Capua beybehalten werden. Ducange in glossario, voc. Archiacolytus sagt, diese Kirchendiener in Capua gehören eigentlich nicht mehr unter die wahre Acolyten, sondern seyn Bediente die man stündlich abschaffen könnte. In Rom waren vor Zeiten wahre Archiacolyti, unter welchen die gemeinen dem Kirchendienst oblagen, dieses berichtet der Cardinal Benno, bey Ducange a. a. o. Maillane, Dict. de Droit Canon. im Wort Archiacolytus. (l. c.)

Erzader, bey einigen auch Erzgang, (Metallurgie) sagt man, wenn sich das Erz in eine beträchtliche Weite oder Tiefe erstreckt, was in der Sprache des gemeinen Lebens die Ausdehnung in die Länge heißt, heißt hier das Streichen die Ausdehnung in die Tiefe das Fallen, die Breite die Mächtigkeit, die Lage von Erde oder Stein, welche über der Erzader ist, heißt das hängende oder das Dach, die Lage hingegen welche unter derselben ist, das liegende oder die Sole. (12)

Erzadmiral des heiligen römischen Reichs ist vielleicht der einfältigste Vorschlag, von allen die zu einem neuen Erzamte für die neunte Churwürde gemacht worden sind. Der Erfinder desselben meynte, das Geschäft eines Erzadmirals könne bey der kaiserlichen Krönung und Mahlzeit darinn bestehen, daß er dem Kaiser eine Tasse Caffee präsentire. (15)

Erzählung ist die Vorstellung einer Begebenheit mit allen ihren Umständen. Sie kommt so wohl in der Rede- als Dichtkunst vor. Da der Zweck derselben ist, den Verlauf einer Sache dem Zuhörer so vorzustellen, daß sein Urtheil dadurch gelenket werde, so lassen sich zwar schon hieraus einige allgemeine Regeln bestimmen; allein, weil man einen verschiedenen

Gebrauch davon macht, so wollen wir von beyden reden. Eine jede Erzählung muß die geschehene Sachen klar, wahrhaft oder wenigstens wahrscheinlich vorstellen. Der Erzähler muß also den Ausdruck vollkommen in seiner Gewalt haben, damit er die Begriffe auf das genaueste bestimme; er muß Ordnung im Kopfe haben, damit er die Sache so vorstelle, wie sie geschehen ist; er muß die Sache die er erzählen will, in ihrem ganzen Umfange gedenken, damit er keinen nöthigen Umstand übergehe, aber auch alles dasjenige vermeide, was zur Sache nicht gehöret, und weder auf den Ausgang der Sache noch auf das Urtheil, das man darüber fällen könnte, einen Einfluß hat. Eine Haupteigenschaft einer guten Erzählung ist ihre Wahrscheinlichkeit. Es kann eine Begebenheit vollkommen wahr seyn, sie kann aber auf eine solche Art eingekleidet werden, daß sie völlig unwahrscheinlich wird. In einer guten Erzählung darf also keine Lücke gelassen werden, d. i. es darf kein Umstand ausgelassen werden, wodurch das folgende begreiflich wird. Zuweilen müssen daher gewisse Umstände so umständlich und genau geschildert werden, daß sie der Leser oder Zuhörer selbst zu sehen glaubt. Sie ist ein historisches Gemälde mit Worten bezeichnet. Die Wahrheit einer Erzählung gewinnet auch dadurch ausserordentlich viel, wenn man sich in seinem Vortrage immer gleich bleibt. Ich will nicht sagen, daß man immer in einem Tone unabgesetzt fort erzählen müsse, daß der Zuhörer nichts begreife, als bis man fertig ist; sondern man muß seine Erzählung in gewisse Haupttheile unterscheiden, einem jeden Theil seinen angemessenen Ton geben, doch aber immer darauf sehen, daß man die Hauptabsicht weswegen man erzählt, nicht ausser Augen lasse. Eine gewisse Vorstellung die durch die Erzählung ihre bestimmte Klarheit bekommen soll, muß jedem Theil derselben seine Richtung geben, so daß man daraus urtheilen kann, wie viel jeder Umstand dazu beytrage. Die Kunst gut zu erzählen erfordert ganz eigene Gaben, die man aber nicht durch Regeln bekommt.

Bey der Beredsamkeit der Alten und besonders bey ihren gerichtlichen Reden, machte die Erzählung (Narratio) eines der vornehmsten Stücke aus. Auf die zweckmäßige Vorstellung der Sache gründete sich der ganze Beweiß der Rede und überhaupt ihre ganze Form. Die Lehren der Beredsamkeit sind daher sehr weitläuftig, wie man eine Speciem facti, denn das ist ihre Narratio, so einzurichten habe, daß der Beweiß dadurch erleichtert, und die Gründe des Gegners geschwächt werden. Sie enthalten viele Regeln, wie man durch eine schlaue Erzählung eine böse Sache als gut, und eine gute Sache als bös vorstellen könne. Doch dieses sind Kunstgriffe der Chicane, mit denen wir uns nicht abgeben wollen. Schon bey dem Terenz heißt es: Nihil est, quod male narrando non possit depravari. Die wahre Absicht der Erzählung ist, daß der Redner die Sache so vorstelle, wie er sie gefaßt hat. Die allgemeine Eigenschaften einer rednerischen Erzählung setzt Cicero auf diese drey, sie muß kurz, deutlich und wahrscheinlich seyn. Wir haben hievon schon bey den allgemeinen Eigenschaften geredet. Ausser diesen erfordern die Lehrer der Beredsamkeit noch einige andere Eigenschaften dazu, die sich auf die verschiedenen Arten derselben beziehen. Sie theilen nemlich die Erzählungen der Redner ein, in die einfache, ausführliche und zierliche. Einfach ist die Erzählung wenn die Sache schlechtweg erzählt wird, ohne sich in irgend eine Art von Ausschweifung einzulassen. Sie wird da gebraucht, wo die Sache an sich mit den dabey vorkommenden Umständen hinreichend ist, dem Zuhörer einen richtigen Begriff von der Sache zu geben. Z. E. in portum veni, navim prospexi, quanti veheret interrogavi, de pretio convenit, conscendi, sublatæ sunt ancoræ, solvimus oram, profecti sumus. Die ausführliche besteht darinnen, wenn der Redner verschiedenes beybringt, das nicht offenbar in der geschehenen Sache liegt, sondern welches er erst aus den angeführten Umständen herauszieht; wenn er z. E. Ursachen angiebt, Absichten aufdeckt und Umstände ergänzt, und dieses alles in der Absicht, die Sache entweder als gut oder als böse vorzustellen; wenn er Reflexionen über Leiden, Charaktere, u. dgl. einmischt. Diese Art von Erzählungen findet vornemlich da statt, wo etwas Zweydeutiges in der Sache liegt, welches den Zuhörer leicht verleiten könnte, anders über die Sache zu urtheilen. Ein vortreffliches Beyspiel hievon ist in der Rede des Cicero für den Milo. Die zierliche Erzählung endlich ist, wo der Redner allerhand Zusätze einmischt, die die Einbildungskraft des Zuhörers beschäftigen. Nur muß sich der Redner hüten, daß er keine Erdichtungen mit einmischt, wodurch die Wahrscheinlichkeit Noth leidet. Er kann die Umstände auf eine vortheilhafte oder verhaßte Art vorstellen, nachdem er sie zu seiner Absicht braucht; er kann hier allen Schmuck der Beredsamkeit brauchen. Hierinnen ist Cicero Meister, er giebt seinen Erzählungen gleich einen solchen Ton, daß man augenblicklich merkt, wo seine Gedanken hinauswollen. Anstatt z. E. kurz zu sagen, Quinctius traute dem Nävius, sagt er: Quia, quod virum bonum facere oportebat, id loquebatur Nævius, credit Quinctius eum, qui orationem bonorum imitaretur, facta quoque imitaturum. Solche Wendungen nehmen das Gemüth unvermerkt ein, daß es auf eine gewisse Seite Neigung hat, ehe noch der eigentliche Stoß erfolgt. Obgleich in der Erzählung Leidenschaften im eigentlichen Verstand nicht erregt werden sollen, so kann man doch allerhand kleine Kunstgriffe brauchen, die Schmerz, Mitleiden, Haß und Liebe, wo nicht erregen dennoch das Gemüth dazu stimmen können. Ein Beyspiel ist in der Rede des Cicero für den Ligarius, wo der Redner den Cäsar schon in der Erzählung auf eine vortheilhafte Art für ihn einnimmt. Ein Redner muß aus den Umständen beurtheilen, welche Art von Erzählungen seinem Zweck am gemäsesten sey.

Die Erzählungen finden auch in der Dichtkunst statt. Oft redet der Dichter in eigenen Namen und stellt Begebenheiten vor welche geschehen sind. Seine Erzählungen aber sind von den Erzählungen eines Redners unendlich verschieden. Seine begeisterte Denkungsart zeigt sich in einer malerischen Beschreibung der Gegenstände, er schildert mit starken Farben, und man sieht die Bewegung seiner Seele aus seinen starken Ausdrücken hervorleuchten. Auch in Erzählungen entfernt er sich von der gemeinen Sprache. Er stellt uns die Sachen die er erzählt so vor, als wenn sie uns vor Augen stünden, und mischt überall Affecten mit ein. Er hält sich dabey nicht genau an die Wahrheit, sondern macht seine Erzählung durch eingemischte Erdichtungen angenehmer. So wissen uns Dichter die abertheuerlichsten Mährchen auf eine angenehme Art vorzustellen. Helden- und Romanzendichter geben Beyspiele von solchen Erzählungen.

Unter denen Arten von Gedichten die in der neuern Zeit erfunden worden, und von denen man bey den Alten keine Spur findet, sind diejenige hier anzumerken, die man Erzählungen zu nennen pflegt. Sie kommen zum Theil mit den Aesopischen Fabeln überein, theils sind sie auch von ihnen verschieden. Ueberein kommen sie mit ihnen darinnen, daß sie eine kurze Handlung in einem gemäßigten Ton erzählen; aber darinnen sind sie von ihr unterschieden, daß sie keine Bedeutung in sich verborgen haben. Bey Erzählungen hat der Dichter keine andere Absicht, als uns eine Begebenheit in dem Lichte, darinnen er sie hat vorstellen wollen, zu erzählen; bey der Fabel aber liegt eine gewisse Lehre zum Grund, die uns der Dichter unter einem sinnlichen Gewand vorgestellt hat. Andere setzen den Unterschied zwischen diesen beyden Dichtungsarten darinnen, daß in der Fabel leblose oder wenigstens unvernünftige Wesen als redend und handelnd eingeführt werden; in der Erzählung aber denkend. Allein dieser Unterschied ist nicht treffend. Auch eine Erzählung wobey lauter denkende Wesen interessirt sind, kann eine Fabel seyn, wenn dabey die Hauptabsicht ist, eine allgemeine Wahrheit vorzutragen. Wir wollen deswegen gar nicht leugnen, daß aus einer Erzählung wie aus jeder Handlung, eine Sittenlehre abgezogen werden kann. Aber wir behaupten nur, daß das Allegorische der Erzählung keinesweges nothwendig sey. Die Erzählung ist comische Epopee im Kleinen. In Ansehung des Inhalts sind sie einer grossen Mannichfaltigkeit fähig. Sie können Handlungen, Leidenschaften, Charaktere, Empfindungen, Situationen enthalten. Sie können deswegen pathetisch, sittlich oder scherzhaft seyn. Gellert und Lichtwehr haben von den beyden ersten Gattungen, und Fontaine und Wieland von der letztern Beyspiele gegeben. Moralische Erzählungen sollen etwas mehr als bloser Zeitvertreib seyn, sie sollen nicht blos übergehende Aufwallungen verschiedener durcheinanderlaufender Empfindungen seyn, sondern sie sollen in dem Verstande des Lesers bestimmte und immer wirksame Grundsätze zurücklassen. Comische Erzählungen sind meistentheils von scherzhaftem oder zärtlichem Innhalt. Ihr Hauptcharacter ist Kürze und Naivetät. (s. Fabel, Romanzen.) (22)

Erzämter, (*Archiofficia*) sind gewisse von Reichs wegen zu Formirung des kaiserlichen Hofstaats bestimmte Aemter. Einige Lehrer der Geschichte und des Staatsrechts glauben den Ursprung dieser Erzämter in einer Nachahmung des Constantinopolitanischen Hofceremoniels zu finden, welches an den Höfen der deutschen Völker, die sich der abendländischen Provinzen des römischen Reichs bemächtigt hatten, eingeführt seyn soll. Andere hingegen halten dieselbe für eine ursprüngliche deutsche Einrichtung. Die Sache ist nicht leicht genau zu entscheiden, und vielleicht haben beyde Meynungen ihren guten Grund. Denn es mögen zwar die Regenten des neuen fränkischen, des ost- und westgothischen Staats schon eine Art solcher Hofbeamten gehabt haben, ehe sie in einige Bekanntschaft mit dem griechischrömischen Hofe kamen, daß aber eben diese Bekanntschaft mit dem glänzenden morgenländischen Hofceremoniel den Nacheiferungstrieb bey ihnen müsse rege gemacht haben, ist ebenfalls leicht zu glauben. Mithin können diese Erzämter gar wohl einheimischen und fremden Ursprungs seyn. Sie waren aber anfänglich nicht erblich, sondern wurden von einem jedesmaligen Regenten bald diesem bald jenem nach Gutbefinden übertragen, und auf eben die Weise waren auch damals die Lehne, welche statt der Besoldung für die Hofdienstleistungen eingeraumet worden, nicht erblich. Auch die Zeit, in welcher diese Erzämter bey gewissen Familien erblich worden sind, kann man nicht mit Zuverlässigkeit genau bestimmen. Sehr wahrscheinlich ist aber, daß solches mit dem Erblichwerden der grossen Lehngüter zugleich, und folglich nur nach und nach geschehen sey. Man fand den Sohn eines Vaters, der ein Erzamt bekleidet hatte, zu eben dem Dienste tüchtig, und der davon abhangenden Lehne würdig; man hielt also selbst wegen der Verdienste des Vaters für billig, den Sohn in der Würde und den Gütern des Vaters folgen zu lassen; dieses wurde so oft für billig gehalten, bis das Gegentheil für ein Unrecht gelten mußte; und damit wurde auf gewisse Familien das Erbrecht in dem Besitz der Lehne und der Erzwürden gebracht. Bey einigen dieser Erzämter finden sich schon vor Kaiser Friedrich I. nicht undeutliche Spuren einer solchen Erblichkeit, die Hauptepoche dieser Veränderung mag aber doch wohl am glaubwürdigsten in die Regierung dieses Kaisers und seiner nächsten Nachfolger zu setzen seyn. Ueberdem aber bemerkt man in der Geschichte, daß die Kaiser schon vor Friederich I. ihre besondere eigenen Haus- und Hofbeamten (officia palatina) gehabt haben, welche bey gewöhnlichen Vorfällen die erforderlichen Hofdienste leisten mußten, und daß die Erzämter nur bey grossen Feyerlichkeiten von Reichswegen ausgeübt wurden, welches denn oft die Geschichtforscher verführt hat, jene mit diesen zu verwechseln. Sehr richtig beobachtet man ferner, daß das Erbrecht gewisser Familien an den Erzämtern, bis auf die Zeiten, da Carl IV. die goldne Bulle verfertigen ließ, noch sehr schwankend und manchen Anomalien ausgesetzt war, indem dieselben durch besondere Gunstbezeugungen der Kaiser, bald mit bald ohne die Lehne von dieser zu jener Familie übergiengen, und man kann daher kein ganz vestes und unabänderliches Erbrecht eher annehmen, als von der Zeit an, da das ungewisse Herkommen in ein geschriebenes Gesetz, nemlich im Jahr 1356. durch die goldne Bulle Kaisers Carls IV. verwandelt wurde. Dieses gilt aber doch nur von den vorzüglichsten Erzämtern welche den Churfürsten eigen sind, und auch wahrscheinlich den Grund zur Churwürde selbst gelegt haben, wie bereits unter dem Artikel Churfürst gezeigt ist. Einige andere Erzämter die weniger auf sich haben, und deren wir in der Folge gleichfalls gedenken wollen, sind erst nach der goldnen Bulle recht in Gang kommen, und dieses Reichsgesetz schweigt deshalb ganz von ihnen. Die classische Stelle von den Erzämtern und ihren Verrichtungen findet sich im 27 Titel dieses Reichsgesetzes. Alle darinn bestimmte Erzämter werden den Churfürsten beygelegt. Man hat auch seitdem dafür gehalten, daß keine Churwürde ohne ein Erzamt seyn könne, obgleich kein eigentliches Gesetz dieser Art vorhanden ist. Denn selbst in dem kaiserlichen Commissionsdecrete vom 16 Dec. 1709. wird gesagt, daß das Erzamt zur Vollkommenheit der Chur gehöre. Kein Wunder also, daß die Ausfindigmachung eines neuen Erzamtes bey Einführung der achten und neunten Churwürde einen Hauptgegenstand der Reichstagsberathschlagungen, aber auch eine nicht geringe Schwierigkeit ausmachte.

Die Erzämter haften wie die damit verbundene Churwürde erblich und unzertrennlich auf den Erzstif-

ten und weltlichen Churlanden. Wenn durch die rechtmäßige Wahl oder durch die Erbfolge die Regierung derselben zufällt, der bekommt auch damit das Erzamt, und selbst die Prinzen vom Hause können weder Titel noch Wappen davon führen. Minderjährige weltliche Churfürsten werden zwar in der Verwaltung des Erzamtes eben so, als in der Regierung von ihren Vormündern vertreten; allein den Titel vom Erzamte durften sich diese darum keineswegs anmassen.

Die Erzämter haben alle ihre Beziehung auf das ganze heilige römische Reich, mithin nicht blos auf Deutschland sondern auch auf Italien, daher denn auch der Churfürst von Cölln den Titel eines Erzkanzlers durch Italien führt. Ob der Kaiser allein oder mit Zuziehung der Stände des Reichs ein neues Erzamt ausfindig machen und vergeben könne, war ehedem weder durch Reichsgesetze noch durchs Herkommen bestimmt; auch haben die Kaiser selbst bey verschiedenen Gelegenheiten diese Sache an den Reichstag gebracht, so wie hinwiederum die Reichsstände in ihren Aeusserungen dieselbe als ein kaiserliches Reservatrecht behandelt haben. Allein da seit Carl VII. die Kaiser in der Wahlcapitulation (art. III. §. 5.) versprechen, beym Reichsconvent nachdrücklich zu befördern, daß Churbraunschweig mit einem anständigen Erzamte versehen werde; so bleibt wohl kein Zweifel mehr übrig, daß die Ernennung und Ertheilung eines neuen Erzamtes kein kaiserliches Reservatrecht sey, daß auch der Churfürsten Genehmigung dazu nicht hinreichend sey, sondern, daß die gesammten Stände des Reichs auf dem Reichstag ihre Einwilligung dazu geben müssen.

In den Lehnbriefen der geistlichen Churfürsten findet man nicht, daß sie mit ihren Erzcanzlerwürden namentlich belehnt werden. Hingegen die weltlichen Churfürsten werden vom Kaiser, nach dem Inhalt ihrer Lehnbriefe ausdrücklich mit der Chur und dem namhaft gemachten Erzamte beliehen. Die Erzämter der drey geistlichen Churfürsten bestehen alle drey in der Erzcanzlerwürde. Jeder derselben hat aber seinen angewiesenen besondern Bezirk des heiligen römischen Reichs, worinn er sein Erzcanzleramt führen soll, nemlich 1) Mainz durch Germanien, 2) Cölln durch Italien, und 3) Trier durch Gallien und Arelat. Die geistlichen Churfürsten führen auch gleich den weltlichen von diesen Aemtern den Titel, aber kein besonderes Wappen. (s. auch den Art. Archicancellarius.)

Das churmainzische Erzcanzleramt erstreckt sich über ganz Deutschland, mithin auch über die Trierische und Cölnische Stiftslande, ohnerachtet die Besitzer der letztern im andern Betracht auch Erzcanzler sind. Ja, Churmainz expedirt vermöge dieses Erzcanzleramts auch noch alles, was in italienischen Sachen, wie auch in den Ueberbleibseln des Arelatischen Reichs auszufertigen ist; und es scheint daher, daß die Ausübung der beyden andern Erzcanzlerwürden nur in dem Falle statt haben sollte, wenn der Kaiser sich in Italien oder dem Königreiche Arelat als Kaiser aufhalten würde. Vermöge dieses Erzcanzleramts hat Churmainz auf allgemeinen Reichstagen das Directorium, ingleichen steht die Reichscanzley unter ihm, und alles was der Kaiser als Kaiser ausfertigen läßt, muß mit dieses Erzcanzlers Vorwissen und durch dessen Subalternen geschehen; wie er denn auch die kaiserlichen Siegel hat, den Reichshofrath besuchen und visitiren darf, u. s. w. Alles dieses giebt dem Churfürsten von Mainz am kaiserlichen Hofe, bey Reichsversammlungen und im ganzen Reiche ein sehr grosses Ansehen und Gewicht. Uebrigens haben die Churfürsten von Mainz in vorigen Zeiten dieses Amt oft in Person versehen, und dadurch ihren Einfluß in alle Reichsangelegenheiten gar sehr erweitert. Heutzutage trägt sichs aber selten zu, daß ein Erzcanzler durch Germanien einmal eine wichtige Urkunde selbst unterzeichnet, vielmehr verrichtet der Reichsvicecanzler alles in des Erzcanzlers Namen.

Der Churfürst von Trier ist Erzcanzler durch Gallien und das Königreich Arelat. Was unter Gallien zu verstehen sey, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Das Königreich Arelat oder das jüngere burgundische Reich hatte seinen Namen von seiner ehemaligen Hauptstadt Arles. Es begrief die Provence, Dauphine, Savoyen, Oberburgund, Bougay, Bresse und vielleicht noch einige andere Stücke, die sich jetzt nicht mehr mit vollkommener Zuverlässigkeit angeben lassen. Kaiser Conrad II. brachte dasselbe an sein Haus und unterwarf es der Hoheit des deutschen Reichs, wobey es auch nach Abgang der Salischen Familie blieb, und bis auf Kaiser Sigismund seine eigene Verfassung behielt. Diese hörte aber von der Zeit an nach und nach auf; denn ein grosser Theil dieses Königreichs kam an Frankreich, oder setzte sich mit den Eidgenossen in Freyheit und die noch überbleibende Stücke desselben sind endlich Deutschland ganz einverleibt worden; daher dann auch heutzutage von einem besondern arelatensischen Reiche, ausser dem trierischen Erzcanzlertitel, keine Spur mehr übrig ist. Zu den Ueberresten jenes Reiches, welche nunmehro in Rechten und Pflichten den deutschen Reichsständischen Landen vollkommen gleich gesetzt sind, zählet man die Herzogthümer Savoyen, Chablais und Aosta, das Bißthum Basel, die gefürstete Grafschaft Mümpelgard und die deutschen Ordensballey Elsaß und Burgund. Das Churtrierische Erzcanzleramt würde aber nur alsdann in seine Wirklichkeit tretten, wenn ein Kaiser sich einmal in diesen Ueberbleibseln des arelatenschen Königreichs in Person aufhielte; so lange dieses nicht geschieht, werden alle dahin gehörige Sachen unter der Autorität des Erzcanzlers durch Germanien ausgefertigt.

Der Churfürst von Cölln ist Erzcanzler durch Italien. Aber auch dieses Erzamt ist heutzutage ein blosser Titel; wenigstens so lang sich ein Kaiser nicht persönlich in Italien aufhält. Denn ohnerachtet bey dem Reichshofrath und am kaiserlichen Hofe viele Italienische Sachen vorkommen, bey welchen Churcölln Gelegenheit hätte, sein Erzcanzleramt auszuüben, so wird nach dem Herkommen dennoch alles auch in diesen Sachen durch Churmainz, als Erzcanzler durch Germanien, besorgt.

Wir kommen nun auch auf die Erzämter der weltlichen Churfürsten. Von denselben hat der König und Churfürst von Böhmen das Erzschenkenamt. Ehedem machte Bayern auf dieses Erzamt Anspruch, allein im Jahr 1290. wurde vom Kaiser Rudolph I. und dem Reich dasselbe dem König von Böhmen zugesprochen; und es war wohl sehr natürlich, daß Carl IV., als König von Böhmen dieses Urtheil in der goldnen Bulle bestättigte. Nach dem Tode Carls VI. wurde sehr darüber gestritten, ob ein Frauenzimmer fähig sey, dieses Erzamt zu verwalten. Churſachsen wandte ein: in Person würde sichs nicht schicken, und was man selbst nicht thun könne, dürfe man auch durch keinen Amtsverweser

verrichten. Die es für unschicklich hielten, daß eine Dame bey der Crönungsmahlzeit dem Kaiser den Becher reiche, möchten wohl nicht daran denken, daß selbst die Götter im Olymp den Nectar wohlschmeckender fanden, wenn ihn Hebe einschenkte; und daß alle Welt es für etwas unregelmäßiges hielt, als Jupiter sich einen Ganymed zum Mundschenken annahm. Aber wenn auch Maria Theresia, welche damals die blühendste Schönheit war, nicht den Dienst einer Hebe in eigener Person verrichten sollte, so war doch nicht abzusehen, warum es nicht in ihrem Namen durch einen Amtsverweser habe geschehen können, da ja auch wohl ein ungeweyheter Erzbischoff oder Bischoff die bischöffliche Ordensrechte durch einen Weyhbischoff ausüben lässet. Diese Betrachtung fand auch so weit Beyfall, daß die Königin bey den Crönungshandlungen im Jahr 1745. und 1764. ihr Erzschenkenamt durch den Erbschenken versehen lassen durfte. Merkwürdig ist noch, daß der König von Böhmen weder ein Wappen noch einen Titel von dem Erzschenkenamt führt.

Das Erztruchsessenamt wurde bis auf den dreyßigjährigen Krieg von Churpfalz versehen. Als aber Friedrich V. das Unglück hatte, seine Churwürde zu verliehren, so wurde mit derselben dieses Erzamt an Bayern übertragen. Churbayern und Churpfalz stritten zwar auch noch nach dem westphälischen Frieden darüber; da aber Churpfalz darauf das Erzschatzmeisteramt erhielt, so blieb Bayern in ruhigem Besitz der Erztruchsessenwürde bis aufs Jahr 1706. Damals wurde der Churfürst von Bayern Maximilian Emanuel wegen seiner Verbindung mit Frankreich in die Acht erklärt, und Pfalz erhielt wieder seine ehemalige Churwürde nebst dem Erztruchsessenamte. Allein 1714. wurde durch den Badenerfrieden alles wieder auf den vorigen Fuß gesetzt; und hierauf blieb dieses Erzamt bey dem bayrischen Hause, bis solches mit Maximilian Joseph in unsern Tagen ausstarb. Churpfalz ist nunmehro nach der Verordnung des Westphälischen Friedens in seine vormalige Churwürde, und das damit verbundene Erzamt wieder eingesetzt, führt dasselbe, wie ehedem Bayern, in seinem Titel, und wegen desselben den Reichsapfel im Wappen.

Das Erzmarschallamt ist von uralten Zeiten her mit der sächsischen Churwürde verbunden, ohne daß solches jemals in Anspruch genommen wäre; ausser daß es im Jahr 1548. mit der Churwürde von der Ernestinischen Linie des sächsischen Hauses auf die Albertinische Linie gebracht worden ist. Mit diesem Erzamte sind auf den kaiserlichen und römischkönigl. Wahl und Crönungstagen, wie auch bey den Reichsversammlungen allerley Gerechtsame verbunden, wovon in den Artikeln Kaiser und Reichstag zu handeln seyn wird. Ausser dem will aber Chursachsen auch noch in Reichskriegen einige Vorzüge Kraft dieses Reichsamts behaupten; desgleichen soll auch das Erzstallmeisteramt für ein Stück des Reichserzmarschallamtes nach sächsischer Prätension angesehen werden. Jedoch ist beydes nicht hinreichend bewiesen und ausgemacht. Im Wappen führt der Churfürst von Sachsen von wegen dieses Erzamtes zwey Creutzweise übereinander gelegte Schwerdter; auch nennt sich der Churfürst in der Canzleytitulatur des heiligen römischen Reichs Erzmarschall und Churfürst.

Die Churfürsten von Brandenburg sind gleichfalls schon vor der goldnen Bulle, und bis auf den heutigen Tag unabänderlich des heiligen römischen Reichs Erzcämmerer, und führen dieses Amt auch im Titel; so wie auch der kaiserliche Scepter im Brandenburgischen Wappen davon ein Zeichen ist.

Das Erzschatzmeisteramt wurde nach dem Westphälischen Frieden zum Besten der darin für das pfälzische Haus beliebten achten Chur eingeführt. Als das Erztruchsessenamt, wie vorhin erwähnt ist, nach der Achtserklärung des Churfürsten von Bayern wieder an dieses Haus kam, so wurde das Erzschatzmeisteramt im Jahr 1710. durch einen Reichsschluß der Braunschweigischen Churwürde beygelegt, wobey jedoch der Kaiser in der Ratification vorbehielt, daß solches dem Churfürsten von der Pfalz, wenn etwa Bayern wieder restituirt werden sollte, in keine Weise nachtheilig seyn solle. Auch stellte Churbraunschweig wiederholte Reverse aus, das Erzschatzmeisteramt unweigerlich wieder dem Churfürsten einzuräumen, im Fall dieser genöthigt seyn sollte, das Erztruchsessenamt wieder abzutreten. Als dieses durch den Badenschen Frieden geschahe, erklärte aber dennoch Churbraunschweig, daß es den Titel eines Erzschatzmeisters, so lange führen würde, bis ein anderes neues schickliches Erzamt ausfündig gemacht worden wäre. Seit dem führten beyde Churfürsten den Titel eines Erzschatzmeisters, und zum Zeichen dieser Würde eine kaiserliche Crone im Wappen. Nach dem Absterben des Churfürsten von Bayern hat jezo das römische Reich in der Person des nunmehrigen achten Churfürsten wieder nur einen Erzschatzmeister.

Mit diesem Vorfalle haben also dermalen auch die Bemühungen um die Erfindung eines neuen Erzamtes für die neunte Churwürde ein Ende erreicht. Jedoch wird nicht ganz überflüßig seyn, hier noch mit wenigem anzumerken, was für Vorschläge in dieser Absicht geschehen sind. Der Kaiser Leopold gab dem Churhause Braunschweig im Jahr 1692. mit der Churfürstenwürde das Erzpannieramt, und zum Wapen davon die Reichsfahne. Als aber Würtemberg sich hiergegen setzte, ging die Sache wieder zurück. (s. den Artikel Erbämter.) Nach dem Badenschen Frieden kamen folgende neue Erzämter in Vorschlag. Das Erzjägermeisteramt, das Erzfeldherrnamt, das Erzschildträgeramt, das Erzhüchelmeisteramt, das Erzobristpostamt, wogegen sich Churmainz setzte, das Erzstallmeisteramt, wogegen Churschsen viel einzuwenden hatte, und deshalb auf das Erzvorschneideramt antrug. Churbraunschweig selbst brachte in Vorschlag, daß Churböhmen das Erzhofmeisteramt annehmen, und dagegen das Erzschenkenamt ihm abtretten mögte, welches man aber der goldnen Bulle zuwider hielt. Verschiedene Reichstagsgesandten fielen auch das Erzsilbercämmerlingsamt, man besorgte aber, daß Churbrandenburg hiergegen Einwendungen zu machen haben dürfte. Auch schien Churbayern zur Annahme des Erzobristhofmeisteramtes und zur Abtrettung des Erztruchsessenamtes an Churpfalz geneigt zu seyn. Ferner waren einige kaiserliche Minister der Meynung, das Erzoberhofmeisteramt an Böhmen, das Erzschenkenamt an Bayern, das Erztruchsessenamt an Pfalz, und das Erzschatzmeisteramt an Churbraunschweig zu bringen; wobey man die goldne Bulle gar nicht unabänderlich fand. Auch die Gelehrten strengten ihre Erfindungskräfte an, und suchten sich durch allerley hieher gehörige Vorschläge zu empfehlen. Dahin gehört: die Erzdomanwürde oder das Amt eines Erzdomainemei-

sters des heil. römischen Reichs; die Würde eines Groß- und Erz-Seneschalls; die Würde eines Comitis oder Præfecti Palatii, das Erzlanzenträgeramt; das Reichs Erzadmiralamt; das Erzpförtneramt; das *Officium Archi-Panetarii*; das Erzpfandhüteramt; das Erzfalkenmeisteramt, das *Officium Archi-Scutiferi* oder Erzschildherrnamt; das Erzmünzmeisteramt; die Würde eines Erzgenerals von der kaiserlichen Leibgarde; das Erzbottschafteramt, u. s. w. Jedoch nahm man von diesen Vorschlägen auf dem Reichstage keine Notiz; und überhaupt hat man unter den beyden letzten kaiserlichen Regierungen wegen dieser Sache auf dem Reichstage keine neue Unterhandlungen gepflogen; wiewohl zwischen Churpfalz und Churbraunschweig wegen des Erzschatzmeistertitels von Zeit zu Zeit Protestationen und Reprotestationen vorgefallen sind. Uebrigens litte bey diesem Streit die Verwaltung des Schatzes des heiligen Römischen Reichs ganz und gar nicht, denn dieser muß noch erst entdeckt werden; und es ist fast zu verwundern, daß zu dieser Absicht nicht etwa auch ein Erzschatzgräberamt in Vorschlag gekommen ist.

Alle diese Reichserzämter werden von den geistlichen und weltlichen Churfürsten so hoch gehalten, daß sie dieselben der churfürstlichen Titulatur vorsetzen, und selbst Churfürsten, welche zugleich Könige sind, bringen solche mit in ihre grosse und kleine Titulatur. Indessen hat doch schon seit den drey letztern kaiserlichen Crönungshandlungen im Jahr 1742. 1745. und 1764. kein einziger weltlicher Churfürst sein Erzamt in eigener Person verrichtet; und vermuthlich erscheinen sie entweder gar nicht, oder doch erst nach vollzogener Crönung, um einer solchen persönlichen Amtsverrichtung auszuweichen. Von den geistlichen Churfürsten hingegen versiehet Churmainz sein Erzamt Jahr aus Jahr ein; Churtrier und Churcölln hingegen niemals. Die weltlichen Churfürsten leisten ferner ihre Hof- und Amts-Dienste theils bey der Crönung, theils bey Reichsbelehnungen; jedoch hat Churſachsen auch bey Reichstägen einiges als Erzmarschall zu verrichten. Worin diese Verrichtungen bestehen, ist in den bereits nachgewiesenen Artikeln zu sehen. Von den hieron abhangenden Unterämter und einigen andern Reichsämtern siehe den Artikel Erbämter.

Wir bemerken noch, daß auch die Kaiserin ihre besondere von Reichswegen bestellten und auf gewissen Stiftern haftenden Erzämter hat, von welchen hier noch mit wenigem zu handeln ist. Es sind deren drey:

1. Der Abt und Fürst zu Fulda ist der Kaiserin Erzcanzler. Der nächste Ursprung dieses Erzamtes ist jetzt wohl am zuverläßigsten in einer Urkunde Kaisers Carl IV. vom Jahr 1356. zu suchen, worin der Abtey Fulda dieses Vorzugsrecht eingeräumt wird. Dieses Diplom findet sich in Phil. Ad. Ulrich discursu de *Archicancellariatu & Primatu* S. R. J. *Principis & Abbatis* Fuldensis (Lipſ. 1733. pag. 35.) aus dem Original mit dem in Kupfer gestochenen kaiserlichen Monogramma und Regel abgedruckt. Kaiser Carl IV. erwähnt darin ausdrücklich, wie er von vielen glaubwürdigen Leuten gehört habe, daß die Aebte zu Fulda schon von den Kaisern in vorigen Zeiten mit diesem Amte wären begünstigt worden. Es mag also dieses Erzamt in einem uralten Herkommen den entferntesten Grund seines Ursprungs haben. Indessen ist doch dieses Erzamt mehr ein Ehrentitel, als daß demselben einige Amtsverrichtungen anhangen sollten; das wenige ausgenommen, was dem Abte allenfalls bey der Crönung der Kaiserin zu verrichten zukommt. (s. den Art. Kaiserin.) Von einer Kanzley aber und Kanzleyexpedition, die er als ein solcher Kanzler hielte und verrichtete, findet sich keine Spur. (s. auch den Titel Archicanzellarius.)

2) Der Abt und Fürst zu Kempten ist der Kaiserin Erzmarschall. Der Ursprung dieses Amtes ist ungewiß, und von dessen Verrichtungen in vorigen Zeiten meldet die Geschichte nichts. Auch ist dieser Titel lange ausser Uebung gewesen, bis Kaiser Leopold im Jahr 1683. den Gebrauch desselben erneuerte, und durch ein Rescript den sämmtlichen Ständen des schwäbischen Creyses davon Nachricht ertheilen ließ.

3) der Abt zu St. Maximin bey Trier ist der Kaiserin Erzcapellan. Daß unter einem Erzcapellan ein Oberaufseher der Geistlichkeit am Hofe verstanden werde, ist schon unter dem Artikel Archicapellan umständlich bemerkt worden; so wie daselbst auch vom Ursprung und der Geschichte dieses Erzamts gehandelt ist. Dieser Erzcapellan soll ehedem bey der Crönung der Kaiserin das Oel, womit sie gesalbet worden, mit reiner weisser Baumwolle wieder abgetrocknet haben; bey den neuen Crönungen der Kaiserin geschieht dergleichen nicht, und der Abt selbst wird nicht einmal mehr dazu beschrieben; weshalb denn auch dieses Erzamt natürlicher Weise in Abgang gekommen ist. Indessen hat der Kaiser Ferdinand II. diesen Titel im Jahr 1626. bestätigt. Die Abtey St. Maximin ist aber keineswegs, wie doch gemeiniglich vorgegeben wird, dem Erzstifte Trier incorporirt; mithin kann auch darin der Grund von dem erloschenen Erzcapellanamte nicht zu suchen seyn. (39)

Erzalaun, s. Zinkvitriol.

Erzanbruch, s. Anbruch.

Erz an den Tag bringen, heißt das gegrabene Erz durch Stollen oder Schächte aus der Grube bringen.

Erzarten, heissen alle Stein und Erdarten welche Metalle, oder andere Mineralien enthalten. (39)

Erz, aufbereiten, heißt das Erz von dem daran sitzenden wilden Gesteine oder Unarten reinigen und überhaupt zum Ausschmelzen geschickt machen. Mehreres s. bey Kochen, Scheiden, Schlämmen, Waschen.

Erz, auf den Kern rein machen, heißt das Erz so sehr wie möglich reinigen und alle Unarten davon bringen. (39)

Erzauge, so wird das Erz genannt, das man in Gestalt kleiner Punkte in dem Gestein findet.

Erzausschläger, ein Arbeiter der die aus der Grube geförderte und mit vielem tauben Gestein vermischte Erze mit dem Ausschlagfäustel zerschlägt, das Gestein davon absondert und die Stuffen aussucht. (39)

Erzaushalten, die reichhaltige Erze von den armen absondern, oder auch alle Arten von Erz von dem tauben Gestein wegschaffen. (39)

Erz auslochen, so druckt sich der Bergmann aus, wenn er Erze nicht in der Teufe suchen muß. s. Firsten, Tagewerke. (39)

Erz, bey den Haaren kriegen, heißt im Bergbau auf einen Gang oder überhaupt auf einen Ort kommen, wo Erz bricht. (39)

Erzbanneramt, wie einige schreiben, ist eben so viel als Erzpanieramt, s. Erzämter auch Erbämter. (1)

Erzbiſchoff, (*Archiepiſcopus*) will dem Namen nach einen groſſen, vorzüglich angeſehenen Biſchoffen, oder gleichſam einen Oberbiſchoffen und Fürſten unter anderen Biſchöffen anzeigen. Das griechiſche ἀρχὶ, verlor ſich im deutſchen in Erz, und bezeichnet alle die Aemter, die in Deutſchland einen beſondern Rang und Stand an ſich haben, wie bey den Erzämtern des deutſchen Reichs zu ſehen iſt. Ehe wir beſtimmen was heutzutage ein Erzbiſchoff iſt, wollen wir vorher ſehen, was dieſe Stelle in der alten Kirche auf ſich hat. Um die Zeit wo die groſſe Kirchenverſammlung zu Calcedon gehalten wurde, A. 451. ward unter dem Namen Erzbiſchoff, nichts geringer verſtanden, als was wir heutzutage unter einem Patriarchen oder etwan auch einem Primas in einem groſſen Reich verſtehen: die eben genannte Kirchenverſammlung nennt den Biſchoff von Rom, ſo wie jenen zu Conſtantinopel einen Erzbiſchoffen: actione 18. in gleichem Ton ſpricht auch die allgemeine Kirchenverſammlung von Epheſus, A. 431. ſiehe *de* Marca, *Diſſert. de Primatibus.* §. 25. Der Diacon von Carthago Liberatus ein Schriftſteller des 6ten Jahrhunderts gibt den Biſchöffen von Rom und Conſtantinopel eine gleiche Benennung: Archiepiſcopus ſiehe den Dupin *de antiqua Eccleſ. diſcipl. Diſſert.* 1ma. §. 3. Am deutlichſten beſtimmt der Kaiſer Juſtinian in ſeiner Novella 11, die Hoheit eines Erzbiſchoffes, da er den Biſchoff ſeiner Vaterſtadt Juſtiniana prima in Panonien zu der Würde eines Erzbiſchoffes erhebt: er räumet dieſem neuen Erzbiſchoffe einen Sprengel ein, der ein ſchönes Patriarchat ausmachen kann; und bedient ſich der entſcheidenden Worten, daß er dieſen Biſchoffen nicht nur zu einem Metropolitan, ſondern auch ſogar zu einem Erzbiſchoffen machen wolle. Dieſer neue Erzbiſchoff ſoll alle die ihm zu zutheilende Provinzen unter ſeiner Gerichtsbarkeit haben, als, das ganze Dacien, ſowohl jenen Theil, der am Ufer der Donau lag, (ripenſis) als den andern der ſich tiefer hinein in das Land zog, (Mediteranea) Obermötien, welches ein groſſes Stück von dem heutigen Bulgarien in ſich faßte, im gleichen Dardanien, einen Theil von Macedonien, und Panonien, alſo daß alle dieſe Länder zuſammen ein ganzes Königreich vorſtellen konnten: ſiehe Johann David Köhler, Anleitung zu der alten und mittleren Geographie 3ter Th. 2tes Cap. und das Kärtchen, nach der Meinung des Herrn Bingham, Origg. eccleſ. L. 2. c. 17. §. 3. Kommen die alten Erzbiſchoffen auch unter dem Namen der Exarchen vor, welche mit den Primaten eine groſſe Aehnlichkeit haben: man muß ſich bey Durchleſung der alten Kirchenſchriftſteller in dem Wort, Diœceſis, nicht irr machen laſſen, welches bey uns einen biſchöflichen Sprengel bedeutet, bey den alten aber, beſonders wenn ein groſſes Land beygeſetzt iſt, eine Stelle begriff, die ein ganzes Patriarchat einnahm, z. B. Diœceſis orientis oder Aſiatica. Siehe den Bingham a. a. O. §. 2. Uebrigens iſt der Erzbiſchöfliche Name ſehr alt: die allgemeine erſte Synode von Nicea A. 325. ſo wie ſie in der arabiſchen Sammlung vorkommt, bedient ſich deſſelben, und, wie es ſcheint, hat der Biſchoff von Alexandria ſich vor anderen zuerſt dieſe Benennung beygelegt, allem Vermuthen nach, um ſeinen Vorzug über die andere gemeine Biſchöffe an den Tag zu legen. Auch der heilige Epiphanius und der heilige Athanaſius, gaben dem Biſchoff von Alexandrien den Ehrennamen eines Erzbiſchoffs: ſiehe den Hr. von Pilati *orig. juris pontif.* Lib. I. Tit. 18. und Dupin. *Diſſert.* 1ma *de antiq. Eccleſ. diſcipl.* §. 3. Mabillon, *de Re diplom.* Lib. 2. c. 2. glaubt zwar, daß man vor dem 9ten Jahrhundert nicht bald den Namen Archiepiſcopus antreffe. Siehe Hontheim *Hiſt. trev. dipl.* Tom. I. pag. 82. allein dieſe Anmerkung mag vielleicht auf Europa eintreffen; in den Morgenländern war er mehr gebräuchlich. Es ſcheint daß man dieſen glänzenden Titul in Anfang einem oder dem andern Biſchoffen, Gelegenheitsweiſe beygelegt habe, weil er ſich vorzügliche Verdienſte geſammelt hatte: als aber dieſer Name allbereits zu gemein ward, ſetzen ſich die africaniſche Biſchöffe in einer Synode vom Jahr 397. Cap. 26, dawider, und verordneten, daß keiner hinführo der Fürſt unter den Prieſtern, oder der höchſte Prieſter, oder etwas dergleichen genennt werden, ſondern nur Biſchoff des erſten Biſthumes heiſſen ſoll. Sie nennten denjenigen Primas, der in andern Kirchen Erzbiſchoff oder Metropolit geweſen wär: und auſſer dem Biſchoff von Carthago, war in Affrica kein ſtändiger Erzbiſchoff; ſondern wer der älteſte Biſchoff der Weihe nach geweſen iſt, der war auch Erzbiſchoff oder nach ihrer Sprache, Primas oder primæ ſedis Epiſcopus. Pilati a. a. O. aus des Petrus *de* Marca *Diſſert. de Primatibus* §. 3. Zallwein *Princip. jur. eccleſ.* Tom. 3. Quæſt. 1. c. 2. §. 5. erinnert mit Recht, daß manche deutſche Erzbiſchöffe auch Primaten genennt worden ſeyen. Jedoch konnte dieſes Verbot den Gang der allgemeinen Sitte nicht hemmen, nach welcher die Biſchöffe, die ein vorzügliches Biſthum beſaſſen, ſich auch den Namen eines Erzbiſchoffen nicht nehmen lieſſen: aus einer Stelle des Iſidorus von Sevilla (Hiſpalenſis) der in das 7te Jahrhundert lebte, erhellet, daß zu dieſer Zeit die Erzbiſchöffe nicht nur dieſe ihre Titulatur feſtgeſetzet, ſondern auch noch den Vorzug über die Metropolitanen hergebracht hatten: die Stelle iſt in das gratianiſche Decret, Diſt. 21. can. 1. übergetragen worden, wo es heißt, daß die Erzbiſchöffe ſowohl den Metropoliten als den übrigen Biſchöffen vorſitzen. Es war in dem 5ten, und 6ten Jahrhundert ſehr geläufig, daß die Metropolitanen oder unſere heutige Erzbiſchöffe Primaten genennt wurde, weil man dieſen Ehrennamen eben ſo wenig ſtreng als jenen eines Patriarchen genommen hatte: de Marca hat in der angeführten Diſſertation §. 5. eine Menge von Beyſpielen. In den Capitularen aber, welche von Carl M. und Ludwig dem Frommen errichtet worden ſind, gieng man ſchon genauer zu Werk, und ſetze im 7ten Buch, 439. Cap. feſt, daß niemand ſich als Primas betragen ſoll, als jener, deſſen Biſthum die Väter in einer Synode durch apoſtoliſche Macht zu Primatſitz erklärt hätten: die übrige aber, die auf Metropolitan Biſthümer ſäſſen, ſollen nur Metropolitanen genennt werden. ſ. *Traite de la juriſdiction eccleſiaſtique contentieuſe* Tom. I. Chap. 6. §. 2. nr. 3. Dieſe ſchwankende Begriffe von dem Weſen eines Erzbiſchoffes erhielten ſich bis in das 9te Jahrhundert; alſo, daß ſelbſt der ſcharfſichtige Erzbiſchoff von Rheims, Hincmar, nicht aus der Sache kommen konnte: die falſche Decretalen, die unter dem Namen des Iſidors von Sevilla im 9ten Jahrhundert ihr unverdientes Glück machten, haben auch hier Verwirrung verurſachet: der verkappte Iſidor gibt dem Pabſt Anacletus die Worte in den Mund, „in den groſſen Städten ſollen auf Befehl der göttlichen und menſchlichen Geſetzen Patriarchen und Primaten niedergeſetzt wer-

den, welche beyde Benennungen eine und dieselbige Sache bezeichnen, obschon die Namen verschieden sind." Nun hat zwar die grosse Synode von Chalcedon can. 9. und 17. verordnet, daß die Metropolitanen vor dem Primaten der Diöces könnten belangt werden; allein unter den Primaten der Diöces verstand die Synode diejenige Bischöffe, welche ganz grossen Strecken Landes, wie die Patriarchen, vorgesetzt waren.

Im Orient waren 5. solcher Diöcesen, nemlich die Egyptische, die Asiatische, die Pontische, die Thracische, und die Morgenländische (orientalis) die Bischöffe, die über diese Diöcesen zu gebieten hatten, waren die Exarchi. In dem Abendländischen Theile des römischen Reichs waren auch 7 bis 8. dergleichen grosse Diöcesen; also, die Gegend um Rom, die Italienische, Spanische, Gallische, Brittannische, die Illyrische, und Africanische: allein man hatte keine Oberbischöffe angelegt, welche den Erzbischöffen oder Metropolitanen zu befehlen hatten: als nun der falsche Isidor, aus Mißverstand des chalcedonischen Canons, in die ganze grosse Städte solche Primaten wollte gesetzt haben, die auch den Metropolitanen über den Kopf gewachsen wären, so wüste sich der ehrliche Hincmar auf keine andere Art Luft zu machen, als daß er dreyerley Gattungen von Primaten annahm; die erste waren die Erzbischöffe oder Metropolitanen; die zweyte diejenige Primaten, die auch den Metropolitanen zu gebieten hatten: und die dritte jene Primaten die mit den Patriarchen eine Person machten. Hier kamen also die Erzbischöffe, auch in den abendländischen Provinzen unter einen Primas zustehen, der von dem römischen Patriarchen unterschieden war: s. den de Marca a. a. O. §. 24. Man hat aber in der Folgezeit keine Beyspiele, daß die Primaten in Europa ein grosses Glück gemacht hätten: wenn man den einzigen Erzbischoff von Lyon ausnimmt, an den die Appellationen von den Erzbischöffen von Tours, Sens und Paris gehen. Fleury Instit. jur. eccles. Part. 1. c. 14. s. den Art. Primas.

So wie die Erzbischöffe oft mit den Primaten vermengt wurden, so kamen sie nach und nach in ihrem Amt und Stande mit den Metropoliten überein, also, daß es bey unsern Zeiten gleichviel bedeutende Worte sind: Erzbischof und Metropolitan. s. das Cap. 7. X. *de Praeb.* des Pabstes Alexander III. im Jahr 1180.

Es ist allen denen, die die weltliche Geschichte mit der geistlichen verbinden, augenfällig, daß die alte Metropole in der Kirche anderst nichts waren, als die Metropole im römischen Staat, das ist die Haupt- oder Mutterstätte jeder Provinz. Die *Notitia utriusque orbis*, das *Laterculum Imperii* und mehrere alte Urkunden, in welchen die Hauptstätte der römischen Reichseintheilung enthalten sind, zeigen deutlich, daß eben die Städte Metropolitan- oder wie wir bey unsern Zeiten sprechen, erzbischöfliche Städte gewesen sind, die nach der Staatseintheilung die Hauptstätte der Provinzen waren. Sowohl die Apostel, als ihre Schüler und Nachfolger giengen bey ihren Bekehrungsgeschäften immer vordersamst auf die grosse Städte los, und setzen sich darin, so gut sie konnten, fest: von da aus verfügten sie sich in die umliegende Gegenden, und suchten in den geringeren Städten Bißthümer anzulegen, welche weiter hernach auf dem platten Lande bey den Neubekehrten Priester, das ist, Pfarrer und Seelsorger niedersetzen, mithin waren die grossen Hauptstädte der Provinzen auch zugleich die grosse Mutterkirchen, aus welchen gemeiniglich die Verkündigung des christlichen Glaubens in die übrige Gegenden verbreitet wurde. Die größte Hauptstädte, in welchen die Beamte des römischen Reichs vom ersten Rang angestellt waren, wurden die Sitze der ersten Bischöffe, die hernach als Patriarchen und Primaten in der Kirche aufgestellt wurden, die Provinzialhauptstädte blieben den Metropoliten eigen. Hieraus läßt sich leicht begreifen, warum der Apostel Petrus in seinem ersten Brief am 1. Cap. den Christen von Pontus, Bythonien, Galatien, Asien, Cappadocien zugeschrieben hat: denn alle diese Provinzen hatten Hauptstädte und Metropole, die in den Kirchengeschichten als geistliche Metropolitanstädte bekannt sind. Die römische Haupteintheilung des gesammten Reichs, die unter den Kaisern Augustus, Hadrianus und Constantinus zu Stande gekommen war, und die Unterabtheilung der grossen Diöcesen (denn auch Diöces ist ein Wort, welches ursprünglich von den römischen Provinzen gebraucht, hernach auf die Kirchensprengel angewendet worden ist) waren immer der richtige Leitfaden, nach welchem die erzbischöfliche Kirchen eingetheilt wurden: so wie das ganze Morgenland in 2 grosse Diöcesen unter den römischen Kaisern getheilt wurde, deren die morgenländische die Stadt Antiochia als die erste und vornehmste Hauptstadt; unter dieser aber anfänglich 10 Provinzen enthielt; also war auch die kirchliche Einrichtung in eben diesen orientalischen Gegenden getroffen, und so, wie hernach die römische Provinzen getrennt und in mehrere zergliedert wurden, so folgten auch eben dergleichen Trennung und Zergliederung in den Kirchen auf dem Fuße nach. Man hat in den morgenländischen Kirchsprengeln die hellesten Beyspiele, wenn in den spätern Zeiten der römischen Monarchie ein Oberbeamter aus einer Hauptstadt vertrieben, und gezwungen wurde, sich in eine andere Stadt zu flüchten, so wurde dieser neue Sitz entweder einsweilen oder auf immer die Hauptstadt und Metropolis. Der Bischof derselben nahm sogleich diesen Vorzug mit, und betrug sich als Metropolitan. Das sicherste Beyspiel hievon steht in der *Novella* 11, wo Justinian sagt, daß der Oberbeamte (Praefectus Praetorio) bey dem Ueberfall des Attila sich von der Hauptstadt nach Thessalonica gezogen, der Bischof daselbst aber, unter dem Schutz dieses Beamten, nicht aus eigener ihm zukommenden Hoheit, die Rechte eines Metropoliten angenommen habe. So eng war damals das Ansehen der Stadt, in welcher der Praefectus Praetorio sich niederließ, mit dem Ansehen des Bischofs verbunden, der in eben dieser Stadt wohnte. Aus diesem Grunde mußte immer der Streit entschieden werden, wenn 2 Bischöffe, jeder Metropolit seyn wollte. Man soll, sprach die Synode zu Turin (Taurinensis) im Jahr 401 denjenigen als Metropolitan erkennen, der beweisen kann, daß seine Stadt, nach der bürgerlichen Staatseinrichtung, die Hauptstadt der Provinz sey. Arles oder Vienne? Wenn man diese Wahrheit noch deutlicher sehen will, darf man nur das bekannte Reisebuch (*Itinerarium Antonini*) einsehen: da trift man in 16 Provinzen, in welche Gallien eingetheilt war, eben so viele Hauptstädte an, die hernach auch alle zu geistlichen Metropolen gemacht wurden. Die Sache war ganz natürlich: in diesen römischen Hauptstädten war das oberste Gericht, von welchem man sich nicht weiter an ein höheres Gericht berufen konnte, folglich mußten alle aus der Provinz, welche eine Klage hatten, nach der Hauptstadt ziehen, mit dieser Gelegenheit kamen

auch die Bischöffe, die unter dem Metropolitan stunden, aus vielen Anlässen dahin, und konnten sich wegen ihren Kirchenangelegenheiten mit ihrem Haupt besprechen.

So weit sich die römische Monarchie erstreckt, in diesen Ländern sind die kirchliche Metropolitanstädte leicht zu finden: wo aber der Römer Macht nicht hingedrungen ist, oder wo sie sich nicht so festsetzen konnte, daß sie die Länder in Provinzen eingetheilt hätten, ob sie gleich verschiedene Streifereyen tiefer in die Länder machten, da liessen sich auch die Metropolen der Kirche eher nicht entdecken, als zu den Zeiten, in welchen ein Land den christlichen Glauben angenommen hatte. Deutschland bekam viel später seine Erzbischöffe und Metropolitane, weil es erst nach dem Umsturz des römischen Staates das Christenthum angenommen hat. Es versteht sich von selbsten, daß nicht eine jede römische Metropolstadt sogleich eine geistliche werden konnte; weil das Bekehrungswerk zur christlichen Religion in einigen Gegenden langsamer gieng, und manche Gegenden länger ohne hinlängliche Zahl der neuen Christen geblieben ist: aus dieser Rücksicht ließ sich der Grund erklären, warum die römische Metropolstadt Cölln am Rhein, wie viele behaupten, erst im 8. Jahrhundert eine Kirchenmetropolis geworden ist. s. Hontheim *Hist. trev. dipl.* Tom. I. *Dissert. praev.* §. 16. und ad saeculum VI. §. 26. Ueberhaupt nimmt dieser Gelehrte, wie Dupin, an, daß in Gallien die Metropole allererst nach den Zeiten des Kaisers Constantin zu suchen seyn. s. denselbigen von Hontheim *Prodrom. Hist. trev.* p. 136. wo die Ursachen angegeben sind, warum Mainz und Cölln viele Jahre hindurch ihr Metropolitanrecht nicht ausüben konnten. Wenn man genauere Nachrichten von dem alten Lorch (Laureacum) hätte, welches an der Donau oberhalb Wien nicht weit von Passau gelegen war, so könnte allenfalls hier eine Ausnahme statt finden: allein, so richtig es auch ist, daß diese alte Stadt eine namhafte und in dem Reisebuch des Antoninus vorzüglich angezeigte Stadt gewesen sey, so ist doch aus allen Urkunden noch nicht entschieden, daß sie eine römische Metropolis war; mithin muß man den Ursprung dieser Würde im geistlichen Fache nicht in der römischen Anlage, sondern in der kirchlichen suchen, und zwar sehr früh, wenn anderst der Brief des Pabsts Symachus ohngefähr von dem Jahr 504 die Kritik aushalten könnte, in dem darinn schon der Erzbischof von Lorch angegeben wird, als habe er ganz andächtig bey dem Pabst um das Pallium angehalten. s. Hansiz *Germania sacra.* Tom. I. die Vorrede. Es bleibt also eine richtige Regel, daß, wo bey den Römerzeiten eine Stadt die Metropolstadt war, da war auch der geistliche Sitz des Erzbischoffen oder Metropolitanbischoffes. Aus diesem Grund erhellet schon die Unwahrheit jener Angabe, welche verschiedene neuere und ältere Chronickschreiber geträumt haben, daß in Worms ein erzbischöflicher oder Metropolitansitz gewesen sey: daß aber auch solcher, nach der zerstörten römischen Einrichtung unter den deutschen Königen nicht dahin gekommen sey, erweiset Pagius *in Critica ad Annum* 755. Nr. 13. s. *Acta Acad. palatinae* Tom. 3. hist. p. 4. Nichtsdestoweniger bleibt es wahr, daß, nach der grossen Völkerwanderung, und nachdem die nordische grosse Stämme sich in die römische Provinzen getheilt hatten, mancher alte Metropolitansitz eingegangen, und dafür ein anderer aufgekommen sey. Schon Innocentius I. fand daher sich verbunden, in seinem ersten *Decret*, Cap. 46. zu verordnen, daß mit dem Wechsel der weltlichen Metropolstädte nicht immer auch die Abänderung der kirchlichen Metropoliten verknüpft seyn sollte: s. den Petrus de Marca, *de Marca hispanica*, cap. 15. n. 1. Als aber die nordische Könige, die sich in Westen und Süden niederliessen, die feinere Kirchenpolitik so genau nicht nahmen, so zogen die von ihnen errichtete Hauptstädte ihrer Staaten gemeiniglich auch die Eigenschaft der geistlichen Metropolen nach sich. de Marca a. a. O. Es sey denn, daß der Erzbischof oder Metropolit sich mit Ernst und Geschicklichkeit entgegensetze, wie der Erzbischof von Trier gethan hat, als der Bischof von Metz, dessen Stadt die Hauptstadt des Königsreichs Austrasien geworden war, auch zugleich der geistliche Metropolitan seyn wollte. s. Brower *Histor. trevir. ad Annum* 876. In Deutschland schwangen sich die Erzbischöffe sehr bald zu einer besondern Grösse: die Kaiser und die Päbste zeichneten sie mit Vorzügen aus, die man in andern Staaten nicht antrift. Die drey Erzbischöffe zu Mainz, Trier und Cölln hatten großen Antheil an den Reichsgeschäften, und nach dem Urtheil des Herrn von Malincrot *de Archicancellariis Imperii* p. 29. hat die Würde eines Erzbischoffes jene eines Erzkanzlers nach sich gezogen. Jene Erzbischöffe, die weiter von Westfranken entfernt und tiefer im grossen Deutschland lagen, konnten sich zwar so weit nicht hinauf arbeiten: sie wurden aber doch von Seiten des römischen Stuhles mit der Würde eines Primaten, wie jener zu Magdeburg.

Es fiel auch der Kirche nicht ein, eigenmächtig eine Metropolitanstadt oder ein Erzbißthum zu errichten; sondern wenn entweder der Nutze der Kirche, oder der Ehrgeitz der Bischöffen eine neue Metropole anlegen wollte, hängten sich die Vorsteher der Kirchen immer an die Kaiser, und baten, daß diejenige Stadt, in der sie ihren Sitz hatten, zu einer Metropolstadt im Staate erhoben werden möchte, damit die geistliche Metropolis zugleich den nemlichen Schwung bekäme. Die Kaiser fanden oft selbst für gut, die allzuweitschichtige Provinzen in kleinere abzutheilen; zum Theil aus der Ursache, damit die Unterthanen, welche bey dem Vorsteher der Provinz (Praefectus Praetorio) oder dessen Stellverweser ihre Klagen und Angelegenheiten vorzubringen hatten, keinen allzuweiten Weg zu machen hätten: so wurden Cäsarea, Schytopolis und Jerusalem Metropolitanstädte in Palästina, und folglich auch erzbischöfliche Städte nach der Kircheneinrichtung, s. Dupin a. a. O. §. 8. wo das ganze römische Reich in 4 grosse Dioceſen eingetheilt vorkommt, als die orientalische, die illirische, die italische und gallische: jede dieser grossen Theilen hatte wieder ihre Provinzen unter sich, deren jede von einem besondern Stellverwalter des Praefectus Praetorio regiert wurde. Man darf die Namen dieser Provinzen nur ansehen, so wird man gleich die Metropole oder Erzbißthümer gewahr werden, die um diese Zeiten in den Kirchenurkunden, und in den Kirchenversammlungen in die Augen fallen: zugleich aber begegnet einem aufmerksamen Leser aus diesen Zeiten die traurige Geschichte eines Bischoffes von Berytus, den die unmännliche Begierde juckte, Titularmetropolitan oder Erzbischof zu werden: er suchte sich diese Ehre bey dem Hofe des Kaisers Marcianus zu erschleichen: als dieser aber die Sache dem grossen Kirchenrath zu Chalcedon zum Untersuchen übergab, schlichteten die wackern Bischöffe den Handel also, daß der Bischof von Berytus bleiben mußte, was er war: *Concil. Chalcedon.* act. 4. s. des van Espen *Scholia in*

Canones Chalcedon. c. 3. c. 12. und c. 2. §. 14. ebendaselbst. Aus den Worten des Conciliums muß man aber schließen, daß die Bischöffe die schwülstige Titelsucht ihrer Mitbrüder nicht ganz ersticken konnten: da einmal die Kaiser manche Städte, vermuthlich aus Antrieb der Bischöffen zu Metropolstädten erhoben; diese Bischöffe aber die Worte der alten Canonen aufgefangen und behauptet hatten, daß der Bischof einer Metropole auch Metropolitan heissen soll; so mußten es die übrigen Bischöffe aus Achtung für die kaiserliche Verfügungen geschehen lassen, daß die titulirte Erzbischöffe gleichwohl nach dem wahren Metropoliten den ersten Sitz in den öffentlichen Versammlungen wegkaperten, ob sie gleich, der Weihe nach, nicht die älteste Bischöffe in der Provinz waren. s. Espen am angezogenen §. 14, wo aus dem Canon 12 des belobten Conciliums erweißlich gemacht wird, daß zwar durch die neue Erhebung einer Stadt zu einer Metropolis und eines Bischoffes zu einem Metropoliten der alten Mutterstadt und dem alten Erzbischof kein Eintrag geschehen, daß aber nichts destoweniger der neugemachte Metropolitan doch nicht ganz umsonst die vorrechtliche Gnade des Kaisers erbeten haben soll: diese strenge Beybehaltung der alten Einrichtung hatte man der grossen Synode zu Nicäa zu verdanken: wo Can. 6. nicht nur in Betreff der grossen Kirchen, jener zu Rom im abendländischen, jener zu Antiochia im morgenländischen, und jener zu Alexandria im mittägigen Theil des römischen Kaiserthums ihre hergebrachte Vorzüge ungekränkt erhalten würden; sondern auch verfügt worden ist, daß zwar Jerusalem einiges Vorrecht vor anderen bischöflichen Städten beybehalten, aber doch auch der Metropolitanstadt Cäsarea die Ehre einer Metropolis keineswegs beeinträchtigt werden soll. Die Synode spricht von den Metropoliten nicht, als wenn sie solche erst eingesetzt hätte; sondern als von einer Sache, die schon lang vorher im Gange war. Wie es in den folgenden Zeiten mit Einziehung und Vervielfältigung der geistlichen Metropolen zugegangen sey, s. Zalwein *Princip. iuris eccles.* Tom. 3. Q. 1. c. 2. §. 5.

Von rechtswegen muß jeder Erzbischof einige Bischöffe unter sich haben, welche Suffraganen genennt werden, nach dem *Can. seitate.* Caus. 6. Q. 3. c. 11. *de Elect.* und c. 1. *de Forocomp.* in 6; in den neuern Zeiten aber, da man nicht so genau auf die Sache sah, als auf die Namen, ward die Aenderung getroffen, daß man Erzbischöffe zählt, die gar keine Suffraganen haben, z. B. die Erzbischöffe zu Lanciano und Rossano im Neapolitanischen: der Erzbischof zu Wien hat einen einzigen, weil das Erzbißthum zu spät errichtet, und jedes Bißthum schon längst einem anderen Metropolitan untergeben war. Es würden seltsame Fragen sich aufstellen, wenn in dergleichen Erzbißthümern eine Provinzialsynode gehalten werden sollte? Uebrigens war es lang vorher in der griechischen Kirche eingeführt, daß eine Menge Bischöffe den schwülstigen Titel eines Erzbischoffen, ohne das Amt desselben, annahmen, die weder einen Suffragan unter sich, noch einen Metropolitan über sich hatten. Thomassin P. 1. L. 1. c. 25. n. 5. Man nahm aber den Namen Erzbischof nicht immer so streng: Bonifacius war Erzbischof, ohne eine Diöces, noch weniger ein Erzbißthum mit Suffraganten zu haben. Eben so war auch Grodegangus Erzbischof. Harzheim *Conc. Germ.* Tom. 1. p. 96.

Eine wichtige Frage wirft sich hier auf: ob die Entstehung der Metropolen von dem Stifter der Kirche selbst, oder von seinen Aposteln, oder von der freyen Willkühre der Kirche herrühre? Daß Christus selbst diese Einrichtung nicht angelegt habe, läßt sich schon daher schliessen, weil er selbst bey Gründung seiner Kirche ausser dem Judenland nicht gepredigt hatte, und, weil Jerusalem, wo er so oft gewesen, und endlich gestorben ist, die erste Metropolis in aller Welt seyn müßte. Die zwote Frage ist schon schwerer zu beantworten, weil die Meinung viel Wahrscheinlichkeit vor sich hat, daß die Apostel schon über den Metropoliten einige Anstalten getroffen haben: de Marca und andere hegen daher den Gedanken, daß die Metropolitane ihren Ursprung den Aposteln zu verdanken hätten: diese Meinung ward noch neuerlich von dem scharfsehenden Anton Pereira in dem Werk vertheidigt, welches er von der Macht der Metropolitanen über ihre Bischöffe herausgegeben hat: seine Gründe sind diese: der Apostel Paulus schreibt an den Titus, 1. Cap. 5. V. Daß er ihn um deswillen in Creta (von dieser Insel war Gortina die Hauptstadt oder Metropolis) zurückgelassen habe, daß er in den Städten Bischöffe ansetzen soll: dem Worte *Presbyter* bringt Pereira die Bedeutung eines Bischoffen aus dem Ansehen aller alten Väter und Kirchenschriftstellern zuwege; imgleichen zieht er das Cap. 1. V. 11. in den heimlichen Offenbarungen Joannis an, wo dieser Apostel zuerst Ephesus, hernach die andere sechs Städte nennt, welche von der Metropolstadt Ephesus, Suffragantstädte waren: die Synode von Ephesus bezeugt Art 7. daß von der Apostelzeiten an ein Metropolit auf der Insel Cypern gewesen sey, Petrus de Marca Lib. 6. c. 1. *de concordia sacerdotii & Imp.* Chardon *Histoire des Sacramens* Tom. 5. c. 5. Joan. Morinus *Exercitat. Eccles.* 18. Lib. 1. Anton. Pagius Tom. 1. *Critic. ad Annal. Baronii anno* 37. Usserius, Beveregius, Hammond treten dieser Meinung bey. (s. Bingham *Origg. eccles.* Tom. 1. C. 16. Lib. 2.) Wenn der Can. 1. Dist. 99. ächt und keine untergeschobene Isidorische Schrift wäre, so würde diese allein den entscheidenden Ausschlag geben, daß die Metropoliten von den Aposteln unmittelbar entstanden seyn.

So wahrscheinlich diese Meynung aber ist, so hat sie doch sehr starke Gründe gegen sich: fürs erste beweisen alle die Stellen der heiligen Schrift weiter nichts, als daß Titus und andere apostolische Jünglinge sich vordersamst in die Hauptstädte der Provinzen niedergelassen haben, wo die meiste Hoffnung, das Reich Christi zu erweiteren, aufblühet; wo sie die bequemste Gelegenheit fanden, sowohl die Communication mit anderen zerstreuten Christen zu unterhalten, als von den Aposteln Nachrichten und Vorschriften einzuziehen und dergleichen weiter fortlaufen zu lassen; haben die Bischöffe der Hauptstädte andere Bischöffe in geringeren Landstädten eingeweihet und angestellt, so konnten sie dieß wohl als gemeine Bischöffe gethan haben, ohne das Gepräge eines Erzbischoffen oder Metropolitans an sich zu haben: ferner ist es nicht leicht glaublich, daß die ersten Nachfolger der Aposteln sich in eine Stadt, welche sie auch immer seyn mochte, mit dem Entschluß niedergelassen haben, daselbst ihren lebenslänglichen Wohnsitz aufzuschlagen, indem tausend Gelegenheiten und Ursachen entstehen konnten, welche den erstgewählten Sitz unnütz, einen andern aber für die Gemeinden ersprießlicher gemacht hätten; und Männer, wie diese, hatten gewiß die allerletzte Rücksicht auf die Hoheit eines Metropoliten, die ohnehin in nichts, als in einer

grös-

gröſſeren und mit mehr Gefahr verknüpften Arbeit beſtand, nebſt dieſem iſt es doch nicht ganz gewiß, daß die älteſte, die Titus zu ernennen hatte, gerade Biſchöffe waren, es konnten auch Prieſter ſeyn; gleichwie der Name Presbyter, Episcopus beydes anzeigen kann; (ſ. Dupin angleichanzuführendem Orte.) Den Grund, den Petrus de Marca aus den Stellen 1 Petri C. 1. hernimmt, wo der Heilige die Provinzen Pontus, Galatia, Cappadocia, Bithynia und Aſia nennt, in welchen die Chriſten, an die er ſchrieb, lebten, wirft Dupin *Diſſert. 1. de Antiq. Eccleſ. diſcipl.* §. 6. mit der Antwort um, daß Petrus dieſe Provinzen habe herzählen müſſen, weil er an alle Chriſten geſchrieben habe, die in denſelben waren; daraus folge aber noch nicht, daß er aus beſagten Provinzen eben ſo viele geiſtliche Metropolen habe machen wollen. Selbſt Petrus de Marca L. 6. c. 1. n. 9. getrauet ſich mehr nicht zu behaupten, als daß die Apoſteln durch die obenangezogene Aeuſſerungen in ihren Briefen ein und anderes Beyſpiel haben aufſtellen wollen, nach welchem die nachfolgende Biſchöffe die fernere Einrichtungen der Kirchen machen könnten. Da aber ſchon die groſſe Synode zu Nicäa im Jahr 325, da ſie von dieſer Einrichtung ſpricht, ſich auf das alte Herkommen beruſet, ſo iſt ungezweifelt, daß lange vor dieſer Zeit die Metropoliten eingeführt geweſen ſind. Im zweyten chriſtlichen Jahrhundert kann man die Spuren von Metropolitanen und Erzbiſchöffen nicht verkennen. Euſebius *Hiſt. eccleſ.* L. 5. c. 23, ſpricht von dem Irenäus, daß er denen Sprengien (Paraeciis) in Gallien vorgeſtanden ſey, welches, da Irenäus zu Lyon, einer bekannten Metropolſtadt, Biſchof war, nicht wohl anderſt, als von ſeiner Metropolitanſtelle verſtanden werden mag: der nemliche Euſebe ſagt Lib. 4. c. 24. daß Dyoniſius an den Biſchof Philippus zu Gortina und an andere Biſchöffe der Inſel Creta geſchrieben habe, und daß er ihren Biſchof, Philippus, ſehr gerühmt habe. Dergleichen Stellen bringt Bingham Lib. 2. c. 16. §. 4. mehrere bey; die aber nicht alle, wie er ſelbſt anmerkt, von gleichem Gehalt ſind: die Sache ſelbſt ſpricht, daß die chriſtliche Kirche nicht lange ohne ſtufenweißgehende Ordnung beſtehen konnte. Je mehr ſich die Zahl der Chriſten häufte, deſto gröſſer wurde die Menge der Geſchäften, deſto gröſſer auch bey den täglichen Vorfällen die Verſchiedenheit der Meynungen, deren Entſchlieſſungen und auch der Irrungen. Eine Geſellſchaft von Biſchöffen, Prieſtern und Diaconen, wie die chriſtliche war, die ſehr weit aus einander geſtreut, von Juden und Heiden aus allen Nationen zuſammengeſetzt, und folglich auch von verſchiedener Denkensart belebt war, mußte ſehr bald auf den Gedanken gerathen, ſich ein nächſtgelegenes Oberhaupt zu ſuchen, welches die vorkommende Geſchäfte einlenken, leiten und durchführen könnte. Aus den Verrichtungen der Erzbiſchöffe, die wir gleich anführen wollen, wird ſich von ſelbſt die Nothwendigkeit ihrer Entſtehung am beſten zeigen. Der 33. Canon der ſogenannten apoſtoliſchen Canonen ſetzet die Kirchenzucht und die gemeine Sitte der morgenländiſchen Kirche im dritten Jahrhundert voraus, wenn er verordnet, daß die Biſchöffe eines jeden Landes einen obern oder erſten Biſchof beſtellen ſollen, der als gleichſam das Haupt die Obſorge über die Kirchengeſchäfte zu tragen hat.

Dieſe Obſorge beſtand in nachſtehenden Beſchäftigungen. 1) Sie beſtätigten die ihrem Stabe untergebene Biſchöffe: dieſes Recht wird ihnen ausdrücklich in dem 4. und 6. Canon der Nicäniſchen allgemeinen Kirchenverſammlung zugeſchrieben: die Lesart dieſes Canons, die von der Confirmation oder Beſtätigung ſpricht, läßt ſich nicht verdrehen oder auf die Wahl eines Biſchoffen auslegen, indem die Wahl damals nicht einmal dem Erzbiſchof, ſondern der Geiſtlichkeit und mit gewiſſer Beſchränkung auch dem weltlichen Stande zukam. Die lateiniſche Ausgaben des befragten Canons ſtehen alle für die Beſtätigung, beſonders eine ſehr alte von Rom; nebſt dieſem hat eine beſtändige ununterbrochene Reihe von päbſtlichen und Synodalausſprüchen und Zeugniſſen dieſe Nicäniſche Verfügung oder vielmehr Beſtätigung der alten Metropolitanrechte bis bereits an das 13. Jahrhundert erhärtet. Die Synode von Antiochia, Can. 19. jene von Laodicea, Can. 12, treten in die Fußſtapfen des Kirchenraths zu Nicäa; und die Synode zu Turin (Taurinenſis) Can. 2. ſetzet noch die Urſache dazu, damit nemlich die Biſchöffe, da ſie von ihren Metropoliten eingeſetzt und geweihet werden, welches die alte Beſtätigung war, eben dadurch die ihnen ſchuldige Achtung, Anhänglichkeit und Untergebung lernen möchten. (ſ. Hederich *Diſſert. de jure conſecrandi ſuffraganeos.* Trier 1774.) In eben dieſem Werkchen §. 2. kommen viele Päbſte vor, als Innocent. I, deſſen Ausſpruch Can. 5. Diſt. 64. wiederholt wird; Zoſimus, Leo M. Gelaſius I. Joannes VIII. Stephanus VI. Leo IX. Gregorius VII., welche mit einhelligen Stimmen den Erzbiſchöffen das Recht, ihre Suffraganbiſchöffe zu beſtätigen, beylegen. Dieſes Recht ward noch rechtmäßig beſtärkt, da manchmal die Biſchöffe es wagten, ſich von andern einweihen zu laſſen, welches in der Hauptſache mit der Beſtätigung eine und dieſelbige Wirkung hatte: allein die Erzbiſchöffe ſträubten dagegen, und erhielten allemal den Sieg; ſogar, wenn die Kaiſer den ſeltenen Einfall hatten, einen Biſchof von dem Pabſt ſelbſten einweihen zu laſſen, widerſetzten ſich die Metropolitane beherzt, und Päbſte und Kaiſer mußten der alten Kirchenzucht nachgeben. Ein auffallendes Beyſpiel hat Hederich a. a. O. §. 3. Gleiche Stärke des Geiſtes bezeigte der Erzbiſchof von Mainz, Sigefridus, in einem Schreiben an den Pabſt Alexander II, im Jahr 1071; er verlangt beſonders von dem Pabſt, daß dieſer den von dem Kaiſer zum Biſthum Conſtanz ernennten Carl nicht einweihen möge, wenn gleich der Kaiſer ſelbſt ihn den Pabſt zu dieſem Ende verführen würde, ſondern der Pabſt ſoll ihn, wenn er ſich von der angeſchuldigten Simonie freyſtellen könnte, nach Mainz ſchicken, um daſelbſt von ſeinem Erzbiſchoffe, dem es nach der Vorſchrift der Kirchenſatzungen zukäme, die Einweihung zu erhalten. ſ. Harzheim *Concil. german.* Tom. 3. p. 157. Selbſt die Päbſte entſchuldigten ſich, und verwahrten den Erzbiſchöffen ihre Gerechtſame, wenn ſie je zuweilen aus dringenden Umſtänden einen Biſchof conſecrirten, ohne die Einwilligung des einſchlagenden Erzbiſchofs zu haben. In allen Kirchenverſammlungen, wo nur von der Wahl eines Biſchoffes die Rede iſt, wird auch den Erzbiſchöffen das Recht der Beſtätigung vorbehalten. ſ. Pereira von dem Recht der Metropolitanen über ihre Biſchöffe 2ten und 3ten Satz, von pag. 6. der deutſchen Ausgabe bis 24. Eine Ausnahme von dieſer Regel findet ſich in Spanien, wo es dem Erzbiſchof von Toledo glückte, alle Beſtätigungen derer vom König ernennten Biſchöffen an ſich zu ziehen, und den übrigen Metropoliten nur dieſes Recht noch übrig zu laſſen, daß die von ihm

beſtätigte Biſchöffe innerhalb 3 Monaten ſich bey ihrem eigenen Metropoliten ſtellen, und Unterricht einnehmen mußten, wie ſie ſich als Biſchöffe zu betragen hätten. (ſ. das *Concilium Toletanum* 12. A. 655. C. 6. bey Thomaſſin. *Vet. & nova Diſcipl.* P. 2. Lib. 2. C. 18. N. 8.)

Nach dieſer Lage der Sachen iſt es gar kein Wunder, daß die Päbſte in ihren Decretalbriefen dieſes Metropolitanrecht offenbar vorausſetzen oder ausdrücklich eingeſtehen: (ſ. die Cap. 20. 32. 44. X. *de Electione.*) Von dieſer Zeit an aber fieng das ſo unſtreitige von ſo vielen Jahrhunderten verjährte Recht der Erzbiſchöffen, zu wanken an: Innocenz war den Erzbiſchöffen zu ſchlimm. Hier und da ſtand noch ein Metropolitan für ſeine Gerechtſame, wie der Erzbiſchof von Mainz Heinrich III. von Virneburg, der mit dem Kaiſer Ludwig dem Bayer den Vertrag gemacht hatte, daß er mit allem Ernſte die Sache dahin zu bringen trachten wollte, damit die Biſchöffe ihre Beſtätigung und Weihe von niemand, als von dem Erzbiſchofe nehmen ſollten. ſ. Gudenus *Cod. dipl.* Tom. 3. pag. 306. Dieſe Rechte der Metropolitanen giengen nicht auf einmal ſondern nach und nach ſtückweis verlohren: der Pabſt Innocentius III. behauptet ſchon in dem Cap. *cum nobis.* 19. und *cum inter.* X *de Elect.* daß er bey einer ſtreitigen Wahl der Biſchöfe, wenn ſolche durch Appellation nach Rom gekommen war, das Recht habe, durch eben den Spruch, den er darüber fällen würde, das Beſtätigungsrecht auszuüben. Da nun wegen Unterlaſſung derer Provinzialſynoden und wegen nicht Errichtung der Metropolitan-Gerichtshöfen dergleichen Berufungen nach Rom ſehr häufig waren, und wegen tauſend Grübeleyen, die bey den Wahlen immer Platz hatten, es werden mußten: ſo lernten die Metropolitanen ihre ſo heilig verwahrte Rechte allmählig verkennen. Hierauf kamen die merkwürdige von eben dem Innocentius III. ausſtudierte Lehren von dem ausſchlieſſenden päbſtlichen Recht, die Biſchöffe zu verſetzen, ihre Niederlegungen der Bißthümer anzunehmen, ſie abzuſetzen. ſ. das Cap. 2. *intercorporalia* X. *de Translat. Epiſc.* Die um die nemliche Zeit ausgeheckte, oder doch in ihre Beſtandtheile gebrachte Lehre von den *cauſis majoribus* weniger nicht die dem Pabſt eigen gemachte Gewalt, in vielen, bey der Biſchofswahl, oft vorkommenden Hinderniſſen zu diſpenſiren, ferner, die Exemptionen verſchiedener Biſchöffen von der Gerichtbarkeit der Metropoliten thaten auch ihre treffliche Wirkung. ſ. den Zallwein *Princip. jur. eccleſ.* Tom. 4. Q. 2. c. 2. §. 7. und den Febronius, Cap. 4. §. 3. 4. 5. und *Appendix.* 1. ad Cap. 3. §. 5. Nach allen dieſen Vorbereitungen lagen doch noch die Beweiſe von dem Metropolitanrecht in den päbſtlichen Decretalen, als in Cap. 5. & 20 X. *de Elect.* Cap. 1. & 2. X. *de Transl. Epiſc.* Cap. 1. und 6. X. *de Temp. ord.* noch in den Zeiten des Bonifacius VIII. lies dieſer Pabſt, der doch gewiß von ſeiner Hoheit nichts wegſchenkte, die Verfügung der Kirchenverſammlung zu Lyon vom Jahr 1274. etwas gelten, und erlaube, die Streitigkeiten über eine Biſchofswahl dem nächſten Richter, dem Metropolitan, zu entſcheiden, und folglich denjenigen, der Recht hatte, zu beſtätigen, ſofern der Beruf nach Rom offenbar und augenfällig ungegründet geweſen iſt: freylich wollte dieſer Nachlaß nicht viel ſagen; indem eine Wahl, in welcher die Curialiſten nichts zu grübeln finden ſollten, die ſeltſamſte Sache von der Welt ſeyn mußte. ſ. Cap. 10. quamvis, in 6to *de Electione.* ſ. auch das Cap. 16. in 6to eod. auch in den Clementinen, und ſelbſt in den Extravaganten ſind Spuren, daß das erzbiſchöfliche Confirmationsrecht noch nicht ganz, auch im 14ten Jahrhundert erloſchen war. ſ. Pereira a. a. o. 7ten Satz §§. 24. 25. 26.

Bey allem dem lag der Grund zu der Beſchränkung der erzbiſchöflichen Rechten in den Decretalen, und ſelbſt in den falſchen iſidoriſchen Dichtwerk: nun ward es immer mehr und mehr entwickelt. Clemens IV. in Cap. 2. *Licet. de Praebend.* in 6to ſchrieb ſchon dreiſt in die Welt, daß er, als Pabſt volle Gewalt habe, mit den geiſtlichen Pfründen nach ſeinem Belieben zu ſchalten: die *Clementina* 1. *ut lite pend.* führt die nemliche Sprache, und nun war nur noch ein Schritt zu jenen Reſervationen zu thun, die auch bald darauf folgten. Die Extravaganten *ex debito* vom Jahr 1316. und *ad regimen* vom Jahr 1335. ſind redende Zeugen davon: doch ward noch immer die Einſchränkung angehängt, daß der Biſchof, deſſen Bißthum dem Pabſt zu vergeben heimgefallen ſeyn ſollte, in Rom, oder einige Tagreiſen davon verſchieden ſeyn mußte: bis endlich alles reif genug war, um die allgemeine Reſervationen aller Bißthümer in den Ganz zu bringen. Pereira hat a. a. O. im 11ten Satz §§. 7. 8. 9. ſehr artige Anmerkungen darüber: unter anderen auch dieſe: da die Biſchöfe von der Provinz Narbonne ihre Bißthümer von dem Pabſt empfangen hatten, folglich von ihm auch zugleich beſtätiget wurden, ſo wollten ſie nun auch den gewöhnlichen Eyd der Treue dem Metropolitan nicht mehr ſchwören; indem ſie ihm nichts zu verdanken hätten. Zum Glücke war der Metropolitan von Narbonne ein Neffe des Clemens VI. und die Biſchöffe mußten ſchwören. Als man eben dieſem Pabſte die Bewunderung über ſeine allgemeine Reſervationen aller Bißthümer an den Tag legte, mit dem Zuſatz, daß keiner ſeiner Vorfahren ſo weit umgegriffen habe, ſagt er ohne Rückhalt, dieſe ſeiner Vorfahrer haben nicht gewußt, was ein Pabſt ſey oder, wie man ſich das Pabſtthum in ſeinem ganzen Umfang zu Nutze machen könne (*Neſciverunt eſſe Papam*). Bey dieſer Lage der Sachen hatten die Canzleyreguln wenig Schwierigkeiten bey ihrer Aufnahme zu überſteigen. Die Biſchöffe und Erzbiſchöffe, die für die Freyheit der Kirchen hätten ſorgen ſollen, waren unvermerkt an das Joch gewöhnt, und da die Bißthümer mit den Erzbißthümern von dem Willen des Pabſts ganz abhiengen, ſo hielt man es für einen Eingriff in die göttliche Vorrechte des römiſchen Hofes, wenn ein Metropolitan es wagen wollte, einen von dem Pabſt eingeſetzten Biſchof mit dem ſo tief unter der päbſtlichen Majeſtät liegenden Metropolitan-Anſehen zu beſtätigen; indem der Pabſt nach der herrſchenden Meynung nicht nur alle Rechte und Geſetze in ſeinem Buſen (ſcrinium pectoris) trug, ſondern auch durch die ſeine Macht Vollkommenheit über alles, was nicht gerade Gott ſelbſt war, hinausgeſetzt geweſen iſt. Wahrſcheinlicherweiſe hat auch dies zu einer leichteren Verſchmerzung der Metropolitanrechten viel beygetragen, weil um dieſe Zeiten die hohe Geiſtlichkeit ihr Hauptaugenmerk dahin richtete, nur der weltlichen Hoheit nichts einzuräumen, was in ihren Augen, kraft der Kirchenfreyheit, zu der geiſtlichen Gerichtbarkeit gehörte: ſie hatte ihrem Bedünken nach, noch immer gewonnen, wenn das, was verloren gieng, nur nicht an die weltliche Herrſchaft, ſondern an die geiſtliche übertragen wurde. Das Confirmationsrecht der Erzbiſchöfe kam alſo mit dem freyen Wahlrecht der Domcapitulen in ein und daſſelbige Grab. Allein, da die Päbſte es zu grob machten, ſo weckten ſie dadurch die Na-

tionen auf, zu ihren alten Gerechtsamen wieder zu greifen. Im Jahr 1408. drang die Nationalsynode von Paris, Can. 4. mit Ernst darauf, daß die Bischöfe von den Metropoliten ihre Bestätigung suchen und erhalten sollten. Die Deutschen so andächtig sie sonst dem römischen Stuhl ergeben waren, machten doch auch einige beherzte Schritte: in den bekannten Aviſamentes, welche sie dem Costnitzer Concilium übergeben haben, foderten sie ausdrücklich, daß die Metropoliten ihre untergebene Suffraganbischöffe zu bestätigen hätten. Diese Foderung wiederholten die Aviſamenta moguntina An. 1440. wie auch das Acceptations-Instrument, durch welches die Deutsche, währender Neutralität, zu Mainz im Jahr 1439. gewisse Decreta des Basler Conciliums angenommen hatten; so offenbar gerecht, und von dem ganzen Alterthum unterstützt dieses Begehren war, so wußten doch die Italiäner die Deutsche an der Wahrheit und Gerechtigkeit vorbey zu führen, und in den Aschaffenburger Concordaten vom Jahr 1448. in dem Abschnitt: „item in Eccleſiis metropolitanis“ oder nach der Päbstlichen Bulle „item placet nobis, quod in metropolitanis“ dem Pabst allein das Bestätigungsrecht zuzuspielen; und die gute Deutsche zu bereden, daß es Glücks genug für sie sey, wenn der heilige Vater ihnen die Wahl ihrer Bischöffe unbeschnitten überlasse; und noch als eine Zugabe den Erzbischöffen das Recht nicht nähme, von ihren Suffraganten den Eyd zu verlangen. Unter allen Erzbischöffen, auch sogar in Frankreich, war keiner so glücklich, das Bestätigungsrecht seiner Suffraganten beyzubehalten, als jener von Salzburg. Nebst dem Grunde hierzu, daß die 4 Bißthümer, Gurk, Chiemsee, Lavant und Seccau, aus dem Mittel des Bißthums oder der Diöces Salzburg gestiftet worden sind, mag auch nicht wenig dazu beygetragen haben, daß sich dieses Erzbißthum immer sehr genau an den römischen Hof angeschlossen, und daher von vielen Päbsten ganz besondere Vorrechte erhalten hat. (ſ. Zallwein *Principia jur. eccleſ.* Tom. 4. Q. 4. C. 1. §. 7. u. ſ. w.)

Es iſt zu bewundern, daß die deutsche Bischöffe nicht steifer auf gleiche Vorrechte gehalten haben; auch blos des Geldnutzens wegen: denn sie sahen wohl ein, wie viel erspart werden würde, wenn die Bestätigungen und Consecrationen von den Metropoliten vorgenommen würden: Aeneas Sylvius, *de moribus germ.* im *Tractat. concordata Nat. germ. integra* Tom. 3. p. 167. Nota d).

II. Hatten die Metropolitanen das Recht, ihre unter ihnen stehende Bischöffe einzuweihen, oder zu conſecriren. Es ist eine ausgemachte Sache, daß diese Einweihung mit der Bestimmung oder Einsetzung zum Bißthum ein Ding war: die Collation einer Pfründe war von der Ordination nicht unterschieden: sobald der Bischof gewählt war, untersuchte der Metropolit mit den übrigen unter dem Provinzsprengel stehenden Bischöfen die Wahl und die Eigenschaften des neugewählten; fanden sie alles richtig, so ward er eingeweihet, und war Bischof. Die grosse Synode zu Nicäa, giebt hierin die pünktliche Vorschrift: Can. 6. welche auch Dist. 64. Can. 8. eingerückt ist. Wenn es nicht thunlich war, daß alle Bischöffe der Provinz zusammen kommen konnten, so unternahm der Metropolit dieses Geschäft wenigstens mit Zuziehung zweyer Bischöffe: also verfügt der Can. 4. des Nicäniſchen Conciliums.

Man wird im ganzen Alterthum der Kirche kein Beyspiel finden, daß die Bischöffe von jemand anders wären conſecrirt worden, als von ihren Erzbischöffen, Oben haben wir schon gesehen, wie sich die Metropolitanen widersetzten, und die Päbste entschuldigt hatten, wenn sie einen Bischof eingeweihet oder bestätigt hatten: selbst Gregorius VII. der die römische Hoheit so hoch getrieben hatte, schrieb an den Graf Robert, der von ihm die Einweihung oder Ordination eines Bischofen für Malta verlangte, dies stehe ihm, Pabst nicht zu, sondern dem Metropolitan von Reggio. Bey Pereira, vom Recht der Metrop. achter Satz: allein, so wie die Bestätigung unvermerkt von den Erzbischöfen an den Pabst schlich, so zog auch dieser die Einweihung an sich. Ohne Zweifel hat die alte Haushaltung der römischen Kirche viel dazu beygetragen. Unter des Pabst sein Primat, welches mit dem Metropolitenrecht oft verwechselt und in eins geschmolzen ward, gehörten 69, nach dem de Marca *de Conc. S. & I.* L. 2. C. 3. §. 12. nach dem Pereira aber a. a. O. 70 Bißthümer: die er alle von rechtswegen als Metropolit oder Primas zu bestätigen und einzuweihen hatte. Diese waren in jenen Ländern, die schon zu der Zeit des grossen Nicäniſchen Conciliums, Suburbicariæ, hiessen, und sich auf 10 Provinzen erstreckten, worunter sich sogar die Insuln: Sardinien, Sicilien und Corsica befanden. ſ. Bingham, Vol. 3. Lib. 9. Cap. 1. §. 9.

Die Meynung derer gründlich Gelehrten Jacob Gothofredus, Claudius Salmaſius und anderer, welche die Suburbicarias Eccleſias nur in einen ganz nahe an Rom schliessenden Bezirk einschränken, sind ganz gefallen, nachdem der eben so grosse gelehrte Jacob Sirmondus in seiner *Cenſura Conjecturae Anonymi* und nach ihm mehrere bewiesen haben, daß diese Suburbicariæ Eccleſiæ über sehr viele und grosse Ländereyen im Occident erstrecket hatten: ſ. Bacchini, *Diſſert. de Eccleſ. Hierarchiae origg.* und Carolus à S. Paulo in seiner *Geographia Sacra.* Daher kam es, daß in ganz Italien kein Metropolitan vor dem vierten und fünften Jahrhundert angetroffen ward. Um diese Zeiten zertheilten die Städte Mayland, Aquilea und Ravenna die sonst ganz allein unter Rom stehende 17 Provinzen: ſ. Ioſeph Cantel *in Hiſtoria Civili & Eccleſ. Urbium metropolitanarum* Part. 2. Diſſert. 6. Cap. 4. Bey Lambertini *de Synodo diœces.* Lib. 2. Cap. 2. N. 3. Noch zu den Zeiten des Pabstes Innocentius III. hatte der Pabst, nebst den 7 Cardinal-Bischöffen, mehr als 60 Suffragan-Bischöffe unter sich, welches alles um so glaublicher wird, wenn man aus der neueren Geschichte weis, daß die Päbste nach und nach verschiedene Bißthümer zu Erzbißthümer erhoben haben; wie zu Florenz, Siena, Urbino, Bologna, und andere.

Da nun die Päbste in allen diesen so weit entlegenen Gegenden das Metropolitanrecht vertraten, so ist sehr leicht gewesen, daß in den dunklen Zeiten der Unwissenheit die Welt, und vielleicht selbst Rom glaubte, daß der Pabst eben dieses Recht als Pabst über alle Bischöffe, wenigstens in den abendländischen Staaten auszuüben hätte. Hierzu kam noch das Schicksal der Zeiten oder der feine Griff der Curialisten, daß eine grosse Menge Bischöffe sich von dem Metropolitanrecht loszählen oder eximiren liessen, welche alle vom Pabst, als ihrem unmittelbaren Oberhaupt conſecrirt werden mußten: wie z. B. alle Bischöffe von Schottland im Jahr 1192. dem Pabst ohne Mittel untergeben wurden: andere zu geschweigen, die in Europa hin und her zerstreut liegen. Da nun alle diese, nach dem neuen Decretalrechte vom heiligen Vater, oder auf dessen Vollmacht, von einem anderen Bischofe conſecrirt wurden, so war der

Uebergang auf den Schluß sehr erleichtert, daß der Pabst alle Bischöffe, wenn er wollte, consecriren könnte. Diese Meynung ward mächtig erweitert, als die Päbste die Bißthümer selbst zu vergeben, beliebten. Diejenige Geistliche, die von den Päbsten die Bißthümer bekamen, mußten sich nach Rom verfügen; um daselbst, wenigstens dem Schein nach, geprüft zu werden: waren sie einmal in Rom, und von dem Pabst als Bischöffe bestätigt, so war es sehr natürlich, daß derjenige, der ihnen die Bestätigung gab, auch das ganze Geschäft durch die Handauflegung vollendete. Es scheint, die Curialisten haben hierdurch, da es zu ihrem Vortheil gereichte, indem eine Consecration nie leer ausging, die alte Kirchenzucht im 12ten Jahrhundert wieder hervorgesucht, nach welcher die Bestätigung von der Einweihung des Bischofes unzertrennt war: und dem Pabst, welcher nun confirmirte, auch das Consecriren, als etwas unzertrennbares, zugewiesen: (s. Barthel, *Dissert. III. ad Concordata.* Cap. 3. §. 32. van Espen l. c. u. P. I. Tit. 15. C. 1. und alle Canonisten, die ihre Wissenschaft aus den alten guten Urkunden der Kirchengeschichte hernehmen.) Die deutsche Erzbischöffe waren auch so billig, oder vielmehr so nachgebend, daß sie durch die Finger sehen wollten, wenn ihre Suffraganbischöffe alsdann zu Rom eingeweihet wurden, so fern sie in eigener Person zu Rom die Bestätigung einhohlten. Sie schalteten dieses Nachgeben in die Concordata ein, und bezogen sich auf das Cap. Capientes 16. in 6to, welches diesen Gebrauch schon festgesetzt hatte: deren Ursachen und Veranlassungen, warum so viele Bischöffe sich in Rom consecriren liessen, sind mehrere. Nebst den schon angeführten, gaben auch die häufige Streitigkeiten zwischen den Päbsten und den Kaisern sehr oft Gelegenheit, daß die Bischöffe sich durchaus von jenen Metropoliten nicht wollten einweihen lassen, die von den Päbsten in den Bann gethan, oder abgesetzt worden waren, weil sie ihrem Kaiser anhiengen. Da nun die Ordinationen, von solch einem Erzbischofe genommen, den neugeweihten in tausend verdrießliche Folgen hätte ziehen können, so wollten sie sich lieber vom Pabst, oder einen seiner Legaten, oder einem Bischofe, der bey dem römischen Hofe in gutem Rufe stand, einweihen lassen: (de Pilati, *Origg. jur. pontif.* pag. 79.) Als nun diese Verwirrungen ganz oder zum Theil gelegt waren; als die deutsche Erzbischöffe schon nachgegeben hatten, daß die Bischöffe, die in Rom confirmiret wurden, auch daselbst die Weihe mitnehmen konnten; so waren sie doch noch in den Concordatis Principum, zu deren Vollgiltigkeit der Herr Professor Hederich in der angeführten Dissertation die Beweisgründe §. 7. in einem gedrängten Zusammenzug darstellt, ausdrücklich bedacht, daß die Bischöffe, die durch einen Bevollmächtigten die päbstliche Bestätigung erhielten, und selbst für ihre Personen zu Hause blieben, von niemand anderen als ihren eigenen Metropolitanen die Einweihung nehmen sollten. Auf diese Concordata Principum folgte zwar die Schliessung deren Aschaffenburger Concordaten, in welchen manches abgeändert und anderst eingerichtet ward, als in den Concordatis Principum: Allein in Betreff des ausschliessenden Rechts der Metropolitanen, ihre Suffraganten zu consecriren, wurde nicht die mindeste Aenderung getroffen; indem solche mit keinem Wort berührt worden ist: im Gegentheil scheint vielmehr selbst in den Aschaffenburger Concordaten versehen zu seyn, daß die Suffraganten sich nach dem allgemeinen Recht von ihren Erzbischöffen einweihen lassen mußten, indem sie befehlen, daß diese Suffraganten, nebst dem gewöhnlichen Eyd, alle das übrige leisten sollen, wozu sie von rechtswegen verbunden seyn. Nun aber ist kein Recht in der ganzen kirchlichen Haushaltung, welches so hell gegründet, so allgemein, so ununterbrochen von den Erzbischöffen ausgeübt worden wäre, als eben das Recht, ihre untergebene Bischöffe zu consecriren: wahrhaftig wenn man die Bemühungen betrachtet, mit welchen die deutschen Erzbischöffe das Recht, ihre Suffraganten zu consecriren, zu erhalten suchten, so kann man nicht träumen, daß sie in den Aschaffenburger Concordaten stillschweigend ein solches Recht verschläfert haben sollten. In den grossen Synoden zu Constanz und Basel überreichten sie ihre Beschwerden und Ansprüche eben auf die Art, wie sie solche hernach in den bekannten Avisamentis moguntinis A. 1440. wiederholten, die nun in dem ersten Band der Reichsabschieden, welche der Herr von Senkenberg gesammlet herausgab, pag. 166. zu lesen stehen: überall kömmt das dringende Begehren §. 6. vor, daß man den Pabst anhalten möge, die Bischöffe, die er zu bestätigen haben würde, ihren einschlagenden Erzbischöffen zur Consecration zu überlassen. Freylich haben die Römer, wie bereits schon oben erwähnt ward, auf einmal die alte Kirchenzucht zum Schutz ihrer Neuerung angerufen, und behauptet, daß derjenige, der die Bischöffe bestätige, auch einweihen könne: allein der Trugschluß liegt am offenen Tag: sie selbst, die Römer, hatten die Weihe von der Bestätigung getrennt; und einsweilen, weil sie nicht alles mit einem Zug an sich bringen wollten oder konnten, die Confirmation der Bischöffe sich eigen gemacht, wenn etwan eine streitige Wahl, das Geschäfte durch rechtlichen Beruf nach Rom dem Pabste in die Hände geliefert hatte. Damals aber, nemlich im 13ten Jahrhundert, schickten sie die von ihnen bestätigte Bischöffe fein sauber zu ihren Metropolitanen, wie aus dem Cap. 44. *X. de Elect.* und aus einer fortlaufenden Reihe der Kirchengeschichten ersichtlich und ohne Widerrede ist. Vorher hatte man auch oft Bischöffe, welche die bischöflichen Weihen verschoben; allein diese wurden durchaus für keine Bischöffe gehalten, kamen nicht in das Kirchenverzeichniß, und waren überhaupt nicht für Bischöffe gehalten, bis sie ordinirt waren. Von diesem Tage zählte man die Jahre ihres bischöflichen Regiments: (s. Espen, Bingham u. a. wie auch Böhmer in Nota ad Cap. 1. Dist. 100.) Nachdem aber das neue Decretalrecht aufkam, so wurde auf einmal die alte natürliche Lehre mit mystischen Figuren eingewickelt, und verkünstelt, daß die Wahl zum Bißthum so viel, als der erste Schritt zur Ehe (initiatio) vielleicht der Eheverspruch, die Bestätigung so viel, als die mit Worten wirklich geschlossene und rechtlich eingegangene Ehe, die Einweihung aber und Ordination so viel als eine durch die fleischliche Vermischung vollzogene Ehe bedeutet und auf sich habe. Alle diese schöne Sachen stehen nach der Reihe in dem Cap. 4. *X. de Transl. Epi.* Man darf nur sagen, daß sie von der Erfindung des fruchtbaren Pabst Innocentius III. seyn, so wird man sogleich merken, daß dieser heil. Vater in seinem eigentlichen Element war, wo er aus den willkührlich gewählten Metaphoren machen konnte, was er wollte. Hieraus aber entsprang die Lehre, daß ein zum Bißthum gewählter und mit seiner Einwilligung bestätigter Geistliche ein wahrer wirklicher Bischof sey, der die dem Bischofe eigene Gerichtbarkeit ausüben, und mit päbstlicher Genehmigung noch Jahre hindurch die Weihe zum Bi-

schofe aufschieben konnte: genug daß er mit seiner Braut wirklich getraut ist; der Vollzug durch den Beyschlaf gehört wie die catholische Theologen und Canonisten sprechen, nicht zur Wesenheit einer wahren Heyrath. Man kann sich kaum einhalten zu bemerken, wie unter den Händen eines Römers alle Sachen alle beliebige Gestalten angenommen haben: wollten die Curialisten aus der von den Päbsten verrichteten Confirmation der Bischöffe die Folgerung ziehen, daß von eben den Händen die Einweihung geschehen müsse; so haben sie und ihre Anhänger sogleich unter der Decke der alten Kirchensitten die Consecration als ein Zugehörte oder Appertinens zu der Confirmation gesellet. (s. Joseph Franz Lothari Schrott *Institut. Jur. Can.* §. 330. und Bartel *Dissert. III. ad Concordata Nat. germ.* Cap. 3. §. 33.) Sollte aber hernach eben diese Consecration von der Confirmation als verschieden dargestellt werden; so mußte die liebe Allegorie von der heiligen Ehe, gute Dienste leisten diese mächtige Herrn Curialisten konnten alles aus allem machen. Alle diese bis hieher vorgebrachte Betrachtungen machen es mehr als wahrscheinlich, daß die Herrn Erzbischöffe oder Metropolitane noch heutzutage zu ihren Gerechtsamen greifen, und auf die Einweihung ihrer Suffraganten den rechtlichen Anspruch machen können: so sehr es auch wahr ist, daß sie den Nichtgebrauch haben durch Jahrhunderte einreissen lassen. Es mag leicht, wenigstens in Deutschland, die Cammeralbetrachtung sich dazu geschlagen haben, daß die Herrn Erzbischöffe bey solch einer feyerlichen Handlung sehr grossen Aufwand verursachen und die zu weihende Bischöffe, die so, wie die Erzbischöffe, grosse Fürsten sind, oft nicht weniger Pracht machen müssen: oder es dünkte ihnen der Mühe nicht werth zu seyn, auf die Beybehaltung dieser ihrer Gerechtsame zu halten, oder sie, und besser, ihre Räthe, glaubten selbst, daß das Recht zu consecriren mit dem Recht zu bestätigen nach Rom übergegangen sey. Was aber die Erzbischöfe in Deutschland nicht suchten, das brachten ihnen von freyem 2 französische Bischöffe, aus der erhabensten Hochachtung zu der alten ächten Kirchenzucht. Die Bischöffe von Toul, Herr de Drouas, und von Verdun, Herr de Nicolay suchten und erhielten im Jahre 1754. von ihrem Metropolitan zu Trier die Erlaubniß, sich von dem Erzbischofe von Paris zu Bischöfe einweihen zu lassen. Hederich *Dissert. de de jure consecrandi suffraganeos.* §. 12. Es ist aber nicht nur den römischen Päbsten, sondern auch anderen Patriarchen, oder Primaten eingefallen, die Einweihung der Bischöffe, so viel es nur möglich war, an sich zu ziehen. (s. Dupin *de antiqua Eccles. Discipl. Dissert. I.* §. 12.) Selbst der Pabst Innocentius I. gab dem Patriarchen zu Antiochia Anlaß dazu, Epist. 18. *ad Alexandr. Antioch.* da er ihm anrieth, die entfernte Bischöffe, ohne seine Einwilligung, von ihren Metropolitanen nicht weihen zu lassen. Die in der Nähe aber zu ordiniren, könnte er sich selbst vorbehalten. Worüber der scharfsichtige Tillemont, in seinen *Memoires* Tom. 10. pag. 655. diese Anmerkung macht: Ohne Zweifel habe der Patriarch von Rom eben das gethan, was er jenem von Antiochia angerathen hat; wodurch in beyden Gegenden das Recht der Erzbischöfe namentlich gekränkt worden wäre. s. Corgne, *Defence des Droits des Evêques.* Tom. 2. Difficulté 2. pag. 97.

Da die neue Bischöffe, die weit von Rom wohnen, nicht angehalten werden, dahin zu reisen, um sich ihre Wahlbestätigung zu holen; so ist auch die Sitte entstanden, daß sie sich von dem römischen Hof die Vollmacht auf denjenigen Bischof geben lassen, der sie consecriren soll: und dieser, wenn er eben im Begrif ist, die Einweihung vorzunehmen, fragt vorher die Bischöffe, die ihm den neu zu weihenden vorstellen, ob sie auch einen Auftrag vom Pabst hierin hätten; worauf denn erst, da die Antwort bejahend ausfällt, die Einweihung vorgenommen wird. s. das *Pontificale roman. tit. de Consecrat. electi in Episcopum.*

III. Hatten die Erzbischöffe das Recht, von ihren Suffragantbischöffen einen Eyd der Treue abzufordern, der demjenigen ganz gleich war, den der Pabst Gregorius VII. sich schwören lies. Er lautete also: „Ich NN als der zu der Kirche NN berufener Bischof, gelobe im Angesicht Gottes und der gesammten Kirche, daß ich von nun an in Zukunft, nach dem beständigen Herkommen meiner Vorfahren dem heiligen NN. (hier war der Kirchenpatron genennt) und der heiligen Kirche NN. und ihren NN. durch Gottes Gnade Erzbischofen der Kirche NN. wie auch ihren Nachfahrern, die nach den Kirchensatzungen ihnen folgen werden, werde treu und gehorsam seyn, so wie die Gesetze der Kirche und der römischen Päbste es verordnen. Ich werde weder rathen noch einstimmen helfen, noch weniger mitwirken, daß sie ums Leben gebracht, oder gestümmelt, oder schlimmer Weise gefangen werden. Die Anschläge, welche sie mir entweder selbst, oder durch Briefe und Boten, anvertrauen wollen, werde ich niemand mit meinem Wissen und Willen zu ihrem Schaden verrathen. Wenn ich zu einer Send werde berufen werden, so will ich erscheinen; es sey denn, daß mir eine nach den Kirchengesetzen ehehafte Hinderniß im Weg stehe. Auch will ich ihnen, ihren Abgesandten, weniger nicht, den Abgesandten der (Metropolitan) Kirche, wenn sie sich ihrer Herkunft wegen werden gerechtfertiget haben, mit Ehrerbietung begegnen, ihnen mit ihren Bedürfnissen an die Hand gehen, sie mögen hin- oder hergehen, oder still liegen bleiben: dasjenige, was ich, als zum Tafelgut meiner Kirche gehörig besitze, werde ich weder verkaufen, weder verschenken, weder neuerdings zu Lehen geben, noch auf irgend eine Weise gegen Recht und Gewohnheit meiner Kirche, veräussern; ohne daß ich ihnen oder ihren Nachfahrern Rath darüber werde eingeholt haben." Dieses Formul eines bischöflichen Eydes kann nicht älter seyn, als jene derer Bischöffe und Erzbischöffen ist, die sie dem Pabst Gregorius VII. leisten mußten, und die schon von Raymund de Pennafort in die Decretalen, X. *de jurejurando*, Cap. 4. eingetragen war. Die Päbste ließen sich solchen Eyd von jenen Bischöffen ablegen, die ihnen unmittelbar unterworfen und von der metropolitischen Gerichtbarkeit befreyt waren, dieses sagt selbst Gregor IX. im Jahr 1227. Cap. 13. X. *de Maj. & Obed.* und eben daher haben auch die Erzbischöffe sich den nemlichen Eyd schwören lassen, weil sich die Päbste in Rücksicht auf die befreyte Bischöffe, wie bey andern nicht befreyten die Metropolitane verhielten. Es ist zwar von den ältesten Zeiten her eingeführt gewesen, daß die Bischöffe bey ihrer Weihe ihren Erzbischöffen eine Art von einem Gelöbniß und Versprechen ablegten, daß sie ihnen, nach den canonischen Satzungen ergeben und gehorsam seyn wollten: auch läßt sich schliessen, daß sie diesen Verspruch schriftlich abgegeben haben. (s. Van Espen P. I. Tit. 15. c. 2. §. 2 & 3. *jur. eccles. univ.* und Thomasin, P. 2. Lib. 2. c. 45. N. 4. 5. 6.) Es war aber weder ein Jurament, noch der Ton einer Huldigung und aus dem Lehenrecht genommnen

Vasallenunterwerfung dabey, wie hernach, nach den Zeiten und dem Beyspiel des Gregorius VII. eingeflickt worden ist. Der alte Eyd, den an den römischen Erzbischof die Bischöffe, die um Rom oder in den Gegenden wohnten, die nach Rom gehörten, und Suburbicariæ Ecclesiæ hiessen, war von dem neueren unterschieden. sowohl zur Zeit, als noch die griechische Kaiser Rom beherrschten, als zu jener, wo die Longobarden daselbst Herren waren. s. Schmidt Geschichte der Deutschen. 2 Th. 12 Cap.

Inzwischen erhielt sich dieser den Metropoliten zu leistende Eyd bis ins 14te Jahrhundert: von den älteren Zeiten bringt Lunig *Spicileg. eccles.* Part. 2. pag. 304. und in *Appendice* pag. 155. deutsche Beyspiele bey. Als die Erzbischöffe von Deutschland noch vor Errichtung der Aschaffenburger Concordaten wahrnahmen, daß sie weder das Bestättigungsrecht, noch das Recht erhalten würden, ihre Suffraganten, deren Bestätigung von Rom abhieng, zu consecriren: so drangen sie wenigstens auf das gewöhnlichste Juament, deren pflichtmäßige Ablegung sie von ihren Suffraganten fordern konnten ob sie gleich die römische Bestätigung und Einweihung hatten; in dem 6ten §. derer mehr gemeldeten Gravamina, wird behauptet, daß der auch gleichwohl vom Pabst bestätigte und consecrirte Bischof nichts desto weniger an den Metropolitan angewiesen werden soll, den wohl hergebrachten Eyd abzuschwören. Ja, der Pabst Nicolaus V. der die Aschaffenburger Concordata durch seinen Beytritt erhärtet hatte, sah die Billigkeit des erzbischöflichen Anspruchs so stark einleuchtend ein, daß er in die Bestätigungsbulle vom Jahr 1448. die ausdrückliche Verfügung setze, daß die Bischöfe der Deutschen ihren Metropolitanen ldie schuldige Juramenten lschwören sollten. Nichtsdestoweniger haben die Metropolitanen in Deutschland, den einzigen von Salzburg im Bezug auf seine aus seinen Mitteln gestiftete 4 Bischöffe ausgenommen, auch dieses herrliche Recht schwinden lassen; also zwar, daß man kein Beyspiel mehr findet, wo ein deutscher Bischof seinem Erzbischof diesen so lang beybehaltenen und selbst in den Concordaten festgesetzten Eyd abgelegt hätte. s. Barthel *Dissert. 3. ad Concordata.* Cap. 3. §§. 35. 36. Der Pabst bekommt jezt von jedem Bischof diese eydliche Huldigung.

IV. Bey der Auswahl der Bischöffe hatte der Erzbischof kein geringes Gewicht: so wie er mit den übrigen Bischöffen seiner Provinz das Volk und die Geistlichkeit leitete, daß sie nicht in Ausschweifungen oder in unwürdige Absichten bey der zu wählenden Person verfielen, so war durchgehends der Blick des Volks und der Geistlichkeit auf den verehrungswürdigsten unter den Bischöffen besonders auch in Rücksicht auf die Hauptstadt gerichtet, in welcher bey dem Bischofe auch der oberste Beamte wohnte. Sobald eine bischöfliche Stelle erledigt war, mußte es gleich dem Metropolitan angezeigt werden, damit dieser einen gemeiniglich benachbarten Bischoffe an die verwittibte Kirche schickte, der im Namen des Metropolitanen und deren Mitbischöffen die Wahl einleitete. Wo es aber thunlich war, da versammlete sich der Erzbischof mit den übrigen Bischöffen, und ordnete alles selbst, was zur Wahl nöthig und ersprieslich war. s. den Van Espen, l. c. u. P. I. Tit. 13. C. 1. Oft auch, wenn das Volk und die Clerisey nicht einig werden konnte, gaben die Bischöffe, und unter diesen der Metropolit den Ausschlag: also verordnete der Can. 36. Dist. 63. s. den Petrus *Constant ad Siricii Epist. V. ad Affros.*

V. Hat ein Erzbischoff so viel Gewicht als 3 Bischöffe, wenn er dem Bischoffen durch seine Beyzeugenschaft und seinen Beyschwuhr die Unschuld des Bischoffen bestättigt; also verordnet die Synode zu Frankfurt vom Jahr 794. wo der Bischoff Peter angehalten wurde, entweder durch 3 Mitbischöffe, welche in diesem Falle Consecramentales hießen, oder durch einen Erzbischoffen seine Unschuld, daß er gegen den Kaiser keine Meuterey getrieben habe, beschwören lassen sollte. Harzheim, *Concil. Germ.* Tom. I. p. 326.

VI. Die Synoden der Bischöffe in der Metropolitanprovinz hat der Erzbischoff zusammen zu rufen; sie wurden von je her, so lang es Kirchenversammlungen gab, als das sicherste Mittel angesehen, sowohl die Reinigkeit des Glaubens und der Sitten als auch die Kirchenzucht unter den Geistlichen aufrecht zu erhalten. Die Synode von Antiochia setzt ausdrücklich Can. 20. die Verordnung, daß die Bischöffe nicht ohne ihren Metropolitan zusammen kommen sollen; nur jene Kirchenversammlung ward für recht und vollkommen gehalten, in welcher der Metropolit zugegen war, Can. 16. Diese Zusammenkünften müsten zweymal im Jahr veranstaltet werden; wie die Synoden zu Nicäa, A. 325. zu Antiochia A. 341. zu Caledon A. 451. verfügten. Gratianus hat diese und noch andere gleichmäsige Verordnungen Distinct. 18. beygebracht; die Synode von Constantinopel die unter dem Namen trullana oder quini sexta bekannt ist, stellt es dem Metropolitan in seinen Willen, ob er die jährliche Versammlungen ein oder zweymal halten wolle; sie giebt die vernünftige Ursache an, weil es sich nicht allemal thun lasse, daß wegen dem öftern Einbruch der barbarischen Völker diese Zusammenkünften in einem Jahr verdoppelt wurden. Eben diese Synode überläßt es auch dem Metropolitan, den Ort zu bestimmen, wo er es am schicklichsten finden würde die Zusammenkunft zu halten; das Ansehen der Erzbischöffe in Betreff dieser Provincialsynoden erhielt sich sehr lange und stiftete recht sehr viel gutes; die Bischöffe von einer oft grossen Provinz blieben unter einem Hut; sie arbeiteten mit vereinigten Kräften an dem Wohl der Menschen und machten selbst durch die Einförmigkeit in ihren Reguln, die durch die Gleichförmigkeit mit ihrem Haupt erzielt ward, der Religion und der Kirche Ehre. Endlich kam der Geist des Betrugs in den isidorischen Decretalen, und zersprengte auch diese Vereinigungen, so wie die Provinzialkirchenversammlungen; gleichwie sich nach dem Geist der christlichen Kirche, der nichts weniger als despotisch oder allein herrschend ist, die erzbischöffliche Kraft hauptsächlich in den Kirchenversammlungen äusserte, also ward nun auch diese Kraft gelähmt und entnervet, da diese Kirchenversammlungen grösstentheils kraftlos gemacht wurden; Isidor oder wer immer der Verfälscher war, brachte die unerhörte Meynung in die Kirche, daß die Provincialsynoden keine Kraft zu verbinden hätten, wenn sie nicht von dem Pabst ihr Ansehen borgten. Gratian hat diese falsche Münzen in sein Decret gesammelt und Dist. 17. der Reihe nach zusammengestellt; Harduin hat die den Päbsten angedichtete Briefe der Länge nach in dem ersten Band seiner Conciliorum, p. 566. 763. 764. ausgeschrieben, aus denen Gratian seine Bruchstücke genommen hat. (s. Febronius Tom. I. cap. 3. §. 9. n. 4.) So bald also die Provincialsynoden nichts mehr galten, so dachten die Erzbischöffe, daß die mühsame Zusammenkünften überflüssig wären, indem dennoch bey dem Schlusse

der vorkommenden Angelegenheiten alles auf die Bewilligung des Pabst ankäme, und hierinn wird wohl die erste Veranlassung zu suchen seyn, wie und warum das erzbischöffliche Ansehen gefallen ist; da nun die falsche Decretalen in das Decretum Gratiani verwebt, der Kirche als eine allgemeine Richtschnur aufgedrungen wurden, so ist der Aufschluß ganz leicht, warum im 13 Jahrhundert, ohne Zweifel auch länger vorher, die Provinzialsynoden unterblieben, und ehendarum das Ansehen und die kirchliche Gewalt derer Metropolitanen gesunken seyen. s. van Espen J. e. u. Part. 1. Tit. 20. c. 1. n. 7. und Fleury *Discours sur l'Hist. eccles.* Disc. 4. am Ende. Die grosse Kirchenversammlung zu Trient hat zwar befohlen, daß alle 3 Jahre eine Provincialsynode zusammen treten soll; allein nebst andern Hindernissen kommt auch noch diese dazwischen, daß diese Provincialsynoden nicht zu Stand kommen dürfen, wenn nicht vorher die Congregatio Concilii tridentini interpres ihre Einwilligung dazu gegeben hat. s. den Cardinal de Lucca *Annotat. ad Concil. trident. Discurs.* 30. n. 5. s. das Wort Synodus provincialis. Man muß sich aber nicht einbilden als wenn die Metropolitane in ihren Provinzversammlungen das Wort allein zu führen und den endlichen Ausspruch zu geben gehabt hätten; nein, in diesen Synoden wurde alles, wie es in allen Kirchengeschäften geschehen sollte, durch die Mehrheit der bischöfflichen Stimmen entschieden. s. *Prosper.* Fagnanus, ad cap. sicut olim. 25. X. de accusat. Hier kann man noch anmerken, daß ein jeder gefreite und unmittelbar unterm Pabst stehende Bischoff sich ein für allemal erklären müsse, welchem Erzbischoff er gehorchen und erscheinen will, so fern eine Provincialsynode ausgeschrieben wird. Also erklärte der Bischoff von Passau, daß er dem Erzbischoff von Salzburg als seinen ausschreibenden Metropoliten erkennen werde. Zech *de Hierarch. eccles.* Tit. 17. §. 184. Alle Provincialsynoden in Frankreich haben vestgestellt, daß, wenn Zweifel über die Auslegung einer und andern Stelle einer Provincialsynode vorfällt, der Erzbischoff einsweilen (provisorie) solche Stelle erklären könne und soll. s. La Combe, *Recueil de Jurisprudence Canonique Mot Archevêque.* Eben so kann auch der Erzbischoff von den Censuren und Strafen lossprechen, die auf gewisse Verbrechen in den Provincialsynoden gelegt werden. id. ib.

VII. Wenn die Kirche oder ihr wohlmeynender Advocat die Kaiser Gesetze zum Besten der Kirche zu verkünden hatten, so schickten sie solche an die Metropolitane, welche sie dann weiter unter die Bischöffe ausbrachten, so ließ der Kaiser Justinian seine Verordnungen, die Klostergeistliche beyderley Geschlechts betreffend, durch den Patriarchen von Constantinopel an die Metropoliten, und durch diese an die übrigen Bischöffe ausgehen. s. Novell. 5. besonders den Schluß. Heutzutag werden die Bullen in welchen ein Jubeljahr oder sonst dergleichen angekündigt wird, an die Erzbischöffe von den Päbsten geschickt, um solche an ihre Suffragane zu befördern.

VIII. Hatte der Erzbischoff nicht nur auf seinen sondern auf jeden Sprengel seines Erzbißthums eine besondere Sorge und die Oberaufsicht zu tragen, gleichwie es mit hellen Worten von der Synode zu Antiochia verordnet wird, Can. 9. wo gesagt wird, daß kein Bischoff ein Geschäfte abthun soll, welches von Folge und Wichtigkeit wäre, es seye dann, daß er seinen Erzbischoff darüber zu Rathe zöge.

IX. Sie mußten wachen, daß die Bischöffe unter ihrem Stab nicht ohne ihre Erlaubniß und Zeugnißbriefe (Formatæ) ausser ihren Diöcesen verreisten. Die 3 Synode von Carthago, cap. 28. bestimmet dies ausdrücklich, und Gregorius M. Lib. 7. Epist. 8. bezeuget, daß diese Sitte allgemein und von alten Zeiten her eingeführt sey. s. Bingham Orig. Lib. 2. cap. 16. §. 19. Sogar wenn ein Bischoff nach dem kaiserlichen Hoflager eine Bittschrift oder seinen Diacon schicken wollte, mußten vorher die Schrift und der Diacon von dem Metropolitan durchsucht und ausgefragt werden, alsdann gab der Metropolitan ein Schreiben an den Bischoff jener Stadt, in welcher der Kaiser seinen Hof hielt. *Synodus Sardicensis.* Can. 7. bey Thomasin *vet. & nov. Discipl.* P. 1. L. 1. c. 40. n. 7.

X. Lag es den Erzbischoffen ob, bey erledigtem Stule eines unter sie gehörenden Bißthums, über das Kirchenvermögen einsweilen die Aufsicht zu nehmen; gemeiniglich geschah dies durch einen benachbarten Bischoffen, dem der Erzbischoff die Verwahrung der bischöfflichen Kirchengüter übertrug; es war dies ein Amt, welches nicht ganz umsonst versehen ward, der Pabst Gregorius M. erlaubte einem Bischoffen in Campania (wo er die Rechte eines Erzbischoffen oder Metropolitans ausübte) hundert Solidos und ein Waisenkind männlichen Geschlechts aus den Sclaven der Kirche, als eine Belohnung für seine Zwischenverwaltung zu nehmen; Ep. 35. Lib. 2. die Synode von Valence (Valentina) im Jahr 524. c. 2 setzet hinzu, daß der einsweilige Bischoff, wenn sich die Wahl des neuen in die Ferne verzögern sollte, dem Metropolitan Rechnung über die verwaltete Kircheneinkünfte abzulegen schuldig sey. Der rüstige Erzbischoff von Rheims Hincmar hielt mit aller Standhaftigkeit auf seine Gerechtsame, einen Bischoffen der verwittibten Kirche zu benennen; ich, sagte er, und nicht du, habe einen Visitator zu setzen. *Opp.* tom. 1. bey Böhmer *Dissert. de jure Custod. reditus vacantis Beneficii*, §. 10. s. Baluzius tom. 2. Capitularia 259. c. 8. Diese sehr alte Sitte, daß die erledigte Bißthümer unter der Aufsicht der Metropolitanen standen, wird nebst den vorhererzehlten Gründen auch noch aus einem heßlichen Mißbrauch erwiesen, den verschiedene Metropolitane schon vor der grossen Synode zu Chalcedon trieben, weil sie die Obsorg über solch ein erledigtes Bißthum trugen, so machten sie sich auch allerley Nutzungen zu Theil, und hintertrieben die Wahl eines neuen Bischoffen so lange als sie konnten, um diesen Bissen nicht zu verlieren; die Synode von Chalcedon legte ihnen aber dadurch diese Griffe, daß sie nach dem Synodalbefehl innerhalb 3 Monaten einen neuen Bischaffen einweihen, das heißt, in das Bißthum durch Wahl und Bestättigung einsetzen, und alsdann abziehen mußten. Wenn ein Erzbischoff 2 Jahr lang die Diöces ohne eigenen Bischoffen offen stehen ließ, war er auf ein ganzes Jahr vom Messeleſen ausgeschlossen. Die Synode von Orleans, A. 538. c. 1. bey Dupin *de antiq. Eccl. Discipl. Dissert.* 1. §. 12. p. 67.

XI. Die Metropolitane hatten die Pflicht auf sich, die Täge und besonders den Anfang der Osterfeyer erst unter sich auszumachen und zu bestimmen, alsdann den übrigen Bischöffen ihrer Provinz anzusagen. Wer sich erinnert welch eine grosse Angelegenheit die Alten daraus gemacht haben, damit die Christen ja nicht mit den Juden das Osterfest zusammen hielten, dem

wird es leicht begreiflich fallen, warum man mit dieser Sorge die erste Bischöffe bemühet hatte, und daß die Arbeit den Metropoliten im Königreich Spanien insgesammt aufgetragen wurde, damit sie unter sich einig werden, und dieses Fest hernach allen übrigen Bischöffen verkünden möchten. s. *Concilium toletanum* 4. c. 4. Ambrosius gab sich selbst als Erzbischof von Mayland mit dieser Arbeit ab, Epist. 83. *ad Episcop. per Aemiliam*, so wie der Erzbischof von Carthago allen africanischen Bischöffen diesen Dienst leisten mußte. *Conc. Carthag.* 3. Can. 1 und 41. Bingham a. a. O. §. 21.

XII Nach der Vorschrift der 7 allgemeinen Synode vom Jahr 787, sollen die Metropolitane darauf sehen, daß jeder Bischof in seiner Kirche einen Beamten anstelle, der die Einnahme und Ausgabe wie auch die Güter der Kirche besorgt, (Oeconomus) so fern nun der Bischof in diesem Stück säumig wäre, hätte der Metropolitan selbst solch einen Haushälter anzuordnen. s. Caus. 9. Quæst. 3. Can. 3.

XIII. Wenn David Blondell recht hätte, bey Bingham a. a. O. §. 22. so dürften auch die Bischöffe nach der Verfügung des Pabstes Gelasius vom Jahr 494. Epist. 9. c. 4. keine Kirche einweihen, ohne von dem Erzbischof die Vollmacht hierzu erhalten zu haben. Allein es ist ein offenbarer Mißverstand der durch eine Stelle des Socrates *Hist. eccles.* Lib. 2. c. 8 & 17. verursacht ward, als wenn zu jeder Kircheneinweihung die Einwilligung des römischen Pabsts erforderlich wäre. s. Bingham a. a. O. Lib. 8. c. 9. §. 7. Vol. 3. und Böhmer ad Can. 3. Dist. 1. *de Consecr.* Ein jeder Bischof war immer an und vor sich berechtigt, seine Kirchen einzuweihen.

XIV. In der Synode zu Tarragone cap. 5. wird verordnet, daß sofern ein Bischof mit Erlaubniß des Metropoliten von einem andern Bischoff eingeweiht worden wäre, solcher sich doch innerhalb der zwey ersten Monate bey dem Metropoliten stellen sollte. Dupin *de antiq. Eccl. Discipl. Dissert.* 1. §. 12. p. 66.

XV. Wenn eine allgemeine Kirchenversammlung beruffen wurde, so wurden alle Metropoliten dazu geladen, aber nicht alle Bischöffe, damit die weitschichtige Kirchensprengeln nicht ohne alle Bischöffe leer stehen möchten; als der Kaiser Theodosius II. die allgemeine Synode nach Ephesus berief, forderte er alle Erzbischöffe dazu auf und stellte es in ihre Willkühre, welche und wie viele Bischöffe er aus seiner Provinz mitnehmen wolle. s. den Thomasin G. 1. L. 1. c. 40. n. 5.

XVI. Die Bischöffe musten jährlich ihrem Erzbischoffe einen Besuch machen; es mag nun seyn, daß die alle Jahr gehaltene Provinzialsynoden die Veranlassung dazu gegeben, oder aber die Metropolitane die Absicht gehabt haben, ihre Hoheit über ihre Suffraganen dadurch zu bevestigen. Dieser Gebrauch war noch bey den Lebzeiten des Pabsts Innocentius III. welcher laut seines Reg. 13. Epist. 92. wegen der Unterlassung solches Besuches dem Bischoffe zu Poitier einen Verweiß gab; eben so beschwerte sich der Erzbischoff zu York in England über das Ausbleiben seines Suffraganbischoffen zu Durham, und noch im Jahre 1317. behauptete der Erzbischof zu Ravenna dieses Recht gegen seine untergebenen Bischöffe in einer Synode von diesem Jahr, Can. 11. Selbst in der Kirchenversammlung zu Trient kam die Sache zwischen den Erzbischöffen und Bischöffen zur Frage; der Patriarch zu Venedig drang hitzig auf die alte Gewohnheit, um die Bischöffe zu dieser Visite anzuhalten, allein es waren vielmehr Bischöffe da als Erzbischöffe, mithin da man die Stimmen zehlte, musten die Metropolitane nachgeben. s. Sarpi *Hist. Conc. trit.* Lib. 8. Pallavicini Lib. 23. c. 5. welcher die Ursache der von den Bischöffen geweigerten Visite darin setzt, weil die Erzbischöffe ihre Bischöffe oder deren Abgeordnete nicht standesmäßig empfangen und gehalten hätten. Dem sey wie ihm wolle, diese jährliche Besuche wurden abgethan. Tridentinum Sess. 24. c. 2. Da aber die Worte dieses Decretes nur eigentlich die Personen der Bischöffe von besagtem Besuch befreyeten, und ihre Abgeordnete nicht mit zu begreiffen schienen, so kam die Sache nachher zu Rom wieder zur Sprache, es wurde den Erzbischöffen auch das Recht abgesprochen die bischöfliche Abgeordnete an ihren Höfen zum Besuch zu zwingen. Zallwein *Princip. Jur. Eccles.* tom. 2. Quæst. 3. cap. 7. §. 5. aus Fagnani der *ad Cap. quoniam* X. *de Constitut.* n. 57. offenherzig gesteht, daß die Congregatio Concilii tridentini interpres ihren vorigen Spruch, nach welchem die Bischöffe ihre Abgeordnete an den Erzbischof schicken musten, feyerlich widerrufen, und das Gegentheil gesprochen habe. Jedoch sagt eben dieser Fagnani *ad Cap. Si Archiepiscopus* X. *de temp. ord.* daß die Bischöffe nur von jenen Besuchen des Metropolitans frey gesprochen worden wären, die durch eine besondere Gewohnheit eingeführt gewesen seyen; nicht aber von jenen die in dem geistlichen Gesetzbuch enthalten waren, z. B. im Fall, wenn der Erzbischof consecrirt wird; so wahrscheinlich aber diese Meynung seyn mag, so ist doch heutzutage durch den Gebrauch auch hierinn die Freyheit der Bischöffe von dergleichen Visiten, bestättigt. s. van Espen *J. e. u.* Part. I. tit. 19. c. 4. n. 8.

XVII. Einer der wichtigsten und angesehensten Ausflüssen der Metropolitanhoheit bestand in der Macht des Erzbischoffen, über die Diöcesen seiner untergeordneten Bischöffen die obrigkeitliche Besichtigung vorzunehmen oder die Diöces zu visitiren. Dieses Recht schlägt das ächte Gepräg der Hoheit der Metropolitanen über die Bischöffe auf; schon zu den Zeiten des heil. Augustinus, als am Schlusse des 4 Jahrhunderts ward schon die bischöfliche Kirche zu Hyppon visitirt, Gosidius vita S. Augustini C. 2. In Africa war man so eifrig auf diese Kirchendurchsichtungen, daß sogar der Primus von Carthago, dem ganz Africa gehorchte, alle Provinzen zu visitiren hatte. *Cod. Canon. Eccles. African.* Can. 52. In der allgemeinen 8 Kirchenversammlung, welche die 4 zu Constantinopel war, im Jahre 869, Can. 19. werden die Herren Erzbischöffe beßlich abgefertiget, weil sie aus den Visitationen der Provinzen ein niederträchtiges Handwerk gemacht, und solche geistliche Besichtigungen anderst nicht als gemächliche, den Bischöffen aber und andern Christen sehr kostspielige Spaziergänge vorgenommen hatten. Von dieser Zeit an mögen die erzbischöfliche Visitationen in den Morgenländern ganz eingegangen seyn. In den abendländischen Kirchen findet man auch keine entschiedene Spuren, daß die Metropolitane nach der eingerichteten Kirchenhierarchie, mit derley Revüen sich abgegeben hätten. Carl der Grosse, der in den mittlern Zeiten durchgehends der Vater der Kirchenordnungen war, hielt die Bischöffe in verschieden Synoden und gemischten Reichsconventen an, ihre Diöcesen fleißig zu visitiren; von den Erzbischöffen aber

findet

findet man nichts, daß sie die untergebene Bisthümer und ihre Kirchenzucht in Augenschein nehmen sollten. Thomasin P. 2. L. 3. c. 79. zufälliger Weise wie es scheint, kamen die Erzbischöffe in Europa zu dem Recht die Kirchen ihrer Suffraganen zu visitiren oder es ward doch ein Zufall die Veranlassung, diese alte erzbischöfliche Befugniß entweder aus dem Orient neu einzuführen, oder, wenn sie schon in den Abendländern vor alten Zeiten gäng und gebe waren, wieder aufzuwecken; Ivo Bischoff zu Chartres hatte einen Streit mit seinen Domcapitul wegen Vergebung einiger Pfründen; die Geistliche hatten ihren Anhang, und wie Ivo sagt, hatten sowohl sie als die Layen den Bischoffen gröblich beleidigt; sie hatten jene Achtung auf Seite gesetzt, ohne die ein Bischof seine Kirche nicht in der Ordnung halten kann. Ivo erbot sich also, den ganzen Handel entweder durch Schiedrichter oder durch den Erzbischof austragen zu lassen; er ersuchte zugleich besagten Erzbischof, daß er sich selbst nach Chartres erheben, eine Visitation vornehmen, die dem Bischof und seiner Amtswürde zugefügte Beleidigungen aufzuheben; es war also der Bischof selbst der durch die Visitation des Erzbischoffen Hülfe suchte. Jedoch läst sich aus diesem Vorgang wie auch aus dem, daß ein so tiefes Stillschweigen von den Metropolitenvisitationen vor diesen Zeiten überall beobachtet wird, mit einer Art von Gewißheit schliessen, daß derley Visitationen entweder ausnehmend seltsam oder ganz ungebräuchlich gewesen waren. Bey dem Eingang in das 13 Jahrhundert dachte man ganz anderst davon. Innocentius III. schrieb im Jahr 1212. Cap. 16. X. *de Proscript.* daß der Erzbischof von Senonnes seiner Amtspflicht nach seine Provinz visitirt hätte, mithin daß die, bey welchen er eingekehret sey, schuldig gewesen wären, ihn mit den nöthigen Nahrungs- und Unterkunftsmitteln zu besorgen (procurationes præstare) so sehr auch die zur Abtey St. Maglor gehörige Kirchsprengel von Menschengedenken her sich nicht erinnern konnten, etwas dergleichen erlebt, oder geleistet zu haben. In Gefolg dessen drang der Pabst Gregorius IX. mit Ernst darauf, daß dem Erzbischof von Benevent die eben genannte Nahrung und Unterkunft gereicht werden sollte, wenn er seine Provinz visitiren würde; es sey nun, daß er solches im Namen des Pabstes als Abgeordneter desselben oder aus eigener Macht thun würde. Cap. 25. X. *de Censibus.* Inzwischen muß dieses Visitationsgeschäfte bey den Bischoffen Aufsehen gemacht und Widerspruch gefunden haben. Der Pabst Bonifacius VIII. mußte bey dem Schluß des 13 Jahrhunderts mit seiner ganzen Gewalt befehlen, daß ein Erzbischof Fug und Macht habe die Diöcesen seiner Provinz nach Belieben zu durchsichten, und wenn gleich die Bischöffe entgegen vorstellten, daß sie ihre Schuldigkeit gethan und nichts versäumet hätten, sollte doch das Recht des Metropolitanen, zu visitiren, vordringen; auch soll ihm nichts im Wege stehen wenn er gleich solch eine Visitation mehrmalen wiederholen wollte; weniger nicht wird ihm die volle Macht zugesprochen, zur Visitationszeit die Beichten der Diöcesverwandten anzuhören, sie loszusprechen und mit Buse zu belegen, auch ihnen die Sünden abzunehmen, deren Lossprechung sich der Bischof sonst allein vorbehalten (reservirt) hat. c. fin. *de Censibus.* in 6to. Bonifacius bezieht sich, was den Hauptsatz der Visitation belangt, auf die Satzung des Pabstes Innocentius III. cap. 1. *de Censibus,* in 6to. aus welchem erhellet, daß um die Zeiten des Pabstes Bonifacius VIII. viele Irrungen in Betreff der erzbischöflichen Visitationen entstanden seyn müssen, weil der Pabst mehrere Fälle in eben diesem Capitul zu entscheiden hatte, (s. Visitatio Metropolitica.) Man kann aber aus diesen und noch einigen Capituln des 6 Buchs der Decretalen ersehen, das metropolitische Visitationsrecht in dem 13 Jahrhundert allererst, nicht zwar seinen Ursprung jedoch den gröβten Theil seiner nähern Bestimmungen, und zwar hauptsächlich durch den Pabst Bonifacius VIII. erhalten habe. Nach diesen Gesetzen lebte man in der Kirche in Betreff der bischöflichen Visitationen bis an die Zeit, wo das grosse Concilium zu Trient gehalten; hier hatten die Bischöffe die längst gewünschte Gelegenheit, sich von den erzbischöflichen Visitationen beynahe gänzlich zu befreyen; jedoch nicht geradezu; sondern durch einen neuerfundenen Umweg. Sie sagten, daß sie zwar bereit wären die einmal eingeführte erzbischöfliche Visitationen fernerhin beyzubehalten. Da es aber nicht billig sey, der blossen Willkühr der Metropolitanen zu überlassen, wenn und wie oft sie ihre Suffragantbisthümer mit den damal üblichen kostspieligen Gepräng heimzusuchen, so soll allemal von solch einer Visite auf der Provincialsynode ausgemacht werden, ob es die Noth oder der Nutzen erheische, solche Visitationen vorzunehmen; es muste also vorher auf dieser Synode untersucht und durch die Mehrheit der Stimmen entschieden seyn, daß diese Visitation einrücken soll; nun bedenke man nur, daß in einer Provincialsynode ein einiger Erzbischof gegen alle seine in ihrer eigenen Sache sprechende Bischöffe auftrette; so wirds augenfällig, daß die erzbischöfliche Visitationen unter die Seltenheiten unserer Zeiten und schier unter die Unmöglichkeiten gehören, Sarpi a. a. O. van Espen *J. e. u.* Part. 1. tit. 19. c. 4. n. 7. s. das *Concil. trident. Sess.* 24. c. 3. *de reform.* aller tridentinischen Verfügungen ungeachtet, befahl doch die Synode zu Tours im Jahr 1583. daß ein jeder Erzbischof die Bischöffe seiner Provinz im ersten oder andern Jahre der Gelangung zum Erzbisthum visitiren soll, Thomasin Part. 2. Lib. 3. c. 82. n. 5. giebt die Auskunft, daß diese Einrichtung um deßwillen nicht gegen das Tridentinum anstöst, weil hier zu Tours nur befohlen sey die Bischöffe an ihren Personen, und nicht die ganze Diöcesen zu visitiren. Einige wichtige und unsers Wissens noch nicht entschiedene Frage wäre es, wie weit die Rechte eines Metropoliten giengen, wenn er ein oder das andere, deren in einem Suffragantbisthum gelegenen Klöstern, Stiftern und Pfarreyen visitiren wollte, ohne daß der Diöcesenbischof dazu einwilligt? Diese Frage wäre schier in Bewegung gekommen, als die bekannte Schwarzacher Klostersache betrieben wurde; das Metropolitangericht zu Mainz äusserte zwar schon im Jahr 1766, als es zwey von ihren Aemtern und Stellen entsetzte Mönche wieder durch Urthel einsetzte, daß es sich die Metropolitanvisitation vorbehalte. (s. das Churmainzische Promemoria wegen dem Recours an den Reichstag gegen das Kaiserliche- und Reichscammergericht, §. 10. p. 5. wie auch unter den Beylagen die Ziffer 11.) Allein die Sache kam so weit nicht, sonst würde sich der eigentlich einschlagende Bischof zu Straßburg etwan widersetzt, und auf das Tridentinum, Sess. 24. c. 3. beruffen haben; da nun im Jahre 1777. der H. Metropolitan zu Mainz in einem freundschaftlichen Schreiben dem H. Bischoffen zu Straßburg von einer erzbischöflichen Visitation, als dem einzigen Mit-

tel, die klösterliche Zerrüttungen zu heben, gesprochen, dieser aber in der Rückantwort geäussert hatte, daß er eine für diesen Falle habende Ordinariats und sonstige Rechtszuständigkeiten dem H. Metropolitan zur endlichen Entscheidung lediglich überlassen haben wollte, (s. das angezogene Promemoria §. 34. und in den Beylagen die Ziffer 22.) so blieb die oben berührte Frage unerörtert. Eine herrliche Vorschrift von der Metropolitanvisitation in der Zusammenkunft der französischen Clerisey zu Melun entworfen, wo der Erzbischof vor allem untersuchen sollte, ob der Herr Bischof in seiner Diöces bleibe, ob er selbst predige und dergl. (s. den Thomasin a. a. O. n. 5.

XVIII. Wenn bey Gelegenheit einer erzbischöflichen Visitation der Metropolitan selbst oder seine Abgeordnete und Amtsgehülfe auf eine in die Augen fallende Art beleidiget werden, kann der visitirende Metropolit gegen die Beleidiger vor sich selbst, ohne den Ortsbischoffen hierzu anzuruffen, die gebührende Strafen verhängen; ist die Beleidigung so beschaffen, daß die Visitation dadurch gestöhrt wird, so hat der Erzbischof die Gewalt zu strafen von Amtswegen, indem derjenige der das Recht hat, eine Sache zum End zu bringen, auch Fug und Macht haben muß, die Hindernisse die seinem Zwecke in den Weg gelegt werden, durch zweckmäßige Mittel auf die Seite zu räumen; sind aber die Beleidigungen nicht so beschaffen, daß sie die Visitation hemmen, so wäre von Rechtswegen der Erzbischof gehalten, die Beleidiger vor ihrer Obrigkeit zu belangen und Genugthuung zu fordern; allein der Pabst Innocentius IV. hat aus seiner besondern und auf diesen Fall bestimmten Macht dem visitirenden Metropoliten die Gewalt übertragen, gegen derley Beleidigungen sich selbst ohne Umwege Recht zu verschaffen. (s. das cap. 1. *de Pœnis*, in 6.) Also kann auch der Erzbischof bey der Visitation die Diöcesenbischöffe in den Kirchenbann werfen, wenn er von ihnen nicht nach der Gebühr empfangen wird. Cap. romana, de Suppl. negl. Præl., in 6. (s. hierüber Gibert *Corp. jur. Can. de Eccles.* tit. 7. Sect. 14. n. 4.)

XIX. Bey der Visitation hat der Erzbischof noch das besondere und sonst ungewöhnliche Recht, daß er in eines andern Bischoffen Bothmäßigkeit die offenbaren, ohne weitere Untersuchung sich selbst zu Tag legende Verbrechen abstrafen kann. Dies ist also verordnet, weil es eben eine Strafe für jenen Bischoffen seyn solle, welcher dergleichen in die Augen fallende Unordnungen aus Saumseligkeit nicht abgethan hat. Cap. 1. *de Censibus*, in 6. §. sanè.

XX. So wird auch dem Metropolitan die Gewalt eingeraumt, in andern Diöcesen böse eingewurzelte Mißbräuche aus dem Weg zu schaffen. Z. B. Wenn es eingeführt wäre, daß der Sohn dem Vater in einer Kirchenpfründe unmittelbar folgte, und also diese geistliche Pfründe gleichsam als ein Familienstück und erblich angesehen werden wollte, cap. 11. X. *de Filii presbyt.* oder wenn geistliche Pfründen besessen werden, ohne daß die Geistliche von dem Bischoffen oder seinen geistlichen Beamten eingesetzt (instituti) worden wären, diese kann der Erzbischof auch in andern ihm unterworfenen Diöcesen mit dem Banne belegen, cap. 3. X. *de Instit.* Ebenfalls erlaubt ihm das cap. 36. X. *de Simonia*, in seiner ganzen Provinz die Simonie auszureuten, die theils bey der Investitur der geistlichen Pfründen, theils bey Austheilung des geweihten Chrisams eingeschlichen war.

XXI. Wenn die Bischöffe oder andere Prälaten als Vorsteher der Cathedral und anderen Kirchen säumig sind, geistliche Pflanzschulen (Seminaria) zu errichten, oder aber den nöthigen Beytrag zu deren Unterhalt zu besorgen, so will das Tridentinum, daß die Erzbischöffe denen säumigen scharfe Verweise geben, und mit rechtlichen Zwangsmitteln zusetzen sollen. Sess. 23. c. 18. *de Reform.*

XXII. Ueberhaupt bleibt den Erzbischöffen noch heutzulage Fug und Recht, auch die schwehre Verbindlichkeit, die in ihren Diöcesen obwaltende Saumseligkeit deren untergeordneten Bischöffen zu verbessern, nach der Anweisung der 11ten Synode zu Toledo, can. 2. bey van Espen. J. e. u. Part. 1. Tit. 19. cap. 4. n. 15. in vielen Jahren war vielleicht kein so dringender Fall, wo die erzbischöffliche Oberaufsicht hätte wirken können und sollen, als zu der Zeit, wo der beruffene Gaßner seine Schwärmereyen trieb, seine geistliche Kunstgriffe zur Schau, und die christliche catholische Religion dem Spott aussetzte: bis der grosse Kaiser Joseph II. das ausübte, wovon Titulus 10. Lib. 1. Decretalium überschrieben ist.

XXIII. Gleichfals gebühret dem Erzbischoffe in gewissen Fällen das Devolutionsrecht, oder das Recht, diejenige geistliche Aemter und Pfründen zu vergeben, die der Bischoff in der vorgeschriebenen Zeit zu begeben vernachläßiget hat. Cap. ult. X. *de Suppl. negl. Prælat.* van Espen. P. 2. Tit. 22. c. 5. n. 11. Wann der Bischoff ohne Ursache einem geistlichen die Einsetzung in eine Pfründe (institution) oder auch den vom Patron präsentirten, oder von anderen gewählten die Confirmation verweigerte; wann er denjenigen nicht examiniren, oder ihm wiederrechtlich das Zeugniß, daß er würdig sey abschlagen wollte, (denegata visa) welcher von dem Pabst ein Beneficium bekommen hat, so könnte der Erzbischoff hierin diese bischöffliche Rechte ausüben. La Combe. *Recueil de jurisprudence canonique. mot. Archevequen.* 4. eben so könnte er das Testimonium Idoneitatis einem Unterthanen eines Suffraganbischoffen ertheilen: etwan auch, wenn es der Bischoff noch nicht abgeschlagen hätte: so fern nur der Erzbischoff durch gute Zeugnisse den Geistlichen kennt, der solches Testimonium verlangt: gleichwie der Metropolitan überhaupt dasjenige durch sich ersetzen oder suppliren kann, was in die freywillige Gerichtsbarkeit (jurisdictio voluntaria) einschlägt, und von dem Bischoffen verweigert wird. s. den La Combe a. a. O. nicht weniger hat das Tridentium den Erzbischöffen das Recht heimfallen lassen, die Proceßsachen, welche innerhalb 2. Jahren an der bischöfflichen ersten Instanz hangen, ohne ausgemacht zu werden, an sich abzuberufen. s. Barthel *annotat. ad univ. jus can.* Lib. Tit. 33. §. 4.

XXIV. Wenn das Domcapitel bey erledigtem Bischoffsstuhl innerhalb 8. Tagen keinen Generalvicarius niedersetzen, oder den alten bestättigt, so fällt dem Erzbischoff das Recht heim, einen anzustellen. Tridentinum sess. 24. c. 16. de Reform.

XXV. Unter den wesentlichen Vorzügen der Metropolitanen leuchtet derjenige hervor, der an sie die Appellationen von den Unterthanen ihrer Suffraganten bringt. Man darf aber diese Einrichtung eben so wenig in der ganz alten Kirchenzucht suchen, als die Proceßordnung selbst. (s. den Art. Canonisches Recht.) Ueberhaupt waren die Sprüche der Bischöffen so beschaffen, daß man selten davon weiter zu gehen Lust hatte: hatten sie auch jemand er mochte geistlich

oder weltlich seyn, von der Christengemeinde ausgeschlossen, so müßte dieser in Gedult seine Strafe tragen. Nach der Verordnung der grossen Synode zu Nicäa A. 325. can. 5. Da aber die Väter dieser Synode auch wußten, daß die Bischöffe Menschen, und oft mit Schwachheiten umgeben seyen, so verfügten sie daß der beschwerte Theil seine Klage bey der Provincialsynode anbringen, und da Recht erwarten sollte: indem auch diese Synoden 2mal in jedem Jahr gehalten wurden, nemlich im Frühjahr und im Herbst, so konnte sich niemand leicht über die allzulange Verzögerung der Gerechtigkeitspflege beschweren: in dieser Synode wurde dann untersucht und entschieden, ob der Spruch des Bischoffen bestehen sollte. Man siehet zwar hieraus, daß nach dem bischöfflichen Urthel noch eines übrig war; man findet aber nur, daß dies in dem Falle des aufgelegten Kirchenbannes Platz griff, als welcher unter die äusserste und härteste Bestraffungen in der Kirche angesehen wurde: und wenn dieses zwente Verhör einige Gleichheit mit der heutigen Appellation hat, so hat es doch in allem Betracht grosse Abweichungen von derselben: einmal liest man nicht, daß gleich nach dem Beruf an einen höheren Richter, die Verfügung des ersten und minderen Richters an ihrer Wirkung kraftlos geworden sey: der Bann blieb auf dem Gebannten liegen, bis er von der Synode abgenommen ward: mithin ward die Wirkung des ersten Urthels nicht aufgehalten, welches wir heutzutage mit dem lateinischen Ausdruck, Effectus suspensivus, geben. Merkwürdig bleibt es immer, daß man um diese Zeiten, in dergleichen Geschäften, wo die vom Bischof entschiedene Sache an die Provincialsynode gebracht worden ist, das Wort, **Beruf, Appellation** in den Kirchenurkunden gar nicht antrift. In jenem Streit, den die Africanische Kirche mit dem römischen Pabst über die Frage hatte, ob ein Priester, der von seinem Bischoff verurtheilt worden ist, nach Rom und ausser seiner Provinz sich beruffen könne, hört man zwar öffters die Appellation nennen: Allein dis geschah, nach dem der römische Bischoff seinen Plan über die Appellationen an seinen Thron aus allen Ländern schon ziemlich ausgearbeitet, und die Canones von Sardica, als die Satzungen von der grossen und bey aller Welt im höchsten Ansehen stehenden Synode zu Nicäa ausgegeben und geltend gemacht hatte: und doch konnte er es mit aller seiner feinen Wendung und mit seiner Standhaftigkeit nicht dahin bringen, daß die Väter aus Affrica zugegeben hätten, daß ein Priester oder Diacon nach Rom appellirte, sondern sie blieben vest dabey stehen, daß das Geschäft in eben der Provinz, allenfalls von einer und dem Erzbischoff versammelten Synode ausgemacht werden mußte, wo es entstanden ist. Diese männliche Bischöffe sagten ausdrücklich, daß die nicäische Synode sowohl die geringere Geistliche, als die Bischöffe, wenn über sie geurtheilt werden sollte, solches den Metropolitanen unleugbar überlassen hätten. *Epist. Concilii africani ad Coelestinum Papam.* Eben dieser schöne Brief stand auch in der Canonensammlung, deren sich die deutsche Kirche unter dem Kaiser Carl. M. und dem heil. Bonifacius bediente: s. Harzheim, *Concil. germ.* tom. I. pag. 233. in Gefolg dessen scheut sich der Pabst Zacharias in einem Brief von A. 745. an den heil. Bonifacius zu schreiben, daß er einige von den deutschen Bischöffen verbannte oder abgesetzte Priester nicht losgesprochen habe, als welches eine unmögliche Sache wäre; diese Unmöglichkeit war keine andere, als jene Handlung, die gegen die Kirchengesetzen angestossen haben würde; welches eine moralische Unmöglichkeit heißt. Die Erzbischöffe, die vor den Zeiten der grossen Völkerwanderungen und schon vor dem Verfall des römischen Reichs an, oft in den Wissenschaften, auch jenen die ihr Amt forderten, schwache Köpfe waren, ob man ihnen gleich Tugend und guten Willen zugestehen muß, gaben durch ihr ewiges Anfragen bey den Päbsten in grossen und kleinen Vorfallenheiten die erwünschte Gelegenheit den Päbsten, sich die Appellationen von diesen Erzbischöffen anzumassen. Man sehe nur die Briefe des heil. Bonifacius ein, die er nach Rom laufen ließ, und man wird ohne Schwierigkeit von dem, was so eben gesagt ward, überzeugt werden. Man lese hierüber den van Espen, *Scholia in Canones, Dissertat. in Synodos Africanas.* §. 10. art. 1. Inzwischen wurde durch dergleichen Verfügungen der Weg zu den förmlichen Appellationen an die Erzbischöffe gebahnt, um sie von diesen hernach weiter an die Päbste bringen zu können. Isidor der falsche Decretalenschmidt hat auch in diesem Fache der Kirchenzucht eine ganz neue Wendung gegeben. Man sehe nur die Canones, welche Gratian in sein Decret Causa 2. Q. 6. der Reihe nach aufgenommen hat: er spricht freylich von der Appellation des beschwerten Theiles an den Oberen, und auch an die Provinzialsynode, Can. 3. Caus. 2. Q. 6. Allein sein Hauptaugenmerk gehet augenscheinlich dahin, die Appellationen von diesen nahen und des handelskundigen Richtern abzuziehen, und nach Rom zu spielen. s. den 2ten Tom *Concordat. nationis german. integr.* gleich von Anfang: allem menschlichen Ansehen nach war eben die Appellation von dem Metropolsynode nach Rom zu spielen, der erste Beweggrund, der die falsche Decretalbriefe zur Welt brachte: man lese hierüber die unvergleichliche Abhandlung des Herrn geheimen Raths Horix *de Appellationibus & Evocationibus ad Curiam romanam*, §. 16. und folgende. Da nun aus eben den genannten isidorischen Decretalbriefen die Provinzialsynoden um ihre eigentliche Kraft gebracht, und vom päbstlichen Stuhl ganz abhängig gemacht worden waren, so fiel, natürlicher Weise, die Appellation dem Schein nach, dem Erzbischoff in die Hände, damit sie nur mit desto grösserem Schein Rechtens von da weiter und nach Rom übergehen konnte; da man vor der Ausheckung der falschen Decretalen gewohnt war, einer jeden Sache in der Provinzialsynode ihre Endschaft zu geben. Nachdem nun einmal die Brücke über die Metropolitangerichtsbarkeit nach der römischen endlichen Entscheidung geschlagen und von aller Welt betretten war, so formte sich die neue geistliche Proceßordnung in den Decretalen, meistens im 2ten Buche dergestalten zusammen, daß das erzbischöfliche Appellationsgericht nach allen Bestandtheilen eines weltlichen Oberstrichts daraus entstanden ist. (s. den Art. Canonischen Recht.) Die Erzbischöffe welche dabey ihre Hoheit bevestiget, und ihre Einkünfte gebessert sahen, arbeiteten glaublich nicht dagegen, und die Bischöffe und andere geistliche glaubten auch dabey zu gewinnen, weil der Spruch des Metropolitanen ihnen nur eine kurze Zeit beschwerlich fallen konnte, indem sie solchen, durch einen Schritt weiter, Kraft des Berufs nach Rom, allemahl wieder kraftlos machen konnten. Die größte Verbrecher fanden ihre Rechnung bey dieser Einrichtung am sichersten, es war ihnen nichts leichter, als dem Spruch

und der Kirchenstrafe des Bischoffen, durch das einzige Wort, Appello, zu entkräften, und an den Erzbischoff zu berufen, der, ohne Beysein des Bischoffs, die Sache vor sich mit seinen Räthen ausmachte, und lang genug von dem appellirenden Theil durch die Proceßränke aufgehalten werden konnte, wo inzwischen der Verbrecher straf frey herum gieng, und über das, wenn auch der Erzbischoff mit dem bischöflichen Urtheil einstimmte, noch die Wahl hatte, die ganze Sache zu Rom von neuem einzuführen, und sich satt und alt zu sündigen, bis die vom Bischoff verhängte Strafe auf ihn losbrechen durfte. Diese Folgen der gerichtlichen Appellationen beschreibt, St. Bernard Lib. 3. de Consid. ad Eugen. c. 2. in einer Provinzialsynode wäre alles dieses nicht zu erwarten gewesen, weil mehrere Bischöffe, so zu sagen, auf der Stelle das Verbrechen einsehen, die Zeugen abhören, und durch ein geradeausgehendes Urthel, ohne Vermuthung einer Partheyligkeit die Sache hätten schlichten können.

So sehr bey dieser Einrichtung die Erzbischöffe gewannen, so viel verlohren sie auf der anderen Seite durch die falsche Decretalen, denn diese erlaubten, jedem durch das bischöfliche Urtheil beschwerten Theile, die erzbischöffliche Instanz vorbey- und gerade nach Rom zu gehen. Die Canones 4 und 8. Causa 2. Q. 6. haben diesen Weg angewiesen, Isidor hat sie den Päbsten Sixtus und Zephirinus aus dem 2ten und 3ten Jahrhundert angedichtet. Der Urstoff von allem diesem Blendwerk war die irrige Meynung, daß der Pabst allein den göttlichen Ruf habe, die Kirche zu regieren, er nahm so fort die Bischöffe und Erzbischöffe nur aus Gnade zu Gehülffen oder Caplänen an; und brauche deren Entscheidungen nicht abzuwarten: s. den Canon. 16. Caus. 2. Q. 6. allzufrüh that diese Meynung ihre Wirkung. Man sehe nur den Can. 3. Dist. 19. wo sogar mit Genehmigung des Kaisers Carl M. die bischöffliche und erzbischöffliche Gewalt in römische Ketten kömmt. Die Decretalen deren Päbsten Alexander III. und Innocentius III. Capp. 7. und 54. X. de Appellat. haben sich die Vortheile sehr zu Nutzen gemacht, und die, welche sich an die Appellationen nach Rom in der zweyten Instanz nicht kehrten, sondern sich an die Metropolitane hielten, fein sauber als hartnäckige mit Censuren belegt. Daher mag es kommen, daß noch heutzutage in den Niederlanden die Appellationen nach Rom, wenn gleich der Erzbischoff vorbey gegangen wird, angenommen werden. Allein die Niederländer haben sich dadurch geholfen, daß alle Appellationssachen von Rom aus an die vaterländische Gelehrte, als delegirte Richter zurückgeschickt, und von diesen geschlichtet werden müssen, s. den van Espen J. C. U. P. 3. Tit. 10. c. 2. Jedoch sind dadurch die Metropolitane um ihre Instanz gesprengt; welches gegen das bürgerliche und canonische Recht anlauft. Cap. 1. §. 1. *de Appellat. in 6to.* Die Franzosen aber dulden nicht, daß ihre Metropolitane vorbeygegangen werden. Sie halten sich hierin an die Sanctio pragmatica, die aus dem Basler Concilium gezogen ward, und an ihr Concordat zwischen dem König Franz I. und dem Pabst Leo X. wo ausdrücklich versehen ist, daß die Appellationen, die den Metropolitan überspringen (omisso medio) nicht gelten sollen. Die deutsche haben doch auch das Herz gefaßt, und sich die belobte Basler Verfügung zu Nutze gemacht, schon in den bekannten Aviſamentis beschwerten sie sich in der grossen Synode zu Constanz, bey von der Hardt, tom. 1. pag. 999. über dergleichen Appellationen. Die allgemeine Kirchenversammlung zu Basel entschied endlich, Sess. 31. in dem Decret, welches anfängt *ecclesiasticæ solicitudinis studium.* Daß die Appellen, mit Uebergehung deren Erzbischöffen (omisso medio) nichtig seyen und die feyerliche Annahme dieser Entscheidung in den Concordatis principum ist eben so gewiß, als überall bekannt. Von dieser Zeit an sagt der erfahrne Hr. Professor Neller in seiner *Dissert. de certis conciliis Basil. Decretis.* cap. 2. §. 17. am Schlusse, wachen die Erzbischöffe, daß, welches vorher durch Verschläfferung eingeschlichen war, ihre Metropolitan Gerichtshöfe nicht mehr um die Instanz gebracht werden. Die Italiener konnten sich aber doch nicht enthalten, daß sie nicht gegen die Concordata Principum gehandelt hätten: im Jahr 1510. und 1518. beschwerte sich die deutsche Nation über sie, daß der Gerechtigkeitsfolge iht Lauf nicht gelassen, sondern oft ein hangender Rechtsstreit nach Rom abberufen würde. s. Hr. v. Horix *de Appellat. & Evocat.* §. 45. und 49. Die grosse Kirchenversammlung zu Trient hat auch für die Erzbischöffe gesorgt, Sess. 24. Cap. 20. und versprochen, die anhängende Rechtshändel nicht nach Rom abzufordern. Allein an diese so billige und der Gerechtigkeit ganz angemessene Bestimmung ward ein Anhängsel geflickt, welches beynahe die ganze Verfügung fruchtlos, und sowohl den Bischöffen als Erzbischöffen die gegründete Bedenklichkeit machen mußte, daß ihre ganze Gerichtbarkeit von der Willkühr des Pabstes, oder von der welschen Kunst Ausflichten zu erfinden, abhängen würde. Die angehengte Klausel will, daß doch diejenige Rechtshändel von dem ordentlichen Lauf durch die gewöhnliche Instanzen ausgenommen seyn sollen, die der Pabst aus vernünftigen und dringenden Beweggründen für gut finden würde, von ihren rechtmäßigen Instanzen abzuberufen, und andern, als den ordentlichen Richtern zu übertragen: nur sollte der Pabst mit seiner eigenhändigen Unterschrift dasjenige Reskript unterzeichnen, in welchem er die hangende Rechtssache abberufen wollte. Jedermann merkt, daß hierdurch die Metropolitan Instanz offenbar so gut als abgeschaft seyn würde, wenn der Pabst der nach den Grundsätzen seines Hofes niemand Rechenschaft über die Gründlichkeit und Dringlichkeit deren ihn bewegenden Ursachen zu geben hat, freye Hände hätte, die hangende Rechtssachen entweder von der ersten bischöfflichen Gerichtsstelle, oder nach dem Spruch derselben, nach Rom oder an seine Nunciaturen abzufordern: allein, sofern der römische Hof sich dieses Mittels bedienen wollte, so würden sich wohl die Erzbischöffe in Deutschland widersetzen, sich auf ihre feyerliche Vorträge mit Rom in den Concordatis principum beziehen, und den Kaiser sogleich an der Hand haben, der, kraft seiner Wahlcapitulation die Gerechtsame der deutschen Metropolitanen zu schützen wissen würde. s. Herrn Jung, *Historia quorundam decretorum Basileensium.* §. 13. Heidelberg, A. 1781. wo gegen die römische Ansprüche aus dieser angehängten Klausel gute Antworten enthalten sind. Ein biederer Deutscher kann ohne Aergerniß nicht lesen, was Barthel *in annotat. ad univ. jus can.* Lib. 1. tit. 33. §. 4. am Schlusse geschrieben hat, daß nemlich das erzbischöfliche Recht, die Appellationen von den Diœcesanen deren Suffraganen anzuverlangen, heutzutage von keinem sonderlichen Belang sey, weil der Appellant die

Freyheit hätte, entweder nach Rom, oder an eine Nunciatur zu laufen, und den Erzbiſchoff zu übergehen, indem die Nunciaturen eine gleiche Gerichtsbarkeit (concurrentem jurisdictionem) mit den Metropolitanen hätten: was den ſonſt verdienten Mann etwan noch entſchuldigen kann, mag dis ſeyn, daß er ſeine Arbeiten über die Concordaten geſchloſſen hatte, ehe der verdienſtvolle Herr von Horix die Erörterung und Aufklärung deren Concordatorum principum in den Gang und unter die Aufmerkſamkeit der Deutſchen brachte.

So richtig und ungezweifelt die erzbiſchöffliche Gerichtsbarkeit über die ſuffragantiſche Unterthanen in Appellationsfällen iſt, ſo ſehr ward es auch nöthig die Biſchöffe gegen die Eingriffe zu decken, die ſie von ihren Erzbiſchöffen zu erfahren hatten; einige machten den Anſpruch dahin, daß ſie in den Bisthümern ſelbſt einen ordentlichen Appellationsgerichts-Hof aufſchlagen wollten, ohngefehr ſo, wie hernach die Päbſte ihre Nunciaturen in das Herz der Erzbisthümer und Bisthümer gepflanzet haben. Allein a) dieſem widerſprach das Cap. *Romana de officio jud. ord. in 6to.* Andere Erzbiſchöffe giengen ſelbſt in die Diöceſen ihrer Suffraganen, und hielten ordentlich Gericht. Dis ward b) verboten durch eben das Cap. 1. *Romana.* Die Erzbiſchöffe brauchten Zwangmittel, um die untergebene Biſchöffe zu nöthigen, daß ſie als delegirte die Richter an die Metropolitane durch Appellation gediehene Rechtsſachen abthun mußten: ferner daß ſie ſich als Exekutoren ſollten gebrauchen laſſen, wenn das Metropolitangericht geſprochen hatte, oder auch daß ſie als Zeugen in ſolchen Appellationsfällen auftreffen mußten. Alle dieſe Anmaſſungen derer Erzbiſchöffen werden c) durch das Cap. *Romana de Foro competente in 6to* aufgehoben: doch mit der Mäßigung, daß ſie in jenen Diöceſen bleiben ſollen, wo es die Erzbiſchöffe hergebracht hatten. Dieſe Verordnung ergieng vom Pabſt Innocentius IV. im Jahr 1252. deswegen merkte die Synode zu Maynz vom Jahr 1261. Can. 36. ſo fleißig an, daß es in der Maynziſchen Provinz von jeher gebräuchlich geweſen ſey, aus den untergebenen Diöceſen Männer zu delegirten Richter auszuſuchen, und ſie, wenn ſie nicht gutwillig wollten, mit Zwangmittel zur Uebernahme ſolcher Richterſtellen anzuhalten, bey Harzheim Tom. 3. pag. 605. Die Synode gibt die menſchenfreundliche Urſache an, damit nemlich die Partheyen nicht genöthigt wären, lange Zeit- und koſtſpielige Reiſen nach der Hauptſtadt Maynz zu unternehmen. d) Wenn ein Biſchoff jemand in den Bann gethan hatte, ſo kam es dem Erzbiſchoff nicht zu, ſolchen Bann auf die geſchehene Appellation an ihn aufzuheben; ſondern er mußte ihn an ſeinen Biſchoff zurück ſchicken, um den Bann auflöſen zu laſſen. Thats der Biſchoff nicht, ſo konnte zwar der Erzbiſchoff den Bann heben. Jedoch nicht anderſt, als wenn es klar und deutlich war, daß der Bann ungerechter Weiſe aufgelegt worden war. Cap. 8. X. *de off. jud. ord.* e) Keinem Erzbiſchoffen iſt es vergönnet, einen Gerichtsbeamten in einer untergebenen Diöces anzuſtellen, der in Sachen, die noch nicht durch den Apell an den Metropolitan gebracht iſt, Ladungen und Verbote gegen die biſchöffliche Vollſtreckung, könnte ergehen laſſen. Cap. 1. *de off. ord. in 6to.* geſetzt auch daß es hergebracht wäre, ſolch einen Officialen zu halten, ſo darf dieſer doch die oben genannte Verbote nicht ausgehen laſſen; bevor die Sache nicht an dem Metropolitangericht anhängig gemacht iſt. ib. f) Wenn gleich die im Streit befangene Geiſtliche ihre Rechtsſache in der erſten Inſtanz vor dem Erzbiſchoff ausfechten wollten, ſo darf doch dieſer den Proceß ohne Einwilligung des Biſchoffs nicht annehmen. Cap. 1. *de Foro comp. in 6to.* Ueberhaupt iſts verboten den Biſchoffen vorbeyzugehen, und gleich ſich an den Erzbiſchoff wenden. Cap. 66. X. *de appellat.* g) Wenn ein Streit zwiſchen den Advocaten oder Procuratoren des Erzbiſchoffs, und den Unterthanen oder Officialen der Suffraganen über den Verdienſt der Salarien entſteht, kann der Erzbiſchoff nicht der ordentliche Richter ſeyn. Cap. 1. *de Foro comp. in 6to.* §. 2. h) Auch kann er die Gerichtsbeamte (Officiales) ſeiner Suffraganen nicht mit Cenſuren belegen, weil ſie vor ſeinem Gericht nicht erſcheinen wollen, wenn gegen ſie geklagt wird. ib. §. 4. i) Weder darf der Erzbiſchoff ſogleich auf die gemachte Appellation eine Ladung erkennen, ſondern er muß vorher finden, daß die Appellation Grund habe. Cap. 3. *de appellat. in 6.* k) Die Appellationsrechtsſache muß er in ſeiner Diöces, oder in jener des einſchlagenden Suffraganen vornehmen, und die Appellanten ſind nicht ſchuldig auſſer dieſen zwey Stellen vor dem Erzbiſchoff zu recht zu ſtehen, damit ſie nicht etwan in entfernte Gegenden, wo ſich allenfalls der Metropolitan aufhalten möchte, gezogen werden. Cap. 3. *de off. ord. in 6.*

Was ferner die Appellation von dem Biſchoff an den Erzbiſchoff betrift, ſo muß man den Unterſchied der Gegenſtänden beobachten, über welche das biſchöffliche Urtheil ergangen iſt. War der Gegenſtand eine Sache, die der Biſchoff auf einen beſondern Auftrag des Pabſtes auszumachen hatte; ſo lauft der Apell freylich nicht an den Erzbiſchoff, ſondern an den Pabſt. Nun aber iſt den Biſchöffen nach der politiſchen Sprache des Tridentinums, in vielen Fällen der Auftrag gegeben worden, im Namen und Anſehen des Pabſtes zu handlen. Allein dieſe Fälle ſind ſo beſchaffen, daß die Biſchöffe in ihrem eigenen Namen und aus biſchöfflicher Gewalt, ohne Vollmacht des Pabſtes, handlen können und ſollen, mithin gehört die Ausübung der Gerichtsbarkeit unter die ordentliche biſchöffliche Gewalt, folglich wann appellirt wird, muß die Appellation gerade an den Erzbiſchoff und nicht an den Pabſt gerichtet werden. Man hat nach den Zeiten des Tridentinums beſſer die Gewalt der Biſchöffen einſehen gelernt, und ihre ordentliche Gewalt von jener, die ſie vom römiſchen Pabſt haben, getrennt, folglich überzeugend geſehen, daß die Päbſte die Biſchöffe in vielen Sachen zu ihren gevollmächtigten Stellverweſer gemacht haben, in denen ſie Kraft ihres Hirtenamts ohne Vollmacht eine eigenthümliche Vollmacht ausüben können.

XXVI. Nebſt dem Recht die Appellationen von den Unterthanen der Suffraganen anzunehmen, welches heutzutage das beſte Kleinod der erzbiſchöfflichen Hoheit iſt, ſteht ihnen auch zu, jenen Predigern, die ſie als ſchädliche Kirchendiener erkennen, durch die ganze Provinz, das Predigamt zu verbieten. Cap. 11. X. *de Privilegiis.* Dagegen mögte doch eine Widerrede ſtatt finden, weil in dem Falle des angezeigten Capitels, der Erzbiſchoff zugleich aus Vollmacht des hierüber befragten Pabſtes dieſes Verbot hätte ergehen laſſen.

XXVII. Wenn er eine Allmoſenſammlung zum Behuf ſeiner Metropolitankirche ausſchreibet, kann er dieſe

Sammlung aus eigener Gewalt in allen seinen untergebenen Diöcesen vornehmen lassen. Cap. 1. *de poenit. remiss. in 6e*

XXVIII. Wenn gefreyte Klöster (exempta) Pfarreyen zu besetzen haben, und daselbst das Predigtamt vernachläßigen, so kann der Erzbischoff, in dessen Provinz solch ein Kloster liegt, es anhalten, für das Wort Gottes zu sorgen. Trident. Sess. 5. c. 2.

XXIX. Der Erzbischoff kann sich in der ganzen Provinz das erzbischöffliche Kreuz vortragen lassen: auch in jenen Oertern, welche gefreyt oder exempt sind, sowohl in als ausser der Visitation. Clement. 2. *de Privileg.* Die Congregatio rituum zu Rom hat zwar entschieden, daß der Erzbischoff diese Vorrechte nicht ausüben könne, wann ein Cardinal oder ein päbstlicher Legat, oder Nuncius mit der Vollmacht eines legati a latere zugegen wär: allein ein Erzbischoff, der seine Würde kennt, wird wohl sich an diesen Machtspruch der Congregation nicht kehren; und

30) Eben so wenig an jenen, welche die nemliche Congregation in eben derselben Sache, una Taurinensi den 9. März 1593. gegeben hat, daß der Erzbischoff, welcher vermög des Cap. 2. *de Privileg. in te clement.* in allen Diöcesen in und ausser der Visitation den feyerlichen Seegen (Benedictio solennis) geben kann, wenn ein obgedachter Nuncius zugegen ist, solchem diese Segengebung übertragen, dieser aber dem Erzbischoff wieder zurück lassen soll, damit das Volk die Hoheit des apostolischen Stuhls erkennen könne. Da hingegen verbietet das Ceremoniale episcoporum Lib. 1. c. 4. dem Bischoffe den Segen an das Volk zu geben, wenn der Erzbischoff zugegen ist.

31) Wenn die Domherren einer Catedralkirche auf die Censuren ihres Bischoffs nicht achten, und ohne augenscheinliche Ursache den Gottesdienst einstellen (cessare a divinis) so kann der Erzbischoff, wenn er vom Bischoff darüber ersucht wird, mit seinem höheren Ansehen die Domherrn zum Respekt für ihren Bischöffen anhalten. Cap. 13. X. *de off. jud. ord.* § *caeterum.* Der Pabst, Innocentius III. setzt zwar dazu, daß der Erzbischoff dieses, als Stellvertretter vom Pabst, thun soll; allein dieser Zusatz muß entweder darum angeflickt worden seyn, um die Domherrn auf einmal mit dem ganzen Gewicht der Kirchenmacht zu beugen; oder er steht ohne alle Ursache da: indem es gegen die ganze Uebereinstimmung der Kirchen Hierarchie anstossen würde, wenn der Erzbischoff, da er besonders von dem Bischoff als der nächste Obere angerufen wird, nicht aus eigener Metropolitanmacht sollte seine Gerichtbarkeit brauchen können.

XXXII. Der Erzbischoff ist befugt, in allen seinen untergebenen Bisthümern in seinem völligen Kirchenpracht (in Pontificalibus) dem Gottesdienst beyzuwohnen; auch in den gefreyten Kirchen, die nicht unter ihm stehen. Clement. c. 2. *de Privileg.*

XXXIII. Der Erzbischof hatte eine weit grössere Gerichtsbarkeit über seine Suffraganen, als heutzutage sowohl in geistlichen, als in weltlichen, in Civil- und Criminalfällen. Wenn jemand gegen seinen Bischoff etwas zu klagen hat, spricht die Synode zu Macon (Matisconensis can. 9. i. J. 585.) der belange ihn bey dem Erzbischoff. Der den Bischoff vorfordern, und ihn wegen der Klage zu Rede stellen soll. Ist die Sache etwas mehr verwickelt, so hat der Erzbischoff einen oder zwey Bischöffe dazu zuziehen, fällt auch diesem die Entscheidung zu schwehr, so muß eine Synode berufen werden, um die Klage abzuthun. van Espen J. e. n. P. 1. Tit. 19. Cap. 2. In dem 6ten Jahrhundert, nemlich 586. ward eine gleiche Verfahrungsart in Spanien vorgeschrieben, wenn der Bischoff die Pfarrer mit angesetzten Abgaben über die Gebühr plagte, daß der gekränkte Pfarrer zu dem Erzbischoff fliehen, und dort Hülf suchen sollte. s. Can. 6. caus. 10. Q. 3. wie auch Can. 1. caus. 4. Q. 5. Unter den fränkischen Königen, besonders in den spätern Zeiten, hatte man, wie es scheint, so viel Zutrauen auf die Erzbischöffe nicht: im 7ten Buch deren Capitularien, Cap. 358. wie auch in dem Capitulari Caroli M. welches zu Frankfurt im Jahr 794. errichtet ward, Cap. 4. werden die Klagen gegen einen Bischoff gerade zu an die Provinzialsynode verwiesen. s. *Traité de la jurisdiction contentieuse.* tom. 1. Chap. 1. §. 2. n. 4. Es war also bey dem Erzbischoff ordentlicher Weise, oder nach den so eben angezogenen Capitularien, bey der Provincialsynode die erste Instanz, wenn der Bischoff verklagt werden sollte: weigerte er sich der erzbischöfflichen Urthel nachzuleben; so konnte er vom Erzbischoff mit den gewöhnlichen Kirchenstrafen angesehen werden, ein Beyspiel davon liefert uns das Cap. 52. X. *de sent. Excommunicat.* wie auch das Cap. 1. *de off. ord. in6.* wo nur verboten wird, daß der erzbischöffliche Stellverweser (Vicarius) aus Ehrfurcht gegen das bischöfliche Ansehen, die Censur nicht abfeuern soll, so lang der Erzbischoff in der Nähe, und im Stand ist, solche Strafe zu verhängen; aus diesem erhellet, daß ein Erzbischoff der ordentliche Richter und Obere seiner untergebenen Bischöffen sey, und sofort in allen vorkommenden Fällen sein Richter, und obrigkeitliches Amt auszuüben befugt sey, in welchen es ihm durch eine höhere Macht nicht untersagt worden ist, freylich schlägt dieser Satz jenen ins Aug, die aus übertriebenem Eifer für die Gerechtsame ihrer Bischöffen, die Regel umwenden und behaupten wollen, daß die erzbischöffliche Gewalt in keinem Falle thätig seyn könne, als gerade in jenem, welcher in den geistlichen Rechtsbüchern ausdrücklich enthalten ist, allein diese Foderung ist so überspannt, daß man den Wörtern, und dem juridischen Sprachgebrauch ihre natürliche Bedeutung absprechen mußte, ehe und bevor man solcher Meynung beytretten wollte: einmal erweisen alle bisher angeführte Vorrechte der Erzbischöffen, die Canones 1, 2. und 3. Caus. 9. Q. 3. Can. 6. Caus. 10. Q. 3. das Cap. 11. X. *de off. jud. ord.* Cap. fin. eod. und die von allen canonischen angenommene Sprache, daß der Erzbischoff der ordentliche Ober und Richter über alle und jede seinem Metropolitansprengel untergebene Bischöffe sey, ausgenommen diejenige, welche Mittel gefunden haben, sich von ihrem Erzbischoff los zu haltern, und unmittelbar dem Pabste zu unterwerfen. Nach diesem hiergelegten Grunde stehen die Bischöffe, wann sie klagbar belangt werden unter ihren Erzbischöffen, es mag nun einen geistlichen oder weltlichen Gegenstand betreffen. Was das geistliche betrift, so ist die Sache keiner weiteren Frage ausgesetzt; in weltlichen Klagsachen aber wolle die Congregatio romana, die über die zwischen den Bischöffen und Ordensgeistlichen verwaltende Zwistigkeiten gesetzt ist, behaupten, daß die Bischöffe nicht vor ihren Erzbischöffen, als ihren Richtern erscheinen müßten, sondern entweder zu Rom, oder vor einer Provinzialsynode sich nur zu stellen hätten: also berichtet uns Barbosa, *jur. eccles. univ.* Lib. 1. cap. 7. §. 46. Die Congregation aber mag gesagt haben, was sie will, die Originalurkunde ist

noch nicht vorgelegt worden,) so kann sie durch solch einen Machtspruch den Erzbischöffen ihr wohlgebrachtes Recht in dergleichen Sachen zu erkennen, nicht abschneiden, weil jedermann weiß, daß diese und andere römische Congregationen ausser dem Kirchenstatt, sehr wenig Kraft haben. Wie unglücklich würden die Unterthanen eines Bischoffen seyn, wenn sie wegen jeder bürgerlichen Klage nach Rom wallfahren oder gar eine Provinzialsynode abwarten müßten. In Deutschland aber ists eine ganz andre Bewandniß: da sind die Bischöffe Reichsstände, stehen in weltlichen Dingen unter dem Kaiser und Reich, und haben ganz andere Instanzen; z. B. die Austräge, die höchste Reichsgerichte: in andern Ländern und Staaten aber mag diese Regel ihre gute Anwendung haben, daß die Bischöffe in Klagsachen über einen weltlichen Gegenstand, den Erzbischoff als ihren Richter erkennen und annehmen müssen: mit der peinlichen oder Criminalgerichtsbarkeit derer Erzbischöffen über ihre Bischöffe hat es folgende Beschaffenheit: so lang es Bischöffe gab, und so lang diese gebrechliche Menschenkinder waren, so lang hatten sie auch ihre Richter in der Nähe, die über ihre Verbrechen erkennen, und die schickliche Strafen auflegen konnten. Wenn dem Marcus Antonius *de* Dominis, *de Republ. eccles.* P. 1. Lib. 3. c. 7. zu glauben ist, so hatten die Erzbischöffe von jeher die Macht, die Strafgerichte über jedes bischöffliche Verbrechen auszuüben. Wären die übrige Erzbischöffe so glücklich gewesen, wie der römische es war über die seinem Metropolitansprengel unterworfene Bischöffe, die in Italien, und in den Inseln Sicilien, Sardinien und Corsica wohnten, so hätten sie auch das Recht behauptet, wie der Pabst, als Metropolitan, die ihnen untergebene Suffraganen abzusetzen. (s. Schmidt Geschichte der Deutschen, Th. 2. Cap. 12.) Wenn wir aber die alte Urkunden in ihren Quellen aufsuchen, so finden wir zwar, daß die Erzbischöffe immer den Hauptantheil an der Verurtheilung der straffälligen Bischöffen, niemal aber allein das ganze Geschöft, wenn die Strafe groß war, in ihren Händen hatten. Die grosse Synode zu Nicäa, jene zu Sardica, und die von Antiochia vom Jahr 341. sprechen bestimmt, daß die sündhafte Bischöffe von ihres gleichen in einer Versammlung unter dem Vorsitze des Erzbischoffs geurtheilt werden sollen. Die letztere setzen hinzu, wenn die Stimmen der richtenden Bischöffen getheilt seyn sollten, so soll der Erzbischoff noch einige Bischöffe aus einer benachbarten Provinz herbey rufen, und mit dieser ihrer Beistimmung den Spruch auf eine oder die andere Seite fällen: wäre aber der beklagte Bischoff von allen einhellig verdammet worden, so solls unabbrüchig dabey bleiben. Man wird kaum unter den Kirchenordnungen eine finden, welche durch öftere, gleichförmigere und nachdrucksamere Einschärfung wäre wiederholet worden, als diese, nach welcher die Bischöffe von ihrem Erzbischoff mit Zuziehung der übrigen Provincialbischöffen in schwehren Verbrechen, und Strafefällen sollen gerichtet werden. Febronius *de statu eccles.* Cap. 4. §. 8. hat alle Quellen aufgefasset, wo diese Verordnungen enthalten sind. Er hat aber auch gleich darauf alle Pfützen nahmhaft gemacht, durch welche die falsche Isidorische Decretalen die reine Wahrheit überschlämmt haben. Siehe auch die schätzbare Dissertation des Herrn von Horix, *de Appellationibus & Evocationibus*, von §. 16. u. f. w. Endlich ward in der Tridentinischen Kirchenversammlung Sess. 13. und 24. entschieden, daß die Bischöffe wegen groben, die Entsetzung ihrer Würde verdieneten Verbrechen, bey niemand anderst, als zu Rom verklagt, verurtheilt und gestraft werden sollten: die Franzosen aber widersetzten sich auf der Stelle, Pallavicini Lib. 23. c. 7. und nahmen diese Verfügung anderst nicht an, als nach ihrer alten Gewohnheit, wornach ein Bischoff wegen einem groben und der Entsetzung würdigen Verbrechen von seinem Erzbischoff in einer Provinzialsynode, die aus 12. richtenden Bischöffen bestehen muß, gerichtet wird: gefällt ihm der Spruch nicht, so stehts ihm frey, nach Rom an den Pabst zu appelliren; dieser aber darf in der Sache nicht sprechen, sondern muß sie wieder nach Frankreich zurück, und an andere Provinzialsynode schicken, bis 3. gleichlautende Urthel herauskommen. Eines gleichen Vorrechts bedienen sich die Niederländer, die zu den Zeiten des Tridentinums zu Spanien gehörten. s. van Espen, P. 3. Tit. 3. C. 4. Selbst das Tridentinum hat verordnet. Sess. 24. Cap. 5. *de Ref.* daß, so fern es nöthig seyn würde, die Untersuchung eines bischöfflichen groben Verbrechens ausser den römischen Gerichten, an jemand anderst zu überlassen, dieser durchaus der Erzbischoff oder doch anderer Bischoff seyn solle. Sind die bischöffliche Sünden so halsbrechend nicht, so hat das Concilium, um dem Erzbischoff auch hierin die Hände zu binden, verordnet, daß die minder grosse peinliche Klagen wider Bischöffe in der Provinzialsynode, oder durch einen von denselben zu bestimmenden Ausschusse abgethan werden sollen. In Deutschland würde es weder auf den Erzbischoff, noch auf die Provinzialsynode, am wenigsten auf den Pabst ankommen, wenn ein Bischoff abgesetzt werden sollte; die §. §. 3. und 4. der neuesten Wahlcapitulation sind Bürge dafür.

XXXIV. Wenn ein Bischoff von seiner Diöces über die gesetzmäßige Zeit abwesend seyn will, soll er, laut des Cap. 1. Sess. 23. *Tridentini*, solches entweder dem Pabst oder dem Erzbischoff anzeigen, auch die Ursach seiner Abwesenheit beisetzen, und sie von dem Erzbischoff erkennen, auch darüber sich ein schriftliches Zeugnis ausstellen lassen. Hierdurch wären nun die Bischöffe ziemlich gebannt, und die Erzbischöffe mit einem mächtigen Arm versehen: allein die Willkühr, an den Pabst zu gehen, und die in eben dem Capitel beygesetzte Klausel, so fern nicht der Bischoff ein Amt bekleidet, welches seine Abwesenheit zuweilen nothwendig, und schnell dringend macht, gibt den Bischöffen Anlaß genug, denen Erzbischöffen die Ehre der Anfrage zu entziehen; und den Bischöffen das ausdrückliche Recht, in solchen Fällen, dem Erzbischoff nicht einmal die Ursachen ihrer Abwesenheit anzuzeigen. In Deutschland ist dieses augenfällig, weil alle Bischöffe als Reichsstände, dergleichen Ursachen genug haben können, sich von ihren Diöcesen zu entfernen. Ein gleiches trift auch bey den Bischöffen ein, die entweder Cardinäle, oder bey königlichen Höfen in Staatsämter sind.

XXXV. Dasselbige Tridentinum berechtiget nicht nur, sondern verpflichtet auch die Erzbischöffe, bey dem Pabst jene Bischöffe anzugeben, welche über ein Jahr von ihren Sprengeln sich entfernt halten. Sess. 6. C. 1.

XXXVI. Eine den Erzbischöffen besonders zukommender Vorzug besteht in dem Pallium. (s. dies. Art.) So viel hieher gehört, ist dieses: das Pallium ist an sich eine so gleichgültige Kleidung, als eine jede an-

dere, welche die Bischöffe und Erzbischöffe tragen: es ist ein Schmuck, den die Kaiser um den Erzbischöffen ein grösseres Ansehen zu geben, mit ihnen gemein gemacht hatten. Die Päbste im 6ten und 7ten Jahrhundert machten einen ihren Absichten angemessenen Gebrauch davon, und verliehen den vorzüglich grossen und verdienten Erzbischöffen dergleichen Mäntel als eine Gnade, die sie selbst vorher als ein Gnadenzeichen von den Kaisern bekommen hatten. Es war aber noch immer weiter nichts, als ein schöner prächtiger Umhang, der glänzend und ansehnlich ins Auge fiel. Unter der Hand aber müssen entweder die Päbste diesen Mänteln ein und anderes Vorrecht angeklebt haben, oder die Bischöffe haben sich selbst den Begriff gemacht, daß das Pallium mehr als ein Mantel sey. Der Bischoff Virgilius von Arles hielt es für die Mühe wehrt, den fränkischen König Childebert II. anzureden, daß er ihm vom Pabst solch einen Mantel erbitten helfen möchte, und Siagrius Bischoff von Autun, gewann die Königin Brunehild, damit sie ihm ein gutes Wort um diese Kleidung, bey dem Pabst Gregorius I. verleihen wollte. Der Pabst benutzte diese Gelegenheit nach aller Möglichkeit, und hängte den Mänteln Gerechtsame an, die wenigstens mit dem Stoff, aus dem sie gemacht waren, und mit dem Schnitt gar keine Verbindung hatten: Virgilius ward dadurch päbstlicher Stellverweser, und erhielt die Vollmacht, die Bischöffe anzuhalten, daß sie ohne seine Erlaubniß nicht von ihren Bisthümern verreissen durften: ferner sollte er die etwan entstehende Glaubensstreitigkeiten mit Zuziehung noch 12 anderer Bischöffe entscheiden, welches die gewöhnliche Zahl in den Provinzialsynoden, und eigentlich die Amtsverrichtung des Erzbischoffs war. s. Schmidts Geschichte der Deutschen Band 2. Cap. 12. Nach dieser Lage war das Pallium ein Uebergang zu der erzbischöfflichen Gewalt, ob gleich der Name des Bischoffes unverändert blieb; und da die Päbste und Bischöffe um diese Zeiten auf die alte Einrichtung, keine neue Metropolstädte aufkommen zu lassen, sehr steif hielten, so wäre dieses ein stillwirkendes Mittel gewesen, aus einem beliebten Bischoffen, in mancherley Art, einen Erzbischoff zu stalten. Es muß aber dieser Kunstgriff doch kein sonderliches Glück gemacht haben: weil, nicht lange hernach, der heilige Bonifacius so viel Mühe hatte, denen fränkischen Bischöffen die Neigung zu den Pallien einzuflösen: er selbst schreibt in seinem 141ten Brief an den Pabst, die Sache würde lang herumgezogen, bis sich die Erzbischöffe entschlössen, von dem Pabst die Pallien zu begehren. Da aber sich der heilige so gar sehr angelegen seyn ließ, die Pallia in Westfranken und Deutschland bey den Erzbischöffen einzuführen, um sie dadurch, seiner Meynung nach, desto enger mit dem päbstlichen Stuhl zu verknüpfen, so erlebte er endlich die Freude, daß die 3 neu gemachte Erzbischöffe zu Rouen, Sens und Rheims um die Pallien zu Rom anhielten. Der Pabst stand schon auf der Wache, und, so bald nur die Bittschriften anruckten, kam die Bewilligung ihnen schon entgegen. Wenn jemand sich durch das Ansehen dieses an sich wohl meynenden Apostels der Deutschen, verleiten lassen wollte, eben darum die Pallien sucht, als etwas heiliges und der Kirche nützliches anzusehen, weil der heilige Bonifacius so stark darauf gedrungen hatte; der lese nur seine Briefe an die Päbste, und er wird in diesen das Jahrhundert, in dem er lebte, und die vorausgegangene grosse Wanderung der barbarischen Völkern auffallend sehen und fühlen. Das Pallium sollte sowohl eine Zierde des Priesterthums als ein Kennzeichen der Vereinigung des Pabstes mit den übrigen Geistlichen vorstellen. Die Metropolitane erhielten mit diesem Mantel die Ehre, den Pabst in ihren Provinzen zu vertreten, die einfachen Bischöffe bekamen oft die Befreyung von der Gerichtbarkeit ihrer Erzbischöffe, Pereira vom Recht der Metropolitanen, 10 Satz, §. 5. Hernach schlich sich noch bey der Ausfertigung der Urkunden, die ein Pallium verliehen, der Ausdruck hinzu, daß dieses Pallium die Fülle der erzbischöflichen Gewalt mit sich brächte; mit diesem Pallium ließ sich gar leicht der Begriff eines päbstlichen Stellverwesers (vicarii apostolici) oder eines Abgeordneten des Pabst (Legati) verbinden, oder noch versetzen, als er schon war; und eben dadurch gewann der Plan zu einer geistlichen römischen Monarchie unendlich, indem nun diese bemäntelte Stellverweser oder Abgesandte, das, was sie grosses und wichtiges in der Kirche Gottes thaten, nicht sowohl in ihrem eigenen Namen und in Kraft ihres Amtes als vielmehr auf Vollmacht und im Platze des Pabstes verrichteten, Böhmer *in Corpore juris Can.* ad Cap. 28. X. *de Elect.* hat hier die Anmerkung gemacht, daß, da der Erzbischof vor Erhaltung des Palliums weder eine Synode beruffen, noch Kirchen, Bischöffe und Priester weihen, noch den Chrisam segnen könne, ob er gleich als Erzbischof erwählt, als Bischof conseeriet und confirmirt ist, daß er also weit weniger wirken könne als jeder Bischof der bestättigt und conseerirt ist, damit es recht in die Augen falle, daß der Erzbischof nicht Kraft des bischöflichen Amtes, sondern im Namen und auf das Ansehen des Pabstes seine Verrichtungen mache. So wie die Erzbischöffe das Pallium vom Pabste als ein Gnadenzeichen empfiengen, so glaubten sie auch immer mehr, daß ihre Amtsgewalt als eine Gnade vom Pabste abhieng, und am Ende stellten sich die Ideen zusammen, daß die Metropolitane anderst nicht als durch das Pallium ihre Macht erhielten, und ohne dasselbige unkräftig blieben, die erzbischöfliche Verrichtungen zu vollziehen. Mit der Zeit grief diese Meynung so tief ein, daß Alexander III. an den Erzbischof Heinrich zu Rheims schreiben durfte. Er könne eben so wenig ein Erzbischof genennt werden, wenn er das Pallium noch nicht habe, als wenig jemand den Namen eines Bischoffen tragen dürfte, wenn er noch nicht conseerirt ist. Martene *Collect. ampliss.* Tom. 2. p. 665. Das hieß doch recht, vorher dachte man nicht so; Leander Erzbischof von Sevilla war schon einige Jahre Erzbischof, versah alles was zu diesem Amt gehörte, und nahm erst hernach das Pallium von Gregorius M. Pereira vom Recht der Metropolitanen, 10 Satz, §. 4. Anderstwo dachten die Erzbischöffe an kein Pallium, als bis um jene Zeit, wo die eingeführte Sitte es so, wie eine Mode gewisser Kleidertrachten, des Wohlstands wegen nöthig machte; noch zu den Zeiten des Pabstes Gregorius M. sollte es ein Lehn von besondern Verdiensten seyn, und ganz angelegentlich nachgesucht werden. Can. 2. Dist. 100. Im 8 und 9 Jahrhundert war das Pallium schon ein Unterscheidungszeichen zwischen einem Erzbischoffen und seinen Suffraganen. Allecinus *de Divinis Officiis.* Hincmarus Remensis, Epist. 26. bey Pereira a. a. O. Dieser rechtschaffene Erzbischof setzet diese biedre Wahrheit hinzu, er habe das Pallium keineswegs begehrt, als wenn ihm ohne dasselbe

selbe etwas an seiner erzbischöflichen Macht abgieng, diese habe er ohne dies durch die Satzungen der alten Kirche, sondern deswegen, weil die Leute seiner Zeiten so sehr auf das Aeusserliche und in die Augen fallende sähen, daß sie den innern Werth der alten Kirchenverfassung darüber vergäßen, und blos an den Schein der Sachen hangen blieben. Pereira, ib. ganz richtig, treffend! Im 11 Jahrhundert entwickelte sich die Aussicht der Päbste die sie mit dem Pallium haben mochten, auf einmal; Gregorius VII. legte einen so fein ausgedachten Eid bey das Pallium, der die Erzbischöffe zu förmlichen Vasallen des römischen Hofes umwandelte; und eben darum arbeitete dieser Pabst so ernsthaft daran, daß die Metropolitane in Frankreich und England ja nur das Pallium sich zu legen möchten; sein Nachfahrer Paschal II. drang in die Erzbischöffe von Ungarn, damit diese nicht vergessen möchten, den bey dem Pallium eingeführten Huldigungseid abzuschwören, Pereira a. a. O. §. 7. hingegen arbeiteten die Könige, die auf ihre Würde wachsam waren, eben so eifrig dagegen. Le Bret bey Pereira a. a. O. in einer Note zum 8. §. Man wird es nicht bereuen wenn man das cap. 4. X. *de Electione* vom Jahr 1102. lesen will; daselbst sehen wir, daß sich der Pabst in Hinsicht auf die Wirkung des Palliums blos auf die Kirchengewohnheit in Europa beziehe, daß die Erzbischöffe sich von der Pflicht, das Pallium zu verlangen, um deswillen frey glaubten, weil sie so etwas in den Kirchenversammlungen (Conciliis) nicht fanden. Daß der Pabst seine Erhabenheit über die Concilia als ungezweifelt aufstelle, und daß er endlich als eine vorausgesetzte Wahrheit annehme, ein Erzbischof könne, ehe er das Pallium erhalten habe, weder Bischöffe einweihen, weder eine Synode berufen. Diese Meynung ward bald die herrschende; in dem Can. 1. Dist. 100. wird den Erzbischöffen eine Frist von 3 Monaten anberaumt, innerhalb welchen sie das Pallium begehren und den Eid ablegen müssen, unter der Bedrohung, ihre Würde zu verlieren und andern Strafen unterworfen zu werden. Schade, daß dieser Canon einem Pabst Pelagius zugeschrieben wird, da er dem Innhalt und der Schreibart nach in das 9 oder 10 Jahrhundert zu gehören scheint; in der Canonensammlung, die Burkhardus, Anselmus und Ivo von Chartres (Carnotensis) so fern er der Verfasser der Panormiæ ist, geliefert haben, wird dieser Canon einem Pabst Damasus zugelegt; wie wenns Damasus II. wäre? Ob er gleich nur 23 Täge regiert hat; einmal kommt es uns nicht wahrscheinlich vor, daß man die Sprache des Canons schon in dem 6 Jahrhundert geführt habe, wo die beyde Päbste Pelagius I. und II. gelebt haben. Febronius wirft den befragten Canon geradezu unter die isidorische falsche Decretalen, *de statu Eccles.* Tom. I. c. 3. §. 9. n. 8. Wenn die Erzbischöffe eine ihrem Amt eigentliche Handlung vor erhaltenem Pallium verrichteten, so wurden sie darüber hart angelassen. (s. Pereira a. a. O. §. 9. und Hontheim *Hist. trev. Dipl.* tom. I. p. 772.) wo zugleich der Grundsatz von dem Sachwalter des Erzbischoffes Heinrich von Vinstingen aufgestellt und vorausgesetzt wird, daß zwar ein Erzbischof in seiner eigenen Provinz, wenn er noch nicht das Pallium hat, keineswegs, wohl aber in einer fremden, die Weihen ertheilen, Kirchen und Chrisam consecriren kann, sofern er selbst consecrirt und confirmirt ist, und zu diesen Handlungen eingeladen wird.

Indessen aber bis das Pallium ankommt, können die Erzbischöffe in Teutschland, Frankreich, Spanien und andern weit von Rom entlegenen Orten alle diejenige Handlungen vornehmen, die zur kirchlichen Gerichtbarkeit gehören. Pereira führt hierüber aus dem Antonius Augustinus einen schönen Canon des Pabstes Innocentius III. an, der aber in das Corpus juris nicht gekommen ist; auch ist es ohne dies von Teutschland genug durch die tägliche Erfahrung bewiesen, daß die Erzbischöffe mit der Kirchenregierung auf die Ankunft des Palliums nicht warten eine Provincialsynode zu berufen, und in derselben vorzusitzen, ist ihnen ausdrücklich, wie wir oben angeführt haben, verboten. Ob aber auch das Visitiren der Provinz darunter begriffen sey, wie Riegger *Instit. jurisprud. Eccles.* Part. 2. §. 205. behauptet, das wollten wir eben nicht sagen, indem diese Ausnahme von der Regul, daß die Erzbischöffe vor erhaltenen Pallium die Gerichtsbarkeit ausüben dürfen, nicht vermuthet, sondern ausdrücklich durch ein Kirchengesetz erwiesen werden muß, wie sie denn von Haltung einer Provinzialsynode wirklich erwiesen ist. Was aber von dem Falle in Teutschland zu halten sey, wenn ein schon consecrirter Erzbischof zu Mainz oder Cölln das Pallium noch nicht erhalten hat, und doch ein römischer König zu krönen und zu salben wäre, darüber ist neuerlich viel gestritten und geschrieben worden. (s. *Thesaurus Dissert. juris eccles.* des Herrn Anton Schmidt, tom. 2. Da aber diese Sache in das weltliche Staatsrecht gehört, weltliche Wirkungen betrift, und überhaupt die Einschränkung der erzbischöflichen Macht durch die willkührige Vorschriften der Päbste ohnehin gehässig ist, so versteht sich von selbsten, daß teutsche Rechtsgelehrte diese und dergleichen Einschränkungen so sehr wie möglich, vermeiden, und immer zum Besten der erzbischöflichen Rechte sprechen müssen. s. Riegger a. a. O. §. 206. Um das Pallium desto schätzbarer zu machen, sind zwey Mittel erdacht und bis hieher beybehalten worden. 1) Daß es nur die Erzbischöffe der Regel nach bekommen; zwar hat es manchmal die römische Staatsklugheit erfordert, daß auch die Bischöffe, besonders die gefreite, exempti, wie jener zu Bamberg, Passau u. a. m. dergleichen Zierrathen erhalten haben; auch sogar verschiedene nicht gefreite; allein es hat auch immer Lärmen darüber abseiten der Erzbischöffe abgesetzt; von der Entrüstung des Erzbischofs zu Trier Bertulf gegen Walo den Bischoffen zu Metz in dieser Angelegenheit. (s. Hontheim *Prot. Hist. trev.* p. 652. Die Bewegungen, welche A. 1753. das vom Pabst Benedictus XIV. an den Bischoffen von Würzburg verliehene Pallium an dem erzbischöflichen Hofe zu Mainz verursacht hat, sind bekannt; und man hat ihnen nebst einigen guten Deductionen aus Mainz, die schöne Dissertation de Pallio des Herrn Doctor Barthel in Würzburg, noch mehr aber die schätzbare Sammlung von allen Schriften, die de Pallio handeln, zu verdanken, welche der gründlich gelehrte Herr Professor Pertsch zu Helmstädt herausgegeben hat. Die Frage wurde damahl mit dem hitzigsten Eifer getrieben, ob der Pabst befugt sey, einem Suffraganbischoffen das Pallium zu geben, ohne daß der Erzbischof darein willige oder wenigstens darum begrüßt würde. Beyde Theile hatten ihre Gründe; beyde blieben dabey stehen: der Bischof von Würzburg behielt was er hatte, und der Erzbischof von Mainz bekam einen Revers von Würzburg, daß dieses Pallium kein Vorurtheil gegen Mainz wegen der suf-

fragantischen Unterwerfung jemahl bezielt habe oder beziehlen werde. Diese Vorsicht mag nicht ohne Ursach gewesen seyn. Der Bischof Ulrich von Frendsberg zu Trient bekam A. 1486. das Pallium vom Pabst und schrieb sich sofort ohne Scheu als Erzbischof. *Pilati origg. Jur. pont.* Lib. 1. Tit. 19.

Zweytens erhalten die Erzbischöffe selbst das Pallium anderst nicht, als a) daß sie solches nur auf gewisse feyerliche Täge tragen dürfen. Diese feyerliche Täge sind die 3 Weihnachtstäge, der 1 Jenner, Dreykönigtag, Palmsonntag, grüne Donnerstag, Samstag vor Ostern, 3 Osterfeyertäge, eben so viel auf Pfingsten, auf Johannis und aller Apostel Fest, auf 3 Mutter Gottes Täge, Allerheiligen, auf Kirchweihe, auf die Hauptfeste der Cathedralkirche, bey Weihung derer Bischöffe und Geistlichen, auf den Jahrgedächtnißtag an dem der Erzbischof consecrirt ward. Also die Glossa ad cap. 4. X. *de auth. & usu Pallii verbo ad honorem.* (s. Gibert *Corpus jur. Can. de Ecclesia.* Tit. 7. Sect. 4.) als etwas besonders pflegt angemerkt zu werden, daß der Pabst Agapetus II. um die Mitte des 10 Jahrhunderts dem Erzbischof Bruno zu Cölln das Pallium mit dem Zusatz geschickt hat, solches anzulegen, so oft ihm beliebte. Rotgerus *Monachus in vita* S. Brunonis cap. 23. bey Pilati *origg. Juris pontif.* Lib. 1. tit. 19. Daß sie b) ausser ihrer Provinz solches ablegen müssen. c) Nur unter der Messe können sie es anlegen. d) Doch dürften sie auch in einer gefreiten Kirche, die in ihrem Sprengel liegt, Staat damit machen. e) Sie müssen sich mit ihrem Pallium begraben lassen, und können es weder vererben noch wegleihen. Alle diese Einschränkungen sind ausdrücklich befohlen, durch die Capituln 1. 6. 7. 2. X. *de Auth. & usu Pallii.* Die Erlaubniß das Pallium in einer exempten Kirche zu tragen giebt die Clementina 2, *de privileg.* Das sonderbarste ist, daß, wenn ein Erzbischof, der schon das Pallium erhalten hat, von seinem ersten Erzbisthum auf ein anderes übersetzt (transferirt) wird, so darf er weder das Pallium seinem Nachfahrer zurücklassen, noch es in sein neues Erzbisthum mitnehmen, sondern er muß ein neues einlösen, nach dem Cap. 4. X. *de postul. Præl.* War er in mehrern Metropolkirchen Erzbischof und hat also einen Vorrath von Pallien, so wird ihm das, welches er zuletzt bekam, um den Hals gehangen, die übrige kommen unter seinen Kopf oder unter den Leichnam zu liegen. Pilati *origg. jur. pontif.* Lib. 1. tit. 19. Was die Erzbischöffe für dieses Pallium zahlen müssen, darüber wollen wir uns so kurz wie möglich fassen. Es ist ein allgemeiner Wahn, daß dies Bischen Lämmerwolle sehr theuer bezahlt werde, und daß also keine Fabrique in der Welt so einträglich sey, wie diese zu Rom. Die Erzbischöffe haben zu dieser Irrung wie es scheint, selbst den Anlaß gegeben, indem sie die Annaten, die vor der römischen Bestättigung, folglich bey Erhaltung des Palliums erlegt werden musten, mit dem Namen Palliengelder belegt haben. Bey Hontheim Tom. 3. p. 702. wird A. 1654. von der Clerisey im Luxemburgischen ein Beytrag zu den Geldern verlangt, die der Erzbischof Carl Caspar für das Pallium (pro obtinenda archiepiscopalis potestatis plenitudine. Pallio scilicet, sind die eigene Worte) nach Rom zu zahlen habe; die Summe wird auf 17584 Philippsthaler angegeben. Etwas dergleichen, doch ohne Benennung der Summe steht auch bey Hontheim, tom. 2. p. 757. *in* Gudenus *Cod. dipl.* tom. 4. p. 673. wird von dem Erzbischoffen zu Mainz Sebastian von Heissenstamm bey dem Pabst um Nachlaß der Palliengelder gebeten, und dergleichen Urkunden finden sich noch sehr viele, also daß der Name Palliengeld unter dem gemeinen Mann ganz bekannt und geläufig ist. Man kann es also weder denen Männern die das westphälische Friedensinstrument aufgesetzt haben, weder jenen, die die gravamina nationis germanicæ entworfen, noch den protestantischen Schriftstellern verdenken, wenn sie die Annaten mit dem Palliengelde vermischen. Diese sind eigentlich weiter nichts, als einige hundert Gulden, die für die Canzleygebühren bezahlt werden, da die Annaten auf viele tausende sich erstrecken. (s. Pallium.)

XXXVII. In der grossen Synode zu Rom im Lateranensischen Pallaste vom Jahr 1215, welche was die Zahl der anwesenden Köpfe betrift (man zählt 1285.) eine der grössesten war, wird der Erzbischof angewiesen, mit Zuziehung der übrigen Bischöffe in der Provinz alle diejenige in den Kirchenbann zu thun, welche ihre Länder nicht von den Ketzern würden gesäubert haben, nachdem sie dazu ermahnt worden seyn; auch musten die Erzbischöffe, wenn die gebannte in einer Jahresfrist nicht zum Kreuz kriechen sollten, dem Pabst davon die Anzeige machen, damit dieser die Länder den gut catholischen preiß geben könne. Die Erzbischöffe musten also das Werkzeug zu einer so harten Unternehmung seyn; inzwischen hatten sie die gewünschte Gelegenheit sich vor allen andern Ländereyen zu kapern, und dies um so leichter, weil auch der Kaiser Fridericus II. die Worte der Synode nachgebetet, und den Canon mit seinem Ansehen unterstützt hat. s. den Dupin, Dissert. 7. *de antiq. Eccl. Discipl.* §. 4. Allein eben dieser Dupin beweist mit mehr als wahrscheinlichen Gründen, daß der Canon nicht sowohl von der Synode als vom Pabst Innocentius III. erschaffen, und so wie die andere, unter dem Ansehen des grossen Conciliums, der Welt aufgedrückt worden sey.

XXXVIII. Um die Ungleichheit im Gottesdienste zu vermeiden schreibt die Synode zu Toledo vom Jahre 675, und aus dieser der Canon 13. Dist. 12 vor, daß alle Bischöffe die Art des Gottesdienstes nachmachen sollen, welche in der erzbischöflichen Kirche eingeführt ist; auch sollen sie in allen Klöstern und Pfarrkirchen solche Gleichförmigkeit zu Stand bringen; würde sich ein Bischof weigern, soll er ein halbes Jahr lang aus der Kirche geschlossen, bey dem Erzbischof Buse thun und die Weise des Gottesdienst lernen. Wie wenig dieses Kirchengesetz beobachtet werde, läst sich überall mit Augen und Ohren prüfen. Es läst sich auch leicht also erklären, daß diejenige Suffragantkirchen sich nach ihrer Mutterkirche zu richten haben, die noch keinen eigenen durch lange Gewohnheit hergebrachten Gottesdienst angenommen hatten; denn diese, welche schon damit versehen sind, können, von dem Can. 11. Dist. 12. unterstützt, dabey bleiben.

XXXIX. Wenn jemand sich bey dem Erzbischof beschwehrt, daß er ihn ungerechter Weise in den Kirchenbann gethan habe, so darf der Erzbischof ihn nicht sogleich von dem Bann befreyen, sondern er muß den Verbannten zu seinem Bischof zurück weisen, und ihn von demselben losgeben lassen; wollte aber der Bischof hartnäckig die Lossprechung versagen, so kann der Erzbischof, wenn der Kläger nur durch einen Schwuhr sich verbürgen will, seinem Bischoffen, sofern er des Verbrechens schuldig seyn sollte, Genug-

thuung zu verschaffen, ihn lossprechen, doch also, daß er, wenn er hernach eidbrüchig werden und die zugesicherte Genugthuung nicht leisten würde, wieder in den Bann zurückfallen würde. Cap. 8. X. *de offic. jud. ord.*

XL. Wenn der Bischof als ein verdächtiger Richter von einem seiner Unterthanen aus einer hinlänglich erwiesenen Ursache verworfen, und für diesen Falle nicht als Richter erkennet werden wollte, könnte alsdenn der Erzbischof eintreten und die Sache schlichten. Cap. 61. X. *de Appellat.*

XLI. Nach dem Cap. *ne pro defectu.* X. *de Elect.* konnte der Erzbischof, sofern das Cathedralcapitul innerhalb 3 Monathen keinen neuen Bischoffen erwehlt hatte, einen solchen selbst setzen. In Teutschland aber fällt dieses Recht nach den Concordaten, dem Pabst anheim. Uebrigens bleibt den Bischöffen die freye Regierung ihrer Diöcesen dergestalten überlassen, daß sich der Erzbischof ausser den beschriebenen Fällen keineswegs darein mischen darf. Der einzige Fall in Teutschland macht hievon eine Ausnahme, wenn nemlich, dem Reihe nach, das Bißthum Osnabrück einen protestantischen Bischoffen hat, alsdann tritt der Erzbischof von Cölln, als Metropolit von Osnabrück in das Recht ein, die geistliche und bischöfliche Verrichtungen (spiritualia & pontificalia) zu besorgen. s. Moser von der teutschen Religionsverfassung, 3s Buch, C. 4. Die Canonisten setzen noch sehr viele Fälle an, in welchen die Erzbischöffe ihre Macht und Gerichtbarkeit auszuüben haben. Allein ihre Gründe hierzu sind entweder blos aus dem Ansehen der casuistischen Canonisten oder aus den Sprüchen der römischen Congregationen, oder aus eigenmächtig und gemeiniglich schief erklärten Canonen hergenommen; wir haben uns also gehütet, nicht ein jedes Vorrecht den Erzbischöffen zuzuwenden, welches in dergleichen alten und neuen Canonisten ihnen zugeschrieben wird. Gibert, *de Ecclesia*, Tit. 7. Sect. 19. *in Corp. jur. Can.* wirft die bedeutende Frage auf: 1) ob Fälle vorkommen können, in welchen der Erzbischof seinen Suffraganbischöffen einen Generalvicarius zu setzen befugt sey? 2) Ob die Bischöffe von der Gerichtsbarkeit ihrer Erzbischöffe befreyet seyen, in allen jenen Fällen die nicht zur kirchlichen äussern Gerichtsbarkeit, sondern zu jener Gewalt gehören, die der Bischof kraft seiner erzbischöflichen Weihe besitzt? Auf die erste Frage fällt bey Gibert die Antwort verneinend aus; die Gründe aus denen er spricht, sind stark und ehrhaft. Wenn der Fall wäre, einem Bischoffen einen Generalvicarius zu setzen, so würde es der Fall seyn, ihm einen Coadjutor, in dem Sinn des geistlichen Rechts aufzudringen, sollte aber ein Coadjutor Platz greifen, so walete hier eine von jenen Angelegenheiten vor, die unter dem Namen Causa major bekannt, und durch das Cap. un. *de cler. agrot. vel debil.* in 6. von dem Pabst Bonifacius VIII. dem römischen Hofe vorbehalten ist. Durch eben dieses neuere Capitel ist jenes entkräftet, welches Innocentius III. cap. 5. X. *de Cler. ag. v. debil.* herausgab, nach dessen Laut der Erzbischof von Arles dem wegen Krankheit unbrauchbaren Bischof zu Orange einen Coadjutor auszusuchen befehligt ward, welches wenns geblieben wäre, ein sehr namhaftes Vorrecht für die Erzbischöffe geworden seyn würde. Die zweyte Frage wird auch mit Nein beantwortet, und mit der Sitte der gallicanischen Kirche bestättigt. Zufolge dessen kann der Erzbischof den Bischoffen nicht zwingen, a) daß er die Weihen diesem oder jenem ertheile, diese oder jene Kirche consecrire, einen Priester zum Beicht anhören tüchtig erkläre, (approbate) von einem andern Bischoffen die Weihen in seiner Diöces geben lasse; imgleichen kann, wie Dubois und Gibert behaupten, der Metropolitan den Bischoffen nicht anhalten, in Betreff der Verleihung geistlicher Pfründen, deren Entlassungsschreiben (Dimissorie) Auflegung oder Abnehmung der Busen, Zusammenstossung oder Trennung der geistlichen Beneficien. Alles dieses muß dem Bischoffen auf sein Gewissen gegeben und überlassen werden, nach dem Tridentinum Sess. 14. c. 11. Sess. 23. c. 16. auch nach dem Cap. 5. X. *de temp. ord.* Bey allem dem können unserm Bedünken die vorbeschriebene Fälle solche Wendungen annehmen und mit solchen Umständen begleitet werden, daß sie entweder in einen Rechtsstreit verwickelt, und also durch den Weg des Appells oder auch ohne diesen, durch eine schlechte Klage (per modum querelæ simplicis) an den Erzbischoffen zu gelangen, geeignet werden können. Imgleichen bleiben die Erzbischöffe immer berechtigt auf die Bischöffe zu wachen, sie zu ermahnen, und im Nothfalle auch mit geistlichen Strafen anzusehen, wenn sie in denen obbeschriebenen Fällen die Vorschriften der canonischen Satzungen überschreiten würden; z. B. wenn sie einem namhaften Theil der unbescholtenen Geistlichen und Seelsorger die Approbation entziehen, dagegen aber bekanntlich unfähigen solche hinwerfen wollten. u. d. m.

Die Erzbischöffe haben auch ihre besondere und ihrem Stand eigene Verbindlichkeiten, in Rücksicht 1) auf ihre Obere; wenn es nach dem Fuß der ersten oder doch ältesten Kircheneinrichtung gegangen wäre, so hätten die Erzbischöffe eben so die Primaten und Patriarchen über sich, wie sie die Bischöffe unter sich haben, da aber dermalen die Primaten nicht mehr in ihrer Thätigkeit sind, sondern nur den Namen tragen, einen oder den andern ausgenommen, wovon wir oben schon geredet haben, und da das Patriarchenansehen in Europa ebenfalls auf einen Titul heruntergesetzt ist, so sind die Erzbischöffe niemand weiter Gehorsam schuldig, als dem römischen Pabst; der Gehorsam aber erstreckt sich so weit nicht, daß die gebietende Macht keine Gränzen hätte; überhaupt ist die Pflicht zu gehorchen in jene Fälle eingeschlossen, die entweder in den gangbaren, dem Corpus juris einverleibten Kirchengesetzen, oder in einer stückweis und pünktlich erweißlichen Gewohnheit beschrieben und bestimmt sind; unter diesen ist a) die Schuldigkeit, das Pallum zu begehren. b) Einen Eid der Treue dem Pabst abzulegen. (s. *Sacramentum obedientiæ.*) c) Oefters Provinzialsynoden zu halten. Dies wird den teutschen Erzbischöffen besonders in den Concordatis principum anbefohlen, v. *Concordata nat germ. integra*, Tom. I. p. 60. wo den Erzbischoffen noch dieser besondere Vorzug eingeraumt wird, daß zwar die Synode auf das Betragen des Erzbischoffen Untersuchungen machen, nicht aber wenn sie fehlerhaft befunden wurden, sie selbst bestrafen, sondern nur gehalten seyn sollen, solches dem Pabst anzuzeigen, ib. p. 63. s. *Synodus prov. d.* In wie weit die Vorzüge der erzbischöflichen Hoheit bey uns Teutschen in die weltliche und geistliche Vorrechte ihren Einfluß gehabt haben; welche Ursachen und Veranlassungen ihnen den Namen eines Primaten zuwege gebracht, und welche besondere Herrlichkeiten im Staate und in der Kirche diese Primatialvorzüge ihnen verschaft haben, alles dieses wird sich

füglicher unter dem Art. Primas Germaniä anbringen lassen. Der Herr von Malincrot hält es einmal für ungezweifelt, daß die Ehre der erzbischöflichen Würde die grosse Vorzüge der Erzcanzlerämter nach sich gezogen habe, *de Archicancellariis*, Part. 1. p. 28. Edit. Monasterii A. 1640.

So sehr aber die erzbischöfliche Würde in Teutschland erhoben worden ist, so tief sank sie an dem römischen Hofe, indem sie einem jeden Cardinal der nicht einmal Cardinalpriester ist, untergeordnet wurde; sonst würdigten sich die Bischöffe nicht, die Cardinalsstelle anzunehmen, weil sie dadurch glaubten zurück zu dienen; allein von der Zeit an als die Cardinäle die Pabstwahl allein und ausschließlich an sich gebracht haben, trugen sie auch nach und nach die Häupter über die Erzbischöffe; in den grossen Synoden zu Lion von den Jahren 1245, und 1274, entschied sich die Sache auf einmal durch den Vorsitz den die Cardinäle den Erzbischöffen wegnahmen, und auf solche Art bis auf diese Stunde behauptet haben, Thomasin P. 1. L. 2. c. 113 und 114. In des Herrn von Ohlenschlager Erläuterung der guldenen Bulle p. 339. kann man die Frage und Streitigkeit lesen, ob die Erzbischöffe zu Cölln alle nothwendiger Weise Cardinäle seyn sollen. Heutzutage sind die teutsche Erzbischöffe so klug, daß sie mit ihrer eigenen Hoheit billig zufrieden sind; auch brauchen sie den Cardinalshut nicht, um das Indult zu erhalten, kraft dessen sie die im päbstlichen Monat erledigte Pfründen vergeben können, indem sie so viel nemlich die kurfürstliche Erzbischöffe betrift auf solche Vollmacht theils aus denen den Concordaten vorgängigen Verabredungen einen rechtlichen Anspruch machen, theils auch wie der Erzbischof von Salzburg aus andern Gründen darauf zählen können. (s. *Concordata nat. germ. integra*, Tom. 2. p. 98. Febronius Tom. 4. P. 2. p. 254.) so wie die bischöfliche Würde dadurch verloren hat, daß so viele Bischöffe in Partibus oder bloß dem Namen nach aufgestellt worden sind; so gereicht es auch dem erzbischöflichen Namen zu keiner Erhöhung, daß es Erzbischöffe in Menge giebt, die nicht einmal ein Bißthum, zu geschweigen ein Erzbißthum mit Suffraganten haben; so sind auch Erzbischöffe in Partibus, und man hat wohl Beyspiele gehabt, daß solche Erzbischöffe den gemeinen Bischöffen als Helfer oder Weihbischöffe gedient haben. Hansitz in seiner *Germania Sacra*, Tom. I. Corollario 6. n. 8. bezeugt dies von dem Erzbischof von Apamea, der dem Bischof von Passau A. 1394. als Weihbischof seine Dienste gethan hat.

Es ist eine wichtige Frage, von wem der Erzbischof consecrirt werden muß? Nach den alten Rechten steht diese Verrichtung der Provinzialsynode zu. Pereira von dem Recht der Metropolitane hat im 10. Satze die Beyspiele aus dem Alterthum häufig gesammelt, also daß es, was die abendländische Kirchen angeht, kein Zweifel übrig bleibt, daß die Provinzialbischöffe dieses Amt verrichtet haben. Das einzige Beyspiel mit dem Erzbischoffen von Rheims, Hincmar, dessen Consecration noch auf Ansuchen der französischen Bischöffe vom Pabst bestättigt ward, macht um deßwillen nichts zu schaffen, weil diese Bestättigung darum gesucht worden ist, damit dem abgesetzten Erzbischoffen von Rheims Ebbo, allerweg die Wiedereinsetzung zu Rom, wie er gekonnt hatte, nachzusuchen, auf allezeit abgeschnitten und die Kirch und die Provinz von Rheims von den zu befürchtenden Unruhen gesichert seyn mögte. Ivo von Chartres bewieß eben dieß im 60ten Brief, part 2. Epist. daß die Consecration des Erzbischoffs von Sens habe geschehen können, ohne den Primas von Lyon, der zugleich päpstlicher Legat war, darum zu fragen. Jedoch war diese Kirchenordnung im Orient durchgehends anderst eingerichtet, denn da wurden die Primaten und Patriarchen, wie auch die Exarchen darum begrüßet, also wollte es der sechste Canon der Synode zu Nicäa, und der 28ste Canon der Synode zu Chalcedon. Doch fanden sich auch in den Morgenländern einige Provinzen, die sich in Rücksicht auf die Consecration ihres Erzbischoffs unabhängig zu machen wußten. Pereira a. a. O. in den abendländischen Kirchen war diese Sitte so allgemein festgesetzt, daß sie in das gratianische Decret eingetragen wurde. Can. 9. Dist. 63. Can. 1. Dist. 66. selbst die Decretalis Cap. 6. X. de Temp. ord. befiehlt, daß, wenn ein Erzbischof einzuweihen sey, alle Bischöffe von der Provinz in der Hauptstadt zusammen treffen, und den neuen Erzbischof consecriren sollen; da es bey Einweihung eines Bischoffen schon genug sey, wenn ihrer 3 dieses Werk verrichten. Wie aber die Consecrationen der Bischöffe mit sammt den Bestätigungen an den Pabst gekommen seyn, davon ist oben schon Erwähnung geschehen. Die Einweihungen derer Erzbischöffe haben ein gleiches Schicksal gehabt. Die Unterlassung der Provincialsynoden, die Uneinigkeiten im Reich und in der Kirch, die Einbildung, daß die Consecration von den päbstlichen Händen ehrsamer sey, und noch mehr Bewegursachen und Gelegenheiten, haben die Consecration der Erzbischöffe nach Rom eingeleitet: s. Thomasin P. 2. Lib. 2. c. 43. Als der Kaiser Otto das Erzbißthum zu Magdeburg anlegte, setzte er zugleich, als ein Vorrecht dazu, daß dieser Erzbischof von niemand als dem Pabst consecrirt werden sollte; dergleichen seltsame, und nach den dunkelsten Zeiten eingerichtete Vorrechte wurden mehr ausgeheckt, wodurch dem römischen Hofe der Vortheil recht mit Angelegenheit in die Hände gespielt wurde, Thomasin ib. Da die Provincial-Bischöffe von Trier ihren Erzbischoffen Egilbert nicht consecriren wollten, weil er dem Kaiser Heinrich angehangen war, gieng dieser nach Meinz, und ließ sich da von dem Erzbischof einweihen. Wer will die Umstände, Triebfedern, Gelegenheiten alle kennen und herzählen, aus welchem die Erzbischöffe ihre herrlichsten Vorzüge verschläfert, vertauschet, oder aus niedrigen Leidenschaften aufgeopfert haben? Rom brauchte nur die Hände offen zu halten, und die Nationen brachten das unnöthige Opfer freywillig.

Die Gewalt ein Erzbisthum zu errichten, hat verschiedene Veränderungen gelitten: Von Anfang entstanden die Erzbisthümer, so wie die Erzbischöffe, gleichsam von selbsten: welcher Bischof in einer romischen Metropolitanstadt seinen Sitz aufgeschlagen hatte, der war Erzbischof, und die Stadt, die im Staat schon die Metropolis, Haupt- oder Mutterstadt war und blieb, wurde nun auch im Kirchlichen Begriffe eine Metropolitanstadt: auf diese Art entstanden viele kirchliche Metropolitane, je nachdem die neuen Kaiser, deren manchem die alte Einrichtung nicht gefiel, manchem auch die Begierde etwas neues zu stiften, und seinen Namen zu verewigen, kitzelte, bald aus dieser, bald aus jener gemeinen Stadt eine Hauptstadt oder Metropolis machten. Wir haben oben schon Beyspiele davon gesehen; endlich aber kam die Abänderung zu

oft vor, und die eben ſo herrſchſüchtige, als des Gehorſams müde gewordene Biſchöffe machten ſo viele Verwirrungen, indem ſie nach der Ehre der Metropoliten lüſterten; daß der Papſt Innocentius I. wie wir in ſeinem 18ten Brief ſehen, das Verbot herausgab, mit der Veränderung der weltlichen Metropolitanſtädten, nicht auch die kirchliche zu vermengen; ſondern denjenigen Biſchoffen nur als Biſchoffen zu belaſſen, deſſen biſchöfliche Stadt von den Kaiſern zu einer Metropolis erhoben ward, wir haben oben ſchon die Geſchichte berührt, welche ſich mit dem Biſchoffen von Berythus zugetragen hat, der von den Kaiſer Theodorius, Cod. Lib. XI. c. 21. den Rang eines Erzbiſchofs erſchlichen hatte: hier müſſen wir nur noch nachholen, daß die Biſchöffe in der großen Synode zu Chalcedon einen ſchönen Beweiß geliefert haben, wie ſanft und behutſam die Kirche mit den Kaiſern umgegangen ſey, als dieſe, ohne die Geiſtlichkeit zu Rathe zu ziehen, Erzbiſchöffe und Erzbißthümer ſchufen: die kaiſerlichen Geſandten fragten die Biſchöffe, ob ſie denn die kaiſerliche Verfügung, wodurch Berythus zu einem Erzbißthum erhoben ward, abändern wollten? nein ſprachen die Väter; das wollen wir nicht, ſondern wenn die Aenderung zu Stand kommen ſoll, ſo mag ſie durch die kaiſerliche Abgeordnete geſchehen: ſie geſchah auch würklich alſo, daß die, welche durch den Kaiſer die erzbiſchöfliche Würde davon getragen hatten, ſolche zwar fernerhin beybehalten konnten, jedoch mußten ſie dem alten Metropolitan, wie andere Biſchöffe unterworfen bleiben: ſ. *Synodus chalcedon.* art. 4. Can. 12. wo die Biſchöffe, die fernerhin aus den Kaiſern dergleichen Neuerungen ausbringen würden, ihrer Stellen entſetzt werden; obwirch die Synode keineswegs ſich erdreuſtet zu läugnen, daß der Kaiſer das Recht habe, Metropole zu errichten, der Canon 17. eben dieſer Synode ſcheint ganz deutlich zu beſtimmen, daß, wenn der Kaiſer eine neue Stadt errichtet hat, oder ſie ſofort errichten wird, ſo ſoll ſich die kirchliche Ordnung oder das kirchliche Verhältnis in Betreff der geiſtlichen Sprengeln (Parochianum) ebenfalls darnach richten: nach den natürlichen Erklärungsregeln iſt zwiſchen dieſen und den 12ten Canon kein Wiederſpruch: der 12te ſucht die Biſchöffe zu ſtützen, die durch erſchlichene Begünſtigungen des kaiſerlichen Hofes Erzbiſchöffe zu werden ſuchten. Der 17te redet von dem Falle, wenn der Kaiſer aus eigner Neigung eine Stadt zu einer biſchöflichen, und nach der Gleichheit der Verhältniſſen, zu einer erzbiſchöflichen Stadt aufrichten wollte. Zonaras und Balſamon ziehen einmal aus dieſem 17ten Canon den Schluß, daß, ſelbſt nach der Leitung der Synode, die Kaiſer die Macht hätten, Erzbisthümer zu errichten. So viel iſt gewiß, daß dieſer Satz gegen die reine Lehre des katholiſchen Glaubens nicht verfänglich iſt: ſo lange die weltlichen Fürſten nicht darauf Unſpruch machen, Biſchöffe einweihen zu wollen, ſo lange können ſie, der Religion unſchadet, verfügen, daß dieſe oder jene Stadt, die Ihnen zur thätigen Ausübung der Erzbiſchöfflichen Verrichtungen die bequemſte, auch zu den Staatsabſichten die gelegenſte ſcheint, die Haupt- oder Metropolitanſtädte ſowohl im Staate als in der Kirche ſeyn ſoll. Die Synode zu Antiochia, die oben ſchon einigemal angeführt iſt, ſagt Can. 9. daß, da der erzbiſchöffliche Sitz aufgeſchlagen werden ſoll, wohin die Leute wegen den gerichtlich- und auſſer gerichtlichen Angelegenheiten zu gehen pflegen, weil die weltlichen Vorſteher in ſolchen Städten wohnen, die den Unterthanen in ihren Angelegenheiten helfen können. Gleichwie nun unſtreitig dem einzigen Regenten zukömmt, den Ort auszuſuchen, an welchem er ſeinen Stellverweſer am füglichſten anzubringen glaubt, ſo folgt auch, aus der angegebenen Bewegurſache der Synode zu Antiochia, eben dahin der erzbiſchöfliche Sitz nach gleichwie es aber für den Staat keineswegs verträglich ſeyn würde, wenn die Hauptſtädte, worinn die oberſten Richter und Statthalter der Monarchen ſich aufhalten, oft und ohne Noth geändert würden; alſo erfordert auch die Klugheit, die Billigkeit, die Liebe zu der Ordnung in Kirchenſachen: daß der Regent bey Anordnung der erzbiſchöflichen Sitze nicht leicht, nicht ohne die erheblichſten Urſachen, dergleichen Sitze von einer Stadt in die andere verlegen: der P. Thomaſin widerſpricht dieſem Recht der Monarchen heftig, und führet zu ſeinem Gewehrsmann den de Marca an: es iſt aber nicht ſehr ſchwer, auf eines, wie auf des andern Gründe zu antworten, und de Marca ſpricht ſo entſchieden nicht, daß er ganz für die Meynung des Thomaſins angeführt werden kann: ſ. Thomaſin P. I. L. I. c. 39. nro. 7. freylich, da die weltliche chriſtliche Regenten den groſſeſten Theil der Aufſicht über die Kirche an die geiſtlichen Vorſteher überlaſſen haben, und froh waren, daß ihnen auch dieſe Sorge nicht über den Hals kam, ſo hat ſich nach und nach die Lehre, ſowohl in den Büchern der Geiſtlichen, als in der Ausübung zuſammengeſetzt, daß daß die Anlegung eines Bißthums, ſo wie eines Erzbißthums, der Oberaufſicht der Geiſtlichkeit zuſtehe: beſonders wenn die Frage war, nicht, ob dieſer oder ein anderer zum Erzbiſchoff gemacht werden ſollte, denn hierinn haben die chriſtlichen Landes-Regenten ſich nicht ſobald vorgreifen laſſen, ſondern ob dieſe oder eine andere Stadt als die Metropolitanſtadt anzuſehen ſey, ob und welche Biſchöffe unter ihr ſtehen ſollen? ob ein durch unglückliche Zufälle zerfallenes Erzbisthum auf den alten oder einen neuen Platz zu pflanzen ſey? hierüber ließen die Regenten der Geiſtlichkeit um ſo lieber freyere Hände, weil dieſe dem Grundſatz durchgehends treu blieben, die Hauptſtädte im Staate auch als Hauptſtädte in der Kirche beyzubehalten, und ohnehin ohne vorausgeforſchten Wink der Regenten nicht bald in dergleichen Sachen etwas vorzunehmen. Daß jedoch die Kaiſer ſich ihr Recht, Erzbißthümer entſtehend zu machen, nicht allezeit vergeben haben, erhellet aus der *Novella* 28. c. 2. und *Nov.* 31. c. 2. ſie waren aber ſo mäßig, daß, ſo viel es möglich war, damals keine Zerrüttung, keine große Verwirrung in der Kirche, in Betreff der Entziehung aus der Gerichtsbarkeit des alten Metropolitanen ſich äuſſern mögte: was die abendländiſche Gegenden anbelangt, ſo iſt es andem, daß die Könige viele Jahrhunderte hindurch ſich um die Errichtung, Erhaltung und Abänderung der Erzbißthümer nicht bekümmern konnten, weil ſie die chriſtliche Religion entweder nicht angenommen hatten, oder ſich nicht leicht mit der Sorge über ihre äuſſere Einrichtung abgeben wollten: hieraus iſt der Grund zu nehmen, warum die Metropolitanſtädte Mainz und Cölln bis ins 8te Jahrhundert ſo wenig ſtändig geweſen ſind: ſ. Hontheim. Prodr. Hiſt. trev. pag. 136. ſobald aber einmal im Abendlande ordentliche und ſtadthaft eingerichte Erzbißthümer aufgekommen waren, da waren auch die weltlichen Fürſten ſo geſchmeidig, daß ſie die Einrichtung derſelben gern den Geiſtlichen überließen, und ſich nur

die Ehre vorbehielten, solche mit einem Landgut nach dem andern, mit Zehend und Opfern in Menge zu bereichern: die Bischöffe und andere Religionsprediger waren ihre geistlichen Väter, welche die Prinzen aus Heyden zu Christen gemacht hatten: in den spätern Zeiten waren diese Prediger größtentheils Mönche aus England, die ihr Bekehrungswerk entweder aus Antrieb, oder doch mit Begünstigung der römischen Päbste anfiengen und fortsetzten: sie dünckten sich nicht klug genug oder nicht mächtig genug, den Erzbißthümern ihre eigentliche Form zu geben: sie suchten also die ganze Sache dem heiligen Vater zu Rom heimzuschieben, der sie auch willig übernahm, und vielleicht besser besorgte, als sie manche Apostel aus den Klöstern besorgt haben würden: auf diese Art wurden die Erzbißthümer Mainz und Cölln ins Reine gebracht, die fränkischen Prinzen Carlomann und Pipin wollten den heiligen Bonifacius der vorher schon vom Papst als Erzbischof ohne Provinz erklärt war, nicht nur zum Bischoffen, sondern auch zum Erzbischoffen in Mainz machen; wie uns Othlon *in vita Bonifacii* Lib. I, Cap. 44. berichtet; dieser Schriftsteller setzt aber gleich hinzu, daß die Prinzen sich nach Rom an den Pabst gewendet hätten, um diese Anstalt zu Stande zu bringen; Carlomann sagt zwar in einer Synode A. 742. bey Cambray, (apud Liptinar) daß er mit Einholung des Raths seiner Geistlichen und Großen des Reichs, den Bonifacius zum Erzbischoff bestellt und gemacht habe: es läßt sich aber dies alles so vergleichen, daß es mit Genehmigung des Pabsts geschehen sey, s. Schmidt Gesch. der Deutschen 2ter Band 2. Buch Cap. 12. In Spanien giengs etwas anderst zu, da wegen der allzuweitläuftigen Entlegenheit der Länder ein und das andere Erzbißthum sollte noch hinzu gesetzt werden. Der König Theodemir ließ im Jahr 563 seine Bischöffe zusammen kommen, stellte Ihnen die Nothwendigkeit vor, noch ein Erzbißthum aufzurichten, und man ward einig, daß die Stadt Lutques, in welche die Einwohner des Landes, die Sueven, ohnehin gern zu kommen pflegten, als eine erzbischöfliche Stadt angesehen werden sollte: diese Behandlungsart ist gewiß eine der ordentlichsten, wodurch ein Erzbißthum entstanden ist: der König, der bey der äusserlichen Einrichtung der Kirchen gewiß kein fremdem Zuschauer seyn darf, ruft seine Bischöffe zu sich; stellt ihnen seine Angelegenheit, als Männern vor, die zu Kirchensachen mehr Zeit und Einsicht haben mußten, als er, holt ihren Rath ein, und gründet ein Erzbißthum mit seinem königlichen Ansehen: s. Thomasin a. a. O. cap. 42. n. 1. Man muß aber gestehen, daß dergleichen Beyspiele nicht viele sind, wo Erzbißthümer, besonders gegen das 8te Jahrhundert und später, aufgerichtet wurden, ohne daß der Pabst die Hände mit bey hatte: Gregorius II. gab schon den apostolischen Männern, die nach Teutschland, besonders nach Bayern giengen, die Vollmacht, Bißthümer und Erzbißthümer zu errichten. Thomasin a. a. O. n. 3. er setzet weiter keine Bedingniß hinzu, als daß sie diese neue Einrichtungen mit Zuziehung dreyer Bischöffe ins Werk setzen sollten: ohne Zweifel aber trauete er seinen Aposteln so viel Einsicht zu, daß sie solch ein wichtiges Kirchengeschäffte ohne Einstimmung der Landesherrn nicht vornehmen würden, sofern anderst diese sich zu dem christlichen Glauben bekenneten. Im 8ten Jahrhundert und den folgenden Zeiten, war es die gemeinste Gewohnheit, die Erzbißthümer durch die Päbste entweder errichten, oder doch bestätigen zu lassen: die Päbste Hadrianus I, Nicolaus I. und andern, die Thomasin a. a. O. n. 7. gesammelt hat, würden von allen Seiten her angegangen, ihr Ansehen dazu zu leihen. Selbst der brave Erzbischoff Hinemar von Rheims brüstet sich, da er sein erzbischöfliches Ansehen zu behaupten sucht, auf Vorrechte, die er nebst den alten canonischen Satzungen, zugleich dem apostolischen Stuhle zuschreibt. Als nun noch das Pallium, als ein nöthiges Stück zur erzbischöflichen Machtvollkommenheit dazu kam, da war der Einfluß des Pabstes auf die Errichtung eines Erzbißthums gänzlich befestigt: denn wie hätte ein Erzbißthum ohne Erzbischöffe, und wie ein Erzbischof ohne Pallium bestehen können; überhaupt läßt sichs nicht läugnen, daß die Päbste, wenn die Sache auf Thathandlungen ankömmt, in allen abendländischen Staaten, den Erzbißthümern, entweder ihr Daseyn oder ihre Bestätigung gegeben haben. Thomasin hat aus allen christlichen Reichen Beyspiele aufgestellt: a. a. O. n. 7. 8. 9. es läßt sich also an den Fingern abzählen, daß ein so nahmhaftes Recht in den falschen Decretalen entweder seine Vermehrung erhalten, oder doch mehrfältige erdichtete Briefe der ersten Päbste veranlasset habe. Die Päbste Clemens I, und Anacletus mußten hier schreiben, und zwar, jener an den Apostel Jacobus, daß, auf ausdrücklichen Geheiß des heiligen Peter, in gewissen Städten Erzbischöffe angesetzt werden sollten. Man muß diese Briefe selbst in dem Gratian lesen, (sie stehen Dist. 80. Can. 2. Dist. 99. Can. 1.) um den Betrug, blos aus den Nahmen, die darinn vorkommen, mit Händen zu greifen. Inzwischen, und da einmal diese Lehre im Decreto Gratiani genistet hatte, war es kein Wunder, daß Gregor VII, und nach ihm alle Päbste sich, wenns auf Anlegung eines Erzbißthums, Primats oder Patriarchats ankam, auf die Satzungen der uralten Kirchenordnungen berufen haben: s. Febronius Tom. 1. c. 4. §. 10. n. 2. aus eben dieser Quelle fließt der starke Ausdruck des heiligen Bernards Epistol. 131. ad mediolanens. daß der Pabst, wenn er Ursache zu haben glaubte, aus Bischöffen Erzbischöffe, folglich aus Bißthümern Erzbißthümer, und umgewandt, aus Erzbischöffen und Erzbißthümern, Bischöffe und Bißthümer umzuschaffen befugt sey: Ein anderer Abt hat zu den Zeiten der Synode zu Vienne im 14ten Jahrhundert sogar behauptet, der Pabst könnte aus einem ganzen Königreiche alle Erzbischöffe und Primaten aufheben, und sich die Bischöffe unmittelbar unterwerfen: *Bibliotheca Cisterciensis* Tom. 4. pag. 309. bey Thomasin a. a. O. cap. 45. n. 1. so warm aber waren nicht alle Köpfe: man wird kein neu errichtetes Erzbißthum auffinden, bey dessen Errichtung der Landesherr ausdrücklich verdrängt worden wäre; im Gegentheil ist es die gemeine Meynung, daß ihre Einwilligung allezeit erforderlich gewesen sey: Thomasin hat cap. 5. eine lange Reihe von Beyspielen, auch trift man sehr viele dort und anderstwo an, daß die Fürsten diejenigen waren, welche zu dergleichen Errichtung der Erzbißthümer die erste Hand geboten haben: entweder haben die Appellationen an das Metropolitangericht noch nicht so viel gekostet, oder die Landesherren gaben so genau auf den Vortheil, das Geld nicht ausser Lands laufen zu lassen, nicht acht, sonst würden sie, wenigstens die Fürsten größer Staaten, darüber gewachet haben, daß sie die Erzbißthümer in

ihren Landen bekommen hätten. In Deutschland, welches allmählig in so kleine Theile zerstückt ward, war es freylich nicht möglich: und so lange die Kaiser selbst den Genuß von den besten Landseinkünften gezogen haben, war es ihnen gleichviel, wo der erzbischöfliche Sitz aufgeschlagen ward; der böhmische König Ottocar gab sich viele Mühe, aus der Stadt Prag eine Metropolitankirche zu machen, er bekams aber mit dem Papst Innocentius III aufzunehmen, und dieser wußte ihm so viele canonische Schwierigkeiten in den Weg zu legen, daß das Geschäfft ins stecken kam, wovon weiter unten. Die Kaiser Carl M. die Ottonen gebrauchten oft ihre kaiserliche Gewalt, wenn ein Erzbißthum entstehen sollte, welches meistentheils aus ihren herrschaftlichen Gütern seinen Unterhalt bekam: wenn man in Hansizens *Germania sacra* die Geschichte von Streitigkeiten durchließt, welche zwischen dem Erzbischof zu Lorch (Laureaca) und Salzburg entstunden, so findet man, daß bald die Kaiser bald die Päbste bey Errichtung oder Erhaltung einer erzbischöflichen Würde vorzüglich gewürkt haben.

Bey den ältesten Zeiten der Kirche wurden die Erzbißthümer auf ganz andere Wege errichtet; wenn die Bischöffe fanden, daß eine mit Bischöffen besetzte Gegend allzuweitschichtig, und es ihnen zu beschwerlich, den Pfarrgeschäften aber zu lästig war, bis sie zu ihrem Erzbischoffe kommen konnten, so legten sie selbst in einer Provinzial-Synode ein neues Erzbißthum an, und zeigten die Wirkung des cyprianischen Spruches mit der That, daß einem jeden einzelnen Bischoffen die Sorge über die ganze Kirche, eben so, als wenn er allein in der Kirche wäre (in solidum) anvertraut sey. Da brauchte man weder die Einwilligung noch die Bestätigung der Päbste: auf diesem Fuße lebte die irrländische Kirche glücklich bis ins 12te Jahrhundert, bis der Erzbischof Malachias um die Lebzeiten des heiligen Bernards von Clairvaux auf den andächtigen Einfall kam, das Pallium und die Bestätigung seiner erzbischöflichen Würde zu Rom zu holen. Thomasin a. a. O. cap. 45. n. 13. dieser Schriftsteller kann selbst nicht in Abrede stellen, daß sehr viele Erzbißthümer ehedem ohne den mindesten Beytrag des römischen Hofes entstanden seyn. Ebendaselbst, n. 8. es ist ein offenbares Zeichen, daß die Geistlichen in Irrland nicht einerley Grundsätze mit jenen in England hatten, die Benedictiner Mönche aus diesem Königreiche, die Teutschland gröstentheils bekehrt hatten, führten ganz andre, und zum Vorschub für die päbstliche Monarchie sehr günstige Lehren überall bey ihren Neubekehrten ein: daher entbrannte jener große Eifer des heil. Bonifacius, die Erzbischöffe von Westfranken u. Teutschland an die Pallia und an die Abhängigkeit von Rom zu gewöhnen, während dem die irrischen Erzbischöffe von ihren Mitbrüdern, den Bischöffen und den Provinzialsynoden ihre Entstehung herholten. Endlich aber kam es beynahe in der ganzen christlichen Welt dahin, daß die Errichtung der Erzbißthümer hauptsächlich vom Pabste abhieng: im 10ten Jahrhundert, sagt Febronius Tom. I. cap. 4. §. 10, hatten die falschen Decretalen, welche Dist. 80. can. 2, und Dist. 90. can. 1. enthalten sind, das Glück, nach und nach die Aufrichtung der Erzbißthümer unter die dem Papst allein vorbehaltenen Vorrechte (causæ majores) einzuschieben. Man hat aber in den Decretalen keinen ausdrücklichen Canon, worinn diese Kirchensatzung ausgedrückt wäre, sondern sie ward durch durchgesetzte Ausübungen des päbstlichen Hofes in den Gang gebracht, also, daß sie unter die ungezweifelten Fälle nunmehr gerechnet wird, die dem Pabst ausschliesslich reservirt sind: s. Paul Joseph Riegger, *Instit. Jurisp. eccles.* part. I. §. 298. so sehr aber in diesem Stück die hohe Machtvollkommenheit der Päbste festgesetzt ist, so darf sie doch nicht nach bloßer Willkühr, sondern muß sich mit der gedoppelten Einschränkung nur äussern, erstens, daß der Landesherr damit zufrieden ist, welches wir bisdieher beobachtet haben: daß zweytens, keinem andern Erzbischoffe dadurch ein Abtrag entstehe, oder dieser in selbigen einstimmen: die Beyspiele von dem Recht der schon im Besitz stehenden Erzbischöffe sind bey dem Thomasin so häufig angeführt, daß wir nur einige ausheben wollen: der König Osta von einem Theil von Engsland, Mercia, wollte durchaus nicht zugeben, daß seine Bischöffe unter einem Erzbischoffen stehen sollten, der nicht unter ihm stand, sondern in einem andern der 7 kleinen Königreichen angesessen war; er gewann den Pabst Hadrian I, und dieser machte aus der Stadt Lichtfield einen erzbischöflichen Sitz, und erfüllte des Königs Willen, daß nun das Erzbißthum in seinem Reiche war, allein der Erzbischof von Cantorburi, dem durch diese Neuerung die Bischöffe von Mercia entzogen worden war, wartete auf andere Zeiten, und bis Osta gestorben, und Kenulph an seine Stelle gesetzt war, er war so geschickt, diesem Könige den ihm zugefügten Schaden begreiflich zu machen, und es dahin zu bringen, daß mit Bewilligung des Königs vom Pabst Leo III, das Lichtfieldische Erzbißthum wieder aufgehoben, und jenes zu Cantorburi wieder in seine vorige Rechte eingesetzt worden ist: s. Thomasin a. a. O. n. 2. Als auf Betreiben des Kaisers Otto I, Magdeburg zu einem Erzbißthum werden sollte, beschwerte sich sowohl der Bischof von Halberstadt, der, weil Magdeburg noch nicht einmal einen eignen Bischoffen hatte, solches als ein Zugehör zu seinem Bißthum ansah, als auch hauptsächlich der Erzbischof von Mainz, dem Halberstadt, und folglich auch Magdeburg untergeben war: die Sache wurde in der Synode zu Ravenna dahin ausgeglichen, daß der Bischof und der Erzbischof in die Errichtung des neuen Erzbißthums willigten: J. J. Moser, deutsches Staatsrecht, XIter Theil 3tes Buch cap. 35. §. 25. bis das Erzbißthum Salzburg in den ruhigen Besitz kam, und welche Bewegungen in den ältern Zeiten Lorch (Laureaca) in den jüngern Passau dagegen machte, erzählt Zallwein *Principia jur. eccles.* Tom 4. Q. 4. cap. 1. Prag sollte, wie wir kurz vorher erwähnten, schon unter seinem König Ottocar zu einem Erzbißthum erhoben werden, allein es zerschlug sich das Geschäft, indem der Pabst Innocentius III. dem König die Vorstellung machte, daß er das neue Erzbißthum nicht aufrichten könnte, bevor nicht erwiesen werde, daß ein auffallender Nutzen und eine dringende Nothdurft es erheische, auch für das neue Erzbißthum hinlängliche Mittel vorhanden seye, über alles dieses müßte auch das alte Erzbißthum Mainz befragt und begrüßt werden, als aber hernach der Erzbischof zu Mainz als ein deutscher Biedermann sich in die römische Allmacht nicht schicken, und den rechtmäßigen Kaiser Ludwig von Bayern den päbstlichen Ränken zu gefallen, nicht verlassen wollte; da fielen nun auf einmal alle Bedenklichkeiten weg, die dem Innocentius III. so schwer auflagen; der Pabst Clemens VI, der durchaus den Kaiser unter die Füße

bringen wollte, befahl schon A. 1341, dem Bischof von Prag, daß er seinem rechtmäßigen Erzbischof in Mainz nicht mehr gehorchen sollte, dieß war die gewünschte Gelegenheit, den längst entworfenen Schritt zum Erzbißthum zu machen, der Pabst griff sogleich ohne weitere Bedenklichkeit durch, und erklärte Prag zum Erzbißthum, er war aber so klug, daß er nicht die wahren Bewegursachen, sondern diese angab: Böhmen sey zu weit von Mainz entfernt: die böhmische Sprache sey von der deutschen unterschieden; also daß einer den andern nicht verstehen könnte: der Weg aus Böhmen an den Rhein sey wegen Straßenräubern unsicher: es lägen hohe Berge dazwischen, so wie auch andere Provinzen, die man durchzureißen hätte; auch seyen bey Menschengedenken die Bißthümer Prag und Olmütz von ihren Erzbischöffen nicht, ausser einem einzigenmale, besucht und visitirt worden, weniger nicht, seyen beyde Bißthümer so volkreich, daß es unmöglich für einen so entlegenen Erzbischofen sey, seine Schaafe zu kennen, also sollte Prag von Mainz abgerissen, und zu einem Erzbißthum erhoben seyn: Olmütz, bey dem alle diese Gründe auch eintrafen, folgte natürlicherweise nach; wären diese Ursachen unter dem Pabst Innocentius als gültig angesehen worden, so würde man nichts dagegen einzuwenden finden: denn in der That konnte es den Zweck nicht wohl entsprechen, daß eine Provinz so ausserordentlich weitschichtig, und folglich es dem Erzbischoffen unmöglich war, sein erzbischöfliches Amt, wie er sollte, selbst zu verrichten. Mainz wehrte sich freylich dagegen, allein am Ende mußte es doch nachgeben: s. Moser a. a. O. §. 26. wo mehrere, besonders auch neuere Fälle vorkommen, bey denen die Erzbischöffe, denen etwas von ihren untergebenen Sprengeln genommen wurde, theils Gegenbewegungen machten, theils ihre Entschädigungen enthielten. Bey Entstehung des Erzbißthums zu Wien regte sich sogar das Domcapitel zu Passau, besonders, weil ein Theil der Passauischen Diöces an dem Erzbischoffen in Wien abgetreten werden sollte. Wie Herr von Moser a. a. O. versichert, und §. 33. die eignen Worte desselben beybringt, woraus wir sehen, daß die Domherren sehr unzufrieden mit dem heiligen Vater waren, der, als er auf dem Wege Rechtens nicht fortkommen konnte, nun alles auf seine Macht, Gnaden auszutheilen, ankommen lassen wollte. Es ist der Mühe werth, die Vorstellung bey Moser selbst zu lesen. So wie die Erzbischöffe Ursache haben, sich der Errichtung eines Erzbißthums auf dem Grund und Boden ihres erzbischöflichen Sprengels zu widersetzen, also haben sie auch Stoff genug zum Widersprechen, wenn ein ihrem Krumstab unterworfenes Bißthum, entweder einem andern Metropoliten, oder dem Pabst unmittelbar untergeben werden soll. Die letzte Art, die erzbischöflichen Rechte zu kränken, war zu den Zeiten des heiligen Bernards so geläufig, daß dieser den Pabst Eugen. 3. lib. III. c. 4. unter die Augen schreiben konnte, es seyen wenig Erzbischoffe, die eine Exemption ihrer untergebenen Bischöffe nicht schon erlitten, oder noch zu fürchten hätten. Die Erzbischöffe von Mainz und Salzburg haben in Deutschland die meisten Beyspiele gegeben, wie viel ihnen und einem jeden Metropolitan daran gelegen sey, die ihnen unterworfene Bischöffe in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Jener war glücklicher, in Ansehung des neuen Bischoffs von Fuld, von dem Mosheim in der deutschen Kirchenverfassung, Buch 3. cap. 4. §. 11. irrig angiebt, daß er exempt sey: dieser, der Erzbischoff von Salzburg aber mußte zu sehen, daß der Bischoff von Passau die Exemption davon trug; weil dem Kaiser daran gelegen war. (s. Exemption.) Von den Erzbischöffen in Deutschland ist noch dieses merkwürdig, daß, da es daselbst nicht ungewöhnlich ist, den Besitz mehrerer Bißthümer in einer Person vereinigt zu sehen, es nicht selten eintrift, daß der Erzbischoff wegen einem von ihm besessenen Suffragantbißthum sein eigener Suffraganeus sey. (l. c.)

Erzbischoff in Partibus infidelium. So wie es Bischöffe in Partibus giebt, so hat die Kirche auch dergleichen Erzbischöffe erschaffen, weil diese Schöpfung leicht und mit wenig Kosten verbunden war. Der Ursprung und die Veranlassung, wodurch die Titular Bischoffe entstanden sind, passen ebenfalls auf die Titular Erzbischöffe. (s. den Art. Bischoff in Partibus.) Die aus der Kirche verloren gegangene Erzbißthümer geben den Namen den Titular-Erzbischöffen, so wie die Bisthümer gleicher Art den Titularbischöffen ihre Benennung beylegen. Ob auch deutsche Erzbißthümer die durch die Reformation säcularisirt worden sind, denen Titularerzbischoffen in Spanien und Portugal ihre Titel geben, so wie nach der Versicherung des Herrn Nicolai, in seinen Reisen durch Deutschland und die Schweitz, 1. Buch 2. Abschn. pag. 47. Die deutsche Bißthümer und Abteyen, den Geistlichen in besagten Ländern es thun, diß ist uns unbekannt. Sollte es aber seyn, so ist dieser Gebrauch gewiß nicht von solcher Erheblichkeit, daß die Herrn Protestanten sich dieser wegen ein graues Haar sollten wachsen lassen. Gleichwie die gute Bischöffe in Partibus sich von dem wirklich mit Diöcesen versehenen Bischöffen mußten auf gewisse Jahre miethen lassen. Gudenus *Cod. dipl.* Tom. 4. pag. 813. Wo ein Titular Bischoff auf 6. Jahre gedungen wird. Also gabs auch Titularerzbischöffe, die nicht heickel waren, einem Bischoffen zu dienen. Ortolph von Alzenbrück, Erzbischoff von Apamea war im Jahr 1349. in Diensten des Bischoffs von Passau als Weyhbischoff. Hanfiz *german. sacra.* Tom. 1. am Ende. Corollar. VI. n. 8. Die Römer sind heutzutage schwieriger, einem Weyhbischoffen den Titel eines Erzbischoffs beyzulegen. Als der Patriarch von Lisabon einen erzbischöflichen Titel für seinen Weyhbischoffen verlangte, mußte nicht nur der König von Portugall seine Bitte mit einlegen; sondern auch durch seinen Gesandten versprechen lassen, daß hieraus auf die künftige Fälle kein Anspruch gemacht werden sollte. Benedictus XIV. *de Synod. dioec.* Lib. 13. c. 14. n. 11. Die Weyherzbischöffe aber dürfen das Pallium nicht tragen: eben daselbst Cap. 15. n. 17. s. Bischoff in Partibus und van Espen. Tom. 5. Part. 2. pag. 445. edit. Colon. Eine seltsame Pflicht ist es, welche die Congregatio Concilii ihnen, denen Erzbischöffen und Bischöffen in Partibus auflegt; nemlich, daß sie jährlich den Zustand ihrer Kirche unter den Heyden der Congregation vorlegen sollen. s. Fagnanus ad Lib. 2. *Decretal. tit. de jure jur. Cap. ego N.* n. 83. welche äusserst seltene Beschreibung mußte hier von den Erzbisthümern und Bisthümern vorkommen, welche so viele Titularerzbischöffe und Bischöffe vielleicht nicht einmal auf der Landkarte finden können. (l. c.)

Erzbischöflicher Hut, (herald.) wird der dem Cardinalshut gleichende Hut genannt, welcher über die erzbischöffliche Wappenschilde gesetzt wird; zum Unterschied von jenem aber die grüne Farbe, und nur

nur 10. Quaſten auf jeder Seite hat. *) (33)

Erzbisthum, Erzbischofsthum, iſt ſowohl das geiſtliche als weltliche Gebiet eines Erzbiſchoffs. Nicht alle Erzbiſchöffe haben ein weltliches Gebiet. In Anſehung des geiſtlichen aber hat der Erzbiſchoff ſowohl ſeinen eignen Kirchſprengel oder Dioces, worin er Biſchoff iſt, wie ein jeder anderer Biſchoff in der ſeinigen, als auch gewiſſe Rechte übe andere ihm unterworfene Biſchöffe. Beydes wird durch das Wort: Erzbisthum ausgedrückt. (ſ. weiter **Erzbischoff.**) (1)

Erzblume, nennt man jede Bergart, wo die Erfahrung an die Hand giebt, daß Erze in der Nähe ſind. Da die mehreſte Spatarten gute Anzeigen auf Erz geben, ſo belegt man dieſe insbeſondere mit dieſem Namen. (39)

Erz, bluter, ein Ausdruck der beſonders in dem Churſächſiſchen und auf dem Harze gewöhnlich iſt, wenn Rothgulden im Anbruch ſtehet. (39)

Erzbotschafter, dieſe Würde gehört unter die Vorſchläge der Gelehrten, als man auf die Erfindung eines neuen Erzamtes für Churbraunſchweig bedacht war. Die Veranlaſſung hiezu fand man in den ehemahligen miſſis dominicis oder imperatoris der fränkiſchen Monarchie. Der Vorſchlag iſt nun wie alle andere dieſer Art, überflüßig. (ſ. **Erz-** und **Erbämter.**) (15)

Erzbrennen, (Metallurgie) iſt eigentlich eine Art des Röſtens, die vormals zu Johanngeorgenſtadt in Sachſen, und noch jetzt am Harze üblich, und nach **Schlüters** Berechnungen und Erfahrungen bey ſilberhaltigen Bleyerzen dem Ausbringen beyder Metalle ſehr vortheilhaft iſt, und das Schmelzen ſehr erleichtert. Dieſe Arbeit geſchieht in eigenen Oefen (Brennofen), die theils weil ihre Hauben unter einem Schauer ſeyn, theils weil die Schliche und der davon gebrennte Roſt im Trockenen aufbewahret werden müſſen, am beſten in eigenen Gebäuden (**Brennhütten**), 14, 15-19. Schuh lang, hinten 12-15. und vornen 3, 4-11. Schuhe breit und ſo groß, daß jedesmal höchſtens 32. Centner Erz darein geſtürzet werden können, angelegt werden; das Fundament dazu muß beſonders auf der Seite, wo die Seiten, und Vordermauern hinzuſtehen kommen, dauerhaft gemacht werden, daß es ſich nicht ſetzen kann; iſt es bis dahin herauf geführt, wo die Abzucht angeht, welche kreutzweiſe unter dem Ofen durchgeführt werden muß, ſo werden die beyde Mauren, die höchſtens zu oberſt etwa anderthalb Schuhe hoch aus feuerveſten Steinen gemacht werden müſſen, auf den Seiten und hinten ſo hoch aufgeführt, als der Heerd ſteht, vornen aber offen gelaſſen, um die Steine zum Heerd hineinzubringen, welche ſehr feuerbeſtändig, ſo groß als möglich, oben gleich gehauen, ſo genau als möglich zuſammengefügt, die etwa fallende Löcher mit langen Steinen ausgezwickt, alle Steine in Sand geſetzt, und mit Sand voll beſchüttet werden müſſen; ſind nun Mauren und Heerd fertig, ſo werden hölzerne Bögen ſo groß, als das Gewölbe ſeyn muß, eingeſetzt, und über dieſe das Gewölb aus guten feuerveſten Steinen mit gutem Leim gemauert und geſchloſſen; weil aber beyde Schürlöcher, ſowohl das kleine wodurch die Feuerung eingetragen, als das groſſe, wodurch die Erze eingeſtürzt und gerühret werden, mit gemeiniglich (am Oberharze ehmals nicht, und jetzt nur, nachdem der Brennofen beſtürzt iſt) geſchloſſenen eiſernen Thüren verſehen ſind, ſo werden durch das Gewölbe an der Seite, wohin die Flamme gehen ſoll, in die Flammenröhre, durch welche die Flamme ihren Abzug hat, vier kleine Löcher geführt, nun macht man auch die Vorderſeite an dem Ofen fertig; und muß man, weil der alte Heerd nicht mehr zu gebrauchen iſt, einen neuen einſetzen, ſo macht man dieſen nun zu, und beyde Schürlöcher hinein, legt unten zwo Eiſenplatten, zur Seite gegoſſenes Eiſen, und oben eine Platte von gegoſſenem Eiſen ein, um ſo Rauch und Flamme in einen Schornſtein zu führen, der auch wo mehrere Oefen in einer Hütte ſtehen, mehrere Oefen vereinigen kann. Hat man dieſen Ofen bald nöthig, ſo muß um das Mauerwerk zu trocknen, das Feuer ſachte geführt werden; ſonſt aber iſt es beſſer, wann er ohne Feuer trocknet, und dann ſo geheizt wird, daß Heerd und Haube inwendig glühen, wozu 5-6 Tage und Nächte erfordert werden; in dieſen Ofen, der z. B. am Oberharz ein bis zwey Jahre gehen kann, ehe ein neuer Heerd nöthig iſt, ſonſt aber am vortheilhafteſten an einem fort ein Feuer erhalten würde, wann es möglich wäre, und daher bey vorfallendem Mangel an Schlich oder Erz 2-3. Schichten heiß gefeuert und beſtürzt werden muß, bringt man nun 4-6. Centner (in Sachſen) bis 32. Centner (am Harze) rohes (in Sachſen) oder dreymal geröſtes und klein geſchlagenes (am Rammelsberge), oder zu naſſem oder zu Stuffſchlich gezogenes (ſonſt am Harze) Erz, gemeiniglich ohne allen Zuſatz (in Sachſen mit dem achten Theile Waſcheiſen,) bald auf einmal, bald auf fünf oder ſechsmal, gibt mit Scheiterholz (in Sachſen) oder Rollholz mit Waſen vermengt 12. (am Rammelsberg) 72. Stunden lang, (in Sachſen bis kein Rauch mehr aufſteigt) ein gleiches Feuer, ſo daß das Erz beſtändig glüht, und gegen das Ende der Arbeit fließt, rührt es wenigſtens alle Stunden einmal um, macht aber jedem Rühren und Feuern die Thüren wieder wohl zu; findt man, daß er oben eine Rinde ungefehr einen Finger dick hat, unter dieſer aber glüht, ſo hat er die rechte Hitze. Nach dieſer Zeit wird er dann ausgezogen, und der Ofen von neuem beſtürzt. (12)

Erzbruch, heißt jeder Ort wo Erze gebrochen werden. (ſ. **Bergwerk.**)

Erzbrüderschaft. Welſchland iſt in Europa dasjenige Land, wo es die gröſte Anzahl von Brüderſchaften und Erzbrüderſchaften giebt, die ſich Büſſende nennen. Die **Erzbrüderſchaften** unterſcheiden ſich von den Brüderſchaften dadurch, daß die erſte die Häupter dieſer letztern ſind. Man müßte ein ganzes Buch ſchreiben, wenn man von allen dieſen Erzbrüderſchaften insbeſondere reden wollte, weil nur allein zu Rom, wo ſie ihren Urſprung gewonnen haben, ihrer mehr als hundert von verſchiedener Stiftung ſind, die auch meiſtentheils verſchiedene Kleider haben. Die Vornehmſte darunter ſind folgende:

Erzbrüderschaft, von der Kirchenfahne zu Rom. Schon im Jahre 1264. vereinigten ſich einige weltliche Perſonen, um gemeinſchaftlich gute Werke auszuüben. Sie wandten ſich an den heiligen **Bonaventura** und baten ihn um eine Regel. Er gab ſie ihnen, verordnete ein weiſſes Kleid zu tragen und nannte ſie die Empfohlene der heil. Jungfrau, welches alles vom **Clemens IV.** gebilliget wurde. Dieſe Brüderſchaft war anfänglich in der Hauptkirche zu St. Maria der gröſſeren errichtet. Da denn nach ihrem Beyſpiele vier andere entſtunden; ſo erhob man jene zur Mutter von dieſen, d. h. zur Erzbrüderſchaft.

*) ſ. Tafel herald. Fig.

Da nachher unter dem Pabstthume Innocentius IV., der zu Avinginon residirte, einige Unruhen in Rom entstanden waren; so widersetzten sich die Brüder dieser Erzbrüderschaft den Gewaltthätigkeiten der römischen Herren, die das Volk unterdrücken wollten, und liessen mit Einwilligung des päbstlichen Vicars und auf Gutachten der vornehmsten Bürger zu Rom, einen Stadthalter des Capitoliums wählen. Darauf gaben sie denn ihrer Gesellschaft den Namen von der Kirchenfahne, um dadurch anzuzeigen, daß sie unter der Fahne des Eifers, dem Vaterlande und den Rechten der Stadt ihre Freyheit wieder gegeben hätten. Dies machte, daß die Päbste dieser Erzbrüderschaft viele Privilegien gegeben haben. — Die Brüder statten jährlich eine grosse Anzahl armer Mädchen aus, denen sie noch eine beträchtliche Heurathgabe nebst einem Kleide geben. Sie halten einen Arzt, der für die armen kranken Brüder Sorge tragen muß, die sie denn nach ihrem Tode aus eigenen Kosten beerdigen lassen. Gregor XIII. hat ihnen auch einmal den Auftrag gemacht, die Gefangene loszukaufen.

Erzbrüderschaft der Wundmale des heiligen Franciscus. Diese Gesellschaft hat zu Ende des 16. Jahrhunderts, von einem gewissen Wundarzte Pizi zu Rom ihren Anfang genommen. Dieser hatte nemlich einige fromme Personen zusammengebracht, die mit ihm in den Vorsatz willigten, die Demuth und Abtödtung des heiligen Franciscus nachzuahmen. Clemens VIII. gab ihnen die Einwilligung zur Errichtung einer Gesellschaft und zugleich die Kirche zu den 40. Märtyrern im Viertel della Pigna und ließ sie an allen Privilegien und Freyheiten Theil nehmen, deren der Orden des heiligen Franciscus genoß. Worauf viele Cardinäle, Prälaten und Fürsten in diese Gesellschaft traten. Es werden Leute von Adel und dem Bürgerstande dahin aufgenommen, nur keine Gastwirthe. Die Brüder beschäftigen sich hauptsächlich damit, daß sie die Kranke und Spitäler, besonders das zu St. Johann von Lateran besuchen, wohin sie alle Mittwochen, die Reihe herum, den Kranken Erfrischungen bringen. Sie sorgen für die armen Wittwen und Waisen ihrer Mitbrüder, unterstützen ihr bestes vor Gerichte und unterhalten dieserwegen einen Procurator. Das Jahr hindurch haben sie viele Proceßionen oder Umgänge. Bey der Proceßion, die sie am Michaelstage nach St. Johann von Lateran führen, empfangen sie zusammen die Communion und klettern denn auf den Knien die heilige Treppe hinauf. Der feyerlichste Umgang aber wird am Matthäustage gehalten. Denn alsdann tragen sie, in Begleitung von 4-500. Brüdern und andern, Observanten, Conventualen Capucinern und einer grossen Menge Volkes, das aus den Wundmalen des heiligen Franciscus geflossene Blut in einer Phiole herum, die in einem kostbaren Behältnisse verwahret wird. Alle Sonn- und Festtage beten sie das Officium der heiligen Marien, oft auch das Officium der Todten für ihre verstorbenen Mitbrüder; alle Freytage aber die Tagzeiten vom heiligen Creutze, wornach sie sich, zum Andenken des Leidens Jesu, geisseln und peitschen. — Ihre Kleidung besteht aus einem aschgrauen Sacke, der mit einem dicken Stricke gegürtet ist, woran ein hölzerner Rosenkranz hängt. Auf der linken Seite des Sackes sieht man das Wappen des Franciscanerordens, nemlich zween über ein hölzernes Creutz geschlagene, an den Händen durchbohrte Arme, davon der eine nackt, der andere mit einem Ermel bekleidet ist.

Erzbrüderschaft unserer lieben Frau vom Berge Carmel zu Rom, ist ebenfalls eine Gesellschaft weltlicher Personen, die unter Clemens VIII. im Jahr. 1543. errichtet worden. Sie haben ein Bethaus auf dem Berge Magnanopoli, wo sie sich versammeln, nur gemeinschaftlich die Tagzeiten der heiligen Marien herzusagen und Messen lesen zu lassen. Ihre Kleidung besteht aus einem Sacke von kastanienbrauner Farbe, an welchem eine Capuze hängt, die ihnen das Gesicht bedeckt und zwey Oeffnungen hat, wodurch sie sehen, aber nicht gesehen werden können.

Die Erzbrüderschaft des Todes steht auch in grosser Hochachtung. Die vornehmste Verrichtung dieser Brüder ist, diejenigen Personen zu begraben, die man auf den Strassen in Rom und auf dem Felde todt findet; und es sind stets Brüder abgeordnet, sie aufzusuchen und nach ihrer Kirche zu bringen, wo sie die Todtenmesse für sie halten. Sie tragen einen schwarzen Sack, an dessen Seite sie ein Schild heften, worauf ein Todtenkopf, ein Creutz und zwey Stundengläser stehen. (37)

Erzcämmerer, s. Erzämter.

Erzcanzler, s. Archicanzellarius und Erzämter.

Erzcapellan, s. Erzämter, auch Archicapellanus.

Erzdiacon, Wir lesen in den Apostelgeschichten, daß zum Anfange der Kirche zu Jerusalem sieben Diaconen angeordnet waren, welche nebst andern geistlichen Verrichtungen die Hauptpflicht hatten, für die Armen und für alte gebrechliche Wittwen, die sich durch ihre Handarbeit nicht fortbringen konnten, zu sorgen, und selbe von dem, was fromme und freygebige Christen zusammen trugen, zu ernähren. Als nun das Christenthum sich mehr ausbreitete, und viele Reiche dasselbe annahmen, so wuchsen auch dergleichen Sammlungen, welche bey der Liturgie geschahen. In den grösseren christlichen Gemeinden wurden demnach auch Diaconen angestellt, welche nicht nur den öffentlichen Gottesdienst zu bedienen hatten, sondern auch die Kirchengüter, das ist, jenes, was freygebige Christen zur Erhaltung des Gottesdienstes und Gott geweyhten Personen zusammengetragen hatten, ausspenden mußten. Diese Ausspendung der Kirchengüter geschah nun freylich unter der Aufsicht der Bischöffe; jedoch, weil den Bischöffen ihre geistliche Verrichtungen viel zu thun machten, die sie doch nicht hintansetzen wollten: so möchte wohl in den vornehmern Kirchen schon zu den ersten Zeiten auch einem aus den Diaconen, dessen Treue man hinlänglich geprüfet hatte, die Aufsicht über die andere Diaconen und über die Austheilung der Kirchengüter anvertrauet worden seyn. Doch kann man nicht bestimmen, in was für einem Jahrhunderte dieses geschehen. Optat von Milevi erzehlet in seinem ersten Buche von der Trennung der Donatisten, daß Cäzilian, der im Jahre 311. zum Bischoffe von Carthago erwählet wurde, zuvor in der nemlichen Kirche, als Erzdiacon gestanden sey. Viele wollen auch behaupten, daß Laurentzius, welcher in der Mitten des dritten Jahrhunderts gelebt, Erzdiacon in der römischen Kirche bey dem Pabste Sixtus gewesen sey. So viel läßt sich also daraus abnehmen, daß die Erzdiaconen schon in dem 3. Jahrhunderte müssen aufgekommen seyn. Ja! es giebt einige, welche den Namen eines Erzdiaconen schon dem heil. Stephan dem ersten Martirer der

christlichen Kirche zueignen wollen. In den Kirchenräthen des 4. und 5. Jahrhunderts geschieht schon öfters von Erzdiaconen Erwähnung. Weil nun das Volk jene ganz besonders hochachtet, von welchen es zeitliche und irdische Güter zu gewärtigen hat; die Kirchengüter, aber theils von Erzdiaconen, oder theils unter ihrer Aufsicht ausgetheilt wurden, so nahme auch das Ansehen der Erzdiaconen kurz nach ihrer Entstehung dermassen zu, daß sie so gar auch jenen Geistlichen, welche Kraft ihrer Ordination zu höhern geistlichen Verrichtungen bestimmt waren, ihren Rang strittig machten. Schon am Ende des 4. Jahrhunderts klagt Hieronymus deswegen in einem berühmten Schreiben, daß die Diaconen der römischen Kirche den Priestern vorgehen wollten. Vielleicht war schon damals den Erzdiaconen einiger Vorsitz vor den Priestern in manchen Kirchen zugestanden. In dem Kirchenrathe zu Laodizäa, welcher etwa im Jahr 366. oder 367. gehalten wurde, finden wir im 57. Canon folgendes aufgezeichnet: Quia potior Archidiaconi dignitas est, prima ei sedes post Episcopum data est ante presbyteros. Auf deutsch: „Weil die Würde des Archidiacons vornehmer ist, so hat er auch vor den Priestern unmittelbar nach dem Bischoffe den ersten Rang.“ Es ist auch nicht zu zweifeln, daß in jenen Zeiten, wo die Erzdiaconen aufgekommen sind, von den damals lebenden Bischöffen rechtschaffene und getreue Männer die Ehrenstelle der Erzdiaconen erhalten haben. Dadurch wuchs ihr Ansehen bey dem gemeinen Volke noch mehr. Und da sind sie in der Ausspendung der Kirchengüter sehr getreu waren, so erwählten auch manche streitende christliche Partheyen die Erzdiaconen zu ihren Schiedsrichtern. Die Bischöffe, welche dieses wegen ihren geistlichen Geschäften leicht geschehen liessen, waren zufrieden, wenn sie in ihren geistlichen Verrichtungen nicht gestört wurden. Hierdurch möchte wohl auch der Weg zu der geistlichen Gerichtsbarkeit der Erzdiaconen gebahnet worden seyn, die sie nachmals auch sogar über die Priester ausübten. Doch Fleuri sagt in seinen *Instit. ad jus eccles.* daß dieses erst gegen das 6. Jahrhundert geschehen sey, ob er gleich zugibt, daß sie schon vorher einen Vorsitz oder einigen Rang vor den Priestern möchten gemacht haben. Die Bischöffe bedienten sich derselben auch öfters in den ihnen zukommenden Hirtenpflichten. Durch die Erzdiaconen konnten sie vieles von der Beschaffenheit ihres Volkes erfahren, weswegen sie auch jene, die zu den heiligen Weyhen gelangen sollten, durch die Erzdiaconen vorführen liessen. Was für Verrichtungen sie ferner in den mittlern Zeiten gehabt haben, wie hoch ihr Ansehen gestiegen, und wie sie nach und nach abgekommen u. d. m. kann man in dem Art. Archidiaconus nachlesen. (14)

Erzdiöces, heißt das geistliche Gebiet eines Erzbischoffs das sich über mehrere Bißthümer zu erstrecken pflegt, und heutiges Tages gemeiniglich Provinz genennt wird. Auch wird das Bißthum, dergleichen ein jeder Bischoff hat, und das sonst Diöces genennt wird, Erzdiöces genennt, weil der demselben vorstehende Bischoff zugleich Erzbischoff ist. In dieser Bedeutung ist es ein blosser Titel. (1)

Erzdomainenmeister, s. Erzämter.

Erzdreschen, (Metallurgie) ist in Westphalen, und vornemlich in der Eifel statt des Puchens gewöhnlich; man bringt nemlich die Stücke Erz, nachdem sie schon gebrannt sind, auf einen runden mit harten Steinen gut gepflasterten Platz, und drischt sie da mit Eisen, die in Absicht auf die Art ihres Gebrauchs mit Dreschpflegeln übereinkommen in Absicht auf ihre Gestalt aber einem Hammer mehr ähnlich, einen Schuh lang, eine Hand breit und einen Zoll dick sind, und in der Mitte ein Loch haben, in welchem ein hölzerner nicht sehr dicker, aber viertehalb Schuhe langer Stiel vest gemacht wird: ist das Erz klein genug geklopft, so kehrt man sie mit Besemen zusammen, führt es nach der Hütte, und wascht es. (12)

Erzdrüse, heißt jede Drüse welche Erz enthält, zum Unterschied der Drüsen die gar kein Metall führen. (s. Drüse.) Zuweilen finden sich verschiedene Erze in Krystallengestalt und drüsigt, z. B. Weisgulden, Rothgulden ꝛc. und solche Stücke nennt man auch Erzdrüsen. (39)

Erzeimer, (Metallurgie) ist ein offener, hölzerner nach oben zu sich verengernder Eymer, durch dessen oben angebrachte Handhaben ein eiserner auf beyden Seiten zurückgekrümmter Stab geht an welchem der Eymer getragen wird; man gebraucht ihn bey dem Erzscheiden, um das Erz hineinzuwerfen. (12)

Erzengel, s. den Art. Engel.

Erzengel, (botan.) ist ein Beynam des weissen Bienſaug, (*Lamium album* L.)

Erzengelwurz, (botan.) s. Engelwurz.

Erz, enthauen, heißt dem Nachbar Erz rauben.

Erz, erbrechen, bey Bearbeitung eines Gangs auf Erz kommen.

Erz, ersinken, auf Erze durch das Abteufen gelangen, s. Abteufen, Absinken.

Erzeugung, eine von den schwersten Materien in der Physiologie, ist die von der Erzeugung des Menschen und der Thiere, und es ist daher kein Wunder, daß so viele Hypotheſen hierüber zum Vorschein gekommen sind, von denen einige mit sehr wahrscheinlichen Gründen befestiget sind, keinesweges aber zur Gewißheit führen und befriedigen. Wir wollen dasjenige, was nach so vielen unzähligen an lebendigen Thieren angestellten Beobachtungen und Versuchen bemerkt worden ist, kürzlich anführen.

Man kann in Ansehung der Art der Fortpflanzung bey den Thieren, verschiedene Classen festsetzen. Es giebt Thiere, in welchen man nicht das geringste vom Geschlecht entdecken kann, wie z. E. dem Kugelthier, in dem man die Nachkommenschaft in dem Leibe der durchsichtigen Mutter, bis ins vierte Glied entdecken kann. Hieher gehören auch die Eßigwürmer und Infusions-Thierchen. Andere Thiere giebt es die nur ein einziges Geschlecht haben und mit Eyern versehen sind, z. E. die Armpolypen. Ferner sind Thiere vorhanden, welche wahre Hermaphroditen sind, bey denen sowohl Eyer, als auch männliche Geburtstheile bemerkt werden. Diese letztere ergiessen zu gewissen Zeiten in die weibliche Geburtstheile eine Feuchtigkeit; welche dieselbe befeuchtet. Andere Thiere sind auch Hermaphroditen, wo in einem Individuo beyde Geschlechte verknüpft sind, doch mit dem Unterschied, daß keines sich selbst zu befruchten im Stande ist, sondern zwey sich zu diesem Endzweck begatten müssen, wie man bey manchen Gartenschnecke bemerket.

Endlich erscheinen diejenige Thiere, wo die beyde Geschlechter in getrennten Individuis vorhanden sind, wovon das eine die Eyer, das andere den Saamen enthält. Die männliche Thiere befruchten die weibliche Eyer entweder auf die Art, daß sie den Saamen selbst in die Mutter ergiessen, wie dieses bey den warmblütigen geschieht, oder daß das Weibgen die Eyer

noch unbefruchtet von ſich giebt, und das Männgen ſie einige Zeit hernach, auſſer dem Körper der Mutter mit ſeinem Saamen begieſſet. Ein Beyſpiel hievon geben uns die Fiſche. Einige Thiere dieſer Claſſe legen ihre Eyer, in welche erſt nachher das Junge ausgebildet wird, ſie heiſſen eyerlegende Thiere. Bey andern wird das Ey ſo lang in der Gebährmutter zurückgehalten, bis das Junge vollkommen entwickelt worden, und von den Häuten des Eyes, in welchen es eingeſchloſſen war, befreyet zur Welt kommen kann. Man nennt dieſe leztere lebendig gebährende Thiere. Der Unterſchied zwiſchen den eyerlegenden und lebendig gebährenden Thieren iſt aber ſehr gering, indem man manche Gattungen findet, die ſowohl Eyer legen, als die Junge lebendig gebähren, z. E. die Blattlauſe. (ſ. dieſ. Art.)

Zu der Fortpflanzung des Geſchlechts werden nun die Thiere durch die heftigſte Triebe, und beſonders der Mann von der gehörigen Menge eines guten Saamens gereizt. Zu dem Ende hat die Natur beyden Geſchlechtern die Geburtstheile gegeben, (deren Bau wir in dem Art. Geburtstheile beſchreiben werden) welche mit nebſt ihrer heutigen Struktur, mit einer Menge von Gefäſſen und Nerven verſehen ſind, von welchen leztern ihre groſſe Empfindlichkeit entſpringt.

Wann nun bey der Begattung das männliche Glied ſich an den ſehr empfindlichen Falten der Mutterſcheide anreibt, ſo entſtehen während derſelben bey beyden Geſchlechtern die heftigſte Empfindungen und mit denſelben verſchiedene Veränderungen im Körper. Das Blut ſtürmt durch die Pulsader häufiger in die Geburtstheile ein, und da der Rückfluß deſſelben durch die Blutadern, weil dieſe verengert ſind, verhindert wenigſtens ſehr erſchwert wird, ſo ſtrozen alle Gefäſſe, bis endlich unter der größten Wolluſt der männliche Saame in die Gebährmutter geſprüzt wird.

Mit dieſen eben beſchriebenen Erſcheinungen ſind mit weit wichtigern in den innern Geburtstheilen verbunden. Nur in der feſten Beſtimmung derſelben, ſind die Meynungen der Phyſiologen verſchieden.

Die Entſtehung der organiſirten Körper iſt, wie wir ſchon vorher erinnert haben, eine der ſchwierigſten Materien. Wo der erſte Grundſtoff eines jeden Thiers entſpringe, dieſes iſt noch immer eine nicht zur Gewißheit beantwortete Frage, die daher Gelegenheit zu verſchiedenen Hypotheſen gegeben hat.

Einige glauben, daß der ganze Urſprung der Frucht auf dem männlichen Saamen oder auf der Vermiſchung dieſes mit dem weiblichen Saamen beruhe. Seitdem Ludwig von Hammen die Würmer im männlichen Saamen entdeckt hatte, ſo glaubte Boerhave Loewenhoeck und andere, daß der erſte Stoff der Frucht in dieſen Thierchen zu ſuchen ſey. Nach dieſer Theorie ſoll der mit lebendigen Thieren verſehene Saame dem Ey begegnen, und das in dem Saamen befindliche Thierchen durch die erweiterten Zwiſchenräume der drüſigten Hauch daſſelbe durchdringen, in demſelben zurückgehalten, erwärmt, ernährt werden, mit dem Nabel verwachſen und die übrigen Saamenthierchen erſticken. So ſinnreich dieſe Theorie dem erſten Anſchein nach zu ſeyn ſcheint, ſo verliert ſich doch nach reifer Unterſuchung ſehr viel. Wir werden über die Exiſtenz und Beſchaffenheit dieſer Saamenthierchen in dem Artikel Saamen weitläuftiger zu reden Gelegenheit haben. Hier ſey es genug zu erinnern, daß man dieſe Thierchen in vielen männlichen Thieren nicht findet, und ſie mit den ſogenannten in faulichten Säften vorhandenen Infuſionsthierchen ſehr viele Aehnlichkeit haben, auch überdem, da dieſe Thierchen nach Löwenhoeks Berechnung ſo zahlreich ſind, daß in der Milch eines einzigen Cabeliau hundert und funfzig tauſend Millionen vorhanden ſeyn ſollen, es eine groſſe Verſchwendung der Natur ſeyn würde, bey einem Beyſchlaf nur ein einziges Thierchen zur Entwickelung der Frucht in das Ey eindringen, und Millionen andere zu Grunde gehen zu laſſen, ſo läßt ſich auf dieſes Syſtem nicht viel bauen.

Was die Vermiſchung des männlichen mit dem weiblichen Saamen und der daraus entſtehenden Erzeugung der Frucht anlangt, ſo hat dieſe Theorie auch wenige Wahrſcheinlichkeit vor ſich. Hippocrates hat dieſes Syſtem aus manchen Gründen vertheidigt, beſonders deswegen, weil bey Weibsperſonen bey dem Beyſchlaf eine ſchleimichte dem Saamen ähnliche Feuchtigkeit häufig abgeſchieden würde, und die Kinder nicht allein dem Vater ſondern auch der Mutter ähnlich wären, und dieſer Hippocratiſchen Meynung ſind viele beygepflichtet. Nur iſt der Ort wo dieſer Saame abgeſchieden werden ſoll, als auch die Beſchaffenheit und Natur deſſelben, und ob er einem wahren Saamen ähnlich iſt von den Vertheidigern dieſes Syſtems noch nicht ins Licht geſetzt worden. Einige glaubten, daß der während dem Beyſchlaf aus den äuſſern Geburtstheilen beſonders bey geilen Weibsperſonen ſich häufiger ergieſende Saft ein wahrer Saame ſey. Man weiß aber heutzutage, daß dieſer nichts als ein aus wahren Schleimdrüſen abgeſonderter Schleim iſt. Andere behaupteten, daß die Eyerſtöcke dieſen Saamen abſcheiden, daher ſie auch ſchon in den alten Zeiten den Namen weibliche Geilen erhalten haben. Sie nähmen Gänge an, welche aus den Eyerſtöcken nach der Mutter hingiengen, dieſen Saamen bey dem Beyſchlaf in die Mutter zur Vermiſchung mit dem männlichen Saamen und zur Erzeugung der Frucht brächten. Allein, aller angewandten Mühe ohnerachtet, hat man in den neuern Zeiten in den Eyerſtöcken nichts von einer ſaamenähnlichen Feuchtigkeit, nichts von den eben beſchriebenen Gängen gefunden.

Von Buffon hat noch eine ſinnreichere Theorie vorgebracht. In der Natur ſagt er, iſt eine Materie vorhanden, welche zur Ernährung oder Entwickelung alles desjenigen, welches lebt oder vegetirt, beſtimmt iſt. Dieſe Materie bewirkt die Ernährung und Erzeugung dadurch, daß ſie ſich mit jedem Theil eines organiſchen Weſens, in die ſie eindringt, aſſimilirt und durch innere Modelle, wie er es nennt die Form und eigene Figur erhält. Wenn dieſe Materie in reiferen Jahren überflüſſig wird und ſo ſich häuft, daß ſie nicht mehr allein zur Ernährung angewendet werden kann, ſo wirft ſie ſich bey Mannsperſonen in die Geilen, bey Frauenzimmern in den gelben Körper der Eyerſtöcke und iſt der wahre Saame bey beyden Geſchlechtern. Der Saame bey den beyden Geſchlechtern enthält alſo alle Theilchen und ihre ganze Form, die nur in dem Körper vorhanden ſind. Bey dem Beyſchlaf werden die beyde Saamen zur Erzeugung der Frucht miteinander vermiſcht, und an dem Ort wo die Vermiſchung geſchieht, entſteht die Empfängniß. Das Geſchlecht wird von der überflüſſigen Menge des Saamens von dem einen oder dem andern Geſchlecht beſtimmt, ſo wie Zwillinge alsdann entſtehen, wenn dieſe Materie ſehr häufig vorhanden iſt.

So ſinnreich dieſe Hypotheſe iſt, ſo leidet ſie doch viele Einwendungen. Was ſoll man ſich von den in-

nern Modellen für einen Begriff machen? Der gelbe Körper dessen Gegenwart Büffon vor der Empfängniß annimmt, und der das Behälter für den weiblichen Saamen seyn soll, ist nach allen angestellten Versuchen vor derselben nicht vorhanden. Die Aehnlichkeit der Kinder mit den beyden Eltern, worauf so viel bey dieser Meynung gebaut, und deswegen der Saame bey den zwey Geschlechtern angenommen wird, ist nach der Erfahrung nicht immer zu bemerken. Wenn dieses System wahr wäre, so müsten alle Theile der Kinder demjenigen ihrer Eltern, ja sogar alle Körper der Menschen in ihren kleinsten Theilchen einander vollkommen gleich seyn. Wie sehr widerlegt aber die Anatomie diesen Satz. Wie oft findet nicht der Zergliederer den grösten Unterschied in Ansehung der Gefässe, Nerven, Muskeln u. s. w. bey Eltern und Kindern, bey diesem und jenen Menschen, so, daß man mit Recht behauptet, es hätte nie zwey Menschen gegeben, die in Ansehung ihrer Nervengefäße u. dgl. nicht merklich von einander verschieden gewesen waren. Wäre ferner die Büffonische Hypothese gegründet, so muste natürlicher Weise folgen, daß man bey Kindern welche von Eltern erzeugt werden, denen dieser oder jene Theil des Körpers fehlt, den nemlichen Mangel bemerken mußte, weil die Abdrücke und Form der fehlenden Theile natürlich in dem Saamen nicht vorhanden seyn können. Dieses widerlegt aber die Erfahrung. Ein Hottentot zeugt mit einem Geilen, Knäbchen die mit zwey Testikeln zur Welt kommen. Menschen welchen eine Hand, Fuß, Aug u. s. w. fehlt, zeugen Kinder die mit diesen Theilen versehen sind. Dieses mag zur Widerlegung der Büffonischen Theorie genug seyn.

Das andere System von der Erzeugung, auf welchem die eben erwehnte Büffonische Hypothese hauptsächlich beruht, ist das der Epigenese. Nach diesem soll der rohe Grundstoff nach der Befruchtung nach und nach ausgebildet, und die Theile des Körpers, eins nach dem andern geformt werden. Nur in der Bestimmung der Kräfte, durch welche diese Ausbildung geschehen soll, sind die Anhänger dieser Meynung uneinig. Die sogenannte Spiritualisten nahmen die Seele zum Baumeister ihres Körpers an. Allein wer kann mit gutem Fug dieser Meynung seinen Beyfall geben? Da die gröste Zergliederer den Bau des Körpers nicht in allen, besonders seinen kleinsten Theilen können; da die Seelen vieler Erwachsenen, auch der klügsten Menschen von der Verfassung ihrer Organisation öfters wenig oder gar nichts wissen, mit welchem Grund kann man wohl behaupten, daß die Seele des noch unwissenden Fetus ihren Körper baue? Wolf ein strenger Vertheidiger der Epigenese nimmt eine gewisse essentielle Kraft an, wodurch die Ausbildung bewirkt würde. Wir werden hievon in dem Art. Frucht, wo wir die allmählige Veränderungen derselben anführen werden, weitläuftiger zu reden Gelegenheit haben. Hier sey es genug nur zu erwehnen, daß alle diese für die Epigenese streitende Meynungen, auch die neuen welche durch einen gewissen Bildungstrieb diese dunkle Materie in ein helleres Licht setzen will, sehr viele Schwierigkeiten gegen sich haben. Ist es wohl glaublich, daß ein so weislich organisirter Körper wie der thierische ist, in welchem alle Theile ihre bestimmte Lage, Lauf, Verbindung u. dgl. haben einem blinden Zusammenlauf, Anziehung der Theile, kurz einer unvernünftigen Kraft zuzuschreiben sey? Würde man nicht weit mehr Mißgeburten und fehlerhafte Strukturen bemerken müssen, als gewöhnlich geschieht? Eben so wenig kann man die Meynung der Alten vertheidigen, welche bey der Zeugung kleiner organisirter Körper, besonders des Ungeziefers die Entstehung aus der Fäulniß, oder wie sie es nannten die Generatio æqui voca annahmen. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die Fäulniß die Erzeugung dieser Thiere befördert, und es sind auch einige neuere, die gegen dieses System nicht ganz abgeneigt sind. Unterdessen da es durch so viele Untersuchungen bestättigt ist, daß selbst diejenigen kleine Thiere, bey welchen man es am wenigsten vermuthet hätte, aus Eyern ihren Ursprung haben, da eben diese Gründe welche gegen die Epigenese angeführt worden, auch hier statt finden, so hat dasjenige System von der Erzeugung, welches wir als das lezte jezt bemerken wollen, nemlich das System der Evolution noch immer mehr für sich, als die andern erwehnte Hypothesen, ob man gleich gestehen muß, daß auch viele triftige Gründe gegen dasselbe vorgebracht worden. Nach dieser Theorie nimmt man an, daß in dem rohen Stoff nicht erst ein Theil nach dem andern gebildet werde, sondern er schon den ganzen Keim in sich enthalte, und daß alle Keime der organisirten Körper in den Vorfahren bis zur ersten Schöpfung gleichsam eingeschachtelt, und in einem unthätigen Schlaf gelegen, bey der Befruchtung aber durch den Reiz des männlichen Saamens belebt nach und nach zu ihrer Entwickelung kämen.

Die Vertheidiger dieses Systems behaupten, daß bey dem Beyschlaf, wo, wie vorher erinnert worden, in den äussern Geburtstheilen das Blut durch den Reiz sich so häufig ansammelte, ebenfalls in den innern Geburtstheilen besonders den Muttertrompeten (s. Geburtstheile, weibliche) eben eine solche Veränderung vor sich gienge, die von dem in grosser Menge in sie einfliessenden Blute strotzenden Gefässe sich verlängerten, die Franzen der Muttertrompeten, welche mit einer Menge Gefässe versehen sind, ausdehnten, wodurch dieselbe sich ganz nahe an die Eyerstöcke legten und dieselbe fest umfaßten. Der in die Mutter eingesprützte Saame käme nun in die feine Oefnungen der Muttertrompeten, welche durch den Reiz von demselben sich zusammenzögen und den Saamen durch ihre Höhle weiter forttrieben, bis er durch die Franzen der Muttertrompeten welche die Eyerstöcke umschlungen, in die lezten und besonders in das reifste oder auch mehrere reife Eyer in welchen die Keime enthalten wären, eindränge und belebte, indem in den Bläschen enthaltenen lymphatischen Saft eine Art von Aufbrausen und Aufschnellen verursachte, wodurch das ausgedehnte und befruchtete Ey sich mit seinem feinen Stiel, womit es in dem Eyerstock festgesessen, losreisse, und nachdem die äussere Haut der Eyerstöcke geborsten, von den Franzen der Muttertrompete aufgenommen, und theils durch dieser theils auch der Muttertrompeten Zusammenziehung, die durch den Reiz des Eyes bewürkt würde, weiter in die Gebährmutter zu seiner fernern Entwickelung gebracht würde. An der Stelle des losgerissenen und befruchteten Eyes erscheine kurz hierauf eine Narbe die sich nach und nach in einen schrammichten gelben körnichten Körper verwandle, den man mit dem Namen des gelben Körpers bezeichnet.

Die an so vielen lebendigen Thieren angestellte Versuche unterstützen diese Meynung sehr. Nach derselben sieht man in Schafen die von verschnittenen Widdern

besprungen worden, zwar einige Bläschen, die etwas mehr als andere aufgeschwollen sind, allein nie ein aufgeborstetes Ey. In den Eyerstöcken der Schafe die schon gelämmert haben, sieht man meistens allerhand harte Erhöhungen, braune Flecken und den Drüsen ähnliche Körper. Die Muttertrompeten sind in der Laufzeit mehrentheils an die Eyerstöcke angelegt. In den Eyerstöcken der Schafe die wirklich befruchtet worden, findet man nach anderthalb Stunden ein wirklich zerborstetes Bläschen, dessen Zähe mit zarten Blutstreifen vermischte Feuchtigkeit an den Eyerstöcken und den Franzen der Muttertrompete klebt. Nach 5 Stunden erscheinen die Häute des zerplatzten Bläschens etwas dicker und das innere derselben ist flockicht und roth. Nach zwey Tagen stellt das aufgesprungene Bläschen ein schrammichtes Wärzchen, wie ein Stückchen wild Fleisch vor, ist inwendig mit kleinen Körnerchen an den Seiten herum besetzt, gröstentheils hohl, und sieht einer kleinen Erdbeere ähnlich. Die innere Höhle desselben wird von den 8 Tagen an immer mehr und mehr von dem zarten auswachsenden schrammichten Wesen verdrückt, und das ganze Wesen allmählig härter, von dem 15 Tage niedriger und blasser. Bis zum 17 Tag wird man weiter nichts gewahr, und das wahre Ey wird bis dahin vergeblich gesucht. Zu der Zeit hat man in den Muttertrompeten eine zarte klebrige Materie, die bis in die Mutter reichte und ein länglichtes Bläschen vorstellte, das aber von dem geringsten Berühren in einen Schleim zerfiel entdeckt, indem es so dünne als ein Spinnengewebe war. Von der Saamenfeuchtigkeit hat man nie in den Muttertrompeten etwas bestimmtes entdecken können. Es scheint also, daß der Saame nicht in Substanz sondern nur der flüchtige Theil desselben in die Eyerstöcke komme und das Ey belebe. So viel ist aber aus den eben angeführten Beobachtungen einleuchtend, daß der Ort der Empfängniß in dem Eyerstocke vorhanden ist, und überhaupt die Theorie der Evolution sehr dadurch bestättigt werde, welche überdem die vorher erwehnte Erscheinungen an dem Kugelthier begünstigen. Was für Veränderungen nunmehr die Frucht in der Mutter erleide, dieses wollen wir in dem Artikel Frucht anführen. (5)

Erzfalconier, s. Erzämter.

Erzfaß, Erzfässel, nennt man ein Faß das mit eisernen Reifen, Deckel und Riegel und einem Schloß versehen ist, worin man die reichen Erze zu den Hütten bringt. (39)

Erzfeldherr, s. Erzämter.

Erzfürsten, war in mittlern Zeiten der Titel den man den Churfürsten vorzugsweise beylegte, ehe der Titel Elector, das ist Chur- oder Wahlfürst recht gebräuchlich wurde. Jedoch wurde von Kaiser Friedrich I. auch dem Hause Oesterreich dieser Titel beygeleget, weshalb die Prinzen dieses Hauses sich auch nachher Erzherzoge genannt haben. (s. diesen Artikel. (15)

Erzgang, heißt jeder Gang der Erz enthält. (s. Erze, Gänge.) (39)

Erzgebirge, so wird jedes Gebirge genennt das viel Erz enthält. Die sächsischen und böhmischen Erzgebirge haben eben daher ihren Namen erhalten. (39)

Erzgeneral, s. Erzämter.

Erzgeschrey, oder Lärmen, welches entsteht wenn eine Zeche reiche Anbrüche hat. (39)

Erz gewinnen, ein gemeiner Bergmannsausdruck, der so viel heißt, als Erz in den Gruben losbrechen, es sey mit Keil und Schlegel, Schiesen oder mit Brechstangen ꝛc. (s. Grubenbau.) (39)

Erzgraf. Diesen Titel führten in den mittlern Zeiten einige angesehene Grafen, er ist aber abgekommen. (s. Archicomes.) (1)

Erzgeraupel, ist das grobe welches beym Erzrädern oder Durchsieben der gepuchten Erze nicht durch das Sieb gehet. (39)

Erzhalde, heißt ein Haufe aufeinander geschüttetes Erz. (s. Halde.) (39)

Erzhaltig, jedes Gesteine welches Erz enthält. (39)

Erzhaufen, (Metallurgie) so nennt man die Haufen, in welche das aus der Grube geförderte Erz zusammen geführt wird. (12)

Erzhaus, heißt ein jedes Haus oder Familie, die eine Erzwürde oder Erzamt bekleidet. Als Titel ist derselbe allein bey Oesterreich üblich. (s. Erzherzog.) (1)

Erzhaus, heißt jedes bey den Schmelzhütten befindliches Gebäude, worinn die von den Zechen abgelieferte Erze bis zur weitern Bearbeitung aufgehoben werden. (39)

Erzherzog, Archidux, diesen Titel führt heutzutage allein das Haus Oesterreich, welches auch davon das Erzhaus genennet wird. Den ersten Grund dieses vorzüglichen Titels findet man bereits in dem Privilegio, welches Kaiser Friedrich I. im Jahr 1156. diesem Hause ertheilte, und wodurch dasselbe den sogenannten Erzfürsten (s. dies. Art.) gleich gesetzt wurde. Indessen haben doch die Herzoge von Oesterreich, sowohl die aus dem Babenbergischen Stamme, als auch die aus dem Habsburgischen Hause über zweyhundert Jahre von diesem Titel keinen Gebrauch gemacht. Nachdem aber in der goldenen Bulle den Churfürsten durch Kaiser Carl IV. so grosse Vorzüge bestätigt waren, so bewog dieses ohne Zweifel den jungen und ehrgeizigen Herzog Rudolph IV. von Oesterreich, daß er den fast vergessenen erzherzoglichen Titel wieder hervorsuchte, und durch den Gebrauch desselben sich an die Classe der Churfürsten anzuschliessen suchte. In Siegeln und Urkunden vom Jahr 1359. nennt er sich zuerst einen Pfallerz Erzherzog, Palatinum Archiducem, auch bediente er sich öffentlich königlicher Ehrenbezeugungen; wiewohl er leztern so wie den Titel eines Pfallerzgrafen auf Carls IV. Verlangen wieder entsagen mußte. Den Titel eines Erzherzogs aber fuhr er fort zu führen, ob ihm gleich der Kaiser und andere Stände des Reichs solchen nicht ertheilten. Nach seinem im Jahr 1365. erfolgten Ableben enthielten seine beyden Söhne Albrecht und Leopold sich wiederum dieses Titels, ob sie gleich schon bey Lebzeiten ihres Vaters bisweilen Gebrauch davon gemacht hatten. Leopolds dritter Sohn aber, Ernst der Eiserne, suchte denselben abermals hervor und führte ihn in Siegeln und Urkunden. Indessen wurde vom Kaiser und den Ständen des Reichs den Prinzen dieses Hauses der Erzherzogliche Titel nicht eher beygelegt, als bis Kaiser Friedrich III. in seinem Freyheitsbriefe für Oesterreich im Jahr 1453. solches ausdrücklich verordnet hatte. Auch bekam Herzog Sigismund von eben diesem Kaiser im Jahr 1477. noch eine besondere Erlaubniß diesen Titel zu führen, und seitdem ist derselbe auch in einer ununterbrochenen Uebung. (15)

Erzhirt, eine Benennung welche aus 1 Petr. 5, 4. hergenommen ist, und womit heutiges Tages die Erzbischöffe zuweilen belegt werden. (1)

Erzhöhle, nennt man hier und da den Wagen, auf welchem das Erz von den Zechen in das Erzhaus oder in die Schmelzhütten geführt wird. (s. auch Truhe.) (39)

Erzhöhlführer, nennt man den Fuhrmann der die Erze von der Zeche in die Hütten führt. (39)

Erzhofmeister, s. Erzämter.

Erzjägermeister, s. Erzämter.

Erzieher, ist ein jeder der die Erziehung der Kinder besorgt. Dieses sind die Eltern und hernach die Lehrer, insofern sie entweder die ganze Erziehung oder auch nur einen Theil derselben über sich haben. Wenn der Erzieher von den Eltern und Lehrern unterschieden wird, so versteht man eine Person darunter, welche die Erziehung anstatt der Eltern dirigirt, für die ganze Einrichtung derselben sorgt, und vornemlich die Art der Erziehung auf sich hat, welche die moralische genennt wird, nicht aber alle Lectionen in Sprachen und Wissenschaften selbst besorgt, sondern hierzu andre Lehrer, Informatoren, Instructoren und wie sie sonst heissen mögen, zu Hülfe nimmt, welche unter seiner Aufsicht, wenigstens nach seiner Wahl den erforderlichen Unterricht ertheilen müssen. Ein Erzieher ist alsdann so viel als ein Aufseher oder Hofmeister, der übrigens mancherley Titel führen kann. Doch ist der Hofmeister auch oft Lehrer zugleich, oft der einzige Lehrer den die Kinder haben. (s. weiter Hofmeister und Hofmeisterin.) (1)

Erziehung überhaupt. Der Zweck der Erziehung geht dahin, die Kinder zu glücklichen Menschen zu machen, und sie so weit zu bringen, daß sie ihre Glückseligkeit selbst befördern können. In der Anwendung aller hierzu dienlichen Mittel besteht die Erziehung.

Die Eltern sind verpflichtet ihre Kinder entweder selbst zu erziehen, oder dieses andern Leuten an ihrer Stelle zu übertragen; doch so, daß sie so viel möglich selbst nachsehen, ob solches auch zweckmäsig geschieht. Sie sind vermittelst der Erzeugung Ursache, daß die Kinder wirklich sind. Diese gehen sie daher näher an als alle andere Menschen; und da ein jeder Mensch verpflichtet ist, alles das, was in seinem Vermögen steht, zur Glückseligkeit anderer Menschen beyzutragen, so haben zwar auch andere Menschen, und durch eine Folge auch der Staat, die Verbindlichkeit zu der Glückseligkeit hülfloser Kinder, so viel in ihren Kräften steht, mitzuwürken; aber diese Verpflichtung ist auf Seiten der Eltern doch immer stärker, als bey andern Menschen, weil sie den Kindern die Wirklichkeit gegeben haben, ohne sie nicht da seyn, und folglich auch nicht unglücklich seyn würden. Diese Pflicht ist auch von der Natur und dem Schöpfer der Menschen sehr tief in das Herz der Eltern gepflanzt; und wer noch nicht ganz durch Laster verdorben ist, der fühlt einen sehr starken Trieb in sich, seine Kinder zu lieben und ihre Wohlfahrt zu befördern. Er freut sich, wenn es ihnen wohl geht, und kränkt sich in dem Innersten seines Herzens wenn sie durch Zufälle unglücklich werden, oder sich selbst um ihre Glückseligkeit bringen. Dieser Trieb der allgemein ist, ist nicht umsonst in die Seele gelegt worden; er darf, wie alle natürliche Triebe befriedigt werden, wenn es nur in der Ordnung und auf die Art geschieht, wie solches die gesunde Vernunft, welche dem Menschen zur Leitung seiner Triebe beygegeben ist, vorschreibt. Die hierzu führenden Mittel, wozu also auch die Eltern verpflichtet sind, bestehen in der Erziehung.

Die Kinder bedürfen auch dieser elterlichen Vorsorge, welche in Ermangelung derselben andern Leuten und dem Staate obliegt. Sie können sich nicht selbst helfen, nicht verpflegen, nicht ernähren, noch vielweniger ihren Geist bilden, und die Wege welche zur Glückseligkeit führen, entdecken und einschlagen. Ohne Erziehung würden die Menschen nicht einmal Wilde werden. Denn diese haben noch immer einige Art der Erziehung, so unvollkommen sie auch seyn mag; sie würden von den Thieren beynahe in nichts weiter als in der Gestalt unterschieden seyn, wie die Beyspiele der Kinder beweisen, die man unter den Thieren in Wüsteneyen und von aller Menschengesellschaft entfernt, von Zeit zu Zeit gefunden hat. Es ist daher auch die Nothwendigkeit der Erziehung in allen Zeitaltern und von allen Nationen anerkannt worden.

Wer eine Pflicht auf sich hat, der hat auch das Recht dieselbe auszuüben, und niemand anderst darf ihn daran hindern, wenn er nicht selbst dadurch beleidigt und in der Ausführung seiner ihm zukommenden Pflichten und Rechte gehindert wird. Der Zweck der Erziehung ist die Glückseligkeit der Kinder; sie werden nicht beleidigt wenn die Eltern diesen Zweck an ihnen durch die Erziehung zu erreichen suchen. Dieses ist auch der letzte und oberste Zweck den die Kinder selbst und eben sowohl als alle Menschen haben, ob sie sich gleich denselben noch nicht deutlich entwickeln können. Diesem Zweck handeln die Eltern bey der Erziehung, wenn sie nur übrigens vernünftig ist, wie sie seyn muß, wofern sie den Namen der Erziehung verdienen soll, nicht zuwider, sondern vielmehr gemäß. Was könnte also die Kinder berechtigen, sich diesem löblichen Zweck zu widersetzen? Sie sind vielmehr eben deswegen verpflichtet ihren Eltern zu gehorchen, und sie durch Ungehorsam nicht ausser Stand zu setzen, diesen Zweck zu erhalten; zumal da sie selbst hierzu nicht fähig sind, sondern schlechterdings einer fremden Handleitung bedürfen. Wollten sie es aber thun, so kommt den Eltern das Recht zu alle hierzu führende Mittel, welche die Vernunft billigt, sollte es auch Zwang und Gewalt seyn (denn es giebt auch eine rechtmäsige Gewalt) anzuwenden; welches letztere insbesondere die Zucht genennet wird. Dieses Recht kommt also den Eltern zu, nicht vermöge eines stillschweigenden Vertrags und einer zu vermuthenden Einwilligung von Seiten der Kinder, wie einige geglaubt haben, sondern es ist die nothwendige Folge der ihnen von Natur obliegenden Pflicht, welche ohne dieses nicht ausgeübt werden könnte. Die Natur treibt und verbindet die Eltern zur Liebe gegen ihre Kinder, welche die Beförderung der Glückseligkeit derselben mit in sich begreift; denn was ist Liebe (gegen andere Menschen,) ohne diese Neigung? Sie verbindet sie also auch zu den Mitteln, welche die Vernunft für tauglich und anderwärts unnachtheilig erkennt; und folglich giebt sie ihnen auch Erlaubniß, dieselben einzuschlagen.

Der Anfang der Erziehung muß sobald gemacht werden, als die Kinder derselben fähig sind. Die Vorsorge für den Körper muß mit der Geburt des Kindes anheben, wiewohl die Mütter bereits vor derselben schon einige sich hierauf beziehende Pflichten haben. Die Bildung der Seele nimmt auch frühzeitig ihren Anfang, und wird nach dem Alter und den erlangten Fähigkeiten der Kinder fortgesetzt; auch werden diese nach und nach mit allerley ihnen nützlichen Kenntnissen versorgt. Die Erziehung muß so lange währen, bis die Absicht derselben erreicht, und die Kinder in den Stand gesetzt worden, ihre

Glückſeligkeit ſelbſt zu befördern, ſich ſelbſt zu helfen und zu regieren. Hier laſſen ſich aber keine gewiſſe Jahre beſtimmen, und die Erziehung kann bey einem Kinde früher geendigt werden, als bey einem andern. Kinder ſind nach erhaltner Erziehung ihren Eltern noch immer Dankbarkeit ſchuldig, weil ſie dieſelben in den Stand geſetzt haben, ihre Glückſeligkeit nun ſelbſt zu befördern. Daß die Eltern hierzu ohnedem verpflichtet waren, befreyt die Kinder nicht von dieſer Dankbarkeit. Demjenigen, welcher uns eine Wohlthat, das heißt etwas gutes erzeigt, welches wir nicht mit Zwang und Gewalt von ihm zu fordern berechtigt waren, welches er ſo oder anderſt, in dieſem oder jenem Grade, oder auch wohl gar nicht hätte thun können, ſind wir Dank ſchuldig. So gewiß die Erziehung bey den Eltern eine der wichtigſten Pflichten iſt, die ſie auf ſich haben; ſo wenig iſt dieſes doch in Bezug auf die Kinder eine Zwangspflicht, ob ſie es gleich in gewiſſer Maaß, in Bezug auf den Staat werden kann, dem daran gelegen iſt, daß aus den Kindern brauchbare Glieder der bürgerlichen Geſellſchaft werden.

Daß die Erziehung ſo ſehr vernachläſſigt wird, davon liegt der Grund bald in dem Mangel der gehörigen Einſicht, oder auch der Zeit, bald aber und vorzüglich in allerley Vorurtheilen. Man trennt die mancherley Arten der Erziehung zu ſehr, ſorgt nur für den Körper und deſſen Verpflegung und Bildung, wiewohl auch dieſes nicht immer gehörig geſchieht. Die Bildung des Verſtandes und des Herzens wird faſt durchgehends verſäumt, und wenn es hoch kommt, ſo führt man die Kinder nur zu einer gewiſſen Vorſicht und Artigkeit in dem Umgang, und zu ſolchen Kenntniſſen an, wodurch ſie ſich das Fortkommen in der Welt erleichtern. Man lehrt ſie, wie ſie gewiſſe Geſchäfte verrichten, eine gewiſſe Lebensart betreiben; aber nicht wie ſie ihren Verſtand überhaupt zur Einſicht der Wahrheiten, welche zur eigentlichen Glückſeligkeit unentbehrlich ſind, anwenden, und ihrer Neigungen und Begierden Meiſter werden ſollen. Viele Eltern ſind ſo thöricht zu glauben, daß ſie ihre Pflicht gethan haben, wenn ſie ihren Kindern Vermögen ſammeln, da ſie dieſelben nach dem Ausſpruch des Dichters doch in der That haſſen, wen ſie ihnen nichts als Reichthum hinterlaſſen.

Der Menſch beſteht aus zwey ſehr verſchiedenen Theilen, welche auch bey der Erziehung in Betrachtung kommen. Man muß für den Körper der Kinder ſorgen, ſie nicht nur, ehe ſie ſich ſelbſt ernähren können, verpflegen, ſondern auch alle Mittel anwenden, daß ihr Körper geſund, ſtark und geſchickt werde, die ihm obliegenden Handlungen zu verrichten. Dieſes iſt das Geſchäfte der körperlichen, phyſiſchen diätetiſchen, mediciniſchen Erziehung, wie dieſelbe in verſchiedenen Abſichten genennt wird.

Die Seele iſt der andere und vornehmſte Theil des Menſchen, von welcher der Körper in vielem Betracht abhängt, und welche als der eigentliche Sitz der Glückſeligkeit anzuſehen iſt. Man muß alſo auch für die Ausbildung der Seele ſorgen; und dieſes iſt der Zweck der ſittlichen oder moraliſchen Erziehung, welche um deswillen ſo genennt wird, weil nur freye und moraliſche Handlungen des Menſchen, einer Lenkung nach Vorſchriften fähig ſind.

Man kann den Menſchen ſchlechthin als Menſchen, für ſich allein, ohne auf die Verbindung und Geſellſchaft zu ſehen, in welcher er mit andern Menſchen lebt; man kann ihn aber auch als ein Glied der menſchlichen und bürgerlichen Geſellſchaft betrachten. Als ein ſolches muß er gewiſſe Geſchäffte übernehmen, um ſowohl ſeine eigne als anderer Menſchen Glückſeligkeit zu befördern. Zu dem Ende bedarf er gewiſſer Kenntniſſe, wie auch Geſchicklichkeiten, ſowohl des Körpers als der Seele, um ein brauchbares Mitglied der Geſellſchaft zu werden. Hierzu müſſen die Kinder ebenfalls angeführt werden, und dieſes iſt der Gegenſtand der ſogenannten geſellſchaftlichen Erziehung; wie hier dieſer Ausdruck genommen wird.

Daß man dieſe drey Arten der Erziehung verbinden könne, und ſo weit es die Umſtände, inſonderheit das Alter der Kinder erlauben, auch verbinden müſſe, braucht keines langen Beweißes. Sowohl der Körper als die Seele entwickeln ſich, obgleich nach und nach, doch faſt zu gleicher Zeit; während welcher auch der größte Theil der in der menſchlichen Geſellſchaft erforderlichen Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten erworben werden kann.

Der größte Theil der Regeln, die bey der Erziehung zu beobachten ſind, iſt auf beyde Geſchlechter anwendbar. Doch giebt es auch einige nur das weibliche Geſchlecht allein angehende Vorſchriften. Die Erziehung der Mädchen oder Töchter iſt alſo in einigen Stücken von der Erziehung der Knaben verſchieden.

Wenn die Eltern die Erziehung ſelbſt, wenigſtens unter ihrer Aufſicht und in ihrem Hauſe, beſorgen, ſo wird dieſes die häußliche Erziehung genennt. Dieſe wird der öffentlichen entgegen geſetzt, welche darinn beſteht, daß mehrere Kinder in öffentlichen Anſtalten, vornemlich Schulen, gemeinſchaftlich erzogen werden. Beyde Arten der Erziehung können und müſſen in vielen Fällen miteinander verbunden werden. (1)

Erziehung, körperliche (Phyſicaliſche, Diätetiſche, Mediciniſche) Da der Menſch die erſte Zeit des Lebens in der Mutter zubringt, ſeine Nahrung von den Säften der Mutter bekommt, da wahrſcheinlich in dieſer Zeit jeder Eindruck auf ihn auſſerordentlich ſtark iſt, und auf das ganze künftige Leben Einfluß hat, da es ferner in dieſen neun Monathen ganz drauf ankommt, ob das Kind jung oder alt ſterben, und ob es ſchwach oder ſtark werden ſoll, ſo ſollten wir billig von den Pflichten der Mutter während der Zeit, und von der Behandlung der Schwangern überhaupt, zuerſt ſprechen: Weil aber dieſes im Art. Schwangerſchaft umſtändlich vorkommen muß, ſo wollen wir nur das allgemeinſte und nöthigſte hieher gehörige anführen.

Der Mutter gröſte Pflicht iſt, alles zu vermeiden, was auf irgend eine Art der Frucht nachtheilig werden kann, und in dieſer Abſicht hat man vorzüglich darauf zu ſehen, daß das Kind beſtändig gute Säfte bekommt, und daß ſein Körper auf keine Art gedruckt, oder auf irgend eine Art mechaniſch verletzt werde. Da gutes geſundes Blut nur in einem geſunden, muntern und zufriedenen Körper ſeyn kann, ſo iſt die erſte Regel, ſich während der Schwangerſchaft beſtändig heiter und aufgeräumt zu erhalten, und alle Leidenſchaften, beſonders ſolche, die etwas unangenehmes enthalten, ſo viel als möglich zu vermeiden. Ob dieſes nicht auch beſondern Einfluß auf das Temperament und die Geiſteskräfte des Kindes haben möge, gehört nicht hieher zu entſcheiden.

Um die Säfte gut zu erhalten, iſt Bewegung in freyer Luft unumgänglich nöthig, und doch wird nichts von den Schwangern, beſonders von Vornehmen mehr vernachläſſigt. In den erſten Monatzen giebts natürliche Beſchwerden, die Weiber glauben ſich daher würklich krank, halten ſich in ihren eingeſchloſſenen Zimmern, brauchen allerhand Arzneyen laſſen auch wol zur Ader und machen übel ärger. In den folgenden Monathen wird ihnen das Gehen ſauer, und in dieſer Zeit iſt der Mangel der Bewegung noch von üblern Folgen, indem alle Eingeweide ohne dies gepreßte und in ungewöhnliche Lage gebracht ſind, welches die Haupturſach der fäulichten ſtockenden Schärffen iſt. Beſonders äuſſert dies ſeine Folgen nach der Niederkunft, und giebt zu den bey vornehmen Leuten ſo gewöhnlichen Kindbetterfieber, das gewiß auch Folge aufs Kind hat, Gelegenheit. Zu den Hauptfehlern die während der Schwangerſchaft begangen werden, gehören unſtreitig die ſo allgemein beliebten Aderläſſe. Wir läugnen zwar nicht, daß ſie in einigen Fällen ſtatt finden, und namentlich, wenn die Menge des Bluts in einem ganz geſunden Körper gefährliche Folgen befürchten läßt. Die im Anfang der Schwangerſchaft gewöhnliche Zufälle kommen gröſtentheils von einer beſondern Würkung aufs Nervenſyſtem, und werden durch Aderläſſe eben ſo vermehrt, wie die in der Folge ſich ereignende Zufälle, welche faſt immer von Unreinigkeiten in den erſten Wegen ihren Urſprung nehmen. Man darf keineswegs denken, daß das Blut, welches ſonſt durch monatliche Reinigung fortgieng, Vollblütigkeit zuwege bringe, und dieſe durch Aderläſſe verhütet werden müſſen; jedermann wird ſich dies ſelbſt erklären können, wer nur bedenkt, daß die geſundeſten, ſtärkſten und vollblütigſten Weibsperſonen, gewöhnlich die ſchwächſte monatliche Reinigung haben, und eine Unterdrückung derſelben ſehr ſeltene Zufälle von Vollblütigkeit nach ſich zieht.

Ein andrer vorzüglicher Fehler, der eben auch große Würkung auf das Kind hat, wird gar häufig in Anſehung der Leibesöffnung begangen. Verſtopfung halten viele für etwas erwünſchtes, und dieſer ſollte doch billig auf alle mögliche Art vorgebeugt werden. In dieſer Abſicht iſt der von vielen vor äuſſerſt ſchuldig gehaltene Gebrauch gelinder abführender Mittel auſſerordentlich wichtig, und zumal, wenn Schwangere, wie gar oft geſchieht, ſich mit allen Arten von Speiſen, tagtäglich überladen, und oft wollüſtige Eßluſt für einen Trieb der Natur ausgeben.

Manche Frauenzimmer legen aus übertriebener Eitelkeit Schnürbrüſte und feſte Kleider an und helfen dadurch den Umlauf der Säfte noch ſtärker hemmen. Auſſerdem kann dieſes auf den Körper des Kindes mechaniſch würken, und zu allerhand Fehlern Gelegenheit geben.

Es gehen während der Schwangerſchaft noch manche geringere Fehler vor, die wir aber übergehen müſſen: übrigens ſind wir doch überzeugt, daß alle Frauenzimmer welche dieſe wenigen Regeln beobachten, die geſundeſten und ſtärkſten Kinder zur Welt bringen werden, zumal wenn beyde Eltern übrigens geſund ſind, keine zu große Ausſchweifungen begehen, und ehemals begangen haben.

Je leichter die Geburt iſt, deſto geſunder und vollkommener iſt gewöhnlich auch der Körper des Kindes. Der Kopf leidet bey ſchweren Geburten am mehreſten, das Gehirn wird gedrückt, und von deſſen vollkommener Organiſation hängt doch nachher offenbar die Würkung deſſelben ab. Wir müſſen dies deswegen anführen, weil die Mutter ſehr viel zur leichten oder ſchweren Geburt beytragen kann: vieles Sitzen, zumal mit gekrümmten Rücken, und der Gebrauch ſchwerer Röcke, die auf dem Unterleib hängen, und alles in unnatürliche Stellung bringen, verurſachen ſicher eine ſchiefe Lage der Mutter, und eine folgende ſchwere Geburt.

Bekannt iſt es, daß der Menſch in ſeinem ganzen Leben keine ſo plötzliche Veränderung erleidet, als in dem Augenblick der Geburt: das Blut nimmt plötzlich einen ganz andern Umlauf, das Kind welches vorher von dem Schaafwaſſer umgeben war, wird plötzlich der freyen Luft ausgeſetzt, und es empfindet zugleich eine Menge von ganz fremden Reizen, Schall, Licht u. ſ. w. Hier ſollte man billig drauf bedacht ſeyn, dem Kind alle unnöthige unangenehme Empfindungen zu erſparen, aber gewöhnlich geſchieht dies nicht, man preßt ſeinen empfindlichen Körper in Winteln, und bringt ihn in eine ganz widernatürliche Lage. Es iſt daher wichtig, das Kind einige Tage lang ungewickelt zu laſſen, und es die Zeit in weiche und erwärmte Tücher zu ſchlagen. In gewiſſem Betracht wäre es gut, wenn alles Wickeln ganz entfernt werden könnte, indem alle Theile des Kindes, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind, eine weit gröſſere Stärke erlangen können, aber aus manchen Urſachen darf es doch wol nicht ganz abgeſchafft werden. Hauptregeln ſind daher, die Kinder 1) nicht feſt einzubinden, ſo daß ſie ſich gut bewegen können, 2) vorzüglich alles locker um die Bruſt und den Unterleib anzulegen, damit das Athemhohlen nicht mühſam geſchiehet 3) die zarten Hände, Arme und Füße gerade dabey auszuſtrecken. Ferner muß man die Wickelſchnure mit kleinen Bändern, und nicht mit Stecknadeln befeſtigen, die Schleifen auch ſo legen, daß ſie das Kind nicht zu drücken im Stande ſind. Ein ſolches Wickeln hat vorzüglich den Vortheil, daß die zarten Glieder nicht leicht gebogen, und von denen, die das Kind verpflegen, gedrückt werden, auch braucht man ſich weniger für Erkältungen zu fürchten. Sobald das Kind vier bis ſechs Wochen alt iſt, ſo kann man, zumal wenn die Mutter oder die Wärterin vorſichtig iſt, alles wickeln aufgeben.

Der gröſte Schaden beym wickeln, kommt ausgemacht von dem zu feſten einbinden, und würklich gereicht es unſerm Zeitalter zur Schande, daß man in manchen Städten noch eine vorzügliche Schönheit darin ſucht, die Kinder zu einer hölzernen Puppe zu machen. Auf dieſe Art iſt die Bewegung der zarten Glieder ganz aufgehoben, die Lage kann gar nicht verändert werden, endlich werden die Enden der Knochen an den Gelenken platt gedrückt, die weichen Theile gequetſcht, ſo daß ſie ſogar aufſchwellen. Giebt man dazu nicht einmal acht, ob die Glieder gerade liegen, ſo giebts Verrenkung, ſchiefe Arme und Beine, und manchmal wird ſogar der Grund zur Engliſchen Krankheit dadurch gelegt. Ein geringerer Fehler iſt, daß man die Füße beym wickeln dicht aneinander legt, wodurch die Kinder in der Folge, wenn ſie zu laufen anfangen, die Füße ganz einwärts, und die Knie nahe aneinander halten müſſen, welches ihnen wieder abzugewöhnen ſo mühſam, und die Urſach iſt, daß ſie weit ſchwerer gehen lernen.

Der Unterleib und die Bruſt leiden bey dem gewaltſamen Einſchnüren vorzüglich. Die Lungen können

ſich nicht ordentlich ausdehnen, die Muskeln des Unterleibs können ſich nicht erweitern, das Zwergfell kann alſo auch nicht ordentlich nachgeben, nothwendig muß ſich das Blut alſo widernatürlich anhäufen, es müſſen Stockungen entſtehen, und zu unzähligen Bruſt- und Kopfkrankheiten wird dadurch Gelegenheit gegeben. Selbſt der ganze Körper kann nicht ordentlich wachſen, die Rippen bekommen eine unrechte Stellung, und die Bruſt bleibt enger als ſie natürlich ſeyn ſollte. Auch auf die Schönheit der Kinder, beſonders der Mädchen, hat dies einen groſſen Einfluß, weil ihre Bruſt häßlich, eng und ſchmal, weil ihre Säfte ſchleimigt, und ihre Farbe daher bleich wird, und weil die Brüſte klein, und die Warzen eingedruckt bleiben, auf die folgende monatliche Reinigung hat es ſogar Einfluß, das Becken wird dadurch enger, und der Grund zu ſchweren Geburten oder gar zur Unfruchtbarkeit wird dadurch gelegt. Auch müſſen wir hiebey noch anführen, daß viele Kinder ihre triefende Ohren und Naſen, ihren unſaubern Kopf, ihre böſen Augen, ebenfalls dem feſten wickeln zu verdanken haben. Wenn nun noch zukommt, daß die armen Kinder wegen der mühſamen Anlegung der Wickelſchnur nur ſelten gewickelt werden, und alſo lange Zeit in ihrem Unrath liegen müſſen, ſo wird man es ihnen nicht verüblen, daß ſie die Zeit, wenn ſie nicht ſchlafen, unmunter und traurig ſind, und ſie beſtändig mit Weinen zu bringen. Zum Schluß der Materie vom Wickeln, iſt die üble Gewonheit vielen Ammen zu eigen, daß ſie die Kinder beym wickeln mit dem Kopf über ihre Knie herunter hängen laſſen, welches Kröpfe, und ſelbſt Steckflüſſe hervorbringen kann.

Sobald ein Kind glücklich zur Welt gekommen iſt, wird die Nabelſchnur abgeſchnitten, und gehörig unterbunden. Die Regeln, die hiebey zu beobachten ſind, und die Unterſuchung der Nothwendigkeit der Unterbindung, ſ. im Art. Nabelſchnur. Hier bemerken wir nur, daß das noch am Nabel hängende Ende zwiſchen ein in Wein getauchtes Stückchen Leinwand auf den Bauch des Kindes gelegt, und mit einer ſogenannten Nabelbinde gelind befeſtigt werden muß.

Der weisliche zähe Schleim, womit jedes neugebohrne Kind überzogen iſt, wird mit lauwarmen Waſſer und einem feinen Schwamm abgewaſchen, Allenfalls kann man etwas Wein drunter thun, zumal wenn der Schleim ſehr zähe iſt. Die Gewohnheit der Bademütter, die Kinder mit der bloſen, oft ſehr rauhen Hand abzureiben, müſſen wir nothwendig tadeln. Zu warm darf das Waſſer nicht ſeyn; dies macht Runzeln auf der Haut, und gar oft eine dunkle Farbe. Der Zuſatz des Weins iſt für ſchwache Kinder beſonders zu empfehlen, und in dem Fall hat man den Zuſatz von ſtärkenden gewürzhaften Kräutern nicht nöthig. In den folgenden acht Tagen braucht man zum waſchen noch lauwarmes Waſſer, und immer kälteres, bis in die dritte Woche, da man denn mit ganz kaltem fortfahren kann. Das öftere waſchen mit kaltem Waſſer trägt gewis zu einem geſunden und ſtarken Körper viel bey, und verringert in der Folge die Empfindlichkeit bey den Abwechſelungen der Luft, nur müſſen die Kinder nicht ganz plözlich daran gewöhnt werden, und noch thörichter wäre es, wenn man ſchwache Kinder die vielleicht ein halb Jahr lang durch warmes Waſſer und andere Fehler verdorben worden, plözlich eine ſo groſſe Veränderung wollte erfahren laſſen. Der Kopf muß zumal oft gewaſchen und zuweilen gebürſtet werden. Am untern Theil des Körpers darf man nicht zu waſchen anfangen, weil dies zu ſtarken Trieb des Bluts nach dem Kopf machen würde. Vor der Fontanelle muß man ſich auch ein bischen in Acht nehmen. Man wird allgemein finden, daß die Kinder, wenn ſie vierzehn Tage lang gewaſchen worden, beym folgenden waſchen immer lachen, und ganz zufrieden ſind. Auſſer den ſchon oben angeführten Vortheilen, werden die Kinder vor Hauptkrankheiten, Kopfausſchlägen und der engliſchen Krankheit gröſtentheils dadurch geſichert.

Der Kopf der neugebohrnen Kinder muß beſonders mit Sorgfalt behandelt werden. Das gewöhnliche rund drücken der Hebammen iſt gröſtentheils ſchädlich, zumal wenn man nicht behutſam iſt, am beſten geſchieht es gar nicht wenn eine groſſe Deformität zu ſehen iſt. Damit die Fontanelle nicht leicht verlezt werde, lege man etliche Stücke Leinwand drauf, und hierüber nun die Mütze. Dieſe muß nicht zu feſt anliegen, beſonders an den Ohren, weil dadurch das Gehör würklich Schaden leidet. In der Folge wenn die Fontanelle nicht mehr ſo groß iſt, gewöhnt man die Kinder nach und nach dran, mit bloſſem Kopfe zu gehen.

Mit der ſogenannten Löſung des Zungenbandes werden häufige Fehler begangen. Manche Bademütter glauben, es ſey bey allen Kindern nöthig, und machen ihnen oft mit ihren groben Fingern unnöthigen Schmerz. Das Löſen iſt nur nöthig, wenn das Kind die Zunge nicht an den Gaumen drücken, ſie nicht den Mund herausſtrecken, und nicht ſaugen kann. Dieſe Operation darf man nicht der Bademutter, ſondern einem geſchickten Arzt übertragen. ſ. Zungenband.

In den erſten vier und zwanzig Stunden gehet von den Kindern der erſte Unrath (Kindspech, Erbkoth, meconium) meiſtentheils von ſelbſt weg. Hiermit wird gewöhnlich zugleich der im Magen und im Schlund befindliche zähe Schleim abgeführt. Ganz nothwendig muß man darauf ſehen, daß der Unrath ſich nicht zu lange bey dem Kinde verweilet, weil ſonſt auſſerordentliche Koliken, Zuckungen, verſchiedene langwierige Krankheiten, und der Tod ſelbſt davon erfolgen. Keinesweges iſt es nöthig, daß man dies wegzuſchaffen, gleich ſeine Zuflucht zum purgieren nimmt, wenn man nur dem Kinde die erſte Muttermilch nicht verſagt, welche des Kindes Körper zu reinigen unter allem das beſte iſt, auſſerdem hat ſie auch die Würkung, daß ſie Magen und Gedärme zu einer ordentlichen Nahrung geſchickt macht. Einige Leute und ſelbſt Aerzte, ſind zwar noch der irrigen Meynung, die erſte Milch mache Kneipen, und ſey überhaupt ſchädlich, wollen ſie auch daher ausmelken laſſen: es iſt aber nun wol ausgemacht, daß alles dies grundfalſch iſt, und daß die Mutter ſelbſt groſſe Vortheile davon hat, wenn ſie ihrem Kinde in den erſten zwölf Stunden nach der Niederkunft zu trinken giebt.

Bekommt das Kind eine Amme, ſo ſind die gewöhnlichen Arzeneyen Rhabarbara- und Manna-Saft. (Mandelöhl bekommt nicht immer gut) Roſenhonig mit ein wenig warmen Wein, und dieſe muß man ſo lang fortbrauchen, bis aller Unrath gröſtentheils weg iſt. In dieſem Fall darf das Kind in den erſten 24 Stunden nichts zu trinken bekommen.

Wacht es nach einem langen Schlaf auf, und fängt an zu schreyen, so ist dies meistentheils ein Zeichen des Hungers, wenn es aber nach der Geburt unruhig ist, viel schreyt, nicht schlafen will, so sind ungewohnte Reize die auf es würken, Licht, Schmerz im Leib, oder auch wol eine unvorsichtig gesteckte Nadel die Ursache.

So lange der Stuhlgang des Kindes schwarz aussieht, ist der Erbkoth nicht völlig weg, wenn er aber weisgelblich zu werden anfängt, so weis jedermann, daß das Kind ordentlich zu verdauen anfängt, und es ist nun über manche Gefährlichkeiten weg. Zuweilen aber will der Unrath allen gewöhnlichen Mitteln nicht entweichen, und es zeigt an, daß er ausserordentlich zähe ist: hier nimmt man seine Zuflucht zu einem gelind reizenden und auflösenden Clystier, oder auch zu einem Stuhlzäpfchen von dick gekochtem Honig, beydes dieses braucht man auch, wenn man dem Kinde keine innerliche Arzneyen beybringen kann, welches zwar doch ein seltener Fall ist.

Die Natur hat den Kindern zur Nahrung Milch bestimmt, und die bekommt ihnen auch am besten, denn hierinn findet sich alles, was von einem guten und leichtzuverdauenden Nahrungsmittel erfordert wird. Vorzüglich kommt dabey in Betrachtung, daß sie gegen Hunger und Durst zugleich ist, und unter allen Nahrungsmitteln am wenigsten braucht verdauet zu werden, ehe sie ins Blut geht. Den kräftigsten Beweis giebt die Erfahrung, daß von allen Kindern, die gleich in der ersten Zeit des Lebens allerhand andere Speiße bekommen, kein einziges vollkommen gesund bleibt, sondern schwächlich, elend und selten alt wird. Keine Milch aber bekommt so gut, als die von der Mutter, zumal wenn sie vollkommen gesund ist. Dies ist so allgemein bekannt, daß wir nicht nöthig haben, die Beweisse dafür aufzusuchen. Bedenkt man nur, daß das Kind schon neun Monathe lang seine Nahrung von der Mutter bekommen hat, daß seine Säfte und alle seine Theile ganz von derselben Beschaffenheit wie bey der Mutter sind, daß die plözliche Veränderung der Nahrung durchaus auch Veränderung bey dem Kinde machen muß, so wird man wohl vollkommen davon überzeugt seyn. Wenn man aber gezwungen ist eine Amme zu nehmen, so muß man wenigstens dahin zuerst sehen, daß die Amme der Mutter in manchen Sachen, als Leibesbeschaffenheit, Alter u. s. w. ähnlich ist. Doch gilt dieses nur, wenn die Mutter Stärke, Gesundheit und sonstige Vollkommenheiten hat, und keineswegs wenn sie alt, schwach, krank, ärgerlich u. s. w. ist.

Es kommt noch zu, daß die Milch in den Brüsten einer säugenden Person nicht immer gleich bleibt. Die erste Milch ist dünne, wässerigt, und schickt sich für das junge Kind vorzüglich, von Zeit zu Zeit wird sie dicker, fetter, käsigter, also auch nahrhafter, aber schwerer zu verdauen: alles dies hat seinen guten Grund, weil das Kind wie es älter wird, mehr Nahrung erfordert, und eben auch stärkere Verdauungswerkzeuge bekommt. Ist man also gezwungen eine Amme zu nehmen, so muß das Haupt-Augenmerk darauf gerichtet seyn, daß die Amme keine alte Milch hat, und wo möglich, erst vor kurzem aus den Wochen gekommen ist. Auf Gesundheit und Temperament der Amme ist denn noch sehr zu sehen, und vorzüglich muß sie nicht zu heftigen Leidenschaften geneigt seyn: die übrigen Erfordernisse s. im Art. Amme und Muttermilch.

Jede Mutter wird sich noch williger entschliessen, ihr Kind selbst zu tränken, wann sie bedenkt, daß Ammen und zumal die gewöhnlichen gar oft versteckte Reste von häßlichen Krankheiten an sich haben. Fast allgemein ist dis in grossen Städten, und wir sind überzeugt daß manche Krankheiten, die auf Körper und Seele des Kindes so grossen Einfluß haben, und die ganze schwächliche armselige Constitution vieler Kinder die in den Städten gebohren werden gröstentheils davon herrühren. Leider hat man traurige Beyspiele in grosser Menge daß Kinder sogar von der Lustseuche durch ihre Ammen befallen worden und daß im ganzen folgenden Leben die schröckliche Reste dieser Krankheit unaufhörlich auf den Körper fortgewürkt haben. Alles dis ist so auffallend fürchterlich, daß wir im Falle, wenn eine Mutter ihr Kind nicht selbst zu stillen im Stande ist, immer lieber den vorsichtigen Gebrauch der Milch von Thieren anrathen wollen, es sey denn man wäre vollkommen von der Gesundheit und den übrigen guten Eigenschaften einer Amme überzeugt.

Es ist zwar immer richtig daß alle Milch von Thieren und namentlich von Kühen, die denn doch die allgemeinste ist, wegen ihrer vielen käsigten und fetten Theile schwerer verdauet werden kann, und sich daher für ein junges Kind weniger schickt; es ist ferner allerdings ausgemacht daß beym Ausmelken die Milch ihr feinstes geistiges Wesen verliehrt, und also ein Kind nicht so stärken und erquicken kann, als wenn sie aus der Brust der Mutter eingesaugt wird; es ist auch wahr daß die mehreste mit Kuhmilch aufgefütterte Kinder krank und schwach geworden und selten aufgekommen sind. Gründe genug die gegen den Gebrauch dieser Milch streiten, die aber zum Theil wegfallen, wenn alles mit der gehörigen Vorsichtigkeit geschichet und die durch die Erfahrung, daß auf diese Art aufgezogene Kinder gesunder und stärker, und vollkommener als viele andre geworden sind, einigermassen geschwächt werden. Freylich bleibt es ausgemacht daß es nur im größten Nothfall geschehen darf, und denn ist auch zu bedenken, daß ein auf diese Art aufgezogenes Kind zehnmahl so viel wahre Fürsorge bedarf, als ein anderes das von seiner gesunden Mutter gesäugt wird.

Die nähern Umstände, unter welchen wir es für nothwendig halten, Kinder mit Ammen oder Kuhmilch zu erziehen sind vorzüglich folgende:

1) Wenn die Mutter einen sehr schwachen Körper, und man daher zu besorgen hat, sie möge zu sehr vom Selbststillen angegriffen werden.

2) Wenn sie hysterisch ist, und etwa schon viel von Krämpfen gelitten hat.

3) Wenn sie so schwach ist, daß ihr des Nachts zur Erholung der Schlaf unumgänglich nöthig ist. Es sind uns Fälle bekandt, daß Mütter ihre Kinder selbst stillen und verpflegen wollten, jedesmal so oft sie sich des Nachts mit den Kindern abgaben, von heftigem Brechen und den ganzen folgenden Tag von einer unbeschreiblichen Mattigkeit befallen wurden.

4) Wenn die Mutter zu sehr heftigen Leidenschaften die auf ihren schwachen Körper stark wirken geneigt ist.

5) Wenn sie zu Brustkrankheiten Anlage hat.

6) Wenn sie eine kleine Brust und wenig Milch hat.

7) Wenn man vorher überzeugt ist, daß die Mutter während der Zeit, da sie das Kind säugt, sich

nicht halten sondern unordentlich leben, Bälle, Concerte, Gesellschaften besuchen, und sich allen Leidenschaften überlassen wird. Ein Umstand, den wir zur Ehre unsrer vornehmen Frauenzimmer gar gern übergangen hätten, wenn er nicht gar zu wichtig wäre.

Ist man nun in dem Falle daß man seine Zuflucht zur Milch von Kühen nehmen muß, so muß man zuerst darauf sehen, die Milch von einer jungen gesunden Kuh, die noch nicht lange vorher ein Kalb gehabt hat, zu bekommen. Diese Milch muß so rein wie möglich behandelt und jedesmal untersucht werden, ob sie vollkommen süß und gut ist. Auf Reinigkeit der Gefäße worin man sie dem Kinde giebt hat man eben so sehr zu sehen; in der Absicht ist es nothwendig die gläsierne Saugbüchse (welche in aller Rücksicht am bequemsten ist) so oft das Kind daraus getrunken hat, auszuputzen und mit klarem Wasser anzufüllen, besonders ist dies auch des Nachts zu thun. Unsrer Erfahrung nach ist es am besten die Milch abzukochen und nach dem erkalten die sich oben ansetzende fette Haut wegzunehmen. Wichtig ist es die gehörige Wärme immer zu beobachten, und in dieser Absicht rathen wir, unter die kalte Milch so viel kochendes Wasser zu giessen, bis sie etwas wärmer geworden, als sie von der Kuh kommt. Andere Nahrung hat das Kind in den ersten 3 Monathen hiebey nicht nöthig. Eine Hauptregel die wir bey diesem Verfahren nicht genug einschärfen können, ist auf die Oeffnung des Kindes beständig ein wachsames Auge zu haben. Die Kühmilch macht den Kinder gar leicht und oft Verstopfung und wenn diese nicht bald gehoben wird, so giebts Gelegenheit zu hundert Krankheiten, und das Kind wird elend. Diesem Uebel vorzubauen rathen wir dem Kinde alle 8. Tage eine kleine Portion Rhabarbara Pulver mit etwas Zucker unter der Milch zu geben, und wenn Verstopfung wirklich da ist, zugleich ein kleines Clystier von purem lauwarmen Wasser oder Milch. Doch sind die Clystiere mit Maas und Ziel zu brauchen, denn sonst wird der After erschlaft und den Kindern geht es nachher wie manchen vornehmen Frauenzimmern die ohne Clystiere keine Oeffnung mehr bekommen können.

Mit keiner Art von Nahrung darf ein Kind immerfort gestopft werden, und man muß ihm nur zu trinken geben wann es wirklich Hunger und Durst hat. Die mehresten Mütter machen den Fehler, daß sie es gleich wann es zu weinen anfängt, an die Brust legen und hierdurch wird gar oft Gelegenheit zur Unverdaulichkeit, Säure und andern Zufällen gelegt. Die Zeichen des Hungers, worauf man achtzugeben hat, sind folgende: dem Kind ist der Mund voll Speichel, es saugt begierig am Finger den man ihm in den Mund steckt, es fährt mit seinen Händen an den Mund und saugt daran, es greift mit den Händen nach der Mutter Brust. Man thut nicht wohl wenn man dem Kinde zu gewissen Zeiten zu trinken giebt, es wird sich nicht leicht dran gewöhnen und des Nachts meistentheils unruhig schlafen: es aus dem Schlaf an die Brust zu holen wird wohl niemand für vernünftig halten. Wie oft man dem Kinde zu trinken geben soll, läßt sich wegen der ungleichen Stärke, wegen der mehr oder weniger geschwinden Verdauung nicht allgemein bestimmen; doch kann man ungefehr annehmen, daß es von vier zu vier Stunden nöthig ist.

Wie wichtig es sey hierauf gehörig zu achten, ist besonders daraus zu beurtheilen, daß die mehreste Kinderkrankheiten von saurer und verdorbener Milch kommen: in den ersten drey Monathen wenigstens hat das Kind keine andere Krankheit. Da hiervon umständlich in dem Art. von Kinderkrankheiten gehandelt wird, so geben wir hier nur noch einige Regeln an, die zur Verhütung dieser Verderbnis nöthig sind. 1) Muß bey Tage das Kind sogleich weggelegt werden, wenn es an der Mutter oder Ammenbrust eingeschlafen ist, weil es sonst im Schlaf fortsaugt und sich überladet. 2) Darf die Mutter nicht das Kind zu sich ins Bette nehmen, sonst läßt sie es dran liegen und schläft ein, (ein Fehler der gar oft von Ammen begangen wird) die Brüste bleiben in diesem Falle blos, werden kalt und diese Erkältung allein kann die Milch zum leichten Verderben geschickt machen, die hiermit noch verbundene Gefahr übergehen wir ganz. 3) Die Mutter darf, wenn das Kind schläft, nicht still sitzen, sondern muß sich in freyer Luft Bewegung machen. Bey Ammen ist noch mehr darauf zu sehen, denn meistens haben diese vorher viele Bewegung gehabt, und durch die veränderte Nahrung (gewöhnlich bekommen sie jetzt besser zu essen) bekommen ihre Säfte eine andre Mischung. 4) Muß die Mutter alle heftige Bewegung meiden. 5) Sich vor Alterationen hüten. 6) Dem Kind nichts zu trinken geben wenn sie krank ist oder 7) wenn sie etwa ihre monatliche Reinigung bekommt, 8) darf sich die Mutter nicht über das Kind herbeugen und ihm so die Brust geben, weil in dieser Stellung gar leicht zu viele dicke und nicht gehörig ausgearbeitete Milch einschießt; 9) muß sie sich für aller Verkältung, und insbesondere der Füsse hüten, daher nie mit blossen Füssen aus dem Bette aufstehen, es sey denn sie wäre dies von jeher gewohnt: 10) muß sie nicht zu viel und keine zu sehr nährende Speissen geniessen; auf diesen Umstand hat man bey Ammen die vorher gewöhnlich schlechter gelebt haben, am mehresten sehen, denn man begeht meistens den Fehler daß man den Ammen zu gutes Essen giebt: 11) den zu häufigen Genuß aller sauren Sachen muß die Mutter sehr meiden; ganz und gar nichts saures z. B. Salat, Limonade ꝛc. zu geniessen halten wir nicht für gut, zumal wann die Mutter viele Fleischspeisen ißt und einen erhitzten Körper hat. Eben dies gilt von vielen süssen Speisen, vom vielen Zucker und geräucherten und gesalzenen Fleisch, welches in grosser Menge, schadet, zuweilen aber und in geringer Menge ganz gut bekommt. 12) Der zu häufige Genuß des Caffee und aller erhitzender Getränke gibt ebenfalls zur verdorbenen Milch Gelegenheit, und wenn dies auch nicht zur offenbaren Säure beyträgt, so schadet dergleichen Milch doch, indem sie dem schwachen Kind zu sehr auf die Nerven würkt. Zuweilen eine Tasse Caffee der nicht gar zu stark ist, zumal eine Mutter die ihn immer gewohnt war, zuweilen auch ein Glas Wein zur Stärkung des Magens und zum Aufmuntern wollen wir hiermit keineswegs untersagen, aber der Brandtwein muß ganz wegbleiben: 13) wenn die Mutter lange gefastet hat oder auch gleich nach einer starken Mahlzeit darf sie dem Kinde nicht zu trinken geben, weil in beyden Fällen die Milch nichts taugt. 14) Wird dem Sauerwerden der Milch und jedem andern Verderben des Magens sehr vorgebeugt, wenn man das Kind so bald wie möglich dran gewöhnt des Nachts nichts zu trinken, sondern nur Abends ganz spät und Morgens in aller Frühe. 15) muß jede Mutter und Amme so lange sie das Kind säugt, sich

alles ehelichen Beyschlafs gänzlich enthalten: daß dies Veränderung in der Milch machen kann, ist genug in die Augen fallend; 16) hat man insbesondere auch darauf zu sehen, die Kinder vor Schrecken und Zorn so viel wie möglich zu hüten, weil dieses ihre Nahrung ausserordentlich verdirbt und zu den heftigsten Krankheiten Gelegenheit giebt. Ein zartes Kind leidet wegen seiner sehr empfindlichen Theile mehr hiervon als ein Erwachsener, und daraus läßt es sich ganz gut erklären, daß Kinder durch Schrecken sogar epileptische Zufälle bekommen haben. Die vorzügliche Gelegenheiten wobey Kinder erschreckt werden, sind, wenn man sie plötzlich im Schlaff stört, wenn man sie stark anschreyt, um sie zum Schweigen zu bringen, mit dem Licht plötzlich an ihr Bett kommt, wenn man sie überhaupt plötzlich etwas unangenehmes fühlen läßt. Dieses letztere macht die Kinder auch leicht zornig, und aus derselben Ursache darf man sie nicht lange im Schreyen liegen lassen: ein Kind von 3. Monathen wird, wenn man es liegen läßt, gar oft so böse daß man Tage lang mit ihm zu thun hat, es wieder zu Recht zu bringen.

Eine fast allgemeine Gewohnheit ist es, daß die Kinder gewieget werden: geschieht dieses mäßig, so ist es gar nicht schädlich, im Gegentheil ist es für das Kind eine gelinde Bewegung, zumal wenn es nur geschieht so lange das Kind wacht. Im Schlaf wird es dadurch gestört und bey starkem Wiegen ist es beständig in Schrecken und Furcht. Leider werden von gemeinen Leuten, von schlechten Säugammen und von Kindermädchen die Kinder so heftig und anhaltend in der Wiege hin und her bewegt, daß sie taumelnd werden und einschlafen. Dieses ist aber in die Augen fallend schädlich, zumal gar oft Gelegenheit zu Steckflüssen dadurch gegeben wird. Wegen dieses so allgemeinen Mißbrauchs rathen wir die Wiegen so viel wie möglich abzuschaffen oder doch wenigstens ein wachsames Auge dabey zu haben.

Ein kleines Kind muß aus mancherley Ursachen oft in eine andre Lage gebracht werden. Man bedenke nur daß nichts einem Erwachsenen mehr zuwider ist, als einerley Lage, wie vielmehr denn einem empfindlichen Kinde. Die geringste Folge ist daß es bald aus dem Schlafe aufwacht. Alle halbe Stunde sollte man es in seinem Bette auf eine andre Seite legen, und so wird es länger schlafen. So gar können Kinder auch durch einerley beständige und unbequeme Lage eine Unförmlichkeit an verschiedenen Theilen des Körpers bekommen. Eben das kommt bey dem Tragen der Kinder auch in Betrachtung, jeder Amme muß man daher einschärfen, die Kinder nicht immer auf einem Arm und in aufrechter Stellung zu tragen, doch darf man sie dabey auch nicht hängen lassen.

Das Bett oder die Wiege des Kindes muß so zu stehen kommen, daß das Licht von einer Seite hineinfällt. Giebt man nicht hierauf acht, so werden die Kinder schielend, weil sie immerfort nach dem beüsten Ort sehen. Zu viel Licht und stark glänzende Gegenstände auf das Kind wirken zu lassen schadet den Augen ungemein. Wenn es an der Mutter Brust liegt, so sollte man ihm keine andere Objecte vor die Augen halten, weil es sonst mit einem Aug auf die Brust und mit dem andern auf den andern Gegenstand fällt, und also sich ans Schielen gewöhnt.

Mit dem Kopf müssen die Kinder beständig etwas hoch gelegt werden, und hierdurch wird den Kopfausschlägen, den feuchten und grindigen Ohren, den rothen Augen und mehreren Krankheiten die vom starken Zufluß der Säfte nach dem Kopf herrühren, vorgebeugt. In dieser Absicht ist es auch nöthig den Kopf ja nicht zu warm zu halten, und sie (wenn die Fontanelle gröstentheils sich geschlossen hat) im blossen Kopf austragen und schlafen zu lassen. Den Nutzen des Kopfwaschens mit kaltem Wasser in derselben Absicht haben wir schon oben angeführt. Ist es vielleicht gar möglich daß durch den starken Zufluß der Säfte nach dem Kopf die Seelenkräfte und äusserliche Sinnen der Kinder geschwächt werden, so ist die Befolgung der Regeln noch erheblicher.

Es ist wegen der Wärme, wegen der Mücken und wegen des starken Lichts nothwendig, eine Decke über das Bett der Kinder zu schlagen. Hier wird immer der Fehler begangen, daß man alles ganz nah über des Kindes Kopf zuschlägt, so daß gar keine frische Luft zukommen kann; die Ausdünstungen des Kindes vermischen sich hier mit der Luft die es umgiebt, verderben sie ganz und machen sie zum Athemholen ungeschickt; man hat also hierbey sehr drauf zu sehen daß die Luft unter der Decke mit der Luft im Zimmer Gemeinschaft hat. Kann man die Kinder bald dran gewöhnen, daß sie ohne diese Decke und an jedem Ort schlafen so schadet es gar nichts.

Frische Luft ist für das Kind ganz nothwendig, wenn es stark werden soll. Wir rathen daher Kinder gleich in den ersten Tagen des Lebens an die freye Luft zu gewöhnen, es versteht sich von selbst daß es nicht in der stärksten Kälte seyn darf. Starken Kindern schadet auch dieses nichts, der Aufenthalt in der Kälte darf nur nicht zu lange seyn. Noch besser ist es, wenn man nachdem das Kind 6-8. Wochen alt ist zugleich eine gelinde erschütternde Bewegung mit verbindet, die am besten in einem kleinen Wagen vor sich gehet, nur muß die Bewegung mit der Stärke des Kindes in Verhältniß stehen: auch darf sie so wie jede andere Bewegung des Kindes nicht zu der Zeit geschehen wenn man es eben gestillt hat. Das Fahren im Wagen ist noch wichtiger, wenn das Kind so alt ist, daß es dabey sitzen kann: eine sehr gute Bewegung für kleine Kinder ist es auch, wenn man sie auf Matratzen die auf der Erden liegen herum kriechen läßt, dies stärkt ihren ganzen Körper, besonders Aerme und Füsse, und sie fangen auch früher zu laufen an.

Es kommt viel darauf an, Kinder immer rein und trocken zu erhalten, denn die Erfahrung lehrt daß sie, wenn man sie immer feucht in ihrem Urin liegen läßt, Anlagen zur englischen Krankheit bekommen; ausserdem wird der ganze Körper dadurch schlaff, runzlich, unansehnlich, hier und da werden sie wund, und dies macht ausser den Schmerzen und dem unruhigen Schlaf einen Verlust an Feuchtigkeiten, welcher nothwendig eine gewisse Schwäche zur Folge hat. Unreine bepißte und wieder aufgetrocknete Windeln sind steif, rauh und daher zu verwerfen: sie müssen rein und weich seyn, wenn das Kind wahren Nutzen davon haben soll. Ausserdem müssen sie auch gehörig erwärmt seyn, ehe das Kind hineingeschlagen wird: dies geht doch nur Wochenkinder und ganz schwache an, denn ein starkes Kind von acht Wochen hat schon so viel eigne Wärme daß man die Windeln die in der Kinderstube gelegen haben nicht mehr zu wärmen nöthig hat. Am besten ist es alles am warmen Ofen und nicht auf einem sogenannten Trockenkorb wo ein Feuerbecken mit glüenden Kohlen drunter steht, zu erwärmen. Die Kohlen verderben die Luft, machen sie zum Einathmen

untauglich, erregen den Kindern und selbst den Erwachsenen Kopfschmerzen und Schwindel und in hohem Grade Erstickung. Aus derselben Ursache muß man sich aller glüenden Kohlen auch selbst zum Räuchern in den Kinderstuben so wenig als möglich bedienen.

Ist ein Kind an einigen Stellen wund worden, welches selbst bey der reinlichsten Behandlung manchmal geschiehet, so ist das Abwäschen mit reinem kalten Wasser und der Gebrauch des bekandten Streupulvers (pulvis lycopodii) das beste. Sind die Ohren feucht so ist kaltes Wasser und ein Stückchen reine und glatte Leinwand allein hinreichend. Von der Schädlichkeit des beym Wundwerden so gewöhnlichen Bleyweisses (s. im Art. Wundwerden der Kinder.)

Gegen das Ende des dritten Monaths kann man den Kindern ausser der Muttermilch auch noch andere Speissen geben: Hat die Mutter hinlänglich Milch, so kann man auch noch länger warten, fehlt es aber daran, so thut man wohl, zumal wenn das Kind stark ist und viele Nahrung braucht: immer muß man etwas aufsuchen was nicht braucht gekauet zu werden. Im gemeinen Leben sind Mehlbreye die gewöhnliche Speisse, und hiermit fangen einige Mütter noch früher als um die genannte Zeit an; ja es sind uns Fälle bekandt, daß alte Weiber, aus Furcht, die Wöchnerinn möchte zu sehr durch das Stillen abgemattet werden, die armen Kinder in den ersten Tagen des Lebens schon damit ausstopften. Wenn man bedenkt, wie wenig Erwachsene dergleichen Breye vertragen können, so ist leicht zu schliessen, wie schädlich sie den kleinen Kindern, und zumal denen die eben zur Welt gekommen sind, seyn müssen. Alle Arten von Mehlbreyen und vor allen andern die von Waizenmehl, haben eine grosse Menge von zähem Schleim und Kleister bey sich der von den Kindern gar nicht verdauet werden kann, der sich also in dem Magen und den Därmen festsetzt und Verstopfung erregt. Da Kinder ohnedis mehr als andre Menschen zu Schleim und Würmer geneigt sind, so wird diese Disposition durch die Breye immer vermehrt: der Kleister setzt sich an die Oeffnungen der Milchgefässe und verschließt nun der guten Nahrung den Weg, die Kinder können also nicht gedeyhen; etwas von dem Schleim dringt bis in die Milchgefässe, verstopft diese und die Drüsen des Gekröses, und legt dadurch den Grund zu der bey Kindern so gewöhnlichen Auszehrung, die mit dem dicken Leib verbunden ist, und von einer Verstopfung der Drüsen im Unterleib herrührt. Die übrige daher rührende Krankheiten übergehen wir hier ganz.

Statt dieser Breye werden jetzt von vielen und selbst von Aerzten Wassersuppen empfohlen, die von Semmelgrumen und Wasser mit etwas gesalzener Butter gekocht sind. Diese Suppen muß man nur etwas lange kochen lassen, wenn sie leicht verdaulich seyn sollen und in diesem Falle sind sie nicht zu verachten. Noch besser sind Suppen von leichtem Zwieback mit Milch und Wasser, und erfordert das Kind viele Nahrung gewöhnliche Milchsuppen. Andere Speisen, Suppen, Gemüsse, Fleischbrühe, Obst u. d. gl. den Kindern ehe das erste Jahr herum ist, zu geben, halten wir für übel, und die Regel man müsse Kinder früh an alles gewöhnen, findet hier nicht statt, weil alle diese Sachen mit der Hauptnahrung, der Milch nemlich, in Gährung gerathen und zu Koliken, Blähungen und mehreren Uebeln Gelegenheit geben. Am schädlichsten ist die Gewohnheit Kinder in dieser Zeit, Backwerk, zumal fettes, zu geben; die Erfahrung zeigt auch daß diese Kinder immer ungesund sind. Wir halten für ausserordentlich zuträglich den Kinder nicht allein für dem Entwöhnen sondern auch noch 1 bis 2. Jahre nachher, blosse Milchspeisen geniessen zu lassen.

Daß man den Kinder vor der Entwöhnung andere Nahrung giebt, ist immer nöthig 1) weil der Hunger bey ihnen zu, und die Milch in Ansehung der Menge abnimmt, 2) weil, wenn das Entwöhnen plötzlich geschähe, der Körper des Kindes ausserordentlich zurückgesetzt würde: man muß ihnen also immer nach und nach mehrere andere Speisen und weniger Muttermilch reichen. Ehe das Kind den 3ten Monath erreicht hat, sind alle einigermassen dicke Speisen schwerer zu verdauen, sollte nun etwa die Mutter wenig Milch haben, so ist neben her nichts anders als Kuhmilch zu geben, und in der Folge erst Suppe.

Der Gewohnheit müssen wir hierbey auch noch gedenken, daß die Mütter und Ammen die Speissen vorher erst in den Mund nehmen, um zu untersuchen ob alles durch und durch weich und gehörig abgekühlt sey. Schädlich und eckelhaft ist dieses, besonders wenn die Amme nicht im hohen Grade gesund ist. Will eine vollkommene gesunde Mutter, die einen ganz gesunden Speichel, gesunde Zähne und einen guten gesunden Athem hat, dieses thun, so haben wir nichts dagegen: manchem wurde es in diesem Fall noch wichtig vorkommen, weil die Speisen mit noch etwas gesunden Speichel vermischt und also etwas verdaulicher gemacht werden. Daß man den Kinder auch von den gesundesten Speisen nur so lang als sie Hunger haben geben, und ihnen keineswegs den Brey mit Gewalt einstopfen soll, brauchen wir wohl nicht umständlich anzuführen.

Wenn das Kind stark genug ist, andere Nahrung zu verdauen, so kann es entwöhnt werden. Die Zeit hierzu kann man nicht genau bestimmen, doch ist die gewöhnlichste zwischen dem neunten und zwölften Monat, und die ist auch die bequemste. Manche Umstände machen hierbey eine gewisse Einschränkung: 1) wenn ein Kind sehr schwach ist, die Mutter demohngeachtet gesund und ihre Milch gut, so läßt man es mit Recht länger trinken. 2) Wenn die Milch nichts taugt so muß es bald entwöhnt werden, weil es sonst gewiß mager, krank und schwach wird. 3) Wenn die Mutter vom Stillen elend wird. 4) Wenn sie ihre monatliche Reinigung bekommt, und 5) wenn sie gar schwanger werden, so muß wegen der Mutter und wegen des Kinds das Entwöhnen so bald wie möglich geschehen, desgleichen auch 6) wenn die Mutter von einer Krankheit befallen wird und 7) wenn ihre Milch täglich Veränderungen von heftigen Gemüthsbewegungen erleidet. Uebrigens muß man drauf sehen daß das Kind zu der Zeit wo man es entwöhnen will, so gesund wie möglich ist, und nicht mit Zahnen zu thun hat. Sind die mehreste Zähne da, so ist es desto besser, doch ist es nicht nöthig, diese ganz abzuwarten, weil man doch noch just keine Speisen gibt, die viel gekauet werden müssen. Ein Kind mehrere Jahre lang trinken zu lassen ist gewöhnlich schädlich, wenn die Mutter nicht einen ausserordentlichen starken Körper hat, und es kommt noch zu, daß die Absicht davon gewöhnlich ist, den Beyschlaf lange Zeit ohne weitere Folgen treiben zu können, der doch eigentlich so lang das Kind trinkt gar nicht getrieben werden sollte.

Schlaf erquickender und der Körper wird gestärkt.

Die Betten müssen nach der Witterung so wie die Nachtkleider eingerichtet seyn. Schläft ein Kind des Winters im kalten Zimmer, so sind Federdecken nöthig welche im Sommer schädlich sind. So lange man besorgt seyn muß, daß die Kinder die Decken von sich treten, zieht man ihnen warme Nachtkleider an: im Sommer gewöhnt man sie endlich im blossen Hembde zu schlaffen. Ist es Nachts kalt so bedeckt man den Kopf mit einer leichten Mütze, welches doch nur bis ins zweyte Jahr nöthig ist, nachher, und im Sommer müssen Kinder im blossen Kopf schlafen. Einige Vortheile des kühlen Verhaltens des Kopfs haben wir schon oben angeführt.

Will man zu Winterszeit die Kinder bey Tage immer in warmen Zimmer erhalten, so werden sie verdrüslich, schläfrig, und in der Folge schwach. Ein gesundes Kind wird wenn es kaum ein Jahr alt ist in der größten Kälte zufrieden seyn, und am ganzen Körper, Nasen, Backen und Hände ausgenommen, warm bleiben. Man kann es so lange in der Kälte lassen, bis es sich selbst wieder nach Wärme sehnt. Durch immerwährenden Aufenthalt in warmen Stuben werden Lungen und der ganze Körper erschlafft, und die geringste Kälte macht sogleich Schnupfen, Husten u. d. gl. Obgleich dies so augenscheinlich wahr und durch Erfahrung gegründet ist, so wird es doch noch lange dauren, bis vornehme Stadtmütter ihre zarten Töchterchens daran gewöhnen; so lang wenigstens, bis eine bleiche weise Haut nicht mehr für etwas schönes, und rothe gesunde Farbe für etwas bäurisches gehalten wird. Es versteht sich von selbst, daß kein Kind wenn es sehr warm ist, plötzlich der kalten Luft ausgesetzt werden darf, und überhaupt muß alle schnelle Abwechslung vermieden werden.

Zu warme Kleider haben dieselbe üble Folge wie zu warme Stuben, der Körper wird geschwächt, und Pelzmützen oder auch andere zu warme Bedeckung des Kopfs legen den Grund zu Kopfschmerzen, Schnupfen, Ohrensausen, Zahnschmerzen u. d. g. Für nichts hat man den Kopf zu beschützen nöthig, als für den heissen Sonnenstrahlen, und hierzu ist eine ganz leichte Bedeckung, ein weisser Hut oder ein mit Leinwand gefütterter Strohhut hinreichend und das beste. Die Kleider der Kinder müssen im Hembd, Camisol einem weiten Kleide das bis auf die Waden hängt, bestehen. Nichts darf eingeschlossen werden damit die Natur den Körper bilden kann wie sie will, und damit die Kinder nicht in ihren Bewegungen gehindert werden. Eine solche Kleidung trägt zur Stärke des Körpers bey und alles was den Körper in den ersten zehn Jahren schwächt, das wirkt auf die ganze Lebenszeit. Die Füsse müssen etwas wärmer gehalten werden, denn Kälte an diesen Theilen macht Trieb des Bluts nach Kopf und Brust; doch thut hier auch die Gewohnheit viel, wie wir besonders an dem Lande sehen können, wo einige Millionen der gesundesten Menschen sechs Monathe des Jahrs Holzschuhe tragen und die übrige sechs Monathe baarfuß gehen. Viele Nordländer lauffen sogar mit blossen Füssen auf dem Eis herum.

Nichts ist schädlicher als der Gebrauch der Schnürleiber womit Kinder von beyderley Geschlecht in den ersten Jahren eingepanzert werden. Den Mädchen will man damit eine schöne Taille machen, und aus dieser Ursach macht man sie bey ihnen noch steifer, und braucht sie nachher durch die ganze Lebenszeit oder wenigstens doch bis ins Alter. Hiervon ist von vielen Aerzten so umständlich gehandelt worden, daß wir es für unnöthig halten und im Art. Schnürbrust kommt mehreres davon vor. Die vorzüglichsten Fehler welche von ihrem häufigen Gebrauch entstehen, sind ungleiche Höhe der Schultern und namentlich ist die rechte meistens höher, die Schlüsselbeine werden schief, die Ribben und Wirbelbeine ebenfalls, und die Folge hievon ist eine enge Brusthöhle die eine fürchterliche Quelle von unzähligen Krankheiten abgiebt. Der Unterleib und alle Eingeweide werden in ihren Wirkungen gehindert, das Becken wird verdorben wovon schwere Geburten die Folgen sind. Selbst die weichen Schnürkleider wenn sie zu fest anliegen sind nichts nutz, und wenn sie denn doch müssen getragen werden, so muß wenigstens darauf gesehen werden, daß sie dem Körper angemessen sind, und daß alle Bewegungen so viel wie möglich ungehindert darinn vorgenommen werden können.

Sollen Kinder recht gesund bleiben, so müssen sie weder enge Halsbinden tragen noch auch die Kniebänder fest zubinden. Wie die Schuhe am bequemsten und der Natur am gemäsesten sind, wird in eignen Artikeln behandelt; hier müssen wir noch erinnern, daß man junge Mädchen lange Zeit mit niedrigen Absätzen gehen lassen sollte, bis sie wenigstens einen ganz regelmäßigen festen Gang haben, und bis der ganze Fuß seine Vollkommenheit erreicht hat.

Bewegung des Körpers ist für Kinder besonders nöthig, und zu viele Ruhe immer schädlich. Kinder dürfen ja nicht zu lange auf den Füssen stehen, die nächsten Folgen sind schiefe Beine und krumme steife Knie. Das Sitzen zumal in gekrümmter Stellung ist eben so wenig zu billigen, und dies ist mit ein Grund warum man junge Kinder nicht zu frühe zum lernen treiben soll, selbst noch wenn ein Kind zwölf bis vierzehn Jahre alt ist, darf es nicht länger als eine bis zwey Stunden hintereinander auf einem Fleck sitzen, und denn muß man sie nie in einer steifen Stellung erhalten wollen, sondern ihnen eher anrathen die Stellung im Sitzen öfters zu verändern. Ist ein Kind müde, so mag es sich hinlegen und am besten auf eine Seite mit dem Kopf etwas hoch und so, daß alle Muskeln in natürliche ungespannte Lage kommen. Wenn die Kinder zu gehen anfangen, so darf man sie keine schwere Sachen nachschleppen lassen, dies ermattet und schwächt die untern Gelenke zumal die Knie, auch ist es unrecht sie überhaupt zum Gehen anzuhalten. Die Laufbänder sind ganz bequem nur müssen sie so eingerichtet seyn, daß sie keine hohe Schultern erregen können. Das Führen der Kinder an einer Hand ist wegen der Furcht vor Verrenkungen zu verwerfen, wenigstens muß man sehr behutsam seyn. Für den Kopf hat man am mehresten zu sorgen, dieser ist daher mit einem guten Fallhut zu bedecken. Lauft ein Kind gröstentheils allein, so ist es sehr zuträglich ihm eine Art Laufbank, die aber nur aus zwey nebeneinander liegenden gehobelten Latten bestehen muß, zu machen, hierinn lernt es vorsichtig gehen und man kann für dem Fallen unbesorgt seyn. Eine ausserordentliche gute Bewegung für Kinder ist das Fahren, nur muß es mit Maas und Ziel geschehen, daß der Körper nicht zu sehr erschüttert wird. Das Kind ist immer dabey heiter und auch dies stärkt den Körper. Wird ein Kind grösser so sind ihm verschiedene Spiele, die nicht mit gar zu heftiger Bewegung verbunden sind, zuträglich; 1) welche den Kör-

per

per eben so wie andere Leibesübungen stärken. Das Schlittschuhlaufen, Werfen, Ballspielen, Reiten, Fechten, Kegeln und Fahren auf Schlitten, haben in der Folge alle ihren guten Nutzen, nur muß nichts davon in Uebermaaß und mit zu viel Leidenschaft geschehen. Nach dergleichen Leibesübungen sind sie für Erkältung zu hüten, sie müssen nicht zu kalt dabey trinken. Von dem besondern Nutzen aller genannten Leibesübungen, so auch des Tanzens und Schwimmens, s. die eignen Art. Alle dergleichen heftige Bewegungen müssen nicht sogleich aufs Essen vorgenommen werden, sonst schaden sie der Verdauung.

Beim weiblichen Geschlecht entstehen von Mangel der Bewegungen unsägliche Nachtheile. Je vornehmer ein Mädchen ist, desto übler ist es gewöhnlich dran, es muß, so bald es 4 — 6 Jahr alt ist, still sitzen, die Mutter nimmt es mit in Gesellschaft und gewöhnt den Körper zu einer steifen Stellung die nicht geändert werden darf. Zum Glück fangen doch jetzt manche Menschen an, sich über die Vorurtheile wegzusetzen, und verderben ihre Mädchen nicht mehr so wie sonst allgemein, und jetzt noch in altmodischen Städten und beym mehresten Landadel geschieht. Selbst das Reiten ist jetzt jungen Mädchen erlaubt und hat grössere Vortheile als man vielleicht sogleich einsiehet.

Alle Kinder müssen viel schlafen, weil dies das Wachsen gar sehr befördert. Bis ins 3 Jahr müssen sie noch einige Stunden am Tage schlafen, und wenn sie älter werden des Abends immer noch früh zu Bette gehen. Bis ins 8 Jahr sind 10 Stunden Schlaf zuträglich, und in den folgenden Jahren einige Stunden weniger, doch muß man alle daran gewöhnen früh aufzustehen. Dies macht Heiterkeit des Gemüths und Thätigkeit bey allen Geschäften. Ist ein Kind stark, so gilt es ihm gleich ob es auf harter Erde oder auf Federn schläft, und dieses sollte man für einen Wink der Natur ansehen und alle Kinder an allen Orten von Lagerstätten gewöhnen. Wenn sie erhitzt sind und den Magen voll haben darf man sie nicht gleich zu Bette legen, beydes macht unruhigen Schlaf und schwere Träume.

Alle Kinder müssen wachsen und stärker werden, daher muß man acht haben, daß keine gute Säfte verlohren gehen. In dieser Absicht sind alle Bewegungen, die so weit gehen, daß Kinder dabey zu schwitzen anfangen, schädlich. Ausser der Schwäche die dieses nach sich ziehet, hat es auch die Folge, daß es die Haut verdirbt, auf welchen Umstand junge Mädchen am mehrsten sehen werden. Gelinde unmerkliche Ausdünstung hingegen ist allen höchst nöthig und diese muß immer noch durch Reinigung der Haut unterstützt werden. In der Absicht ist das Baden auch sehr zu empfehlen. Kinder müssen hieran nach und nach gewöhnt werden und zumal zum kalt baden; so nützlich dieses einem gesunden starken Kinde ist, so schädlich ist es auch einem schwächlichen oder einem das durch Erziehung einige Jahre lang verdorben worden; sogar findet dieses bey erwachsenen schwachen Leuten statt, diese befinden sich nach einem kalten Bade oft kläglich, wenn es nicht mit der gehörigen Vorsicht gebraucht wird. Um die Ausdünstung des Kopfs gehörig zu erhalten, dient öfteres Kämmen, Waschen mit Wasser und das Haarabschneiden, welches letztere in unsern Zeiten ziemlich aufgekommen ist.

Daß nichts den Körper mehr schwächt als ein zu früher Verlust des männlichen Saamens, ist eine allgemein anerkannte Wahrheit. Daß junge Knaben gar oft schon im zwölften Jahr dergleichen Ausschweifungen anfangen, ist eine zu bekannte Sache. Gewöhnlich lernen sie dergleichen Handlung in den öffentlichen Schulen oder von jungen Leuten, bey denen man sie schlafen läßt. Strenge Aufmerksamkeit ist daher in den Jahren wo dergleichen Ausschweifungen anfangen, nöthig: wir rathen jede Woche die Hemden und Betttücher der jungen Knaben zu untersuchen, und zeigt sich die geringste Spur, so hat man, ehe es weiter einreißt, ihm das Schädliche der Handlung und die üble Folgen davon mit den heßlichsten Farben vorzustellen. Dieses ist aber oft nicht allein hinreichend, und in dem Fall darf man sie gar nicht aus den Augen lassen. (Mehreres s. im Art. Selbstbefleckung.) Mütter haben in derselben Absicht auch auf die jungen Mädchen Acht zu geben, bey welchen durch ähnliche Handlungen der Grund zu folgenden Nervenzufällen und zu Verderbniß des ganzen Körpers gelegt wird.

Bey Mädchen hat man nach dem zwölften Jahr ein stetes Augenmerk auf die monatliche Reinigung zu richten. Dies ist einer der wichtigsten Zeitpunkte fürs weibliche Geschlecht, von welchem künftiges Wohl und Weh ganz abhängt. Wie sich die ersten Spuren, z. B. ein Ausfluß eines weislichen Schleims zeigt, so ist gleich ein vernünftiger Arzt darum zu befragen. Regeln die überhaupt dabey zu beobachten sind. (s. im Art. monatliche Reinigung.)

Auf vollkommene Erhaltung der äussern Sinne hat man bey Kindern eben auch zu sehen. Man muß sie nichts was sehr blendet, anschauen lassen, weil dies die Augen schwächt; in der Hinsicht ist das Lesen und Schreiben bey Licht gar nichts nutz, eben auch der Gebrauch der Vergrösserungs- und anderer geschliffenen Gläser. Die zu häufige Ansammlung des Ohrenschmalzes und des Schleims in der Nase hat man zu verhüten; der Schnupftoback schwächt den Geruch und ist daher den Kindern nichts nutz; Rauchtoback wirkt eben auch auf die Nase und ist besonders noch wegen des Verlusts an Speichel jungen Leuten nicht zu erlauben.

Alle Arten von Leidenschaften haben Wirkung auf den Körper und auch in dieser Hinsicht muß man darauf aufmerksam seyn, und besonders die, welche etwas unangenehmes enthalten, so viel wie möglich entfernen. Zu grosse Empfindlichkeit, Furcht und Schrecken, Aergerniß, Neid, Haß u. dgl. schaden der Stärke des Körpers immer, Freude hingegen hat die herrlichsten Wirkungen. Man muß daher suchen die Kinder in beständiger Freude zu erhalten, und hierauf beruhet gewiß ein Hauptstück der Erziehung.

Vor dem achten Jahre sollte man ein Kind nichts lernen lassen, bis um die Zeit hat man allein darauf zu sehen den Körper zu bilden, den recht stark und vollkommen zu machen, und alle Begriffe die man den Kindern etwa vorher beybringt müssen spielend und nicht mit Zwang beygebracht werden. Es ist hierbey zu bedenken, daß ein Kind wenn es lernen muß meistens traurig ist, sich anhaltend in übler Lage befindet, keine freye Luft hat, und alles dies stört das Wachsthum und die körperliche Stärke. (39)

Erziehung, moralische. Sie besteht in der Ausbildung aller Seelenkräfte der Kinder, insofern diese zur Beförderung der Glückseligkeit überhaupt betrachtet erforderlich ist. Die Kinder müssen angeführt werden ihren Verstand zu gebrauchen, und ihre Begierden gehörig zu regieren; sie müssen zu vernünftigen und rechtschaffenen Menschen gemacht werden. Dieses

ist das Allgemeine, das bey allen Menschen geschehen muß, sie mögen in Ansehung ihrer Fähigkeiten, Gesinnungen, Lebensart, Ständen und andern äusserlichen Verhältnissen noch so verschieden seyn. Sind sie vernünftig und rechtschaffen, so können sie ungeachtet dieser Verschiedenheit glücklich seyn; und selbst in ihren übrigen Verhältnissen wird es ihnen wesentliche Dienste thun, wenn sie ihren Verstand zu gebrauchen und ihre Begierden unter der Herrschaft der Vernunft zu erhalten wissen.

Alle Menschen haben überhaupt betrachtet Verstand, obgleich nach verschiedenen Graden. Sollte indessen ein Kind gebohren werden, das ganz und gar keinen Verstand hätte, oder denselben durch ein Unglück nachher gänzlich einbüssen, so kann auch keine menschliche Erziehung mit ihm vorgenommen, sondern es muß wie ein Thier behandelt, und allenfalls durch die blosse Furcht zurückgehalten werden. Denn die Erziehung kann die Fähigkeiten nicht geben; sie kann sie blos entwickeln, sie kann veranlassen, daß sie hervorbrechen, sie kann sie durch allerley angestellte Uebungen verbessern.

Der Verstand ist ein Inbegriff mehrerer Kräfte. Es gehört dazu die Empfindungskraft, die Einbildungskraft, das Gedächtniß, das Vermögen sich Begriffe von allerley Art zu verschaffen, sie miteinander zu verbinden oder zu urtheilen, und aus dem was man weiß, weiter fortzuschliessen. Alle diese Kräfte müssen theils zugleich, theils nach und nach geübet werden, damit man die Wahrheit erkennen, beurtheilen und finden lerne. Man muß die Kinder anführen ordentlich zu denken und richtig zu urtheilen. Wie man solches anzufangen habe, das lehrt die Vernunftlehre die wir hier nicht ausschreiben wollen. Doch wollen wir einige Maximen angeben, welche dieses Geschäfte erleichtern.

Der erste Weg wodurch wir zu Begriffen gelangen ist die Empfindung oder Erfahrung. Man muß diesen einschlagen, und den Kindern frühzeitig allerley Begriffe von nützlichen Dingen beybringen. Um ihnen faßlich zu werden, muß man sich zu ihren Fähigkeiten herablassen, und das was man ihnen vorbringt, durch solche Dinge erläutern, die ihnen schon bekannt sind. Doch muß man sich hüten, ihnen nicht falsche Begriffe von wichtigen Sachen in den Kopf zu setzen, die man hernach nicht anderst als mit vieler Mühe oder wohl gar nicht, wieder herausschaffen kann; weswegen man solche Sachen, die sie noch nicht fassen können, lieber noch auf eine zeitlang versparen muß. Man muß mit leichten und sinnlichen Dingen anfangen, und stuffenweise zu dem schwereren fortschreiten. Die Kinder sind von Natur neugierig; man muß diese an sich nützliche Begierde nicht ersticken, sie wenn sie fragen, nicht geradezu abweisen und schüchtern machen; und wenn man ihnen das, was sie wissen wollen, nicht rathsam findet zu sagen, so muß man ihnen doch entweder einen Theil davon sagen, oder wenn dieses auch nicht angeht, das Gespräch geschickt wenden und ihnen etwas anders an dessen Stelle sagen, das ihnen angenehm ist. Um ihnen aber eine Sache angenehm zu machen, muß man sich so viel es seyn kann, nach ihren Neigungen richten, und theils Sachen welche sie ohnehin schon gerne hören, vorbringen, theils die übrigen so einkleiden, daß ihre Neigungen dadurch einigermassen befriedigt werden. Zu dem Ende muß man einen gefälligen und muntern Ton annehmen, man muß nicht zu oft auch nicht zu lange lehren; es muß nicht scheinen, daß man sie unterrichten wolle, sondern alles muß die Gestalt eines zufälligen Gesprächs haben, bis ihre Neugierde und ihre Fähigkeiten stark genug sind, mehr Unterricht zu verlangen und zu ertragen. Hierauf muß man jedoch auch nicht allzulange anhalten; man muß mit allerley Dingen abwechseln, und wo man kann, die wirkliche Natur oder wenigstens Zeichnungen und Bilder mit zu Hülfe nehmen, welche die Kinder nicht nur vergnügen und in Aufmerksamkeit erhalten, sondern auch dienlich sind, sie zu einer genauen Beobachtung der Dinge selbst anzuführen. Indessen sind die Kinder von Natur flüchtig, sie können ihre Aufmerksamkeit nicht lange bey einerley Gegenstand erhalten. Man muß daher abbrechen oder mit etwas anders abwechseln, wenn man sieht, daß sie müde geworden sind. Man muß in seinem Vortrag lebhaft und liebreich seyn, um sie zum Anhören geneigt zu machen; man muß suchen ihnen angenehm zu werden. Die Zerstreuungen, welchen sie so leicht unterworfen sind, rühren entweder von äussern Empfindungen oder von der Einbildungskraft her. Jene kann man verhüten wenn man die Gegenstände derselben unter einem schicklichen Vorwand entfernt, oder sich mit den Kindern an einen andern Ort begiebt; wiewohl man sie nach und nach auch gewöhnen muß, daß sie ihre Gedanken mitten unter äusserlichen Zerstreuungen einigermassen zusammenhalten lernen, als welches blos darauf beruht, daß die Vorstellung welche man haben soll, stärker und lebhafter sey als die übrigen. Die Ausschweifungen der Einbildungskraft zu verhüten, muß man sie zuweilen liebreich fragen, und das was man ihnen vorgebracht hat, wiederholen lassen; aber ja nicht aufgebracht werden wenn dieses nicht recht gehen will, sondern ihnen freundlich zurecht helfen, auch nicht darauf dringen, daß die Wiederholung in eben den Worten abgefaßt sey, in welchen man sie vorgetragen hat, als welches den Kindern eine Marter ist, ihrem Geist Fesseln anlegt, sie an ein gedankenloses mechanisches Wesen gewöhnet, das blos an dem Schall der Worte hängt, und wodurch höchstens das Gedächtniß aber nicht der Verstand geübt wird. Daher man sie auch mit dem mechanischen und wörtlichen Auswendiglernen, womit so viele die Kinder plagen auch wohl sich und den Kindern damit Ehre machen wollen, verschonen muß. Wenn aber doch allenfalls und mit der Zeit etwas wörtlich auswendig gelernt soll werden, so muß es sparsam, nicht mit Zwang, sondern auf die Art geschehen, welche wir in dem ausführlichen Artikel: Auswendiglernen angegeben haben.

Nicht alles was wir wissen müssen kann durch Vorsagen und Unterricht erlernt werden. Vieles müssen wir durch die eigene Erfahrung und durch das Nachdenken erlernen; auch müssen wir in den Stand gesetzt werden, dasjenige, was uns andere vorsagen, zu prüfen und zu beurtheilen. Zu dem Ende muß man die Kinder anführen, daß sie auf ihre eigne Erfahrungen und auf das, was um sie herum und allenfalls auch in ihrer eigenen Seele vorgeht, aufmerksam werden. Man muß ihnen an leichten Beyspielen, welche hier immer mehr als Regeln thun, ob diese gleich zu seiner Zeit wenn es die Umstände erlauben, hinzu kommen können, zeigen, was und wie sie richtig beobachten sollen. Man muß mit Gegenständen anfangen, die in die äussern Sinne fallen. Diese müssen sie ansehen und betrachten, und hernach Rechenschaft geben von dem was sie bemerkt haben. Ha-

den sie etwas übersehen, so muß man es ihnen zeigen; man muß sie nach und nach anführen, daß sie die Haupt- und Nebensachen unterscheiden lernen; und wenn man Bilder für sich hat, so muß man anfänglich solche wählen, deren Originalen sie schon kennen, oder die man ihnen wohl gar vor Augen bringen kann, um sie die Aehnlichkeit zwischen beyden bemerken zu lassen, worauf es ihnen nachher nicht schwer fällt, sich auch von Sachen die sie noch nicht gesehen haben, durch Hülfe der Bilder und Zeichnungen Begriffe zu machen. Auf diese Art lehrt man sie alles mit gehöriger Aufmerksamkeit zu betrachten, und sich von unzähligen Dingen aus der eignen Erfahrung, ohne Beyhülfe eines Lehrers, deutliche wenigstens klare Begriffe zu verschaffen. Aber hierbey muß man nicht stehen bleiben sondern sie auch anweisen, sich allgemeine und abgesonderte, (abstracte) Begriffe zu machen. Die Kinder thun dieses schon von selbst, wenn sie mehrere Gegenstände von einerley Art sehen, wo sie das worinn sie ähnlich sind, leicht bemerken. Aber man muß ihnen dabey zu Hülfe kommen, denn sonst bleiben ihre abgezogene Begriffe blos klar ohne deutlich zu werden, wie solches bey den meisten gemeinen Leuten der Fall ist. Auch verfallen sie bey der Vergleichung oft auf Nebendinge und unwesentliche Aehnlichkeiten, die nicht allenthalben statt finden. Ein paar gute Beyspiele von ihnen schon bekannten Dingen, bey welchen man die Vergleichung vornimmt, werden sie bald in den Stand sezen, das zu finden, worinn die Dinge einander ähnlich sind, und was bey ihnen wesentlich ist. Doch muß man nicht darauf dringen, daß die herausgebrachten Begriffe förmliche Definitionen seyn sollen. Es ist genug wenn es Beschreibungen (Descriptionen) sind, indem jene bereits viele Stärke im Nachdenken erfordern, auch von vielen sinnlichen Gegenständen nicht gegeben werden können, von welchen oft nicht einmal ein deutlicher sondern ein blos klarer Begriff zu erlangen ist. Nach und nach muß man höher mit ihnen steigen, und sie lehren wie man aus Vergleichung mehrerer sinnlicher Gegenstände, endlich auf Begriffe von solchen Dingen gelangt, die nicht in die Sinne fallen.

An dieses ganze Geschäfte wird wenig gedacht; da es doch ein Hauptmittel ist, die Kinder zum eignen Denken anzuführen. Am wenigsten denkt man daran wie man ihnen zu Begriffen von unsinnlichen Gegengenständen verhilft, so, daß sie uns, wenn wir sie vortragen, verstehen oder dergleichen aus eignem Nachdenken erfinden. Und doch ist gerade die Gabe, sich abgesonderte Begriffe zu machen, dasjenige, was uns am meisten von den Thieren unterscheidet, uns zu eigentlichen Menschen macht, und uns sogar in allen Geschäften unsers künftigen Berufs, selbst in dem geringsten Stande unzählige Vortheile verschaft. Man sieht es sogar einem Landmann oder einem Handwerker an, ob er selbst denkt und wie weit er es hierinn gebracht hat. Derjenige welcher es kann, geht oft weiter als ihn sein Unterricht geführt hat; er hängt nicht blos von dem ab, was man ihm vorgesagt hat; er macht nicht blos das was er gesehen hat; er macht und thut manches worauf ihn seine eigne Erfahrung und sein Nachdenken geführt haben.

Alles was man gemeiniglich noch thut, ist, daß man den Kindern solche abgezogene Begriffe insonderheit von unsinnlichen Gegenständen vorsagt, und sie dieselben auswendig lernen läßt. Man erklärt sie ihnen nicht deutlich, weil man, wenn man ja noch so viel thut, immer wieder in lauter abstracten und noch nicht hinlänglich bekannten Ausdrücken spricht. Man zeigt ihnen noch weniger wie man auf solche Begriffe gelangt. Hierdurch erhält man dann weiter nichts, als daß sie das was ihnen vorgesagt worden, wörtlich behalten. Auf diese Art bringt man der Jugend schon in frühern Zeiten Moral und Religion bey. Aber was wissen die meisten davon? Gewisse Worte von Pflichten, Tugenden und Lastern; gewisse leere Töne, wobey sie entweder gar nichts oder nicht genug, oder das nicht denken was sie sollten. Indessen lernen sie oft gar mit Zwang tüchtig auswendig, und machen den Kopf zu einem Magazin von allerley Geräthe, von welchen sie vielleicht kaum das zehende Theil brauchen können; der Ueberrest bleibt in Winkeln liegen und verzehrt sich nach und nach selbst. Was Wunder also, daß sie das meiste in kurzem wieder vergessen, und das was etwa noch hängen bleibt nicht zu gebrauchen wissen?

Indem man mehrere Dinge vergleicht um sich abgesonderte Begriffe zu machen, urtheilt man auch. Es giebt aber noch mehrere Arten von Urtheilen. Eine jede Verbindung zweyer Begriffe oder zweyer Sachen in Gedanken ist ein Urtheil. Zum urtheilen sind die Kinder von Natur geneigt. Man muß ihnen nur zeigen was dazu erfordert werde, wenn ein Urtheil oder ein Satz wahr seyn soll. Viele Regeln hierüber zu geben würde zu weitläuftig seyn; man kann mit Exempeln kürzer abkommen. Man läßt sie einen Satz formiren und zeigt ihnen aus andern ähnlichen und leichtern Beyspielen, ob derselbe wahr oder falsch sey. Man sucht wo möglich, und wenn die Fassungskraft des Kindes so viel verträgt, den Grund anzugeben, warum dieses wahr jenes falsch ist. Noch besser ist es wenn man das Kind anführt, diesen Grund aus einem oder mehrern Beyspielen selbst herauszufinden; welches ihm nicht nur viele Freude macht, sondern es auch ungemein im Nachdenken stärkt, auch ihm die Behaltung des herausgezogenen Grundsatzes, welcher ihm deutlicher wird wenn er aus einem Beyspiel herausgezogen, als wenn er ihm blos vorgesagt worden, erleichtert. Auf die nemliche Art führt man es zum richtigen schließen an. Man nimmt gewisse Sätze so wie es das Gespräch mitbringt und kehrt sie ihm um, befragt es um seine Meynung über die Wahrheit derselben, bestättigt oder berichtigt dieselbe, so wie es die Umstände erfordern. Man macht ihm zuweilen eine falsche Folge aus einem wahren Satz, und zeigt ihm nach einigem Befragen, vornemlich aus andern Beyspielen den Grund, warum jene Folge nicht richtig ist; welches man auch thut wenn es von selbst eine unrichtige Folge gemacht und schief geschlossen hat. So bringt man ihm nach und nach die wesentlichen Regeln, die Wahrheit eines Satzes oder eines Schlusses zu beurtheilen bey, wobey man sich dann freylich nach seinen Fähigkeiten und nach dem Fortgang den es etwa schon gemacht hat, richten muß. Anfänglich ist es allenfalls genug, wenn man es nur aufmerksam darauf macht, daß nicht ein jeder Satz oder Schluß wahr sey und eine gewisse Lust in ihm erweckt, das was es sieht, hört oder selbst denkt und spricht, zu prüfen, und sich auf andere ähnliche oder auch verschiedene Beyspiele zu besinnen. Mit der Zeit geht man weiter und zeigt ihm die Regel, und erläutert dieselbe auch wohl mit anderen Beyspielen. Und so versorgt man es nach und nach und fast unvermerkt mit einer Menge von wichtigen Grundsätzen die Wahrheit zu beurtheilen, welche ihm hernach auch

in seinen moralischen Handlungen, deren Einrichtung doch von den Vorstellungen des Verstandes und vornemlich davon, in wiefern etwas wahr oder falsch sey, abhängt, beträchtliche Dienste thun. Denn ein grosser Theil unregelmäsiger Handlungen hat seine Quelle in der Unwissenheit oder in unrichtigen und schiefen Vorstellungen.

Um sie hierinn zu üben muß man sie bey mancherley Dingen die ihnen vorkommen, fragen, wie sie beschaffen sind, was sie für Theile haben, wie diese zusammengesetzt sind, wie ein Theil in den andern wirkt, woher sie entstehen, was sie für einen Zweck, für einen Nutzen, für Folgen haben, u. dgl. Man muß sie fragen was sie bey ihren Handlungen für Absichten gehabt, aus welchem Grunde sie dieses gethan, jenes unterlassen, warum sie es so und nicht anderst gemacht haben. Dieses schärft den Verstand und gewöhnt sie zum Nachdenken über alles was sie sehen und hören, oder selbst thun, und hat auch noch den Nutzen, daß sie ihre eigne Handlungen ob sie gut oder böse seyn, gehörig prüfen lernen. Nachdenken aber ist nichts anders als sich deutliche Begriffe machen, urtheilen und schliessen.

Da aber dieses alles so selten geschieht, so ist sich nicht zu verwundern warum so viele Leute einfältig bleiben, ohne Ueberlegung in den Tag hinein handeln, sich ins Unglück stürzen oder wenigstens lächerlich machen. Viele welche an dem Werth dieser Vorschläge vielleicht nichts auszusetzen haben, werden sich mit dem Mangel der Zeit entschuldigen. Allein es ist nicht nöthig mit diesem Geschäfte den ganzen Tag über zuzubringen, man würde den Kindern lästig werden, sie wollen nicht immer in der Lehre sondern sich auch selbst überlassen seyn. Es ist genug wenn dieses zuweilen und gelegentlich geschieht, wenn man doch ohnehin mit den Kindern spricht oder wenigstens Zeit dazu hat.

Wichtiger ist die Entschuldigung, daß ausser einem lebhaften Geiste hierzu viel Kenntniß vornemlich der Seelen- und Vernunftlehre erfordert werde. Es ist nicht zu erwarten, daß wir jemals eine Seelen- und Vernunftlehre erhalten werden, welche allen Leuten verständlich seyn könnte. Und wenn solches möglich wäre, so kann sie, da sie nothwendig weitläuftig werden muß, indem ohne dieses der gehörige Grad der Deutlichkeit nicht zu erhalten ist, auch die vielen Beyspiele wodurch alles erläutert werden muß, einen grossen Raum erfordern, doch nicht allgemein gelesen noch gekauft werden. Inzwischen könnte der Sache doch geholfen werden, wenn die Lehrer der Jugend hierinn gehörig unterrichtet und geübt würden. Dieses liesse sich zum Theil durch Bücher worinn alles was keinen allgemeinen Nutzen hat, und blos dem Gelehrten der viele unnöthige Dinge nun einmal lernen muß, dienlich ist, weggelassen, das übrige aber desto ausführlicher erklärt würde; vornemlich aber durch mündlichen Unterricht bewerkstelligen, welchen andere bereits geschickte Leute, die hiermit hinlänglich bekannt wären, den zukünftigen Lehrer ertheilen müsten. Die leztern brauchen zu dem Ende nicht gerade zu studiren, sondern es ist genug wenn dieselben nur einen guten natürlichen Verstand haben. Alsdann kann man sie durch Beyspiele, in welchen man es ihnen vormacht, ziemlich weit bringen, und wenn man hernach die wesentlichen Regeln gelegenheitlich hinzusetzt, sie die vorgemachten Beyspiele nachmachen, mit der Zeit andere von neuem machen läßt, und ihnen dabey zurechthilft, so werden sie in den Stand gesetzt werden, Kinder auf die nemliche Art wie sie unterrichtet worden, auch zu unterrichten, und zum Nachdenken und zum Gebrauch ihres Verstandes anzuführen. Würden sie nun ihre Schüler eben so bilden, so würde das folgende Menschengeschlecht um ein gut Theil klüger werden, und die nachmaligen Eltern würden, wenn sie gleich keine förmliche Lehrer abgeben könnten, doch wissen, wie sie sich bey allerley Gelegenheiten mit ihren Kindern zu unterreden hätten, um sie vernünftiger zu machen.

Ein jedes Dorf hat seinen Lehrer und eine sogenannte deutsche Schule. Es ist nicht möglich, daß der Lehrer der eine Menge von Kindern um sich, und ihnen noch mancherley andere Kenntnisse beyzubringen hat, sich mit denselben wie die Eltern, oder diejenigen, welche nur eins oder etliche wenige Kinder unter sich haben, in ordentliche und weitläuftige Gespräche einlassen könnte. Aber es ist ein anderer Ausweg übrig. Er kann das nemliche in seiner Art bey verschiedenen Lectionen thun, die er ohnedem betreiben muß. Wenn er die biblische Geschichte erzählt, so kann er bey der Wiederholung auf allerley Art fragen, zu allerley Antworten hierdurch Gelegenheit geben, diese hernach berichtigen, und überhaupt einen gewissen Geist des Nachdenkens in den Kindern erwecken. Auch bey dem Rechnen hat er, wenn er es nur selbst nicht blos mechanisch versteht, manche Gelegenheit seine Schüler zum Selbstdenken anzuführen. Vornemlich aber findet er dieselbe wenn er seine Schüler eine schöne und nützliche Stelle aus einem guten Buch, wie man nun auch in manchen deutschen Schulen thut (denn daß man in gelehrten Schulen noch weit mehr Gelegenheit dazu habe, ist kaum nöthig zu erinnern) lesen läßt, dieselbe erklärt, zergliedert, Fragen aufwirft, und die Kinder bey ihren Antworten liebreich zurecht weißt.

Dieses sind keine blosse menschenfreundliche Träume, sondern man thut die Sache bereits wirklich in verschiedenen deutschen Schulen; und jemehr man in Zukunft die Schulmeister in Seminarien oder auf eine andere Art unterrichten und üben wird, desto besser werden sie es machen, und desto gesegneter wird der Einfluß auf die folgende Generation seyn. Wer nun bestimmt und ausführlich wissen will, wie dieses alles gemacht wird, der lese die neuesten Erziehungsbegebenheiten 1781. 10 St. 747. u. f. wo von der Schuleinrichtung und den Schulbüchern des Domherrn von Rochow und andern dahin gehörigen Schriften, wie auch das nemliche Journal 1780. 9 St. 648. wo von der Methode, die Kinder selbst denken zu lernen, auch zugleich von der berühmten Socratischen Methode die hierbey anzuwenden ist, Nachricht gegeben wird. Hiermit kann er dasjenige vergleichen was wir selbst in dem Artikel: Catechetische Methode schon gesagt haben. Und so wird man leicht abnehmen können, wie hierbey zu Werk gegangen werden müsse. In den heutigen Zeiten hat man über die wahre Lehrart bereits viel gutes geschrieben, wovon auch noch manches in dem vorhingedachten Journal vorkommt. Man hat auch hin und wieder nicht nur Anstalten zur Bildung zukünftiger Lehrer, sondern auch einige merklich bessere Schulen als ehemals, wo nur zuweilen hier oder da ein besserer Kopf den mechanischen Unterricht und Schlendrian verließ. Man kann hoffen, daß diese Verbesserungen sich von Zeit zu Zeit weiter ausbreiten, und aus den Schulen endlich in die Häuser der Eltern gelangen werde.

Dieſes Geſchäfte kann frühzeitig, ſobald die Kinder Verſtand äuſſern, und einigermaßen reden können, vorgenommen werden. Doch verſteht es ſich von ſelbſt, daß man hier nach den Jahren ab- und zugeben müſſe. Es würde lächerlich, unnütze und ſchädlich ſeyn, mit einem Kinde von 4 oder 5 Jahren dasjenige vorzunehmen, was man erſt mit einem Kinde von 9 oder gar 13 Jahren vornehmen kann.

Während dem, daß der Verſtand durch allerley Unterricht und Uebungen geſtärkt wird, muß auch der Wille, als die andere Kraft der Seele zugleich bearbeitet werden. Wenn der Menſch eine Begierde empfindet, oder eine Entſchließung faßt, ſo geſchieht es, weil er einen natürlichen Trieb hat, das was er gut und nützlich erachtet, zu begehren, und das was ihm böſe und ſchädlich vorkommt, zu verabſcheuen. So oft ſich dieſer Trieb äußert, würkſam iſt, und in eine Begierde und Entſchließung übergeht, ſo iſt immer einige, obgleich nicht in allen Fällen gleich klare Vorſtellung vorhanden, daß eine gewiſſe Sache gut, oder böſe ſey. Zu jener neigt ſich die Seele gleichſam hin, dieſe aber ſucht ſie von ſich entfernt zu halten; und dieſes hängt von der Vorſtellung ab, welche man gerade von einer Sache hat.

Um alſo Menſchen, und folglich auch Kinder zu lenken, muß man ihnen wenigſtens klare Vorſtellungen beybringen, daß etwas gut oder böſe ſey, geſchehen oder unterlaſſen werden ſolle. Der letzte Zweck, den alle Menſchen haben, iſt, daß ſie glücklich ſeyn wollen; und dieſen kann man nicht anderſt erreichen, als durch Ausübung des Guten, und Unterlaſſung des Böſen. Eben dieſen Zweck hat man bey der Erziehung der Kinder; man will ſie, ſo viel möglich glücklich machen; man will ſie anweiſen, wie ſie ſelbſt ihre Glückſeligkeit befördern ſollen. Sobald ſie alſo einiger Vorſtellungen fähig ſind, muß man dieſe zu Hülfe nehmen, und ſo wie ihr Verſtand und ihre Einſichten wachſen, muß man in dieſen Vorſtellungen höher ſteigen, und ihnen nach und nach deutliche Begriffe von der wahren und ächten Glückſeligkeit, wozu der Menſch beſtimmt iſt, und von den hierzu dienlichen Mitteln, welche in der Ausübung des Guten, und der Unterlaſſung des Böſen beſtehen, beybringen.

In einem jeden einzelnen Fall, wo man ſie zu etwas bewegen, oder davon abhalten will, muß man Vorſtellungen gebrauchen. Aber das iſt noch nicht hinreichend, ſondern man muß ſie auch vorläufig, ehe noch Gelegenheit zu handeln da iſt, mit richtigen Grundſätzen von dem Guten und Böſen, der Tugend und dem Laſter verſorgen, damit ſie dieſelben, wenn ſie ihrer nöthig haben, in Bereitſchaft haben, und gleichſam greiffen können. Wir können nicht immer um die Kinder ſeyn, ſie handeln oft ohne uns, ſie bleiben nicht immer Kinder, ſondern müſſen ſich mit der Zeit ſelbſt regieren. Die Jugendjahre ſind die Zeit, wo der Saame ausgeſtreut werden muß, der nachher eine Erndte hervorbringen ſoll; während derſelben muß man ſie mit einer Menge von Kenntniſſen verſorgen, die ſie nachher brauchen, allerley Uebungen vornehmen, und ſie zu mancherley gewöhnen, worinn ſie eine Fertigkeit haben müſſen. Dergleichen vorläuffige Vorſtellungen, Begriffe und Grundſätze müſſen den Kindern vermittelſt des Unterrichts beygebracht werden. Dieſer kann gelegentlich und geſprächsweiſe gegeben werden; doch muß nachher ein förmlicher Unterricht hinzu kommen, weil man ſonſt weder alle nöthige Sachen, noch auch dieſe in ihrem Zuſammenhang erlernt, da ſo leicht kein Grundſatz oder Regel ſeyn wird, die nicht zuweilen mit andern in Widerſpruch kommen ſollte, und von welcher alſo eine ſchickliche Ausnahme gemacht werden muß. Dieſer Unterricht aber muß nicht im bloßen Vorſagen deſſen was man thun oder unterlaſſen muß, nicht in dem bloßen Auswendiglernen der Verhaltungsregeln beſtehen: ſondern es müſſen deutliche Begriffe und hinlängliche Bewegungsgründe gegeben werden, damit ſowohl eine wahre und dauerhafte Ueberzeugung bewürkt, als auch das Kind, jedoch nach und nach, angewieſen werde, wie es ſich in mislichen Fällen zu verhalten, und auf welcher Seite es etwa die Ausnahme zu machen habe. Es müſſen die Mittel angezeigt werden, wodurch man das Gute, das man dafür erkennt, auch würklich ausüben, und die allenfalls vorkommenden Hinderniſſe überwinden kann. Das Kind muß auch hierbey, wie allenthalben, zum Gebrauch, nicht des bloßen Gedächtniſſes, ſondern des Verſtandes, und zu dem eignen Nachdenken angeführt werden. Was man durch dieſes erkannt hat, führt einen höhern Grad von Ueberzeugung bey ſich, und haftet auch ungleich länger, als was man blos auf das Anſehen anderer Leute, ohne weitere Ueberzeugung, oft gar ohne alle Prüfung angenommen hat.

Dieſes alles heißt mit andern und kürzern Worten weiter nichts, als, man muß die Kinder nach und nach, erſt einzeln, ſtückweiſe und gelegentlich, nachher förmlich und hinreichend in der Moral unterrichten. Man muß ſie nicht blos von den Pflichten gegen Gott, ſich ſelbſt und andere Menſchen, ſowohl überhaupt, als auch nach den vornehmſten Verhältniſſen und Zuſtänden, darinn ſich die Menſchen befinden, ſondern auch von den allgemeinen Gründen aller dieſer Pflichten, und der Art und Weiſe ſie auszuüben, belehren. Man muß ihnen zeigen, was Glückſeligkeit, was Gut und Böſe überhaupt iſt; was Verbindlichkeit und Pflicht iſt, und wie man ſich zu verhalten hat, wenn mehrere Pflichten in Widerſpruch zu kommen ſcheinen. Man muß ſie mit den Hinderniſſen bekannt machen, die ſie bey der Ausübung des Guten vornehmlich in ſich ſelbſt finden: dann die Hinderniſſe, welche ihnen ihre eigne Triebe, Neigungen, Temperamente, Begierden und Leidenſchaften in den Weg legen, ſind gerade die wichtigſten, weil alle Reitzungen zum Böſen, welche von außen herkommen, nicht würken können, wenn unſer eignes Herz ſich nicht mit ihnen einverſteht, und nachgiebt. Von den einzelnen Pflichten belehrt man die Kinder wohl noch, obgleich meiſtens auch nur gedächtnißmäßig. Aber von allen übrigen Dingen, die wir hier gefordert haben, herrſcht beynahe ein allgemeines Stillſchweigen; weswegen dann auch bey jeden einzelnen Fall, wo etwas geſchehen oder unterlaſſen werden ſoll, es faſt nie an Entſchuldigungen zu fehlen pflegt. Und doch iſt in der Seelen- und Sittenlehre bereits ſo viel davon vorgearbeitet, daß es ſo viel Mühe nicht koſten kann, wenigſtens die ordentlichen Lehrer der Kinder, wie wir in dem vorhergehenden erinnert haben, ſo zu unterrichten, daß ſie die Kinder mit Vortheil hierüber weiter belehren könnten.

Wir finden nicht für nöthig, alle hieher gehörige Regeln und Vorſchriften der Reihe nach anzuzeigen, ſie kommen ohnehin gelegentlich in den Artikuln vor, welche in die Sittenlehre einſchlagen; und wir

müſten die ganze Sittenlehre abſchreiben, wenn wir theils alles nöthige anführen, theils das, was wir ſagen, auch faßlich genug und hinreichend vorſtellen wollten. Es bedarf hier keiner beſondern Regeln, wenn man nur das einzige bemerkt, daß man bey den Kindern ſtuffenweiſe zu Werk gehen, und ſich nach den bereits erlangten Kenntniſſen und Einſichten derſelben richten müſſe. So wie man einen Erwachſnen zum Exempel, zur Verſchwiegenheit, zur Höflichkeit in dem Umgang, zur Vorſicht und ſo weiter, durch allerley Vorſtellungen, Bewegungsgründe und Uebungen anführt: eben ſo muß und kann man auch Kinder dazu anführen. Die Regeln der Sittenlehre gehen auf Menſchen überhaupt, und unter dieſe gehören auch Kinder. Die anzuſtellenden Uebungen ſind im Grund auch die nemlichen. Um einen Erwachſenen zu der Höflichkeit und andern Tugenden des Umgangs zu gewöhnen, muß man ihn in Geſellſchaften rechtſchaffener und artiger Leute bringen, ihn aber, wenn er in der Geſellſchaft Fehler macht, nicht leicht, und am wenigſten bitter tadeln oder beſchämen, ſondern es ihm nachher vertraulich und liebreich ſagen. Eben dieſes muß man der Regel nach auch bey Kindern beobachten.

Es fehlt nicht an Schriften, worinn dergleichen einzelne Materien ausführlich, und auch wohl mit Beyſpielen erläutert, vorgeſtellt ſind. Faſt alle Wochenſchriften ſind damit angefüllt, man hat auch Wochen- wie auch viele andre Arten von Schriften, welche ganz beſonders für Eltern, oder auch für Kinder beſtimmt ſind. Es würde uns ins Unendliche führen, wenn wir dieſelben hier anzeigen oder gar beurtheilen wollten. Es iſt genug eine oder die andere geleſen zu haben, um daraus abzunehmen, wie man bey der Einſchärfung gewiſſer einzelnen Pflichten zu verfahren habe, worauf man hernach leicht von ſelbſt weiter gehen kann. Denn einem Menſchen der Vernunft und Grundſätze hat, iſt es nicht nöthig, alles was er thun ſoll, mit allen, auch den kleinſten Umſtänden vorzuſchreiben, und gleichſam vorzumachen; ein paar Beyſpiele helfen ihm auf die Spur. Für denjenigen aber der nicht ſo viel Verſtand hat, ſind ganz genaue Vorſchriften ohnehin vergeblich, er kann ſie entweder gar nicht befolgen, oder befolgt ſie höchſtens blos mechaniſch, wodey er das nach den Umſtänden oft ſo nöthige Ab- und Zugeben vergißt. In einem Werk über die Sittenlehre kann, ſo groß es auch ſeyn mag, doch nicht ſo tief in das Einzelne eingegangen werden, und daher können die angeführten Schriften zur Erweiterung der Kenntniſſe, und zum Begriff von der zu beobachtenden Verfahrungsart, und mancher dabey nöthiger ganz beſondrer Maximen und Kunſtgriffe, zumal wenn ſie von Leuten vorgebracht werden, welche ſelbſt hinlängliche Erfahrung gehabt haben, noch immer große Dienſte thun. Wenn der Menſch, und folglich auch das Kind, das Gute unterläſſet, und das Böſe dagegen ausübt: ſo hat dieſes mancherley Urſachen. Bald iſt es bloße Unwiſſenheit, die man alſo durch die Mittheilung deutlicher Begriffe leicht vertreiben kann. Bald ſind es ſchiefe und irrige Vorſtellungen, Vorurtheile, die man wegſchaffen kann, wenn man ſowohl den Ungrund derſelben zeigt, als auch richtigere Begriffe an die Stelle derſelben ſetzt. Wie dieſes gemacht werde, zeigt die Vernunftlehre. Bald aber liegt der Grund auch in der Unüberlegſamkeit und in der Uebereilung, oder in dem natürlichen Temperamente des Kindes, oder auch in der Heftigkeit gewiſſer Neigungen und Begierden. Wie man nun ſich und andere angewöhnen müſſe, alles mit gehöriger Ueberlegung anzufangen um ſeines Temperaments, ſeiner Neigungen, Begierden und Affecten, ſo viel möglich Meiſter zu werden; dieß wird in der Sittenlehre, wie auch in denen hiervon eigends handelnden Artickeln dieſes Werks gezeigt; manches iſt auch ſchon aus dem gegenwärtigen Artickel abzunehmen.

Wir wollen daher nur einiges anmerken. Die vornehmſten Fehler der Jugend ſind die Flüchtigkeit und die Heftigkeit, wozu ſich auch noch zuweilen der Eigenſinn geſellt. Um ihnen die Flüchtigkeit abzugewöhnen, muß man ſich, wie in dem vorhergehenden gezeigt worden, öfters mit ihnen unterreden, und ſie befragen, wodurch ſie unvermerkt dahin gebracht werden, daß ſie ſich gehörig, wenigſtens bey wichtigen Materien verweilen. Wenn man ſich nur zu ihnen herablaſſen, und ihnen angenehme und intereſſante Dinge vorbringen, oder mit einmiſchen kann, ſo werden ſie uns, wenn wir es nur nicht zu lange machen, und den lehrenden und moraliſirenden Ton vermeiden, gerne zuhören. Wir werden ſie alsdann leicht von den Urſachen, Abſichten, und vornehmlich Folgen mancher Handlungen belehren können, worauf ſie dann von ſelbſt über mehrere Gegenſtände nachdenken werden. Man erzählt ihnen eine ſie weiter nichts angehende Fabel, oder Geſchichte, zergliedert ſie, zieht einige Lehren heraus, oder welches noch beſſer iſt, legt ihnen die Sache durch Geſpräche und Fragen ſo nahe, daß ſie dieſelben ſelbſt herausziehen müſſen. Zu einer andern Zeit geht man Handlungen anderer Menſchen, die ſie geſehen oder gehört haben, auf eben dieſe Art mit ihnen durch, und zeigt ihnen das Gute, das Böſe, das Rühmliche, Schändliche, Schädliche und Nützliche derſelben. Zuweilen wählt man ſolche Begebenheiten, welche auf ſie ſelbſt angewendet werden können, weil ſie etwa die nemlichen Fehler auch gemacht oder an ſich haben. Bald macht man dieſe Anwendung ſelbſt; bald aber läßt man ſich nicht merken, daß man ſie damit meyne, ſondern begnügt ſich, daß ſie im Stillen die Anwendung auf ſich machen, wozu ſie ihr Gewiſſen meiſtens antreiben wird. Vor allen Dingen macht man ihnen bemerklich, daß gewiſſe üble Folgen hauptſächlich daher entſtanden ſind, daß die Leute zu flüchtig, zu ſchnell, zu unüberlegſam zugefahren ſind, und ſich nicht lange genug im voraus bedacht haben. Zuweilen erinnert man ſie auch an ihre eigne ehemalige Handlungen, und zeigt ihnen auf eine liebreiche Art, warum ſie ſich dadurch Verdruß und Schaden zugezogen haben, oder was ſie für ein Unglück für ſich ſelbſt oder andere hätten anrichten können, wenn nicht Eltern oder andere kluge Leute darzwiſchen getreten wären, oder die göttliche Vorſehung ſolches nicht abgewendet hätte. Manchmal muß man ſie auch, wie man zu reden pflegt, ein wenig widerlaufen laſſen. Wenn man ſieht, daß ſie auf etwas beſtehen, oder daß ſchon mehrmalige Vorſtellungen vergeblich geweſen: ſo giebt man ihnen entweder die Erlaubniß zu handeln, oder läßt ſie handeln, ohne das man thut, als merke man was ſie vorhaben. Verurſachen ſie ſich alsdann Verdruß oder Schaden, ſo kommt man hinten drein, und zeigt ihnen, daß ſie durch ihre eigne Unüberlegſamkeit ſich dieſes zugezogen haben, und daß ſie auf eine andere Art, wenn ſie nur gewollt hätten, ſolches leicht hätten vermeiden können. So werden ſie durch eignen Schaden klüger.

Doch verſteht es ſich von ſelbſt, daß man in wichtigen Fällen, wo ſie ihre Glieder oder Geſundheit beträchtlich beſchädigen, oder andern Leuten Schaden zufügen, oder auch in eigentliche Laſter und grobe Vergehungen gerathen könnten, ſo viel nicht zulaſſen darf, wenn man anders noch im Stande iſt, ſolches zu verhüten.

Faſt auf die nemliche Art hat man zu verfahren, um zu verhüten, daß Kinder nicht mit Heftigkeit auf gewiſſe Dinge verfallen, oder eigenſinnig darauf beharren. Da dieſe Fehler noch größer ſind, als die bloße Flüchtigkeit, ſo muß man außer denentheils vorläufigen, theils in einem jeden einzelnen Fall zu machenden Vorſtellungen, noch andere Mittel zu Hülfe nehmen. Man muß nemlich auch ſchon in der früheſten Jugend ihnen in dieſen Fehlern nicht nachſehen; auch nicht einmal nachgeben, wenn es gleichgültige und unſchädliche Dinge betrift, die man zu einer andern Zeit gar wohl hätte verſtatten können, ſobald ſie ſolche mit Heftigkeit begehren. Man muß auf ihr daher entſtehendes Schreyen nicht achten, ſondern ſtandhaft ſeyn, biß ſie es müde werden. Zuweilen können auch wohl körperliche Züchtigungen zu Hülfe genommen werden, wenn weiter nichts mehr bey ihnen verfangen will. Vornemlich muß man ſie bald durch ordentliche Vorſtellungen, bald durch ein Machtwort, je nachdem es die Umſtände erfordern, dahin bringen, daß ſie nicht nur den Eltern, ſondern auch andern Leuten nachgeben, auch alsdann wohl ſchweigen und nachgeben, wenn gleich das Recht auf ihrer Seite wäre, als wozu ein Jeder, der in der Welt fortkommen will, gewöhnt ſeyn muß, ſo ungerne man auch hieran zu gehen pflegt. Sobald man ſieht, daß Unwillen oder Zorn bey ihnen ausbrechen will, muß man denſelben zurückhalten. Man muß ſie gewöhnen, mancherley Dinge, die andere Leute haben, entbehren zu können, und ihnen ſchlechterdings nicht alles geben, was ſie verlangen, ſo gut man es auch ſonſt könnte, damit ſie lernen, nicht alles haben zu wollen, und zugleich ſehen, daß nicht alles nach ihrem Kopf geht. Man muß ihnen, zumal wenn ſie noch klein ſind, manchmal etwas nehmen und ſie anführen oder gar zwingen daſſelbe geduldig zu ertragen. So wenig man ſich durch ihren Zorn und Schreyen irre machen laſſen darf: ſo wenig muß man ſich durch ihre Schmeicheleyen etwas abpreſſen laſſen, das man ſich aus guten Gründen vorgenommen hatte, ihnen zu verſagen. Wenn dieſe und ähnliche Maximen öfterer und von der zarten Kindheit an beobachtet würden, ſo würde man nicht ſo viele heftige und eigenſinnige Leute haben, die, wo ſie nicht gerade, wie es doch gemeiniglich der Fall auch iſt, ſich ſelbſt unglücklich machen, doch andern Leuten tauſendfältigen Verdruß zufügen, und zur Laſt ſind. Wer gewöhnt worden, alles gehörig zu überlegen, nichts mit Heftigkeit zu begehren, auf nichts mit Eigenſinn zu beſtehen, und folglich ſeiner Begierden und Affecten ſo viel Menſchen möglich iſt, Meiſter zu bleiben, der iſt von Jugend und Glückſeligkeit, wann er ſie auch noch nicht erreicht hat, doch nicht weit mehr entfernt.

Alle Vorſtellungen die wir den Kindern über ihre Handlungen machen, müſſen ſo beſchaffen ſeyn, daß ſich natürlicherweiſe Eindruck davon erwarten läßt. Wenn uns etwas bewegen ſoll, ſo muß es irgend einem unſerer natürlichen Triebe, ſo muß es unſrer herrſchenden Neigung, unſerm Temperament unſrer übrigen Gedenkungs- und Gemüthsart gemäs ſeyn. Die Sache mag an ſich noch ſo vortreflich ſeyn, wir bleiben gleichgültig, wenn nicht unſere natürlichen Triebe und Neigungen mit in das Spiel gezogen werden. Es giebt gewiſſe Triebe, die ſich bey allen Menſchen finden, als der Trieb nach Glückſeligkeit, und viele andere, die jedoch nicht alle bey Allen im gleichem Grade vorhanden ſind. So hat z. E. ein Menſch mehr Hang zur Geſelligkeit, oder zur Freyheit, als ein Anderer, obgleich ein jeder etwas von dieſen Trieben verſpürt. Neigung iſt eben ſo viel als Trieb, vornemlich aber verſteht man einen ſolchen Trieb darunter, der nach dem Trieb zur Glückſeligkeit, die Herrſchaft, wenigſtens größtentheils in der Seele führt. In dieſem Sinn iſt der Trieb nach Ehre eine Neigung, wenn man nemlich ſeine Glückſeligkeit darnach zu beurtheilen pflegt, ob etwas Ehre oder Schande bringt. Es giebt auch einige beſondere Triebe und Neigungen, die nicht bey einem Jeden befindlich ſind; auch giebt es Neigungen, welche, wie dieſe, nicht angebohren ſind, ſondern die man ſich erſt nach und nach angewöhnt hat. Aus den Trieben und Neigungen erzeugen ſich, wenn ſie aufgeregt werden, gewiſſe Begierden, allenfalls auch Affecten. Bey dieſen beyden, geht der Menſch verſchiedentlich zu Werk, je nachdem ſeine Handlungsweiſe oder ſein Temperament ſonſt beſchaffen iſt. Der eine iſt flüchtig, der andere anhaltend, ein dritter iſt langſam, ein vierter träge, und ſo ferner.

Will man nun Eingang finden, ſo muß man ſich mit ſeinen Vorſtellungen nach allen dieſen Dingen richten. Daher iſt es für das erſte nöthig, die Gemüthsart der Kinder kennen zu lernen; welches wenig Schwierigkeiten hat, da die Kinder, zumal wenn man ſie gleich von Anfang her unter ſeiner Aufſicht hat, ſich bald blos geben, und ſich weder verſtellen können noch mögen, wie es wohl nachher geſchieht, wenn ſie zu mehrern Jahren gelangen. Man ſehe hierüber weiter den Artikel: Gemüth.

Zum andern muß man ſich nun auch hiernach richten. Derjenige, bey welchem die Ehrbegierde die herrſchende Neigung iſt, muß ganz anderſt behandelt, und mit andern Vorſtellungen angegriffen werden, als ein Anderer, bey welchem die Neigung zu ſinnlichen Ergötzlichkeiten die Oberhand hat. Wer von Natur thätig iſt, der iſt bald zur Uebernahme einer gewiſſen Sache zu bringen, wohingegen der Träge durch eine jede Schwierigkeit abgeſchreckt wird, die man alſo zuvor aus dem Wege räumen muß. Der Eine wird durch eine gelinde Warnung oder Beſtrafung leicht abgehalten und zurecht gebracht; bey einem andern müſſen ernſthaftere Mittel angewendet werden. Was jenen bis zu einem hohen Grade rührt, dabey bleibt dieſer gleichgültig und unempfindlich.

Doch muß dieſe Herablaſſung nicht ſo weit erſtreckt werden, daß der eigentliche Zweck der Erziehung, aus Kindern vernünftige und rechtſchaffene Menſchen zu machen, darüber verfehlt werde. Eltern und Lehrer, welche es mit der Wohlfahrt der Kinder redlich meynen, ſchmeicheln ihnen nicht, und geben ihnen auch nicht zur Unzeit nach. So lange ſie jenen Zweck erreichen können, richten ſie ſich nach ihrer Gemüthsart, weil dieſes ein Mittel iſt, denſelben deſto leichter und ſicherer zu erhalten. Wenn aber dieſe Gemüthsart jenem Zweck hinderlich iſt, ſo ſuchen ſie dieſelbe ſo viel möglich zu verbeſſern.

Die Triebe, Neigungen und Temperamente können in ſich ſelbſt gut ſeyn, und doch kann ein gedoppelter

Fehler dabey gemacht werden. Sie können auf die unrechten Gegenstände verfallen, sie können aber auch das gehörige Maas überschreiten; und beydes gilt auch von denen daher entstehenden Begierden. Ehrliebe ist an sich selbst nicht zu tadeln; aber sie ist es, wenn man seine Ehre in Dingen suchet, worinn sie nicht zu finden ist, oder welche wohl gar schändlich sind. Eben so können die Neugierde, die Thätigkeit und andere Neigungen auf Dinge verwendet werden die schädlich sind, oder wenigstens nicht verdienen, daß man sich damit abgiebt. Man kann gegründete Ursachen haben, jemanden vorzüglich zu lieben, oder über etwas unwillig zu werden; aber man kann in der Liebe oder in dem Unwillen zu weit gehen, und sich und andere dadurch unglücklich machen.

In allen diesen Fällen muß man bemüht seyn, die Gemüthsart der Kinder zu verbessern, und sie auf den rechten Weg zu lenken. Deutliche Begriffe von dem, was wahrhaft gut und böse, nützlich und schädlich, rühmlich und schändlich ist, wie auch von dem in allen Dingen zu beobachtenden Maas, sind die einzigen Mittel hierzu. Zwang kann wohl den Ausbruch einer Handlung zurückhalten, kann auch zum weitern Nachdenken Gelegenheit geben; aber er bewürkt keine eigentliche Besserung. Wenn nicht deutliche Begriffe und eine gehörige Ueberzeugung von dem Nutzen oder dem Schaden der Dinge hinzukommen, welche geschehen oder unterlassen werden sollen. Sobald der Zwang, der ohnehin nicht immer fortdauren kann, ein Ende hat, so handelt der Mensch wieder nach seinen vorigen Gesinnungen. Wie übrigens dergleichen deutliche Begriffe auf mancherley Art den Kindern beygebracht werden können, ist in dem vorhergehenden gezeigt worden. Auch wird in den eignen Artikeln: Triebe, Neigungen und Temperamente, noch manches vorkommen, was hieher gehört, aber ohne Weitläuftigkeit nicht angebracht werden konnte: so wie wir in den bereits vorhandenen Artikeln: Begierden, Affecten und Bewegungen des Gemüths die Grundsätze und Maximen angegeben haben, dieselben im Zaum zu halten und zu verbessern, wie auch die Begierden anderer Leute zu seinem Zweck zu erregen, oder zu besänftigen.

Hier ist nur noch zu bemerken: erstlich, daß diese Besserung nach und nach geschehen müsse. Auf einmal kann sie nicht erfolgen; die gründlichste Ueberzeugung und der beste Vorsatz werden noch oft durch die bisherige Handlungsweise geschwächt werden. Man muß also die Vorstellungen gelegentlich wiederholen, und den guten Vorsatz erneuern; man muß Geduld haben, weil fehlerhafte Gewohnheiten nicht leicht plötzlich abgelegt werden können. Hernach muß man selbst in diesem Geschäffte die bisherige Gemüthsart so viel möglich, wiederum zu Hülfe nehmen, und nicht alles, sondern nur das fehlerhafte zu ändern suchen. Demjenigen, der ehrbegierig ist, muß man diese Neigung, da sie in sich selbst gut ist, nicht nehmen wollen, sondern ihn vielmehr darinn bestärken. Man muß ihm nur zeigen, daß diese oder jene Dinge keine wahre Ehre bringen, oder daß es keine Ehre ist, wenn man seine Ehrbegierde aus den Schranken treten, und bis zum Ehrgeiz und Stolz ausschweifen läßt, sondern daß man nur alsdann Ehre und Ruhm davon tragen werde, wenn man sich mit wichtigen und in der That löblichen Dingen beschäftiget, und diese, wie andere Begierden, unter der Herrschaft der Vernunft erhält. Den Thätigen und muntern muß man nicht träge und schläfrig machen wollen, sondern ihm zeigen, wo er seine Thätigkeit hinlenken, und wie er seine Munterkeit in den Schranken halten müsse. Auf diese Art besiegt und regiert man die Leute durch ihre eigne schon vorhandne Neigungen; anstatt daß wenn man dieselben ganz ausrotten oder umschmelzen will, man wenig oder gar nichts ausrichtet. Endlich muß man auch keine Dinge fordern, welche einem Menschen von einer gewissen Beschaffenheit oder Alter nicht möglich sind. Wer eines langsamen Temperaments ist, den muß man nicht übereilen; man muß nicht verlangen, daß er mit seinen Ueberlegungen und Entschliessungen, so geschwind fertig seye, oder etwas so geschwind begreiffen und lernen soll, als ein anderer. Von einem jungen Menschen kann man nicht fordern, daß er eben so gesetzt seye, und von dem Werth sinnlicher Ergötzlichkeiten eben so urtheilen soll, als ein Alter, der ungleich mehr Erfahrung hat. Man muß daher nie vergessen, daß Kinder, Kinder sind; aber auch nicht auf den entgegengesetzten Abweg verfallen, und, wie viele heutiges Tages thun, welche die Kinder so erziehen, als sollten sie ewig Kinder bleiben, und sie mit lauter Tändeleyen und Spielen beschäftigen, ihren kindischen Einfällen und Handlungen beständig nachgeben, alles was sie thun, mit der der Jugend gewöhnlichen Gemüthsart entschuldigen, sie nicht zu ernsthaften Dingen, nicht zur Arbeitsamkeit, nicht zur Ordnung anhalten, sondern sie essen, schlafen, lernen und arbeiten lassen, wann es ihnen gerade beliebt. Woraus dann die natürliche Folge entsteht, daß ihnen manches gar nicht mehr, manches aber ganz zur Unzeit beliebt, daß sie träge, eigensinnig und in der menschlichen Gesellschaft unbrauchbar, sich selbst mit der Zeit, und noch mehr andern Leuten zur Last werden.

Hieraus lassen sich nun leicht verschiedene Fragen beurtheilen, die man in den neuern Zeiten auf die Bahn gebracht hat. Soll man die Kinder mit Dingen aufhalten, die ihnen verdrießlich sind? Warum nicht? Man muß sie zwar zu keinen Sachen zwingen, die ihren Fähigkeiten und Neigungen schlechterdings zuwider sind. Man muß auch das was ihnen nicht angenehm ist, sollte auch gleich bloße Vorurtheile der Grund hiervon seyn, auf alle nur mögliche Art zu versüßen suchen. Aber ganz kan man es nicht überhoben seyn, ihnen zuweilen etwas verdrießliches zu sagen, zumalen wenn sie gefehlt haben. Denn so liebreich man auch dabey zu Werk gehen möchte, so kann man es doch nicht vermeiden, daß sie es ungerne anhören. Erwachsene müßen viel tausend mal verdrüßliche Sachen hören, ansehen, und wohl selbst übernehmen; Kinder müßen daher angewöhnet werden, daß sie in ihrer Faßung bleiben, wenn ihnen etwas verdrießliches vorkommt. Man muß in der Welt manche Handlungen verrichten, manche Geschäfte treiben, deren man gerne überhoben seyn möchte. Aber es ist nun einmal nicht zu ändern; und Kinder müßen daher angewiesen werden, manche Sachen zu lernen oder zu thun, die ihnen auch nicht angenehm sind. Ihre Abneigung gründet sich ohnedem nicht immer, in dem Mangel der Fähigkeiten, oder in einer ganz entgegengesetzten Gemüthsart: oft ist es Trägheit, oft sind es Vorurtheile, oft ist es Eigensinn, welches man ihnen nach und nach benehmen muß. Man muß viel thun, wozu man keine Neigung hat, und an dessen Stelle man lieber etwas anders thun möchte; aber

man

man muß es thun, weil es Pflicht ist, und man kann es durch Vorstellungen und Uebungen so weit bringen, daß man es wenigstens nicht mehr ungern thut. Es ist also wohl erlaubt, und zuweilen höchstnöthig, die Kinder in ihren Vergnügungen und Freuden zu stöhren, ihnen etwas zu sagen, zu erzählen oder vor die Augen zu bringen, das ihnen unangenehm, verdrüßlich, oder traurig vorkommt. Alle diese Gemüthsbewegungen sind in der Natur des Menschen gegründet; sie bleiben auch in dem Lauf des Lebens nicht aus; es ist unmöglich die Kinder ganz dafür hüten zu wollen; es ist thöricht solches zu thun, und im Gegentheil vernünftig, sie anzugewöhnen, auch verdrüßliche Dinge mit Gedult und Standhaftigkeit zu ertragen, und ihnen, so lange man sie unter seiner Aufsicht hat, zu zeigen, wie sie sich bey den daher entstehenden Gemüthsbewegungen zu verhalten und zu mäßigen haben.

Hiermit ist die andere Frage nahe verwandt: soll man den Kindern die Menschen und die Welt nur auf der guten, nicht aber auch auf der bösen Seite zeigen? Es ist ein Fehler, wenn man nur das lezte thut; man macht die Kinder dadurch menschenfeindlich, man erstickt alle gute Gesinnungen, alle Liebe, alle Dienstfertigkeit gegen andere Menschen, wozu die Kinder so geneigt sind; man macht sie zu Eigennüzigen und Stolzen, die nur auf sich und ihre Vortheile sehen, andere Menschen geringer achten, und ihnen, wenn sie würklich helfen könnten, ihre Hülfe versagen. Aber der Fehler ist eben so groß, wenn man nur das erstere allein thut. Sie bekommen allzuhohe Begriffe von den Menschen und ihrer Rechtschaffenheit, wenn sie sie nicht kennen lernen wie sie würklich sind. Sie trauen einem jeden, und werden betrogen; sie sind offenherzig, mitleidig und weich, wenn sie zurückhaltend seyn sollten, und wenn sie hernach durch allzuviele Erfahrungen von der Bosheit der Menschen überzeugt worden, so gehen sie gerne zu weit, werden mistrauisch gegen jedermann, und hassen zulezt alle Menschen, wie es das Schicksal mancher vorzüglich sogenannter guter Gemüther ist, welche allzu offenherzig und allzu freundschaftlich gegen Jedermann gesinnt gewesen. Es ist unvermeidlich, daß der, welcher aus der Erziehung in die Welt tritt, dieselbe nicht nach und nach sollte kennen lernen, wie sie ist. Es ist besser, daß er sie kennt, ehe er in sie hineintritt, und ehe er Fehler gemacht hat, deren Folgen oft sein ganzes Leben verbittern. Man muß den Unterschied zwischen Tugend und Laster überhaupt sehr gut kennen, man muß wissen, welche einzelnen Laster einzelnen Tugenden entgegenstehen, um nicht durch den blendenden Schein manches Lasters, und durch die Larve der Tugend, die es anzunehmen weiß, irre zu werden, und eins statt des andern in bester Absicht zu ergreiffen, wie auch, um den Versicherungen anderer Menschen auszuweichen, oder zu widerstehen. Die Welt ist nun einmal voll böser Menschen, warum soll man es der Jugend, die es ohngeachtet aller unserer Gegenvorsicht doch zu merken anfängt, verbergen? warum soll man eine Wunde verheelen, anstatt zuzuheilen, warum soll man warten bis das Uebel unheilbar ist, und bis die Leute nach ihrem Eintritt in die Welt Fehler, oft sehr beträchtliche Fehler gemacht haben, die sie vermieden haben würden, wenn sie die Welt auch auf ihrer schlimmen Seite gekannt hätten; freylich ist auch hierbey, wie allenthalben Vorsicht nöthig. Es giebt Laster, deren Namen man kaum nennen, noch vielweniger beschreiben darf, wie sie ausgeübt werden. Hier muß man im Allgemeinen bleiben, und solche Grundsäze einschärfen, welche die Kinder dereinst, wenn Versuchungen dazu entstehen sollten, dagegen verwahren können. Alle Vorstellungen von den Lastern müssen auch so beschaffen seyn, daß das Kind dieselbe nicht angenehm findet, nicht gar gereizt wird, sie zu begehen, sondern sich dafür hüten lernt; weswegen denn das Böse, das Schädliche, das Schändliche derselben hinreichend gezeigt werden muß, ohne eben jedesmal in das Detail einzugehen, als wodurch viel Schaden geschehen kann. Wie viel mehr stiften also diejenigen Schaden, die in ihren Erzählungen, oder auch Schriften mancherley Arten von Lastern, Ausschweifungen in der Liebe oder in der Ehre als süße, nothwendig rühmlich vorstellen und anpreisen, oder wenigstens zur Ungebühr entschuldigen!

Noch ist eine andere Frage aufgeworfen worden: Ob man die Ehre als Triebfeder bey der Erziehung gebrauchen dürfe? Der oberste und lezte Trieb des Menschen, welchem alle andere untergeordnet sind, ist der Trieb nach Glückseligkeit. Wenn aber entschieden werden soll, worinn diese Glückseligkeit zu setzen sey: so urtheilen die Menschen nicht auf einerley Art. Dieser sezt seine ganze und höchste Glückseligkeit in dem Besitz zeitlicher Güter, ein anderer in dem Genuß sinnlicher Ergözlichkeiten, ein dritter in der Ehre, oder dem günstigen Urtheil, welches andere Menschen von ihm fällen, und so ferner. Alle diese irren: denn diese Dinge sind höchstens Theile und Beyträge zur äußern Glückseligkeit und Wohlfahrt; aber die eigentliche und wahre Glückseligkeit nicht selbst, welche in der Ruhe und Zufriedenheit des Gemüthes über das Bewußtseyn rechtschaffen gehandelt, und seine Pflichten beobachtet zu haben, besteht. Wenn wir also wollen, daß unsere Kinder und Untergebene wahrhaftig glücklich werden sollen, so müssen wir sie zur Beobachtung aller ihrer Pflichten, oder zur Tugend anführen. Das was würklich gut ist, und in unserer Gewalt steht, ist auch Pflicht für uns: so wie es im Gegentheil Pflicht ist, alles Böse zu unterlassen.

Dieses ist das oberste Gesetz aller unserer Handlungen, der lezte Grund, der uns in Bewegung bringen muß. Die Ehre kann dieses nicht seyn, denn: erstlich ist es möglich, daß Andere sich in dem Urtheil von dem Werth unserer Handlungen betrügen, und uns Sachen zur Ehre anrechnen, welche unsre Glückseligkeit gar nicht befördern, sondern wohl gar in einem hohen Grade stören. Hernach sind nicht alle Handlungen so beschaffen, daß sie uns Ehre bringen können; und doch findet oft eine Verpflichtung dabey Statt. Wir sind verbunden auch im verborgnen Gutes zu thun, auch alsdann wenn es Niemand weiß oder wissen kann, oder für gut erkennen will. Auf eben die Art sind wir verbunden, manches Böse zu unterlassen, das uns keine Schande bey andern Menschen bringt, weil sie es entweder nicht erfahren, oder nicht für schändlich halten. Es kann also die Ehre nicht als eine allgemeine Richtschnur angesehen werden, wornach wir das Gute und Böse aller unsrer Handlungen beurtheilen könnten. s. Ehre.

Indessen ist der Trieb nach Ehre, wie alle andere, dem Grundtrieb nach Glückseligkeit untergeordnete Triebe mit Vortheil bey der Erziehung, und als ein Bewegungsgrund zu mancherley Handlungen zu gebrauchen. Dergleichen Triebe können als Gewichte

angesehen werden, durch welche die Maschine in Bewegung gesetzt wird. Es sind untergeordnete Mittel die Seele in den Gang, und aus ihrer Schläfrigkeit und Unentschlüssigkeit heraus zu bringen. Sie müssen daher wechselsweise gebraucht werden, so wie es theils die Beschaffenheit der Sachen selbst, theils die Gemüthsart der Personen mit sich bringt. Heute entschließen wir uns zu etwas, weil wir einen gewissen Vortheil, morgen weil wir Ehre, zu einer andern Zeit, weil wir Vergnügen davon erwarten. Diese Sache ist unserer Neigung zur Freyheit, jene aber unserm Hang zur Geselligkeit gemäs. Die Neigung zur Freyheit, oder zur Ehre, ist bey diesem stärker als bey einem andern, auf welchen die Vorstellung von einem zu hoffenden Vergnügen oder Vortheil mehr Würkung thut. Der Erzieher muß also alle die mancherley natürlichen Triebe, welche allen Menschen gemein sind, und wovon in dem Artickel Triebe ausführlicher geredet wird, wechselsweise in Bewegung setzen, und bald aus diesem bald aus jenem Bewegungsgrunde vernehmen, keinen von allen aber, als nur den gedachten Grundtrieb nach Glückseligkeit, welcher durch nichts als durch die Rechtschaffenheit Tugend und Beobachtung aller obliegenden Pflichten befriedigt werden kann, zum obersten Gesetz machen. Es ist gar nicht unrecht, sondern der Natur des Menschen gemäs, die Kinder auf den Vortheil und Gewinn den ihnen gewisse Handlungen bringen werden, aufmerksam zu machen. Aber es ist unrecht, sie allein darauf zu lenken, da wir viele Handlungen thun müssen, die keinen weitern äußern und sichtbaren Vortheil, sondern wohl gar einigen Schaden bringen. Man würde sie eigennützig machen, wenn man so verfahren wollte; aber ganz kann man es nicht unterlassen, ihnen die äußern Vortheile zu zeigen, die eine Handlung haben wird, weil es auch eine unserer Pflichten ist, unsern eignen Nutzen, so weit es ohne Uebertretung höherer Pflichten möglich ist, zu befördern. Hierüber müssen dem Kinde sichere Regeln gegeben werden, damit es der Sache weder zu viel noch zu wenig thue, und das Mittel zwischen einem sträflichen Eigennutz und einer gleich sträflichen Sorglosigkeit gegen sich und andere Leute, mit denen es in einem nähern Verhältniß steht, vermeide. s. Eigennutz und Selbstliebe.

Eben so verhält es sich mit der Ehre. Der Zögling muß nicht gleichgültig gegen das Urtheil anderer Menschen, das uns in so vielen Fällen zu unsrer äußern Wohlfahrt nützen kann, aber auch nicht ehrgeizig gemacht werden. Wenn von allen Handlungen Ehre, und noch überdieses zu erwarten wäre, daß alle Menschen richtig von denselben urtheilten, so könnte man die Ehre, weil alsdann ihr Urtheil gegründet würde, zum obersten Gesetz aller seiner Handlungen machen, denn das würde am Ende eben so viel, als die Tugend selbst seyn, indem nichts, was böse ist, uns eine wahre und gegründete Ehre bringen kann. Allein hierauf ist nicht zu hoffen, und man bedarf also noch eines andern und höhern Grundsatzes, theils um diejenigen Handlungen, bey welchen kein, wenigstens kein merklicher Bezug auf Ehre und Schande ist, theils auch um sogar das Urtheil, welches andere Menschen fällen, wiederum zu beurtheilen, ob es auch gegründet sey. Inzwischen kann dieser Trieb doch dazu gebraucht werden, junge Leute, wenn man sie gleich nicht eigentlich tugendhaft dadurch machen kann, zur Tugend vorzubereiten, den Ausbruch manches Lasters zu verhüten, und sie zu einer gewissen Bescheidenheit, Sittsamkeit und Zurückhaltung zu gewöhnen, wodurch immer schon viel gewonnen ist. Dabey aber muß man sie angewöhnen, daß sie, wie sie gemeiniglich geneigt sind, ja nicht viel auf das Urtheil ihres Gleichen, welches noch unverständige und unerfahrne Kinder, wie sie selbst sind, sollten sie auch gleich einige Jahre älter seyn, bauen, sondern vielmehr auf erwachsene kluge, angesehene und rechtschafne Leute sehen. Kinder haben für diese schon von selbst Hochachtung; es kommt also blos darauf an, sie hierinn zu bestärken. Weil es aber immer möglich bleibt, daß wir uns an diesen Leuten betrügen, und sie für das ansehen, was sie in der That nicht sind; es auch möglich ist, daß sonst kluge und rechtschaffene Leute doch auch zuweilen nach Vorurtheilen handeln, so ist es doch das sicherste, den Kindern richtige Begriffe von dem, was wahrhaft rühmlich ist, und welches nur die Tugend allein ist, beyzubringen. Denn es kann niemanden unbekannt seyn, wie viele Menschen sich theils selbst, theils andere, oft so gar ganze Nationen und Welttheile durch eine übel verstandne Ehre unglücklich gemacht haben.

Dieses ist nun leicht auf die Nachahmung anzuwenden, wozu die Kinder so einen starken Trieb haben. Man muß ihnen zeigen, welche Leute, und worinn sie dieselben nachahmen müßen. Eltern und Erzieher haben besonders nöthig, den Kindern in allen ihren Handlungen ein gutes Beyspiel zu geben, und sie nichts sehen zu laßen, woraus sie etwa Anlaß zum Bösen nehmen könnten, wann auch die Handlung noch so unschuldig wäre: denn daß sie nichts thun sollen, was wahrhaft böse ist, versteht sich ohnehin, und ist auch schon um ihrer selbstwillen Pflicht. Es ist aber noch ein weiterer Grund der Verbindlichkeit hierzu vorhanden, welcher darin besteht, daß sie wegen des großen Ansehens, worinnen sie bey ihren Untergebnen stehen, gemeiniglich auch die vornehmsten Gegenstände ihrer Nachahmung sind, und also manches Gute aber auch manches Böse veranlaßen können.

Kinder machen sich, wenigstens in den ersten Zeiten, so gar viel nicht aus Vortheil und Gewinn; wiewohl es auch ihrer wie allenthalben Ausnahmen giebt. Sieht man, daß sie sorglos sind, ihre Sachen nicht zu Rath halten, was sie bekommen, gleich wieder um nichts, oder um Kleinigkeiten weggeben: so muß man hierauf besonders aufmerksam seyn, weil eine ordentliche Haushaltung, so klein auch unser Vermögen seyn mag, ein nothwendiges Stück unserer Wohlfahrt ist, und es den Kindern oft gar lange anhängt, ehe sie das rechte Mittel zwischen Sorglosigkeit und Verschwendung auf der einen, und zwischen dem Geiz auf der andern Seite treffen lernen, und sich viele auf ihre ganze Lebenszeit durch die beyden ersten Fehler unglücklich machen, und oft in die abscheulichsten Laster stürzen. Es ist schwer zu entscheiden, welche unter allen jenen Fehlern der größte ist. Indessen muß man demjenigen, dem man bey den Kindern gewahr wird, am meisten entgegen arbeiten; doch so, daß man sie nicht auf den andern Abweg verleitet. Am meisten fehlen sie durch Sorglosigkeit und üble Wirthschaft ihres kleinen Vermögens; oft auch blos dadurch, daß sie keine rechte Ordnung in ihren Sachen halten. Man muß ihnen also deutlich zeigen, daß es nicht nur Pflicht sey, das Seinige zu Rath zu halten und wohl anzuwenden: sondern

auch wie schwer es sey, Vermögen zu erwerben, und ohne etwas zu haben, oder zu verdienen, so viel dringende Bedürfnisse zu befriedigen. Man muß sie zur Arbeitsamkeit und Ordnung gewöhnen, und von dem Gebrauch ihres Vermögens, ihrer Spielgelder, ihres Spielzeugs, ihrer Kleider, ihrer Zeit und so weiter oft Rechenschaft fordern; und sie hernach liebreich zu rechte weisen, kleine Fehler aber nicht zu hoch aufmutzen. Man muß ihnen zuweilen eine Belohnung versprechen, dieselbe aber erst durch eine gewisse Arbeit, die ihnen schwer dünkt, jedoch ihren Kräften gemäß seyn muß, verdienen lassen, damit sie aus der Erfahrung lernen, daß es Mühe koste, zu etwas zu gelangen: sonst bilden sie sich ein, sie würden in Zukunft alles nothwendige allenthalben so bereit finden, als sie es jetzt bey oder von den Eltern haben. Man muß ihnen deutliche Begriffe von Wohlthätigkeit, und Barmherzigkeit von der schuldigen Liebe gegen alle Menschen überhaupt, und insbesondere gegen seine Bekannten und Freunde geben, und zugleich zeigen, wo dieses alles aufhört Pflicht zu seyn, weil andere höhere Pflichten eintretten. So edel es ist, andern mit seinem Vermögen beyzustehen, auch wenn man darüber sein sonstiges Vergnügen missen, oder gar einigen Schaden leiden sollte: so gewiß kann doch hieraus eine unüberlegte Weichherzigkeit und Verschwendung entstehen, die mit der Zeit beträchtliche Folgen haben kann. Man muß die Gutherzigkeit, die den Kindern so natürlich, und der menschlichen Gesellschaft so nützlich und schätzbar ist, nicht unterdrücken, sondern sie vielmehr erwecken und stärken. Aber demohngeachtet hat diese auch ihr Maas und Ziel.

Zur Ehre sind die Kinder schon weit mehr geneigt, und selbst ein kleines Kind bleibt nicht gleichgültig, wenn man es beschämt. Man muß diesen Trieb stärken, aber, wie vorhingesagt worden, auch in den Schranken halten. Das Lob muß sparsam seyn, aber auch Tadel und Beschämung nicht zu oft kommen, nicht allzubitter seyn. Jenes macht ehrgeizig, stolz, und mit der Zeit eigensinnig; dieses aber niederträchtig und gegen alle Ehre zuletzt unempfindlich; zumal wenn die Kinder sehen, daß man ihnen unrecht thut, und aus blosser übler Laune tadelt.

Zu sinnlichen Ergötzlichkeiten sind die Kinder am allermeisten geneigt, und dies bringt ihr Alter mit sich. Es ist vergeblich ihnen dieselben verleiden, oder sie ganz davon abhalten zu wollen; man müste nicht blos die Natur der Kinder, sondern der Menschen überhaupt umschmelzen. Sinnliche Vergnügen sind an sich nicht unrecht; es ist erlaubt sie zu geniessen, aber ohne Nachtheil höherer Pflichten. Sie sind der letzte Zweck nicht, um deswillen wir in der Welt sind, wie sich junge Leute gemeiniglich einbilden; sie sind eine Art von Würze, die uns das Leben versüssen, aber auch eben deßwegen sparsam und mäßig gebraucht werden müssen. Man muß also die Kinder hievon gehörig unterrichten, ihnen die Gefahr zeigen, welche mancherley Arten von Vergnügungen schon vermöge ihrer Natur mit sich führen, oder bey der geringsten Unmäßigkeit nach sich ziehen können. Man muß den Hang dazu nie herrschend werden lassen; ihnen folglich nicht alle Ergötzlichkeiten, die sie verlangen verstatten; jedoch dabey wahrscheinlichern Gründe anführen, damit sie die Versagung derselben nicht dem blossen Eigensinn und der mürrischen Laune des Alters zuschreiben. Man muß sie nicht eher dazu lassen, als bis sie ihre Pflicht und Arbeit gethan haben; man muß es ihnen als eine Art von Belohnung für ihre übrigen guten Handlungen anrechnen, wenn man sie daran Theil nehmen läßt. Vergnügungen die in sich selbst gefährlich und sündlich sind, muß man ihnen mit Anführung der nöthigen Gründe, wenn sie darauf verfallen, abschlagen. Die übrigen muß man sie unter seiner Aufsicht geniessen lassen, und wohl acht haben, daß sie dabey nicht ausschweifen, bis sie sich nach und nach auch hierin selbst regieren lernen. Dies allgemeine mag hier genug seyn: denn wenn wir uns auf die mancherley einzelne Arten der Vergnügungen einlassen wollten: so würde hieraus ein ganzes Buch entstehen. Man sehe indessen zu seiner Zeit den Artickel: Vergnügen sinnliches.

Kinder haben einen vorzüglichen Hang zur Freyheit; sie wollen nicht eingeschränkt, nicht gebunden, sondern gerne ihre eigne Herrn seyn. Dieses kann nun unmöglich zugegeben werden, da sie noch nicht Verstand und Erfahrung genug besitzen, sich selbst zu regieren. Man muß sie also frühzeitig zum Gehorsam gewöhnen, und so wie ihre Einsichten zunehmen, ihnen deutliche Begriffe von einer wahren und nützlichen Freyheit geben, ihnen zeigen, daß kein Mensch ganz unabhängig sey, daß Gehorsam und Subordination in allen Ständen statt finden müsse, daß man hieran in der Jugend gewöhnt werden müsse, weil es hernach viel schwerer halte, solches zu erlernen, daß viele Leute sich durch die unbändige Freyheit wornach sie streben, unglücklich machen, und daß Kinder bey ihrer wenigen Erfahrung und ihren wenigen Einsichten, einer fremden Aufsicht zu ihrer eignen Wohlfahrt um so mehr bedürfen. Man muß ihnen vorstellen, daß alle Menschen in der Welt, auch die höchsten nicht ausgenommen, an gewisse Gesetze und Pflichten gebunden seyen, und niemand alles, was er will, und ihm einfällt thun dürfe, auch solches in den erwachsnen Jahren nicht statt haben werde und könne. Man muß sie belehren, daß es sowohl natürliche, als göttliche, als auch menschliche und bürgerliche Gesetze gibt, deren Uebertrettung grosse Folgen hat, und denen man sich um seiner eignen Wohlfahrt, als welches der Zweck dieser Gesetze im allgemeinen ist, unterwerfen müsse; und daß die wahre Freyheit darin bestehe, nur das thun zu dürfen was die Vernunft nach gehöriger Prüfung für recht, gut, löblich und nützlich, wenigstens für unschädlich, erkannt hat. Hier aber muß man den sehr gewöhnlichen Abweg vermeiden, vermittelst dessen viele die Kinder aus blossem Eigensinn und ohne alle Noth einschränken, und sie ganz mit Strenge und Gewalt, wie unvernünftige Thiere, regieren wollen. Die Aufsicht und der Zwang können nicht zu allen Zeiten statt haben, und müssen auch endlich einmal aufhören. So bald sie sich nun selbst überlassen sind, so fallen sie auf eine Menge von Unarten und Ausschweifungen um sich gleichsam für den erlittenen Zwang schadlos zu halten. Hat man sie auch mit einer gewissen mäßigen Gelindigkeit behandelt, aber dabey vergessen, sie mit richtigen Grundsätzen warum sie ihre Begierden mäßigen, und sich zuweilen zurückhalten müssen, zu versehen: so werden sie, so bald sie der Aufsicht entledigt sind, durch das böse Beyspiel, das ihnen andere junge Leute ihres Alters und Standes geben, verführt und dahin gerissen werden.

Von Natur sind die Kinder thätig, ob sie gleich auch ihre Ruhe haben müssen. Sie wollen immer beschäftigt seyn und lassen sich keine Mühe verdrüssen, ihre Endzwecke zu erreichen; wiewohl sie dabey nicht anhaltend sind, und gerne von einem auf das andere fallen. Man muß ihnen daher allerley zu thun geben, sie bald etwas

lernen lassen, das ihren Verstand unterhält, bald ihnen etwas auflegen, wodurch sie die ihnen so nöthige Bewegung des Körpers erhalten, oder sonst etwas nützliches, entweder geradezu, oder für die Zukunft durch die Fertigkeit, welche sie dadurch erlangen, stiften können. Man muß ihnen die allen Menschen auch den vornehmsten obliegende Pflicht zu arbeiten; man muß ihnen aber auch die Vortheile der ihnen auferlegten Arbeiten zeigen, und ihnen dieselbe so angenehm zu machen suchen, als nur möglich ist. Sie müssen lernen und arbeiten, ehe sie noch recht wissen, was Lernen und Arbeiten ist. Man muß sie aber nicht zu lange anhalten, nicht zu viel sitzen lassen, nicht mit Sachen beschäftigen, die noch über ihre Kräfte sind, oder wozu sie schlechterdings kein Genie haben, welches man nach einigen angestellten Versuchen bald merken kann.

Allzuviel Strenge schadet auch hier, wie allenthalben. Aber nicht minder ist die grosse Gelindigkeit schädlich. Wenn man die Kinder arbeiten läßt, wenns ihnen beliebt, und sie überhaupt ohne gehörige Anweisung sich selbst überläßt: so fallen sie auf tausenderley, oft sehr unnütze Dinge, springen vermöge ihrer Flüchtigkeit von einem auf das andere, und werden entweder zuletzt Müßiggänger, oder ganz faul. Der Müßiggänger ist zwar immer in Thätigkeit, oft mehr, als nöthig ist; aber er thut nicht was er soll. Hat ein Kind keine Anweisung, was, wie und in welcher Ordnung es etwas thun soll, so thut es bald gar nichts, bald aber, was noch schlimmer ist, Dinge die unrecht, sündlich, ihm selbst und andern schädlich sind; wenigstens keinen Nutzen bringen. Müßiggang und Faulheit, welche den Menschen zu einem unbrauchbaren Glied der menschlichen Gesellschaft, und ihm die Beförderung seiner eignen Wohlfahrt unmöglich machen, sind wohl äusserst selten natürliche, sondern sie sind Fehler einer vernachläßigten Erziehung. Indessen hat es oft seine grosse Schwierigkeiten, solche Arbeiten für Kinder aufzufinden, die ihnen nützlich, angenehm, und ihren Kräften gemäß sind; zumal wenn der, welcher ihre Erziehung zu besorgen hat, seine ganze Zeit nicht verwenden kann, um sie zu gewissen Arbeiten anzuführen, sie ihnen vorzumachen, und sie hernach unter seiner Aufsicht fortarbeiten zu lassen.

Kinder können und mögen nicht immer arbeiten. Man muß ihnen also auch die nöthige Ruhe und **Erholung** verstatten. Unter die letztere gehören auch die **Spiele**. Das Spielen der Kinder ist von dem Arbeiten nur dadurch verschieden, daß es theils den nemlichen Nutzen nicht hat, theils auch nicht so viel Mühe, Anstrengung und Kräfte erfordert. Sie spielen um sich die Zeit zu vertreiben; aber dieses muß wenigstens auf eine unschädliche Art geschehen, wenn es gleich auch keinen besondern Nutzen hat. Spiele die allzuviel Anstrengung der Seele oder auch des Körpers erfordern, sind nicht geschickt, die Erholung, welche man dabey zum Zweck hat, zu befördern. Oft kann dieser Zweck so erreicht werden, daß noch irgend ein anderer, wenn gleich nicht beträchtlicher Nutzen dadurch erhalten werde. Bald sucht man durch die Spiele den Verstand zu beschäftigen und zu stärken, ohne ihn jedoch so anzustrengen, als bey dem eigentlichen Lernen geschieht. Bald will man dadurch dem Körper zur nöthigen Bewegung, Stärke, Geschwindigkeit verhelfen; bald aber auch die Spielenden unvermerkt mit allerley nützlichen Kenntnissen versorgen, an eine gewisse Ordnung, Klugheit und Vorsicht gewöhnen, und so ferner; hierbey muß man dann nach den Umständen ab und zugeben, so daß der, welcher ohnehin viele Bewegung hat, durch sitzende Spiele nach und nach zum Sitzen gewöhnt wird, der aber welcher schon viel sitzen muß, im Gegentheil die erforderliche Bewegung erhält. Ueberhaupt aber ist nöthig, daß die Spiele, wo nicht unter einer ganz nahen, doch unter einer entfernteren Aufsicht des Erziehers vorgenommen werden, damit alle grobe Ausschweifungen, Zänkereyen und dergleichen verhütet, und die Kinder zur Mäßigung ihrer Begierden und Affecten, die so leicht dabey hervorbrechen, angeführt werden. Daher sie bald auf der Stelle, bald aber auch erst nach geendigtem Spiel und insgeheim über die begangenen moralischen Fehler belehrt werden müssen. Alle diese Regeln werden faßt immer übertreten; daher die Spiele wo nicht offenbar schädlich, doch meistens ganz ohne Nutzen sind. Man sehe weiter die Artikel: Spiele und dabey **Kinderspiele**.

Bey dem Spielen ist noch vor allen Dingen darauf zu sehen, daß keine **herrschende Neigung** zu demselben entsteht, als wodurch so viele Leute ihre Zeit unverantwortlich verschwenden, anderer Uebel hier nicht zu gedenken, welche die Spielsucht nach sich zieht. Zu dem Ende muß man die Kinder nicht immer, nicht allzuoft, nicht zu lange spielen lassen; auch wohl zu Zeiten das Spiel abbrechen, wenn sie gleich noch Lust hätten, fortzuspielen. Spielen ist eine Art von Ergötzlichkeit, wobey wie bey allen andern eine gewisse Mäßigung beobachtet werden, und die man sich angewöhnen muß auch entbehren zu können. Den Kindern müssen deutliche Begriffe von dem Zweck der Spiele, von den Fällen, worin sie erlaubt sind, und von dem Unterschied zwischen dem Spielen und Arbeiten, und von dem Vorzug des leztern beygebracht werden. Es ist daher nicht zu billigen, daß man das Arbeiten und Lernen als Spiele vorstellt und behandelt, und den Kindern alles durch Spiele beybringen will. Es kann wohl seyn, daß man zu diesem Mittel seine Zuflucht nehmen muß, wenn man Kinder vor sich hat, die sehr wenig Gemüthsgaben besitzen, oder ganz und gar keine Lust zu etwas haben, und schon so verzärtelt sind, daß sie nichts von Lernen und Arbeiten hören mögen, sondern nur immerdar belustigt seyn wollen. Alsdann sucht man sich auf diese Art den Weg zu bahnen, ihren Geist aufzuwecken, ihnen nach und nach einige Lust zur Sache einzuflößen, und ihnen das Vorurtheil, als sey die Arbeit zu mühsam, unter der Hand zu benehmen. In andern Fällen bedarf man dieses Umwegs nicht; und selbst denjenigen, welche man so führen mußte, muß man doch nachher zeigen, daß Lernen und Arbeiten mit Spielen nicht einerley sind. Setzt man ihnen aber das Gegentheil in den Kopf, so werden sie gleich abgeschreckt, wenn sie etwas arbeiten und lernen sollen, das schwerer ist, als die Spiele, woran sie gewöhnt sind. Weil sie sich eben die Leichtigkeit dabey vorstellen, wie bey dem Spielen, so werden sie entweder verdrießlich, wenn sie das Gegentheil merken, oder lernen das, was sie sollen nicht recht; sie sehen Geschäfte nicht anderst als Spiele und Tändeleyen an, worüber sie dann die wichtigsten Dinge vernachläßigen, geringe achten, nicht gebührend betreiben, und gewissermassen ewig Kinder bleiben. Wenn man sagt: man müsse den Kindern alles spielend beybringen: so ist der Sinn dieses Satzes, der ohnehin nicht allgemein seyn kann, nicht der, daß es durch und vermittelst wirklicher Spiele geschehen, sondern daß man die Sachen eben so leicht und angenehm machen müsse, wie die Spiele sind, wofern es anderst

möglich ist, damit die Kinder sich so geerne mit ihnen, als mit Spielen beschäftigen.

Zur Geselligkeit sind die Kinder ebenfalls geneigt; sie sind gerne bey andern Menschen und vorzüglich bey ihres gleichen. Diesen Trieb muß man nicht unterdrücken, sondern nur regieren: sonst werden sie mürrisch menschenfeindlich und leutscheu, oder suchen sich hinter uns her Gesellschaften, die ihnen nicht dienlich sind. Es ist wahr, Kinder lernen in Gesellschaften erwachsener Personen manches Böse; sie lernen auch manche Unarten von ihres gleichen. Aber sie lernen in Gesellschaften auch manches gute, und selbst von ihres gleichen können sie vorsichtig und bescheiden zu seyn lernen, weil diese sie manchmal anführen, und wenig Complimente mit ihnen machen, noch ihnen jederzeit nachgeben. Die Gesellschaften der Kinder untereinander müssen so viel möglich unter der Aufsicht des Erziehers gehalten werden, damit dieser bald auf der Stelle gewisse Unarten verhüten, bald nachher sie darüber belehren könne. Doch muß er sich nicht in alles einmischen, sondern den Kindern, so weit es nur immer thunlich ist, ihre Freyheit lassen, sonst werden ihnen die Gesellschaften verdrießlich, sie thun sich Zwang an, verstellen sich, oder lernen wenigstens die vornehmsten Regeln des Umgangs, der Klugheit, der Höflichkeit nicht hinlänglich. Denn dies geht nicht ohne Fehler ab; und es ist besser daß sie hier gemacht werden, als nachher, wenn sie in die grössere Welt eintretten. Fällt etwas in den Gesellschaften erwachsner Personen vor, das unschicklich ist: so kann dieses nicht immer auf der Stelle bemerklich gemacht werden; und es ist so gar nicht allemal rathsam, die Kinder selbst wegen ihrer begangener Fehler sogleich zu tadeln. Wenn man mit ihnen wieder allein ist, muß man mit ihnen von den vorgefallnen Fehlern reden, doch so, daß man sie nicht zur Verachtung und zur Tadelsucht älterer und angesehener Leute, welchen sie Achtung schuldig sind, verleitet; zu welchem Ende man die Fehler andrer Leute, nicht gerade unmittelbar nach geendigter Gesellschaft sondern einige Zeit nachher, damit sie sich nicht mehr an diejenigen errinnern, welche sie begangen haben, tadeln, oder die Sache auf eine vorsichtige Art einkleiden, und zum Beyspiel die Personen, wenn man nicht umhin kann, sie mit in das Spiel zu ziehen, einigermassen, doch so daß der Fehler immer Fehler bleibt, entschuldigen muß.

Mit der Zeit fängt sich auch der Geschlechtstrieb bey den Kindern an, zu regen. Es ist wohl nicht zu vermeiden, daß die Kinder bey allerley Gelegenheiten nicht merken sollten, daß sie nicht einerley Geschlechts sind. Und es ist auch nicht rathsam Knaben und Mädchen ganz von einander abgesondert zu halten, wenn es auch möglich wäre. Sie müssen nach und nach mit einander bekannt werden, damit sie um so weniger Feuer fangen, wie so leicht geschieht, wenn sie in etwas erwachsnern Jahren zum erstenmal zusammen kommen. In der ersten Kindheit ist wenig zu fürchten, aber hernach desto mehr. Daher müssen dieselben nicht allein beysammen gelassen werden. Eine gute Aufsicht ist hier das beste Mittel, viel Böses zu verhüten, und hierdurch muß man sie auch für gewissen unnatürlichen Fehlern, welche man nicht gerne nennt, und Kindern nicht von Kindern des andern sondern ihres eignen Geschlechts zu erlernen pflegen, verwahren; welches besser ist, als Vorstellungen, durch die man bey noch unschuldigen Kindern leicht eine schädliche Neugierde erwecken kann, ob sie gleich bey denen, welche bereits damit bekannt sind, allerdings zu Hülfe genommen werden müssen. So wie die Kinder an Jahren und Einsichten zunehmen, muß man ihnen nicht verheelen, daß beyde Geschlechter für einander bestimmt sind, man muß ihnen nach und nach zeigen, was für Eigenschaften man an sich haben müsse, um sich liebenswürdig zu machen, und welche Vorsicht nöthig sey, daß man weder sich selbst noch andere unglücklich mache. Alles dieses kann geschehen, ohne daß man den Kindern wie einige neuere Schriftsteller gemeynt haben, nothwendig eine Nachricht von dem Geschäfte der Erzeugung ertheilen müßte. Um dieses zu seiner Zeit zu betreiben, dazu bedarf es keiner vorläufigen Kenntnisse, die blosse Natur ist genug. Nachrichten hievon sind auch ohne allen Nutzen: denn es bleiben noch Bewegungsgründe zur Liebe und Achtung gegen die Eltern genug übrig, ohne daß man gerade wissen müsse wie es zugegangen, daß man in die Welt gekommen ist. Sie sind dagegen in allem Betracht schädlich, weil sie Neugierde und andere Begierden erregen. Man muß daher vorsichtig seyn, daß die Kinder nicht durch Bücher, Bilder, oder einen gefährlichen Umgang hiermit vor der Zeit bekannt werden. Fragen sie nach der Entstehungsart des Menschen, so braucht man sie nicht ganz abzuweisen. Man kann ihnen sagen, daß es Gottes Ordnung sey, daß immer neue Menschen gebohren werden, so wie die vorhergehenden absterben, und daß, wenn sie sich nicht gleich abweisen lassen, es die Mutter sey, welche die Kinder zur Welt bringe. Mehr brauchen sie nicht zu wissen, und ganz kleine Kinder fragen entweder gar nicht darnach oder lassen sich eine zeitlang mit einer ganz unschuldigen Erdichtung, welche mit der Zeit von selbst verschwindet und keine üble Folgen nach sich zieht, abspeisen. Grössern kann man die Wahrheit sagen, ohne sich zu tief einzulassen; es ist genug wenn sie das: daß wissen, das wie brauchen sie nicht zu wissen. Und sollten sie hierauf bestehen, so giebt es ja Mittel das Gespräch abzubrechen oder die Kinder damit zu beruhigen, daß Kinder solche Sachen noch nicht begreiffen, oder gar, daß kein Mensch in der Welt wisse wie es zugehe, sondern Gott allein, der alle Menschen erschaffe und gebohren werden lasse, solches, wie so viele andere Dinge in der Natur allein wisse, welches man, wenn die Kinder Verstand genug dazu haben, mit andern Beyspielen erläutern kann, wobey aber jederzeit ein gewisses gesetztes und ernsthaftes Wesen mit einer anscheinenden Aufrichtigkeit verknüpft, und alles was das Ansehen der Leichtsinnigkeit haben mag, vermieden werden muß, damit Kinder nicht Verdacht überkommen, als liege noch etwas anders darunter verborgen, worüber sie nur neugieriger werden, und in ihrem Forschen endlich an Leute gerathen welche ihnen mehr Licht geben, als ihnen nöthig und nützlich ist.

Obgleich in der moralischen Erziehung Vorstellungen das vornehmste ist, und diese allenthalben wo es möglich ist, zu Hülfe genommen werden müssen, so giebt es doch Fälle wo solches nicht thunlich ist. Die Kinder sind entweder noch zu klein oder die Zeit verstattet nicht gerade Vorstellungen. Der Erzieher muß sie also gewöhnen, daß sie ihm auf sein Wort gehorchen, zu welchem Ende er sich bey Zeiten in das gehörige Ansehen setzen muß. Bey kleinen Kindern ist dieses leicht; ein ernsthafter Blick, ein harter Ton, eine allenfalls kleine Züchtigung, wenn Zureden nichts hilft ist genug. So bald sie ihren Verstand ein wenig gebrauchen können, muß man vorsichtig seyn, daß

man nichts befiehlt, nichts verspricht, nichts droht, was man nicht halten kann oder will, und daß man ihnen weder bey ihrem Schreyen noch ihren Schmeicheleyen nachgiebt, sonst lernen sie die schwache Seite des Erziehers gar bald benutzen. Werden sie etwas grösser, so muß man ihnen öfters von den Befehlen die man ertheilt Rechenschaft geben, und ihnen zeigen, daß man dabey gute Gründe und Absichten, nemlich das eigne Beste der Kinder habe, welches man ihnen so faßlich als möglich machen, und ihre Einwendungen liebreich beantworten muß. So lernen sie einsehen, daß man es wohl mit ihnen meyne, und bekommen ein Zutrauen auch alsdann, wenn sie dieses nicht gerade und bestimmt einsehen. Doch muß man solches nicht immer thun, sondern sie gelegenheitlich zu überzeugen suchen, daß sie auch alsdann zu gehorchen schuldig sind, wenn die Eltern keine Gründe anführen, zumal da es Fälle gebe wo die Kinder die Gründe noch nicht fassen, oder die Eltern nicht Zeit hätten sie auseinander zu legen, sonst gewöhnt man sie an Naseweisigkeit und Vernünfteln, so daß sie nichts thun wollen, als was sie gerade selbst einsehen und ihnen beliebt. Daher muß man zuweilen auf einem blinden Gehorsam bestehen. Wenn man aber dieses immer thun wollte, so würden die Kinder nie richtige Begriffe von dem Guten und Bösen und ihren Pflichten überkommen, nie sich selbst regieren lernen. Höchstens würde man elende Sclaven aus ihnen erziehen, welche sich, wenn sie es verbergen können oder die elterliche Aufsicht ein Ende hat, allerley Ausschweifungen überlassen, wie man so oft an den Kindern gewahr wird, welche allzustrenge gehalten worden sind. Liebe und Ernst, Freundlichkeit und ein gesetztes Wesen müssen miteinander verbunden werden, oder nach den Umständen abwechseln. Sehen aber die Kinder, daß die Eltern nach blossem Eigensinn und Laune handeln, heut etwas tadeln und verbieten, das sie morgen loben, bald allzuscharf, bald allzugelind sind, manches das sie untersagen, selbst thun, ohne die Kinder von dem Unterschied der Umstände welche die Eltern etwa rechtfertigen, zu benachrichtigen, sich selbst allen möglichen Begierden und Ausschweifungen überlassen; so helfen die zuweiligen Vorstellungen oder die Schärfe am Ende sehr wenig. Eben dieses haben auch Lehrer zu beobachten, nur daß bey ihnen noch folgendes hinzukommen muß. Wenn sie mancherley Arten von Kindern um sich haben, so müssen sie ein jedes auf die Art behandeln, die sich für sein Alter, Temperament, Neigung und dergleichen schickt; und da sie auch die Kinder in allerley Kenntnissen zu unterrichten haben, so müssen sie solches auf eine liebreiche Art, so viel möglich ohne Zwang, und nach einer vernünftigen Methode thun, damit die Kinder nicht nur gerne lernen, sondern auch handgreiflich sehen, daß sie viel gute, nützliche und angenehme Dinge von ihrem Lehrer erlernen; welches sie denn nicht wenig in der Achtung und Liebe gegen ihn bestärkt. Wer dieses alles thut, wird sich so leicht nicht über Mangel des Ansehens und über Hartnäckigkeit der Kinder, falls man keine erhält, welche bereits in einem hohen Grade verdorben sind, und welche zurecht zu bringen oft viele Mühe und Zeit und mancherley Umwege auch wohl Züchtigungen nöthig sind, wenn man ja noch etwas mit ihnen ausrichtet, zu beklagen haben.

Es ist nicht genug, daß man den Kindern richtige Begriffe über ihr Verhalten beybringt, sondern man muß sie auch zum Guten gewöhnen, das Böse bestmöglichst verhüten, und wofern sie doch bereits wichtige Fehler an sich haben, ihnen dieselben abzugewöhnen suchen. Das erste geschieht, daß man die schicklichen Vorstellungen oft wiederholt und erneuert, und wenn eine Gelegenheit gutes zu thun vorhanden ist, sie zur Ausübung desselben anhält und ermuntert, es ihnen so leicht macht als man kann, und die Hindernisse aus dem Weg räumt, insonderheit diejenigen, welche aus ihren eignen Vorurtheilen und Neigungen entspringen. Denn nur durch die oftmalige Wiederholungen guter Handlungen allerley Art, wobey immer frische oder verstärkte Bewegungsgründe erforderlich sind, kann eine Fertigkeit entstehen. (s. Fertigkeit und Gewohnheit.) Sehr viel und oft mehr als alle andere Gründe thut das Beyspiel der Leute, welche bey den Kindern in Achtung stehen, vornemlich aber das eigne Beyspiel des Erziehers.

Es ist besser das Böse wenn man kann zu verhindern, als es zuzulassen, und hernach eine Belehrung oder Bestrafung hinzuzufügen. Sehr oft kann dieses geschehen, wenn man den Kindern die Gelegenheit dazu abschneidet, jedoch so, daß sie es nicht merken, weil sie widrigenfalls dieselbe selbst und hinter uns her suchen. Ist indessen die Sache sehr schädlich und gefährlich, so muß man auch wohl Zwang anwenden wenn sonst kein anderer Ausweg ist, zumal in den Zeiten, wo die Kinder unsre Vorstellungen noch nicht fassen können, oder eigensinnig auf ihrem Vorhaben beharren. Sonst aber sind auch hier vernünftige und den Kindern angemessene Vorstellungen das beste Mittel. Man muß ihnen also richtige Grundsätze einflößen, sie zur gehörigen Zeit vor der Gefahr und dem Schaden, der ihnen bevorsteht warnen, nicht blos mit Machtsprüchen und Befehlen, sondern mit einleuchtenden Gründen, damit sie das Böse auch aus Ueberzeugung meiden und nicht durch unvorhergesehene Umstände überrascht werden; zu welchem Ende man sie wie oben erinnert worden, so wie es ihre Jahre vertragen, mit der Welt auch auf ihrer schlimmen Seite bekannt machen muß.

Das Böse ihnen abzugewöhnen ist das schwerste. Man muß ihnen die Gelegenheit dazu auf alle Art zu entziehen suchen, und sie während dem mit allerley nützlichen Arbeiten beschäftigen, damit ihnen nicht viel Zeit übrig bleibt, daran zu denken, wodurch dann Neigung und Fertigkeit darinn unter der Hand geschwächt werden kann. Nächstdem muß man die erforderlichen Vorstellungen zu Hülfe nehmen und vor allen Dingen die sonst bey dem Kinde herrschende Neigung dazu gebrauchen, daß man ihm das Böse selbst um dieser Neigung willen verhaßt und verabscheuungswürdig macht. Man muß es mit den entgegengesetzten Tugenden bekannt machen, es auf gute Beyspiele verweisen, selbst gute Beyspiele geben, die traurigen Folgen bald der Laster überhaupt, bald des einzelnen Lasters wovon die Frage ist, auf allerley Art vorstellig machen; jedoch dabey liebreich zu Werke gehen, auch wohl allerley Belohnungen hinzufügen, und die Kinder so wenig als möglich ist aus den Augen zu lassen. Will dieses nicht helfen, so kann und muß zuweilen Zwang und Strafe gebraucht werden.

Dieses führt uns nun auf die wichtige Frage, in wiefern man sich bey der Erziehung der Kinder der Belohnungen und Strafen bedienen müsse? Es ist nöthig dieses auseinander zu setzen, da verschiedene den Nutzen bald der Belohnungen bald aber und vorzüglich der Strafen leugnen, andere aber die denselben

zugeben, die Sache doch auf mancherley Art mißbrauchen, und bald zu viel bald zu wenig thun.

Wenn ein Mensch, ein vernünftiges Wesen, das seinen Verstand einigermassen gebrauchen kann, sich zu einer Handlung entschliessen oder auch dieselbe unterlassen soll, so muß es Bewegungsgründe haben. Diese aber können zuletzt in nichts anders bestehen, als in der Vorstellung, daß die eine gut die andre böse sey. Wenn wir etwas nicht wollen, so befürchten wir irgend etwas böses, einen Schaden, eine Schande, eine Ungemächlichkeit und dergleichen. Wenn wir es aber begehren so erwarten wir etwas gutes, Vortheil, Ehre oder Vergnügen davon. Bey Dingen die uns gleichgültig scheinen, erwarten wir wenigstens nichts böses, wenn wir uns zu einem oder dem andern entschliessen. Wir beurtheilen aber das Gute und Böse einer Handlung nach der Wirkung welche sie vorher bringt, und nach der Folge die sie nach sich zieht.

Diese Wirkungen und Folgen sind von einer gedoppelten Art. Einige fliessen aus der Handlung selbst, andere aber kommen von aussen hinzu, durch den Willen irgend eines andern Wesens, das dergleichen Folgen mit den Handlungen einer Person verbinden kann. Jenes sind natürliche Folgen, weil sie aus der Natur und Beschaffenheit der Handlung nothwendig fliessen; diese aber sind willkührlich, weil es von dem freyen Willen irgend einer andern Person abhängt, dergleichen Folgen mit unsern Handlungen zu verknüpfen. Wenn jemand seinen Körper mit allzuvielen Speisen oder Getränken überladet und darüber allerley Ungemächlichkeiten oder Schmerzen empfindet, so ist dieses eine natürliche Folge die sich in der Beschaffenheit des Körpers und der unternommenen Handlung gründet. Wenn aber andere Leute einen unmäßigen Menschen verachten und seine Gesellschaft meiden, so ist dieses eine willkührliche Folge, indem es von dem freyen Willen derselben abhängt, ob sie die Handlungen des Unmäßigen für schändlich halten und ein ungünstiges Urtheil von ihm fällen wollen.

Eine jede gute Folge einer freyen Handlung heißt eine Belohnung, und eine jede böse Folge einer solchen Handlung eine Strafe. Es giebt demnach natürliche Belohnungen und Strafen, aber es giebt auch willkührliche; und diese letztern werden gemeiniglich verstanden, wenn man von Belohnungen und Strafen schlechtweg redet.

Es steht nicht immer in unserer Gewalt es dahin zu bringen, daß Kinder die natürlichen Belohnungen ihrer guten Handlungen jederzeit empfinden. Eine jede gute Handlung hat zwar eine gute natürliche Folge, aber dieselbe tritt nicht immer gleich unmittelbar nach der Handlung ein, oder wird wenigstens nicht immer bemerkt. Eine solche Handlung verursacht in sich selbst betrachtet ein gewisses Vergnügen, das aus dem Bewußtseyn recht und gut gehandelt zu haben entsteht. Aber wenig Leute geben hierauf gehörig Achtung und kennen das Vergnügen, welches Rechtschaffenheit und Tugend mit sich führen, nicht genug. Es ist also Pflicht, die Kinder hierauf aufmerksam zu machen, als wozu sich unzählige Gelegenheiten finden. Das Kind hat gearbeitet und hierauf mit Appetit gegessen, hat ruhig geschlafen und ist heiter aufgestanden. Man muß ihm bemerklich machen, daß dieses eine Folge seiner Arbeit gewesen ist, wodurch es die Arbeit, die schon ohnehin Pflicht ist, um so mehr schätzen lernt. Das Vergnügen welches dieselbe nach sich gezogen hat, würde das Kind nicht so hoch achten, und noch weniger würde es über die Quelle und Ursache desselben nachdenken, wenn wir es nicht darauf führten, und ihm die Sache allenfalls noch mit andern gegentheiligen Exempeln, wo es keine Lust zum Essen empfunden, oder keinen sanften und erheiternden Schlaf genossen hat, erläuterten. Das Kind hat aus Mitleiden einem Armen eine Wohlthat erzeigt, welches ihm einige Freude macht. Man muß diese Freude bey ihm einige Zeit über zu unterhalten suchen, und es belehren, daß eine jede gute und rechtschaffene Handlung eine solche Freude mit sich führe, daß man nicht gerade von einer jeden guten Handlung äussere Vortheile, Ehre und dergleichen erwarten könne, indem dieses von gar mancherley Umständen abhänge, die nicht in unserer Gewalt stünden; daß aber diese Freude eines guten Gewissens, wie man sie nennt, von uns selbst abhänge, daß uns dieselbe von niemanden entrissen oder geschmälert werden, daß man sie folglich zu allen Zeiten geniessen könne, indem immer Gelegenheit vorhanden sey, rechtschaffen und seinen Pflichten gemäß zu handeln, und daß endlich der gütige Schöpfer und Vater der Menschen die Natur der Dinge so eingerichtet habe, daß aus guten Handlungen gute Folgen und ein sehr angenehmer Gemüthszustand entstehe, mit welchem keine andere Arten von Freuden, die oft so schwer zu erlangen und dabey so vergänglich sind, zu vergleichen seyen; so wie im Gegentheil böse Handlungen böse Folgen, Verdruß, Unruhe, und Angst des Gewissens nach sich zögen, wobey alle übrige Güter und Freuden nicht genossen werden könten. Auf diese Art muß man Kinder gewöhnen, das Gute um sein selbst willen zu lieben, und das Böse ebenfalls um sein selbst willen zu hassen; und dieses um so mehr, da sonst alle äussere Gründe oft unzureichend sind, uns zur Ausübung des einen und zur Unterlassung des andern zu bewegen.

Dieses ist nun leicht auf böse Handlungen anzuwenden. Die Folgen derselben treffen ebenfalls nicht allemal auf der Stelle ein, oder werden nicht gehörig bemerkt. Man muß den Kindern daher hierbey zu Hülfe kommen. Wenn sie selbst etwas Böses gethan haben, zum Beyspiel zu viel gegessen, sich zu sehr erhitzt haben und Ungemächlichkeiten davon verspüren, so muß man sie liebreich auf die Ursache davon zurückführen, und sie davon gehörig zu überzeugen suchen. Bey einem Kinde regt sich das Gewissen, welches man nicht ersticken muß. Man muß es vielmehr aufmerksam machen, daß die Unruhe und Schaam die man über eine böse Handlung empfindet, allerdings eine wichtige Sache sey, damit es lernt sich vor sich selbst zu schämen, und alles zu vermeiden was ihm eine solche verdrüßliche Empfindung zuwege bringen kann.

In beyden Fällen kann man auch die Geschichte und die bey andern Leuten erlangte Erfahrungen sehr gut benutzen; zumal da das Kind von vielen Dingen noch keine eigne Erfahrung haben kann. Wenn ein anderer Mensch sich durch Unmäßigkeit verdorben hat, und ungesund wird oder Schmerzen leidet, so können die Kinder eben sowohl auf die Ursachen und Folgen der Handlungen aufmerksam gemacht werden, als wenn sie die Handlung selbst verrichtet hätten und die Folgen selbst erführen. Hierzu kann es auch nicht an Gelegenheiten fehlen, und es ist ein Hauptstück der Erziehung die Kinder zu gewöhnen, daß sie alles was um sie herum vorgeht, betrachten, den Ursachen und Folgen der Dinge nachforschen, und so mit aus eige-

nem Nachdenken über die Güte oder Schädlichkeit vieler Handlungen sich zu überzeugen. Hier ist es eben nicht nöthig, daß das Kind jedesmal Erfahrung an sich selbst gehabt haben müsse. In Ansehung guter Handlungen hat ihm vielleicht die Gelegenheit gefehlt, manche derselben zu verrichten. Und in Absicht auf böse Handlungen ist es besser aus andrer Leute Schaden als aus seinem eigenen klug zu werden. Der Erzieher muß böse Handlungen so viel möglich verhüten. Doch giebt es auch Fälle wo er sie zulassen kann, nemlich wenn das Kind, das seinen Verstand schon ziemlich gut zu gebrauchen weiß, auf keine andere Art zu überzeugen und abzubringen ist, so mag er es zuweilen anlaufen lassen, damit es durch eigne Erfahrung belehrt wird. In diesem Fall aber dürfen die Folgen der Handlungen doch nicht so groß seyn, daß sie es beträchtlich beschädigen und unglücklich machen; auch dürfen, um ihm diese eigne Erfahrung und eine desto grössere Ueberzeugung zu verschaffen, keine grobe Vergehen oder gar Verbrechen zugelassen werden.

Wir kommen nun auf die willkührlichen **Belohnungen** und **Strafen**, welche im vorzüglichen Verstand diesen Namen führen. Der Erzieher muß die Kinder auf die Ehre und Schande welche andere Leute gewissen Handlungen beylegen, jedoch auf die oben beschriebene Art; er muß sie ferner auf die bürgerlichen Gesetze und die darinn auf manche Handlung gesetzte Strafe allenfalls auch Belohnung; er muß sie endlich auch auf die von Gott willkührlich verhängten Strafen und Belohnungen, wenn er eine geoffenbarte Religion vor sich hat, als woraus sie allein erkannt werden können, aufmerksam machen; indem aus allem diesem sehr wichtige Bewegungsgründe hergenommen werden können, wie niemand leugnet.

Er muß aber dergleichen **Belohnungen** und Strafen auch oft selbst zu Hülfe nehmen. Beyde sind mancherley. Bald lobt man ein Kind wegen seines Wohlverhaltens auch wohl in Gegenwart anderer Leute; bald schenkt man ihm etwas das ihm ohnehin nützlich ist, ein Kleidungsstück, ein Buch, etwas Geld und dergleichen; bald erlaubt man ihm ein sonst unschädliches Vergnügen, man nimmt es mit in Gesellschaft oder auf einen Spaziergang, man giebt ihm etwas zu essen das ihm angenehm ist, man zeigt ihm etwas schönes, man läßt es allerley Dinge die seiner Neugierde Nahrung geben, sehen, und was dergleichen kleine Kunstgriffe mehr sind, wobey man aber immer zu erkennen geben muß, daß dieses wegen seines guten Betragens wie auch in der Hoffnung geschehe, daß es darinn fortfahren werde. Es giebt aber viele Leute welche dieses für unnöthig und schädlich halten. Sie meynen die Kinder erhielten dadurch einen gewissen überwiegenden Hang zu einer oder der andern Sache wodurch eine herrschende Neigung entstehe, welche der Tugend nachtheilig werden könne. Aber dieses ist nicht zu besorgen, wenn der Erzieher nur vorsichtig genug ist, nicht immer einerley Art von Belohnung austheilt, zwar die Belohnung zuweilen nach der besondern schon vorhandenen Neigung der Kinder einrichtet, zuweilen aber auch andere Arten von Belohnungen ertheilt, und dadurch die Kinder angewöhnt, auch solche Dinge wozu sie bisher vielleicht noch keine Neigung gehabt haben, gehörig zu schätzen. Sie meynen ferner, die Kinder würden hierdurch eigennützig und lohnsüchtig werden, so daß sie hernach nichts unternehmen würden, wobey sie ihren offenbaren Vortheil nicht ersähen. Dieses würde allerdings erfolgen, wenn man alle und jede pflichtmäßige Handlungen eines Kindes belohnen wollte. Allein dies muß nicht geschehen sondern die Belohnungen müssen nur zuweilen zu Hülfe genommen werden, wenn es nöthig ist die Kinder besonders zu erwecken und aufzumuntern, wozu oft andere Gründe unzureichend sind. Man muß sie zu vielen Dingen anhalten, womit man nicht gerade eine solche Belohnung verknüpft; man muß ihnen so wie es ihre Einsichten erlauben, begreiflich machen, daß man viele Handlungen ohne dergleichen äussere Belohnungen, blos weil sie Pflicht sind, unternehmen müsse; daß die Welt nicht alle gute Handlungen belohne, noch auch wenn sie gleich wollte, könnte; daß eine jede solcher Handlungen ihren Lohn, nemlich die Freude eines guten Gewissens, welche mehr werth sey, als alle äusserliche Schätze, Ehren und Vergnügungen bey sich habe, um welches willen es schon allein der Mühe werth sey, rechtschaffen zu seyn; wozu noch komme, daß Gott der Urheber aller unserer Glückseligkeit einen Wohlgefallen an Rechtschaffenheit, und eben deswegen mit guten Handlungen auch gute natürliche Folgen verknüpft habe, die zwar nicht immer auf der Stelle eintreffen aber oft nachher, ehe wir es uns wohl selbst vermutheten, erfolgten.

Geschieht dieses so sind dergleichen Belohnungen nicht schädlich; sie sind vielmehr nützlich und in vielen Fällen nothwendig. Kinder müssen Bewegungsgründe haben wenn sie handeln sollen. Sie können aber, in den jüngern Jahren manche Gründe, so triftig sie auch seyn mögen, noch nicht einsehen oder ihre natürliche Flüchtigkeit verstattet ihnen nicht sich gehörig dabey zu verweilen; auch machen gute Folgen, wenn sie noch entfernt oder auch nicht sinnlich sind, wenig Eindruck auf sie. Daher sucht man andere Dinge hervor, welche ihnen als gegenwärtig vor die Augen gebracht und einleuchtend genug gemacht werden können; man nimmt seine Zuflucht zu Belohnungen, welche, wenn sie auch Kleinigkeiten sind, doch oft die Stelle anderer Gründe die den Kindern noch nicht faßlich genug sind oder nicht behagen, vertreten, oder denen zu gleicher Zeit mit angebrachten Gründen das gehörige Gewicht und den Ausschlag geben. Man muß die Natur des Menschen und der Kinder wenig kennen oder nicht wissen, daß ungeachtet des Mißbrauchs der mit Belohnungen vorgehen kann, auch ein nützlicher Gebrauch möglich sey, wenn man dieselben bey der Erziehung nicht dulden will. Warum setzt man dann in dem Staate oft für erwachsene Personen die dieses oder jenes leisten werden Belohnungen aus, oder giebt dergleichen denen welche gewisse löbliche Handlungen auch ohne diese Absicht gethan haben, um andere aufzumuntern? Ist dieses der Natur des Menschen gemäß, warum nicht auch der Kinder?

Der nemliche Grund warum man Strafen in der bürgerlichen Gesellschaft verhängt, gilt auch bey der Erziehung. Kann man dort Menschen von Vergehungen durch Strafen abhalten, so kann man es auch hier. Der eigentliche Zweck warum man den Kindern nach gewissen bösen Handlungen allerley Uebels zufügt, ist sie zu bessern, das heißt sie auch wohl andere, welche es mit ansehen, in Zukunft von diesen und andern ähnlichen pflichtwidrigen und schädlichen Handlungen abzuhalten. Und hier muß man oft zu willkührlichen Strafen seine Zuflucht nehmen, weil die natürlichen Folgen böser Handlungen nicht immer auf der Stelle eintreffen, auch wohl alle übrige bereits versuchte Bewegungsgründe keinen Eingang gefunden haben.

haben. Freylich kann man durch Strafen niemand von Grund ausbessern und ihn tugendhaft machen; als welches durch vernünftige Vorstellungen geschehen muß, die dann auch nicht unterbleiben dürfen. Aber man kann ihn doch dadurch nöthigen, daß er eine gewisse Handlung unterläßt; man kann ihm dadurch Gelegenheit geben, daß er der Schädlichkeit seiner Handlung weiter nachdenkt, und so mit einen Anfang zur innern Besserung macht, wenigstens sich hütet, dieselben zum Ausbruch kommen zu lassen, und hiermit ist schon sehr viel gewonnen. Wer die Strafen für unnöthig oder schädlich hält, der muß ihren wahren Zweck, er muß die Natur der Kinder, ja er muß die Menschen überhaupt nicht kennen. Kann man dann bey Erwachsenen alle Strafen entbehren, und alles durch Vorstellungen allein ausrichten?

Diese Strafen sind wie die Belohnungen mancherley. Man entzieht dem Kinde etwas oder fügt ihm andere Uebel zu. Man entzieht ihm eine gewisse Speise, Getränk, Ergötzlichkeit oder was es sonst seyn mag oder läßt es auf eine zeitlang warten, ehe man es zuläßt. Man nimmt ihm seine Freyheit und sperrt es ein. Man greift es an der Ehre an, tadelt oder beschimpft es, auch wohl in Gegenwart anderer. Man legt ihm harte und beschwerliche Arbeiten auf, die ihm sonst nicht zugekommen wären, oder verursacht ihm wohl gar körperliche Schmerzen durch Schläge. In Ansehung der leztern sind viele welche zugeben, daß man allerdings die andern Arten von Strafen zu Hülfe nehmen könne, der Meynung, daß dieselben entbehrlich und dabey gefährlich und allzuschimpflich seyen. Allein so groß der Mißbrauch ist, der mit dieser Art der Züchtigung, zu welcher die meisten ohne alle Noth, allzuoft und nicht selten auf eine tyrannische und mannichfaltigen Schaden verursachende Art greifen, getrieben wird, so ist doch fornenweg schon einzusehen, daß es Gemüther geben könne, die durch keine andere Art von Bewegungsgründen gelenkt werden können. Und dieses bestättigt auch die Erfahrung unter allen Nationen und in allen Zeitaltern. Es giebt überall Leute welche entweder vermöge ihres Temperaments oder einer bereits vorhergegangenen nachlässigen und fehlerhaften Erziehung, sich nicht durch vernünftige Vorstellungen, nicht durch Ehre, Vortheil und sinnliches Vergnügen bewegen lassen. Sollte es dann unrecht seyn in gehöriger Maase zuweilen zu diesem Mittel zu greifen, um solche Leute dadurch von der Ausübung böser Handlungen zurückzuhalten, sie zum Nachdenken oder auch zur Arbeit zu bringen? Bey Kindern die gleich ursprünglich regelmäßig erzogen worden, wird man dieses Mittels selten bedürfen; aber auch diese gerathen zuweilen in einen gewissen Eigensinn, wo sie ihr Herz gegen alle übrige Vorstellungen und Zucht verhärten, und wo man sie in der Kürze durch einige wenige schmerzliche Züchtigungen wieder zurecht bringen kann. Was aber die mit den Schlägen verknüpfte Schande betrift, so ist dieselbe schlechterdings ein Vorurtheil. Es ist in sich selbst nicht schimpflicher, Schläge zu bekommen, als in ein Gefängniß gesetzt zu werden. Die Schande besteht darinn, daß man durch sein unregelmäßiges Betragen andere Leute nöthigt, gewaltsame Mittel gegen uns zu gebrauchen, und daß wir vernünftigen Vorstellungen wodurch ein jeder Mensch, eben deswegen weil er ein Mensch und kein unvernünftiges Thier ist, sich lenken lassen sollte, kein Gehör geben wollen. Indessen hat der Erzieher fremder Kinder oft Ursache sich nach diesem Vorurtheil zu richten. Es ist möglich, daß man mit Kindern ohne Schläge zurecht kommt, wenn sie von Jugend auf in der Meynung erzogen worden, daß Schläge das Allerschimpflichste seyen, daß einem Menschen widerfahren könnte, und dabey so viel Gewalt über sich besitzen, daß sie aus Furcht, doch endlich auf diese Art beschimpft zu werden sich zu einer Sache antreiben oder davon abhalten lassen, wie wir selbst aus eigner Erfahrung wissen. Aber bey Leuten die diese Meynung nicht hegen, nicht in einer solchen Art des Ehrgeizes, oder wenn man lieber will der Ehrliebe erzogen und recht bestärkt worden sind, wird der Fall sehr oft vorkommen, daß sie alle übrigen Arten von Züchtigungen geringe achten, und sich für nichts als für körperlichen Schmerzen scheuen, die man also, wenn man der Bosheit Einhalt thun will, zu Hülfe nehmen muß. Ob man aber alle ganz kleine Kinder, die dieser Vorstellung von Schande noch nicht fähig sind, ohne alle Schläge, blos durch die übrigen Mittel zu recht bringen könne, getrauen wir uns nicht zu behaupten.

Von diesen Strafen wäre nun, und zwar von einer jeden einzelnen Art derselben noch viel zu sagen, welches wir aber, da der Artikel schon weitläuftig genug ist, übergehen, und in den Art. Zucht verspaaren müssen. Doch müssen wir noch folgendes im Allgemeinen hinzufügen, wenn unser Vortrag nicht mangelhaft seyn soll. Man muß zu dergleichen Strafen nicht eher seine Zuflucht nehmen, als bis Vorstellungen und andere gelindere Mittel, wofern dieselben wegen des Alters der Kinder möglich sind, nicht mehr helfen wollen. Man muß sie ja nicht zu oft gebrauchen, weil sie sonst ihr Fürchterliches verliehren, und keinen Eindruck machen, sondern noch manchen anderwärtigen Schaden anrichten. Ein Kind, das viel geschlagen wird, wird hartschlägig, und wenn man es zu oft, oder mit allzugroßer Bitterkeit beschämt und beschimpft, so wird es endlich gegen alle Ehre gleichgültig und niederträchtig. Man muß kein Tyrann werden, selbst bey den Strafen zwar ernsthaft, aber doch zugleich liebreich zu Werke gehen, Vorstellungen hinzufügen, und die Kinder zu überzeugen suchen, daß man blos aus Noth und aus Fürsorge für ihr Bestes zu dergleichen verdrießlichen und gewaltsamen Mitteln, deren man gerne überhoben seyn möchte, sich habe entschließen müssen. Denn ohne dieses werden die Strafen, deren Zweck doch immer die Besserung der Kinder seyn soll, die gewünschte Würkung nicht thun. An diesen Zweck muß man immer denken, und nie aus bloßer verdrießlicher, oft aus ganz andern Ursachen herrührender Laune, aus Unwillen oder Zorn strafen, wenigstens diesen, wenn man ihn selbst auch nicht ganz vermeiden könnte, doch nie die Oberhand über die Vernunft und die Liebe gewinnen lassen, die man den Kindern schuldig ist, sie nicht durch das Uebermaas verstocken oder zur Verzweiflung bringen. Man muß endlich sowohl nach den Umständen der Sache, des Alters, vornemlich aber des Temperaments und der Neigung eines jeden Kindes ab- und zugeben.

Kleine Fehler, die oft mit ein paar Worten zu bessern sind, müssen nicht mit der Schärfe bestraft werden. Auch muß man die Ursachen derselben zu erforschen suchen: wenn daher das Kind zum Exempel nicht gerne lernt, so muß der Erzieher nachsehen, ob die Schuld nicht an ihm selbst sey, weil er es demselben nicht leicht und angenehm zu machen weiß.

Kinder welche noch jung, zart, schwächlich oder sehr empfindlich sind, müssen nicht so hart angegriffen werden, als andere von einem höhern Alter, mehrern Kräften, oder mehrerer Hartnäckigkeit. Die Strafe muß der Gemüthsart eines jeden Kindes angemessen werden. Manches zittert, wenn es von Einsperren hört, wogegen ein anderes sich hieraus wenig macht. Das Kind, das auf Ehre sieht, muß anderst behandelt werden, als das, so dieselbe gering achtet. Ein kleiner Tadel macht auf jenes Eindruck und thut ihm weher als Einsperren oder gar Schläge, mit denen man vielleicht gar nichts bey ihm ausrichtet. Alle diese Regeln werden unzähligemal, auch oft selbst von Leuten, die sich der Erziehungskunst rühmen, übertreten, und in dem unregelmäßigen, allzuöfterm und übertriebenen Gebrauch der Strafen liegt eine der vornehmsten Ursachen, warum die Erziehung in so vielen Fällen schlecht abläuft.

Die Anwendung der Strafen wird insbesondere die Zucht genennt. In einem weitern Sinn versteht man darunter alles, was man thun muß, um bey den Kindern das Böse zu verhüten, oder es ihnen wieder abzugewöhnen, es geschehe nun durch Strafen oder durch andere in dem Vorhergehenden angezeigte Mittel, durch Belohnungen, durch Vorstellungen und dergleichen. Oft aber faßt dieses Wort auch die ganze Erziehung in sich; und in dieser Bedeutung wird vornemlich der Ausdruck, Kinderzucht genommen.

So nothwendig und unentbehrlich die Erziehung ist, so darf man doch nicht erwarten, daß dieselbe bey uns Menschen jemals den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen, oder durch eine immer mehr zu bessernde Erziehung endlich alles Böse in der Welt ausgerottet oder verhütet werden könnte. Wenn auch die Erziehungskunst als Theorie oder Wissenschaft betrachtet, nach und nach in den Stand gesetzt wird, das nichts erhebliches mehr daran auszusetzen ist, so bleiben doch noch manche Fehler, sowohl von Seiten der Erzieher selbst, als auch der Kinder übrig. Wir wollen nicht gedenken, daß so viele Erzieher gar nichts von dieser Wissenschaft verstehen; keine richtige Grundsätze besitzen, und nicht einmal über die wesentlichsten Regeln nachgedacht haben: wir wollen vielmehr voraussetzen, daß ein Jeder hiermit hinlänglich bekannt sey. Aber nun fehlt es unzähligemal, bald an der richtigen Anwendung einer an sich guten Regel auf einen einzelnen Fall, bald an der genauen Kenntniß der Gemüther, bald an der gehörigen Achtsamkeit auf alle Umstände; man hat vor vielen andern Geschäften und Zerstreuungen nicht immer Zeit genug, alles zu überlegen, zu besorgen und auszuführen, was man sonst wohl thun könnte, und von dessen Nothwendigkeit man auch überzeugt ist: und wenn man sie hat, so ist oft eine anderwärtige Hinderniß vorhanden, warum man sie nicht gehörig benutzt. Man ist nicht in der rechten Lage und Laune; man ist aus allerley Ursachen, die bald in dem Körper, bald in der Seele liegen, nicht recht heiter; man thut das nicht, was man weiß, oder zu einer andern Zeit würklich thut; man thut es nicht recht, man ist nicht liebreich, nicht ernsthaft nicht anhaltend genug; man wird unwillig, wo man es nicht werden sollte, und unterläßt es, wo es höchst nöthig wäre. Und dergleichen Hindernisse und menschliche Schwachheiten gibt es mehrere, um derentwillen man das Ideal einer vollkommenen Erziehung, das ein Schriftsteller angegeben, oder man sich auch wohl selbst vorgezeichnet hat, nicht erreicht, und welche zugleich einen hinlänglichen Grund enthalten, warum man mit Erziehern und Lehrern Gedult und Nachsicht haben muß, wenn sie nicht alles thun, was sie könnten und sollten, denn welcher Mensch thut dieses? Genug, wenn sie in den meisten Fällen als kluge und rechtschaffene Leute handeln, welches alles ist, was man von ihnen in diesem äußerst mühsamen Geschäfte fordern kann.

Aber gemeiniglich pflegt man, sonderlich Privat- und öffentlichen Lehrern, eine jede Schwachheit, von welcher doch niemand frey ist, hoch aufzurechnen, ohne zu bedenken, das auch die Schuld oft an den Kindern selbst oder an andern Leuten liegt. Die Eltern oder andere Hausgenossen und Bekannten reisen oft das Gute wieder vorsätzlich heraus, was die Lehrer mühsam eingepflanzt haben; und wenn sie es nicht durch ausdrückliche Vorstellung thun, so thun sie es doch durch ihr böses Exempel. Es ist den Lehrern, ja den Eltern selbst nicht immer möglich, die Kinder so eingezogen und so unter Aufsicht zu erhalten, daß nicht von außen her zuweilen Saame zu allerley Vorurtheilen und bösen Neigungen und Begierden eingestreut würde. Und wer dieses auch noch kann, der hat doch noch mit manchen andern Fehlern von Seiten der Kinder selbst zu kämpfen. Oft sind alle Mittel vergeblich die Flüchtigkeit, oder auch die Trägheit, oder die Hartnäckigkeit der Kinder zu überwinden. Es fehlt nicht an Exempeln, daß Kinder bey der besten Erziehung, welche Menschen zu geben im Stande waren, sehr übel gerathen sind. Wenn nun endlich die Erziehung vollendet ist, und man die bestgegründete Hoffnung von den Kindern hat, so reißt oft der nachmalige Umgang, wenn sie in die Welt treten, und das böse Beyspiel oder ausdrückliche Verführungen, alles das Gute nieder, was man in langen Jahren mit so vieler Mühe erbauet hatte.

Wenn indessen Eltern und Lehrer sich um die richtige Art der Erziehung mehr bekümmern, und nur das thun wollten, was sie, ungeachtet obiger angeführter Hindernisse, noch immer thun könnten: so würde es weit besser in der Welt stehen, noch immer sehr viel Gutes gestiftet werden, und unzählige Ausschweifungen und Laster der folgenden Jahre, welche ihren letzten und vornehmsten Grund in der fehlerhaften Erziehung haben, unterbleiben. (I)

Erziehung. (gesellschaftliche) Dieser Ausdruck ist vieldeutig. Er kann erstlich so viel heißen, als die öffentliche Erziehung, in welcher mehrere Kinder gemeinschaftlich erzogen werden, und hiervon handelt der Artickel: häußliche und öffentliche Erziehung. Er kann zum andern alles dasjenige unter sich begreifen, was man thun muß, um die Kinder zu guten Gesellschaftern zu machen, und sie zu einem klugen und gesitteten Betragen in Absicht auf den Umgang mit andern Menschen anzuführen, und hiervon ist bereits in dem vorhergehenden Artickel gesprochen worden, indem dieses ein Stück der moralischen Erziehung ist. Er kann zum dritten dasjenige begreifen, was man zu beobachten hat, um die Kinder zu denjenigen Kenntnissen, Uebungen und Fertigkeiten anzuführen, wodurch sie zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft werden können, und hiervon ist hier die Rede.

Wir haben nicht blos einen freywilligen Umgang mit andern Menschen; sondern wir stehen mit ihnen als Theile und Glieder der menschlichen Gesellschaft

überhaupt, und der bürgerlichen insonderheit in einer nähern Verbindung. Wir sind Glieder des Staats, in welchem wir leben, von dem wir Schutz und Sicherheit erwarten, gegen welchen wir gewisse Pflichten haben, in dem wir uns auf eine gewisse Art nähren, und unsere äußere Wohlfahrt befördern, einen gewissen Platz, Stand, Rang oder Amt einnehmen. Wir wollen als Landleute, als Bürger, als Kauf- Kriegs- oder Handwerksleute unsern Unterhalt finden, ein gewisses Ansehen haben, Aemter bekleiden, und so ferner, um sowohl dadurch unser eignes, als auch das Wohl anderer Leute zu befördern. Wie man nun zur Erreichung dieser wichtigen Absichten die Jugend anführen müsse, dieses ist der Gegenstand der gesellschaftlichen Erziehung.

Man sieht leicht, daß es hier sowohl allgemeine Vorschriften, welche sich auf alle Kinder schicken, als auch besondere Regeln giebt, welche nur bey denen Kindern zu beobachten sind, die diese oder jene Lebensart, Handthierung oder Geschäfte ergreiffen und betreiben. Von jenen reden wir zuerst.

Wer sich und der menschlichen Gesellschaft nützlich seyn will, muß alle Vorsicht anwenden, um ein gesunder, vernünftiger und rechtschaffner Mensch zu werden: denn dieses braucht man allerwegen, und hiervon handeln die Artickel: körperliche und moralische Erziehung.

Er muß sich ferner um solche Kenntnisse bemühen, welche allgemein erfordert werden, allgemein brauchbar sind, und ohne welche man fast gar keine Geschäfte besorgen kann. Unter diese Kenntnisse zählen wir das Lesen, das Schreiben, das Rechnen und das Briefschreiben, mit allem dem was dazu gehört; und worinn auch der geringste Mensch einige Fertigkeit besitzen muß. Wie aber dieses zu erlernen sey, kann hier nicht gezeigt werden, sondern gehört in besondere Artickel.

Ferner rechnen wir hieher die Geschicklichkeit ein ordentliches Hauswesen im Allgemeinen zu führen, ohne daß noch bestimmt ist, von was für einer Art die Haushaltung seyn möchte. Hierzu werden einige Grundsätze von dem, was nothwendig und überflüßig, was Sparsamkeit, Verschwendung und Ordnung ist, wie auch von Einnahme und Ausnahme, ferner Kenntnisse des Geldes und dessen gewöhnlichsten Sorten, der Maaße, der Gewichte, der üblichen Preise, wenigstens der nothwendigen Dinge, und dergleichen mehr erfordert, worinn Niemand ganz unwissend seyn sollte, und welches den Kindern bald gelegentlich, bald auch durch einen förmlichen Unterricht beygebracht werden muß.

Kinder wollen mit der Zeit Väter und Mütter werden. Es wäre daher sehr dienlich, daß ihnen in den Jahren, wo sie selbst keine Erziehung mehr bedürfen, und wo sie sich anschicken in den Ehestand zu treten, ein kurzer aber faßlicher Unterricht von den vornehmsten in dem Ehestand zu beobachtenden Klugheitsregeln, wie auch den wesentlichsten Regeln der Erziehung überhaupt, und insbesondere derjenigen, welche ihrem Stande angemessen ist, von einem verständigen Manne Unterricht gegeben würde; sonst erziehen sie ihre Kinder auf gerathewohl, oder höchstens so, wie sie selbst erzogen worden; wodurch dann die Erziehung zum großen Nachtheil der menschlichen Gesellschaft und des Staates immer auf dem alten schlechten Fuß bleiben, und eine gute Erziehung nie so ausgebreitet werden wird, als sie es verdient.

Kinder sind und werden Glieder der bürgerlichen Gesellschaft. Es ist also nöthig, daß sie die Verfassung des Staates, worin sie leben, und leben wollen, dessen Einrichtung und Gesetze hinlänglich kennen lernen; ohne welches sie gar manche von ihren Pflichten aus bloßer Unwißenheit übertretten, und sich selbst vielen unnöthigen Verdruß und Schaden zufügen, und dem Staate und der Obrigkeit eben so oft eine unnöthige Last verursachen. Hierinn müssen also Kinder, wie man auch an einigen Orten anfängt einzusehen, förmlich unterrichtet werden.

Was nun die übrigen noch weiter nöthigen Kenntnisse betrifft, so muß man auf folgende drey Stücke zu gleicher Zeit Acht geben; erstlich auf die Fähigkeiten und das Genie der Kinder, zum andern auf den Stand worinn sie gebohren sind, oder worinn sie wahrscheinlich bleiben, oder in welchen sie nachher gelangen dürften, und zum dritten auf die besondere Lebensart, die sie etwa ergreifen möchten, und welche bey einem und eben demselben Stand doch wieder mancherley seyn kann. Man muß zusehen, daß nichts nothwendiges und wesentliches versäumt, aber auch die Zeit nicht mit unnöthigen und überflüssigen Dingen verschwendet wird, als welches unter andern auch die nachtheiligen Folgen hat, daß bald nichts rechts und vornehmlich dasjenige nicht gelernt wird, wodurch man sich nähren, und seinem Stande Ehre machen kann, bald die Kinder mit ihrem Stande und der für sie schicklichen Lebensart hernach unzufrieden werden, sich nach andern und höhern Dingen sehnen, sich in allerley, meistens Nebensachen einlassen, und Dinge treiben wollen, wozu sie weder Fähigkeiten, noch Vermögen genug haben, um sie auch auszuführen.

In Ansehung des Genies muß man vorsichtig seyn, daß man sich nicht betrügt. Oft ist es würklich da, aber es ist noch nicht gehörig aufgeweckt worden; zu welchem Ende man allerley Dinge mit den Kindern vornehmen muß, um zu sehen, wohin und wie weit ihre Fähigkeiten und Neigungen sich erstrecken, als welche, wenn sie beyde auf eine Sache gerichtet sind, das Genie ausmachen. Oft ist aber auch schlechterdings kein Genie zu einer Sache vorhanden, und wenn man nach einer sorgfältigen und hinlänglichen Prüfung bemerkt hat, daß die Kinder, wie sie wohl zuweilen thun, sich nicht verstellen, so muß man von der Sache abstehen. Ein jeder Stand hat so mancherley Auswege, und es giebt in demselben wieder so viele Unterabtheilungen und Lebensarten, daß man nicht nöthig hat, die Kinder zu einer derselben zu zwingen. Denn ob es gleich zuweilen Vortheile hat, wenn z. E. der Sohn die Lebensart des Vaters erwählt, daher auch einige Völker dies sogar zum Gesetz gemacht haben: so finden sich hierbey doch auch oft unendliche Schwierigkeiten. Inzwischen muß man die Kinder nicht blindlings wählen lassen. Sie machen sich, verblendet durch einen gewissen äussern Schein, oft sehr irrige Vorstellungen von der Lebensart, die sie ergreiffen wollen. Man muß solche daher mit derselben, und mit den Erfordernissen, Geschäften, Verdrießlichkeiten und Gefahren, welche damit verbunden sind, bekannt machen, ohne sichs merken zu lassen, daß man Absichten hat, sie davon abzuhalten, weil sonst die besten Vorstellungen in den Wind gehen. Man muß sie, wofern es nur immer möglich ist, diese Lebensart, und was dabey vor-

kommt, in der Nähe und mit eignen Augen sehen lassen, damit sie selbst urtheilen lernen; zumal da dieses ohnehin Zeit hat, und wenn die Kinder sich zu einer besondern Lebensart bestimmen, sie auch schon so weit erwachsen sind, daß sie einigermaßen selbst urtheilen können. Bestehen sie alsdann noch darauf, so muß man ihnen nachgeben. Denn wer etwas wider seinen Willen ergreifen muß, der wird, wofern er ja hernach noch dabey bleibt, nichts rechts leisten.

Es giebt aber eine Menge von Kenntnissen, die nicht gerade ein besonderes Genie erfordern, und die dabey von allgemeinen Nutzen sind. Diese muß man nicht vernachlässigen, sondern die Kinder, ehe noch der Anfang einer besondern Lebensart gemacht wird, damit beschäftigen. Wer nicht ausserordentlich dumm ist, welches ein seltener Fall ist, der kann lesen, etwas schreiben und rechnen, und andere ähnliche Dinge erlernen, wenn nur die Methode vernünftig ist; sollte er es auch gleich aus Mangel eines vorzüglichen Genies nicht weit bringen.

Man muß indessen den Umfang der nöthigen Kenntnisse nicht zu enge einschränken; wie so viele, selbst Studirende thun, welche gleich glauben, sie lernten zu viel. Die Sachen, welche zu unserm Stand und Beruf gehören, müssen vorzüglich getrieben, was hiermit in Zusammenhang steht, nicht vernachläßigt, von den übrigen Dingen aber so viel mitgenommen werden, als Zeit und Gelegenheit erlauben, und ohne Nachtheil der Hauptsache geschehen kann.

Mit dem Unterricht müssen nun auch gewisse **Uebungen** verknüpft werden, welche nach den mancherley Lebensarten auch mancherley sind, und hier nicht angegeben werden können. Im Allgemeinen kann man blos sagen, daß die Kinder zur Arbeitsamkeit und zur Ordnung in ihren Geschäften, als welche die Seele davon ist, angehalten werden, daß sie, wo eine Gelegenheit aufstößt, etwas nützliches zu lernen, oder die bisherigen Kenntnisse zu erweitern, begierig seyn müssen, dieselben zu benutzen; daß sie von dem, was sie erlernen, auch, so wie es sich schickt, Gebrauch machen; daß sie bey allen würklichen Geschäften Vernunft und Ueberlegung anwenden, und auf ihren Stand, Beruf, Kräfte, Vermögen, wie auch auf die Umstände des Orts und der Zeit, und auf die Verhältnisse sehen müssen, worinn sie mit andern Menschen stehen. Vornemlich aber muß den Kindern eingeschärft werden, daß ein **Unterschied der Stände** in der Welt seyn muß; daß man in einem jeden Stand ein kluger, rechtschaffner und glücklicher Mensch seyn könne; daß man mit dem Stande zufrieden seyn müsse, worinn uns die göttliche Vorsehung, welche einem jeden ein gewisses Maaß von Fähigkeiten und Vermögen anweiset, gesetzt hat; und daß, wenn die zeitliche Wohlfahrt in der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft erreicht werden soll, alle diese Stände wieder in einem gewissen Verhältniß untereinander stehen, man den Gesetzen des Staats gehorchen, und überhaupt Subordination anerkennen müsse; wozu dann also die Kinder auch frühzeitig zu gewöhnen sind. Haben sie gelernt ihren Eltern und Lehrern zu gehorchen, so wird es ihnen nicht schwer fallen, auch andern Leuten, welche ihnen auf irgend eine Art vorgesetzt sind, zu gehorchen; und wenn die Reihe an sie kommt, daß sie befehlen sollen, so werden sie solches mit mehrerer Klugheit und Liebe thun, weil sie wissen, wie es ihnen zu Muthe war, als sie gehorchen mußten. Es ist ein altes Sprüchwort, daß derjenige nicht befehlen lerne, welcher nicht gehorchen gelernt hat.

Wir kommen nun auf die einzelnen Stände, auf welche wir uns jedoch nicht viel einlassen können, da die Sachen in einzelnen Artickeln vorkommen müssen. Nach den mancherley Ständen können die Menschen ohngefähr abgetheilt werden: in **Landleute, Bürger, Handwerker, Professionisten und Künstler, Kaufleute, Kriegsleute, Gelehrte** und endlich **Vornehmere**, oder sogenannte **Standespersonen**. Die allgemeinen Regeln hierbey sind kurz: man muß die Kinder mit denjenigen Kenntnissen versorgen, die ihnen nach ihrem Stand und ihrer Lebensart unentbehrlich oder wenigstens nützlich sind; man muß sie zu den Arbeiten und Geschäften anführen, die sie in Zukunft betreiben sollen; und da ein jeder Stand seine ihm eigenthümliche Vorurtheile und Fehler zu haben pflegt, so muß man diesen vornemlich entgegen arbeiten. So muß also der künftige Krieger frühzeitig abgehärtet, der Gelehrte, jedoch ohne Nachtheil seiner Gesundheit zum Sitzen gewöhnt werden. Der Landmann muß den Ackerbau, der Handwerker sein Handwerk erlernen. Der Kaufmann muß vorzüglich für dem Betrug und für der Unordnung in seinen Geschäften, vornehme Leute dagegen für Schmeichlern, und für dem Vorurtheil, daß ihnen alles erlaubt sey, und für dem Stolz gewarnt werden. Dergleichen Regeln, deren wir nur einige zur Probe angeführt haben, lassen sich, wenn man den Stand und die Lebensart kennt, von welcher die Frage ist, viele hundert geben, die theils so leicht sind, daß ein Jeder, wenn er nachdenken will, sie von selbst auffinden kann, theils an andern schicklichen Orten dieses Werks vorkommen werden.

Ein jeder der angeführten **Stände** hat wohl wiederum manche **Unterabtheilungen**, auf welche Rücksicht genommen werden muß. Der Landmann hat Ackerbau, aber vielleicht keinen Weinbau, der Gärtner bekümmert sich nicht um den Bau der Aecker zu Getraide, sondern blos um seinen Garten. Der eine Kaufmann handelt mit diesen, ein anderer mit andern Waaren, die jener weder zu kennen braucht, noch verlangt. Unter den Gelehrten studirt der eine dieses, der andere jenes; und unter den Standespersonen giebt es auch mancherley Classen und Grade.

Es versteht sich von selbst, daß ein Jeder mit den Kenntnissen und Geschicklichkeiten versehen werden müsse, die der besondern Abtheilung wozu er gehört, angemessen und nothwendig sind; und folglich ein Schumacher das nicht gerade zu lernen brauche, was der Schneider oder Tischler wissen muß. Indessen giebt es auch einige allgemeine Kenntnisse, welche sich für alle Abtheilungen eines ganzen Standes schicken; es giebt Grundsätze der Handlung, welche ein jeder Kaufmann; es giebt Sprachen und Wissenschaften, welche ein jeder Gelehrter, oder auch eine jede Standesperson wissen muß; es giebt endlich Vorkenntnisse, welche allen Menschen zu wissen nöthig sind; und dergleichen wir oben angeführt haben. Diese Vorkenntnisse, wie auch diejenigen, welche als allgemeine Kenntnisse eines Standes angesehen werden können, werden erlernt, theils bey Gelegenheit, theils in einem förmlichen, entweder häuslichen oder öffentlichen Unterricht, in allgemeinen deutschen niedern und hö-

hern Schulen, auf Gymnasien und Universitäten. Was aber die Kentnisse betrifft, welche einer jeden einzelnen Abtheilung allein eigen sind, so werden sie erlernt: in den Häusern der Eltern, in der sogenannten Lehre, in gewissen Diensten, auf Reisen, oder in ganz besonders dazu bestimmten Schulen; wozu hernach die eigne Erfahrung kommen muß. Den Ackerbau und die Landhaushaltung kann man nicht in Schulen erlernen; und wenn man gleich eigne Ackerschulen hätte, so würde dieses doch unzureichend seyn. Denn hier muß man die Sachen in der Natur und mit eignen Augen sehen. Doch kann man wohl einiges in den sogenannten deutschen Schulen von dieser Sache lehren, worüber wir uns in dem Artikel Schulen, deutsche, weiter erklären wollen. (Man sehe inzwischen die neuesten Erziehungsbegebenheiten 1781. 3. St. 200 Seite, wie auch was die Gymnasien betrift, 5. St. 344 Seite.) Eben so wenig ist es möglich, daß die Handwerker in Schulen erlernt werden könnten. Man müste für alle einzelne Handwerker eigne Lehrer haben, und alsdann dürfte es doch noch an Materialien zur Arbeit fehlen. Die Kinder müssen also zu seiner Zeit in die Lehre gethan werden, und hernach weiter fortarbeiten. Die bloßen Vorkenntnisse, die allen Ständen gemein sind, gehören in die deutschen Schulen, sowohl auf Dörfern als in Städten. Man wird, wenn man allenfalls das Zeichnen und die Kunst einigermaßen eine Rechnung zu führen, welche beyde Stücke in gewisser Maaße beynahe allen Handwerkern nützlich seyn können, ausnimmt, nicht leicht etwas nennen können, das einem jeden nöthig wäre. Und diese Dinge könnten auch in die ebengedachten Schulen eingeführt werden, so wie sie auch in allen gelehrten niedern Schulen und Gymnasien, die doch auch oft von Handwerkern in Städten einige Zeit über besucht werden, gelehrt werden sollten. Geschähe dieses allenthalben, so hätte man gar keine Handwerksschulen nöthig, die ohnehin auch noch nirgends vorhanden sind. Denn was man in den sogenannten Realschulen thut, sind entweder Sachen die in eine jede deutsche Dorf- und Stadtschule gehören, oder sind Dinge, welche nur einzelne Handwerker angehen, dergleichen die Tischler- und Drechslerarbeiten und andre Sachen sind, welche nicht ein jeder zu erlernen nöthig hat, denn was hat zum Exempel der Schneider für Vortheile davon, wenn er dieselben zu machen versteht? Manche Dinge können aber auch da nicht einmal gelernt; und der künftige Fleischer zum Exempel kan in dem was er nachher als würklicher Fleischer braucht, in einer Schule schlechterdings nicht unterrichtet werden. (Man sehe angezogene Schrift 1781. 11. St. 807 Seite.) Aber für gewisse Künstler, als Mahler, Bildhauer und dergleichen, kann schon eher in einer eignen Künstlerschule oder Akademie, wie man sie auch wohl nennt, gesorgt werden. Eben das gilt von den Kaufleuten, für welche man eigne Handlungsschulen oder Academien, so wie man für zukünftige Kriegsleute Kriegs- oder Cadetten-Schulen, für die Studierenden aber gelehrte Schulen hat. Für den Adel braucht man keine besondren Schulen, weil derselbe gemeiniglich entweder den Krieg oder die Wissenschaften ergreift, wozu schon besondere Schulen vorhanden sind; und höhere Standespersonen besuchen wohl zuweilen Universitäten, aber keine niedern Schulen. Man sehe übrigens weiter den Artikel: Schulen, und dessen mancherley Abtheilungen, als Real-Handwerks-Kriegsschulen und so ferner.

Man spricht heutiges Tages viel von der Erziehung des Bürgers, und von bürgerlichen Schulen. Ein Bürger ist ein jedes Mitglied des Staats, er sey Landmann, Handwerker, Soldat und dergleichen. Was er als Glied des Staats wissen, und gegen diesen und seine Mitbürger beobachten muß, das sollte billig in einer jeden auch deutschen Dorf- und Stadtschule schon gelehrt werden. Der Bürger aber wird oft den Bauren und Landleuten eben sowohl als den Gelehrten, Kriegsleuten und Standespersonen entgegen gesetzt. Denn wenn derjenige, welcher in einer Stadt wohnt, und das Bürgerrecht darin genießt, ein Mann ist, der sich vom Ackerbau, von der Gärtnerey, von dem Fuhrwesen und dergleichen ernährt: so ist er in der That ein Landmann, und wenn er seine Kinder wieder dazu bestimmt, so müssen sie als Kinder der Landleute erzogen werden. Will der Bürger, daß seine Kinder Gastgeber, Wein- Bier- Wirthe und so ferner werden wollen, so muß er sie hierin entweder in seinem eignen Hause unterrichten, oder in andere Häuser, in welchen sie dieses lernen können in Diensten thun. Sollen sie dieses oder jenes Handwerk erlernen, so muß er sie bey gewissen Meistern in die Lehre geben. Man bedarf also keiner besondern Bürgerschulen: denn alles was der Bürger, als Mensch und als Glied des Staates, wissen muß, das gehört in die deutsche Schulen. Da er in einer Stadt lebt, so findet er meistens eine Art von gelehrter Schule, worin dann dieses doch wenigstens gelehrt werden sollte, wenn es auch in der gemeinen deutschen Schule nicht geschieht. Diese mag er alsdann besuchen; und wenn er Lust hat, so kann er daselbst auch etwas Latein, vielleicht auch ein wenig Französisch, Historie, Geographie, Geometrie und dergleichen lernen, welches aber nicht einem jeden Bürger nöthig seyn kann. Was er aber zu seiner ganz besondern Lebensart, als Wirth, als Schneider, Schuhmacher, Weber und so ferner braucht, das erlernet er in keiner Schule, wenn es auch eine sogenannte Realschule wäre, welche man dann auch zuweilen eine Bürgerschule nennt. Die Erziehung des Bürgers begreift zwey Stücke: erstlich die allgemeine gesellschaftliche Erziehung, wie wir sie oben beschrieben haben, und alle Menschen als Glieder der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft angeht: zum andern dasjenige, was er als ein Mensch der dieses oder jenes Handwerk, Profeßion oder Kunst betreiben will, wissen muß; und hierüber lassen sich keine allgemeine Regeln geben. Der Brandeweinbrenner muß andre Kenntnisse haben, als der Färber, und der Knopfmacher andere als der Hut- oder Perückenmacher.

Indessen kann es in einer eignen Haushaltung und in verschiednen andern Fällen grossen Nutzen haben, wenn man von den vornehmsten Profeßionen einige Kenntnisse hat, und weiß, wie diese und jene Dinge gearbeitet, wie sie abgesetzt und verkauft werden, und so ferner. Hierzu bedarf es aber nicht, daß man alle Handwerker und Künste kennt; auch nicht, daß man von dem Detail einer jeden Arbeit unterrichtet sey. Es ist, wofern nicht besondere Absichten eine Ausnahme erfordern, hinlänglich, von den vornehmsten Handwerken, deren man alle Augenblicke benöthigt ist, oder von denen, welche mit dem Geschäfte, das wir selbst betreiben, in einer nähern Verbindung stehen, einige Begriffe zu haben, obgleich diese bey

muß daher auf die nemliche Art dieſen Neigungen entgegen arbeiten, wie ſo eben bey dem Stolz gezeigt worden. Denn es iſt im Grunde einerley Verfahrungsart; nur daß die Vorſtellungen der Sache gemäß eingerichtet, und ebenfals einige ſchickliche Uebungen hinzukommen müſſen, um ſie zurückzuhalten. Eben das gilt von allen andern Arten von übertriebnen Neigungen, von der Liebe zum andern Geſchlecht, und ſo ferner. Daher wir hierüber nicht weitläufiger ſeyn wollen. Denn wir müßten ein ganzes Buch ſchreiben, wenn wir alle einzelne Neigungen und Fehler der Frauensperſonen durchgehen, und die nöthigen Gegengründe und Gegenmittel angeben wollten. Doch wollen wir noch etwas weniges hinzuſetzen.

Man muß vor allen Dingen darauf bedacht ſeyn, den Mädchen die ihnen ſo natürliche Schwatzhaftigkeit abzugewöhnen. Man muß ſie zuweilen ſchweigen heiſſen, jedoch dieſes nicht übertreiben, damit ſie nicht ſchüchtern werden. Wenn ſie zur Unzeit plaudern, oder etwas unſchickliches ſagen, ſo muß man ſie hierüber gehörig belehren, und faßliche Gründe hinzufügen, warum ſie hätten ſchweigen ſollen. Man muß ihnen zuweilen eine Kleinigkeit anvertrauen, um zu ſehen, ob ſie verſchwiegen ſind, und ſie dieſes nach und nach lehren. Denn wenn man gar nichts mit ihnen ſpricht, oder nie vernünftige Gründe gebraucht, ihnen auch nie eine Vertraulichkeit macht: ſo werden ſie zwar in Gegenwart ihrer Eltern zurückhaltend; aber ſie lernen weder ſchweigen, noch verſchwiegen ſeyn, ſondern laſſen bey der erſten Gelegenheit, wo ſie nicht unter der Aufſicht ſind, ihrer Zunge den Lauf, und plaudern eine Menge Zeug, das theils unverſtändig, theils unſchicklich, theils wohl gar gefährlich iſt. Vorzüglich muß man ſie abhalten, daß ſie nicht leicht böſes von andern reden, ſie nicht verläſtern, verleumden, oder verſpotten, wodurch ſich ſo viele Frauensperſonen verhaßt und unglücklich machen; ſo wenig dieſer Fehler auch gerade aus einem eigentlich ſogenannten böſen Herzen herrühren mag. Denn ſehr oft iſt er eine Folge der bloſſen Schwatzhaftigkeit, welche nie in den Schranken gehalten worden.

So wie Mädchen angeführt werden müſſen ihre eignen Begierden und Neigungen im Zaum zu halten: ſo müſſen ſie auch gewöhnt werden, andern Leuten, ſo viel ſolches ohne Nachtheil der Tugend und anderer höherer Pflichten geſchehen kann, nachzugeben und ſich nach ihnen zu richten. Die Mädchen ſind nun einmal, es ſey von der Natur, oder vermöge des Herkommens, dazu beſtimmt, daß ſie als Weiber unter der Herrſchaft ihrer Männer ſtehen müſſen; und ſelbſt die feurigſten Liebhaber, die ſie auf eine thörichte Art vergöttern, greiffen gemeiniglich, ſo bald ſie ſich des Beſitzes ihrer Perſon verſichert haben, nach der Herrſchaft. Ob es nun gleich Fälle geben mag, wo es beſſer iſt, wenn die Frau die Herrſchaft im Hauſe führt: ſo bringt es doch die allgemeine Regel mit ſich, daß der Mann ſie ausübt; und die Weiber ſollten nicht ſo begierig nach einer Sache ſeyn, die in der That eine groſſe Laſt iſt, und welche zu führen ſie oft nicht die gehörigen Einſichten und Kräfte haben. Sie würden hierüber in dem Eheſtand nicht ſo viele Verwirrung verurſachen, wenn man ſie in Zeiten von ihren Pflichten belehrt, und zugleich angewöhnt hätte, andern Leuten nachzugeben. Denn dieſes will gelernt ſeyn; und wenn es nicht in der Kindheit geſchehen iſt, ſo fällt es hernach um ſo ſchwerer. Auch würden die unnützen Zänkereyen oft über die geringſten Kleinigkeiten, welche die Peſt der meiſten Ehen ſind, vermieden werden, wenn man die Mädchen mehr zum Nachgeben und Schweigen anhalten, und ihnen die Rechthaberey, das Widerſprechen und Diſputieren abgewöhnen wollte.

Knaben haben zwar auch von allen dieſen Fehlern einen Theil; aber er iſt im Ganzen genommen nicht ſo groß und häufig bey ihnen, als bey den Mädchen. Sollten indeſſen dieſe Fehler ſehr merklich, und z. E. ein Knabe der Eitelkeit, dem Stolz über ſeine geringe Perſon, dem übertriebenen Putz und ſo ferner ergeben ſeyn: ſo muß man ihn, um ihm dieſelben abzugewöhnen, auf eben die Art wie die Mädchen behandeln, und nur noch dieſes dabey hinzu fügen, daß dergleichen Fehler, wenn ſie Mannsperſonen an ſich haben, von denen man ſo etwas nicht erwartet, ſie doppelt verhaßt oder lächermachen werden.

So giebt es dann auch im Gegentheil Fehler, welche den Mädchen doppelt angerechnet zu werden pflegen, und alſo vornemlich vermieden werden müſſen. Wenn eine Mannsperſon etwas unbeſcheidenes und ungeſittetes ſagt, ſo pflegt man, ob gleich der Grad der Moralität in ſich ſelbſt einerley iſt, ihm ſolches gemeiniglich nicht ſo hoch aufzumutzen, als wenn es eine Frauensperſon ſagt. Der allgemeine und unter allen Nationen übliche Wohlſtand bringt es mit ſich, daß man es einer Frauensperſon beſonders übel nimmt, wenn ſie etwas vorbringt, das mit der das weibliche Geſchlecht ſo gut kleidenden Zurückhaltung, Beſcheidenheit, Sittſamkeit und Keuſchheit nicht beſtehen kann. Man hat alſo bey der Erziehung gedoppelte Urſachen, darauf zu ſehen, daß die Mädchen nicht nur keuſch und ſittſam ſeyen und bleiben, ſondern daß ihnen auch nicht aus Unverſtand oder Uebereilung ein Wort entfahre, das mit Grund übel ausgelegt, und als ein Beweis einer unreinen und ausſchweifenden Gemüthsart angeſehen werden könne. Wir ſagen mit Grund: denn es giebt unter den Mannsperſonen viele unverſtändige Leute, zum Theil aber auch ſchändliche Böſewichter, welche den Frauenzimmern alle ihre Worte zu verdrehen, und dieſen einen unkeuſchen Sinn anzudichten ſuchen, an den ſie nie gedacht haben, bald um ihren Witz zu zeigen, bald aber um denſelben ähnliche unreine Geſinnungen einzuflöſſen, wodurch ſie unſchuldigen Gemüthern Aergerniß oder wenigſtens eine unnöthige Beſchämung verurſachen.

Was die Kenntniſſe, welche ein Mädchen beſitzen muß, anbelangt, ſo ſind einige allgemein nöthig, andere nur in gewiſſen Ständen erforderlich. Mädchen müſſen das Leſen, Schreiben, Rechnen, Briefſchreiben eben ſo wohl erlernen, als die Knaben, und die Zeiten ſind vorüber, wo man dieſe Dinge für entbehrlich oder gar für ſchädlich anſah; wiewohl doch noch nicht allenthalben der erforderliche Grad des Fleiſſes hierauf verwendet wird. Mädchen müſſen eben ſo wohl als die Knaben allerley Arten von Arbeiten erlernen, die ſich für ihr Geſchlecht ſchicken. Sie ſind beſtimmt dereinſt Ehegattinnen und Mütter zu werden. Man ſollte ſie daher zu ſeiner Zeit anweiſen, wie ſie ſich gegen ihre Männer und Kinder zu betragen haben, um eine glückliche Ehe zu führen, und die Erziehung der Kinder, welche ihnen in den erſten Jahren beynahe allein überlaſſen iſt, und woran ſie auch in der Folge noch ſo vielen Antheil haben, mit beſorgen zu können; eine Sache, an die all zu wenig gedacht zu werden pflegt, ſo nöthig ſie auch iſt, und ſo

gewiß das Glück der Ehen und der Kinder groſſen Theils von dem Betragen der Frauensperſonen abhängt.

Man kann die Mädchen in drey Claſſen eintheilen. Einige gehören zu dem niedern, andere zu dem mittlern, und noch andere zu dem höhern Stande; wiewohl auch in dieſen Claſſen wiederum mehrere Unterabtheilungen angenommen werden können. Die Töchter aus dem höhern Stande haben äuſſerſt ſelten etwas mit der Haushaltung zu ſchaffen, können oder dürfen auch nicht leicht an den Geſchäften ihrer Gemahle Theil nehmen. Sie müſſen die Dinge erlernen, die vermöge des Herkommens in ihrem Stande erforderlich ſind, um demſelben Ehre zu machen. Sie müſſen zu Arbeiten angeführt werden, die ſich für ihren Stand ſchicken, nicht ſowohl als wenn ſie dergleichen Arbeiten zu ihren Bedürfniſſen nöthig hätten, ſondern damit ſie ſich die Langeweile und die Zeit vertreiben können, welche ihnen bey den mannigfaltigen Ceremonien und Zerſtreuungen ihres Standes übrig bleiben; wie auch daß ſie die zum Putz gehörigen Arbeiten beurtheilen, allenfalls auch von andern Arten der Arbeiten ohne Schande mit reden können. Daß dieſelben für den dem höhern Stande gemeiniglich anhängenden Fehlern gewarnt und ſo viel möglich verwahrt werden müſſen, braucht kaum erinnert zu werden, da ſolches ſchon in dem Artikel: geſellſchaftliche Erziehung angemerkt worden. Vornehme Frauenzimmer ſind wohl gar zuweilen zur Regierung ganzer Länder beſtimmt, und alsdann müſſen ſie in der Hauptſache eben ſo wie zukünftige regierende Herrn erzogen werden.

Zu dem niedern Stande gehören die Töchter der Landleute, der gemeinen Bürger, und andere die ihnen ungefehr ähnlich ſind. Dieſe müſſen insgeſammt nicht nur an der Regierung der Haushaltung Antheil nehmen, ſondern auch manche Geſchäfte mit den Mannsperſonen zugleich beſorgen; auch haben ſie verſchiedne, die ihnen eigen ſind, als das Kochen, Nähen, Stricken, Spinnen, die Verpflegung des Viehes und dergleichen, wiewohl ſolches nicht an allen Orten einerley iſt, ſondern auch wohl Mannsperſonen einige dieſer Stücke zugleich mitbeſorgen. Hierzu müſſen ſie dann in dem Hauſe ihrer Eltern oder allenfalls in ihren Dienſtjahren angeführt werden. Viele dieſer Dinge lernt man nicht in Schulen; und wenn man auch einige derſelben, als Nähen, Stricken und ſo ferner gleich in Schulen auch erlernen kann; ſo ſind dergleichen doch äuſſerſt ſelten vorhanden, und die wenigſten haben auch Zeit genug übrig, ſie zu beſuchen. Wollen Eltern und Männer ihre Kinder und Weiber zu ihren beſondern Geſchäften, zur Gaſtwirthſchaft, zum Brandeweinbrennen, zur Krämerey, zu dieſem oder jenem Handwerk als Gehülfinnen gebrauchen: ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie ſolche nach und nach dazu anführen.

Das nemliche kann man in ſeiner Art von den Mädchen aus dem mittlern Stande behaupten. Wir rechnen zu demſelben die Fräulein, die Töchter der mancherley Beambten des Staats, der angeſehnen Kaufleute, auch wohl ſolcher Bürger, welche wegen ihres Vermögens oder andrer äuſſerlicher Verhältniſſe nicht mehr zu dem niedern Stande gehören; kurz! alle die Kinder aus den ſogenannten geſitteten Ständen, nur die aus den ganz höhern Ständen ausgenommen, von welchen vorhin geredet worden. So verſchieden dieſelben auch untereinander ſind, ſo müſſen ſie doch alle nach der Regel die Haushaltung führen helfen, und alſo nicht nur das Allgemeine einer guten Haushaltungskunſt, ſondern auch nach Befinden ſowohl eine Land- als Stadthaushaltung verſtehen. Dieſes aber muß in dem Hauſe der Eltern, nach und nach und bey Gelegenheit erlernt werden, indem ein förmlicher Unterricht, ſo nützlich er auch iſt, wenn man ihn haben kann, doch nicht hinlänglich iſt, wenn man die Dinge nicht mit eignen Augen ſieht, und nicht, ſo weit es ſchicklich iſt, ſelbſt Hand anlegt. Dieſes iſt eine Sache, die, da ſie offenbar Pflicht iſt, und das ganze zeitliche Glück einer Familie oft davon abhängt, keine Schande bringt, ſo ſehr ſichs auch manche eitle und ſtolze Mütter und Töchter dazuanrechnen, weil ſie ſich entweder übertriebne Hofnungen machen, die nachher doch nicht immer erfüllt werden, oder wegen ihres Vermögens dergleichen nicht nöthig zu haben glauben. Auch das gröſte Vermögen kann durch üble Wirthſchaft einer Frau in kurzem verſchwendet werden: und wenn man auch nicht mehr nöthig hätte, gewiſſe Dinge ſelbſt anzugreiffen und zu betreiben, ſo muß man ſie doch ſo weit verſtehen, als nöthig iſt, diejenige Leute, welche man dazu angenommen hat, in gehöriger Ordnung und Aufſicht zu erhalten. Es iſt verdrießlich nachher noch Sachen erlernen zu müſſen, an denen man keinen Geſchmack findet, weil man ſie nicht ſchon zum Theil in der Jugend erlernt hat. Die Männer erwarten dieſes von ihren Weibern, und wenn ſie hernach ſehen, daß dieſe nichts angreifen, für nichts ſorgen mögen, nichts verſtehen: ſo giebt es gar bald mancherley Uneinig- und Verdrießlichkeiten, und das ganze Hausweſen wird zerrüttet und geht zurücke.

Eben ſo müſſen dieſelben alle vorzüglich ſogenannten Frauenzimmerarbeiten, als Kochen, Nähen, Stricken, Spinnen, Putzmachen und ſo ferner verſtehen, theils um nicht ewig müßig zu ſitzen, wodurch die Geſundheit leidet, und vielerley andere Nachtheile entſtehen können, theils um ihre Töchter dazu anzuführen, theils um diejenigen, welche ſolche Geſchäfte an ihrer Statt verrichten müſſen, zu beurtheilen, zurecht zu weiſen, und in den Schranken zu erhalten. Denn es iſt nicht geſagt, daß man alles das, was man gelernt hat und verſteht, auch nachher gerade ſelbſt betreiben müſſe; als welches von den Umſtänden abhängt. Ein Theil dieſer Geſchicklichkeiten kann in beſonders dazu beſtimmten Schulen; einiges aber muß zu Hauſe vornemlich durch die Uebung erlernt werden. Und ſelbſt bey dem, was die Kinder in Schulen erlernen, müſſen die Mütter gehörig nachſehen, ob es auch recht und in der erforderlichen Zeit geſchieht.

Auſſer dieſem aber müſſen junge Frauenzimmer aus den mittlern Ständen, wenigſtens heutiges Tages noch manches wiſſen, welches denen aus den höhern Ständen noch nothwendiger iſt. Sie müſſen ſo viel zeichnen lernen, als zu ihren Frauenzimmerarbeiten erforderlich iſt. Wer Luſt und Zeit genug hat, (denn es koſtet viele Zeit) mag es auch weiter treiben: ſo wie auch diejenigen, welche Genie zum Singen oder zum Spielen eines oder des andern Inſtruments haben, daſſelbe auch erlernen mögen. Sie müſſen tanzen, fertiger ſchreiben und rechnen lernen, auch beſſere Briefe ſchreiben können, als geringere Mädchen. Von der Geographie, der Hiſtorie, der Philoſophie, der Naturgeſchichte und dergleichen Wiſſenſchaften müſſen ſie einige Begriffe haben, und ſo viel verſtehen, als nöthig iſt, um ein gutes Buch, wie auch die politiſche Zeitung zu leſen. Alle dieſe Dinge haben ihren mannigfaltigen Nutzen. Sie machen ein Frauenzimmer klüger, befreyen es von unzähligen Vorurtheilen und Aberglauben,

ben, machen sie geschickt in Gesellschaften sich hervorzu thun, ihre Männer zuweilen zu unterhalten, und sich manche verdrießliche oder traurige Stunde, worin man nicht arbeiten kann, zu vertreiben. So gar haben diese Kenntnisse ihre grosse Vortheile bey der ihnen nachher obliegende Erziehung der Kinder, und in Bezug auf die Religion, worin Frauenzimmer aus den mittlern und höhern Ständen, weit mehr unterrichtet seyn müssen, als geringere Mädchen, weil sie sowohl bey dem Lesen mancher Bücher als auch in Gesellschaften, denen sie sich nicht immer entziehen können, manche Gelegenheiten haben, Zweifel einzusaugen und ungewiß zu werden. In vielen Fällen dürfte auch noch nöthig seyn, daß die Mädchen der mittlern Stände (denn von den vornehmern versteht es sich ohnehin) die französische Sprache fertig lesen, schreiben und reden können.

Wenn die Mutter selbst wohl unterrichtet ist, und der Vater seinen Geschäften so viel Zeit abbrechen können, so können sie manches von diesen Kenntnissen ihren Töchtern gelegentlich beybringen, ihnen auch die Bücher anweisen, die sie lesen sollen, als welches man ihnen nicht selbst überlassen muß, damit sie nicht anstatt nützlicher Dinge, auf elende und unsittliche Romanen und Schauspiele verfallen, und ihre Einbildungskraft zerrütten, und ihrer Unschuld Nachtheil zufügen. Das Meiste hiervon muß jedoch durch einen förmlichen Unterricht erlernt werden. Wenn dieser nicht übertrieben wird, so bleibt auch Zeit genug dazu übrig, ohne daß den eigentlichen Frauenzimmerkünsten und Haushaltungsgeschäften, welche immer das Hauptwerk bleiben, einiger Abbruch geschehen müßte. Denn man muß keine gelehrte Frauenzimmer bilden wollen, als welches den allermeisten, wenn sie auch Fähigkeit und Lust genug dazu hätten, ganz unnütze, ja gröstentheils noch schädlich seyn würde: indem Frauenzimmer, die sich zu weit in die Wissenschaften eingelassen haben, einen Abscheu an andern, sonderlich Haushaltungsgeschäften zu haben pflegen, anderer Fehler nicht zu gedenken: woraus dann nothwendig unglückliche Ehen entstehen müssen.

Um den Mädchen diese Kenntnisse beyzubringen, muß man an den meisten Orten häußliche Lehrer, und sogenannte Hofmeisterinnen, welche jedoch selten die erforderlichen Kenntnisse und Methode besitzen, auch in Ansehung der moralischen Erziehung und ihrer eignen Sitten nicht immer zuverläßig genug sind, zu Hülfe nehmen. Dieses aber verursacht solche Kosten, die nur sehr wenig Leute bestreiten können. Es wäre daher zu wünschen, daß in den Städten (denn auf dem Lande ist es unthunlich) öffentliche **Frauenzimmerschulen**, worin die obgedachten Kenntnisse durch gesetzte und erfahrne männliche Lehrer gelehrt würden, und mit welchen man zu gleicher Zeit eine Schule für die Frauenzimmerarbeiten verbinden könnte, angelegt würden, welches auch mit mäßigen Kosten zu bestreiten wäre. Vornehmere Frauenzimmer haben Mittel und Gelegenheit genug in Händen, diese und mehrere Dinge zu erlernen, geringere Mädchen haben ihrer nicht nöthig: aber von den Frauenzimmer aus den mittleren Ständen fordert man heutiges Tages gewaltig viel; und doch haben sie meistens keine Gelegenheit dasselbe zu erlernen. Wir versparen aber nur eine weitere Ausführung dieser Materie bis in den Artikel Schulen und dessen Unterabtheilung, Frauenzimmerschulen. (Inzwischen kann man in den neuesten Erziehungsbegebenheiten 1780. 9. Stück 791. Seite, und 1781. 1 S. 1 Seite den Vorschlag einer solchen Frauenzimmerschule, worinn ziemlich tief in das Detail eingegangen, die Lectionen angegeben, und die Kosten berechnet werden, nachsehen.)

Knaben und Mädchen können bis in ein gewisses Alter zusammen unterrichtet und erzogen werden, da sie im Grunde einerley Kenntnisse bedürfen, auch in den Gesinnungen noch nicht so verschieden sind. Wenn man sie aber nachher, wo der Unterschied des Geschlechts in ihren Gesinnungen hervorzuleuchten anfängt, auch ein jedes Geschlecht andere Kenntnisse und Uebungen erfordert, von einander absondern kann, so gehts alles leichter und zweckmäßiger von statten, und es können auch manche Ungemächlichkeiten, welche entstehen, wenn viele bereits ziemlich erwachsene Kinder beyderley Geschlechts zu oft beysammen sind, vermieden werden. (1)

Erziehung, häusliche und öffentliche. Die häusliche Erziehung wird von den Eltern selbst besorgt; und zwar entweder ganz, so daß sie die mancherley Arten der Erziehung, deren in dem vorhergehenden gedacht worden, allein über sich haben, wie auch den Unterricht allein ertheilen: oder nur zum Theil, so daß sie ihre Kinder in eine öffentliche Schule schicken, aber während dem als sie zu Hause sind, ein wachsames Auge über sie haben; oder einen besondern Lehrer im Hause halten, der vornemlich den Unterricht, wie auch wohl einen Theil der moralischen Erziehung besorgt. Eltern, welche ihre Kinder in ihrem Hause haben, bleiben auch alsdann, wenn sie dieselben zur Schule schicken, oder einem eignen Hauslehrer untergeben, noch immer verpflichtet, alles, was sie ihrer Seits zur Bildung und Besserung der Kinder beytragen können, auch wirklich beyzutragen. Daß sie hierinn Gehülfen haben, kann sie keineswegs berechtigen, sich der ganzen Erziehung zu entledigen. Selbst alsdann wenn sie ihre Kinder an fremden Orten haben, wo folglich von ihrer Seite keine häusliche Erziehung statt haben kann, sind sie verbunden, sich von Zeit zu Zeit zu erkundigen, wie die Kinder daselbst erzogen werden, sie zuweilen zu besuchen oder zu sich kommen zu lassen und gehörig zu prüfen.

Die öffentliche Erziehung ist diejenige wo Kinder aus mehreren Familien zusammen unterrichtet und erzogen werden. Wenn die dazu erforderlichen Anstalten von dem Staate gemacht, unterstützt und unter der Aufsicht erhalten werden, so sind dieses öffentliche Schulen in vorzüglichem Verstande. Wenn aber der Staat sich weiter nicht einmengt, als daß er eine Anstalt erlaubt, so entstehen daraus Schulen, welche in gewissem Sinn doch auch öffentliche genennt werden können, wenn der Zutritt einem jeden der sich die festgesetzten Bedingungen gefallen lassen will, dazu frey steht. Eine Pensionsanstalt ist eine Schule von der letztern Art; sie wird weiter nicht von dem Staat sondern von dem Uebernehmer dirigirt, welcher die ganze Erziehung und den Unterricht entweder selbst, oder durch andere Lehrer und Aufseher besorgt, die er hierzu bestellt. In einer solchen Anstalt ist die öffentliche und häusliche Erziehung verbunden; und dies war der Zweck der sogenannten **Philantropine**, von welchen nur der Name nicht aber die Sache selbst neu ist.

Bey den in vorzüglichem Verstand sogenannten öffentlichen Schulen ist wiederum ein Unterschied. In einigen bekümmern sich die Lehrer blos um den Unterricht, nicht aber um die übrige Erziehung. Und dieses ist der Fall bey den deutschen Universitäten, wo

die jungen Leute die Wahl haben, was und bey wem sie etwas lernen wollen, und so lange sie keine durch die Gesetze verbotene grobe Vergehen unternehmen, ihren Lehrern nach der Regel, von der es jedoch zuweilen Ausnahmen giebt, keine Rechenschaft von ihrer Aufführung ablegen. In den niedern Schulen und Gymnasien haben die Lehrer gemeiniglich alle Arten der Erziehung nebst dem Unterricht zu besorgen, jedoch auch mit Unterschied. An den meisten Orten bekümmert man sich nur um solche Dinge die entweder in der Schule selbst, oder auf der Strasse oder zur offenbarn Beleidigung der Mitschüler und anderer Leute vorgenommen werden. Alles übrige überläßt man den Schülern selbst oder ihren Eltern, wenn sie in dem nemlichen Orte wohnen; wobey man jedoch bey den fremden zuweilen etwas genauer nachsieht. In diesem Fall ist die mit der öffentlichen Erziehung zu verbindende häusliche Erziehung nicht vollständig noch zureichend; obgleich die Umstände des Orts und die Lehrer vielleicht nichts mehreres erlauben. An andern Orten sind die Schüler lauter fremde; sie wohnen alle in einem Gebäude, und wenn auf einem jeden Zimmer ein vernünftiger, erfahrner und angesehener Aufseher ist, welcher die ihm besonders Untergebenen während dem sie den öffentlichen Lehrstunden nicht beywohnen, nie oder nicht leicht aus dem Gesicht läßt, so kann die häusliche Erziehung in dem vollen Umfang des Worts mit der öffentlichen verbunden werden. Noch an andern Orten haben die Lehrer selbst oder auch andere angesehene Leute einige Schüler in ihrem Hause, und unter ihrer besondern Aufsicht um auch die Erziehung ausser den Lehrstunden zu besorgen.

Nach dieser vorläufigen Beschreibung wird man die so sehr bestrittene Frage, ob die häusliche oder die öffentliche Erziehung den Vorzug verdiene, leicht beurtheilen können; sie läßt sich fornenweg und im Allgemeinen nicht entscheiden. So lange Kinder sich noch nicht selbst regieren können, ist es nicht hinlänglich sie in gewisse Lehrstunden zu schicken, falls auch in denselben auf die übrige Erziehung Rücksicht genommen wird. Ausser diesen müssen sie auch noch unter der Aufsicht der Eltern oder der Lehrer oder anderer angesehener Leute gehalten werden; welches freylich, wenn die Schule an einem andern Orte ist, Kosten verursachen kann, die nicht jedermann zu bestreiten im Stande ist, so wie man dann auch aus dieser und andern Ursachen nicht allemal eine solche Schule wählen kann, in welcher die Schüler ausser den Lehrstunden unter beständiger Aufsicht gehalten werden. Dieses war freylich bey manchen Schulen die Absicht ihrer Stifter; es wird auch an vielen Orten vorgegeben, aber an sehr wenigen gehörig ausgeübt.

Beyde Arten der Erziehung haben ihre Ungemächlichkeiten und ihre Vorzüge. In der häuslichen kann man die Kinder unter seiner eignen oder des Privatlehrers Aufsicht haben; dieser kann sich auch in dem Unterricht ganz genau nach dem Fortgang seiner Schüler richten, und sie in kürzerer Zeit weiter bringen, als in einer öffentlichen Schule wo ihrer mehrere sind, die gleichen Anspruch auf die Vorsorge der Lehrer haben. Allein weder Eltern noch Privatlehrer verstehen allemal das, worinn Kinder unterrichtet werden müssen in hinlänglichem Grade, da es so mancherley ist. Auch sind sie oft beyderseits mit der übrigen, insonderheit moralischen Erziehungskunst schlecht bekannt. Dergleichen Lehrer kosten Geld und sind auch noch dabey selten zu haben. An Leuten fehlt es freylich nicht die sich hierzu erbieten, aber wenige besitzen die erforderlichen Kenntnisse und Methode die Kinder zu lehren und zu bilden. Sie werden schlecht bezahlt, oft auch schlecht geachtet und beynahe niemals belohnt, und daher versteht sich so leicht niemand dazu der noch einen andern Ausweg vor sich sieht. In dem Privatunterricht wird manches nicht gründlich genug gelehrt weil es nicht so oft wiederholt zu werden pflegt, als in Schulen. Die Kinder lernen die Welt nicht genug kennen, und wenn sie hernach ohne weitern Aufseher in dieselbe eintreten so werden sie oft erschröcklich betrogen, wofern sie nicht gänzlich verführt und verdorben werden. Der Sprung aus dem väterlichen Hause in die Welt ist zu groß, und eben deßwegen gefährlich. Durch den Aufenthalt auf einer öffentlichen Schule und durch den Umgang mit Mitschülern auch wohl einigen andern Leuten, werden die Kinder nach und nach klüger und zu der grossen Welt gewissermassen vorbereitet. Freylich sehen sie alsdann auch mehrere böse Beyspiele, deren Eindruck jedoch durch Belehrung in der Schule und durch eine gute Aufsicht zum Theil wieder ausgelöscht werden kann. In dem Hause sehen sie dergleichen auch, oft von den Eltern selbst, oft von andern Personen oder Freunden des Hauses; und der Eindruck ist hier um so grösser, weil diese Leute bey den Kindern gemeiniglich in einem weit grössern Ansehen stehen als ihr Privatlehrer, wodurch dann das Gute, das derselbe erbauet, gar oft wider umgerissen wird.

Beyde Arten der Erziehung können gar wohl verbunden werden. Kann man eine Schule haben, wo die Kinder gründlich und hinreichend unterrichtet und dabey gehörig in der Aufsicht gehalten werden, so verdient diese den Vorzug vor der blos häuslichen Erziehung, worinn vielleicht beydes oder auch nur eins von beyden nicht geschieht. Hat man Gelegenheit seine Kinder zu Hause gehörig zu unterrichten und zu klugen, rechtschaffenen und brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu bilden, so ist dieses besser als sie einer öffentlichen Anstalt zuzuschicken, wo dieses nicht oder wenigstens nicht hinreichend geschieht. Wenn die öffentliche Erziehung und die häusliche beyderseits in dem erforderlichen Grad der Vollkommenheit zu haben sind, so kann man ohne Gefahr die eine so gut wählen als die andere, weil der Zweck in beyden gleich gut erhalten werden kann. Wenn man sich in diesem Fall entschließt, so sind es andere mit der Erziehung selbst nicht in Verbindung stehende Ursachen, z. E. die mehr oder wenigere Kosten welche den Ausschlag geben. Wollte man die Frage so fassen, welche Erziehung bey unsern heutigen Umständen, bey allen ihren bekannten Mängeln und Fehlern der andern vorzuziehen sey, so wird man ohne auf andere ausserhalb der Sache selbst gelegene Ursachen und Umstände Rücksicht zu nehmen, die Frage eben so wenig entschreiben können. An manchem Ort ist keine Schule wie man sie gerade verlangt, oder sie ist zu weit entfernt, oder sie verursacht zu viel Kosten, und so ferner, (denn es giebt noch hunderterley solcher besondern Umstände.) Alsdann muß man wohl die häusliche Erziehung wählen. Wenig Eltern haben die Fähigkeit oder die Zeit sich hinlänglich mit ihren Kindern abzugeben, auch wohl das Vermögen nicht einen Privatlehrer zu halten; sie können die Kinder mit wenigern Kosten in eine öffentliche Schule schicken, und thun daher wohl, daß sie dieses Mittel ergreifen. Denn

in dieſer wird der Unterricht ausführlicher und gründlicher gegeben, als ſolches bey ihnen ſelbſt möglich iſt. Und da in derſelben auch auf die moraliſche Bildung der Kinder mit Rückſicht genommen wird, ſo iſt dieſes eine groſſe Erleichterung für die Eltern, die nun nicht mehr die ganze Laſt auf ſich allein haben. Und ſo muß ſich ein jeder bey der Wahl zwiſchen der blos häuslichen und der öffentlichen Erziehung nach den Umſtänden richten; es läßt ſich hier keine allgemeine Regel veſtſetzen. (r)

Erziehung, nach dem Naturrecht betrachtet. (ſ. in dem Art. **Erziehung überhaupt.**)

Erziehung, politiſch betrachtet. Es kann nicht bezweifelt werden, daß der Staat das Recht und die Pflicht habe, darauf zu ſehen, daß das Erziehungsweſen in gutem Stande ſey. Aus Kindern werden, wie man zu reden pflegt, Leute, und dem Staate iſt daran gelegen, brauchbare Mittglieder zu erhalten, wozu die Erziehung das vornehmſte Mittel iſt.

In die häusliche Erziehung kann ſich der Staat nicht geradezu miſchen, nicht wiſſen, was in einem jeden Hauſe vorgeht, keine allgemeine Vorſchriften geben, welche ſich auf alle Perſonen und Fälle ſchicken, noch weniger nachſehen ob dergleichen Vorſchriften auch befolgt worden. Aber auf eine mittelbare Art kann der Staat hierzu viel beytragen. Er kann ſeinen Untergebenen die Nothwendigkeit einer guten Erziehung väterlich und dringend empfehlen, welches, wenn es an ſchicklichen Orten und Zeiten, zum Exempel bey groſſen und feyerlichen Verſammlungen des Volks geſchieht, nicht ohne Eindruck iſt. Daher der Gedanke eines berühmten politiſchen Schriftſtellers, daß in einem jeden Lande alljährlich ein beſonderes Erziehungsfeſt gefeyert werden ſollte, alle Achtung verdient und unter den Chriſten leicht auszuführen iſt, da ihnen die Religion die Erziehung der Kinder nicht nur einſchärft, und die Lehrer derſelben ohnehin öfters hiervon zu reden verpflichtet ſind, ſondern auch dergleichen beſondere Feſte nicht ungewöhnlich ſind, auch zu Zeiten neue z. E. Buß- oder Dankfeſte verordnet werden. Vielleicht könnte daſſelbe mit der Confirmationshandlung ſchicklich verbunden werden.

Der Staat muß dafür ſorgen, daß die Leute mit guten Grundſätzen und Regeln von der Erziehung verſehen werden, welches auf verſchiedne Art geſchehen kann. Man kann den ohnehin ſchon vorhandnen Religionslehrern aufgeben, daß ſie jährlich mehrere faßliche Predigten oder auch Catechiſationen von der Erziehung halten; jedoch ſo, daß nur die Eltern und die erwachſenen Leute, welche keiner Erziehung mehr bedürfen, zugegen ſeyn dürfen. So würden nicht nur die Eltern ſondern auch die jungen Leute, welche bald in den Eheſtand tretten wollen, wie wir in dem Artikel: Geſellſchaftliche Erziehung erinnert haben, unterrichtet werden. Hierbey aber dürfen die Kinder nicht ſelbſt gegenwärtig ſeyn, da ſie nur allzuleicht die gehörten Regeln mit dem Betragen ihrer Eltern zu groſſem Nachtheil der ihnen ſchuldigen Achtung vergleichen; ſo wie dann auch manche eigenſinnige Eltern auf ihrer bisherigen verkehrten Verfahrungsart um deswillen beharren dürften, weil ſie durch die Veränderungen derſelben bey den Kindern das thätige Geſtändniß ablegen würden, daß ſie gefehlt hätten. Aus dem nemlichen Grund dürfen Kindern auch keine Schriften von der Erziehung, die nicht ganz eigentlich für ſie, ſondern für die Eltern beſtimmt ſind, in die Hände gegeben werden.

Durch faßliche Bücher für die Eltern kann viel gutes geſtiftet werden, da es ihnen meiſtens nicht ſo ſehr an dem Willen, ihre Kinder gut zu erziehen, als an den gehörigen Einſichten fehlt. Der Staat trage einem Mann der die Sache hinlänglich verſteht, Erfahrungen genug gehabt, und die Sprache für geringere Leute (denn für andere giebt es ohnehin ſchon Bücher) in ſeiner Gewalt hat, auf, einen kurzen Unterricht über alle Arten der oben beſchriebenen Erziehung zu verfertigen. Man laſſe denſelben hernach in dem möglichſtwohlfeilen Preiß verkaufen, oder verſchenke ihn ganz oder zum Theil, um ihn bald genug und ohne neue Laſten aufzulegen, unter die Leute zu bringen; ſo wie es die Umſtände des Staats erlauben; denn an manchen Orten dürfte es hierzu am Gelde fehlen. Ein kleines Buch ſo wie ungefehr (Lavritz) **Betrachtungen über eine verſtändige und chriſtliche Erziehung der Kinder**, 8. Barby 1776. 200 Seiten dürfte hinlänglich ſeyn. Manche einzelne Materien könnten hernach weiter ausgeführt und anſtatt ſo mancherley anderer unnöthiger Dinge in die Calender eingerückt werden. Auch wäre es nicht undienlich wenn entweder eigne Wochenblätter für die Erziehung herausgegeben, oder welches noch beſſer iſt, einzelne davon handelnde Aufſätze unter andere dem gemeinen Leſer nützliche phyſiſche, öconomiſche und ähnliche Abhandlungen gemiſcht würden. Beydes iſt ſchon oft geſchehen, und es geſchieht noch an vielen Orten. Aber es wird nicht genug geſorgt, daß dergleichen Schriften unter die Leute gelangen, für welche ſie am meiſten gehören. Sie ſind zu theyer; welchem aber abgeholfen werden könnte, wenn befohlen würde, daß an einem jeden Ort einen in den andern gerechnet, zwey Exemplarien, eins auf Koſten der Gemeine das andere aus dem Kirchenkaſten oder andern ähnlichen Quellen angeſchaft würden. Hierdurch könnten die übrigen Exemplarien um ſo wohlfeiler gegeben werden, wodurch mancher angereitzt würde, ſich ein Exemplar für ſich ſelbſt zu kaufen. Auf dieſe Art könnten dann doch mehrere Leute ſolche Schriften leſen. Auch könnte dem Schulmeiſter des Orts aufgetragen werden, alle Sonn- und Feſttage nach geendigtem Gottesdienſt in ſeiner Schulſtube einen Aufſatz vorzuleſen, wozu ſich, wenn es nicht zu lange währt, und niemand mit Zwang dazu angehalten wird, als welches alles verdirbt, ſchon Zuhörer, ſonderlich des Winters über, finden würden. Eine kleine Belohnung, ein paar Gulden des Jahrs mehr, würden den Schulmeiſter hierzu geneigt machen. Denn mit dem bloſſen Befehlen iſt hier eben ſo wenig als in vielen andern Fällen etwas auszurichten. Man thut die Sache mit Widerwillen, ein oder ein paarmal, und hernach hat alles ein Ende. Wird aber jemand für eine neue Laſt auch bezahlt, ſo kann man es mit mehrerm Recht von ihm fordern, und wenn der Schulmeiſter ſeine Pflicht nicht thut, ſo wird es der Pfarrer, die Vorſteher oder auch die Gemeine ſelbſt bald anzeigen, eben deßwegen weil er dafür bezahlt wird.

Die öffentliche Erziehung ſteht ſchon mehr unter der Gewalt des Staates. Er kann Schulen, welche Privatleute auf ihre und der Eltern Koſten halten, oder ſogenannte Penſionsanſtalten begünſtigen; er kann aber auch ſelbſt Schulen anlegen, und dieſelben mit den gehörigen Einkünften verſehen, oder wo ſie ſchon ſind zu unterhalten ſuchen. Dergleichen Schulen haben inſofern einen groſſen Vorzug vor bloſſen Penſionsanſtalten, als ſie dauerhafter ſind, und nicht wie dieſe, wenn

der Uebernehmer stirbt oder anderst gesinnt wird, aufhören. Auch darf sich die Obrigkeit mit mehrerem Nachdruck in die eigentliche Schulen einmischen. Sie hat zwar das Recht auch nachzufragen, was in Pensionsschulen gelehrt wird und vorgeht, sich die Einrichtungen derselben vorlegen zu lassen, und diese oder jene Grundsätze die sie für nachtheilig hält, zu verbieten, auch dem öffentlichen Examen wenn eins gehalten wird, beyzuwohnen. Allein das allermeiste muß doch dem Uebernehmer derselben überlassen bleiben, weil er von dem Staate keine weitere Unterstützung genießt. Wenn gute Schulen in einem Lande sind, so fallen dergleichen Pensions- und andere sogenannte Winkelschulen von selbst. Die letztern hat der Staat Macht zu verbieten, wenn sie einer vorhandnen öffentlichen Schule zum wirklichen Nachtheil gereichen, oder auch die Kinder nicht gehörig unterrichtet werden. Die erstern kann man dulden, zumal da sie ohnehin nicht von Kindern geringer Leute, sondern aus den mittlern und gesittetern Ständen besucht werden; wo man den Eltern zutrauen muß, daß sie gegründete Ursachen haben eine solche Anstalt vorzuziehen. Doch kann man um allen Mißbrauch zu verhüten, verordnen, daß kein Kind weder auf Universitäten noch zur Beförderung zugelassen werden soll, das nicht einige Zeit über auf einer öffentlichen Landesschule gewesen ist. Denn den Vornehmern muß man ohnehin alle diese, wie viele andere Dinge mehr frey lassen. Auch kann man es niemanden verwehren, daß er seine Kinder durch Privatlehrer unterrichten und erziehen läßt. Aber man kann von Seiten des Staates eben das in Ansehung der Privatinformationen verordnen, was von den Pensionsschulen gesagt worden. Vieles beruht indessen auch auf den Umständen. Wenn jemand nicht Vermögen genug hat, ein Kind auf eine ordentliche Schule zu schicken, und der Staat ihn hierbey nicht unterstützen kann oder mag, so muß man eine Ausnahme machen und zufrieden seyn, wenn das Kind bey dem Examen, welches aber nie unterbleiben muß, alles das leistet, was man von denen fordern kann, welche von den niedern zu den hohen Schulen übergehen.

Dieses gilt nur von denjenigen, welche entweder studiren oder als Officiere angestellt werden wollen, im Fall für diese eigentliche Kriegsschulen vorhanden sind. Alle diese Leute wollen Aemter in dem Staate bekleiden, und derselbe hat also Macht zuzusehen, ob sie sich dazu geschickt machen, und ihnen hierüber gewisse Vorschriften zu ertheilen. Diejenigen welche Handwerker betreiben, erlernen das was dazu gehört, nach heutiger Verfassung gröstentheils in der sogenannten Lehre, zu deren Ende billig ein Examen angestellt werden sollte, welches wohl der ursprüngliche Zweck der sogenannten Loßsprechung gewesen seyn mag, aber nachher vernachlässigt worden. Doch muß derjenige, welcher Meister werden will, noch meistens eine gewisse Probe oder ein sogenanntes Meisterstück machen, welches gleichsam die Stelle des Examens vertritt, aber nicht allenthalben möglich noch auch immer hinlänglich ist. Der Staat hat Recht darauf zu bestehen, daß auch die Leute denen er keine Besoldung giebt, die sich aber von andern Leuten im Staate nähren wollen, dasjenige was sie betreiben wollen, recht erlernen, und keine Stümper bleiben, wodurch sie sich selbst und andern Leuten Schaden zufügen. Da wo es möglich ist zu untersuchen und zu erfahren, in wie weit es ein jeder in dem Handwerk oder der Kunst die er treiben will, gebracht hat; da muß auch diese Untersuchung angestellt, und niemand ohne dieselbe zugelassen werden. Ob aber zu diesem Endzweck die an den meisten Orten übliche Verfassung der Zünfte beybehalten werden müsse, ist eine Frage, deren Beantwortung in den Artickel Zünfte gehört.

Die Kinder der geringern Stände müssen von Obrigkeitswegen angehalten werden, daß sie die gemeinen Schulen, worinn sie im Lesen, Schreiben, Rechnen, der Religion und so weiter unterrichtet werden, besuchen müssen, indem ihre Eltern nach der Regel keine Privatlehrer halten können, und ihnen nicht gestattet werden kann, daß sie ihre Kinder verwildern lassen, wie viele thun würden, wenn kein Zwang damit verknüpft wäre, allenfalls blos um das Schulgeld zu ersparen; welches man freylich allgemein abschaffen sollte, wenn man nur an einem jeden Orte andere Quellen ausfündig machen könnte, um die Lehrer zu bezahlen. Der Staat sollte dieselben besser besolden, als an den meisten Orten geschieht, ihnen mehrere Ehre, Achtung und Ansehen verschaffen, die Schulen oft untersuchen lassen, ob auch alles so geschieht, wie es die Vorschriften in der Schulordnung, so weit sich dergleichen geben lassen, mit sich bringen, wovon aber weiter unter den Artickeln, Schulen, Schullehrer, Schulordnung, gehandelt werden wird.

Doch auch hiermit ist noch nicht alles gethan, was erforderlich ist. Der Staat muß auch dafür sorgen, daß gute Lehrer gebildet werden, welches am besten in den sogenannten Seminarien geschieht. Diese werden nützlich seyn, wenn nicht nur die vornehmsten Regeln der Erziehungskunst vorgetragen, und mit faßlichen Beyspielen erläutert werden; sondern auch Kinder würklich vorhanden sind, welche unterrichtet und gebildet werden sollen; wo alsdann der künftige Erzieher die Sache in der Natur selbst sieht und erfährt, wie er es angreifen müsse, welches die Regeln, deren Anwendung oft auf mancherley Art gemacht werden kann, erst recht brauchbar macht. Muß er unter der Aufsicht einer oder mehrerer sachkundigen und geübten Personen selbst Hand anlegen, so wird ihn dieses bald in den Stand setzen, sich selbst zu helfen, und nach den Umständen ab- und zuzugeben. Es ist rathsamer, die Lehrer selbst zuvor zu bilden, als zu warten, bis sie von selbst allenfalls durch die Erfahrung klüger werden, welches mancher gar nicht, und ein anderer oft nicht eher wird, als bis er bereits vieles schlecht gemacht, und viele Kinder verdorben hat. s. weiter Seminarien und Bildung der Lehrer unter dem Artickel Lehrer.

Da die Prediger die Aufsicht über die gemeinen Schulen in Dörfern und Städten haben, und weil sonst niemand da ist, haben müssen: so sollte man auch dafür sorgen, daß niemand zu einem Prediger bestellt würde, der nicht Vorlesungen über die Erziehungskunst auf hohen Schulen gehört, und eine Zeitlang in einem Seminario unter Aufsicht Hand angelegt hätte. Denn er bedarf dieses um seiner eignen Kinder willen, die er oft lange genug selbst unterrichten muß, ehe er sie auf eine auswärtige Schule schicken kann. Er bedarf es um des guten Beyspiels willen, das er seiner Gemeine in seiner eignen Kinderzucht zu geben schuldig ist. Er ist zum Theil selbst Lehrer und Erzieher der Kinder seiner Gemeine, die er in Catechisationen und dergleichen unterrichten muß, so wie er dann auch oft zu den Erwachsnen nach obiger Erinnerung von der Erziehung reden muß. Zum Theil

aber soll er dem Schulmeister mit gutem Rath beystehen, ihn unterstützen oder zurechtweisen; wozu mehr Kenntnisse gehören, als die meisten mit in das Amt zu bringen pflegen, und wodurch sie mehr Nutzen stiften würden, als durch hundert andere nur den theoretischen Gelehrten von Profeßion angehende Dinge, womit sich so viele die Köpfe anfüllen, wenn sie ja noch etwas erlernen.

Dieses ist es ungefähr, was dem Staat in Ansehung des Erziehungswesens obliegt. Einige gehen zu weit, und wollen solches dem Staate ganz allein aufbürden. Sie wollen die Eltern ganz ausgeschlossen wissen; alle Kinder sollen auf gemeine Kosten gemeinschaftlich verpflegt, unterrichtet und erzogen werden. Allein dieses sind Träume, die sich höchstens in einer kleinen Gesellschaft ausführen lassen, wo alle Leute einander völlig gleich sind, und alle schlechterdings zu einem Zweck zusammenstimmen. Wir würden die Zeit verderben, wenn wir alle Schwierigkeiten, die sich bey dieser Sache, zumal bey unsrer heutigen Verfassung finden, anführen wollten, da sie einem Jeden, der nur ein wenig darüber nachdenken will, von selbst beyfallen müssen. Wir müßten Lacedämonier werden, wenn dieses geschehen sollte; und doch war selbst bey diesen die Erziehung bis in das siebente Jahr den Eltern überlassen. Wir bemerken nur blos, daß die Rechte des Staats nicht weiter gehen, als zu verlangen, daß aus den Kindern brauchbare Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft gemacht werden. Dieses aber kann auf mancherley Art, und auch alsdann geschehen, wenn die Eltern die Erziehung selbst besorgen, und in den Stücken, wo sie es nöthig haben, sich des Beystandes der von dem Staat angestellten, bestätigten und begünstigten Lehrer bedienen. Das ist der natürliche Weg, wozu es weiter keiner Künsteleyen bedarf, als daß der Staat dafür sorgt, daß Lehrer und Anstalten vorhanden sind, und die Leute, die derselben bedürfen, sie für ihre Kinder benutzen müssen. Wofür will man den Eltern ihre Rechte über die Kinder, durch deren Ausübung der Staat nicht leidet, entreißen, um ein Hirngespinst auszuführen, das, wenn es auch auf eine kurze Zeit erzwungen werden könnte, doch nicht von Bestand seyn kann, und hundert nachtheilige Folgen in unserer Verfassung, als welche gänzlich umgeschmolzen werden müste, nach sich ziehen würde.

Wo übrigens keine Eltern oder andere Leute vorhanden sind, welche die Erziehung der Kinder über sich nehmen können, oder denen man sie als eine Pflicht auflegen kann, da versteht es sich von selbst, daß sich der Staat derselben annehmen müsse. Zu dem Ende müssen Anstalten da seyn, worinn solche Hülfsbedürftige Kinder verpflegt und erzogen werden; worüber in den Artickeln Findel- und Waysen-Häuser weiter nachzusehen ist. (1)

Erziehung, (juristische) Die Eltern sind ihren Kindern, so wie den Unterhalt überhaupt, als auch eine ihrem Stand, Vermögen, Naturgaben und andern Umständen angemessene Erziehung schuldig; nur unehlich erzeugten Kindern ist der Vater allein den Unterhalt, nicht aber die Erziehung und deren Kosten schuldig. Nach dem Absterben des Vaters ist es nach den Grundsätzen des römischen Rechts hauptsächlich die Pflicht des Vormünders, dafür zu sorgen, daß die ihm anvertrauten Pupillen eine ihrem Stand, Vermögen und andern Umständen angemessene Erziehung erhalten, und dazu die Kosten aus des Pupillen Vermögen abzureichen. Wann die Frage davon ist, wo und von wem die Kinder erzogen werden sollen, so schreibt das römische Recht folgende Ordnung vor: Zuerst sollen die Kinder bey demjenigen erzogen werden, welchen der Vater hierzu in seinem letzten Willen bestimmt hat; von welchem die Obrigkeit nicht leicht, jedoch aus vorhandenen wichtigen Ursachen abgehen kann; und dieser wird zwar nach der Regel zu Uebernahme der Erziehung nicht gezwungen, jedoch verliert er wenn er sie ausschlägt, das, was ihm in dieser Rücksicht in dem letzten Willen des Vaters zugedacht worden ist; ist von dem Vater der Erzieher nicht bestimmt worden, so soll die Erziehung der Mutter oder der Grosmutter der Pupillen anvertraut werden; doch kann die Obrigkeit, wenn die Mutter hiezu untauglich oder gefährlich scheint, auch diese beyde ausschliessen, und wenn die Mutter zur zwoten Ehe schreitet, so muß sie nach dem römischen Recht die Erziehung ihrer Kinder abgeben; ausgenommen ihr zweyter Mann müste ein bekannter rechtschaffener, von allem Verdacht entfernter Mann seyn, und die nächsten Anverwandten der Pupillen nichts einzuwenden haben, in welchem Fall die Obrigkeit der Mutter von neuem die Erziehung überlassen kann. Haben die Pupillen keine Mutter oder Grosmutter mehr, oder es kann ihnen die Erziehung nicht anvertraut werden, so steht es dem Vormünder frey, mit Zuziehung der Obrigkeit entweder selbst die Erziehung der Pupillen zu übernehmen, oder sie andern anzuvertrauen; nur soll er im letztern Fall solche Personen wählen, von welchen für das Leben und die guten Sitten der Pupillen keine Gefahr zu befürchten, sondern mit gutem Grund die beste Erziehung zu hoffen ist, und also z. B. dem nächsten Erben, oder dem pupillariter substituirten die Erziehung nicht überlassen; wann über die Wahl des Erziehers zwischen dem Vormünder und den Anverwandten Uneinigkeit entsteht, so muß derselbe von der Obrigkeit nach ihrem besten Gewissen bestimmt werden. Uebrigens kann niemand leicht zu Uebernahme der Erziehung gezwungen werden, ausgenommen, es wäre vom Vater der Pupillen sein Freygelassener, eine nahe Verwandte oder verschwägerte Person hiezu bestimmt worden. Alles dieses findt noch heut zu Tag im Zweifelsfall Statt, nur daß an den meisten Orten die Mutter weder durch die väterliche Bestimmung eines andern Erziehers, noch durch die zwote Ehe die Erziehung ihrer Kinder verliehrt.

Wer aber auch die Erziehung habe, so muß der Vormünder die zu Bestreitung derselben nöthigen Kosten aus des Pupillen Vermögen geben, und kann durch Zwangsmittel immer dazu angehalten werden; immer aber müssen diese Kosten nach dem Stand, Alter und Vermögen der Pupillen vernünftig abgemessen werden. (38)

Erziehung, (christliche,) ist nichts anders als die eben sogenannte moralische Erziehung, nur mit einigen Zusätzen. Ihr Zweck geht dahin, die Kinder zu Christen zu machen. Zu dem Ende müssen ihnen nicht nur die Grundsätze des Christenthums beygebracht, und bey aller Gelegenheit die besondern Bewegungsgründe, welche die christliche Religion an die Hand giebt, das Gute zu thun, das Böse zu meiden, seine Begierden richtig zu lenken und zu bezähmen, und überhaupt alle Arten seiner Pflichten zu beobachten, vorgestellt, sondern sie müssen auch zu den Uebungen,

und zu dem Gebrauch der Mittel, welche das Christenthum vorschreibt, jedoch ohne allen Zwang, welchen die Religion nicht verträgt, und wodurch sie nur verhaßt gemacht wird, angehalten, und sonach gewöhnt werden. Es ist nicht nöthig, hiervon weitläufiger zu handeln, da dieses alles in den Unterricht der christlichen Religion selbst gehört. Wir müßten die ganze Glaubens- und Sittenlehre der Christen abschreiben, welches aber eben so wenig nöthig ist, als wir oben bey der moralischen Erziehung die ganze philosophische Sittenlehre beygebracht haben.

Die Religion besteht in innern Gesinnungen, und in der Ausübung aller seiner Pflichten nach diesen Gesinnungen, und vornemlich aus dem Grund, um dadurch zu gleicher Zeit seine Ehrerbietung, Liebe, Vertrauen und Furcht gegen das höchste Wesen zu erkennen zu geben. Eben dieses verlangt die christliche Religion, nur daß sie hierzu verschiedene besondere Vorschriften und Mittel bekannt macht, die in andern Religionen gar nicht, oder nicht so vorhanden sind. Zu diesen haben die Menschen von Zeit zu Zeit allerley an sich willkührliche Vorschriften hinzugefügt, theils um den Zweck des Christenthums ihrer Meynung nach desto besser zu befördern, aus welcher Quelle dann so viele Ceremonien ursprünglich geflossen sind, theils um eine gewisse äußere Ordnung zu erhalten, woraus die Kirchengesetze entstanden sind. Man muß die Kinder daher noch von zweyerley Dingen belehren: erstlich, daß die äusserliche von Menschen herrührende Vorschriften und Gebräuche keine göttliche Gesetze, und das Wesen des Christenthums nicht in der Beobachtung derselben zu setzen sey, und zum andern: daß man sich diese Gebräuche, wenn sie nicht abergläubisch und dem Christenthum zuwider sind, eben sowohl als die übrigen Kirchengesetze könne, und was die letzten anbetrift, gefallen lassen müsse. Als Christ ist man verbunden, seinen Mitchristen, und den Gliedern seiner kirchlichen Gesellschaft (deren nun leider! mehrere vorhanden sind, und welches zu ändern nicht in unsrer Gewalt steht) kein Aergerniß zu geben; welches geschehen würde, wenn wir die in unsrer Gesellschaft einmal beliebte und unschädliche Gebräuche verachten wollten. Als Christ ist man auch Mitglied einer Religionsgesellschaft, man muß daher die Rechte der Gesellschaft, wozu man freywillig gehören will, eben sowohl als die Pflichten, die man nun gegen die Gesellschaft überhaupt, oder einzelne Glieder hat, gehörig kennen, um sie beobachten zu können; als wozu man verbunden ist, so lange man in einer solchen Gesellschaft verbleibt; eine Sache, wovon in dem Unterricht gemeiniglich gar nichts vorzukommen pflegt. Ausserdem muß man die Kinder zur Duldsamkeit anderer Religionen überhaupt, vornemlich aber der mancherley christlichen Partheien anführen, doch so, daß man sie nicht gegen ihre, oder gar gegen alle Religion gleichgültig macht. Hierüber sehe man den Artickel: Duldung anderer Religionsverwandten, und Gleichgültigkeit in der Religion. (I)

Erziehung (bey der evangelischen Brüder-Unität.) Die Erziehung der Kinder beyderley Geschlechts steht in allen Gemeinen unter der sorgfältigsten Aufsicht und Berathung der Gemein-Direction. Der Zweck den jedermann dabey zu erreichen sucht, ist, die Kinder zu gottseligen und dem gemeinen Wesen brauchbaren Menschen zu erziehen. Gewöhnlicherweise machen es sich die Eltern selbst zum Geschäffte, ihre Kinder zu erziehen, und lassen sich, wie in andern Dingen, auch hierinn von der Lehre der heiligen Schrift und einer christlichen Liebe zu ihren Kindern leiten. Wer die dazu erforderliche Einsicht und Erfahrung nicht hat, findet nicht allein in der zu Barby herausgekommenen Anweisung zu einer verständigen und christlichen Erziehung der Kinder hinlänglichen Unterricht, sondern wird auch mit Willigkeit und Liebe berathen, so oft er es begehret, auch wohl ohne sein Begehren.

An jedem Orte sind für den ersten Unterricht der Kinder Schulen eingerichtet, in welchen jedes Geschlecht insonderheit von Lehrern seines Geschlechts eine sorgfältige und hinlängliche Anweisung in den ersten Gründen menschlicher Kenntnisse erhält, als z. E. Lesen, schreiben, rechnen, Musik und Gesang, Sprachen, Zeichnen, und die Mädchen noch besonders in allerhand weiblichen Verrichtungen. Den Unterricht in den Wahrheiten des Heils besorgt der Prediger bey sämmtlichen Kindern, dem nebst der Gemeinen-Direction die Aufsicht über die Schulen vorzüglich empfohlen ist. Man ist bemüht durch eine faßliche Lehrart, die doch dabey gründlich seyn muß, den Kindern das Lernen leicht und angenehm zu machen, und die Behandlung derselben entfernt sich gleich weit von Strenge und verzärtelnder Nachsicht. In den meisten Gemeinen haben sämmtliche Kinder täglich eine gemeinschafftliche Versammlung, in der sie liebreich ermuntert werden, sich die Gnade Gottes, die im Evangelio dargeboten wird, zu ihrer Seligkeit und zum Wachsthum im Guten sowohl, als zur Bewahrung vor dem Bösen, zu Nutze zu machen. Sind thätliche Züchtigungen unvermeidlich, so werden sie mit Sanftmuth und Liebe gegeben. Belohnungen, die den Ehrgeiz entwickeln oder unterhalten, und Beschimpfungen, die nur niederträchtig oder widerspenstig machen, werden durchaus nicht gebraucht.

Die Kinder, welche diese jetzt beschriebene Ortsschulen besuchen, sind ausser den Stunden des Unterrichts in der unmittelbaren Besorgung ihrer Eltern, von denen allein die übrige Erziehung abhängt.

Ausser diesen Schulen sind aber noch besondre Erziehungsanstalten, die, theils durch die besondre Verfassung der Unität, theils durch die Bestimmung der Kinder, besonders der Knaben, nothwendig geworden sind.

Sehr viele Eltern sind durch ihre Aemter in den Gemeinorten, und im Dienst der Unität überhaupt, durch ihre Entfernung auf Missionen in allen Welttheilen, und durch ihren vielen Veränderungen unterworfenen Aufenthalt, schlechterdings ausser Stand gesetzt, die Erziehung ihrer Kinder selbst zu übernehmen.

Viele Kinder werden frühzeitig Waysen gelassen, manche von auswärtigen Personen der Pflege der Brüder anvertraut, um sie frühzeitig wider die Eindrücke des Bösen in der Welt in Sicherheit zu bringen. Dieses hat die eigentlich genannten Anstalten veranlaßt, von denen es drey Arten gibt, die in der Hauptsache und dem Wesen übereinkommen, in gewissen zufälligen Dingen aber unterschieden sind. Zuerst sind die im eigentlichen Sinn sogenannten Unitätsanstalten zu bemerken. Sie haben diesen Namen, weil die ganze Unität sowol an dem dazu erforderlichen Aufwand Theil nimmt, als weil der ganzen Unität damit gedient wird, und weil sie unter der unmittelbaren Aufsicht und Berathung der Unitäts-Direction stehen, unter welcher ein besondres Collegium von An-

Boston, Lincs., 1 m. S.E. of Boston, Lincs., 1 m. S.E. of
Boston, Mass., 1 m. S.E. of Boston, Mass

gen Wärme die Witterung, ſo daß alle Unkoſten, die ein Kind, von ſeiner Geburt an bis in ſein männliches Alter verurſachte, ſich nicht über 20. Drachmen, d. i. 4. Reichsthaler 6. Groſchen 4. pf. im 20. fl. Fuß beliefen. Die Prieſter hatten bey dieſem ſo abgöttiſchen Volke, wie leicht zu erachten, einen groſſen Antheil an der Erziehung. Sie unterrichteten die Kinder in dem Götzendienſte, zugleich aber auch in der Kunſt zu leſen und zu ſchreiben. Sie lehrten ſie aber zwo Arten von Buchſtaben; diejenigen, die man die heiligen nannte, und die, in welchen ihre gemeinen Kenntniſſe vorgetragen und enthalten waren. Ihre vornehmſten Wiſſenſchaften waren aber die Rechenkunſt und Meßkunſt. Doch lernten wenige von den niedern Ständen leſen und ſchreiben, die Handelsleute ausgenommen. Damit die Kinder nützliche Mitglieder des Staats werden und in Stand kommen möchten, ſich ſelbſt zu erhalten, brachte man ihnen bey guter Zeit die väterliche Kunſt oder Handthierung bey, welches entweder die Väter ſelbſt, oder die nächſten Verwandten thaten. Es iſt aber bekannt, daß bey dieſem Volke der Sohn jedesmals das Gewerbe und die Kunſt ſeines Vaters erlernen und treiben mußte. Muſic und Ringen lehrten die Egyptier ihre Kinder nicht. Die erſtere hielten ſie nicht nur für unnütze, ſondern gar für ſchädlich, weil ſie, ihrer Meynung nach, blos darzu diente, das Herz weibiſch zu machen; und vom andern glaubten ſie nicht, daß es zur Erhaltung der Geſundheit dienlich wäre, weil die Uebung darinnen an ſich ſchon gefährlich, und die dadurch erlangte Stärke von kurzer Dauer wäre. Merkwürdig iſt es, daß, nach dem Herodot, die Söhne, wenn ſie nicht wollten, ihre alten Eltern zu ernähren, nicht verpflichtet waren, worzu doch die Töchter verbunden geweſen.

Von den Perſern. Dieſe Nation, trug, ehe ſie durch Reichthum und Schwelgerey entkräftet, und verſchlimmert worden, für die Erziehung ihrer Kinder eine gröſſere Sorge, als irgend ein Volk. Ein Sohn ward nicht in Gegenwart ſeines Vaters gebracht, ſondern durch Frauensperſonen vom beſten Rufe erzogen, bis daß er ein Alter von fünf Jahren erreicht hatte. Im ſechsten Jahre alſo wurden die Kinder derer, welche die Mittel darzu hatten, der Aufſicht gelehrter Männer, oder Magier, anvertrauet, die ihnen mit groſſer Sorgfalt, mehr durch Beyſpiele, als durch Lehren, die Ausübung der Gerechtigkeit, Geduld, Nüchternheit, Enthaltſamkeit und aller andern Tugenden beybrachten. Man gab ſich die äuſſerſte Mühe, ihren Gemüthern einen Abſcheu vor allen Arten von Laſtern, beſonders vor Lügen und vor Schulden, einzuprägen. Man lehrte ſie auch reuten, mit dem Bogen ſchieſſen und zu Pferde fechten. Sie wurden in ſo tiefer Ehrfurcht für ihre Eltern erzogen, daß ſie ſich niemals in Gegenwart derſelben niederſetzten. Jeder Vater hatte bey ſeinen Kindern die Gewalt über Leben und Tod; doch ward er durch die Geſetze abgehalten, dieſe Strenge bey kleinen Fehlern, oder eines einzigen Verbrechens halben auszuüben. Vor Alters wurden alle Perſer zu Kriegsübungen abgerichtet, und waren beſonders geſchickt, mit dem Bogen umzugehen. Nach dem Herodot lehrten ſie ihre Söhne vom Alter von fünf Jahren an bis in die zwanzig vornemlich drey Dinge, ein Pferd zu zureuten, den Bogen geſchickt zu führen und die Wahrheit zu reden. Eine zahlreiche Nachkommenſchaft hielten die Perſer für den größten Seegen, und die, welche dergleichen aufzeigen konnten, erhielten vom Könige Geſchenke. Die Kinder des Königs, vornemlich der älteſte Sohn, wurden gleich nach ihr Geburt der Aufſicht der Verſchnittenen übergeben. Waren ſie ſieben Jahr alt, ſo lernten ſie unter erfahrnen Männern reuten und jagen, welches für die männlichſten Uebungen gehalten wurde. Im Alter von vierzehn Jahren kamen ſie unter die Zucht von vier gelehrten Männern, deren einer ihnen die Klugheit, der andere die Gerechtigkeit, der dritte die Mäßigkeit, der vierte die Tapferkeit beybringen mußte.

Doch wir wollen einen griechiſchen Weltweiſen, der mit den Sitten der Perſer ſehr bekannt geweſen, zu den Zeiten des jüngern Cyrus gelebt hat, und ohne Zweifel alſo auch die ältern Einrichtungen dieſes Volks genau gekannt hat, ſelbſten von der Perſiſchen Erziehung reden laſſen. „Die Geſetze der Perſer, ſagt Xenophon in ſeiner Cyropädie, ſcheinen hauptſächlich auf das gemeine Beſte abzuzielen. Denn ſie machen nicht damit den Anfang, wovon man in andern Staaten anzufangen pflegt. Die meiſten derſelben erlauben ſowohl den Eltern ihre Kinder nach ihrem eignen Gutdünken zu erziehen, als auch den Erwachſenen nach ihrem eignen Wohlgefallen zu leben. Nur verbieten ſie ihnen zu ſtehlen, zu rauben, mit Gewalt in die Häuſer zu brechen, einen andern unbilliger Weiſe zu ſchlagen, Ehebruch zu begehen, der Obrigkeit ungehorſam zu ſeyn, und andere dergleichen Verbrechen zu begehen. Auf die Uebertrettung dieſer Geſetze ſind Strafen geſetzt. Die Perſiſchen Geſetze aber ſehen, um allem dieſem vorzubeugen, hauptſächlich dahin, daß kein Bürger von Jugend auf Luſt bekomme, eine böſe und ſchändliche That zu wagen. Dafür ſorgen ſie auf folgende Weiſe.

Die Perſer haben einen öffentlichen Platz, den ſie den freyen Markt nennen, woſelbſt das königliche Schloß und andere Gerichtshäuſer ſtehen. Von dieſem Platz nach einem andern Ort hin ſind die Waaren, die Marktleute, deren Geſchrey und andere Unordnungen verwieſen, damit dieſe Verwirrung die gute Ordnung derjenigen, welche erzogen werden ſollen, nicht ſtöre. Dieſer Markt welcher an die Gerichtshäuſer ſtöſſet, iſt in vier Theile getheilet, von welchen der erſte den Knaben, der zweyte den Jünglingen, der der dritte den völlig erwachſenen Männern, und der vierte den Alten beſtimmt iſt, welche ſchon von den Kriegsdienſten entbunden ſind. Nach dem Geſetz muß ein jeder an dem ihm angewieſenen Ort ſeyn, und zwar die Knaben und die erwachſenen Männer bey'm Anbruch des Tags, die Alten aber, wenn es ihnen bequem fällt, gewiſſe verordnete Täge ausgenommen, an welchen auch ſie da ſeyn müſſen. Die Jünglinge, verheyrathete nur ausgenommen, legen ſich um die Gerichtshäuſer mit ihren Uebungswaffen ſchlafen. Von den Verheuratheten wird dieſes zwar nicht verlangt, wenn es ihnen nicht vorher angeſagt worden, jedoch iſt es ihnen ſchimpflich, oft abweſend zu ſeyn.

Einer jeden dieſer Abtheilungen ſind zwölf Aufſeher fürgeſetzet, weil die Perſer in eben ſo viele Stämme eingetheilt ſind. Ueber die Knaben ſind ſolche aus den Alten zu Aufſeher erwählet, von denen man glaubt, daß ſie jene am beſten erziehen werden. Die Aufſeher der Jünglinge ſind aus der Claſſe der erwachſenen Männer; aber nur ſolche, von welchen man Grund zu hoffen hat, daß ſie jene, ſo viel als möglich iſt, zur Tugend anführen können. Die Männer haben nur ſolche Vorſteher, welche geſchickt zu ſeyn ſcheinen, jene vornemlich dahin anzuhalten, daß ſie die Verordnungen und die ihnen von der höchſten Obrigkeit gegebenen

Befehle ausrichten. Auch die Alten stehen unter verordneten Aufsehern, welche dafür sorgen müssen, daß sie ihre Pflichten beobachten.

Nun will ich erzählen, fährt Xenophon fort, was einem jeden Alten zu thun anbefohlen ist, damit man desto deutlicher erkennen könne, wie sehr die Perser besorgt seyen, daß ihre Bürger, so viel als möglich, tugendhaft seyn mögen. Die Knaben besuchen die Schulen, um die Gerechtigkeit zu lernen, und man sagt, daß sie deswegen eben so in die Schule gehen, als bey uns, die Wissenschaften zu fassen. Ihre Vorsteher bringen den größten Theil des Tages damit zu, daß sie über dieselben Gericht halten. Denn es verklagen sich die Knaben einander eben so, als die Erwachsenen, des Diebstahls, der Gewaltthätigkeit, des Betrugs, der Scheltworte und anderer Verbrechen wegen, über die man sonsten Klagen zu führen pflegt. Es werden aber nicht nur diejenigen bestraft, welche überwiesen sind, dergleichen begangen zu haben, sondern auch die falschen Ankläger.

Man richtet auch daselbst über ein Verbrechen, weswegen sich zwar die Menschen aufs heftigste hassen, aber gar nicht gerichtlich verfolgen, nemlich über die Undankbarkeit. Der Knabe wird daher scharf bestraft, von dem die Vorgesetzten erfahren, daß er sich nicht dankbar bewiesen habe, ob er gleich Gelegenheit dazu gehabt. Denn die Perser halten dafür; daß die Undankbaren weder die Götter, noch ihre Eltern, noch ihr Vaterland, noch ihre Freunde lieben. Denn die Undankbarkeit begleitet jederzeit die Unverschämtheit, welche die reichste Quelle aller Laster ist.

Ausserdem werden die Knaben zur Mäßigkeit angehalten, und hiezu werden sie um so viel stärker angereitzet, da sie sehen, daß die Alten den ganzen Tag über mäßig leben. Man lehret sie auch, ihren Vorgesetzten zu gehorchen; und auch hiezu trägt vieles bey, weil sie sehen, daß die Alten die Befehle der Obrigkeit aufs genaueste beobachten. Ferner dürfen die Knaben das gehörige Maß im Essen und Trinken nicht überschreiten, und auch hierinnen gehen ihnen die Alten mit ihrem Exempel vor, welche nicht einmal eher weggehen, um zu speisen, als bis ihnen ihre Aufseher dieses erlaubt haben. Auch das ist ein Mittel zur Mäßigkeit, daß die Knaben nicht bey ihren Müttern speisen, sondern bey den Lehrmeistern, und nicht einmal eher, als bis dazu von den Vorstehern das Zeichen gegeben ist. Sie bringen aber von Haus mit Brod, eine gewisse Art Kresse, und ein Gefäß, um das Wasser zu schöpfen, wenn sie dürstet. Ausser diesem wird ihnen Unterricht gegeben, mit dem Bogen und Wurfpfeilen, umzugehen. Dieses sind die Geschäfte der Knaben, bis zu ihrem sechszehnten und siebzehnten Jahr, und hernach werden sie in die Classe der Jünglinge versetzt, in welcher sie von dieser Zeit an zehn Jahre bleiben."

„Die Jünglinge schlafen um die Gerichtshäuser, wie oben schon erzehlt worden, sowohl die Stadt zu bewachen, als auch der Mäßigkeit wegen, weil dieses Alter vornemlich eine Aufsicht zu bedürfen scheint. Sie bieten den Tag über ihre Dienste der Obrigkeit an, wenn sie vielleicht zum Besten des gemeinen Wesens gebraucht werden konnten. Wenn es daher nothwendig ist, so bleiben sie alle bey den Gerichtshäusern."

„Wenn der König auf die Jagd geht, so nimmt er die Hälfte von der Besatzung mit, und dieses thut er in jedem Monat mehr als einmal. Diejenigen, welche mit ihm ziehen, müssen einen Bogen, einen in der Scheide steckenden kurzen Säbel, oder eine Streitaxt, einen aus Weiden geflochtenen Schild, und zwey Wurfpfeile bey sich führen, um sich des einen in der Ferne, des andern aber in der Nähe bedienen zu können. Die Ursache aber, warum sie öffentlich auf die Jagd ziehen und der König daselbst eben so, als im Krieg, ihr Anführer ist, indem er selbst jagt, und auch andere dazu anhält, ist, weil die Jagd die beste Vorbereitung zum Krieg zu seyn scheinet. Denn jene gewöhnet die Menschen an, zeitig aufzustehen, Kälte und Hitze zu ertragen, und macht sie zum Reisen und Laufen geschickt. Man muß das Wild mit Pfeilen und Wurfspiessen verfolgen, wenn es aufstösset, und weil sich ein Jäger oft geschwinde entschliessen muß, wenn er ein starkes Thier antrift, um es entweder zu schiessen, oder sich gegen dasselbe zu beschützen; so schärft die Jagd nicht allein den Verstand und Muth, sondern man findet auch zwischen der Jagd und dem Kriege eine grosse Aehnlichkeit."

„Wenn sie auf die Jagd gehen, so nehmen sie ein Mittagsbrod mit, welches zwar, so wie billig, etwas mehr, als der Knabe ihres, aber doch demselben ähnlich ist. Wenn sie jagen, essen sie nicht. Aber wenn sie des Wildes wegen stille stehn, oder auch sonsten die Jagd länger fortsetzen wollen, so verzehren sie ihr Mittagsbrod des Abends, und jagen den folgenden Tag wieder, bis an den Abend. Sie halten deswegen diese zwey Tage für einen, weil sie diese Zeit über nur einmal gegessen haben. Dieses thun sie, um sich hiezu zu gewöhnen, damit sie es können, wenn es vielleicht im Krieg erfodert würde. Das, was sie fangen, ist ihre Zuspeise; fangen sie aber nichts, so müssen sie mit dem Kresse fürlieb nehmen. Wer vielleicht meynen möchte, daß den jungen Persern eine unangenehme Speise und Trank gegeben würde, weil sie nur Kresse zum Brod essen, und Wasser trinken dürfen: der bedenke, wie angenehm einem Hungerigen und Durstigen Brod, oder so gar ein schlechter Brey und Wasser schmecke."

„Die übrigen, welche zu Hause geblieben sind, üben sich darinnen, was sie als Knaben gelernet haben, nemlich im Abschiessen der Pfeile und Wurfspiesse, und streiten hierinnen beständig miteinander in die Wette. Es werden auch öffentliche Wettstreite angestellt und Preise ausgesetzet. Es wird aber nicht allein der jetzige Vorsteher von dem Stamm, in welchem die geschicktesten, tapfersten, und gehorsamsten sind, von den Einwohnern des Landes gelobet und geehrt, sondern auch derjenige, welcher jene, da sie noch Knaben waren, erzogen hat. Die Obrigkeit gebrauchet die Jünglinge, welche zu Hause geblieben sind, zur Wache, oder wenn etwas geschehen muß, wozu Stärke und Hurtigkeit erfordert wird."

„Dieses sind die Pflichten der Jünglinge. Nach dem aber zehn Jahre verlaufen sind, so kommen sie in die Classe der erwachsenen Männer, in welcher sie wieder fünf und zwanzig Jahre verbleiben. Auch diese bieten ihre Diensten der Obrigkeit an, eben so, als die Jünglinge, vornemlich, wenn sie zum besten des Staats so etwas thun können, wozu Verstand und Stärke nothwendig ist. Wenn sie in den Krieg ziehen müssen, so führen sie nicht mehr Bogen und Wurfpfeile, ob sie gleich in diesen Waffen in ihrer Jugend geübt worden, sondern sie bedienen sich der Waffen, womit man in der Nähe sticht. Ihre Brust ist mit einem Harnisch bedeckt, in der linken Hand halten sie einen von Weiden geflochtenen Schild und in der rechten einen Degen oder Säbel, eben so, wie die Perser

bey uns abgemalet werden. Alle Vorgesetzten werden aus ihrem Orden genommen, ausser den Lehrern der Knaben. Nachdem sie in dieser Classe fünf und zwanzig Jahren zugebracht haben, so sind sie etwas über fünfzig Jahre alt, und werden in den Orden derer aufgenommen, welche Alte sind, und auch also benennt werden."

„Diese Alten thun nicht mehr ausser ihrem Vaterland Kriegsdienste, sondern sie bleiben zu Hause, fassen die Schlüsse, sowohl in den öffentlichen Landesangelegenheiten, als auch in Sachen einzelner Bürger ab, sprechen die Todesurtheile, und erwählen alle obrigkeitliche Personen. Wenn ein Jüngling oder ein erwachsner Mann eins der Gesetze übertreten hat, so verklagen ihn die Vorsteher der Stämme, oder auch sonsten jedermann, welcher nur will. Die Alten aber untersuchen die Sache, und setzen hierauf den Verbrecher von seinem bisherigen Rang herab, welcher hernach seine ganze Lebenszeit über für unehrlich gehalten wird."

„Damit aber die Einrichtung des ganzen Persischen gemeinen Wesens desto begreiflicher gemacht werden möge, so will ich in meiner Erzählung ein wenig wieder zurück gehen. Denn jetzo kann dieselbe wegen des schon vorher angeführten mit sehr wenigem erklärt werden. Man sagt, daß die Perser 120000. stark sind. Von diesen ist keinem durch die Gesetze der Weg zu Ehrenstellen und obrigkeitlichen Aemtern verschlossen, sondern es stehet vielmehr einem jeden Perser frey seine Söhne in die öffentlichen Schulen der Gerechtigkeit zu schicken. Jedoch schicken nur diejenigen ihre Kinder dahin, welche soviel im Vermögen haben, daß sie dieselben in ihren Hausgeschäften nicht nothwendig gebrauchen. Allen, welche von den öffentlichen Lehrern erzogen sind, ist es erlaubt, ihre Jugendjahre in der Classe der Jünglinge zu zubringen, welches aber denen nicht frey steht, welche auf die oben beschriebene Art nicht unterrichtet worden. Jene, wenn sie in der Jünglingsclasse die Gesetze genau beobachtet haben, geniessen die Freyheit, sich den erwachsenen Männern zugesellen zu lassen, und sind der obrigkeitlichen Aemter und Ehrenstellen fähig. Welche aber nicht in der Jünglingsclasse gewesen, können auch nicht in den Orden der Männer kommen. Diejenigen endlich, welche unter den Erwachsenen untadelich gelebt haben, werden den Alten zugezählet. Diese Classe also bestehet nur aus solchen, welche den ganzen Weg der Tugend und Ehre zurück gelegt haben. Dieses ist die Einrichtung der Perser, wodurch sie meynen, die Tugend bey ihren Bürgern am besten befördern zu können. Auch noch sind bey den Persern Spuren von ihrer Vorfahren Mäßigkeit im Essen und Trinken, und von derselben Gewohnheit ihre Speisen durch Arbeiten wohl zu verdauen. Denn es ist noch jetzo bey ihnen eine Schande, auszuspeyen, sich die Nase zu schneutzen, und zu verrathen, daß man voll von Blähungen sey. Ferner ist es unanständig, in eines andern Gegenwart wohin zu gehen, um entweder sein Wasser abzuschlagen, oder sonsten dergleichen etwas zu verrichten. Dieses wäre aber unmöglich, wenn sie nicht im Essen und Trinken mäßig wären, und die Feuchtigkeiten also aus dem Leibe ausarbeiteten, daß sie einen andern Weg, als sonsten wohl gewöhnlich ist, gehen müssen."

So beschreibt uns Xenophon die Erziehung der Perser. Wir kommen nun auf die Griechen, bey denen zum Theil ebenfals die Erziehung, besonders der Söhne, als eine Sache des Staats, die nicht von der Willkühr der Eltern abhienge, behandelt wurde. Bey diesem Volke wurde das Kind, so bald es zur Welt gebohren worden, gewaschen, welches ordentlicher Weise mit Wasser, bey den Spartanern aber mit Wein geschahe. Dies letztere war eine Verordnung des Spartanischen Gesetzgebers, des Lycurgs, und zwar hatte der Gesetzgeber dabey die Absicht, daß man dadurch die wahre Beschaffenheit des Körpers bey dem Kinde erforschen sollte. Man hatte nemlich die Meynung, daß schwächliche Kinder, die auf diese Art gebadet würden, von Convulsionen ergriffen würden, und sogleich in Ohnmacht fielen, daß aber Kinder von starker Constitution eine desto grössere Stärke erhielten. Ausserdem ist bekannt, daß sehr schwächliche und gebrechliche Kinder in Sparta nicht aufgezogen, sondern ausgesetzt werden mußten. (s. Aussetzung der Kinder.)

Dem neugebohrnen Kinde wurde die Nabelschnur abgeschnitten, welche Verrichtung ὀμφαλοτομια hieß, und von den Hebammen geschahe, die deswegen ὀμφαλοτομοι genennt wurden. Daher kam das Sprüchwort: ὀμφαλος σὺν οὐ περιετμηθη; das so viel sagen will, du bist noch ein Kind, das kaum gebohren worden, und in gewisser Absicht das nemliche sagt, was der Deutschen Vorwurf: du hast noch nicht geblattert. In Creta war eine Gegend die Omphalium hieß, weil daselbst Jupiters Nabelschnur war abgeschnitten worden. War dies geschehen, so legte man das Kind in Windeln, und wickelte es, damit die noch zarten Glieder desselben nicht verdrehet werden möchten. Die Spartanischen Kinderwärterinnen bedienten sich keiner solchen Wickelbinden: giengen aber so vorsichtig mit den Kindern um, daß alle gut gewachsen waren, und keine Gebrechen bekamen. Ueberhaupt war bey ihnen die ganze Behandlung der Kinder in vielen Stücken ganz anderst, als bey den übrigen Griechen. Sie gewöhnten sie an allerley Speisen, hielten sie von der Lüsternheit nach Leckereyen ab, verhüteten bey ihnen die Zaghaftigkeit im Dunkeln und die Furcht in der Einsamkeit. Die Spartanischen Kinder wußten nichts vom sonst gewöhnlichen mürrischen und eigensinnigen Wesen und vom Schreyen. Daher hielten manche auswärtige bey ihren Kindern Spartanische Ammen, wie denn Amycla, welche den Alcibiades säugte, eine Lacedämonierin gewesen.

Zu Athen wurden die Kinder gemeiniglich in ein Gewand gewickelt, auf dem das Haupt der Medusa abgebildet war, weil es sich auch auf dem Schilde der Minerva, der Beschützerin Athens, befand. Vielleicht wurden die Kinder hiedurch dem Schutze dieser Göttin übergeben; vielleicht sollten sie aber auch, wenn sie zu reiferen Jahren gelangten, dadurch erinnert werden, solche edle und vortrefliche Beyspiele nachzuahmen, als darauf abgebildet waren; oder vielleicht sollte es eine glückliche Vorbedeutung ihrer künftigen Tapferkeit seyn. Aus dieser letzten Ursache pflegten auch die Kinder auf Schilder gelegt zu werden, wie dies Theocrit Idyl. 25. vom Hercules und Iphiclus meldet. Diesen Gebrauch beobachteten besonders die Spartaner. Daher sagt Nonnus Dionysiac. B. 41. daß die Spartanischen Weiber ihre Kinder auf einem runden Schilde gebähren. An andern Orten legte man die Kinder auf etwas, das mit der Lebensart, worzu man sie bestimmt hatte, eine Aehnlichkeit hatte. Nichts war aber gewöhnlicher, als daß man sie auf Siebe, oder andere Werkzeuge legte, deren man sich zur Reinigung des Getraides bediente. Die Griechen nennten sie λικνα, und hielten sie für Vor-

bedeutungen eines künftig zu erlangenden Reichthums und Ueberflusses. Nicht allemal gebrauchte man darzu ein wirkliches Sieb, sondern etwas, das die Gestalt davon hatte, und übrigens von Gold oder einer andern Materie verfertigt war. Ein goldnes Sieb war es, in welches, wie Callimachus sagt, Nemesis den jungen Jupiter legte. Bey den vornehmen Familien zu Athen herrschte noch ein besonderer Gebrauch, daß sie nemlich ihre Kinder auf goldene Drachen legten. Minerva soll diesen Gebrauch zum Andenken des Erichthonius, eines Athenienſischen Königs, eingeführt haben, dessen Füsse wie Drachenfüsse gestaltet gewesen, und bey dem, als er wie ein Kind ausgestellt wurde, von dieſer Göttin zween wachsame Drachen zu Aufsehern gestellt wurden. Euripides beschreibt diesen Gebrauch im Jon. v. 15. wo er vom Sohn der Creusa redet, den sie dem Apoll gebahr, ausführlich. Das Weitere, so mit den Kindern bald nach ihrer Geburt bey den Griechen vorgenommen wurde, (ſ. in Dies lustricus.)

Das weibliche Geschlecht ward in Griechenland, Sparta ausgenommen, in einer starken Absonderung vom männlichen erzogen, und in ihren besondern, im Hintertheile befindlichen, Zimmern eingeschlossen gehalten. (ſ. Frauen der Griechen.) Uebrigens wurden sie daselbst in denen dem Frauenzimmer damals eignen Geschicklichkeiten unterwiesen. Die gewöhnlichsten Beschäftigungen derselben bestunden aber in Spinnen, Weben, Nähen und allerley Arten von Stickerey. Das weibliche Geschlecht bey den Griechen beschäftigte sich mit diesen Arbeiten so stark, daß in den meisten Häusern, in denen sich viele Frauensperſonen befanden, besondere Zimmer dazu ausgesehen waren, die in der Nähe der weiblichen Zimmer lagen, oder gar vielleicht einen Theil des grichischen Harems ausmachten. Pollux, der die in den Häusern der Griechen befindlichen Zimmer nennt, fügt, nachdem er das Gynäceum, γυναικειον, genannt hat, so gleich hinzu ἱερων θαλαμοι, ταλασιουργος οἰκος u. ſ. w. Vitruv, wenn er von der Bauart der griechischen Häuser redet, sagt: „man siehet darin grosse Säle, wo die Weiber mit ihren Gehülfinnen arbeiten. Auf den Gallerien von der Seite sind die Speise- und Schlafzimmer, der innerſte Theil des Hauses heißt Gynäconitis. Die Männer haben ihre abgesonderte Zimmer, welche Andronitis heissen.“ „Man siehet, sagt Guys in seiner litt. Reise. l. 30. noch heutzutage ganz genau in den Häusern der Griechen eben diese Vertheilung, nach welcher sich auch die Türken, die eben so eifersüchtig sind, gerichtet haben.“ Ueberhaupt zeigt dieſer Schriftſteller im 4ten und 5ten Briefe eine genaue Uebereinstimmung der Lebensart der heutigen griechischen Mädchen mit denen der ältern Zeiten.

Das junge griechiſche Frauenzimmer ward aber nicht allein in den so eben erwähnten Geschicklichkeiten und häuslichen Geschäften unterwiesen, sondern erlernten auch, besonders zu Athen, Künste und Wissenschaften, worzu sie Fähigkeit und Neigung hatten. Ihre Aufseher waren nicht blos dazu bestellt, ihre Keuschheit zu bewachen, sondern auch ihren Verstand und ihr Herz zu bilden. Ausserdem konnten sie von andern Lehrern in der Dichtkunſt, Philoſophie, Mahlerey u. ſ. w. unterrichtet werden. Griechenland und die Asiatischen Griechen haben daher viele gelehrte Frauensperſonen gehabt, die man aus des Menage historia mulierum philosopharum kann kennen lernen. Daher kamen Griechenlandes Ninons, die Aspasien, die Phrynen, die Lais, welche berühmte Buhlerinnen für die vornehme männliche Jugend Griechenlands Lehrerinnen des Witzes, der Wohlredenheit, und der feinen Sitten wurden, und deren Umgang die berühmteſten Weltweiſen dieſes Volks, ſelbſt ein Socrates begierig ſuchten.

Zu Lacedämon zeichnete ſich das weibliche Geſchlecht von den übrigen Griechinnen völlig bey ihrer Erziehung und in ihrem ganzen Betragen aus. Die Jungfrauen giengen ohne Schleyer, welcher bey den übrigen Griechinnen ein weſentliches Kleidungsſtück geweſen. Nur die verheuratheten Spartanerinnen verſchleyerten ſich. Jene trugen keinen Schleyer, um, wie Charilus beym Plutarch ſagt, deſto eher Männer zu bekommen. Plutarch beſchreibt uns die Sitten der Spartanerinnen im Lycurg folgendermaſſen. „Den Anfang der Erziehung, die Lycurg für das gröſte und ſchönſte Werk eines Geſetzgebers hielte, machte er ſchon damit, daß er ſein Augenmerk auf das Heyrathen und die Erzeugung der Kinder richtete. Denn er ſtand nicht, wie Ariſtoteles ſagt, von ſeinem Vorhaben, den Weibern beſſere Geſinnungen beyzubringen, ab, ob er gleich ihre gröſte Freyheit und weibliche Herrſchaft nicht ganz unterdrücken konnte, die ſie wegen der vielen Feldzüge ihrer Männer beſaſſen, während welcher ſie nicht nur genöthigt waren, ihnen völlige Macht zu laſſen, ſondern ſie ehrten ſie auch mehr, als ſich gebührte, und nennten ſie Gebieterinnen. Dennoch ſorgte er auch nach Möglichkeit für ſie. Die Körper der Mädchen übte er im Laufen, im Ringen und im Werfen des Diſcus und der Wurfſpieſſe, damit einſt die Leibesfrüchte in ihren ſtarken Körpern eine ſtarke Anlage bekommen und deſto beſſer aufwachſen möchten, und damit ſie die Geburten mit Standhaftigkeit ertragen und die Geburtsſchmerzen leicht überwinden möchten. Um alle Verzärtlung und Weichlichkeit von ihnen zu entfernen, gewöhnte er die Knaben ſo wohl, als die Mädchen nackend auszugehen, und bey gewiſſen Feyerlichkeiten vor den Augen der dabey verſammleten Jünglinge zu tanzen und zu ſingen. Indem ſie hierbey mit einem jeden einen lehrreichen Scherz trieben, und die Laſterhaften durchzogen, die Würdigen aber in eignen Lobliedern prieſen; ſo erweckten ſie dadurch die Jünglinge zur Ruhmbegierde und zur Nacheiferung. Denn wer als ein rechtſchaffner Mann bekannt, und dadurch bey den Mädchen berühmt war, trug ein glänzendes Lob davon. Der mit Scherz verbundene Tadel war auf der andern Seite nicht weniger wirkſam, weil auſſer den Bürgern auch die Könige und der Senat dieſer Feyerlichkeit beywohnte. Daß die Mädchen ſich hierbey nackend ſehen lieſſen, war nichts weniger, als unanſtändig, weil dabey Schamhaftigkeit beobachtet und alle Unzucht entfernt wurde. Es diente dazu, daß ſie in ihrem Umgange zurückhaltend wurden, ſich eines guten Anſtands befleißigten, und zu einer edlen Denkungsart gelangten, weil auch ſie an den Vorzügen und an der Werthſchätzung derſelben einen Antheil hatten. Sie redeten und dachten daher eben ſo, wie Gorgo, des Königs Leonidas Gemahlin. Denn als eine Ausländerin zu ihr ſagte; „Ihr Spartanerinnen ſind die einzigen, welche ihre Männer beherrſchen:“ ſo antwortete ſie: Wir ſind es auch allein, die Männer gebähren“. Uebrigens trugen jene feyerliche Aufzüge der Mädchen, ihre Entkleidung und ihre Kampfübungen in Gegenwart der männlichen Jugend viel darzu bey, daß die Jünglinge dadurch zum Heyrathen ermuntert wurden; und ſich nicht durch geometriſche Be-

weiſe, ſondern wie Plato ſagt, durch ſolche Gründe darzu beſtimmen lieſſen, welche die Liebe ihnen eingab.“ So weit Plutarch. Aus dieſer Stelle und aus dem, was Cicero Quæſt. Tuſc. 2, 15. ſagt, erhellet alſo, daß die Spartaner keine Gynäcea gehabt haben. Als Lycurgs Geſetze mit der Zeit in Abnahme geriethen, und die Spartaner von der ſtrengen Tugend ihrer Vorfahren abarteten, kam auch das weibliche Geſchlecht unter ihnen in einen üblen Ruf und bediente ſich ihrer durch die Geſetze eingeräumten Freyheit zur Erreichung böſſer Abſichten. Die alten Schriftſteller tadlen ſie daher wegen ihrer Unkeuſchheit: und vom Euripides werden ſie in einer vom Plutarch im Numa angeführten Stelle mit dem Beyworte ἀνδρομανεις, d. i. Männertolle gebrandmarkt.

Folgendes waren aber die beſondern Vorſchriften und Geſetze der Spartaner bey der Erziehung, beſonders der männlichen Jugend.

Die Kinder ſollten von ihrer zarteſten Kindheit an ſtreng erzogen werden. Man gewöhnte ſie an Kälte, Hunger, Durſt, Einſamkeit und Finſterniß. Die Kinder der Geringern und Vornehmern, der Armen und Reichen mußten gleichen Unterhalt genieſſen. Nur die Jünglinge durften Fleiſch eſſen. Deswegen wurden die Fleiſchköche, aber niemand der Leckereyen bereitete, zu Sparta geduldet. Die Jünglinge mußten gemeinſchaftlich beyeinander ſchlafen. Es fand alſo bey ihnen bey Nacht die Gemeinſchaft ſtatt, in der ſie ſich bey Tage im Unterricht und beym Eſſen befanden. Sie ſchliefen aber, ſonderlich im Sommer, auf Schilf, der im Fluß Eurotas wuchs, wiewohl nach dem Juſtin B. 3. auch dies nicht einmal erlaubt war. Niemand durfte von ihnen eher etwas eſſen, als bey den öffentlichen Mahlzeiten, oder den Syſſitien. Das Sauffen war für eins der größten Laſter bey der Jugend angeſehen. Ihre gewöhnliche Arten von Trank waren der Cirrhus und Denthis. Kein Jüngling durfte Abends mit einem Licht nach Hauſe gehen, um auch in der Finſterniß dreuſt zu werden und nicht zu ſtraucheln. Bis ins 12. Jahr mußten die Knaben nur einen Unterrock tragen, nachher bekamen ſie jährlich einen Mantel, der τριβων hieß. Der Unterrock der Knaben war ſchlecht, deswegen beym Heſychius ein ſchlechtes Kleid χιτων λακωνικος heißt. Die Knaben trugen keine Schuhe. Ihrer durften ſich aber die Epheben, oder die Jünglinge bedienen. (ſ. Calceus.) Den Knaben ward das Haar ganz abgeſchoren; die Jünglinge lieſſen ſolches aber wachſen. Auch mußten letztere, wie die Männer den Bart wachſen laſſen. Nur die Oberlippe ward in der Folge auf Befehl der Ephoren geſchoren. Der Bart war bey ihnen ein Zeichen der Freyheit und Ehre; daher die Treſanten, d. ie die Feigen im Kriege, denſelben nur zur Helfte, als eine Strafe und Beſchimpfung tragen durften; die Kleider der Jungfrauen mußten kurz ſeyn und nur bis an die Knieen reichen. Dies geſchahe wegen der Leibesübungen. Sie wurden daher oft φαινομηριδες, d. i. Hüftenzeigerinnen genennt. Bey feyerlichen Aufzügen mußten Jünglinge und Mädchen nackend erſcheinen. Die Alten mußten von den Jüngern in aller Abſicht geehrt werden. Man wich ihnen auf der Straſſe aus, blieb ſtehen, ſtund vor ihnen auf. Die Alten waren berechtigt, die Kinder eines jeden zu ermahnen, weil alle Kinder als ein Eigenthum des Staats angeſehen wurden. Der Alte, welcher einem Jüngling begegnete, konnte ihn fragen, wo er hin wolle. Antwortete dieſer nicht, ſo ward er geſtraft. Strafte ein Iren in Gegenwart der Alten einen Knaben zu gelinde, oder zu ſtrenge, ſo ward er deswegen von den Alten geſtraft. Dieſe Irenen waren aber Jünglinge von etwa 20. Jahren, die den Knaben vorgeſetzt waren, die ſie oft in Gegenwart der Alten und Obrigkeiten ermahnen und ſtrafen mußten, um ihre Gerechtigkeitsliebe, ihre Unpartheylichkeit und ihr ganzes Verhalten zu prüfen. Ein Junger, der ſich über die Verweiſe eines Alten entrüſtete, ward mit Schimpf und doppelter Strafe belegt. Die Jungen ſollten nur zur ſchicklichen Zeit und mit Ueberlegung reden, ſittſam einhergehen, nicht umhergaffen und keine wilde Bewegungen mit den Händen machen. Alle ſollten ſo viel lernen, als ſie zu ihrer Beſtimmung gebrauchten, ohne ſich jedoch der Gelehrſamkeit zu wiedmen. Dieſer Verordnung wegen hieſſen die Spartaner bey den übrigen Griechen ἀμουσοι. Einſt warf ein Athener einem Spartaner dieſe Ungelehrſamkeit vor, der darauf antwortete: „Es iſt wahr; aber eben deswegen ſind wir auch unter allen Griechen die einzigen, die von euch nichts böſes gelernt haben.“ Die Knaben mußten in ſcharfſinnigen und kurzen Antworten geübt werden. Daher der laconiſche Stil. Knaben, durften ihre Liebhaber haben. Die Jugend durfte ſich im künſtlichen Stehlen üben. Wurde aber jemand darüber ertappt, ſo ward er, nicht wegen des Diebſtahls, ſondern wegen des Mangels an Klugheit und Vorſicht geſtraft. Doch durften nur Eswaren und Dinge zur Beluſtigung von der Jugend geſtohlen werden. Um die Jugend zum Krieg geſchickt zu machen, mußten ſie ſich, wie dies bey den alten Perſern ebenfals üblich geweſen, fleißig mit der Jagd beſchäftigen. In dieſer Abſicht wurden in Sparta viele Hunde zum gemeinſchaftlichen Gebrauche unterhalten, die von vorzüglicher Güte waren und oft als wichtige Präſente verſchickt wurden. Eine Art davon waren Baſtarde eines Wolfs und einer Hündin. Die Knaben und Mädchen mußten im Tanz geübt werden. Dieſe Tänze wurden an feyerlichen Tagen nach geendigten Kampfübungen angeſtellt. Eine Gattung derſelben war der Pyrrhichiſche Tanz, der als eine kriegeriſche Vorübung gebraucht wurde, und den die Knaben im 15. Jahre tanzen mußten. Ein anderer war der Caryatiſche Tanz, der von der Stadt Caryä ſeinen Namen hatte und jährlich von den Jungfrauen zur Ehre der Diana getanzt wurde. Ein dritter hieß βιβασις, den die Knaben und Mädchen tanzten, ſo daß ſie dabey in die Höhe ſprangen, und ſich plötzlich auf den Hintern ſetzten. Man zählte dieſe Sprünge. Pollux und Meurſius in ſeiner Orcheſtra führen noch mehrere Arten von Tänzen zu Sparta an. Jünglinge und Mädchen mußten ſich gemeinſchaftlich im Laufen, Ringen, und Werfen mit der Scheibe und Wurfſpieſſen üben. Cicero, der dieſe Uebungen der Spartaniſchen Jugend mit angeſehen, redet ſehr ſchön davon Quæſt. Tuſc. 1. 2. Die Epheben mußten zu gewiſſen Zeiten recht ernſtlich mit einander kämpfen. Bald kämpften ſie aber einzeln, bald ſchaarweiſe, ſonderlich auf dem Platz, der πλαταιστας hieß, mit Händen und gegen einander geſtämmten Füſſen. Sie verwundeten ſich dabey, durch Biſſe, riſſen ſich die Augen aus und ſuchten ein ander ins Waſſer, das nahe vorbey floß, zu drängen. Alles in der Abſicht, um ſich gegen Gefahr und Schmerzen abzuhärten. Keine blos zum Scherz und Spiel

angestellte Uebung durfte bey der Jugend statt finden. Niemand durfte wie sonst gewöhnlich war, durch Aufhebung der Hand zu erkennen geben, daß er überwunden sey, sondern sie mußten sich kraftlos kämpfen, ehe sie ihrem Gegner den Sieg zugestunden. Jährlich wurden die Knaben einmal bey dem Altar der Diana Orthia gepeitscht. (s. Diamastigosis.) Alle zehen Tage mußten sich die Epheben nackend vor den Ephoren stellen, die denn ihren Körper zu untersuchen pflegten. Versahe ein Knabe etwas, so ward sein Liebhaber mit dafür gestraft. Dies verursachte, daß letzterer auf das Betragen seines Lieblings mit Acht gab. Eine besondere und unmenschliche Art, die Epheben in der Tapferkeit zu üben, waren die Crypteia. (s. dies. Art.)

Eine ähnliche Erziehung fand bey den Cretensern statt, von denen überhaupt Lycurg seine Gesetzgebung meistens entlehnt zu haben scheint. Das nähere von der männlichen Erziehung der Athener, s. in Gymnasien der Griechen.

Endlich von der Erziehung der Römer. Diese hatte nicht zu allen Zeiten einerley Beschaffenheit, sondern veränderte sich nach dem Unterschiede der Zeiten und Sitten dieses Volks. Denn anstatt, daß sie im Anfange, so wie der Römer Lebensart selbst, hart und arbeitsam war, wurde sie hernach, jemehr das üppige Leben unter ihnen einriß, immer zärtlicher und wollüstiger. Sie wurde aber auch nützlicher und bequemer zur Bildung des Verstandes und des Herzens, je mehr zu Rom Künste und Wissenschaften beliebt wurden.

Diesem zu Folge so lange die Römer nur mit Waffen und Ackerbau, mit Kriegs- und Feldarbeit umgiengen, so lange waren auch diese zwey Stücke der vornehmste Endzweck bey ihrer Kinderzucht.

Für die Kinder die noch klein waren, wurde den Müttern alle Sorge überlassen. Sie säugten sie selbst und übergaben sie nicht ihren Sclavinnen oder freygelassenen Weibspersonen. Ammen zu halten, wurde hernach gewöhnlich, nachdem die Ueppigkeit und Wollust mehr, als mütterliche Liebe zu gelten anfiengen. Nach der Maase wie die Kinder grösser und stärker wurden, unterrichteten die Väter dieselben in der Feldarbeit, im Gebrauche der Waffen und in allen Kriegsübungen. Sie unterwiesen sie in den Landesgesetzen und Sitten, so wie sie selbst darinnen unterwiesen waren und bemühten sich, gute Bürger, gute Soldaten und gute Obrigkeiten aus ihnen zu machen.

Sie hatten in den ältesten Zeiten zu obrigkeitlichen Aemtern allerdings wenig Wissenschaft nöthig; denn ehe die Gesetze der zwölf Tafeln gegeben wurden, hatte man zu Rom sehr wenig geschriebene Gesetze, und auch von diesen besaßen nur die Patricier eine Kenntniß; da gegentheils die meisten Bürger weder lesen noch schreiben konnten. Um der grossen Unwissenheit des damaligen römischen Volks zu Hülfe zu kommen, schlug man alle Jahre einen ehernen Nagel in den Jupiters Tempel, damit der gemeine Mann nur die Menge der Nägel zählen durfte, wenn er die Jahrszahl wissen wollte.

Sobald hingegen die Römer durch die Griechen einen Geschmack an Künsten und Wissenschaften bekamen, und im Umgange mit ihnen gelindere Sitten und mehr Höflichkeit an sich nahmen, da liessen sie es an nichts ermangeln was zur Erziehung der Kinder gehörte. Sitten, Aufklärung des Verstandes, Leibesübungen, Manieren und Artigkeit, alles dieses nahm man dabey in Obacht.

Einige alte Lehrmeister stunden in der Meynung, daß die Kinder vor dem siebenten Jahre gar keines Unterrichts fähig wären; die aber am verständigsten waren, behaupteten dagegen, daß die Aufklärung des Verstandes allemal in gleicher Maaße mit der Verbesserung der Sitten geschehen müßte; daß es genug wäre, wenn Kinder drey Jahre unter der Aufsicht der Weibspersonen blieben, und daß man ihnen Unterricht geben müßte, so bald als sie zu reden anfiengen.

Man sorgte dafür die Kinder zur Reinigkeit derjenigen Sprache anzuführen, in welcher sie zu Unterweisungen angewöhnt werden sollten, weil man wußte, daß ihre ersten Fertigkeiten nothwendig aus diesem Saamen der Lauterkeit oder Verderbniß entstehen müßten. So glaubte man z. E. daß die beyden Gracchen ihre Beredsamkeit ihrer Mutter Cornelia zu danken gehabt; denn sie besaß ausserordentlich schöne Wissenschaften. Die Briefe welche man von ihr hatte, wurden wegen der Zierlichkeit und Reinigkeit der Schreibart noch lange Zeit nach ihrem Tode gelesen und bewundert.

Man schickte die Kinder in die öffentlichen Schulen, und es gab andere für die Knaben, andere für die Mädchen. Man ließ sie von Sclaven und Sclavinnen darein führen und wieder nach Hause holen, aber von solchen, welchen die Väter eine Aufsicht über sie anvertrauten. Wie bekannt, geschah es eben bey dieser Gelegenheit, als die junge Virginia mit ihrer Hofmeisterinn über den grossen Marktplatz in die Schule gieng, daß Claudius dieselbe anhielt und sie als eine Sclavinn gerichtlich ansprach, damit er sie dem Appius überliefern möchte.

Diese Sclaven hiessen Pædagogi, welches nach dem Wortverstande Kinderführer bedeutet. Die Römer hatten dieses Wort von den Griechen angenommen. Einige von solchen Pädagogen lernten in diesen Schulen, welche sie mit ihren jungen Herren besuchten, so viel, daß sie hernach die Stellen der Hauslehrer vertretten konnten. Auf solche Art verband man die Privatunterweisung mit der öffentlichen, welche hierdurch noch viel nützlicher wurde.

Die Grossen zu Rom pflegten auch in ihren Häusern einen griechischen Philosophen oder andern Gelehrten zu beherbergen. Diesem erlaubten sie öffentliche Schulen für edle Jugend zu halten, da dann ihre Kinder mit derselben zugleich unterrichtet wurden.

Bey allen diesen Hülfsmitteln und ungeachtet aller Vorsicht die sie anwandten, verliessen sie sich doch nicht gänzlich, in Ansehung der Erziehung ihrer Kinder auf die Lehrmeister, sondern die Väter nahmen alles was dazu gehörte, genau in Obacht. Einige gaben noch selbst den Kindern Unterricht, ob sie gleich Leute bey sich hatten die dazu sehr geschickt waren.

Unter diesen war Cato der Censor. Es wird uns nach unsern jetzigen Sitten fast unglaublich vorkommen was er that; aber Plutarch versichert es uns ausdrücklich. Er selbst unterwies seinen Sohn im Lesen, in der Grammatik und in den Rechten. Er lehrte ihn das Schiessen des Wurfpfeils, das Fechten, den Faustkampf, Kälte und Hitze zu ertragen, und durch die schnellsten Ströhme zu schwimmen. Er schrieb für ihn mit eigner Hand in grossen Buchstaben die römische Geschichte, damit derselbe, ehe er in die grosse Welt komme, die berühmten Männer der Republik und ihre schönsten Thaten kennen lernen, und sie sich zu Mustern vorsetzen könnte. Er vermied auch in des Sohns Beysepn ein jedes Wort, das etwa der Reinigkeit sei-

ner Sitten hätte schaden können, und dieses mit so grosser Behutsamkeit, als ob eine vestalische Jungfrau zugegen wäre.

Sueton meldet, es habe August seine Enkel, Cajus und Lucius selbst schreiben gelehrt. Er unterwies sie auch im Rechnen u. dgl. m. Er ließ sie fast nicht aus den Augen, und sie mußten allemal an seiner Tafel essen. Auf seinen Reisen ließ er sie in Sänften vor sich hertragen, oder auch sich zur Seite reuten.

Die Leibesübungen, als das Ringen und der Faustkampf, die Wurfscheibe, das Wettlaufen, das Reuten und Führen, das Bogenschiessen, das Schleudern, der Wurfpfeil, das Springen über Gräben, das Schwimmen durch Flüsse, mit einem Worte alles was den Leib abhärten, ihn stärker und behender, auch geschickter zum Kriege und zu den Waffen machen kann, alles dieses, gleichwie auch die Angewöhnung zu guten Manieren und überhaupt zur artigen Lebensart, gehörte zur Erziehung der römischen Jugend.

Aber das Hauptwerk waren doch die Sitten, auf welche die Römer die allergröste Sorgfalt wandten. Diese fieng sich bey ihnen schon an wenn ein Kind zur Welt kam; denn sie vertrauten es allezeit einer ehrbaren Frau, von ihrer Verwandschaft, zur Aufsicht an. Die vornehmste Sorge dieser Person mußte seyn, mit ihrem Reden und Thun dem Kinde gute Fertigkeiten beyzubringen; über dessen angehende Leidenschaften und Neigungen ein wachsames Auge zu haben und sie in Ordnung zu erhalten. Je gröſſer und verständiger die Kinder wurden, desto mehr gewöhnten sie dieselben zur Zucht und zu guten Sitten. Sie brachten ihnen durch Lehren, noch mehr aber durch gute Beyspiele, tugendhafte und redliche, großmüthige und uneigennützige, gerechte und billige Gesinnungen bey. Vornemlich suchten sie ihnen diejenigen Grundsätze, welche in Rom zu einem guten Bürger gehörten, recht tief ins Herz zu prägen, nemlich die Ehrfurcht vor den Göttern, den Gehorsam gegen die Eltern, die Liebe des Vaterlandes und der Freyheit, und das Anhangen an den Gesetzen.

Wenn die jugendliche Unterweisung vollbracht war, so legte man den Jünglingen das männliche Kleid an. Bey Gelegenheit dieser Veränderung, durch die sie aus der Zucht ihrer Hofmeister kamen, wurden auſserordentliche Lustbarkeiten in den Familien angestellt. Man führte sie in Ceremonien auf den grossen Marktplatz, wo die allgemeine Versammlung des Volks, die Anreden der obrigkeitlichen Personen und die wichtigsten Gerichtsreden ꝛc. gehalten wurden. Es war der Schauplatz zu Abhandlung der Staatsangelegenheiten, die Quelle des Glücks einzelner Personen, auch aller Hoffnung zur gemeinen Wohlfahrt. Hier wurden nun die jungen Römer mit vielen Solennitäten eingeführt, um gleichsam die Laufbahn der Geschäfte und Ehren zu betreten, und fürs Beste des Staats arbeiten zu lernen. Hierauf that man die jungen Römer unter die besondere Aufsicht gewisser Senatoren, die wegen ihrer Beredsamkeit und Einsicht ins Staatsrecht berühmt waren. Diese waren in der That ihre Lehrmeister, ohne diesen Namen zu führen; denn sie regierten sie mit Rathschlüssen und Beyspielen; gleichwie auch die Jünglinge ihres Theils sich zu ihnen hielten, und alles was aus so ehrwürdiger Männer Munde gieng, mit gröstem Fleiß anmerkten.

Unter derselben Anführung erwarben sie sich eine vollkommene Kenntniß der Rechte. Diese hielt man für so nöthig um zu Aemtern zu gelangen, daß schon die Kinder in Schulen die Gesetze der zwölf Tafeln auswendig lernen mußten, gleichwie es auch mit den Poeten und andern der besten Autoren geschah. Die Wissenschaft der Rechte wurde in vielen der edelsten Familien zu Rom gleichsam wie ein Erbgut fortgepflanzet. Da sie einem jeden der sie um Rath fragte, ohne Entgeld damit dienten, so erwarben sie sich der Bürger Gunst und Ergebenheit, und verschaften sich dadurch ein grosses Ansehen in den Staatsangelegenheiten.

Eben so nützlich wie die Rechtsgelahrtheit, und eben so unentbehrlich war auch die Beredsamkeit und die Kriegskunst; denn die Eigenschaften eines guten Feldherrn und eines geschickten Redners waren die besten Hülfsmittel zu den höchsten Ehrenstellen; ja man schätzte diese beyden Gaben fast gleich hoch, immaſsen eine den Staat wider auswärtige Feinde schützte, die andere aber die Bürger und das gemeine Wesen von innen in Sicherheit setzte.

In der Absicht gute Soldaten zu werden, trieben die jungen Römer die oben erzählten Leibesübungen, und sonderlich diejenigen, die man im Felde des Mars anstellte. Denn, wenn sie daselbst lange gelaufen und zu Pferde gejaget, auch andere Strapazen ausgestanden hatten, so sprangen sie ganz naß vom Schweisse in die Tyber, und schwammen mitten durch diesen Strom, um gleichsam wieder zu Kräften zu kommen.

Wenn sie im Lager standen so trieben sie allerley schwere Arbeit, sie gruben in der Erde, sie machten Gräber, sie setzten Pfäle und Verzäunungen, sie trugen Laſten, sie liefen und sprangen ganz bewaffnet sehr weit, sie lieferten einander zur Uebung Treffen u. dgl. m. „Da sie so gewöhnt waren, spricht Sallust, so konnten sie von keinen Strapazen ermüdet, durch keine Schwierigkeiten abgeschrecket, von keiner Gefahr und von keinem Feinde furchtsam gemacht werden; ihr Muth setzte sie über alles hinweg. Kein Treffen war bey ihnen muthiger und lebhafter, als in welchem sie sich grossen Ruhm erwerben konnten. Den Feind schlagen, Mauern ersteigen, sich durch eine kühne Unternehmung hervorthun, und durch tapfere Thaten Hochachtung zuziehen. Hierinn bestand ihre Ehrbegierde; dies war ihr Reichthum, ihre Ehre, ihr wahrer Adel.„

Sie lernten die Beredsamkeit durch Studiren und durch Uebung. Es gab zu Rom griechische und lateinische Schulen, und man übte die jungen Leute, Sätze in beyden Sprachen auszuarbeiten und Reden zu halten, welche Uebung allerdings nützlich und sogar nothwendig für ein Volk war, das alle seine Wissenschaften von den Griechen bekommen hatte. Es war wichtig für die Römer, daß sie mit diesen ihren Lehrmeistern Umgang haben konnten, um nicht in ihre vorige Unwissenheit zu verfallen. Man ließ die jungen Römer in Gesellschaft eines Aufsehers oder Hofmeisters nach Athen reisen. Man that solches in der Absicht, damit sie die Sitten und Gebräuche des artigsten und gesittesten Volks an sich nähmen; damit sie den guten Geschmack gleichsam aus der Quelle schöpften, und die schönen Wissenschaften aus dem Vaterlande der Künste und aller Arten der Gelehrsamkeit herholten, weil sie daselbst alle, wie in ihrer rechten Pflanzschule, blühten.

Man schickte sie auch nach Massilia (Marseille) um allda Wissenschaften und Höflichkeit zu erlernen. Da-

citus schätzt sich für glücklich, daß ihm diese Stadt zur Schule gedient hatte. Man kam aus allen Ländern dahin. Man lehrte daselbst die Grammatik, die Rhetorik, die Poesie, die Historie, die Arzneykunst, die Mathematik, die Astronomie, kurz alles was zur Gelehrsamkeit gehörte. Endlich ließ man sie auch fleissig in die Gerichtsstätten gehen, und den Rechtsreden der berühmtesten Redner zuhören, damit sie zu Gerichtssachen und zur Advocatenberedsamkeit angewöhnet, und solchergestalt in den Stand gesetzet würden, Rechtssachen, die ihnen in Zukunft anvertrauet wurden, selbst zu führen.

Bey der Erziehung der Töchter sah man im Anfange nur auf häusliche Wirthschaft, und auf solche Arbeit, in welchen die Mütter dieselben selbst unterrichteten. Nachdem aber der Geschmack an Künsten und Wissenschaften in Rom allgemein wurde, so ließ man es nicht mehr beym obigen bewenden. Nicht genug, daß man für ihre Sitten und gute äusserliche Eigenschaften sorgte; man suchte auch ihren Verstand zu verbessern und auszuzieren. Die Wissenschaften und allerley Arten des Studierens blieben nicht mehr ein Eigenthum der Männer allein: das Frauenzimmer legte sich ebenfalls darauf, und einige thaten sich darinnen hervor. Die griechische und lateinische Gelehrsamkeit, die Wohlredenheit und die Philosophie wurden von beyden Geschlechtern fleißig getrieben.

Juvenal verspottet in seiner Satyre auf das Frauenzimmer, die lächerlichen gelehrten Weibspersonen Er schildert sie ab, wie sie bey Gastereyen schon vom ersten Gerichte an, ganz allein das Wort führten, und nichts als gelehrte Sachen vorbringen. „Sie verfallen, (spricht er) aufs Lob des Virgils und wägen in einerley Waage die Vorzüge dieses Dichters und den Ruhm des Homers ab. Sie wissen Entschuldigungen für die Dido zu finden, auch da sie sich ermordet. Sie fällen entscheidende Urtheile über die Streitfragen von Tugend und Glückseligkeit.„ Es waren jedoch nicht die meisten von dieser Art; denn andere ohne sich mit ihren Einsichten zu zieren, aber auch ohne sie zu verbergen, mußten die Gaben des Geistes und den Geschmack an Studien, mit der ihrem Geschlechte anständigen Bescheidenheit und Anmuth in geschickte Vereinigung zu bringen. Carnelia war vortrefflich im Briefschreiben, sowohl Cicero als Quinctilian gedenken ihrer Briefe mit vielen Lobsprüchen. Sie liebte die Wissenschaften, die griechische und lateinische Gelehrsamkeit; und sie redte ihre Sprache in gröster Reinigkeit. Ihre Söhne, (die Gracchen) die sich grossen Ruhm mit der Redekunst machten, hatten ihr das meiste von ihrer Geschicklichkeit zu danken.

Beym Appian findet man noch die Rede, welche Hortensia, Tochter des Redners Hortensius, öffentlich vor den Triumvirn hielt. Diese drey Beherrscher hatten 1400. der reichsten und vornehmsten Römerinnen eine Schatzung aufgelegt, um Kriegsvolk wider den Brutus und Cassius anzuwerben. Sie trat als Haupt an die Spitze der andern Frauen, und erkühnte sich vor diesem Gerichte, vor welchem die unterdrückten Männer es kaum wagten, die Augen empor zu heben noch weniger den Mund zu öffnen, eine Schutzrede für ihre Sache zu halten, und sie erlangte es mit ihrer Beredsamkeit, daß die Anzahl der taxirten Frauen bis auf 400 vermindert wurde.

Cicero hielt vertraute Freundschaft mit einer gewissen Römerinn Cerellia. Er rühmet oft in seinen Briefen ihren Geschmack an Büchern und an der Philosophie. Weil er nun eben diesen Trieb in sich fühlte, so schätzte er den Umgang mit ihr, und ihre Schriften sehr werth. Er spricht auch mit Lobe von andern römischen Frauen, die an schönen Studien und an der Zierlichkeit der Sprache am meisten Geschmack fanden. Weil er die Kunst der Wohlredenheit recht hoch treiben wollte, so brachte er seine müßigen Stunden in ihrer Gesellschaft zu.

Indem er sich, z. E. vom Scävola dem Augur Unterricht geben ließ, besprach er sich zugleich insgemein mit dessen Gemahlinn Lälia, die, wie er ihr das Zeugniß giebt, in ihrem Reden alle Zierlichkeit ihres Vaters Lälius spüren ließ, welcher der feinste Redner seiner Zeit gewesen war. Eben so gute Freundschaft hielt er auch mit der Mucia, einer Tochter dieser Lälia, die den berühmten Redner L. Crassus heyrathete; wie auch mit den beyden Licinien welche die Zärtlichkeit der Sprache, so diese Familie vorzüglich vor andern besaß, in hoher Vollkommenheit getrieben hatten.

So grosse Sorgfalt trugen die Römer für die Erziehung der Jugend. Kein Volk hat jemals mehr Fleiß und Richtigkeit dabey angewandt. Daher entstanden auch zu Rom grosse Männer in allerley Art und Frauen von hohen Vorzügen; eben daher kamen auch die vielen Tugenden die unter den Römern herrschten.

Wir wollen diesen etwas weitläuftigen Artikel mit einigen mit der römischen Erziehung verwandten Materien beschliessen. Zuerst von der väterlichen Gewalt. Die Gewalt welche Romulus den Vätern über ihre Kinder gab, scheint unmäßig zu seyn. Er erlaubte ihnen sie ins Gefängniß, in Ketten und Banden zu legen, sie stäupen zu lassen, sie aufs Land zu verweisen, um allda mit den Sclaven arbeiten, sie zu verkaufen, ja sogar ihnen das Leben zu nehmen, auch sie gleich bey ihrer Geburt auszusetzen. (S. das nähere in Kinder der Römer, Gewalt väterliche, wo auch von der Annehmung an Kindesstatt soll geredet werden.

Servius Tullius hatte die Verfügung getroffen, daß für ein jedes neugebohrnes Kind eine Münze in den Tempel der Juno Lucina, eine andere hinwieder beym Absterben einer jeden Person in den Tempel der Venus Libitina, und endlich auch eine für jeden Jüngling, der das männliche Kleid anlegte, der Göttinn Juventa bezahlt werden mußte. Kaiser Marcus Aurelius erneuerte diese in Verfall gerathene Verordnung, damit ein jeder Burger seinen freyen Stand, wenn er ihm streitig gemacht würde, desto leichter beweisen könnte. Er befahl ferner, daß der Name eines jeden Kindes, das zu Rom gebohren würde, innerhalb 30 Tagen nach dessen Geburt im Schatzarchiv beym Saturnustempel angezeigt und daselbst aufgeschrieben würde, und ließ in gleicher Absicht auch in den Provinzen solche Geburtsregister einführen. Auch in Athen war dies Einschreiben der Kinder beyderley Geschlechts, die von ächten Burgern herkamen, ein nothwendiges Stück, die Aechtheit ihrer Geburt und ihres Burgerstandes zu beweisen.

Von den Namen der Römer und an welchem Tage den Kindern solche beygelegt worden. (S. Namen der Alten. (21)

Erziehungskunst. Dieser Ausdruck bedeutet zweyerley. Erstlich die Sammlung aller Regeln, welche man bey der Erziehung zu beobachten hat; und alsdann ist die Erziehungskunst oder Pädagogick, wie man sie mit einem griechischen Namen nennt, eine

eigne

eigne Wissenschaft, wie mehrere andere. Zum andern versteht man darunter die Fertigkeit, diese Regeln in vorkommenden Fällen auch wirklich zu beobachten. Jenes kann man die theoretische, und dieses die practische Erziehungskunst nennen; wiewohl der letzte Ausdruck auch noch eine andere Bedeutung hat. Practisch wird eine Wissenschaft genennt, wenn sie solche Vorschriften enthält, welche im menschlichen Leben brauchbar sind, und wirklich ausgeübt werden können. In dieser Bedeutung müssen alle Wissenschaften, also auch die theoretische Erziehungskunst zu gleicher Zeit practisch seyn. Denn wozu dienen Grundsätze, Vorschriften und Methoden, die keinen Nutzen haben oder nicht, wenigstens nicht eher, als bis die ganze Welt zuvor umgeschmolzen worden, ausgeführt werden können?

Diese Kunst als Fertigkeit betrachtet, wird auf die nemliche Art erlernt, wie eine jede andere Kunst. Man muß sich die vornehmsten Regeln derselben bekannt machen, um zu wissen was man thun soll. Man muß guten Mustern, wenn man dergleichen haben kann, nachahmen, und zusehen wie es andere kluge und erfahrne Leute machen oder ehedem gemacht haben. Man muß endlich selbst Hand anlegen, und bey dem Unterricht, den Vorschriften und der Zucht, deren man sich bey den Kindern bedient, auf den Erfolg derselben Achtung haben und den Ursachen nachdenken, warum dieser Erfolg diesesmal so und zu einer andern Zeit anderst beschaffen ist, um auf allerley besondere Maximen zu kommen, indem man bey verschiedenen Personen und in verschiedenen Umständen auch verschiedentlich verfahren muß, wenn gleichwohl das Hauptwerk einerley wäre. Hat man nun noch Gelegenheit ein oder das andere gute Buch zu lesen, oder unter Aufsicht erfahrner Leute in sogenannten Seminarien selbst an den Kindern zu arbeiten, so ist es desto besser. Was die theoretische Erziehungskunst oder die Sammlung der bey der Erziehung zu beobachtenden Regeln betrift, so müssen dieselben wie alle andere zuletzt aus der Erfahrung abgezogen werden. Weil aber nicht jedermann die Gelegenheit hat, alle nöthige Erfahrungen in einem gewissen kurzen Zeitraum zu überkommen, auch mancher die Gabe nicht besitzt, die Regeln aus denen sich darbietenden Erfahrungen herauszuziehen und gehörig zu bestimmen, so muß man sowohl die einzelnen Erfahrungen welche andere Leute gehabt, als auch die Wissenschaften worinn sie dieselben gesammelt und in eine systematische Ordnung gebracht haben, zu Rath ziehen. Das letztere ist das kürzeste, und verschaft eine Uebersicht der ganzen Sache. Man erhält dadurch eine Art von System, welches man jedoch weder blindlings nachbäten, noch sich damit begnügen muß. Denn auch hier muß das eigne Nachdenken hinzukommen; man muß die vorgefundenen Regeln prüfen, und mit den Erfahrungen die man selbst gehabt, theils bey andern findet, zusammenhalten, und hierdurch die Lücken ausfüllen, welche in einem jeden System gemeiniglich übrig bleiben, da man sich, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, nicht immer in das Detail einlassen kann.

Die Erziehungskunst als System betrachtet, setzt einige andere Wissenschaften voraus. Der Zweck der Erziehung geht dahin, sowohl den Körper als die Seele der Kinder zu bilden. Die zu dem ersten erforderlichen Grundsätze liegen in den Wissenschaften, welche den menschlichen Körper zum Gegenstand haben, als Physik, Diätetik, und andern Theilen der Arzneykunst, aus welchen die ganze Theorie der körperlichen Erziehung hergeleitet werden muß. Die moralische Erziehung beschäftigt sich mit der Bildung der Seele, insonderheit des Verstandes und des Willens. Die Regeln zu jenem finden sich in der Vernunftlehre oder Logick, zu diesem aber in der Sittenlehre; daher dann auch nicht leicht eine Sittenlehre gefunden wird, in welcher nicht ein Kapitel von der Erziehung der Kinder vorkäme. Diese beyden Wissenschaften aber nehmen ihre Gründe zuletzt aus der Psychologie her, als in welcher die Sätze, welche uns die Erfahrung von der Seele lehrt, gesammelt, geordnet und weiter ausgeführt sind. Alle diese Regeln reden von dem Menschen überhaupt; sie müssen daher weiter bestimmt, und auf die eigenthümliche Beschaffenheit der Kinder angewendet werden; und hieraus entsteht dann die Erziehungskunst, welche eben wegen dieser weitern Bestimmung und Anordnung als eine eigne Wissenschaft angesehen werden kann, so gewiß das Meiste derselben aus der Philosophie entlehnt ist.

Es kommt noch eine andere Ursache hinzu, warum die Erziehungskunst zu einer eignen Wissenschaft wird. Es ist ebenfalls ein Zweck der Erziehung, die Kinder zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft zu machen, und sie zu dem Ende mit allerley Kenntnissen zu versorgen, und in denselben zu üben. Auch hier werden die Grundsätze wieder aus der Philosophie entlehnt. Diese belehrt uns, und zwar, theils in der Moral, zum Theil auch in dem Recht der Natur, von den mancherley Pflichten, die man als Mensch und als Mitglied eines Staats zu beobachten hat; nur daß in der Erziehungskunst auf die bestimmte Beschaffenheit der heutigen Staaten, in denen wir etwa leben oder leben werden, und deren Verfassung einige Rücksicht genommen wird. Eben so enthält die Logik die allgemeinen Regeln des Unterrichts. Aber in einer Erziehungskunst muß angegeben werden, welche Kenntnisse dem Menschen allgemein, und welche ihm nur alsdann nöthig sind, wenn er zu einem gewissen Stand und Lebensart bestimmt ist, als worauf sich die Philosophie nicht einlassen kann. Es muß weiter gezeigt werden, wie man bey einzelnen Kentnissen, bey Sprachen, Wissenschaften, historischen, dogmatischen Wahrheiten, Künsten, Handwerkern und dergleichen zu verfahren habe, wozu ausser dem wenigen, was etwa die Logik davon enthalten möchte, noch viele einzelne Kenntnisse, Lectüre und Erfahrung, vornemlich aber eine deutliche Einsicht in die heutige Beschaffenheit der Welt, und der mancherley Stände und Abtheilungen der Menschen erforderlich ist.

Hieraus ist nun leicht abzunehmen, wie die Erziehungskunst eingerichtet seyn müsse, wenn sie eine wahre Wissenschaft, und ein vollständiges System seyn soll. Sie muß die Hauptregeln der drey Erziehungsarten, der körperlichen, der moralischen und der gesellschaftlichen enthalten. Diese Regeln müssen nicht untereinander gemischt werden, sondern eine jede muß da stehen, wo sie vermöge der Natur der Sache hingehört. Und so muß z. E. bey der moralischen Erziehung erst von der Bildung des Verstandes nach Ordnung der mancherley Seelenkräfte, welche unter dem Verstand begriffen werden, so wie sie in einer vernünftigen Psychologie auf einander folgen, und alsdann erst von dem Willen gehandelt werden. In Ansehung des letztern ist es nicht genug, allerley gute moralische Regeln durcheinander zu werfen, sondern man muß dieselben nach den mancherley Trieben, Neigungen und Begierden, aus welchen der Wille

beſteht, und nach den mancherley Pflichten, welche dem Menſchen gegen ſich ſelbſt, gegen Gott, gegen andere, als Menſch und Mitglied der menſchlichen und bürgerlichen Geſellſchaft obliegen, in eine gehörige Ordnung ſtellen; wiewohl das, was den Menſchen als Glied der Geſellſchaft angeht, auch unter die Rubrick von der geſellſchaftlichen Erziehung, welche nun folgen muß, gebracht werden kann. In dieſer muß ebenfalls eine gute Ordnung beobachtet werden. Man muß die Kenntniſſe, Uebungen und Arbeiten, welche allen Menſchen nothwendig ſind, zuerſt abhandeln, und nachher zu den einzelnen Ständen fortgehen.

Auf dieſe Art kann man hoffen, daß man das Ganze gehörig überſehen, daß man nichts wichtiges auslaſſen, daß man keine Regeln vorbringen werde, welche mit andern, an die man nicht gedacht hat, in Colliſion kommen. Kurz! Man wird hier alle Vortheile eines ſyſtematiſchen Vortrags erwarten können. Alles wird lichtvoller und begreiflicher ſeyn, weil eine jede Regel an ihrem rechten Platz ſteht, und von dem Allgemeinen zum beſondern fortgegangen wird, wodurch ſo leicht nichts vergeſſen wird, wenn auch gleich nicht alles ausführlich vorgetragen werden kann.

Die Schriftſteller, welche über die Erziehungskunſt vorhanden ſind, ſind von einer gedoppelten Art. Einige haben auf gewiſſe Art Syſteme und ins Ganze gehende Anweiſungen, andere aber nur einzelne Beyträge geliefert. Die letztern ſind unzählig und nicht von einerley Art. Bald ſind es einzelne Abhandlungen und Vorſchläge, bald aber auch Nachrichten und Recenſionen von allerley Schriften, welche auf irgend eine Art in das Erziehungsweſen einſchlagen. Es findet ſich, wie leicht zu erachten, ſehr viel Gutes und manche brauchbare Erfahrung darunter, worauf zuletzt alles beruht. Dieſe hat nicht ein jeder ſyſtematiſcher Schriftſteller ſelbſt anzuſtellen Gelegenheit, und er kann ſich alſo aus ſolchen Schriften belehren, und die Data zu ſeiner Theorie ſammeln. Auch kann derſelbe nicht eine jede Regel die er gibt, ſo ausführlich vortragen, und mit ſo vielerley Exempeln erläutern, daß ein jeder Leſer dieſelben auch nun anwenden könnte. Dieſen dienen daher ſolche einzelne Schriften, um deutlich einzuſehen, wie zum Exempel eine gewiſſe Sache anzugreiffen iſt, und wie hier oder da nach gewiſſen beſondern Umſtänden, die in dem Syſtem unmöglich enthalten ſeyn konnten, Zuſätze oder Ausnahmen gemacht werden müſſen; und was dergleichen mehr ſeyn mag, wodurch das, was das Syſtem nur überhaupt ſagte, anſchauend wird. Indeſſen muß man über dem Leſen ſolcher Schriften, eine ſyſtematiſche und zuſammenhängende Kenntniß des Erziehungsweſen nicht verſäumen. Man kann dieſe Schriften nicht alle leſen, und wenn man ſie zu tauſenden geleſen hat, ſo dürfte man doch über alle in dem Syſtem vorkommende Materien nicht gerade etwas, wenigſtens nicht immer etwas gründliches gefunden haben. Denn unter dieſen einzelnen Schriften ſind zum allergeringſten gerechnet, neun Theile ſeicht und unbrauchbar. Viele rühren von Leuten her, die das Ganze nie überſehen haben, und deren Vorſchläge folglich einſeitig ſind, und an vielen andern ungezweifelten Regeln widerſtoßen. Verſchiedene Schriftſteller dieſes Fachs überlaſſen ſich den Träumen ihrer Einbildungskraft, und thun Vorſchläge, die, wenn ſie auch in ſich ſelbſt betrachtet gut ſind, woran es jedoch auch oft fehlt, doch nothwendig vorausſetzen, daß die ganze Welt zuvor umgegoſſen werden müſte. Andere plündern die Alten oder auch die Reiſebeſchreiber entfernter ganz uncultivirter und wohl gar völlig wilder Nationen, und preiſen uns ihre Erziehungsmethoden mit vieler Wärme an; ohne zu bedenken, ob auch unſer Clima, unſer Nationaltemperament, unſre häusliche und bürgerliche Verfaſſung und hundert andere Dinge mehr, welche zu ändern nicht in unſrer Gewalt ſteht, ſich damit vertragen. Noch andere haben würklich einige kleine Erfahrungen gehabt, und dabey dieſes oder jenes gut gefunden; und nun empfehlen ſie uns ihre Methoden allgemein, ohne zu überlegen, daß bey veränderten Umſtänden auch ganz andere Wege eingeſchlagen werden müſſen, und wie viel dazu gehöre, einen Satz allgemein zu machen. Mancher kennt die Welt, die heutigen Sitten, die Verfaſſung des Staats, den Zuſtand der Gelehrſamkeit, die Beſchaffenheit der verſchiednen Stände, der Landleute, der Bürger und dergleichen nicht genug, und doch thut er Vorſchläge über Vorſchläge, welche Kennern lächerlich ſind. Den meiſten aber fehlt es offenbar an Kenntniß der Philoſophie, woraus doch das meiſte zuletzt hergenommen und erwieſen werden muß, und an einer Fertigkeit richtige Erfahrungen anzuſtellen, und aus denſelben weiter fortzuſchließen. Wenn es hochkommt, ſo haben ſie einige einzelne, oder wie man auch ſagt, iſolirte Kenntniſſe, welche aber noch lange nicht zureichen. Kein Wunder alſo, wenn ſo viele Schriften über die Erziehung, womit inſonderheit unſer gutes Deutſchland vorzüglich ſeit etlichen zwanzig Jahren überſchwemmt wird, ſo wenig zur Verbeſſerung der Erziehung ſelbſt beytragen. Von ſehr vielen Recenſionen kann man dieſes alles auch ſagen, nur daß hier noch zwey ſchädliche Umſtände hinzu kommen. Oft ſind es junge Leute, ohne alle Kenntniſſe und Erfahrungen, welche ſich zu Richtern aufwerfen, und bey allen ihren allenfalls wohlgemeinten Abſichten viel Unheil anrichten, indem ſie aus Unwiſſenheit Sachen, die es nicht verdienen, anpreiſen, oder auch verachten, manches für neu ausgeben, das uralt iſt, manches als ſehr wichtig empfehlen, das unthunlich iſt, und ſo ferner. Oft miſcht ſich aber auch der Partheygeiſt mit ein; man lobt oder tadelt etwas wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen, weil man einem Schriftſteller aus mancherley ſich auf ſein Werk gar nicht beziehenden Urſachen geneigt oder abgeneigt iſt; man tadelt ihn, weil er den aufgeblaſenen Kunſtrichter nicht kriechend um eine günſtige Beurtheilung bitten, oder nicht mit baarem Gelde beſticht; man lobt ihn, weil er dieſes thut, weil man ſich für ihm fürchtet, weil man ſich Hoffnung macht, er werde gelegentlich Lob wiederum mit Lob vergelten. Und ſo wird dann die gute Leſerwelt betrogen, kauft und ließt Sachen, die ſie nicht zu brauchen weiß, kann eben deswegen hernach beſſere Bücher nicht mehr kaufen, oder lernt ſie auch nicht einmal kennen.

Die ſyſtematiſchen Schriftſteller, welche die Erziehungskunſt als Wiſſenſchaft betrachten, ſind auch nicht von einerley Art, und haben zum Theil auch viele von den vorhin nahmhaft gemachten Fehlern an ſich. Einige ſcheinen ſyſtematiſch zu ſeyn, und ſind nichts. Sie ordnen das was ſie wiſſen, auf eine an ſich nicht ganz verwerfliche Art; aber ſie gehen nicht bis auf die erſten Grundſätze der Philoſophie zurück, woraus doch beynahe alles zuletzt erwieſen werden, und welche dem ganzen Gebäude die Feſtigkeit geben müſſen. Meiſtens fehlt es denſelben auch an den gehörigen Verhältniſſen; allenthalben ſind Lücken. Was ſie wiſſen, worüber ſie nachgedacht oder Erfah-

rungen gesammlet haben, das führen sie umständlich aus; andere Dinge berühren sie zu kurz, wofern sie solche nicht ganz übergehen. Sie sind unbekümmert, ob sie auch alles gesagt haben, was sie hätten sagen sollen, und ob es nicht noch mehrere Materien giebt, die eben so ausführlich, oder noch ausführlicher hätten vorgetragen werden sollen, als die, so sie beybringen. Wir tadeln es nicht, daß einige sich besondre Zwecke wählen, und der eine die körperliche Erziehung, der andre die moralische, ein dritter die Erziehung des Bürgers, oder der Töchter, ein vierter den Unterricht der Gelehrten allein abhandelt. Wir halten dieses vielmehr für sehr nützlich. Wenn ein Kenner eines Fachs dasselbe nur allein bearbeitet, so kann er oft viel brauchbares und practisches vortragen, das ein anderer nicht kann; alle aber können dem, der ein System über die ganze Erziehung schreiben will, vorarbeiten. Wir tadeln es blos, daß verschiedene ihre Materie nicht recht erschöpft, geordnet, und auf die ersten Gründsätze zurückgeführt haben. Denn würklich haben wir auch einige gute Schriftsteller, welchen man dieses theils in Absicht auf einzelne Theile, theils die ganze Erziehungskunst nachrühmen kann.

Der Zweck dieser Encyclopädie ist nicht eigentlich Litteratur. Auch haben wir noch keine vollständige Geschichte der Erziehungskunst überhaupt, noch auch der Verfahrungsart einzelner Nationen und Zeitalter. Von den Egyptern, Persern, Griechen, Römern, wie auch Juden, finden sich einige schätzbare Bruchstücke, wovon das wichtigste in den Artickeln von der Erziehung dieser Völker vorgekommen ist. Von den Juden, Griechen und Römern, finden sich auch Nachrichten in Joh. Fried. May Kunst der vernünftigen Kinderzucht, gr. 8. Helmstädt 1765. 2 Theile; von den Egyptern, Persern, Griechen und Römern hat Herr Prof. Mangelsdorf in seinem Versuch einer Darstellung dessen, was seit Jahrtausenden in Begriff des Erziehungswesens gesagt und gethan worden ist, 8. Leipzig 1779. sehr gut gehandelt; auch findet sich in Herrn Prof. Millers Grundsätzen einer weisen und christlichen Erziehungskunst, 8. Göttingen, 1771. eine kurze Geschichte der Erziehungsart der berühmtesten Völker. Von den mittlern Zeiten bis zum 17ten Jahrhundert, handelt auch Herr Mangelsdorf, jedoch sehr kurz, etwas ausführlicher ist er bey dem berühmten Comenius, der sich um das Erziehungswesen durch viele Schriften verdient gemacht hat, und einigen seiner bekanntesten Zeitgenossen; am meisten aber hält er sich bey dem Locke, Rousseau, Feder, (neuen Aemil.) Grivel, und vorzüglich Basedow auf: doch ist das was er vorbringt, noch keine eigentliche Geschichte. Wer wissen will, was die Griechen und Römer wesentliches über die Erziehungskunst gesagt haben, der findet es theils in dem Werk des Herrn Prof. Mangelsdorfs, wo die vornehmsten Gedanken des Plato, Aristoteles und Quinctilians ausgezeichnet sind, theils und ausführlicher in Herrn D. Gedicke Schrift Aristoteles und Basedow, oder Fragmente über Erziehung und Schulwesen bey den Alten und Neuern gr. 8. Berlin und Leipzig 1779. woselbst auch noch einiger anderer minderbetrachtlicher Schriftsteller der Alten Erwähnung geschieht. Der vornehmste unter ihnen ist Plutarch in seinem bekannten und fast in alle Sprachen übersetzten Werkchen von der Erziehung der Kinder, welches Herr Gedicke nicht ausgezogen hat, weil es ganz gelesen zu werden verdient, und leicht zu haben ist. Doch ist in denen zu Dessau herausgekommenen pädagogischen Unterhandlungen ausführlich von demselben gehandelt worden.

Von den neuern Zeiten finden sich fast in allen Journalen Nachrichten von Erziehungsschriften, vornemlich aber in der zu Berlin bey Herrn Nicolai herausgekommenen allgemeinen deutschen Bibliothek, wo beynahe in einem jeden Stück eine eigne Rubrik von Erziehungsschriften vorkommt. Als eigne neuere Journale (denn es giebt auch ältere) welche das Erziehungswesen allein zum Gegenstand haben, sind vornemlich zu bemerken, das von 1765 bis 1772 zu Frankfurt und Leipzig in 6 Bänden herausgekommene: Magazin für Schulen und Erziehung überhaupt, und dann die darauf erfolgte Allgemeine Bibliothek für das Schul- und Erziehungswesen in Deutschland gr. 8. Nördlingen 1773. welche noch fortgesetzt wird, und bereits in 10 Bänden besteht. Hiermit kann man nun noch verbinden: Hrn. M. Roos Bibliothek für Pädagogen und Erzieher, wovon 1783 zu Gießen zwey Theile herausgekommen sind, welche fortgesetzt werden, und wovon der eine Recensionen, der andere aber allerley kleine Erziehungsschriften, nach dem Plan des von Herrn R. Heyler herausgegebenen Archivs für die ausübende Erziehungskunst, welcher Titel auch mit beybehalten worden, und wovon bereits 9 Theile erschienen sind, in sich begreift. Auch findet sich in dem obgedachten May ein Verzeichniß der vornehmsten Schriften bis auf seine Zeit. Besser aber ist dasjenige, was Herr P. Bock seinem Lehrbuch der Erziehungskunst 8. Königsberg und Leipzig 1780 angehängt hat. Vornehmlich aber gehören hieher: die neuesten Erziehungsbegebenheiten mit practischen Anmerkungen 8. Gießen 2 Bände von 1780 und 1781. jeder zu 934 Seiten. Die Absicht dieses Journals war, nach und nach alle wichtige in das Erziehungswesen einschlagende Materien zu behandeln, und bey einer jeden die vornehmsten Schriftsteller, welche seit 20 bis 30 Jahren geschrieben haben, anzuführen und zu beurtheilen. Es ist solches auch mit verschiedenen erheblichen Materien geschehen; es wären aber wenigstens 20 solcher Bände erforderlich gewesen, wenn der Plan ganz hätte ausgeführt werden sollen, wodurch man denn nicht nur Materialien zur Erziehungskunst selbst, sondern auch zur Geschichte derselben erhalten haben würde. Indessen gehören folgende meistens ausgeführte Materien hieher: von der Erziehung überhaupt, wie auch der Erziehung des Frauenzimmers, von den Journalen, die von dem Erziehungswesen handeln, und mancherley sind, von dem Unterricht, von den deutschen und Land- von den Frauenzimmer- und Real-Schulen und dergleichen, wodurch schon vieles vorgearbeitet worden. Man findet darinn Nachrichten von den Erziehungsschriften des Locke, Fenelon, Rollin, Chalotais, Coyer, Rambach, Sulzer, May, Krüger, Biedermann, Feder, Miller, Büsching, Lavrit, Ehlers, Campe, Brechter, Schlözer, Braun, Bock, Trapp, Resewitz, Borbeck, allen oben genannten, und noch vielen andern, theils etwas ältern Schriften an, welche man leicht aus den Registern ersehen kann, wir aber hier nicht alle anführen können.

Niemand hat in den neuern Zeiten in Bezug auf das Erziehungswesen mehr Aufsehen gemacht, als Rousseau und Basedow. Beyde haben viel Neues, wie auch vieles, das längst bekannt war, zum Theil

Erz polzet, ſagt der Bergmann wenn er das Erz im Geſteine genau hin und wieder vorſchimmern ſiehet.

Erzprieſter, iſt in der catholiſchen Kirche ein Amt, wodurch der erſte und oberſte Prieſter nach dem Biſchof den andern Prieſtern vorgeſetzt wird, und in gewiſſen Vorfallenheiten die Stelle des Biſchoffes vertritt, was das innere des geiſtlichen Regiments betrift; daß im 4. Jahrhundert ſchon Erzprieſter geweſen ſeyn, iſt ſicher: Hieronymus ſchreibt im 4. Brief an den Ruſticus, daß in einer jeden Kirche ein Biſchoff, ein Erzprieſter und ein Erzdiacon aufgeſtellt ſey. In der griechiſchen Kirche heißt er Protopresbyter, er ſollte eigentlich das Muſter ſeyn, nach welchem ſich die jüngere Prieſter zu richten hätten. Es war eine durchgehends angenommene Einrichtung, daß jeder Orden der Kirchendienern einen Vorgeſetzten hatte; z. B. die Biſchöffe ihren Erzbiſchoffen, die Diaconen, ihren Erzdiacon, die minder geiſtliche ihren Primarius, oder Oberſten der geringen Geiſtlichen. Schon in der erſten allgemeinen Kirchenverſammlung zu Nicäa, nach der arabiſchen Ueberſetzung, geſchieht Meldung davon, wie auch in der Synode zu Merida in Spanien im Jahr 666. in einem Schreiben der römiſchen Kirche an die Kirche in Schottland und Irrland, A. 640. welches Beda aufbehalten hat, ſteht dieſe Stelle: in allen biſchöfflichen Cathedralkirchen muß ein Erzprieſter, ein Erzdiacon, und ein Erzclerus (primi Cleri) angeſtellt ſeyn. bey Thomaſin P. 1. L. 2. c. 4. n. 4. Sehr lang war die Ehre eines Erzprieſters demjenigen zu Theil geworden, der der älteſte Prieſter im Bißthum war. Bey der kleinen Anzahl der Prieſtern, bey der pünktlichen Genauigkeit im Ausſuchen der Kirchendiener zum Prieſterthum, blieb immer die vernünftige Vermuthung, daß derjenige der beſte ſeyn würde, der ſich am längſten in ſeinen Amts- und Standesgeſchäften geübt hätte. Er hatte auch dieſen Vorzug, daß er ſeinem Biſchoffe in der Kirche am nächſten ſaß; und daß er das Meßopfer und andere gottesdienſtliche Handlungen verrichtete, wenn der Biſchoff auſſer Stand war, es ſelbſt zu thun. Ob aber dieſe Regel, daß immer der älteſte Prieſter auch Erzprieſter geweſen iſt, keine Ausnahme gelitten habe, dies iſt ſo gewiß nicht. Der heilige Baſilius trug ſeinem Bruder Gregorius Nazianzenus den erſten Platz unter den Prieſtern ſeines Bißthums an, ob er gleich ein fremder Prieſter, mithin gewiß nicht der älteſte Prieſter von der Diöces Cäſarea geweſen iſt; alſo erzehlt Gregorius ſelbſt in Orat. 20. Da Dioſcorus nach der groſſen Synode zu Chalcedon reiſſete, hinterließ er einen gewiſſen Proterius als Erzprieſter in ſeiner Kirche zu Alexandria. Den Ausdrücken zu Folge, deren ſich der Geſchichtſchreiber Liberatus, Cap. 14. Breviar. bedient, hieng dieſe Einſetzung zum Erzprieſter nicht von dem Alter des eingeſetzten, ſondern von dem Willen des Biſchoffs ab. Dies war aber ein beſonderer Fall, und läßt vermuthen, daß der Biſchoff dieſen ſo aufgeſtellten Erzprieſter als ſeinen Stellverweſer (Vicarius generalis) mit allgemeiner Vollmacht angeordnet habe; wenn Thomaſin P. 1. L. 2. c. 3. n. 5. recht muthmaſet, ſo kamen derley Erzprieſter gemeiniglich als Nachfahrer auf den biſchöfflichen Stuhl. Allein dieſe auſſerordentliche Fälle geben für das gemeine Recht kein Ziel und Maaß. So wenig die gute Einrichtung lang gedauert hat, daß man bey einer geringen Zahl der Prieſter geblieben iſt, ſo wenig konnte auch die Verfügung ſtand halten, daß jedesmal der älteſte Prieſter, das Muſter und der Vorſtand der jüngern ſeyn ſollte; wenn die Canones 1. und 2. Diſtinct. 60. von den Päbſten Calixtus I. und Urbanus I. herkämen, wie ſie gemeiniglich überſchrieben ſind; ſo hätte man ſchon im Anfange des 3ten Jahrhunderts die Erzprieſter aus anderen ausgehoben, ohne auf das Alter des Prieſterthums zu ſehen, allein es iſt ungezweifelt, das dem 1ten Canon Urbanus II. zu Clermont A. 1095. dem 2ten aber Calixtus II. A. 1123. gemacht habe. (ſ. Böhmer *in Corp. jur. can.* bey dieſen Canonen. van Eſpen, *Comment. ad Decret. gratiani.* Diſt. 60.) Wie es ſcheint, ſo waren die Grenzen ihrer Vollmacht eben ſo wenig als jene ihrer Amtsverrichtungen ſicher und einförmig. Der Erzprieſter ſowohl, als der Erzdiacon werde von der 2ten Synode zu Aachen can. 4. biſchöffliche Stellverwalter (Miniſtri) in dem Capitulare des Kaiſers Ludwig Tom. 2. *Concil. galliae*, pag. 463. heiſſen ſie Helfer oder Amtsgehülfe des Biſchoffs (Adjutores epiſcopalis miniſterii) daher nennte man ſie gewöhnlich gebohrne Stellverwalter der Biſchöffe, die mit dem Amt des Erzprieſters ſchon zugleich ohne weiteren Zuſatz die Stelle des Biſchoffes zu verſehen hatten. In der 4ten Synode zu Carthago wird dem Erzprieſter eine Pflicht angewieſen, die ſonſt den Diaconen und Erzdiaconen eigen iſt; can. 17. heißt es, der Erzprieſter ſoll ſich der Wittwen, elterloſen Kindern und fremder Gäſten annehmen; und der Canon ſpricht von dem Erzprieſter oder Erzdiacon, als wenn dieſe zwey Kirchenbeamte einerley Verrichtungen hätten; da es doch die Regel offenbar widerſpricht: die eigentliche Amtsgeſchäften aber waren a) über alle Prieſter eine unmittelbare Aufſicht haben, ihr ſittliches Betragen beobachten, und mit einem Worte; ihr Seelſorger zu ſeyn. Cap. 1. X. *de archipresb.* beſonders darauf acht zu haben, damit die biſchöffliche und andere Kirchenſatzungen genau beobachtet würden. (ſ. den Natal. Alexander, *ad ſæc. 6. Tom. 5. pag. 441.* b) So lange der Gottesdienſt wehret, immer in der Kirche zugegen ſeyn. c) In Abweſenheit des Biſchoffs in der Cathedralkirche das Meßopfer verrichten, oder gleich nach dem Eingang in die Kirche das erſte Gebet, welches Collecte genennt wird, Lambert *de ſacrificio Miſſae.* Sect. 1. *de Collecta*, herſagen, oder dazu einen andern beſtellen. Der Erzprieſter in Mainz verrichtet dieſes Amt noch heutzutage, indem er in Abweſenheit des Erzbiſchoffes das Hochamt im Dom, welches ſonſt zu gewiſſen Zeiten derſelbe zu halten hätte, verrichtet. Auch ſteht er ihm, dem Erzbiſchoff, als ſein Kapellan bey, wenn er in Perſon das Amt ſingt. Sogar vertrat er vor Zeiten die Stelle des Erzbiſchoffes im Predigen, welches aber aus guten Urſachen abgekommen iſt. d) Dahin zu wachen, daß von denen angeſtellten Prieſtern, die das Meßopfer zu verrichten haben, alles ordentlich und zierlich geſchehe; damit einer dem andern in die Hand ſchaft. Ferner daß der Gottesdienſt zur gewöhnlichen Stunde von einem Sonntage in den anderen nicht lau und kaltſinnig, ſondern mit Eifer und Andacht gehalten werde. e) Die Verordnungen und Befehle des Biſchoffs bey den Prieſtern in die Ausübung bringen. f) In Abweſenheit des Biſchoffes, das Taufwaſſer weyhen. g) Den Kranken mit dem heiligen Oehl ſalben. h) Ihn wenn er von der Kirche ausgeſchloſſen wäre, wegen ſeiner Krankheit wieder mit der Kirche ausſinnen, jedoch mit Vorwiſſen des Biſchoffs. i) Allen andern Prieſtern die Buße und Losſprechung ertheilen, ſo viel das Gewiſſen anlangt, k) bey gewiſſen Feſttägen das Amt der heiligen Meſſe entweder ſelbſt, oder durch einen andern Prieſtern beſorgen. l) Den prieſterlichen

Seegen in der Kirche ertheilen. m) Wenn der Biſchoff ſelbſt das heilige Opfer verrichtet, zu ſorgen, daß die mitcelebrirende Prieſter ihre prieſterliche Kleider anlegen. n) Dem Sacriſtanaufſeher, daß immer, um den Kranken das heilige Abendmal reichen zu können, ſoviel geſegnetes Brod vorräthig ſey. o) Auf der Huth zu ſeyn, daß die Prieſter keinen Kranken ohne Beicht und Abendmal hinſterben laſſen. p) Die Beichten der fremden Büſenden, die anderſtwoher kommen, anhören; und nach eingeholter Weiſung von dem Biſchoff, mit vielem Ernſt auf ihr Seelenheil bedacht ſeyn: ſie waren alſo hier ſo gut als die dem büſenden vorgeſetzte Prieſter (Pœnitentiarii.) q) Die unter ſeiner Aufſicht ſtehende Prieſter anzuhalten, damit die Täuflinge nicht verſäumet, und die geiſtliche Hülfe niemand entzogen werde. Dieſe Pflichten und Amtsverrichtungen ſind aus den 3. erſten Capiteln, des 24ten Titels, *de officio Archipresbyteri*, genommen. Die Capitel ſelbſt ſind theils einer Synode von Toledo, theils dem Pabſt Leo (Böhmer meynet, es ſey der 4te) zugeſchrieben. Wenn die Meynung dieſes Gelehrten *in Corp. jur. can. ad hunc Tit.* Grund hat, ſo ſind die Capp. 2. und 3. aus einem Ordo romanus (ein Buch, in welchem die Gebräuche und Dienſtverrichtungen der römiſchen Geiſtlichkeit aufgezeichnet ſind) genommen, woraus leicht zu erſehen iſt, daß dieſe Amtspflichten nicht gleich von Anfang, alle, nicht überall einförmig, aufgelegt, ſondern nach und nach vielleicht aus mehreren Diöceſen und Ritualbüchern zuſammen geſtellt worden ſind. r) Nach einer Synode zu Merida vom Jahre 666, can. 5. ſollte der Biſchoff ſeinen Erzprieſter zu der jährlichen Kirchenverſammlung ſchicken; wenn er ſelbſt da nicht erſcheinen könnte. s) Die Synode zu Paris A. 850. can. 6. befiehlt, daß der Erzprieſter die offenen Sünder zu zu einer öffentlichen, die geheime aber zu einer geheimen Buße antreiben ſollen. t) Eine Synode von Tours A. 567. can. 7. legt den Erzprieſtern die Sorge auf, zu wachen, daß von den Prieſtern Diaconen und Subdiaconen die ſtandesmäßige Keuſchheit beobachtet werde. Die ſorgloſe Erzprieſter werden zu einer Buße in einem Kloſter verwieſen. u) Die Landgeiſtliche welche ordinirt werden wollen, dem Biſchoff vorführen. can. 5. Diſt. 24. x) Nach der Synode zu Rouen (Rothomagenſis) mußte der Erzprieſter oder Erzdiacon einen oder einige Täge vor der biſchöflichen Viſitation anſagen, und die kleine Fehler aus dem Weg räumen, damit der Biſchoff durch dieſe kleine Gegenſtände von den wichtigern nicht abgehalten werden möchte. Bey Würdtwein, *Dioeces. mogunt. in Archidiac. diſtincta.* Tom. 1. *Praefat.* So lange die Kleriſei noch in einer mäßigen Anzahl beſtand, war ein Erzprieſter genug. Als ſich aber die Geiſtliche, nach dem allmählich eingeſchlichenen falſchen Grundſatze, je mehr Geiſtliche in der Kirche ſind, je heiliger iſt die Kirche, nahmhaft vermehrt hatten; und da man dem Erzprieſter nicht allzuviele Köpfe untergeben wollte, machte ſich die Vermehrung der Erzprieſter von ſelbſt nöthig. Nachdem in vielen kleineren Städten ſich eine nahmhafte Kleriſei angelegt hatte, ſo hielt man auch da einen Erzprieſter für nöthig; beſonders als das Leben der Chorherrn in den Gang gekommen war: vielleicht ward auch ſelbſt in den biſchöfflichen Städten, ſo, wie ſich die Prieſter daſelbſt angeſetzt hatten, mehr als ein Erzprieſter nöthig geachtet; je nachdem dieſe Diener des Altars ſich vervielfältiget hatten. Denn der Biſchoff konnte nicht überall ſeyn; und der Erzdiacon hatte mit äuſſerer Kirchenzucht, in den Zeiten der Unwiſſenheit, mit Sachen zu thun, die gar nicht in die kirchliche Beſorgniß gehörten. Zu Rom ſind noch 3; ſonſt waren ihrer mehr. Corvinus *de Perſon. eccleſ.* L. 1. T. 20. n. 2. & 5. Zu Paris befinden ſich noch 2 Erzprieſter: nämlich die Pfarrer zu St. Magdalena, und St. Severin. Ihre Amtsverrichtung beſteht darin, daß ſie die Befehle des Erzbiſchoffs denen Pfarrern zuſchicken: bey Einweihung der der heiligen Oehlen in der Metropolitankirche auf den grünen Donnerſtag dabey ſind, und, wenn der Erzbiſchoff eine Diöceſan Synode hält, ſie zu erſt aufgerufen werden; und unter den Landdechanten den Vorſitz, dem Generalvicarius gegen über, haben; welchen Platz ſie auch in den öffentlichen Bittgängen behaupten. Zu Tours zählt man noch 5. Erzprieſter: von welchen der erſte ein Prälat in dem Domſtift, und ſein Erzprieſterthum eine kirchliche Würde (dignitas) iſt. Er geht allen Domherrn vor: er macht Anſpruch auf ein Pferd, auf die Bücher, und auf das Bette des Pfarrers, wenn er geſtorben iſt. Allein, man widerſpricht dieſe Forderungen, und ſucht ſich mit ihm gütlich zu vergleichen. Es muß vor Zeiten dergleichen Forderung in mehreren Orten durchgeſetzt worden ſeyn. Denn in Deutſchland ſind Landcapitel, in welchen der Dechant wenigſtens das beſte Buch von dem verſtorbenen Pfarrer anſpricht. Er hat das Recht, die Pfarrer zu begraben, und nebſt dem Wachs, ſein Gebühr an Geld zu nehmen. Er verſieht die Pfarrey; regelmäßig 40. Täge lang, bis zu ihrer Wiederbeſetzung; auch länger, wenn ſie länger erledigt bleibt, mittler Zeit zieht er alle Einkünften. Ob gleich dieſe Sitte ſehr ſcharf in der Synode zu Pavia im Jahr 855, unterſagt, und als eine Handlung des Geitzes verworfen worden iſt. Thomaſin a. a. O. cap. 5. n. 9. Er hat auch das Recht verlangt, die Pfarreyen ſeines Sprengels zu viſitiren; allein die Pfarrer haben ſich mit ihm gegen eine geringe Abgabe, geſetzt. Die übrige 4. Erzprieſter haben ſo viele Vorrechte nicht: die Diöces iſt in dieſe 5. erzprieſterliche Sprengel, ſo wie anderſtwo, in Erzdiaconaten eingetheilt; und man ſieht an den Anſprüchen, daß hie zu Tours die Erzprieſter mit den ehemaligen Erzdiaconen ziemlich nah zuſammen kommen. Zu Orleans iſt ein einziger Erzprieſter, der aber in die Ruhe geſetzt iſt; jedoch als ein Prälat, und ſeine Stelle als eine Kirchenwürde angeſehen wird. Damit er ſeine Forderung auf ein gerüſtetes Bett des verſtorbenen Pfarrers fallen läßt, gibt ihm die Erbſchaft 50 Livres, wenns einen Stadtpfarrer betrift, bey dem Sterbfall eines Landpfarrers läßt er ſich wohlfeiler behandlen. Zu Mans iſt auch nur ein Erzprieſter, der aber zugleich Domdechant iſt, ſtirbt ein Pfarrer, den das Domcapitel zu ſetzen hat, ſo läßt der Erzprieſter die erledigte Pfarrei einweilen verſehen, und bekommt überhaupt 30. Livres vorzüglich vor allen Glaubigern. la Combe *mot. Archiprêtre.*

Daß nicht nur in den Cathedralkirchen, ſondern auch in den Collegialſtiften Erzprieſter angeſtellt waren, ſolches erhellt aus Hr. Würdtwein *Dioeces mog. in Archidiac. diſt.* Tom. 1. p. 59. 61. wo der Erzprieſter in Bingen am Rhein vorkommt, der von dem Probſt des Collegiatsſtifts daſelbſt eingeſetzt und mit einer Art von Aufſicht und Gerichtsbarkeit, wie auch verſchiedenen Nutzungen verſehen ward. Er hatte die geringere Fehltritte zu beſtrafen und zu beſſern, die gröbere aber der probſttheiligen Send vorzubehalten: wie es das Anſehen hat, ſo hatte Bingen nebſt denen zum Stift gehörigen Ortſchaften einen kleinen Erzdiaconat und ein demſelben angemeſſenes Erzprieſter-

thum, unter wenigen Hoch- und Erzſtiften, wo noch die ſtädtiſche Erzprieſter gängig ſind, befindt ſich auch Mainz, daſelbſt iſt noch auf den heutigen Tag ein Erzprieſter, welcher von dem zeitlichen Domprobſt, als ehemaligen Archidiacon über die Stadt und die umliegende Gegend geſetzt und nothwendiger Weiſe aus den Domherren genommen wird. Dieſer Erzprieſter hat auch noch einige Amtsverrichtungen und Einkünften Kraft ſeines Erzprieſterthums. Er gibt über die einfache geringere Pfründen (Beneficia ſimplicia minora) als da ſind die Altariſtenſtellen, die Inveſtitur, läßt die Anzeige der erledigten Pfründe mit dem Namen des neuen Beneficiaten an die Domthüre anſchlagen, und nach 3. Tägen wieder wegnehmen, damit jeder, der etwas dagegen zu erinnern hat, ſeine Einwende vorbringen kann: hält einen Beamten oder Officialen, bezieht ſich für jede Inveſtitur einen Ducaten, ſo wie ſein Official einen Thaler. Zu ſeinem erzprieſterlichen Sprengel gehören noch 11. um Mainz herum gelegene Dörfer; in denen einigen beſetzt er die Schulen mit einem Lehrer, hört die Kirchenrechnungen ab, viſitirt die dortige Kirchen und Pfarreien. In der Stadt Mainz hatte er ganz beſondere Rechten, er ließ ſich beſonders die äuſſerliche Heiligung der Sonn- und Feyertägen am Herzen liegen, damit er für die Erlaubniſſen, ſie nicht ſo ſtreng heiligen zu müſſen, manche Abgaben an Geld und Naturalien beziehen konnte. Alle Krämer und Handwerker, welche in Buden oder Läden ihre Waare feil zu haben pflegen, bis auf die Weiber, die Unſchlitt, Speck und Blut von Thieren verkaufen, mußten ſich mit ihm, und zuweilen auch mit ſeinen Bedienten abfinden. Die Feyertäge waren, nebſt den 52. Sonntägen, nebſt den Muttergottes- und Apoſteltägen, nebſt den Feſten der Kirchenpatronen, annoch an der Zahl 26. wer ſich nicht vorher durch Geld oder Geldes werth ſtraffrey gemacht hatte, wurde entweder von dem Erzprieſter in den Bann gethan, welches ein Zeichen ſeiner Gerichtsbarkeit war, oder um Geld hart geſtraft, ganze Innungen mußten ſich auf dieſe Art von der Ruche loskaufen. Man muß die Urkunde ſelbſt einſehen, um ſich von den Gerechtſamen dieſes Erzprieſtersgottes, und von dem äuſſern Gottesdienſt, wie auch von der Ausübung der chriſtcatholiſchen Religion in dem 13ten und 14ten Jahrhundert einen lebendigen Begriff zu machen. Nebſt allen dieſen Einkünften bezieht er auch 100 Rthlr. von der geſammten Judenſchaft, die ihm aber ſonſt von jeder Haushaltung einen Goldguiden reichen mußte. Da er auch als Erzprieſter für den Erzbiſchoff gewiſſe demſelben aufliegende Hochämter im hohen Dom zu halten hat, bekommt er für ein jedes an die 60 bis 70 fl. Vor Zeiten bekam er einen fetten Ochſen; Herr Profeſſor Dürr in ſeinen *Notatis ad jus Canonicum MS. ad Tit. de officio Archibresbyteri.* Einmal auf dem Lande wo wegen der zahlreichen Gemeinden mehrere Prieſter oder Pfarrer und Seelſorger nöthig waren, mußten auch nach und nach mehrere Erzprieſter angeſtellt werden, die auf dem Lande wohnten, und die übrige Prieſter unter dem Auge hatten. Es waren alſo zwey Gattungen derer Erzprieſter, jene in den Cathedralkirchen der biſchöflichen Städten, und dieſe in jenen Landkirchen, bey welchem die anſehnlichſte und zum Vorſteher ſchickliche Geiſtliche angeſtellt waren. Man kann eigentlich die Zeit nicht genau beſtimmen, wie lange die Erzprieſter in ihrem Werth und ihrer Amtskraft geblieben ſeyen. Da ihre Namen ſchon ſehr früh mit andern Benennungen vermengt worden ſind; in der Synode zu Agde (Agathenſis) vom Jahr 506, heißt es ſchon die Erzprieſter oder Dechanten. Dieſe Synode führt Gratianus Can. 64. Diſt. 50. an; es iſt aber ganz unrichtig; Neller beweiſt in ſeiner *Diſſert. de Archipresbyteris* §. 6. daß dieſe Worte aus einem Capitulari vom 8 Jahrhundert entlehnt, und nicht aus der Synode von Agde genommen ſeyen; mithin wäre der Name eines Dechants mit jenem des Erzprieſters einige hundert Jahre ſpäter gleichbedeutend geworden. Um ſo weniger hat man ſich zu wundern, daß der Pabſt Innocens III. im 12 Jahrhundert ſpricht, daß die Erzprieſter von den mehreren Dechante genennet zu werden pflegten. (ſ. Cap. 7. X. *de offic. Archidiaconi*) noch ſpäter z. B. zu den Zeiten des Kaiſers Karl V. wurden ſogar Erzdiacon, Chorbiſchof, Dechant und Erzprieſter durcheinander genommen. (ſ. die *Formula Reformationis eccleſ.* bey Herrn Branberger in *Commentatione* p. 104. ſogar wird in *Præcepto Pipini de* A. 767, der Archipresbyter mit dem Archicapellanus vermiſcht, bey Buri, Erläuterung des deutſchen Lehnrechts, 2te Fortſetzung, C. 2. §. 1. n. 10. das Geheimniß aber von dieſer ſchwankenden Benennung iſt leicht zu errathen; in jedem Lande hieng es von der Willkühr des Biſchoffes oder von verſchiedenen Umſtänden ab, mit welcher Anſehen, mit welcher Beſchäftigung der Erzprieſter ausgerüſtet ſeyn ſollte; daher iſt es ſo ſchwer die Frage zu beſtimmen, ob und welche Gattung der kirchlichen Gerichtsbarkeit die Erzprieſter auszuüben gehabt haben? Aus vielen Stellen des kirchlichen Alterthums wird es wahrſcheinlich, daß die Erzprieſter eine Art von Gerichtbarkeit ausgeübt haben; in einem Capitulare zu Aachen vom Jahr 836. Cap. 4. wird der Geitz gerüget, deſſen ſich die Chorbiſchöffe, Erzbiſchöffe und Erzdiaconen durch Ausſaugung der geiſtlichen und weltlichen ſchuldig gemacht hatten; in einem andern Capitulare vom Jahr 805, wird von der Gewalt zu ſtrafen geſprochen, welche die Erzprieſter auszuüben hatten; wobey ihnen nur die Einſchränkung empfohlen wird, daß ſie die Sünder nicht mit Todesſtrafe anſehen ſollen; ſchon in der zweyten Synode zu Tours A. 567. Cap. 19. wird verfügt, daß der Erzprieſter der ſeine untergebene Cleriſey nicht mit aller Schärfe züchtige, von dem Biſchof in die Stadt beruffen werde. und daſelbſt einen Monat lang in Waſſer und Brod faſten ſoll. Die Stelle eines Erzprieſters muß anbey einträglich geworden ſeyn, vielleicht durch die aufgelegte Geldbuſen; in einer Synode zu Chalons (Cabilonenſis) A. 650. C. 11. werden die weltliche Richter von dem Amt derer Erzprieſter ausdrücklich abgewieſen, mit dem Verbot, daß ſie ſich bey Strafe des Banns, unter dem Namen der Erzprieſter nicht in die Klöſter und Pfarreyen begeben, und da die erzprieſterliche Gerichtbarkeit ausüben ſollen. Eine andere Synode, jene zu Rheims vom Jahr 630, Can. 19. mußte ausdrücklich verbieten, daß kein Weltmann das Amt eines Erzprieſters überkommen möchte. Bey Thomaſin a. a. O. Cap. 4. n. 1. aus dieſen und andern Stellen ſollte man glauben, daß die Erzprieſter eine ordentliche Gerichtbarkeit und zwar eine Art von geiſtlich-peinlicher Gerichtbarkeit auszuüben gehabt hätten. Hingegen hat man auch in der Synode zu Auxerre (Altixodorenſis) A. 578. C. 20. den Befehl an die Erzprieſter zu leſen, daß ſie dem Biſchoffen oder ſeinem Archidiaconus zu berichten hätten, wenn die unter ihnen ſtehende geiſtliche in fleiſchliche Sünden verfallen ſollten; die Layen, welche auf die Ermahnung derer Erzprieſter ſich nicht beſſern würden, ſollten in den Bann und in jene Strafe verfal-

len seyn, welche der König auf die Verbrechen gelegt hätte; hier hatten also die Erzpriester wenig oder nichts von einer Gerichtbarkeit. Ueberhaupt muß die erzpriesterliche Hoheit gewaltig gesperrt gewesen seyn, indem man zuverläßig weiß, daß die Erzpriester schlechterdings unter den Erzdiaconen gestanden sind. Dies war freylich eine seltsame Einrichtung; nach der Natur der Hierarchie war der Priester über den Diacon, mithin mußte der Erzpriester eine Stufe höher stehen als der Diacon; dieser Rang war so tief eingewurzelt, daß noch im Jahr 640 der Erzpriester von Rom sich dem so eben gewählten aber noch nicht eingesetzten Pabst Johann IV. in jenem Schreiben vorsetzt, welches er im Namen der römischen Kirche an die Kirchen von Schottland und Irrland abgehen ließ, s. oben. Es ist merkwürdig, daß die Erzpriester nie es so weit bringen konnten, daß sie eine formliche Kirchenwürde aus ihrem Amt hätten machen können; vielleicht ist davon die ungezwungene Ursache, weil zur Zeit, da die kirchliche Würden ihre Bestandtheile in der weltlichen Einrichtung der Kirche erhielten, welches spät in das mittlere Zeitalter einfiel, die erzpriesterliche Bedienung schon grossentheils ihr Ansehen und ihren Einfluß in die Kirche verlohren hatte; oder es mag auch seyn, daß die Würde eines Erzpriesters unnöthig schien, indem die Würde eines Dechants in ihre Stelle dem Ansehen nach getreten ist. Inzwischen wußten doch die Erzdiaconen denen Erzpriestern den Vorsprung bald abzugewinnen. Der heilige Isidorus Hispalensis scheint den Gebrauch seiner Zeit, des 7 Jahrhunderts zu beschreiben, wie es allenfalls zu Sevilla in seiner erzbischöflichen Kirche eingeführt und gehalten worden ist. Nach dieser Nachricht welche Gratian sorgfältig aufbehalten und Dist. 25. Can. 1. in sein Decret eingetragen hat, wurden die Erzpriester den Erzdiaconen untergeordnet und angewiesen, eben so gut die Befehle derselben, als des Bischoffes mit Ehrerbietung anzunehmen und zu befolgen, so bald diese isidorische Erzählung einmal Sitz und Stimme im Decret hatte, so war es leicht, daß diese Anordnung als eine gesetzliche Verfügung in den Gang und die Ausübung gebracht ward. Der Pabst Innocentius III. machte sich gleich drüber her, und unterwarf die Erzpriester den Erzdiaconen schlechtweg, Cap. 7. X *de offic. Archidiac.* §. 2. Da er ausdrücklich dazu setzt, daß die Erzpriester von den meisten auch Dechante genennt würden, so ist es ein helles Zeichen, daß um eben diese Zeit wo der Erzdiaconen Macht aufs höchste gestiegen, jene der Erzpriestern sich schon unter die Dechante, deren jeder nur ein kleines Häufchen Unterthanen hatte, verloren habe, die ganz natürliche Ursach oder Veranlassung, wie die erzpriesterliche Würde unter die erzdiaconische gekommen sey, ist wahrscheinlich diese, weil die Erzdiaconen anfangs mit Geld und Geldswerth, die Erzpriester aber nur mit geistlichen Verrichtungen, von denen man weder satt noch reich werden kann, zu thun hatten; die Diaconen und besonders ihre Vorgesetzte, die Erzdiaconen konnten durch ihren Fleiß oder Unfleiß ein Bißthum reich oder arm machen; dieses mochte die Herrn Bischöffe ganz leicht auf die Gedanken gebracht haben, sie ihres Vertrauens zu würdigen, endlich ihnen ihre bischöfliche Stellen und Arbeiten, als Verwesern und Platzhaltern (Vicarii) anzuvertrauen. Je fauler oder gemächlicher die Bischöffe wurden, desto einen grössern Schritt machten die Erzdiaconen zu jenem Amt eines unumschränkten Stadthalters des Bischoffen, oder eines Vicarius generalis. Die arme Erzpriester, die nicht mit Glanz und Kraft sich mit den Erzdiaconen wiegen konnten, kamen also unter ihre, der Erzdiaconen, Gerichtszwang. Als nun noch gar die Mode aufkam, daß sich die Bischöffe, Titularbischöffe, oder in Partibus zulegten, (s. Bischof in Partibus) da hatten die Erzpriester, welche vorher noch zuweilen den Bischöffen nöthig waren, gar keinen vesten Fuß mehr, sich zu halten; sie giengen also in den Städten in die Dom- und vielleicht auch Collegialdechanten, auf dem Land aber in die Landdechante über; was man hier und da noch von Erzpriestern in den Stiftern hört und sieht, ist nur noch ein kleines Ueberbleibsel von dem alten Amte. Jedoch waren die Erzpriester in einem so guten Ansehen, daß sie der Bischof keineswegs nach seinem Belieben von ihrer Stelle absetzen durfte. Also verordnet die 2 Synode zu Tours vom Jahr 566, der Bischof soll sich nicht unterstehen, einen Erzpriester von seinem Posten zu verdrängen, wenn nicht die Einwilligung aller Priester und Aebte dazu kommt; noch weniger solls dem Bischof hingehen wenn er sich bestechen läßt, und einen neuen Erzpriester anstellt. In den spätern Zeiten konnte nicht einmal der Bischof einen Erzpriester oder Landdechanten an oder absetzen, sondern er muste die Einwilligung des Erzdiacons dazu haben, also verfügt C. 7. X. *de offic. Archidiaconi*, und das aus der beygesetzten Ursache, weil der Landdechant nicht nur die Sache des Bischoffes, sondern auch jene des Erzdiacons besorgt. Diese Landdechante oder Erzpriester auf dem Lande haben zu ihren Zeiten so eine namhafte Figur in der Kirche gemacht, daß wir davon etwas weitläuftiger reden müssen, sie wurden bald Landdechante (Decanrurales, provinciales) bald Vicarii foranei, bald Commissarii foranei genannt. Die Benennung der Landdechanten ist die älteste; man hat schon in den ersten Zeiten der Kirche, gleich hernach als die Erzpriester aufkamen, dergleichen Erzpriester auf dem Lande angetroffen, wo sie in der That auch nöthiger oder nützlicher waren als in den Städten, in welchen die Bischöffe selbst wachen und machen konnten; in dem Cap. 4. X. *de offic. Archipresb.* wird deutlich verfüget, daß eine jede gewisse Gegend auf dem Land ihren Erzpriester haben soll; es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieses Capitul schon im Jahr 850. zu Pavia in einer Synode Can. 13. entworfen, und als ein Gesetz aufgestellt worden sey. In Gefolg dieses Capituls soll jede Gemeinde die einen Taufbronnen hat, auch einen Erzpriester haben; der in dieser Art von Gelehrsamkeit geübte Herr Professor Neller beweiset sehr wohl, daß das Wort Plebes, dessen sich der Canon bedient, anderst nichts als eine Taufkirche bedeute. Diese Taufkirchen waren gemeiniglich die Mutterkirchen (Matrices) wohin die umliegende Gemeinheiten ihre Täuflinge bringen, gemeiniglich die übrigen Theile des Gottesdienstes daselbsten verrichten mußten. Der Priester, welcher solch einer Kirche vorstand, hatte alle Hände voll Arbeit, wenn er seinen Amtspflichten getreu seyn wollte; durchgehends waren mehrere Pfründen und ständige Stellen für andere Priester in derley Taufkirchen. Diese Stellen hiessen Minores tituli, oder Pfründen für gemeine Priester, die wenig zu leben aber auch wenig genug zu arbeiten hatten; man kann allem Ansehen nach unsere heutige Altaristen und Beneficaten mit ihnen vergleichen. Heutzutage wird grossentheils von dieser alten Sitte abgegangen, indem man beynahe einer jeden Pfarrkirche einen Taufbrunnen zugiebt, mithin auch einen jeden Pfarrer fähig macht, Erzpriester oder Landdechant zu seyn: nur steht in vielen Landcapituln noch der alte Sitz des Erzpriester-

prieſters, alſo, daß ſich das Landcapitul noch darnach benennet, der zeitliche Dechant mag wohnen wo er will, alſo wird der Pfarrſitz zu Partenheim der erzprieſterliche Stuhl genannt, bey Würdtwein *Commentatio 2da diaces. mog. in Archidiac.* Diſt. pag. 323. Von geraumer Zeit her werden die Landerzprieſter oder die Landdechante von dem Pfarrer ihres Sprengels gewehlt, und dies geſchieht nicht ohne Grund in den Kirchengeſetzen, denn Can. 20. Diſt. 63. wird verfüget, daß ſofern ein ſolcher Erzprieſter entweder mit Tode oder durch Urthel und Recht von ſeiner Stelle abgieng, der Erzdiacon ohne Verzug ſich an die ledige Stelle verfügen, und mit Zuziehung der geiſtlichen und weltlichen Gemeinen des erzprieſterlichen Sprengels einen neuen Erzprieſter oder Landdechanten aufſtellen ſoll; Herr Reile meynet, es ſey ein Schreibfehler in dieſen Text gekommen, und man müſſe, an ſtatt der weltlichen Gemeinen (& Populis) leſen, der geiſtlichen und Prieſtern (clericis & Presbyteris.) Daher mag das Herkommen entſprungen ſeyn, daß der zeitliche Dompropſt aus den vier Prieſtern die im hohen Dom zu Mainz ſind und die ſogenannte Prieſterpfründe beſitzen, einen zum Erzprieſter ernennt, denn beſagter Dompropſt war vor Zeiten Erzdiacon über die Stadt Mainz, über die benachbarte Ortſchaften und über eine ſehr groſſe Strecke Landes. Würdtwein *Dioeceſ. mogunt. in Archidiac. diſtincta.* Tom. I. §. 1. (ſ. den Art. Landdechant und Landcapitul.) Ob die Erzprieſter vor Zeiten eine äuſſere Gerichtbarkeit — — — auszuüben hatten, alſo daß ſie geiſtliche Cenſuren verhängen konnten, darüber wird unter den Gelehrten geſtritten. Die Synode zu Tours im Jahr 1294. hat durch den Canon 3. ſowohl den Erzdiaconen als dem Erzprieſter das Handwerk niedergelegt, wodurch ſie die gröbſte Verbrechen durch eine Geldſtrafe von der Buſe abkaufen ließen; ſie bedient ſich ſolcher Ausdrücke, daß man daraus ohnſchwer ſchlieſſen kann, daß auch die Erzprieſter eine Zwanggerichtbarkeit ausgeübt haben, bey Thomaſin P. 3. L. 1. C. 74. n. 7. indeſſen läſt ſich viel wahrſcheinlicher ſchlieſſen, daß dieſe Erzprieſter die dort mit den Dechanten für einerley genommen werden, aus dem Bußgericht einen heßlichen Mißbrauch gemacht, nicht aber die zwingende Richtergewalt ausgeübt haben. Daß einer oder der andere ſolches Recht gehabt habe, iſt oben erwehnt worden, da von dem Erzprieſter zu Mainz die Rede war; uns dünkt die Sache dahin zu entſcheiden zu ſeyn, daß es hauptſächlich darauf ankomme, wie viel oder wie wenig die Erzprieſter von der Gerichtbarkeit derer Erzdiaconen an ſich gebracht haben; da die erſtere die leztere als ihre Gehülfen angeſehen, und ſie oft gebraucht haben, die Erzdiaconatgerichte zu verſehen, ſo konnte, als die Erzdiacone in die Enge getrieben worden ſind, manchem Erzprieſter, der die Eiferſucht des Biſchoffen nicht, ſo wie der Erzdiacon, reggemacht hatte, ein Reſt des Erzdiaconal-Gerichtszwanges zu Theil worden ſeyn. Hierher mag vorderſamſt das Recht gehören, die erzprieſterliche Senden oder Synoden zu halten. Das meiſte, was man davon aus deutſchen Urkunden weiß, hat Herr Würdtwein a. a. O. geſammelt, und Herr Anton Schmidt in eine beſondere Diſſertation gebracht. Bey dieſen Synoden waren ordentliche Sendſchöpfen, wie bey jenen des Erzdiacons. Die Erzprieſter durften eine beſtimmte Zahl Geiſtliche, Bediente, Pferde mitbringen, hatten das Atzungsrecht ſo lange die Sende dauerte. (ſ. Send.) Aus einer Urkunde vom Jahr 1300. die wir ſchon oben aus Herrn Würdtwein angeführt haben, iſt erſichtlich, daß einige Klaſſen von Einwohner von der Erſcheinung bey der Sende des Erzprieſters befreyt, die übrige aber, beſonders die Handwerker und Krämer verbunden waren, bey gewiſſen Strafen ſich dabey zu ſtellen. Auf dieſen Senden wurden, ſo wie bey einem Rugegericht meiſtentheils die Gebrechen wider die Kirchenordnungen angezeigt und geſtrafet. Leider! mehr zum Beſten des Beutels des Hohenprieſters, als aus der Abſicht, gebeſſerte Chriſten zu machen. Dieſe Senden werden aber ſehr unrecht mit den heutigen Capitulverſammlungen bey den Landdechanten verwechſelt. Dieſe leztere geſchehen gemeiniglich um die Angelegenheiten der Pfarrer zu ſchlichten, nicht wie jene Senden, um die chriſtliche Gemeinde in der Ordnung zu erhalten. In Italien haben die Erzprieſter dieſen Vorzug, daß die Biſchöffe aus ihnen gemeiniglich ihre Landſtellverweſer (Vicarios foraneos) machen, denen ſie einen Theil der biſchöflichen Gerichtbarkeit auftragen; ſie ſind eigentlich die ſtändige Commiſſarii des Biſchoffen, von welchen an Biſchoffen appellirt werden kann. Lambertini *de Synodo diaces.* Lib. 3. cap. 4. übrigens giebt es in dieſem Lande eine groſſe Menge Titularerzprieſter, denen der Biſchof dieſen Titul giebt und nimmt, wie es ihm gefällt; die ächte und wirkliche Erzprieſter ſcheinen aber nichts anders als Landdechante zu ſeyn. (ſ. Landdechant.) (I. c.)

Erzprieſter. (Proteſt.) In einigen Gegenden werden vornehme Geiſtliche, die ſonſt Inſpectoren oder Superintendenten genennt werden, mit dieſem Titel belegt. (I)

Erzprobiren, (Metallurgie) heißt im Kleinen unterſuchen, wie viel von dieſem oder jenem Metall in einem beſtimmten Maaße eines Erzes ſtecke, um daraus zu beurtheilen, wie viel man ſich von ſeiner Bearbeitung im Groſſen zu verſprechen habe, und ob es wirklich ſchmelzwürdig ſey oder nicht; dieſe Probe ſo einzurichten, daß ſie nicht falſch ausfällt, noch von dem was in den Hütten aus den Erzen gebracht wird, abweicht, erfordert die ſtrengſte Genauigkeit und ſehr viele Vorſicht. Man nimmt alſo von dem rohen Erzhaufen rund herum an verſchiedenen Stellen, oben, in der Mitte, unten und von innen heraus mit einer Schaufel Proben, und dazu immer deſto weniger, wie kleiner die Erze, deſto mehr, wie gröſſer die Stufen ſind; alle Proben ſtößt man bey vielen Erzen und groſſen Stufen, ſo groß als eine Bohne, bey wenigem Erze und kleineren Stufen ſo groß als eine Erbſe; alle dieſe kleine Stückchen ſchüttet man, damit gröſſere und kleinere recht gleich durcheinander vertheilt werden, auf einen ebenen Ort, mengt ſie wohl durch einander, breitet ſie aus, ſchneidet ſie mit einem Lineal oder einer Schaufel nach dem Durchſchnitte mit Querzügen bis auf den Boden durch, und theilt ſie nun z. B. in vier bis ſechs, überhaupt in deſto mehrere gleiche Theile, je mehr man Erz hat; auch nimmt man wohl wenn man es für gut hält, einen dieſer einzelnen Theile beſonders, rührt ihn um, breitet ihn aus und theilt ihn wieder, ſtößt und reibt ihn noch kleiner, und theilt ihn noch einmal, bis man endlich ſo weit gekommen, daß einer dieſer Theile nur noch ein gemeines Pfund wiegt; dann macht man es, wenn es ein leichtflüſſiges Erz iſt, durch öfteres Stoßen und Sieben, damit ſich dasjenige, was ſchon klein genug iſt, noch ehe es zu einem allzuzarten Mehle wird, zu gröblichtem Sande, wenn es aber ſtrengflüſſig iſt zu einem zarten Staube, und ſiebt und ſtößt es ſo lange, bis alles durch ein enges Sieb durchgelaufen iſt;

man rührt und mengt es noch einmal wohl durch einander, und wiegt nun einen Probiercentner davon ab. (s. Probiercentner.) den man in einem mit Röthel oder gebranntem Eisenvitriol ausgestrichenen Scherben mit gestossenem Glase und Kohlenstaub, und wenn das Erz strengflüssig ist, noch mit einem kleinen Zusatz von Borax schmelzt. (s. übrigens unter den Metallen nach, auf welche die Erze probiert werden.) Sind die Erze schon gewaschen und klein gemacht oder zu Schlich gezogen, so nimmt man von diesem Schlich mit der gleichen Vorsicht, wie vom Erzhaufen Proben, und verfährt übrigens eben so damit, nur daß man, wenn der Schlich naß ist, ein bestimmtes Gewicht davon bey gelinder Wärme trocknet, um zu wissen, wie viel er durch das Verjagen der Feuchtigkeit an Gewicht abnimmt. Hat man es mit kostbaren Erzen zu thun, so klaubt man mit der Hand Stückchen aus, die man weder für die ärmste noch für die reichste hält, und verfährt übrigens eben so; freylich kommt hier die Probe selten mit der Schmelzarbeit überein. Ist dem spröden Erze ein beugsames z. B. Glaserz oder Kornerz, oder gar ein gediegenes wenigstens halbgeschmeidges Metall, Kupfer, Silber oder Gold beygemischt, das sich also nicht zerstossen und zerreiben läßt, sondern im Sieb zurückbleibt, so muß man sowohl von dem Erz das durch das Sieb geht, als von demjenigen welches zurück bleibt, von jedem besonders einen Probierzentner nehmen und probiren, und aus der Probe durch Berechnung herausbringen, wie viel man Metall aus einem Centner von beyden untereinander gemischten Theilen zu hoffen hat. Gesetzt z. B. der Theil des Erzes der durch das Sieb gieng betrage 64, der andere nur acht Centner, so probiert man von jedem einen Centner insbesondere; gesetzt der Centner des ersten Theils lasse ein Pfund, der Centner des andern 60 Pfund Metall zurück, so multiplicirt man das Gewicht eines jeden dieser Metallkörner durch die Zahl der Centner welche davon vorhanden sind; so wird also der Theil des Erzes welcher durch das Sieb gieng 64, der andere hingegen 480 Pf. und beyde zusammen 544 Pf. und ein Centner des gemischten Erzes (hier darf man nur die Summe des Produkts, nemlich 544 Pf. durch die Summe der Centner des Erzes, nemlich 72 Theilen) $7\frac{4}{9}$ Pf. oder sieben Pfund, siebzehn Loth und drey Quintchen an Metall geben. Eben so verfährt man nun auch, wenn man von mehreren Erzhaufen auf einmal oder von solchen die schon geröstet sind, Proben nehmen will. (12)

Erzpuchen, (Metallurgie) Erzpochen; diese Arbeit ist im Großen eben das, was im kleinen zerstoßen und zerreiben ist; es geschieht in eignen Maschinen, die gemeiniglich durch Wasser getrieben werden, oder in sogenannten Pochwerken, man bringt die darzu bestimmten Erze in den inwendig mit Eisenblech beschlagenen Pochkasten oder Pochtrog, wo sie dann an den abwechselnd herunterfallenden und an ihren Däumlingen durch die an einer, vermöge eines Wasserrads herumgedrehten Welle angebrachte Heber bewegten Stempeln (Pochstempeln, Pocheisen,) welche von Holz und mit Eisenblech beschlagen sind, zermalmt werden. Diese Arbeit muß mit allen Erzen, auch gold- und silberhaltigen, wenn sie anderst die Kosten belohnen, und nicht entweder zu leicht, wie z. B. Weisgülden, oder zu silberreich, oder mit einer sehr schweren Bergart vermengt sind, sie mögen nun zum Verschmelzen oder zum Verquiken bestimmt seyn, indem es nicht nur die Scheidung der tauben Bergart befördert, und das Waschen erleichtert, sondern auch den Fluß bey dem Ausschmelzen leichter macht, vorgenommen werden; sind die Erze (reine Stufferze,) derb, so geschieht das Pochen (trockenes Puchwerk) trocken, sind sie aber feiner in die Bergart eingesprengt, so geschieht es (nasses Puchwerk) mit fliessendem Wasser, das mit dem Erze zugleich in dem Pochtroge ist, so, daß der davon erfolgende Schlich, der in diesem Fall nasser, so wie im erstern Stuffschlich heißt, durch das mit einem eisernen oder messingernen Gitter versehene Austragloch des Pochtrogs in die Schosgerinne geführt wird. (s. übrigens Schlich.) (12)

Erzpucher, (Metallurgie) sind die gemeinen Arbeiter, welche bey den Puchwerken angestellt sind. (12)

Erzpunkt, aufgestumpfter, (*Carabus retusus.*) und Erzpunkt, schwedischer, (*Carabus æneo-punctatus.*) heißen 2 große Rennkäfer, welche unter diesem gleerischen Nahmen ihre Beschreibung erhalten. (24)

Erz quetschen, (Metallurgie) geschieht vornehmlich zu Goslar mit Hammern, mit welchen harte Erze und Kiese, ehe man sie brennt, zerschlagen werden. (12)

Erz rädern, heiß das klein gepuchte Erz durch ein Sieb, das von starken Drat geflochten seyn muß, treiben, um das feine vom groben zu scheiden. (39)

Erz rammelt sich, ist ein Ausdruck den man bey zusammenkommenden Gängen, wo man die Saalbänder nicht mehr erkennen, und die Gänge also nicht unterscheiden kann, braucht. (39)

Erzrösten, s. Rösten.

Erz roh gewinnen, heißt Erze mit Keil, Schlegel und der Keilhaue, ohne Schiessen abarbeiten. (39)

Erzrolle (Maschinenbau) Eine bey den Bergwerken eingeführte Maschine, womit man das Erz von einem hohen Bergschacht, ins Thal zu den Puchwerken bringt, weil die Abfuhr mit Pferd und Wagen alsdann beschwerlich wird. Auf dem Harz hat der gelbe Lilienschacht im Schulenberge eine solche Lage, welchen Herr Schwarzkopf Anno 1724 eine Maschine vorgerichtet, mittelst welcher das Erz in das unterliegende Thal und an den Fahrweg geschaffet wird.

Es bestehet dieselbe aus zween kleinen Waagen oder Hunden, deren ein jeder 5 Tonnen Erz in sich fasset, aus einem Gerüste, darauf sie auf und nieder gehen, und aus einer Welle mit zwey Körben und einer Bremse. *)

Ein solcher Hund A und A ist 6 Fuß 2 Zoll lang, 3 Fuß 2 Zoll am hintersten Theile, der nach dem Thale zugehet, hoch, und 2 Fuß 6 Zoll breit. Vorn gegen den Schacht zu ist er nur von unten mit einem 7 Zoll hohen Bret zugeschlagen, und die beyden Seitenbreter sind von dem Vorbrett an hinaufwärts abgegründet. Von dem Vorbrette gehet ein andres 1 Fuß breites inwendig dohnlagigt auf den Boden, damit beym Ausstürzen nichts vor der Vorwand liegen bleibe.

Daselbst wo die Krümme der beyden Seitenwände sich endiget, werden sie durch eine eiserne Stange b zusammengehalten, und alle 4 Seiten sind oben mit dünnen Eisenplatten umschlagen.

In der Mitte des Bodens ist unter demselben eine starke eiserne Platte hergezogen, welche durch den Boden und die Axen mit eisernen Stecknadeln befestigt ist, und gegen den Schacht zu einen Haken C hat, um daran ein eisern Seil anzuhängen. Dieses wird das Voreisen genannt. Gegen das Thal zu ist es geschlitzet, und auswendig an der Rückwand angenagelt.

Unter dem Boden sind zwo starke breite eiserne Axen, die mit runden und $1\frac{1}{4}$ Zoll dicken Enden zu den Rädern vorstehen. Die Axe gegen den Schacht ist 6 Zoll vom Ende, und die gegen das Thal zu 1 Fuß 1 Zoll vom Ende untergefasset. Inwendig

*) s. Tafel Bergwerks-Maschinen, Fig. 14.

im Hunde ist über dem Boden, da wo die Axen unten her liegen, noch ein 6 Zoll breites und 3 Zoll dickes Brett geleget, durch welches, und den Boden, die eisernen Nägel, welche die Axen an den Wagen, und das Voreisen halten, gehen. Um die Axen laufen kleine $3\frac{5}{8}$ Zoll breite mit Eisenblech und plattköpfigten Nägeln beschlagene Blockräder, wovon die vordersten 9, die hintersten 11 Zoll hoch sind, und werden durch eiserne Stoßscheiben mit Federn erhalten. An dem Hund herunter und 4 Zoll bis unter die Räder, sind hinter denselben zu beyden Seiten zween starke eiserne Leitnägel, d die an den untersten Enden rund, und mit dem übrigen breiten Theil an die Wände genagelt sind. Um die Ründe laufen starke und breite eiserne Ringe oder Büchsen mit Vorsteckfedern, die, so wie die Räder, mit Kunst fleißig geschmiert werden. Den Berg herunter sind unter einem Winkel von 31 Graden drey Reihen tannene Stege, wie bey den Künsten, auf Böcken und Holmen mit hölzernen Nägeln befestiget, über welchen 4 Zoll dicke eichene Bohlen oder Gestänge liegen, darauf die Hunde auf- und nieder gehen.

Die beyden äussersten Stege sind 7, der mittlere aber 10 Zoll breit, weil darauf zwey Räder, von jedem Hunde eins, gehen müssen. Etwa in der Mitte, wo der Wechsel der Hunde ist, als in e sind an dem mittlern Stege und Gestänge zu beyden Seiten 2 Zoll eichen Holz angenagelt, und die äussersten Stege und Gestänge inwendig auf 2 Zoll ausgerundet, damit die Hunde beym Wechsel einander zur Seite ausweichen können. Die drey Stege liegen so weit von einander, daß die Räder zu beyden Seiten darauf, und die Leitnagel mit ihren Büchsen accurat an beyden Seiten daran herlaufen können.

Gegen das Thal zu, wo die Erze ausgestürzet werden, sind die beyden Seitenstege inwendig, und das mittlere zu beyden Seiten etwas schräg gegen das Thal zu, als in f 14 bis 15 Zoll lang, und 4 bis 5 Zoll tief eingeschnitten, daß die obern Räder nach dem Schacht zu durch solche Einschnitte durchfallen können. Die Stege sind am Ende im Thal mit einem vierseitigen Gerüste unterbauet und unterstützet. Hinter den Einschnitten der Stege liegen nach abgemessener Länge der Hunde, von dem Anfange der Einschnitte angerechnet, und ein paar Zoll weiter, auf den Stegen etwa $\frac{1}{4}$ Lachter lange und 14 bis 15 Zoll dicke Vorstoßhölzer g so breit als die Stege sind, und hinter denselben ein Querriegel oder starker Balken über die Stege, der diese Vorstoßhölzer aufhält. Beyde sind mit eisernen Stecknageln auf die Stege befestiget. Damit aber von dem starken Aufstoßen der Hunde das ganze 50 Lachter lange Gerüste nicht zurückweichen könne. So sind unten im Thal starke Streben vor die Stege gesetzet.

Zwischen den Einschnitten und Vorstoßhölzern liegen auf den Stegen $3\frac{3}{4}$ Zoll breite und $\frac{1}{2}$ Zoll dicke eiserne Federn, von einigen Kibeisen genannt, h auf dem mittlern Steg 2, und eins auf den beyden äussersten Stegen, an den Seiten, wo die Einschnitte sind. Diese Federn sind in 2 ungleiche Theile, von 3 und $2\frac{1}{2}$ Fuß Länge, getheilet, die miteinander einen Winkel von 140 bis 145 Grad machen, in dessen Spitze die Dicke der Feder bey 2 Zoll ist, und an beyden Seiten ein Zapfen vorstehet. Die Zapfendicke wird oben in die Stege eingelassen, und darüber ein Pferdeisen gelegt, das man an die Stege annagelt. Wenn das längere Theil dieser Federn aufliegt, so gehet es 2 bis 3 Zoll über die Einschnitte auf den Stegen gegen den Schacht zu, der untere und kürzere Theil gegen das Thal zu aber stehet alsdann in die Höhe, und wenn dieser auf den Stegen vor den Vorstoßhölzern liegt, so stehet jener über den Einschnitten in die Höhe, wodurch diese geöffnet werden, und die zwey fordern Räder der Hunde durchfallen lassen. Vor den Einschnitten ist eine hölzerne Rolle, i mit einer eisernen Walze, über welche das eiserne Seil den Hund in die Höhe und wieder auf die Stege ziehet.

Auf der Halde ist in einem kleinen Hause eine Welle B mit zween Körben C C und einem kleinen Bremsrade, D an diese Körbe sind die Seile verkehrt gefestiget, damit, wenn der eine Hund unten umgestürzet wird, der andere oben angefüllet werden kann, mittlerweile die Korbwelle gebremset ist. Wenn die Bremse losgelassen wird; So gehet der volle Hund, wegen der starken Dohnlage des Gerüstes, nieder, und mit den hintern Rädern über die Federn herüber, bis an den kürzern Theil, der alsdann niedergedrückt wird, daß der längere in die Höhe steigt, und den vordern Rädern erlaubt, durch die Einschnitte zu fallen. So ist das Spiel dieser Maschine beschaffen, die der Bergmann eine Erzrolle nennet. Die Erze werden alsdenn auf den Höhlwagen vollends nach dem Puchwerke gefahren. (18)

Erzschätzige Güter. Mit diesen unrichtigen Namen werden hin und wieder die Ehrschätzigen Güter belegt. (s. diese Art.) (15)

Erzschatzmeister, s. Erzämter.

Erzscheiden, (Metallurgie) heißt in der Berg- und Hüttensprache die taube Berg- und Gangarten, welche mit dem Erze aus der Grube gefördert werden, abschlagen, und das Erz auslesen. (12)

Erzscheider, Scheidtjunge, ein Junge, der in den Scheidebänken und Puchwerken das gute Erz von dem tauben Gesteine absondert, und jedes besonders in die Körbe wirft. Dergleichen Jungen müssen täglich eine gewisse Anzahl Körbe rein voll scheiden, und dafür bekommen sie einen bestimmten Lohn. Kleine Jungen von 6-8 Jahren, die also nicht viel ausrichten können, bekommen wöchentlich 16-18 Kreuzer (4 ggr.) ältere von 10 12 Jahren 24-30 Kreuzer (6-8 ggr.) Alle diese Erzscheider arbeiten gewöhnlich von 5 bis 11 Uhr, und Nachmittags oder nach der Aufsetzstunde von 12 bis 4. (39)

Erzschenk, s. Erzämter.

Erzschicht, (Metallurgie) so nennt man die ganze Quantität von Erz, die man auf einmal zum Schmelzen in den Ofen bringt, in den tirolischen Hütten bey Brixlegen bedeutet es insbesondere diejenige Schicht, worinn allerley nicht gar bleiische Erze roh verarbeitet werden. (12)

Erzschicht, die Arbeit, wo der Bergmann ausser seiner gewöhnlichen Schicht, noch Erz von Gängen die er leichter arbeiten zu können, verschrämt hat, herein gewinnt. (s. Verschrämen.) 2) Eine ausserordentliche Schicht, wo die Häuer außer der bestimmten Arbeit auf dem Erz arbeiten. 3) In den Schmelzhütten, so viel Erz als in 24 Stunden oder auf einer Schicht ausgeschmolzen werden kann. (39)

Erzschildherr, Erzschildträger, s. Erzämter.

Erzschlange, ist ein Beynahme den die Alten ihrem fabelhaften Basilisken beylegten. (s. Eidechse.) (9)

Erzschlich, (Metallurgie) heißt derjenige Schlich, der bey dem Waschen in den Heerden, und zwar in den sogenannten Planenheerden auf dem mit grobem Zwilich bedeckten Boden liegen bleibt, und aus blo-

sem Erze, von welchem nun alle nicht metallische Erde und Steine geschieden sind, besteht. (12)

Erzschmelzen, (Metallurgie) ist diejenige Arbeit, durch welche das Metall vermittelst eines Feuers, bey welchem das ganze Erz in Flus geräth, von denen Körpern, mit denen es im Erze vermengt war, geschieden, oder wiederhergestellt, oder in der gewöhnlichen Sprache ausgeschmolzen wird. Alle Erze erfordern darzu gewisse Vorbereitungen, einige mehr, andere weniger, als: Scheiden, Puchen, Brennen, Waschen, Rösten u. d. gl. (s. unter den Metallen, welche aus diesen Erzen ausgeschmolzen werden.) (12)

Erz schneidet sich ab, sagt der Bergmann, wenn sich die Anbrüche vermindern. (39)

Erzseneschall, s. Erzämter.

Erz setzet einen Bart, auch ein besondrer Bergmanns-Ausdruck, wenn sich im Sichertrog, worinn die Schliche geschwemmt werden, etwas Erz vom Gestein absondert, woraus man erkennt, daß einiger Gehalt drin ist. (39)

Erzsilberkämmerer, s. Erzämter.

Erz sitzt in der Sau, sagt man, wenn beym Schmelzen Fehler vorgegangen, und noch Spuren von rohem Erz in den Schlacken zu sehen sind. (39)

Erzstallmeister, s. Erzämter.

Erzstaub, der beym gewinnen der Erze, beym Puchen und bey andern Gelegenheiten aufsteigende zarte Staub, welcher von den Bergleuten eingeathmet wird, und zu vielen Krankheiten, besonders Engbrüstigkeit und Schwindsucht Gelegenheit giebt. (39)

Erz stehet im Anbruch, sagt der Bergmann, wenn an dem Ort, wo gearbeitet wird, deutliche Spuren von Erz zu sehen sind. (39)

Erzstempel, s. Puchstempel.

Erzstift, heißt sowohl eine erzbischöfliche Kirche mit den dazu gehörigen Personen, als auch das ganze geistliche und weltliche Gebiet eines Erzbischoffs. (1)

Erz stürzen, das Erz an einen Ort auf einen Hauffen schütten. (s. auch Rübelstürzen.) (39)

Erzstuffe, heißt jedes Stück Erz das man mit der Hand halten kann. (s. Stuffe.) (39)

Erzsubdiaconus, war derjenige, der über die andern Subdiaconen eines Hochstiftes die Aufsicht hatte, selbst in dem *Ordo romanus* heißt es, der Archidiacon hebt den Kelch in die Höhe, und giebt ihn dem Archisubdiacon, der mit demselben an der Epistelseite stehen bleibt, er wird auch in einigen Urkunden, mit einer kleinen Sylbenversetzung Subarchidiaconus genannt. Molanus *de Canonicis*. Lib. 2. cap. 32, hat Nachrichten von diesem Kirchenamte. Antonius Matthäi, *de Nobilitate*, L. 2. cap. 39. pag. 620. Amsterdamer Ausgabe A. 1686, erzählt von der Kirche zu Utrecht, daß in derselben die Stelle eines Erzsubdiacons eine Kirchenwürde (*Dignitas*) sey, und unmittelbar auf den Domdechant folge, auch den übrigen 4 Collegiatstiften vorgehe; seine Verrichtung ist, die Epistel zu singen, wenn der Bischof selbst das Hochamt hält. (1 c.)

Erztaucher, s. Taucher. (*Colymbus orinator* Linn.)

Erzteufe, Erztiefe, heißt die Tiefe in einer Grube, in welcher das mehreste Erz gefunden wird. Ist man schon über diese Tiefe gekommen, so daß man sich keine reiche Ausbeute mehr verspricht, so sagt der Bergmann: die Erzteufe sey schon überfahren. (39)

Erztheiler, ein gewisser Bergbedienter, der die Erze in Natur unter die Gewerke vertheilt. Dieses geschah vormals in Sachsen. (39)

Erztrog, ein von Holz gemachter Trog, der zur Auffassung der Erze, vorzüglich aber zum Waschen des rohen Schlichs gebraucht wird. (39)

Erztropfen, nennt man Glaserz und Rothgülden-erz, welches in Gestalt von Körnern im Gestein sitzet.

Erztruchses, s. Erzämter.

Erztruhe, s. Erzhöle und Truhe.

Erzvater, Patriarch, eine Benennung der Stammväter der Familien vor und kurz nach der Sündfluth, (Ebr. 7. 4). wo aber in der Lutherischen Bibel das Wort Patriarch beybehalten worden, und (Apostelg. 7. 8. 9.) auch wohl anderer berühmter Personen des alten Testaments, als des Davids (Apostg. 2. 29.) s. weiter Patriarchen. (1)

Erz verliehrt seinen Gehalt, sagt der Bergmann, wenn er weniger Metall aus den Erzen bekommt als sonst. (39)

Erz verschmieren, dies geschieht zuweilen von betrügerischen Bergleuten, indem sie in den Gruben die Orten wo Erz offenbar zu sehen ist, mit Leimen verkleben, damit man nichts davon sehen soll. (39)

Erz versetzen, heißt einen Erzgang mit Steinen bedecken, um ihn zu verbergen. (39)

Erz verwandelt sich, sagt man, wenn das Erz in einer Grube ärmer oder reicher wird, und sich überhaupt anders anläßt. (39)

Erz wägen, (Metallurgie) wird auf eignen Wagen, bey Bergwerken von eigenen darauf beeidigten Leuten, dem Wagenmeister und den Wageknechten, wann die Erze nach der Hütte geliefert werden, gemeiniglich mit rohen Erzen, sonst aber auch, wenn sie zum Probiren bestimmt sind, mit etlichemal geröstetem und zu Schlich gezogenen Erzen vorgenommen. (12)

Erzwage, eine Wage worauf das Erz bey den Erzproben abgewogen wird. s. Probierwage und Einwägewerge. (39)

Erzwand, heißt im Bergbau jedes große Stück Erz. (39)

Erzwäsche, s. Wäsche.

Erzwaschen. (Metallurgie) Es erspart bey Erzen, welche schwer und reichhaltig sind, und nicht in einer zu schweren oder zu harten Gangart brechen, Zeit und Kohlen, verhütet, daß bey dem Ausschmelzen nicht so viele Schlacken entstehen, welche die Fällung und Scheidung des Metalls verhindern, und befördert und erleichtert also das Ausschmelzen, das noch überdies dadurch viel wohlfeiler wird, und mehr Metall liefert, es ist nemlich eine mechanische Scheidung der Metalltheile von Erden und Steinen, vermittelst des Wassers, welches dabey in Bewegung gesetzt wird, und durch dieselbe die leichtere Erd- und Steintheile, (Steinschlich, After, Schwengel,) mit sich fortschwemmt, die Erztheile (Erzschliche Schlich) aber auf den Heerden liegen läßt; es geschieht diese Arbeit mit gepochten Erzen, entweder in Schlemgraben oder auf Waschheerden, die dann nach der grösern oder geringern Schwere des Erzes, und nach der grösern oder geringern Geschwindigkeit des herfliessenden Wassers, einen mehr oder weniger starken Abhang haben. Eben diese Arbeit kann auch mit Gold und Silber, wenn sie gediegen fein in mancherley Bergarten eingesprengt sind, auch mit Goldsand vorgenommen werden, daß im letztern Fall kein vorhergehendes Pochen nöthig sey, darf ich nicht erst erinnern. Auch aus Schlacken, in welchen noch Metallkörner stecken, können diese durch ein ähnliches Verfahren ausgezogen werden. (12)

Erzwürde, s. Erzämter.

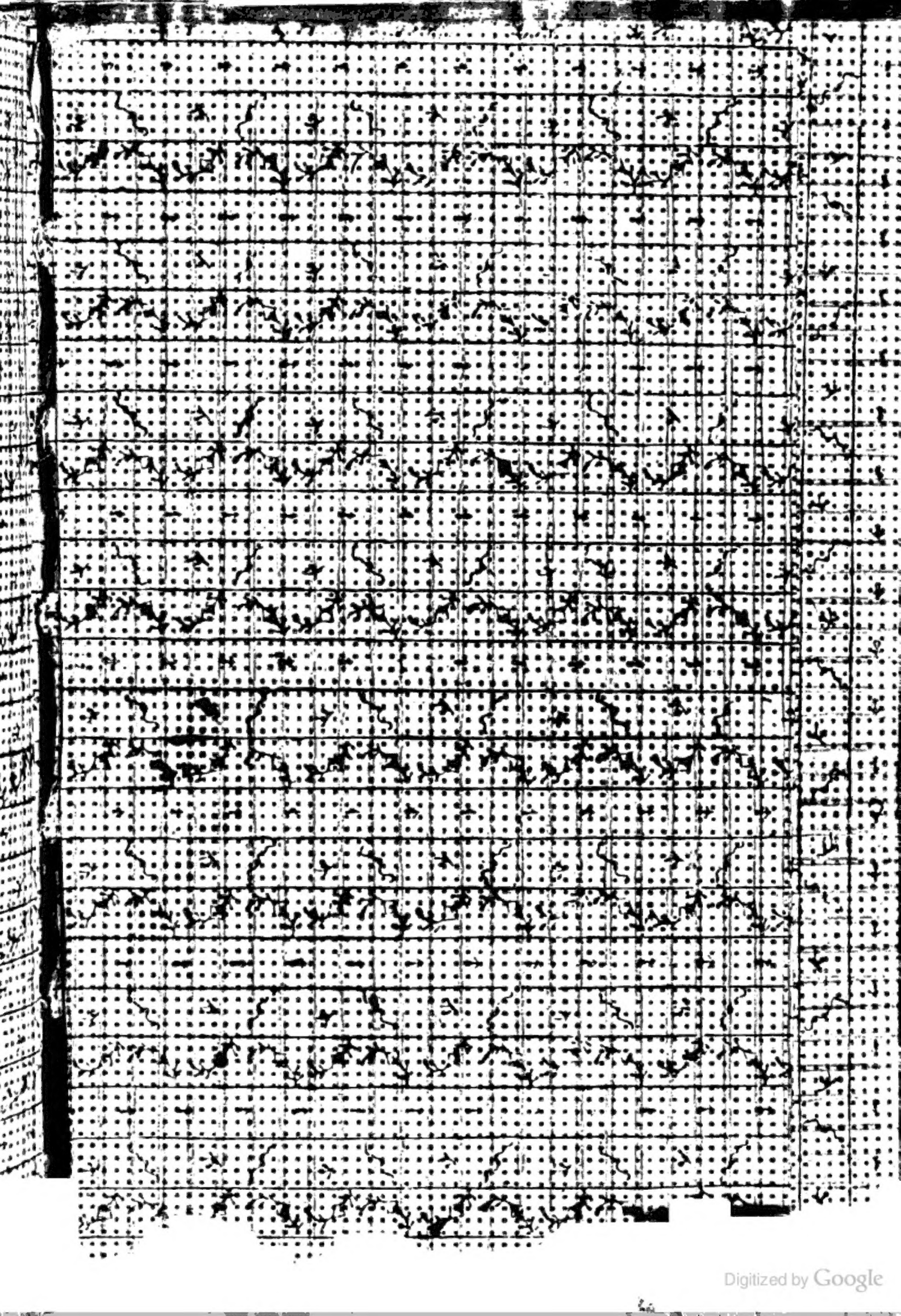
Druckfehler: Seite 300 ist nach den Worten: elliptische Afterkugel wird der Körper genannt ꝛc. die unten auf der linken Columne stehen, gleich oben auf der rechten Columne fortzulesen: der durch Umdrehung einer Ellipse u. s. f.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google